

Didaskalia.



Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 1. und 2. Montag, den 2. Januar 1854.

Der geheimnißvolle Jäger.

Novelle von A. Heinze.

1.

Tiefe Sommerabendstille waltete in dem grünen Thal des Connecticut. Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne hüllten die Gipfel des dunklen Urwaldes in ein schimmerndes Goldnetz und spiegelten sich in den Fenstern eines stattlichen Landhauses, welches auf dem Abhang eines sanft vom Flußufer emporsteigenden Hügels stand und von einem anmuthigen Blumengarten und reichen Fruchtbaumpflanzungen umschlossen war.

Unter den hohen Kastanienbäumen, welche gleich Riesenwächtern das von Schlingpflanzen überwucherte Portal behüteten und beschirmten, saßen zwei Männer und schauten schweigend nach den sonnengoldbeglänzten Höhen fern im Süden hinüber, an deren Fuß der blaue Strom ruhig dahinrollte. Es waren der Besitzer des Hauses, ein begüterter Pflanzer Namens William Robertson, und sein Sohn Arthur, ein kräftiger junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, auf dessen offenem, schönem Antlitz sich eine stille Freudigkeit malte, während die gebräunten, tiefgefurchten Züge seines Vaters einen eigenthümlich starren und düstern Ausdruck zeigten.

„Wie sind Frühling und Sommer so rasch dahingeschwunden!“ sagte Robertson endlich halb wie für sich. „Der Herbst naht schon mit schnellen Schritten — wie lange wird es dauern, so ist es Winter, regungsloser, öder Winter!“

„O, ehe der Winter kommt, denk' ich noch manchen frohen Tag zu verleben!“ rief Arthur mit leuchtenden Augen. „Noch in dieser Woche muß Ellen mit ihrem Vater hier eintreffen — sie hat es mir in ihrem letzten Briefe fest versprochen, ihren Vater begleiten zu wollen — und wenn Dein alter Freund unter Deinem Dache ist, da wirst Du auch sicherlich recht aus Herzensgrunde fröhlich seyn, lieber Vater!“

Dieser schwieg eine Weile und erwiederte dann mit sanftem Tone:

„Du weißt, Arthur, wie sehr ich mich Eurer Liebe freue: war es doch mein innigster Wunsch, daß Du die einzige Tochter meines alten Freundes Harrington zu Deiner Gattin wählen möchtest — aber da sich unsere Verhältnisse zu England von Tage zu Tage feindseliger gestalten und unser armes Massachusetts in nicht gar ferner Zeit vielleicht der Schauplatz eines blutigen Krieges werden kann, so scheint es mir räthlich, daß Du Deine Verbindung mit Ellen noch einige Jahre aufschiebst.“

Arthur machte eine ungeduldige Bewegung, Jener aber fuhr ruhig fort:

„Ihr seyd Beide noch sehr jung — es würde mich tief betrüben, wenn die rohe Hand der Wirklichkeit Euch die schönsten Träume Eures Lebens so früh vernichtete. Im Fall eines Krieges ist Ellen in ihrer Heimath drüben am Hudson sicherer als hier, zumal wenn wir unsern stillen Wohnsitz verlassen müssen, um für die Freiheit des Vaterlandes zu kämpfen.“

„Du siehst die Dinge von der ungünstigsten Seite an, lieber Vater,“ entgegnete Arthur. „Von einem Kriege sind wir meines Erachtens noch weit entfernt. Einige Hitzköpfe haben ein paar Kisten Thee in's Meer geworfen, und das englische Parlament hat dieß mit einer Strenge geahndet, welche die ganze Provinz als eine schreiende Ungerechtigkeit verdammt. Die harten Maßregeln werden nach einiger Zeit nebst der thörichten Theesteuer zurückgenommen werden, und die empörten Gemüther sind beruhigt. Ging es doch vor zehn Jahren mit der Stempeltaxe eben so!“

„Gebe Gott, daß ich mich täusche,“ versetzte der Pflanzer mit besorgter Miene. „Die vielen traurigen Erfahrungen, die ich im Leben gemacht habe, lassen mich die Dinge leider nicht in einem rosenfarbenen Lichte sehen!“

Nach diesen Worten kreuzte er die Arme und schaute gedankenvoll in das dämmernde Thal hinab, aus dem das Rauschen des Flusses heraustönte.

Plötzlich sprang Arthur auf, spähte scharf nach den Baumgruppen hinüber, welche den Abhang des Hügels bedeckten, und rief mit leiser Stimme:

„Geht drunten nicht wieder der unheimliche Mensch, der fremde Jäger?“

Robertson blickte nach dem Punkte hin, den Arthur bezeichnete, und erwiederte mit finsterer Miene:

„Ja, wahrlich — er ist es! Weiß Gott, was der verdächtige Mensch hier in dem einsamen Thal sucht, wo drei Meilen in der Runde nur fünf bis sechs Pflanzer wohnen! Sieh' nur, Arthur, wie er wieder nach unserm Hause herüberschielt, gleich als ob er es mit seinen glühenden Augen in Brand stecken wollte! Wenn unser Nachbar Johnston mir nicht versichert hätte, daß es ein ganz harmloser Mensch sey, ich würde ihn längst einmal gefragt haben, weßhalb er alle Augenblicke um meine Besitzung herumschleiche.“

„Ich wüßte nicht, daß ich mich jemals vor einem menschlichen Wesen gefürchtet hätte,“ entgegnete Arthur; „als ich dem geheimnißvollen Fremden aber neulich drüben im dichten Walde jenseit des Flusses begegnete und seine bleichen eingefallenen Wangen und seine unheimlich blitzenden Augen in unmittelbarer Nähe erblickte, überlief mich ein leiser Schauer. Er grüßte mich mit einer fast demüthigen Miene und schien mit mir reden zu wollen, ich aber dankte ihm so freundlich, als es mir möglich war, und eilte hastig weiter. Als ich mich nach einiger Zeit

umschaute, sah ich ihn regungslos auf derselben Stelle stehen, wo wir zusammengetroffen waren, und starr vor sich hin blicken."

„Ja, das Anstarren unvernünftiger Geschöpfe, Bäume, Steine und dergleichen Dinge, scheint seine Hauptbeschäftigung zu seyn!" rief der Pflanzer mit verächtlichem Tone. „Während andre Leute sich im Schweiß ihres Angesichts ihr Brod zu verdienen suchen, läuft er in den Wäldern herum oder liegt daheim auf der Bärenhaut!"

„Wie lange wohnt er denn schon drüben in seinem kleinen Blockhäuschen?" fragte Arthur. „Als ich von Albany zurückkehrte, hörte ich wenigstens bereits von einem alten menschenscheuen Jäger Roland und seinem wunderlichen Treiben reden."

„Wenn ich mich recht erinnere, kam er etwa vier Monate vor Dir hier an," versetzte Jener. „Er wollte Anfangs ein paar Ackerfelder von mir kaufen und sich dort am Rande des Waldes eine Hütte bauen; da mir sein Aussehen aber verdächtig vorkam, so schlug ich ihm seine Bitte ab, trotzdem daß unser Nachbar Johnston ein gutes Wort für ihn einlegte. Der Letztere überließ ihm dann das Grundstück, auf welchem er jetzt wohnt. Ich bin recht froh, daß ich meine Felder behalten habe; der Mensch kommt mir trotz aller Versicherungen unseres Nachbars doch äußerst verdächtig vor."

„Weiß man denn nichts über seine Verhältnisse?" forschte Arthur weiter.

„Wie sollte man? Er spricht ja kaum alle acht Tage mit Demjenigen, der ihn am besten kennt, das heißt mit unserm Nachbar Johnston, und wenn er bei diesem einen Besuch macht, so redet er keine zehn Worte. Ein paar Fragen nach dieser oder jener Sache und einige Bemerkungen über Jagd und Ernte sind Alles, was über seine Lippen kommt. Seltsamer Weise aber ist er stets von Allem unterrichtet, was in der ganzen Gegend vorgeht. Will Johnston ihm einmal eine Neuigkeit erzählen, so nickt Jener mit dem Kopfe und berichtet in einigen abgerissenen Sätzen, was geschehen ist oder geschehen wird."

„Ich begreife nur nicht, wovon er lebt," entgegnete Arthur. „Sein kleines Maisfeld liefert ihm ja kaum ein paar Händevoll Körner, und von dem gelegentlichen Jagen im Walde kann er sich unmöglich ernähren."

„Ich begreife es eben so wenig," erwiederte Robertson kopfschüttelnd; „mir ist der ganze Mann ein Räthsel. Es sollte mich freuen, wenn wir nie etwas Schlimmeres von ihm zu sagen wissen," setzte er mit finsterem Blick hinzu; „seitdem die unheimliche Gestalt durch unser schönes Thal schleicht, däucht es mir immer, als müßte sich über kurz oder lang etwas Schreckliches begeben."

(Fortsetzung folgt.)

Carl Theodor von Dalberg.

Biographische Skizze von Dr. L—n.

> Ewig wahr bleibt's, daß sich die Menschen durch nichts mehr veredeln und höhern, unsichtbaren Wesen nähern und wahres Christenthum üben, als durch aus Liebe entspringendes Wohlthun gegen ihre Nebenmenschen. Sömmering.

Aus altberühmtem Geschlechte, dessen würdigster Zweig: in reicher, vielbegabter, liebenswürdiger Persönlichkeit, hoher Tugenden voll, doch nicht ohne Schwäche; Mittelpunkt für alles Gute und Schöne, geistreicher Gelehrter, Pfleger der Künste und Wissenschaften; ein Titus am Ausgange und Beginne eines Jahrhunderts, das die Schlauheit eines Augustus und die gewaltige Hand eines Alexanders zugleich erfordert hätte; in Stürmen, die Throne verschwinden machten, alle bedrohten, neue schufen, klaren Auges, menschenfreundlichen Herzens; Priester der reinsten Liebe; voll sorgender Güte und von jenem Ehrgeize nach bleibenden wohlthätigen Schöpfungen, der ohne Klage vom Throne steigt und den Abend des Lebens mit den bescheidenen, prunklosen Blumen uneigennütziger Milde bekränzt — so steht Carl Theodor v. Dalberg, letzter Kurfürst von Mainz und Erzkanzler des deutschen Reiches, Fürst-Primas des rheinischen Bundes, Großherzog von Frankfurt, vor uns, vielverkannt von den Zeitgenossen, Gerechtigkeit fordernd von der unbefangeneren Nachwelt.

Wäre uns auch nicht der Ruf aufbewahrt: „Ist kein Dalberg da?" den bei jeder Kaiserkrönung des Reiches Herold ertönen ließ, auf daß der anwesende Dalberg sein Knie vor der neugekrönten Majestät beuge und als erster Reichsritter den Ritterschlag erhalte — Ruhm und Ansehen des alten Geschlechtes der Dalberge (auch Dalburg), das im vierzehnten Jahrhundert mit den Kämmerern von Worms aufs Neue erblühte, im siebenzehnten die reichsfreiherrliche Würde erhielt, ist uns in Manchem dieses Namens überliefert. Staatsmänner und Beschützer der Kunst und Literatur nennt uns die Geschichte aus ihrem Geschlechte. Ein Johann von Dalberg, Bischof von Worms, stiftete auf Veranlassung des gelehrten Conrad Celtes die „Rheinische gelehrte Gesellschaft" mit ihrem Hauptsitze in Heidelberg; ein Adolf von Dalberg gründete als gefürsteter Abt von Fulda 1734 die katholische Universität daselbst. In der Reihe der Erzbischöfe von Mainz erscheint schon früher ein Dalberg, der das reiche Erbe seiner Familie an geistigem Leben nicht verläugnete; und die beiden Brüder des Großherzogs selbst waren, wie er, Freunde der Wissenschaften und Künste; einer, der geistreiche Domcapitular Friedrich Hugo, selbst ausgezeichnet als Alterthumsforscher, als Tonsetzer und Schriftsteller über Musik.

Unweit des uralten Worms, der Stätte vieler Reichstage, mit seinem ehrwürdigen Dome, nicht zu ferne von dem „goldenen" Mainz, in Hernsheim, einem freundlichen Orte mit dem Stammhause des Dalberg'schen Geschlechtes Hernsheimer Linie, ward am 8. Febr. 1744 dem kurfürstl. Mainzischen Geheimen-Rathe, Statthalter von Worms und Burggrafen zu Friedberg, Franz Heinrich Reichsfreiherrn von Dalberg, ein Sohn geboren, unser Carl Theodor Anton Maria. Wir werden kaum irren, erblicken wir in der Gunst des Ortes der Geburt, nahe an Deutschlands schönstem Strome, in der gesegneten Ebene des Rheins, wenigstens ein Moment zu jener reichen Entfaltung, in welcher uns Herz und Geist Dalbergs später entgegentreten. Eine treffliche Erziehung kam natürlichen Gaben zu Hülfe; umfassende Studien auf den Hochschulen Göttingen und Heidelberg mußten dem jungen Manne im geistlichen Stande, den er in reiferen Jahren gewählt, eine weite Aussicht öffnen; verschiedene Reisen vollendeten die Bildung eines Geistes, der zu den liebenswürdigsten aller Zeiten gehört und schärften eine Beobachtungsgabe und Menschenkenntniß, die kaum je auf härtere Proben gesetzt werden sollte als im Leben Dalbergs. Darf es uns auch weniger auffallen, den jungen Geistlichen frühe als Domicellar bei dem Erzstifte Mainz und den Hochstiftern Würzburg und Worms, wenig später in dem ersten als Capitular, in den beiden andern als Domherr (auch diese Häufung von Pfründen in stiftsfähiger begünstigter Hand hatte damals nichts Verwunderliches mehr), so dürfen wir es doch für die besondere Anerkennung eines über das gewöhnliche Maß hinausgehenden staatsmännischen Talentes halten, sehen wir den Capitelsherrn Carl von Dalberg bereits im Jahr 1772 von dem trefflichen Kurfürsten Emmerich Joseph von Breitenbach zum wirklichen Geheimrathe und Statthalter in Erfurt ernannt. Emmerich Joseph, einer jener herrlichen Prie-

sten, die gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts der katholischen Kirche Deutschlands zu so hoher Zierde gereichten, ein humaner bürgerfreundlicher Fürst von schönstem Herzen und hellstem Kopfe, mit Joseph II., den er wenige Monate nach seiner eigenen Wahl zum römischen König krönte, ein vielversprechender, nur zu bald untergegangener Doppelstern für so Mancherlei, was der alternden Zeit noth that, mochte wohl erkannt haben, daß er keinen Fähigeren finden könne und der mehr und besser auf jenem entfernten äußersten, zwischen andern Staaten eingeengten Posten des Erzstiftes in seinem Geiste wirke. — Auch fand Dalberg in Erfurt ein reiches Feld rastloser Thätigkeit. Wie es scheint, wenig beirrt von Mainz aus, wo der Nachfolger Emmerich Josephs, der weltkluge und ehrgeizige Friedrich Carl Joseph von Erthal eine etwas seltsame Hofhaltung und eine eigenthümliche geistliche Musterwirthschaft eingeführt hatte, ward das kleine Land, wo Dalberg mit einem seltenen Fleiße, mit einer unbestechlichen Gerechtigkeitsliebe und einem unerschütterlichen Muthe für das einmal als Recht Erkannte, mit dem scharfen Blicke in das Innere jeden Geschäftes, ungewöhnlichen Kenntnissen und einem unbefangenen, vorurtheilslosen Geiste waltete, eine der wenigen Oasen, die das alte deutsche Reich unter seinen dreihundert souveränen Staatsgebieten zählen mochte.

(Fortsetzung folgt.)

Fortschritte des Eisenbahnwesens in Deutschland im Jahr 1853.

Für die Vervollständigung des deutschen Eisenbahnnetzes ist in dem abgelaufenen Jahre Erhebliches geleistet worden, wie aus nachstehender Uebersicht hervorgeht. Dem Verkehr sind übergeben worden: Die Aachen-Düsseldorfer Eisenbahn in dem am Schluß des Jahres 1852 noch unvollendeten Theil, die Strecke der westphälischen Eisenbahn zwischen Paderborn und Warburg, die preuß. Ostbahn von Braunsberg nach Königsberg, die Aachen-Mastrichter Eisenbahn, die Strecke der hannover'schen Südbahn von Hannover bis Alfeld mit dem Anschluß an dieselbe von Hildesheim nach Nordstemmen, die würtembergisch-badische Verbindungsbahn von Bietigheim nach Bruchsal, die beiden Strecken der Augsburg-Ulmer Bahn zwischen Augsburg und Dinkelscherben, Burgau und Neuulm, die Strecke der bayrischen Südbahn von Kempten nach Lindau, die pfälzische Bahn zwischen Ludwigshafen und Worms und deren Fortsetzung, die hessische Ludwigsbahn von Worms nach Mainz, die Zweigbahn von Neumarkt nach Baireuth, der Theil der Semmeringbahn von Gloggnitz nach Peyerbach, sodann im nichtdeutschen Oesterreich die Strecke der lombardisch-venetianischen Bahn von Verona nach Brescia, die Bahn von Czegled bis Kerskemet und Feleggyhaza in Ungarn.

In der Ausführung fortschreitend finden wir die Bahnen, welche zum Theil von Preußen, zum Theil von Hannover erbaut werden, von Emden nach Rheina und von da ostwärts nach Osnabrück und der Köln-Mindener Eisenbahn, westwärts nach den Niederlanden, der Uebergang über Weichsel und Nogat zwischen Dirschau und Marienburg für die Ostbahn, welche damit ihre letzte Lücke ausgefüllt erhält, die hannover'sche Südbahn von Alfeld weiter über Göttingen nach Kassel, die bayrische Westbahn von Schweinfurt nach Aschaffenburg und zur Landesgränze, wo sie sich mit der ebenfalls im Weiterbau begriffenen Frankfurt-Hanauer Bahn verbindet, die noch fehlende Strecke der Augsburg-Ulmer Bahn, die Bahn von München nach Salzburg mit der Abzweigung von Rosenheim nach Kufstein, die pfälzische Bahn von Neustadt bis an die französische Gränze bei Weissenburg, die Fortsetzung der badischen Staatsbahn von Haltingen nach Basel und von da bis Waldshut. — Der mehr oder weniger eifrige Fortbau der begonnenen und frühere oder spätere Inangriffnahme der erst projectirten Bahnlinien wird wohl großentheils von der ferneren Gestaltung der politischen Verhältnisse abhängen.

Mannichfaltigkeiten.

Missionäre schreiben aus China, daß die Rebellenschaaren aus Haß gegen jeden Idolendienst das berühmte buddhistische Denkmal im Dankbarkeitstempel zu Nanking, den sogenannten Porzellanthurm, vollkommen zerstört haben. Die Welt ist dadurch um ein Wunderwerk ärmer geworden. — Aus derselben Quelle wird berichtet, daß die ehemalige Miß Dora Gabriel, verwittwete Gützlaff, nach Austheilung einiger Körbe — mit einem Vermögen von 20,000 Pf. St. und d'rüber gibt's allenthalben, nicht bloß in China, Freier genug — einen blutjungen Unterarzt im englischen Schützenregimente geheirathet hat. Mistreß Crost, wie die Dame jetzt heißt, hat vor einiger Zeit einer hochgeehrten Königin im Norden Geschenke geschickt; der alte Oheim ihres verstorbenen Mannes, ein armer Schulmeister im Posen'schen, dem Gützlaff einen Jahresgehalt versprochen haben soll, ward mit seinem demüthigen Gesuch um einen Nothpfennig abgewiesen. Gott möge jeden Christenmenschen vor solcher Frömmigkeit bewahren!

Am Weihnachtsabend stand, wie die „Bayreuther Zeitung" meldet, in Neuenmarkt im Maschinenhaus die Lokomotive „Spessart" geheizt, um den bereits signalisirten Bamberg-Höfer Zug weiter zu befördern, als plötzlich der Kessel sprang. Die Explosion war so heftig, daß das Dach des Maschinenhauses mit dem starken Dachgebälke weit weggeschleudert wurde und die Mauern bis auf den Grund barsten. Alle Fenster nicht nur auf dem Bahnhof, sondern auch sehr viele in dem Dorfe zersplitterten. Einem Heizer wurden die beiden Beine von einem ausgesprengten Steine schwer beschädigt, und zwei Reisende erhielten leichte Kontusionen. — Die Ursache der Explosion ist noch nicht ermittelt.

In dem Atelier Lessings zu Düsseldorf geht in diesem Augenblicke ein neues Werk seiner Vollendung entgegen, das sich auf dem Schauplatze des dreißigjährigen Krieges bewegt und eine Kampfscene auf den Trümmern einer zerstörten Kirche darstellt: auf dem die Kirche umgebenden Friedhofe, dessen Mauern bereits zerstört sind, steht noch hier und da ein Leichenstein, von der Kirche ist nur noch die Altarwand und ein Theil des Portals sichtbar. Krieger, von einem Mönch geführt, nahen im Sturmschritt dem Portal; einzelne schützen sich durch die Trümmer der Mauer und der Leichensteine, denn von dem in einem nahegelegenen Walde postirten Feinde kommt ein Kugelregen. Ein heißer Kampf ist entbrannt; die Schüsse des Feindes sind nicht ohne Wirkung. Verwundete steigen über die Leichensteine, an der Kirchhofsmauer liegt ein Krieger im Todeskampfe; ein anderer sinkt rücklings zu Boden, da er eben im Begriffe ist, sein Gewehr abzufeuern. Einer hängt hoch an einem Aste. Die Composition ist klar und charakteristisch, jede Figur meisterhaft ausgeführt. Auch dieses Kunstwerk geht nach Amerika.

Der Bey von Tunis, der einer der vier größten lebenden Schachspieler ist, hat alle Lichter des Pariser Schachcirkels im Passage Jouffroy in die Schranken gefordert. Drei Partien, wovon die erste schon begonnen hat, werden gespielt, und zwar mittelst Korrespondenz. Wer zwei gewinnt, erhält 25,000 Fr. als Siegespreis. Der Bey hat seinen Gegnern den Anzug gelassen.

Korrespondenz.

Berlin, 28. December.

Wilhelm Alexis wird, wie es heißt, zu Anfang des Sommers seinen Wohnsitz in Berlin aufgeben und sich ganz nach Darmstadt zurückziehen, wo er sich seit längerer Zeit für den Sommeraufenthalt eingerichtet hat. — Nachdem unser Hoftheater kürzlich die Feier 300maliger Aufführung des „Don Juan" zu begehen hatte, rückt es jetzt einer gleichen Feier für Webers „Freischütz" nahe. Im Schauspiele hat die nächste Anwartschaft auf die 300. Aufführung „die Jungfrau von Orleans". Nicht lobend, aber als für die Geschmacksrichtung der Zeit charakteristisch wollen wir es erwähnen, daß während Mozarts Don Juan nach 63 Jahren seine 300malige Aufführung hier erreichte, ein zwei Jahre altes Ballet: „Satanella" bereits die 50malige Aufführung erreicht hat.

Aus dem Großh. Hessen, im Dec.

Ein so eben ausgegebener Prospectus setzt die Lese- und Lehrerwelt in Kenntniß, daß die schon seit 1824 bestehende „Allgemeine Schulzeitung" unter der Redaktion der HH. Prälat Dr. Zimmermann, Gymnasiallehrer Dr. Wagner, Stadtschullehrer Schaffnit und Garnisonsschullehrer Fölsing, alle zu Darmstadt, unter dem früheren Verleger C. W. Leske daselbst mit neuen Kräften fortgesetzt, erscheinen wird. Da eine sehr große Anzahl von pädagogischen Blättern in Folge von verschiedenen Ereignissen im Verlaufe der letzten Jahre zu erscheinen aufhören mußte, so kann es der Lehrer- und Lesewelt nur erfreulich seyn, in der „Allgemeinen Schulzeitung" ein Organ begrüßen zu können, was ihrem Wirken und Wollen entschieden zur Seite stehen wird, und das um so mehr, wenn die Redaktion Das ausführen wird, was sie sich in folgenden Worten vorgesetzt hat: „Wie die Schule als Thätigkeit einer freien selbstständigen Wissenschaft nicht Dienerin einer einzelnen unter den die Menschen zu ihrer Bestimmung führenden Veranstaltungen, also weder der Kirche, noch des Staates, nicht einer einzelnen Geistes- oder Gemüthsrichtung, also weder einer politischen, noch der pietistischen oder rationalistischen, noch irgend einer andern einseitigen Richtung seyn kann, sondern unbeirrt von Schwankung und Partei nur das ewig Edelmenschliche, das auf ewigen Naturgesetzen Beruhende, das ewig Göttliche zum Zielpunkt nimmt, so werden auch die Redaktoren der Schulzeitung unwandelbar ihre auf ebenmäßige Entwickelung der menschlichen Seelenkräfte und vernunftgemäßen Fortschritt in Sach und Form genommene Richtung kundgeben, und für ihre Ueberzeugung mit entschiedener Farbe in die Schranken treten, ohne Andersdenkenden das Wort zu versagen, wenn es mit Würde geführt wird." — Möchte das Unternehmen, besonders in Süddeutschland, wo an tüchtigen pädagogischen Blättern kein Ueberfluß ist, unter den Lehrern aller Stufen jene Theilnahme und Unterstützung finden, welche zu dessen Gedeihen unumgänglich nothwendig sind!

Dr. E.

Darmstadt, 27. December.

Flotow's „Indra" kam gestern zum ersten Male bei uns zur Aufführung und fand freundliche Aufnahme. Warum auch nicht? — Der Componist der Opern Stradella und Martha hat einen fließenden und gefälligen Styl, bringt nicht selten recht ansprechende, wenn auch nicht immer ganz originelle, Melodien und befriedigt damit nicht nur den größeren Theil des Publikums, sondern unterhält auch den ernsteren Musikfreund ganz angenehm auf einige Stunden. Variatio delectat! Besonders beifällig wurden Arie und Lied der Indra im ersten, sowie Gebet und Ballade im zweiten Akte aufgenommen; recht lebendig und wirksam erschienen uns die komischen Scenen der Oper. Die Aufführung war sehr gelungen. Fräul. Marx ließ als Indra nichts zu wünschen übrig; eben so verdienen Fräul. Rotter (Zigarella) und die HH. Pasque (Camoens), Wachtel (Wirth) und Pecz (König) lobend genannt zu werden. Die geschmackvollen Ballet-Arrangements des Hrn. Hoffmann namentlich im ersten Akte, wie die freundliche äußere Ausstattung der Oper trugen zur günstigen Aufnahme derselben wesentlich bei.

Havre, 24. Dec.

Seit einiger Zeit wiederholen sich in verschiedenen Blättern die Nachrichten, daß hier die Cholera grassire, ja, es ist sogar so weit gekommen, daß die portugiesische Regierung den Hafen von Havre für choleraverdächtig erklärt hat und die von hier kommenden Schiffe unter Quarantäne stellt. Haben früher die hiesigen Behörden über jene falschen Zeitungsnachrichten geschwiegen, so hat nun endlich diese portugiesische Maßregel veranlaßt, daß authentische Widerlegungen erfolgt sind. Aus diesen geht hervor, daß in dem ganzen Jahre 1853 ein einziger Cholerafall in hiesiger Gegend, und zwar in der erst neuerdings der Stadt Havre zugetheilten Vorstadt Graville stattgefunden hat. Man scheint übrigens jenen Gerüchten in Deutschland und der Schweiz keinen Glauben geschenkt zu haben, denn der Zug der Auswanderer hat sich bis heute nicht vermindert; es sind in diesem Jahre auf 192 amerikanischen Dreimastern über 100,000 Auswanderer von hier nach Nordamerika expedirt worden, von denen circa 10 Proc. (in früheren Jahren kaum 5 Proc.) Franzosen sind. Wie verlautet, soll im nächsten Jahre das Auswanderungswesen Seitens der franz. Regierung im Interesse der Passagiere strenger überwacht werden, eine Aussicht, die jeden Menschenfreund mit Freude erfüllen muß; denn hat auch Havre von Natur schon außerordentliche Vorzüge vor allen andern Häfen, so bleibt doch noch Vieles zu wünschen übrig, da die Kräfte von Privaten nicht ausreichen, das Loos der sich einschiffenden Auswanderer, namentlich in Nothfällen, erträglicher zu machen. Indessen ist doch schon seit vorigem Jahre ein Institut durch die Großherzigkeit eines der reichsten und angesehensten hiesigen Kaufleute, des Hrn. Fr. de Coningk, entstanden, dessen Mangel fortwährend tief gefühlt wurde, nämlich ein Hospital für deutsche Protestanten, dirigirt durch einen ausgezeichneten deutschen Arzt, Dr. Müller. Nicht minder segensreich ist das Wirken des hies. protestant. deutschen Missionspredigers, Pfarrer Körber, der mit seltenem Eifer Spenden sammelt, um damit Unglückliche und Nothleidende zu unterstützen. Auch kömmt zuweilen ein Künstler in unsere Stadt, welcher den Armen unter den Auswanderern aushilft, wie dieß namentlich in reichem Maße jüngst der in ganz Europa rühmlichst gekannte und gepriesene Bosco, der sich hier mehrere Wochen lang aufhielt, gethan hat. Bosco war während der ganzen Sommersaison von der Badedirektion zu Dieppe, wo sich bekanntlich die kaiserliche Familie nebst Hofstaat während der Monate August und September aufhielt, engagirt worden, daselbst wöchentlich zwei seiner bis heute noch unübertroffenen Kunstvorstellungen zu geben, die ihm reichen Beifall und gewiß auch reichen Lohn (unter Anderm auch ein Diplom Sr. Maj. des Kaisers) erwarben. Von dort besuchte er Havre, erbaute sich auf der eben beginnenden Messe einen feenartigen Palast, in welchem er allabendlich bei vollem, übervollen Hause und vor einem ausgesuchten Publikum neue Triumphe feierte, denn er ist nicht nur der Nestor, sondern auch der größte aller Magiker und Zauberer. Er gab im Ganzen 40 sehr besuchte Vorstellungen und hätte wohl noch 40 hinzufügen können, ohne sich über Abnahme der Theilnahme des Publikums zu beklagen zu haben. Während seines hiesigen Aufenthaltes ermüdete weder er noch seine treffliche Gattin in Spendung von Wohlthaten, besonders an arme Auswanderer, die so glücklich waren, noch auf der letzten Scholle des europäischen Bodens einen so liebevollen Wohlthäter zu finden. Ihr Dank, ihr Segen folgt ihm, dem edlen Mann, dem großen Künstler, dem weltbekannten Bosco!

Theater-Anzeige.

Montag, 2. Jan. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 3. Dienstag, den 3. Januar 1854.

Der geheimnißvolle Jäger.

Novelle von A. Heinze.

(Fortsetzung.)

Das Gespräch der Beiden ward hier durch den Pflanzer Johnston unterbrochen, einen wohlgenährten Vierziger mit vollem, freundlichem Gesicht, welcher nächst Robertson für den wohlhabendsten Mann in der ganzen Gegend gehalten wurde. Da seine Besitzung an die des letztern gränzte, so verging selten ein Tag, an welchem sich Beide nicht sahen und sprachen.

Dießmal schien ihn eine ganz besondere Veranlassung herzuführen, denn er kam mit ungewöhnlich hastigen Schritten dahergestolpert und ließ sich kaum Zeit, Vater und Sohn zu begrüßen.

„Wir haben sie! wir haben sie!" rief er Beiden mit triumphirender Miene zu, indem er sich den Schweiß von der Stirne trocknete. „So wahr ich Georg Johnston heiße — sie sollen uns nicht entwischen!"

„Was gibt's denn, alter Freund?" fragte Robertson. „Wen habt Ihr und was wollt Ihr beginnen?"

„Sechs Monate spüren wir den beiden schwarzen Teufeln nach, und nachdem wir sie endlich gefunden haben, fragt der Mensch, wen wir haben und was wir beginnen wollen!" rief Jener mit komischem Zorn.

„Hurrah! Jetzt weiß ich's!" rief Arthur, welcher ein leidenschaftlicher Jäger war, mit freudigem Ton. „Es sind die beiden Bären, deren Fährte wir so lange vergebens verfolgt haben."

„Der Richard Hunter hat wahrhaftig ein eben so scharfes Auge, als eine „Rothhaut", versetzte Johnston, der es für gänzlich überflüssig hielt, Arthurs Worte eigens zu bestätigen. „Als er heute Morgen drüben durch das wildverwachsene Thal geht, in welchem die drei riesigen Kastanienbäume stehen, sieht er plötzlich einige Hundert Schritte vor sich am Abhange des Berges in dem dichten Gesträuch einen dunklen Gegenstand, der sich dann und wann leise bewegt. Da er vor dem Laubwerk das Ding nicht recht erkennen kann, so läuft er auf einem großen Umwege auf die Höhe des Berges und späht von dort durch die Baumstämme nach dem Gebüsch hinab. Da sieht er denn ein Stückchen von einem zottigen Kopf aus den Zweigen hervorgucken und nicht weit davon eine Oeffnung im Berge, welche halb von Gestrüpp verdeckt ist. Nach dieser Entdeckung ist er sofort zu allen unsern Nachbarn gelaufen und hat mit ihnen verabredet, morgen eine große Bärenjagd zu unternehmen. Er wollte auch zu Euch kommen und Euch einladen, da er aber herzlich müde war, so versprach ich ihm, hierher zu gehen und nicht eher von Euch zu weichen, als bis Ihr mir zugesagt, den Feldzug gegen die schwarzen Brummer mitzumachen. Nun — Ihr werdet Euch doch auf dem Sammelplatz einfinden?"

„Das versteht sich von selbst!" rief Arthur. „Ich habe mich seit meiner Rückkehr von Albany täglich auf einen solchen Jagdzug gefreut; wenn das Glück mir günstig ist, werde ich verschiedene kühne Heldenthaten vollbringen."

„Und Ihr sitzt da und redet kein Wort, Robertson?" sagte Johnston, zu Arthurs Vater gewendet, welcher gedankenvoll vor sich hinblickte.

„Könnt Ihr denn nicht ohne uns — ohne mich jagen?" fragte der Letztere. „Wenn Arthur das Vergnügen mitmachen will, so kann ich's ihm nicht verwehren; ich selbst aber verspüre wenig Lust dazu. Es ahnt mir, als ob mir irgend etwas Unangenehmes auf der Jagd begegnen werde."

Johnston schlug ein lautes Gelächter auf.

„Das ist wieder einmal eine von Euren alten Grillen!" rief er mit gutmüthigem Spott. „Wenn Ihr ein junges Bürschchen wäret, würde ich glauben, Ihr fürchtetet Euch, mit einem Bären anzubinden, da Ihr aber schon manchem Zottenträger das Lebenslicht ausgeblasen habt, so respektire ich Eure Courage im höchsten Grade und sage Euch weiter nichts, als daß ich Eure Entschuldigung nicht gelten lassen kann. Ich habe es Hunter versprochen, Euch Beide zur Theilnahme an der Jagd zu bewegen, und somit müßt Ihr meiner Einladung Folge leisten."

Da Johnston nicht abließ, zu bitten und zu befehlen und mit seiner ewigen Ungnade zu drohen, und Arthur ebenfalls seine ganze Beredtsamkeit aufbot, um seinen Vater umzustimmen, so sah sich dieser endlich genöthigt, nachzugeben.

„Nun, so mag's denn drum seyn," sagte er mit einigem Widerstreben. „Sey aber nur nicht wieder so tollkühn wie auf der letzten Bärenjagd im vorigen Jahre, Arthur; ich habe dazumal eine große Angst um Dich ausgestanden und wünschte eine ähnliche Scene nicht wieder zu erleben. Bedenke, daß noch mehr Herzen für Dich schlagen als das meinige."

Arthur versprach seinem Vater, seinen verwegenen Muth möglichst zügeln zu wollen, und fragte Johnston darauf, wann und wo man sich am folgenden Morgen treffen werde.

„Eine Stunde nach Sonnenaufgang — an der Südgränze von Hunters Farm," rief der Pflanzer, wünschte Vater und Sohn eine gute Nacht und eilte hastigen Schrittes seiner Besitzung zu, welche etwa einen Büchsenschuß weiter unterhalb am Strom lag.

Die beiden Letzteren wandelten noch eine Weile durch den abenddunklen Garten und begaben sich dann in's Haus.

Gegen zehn Uhr verlosch das letzte Licht in dem stattlichen Gebäude, und weit und breit herrschte tiefe Sommernachtstille, die nur durch das träumerische Rauschen des finstern Hochwaldes auf dem Gipfel des Berges und durch das einförmige Plätschern

des Stroms unterbrochen wurde, dessen Wellen gegen die steinigen Ufer schlugen. —

Eine Stunde später erschien plötzlich ein schwaches bläuliches Flämmchen an einem der Fenster des Erdgeschosses, welches einen seltsamen Schein in die regungslose, finstre Nacht hinauswarf. Als das unheimliche Licht etwa zehn Minuten ruhig dagestanden hatte, trat eine große hagere Mannesgestalt mit Büchse und Jagdtasche aus dem dichten Gebüsch, welches den Garten von dem schweigenden Hochwalde trennte, ging lautlosen Schrittes auf das Haus zu und klopfte leise an das Fenster, vor welchem das bläuliche Flämmchen brannte.

In demselben Augenblick verschwand das Licht; das Fenster ward vorsichtig geöffnet, eine weibliche Gestalt beugte sich vor und fragte mit leiser Stimme:

„Seyd Ihr es?“

„Ja, ich bin's,“ erwiederte der Unbekannte, indem er die Büchse an die Mauer lehnte und dicht an das Fenster hinantrat.

Beide begannen darauf eine Weile leise und angelegentlich miteinander zu sprechen. Während des Gesprächs schlugen die im Nebengebäude befindlichen Hunde ein paarmal an, gaben sich aber nach einigen Augenblicken wieder zufrieden.

Der Unbekannte ergriff endlich seine Büchse, warf sie über die Schulter und eilte lautlosen Schrittes, wie er gekommen, wieder dem Gebüsche zu, in dessen dichten Zweigen er bald verschwunden war. Das Fenster schloß sich, und weit und breit waltete wieder tiefe Sommernachtsstille.

(Fortsetzung folgt.)

Carl Theodor von Dalberg.

Biographische Skizze von Dr. L—n.

(Fortsetzung.)

Welch Unterschied drängt sich uns bei einem Blicke auf die Hofhaltung in Mainz und die Statthalterei in Erfurt auf! Kurfürst Erthal war der zeitweiligen Frömmigkeit und des kirchlichen Eifers, die nicht wenig dazu beigetragen, ihn den Kurhut erlangen zu lassen, ziemlich bald müde geworden und sein Hof wetteiferte nun in Ueppigkeit, Prachtaufwand, Verschwendung und selbst etwas Freigeisterei, die zum guten Tone gehörte, mit jedem weltlichen. Auch die großartige Umgestaltung und glänzende Besetzung der Universität theilweise mit Männern von literarischem Rufe schien mehr der fürstlichen Eitelkeit des alten Herrn dienen zu sollen, als einer besondern Sorge für die Wissenschaften. Dem Staate des ersten geistlichen Fürsten, des Erzkanzlers, durfte auch diese Zierde nicht fehlen. Zu einem recht gedeihlichen Leben, zu einer wahren Blüthe mochte es aber doch nicht kommen, und bald traten auch Ereignisse ein, welche den künstlich getriebenen Musen noch weniger günstig waren und den von Anfang an vorhandenen Mangel einer lebendigen Zusammengehörigkeit noch schreiender aufdecken sollten. Anders in Erfurt. Da ist es ein geistlicher Würdenträger, dem die hehren Genien, Wissenschaft und Kunst, nicht als die Dienerinnen eines eitlen Ehrgeizes, nicht als Lückenbüßer für die Langeweile eines frauenlosen Hofes, was der Mainzer indeß doch nicht war, galten, sondern der sie mit eigner freier Neigung an die empfängliche Brust zog, hegte und pflegte, der selbst vor den kühneren Fragen der Wissenschaft nicht zurückschreckte, in ihre noch unbekannteren Regionen einzudringen wagte, Künstler und Gelehrte in seine Nähe zog und freigebig unterstützte, aufmerksamen Blickes in jener morgenröthlichen Zeit der Wissenschaften jedem Fortschritte folgte, dem aufkeimenden Talente jeglichen Vorschub gewährte, es zu wecken und zu leiten suchte, dem anerkannten Verdienste in liebenswürdigster Weise sich näherte, und diese geistigen Freuden zu den schönsten Genüssen und Erholungen eines vielbeschäftigten Lebens zählte. Dalbergs Wohnung umschloß jene regelmäßigen wöchentlichen Abendgesellschaften, in welche jeder gebildete Bewohner Erfurts, durchreisende Gelehrte und Künstler Zutritt hatten, in dem die Freunde und Verehrer des trefflichen Mannes aus Jena, Gotha, Weimar unvergeßliche Stunden erlebten, während über dem schönen Kreise regsten Strebens, belebenden Austausches die liebenswürdige Heiterkeit des edlen Wirthes, die Würze seines feinen Witzes, die ganze Fülle einer nicht blos in seinem Stande seltenen Gelehrsamkeit als anmuthiges Band geistigen Zusammenhanges schwebte. Gewiß dürfen wir auch hiebei die offene, heitere Behaglichkeit des Rheinländers mit in Rechnung bringen. Neues Leben brachte Dalberg in die kurfürstlich Mainzische Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, deren Präsident er nach bestem Verdienste wurde. Die gelehrten Abhandlungen über stets interessante Gegenstände, die er da vorlas, bedurften nicht der Nachsicht gegen die hochgestellten Collegen; sie zeugen von dem Reichthume an Kenntnissen, von der Vielseitigkeit des Wissens, von dem Scharfblicke eines kräftigen Denkers und hätten sich auch namenlos anerkennende Würdigung erwerben müssen. So konnte es nicht fehlen, daß dem rastlos thätigen, unermüdlichen Fürsten auch wieder Zutrauen und Verehrung entgegenkam, und eine stets zur Hülfe und zur Förderung alles Tüchtigen bereite Hand, eine unerschöpfliche Menschenfreundlichkeit ein damals nicht gar häufiges Band inniger Liebe und Dankbarkeit zwischen Regenten und Bürgern zog, das zu den schönsten Erwartungen auch für die Zukunft berechtigte, als die Hoffnung einstiger dauernder Verbindung auch äußerlich ihre Bestätigung durch seine Wahl zum Coadjutor des Erzstiftes zu erhalten schien.

Aber „die schönen Tage in Aranjuez“ sollten auch hier bald von den am westlichen Horizonte heraufziehenden Wettern bedroht werden. Die Zeit ruhigen Schaffens, die Genüsse einer edlen Muße wurden immer karger zugemessen. Verwicklungen der deutschen Politik waren nur die Vorläufer einer ganz andern verhängnißvollen Krise. Wir müssen aber hier dem Gange der Ereignisse, wenn auch nur in kurzen Zügen, folgen, da bald auch Dalbergs äußeres Leben in sie verflochten und von ihnen bestimmt erscheint.

Der Kurfürst-Erzkanzler liebte die hohe Politik und gefiel sich darin, sein Kabinet für den Mittelpunkt des europäischen Staatensystems zu halten. Wir begegnen hierbei Stellungen, die nur angedeutet werden können, ohne ihrem tieferen Zusammenhange nachzugehen. Genug, der Kurfürst von Mainz, dem Kaiser Joseph persönlich abgeneigt, hatte sich in demselben Jahre 1787, in dem Dalberg zum Coadjutor des Erzstifts, sowie des Hochstifts Worms gewählt wurde, für Preußens Fürstenbund gewinnen lassen. Dieser damaligen „Union“ gegen die angebliche Uebermacht Oesterreichs, die wenigstens keine des Reichsoberhauptes gewesen, war freilich mit Friedrichs II. Tod bereits der eigentliche Geist entflohen, und es fehlten ihr die Männer, welche dem Gedanken derselben legend eine besondere Bedeutung hätten geben können, wären auch nicht wenige Jahre darnach die diplomatischen Linien der Kabinette von einem ganz andern Sturme verrückt worden. Man darf jetzt wohl anerkennen, daß, wären die großartigen Plane Josephs zur Ausführung gekommen, Frankreichs hereinbrechende Revolution Deutschland in einer ganz andern Stellung gefunden haben würde, als es in den Tagen einer schweren Entscheidung der Fall. Josephs wohlthätige Vermittlung hätte der Bewegung entweder einen friedlichen Gang angewiesen, oder ihre Uebergriffe wären für Deutschland weniger traurig, weniger beschämend gewesen, und was längst dem Auge

des ernsten Beobachters als unvermeidlich erscheinen mußte, der Sturz der absterbenden Reichsverfassung, hätte aus seinen Trümmern einen Neubau oder eine reformirte Verfassung entstehen lassen können, die manche Demüthigung der nächsten Jahre erspart haben würde. Es war anders beschlossen im Rathe der Vorsehung. Die neue Zeit, angekündigt in einem allgemeinen Mißbehagen, das sich oft keinen Grund hätte angeben können, in einer schwülen Atmosphäre, in einem drückenden Gefühle unbestimmter Ahnungen, hinter dem nur edle Geister, nicht ganz verzweifelnd, das Nahen eines glücklicheren Zustandes der Menschheit dämmern zu sehen glaubten, sollte sich aus entsetzlichen Wehen gebären. Schwer ist es, hierbei Schuld oder Unglück der Einzelnen, Zufall oder Berechnung, Irrthum und Wahrheit zu scheiden — zu groß sind die Ueberraschungen, zu gewaltig die Ereignisse, welche mächtige Staaten in ihrem Grunde erschütterten, als daß von dem schwachen Willen des Einzelnen gegen di unwiderstehliche Gewalt ein Damm zu erwarten gewesen oder er nicht mit fortgerissen worden wäre im Sturme, der keine Berechnung erlaubte, kein bestimmtes Ziel erblicken ließ. Da galt es wahrlich nur noch, auf der Stelle, die man behauptet oder der man vom Schicksal zugeschleudert wurde, jene allgemeinen Tugenden des Menschen und Christen zu üben, und über die trübe Gegenwart hinaus Besseres zu hoffen, vorzubereiten, auf daß auf dem engen Raume, den im allgemeinen Wirrsale etwa noch der Blick des Einzelnen übersehen oder beherrschen konnte, nicht auch noch der spärliche, der Zukunft entgegenreifende Same zertreten werde. Und dieß hat Dalberg, nicht stärker als Andere, die sich der Wucht der Verhältnisse gebeugt, aber besser als Viele, redlich gethan!

(Fortsetzung folgt.)

Verein der deutschen Reinsprache.

Der Verein schreitet immer vorwärts sowohl in Betreff der Anzahl seiner Mitglieder (er zählt jetzt 1150 in 200 Ortschaften) als auch in seiner innern Entwicklung und Wirksamkeit nach außen. In manchen Büchern zeigt sich dieses augenscheinlich. Gervinus hat bei der Umarbeitung seiner "Poetischen Nationalliteratur", die ächt deutsche schöne Aufschrift: „Geschichte der deutschen Dichtung", gewählt und darin viele hundert Fremdwörter durch deutsche ersetzt. Dr. Hagen wird in seiner Fortsetzung von Dullers Geschichte des deutschen Volkes ebenfalls nach diesem Ziele streben. Moleschott übertrug mit großem Geschick sehr viele fremde Kunstausdrücke, die überall Eingang finden werden, in seinem herrlichen Buche über die Nahrungsmittel. Prof. von Reichlin-Meldegg bewies in seinem gediegenen Werke „Paulus und seine Zeit", daß man auch in der Wissenschaft manche Ausdrücke volksverständlich geben könne, eben so Johannes Ziethen in seiner gelungenen Uebersetzung von Theodor Parkers zehn Betrachtungen über Gottglaube und Leben. Auch Aerzte, wie Dr. Werber in seiner Heilmittellehre u. A. sind diesen Strebungen zugethan. Dr. Kannegießer in Berlin, der geistreiche Uebersetzer des Dante und Oersted's rc. wirkt auf dem Gebiete der Kunst sehr für die Reinheit der Sprache. Je mehr wissenschaftliche und gebildete Männer sich dieser Richtung anschließen, desto mehr werden Sprache und Volksbildung dadurch gewinnen. — Zur Einzeichnung in den Verein und zu jeder Auskunft ist bereit

Der Vorstand: Wr. (Dr.) Brugger.

Heidelberg, 26. Christmonat 1853.

Mannichfaltigkeiten.

Ein Offizierbursche wurde von einem seiner Collegen gefragt, wie er mit seinem Herrn auskomme. — „Ganz vortrefflich", war die Antwort, „wir leben auf dem freundschaftlichsten Fuße mit einander. Wir klopfen uns gegenseitig alle Morgen den Rock aus, nur mit dem Unterschiede, daß ich den meinigen anbehalte."

In Breslau haben die Nachtwächter mit ihren Frauen einen Ball veranstaltet, der von früh 8 Uhr bis Nachmittags 4 Uhr dauern sollte, weil sie des Nachts amtlich beschäftigt wären.

Um jede „Unzukommlichkeit und Störung" im Wiener Hofoperntheater zu beseitigen, sind folgende Anordnungen getroffen worden: 1) Jedermann hat beim Eintritt in die Zuschauerräume die Kopfbedeckung abzunehmen und so lange er dort verweilt, unbedeckten Hauptes zu bleiben. 2) Jede wie immer geartete unanständige und tobende Bezeigung des Beifalls oder des Mißfallens ist untersagt. 3) Die Wiederholung einzelner Nummern einer Opern- oder Balletvorstellung, sowie eines Orchesterstückes darf mit Ausnahme des letzten Abends einer Saison weder verlangt werden, noch stattfinden. 4) Die dauernd oder für eine Opernsaison engagirten darstellenden Künstler und Künstlerinnen, dann Kompositeure, Balletmeister und Maler dürfen nur in den Zwischenakten und nach der Vorstellung und auch dann nicht öfter als dreimal gerufen werden und erscheinen. Die Sicherheitsorgane sind angewiesen, auf die genaue Beobachtung dieser Bestimmungen strenge zu halten.

Die in Paris so viel Aufsehen erregenden „Kosacken" werden jetzt auch in Brüssel aufgeführt. Man hatte wegen der starken russenfresserischen Farbe des Stückes lange mit der Aufführung gezögert; das allgemeine Verlangen des Publikums und die Aussicht auf volle Häuser haben jedoch endlich die Bedenklichkeiten der Direktion besiegt.

In Berlin hat man an den Weihnachtsfeiertagen angefangen, die Kirchen zu heizen und es hat da wirklich Noth gethan, denn am zweiten Weihnachtstage zählte man in den Morgenstunden 23 Grad Kälte. Wenn man Geld und Holz hat, die Theater und großen Redoutensäle zu heizen, so sollte man's an den Kirchen gar nicht sparen.

Für einen Raucher ist's eine wahre Freude, den türkischen Divan und den Ministerrath zu sehen. Da gilt noch der alte Rauchergrundsatz, daß nichts Wichtiges, Großes und Gutes ohne die Pfeife geschehen kann. Die leichtfertige moderne Cigarre des Berliner Märzministers ist weit weg verbannt. Da sitzen die Räthe und Minister des Reiches in der Runde, Jeder die ehrwürdige, solide, lange Pfeife mit stillem Anstand und orientalischer Würde handhabend und Kriegs- und Friedenswolken sich zublasend. Man sieht sich unwillkürlich nach der Moccaschale um. Leidenschaftliche Worte bleiben fern; denn dem Raucher geht beim langen Reden die Pfeife aus. In kurzen, langsamen Worten und Sätzen wird gesprochen und dann kommt ein ernster Zug aus der Pfeife und eine bedeutungsvolle Pause, die dem Gesprochenen den rechten Nachdruck gibt.

(Die große Republik.) Das ist der Name des größten amerikanischen Segelschiffs, welches eben aus der Anstalt von Donald und M'Kay vom Stapel gelaufen ist. Es ist über 700 Fuß lang und läßt sich an vier Masten von 20,000 Ellen Segeltuch treiben. Für das Aufziehen von Segeln und andere schwere Arbeit innerhalb des Schiffes sorgt eine Dampfmaschine von 16 Pferdekraft.

(Zucker und Wolle als Mittel gegen die Auszehrung.) Englische Aerzte schicken jetzt ihre Lungenkranken und Auszehrenden in Wollmühlen, weil sie gefunden haben wollen, daß die Ausdünstungen der verarbeiteten Wolle vor Lungenschwindsucht bewahren und deßhalb auch sie heilen könne. Amerikanische Aerzte wollen dieß bei den Zuckerausdünstungen gefunden haben und senden deßhalb ihre Kranken jeden Tag einige Stunden in eine Zuckerfabrik.

Konzert von Adolph Schlösser.

Die Reihe der musikalischen Abende des verflossenen Jahres wurde durch das von Hrn. Schlösser veranstaltete Konzert beschlossen. Es gehört zu den Jahres Konzerten, durch welche einige unserer anerkanntesten hiesigen Tonkünstler nicht nur den Musikfreunden manchen Kunstgenuß bereiten, sondern auch Gelegenheit finden, Proben ihres künstlerischen Fortstrebens öffentlich abzulegen. Beiden Beziehungen hat Hr. A. Schlösser auch dießmal wieder entsprochen, sowohl durch ein gut gewähltes und schönes Programm, als auch durch Ausführung werthvoller eigener Kompositionen. Was diese betrifft, so hörten wir ein Quartett für Piano, Violine, Viola und Violoncello. Nach einmaliger Anhörung desselben sind wir zu einem detaillirten Urtheil darüber nicht berechtigt und wollen nur berichten, daß besonders der zweite und dritte Satz desselben durch lebendigen Melodienfluß und sehr schön gehaltene Stimmenführung anregend wirkten und sehr beifällig aufgenommen wurden. Das ernste Streben des Komponisten, den höheren Anforderungen, die man an ein derartiges Tonstück zu stellen hat, zu genügen, verdient hervorgehoben zu werden. Von kompetenter Seite werden die Korrektheit und Gründlichkeit des Satzes dieses Quartetts gerühmt und der Komponist als ein gediegener Musiker bezeichnet. Weiter hörten wir von ihm drei kleinere Kompositionen (Serenade, Mazurka und l'heureux gondolier), die sich als brillante und sehr ansprechende Salonstücke auszeichnen und den Freunden des Pianofortespiels sehr zu empfehlen sind. Der Konzertgeber trug sie nicht nur mit der hier erforderlichen Anmuth und Eleganz, sondern auch mit bekannter Virtuosität höchst beifällig vor. Die Serenade ist bereits im Druck erschienen und die beiden andern Stücke, sowie noch einige ähnliche sollen, wie wir vernehmen, folgen. — Frau Behrend-Brandt und Hr Hardtmuth theilten sich in die Liedervorträge des Abends. Wenn es uns einen wahren Genuß bereitete, eine Sängerin, welche leider unserer Oper nicht mehr angehört und bis jetzt noch nicht ersetzt ist, wieder einmal zu vernehmen und uns an der Fülle und Frische ihrer so klangreichen und ausgiebigen Sopranstimme zu erfreuen, so wirkte gleichfalls sehr wohlthuend der schöne Bariton und ansprechende Vortrag des Hrn. Hardtmuth, der für den Liedergesang eine unverkennbare Befähigung und, wie uns bedünkt, poetischen Beruf besitzt. — Die Schlußnummer des Konzertes, „les contrastes“, ein eben so effektvolles, als für den Kenner interessantes konzertirendes Duo für zwei Pianos (achthändig), von Moscheles, machte Sensation, da sie von vier ausgezeichneten Pianisten, den Herren Schlösser, Rosenhain, Lutz und Buhl, vortrefflich, in höchster Präzision und mit Meisterschaft executirt wurde. — Das sehr zahlreich und von ausgewählter Gesellschaft besuchte Konzert hatte sich einer höchst beifälligen Aufnahme zu erfreuen, deren es nach Auswahl und Ausführung auch würdig war. — Schließlich dürfen wir die trefflichen Mozartflügel des Hrn. André, die auch heute wieder durch ihre bekannte Kraft und Tonfülle, sowie durch die Ausdauer der Stimmhaltung sich auszeichneten und die bereits verdiente Anerkennung gefunden haben, nicht unerwähnt lassen.

W.

Korrespondenz.

Bad Homburg, 1. Januar.

Das Konzert am vergangenen Mittwoch im Saale des Conversationshauses war ein sehr glänzendes und von der Elite unserer Gesellschaft besucht. Die trefflichen Leistungen der Fräul. Christine Diehl sowie des Hrn. Herger vom Theater zu Mainz fanden lebhafte Anerkennung. Die Herren Freibier und Burckard, Mitglieder unserer Kurkapelle, unterstützten das Konzert durch ihre schönen Vorträge. Eben so war Garbe's Kapelle wie immer ausgezeichnet.

Literatur- und Kunst-Notizen.

Von J. J. v. Littrow's „Die Wunder des Himmels“ (Hoffmann's Verlag in Stuttgart) ist die sechste Lieferung erschienen und somit ein Werk vollendet, welches sowohl nach der Wichtigkeit seines Inhaltes als nach der gediegenen Bearbeitung desselben die Beachtung des Publikums lebhaft in Anspruch nimmt. Wir haben es in diesen Blättern schon mehrmals eines Weitern besprochen und empfehlen es nochmals allen Freunden der Sternkunde, welche in ihm einen sichern und gründlich belehrenden Wegweiser finden und aus ihm eine Wissenschaft mit Erfolg studiren werden, deren Bekanntschaft heutigen Tages für jeden Gebildeten unerläßlich geworden ist.

Zu den werthvollern und zugleich gemeinnützigen Erscheinungen der Gegenwart gehört Klein's „Volks-Kalender und Jahrbuch für Israeliten auf das Jahr 5614 = 1854“ mit Beiträgen der bekanntesten israelitischen Gelehrten und Schriftsteller, wie auch mehrerer Christen, als Fr. Rückert, W. O. von Horn u. a. Der Inhalt, theils geschichtlich, theils belletristisch, theils Zeitfragen lehrreich besprechend, verdient allseitige Beachtung und zeigt, wie der Herausgeber in diesem zwölften Jahrgang wiederum bemüht war, die schönsten Kräfte für sein Unternehmen zu gewinnen. Freunden der Tagesliteratur darf dieser sehr unterhaltende Kalender um so mehr empfohlen werden, als darin Stoffe behandelt werden, die sonst nur selten und sehr vereinzelt vorkommen.

Dr. J.

Beim Beginne eines neuen Jahres ist gar Mancher im Zweifel, was er sich für einen Kalender anschaffen soll. Die Kenntniß der verschiedenen Zeitabschnitte des Jahres ist Jedermann unentbehrlich; aber er möchte neben derselben doch auch Etwas haben für seinen Geist und zwar auf möglichst engem Raum. Ein solch kleiner Führer durch das Jahr ist uns dieser Tage in die Hände gefallen, mit dem wir der Sinnigkeit und Neuheit seiner Anlage wegen das Publikum bekannt zu machen für unsere Pflicht halten. Es ist ein kleiner Taschenkalender von zwölf Blättchen, mit Postpapier durchschossen, erschienen zu Darmstadt bei Leopold Dietzsch, der außer Angabe der Hauptfeste der christlichen und jüdischen Religion, der Mondphasen und Sonnenfinsternisse statt der Heiligennamen an jedem Tage den Geburtstag irgend eines oder mehrerer lebender Personen bietet, welche entweder durch ihre Stellung im bürgerlichen Leben oder durch ihre Thätigkeit in Literatur und Kunst sich einen Namen erworben haben. Diese verschiedenen Personen, ohne Unterschied der Religion, des Standes, der politischen Meinung, der Nation, des Geschlechtes neben einander gestellt, führen uns jeden Tag einen Theil der Geschichte unserer Zeit vor Augen; unwillkürlich fordern ihre Namen uns auf, über ihr Leben Erkundigung einzuziehen und so haben wir, wenn wir das Jahr vollendet und die Galerie dieser Träger des religiösen, politischen und literarischen Lebens unserer Tage durchlaufen haben, die Geschichte unserer Zeit selbst unvermerkt an uns vorübergehen lassen.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 3. Jan. Ein Lustspiel, Lustspiel in 4 Akten, von R. Benedix. Franziska Hainwald: Frau Stolte.

Mittwoch, 4. Jan. Der Alpenkönig und der Menschenfeind, romantisch-komisches Märchen in 3 Akten von Raimund, Musik von Müller.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 4. Mittwoch, den 4. Januar 1854.

Prolog für 1854.

Gesprochen am 1. Januar auf der Frankfurter Bühne von Herrn Devrient.

Der schönen Stadt, die in des Maines Gauen
Als eine freie Herrin sich erhebt,
Auf deren Wohlstand wir mit Freude schauen
Und die ein heiterer Verkehr belebt,
Die sich durch regen Fleiß und Bürgertugend
Erhalten hat in wechselvoller Zeit,
Die sich bewahrt hat ihres Geistes Jugend
Und ihres Wirkens Kraft und Rüstigkeit, —
Ihr laßt uns heute Gruß und Glückwunsch bringen,
Die sich der frohbewegten Brust entringen!

Wie schön ist's hier! — Natur hat ihre Gaben
In reicher Fülle ringsum ausgestreut,
Und treue Bürger, edle Menschen haben
Manch schönes Werk vollendet und erneut.
Sie sind vereint, die Wissenschaft zu hegen,
Licht und Belehrung Allen zu verleihn,
Das müde Alter liebevoll zu pflegen,
Und Hülf' und Trost den Leidenden zu weihn.
Was sie gemeinsam und vereint erstreben,
Sieht man in frischer Blüthe sich erheben.

Zum Guten muß das Schöne sich gesellen.
Nur es vermag mit seinem heitern Strahl
Den Lebensweg uns freundlich zu erhellen,
Mit Blumen zu bekränzen den Pokal.
Wo aber kann es edler sich entfalten,
Als auf der Bühne, die nur ihm sich weiht,
Und die mit ihren wechselnden Gestalten
Besänftiget die rauhe Wirklichkeit?
Die Bühne zeigt uns ein vergeistigt Leben.
Das Schöne soll ihm stets die Weihe geben.

Es möge hier, was Klio aufgezeichnet
Mit ehrnem Griffel, gern vernommen seyn!
Was Großes sich im Zeitenlauf ereignet,
Ihm soll Melpomene die Huld'gung weih'n.
Willkommen seyen auch die heitern Spiele
Thalia's mit dem leichten Thyrsusstab!
Sie nimmt der Menschen Thorheit sich zum Ziele,
Der sie schon oft verdiente Zücht'gung gab;
Sie scheucht den Kummer und verbannt die Sorgen,
Ihr Lächeln gleicht dem holden Frühlingsmorgen.

Euterpe soll nicht fehlen in dem Bunde.
Wie mächtig spricht zum Herzen ihr Gesang!
Von Lust und Schmerz bringt sie geweihte Kunde,
Willkommen stets ist ihr harmon'scher Klang.
Welch einen Frühling hat sie uns gespendet,
Aus dessen Quellen es melodisch tönt!
Wie hat sie Lust und Lieder uns gesendet,
Wie oft hat sie die Stunden uns verschönt!
Wohl soll die Kunst mit bunten Phantasieen
Gleich holden Blumenkreisen uns umziehen.

Es soll die Kunst in diesen Räumen wohnen,
Euch zur Erheiterung, zu Freud' und Lust,
Und was wir bieten, mögt Ihr freundlich lohnen;
Des besten Strebens sind wir uns bewußt.
Wir wollen freudig alle Kräfte regen,
Stets für der Schönheit Ideal erglüh'n.
Kommt unserm Streben liebevoll entgegen,
Ermuthigt unser sorgliches Bemüh'n,
Und wenn es uns, Euch zu erfreu'n, gelungen,
So haben wir den schönsten Lohn errungen.

Das neue Jahr, das wir jetzt froh empfangen,
Wird gleich den andern wechselvoll vergeh'n,
Hier unter Hoffnung, Sehnsucht und Verlangen,
Dort unter Trennungsschmerz und Wiederseh'n,
Hier unterm Druck von Mühen und von Sorgen,
Dort unter Freude bei Fortuna's Gunst.
Verhüllet ist die Zukunft und verborgen;
„Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst".
Du aber, Vaterstadt, auf die wir freudig sehen,
Nie sollen Deines Glückes Sterne untergehen!

W.

Der geheimnißvolle Jäger.

Novelle von A. Heinze.

(Fortsetzung.)

2.

An demselben Abend, wo sich die oben geschilderten Scenen ereigneten, wurden auf einem freundlichen Landsitz im Thale des Hudson unweit Albany mancherlei Reisevorkehrungen getroffen. Auf dem großen Tisch des geräumigen Wohnzimmers lagen Kleidungsstücke, Wäsche, Hüte, Mäntel, Tücher u. dergl. in buntem

Gemisch durcheinander, und eine wohlbeleibte ältliche Dame war eifrig beschäftigt, alle diese Dinge in zwei umfangreiche Mantelsäcke zu packen, während ein schönes, etwa achtzehnjähriges Mädchen mit blühenden Wangen und braunen feurigen Augen in fröhlicher Hast hin und her lief und der würdigen Matrone durch ihre übereilte Dienstfertigkeit mehr hinderlich als förderlich war.

„Ellen, reiche mir einmal rasch die Scheere, welche dort auf dem Nähtischchen liegt," sagte die ältliche Dame endlich mit einiger Ungeduld. „Dieß Bändchen ist zu lang — ich muß es um die Hälfte kürzen."

Und das junge Mädchen hüpfte rasch durch das Zimmer und präsentirte Jener mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt ein riesiges Schlüsselbund.

Das war der emsig packenden Matrone zu viel. Sie schaute in komischer Verzweiflung gen Himmel und sprach kopfschüttelnd mit einem tiefen Seufzer:

„Ja, das alte Sprüchwort hat Recht: Stroh in Schuhen und Lieb im Herzen gucken überall heraus! Ich bitte Dich, mir eine Scheere zu holen, und Du bringst mir ein Bund Schlüssel! Wenn Du nicht morgen zu Deinem Verlobten reis'test, so würde ich Dir eine lange Strafpredigt halten!"

„Ach, verzeihe mir heute gnädig alle meine großen und kleinen Sünden, herzliebe Mutter," erwiederte Ellen, indem sie der letztern rasch das verlangte Instrument reichte. „Ich weiß vor Freude, daß ich Arthur in wenigen Tagen wiedersehen werde, wirklich nicht recht, was ich thue! Wenn ich zurückkomme, will ich auch die musterhafteste Tochter seyn, welche diesseit des Meeres zu finden ist."

Mistreß Harrington verrieth durch ein leises Schütteln des Kopfes, daß sie nicht recht an die Ausführung dieses frommen Vorsatzes glaube und fuhr mit doppeltem Eifer in ihrer Beschäftigun fort.

Als die Reiseutensilien bis auf einige Kleinigkeiten in den Mantelsäcken untergebracht waren, trat Ellens Vater herein, ein schlanker, stattlicher Fünfziger mit wettergebräuntem Antlitz, welches den Ausdruck heiterer Ruhe zeigte. Ellen hüpfte ihm freudig entgegen und fragte in gespannter Erwartung:

„Hast Du Dein Geschäft mit dem Farmer Cunningham beendet? Können wir morgen die Reise nach dem Connecticut antreten?"

„Ja, wir können reisen, liebe Ellen," erwiederte Jener, die blühende Tochter mit stillem Wohlgefallen anschauend. „Morgen früh um sechs Uhr brechen wir auf. Ich habe Dir das bequemste und sanfteste meiner Pferde ausgesucht; die drei kleinen Tagereisen werden Dich hoffentlich nicht angreifen."

„Und wenn der Weg doppelt und dreifach so lang wäre, ich würde mich einer solchen fröhlichen Reise nur freuen!" rief das junge Mädchen mit strahlenden Augen. „Du sollst keine Klage von mir hören, lieber Vater, und wenn sich auch alle Elemente gegen uns verschworen hätten."

„Bis jetzt hat es den Anschein, als ob der Himmel uns besonders begünstigen — —."

„Ah, dort kommt Bill von Albany zurück!" unterbrach hier Mistreß Harrington ihren Gatten, indem sie auf einen Reiter deutete, welcher rasch dahergesprengt kam.

„O, der bringt uns gewiß einen Brief von Henry mit!" rief Ellen.

„Dein Bruder ist nicht so schreibselig wie Du," entgegnete Mistreß Harrington; „er hat ja erst vor sechs Wochen geschrieben — und was kann er uns überhaupt Neues melden?"

In diesem Augenblick trat der Diener ein und überreichte seinem Herrn drei Briefe, unter denen das scharfe Auge Ellens sogleich ein Schreiben Henrys erkannte. Triumphirend bemächtigte sie sich desselben, erbrach es und las es laut vor. Der Inhalt war aber nicht sonderlich erfreulich. Es lautete folgendermaßen:

„Lieber Vater!

„Obwohl ich nur wenige Minuten zum Schreiben übrig habe, so darf ich es doch nicht unterlassen, Dir mitzutheilen, was mir vor einiger Zeit mit dem Kapitän Charpentier begegnet ist, damit Du jede Berührung mit diesem heimtückischen Schurken vermeidest. Er ist zehnmal schlechter, als ich glaubte; ich kann Euch Alle nicht genug vor ihm warnen. Daß Du ihm auf die höflichste Weise die Thür gewiesen, als er zu Anfang dieses Jahres um Ellen bei Dir anhielt, — hat ihn unbeschreiblich erbittert, obgleich er sich dazumal nichts merken ließ; einige meiner entfernten Bekannten hörten von der Sache und riethen mir, dem Kapitän möglichst auszuweichen — er führe etwas gegen mich im Schilde. Da ich nicht Lust hatte, mir eines solchen erbärmlichen Subjektes wegen irgend einen Zwang aufzuerlegen, so konnte es nicht fehlen, daß ich früher oder später mit ihm an irgend einem öffentlichen Ort zusammentreffen mußte. Ich fand ihn denn auch bald an einem der beliebtesten Vergnügungsorte und zwar in der Gesellschaft mehrerer verrufener Gesellen. Meine beiden Begleiter zogen mich nach einem der äußersten Winkel des Gartens, und mit einigem Widerstreben folgte ich ihnen. Unter Scherz und Lachen verstrich uns die Zeit — ich hatte den Kapitän gänzlich vergessen. Ich erzählte meinen Freunden eben einige Anekdoten von dem in Albany überall bekannten Schiffskapitän Thomas Fox, einem drolligen alten Kauz, und Jene lachten aus voller Kehle über die lustigen Einfälle des biedern Seemanns — da rief plötzlich eine Stimme hinter mir: „Herr, wie können Sie sich erdreisten, mich zu verhöhnen und zu verlachen!" Ich sprang auf und schaute mich um. Der Kapitän Charpentier stand vor mir und schoß giftige Blicke auf mich und meine Begleiter, welche gleichfalls aufgesprungen waren und die heftigsten Drohungen gegen ihn ausstießen, die er indessen nicht beachtete, da er nur Händel mit mir suchte. Ich erwiederte dem frechen Gesellen darauf mit möglichster Ruhe, aber mit entschiedenem Ton, daß es außer ihm noch mehrere Kapitäne in der Welt gebe und daß es mir nie einfallen werde, mich länger mit ihm zu beschäftigen, als es mir meine Ehre gebiete, welche ich selbst den schlechtesten Subjekten gegenüber zu wahren pflege. Diese letztere Bemerkung bezog er auf sich; ein Wort gab das andere — und eine Stunde später standen wir einander mit der Pistole in der Hand gegenüber.

„Die Augen des heimtückischen Schurken glühten von einer teuflischen Freude: als ein guter Schütze glaubte er, mein Leben in seiner Hand zu haben und sich für die kalte Abweisung rächen zu können, welche ihm von Dir zu Theil geworden. Aber sein gewohntes Glück verließ ihn dießmal. Er schoß und fehlte; meine Kugel aber zerschmetterte ihm den kleinen Finger der rechten Hand. — Ich werde jetzt wohl Ruhe vor dem Nichtswürdigen haben — daß er aber auf Rache sinnt, steht nicht zu bezweifeln. Nehmt Euch daher sorgfältig vor ihm in Acht, selbst wenn er mit der freundlichsten Miene bei Euch erscheint — er ist zu Allem fähig.

„In acht oder zehn Wochen werde ich Ellen von dort abholen; ihre Freundin Fanny Drummond sehnt sich außerordentlich nach ihr, ist aber großmüthig genug, Arthur Robertson den Vorrang zu gönnen. Allen meinen Lieben den herzlichsten Gruß.

Henry."

(Fortsetzung folgt.)

Carl Theodor von Dalberg.

Biographische Skizze von Dr. L—n.

(Fortsetzung.)

Was Moser von der deutschen Reichsverfassung gesagt: daß „an deren Uhr erst so viel Räder aufgezogen und Gewichte angehängt werden müßten, bis sie in Bewegung kommen könne und sie dann doch einen halben Tag später gehe als die übrigen in Europa", sollte sich nur zu bald bewähren, als die empörten Wogen des Westens an die deutschen Gränzen schlugen. Der Krieg gegen Frankreich hatte unter ungünstigen Vorbedeutungen für Deutschland begonnen. Nach einigen Fortschritten trat das verbündete österreichisch-preußische Heer unter dem Herzoge von Braunschweig, von Mangel, Seuchen, übler Witterung, Elend und Noth aller Art bedrängt und verfolgt, seinen Rückzug aus der Champagne nach dem Rheine an. Eine sorglose Sicherheit, die am unverzeihlichsten in der Residenz des Kurerzkanzlers selbst herrschte, der sich von den Emigranten gerne cher papa nennen hörte, darüber aber wenig an die nahen Gefahren dachte oder sie unterschätzte, hatte den Mittelrhein fast ganz aus den Augen gelassen. Custine drang an der Spitze des Vogesenheeres über das verlassene Speyer vor und bemächtigte sich des wichtigen Mainz, dieses Reichsbollwerks, Beherrscherin zweier Ströme und des Zugangs zum Herzen Deutschlands, fast ohne Schwertstreich durch bloße Drohungen. Kurfürst, Hof, Adel und Beamte flohen über den Rhein. Bald auch trug ein rheinischer Nationalconvent als Ablaisch des Pariser diesem Stadt und Land zur Vereinigung mit dem neuen Frankreich an. Zwar wurden die auch nach Frankfurt vorgedrungenen Franken wieder über den Rhein zurückgeworfen und trat das Kriegsglück von neuem auf Seite der Alliirten; Mainz selbst ward wiedergewonnen und sein Eroberer Custine erlag mit anderen siegreichen Feldherrn der neuen Republik, die den Schrecken zu ihrer Devise gemacht hatte, der in ihren eigenen Eingeweiden mit beispielloser, aberwitziger Wuth wühlenden Revolution. Aber in wechselndem Glücke der eisernen Würfel setzte sich der Krieg fort, nicht mehr ein einziger, sondern eine aneinander gereihte Kette blutiger Kämpfe; und als nun gar Preußen von der Coalition zurücktrat und einseitig seinen Frieden schloß, wo nur standhafte Bundestreue, feste, vereinte Anstrengungen den Gefahren der Zukunft begegnen mochte, da war die Zerreißung Deutschlands, sichtbar schon in der Demarkationslinie, die Vernichtung des Reichsverbandes auch ausgesprochen. Oesterreich mit der Hälfte des Reichs blieb hier allein auf dem Kampfplatze. Freunde des Vaterlandes mochten trauernd den letzten Schlag des Schicksals nahen sehen. Und schon auch war meteorgleich der Name eines Mannes aufgestiegen, der, ein Kind des Glückes und des Ruhmes, bald den Geschicken Frankreichs eine verhängnißvolle Richtung geben, der Welt niegesehene Kämpfe bereiten, dem ganzen europäischen Staatensystem eine neue Gestaltung aufzwingen sollte. Unter den glänzenden Siegen des ersten Consuls, des Kaisers, unter den schrankenlosen Entwürfen des glücklichen Soldaten, in den Friedensschlüssen, die auf kurze Zeit das Gewühl und den Lärm unzähliger Schlachten unterbrachen, sank des ehrwürdigen Reiches „deutscher Nation" Herrlichkeit und verschollene Macht. Solchen Stürmen, dem eigennützigen Hader der Einzelnen, den gährenden Ideen der Zeit konnte das alte Gebäude nicht gewachsen seyn. Da hielt die altversteifte Reichspraxis nicht vor. Jeder Friedensschluß zeigte nur die gänzliche Unhaltbarkeit einer Verfassung, die längst schon sich überlebt, weder Einheit noch Kraft mehr gegeben und nur kümmerlich der Form nach noch zusammengehalten, woran seit Langem Alles rütteln zu können geglaubt hatte. Der Reichstag selbst war durch die Säcularisation der geistlichen Gebiete desorganisiert; Vorschläge zu seiner neuen Einrichtung konnten keinen Bestand mehr gewinnen. Jeder sorgte zunächst nur für sich. Der Wiederausbruch des Kriegs beschleunigte die Auflösung; und nachdem in diesem Preußen neutral geblieben und in unseliger Verblendung die allgemein hereinbrechende Gefahr verkannte und mißachtete; die Dreikaiserschlacht bei Austerlitz gegen Oesterreich entschieden hatte und zu Paris unter den Auspicien und dem Protectorate Napoleons eine Vereinbarung deutscher Fürsten als Rheinbund geschlossen war, — da hatte auf den Trümmern des Staatensystems von Europa die deutsche Kaiserwürde Werth und Bedeutung verloren, und mochte des deutschen Reiches altersgraue Majestät auch im Namen verschwinden. Kaiser Franz verzichtete auf die deutsche Kaiserkrone, die sein Haus Jahrhunderte hindurch getragen, und legte die Reichsregierung nieder.

Es bedarf kaum eines Beweises, daß ein Mann wie Dalberg den Geschicken des Vaterlandes mit ernster Aufmerksamkeit folgte, ändern konnte er sie nicht. Daß in den trüben Tagen raschen Zerfalles auch das Auge manches Vaterlandsfreundes auf ihn gerichtet gewesen, zeigt schon der Umstand, daß eine damals erschienene Schrift: „Die Erwartungen Deutschlands" von Vielen ihm (von Andern Moser'n oder dem Herzoge von Weimar) zugeschrieben wurde. Auch als Mainz an die Neufranken verloren gegangen, ward dort von Einzelnen für einen Umschwung der Dinge an den Coadjutor gedacht. Zu einem bestimmten Plane ist es indeß wohl nicht gekommen, und der bald darauf wieder zurückgekehrte alte Zustand ließ ohnedieß für weitergehende Absichten keinen Raum mehr, während die Ereignisse unaufhaltsam ihren welterschütternden Gang gingen. Wohl aber dürfen wir mit Recht annehmen, daß Dalberg die Ungunst der Zeit in der erhöhten Sorge für das ihm anvertraute Land und in dem engen hochgebildeten Kreise, den, von Kunst und Wissenschaft verschönert, er um sich zu ziehen gewußt, vergessen zu machen und selbst zu vergessen gesucht habe.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Todtenkalender des Jahres 1853.) Fürstliche Personen: Großherzog August von Oldenburg, Fürst Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, die Sultanin Valide, Großherzog Karl Friedrich von Sachsen-Weimar, Herzog Georg von Sachsen-Altenburg, Prinzessin Amalia von Wasa, Königin Maria von Portugal. — Staatsmänner: Rufus King, Vicepräsident der Vereinigten Staaten, österr. Minister Kulmer, spanischer Minister Mendizabal, General von Radowitz. — Generäle und Admiräle: General von Haynau, General Napier, Feldzeugmeister von Welden, Feldzeugmeister Gr. Pappenheim, Admiral Ch. Adam, General Godwin, Admiral Nesham, Admiral Pasco, Generäle Bradford und de Butts. — Prälaten: Fürstbischof von Diepenbrock in Breslau, Erzbischof Milde in Wien, Jesuitengeneral Rothan. — Höhere Beamte, Landtagsabgeordnete u. s. w.: Kammerherr von Helldorf auf Drakendorf, von Thon-Dittmar in Regensburg, Domprobst von Uffel in Naumburg, Generalsteuerdirektor Klenze in Hannover, Buchhändler W. Perthes in Gotha, Dr. Lorinser in Schlesien, Bürgermeister Henkel in Kassel, Geh. Beck in Petersburg, Geh. Rath Beuth in Berlin, Herzog von Belluno in Paris, Oekonomierath von Lengerke in Berlin. — Gelehrte, Schriftsteller: Leopold von Buch, Orfila, Ludwig Tieck, Thilo, Eduard Duller, G. Depping, Prof. Gabler, Ed. von Bülow, Fischer von Waldheim, Prof. Zeune, Grotefend. —

Künstler: Architekt Fontaine in Paris, Maler Müller in Dresden, Kupferstecher Barth in Cassel, Maler Metz in London, Componisten Zimmermann und Onslow in Paris, Capellmeister Schneider in Dessau, Musiker Heuschkel in Wiesbaden, Maler Niederer in Berlin, Bendel in Schaffhausen, Breitenstein, Hasenclever, Ritter, Thon in Düsseldorf.

Die Rudolstädter Auswanderungs-Zeitung warnt vor einem Manne Namens Fr. Kreuder, der mit der Auswanderung Seelen-Verkäuferei treibe. Vor kurzem sey er aus Neuyork nach Deutschland abgereist, um neue Spekulationen zu machen. Niemand möge sich mit ihm einlassen und die Regierungen sollten den Agenten verbieten, mit ihm in Verbindung zu treten. Es werde gut seyn, ihn genau zu beobachten, um herauszubekommen, mit welchen Häfen, Agenten und Rhedern er in Verbindung stehe.

(Kampf mit einem Wolf.) Das „Intelligenzblatt" von Basel berichtet: Vor einigen Tagen Nachts hatte Hr. M. auf dem Wege von Allschwyl nach Schönenbuch ein überraschendes Zusammentreffen mit einem Wolfe. Dieser lief ihm anfangs langsam und knurrend auf dem Wege hinten nach. Hr. M., der die Bestie für einen Hund hielt, blieb stehen und wollte ihn zu sich schmeicheln. Plötzlich aber war das Thier an seiner Seite und gab sich als Hrn. Isegrimm zu erkennen. Ein gutgeführter Schlag mit einem Meerrohrstock versetzte dasselbe in einen kurzen Taumel, während dessen Hr. M. Zeit gewann, einen kleinen Abhang zu erreichen, von wo aus er sich mit Stockschlägen und Fauststößen nach Bormanier vertheidigte. Ein Schlag, der wahrscheinlich ein Auge zerquetschte, brachte die Bestie endlich in Schreck und zur Flucht.

Wenn noch ein paar Jahrzehent ins Land gegangen sind, wird es in manchem Dorfe und in mancher Wirthschaft ganz anders aussehen und der Großvater wird seinen Enkel kaum mehr verstehen. Auf dem Felde steht nicht mehr der Schwinger und Säemann, sondern die neue Pflug- und Säemaschine, und in der Tenne ist der lustige Takt der Dreschflegel verstummt und leise arbeitet die mächtige amerikanische Dreschmaschine für ein ganzes Dutzend Haushaltungen zugleich. Die neuste Erfindung eines bekannten englischen Schwärmers für landwirthschaftliche Erfindungen nimmt den Ochsen das tausendjährige Joch ab. Seine Maschine pflügt und eggt mit Hülfe von Pferden und 5 Schilling für Kohlen in einem Tage zehn Morgen und zertrümmert die gröbsten Erdschollen gründlicher, als jede andere Maschine. Er prophezeit schon die Abschaffung alles Zugviehes. Die Ersparniß an Zeit und Kraft wäre außerordentlich. Dennoch und trotz aller Erfindungen und Vervollkommnungen wird auch im neuen Jahre das alte Wort gelten: Sechs Tage sollst Du arbeiten und den siebenten ruhen — und die alte Sonne und das Wasser vom Himmel und der Segen von oben wird seine alte Kraft zum Gedeihen behalten.

Korrespondenz.

Wetzlar, 31. Dec.

Als wir heute vor einem Jahre über die kirchliche Feier des Sylvester-Abends berichteten und der allgemeinen Freudr unserer protestantischen Bevölkerung über dieselbe in diesen Blättern öffentlichen Ausdruck verliehen, sprachen wir zugleich den Wunsch aus, daß sich dieselbe alljährlich wiederholen und dem gerade an diesem Abend zum Danke gegen Gott besonders gestimmten Herzen durch öffentlichen Gottesdienst Gelegenheit gegeben, zugleich aber auch, damit dem massenhaften Andrange zur katholischen Abendfeier dieses Tags von evangelischer Seite anderweitig und zwar geeignetere Befriedigung geboten werden möchte. Es gereicht uns zur großen Freudr, heute berichten zu können, wie diesem Wunsche glänzende Gewährung geworden ist, indem Abends um 5 Uhr in der Hospitalkirche ein Dankgottesdienst stattfand, bei welchem der geräumige Tempel nicht allein zum Erdrücken besetzt war, sondern durch welchen auch Aller Herzen reichliche Befriedigung fanden. Die Feier eröffnete der Choral: „Ach, bleib' mit Deiner Gnade" rc., worauf ein sehr erbaulicher Kanzelvortrag folgte, dessen reichhaltige Tendenz war: „Was wir besessen und verloren; dann, wornach wir trachten sollen und was uns fehlet". Die Mitwirkung des Männergesang-Vereins, unterstützt durch einen Theil des Musikcorps des 2. Jägerbataillons, trug durch gut ausgeführten Choralgesang und „Neujahrsgruß" sehr zur Erhöhung der Feier bei.

Wiesbaden, 1. Jan.

In neuerer Zrit wird bei mehreren der hiesigen Bäcker das Brod öfter zu leicht gefunden, welche Unreellität bei der gegenwärtigen Theuerung doppelt zu beklagen ist. Wird der arme Mann auch noch für sein sauer verdientes Geld am Gewicht verkürzt, dann wird ihm die Ernährung seiner Familie auf die ungerechteste Weise nur noch mehr erschwert. Die Polizei ist mitunter mit hohen Strafen eingeschritten und die Bürgerschaft weiß es ihr Dank, daß sie die Bäcker nun unter strenger Aufsicht hält. Diese entschuldigen sich zum Theil damit, daß das Brod, wenn es mehrere Tage alt geworden, zu sehr eintrockene und dadurch an Gewicht verliere. Es dürfte daher vielleicht zweckmäßig seyn, wenn das Brod den Käufern vorgewogen und bei zu leichten Laiben das Fehlende zugeschnitten würde. — An die Stelle der abgebrannten evangelischen Kirche soll, dem Vernehmen nach, der Fruchtmarktplatz verlegt werden. Die Mauern und der Thurm sind nun niedergelegt und dürfte in höchstens drei Wochen der Platz ganz vom Schutt befreit und dann jedes Merkmal, daß hier eine Kirche gestanden, beseitigt seyn. Für die Eigenthümer der angränzenden Gebäude sollen vortheilhafte Bedingungen zum Neubau ihrer Häuser (meistens alte Hinterhäuser und Stallungen), die jetzt eine große Fronte bilden, in Aussicht gestellt werden. Die Stadt würde dadurch eine neue und zweckmäßige Verschönerung erhalten.

Frankfurt, 30. December.

Je bedeutungsvoller in neuerer Zeit die anatomisch-physiologischen Studien für die Naturwissenschaften überhaupt und für die Heilkunde insbesondere geworden sind, desto segensvoller bewährt sich die Anfangs mannichfach angefochtene weise Idee unseres unvergeßlichen Dr. Senkenberg, hier eine anatomische Anstalt zu gründen. Nicht bloß von Anfängern der Medizin, von Chirurgengehülfen und Andern, welche sich in diesem wichtigen Zweige des Wissens unterrichten wollen, werden die regelmäßigen Vorträge und Demonstrationen fleißig besucht, sondern sehr häufig benützen unsere hiesigen und selbst benachbarte Aerzte aller Altersstufen die schöne, wohleingerichtete Anstalt zu eigenen Untersuchungen und Betrachtung der aufgestellten Präparate. Diese Anstalt hat nun kürzlich eine wesentliche Erweiterung erfahren, indem das Anatomiegebäude theils durch Anbau, theils durch Aufbau fünf neue Zimmer erhalten hat, so daß für Arbeiten und Präparate nun genügender Platz mit gutem Licht gewonnen ist; auch ist der runde Hörsaal heizbar gemacht worden. Eine Vergrößerung war schon lange wünschenswerth, ist aber hauptsächlich dadurch unbedingt nothwendig geworden, daß Hr. Dr. Sömmerring die theils von ihm selbst, theils von seinem sel. Schwiegervater, dem verdienten Karl Wenzel, und von dessen Bruder mit großem Fleiß zusammengebrachte und sorgfältig erhaltene, höchst werthvolle anatomische Sammlung dem medizinischen Institute zum Geschenke gemacht hat.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 4. Jan. Der Alpenkönig und der Menschenfeind, romantisch-komisches Märchen in 3 Akten von Raimund, Musik von Müller.

Donnerstag, 5. Jan. Rübezahl, romantisch-komische Oper in 3 Akten, Musik von F. v. Flotow.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redaktrue: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 5. Donnerstag, den 5. Januar 1854.

Der geheimnißvolle Jäger.

Novelle von A. Heinze.

(Fortsetzung.)

„Ach! ich hab' es mir damals gleich gedacht, daß der schlechte Mensch sich an uns rächen werde!" rief Mistreß Harrington, als Ellen den Brief gelesen hatte. „Er verabschiedete sich mit einer eisigen Kälte von uns."

„Nun, ich denke, Henry hat ihm einen solchen Denkzettel gegeben, daß er uns wohl für die nächste Zeit in Ruhe lassen wird," sagte Harrington.

„Jedenfalls werde ich nicht nach Albany gehen," versetzte Ellen mit ängstlicher Miene. „So lange sich der Kapitän dort aufhält, darf ich mich daselbst nicht blicken lassen, ohne Gefahr zu laufen, auf das gröblichste von ihm beleidigt zu werden. Ich werde Fanny einladen, mich zu besuchen."

„Wenn er Deine Abwesenheit nur nicht benutzt, um einen verwegenen Streich gegen mich auszuführen!" sagte Mistreß Harrington zu ihrem Gatten. „Da er hier gewiß irgend einen Spion hat, so wird er Deine Reise gewiß erfahren. Und wenn er nichts gegen mich unternimmt, so lauert er Euch vielleicht unterweges auf," fuhr sie mit steigender Angst fort. „Es würde mich unbeschreiblich glücklich machen, wenn Ihr nicht reisen wolltet, oder wenn Ellen hier bliebe — es bangt mir gar zu sehr vor der Rache des Kapitäns!"

„Wie? Eines solchen Nichtswürdigen wegen sollte ich der Freude entsagen, Arthur wiederzusehen?" rief Ellen mit edlem Zorn. „An der Seite meines Vaters trotz' ich allen Gefahren."

„Ellen hat Recht," sagte Harrington. „So weit darf man der Furcht vor einem Menschen nicht Raum geben! Da würde man am Ende ja genöthigt seyn, sich vom Morgen bis zum Abend in sein Zimmer zu verschließen! — Du kannst Dich übrigens vollständig beruhigen," fuhr er, zu seiner Gattin gewendet, fort; „zu Deinem Schutz sollen außer Dick und John auch noch zwei meiner Tagelöhner ihre Schlafstelle im Hause aufschlagen, und wir werden an Bill einen handfesten Geleitsmann haben, der sich weder vor Hölle noch Teufel fürchtet."

Gegen diese mit entschiedenem Ton gesprochenen Worte wagte die besorgte Matrone nichts einzuwenden; leise seufzend packte sie die noch übrigen Kleidungsstücke in die Mantelsäcke und flehte Gott im Stillen an, Gatten und Tochter gnädig zu behüten. —

Die Morgensonne des folgenden Tages fand Vater und Tochter nebst dem wohlbewaffneten Bill bereits auf dem Wege nach dem Connecticut. Ellens Angesicht strahlte vor Freude und Erwartung, und ihr heller Blick schweifte entzückt über die sommerliche Landschaft, welche in jeder Minute neue Schönheiten entfaltete. Der Himmel war so blau, die Sonne schien so golden, die Vögel zwitscherten so fröhlich — ihr Herz schlug der unbekannten Ferne hinter den duftumwobenen blauen Bergen, wo der Geliebte wohnte, mit unaussprechlicher Sehnsucht entgegen.

Die ersten fünf Meilen legten die Reisenden zurück, ohne daß sich irgend etwas Bemerkenswerthes ereignete; als sie aber am zweiten Tage durch ein walddewachsenes enges Thal ritten, knallten plötzlich zwei Schüsse seitwärts im dichten Gebüsch und eine Kugel pfiff unmittelbar an Harringtons Ohr vorüber, während eine andere Bills Rockkragen durchbohrte.

Die beiden Männer rissen sogleich ihre Pistolen aus dem Halfter und sprengten nach der Gegend hin, wo die Schüsse abgefeuert worden waren. Aber weit und breit war kein menschliches Wesen zu erblicken. Bill sprang vom Pferde und schritt mit gespanntem Hahn vorsichtig in das Dickicht, konnte jedoch nicht die geringste verdächtige Spur entdecken.

„Die Schurken kennen die Wege und Schliche hier besser als wir," brummte Bill, indem er sein Pferd wieder bestieg. „Die haben sich längst aus dem Staube gemacht! Wenn es verwegene Kerle wären, so würden sie uns die Zähne gezeigt und es nicht bei zwei Schüssen aus einem sichern Hinterhalt haben bewenden lassen."

Harrington nahm eine scheinbar gleichgültige Miene an, als er mit dem Diener bei der ängstlich harrenden Ellen wieder anlangte, und bemühte sich, dieser durch verschiedene Erklärungen des Vorfalls die Furcht, die sich ihrer bemächtigt, möglichst auszureden. Er hatte allerdings den Kapitän Charpentier oder einen seiner Spießgesellen im Verdacht, hütete sich aber wohl, diesen Argwohn zu äußern.

„Wahrscheinlich hat irgend ein hitziger Jäger ein rares Stück Wildpret verfolgt und ohne uns zu bemerken seine Doppelbüchse auf das Thier abgeschossen," meinte Harrington. „Die Schüsse fielen ja rasch nach einander, ganz in der Weise, wie man auf der Jagd eine Doppelflinte abfeuert; nicht wahr, Bill?"

Der Letztere, durch einen heimlichen Wink seines Herrn bestimmt, bestätigte dieß pflichtschuldigst, und Ellen gewann bald ihre frühere Fröhlichkeit wieder, da ihr Vater sie auf ein Thema brachte, welches sie alles Uebrige vergessen ließ: ihre Liebe zu Arthur.

Ohne des Vorfalls weiter zu gedenken, setzte die kleine Caravane ihren Weg fort und erblickte am dritten Tage die grünen Höhen des Connecticut.

3.

Unterdessen hatten sich die von Hunter und Johnston zu der Bärenjagd eingeladenen Schützen zur bestimmten Stunde auf dem Sammelplatz neben der Farm des erstern eingefunden und waren nach dem wildverwachsenen Thal aufgebrochen, wo die Bären

ihre Höhle haben sollten. Die kleine Schaar bestand aus Robertson und dessen Sohn Arthur, aus Hunter, Johnston und drei andern Pflanzern, deren Besitzungen nur eine kurze Strecke von der des Letztern entfernt waren.

Als die Jäger den Eingang zum Thal erreichten, theilten sie sich in drei Glieder, um von drei verschiedenen Seiten gegen die Bärenhöhle vorzurücken; die vierte Seite war einer steilen Bergwand wegen unzugänglich. Robertson und Johnston bildeten das erste, Arthur und Hunter das zweite und die drei andern Pflanzer das dritte Glied. Nachdem man einen Angriffsplan verabredet hatte, schlug jede Partie mit wohlgeladenen Büchsen den ihr vorgezeichneten Weg ein.

Arthurs Vater und sein Nachbar schritten eine Weile schweigend durch den dichten Wald, dann und wann scharf aufhorchend, ob sich nichts Verdächtiges neben ihnen rege, endlich aber hob der erstere mit anscheinend gleichgültigem Ton an:

„Habt Ihr den Jäger Roland kürzlich gesehen, Johnston?"

„Er ist seit acht Tagen nicht bei mir gewesen," versetzte dieser. „Sein kleines Häuschen ist fast immer verschlossen; als ich ihn neulich einmal besuchen wollte, fand ich ihn nicht daheim; es scheint, als ob er den größten Theil des Tages in den Wäldern zubringe."

„Gut wär's, wenn er nur in den Wäldern herumstriche!" warf Robertson mit verächtlichem Tone hin.

„Ihr seyd doch sonst kein argwöhnischer Mann, Robertson," erwiederte Jener, indem er stehen blieb und den Kolben seiner Büchse mit einiger Heftigkeit gegen den Boden stieß; „was habt Ihr nur gegen den armen, harmlosen Menschen, der —."

„Kennt Ihr ihn denn so genau, daß Ihr in jeder Hinsicht für seinen Charakter bürgen könnt, Johnston?" fragte Robertson mit forschendem Blick. „Wißt Ihr, woher er gekommen ist, was er in unserm stillen Thale will und wovon er sich ernährt? Wißt Ihr es?"

„Nein, ich weiß es nicht," versetzte der Pflanzer, indem er mit Jenem langsam weiter schritt; „aber ein Mensch mit einem solchen Wesen kann unmöglich schlecht seyn — das ist meine innerste Ueberzeugung. Ihn mag vielleicht ein schweres Leiden betroffen haben, so daß er jetzt Vergessenheit in unsern einsamen Wäldern sucht."

„Ach, das sind schöne Redensarten, die Ihr aus irgend einem empfindsamen Buche gelernt habt!" entgegnete Robertson verdrießlich. „Er sieht aus wie das böse Gewissen — dabei bleib' ich, Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, Johnston."

Mit diesen Worten beschleunigte er seine Schritte, und der Letztere folgte ihm, indem er halblaut zwischen den Zähnen murmelte:

„'S ist, bei Gott! eine Sünde, einen Menschen seines bleichen, verstörten Gesichtes willen einen Bösewicht zu schelten! Ich will von nun an doppelt freundlich und gefällig gegen den armen alten Mann seyn."

(Fortsetzung folgt.)

Carl Theodor von Dalberg.

Biographische Skizze von Dr. L—n.

(Fortsetzung.)

Es hatte sich unterdessen ein neuer Schauplatz für Dalberg's rastlose Thätigkeit geöffnet. 1788 war er auch Coadjutor von Constanz und Erzbischof von Tarsus geworden. Elf Jahre später gelangte er zur Regierung jenes Hochstiftes, wurde Fürstbischof daselbst und damit kreisausschreibender Fürst von Schwaben. Schon als Coadjutor hatte er sich durch seine persönliche Einsicht in alle Verhältnisse des durch eine frühere schlechte Finanzverwaltung tief verschuldeten Hochstiftes und einen gründlichen Plan zur Beseitigung dieses Uebels verdient gemacht. Verbesserungen aller Art erstreckten sich bis auf die Feld- und Weincultur. Es muß ein für allemal hier bemerkt werden, daß, wo immer Dalberg mit seiner stets auch praktischen Richtung und mit seiner nicht zu ermüdenden Rastlosigkeit, die zuweilen nur zu rasch oder eigenmächtig verfuhr, weil er selbst Alles sehen, thun und entscheiden wollte, auftrat, sogleich seine ganze Umgebung ein anderes Ansehen gewann und die Spuren seines Wirkens in allen Richtungen organisirend, wohlthätig helfend, ermunternd, belehrend sichtbar wurden. So, um nur Einiges hervorzuheben, suchte Dalberg auch hier die wissenschaftliche Bildung unter dem Clerus seines Bisthums durch Aussetzung von Preisen für die beste Beantwortung auf die praktische Seelsorge bezüglicher Fragen zu fördern, ließ das Gesangbuch verbessern und theilweise unentgeltlich vertheilen, unterstützte die Verfasser nützlicher Schriften, arme Geistliche und Studirende. Wahrlich ein ächter Priester, ein wahrer Bischof im Sinne der christlichen Kirche! Das Bisthum Constanz ward ein Muster ächt christlicher Verwaltung und neben Dalberg der für alles Gute gleich thätige, allem Höhern befreundete Generalvicar und Coadjutor von Wessenberg genannt. Wie sehr auch oft die Häufung geistlicher Würden und Pfründen in der Hand eines Einzigen, wie sie allmälig von der Ausnahme zur Regel geworden, den Zwecken der Kirche mehr hinderlich seyn muß, in Dalbergs Hand verwandelte sie sich zur Quelle reichen Segens. Freilich verwendete er auch große Summen solcher Einkünfte auf wohlthätige oder wissenschaftliche Zwecke; wie unter Andern die ganze Einnahme, die er als Domprobst zu Würzburg bezog, der dasigen Universität für die Bereicherung ihrer Bibliothek zuging.

Im Jahre 1802 starb der Kurfürst von Mainz, Friedrich Carl Joseph. Dalberg folgte auf dem Kurstuhle und in dem Erzkanzleramte des deutschen Reichs. Dort zu getheiltem Besitze; denn schon hatte der Verlust des linken Rheinufers dem „goldenen" Mainz seinen alten Kursitz geraubt. Der Fürst ward durch den Besitz von Regensburg, eine Vergrößerung Aschaffenburgs und Wetzlar für das Verlorne nur unvollständig, kaum halb entschädigt; Kurfürst und Reichserzkanzler sollte er bleiben; er und der Hoch- und Deutschmeister, ein österreichischer Prinz, die einzigen noch übrigen geistlichen Stände. Eine neue, ganz veränderte Stellung brachte wenige Jahre später der Friede von Preßburg mit seinen Folgen. Der Rheinbund ward in seiner vollen Bedeutung mehr durch Talleyrands listige Ueberraschung als in so vorbedachter Weise geschlossen; ohne Dalbergs Wissen hatte ihn sein Gesandter in Paris unterzeichnet; nur mit Zögern bestätigte er; zurück konnte man nicht mehr. Neue Titel kündeten das neue Verhältniß. Der Kurerzkanzler ward zum Fürsten Primas des neuen Bundes, mit dem der letzte Würfel über Deutschland geworfen war, und Theilhaber der neuen Souverainität. Ihm theilte auch das Machtwort Napoleons die noch freigebliebene Reichsstadt Frankfurt zu, wo die Versammlung des Rheinbundes unter dem Vorsitze des Fürsten Primas, dessen Ernennung für die Zukunft sich der Protektor vorbehalten hatte, tragen sollte. Zusammengetreten ist diese nie. Vorher schon hatte der Kurkanzler den Cardinal Fesch, Oheim des Kaisers, zu seinem Coadjutor ernannt; in bester, freilich fehlgreifender Absicht; glaubte er doch, Napoleon dadurch günstiger für Deutschland zu stimmen! Im Jahr 1810 — um hier sogleich die weiteren politischen Veränderungen im Leben Dalbergs anzuschließen — trat er das Fürstenthum Regensburg an Bayern ab, erhielt dagegen einen beträchtlichen Theil der Fürstenthümer Fulda und Hanau, und wurde Großherzog. Zu seinem erblichen Nachfolger bestimmte Napoleon seinen Stiefsohn Eugen, Vicekönig von Ita-

lien. Als das Jahr 1813 den Wendepunkt, das große Gottesgericht brachte, resignirte Dalberg freiwillig auf alle seine Besitzungen als Landesherr; nur seine erzbischöflichen Gerechtsame behielt er sich vor und wählte nach kurzem Aufenthalte in Constanz für den Rest seiner Tage das von ihm stets besonders geliebte Regensburg.

Die Jahre von 1806 bis 1813 sind es, welche emsig benutzt worden, um dem Andenken Dalbergs auch diejenige Anerkennung zu schmälern, welche seine übrigen unläugbaren Verdienste ihm hätten sichern müssen. Hart, geradezu leidenschaftlich verblendet sind die Stimmen, welche namentlich im ersten Freudentaumel über die Befreiung von einem fremden drückenden Joche auch gegen den Fürst-Primas laut wurden, und die ihn gerne für alle Leiden verantwortlich gemacht hätten, welche Frankreichs Einfluß durch eine Reihe von Jahren über Deutschland brachte. Dieß ist so lächerlich wie ungerecht. Ob es einen Dalberg gab oder nicht, dieß änderte in den Planen des Mächtigen gewiß nichts. Jene ungestüme, leidenschaftliche Zeit, die Alles verrückte und verschob, liegt hinter uns; schon uns ist ein gerechteres Urtheil über jene sturmbewegten Tage mit ihren Verirrungen und Mißgriffen, zu deren Messung die gewöhnlichen Maßstäbe nicht hinreichen und nur der eine der Humanität übrig bleibt, gestattet, und was die Zeitgenossen nicht gewagt, zur Pflicht geworden. Wer das ganze Leben Dalbergs überschaut, wer in Betracht zieht, wie er die Fülle der weltlichen Macht, die ihm mehr zugefallen als daß er sie erjagt hätte, angewendet, der wird nicht vermögen, den politischen Handlungen des Fürsten unedle Beweggründe unterzulegen. Eine Zeit lang mochte auch er mit Andern, nicht den Schlechtesten, nachdem es einmal so weit gekommen, in Napoleon den Restaurator eines bald erschlafft, bald rasend gewordenen Zeitalters erblicken zu müssen geglaubt haben; erkannte er sich später als Opfer einer nur listigen Politik, die ihn umsponnen, so war es eben zu spät. Vergessen aber dürfen wir nicht, daß, wie Dalberg es gewesen, der schon 1787 dem edlen Joseph seine Ansichten über die Mittel zum allgemeinen Wohle Deutschlands mitgetheilt; der zehn Jahre später am Reichstage auf energischen einheitlichen Widerstand und ein Nationalaufgebot gedrungen; der später mehrmals Napoleon einen festen deutschen Sinn gezeigt, so auch er es war, der noch im November 1805 in seinem Sendschreiben an die Reichsversammlung zu Regensburg die deutschen Fürsten zur Eintracht, zu Gemeinsinn und Erhaltung der alten Reichsverfassung mahnte. Das mußte freilich damals mehr wie bittere Ironie erscheinen; aber wahrlich nicht gegen den Schreiber, nicht gegen Oesterreich, das den riesenhaften Planen Napoleons mit Kraft, mit unerschöpflicher Ausdauer entgegenstand! Nein! wo alle Verhältnisse durch innere Schuld und Fäulniß so morsch, so aus dem Geleise des Gewöhnlichen geworfen, wo die Nation, in sich zusammengebrochen und zerfallen, selbst sich aufgegeben und einem gewaltigen Verhängniß schweigend gebeugt, da stand es nicht mehr in der Macht des Einzelnen, Schwachen, selbst nicht mit eigenem Verzichte, in die Speichen des Rades zu greifen, das über einen Welttheil rollte.

(Fortsetzung folgt.)

Warum die Rebe weint.

Von Aloys Henninger.

Hast du wohl, froher Zecher,
Dem stets die Freude scheint,
Schon nachgedacht beim Becher,
Warum die Rebe weint?

Sie weint, weil Blüthenwonne
So oft sie bräutlich schmückt,
Doch selten sie die Sonne
Ans Herz mit Feuer drückt!

Weil treu ihr dient im Schweiße
Der brave Winzersmann,
Und sie doch seinem Fleiße
So karg nur lohnen kann!

Sie weint, weil nur dem Prasser
Ihr Blut zur Wonne quillt,
Und seinen Durst mit Wasser
Der gute Arme stillt!

Weil ihren Saft ein Schwanker
Hier gießt in Strömen fort,
Und fruchtlos lechzt ein Kranker
Nach einem Tröpfchen dort!

Sie weint, weil bei dem Weine
Der Vater lustig zehrt,
Und, ach! zu Haus das Kleine
Ein Stückchen Brod entbehrt!

Weil heiter beim Pokale
Die Lust dem Gatten winkt,
Derweil des Kummers Schale
Daheim die Gattin trinkt!

Sie weint, weil bei dem Glase
Man ewig Freundschaft schwört,
Die, eine Seifenblase,
Der nächste Hauch zerstört!

Weil in dem Gold des Weines
Soll lautre Wahrheit seyn,
Und doch sich mischt des Scheines
So bittre Täuschung ein!

Nur wenn die Fässer gähren
Voll Feuermost einmal,
Dann sind es Freudezähren,
Die still sie weint ins Thal!

Mannichfaltigkeiten.

Statistischen Angaben gemäß verbraucht Frankreich jährlich an 8,000,000 Litres Tinte. Auf jedes Departement würden nach dieser Berechnung durchschnittlich ungefähr 100,000 Litres kommen.

Aus Java, von wo die Nachrichten bis zum 9. Nov. gehen, meldet man, daß dort im Laufe des Jahres 1852 nicht weniger als 717 Tiger getödtet wurden. Die Ausstellung in Batavia war bis zum 8. Nov. von 16,752 Personen besucht worden.

Ein ausgewanderter Deutscher schreibt in einem vom 25. Nov. datirten Briefe aus New-York: „Es ist unmöglich, sich eine Vorstellung davon zu machen, wie jetzt der Mehlhandel nach Europa geht. Ein einziges Haus hier (in New-York) spedirte 600,000 Centner, welches alles bis Neujahr dort anlangen wird. Die Amerikaner eilen und liefern täglich ungeheure Massen Frucht an die Meeresküsten, indem sie glauben, es könne nicht anders seyn, die Frucht müsse, um der Zufuhr willen, bei Euch (in Europa) nächstens abschlagen." — Wir können nur wünschen, daß diese allerdings zu Schiffe gekommene Nachricht nicht eine sogenannte Schiffer-Nachricht seyn möge.

Aus Frankreich kommen allerlei böse Nachrichten. Der Weihnachtsmarkt in Paris war der schlechteste seit vielen Jahren. Die Kleinhändler klagten so laut, daß die Buden auf den Straßen erst ein paar Tage später als gewöhnlich aufgebaut werden durften. Die Brodpreise sind wieder gestiegen, die Bäcker haben kaum mehr Geld zum Einkaufen, die Stadt muß alle Tage 120,000 Franken drauf legen, damit das Brod zu ermäßigten Preisen für die Armen verkauft wird.

Der kürzlich auf einer Reise in Paris verstorbene reiche Kaufmann Schletter von Leipzig hat dieser Stadt 25,000 Thaler, sein großes Haus auf der Reißstraße und seine berühmte Gemäldegalerie testamentarisch vermacht, jedoch nur unter der Bedingung, daß die Stadt ein städtisches Kunstmuseum erbaue.

Charlotte Ackermann.

Unter diesem Titel liegt nun der zweite Band der bei Meidinger Sohn und Comp. in Frankfurt erscheinenden „Deutschen Bibliothek" vor uns. Das Meidinger'sche Unternehmen hat sich, wie bekannt, das rühmliche Ziel gesetzt, auf dem Gebiete der deutschen Belletristik eine populäre Literatur zu schaffen, wie sie die Franzosen und Engländer besitzen, eine Literatur, die sich durch wohlfeile Preise in die Familien einführen und durch innere und äußere Erfolge die Hervorbringenden zu neuen Anstrengungen spornen soll, welche hinwieder der Nation zu gute kommen. Eine besonders glückliche Folge des Unternehmens dürfte es seyn, daß junge Talente, welche oft Jahre lang die Erstlinge ihrer frischen Kraft unmuthig im Manuscript vermodern lassen mußten, nun eine schnelle Einführung bei dem Publikum finden werden. Von der Verlagshandlung ist Alles geschehen, um die Zwecke zu fördern, welche vom Verleger abhängen, und der Leser erhält in eleganter Ausstattung den Bogen, dessen Inhalt dem von mindestens zwei Bogen gewöhnlichen Romanformats gleichkommt, um den Preis von 3 Kreuzer. Wenn die Hauptbedingung des neuen Unternehmens in der Gediegenheit der Arbeit liegt, so dürfen wir uns freuen, daß sie erfüllt und daß die daran geknüpften Erwartungen gerechtfertigt worden sind. Wir haben in diesen Blättern bereits nachgewiesen, wie Theodor Mügge in seinem „Afraja" einen in jeder Beziehung trefflichen und höchst anziehenden Roman geliefert, der auch bereits nicht nur die Anerkennung competenter Kunstrichter, sondern auch eines weiten Leserkreises gefunden hat. Der eben erschienene zweite Band: „Charlotte Ackermann" ist von Otto Müller und somit schon durch einen Namen von gutem Klang bestens empfohlen. Die Hauptperson desselben ist die aus der Kunstgeschichte der deutschen Bühne bekannte so hochbegabte, leider aber allzu früh gestorbene Schauspielerin Charlotte Ackermann. Sie war die Tochter eines Theaterdirektors, wurde geboren zu Strasburg am 23. August 1757 und starb zu Hamburg am 9. Mai 1775. — Ueber den genannten Roman bringt der „Stuttgarter Beobachter" einen mit der Chiffer H. K. (wahrscheinlich Herm. Kurz) unterzeichneten Bericht, den wir nachstehend folgen lassen:

„Charlotte Ackermann" bewegt sich auf eben so realem Boden wie „Afraja", aber statt der Gebirgs- und Meereswildniß, statt der Gegensätze von Nationalitäten und Bildungskreisen sehen wir in das Innere einer Seele, in welcher gleichfalls Gegensätze, Klippen und Abgründe erscheinen. Es fehlt auch dieser Erzählung nicht an der äußern historischen Grundlage: die Lessing'sche Zeit des Hamburger Theaters mit den Schauspielergrößen Schröder, Eckhof, Charlotte und Dorothea Ackermann taucht in Sprache, Sitte und Costüme treu gezeichnet vor uns auf, Minna von Barnhelm geht in Scene und begeistert einen wackern Handegen, der, mystifizirt, den grimmigen Gegner Lessings, Göze, für den Verfasser hält und sich bei dem entsetzten Hauptpastor für sein vortreffliches Drama bedankt; Nathan der Weise meldet seine Ankunft, Klopstock tritt flüchtig in die Handlung ein, der Freiherr Schimmelmann, der Freund des Herzogs von Augustenburg, vertritt jene Aristokratie, welche noch national war; aber dieser ganze geschichtliche Kreis schließt nur wie eine treffliche Fassung den Diamant eines psychologischen Romans ein, der mit wunderbarer Wahrheit und mit einer Ausführlichkeit, die, statt zu ermüden, die Theilnahme des Lesers mit jedem seinen Pinselstriche steigert, die Geschichte einer weiblichen Seele erzählt. Das Unglaubliche, daß ein hochsinniges, geniales Weib an einen oberflächlichen, verdorbenen Abenteurer ihr Herz verliert und in blindem Glauben verharrt, während dem gewöhnlichsten Menschenverstande daneben schon längst die Augen aufgehen mußten, bis die letzte Entdeckung Liebe und Leben vernichtet — dieß wird mit einer Wahrheit geschildert, daß man die traurige Entwicklung nicht bloß glaubt, sondern begreift. Die Erklärung des Unglaublichen aber gehört dem geschichtlichen Boden der Erzählung an, sie liegt vornehmlich in der Sentimentalität, von welcher die deutsche Welt der siebziger Jahre angesteckt war, und so hat die Erzählung, welche als Seelenmalerei allein schon anziehend genug wäre, zugleich das höhere Verdienst des kulturhistorischen Romans. Wir bedauern, daß uns der Raum fehlt, dieses Meisterwerk so ausführlich, wie es sich gebührte, zu schildern; der literaturkundige Leser wird nach Durchlesung desselben sagen, daß der Verfasser, der schon in seinem „Bürger" einen hoffnungsvollen Anlauf nahm, die deutsche Dichtung in „Charlotte Ackermann" mit einem reifen Gebilde beschenkt hat, das den besten angereiht zu werden verdient.

Nach diesen beiden Vorläufern müssen sich die andern Schriftsteller, die als Mitarbeiter der Bibliothek angekündigt werden, tüchtig zusammennehmen, um mit ihren Gaben nicht nachzustehen.

Museum.

(Freitag, 6. Jan.)

1) Symphonie in C dur von Fr. Schubert.
2) „Abendempfindung" von W. A. Mozart, gesungen von Hrn. Hardtmuth.
3) Konzert für die Violine (Gesangs-Scene) von L. Spohr, vorgetragen von Hrn. Rudolph Gleichauf.
4) Liedervortrag des Hrn. Hardtmuth:
   a) An die Musik von F. Schubert.
   b) Geständniß von F. Mendelssohn.
5) Ouverture in Es dur von Aloys Schmitt.

Der Anfang des Museums ist um halb 7 Uhr; der Saal (im Weidenbusch) wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist vom Roßmarkt und der Töpfergasse. Ohne Eintrittskarte kann Niemand der Zutritt gestattet werden. Karten für den Abend zu 1 fl. 45 kr. sind bei Hrn. André (Haus Mozart) zu haben. — Am Eingang des Saales werden keine Karten verkauft. Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 5. Jan. Rübezahl, romantisch komische Oper in 3 Akten, Musik von F. v. Flotow.

Freitag, 6. Jan. (Zum ersten Male wiederholt): Die Komödie der Irrungen, Lustspiel in 3 Akten von W. Shakespeare, für die Bühne eingerichtet von Karl von Holtei. Hierauf: Englisch! Lustspiel in 1 Akt von Görner.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 6. Freitag, den 6. Januar 1854.

Der geheimnißvolle Jäger.

Novelle von A. Heinze.

(Fortsetzung.)

Während der Zeit waren Arthur und Hunter voll Begierde, die Ersten auf dem verabredeten Platze zu seyn, rasch zu dem jenseitigen Eingange des waldigen Thales geeilt und schritten, scharf umherspähend und von ihren jagdlustigen Hunden gefolgt, in geringer Entfernung von einander durch die dichten Gebüsche, welche den Abhang des Berges bedeckten.

„Horch! Rauschte da nicht etwas durch die Zweige?“ sagte Hunter leise.

Beide blieben stehen und lauschten mit angestrengter Aufmerksamkeit in den wildverwachsenen Wald hinein.

„Ja wahrlich! Zur Rechten dort neben der Gruppe von alten Bäumen schwanken die Zweige stark hin und her!“ rief Arthur, indem er rasch einige Schritte seitwärts eilte, die Hunde loskoppelte und den Hahn seiner Büchse spannte. „Wir können nicht mehr weit von der Bärenhöhle entfernt seyn — nur frisch drauf los! Wenn das Glück uns günstig ist, haben wir die halbe Arbeit gethan, ehe die Andern kommen! Schlagt Euch links, Hunter — wir wollen den Zottenträger von zwei Seiten angreifen.“

Hunter leistete dieser Aufforderung Folge, und gleich darauf verloren Beide einander aus dem Gesicht, unterhielten aber durch fortwährendes Zurufen die Verbindung unter einander.

Plötzlich stürzten Arthurs Hunde mit wildem Gebell in das Dickicht; die Zweige rauschten und knackten, und im nächsten Augenblick kam der Kopf eines mächtigen Bären zum Vorschein. Arthur riß die Doppelbüchse empor und feierte beide Läufe rasch nach einander ab. Das Thier stürzte getroffen zu Boden, raffte sich aber sofort wieder auf, schlug einen der Hunde nieder und rannte mit einem wilden Schmerzensgeheul auf Arthur los. Da dieser keine Zeit hatte, seine Büchse von Neuem zu laden, so riß er seinen Hirschfänger aus der Scheide und erwartete mit kühnem Muth den Angriff des rasenden Thieres. Aber die Wucht, womit der Bär auf ihn losstürzte, war so groß, daß die Spitze des Hirschfängers wirkungslos abglitt und Arthur zu Boden geschleudert wurde.

In dieser höchsten Noth krachten plötzlich zwei Schüsse durch den Wald, und mit zerschmettertem Kopf taumelte der Bär einige Schritte zurück und sank dann todt zu Boden.

Arthur raffte sich empor — vor ihm stand der Jäger Roland.

Anfangs war der Erstere so überrascht und verwirrt, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte; dann aber eilte er rasch auf seinen Retter zu, drückte ihm mit stürmischer Freude die Hand und erschöpfte sich in Danksagungen gegen ihn.

Die Züge des alten Jägers überflog ein schmerzliches Lächeln. Er wehrte den ungestümen Jüngling sanft von sich ab und sagte:

„Macht von dem kleinen Dienst, den ich Euch geleistet, doch nicht so viel Aufhebens! Ich stand gerade droben auf der Bergeshöhe — ich sah Euch in Gefahr — — was war natürlicher, als daß ich die Büchse anlegte und die wilde Bestie niederschoß! Gehabt Euch wohl!“

Mit diesen Worten wollte er rasch wieder davoneilen, allein in demselben Augenblick langten die übrigen Jäger, durch die Schüsse herbeigerufen, auf dem Kampfplatz an. Arthur erzählte ihnen, was geschehen war, ergriff den alten Waidmann bei der Hand und stellte ihn seinen Gefährten als den Retter seines Lebens vor.

Ein lauter Beifallsruf folgte Arthurs Worten, und Alle drängten sich um Roland, drückten ihm die Hand und dankten ihm für die Rettung ihres jungen Freundes. Daß Johnston und Robertson nicht die Letzten waren, welche dem alten Jäger ihre Dankbarkeit zu erkennen gaben, ist leicht zu errathen, und Arthurs Vater machte sich im Stillen Vorwürfe, daß er Jenen verdächtigt und beargwohnt hatte.

Da die andern Jäger die Bärenhöhle leer gefunden und nur die Fährte des von Roland getödteten Thieres in dem Thal und dessen Umgebungen entdeckt hatten, so beschloß man von weiterem Jagen abzustehen und im Schatten der riesigen Kastanienbäume ein frugales Waidmannsmahl einzunehmen. Roland machte abermals einen Versuch, sich zu entfernen, ward aber von allen Seiten so bestürmt, zu bleiben, daß er sich endlich dem allgemeinen Wunsche fügte.

Die kleine Gesellschaft lagerte sich im Kreise; die mitgebrachten kalten Speisen und Getränke wurden aus den Jagdtaschen hervorgezogen, und Alle schmausten und zechten auf die ausgestandenen Strapazen nach Herzenslust.

Vater und Sohn waren dem alten Jäger von ganzer Seele dankbar — trotzdem aber vermochten sie sich eines unheimlichen Gefühls nicht zu erwehren, so oft sie denselben anschauten. Wie kam er in dieses abgelegene, wildverwachsene Thal, das nur selten von dem Fuß eines Menschen betreten wurde? Warum suchte er sich mit einer ängstlichen Scheu den Danksagungen für seine rettende That zu entziehen? Weßhalb saß er während der fröhlichen Mahlzeit so still und in sich gekehrt da und erwiederte selbst die freundlichsten Fragen nur mit einigen einsylbigen Worten und mit einer sichtlich verlegenen Miene?

Als der erste Hunger gestillt war, wurden die Einzelheiten der heutigen Jagd ausführlich besprochen, und jede Abtheilung erzählte, was ihr unterweges begegnet war. Der Bär war in seinem Lauf durch das Dickicht auch an Johnston und Robertson

vorübergestrichen, aber Beide hatten des außerordentlich dichten Gebüsches wegen keinen Schuß thun können.

„Ich sah den Bären zehn Schritte vor mir durch das Gestrüpp brechen," sagte Robertson, „und riß die Büchse empor, blieb aber mit dem Riemen derselben an einem Dornstrauch hängen. Erboßt über dieß fatale Hinderniß, griff ich heftig in die Dornen hinein, so daß ich mir die ganze Hand blutig ritzte. Seht nur, wie sie —."

„Aber was ist das — mein Ring ist ja fort!" unterbrach er sich hier mit einer halb zornigen und halb schmerzlichen Miene.

„Welcher Ring? Wie sah er aus? Wo habt Ihr ihn verloren?" fragten die Pflanzer durcheinander.

Robertson schwieg, gleich als ob er es bereue, seinen Verlust verrathen zu haben; als Johnston und die Pflanzer aber wiederholt in ihn drangen, versetzte er widerstrebend mit finsterm Blick:

„Dieser Ring war das letzte Erinnerungszeichen, das mir von einem längst verlorenen geliebten Wesen übrig blieb und das ich stets an meiner Hand trug, um nie zu vergessen, daß ich noch eine blutige Pflicht zu erfüllen habe!"

„Ihr sprecht in Räthseln, Robertson! Welche Bewandtniß hat es mit dem Ringe? Wir verstehen Euch nicht? Erzählt uns, welche Geschichte sich an das Verlorene knüpft!" erschallte es aus dem Munde der Pflanzer.

Jener schien mit sich zu kämpfen, ob er die Bitte der Letztern erfüllen solle oder nicht; endlich aber erwiederte er:

„Da die Geschichte des verlorenen Ringes vielleicht manche mißfällige Seite meines Charakters erklärt und entschuldigt, so will ich sie Euch mittheilen. Es wird mir das Herz erleichtern, wenn ich meinem lang verhaltenen Grimm endlich einmal Luft mache."

(Fortsetzung folgt.)

Carl Theodor von Dalberg.

Biographische Skizze von Dr. L—n.

(Fortsetzung.)

Wir glauben nichts Besseres thun zu können, als die eigenen Worte des greisen Fürsten über diesen Gegenstand mitzutheilen, welche er gegen einen ihm Nahestehenden geäußert und die so einfach und schlicht zugleich das schönste Zeugniß des ruhigen, unbefangenen Ernstes geben, den sich Dalberg aus den Stürmen eines vielbewegten Lebens für seine letzten Tage gerettet und mit dem er auf seine Vergangenheit zurückblicken durfte. „Ich habe", pflegte er zu sagen, „bei allen meinen politischen Schritten stets das Beste Deutschlands, dieses Landes der Treue und Redlichkeit, beabsichtigt: die Welt urtheilt oft freilich hart und nach dem Scheine, weil sie die Veranlassungen, die Macht der Umstände nicht kennt; doch das muß einen, des Guten sich bewußten Mann nicht mißstimmen. Ich habe vielleicht öfters in meinen Ansichten geirrt, aber ich bin Mensch und theile als solcher menschliche Fehler und Schwächen. Wer kann von sich behaupten, daß er in seinen Entschlüssen nie fehlgegriffen habe! — und wen hat Napoleon nicht getäuscht! Mir galt als Fürst stets das Wohl der Völker, und nicht meine eigene Person; das habe ich bei jeder Gelegenheit bewiesen. An der Welt und ihrem vergänglichen Glanze habe ich nie gehangen; ich habe die Bestimmung des Lebens stets in etwas Höherem und Edlerem zu suchen gewußt. Viel Gutes ist durch mich für Deutschland geschehen, was mir nachher mit Undank vergolten wurde. Gottes Wille!" — Und in einem Briefe aus dem Jahr 1810 heißt es: „In einer rasch erzeugenden, vernichtenden, dann anders erzeugenden Zeit strömte mein Leben dahin; doch vielleicht wird mir noch am Abende meiner Tage ruhiges, dauerhaftes Erfüllen so mancher Wünsche gegönnt. Die Vorsehung entscheide!" — Als der Stern Napoleons, den wohl Keiner weniger für sich gemißbraucht als Dalberg, zu erbleichen begann, mochte sich der 69jährige Greis wohl für zu alt halten, um noch einmal das gewechselte Kleid dem flüchtigen Glücke nachzuwerfen. Wir ehren dieß an ihm.

Am schwierigsten jedenfalls war das Verhältniß des edlen Fürsten in und zu Frankfurt. Hatte es ihm schon nur die Ungnade des Kaisers zugeworfen, welcher der Stadt ihre Begünstigung des englischen Handels vorwerfen zu können vermeinte, so hatte es mit ihm seine Selbstständigkeit und eine Jahrhunderte alte Verfassung verloren, unter der man, weniger wohl durch ihr eigenes Verdienst als die Gunst der Zeit und bürgerlichen Regsamkeit, so lange glücklich und in einem seltenen Wohlstande gelebt. Darum mochte ihm hier nicht immer und von Allen mit Liebe entgegengekommen werden. Aber wie der neue Fürst die männliche Sprache geehrt, mit welcher der Senat den Bürgern das Unabwendbare kund gethan, so hat spätere Unbefangenheit auch auf diese kurze Regierung desselben über Frankfurt ein anderes Licht fallen lassen, als der nicht ungerechte Schmerz der Zeitgenossen. Auch hier ließ Dalbergs schöpferischer Geist aus so manchen veralteten Trümmern Neues und Besseres entstehen, und selbst das Aeußere Frankfurts gewann erst durch ihn das heitre freie Aussehen, das es heute dem Besucher entgegenträgt. Es war nicht das geringste Verdienst des Fürsten, daß er durch Niederreißung der alten Festungswerke der Stadt spätere nutzlose Verheerungen ersparte. Durch ihn fielen aber auch die gehässigen Schranken zwischen den Bekennern der verschiedenen Confessionen; unter ihm verschwand der Schlüssel des Ghetto, ein trauriges Ueberbleibsel finsterer Zeit; auch hier, wie in Aschaffenburg, Hanau und Fulda richtete sich seine Thätigkeit auf die Jugendbildung, die Verbesserung der Schulanstalten, auf die Stätten für die geistliche Ausbildung, auf die Unterstützung armer Seelsorger, Gründung neuer Pfarreien nach dem Bedürfniß des Landes, auf das vielfach im Argen liegende Armenwesen, Gewerbswesen, auf die Sorge für Wittwen und Waisen. Ja in Wetzlar trat er für eine versäumte Verpflichtung des deutschen Reiches ein, indem er durch seine Unterstützung die Beamten und Diener des ehemaligen Reichskammergerichts vor Mangel schützte. Gegen so manche Vorwürfe, welche damalige Maßregeln hervorriefen, brauchen wir ihn heute gar nicht mehr in Schutz zu nehmen. Die eiserne Zeit forderte ungeheure Opfer; auch an dem gierig sammelnden Heere von Dienern, an dem Mißbrauche eines unermüdlichen Wohlwollens durch Unwürdige fehlte es nicht; aber — der Fürst blieb arm und theilte noch im Alter mit der Armuth und den Musen.

Staunen müssen wir eher, sehen wir auf alles Das, was Dalberg geleistet, und nur die Annahme der sorgfältigsten Zeitbenützung und die uns bekannte äußerste Streng des Fürsten gegen sich selbst, die buchstäblich eigenes Darben nicht verschmähte, um Andern helfen zu können, erklärt uns die Möglichkeit so zahlreicher und umfassendster Schöpfungen und die reiche Fülle eines nie ermüdenden Wohlthuns.

Daß Dalberg übrigens auch ein vortrefflicher Finanzmann gewesen, beweisen uns eine Menge Maßregeln, welche er sofort bei dem Antritte der Regierung seiner verschiedener Länder in diesem Zweige des Staatshaushaltes ins Werk zu setzen wußte. So war er als Regent von Regensburg sogleich mit einem vortrefflichen Plane bei der Hand, daß eine drückende Schuldenlast von mehr als anderthalb Millionen ohne anderweitige Belästigung allmälig abgezahlt werde; eine strenge und weise Sparsamkeit hatte es nach sechs Jahren dahin gebracht, daß jene Schuldenmasse nicht nur in dem planmäßigen Betrage, sondern weit darüber hinaus abgenommen hatte. Dieß mit anderm Aehnli-

chem, mit seinen Reformen in Gesetzgebung und Rechtspflege ist ein sprechendes Zeugniß für den praktischen Sinn des Fürsten der keinem Zweige der Staatswissenschaften fremd geblieben war und die Hülfe seiner Beamten fast nur für die Ausführung in Anspruch nahm.

Wohin immer wir dem Fürsten in die Länder folgen, die ihm nach der Reihe die wechselnde politische Gestaltung Deutschlands zutheilen sollte, treffen wir auf die Spuren einer Thätigkeit, wie sie aus jenen Jahren unsichern Besitzes und drängender äußerer Ereignisse kaum ein anderes Land aufzuweisen haben möchte. Wir können uns der Anführung wenigstens einiger Einzelnheiten nicht entziehen. Während seines ersten Aufenthaltes zu Regensburg, in dessen Besitz wir ihn 1803 kommen sahen, war es Dalbergs vorzüglichste und unabläßigste Sorge, die Quellen der Armuth versiegen zu machen, das physische und geistige Wohl seines Fürstenthums zu fördern. Rasch, wie es seine Art war, wurde der Plan einer vortrefflichen Anstalt zur Unterstützung der Armen entworfen, geprüft und ausgeführt. Das Armenwesen ward unter eine eigene Verwaltung gestellt, gegen die Schrecken des den Armen so gefährlichen Winters Vorkehrung getroffen, der gang und gäbe Straßenbettel eingestellt. Für die armen Kranken erhielt das domcapitel'sche katholische Krankenhaus eine zweckmäßigere Einrichtung, an dem trefflichen Weihbischof von Wolf und des Fürsten Leibarzte Dr. Ketterling eine väterliche und tüchtige ärztliche Leitung. Ein Anbau an dasselbe bot den armen Kranken der evangelischen Gemeinde Hülfe und Verpflegung. Konnte man hier keine Vereinigung wollen, die vielleicht eher verletzt und nichts genutzt hätte, so wußte man anderwärts Nichtzusammengehöriges zu trennen. Das evangelische Waisenhaus ward aus der unschicklichen Verbindung mit dem Lokale der Züchtlinge gelöst, von einem ungesunden Platze in eine gesunde Gegend versetzt; für die Behandlung und Pflege der Wahnsinnigen und Unheilbaren bessere Einrichtungen getroffen; — alles Dinge, die in vielen Staaten erst spät die öffentliche Fürsorge auf sich gezogen oder noch heute es bedürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Russische Censur geschieht, nach der „Fr. S. Z.", in folgender Weise: Sind es nur einzelne Worte, Zeilen oder kurze Artikel, die der Censor lieber nicht gelesen wünscht, so überzieht er sie sehr sauber mit einem in seiner Art so vortrefflichen und vollständig undurchdringlichen Firniß von Kienruß, daß ich noch kein Schwarz gesehen habe, was solchen viertel oder halben Seiten gleich käme. Ist auf beiden Seiten eines Blattes etwas Verfängliches, so nimmt er die Scheere und schneidet eben so sauber ein Quadrat oder wieviel nöthig ist, heraus. Trifft ganze einander gegenüberstehende Seiten die Verwerfung, so werden sie so trefflich zusammengeklebt, daß sie nicht wieder zu lösen. Diese drei Methoden in der mannichfachen Verbindung, die sie zulassen, reichen aus, um jeden beliebigen Theil einer Nummer verschwinden zu machen, ohne den übrigen Inhalt zu verletzen. Und so werden die Blätter dann ausgegeben.

Der berühmte Novellist Samuel Warren in London hat einen neuen Roman im Manuscript fertig, aber das Honorar von 2500 Guineen, das ihm ein Buchhändler geboten, wurde von ihm abgelehnt. So meldet der „Standard". (Eine Guinee ist 12 fl. 36 kr.)

(Praktische Ueberzeugung.) Bei einem Verfertiger eiserner Geldkisten mit Geheimschloß in Berlin stellte sich kürzlich ein Käufer ein, der den Handel unter der Bedingung einging, daß der Verkäufer für die Sicherheit der Schlösser einstände und diese durch Prüfung von Sachverständigen sich bewährten. Der Fabrikant unterzog sich gern jeder Probe, war aber nicht wenig erstaunt, als der Käufer am Nachmittag mit zwei fremden, ziemlich verdächtig aussehenden Individuen erschien, die sofort alle möglichen Versuche anstellten, die Schlösser zu öffnen und in diesem Verfahren eine große Gewandtheit zeigten. Der Schrank bestand jedoch die Probe, der Käufer zahlte sehr befriedigt den bedungenen Preis, lohnte die „Sachverständigen" ab und erzählte nachher ganz naiv, daß jene zwei berüchtigte ehemalige Strafgefangene gewesen. Das ist in der That praktische Ueberzeugung.

Hebbels „Magellona" soll nun von Laube auf den 12. Jan. zur ersten Darstellung festgesetzt seyn. Es ist dieß seit drei Jahren wieder das erste Stück von Hebbel, das über die Bretter des Hofburgtheaters zu Berlin gehen wird, und die großen Erfolge, welche seine „Judith" und „Maria Magdalena" beim Publikum errangen, lassen ein günstiges Resultat der „Magellona" in Aussicht stellen.

Die englische Regierung hat eine Summe von 3500 Pfund Sterling für die Unternehmung verwilligt, welche der deutsche politische Flüchtling Ernst Haug unter der Ermunterung der Londoner geographischen Gesellschaft im Innern Australiens vorzunehmen beabsichtigt. Seine physische Energie und wissenschaftliche Befähigung haben Hrn. Haug bei den Briten Anerkennung verschafft; sonst sind sie nicht so bereitwillig, einen Fremden bei einer solchen Unternehmung zu unterstützen. Anfangs lag es im Plan, daß die Expedition vom Victoriafluß aus ins Innere ziehe; dieser Fluß, der an der Nordküste Australiens liegt, wurde 135 engl. Meilen weit untersucht; es scheint festzustehen, daß die Expedition von der Moretonbai aus in das Innere ziehen solle. Es ist fraglich, ob Haug im Mai mit seinen Gefährten am Victoriaflusse eingetroffen seyn wird, denn dieser Monat ist der günstigste für den Beginn der Unternehmung. Haug hat den Antrag gestellt, daß Kameele und Maulesel von Aden aus nach der Moretonbai, nämlich nach Timor, gesandt werden sollten, von wo sie nach dem Victoriaflusse leicht hingeschafft werden könnten. Haug hält diese Thiere für unentbehrlich, um das Innere zu durchforschen. Gelänge es Haug, darzuthun, daß von der Mündung des Victoriaflusses aus der australische Continent bis nach der südaustralischen Küste hin zu Lande durchwandert werden könne, so würde dieß für die Zukunft für die Verbindung mit Australien von großem Vortheil werden. Von Java aus kann man mit Dampfschiffen in acht Tagen nach der Victoriamündung gelangen.

Am 27. Dec. wurde im Stadttheater zu Hamburg ein neues dreiaktiges Drama: „Paula" von Rod. Benedix zum ersten Male „mit gutem Erfolge" gegeben. „Das Stück beruht auf dem Motive der Blutrache, also auf einer unserer Gedankenwelt ziemlich entfernt liegenden Idee, deren rücksichtslose Anwendung unser sittliches Gefühl nicht bloß befremdet, sondern sogar beängstigt und beleidigt." So urtheilen die „Hamb. Nachr."; wenn aber dennoch das Stück einen „lebendigen Beifall zu erwecken und bis zum Schlusse wach zu halten" vermochte, so muß sonst doch wohl ein tüchtiger dramatischer Gehalt darin seyn.

Die **Goethe-Statue von Steinhäuser**, welche nunmehr im Tempelherrenhause im großh. Parke zu **Weimar** steht, ist aus Marmor, kolossal, in sitzender Stellung, entblößten Körpers, um welchen sich ein faltenreicher Mantel legt, so daß nur Kopf, Brust, Arme und Füße unbedeckt sind. Der Blick Goethes ist nach oben gerichtet; mit der linken Hand hält er eine Lyra, welche auf das linke Knie gestützt ist. Vor Goethe steht Psyche, eine nackte Mädchen-Statue, welche die Lyra stimmt und das Ohr aufmerksam an die Leier legt. — Nicht der Großherzog, sondern die Großherzogin, seine Gemahlin, hat dieses bedeutende Kunstwerk in Rom angekauft. Dasselbe wird nur so lange im Tempelherrenhause bleiben, bis in Weimar ein Museum errichtet ist.

Die englische Regierung hat beschlossen, keine neue Expedition zur Aufsuchung Franklins und seiner Schiffe Erebus und Terror mehr auszusenden; die auf die Entdeckung derselben ausgesetzte Prämie von 500,000 Fr. bleibt aber bestehen, wie auch eine zweite von 250,000 Fr. für Denjenigen, welcher so bestimmte Nachrichten über die Equipage bringt, daß man derselben Hülfe senden kann, und eine dritte, von derselben Summe, ist Dem zuerkannt, welcher zuverlässig entdeckt, was aus den Schiffen geworden. Es sind Nachrichten von den Schiffen La Resolue und l'Investigateur eingetroffen. Kapitän Kellett, der bei der Insel Dealy, nahe bei Melville, überwinterte, hatte sein Schiff förmlich in Schnee verpackt gehabt; die Kälte stieg bis zu 57 Grad Fahrenheit.

(**Prag**, im Dec.) Einer unserer edelsten und kunstsinnigsten Heimathgenossen ist nicht mehr. Am 18. starb der Gutsbesitzer **Anton Veith** auf seinem Schloß in Liboch. Allgemein bekannt ist, daß er eine slavische Ruhmeshalle (Slavjn) gründete, wozu mehrere herrliche Statuen von Schwanthaler modellirt und in München in Erz gegossen wurden. Während er so einen Theil seines Vermögens diesem kunstsinnigen Zwecke widmete, vergaß er nicht, für das leibliche und geistige Wohl seiner Gutsinsassen zu sorgen. So errichtete er z. B. eine Volksbibliothek auf seinem Schloß und versorgte die Umgebung mit geistiger Nahrung. Ueberhaupt that er Gutes, wo er konnte.

Der „Nashville Gazette" zufolge ist **Lola Montez** unlängst verhaftet und mit einer schweren Geldbuße belegt worden, weil sie ihren chinesischen Bedienten mit seinem langen Zopfe an die Thürklinke festgebunden und dann unbarmherzig durchgepeitscht hatte. Später setzte die excentrische Gräfin die Bewohner von Californien dadurch in Staunen, daß sie einen ganzen Tag lang im Bloomer-Costüme in den Goldminen arbeitete.

Frankfurter Theater.

Der in diesen Tagen erschienene „Frankfurter Theater-Almanach für 1854", herausgegeben von C. Geißler, Mitglied des Orchesters, gibt uns einen Ueberblick des Personalbestandes und der stattgehabten Vorstellungen auf der hiesigen Bühne im vergangenen Jahre. Wir ersehen aus demselben, daß das Personal in Oper und Schauspiel vollzählig und das von ihm Geleistete sehr reichhaltig ist. Unser Repertoire bietet eine große Auswahl des Alten und Neuen, des Klassischen und Modernen, des Ernsten und Heiteren, und ist so mannichfaltig, daß es den verschiedenen Anforderungen eines gemischten Theaterpublikums entspricht. Im vergangenen Jahre wurden 5 neue Opern (Tannhäuser, Indra, die Franzosen vor Nizza, Linda von Chamounix und Rübezahl) gegeben und 9 neu einstudirt. Neue Schau- und Trauerspiele hatten wir 6, Lustspiele, Possen und Vaudevilles 28 und neu einstudirte Schau- und Lustspiele 19. Außerdem wurden viele Konzerte im Schauspielhause gehalten. Von renommirten Gästen traten auf Pepita de Olive, Aloys Ander, Johanna Wagner, Hermann Hendrichs, Grobecker, und erschienen Hector Berlioz, M. G. Saphir, Th. Milanollo u. A. Mit wenigen Ausnahmen wurden fast täglich Theatervorstellungen gegeben. Eine Bühne, die auf ihre eigenen Mittel und den Kassenertrag angewiesen ist und ohne einen Geldzuschuß ihre materielle Existenz allein zu bestreiten hat, darf einer einseitigen Geschmacksrichtung nicht huldigen und muß eine angestrengte und das ganze Jahr hindurch möglichst gleichmäßige Thätigkeit entfalten, um nur einigermaßen bestehen zu können. Obgleich nun von der Direktion, der Regie und den Mitgliedern nichts verabsäumt und, man darf wohl sagen, fast zu viel gearbeitet worden ist, was den höhern Interessen der Kunst nicht immer förderlich seyn konnte, so hat sich doch ein Defizit von 15,000 fl. herausgestellt, an welches sich Besorgnisse für die Zukunft knüpfen, wofern der Anstalt nicht eine ausreichende Subvention zugewendet werden sollte. Die gebieterische Nothwendigkeit einer solchen haben wir unlängst in diesen Blättern nachzuweisen versucht und sind überzeugt, daß Jeder, der die Sachlage geprüft und erkannt hat, jene Andeutungen, weil auf Wahrheit und Erfahrung begründet, billigen und die Realisirung derselben für durchaus nothwendig halten wird. Die gesteigerten Anforderungen des Publikums, der vermehrte Etat für Gagen und scenische Ausstattung, der Mangel an productiven Talenten und durchgreifenden Novitäten und anderseits die mannichfachen und genugsam bekannten äußern und innern Ursachen, welche den Theaterbesuch vermindern und somit die Einnahme verkürzen, sie können nicht in Abrede gestellt werden und haben überall, wo noch gute Bühnen bestehen, städtische oder fürstliche Subventionen als durchaus erforderlich sich herausgestellt. Wir hoffen demnach, daß von Seiten unserer städtischen Behörden den obwaltenden Verhältnissen Rechnung getragen und dem Theater eine solide Basis und Garantie für ein gesichertes Bestehen gegeben werde. Geschieht dieß, so wird die Anstalt nicht nur für die Zukunft sicher gestellt, sondern auch ihrer Aufgabe, eine Kunstanstalt, eine Pflegerin des Schönen und Guten, eine Bildnerin des Geschmackes zu seyn, näher gerückt; so wird man Manches, was sie jetzt selbst beim besten Willen zu leisten nicht im Stande ist, von ihr fordern und sie auch nach dieser Seite hin überwachen können; — geschieht es nicht, so wird sie einen immer bedenklicheren Rückschritt nehmen und unter den stets wiederkehrenden Sorgen und Abmühungen um ihren materiellen Fortbestand in Verfall gerathen. Unsere Stadt bedarf aber einer guten Bühne, welche sowohl den Bildungsgrad ihrer Bewohner, als den Anforderungen der gerade hier so zahlreichen Fremden entspricht, einer Bühne, die hinter denen anderer Städte nicht zurückbleibt und die Aufgabe, welche ihr gestellt ist, erkannt hat, aber auch die Mittel besitzt, dem Geist und dem Bedürfniß der Zeit in genügender Weise nachzukommen. Nicht im Interesse eines Theaterdirektors, sondern einzig und allein in dem der guten Sache wünschen wir, daß die abschwebende Subventionsfrage einer sorgfältigen Prüfung und in Folge derselben der gewünschten Erledigung unterzogen werde.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Darmstadt, 4. Januar.

Unser Hoftheater-Orchester war von jeher eine gute Musikschule, in welcher schon manches aufstrebende junge Talent eine glückliche Ausbildung erhalten hat. So auch unter Anderen Hr. **Thomas**, der im vorjährigen Herbste aus dem Orchester schied und einem Ruf nach England als Musikdirektor des in Glasgow garnisonirenden 77. Regiments folgte. Derselbe hat dort eine ehrenvolle Aufnahme gefunden, und, wie wir aus dem „Glasgow-Herald" vom 12. Dec. ersehen, so sind seiner und seines Musikcorps Mitwirkung bei einem großen Konzert in Glasgow von der Kritik die größten Lobsprüche ertheilt worden.

Theater-Anzeige.

Freitag, 6. Jan. bleibt das Theater geschlossen.

Samstag, 7. Jan. **Martha**, oder: Der Markt zu Richmond. Oper in 4 Akten, Musik von Flotow.

Druck und Verlag von **Heller und Rohm**. — Verantwortlicher Redakteur: **J. K. Hammeran**.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 7. Samstag, den 7. Januar 1854.

Der geheimnißvolle Jäger.

Novelle von A. Heinze.

(Fortsetzung.)

Robertson blickte eine Weile sinnend vor sich nieder und begann darauf folgendermaßen:

„Als ich vor dreißig Jahren auf dem Landgute meines Vaters bei Boston lebte und diesen in seinen vielen mühseligen Geschäften unterstützte, lernte ich die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns kennen, welcher mit meinem Vater in einer genauen Handelsverbindung stand. Da ich in Folge derselben fast täglich im Hause Bowers — dieß war der Name des Kaufmanns — aus- und einging, so fand ich Gelegenheit, seine einzige Tochter Elisabeth häufig zu sehen und zu sprechen. Als der Erbe eines allgemein geachteten Namens und einer ansehnlichen Besitzung glaubte ich mit Sicherheit darauf rechnen zu dürfen, daß der reiche Handelsherr meine Bewerbung um seine Tochter günstig aufnehmen werde, im Fall diese Herz und Hand noch keinem Andern versprochen habe. So war es denn mein einziges Streben, Elisabeths Gesinnungen gegen mich zu erforschen und ihr zu beweisen, wie glücklich mich ihre Liebe machen werde.

„Mein sehnlichster Wunsch ging in Erfüllung. Elisabeth nahm meine Huldigungen mit der größten Holdseligkeit auf, und als wir eines Abends eine kleine Wasserfahrt auf dem Merrimac machten, fragte ich sie, ob sie des Lebens Freuden und Leiden mit mir theilen wolle. Sie gestand mir, daß sie mich von dem ersten Tage an, wo sie mich gesehen, geliebt habe, und gab mir die Versicherung, daß ihre Eltern mit Freuden ihre Zustimmung zu unserer Verbindung ertheilen würden. Dieß war auch der Fall. Der reiche Bower veranstaltete ein glänzendes Fest und stellte mich allen seinen Freunden und Bekannten als den Verlobten seiner Tochter vor.

„Elisabeth und ich verlebten eine Reihe seliger Tage mit einander. Es war mir, als könne mich nun kein Erdenleid mehr treffen, als sey ich einer von den wenigen Sterblichen, denen der Himmel nur Glück und Freude verleiht.

„Einige Wochen vor dem zu unserer Vermählung anberaumten Zeitpunkt empfing mein Vater einen Brief von einem seiner Geschäftsfreunde in Philadelphia, welcher ihn auf das dringendste ersuchte, so bald als möglich einen mit unbeschränkter Vollmacht versehenen Agenten zu ihm zu senden, da sich eine unerwartete Gelegenheit dargeboten habe, ein äußerst vortheilhaftes Geschäft abzuschließen, zu welchem es ihm allein an Mitteln fehle. In der Hoffnung, daß diese Sache in zwei bis drei Wochen abgemacht seyn werde, reiste ich mit den nöthigen Papieren versehen nach Philadelphia und erkannte sehr bald, daß meinem Vater ein unberechenbarer Gewinn erwachsen müsse, wofern die ganze Angelegenheit mit Umsicht und Klugheit geleitet werde. Ich ging frisch an's Werk, fand aber mehr Schwierigkeiten, als ich geglaubt hatte. Ich sah mich nicht allein genöthigt, mehrere Reisen nach New-York und Baltimore zu unternehmen, sondern mußte auch meinen Plan, noch vor Beginn des Winters nach Boston zurückzukehren, aufgeben, so schwer es mir auch wurde — denn damit war auch meine Verbindung mit Elisabeth um einige Monate aufgeschoben.

„Ein Vierteljahr mochte ich etwa in Philadelphia verweilt haben, als ich einen Brief von einem meiner vertrauten Freunde aus Boston erhielt, worin dieser mir unter andern Dingen auch Folgendes mit scherzhaftem Ton schrieb:

„Absolvire Deine Geschäfte so bald als möglich, sonst wird Dir Deine Braut gekapert. Ein hübscher junger Mann Namens George Gordon, der Sohn eines reichen Pflanzers aus dem fernen Westen, wie man sagt, kommt fast täglich zu Elisabeths Eltern, und ich glaube bemerkt zu haben, daß Deine Braut ihm gefällt und daß sie nicht unempfindlich gegen seine Schmeicheleien ist."

„Anfangs lachte ich über den scherzhaften Argwohn meines Freundes, späterhin aber wurmte mich die Sache doch, und ich ersuchte den Letztern, einen aufmerksamen Beobachter abzugeben und mir Das, was er gehört oder gesehen, offenherzig mitzutheilen.

„Mehr als zwei Monate vergingen, ohne daß mein Freund mir antwortete. Dagegen empfing ich mehrere Briefe von Elisabeth, in denen ich keine Spur von Kälte oder Gleichgültigkeit entdecken konnte. Ich hielt die Aeußerung Jenes für einen bloßen Scherz oder für ein unbegründetes Gerücht und dachte im Strudel der Geschäfte nicht weiter daran.

„Mein Glück ward nur zu schnell getrübt. Ich erhielt kurz hintereinander zwei Schreiben von meinem Vertrauten, worin er mir auf das dringendste anempfahl, so bald als thunlich nach Boston zurückzukehren, wenn mir an Elisabeths Besitz gelegen sey; George Gordon scheine sich täglich mehr in deren Gunst zu befestigen.

„Auf diese Nachricht hin übertrug ich dem Geschäftsfreunde meines Vaters die Leitung der Angelegenheit, welche mich bis dahin in Philadelphia zurückgehalten hatte, und reiste sogleich nach Boston zurück.

„Als ich daselbst anlangte, fand ich Elisabeths Eltern in großem Jammer — meine Braut war mit dem bildschönen George Gordon heimlich entflohen! Ich war vor Schmerz und Wuth kaum meiner Sinne mächtig und gelobte mit einem schrecklichen Schwur, nicht eher zu ruhen, als bis ich den Nichtswürdigen gefunden und blutige Rache an ihm genommen habe. Mit der Hast der Verzweiflung forschte ich überall nach der Spur der Ent-

flohenen, aber Niemand vermochte mir genügende Auskunft zu geben. Selbst in Betreff Gordons erhielt ich nur einige höchst unbestimmte Nachrichten. Er war kurz nach meiner Abreise in Boston erschienen, hatte auf einem großen Fuß gelebt und sich Zutritt zu den angesehensten Familien der Stadt verschafft. Ein reicher Handelsherr in New-York hatte ihm einen Empfehlungsbrief an Elisabeths Vater gegeben und in Folge dessen war er von dem Letztern mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen worden. Ueber seine Verhältnisse, seine Herkunft und seine Heimath wußte keiner von Denen, mit welchen er in Berührung gekommen war, nur irgend etwas Zuverlässiges mitzutheilen: dem wohlgebildeten, reichen und gewandten jungen Manne hatten alle Thüren und Herzen offen gestanden. Elisabeths Eltern klagten sich eines unverzeihlichen Leichtsinns an, daß sie ihre einzige Tochter nicht treuer behütet, und versicherten mir und meinem Vater mit heißen Thränen, daß sie nicht die entfernteste Ahnung von einem Verhältnisse zwischen Gordon und Elisabeth gehabt, sonst würden sie dem fremden Abenteurer augenblicklich die Thüre gewiesen haben — aber was konnten mir diese Klagen und Versicherungen helfen? Mein Lebensglück war für immer zerstört.

„Nur ein Trost blieb mir in meiner Verzweiflung: Elisabeth konnte nur durch die raffinirtesten Künste und durch die frevelhaftesten Ränke dahin gebracht worden seyn, mir die Treue zu brechen und ihren Eltern solch einen namenlosen Jammer zu bereiten. Derselben Ansicht war auch mein Freund, welcher mich frühzeitig vor dem gefährlichen Nebenbuhler gewarnt hatte. So fiel denn mein ganzer Haß auf den Nichtswürdigen, der so viele Herzen mit tiefem Weh erfüllt und mein schönstes Glück mit Füßen getreten hatte.

„Jahrelang forschte ich vergebens nach der Spur meines Todfeindes — ich konnte mir nicht anders denken, als daß er mit Elisabeth über's Meer nach Europa geflohen sey und dort in irgend einer großen Stadt, von Niemanden gekannt und beachtet, lebe.

„Da langte eines Tages ein anonymer Brief ohne Datum und Absendungsort an, in welchem „ein Unbekannter" dem Vater Elisabeths deren Tod meldete; sie sey, ihren Treubruch bitter bereuend, mit einem Segenswunsch für ihre Eltern und mich gestorben.

„Daß dieser „Unbekannte" kein Anderer als George Gordon seyn könne, erschien mir als gewiß und ich beklagte tief, daß mir der Brief auch nicht den geringsten Anhaltspunkt bot, um den Absender aufzufinden.

„So schmerzlich mich die Kunde von Elisabeths Tode auch traf, so empfand ich doch ein gewisses freudiges Gefühl darüber, daß sie meiner in ihren letzten Augenblicken mit Reue und Liebe gedacht, und meine Vermuthung, daß Gordon alle Schuld trage, ward dadurch zur Gewißheit. Welche Qualen mochte sie vielleicht kurz nach ihrem unüberlegten Schritt bei dem Gedanken an ihre Eltern und an mich, der ich sie so innig geliebt, ausgestanden haben! Mit welcher Sehnsucht hatte sie vielleicht von irgend einem fremden Strande über das weite Meer geschaut, hinter dessen Wogen ihre Jugendheimath lag! Es war mir, als riefe mir eine Stimme zu: „Gram und Reue, Deiner in einer unheilvollen Stunde vergessen zu haben, haben ihr das Herz gebrochen!" Mir fielen all' die freudenreichen, seligen Tage wieder ein, die ich an Elisabeths Seite verlebt, und die längst begrabene Liebe zu ihr erwachte auf's Neue in meiner Brust. In der ersten Erbitterung und Wuth hatte ich den Ring, den Elisabeth mir als ein Unterpfand der Treue gegeben, hohnlachend vom Finger gerissen und in einen Winkel meines Schreibpultes geworfen: — jetzt zog ich ihn hervor und steckte ihn wieder an, damit ich täglich und stündlich daran gemahnt werde, den Mörder Elisabeths aufzusuchen und blutige Rache an ihm zu nehmen.

„Den flehentlichen Bitten meiner Eltern nachgebend, verheirathete ich mich einige Jahre später mit Arthurs Mutter, der Tochter eines benachbarten Grundbesitzers, und lebte so glücklich mit ihr, als es nach dem schweren Mißgeschick, das mich betroffen, möglich war — — der Ring Elisabeths aber kam mir nicht vom Finger — es schmerzt mich tief, daß ich dieß letzte Erinnerungszeichen an eine geliebte Todte und den Mahner zur Rache heute verloren habe. Aber ist er auch verloren," schloß Robertson seine Erzählung, „der Durst nach Rache wird nimmer aus meiner Brust verschwinden. Wenn ich den schändlichen Gordon heute fände, ich würde ihn mit Wollust morden können!"

Als Robertson schwieg, herrschte eine Weile tiefe Stille in dem kleinen Kreise; Jeder schien über das soeben Gehörte nachzudenken und Jenen wegen seines abstoßenden, finstern Wesens bei sich zu entschuldigen. Der Jäger Roland aber, welcher während der ganzen Erzählung regungslos dagesessen und, das graue Haupt auf die Hand gestützt, starr gen Osten geschaut hatte, stand schweigend auf und schritt langsam in den leise rauschenden Hochwald hinein; er kam erst wieder zum Vorschein, als die Jagdgesellschaft aufbrach und den Höhen des Connecticut zuwanderte.

(Fortsetzung folgt.)

Carl Theodor von Dalberg.

Biographische Skizze von Dr. L—n.

(Fortsetzung.)

Gleich sehr lag dem Fürsten die Verbesserung der Schulanstalten am Herzen, namentlich für die kleinen Kinder und die Armen. Letztere wurden dadurch des verderblichen Müßiggangs entwöhnt, auch durch Erlernung nützlicher Handarbeiten zum eigenen Erwerbe tüchtig gemacht. Der gering besoldeten evangel. Geistlichkeit und den Lehrern beider Confessionen mittelte der Fürst bessere Gehalte aus; den katholischen Schulen und dem erzbischöflichen Seminar wieß er aus seinem eigenen Capitelsantheil eine beträchtliche Summe zu. Die Anstellung eines Lehrers der französischen Sprache, die Errichtung einer Zeichnungsschule waren ihm zu danken. Dem Studium der Botanik sollte die Gründung eines botanischen Gartens unter trefflicher Leitung Vorschub leisten; Großartigeres unterbrach der Tod. Jenner's Entdeckung der Kuhpockenimpfung fand an Dalberg einen Förderer, und rasch hatte er auch die wohlwollende Fürstin von Thurn und Taxis gewonnen, um auch der ärmeren Klasse eine unentgeldliche Krankenverpflegung zu sichern.

Als der Fürst im Jahr 1810 Regensburg an Bayern abtrat, hinterließ er den Stiftungen, Wohlthätigkeits- und Armenanstalten eine Schenkung aller Ausstände, welche eigentlich noch in seine Kasse hätte fließen sollen, in einem Betrage von 144,000 Gulden. Und alles dieß geschah in einer Zeit, welche dem Fürsten wegen vielfach gehemmter Zuflüsse seiner Einkünfte nicht selten Beschränkungen für seine eigene Person auferlegte.

Der besondern Veranlassung, welche die überrheinische Geistlichkeit zum Danke gegen die allenthalben vermittelnde, ausgleichende und möglichst helfende Fürsorge Dalbergs hatte, sey hier nachträglich erwähnt. Der Lüneviller Friedensschluß hatte alle säkularisirten geistlichen Stifter auf dem linken Rheinufer an Frankreich abgetreten, dieses die Pensionen der betroffenen Fürstbischöfe, des Clerus und der weltlichen Beamten und Diener an die deutschen Fürsten, welche von diesen geistlichen Besitzungen etwas auf dem rechten Ufer erhalten hatten, angewiesen. Reclamationen des Reichstages fruchteten nichts gegen die bestimmtesten Weigerungen des ersten Consuls Bonaparte. Hunderte von hohen und niedern Geistlichen schmachteten hülflos in un-

verschuldetem Elende — und doch waren sie der vaterländischen Sache und dem Reichsoberhaupte mit am getreuesten gewesen! So wurde denn bestimmt, daß der Kurfürst von Trier und einige andere geistliche Fürsten den Fürstbischöfen von Lüttich und Basel bestimmte jährliche Revenüen anweisen und zugleich für die transrhenanische Geistlichkeit und ihre Diener eine Sustentationskasse gegründet werden sollte durch Abgabe aus den Einkünften solcher Domherren, welche mehr als eine Pfründe besaßen. Aber die schwierige und langwierige Angelegenheit gewann erst eine günstigere Wendung, als der Reichstag dieses Geschäft dem Kurerzkanzler, unserm Dalberg übertrug. Er bildete eine Commission, war selbst rastlos thätig für die Ansprüche der Hülflosen bei den Höfen und den zur Unterhaltung Verpflichteten; und als es nicht fehlen konnte, daß neue Kriege Alles wieder in Frage stellten und die Quellen verstopften, so suchte er noch einige Fonds der Kasse zu retten und nebst seinen eigenen Beiträgen für die Unterstützung dieser Geistlichen und ihrer ehemaligen Diener zu verwenden, von denen Manche schon seit dem Jahr 1794 aus ihren früheren Stellen verdrängt und in Dürftigkeit lebend, nun wenigstens von der äußersten Noth sich gerettet sehen sollten. Hatte so Dalberg das hereingebrochene Unglück nach Möglichkeit zu mildern gesucht, so war schon vorher seinem scharfen Auge die Gefahr nicht entgangen, welche über dem katholischen Clerus überhaupt schwebte. Ohne eben für das alternde Gebäude des deutschen Reiches zu schwärmen, mochte er doch in dem Zerreißen des ehrwürdigen Baues die Anfänge einer endlosen, unabsehbaren Auflösung fürchten, die an dem ersten ausgerissenen Steine anknüpfen konnte und mußte; und so ließ er sich zu einer persönlichen Sendung bereit finden, die nach vorhergegangener Verwendung bei dem Reichsoberhaupte und dem Reichserzkanzler auch bei dem russischen Cabinette zu einer Abwendung des den katholischen Ständen drohenden Schicksals dienen sollte. Die Zeitereignisse vereitelten diesen Plan, sowie sie wenige Jahre später den bereits erwähnten Aufruf Dalbergs an die deutschen Fürsten in dem Strome überwältigender Vorgänge fruchtlos untergehen ließen. Aber die rettende G e s i n n u n g des Einzelnen darf wenigstens nicht verschwiegen werden, konnte sie auch nicht mehr erhalten, was die Gesammtkraft der Nation schon im Stiche gelassen hatte.

Ein ungemein reiches Capitel in Dalberg's Leben bildet die W o h l t h ä t i g k e i t. Aber nicht jene wohlfeile, selbstgenügsame, die gibt, was sie selbst nicht bedarf, und dieß nur, weil es behaglicher ist, aus voller Tasche zu geben, als sich von einem unzufriedenen Gesichte verfolgt zu wissen. Auch auf die Gefahr von Wiederholungen hin müssen wir bei diesem Charakterzuge Dalbergs etwas verweilen. Der Trieb, Andern stets in hülfreicher Gestalt zu erscheinen, beruhte bei ihm auf einem reichen Fonds von Herzensgüte, hing mit seinem ganzen Wesen zusammen und erhielt sich unverkümmert bis ans Ende, freilich nicht ohne daß so manche bittere Erfahrung dem wohlwollenden Blicke eine kleine Spur Mißtrauen beigemischt hätte. Und doch erschiene Wohlthätigkeit an dem geistlichen Fürsten noch nicht als etwas so Besonderes, wüßten wir nicht, daß der Fürst dem Drange zum Wohlthun in einer Weise gefolgt, die über das Gewöhnliche eines selbstverständlichen Almosengebens weit hinausging. Die Beschränkung eigener Bedürfnisse oder was Geburt und Stellung als solche erscheinen lassen mußten, Opfer noch bei der höchsten Genügsamkeit waren es, die dem wohlthätigen Zuge das eigenthümliche Gepräge verleihen. Seine Befriedigung ward mit der eigenen Entsagung erkauft. Als Dalberg, damals in Frankfurt, von dem Kriegsunglücke erfuhr, das Regensburg (1809) betroffen, war sein erster Gedanke, seine kleine, einfache Hofhaltung noch mehr einzuschränken, um für die verunglückten Bewohner jener Stadt nach Kräften sorgen zu können. Regensburg sollte an der verzögerten Ausführung eines von ihm für den Wiederaufbau des abgebrannten Theiles der Stadt entworfenen Planes nur zu bald fühlen, daß es auch hierin seinen Dalberg verloren.

(Fortsetzung folgt.)

M a n n i c h f a l t i g k e i t e n.

Alexander Dumas soll Frau Birch-Pfeiffer übersetzt haben, und zwar ohne Angabe des Originals. Ein Hr. Millenet in Gotha hat nach Paris geschrieben, daß er vor ungefähr vier Monaten „Einen Ring" von Frau Birch-Pfeiffer ins Französische übersetzt und dem Vaudeville-Theater in Brüssel zur Aufführung überreicht habe. Seine Uebersetzung wurde wegen der Aehnlichkeit mit dem Schauspiele: „Die Jugend Ludwigs XV." von A. Dumas zurückgewiesen. Dieses Schauspiel sollte in Brüssel am selben Abend wie in Paris aufgeführt werden. Die Aehnlichkeit soll sich jedoch nur auf die drei ersten Akte erstrecken. Der französische Uebersetzer in Gotha macht für sich und die Frau Birch-Pfeiffer Prioritätsrechte gegen A. Dumas geltend. Da das Dumas'sche Schauspiel wahrscheinlich in Brüssel aufgeführt werden, jedenfalls aber gedruckt werden wird, so wird es sich später zeigen, ob A. Dumas bei der Birch-Pfeiffer ein Zwangsanlehen gemacht hat, oder ob Hr. Millenet in Gotha sich gewaltig irrte.

D e r i r i s c h e E x o d u s, nach O'Connels Tode allgemein und unwiderstehlich geworden, ist eines der gewaltigsten Ereignisse des neunzehnten Jahrhunderts. Ein Seitenstück zu diesem Phänomen gibt es nicht. Je mehr hinübergehen, desto mehr werden nachgezogen. In der nächsten Zukunft wird Amerika die ganze katholische Menschheit Irlands, die ganze ächt irische Welt in sich aufgenommen haben. Bei Betrachtung dieses Exodus können wir uns [illegible] Bild von der germanischen Völkerwanderung, vorzugsweise von derjenigen, welche nach Westen ging, vergegenwärtigen, wie der Eine dem Andern nachgezogen worden ist. Aber noch nie hat die Geschichte ein Beispiel rührenderer Pietät aufgestellt, mit welcher alle Glieder eines Volkes an einander hangen, wie es in Irland bisher der Fall gewesen ist. — Dessen kann sich die germanische Nation nicht rühmen. In diesem Punkte der Menschenliebe und des edelsten Mitgefühls habe ich selbst auf meinen Reisen durch ganz Irland die Bewohner hochzuachten und zu bewundern Gelegenheit gehabt. Ein solcher Edelmuth eines Volkes bleibt nicht unbelohnt. — O welch ein Schmerz und welche Noth muß die Menschen treiben, das schöne grüne Erin auf ewig zu verlassen! — Aber der große Auszug der Kinder Erins ist im Ganzen von Glück und Segen begleitet gewesen!

(W i e n.) Dem Hrn. M. G. Saphir wurde von dem Verleger seines humoristischen Volkskalenders, Hrn. Eduard Hügel, Chef der Buchhandlung Jaspers Wittwe und Hügel, ein eben so sinniges als werthvolles Festgeschenk gespendet; es ist dieß eine Schreibfeder aus gediegenem Golde mit der Inschrift: „Deine Feder ist Gold!"

Das „L. Anzbl." schreibt aus L e e r: Ein trauriger Vorfall wird uns erzählt. Vor einigen Tagen (Abends) kam der bei der Eisengießerei wohnende Arbeiter H. M. in Begleitung einer

Frau zu einem hiesigen Prediger, um sein sechs Wochen altes Kind taufen zu lassen, welches die Frau auf den Armen trug und mit einem Tuche dicht verhüllt hatte. Als die Umhüllung weggenommen wurde, entdeckte man mit Schrecken, daß das Kind ohne Leben sey, was von einem schnell herbeigerufenen Arzte leider nur bestätigt werden konnte. Auf dem weiten Wege zum Pfarrhause hatte das zarte Wesen, wahrscheinlich in Folge der Kälte, sein Leben ausgehaucht! — Ferner berichtet aus Northeim die „G. Z.“: Der Postillon Jahns aus Northeim, der am 30. v. M. die Post von Northeim nach Hardegsen fahren sollte, fiel unterwegs vom Bocke und erfror.

Morgengang.

Herzerfreuend ist's, zu wallen
Auf den Bergen früh am Tag,
Wenn die ersten Lieder schallen
Wonniglich aus Busch und Hag:

Hinzuschauen in die Weite,
Wo der Nebel nichts gewinnt,
Und in seinem matten Streite
Vor der Sonne Kraft zerrinnt.

Herzerfreuend ist's, zu schauen
Dieses liebe Heimathland,
Seine reich geschmückten Gauen
Durch des guten Gottes Hand;

An das Volk des Herrn zu denken,
Wie es ruht in seiner Hut,
Und in ihn sich zu versenken
Mit des Dankes Opfer Gluth!

Friedrich Stromberg.

Frankfurter Theater.

(Schluß.)

Die „Waise von Lowood“ hat bereits mehre zahlreich besuchte und sehr beifällig aufgenommene Wiederholungen gehabt. Ueber die literarische Bedeutung der von Charl. Birch-Pfeiffer aus drei- und vierbändigen Romanen herausgeschnittenen und mit bühnenkundiger Hand zusammengefügten Dramen sind die Akten längst geschlossen. Wie wäre es auch möglich, in die beengten Dimensionen eines Theaterabends zusammenzudrängen, was im Roman in weiter Ausführung vor uns liegt, — wie wäre es möglich, Charaktere und Situationen, dort allseitig motivirt, in ein paar kurzen Scenen gleichmäßig und gehörig begründet wiederzugeben? Solche Stücke können nur auf den äußerlichen Effekt und auf die Wirkung einer guten Darstellung berechnet seyn. Auf den inneren Zusammenhang, auf das geistige Lebenselement muß dabei verzichtet werden. Das Beste bleibt hier den Darstellern überlassen und ein freier Spielraum ist ihnen verstattet. — Fräul. Genelli gibt die Titelrolle und hat in derselben eine überaus beifällige Aufnahme gefunden. Ihr jugendlich frisches und lebensvolles Spiel wirkt stets anregend und bekundet den innern Beruf zur Kunst; was an gleichmäßiger Ausführung und an feinen Details noch fehlt, das zu ergänzen, wird ihrem schönen Talente bei eifrig fortschreitenden Kunststudien gelingen. Wenn sie die leidenschaftliche Aufregung des fast noch kindlichen Mädchens im ersten Akte vortrefflich wiedergibt, so ist sie gleichfalls ausgezeichnet in den folgenden, wo sie, nach ihrer Rolle um acht Jahre älter geworden, einen entschiedenen und festen Charakter, Selbstbeherrschung und Resignation geltend zu machen und dem Beschauer ein Bild edler, durch die Stürme des Lebens geprüfter Weiblichkeit vorzuführen hat. — Hr. Devrient charakterisirte den Lord Rochester mit ergreifender Wahrheit. Durch die rauhe Hülle ließ er das edle Gemüth des ächten Gentlemens durchblicken und die schönen Züge des biedern Charakters erkennen. Trefflich war seine Darstellung im letzten Akte, wo er dem Hervortreten seiner wahren Empfindung einen tiefergreifenden Ausdruck zu geben wußte. Auch ihm wurde reicher und wohlverdienter Beifall gespendet. — Wenn Fräul. Lindner das Charakterbild der Tante Reed dadurch in ein harmonisches Ebenmaß zu bringen suchte, daß sie in den ersten Akten jeden grellen Effekt zu vermeiden und ein zartes Colorit zu wählen bemüht war, so hat sie darin jedenfalls zu viel gethan und ist dem Bühneneffekt dadurch zu nahe getreten. — Die Rolle der Mistreß Harleigh wäre unseres Bedünkens für Fräulein Lindner geeigneter gewesen und hätte man die der Tante Reed der Frau Giers übertragen dürfen. Die Letztere spielte übrigens mit Wahrheit und Wärme und wußte ihre Aufgabe beifällig zu lösen. — Fräul. Dettmer hatte in der Rolle der Lady Georgine Clarens eine junge Wittwe zu spielen, die mit einiger Koketterie ausgestattet und mit den feinen Tournüren des Salonslebens vertraut seyn muß. Zur Lösung einer solchen Aufgabe ist Fräul. Dettmer noch zu jung und noch zu viel Neuling auf der Bühne. — Die Waise von Lowood wird, wie bereits bemerkt, der Kasse recht nutzbar werden und ähnlichen Stücken der beliebten Verfasserin in dieser Hinsicht nicht nachstehen.

Am 1. Januar wurde zum Erstenmale gegeben „die Komödie der Irrungen“, nach Shakespeare bearbeitet von Holtei. Das Motiv der Handlung dieses Lustspiels beruht darauf, daß zwei Herren mit ihren zwei Dienern einander so vollkommen ähnlich sind, daß sowohl diese wie jene Niemand von einander zu unterscheiden vermag, daß diese wie jene fortwährend mit einander verwechselt werden und daß dadurch eine Reihe von ergötzlichen Quiproquos und von seltsamen Irrungen entsteht. Wenn man dieses Lustspiel mit dem Maßstabe der Wahrscheinlichkeit messen will, so wird man dabei seine Rechnung nicht finden; denn es wird hier der Phantasie und dem guten Glauben des Zuschauers allzu viel zugemuthet. Beim Lesen des Stückes mag es noch angehen, aber bei der Vorstellung auf der Bühne sind die fortwährenden Enttäuschungen, die dem Ohr wenigstens zugemuthet werden, im höchsten Grade störend. Wer sich indessen mit diesem non plus ultra von Unwahrscheinlichkeit aussöhnen und es ohne Mißbehagen hinnehmen kann, dem wird das sehr kunstreiche Gewebe von unterhaltenden Lagen und Verknüpfungen des Zufalls, welches der Dichter entrollt, Vergnügen bereiten. Alles greift so ineinander, daß man nichts hinzufügen und nichts hinweglassen könnte, und man hat es hier, von den Voraussetzungen abgesehen, mit einem, wie gesagt, echt ergötzlichen Situations-Lustspiel zu thun. Auch muß man jede Anforderung an Charakterzeichnung, als in einem solchen Stücke ganz unausführbar, fallen lassen; der nothwendig sehr rasche Fortgang der Intriguen, Verwickelungen und Effekte macht ein Verweilen bei den Charakteren und ein Detailliren derselben ganz unmöglich. Uebrigens ist der Dialog mit Witzen und drolligen Ein- und Ausfällen so reichlich ausgestattet, daß man den genialen Verfasser bewundern muß. Dieß, sowie die kunstreiche Anlage und Durchführung des Stückes sichern ihm bei guter Aufführung einen Erfolg, dessen es sich auch bei uns zu erfreuen hatte. Wiederholte Aufführungen desselben werden uns Gelegenheit geben, auf die Darsteller selbst zurückzukommen.

W.

Aphorisme.

Zur Ueberlegung sollst Dein Kind Du früh bewegen,
Und wenn es nicht gehorcht, sollst Du es überlegen!

Theater-Anzeige.

Samstag, 7. Jan. Martha, oder: Der Markt zu Richmond. Oper in 4 Akten, Musik von Flotow.

Sonntag, 8. Jan. Die Waise aus Lowood, Schauspiel in 2 Abtheilungen und 4 Akten, mit freier Benutzung des Romans von Currer Bell von Ch. Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 8. Montag, den 9. Januar 1854.

Der geheimnißvolle Jäger.

Novelle von A. Heinze.

(Fortsetzung.)

4.

Die Ankunft Ellens und ihres Vaters erregte einen großen Jubel in dem stillen Pflanzerhause. Arthur war außer sich vor Freude und erschöpfte sich in Danksagungen gegen die Geliebte, daß sie seinen sehnlichsten Wunsch erfüllt habe und auf den Gefilden seiner Heimath erschienen sey — er hatte trotz ihres Versprechens im Stillen einige Besorgniß gehegt, daß sie vor den Beschwerden der Reise zurückschrecken werde. Robertson und Harrington hatten sich seit zehn Jahren nicht gesehen; man konnte es auf dem Antlitz Beider lesen, daß ihre Freude, wenngleich nicht so stürmisch als die ihrer Kinder, doch eben so herzlich und innig war. Das blühende Paar glich zwei schlanken jungen Palmen, deren stolze, vom goldnen Frühlingsmorgenschein umspielte Häupter von hohem Bergesgipfel in ein weites, wunderbares Blumenland hineinschauen, während die beiden alten Freunde wie zwei ehrwürdige vom herbstlichen Sonnenstrahl beglänzte Eichen dastanden, welche still und einsam von grüner Bergeshalde in ein halbentlaubtes Thal hinabblicken.

Da die Kriegesgerüchte von Tage zu Tage drohender wurden, so hatte Ellens Vater den Entschluß gefaßt, selbst nach Boston zu reisen, um die wahre Lage der Dinge zu erkunden. Die Gewißheit, ob die nächsten Monate Krieg oder Frieden bringen würden, war ihm bei seinen vielen geschäftlichen Verbindungen mit Bostoner Häusern von unendlichem Werth. So vertraute er denn seine Tochter der Obhut seines alten Freundes und dessen älterer Schwester an, welche sich nach dem Tode von Arthurs Mutter des Hauswesens angenommen hatte, und reiste zwei Tage nach seiner Ankunft mit dem Versprechen ab, Ellen in einigen Wochen abholen zu wollen.

Es kam aber Manches anders, als die beiden Freunde und das glückliche Liebespaar dazumal dachten.

Als Arthur und Ellen an einem der nächsten Abende unter den hohen Kastanienbäumen neben dem Portal saßen und sich einander umschlungen haltend in stillem Entzücken in das sonnenbeglänzte grüne Thal hinabschauten, das sich zu ihren Füßen ausbreitete, kam Bill, den Harrington dort zurückgelassen, mit einer ängstlichen Miene hastig dahergegangen und rief Ellen zu:

„Miß Ellen — der fatale Franzose, der Kapitän Charpentier, welcher im vorigen Winter mehrmals in unserm Hause gewesen ist auch hier!"

„Das ist unmöglich, Bill!" rief das Mädchen, erschrocken aufspringend. „Wie sollte der hierher kommen? Du hast Dich gewiß getäuscht!"

„O, das Gesicht des Kapitäns vergißt man nicht wieder, wenn man's einmal gesehen hat!" entgegnete Jener. „Ich habe den Menschen nie leiden können; seitdem mir Mister Henry aber erzählt hat, was zwischen ihnen vorgefallen ist, hass' ich ihn wie die Pest!"

„Wo hast Du ihn denn gesehen?" forschte Ellen.

„Als ich heute Nachmittag an Mister Johnstons Hause vorüberritt," erwiederte Bill, „sah ich am Ufer des Flusses zwei Männer mit Büchse und Jagdtasche dahinschlendern, von denen der eine mir bekannt vorkam Ich glaubte schon, ich habe mich geirrt, allein als ich vorhin neben der Gartenpforte stand, hört' ich mich auf einmal bei Namen rufen. Ich wandte mich um und erblickte den Kapitän Charpentier vor mir, welcher mich vertraulich begrüßte und mich fragte, ob mein Herr noch lange hier zu bleiben denke; Grobheit ist sonst mein Fehler nicht, aber mit einem Menschen, der meinen jungen Herrn so geflissentlich beleidigt hat, glaubte ich nicht viel Umstände machen zu müssen. Ich wünschte ihm kalt einen guten Abend, drehte ihm den Rücken und ging in's Haus. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn er einer von den Schurken wäre, welche unterwegs auf uns geschossen haben!"

„Wie? Ihr seyd unterweges angefallen worden?!" rief Arthur erschrocken. „Wer ist der Kapitän Charpentier und in welcher Beziehung hat er zu Deinem Vater gestanden, Ellen?"

Die Letztere war Anfangs unschlüssig, ob sie ihrem Verlobten das Geschehene mittheilen oder verschweigen solle, da sie sein leicht erregbares Gemüth kannte; als Arthur aber wiederholt in sie drang, erzählte sie ihm Alles, was zwischen ihrem Vater und Bruder und dem Kapitän vorgefallen war, und berichtete dann kurz das Abenteuer, welches sie unterweges erlebt hatten.

Arthur hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu und versank dann in Nachdenken. Ihm fiel die Geschichte von George Gordon und seinem Vater ein, und in seiner Seele stieg die Besorgniß auf: „Will der Kapitän Charpentier vielleicht in meinem Leben dieselbe Rolle spielen wie George Gordon in dem meines Vaters?" Wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, wandte er sich dann zu Ellen und fragte:

„Bist Du denn oft mit dem Kapitän zusammengekommen?"
Ellen schaute den Geliebten verwundert an und versetzte:

„Wär' es nach meinem Sinn gegangen, so würde ich niemals ein Wort mit ihm gesprochen haben; da meine Mutter mir aber gebot, den Kapitän eben so freundlich zu behandeln als alle Uebrigen, die unser Haus besuchten, so fügte ich mich der Nothwendigkeit. Ich habe ihm gewiß keine Veranlassung gegeben, sich um meine Hand zu bewerben."

Arthur erwiederte nichts, sondern blickte wieder gedankenvoll vor sich hin.

„Ich sollte mich eigentlich nicht um Das kümmern, was hier im Hause vorgeht," hob Bill wieder an, der bis dahin in ehrerbietigem Schweigen dagestanden; „da ich aber einmal Verdacht geschöpft habe, so —."

Hier stockte er und schaute bald seine junge Herrin und bald Arthur halb verlegen und halb ängstlich an.

„Was hast Du, Bill?" fragte Arthur. „Wir sind Dir sehr dankbar dafür, daß Du so für unser Wohl besorgt bist."

„Als ich gestern Abend zwischen eilf und zwölf Uhr noch einmal nach den Pferden sah," begann der Diener, „war es mir, als schliche etwas durch das Gebüsch am Ende des Gartens. In der Meinung, das Wild habe sich aus dem Walde hervorgewagt, begab ich mich wieder in mein Kämmerchen. Droben angelangt, hört' ich abermals ein Geräusch und zwar ganz in der Nähe des Hauses. Ich trat rasch an's Fenster und sah beim schwachen Schein der Sterne, wie eine große Mannesgestalt leise über den Hof schritt und an eins der Fenster des Erdgeschosses klopfte. Das kam mir verdächtig vor und ich beschloß, den nächtlichen Wanderer scharf zu beobachten. So viel ich beim Dämmerlicht der Sterne sehen konnte, trug er eine Büchse und eine Jagdtasche — seine Kleidung vermochte ich nicht zu erkennen. Auf sein Klopfen ward das Fenster behutsam geöffnet, eine Gestalt schaute heraus und fragte mit leiser Stimme, wer draußen sey. Der Unbekannte hob die Hand empor, trat hart an das Fenster hinan und flüsterte eine Weile mit der andern Person; ich konnte indessen keine Sylbe verstehen. Um besser zu hören, beugte ich mich aus dem Fenster, warf aber dabei eine Wasserflasche um. Bei diesem Geräusch fuhren Jene auseinander, und der Unbekannte eilte rasch über den Hof in den Garten, in dessen Gebüschen er verschwand."

„Ach, wenn das der Kapitän Charpentier nur nicht gewesen ist!" rief Ellen ängstlich. „Der lauert gewiß —."

„Nein, Miß Ellen, der Kapitän ist es **nicht** gewesen," fiel ihr Bill in die Rede; „der ist um einen ganzen Kopf kleiner."

„Es wird unser alter James mit seiner Frau gewesen seyn," meinte Arthur.

„James hat das Haus nach zehn Uhr nicht mehr verlassen, wie er sagt," entgegnete Bill; „er meinte aber, es sey ein alter Jäger Namens Roland gewesen —."

„Roland! und immer Roland!" rief Arthur mit Heftigkeit. „Wie ein gespenstischer Schatten schwebt er stets in meiner und meines Vaters Nähe! Er hat mich aus großer Gefahr errettet — ich verdanke ihm vielleicht mein Leben — — aber ein kalter Schauer überläuft mich, wenn ich ihn sehe oder an ihn denke. Was hat er in dunkler Herbstmitternacht neben unserem Hause zu schaffen? Sind seine Absichten gut und edel, warum kommt er nicht am sonnenhellen Mittage hierher? Und wenn er Böses im Schilde führt und uns haßt, weßhalb hat er mir das Leben gerettet?"

Da Ellen schon Manches von dem alten Jäger gehört, ihn aber noch nicht erblickt hatte, so gab sie Arthur den Wunsch zu erkennen, denselben einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

„Du wirst ihn vielleicht eher sehen, als Dir lieb ist!" entgegnete der Letztere mit umwölkter Stirne. „Gebe Gott, daß er uns nie anders als ein Schutzgeist in Menschengestalt erscheint!" Dann wandte er sich zu Bill und sagte: „Da Du einmal ein so vortrefflicher Hüter mit scharfem Aug' und Ohr bist, so magst Du in den nächsten Nächten mit dem alten James drunten im Hofe Wache halten, Bill — ich werde Dir Deine Hüterdienste reichlich lohnen. So lange der Kapitän Charpentier in unserer Gegend herumschleicht, dürften dergleichen Vorsichtsmaßregeln eben nicht überflüssig seyn."

Bill versprach, sich dem Vertrauen Arthurs würdig zu zeigen und ging mit einigen leisen Flüchen gegen den „lauernden Franzosen" von dannen.

(Fortsetzung folgt.)

Carl Theodor von Dalberg.

Biographische Skizze von Dr. L—n.

(Fortsetzung.)

Man erzählt sich von einem französischen Bischofe, daß er trotz des verzweifelten Abwehrens seines Kammerdieners einem Armen seine letzten Beinkleider geschenkt habe. Nicht weniger bezeichnend, wie bei Dalberg sich die thätigste Menschenliebe zur resignirendsten Strenge gegen sich selbst steigerte, ist folgender Umstand. Als die Handelssperre den Preis des Zuckers und Kaffees bedeutend erhöht hatte, glaubte er sich derselben ganz entwöhnen zu müssen. Er genoß hinfort, trotz des Widerspruchs seiner Aerzte, mehrere Jahre hindurch zum Frühstücke mit Süßholz gekochte Milch. Der Betrag des aufgegebenen Frühstücks ward täglich in Geld bei Seite gelegt und dem ersten Armen gegeben, der sich meldete. Wer könnte diesen einzigen Zug ohne Rührung lesen! welche Vorsicht lehrt er, nicht bloß den äußern Schein ins Auge zu fassen und darüber das eigenste innerste Wesen eines edlen Charakters zu verkennen!

Die Einfachheit und äußere Erscheinung Dalbergs war eben so von der staatlichen Sorge, wie von jenem Drange eines unbegränzten Wohlthuns dictirt. Seine Lebensweise war eine höchst einfache, anspruchslose und kannte den Prunk und einen Luxus nicht, wie sie damals vor den unerschwinglichen Lasten der Zeit an den Höfen kaum erst etwas in den Hintergrund getreten waren. Tafeln oder Gesellschaften gab es bei ihm nur, wenn sein Rang oder die Stellung und Würde der Gäste es erforderten. Aber auch dann vermißte man eine splendide Hofhaltung und jenen Ueberfluß an höhern und niedern Dienern, an dem es bei seinem Vorgänger auf dem kurfürstlichen Stuhle in Mainz nicht gefehlt hatte, ein Hoforchester, einen Marstall und was sonst noch anderwärts für unentbehrlich gelten mochte. Als Dalberg sich ins Privatleben zurückgezogen hatte, wandelte sich die Einfachheit selbst in eine fast ängstliche Sparsamkeit und in seinen letzten Jahren beschränkte sich die Dienerschaft gar nur auf einige wenige Personen, zum Theil ein Vermächtniß seines verstorbenen Hausherrn. Der ehemalige Großherzog und noch Erzbischof verschmähte selbst den Aufwand wohlhabender Familien und fuhr im gemietheten Wagen. Dadurch wurden die Mittel einer nie ruhenden Freigebigkeit vermehrt. Wie sehr wird dadurch eine kurz nach des Fürsten Abtritt von der politischen Bühne aufgetauchte alberne Beschuldigung Lügen gestraft: „er habe den Rest seines Lebens nur dazu anwenden können, für sich und seine Familie Schätze zu sammeln!" Freilich waren damals die Ueberschwänglichkeiten einer andern Art eben so an der Tagesordnung wie vorher das Schweigen der Furcht oder die schmiegsame Klugheit eigennütziger Berechnung! Nie hat irgendwer, den die Gunst des Schicksals auf einen erhabenen Platz gestellt, dieß weniger mißbraucht als Dalberg. Er kannte nicht den sonst fast schon tadellos gewordenen Nepotismus. Außer Rückständen seiner Sustentation bestand sein Nachlaß in einigen Möbeln und Kleidungsstücken, Gemälden, Büchern und einem geringen Theile silbernen Tischgeräthes. Schlief und starb er doch selbst auf einem gemietheten Bette, das dann seinem Eigenthümer zu einer heiligen Reliquie wurde! Sein schönstes Testament war, daß er keines hinterließ!

Wo der vielwandernde Fürst seine bescheidene Hofhaltung

eingerichtet hatte, ließ er beim Gehen stets Alles seinen Nachfolgern zurück. Dem eben aufgezählten großherzoglichen Inventarium schließt sich der frugale Küchenzettel der letzten Jahre an. Sein gewöhnlicher Mittagstisch, auf einen Gulden berechnet, zählte drei Speisen: Suppe, Rindfleisch und Gemüse, selten einen Braten; dazu ein Glas Wein. Nur wenn Gäste zugegen, war der Tisch reichlicher besetzt und ausgesuchter, nie aber glänzend. Aber freilich fehlte dann diesem Tische nicht das beste Gericht, die trefflichste Würze, wie einst in den schönen Tagen zu Erfurt: der noch heitere Geist des Wirthes, seine durch Kenntnisse, reiche Erfahrungen eines geprüften Lebens und einen harmlosen Witz belebte Unterhaltung, die nie versiegende Herzlichkeit eines wahrhaft edlen Gemüthes.

Dem, der Allen gerne half, war selbst manchmal die drängende Noth des Lebens nicht unbekannt geblieben. Während seines letzten Aufenthaltes in Constanz nahte ihm wirklicher Mangel. Vorschüsse wieß er zurück; der Entschluß, täglich mit — 36 Kreuzern zu leben, sollte über die mißliche Lage hinüberhelfen. Der Greis, am Eingange der Siebziger, entzog sich alle besseren Speisen, trank täglich ein Glas des gewöhnlichen Landweins (den berühmten Seewein!) und lebte mit seinen Seminaristen zu Constanz und Mörsburg in stoischer Genügsamkeit, der ihn nur die Gefahren für seine Gesundheit und das Eintreffen ihm zugehöriger Gelder in etwas entziehen konnten. Solche Zeiten finanzieller Ebbe bekümmerten ihn aber nur deßhalb, weil er dann Andere ohne Hülfe von sich gehen lassen mußte. In solcher Bedrängniß ließ er einst unter der Hand seinen Reisewagen ausbieten. Von den mit Mühe erhaltenen einigen hundert Gulden schenkte er sofort dem Manne, der den Verkauf besorgt hatte, ein Sechstel, einer hülfsbedürftigen Familie vier Sechstel und für sich behielt er den Rest des letzten Sechstels!

Diese kleinen und doch so bezeichnenden Züge gehören so sehr zu unserm Gemälde, daß wir sie uns nicht versagen durften. Hier noch einer.

Eine achtbare, durch widrige Umstände zurückgekommene Familie wendete sich an Dalberg um ein Gnadengeschenk oder einen Vorschuß von mehreren hundert Gulden. Augenblicklich ging dieß über des Fürsten erschöpfte Kasse. Die Frau, wie Weiber in solchen Dingen rasch, oft unerschrockener und kecker sind, mochte sich nicht wohl denken können, wie es einem so hohen und vornehmen Herrn je an Geld fehlen könne und wagte dieß auch zu äußern. Der Menschenkenner, weit entfernt, durch diese Indelicatesse verletzt zu werden, führte mit den Worten: „Wir theilen mit einander was da ist“, die Frau gelassen zur Kasse, schloß sie auf, und es waren nur noch — 47 Gulden darin. „Jetzt nehmen Sie“, sagte der gütige Fürst, „die eine Hälfte, die andere brauche ich zu meinen Bedürfnissen; künftig aber sollen Sie mehr haben.“ Man mag sich die bestürzte Zerknirschung der vorlauten Frau denken! Nach einigen Wochen erhielt die Familie eine bedeutende Unterstützung.

Oft freilich mochte diese immer gleiche Herzensgüte gemißbraucht worden seyn; aber daß der immer lebendige Drang eines unerschöpflichen Wohlwollens die Schärfe des menschenfreundlichen Auges nicht getrübt, auch dafür eine kleine Probe. In Regensburg dienten die nach den Schulprüfungen vertheilten Prämien manchen Kindern zum Gegenstande eines kleinen Bettels. Man ging von Haus zu Haus, um die Preise auch klingende Zinsen tragen zu lassen. Natürlich gab für diese Kinder-Finanzspeculation der gute Dalberg die reichste Quelle ab. Auffallend war es ihm aber zuletzt doch, daß der nämliche Name eines Kindes so oft in den Preisbüchern zum Vorschein kam. Er beobachtete und entdeckte nun eine weitere Speculation, ein kleines Wechselgeschäft, das vor seiner Wohnung spielte und darin bestand, daß die wirklichen Prämienbesitzer ihre Bücher gegen eine kleine Abfindung an Prämienlose verliehen. Der Fürst rief hierauf die etwas frühzeitigen kleinen Speculanten auf sein Zimmer, mahnte sie zur Ablegung eines häßlichen Fehlers und gab den Kindern künftig statt Geldes ausgewählte Jugendschriften zum Geschenke.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Durch die Ehrlichkeit eines Berliner Pferdeschlächters sind am 28 December zwei gefährliche Diebe vom Lande in einer höchst komischen Weise auf frischer That in die Hände der Polizei geliefert worden. Zwei unbekannte Männer boten demselben nämlich zwei Pferde, welche augenscheinlich einige hundert Thaler werth waren, für 20 Thaler zum Kauf an. Der Schlächter, welcher sofort merkte, daß die Pferde gestohlen seyen, ging anscheinend auf das Geschäft ein, forderte die beiden Männer aber auf, da er sein Schlachthaus außer dem Hause habe, die Pferde selbst nach dem Schlachthause zu bringen. Beide gingen auch hierauf ein, wurden aber von dem Schlächter statt nach dem Schlachthause, nach dem Hofe des Polizei-Präsidiums geführt, wo natürlich sofort ihre Verhaftung erfolgte. Es sind in denselben zwei schwer bestrafte Subjecte ermittelt, welche auf dem platten Lande schon viele Verbrechen verübt haben. Die Pferde waren einem Bauer in Zossen aus dem Stalle gestohlen worden. Als der Bauer sich nach vielen vergeblichen Bemühungen auch bei der hiesigen Polizei meldete, um seinen Verlust anzuzeigen, war seine Freude natürlich groß, als man ihm seine Pferde sofort vorführte.

(Das Abdrucken von Pflanzen, Blüthen und Moosen.) L. Vogel empfiehlt in seinen Notizen folgendes Verfahren: Man überstreiche gleichförmig gutes Zeichenpapier mit einer schwachen Lösung eines Kupfersalzes, z. B. des essigsauren oder schwefelsauren Kupferoxyds. Nach dem völligen Trocknen des Papiers feuchtet man die Rückseite des Papiers mit Wasser an, legt es feucht auf ein Brett, mit einer Unterlage von einigen Bogen Druckpapier. Die Pflanzen, welche nun abgedruckt werden sollen, betupft man mit einem feinen Läppchen oder Schwamm mit einer Lösung von 1 Theil Blutlaugensalz in 8 Theilen Wasser. Die Lösung darf aber nicht im Ueberfluß verwendet werden, sondern nur mäßig, um überall gleichförmig den Pflanzentheil zu befeuchten. Man legt nun denselben auf die mit Kupfersalzlösung bestrichene Fläche, überdeckt die Pflanze mit einem Blatt Papier und drückt gleichförmig mit der Hand und einem Lappen so lange darauf, bis alle Theile in Berührung gekommen sind. Auf diese Weise erhält man kupferrothe Bilder.

Aus Weimar hören wir, daß zur Errichtung des Schiller-Goethe-Denkmals bis jetzt 4000 Thaler eingelaufen sind. Nach Ueberschlag der Orte, die bereits geliefert, und derer, die ihre Sammlungen noch nicht geschlossen haben, steht zu erwarten, daß die nöthige Summe von 12,000 Thlrn. eingehen werde. Sind die Künstler, Rietschel und Gasser, nach wie vor thätig, so dürfte im Sommer 1856 die Aufstellung und Einweihung des Dioskuren-Denkmals möglich seyn.

Im abgelaufenen Jahre 1853 wurden auf den fünf Theatern Wiens 134 neue Theaterstücke gegeben, und zwar: im Hofburgtheater 24, im Hofoperntheater 12, im Carltheater 51, im Thea-

ter an der Wien 21, im Theater der Josephstadt 26. Darunter sind 5 Tragödien, 30 Dramen und Schauspiele, 44 Lustspiele, 40 Possen und Schwänke, 6 Opern, 7 Ballets, 2 Pantomimen.

An der Spitze der neuesten „Flieg. Bl." prangen drei Köpfe inhaltsschwer. Der erste ist der geschniegelte und gebügelte Kopf eines Weißen, wie „aus dem Ei gepellt" oder richtiger, wie aus der Hand des Friseurs hervorgegangen. Ein wohlconditionirter Backenbart rahmt das Gesicht ein, dessen Ausdruck durch eine respectable Brille und durch gestärkte Vatermörder zum Cultur-Moment gesteigert wird. Der zweite Kopf ist der eines wollhaarigen Negers, der ganz so aussieht, als hätte er's gerade nicht Faustdick hinter den Ohren, in denen er Ohrringe trägt, und der Dritte im Bunde dieser Beiden ist das simple Haupt eines Affen. Diese Illustrationen finden ihre Erklärung in der freien Anschauungsweise eines amerikanischen Farmers, der, „umgürtet mit dem ganzen Stolze seiner Farbe", den Ausspruch thut: „Vom schwarzen zum weißen Menschen ist der Schritt so groß, wie vom Affen zum Neger!" — Aecht Amerikanisch!

Das Erb-Begräbniß der Humboldt'schen Familie im Schloßgarten zu Tegel, an einer höchst anmuthigen Stelle belegen, bildet im Sommer einen beliebten Wallfahrtsort des Berliner Publikums. Namentlich machen die cedernartigen hohen Tannen, mit welchen der geweihte Platz umgeben ist, einen eigenthümlich ergreifenden Eindruck. Diese Tannen sind kurz vor Weihnachten in einer schändlichen Weise verstümmelt worden, nur um die abgeschlagenen Zweige als sogenannte Pyramiden auf dem Weihnachts-Markte zu verkaufen.

(Darmstadt.) Dr. Dräxler-Manfred ist von Sr. königl. Hoheit dem regierenden Großherzog zum Dramaturgen des hiesigen Hoftheaters ernannt worden; diese Wahl hat in allen gebildeten Kreisen großen Beifall gefunden.

Korrespondenz.

New-York, Anfangs December.

Ira Aldridge.

Die Reihe von Erfolgen, welche der schwarze Tragöde Ira Aldridge seit einigen Jahren in dem Herzen des civilisirten Europa errungen hat, gereichen den Freunden der Emanzipation der Negersklaven zu nicht geringer Befriedigung. Sie sind gewohnt, die Triumphe des Künstlers als Triumphe ihrer Sache in der öffentlichen Meinung der civilisirten Welt zu betrachten. Daß der Künstler selbst es als seine Mission betrachtet, der öffentlichen Meinung Europas zu zeigen, daß auch seine Race der Ausbildung fähig sey, und daß Diejenigen Unrecht haben, welche das Gegentheil behaupten, dieß hat er oft genug von den Brettern herab ausgesprochen. Ira Aldridge wirkt jedoch nicht nur durch sein bloßes Erscheinen für die Emanzipation seiner schwarzen Brüder, sondern er greift auch werkthätig ein und benützt die materiellen Vortheile seiner künstlerischen Triumphe mit der edelsten Uneigennützigkeit zur Erfüllung seines Lebenszweckes. Erlauben Sie, daß ich Ihnen einen schönen Zug aus seinem jüngsten Leben erzähle, der seinen Namen segnend von Tausenden von Lippen nennen läßt. Die Negersklaven-Familie Wilson, ein Vater, eine Mutter, ein Sohn und zwei Töchter, war von Baltimore entwischt und nach New-York gelangt. Sie wurde jedoch nach den Verordnungen der Akte über die flüchtigen Sklaven wieder eingefangen. Das Verbrechen: frei seyn und in ihrer eigenen Kraft, ihrem Fleiße ein Eigenthum besitzen zu wollen, sollte sie im Lande der Freiheit theuer büßen. Die fünf Flüchtigen wurden verurtheilt, getrennt verkauft zu werden, Vater und Mutter nach den Reissümpfen von Georgia, und die beiden Töchter, zwei anmuthige und interessante Mädchen, waren zu dem für ein weibliches Wesen entwürdigendsten Loose ausersehen. Einer für solche Fälle in New-York bestehenden Gesellschaft fehlte es gerade an Geldmitteln, um die Unglücklichen ihrem Schicksale zu entreißen, ihre Kasse war fast erschöpft. Zufälligerweise gelangte der Vorfall von London aus zur Kenntniß des gerade in Oesterreich weilenden Ira Aldridge, und der edle Mann hatte nichts Eiligeres zu thun, als der Gesellschaft in New-York die nothwendigen Geldmittel zur Befreiung der Unglücklichen zu überschicken. Wir entnehmen dem Briefe eines Geistlichen folgende Stelle: „Es wird Sie freuen zu hören, daß die Wilsons durch die unbegränzte Güte und Freigebigkeit des Herrn Ira Aldridge ihrer vollen Freiheit wiedergegeben sind. Eine interessantere Gruppe habe ich nie gesehen. Sie sprachen kein Wort, als sie ihre Befreiung erfuhren, aber ihre stummen dankbaren Blicke waren ausdrucksvoller, als die verfeinertste Beredtsamkeit, und rührten alle Zuschauer. Als Ira Aldridges Name als derjenige des Wohlthäters genannt ward, wurde der reichste Segen des Himmels von Allen auf sein Haupt herabgefleht. Man brachte noch eine Summe auf, welche mit dem Ueberschuße der von Aldridge gegebenen Kaufsumme hinreichte, um den Losgekauften in Canada die Eröffnung eines kleinen Geschäfts zu ermöglichen." So verwendet Ira Aldridge die materiellen Früchte seiner künstlerischen Erfolge in Europa.

Naumburg, 5. Januar.

Der gegenwärtig herrschende Nothstand hat Veranlassung gegeben, daß die städtische Speiseanstalt wieder eröffnet worden ist. Einer deßfallsigen Bekanntmachung zufolge soll wöchentlich vier Mal gutes kräftiges Gemüse zur Hälfte des Kostenpreises, also zu einem halben Silbergroschen die reichliche Portion, an hiesige ärmere Einwohner verabreicht werden. Außerdem werden noch Gemüse-Portionen mit Fleisch für einen Silbergroschen verabreicht und in dringenden Fällen durch Vermittlung der Armen-Commission Speisen unentgeldlich abgegeben. Es verdient das Wiederinslebenrufen dieser Speise-Anstalt gerade jetzt, in der Zeit bitterer Noth, dankbar anerkannt zu werden, um so mehr, als die Verabreichung der Speisen bei den niedrig gestellten Preisen nur durch bedeutende Zuschüße aus der Gemeindekasse ermöglicht werden kann. Auch die Privat-Mildthätigkeit wird in diesem Winter vielfach in Anspruch genommen. — Die Saale und Unstrut sind so stark mit Eis belegt, daß sie schwere Lastwagen zu tragen fähig sind.

Berlin, 4. Januar.

Pepita de Oliva beginnt am 8. d. M. wieder hier ein Gastspiel auf der Friedrich-Wilhelmstädtischen Bühne. — Die Verhältniße des hiesigen Kroll'schen Etablissements sind jetzt im Wesentlichen wieder geordnet. Die Wechselgläubiger haben sich außergerichtlich geeinigt und sind für das Etablissement zum Bau eines Sommertheaters, für welches der Oberbaurath Langhans den Plan bereits entworfen, Kapitalien angeboten.

Frankfurt, 6. Januar.

Der im Jahre 1824 zur Förderung des Studiums der Physik und der Chemie gegründete physikalische Verein vermehrt auf eine sehr erfreuliche Weise seine reiche Sammlung von physikalischen Apparaten, seine Bibliothek 2c. fortwährend. Dem Berichte über die Wirksamkeit dieses gemeinnützigen Instituts entnehmen wir, daß im verflossenen Rechnungsjahre 24 Mitglieder austraten, hingegen 34 neue sich zur Aufnahme anmeldeten. Der Bestand der Mitglieder war am Schluße des Jahres 207, ein Ergebniß, welches, gegen frühere Jahre verglichen, sehr günstig erscheint. Ueberhaupt stellten sich alle den Verein betreffenden Verhältniße, die finanziellen sowohl, wie auch die seiner gleichsam amtlichen Thätigkeit, in erfreulichem Fortschreiten dar. Die Gesammteinnahme betrug die Summe von fl. 4337. 47 kr. Aus dem städtischen Aerar fließt freilich in die Summe der Betrag von fl. 1500; indeß zeigt gleichzeitig ein Einnahmeposten von fl. 2070 als Beiträge der Mitglieder für die rege Theilnahme unserer Mitbürger an den positiven Wissenschaften. Die Ausgaben überstiegen nicht die Einnahme, vielmehr zeigte sich ein Ueberschuß von fl. 946. 15 kr., der statutenmäßig nach einem bestimmten Procentverhältniße kapitalisirt wird.

Theater-Anzeige.

Montag, 9. Jan. Faust, Trauerspiel in 6. Abth. von Göthe. Margarethe: Frau Stolte, als Gast.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeron.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 9. Dienstag, den 10. Januar 1854.

Der geheimnißvolle Jäger.

Novelle von L. Heinze.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte der Diener sich entfernt, als ein schrecklicher Gedanke Arthurs Seele durchblitzte.

„Wie, wenn der Jäger Roland der Helfershelfer des Kapitäns wäre? Wenn die Kugel, welche des Bären Stirn zerschmetterte, für mein Haupt bestimmt gewesen wäre?"

Je mehr er diesem Gedanken nachhing, desto fester ward die Ueberzeugung bei ihm, daß Roland den Kapitän in seinen Racheplänen unterstütze, und daß der Erstere auf der Bärenjagd nur einen Fehlschuß gethan habe. Warum hätte er sich sonst mit einer ängstlichen Scheu allen Danksagungen für seine edle That entzogen? Die Hast, womit er davon zu eilen suchte, das unheimliche Schweigen während der fröhlichen Mahlzeit nach der Jagd, seine verlegene Miene, seine unruhigen Blicke — Alles bestätigte jene Vermuthung.

Um die Geliebte nicht in Angst zu versetzen, verschwieg Arthur ihr diesen Argwohn sorgfältig. Unter dem Vorwande, James in Betreff des nächtlichen Wachtdienstes instruiren zu wollen, führte er Ellen in's Haus und suchte seinen Vater auf, um diesem seine Besorgnisse mitzutheilen. —

Bei dem Pflanzer Johnston pflegten sich an einigen Abenden in der Woche die ihm zunächst wohnenden Jäger und Farmer einzufinden und über Staatsangelegenheiten, Landwirthschaft, Handel und Jagd zu reden. Auch heute saß der gewöhnliche Kreis wieder beisammen und disputirte über die Frage: Krieg oder Friede? mit ziemlicher Lebhaftigkeit.

Ihr Gespräch ward endlich durch den Eintritt Richard Hunters unterbrochen, welchem der Kapitän Charpentier und dessen Freund Gautier auf dem Fuße folgten. Hunter stellte die Letztern seinen Nachbarn als zwei leidenschaftliche Jagdliebhaber vor, welche einige Tage das wildreiche Thal des Connecticut durchstreifen wollten, und fragte Johnston, ob es nicht möglich sey, demnächst wieder eine Jagdpartie zu veranstalten.

Dieser unterstützte den Vorschlag mit großem Nachdruck, und bald entspann sich eine laute Discussion darüber, ob man eine Bären- oder eine Fuchsjagd anstellen solle.

Eben hatte man sich dahin vereinigt, daß man erst eine Fuchsjagd und später eine Bärenhetze veranstalten wolle, als sich die Thüre aufthat und der Jäger Roland hereintrat. Er begrüßte die Anwesenden mit einem halblauten: „Guten Abend!" reichte Johnston die Hand und setzte sich dann in einen Winkel des geräumigen, nur von einer kleinen Lampe erhellten Zimmers auf einen niedrigen Sessel, stützte den Kopf in die Hand und schaute gedankenvoll vor sich nieder.

Da Alle sein menschenscheues Wesen kannten, so kümmerten sie sich nicht weiter um ihn und setzten ihre Unterhaltung fort, an welcher der Kapitän, der ziemlich fertig englisch sprach, lebhaften Antheil nahm. Sein Begleiter dagegen konnte sich nur mit Mühe in der fremden Zunge ausdrücken und wandte sich häufig mit leisen Fragen an den Kapitän.

Nachdem dieser sich nach allen umwohnenden Pflanzern, Jägern und Farmern erkundigt hatte, fragte er mit anscheinend gleichgültiger Miene nach Robertsons Verhältnissen, Charakter, Alter u. dgl., worauf Johnston ihm ausführlichen Bescheid gab.

„Versteht denn Niemand von den Anwesenden das Französische?" fragte der Kapitän. „Mein Begleiter möchte gern während unseres Aufenthaltes in dieser Gegend einen Brief an einen seiner englischen Freunde schreiben; er selbst ist der englischen Sprache fast gar nicht kundig, und ich habe dieselbe nur aus dem Umgang mit Amerikanern und Engländern erlernt, so daß mir die Orthographie völlig fremd ist. Es ist meinem Begleiter aber sehr daran gelegen, daß der Brief einigermaßen richtig aus dem Französischen in's Englische übertragen wird."

Johnston schaute sich rasch in dem kleinen Kreise um und versetzte dann:

„Nein, hier ist Niemand, welcher des Französischen mächtig ist; ich bezweifle auch, daß außer Robertson und seinem Sohn irgend einer meiner Nachbarn diese Sprache versteht. Demnach rath' ich Euch, morgen zum Landsitz desselben hinüber zu gehen und Euer Anliegen vorzubringen — Ihr werdet gewiß auf das freundlichste aufgenommen werden."

Nach diesen Worten redeten der Kapitän und sein Begleiter eine Weile in ihrer Muttersprache miteinander — es war, als ob sie berathschlagten, was sie thun sollten.

Während ihrer Unterhaltung, welche sie mit lauter Stimme führten, erhob der alte Jäger Roland plötzlich sein Haupt empor, schaute die beiden Franzosen regungslos an und hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu. Dann nahm er seine vorige sinnende Stellung wieder an und schien sich um das Treiben der ganzen Gesellschaft nicht zu kümmern.

Nachdem die Jagdlustigen übereingekommen waren, sich an einem der nächsten Abende weiter über die projektirten Partien zu besprechen, brachen sie auf und wanderten ihren einsamen Wohnsitzen zu. Der Kapitän und sein Begleiter gingen mit Hunter, in dessen Hause sie gastfreie Aufnahme gefunden hatten.

Der Jäger Roland wechselte noch einige Worte mit Johnston und schritt dann ebenfalls seiner kleinen Hütte am Rande des dunklen Waldes zu. —

Um dieselbe Zeit traten zwei bis an die Zähne bewaffnete Gestalten aus Robertsons Hause und faßten in einem Winkel des Hofes Posto. Es waren Bill und James, der grauköpfige Diener Robertsons, der schon mehr als zwanzig Jahre dessen Brod gegessen hatte und für ihn durch Feuer und Wasser ge-

gangen wäre. Bill hatte seinem Wachtgenossen ein eben nicht schmeichelhaftes Bild von dem Kapitän und dessen Charakter entworfen und war dabei so in Hitze gerathen, daß er von nichts als Hängen, Köpfen, Spießen und Füsiliren sprach. James, sonst ein friedliebender drolliger Kauz, war durch die mordgierigen Reden seines Mithüters ebenfalls in eine rauflustige Stimmung versetzt worden und spähte mit seinen kleinen grauen Augen scharf durch das Dunkel, ob sich nicht bald irgend eine verdächtige Gestalt zeige, welche er über den Haufen schießen könne.

Hätte Jemand die beiden eifrigen Wächter mit ihren Büchsen, Pistolen und Hirschfängern und ihren grimmigen Mienen am hellen Tage in dem abgelegenen Winkel des Hofes auf- und niederwandern sehen, er würde sich eines lauten Lachens nicht haben erwehren können.

Nachdem sie etwa eine Stunde „in möglichster Stille" ihren Wachtdienst versehen hatten, ohne daß etwas Verdächtiges zum Vorschein gekommen war, meinte James mit einem leisen Gähnen:

„Man sagt, daß der Schlaf vor Mitternacht am meisten stärkt."

„Hm! möglich ist's," entgegnete Bill, „obwohl ich nicht recht einsehe, weßhalb der Mensch nicht eben so gut am Tage —."

„Horch! regt sich da nicht etwas neben dem Hause?" unterbrach ihn James mit gedämpfter Stimme, indem er den Hahn seiner Büchse spannte.

Bill lauschte und spähte eine Weile scharf nach dem von Jenem bezeichneten Punkt hinüber und brüllte dann aus Leibeskräften:

„Werda?! Werda?! Steh', Teufel, oder ich jage Dir zwei blaue Bohnen durch den Schädel!"

Keine Antwort.

„Siehst Du denn etwas, Bill?" fragte James.

„Bist Du denn blind?!" gab Bill zurück. „Krabbelt dort nicht etwas Schwarzes unter dem Fenster — eine lange unheimliche Gestalt?"

„Ja wahrlich!" rief James. „Noch einmal Werda gerufen, und wenn der Schurke dann nicht antwortet, so bekommt er eine volle Salve."

„Werda?! Werda?!" donnerte es abermals durch die Nacht. Alles blieb still; der lange schwarze Gegenstand am Fenster aber regte sich nicht von der Stelle.

Da riß den beiden Wächtern die Geduld. Sie legten an und gaben dem „Schwarzen" eine solche Salve, daß die Fenster klirrten. Dann lief Bill rasch in eines der Nebengebäude, schlug Feuer und zündete eine Laterne an, um zu untersuchen, wem sie das Lebenslicht ausgeblasen hatten.

Mit triumphirender Miene eilten sie auf die dunkle Gestalt zu, schauten sich aber mit einem unbeschreiblich verdutzten und ärgerlichen Gesicht an, als sie dieselbe beleuchtet hatten: — ihre Kugeln hatten einen alten Mantel Robertsons durchbohrt, welcher am Nachmittage zum Trockenen dorthin gehängt worden war.

„Da haben wir uns arg blamirt!" flüsterte James.

„Vielleicht hat Niemand im Hause die Schüsse gehört," meinte Bill kleinlaut. „Die Schlafzimmer Deiner Herrschaft und Miß Ellens liegen ja sämmtlich auf der andern Seite."

„Gott steh' uns bei — da kommt die alte Mary schon mit einem Licht die Treppe herunter!" sagte James. „Laß uns nur tapfer lügen, vielleicht beißen wir uns durch!"

Die alte Mary, eine Art von Haushälterin, zitterte an allen Gliedern und fragte mit tonloser Stimme, was die Schüsse zu bedeuten gehabt und ob Jemand in's Haus habe einbrechen wollen.

„Schläft die Herrschaft?" fragte James in gespannter Erwartung.

„Außer der Betty und mir hat Niemand etwas gehört," entgegnete Mary, welche sich in einer ganz ungewöhlichen Aufregung befand. „Aber so sprecht doch!" fuhr sie mit steigender Angst fort; „hat sich ein Unglück ereignet? Ihr seht so verlegen und bedrückt aus!"

„Es freut mich, daß die Herrschaft nichts gehört hat," versetzte James. „Geh' nur ruhig wieder in Dein Kämmerlein, Mary — dem Bill ist unversehens das Gewehr losgegangen und die Kugel ist in den alten Mantel meines Herrn gefahren, der dort hängt. Wenn Du reinen Mund hältst, Mary, so bekommst Du ein feines seidenes Tuch von mir."

„Und von mir eine funkelneue englische Krone!" fügte Bill hinzu, dem sein Gewissen sagte, daß er eigentlich der Urheber der lächerlichen Attaque sey.

Mary, welche sich mehr über die Gewißheit, daß kein Unglück geschehen, als über die ihr verheißenen Geschenke zu freuen schien, schlich sich leise wieder in's Haus und auf ihr Kämmerchen, und die beiden Wächter begaben sich ziemlich kleinlaut wieder auf ihren Posten, auf welchem sie bis zum Anbruch des Tages ausharrten, ohne daß etwas wirklich „Verdächtiges" zum Vorschein kam. Dieser komische Vorfall war das Vorspiel zu einer sehr ernsten Begebenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Carl Theodor von Dalberg.

Biographische Skizze von Dr. L—n.

(Fortsetzung.)

Wie Dalberg der geistigen Bewegung seiner Zeit nicht nur nicht fern geblieben, sondern unter den Gelehrten und Schriftstellern des Vaterlandes einen ausgezeichneten Platz eingenommen, ist schon berührt worden. Dieß darf uns nicht verwundern bei einem Manne mit so reichem Geiste, so hellem Kopfe, der dazu einer besonders sorgfältigen Erziehung genossen hatte; wohl aber ist es selbst in jenen Jahrzehnten einer erwachten und sich rasch zu einer seltenen Höhe entwickelnden Wissenschaftlichkeit, in welche Dalbergs reifere Jugend fiel, kein geringes Verdienst. Denn wie sehr auch die Pflege der Wissenschaften und Künste damals so zu sagen mit zum guten Tone selbst der Höfe gehörte, so war es auch in der That oft nichts mehr als die geschmeichelte Selbstgefälligkeit hoher Kreise, welche nur zu häufig aus Eitelkeit oder Langeweile zu jenem Auskunftsmittel griff. Nicht so Dalberg. Als die besten Köpfe Deutschlands sich über seine Wahl zur Nachfolge auf dem ersten deutschen Kurstuhle als über ein für Deutschland überhaupt glückliches Ereigniß freuten, waren es nicht wenig die geistigen Interessen, welche man von der dadurch angebahnten höchsten Stellung des vielseitig gebildeten, ernsten Studien zugethanen Mannes einst gefördert zu sehen mit Recht hoffte. So hatte Schiller, an dessen Schicksalen Dalberg fortgesetzt den wärmsten Antheil nahm, von dessen künftiger Regierung große Erwartungen gehegt. Ging davon nicht Alles in Erfüllung, so hat man nur die Zeit anzuklagen, die bald geistigem Schaffen und den Künsten des Friedens so ungünstig werden sollte. Und bei alle dem wie viel geschah dennoch von und durch Dalberg in den wenigen ruhigen Pausen eines ausathmenden Kriegslärmens! Mit seltenen Kenntnissen ausgestattet, von seltener Unbefangenheit hatte er dem höchsten Schwunge der Wissenschaften mit Aufmerksamkeit und eingehender Schärfe zu folgen nicht verschmäht. In Erfurt waren ihm die damaligen geistigen Mittelpunkte deutschen Lebens, Gotha und Weimar, nahegerückt. Die Nähe zweier gebildeter Herrscherfamilien, der geistigen Spitzen jener Tage, eines Wieland, Herder, Schiller, Goethe, konnten

ihre Wirkung auf den für alles Schöne und Edle empfänglichen Geist des denkenden Mannes nicht verfehlen. Er bildete selbst wieder den Mittelpunkt der gelehrten Welt, kam mit einer Menge ausgezeichneter Menschen in Berührung und der lebhafte Antheil an wissenschaftlichen Dingen gehörte nicht zu den am wenigsten geschätzten Genüssen einer edlen Seele, eines feinen Geschmackes. Dabei lag nichts von dem weiten Gebiete der Wissenschaften außerhalb des Gesichtskreises des seltenen Mannes und besaß er die nicht so häufige Kunst, jedem Zweige des Wissens die gehaltvollste Seite abzugewinnen und über der Schale den Kern nicht zu vergessen. Es war nicht die Wirkung einer seichten Universalität, sondern der Ausfluß einer ächten Liberalität eines humanen Geistes, daß er zu keinem bestimmten Systeme geschworen oder für eine etwaige Lieblingsmeinung schmeichelnde Huldigung erwartete. Wie vortheilhaft unterscheidet sich hierin die Bescheidenheit des der unendlichen Aufgabe bewußten Forschers, die fortwährende Empfänglichkeit für neue Ideen und Ansichten, die Unbefangenheit des hochgestellten Mannes der großen Welt, der den Kampf mit mächtiger, aber würdiger Feder als einen Gewinn für Wissenschaft und Wahrheit erachtete, aus dem Zusammenstoß der Geister das Licht entspringen sah, von der eiteln Klopffechterei, von der absprechenden Ausschließlichkeit, von dem pedantischen, rechthaberischen Eigensinne so mancher gelehrter Zunftgenossen! Mag auch in diese wissenschaftliche Theilnahme sich zuweilen das geschmeichelte Lächeln des Mäcens eingeschlichen haben, wie mehr vorauszusetzen ist, als daß wir es wüßten, wer möchte dieß verübeln, wo die Gönnerschaft unter so feinen, anmuthigen, nie verletzenden Formen auftrat, mit einer Jovialität, die kein beschämendes Gefühl über die Verschiedenheit der äußern Stellung aufkommen ließ!

Wie reich der geistige Theil Dalbergs weggekommen, davon zeugt eine Reihe wissenschaftlicher Erzeugnisse, die auch ohne die ihnen seiner Zeit zu Theil gewordene anerkennende Beurtheilung heute noch die Würdigung ihres Werthes von uns beanspruchen, von jener Promotionsschrift für das juristische Doktorat an, die 1761 in Heidelberg erschien, bis herab auf einen vierzehn Tage vor seinem Tode niedergeschriebenen Aufsatz: „Betrachtungen über den Zeitgeist.“ Alle geben sie Zeugniß von dem philosophischen Geiste, dem aufrichtigen Ernste, der gründlichen Forschung, dem umfassenden Wissen ihres Urhebers, von der Fülle eines reichen Gemüthes und dabei von einer blühenden, einnehmenden Beredtsamkeit; aber auch von der weisen Benützung einer Zeit, die durch Geschäfte und so vieles Andere in Anspruch genommen war. Die meisten von Dalbergs Schriften behandeln die einem ernsten Nachdenken würdigsten Gegenstände; und wir staunen über die Reichhaltigkeit eines Strebens und Wissens, das heute mit philosophischer Tiefe den Zusammenhang aller Wesen zu erforschen sucht (in den „Betrachtungen über das Universum“, die sechs Auflagen erlebt haben), morgen eine politische oder staatsrechtliche Frage zur Hand nimmt, ein andermal eine antiquarische Untersuchung anstellt oder Beiträge zur allgemeinen Naturlehre schreibt, in einen „Deutschen Mercur“, ein „Deutsches Museum“, in die „Horen“, in das „Morgenblatt“, in die „Zeitung für die elegante Welt“ gehaltvolle Beiträge sendet. Die Schriften Dalbergs sind vielleicht mehr geeignet, sich aus ihnen ein richtiges Bild seines trefflichen Charakters, seiner tüchtigen Gesinnung zu sammeln, als es ein äußeres Leben vermag, das von so manchen Einflüssen leidenschaftlich erregter Tage bewegt war und so manche Gelegenheit zur Verkennung und Verunglimpfung bieten mußte. So werden wir in den feinen und originellen Bemerkungen seiner Schrift über die Aesthetik als eines Versuches, wie die Moral mit der Aesthetik näher zu verbinden sey, das innerste Wesens eines aufrichtigen Strebens nach dem Guten und Schönen erblicken; oder in dem „Verhältniß zwischen Moral und Staatskunst“ mit dem Resultate, daß die Staa[...] ein Theil der Moral, nur in besonderer Beziehun[...] wendung auf besondere Verhältnisse sey, den Kern e[...] weisheit erkennen, wie sie dem strebenden Geiste stets a[...] vorgeschwebt, so oft auch unvermeidliche und unabwendbare Ve[r]hältnisse es verdunkeln oder zurücktreten lassen mochten. Wo das fürstliche Walten sich von Außen ungehindert und ungestört geltend machen konnte, stoßen wir allenthalben wieder auf die Grundzüge jenes Ideals, und nicht Weniges im Wirken des Fürsten zeigt sie uns rein und ungetrübt in aller Ursprünglichkeit eines tüchtigen, von hoher Einsicht und Wohlwollen getragenen Grundwesens!

(Schluß folgt.)

Ernste und heitere Betrachtungen.

Von Dr. v. Fenner.

Die Liebe wird vor der Liebe geboren, gleichwie die Liebe die Liebe überlebt. Unsere Eltern lieben wir, lang' bevor wir ihre theuren Namen aussprechen können.

Ein vieljähriger Unglücklicher findet oft gerade im Unglück sein Glück. Raub' ihm diesen Genossen; statt sich plötzlich glücklich zu fühlen, wie Du etwa zu wähnen versucht seyn möchtest, wird er eine gränzenlose, gräßliche Leere empfinden.

Den Verstand des größten Denkers würde ich um den Glauben des Gläubigsten abgeben.

Das Studium der verschiedenen Sprachen erzeugt Menschenliebe. Der Mensch begegnet überall dem Menschen, mag er diese oder jene Laute haben.

Viele Menschen lieben und hassen sich, ohne eigentlich zu wissen — warum? Sey klar, sey wahr im Gefühl und Gedanken!

Ein Geheimniß gleicht einer Mine. Du hast es wohl zu hüten; mußt darum ewig in Aengsten seyn. Ein Fünkchen reicht zur Entzündung der Mine hin, die Dir alsdann Verderben bereiten kann.

In den sogenannten höheren Ständen dienen nicht selten die Tugenden bloß zur Ausfüllung der Zeit.

Von edlen, von Schicksalen aller Art verfolgten Repräsentanten der Menschheit spricht man oft: „sie haben Dieß oder Jenes nicht verdient!“ erwägt inzwischen nicht, daß gerade in solchen Schicksalen ihre Auszeichnung besteht. Gleich große Forderungen lassen sich nicht an einen Jeden stellen.

Zeiten gab's schon genug, wo Laster zu Tugenden und diese zu Lastern zu werden schienen. Fest halte Dich dann daran, daß Blei nie Gold und Gold nie Blei wird.

Mannichfaltigkeiten.

(Stuttgart, 5. Januar.) Gestern ist in hiesiger Stadt wiederholt einer jener Fälle vorgekommen, wo mehrere Menschenleben durch Entweichen von Gas bedroht waren, und wo-

[illegible], daß die vielfach gehörte Behauptung von der [illegible]r Gasleitungsröhren doch nicht so ganz aus der [illegible]en ist. In der Lederstraße Nro. 8 wollten sich ge[illegible] früh die Läden der Parterrewohnung ungewöhnlich lange nicht öffnen, was die Nachbarn auf die Vermuthung eines möglicherweise vorgefallenen Unglücks brachte. Man fand in der That die vier dort wohnenden Mitglieder der Familie Aldinger, wovon drei abwechslungsweise einem vierten kranken abwarteten, in einem dem Erstickungstode nahen Zustande und das ganze Zimmer mit betäubendem Gasgeruch angefüllt. Das Oeffnen der Fenster und rasche Hülfeleistung brachte die Betäubten nach und nach wieder zum Leben, und sie konnten in das Krankenhaus gebracht werden, wo sie sich nach einem den Behörden erstatteten Bericht bereits außer Gefahr befinden. Die kranke Person erschien weit weniger angegriffen als die gesunden. Die gestern an zwei Punkten begonnenen und heute fortgesetzten Nachgrabungen nach der schadhaften Gasröhre hatten erst heute gegen Mittag zur Auffindung derselben geführt.

Herr v. Sternberg läßt einen neuen Roman in der Decker'schen Geh. Ober-Hofbuchdruckerei in Berlin erscheinen. Er führt den Titel: „Das stille Haus", eine Erzählung für Winterabende. Des aristokratischen Dichters Muse, die sich bisher nur in den Salons zu gefallen wußte, scheint jetzt die Kinderstube aufzusuchen.

Korrespondenz.

Stuttgart, 5. Jan.

Herr Waldhauser, früher Mitglied des Frankfurter Orchesters, erwarb sich am 25. v. M. in einem vom Kapellmeister Hrn. Lindpaintner veranstalteten Konzert den lebhaftesten Beifall und zwar als Doppel-Virtuos. Hiesige Blätter sprechen sich sehr günstig über den Künstler aus, der auf der Violine ein Konzert von Beriot und auf dem Pianoforte eine Komposition von Thalberg spielte. Besonders hervorgehoben werden sein reiner und sicherer Vortrag auf der Geige und sein ausdrucksvolles Cantabile. Nicht minder verdientes Lob wird seinem Klavierspiele gespendet. Es freut uns, daß Hr. Waldhauser uns Gelegenheit gegeben hat, sein Talent und seine gediegene musikalische Bildung, die uns aus Frankfurter Berichten schon bekannt waren, auch hier kennen zu lernen.

Mainz, 7. Jan.

Seit drei Tagen hat unsere Stadt eine wahrhaft sibirische Physiognomie. Die Straßen sind mit Schneemassen angefüllt, die, zuerst mehrere Fuß hoch gleichförmig ausgestreut, nun durch Schneeschlitten und Schaufeln zu hohen Dämmen sich erheben, zwischen denen ein schmaler, durch Schneehügel, kleine See'n und Eisinseln unterbrochener Engpaß sich hinzieht, den sich die zahllose Menge der Schnee aufladenden Karren und anderer Fuhrwerke, so wie die ängstlich dahineilenden Fußgänger streitig machen. Kühne Sprünge, die, so oft sie mißlingen, Lachen genug erregen, mühevolles Suchen von Plätzchen, wohin der Fuß, ohne in tiefen Schnee oder Wasserfluthen zu sinken, sich setzen kann, dabei ängstliches Aufschauen nach oben, von wo jeden Augenblick drohende Lawinen donnernd herabfallen können, die leider bereits nicht wenige Vorübergehende schmerzlich getroffen und dabei mehrere bedeutend verletzt haben: — Alles dieß vereint sich, um ein Bild von Unordnung und Wirrwarr zu geben, an dessen erstem Anblick man schon genug hat. Zwei Tage wird bereits ununterbrochen — mit Aufwendung großer Kosten — an Wegräumung dieser Hindernisse der Communication gearbeitet; aber kaum, daß man eine bedeutende Wirkung sieht. — Daß bei der lauen Luft der letzten Tage der Rhein beständig bedeutend wächst, ist natürlich. Die Bergung der Brückenpontons, Schiffe und Rheinmühlen in unserem Winterhafen ist nun ebenfalls vollständig gelungen, so daß wir in dieser Beziehung mit Beruhigung erneutem Frost oder starkem Eisgang entgegensehen können.

Weise Resignation.

Als der durch den schweizerischen Telegraphen todtgesagte und von der Schweiz schon tief betrauerte Nestor der Tonkunst, Schnyder v. Wartensee, aus dem Reich der Schatten mit neuem vaterländischen Humor zurückgekehrt war. *)

Motto: Salve!

Den Sängerhelden plagte Langeweile,
Auf Erden ist ja Alles jetzt so fad;
Auch schied schon mancher Freund und Kamerad, —
Drum sagt er still: „Ade! du Welt, du feile!"

Bei Nacht und Nebel geht's in größter Eile,
Weit schneller noch, als hätt' er Roß und Rad,
Fort geht's behende auf dem Himmelspfad
Und hinter ihm liegt wohl schon manche Meile!

Fort geht's, wo Sonne, Mond und Sterne scheinen,
Hinauf im Flug zum höchsten Heiligthum,
Um sich mit Bach und Mozart zu vereinen.

Bald dünkt er sich schon im Elisium —
Da hört' Helvetia er trauernd weinen —
Und sieh'! er kehrt aus Liebe wieder um!

St. Gallen. Müller v. d. W.

*) Schnyder von Wartensee, welchen telegraphische Nachrichten in der Schweiz todt gesagt hatten, beehrt ein Bern'sches Blatt mit einem freundlichen Neujahrsgruß von Frankfurt, in welchem er seine glückliche Auferstehung von den Todten meldet. „Es ist wahr — so erzählt er — ich bekam einen plötzlichen Raptus, einmal die himmlischen Harmonien hören zu wollen, und wie ich mich dem schwarzen Thor naherte, so kam ein guter Freund, der Doktor ...., aus allen Leibeskräften hinter mir hergelaufen, packte mich beim Kragen und sagte: Wo Teufels wollen Sie denn hin, Kamerad? Seyen Sie kein Narr und bleiben Sie bei uns. Er that nun alles Mögliche, mich zu gewinnen, verschrieb mir einige Lieblingsspeisen aus der lateinischen Küche rc. Kurz, ich entschloß mich endlich, noch auf unbestimmte Zeit mich mit den Harmonien von Mozart, Haydn, Beethoven, Bach und Cherubini zu begnügen." Man sieht, der Altmeister hat seinen liebenswürdigen Humor nicht verloren, und es bleibt nur zu wünschen, er möge recht bald so weit genesen, daß er wieder sein Licht leuchten lassen kann. Die Entstehung der falschen Nachricht bestätigt Hr. Schnyder damit, daß der Frankfurter Telegraphenapparat entschieden mit positiver Elektricität („genesen") arbeitete und der Luzerner oder der Basler mit negativer („gestorben"), so daß die Depesche auf ihrem Weg in den entgegengesetzten Pol umschlug, was eigentlich nicht in der Ordnung sey.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 10. Jan. (Zum ersten Male wiederholt): Die Komödie der Irrungen, Lustspiel in 3 Akten, für die Bühne eingerichtet von Karl v. Holtei. Hierauf: 's letzte Fensterln, Alpenscene in 1 Akt von J. G. Seidl, Musik von J. Lachner. Zum Schluß: Drei Jahre nach'n letzt'n Fensterln, Alpenscene in 1 Akt von J. G. Seidl, Musik von J. Lachner.

Mittwoch, 11. Jan. Norma, große Oper in 3 Akten, Musik von Bellini.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 10. Mittwoch, den 11. Januar 1854.

Der geheimnißvolle Jäger.

Novelle von A. Heinze.

(Fortsetzung.)

5.

Als Robertson, Ellen und Arthur am Morgen des folgenden Tages fröhlich plaudernd vor der Thüre in dem duftdurchwehten zierlichen Garten saßen, in welchem eine Fülle prächtiger Herbstblumen blühte, kamen zwei Männer in Jagdkleidung vom Ufer des Flusses dahergegangen und schritten auf Robertsons Landsitz zu.

„Gerechter Gott! dort kommt der Kapitän Charpentier!" rief Ellen, indem sie erbleichend aufsprang und sich wie eine schutzsuchende Taube an Arthur anschmiegte.

Dieser suchte sie zu beruhigen und bat sie, sich in's Haus zu begeben und sich nicht eher wieder sehen zu lassen, als bis der Kapitän gegangen sey.

„Sein Besuch soll nicht allzu lange dauern," sagte er, sie bis zur Hausthüre geleitend; „wir werden schon mit ihm fertig werden."

Ellen flehte Arthur auf das inständigste an, sich nicht von seinem Zorn hinreißen zu lassen, und eilte in eines der auf den Garten gehenden Zimmer, um von hier aus ungesehen den ganzen Verlauf des Gesprächs zu verfolgen.

Sie war kaum verschwunden, als der Kapitän mit seinem Freunde auch schon in den Garten trat. Mit einem geckenhaften Anstande schritt er auf Vater und Sohn zu, stellte denselben sich und seinen Begleiter vor und sagte mit widerlich freundlicher Miene und affektirtem, salbungsreichem Tone:

„Als zwei arme Fremdlinge im Lande Egypten erscheinen wir hier vor Euch und bitten Euch demüthiglich, unserem Doppelanliegen ein geneigtes Ohr leihen zu wollen."

„Macht es kurz, Herr Kapitän," erwiederte Robertson kalt; „ich liebe die Umschweise nicht. Können wir Euch einen Dienst leisten, so werden wir es thun, ohne uns lange bitten zu lassen. Was wünscht Ihr?"

„Da Mister Johnston, ein sehr artiger Mann, uns gesagt hat, daß unter Eurem Dache die theuern Klänge unserer Muttersprache keine unverständlichen Laute seyen," fuhr Charpentier in derselben affektirten Weise fort, „so möchte mein Freund hier, welcher des Englischen noch unkundiger ist als ich, Euch unterthänigst bitten, ob Ihr ihm diese wenigen, in französischer Sprache geschriebenen Zeilen in gutes Englisch übertragen wolltet — Ihr würdet uns dadurch unendlich verbinden."

Während der Kapitän so sprach, schaute sein Begleiter mit spähenden Blicken überall umher und schien ein besonderes Wohlgefallen an der Architektur des Hauses zu finden, dessen Proportionen er scharf in's Auge faßte.

„Das ist eine Gefälligkeit, die nicht der Rede werth ist," versetzte Arthur, indem er das Papier, welches ihm der Kapitän hingereicht, überflog. „In fünf Minuten ist die Sache abgemacht."

Damit schritt er in's Haus und ging in sein Zimmer, um das kleine Briefchen in's Englische zu übertragen.

„Und Euer zweites Anliegen?" fragte Robertson mit derselben Kälte.

Der Kapitän räusperte sich, nahm eine noch widerlichere Miene an als zuvor und entgegnete:

„Da Mister Johnston, ein außerordentlich lieber Mann" — auf diese Worte legte er einen besondern Nachdruck — „uns außer manchen andern preiswürdigen Dingen auch gesagt hat, daß Ihr und Euer Sohn zwei gewaltige Jäger vor dem Herrn seyd, so wage ich die gehorsamste Bitte an Euch zu richten, ob Ihr uns erlauben wollt, Euch an einem der nächsten Tage auf Euren Jagdwanderungen zu begleiten — wir Beiden lieben das edle Waidwerk leidenschaftlich," setzte er mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu.

Während dieser Worte fuhr des Kapitäns Freund fort, die architektonischen Verhältnisse des Hauses zu studiren.

„Wir haben erst vor Kurzem eine große Bärenjagd angestellt," erwiederte Robertson, „und haben jetzt zu viele Geschäfte, als daß wir in den Wäldern umherstreifen könnten."

„So werdet Ihr auch nicht an der Fuchsjagd Theil nehmen, welche Mister Hunter und Mister Johnston morgen oder übermorgen veranstalten wollen?" fragte der Kapitän.

„Nein," antwortete Robertson trocken.

In diesem Augenblick trat Arthur, welcher die letzte Frage des Kapitäns gehört hatte, wieder aus dem Hause, reichte Charpentiers Begleiter die Uebertragung seines Briefes und wandte sich dann mit forschendem Blick an den Erstern:

„Ist Euch vielleicht ein gewisser Roland, ein alter Jäger, bekannt, welcher sich seit einiger Zeit hier aufhält, Herr Kapitän?"

„Ich habe leider nicht die Ehre, denselben zu kennen," versetzte dieser, ohne die geringste Verlegenheit blicken zu lassen. „Ist Mister Roland aber ein Liebhaber von der Bärenjagd, so würdet Ihr mich sehr verbinden, wenn Ihr mich mit ihm bekannt machen wolltet."

Die völlige Unbefangenheit, womit der Kapitän diese Worte sagte, machte Arthur in seinem Glauben, daß Charpentier und Roland einen gemeinsamen Racheplan gegen ihn und Ellen ausführen wollten, einigermaßen irre und er versetzte kalt:

„Ja, das werd' ich thun. Mit Mister Roland werdet Ihr tagelang im Wald umherziehen können — wir haben jetzt keine Zeit dazu."

Der Kapitän bemühte sich noch einige Male, mit Vater und Sohn ein Gespräch anzuknüpfen, allein Beide waren so einsylbig und kalt, daß er sich genöthigt sah, der peinlichen Unterhaltung ein Ende zu machen, zumal da sein Freund inzwischen auch seine architektonischen Studien beendet zu haben schien.

„Gott sey Dank, daß die widerlichen Subjekte fort sind!“ rief Arthur, nachdem die beiden Franzosen sich verabschiedet hatten. „Die Erde brannte mir unter den Füßen, so lange ich das elende Geschwätz anhören mußte!“

Ellen war indessen auch wieder zum Vorschein gekommen, vermochte aber die Freude Arthurs, den Kapitän so leichten Kaufs los geworden zu seyn, nicht zu theilen und bat Robertson und Arthur inständigst, wohl auf ihrer Hut zu seyn — der Heimtückische habe den weiten Weg sicherlich nicht umsonst gemacht.

„Der Kapitän ist ein unausstehlicher Geck, ein Narr, der mit schönen Redensarten um sich wirft — und ein Narr ist nicht besonders gefährlich,“ meinte Robertson.

„O, Ihr kennt ihn nicht!“ versetzte Ellen. „Sein geziertes Wesen ist nur die Maske, welche seine Falschheit, Tücke und Rachgier verdecken soll. Um seinen Zweck zu erreichen, ist ihm jedes Mittel recht.“

Arthur schien halb und halb der Meinung seines Vaters zu seyn, versprach der Geliebten jedoch, den Kapitän scharf zu beobachten und bei Hunter über sein Treiben nähere Erkundigungen einzuziehen.

Um Ellen zu beruhigen, mußten Bill und James beim Einbruch der Nacht wieder auf Wache ziehen. Robertson, welcher die komische Geschichte mit dem Mantel in einem kurzen Verhör durch verschiedene Kreuz- und Querfragen herausgebracht hatte, da die alte Mary trotz der ihr verheißenen Geschenke nicht im Stande gewesen war, reinen Mund zu halten, empfahl den beiden hitzigen Hütern mehr Vorsicht und rieth ihnen, in zweifelhaften Fällen lieber erst eine „Hirschfänger-Attaque“ zu machen, als gleich drauf los zu feuern.

(Fortsetzung folgt.)

Carl Theodor von Dalberg.

Biographische Skizze von Dr. L—n.

(Schluß.)

Es ist schon bemerkt worden, ein wie thätiges Mitglied der Erfurter Akademie nützlicher Wissenschaften Dalberg gewesen. Da konnten sich die Männer der Gelehrsamkeit des jungen Prälaten freuen, der dem einstigen Kurfürstenhute den Lorbeer ernster Wissenschaftlichkeit verbinden wollte. Das Nationalinstitut zu Paris vernahm später die geistreichen Abhandlungen des ersten deutschen Kirchenfürsten; und am Abende seines Lebens mochte sich die botanische Gesellschaft in Regensburg des regelmäßigen Besuches des edlen Priesters freuen und durch seinen Tod einen um so unersetzlicheren Verlust erlitten zu haben beklagen, als er eben mit einem weiteren Plane für die ausgedehntere Wirksamkeit der Gesellschaft umgegangen war. So rege war noch die Theilnahme Dalbergs an diesem Zweige der Naturwissenschaften, daß er acht Tage vor seinem Ende, als ihm die Schwäche des nahenden Todes schon das Ausgehen erschwerte, die Mitglieder der botanischen Gesellschaft in seiner Wohnung um sich versammelt hatte. Gewiß eben so sehr Beweis des regsten Interesse, wie einer unverkümmerten geistigen Kraft seltener Art!

Sehen wir so den trefflichen Mann mit achtungswerther Beharrlichkeit, mit einer Kraft des Geistes und Gemüthes, wie sie Wenigen gegeben zu seyn pflegt, auf dem wissenschaftlichen Gebiete gerne mit theoretischen Untersuchungen beschäftigt, so tritt uns bei ihm doch vor Allem der Zug für das Praktische, unmittelbar ins Leben Eingreifende entgegen. Daher waren Mathematik, Physik, Chemie, Botanik, Mineralogie, Technologie, Landwirthschaft seine Lieblingswissenschaften. Lebhaft nahmen ihn sofort neue Entdeckungen und Erfindungen in Anspruch; er entwickelte die Vortheile ihrer Anwendung für das Leben, förderte und schützte sie nach Möglichkeit.

Als der nassauische Geh. Dr. Crève sein Werk über den Schwefelbrunnen bei Weilbach herausgab und darin der Entstehung grüner Flecken unter Mitwirkung des Lichtes im Wasser erwähnte, konnte Dalberg ihm schreiben, daß „ihn dieß an ähnliche Beobachtungen erinnere, die er vor vielen Jahren mit Ingenhous gemacht“; und als der französische Chemiker Seguin die belangreiche Erfindung gemacht haben wollte, rohe Thierhäute in 3 bis 16 Tagen zu brauchbarem Leder zu gerben, war es wieder Dalberg, der dieß sofort in Erfurt auf seine Kosten erproben ließ, aber auch die Unzulänglichkeit des neuen Verfahrens gleich einsah.

In Kunst nnd Wissenschaft ausgezeichnete Männer konnten sich stets der freigebigen Unterstützung Dalbergs erfreuen. Ein Schiller, Woltmann, Richter, Werner erhielten Pensionen von ihm. Ueberall, wohin den Fürsten ein wechselndes Geschick geführt, lebte er mit Vorliebe in den Kreisen der Literatur und Kunst. In Erfurt, Aschaffenburg, Frankfurt besaß er zahlreiche Kunstschätze und Bibliotheken. Der Fürst ging, die reichen Sammlungen blieben großentheils den Nachfolgern. Kunst und Wissenschaft galten ihm mehr als Gemein- denn als Privatgut. Das 1808 in Frankfurt gestiftete Museum verdankte seiner Freigebigkeit ein nicht unbedeutendes Vermögen und manches treffliche Gemälde; in Regensburg ward das Gesellschaftshaus für ein stehendes Theater, Lesecirkel, Konzerte u. dgl. auf seine Veranlassung errichtet. Aehnliches geschah in Aschaffenburg für das Theater mit reichen Zuschüssen des Fürsten; und was anderwärts viel später ins Werk gesetzt wurde, die Gründung von für Handel und Verkehr wichtigen Industrieanstalten, hatte er bereits für Regensburg beabsichtigt und diesen Plan nur seine erste Entfernung vereitelt. Noch in den letzten Jahren seines Lebens fanden Gelehrte und Künstler in ihm einen Beschützer und Freund, nicht selten einen Retter und Helfer in der Noth. Wir selbst erinnern uns noch gar wohl der Erzählungen von Künstlern, die an seinem Hofe reiche Beschäftigung gefunden, über seine Güte, Freigebigkeit, guten Geschmack und geläutertes Kunsturtheil.

Was die äußere Erscheinung Dalbergs betrifft, so konnten wir keine Aufzeichnung finden, die uns das Gesammtbild derselben aufbewahrt hätte. Scharfe Züge, eine starkgebogene Nase, ein etwas derber Mund mit vorragender Unterlippe bildeten im Ganzen, nicht ohne einen Zug weichlicher Sinnlichkeit, ein geistreich gütevolles, von Wohlwollen belebtes Gesicht, dessen Blick nur zuweilen etwas Mißtrauen zu verrathen schien, wie es die Folge so mancher Täuschung, so manchen Mißbrauches einer seltenen Herzensgüte seyn mußte. Gang und Haltung waren anspruchlos; seine Unterhaltung stets lebhaft, geistreich, mit besonderem Antheil an wissenschaftlichen Gegenständen.

Die letzten Jahre des edlen, menschenfreundlichen Fürsten waren der Pflege seines erzbischöflichen Amtes und einem unermüdeten, geräuschlosen Wohlthun gewidmet. Seine Privatwohnung in einer abgelegenen, stillen Straße war nur belebt von den zahlreichen Hülfesuchenden, Hülfefindenden. Pläne umfassenderer Wohlthätigkeitsschöpfungen in allen seinen ehemaligen Besitzungen, die seiner stets freundlich gedenken lassen sollten, faßte

der ehrwürdige Greis, als wenige Monate vor seinem Ende der Wiener Congreß endlich die Entschädigung für den Verlust seiner Länder bereinigt hatte. Doch dazu kam es nicht mehr. Hatte Dalbergs Geist auch seine alte liebliche Heiterkeit bewahrt, der Körper ging seiner Auflösung entgegen. Den Tod fürchtete der Weise und Christ nicht; auch nahte er ihm sanft und still als Bote höheren Friedens. Am 8. Februar 1817 ließ sich der Greis, schon schwach und leidend, nicht abhalten, wie er fast täglich Abends zu thun pflegte, seinen vieljährigen Freund, den Thurn und Taxis'schen Geheimrath Grafen von Westerholt zu besuchen und in dessen Kreise seinen 73jährigen Geburtstag zu feiern. Heiter und freundlich wie immer war seine Unterhaltung, aber herzlicher, verklärter, wie es schien, durch die Ahnung der nahenden Trennung. Auf sein Verlangen ward Steinwein herbeigeholt. Er selbst brachte die Toaste. Zuerst ein überströmender Dank gegen die Freunde; dann auf: „Liebe! — Leben!" — endlich mit seinem gewohnten mäßigen Nippen unter besonderer Rührung: „Gottes Wille!" — Wegen großer Schwäche mußte er beim Weggehen in den Wagen getragen werden. Die Flamme irdischen Lebens war dem Erlöschen nahe. Nach den Tröstungen der Religion, deren ächter Priester er gewesen, nach einigen leisen dankenden Worten an die gegenwärtigen Personen, harrte der Sterbende still und ruhig des letzten Augenblicks, der ihm am 10. Februar Nachmittags sanft und mild erschien.

Jahre lang zeigte in dem ehrwürdigen Dome zu Regensburg ein einfacher Denkstein mit den Worten: „Hier schlummert Carl von Dalberg" dem Besucher die letzte Stätte des edlen Fürsten und Priesters. 1824 ließ sein Neffe, der Herzog von Dalberg, dem Oheim ein Denkmal aus carrarischem Marmor von der Hand des Venetianers Luigi Zandomenighi errichten. Seine Büste bewahrt uns die wohlwollenden Züge Carls von Dalberg; ein Genius schreibt seine letzten Worte auf: „Liebe, Leben, Gottes Wille!"

Professor J. Felsing.

Darmstadt, im Januar. Unserm verehrten Mitbürger, J. Felsing, ist die auszeichnende Ehre zu Theil geworden, von der Akademie der bildenden Künste zu Paris, in ihrer Sitzung vom 17. December vorigen Jahres zum correspondirenden Mitglied ernannt worden zu seyn, und zwar an die Stelle des in Florenz verstorbenen Kupferstechers Jesi. Wenn bei den alten Griechen es Sitte war, daß die Sieger, welche preisgekrönt von den Wettspielen zu Olympia wiederkehrten, in ihrer Vaterstadt durch besondere Feste, durch jubelndes Gepränge und laute Würdigung ihres Verdienstes gefeiert wurden, so können wir hier nur in stiller Weise ein Wort der Anerkennung sagen, für einen Preis, der auf dem schwierigen Felde der Kupferstechkunst gewonnen ist, — nicht in der Meinung, daß ihm damit genügt sey, wenn auch immerhin diesem Preis nur fern von geräuschvoller Aeußerlichkeit die entsprechende Huldigung dargebracht werden kann. Schon allein die Behandlung des Materials zu dieser Kunst ist schwierig, damit es dem Künstler, in glücklicher Vereinigung von Geduld und Frische des Gemüths, gelinge, dem harten und spröden Metall die weiche, scheinbar elastische und bewegliche Form abzugewinnen; weit schwieriger aber ist es, dabei nicht in ein äußerliches Spiel mit Kunstfertigkeit, in ein Schaustellen der Virtuosität und in mehr derartig Verlockendes zu verfallen, sondern unermüdlich auf Ausdruck und Bedeutung seines Gegenstandes den Blick gewendet zu halten. — Daß bei solcher Kunstrichtung alles Laute und Lärmende, sey es selbst der ehrenden Anerkennung, vermieden werden muß, ist leicht begreiflich, und bei dem in Rede stehenden Künstler doppelt geboten; denn er lebt hier in anspruchsloser Bescheidenheit und sieht wohl mehr auf die hohen Muster und Vorbilder seiner Kunst, als daß er sich in rauschendem Ruhme gefallen möchte. So kam es auch, unseres Wissens, nicht öffentlich zur Sprache, daß er 1832 von der Akademie zu Florenz zu ihrem wirklichen Professor ernannt wurde, und wie er es später eben so den Erfolgen seiner Kunstthätigkeit zu danken hatte, von den Akademien zu Mailand, Berlin und Petersburg zum correspondirenden Mitglied ernannt zu werden. Die jetzige Auszeichnung stellt ihn anerkennend in die erste Linie der Männer seines Faches.

Nach einem zehnjährigen Aufenthalt in Italien hat Felsing seine Vaterstadt zum dauernden Wohnorte gewählt. Wenn er hier alle Hülfsmittel entbehren mußte, welche der Verkehr mit vielen Künstlern in größeren Städten gewährt, so hat er sich das Fehlende durch zeitweise Reisen in die Hauptstädte der Kunst in Deutschland, Frankreich und England zu ersetzen gewußt, und wenn er hier auch nur selten Gelegenheit fand, nach Gemälden alter Meister zu stechen, so hat er sich um die Malerei unserer Tage ein entschiedenes Verdienst erworben. Denn von keinem andern Kunstgenossen sind Werke neuerer Maler in solcher Zahl als ausgeführte Kupferstiche wiedergegeben worden, als gerade von Felsing. Wir wollen mit keinem andern Verdienste streiten, eher dasselbe zurücksetzen; wir erkennen die Schönheit der technischen Vollendung, sey es selbst im Sinne französischer Eleganz, willig an — müssen es aber ehrend besonders hervorheben, wie Felsing, bei aller Vorliebe für eine in Betracht des Colorits wirkungsvolle Technik, doch hauptsächlich danach strebt, eine freie geistige Vollendung des Ausdrucks und der Zeichnung im Sinne seines Meisters Longhi zu erreichen. Seine vollendetste Arbeit ist wohl unstreitig der herrliche Stich: die Aussetzung Mosis, nach Köhler. Wer nicht vertraut ist mit derartigen Kunstschöpfungen, der hat eine ruhige, einfache Freude an der klaren, schönen Darstellung, er sieht die Schwierigkeiten nicht, die hier harmonisch überwunden sind, als ob es eben keine Schwierigkeiten wären; wer aber die Kunst und ihre Behandlung näher kennt, der ermüdet nicht im Anschauen, nicht, weil hier Schwieriges ebenmäßig gelöst ist, sondern weil über dasselbe die Seele des Künstlers auch den reinsten Schimmer des Ausdrucks ergossen hat. Wir wünschen aufrichtig, daß diese wenigen Andeutungen als ein Zeichen der Dankbarkeit und innigen Verehrung gelten möchten.

Darmstadt, im Januar 1854.

Aphorismen.

Es heißt: Die Ersten werden die Letzten seyn. Wie selten wird das wahr: Denn der erste Geliebte einer Frau ist niemals der Letzte.

Die Tugend ist eine horizontale, die Stärke eine verticale und die Gewandtheit eine oblique Linie.

Eine große Menge von Weibern geben ihr Herz in Lieferungen aus.

Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen — aber Austern.

Mannichfaltigkeiten.

Es ist eine heikle Sache mit den telegraphischen Depeschen und die größte Aufmerksamkeit und Genauigkeit um so nöthiger, als gewöhnlich nur wichtigere Dinge durch den Telegraphen befördert werden. Ein Pünktchen oder ein Strichlein zu viel oder zu wenig kann zu sehr unangenehmen und oft kostspieligen Mißverständnissen führen. So telegraphirte jüngst in der Schweiz ein Hr. A.: „Schickt mir das Bewußte durch Jost nach Bern". Der Telegraphist macht aus dem J ein P, und Hr. A., der seine Ladung durch Gelegenheit mit dem Fuhrmann Jost erwartete, muß 21 Franken Porto für die Uebersendung durch die Post bezahlen.

In London sind jetzt die Armenhäuser so überfüllt, daß man kaum mehr Raum hat, die Armen unterzubringen. An den Weihnachtstagen wurden gegen 100,000 Arme gespeist.

(Berliner Curiosa.) Berliner Bankhäuser haben die Vertheilung der sehr beträchtlichen Weihnachtsgeschenke an ihre Commis bis zu der im April bevorstehenden Jahresbilance verschoben, um nach deren Ergebniß die Geschenke zu bestimmen! Es scheint hiernach, daß die Geldgeschäfte nicht überall so glänzend ausgefallen sind, wie in den letzten Jahren. Den auf's Warten Angewiesenen kommt die Neuerung weniger gelegen. Verhältnißmäßig haben die besten Geschäfte während der Weihnachtswoche die Sortimentshändler gemacht.

Literatur.

Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Sechste und siebente Lieferung. Bausorgen bis Bestrafen.

Wenn wir seit längerer Zeit unseren Lesern nicht über den Fortgang des preiswürdigen und immer vollkommener sich entwickelnden nationalen Riesenwerks der Brüder Geimm berichtet, so war nicht etwa eine Stockung daran schuld, sondern es liegt in der Natur des Unternehmens, daß eine ganz bestimmte Zeit zwischen den einzelnen Lieferungen nicht eingehalten werden kann. Die Namen der Verfasser wie des Verlegers bürgen dafür, daß von keiner Seite ein Ermatten in der Vollführung der großen Aufgabe zu befürchten ist. — Schon auf der ersten Seite der sechsten Lieferung beginnt die Reihenfolge der mit der Partikel be zusammengesetzten Wörter, welche mit der siebenten noch nicht geschlossen ist und einen wahren Mikrokosmus der deutschen Sprache bildet. Be und das verwandte bei hängen mit bauen zusammen, wie das niederländische kos mit hûs (Haus) und chez mit casa (Haus). Mit keiner andern Partikel sind so häufige, kühne und willkürliche Zusammensetzungen, oft komischer Bedeutung, gewagt worden, als mit dieser: beliebeeichen, bezaubern, beexcellenzen, bebestien, beflegeln, bedeinen, beflachsen ꝛc. und schon Grimm weiß nicht mehr, in welcher absonderlichen Bedeutung einmal Jean Paul „begrasen" gebraucht hat, wonach man die Schwierigkeit der Auslegung solcher neuen Formen bei älteren Schriftstellern ermessen mag. Der ganze Reichthum, aber auch die ganze Anarchie der deutschen Sprache spiegelt sich in diesem be — Auch Dr. Martin Luther tritt in der sechsten Lieferung als Mitarbeiter auf, indem er in einem Briefe „an Die zu Frankfurt, gegeben zu Wittenberg 1533" etymologische Studien über das Wort „Beichte" gemacht; die richtige Form sey bejicht, „denn bejichten heißt bekennen, wie auch im Gericht das Wort noch in Uebung ist, urjicht, und man sagt: das jicht er, das hat er bejicht; und sind zwei unterschidlich i in dem Wort bejicht, welches mit der Zeit in ein i verwandelt, und durch misbrauch beicht geschrieben und geredt".

Korrespondenz.

Berlin, 5. Januar.

Folgende Theaterneuigkeiten werden auch außerhalb Berlins Interesse haben. Mit Hrn. Hendrichs ist ein neuer Contract im Abschlusse, dem nach Hrn. Hendrichs drei Monat Urlaub und eine Erhöhung des Spielhonorars bewilligt ist. Mit dem Tenoristen Formes ist ein zehnjähriger Contract abgeschlossen. Hr. Formes empfängt eine Gage von jährlich 3500 Thaler, 10 Thaler Spielhonorar und hat zwei Monate im Jahre Urlaub. Nach Ablauf der zehn Jahre hat Hr. Formes einen Pensionsanspruch von 1000 Rthlrn. — Fräul. Ahrens, die Braut des Hrn. Formes, ist ebenfalls auf zehn Jahre mit 2000 Rthlr. jährlicher Gage engagirt. Vom 1. April c. tritt Hr. Heinrich Blume aus seiner jetzigen Stellung als Regisseur an der k. Hofbühne.

Mannheim, 6. Januar.

Gestern traf der durch seine gediegenen Vorlesungen in den Hauptstädten Deutschlands vielseitig bekannte Phrenologe Dr. Scheve hier ein. Derselbe wird auch hier einige Male auftreten, um sich sodann nach Darmstadt, Frankfurt und Leipzig zu begeben. Wir begrüßen ihn um so freudiger, als die Vorlesungen Heribert Rau's über „die Wunder des menschlichen Körpers" gewissermaßen in einem inneren Zusammenhange mit jenen Scheve's stehen, so daß die einen die andern ergänzen.

Literatur- und Kunst-Notizen.

In Betreff der während dieses Jahres im nördlichen Deutschland zu veranstaltenden Kunstausstellungen ist zu erwähnen, daß solche eröffnet werden: in Hannover den 18. Februar, in Mecklenburg den 4. April, in Braunschweig den 20. Mai, in Halle den 1 Juli, in Gotha den 1. August, in Kassel den 1. September, in Bremen den 1. März, in Hamburg den 12. April, in Lübeck den 22. Juni, in Rostock den 3. August, in Stralsund den 14. September und in Greifswald den 20. October. In Halberstadt wird auch eine veranstaltet.

Man schreibt der „K. Z." aus Antwerpen: Die Mehrzahl unserer Maler und selbst Künstler von Ruf arbeiten gleichsam im Tagelohn für Nordamerika, wo sie durch ihren Agenten de Brakelaer Absatz finden. Baron von Wappers scheint, seitdem er nicht mehr Direktor ist, auf seinen Lorbeern zu ruhen; De Keyser hat seit langer Zeit nichts Bedeutendes mehr geschaffen, er malt Portraits zu enormen Preisen; Leys malt Jahr aus Jahr ein für einen kunsthandelnden Kunst-Mäcen und ist auf dem Wege, Fabrikant zu werden. Wie es heißt, wollen viele Künstler von hier nach Brüssel übersiedeln. Was Wissenschaft und Kunst angeht, scheint man in unserm Staate auch centralisiren zu wollen; die hiesigen Künstler beklagen sich über die Bevorzugung der Brüsseler durch die Regierung.

Die „Hamburger Theaterzeitung" berichtet mit Anerkennung, daß Frankfurt die erste der freien Städte sey, „deren Senat die Bedeutung der Bühne für den Staat würdigt, anerkennt, und dem zufolge in sein Bereich zieht. Es ist zu beklagen, daß Hamburg hierin nicht allen übrigen vorangegangen ist. Hier hätte das Theater längst Staatsanstalt, längst bedeutend subventionirt seyn sollen, anstatt so stark belastet und so ganz Privat-Unternehmen zu verbleiben. Möge das Beispiel Frankfurts Anlaß zu Aehnlichem bei uns geben!" — Ist nun auch die Subventionsfrage für die Frankfurter Bühne noch nicht ganz erledigt, so hofft man doch, daß der gesetzgebende Körper seine Zustimmung nicht verweigern, wenn auch an einige Modifikationen knüpfen wird, namentlich aber an die Bedingung einer nicht nur finanziellen, sondern auch artistischen Ueberwachung der Anstalt.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 11. Jan. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart.

Donnerstag, 12. Jan. Faust, Tragödie in 6 Abth., von Goethe. (Gastrolle) Margarethe: Frau Stolte, vom Hoftheater zu Kassel.

Freitag, 13. Jan. Norma, große Oper in 3 Akten, Musik von Bellini.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 11. Donnerstag, den 12. Januar 1854.

Der geheimnißvolle Jäger.

Novelle von A. Heinze.

(Fortsetzung.)

Bill und James hatten sich dießmal der kühlen Nacht wegen durch den Genuß einer ziemlichen Portion gebrannten Wassers mit einem hinreichenden Vorrath von Wärme versehen und waren auch noch so vorsichtig gewesen, eine ansehnliche Flasche mit stärkendem Getränk in den „Wachtwinkel" zu stellen, damit sie den Kampf mit der Kälte siegreich bestehen könnten.

„Ich hätte nicht übel Lust, der alten Plaudertasche Mary eine Elster zum Andenken an ihre Wortbrüchigkeit zu schenken," sagte James, indem er einen grimmigen Blick zur Dachkammer emporsandte, wo Jene sanft schlummerte.

„Wäre sie heute nicht gar so liebenswürdig gegen mich gewesen," versetzte Bill, verstohlen nach der vollen Flasche im Wachtwinkel schauend, „ich würde ihr tüchtig den Text gelesen haben."

„Wir sind eigentlich aber auch gar zu hitzig im Angriff gewesen," meinte James.

„Ich werde mich nicht wieder so blamiren," brummte Bill.

„'S ist heute aber ruchlos kühl!" bemerkte James, indem er um die Flasche herumwandelte, wie ein Habicht eine fette Taube umkreist.

„Das ist ein wahres Wort," erwiederte Bill. „Ich denke, wir heizen ein wenig ein."

Mit diesen Worten packte er die Flasche, that einen tüchtigen Zug und reichte sie dann James, welcher ihr ebenfalls redlich zusprach.

„Horch! raschelt da nicht etwas im Garten?" flüsterte der Letztere, den Wärmapparat wieder in den Winkel stellend.

„Laß es rascheln," versetzte Bill mit unnachahmlicher Grandezza. „Wir haben uns nur um menschliche Wesen zu kümmern, die hier über den Hof streichen. Wenn wir jeder Eidechse, jedem Marder und jedem Fuchse nachlaufen wollten, da hätten wir viel zu thun!"

„Es kommt mir aber wirklich so vor, als ob ich leise Schritte im Garten hörte!" entgegnete James, in die Nacht hineinhorchend.

„Als ob ein Fuchs nicht auch Beine hätte!" bemerkte Bill, indem er sich auf ein leeres Faß setzte und seinen Kopf an die Mauer des Nebengebäudes lehnte.

„Wollen wir denn nicht einmal eine kleine Recognoscirung anstellen?" fragte James.

„Wir können von hier aus ganz vortrefflich sehen — ganz vortrefflich," versetzte Jener, dessen Augenlider anfingen schwer zu werden. „Laß uns noch einmal einen kleinen Zug thun, dann wollen wir tüchtig — tüchtig wachen."

James fand den Vorschlag nicht übel, setzte sich mehrere Sekunden mit der Flasche in Verbindung und reichte dieselbe seinem Gefährten, welcher trotz seiner Müdigkeit eine erstaunliche Quantität des edlen Getränkes in der kürzesten Zeit vertilgte.

„Hörst Du noch etwas, James?" fragte Bill, sein nickendes Haupt wieder gegen die Mauer lehnend.

James horchte eine Weile auf und erwiederte dann:

„Nein — es ist Alles still; es wird wohl ein Fuchs gewesen seyn."

Damit nahm er neben Bill auf einem Holzhaufen Platz, legte seine Büchse vor sich nieder und ermahnte den Erstern, „tüchtig zu wachen" — er sey ein wenig schläfrig.

Bill murmelte im Traum etwas von Eidechsen, Mänteln, vollen Flaschen und Fuchsbeinen — und einige Minuten darauf herrschte tiefe Stille im „Wachtwinkel".

Während dieser Hüter-Gespräche hatten sich zwei Männer leise durch den Garten geschlichen, waren rings um das Haus herumgegangen und hatten hinter einem kleinen Gebüsch auf der Seite des Gebäudes Posto gefaßt, welche von dem „Wachtwinkel" aus nicht zu sehen war.

Nachdem Beide sich vergewissert, daß Alles still im Hause sey und daß die Hunde ihr Vorüberschleichen am Nebengebäude nicht bemerkt haben, begannen sie leise mit einander zu flüstern.

„Welches ist das Fenster von Ellens Zimmer?" fragte der Eine.

„Das dritte, von der Ecke links an gerechnet," erwiederte der Andre.

„Bist Du Deiner Sache auch gewiß?"

„Ganz gewiß — ein Diener Johnstons, welcher die Räumlichkeiten hier genau kennt, hat es mir verrathen."

„Nun dann hole rasch die Leiter herbei, welche Du heute Morgen in einem Winkel des Gartens entdeckt hast," gebot der Erste, indem er ein Brecheisen, eine Feile und mehrere derartige Instrumente aus der Tasche zog.

Der Andre eilte fort und kehrte nach wenigen Minuten mit der Leiter zurück, welche er behutsam an die Mauer des Hauses ansetzte.

„Sind die Hespen der Fenster mit Nägeln oder mit Schrauben befestigt?" forschte der Erste.

„Es schienen mir Nägel zu seyn —. Aber, horch! glitt da nicht eben ein dunkler Schatten an der Mauer vorüber?"

„Ach, Possen! Der Wind bewegt die Zweige der Bäume! Wer wird denn hier bei Nacht durch den Garten laufen! — Sey nur kein Hase; wenn der Streich gelingt, bekommst Du die Summe, die ich Dir versprochen habe — und gelingen muß er, wofern Du mich gehörig unterstützt."

„An mir soll es nicht fehlen," erwiederte der Andere.

„Hast Du die Leiter tief in die Erde gedrückt, daß sie nicht gleiten kann?"

„Ja, sie steht wie ein Baum."

„Nun, dann frisch hinauf!" sagte der Erste. „Sobald ich das Fenster geöffnet habe und in's Zimmer geschlüpft bin, steigst Du mir nach, nimmst das Mädchen in Empfang und trägst es rasch die Leiter hinab. Ich folge Dir auf dem Fuße."

„Wenn die Arme aber schreit?"

„Ich werde ihr schon den Mund zu stopfen wissen," entgegnete Jener und stieg behutsam die Leiter hinan.

Einige Minuten arbeitete er vergebens an dem Fenster herum, endlich aber gelang es ihm, die eine Hespe vom Rahmen abzulösen. Das Abreißen der zweiten ging bedeutend rascher, und leise öffnete er das Fenster, um in's Zimmer zu schlüpfen. Eben wollte er den Fuß auf die Fensterbank setzen — da krachte plötzlich ein Schuß hinter ihm, und tödtlich getroffen stürzte er mit einem lauten Schrei von der Leiter herab.

Sein Genosse lief in wilder Hast davon und erreichte den Wald, ehe die Bewohner des Hauses in Bewegung kamen.

Der Schuß hatte die sanft schlummernden Hüter auf der entgegengesetzten Seite des Hauses aufgeweckt. Sie fuhren empor, rieben sich die Augen und starrten erschrocken einander an, da Jeder wähnte, der Andre habe seine Büchse abgefeuert. Ehe sie aber noch eine Untersuchung anstellen konnten, wo der Schuß gefallen sey, hatte Ellen, von dem Knall unmittelbar unter dem offenen Fenster aus dem Schlaf aufgeschreckt, schon das ganze Haus alarmirt. Arthur und Robertson eilten in Begleitung der übrigen Diener herbei und durchsuchten beim Schein der Laternen den Garten.

(Fortsetzung folgt.)

Sehr verdrießlich!

Humoreske von Dr. v. Fenner.

Wenn die Mittagszeit für den Freund eines lauteren, bewegteren Lebens, einer regeren Geselligkeit den schönsten Zeitabschnitt im Tageleben eines Gasthofs bildet; wenn der Abend so ganz für den still-seligen Schoppentrinker geschaffen, geeignet ist: so läßt sich den übrigen Hotel-Tageszeiten bei genauerer Betrachtung kein gleiches Lob spenden. Ohne von der späteren Morgenzeit, die noch einiges Interesse durch das Ab- und Zugehen von Gästen bietet, oder ohne von den ennüyanten, der Table d'hote folgenden Nachmittagsstunden zu reden, in welchen der Herr Oberkellner sich vor das große Buch setzt und eifrigst schreibt, einer seiner Adjutanten zu einer englischen oder französischen Grammatik greift und daraus Vocabeln, Gespräche und „nützliche Redensarten" memorirt, ein oder zwei andere Unterkellner aber die Festigkeit der Stuhllehnen durch Schaukeln untersuchen und gähnen, will ich sogleich die unausstehlichsten Zeitpunkte: den ganz früheren Morgen und die spätere Nachtzeit in Anführung bringen.

Der Phantasie des Lesers sey es übrigens gänzlich überlassen, sich die Scenen, welche in beiden Zeiten liegen, zu illustriren; sich bei ersterer die unaufgeräumte, halb-dunkle Gaststube u. s. w., bei letzterer die fast erloschene Beleuchtung, die schlaftrunkene Bedienung und dergl. vorzustellen.

Ich selbst eile zur Sache. Es war zu einem jener höchst ennüyanten Zeitabschnitte, der späten Nachtzeit nämlich (die Uhr zeigte einige Minuten über Zwölf), daß ich mutterseelenallein in einem Gasthaussalon mit einem Menschen saß, den ich einen guten Freund, sämmtliche Aerzte der Stadt aber einen bitterbösen Patienten nannten. Der dicke Fritz gehörte nämlich zu jenen Leuten, die man in der medizinischen Kunstsprache „Hypochonder" nennt. Mit Glücksgütern vollauf gesegnet, gesund wie ein Fisch im Wasser, war er doch ein gar armer Schlucker, weil — er gerade nicht war, was er war, und weil er gerade war, was er nicht war.

An jenem Abende oder in jener Nacht nun gerieth die Unterredung — begünstigt von der Stille und Leere des Zimmers — im Allgemeinen auf seinen Lebenslauf. Ich forderte den Freund auf, „frisch von der Leber weg" zu erzählen, und er gab Folgendes zum Besten, indem er begann:

„Im Grund thu' ichs ungern; Dir zu Gefallen aber sey's denn! — Du weißt, meine Eltern waren reich — das ist sehr verdrießlich! — Schon früh' klammert sich der Neid alsdann an den jungen Weltbürger und so gehts fort. Meine Kinder- und Jugendjahre verflossen nun zwar ziemlich heiter, doch das war wieder sehr verdrießlich, da ich das Leben nur von seiner heitern Seite kennen lernte, was bekanntlich nicht gut ist. Ich studirte später und bestand nach Verlauf meiner Studien auch ein ganz nobles Examen — wiederum sehr verdrießlich, denn hätt' ich es schlecht „herausgebissen", so würd' ich nochmals und noch mehr studirt haben. Meine Eltern starben und hinterließen mir ein annehmbares Vermögen. Ich knüpfte in der Folge ein Verhältniß mit einem Mädchen an — das war nun gar verdrießlich. Es war eine reiche Banquierstochter mit baaren 80,000 Gulden. Wie bekannt, war ich ein Freund vom Stillleben, — nun auf einmal Bälle, Konzerte, Theater, Soireen — das war nicht nach meinem Geschmacke; da stirbt endlich noch ein naher Verwandter von mir und hinterläßt mir fast eine ähnliche Summe, als die war, welche meine Frau mitgebracht hatte, und das war wiederum sehr verdrießlich, weil meine Frau jetzt nur noch größere Anforderungen an mich stellte.

Ziehst Du außerdem meine Lebensweise in Betracht, wie ich sie führe und zu führen gezwungen bin, so mußt Du mir vollends Dein Mitleid zukommen lassen.

Wassersuppen, Mehlspeisen — Puddings und Omlettes aux confitures ausgenommen — sind mir strengstens untersagt; Rindfleisch und Rehbraten sind mir erlaubt; von Häringen und Backfischen darf nichts auf meinen Tisch; Salm, Aal und Austern kann ich zu mir nehmen — Alles, Alles sehr verdrießlich, und endlich muß ich, ich mag wollen oder nicht, bloß Bordeaux oder Volnay genießen.

Mein Lager ist das erbärmlichste von der Welt. Ich weiß nicht, wie viele tausend Gänse ihr Leben zu meinen Kissen opfern mußten, und doch schlief' ich für mein Leben gern auf einfachem Stroh, wenn ich nur schlafen könnte!

Meine Kleidung ist, wie Du siehst, äußerst complicirt. Zwiefacher Rock, doppelte Beinkleider u. s. w., Alles, Alles sehr verdrießlich! Ja, das Beste kömmt noch: wenn andere Leute sich Bewegung zu Fuß machen, muß ich reiten oder fahren — die Aerzte wollens, wünschens so — kurz":

„Kurz", — unterbrach ich die Rede, „Du bist ein glücklicher — Unglücklicher, den ich noch auf bessere Wege zu bringen gedenke, falls mir das Vergnügen, in Deiner angenehmen Gesellschaft noch öfter zu verweilen, zu Theil wird; vorher aber bitt' ich Dich freundlichst, sey so gut und bezahle — wir sitzen schon vier volle Stunden bei einander — die Zeche."

Er zahlte, wünschte mit einer sauer-süßen Miene mir „gute Nacht!", kratzte dann sich hinter dem linken Ohre und brummte ziemlich verständlich in seinen Bart: „Das war — sehr verdrießlich!"

Heldenmuth eines Negers zu Rio Janeiro.

(Aus: L'Illustration, Journal Universel.)

Das Dampfschiff „die Pernambucana", welches am 6. Sept. vorigen Jahrs von Rio Grande abging, wurde am 7. Abends von einem heftigen Sturme ergriffen, gegen den es zwei Tage lang zu kämpfen hatte. Den 8. hatte es schon sein Steuerruder verloren, und da am 9. des Morgens 11 Uhr der Kapitän keinen Ausweg mehr fand, das Schiff zu retten, so ließ er es an einem Orte stranden, welcher Arroio da Cruz genannt wird und drei Meilen ungefähr vom Cap St. Martha entfernt liegt.

Ungeachtet aller Anstrengungen des Kapitäns, den Passagieren begreiflich zu machen, daß sie in ihren Zimmern bleiben müßten, so kamen doch 50 Personen in diesem Schiffbruche ums Leben. Man zählt unter diesen ein bildschönes Mädchen von zwanzig Jahren, welches in Rio sich verheirathen wollte und nur die Welle als Hochzeitkleid erhielt.

Bei diesem schrecklichen Unglück, als Jeder nur sein eigenes Leben zu retten suchte, stürzte sich ein freier Afrikaner, Namens Simon, in das Meer und schwamm zehn Mal vom Schiffe zum Ufer, indem er jedesmal mit seinen kräftigen Armen ein dem Tode entrissenes Opfer zurückbrachte. Nach diesen zehn schnell auf einander folgenden Anstrengungen suchte Simon zitternd und erschöpft von Müdigkeit seine erstarrten Glieder auf dem Sande wieder zu beleben, als eine weinende Mutter zu ihm kommt. — „Meine Kinder!" schreit sie, „ach meine armen Kinder! Retten Sie sie!" — Simon, der nur die Stimme der Menschlichkeit hörte, trotzt zum elften Male dem wüthenden Elemente und kommt mit einem Kind zurück.

„Das andere!" schreit die Mutter, und der edle Afrikaner stürzt sich von neuem in die Wellen. Er vergißt seine Müdigkeit im Hinblick auf den Schmerz einer Mutter und kommt zum zwölften Mal mit dem zweiten Kinde zurück. — Hier ist es, Madame! rief er aus, weinen Sie jetzt nicht mehr!

Nun glaubt er endlich seine hochherzige Arbeit vollendet zu haben, er kann ein wenig Athem schöpfen und liegt schnaubend auf dem Ufer. Da erhebt sich abermals ein Geschrei; ein Blinder ist auf dem gescheiterten Schiffe zurückgeblieben. — Armer Blinder! Er wartet nur auf den sichern Tod. Aber Simon erhebt sich, trotzt zum dreizehnten Mal dem Sturm und schwimmt mit schwerer Anstrengung dem armen Blinden zur Hülfe. — Gott segnete seine Anstrengungen und er hat das Glück, den Blinden auf das Land zu bringen.

Simon hat also dreizehn Personen gerettet! Dieser edle Neger ist Familienvater. Er hat sein Leben dem Tode ausgesetzt ohne Rücksicht auf Frau und Kind; er ist nur seinem Herzen gefolgt!

Mannichfaltigkeiten.

Als ein Beispiel, wie theuer dem Engländer sein gutes historisches Recht ist, wird der Prozeß Madan und Karn angeführt. Madan, Bischof von Gloucester, klagte den Geistlichen Karn vor drei Jahren wegen „grober Unsittlichkeit" an. Die Unsittlichkeit war gesetzlich nicht so schlimm, und das Gericht entschied, „ihn zu vermahnen", und Kläger und Verklagten jeden in seine ihm zukommenden Kosten zu verurtheilen. Der Kläger bezahlte neulich seine Kosten mit 3600 Pfd. St. oder 25,000 Thlrn., nachdem er 1000 Pfd. Sterling abgehandelt hatte. So viel kostet einem Bischof eine moralische Vermahnung auf dem Rechtsboden.

Der Schweizerbote meldet aus Aargau: Ein Fuhrmann, der dieser Tage mit einer regelmäßigen Last von Hause fortfährt, stößt unterwegs auf eine solche Masse Schnee, daß er mit seinem Fuhrwerk kaum mehr weiter kömmt. Nichts Böses ahnend und um seine Pferde bestmöglich zu schonen, nimmt er Vorspann. Aber nicht lange; so wird er von einem Diener des Gesetzes angehalten und verzeigt, weil er das Straßengesetz übertreten und mehr Pferde angespannt habe, als die Felgenbreite seiner Räder gestatte. Unser guter Fuhrmann merkt sich diese Lektion, schickt den Vorspann zurück und sucht mit seinem eigenen Gespann an den Ort seiner Bestimmung zu gelangen —, aber wiederum kömmt derselbe Diener des Gesetzes und denuncirt den armen Teufel wegen Thierquälerei.

Die Klopfgeister treiben in Nordamerika ungestört ihr Wesen fort. Manche drollige Scene kömmt dabei vor. Folgende Anekdote mag beweisen, wie allgemein der Glaube an ein Hereinragen der Geisterwelt in das Erdenleben dort verbreitet ist: Ein gläubiger Doktor, der mit einem orthodoxen presbyterianischen Geistlichen in Fehde lebte, weil derselbe seine Geister für eitel Trug erklärte, verfiel auf den eben so skandalösen wie boshaften Einfall, den presbyterianischen Geistlichen in seiner Predigt durch das Geisterklopfen so zu stören, daß der Gottesdienst unterbrochen werden mußte. Der Doktor hatte nämlich sich mit einer jungen Dame, die ein sogenanntes „Medium" ist, in die Kirche begeben; die Dame citirte ihren Kobold, der den Prediger nicht zu Worte kommen ließ und einen solchen Spektakel machte, daß das fromme Auditorium drob in Entsetzen gerieth. Ueber diesen Vorfall entspann sich ein Journalstreit, in welchem sich beide Theile nicht des glimpflichsten Tones bedienten; dieß führte zu einer Verleumdungsklage. Der Prozeß und die Verhandlungen vor der Jury, die darüber abzuurtheilen hatte, sind das Lustigste bei der ganzen Sache. Die Vertheidiger beider Parteien gaben die Objektivität der Geister zu, und der Anwalt des Predigers stellte keineswegs in Abrede, daß der citirte Geist den Unfug in der Kirche hervorgerufen. Er wollte nur verhindert wissen, daß der gottlose Doktor noch einmal sich vermesse, mit seinen Geisterbeschwörern die fromme Gemeinde zu beunruhigen. Die Jury konnte eben so wenig sich einigen, wie das sonstige Publikum, und die Klage wurde abgewiesen, weil die Jury sich über das Wesen des Vorfalls nicht einigen konnte.

Wie groß das Elend entlassener Strafgefangenen oft ist, beweist folgendes Beispiel: In dem unweit Wollstein in Posen gelegenen Dorfe Zbrogowo wollte ein Wirth in seinem Feldbackofen zum Weihnachtsfeste Kuchen backen, und die Leute erstaunten nicht wenig, einen Menschen in demselben zu finden, der zwar noch lebend, aber so entkräftet war, daß er sich nicht fortbegeben konnte. Es war dieß der Tagelöhner Matischek aus Neu-Tloki, 28 Jahre alt; derselbe war bereits mehrfach bestraft und vor Kurzem aus der Korrektionsanstalt zu Kosten entlassen. Niemand wollte ihm Wohnung oder Unterhalt geben und so kroch er in den Backofen, woselbst er angeblich drei Tage, ohne Speise oder Trank zu sich zu nehmen, zugebracht. Der Schulze des Dorfes ließ ihn auf einem Wagen zu seinem Schwager nach Goszczicyn bringen, woselbst er nach zwei Stunden, und nachdem er eine Tasse Kaffee getrunken hatte, starb.

(Von der hessischen Bergstraße, 5. Jan.) Der Tabaksverkauf fängt in unserer Gegend an wieder lebhafter zu werden, und es wird jetzt, begünstigt von der Witterung, aller bis daher noch am Dache gehangene Tabak abgehängt. Dieser hat durch das Ausfrieren an Qualität bedeutend gewon-

nen, aber an Gewicht verloren, weßhalb den Besitzern desselben die eingetretene Preisbesserung wohl gebührt.

Englische Sprache und Literatur.

Wer lernt heutzutage nicht Englisch? Diese Frage begründet das Erscheinen so vieler Hülfsbücher, die wie Pilze aufschießen. Wer lernt aus denselben Englisch? Diese Frage macht jeder ehrliche Sachkenner. Ein paar alltägliche Sätze zu sprechen, einen Handlungsbrief zu schreiben, ein Märchen zu lesen, das ist Alles, was die Mehrzahl erstrebt. Die trefflichen Sammlungen von Ideler und Nolte, einst wenigstens den höheren Schulen von Werth, haben flüchtigen und faden Modewaaren weichen müssen. Es ist endlich an der Zeit, den wahren Freunden der englischen Sprache wieder die Pforten zu den reichen Schätzen jener großen Literatur zu öffnen, von welcher die Lesewelt kaum eine Ahnung hat. Darum begrüßen wir mit Freude die ausgezeichneten Leistungen Prof. L. Herrig's (Oberlehrers in Berlin) auf diesem Gebiete.

Professor Herrig hat durch sein „Handbuch der englischen National-Literatur" (bei Westermann in Braunschweig in schöner Ausstattung erschienen) der bessern Erkenntniß einen Weg gebahnt, welcher schon allgemein als vorzüglich gut sich den gereiftern Schülern empfiehlt. In drei Jahren hat diese mit fleißiger Umsicht und mit Geschmack gewählte Sammlung bereits vier Auflagen erlebt. Eben so ist sein zweites Werk: „Aufgaben zum Uebersetzen" aus dem Deutschen ins Englische, nebst Anleitung zu freien schriftlichen Arbeiten, bei J. Bädeker in Iserlohn in drei, stets vervollkommneten Auflagen vor uns. Hier finden wir dasselbe Streben, tüchtige Kenntniß und Gewandtheit in einer Sprache zu erzielen, in deren bewundernswürdigen Schöpfungen die Großartigkeit der Nation und des Staates sich abspiegelt.

Bedeutungsvolleres Verdienst um die fortschreitende Literaturkunde sprechen zwei Unternehmungen desselben Gelehrten an, auf welche wir hier die Aufmerksamkeit hinlenken möchten. Ein eben bei Westermann in gleich trefflicher Ausstattung erschienenes „Handbuch der nordamerikanischen National-Literatur", mit einer vorangestellten, meisterhaften Abhandlung über die Entwickelung derselben in der neuen Welt, führt uns in ein, wir dürfen es dreist sagen, fast unbekanntes Land ein. Unzählig viele Deutsche ziehen hinüber, um die Früchte des Bodens zu ernten. Herrig dagegen ruft die Geister Nordamerikas zu uns herüber, damit wir die edelsten Erzeugnisse des höheren Lebens, welches sich dort entfaltet, kennen lernen. Wir haben hier nicht den Raum, auch nur für das reiche Verzeichniß des Inhaltes. Wer Sinn hat für geistige Fortschritte, komme und genieße!

Das zweite, überaus lobenswerthe Unternehmen besteht in einer Sammlung englischer Schriftsteller mit deutschen (alles Merkwürdige und Schwierige erläuternden) Anmerkungen, welche sehr gut ausgestattet, unter Herrigs Leitung bei Enslin in Berlin erscheint. Vor uns liegen vier, alle gerechten Anforderungen befriedigende Bändchen, 1) Shakespeares Macbeth von Herrig, Byrons Marino Faliero von Brokerhoff, Sh.'s Romeo und Julie von Hentzi, Sh.'s Othello von Sievers erklärt. Die Sammlung schreitet fort, die anerkanntesten Gelehrten sind für die einzelnen Schriften gewonnen. Sie wird alles Bisherige von gleicher Art in Schatten stellen. Dr. J. M. Jost.

Korrespondenz.

Dresden, 8. Jan.

Wilhelm Wolfsohns fünfaktiges Schauspiel: „Czaar und Bürger", mit dem das Hoftheater das neue Jahr eröffnete, hatte einen so glänzenden Erfolg, daß andere große Bühnen sich jedenfalls beeilen werden, das Drama auch zur Aufführung zu bringen. In Hinsicht auf Gedankengehalt, Charakteristik und fein geschliffenen Dialog gehört das Stück (es ist noch dazu die Erstlingsarbeit des Verfassers auf diesem Gebiete) zu dem Besten, was neuerdings in dieser Gattung dem Theater geboten worden ist. Bei der ersten Aufführung wurden die Hauptdarsteller, die Herren Emil Devrient, Winger und Frau Bürck, wiederholt mit reichem Beifall und Hervorruf ausgezeichnet; eben so mußte der Dichter, Hr. Dr. Wolfsohn, zweimal auf der Scene erscheinen. Bei der zweiten Darstellung war der ganze königliche Hof anwesend. Ein ungemein anziehendes Charakterbild gibt Hr. Emil Devrient, unterstützt durch den Glanz seiner Persönlichkeit, in der Darstellung Peters des Großen, und dieser Rolle, von dem Dichter meisterhaft entworfen, wendet sich daher namentlich die Aufmerksamkeit zu. — Julius Hammers neueste Dichtungen sind nunmehr unter dem Titel: „Zu allen guten Stunden" bei F. A. Brockhaus in Leipzig in eleganter Ausstattung erschienen. Wie die erste Gabe dieses Lyrikers („Schau um Dich und schau in Dich") raschen Eingang gefunden — denn es ist bereits die 3. Auflage unter der Presse — so wird auch der neue Band sich recht bald viele Freunde erwerben, und diese Theilnahme verdienen die Gedichte, die einer gereiften Lebensanschauung entsprossen und von sittlichem Ernst getragen sind, vollkommen. Bei der Gelegenheit möge nicht unerwähnt bleiben, daß im nächsten Monate auch von Gutzkows „Rittern vom Geiste" die 3. Auflage erscheinen wird. — Wenn seither von einheimischen und fremden Konzertgebern häufig über den Mangel eines guten Saales zu dergleichen Produktionen geklagt wurde, so dürfte nunmehr kein Grund mehr zu einem solchen Vorwurfe vorliegen. Hr. Thieme, ein hiesiger Gasthofbesitzer, hat im verflossenen Herbste einen eben so prächtigen als geräumigen Saal (man sagt für 24,000 Thaler) bauen lassen, der namentlich auch in akustischer Hinsicht allen Anforderungen entspricht. Das Lokal führt seit Anfang dieses Jahres die Bezeichnung „Thieme's Hotel".

Frankfurt a. M.

Einem Streicher'schen Flügel aus dem Magazine des Hrn. P. J. Jungmann ist die Auszeichnung geworden, von unserm Cäcilienverein nach vorausgegangener sorgfältiger Prüfung angekauft worden zu seyn. Diese Wahl spricht genügend für die Vorzüge und Trefflichkeit des schönen Instrumentes; denn Diejenigen, welche sie zu treffen hatten, sind Sachkenner, deren Kompetenz vollgültig ist. Wenn schon das sehr elegante und gefällige Aeußere dieses Flügels aus gestreiftem Mahagony und das schöne Ebenmaß seiner Formen nichts zu wünschen übrig lassen, so sind eben so die innere Konstruktion, die feine Ausarbeitung und die Solidität aller Theile desselben den strengsten Anforderungen entsprechend. Der Ton selbst ist nicht nur durch seine sehr schöne, man darf sagen poetische Klangfarbe ausgezeichnet, sondern auch von einer in allen Octaven seltenen Gleichmäßigkeit, Fülle und Harmonie, die auf den Hörer einen überaus wohlthuenden Eindruck hervorbringen. Dieß Instrument ist ganz geeignet, den Aufführungen jener edlen und klassischen Tonwerke, die unser Cäcilienverein zu pflegen berufen ist, zur würdigen Begleitung zu dienen und seinen Wohllaut dem der menschlichen Stimme innig zu verschmelzen. Wie viel treffliche Instrumente auch Streicher schon vollendet hat, so gehört doch dieses, was Gleichmäßigkeit und Tonfülle betrifft, zu seinen vorzüglichsten, und hat der Cäcilienverein hier eine Acquisition gemacht, um die mancher andere ihn beneiden dürfte.

Konzert des Philharmonischen Vereins.

Donnerstag, 12. Januar 1854. — (Erstes Konzert im Abonnement 1853/1854.)

Erste Abtheilung.

1) Symphonie in D dur, Op. 80 von J. Haydn. 2) Ave Maria von F. Schubert, gesungen von Fräul. Christine Diehl. 3) Variationen für Pianoforte, Op. 35 in Es dur, von L. v. Beethoven, vorgetragen von Hrn. August Buhl.

Zweite Abtheilung.

4) Symphonie in C dur von C. M. v. Weber. 5) a. Der Fremdling von F. Messer. b. Im Arm der Liebe von A. André, gesungen von Fräul. Christine Diehl. 6) Ouverture zu „Ruy Blas" von F. Mendelsohn-Bartholdy.

Anfang 7 Uhr. Im Saale des Weidenbusches. Eintrittskarten à 1 fl. 30 kr. sind bei Herrn C. A. André (Haus Mozart) zu haben.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 12. Jan. Faust, Tragödie in 6 Abth., von Goethe. (Gastrolle) Margarethe: Frau Stolte, vom Hoftheater zu Kassel.

Freitag, 13. Jan. Norma, große Oper in 3 Akten. Musik von Bellini.

Druk und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 12. Freitag, den 13. Januar 1854.

Der geheimnißvolle Jäger.

Novelle von A. Heinze.

(Fortsetzung.)

„Hier liegt ein Todter!" rief einer der herbeigeeilten Diener mit lauter Stimme, indem er dem von der Leiter Gestürzten in's Antlitz leuchtete.

„Gerechter Gott! es ist der Kapitän Charpentier!" rief Arthur, als er die Züge des regungslos Daliegenden erblickte. „Was hat der Nichtswürdige beabsichtigt, und wer hat ihn getödtet?"

„Er wollte Miß Ellen entführen, und ich habe ihn daran verhindert," schallte es da plötzlich hinter Arthur und seinem Vater, und die Büchse in der Hand trat der Jäger Roland aus dem Gebüsch.

„Hm! Mister Roland!" riefen Vater und Sohn wie aus Einem Munde, indem sie den alten Jäger mit dem Ausdruck starren Staunens anblickten.

Arthurs erster Gedanke war Argwohn gegen den Letztern, als er aber die Leiter, das offene Fenster und das Brecheisen gewahrte, welches die Hand des Todten noch krampfhaft umfaßt hielt, ward er wieder irre.

Der alte Jäger aber fuhr ruhig fort:

„Gestern Abend hört' ich bei Mister Johnston, daß dieser Schurke mit seinem davongelaufenen Spießgesellen in französischer Sprache verabredete, heute Abend kurz vor Mitlernacht Miß Ellen zu entführen. Da die beiden Elenden glaubten, Niemand von den Anwesenden verstehe das Französische, so besprachen sie sich ganz laut über ihren verruchten Plan, ahnten aber nicht, daß mir kein Wort entging. Ich war Anfangs unschlüssig, was ich thun sollte, als der Kapitän aber sagte: „Um Ellens Liebe ist es mir nie zu thun gewesen, ich bewarb mich nur ihres Geldes wegen um sie! Da ich abgewiesen worden bin, so soll die ganze Familie in Ellen dafür beschimpft werden. Wenn ich überall erzählen kann, ich habe sie entführt, so ist ihr guter Name für immer dahin, und ihr Vater und Bruder bekommen zugleich die kleine Lehre, einen französischen Kapitän mit mehr Achtung zu behandeln!" — Da glaubte ich dem heimtückischen Bösewicht einen tüchtigen Denkzettel geben zu müssen. Es sollte mir gar nicht leid thun, wenn ich dieser Bestie, welche schlechter ist als die wilden Waldthiere, das Lebenslicht ausgeblasen hätte," fuhr er fort, indem er den Hahn der Büchse aufzog und den Deckel der Zündpfanne mit dem Aermel seines groben Jagdrocks abwischte. „Hat der Schurke doch Miß Ellen und ihrem Vater unterweges aufgelauert und nach diesem geschossen, um die Erstere in seine Gewalt zu bekommen! Er rühmte sich noch sogar dieser Heldenthat und schalt seinen Spießgesellen, daß er so schlecht gezielt habe."

Während Roland so sprach, fiel der Blick Arthurs unwillkürlich auf die Büchse des alten Jägers, und beim Schein der Laternen gewahrte er, daß Hahn, Pfanne und Lauf von Pulver geschwärzt waren — der sichere Beweis, daß Roland den Schuß abgefeuert hatte, woran er im ersten Augenblick gezweifelt. Die Erscheinung von James und Bill, welche steif und fest behaupteten, „tüchtig gewacht, aber nichts gesehen und gehört zu haben," verscheuchte den letzten Argwohn aus seiner Seele, und mit einem seltsamen Gefühl von Freude, Staunen und Scheu trat er zu dem alten Jäger, ergriff dessen Hand und dankte ihm aus vollem Herzen, daß er seine Verlobte aus den Händen jenes Nichtswürdigen gerettet habe.

Auch Robertson wollte dem Verdächtigten seinen Dank aussprechen, allein dieser machte sich hastig los und verschwand im Dunkel.

Man untersuchte jetzt den Leichnam des Kapitäns. Die Kugel Rolands hatte ihm nur eine starke Wunde im Schenkel beigebracht, durch den Sturz von der ziemlich hohen Leiter aber hatte er sich das Genick gebrochen.

Robertson ließ die Leiche fortschaffen und befahl einem der Diener, bei Tagesanbruch zum Sheriff der County zu reiten und ihm das Geschehene anzuzeigen, damit dieser sofort eine Untersuchung der ganzen Sache anstelle. —

„Welch' ein räthselhaftes Wesen ist doch der alte Jäger Roland!" rief Arthur am folgenden Morgen, als man das schreckliche Ereigniß der verflossenen Nacht besprach. „Wir schauen ihn mit argwöhnischen Blicken an — er rettet mir auf der Jagd das Leben; ich halte ihn für einen Bundesgenossen des schändlichen Kapitäns — und er wacht in dunkler Nacht über die Ehre und das Leben meiner Ellen und verpflichtet mich ihm zu ewiger Dankbarkeit! Und wenn ich ihm meinen Dank aussprechen will, macht er sich mit ängstlicher Miene los und eilt davon! Beim Himmel! ich muß wissen, wer er ist und weßhalb er seinen Wohnsitz hier in dem einsamen Thal aufgeschlagen hat — eher find' ich keine Ruhe!"

Um das Unrecht, welches er und sein Vater dem alten Jäger durch ihre Verdächtigungen zugefügt, einigermaßen wieder gut zu machen und ihm einen Beweis ihrer Erkenntlichkeit zu geben, wanderte Arthur noch an demselben Tage nach der einsamen Hütte Rolands. Er wollte ihm im Auftrage seines Vaters ein ansehnliches Stück Land von der Besitzung des Letztern und eine Wohnung im Hause desselben anbieten — allein er fand ihn nicht daheim. An allen folgenden Tagen ging es ihm eben so — das kleine Häuschen war stets leer, obgleich er dessen räthselhaften Bewohner kurz vorher in dasselbe hatte eintreten sehen. Endlich aber war er so glücklich, dem Letztern bei

einer kleinen Streiferei durch den Wald zu begegnen, so daß Roland ihm nicht ausweichen konnte.

Arthur machte ihm darauf im Namen seines Vaters jene Anerbietungen und ersuchte ihn mit der größten Herzlichkeit, dieselben anzunehmen und seinem Vater die Kälte, mit welcher dieser ihn einst behandelt, zu verzeihen.

Der alte Jäger schwieg einige Augenblicke und schien heftig mit sich zu kämpfen, ob er auf den Vorschlag eingehen solle oder nicht. Plötzlich aber hob er das gesenkte Haupt empor, ergriff Arthurs Hand und versetzte mit schmerzlichem Lächeln:

„Ich danke Euch und Eurem Vater von ganzem Herzen für Das, was Ihr an mir thun wollt — aber triftige Gründe verbieten mir, Eure Güte in Anspruch zu nehmen. Laßt mich in meiner einsamen Hütte und verzeiht mir mein menschenscheues Wesen. Ich kann nur in der regungslosen Stille des Waldes frei athmen!“

Mit diesen Worten drückte er Arthur noch einmal die Hand und eilte hastig in das Dickicht.

(Fortsetzung folgt.)

Das russische Land- und See-Heer.

I.

Der jetzige unläugbare Einfluß des Czaaren auf alle europäischen Fragen und seine Stellung gegenüber den unmittelbaren Nachbarn Oesterreich, Preußen, Türkei und Schweden, wie den entfernteren, Spanien, England und Frankreich, entspringt theilweise der geographisch und strategisch unnahbaren Lage, theilweise der Aufstellung eines zahlreichen, wohlgeübten und wohlgerüsteten Heeres. Rußland hat bloß zwei Stellen seiner ungeheuren Gränzlande ernstlich zu vertheidigen. Dieses sind die westlichen in ihrer ganzen Ausdehnung und die südlichen vom Dniester bis zum Kaukasus. An diesen beiden Seiten aber sind Wälle von Bajonetten, Geschützen und Lanzen aufgestellt, welche auf den Wink eines einzigen Menschen sich nach jeder Richtung hin bewegen oder in einem einzigen Punkte zusammenrücken können. Wird Rußland angegriffen, so haben nur die Gränzen, vor Allem das unglückliche Polen, darunter zu leiden, denn in diesem muß es sich vertheidigen. Finnland ist leicht zu vertheidigen, besonders da von Schweden aus kein Angriff zu erwarten steht; zudem blüht Finnland, dem man seine alten Rechte und Freiheiten unangetastet gelassen und das man nicht mit Rußland einverleibt hat, höher als je unter schwedischem Einflusse, hat also keinen Grund, eine Aenderung zu wünschen. Seestädte und Häfen können wohl leicht eingeäschert und zerstört werden, aber nach den Erfahrungen, welche Karl XII. und Napoleon I. machten, ist anzunehmen, daß ein feindliches Heer schwerlich wieder die Weichsel, den Dniester, den Niemen oder die Donau überschreiten werde. Rußland hat keine Volkswehr, mit Ausnahme jener, welche es in den eroberten Strecken von Georgien und im Kaukasus eigens gebildet hat. Seine Stärke besteht allein in einem stehenden Heere und in seiner Flotte.

Nach den amtlichen Berichten von 1852 war Folgendes der Bestand des Heeres. Die Garde unter dem Befehl des Großfürsten Thronerben, in Petersburg und hundert Wersten um diese Stadt lagernd. Sie besteht aus drei Infanterie-Divisionen, einer Reserve-Division, vier Divisionen Kavallerie, einer verhältnißmäßigen Artilleriezugabe von 120—140 Feuerschlünden und Pionirabtheilungen.

Dann folgt das Grenadiercorps, dessen Hauptquartier in der alten Stadt Nowogorod zwischen Petersburg und Moskau liegt und dessen Regimenter vorzüglich aus den Militärkolonien rekrutirt werden. Dieses Corps hat drei Abtheilungen Infanterie, eine Kavallerie-Abtheilung und sein Artilleriepark beläuft sich auf 115—120 Schlünde. Nach diesen einzelnen Abtheilungen kommt erst das ordentliche Heer. Es besteht aus sechs Armeecorps, etwa zwanzig Divisionen Infanterie, sechs Divisionen regulärer Kavallerie, einer unregulären, als Kosacken, Tscherkessen und wenigstens 700 Feuergeschützen.

Das Heer im Kaukasus besteht aus vier Infanterie-Divisionen, einer Division regulärer Kavallerie und zahllosen Schwärmen von Kosaken und andern einverleibten Völkerstämmen. Eine Infanterie-Division steht ferner noch in Finnland, eine andere in Siberien zerstreut. Dieses stehende Heer zählt noch eine Reserve von 25 Infanterie-Brigaden und 270 Kavallerie-Schwadronen.

Die Flotte besteht besteht aus fünf Geschwadern. Jedes zählt einen Dreidecker mit 100—120 Kanonen, acht kleinere Zweidecker von 70—90 Kanonen und sechs Fregatten, wenigen Dämpfern und anderen kleineren Schiffen, als Schaluppen, Schoonern u. s. w. Drei Geschwader bilden die Marine des baltischen Meeres, zwei andere die des schwarzen. Außer diesen hält Rußland eine kleine Flottille auf dem Kaspisee und einige Dämpfer auf dem Uralsee. Auf dem baltischen Meere wie dem asofischen und auf dem Pontus hält es noch außerdem eine große Anzahl von Kanonenbooten. Alle diese Fahrzeuge sind wohlbemannt, aber nur was die Zahl anbelangt.

Rußland, welches fast keine Handelsmarine besitzt, hat wenig Matrosen, wenig tüchtige Seeleute. Die geringe Anzahl russischer Kauffahrer ist daher größtentheils mit Ausländern bemannt, trotz dem Gesetze, daß der Kapitän eines russischen Schiffes ein Russe seyn soll. Weil tüchtige Schiffer so selten zu finden sind, wird in den meisten Fällen das Gesetz umgangen. Die Matrosen der Flotte werden größtentheils aus den Anwohnern des baltischen und schwarzen Meeres, aus den Schiffern der Wolga und des Dons, den sogenannten Burlaken, gewählt. Auch Griechen und Armenier finden sich häufig unter dieser Zahl. Allzusammen liefern sie aber kaum ein Drittel der erforderlichen Bemannung und der übrige Theil wird aus den Leuten gewählt, welche irgend am Wasser beschäftigt gewesen sind, wenn auch nur an einem Fährboote. Auch viele Juden müssen hier mit einstehen. Der überwiegende Theil wird durch Zwang und Drillerei zu Matrosen gestempelt und kann selbst nicht einmal schwimmen Die Schiffe im baltischen Meere können kaum jährlich vier Monate die See halten, die im schwarzen Meere vier bis sechs Wochen länger. Auf diese Frist ist die Zeit der Uebungen beschränkt, der übrige Theil des Jahrs, in welchem die Flotte im Hafen liegt, wird zu Landübungen verwendet. Hierdurch ist der größte Theil der Bemannung ziemlich ungeübt und bildet mehr nur eine untergeordnete Infanterie.

Die Offiziere sind in besondern nautischen Anstalten erzogen und viele derselben sind wenigstens theoretisch in allen Zweigen des Seewesens so bewandert, als die irgend eines Landes.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rechenschafts-Berichte

der Frankfurter Wohlthätigkeits-Anstalten und milden Stiftungen über das Jahr 1853.

Die mit dem Beginne eines jeden Jahres von den bezüglichen Pflegämtern der hier bestehenden öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten und milden Stiftungen erstatteten Berichte lauten für das nunmehr verflossene Jahr 1853 betrübender als je seit lange. Was dabei aber den denkenden Menschenfreund am

schmerzlichsten berührt, dieß ist die ihm bei Erforschung der Grundursache des Uebels sich aufdringende Ueberzeugung, daß solches, welche Mittel auch zu dessen Abhülfe ergriffen werden möchten, in fast unaufhaltsamem Zunehmen begriffen ist. Wie sehr die Armuth auch in unserer Stadt, welche kein sogenanntes Proletariat besitzt, in einem Zeitraume von 60 Jahren zugenommen hat, ergibt sich aus der Thatsache, daß im Jahre 1792 nur 753 Arme, in den letztern Jahren aber beinahe 7000 Arme durch die öffentlichen Armenanstalten unterstützt wurden. Während die Unterstützung im Jahre 1792 die Summe von 20,795 fl. und 24,533 Laib Brod à 3 Pfund betrug, reicht gegenwärtig die Unterstützungssumme von circa 400,000 fl. und circa 120,000 Laib Brod nicht aus, und ist für die Wohlthätigkeit der vielen Privatstiftungen und einzelnen Privatleute noch ein großer Wirkungskreis gelassen.

Fast keine Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft hat zur befriedigenden Erreichung ihrer Zwecke mit mehr Hindernissen zu kämpfen, als die öffentliche Armenpflege. Ist sie streng, so wird sie der Härte angeklagt und das Publikum nimmt die sogenannten Bettler in Schutz; ist sie nachsichtig, so tadelt man ihre Lässigkeit und beschwert sich über die überhandnehmende Bettelei. Verfährt sie haushälterisch mit ihren Gaben, so klagen mit den Armen auch die Mildthätigen; gibt sie reichlich, so wird von der einen Seite nur noch immer mehr von ihr verlangt, von der andern aber wird sie der Verschwendung bezüchtigt und ihr vorgeworfen, sie verwöhne die Armen zum Müßiggang, statt sie zur Arbeit anzuhalten. Niemand kann sie es ganz recht machen; aber diese entmuthigende Erfahrung, die ihr täglich entgegen tritt, liegt in der Natur ihrer Aufgabe selbst. Sie soll oder will ja für die Herzen und Hände von Hunderten und Tausenden eine Pflichterfüllung der Nächstenliebe übernehmen, und da kommt denn Jeder nur zu häufig in den Fall, daß ihm die Stellvertreterin nicht genügt und daß er selbst diese Pflicht besser erfüllen zu können meint. Wird diese Meinung zur That, entzieht er der öffentlichen Armenpflege seine Beiträge und gibt selbst, ohne ihr Vorwissen und ihre Mitwirkung, so stört er eben so oft deren Maßregeln und macht deren Berechnungen zur Täuschung. Man übertreibt die Erwartungen von der Wirksamkeit der öffentlichen Armenpflege häufig in hohem Grade, und eben deßhalb leistet sie viel weniger, als man erwartet. Sie soll und darf nur für Minderung des öffentlich gewordenen Elends dem nachdrücklicheren Zusammenwirken Vieler einen Mittelpunkt gewähren, ohne der Mildthätigkeit des Einzelnen selbst die unentbehrliche Nahrung zu entziehen, welche eben in der unmittelbaren Aeußerung und Uebung der Milde liegt. Das bloße Geldgeben an eine Kasse, die noch so gut verwaltet ist, befriedigt den Trieb zur Bethätigung des Mitleids nicht genügend. So wie das freundliche Wort des Gebers dem Dürftigen oft nicht weniger wohl thut, als die empfangene Gabe, so bedarf auch jene zuweilen des wohlthuenden Gefühls, das ihm ein Dankesblick oder ein Segenswort des Unterstützten gewährt. Die öffentliche Armenpflege verweist ihn mit diesem Bedürfniß an die sogenannten „Hausarmen", an die „Verschämten", die sich noch scheuen, der öffentlichen Unterstützung zu verfallen, und nicht mit Unrecht. Allein das Elend macht auch erfinderisch. Viele wissen sich der Mildthätigkeit des Einzelnen noch als verschämte Hausarme darzustellen, die doch jene Scheu, aus der öffentlichen Kasse zu empfangen, schon längst überwunden haben. Darum bedarf auch hierin die Armenpflegbehörde des vollen Vertrauens der Glieder ihrer Gemeinde; sie muß auch um die Privat-Mildthätigkeit wissen, muß diese nicht unterdrücken, sondern fördern und ihr beirräthig seyn, soviel sie nur kann, als Stellvertreterin derselben sich aber nur darbieten, wo jene nicht ausreicht für die Masse des Elends, sowie in gemeinschaftlich besser durchgreifenden, besonders dem Steigen der Armuth vorbeugenden Maßregeln.

Die Rechenschafts- und Jahresberichte unserer milden Stiftungen und Wohlthätigkeitsanstalten über ihre Einnahmen und Ausgaben im vorigen Jahre wollen wir nun in ihren Hauptresultaten hier kurz mittheilen und die Zahlen werden unsere oben angedeutete Behauptung bestätigen, daß eine mit der steigenden Nahrungslosigkeit verknüpfte und immer zunehmende Verarmung mit raschen Schritten fortschreitet und das Bedürfniß weitausgreifender Unterstützung höchst nothwendig gemacht hat.

Dem Berichte der „Spendesection des allgemeinen Almosenkastens" entnehmen wir in dieser Beziehung Folgendes: „Die Alumnen unserer Anstalt sind in diesem Zeitraume wieder um 493 Köpfe vermehrt worden, während der Gesammtabgang nur 74 Personen betragen hat, wovon 53 verstorben, 14 in das Versorgungshaus und 2 in die von Guita'sche Stiftung aufgenommen worden sind, 5 aber nur auf die Spende verzichtet haben. Die Zahl der bei uns 1853 erledigten Gesuche übersteigt 4900. Im Jahr 1852 betrug dieselbe nur 4536, 1851 nur 3578, 1841 nur 1615 und 1821 nur 930; die Summe der Jahresgesuche hat sich mithin in etwa dreißig Jahren verfünffacht."

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten

Der „Newyork Herald" erklärt, daß er durch verschiedene in Bezug auf die Papierverfertigung, die Typen und die Druckerpresse vorzunehmende Verbesserungen binnen kurzem in den Stand gesetzt seyn werde, mit geringeren Kosten, als er jetzt aufwende, mindestens 100,000 Bogen in der Stunde zu drucken. „Wir hegen die Ueberzeugung — heißt es in dem betreffenden Artikel —, daß wir erst auf der ersten Stufe der Entfaltung des Zeitungswesens stehen hinsichtlich der Anwendung desselben auf die gesellschaftlichen, commerciellen und staatlichen Angelegenheiten einer großen Republik, wie die amerikanische Union. Nach einigen Jahren wird vorzugsweise die Presse die handelnde und lebende Regierung des Landes seyn und die gesetzliche Regierung zu Washington wird bloß die Beschlüsse des amerikanischen Geistes, wie sie zuerst durch die unabhängige Journalistik des Landes kund geworden sind, zu registriren haben.

Die Mode, daß Braut und Bräutigam sogleich nach der Hochzeit eine Vergnügungsreise, etwa an den Rhein oder nach Italien antreten, wird immer allgemeiner und beliebter. Dieß ist aber gewiß nicht die rechte Art, eine Ehe anzufangen. Den Hausstand beginnt man nicht auf der Reise, sondern daheim und eine reisende junge Frau ist keine Hausfrau. Auch darin geben die vornehmen Stände dem Volke wieder ein schlechtes Beispiel.

Der bekannte dramatische Dichter Dr. G. Köberle hat mit dem 1. Januar die Redaktion des „Heidelberger Journals" niedergelegt.

In Wien gab ein „Schlittschuh-Virtuose" aus Holland gegen Eintrittsgeld Kunst-Produktionen auf einem Teiche.

Vom 1. Jan. 1853 bis zum 29. Dec. desselben Jahres kamen in London 1053 Feuersbrünste vor, die für ungefähr 2 Mill. Pf. St. Schaden anrichteten. Davon kommt der zwanzigste Theil auf Papier-Fabriken und Papier-Niederlagen.

— Die Landleute sind sehr gut auf den Schnee zu sprechen. Sie meinen, die Schneedecke sey wie geschaffen für die Erde, damit sich diese einmal ordentlich ausruhe, und sie erinnern voll guter Aussicht auf ein fruchtbares Jahr an den alten Bauernspruch: „December kalt mit Schnee, gibt Korn auf jeder Höh'!"

Neuigkeiten der Geschichtsforschung.

„**Geschichte** der alten, mittlern und neuern Zeit" von A. Geisler. 2 Bände (hist. Hausbibl. Bd. 30. 31. Lpz., Lorck). Der Verf. dieses, für Lehranstalten und Selbstunterricht gleich geeigneten Werks verhandelt darin die Weltgeschichte sowohl nach ihrer Zeitfolge, als nach ihren bedeutendsten Trägern, nämlich „in biographischer Form", welche dem Leser die Ereignisse stets um anschauliche Mittelpunkte gruppirt. Durch diese zwiefache Lehrweise wird die Lostrennung der Personen von der Gesammtheit ihrer Umgebung und ihres Zeitalters vermieden. Zu ihrer Vervollständigung sind ausführliche Zeittafeln der einzelnen Völkergeschichten beigegeben, welche als besonderer Leitfaden und als Wiederholungsbuch gelten können. Diesen schließen sich noch weitere für die allgemeine Literaturgeschichte an, die in der Hand eines erfahrenen Lehrers den Lernenden die Geschichte der Geisterwelt aufrollen. Das Hauptwerk selbst ist zwar ebenfalls ein sehr gedrängtes Compendium, dennoch aber frei von jener trockenen Kürze, die nur todte Massen im Gedächtnisse aufschichtet. Schon in der gehaltvollen Vorrede zeigt sich das tüchtige Urtheil des Vrf., namentlich über das deutsche Mittelalter, das er mit besonderer Vorliebe bearbeitet hat. Die alte Geschichte außer der klassischen ist sehr kurz abgethan, und der Verf. eilt gleichsam den uns Westländern allerdings wichtigeren Gebieten zu. Der erste Band geht bis zu Columbus, der zweite bis 1815. In dem dritten, bis auf unsere Tage reichenden, wird die der versumpfenden Reaktion, wie dem weltstürmenden Idealismus gleich abholde Gesinnung des Vrf. die würdigsten Aufgaben des Geschichtschreibers zu lösen haben. Für einen mehr wissenschaftlich gebildeten Leserkreis, namentlich für höhere Lehranstalten bestimmt ist ein zweites „Handbuch der allgemeinen **Geschichte**" von Aßmann (Braunschweig, Vieweg), dessen erster, die Geschichte des Alterthums umfassender, Theil vor uns liegt. Dieser läßt uns mit lebhafter Erwartung der Fortsetzung entgegensehen, und ebenso ohne Zweifel alle seine Leser, sofern sie nicht zu jener jetzt so regsamen Partei gehören, welche den ewigen Gesetzgeber der Geschichte durch Götter aus eigener Fabrik verdrängen möchte. Der Vrf. vereinigt scharfe Beobachtungsgabe und gewissenhafte Forschung, welche keinen Zweifelsknoten mit Autoritätssprüchen lösen will, mit klarer und warmer Religiosität. Durchweg faßt er die Wechselbeziehung der Völker und ihrer Wohnorte ins Auge. Ebendeßhalb vermissen wir noch einen Blick auf die Geschichte der Erde oder dem Menschen, welche ihm erst die rechte Stelle in dem großen Organismus seines Planeten anweist und die immerhin durch die neuesten Forschungen die wahrscheinlichsten Grundlagen erhalten hat, freilich aber auch in einer Menschengeschichte nur als ein Prolegomenon auftreten dürfte. Sehr lehrreich für die Lebensfragen unserer Gegenwart ist die Schilderung der inneren Kämpfe Roms, und meisterhaft bündig (S. 5 ff.) die Zeichnung des Uebergangs der heidnischen Welt in die christliche. Von einer speziellen „Geschichte **Roms**" von C. Peter (Halle, Waisenhaus) ist Bd. 1 erschienen, und noch zwei werden folgen. In der Geschichte der alten Römer waltet ein ernster, der Welt außerhalb Roms feindseliger Geist, nirgends die Schwungkraft und Feinsinnigkeit der gleichwohl stammverwandten Griechen, unter welchen nur einzelne Stämme und Staaten, wie Sparta, den Römern auch geistesverwandt erscheinen. Erst die edeln Scipionen brachen mit Hülfe des griechischen Geistes einer höhern Bildung Bahn, die aber wiederum die volksthümliche Entwicklung des römischen Geistes störte. Die selbstopfernde Vaterlandsliebe, von welcher die Geschichte Roms so manches Beispiel zeigt, steht dennoch nicht als rein sittliche Größe da, da sie gewöhnlich auch selbstsüchtig genug ist, um grausame Gewalt, wie Trug und Verrath gegen andre Völker erlaubt zu halten. Der rühmlichst bekannte Vrf. baut diese merkwürdige Volksgeschichte, die trotz aller Durchforschung noch nicht erschöpft wurde, gleich als mit Quaderstücken von unten aus auf, in einer klassisch einfachen, für diesen Gegenstand besonders geeigneten Form. Er greift dem Urtheile des Lesers nicht vor, sondern trägt zuerst Geschichte und Sage unzertrennt nach der Ueberlieferung im Volke selbst vor, und läßt darnach erst eine kritische Beleuchtung folgen. Wir hoffen, den zweiten Band dieses trefflichen Werkes nächstens anzeigen zu können.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Berlin, 10. Januar.

Die Redaktion der hiesigen Musikzeitung „Echo" hat drei Preise ausgeschrieben für drei der bestcomponirten Militärmärsche zum dienstlichen Gebrauche nach dem Wirprecht'schen Systeme. Für den besten Defilirmarsch für Infanteriemusik 15 Dukaten, für den besten Parademarsch für Kavalleriemusik 10 Dukaten, und für den besten Defilirmarsch für die Jägerbataillone und Artillerie-Abtheilungen zu Fuß ebenfalls 10 Dukaten. Preisrichter sollen seyn: Berlioz in Paris, Halevy, Leonhardt, Generalmusikdirektor der k. k. österr. Armeemusik, Gerold, Musikdirektor der k. hannov. Armee, Liszt, Meyerbeer und der Direktor der Musikchöre der preuß. Garde Wirprecht. — Heute Morgen fand im Opernhause die Generalprobe von Flotow's neuester Oper „Rübezahl" statt. — Dem königl. Generalintendanten der Hofschauspiele Hrn. von Hülsen ist jetzt das volle Gehalt seines Vorgängers bewilligt und bezieht derselbe 4000 Thaler.

München, 9. Januar.

Benedikt's Oper: „Der Alte vom Berge oder die Kreuzfahrer" ist gestern mit sehr günstigem Erfolge wiederholt worden. Der Komponist dirigirte wieder persönlich und wurde am Schlusse, wie bei der ersten Aufführung, von dem gedrängt vollen Hause stürmisch gerufen. Das Werk ist mit seltenem Glanz in den Kostümen und mit Aufwand großer Kräfte in Scene gesetzt worden. Der Zug der Kreuzfahrer wurde nach Kaulbachs Carton zusammengesetzt. Von den neuen Dekorationen überraschte besonders eine: die Stadt Jerusalem in bengalischer Beleuchtung. — In unserer Erzgießerei wird fortwährend mit regem Eifer an dem großartigen Washington-Monument gearbeitet. Der Amerikaner Crotfort, der unter den Erzgießereien des Continents die hiesige für die vorzüglichste erachtete und sich von ihren Kunstleistungen persönlich überzeugte, hat durch seinen Auftrag diesem Institute das ehrendste Zeugniß gegeben. König Ludwig verfolgt mit großem Interesse die Fortschritte an dem kolossalen Werk und hat bereits mehrmals hiervon Einsicht genommen.

Stuttgart, 10. Januar.

Die hier so beliebte Coloratursängerin Madame Marlow wird, wie ich höre, in Wien bleiben und will lieber ihr Strafgeld von 6000 Gulden bezahlen, ist jedoch inzwischen um Nachlassung desselben eingekommen. Wer an ihre Stelle treten wird, scheint noch ganz unbestimmt.

Usingen, 7. Januar.

Für einen Theil Ihrer Leser wird die Nachricht nicht ohne Interesse seyn, daß der 108 Jahre alte Peter Petri zu Espa zu Neujahr das Zeitliche gesegnet hat. Den Menschenfreunden, die ihn in den letzten Lebensjahren so reichlich mit Tabak, Wein, Kleidungsstücken und Geld versehen haben, wird die Versicherung gewiß zur Freude gereichen, daß alle Gaben auf die zweckmäßigste Weise dem Alten durch den Ortsgeistlichen übergeben worden sind.

Theater-Anzeige.

Freitag, 13. Jan. Norma, große Oper in 3 Akten, Musik von Bellini.

Samstag, 14. Jan. Die Waise aus Lowood, Schauspiel in 2 Abtheilungen und 4 Akten, mit freier Benutzung des Romans von Currer Bell von Ch. Birch-Pfeiffer.

Sonntag, 15. Jan. (Zum ersten Male): Toni, große romantische Oper in 3 Abth. von Elsholz, Musik von E. H. z. S.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 13. Samstag, den 14. Januar 1844.

Der geheimnißvolle Jäger.

Novelle von A. Heinze.

(Fortsetzung.)

6.

Den beiden Liebenden entschwand ein Tag nach dem andern in ungetrübtem Frieden — im fernen Osten aber zog sich ein unheilschwangeres Wetter zusammen, welches nicht allein das Glück des liebenden Paares, sondern auch das vieler Tausende zu vernichten drohte.

Die außerordentlich strengen Maßregeln der englischen Regierung gegen die Stadt Boston und die ganze Provinz Massachusetts hatten eine heftige und allgemeine Gährung hervorgerufen, welche einen immer drohendern Charakter annahm. In allen Provinzen traten die Colonisten und Bürger zusammen und beschlossen, ihre von der Regierung des Mutterlandes angetasteten Rechte nöthigenfalls mit den Waffen in der Hand zu behaupten. Besonders waren es die Bewohner von Massachusetts, welche mit kühnem Muth Pläne zur Rettung der bedrohten Freiheit entwarfen und sich mit Macht zum Kriege rüsteten, in der Hoffnung, daß die am 5. September 1774 zu Philadelphia zusammengetretenen Abgeordneten aller Colonieen ihre Beschlüsse und Maßregeln billigen und ihnen im Fall der Noth die Unterstützung und thätige Hülfe der übrigen Provinzen zusichern würden.

Mit ängstlicher Spannung waren Aller Blicke auf diesen Congreß gerichtet — von seiner Entscheidung hing das Wohl oder Wehe von vielen Tausenden ab.

Robertson, welcher mit ganzer Seele seinem Vaterlande zugethan war, hatte sich heimlich von allen wichtigen Ereignissen Kunde verschafft, die täglich drohendere Gestaltung der Dinge aber den beiden Liebenden sorgfältig verschwiegen, um deren stilles, reines Glück nicht zu trüben.

„Sollte es wirklich zum Aeußersten kommen," dachte er, „so wird Arthur deßhalb nicht minder bereit seyn, dem bedrängten Vaterlande freudigen Muthes seinen Arm zu leihen."

Als aber Ellens Vater zu Anfang des Monates November von Boston zurückkehrte und die Ueberzeugung aussprach, daß ein blutiger Krieg fast unvermeidlich sey, da sah sich Robertson endlich genöthigt, seinem Sohn die wahre Lage der Dinge zu entdecken und ihm die kurz vor Ellens Ankunft ausgesprochene Bitte, seine Verbindung mit der Letztern so lange aufzuschieben, bis der Friede vollkommen wiederhergestellt sey, dringender als zuvor zu wiederholen.

Arthur vermochte Anfangs den Gedanken nicht zu fassen, daß er auf ein Glück, welches ihm so hold gelächelt, für Jahre, vielleicht für immer verzichten sollte; als Ellens Vater aber erzählte, mit welcher Ruhe und Würde der Congreß die Rechte und Freiheiten der Colonieen der Regierung des Mutterlandes dargelegt, mit welcher Energie er um Aufhebung der harten Maßregeln und um Abstellung der drückenden Beschwerden gebeten, mit welcher Freudigkeit sich alle Provinzen den Beschlüssen und Anordnungen des Congresses unterworfen und bereit erklärt haben, mit Gut und Blut ihre alten Gerechtsame und Freiheiten zu vertheidigen, und mit welchem Eifer sich Jung und Alt in den Waffen übe und unerschrocken dem drohenden Kampf entgegensehe — da erwachte in Arthurs Seele eine heilige Begeisterung. Er fühlte, daß die Stimme der Liebe verstummen müsse, wenn das Vaterland seine Söhne zum gerechten Streit rufe, und gelobte, bei dem ersten Ausbruch der Feindseligkeiten sofort in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger einzutreten.

Demzufolge nahmen Harrington und Ellen schweren Herzens von Vater und Sohn Abschied und kehrten nach ihrem Landsitz am Hudson zurück, um dort die kommenden Ereignisse abzuwarten.

Der Herbst und der größere Theil des Winters vergingen mit Rüstungen und Waffenübungen, und in höchster Spannung harrte das ganze nordamerikanische Volk der Antwort, welche die Regierung Englands auf die Vorstellungen und Beschlüsse des Congresses senden werde.

Endlich langte diese Antwort an. Das englische Parlament hatte trotz einzelnen warnenden Stimmen weiser Männer zehnfach härtere Maßregeln verfügt: Boston sollte eine Besatzung von zehntausend Mann erhalten, der Handel mit Massachusetts und den benachbarten Provinzen sollte völlig gesperrt und den Bewohnern derselben der Fischfang an den Küsten von Neufundland gänzlich verboten werden.

Dieser Parlamentsbeschluß machte eine friedliche Ausgleichung unmöglich — den schwer bedrohten Colonisten blieb nichts Anderes übrig, als zum Schwert zu greifen. Die Kriegsrüstungen wurden mit verdoppeltem Eifer betrieben und überall Munition und Proviant gesammelt und in Magazinen aufgehäuft.

Bald darauf begannen die ersten Feindseligkeiten.

Der englische General Gage beabsichtigte, die zu Concord, einer fünf Meilen von Boston gelegenen Stadt, aufgehäuften Vorräthe zu verderben, und sandte in der Stille der Nacht eine Abtheilung der Bostoner Garnison dorthin. Ungeachtet der Heimlichkeit, womit der Marsch bewerkstelligt ward, hatte die Miliz von Lexington von dem Unternehmen Kunde erhalten und rückte den englischen Truppen entgegen. Es entspann sich ein Gefecht, und nach hitzigem Kampf sahen sich die Letztern genöthigt, den Rückzug anzutreten.

Das erste Blut war geflossen, und durch alle Provinzen hallte nun der Ruf: „Zu den Waffen!" Jung und Alt strömte herbei, um das Vaterland zu schirmen. „Das Blut Derer, die

zu Lexington und Concord fielen, ward die erste Verkittung der großen Union", sagt ein Geschichtschreiber der nordamerikanischen Revolution, und wenn man liest, welche Begeisterung von diesem Tage an das ganze Volk ergriff und zu einmüthigem Widerstand entflammte, so kann man jenem Ausspruch nur beistimmen.

Die Nachricht von dem Gefecht bei Lexington und der Ruf an alle waffenfähigen Männer, sich gerüstet den Feinden entgegenzustellen, gelangten sehr bald auch zu den Ohren Robertsons und seines Sohnes, und Beide verließen in Gemeinschaft mit mehreren andern Pflanzern ihr stilles Thal und begaben sich nach Cambridge, wo sich einer der Heerhaufen der Provinz Massachusetts sammelte.

(Fortsetzung folgt.)

Das russische Land- und See-Heer.

(Fortsetzung.)

Die Flotte ist von dem gegenwärtigen Kaiser neu geschaffen. Alexander vernachlässigte sie durchaus. Nikolas ließ sich kein Opfer gereuen, sie empor zu heben und brachte sie bald höher, als sie selbst unter Katharina gestanden.

Ein altes Sprichwort, welches die verschiedenen russischen Offiziere nach ihren Charakteren eintheilt, lautet: „Mit dem Stutzer zur Reiterei, mit dem Gelehrten zum Geschütz, mit dem Dummen zum Fußvolk, mit dem Trunkenbold zur Flotte." — Dieses galt für ehedem, ist aber nun falsch, wenigstens in Hinsicht auf Infanterie und Flotte. Die Infanterie-Offiziere, obschon sie nicht zu der hocharistokratischen Klasse gehören, sind großentheils wohlerzogene und leidlich gebildete Leute. Der zweite Sohn des Kaisers ist nun Großadmiral und Minister des Seewesens. Er ist von Jugend auf zu dieser Stellung bestimmt gewesen. Dieses hat dem ganzen Dienstzweige zum Aufschwung gereicht; die Jugend der höheren Stände ist ihm von da ab zugeströmt und hat dessen ganzen Charakter verändert.

Die russischen Schiffe haben keine Gleichmäßigkeit des Baues. Einige gleichen schwerfälligen altholländischen Gallioten, andere sind nach englischen oder amerikanischen Mustern gearbeitet. Das Material, Eichenholz, ist meistens schlecht; nicht, als ob Rußland kein Bauholz besäße, sondern die Schiffswerfte und Arsenale stehen unter demselben Einflusse des Unterschleifes, wie die übrige Verwaltung. Unter diesem Einflusse hält ein Schiff kaum zehn bis fünfzehn Jahre. Im Allgemeinen kann man die russische Flotte als eine Vertheidigung innerhalb hölzerner Wälle ansehen, welche nie als Angriffswaffe gegen Europa zu gebrauchen ist oder gegen eine von dessen Seemächten sich wagen darf, wenn wir die geringeren, Schweden, Türkei u. a. ausnehmen.

Die Kosacken werden in Kriegszeiten selten in Masse auf dem Schlachtfelde verwendet. Ihr vorzüglichster Nutzen besteht darin, das feindliche Heer zu umschwärmen. In dieser Verwendung verdecken sie die Bewegung des Hauptheeres, verhindern sie das Ausreißen und fangen alle Umhertreiber auf. Sie bilden die Vorhut, die verlornen Posten und wissen sich dort geschickt aus der Schlinge zu ziehen, wo andere Truppen verloren wären. Also halten sie den Feind stets im Athem, necken ihn unaufhörlich und erschöpfen daher seine Kräfte. Sie gleichen einem Schnackenschwarme, dessen man sich unmöglich entwehren kann. Sie erscheinen, erschrecken, nehmen Gefangene mit, verschwinden, bevor man sie verfolgen kann und sind doch in kurzer Zeit wieder da. Da kein anderes Volk eine ähnliche Truppengattung besitzt, ist hier das russische Heer im Vortheile. Das französische beklagte sich in den Jahren 1812 — 13 — 14 mehr über diese Kriegsweise, als über jeden andern Unstern. Der Kosack im Dienst ist der treueste, gehorsamste Soldat, und dazu der listigste. Er ist brauchbar, wo es Treue, wo es Gefahr gilt. Jeder Befehlshaber einer größeren Abtheilung hat daher Kosacken in seinem Gefolge. Diese rüsten sich selber aus, erhalten keinen Sold, und sind, etwaige Nahrungsmittel für Mann und Roß abgerechnet, rein auf sich selber angewiesen.

Hieraus mag man sich einen Begriff von der russischen Macht bilden, die fast unbezwingbar ist, wenn es Vertheidigung gilt, aber unmöglich Europa mit ihren Massen überschwemmen kann.

Wir wollen absehen von der Leere der Kassen, obgleich sich im Kriegsfalle die Erfordernisse vervierfachen; die Vereinigung dieser Schaaren über der Gränze, würde für Strecken von hundert Meilen Verwüstungen wie von Heuschreckenschwärmen hervorbringen. Dasselbe würde stattfinden in einem Kriege zwischen Frankreich und Rußland, wenn auch die Heere des Czaaren Deutschland als befreundet durchschritten. Es würde Verwüstung seyn für Freund und Feind. Die solcherweise durchzogenen Fluren würden sich erinnern nicht an Napoleon, nein, an Attila, freilich mit mehr Kriegszucht gerüstet, dessen Schaaren aber um der Selbsterhaltung willen genöthigt wären, Alles in ihrem Bereiche sich anzueignen.

Zu einem solch unmöglichen Einfalle müßte die russische Heeresmacht sich theilen, ein Theil in Preußen, der andere in Oesterreich eindringen. Doch solche Feldzüge sind bei gegenwärtigen Verhältnissen unstatthaft. Massen würden sich gegenüber den Massen erheben und das Land im Voraus so aussaugen, daß es unfähig wäre, den Feind zu ernähren, und wie groß auch die Tapferkeit des russischen Soldaten seyn mag — Napoleon bewunderte sie — kein Heer der Welt ist für immer unüberwindlich.

(Schluß folgt.)

Die Rechenschafts-Berichte

der Frankfurter Wohlthätigkeits-Anstalten und milden Stiftungen über das Jahr 1853.

(Schluß.)

„Es ist eine Eigenthümlichkeit unserer Anstalt (Spendesection des allg. Almosenkastens), daß die an sie gestellten Ansprüche das Maß ihrer Kräfte meist übersteigen, ohne daß es ihr möglich wäre, diese größeren Anforderungen jederzeit unbedingt abzuweisen. Während unsere meisten älteren und neueren Wohlthätigkeitsanstalten, wie das Versorgungshaus, Waisenhaus, die verschiedenen Hospitäler, der Frauenverein, die Kleinkinderschulen, der Pestalozziverein ꝛc. besondere Wirkungskreise haben, und dieselben je nach ihren Mitteln beschränken, ist die Wirksamkeit unserer Stelle in der Art eine allgemeine, daß ihr allein obliegt, für alle jene Arme zu sorgen, welche nicht speciell einer der andern Stiftungen zugewiesen sind, und daß sie zudem überall noch ergänzend einzugreifen hat, wo — wie meist der Fall — von andern Anstalten, insbesondere den Confessions-Armenstellen, nur theilweise Hülfe gewährt werden kann. Auf dieses Verhältniß umfangreichster, allgemeinster Wirksamkeit gründet sich der von uns immer wieder und auch heute geltend gemachte Anspruch auf die möglichst allgemeine Betheiligung unserer Mitbürger. Frankfurt zählt mindestens 6000 Bürger und Einwohner, die sich ihrer Verhältnisse nach mehr oder weniger an den freiwilligen Beiträgen unserer Anstalt betheiligen sollten. Die Subscriptionslisten, für 1853 weisen indessen nicht einmal 1700 Beitragende nach welche zusammen keine fl. 5500 jährlich aufbringen, während die ehedem allwöchentlich im Druck veröffentlichten Subscriptionslisten früherer Jahre die regste Theilnahme bekunden, in Folge der

ren uns über 20,000 fl. jährlich an freiwilligen Beiträgen zuflossen! Der Zuwachs an Mitteln, welche unsere Stiftung durch die seither gesetzlich festgestellten Leistungen des Aerars erhalten hat, wiegt den wesentlichen Abgang an freiwilligen Zuschüssen der Mitbürger nicht auf; ist den sich täglich steigernden uns zugewiesenen Ansprüchen der Armuth gegenüber unzureichend. Es besteht daher für uns die Aufgabe, einen sich seit Jahren erneuernden Einnahmeausfall von einigen Tausend Gulden durch freiwillige Beiträge zu decken, um den Staat der Nothwendigkeit zu überheben durch außerordentliche Maßregeln, als Armensteuern und dergl. Abhülfe zu schaffen. Möge es für Alle nicht nur eine Ehrensache, sondern im Hinblick auf die sich durch Theuerung und Verdienstlosigkeit täglich steigernde Noth mehr noch eine Gewissenssache seyn, unserer heute pflichtgemäß erneuerten Aufforderung zu entsprechen und uns ihre Unterstützung durch Zeichnung und Erhöhung ihrer Jahresbeiträge zu gewähren." — Die Einnahme der vorgenannten Anstalt betrug im verflossenen Jahre fl. 57,089. 37 kr. — Der Gesammtbetrag der durch die „Spendefection" verwilligten Unterstützungen dagegen einschließlich der Zuschüsse aus dem Aerar u. s. w. belief sich auf fl. 95,752. 3 kr. (im Jahr 1852 auf fl. 90,027, 1851 auf fl. 86,669 und 1850 nur auf fl. 83,925). Unter den Ausgaben wollen wir folgende hauptsächlich erwähnen: An wöchentliche Almosen fl. 36,356; für das erste Semester 1853 wurden 1337 und für das zweite Semester 1342 Kindern unbemittelter Eltern in den protestantischen Volksschulen freier Unterricht bewilligt und dafür incl. der Schulbücher ꝛc. ex aerario bezahlt fl. 17,377. 36 kr.; aus der katholischen Gemeinde genossen den unentgeldlichen Unterricht pro 1852 53 208 Kinder, wofür incl. der Schreibmaterialien ꝛc. bezahlt worden sind fl. 2322. 59 kr.; ferner wurden durch die Spendefection vertheilt: 88,313 (1851 nur 80,731) Laibe Brod zu drei Pfund im Betrage von fl. 17,662. 36 kr. und 120 Klafter Eichenholz im Betrage von fl. 2000; Kleiderbedürfnisse wurden an 947 (1852 an 735, 1851 an nur 630) Personen im Betrage von fl. 4048. 25 kr. bewilligt u. s. w.

Dem „Allgemeinen Almosenkasten", aus welchem die Armen aller christlichen Confessionen bisher reichlich unterstützt wurden, sind im Jahre 1853 wiederum fl. 4712. 46 kr. in Legaten, Geschenken ꝛc. zugegangen, worunter wir besonders das von fl. 2000 des weil. Hrn. Joachim Andreas Grunelius und eines von fl. 1000 der in Wiesbaden verstorbenen Jfr. Susanna Maria Wendel erwähnen zu müssen glauben. Indem das Pflegamt Allen, die dieser Armenanstalt im vergangenen Jahre liebend und freundlich gedachten, seinen herzlichen Dank sagt, empfiehlt es dieselbe zugleich dem ferneren Wohlwollen unserer Mitbürger und Einwohner aufs neue angelegentlichst.

Aus dem vom „Evangelisch-lutherischen Almosenkasten" veröffentlichten Jahresberichte über das Wachsthum und die Wirksamkeit dieser Stiftung gewinnt man die Ueberzeugung: einerseits, daß auch in diesem Zeitabschnitte unverkennbar die segenspendende Vaterhand des Allerhöchsten auf dieser Gemeinde und deren Armen ruhte, indem sein heiliger Geist die Herzen Vieler lenkte, welche, der leiblichen und geistigen Noth der Glaubensgenossen eingedenk, durch milde Gaben, durch Aufwand von Zeit und Kräften das Ihrige redlich dazu beitrugen, die traurige Lage oder die augenblickliche Noth so mancher Familie möglichst zu lindern. — Auf der andern Seite läßt sich bei einem Rückblick auf die Wirksamkeit des lutherischen Almosenkastens während der letzten zwanzig Jahre eben so wenig verkennen, daß die demselben in der neuesten Zeit zu Gebote gestellten Mittel, gegenüber den sich täglich mehrenden Ansprüchen von Nothleidenden, nicht mehr hinreichen, allen, wenn auch noch so wohlbegründeten Anforderungen zweckmäßig zu entsprechen. Im Jahre 1835 noch betrugen die von den Gemeindegliedern gespendeten regelmäßigen jährlichen Beiträge weit über 10,000 fl.; sie sind jetzt bis auf 6378 fl. gesunken; und während im Jahre 1824 die Zahl der regelmäßigen Unterstützungen nur 124, die der außerordentlichen Unterstützungen aber 674 war, erhob sich für's Jahr 1853 die Zahl dieser auf 3327, jener aber auf 161. Die Anstalt war daher nur in den Stand gesetzt, im letzten Rechnungsjahre 12,253 fl. 54 kr. unter die Dürftigen theils in Geld, theils in Naturalien zu vertheilen. Das Kapitalvermögen dieser Anstalt betrug am 31. März 1853 93,955 fl. 41 kr. (1852: 90,264 fl. 41 kr.).

Das „Pflegamt des Versorgungshauses" zeigt eine Jahreseinnahme von Geschenken und Vermächtnissen im Betrage von 8197 fl. 35 kr., worunter der Ertrag der Geschenke, welche zufolge des erlassenen Aufrufes bis zum 20. Dec. eingegangen waren mit 1942 fl. 20 kr., ein Legat von Herrn Joachim Andreas Grunelius selig mit 1000 fl., sowie die Restzahlung aus der C. Th. von Schweitzer'schen Erbschaftsmasse mit 2881 fl. 30 kr. besonders zu erwähnen sind.

Während die vorgenannten Anstalten den Betrag ihrer Rechenschaftsberichte dem Publikum nicht nur vollständig summirt vorführen, sondern auch ihr Kapitalvermögen, den dermaligen Kassenbestand und ihre sämmtlichen Ausgaben umfassend angeben, unterlassen solches noch immer die „katholische Armenanstalt" und das „Waisenhaus", wodurch ein Ueberblick ihres Zustandes und ihrer Wirksamkeit erschwert wird. Unter den der letztgenannten Anstalt im verflossenen Jahre zugegangenen Legaten ꝛc. müssen wir wiederum dasjenige von 1000 fl. von Hrn. Joachim Andreas Grunelius sel., sowie 2891 fl. 15 kr. als Rest des C. Th. von Schweitzer'schen Legats besonders hervorheben. Das Pflegamt schließt seinen Bericht mit folgender sehr erfreulichen Nachricht: „Ein durch testamentarische Verfügung der Anstalt zugewiesenes Legat von 6000 Franken konnten wir zwar, weil wir noch nicht in dessen Besitz sind, nicht mitanführen. Wir können aber nicht unterlassen, es schon jetzt zu erwähnen, weil es uns zur ganz besonderen Freude und Aufmunterung gedient hat. Es ist nämlich die in Paris im vergangenen Jahre verstorbene Erblasserin ein Zögling unseres Hauses gewesen und war dieselbe als kleines Mädchen im Jahre 1786 in dieselbe aufgenommen worden. Obige nicht unbedeutende Summe hat sie der Anstalt „wegen der sorgfältigen Pflege, die sie in derselben erfahren", zugedacht."

Wir schließen unsern Bericht mit der Hoffnung, daß diese so segensreich wirkenden Anstalten von dem fernern Wohlwollen unserer Mitbürger unterstützt, ihre Wirksamkeit in der seitherigen Weise und ohne zur Kürzung der ohnehin geringen Spenden genöthigt zu seyn, unter Gottes Beistand auch wiederum in diesem Jahre zum Heile der Armen fortführen können. B.

Mannichfaltigkeiten.

Wilibald Alexis begibt sich nicht (wie wir neulich irrthümlich berichteten) nach Darmstadt, sondern nach Arnstadt (Thüringen), und zwar wird dieß im Frühling geschehen, wo auch das Haus, welches sich der beliebte Schriftsteller dort hat erbauen lassen, vollständig und dem Vernehmen nach sehr elegant eingerichtet seyn wird.

Neuigkeiten der Geschichtsforschung.

(Schluß.)

Wir gehn in bester Gesellschaft weiter, indem wir eine neue und wohlfeilste, bei Friedlein in Leipzig erscheinende Ausgabe von „Macaulay's Geschichte von **England**", übersetzt von Schrader, anzeigen. Fünf Bände werden dem vorliegenden ersten folgen, der für 10 Sgr. eine Masse trefflichen, aber in freilich enge Zeilen zusammengedrängten Stoffes bietet. Auf besondere Eigenschaften dieser Ausgabe werden wir später kommen. Die (neuere) „Geschichte **Englands**" von Harriet Martineau (übersetzt von Bergius, Berlin. Fr. Duncker vergl. Didask. 1853 Nr. 40) rückt mit dem dritten Bande den Hieroglyphen unserer verworrenen Gegenwart immer näher. Dem Leser dieses Buches wird es recht deutlich, daß in der That England gleichsam das politischeste Land Europas ist, sein Volk das einzige, das sich selbst regiert und das sich durch alle Schichten durch immer regierungsfähiger zu machen sucht, in eben so aktiver Weise, als die Franzosen in passiver bei ihrer Musterkarte von Experimenten. Und dabei doch diese romantische, aus der ganzen übrigen Welt verschwundene Zärtlichkeit des Volkes für seine Herrscher, die auch Miß Martineau in einem sehr schön geschriebenen Abschnitte gegen die jetzige Königin bezeugt, ohne jedoch ihre Pflicht als Geschichtschreiberin zu versäumen. Ihre Unparteilichkeit zeigt sich auch in den sehr lesenswerthen Abschnitten über die Chartisten. Für Deutschland besonders wichtig ist die kurze, aber treffende Besprechung des religiösen Parteienwesens und der Nothwendigkeit, Standesbücher an die Stelle der kirchlichen Uebergewalt zu setzen.

Der erste Band von Venedey's „Geschichte des **deutschen** Volkes" (ebendas, vergleiche Didask. 1853 Nr. 39) ist nun vollendet. Fortwährend tritt überall des Verfassers treues deutsches Herz und dabei eine jugendlich ungenirte Munterkeit zu Tage. Einzelne Punkte (wie z. B. die etymologische Beziehung des Feudalwesens zu der Treue der Lehensmänner) sollte er nicht so leichthin als ausgemacht annehmen, weil auch ein an sich unbedeutender Irrthum durch Folgerungen bedeutend werden kann. Eine auffallende Zugabe ist ein ganzes Buch über das Christenthum und seine Geschichte. Indessen wurde wirklich die Läuterung des mosaischen Gesetzes erst recht durch ihre Mischung mit dem deutschen Volksgeiste zu einer weltbürgerlichen, ewigen Fortschrittes fähigen Religion. Zum Danke dafür ward dem deutschen Volke der unheilvolle Segen des neurömischen pontifex maximus seit Karl d. Gr. zu Theile, wie Venedey nachdrücklich am Schlusse dieses Bandes hervorhebt und im folgenden durch die Kämpfe der Päpste gegen das deutsche Kaiserthum weiter erweisen wird. Ein Bruchtheil der deutschen Geschichte verhandelt eine interessante, unsere Stadt näher angehende Schrift von Römer-Büchner: „Beiträge zur Geschichte der Stadt **Frankfurt** und ihres Gebietes" (Frankf., Keller). Der Verfasser hat mit sorgfältigem Fleiße nicht bloß vorhandene Nachrichten kritisch zusammengestellt, sondern auch mancherlei neue, von ihm selbst aufgefundene Zeugnisse hinzugefügt, namentlich auch für die Ortschaften des Frankfurter Gebietes. Ueber einige sprachliche Controversen wollen wir hier nicht mit ihm rechten. Solche Monographien liefern die Werkstücke, ohne welche die umfassendere Geschichtschreibung keinen sicheren Bau aufrichten könnte.

Korrespondenz.

Köln, 11. Jan.

Unsere Theater-Verhältnisse sind auch wieder in einem beklagenswerthen Stadium angelangt, denn der Direktor Hr. Röder hat sich durch die geringen Einnahmen veranlaßt gesehen, gleich allen seinen Vorgängern, bei dem Magistrat die Erklärung abzugeben, daß eine Weiterführung der Bühne durch städtische Zuschüsse bedingt würde. Wir haben keine Lust, abermals den Beweis in der „Didaskalia" zu führen, daß von einem ausdauernden Direktorat und von ganz ausgezeichneten Leistungen für längere Zeit nicht die Rede seyn kann, wenn die städtische Vertretung nicht zu der Einsicht gelangt, dem Direktor fortlaufende Zuschüsse oder wenigstens ein freies Haus zu bewilligen, wie das in fast allen Städten, vor kurzer Zeit noch bei Ihnen, geschieht. Daß unser Direktor nach Kräften wirkt, erhellt, wenn wir anführen, daß er im Laufe der Saison 24 Opern, also alle 14 Tage 3, einstudiren und aufführen ließ. Außerdem wurden 40 Schauspiele, darunter viele Novitäten, gegeben. Wenn die Zahl der größeren Schauspiele nicht groß genug ist, so trägt die verkehrte Geschmacksrichtung des Publikums die Schuld, da man leider hier, wie auch anderwärts, derartige Aufführungen bedeutender vernachlässigt wie die Oper. Der jedesmalige Beifall, den das Schauspiel-Personal in fast allen Vorstellungen erntet, ist der beste Beweis, daß den Ansprüchen genügt wird. — Der in Paris verstorbene Architekt Gau, ein geborner Kölner, hat in seinem Testamente unserm Wallrafianum drei werthvolle Gemälde vermacht. — Die lustige Faschingszeit rückt uns wieder näher, und da haben sich denn auch bereits mehrere Gesellschaften konstituirt, um das alte Fest in diesem Jahre wieder würdig zu begehen. Wir heben namentlich die „Große Carnevals-Gesellschaft" bei Harf und diejenige bei Appel hervor.

Worms, im Januar.

In der Werkstätte des hiesigen Bildhauers Hrn. A. Boller stehen fertige Grabdenkmäler, welche sowohl in Betracht ihrer eleganten Ausführung und symbolischen Darstellung, als auch ihrer schön gehaltenen freistehenden Figuren, Hautreliefs und sonstigen geschmackvollen Ornamente in das Gebiet der höheren Kunst zu rechnen sind. — Einige schon längere Zeit auf hiesigem Friedhofe stehende Monumente verschaffen dem bescheidenen und anspruchslosen Verfertiger den Ruf eines Künstlers, welches insbesondere von seinen Haut-Reliefs und gothischen Arbeiten gesagt sey, die sich unseres Wissens mit den besseren dieser Gattung selbst in weiterem Umkreise messen können. — Zur Aufmunterung und Würdigung des Künstlers fühlen wir uns verpflichtet, die Verbreitung seiner Kunsterzeugnisse zu seiner fernern Beeiferung zu empfehlen.

Frankfurt a. M., 11. Jan.

Die Kleinkinderbewahranstalt in Bornheim ist im Jahre 1842 begründet worden und hat nicht allein durch ihren seitherigen Bestand, sondern auch durch die Unterstützung, die ihr von Seiten der Gemeinde in steigendem Maße zu Theil wird, erwiesen, daß ihre wohlthätigen Wirkungen sichtbar hervortreten. Denn, wir müssen es aufrichtig gestehen, unsere Landgemeinden zeichnen sich zwar von denjenigen der Nachbarstaaten durch den Sinn für Wohlthätigkeit aus, kommen jedoch hierin der Stadt noch keineswegs gleich, selbst nicht im Verhältniß der allerdings geringeren Mittel. Wenn wir daher in der von Hrn. Dr. Lucae und Hrn. Pfarrer Gollhard für die Jahre 1851 bis 1853 öffentlich abgelegten Rechnung finden, daß nunmehr die Gemeinde zu Bornheim das Lokal für jene Anstalt unentgeltlich darbietet, und daß außerdem 47 Beitragende in Bornheim jährlich 60 fl. 30 kr. beisteuern, so dürfen wir dieses als einen Barometer der Werthschätzung betrachten, welche in Bornheim der menschenfreundlichen Vorsorge für solche Kinder zu Theil wird, deren Eltern außer dem Hause zu arbeiten genöthigt sind. Hr. Dr. Lucae, der seine ärztliche Laufbahn in Bornheim begonnen hat und dort wesentlich für die genannte Anstalt thätig gewesen ist, widmet derselben vor wie nach seine angestrengtesten Bemühungen und wird regelmäßig von Hrn. v. Bethmann, sowie von Hrn. v. Rothschild, hierin unterstützt. Allein trotz ihrer Opfer und dem Zuschuß der Gemeinde fehlen für das abgelaufene Jahr noch 115 fl. und das neue Jahr hat begonnen. Wir würden es bedauern müssen, wenn eine Anstalt, die seit länger als 10 Jahren besteht, diese Summe nicht aus dem Schatze der in Frankfurt herrschenden Mildthätigkeit erheben könnte.

Theater-Anzeige.

Samstag, 14. Jan. Die Waise aus Lowood, Schauspiel in 2 Abtheilungen und 4 Akten, mit freier Benutzung des Romans von Currer Bell von Ch. Birch-Pfeiffer.

Sonntag, 15. Jan. (Zum ersten Male): Toni, große romantische Oper in 3 Abth. von Elsholz, Musik von E. H. z. S.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 14. Montag, den 16. Januar 1854.

Der geheimnißvolle Jäger.

Novelle von A. Heinze.

(Fortsetzung.)

Als Arthur und sein Vater einige Tage nach ihrer Ankunft zu Cambridge zum ersten Male mit in Reih' und Glied aufzogen und die regelmäßigen Waffenübungen mitmachten, rief Arthur plötzlich erschrocken seinem Vater zu:

„Um Gott, wer steht dort inmitten jener langen Reihe?! Ist es nur ein Bild meiner Phantasie oder —."

Robertson schaute nach dem von Arthur bezeichneten Punkte hin und gewahrte den Jäger Roland, welcher, die Büchse im Arm, regungslos dastand, den unheimlich glühenden Blick starr auf den kommandirenden Offizier gerichtet. Die hagere, riesenhafte Gestalt, die bleichen, eingefallenen Wangen und die tiefliegenden düstern Augen flößten Vater und Sohn einen unwillkürlichen Schauer ein — der alte Jäger erschien Beiden zum ersten Mal als ein dämonisches Wesen.

„Was kann er, der betagte, schwache Mann, der Sache des Vaterlandes nützen? Was sucht der menschenscheue Einsiedler im Getümmel des Krieges? Weßhalb ist er gerade nach Cambridge gegangen und in dieselbe Schaar eingetreten, welcher wir angehören? Warum folgt er unsern Fersen mit einer solchen unheimlichen Hast? Sollte das nur ein Zufall seyn, daß wir hier mit ihm zusammentreffen?"

Das waren die Fragen, welche sich Vater und Sohn vorlegten, aber nicht zu beantworten vermochten. Da sie dem alten Jäger aber so vielen Dank schuldeten, so suchten sie sich die heimliche Scheu, welche sie gegen ihn hegten, auszureden, begaben sich nach dem Schluß der Waffenübung zu ihm und begrüßten ihn mit der größten Herzlichkeit als ihren Kameraden und als einen Mitkämpfer für die gerechte Sache des Vaterlandes.

Roland erwiederte ihre Begrüßung zwar mit derselben Herzlichkeit, aber mit der ihm eigenen Hast und Verlegenheit und benutzte die erste Gelegenheit, die sich ihm darbot, um sich von ihnen loszumachen. —

Nachdem ein bedeutender Theil der aus England abgesandten Truppen in Boston angelangt war, schickte General Gage, der Oberbefehlshaber des britischen Heeres, sich an die Kriegsoperationen mit Nachdruck zu beginnen, und die Kommandanten der Armee von Massachusetts trafen mannichfaltige Vertheidigungsanstalten.

Da eine unweit Charlestown liegende Anhöhe, Bunkershill genannt, den Colonisten einen äußerst wichtigen Haltpunkt darbot, so sandte der General Putnam ein Detaschement von tausend Mann dorthin mit dem Befehl, auf dem Gipfel Verschanzungen aufzuwerfen.

Zu diesem Detaschement gehörte auch die Abtheilung, bei welcher Robertson, Arthur und Roland standen.

Durch ein Versehen ward nicht Bunkershill, sondern eine ähnliche, aber näher bei der Stadt Boston gelegene Anhöhe, Breedshill genannt, als der zu befestigende Punkt bezeichnet. Auf diesem Hügel begannen die detaschirten Truppen in der Stille der Nacht mit dem größten Eifer die ihnen befohlene Arbeit und hatten bereits eine kleine Schanze vollendet, ehe die Engländer Kunde von der Unternehmung erhielten.

Da Breedshill die Stadt Boston beherrschte, so durfte der General Gage die Amerikaner nicht im Besitz dieser Anhöhe lassen. Er sandte daher eine bedeutende Infanterie-Abtheilung mit mehreren Geschützen dorthin und befahl den Führern dieser Truppen, die Colonisten um jeden Preis von jener Höhe zu vertreiben.

Die Letztern hatten ihre Verschanzungen unterdessen fast vollendet und sahen dem Kampf mit freudigem Muth entgegen. Außer der Schanze hatten sie noch eine Brustwehr aufgeworfen, welche sich an jene anschloß und bis zum Ende des Hügels fortlief. Waren die Feinde ihnen gleich an Zahl bedeutend überlegen, so beschlossen sie dennoch, ihre vortheilhafte Stellung bis auf's Aeußerste zu behaupten.

Die Schlacht begann damit, daß die Engländer ihre Geschütze gegen die Schanze und die Brustwehr richteten und diese unausgesetzt beschossen. Die britische Infanterie rückte während der Zeit langsam gegen die Anhöhe vor und steckte auf ihrem Marsche die neben Boston gelegene Stadt Charlestown in Brand, damit dieselbe den Colonisten nicht als Stützpunkt diene.

Die Amerikaner warteten ruhig, bis die feindlichen Colonnen sich den Verschanzungen bis auf hundert Schritte genähert hatten, und begannen dann ein so wohlgezieltes Gewehrfeuer, daß ganze Reihen der Engländer zu Boden stürzten und die Uebriggebliebenen in wilder Hast und Verwirrung die Flucht ergriffen. Die britischen Offiziere sammelten ihre zerstreuten Schaaren und führten sie zum zweiten Mal gegen die Schanze und die Brustwehr. Die Colonisten empfingen die Anrückenden abermals mit einem mörderischen Feuer und zwangen sie wiederum zum Rückzuge.

Während die englischen Befehlshaber durch Zureden, Drohungen und Gewalt ihre Truppen zu einem dritten Angriff gegen das Centrum der Amerikaner sammelten und von der Artillerie unterstützt mit denselben von drei Seiten auf die Schanze anrückten, warf sich eine Abtheilung der britischen Infanterie auf den linken Flügel der Colonisten, um diesen zu forciren und dem Hauptcorps in den Rücken zu fallen.

Zu der Abtheilung, welche den linken Flügel bildete, gehörten

auch Robertson, Arthur und der Jäger Roland. Vater und Sohn standen unmittelbar nebeneinander und unterhielten mit ihren Kampfgenossen ein wirksames Feuer auf die in Massen andringenden Engländer. Roland stand etwa zwanzig Schritte von jenen Beiden entfernt und entwickelte eine bewunderungswürdige Ausdauer. Jeder Schuß, den er that, streckte einen der Feinde zu Boden — ihn aber traf keine von den gleich einem Hagelschauer dahersausenden Kugeln: es war, als ob eine unsichtbare Hand das tödtliche Blei von ihm abwehre.

So lange das Pulver der Amerikaner vorhielt, vermochten die Engländer keinen Fußbreit zu gewinnen; als dasselbe aber nach einiger Zeit zu mangeln begann, drangen die Letzteren unaufhaltsam vorwärts und stürmten die Brustwehr. Die Colonisten fochten mit dem Muth der Verzweiflung und rangen Mann gegen Mann mit den Eindringenden, deren Zahl von Minute zu Minute wuchs.

(Schluß folgt.)

Das russische Land- und See-Heer.

(Schluß.)

Die Einübung der russischen Krieger ist vielleicht die beste in Europa. Aber die Uebung kann auch zu weit gehen. Die, welche mit den Geheimnissen der Kriegsführung genauer vertraut sind, behaupten, daß bei dem Fußvolke wie bei der Artillerie Alles auf ein rasches Feuern ankomme, und zwar ein so rasches, daß dabei kein Zielen denkbar sey; und so kommen dann wohl im Gefechte auf eine unermeßliche Anzahl von Schüssen höchst wenige Treffer.

Das Heer wird aus den besteuerten Klassen des Volkes rekrutirt, aus der Klasse der Kaufleute, Stadtbürger, Handwerker, Arbeiter, Freibauern und Leibeigenen. Diese treten Alle als Gemeine unter das Gewehr mit Ausnahme der Söhne der bevorrechteten Gilden der Kaufleute, wie Jener, welche, gleichfalls als Vorrecht, höhere Lehranstalten, Gymnasien und Hochschulen besucht haben. Ein Gemeiner kann nur zum Grade eines Serganten aufsteigen; nur außerordentliche Auszeichnung in Kriegsläuften kann ihn über diese Schranken emporheben. In Friedenszeiten erhebt ein zwölfjähriger Dienst und einige Fertigkeiten den Sohn eines Bürgers zum Offizier. Die Grade eines Lieutenants und Kapitäns verleihen persönlichen Adel, der des Majors erblichen.

Der Staatsdienst fordert den Adeligen unbedingt; aus ihm werden ausschließlich die Offiziere des Heeres gebildet, er hat allein das ausschließliche Recht zum Staatsdienste. Ein Adeliger beginnt nie den Dienst als Gemeiner. Zahlreiche Institute, zu welchen nur Adelige zugelassen werden, bereiten die Jugend von der Wiege praktisch, wie theoretisch. Die Erziehung verbreitet sich über alle mit der Kriegswissenschaft verbundenen Zweige, dann wird französische Sprache, russisches Schriftenthum, Geschichte, Weltgeschichte, Geographie und dergl. gelehrt. Ein Zögling, welcher alle Klassen eines solches Institutes durchlaufen, tritt als Unterlieutenant im Heere ein. Jene, welche in Privatanstalten, Gymnasien und auf Hochschulen gebildet sind, treten, wenn sie sich freiwillig stellen, als Fähnriche ein. Sie tragen die Kleidung von Gemeinen, doch mit Tressen geschmückt, sind, wie alle Adeligen, von Leibesstrafen verschont und rücken, sobald sie sich einige Dienstkenntnisse erworben, in den Offiziersrang. Jeder Adelige, der einmal Offizier geworden, kann den Dienst nach Belieben verlassen. Der gemeine Soldat muß aber 15 — 20 Jahre aushalten, was fast so viel als das Leben bedeutet.

Das Alter eines Rekruten ist zwischen 18—35 Jahren. Die Aushebungsweise ist folgende. Eine kaiserliche Ukase befiehlt z. B.: daß, gemäß der letzten Zählung, drei Seelen vom Hundert unter die Waffen treten sollen und setzt dann einen Tag fest, an welchem die Geforderten durch das ganze weite Reich oder durch einen Theil desselben vor einer eigends dazu festgesetzten Schranke erscheinen müssen. Das Gesetz will ferner, daß keine einzelne Familie durch diese Aushebung vor der andern gekränkt werde. Ein Regierungsbeamter steht der Aushebung vor und von diesem kann eine Beschwerde noch an eine höhere Behörde erhoben werden. Ein Adeliger, welcher einen Leibeigenen oder einen andern Rekruten zu befreien wünscht, kann einen Stellvertreter einstellen oder der Regierung zweihundert Rubel zahlen. Diese Stellvertreter findet man leicht unter den Soldaten, welche ihre Zeit ausgedient haben und demnach den Dienst verlassen dürften. Die Hauptaushebungsschranke wird von drei Regierungsbeamten, einem Offizier und einem Arzte gebildet. Auch wird zu jeder Aushebung ein kaiserlicher Adjutant in die Provinzen gesendet, dieselbe zu überwachen und alle Unterschleife zu verhindern, da sie der Schurkerei stets eine ergibige Ernte gewähren. Besonders bieten die von der Staatskirche abweichenden Religionssecten eine reiche Ausbeute, da deren Glieder meist reich sind und einen Widerwillen gegen Kriegerdienste haben.

Ein Leibeigner, der einmal Soldat gewesen, kehrt nicht mehr leibeigen zurück, er ist für immer emancipirt. Auch seine Frau wird mit frei. Kinder, welche er vor seinem Eintritt in den Dienst hatte, bleiben Leibeigene, spätere treten in die Stellung der Eltern. So wird die Rekrutirung theilweise eine Emancipationsanstalt. Eigner von weniger als hundert Seelen verbinden sich unter einander, um die vom Hundert geforderte Anzahl zu stellen, doch dürfen sie auch nicht zweimal aus derselben Familie wählen. In Polen, wo die Gleichheit vor dem Gesetze 1807 mit der französischen Gesetzgebung eingeführt wurde, nahm die Regierung ohne Rücksicht auf Stand ihre Rekruten, jetzt aber ist dieses abgeändert und hat der Adel dieselbe Vorrechte wie in Rußland erhalten.

Zur Wiederbelebung der Spieloper.

Es gab eine Zeit, und sie liegt noch nicht sehr weit hinter uns, die man, wenn auch nicht die goldene, so doch eine glückliche für die deutsche Bühne nennen konnte, wir meinen die Zeit, in welcher die sogenannte Spieloper noch in Blüthe und in allgemeiner Beliebtheit stand, in welcher eine Schweizerfamilie, Richard Löwenherz, Jacob und seine Söhne oder im heitern Genre Doktor und Apotheker, die wandernden Comödianten, die Sängerinnen auf dem Lande u. a. Jung und Alt noch erfreuten und heranzogen. Auch die Zeit der neuern französischen Spielopern von Auber, Herold, Adam u. a. darf hierher gerechnet werden und erinnern wir nur an die Erfolge, welche Opern wie z. B. der Schnee, der Postillon von Lonjumeau, Fra Diavolo, rc. gehabt haben. Das Publikum war in seinen Anforderungen bescheidener und noch nicht so blasirt und übersättigt wie heute. Eine einfache, klar und sinnig sich entfaltende, ruhig dahinfließende, die Aufmerksamkeit fesselnde, aber nicht überspannende Handlung, natürlichere und wahrscheinlichere Charaktere und Situationen als heute, und anderseits eine solcher Einfachheit und Natur sich anschließende, weniger verkünstelte und outrirte aber sangbarere und minder überladene Musik, mit solchen Vorzügen Glück zu machen, war die Spieloper berechtigt. Es ist leider nur zu bekannt, wie sie allmälig durch Ungeheuerlichkeiten, durch Ueberbietungen aller Art, durch pomphaft äußere Ausstattungen, Effekthaschereien massenhafte Instrumentationen und dergleichen in den Hintergrund

gedrängt, ja fast verdrängt wurde. Das Einfache bleibt immer das Beste, und der Ausspruch Boileaus: „Il n'y a rien de beau que le vrai“ wird nie seine Geltung verlieren. Wenn das Zurücktreten der Spieloper nun jedenfalls zu bedauern bleibt, so gilt dieß um so mehr für kleinere und mittlere Bühnen, welchen die Mittel zu großartigen scenischen Ausstattungen und Instrumentalparaden fehlen und welchen imposante Sängerkräfte, Heldentenore und massenhafte Chöre nicht zu Gebote stehen. Viele werden das gelten lassen, aber dagegen bemerken, daß heutigen Tages die Spieloper ihre Repräsentanten verloren habe und nicht mehr so aufgeführt werden könne, wie es erforderlich sey. Unsere Sänger und Sängerinnen, wird man sagen, haben sich von der frühern Simplicität entfernt, haben jene Naivetät und Liebenswürdigkeit in Spiel und Gesang verloren, haben sich das Schreien und Lärmen, die Effekthascherei angewöhnt, müssen auch zu viel und zu vielerlei durch einander bieten, heute Mozart und Beethoven, morgen Rossini und Bellini, heute Auber und Meyerbeer, morgen Richard Wagner, sind endlich durch das viele Arbeiten und Einstudiren von Novitäten abgespannt und zu viel in Anspruch genommen. Man kann von Einem nicht Alles verlangen, und wenn der Künstler Bedeutendes leisten soll, so muß man ihm eine gewisse Einseitigkeit verstatten. Das ist wiederum sehr wahr und wir können und wollen es nicht in Abrede stellen, sind aber der Meinung, daß wie in allen Dingen, so auch hier, doch vermittelt werden könnte.

Es wird nicht gelingen, der Spieloper wieder zu dem ganzen Umfang ihrer frühern Anerkennung zu verhelfen; denn der Tagesgeschmack hat nun einmal eine andere Richtung genommen und mit ihm haben sich auch die Künstler geändert. Dagegen dürfte der Versuch, die besten der älteren und neueren Spielopern hervorzusuchen und dem Repertoire wieder einzuflechten, nicht nur ein rühmlicher, sondern ein gewiß auch nicht ganz erfolgloser seyn, zu welchem Behufe aber ein doppeltes Erforderniß gestellt werden müßte. Solche Opern müßten nämlich sorgfältiger einstudirt und vorbereitet werden, als es zu geschehen pflegt; dazu müßte den Mitwirkenden Zeit und Muße vergönnt, müßten, wo es erforderlich, Scenirung und sonstige Ausstattung erneuert, müßte dahin gestrebt werden, wenigstens so viel als möglich in Gesang und Spiel Anziehendes zu leisten; anderseits müßten die Freunde der Spieloper solchen Bestrebungen nachsichtig und aufmunternd entgegen kommen und dürften durch herben Tadel und fortwährendes Zurückweisen darauf, daß es früher doch viel besser gewesen, die Sänger und Darsteller nicht entmuthigen und den lobenswerthen Versuch derselben nicht im Keime ersticken. — Was unsere Frankfurter Bühne betrifft, so könnte hier die Spieloper gerade jetzt in Pflege genommen werden, nicht nur im Interesse des Repertoires, sondern auch weil wir die dazu geeigneten Kräfte besitzen. Hr. Baumann ist für das Fach des Spieltenors engagirt und hat bereits vielfach den Beweis geliefert, daß er es gut auszufüllen vermag, sowohl was den Sänger, als was den Darsteller betrifft. Was Hr. Dettmer in diesem Genre leistet, ist bekannt und durch eine Reihe von anerkannten Darstellungen bewährt. Fräulein Jenny Hoffmann dürfte gerade in der Spieloper und im Soubrettenfach in dessen ganzer Ausdehnung ihr eigentliches Kunstbereich finden. Frau Anschütz und Hr. Caspari für lyrische, die Herren Hassel, Stotz und Leser und Frau Röhrig für komische Partien und ältere Charakterrollen, dann Hr. Roberti als für die Spieloper routinirter und sehr geeigneter Baritonist dürften zu dem angedeuteten Zwecke bestens verwendet werden. Wir glauben demnach die bei uns in jüngster Zeit zurückgetretene Spieloper wieder hervorrufen und der Beachtung der Direktionen wie der wohlwollenden Aufmunterung des Publikums bestens empfehlen zu dürfen. W.

Sophokles.

Was drängen die Athener sich zur hochberühmten Agora? *)
Ist eine Feindesflotte schon dem schiffeleeren Hafen nah?
Nahn sich die Spartanerschaaren schon in wildem Siegesübermuth?
Die Hydra der Tyrannenmacht begehrt sie Geld und Bürgerblut?
Es eilt das Volk in Angst vorbei, Bestürzung aber hemmt den Schritt, —
Weh, vor Gericht muß Sophokles! sie theilen sich's in Schrecken mit.
Das Haupt im Mantel eingehüllt, gebückt am Stabe naht der Greis,
Der Gram hat tief gefurcht die Stirn umgrünet einst vom Lorbeerreis.
„Wer klaget wider Sophokles?“ so ruft der Greis im Schmerzenston,
Aus der erstaunten Menge tritt hervor des Dichters eigner Sohn.
Er klagt, das Alter hab' verwirrt, geraubt dem Vater den Verstand,
Er könne nicht verwalten mehr sein Hab und Gut mit eigner Hand
Der Vater blickt auf Jophon, es spricht das Aug', schweigt auch der Mund,
Weh' daß du schlugst mit arger Zung' das edle Herz des Vaters wund!
Der Dichter überschaut das Volk, ergötzt, erhoben oft zuvor,
Wenn vom Orchester es vernahm den lieblich-süßen Feierchor.
Und Alles schweigt, und Alles horcht und Alles athmet tief und schwer,
Da schlägt der Greis den Mantel auf und aus den Falten langet er
Das Kleinod, das ein guter Gott im späten Alter ihm gewährt,
Die Fackel der Begeisterung, seit früher Jugend still genährt.
Er liest vom blinden Oedipus, vom König, der das Herde teng,
Weil er, geschah's auch unbewußt, den Vater, der ihn zeugte, schlug.
Und wie er von Kolonos spricht, wo er die Jugend hat verlebt,
Wo in den heil'gen Hainen noch der Geist der alten Mythen webt,
Wo duftiger der Oelbaum blüht und üppiger die Rebe rankt,
Wohin an seines Kindes Hand der flücht'ge Oedipus gewankt, —
Da bricht das Volk in Jubel aus, vernichtet stehet Jophon,
Doch mild erhebt sich Sophokles und küsset weinend seinen Sohn.

Frankfurt a. M. N. Adler.

*) Marktplatz in Athen.

Mannichfaltigkeiten.

Die Pariser macht eine Londoner Karrikatur herzlich lachen, obwohl man sie sich wohlverstanden nur beschreibt: im Hintergrund sieht man die türkische Flotte, wie sie zu Sinope von den Russen zusammengeschossen wird; vorn sitzen die Admirale Hamelin und Dundas an einem Tisch neben einer Punsch-Bowle und scheinen eine Gesundheit auszubringen; unten liest man die Worte: „Wie die Admirale Hamelin und Dundas der türkischen Flotte ihren moralischen Beistand gewähren.“

Nichts hat zur Verbreitung des Tabakrauchens mehr beigetragen als die Cigarren, namentlich unter den Lehrjungen, die verdampfen jetzt manchen Kreuzer, der in die Sparbüchse kommen sollte. Ehe sich sonst der Lehrbursche eine Pfeife anschaffte und der Gefahr aussetzte, vom Lehrmeister damit erwischt zu werden, ließ doch mancher das Rauchen seyn, bis er Geselle geworden und zugleich älter und verständiger. Ueberhaupt wird die strenge Disciplin des Handwerks, unter der die Lehrburschen sonst standen, immer lauer. Sonst durfte sich kein Lehrling an einem öffentlichen Orte blicken lassen, wo Meister und Gesellen verkehrten. Jetzt halten es mehrere von diesen nicht mehr unter ihrer Würde, sich von Lehrlingen traktiren zu lassen. So schwindet ein Stück der guten alten Innungssitten nach dem andern und man darf sich deßhalb nicht wundern, wenn auch der goldene Boden des Handwerks immer löcheriger wird.

Kürzlich wurde in **Berlin** ein höchst frecher Diebstahlsversuch gemacht. In einer Wohnung, deren Besitzer ausgegangen und in der nur das Dienstmädchen anwesend war, erscheinen zwei fremde Männer mit einem verschlossenen Kleiderschrank, sagen, daß der Herr denselben als Weihnachtsgeschenk gekauft habe, und stellen ihn in die Stube. Während das Mädchen in der Küche beschäftigt ist, vernimmt sie im Zimmer, in welchem der Schrank steht, Geräusch, bemerkt beim Nachsehen mehrere Sachen in Unordnung und hat die Geistesgegenwart, die Thüre zu schließen und einen Schutzmann herbeizuholen. Mit diesem zurückkehrend, findet sie auf dem Flur die beiden Träger schon vor, welche den Schrank reklamiren, weil sie sich in der Adresse geirrt hätten. Der Schutzmann jedoch öffnet, während einer der Träger entspringt, der zweite aber festgehalten wird, den Schrank mit Gewalt, und findet darin mit einer Menge aus dem Zimmer zusammengeraffter Gegenstände einen Mann, der auf diese Weise sich hatte einschmuggeln lassen und nun im faktischen Sinn in der eigenen Falle gefangen war.

(**Die Geraer Operntext-Preisbewerbung.**) Zu der von der Kanitz'schen Buchhandlung in Gera im Namen eines Musikfreundes ausgeschriebenen Preisbewerbung für den besten Operntext sind 114 Concurrenten aufgetreten! Die drei Schiedsrichter, Liszt und Genast in Weimar und Gutzkow in Dresden, werden, bei ihren mannichfachen Berufsarbeiten, Mühe haben, durch diese Fülle hindurchzukommen. Vor einem Vierteljahr wird der Preis (aus 200 Thalern bestehend) schwerlich einem Sieger können zuerkannt werden.

Dem Liverpool Mercury zufolge werden jährlich im vereinigten Königreich Großbritannien und Irland nicht weniger als 1,500,000,000 Eier verzehrt, im Werthe von mindestens 3,000,000 Pfund Sterling. Irland allein liefert nahe an 500,000,000 Eier. Die London- und Nordwestbahn-Gesellschaft nimmt häufig an einem Tage eine Million von Irland ausgesandter Eier auf dem Bahnhofe zu Liverpool in Empfang, von wo dieselben dann nach den Fabrik-Bezirken weiter befördert werden. Im Jahre 1852 wurden vom Auslande her 10,724,170, im vorhergehenden Jahre 7,175,076 Eier importirt.

(**Bamberg, 10. Jan.**) Im „Intelligenzblatt" wird vom Stadtmagistrate die polizeiliche Bestrafung einer Kartenschlägerin veröffentlicht, und dabei bemerkt, daß künftig auch diejenigen Individuen, welche sich die Karten schlagen oder wahrsagen ließen, zum warnenden Beispiel öffentlich namhaft gemacht werden.

(**Stuttgarts Druckereien.**) Im December 1853 war in Stuttgart der Bestand der Buchdruckereien und verwandten Geschäfte folgender: 28 Buchdruckereien mit 80 Handpressen, 50 Schnellpressen (worunter 3 Doppelschnellpressen) und 4 Dampfmaschinen. 15 Steindruckereien mit 66 Pressen. 6 Kupfer- und Stahlstichdruckereien mit 18 Pressen. 1 Prägeanstalt mit 5 Pressen. 5 Schriftgießereien mit 6 Oefen und 9 Gießmaschinen. 4 Stereotypengießereien. 6 xylographische Anstalten. 2 Farbefabriken für Buch- und Steindruck. 1 mechanische Anstalt zur Fertigung von Druck- und Gießmaschinen, Buchdruck- und lithographischen Pressen rc.

(**München, 9. Jan.**) Die Arbeiten am neuen **Industriegebäude** vor dem Karlsthore gehen trotz der ungünstigen Jahreszeit rasch vorwärts. Das äußere Mauerwerk erhebt sich bereits über dem Boden, und die Fundamente der zahlreichen eisernen Säulen sind schon fest in den Grund eingerammt. Beim herannahenden Frühjahr hofft man das große, schöne Gebäude in wenigen Wochen vollenden zu können.

Korrespondenz.

Cincinnati, 18. Dec.

Der **Weinbau** hat in diesem Jahre außerordentliche Fortschritte am Ohio, besonders in unserer nächsten Umgebung, gemacht. Der Fluß wird bald in der neuen Welt den Namen haben, den der Rhein in der alten hat. Auch Schaumweine werden bereits in großer Menge gefertigt, so daß man für unsere Stadt wohl 600,000 Flaschen Catauba-Champagner rechnen kann. Den deutschen Winzern verdankt man den Aufschwung dieses Zweiges der Landwirthschaft, der ebenfalls in den benachbarten Staaten am Mississippi und Missuri sich geltend macht. Eine eigenthümliche Erscheinung bilden die vielen Gelder, die, jetzt fortwährend aus Europa herübergebracht, hier in der mannichfachsten Weise angelegt werden und unserer industriellen Einrichtung einen raschen Aufschwung geben. Sollte jene Erscheinung der der Wandervögel ähnlich seyn, welche verkünden, daß drüben Winterstürme zu befürchten stehen? Als im verwichenen Herbste das gelbe Fieber an der Mississippi-Mündung hauste, breiteten sich heftige Fieber bei anhaltenden, aus der mexikanischen Bucht wehenden Winden im ganzen Thale des großen Flusses aus; seitdem aber die Gegenwinde vom Felsengebirge die Luft reinigten, sind diese Krankheiten gänzlich verschwunden. Fr. Hecker, der Flüchtling des Jahres 1848, wäre fast der Seuche erlegen; er erfreut sich jedoch jetzt wieder einer rührigen Gesundheit.

Offenbach, 13. Jan.

In unserer Stadt befindet sich gegenwärtig eine **Kuriosität**, die manchen Sprachgelehrten oder auch Polizeibeamte besonders interessiren dürfte, nämlich ein Mädchen, etwa 20 Jahre alt, das in dem 1½ Stunden von hier entfernten Weißkircher Walde aufgefangen, später aber, wie durch Zufall, hierher gebracht wurde und welches eine Sprache spricht, die von all' den gelehrten Herren, die sich bisher die Mühe gegeben, sich dem Mädchen verständlich zu machen, nicht einer kennt. Selbst Zigeuner sollen gesagt haben, daß ihnen eine solche Sprache zu rund sey. Uebrigens scheint es keine Kaspar-Hauser-Geschichte, denn das Mädchen geht aufrecht, ist hübsch, gut genährt, gesund und wohlgemuth, und besitzt, obwohl dasselbe der Sprache nach aus einem noch unentdeckten Welttheil zu stammen scheint, ziemliche Fertigkeit in weiblichen Handarbeiten. Drum um so mehr schade und kurios, daß sie Keinen verstehen will.

Theater-Anzeige.

Montag, 6. Januar. **Rose und Röschen**, Original-Schauspiel in 4 Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 15. Dienstag, den 17. Jänuar 1854.

Der geheimnißvolle Jäger.

Novelle von A. Heinze.

(Schluß.)

Im Getümmel des Kampfes wurden Arthur und sein Vater von ihren Kameraden getrennt und ehe sie sich nach den Ihrigen umschauen konnten, sahen sie sich von sechs Feinden umringt, welche wuthentbrannt auf sie losstürmten. Sie wähnten sich verloren — aber Rolands Falkenblick hatte sogleich die Gefahr entdeckt, in der sie schwebten. Mit Blitzesschnelle flog er herbei und warf sich wie ein grimmiger Löwe auf die Engländer. Dem Einen zerschmetterte seine Kugel die Stirn, dem Zweiten schlug er mit dem Büchsenkolben das Gewehr aus der Hand, streckte ihn mit einem mächtigen Stoß vor den Kopf zu Boden, riß dann seinen Hirschfänger aus der Scheide und griff den Dritten mit dem blanken Stahl an. Während er mit diesem rang, hatten Robertson und Arthur den Vierten und Fünften nach erbittertem Kampf bewältigt und getödtet, der Sechste aber eilte seinem von Roland bedrängten Kameraden zu Hülfe und durchschoß dem alten Jäger den Rücken. Lautlos stürzte dieser zu Boden, Arthur aber durchstieß Jenem mit dem Hirschfänger die Brust, daß er todt zusammensank.

Unbekümmert um den forttobenden Kampf trugen Vater und Sohn den Verwundeten nach einem sichern Platze, legten ihn in das schwellende Gras, untersuchten seine Wunde und verbanden dieselbe, so gut sie es vermochten. Da die Kugel in schräger Richtung die linke Seite ihres Retters durchbohrt und dem Anschein nach keine edlen Theile verletzt hatte, so wähnten sie das Leben desselben außer Gefahr und wollten wieder in den Kampf eilen, der alte Jäger aber ergriff Robertsons Hand und sagte, sich halb emporrichtend, mit matter Stimme:

„Verweilt noch einige Augenblicke hier — ich möchte gern in Frieden von der Erde scheiden. Es ist bald vorbei mit mir — ich fühl' es — — darum hört mich an — was ich Euch zu sagen habe, läßt sich in wenige Worte zusammenfassen. Ich habe Euch einst tief, tief gekränkt, Robertson," fuhr er nach einer Pause schwerathmend fort; „aber Gott ist mir gnädig gewesen — er hat mir vergönnt, mein Unrecht einigermaßen wieder gut zu machen. Ja, Robertson — ich bin der nichtswürdige George Gordon, welcher Euch einst Eure Braut entrissen hat! Aber meine Frevelthat hat wie ein schrecklicher Fluch auf meinem Haupte gelastet. Elisabeth und ich haben weder Glück noch Stern von jenem Tage an gehabt — das Unglück heftete sich an unsere Fersen und verfolgte uns von Land zu Land. Von Gram und Reue verzehrt, sank Elisabeth in's Grab, und von unnennbaren Qualen gefoltert, wanderte ich in die menschenleeren Urwälder des fernen Westens, in der Hoffnung, dort Vergessenheit und Frieden zu finden. Aber ich fand nirgends, nirgends Ruhe — es trieb mich, Euch aufzusuchen und von Euch Verzeihung für meine Frevelthat zu erflehen. Ich entdeckte Euren Aufenthalt — Ihr hattet mich nie gesehen und konntet nicht ahnen, wer ich sey — — aber als ich Euch zum ersten Mal gegenüberstand, da war mir's, als glühe mein Name wie ein Brandmal auf meiner Stirn; ich vermochte Euren durchbohrenden Blick nicht zu ertragen, und die Vergebung flehenden Worte erstarben mir auf der Zunge. Ich fühlte in tiefster Seele, daß ich keine Vergebung verdiene, und beschloß, mich derselben erst einigermaßen würdig zu machen. So faßte ich denn den Vorsatz, mein Leben Euch und den Eurigen ganz zu weihen und wie ein treuer Wächter jede Gefahr und jedes Unglück von Euch abzuwehren, insoweit es mir möglich sey. Da mir von meinem väterlichen Vermögen noch ein ziemlicher Theil übriggeblieben war, so gelang es mir, Eure alte Mary durch eine ansehnliche Summe zu gewinnen, mir Alles und Jedes zu entdecken, was in Eurem Hause vorgehe, so daß ich von jedem Schritte, den Ihr nebst den Eurigen thatet, unterrichtet war. Auf diese Weise ward es mir möglich, dann und wann eine kleine Gefahr oder ein kleines Unglück, welches Euch drohte, von Euch abzuwenden — es gewährte mir schon Trost, wenn ich bei dunkler Nacht Euer Haus umwandeln und für Euch wachen konnte. — Heute geht mein Hüterdienst zu Ende," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, indem ein schmerzliches Lächeln um seine bleichen Lippen spielte; „meine Frevelthat ist gesühnt — mein Leben verrinnt mit dem strömenden Blut — — darf ich mit der Hoffnung von der Erde scheiden, daß Ihr mir vergebt, Robertson?"

Dieser hatte in mächtiger Bewegung den Worten des sterbenden Jägers gelauscht. Er ergriff die Hand desselben und erwiederte mit feuchtem Auge:

„O, laßt die trübe Vergangenheit ruhen — ich denke ihrer nicht mehr — — Ihr habt mehr gelitten als ich! Fortan sollen uns die Bande der Freundschaft vereinen — — uns kann noch manche Freude blühen!"

Der alte Jäger schüttelte wehmüthig das Haupt und erwiederte:

„Nein, nein — es ist zu spät — — meine Augenblicke sind gezählt, Robertson! Habt Dank, daß Ihr mir vergeben — nun will ich gerne sterben!"

Dann richtete er sich mit der letzten Kraftanstrengung empor und rief mit freudeverklärter Miene:

„Horch! da ruft man Sieg! — Sieg! ein holdes Wort! — Robertson, reicht mir Eure Rechte — — Arthur, wo ist Eure Hand? Es dunkelt schon vor meinen Augen. Gott, ich danke Dir für diese Stunde! Es gibt keinen schönern Tod, als in Freundesarmen unter Siegesruf die Augen zu schließen!"

Nach diesen Worten athmete er noch einmal tief auf, sank dann plötzlich zurück und starb.

Robeetson und Arthur beschlossen, ihn nach beendigter Schlacht feierlich zu bestatten und eilten wieder nach den Verschanzungen, um ihre Waffengenossen zu unterstützen.

Der Siegesruf, den der sterbende Jäger gehört, galt nur einem augenblicklichen Vortheil, welchen die Amerikanee errungen. Aus Mangel an Munition vermochten diese bald keinen Punkt der Verschanzungen wirksam mehr zu vertheidigen. Sie fochten mit einem wahren Löwengrimm gegen die von allen Seiten heranstürmenden Feinde und schlugen manchen derselben mit dem Büchsenkolben zu Boden — aber was konnte eine solche persönliche Tapferkeit gegen die Uebermacht ausrichten? Schanze und Brustwehr wurden gestürmt und erstiegen, und die Colonisten sahen sich gezwungen, den Rückzug anzutreten.

Der Sieg war so theuer erkauft, daß die Engländer die Letztern nicht zu verfolgen wagten, sondern sich auf Bunkershill verschanzten, in der Meinung, daß die Amerikaner den Kampf erneuern würden, woran diese ihrer geringen Zahl wegen jedoch nicht dachten.

Am andern Tage bestatteten die Amerikaner ihre Todten. Robertson und sein Sohn gruben dem alten Jäger ein besondres Grab unter einem schattigen Kastanienbaum und sprachen ein stilles Gebet für die Ruhe seiner Seele. —

Der Krieg zwischen den Colonieen und dem Mutterstaate wüthete noch meheere Jahre mit wechselndem Glück; nach manchen schweren Kämpfen aber verblieb den Amerikanern endlich der Sieg. In dem zu Versailles abgeschlossenen Frieden erkannte England die völlige Unabhängigkeit der dreizehn vereinigten Staaten an.

Im Frühling des ersten Friedensjahres ward Ellen Harrington Arthurs Gattin. Durch die lange Trennung war ihre Liebe nur noch inniger geworden; die Wolken, welche vor Zeiten den Himmel ihres Glücks verdunkelt hatten, waren alle verschwunden: das Leben lag wie ein sonnenheller Frühlingsmoegen vor ihren Blicken da.

Seit der Stunde, wo Robertson seinem sterbenden Feinde vergeben hatte, war der finstre Geist des Menschenhasses, welcher sonst oftmals über ihn zu kommen pflegte, wenn Jemand einen Andern wegen seines edlen Herzens pries, gänzlich von ihm gewichen: er hatte empfunden, daß Verzeihen süßer ist als Rache.

Des geheimnißvollen Jägers und seiner Retterdienste aber ward noch oft mit dankbar bewegtem Herzen von Allen gedacht.

Letzter Tag eines Erziehungs-Institutes.

Die milden Strahlen einer Oktobersonne waren eben über den hartnäckigen Nebel Sieger geworden, der uns das wundeeschöne Thal der Aare fast verschleiert hatte, als wir das reizend auf dem Felsenufer des gletscherentsprungenen stattlichen Flusses gelegene Aarau, das Vielen die freundliche Erinnerung an den edlen Zschokke wecken wird, verließen und uns Lenzburg näherten. Eine der freundlichsten Gegenden der Schweiz thut sich vor uns auf. Kurze Zeit, und aus der weiten fruchtbaren Ebene erhebt sich der sanfte Rücken des Gofferberges, auf seinem Scheitel das Schloß Lenzburg wie eine Krone tragend. Den nordwestlichen Fuß des mit gutbenamten Reben bepflanzten Schloßberges umgibt das freundliche und gewerbreiche Städtchen. Es erfreut sich neben seiner wohlbegründeten Manufactur- und Handelsthätigkeit auch eines musikalischen Rufes und wohlbekannter Namen auf diesem Kunstgebiete.

Ein freundschaftlicher Besuch hielt uns mehrere Stunden fest. Wir konnten sie nicht besser benutzen als zu einem Besuche des alten Schlosses. Schon die Römer hatte die treffliche Lage dieses Punktes gereizt. Von der reichen, mächtigen Vindonissa aus am Zusammenflusse der Aare und Reuß hatten sie hier ein Castell angelegt. Als die mächtigen Grafen des Aargaus, die auf der Mahlstatt Rore im heutigen Aarau Recht gesprochen hatten, verschollen waeen, treten die Grafen von Lenzburg im zwölften Jahrhundert an ihre Stelle als königliche Richter. Weithin geboten sie von dem stolzen Schlosse auf hohem, in die Ebene vorspringendem Berge als mächtige Landesherren. Auch der herrschsüchtige Gregor VII. sollte dieß in seinen geschmeidigen Werkzeugen fühlen. Von Deutschland, wo sie einen Gegenkaiser hatten machen helfen, kehrten die päpstlichen Legaten mit einer Schaar kecker Mönche, an ihrer Spitze der Kardinal Bernard, zurück. Da verlegte ihnen Graf Ulrich VII., Gemahl der Richenza von Habsburg, dem unglücklichen Kaiser Heinrich IV. zugethan (die Demüthigung von Canossa hatte den starren Kirchenfürsten nicht versöhnt), den Weg uud führte sie auf seine Veste Lenzburg ins Gefängniß. Erst dem Abte von Augny gelang es nach fast einem halben Jahre, die römischen Zwietrachthändlee loszubitten. Dieß geschah im Jahr 1077. Der Stamm der Lenzburger erlosch bald; ihre weiten Güter kamen durch Erbschaft an Kyburg, in der Folge an Oesterreich. Dem Herzoge Friedrich nahm Bern 1415 auf Antrieb des Conciliums von Constanz, die fruchtbare Landschaft ab; in seinem Besitz blieb sie bis 1798, und diente den Landvögten als angenehmer Wohnsitz. Die Lage der Veste, die in ihren weiten, wohlerhaltenen Gebäulichkeiten die Spuren aller Jahrhunderte ihres Bestehens trägt, ist imposant und reizend zugleich. Die kegelförmigen geünen Abhänge, an sonnigen Stellen mit den Reben eines auserlesenen rothen Gewächses bepflanzt, tragen auf ihrer Spitze einen gewaltigen nackten, steil abfallenden, hie und da auch überhangenden Felsenblock, auf dem wohlgelegene Schanzen den einzigen Zugang von Süden her beherrschen. Der Fahrweg schlingt sich auf Ost- und Südseite zum Burgthore hinauf; von da geht es steil zum innern Hofe; ein steiler Treppenweg führt auf der andern Seite zum Städtchen hinab. Ein dreißig Klafter tiefer Brunnen mit gewaltigem Rade versieht mit Trinkwasser. Vor Erfindung des Schießpulvers muß Lenzburg ein starker, fester Platz gewesen seyn. Ueberaus lieblich ist die Aussicht von seiner Höhe. Der Blik schweist mit Entzücken auf ein ungemein reiches Panoeama hinaus. Unten die gewerbsame Stadt, schöngepflegtes, treffliches Ackerland (der Aargau galt einst für die Kornkammer Berns), fette Wiesen; die mäßig hohen Berge im vielfarbigen Schmucke des Herbstlaubes; südwestlich der ringsum freistehende Kegel des Staufberges mit grasreichen Wiesen, Reben und Obstbäumen, auf seiner Spitze die Pfarrkirche der Umgegend mit der Wohnung des Pfarrers tragend. Im Westen hat sich die Aare ihr breites Bette an den Ausläufern des Jura hin gegraben und wälzt ihre klaren Fluthen der Vereinigung mit der Reuß und Limmath entgegen. Im Norden schaut Wildegg, das wohlerhaltene Schloß, in alten Zeiten Eigenthum der Grafen von Habsburg, aus Gärten und Weinbergen; es thront weit sichtbar auf dem südwestlichen Gipfel des waldbewachsenen Bergzuges, auf dem östlich die Trümmer der Brunnegg liegen, deren Besitzer einst auch Edelknechte der Habsburger gewesen. Habsburg selbst, die bescheidene Wiege eines mächtigen Kaiseehauses, bei deren Besuch 1815 Kaiser Franz die Worte ausgerufen: „Wie viel enger wohnten einst unsere Väter!" ist dem Auge verdeckt. Es ist hochgeschichtlicher Boden, auf dem wir stehen; wie kein andeer der Schweiz trägt er unzählige Erinnerungen des Mittelalters und Anknüpfungen an die lebendige Gegenwart. Und damit dem Prachtgemälde einer reichen Natur nichts fehle, steigen bei klarem Himmel im Süden die grauen,

eisigen Riesenhäupter der Berner Alpen, die schneeigen Gipfel einiger Urkantonsgebirge auf.

(Schluß folgt.)

Die Uhr und das Leben.

Im Verlage von Wengler in Leipzig ist erschienen: „Die besten Declamationen und komische, prosaische Vorträge für frohe Menschenkreise." Für den Werth dieser Sammlung spricht die dritte Auflage derselben. Sie enthält, namentlich was humoristische Gedichte betrifft, eine reiche und gute Auswahl und zwar nicht nur bekannter, sondern auch wenig bekannter und doch gehaltvoller Stück, sowie eine kurze, jedoch etwas zu oberflächliche Anleitung zum Declamiren. Von dem Verleger, der wahrscheinlich auch der Sammler dieses Buches ist, finden sich in demselben einige zum Vortrag recht geeignete Nummern, denen wir die nachstehenden entnehmen:

Kaiser Karl der Fünfte widmete sich in der letzten Periode seines Lebens der Mechanik und namentlich der Uhrmacherkunst.

Er, der über Millionen geherrscht und sie regiert hatte, vermochte aber dennoch nicht, trotz allen Studien und Versuchen, zwei ganz gleich construirte Uhren in gleichen schrittmäßigen Gang zu bringen und sie darin zu erhalten.

Bald ging der Zeiger der einen Uhr zu träge, bald rannte er vor, oder wenn die eine Uhr Tik machte, sagte die andere Tak!

Kurzum, sie divergirten beständig.

Geehrte Anwesende! Unser Leben und Treiben ist und bleibt vergleichbar mit einer Uhr. Erlauben Sie mir, das zu beweisen.

Wir Alle sind als Menschen Uhren, wir gehen, wir stehen, wir schlagen, wir werden gereinigt gleich der Uhr, wie laufen oft vor und oft bleiben wir zurück, ja man hat Beispiele, daß wir förmlich stille stehen, oder zum Stillstand gebracht werden.

Wir Alle sind auch als Unterthanen Uhren, aber nicht Alle gute Uhren, deßhalb bedürfen wir der Reparatur durch die Uhrmacher; unsere natürlichen Uhrmacher sind aber die Regierungen.

Wie ein guter Uhrmacher seine Uhren stellt, reinigt und aufzieht, so soll das von einer guten Regierung auch geschehen, sie soll uns reinigen und aufziehen, damit wir Alle gut nach ihrem Willen gehen und nicht verlaufen.

Ein Uhrmacher, wenn er sich überzeugen will, ob seine Uhren noch gut sind, läßt sie schlagen; eine gute Regierung soll das auch vergleichsweise thun, nachdem sie uns gut aufgezogen, uns auch schlagen lassen, damit sie erfährt, wie viel Uhr es ist.

Der Uhrmacher hängt oft seine besten Uhren auf — auch die besten Unterthanen sind schon aufgehängt worden.

Die Uhren liegen gewöhnlich an der Kette, wir als Menschen auch, wer wills verneinen? Wir Alle liegen an der Kette, nämlich an der unserer Leidenschaft. Als Unterthanen liegen wir zwar auch an der Kette, d. h. wir sind zusammengekettet durch gemeinschaftliches Wollen und Streben; diese Kette heißt aber bei Unterthanen Band, also Unterthanenband, oder Verband. Aus vielen Bändern wird ein Bund.

In Frankfurt sind die einzelnen Bänder zu suchen, womit in Deutschland die Staaten gebunden werden — zum großen Bunde.

* * *

Verehrte! Wie die Uhren sind wir Alle; aber besonders die Frauenzimmer sind wie die Uhren, denn sie werden täglich aufgezogen, und wollen stets geputzt seyn, wenn sie gehen sollen.

Die Kaufleute sind wie die Uhren, denn jede Uhr hat eine Balance oder Unruhe, jeder Kaufmann hat auch seine Bilanz, und die macht ihm oft große Unruhe. Uhren laufen ab — auch von Kaufleuten sind Beispiele vorhanden, daß sie ganz abgelaufen sind.

Die Advokaten sind gleich den Uhren, denn am besten gehen sie voran, wenn sie gut geschmiert werden.

Die Stadträthe sind gleich den Uhren, denn sie sollen stets voran gehen und am besten wissen, was es auf dem Rathhause geschlagen hat.

Die Doktoren sind wie die Uhren, denn ihr Gang zeigt uns gar bald, daß unser letztes Stündlein schlagen wird.

Das menschliche Leben ist wie eine Uhr, wie eine Repetiruhr; wir repetiren so lange, bis die Federkraft erlahmt, dann hört die Unruhe in uns auf — das Gehäuse wird abgelegt, die Kette, so uns gehalten, verschwindet, wie sind endlich frei, wir schlagen nicht mehr, laufen weder vor, noch gehen nach, werden nicht mehr gestellt, gereinigt, man läßt uns nicht mehr schlagen, man putzt uns zwar noch einmal, dann aber wird der stille Grabeshügel unser Gehäuse — bis einst die große Uhr des Weltgerichts uns die Zeit der Auferstehung verkündet.

Mannichfaltigkeiten.

(Paris, 7. Jan.) Bei dem großen Empfange, welcher am Montage in den Tuilerien stattgefunden, haben die Damen unserer Gesellschaft die Feuerprobe oder vielmehr die Schleppprobe glücklich bestanden. Die hoffähigen Damen des Kaiserreichs können stolz seyn, denn unter der Restauration war es eine bekannte Sache, daß nur zwei Damen am ganzen Hofe, die Herzogin von Angoulême und die Gräfin Simeon die Schleppe zu tragen verstanden. Man hat berechnet, daß die Hofmäntel, welche am Montage in den Tuilerien erschienen, circa zwei Millionen gekostet haben, eine artige Summe, welche dem Handel und der Industrie zu gute kommt.

Kürzlich bewegte sich ein Zug durch die Hauptstraßen New-Yorks, welcher allgemeine Aufmerksamkeit erregte und alle früheren Charlatanerien bei weitem übertrifft. Ein Herr Howe verfertigt jetzt einen Kandis, welcher nach seiner Meinung Husten rc. in kürzester Zeit heilt. Dem Publikum sein Fabrikat zu empfehlen, ließ derselbe auf einem mit vier schönen Schimmeln bespannten Wagen eine Musikbande durch die Stadt führen, deren zahlreiche Pauken den gewöhnlichen Straßenlärm übertönten. Diesem Wagen folgte ein mit sechs schönen, reich beschirrten Schimmeln bespannter Omnibus, rund herum mit Ankündigungen des Kandis behängt. Ein kleiner, sehr eleganter, mit drei Schimmeln bespannter Wagen, dessen Kasten wiederum eine reich ausgestattete Empfehlungskarte des Kandis trug, folgte diesem, und etwa zwanzig Mann, jeder ein großes Schild „Use Howe's Kandis" tragend, beschlossen den Zug. (Hr. Howe muß bei Barnum in die Schule gegangen seyn und kennt das New-Yorker Publikum.)

Henriette Sontag hat sich in Amerika wieder so viel Geld und Ruhm ersungen, daß sie im nächsten Sommer nach Deutschland zurückkehren und als Gräfin Rossi mit ihrer Familie vereint in Süddeutschland dem Genusse häuslichen Glückes leben will.

Wer sich über Rußland, Deutschland und die östliche Frage gründlich belehren und ein begründetes Urtheil mitsprechen will, der möge sich „Rußland, Deutschland und die östliche Frage, von Gustav Dietzel. Stuttgart, 1853. Preis 15 Sgr." anschaffen. Es gehört Gustav Dietzel zu den ausgezeichnetsten, gründlichsten, geistreichsten politischen Schriftstellern und Niemand wird seine Schrift aufmerksam lesen, ohne nicht eine Menge neuer eigenthümlicher Ansichten zu gewinnen, welche, wenn auch nicht immer haltbar, doch zu neuen Gedanken anregen.

Seit 1813 auf 14 haben die Londoner solchen Schnee und Frost nicht gehabt. Der ganze Verkehr in dem ungeheuern Ameisenhaufen, den man London nennt, stockt. Es fehlt an Wasser, da die Brunnen und Wasserleitungen eingefroren sind; es fehlt an Gas, da es den zahllosen Kohlenbarken nicht besser ergangen ist. Die Häfen und Doggs sind wie ausgestorben und Tausende von Lastträgern, die nichts zu thun haben, verschlafen Hunger und Frost zugleich. Die Eisenbahnen und Posten auf den Landstraßen und die Fuhrwerke in den Straßen kommen nicht vom Fleck, alle Geschäftsleute haben die Arbeitsstunden vermehren müssen.

Die französische Marine-Behörde ist seit einiger Zeit mit Prüfung eines neu erfundenen sogenannten „Sicherheits-Ankers" beschäftigt, der den Mängeln der bisherigen Anker, nach dem auf Grund schon angestellter Versuche von dem Präsidenten des Admiralitäts-Rathes, Admiral Casy, an den Marineminister erstatteten Bericht, aufs Befriedigendste abhilft und bei der gesammten Flotte eingeführt werden soll. Wahrscheinlich wird diese neue Erfindung auch bei den Kauffahrteischiffen den bisherigen Anker ganz verdrängen.

Frankfurter Theater.

Am 15. d. M. fand die erste Aufführung der dreiaktigen romantischen Oper „Tony", Text von Elsholz, Musik von E. H. zu S. auf hiesiger Bühne statt. Sie wurde von dem in allen Räumen gefüllten Hause im Ganzen beifällig aufgenommen, ohne jedoch einen besonders durchgreifenden Eindruck hervorgebracht zu haben. Der Text ist in den Einzelnheiten gut und sorgfältig ausgearbeitet und bietet Situationen, die dem Componisten, namentlich zu lyrischen Ergießungen, Gelegenheit geben. Die dramatischen Elemente sind dagegen nur schwach vertreten und haben schon beim Schlusse des ersten Akts ihren Höhepunkt erreicht, so daß der zweite und dritte keine Steigerung mehr entfalten und dem Zuschauer nur noch wenig zu fürchten und zu hoffen übrig bleibt. Die Musik hat manche recht schöne Nummern, die sich durch einen sinnigen und ruhig gehaltenen Gefühlsausdruck, durch anmuthige Melodie und durch schöne Instrumentation auszeichnen und, weil Ueberbietung und Effekthascherei vermeidend, wohlthuend auf den Hörer wirken; sie ist aber nicht eigenthümlich, nicht reichhaltig und originell genug, um zu überraschen und hinzureißen und man vermißt im Ganzen jenen zündenden Funken, durch welchen das Genie sich vom Talente unterscheidet. Ein weiteres Eingehen in die Composition uns vorbehalzend, wozu die einmalige Anhörung uns noch nicht berechtigt, mögen diese Andeutungen vorläufig genügen. Sämmtliche Partien waren gut besetzt und konnten um so genügender ausgeführt werden, als sie sangbar geschrieben und weder mit Schwierigkeiten überhäuft, noch durch Orchesterlärm übertäubt sind. So dürfen wir die Leistungen in Gesang und Spiel der Herren Dettmer (Tony), Caspari (Otto), Roberti (Hermann), Baumann (Tobias), Lefer (Conrad) und der Damen Anschütz (Bertha) und J. Hoffmann (Rosabella) mit verdienter Anerkennung hervorheben, wie solche auch beifällig aufgenommen wurden. Fräul. Hoffmann war eine reizend schöne Erscheinung, auf welcher das Auge des Beschauers mit wahrhaft ästhetischer Befriedigung weilte. In gleicher Weise für den Freund des Schönen höchst befriedigend und zu dem günstigen Erfolg der Oper wesentlich beitragend war die neue Decoration im dritten Akt von unserem sehr verdienstlichen Theatermaler Hrn. Hoffmann, ein überaus anmuthiges und reizend decorirtes Gartenzelt mit der Aussicht auf einen See, zuerst in dämmerndem Mondlicht und dann in glänzender Festbeleuchtung. Diese herrliche Decoration in ihrer wahrhaft poetischen Anlage und geschmackvollen Ausführung aller Einzelnheiten war so schön, daß sie dem Talente ihres kunstsinnigen und mit Recht geschätzten Meisters alle Ehre macht und allein schon nicht verfehlen wird, das Publikum noch öfters heranzuziehen.

Korrespondenz.

München, 12. Januar.

Die von der Gesammtheit der hiesigen Künstlerschaft beabsichtigte allgemeine Gemäldeausstellung, welche während der großen Industrieausstellung stattfinden und mit einer Verloosung auf Aktien verbunden seyn soll, hat nun gegründete Hoffnung auf Verwirklichung. Die bereits projektirte, systematisch zu ordnende Ausstellung der Cartons lebender und verstorbener Meister, die einen mehr kunsthistorischen, als für die lebende Künstlergeneration praktischen Zweck hätte, wurde wegen der damit verbundenen vielen Schwierigkeiten und der Kürze der Zeit wieder aufgegeben. Um der Anhäufung werthloser Produkte vorzubeugen, soll jedes einzusendende Gemälde von einem sachverständigen Comitee geprüft seyn. — Im neu restaurirten Hoftheater kommt nächstens „Oedipus auf Colonos" zur Aufführung und hat bereits die Leseprobe stattgefunden. Haben wir hiernach die Sophokles'sche Trilogie über die Bretter gehen sehen, so thuen wir einen weitern klassischen Schritt vorwärts, indem der zweite Theil des „Faust", in der Bearbeitung von Dingelstedt, zur Vorbereitung kommt.

Aus dem Odenwald, 15. Jan.

Daß die Macht eines bösen Gewissens bisweilen Wunder thut und die schwersten Verbrechen, von denen man kaum eine Ahnung hatte, an das helle Tageslicht bringt, dieß ist eine bekannte Erfahrung, die in den älteren und neueren Kriminalgeschichten nicht zu den Seltenheiten gehört. Erst kürzlich haben wir einen darauf Bezug habenden Fall in unserer Gegend erlebt. Vor etwa zwei Jahren lebte zu Fürstengrund ein Schullehrer, Namens Schneider, der eines Sonntags Morgens frisch und gesund in die Kirche ging, und nach der Rückkehr aus derselben das Mittagsmahl verzehrte, welches ihm seine Ehefrau bereitet hatte. Bald nach dem Genusse desselben fühlte er sich unwohl, es stellten sich Uebligkeiten und heftiges Erbrechen ein, welches ihn, trotz aller ärztlichen Behandlung, rasch dem Grabe entgegen führte. Man wußte, daß der Hingeschiedene mit seiner Frau in keiner glücklichen Ehe gelebt hatte, und hin und wieder wurde daher der leise Verdacht geäußert, daß er keines natürlichen Todes gestorben seyn könne. Doch scheinen alle näheren Indicien zur Einleitung einer gerichtlichen Untersuchung gegen die, bloß durch ein dunkles Gerücht eines Verbrechens beschuldigte Wittwe, die später nach Nordamerika auswanderte, gänzlich gefehlt zu haben. Dort schien sie nun in vollkommener Sicherheit leben zu können; aber die Macht des bösen Gewissens ließ ihr keine Ruhe; gefoltert von seinen Qualen, hat sie kürzlich an die Verwandten ihres verstorbenen Mannes geschrieben und denselben ihr Verbrechen bekannt, wie wir von glaubhafter Seite zu vernehmen Gelegenheit hatten. Wie wir weiter erfahren, so sey dem großherzoglichen Landgericht zu Höchst bereits Anzeige davon gemacht worden.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 17. Jan. Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg, große romant. Oper in 3 Akten, von R. Wagner.

Mittwoch, 18. Jan. Zum Benefiz des Hrn. Hassel. (Zum ersten Male): Ränke und Schwänke, Posse in 3 Akten von Starke, Musik von Stiegmann. Hierauf (zum ersten Male): Herr Hampelmann auf Freiersfüßen, Posse in 1 Akt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druk und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 16. Mittwoch, den 18. Januar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

1. Der Wildbann.

Das Schloß Goldstein, unfern der Reichsstadt Frankfurt in der Nähe des Mainstromes und in dichtem Forste gelegen, erhob wieder hinter dem Gürtel des Grabens seine, bei der Belagerung Frankfurts im Jahre 1552 zerstörten Thürme und Mauern, und von den theilweise neu aufgeführten Wohngebäuden seines Innern blickte das Roth der Ziegeln um so freundlicher in die dunkeln Waldungen, als jetzt — Ende des Octobers 1592 — ein grauer, feuchter Nebel die entlaubten Aeste düster und trübselig umschleierte.

Helfrich von Kahlbach, der Edelknecht, welchen die Stadt Frankfurt als ihren wohlbestellten Amtmann in diese, ihr zugehörende Besitzung gewiesen hatte, trat, mit pelzverbrämtem Leibrock gegen die Witterung geschützt, die Jagdtasche an der Seite, die Büchse mit Radschloß in der Hand, in den Regen drohenden Morgen und die ihm folgenden großen Rüden wedelten freudig um ihn her, ihre treuen, muthigen Blicke nach allen Richtungen aussendend.

Der im Hofe bereits harrende Forstwart der Goldsteiner Waldung, der altersgraue Wortwin, grüßte eben so ehrerbietig, als treuherzig den herzutretenden Amtmann und die hinter Jenem stehenden zahlreichen, sämmtlich bewehrten Forstgehülfen und Waldschützen folgten auf gemessene Weise dem Beispiele ihres Vorgesetzten und Herrn.

„So recht," nahm nach einer Weile Helfrich, während er die funkelnden Blicke über die Waidmänner hinschweifen ließ und sich den grauen Bart wohlgefällig strich, das Wort; „zahlreich und gut bewaffnet. Es kann diese Maßregel vielleicht sich rechtfertigen."

„Herr Amtmann, Ihr seht mich und meine Leute also bereit, wie Ihr zu befehlen für gut findet;" also redend trat der alte Wortwin näher, dann fuhr er vertraulich fort: „obgleich mich der Befehl zu später Abendzeit wahrhaft überrascht hat."

„Konnte mir es wohl denken, Freund," entgegnete Helfrich auf gleiche Weise, „allein zu Dem, was wir heute ausführen sollen, ziemen sich nicht lange Vorreden und Zubereitungen."

„So ist es keine Jagd?"

„Wie man es nehmen will, alter Waidmann," erwiederte der Gefragte mit wichtiger, geheimnißvoller Miene. „Denn jagen wir auch heute nicht auf Wild, so soll es doch ein Jagen seyn, ein Jagen und Verjagen Derer, die unbefugt in unserer Herren — des edeln Raths zu Frankfurt — Wildbann greifen."

„Ha, ich verstehe Euch schon," lachte der Forstwart, indem seine scharfen Augen freudig hin und wieder zuckten, „die Herren von Sachsenhausen —."

„Der alte Streit muß einmal tüchtig ausgefegt werden," fiel Helfrich entschieden ein, „soll ich nicht immerdar mich ärgern müssen und Vorwürfe auf Vorwürfe, so mir der Stadtschreiber reichlich in seinen Papieren sendet, fortan mir das Leben vergällen."

„Mir ist es recht," nickte der alte Forstwart; „allein — setzte er bedenklich hinzu — es bleibt traun doch ein gefährliches Beginnen. Unser Rath bewegt sich zwar in seinem Rechte, das ist gewiß. Wenn er aber Das mit den Waffen erkämpfen will, so könnte leicht wegen Landesfriedensbruch —."

„So?" versetzte der Amtmann mit beißendem Tone. „Und was soll derselbe denn nach Eurer Meinung anfangen?"

„Bei dem Kaiser klagen."

„Das hieße den Teufel bei seiner Großmutter verklagen," fiel Helfrich mit finsterem Blicke ein. „Ich denke, mein erfahrner Freund wird doch der Wahrheit dieses Sprüchleins eingedenk seyn?"

„Noch verstehe ich Euch nicht ganz," bemerkte Wortwin unter Stirnerunzeln. „Wolltet Ihr mir das nicht näher erklären. Denn Unsereins ist doch in Historien und Welthändeln nicht so wohl erfahren, als Ihr, der Herr Amtmann."

„Das ist leicht zu begreifen," lächelte der Angeredete. „Die Herren des deutschen Ordens beanspruchen den Wildbann von Niederrad, auf welchen sie doch höchstens zu einem Viertheile ein kleines Anrecht hätten, und gedenken sich nun gleich in den Besitz dieses Rechtes zu setzen."

„Das leiden wir aber nicht!"

„Da seyd Ihr ja mit unserm Hochweisen schon einig," nickte Helfrich. „Kaiser Rudolph sitzt in seinem Prag und beguckt die Sterne. Spanische und jesuitische Umgebungen sorgen ihm für mathematische und astronomische Instrumente, damit die Majestät vor lauter Himmelsbetrachtungen keine Zeit zu einem Blick auf die Erde gewinne, indessen diese Herren der geistlichen Gewalt im heiligen römischen Reiche nach Gutdünken schalten."

„Ja, jetzt fange ich an zu begreifen," murmelte der alte Forstwart. „Der deutsche Orden ist ebenfalls geistlicher Natur, und wir Forstleute sagen: Keine Krähe hackt der andern die Augen aus!"

„Getroffen, Alter," sprach Helfrich. „Wenn aber die Unthätigkeit des Kaisers in dem einen Falle unser Nachtheil ist, so gereicht sie uns in dem andern wieder zum Vortheil. Wir selber sind Mannes genug, diese Jagdfrevler zum Teufel zu jagen. Die Herren vom Orden mögen dann klagen. Rückt in dessen Folge Kaiser Rudolph mit seiner Astrologie uns auf den Leib, so wird es noch protestantische Reichsstände geben, die unser Recht

zu verfechten vermögen. Jedenfalls kommt es dann auf die lange Bank, und da diese im heiligen römischen Reiche sehr — sehr lang ist, so wird die Angelegenheit auch sehr lange drauf liegen bleiben."

„Also helfen wir uns selbst?" bemerkte jetzt Wortwin, indem er freudig die Hände rieb.

„So und nicht anders ist es," bestätigte der Amtmann, indem er die Brauen herabzog und die Lippe zwischen die Zähne klemmte, „und heute Morgen wollen wir Hand an dieß Werk legen. Meine Kundschafter haben ausgewittert, daß der jetzige Comthur des deutschen Ordens, jener hochfahrende Herr Adam von Klingenbach, eine stattliche Jagd in unsern Forsten zu halten gedenkt. Schon sind viele geladene Schnapphähne aus der Umgegend im deutschen Hause zu Sachsenhausen versammelt, lauter Volk, das wenig zu verlieren hat und gerne das Schießpulver missen wollte, weil es seinem Stegreife den Garaus gemacht hat. Mit dieser verwegenen Cumpanei wollen sie denn heute ausziehen, das feiste Hochwild unserer Reichsstadt heimzusuchen und —"

„Da soll ihnen der Hackelberg *) mit dem gesammten wilden Heer über den Hals donnern," fiel der alte Forstwart, indem seine Hände vor Eifer gichterisch zuckten, ein. „Jetzt, Herr Amtmann, verstehe ich Euch und jetzt möchte ich vor Freude aufjubeln, daß ich grade meine verwegensten Gesellen mit den dritthalblöthigen Kugelbüchsen, die sonst nur für die Saujagd dienen, mitgebracht habe. Hussah, wollen wir unter das scheinheilige Gesindel fahren, daß der schwarze Jäger selbst seine Freude dran haben soll!"

Der Amtmann lachte verstohlen; denn also hörte er den Forstwart mit seinem Anhange gern. Indessen mochte er doch für die allzu schweren Folgen besorgt seyn; denn warnend setzte er noch hinzu, im heiligen Eifer gebührend Maß und Ziel zu halten.

„Ganz ins Einzelne gehende Weisungen habe ich nicht," setzte er bedächtig hinzu. „Nur so im Allgemeinen ist mir bedeutet worden."

„Sorgt nicht, Herr Amtmann," war des Forstwartes Antwort, „meine Leute hören auf Befehl. Wenn aber des Comthurs Bande mit Feuern beginnt —?"

„Das Wehren ist nirgends verboten."

„Das wollt' ich wissen!" bemerkte Wortwin voll innerer Genugthuung, indem er sich dann zu seinen ausspannenden Leuten wendete und dieselben mit wichtigthuender und geheimnißvoller Miene verständigte.

Nicht lange hatte es gedauert, so schritten der Amtmann mit dem Forstwart und dessen Jagdgesellen über die herabgelassene Zugbrücke des um den Goldstein spielenden Grabens. Als der bewehrte Haufen im Freien war, zogen die Pförtner die Brücken wieder auf und blickten dann aus den Zinnen und Schießscharten den sich Entfernenden nach, freudig angeregt, daß heute einmal die geistliche Sippschaft ihre Prügel fassen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Letzter Tag eines Erziehungs-Institutes.

(Schluß.)

Unsere schweifenden Gedanken aber wurden von dem trüglichen Schimmer einer fernen Vergangenheit, von des weltgebietenden Roms Legionen und seinen späteren gleich herrischen Bannstrahlen, von der feudalen Glorie mittelalterlicher Kämpfe und Gewaltthaten, selbst von den Reizen einer üppigen Naturidylle auf die allernächste Gegenwart gerichtet. Diese noch ungebrochenen Mauern, an und in denen die wechselnden Ereignisse von Jahrhunderten fast spurlos hingegangen, sollten aufs neue eine edlere Schöpfung der Neuzeit, eine Geburt des Geistes untergehen sehen, da, wo einst nur stolze Macht und Gewalt ihren ehernen Fuß aufgesetzt, ihre herrischen Befehle dictirt hatten. In einem Theile dieser weitläufigen Räume war seit Jahren an der schöneren Seite des Menschen, an seinem besseren Theile mit treuer Liebe gearbeitet worden. Wenige Tage erst, daß die emsige Hand im Tode erlahmt, und schon war ihr Werk in alle Winde zerstoben, ihr Werkzeug unter dem gefühllosen Hammer des Auctionators. Schloß Lenzburg war seit dreißig Jahren der Sitz eines Erziehungs-Institutes, das weit hinaus in die Länder der Cultur eines wohlverdienten Rufes genoß. Ein seltsames Geschick ließ das Leben der Anstalt und ihres Gründers fast gleichzeitig erlöschen.

Am 30. September schloß dieser das Institut und am folgenden Tage, am 1. October, legte er sich selbst zum letzten Schlafe nieder. So machte es auf uns einen doppelt schmerzlichen Eindruck, als wir nun, wenige Wochen später, zufällig zu dem letzten Akte, dem Abschlusse einer unwiderbringlichen Thätigkeit, zur Versteigerung des materiellen Bestandes der Anstalt kamen. Dreißig Jahre rastloser Wirksamkeit und Aufopferung im schweren Berufe hatten solches Ende nicht abwenden können, keine Hand sich gefunden, die das zuletzt stockende Werk wieder aufgenommen und fortgesetzt hätte! Doch der reiche Samen langer Jahre ist wohl nicht verloren; in weiter Ferne mögen einstige Schüler mit Theilnahme das Geschick einer Anstalt vernommen haben, auf die sie mit gerechtem Danke zurückschauen können; und so wird es mir gerne gestattet seyn, noch etwas bei ihr und ihrem Gründer zu verweilen. War er ja doch auch ein Deutscher, dessen wir mit Ehren gedenken können.

Christian Lippe war am 19. Juli 1779 in Braunschweig geboren, wo er die erste Bildung erhielt. Von dem Gymnasium seiner Vaterstadt bezog er für das Studium der Theologie die damalige Landesuniversität Helmstädt. Aber schon vorher hatte die Bekanntschaft mit dem berühmten Jugendschriftsteller Campe in dem Gemüthe des Jünglings den Gedanken geweckt, sich dem Erziehungsfache zu widmen. Das Leben der Universitäten war damals noch ein vielfach rohes; Lippe zog sich von ihm zurück und bethätigte seine pädagogische Vorliebe an den Kindern seiner Lehrer. Nach Vollendung seiner Studien folgte er, da sich ihm in der Heimath kein seinen Wünschen entsprechender Kreis des Wirkens bot, einem Rufe Fellenbergs, der damals (1809) seine Erziehungsanstalt Hofwyl errichtet hatte. Hier, in der bald berühmten Anstalt, ward Lippe der Mittelpunkt des jugendlichen Lebens, das dem humanen, liebevollen jungen Manne für seine unermüdliche Sorge und väterliche Leitung auch mit Achtung und Liebe entgegenkam. Im Jahr 1816 war Lippe's pädagogischer Ruf bereits so begründet, daß die damalige Königin von Würtemberg, deren Bekanntschaft er gemacht hatte, ihm ihre Söhne erster Ehe, die Prinzen von Oldenburg, zur Erziehung anvertrauen wollte. Auf der einen Seite zog der Gedanke an die Versorgung für spätere Tage, auf der andern die Liebe zu seinen Zöglingen und deren Bitten um sein Bleiben. Die letzteren überwogen. Im Jahr 1822 verließ Lippe Hofwyl und gründete dann im nächsten Jahre seine eigene Erziehungsanstalt auf dem Lenzburger Schlosse. Die Liberalität der Aargau'schen Regierung räumte ihm dieses unentgeldlich ein bloß gegen die Unterhaltung der von ihm benutzten Theile. Vielleicht war aber gerade diese Liberalität die Ursache von dem allmäligen ökonomischen Verfalle des Unternehmers. Wachsender Zudrang von Zöglingen machte umfassende Erweiterungen der Lokalitäten nothwendig. Lippe baute — er baute ein besonderes Schulgebäude,

---

*) Hackelberg, Jägerausdruck für „der wilde Jäger".

Lehrerwohnungen; große Summen verschwanden in Neubauten und Reparaturen. Dieß wuchs dem trefflichen Manne, der nicht eben ein Baumeister zugleich seyn mochte — die Localität erhöhte die Kosten — allmälig über den Kopf. Zwar gedieh die Anstalt immer mehr; in ihrer Blüthezeit umschloß sie 50—60 Zöglinge, zum Theil aus weiter Ferne; eine zahlreiche Lehrerschaft hatte die einzelnen Unterrichtsfächer unter sich getheilt, und über dem Ganzen waltete mit seltener Berufstreue das freundliche und wohlwollende Auge des Mannes, dem die Gesundheit und körperliche Ausbildung der ihm anvertrauten Knaben eben so am Herzen lag, wie ihre sittliche und wissenschaftliche Bildung und Veredlung. Sein eigenes Leben war das Bild und Beispiel ächter Humanität, Milde und Menschenfreundlichkeit, und mit seltener Anhänglichkeit lohnten auch die seiner Zucht Erwachsenen in den Jahren der Männlichkeit dem väterlichen Freunde, dem nicht selten wieder die Kinder seiner früheren Zöglinge zugeschickt wurden. Aber diese äußeren Verhältnisse wurden weniger günstig; noch manches Andere drückte; und obwohl Lippe mit unerschütterlicher Ausdauer an der Anstalt, die auch für die Gegend zu einer Wohlthat geworden war, festhielt, so mußte doch er selbst noch deren allmäliges Schwinden sehen und die Unmöglichkeit ihrer Fortdauer erkennen. Zudem hatte den wackern Erzieher schon seit Jahren ein hartnäckiges Leiden des Magens heimgesucht und wenn auch nicht seinen Geist gebrochen, doch vielfach seine Thätigkeit gelähmt. Jenem Uebel erlag auch der treffliche Pädagog nach einem vielbewegten Leben. Tags vorher hatte er die einst blühende Schöpfung seines warmen, wohlwollenden Herzens geschlossen, die letzten Schüler entlassen. Man erzählte uns, wie er noch in der letzten Zeit sich entschlossen gehabt, das rührende Anerbieten einiger früheren Zöglinge eines bedeutenden Jahrgehalts für seine alten Tage anzunehmen — der Tod sollte ihm auch dieses ersparen! In diesem einfachen Leben, das in vierzigjähriger aufopfernder Thätigkeit doch des unbemerkten, vielleicht oft vergessenen Guten so viel gepflanzt; in dieser schlichten Tragödie eines Erziehers und Schulmannes lag für uns im Hinblick auf Das, was die Welt gar gerne Verdienst nennt und mit klingendem Ruhme und Genuß lohnt, und nun gar in unmittelbarem Bereiche des gleichgültigen Aufrufes des Auktionators da unten im Hofe, wo einst eine hoffnungsvolle Jugend unter den Augen eines väterlichen Freundes sich getummelt, so viel Wehmüthigergreifendes, daß wir eilfertig den Rückweg suchten. Sich, sein Leben, seine ökonomische Existenz hatte hier ein treuer Lehrer dem schönsten Zwecke — menschlicher Bildung — geopfert; — das Ende war der Hammer des Auctionators! Doch die ungeheuchelte Liebe Derer, die ihn kannten, wollen wir nicht vergessen. Auch Manchem in der Ferne mag dieß Blatt eine freudig-wehmüthige Erinnerung an den Geschiedenen bringen.

Dr. *

Ernste und heitere Betrachtungen.

Von D. v. Fenner.

Es gibt einen erlaubten, tugendhaften Egoismus. Wer sich selbst kennt, und demgemäß für sich sorgt, kennt auch Andere, vermag auch für Andere zu sorgen, übt Herz und Geist mit ihren Gaben nicht ausschließlich an sich. Willst Du ein Beispiel: Mitleid mit uns führt zum Mitleid mit Andern.

Verzagst Du beim Anblick überraschender, überwältigender Größe — tröste Dich! Einst war sie auch klein. Stößt Dich aber das Kleine ab, — bedenk', daß es groß werden kann. Ewiges Wesen ist verschieden von veränderlichen Formen.

„Ein Wahrwort, das häufig kein Wahrwort ist, heißt: „Aller Anfang ist schwer!" Ist nicht manchmal aber das Ende schwer und der Anfang leicht?

Wer viel tadelt, bekennt dadurch, daß er nicht besser ist oder unter gegebenen Umständen nicht besser seyn würde, als sein College — Mensch.

Die Kinder sollen, wie man sagt, von uns Alten und Großen lernen. Wollen wir offen seyn, dann müssen wir aber sagen, daß auch wir von den Kindern Vieles lernen könnten, wäre es nur die Reinheit des Herzens, was schon der göttliche Erlöser in bekannten Worten aussprach.

Es besteht eine Aehnlichkeit zwischen großen Städten und — kleinen Menschen, nicht minder eine zwischen großen Menschen und — kleinen Städten. Eine große Stadt bringt alle Fehler, Irrthümer, Schwächen, Laster, Untugenden zu deutlicherer Anschauung, während eine kleine uns getreue Abbildungen von den gegentheiligen Zuständen bietet und liefert.

Ich weiß es nicht, aber mir sagt's das Gefühl: wenn sich aller Jammer und Kummer der Menschen zählen ließe, — die Nummer der Freuden würde am Ende doch die Zahl des Jammers übersteigen.

Wer es auch sey, jeder Mensch wird einmal in seinem Leben von etwas Außerordentlichem erfaßt, gepackt, geschüttelt, aufgerüttelt — sey's Lust, sey's Leid. Das Schönste am Leben ist aber, daß Jeder einmal, ein Stündchen lang wenigstens, das Gefühl der Poesie fühlt.

„Glückliche Reise!" — Diesen Wunsch sollte jede liebevolle Mutter, jeder zärtliche Vater auf die lächelnden Lippen eines Neugeborenen küssen. Hat doch die Welt einen neuen Reisenden in ihm erhalten!

Mannichfaltigkeiten.

Als Alex. Dumas in seinen jüngern Jahren eine Anstellung als Supernumerar-Commis in dem Bureau des Herzogs von Orleans (Louis Philipp) erhalten hatte, wurde er — wie er in seinen Memoiren erzählt — sehr von den Bureaukraten geplagt. „Wissen Sie, wie ein Brief gefaltet wird?" fragte sein Chef, der Chevalier de Broval, den jungen Dichter. Dieser sieht ihn verwundert an, und Jener wiederholt barsch: „Ich frage Sie, ob Sie wissen, wie ein Brief gefaltet wird?" — „Ich glaube ja," antwortete Dumas kleinlaut. — „So? Sie glauben es? Sie sind also der Sache nicht sicher?" — „Bis jetzt bin ich keiner Sache sicher, nicht einmal der, daß ich einen Brief falten kann." — Da haben Sie ganz Recht, denn es gibt zehn verschiedene Arten, einen Brief zu falten. Hier, falten Sie den da." Dumas nimmt den Brief und will ihn in Quadratformat zusammenlegen, als sein Bureau-Chef schreit: „Halt, was machen Sie da?" — „Ich mache Das, was Sie mir befohlen haben, ich falte den Brief da." — „Sie wollen ihn aber viereckig zusammenlegen. Das paßt für einen hohen Beamten; aber wenn Sie ein Quadrat an einen Inspektor verschwenden, wie wollen Sie die Schreiben an die Minister, Prinzen und Könige würdig falten?" — „Sehr wahr! Aber, wenn ich fragen darf, welches Format paßt für einen Inspektor?" — „Ein längliches Viereck." Und Dumas leistete ein längliches Viereck als seine erste bureaukratische Studie.

Ein Unfall, der den Professor R. Prutz in Halle betroffen und bei dem noch traurigere Folgen nur durch wunderbare Fügung abgewendet sind, wird von den zahlreichen auswärtigen Freunden des Dichters mit Theilnahme vernommen werden. Während am 2. Januar Abends Prof. Prutz mit seiner Frau sich auf Besuch bei Bekannten befindet, kommt durch Nachlässigkeit des mit der Aufsicht beauftragten Kindermädchens im Schlafzimmer seiner Wohnung ein Feuer aus, das bei pflichtwidriger Abwesenheit der Wärterin in kurzer Zeit dermaßen um sich greift, daß, als die Nachbarn endlich auf den Feuerschrei aufmerksam werden, ihnen die hellen Flammen bereits aus Thür und Fenstern entgegenschlagen. Und mitten in diesen Flammen, zum Theil schon von ihnen ergriffen, steht die Wiege mit dem jüngsten, neun Monate alten Töchterchen. Wunderbarer Weise ist dasselbe jedoch nicht bloß gerettet worden, sondern auch von Dampf und Flammen unbeschädigt geblieben.

J. Venedey, Geschichte des deutschen Volkes.

Die Erhaltung der leiblichen Gesundheit ist für die meisten Menschen ein Gegenstand der ernstesten Sorge. Der Erfahrene ertheilt der Jugend, der Freund dem Freunde den Rath: Iß nicht von dieser Speise! Enthalte Dich dieses Getränkes! Kleide Dich warm oder sonst zweckmäßiger! Thue Das, und lasse Jenes! — Wie unendlich seltener hören wir ein ähnlich warnendes Wort über die Diät des Geistes! Höchstens auf den Umgang mit Menschen wird geachtet, weil dieser ein Grund der Beurtheilung in der Welt werden kann, der lautlose Umgang dagegen, der stille Genuß geistiger Nahrung, die Lecture, ist der eigenen Wahl unbedingt freigegeben; Alles, was immer der Zufall serviren mag, kann genossen, geschlürft, ja verschlungen werden. Wenn solche Kost nur den Gaumen kitzelt und ohne viel Mühe im Munde zerschmilzt, dann muß sie auch gesund und heilsam seyn. Unterhalten soll ein Buch, spannen und in Erregung versetzen, ohne daß die schwere Holzhackerarbeit des Nachdenkens dabei im Entferntesten nöthig werden darf. Romane, die von Abenteuer zu Abenteuer hinüber gaukeln, in denen wohl das Laster geschimpft und bestraft wird, wo aber doch die Beschreibung verbotener Freuden so künstlerisch schön, sogar reizend gelungen ist, daß eben dieses Gemälde die Hauptsache der ganzen Geschichte bleibt, welcher dann das Bischen poetische und moralische Gerechtigkeit am Schluß nur wie ein müdes durchlöchertes Pro-Forma-Feigenblatt umgehängt ist; eine Lyrik, so weich und kraftlos, daß sie die Seele einlullt, wie das leise Gemurmel des Baches an einem Sommermittag; oder gar eine pietistisch trübselige Zerknirschungsliteratur, die auch am Ende den Menschen nur darum in seiner Hinfälligkeit und Sündlichkeit blosstellt, daß er in müßiger und bequemer Unterwerfung ein thatloses Mönchsdaseyn führe, mitten in dem Leben, wo nebst freudigem Gottvertrauen noch Eines nöthig ist, nämlich: freudige Arbeit; das Alles sind Gerichte, die dem Geiste vorgesetzt werden als Morgen-, Mittag- und Abendkost. Süßes Gift voll betäubenden Kitzels, und nichts Anderes!

Trifft man nun einmal ein Buch, gesund und kräftig an Inhalt, schön und klar in Form und Darstellung, dann ist es Pflicht, es auch Andern zu empfehlen. Und ein solches Buch habe ich jüngst in Händen gehabt; es ist: „Die Geschichte des deutschen Volkes, von J. Venedey", deren erster Band jetzt vollendet ist. Meines Amtes und Wissens ist es nicht, zu bestimmen, ob nicht etwa eine Jahreszahl einmal falsch angegeben, ob eine Thatsache nicht einmal anders gedeutet werden könnte, aber das fühlte ich, daß es eine Geschichte ist, wie ein klarer, offener Sinn sie schreibt, und vor Allem, wie sittlich reiner Ernst sie auffaßt. Von dem ersten Auftreten der germanischen Völker, von dem immer heftiger auflodernden Kampfe mit den Römern und von den Anfängen der Staatenbildung in Germanien handelt zuerst dieser Band; dann brausen die gewaltigen Fluthen und Brandungen der Völkerwanderung an uns vorüber, Rom stürzt unter ihnen in Trümmern. Im dritten Buche werden die Anfänge des Christenthums und die Ausbildung der christlichen „Kirche" besprochen, und hier namentlich wirkt die lichtvolle Wärme wohlthuend, welche dem Verfasser in Ansicht und Darstellung eigen ist. Es folgt nun die fränkische Herrschaft, wobei besonders den germanischen Rechtsverhältnissen, der Staatsordnung und den gesellschaftlichen Zuständen größere Aufmerksamkeit geschenkt wird, und wie sich dieß Alles durch römisches Erbe so gestaltet hat. An die Geschichte Chlodowigs und seines Geschlechts reiht sich die der Carolinger bis zur Theilung von Verdun, und schließt so das deutsche Alterthum ab.

Zum Beweise, daß man an Jahren älter werden, daß man sogar das Jahr 1848 durchlebt haben kann, und daß doch noch jugendlich deutsches Blut frisch und kräftig das Herz durchströmen kann, mögen hier des Verfassers Schlußworte angeführt stehen: „In diesem Ringen und in diesem Leiden zum Besten der Menschheit, mit dem die deutsche Geschichte beginnt, liegt die Bürgschaft einer schönen und großen Zukunft für die Zeiten, wenn das deutsche Volk die letzten Reste des unheilvollen Erbes, das ihm sein erster großer Weltberuf aufbürdete, abgeschüttelt haben, — wenn es zum gereinigten und geläuterten Urquell seines eigenen Wesens und Strebens zurückgekehrt seyn wird. — Wie es im Anfang frei und ernst, groß und erhaben dastand, so möge dereinst seine Geschichte wieder des Anfanges würdig seyn!"

H. Hoffmann.

Korrespondenz.

Darmstadt, im Januar.

Großes Aufsehen erregt gegenwärtig in unserer Residenz ein mit seltener Sachkenntniß und Unparteilichkeit verfaßter, in dem Berliner „Theater-Charivari" erschienene Bericht über das hiesige Hoftheater. Die Fortsetzung des Artikels, der bis jetzt in zwei Nummern nur die Kräfte der Oper besprach, wird von allen mit den hiesigen Theater-Verhältnissen bekannten Kreisen mit größter Spannung erwartet.

Bad Homburg, 11. Januar.

Der Carneval wird in diesem Jahre sehr festlich begangen werden am 21. d. wird derselbe mit einem glänzenden Monsterballe in den schönen Räumen unseres Conversationshauses eröffnet, der voraussichtlich sehr besucht seyn dürfte.

Literatur- und Kunst-Notizen.

Die junge Sängerin Fräul. Elbe, die wir auch in Frankfurt zu hören Gelegenheit hatten, befindet sich in Engagement in Zürich, wo sie neuerlich namentlich in der Parthie der Martha allgemein ansprach. Sie ist im Besitz einer frischen, klangvollen Stimme und erwarb sich durch ihren Gesangsvortrag wie durch wohlnüancirtes Spiel lebhaften Beifall.

Der Pianist und Musiklehrer Steinkühler in Lille, welcher früher längere Zeit in Frankfurt a. M. sich aufhielt und unter der Leitung von Aloys Schmitt seine Kunststudien machte, hat vom Kaiser Napoleon III. die große goldene Medaille in Anerkennung seiner Verdienste um die Kunst und in Folge einer seiner neuesten Compositionen erhalten.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 18. Jan. Zum Benefiz des Hrn. Hassel. (Zum ersten Male): Herr Hampelmann auf Freiersfüßen, Posse in 1 Akt. Hierauf (zum ersten Male): Ränke und Schwänke, Posse in 3 Akten von Starke, Musik von Stiegmann. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 19. Jan. (Zum ersten Male wiederholt): Toni, große romantische Oper in 3 Abtheilungen von Elsholz, Musik von E. H. z. S.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 17. Donnerstag, den 19. Januar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

2. Der Nothhelfer.

Die Sonne hatte unterdessen die Nebel theilweise niedergedrückt und an einzelnen Stellen blaute ein freundlicher Octoberhimmel. Desto feuchter waren die theilweise entlaubten Bäume und von dem Nadelgehölze glitzerten helle Tropfen, die bei der leisesten Bewegung wie Gewitterregen niederschlugen.

In einem Hegstücke lagen Wortwins Genossen im Hinterhalte, während dieser selbst mit dem Amtmann hinter dicken Buchen und Eichen umherschlich und die heller werdende Waldung zugleich mit auflauerndem Ohre durchspähte.

„Ich höre kommen," flüsterte endlich der alte Forstwart, und als der über solche Gehörsschärfe erstaunte Amtmann seiner Empfindung Worte geben wollte, so zeigten sich auch im Nebelgrau der fernen Bäume einzelne jagdgerecht bewehrte Männer, die endlich zu einem ziemlichen Schwarme anwuchsen, welcher weit durch den Forst sich auszudehnen begann.

„Hervor jetzt, Alter," flüsterte sofort der Amtmann, „nun wird es Zeit seyn, zu verhandeln." Mit diesen Worten trat er mit dem Angeredeten hinter einer narbigen Eiche hervor, deren riesiger Stamm sie seither verborgen hatte.

„Haltet ein!" Also rief er den Heranschreitenden zu. „Im Namen des Hochedeln und Hochweisen Rathes der Reichsstadt Frankfurt gebiete ich Euch, von Euerm unbefugten Jagen abzulassen und ohne Widerrede den Forst zu räumen!"

Die Angerufenen stutzten und wußten nicht, was sie beginnen sollten. Da trat ein hoher Mann, von kräftigem Körperbau und wild flatternden schwarzen, mit etwas Grau untermischten Locken aus dem Hintergrunde.

„Wer ist es, der hier den Herren des deutschen Ordens gebieten will, ihr Waidrecht auszuüben?"

„Ich bin es, der Reichsstadt Frankfurt wohlbestellter Amtmann zum Goldstein!"

„Ihr seyd es," fuhr der Fragende gedehnt und mit geringschätzender Betonung fort, „Herr Helfrich, Edelknecht von Kahlbach? — Nun dann," setzte er jetzt spitz hinzu, „möchte ich Euch rathen, uns fürder nicht mit Anrufungen und Protestationen aufzuhalten, dieweil wir nicht gesonnen sind, von dem Rechtsboden, auf dem wir stehen, uns vertreiben zu lassen."

„Ihr sprecht sehr bestimmt, Herr Adam von Klingenbach," antwortete der Amtmann, „schade nur, daß ich solche entschiedene Aussprüche weder glauben, noch befolgen kann."

„Das Erstere haltet, wie Ihr wollt," war die spottende Antwort; „was aber das Zweite anbelangt, so hat der Comthur des deutschen Ordens, wie Ihr sehen werdet, hinlängliche Mittel an der Hand, seinen Befehlen Nachdruck zu verleihen."

„Das könnten andre Leute vielleicht auch," platzte jetzt der alte Forstwart unwillkürlich drein.

„Auf ein andermal," entgegnete der Comthur, ohne den Redenden eines Blickes zu würdigen, „wenn Ihr auch einmal etwas zu sagen habt. — Und nun," wendete er sich zu seiner Umgebung, „die Rüden los und überlaßt Euch ungestört der Jagdlust in dem uns zustehenden Wildbanne."

„Der erste Rüde," rief Wortwin mit drohender Stimme und blitzenden Augen, „so Ihr von der Koppel loslaßt, verendet, von meinem Rohre getroffen, vor Euern Füßen!"

„Seyd Ihr so gefährlich?" höhnte der Comthur. „Holla ihr Jäger, greift mir den Alten und legt ihn selbst so lange an die Koppel, bis wir unsere Waidmannslust verbüßt haben."

Dieser Ruf setzte schnell einige Jäger und Knechte in Bewegung, die mit Leinen in der Hand auf den Forstwart eindrangen, den seltsamen Befehl wirklich auszuführen. Umsonst warnte der Amtmann vor solcher Gewalt; die Anrückenden, durch ihres Herrn Miene noch angefeuert, wollten sich nicht wehren lassen. Da brachte der Forstwart rasch das an seiner Seite hängende kleine Hüfthorn zum Munde und auf den gellenden Ton, der jetzt durch den kahlen Wald hinstrich, schien das an die Stelle angränzende Hegstück plötzlich Leben und Bewegung zu erhalten; dann tauchten aus dem schwankenden Gestrüpp eine ziemliche Anzahl keck und verwegen blickender Gestalten hervor, die mit der Büchse in der Hand schnell einen Halbkreis um den Amtmann und den Forstwart bildeten, der Befehle gewärtig, welche zum Dreinschlagen sie ermächtigen sollten.

Der Comthur trat befremdet zurück; aber nur einen Augenblick dauerte die Ueberraschung, dann flammte wieder Zorn über sein Antlitz.

„Also dieß war Euer Muth und Eure Meinung," rief er zähneknirschend aus. „Eure Rechnung aber wird falsch seyn. — Wage es Einer — also wendete er sich gegen die Frankfurtischen Jagd- und Forstleute — uns zu vergewaltigen, so ihn nicht die Achtserklärung des kaiserlichen Gerichtes treffen soll! — Ihr aber — also sprach er stolz gebietend zu seinen Dienern, indem er auf Helfrich und Wortwin hinzeigte — faßt mir diese Landfriedensbrecher und bringt sie gebunden in den Thurm des deutschen Hauses!"

Ein gellendes Hohngelächter der Frankfurtischen war die Antwort. Die Leute des Comthurs aber, handfeste und in vielen Feldzügen erprobte Männer, ließen sich nicht beirren, sondern rückten mit aufgehobenen Armen heran, die Weisung zu vollziehen; da warfen sich einige der Frankfurtischen ihnen in den Weg,

mit vorgehaltener Büchse sie zurückstoßend. Nun aber krachte plötzlich, ob mit Vorbedacht, ob aus Ungefähr der entstandenen Rauferei, bleibe dahingestellt, ein Schuß durch die Waldung, ein zweiter und ein dritter folgten schnell, ein Schreien etlicher Verwundeter, und im Nu sind viele Waidmesser blank, welche in zischenden Hieben durch die Luft blitzen.

Viele der Jagdgenossen des Comthurs ergriffen die Flucht, an solcher Jagdfreude wollten sie keinen Antheil nehmen; der Comthur selbst aber schäumte, wie ein angeschossener Eber, indem er mit dem Waidmesser blindlings um sich hieb und seinen zurückweichenden Jagdgesellen durchaus nicht folgen wollte.

„Ihn müssen wir haben," rief Wortwin halblaut seinen Jägern zu und: „Keinen Schuß mehr!" setzte der Amtmann gebieterisch hinzu, „sofern sie selbst von der Feuerwaffe weiteren Gebrauch nicht machen!"

Während in dem jetzt stattfindenden Handgemenge die Leute des Comthurs zurückgedrängt wurden und dieser, abgeschnitten, sich verzweifelt wehrte, sprang auf einmal aus einem nahen Fichten- und Wachholderbusche ein junger, kraftvoller Mann, dessen röthlich blonde Locken lustig dahinflatterten, hervor und schwang mit nerviger Faust einen frisch geschnittenen weißbuchenen Knüttel.

„Haltet fest, Herr Comthur," rief er mit volltönender, beinahe muthwillig klingender Stimme, „mit Euch verbündet, gedenke ich diese Reichsstädter schon in Ordnung zu bringen!"

Unter diesen Worten fielen seine Streiche so hageldicht auf die Jäger Wortwins, daß mehrere derselben getroffen zurückwankten und etliche, wie mit zerbrochenen Armen, vom Angriffe ablassen mußten. Allein der ersten Ueberraschung folgte die erneuerte Wuth der Frankfurtischen, und wahrscheinlich würde es um den tapfer sich wehrenden Comthur und seinen, so plötzlich erschienenen, Nothhelfer doch mißlich ausgesehen haben, wenn nicht auf einmal der, auf dem abgefallenen Laube dumpf aufstönende Hufschlag eines Rosses erschallt und ein mit schwarz sammtenem Mantel angethaner Reiter aus dem Waldesdickicht einhergebraust wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Das Hussitenfest in Naumburg.

Jedes Jahr, wenn im höchsten Sonnenglanze die Sicheln der Schnitter blinken, begeht man in Naumburg die Feier eines Festes, das sich in seiner historischen Form schon Jahrhunderte lang forterhalten hat, ich meine das Hussitenfest, gewöhnlich das „Kirschfest" genannt. Das historische Factum, welches diesem Feste zu Grunde liegt, läßt sich in der Kürze mit folgenden Worten darstellen:

Eine Menge redlicher Katholiken in Böhmen fand es vor vierhundert und mehr Jahren ungerecht, daß der Priester das Brod und den Kelch in dem Abendmahl allein genießen, und der Laie nichts als das geweihte Brod und den nicht geweihten Kelch bekommen sollte, und verlangten deßwegen mit dem Priester gleiches Recht. Diese Beschwerde sollte auf der Kirchenversammlung zu Kostnitz im Jahre 1415 ausgemacht werden, und ein gewisser redlicher Mann und Priester, Johannes Huß, bekam deßwegen von den böhmischen Katholiken, welche das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu genießen wünschten, Vollmacht, und von dem Kaiser auch freies Geleit. Es wurde aber dieses Geleit nicht gehalten, vielmehr Huß eingezogen und verbrannt, zu welcher Gräuelthat der auf der Kirchenversammlung ebenfalls mit anwesende Bischof von Naumburg, Gerhard von Joch, das Meiste beigetragen haben sollte. Die Böhmen wurden dadurch äußert aufgebracht, empörten sich, ließen sich „Hussiten" nennen, zogen ein großes Heer zusammen und thaten in Böhmen, Sachsen und dem Osterlande unendlichen Schaden. Endlich rückte einer ihrer Heerführer mit Namen Procopius 1432 vor Naumburg, mit dem festen Vorsatze, aus Rache wegen der Handlungsweise des Bischofs, der inzwischen in das Reich des Friedens gegangen war, in Naumburg keinen Stein auf dem andern zu lassen. Das Heer führte Kelche in den Fahnen, um die Veranlassung ihrer Empörung damit anzudeuten. Procopius ließ dieses Strafgericht der Stadt durch einen Schulmeister, der böhmisch und deutsch sprach sprach, bekannt machen und Rath und Einwohner wurden durch diese entsetzliche Drohung der Verzweiflung nahe gebracht.

Die versammelte Bürgerschaft hatte schon mehrere Abgeordnete hinausgesandt in das Lager des Procopius und ihn im Namen der Stadt um Gnade bitten lassen, aber umsonst. Alles, was sie erlangen konnten, war eine 24stündige Frist, um sich würdig zum Tode vorbereiten zu können.

Es herrschte Jammer und Verzweiflung auf den Straßen und in den Wohnungen der sonst friedlichen Stadt; die Mütter zerrauften sich das Haar, wollten ihre Säuglinge in Sicherheit bringen, wagten aber nicht, ihre Familien zu verlassen. Als endlich dieser schreckensvolle Zustand seinen Höhepunkt erreicht zu haben schien und man mit stolzer Resignation beschloß, gemeinsam zu sterben, da verfiel der Viertelsmeister Wolf auf einen Gedanken, der die Bürger vom Tode und die Stadt vor dem Untergange retten sollte: er machte den Vorschlag, daß man sämmtliche Kinder der Stadt in Trauerkleider kleiden und unter Anführung der Geistlichen und Lehrer hinaussenden sollte in das Lager des Procopius, um ihn durch den Anblick einer so großen und unschuldigen Kinderschaar von seinem Entschlusse abzubringen und zur Milde zu stimmen. Gedacht, gethan! Um die Mittagszeit des andern Tages, welcher über das Schicksal der Stadt und der Einwohner entscheiden sollte, zogen an die 600 unschuldsvolle Kinder, mit dem Crucifix voran, in Begleitung der Lehrer und Geistlichen, je Paar und Paar, in das Lager der Hussiten, bildeten vor dem Zelte des Procopius einen Kreis, warfen sich vor ihm auf die Kniee nieder und riefen wie aus einem Munde: „Gnade und Erbarmen für uns und unsere Stadt!" Der Anblick dieser lieblichen Kinder rührte das Herz des Procopius und stimmte es zum Mitleiden. Er befahl den Kindern aufzustehen, versprach ihnen, Gnade walten zu lassen, wieß ihnen zwei Äcker mit Schoten und eine Reihe von Kirschbäumen zur Labung an und verpflichtete den Rath der Stadt, zum Andenken an diesen Tag, die Äcker jedes Jahr mit Erbsen zu besäen und sie, sowie die Kirschbäume, den Kindern zu überlassen für alle Zeiten.

Nachdem Herz und Mund der Kinder an den lieblichen Früchten sich gelabt, wurden sie mit grünen Zweigen beschenkt, worauf sie mit dem Siegesrufe: „Heisa, Victoria, Hussitiea!" nach der Stadt zurückzogen und an das Herz der besorgten Mütter eilten, die auf einen Plan vor der Stadt sich begeben hatten, den sie mit ihren Thränen benetzten und von wo sie das Ganze überschauen konnten. Dieser Plan wird noch heutigen Tages der „Frauenplan" genannt. Procopius aber brach das Lager ab und verließ das so arg bedrohte Naumburg, dessen Kinder ihn so wunderbar besiegt hatten. Und

Gesetzt ward nun beim Rathe fest,
Für alle künft'ge Zeiten,
An diesem Tag ein großes Fest
Den Kindern zu bereiten;
Mit Herzens Dank, Gebet und Flehn,
Das Alles wieder zu begehn,
Wie damals es gewesen.

Das ist die Kürze der historischen Begebenheit, welcher, wie man allgemein annimmt, das heutige Kirchfest seinen Ursprung verdankt und die durch Ueberlieferungen durch Jahrhunderte hindurch sich fortgepflanzt hat.

(Schluß folgt.)

Yankee-Sitten.

In einer von neun Personen besetzten altmodischen stage-coach, welche über eine halbfertige Straße zwischen Pittsburg und Philadelphia rumpelte, entspann sich zwischen einem regelmäßigen Ausfrager aus dem Osten und einem hochfahrenden Südländer folgendes Gespräch: Der Erstere begann: „Reisen ostwärts, glaub' ich?“ — „Ja, Herr!“ — „Nach Philadelphia, vermuth' ich?“ — „Nein, Herr!“ — „Ah, ah, nach Newyork denn?“ — „Ja, Herr!“ — „Speculation in Ankauf von Waaren, denk' ich?“, — „Nein, Herr!“ — „Nie dagewesen — bild' ich mir ein?“ — „Nie, Herr!“ — „Newyork ist ein wunderschöner Platz!“ — „Weiß wohl!“ — „Haben Briefe auf dort!“ — „Ja, Herr! habe Empfehlungsbriefe!“ — „Würde mir sonst ein Vergnügen daraus machen, Ihnen welche zu verschaffen!“ — „Danke Herr! aber ich bedarf Ihres Beistandes nicht!“ — Diese letzte Bemerkung des höflichen aber zurückhaltenden Fremden war ein Probeschuß und der Inquisitor lehnte sich zurück, um Athem zu schöpfen und seinen Angriffsplan zu ändern. Das halbunterdrückte Lächeln auf dem Gesichte des andern Passagiers stachelte den Yankee zu weiteren Anstrengungen und alle seine Entschlossenheit zusammennehmend, begann er wieder: „Fremdling, vielleicht wissen Sie nicht, wie unaussprechlich schwer es einem Yanker fällt, seine Neugierde im Zaume zu halten, Sie wollen mich gütigst entschuldigen, aber ich möchte unumwunden kennen Ihren Namen, Wohnort und das Geschäft, welches Sie betreiben. Ich erwarte, Sie brauchen sich keines von diesen zu schämen, und nun — wollen Sie mich Ihnen verbindlich machen?“ — Dieser letzte Anlauf brachte unsern südlichen Freund in Bewegung, er erhob sich so hoch, als es die Kutsche zuließ und indem er sich in die Brust warf, sagte er: „Mein Name ist General Andreas Washington, ich wohne im Staate Mississippi. Ich lebe als Rentier und freue mich, sagen zu können, von ausgedehnten Mitteln. Ich habe viel von Newyork gehört, bin jetzt auf dem Wege, dasselbe zu besehen — und wenn es mir so gefällt, wie ich erwarten darf — so beabsichtige ich es — zu kaufen!“ — Ein homerisches Gelächter der Reisegesellschaft machte dieser Unterredung ein Ende.

Mannichfaltigkeiten.

Sehr empfehlenswerth für diejenigen europäischen Verhörrichter, welche die abgeschaffte Folter nicht durch verständige Fragenstellung zu ersetzen wissen, möchte folgendes in Indien gebräuchliche Verfahren seyn. Wenn nämlich daselbst ein Verbrechen begangen worden ist, sperrt man alle Verdächtigen zusammen und gibt Jedem ein gewisses Quantum Reis zu kauen. Man will dabei im Voraus gewiß seyn, daß der Schuldige das seinige ganz trocken wieder von sich geben wird, indem die Erfahrung lehre, daß die Gewissensangst den Speichel im Mund austrockne. So ganz ohne physiologische Begründung ist die Sache nicht.

(Der Wechselfresser.) Als bezeichnend für die Sittengeschichte Berlins erzählen wir folgende, von der Berliner „Feuerspritze“ gebrachte Anekdote nach. Die Justiz wird über einen sonderbaren Fall zu entscheiden haben. Ein Berliner Cafétier war in Geldverlegenheit und acceptirte einen Wechsel, drei Monate a dato zahlbar, gegen die üblichen „soliden“ 60 Prozent. Drei Monate verstreichen für einen Wechselschuldner nur zu schnell. So war denn auch für unsern Cafétier der Verfalltag da, ehe er das nöthige Geld zum Einlösen hatte. — „Ich habe bei Ihnen einen Wechsel einzukassiren“, sagte ein Mann, der allen Geldbedürftigen als der unbarmherzigste Halsabschneider sattsam bekannt ist, indem er pünktlich um 11 Uhr bei dem Cafétier ins Geschäftslokal trat. — „In meinem Wohnzimmer, wenn ich bitten darf.“ — Man trat in das Wohnzimmer; man war allein. Der Halsabschneider präsentirte seinen Wechsel; der Schuldner nahm ihn, um die Aechtheit zu prüfen. Plötzlich — wer malt den Schrecken des Wucherers! befand sich der Wechsel zwischen den Kinnladen des Schuldners und im nächsten Augenblicke schon hatte er den Weg in dessen Magen gefunden. — „Mein Herr, ich wollte Brod von Ihnen und Sie gaben mir Steine; Sie kannten meine Verlegenheit und Sie beuteten sie aus. Sie nehmen 60 Prozent; ich will anständiger seyn, als Sie verdienen; ich will Ihnen dreißig geben. Hier haben Sie einen neuen Wechsel; er lautet über dieselbe Summe; nach drei Monaten werde ich ihn pünktlich einlösen.“ Der Wucherer nahm den Wechsel, aber seine Stimme zitterte vor Aerger, indem er sprach: „Sie sollen an mich denken, Herr . . . .! Ich gehe zum Staatsanwalt! Nach Spandau sollen Sie mir, ja, das sollen Sie!“ Und der betrogene Höllensohn ist wirklich zum Staatsanwalt gegangen und die Vernehmungen in der Sache haben bereits stattgefunden. Es wird sich fragen, in wiefern dieselbe zu einer strafgesetzlichen Einschreitung angethan ist. Jedenfalls wird man den Wechselappetit nicht bestrafen können, ohne zugleich den Wechselköchen die verdiente Anerkennung zu geben.

Es wurde von Frankfurt nach Wien an Hrn. H—r, militärischen Spitalarzt, getrocknetes Gemüse zur Probe gesandt, das in der Form von Chokolade-Täfelchen so hart war, daß es mit Mühe auseinandergeschnitten werden konnte. Darunter war Kohl, Kohlrabi, Erdäpfel, Erbsen und grüne Fisolen, Spinat, Kraut, weißes und rothes, weiße und gelbe Rüben, vollkommen gemengte Kräuter zur französischen Suppe, ganz kleine Täfelchen mit Sauerampfer und kleinen Suppenkräutern. Will man davon etwas zum kochen benützen, so gibt man die Tafeln in heißes Wasser in einen irdenen Napf, läßt es eine Stunde zugedeckt stehen und nach dieser Zeit wird man den Topf voll Gemüse, ganz in seiner natürlichen Farbe, Gestalt und Geschmack, den Kohl in 1/4 Häuptern, die Krautgattungen länglich geschnitten, Kohlrabi, weiße und gelbe Rüben gewürfelt, Erdäpfel in Scheiben und gerieben, letztere werden zu Suppen verwendet, grüne Fisolen länglich geschnitten, grüne Erbsen ganz in natürlicher Gestalt, Karfiol in ganz kleinen Rosen, Spinat in Blättern, Suppen- und Sauce-Kräuter in ganz natürlicher Gestalt finden; wenn dergleichen Gemüse aufgeweicht sind, werden sie wie frische gekocht und haben durchaus den Geschmack und die Farbe, die sie im frischen Zustande hatten; ein solches Täfelchen kostet 10 kr., nur Erbsen und Fisolen 16 kr. und genügt für 8 bis 10 Personen. Diese wichtige Erfindung eignet sich besonders für Schiffe und Proviantirung von Festungen.

In Madrid läuft man — eine große Seltenheit! — Schlittschuhe, und am 1. Januar zählte man in London auf dem Eise gegen 80,000 Schlittschuhläufer und Spaziergänger.

Ein Hr. Pitscher porträtirte schlittschuhlaufend den Prinzen Albert treffend ähnlich ins Eis, wofür er rauschenden Beifall erntete, trotz der Unpopularität, in welche der Prinz mit seiner kleinen Nebenpolitik zu fallen droht, oder vielleicht eben deßwegen.

Am 1. Jan. fand in Crefeld die seltene Feier einer diamantenen Hochzeit statt; den Eheleuten Buscher auf Sachshof an der Gath war das außergewöhnliche Glück beschieden, nach 60jähriger glücklicher Ehe den Jahrestag ihrer Vermählung zu begehen. Der Jubelgreis steht im Alter von 93 Jahren, und seine Gattin zählt deren 87; beide sind noch rüstig und die Frau besucht noch jeden Sonntag die Kirche.

Korrespondenz.

Heidelberg, 15. Jan.

Auch bei uns merkt man, ungeachtet der orientalischen Fragen, daß die Fastnacht mit ihren Lustbarkeiten heranrückt. Die Bälle des Museums, der Harmonie- und der Kasino-Gesellschaft beginnen ihren Glanz zu entfalten, indem sie zahlreich besucht und voll Leben sind. Auf dem letzten Harmonieball waren der neue Hr. Stadtdirektor Dr. Wilhelmi und die Herren Beamten als geladene Gäste anwesend. Auch sehr schöne Privatbälle tragen viel zum Vergnügen der tanzlustigen Welt bei. — Mit den Leistungen des hiesigen Theaters ist man allgemein sehr zufrieden. Alle Schichten der Gesellschaft besuchen dasselbe fleißig. Ueber die Wahl der Stücke und deren Aufführung hört man nur Lobenswerthes. Dem Comitee ist man für seine Bemühung um den Bau und die Einrichtung des Theaters in der That sehr zu Dank verpflichtet. Nächstens wird Dr. Köderle's „Heinrich IV." gegeben. Man ist sehr gespannt auf den Inhalt und den Erfolg dieses Stückes, das in Leipzig, Frankfurt rc. mit Beifall gegeben worden seyn soll. — Von Bewegung auf dem katholischen Glaubensgebiet merkt man hier gar nichts; es geht alles seinen Gang wie vorher. Die Leute sehen ganz gut ein, wo es mit dieser Sache hinaus will. — Zu der deutschkatholischen Gemeinde fanden in der neuesten Zeit wieder mehrere Uebertritte statt, die aber ganz still und ohne Aufsehen vorübergingen. Diese Gemeinde hält immer noch tüchtig zusammen und blieb bei ihrer würdigen Haltung bis jetzt unangefochten. — Der neue Musikdirektor Schletterer ist angekommen und gibt Hoffnung, daß die Leistungen des Musik- und Singvereins, so wie des Liederkranzes wieder einen höhern Aufschwung nehmen werden. Ein Konzert des jungen Iffland, eines zehnjährigen Violinspielers, der viel zu werden verspricht, ist angekündigt. Man sollte diesen befähigten Knaben von allen Seiten kräftigst unterstützen, damit er sich zu einem wackern Künstler ausbilden möge. — Während des starken Schneefalls hatten unsere jungen Herren Gelegenheit, ihre Kunst im Schlittschuhlaufen, im Schlittenfahren u. s. w. zu zeigen. — Die Collegien werden übrigens sehr fleißig besucht; v. Vangerow hat auch in diesem Semester wieder einige Hundert Zuhörer; aber auch die Commerce, Theater u. s. w. nehmen ihre Leute in Anspruch. Es geht recht flott her in der Studentenwelt; bis in die späte Nacht hört man Burschenlieder in den Straßen erschallen. Man ist nur einmal jung und auf der berühmten Universität in dem herrlichen Heidelberg. Wer wollte da nicht gern seyn?

Aus dem Kreise Neustadt, 14. Jan.

Von einer gewissen Seite gibt sich bisweilen eine etwas zu weit getriebene Sorgfalt für die Erziehung der Jugend zu erkennen. So machten wir erst letzthin die unerfreuliche Wahrnehmung, daß das in den Stadt- und Landschulen unseres Kreises eingeführte, ganz brauchbare Lesebuch durch ein neues verdrängt werden sollte, welches Hrn. Pfarrer H. zu R. zum Verfasser hat und bereits von Seite der Bezirksschulcommission den Ortsvorständen zur Anschaffung in der Weise empfohlen worden war, daß dieselben die Kosten aus den Gemeindekassen vorlagsweise bestreiten sollten. Auf eine bei der großh. Oberstudien-Direktion zu Darmstadt erhobene deßfallsige Reclamation, welche um so begründeter ist, als man den Eltern unseres im Allgemeinen nicht sehr wohlhabenden Kreises eine neue Schulabgabe ohne Grund nicht aufbürden kann, soll besagte Bezirks-Schulcommission ihr Einführungsproject vorläufig — und, wie wir hoffen, für immer — sistirt haben. Auch für höhere Lehranstalten, als Gymnasien, Realschulen rc. wäre im Interesse des Unterrichts und der ihre Söhne dahinsendenden Eltern sehr zu wünschen, daß in allen Fächern bestimmte Lehrbücher eingeführt würden, welche ohne höhere Erlaubniß durch neue nicht ersetzt werden könnten. Der in unseren Tagen hochgestiegenen pädagogischen Buchmacherei würden dadurch gewisse Schranken gesetzt werden, während den Eltern für die neuen Modelehrbücher, die öfter gar nicht besser sind als die alten, viel unnützes Geld erspart würde.

Frankfurt, im Januar.

Die Direktion der Main-Weser-Bahn hat dieser Tage eine neue, für das hiesige Bahnhofgebäude bestimmte Stadtspritze aus der Fabrik von Carl Metz aus Heidelberg bezogen, bei welcher Gelegenheit Letzterer, dessen Verdienste um das Löschwesen immer größere Anerkennung finden, das Arbeiterpersonal des Bahnhofes persönlich nach seinem System einexerzirte und bei der darauf folgenden Hauptprobe sich der ungetheiltesten Approbation der anwesenden Sachverständigen zu erfreuen hatte. Auch im Großherzogthum Hessen sind in jüngster Zeit die Löschgeräthschaften des Hrn. Metz, so wie dessen Methode, durch das Ministerium des Innern den betreffenden Gemeinden empfohlen worden.

Museum.

(Freitag, 20. Jan.)

1) Symphonie eroica von L. v. Beethoven.
2) Scene aus der Oper „Orpheus" für Alt-Solo und Chor von Gluck; die Solopartie gesungen von Fräul. Christine Diehl.
3) Serenade in C moll für zwei Oboen, zwei Clarinette, zwei Fagotte und zwei Hörner von W. A. Mozart, geblasen von den Hrn. Baumann, Reuther, Wehner, Triebel, Lindner, Düring, Rahl und Hermin.
4) a. Sehnsucht von Schiller, für eine Altstimme componirt von Fr. Schubert, gesungen von Frl. Diehl.
   b. „Ueber allen Gipfeln ist Ruh'", von Goethe, für vierstimmigen Chor componirt von Schnyder v. Wartensee.
5) Chaconne für die Violine allein, von J. S. Bach, vorgetragen von Hrn. Eduard Reményi.
6) Ouverture: „Meeresstille und glückliche Fahrt", von F. Mendelssohn-Bartholdy.

Der Anfang des Museums ist um halb 7 Uhr; der Saal (im Weidenbusch) wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist vom Roßmarkt und der Töpfergasse. Ohne Eintrittskarte kann Niemand der Zutritt gestattet werden. Karten für den Abend zu 1 fl. 45 kr. sind bei Hrn. André (Hans Mozart) zu haben. — Am Eingang des Saales werden keine Karten verkauft.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 19. Jan. (Zum ersten Male wiederholt): Toni, große romantische Oper in 3 Abtheilungen von Elsholz, Musik von E. H. z. S.

Freitag, 20. Jan. Die Waise aus Lowood, Schauspiel in 2 Abtheilungen und 4 Akten, mit freier Benutzung des Romans von Currer Bell von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 18. Freitag, den 20. Januar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

„Herr Helfrich von Kahlbach, Forstwart Wortwin," so erklang im gebietenden Tone die markige Stimme des Reiters, „laßt ab von diesem Streite. Der Bürgermeister ist es, der Euch solches befiehlt."

Die Angerufenen wendeten ihre Blicke zu ihm und als sie den, ihnen wohlbekannten jüngeren Bürgermeister, Herrn Johann Philipps Völker wahrnahmen, befolgten sie, wiewohl ungern, die ergangenen Befehle.

Der Comthur und sein so plötzlich erschienener Helfer, von den wüthenden Angreifern befreit, schöpften frischen Athem, dann trat der Erstere dem angekommenen Bürgermeister stolz und ihn mit funkelndem Blicke messend, gegenüber.

„Solch' schmählichen Ueberfall, solch' abscheulichen Landfriedensbruch wird kaiserliche Majestät nicht ungeahndet lassen."

„Herr Comthur, ich bin Jurist und kenne die Gesetze," war des Bürgermeisters entschiedene Antwort, „den Besitz darf ich gegen Gewalt mit gleicher Gewalt vertheidigen."

„Das wird das kaiserliche Hofgericht entscheiden," versetzte der Comthur. „Unterdessen möge die Reichsstadt es sich selber zuschreiben wenn das Verhältniß unseres Ordens zu ihr ein unfreundliches wird."

„Das war es schon längst," erwiederte der Bürgermeister mit Geringschätzung, „und so mag es denn in seinem alten Gleise bleiben. Also auf fernere Freundschaft, Herr Comthur. Wir werden Euch mit gleicher Münze zahlen."

Der Comthur zuckte voll Wuth zusammen, dann wendete er sich zu seiner, nach und nach wieder herbeigekommenen Begleitung:

„Ihr Herren seyd deß Zeuge, was hier geschehen. Im deutschen Hause zu Sachsenhausen werde ich Eure Aussagen zu Protokoll nehmen lassen. Ihr aber" — also richtete er seine Worte zu dem unverhofften Nothhelfer — „werdet ebenfalls mit mir gehen, damit Adam von Klingenbach Euch meinen Dank abstatten kann."

Einige Leute des Comthurs waren in dem Gefechte, obgleich nicht bedeutend, verwundet worden, sowie auch etliche der Reichsstädtischen verletzt und blutend am Boden lagen. Auf Weisung des Comthurs wurden Jene auf abgehauene Baumzweige gelegt und fortgetragen und die ganze Jagdgesellschaft des Ersteren verlor sich mit Diesem in den Herbstduft der Bäume.

„Ich kam zu spät," begann jetzt der Bürgermeister, indem er sein über und über mit Schaum bedecktes Pferd betrachtete, „obgleich ich so geeilt bin, daß meine Diener mir nicht folgen konnten."

Indem er dieses sprach, rasselten mehrere rothgekleidete, bewaffnete Stadtdiener, sogenannte Einspänniger, durch den Wald und nahten sich dem Kampfplatze.

„Wir tragen nicht die Schuld an Dem, was hier sich ereignet hat," antwortete der Amtmann.

„Glaub's Euch gerne," war die Erwiederung; „doch bleibt es immer ein mißlicher Handel, den ich lieber vermieden hätte. Auf Eure Mittheilung sputete ich mich zwar nach Kräften, allein der Weg ist weit."

„Hätten wir ihn nur in unsere Gewalt bekommen," fiel jetzt der alte Forstwart ein, „dann würde es doch eine andere Wendung genommen haben. Da muß aber der böse Feind diesen rothlockigen Gesellen heranführen, ohne welchen unser Anschlag gewiß gelungen wäre."

„Rothlockiger Geselle?" fuhr auf dieses der Bürgermeister fragend auf. „Ganz recht, ich gewahrte einen solchen im Getümmel und die Züge desselben schienen mir nicht unbekannt. War es Einer aus dem deutschen Hause?"

Der Amtmann und Forstwart vermochten die Frage nicht zu beantworten, da ließ der Bürgermeister den forschenden Blick über die Jäger hinlaufen und alsobald trat ein graubärtiger Genosse aus dem Haufen und dem Fragenden gegenüber.

„Ich habe ihn gleich erkannt. Ein vormaliger Arquebusier, der in den Niederlanden gedient hat, jetzt lockerer Geselle und Wilddieb, seines angelernten Gewerbes ein Steinmetz."

„Doch nicht Wilhelm Bechdold?"

„Derselbe," nickte der alte Waidmann, „ein Raufer und Zecher, sonst aber um seiner schönen Gestalt, lustigen Liedlein und verlockenden Schmeichelreden bei allen Mägdlein gar wohl gelitten."

„Jetzt kenne ich ihn," war Völkers Antwort. „Wegen Schlägerei und Verwundung habe ich ihn unlängst aus der Stadt gewiesen. — Ein gefährlich Werkzeug in den Händen unserer Feinde! — Doch das wird sich finden. — Jetzt zurück nach dem Goldsteine, und Ihr, Herr Amtmann, werdet über den Vorfall berichten."

Er ritt mit seinen herzugekommenen Einspännigern nach der Stadt zurück und die Uebrigen, indem sie die Verwundeten ebenfalls theilweise trugen, wendeten sich nach dem, in der Spätherbstsonne jetzt freundlich daliegenden, unsernen Goldsteine.

3. Kühnes Werben.

In der, etliche Stiegen hoch belegenen Stube eines Häuschens der Luprandsgasse, *) deren Fenster nach dem Garten des Johanniterklosters sahen, weilte der noch in kräftigen Jahren stehende Buchbindermeister Michel Jäger mit seinen Gesellen, und sämmtliche fädelten, pappten und klopften in lebendiger Geschäftigkeit, indem manch' freundliches Wort, theils von Geschäften, theils auch von Ereignissen in der Stadt zwischen dem Meister und seinen Gesellen gewechselt wurde.

Während die Männer redeten, saß still mit häuslicher Arbeit beschäftiget die mit faltenreicher Jacke und einer fadenscheinigen Sammthaube bekleidete Meisterin Frau Salome an dem warmen Kachelofen und ihr zur Seite das gar feine Töchterlein, Renata geheißen, welches in dem einfachen braunen, mit hellblau ausgezierten Kleide und besonders mit dem frischen Oval und schwarzen Augen, die glänzend unter dem dunkeln, sanft herabwallenden Haare hervorleuchteten, einen überaus holdlieblichen Anblick gewährte.

„Martin," begann jetzt der Meister Jäger, indem er sich zu einem, ihm zunächst sitzenden, jungen, blondgelockten Gesellen wendete, „lasse Deine Finger ein wenig flink darüber hinlaufen. Ehe man sich dessen versieht, wird ein Bote des Herrn Comthurs erscheinen, um das Evangelienbuch zu holen, womit den geistlichen Herren im Predigerkloster ein Geschenk gemacht werden soll."

Der Angeredete hob die blauen Augen zu dem Meister empor — ein schön geformtes Antlitz mit zart gerötheten Wangen und voll sanften Ausdruckes ward dadurch sichtbar — und blickte zerstreut den Meister an.

„Hast Du denn nicht gehört?" wiederholte der Meister. „Das Evangelienbuch!"

„Hier ist es schon," entgegnete der Geselle, indem er dem Fragenden ein in rothes Leder mit reicher Vergoldung eingebundenes, großes Buch überreichte.

Die Miene, womit dieses geschah, war so seltsam, gewissermaßen verwirrt, daß Renatens dorthin blickendes Auge einige Besorgniß wahrnehmen ließ, die aber bald einem muthwilligen Lächeln, das über die schönen Lippen spielte, weichen mußte.

Meister Jäger besah die Arbeit und zuckte plötzlich überrascht, fast unwillig zusammen:

„Martin, wo hast Du Deine Gedanken? — Die aufgeprägten Vergoldungen des einen Deckels sitzen alle das unterste zu oberst."

Der Genannte erschrack und schaute verlegen zu dem schmälenden Meister empor. Als er aber auf einmal Renatens muthwilliges und schelmisches Lächeln gewahrte, da überfluthete eine glühende Röthe seine schönen, jugendlichen Züge und kaum seiner mehr mächtig, sprang er vom Stuhle empor und verließ die Stube.

---

*) Die Borngasse. Der Brunnen in der Borngasse hieß nämlich der Luitprandsborn, auch Lupprandsborn, und das Plätzchen davor: auf dem Luprandsborn. Der Brunnen gab der Gasse ihren Namen. Sie wurde Anfangs die Luprandsborngasse genannt. Dieser Name ward später getheilt und nun hatte sie längere Zeit zwei Namen, nämlich Luprandsgasse und Borngasse. Urkunden erwähnen beide Namen bis zu Ende des 16. Jahrhunderts, wo die Borngasse siegte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Hussitenfest in Naumburg.

(Schluß.)

Wie aber in der Neuzeit Alles bemäkelt wird, so ist auch die Belagerung Naumburgs durch die Hussiten bemäkelt und in Zweifel gezogen worden. Einige Geschichtsforscher z. B. haben behauptet, daß ein Bischof aus Naumburg sich gar nicht mit auf dem Concil in Costnitz befunden und daß eben so wenig Naumburg jemals von den Hussiten belagert worden sey. Authentische Nachweise über die Hussitenbelagerung Naumburgs sind leider nicht mehr aufzufinden, denn die beste und sicherste Quelle, das Rathsarchiv, ist bei Gelegenheit eines Pulverschlags im J. 1714 mit vernichtet worden und damit zugleich auch jeder Beweis, der über den Ursprung des Festes gewissenhaften Aufschluß geben könnte. Man will vielmehr behaupten, daß in der Auffindung eines Wasserquells auf den südlichen Anhöhen bei Naumburg, zur Zeit einer großen Wassernoth, vor Jahrhunderten der eigentliche Ursprung des jetzigen Kirschfestes zu suchen sey, indem damals aus Freude über die glückliche Entdeckung, die Schulkinder, begleitet von ihren Lehrern und Geistlichen hinausgeführt worden wären an den sprudelnden Quell, um durch Singen und Beten Gott für diese Wohlthat zu danken, und daß seitdem dieser Zug jedes Jahr wiederholt worden sey und sich forterhalten habe bis auf diesen Tag.

Diese dem Hussitenfeste gegebene Deutung stützt sich einzig auf die Behauptung eines Gelehrten, welcher keine andere Beweise für sich hat, als daß wirklich eine Quelle auf den angedeuteten Höhen, wo angeblich das Hussitenlager aufgeschlagen gewesen seyn soll, sich befindet, und welche so reichlich fließt, daß von ihr die Brunnen der Stadt mit Wasser versehen werden. Im Volke selbst aber ist keine Spur von einer derartigen Deutung des Festes zu finden; dasselbe hält vielmehr an der Tradition fest, daß der Ursprung des Kirschfestes in der Belagerung der Stadt durch die Hussiten zu suchen sey. Was Zweifler auch immer dagegen einwenden mögen, diese Annahme hat jedenfalls Manches für sich, und es hat Männer gelehrten Standes gegeben und gibt deren noch heute, welche an die Belagerung Naumburgs durch die Hussiten eben so fest glauben, wie an das Evangelium. So erinnert sich Schreiber dieser Zeilen, aus dem Munde eines würdigen Geistlichen, des nunmehr verstorbenen M. Röhr, Pastor an der St. Moritzkirche in Naumburg, vernommen zu haben, daß in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und noch früher öfters Zwistigkeiten zwischen den eigentlichen Bürgern der Stadt und den Bewohnern der Vorstädte vorgekommen seyen, weil die Städter sich immer mehr zu seyn gedünkt hätten als die Vorstädter, und daß in Folge eines solchen Zwistes auch das Hussitenfest von den Kindern der Stadt und der Vorstadt längere Zeit hindurch getrennt begangen worden sey. Die städtischen Kinder wären mit festlichem Gepränge nach dem Bürgergarten gezogen und hätten sich dort allerlei Vergnügungen hingegeben, während die Kinder der Vorstadt das Fest auf dem Othmarskirchhofe gefeiert, dort nach hölzernen Vögeln geschossen und andere Belustigungen vorgenommen hätten. Er aber (der M. Röhr) habe aus alten Schriften herausgefunden, daß gerade die vorstädtischen Kinder, und darunter namentlich die Knaben Heidenreich und Richter, die Ersten gewesen seyen, die vor Procopius erschienen wären und das Knie gebeugt hätten, weil die Bürger der Stadt durchaus nicht hätten zugeben wollen, daß ihre Kinder die ersten Schlachtopfer der Hussiten hätten werden sollen. Und wirklich heißt es in einem alten lateinischen Gedicht, das leider keine Jahrzahl trägt:

„Zwei brave Bursche Lobesan,
Urväter großer Dichter;
Sie führten stolz den Haufen an
Ein Heidenreich und Richter.

Der General rief Beiden zu:
Zieht hin mit Frieden, zieht in Ruh,
Die Stadt hat bei mir Gnade."

Mit solchen Beweisen in der Hand sey er (Röhr) aufs Rathhaus gegangen und habe beim Magistrat geeignete Vorstellungen gemacht, in Folge dessen von diesem auch beschlossen worden sey, daß das Fest von den Kindern beider Stadttheile wieder gemeinschaftlich begangen und daß der Festzug auch jedesmal von einer der vorstädtischen Schulen eröffnet werden solle. — Und so geschieht es auch heute noch.

Der Kampf mit einem Steinadler.

Innsbruck, 14. Jan. Zu Strad im Oberinnthal hat Joseph Tannemüller, ein Knabe von kaum fünfzehn Jahren, einen gewaltigen Adler erlegt. Der Bericht, den der glückliche Jäger seinem Taufpathen, dem bekannten Schützenrathe Joseph Greuter, über dieses Abenteuer machte, ist so originell, daß wir glauben, er dürfte unseren Lesern, trotz Türkenwirren und Kirchenstreit, nicht ganz unwillkommen seyn. Der Knabe schreibt:

„Jetzt, lieber Herr Göth (so nennt man bei uns die Pathen), will ich anfangen, Ihnen eine erfreuliche Geschichte zu erzählen, welche sich am Neujahrstage zugetragen hat. Ich ging nach dem Essen mit der Doppelflinte in das Moos hinunter, zu schauen, ob keine Wildenten drunten seyen. Während ich hinunter kam, sah ich einen großen Vogel; ich ging näher hinzu, da flog er ein Stück weiter, und ich betrachtete ihn und war voll Freude und voll Sucht, ihn zu bekommen. Aber mit der Flinte, gedachte ich mir, werde ich bei einem solchen Kerl nicht viel ausrichten, und den Stutzen vom Rauch herunterzunehmen und zusammenzupacken, war mir zu beschwerlich. Dieser Vogel, mit Namen Steinadler, war sehr wild, und ich konnte nicht auf Schußweite hinzukommen, so daß ich ihm den ganzen Nachmittag nachjagte. Endlich flog er einmal ein Stück hinter einen Bühel, da kroch ich voll Eifer wie ein Wurm hinter diesen Bühel, und konnte kaum mehr die Flinte heben vor Kälte. Als ich an den Bühel kam, setzte ich mich nieder und hauchte in die Hände, daß ich mich noch ein bischen erwärmte, sonst wäre ich nicht mehr im Stande gewesen, den Schuß abzudrücken. Nachdem ich mich erwärmt hatte, spannte ich den Hahn und legte die Kappe auf die Seite. Dann kroch ich über den Bühel hinauf, und als ich hinaufkam, blickte ich mäuschenstill auf den Vogel. Da saß er eine sehr weite Strecke vor mir, daß ich mir gedachte, ich erschieße es nicht herunter. So saß ich lange hinter dem Bühel; da gedachte ich mir: zuletzt bekommst du ihn doch nicht, ich schieße aber dennoch hinüber. Ich zielte, drückte los; der Schall und der Vogel über den Haufen schlagen war eins. Ich sprang auf vor Freude und dem Vogel nach. Der flog noch ganz betäubt auf, und unter dem Fliegen stürzte er zu Boden. Da ging ich auf zwanzig Schritte hinzu und schoß ihm den andern Schuß zum Kopf, daß es ihm den Kopf zum Boden schlug. Nun sprang ich hinzu und wollte ihn aufklauben, aber das war vergeblich; er stand vor mir auf mit seinen fürchterlichen Klauen und rückte über mich her. Es dauerte nicht lange, hatte er mich blutig zu Boden; ich stand auf und wollte mit der Flinte zuschlagen, da tappte er mit seinen Klauen nach der Flinte und hielt sie so fest, daß ich meinte, ich müsse sie ihm lassen. Da stieß ich ihm einen Holzbrocken vor und ich bekam die Flinte wieder; so standen wir vor einander und kämpften; zuletzt gab er sich doch bei all dem Stoßen und Zuschlagen, dann nahm ich ihn beim Flügel und zog ihn nach Hause. Als ich nach Hause kam, sprangen die Strader alle zusammen und schauten; den andern Tag ging ich nach Tarrenz zum Vorsteher, weil ein Schußgeld darauf war, indem diese Vögel Lämmer und Schaafe zerreißen und fressen. Da bekam ich zwei Gulden. Und an demselbigen Tage kam eilends der Peter von Tarrenz aus der Kirche, ich solle geschwind mit dem Vogel nach Imst zur Bezirkshauptmannschaft gehen. Da ging ich geschwind hinüber, als ich hinkam, sprangen die Beamten alle zusammen und erstaunten sich über diesen Vogel und sprachen, daß ich ihn Ihnen, lieber Göth! schicken solle. Es war auch mein erster Gedanke, Ihnen den Vogel zum neuen Jahr zu schicken, und ich hoffe, daß Sie ihn in Innsbruck gut anzuwenden wissen. Viele sagen, Sie können ihn etwa ins Museum bringen, oder wenn das nicht ist, seyen die Pratzen viel werth zu Leuchtern. Er ist sehr groß und hält in den Flügeln über 7½ Schuh, und die fünf größten Federn in den Flügeln hab' ich ausgeschossen und die Stumpfen ausgerissen."

Mannichfaltigkeiten.

Der 15jährige Sohn eines kurhessischen höheren Beamten war bei einem Kaufmann in Bremen in der Lehre und benahm sich dort so fleißig, arbeitete namentlich spät Abends noch immer im Comptoir, wenn die übrigen Comptoiristen längst ihre Arbeit beendigt hatten, daß sein Prinzipal sehr mit ihm zufrieden war und ihn deßhalb nach Möglichkeit lobte und belohnte. Vor Kurzem sind die Gründe dieses Fleißes auf eine sehr eigenthümliche Weise zu Tage gekommen. Es waren nämlich seit längerer Zeit an mehrere Personen der kurhessischen Regierung anonyme Briefe gerichtet worden, welche die gröbsten Schmähungen enthielten. Der Poststempel ergab, daß die Briefe in Bremen zur Post gegeben worden; die kurh. Regierung wendete sich daher an die Polizeidirektion in Bremen und trug darauf an, den Schreiber der Briefe zu ermitteln. Die Polizeidirektion zu Bremen gab sich alle Mühe, den Anonymus, der unterdeß immer von Neuem Schmähbriefe einsendete, kennen zu lernen, und es gelang ihr endlich, in dem 15jährigen Lehrling den Schreiber der Schmähbriefe zu entdecken. Die späten Abende hatte er zur Abfassung seiner schriftstellerischen Versuche benutzt. Der Knabe wurde sofort verhaftet, und jetzt schweben die Verhandlungen darüber, ob seine Auslieferung, welche die kurh. Regierung verlangt, seitens der Behörden Bremens zu genehmigen ist.

Bei Alessandria hat am 12. Jan. ein Eisenbahnunglück in Folge eines Zusammenstoßes des Turiner Train mit einer Locomotive stattgefunden, wobei zwei Frauen getödtet und mehrere Personen verletzt wurden.

Die Pariser interessiren sich natürlich viel um den Succeß ihrer gefeierten Mimin Dem. Rachel in der Residenz des Czaaren. Da soll sie neulich bei einem Spaziergange einem jungen Manne begegnet haben, der ohne Weiteres auf sie zuging, sie mit einer Hand bei der Schulter faßte und mit der andern eine Hand voll Schnee ergriff, womit er sie unbarmherzig im Gesichte rieb, ohne daß einer der Umstehenden ihr Hülfe leistete. Sie war zu schwach, um sich zu wehren und mußte sich geduldig ergeben. Nachdem der Mann dieses eine Zeit lang fortgesetzt und beendigt hatte, entschuldigte und empfahl er sich höflich; er hatte ihre Nase gerettet, die Zeichen des Erfrierens an sich trug.

In Berlin rannte ein sehr kleiner patziger Mann an einen Schusterjungen an. Da erhob sich der Jüngling von der Pfrieme

und rief: „Machen Sie sich man nicht mausig, Sie abgebrochener Grenadier."

Dr. Marenzeller, Stabsarzt und Leibarzt des Hrn. Erzherzogs Johann, ist am 6. d. M. in Wien gestorben. Er hatte das Alter von 89 Jahren erreicht.

Der königl. Opernsängerin Johanna Wagner in Berlin ist von Sr. Maj. dem Könige von Preußen der Titel einer königl. Kammersängerin verliehen worden.

Wo würden die putzsüchtigen Frauen hinziehen, wenn sie nach Asien kämen? Unstreitig nach Thibet und Cachemir.

Das beste Geschäft.

Gehn die Geschäfte noch so trübe,
Der Schuster wird nicht unterjocht.
Warum? weßhalb? — Weil im Betriebe
Er schon auf seinen Absatz pocht.

Julius Mosen in Oldenburg hat trotz anhaltender Krankheit sein Drama „Herzog Bernhard" völlig umgearbeitet.

Korrespondenz.

Stuttgart, 12. Januar.

Die äußeren Verhältnisse unseres k. Hoftheaters werden jedes Jahr von dem Opernsouffleur Rhode in einem „Theater-Journal" zusammengestellt, das so eben wieder erschienen ist. Die Personalverhältnisse sind nach demselben folgende: Dem Theater steht vor 1 Intendant (Baron von Gall), welcher mit dem Comitee die Geschäfte leitet; dieses besteht aus den beiden Hofkapellmeistern (v. Lindpaintner und Kücken), den 2 Regisseuren des Schauspiels (Grunert und Löwe), den 2 Regisseuren der Oper (Lewald für die ernste Oper, Pezold für die komische Oper und das Singspiel) und dem Oberinspector der Verwaltung (Wollbach sen.). Das Bureau besteht aus 4 Personen (dem Sekretär, zugleich Controleur, den beiden Kassiren, zugleich Kanzlisten und dem Intendanzdiener), denen die 12 Billeteinnehmer untergeben sind. Die Inspection wird durch 6 Personen versehen (den Scenerie-Inspector, Garderobe-Verwalter, Requisiten-Verwalter, den Billet-Controleur und Oeldeleuchtungs-Inspector, den Gasbeleuchtungs-Aufseher und den Haus-Verwalter). An darstellenden Mitgliedern sind vorhanden: Sänger und Schauspieler 23 (4 derselben sind zugleich beim Comitee und der Inspection), Sängerinnen und Schauspielerinnen 12; außerdem 5 für Kinderrollen. Die Theater-Bildungsschule hat einen Gesanglehrer und eine Lehrerin der Declamation. Sodann sind für die Darstellung angestellt: 2 Souffleure, 1 Statistenanführer, 1 Chordirektor, 22 Chorsänger, 20 Chorsängerinnen, 1 Tanzlehrer und Solotänzer, 1 Solotänzerin und 14 Tänzer und Tänzerinnen (Figuranten). Die Hofkapelle hat 2 Kapellmeister (s. oben Comitee), 1 Konzertmeister, 1 Musikdirektor, 1 Orchesterdirigent, 52 Hofmusiker, 1 Musikalienverwalter und 1 Kapelldiener. Für die Decoration sind angestellt: 2 Maler, 1 Maschinist, 1 Werkmeister und 9 Maschineriegehülfen. Den sonstigen Dienst versehen 15 Personen, wovon 10 zur Garderobe gehören. — Die Thätigkeit des k. Hoftheaters im Jahr 1853 ist aus der zweiten Abtheilung des Theaterjournals ersichtlich. In den zehn Monaten, die das Theater geöffnet ist (Juli und August wird nicht gespielt), wurden 175 Vorstellungen gegeben. Darunter waren drei neue Opern, nämlich: Rigoletto von Verdi, Hans Heiling von Marschner und Giulia von Lindpaintner, sowie ein Singspiel: Angela von Benedix; vier ältere Opern wurden neu einstudirt: Wenzel Müllers Teufelsmühle, Aubers schwarzer Domino, Mozarts Entführung aus dem Serail und Gläsers Adlershorst. Im Schauspiele kamen elf neue Stücke zur Aufführung, nämlich Rustiges Attila, Ein seltsamer Richter, Das Herz vergessen, Shakespeares Viel Lärm um Nichts, Ein schlechtes Gewissen, Gutzkows Antonio Perez, Alle spekuliren, Mathilde und Ein Lustspiel von Benedix, Mosenthals Dorflehrer und die Posse: Der Barth, von Drobisch. — Unter den neu einstudirten älteren Stücken ist Ifflands Verbrechen aus Ehrsucht aufzuführen. Außerdem wurden von der Gesellschaft „das Bergwerk" lebende Bilder zur Aufführung gebracht. Gäste hatten wir in der Oper die Damen Grosser, Stork, v. Stradiot-Mende und Nimbs, sowie die für längeres Gastspiel engagirten und noch hier befindlichen Damen Palm-Spazer und v. Marra. Außerdem Hrn. Schütky, der im kommenden Jahre ganz hier eintritt. Zum ersten Male traten in der Oper auf die weiblichen Zöglinge Grohmann, Steeger und Helfferich. Im Schauspiel gastirte Hr. Jenke von Oldenburg, Fräulein Wilhelmi, und gaben französische Vorstellungen die Herren Real und Lange mit ihrer Truppe. Als Tänzerinnen gastirten die Damen Pepita de Oliva und Pecci-Wilhelmi.

Berlin, 18. Jan.

Die königl. Hoftheater zählen jetzt an Darstellern im Schauspiel 35 (außerdem spielen 3 Kinder Kinderrollen), und zwar 21 Herren, 14 Damen. Sänger zählt das Institut 14, Sängerinnen 7. Das Chorpersonale besteht außer dem Chor-Direktor und 3 Chor-Inspizienten aus 31 Herren und 28 Damen. Das Ballet zählt 3 Balletmeister, 8 Solotänzer und 9 Solotänzerinnen, einen Pantomimisten, 24 Figuranten und 24 Figurantinnen. Souffleurs fungiren 3. — Die königliche Kapelle unter den Herren General-Musikdirektor Meyerbeer, Kapellmeister Taubert und Dorn, Konzertmeister Ries und Ganz und dem Dirigenten der Balletmusik zählt jetzt 30 Violinisten, 8 Bratschisten, 12 Violoncellisten, 7 Contrabassisten, 5 Flötisten, 5 Oboisten, 5 Clarinettisten, 4 Fagottisten, 8 Waldhornisten, 3 Posaunisten, 8 Trompeter, 1 Pauker und 3 Harfenisten.

Frankfurt a. M., 19. Jan.

Wenn in allen Zeitungen der Strenge gedacht wurde, womit der diesjährige Winter überall auftritt, der großen Kälte und der gewaltigen Schneemassen, die er mitgebracht, der Hemmungen und Störungen, die er dem Gewerbe und dem Verkehr der Menschen in den Weg legt, so ist es anderseits billig, daß wir auch der kleinen Freuden und Vergnügungen gedenken, die wir ihm verdanken. Zu diesen gehören vor allen die stärkenden Körperübungen und Belustigungen auf dem Eise. Schon seit Wochen ist unser Mainfluß mit einer so festen Eisfläche bedeckt, daß man sich derselben mit voller Sicherheit anvertrauen und sich nach Herzenslust auf ihr umher treiben kann. Dieß wird denn auch nicht versäumt und besonders ist es die lebensfrische und muntere Jugend, die man hier versammelt sieht. Freiheit und Bewegung nach Außen ist ihr Element, während das Alter die Ruhe vorzieht und die Behaglichkeit liebt. Der viel belebte Fluß, dessen spiegelglatte Fläche ein Tummelplatz der Lust und Freude geworden, bietet in der That ein eben so mannichfaltiges, als anziehendes Schauspiel. Den Schlittschuhläufern ist nicht nur Gelegenheit geboten, auf weiten Bahnen ihre Kräfte zu üben und ihre Kunstfertigkeit zu entfalten und bewundern zu lassen, sondern auch gegen das schöne Geschlecht sich galant und ritterlich zu erweisen, indem sie es zur Schlittenfahrt einladen und ihm die Eisbahn zu einer Eisenbahn machen. Den Höhepunkt erreichen diese Winterbelustigungen in den Mittagsstunden von 12 bis 3 Uhr, wo man hier alle Stände in bunter Mischung vertreten und ein überaus reges Leben und Treiben sich gestalten sieht. So hat jede Jahreszeit wie jedes Lebensalter ihr Eigenthümliches und Schönes, und wohl Dem, der ihrer froh zu werden versteht. Wir wollen demnach dem Winter danken, daß er der Strenge seines Regiments auch Freundlichkeit beigesellt und den andern Jahreszeiten gegenüber den Reiz der Abwechselung und der Gegensätze geltend gemacht hat.

Theater-Anzeige.

Freitag, 20. Jan. Die Waise aus Lowood, Schauspiel in 2 Abtheilungen und 4 Akten, mit freier Benutzung des Romans von Currer Bell von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Helter und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 19. Samstag, den 21. Januar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

Jäger schüttelte den Kopf:

„Was soll mie denn das heißen? — Martin, sonst mein pünktlichster Geselle, macht mir auf einmal solche verwirete Streiche? — Das kommt aber ganz allein" — also wendete er sich zu seiner Ehehälfte — „von Deinen Historien, welche Du da vorhin von dem — dem — da drüben in Sachsenhausen erzählt hast. — Die Heldenthaten dieses Wilhelm Bechdold haben meinem Maetin den Kopf ganz verrückt."

„Vor einer Stunde habe ich das letzte Wort geredet," erwiederte etwas äegerlich die Meisterin.

„Und seit Du den Mund aufgethan hast," replicirte Jäger, „hat mie der Geselle seine verkehrte Welt angefangen."

„Nun, soll ich denn nicht auch erzählen, was sich alle Frauen auf dem Markte gar nicht heimlich, nein, nein, ganz laut und öff:ntlich einander mitgetheilt haben? — Daß dee schmucke Wilhelm, dee unlängst bei dem Kuhtanze und bei der Gärtnee-Kirchweihe auf der Altgasse all' Eure Frankfurter Leimsieder in Geund und Boden hinein tanzte, den Heeen Amtmann auf dem Goldstein, sammt dem Forstwaet und seinen Jagdgesellen, mit einem einfachen Prügel — wie Simson die Philistee mit einem Eselskinnback:n — alle zum Henker gejagt und dadurch dem Herrn Comthur das Leben gerettet hat?"

„Wird auch übertrieben seyn," lächelte der Meister.

„So sprichst Du," antwoetete die jetzt angeregte Ehefrau, „weil Du so ein eingefleischtee Frankfurter Steinbürgee bist."

„Und Du," spottete Jägee, „weil Dein Stammbaum aus Butzbach entspeingt."

„Ach, ich habe dabei gar keine Stimme," fiel die Meisterin abwehrend ein. „Aber da, unseee Renate, die frage einmal, die wird Dir sagen müssen, daß dee schöne Wilhelm all' unsern ehebaren Bürgerstöchteen die Köpfe verdreht und deeen Herzen in Beand geschossen hat."

Renate erglühete bei diesen Worten der Mutter wie eine dunkle Purpureose, dann warf sie die Arbeit mit unverkennbarem Unwillen hinweg und entfernte sich schnellen Schrittes in das Nebengemach. Die in der Stube noch sitzenden Gesellen und der Leheling aber duckten sich auf ihre Arbeit um das Lachen zu verbeegen, was sie nicht zu unterdrücken vermochten.

„Schweigen wir von solchen Dingen," bemerkte jetzt der Alles dieß wohl wahenehmende Meister mit Nachdruck und Entschiedenheit.

„Von ihm und vom Notarius Steffan," erwiederte spitz, abee doch etwas kleinlaut die Ehehälfte.

Jäger fuhr unwillig heeum und sein Auge blitzte, wie ein fern anziehendes Gewitter. Die Meisterin, welche jedoch das Rollen des Donners nicht abwarten wollte, schlüpfte schnell in die niedergetretenen Schuhe und schlarfte in die Küche.

Der Geselle Martin kam jetzt in die Stube wieder zurück und suchte seine verkehrte Arbeit — feeilich auf seltsame Weise — zu entschuldigen, und Renate erschien aus ihrem Kämmerlein, einen zufriedenen, beinahe wie tröstend aussehenden Blick auf den flink arbeitenden Martin sendend. Kaum daß jedoch die friedliche Geschäftigkeit einige Augenblicke gedauert hatte, als rasche Tritte zur engen Wendeltreppe heeauf erklangen und die mit einem Fenster versehene Stubenthüre aufflog.

Untee dem Dunkel des sichtbaeen Vorplätzchens stand mit freundlichem, muthwilligem Lachen, die Augen voll fröhlichen Uebermuthes — Wilhelm Bechdold.

„Nun, Meistee," war seine scherzende Anspeache, „komme ich gelegen, das Evangelienbuch für den Herrn Comthur in Empfang zu nehmen?"

„Ihr?" versetzte gedehnt und verwundeet dee Angeredete. „Ihr — ein Steinmetz Eures Gewerbes und —?"

„In dem Dienste des deutschen Ordens und doch Steinmetz," lachte Bechdold, „kann das nicht geschehen? — Euee hochgebietenden Herren wollten mir wieder an den Kragen, da ward ich des Herrn Comthurs Steinmetz, Baumeister, Kämmerer, Geschäftsfüheee, Aufträgeausrichter —"

„So etwas Allerhand," fügte Jäger, voesichtig und geschmeidig werdend, hinzu.

„Geteoffen, liebee Meister, und dergestalt bin ich jetzt versoegt, kann, was man sagt, einr Frau ernähren —"

Sein Blick flog bei diesen Worten voll eines gewissen zärtlichen Feuers zu dee, mit niedergeschlagenen Augen schweigsam dasitzenden Jungfrau, während die Küchenthüre langsam sich aufthat und die hintee derselben gehorcht habende Meisterin in die Stube trat.

Jäger suchte jetzt die Nichtvollendung des Evangelienbuches zu entschuldigen.

„Hat nichts auf sich," tröstete Bechdold, „die Herren Predigermönche mögen sich mit dem alten behelfen. — Mir kommt die Sache ganz erwünscht; denn um so öfterer habe ich Gelegenheit, Euch und" — sein Auge flog wiedee zu Renaten — „Euee Angehöeigen heimzusuchen."

„O, dazu bedarf es grade nicht eines Buches," versetzte Muttee Salome. „Ihr seyd uns auch ohne dergleichen stets ein sehr willkommenee Gast."

Vater Jägee drehte sich, unwillküelich die Nase rümpfend, auf die Seite. Wilhelm Bechdold abee reichte dee Meisterin dankend die Hand.

„Wenn ich nur von allen Seiten solche freundliche Ansichten zu gewärtigen hätte!“ setzte er dann lauernd hinzu.

„Wer sollte denn nicht?“ antwortete Frau Salome. „Ein Mann, wie Ihr, dem der reiche Herr Comthur seine besondre Aufmerksamkeit geschenkt, den er bereits so schön versorgt und wohl noch besser setzen wird, mag in einer ehrbaren Hausgenossenschaft wohl immer ein liebwerther Besuch seyn.“

„Und was sagt denn zu dem Allem unsre schöne und tugendsame Jungfrau Renate?“

Mit diesen Worten wendete er sich fein und zierlich zu der Angeredeten, über deren gesenkte Stirne eine leichte Blässe zu laufen schien.

„Sie schweigt,“ versetzte dieselbe plötzlich gefaßt und scherzend, „da ihr in dem Augenblick nichts Geeignetes einfallen will.“

„Das ist pure Schelmerei!“

„Mit nichten. — Euch gegenüber, so gewandt, als erfahren, ziemt es die Worte auf das Wäglein zu legen.“

„Macht mich nicht schlimmer, als ich bin.“

„Wer sagt denn, daß Ihr schlimm seyd. In einer Beziehung mag dieß wohl der Fall seyn —.“

„Wollt Ihr mir nicht diese Beziehung sagen,“ fiel jetzt Bechdold ein, indem er Renate an der Hand faßte.

„Soll ich Euch denn wiederholen, was sonder Zweifel schon Viele meines Gleichen werden bekannt haben? — Daß doch die Macht so leicht zum Uebermuthe verleitet! — Denkt von mir Euer Bestes, aber auf Bekenntnisse möcht Ihr wohl lange — und vergebens warten.“

Recht freundlich grüßend sprang sie in die Nebenstube und Bechdold blickte ihr verblüfft nach. Die gesprochenen Worte ließen sich drehen und deuten, doch vermochte er in dem Augenblicke sie nicht recht auseinander und ineinander zu fügen.

„Meister,“ sprach er dann, „ich werde in einigen Tagen wiederkommen, bis dahin gehabt Euch wohl!“

So redend verließ er die Stube, und der seither, wie auf glühenden Kohlen dagesessene Martin schöpfte wieder frischen Athem. Der Meister aber rümpfte wiederholt die Nase, kratzte sich hinter den Ohren und machte dann mit der Hand eine Bewegung, als ob er von seinem Kopfe die Mücken verjagen wollte.

Mutter Salome hatte unterdessen dem scheidenden Gaste das Geleite über die Treppe gegeben. Nach einigem Gemurmel aus der Dunkelheit der Stiege kehrte jene in die Stube zurück; Bechdold jedoch sprang fröhlich auf die Straße.

(Fortsetzung folgt.)

Der Basler Thorwart und sein Töchterlein.

(Baseler Stadtsage.*)

Der Basler Thorwart saß und trank
Am Stadtthurm auf der Brückenbank;
Er goß den Wein, der wäste Prasser,
In seinen Schlund, als wär's nur Wasser,
Und um ihn, wie ein Maienwind,
Trieb spielend sich sein einzig Kind.

Blauäugig war's. Der Haare Gold —
Hei, wie's im Abendwinde rollt!
Zwei Rosen, glühen seine Backen,
Ihm leuchtet Schnee von Stirn und Nacken;
Sein Leib ist schlank. Ihm fehlt fürwahr
Zum Engel bloß das Flügelpaar.

Des Vaters Aug', der zechend saß,
Starrt allgemach wie trübes Glas;
Doch traf es auf das holde Wesen,
Schien zur Vernunft er zu genesen
Und stahl in seinen grassen Blick
Ein Strahl von Liebe sich zurück.

Dann glotzt er wieder wirr und wild,
Fast wie des Lällenkönigs Bild *),
Das, bald nach außen, bald nach innen,
Die Zunge regt im Thurmloch drinnen.
Und dämisch seine Augen rollt,
Als wär' auch es im Wein ervollt.

Wie so der Thorwart sich verschwellt,
Der Lällenkönig glotzt und lällt —
Klimmt still das Mägdlein auf's Geländer
Und hängt sich an die Brückenbänder
Und schlenkert ob des Stromes Fluth
Den Leib in keckem Uebermuth.

Der Vater gröhlt und stiert und zecht —
Erst schaut er was und schaut's nicht recht;
Dann sieht er Kleid und Haare flattern
Und hört die Brückenlehne knattern —
Sein gläsern Auge Kraft gewinnt,
Es ruft sein Kind, sein süßes Kind.

„Komm' her! Komm' her!“ so lallt er schwer,
Hinwieder ruft's: „Komm' her! Komm' her!“
Nun mahnt er grau'nvoll, angstbeklommen:
„Halt' fest, mein Kind! gleich will ich kommen!“
Doch wilder schlenkert sich das Kind,
Indeß Entsetzen ihn durchrinnt.

Jetzt stemmt er sich und bäumt er sich,
Ringt mit dem Rausche fürchterlich;
Er ächzt, er schäumt, will sich erheben —
Er heult um seines Kindes Leben —
Umsonst! — Entsetzliches Gericht! —
Ihn tragen seine Beine nicht!

Und plötzlich tönt ein geller Schrei —
Ein dumpfer Fall — es ist vorbei!
Er schnellt empor, er faßt die Lehne;
Er brüllt: „Bringt Kähne! Rettungskähne!“
Er reckt und streckt mit wildem Sinn
Sich über das Geländer hin . . .

Er schaut das treibende Gewand,
Er greift hinunter mit der Hand,
Er strebt, die Brüstung zu erklimmen:
„Hinab! Hinab! Ich kann ja schwimmen!“

*) Aus: „Geschichten und Sagen aus der Schweiz. In Dichtungen von J. J. Reithard. Frankfurt a. M. Verlag der literarischen Anstalt von J. Rütten.“

*) Der Lällenkönig, erst in den dreißiger Jahren beseitigt, war ein unförmliches, gekröntes, uraltes Spottbild, welches — in der Oeffnung des Thurmes über drr Rheinbrücke angebracht — unaufhöelich die Augen verdrehte und (gegen Kleinbasel) die Zunge reckte. Die Bewegung ward durch ein Radwerk hervorgebracht, welches vom Rhein getrieben wurde.

Ja, wenn er's könnte, wär's ein Glück!
Doch reißt der Rausch ihn stets zurück.

Der Lällenkönig über'm Thor
Reckt seine Zunge, wie zuvor,
Verdreht die grassen Augen höhnend,
Indeß der Thorwart ächzend, stöhnend
Sich wälzt — und endlich schnarchend liegt,
Vom wüsten Dämon ganz besiegt.

Und als der Thorwart in der Nacht
Im Thorgewölbe aufgewacht —
Da fiel ein Strahl der Pfortenleuchte
Auf's todte Kind, das stromesfeuchte,
Das, als er schlief, der Trunkenbold,
Man aus der Fluth heraufgeholt.

Von jener Nacht saß seelenkrank
Der Thorwart auf der Brückenbank;
Sein Aug' war trüb', doch nicht vom Weine,
Er stierte rastlos nach dem Rheine;
Ihn irrt nicht Regen, Schnee noch Wind,
Er wimmert stets: „Mein Kind! Mein Kind!"

Doch als an einem schönen Tag
Er nimmer stiert' und ächzte, lag
Der Thorwart tief im Schilf des Grundes,
Geschloss'nen Auges, stummen Mundes;
Der Lällenkönig über'm Thor
Rollt Zung' und Auge wie zuvor.

Ueber die Entwickelung der Tonkunst.

In einer der neuesten Lieferungen des Brockhaus'schen Conversationslexikons findet sich ein trefflicher Artikel über die Geschichte der Musik und in diesem ein gedrängtes Gesammtbild von deren Entwickelung, welchem wir Nachstehendes entnehmen:

Jede Kunst beginnt mit dem Göttlichen und weilt in der ersten Epoche ihres Daseyns in den Hallen der Kirche, als Dienerin des Höchsten und Vermittlerin seiner Herrlichkeit. Dieß ist die Periode des erhabenen Styls, die in Italien, repräsentirt durch Palestrina, dessen Nachfolger und die ältesten großen Meister der venetianischen Schule, bis auf das Jahr 1600 herabreicht, in Deutschland um die Zeit der Reformation beginnend, sich bis auf Bach und Händel in der Mitte des 18. Jahrhunderts erstreckte und in diesen culminirte. Aber die Kunst ist in gewissem Sinne eine Heuchlerin; sie täuschte die Kirche, wenn sie diese glauben machte, daß sie allein ihrem Dienst sich weihe; das zur Hälfte sinnliche Element derselben, welches ihre Verwandtschaft mit dem Weltlichen und Irdischen begründete, wurde die Veranlassung, daß sie in die Welt eintrat und nun der irdischen Freude und dem irdischen Schmerze des Menschen zum Ausdruck diente. Dieser Umschwung, herbeigeführt durch das Wiederaufleben des klassischen Geistes im Abendlande und durch den Geist der Reformation, kam musikalisch zur Erscheinung durch die Erfindung der Oper. Sehr bald rief dieses größte und folgenreichste Ereigniß auf dem Gebiete der Musik eine gewaltige Veränderung hervor, und die Tonkunst, welche vorher fast nur in starrer Hoheit der Gemeinde gegenüber gestanden hatte, wurde nun die Gesellschafterin und Begleiterin des täglichen Lebens. Italien gab dazu den Anstoß, denn dort wurde die Oper erfunden. Aber Italien, dem eigentlichen Princip seiner Musik zufolge, war nicht im Stande, diese Erfindung zur höchsten Vollendung und zum Abschluß zu bringen. Es hat Großes und Unübertreffliches geleistet auf dem Gebiete der Kirchenmusik in der Periode des erhabenen Styls; es hat sodann die durch die Oper neugewonnenen Formen auf die Kirchenmusik übertragen und damit eine schöne, gleichfalls an unsterblichen Werken reiche Periode der Tonkunst herbeigeführt. Allzu sehr jedoch einem rein lyrischen Element sich zuneigend, zugleich überwiegend sinnlich und von Natur auf virtuosenmäßige Ausbildung des Gesangs hingewiesen, versank es zuletzt ganz in Sinnlichkeit. Deutschland übernahm die Weiterbildung und Vollendung des von ihm Begonnenen. Früh schon war die italienische Oper nach Deutschland ausgewandert, wo sie der nationalen, hauptsächlich kirchlichen Kunst gegenübertrat. Als die Periode des erhabenen Styls abgelaufen, begann Deutschland durch Gluck und Mozart von Italien die Aufgabe der Weiterbildung und Steigerung aufzunehmen und dieselbe zu vollenden. Zugleich erlangte jetzt Frankreich eine allgemeinere Bedeutung. Während Italien vorzugsweise das sinnliche, melodische Prinzip vertrat, Deutschland einer überwiegend spiritualistischen Richtung kunstvoller Vielstimmigkeit und bedeutungsvoller, tiefsinniger Harmonie huldigte, bemühte sich Frankreich, dem Charakter der Nation entsprechend, in seiner Musik mehr das dramatische Element und in Beziehung auf Behandlung der Singstimme einen verständigen, declamatorischen Wortausdruck auszubilden. Gluck stand mit einem Fuße in Frankreich, mit dem andern in Deutschland, und so traten jetzt beide Länder durch ihn der bis dahin herrschenden italienischen Richtung gegenüber. Mozart vereinigte die Style aller drei Nationen und erreichte so durch seine universellen Schöpfungen den Culminationspunkt der gesammten modernen Musik auf weltlichem, insbesondere theatralischem Gebiete. Nach seinem Tode sind die durch ihn geeinigten Richtungen wieder auseinander gegangen und haben sich selbstständig in den einzelnen Ländern entfaltet. Zugleich trat nunmehr im Gegensatz zu der gesammten Kunst der Vorzeit, wo der Gesang fast allein gegolten hatte, die Instrumentalmusik selbstständig hervor und erreichte in Deutschland durch Beethoven ihre höchste Vollendung. So hat diese größte und eigenthümlichste Kunst des modernen Europa in der Zeit von drei Jahrhunderten die Hauptepochen, welche in der Entwickelung jeder Kunst zur Erscheinung kommen, durchlaufen, in Italien vom Erhabenen zum Schönen und von diesem zum Sinnlich-Reizenden, in Deutschland gleichfalls vom Erhabenen zum Schönen. Die mächtigen Zeitereignisse des 19. Jahrhunderts, an denen Deutschland innig Theil nahm, haben die deutsche Kunst vor Verflachung geschützt und noch ein bis dahin nicht in dieser Größe erkanntes Gebiet, das der Instrumentalmusik, betreten gelehrt.

Mannichfaltigkeiten.

Nach einem Bericht aus Portsmouth ist die Aufgabe, den Rauch vollständig zu verzehren, durch einen Mr. Rideaux vollkommen gelöst. Seine Erfindung besteht in einer eigenthümlich construirten Thür, die den Zufluß der Luft gerade so regulirt, daß eine vollständige Verbrennung erfolgt. Nähere Angaben über die Construction fehlen; aber der Berichterstatter bezeugt die Thatsache, daß der Erfinder durch eine unbedeutende Manipulation an seiner Vorrichtung abwechselnd eine pechschwarze Rauchsäule oder ein helles, kaum von dem Dampf zu unterscheidendes Wölkchen erzeugt habe. Die Versuche werden von der Admiralität gemacht.

Der Theater-Direktor in Innsbruck hat wegen gänzlichen Geldmangels abtreten müssen. Die verwaisten Schauspieler geben seit dem 26. v. M. Vorstellungen auf Theilung, um ihre Existenz fristen zu können. Der Direktor hat seine Mitglieder in der letzten Zeit häufig mit Theaterbillets ausbezahlt und scheint auch seine leiblichen und Familienbedürfnisse damit gedeckt zu haben, denn bald waren diese Billets in allen Handlungen zu bekommen, und die Stadt ist dermaßen damit überschwemmt, daß das Publikum längere Zeit gar keine Billets zu lösen braucht. Wie eine solche Wirthschaft Jahre lang andauern konnte, das ist schwer zu begreifen.

Die Einnahmen der Pariser Theater beliefen sich 1852 auf 11,298,834 Fr. und 1853 auf 13,157,110 Fr.

Korrespondenz.

Würzburg, 18. Jan.

Unser Schwurgericht, das am 9. d. begann, mußte bereits ein Todesurtheil fällen, indem ein gewisser Gensler aus Schwalnau, angeklagt des Giftmordes an zwei Weibern und Kindern, für schuldig befunden wurde. Heute steht eine Frau, des Giftmordes an drei Männern angeklagt, vor den Schranken. Es ist selten, daß solche furchtbare Thaten bei uns in Franken vorfallen. — Unser neuer Oberbürgermeister Treppner hat bereits am 9. d. sein Amt angetreten. — Mit dem Direktor der Holzgasanstalt in Bayreuth, Riedinger, der sich hier befindet, sind die Vorbereitungen dem Abschluß nahe, nach welchen die Stadt das Gaswerk auf eigene Rechnung baut und betreibt, um jedem Einfluß einer Gesellschaft auszuweichen und den Einwohnern ein möglichst wohlfeiles und gutes Licht zu verschaffen. Bis Anfang Winter werden wohl die Hauptstraßen beleuchtet werden. Mit dem Gaswerk wird die neue Wasserleitung verbunden, deren Pläne unter den Händen des Stadtbauinspektors Scherpf bereits vollendet und sehr gelungen ausgeführt seyn sollen, so daß bei nicht ungewöhnlichem Aufwande ein ausgezeichnetes Werk ins Leben treten wird. — Unserer dieses Jahr glücklich versehenen Bühne, die besonders eine recht gute Oper, freilich auf Kosten des Schauspiels, besitzt, greift der Magistrat dem Vernehmen nach mit einem weiteren Zuschuß unter die Arme, da sich, wie überall, auch hier zeigt, daß dieselbe diß Jahr an einem Deficit laborirt. — Die Eisenbahnbauten ruhen; doch hört man von gut unterrichteter Seite, daß deren Eröffnung am 1. Juni stattfinden wird, und daß bereits die Erdarbeiten sehr weit vorgeschritten, so wie die nöthigen Schwellen und Schienen vorräthig sind.

Wetzlar, 18. Jan.

Die durch Theuerung und Verdienstlosigkeit erhöhte Noth der Armen hat auch an hiesigem Orte die Hand der Mildthätigkeit geöffnet. Durch die Bemühungen der Verwaltungsbehörden der milden Stiftungen hat sich theils durch bedeutende Einzeichnungen vieler Privatpersonen, theils durch beträchtliche Zuschüsse aus jenen Stiftungen eine Summe ergeben, die es möglich macht, Armen, denen es an Allem gebricht, täglich eine warme, kräftige und nahrhafte Suppe unentgeltlich zu verabreichen, Solchen aber, die durch ihr Geschäft den hohen Brodpreis nicht mehr erschwingen können, eine Gelegenheit zu eröffnen, wo sie für 18 kr. (5 Sgr.) ein gebeuteltes, 3pfündiges Brod erhalten können. So ist auch durch langjährige Einrichtung dafür gesorgt, daß bei anhaltender Strenge der Witterung die Armen gegen eine unbedeutende Vergütung zu jeder Zeit Holz empfangen. Rechnet man hiezu, daß durch die rastlosen Bemühungen des Frauen-Vereins jede Weihnachten eine große Anzahl verschiedener Kleidungsstücke an arme Kinder verschenkt wird, so ist, mit Einrechnung der wöchentlichen regelmäßigen Unterstützungen aus dem Armenfond an Baar, wohl kein Ort von derselben Bedeutung, wo jetzt mehr für Linderung der Noth gethan wird.

Frankfurt, 20. Januar.

Die Direktion unseres Stadttheaters hat vom 1. November 1852 bis 1. November 1853 ein Deficit von fl. 16,698 gehabt. Die Einnahme betrug für Abonnements fl. 29,874. 5 kr., für sonstige Einnahme fl. 99,972. 57 kr., für Maskenbälle fl. 1254. 50 kr., zusammen in runder Summe fl. 131,102. — Die Ausgabe für Gage der Schauspieler fl. 43,385. 33 kr., für Choristen fl. 11,910. 14 kr., für Orchester fl. 21,295. 20 kr., für Verschiedene fl. 17,277, für Spielhonorare fl. 7503, Gastrollen fl. 13,831. 21 kr., Gratifikationen fl. 1801. 29 kr., Beneficen fl. 5193. 52 kr., Extramusik fl. 926. 54 kr., Statisten 1280. 3 kr., Beleuchtung fl. 3692, Miethzins fl. 550, Assekuranz fl. 591. 45 kr., Bibliothek fl. 1011. 31 kr., Unkosten fl. 3041. 42 kr., Pensionsfonds fl. 3096. 7 kr., Decorationen fl. 1633. 14 kr., Garderobe fl. 4271. 3 kr., Musikalien fl. 972. 16 kr., Verschiedenes fl. 4682, zusammen fl. 147,800. Von dieser Ausgabe die Einnahme von fl. 131,102 abgezogen, blieb ein Deficit von fl. 16,698. — Gesteigerte Anforderungen, erhöhte Gagen, verminderte Einnahme (früher gab es 54 feste Logen-Abonnements, jetzt nur 24, zuletzt 20, macht ein Ausfall von mehr als fl. 20,050 jährlich) sind als Ursache des Deficits zu bezeichnen; durch das Theater circuliren jährlich fl. 150,000; 200 Personen (größtentheils Bürger) leben davon. Die Theater von Hannover, Kassel, Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt erhalten Zuschüsse von fl. 80,000 bis fl. 100,000; dasjenige zu Mannheim fl. 8000 vom Staate und fl. 31,500 jährlich von der Stadt. Es ist daher zu erwarten, daß auch unsere gesetzgebende Versammlung der vom Senate und der ständigen Bürgerrepräsentation bewilligten Subvention von fl. 16,000 in demselben Sinne beistimmen werde.

Literatur- und Kunst-Notizen.

Seit die Eisenbahn den Norden mit Thüringen verbindet, wird das schöne Waldgebirge besonders von deutschen Schriftstellern aufgesucht. Daß der Dichter Willibald Alexis während des kommenden Sommers seinen Wohnsitz in dem freundlichen Arnstadt nehmen wird, theilten wir bereits mit. Auch der Dichter Freitag aus Leipzig besitzt in Thüringen, nahe bei Gotha, ein Landhaus, welches er während des Sommers bewohnt, und der Schriftsteller Bodenstedt hat sich in letzterer Stadt niedergelassen.

Ueber Lindpaintners neue Oper: „Giulia oder die Corsen“ finden wir in der „Rheinischen Musikzeitung“ einen Bericht aus Stuttgart, wo man sie zuerst zur Aufführung brachte. Der Text, von August Lewald gedichtet, soll unbedeutend an Handlung und eintönig seyn, daneben widerwärtig, indem eine Wahnsinnige drei Akte hindurch die Hauptfigur ist; auch bezeichnet man den Text als wenig sangbar und viel zu lang. Lindpaintners Musik soll dramatisch wahr und, wie von ihm zu erwarten, edel gehalten seyn, aber doch keine Aussicht haben, sich zu halten. Der erste Akt ist schön und interessant, der zweite matter, der dritte wieder etwas besser. Eine Romanze, ein Quintett und eine Schwurscene werden als die besten Nummern genannt.

Liszt komponirt eine Symphonie „Faust“.

Theater-Anzeige.

Samstag, 21. Jan. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Sonntag, 22. Jan. (Zum ersten Male wiederholt): Herr Hampelmann auf Freiersfüßen, Posse in 1 Akt. Hierauf (zum ersten Male wiederholt): Ränke und Schwänke, Posse in 3 Akten von Starke, Musik von Stegmann.

Dienstag, 24. Jan. Zum Benefiz des Hrn. Regee. (Zum ersten Male): Der Droschkenkutscher, Charaktergemälde in 2 Abtheil. und 6 Akten, nach dem Französischen bearbeitet von J. Heymann. Erste Abtheilung: Die Entsagung, in 2 Akten. Zweite Abtheilung: Graf und Droschkenkutscher, in 4 Akten. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 20. Montag, den 23. Januar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

4. Besuch am späten Abend.

Das Haus des Rathssyndikus Quamber lag in der Schnurgasse, ohnfern der Luprandsgasse, und die Seitengebäude dieser Wohnung, sowie ein Theil des nicht unbeträchtlichen Hinterhauses erstreckten sich bis in letztgenannte Gasse hinein, so daß aus einer dortselbst befindlichen Stube in die Fenster des Buchbindermeisters Jäger gesehen werden konnte. In der, eine Stiege hoch befindlichen großen Stube des Vorderhauses ging der wohl an die sechzig Jahre zählende Syndikus auf und ab. Die auf dem dickfüßigen, schweren, eichenholzenen und mit grünem Teppich überhängten Tische brennende Kerze vermochte das weite Gemach nur wenig zu erhellen, wodurch das Schnitzwerk des Getäfels und die seltsamen Verzierungen der mit Oelfarbe gemalten Tapeten in eigenthümlicher, bald glänzender, bald zitternder Beleuchtung dem Auge erschienen. Das ohnehin nicht freundliche Nachtgemälde ward um so ernster, als tiefe Stille in der Stube herrschte und auch auf der Straße nächtliches Schweigen waltete, und der Bewohner dieser Räumlichkeit in ein weites, faltenreiches Hausgewand gehüllt mit finsterer, nachsinnender Miene seine Wanderung maschinenmäßig, wie der Pendel einer Thurmuhr, in fortwährender gleicher Bewegung wiederholte.

In dem Gehirne des streng und zugleich schlau blickenden großen und hagern Mannes gährte es, Gedanken schossen auf, verdrängten andre, bis der Widerstreit sich löste und Licht die dunkle Masse des Meinens und Dafürhaltens verklärte.

„So nur,“ sprach er jetzt mit dumpfklingender, aber entschiedener Stimme, „kann es gehen und dieß allein ist der Weg, der unsere Reichsstadt zum Heile führt. — Die Beschwerden der deutschen Herren wegen des Vorfalles im Goldsteiner Forste sind mit Nachdruck zurückzuweisen. Mögen sie dann bei dem kaiserlichen Hofrathe klagen, so werden auch wir, indem wir uns bei diesem Rathe mit Schriften und bei seinen Räthen mit — Geld verantworten, ganz insgeheim unsere Maßregeln bei dem Reichskammergerichte zu Speyer treffen. — Nützen ja alle Beschwerden, die wir an den Städtetagen überreichen, bei dem heiligen, römischen Reiche doch zu nichts, was bleibt uns dann übrig, als Schleichwege und Selbsthülfe? — Hilf Dir selbst, so ist Dir geholfen, sagt ein altes Sprüchwort, und da überdieß Kurfürst Wolfgang von Mainz uns ein guter Nachbar ist, so gedenken wir mit allen Widersachern schon fertig zu werden.“

Zufrieden mit dem gefundenen Resultate schob er einen der geschnörkelten Stühle zu dem Tische und ließ sich auf demselben nieder. Eben hatte er die Feder ergriffen, um seine Gedanken auf das Papier zu heften, als der metallene Klöpfer der alten Hausthüre etliche leichte, aber doch vernehmliche Schläge durch die Straßenstille erklingen ließ.

Neugierig und unwillig legte der Syndikus die Feder nieder und lauschte. Da wurden langsame Tritte in der Hausthüre laut, näherten sich über die Stiege und gleich darauf schlich die alte Dienerin des Syndikus in das Gemach.

„Der Herr Notarius Steffan,“ sprach sie mit schüchterner Stimme, „hat noch zu später Abendzeit Einlaß bei uns begehrt und harrt vor der Thüre, um Euch in einer wichtigen Angelegenheit — wie er sagt — noch heute zu sprechen.“

Ueber das Antlitz des Syndikus flog ein leichter Ausdruck des Spottes, der aber gleich wieder dem finstern Ernste weichen mußte.

„Er kommt mir ungelegen,“ murmelte er, „indessen, was ist zu machen? — Er möge hereintreten,“ setzte er dann laut hinzu und die Alte verschwand hinter der Thüre.

Gleich darauf schritt mit leise auftretendem Fuße ein kleines, kurzgepacktes Männchen mit rundem, feistem Antlitze unter zierlichen Verbeugungen in das Halbdunkel der Stube. Soviel sich im ungewissen Zwielichte erkennen ließ, war es angethan mit einem schwarzen Mantel, einer feinen Halskrause auf der Brust und hielt ein spanisches Hütlein in der Hand.

„Herr Syndikus, Ihr verzeiht wohl,“ flüsterte der Ankömmling, „wenn ich Euch, wie Nikodemus, in der Nacht heimsuche —“

„Kurz und zur Sache,“ unterbrach ihn der Angeredete, indem er auf einen am Tische stehenden Stuhl mit gerunzelter Stirne hinwies.

Der Notarius folgte unter abermaligen Verbeugungen der Anbeutung, dann begann er mit geheimnißvollem, wichtig thuendem Tone:

„Herr Syndikus, Ihr habt mir bei meinen Bewerbungen um die ehrbare Jungfrau —“

„Renate,“ fiel Quamber ihm rasch helfend in die Rede, „Tochter des Raths- und Archiv-Buchbindermeisters Jäger hier in meiner Nachbarschaft, die beantragte Fürsprache bei deren Eltern geleistet, und der Vater, Eure Qualitäten wohl erwägend, und ferner berücksichtigend, daß sein erspartes, nicht unerkleckliches Vermögen unter Eurer Obhut dem Töchterlein werde gesichert seyn, hat mir aufgetragen, Euch zu sagen, wie er einem kaiserlichen geschwornen Notar nicht abhold sey.“

„Ich danke Euch recht sehr,“ schmunzelte der Kleine, indem er sein schwarzes Mäntelchen über die drallen Beine schwang, „und werde meine fernere Erkenntlichkeit auch noch thätlich bewahrheiten. — Für jetzt aber komme ich aus andrer Veranlassung. Wilhelm Bechdold nämlich, jener Steinmetz —“

Die gleichgültige Miene des Zuhörenden wich plötzlich dem Ausdrucke der Betroffenheit. Fragend blickte er den Erzählenden mit großen Augen an.

„Bechdold," fuhr dieser nickend fort, „steht in Diensten des Comthurs —"

„Weiß ich."

„Aber nicht, daß der Herr Comthur das für mich bestimmte Mägdlein, die ehrbare Jungfrau Renate, für gedachten Steinmetz mir wegzufischen gedenket."

Quamber stutzte.

„Eine Nachbarin," bemerkte Steffan weiter, „eine Vertraute der Ehefrau Jägers, hat mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit gebeichtet. — Während Meister Jäger nämlich zum protestantischen Glauben sich bekennt, hängt seine Eheliebste Salome steif und fest an den päpstlichen Lehren. An der Ecke der Luprandsgasse, wo der Weg hinunterführt zu der Farbe, genannt: im alten Wolfe, wohnt in dem kleinen Hause der Kirchendiener von Sanct Bartholomäi, Zäckerlein geheißen, eine hagre Gestalt, das eine Bein einwärts gebogen, bleiches Gesicht und in dem rechten Mundwinkel nur noch einen, aber sehr großen Zahn, der wie ein Hauer hervorsteht —"

„Kenne ihn," versetzte der Syndikus, indem seine ernste Miene dennoch ein leichtes Lächeln überzuckte.

„In dem Hause dieses schwärmerisch bigotten Kirchendieners pflegen sich zuweilen allerhand fromme und gläubige Gemüther, unter welchen auch Frau Salome, zu versammeln. Pater Cyrill, der schöne und wohlgestaltete Dominikanermönch, erbaut hier die nach dem Heile Dürstenden und erkundigt sich nebenbei um deren häusliche Angelegenheiten. So ist derselbe von allen Zuständen im Hause Jägers unterrichtet. Dem Wilhelm Bechdold, dem Namen nach auch einer von der altgläubigen Heerde, gefällt nun über alle Maßen die Auserwählte meines Herzens. Da nun Jungfrau Renate den Lehren Luthers ihr Ohr geschenkt hat, so gedenkt der fromme Pater zwei Hauptstreiche mit Einem Schlage zu vollbringen, als da ist: die tugendsame ketzerische Jungfrau in die Arme des gläubigen Bechdold zu führen und durch diesen solhanes Mägdlein der allein seligmachenden Kirche wiederum zu gewinnen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Prätendentschaft Don Miguel's.

Prätendenten sind gefährlich, wenn auch nicht immer dem Besitzer einer Krone, so doch dem Lande, auf welches ihr Anspruch gerichtet ist, weil Prätentionen um die Gewalt stets Kampf und Unglück Derer im Gefolge haben, um deren Beherrschung jene erhoben werden. In der letzten Zeit ist bekanntlich in Don Miguel ein Prätendent aufs neue aufgetreten, nachdem sein vor etwa anderthalb Jahren in dem französischen Blatt L'Union veröffentlichter Protest ohne Erfolg geblieben. Nach den neuesten Vorgängen in Portugal werden auch seine weiteren Schritte keinen Vortheil ihm bringen, wohl aber dazu dienen, den mit der Verfassung jenes Staates Unzufriedenen, und zu diesen zählt vorzugsweise ein großer Theil der Geistlichkeit, einen neuen Sporn zur Thätigkeit zu geben, einen Sporn, der leider Die am meisten drückt, welche als Werkzeuge gebraucht werden, für Jene die Kastanien aus dem Feuer zu holen. So hartnäckig indessen noch immer der Standpunkt seyn mag, welchen die Miguelisten in Portugal der dortigen Regierung gegenüber einnehmen, das ist gewiß, daß die Aussichten des Prätendenten und seiner Nachkommen derzeit mehr als in den Hintergrund zurücktreten, schon deßhalb, weil Großbritannien, das, wie bereits beim Beginn des orientalischen Conflicts vorauszusehen gewesen, die Pforte gegen Rußland in Schutz genommen, eine gewaltsame Thronveränderung im absoluten Sinne in Portugal sicherlich ebenfalls nicht zugeben würde, und dieß aus demselben Grunde, wie dort, um seinen überwiegenden Einfluß, dem zugleich materielle Vortheile zu Grunde liegen, nicht zu verlieren. Eine Reihe von Jahren hat bewiesen, daß die Tories in England nicht mehr berufen sind, Albion auf der Höhe einer weltgebietenden Macht zu halten. Peel hatte dieß klug erkannt, die Andern werden dem Drange der Umstände folgen. Mehrmals schon wurden Palmerstons Grundsätze von sogenannten offiziellen Organen mit seinem Amtsaustritte auf eine eben nicht delikate Weise herabgesetzt, und die Jubel-Trompeten ließen sich darob aus allen Ecken und Enden vernehmen. Trotzdem aber ist Palmerston immer wieder erstanden und dadurch dargethan, wie kurzsichtig auch Diejenigen seyn können, welche sich für allein weise ausgeben. Und diese Politik Englands ist es, welche dem Prätendenten Don Miguel keine Gunst verheißt, abgesehen davon, daß auch noch andere Umstände ihm mächtige Hindernisse entgegensetzen würden, deren Wurzeln in der Geschichte Portugals liegen, von welcher wir zu besserer Beurtheilung einen kurzen Abriß aus der betreffenden Zeit hier folgen lassen.

Nachdem sich Castlereagh in einem Anfalle von Schwermuth am 12. August 1822 das Leben genommen, erhielt der höchst gebildete, unter Pitt's Leitung stark gewordene Georg Canning dessen Stelle und schlug in der Politik einen Weg ein, der von dem der Hauptmächte des Festlandes weit abwich. Die Bewegungen in Spanien und Portugal fanden nun im britischen Cabinet keine Mißbilligung mehr und die Unabhängigkeit der südamerikanischen Provinzen, die sich von dem Mutterlande losgerissen hatten, ward von England anerkannt und so deren Selbstständigkeit entschieden. Bei der kriegerischen Sprache, die Rußlands Botschafter in London führte, hatte übrigens Canning selbst den Liberalen Portugals jedwede Theilnahme an den Vorfällen in Spanien widerrathen. Um so ungestörter konnte allerdings Angouleme seine bekannte militärische Promenade nach Castilien und Andalusien beginnen, und seine Fortschritte mußten die Absolutisten Portugals ermuthigen. So geschah es, daß am 27. Mai 1823 die königliche Gewalt durch des Königs zweiten Sohn, Don Miguel, der an der Spitze ihm ergebener Soldaten stand, so schnell wieder hergestellt wurde, als sie drittehalb Jahr vorher ein Regimentschef umgestürzt hatte. Mit Mäßigung verfuhr hierbei der König und beabsichtigte, statt der nun wieder abgeschafften Cortes-Institution, dem Volke eine neue aus eigner Machtvollkommenheit zu geben, die, während sie das Bedürfniß der Nation befriedigen, zugleich den Rechten des Thrones entsprechen sollte. Der Ausführung dieses Entschlusses setzten sich jedoch des Königs Gemahlin Carlotta (eine spanische Prinzessin) und Don Miguel entgegen, und führten am 30. April 1824 einen Gewaltstreich aus, indem Miguel mit bestochenen Truppen den Palast umringte und seinen Vater das Geschehene zu genehmigen zwang. Don Miguel, jetzt Generalissimus, erließ an Volk und Truppen einen Aufruf, um sich zur Vernichtung der Freimaurer, wie er Diejenigen nannte, die seinem Vater wohlmeinende Rathschläge ertheilten und die er als Feinde der Religion und des Staates bezeichnete, zu vereinigen. Der Plan, den Infanten Miguel zum Regenten zu erheben, scheiterte jedoch, und Johann entwich am 9. Mai auf das im Hafen liegende englische Linienschiff Windsor-Castle, wo er, umgeben von den Gesandten der Mächte, den Don Miguel des Oberbefehls über das Heer entsetzte und ihn vor sich forderte. Da dieser seine Reue bekannte, so erhielt er väterliche Verzeihung, mit ihr aber auch die Weisung, auf Reisen zu gehen und seine Bildung zu vollenden, zu welchem Zwecke er sich nach Wien begab. Die Königin ward

ins Kloster Estrella verwiesen. König Johann, um die uralte Verfassung wieder herzustellen, berief durch Ausschreiben die Cortes von Lamego (Adel, Geistlichkeit und dritter Stand) ein; allein die Ausführung dessen ward durch einflußreiche Personen verhindert und die beabsichtigte Versammlung fand nicht statt. Zugleich waren auch die Verhältnisse Brasiliens entgegenwirkend, welche des Königs Aufmerksamkeit von Portugal abzogen.

(Fortsetzung folgt.)

Ernste und heitere Betrachtungen.

Von D. v. Fenner.

Für Alles gibts Regeln, so auch „Lebensregeln". Sie gereichen aber erst dann zum Nutzen, wenn man bereits eine hübsche Anzahl „Böcke" geschossen hat. Jeder Meister hat einmal Lehrgeld bezahlen müssen.

Ein unnennbar beglückendes Gefühl ist's, eine Seele, die sich der unsrigen verwandt zeigt, aufzufinden. Im Rausche dieses Gefühls vergißt dann oft das beglückte Herz nach dem Namen des beglückenden zu fragen. Zeit und Umstände trennen, — man sieht sich nie wieder. Ein stilles, schmerzliches Trauern ist Alles, was bleibt.

Wenn ich ein Finanzminister wäre, ich würde unbedenklich eine „Hagenstolzensteuer" einführen, als Strafe für alle Jung- oder Altgesellen. Spottet nicht über das allein stehende Weib; sein, wenn auch den Augen der nach dem Scheine urtheilenden Welt verborgener Wirkungskreis kann größer seyn, als der des allein stehenden Mannes!

Verläßt uns der Engel der Liebe, dann naht und gesellt sich zu uns der minder feurige, wohl aber festere, treuere Engel der Freundschaft.

Für die Kindheit und Jugend ist das Leben eine frohe Vergnügungs-, für die späteren Lebensalter eine trockene Geschäftsreise.

Ein großes Weh' befällt früher oder später alle Reisende durch's Leben. Es ist das Heimweh, und sieh', eines Tag's hält ein schwarzer Wagen vor Deiner Thüre, Dich abzuholen zur letzten Reise. Du selbst wirst schlummernd in denselben getragen, in den heißen Abschiedsthränen Deiner zurückbleibenden Lieben aber glänzt der fromm-stille Wunsch: „Glückliche Reise!"

Mannichfaltigkeiten.

Von Wichtigkeit für die Jugend scheint uns eine von der k. Regierung zu Arnsberg kürzlich erlassene Verfügung, durch welche dieselbe in dem ganzen Umfange ihrer Verwaltung den Gebrauch der Gänsefedern in den Schulen und Lehranstalten empfohlen hat, da die Erfahrung es gelehrt habe, daß der Gebrauch der Stahlfedern schon in der Jugend die Handschrift verderbe. Dieß ist um so mehr der Fall, als von Kindern gewöhnlich die härtesten und schlechtesten Sorten gebraucht werden und wenig Aufmerksamkeit auf diesen Uebelstand verwendet wird.

Das toryistische Wochenblatt „The Preß" ergeht sich in — ziemlich schlechten — satyrischen Prophezeiungen. Nach einigen Jahren wird unter dem Ministerium Cobden eine russische Kriegsflotte vor Portsmouth erscheinen. Cobden läßt geschwind alle britischen Kanonen ins Wasser werfen und empfangt den russischen Admiral mit allen Ehren. Die Russen plündern Portsmouth, und da ihnen Cobden einige sanfte Vorwürfe macht, hängen sie ihn auf und marschiren weiter nach London. Gladstone wird ganz fromm und will in drei Klöster auf einmal gehen. Dieß gelingt ihm nicht; er wird daher Commis in einem Südsee-Hause. Aberdeen's Gebeine werden ausgegraben und nach Moskau gebracht. Die Russen verehren Aberdeen als einen englischen Heiligen.

Die armen Postherren und Diener in Berlin haben keine Weihnachtsfeiertage gehabt. Mehrere hunderttausend Weihnachtspackete kamen an und wollten besorgt und an den Mann gebracht seyn. Voriges Jahr war's schon arg, dasmal aber waren's noch 30,000 Packete mehr. Das war den armen Leuten der Weihnachtsfreude fast zu viel und mancher Beschenkte mußte ein paar Tage warten.

(Elbing.) Am Donnerstag den 6. d., Abends, hat sich in hiesiger Umgegend ein höchst beklagenswerther Unglücksfall ereignet. Der Dr. Sauer, aus der benachbarten, an dem Nogatstrom belegenen Dorfschaft Jungfer, ein junger, sehr geschickter und beliebter Arzt, hatte mit seiner Gattin und einer sich zeitweilig in seinem Hause aufhaltenden jungen Dame (Fräul. R., Gouvernante im Hause des Oberamtmann Schwieger in Horsterbusch) an dem Abend des genannten Tages das hiesige Theater besucht, und nach dem Schluß desselben die Rückfahrt zu Eise angetreten, über den Elbingfluß, Krafohlkanal und dann auf der Nogat. Hier fährt in dem dichten Schneegestöber der Schlitten, auf dem die genannten Personen und hinten auf der Pritsche der Kutscher sich befinden, ohne daß diese eine Ahnung davon haben, in eine Blänke. Der Kutscher sieht das Pferd plötzlich versinken, wirft sich von dem Schlitten auf das Eis, das er kaum noch erreicht, und ist der einzige, der sich rettet; vor seinen Augen sieht er gleichzeitig im Nu Pferd, Schlitten und die darin Sitzenden im Wasser verschwinden. Durchnäßt und halberstarrt kommt nach längerem Umherirren der gerettete Kutscher nach dem nächsten Dorfe. Dort nicht ohne Mühe zur Besinnung gebracht, erzählt er das Unglück. Darüber ist eine längere Zeit verflossen. Man begibt sich nach der Unglücksstelle und findet (wie von Einigen berichtet wird) Schlitten und Pferd auf dem Wasser schwimmen, aber von den darauf befindlich Gewesenen war nichts mehr zu entdecken. Der reißende Strom hatte sie unter das Eis gezogen.

Dieser Tage lasen wir im „Preuß. Staatsanzeiger" einen Steckbrief auf einen höchst gefährlichen Verbrecher. Ein polnischer Tischlergeselle wird durch das k. Kreisgericht Lauenburg (Pommern) steckbrieflich verfolgt, und werden auf denselben zu vigiliren alle Civil- und Militärbehörden „dringend" aufgefordert, da derselbe „wegen Tabakrauchens auf öffentlicher Straße rechtskräftig verurtheilt" und sich durch heimliche Entfernung der strafenden Gerechtigkeit zu entziehen gewußt hat.

Die Tochter der Frau Charl. Birch-Pfeiffer, Fräul. Wilh. Birch, hat am 11. Januar in Shakespeares „Romeo und Julia" als Julia in Gotha mit glänzendem Erfolge debutirt.

Da es in Paris in die Mode kam, die Melodien zu den Couplets in den französischen Vaudevilles in der Regel beliebten Opernarien 2c. zu entnehmen, hat das Tribunal erster Instanz jetzt ein Urtheil gefällt, welches den Betreffenden das Recht abspricht, derartige Melodien ohne die spezielle Ermächtigung der Compositeure für ihre Arbeiten zu entlehnen.

Bücherschau.

Die zu Festgeschenken bestimmten Neuigkeiten des Büchermarktes haben nach Weihnachten und Neujahr ihre Geltung nicht verloren, da es ja täglich Geburts- und Namenstage gibt. Wir kommen daher nicht verspätet, wenn wir das bekannte Taschenbuch „Cornelia“ für 1854 zur Anzeige bringen. Es ist ein alter und lieber Bekannter, der hier in seinem 39. Jahrgange vor uns liegt und den frühern an schöner Ausstattung und anziehendem Inhalte nicht nachsteht. Für die Unterhaltung ist durch drei Erzählungen von Fr. Hilarius, L. Rellstab und Bernd von Guseck gesorgt, und dem Schönheitssinne wird durch eine kleine Galerie von schönen Stahlstichen volle Befriedigung gewährt. Wir sind überzeugt, daß auch dieser Jahrgang eines der bekanntesten und beliebtesten Taschenbücher von unsern Frauen und Jungfrauen freundlich aufgenommen und als ein willkommener und zugleich ungefährlicher Hausfreund begrüßt werden wird.

Weiter zu Festgaben geeignet sind: „Waldeinsamkeit in deutschen Liedern“ (Marburg, bei Elwert) und das „Mai-Lüfterl“ von Freiherrn von Klesheim, beide sehr elegant ausgestattete Miniaturausgaben. Die „Waldeinsamkeit“ ist eine Sammlung der schönsten deutschen Lieder, der man nachrühmen kann, daß sie nur wahrhaft Ausgezeichnetes, nur poetische Blüthen und Blumen voll Duft und Frische, Anmuth und Schönheit enthält, und daß ihr Sammler, Dr. Heinrich, einen geläuterten Geschmack bekundet hat. Warum er aber sein Büchlein „Waldeinsamkeit“ getauft, warum er bei keinem seiner Gedichte dessen Verfasser genannt, warum er die Gedichte nur mit Nummern, nicht mit den ihnen angehörigen Ueberschriften bezeichnet hat, das begreifen wir nicht, halten es aber für durchaus unstatthaft. Sollte eine zweite Auflage nöthig werden, so wären die Namen der Verfasser, so wie die Angabe der Titel jedenfalls beizufügen. — Die Benennung „Mai-Lüfterl“, welche die Sammlung der Gedichte des Freiherrn v. Klesheim trägt, ist dadurch gerechtfertigt, daß wir hier vorherrschend nur solche Gedichte finden, die sich mit Natur, Lenz und Liebe, Blüthen und Mondschein, Jugend und Hoffnung 2c. beschäftigen. Die liebenswürdige Naivetät, Herzinnigkeit und unverkünstelte Wahrheit, die den Dichtungen des bekannten Verfassers eigen sind, treten hier in ihrer ganzen Fülle hervor und können ihren wahrhaft wohlthuenden Eindruck nicht verfehlen. Ernstes und Heiteres sind gemischt und das Letztere ist besonders darum so ansprechend, weil es nie trivial wird und die Gränzlinien des Sinnigen und Schönen nie überschreitet. Diese Sammlung, so wie eine weitere: „Frau'n-Käferl“ von demselben Verfasser sind im Verlage von Robert Schäfer in Dresden erschienen. Die letztere enthält viel Humoristisches, so wie auch verschiedene Gelegenheitsgedichte. Schade nur, daß man bei diesen Sammlungen nicht zugleich auch über die Person des Verfassers verfügen kann, durch dessen liebenswürdiges Vorlesetalent diese in österreichischer Mundart geschriebenen Dichtungen einen erhöhten Genuß bereiten. W.

Korrespondenz.

Usingen, im Januar.

Die Kindsmordgeschichte zu Elerberg wird, wie man sagt, weiter untersucht werden, und das Criminalgericht von Wiesbaden wird an Ort und Stelle Forschungen über etwaige Mitschuld anstellen. — In Dorfweil ist eine Art Wiedertäufer aufgetreten; ihre Zahl soll sich auf 30 belaufen. Sie erklären übrigens, bei der Landeskirche bleiben zu wollen und wollen nur die Taufe im Alter der Selbstständigkeit eingeführt wissen. Vor acht Tagen tauften sie ein 23jähriges Mädchen in dem Weilbach bei der entsetzlichsten Kälte. — In Wehrfeld hat sich der merkwürdige Fall ereignet, daß ein Mann seine Frau für 300 fl. an einen andern Bürger verkauft hat. (?) — In einer anderen Gemeinde erregt das entsetzliche Betragen eines Vorgesetzten gegen einen höchst ehrenwerthen Untergebenen allgemeine Entrüstung. — Was unserm Leben noch einigen poetischen Werth gibt, das ist die Wirksamkeit der hier und da bestehenden Singvereine. Unter ihnen allen leuchtet der hiesige, welcher den Namen des unsterblichen „Walther von der Vogelweide“ trägt, als ein herrlicher Stern. Der Beharrlichkeit, der Bildung, der Eintracht dieses Vereins ist es zuzuschreiben, daß in den letzten Jahren das edle Sängerthum bei uns nicht ganz entschwunden ist und daß die Stimmen ächter Dichter mit jedem Jahre tiefer ins Volk dringen. Solcher Fortschritt läßt sich am besten an Recrutirungstagen bemerken. Anstatt des wilden Geschrei's:

> Wenn wir in unsern grünen Kleidern
> Für das Haus von Nassau streiten 2c.
> Wenn wir in unsern grauen Mänteln
> An die nassauer Mädel denken 2c.,

hört man jetzt die durch die gebildeten und kunstsinnigen Frankfurter Vereine uns bekannt gewordenen Lieder. Auch verdanken wir diesem Streben Konzerte und Veredlung des geselligen Lebens. — Der große Leseverein für das Amt Usingen kommt mit seinem jährlich wachsenden Einfluß diesem Bildungstriebe sehr zu statten. Der Verein, welcher vor zwanzig Jahren mit 30 fl. gegründet wurde, hat jetzt 3000 Bände klassischer Werke und 200 Mitglieder, darunter einige, welche 20 Stunden von hier wohnen. Der Beitrag von 1 fl. macht Jedem die Mitgliedschaft möglich, und ohne zu viel zu sagen, darf man behaupten, daß die Verwaltung bemüht ist, die Anstalt zu einer Sammlung des Gediegensten der Literatur zu machen. — Die hier begonnenen Sammlungen für die in Butzbach bestehende Weidigstiftung nehmen den besten Fortgang, und es ist zu erwarten, daß sie bald 100 fl. betragen werden. — Die trefflichen und billigen Arbeiten des Herrn Glockengießers und Spritzenfabrikanten Ph. H. Bach von Wiesbaden finden in unserm Amte unbedingten Beifall. Die erste Arbeit dieses Meisters war vor zehn Jahren das schöne Geläute zu Eschbach. Seit dieser Zeit werden alle Bestellungen aus unserem Amte an Glocken und Feuerspritzen bei ihm gemacht.

Frankfurt, 21. Jan.

Den Verehrern Mozarts dürfte es eine erfreuliche Notiz seyn, daß Hr. C. A. André im Salon seines Hauses am Geburtstage des unsterblichen Meisters (27. Jan.) eine musikalische Abendunterhaltung veranstaltet, deren Gesammt-Ertrag, ohne Abzug der Kosten, der Mozartstiftung überwiesen werden soll. Das Programm, welches unter andern auch mehrere noch unbekannte Kompositionen Mozarts enthält, bestimmt den Eintrittspreis auf nur 1 Gulden. — Eine Subskriptionsliste wird nicht cirkuliren.

Theater-Anzeige.

Montag, 23. Jan. Die Stumme von Portici, große Oper in 5 Abth.

Dienstag, 24. Jan. Zum Benefiz des Hrn. Reger. (Zum ersten Male): Der Droschkenkutscher, Charaktergemälde in 2 Abtheil. und 6 Akten, nach dem Französischen bearbeitet von J. Heymann. Erste Abtheilung: Die Entsagung, in 2 Akten. Zweite Abtheilung: Graf und Droschkenkutscher, in 4 Akten. Mit aufgehobenem Abonnement.

Vorläufige Theateranzeige.

Mittwoch, 1. Febr. Erster Maskenball im Stadttheater. — Preise der Plätze:

Logenbillets des ersten Ranges	2 fl. 42 kr.
„ „ zweiten „	2 fl. — „
„ in den Ballsaal	1 fl. 30 „
Gallerie-Seitenplätze	— 30 kr.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 21. Dienstag, den 24. Januar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

Steffan hatte geendet und blickte nun den Syndikus erwartungsvoll an, dieser aber schwieg und heftete das Auge starr auf seine vor ihm liegenden Papiere. Der Ausdruck seines Gesichtes wurde allmälig härter, die Falten desselben dehnten sich wie Leder, die Form des Antlitzes schien endlich von Eisen.

Dem Notarius wurde unheimlich zu Muthe.

„Was meint Ihr wohl?“ fragte er, indem er bei dem andauernden Verstummen unruhig auf seinem Stuhle hin und her rutschte.

„Nichts, gar nichts,“ war die trockene Antwort, „als daß Ihr in Euerm Unternehmen Euch nicht beirren lassen und daß Ihr die Jungfrau Renate als Euer Ehegemahl am Ende heimführen sollt.“

„Verzeiht, Herr Syndikus,“ wagte jetzt der Notarius hervorzubringen, „Bechdold ist ein junger — schöner Mann und bei dem Frauenvolke sehr beliebt. Ich — bin zwar auch nicht häßlich, meine Kleidung, wie Ihr seht, immer nach dem neuesten spanisch-niederländischen Schnitte, aber — ich bin kein Jüngling mehr — zähle vierzig —“

„Aber Ihr habt einen M a n n zum Freunde und Beschützer,“ fiel Quamber entschieden ein.

„Ja, das — das —,“ demonstrirte Steffan, indem er mit den Händen in der Luft herumfuhr.

„Was?“ fragte der Syndikus, indem er den Blick fest, beinahe durchbohrend, auf den hierüber schier erschrockenen Notarius richtete.

„Ihr waret nie verheirathet,“ setzte jetzt Steffan, sich selbst ermuthigend, mit halb entschlossener, halb zagender Stimme hinzu, „Euer Herz hat nie etwas d e r Art empfunden, darum sind Euch auch solche Liebeshändel fremd, und deßhalb — wißt Ihr auch nicht, welche Eigenschaften bei dergleichen Herzensfädeleien die meiste Geltung haben.“

„I h r habt wohl schon viel geliebt?“ war die antwortende Frage.

„O — ja,“ stotterte der Notarius.

„Und immer glücklich?“

„Immer glücklich,“ erwiederte Steffan, selbstgenüglich die Hände reibend.

„Dann freilich! — Ihr seyd ein beneidenswerther Mann. — Es wird Euch auch diesesmal nicht fehlen. — Beruhigt Euch nur, der schöne Wilhelm soll dem beharrlich Liebenden keinen Schaden bringen. — Unterdessen danke ich für Eure schleunige Mittheilung. — Geht jetzt und überlaßt das Weitere meiner Leitung.“

Der Notarius hätte noch gern über ein Mehreres seinem bedrängten Herzen Luft gemacht, die Miene Quambers aber redete zu deutlich die Weisung, sich zu entfernen. So griff er endlich nach seinem spitzen Hute und folgte der so klar ausgesprochenen Deutung.

Quamber hatte lauernd auf seine Entfernung gehört. Als jetzt die Riegel der alten Hausthüre klirrten, erhob er sich von seinem Sitze und blickte verächtlich und höhnisch zur gypsverzierten Zimmerdecke.

„Was solche Menschen nicht Alles wissen,“ sprach er dann leise murmelnd. „Ihr habt nie etwas d e r Art empfunden! — Als ob der kurze Blick solchen Gelichters auch in die umpanzerte Tiefe einer festen Männerbrust zu dringen vermöchte! — Doch wollen wir seinen Wink benützen. — Wie dort um den streitigen Wildbann der Krieg im Großen, so wird er hier um die Hand einer Bürgers-Jungfrau im Kleinen geführt. A l l e Schritte, a l l e Machinationen gelten jedoch dem Ansehen unserer Reichsstadt, der Schwächung ihrer Macht, der Untergrabung ihres Einflusses. — Armseliger und doch wieder gewichtiger Notarius!“

Während Quamber unter solchen Reden die Stube durchmaß, war die Lederform seines Gesichtes eine ganz andre geworden. Aus den trockenen Falten zuckte geistiges Leben und das starre Auge funkelte in feurigen, bedeutungsreichen Blitzen.

„Der Zug ist fein,“ setzte er jetzt weiter hinzu, „Renatens Hand und die Ansprüche auf das Bürgerrecht. — Der aus Stadt und Gebiet Verwiesene wird uns von den Ordensherren und der Clerisei als stimmberechtigter Bürger aufgedrängt, der Feind in unser Eingeweide, u n s e r Wille ist vernichtet!“

Rasch ließ er sich nunmehr an dem Tisch nieder und ergriff seine Feder.

„Was ich früher für den verliebten Notarius spielend betrieb, gewinnt jetzt eine ernstere Gestaltung. — Dein Schwatzen verrieth mir die Bahn. — Diesesmal sollen sich die geistlichen Herren aber doch verrechnet haben!“

Schnell und behende lief seine Feder über das Papier. Als die Morgenglocke vom Bartholomäistifte erklang, saß er, mit brennenden Augen, immer noch auf seinem Stuhle.

5. Blicke in das Herz.

Tief unten in der Luprandsgasse, wo ein, mit Brettern überdeckter, ehemaliger Stadtgraben hinlief und die Ueberreste einer kleinen Pforte die Straße noch in zwei Theile sonderte, stand das niedere, nur zweistöckige Häuschen des Kirchendieners Xaverius Zäckerlein.

Trat man bei ihm in die kleine, dunkle Hausflur, so blickten

Heiligenbilder, schlecht aus Holz geschnitzt, oder hart und steif in Oel gemalt, abenteuerlich, aber doch im Ganzen nicht untraulich, den Ankommenden von den Wänden entgegen. Gleicher Weise waren die Stuben geschmückt, in deren einer der fromme Sinn des Bewohners sich noch besonders dadurch offenbarte, daß hinter dem, mit grünen, wollenen Vorhängen verhüllten reinlichen Bettlein ein vergoldetes Kruzifix befestiget war, aus dessen Weihkessel Palmzweige hervorstiegen.

An dem kleinen Fenster dieses Gemaches, welches die Aussicht in einen Nachbarsgarten gewährte, schien die schräg einfallende Sonne des Spätherbstes auf ein junges anmuthiges Mädchen, das, auf einen Schemel niedergelassen, die Kunkel gar fleißig durch die Stube hinschnurren ließ. Der Frühstrahl vergoldete die blonden Flechten, die über den schön geformten, züchtig umschlossenen Nacken der Arbeiterin fielen und erhöhte das Rosenroth der Wangen, über welchen ein Paar große blaue Augen fast gedankenlos entweder an den Fußboden sich hingen, oder ohne Absicht der tanzenden Kunkel folgten.

Und dennoch trieben sich der Gedanken gar mancherlei durch das Köpfchen der Jungfrau und Bilder, schön und verlockend, oft von hellem Lichte der Freudigkeit beschienen, dann aber auch wieder von Donnerwolken der Schwermuth verdunkelt, tanzten gleich dem Spinnwerkzeuge ihrer Hand ihrem Seelenauge vorüber.

Also von Kopf und Hand in Anspruch genommen, hatte ihr Ohr nicht das Knarren der Thüre gehört und ihr Auge nicht die Bewegung derselben wahrgenommen, wie sie sich langsam in den Angeln drehte.

„Sabina, weißt Du denn wirklich in Deinem Kämmerlein, oder ist, was ich hier vor mir sehe, ein Trugbild, das, mich zu necken, in Deiner Gestalt erschienen ist?“

Solche Worte voll Herzlichkeit gesprochen, hatten die Träumerin aus ihren buntgestaltigen Anschauungen aufgeweckt. Der Rede Klang verrieth ihr schon, wer gekommen sey und so wendete sie sich mit liebreicher Freundlichkeit zu dem eingetretenen Gaste.

(Fortsetzung folgt.)

Die Prätendentschaft Don Miguel's.

(Fortsetzung.)

Schon 1821 hatte sich in Brasilien eine heftige Gährung kundgegeben, denn man glaubte nicht mit Unrecht, daß die Cortes von Lissabon diese Colonie von dem Mutterlande wieder gänzlich abhängig zu machen strebten. Don Pedro, ältester Sohn des Königs Johann, war seiner Zeit von diesem in Brasilien als Stellvertreter zurückgelassen worden, und nicht lange dauerte es, so brachen ähnliche Gährungsstoffe, wie in Portugal, auch dort in vollen Flammen aus. „Sobald auch Don Pedro abreist, erklären wir uns für unabhängig!“ erscholl die allgemeine Losung. Um die Herrschaft zu behaupten, war dieser genöthigt, Brasilien als von Portugal unabhängig zu erklären und die Krone dieses Reiches als constitutioneller Erb-Kaiser anzunehmen (18. December 1822). Die Lissaboner Cortes legten vergebens eine Protestation dagegen ein und forderten Don Pedro zur Heimkehr auf. Madeira floh (2. Juli 1823) mit den letzten portugiesischen Truppen aus Bahia, aber, vom brasilianischen Admiral Cochrane eingeholt, verlor er dreißig Schiffe und 1200 Soldaten. Am 12. November löste Pedro die Generalversammlung auf und am 11. December ward die von ihm ausgegangene Constitution bekannt gemacht, nach welcher eine Generalversammlung von zwei Kammern, die sich je auf vier Jahre vereinigen sollten, geschaffen wurde. König Johann VI. gab endlich, nach langwierigen Verhandlungen, laut eines durch englische Vermittlung (29. August 1825) abgeschlossenen Vertrags, zu diesen Schritten seine Genehmigung, während er für seine Person von der Herrschaft über Brasilien sich nur den Titel vorbehielt. Am 10. März 1826 starb er, hatte aber vor seinem Tode seine Tochter Isabella Maria zur Regentin von Portugal ernannt. Don Pedro erkannte, auf englische Vermittlung, deren Regentschaft an, ertheilte auch (19. April 1826) Portugal eine neue, liberale Verfassung und verzichtete (2. Mai) auf die Krone dieses Landes, weil er, nach den Gesetzen beider Staaten, nicht zugleich König von Portugal und auch Kaiser von Brasilien seyn konnte. Seine Verzichtleistung geschah jedoch zu Gunsten seiner Tochter Donna Maria da Gloria (geboren 4. April 1819), welche nach erlangter Altersreife die Gemahlin ihres Oheims (Don Miguels) werden, Brasilien aber nicht eher verlassen sollte, als bis in Portugal die neue Verfassung beschworen und die Vermählung geschlossen seyn würde. Bei Ermangelung einer dieser Bedingungen sollte Pedros Entsagung und die Abtretung seiner Rechte keine Geltung haben. Isabella Maria beschwor am 1. August 1826 und am 4. October Don Miguel, zu Wien, die Charte Don Pedros, und am 29. October war Miguel mit Maria da Gloria durch Procuration getraut. Nun aber erhob sich, geleitet von der Königin Mutter, Carlotta, und dem Marquis Chaves, eine von Spanien unterstützte Partei und rief Don Miguel zum unumschränkten Könige aus. Englands großer Minister, Canning, erfaßte diese Angelegenheit zur Vertheidigung des constitutionellen Princips Angesichts von ganz Europa. „Ich kann nicht anders“, sprach er (11. Dec. 1826) im Parlamente, um die Absolutisten zu schrecken, „ich muß den Krieg fürchten, wenn ich an die ungeheure Macht Englands denke und mir vorstelle, daß alle Mißvergnügten aller Länder bereit sind, sich an England anzuschließen.“ — Eine Armee von 15,000 Briten kam den Anhängern Don Pedros zu Hülfe. Schon im März 1827 war der Aufruhr unterdrückt. Um nun eine gänzliche Versöhnung der Parteien herbeizuführen, ernannte Don Pedro (3. Juli 1827) seinen kaum 25 Jahre alten Bruder, dessen Charakter ihm unbekannt war, zu seinem Stellvertreter und zum constitutionellen Regenten Portugals bis zur Volljährigkeit der Königin. Miguel reiste am 6. Dec. von Wien ab, über England nach Portugal, wo er am 26. Febr. 1828 den Verfassungseid erneuerte, aber — schon am 17. März gab er öffentlich zu erkennen, daß er die Charte abzuschaffen gedenke. Er löste die Cortes auf, befahl durch ein Dekret vom 3. Mai den drei alten Ständen von Lamego, sich den alten Grundgesetzen gemäß zu versammeln und erklärte, daß die „revolutionären“ Umtriebe nun ihr Ende erreicht haben würden. Seine früher entflohenen Freunde kehrten triumphirend zurück. Don Miguel und seine Anhänger behaupteten nun, daß Don Pedro als Kaiser von Brasilien ein fremder Fürst geworden und dem Reichsgrundgesetz vom 1143 zufolge sein Kronrecht verloren habe. Vornämlich die Priesterschaft hing an Don Miguel und eine Versammlung ihm ergebener Männer, von ihm die Cortes von Lamego genannt, sprach ihm (25. Juni 1828) die Krone zu. Am 30. Juni „genehmigte“ er, wie er sich in einem Dekrete ausdrückte, die Bitte jener Versammlung wegen Annahme der Krone. Seine Regierung war nur durch Grausamkeit, die seine nächsten Anverwandten erzittern machte, ausgezeichnet, und über welche wir hier nicht wiederholen wollen, was der hochtorystisch gesinnte englische Minister Aberdeen in offener Parlamentssitzung deßhalb ausgesprochen. Von der Geistlichkeit umgeben, war ein Barbier sein Vertrauter. Kerker und Blutgerüste gehörten zu den Mitteln, seine wankende Herrschaft zu befestigen. Die öffentliche Meinung Europas hatte über solche Handlungen bald gerichtet, während England stillschweigend zusah. Aber Canning war hinüber gegangen (8. Au-

guſt 1827); der ſchweren Laſt ſeiner Arbeiten und der zerſtörenden Gewalt heftiger Gemüthsbewegungen war er erlegen, und nach einem kurzen Zwiſchenminiſterium Goderichs erhielt (Anfangs 1828) mit dem Herzog von Wellington die Ariſtokratie die Leitung der Staatsgeſchäfte. — Im Sommer 1828 ſandte Don Pedro ſeine neunjährige, zur Königin von Portugal erklärte Tochter Donna Maria da Gloria, unter Aufſicht des Marquis Barbacena und des Grafen da Ponte nach Europa, um an ihres Großvaters, des Kaiſers Franz von Oeſterreich, Hofe erzogen zu werden; denn Don Pedro war (1817—1826) mit Leopoldine Karoline Joſephe, des Kaiſers Tochter, vermählt gewesen.

(Fortſetzung folgt.)

Das ſchickt ſich nicht! *)

Die Convenienz, die arge, ſchlimme,
Erfand gewiß ein Böſewicht;
Mich füllt ſie mit dem ſtärkſten Grimme,
Die immer krächzt mit heiſ'rer Stimme:
„Das ſchickt ſich nicht!“

Oft in äſthet'ſchen Soireen
Lieſt wer ſein neueſtes Gedicht;
Das Ding iſt gar nicht auszuſtehen,
Gern möcht' ich aus dem Zimmer gehen:
Doch — 's ſchickt ſich nicht!

Wenn mir ein Schuft, den Alle kennen,
Von ſeiner Lieb' und Freundſchaft ſpricht,
Fühl' ich's in allen Adern brennen,
Ich möcht' ihn gern 'nen Schurken nennen:
Doch — 's ſchickt ſich nicht!

Und oft, wenn ich bei Tiſche ſitze,
Verderbt mir ein gar ſchön Gericht
Ein fader Geck durch ſchlechte Witze,
Gern würd' ich grob, gerieth in Hitze:
Doch — 's ſchickt ſich nicht!

Wenn brüllend ein Acteur in ſteifen
Unſchönen Geſten um ſich ficht,
Ohn' ſeine Rolle zu begreifen,
Da drängt es mich, ihn auszupfeifen:
Doch — 's ſchickt ſich nicht!

Bei Mädchen ſieht — ihr werdet's wiſſen —
Man oft ein allerliebſt Geſicht,
Und, von Entzücken hingeriſſen,
Möcht' auf der Stelle ich es küſſen:
Doch — 's ſchickt ſich nicht!

So macht die Convenienz das Schwere
Zur unerläßlich harten Pflicht,
Kommt ſtets den Wünſchen in die Quere
Mit der verdammten Feinheitslehre:
Das ſchickt ſich nicht!

Gern fragt' ich — nun's Gedicht zu Ende —
Hat's euch gefallen, oder nicht?
Gern bät' ich um des Beifalls Spende,
Bät' gern: klatſcht tüchtig in die Hände:
Doch — 's ſchickt ſich nicht.

C. Jacobi.

*) Aus: „Die beſten Declamationen und komiſche, proſaiſche Vorträge für frohe Menſchenkreiſe. Nebſt Anleitung, wie man declamiren und vortragen muß, um zu gefallen und zu unterhalten. Dritte, vermehrte Auflage. Leipzig, Verlag von C. Wengler. 1852.“

Mannichfaltigkeiten.

Die britiſche Admiralität iſt entſchloſſen, im nächſten Frühjahre den Schraubendampfer „Phönix“ nach dem Nordpolarmeer abzuſenden, um Sir Edward Belcher Vorräthe zuzuführen und ihm bei ſeinen Unterſuchungen behülflich zu ſeyn.

Dieſer Tage wurde in Berlin vor dem Kriminalgericht die erſte Anklage wegen Gotteslaͤſterung nach dem neuen Strafgeſetz verhandelt. Der Angeklagte war der jüdiſche Kleiderhändler Kauffmann. Derſelbe iſt ſchuldig befunden und zu einer ſiebentägigen Gefängnißſtrafe verurtheilt worden.

Auf den Bergen der Eifel und des Hundsrückens liegt eine ungeheure Maſſe Schnee, und kommen die Wölfe, vom Hunger geplagt, bis in die Dörfer, um ſich eine Beute zu ſuchen. So kamen in der Nacht vom 6. auf den 7. d. M. zwei dieſer Thiere in ein Dorf der Bürgermeiſterei Kaiſeresch und neuerdings ließ ſich wiederum ein großer Wolf daſelbſt ſehen, fand aber die Schafſtälle verſchloſſen.

Als Curioſität oder, wenn man will, als Memento mori wurde dieſer Tage an der Londoner Börſe eine vom 20. Juli 1798 datirte Empfangsbeſtätigung für 1300 Pfd. St. Conſols herumgezeigt, die damals — bei einem Stand der Conſols von 47¾ — für 620 Pf. 15 Sh. gekauft worden waren. Einen niedrigern Standpunkt haben Conſols nie erreicht.

Kühne's „Europa“ bringt eine Carricatur, die Richard Wagner als „Imperator Richard“ darſtellt, im Schlafrock, drapirt wie eine Toga, mit einem ungeheuren Lorbeerkranze auf dem Haupte. Vor ihm drei Herren (deren Namen wir nicht nennen), von denen der eine den Gewaltigen anbetet, während der zweite Blumen ſtreut und der dritte ihm die Füße küßt. Im Hintergrunde ſieht man einen Gottesacker mit den Gräbern all der Sänger, die durch die neue Muſik umgebracht worden ſind. — Die Wagner'ſche Oper „Lohengrin“ hat in Leipzig weniger gefallen als „Tannhäuſer“. (Modenz.)

In Paris hat ſich bereits, heftiger noch als im vorigen Jahre, der Kampf der modernen Welfen und Gibellinen, d. h. der langen und der kurzen Beinkleider, erneuert. Die Gegner der letzteren vertheidigen ſich vorzugsweiſe mit der Behauptung, „die Zeit der Waden“ ſey vorüber und beſchuldigen Diejenigen, welche eigene präſentirbare Waden haben oder künſtliche tragen, „ſie träten aus ihrer Zeit heraus.“

Nach der am 1. Jan. c. aufgeſtellten Ueberſicht der conceſſionirten öffentlichen Fuhrwerke in Berlin zählten dieſelben überhaupt 1554 öffentliche Fuhrwerke, wovon 39 Omnibuswagen, 990 ein- und 33 zweiſpännige Droſchken, 78 Nachtdroſchken und 444 Thor-Perſonenwagen.

In Schönberg, Oberamts Rottweil, wurde im vorigen Jahre keine einzige Ehe geschlossen. Seit Menschengedenken habe sich dort dieser Fall noch nicht ereignet. Das Städtchen zählt über 1700 Seelen.

In der kaiserlichen Bibliothek zu Paris hat man ein kleines Buch gefunden, das von Maria Stuart herrührt und in das sie in ihrem elften Jahre (1554) die ihr von dem Lehrer aufgegebenen Arbeiten schrieb. Auf der einen Seite befinden sich die französisch-dictirten Aufgaben, die sie auf der Seite gegenüber ins Lateinische zu übersetzen hatte. Es sind meist Briefe (29 an ihre spätere große Gegnerin Elisabeth), dann Erzählungen aus dem Leben der großen Männer des Alterthums, und vierzehn Aufgaben über berühmte Frauen der frühern Zeit. Die interessanten Autographen waren bisher völlig unbekannt.

In Adrianopel wurde ein Türke hingerichtet, weil er behauptet hatte, Christus sey ein größerer Prophet als Muhamed. Man suchte ihn noch vor seiner Hinrichtung zur Abschwörung eines neuen Glaubens zu bewegen, er aber blieb standhaft.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 21. Januar.

Die Assisenverhandlungen des ersten Quartals in unsern beiden Hofgerichtsbezirken (Dillenburg und Wiesbaden) beginnen am 13. Februar. In ersterem ist Hofgerichtsrath v. Bierbrauer zum Präsidenten und Hofgerichtsrath Deul zum Vicepräsidenten, in letzterem Hofgerichtsrath Trepka zum Präsidenten und Hofgerichtsrath Jeckeln zum Vicepräsidenten ernannt. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß schon seit mehreren Quartalen in dem jenseitigen Bezirke die Zahl der abzuurtheilenden Fälle steigt, während in dem dießseitigen sich die Verbrechen vereinzeln. Früher war das Gegentheil der Fall, und man glaubte die Ursache in der Nähe der vielen größeren Städte zu suchen. War dieß die wahre Ursache, dann müßte die strenge Thätigkeit und Wachsamkeit der hiesigen und der benachbarten Polizeibehörden lobend anerkannt werden. Wo eine tüchtige Polizei thätig ist, da halten sich die Verbrecher ferne. Auch in diesem Quartale kommen hier nur wenige Fälle von besonderer Erheblichkeit zur Aburtheilung.

Hanau, 21 Januar.

Der wegen Majestätsbeleidigung angeklagte Husar Philipp Filsinger von Eckenheim wurde in der gestrigen Sitzung des Criminalgerichts freigesprochen, dagegen Wingard Strieb von Obersetzbach und Johannes Frickel von Lieblos, der Erstere wegen kleinen, aber wiederholten einfachen Diebstahls zu dreimonatlicher Zwangsarbeitshausstrafe, der Zweite aber wegen Getreidediebstahls, zur Nachtzeit und mittelst Einsteigens im mehr als dritten Betretungsfall begangen, zu zwei und ein halbjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. — Ein abenteuerliches Gerücht über einen abermaligen, in der Gegend von Schlüchtern begangenen Raubmord verbreitet sich seit gestern; die darüber mitgetheilten Umstände klingen jedoch zu fabelhaft, als daß ich sie, ohne nähere Nachforschung, mittheilen möchte.

Literatur- und Kunst-Notizen.

Die Zahl der neuen Stücke, welche die Pariser Theater (ohne die der Vorstädte) im Jahre 1853 aufgeführt haben, stellt sich, wie folgt: „Oper 6, Theater français 8, Komische Oper 9, Odeon 6, Italienische Oper 1, Lyrische Oper 6, Vaudeville 27, Variétés 27, Palais Royal 27, Gymnase 11, Porte St. Martin 7, Gaîté 15, Ambigue Comique 19, Folies Dramatiques 20, Cirque 5, Delassements Comiques 26, Beaumarchais 20, Luxemburg 18, Choiseul 5, was im Ganzen die beträchtliche Ziffer 257 ausmacht.

Gutzkow's „Philipp und Perez“ ist von der königlichen Generalintendanz der Schauspiele in Berlin zur Aufführung angenommen.

Nicht minder wie für die Erwachsenen wird auch für die Jugend hinsichtlich der Festgaben gesorgt. Eine, der Letzteren gewidmet, bringt der Verlag von Otto Spamer in Leipzig unter dem Titel: „In der Mondnacht, Märchen von Hans Wachenhusen“. Das sehr schön ausgestattete Büchlein enthält 17 Märchen, welche namentlich der weiblichen Jugend, die an zartem Blüthenduft und Mondschein sich gern erfreut, viel Vergnügen bereiten dürfte. Der Vrf. hat nicht nur Erfindung und Phantasie, sondern weiß auch anziehend zu erzählen. Das Büchlein würde uns indessen noch mehr befriedigt haben, wenn darin nicht etwas zu viel von Liebe und von Heirathen, von Eifersucht und dergleichen Dingen vorkäme und wenn der Belehrung und Veredelung des Herzens nicht etwas zu viel des Zarten und Süßen beigemischt wäre.

Nach der von der k. Hoftheater-Intendanz zu München herausgegebenen Uebersicht der im verflossenen Jahre gegebenen Vorstellungen haben die Leiter des königl. Kunstinstitutes abermals die anerkennenswertheste Thätigkeit entfaltet. Ungeachtet der durch den Neubau des Hoftheaters hervorgerufenen Störungen im Repertoire wurden 21 völlig neue und 15 neu einstudirte Stücke, im Ganzen 233 Vorstellungen (145 Schauspiele und Possen, 119 Opern und Singspiele und 22 Ballette) gegeben. Für die Reichhaltigkeit des Repertoire beweist, daß die 145 Vorstellungen im Schauspiel auf 80 verschiedene Stücke, die Aufführungen der 119 Opern und Singspiele auf 50 verschiedene Opern und 8 Singspiele sich vertheilen. Für die Gediegenheit desselben spricht, daß im Schauspiel von Goethe 5 Dramen, von Schiller 7, von Shakespeare sogar 13 mit zahlreichen Wiederholungen, außerdem Lessings Emilie Galotti und Nathan der Weise, Hebbels Judith, der zerbrochene Krug von Kleist, die Antigone von Sophokles und die Brüder von Terenz gegeben wurden, und in der Oper allein 20 klassische Opern zur Aufführung kamen. Es läßt sich nicht leugnen, daß der k. Hoftheater-Intendant in seinem Bemühen, den Geschmack des Publikums zu veredeln und dasselbe zum Verständniß der Meisterwerke der Dichtkunst und Tonkunst heranzubilden, unermüdlich fortfährt, daß aber noch den glänzenden finanziellen Resultaten, welche erzielt werden, sein Streben kein fruchtloses sey.

(Frankfurt a. M.) Am nächsten Freitag den 27. d. M., als am Todestage Mozarts, wird eine Oper des unsterblichen Meisters zur Aufführung gelangen. Wie viele Jahre auch hingeschwunden, seitdem er von uns geschieden, wie viele Andere auch nach ihm nach dem Lorbeer gestrebt, wie oft auch seitdem Kunstansichten und Geschmack sich geändert haben, Mozart hat von seinem Ruhme nichts eingebüßt und ist unverändert der Liebling seines Volkes geblieben. Seine reizenden Melodien klingen in stets erneuerter Schönheit fort und der Frühling seiner Lieder und Gesänge blüht in ungetrübter Klarheit. Die in Aussicht stehende Oper findet zum Benefize des Hrn. Caspari statt und wird als dessen letztes bezeichnet, da er die hiesige Bühne zu verlassen beabsichtigt. Hr. Caspari ist ein so tüchtiger Sänger und im Besitz eines so ausgedehnten Repertoires, daß sein Verlust unserer Oper ein schwer zu ersetzender seyn wird und wir uns wünschen müssen, Hrn. Caspari ihr erhalten zu sehen. Das Publikum wird durch zahlreichen Besuch seine Anerkennung der bewährten Verdienste des Genannten zu bekunden gewiß nicht unterlassen.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 24. Jan. Zum Benefiz des Hrn. Reger. (Zum ersten Male): Der Droschkenkutscher, Charaktergemälde in 2 Abtheil. und 6 Akten, nach dem Französischen bearbeitet von J. Heymann. Erste Abtheilung: Die Entsagung, in 2 Akten. Zweite Abtheilung: Graf und Droschkenkutscher, in 4 Akten. (Gastrolle) Madeleine — Gräfin d'Arezzo: Frau Stolte, vom Hoftheater zu Kassel. Mit aufgehobenem Abonnement.

Mittwoch, 25. Jan. Ränke und Schwänke, Posse in 3 Akten, von Starke, Musik von Stiegmann. Hierauf: Herr Hampelmann auf Freiersfüßen, Posse in 1 Akt.

Mittwoch, 1. Febr. Erster Maskenball im Stadttheater.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 22. Mittwoch, den 25. Januar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

„Du, Renate, hier? — Willkommen will ich Dich nicht erst heißen; denn das ließe zweifeln an der guten Meinung, welche Du von mir hegest."

„Dein Vater ist, seiner Pflicht zu genügen, hinüber nach Sanct Bartholomäi," war die trauliche Antwort der Angekommenen, „und meine Mutter Salome als sorgsame Hausfrau wanderte auf den Wochenmarkt. — So gedachte ich die kurze Zeit, wo ich unbeachtet bin, zu Dir in die Nachbarschaft zu springen, da ich viel, ach!" — sie hielt die Hand fest auf das eng anliegende Kleid und hob seufzend die jugendliche Brust — „sehr viel Dir zu vertrauen habe!"

Sabine reichte die Hand mit herzinnigem Blicke der Redenden hin. Diese wollte sie ergreifen, aber, im Innern zu bewegt, breitete sie die Arme aus und beide Mädchen sanken einander an die stürmisch klopfenden Herzen.

„Notarius Steffan," sprach endlich Renate, „war gestern Nachmittag bei meinem Vater. Er hat förmlich um mich geworben und —"

„Du bist Braut!" rief Sabine, indem sie vergnügt in die Hände schlug und mit herzvoller Theilnahme die Freundin anblickte.

„Du weißt ja, daß ich ihn nicht leiden mag," erwiederte diese, leicht schmollend und sich auf die Seite wendend.

„Auch ist die Mutter mit diesen Absichten nicht einverstanden. Sie sähe es weit lieber, wenn ich einem jungen Manne die Hand reichte, welcher schon einige Wochen in unser Haus zu kommen pflegt."

„Der dir aber nicht gefällt," scherzte Sabine.

„Sein Aeußeres könnte schon das Wohlgefallen eines Mädchens erwecken," gab Renate zur Antwort. „Eine schlanke, kräftige Gestalt, ausdrucksvolle Gesichtszüge, feuriger Blick, wallende Goldlocken, und zu dem Allem Witz und Munterkeit, ja noch etwas mehr, so Schelmerei und Muthwillen, sind doch gewiß Eigenschaften, die eine Jungfrau schon zu umgarnen vermögen."

„Welch ein wunderliches Ding Du bist," lächelte jetzt Sabine. „Was Du hier beschreibst, ist ja ein Paradiesvogel mit glänzend goldenem Gefieder! — Und der gefällt Dir nicht? — Schau, schau! — Du bist verwöhnt von Euren Reigen auf der Meisterstube und von den Hirschessen der Stahlschützen auf dem Graben. Weil alle junge, schöne Männer dort um Deine Gunst buhlten, so macht die Auswahl Dich jetzt verwirrt."

Renate schüttelte schweigend den Kopf.

„Wie nennt sich denn der junge Mann," fuhr nunmehr Sabine, unter erzwungener Gleichgültigkeit ihre Neugierde verbergend, fort, „von dem Du ein Gemälde entworfen hast, so schön, als es nur der Schneidersohn an der rothen Badstube, Adam Elzheimer, ausführen kann?"

„Der schöne Wilhelm" heißt er bei den Frauen," antwortete Renate, gleichgültig die Hand wegschleudernd, „und" — setzte sie dann mit leisem Erröthen hinzu — „auch Jungfrauen entblöden sich nicht, mit gleicher Benennung seiner zu gedenken. — Im Uebrigen," schloß sie dann kalt, „nennt ihn die Welt: Wilhelm Bechbold."

„Wilhelm Bechbold?" wiederholte Sabine unter Erbleichen, indem sie das weit geöffnete, starre Auge mit geisterhaftem Glanze an die Lippen ihrer Freundin hing.

„So ist es," war die Antwort, „und Dein Erstaunen, ja Dein Erschrecken wundert mich nicht. Wie kommt der leichtfertige Gesell dazu, den Blick auf mich zu richten?"

„O, schilt ihn nicht," fiel jetzt Sabine mit plötzlich weichem Tone ein. „Es dürfte sein Inneres doch besser seyn, als Du vermeinest. Sein froher, leichter Muth mag ihn zuweilen an unüberlegte Streiche bringen — aber sieh' ihm in's Auge und sage dann, ob in dem Busen dieses Jünglings ein böses Herz, ob unter den Goldlocken dieses schön geformten Hauptes ein gefährlicher Sinn zu wohnen vermag."

Renate hatte, während die Freundin dieses mit eigenthümlichem Ausdrucke und einer gewissen Verklärung in Mienen und Blicken sprach, zum Fenster hinaus in das kleine Gärtchen geschaut. Jetzt wendete sie sich, wie zu einem Entschlusse vorbereitet, zu Sabinen und heftete das Auge bewegt und nachdenklich auf diese:

„So würdest Du mir also rathen, der Mutter in diesem Stücke gehorsam zu seyn?"

Sabine erbebte und ihre Hand zitterte. Die Lippen versagten zuckend ihren Dienst.

„Wenn sonst das Herz nichts fesselt," entgegnete sie endlich unter mühsamer Fassung, „denn dieses — läßt — sich — — nicht bewältigen."

Renate schwieg einen Augenblick, dann erwiederte sie mit einem Ausdrucke, in welchem die Schwingung eines dem Schmerz entstiegenen Tones nicht zu verkennen war.

„Wohl magst Du recht haben. Allein was nützt es denn, wenn unser Herz in Fesseln seine Schläge zuckt und die Wallungen desselben nicht gleiche freud- und schmerzvolle Triebe entzünden?"

„Renate, Freundin," entgegnete Sabine, „aus welchem Stoffe

muß denn der Mann geformt seyn, welchen der Strahl Deines Auges nicht zu erwärmen vermöchte?"

Die Gefragte antwortete mit einem Lächeln, in welches jedoch einige Bitterkeit sich stahl, dann wendete sie mit erzwungener Ruhe den nachdenklichen Blick auf die Seite. Ein für beide Mädchen höchst peinliches Schweigen trat sofort ein. Beide wußten nicht, ob sie den geheimnißvollen Drang, welchen sie im tiefsten Herzen fühlten und sich selbst nicht zu gestehen wagten, in Worten der andern mittheilen sollten.

Endlich hob Renate, zu einem Entschlusse ekräftiget, ihre Brust.

„Du blickst wohl klarer in das Getreibe, als mein befangenes Auge. Fürwahr, ich thue dem Wilhelm Unrecht, und darum will ich Deinem Rathe folgen. Bin ich ja doch am Ende nur die Tochter eines Handwerkers und muß, wie so viele meines Gleichen, nach einem Versorger und Ernährer trachten."

„Wenn auch Dein Herz widerstrebt?" fiel Sabine, kaum ihrer Sprache mächtig, wankend ein.

„Beruhige Dich," antwortete Renate, ihrer Freundin die Hand zärtlich drückend, „so ist es nicht gemeint. Ich mag zwar den Notarius nicht; allein Wilhelm Bechdold —"

„Du liebst ihn?!"

„Ich hasse ihn wenigstens nicht."

Sabine klammerte sich jetzt an das Fenster und ließ ihre schmerzerfüllten Blicke in das Gärtchen hinausschweifen, endlich entquoll ihrem Auge eine Thräne, die sie hastig zu verbergen suchte.

„Was ist Dir, Freundin?" fragte jetzt die, solches wahrnehmende Renate.

Die Gefragte wendete das glühende Antlitz zur Seite und als die Freundin erneuert und heftiger in sie drang, das belastende Geheimniß in ihren verschwiegenen Busen auszuschütten, da hob sich Sabinens jugendliche Brust und ihre ganze liebliche Gestalt zitterte unter den Wehen eines heftigen inneren Kampfes. Freundschaft stritt mit der Liebe, und der Drang nach Mittheilung mit jungfräulicher Scham.

Wo aber das Feuer einmal gezündet hat, da sucht es sich auch endlich seine Bahn zu brechen. Schon klärte sich Sabinens Auge, schon schaute sie mit herzinnigem Vertrauen zu der ganz besorgt werdenden Freundin und eben wollte sie die Bande der Zunge lösen, als auf der Straße Getümmel laut ward, Geschrei erschallte und gleich darauf heftig und in rascher Folge mit dem Klöpfer an die Thüre geschlagen wurde.

Schnell eilte Sabine nach der Hausflur und wie sie den alten Flügel öffnete, so stürzte Wilhelm Bechdold bleich und abgehetzt in das kleine Häuschen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Prätendentschaft Don Miguel's.

(Fortsetzung.)

Die Begleiter der jungen Königin faßten unterwegs den Entschluß, in London gegen die „Usurpation" ihrer Krone Hülfe zu suchen. Mit großer Aufmerksamkeit ward die Königin von Georg IV. (22. December 1828) empfangen; allein das Ministerium nahm ihren Botschafter, Marquis von Palmella, nicht an, und als kurz nachher der der Königin ergebene General Saldanha eine Anzahl gleichgesinnter Portugiesen nach der azorischen Insel Terceira überzuschiffen beabsichtigte, wo die Einwohner und Besatzung Don Pedro und seiner Tochter mit aufrichtiger Treue ergeben waren, mußten (16. Jan. 1829) diese Auswanderer, durch Kanonenschüsse eines englischen Kriegsschiffes am Landen verhindert, sich nach den französischen Küsten wenden. Einige Monate später (Juni 1829) gelang es dem Grafen von Villaflor, einem Anhänger Don Pedros, mit etwa zwanzig Offizieren in Terceira zu landen, wo er sich als Generalkapitän die oberste Regierungsgewalt übertragen ließ. Um die widerspenstige Insel zu erobern, sandte Miguel eine Flotte dahin ab, die aber zurückgeschlagen wurde. Terceira blieb nun das Asyl und der Sammelplatz von Miguels Gegnern. Don Pedro setzte Villaflor, Palmella und Guerreiro als Regenten ein, welche (20. März 1831) an alle Portugiesen einen Aufruf erließen, um die Waffen für Donna Maria zu ergreifen. Die Julirevolution und der Sturz des Toryministeriums machten mit einem Male der Zuneigung ein Ende, die Frankreich und England in letzterer Zeit für Don Miguel gezeigt hatten. Beide Mächte sandten kurz nach einander (April und Juli 1831) Kriegsflotten in den Tajo, wodurch sie, England, indem es Drohungen anwendete, Frankreich durch Wegnahme portugiesischer Schiffe, Genugthuung für diejenigen Unbilden erzwangen, welche englischen und französischen Unterthanen auf Befehl der portugiesischen Regierung zugefügt worden waren. Während dessen hatte Villaflor von Terceira aus (seit Mai 1831) die sämmtlichen Azoren für Don Pedro und Donna Maria gewonnen, indem die dortige Kriegsrüstung von England keine Hindernisse mehr erfuhr, von Frankreich aus sogar Unterstützung fand. Um dieselbe Zeit nun (19. Juni 1831) kehrte Don Pedro selbst ganz unerwartet nach Europa zurück. Dieser, welcher der immerwährende Beschützer der brasilianischen Freiheit seyn wollte, suchte als Kaiser den Grundsatz Napoleons: „Alles für, Nichts durch das Volk zu thun", geltend zu machen, und zerfiel darüber mit den Wortführern der Volkspartei. Der Ergebenheit der Truppen vertrauend, halte er am 5. April 1831 die ihm aufgedrungenen Minister entlassen und an deren Stelle andere ernannt, was aber einen Tumult zur Folge hatte, wobei die Soldaten dem Kaiser ihre Dienste versagten. Dieser jedoch wollte lieber vom Throne steigen, als sich nachgiebig zeigen, und verzichtete (7. April) freiwillig zu Gunsten seines (damals 6jährigen) Sohnes Pedro II. auf Brasilien. Alsdann ging er mit seiner zweiten Gemahlin (der Tochter des Herzogs Eugen von Leuchtenberg) und mit seinen Schätzen zu Schiffe und landete am 19. Juni an Frankreichs Küste. In Cherbourg angekommen, erließ er eine Bekanntmachung, daß er inskünftige den Titel Herzog von Braganza führen und die Rechte seiner Tochter auf Portugals Krone behaupten werde. Bei dem König Wilhelm IV. von England fand er, als er sich sodann nach London begeben hatte, freundliche Aufnahme, worauf er nach Paris zu Ludwig Philipp ging und an der Feier der Julitage Theil nahm. Allein Don Miguel, der von ihm aufgefordert worden war, die Krone an Donna Maria zurückzugeben, erwiederte: „Diese Krone gehöre ihm durch das Recht der Geburt, wie durch die Anerkennung der Nation, nachdem Don Pedro als Kaiser von Brasilien für Portugal ein Fremder geworden. Jetzt sey er als Herzog von Braganza sein Unterthan; wenn er als Rebellenhaupt und Friedensstörer auftrete, solle er als solcher behandelt werden." — Die Ausrüstung einer Expedition zur Wiedergewinnung Portugals ward inzwischen von Don Pedro schleunig betrieben. Auf der französischen Insel Belle-Isle sammelten sich zu seinem Dienste Schaaren von Franzosen und Engländern, zum Theil auch Portugiesen. Don Pedro selbst, der seine Familie in Paris zurückließ, kam am 3. Febr. 1832 in Belle-Isle an, landete am 3. März in Terceira, und verstärkt durch Truppen, welche er dort vorfand, ging er am 26. Juni mit 12,000 Mann nach Portugal unter Segel. Am 8. Juli erschien er vor der Handelsstadt Oporto, dessen Einwohner ihm geneigt waren und welche ihm bald zufiel. Indessen zeigte die übrige Bevölkerung des Landes noch keinen großen Eifer für Don Pedro; er rückte nicht vor und wurde bald durch ein mi-

...liſches Heer in Oporto eingeſchloſſen. Große Zerwürfniſſe herrſchten in beiden Armeen, indem beide Brüder mit ihren Generalen und Miniſtern in ſtetem Zwiſte waren. Der Anführer von Don Pedros Landheer, der Franzoſe Solignac, ſowie der Befehlshaber ſeiner Flotte, der Engländer Sartorius, nahmen in entſcheidenden Momenten ihren Abſchied. Don Pedro war jedoch entſchloſſener als Miguel, und nachdem die Belagerung eilf Monate (Juni 1833) gedauert hatte, faßte er den Plan, 3500 ſeiner Truppen zur See nach Algarbien zu ſenden, wo er von den ſowohl ihm als ſeiner Tochter geneigten Bewohnern Unterſtützung hoffen durfte.

(Schluß folgt.)

Zur Charakteriſtik des Weibes.

Ein philoſophiſcher Engländer kommt in ſeinen Unterſuchungen über das Weib auf Folgendes: „Daß man, um die Feinheit eines weiblichen Verſtandes zu beſchreiben, eine Feder aus dem Flügel eines Schmetterlings ziehen müſſe; daß es bei weitem vorzuziehen, wenn ein Mann mehr durch ſeinen Kopf als durch ſein Herz geleitet werde, dagegen ein Weib mehr den Eingebungen ihres Herzens trauen und folge müſſe, welches ſich für ſie als ein treuerer und zuverläſſigerer Rathgeber und Führer erweiſe. Für die Erfüllung ihrer häuslichen beſcheidenen und beſchränkten Pflichten reiche ein ſchlichter Verſtand und ein gutes Herz vollkommen aus; das wichtigſte Erforderniß für ſie aber ſey weibliche Reinheit und Züchtigkeit, als geeignet, ihr jeden andern Vorzug zu verleihen. Es ſey ihre Aufgabe, hülfloſe Kindheit in Schlummer zu lullen, der Schwäche des Alters die Annehmlichkeiten heiterer Geduld zu gewähren, die Zankſüchtigkeit mürriſcher Temperamente zu beſchwichtigen, die Heftigkeit unbändiger Männer zu ſänftigen und aufbrauſende, wilde Leidenſchaftlichkeit zu zügeln. Daß geſunder Menſchenverſtand und ein gutes Herz höhere Fähigkeiten bei einem Weibe überflüſſig machen; daß ein höherer Geiſtesflug niemals ihr Glück fördere oder ſie liebenswürdiger und einnehmender machen könne; daß ſie ihre geiſtige Begabtheit auf dem blumigen Gefilde leichter Literatur verſuchen möge und ſich in der Kenntniß der Schönheiten und Anmuth ihrer Mutterſprache auszuzeichnen ſuchen ſolle. Daß der dornige und ſteile Pfad zur Wiſſenſchaft für die Frauen nichts tauge; daß es keine Nothwendigkeit für ſie ſey als Blauſtrümpfe zu figuriren; daß ſie beſſer thun, die ſchwierigeren Zweige der Wiſſenſchaft ganz dem Manne zu überlaſſen, als welcher geeigneter ſey, mit deren Schwierigkeiten zu ringen; daß derartige Anſtrengungen und Beſtrebungen ihre lieblichen Geſichter mit vorzeitigen Runzeln bedecken und ſie beſtimmen würden, jener charakteriſtiſchen Zartheit zu entſagen, deren Verluſt durch keine Errungenſchaft im Gebiete der Gelehrſamkeit zu erſetzen iſt, und daß es bei weitem annehmlicher ſey, in ihrem Antlitz die lieblichen Gefühle einer Gattin und Mutter ſtrahlen zu ſehen als die Spuren des tiefen Denkens eines ſpeculativen Philoſophen."

Mannichfaltigkeiten.

In dem verfloſſenen Jahr ſind aus dem Mecklenburgiſchen allein über Hamburg 7310 nach Amerika ausgewandert. Das mitgenommene Vermögen läßt ſich auf mindeſtens ein und eine halbe Million Thaler berechnen.

(Münſter, 18. Jan.) Geſtern fand hierſelbſt eine gewiß ſeltene kirchliche Feier, die Einſegnung der neuen Gasbereitungs-Anſtalt vor dem Ludgeri-Thor ſtatt, wozu der Unternehmer, Hr. Sabey, eine Anzahl der angeſehenſten Perſonen unſerer Stadt eingeladen hatte. Um 5 Uhr Nachmittags fanden ſich Se. biſchöfl. Gnaden, der hochwürdigſte Weihbiſchof Dr. Brinckmann, in Begleitung mehrerer Geiſtlichen ein, und bald darauf wurde in dem Lokal, wo die Gasretorten ſich befinden, über deſſen Eingang ein Kreuz von vielen hundert Gasflammen funkelte und wo ein Altartiſch aufgeſtellt war, die feierliche Handlung der Einweihung nach dem im Pontificale romanum vorgeſchriebenen Rituale von Sr. biſchöflichen Gnaden vollzogen und der Segen des Himmels auf das Gedeihen der für Münſter ſo wichtigen, lichtbringenden Anſtalt herabgefleht. Dem feierlichen Akte folgte ein ſplendides Diner; außer den genannten beiden hochwürdigſten Biſchöfen bemerkte man unter den eingeladenen Gäſten auch den Herzog von Croy. Es lebe die Geiſtlichkeit, welche der Verbreitung des Lichtes, aber nicht allein des Gaslichtes ſich anſchließt!

(Köln, 16. Jan.) Es heißt, der hieſige Theaterdirektor Röder würde mit Ende des laufenden Abonnements ſeine Vorſtellungen aufgeben, wozu Mangel an Theilnahme ihn zwinge. Das Schauſpiel wird entlaſſen und die Oper geht nach Holland und Belgien, um dort eine Zeit lang zu ſpielen. Anfangs Mai begibt ſich die Oper nach London, wo ein Cyclus von Vorſtellungen gegeben werden ſoll. Um noch einen letzten Verſuch zu machen, hat er ſich nach dem Beiſpiele mehrerer ſeiner Vorgänger mit einem Unterſtützungsgeſuche an den Gemeinderath gewendet. Man ſagt, er begehre 5000 Thaler jährliche Subvention. Das wird wieder intereſſante Debatten abſetzen!

Man ſchreibt aus Berlin: „Anfangs dieſer Woche traf ein Theateragent aus Wien im Auftrage des Direktors Pokorny hier ein, um für denſelben die Geſellſchaft der Zulu-Kaffern zu engagiren. Kaum war der Agent, in Begleitung eines Sohnes des Hrn. Pokorny, hier angelangt, als ein Berliner Theateragent, der mit einem Konkurrenten Pokornys, dem Direktor Carl in Wien, in Verbindung ſteht, an Letzteren durch den Telegraphen die Anfrage richtete, ob er nicht die Kaffern für das Carl-Theater engagiren wolle? Es kam die Antwort zurück, daß Hr. Carl ſich in Prag befinde; der Telegraph brachte nun die Frage dorthin, in wenigen Minuten folgte die bejahende Antwort, der Kontrakt wurde ſofort abgeſchloſſen und Hr. Carl auf der Stelle telegraphiſch von dem Gelingen des Planes unterrichtet. Als der Pokorny'ſche Agent ſich im Hotel von den Reiſeſtrapazen erholt, fuhr er nach dem Kroll'ſchen Lokale hinaus; am Eingange traf er ſeinen hieſigen Kollegen, an den er einen freundſchaftlichen Gruß und die Frage richtete: „Was gibt's Neues?" „Ich habe ſoeben die Kaffern für den Direktor Carl engagirt," war die unerwartete Antwort.

(Eilenburg, Anfangs Januar.) Wir haben das vergangene Jahr mit einem entſetzlichen Ereigniß beſchließen müſſen. Am 27. Dec. ward eine arme Familie, aus einer Mutter und zwei erwachſenen Töchtern beſtehend, durch Kohlenfeuer erſtickt und verbrannt. Die Unglücklichen, die ihr Brod vor den Thüren ſuchten, kamen Abends ermüdet und erſtarrt in ihre kalte Kammer. Um ſich zu erwärmen, hatten ſie ein Kohlenbecken entzündet; der Dampf mag ſie erſtickt haben und ſo mögen ſie dann in die glühenden Kohlen gefallen ſeyn. Als die eine Tochter bereits vom Feuer ergriffen war, kam erſt Hülfe; bei Allen aber zu ſpät.

Frankfurter Theater.

Am 19. d. M. fand die zweite Aufführung der Oper „Tony" statt. Wenn neue Opern keinen durchgreifenden Erfolg erzielen, was freilich bei den meisten der Fall ist, so wird darüber gestritten, ob der Dichter des Libretto oder der Componist solches verschuldet habe, und man erzählt sich hierüber wohl manche recht ergötzliche Anekdote. Obwohl nun Text und Musik für den Erfolg einer Oper von fast gleicher Wichtigkeit sind, so fehlt es doch nicht an Beispielen, daß überwiegende Vorzüge des einen oder der andern den Ausschlag gegeben und für die Fehler nach der einen wie nach der andern Seite hin entschädigt haben. In der Regel tragen beide Theile die Schuld, nur will sie keiner auf sich nehmen, und auch die Kritik plaidirt oft für den Librettisten oder für den Tonsetzer. Was die Oper „Tony" betrifft, die zwar nicht mißfallen, aber auch keinen glänzenden Succeß gehabt hat, so ist an dem Text derselben auszustellen, daß er seinen Höhepunkt schon beim Schluß des ersten Aktes erreicht und in den folgenden nur lyrische Momente, nicht aber dramatische Effekte und Steigerungen bietet. In den Einzelnheiten ist er übrigens gut und sorgfältig bearbeitet. Der Componist bekundet seinerseits ein edles Streben und weiß sich von Effekthascherei und Trivialität fern zu halten; er bringt auch manches recht schöne und anziehende Tonstück, manche recht sangbare und gefällige Melodie und läßt durchweg einen sinnigen Ernst und einen würdigen Ausdruck vorwalten; aber des Eigenthümlichen und Originellen, des Urkräftigen und jeden Hörer Bewältigenden ist doch nicht ausreichend genug vorhanden. Als besonders hervortretend und schön dürfen wir bezeichnen: das Finale des ersten und zweiten Aktes, ein Lied und große Scene des Tony Akt I, eine Romanze der Bertha und den Canon Akt II und besonders die Chöre, die sich durch Frische auszeichnen. — Hr. Dettmer ist in Gesang und Spiel ein tüchtiger Repräsentant der Titelrolle, sowie Hr. Roberti der des Hermann, dessen Traumlied er mit Gefühl und Ausdruck vorträgt. Die größeren lyrischen Partien des Otto (Hr. Caspari) und der Bertha (Frau Anschütz), sowie die kleineren Rollen der Rosabella (Frl. Hoffmann), des Tobias (Hr. Baumann) und des Conrad (Hr. Leser) wurden beifällig ausgeführt, sowie auch die Ausstattung und Scenirung nichts zu wünschen übrig ließen.

Im Schauspiel fährt die „Waise von Lowood" fort, sich als treffliches Kassenstück zu bewähren. Wir haben das nicht anders erwartet; denn ein verwaistes Mädchen, welches von hartherzigen Verwandten verfolgt und niedergedrückt wird, sich aber durch die Kraft eines klaren Geistes und eines festen, mit Ausdauer nach dem Ziele schreitenden Willens seine Bahn bricht und als Siegerin zum schönen Ziele gelangt, es ist der Sympathie des Herzens eines deutschen Theaterpublikums sicher, und kein Kritiker wird ihm diesen Triumph streitig machen können. Fräul. Genelli (Jane Eyre) und Hr. Devrient (Lord Rochester) werden bei jeder Aufführung durch wiederholten Beifall und Hervorruf ausgezeichnet.

Die Vorstellung zum Benefiz des Hrn. Hassel machte nach altem Brauch auch dießmal wieder ein überfülltes Haus. Sie brachte abermals einen Hampelmann, und zwar „auf Freiersfüßen". Die der „Landparthie nach Königstein" und der „Reise im Eilwagen" gefolgten Hampelmänner sind jedesmal matter und trivialer geworden und der auf Freiersfüßen ist so matt, daß wir aufrichtig wünschen, es möge mit ihm die nun lang genug bestandene Firma keine neue dramatische Spekulation mehr unternehmen. — Das dreiaktige Lebensbild mit Gesang von Starke: „Ränke und Schwänke" gefiel sehr und erweckte allgemeine Heiterkeit. Es wird noch manchen Theaterabend zahlreiche Freunde des Scherzes, die sich, ohne hier den literarischen und kritischen Maßstab anzulegen, erheitern wollen, heranziehen, um so mehr, als es zur guten Laune manchen treffenden Witz gesellt und frisch und lebendig abgespielt wird.

Das schon im vorigen Monat begonnene und demnächst beendete Gastspiel der Frau Stolte ist in eine für es nur wenig günstige Zeit gefallen. In der zweiten Hälfte des December wird der Theaterbesuch durch die Vorbereitungen für die Freuden des Weihnachtsfestes sehr geschmälert, und so wurde auch diesem Gastspiele weniger Beachtung zugewendet. Dazu kam noch eine durch den Abgang von Fräul. Janauscheck veranlaßte Mißstimmung, die von manchem Verehrer dieser bei uns so vielbeliebten Künstlerin vielleicht unwillkürlich gegen Frau Stolte gewendet wurde. In solchem Falle werden Vergleichungen gemacht, die nur selten zu Gunsten Dessen, der unsern Beifall erst gewinnen soll, ausfallen. Sollen auch wir vergleichen, so haben wir in den Darstellungen von Fräul. Janauscheck mehr Natur und Wahrheit, einen tiefern und wärmern Gefühlsausdruck, eine einfachere und ruhigere Haltung und Durchführung der Charaktere gefunden, während dagegen Frau Stolte mehr Leidenschaft und Aufregung entfaltet, dem Bühneneffekt mehr Konzessionen macht und sich dem darzustellenden Momente mit weniger Bemessenheit hingibt. Uebrigens ist Frau Stolte eine jedenfalls sehr befähigte und mit schönen Mitteln begabte Schauspielerin, die auch fleißige Studien gemacht hat und den bessern Darstellerinnen beigezählt werden darf, die aber noch mehr leisten würde, wenn sie oft etwas weniger thun und die Lebhaftigkeit ihrer Farben etwas mildern wollte. Wenn auch aus den oben angedeuteten Ursachen der Erfolg ihres Gastspieles kein durchgreifender war, so fand es doch eine beifällige Aufnahme. Schließlich empfehlen wir die demnächst zum Vortheil der Frau Stolte stattfindende Vorstellung der „Donna Diana" der Beachtung der Theaterfreunde.

W.

Korrespondenz.

Mainz, 22. Jan.

Wie weit die Strenge dieses Winters und die fortwährend noch steigende Theuerung der nothwendigsten Lebensmittel die Kreise Derjenigen, welche auf die Unterstützung ihrer Mitbürger angewiesen sind, ausdehnte, beweist die amtliche Mittheilung, daß in der Suppenanstalt, welche die städtische Behörde wegen der dringenden Noth in's Leben rief, täglich 2100 Portionen ausgetheilt werden. Zu gleicher Zeit sind öffentliche Lokale geheizt, um den Armen in der Kälte einen Zufluchtsort zu gewähren, — lauter sehr wohlthätige Anstalten, welche aber natürlich der Stadt große Ausgaben verursachen. Daß unter solchen Umständen die Bemühungen Derer, welche das seit 1848 hier nicht mehr erwachte Carnevalsleben im alten großartigen Maßstab wieder zurückrufen möchten, trotz mehrerer Vereine, die zu diesem Zwecke sich hier bildeten, ohne sonderlichen Erfolg bleiben, ist natürlich und löblich. Nicht allein, daß in Zeiten großer Noth ein besonderes Hervortreten der Vergnügungslust dem besseren öffentlichen Gefühle entgegen ist, wird auch durch so geschaffene Anlässe der minder Bemittelte zu Ausgaben fortgerissen, welche oft seine Kräfte übersteigen und dadurch auf das Familienleben sehr nachtheilig wirken, in letzter Konsequenz aber die Noth und die Anforderungen an die Gemeindekräfte vermehren.

Donnerstag, 27. Jan. Abends 7 Uhr: Dritte Quartett-Unterhaltung der Herren Heinr. Wolff, Waldhauser, Posch und Siedentopf im holländischen Hof. Programm:

1) Quartett aus D dur (Nr. 10) von Mozart.
2) Quartett aus B dur von Franz Messer.
3) Quartett aus D moll von Cherubini.

Billets zu 1 fl. 45 kr. sind in der Musikalienhandlung des Herrn André und Abends an der Kasse zu haben.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 25. Jan. Ränke und Schwänke, Posse in 3 Akten, von Starke, Musik von Stiegmann. Vorher: Herr Hampelmann auf Freiersfüßen, Posse in 1 Akt.

Donnerstag, 26. Jan. (Zum ersten Male wiederholt): Der Droschkenkutscher, Charaktergemälde in 2 Abtheilungen und 6 Akten, nach dem Französischen bearbeitet von J. Heymann. Erste Abtheilung: Die Entsagung, in 2 Akten. Zweite Abtheilung: Graf und Droschkenkutscher, in 4 Akten. (Gastrolle) Madeleine — Gräfin d'Arezzo: Frau Stolte, vom Hoftheater zu Kassel.

Freitag, 27. Jan. (Mozarts Geburtstag.) Bei festlich erleuchtetem Hause. Zum Benefiz des Hrn. Caspari. (Neu einstudirt): Titus, große Oper in 2 Akten, Musik von Mozart. Mit aufgehobenem Abonnement.

Mittwoch, 1. Febr. Erster Maskenball im Stadttheater.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 23. Donnerstag, den 26. Januar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

„Verschließt die Thüre! — Geschwind! — Geschwind, so Ihr mein Leben retten wollt!“ rief Wilhelm Bechdold.

Sabine stand wie ein unbewegliches Marmorbild; die unterdessen ebenfalls herzugekommene Renate aber schleuderte voll rascher Entschlossenheit den Thürflügel zu und schob mit flinker Hand die Riegel vor.

Außerhalb der Thüre entstand jedoch jetzt ein gräulicher Lärm und donnernde Schläge machten die alte Holzfuge in dem Verschlusse zittern.

„Aufgemacht, aufgemacht, gebt ihn heraus, den verwegenen Wilddieb! — Aufgemacht, oder wir brauchen Gewalt, wir schlagen Euch die Thüre ein, wir brennen Euch das Nest über dem Kopfe an!“ Also erschallte es von der Gasse und der Lärm wurde immer lauter und drohender.

„Was ist es denn mit Euch?“ forschte nunmehr Renate, indem sie den sich sammelnden Bechdold in Sabinens Stube drängte. . .

„Ach, es hat nicht viel auf sich,“ versetzte Jener, frischen Athem schöpfend. „Der Forstwart des Goldsteiner Forstes, der alte Wortwin, nebst einigen seiner Jäger und Waldschützen begegneten mir soeben an dem Stammhause der Herren von Meslem, am sogenannten steinernen Hause. Der Alte schneidet mir ein grimmiges Gesicht, und wie ich darob lachte, so schalt er mich einen Wilddieb. Als ich ihn hierauf einen Krautschützen nannte, so meinte er, ich sey ein loser Bube, den man züchtigen müsse, und wirklich holte er auch schon aus, um mir eins auf's Piret zu langen. Da war jedoch Wilhelm Bechdold ebenfalls nicht faul und krach! lag der Alte in der Straßenrinne; ich aber enteilte, weil seine Begleiter die Räder an den Büchsen schnell aufzogen und mir vielleicht mit Blei gelohnt hätten, wenn sie wegen des Marktes auf mich hätten zielen können.“

Der Redende hatte in rascher Wortfolge diese Erzählung kaum geendiget, als unter steigendem Lärm der alte Hausverschluß in seinen Angeln wankte und in die Flur zu stürzen drohte.

„O, rettet, rettet Euch!“ flehte nun Sabine, indem sie Bechdold mit der einen Hand am Arme, mit der andern aber um den Leib faßte und ihn tiefer in die Stube hineinzog.

„Aber wohin denn?“ fiel nun Renate ein. — „Hier ist ja kein Ort zum Verbergen.“

Mit diesen Worten hatte sie ihre ganz verwirrte Freundin auf die Seite genommen. Da warf Sabine einen angsterfüllten und verzweifelnden Blick nach den grünen Vorhängen der jungfräulichen Schlafstätte. Die Hoffnung, den Flüchtling auf diese Weise retten zu können, spiegelte sich in dem reinen Auge, aber eine Feuersgluth der Ehrbarkeit und Zucht flammte zugleich auf Stirn und Wange.

„Er ist verloren!“ flüsterte sie jetzt der krampfhaft umschlungenen Freundin verschämt in das Ohr, „wenn — wenn —“

Die Bewegung und die Angst, das Erglühen und die Verzweiflung und die Innigkeit und Hingebung Sabinens bildeten in lebhaften Farben ein zu laut sprechendes Gemälde, als daß Renate nicht den Seelenzustand ihrer Freundin hätte deutlich erkennen sollen. Mit Blitzes Schnelle und Klarheit lag der Sturmesdrang ihrer Freundin, aber zugleich auch die Richtschnur ihrer eignen Handlungsweise deutlich vor ihrem innern Blicke.

Aber was in diesem Augenblicke beginnen? — Wie zu rathen, auf welche Weise zu helfen? Auch Renatens Seelenreinheit wendete sich züchtig von dem angedeuteten Wege. Und unterdessen war der Tumult außerhalb zum Höchsten angewachsen, welcher den Flüchtigen, vielleicht auch beide Mädchen mit dem gewissen Verderben bedrohte.

Da hörte auf einmal von der Straße her Sabine ihren Namen rufen, und wie beide Jungfrauen genauer aufhorchten, so erkennten sie deutlich die Stimme des Vaters Zäckerlein, der seiner Tochter befiehlt, die Thüre zu öffnen.

Zitternd und zagend leistete Sabine Folge. Als aber die Thüre geöffnet ward, so zeigt sich die enge Luprandsgasse gedrängt voll wildblickender, mitunter auch nur gaffender Menschen und aus dem hin und her wogenden Haufen schreitet der Obristrichter der Stadt mit bewaffneten Fußknechten, die den Vater Zäckerlein, welcher einen jungen, wohlgebauten, kräftig drein blikkenden Dominikanermönch an der Hand hält, zu seinem Hause geleiten.

Zäckerlein flüchtete alsobald, so schnell es ihm sein schwächliches Fußwerk erlaubte, zur Treppe hinauf in das obere Gelaß, der Mönch aber stellte sich entschlossen zwischen die Pfeiler der Thüre und wies, als der Obristrichter mit seinen Bewaffneten ebenfalls in das Haus treten wollte, denselben mit nachdrücklichen Worten zurück.

„Wie, Pater Cyrillus, Ihr habt meine Hülfe angerufen und nun ich Euch solche geleistet —“

„Herr Obristrichter, ich rief Euch an, daß Ihr mir den Volkshaufen zertheilen und mich zu dem, uns gehörigen Gebäude geleiten sollt. Nun dieses geschehen, danke ich Euch. Mögt Ihr jetzt Eurer Wege ziehen, oder ferner Eure Herrschaft auf den, der Stadt gehörigen Gassen walten lassen. Ein Beschreiten dieses Hauses aber, welches zu dem Gerichtssprengel Seiner er-

bischöflichen Gnaden, des Kurfürsten von Mainz, gehört, kann ich Euch nimmermehr gestatten."

Betreten wich der Obristrichter zurück und der hinter ihm stehende Volkshaufe gaffte mit aufgerissenen Augen und weitgesperrtem Munde den, also entschlossen sprechenden Dominikaner eine Weile an, bis sich sein Verstummen in nach und nach zunehmendem, wieherndem und spöttischem Gelächter Luft machte.

„Pfaffenwirthschaft," erschallte es dann, „will etwas Besseres als wir haben! — Wir sind Herr im Hause! — Herr Obristrichter, zugegriffen, wir wollen Euch schon den Wilddieb, der für die geistlichen Herren die feisten Wildbraten stiehlt, holen!"

Aber auch andre handfeste Bürger drängten sich nach der Hausthüre Zäckerleins und schwangen ihre nervigen Fäuste:

„Zurück, ihr Verwegene! — Wage es Keiner, Hand an das Eigenthum der Kirche zu legen, welcher nicht den Hirnschädel zertrümmert haben will!"

Der einfache Streit Bechdolds mit dem Forstwarte und die Verfolgung des Flüchtigen hatte eben nach und nach eine ganz andere Gestalt angenommen und aus dem Gezänke zweier Privatleute drohte ein erbitterter Kampf um Glauben und Meinen hervorzugehen.

Da entstand plötzlich in der aufeinander gekeilten Volksmasse ein Gewoge und gewaltsam schob sich die Masse in zwei Hälften auseinander. Durch diese auf solche Weise gebildete Gasse aber schritten der jüngere Bürgermeister Völker mit Syndikus Quamber daher und mehrere Einspänniger folgten. An dem Hause Zäckerleins angelangt, wollten sie allda eintreten, allein auch ihnen verwehrte der Mönch den Zugang.

Von Unwillen erfüllt wendete sich nun der Bürgermeister zu dem Obristrichter und dessen bewaffneten Söldnern. Schon wollte er den Befehl geben, den Mönch auf handfeste Weise eines Bessern zu belehren, als der Syndikus den Bürgermeister auf die Seite zog und demselben in lateinischer Sprache zuflüsterte:

„Der Anlaß ist zu unbedeutend. Gebt nach, gestrenger Herr, und Ihr werdet, wenn Ihr hier den Bauer verliert, bei dem nächsten Spiele sie matt machen."

„Wie? — Ihr meinet?" versetzte Völker in der gleichen Sprache.

„Dem tollen Pferde in die Zügel fallen kann leicht den Zugreifenden selbst in Nachtheil bringen. Laßt es doch rennen, der Abgrund kommt schon und — es stürzt hinein!"

„Verstehe ich Euch recht?"

„So wird jener Bechdold immer verwegener und seine Beschützer immer kecker. Dann reichen sie selbst uns das Heft in die Hand."

Der Bürgermeister bekämpfte mit Mühe die in ihm aufgestiegene Lust und wendete sich, ein ruhiges und entschlossenes Gesicht zeigend, zu den um ihn herstehenden Bürgern:

„Geht an Eure Arbeit, ihr Leute. — Die Veranlassung ist wirklich nicht so groß, daß unsere Bürger darüber einander befehden sollten. — Die Sache wird sich übrigens finden. — Wir werden untersuchen und Jedem sein Recht widerfahren lassen."

Unmuthig blickten die Angeredeten eine Weile drein, dann murmelten sie, aber endlich — leisteten sie doch, wiewohl mit sichtlichem Mißbehagen, den Weisungen des Bürgermeisters Folge. Als die enge Gasse sich einigermaßen gelichtet hatte, entfernte sich auch Völker mit dem Syndikus, denen, auf Weisung des Ersteren, der Obristrichter mit seinen Bewaffneten, die Einspänniger und auch der alte Forstwart mit seinen Jägern und Waldschützen folgten.

Pater Cyrillus stand noch eine Weile unter der geöffneten Hausthüre Zäckerleins und sendete triumphirende Blicke in die stiller werdende Lupranbsgasse. Endlich schloß er die Thüre und schritt hinauf in das obere Gelaß des Hauses.

(Fortsetzung folgt.)

Die Prätendentschaft Don Miguel's.

(Schluß.)

Palmella und der zum Herzog von Terceira ernannte Villaflor zeigten bei diesem Unternehmen Gewandtheit; am 24. Juni landeten sie bei Villareal, worauf sich bald die ganze Südküste für Don Pedro erklärte. Wenige Tage nachher (5. Juli 1833) nahm der Engländer Napier, der die kleine Flotte befehligte, in dem Treffen am Cap San Vincent Don Miguels sämmtliche weit zahlreichere, aber schlecht gerüstete Kriegsfahrzeuge. Marschall Bourmont, der Eroberer von Algier, welcher nach der Julirevolution aus bekannten Ursachen nicht wieder nach Frankreich zurückgekehrt war, befehligte das miguelistische Heer und ließ nun die Anstalten zum Angriffe auf Oporto eifrig betreiben. Während Miguels Hauptmacht auf diesem Punkte versammelt war, eilten Villaflor und Palmella, Ersterer zu Lande, Letzterer an Bord eines der eroberten Linienschiffe, nach Lissabon, wo am 24. Juli Donna Maria als Königin ausgerufen wurde. Miguels Statthalter, der Herzog von Cadaval, räumte mit den treugebliebenen Truppen diese Stadt und Villaflor zog ein. Don Pedro kam am 28. Juli von Oporto in Lissabon an und rief Gemahlin und Tochter zu sich. Auch übernahm er nun selbst, an Palmellas und Villaflors Stelle, die Regentschaft, jedoch konnte der Kampf mit Don Miguel noch nicht als entschieden angesehen werden, da er noch im Besitze des größeren Theils des Königreichs, obgleich Oporto, nachdem Saldanha den letzten verzweifelten Sturm Bourmonts abgewiesen hatte, frei war. Letzterer marschirte nun gegen Lissabon, in dessen Nähe es am 5. Sept. zum Treffen kam. Zwar nannten sich die Miguelisten Sieger, zogen sich aber gleichwohl nach Santarem zurück, worauf Bourmont, von seinem übel gelaunten Gebieter gekränkt, das Commando niederlegte, welches an einen andern Franzosen, Macdonald, überging, der sich in der festen Stellung bei Santarem bis zum Frühjahr 1834 behauptete, während Saldanha, Villaflor und Napier eine Stadt nach der andern nahmen. Zuletzt (April 1834) wurden sie sogar durch ein spanisches Armeecorps unter Rodil unterstützt, indem nach Ferdinands VII. Tode dessen Bruder, Don Carlos, die weibliche Thronfolge bestritten hatte und, nachdem seine Anhänger unterlagen, in des ihm bluts- und geistesverwandten Don Miguels Lager geflohen war. Am 15. Mai erfochten Terceira und Napier über Macdonald bei Asseiceira einen entscheidenden Sieg, worauf sie am folgenden Tage Santarem besetzten. Don Miguel nahm nun die von dem englischen Gesandten bei Don Pedro angebotene Vermittlung an und verzichtete gegen ein Jahrgeld und Zusicherung seines persönlichen Eigenthums (26. Mai 1834) auf die Krone Portugals. Am 31. Mai schiffte er sich von Sines nach Italien ein; allein kaum in Genua angekommen, protestirte er gegen seine Thronentsagung, was er später in Rom wiederholte, wohin er sich zurückgezogen hatte. Der Papst gestattete ihm auch für die Zukunft den königlichen Titel. Doch dieß letztere erklärt sich leicht, wenn wir sehen, wie Don Pedro, theils um die zerrütteten Finanzen wieder zu verbessern, theils um jeden Herd miguelistischer Umtriebe zu vernichten, unter dem 28. Mai alle Mönchsorden, geistliche Ritterorden, Hospitien und Klöster aufhob und ihr Eigenthum für die Krone einzog. Am 14. August 1834 eröffnete Don Pedro die Versammlung der Cortes im Kloster San Bento, am 30. ernannten ihn beide Kammern zum Regenten von Portugal, aber er starb kurz darauf (24. September), im 37. Jahre seines

Lebens. Nachdem nun die Cortes die sechzehnjährige Donna Maria für volljährig erklärt hatten, ward sie auch alsbald mit Vermählungsplänen überhäuft. Doch war der Bruder ihrer Stiefmutter, der Prinz August von Leuchtenberg, der Liebling ihres Herzens, den sie am 26. Januar 1835 heirathete, aber schon am 28. März eine tödtlich gewordene „Erkältung" dahinraffte. Am 27. April 1836 vermählte sich die junge Königin mit dem neunzehnjährigen Prinzen Ferdinand aus der katholischen Linie des Hauses Koburg, von dem sie am 16. September 1837 einen Sohn gebar, dem man den Namen seines Großvaters Don Pedro de Alcantara beilegte und welcher jetzt nach dem Tode seiner Mutter als Pedro V. König geworden. In Folge seiner Geburt erhielt der Gemahl der Königin nach herkömmlicher Weise den Königstitel (jetzt während der Minderjährigkeit seines Sohnes König-Regent). — Beinahe zwanzig Jahre sind vorüber, seitdem das constitutionelle Princip, von Don Pedro zur Geltung gebracht, in Portugal thatsächliche Anerkennung gefunden und durch die Quadrupel-Allianz (Frankreich, England, Spanien und Portugal) vom 22. April 1834 für Donna Maria und ihre Nachkommen Garantie erlangt hat. Zwar haben seit jener Zeit in Portugal die Stürme des Bürgerkrieges noch öfter gewüthet, allein die vorherrschenden Elemente derselben waren mehr demokratische Principien, und wenn auch die Miguelisten als Verfechter des Absolutismus einige Mal versucht haben, sich zu erheben, so waren ihre Anstrengungen doch immer auf nur ganz enge Gränzen beschränkt. Inzwischen hat sich überhaupt dort das constitutionelle Princip hinreichend Bahn gebrochen, und wenn, wie bekannt, selbst das Landvolk in Portugal, gerade der Theil der Bevölkerung, welchen sonst die Geistlichkeit leicht zu fanatisiren vermochte, allmälig einzusehen gelernt hat, daß es mit Don Miguel keinen Vortheil erreicht, so möchten wir fragen, was von Letzterem Anderes geschehen könnte, als sich mit papiernen Protesten gegen die Gewalt der Umstände zu bewaffnen.

L—g.

Der Bagatell-Commissarius.

Die Zahl der Bagatell-Prozesse ist in Berlin eine ungeheure. Es existiren daher für diese Art von gerichtlichen Streitigkeiten besondere Commissarien. Sie entscheiden über alle niederen Streit-Objekte bis zu einer gewissen Höhe. Das Zimmer des Bagatell-Commissarius ist stets von Parteien überfüllt. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend gibt es da alle Hände voll zu thun. Vor allen Dingen gehört zu diesem Amte eine gesunde Lunge und eine eherne Ruhe. Hundertmal sieht sich der Richter genöthigt, den Halsstarrigen dasselbe zu wiederholen. Er hat es meist mit den mittleren und unteren Volksschichten zu thun, die zum Termine mit wenig Bildung und vielem Mißtrauen kommen. Kaum hat er mehrere Fälle glücklich geschlichtet und wischt sich den Schweiß von der Stirn, so warten neue Parteien mit ihren Streitigkeiten auf ihn. Er läßt die Bestellten durch den Gerichtsboten aufrufen. „Schultze contra Müller!" ruft derselbe durch die geöffnete Thür. Herr Müller, ein kleiner, dürftig aussehender Mann, welcher der Kläger ist, hat sich pünktlich eingestellt, dagegen fehlt Herr Schultze, der sich verspätet hat, weil er nicht über eine so eben aufgezogene Brücke gehen konnte, und deßhalb kontumacirt wird. Ueber das Gesicht des Klägers und Gewinners schwebt das Lächeln der Zufriedenheit. Er hat seinen Proceß gewonnen und der Richter hat bereits eine zweite Partei vorrufen lassen, mit der er verhandelt. Da tritt der kontumacirte Schultze mit hochroth glühendem Gesicht herein. Sein Schicksal ist ihm bereits bekannt, er ist zum Zahlen verurtheilt. Er wirft einen Blick auf das triumphirende Gesicht seines Gegners und geräth sogleich in Wuth. Mitten in der Verhandlung unterbricht er den Richter und entschuldigt sich Anfangs höflich, dann immer heftiger über sein spätes Kommen. Vergebens sucht ihn der Richter zu belehren, er verweist ihn auf das Gesetz, auf die Ordnung, welcher sich Jeder fügen muß. — Schultze will und mag das nicht begreifen. Er legt sich auf Bitten und, da diese nicht helfen wollen, endlich auf Drohungen. Mit der größten Geduld hört ihn der Richter an und sucht ihn zu belehren. Endlich — da seine Worte nichts helfen und die Stimme des Verurtheilten immer lauter, seine Redensarten immer heftiger werden — gibt er dem Gerichtsboten einen Wink, den dieser sogleich versteht. Schultze wird aus dem Zimmer hinausgemaßregelt und wird wahrscheinlich noch wegen seines Betragens vor Gericht eine besondere Strafe zu erleiden haben. — Jetzt steht er vor dem Stadtgericht, schlägt sich mit starker Faust an die Brust und ruft: „Ich bin ein Berliner Bürger und will Gerechtigkeit!"

Mannichfaltigkeiten.

In Gotha ereignete sich am 17. d. der eigenthümliche Zufall, daß, als die Glocke auf dem Neuwerksthurme am Morgen sieben Schläge gethan hatte, beim achten Schlage der 25 Pfund schwere Klöpfel der Glocke riß und durch das Kirchendach auf die Straße herabstürzte. Die um diese Zeit die Schule besuchenden Kinder, deren Weg meist dahin führt, sind glücklicher Weise trotz der Menge herabstürzender Ziegelstücke unbeschädigt geblieben.

Eine Prüfung der Messer-Fabrikate der englischen Fabriken in Sheffield durch einen Sachverständigen hat erwiesen, daß die Solinger Scheeren eben so gut und billiger sind, weßhalb auch englische Handelshäuser in Solingen bereits Bestellungen machen. Ein anderer Solinger Artikel, der die Herrschaft gewonnen, sind die sogenannten Plantagenhauer, große Messer zum Abhauen des Zuckerrohres, die ebenfalls in Deutschland billiger angefertigt werden. Davon gehen jährlich 4—5000 Kisten (gegen 500,000 Messer enthaltend) über See.

Das Gesetz-Bulletin Frankreichs enthält von der Zeit der ersten konstituirenden Versammlung bis heute 87,530 Gesetze, von denen die meisten unter der zweiten Restauration, nach den hundert Tagen, gegeben wurden, nämlich 33,613. — Zur obigen Summe sind etwa 32,000 Decrete und Ordonnanzen nicht gezählt, die ausschließlich im Privat-Interesse gegeben wurden.

(London.) Auf der Liverpooler Börse fand dieser Tage eine drollige Scene statt. Durch den ungeheuren Schnee waren sämmtliche Eisenbahnzüge ausgeblieben und auch die Telegraphendrähte stellenweise zerrissen. Die an der Börse versammelten Kaufleute beschlossen, da doch in geschäftlicher Beziehung Nichts gemacht werden könnte, sich die Zeit mit Schneeballwerfen zu vertreiben. Gesagt, gethan. Die Baumwollenhändler standen den Baumwollenmaklern gegenüber; die Schneeballen flogen wie Kartätschen, Jeder nahm Partei und das Werfen und Getümmel wurde so gewaltig, daß die Polizei einschreiten mußte. Aber die Kämpfenden erklärten, die Polizei habe auf der Börse nichts zu thun, sie hätten unter sich die Sache abzumachen und der Kampf dauerte fort. Da ließ der Chef der Polizei mehrere Kaufleute verhaften und nach der Wache bringen, aber die übrigen Kaufleute und Makler rächten ihre Collegen und eine wahre Schneelawine flog über die unglücklichen Constabler. Der Polizeichef

versuchte jetzt in den Börsensaal zu bringen, er wurde aber sammt seiner Begleitung zurückgedrängt und gezwungen, die Verhafteten loszugeben, nachdem deren Namen aufgeschrieben waren.

Laut dem „Journal général de la Librairie" sind im Jahre 1853 in Frankreich 8060 Verlags-Artikel erschienen (204 weniger als 1852).

Julius Mosen hat seinem Trauerspiel „Bernhard von Sachsen-Weimar" eine neue bühnengerechte Bearbeitung gegeben, in welcher es den Umlauf auf allen größeren deutschen Bühnen beginnen möchte.

Korrespondenz.

Köln, 22. Jan.

Nicht unbedeutendes Aufsehen erregte ein Artikel in Nr. 3 des von Jos. Hensler hier herausgegebenen „Central-Kunst-Organs", in welchem Hr. D. Kalisch, der Verfasser der Posse „100,000 Thaler", mehrerer Plagiate beschuldigt wird. Demzufolge soll die eben genannte Posse der Erfindung nach den Franzosen angehören. Außerdem wird dem von D. Kalisch herausgegebenen „humoristisch-satyrischen Volkskalender des Kladderadatsch für 1854" derselbe Vorwurf gemacht; denn es heißt in dem Aufsatz, daß die Aphorismen „Lebens- und Klugheitsregeln" schon vor einigen Jahren durch den Redakteur des Tintamarre, Hrn. Commerson in Paris, publizirt worden seyen; ferner soll die Parodie auf das Ponsard'sche Drama: „Geld und Ehre" auf ähnliche Weise von Talin im „Journal pour rire" schon dagewesen seyn; und schließlich will man der Geschichte: „Mein Schulfreund Rollopf" auch schon in französischen Blättern begegnet seyn. — Wir haben im vorigen Jahre darauf hingewiesen, daß der Stadtrath, wenn der Kölner Carneval seinem Verfall nicht entgegengehen solle, der großen Gesellschaft den Gürzenich zur Verfügung stellen müsse. Man scheint von der Nothwendigkeit dieser Behauptung überzeugt worden zu seyn; denn die Gemeinde-Vertretung hat den Riesensaal in diesem Jahre nicht verganttet, sondern denselben für den Fasching dem Comiter für 1000 Thaler abgetreten. — Unser Gemeinderath hat in seiner letzten Sitzung in Sachen der bekannten Theater-Unterstützungs-Frage beschlossen, es möge sich ein Comitee bilden, welches bestrebt sey, Abonnenten zu sammeln, und außerdem müsse die Armen-Abgabe fallen oder ein Aequivalent für dieselbe eintreten. Die Theater-Direktion hat damit schon viel gewonnen, — nämlich den guten Willen der städtischen Vertretung.

Heidelberg, 24. Januar.

Gestern Abend fand das Konzert statt, welches der noch nicht zehnjährige Christian Iffland unter Mitwirkung des hiesigen Liederkranzes, der Fräulein Ständler, des Hrn. Hofopernsängers Brulliot aus Karlsruhe und des Hrn Profke gab. Die Versammlung, welche es besuchte, war so zahlreich, daß sie der kleine Saal des Museums beinahe nicht faßte und noch Viele unter der Thüre kaum Raum zum Stehen fanden. Die klangvolle und reine Stimme mit großem Umfange, sowie der schöne, das Gemüth ansprechende Vortrag der Fräul. Ständler befriedigte allgemein. Der erste Gesang des Hrn. Brulliot sprach wegen seiner Wahl nicht sehr an; es war ein Grabgesang, — und auch nicht geeignet, seine schöne Stimme im günstigen Lichte zu zeigen. Dagegen erntete der zweite lauten Beifall ein, der einen gewandten Sänger mit einer metall- und umfangreichen Stimme bekundete. Die Fantasie für Clarinet von Iwan Müller trug Hr. Profke mit größter Leichtigkeit und Zartheit vor. Den Glanzpunkt des Ganzen aber bildete wirklich der kleine Iffland mit seinen herrlichen Leistungen auf der Violine. Er trug die Variationen von Beriot aus E moll, welche manche Schwierigkeiten darbieten, die er alle sehr glücklich überwand. Sein Bogenstrich, das Tragen seiner Töne und das Verschmelzen derselben ist ganz vortrefflich. Die kleinsten und feinsten Abschattungen drückte er mit der größten Genauigkeit aus, indem er eine Mannichfaltigkeit von Kraft und Anmuth in sein Spiel brachte, daß man darüber staunen mußte. Er macht seinem Lehrmeister alle Ehre und verspricht ein ganz tüchtiger Künstler zu werden. Hr. Musikdirektor Schletterer spielte zu allen Stücken die Klavierbegleitung mit Geschmack und Gewandtheit. Die Gesänge des Liederkranzes, besonders der letzte mit Baßsolo, wurden sehr gut durchgeführt. — Noch müssen wir auf einen hiesigen Künstler im Landschaftsfache aufmerksam machen, der längere Zeit in Düsseldorf und München seine Studien machte und jüngst mehrere vortreffliche Bilder im Museum zur Ansicht aufgestellt hat. Sein Name ist Eckert. Nach seinen bisherigen Leistungen zu urtheilen, dürfte er später zu den hervorragenden Männern in seinem Fache gezählt werden. — Der Sing- und Musikverein hat bereits angefangen, Haydn's Oratorium: „Die Schöpfung" einzustudiren. Wir freuen uns sehr auf diesen Kunstgenuß.

Frankfurt.

Im zweiten Halbjahre 1853 sind 228 Personen in den Bürgerverband unserer Stadt aufgenommen worden, davon 131 Bürgerssöhne und 97 Fremde. — Der Aufruf des Vorstandes des Frauenvereins zu Beiträgen, um dem dießjährigen großen Andrange zu Suppenbillets genügen zu können, hat einen sehr günstigen Erfolg erzielt und es sind bereits bis zum 19. d. M. 1951 fl. dem Comiter zugegangen. — Eine der unnatürlichen Mütter, welche ihr neugeborenes Kind in eine Abtrittsgrube geworfen hatte, ist von der Polizei ermittelt und zur Haft gebracht worden, wo sie der gerechten Strafe nicht entgehen wird. — Die von dem Vereine zum Wohle der dienenden Klasse errichtete „Aufenthaltsstätte für weibliche Dienstboten" wird bereits so stark benützt, daß die Verwaltung zur Anschaffung weiterer Betten schreiten mußte. Es zeigt sich, wie groß das Bedürfniß einer solchen Anstalt war und wie wichtig sie für unsere Stadt noch werden kann, wenn sie in den Stand gesetzt ist, ihre Thätigkeit in vollem Maße zu entfalten. Gesuche nach Dienstboten liegen jetzt schon viel mehr vor, als befriedigt werden können, und darf der Vorstand dieß Vertrauen als eine ehrende Anerkennung seiner Bemühungen und Leistungen betrachten. Möchte sich doch auch das Wohlwollen der beabsichtigten lebenslänglichen Versorgung alter, arbeitsunfähiger weiblicher Dienstboten zuwenden und die, namentlich in dieser Beziehung, wahrhaft hochherzigen Absichten des Vereins kräftig mit Geschenken und Legaten unterstützt werden!

In einer der letzten Sitzungen der Senckenbergischen naturforschenden Versammlung wurden an die Stelle des statutenmäßig austretenden zweiten Direktors, Dr. med Gg. Fresenius, und zweiten Secretärs Dr. Fr. Stiebel jun., die Herren Dr. Rüppel und Dr. Mettenheimer erwählt. — Nach einer von den Vorsteherinnen der wohlthätigen Damengesellschaft, die eine Verloosung zum Ankaufe von Brennholz auch in diesem Winter veranstaltete, veröffentlichten Rechnungsablage sind fl. 2279 eingegangen und haben davon 42 Arme ganze und 340 Personen halbe Stecken, außerdem mehrere verschämte Arme Holz und Kohlen erhalten. — Die hiesige israelitische Gemeinde unterstützt in diesem Winter auf eine sehr lobenswerthe Weise ihre armen Mitglieder mit Brod und Kartoffeln, indem namentlich das Brod den Bedürftigen um die Hälfte des Preises geliefert wird.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 26. Jan. (Zum ersten Male wiederholt): Der Droschkenkutscher, Charaktergemälde in 2 Abtheilungen und 6 Akten, nach dem Französischen bearbeitet von J. Heymann. Erste Abtheilung: Die Entsagung, in 2 Akten. Zweite Abtheilung: Graf und Droschkenkutscher, in 4 Akten. (Gastrolle) Madeleine — Gräfin d'Arezzo: Frau Stolte, vom Hoftheater zu Kassel.

Freitag, 27. Jan. (Mozarts Geburtstag.) Bei festlich erleuchtetem Hause. Zum Benefiz des Hrn. Caspari. (Neu einstudirt): Titus, große Oper in 2 Akten, Musik von Mozart. Mit aufgehobenem Abonnement.

Mittwoch, 1. Febr. Erster Maskenball im Stadttheater. — Preise der Plätze:

Logenbillets des ersten Ranges	2 fl. 42 kr.
„ „ zweiten „	2 fl. — „
„ in den Ballsaal	1 fl. 30 „
Gallerie-Seitenplätze	— 30 kr.

Druck und Verlag von Helter und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammerau.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 24. Freitag, den 27. Januar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

6. Die unterbrochene Belehrung.

Während unten auf der Straße Zank und Streit hin und wieder schallten und endlich das Getümmel beseitiget ward, hatte Bechbold in der Stube Sabinens, unbekümmert um diesen Hader, der freundlichen Worte gar viele an Renate gerichtet. Der an sich unangenehme Vorfall kam ihm erwünscht. Schon längst war nämlich sein Streben gewesen, der Auserwählten seines Herzens wieder einmal gegenüber treten zu können, und nun ward sein Verlangen auf diese an sich zwar sonderbare, rücksichtlich seiner aber doch so schöne Weise gestillt.

Für Renate enthielten indessen seine süßesten Worte nur Stacheln und Dornen. Ein Blick auf ihre Freundin, die trübsinnig in das Gärtchen hinabsah, mußte alles Schwanken und *alle Zweifel* verscheuchen.

Der mit Vater Zäckerlein eintretende Pater Cyrill endigte jetzt diese peinliche Unterhaltung.

„Seht Ihr das Ansehen, welches unsere Sache genießt,“ begann jetzt der Letztere mit siegesfreudigem Tone. „Der wilde Haufe, obgleich von andern Gesinnungen erfüllt, zog sich zurück vor unserm Worte, und selbst der Bürgermeister wagt keinen Schritt, wenn ihm ein Gesalbter unserer Kirche gegenüber tritt.“

„Ja, die heilige Jungfrau sey gelobt,“ fügte Zäckerlein hinzu, „die mein Haus in ihren kräftigsten Schutz genommen hat. Sagt selbst, Nachbarin, wenn solche Ungebühr an Euerm Hause da drüben sich zugetragen hätte, ob Vater Jäger mit gleicher heiler Haut, wie ich, davon gekommen wäre?“

Renate wußte nicht, was sie diesem entgegnen sollte. Allein Cyrill nahm an ihrer Stelle das Wort und bewies mit fließenden und schön gesetzten Reden, wie eigentlich die Jungfrau Renate nur um deßwillen in gegenwärtigem Augenblicke durch höhere Fügung in dieses Haus geleitet worden sey, um Zeuge zu seyn eines Triumphes, der manchem Irregeführten noch das Auge der Erkenntniß öffnen sollte.

Seine Sprache, an sich so einfach, glänzte dennoch von den gewähltesten Bildern und riß, ohne die Absicht einer Wirkung zu verrathen, gleichwohl unwiderstehlich hin.

In seinen Ergießungen wurde er jetzt durch den Eintritt des Buchbindergesellen Martin unterbrochen.

„Mit Eurer Vergunst beschreite ich diese Stube,“ also wendete sich derselbe zu Zäckerlein. „Meine Meisterin nämlich ist wegen des stattgehabten Auflaufes besorgt um das Ausbleiben der Jungfrau Renate. Da ich nun glaubte wahrgenommen zu haben, daß diese — wie denn auch geschehen — hierher gegangen sey, so war ich zur Kundschaft erbötig. — Nachdem ich mich nun überzeugt, so will ich auf der Stelle —“

Zäckerlein warf den Kopf auf die Seite, zog die Brauen in die Höhe und ließ in einem recht freundlichen Lächeln den großen Zahn in seinem Mundwinkel noch etwas mehr, als gewöhnlich, hervortreten.

„Warum so eilen, Freund Martin? — Jungfrau Renate wird bald nach Hause kehren und da mögt Ihr wohl einen Augenblick uns noch Eure Gegenwart schenken um Eures Meisters Tochter später in ihre Behausung zu geleiten.“

Der Antrag war Musik für des Gesellen Ohr. Verlegen trat er näher; als er sich aber auf einen Wink des Dominikaners und zwar, wie er wünschte, an der Seite Renatens niederlassen wollte, nöthigte ihn Zäckerlein an die Seite seiner Tochter Sabine.

Cyrill fuhr jetzt wieder in seinen früheren Betrachtungen fort, unvermerkt auf ein beabsichtigtes Thema und von diesem auf einen gewissen Zweck steuernd und losarbeitend.

Zäckerlein hörte zu Anfang auch wieder andächtig auf die salbungsreichen Reden und richtete hierbei — wenn er nicht die Augen zum Himmel aufschlug — öfters verstohlen seinen Blick auf seine Tochter und den an ihrer Seite sitzenden Gesellen Martin.

„Ein schönes Paar,“ flüsterte ihm aber nun eine geheimnißvolle, seltsam klingende Stimme mitten durch seine heiligen Betrachtungen in's Ohr. „Martin, der — wie der hochwürdige Pater meint —, begüterte und an sich ganz fromme Jüngling, durch die Anmuth Deiner Tochter gewonnen für deren zeitliche Wohlfahrt und hinwiederum für ein höheres Ziel, wodurch Du Dir Vergessenheit mancher Sünden und wenn nicht einen Stuhl, so doch vielleicht einen Schemel im Himmel erwerben könntest,“ und seine Aufmerksamkeit für den Dominikaner mußte allmälig andern Betrachtungen Raum geben.

Wenn es indessen, seit dem Eintritte Martins, dem alten Vater also erging, so war es den jüngeren Leuten gewiß nicht zu verargen, wenn auch sie andere Gedanken und Bilder in ihrer Phantasie aufsteigen und wieder verschwinden ließen. Cyrill war aber auch der Mann, welcher das innere Leben seiner Zuhörer zu durchschauen und den Fluß seiner Rede auf abwechselnde und fesselnde Weise zu leiten wußte.

Von der Liebe, die sich rein zum Himmel wendet, ging er mit gewandter Zunge zu dem schönsten Erdenbande über, in den frischesten Farben das Glück der Ehe ausmahlend, wenn solche die Obsorge theurer Eltern geschlossen und den Kindern das Haus mit dem glückbringenden Segen geschmückt hätte.

Ohne daß es eines der Anwesenden wahrgenommen, war in-

zwischen die Thüre aufgegangen und Renatens Mutter, Frau Salome, mit leisem Fuße in's Zimmer getreten.

„Wie sprecht Ihr wahr, hochwürdiger Herr," fiel sie jetzt plötzlich ein, als der Dominikaner zur Erholung einen Augenblick schwieg. „Da hörst Du, Renate, meine Weisungen und Ermahnungen nur bestätiget. — Darum folge in diesen Dingen dem Rathe Deiner Mutter."

„Ja," setzte Cyrill mit nachdrücklichem Warnertone hinzu. „Denn es stehet geschrieben: Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißt sie nieder."

Ein leichter Schauder überrieselte jetzt Renate, der, nach und nach stärker werdend, bis in's innerste Mark ihr drang und sie endlich wie im Fieberfroste schüttelte. Ihr niedergeschlagenes Auge hob sich zuerst zu dem Gesellen Martin, da war dessen Blick tiefsinnig zu Boden gerichtet, dann wendete sie es verstohlen auf Bechdold, mit Blitzesschnelle wiederum die Wimper herablassend und die Eiseskälte ihres Innern verwandelte sich in Feuersgluth, welche ihr das Antlitz bis tief in den Nacken mit Purpur überfluthete. Aber der heiße, kühne, verlangende Blick Bechdolds, der diese schmerzliche Flamme aufgeblasen hatte, blieb noch lange auf die Jungfrau gewurzelt, als ob der Stern des wild brennenden Auges das schöne Bild ganz in sich saugen und es auf diese Weise dem heftigen Drange des Busens vermählen wollte.

Und zu dem Allem die gewählten Reden des Mönches, die Ermahnungen der Mutter Salome und die verblümten, aber leicht zu errathenden Andeutungen Zäckerleins!

Wenn sonst das jugendliche Herz bei der Nähe des mit Liebe Erfaßten wonnevoll schlägt und in Jubel ausbrechen möchte, so durchschnitten im grellen Gegensatze hier Qual und Schmerz die von dem süßesten Triebe des Lebens erfaßten beiden Jungfrauen, so wie den bescheidenen und verschwiegen liebenden Martin, während eben so Bechdolds Busen, obgleich diesem ein Hoffnungssternchen flimmern wollte, die Folterqualen eines nicht gestillten, leidenschaftlichen Drängens durchzitterten.

Die unsichtbare Gewalt, welche Neigungen entzündet und sie auf geheimnißvolle Weise lenkt, wurde bekämpft von den, aus verschiedenen Gründen entspringenden und sich selbst wieder einander befehdenden Willen der Menschen.

Der Dominikaner indessen hatte noch Anderes — Höheres, Weitgreifenderes — im Auge. Ueberzeugung und Klugheit leiteten seine Schritte. Die Ereignisse des Jahrhunderts hatten das Ansehen ihrer Sache in der Reichsstadt geschwächt; Schritt vor Schritt und Stück vor Stück mußte es im Kleinen zurück erobert und jeder gewonnene Theil zum stattlichen Wiederaufbau des verlorenen Ganzen zusammengetragen werden.

Seine deßfallsigen Bemühungen wurden jedoch durch heftige polternde Schritte unterbrochen, die zur Stiege herauf erschallten und hart auftretend der Stubenthüre näher kamen.

(Fortsetzung folgt.)

Sigmaringen.

Nachstehende Skizze entnehmen wir dem blühend geschriebenen und durch seine typographische Ausstattung, wie durch seine herrlichen Bilderschmuck empfehlenswerthen Werke des berühmte und geistreichen Reisenden Kohl: „Die Donau, von ihrem Ursprung bis Pesth." (Erste Lief., Triest, literarisch-artistische Anstalt des Lloyd).

Auf dem wunderschönen pyramidalischen, fast von allen Seiten isolirten Felsen, der den Central- und Anhaltepunkt der Stadt Sigmaringen und, so zu sagen, den Kern der ganzen sigmaring'schen Geschichte bildet, haben gewiß bereits die Römer und ohne Zweifel auch schon lange vor ihnen die Germanen und Celten gebaut, gehaust, sich angepflanzt und gestritten. Für die jetzige geschichtliche Periode, die nach den Römern beginnt, wird jener Sigmar, der im neunten Jahrhundert sich hier niedergelassen haben soll, als der Stifter verehrt.

Das alte Schloß der sigmaring'schen Hohenzollern erhebt sich in mehrfachen Abstufungen und pittoresken Gebäude-Vorsprüngen oder Auswüchsen auf jenem herrlich gestalteten Felsen, den auf der einen Seite die Donau umschäumt, während auf der andern die Stadt sich mit ihren Häusern herandrängt, und namentlich ihre Pfarrkirche so nahe bringt, daß aus dem Schlosse selbst ein abtiefender Treppengang zu ihr, wie zu einem Keller, hinabführt.

Die Eingänge und Thore, die Zimmer und Säle, die Hofes-Abtheilungen und Terrassen des Schlosses sind äußerst bunt und malerisch durch einander gewürfelt. Da schreitet man hinaus auf eine flache, breite, mit kleinen Kanonen besetzte Terrasse, von der man rechts und links die schönste Aussicht genießt. Diese Terrasse bildet zugleich das Dach eines großen Saals, der auf einer untern Felsenstufe ruht. Da ragt ein alter bombenfester Thurm hervor, er birgt das Archiv und die Bibliothek der alten Herrscherfamilie. Weiter oben schreitet man im Innern des Hauses durch eine Reihe von niedrigen, aber mit allerlei Luxus und Comfort gefüllten Gemächern, rechts zu einem Hauptrittersaale, links zu einem aussichtsreichen Erkerzimmer hinauf. Fast keins der Zimmer liegt mit dem andern in gleichem Niveau, überall geht es ein paar Stufen hinauf oder hinab.

Ein Topograph sagt daher, „dieses Schloßgebäude sey sehr unregelmäßig und winklich gebaut." Ich möchte lieber sagen, der Zufall oder der Geist der früheren Zeit, die Baumeister des Mittelalters, die sich überall die Gestaltung und Gelegenheit der alten Felsformen, auf denen sie ihre Gebäude gründeten, zu Nutze machten, haben es so malerisch dahingestellt, daß einer unserer Architekten, dem man die Aufgabe gestellt hätte, etwas recht Pittoreskes zu schaffen, trotz allen Studiums der Aesthetik und trotz allen planmäßigen Verfahrens doch nichts herausbringen würde, was so auf Schritt und Tritt überraschte, so in jedem Winkel etwas Neues, so bei jedem Fenster etwas Erfreuendes darböte, wie ein solches altes Donau-Fürstenschloß, gleich diesem sigmaring'schen. Ich weiß an der ganzen Donau, bis Wien hinab, nicht Vieles, was das hier Gebotene überträfe.

Vor dem Hauptthor des Schlosses ist ein Basrelief in Stein ausgehauen, das einen der frühesten Besitzer des Schlosses, einen Grafen Felix von Wardenberg, darstellt in büßender, knieender Stellung zum Zeichen der Reue über den Meuchelmord, den er an einem gewissen Grafen von Sennenberg, aus Rache für eine ihm angethane Beleidigung, beging.

Die sigmaring'sche Burg ist zwar nicht die Stammveste des ganzen Zoller'schen Hauses, denn bekanntlich liegt diese, das alte Castrum (Colli, Colre, Zolre, Zollern), der alte Zollerberg weiter nordwestwärts nach dem Neckar zu.

Nichts destoweniger aber haben doch die sigmaringer Fürsten in einem Saale ihres Schlosses alle Bilder ihrer Vorahnen bis zum Grafen Thassilo, dem ersten deutlich aus dem historischen Dunkel hervortretenden zoller'schen Grafen hinauf, versammelt. Dieser älteste Urahn des Hauses, so wird berichtet, zog mit Kaiser Karl dem Großen die Donau hinab gegen die Awaren. Vermuthlich sammelte Karl der Große bei seinen Donauzügen noch eine Menge anderer oberschwäbischer Donau-Dynasten und führte sie stromabwärts.

Die sigmaring'schen Hohenzollern sind fast immer in dieser östlichen Richtung mit dem Strome gezogen und haben meistens, wenigstens als junge Prinzen, vor dem Antritt ihrer Regierun-

gen in bayrischen oder österreichischen Staatsdiensten gestanden. Die Zollern von dem alten Stammhause bei der jüngeren, königlich gewordenen Linie in Preußen in Diensten zu sehen, ist eine gänzlich unerhörte Neuerung in der Geschichte.

Der Waffensaal des sigmaring'schen Schlosses enthält eine Menge interessanter Rüstungen und Alterthümer. Auch finden sich sonst noch Familien-Reliquien und Andenken aus alter Zeit des Glanzes genug auf dem Schlosse, und neben ihnen noch mehrere lebendige Reliquien, ich meine z. B. alte Diener der noch vor kurzem souverainen Fürsten, die den eingetretenen Wandel beweinen und sich nur schwer in die neuen Verhältnisse finden. „Glauben Sie mir, mein Herr", sagte mir einer von ihnen, „diese Abdankung hat viele Thränen gekostet."

Nachdem ich Alles, was Schloß Sigmaringen enthält, sorgfältig besehen und den ganzen hübschen Erdfleck, in dessen Mitte es steht, überschaut hatte, begriff ich ganz gut, daß man einem Fürsten das Regieren sehr überdrüssig gemacht haben muß, um ihn dahin zu bringen, daß er dem Allen entsage und sich als ein kleines Zweiglein von einem so tief im Boden der Geschichte wurzelnden Baume abtrenne. Dem preußischen Staate anzugehören und seinem weisen Verwaltungssysteme, seiner fürsorglichen Gesetzgebung untergeordnet zu werden, halte ich zwar für kein Unglück. Und ich glaube, die Sigmaringer haben auch, mit einigen Ausnahmen, bei dem Wechsel eben so viel gewonnen, als verloren.

Ein Winter-Abend auf dem Main.

Man hat viel geklagt über den Mangel an Entschiedenheit und Charakterfestigkeit, an welchem die Gegenwart, wie behauptet wird, leiden soll. Ueberall ein unbestimmtes und schwankendes Wesen, in der Politik, die nicht weiß, ob sie sich zum Krieg oder zum Frieden wenden, in den Kreisen der Diplomatie, die nicht weiß, in welcher Weise und wie weit sie nachgeben und vermitteln, in der Gesellschaft, die nicht weiß, welchen Ton sie anschlagen soll. Da hat denn der Winter ein gutes Beispiel der Entschiedenheit und Konsequenz geben und wieder einmal streng und folgerecht auftreten zu müssen geglaubt. Dem zufolge hat er seine gewaltigen Schneestürme geschickt und Wald und Flur in seine weißen Mäntel gehüllt; er hat alle Bäche und Flüsse mit seinen krystallenen Brücken überbaut und das Bereich seiner Eisfelder weithin ausgedehnt. So herrscht er nun seit zwei Monden schon in allen Gauen und auch in denen des Mains hat er seine Banner aufgesteckt. Wir aber sagen, wie Egmont zum Alba: „Man kann uns drücken, doch nicht unterdrücken". Der thätige und fleißige, aber auch lebensfrohe Frankfurter weiß sich in Alles zu schicken und ein paar Grad Kälte mehr können ihm seinen guten Humor nicht zum Gefrieren bringen. Ob die Schwüle eines heißen Sommers oder ob die Kälte eines strengen Winters ihn bedrängen, er amüsirt sich doch und läßt sich seine gute Laune nicht verkümmern. — Der nun seit länger als vier Wochen schon fest zugefrorene Mainstrom ist zum Mittelpunkt unserer Winterbelustigungen und zum großen Gesellschaftssaal geworden, in welchem sich alle Stände vereinigen, und die Federn unserer Journalisten und Berichterstatter haben bereits in Schilderungen des buntbewegten Lebens und Treibens auf der stattlichen Eisfläche des Mains mit einander gewetteifert. Uns ihnen anschließend und um die Chronik dieser Eisbelustigungen zu vervollständigen, dürfen wir den Abend vom 25. d. M. nicht mit Stillschweigen übergehen, denn eines ähnlichen dürfte sich wohl Niemand erinnern, ja es ist ein solcher vielleicht noch nie dagewesen. Er brachte uns ein wahres Volksfest auf dem Eise, das hinsichtlich der Zahl seiner Theilnehmer, wie der Lust und Freude derselben der Großartigkeit unseres Wäldchenfestes am dritten Pfingstfeiertage nicht nachstand, hinsichtlich der Originalität es noch übertraf. Wohl über 20,000 Menschen hatten sich herangedrängt und wogten auf der harten Eisdecke in hundertfältigen und vielgestaltigen Gruppen auf und nieder, während die beiderseitigen Stromufer und die alte Mainbrücke nicht minder mit dichten Massen von Zuschauern und Equipagen bedeckt waren. Auf dem Fluß ging es bunt durcheinander und derselbe schien zu einem Flammenmeer geworden. Viele Tausende von Pechfackeln bewegten sich stromauf- und abwärts, hier von eiligen Schlittschuhläufern im Fluge geschwungen, dort von behaglich Lustwandelnden getragen, hier an den Schlitten und Carousseis, dort an den Buden der Verkäufer und in dem Orchester des Musikcorps aufgepflanzt. Der Instrumental-Musikverein zu Sachsenhausen hatte der an ihn ergangenen Einladung bereitwillig Folge geleistet und erhöhte das Vergnügen des Abends, indem er seine Harmonieen frisch und kräftig erklingen ließ. Eine Ouverture von Verdi, eine Quadrille, verschiedene brillant instrumentirte Märsche wurden von dem unübersehbaren Auditorium mit wahrer Befriedigung vernommen; als aber die fröhlichen Weisen der Walzer und Polkas erklangen, da war es, als ertöne Oberons Zauberhorn und ringsum setzten sich viele Hundert Füße in rhythmische Bewegung, die der Aufforderung zum fröhlichen Tanze nicht zu widerstehen vermochten. Nehmen wir hierzu das Abbrennen von bengalischem Feuer, in dessen Widerschein die alte Reichsstadt wie in magischer Beleuchtung erglänzte, das Rauschen und Sausen der vier Schiffscaroussel, mit flatternden Fahnen geschmückt und mit Pechfackeln versehen, das gewaltige Ausrufen ihrer kostümirten Ausrufer, die zur Reise „nach Californien", „zum Abgang der deutschen Flotte", zum „allgemeinen Schnorren" u. s. w. einluden, ferner das Geläute der vielen mit Pferden bespannten Schlitten und das laute Rufen und Jubeliren der Zuschauer und Theilnehmer, weiter endlich die zahlreichen Buden und aufgeschlagenen Tische, in und auf welchen für die leiblichen Bedürfnisse aller Art gesorgt war, indem hier warme und kalte Getränke, dort die verschiedenartigsten Eßwaaren zum Verkaufe ausgeboten wurden: — so haben wir die Einzelnheiten einer wirklich eben so großartigen als originellen Volksbelustigung angedeutet, deren detaillirte Beschreibung hier zu weit führen würde.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Frankfurter, wann und wo er fröhlich ist, auch stets seiner Armen gedenkt, und so wurde es sehr beifällig bemerkt, daß Hr. H. Leux, einer der Veranstalter der Eisschnurren, den Kindern des Waisenhauses und des Frauenvereins am Nachmittag das Vergnügen einer freien Carousselfahrt, wozu er sie eingeladen, gemacht hatte. — Sollte nun der Winter in der seitherigen Weise noch einige Zeit fortzufahren gesonnen seyn, so wollen wir ihm darüber nicht zürnen; denn wir haben nicht nur gelernt, seiner Strenge eine heitere Seite abzugewinnen und seinem Ernste unsern guten Humor entgegenzustellen, sondern es verknüpft sich hier auch mit dem Angenehmen das Nützliche, indem durch diese Eis- und Winterbelustigungen viele Hundert Menschen eine willkommene Quelle für ihren Erwerb finden.

W.

Mannichfaltigkeiten.

Dem Hofschauspieler Hrn. Hendrichs sind, wie uns mitgetheilt wird, Anerbietungen von der kaiserl. russischen Hoftheater-Direktion behufs eines Engagements in St. Petersburg gemacht worden.

Im Leipziger Stadttheater fand am 11. d. M. ein in den Annalen dieser Bühne unerhörter Scandal bei der ersten Aufführung von Böhms „Falscher Pepita" statt. Der Verfasser, Hr. Böhm, welcher nebst zwei Fräul. Branka persönlich mitwirkte, erhielt schon nach den ersten Scenen Zeichen der Indignation und Verhöhnung. Der Scandal wuchs von Scene zu Scene, und nicht allein das akademische Parterre-Publikum, sondern vorzüglich die Logen des ersten Ranges gaben ihr Mißfallen am lebhaftesten zu erkennen. Unter allgemeinem Zischen mußte der Vorhang fallen. Der Direktor wurde gerufen, er hatte sich jedoch wohlweislich früher entfernt; statt seiner erschien der Regisseur v. Othegraven, um einige Entschuldigungen vorzubringen. Aufs neue begann nun ein ohrzerreißendes Getöne und mehrere Bänke wurden im Parterre zertrümmert. — Der Direktor Wirsing erhielt Tags darauf vom Rathe der Stadt Leipzig eine derbe Zurechtweisung und soll ihm sein vortheilhafter Kontrakt gekündigt worden seyn.

(London, 21. Jannar.) Es scheint, daß die Admiralität alle Hoffnung aufgegeben, daß die Mitglieder der Franklin'schen Expedition noch am Leben sind. Die „Gazette" zeigt an, daß, wenn bis zum 31. März keine Kunde über die Verlornen einlaufen würde, so würden die resp. Offiziere und Mannschaften aus den Listen der Marine gestrichen. Den Erbberechtigten wird der rückständige Sold ausgezahlt.

In einer Wirthschaft, die eben erst einen neuen Zapfjungen vom Lande erhalten hatte, verlangten zwei Gäste von diesem ein Domino. Er ging nach der Schenke, betrachtete sich dort alle Etiquetten der Liqueurflaschen und kam dann mit der Antwort zurück: „Domino haben wir nicht, aber Kuraceau, Kognac, Rum, Pfeffermünz, Magenbitter und Kümmel."

Der verstorbene Consul Schletter hat, wie wir neulich meldeten, seiner Vaterstadt Leipzig seine ausgezeichnete Bilder-Galerie und sein Haus unter der Bedingung testamentarisch vermacht, daß die Stadt ein Museum zur Aufstellung und Vermehrung der Gemälde-Sammlung erbaue. Die Vertreter von Leipzig haben dieses Legat dankbar angenommen und beschlossen, das jetzt bestehende Theatergebäude, welches der bisherigen Einwohnerzahl nicht mehr entspreche, da sich diese seit der Gründung des Theaters gerade verdoppelt habe, in ein Museum umzugestalten und ein neues, großes Theatergebäude zu errichten. Der Ausführung dieses Beschlusses haben sich Anfangs nicht geringe Schwierigkeiten in Beziehung auf den Geldpunkt entgegengestellt. Doch sind diese plötzlich durch ein patriotisches Anerbieten eines reichen Leipziger Bürgers und langjährigen Theaterbesuchers, des Hrn. Graffi, beseitigt worden. Derselbe hat der Stadt 100,000 Thaler zum Bau des Theaters gegen 5 Prozent Zinsen auf seine Lebenszeit offerirt; nach seinem Tode soll dieses Capital ein Geschenk für die Stadt seyn. Der Magistrat hat diese Offerte angenommen und soll nunmehr bald an die Ausführung des Beschlusses gegangen werden.

Hebbels neues Drama: „Magellona" wurde am 20. Januar auf dem Wiener Hofburgtheater zum ersten Mal gegeben.

Von G. zu Putlitz ist eben ein Schauspiel vollendet worden, das den Titel: „Vom Herzen" führt und dreiaktig ist.

(Hannover.) Einen sehr schmerzlichen Eindruck hat in diesen Tagen in den höheren Kreisen der Tod der Frau v. Kreß gemacht. Frau v. Kreß, Gemahlin des in den Ruhestand gegangenen östr. Gesandten am hiesigen Hofe, Frhrn. Kreß von Kressenstein, hatte im verflossenen Sommer ihren völlig gelähmten Mann in ein Bad begleitet. Eines Tages, als sie mit dem Kranken allein im Zimmer ist, hat sie das Unglück, daß ihre Kleider an einem Lichte in Brand gerathen; der gelähmte Kranke kann nicht Hülfe leisten; die in Flammen stehende Dame wälzt sich im Zimmer auf dem Fußboden herum, um die Flammen zu löschen, was ihr aber erst dann gelingt, als, durch den Schrei aufmerksam gemacht, fremde Hülfe kommt. Nach schweren Leiden, die das Gefolge des Unglücksfalles gewesen, ist die Unglückliche vor einigen Tagen mit Tode abgegangen. Die Familie, in Oesterreich begütert, hatte hier so viel verdiente Liebe gefunden, daß sie, nach eingetretener Quiescirung des Gesandten, hier verblieb, wo sie die in dem Besitze des Hrn. v. Kreß befindliche, dicht vor der Stadt sehr hübsch belegene Villa Rosa bewohnte. Die Ehe war gemischt (Hr. v. Kreß Protestant, Frau v. Kreß Katholikin), aber sehr glücklich. Die Armuth verliert in der verewigten Freifrau v. Kreß eine unermüdliche Wohlthäterin.

Von Ludwig Storch, der jetzt des Gehörs beraubt in Waltershausen am Fuße des Thüringer Waldes lebt, ist eine Sammlung lyrischer Gedichte erschienen. Seine ersten Gedichte gab er auf dem Gymnasium in Nordhausen heraus.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 24. Januar.

Die ehemalige Saalburg, das 1¾ Stunden von Homburg v. d. Höhe gelegene Römerkastel, ein längliches Viereck von 2?0 Schritt Länge und 180 Schritt Breite, worin Drusus Germanicus (im Kattenlande tödtlich getroffen) einige Tage verweilte, bevor er nach Mainz gebracht wurde und daselbst starb, wird in ihren Ueberresten wieder ausgegraben. Dermalen sind schon vier Thore bis zu ihren Pforten sichtbar, der innere Umschluß der Veste vom Gestrüpp befreit, die von den Thoren ausgehenden vier Hauptstraßen aufgefunden, die Grundmauern der an denselben gestandenen Gebäuden bloßgelegt und aus den bereits aufgefundenen Alterthümern ein eigenes Cabinet gebildet worden. Ein von der Versammlung des Gesammtvereins deutscher Geschichts- und Alterthumsvereine zu Nürnberg vorigen Jahres betrautes Comitee leitet diese in seinem Wirkungskreise gelegenen Ausgrabungen, die mit der bessern Jahreszeit fortgesetzt werden.

Theater-Anzeige.

Freitag, 27. Jan. (Mozarts Geburtstag.) Bei festlich erleuchtetem Hause. Zum Benefiz des Hrn. Caspari. (Neu einstudirt): Titus, große Oper in 2 Akten, Musik von Mozart. Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 28. Jan. Die Waise aus Lowood, Schauspiel in 2 Abtheilungen und 4 Akten, mit freier Benutzung des Romans von Currer Bell von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Mittwoch, 1. Febr. Erster Maskenball im Stadttheater. Preise der Plätze:

Logenbillets des ersten Ranges	2 fl. 42 kr.
„ „ zweiten „	2 fl. — „
„ in den Ballsaal	1 fl. 30 „
Gallerie-Seitenplätze	— 30 kr.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 23. Samstag, den 28. Januar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

Vater Zäckerlein war flink zur Hand, den hastigen Besuch auszukundschaften. Wie er indessen der Thüre sich nähert, so flog dieselbe mit solcher Gewalt ihm entgegen, daß er, von der Thürleiste am Kopfe getroffen, unwillkürlich letzteren schüttelte und kratzte. Unter der Thüre aber stand der Buchbindermeister Jäger und schaute mit halb zornigen, halb verwunderten Blicken auf die, über solches unsanfte Daherkommen ganz betretene Versammlung.

„Ei, Nachbar, Ihr seyd es?" brachte endlich Zäckerlein hervor, sich bemühend, trotz des Schmerzes an seinem Kopfe, ein freundliches Gesicht zu zeigen.

„Ja, Nachbar, ich bin es," versetzte Jäger, indem er drohende Blicke auf die Umhersitzenden sendete und dabei mit seinem abgezogenen Sammtkäppchen in die Hand schlug.

„Ihr seyd willkommen," stotterte Zäckerlein.

„Vielleicht nicht so ganz," war die unter Stirnerunzeln gegebene Antwort; „denn bin ich gleich nicht befugt, hier die Teufel auszutreiben, so habe ich doch Macht, mein Weib, mein Kind und meinen Gesellen heim zu holen."

„Ihr vergeßt, Meister, wo Ihr seyd," nahm jetzt Cyrill mit sanftem Ernste das Wort.

„Ich habe ein gutes Gedächtniß, hochwürdiger Herr, und von Euch und Eures Gleichen das Wenigste vergessen."

„Widerfuhr Euch denn durch uns eine Unbill?"

„Mir nicht, — bin auch nicht der Mann dazu, so etwas schweigsam aufzunehmen. — Doch, nicht um mich in Wortgefechte einzulassen, bin ich hergekommen. Ich will nur, was mein ist, und seht, das geht schon. — Im Uebrigen, Herr Pater, handelt nach Eurer Ueberzeugung, ich nach der meinigen, und so bleiben wir für jetzt geschiedene Leute. Gott befohlen!"

Mutter Salome und Renate waren wirklich von ihren Sizzen aufgestiegen und verließen, indem Erstere besorgte Blicke auf ihren Ehegemahl sendete, die Stube. Wie auch der Geselle Martin durch die Thüre getreten war, zog sich Meister Jäger ebenfalls durch solche zurück, indem er sie mit satyrischem Lächeln leise zuklinkte.

„Was war das?!" staunte jetzt Zäckerlein, den Mund aufsperrend und die Augenbrauen hoch in die Höhe ziehend.

Cyrill gab ihm vorerst keine Antwort, sondern wendete sich an Bechdold, indem er diesen zur Heimkehr in das deutsche Haus ermahnte.

„Die Volkshaufen haben sich verlaufen und die Stadtknechte werden Euch schon ruhig des Weges ziehen lassen."

„Und wie steht es um meine Bewerbung?" flüsterte ihm der Angeredete zu.

„Die Mutter will Euch," war die leise Antwort, „und den nur verhetzten Vater werden wir zu belehren wissen."

Bechtold ging und ein sehnsüchtiger Blick Sabinens, von kaum hörbarem Seufzen begleitet, folgte seinem Entfernen.

Des Mönches scharfes Gehör hatte jedoch diese leise Schmerzensäußerung der Jungfrau wahrgenommen.

„Geduld, meine Tochter," wendete er sich jetzt zu derselben, indem er sie liebreich an der Hand faßte, „vertraue auf Deine Freunde, folge Deinem Vater und der Himmel wird Segen über Dich herabträufeln!"

Der Mensch deutet sich gern unklare Ereignisse zu seinem Besten. Also erging es Sabinen. Leise erröthend küßte sie des Dominikaners Hand und verließ die Stube.

„Nun, hochwürdiger Herr, wollt Ihr mir nicht sagen —?" begann jetzt auf's Neue Vater Zäckerlein, dessen Neugierde noch gesteigert worden war.

„Der Buchbinder war nur ein Bolzen, welchen Syndikus Quamber auf uns geschossen hat. In Allem erkenne ich die Hand dieses Widersachers. — Wankt indessen nicht in Euerm Vertrauen. Es soll ihm doch schwer werden, wider den Stachel zu lecken."

Cyrill verließ nunmehr ebenfalls das Haus und Zäckerlein begleitete ihn bis auf die Gasse. Als Letzterer wieder in seiner Stube angelangt war, überlegte er sich noch einmal die ganze Geschichte. Am Ende aber konnte er nichts Besseres thun, als den Kopf schütteln. Vieles war ihm nicht klar und Manches konnte er gar nicht begreifen.

7. Ausforschungen.

Wie der Buchbinder Jäger in seiner Wohnung ankam, fand er den Kanzleiboren, welcher sehnsüchtig seiner harrte.

„Meister, Ihr sollt ohne Verweilen auf die Rathskanzlei kommen, weil Akten, die an das kaiserliche Reichskammergericht zu senden sind, noch schnell geordnet und geheftet werden müssen."

Jäger hätte noch gerne dem in seinem Busen kochenden Grimme Luft gemacht; allein der Befehl des älteren Bürgermeisters ließ sich nicht hintenan setzen. So mußte er sich bezwingen und das Haus verlassen. Auf dem Römer angelangt, wurde er dermaßen mit Berufsgeschäften überhäuft, daß ihm keine Zeit zum Bedenken seiner häuslichen Angelegenheiten übrig blieb und er dieselbe endlich ganz aus dem Kopfe verlor.

Um so ungestörter konnte sich Mutter Salome zu Hause ihren Betrachtungen und dem Ausspinnen ihrer Pläne überlassen. Während nun — indem sie auf dem alten Lederstuhle die Nadel emsig rührte — der Gedanken gar vielerlei in ihrem Kopfe hin

und her schwirrlen, trieben sich ebenfalls mannichfache Bilder, reizend und grausig in bunlem Gemisch, an dem inneren Auge der Jungfrau Renate vorüber, die, unter Beihülfe einer Dienerin, in der Küche für leibliches Wohl die zarten Hände fleißig in Bewegung setzte.

Ihr Blick flog hierbei sehr oft durch das kleine in der Wand angebrachte Fensterchen, welches, indem es Hellung aus der Werkstätte der dunkeln Küche zuführte, wiederum die Einsicht in jene gestattete, und hing sich voll schmerzlicher Sehnsucht an den emsig arbeitenden Gesellen Martin, der in seinem ununterbrochenen Hanthieren keinen Gedanken für das Mädchen zu haben schien, das doch nur ganz für ihn und in ihm lebte.

Hoffnung und Zweifel kämpften mit einander in dem Busen der Jungfrau. Die Liebe sieht wunderbar scharf und wie sollte Renate nicht bemerkt haben, daß Martins Auge mit gar eigenthümlichem, nicht Jedem verständlichen Ausdrucke öfters flüchtig über sie hinstrich, daß aber auch der nämliche Blick, welcher kaum wie Morgensonnenroth geleuchtet, wieder eben so schnell verdunkelnd sich abwendete und finster — fast möchte man sagen theilnahmlos — auf andern Gegenständen hängen blieb?

Letzterer, als es sich ziemen mochte, hatte sie schon nach Martin geschaut und die Gluth auf ihrer Wange verrieth ihr das Urtheil ihres geschämigen Innern. Aber das Unbemerktseyn im Finstern verlockte aufs Neue zur Sünde und die stärkste Liebe ist eben so schwach.

Da glitten, während das Auge in der Stube, die mit einem Messer bewehrte Hand aber in der Küche war, die Finger unvorsichtig über einen erfaßten Gegenstand und die Schärfe der Klinge theilte tiefeindringend die zarte Haut.

Erschrocken stieß Renate einen heftigen Schrei aus und wie ein Blitz sprang Martin von seinem Stuhle auf und war in der Küche.

Ein kleines Blutgefäß, wahrscheinlich etwas tiefer verletzt, ließ seinen gerötheten Inhalt hervorströmen, und die, solches wahrnehmende, Jungfrau wurde hierüber so ergriffen, daß sie dem herzueilenden Martin wie ohnmächtig in den Arm fiel.

Der Herzugesprungene hatte helfen wollen, allein die Maid seines Herzens in den Armen und das schöne, liebe, theure Haupt an seiner Brust ließen ihn eine Seligkeit empfinden, wie er sie nie zuvor gekannt hatle, ließen alles Andere für diesen wonnevollen Augenblick wenigstens ihn vergessen und unbewußt preßte er die süße Last immer näher und näher seinem hochklopfenden Herzen.

(Fortsetzung folgt.)

Sauk City im Staat Wisconsin in Nordamerika.

Sauk City im Township Prairie du Sac, Sauk County, ein aufblühendes Städtchen auf der rechten Seite des Wisconsinflusses, liegt 90 englische Meilen oberhalb des Einflusses dieses in den Mississippi. Der Wisconsin ist 25 Meilen oberhalb genannter Stadt bei Porlage Winnebago durch einen zwei Meilen langen Kanal mit dem Forriver verbunden, und durch eine regelmäßige Dampfschifffahrt eine direkte Wasserverbindung mit dem Innern des Staates, sowie auch durch den Mississippi mit dem Süden und durch den Forfluß und die großen Seen mit dem Osten der Union, ja mit dem atlantischen Meere selbst durch den Golf von Mexico und den St. Lorenzstrom vermittelt. — Die Stadt ist dicht am Fluß auf einer trockenen Prairie, die zwölf englische Meilen lang, fünf Meilen breit und gegen Norden und Westen von Bergen umgeben ist, gegen Osten und Süden aber vom Wisconsin umflossen wird, erbaut. Auf den das jenseitige Ufer begränzenden Hügeln, die theilweise auf ihrer Spitze mit schönen Buchenhainen geziert sind, wurden von einem einsichtsvollen Schwaben gelungene Versuche mit Missouriereben gemacht. Das Klima ist gesund und frei von Fiebern und andern Epidemien. Die sonst so lästige amerikanische Sommerhitze wird hier regelmäßig täglich durch die auf die Prärie herabströmende kältere Bergluft abgekühlt. Starke Winterkälte hält nie lange an und wechselt mit Tagen, an welchen man bequem im Freien arbeiten kann. Herbst und Frühling sind von ausgezeichneter Milde und Annehmlichkeit, und besonders heilsam und kräftigend für Kranke. Der Fluß, auf welchem eine starke Holzflößerei (bis 150 Meilen aufwärts) stattfindet, ist hier 500 Schritte breit; Ueberschwemmung ist hier nicht zu befürchten und der Eisgang geht rasch und gefahrlos vorüber. Die Verbindung mit dem jenseitigen Ufer geschieht hier mittelst einer Fähre, und in der eine Meile entfernten obern Stadt Prairie du Sac durch eine schöne neue, hölzerne Brücke. Madison, die Hauptstadt des Wisconsinstaates, ist in gerader östlicher Richtung nur 25 Meilen entfernt und bezieht seinen starken Nadelholzbedarf fast ganz von hier; auch wird diese Universitätsstadt nun durch eine Eisenbahn, die selbst bis Milwaukie weiter geführt werden soll, mit uns näher verbunden. Deutscher Unternehmungsgeist gründete bereits hier zwei Dampf- und eine Windmühle, eine Whiskeybrennerei, vier Brauereien, eine Ziegelbrennerei, verschiedene Gasthäuser, Kaufläden und dergleichen mehr. In den Bergketten der Prairie und am Honeycreektown stehen kundigen Männern reiche Schätze des Mineralreichs, besonders Eisen, Kupfer, Blei, Steinkohlen, zur Ausbeute bereit. Auch Glas-, Töpferwaaren- und andere Fabriken ließen sich mit Vortheil anlegen, da kein Mangel an Arbeitern und Holz und Transport billig ist. Durch die Ansiedlung vieler deutscher Landwirthe bis auf zwanzig Meilen östlich und westlich ist die Beschaffung von Lebensmitteln verhältnißmäßig wohlfeiler, als in manchen andern Gegenden. Die Bevölkerung der Deutschen beträgt jetzt schon in der Umgegend ungefähr 5000. Landgüter von verschiedener Größe und Preiswürdigkeit, je nach der Entfernung von der Stadt, Bodenbeschaffenheit, Zahl der cultivirten Aecker, Umfang und Zustand der Einzäumungen und Gebäulichkeiten, sind jeder Zeit käuflich. Congreßland ist auf 5 bis 10 Meilen nur noch wenig in Parzelle: von 40 oder 80 Acker zu haben; dagegen kann aus zweiter Hand unbebautes Land zu 2 bis 5 Dollar pro Acker erworben werden. Alle deutschen Stämme haben ihre Repräsentanten. Viele Schweizer fühlen sich in überwiegender Zahl heimisch zwischen den bewaldeten Hügeln in Honeycreektown. Der Confession nach sind hiesigen Deutschen: Katholiken, Protestantisch-Reformirte und Methodisten. Auch eine Gemeinde des freien Menschenthums hat sich hier unter dem segensreichen Wirken ihres würdigen Sprechers E. Schröter gebildet und ist jetzt schon nach der in Milwaukie die stärkste im Staate. Den Einwanderern über Newyork gibt daselbst Hr. Hermann Härtel (Nr. 89. Ecke von Greenwich- und Rectorstraße, eine Treppe hoch) unentgeldlich und bereitwilligst jede gewünschte Auskunft für ihre sicherste und zuverlässigste Weiterreise nach Milwaukie, von welcher letzterer Stadt man die 115 Meilen, so lange die Eisenbahn noch nicht ganz ausgeführt ist, theils mit Eisenbahn, theils mit Post in zwei Tagen, mit gewöhnlichem Fuhrwerk aber in drei bis vier Tagen zurücklegt. Geräthschaften, Vorräthe 2c. braucht man nicht mitzubringen, da man hier alles Nöthige bekommen kann. — Einwanderer über New-Orleans gehen mit dem Dampfschiff auf dem Mississippi nach St. Louis und Galena, von wo sie die Wisconsindampfschiffe hierher bringen. Diese Reise ist übrigens wegen des heißen Klimas, des gelben Fiebers und anderer Seuchen in den Monaten Juli, August und September zu vermeiden.

Deutschen Einwanderern bieten wir unsern freundlichen Rath an; auch auf portofreie Briefe gibt jeder Zeit gern nähere Auskunft

C. Dürr,
in Sank City, Sank County,
United Staates of Nord-America.

J, keine Idee.*)

Sonst gingen die Leute im ehrsamen Kleid,
Der Schnitt angemessen, vollkommen und weit;
Schaut jetzt einen Stutzer, er geht wie verzwickt,
Und hat ein klein Guckglas ins Auge gedrückt.
Das Ehrenwort war sonst als Darlehn ein Pfand,
Man ehrte Gesetze und Rechte im Land;
In jeglichem Haus eine glückliche Eh';
Besteht denn dieß jetzt noch? — J, keine Idee!

Vor Zeiten, da wurden die Eltern geehrt
Und oft von den Kindern viel Freude bescheert;
Jetzt darbt mancher Vater, hat Sorgen und schwitzt,
Indeß sein Herr Sohn bei der Weinflasche sitzt.
Solidität war sonst beim Tanze zu spür'n,
Jetzt rasen sie, daß sie die Schuhe verlier'n.
Mit Glockenschlag Zehn nahm ein Jeder Ade;
Besteht denn dieß jetzt noch? — J, keine Idee!

Sonst war jede Wirthschaft gedrechselt und nett,
Jetzt liegt manche Hausfrau bis zehn Uhr im Bett.
Und geht sie zu Markte, so ist es ein Glück,
Wenn sie schon drei Viertel auf Zwölfe zurück.
Ein Schnurrebart war früher natürlich und rein,
Jetzt schmier'n sie ein halb Pfund Bartwichse hinein.
Es gab Sitt' und Anstand im Corps de Ballet;
Besteht denn dieß jetzt noch? — J, keine Idee!

Ostind'sche Schnupftücher, die England gebracht,
Die werden jetzt alle in Deutschland gemacht.
Reell war die Leinwand, doch jetzt, welch' ein Graus,
Guckt oben und unten Baumwolle heraus.
Sonst wurde freimüthig beim Bier discurirt,
Und nicht von dem Nachbar am Tisch denuncirt,
Es gab Lieb' und Freundschaft vom Kopf bis zur Zeh';
Besteht denn dieß jetzt noch? — J, keine Idee!

Musik war vor Jahren noch einfach und zart,
Bei uns aber wird nicht das Messing gespart.
Schauspieler verstanden, was Ton und was Schall,
Jetzt brüllen sie oft wie die Ochsen im Stall.
Sonst krönte man Dichter; was jetzo geschieht,
Dieß wird sich gleich zeigen am Ende vom Lied;
Denn fragt man: Nun, hat's denn gefallen Euch, he?
Da schrein's gewiß Alle: J, keine Idee!

*) Aus: „Die besten Declamationen und komische, prosaische Vorträge für frohe Menschenkreise. Nebst Anleitung, wie man declamiren und vortragen muß, um zu gefallen und zu unterhalten. Dritte, vermehrte Auflage. Leipzig, Verlag von E. Wengler. 1852."

Mannichfaltigkeiten.

Eine auch geschichtlich merkwürdige Sammlung nachgestochener Petschafte hat der Buchhändler Herr Danz in Berlin für sein Antiquarium angekauft. Zur Zeit der Napoleon'schen Herrschaft in Deutschland war nämlich unter König Hieronymus von Westphalen in Kassel eine sogenannte „schwarze Kammer" eingerichtet worden, um die aus den verschiedenen Ländern in Deutschland eingehenden Briefe heimlich zu erbrechen und zu lesen, welche dann mit nachgestochenen Petschaften wiederum versiegelt und weiter an ihre Adresse befördert wurden. Die ganze Sammlung der nachgestochenen Petschafte hat nun Hr. Danz auf seiner Reise in das Münsterland angekauft. Es sind ihrer nicht weniger als 527, und es befinden sich darunter die Petschafte von vielen damals regierenden Häuptern, Fürsten, Grafen u. s. w.

In Dessau hat sich ein Comitee gebildet, welches beabsichtigt, durch Aufbringen von Beiträgen den Hinterbliebenen des dahingeschiedenen Hofkapellmeisters Dr. Friedrich Schneider das Haus zu erhalten, welches der Verblichene als alleiniges Besitzthum seinen Erben hinterlassen hat. Da dasselbe durch Hypotheken belastet und somit ein Verbleiben in der Schneider'schen Familie fraglich ist, so will man durch die eingehenden Beiträge die auf dem Grundstück haftenden Schulden löschen.

(Leipzig, 16. Januar.) In dem Monat April d. J. wird eine Bibliothek hierselbst zur öffentlichen Versteigerung kommen, auf welche in den weitesten Kreisen aufmerksam zu machen um so mehr angemessen scheinen dürfte, je seltener solche reiche und werthvolle Bücherschätze jetzt zum öffentlichen Verkaufe ausgeboten werden. Es ist dieses die Bibliothek des größten unter den neuesten Philologen, Gottfried Hermann, welche nicht weniger als 8472 Nummern umfaßt und die werthvollsten philologischen Werke und gelehrten Apparate enthält, die in vielen öffentlichen Bibliotheken in dieser Vollständigkeit vergebens gesucht werden. So wird der Kritiker und Ausleger des Homer, des Hesiod, des Sophokles, des Euripides, Aristophanes, Plautus und Terentius hier einen vollständigen Apparat zu seinem Unternehmen finden, bei dem kaum eine Lücke wird bemerkt werden. Einen Werth anderer Art erhält diese Bibliothek durch die geschätzten und gesuchten Aldinen, Stephanischen u. s. w. Ausgaben. Auch Bücher mit handschriftlichen Bemerkungen von vielen berühmten Philologen, dann viele seltene und prachtvolle Ausgaben klassischer Werke und Schriftsteller erhöhen den Werth dieser ausgezeichneten Büchersammlung.

Das Männerzuchthaus in Bruchsal ist Deutschlands einziges größeres Beispiel eines Strafhauses mit beständiger Einzelhaft. Es zählt ungefähr 400 Einzelzellen und wurde 1848 eröffnet. Die Ergebnisse der 3 Anstaltsjahre 1849 bis 51 zeigen, daß daselbst in dieser Zeit die Sterblichkeit durchschnittlich im Jahre nur 1,88 Prozent betragen hat, zur Hälfte an Lungenschwindsucht, dem Erbübel aller Gefangenenhäuser. Von Geistesstörung ist kein Fall vorgekommen. Die Ergebnisse des gewerblichen Unterrichts sind höchst befriedigend; die Fortschritte der Gefangenen im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Ausdrucksweise sind überraschend und dürften in keiner Schule übertroffen werden. Eben so segensreich wirkt die Anstalt in moralischer Beziehung. Rückfälle sind in Rücksicht auf die ungünstige Lage der Gefangenen nach der Entlassung verhältnißmäßig selten; die Mehrzahl der Entlassenen, auch der Ausgewanderten, verbleibt mit den Geistlichen oder den Vorstehern in fortdauerndem Ver-

kehr, was gewiß für die Anstalt und die Beamten ein sehr günstiges Zeugniß ablegt.

(Paris.) Meyerbeers neue Oper, für die seit vier Monaten forwährend Proben gehalten werden, soll in der ersten Woche des Februars vom Stapel laufen. Die Opera comique bietet Alles auf, um das Ihrige zu dem erwarteten glänzenden Erfolg beizutragen. Sie bietet nicht nur für die Inscenirung, Decorationen rc. alles Mögliche auf, sondern hat auch ein neues Balletcorps und ein Orchester von 45 Mitgliedern, das auf der Bühne beschäftigt wird, engagirt. Der Tag der ersten Darstellung ist noch nicht festgesetzt.

Literarische Neuigkeiten.

„Die Sagen von **Merlin**“ von San-Marte (A. Schulz; Halle, Waisenhausb.). Die vielfältige Thätigkeit des Verf. hat sich mit besonderem Erfolge auf die Alterthümer des britischen Volkes gewendet, zu dessen Sagenkreise eben auch der so vielgenannte und doch immer noch so räthselhafte Merlin gehört, über welchen hier eine Fülle des Stoffes mit kritischer Sichtung und Erläuterung geboten wird. Unsere Leser müssen diese eigentlichen Briten genau von den jetzt unter diesem Namen wenigstens mitbegriffenen Engländern unterscheiden, deren Vorfahren die grausamsten Feinde und Dränger der Ersteren waren. Ihre alte Sprache, als wesentlichster Rest ihrer Volksthümlichkeit, lebt heute noch in mehreren Mundarten bei den Kymren (Waliseru, Welschmen, franz. Gallois) in Wales (wallisisch Cymru), und bei den Britonen der Niederbretagne, wohin einst ein Theil des unglücklichen Volkes flüchtete. In Cornwall starb sie erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aus; auch in Devonshire erhielt sie sich verhältnißmäßig lange. Alle diese Völkerschaften gehören sammt dem größten Theile der Franzosen zu dem einst sehr weit verbreiteten Volke der Kelten (Galater, Gallier). Ein anderer Ast desselben, der galische, hat sich ebenfalls mit seiner alten Sprache in Irland und Hochschottland erhalten. Ein Theil seiner Volkssagen ist unter Ossians Namen in weiten Kreisen bekannt. Im Mittelalter aber verbreitete sich wallisisch-britonische Sage und Dichtung noch weiter und befruchtete die romanische, wie die deutsche. Oft spiegelt sich in ihr der tiefe Schmerz einer untergehenden Volksthümlichkeit, gemischt mit messianischen Hoffnungen auf Arthur's Wiederkehr u. s. w. Die vorliegende werthvolle Monographie umfaßt auch zahlreiche, die Geschichte und die Alterthümer ganz Englands betreffende Untersuchungen von allgemeinerem Interesse.

„Die Türkei in der Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit“ von Ungewitter (Erlangen, A. Enke). Ein Werk über diesen Gegenstand erscheint jedenfalls jetzt in günstiger Stunde, und das vorliegende wird zumal durch den Namen des Verf. als Geographen empfohlen. Als Ethnographe aber ist derselbe hier ebenso oberflächlich, wie in seiner großen Geographie; und seine dort auftretende anmaßende Polemik in Wissenschaft, Politik und Religion wird hier vollends zum Fanatismus gegen Alle, die nicht mit ihm an die Götter der Kreuzzeitung glauben. Darum wird auch sein Prophetenberuf, den er auf dem Titel durch die wunderlich vor die Vergangenheit postirte „Zukunft“ ankündigt, nicht Jedem einleuchten. Dagegen empfehlen wir seine lebhafte Schilderung der byzantinischen Vergangenheit voll Jammers und Sünde bis zur Eroberung der herrlichen Hauptstadt, die die Schmach des ganzen Abendlandes besiegelte. Wir halten mit ihm auch noch die heutige Türkei für einen Barbarenstaat, der unter civilisirte Vormundschaft kommen muß, wenn nicht seine Theilung zum Zankapfel für alle Welt werden soll. Freilich ist dazu schon die Frage jener Vormundschaft geworden, welche unser Vrf., mit einer frommen Concession an den Weltbeherrscher, dem Beherrscher Rußlands zuweist. Ueber die romanischen Sündenböcke dieser Frage in den Donaufürstenthümern (die er irrig Rumnzi nennt) gibt der Vrf. zuerst eine flüchtige Notiz und dann weiter unten eine diese vielfach widersprechende und weit richtigere Skizze, wahrscheinlich nach verschiedenen Autoren. Seine zahlreichen Varianten der Eigennamen lassen Manches zu wünschen übrig. Beiläufig bemerken wir, daß der, nach ihm nur vormalige, Name Kreta dieser wichtigen Insel noch heute ausschließlich von den Griechen gebraucht wird, die ihn Kriti aussprechen.

„Das Mississippithal“ von Th. Olshausen. B. t. M. Karten. (Kiel, Akad. Buchh. Mit Lief. 2 (vergl. Didask. 1853 Nr. 149) schließt der erste Band dieses tüchtigen Werkes. Es verhandelt Geographie, Statistik, Geschichte und jetzige Volkszustände jenes Thales im Allgemeinen, wie dieß die folgenden Theile für die einzelnen Staaten thun werden. Dieses Centralland Nordamerikas wird nach des Verf. Ansicht in nicht ferner Zeit „den Schwerpunkt der Vereinigten Staaten bilden und dann bestimmend auf die Weltverhältnisse einwirken.“ Er gründet seine großen Erwartungen von der Zukunft des transatlantischen Staatenbundes nicht auf sanguinische Träume, sondern auf sehr materielle und ins Einzelne eingehende Beobachtungen. Seine deutsche Bildung und Gesinnung läßt ihn auch die Schattenseiten der amerikanischen Gegenwart richtig beurtheilen. Von besonderem Interesse ist seine Darstellung der Race und ihrer Mischungen, namentlich seine Charakteristik der Indianerstämme. Den Verkehrsverhältnissen widmet er die gebührende Aufmerksamkeit und stellt vergleichende Tabellen über die Marktpreise in den einzelnen Staaten auf. Wir wünschen diesen gediegenen Mittheilungen zum Besten vieler Deutschen eine baldige und ausgedehnte Verbreitung.

Frankfurter Theater.

Am 24. d. M. wurde zum Vortheil des Hrn. Reger zum ersten Male gegeben: „Der Droschkenkutscher“, Charaktergemälde nach dem Französischen bearbeitet von J. Heymann. Wie nichts so gut ist, daß nicht noch Besseres gefunden werden könnte, so ist auch nichts so schlecht, daß es nicht noch Schlechteres gebe. Wir haben der dramatischen Ausgeburten, die von den Pariser Vorstadtbühnen zu uns herüberwandern, schon so viele gesehen und kennen dieß traurige Geschlecht genügend aus Stücken, wie z. B. „das Weib aus dem Volke“, „der Lumpensammler“, „die Fruchthändlerin“ u. a. Unter allen uns bekannten dürften aber die neuerlich aufgeführte „Tochter des Gefangenen“ und der obengenannte „Droschkenkutscher“ unerreicht dastehen, was Unsinn und Unnatur, Unwahrscheinlichkeit und schauderhaften Bühneneffekt betrifft. Dieser Droschkenkutscher vereinigt in seiner Person alle nur denkbaren und irgendwie möglichen Versündigungen nicht nur gegen den guten Geschmack, sondern auch gegen den gesunden Menschenverstand. Das Traurigste ist aber, daß auf diesem Wege die Bühne immer mehr herunter sinkt und zu einer Marionettenbude wird, daß der Sinn für das Schöne, die Empfänglichkeit für das Gute zu Grunde gehen und daß der sinnige Freund der Kunst sich mit Widerwillen abwenden und jeder Hoffnung auf Besserung deutscher Bühnenzustände entsagen muß. Das ist eben der Unsegen des Schlechten, daß es immer noch Schlechteres erzeugt und daß am Ende der Masse Alles gut genug ist, was man ihr vorsetzt. Wir sind in Bezug auf das Theater genügsam und tolerant geworden und wissen wohl, daß es dermalen eine Kunstanstalt in der rechten Bedeutung weder ist noch seyn kann; aber das können und müssen wir doch fordern, daß nicht alle Schranken niedergerissen und nicht Alles à tout prix zugelassen werde. Wenn es wahr wäre, daß der Benefiziant, Hr. Reger, zu einem solchen Stücke greifen mußte, um das Publikum heranzuziehen und eine gute Einnahme zu machen, so wäre dieß eine traurige Wahrheit für den Künstler und eine eben so traurige für das Publikum, es wäre ein Armuthszeugniß für beide. Sapienti sat! W.

Theater-Anzeige.

Samstag, 28. Jan. Die Waise aus Lowood, Schauspiel in 2 Abtheilungen und 4 Akten, mit freier Benutzung des Romans von Currer Bell von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Mittwoch, 1. Febr. Erster Maskenball im Stadttheater.

Preise der Plätze:

Logenbillets des ersten Ranges	2 fl. 42 kr.
„ „ zweiten „	2 fl. — „
„ in den Ballsaal	1 fl. 30 „
Gallerie-Seitenplätze	— 30 kr.

Druck und Verlag von Helter und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 26. Montag, den 30. Januar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

Die Mutter Salome hatte jedoch Renatens Aufschreien ebenfalls vernommen und eilte jetzt besorgt herzu.

„Dank' Euch, lieber Martin, daß Ihr so schnell zur Hand gewesen seyd. — Und Du, Renate, ist das nicht ein Aufhebens um eine kleine, unbedeutende Schnittwunde! — Da gibt es weit gefährlichere Verletzungen."

Sie nahm das tiefaufathmende Mädchen mit sich in ihre Stube und bedeutete den Gesellen nach der Werkstätte.

„Wohl hat sie recht," sprach es leise in dem Busen des träumerisch dahingehenden Martin. „Eine solche Wunde blutet auch in meiner Brust und wird nimmermehr heilen. — Schaue sie nicht mehr an, senke Dein Auge zu Boden, wenn sie Dir naht, und verstopfe Dein Ohr, damit der Liebreiz ihrer Gestalt und der himmlische Wohlklang ihrer Stimme Dich nicht weiter berücken kann. — Sie, um deren Gunst Reichere und Hochgestellte buhlen, ist nicht für den armen Handwerksgesellen, der — wenn sie ihm auch wohlwollte — ein solches Engelskind durch seine Werbungen nur unglücklich machen würde."

Seine bescheidene Liebe wurde eben von allzugroßem Mißtrauen gegen sich selbst überwuchert. Bescheidenheit hätte sie wohl geziert, dieses Mißtrauen aber drohte, sie in nachtheiligem Lichte zu zeigen, ja, Zweifel an ihrer Wahrhaftigkeit aufkommen zu lassen.

Als Mutter Salome mit der Tochter allein sich fand und letztere wieder beruhigter umherblickte, glaubte Jene den geeigneten Augenblick gekommen, um Renatens Herz ein wenig über die beabsichtigten Heirathen auszuforschen.

Vorsichtig kam sie mit ihren Reden näher, allein so genau sie auch sonst der Tochter Denkweise und Gemüthsart kannte, so blieb ihr doch für jetzt nur das Bekenntniß übrig, daß hier ein Räthsel vorliege, dessen Lösung sie nicht finden könne.

Gleichwohl mußte sie für ihr weiteres Vorschreiten Licht haben und hierzu war eine bestimmte Frage nöthig.

„Renate," begann sie daher mit ruhigem Tone, „Du kennst meine Absicht, aber auch eben so das Vorhaben Deines Vaters. — Sage mir, ist Dein Herz noch frei?"

Die Gefragte blickte ihre Mutter einige Augenblicke groß an, dann schlug sie den Blick zu Boden und schwieg.

„Ungern," fuhr Frau Salome fort, „dränge ich mich in ein Geheimniß, von dem ich sehr wohl weiß, daß es Jungfrauen am liebsten für sich selbst in geheimster Brust bewahren. Allein Umstände nöthigen mich und der treuesten Pflegerin Deiner Kindheit wirst Du doch einen Blick in Dein Inneres nicht versagen wollen?"

„Ach, Mutter," entgegnete endlich Renate unter Seufzen, „weiß ich denn selbst, wie es mit mir und um mich steht! Ich bin mir selber ein verschlossenes Buch und Das, was meine Brust zu bewegen scheint, kommt mir wie ein Mälein vor, von dessen Wahrhaftigkeit ich nicht überzeugt bin."

„Er liebt Dich," flüsterte jetzt die Mutter und Renate zuckte halb in Freude, halb in Schreck zusammen.

„Du zweifelst wohl noch? — Bald wird er seiner Empfindung Worte geben. — Jetzt liegt es nur an Dir, ein glückliches Ende herbeizuführen."

Die Jungfrau schüttelte schweigend und bitter lächelnd den Kopf. Wie sollte sie den Geliebten ermuthigen und des Vaters Willen beugen?"

Mutter Salome, nur ihren Schützling, den Wilhelm Bechdold, im Auge habend, ging betreten einen Schritt zurück.

„Wie," sprach sie dann vorwurfsweise, „sollte ich mich vielleicht in Dir verrechnet haben? — Solltest Du, was meine treue Mutterhand Dir bietet, nicht annehmen und Dem, was Dir ein Mann — Dein Vater — auserwählt, den Vorzug geben wollen? — Was Deinen Busen zu bewegen scheint, ist jung und schön, ist anmuthsreich und kräftig, mit einem Worte ist ein Mann und Du solltest — nein, der abgelebte Steffan, mag er auch kaiserlicher Notarius und von Vermögen seyn, ist kein Ehegemahl für meine blühende Renate. — Nicht wahr, Du magst ihn nicht?"

Renate schüttelte sich, wie im Fieber:

„Nein, Mutter, das wäre für mich zu entsetzlich!"

Das war es, was Frau Salome erfahren wollte. Freudig drückte sie jetzt ihrer Tochter die Hand und hieß sie wieder in die Küche an ihre Arbeit gehen. Alles Andre werde sich nunmehr schon von selbst finden.

Die Mittagszeit rückte jetzt heran und der Vater war von dem Rathhause noch nicht zurückgekehrt. Das Mahl mußte sofort ohne ihn eingenommen werden und schweigend saß die Familie mit den Gesellen und dem Lehrjungen an dem sauber gedeckten und mit Zinn bestellten Tische. Martin, dem das Herz zu voll war, wollte die Speise nicht schmecken und Renaten erging es nicht besser.

Gegen Abend endlich kehrte der Vater heim. Die hingelaufene Zeit und die vielen besorgten Geschäfte hatten andere Gedanken in seinen Kopf gebracht und seinen Unmuth verjagt. Frisch und freundlich nahm er sein aufbewahrtes Mittagessen zu sich, dann ließ er Renate kommen.

Mutter Salome war ebenfalls mit in die Stube getreten.

Jäger blickte ihr jedoch scherzend — gewissermaßen schelmisch — in das Gesicht und winkte, sich zu entfernen.

„Mutter, Du hast gewiß meine Abwesenheit Dir zu Nutz gemacht. Laß mich jetzt auch einmal allein gewähren."

Salome fuhr unwillig auf; allein der freundlich, spassende Ton des Eheherrn gestattete doch kein Widersprechen. Deßhalb zwang sie sich, zu lächeln und verließ — wiewohl sehr ungern — das Gemach.

„Tochter," begann nunmehr Jäger, „der Vorfall von heute Morgen zwingt mich zu einem entschiedenen Worte. So verwirrt kann ich den Knoten nicht lassen und will er sich nicht lösen, so zerhaue ich ihn."

„Ihr seyd mir wohl gram, mein guter Vater?"

„Schwatze mir kein dummes Zeug, Närrchen. Ich habe Dich gern, will Dein Glück und darum muß das Wirrsal auseinander. — Deine Mutter —"

„Sie ist fromm und gut."

„Weiß ich Alles und ich habe sie in ihrer altgläubigen Frömmigkeit nie beirrt. Als wir uns heirateten, wollte sie mich auch nach ihrer Weise zur Seligkeit vorbereiten. Indessen bin ich ein guter Protestant und so prallten alle, noch so gut und noch so fein gezielten Pfeile wirkungslos an mir ab. — Nun hat sie es auf Dich abgesehen, und da das Werk auf einfache Weise nicht auszurichten ist, so sollst Du wenigstens einem Rechtgläubigen vermählt und die Nachkommenschaft von der Ketzerei gerettet werden. — Das ist die ganze Geschichte, bei welcher noch der Dominikaner Cyrill — der schöne und gewandte Redner, welcher nach seiner Ansicht ganz recht haben mag — und der täppische, an den äußern Formen klebende Zäckerlein, eine Rolle mitspielen."

Die Jungfrau blickte ihren Vater überrascht an. So wie derselbe meinte, hatte sie schon längst gefühlt, aber gesagt und zwar mit so einfachen, dürren Worten, war es ihr noch nicht worden.

„Eheunfrieden," fuhr nunmehr Jäger entschieden fort, „darf mir aus dieser Sache nicht erwachsen. Darum sprich, Renate, willst Du Dich bekehren lassen?"

Die Gefragte trat einen Schritt zurück, stolz hob sich ihre Brust und in Glaubensfreudigkeit schlug sie das Auge zum Himmel auf:

„Eine feste Burg ist unser Gott!"

„Eine gute Wehr und Waffen," setzte Jäger mit gehobener Stimme, andächtig die Hände faltend, hinzu. „Brav, meine Tochter. Ich weiß genug. — Aber nun weiter. Wilhelm Bechdold kömmt öfter in meine Werkstelle. Was hältst Du von ihm?"

Renate schüttelte lächelnd den Kopf:

„Wozu diese Frage?"

„Antworte mir."

„Er ist ein schöner Mann von Geist und Kraft, dabei aber ein Sausewind, fast möchte man ihn einen Tollkopf nennen."

Die Beschreibung gefiel dem Alten nicht. Unmuthig fuhr er mit dem Kopfe hin und her, dann kratzte er sich hinter den Ohren.

„Willst Du ihn heirathen?"

Die Jungfrau blickte den Vater lächelnd an, dann versetzte sie gleichgültig:

„Nein."

„Ist mir lieb. — Aber solltest Du doch nicht vielleicht dennoch im Herzen —?"

Renate wollte wieder gleichgültig bleiben; an dem Feuer, welches auf ihrer Wange brannte, fühlte sie jedoch, daß ihr Inneres verrätherisch geplaudert hatte. Deßhalb schlug sie die Wimper herab.

„Ich verstehe," lachte Jäger, „und was Dir so die Gluth auf die Wange treibt, das möchtest Du?"

Renate wankte. Sie wollte reden, aber ein nicht zu lösendes Siegel verschloß ihren Mund. Endlich reichte sie mit krampfhaft, ja stürmisch bewegter Brust dem hierüber schier beängstigten Vater die Hand.

„Nun weiß ich Alles!" rief dieser sofort zufrieden aus. „Und nun will ich auch handeln."

Die Tochter wollte noch etwas reden; Jäger hieß sie jedoch schweigen und an ihre Arbeit gehen. So mußte sie Folge leisten. Aber Furcht und Hoffnung stritten einen erbitterten Kampf in dem Busen des armen Mädchens. Der Notarius und Martin tauchten einer um den andern vor ihrem Seelenauge herauf, ein anmuthsreiches Bild wurde durch ein widerwärtiges verdrängt und über die rosig glühende Morgenröthe lagerte sich grauer Nebelflor und zischten fahlgelbe Blitze. Der Abend brach endlich herein und Meister Jäger besah die von seinen Gesellen gefertigten Arbeiten.

„Brav, Martin, das ist ein Werk, was mir Ehre macht. — Neulich warst Du einmal so verkehrt. Das mag wohl seine Ursachen gehabt haben. Aber heute sehe ich, daß ich mich wieder ganz auf Dich verlassen kann."

Das war ein schönes und tröstliches Wort und die ganze Nacht hindurch tönte, wie Saitenspiel, diese liebliche Melodie durch den sanften Schlaf Renatens.

(Fortsetzung folgt.)

Das russische Land- und Seeheer.

II.

Die Erhaltung des Heeres verschlingt in Rußland gegenwärtig mehr als die Hälfte der Einkünfte des Kaiserreichs, trotzdem, daß Offiziere und Soldaten äußerst geringen Sold erhalten. Nach den verschiedenen Abzügen, welche dem Soldaten für die gemeinsame Küche (das sogenannte Artel), für Wichse und Wäsche gemacht werden, erhält er monatlich kaum neun Kreuzer baar in die Hand. Seine Ausrüstung besteht in drei Hemden, zwei Paar Schuhen, zwei Hosen, einem vollständigen Dienstanzuge, einer Jacke und einem Dienstoberrocke. Der Sold für alle Offiziere ist verhältnißmäßig so gering, als jener der Soldaten. — Ein Infanterielieutenant hat monatlich kaum 15 Thaler; ein Brigadegeneral kaum 2000 Thaler jährlich. Die Spärlichkeit des Soldes der oberen Offiziere und der Generale wird durch außerordentliche Gefälle einigermaßen verbessert, welche sie unter dem Namen von Renten für eine bestimmte Reihe ihrer Dienstjahre, oder als Dienstgelder empfangen. Der Sold der Garde oder der Kavallerie steht wenig höher als jener der Infanterie. Für die Generalverwaltung des Heeres besteht eine besondere Kommission.

Die Handwerker in den Regimentern sind alle Soldaten, Schneider, Schuster, Sattler, Schmiede, und müssen alle ohne besonderen Lohn für den Obristen arbeiten. In Kriegszeiten hat das Regiment selten die volle Zahl von Soldaten, obwohl der Sold stets für den vollständigen Pulk eingesackt wird. Der Obrist theilt diese Ersparnisse mit seinem Generale oder mit seinem Stabe. In der Reiterei sind solche Ersparnisse noch bedeutender. Zuerst werden sie von den unvollzähligen Männern und Pferden erhoben, dann von dem Preis der Pferde und deren Unterhalt, für welche dem Staate immer fort hohe Summen angerechnet stehen. Ferner wird jährlich eine bestimmte Anzahl von Pferden erneut und zwar eine größere als wirklich nothwendig ist, wo dann oft der Obrist statt des Ankaufes das dafür bestimmte Geld einsackt.

Wenn man den russischen Militär-Almanach durchliest und dabei die deutschen von den slavischen Namen zu unterscheiden weiß, wird man erstaunen über die große Anzahl von Deutschen, welche in der Reihe der Offiziere, besonders unter den Generalen dienen. Schon seit lange schleichen Deutsche sich in russischen Dienst, zur großen Unzufriedenheit der eingebornen Russen, welche auf dieselben mit Haß, als auf eine Hauptursache ihres Nationalunglückes herausschauen. Die Beimischung des deutschen Elementes, welches in den innern Kämpfen und Reibungen bis in den Rath des Kaisers vorwaltet, welches sich eben so in Rußlands auswärtiger Politik bemerkbar macht, herrscht noch mehr im Heere vor.

Die Hauptquellen dieser fremden Beimischung ist in den sogenannten baltischen Provinzen, Kurland, Liefland und Estland zu suchen. Seit vier Jahrhunderten sind die dortigen Adeligen, die Grundbesitzer, Deutsche gewesen, welche von den deutschen Rittern und Ansiedlern abstammen, welche diese Lande eroberten und gesittigten, wohingegen die Ureinwohner, die Kuren und Letten, zum finnischen Völkerstamme gehören.

Im sechzehnten Jahrhundert wurden diese Ritter (die Schwertbrüder) protestantisch, verheiratheten sich und theilten das Land unter sich als ihr erbliches Eigenthum. Sie waren zwar nie vollständig unabhängig, im Laufe der Zeit Vasallen von Polen, Schweden, und seit dem letzten Jahrhundert von Rußland, aber dennoch haben sie immer gewisse Vorrechte behalten, unter welche auch die deutsche Sprache, die Seele ihrer Volkseigenthümlichkeit, zählt. Neben diesen gebornen Unterthanen des Reiches bestand wenigstens ein Jahrhundert hindurch ein Zufluß von deutschen Abenteurern jeder Gestalt, von denen, welche bürgerliche und militärische Stellen suchten, von Lehrern und Werkmeistern bis zum Diener und Arbeiter hinunter; Alle wandeln ihre Bahn zur Beeinträchtigung der Eingebornen. So ist z. B. ein Günstling des Kaisers Graf Kleinmichel, der Sohn eines Bedienten, den Fürst Soltikow aus Deutschland mitnahm und später in eine russische Erziehungsanstalt steckte.

All diese in Rußland gebornen oder eingeführten Deutschen bilden die Hauptstützen des Absolutismus und sind die geschäftigsten Helfer zu dessen Ausdehnung. Rußland ist nicht ihr Vaterland, sie haben keine Liebe für dasselbe. Das einzige Band, welches sie an dasselbe bindet, ist die äußerste Hingabe an den Meister, welchem sie dienen. Sie fühlen kein Interesse an der moralischen Erhebung des Landes, jetzt weniger als jemals, wo die Bildung Fortschritte bei den Eingebornen macht und diese alle Anstrengungen machen, die Fremdlinge in den Hintergrund zu schieben und sich ihres Einflusses ganz zu überheben. Da sie im Allgemeinen mit keiner Wurzel im Volke haften, demselben sogar feindlich gegenüberstehen, so hängt ihr ganzes Daseyn nur am Czaaren, dessen Launen sie sich mit Leib und Seele verschreiben. Deßhalb finden sie denn auch allenthalben Vorschub. So wimmelt Alles von Deutschen, der Hof, die Diplomatie, das Heer, die Garde. Sie ertragen geduldig, sogar freudig die eherne Zucht, vor der der russische Adel mehr und mehr zurückschreckt. Sie sind deren Haupterfinder und Drillmeister. Ihre kleinliche Genauigkeit ist in allen Zweigen sprichwörtlich geworden, gegenüber der Nachlässigkeit, mit welcher der Russe solche Geringfügigkeiten zu betrachten pflegt. „Bevor es donnert, kreuzt sich der Russe nicht!" heißt es, was bedeuten soll, daß der Russe dann nur arbeitet, wenn die Regierung es mit Ernst fordert.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die Stadt Schaffhausen wurde letzten Sonntag Abends nach 5 Uhr durch die schnell verbreitete Nachricht in Schrecken versetzt, die Eisdecke auf dem Rhein sey eingebrochen und es seyen 10 bis 15 Personen verunglückt. Den ganzen Nachmittag — so erzählt die „Schaffhauser Zeitung" — erlustigte sich auf dem Eis zwischen dem Mühledamm eine große Menschenmasse und ungeachtet vielfacher Warnung konnten die jungen Leute doch nicht bewogen werden, das gefährliche Element zu verlassen, als plötzlich der Ruf erscholl, das Eis sey an einer Stelle mit drei Frauenzimmern, drei Herren und zwei bis drei Kindern eingebrochen. Augenblicklicher Hülfeleistung einiger beherzten Männer gelang es glücklicher Weise, die ins Wasser Gefallenen zu retten, und obwohl man noch längere Zeit nach weitern Opfern suchte, wird doch Niemand vermißt. Der ärztlichen Hülfe gelang es, einige Bewußtlose wieder ins Leben zurückzurufen, und so viel man hört, befinden sie sich außer aller Gefahr.

Kürzlich wurde nach einem würtembergischen Blatte eine Erzählung mitgetheilt, wonach in Allensbach im badischen Seekreise ein Mann, von Gewissensbissen geängstigt, sich eines vor vielen Jahren begangenen Mordes öffentlich angeklagt und die angestellte Untersuchung seine Angaben auch bestätigt hätte. Der wahre Sachverhalt ist indeß, wie sich jetzt herausstellt, ein ganz anderer und besteht in Folgendem: Im Jahr 1837 begab sich ein gewisser Meister von Allensbach auf die Wanderschaft, kehrte nicht mehr zurück, gab auch keine Nachricht, kurz, ist verschollen. Der Mann der Schwester desselben, als plumper Witzbold bekannt, erzählte nun schon öfters in Wirthshäusern, daß Meister einmal auf Besuch zu ihm gekommen sey, und da habe er ihn, um dessen Vermögen zu erhalten, umgebracht und die Leiche im Keller vergraben. In Folge dessen wurde er, da seine wiederholten Redereien Aufsehen erregten, von dem Bezirksamt Konstanz in Untersuchung gezogen, gestand auch sogleich unverhohlen jene Aeußerung zu, entschuldigte sie aber als sogenannte „schlechte Witze". In der That ergab die sorgfältig geführte Untersuchung, bei welcher an mehreren Orten Nachgrabungen angestellt wurden, gar nichts, was gegen den Angeschuldigten sprach, sondern vielmehr Manches, was zu seinen Gunsten war. Daher wurde er bereits vor einigen Tagen auf freien Fuß gesetzt, hat aber seinen frevelhaften Scherz ziemlich theuer büßen müssen, da er sich fünf Wochen lang in Untersuchungshaft befand und zuverlässig die sehr bedeutenden Untersuchungskosten bezahlen muß.

(München, 21. Jan.) Eugen Eduard Schäffer, früher Professor am Städel'schen Institut in Frankfurt, der sich in neuerer Zeit durch seine eben so geistvolle als harmonisch zarte Madonna della Sedia in die erste Reihe der Kupferstecher gestellt hat, ist nach einer längern italienischen Kunstreise zu dauerndem Aufenthalt hier angelangt und bereits in voller Thätigkeit. Für Kaulbach's Shakespeare sticht er die Blätter zum „Sturm", und wir sehen mit Freuden, in welch stattlicher Größe sie ausgeführt werden.

In Hamburg findet der „Tannhäuser" eine solche glänzende Aufnahme, daß er, trotz der oppositionellen Kritik der Hamburger Journale, so oft gegeben werden muß, als es nur die Kräfte der Sänger erlauben. In andern deutschen Städten macht er bei erhöhten Eingangspreisen volle Häuser.

(Weiberauswanderung aus den Shetlandinseln.) Die von der englischen Regierung aufgestellten Kommissäre für die Kolonialländereien und Auswanderung haben die nöthigen Geldsummen angewiesen, um den Transport von 300 Frauen aus den Shetlandinseln nach Vandiemensland zu bestreiten und die Kolonialregierung bietet noch mehr Geld an, wenn noch weitere Frauen zu gewinnen sind.

Man erzählt sich folgende Anekdote: Der Offizier, den Fürst Menzikoff von Odessa mit den Depeschen über den Sieg bei Sinope nach St. Petersburg sandte, bestrebte sich mit allen Kräften, seine Reise mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit zurückzulegen; er wurde unmittelbar nach seiner Ankunft dem Kaiser vorgestellt und überreichte demselben seine Depeschen. Der Czar nahm ihn mit sich in sein Cabinet, wo er sich niederließ, um die freudige Botschaft mit Muße zu durchlesen. Als er damit fertig war, fand er, daß der Offizier, durch ungeheure Ermüdung überwältigt, eingeschlafen und durch die gewöhnlichen Mittel nicht wieder aufzuwecken war. Da rief der Czar mit dem ihm eigenthümlichen raschen Verständniß der menschlichen Natur plötzlich in barschem Tone aus: „Heda! Ihre Pferde stehen bereit!" und der eifrige Courier, der sich noch unterwegs glaubte, sprang rasch auf, um dem Gebote der Pflicht zu gehorchen. Der Czar fragte ihn nun, welchen Rang er habe. „Kapitän," war die Antwort. „Nun denn," sagte der Kaiser zu einem Adjutanten, „bringen Sie ein Paar Epauletten", und setzte, an den Courier sich wendend, hinzu: „Ich befördere Sie hier auf der Stelle zum Podpolkownik (Oberstlieutenant), umarmen Sie mich"; und als der erstaunte Offizier dieser seltenen Auszeichnung sich erfreut hatte, küßte der Czar ihn auf die Wange. Seitdem hat kein Scheermesser das durch die Lippen des Czaren geheiligte Antlitz des Offiziers berührt. (Lpz. Z.)

(München.) Die Presse in Bayern scheint immerhin noch sehr fruchtbar. Es erscheinen nämlich 1854 nicht weniger als 192 Blätter, nämlich 52 politische und 140 nichtpolitische (meist Wochenblätter und Anzeiger).

Korrespondenz.

Zürich, 25. Januar.

Seit 1813, dem verhängnißvollen Jahre, hat unser See keine allgemeine Eisdecke mehr getragen. Sollte die Kälte noch mehrere Tage in dem jetzigen Grade anhalten, dürfte sich jene Erscheinung wiederholen Die obere Hälfte des Sees ist bereits zu, und die Fahrten der Dampfschiffe sind beschränkt und spärlicher. Heute beginnt es übrigens wieder zu schneien. — Aus dem kürzlich eingetretenen Fließen einer zeitweisen trockenen Quelle bei Einsiedeln, schließt das Landvolk auf ein fruchtbares Jahr. — Seit Neujahr erscheint hier unter der Redaktion des Dr. Fehr, Docenten an der Universität, ein „Schweizerisches Kunstblatt", als Organ der schweizerischen Kunstvereine und Künstlergesellschaften. Auch auf diesem bisher noch etwas vernachläßigten Gebiete regt es sich also in der Schweiz in anerkennenswerther Weise. Für die Ausführung des Winkelriedenkmals können auch fremde Künstler concurriren. — Das Züricher Theater ist unter der Leitung des Hrn. Staufenau im Ganzen recht wacker, ein Hr. Podesta in der That ein Künstler von höherem Berufe, der uns erst jüngst im „Kaufmann von Venedig" den schwierigen Shylok wirklich meisterhaft vor Augen brachte. Ein Fräul. Kleb zeigt sich gleichfalls als tüchtige Schauspielerin. — Im Veltlin glaubt man, Schnee und Kälte, die sich dort eingefunden, würden die Reben von der Krankheit befreit haben.

Alt-Breisach, 7. Januar.

Trotzdem, daß wir manchmal Regen gehabt und daß der Schnee welcher sehr hoch lag, vollständig aus der Ebene weggethaut ist, hat der Rhein noch einen so niedern Wasserstand, wie ihn die ältesten Leute sich nicht zu entsinnen wissen. Seit dem Thauwetter ist er blos einen Zoll gewachsen. Da er längst vom Eise frei, ist die fliegende Brücke wieder hergestellt worden. Wie niedrig nun der Wasserstand des Rheins und seiner Nebenflüsse und Bäche seyn mag, um so seltener ist die Erscheinung, daß der Kaiserstuhl, welcher sonst nicht ob seiner reichen Quellen berühmt ist, in dieser Zeit des Wassermangels Quellen sprudeln läßt, wo sonst keine beobachtet wurden, die vorhandenen Quellen aber besonders reichlich tränkt. Da der Rhein so klein ist und mehrere seiner Nebenarme zugefroren waren, sind leider einige Wölfe von dem französischen Ufer auf das deutsche gewatet. Der hiesige Stadtförster Klinger hat ihre Spur bis in den Mooswald verfolgt. Die Jagden, welche man in diesem Walde veranstaltete, haben aber die Feinde nicht vertilgen können, sondern sie nur verscheucht. Die gefundenen Spuren deuten an, daß die Raubthiere durch den Wald in den Kaiserstuhl entflohen sind und aus dieser reichbevölkerten Gebirgsgruppe sich vielleicht schon in den Schwarzwald gezogen haben, wo sie voraus schwerer zu fangen seyn werden. Glücklicherweise hören wir noch von keinem Schaden, den sie gestiftet haben.

Von der Saale, 18. Jan.

Noch befinden wir uns inmitten des Winters, und schon werden in Thüringen Anstalten zur Errichtung neuer Bäder getroffen. Thüringen ist seit einigen Jahren das Eldorado der Nordländer geworden, und die dort bestehenden Fichtennadel-Dampfbäder zu besuchen gehört zum guten Ton; daher der Eifer und das Bestreben der thüringischen Städte, solche Bäder zu errichten. Künftig wird auch das Städtchen Bürgel im Großherzogthum Weimar sein Fichtennadel-Dampfbad haben; das Gebäude wird im großartigsten Maßstabe mittelst Aktien errichtet und mit einer Wasser-Heil-Anstalt nebst Schlammbad, so wie mit den so heilsamen russischen Dampfbädern, nach genauer Angabe und Vorschrift des Hrn. Hofrath Siebert in Jena, einem der bedeutendsten jetzt lebenden Pathologen, verbunden werden. Als Badearzt wird der als medizinischer Schriftsteller nicht unbekannte Arzt Hr. Dr. Roßtol daselbst fungiren. Gleichzeitig wird die bisher in Jena bestandene orthopädisch-gymnastische Heilanstalt des Hrn. Prof. Dr. Helmke nach Bürgel übersiedeln. Hr. Helmke operirt mit durchgängig von ihm neu erfundenen Maschinen, die bereits mit günstigem Erfolge bei schwer verkrüppelten Personen angewendet worden sind, und wodurch diese Anstalt sich schon weithin einen Ruf gesichert hat. Nach zu dieser Anstalt wird ein großartiges prachtvolles Gebäude nach einem Riß des als architektonischen Schriftstellers bekannten Bauraths Hrn. Kopp in Jena ausgeführt werden, und man ist bereits mit der Grundlegung beschäftigt. Das Gebäude kommt auf eine Anhöhe zu liegen, welche eine entzückende Aussicht über eine an Berg und Thal reiche Gegend gewährt, und wird mit schönen Gärten und Parkanlagen umgeben werden. Zugleich wird damit eine Lehr- und Erziehungs-Anstalt für Knaben und Mädchen verbunden. Bürgel selbst ist eines der freundlichsten und nettesten Städtchen, drei kleine Stunden von Jena entfernt, an der Hauptstraße gelegen, welche Altenburg, Gera und Weimar verbindet. Es liegt an einer sanft anlaufenden Anhöhe, enthält ein fast chemisch reines Wasser, und wird von einer gesunden, nervenstärkenden Wald- und Gebirgsluft umweht. — Beide Anstalten werden noch im Laufe des nächsten Sommers eröffnet werden.

Berichtigung. In „Literarische Neuigkeiten" der Didaskalia Nr. 25 ist zu lesen: Kymren st. Kemren, Rumuni st. Rumuzi.

Theater-Anzeige.

Montag, 30. Jan. Letzte Gastdarstellung der Frau Stolte, vom Hoftheater zu Kassel, und zum Benefiz derselben. Donna Diana, Lustspiel in 4 Abth., nach dem Spanischen des Moreto, von C. A. West. Donna Diana: Frau Stolte. Mit aufgehobenem Abonnement.

Mittwoch, 1. Febr. Erster Maskenball im Stadttheater.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 27. Dienstag, den 31. Januar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

8. Täuschungen.

Der folgende Morgen war mit nebeligem Spätherbstwetter am Himmel heraufgestiegen. Feuchter Duft hing sich an die Schindeln der Dächer, fiel in dicken Tropfen in die Luprandsgasse und ließ den Thurm der nahen Bartholomäuskirche wie einen kurzen, abgebrochenen Stumpf erscheinen. Zäckerlein trug Brennholz aus seinem Holzstalle in die Küche, wobei er, so oft er an einem der vielen Heiligenbilder seiner Hausflur und der Stiege vorüberkam, einen Knicks machte und im gedankenlosen Herplappern lateinischer, ihm ganz unverständlicher Gebetformeln seinen großen Zahn deutlich hervortreten ließ.

Während er nun jetzt an seinem großen Kachelofen das Feuer anblies und fortwährend seinen Mund mit Worten in Bewegung erhielt, war sein Inneres mit dem Vorfalle des verwichenen Tages beschäftiget und vorzüglich mit der Frage: wie es denn wohl mit seiner Tochter Sabine gehen solle?

„Der Geselle Martin ist allerdings ein braver Mensch; fleißig, sittsam und von guter Gemüthsart. Ihn für unsere heilige und gerechte Sache wieder zu gewinnen, wird meine Sabine keine große Arbeit haben. In so ferne wäre Alles in Ordnung. — Allein, wie steht es um seine Habschaft? — Sind wir einmal bei den lieben Engelein im Himmel, so bekommen wir Alle, ohne Unterschied, goldene Flügel, wie uns ja an den schönen Bildern in der Kirche gezeigt wird. So lange wir jedoch auf Erden wallen, müssen wir uns diese goldenen Flügel selbst anschaffen, und da möchte ich doch über diese Befähigung Martins vorher näher verläßiget seyn. — Der hochwürdige Herr Pater hat mir zwar im Allgemeinen gesagt, daß besagter Buchbindergeselle nicht ohne Mittel sey. Die Frau Nachbarin Jäger will jedoch hierüber nichts verlauten können und die — müßte es doch wissen."

So ohngefähr waren Zäckerleins Gedanken, indem er Holz spaltete und Feuer anblies, während sein Mund im kirchlichen Tone und Rhythmus ein Kyrie über das andere sang und seine Kehle ein lautes: In te domine speravi, ne confundar in aeternum erschallen ließ.

„Seyd Ihr so sehr in Eure frommen Betrachtungen vertieft, daß Ihr den in Euer Haus Einkehrenden gar nicht wahrnehmet?"

Also ließ sich jetzt des Dominikaners Cyrill Stimme vernehmen, der, zur Stiege heraufgekommen, hinter Zäckerlein stand und dessen Treiben schon eine Weile zugesehen hatte.

Der Angeredete fuhr zusammen und entschuldigte sich mit seinen frommen Betrachtungen, die ihn so ganz von der Erde abgezogen hätten. Der Mönch winkte ihm beruhigend mit der Hand, seine Augen leuchteten jedoch dabei in dem Dunkel der Küche auf gar seltsame Weise, während ein leichtes Lächeln desselben und schnelles Zucken des Hauptes eben, weil es nicht hell war, unbemerkt bleiben mußte.

Beide traten nunmehr auf Einladen Zäckerleins in dessen Wohnstube.

„Eure Tochter Sabine?" forschte Cyrill.

„Noch in ihrer Stube," flüsterte Zäckerlein, indem er auf eine Seitenthüre zeigte, in welcher ein kleines Fenster, von einem Vorhängchen schlecht bewahrt, ersichtlich war.

Langsam trat Cyrill näher; da gewahrte sein Auge durch eine kleine Oeffnung, welche der Vorhang an der Seite gelassen hatte, die Jungfrau niedergesunken auf die Knie vor dem Bilde der Gebenedeiten, wie sie die gefaltenen Hände fromm zum Himmel erhob und wie dem andachterfüllten Auge heiße Zähren der gerötheten Wange herabglitten.

Ein Zug des Wohlgefallens flog über das Antlitz des Hinschauenden, dann wendete er sich zu dem neugierig den Kopf emporhebenden Kirchendiener:

„Eure Tochter ist ganz aufgelöst im Gebete. — Wir wollen uns leise hinwegbegeben, da ich sie nicht stören mag und zu Dem, was ich bei Euch will, ihre Nähe nicht rathsam erscheint."

„Bleibt, hochwürdiger Herr," war Zäckerleins rasche Antwort. „Dieses Gemach ziemt für Eure Anwesenheit und meine Sabine — kann ja auch wo anders beten."

Ehe der Mönch es verhindern konnte, hatte der Sprechende die Thüre aufgerissen und den Kopf in das Nebenzimmer gesteckt.

„Sabine, gehe hinauf in die Bodenkammer, dort ist es ruhig und still und dort kannst Du Deinen heiligen Betrachtungen ferner nachhängen."

Erschrocken fuhr die Jungfrau auf. Ihre Seele, von der Andacht Flügel näher dem unendlichen Lichte getragen, stürzte herab in das Dunkel der Erde, und ihre Brust, kaum durchschauert von höheren Gefühlen des Trostes und der Hoffnung, durchschnitt wieder das bittere Weh der Wirklichkeit. Der schönste Traum des Lebens hatte ihr Gebet erzeugt, der beseligendste Trieb die Sonnenröthe frommer Andacht über sie gestrahlet. — Hin war Alles. Wie ein gescheuchtes Reh enteilte sie der Stube.

Pater Cyrill vermochte nicht, seine Mißbilligung gegen Zäckerlein zu verbergen, dieser jedoch blickte den Redenden ganz verwundert an. Nach seinem Dafürhalten hatte er ganz recht gehandelt.

„Doch weil wir grade von meiner Tochter reden," sprach sofort der Kirchendiener, „so wollte ich Euch doch um einige Aus-

kunft über den, meiner Tochter zugedachten Bräutigam, vorzüglich darüber bitten, wie es um dessen zeitliche Güter, von denen Ihr mir so viel geredet habt, stehet?"

„Ihr solltet eigentlich," antwortete der Gefragte, „um des höheren, von uns verfolgten Zweckes willen, auf mich mehr Vertrauen haben. Allein um auch Euern, noch an weltlichen Dingen hängenden Sinn zu befriedigen, so hört, was ich Euch mittheile. Wo auf der Allerheiligengasse der Tanzplan sich ausdreitet, befindet sich in einer kleinen Nebengasse die Herberge: zum Judenstalle *) und die Eigenthümerin dieser ansehnlichen Gebäulichkeit sammt anhängenden Gärten und vielen kleinen Häusern ist die ehrbare Bürgerstochter Jungfrau Basilika Rothdart."

„Ich kenne sie recht gut," versetzte Zäckerlein; „denn sie besucht nicht allein in aller Frühe schon die Messe, sondern sie erfreut auch öfters mein Herz mit manchen kleinen Erkenntlichkeiten."

Cyrill nickte. Dann fuhr er fort:

„Diese begüterte und ohne Leibeserben dastehende sittsame Jungfrau ist eine Muhme des Gesellen Martin. Da nun aber noch ein näherer Anverwandter derselben lebt, so würde bei deren Ableben nach der jetzt allhier geltenden Stadtreformation Martin leer ausgehen, wenn nicht —"

„Ich verstehe schon," fiel Zäckerlein ein, „so etwas Testament —."

„Die nächste Pflicht," antwortete Cyrill voll Würde und Ueberzeugung, „ist die Obsorge für die Kirche. Meine deßfallsigen Bemühungen konnten jedoch nur theilweise ihren Zweck erreichen. Der nächste Anverwandte, ein Thunichtgut, ein lüderlicher Geselle, war leicht beseitigt, nicht so indessen der — man muß es zugestehen — fleißige und rechtschaffene Martin. Nun hängt dieser aber, von seinen Eltern her, der Irrlehre und Ketzerei an, wie konnte ich da meine Hände zu dessen Bereicherung bieten? — Da suchte ich zu retten, was möglich war, indem ich nachgab, noch mehr durch mein Verlieren zu gewinnen, als ich durch Erreichung meiner ersten Absicht gewonnen haben würde."

„Verstehe Euch nicht ganz," bemerkte Zäckerlein, die Stirne in Falten ziehend und neugierig den Mund aufsperrend.

„Martin," fuhr Cyrill geheimnißvoll fort, „ist zum Erben eingesetzt, allein, nach meiner Anordnung darf er nichts davon erfahren. Kenntniß seines zu erwartenden Glückes würde ihn bewogen haben, sein Betragen in Bezug auf die Muhme zu regeln und Alles zu vermeiden, was dieser unangenehm seyn kann. Unkenntniß dagegen verleitet denselben bei den jetzigen kirchlichen Wirren leicht zu der Muhme mißfälligen Schritten und dann wird auch die Erbeinsetzung eine andere werden."

„Aber meine Tochter?" fiel der Kirchendiener, ängstlich werdend, ein.

„Durch diese hoffen wir, unserm frommen Werke die Krone aufzusetzen. Denn kommt die Verbindung zu Stande, so bleibt die reiche Habe den Unsern, dieweil Sabine nimmermehr in ihrem Glauben wanken wird. Sollte aber Martin sich nicht fügen wollen — unserer Sadine sind wir gewiß —, dann liegt ein Aergerniß für unsere fromme Jungfrau Basilika vor und das Testament wird zu Gunsten unserer Sache geändert. — Habt Ihr verstanden und seyd Ihr jetzt zufrieden?"

Zäckerlein zog den Kopf auf die Seite und blickte den Redenden noch eine Weile nachdenklich an, dann fuhr er plötzlich zusammen und nickte:

„Ja, ja, hochwürdiger Herr, ja, ja, vollkommen!"

In Wahrheit aber flatterte ihm der Plan des Mönches wie ein verworrener Knäuel im Kopfe herum. Während er noch strebte, sich Alles in's Licht zu setzen, trippelte etwas leise die Treppe herauf und die Nachbarin, Frau Salome Jäger, schlüpfte in die Stube.

*) Das jetzige Gasthaus zum Riesen.

(Fortsetzung folgt.)

Das russische Land- und Seeheer.

(Schluß.)

Alle genannten Eigenschaften sichern den Deutschen die Gunst der Herrschenden. Doch sind noch andere Gründe aufzufinden. In der kaiserlichen Familie fließt gegenwärtig beinahe ausschließlich deutsches Blut. Mit der Kaiserin Elisabeth, der Tochter Peter des Großen, erlosch das rein russische auf dem Throne. Bei jeder neuen Thronbesteigung ward die Beimischung des deutschen mehr und mehr vorwaltend.

Die Deutschen behaupten, daß sie Rußland gesittigt, daß sie seit Peters Zeiten Rußlands Größe bedungen hätten. Nichts ist aber wohl falscher. Die hervorragendsten Männer unter Peter, Staatsmänner und Feldherren, waren Mentschikow, Scheremetief, Schafirow, Golowin, Kurakin, Dolgoruki. Unter der glänzenden Regierung der zweiten Katharina herrschte kein Deutscher besonders vor und ihr Hauptverdienst im Sinn und Herzen aller Russen ist jenes, daß trotz dem, daß sie von Geburt eine Deutsche war, kein Landsmann ihr Günstling, Liebhaber oder Rathgeber je gewesen. Im Allgemeinen haben in allen Wechsellagen des Reiches Russen, und nicht Deutsche, die größten und treuesten Dienste geleistet. Potemkin, Romanzow, Kutusow, Paskewitsch und besonders der unbesiegbare Suwarow überragen weit Münich, Michelsen, Barklay de Tolly und Diebitsch. Dasselbe Verhältniß waltet in den inneren militärischen Stellungen. Vor zehn Jahren verschuldeten deutsche Heerführer größtentheils die großen Unglücksfälle im Kaukasus; die Niederlagen des Rosen, Saß, Grabbe wurden wieder ausgewetzt durch Woronzow, Bariatinski und andere russische Führer. Als Beispiel, wie alt die Spannung zwischen Deutschrussen und Russen ist, mag folgende historische Anekdote dienen.

In der Schlacht bei Kulm (1813), in welcher General Vandamme gefangen genommen wurde, trugen die russischen Garden, durch Jermoloff geführt, viel zum Siege bei. Nach dem Siege kam der König von Preußen und Kaiser Alexander auf das Schlachtfeld, umarmte Letzterer seinen Feldherrn und versicherte ihm, daß er mit Freuden ihm jeden Wunsch gewähren wolle. „Dann machen Sie mich zu einem Deutschen in Ihrem Dienste, Sir!" entgegnete Jermoloff, welcher zu den bedeutendsten Männern Rußlands gehört und noch wegen seiner ächt russischen Präge allenthalben, besonders aber in Moskau, gefeiert wird.

Die charakteristischen Züge des russischen Heeres sind allen Slaven, besonders den russischen Völkerschaften, eigen. Eine unbesiegbare Hartnäckigkeit, eine ungebrochene Zähigkeit, eine Ausdauer und Beharrlichkeit, welche das Menschliche zu überschreiten scheint, sind ihre vorragendsten Eigenschaften. Ein Russe gibt sein Werk nie auf, es mag seyn, wie es will, wenn er einmal begonnen hat. Sein vorgestecktes Ziel zu erreichen, unterzieht er sich, ohne zu zögern, allen Schwierigkeiten. Das Wort unmöglich ist dem russischen Arbeiter, Handwerker und Soldaten fast unbekannt. Wenn man einem russischen Arbeiter ein Arbeitsstück zeigt und ihn fragt, ob er das fertigen könne, wird er stets antworten: „Ich weiß es nicht, will es aber versuchen." — Eben so denkt ein Krieger auf dem Schlachtfelde nie daran, daß eine Sache unmöglich sey. Er stürmt Batterien mit Kaltblütigkeit, ja mit Bedachtsamkeit und steht unbeweglich im schrecklichsten Feuer des Feindes. Vielleicht besitzt er nicht die schäumende Hitze des Franzosen oder des Polen, aber eine besondere stätige unerschütterliche Weise ist die seine. Wenn er vom Feinde

bermannt und gebrochen ist, flieht er nicht in Unordnung vom Schlachtfelde, sondern bleibt auf demselben, selbst wenn er den Tod vor Augen sieht.

Während des Rückzuges des russischen Heeres (1812) vom Niemen nach Moskau, wurden auf einer Strecke von mehreren Hundert Meilen von den Franzosen wenig Gefangene gemacht. In den Schlachten von Eilau, Austerlitz und Moschaisk war Napoleon außer Fassung und erschrocken über die unbeugsame Hartnäckigkeit, besonders der russischen Infanterie und erklärte sie für die beste der Welt. Schon zehn Jahrhunderte früher sagt Leo Diakonus, ein byzantinischer Geschichtschreiber, von den Russen (damals Roß genannt), welche sich verschiedene Male der östlichen Hauptstadt näherten, „daß sie stürben, aber nicht wichen.“ Einige erläutern dieses aus der strengen Mannszucht, und sicherlich kann die Zucht in gewissem Grade beitragen, doch keine Mannszucht vermag die Furcht aufzuheben.

Der hervorstechendste Zug in dem russischen Heere ist der, daß Offiziere sowohl als Soldaten sich nie als einen besondern Auswuchs der Nation betrachten, der sich von dem Volke auszeichne oder gar über ihm stehe. Sie sehen nicht auf den Bürger, als unter ihnen stehend, hinab, sondern eher im Gegentheile ehren sie seine Stellung. In diesem allein liegt schon ein mächtiges Pfand für das künftige Glück des Staates.

Mannichfaltigkeiten.

Man hat beobachtet, daß unsere Landwirthe, seitdem sie Oekonomen titulirt werden, bei weitem nicht mehr so ökonomisch sind, als früher, wo sie noch Bauern hießen. Sie gehen nicht mehr so ökonomisch mit der Zeit um, denn sie schlafen viel länger. Die Frau Oekonomin bringt nicht mehr so viel Butter und Käse zu Markte als die Bauersfrau, denn der Herr Oekonom zu Hause spricht nicht mehr: So fett speisen wir nicht! sondern Selberessen macht fett. An die Stelle der Hosen von Bocksleder sind bei ihm Beinkleider von Borkin getreten und auch von der Kleidung der ländlichen Schönen läßt sich nicht mehr rühmen: „Selbst gesponnen, selbst gemacht, rein dabei ist Bauerntracht.“ (Dorfztg.)

Gegen den 20. Februar wird der Prozeß des Theaterdirektors Lumley gegen den Direktor Gye vor einer Spezialjury zu London zur Verhandlung kommen. Es handelt sich bekanntlich um die Schadloshaltung, welche Lumley dafür fordert, daß sein Gegner ihm im vorigen Sommer die Sängerin Johanna Wagner abtrünnig gemacht. Die ersten Juristen der Hauptstadt werden „für“ und „wider“ plaidiren und der General-Advokat Thesiger wird selbst für den Kläger auftreten. Sein Anwalt stellt eine Forderung von 30,000 Pfd. Sterl.

Am 24. Januar ereignete sich in der Gemeinde Brüggen (Pfarre Kirdorf, in der Nähe von Brühl) ein schreckliches Unglück. Die siebenzigjährigen Eltern eines Tagelöhners, dessen Frau mit vier Kindern und seiner Schwägerin saßen neben dem Ofen; über demselben war Flachs aufgehangen. Ein Feuerfunke zündete denselben an, und alsbald stand das ganze Zimmer und die arme Familie in lichten Flammen. Furchtbar hat das Feuer unter den Unglücklichen gewüthet, deren Gesichter und Hände entsetzlich verbrannt sind; besonders war die junge Frau verwundet, die mit den Flammen wie eine Löwin um ihre Kinder gekämpft hatte und in dem Augenblicke des Schreckens das jüngste Kind von fünf Monaten, das bald darauf starb, in der brennenden Schürze auf die Straße trug. Die Schwägerin kam in Folge des Schreckens mit einem Kinde nieder, das ebenfalls gleich nach der Geburt starb. Alle liegen noch gefährlich darnieder. — Möge dieser Vorfall den Flachsarbeitern zur ernstlichen Warnung dienen, die Nähe des Feuers bei ihren Arbeiten zu vermeiden!

Im Laufe letzter Woche hatten sich zwei Ringkämpfer, ein Spanier, der den Namen „Toreador“ (Stierkämpfer) führt, und ein Genfer, Pertuiset, mit dem Zunamen „ohne Gnade“, in Bern eingefunden, und Demjenigen, der sie werfen werde, 50 Franken versprochen. Sonntag ging der Kampf in der Reitschule los, wobei sich eine große Zuschauermenge einfand. Der Schwingerkönig Beer war noch des Abends vorher von seinem Bergthale Trub hergeeilt, um den Kampf aufzunehmen. Von den Fremden produzirte sich nur der Spanier, der aber dem Genfer weit überlegen ist. Jener ist ein großer, starker, im schönsten Ebenmaß geformter Mann und, wie man im Laufe des Kampfes sah, im Besitz der ausgebildetsten Gewandtheit, hiermit aber auch noch einige spanische Grandezza verbindend. Ein paar Metzger, die sich ihm anfänglich entgegenstellten, waren bald geworfen und dann kam's kurzweg an den Schwingerkönig. Man sah es dem Letztern an, daß er sich nicht auf einem gekannten Terrain befand, weßhalb er sich auch stets defensiv verhielt. Wie sie an einander geriethen, so kamen auch nach einigen blitzschnellen Windungen die beiden kräftigen, fast gleich großen Gestalten in einem gewaltigen Purzelbaum zum Falle, und zwar hatte Beer den Nachtheil, ohne daß er jedoch nach strenger Ringerregel besiegt war, das heißt auf beiden Schultern gelegen hätte. Nach einigem Widerstreben nahm der Spaniol den von Beer und dem Publikum ungestüm verlangten Kampf wieder auf, und nun hatten noch drei fernere Gänge statt, bei denen Beer jedes Mal so viel im Vortheil war, als er zuerst im Nachtheil gewesen. Zum entschiedenen Siege kam's aber nicht, und so wurde bei einbrechender Dämmerung der Kampf bis auf nächsten Sonntag verschoben.

(Berlin.) Durch die Bemühungen des Polizei-Direktors Stieber ist kürzlich hier einmal wieder ein recht gefährlicher Schwindler entlarvt worden. In einem hiesigen angesehenen Gasthofe tauchte nämlich ein Mann auf, welcher sich für den Chef eines bedeutenden Handlungshauses ausgab, sehr elegante Effekten bei sich führte und hier bedeutende Einkäufe und Bestellungen bei verschiedenen Handlungshäusern im Betrage von nahe an 30,000 Thalern machte, zugleich schloß er für angebliche überseeische Export-Geschäfte an mehreren Orten materielle Kauf-Kontrakte ab, welche so klug eingerichtet waren, daß er immer erst die Waare in die Hände bekam, ehe er Zahlung zu leisten hatte. Der Mann kam angeblich von London und wollte nach Wien. Nirgends leistete er aber, einige unbedeutende Posten abgerechnet, Zahlung, sondern er wollte immer Londoner Wechsel in Zahlung geben. Er erregte besonders dadurch Verdacht, daß er sich mit den verschiedenartigsten Artikeln: Broncewaaren, Goldsachen, Toilettenseifen, Cigarren, Gemälden, Manufaktursachen, Bonbons u. s. w. einließ. Die Polizei schritt daher gegen ihn, ohne Rücksicht auf seine Drohungen, betreffend seine angebliche Eigenschaft als englischer Unterthan, ein, und hierbei ergab sich denn, daß er ein vermögensloser Abenteurer ist, welcher ein gleiches Treiben schon in Paris und in verschiedenen süddeutschen Staaten, und zwar in sehr bedeutendem Umfange entwickelt hat.

Auf der Stanhopetyne Eisenbahn hat man in voriger Woche eine bedeutende Zahl Schnepfen und Rebhühner todt liegend gefunden. Bei Untersuchung fand man, daß dieselben sich auf den Telegraphendräthen niedergelassen hatten und so ihren Tod gefunden.

Die „Nordische Biene" erzählt, der Maler Achvazoffski sey kürzlich in Sevastopol gewesen und habe den Vice-Admiral Nachimoff, den Sieger von Sinope, malen wollen. Dieser habe jedoch, bescheiden, abgelehnt und gesagt: „Es ist keine große Sache, die Türken zu schlagen, wenn es andere gewesen wären, dann wäre es etwas anders. Wir verdanken Alles Lazareff!"

In der Erzgießerei zu München wurde am 21. Januar die Statue Jeffersons gegossen; dieselbe ist eine von den fünf Statuen, welche die 22 Fuß hohe Reiterstatue Washingtons in Richmond (Staat Virginien) umgeben sollen, hat selbst eine Höhe von 13 Fuß und erforderte ein Metallquantum von 104 Zentnern.

Korrespondenz.

Bad Homburg, 29. Januar.

Wir sind Ihnen noch einen Bericht über unsern Carneval schuldig. Derselbe wurde dieser Tage in unserm glänzend geschmückten Conversationshaus durch einen großen Maskenball eröffnet. Schon Nachmittags wurde das Spiel geschlossen und die Säle zur Disposition des Ballpublikums gestellt. Als der Abend einbrach, erglänzte der schöne Kursaal in einem Lichtmeere und bot einen wahrhaft prachtvollen, feenhaften Anblick dar. Aus Frankfurt, aus Mainz, aus Hanau, aus den nahen Städtchen des Taunus kamen die Fremden auf Schlitten und Wagen, um unser ohnehin sehr zahlreiches Ballpublikum zu completiren. Die Ballmusik im großen Saale wurde von der trefflichen Kapelle des k. preuß. 29. Infanterieregiments unter Leitung des Hrn. Knipfer ausgeführt. Im Japanischen Saale spielte unser rühmlichst bekanntes Kurorchester unter Garde's Leitung. An reichen Anzügen, interessanten Charaktermasken und andern Impromptu's der Laune war kein Mangel. Wir nennen nur das pikante witzige Lustspiel: „Die Eisenbahn mit Ochs und Esel", ein sehr origineller Maskenzug; den Schlawitzer, den Reigen der Storchritter, den wandernden Schneider ꝛc. Bis früh am Morgen weilte das zahlreiche und vergnügte Publikum in der mit Blumen schön geschmückten Räumen und wir sind der Kursaaladministration zu Danke verpflichtet für den wahrhaft großartigen Genuß, den sie uns bereitet.

Aus dem Odenwald, 28. Januar.

Der Berichterstatter des in Nr. 15 d. Bl. enthaltenen Artikels: „Aus dem Odenwald, 15. Januar", der übrigens der Familie des zu Fürstengrund verstorbenen Schullehrers Schneider und seiner nach Amerika ausgewanderten Wittwe ferne steht, hat seine Mittheilung über die angeblich von ihr aus Amerika eingetroffenen Briefe, worin sie sich zum Verbrechen des an ihrem Ehemanne verübten Giftmordes bekenne, aus so ganz unverdächtiger Quelle erhalten, daß er an der Wahrheit der Thatsache nicht zweifeln zu dürfen glaubte, um so weniger, als auch das in dortiger Gegend verbreitet gewesene dießfällige Gerücht der tragischen Geschichte zur Bestätigung zu dienen schien. Da nun von mehreren Seiten glaubhaft versichert wird, daß ein Brief der Wittwe Schneider, mit dem Selbstbekenntniß ihrer angeblichen schweren Schuld, aus Nordamerika nicht eingetroffen sey, daß es auch an sonstigen wesentlichen Anhaltspunkten zur Einleitung einer gerichtlichen Untersuchung zu fehlen scheine, so wird der Eingangs erwähnte Artikel: „Aus dem Odenwald, 15. Januar", hiermit zurückgenommen und der ausgewanderten Wittwe Schneider volle Ehrenerklärung gegeben.

Frankfurt, 29. Jan.

Am Geburtsfeste Mozarts hatte Hr. C. A. André zu Ehren des Meisters und zum Besten der Mozartstiftung eine soirée musicale in seinem Salon veranstaltet. Ist es an und für sich eine rühmenswerthe Pietät, welche Hr. André dem großen Tonmeister durch die Mühen und Kosten, mit welchen er das Konzert arrangirte, zollte, so freut es uns noch mehr, daß hier einmal wieder zum Besten einer Anstalt gewirkt wurde, für die außerhalb Frankfurts leider wenig oder nichts geschieht, obgleich die bisherigen Stipendiaten derselben gerade Söhne anderer Gegenden Deutschlands sind. Möchten deßhalb aber endlich doch auch in anderen Städten unseres großen Vaterlandes mehr als bisher Sinn und Streben sich zeigen, zu größerem Gedeihen einer vaterländischen Stiftung zu wirken, die den schönsten Namen trägt und einen so edlen Zweck verfolgt! Besonders wäre dieß Musik- und Gesangvereinen ein Leichtes. — Dem Wunsche, die Verehrer Mozarts wie der Tonkunst überhaupt allüberall in Deutschland opferbereit für die erwähnte Stiftung zu finden, schließen wir einige Bemerkungen über die Ausführung des Konzertes vom 27. d. an. Das reichhaltige Programm enthielt zumeist Stücke von Mozart, und wenn nicht alle von diesem Meister, sondern auch zwei Lieder von Schubert gewählt waren, welche Fräul. Diehl mit seltener Innigkeit vortrug, so geschah dieß wohl deßhalb, weil Mozart, wie es damals üblich, nur wenig für die Altstimme allein geschrieben. Als Konzert-Leiter hatte es denn auch Hr. Henkel verdient, daß sein schönes Lied: „Sängerwonne" bei trefflichem Gesange des Hrn. Hardtmuth mit Beifall aufgenommen wurde, welch Letzterer auch noch mit einem Liede von Mozart: „An Chloe" das Auditorium erfreute. Fräul. Marie Heißlitz, eine Schülerin von Fräul. Sophie Seidl, entfaltete in der Arie „ah perfido" von Beethoven den ganzen Schmelz ihrer schönen Sopranstimme, welche wir noch einmal mit Fräul. Diehl, Hrn. Hardtmuth ꝛc. in einem Quintett aus Cosi fan tutte hörten. Auch die Instrumental-Piecen fanden nicht weniger Beifall. Eine Phantasie (F moll) für das Piano zu vier Händen von Mozart gestaltete sich unter dem präzisen und sangreichen Spiele der Fräul. Auguste Frеypeifen und des Hrn. Henkel des unsterblichen Tondichters vollkommen würdig. Ein Quintett (D dur) von Mozart, das von den auf dem Programm genannten Herren mit wahrer Liebe für den Komponisten exekutirt wurde, war, trotz seiner herrlichen Sätze, unseres Wissens früher noch nicht zu öffentlichem Vortrage gekommen; ebenso ein Flöten-Quartett von Mozart, in welchem nichts als das Rondo einen etwas veralteten Styl verräth. Die Originalhandschriften dieser Piecen hatte Hr. André zum Beschauen auflegen lassen. — Wenn nun in dem Konzerte Alles an den hochverehrten Mozart erinnerte, so durfte auch ein „Mozartflügel" nicht fehlen. Derselbe war eben erst aus den Werkstätten der Fabrik gekommen, und dennoch unternahm man es, was kein Klaviermacher mit seinen Instrumenten in so frischem Zustande wagt, Vorträge und Begleitung darauf ausführen zu lassen, ohne daß er im Geringsten in Ton und Stimmhaltung derangirt wurde. — Was endlich die Theilnahme des Publikums an dem erwähnten Konzerte anbelangt, so war dieselbe sicherlich bei allen Anwesenden eine wahrhaft freundliche.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 31. Jan. Letzte Gastdarstellung der Frau Stolte). Der Droschkenkutscher, Charaktergemälde in 2 Abtheilungen und 6 Akten, nach dem Französischen bearbeitet von J. Heymann. Erste Abtheilung: Die Entsagung, in 2 Akten. Zweite Abtheilung: Graf und Droschkenkutscher, in 4 Akten. (Gastrolle) Madeleine — Gräfin d'Arezzo: Frau Stolte, vom Hoftheater zu Kassel.

Mittwoch, 1. Febr. Erster Maskenball im Stadttheater. — Preise der Plätze:

Logenbillets des ersten Ranges	2 fl. 42 kr.
„ „ zweiten „	2 fl. — „
„ in den Ballsaal	1 fl. 30 „
Gallerie-Seitenplätze	— 30 kr.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 28. Mittwoch, den 1. Februar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

Nachdem Frau Salome ehrfurchtsvoll den Pat r gegrüßt hatte, sprach sie leise zu demselben:

„Mein Ehemann ist heute Morgen in Geschäften frühzeitig ausgegangen, darum ward es mir möglich, so bald Eurer Weisung zu entsprechen. Doch müßt Ihr entschuldigen, wenn ich, wie Ihr seht, in meiner Hausjacke und der alten Haube diesen Sprung in die Nachbarschaft gethan habe."

Die Redende deutete hierbei auf ihre zwar reinliche, aber ganz einfache Hauskleidung und Cyrill wehrte lächelnd und beruhigend mit der Hand:

„Macht Euch darum keine Sorge. Ihr erscheint mit frommen Gemüthe und dieses ist der schönste Schmuck einer Hausfrau und ihr bestes Ehrenkleid."

Frau Salome beugte sich in Demuth und der Mönch wendete sich zu dem, seine Ohren spitzenden Jäckerlein:

„Seht einmal nach Eurer Tochter, und wenn ich später rufe, so kommt mit ihr in dieses Gemach."

Der Angeredete befolgte die Weisung, obgleich er lieber ein wenig zugehört hätte. Nach seiner Entfernung richtete Cyrill sein Wort an die Nachbarin:

„Wie steht es um Eure Tochter Renate?"

„Ich habe," sprach Frau Salome, „nach Euerm Wunsche deren Herz erforscht und gefunden, daß sie den von dem Vater vorgeschlagenen Notarius Steffan nicht ausstehen kann."

„Das wäre schon gut," nickte Cyrill, „allein ihre eigene Neigung, was wißt Ihr von dieser zu sagen?"

Die Gefragte verbreitete sich in weitläufigen Reden über ihre mütterliche Einsicht, Feinheit und Gewandtheit.

„Ja, ja," fiel der Dominikaner, die weit umher kreisenden Reden abschneidend, mit sanfter, lächelnder Miene ein, „Ihr seyd ein Muster in der Häuslichkeit. Jedoch Renate, ist sie unserm Schutzbefohlenen nicht abhold?"

„Ich ließ dem Mägdlein verlauten, daß er sie liebe, da hättet Ihr sehen sollen, wie sie in freudigem Schreck in die Höhe fuhr!"

„Steht es so," bemerkte jetzt Cyrill, indem er sich stolz in die Höhe hob, „dann ist unser Sieg gewiß. Laßt Ihr dann Euern Eheherrn nur immer zu gewähren; was er auch thun mag, zerschellt an kluger Wendung und an der Macht des Herrn Comthurs von Klingenbach, der unsern Wilhelm Bechdold in seinen besondern Schutz genommen hat und dessen häusliche Niederlassung in Euerm Frankfurt auf alle Weise begünstigen will."

Frau Salome wollte noch Einiges erzählen, allein er schnitt ihr das Wort kurz ab.

„Ich weiß genug und will jetzt eilen, um für das Beste Aller rasch zu handeln!"

Die Bedeutete neigte sich schweigend und der Dominikaner verließ die Stube. Als er in die Hausthüre trat, fand er den Wilhelm Bechdold allda, welcher die erröthende Sabine an der Hand hielt und ihr allerhand scherzhafte Artigkeiten vorplauderte. Lauschend stand er einen Augenblick still.

„Wie mögt Ihr zweifeln an meiner Rede," flüsterte Bechdold, „wenn ich sage, daß Eurer Huld und Anmuth kein Männerherz widersteht?"

„Erlaßt mir die Antwort," war die zögernde Entgegnung, „Eure Worte sind so zierlich gesetzt und ich — kann Euch nicht auf gleiche Weise dienen."

„So gönnt mir wenigstens einen Blick aus Euerm schönen Auge, vielleicht kann ich dann die Antwort darin lesen."

Sabine wollte ihn anschauen; aber eine Centnerlast hing sich an ihre Wimpern. Da führte Bechdold die schön geformte Hand der Jungfrau zu seinem Munde. Unwillkürlich hatte es Sabine geschehen lassen, aber mit krampfhaftem Zittern riß sie dieselbe jetzt plötzlich zurück und entfloh in eine Stube.

Mit unbefangener Miene, als ob er gar nichts wahrgenommen hätte, schritt nunmehr Cyrill auf Bechdold zu.

„Eure Gegenwart ist in diesem Hause jetzt nicht vonnöthen. Eilt indessen nach Sachsenhausen und meldet dem Herrn Comthur meine Ankunft, ich hätte Nöthiges mit ihm zu reden."

Wilhelm that, wie ihm befohlen worden, und kurze Zeit darauf verließ der Dominikaner unter Jäckerleins ehrfurchtsvollen und demüthigsten Grüßen ebenfalls das Haus.

9. Die Minengräber.

In der mit Büchern und Aktenschränken hochbestellten Geheimschreiberei des deutschen Hauses zu Sachsenhausen saß an einem großen, lederbeschlagenen Arbeitstische der Comthur von Klingenbach, und an einem kleinen, nebenan stehenden Pulte weilte hinter Papieren und aufgerollten Pergamenten der Güterverwalter des deutschen Ordens und zugleich Geheimschreiber des Kapitels, der Amtmann Antinoza.

Die langen Finger des letzterwähnten kleinen, kahlköpfigen Mannes, dessen spärliche, weiße Haare auf ein ziemliches Alter schließen ließen, flogen rasch in den Papieren herum, bis er endlich auf einem derselben seine kleinen, grauen Augen hängen ließ und die Falten seines Angesichtes zu leichtem Lächeln verzog.

Der Comthur, welcher mit gefalteter Stirne die Augen nachdenklich auf den Fußboden wurzelte, hatte diese leichte Andeutung

einer freudigen Gemüthsbewegung seines Amtmannes nicht bemerkt.

„Es ist nur zu gewiß," sprach er, gleichsam im dumpfen Hinbrüten, „das Haupttriebrad aller gegen uns hier in Frankfurt gerichteten Bewegungen ist einzig und allein dieser Syndikus Quamber. — Wenn ihm nur auf irgend eine Art beizukommen wäre!"

„Wird sich schwer in's Werk setzen lassen," bemerkte der Amtmann leicht hinwerfend, indem jedoch seine Augen listig funkelten.

„Geld?" murmelte Klingenbach.

„Er ist selber reich," nickte Antinoza.

„Ehrenstellen?"

„Wer soll sie ihm ertheilen? — Der Kaiser, oder einer der katholischen Fürsten? — Hui, das sind ja Altgläubige, oder wohl gar Irrgläubige, wie er uns titulirt, und der Herr Syndikus ist bocksteifer Protestant."

„Ob Frauen über ihn etwas vermöchten?" fuhr der Comthur leise sprechend fort. „Allein ich mag die Frage gar nicht weiter erwägen, dieweil der Sonderling kein weiblich Wesen leiden mag, als seine alte Hausverwalterin, deren er sich gewiß schon längst entledigt haben würde, wenn er — nicht essen müßte."

Der Amtmann antwortete diesesmal nicht, sondern nahm das schon erwähnte Papier abermals zur Hand und betrachtete es mit spöttischem Lächeln.

„Es scheint mir doch nicht," unterbrach er endlich das eingetretene beiderseitige Schweigen, „als ob der Herr Syndikus zu aller Zeit ein Frauenfeind gewesen wäre."

Der Comthur warf einen geringschätzenden Blick auf den Redenden und zuckte die Achseln.

Antinoza ließ, ohne daß es der Comthur gewahrte, seinen Blick satyrisch an demselben herablaufen, dann bemerkte er voll Ruhe und Untergebenheit:

„Wenn Ihr erlaubt, so will ich Euch ein Märlein erzählen."

Klingenbach fuhr in seinem Sessel rasch herum und betrachtete mit Staunen und Neugierde seinen, also redenden Amtmann.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abend in Kleskers Hotel in Hamburg.

Wir haben des trefflichen Romans von Otto Müller: „Charlotte Ackermann" bereits gedacht und denselben in diesen Blättern besprochen. Er ist der zweite Band der bei Meidinger in Frankfurt a. M. erscheinenden deutschen Bibliothek. Die Erzählung, welche uns hier vorgeführt wird, spielt in Hamburg im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, in jener Zeit, wo die deutsche Schauspielkunst, wie die deutsche Literatur sich aus ihrem tiefen Verfall zu erheben begonnen hatten. Der traurige Zustand, in welchem sich bis dahin die deutsche Bühne befand, die schlimmen Vorurtheile, womit in Folge davon der Schauspieler damals zu kämpfen hätte, die glühende Begeisterung endlich, mit welcher Schröder, Eckhof und Andere die Schauspielkunst auf eine höhere Stufe zu heben, dem Schauspieler eine würdigere Stellung zu erringen strebten, dieß Alles wird in der lebendigsten Darstellungsweise geschildert. Es sind fast durchaus geschichtliche Personen, die hier auftreten; ihre Charaktere sind mit Sorgfalt und Consequenz, zugleich mit historischer Treue gezeichnet. Das nachstehende Fragment dürfte geeignet seyn, Diejenigen, welche den genannten Roman noch nicht gelesen haben, mit der Eigenthümlichkeit und der Darstellungsweise des Verfassers bekannt zu machen und sie zur Lektüre des Buches zu veranlassen. — Wir befinden uns in dem Saal des Gasthofes „zur Obergesellschaft" in Hamburg, welcher zu jener Zeit der gewöhnliche Zusammenkunftsort aller Kunstnotabilitäten der Stadt war. Nach der Schilderung einer ergötzlichen Scene zwischen dem Wirth des Hotels und dem Schauspieler Eckhof fährt der Verfasser also fort:

Die Ankunft der übrigen Schauspieler, welche jetzt, zum Theil noch mit Spuren der Schminke im Gesichte, nach beendigter Vorstellung (es war der „Ring" von Schröder, eine damals mit Enthusiasmus aufgenommene Novität, gegeben worden) aus dem Theater anlangten, brachte schnell in die noch eben so stille Weinstube reges Leben und Geschäftigkeit; man wollte, nachdem man die Ansprüche des Publikums befriedigt und dafür rühmlichen Beifall in reichem Maße errungen, mit Hülfe des Glases und einer gemüthlichen Unterhaltung allmälig wieder aus der Welt der Dichtung in diejenige der Wirklichkeit zurückkehren und bald war die Gesellschaft zur heitern Tafelrunde um Eckhof versammelt. Von den Künstlern fehlte nur Schröder, der es abgelehnt hatte, den heutigen Abend im Kreise seiner Freunde zuzubringen, während Brockmann, Reinike, Lambrecht, Borchers und von Literaten der neuengagirte Theaterdichter Bock, der würdige Hofrath Koch, Licentiat Wittenberg und der geistvolle Kritiker und Uebersetzer ausländischer, besonders englischer Bühnenstücke, Bode, anwesend waren. Den Rest der Gesellschaft bildeten mehrere Hamburger Patriziersöhne, enthusiastische Freunde des Theaters, und der erst neulich aus England angelangte schöne reiche Lord Elkins mit seinem Hofmeister, Mr. Hill.

Auch das übrige Zimmer füllte sich nun mit Gästen, die aus dem Theater kamen, alle noch voll von dem Eindruck des Gesehenen und Gehörten. Man drängte sich um die Künstler, besonders um Brockmann, gratulirte ihnen zu dem neuen Erfolge, verbreitete sich bald in platten, bald in richtigen Bemerkungen über die Vorzüge des Stückes und der Darstellung, bis man sein Herz ausgeschüttet und nach so viel Gemüthsbewegung und Kunstenthusiasmus das Bedürfniß fühlte, sich für die dabei erduldeten Mühsale, Hitze und Gedränge an Herrn Kleskers vortrefflichem Weinkeller zu erholen.

Auch später bildete an der Künstlertafel die heutige Vorstellung den Gegenstand der Unterhaltung, wie es denn in diesem an tüchtigen Kennern und urtheilsfähigen Stimmen so reichen Kreise Sitte war, der Poesie und Kunst, unbeschadet einer fröhlichen und oft recht ausgelassenen Laune, oberstes Gastrecht zu gestatten. Es war Gesetz, daß Jeder seine Meinung frei und offen aussprechen durfte; das Maß des Schicklichen und die persönliche Rücksicht wurden dabei so wenig verletzt, daß selbst nach den lebhaftesten Debatten eine Verständigung niemals fehlte, und ein edles, von reiner Begeisterung getragenes Kunststreben schließlich für Alle den versöhnenden Ausschlag gab.

Schade, daß Sie nicht bis zum Schlusse ausgehalten haben, nahm der alte Koch, zu Eckhof gewendet, das Wort. Ich gebe dem letzten Akt unbedingt den Vorzug vor den übrigen, ja der ganze dichterische und dramatische Werth des Stückes concentrirt sich eigentlich in diesem Akt.

Warum soll ichs verhehlen, versetzte Eckhof, daß es gerade dieser übergewaltige Eindruck der letzten Scenen war, welcher mich aus dem Theater forttrieb. Schon bei der ersten Vorstellung ging mir fast der Athem aus, das Mitleid mit dem Schicksal der Rutland wirkte auf mich, der ich doch selber ein Bischen ins Handwerk pfusche, so unmittelbar, daß ich beinahe darüber vergaß, daß Alles Kunst sey, deren meisterhafte Vollendung ich für die baare Wirklichkeit nahm. Das aber soll der Künstler nun einmal nicht, denn er verliert darüber seine Individualität, die Wirkung der fremden Kunstgröße überwältigt ihn dergestalt, daß er befangen wird, und eh' er sich's versieht, greift er unwillkürlich in die fremde Sphäre hinüber und bringt statt eigener Originalität im glücklichsten Falle nur eine gelungene Nachah-

mung zu Stande. Für den Schauspieler besonders, der seine Darstellungen von dem Moment des subjectiven Gefühls abhängig macht, und mehr, ich möchte sagen mit dem warmen Herzen als mit der kalten Berechnung spielt, sind solche Nebenbuhler äußerst gefährlich; sie verrücken ihm die eigene Bahn, greifen feindlich in seine innere Welt und nehmen mit Gewalt Besitz von derselben.

Das war allerdings ein großes Wort aus dem Munde eines solchen Künstlers, an dem man sonst diese Scheu vor einer andern Kunstgröße nicht wahrzunehmen pflegte; und von verschiedenen Seiten bestritt man ihn darum lebhaft, ja der Licentiat Wittenberg meinte sogar, Charlotte habe in der Rutland sich ganz unter Eckhofs Einfluß begeben. Er aber ließ keinen Einwand gelten und fuhr mit erhöhter Stimme fort:

So sehr ich die kleine Ackermann als geniale Künstlerin schätze, mehr noch beuge ich mich vor ihrer genialen Weiblichkeit. Ich habe kein Wort dafür, aber in diesem Mädchen ruht Etwas wie dämonische Gewalt, womit sie es uns anthut; denn nimmer wird solche Vollendung auf dem Wege der Kunst und des Studiums allein erreicht. Das Spiel der Mienen, die Bewegung der Arme, die Betonung der Woete läßt sich erlernen; aber die Seele, meine Freunde, diese wunderbar tiefe, aller innigen und gewaltigen Gluthen volle Seele, die hat sie nicht erlernt, so wenig als das Seherauge, mit dem sie in die Menschenbrust blickt, als die Stimme, mit der sie jene rührende und erschütternde Sprache redet, die fast an jedem Abend anders klingt. Sie ist Meisterin im leichten Scherze, Meisterin in der erhabenen Tragödie; man weiß nicht, ob sie die Leidenschaften und Gefühle, welche sie darstellt, beherrscht oder sich von ihnen hinreißen läßt; dabei diese seine Nuancirung in der Charakteristik ohne Koketterie, diese geistvolle Auffassung und Durchgeistigung der Rolle und die ruhige Plastik, selbst in den leidenschaftlichsten Momenten — und das Alles mit einem Taufschein, der noch nicht achtzehn Lenze nachweist — wahrlich, wer da nicht an den gebornen Genius glaubt, der möge ewig dem Handwerk seine Bewunderung zollen, die wahre Kunst wird er nie begreifen.

Eckhof hat Recht, nahm Bode das Wort; diese Künstlerin bedeutet uns viel, und fast noch mehr als ihre Leistungen begrüß' ich den Umstand, daß sie gerade in dieser Periode des erwachenden Kunstlebens in Deutschland ihren Ruf begründet. Denn das Genie wird niemals ohne inneren Zusammenhang mit seiner Zeit geboren, an diesem Glauben habe ich immer festgehalten und darum behaupte ich: die deutsche Bühne wird den Anfang ihrer Blüthe von Ackermann und Schröder in Hamburg datiren, und nicht Charlotte allein, ihr Alle arbeitet an dem Fundament des herrlichen Tempelbaues, zu welchem unser Lessing den Grundstein gelegt hat.

Es ist aber auch wahrlich hohe Zeit dazu, sagte Borchers. Sind wir nicht von allen gebildeten Nationen längst überholt, von Engländern, Spaniern, ja selbst von den windigen Franzosen, während wir uns noch immer mit dem Abfall aus ihrer Küche begnügen und nur originell sind in der Pedanterie und Unnatur? Ja selbst da, wo wir sie nachahmen, binden wir noch dreist unsern theuern Haarbeutel daran, als käme die Welt aus dem Gleichgewicht, wenn dieser unschätzbare Pendant fehle.

Wie sollt' es auch anders seyn! sagte Beckmann. So lange unsere deutsche Bühnenkunst sich nicht aus den Häuten und Flanelljacken des kleinbürgerlichen Lebens herauswickelt, so lange wir nicht den Muth haben, unser Drama mit der Gegenwart lebendigen Ideen zu durchweben und es zur Vermittlerin zwischen Nation und Individuum zu machen, so lange werden wir uns auch mit der Hausmannskost unserer sogenannten Familienstücke behelfen müssen. Eine Kunst, die sich so wie die unsrige ängstlich abschließt gegen jedes höhere geistige Interesse des Volkes, gegen jede wichtige Tagesfrage, jede nationale Richtung, jeden freien Lebenshauch der Poesie und Philosophie, kann unmöglich mehr seyn als der traurige Abklatsch einer erbärmlichen steifleinernen Wirklichkeit — eine Winkelkunst, aber keine weltbewegende Kunst! Immer und ewig die Familie mit ihren seichten Gefühlen und fetten Hochzeitsbraten, mit ihren althergebrachten Situationen und stereotypen Figuren — was kann auf so dürrem Boden mehr gedeihen als höchstens ein Haselstock für die hausbackene Moral oder eine Zwiebel für die Thränendrüsen eines überempfindsamen Publikums!

(Schluß folgt.)

Das größte Schiff der Welt.

Das Schraubendampfschiff „Himalaya", der Peninsular und Oriental Company gehörig', kam am 13. Januar von London her nach Southampton. Es verließ London am 12. Jan. und legte durchschnittlich vierzehn Meilen per Stunde zurück. Der „Himalaya" ist das größte Schiff der Welt und ist bestimmt, die Post zwischen Southampton und Alexandria zu befördern. Eine zahlreiche Gesellschaft, aus den Direktoren und ersten Personen der Peninsular und Oriental Company und deren Freunden bestehend, begleiteten das Schiff nach Southampton. Bei seiner Ankunft am 13. Januar war in Southampton sehr starker Nebel; gegen Mittag zeigte sich eine ungeheure bergähnliche Masse am Eingang des Hafens und man war am Ufer sogleich einig, daß es nur der „Himalaya" seyn könnte. Er gab das Signal, um in die Doks einzulaufen, und nachdem er den Itchen-Fluß heraufgekommen war, lief er alsbald mit der größten Leichtigkeit ein und legte sich ans Ufer, wo er einen Raum ausfüllte, der gewöhnlich für zwei große Dampfschiffe bestimmt ist. Eine große Anzahl Menschen versammelte sich, um die Ankunft des ungeheuren Schiffs zu sehen. Wäheend es in der Mitte der Doks war, konnte man seine schönen Verhältnisse recht beurtheilen. Obgleich die Einwohner von Southampton gewohnt sind, täglich monströse Dampfschiffe zu sehen, so setzte doch die erstaunliche Länge und der ungeheure Körper des Himalaya Alles in Verwunderung. Das kolossale Schiff trägt Segel, jedoch nicht sehr schwere; es geht 15 Fuß tief am Stern und 18 Fuß tief hinten. Beinahe 200 Passagier-Zimmer sind in demselben eingerichtet, wovon 150 erster Classe so groß wie Hotel-Zimmer sind. 200 Personen können bequem im Schiffssalon dinieen. — Die Ausstaffirung des Schiffs ist äußerst elegant und kostbar. Vom Stoff an allen Vorhängen kostet die Elle 3 Guineen; eben so kostet der Damaststoff 5 Guineen per Elle. Der Damensalon ist ein großes, elegantes und comfortables Appartement. Auch Bedienten- und Badezimmer enthält das Schiff. Der Himalaya ist ein eisernes Schiff, von Mare gebaut, und kostet 150,000. Pf. Durch dasselbe gestaltet sich die Entfernung Southamptons von Gibraltar auf 3 Tage, von Malta auf 6 Tage und von Egypten auf 9 Tage. Dieß größte Schiff kann 2000 Mann Soldaten in 3 Wochen nach dem Cap der guten Hoffnung und 2000 Emigranten in 8 Tagen nach Amerika bringen.

Mannichfaltigkeiten.

Als vor Kurzem in einem überfüllten Gefängnisse der Pfalz durch Entlassung einer bestimmten Anzahl Sträflinge Platz gemacht werden sollte, fanden sich unter 120 nur 34, die das Ge-

fängniß mit der Freiheit zu vertauschen Lust hatten. Auch ein Zeichen der Zeit!

Der „H. C.“ erzählt von Blücher als Husaren-General folgenden Charakterzug: Wenn er auf seinem polnischen Fuchs an der Fronte seines Regiments hinunter jagte, so wurde der steifste Trompeter-Schimmel munter. Beim Exerziren, da ging's erst! Wußte doch das Regiment oft selbst nicht, wie es durch die Haide kam, und im tollsten „Marsch, marsch!“ kommandirte er „Halt!“, daß es wie ein Donner durchs Regiment fuhr. Dann warf er gewöhnlich sein Pferd herum, richtete sich auf und rief: „Das ist gut gegangen, Kerle, ich bin zufrieden! Wenn's auf die verdammten Franzosen geht, so macht mir keine Schande!“ Die Husaren riefen dann: „Ja, ja, wir wollen drauf!“ Dann pflegte Blücher behaglich den Bart sich zu streicheln, vergnügt brummend: „Teufelskerle, Schwerenothskerle!“ und die Geschichte endete oft damit, daß er in seiner Zufriedenheit ein Tönnchen Branntwein auf seine Kosten zum Besten gab. So erzählte Vater Erdmann, der 46 Jahre beim Regiment stand, am Bivouakfeuer auf Jütlands Haide.

In Paris ist den Zeitungsschreibern verboten worden, die offiziellen kaiserlichen Bälle in den Tuilerien zu recensiren. Sie sollen sich namentlich enthalten, die Anzüge zu besprechen, ob die Herren in Kniehosen und gepudert, die Damen in Marketendertracht oder mit Schleppmänteln erscheinen.

Das bayerische Zahlen-Lotto übt auch auf den angränzenden Leutenberger Amtsbezirk einen nachtheiligen Einfluß. Man kann von einer Menge Familien behaupten, daß sie ihre augenscheinliche Verarmung dem Lotto verdanken. Eine vor Kurzem erfolgte Verwarnung der Amtsunterthanen vor dem Lottospiel durch die Behörde war daher sehr an der Zeit. (Dorfz.)

In der protestantischen Filialgemeinde D......., im Herzogthum Coburg, fand den 29. December die Beerdigung einer armen katholischen Christin statt. Der protestantische Geistliche genannter Gemeinde, welcher von seinem Pfarrdorfe einen mühsamen Weg von drei Viertelstunden nach D....... zurückzulegen hat, war nicht nur bei der Beerdigung anwesend, er sprach auch am Grabe Worte des Trostes an die Hinterbliebenen, und wie dem Einsender dieses erzählt worden ist, soll dieser Geistliche auch nicht ein Mal die geringste Vergütung für seine Mühwaltung angenommen haben. Wie ganz anders hat doch dieser protestantische Geistliche an einem katholischen Christen gehandelt, als jene katholischen Geistlichen am Rheine, welche einen protestantischen Christen aus ihrem katholischen Friedhofe wieder herausgruben, um ihn auf einen andern Platz zu schaffen!

Korrespondenz.

Wiesbaden, 25. Januar.

Nach dem zum neuen Jahre veröffentlichten Journal unseres Stadt- und Nationaltheaters besteht das darzustellende Personal desselben für Oper und Schauspiel zusammen dermalen aus 13 Herren und 9 Damen, das Chor ist von 12 Herren und 12 Damen repräsentirt und 2 Kinder spielen Kinderrollen; das darstellende Personal besteht demnach im Ganzen aus 48 Mitgliedern. Dem Orchester stehen vor: zwei Kapellmeister (Hagen und Kirpal) und zwei Konzertmeister und besteht dasselbe zusammen aus 41 Mitgliedern. Auf unserer Bühne wurden im verflossenen Jahre an 218 Theaterabenden 239 Stücke gegeben und zwar: 109 Opern, 3 Singspiele, 54 Schauspiele und Dramen, 45 Lustspiele und 28 Possen. Die meisten Wiederholungen finden wir im Repertoir der Oper; Martha, Don Juan, Norma, Loreley wurden fünf Mal, Lohengrin neun Mal und Tannhäuser zehn Mal gegeben. An Novitäten brachte die Oper: Lohengrin, Hans Heiling, Hernani und Indra; das Schauspiel: Der Löwe von Kurdistan, Onkel Tom, Eine Frau, Mathilde, das Weib des Soldaten; das Lustspiel: Viel Lärm um Nichts, Ein Lustspiel; die Posse: Des Teufels Zopf, Wer ißt mit, Der Toni und sei Burgei, Englisch; das Singspiel: Die Zillerthaler und Angela.

Literatur- und Kunst-Notizen.

(Frankfurt.) Otto Müller, der Verfasser des mit so großem Beifall aufgenommenen Romans aus dem Künstlerleben: „Charlotte Ackermann“ wird demnächst den Bühnen ein von ihm selbst nach diesem bearbeitetes gleichnamiges Drama vorlegen und zweifeln wir nicht, daß es eine freundliche Aufnahme finden wird. Die genannte Erzählung ist zur Dramatisirung ganz besonders geeignet nicht nur, was die darin vorkommenden Charaktere betrifft, sondern auch hinsichtlich der mit der Anlage und Durchführung der Handlung verknüpften Spannung. Diese Bearbeitung dürfte um so willkommener erscheinen, als wie bekannt an guten Bühnenstücken wahrlich kein Ueberfluß ist.

(Heidelberg.) Am 25. Jan. ging G. Köberles „Heinrich IV.“ unter sehr lebhaftem Beifall über unsere Bühne. Dieß Trauerspiel vereinigt Kraft des Gedankens und Schönheit des Ausdrucks. Der Dichter wurde mehrmals hervorgerufen, eben so die Hauptdarsteller. Hr. Giers, welcher die Titelrolle mit künstlerischer Einsicht und in lebendiger Auffassung durchführte, war vorzüglich. Dasselbe können wir von Frl. Markwort (Maria von Medicis) sagen. Hr. Haacke (Sully) und Frl. Grämann (Henriette von Entragues) spielten nicht minder mit größtem Erfolge. Unsere Bühne fährt fort, durch ein abwechselndes Repertoire und sorgfältig einstudirte Vorstellungen die Theilnahme des kunstsinnigen Publikums zu fesseln. Zu den Stücken, welche besonders ansprachen, sind u. a. zu zählen Donna Diana, Wilhelm Tell, Dorf und Stadt und der Vetter.

(Wiesbaden.) Zwei angehende Dichter haben in diesen Tagen ihre Erstlingswerke auf dramatischem Gebiete im Manuskripte vollendet, welche von Sachkundigen als gelungen bezeichnet werden: „Der Egoist“, Lustspiel in 5 Akten von Heinrich Dreher, und „Bruno und Amalie“, Schauspiel in 3 Akten von Wilh. Joost.

(Berlin.) Zwischen dem Direktor des hiesigen königsstädtischen Theaters, Hrn. Cerf, und dem Direktor Carl in Wien, dem Eigenthümer des Carltheaters, wird gegenwärtig über ein Projekt unterhandelt, das, wenn es sich verwirklicht, dem Berliner Publikum einen ganz eigenthümlichen Kunstgenuß verspricht. Es handelt sich nämlich um ein Endloe-Gastspiel der Gesellschaft des Carltheaters im Monat April und in der ersten Hälfte des Mai d. J., bei welchem ausschließlich Wiener Possen zur Aufführung kommen würden. An dem Carltheater ist jetzt das Komiker-Trio Nestroy, Scholz und Treumann vereinigt.

Werthers Schauspiel: „Susanne und Daniel“, das neulich in Berlin mit Beifall aufgenommen wurde, kommt nächstens im Wiener Burgtheater zur Aufführung.

Der Thüringer „Kunstverein“ eröffnet in diesem Jahre seine Ausstellung zu Erfurt den 1. Mai, zu Naumburg den 1. Juni, zu Jena den 1. Juli, zu Suhl den 1. August, zu Nordhausen den 1. September und zu Mühlhausen 1. October.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 1. Febr. Erster Maskenball im Stadttheater. — Preise der Plätze:

Logenbillets des ersten Ranges	2 fl.	42	kr.
„ „ zweiten „	2 fl.	—	„
„ in den Ballsaal	1 fl.	30	„
Gallerie-Seitenplätze	—	30	kr.

Donnerstag, 2. Febr. Titus, große Oper in 2 Akten, Musik von Mozart.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 29. Donnerstag, den 2. Februar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

Der Amtmann schnitt sich gelassen eine Feder, dann sprach er mit gemessenem Tone also:

„Es war ohngefähr in dem Jahre fünfzehnhundert fünf und sechzig, als auf der pfalzgräflichen Universität zu Heidelberg ein Jüngling die Rechtswissenschaften studirte, der, mit tüchtigen Vorkenntnissen ausgerüstet, durch seinen Fleiß und seine Geistesgaben den dortigen Professoren zu großer Freude gereichte."

„Und wie hieß dieser junge Mann?" fiel der Comthur ungeduldig ein.

„Sigismund Wiegut," erwiederte Antinoza leicht hinwerfend, „und war gebürtig aus der Reichsstadt Frankfurt."

Klingenbach blickte überrascht auf, der Amtmann fuhr jedoch in seiner Erzählung gelassen fort:

„So wie dieser Wiegut in den Wissenschaften Ausgezeichnetes *leistete*, so war er aber auch in dem übrigen gesellschaftlichen Leben ein eigenthümlicher Kopf, dem es — wie es bei solchen geistesbegabten Menschen häufig zu gehen pflegt — an lustigen, witzigen, mitunter auch tollen Einfällen nie fehlte. Er war eben ein Student."

„Und mit diesen," bemerkte der Zuhörende, indem er die Stirne runzelte, „ist etwas fertig zu kriegen, wie wir uns ja von Wittenberg und was dort unter jenes Augustiner Mönches Leitung geschah, noch recht gut erinnern."

„Bei Zechgelagen war Wiegut der erste und so wurde bald ihm zu Ehren ein eignes Lied gedichtet, in welchem sein Name auf lateinisch oft vorkommt, das noch heutigen Tages gesungen und bei den Studenten sich auch noch lange erhalten wird."

„Verstehe ich Euch recht," sprach Klingenbach lächelnd, „so ist es das Lied: Ecce quam bonum?"

„Bonum et jucundum," ergänzte der Amtmann, „habitare fratres, fratres in unum. — War seine Studierzeit vorüber, so lagerte er sich in ein Bierhaus am Schloßberge. Hier liegen wir auf dem faulen Pelz! war dann seine scherzhafte Rede, bis endlich die Studenten diesem Bierhause den Namen „fauler Pelz" zulegten, den es bis auf den heutigen Tag behalten hat und wahrscheinlich auch behalten wird."

„Nun aber kommt zum Ziele."

„Sigismund war jedoch nicht allein ein Freund des Trankes und Sanges, sondern auch der Minne. Im kalten Thale zu Heidelberg, einer abgelegenen Gasse, grade unterhalb des Schlosses, wohnte ein sogenannter Universitätspudel — ein niederer Diener des Rectormagnificus, Wahlburg mit Namen —, der eine bildschöne Tochter hatte. Der Zutritt für Wiegut war bald gefunden und das Mägdlein vertraute dem wohlgeformten, gar schön schwatzenden Studenten nur zu viel."

„Ich ahne schon."

„Die Mutter dieses Mägdleins hatte indessen Anderes im Sinne. Ein junger Handwerker sah Bärbchen ebenfalls gerne und wollte sie als eheliches Gemahl heimführen. Das wollte aber das Dirnlein nicht. — Da geschah es, daß plötzlich Schönbärbchen trauerte und weinte, Wiegut seinen faulen Pelz mied und einsylbig ward, und daß an einem schönen Morgen Wiegut, genannt Quambonum, *) verschwunden war."

„Also doch!" rief der Comthur unter Staunen.

„Aber am andern Morgen lag die schöne Maid im kalten Wasser des Neckars. Wo die Mühlen gen Neckargemünd hin liegen, stürzte sie sich hinein und die wild schäumenden Schaufelräder sangen ihren Todesgesang —."

Da wurde der Erzählende durch den Eintritt eines Dieners unterbrochen:

„Ein reitender Bote ist soeben auf schweißbedecktem Rosse zum deutschen Hause herein. Er bittet, gleich vorgelassen zu werden."

„Was gibt's? Nachrichten von Prag?" rief Klingenbach freudig aus.

„Ich habe es ja eilig und bedeutend genug gemacht," lächelte Antinoza.

„Er soll eintreten," bemerkte der Comthur seinem Diener und dieser ging. Bald darauf erschallte Sporengeklirr auf dem Vorplatze, die hohe Thüre öffnete sich und ein kräftiger Mann, mit gebräuntem Antlitze, scharf blickenden Augen, einem Lederkoller angethan und ein breites Schwert mit starkem Korbe an der Hüfte trat in die Stube.

Nachdem er voll Ehrerbietung gegrüßt, sprach derselbe:

„Ich komme vom Hoflager Kaiser Rudolphs zu Prag. Kardinal Tarrantoni läßt seinen Gruß entbieten und übersendet Euch dieses Schreiben."

Der Comthur verbeugte sich dankend und der Bewaffnete überreichte aus der Brusttasche seines Lederkollers ein mit großem Siegel verschlossenes Schreiben. Hastig griff Klingenbach nach demselben und ließ, nachdem er es geschickt erbrochen, seine Augen über die Schriftzüge hinlaufen.

„Wann seyd Ihr von Prag aufgebrochen?" forschte unterdessen Antinoza.

„Vor drei Tagen."

*) Im 16. Jahrhundert übersetzten gar viele Gelehrte ihre Namen ins Lateinische. Weber wurde Textor, Schmidt Faber, Schäfer Pastor etc. Diese lateinischen Namen wurden dann häufig wieder mit deutschen Wendungen versehen.

„Wie ist dieß möglich?"

„Auf Anordnung unserer Herren fand ich aller Orten frische Pferde. So ging es Tag und Nacht. Wie Ihr mich seht, so habe ich nur dann und wann auf dem dahinfliegenden Thiere ein wenig genickt, geschlafen aber nicht."

„Euer Name?" fragte jetzt der Comthur.

„Wratischeck, einer der getreuen Böhmen."

„Dank Euch," versetzte Klingenbach, „für den Dienst, so Ihr unserer gerechten Sache mit so vieler Aufopferung geleistet habt. Labt Euch jetzt an Speise und Trank, dann erquickt Eure müden Glieder durch einen wohlthätigen Schlaf. Das Uebrige wird sich sofort finden. — Antinoza, Ihr mögt für diesen pflichtgetreuen Boten sorgen."

Der Amtmann verließ mit Letzterem die Stube und der Comthur ging unterdessen, das Schreiben triumphirend durch die Luft schwingend, in dem Gemache auf und ab, bis Antinoza wieder eintrat und seinen Herrn mit freundlich grinsenden Zügen und glitzernden Augen betrachtete.

„Ist es das Erwartete?" fragte er endlich.

„Mit Sturmeseile," antwortete der Gefragte, stolz sich erhebend mit drohendem Nicken, „ist es einhergebraust von dem Hoflager unseres großmächtigsten Kaisers und wird die Bestrebungen dieser Reichsstädter zertrümmern!"

„Kann es anders seyn," lächelte der Amtmann. „Auf unserer Seite ist das Recht, auf unserer Seite die Macht, wie sollte da die Herrlichkeit uns mangeln?!"

„Bürgermeister und Rath von Frankfurt verfallen für die verübte Gewalt in eine Strafe von zehn Mark löthigen Goldes und der Wildbann in dem Goldsteiner Forste gehört unbestritten und für ewige Zeiten uns! — Kaum vermag ich es zu glauben!"

Der Amtmann sendete ihm einen verschmitzten Blick zu, dann entgegnete er mit erkünstelter Gleichgültigkeit:

„Ich habe das Memorial mit bestem Fleiße gefertigt."

„Wie ist denn aber dieß Alles nur möglich?" fuhr Klingenbach fort. „Des kaiserlichen Rathes schnelle Entschließung — hier sogar das kaiserliche Mandat mit der Majestät eigenhändiger Unterschrift?"

„Ich habe die Sache meinen Freunden empfohlen. So ging es sicher und schnell."

Klingenbach schüttelte den Kopf und warf einen Blick, in welchem ein gewisses Grauen nicht zu verkennen war, auf seinen, ganz unbefangen dasitzenden Amtmann. Eben wollte er noch Einiges fragen, als der Diener wiederholt eintrat und verkündete, daß der von Bechdold schon früher angemeldete hochwürdige Pater Cyrill in diesem Augenblicke zum deutschen Hause hereingeschritten sey.

„Er möge uns mit seiner Gegenwart erfreuen," sprach der Comthur und kurze Zeit darauf trat, nach des Dieners Entfernung, der Dominikaner in das Gemach.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abend in Kiesekers Hotel in Hamburg.

(Schluß.)

Ihr jungen Leutchen seyd viel zu stürmisch und wollt Rom in einem Tag erbauen, sagte der Hofrath kopfschüttelnd. Mit so vielen Mängeln und Hemmnissen auch die Bühne in Deutschland noch zu kämpfen hat, glaubt mir, es ist schon unendlich viel besser geworden als zu jener Zeit, da ich das Theater zuerst kennen lernte. Denkt nur an die „Haupt- und Staatsaktionen", jene jämmerlichen Nachbildungen des spanischen Dramas, die so von Schwulst und Plattheiten strotzten, daß man sich unwillkürlich auf den Regensburger Reichstag versetzt glaubte. Das waren damals unsere Tragödien, mit denen wir unser höheres künstlerisches Bedürfniß befriedigten, wenn es mit dem Marionettengeklapper, dem Burleskenspiel und dem Kastratengewimmer zu arg wurde, oder dem guten Hanswurst sein karger Vorrath an Possen und Grimassen ausgegangen war. Werft nur einen flüchtigen Blick auf jene Zeit und ihr Alle werdet mir beistimmen, daß unsere jetzige Bühne sich kaum noch mit jener Afterkunst vergleichen läßt. Welche Fortschritte der Künstler, welche Veredlung des Kunstgeschmacks! Wo wußte man damals etwas von den heutigen guten Voranstalten, von sorgfältigem Rollenstudium, von Proben, Garderobe und Bühnenpolizei! Von einem Ensemble war nun einmal bei den Vorstellungen gar keine Rede; Jeder spielte so zu sagen auf seine eigene Faust, es gab weder Vorschriften für das Kostüm, noch war von einer richtigen Rollenvertheilung die Rede, und die abgeschmacktesten Einfälle wurden meist am lebhaftesten beklatscht. Daß man durch vereinte Wirksamkeit den höchsten Gipfel der Kunst, die Schönheit und Wahrheit des Ganzen, zu erreichen streben müsse, ahnte man fast nicht, und was das Traurigste bei alledem, nicht sowohl das große Publikum, sondern grade die sogenannten gebildeten und vornehmen Stände trugen die Hauptschuld an dieser Entwürdigung und Demoralisation der Kunst. Von den Höfen ging dieses Unwesen zumeist aus, dort waren die Hanswurstpossen und das französische Operettengedudel fast die tägliche Kost; in Wien und Berlin trieb man's am ärgsten und die andern Potentaten des heiligen römischen Reichs trugen nach Kräften das Ihrige zur Verbreitung dieses seichten, sitten- und geschmacklosen Bühnenskandals bei. Sie begünstigten zum Nachtheil der Kunst die Afterkomödie, ertheilten Privilegien über Privilegien und ein herumstreifender Pöbelprinzipal fand überall, wohin er kam, Schutz, Duldung und Unterstützung. Das sogenannte regelmäßige Drama vegetirte kaum noch dem Namen nach, und ein Zauberkünstler wie z. B. Herr Nikolini, viel traurigen Hamburger Angedenkens, mit seinen abgerichteten kleinen Affen, wie Lessing die Kinderballete nannte, galt damals mehr, als das ganze klassische Theater der Griechen. Noch im Jahre 1752 durfte in unserer Stadt ein romantisches Schneiderlein, Meister Reibehand, die Nadel mit dem Kothurn vertauschen und als Theaterdirektor die Leitung der hiesigen Bühne in die Hand nehmen. Ich erinnere mich noch aus meiner Jugend eines Stückes, der „verlorene Sohn", das den Beisatz führte: „Oder der von allen vier Elementen verfolgte Erzverschwender mit Arlequin, einem lustigen Reisegefährten seines verlorenen Herrn." Dieses extramoralische Stück ward mit vielem scenischen Aufwand gegeben; Früchte, die der verlorene Sohn essen wollte, verwandelten sich in Todtenköpfe, Wasser, das ihn zu trinken gelüstete, wurde zu Feuer. Aber das Schrecklichste kam zuletzt. Ein Felsen wurde vom Blitze zerschmettert und verwandelte sich in einen Galgen, an welchem ein armer Sünder hing, der stückweise herunterfiel, sich wieder zusammensetzte und nun den verlorenen Sohn als dessen Doppelgänger verfolgte. Dann sah man Ersteren in Gesellschaft lebendiger, ich sage Euch, dreier lebendiger, deutscher, grunzender Säue auf der Bühne, mit welchen er aus einem Troge höchst ästhetisch — Trebern schmauste! Die geistvolle Einladung zu dieser Ausgeburt eines dramatischen Schneiderhirnes lautet:

> „Es tadet der Hanswurst die Herren und Damen ein,
> Bei seiner Lustigkeit wird sie ihr Geld nicht reu'n."

Prügel und Zoten waren überall die Poiaten jener sogenannten Schaustücke.

Ein schallendes Gelächter folgten den mit ächter Komik gesprochenen Worten des launigen Hofraths, der hierauf noch mehrere ergötzliche Anekdoten aus dem früheren Hamburger Theater-

leben zum Besten gab. So erzählte er u. A., wie einstmals im benachbarten Altona auf einer kleinen Kammerbühne der Hamlet aufgeführt wurde. Den Geist spielte der Theaterdirektor selbst, ein kleiner dickköpfiger und dickwanstiger Mann. Die Bühne war zwar hohl, aber nicht tief; eine Maschine zum Verschwinden oder ein Fallbrett war nicht vorhanden. Demnach ward in der Scene, wo der Geist unter der Erde verschwindet, eine Diehle ausgehoben und von unten eine kleine Leiter angesetzt. Aengstlich bestieg der dicke unbehülfliche Geist die oberste Sprosse der Leiter! immerfort gestikulirend und deklamirend, und so verschwanden die Beine; dann betrat er die zweite Sprosse, und siehe da, der Wanst verschwand; erst bei der vierten Sprosse sah man endlich den Dickkopf, der bis dahin über dem Boden zur großen Belustigung des Publikums grimassirt hatte, gleichfalls verschwinden. Ophelia raste wie eine Megäre mit aufgelösten Haaren auf den Brettern umher und der Darsteller des Hamlet spielte den Prinzen wie einen Doktor Faustus. Das war die deutsche Bühne noch zur Zeit der Neuberin, fuhr dann der Hofrath fort, ja selbst Schönemanns. Dem Publikum fehlte der Geschmack, dem Künstler Bildung und Kritik, der Sprache die Kultur. Die Budenkomödie war fast eben so verrufen wie gewisse andere öffentliche Gewerbe, das deutsche Theater hallte wider vom Gesange französischer Buhldirnen und italienischer Kastraten, Rohheit galt für Witz und die Freude daran für Kunstgenuß.

Hier wurde das Gespräch durch den Eintritt eines jungen schlank gewachsenen Mannes unterbrochen, der studentisch angekleidet, in einem mit Quasten und Schnüren besetzten Rocke, einen kleinen runden Hut auf dem Kopfe, ins Gastzimmer trat; nicht sobald wurde er bemerkt, als man an allen Tischen das damals erst bekannt gewordene Lied: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben", anstimmte; denn der Neuangekommene war kein Anderer als der berühmte Volksdichter Matthias Claudius, der Verfasser des schönsten aller deutscher Rheinweinlieder, welcher als Privatgelehrter in dem nah gelegenen Wandsbeck lebte und häufig in der Weinschenke zur „Obergesellschaft" vorsprach. Auch der Künstlertisch stimmte fröhlich in den herrlichen Gesang ein, mit vollen Gläsern begrüßte man den Sänger des Weinliedes und nahm ihn in die Mitte, wobei er es sich nach den Schauern der kalten Herbstnacht in dem traulichen Kreise wohl seyn ließ.

Nun, Wandsbecker Bote, wie gehts? rief Brockmann freundlich über den Tisch herüber. Sie sind lange nicht bei uns in der Stadt gewesen? Haben Studien und Musen Sie abgehalten oder hat irgend eine holde Phyllis den keuschen Liebling der Camöne gefesselt?

Claudius schüttelte lächelnd den Kopf und versetzte: weder das Eine noch das Andere; ich kam nicht nach Hamburg, weil ich drauf und dran bin, mich würdig zum Eintritt in das Philisterium vorzubereiten, und dazu gehört vor Allem Abgeschlossenheit und ein beschauliches Stillleben; ich sehe nämlich jeden Tag meinem Dekrete als wohlbestallter landgräflich darmstädtischer Oberlandeskommissär entgegen, und obwohl ich in der That kaum eine dunkle Idee von meinem zukünftigen Amte habe, so ist mir doch die feste Zusicherung gegeben, daß es mich ernähren wird, wobei ich mich denn fürs Erste beruhige. Der Wandsbecker Bote freilich wird Ränzel und Wanderstab in der darmstädter Kanzlei an den Nagel hängen müssen; und wie sich der Oberlandeskommissarius mit den Musen vertragen wird, ist zur Zeit noch nicht zu sagen. Aber dafür bin ich ja auch ein deutscher Dichter, daß ich das himmlische Manna der Poesie im Schweiße meines Angesichtes verzehren soll, und es ist wahrlich schon Mäcenenthum genug, wenn ein deutscher Fürst einen Sänger überhaupt in das Räderwerk seiner Staatsmaschine aufnimmt.

Das sey Gott geklagt! seufzte Bode. Mit den Kosten, die eine einzige französische Maitresse verursacht, könnte man den ganzen darbenden Parnaß in Deutschland befriedigen und wenigstens unsern besseren Dichtern eine freie Lebensstellung gründen. Da seyd ihr Engländer doch glücklicher berathen, mit diesen Worten wendete er sich zu dem jungen Lord und dessen Hofmeister. Bei euch braucht der talentvolle Dichter nicht sein Brod de- und wehmüthig vor den stolzen Marmorportalen der Paläste zu erbetteln, denn dort ehrt und ernährt die Nation ihre Dichter, während sie bei uns durch Mißachtung und Gleichgültigkeit elend verkommen, ja oft genug zum Schimpfe des deutschen Namens um ihres Talentes willen noch obendrein verfolgt und unterdrückt werden.

Elkins wollte das Wort nehmen, als sich in diesem Augenblick eine Hand auf seine Schulter legte; wie er sich umkehrte, stand sein Freund, der dänische Major Max von Sylburg vor ihm. Beide begrüßten sich mit einer Umarmung, und besonders der Major, ein schöner stattlicher Mann hoch in den Dreißigen, drückte seine Freude über dieses unverhoffte Wiedersehen mit vieler Herzlichkeit aus. Er sagte zu Elkins:

Drei Jahre fast sind es her, seitdem Sie Trankebar verließen und nach England zurückkehrten; ein halbes Jahr später folgte ich Ihnen nach Europa nach, da mein Regiment ganz unerwartet aus der Kolonie zurückgerufen wurde und nach Schleswig in Garnison kam. Nun, ich denke, wir haben uns nicht so manchmal umsonst an den Ufern des Ganges des süßen Palmweins erfreut, um heute nicht unser Wiedersehen an der schönen Elbe bei einer Flasche Rheinwein fröhlich zu feiern.

Elkins stellte den Freund der Gesellschaft vor und der Baron nahm auf die Einladung Bode's zwischen ihnen Platz. Seine einnehmende Persönlichkeit, die den Mann von feiner Weltbildung bekundete, erwarb ihm schnell eine günstige Aufnahme; man fand sich eben so sehr von den interessanten Schilderungen seiner Erlebnisse in Indien angezogen, als die geistvolle Lebendigkeit und seine heitere Ungezwungenheit ihn zu einem willkommenen Gaste in diesem Kreise machte. Man vergaß darüber gerne den Standesunterschied; und selbst die Abneigung, welche man in Hamburg gegen dänische Offiziere hegte, die sich eben keines sonderlich vortheilhaften Rufes zu erfreuen hatten, verwandelte sich bei Sylburg bald in aufrichtige Hochachtung, zumal er sich im Laufe des Gesprächs als einen großen Theaterfreund bekundete, und sowohl über Musik wie über das Schauspiel mit wirklichem Kunstverständniß urtheilte.

Es mochte jetzt gegen eilf Uhr seyn, die übrigen Gäste hatten sich insgesammt aus der Weinschenke entfernt, die Lichter an den vorderen Tischen waren ausgelöscht und Herr Kiefeker schnarchte vernehmlich am Schenktisch.

Mannichfaltigkeiten.

Jemand, der vor Kurzem in Melbourne (Australien) angekommen war, erkundigte sich, als er den Gasthof verließ, in welchem er abgestiegen war, bei einem Freunde, wie viel er wohl der Dienerschaft zu geben habe? „Hm!" erwiederte dieser, „das weiß ich wirklich nicht recht zu sagen. Doch möchte ich glauben, daß die Leute ziemlich viel erwarten. Zum wenigsten weiß ich, daß der Stiefelputzer sein jährliches Einkommen auf 1600 L. schätzt." (Da ist es der Mühe werth, Stiefelputzer zu seyn.)

(Der Briefstyl der Vornehmen.) Man fühlt sich oft verletzt, wenn hohe und vornehme Personen auf ausführliche Briefe nur kurz antworten. Die Sache ist die, daß ein ausführ-

licher, gemüthlich eingehender und doch würdiger Brief allerdings zunächst Zeit, sonst aber auch Talent erfordert. Die großen Herren geben in ihrem kurzen, dictatorischen Style jedenfalls sicherer.

Korrespondenz.

Leipzig, 24. Januar.

Seit unserem letzten Berichte hatten wir im Lustspiel neu einstudirt Ed. Devrients „Die Gunst des Augenblicks", und die einaktige Posse von Trautmann „Ein abschreckendes Beispiel", welche beide bei sehr präciser Darstellung überaus ansprachen und mehrere Male wiederholt wurden. Das schon im Jahr 1817 geschriebene Trauerspiel des gefeierten Uhland: „Ernst, Herzog von Schwaben", kam, nachdem es kurz zuvor in Berlin gegeben worden, auch bei uns zum ersten Male zur Aufführung und zwar, wie dieß hier bei neuen Stücken in der Regel der Fall ist, vor nicht sehr besuchtem Hause. Die Diction ist, wie dieß wohl nicht anders zu erwarten steht, blühend und edel, das Ganze leidet jedoch zu sehr an epischer Breite und wird, der vielen eingeflochtenen Erzählungen wegen, etwas monoton. Der Darstellung an sich ist mit vielem Lobe zu erwähnen und zeichneten sich besonders Hr. Rudolph als Werner von Kiburg, Hr. v. Othegraven in der Titelrolle und Fräul. Huber als Gisella aus. Als weit stärkerer Magnet für die Theaterkasse hat sich das schon auf den meisten deutschen Bühnen mit gleich großem Erfolg gegebene Schauspiel von Charl. Birch-Pfeiffer: „Die Waise von Lowood", bewährt, welches am Neujahrstage hier zum ersten Male aufgeführt und seitdem mit größtem Beifalle und bei stets gefülltem Hause bereits vier Mal wiederholt wurde. Die Darstellung war aber auch eine sehr gelungene zu nennen und der liebenswürdigen Darstellerin der Jane Eyre (Fräul. Liebich), Hrn. v. Othegraven als Rochester und Fräul. Huber als Mistreß Reed wurde bei jeder Aufführung die Ehre zu Theil, zu wiederholten Malen herorgerufen zu werden. Was nun auch viele gelehrte Kritiker über die Vorzüge oder Mängel dieses neuesten Birch-Pfeiffer'schen Produkts sagen mögen, so viel steht doch fest, daß es den für jeden Theaterunternehmer treflichsten Vorzug besitzt, nämlich jene Anziehungskraft für das Publikum, welche die anerkannt besten Werke unserer Klassiker auf unser so intelligentes und kunstsinniges Leipzig (wenigstens will es das seyn) nicht auszuüben vermögen. Es ist daher dem Theaterdirektor, der nicht, wie in andern großen Städten, einen ansehnlichen Zuschuß aus städtischen Fonds genießt, durchaus nicht zu verargen, wenn er als reiner Geschäftsmann die sich ihm darbietende Gelegenheit, auch einmal ein volles Haus zu haben, ergreift. Dieß geschah denn auch jüngsthin bei uns durch Aufführung eines der miserabelsten Machwerke der Wiener Posse: „Die falsche Pepita" von Böhm, wobei der Dichter selbst und das gänzlich talentlose Schwesternpaar de Branka mitwirkten. Das Stück ist in Wien einige vierzig Male bei vollem Hause gegeben worden, und man konnte es also der hiesigen Direktion nicht verdenken, wenn sie sich einen solchen Magnet nicht entgehen lassen wollte. Der Dichter befand sich auf seiner Durchreise nach Berlin, wo er sich mit seiner falschen Pepita goldene Berge zu erwerben gedachte, einige Tage hier und wollte auch Leipzig mit seinem Geistesprodukte beglücken. Das in allen Räumen gefüllte Haus übte aber ein strenges Richteramt aus; denn nicht allein wurde das Stück von Anfang bis zu Ende ausgezischt und ausgepocht, sondern auch dem Dichter und den beiden Fräulein de Branka ein gleiches Schicksal bereitet. Der Dichter hat, wie wir hören, in Folge dieser vollständigen Niederlage seinen Reiseplan geändert und ist wieder nach Wien zurückgekehrt. Der Skandal im Theater war freilich groß, doch das Kassenresultat, nämlich gegen 400 Thlr., ein glänzendes, während einige Tage zuvor bei der Wiederholung von Uhlands „Ernst, Herzog von Schwaben" eine Baar-Einnahme von nur 38 Thalern erzielt wurde. Zahlen sprechen, und diese hier deuten also zur Genüge die Geschmacksrichtung unseres intelligenten Leipzigs an. — Wir kommen nun auf ein weit wichtigeres Ereigniß, das schon lange vorher Alles in fieberhafte Spannung versetzt hatte, nämlich auf die erste, am 17. Jan. stattgehabte Aufführung von Richard Wagners vielgerühmten „Lohengrin". Die Erwartungen, welche man über dieses neueste Werk des genialen Schöpfers des „Tannhäuser" hegte, waren allerdings um so mehr auf das Höchste gespannt, als eine Anzahl von Dilettanten, die es unter Leitung einer, in förmlichen Wagner-Paroxismus verfallenen Dame, nach vielleicht halbjährigem Probiren, unternommen hatten, den ganzen Lohengrin aus den Stimmen beim Klavier abzusingen, in ihrem Hyperenthusiasmus auf alle nur mögliche Weise in die Lobposaune stieß. (Wagner kann hier mit Recht sagen: Gott behüte mich vor meinen Freunden.) Es war also nicht zu verwundern, daß man, nachdem das gediegene Tonwerk „der Tannhäuser" vorher zweiundzwanzig Male gegeben worden, nun von „Lohengrin" das Außerordentlichste erwartete. Leider aber müssen wir gestehen, daß diese Erwartungen durch das Werk selbst nicht vollkommen befriedigt wurden; und wenn auch die obenerwähnten Enthusiasten, unter dem Kommando ihres Oberfeldherrn in Weimar, in einigen hiesigen, ihnen zu Gebote stehenden Blättern bemüht sind, die ganze Schuld des zweifelhaften Erfolges der Darstellung zuzuschreiben, ja wenn auch in einer, sehr wenig gelesenen musikalischen Zeitung auf die rücksichtsloseste Weise gegen die Aufführung zu Felde gezogen wird: so ist doch der überwiegend größte Theil des Publikums der Ansicht, daß Lohengrin seinem Vorgänger Tannhäuser sehr weit nachsteht.

(Schluß folgt.)

Museum.

(Freitag, 3. Febr.)

Erste Abtheilung.

1) Symphonie in A moll von F. Mendelssohn-Bartholdy.
2) Quartett aus der Oper „Idomeneo" von W. A. Mozart, gesungen von Fräul. Jenny Hoffmann, Fräul. Christine Diehl, Fräul. Quilling und Hrn. Caspari.
3) Konzert für das Violoncell von B. Romberg, vorgetragen von Hrn. Ch. Siedentopf.

Zweite Abtheilung.

4) Ouvertuere zur Oper „Der Schauspieldirektor" von W. A. Mozart.
5) Lieder von Franz Schubert und Georg Goltermann, gesungen von Fräul. Diehl und Hrn. Caspari.
6) Frühlings-Phantasie, Konzertstück für vier Solostimmen, Pianoforte und Orchester von Niels W. Gade.
(Die Soli vorgetragen von Fräul. J. Hoffmann, Fräul. Diehl, Hrn. Caspari und Hrn. Dettmer, das Piano von Herr. Eduard Rosenhain übernommen.)

Der Anfang des Museums ist um halb 7 Uhr; der Saal (im Weidenbusch) wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist vom Roßmarkt und der Töpfergasse. Ohne Eintrittskarte kann Niemand der Zutritt gestattet werden. Karten für den Abend zu 1 fl. 45 kr. sind bei Hrn. André (Haus Mozart) zu haben. — Am Eingang des Saales werden keine Karten verkauft.

Der Vorstand.

Berichtigung. In dem Korrespondenz-Bericht aus Usingen in Nr. 20 d. Bl. ist anstatt Ph. H. Bach von Wiesbaden zu lesen: Ph. H. Bach von Windecken in Kurhessen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 2. Febr. Titus, große Oper in 2 Akten, Musik von Mozart.

Freitag, 3. Febr. Rose und Röschen, Original-Schauspiel in 4 Akten, von Ch. Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. v. Hammeran

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 30. Freitag, den 3. Februar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

„Bringt Ihr uns gute Botschaft über meines Wilhelm Angelegenheit?“ rief Klingenbach dem Pater Cyrill entgegen und dieser nickte mit demüthigem Lächeln.

„Der Himmel hat mein Wirken in seinen besondern heiligen Schutz genommen. Jene Jungfrau Renate, auf welche Wilhelms Auge durch höhere Fügung gelenkt worden, will, wie ihre Mutter Salome berichtet, der mächtigeren Leitung fürder nicht widerstreben und so mögt Ihr denn auf dem betretenen Wege gefahrlos weiter gehen. Er wird Euch zu einem segensreichen Ziele führen.“

„Nehmt meinen Dank, hochwürdiger Pater —“

„Keinen Dank von Euch,“ fiel ihm Cyrill in die Rede; „denn nicht um eitles Menschenwerk habe ich meine Dienste vollbracht. Ich habe Höheres dabei im Auge und von dorther möge mein Wirken mit gnädiger Waage seine Beurtheilung finden. — Ich habe Euch jetzt mein geistliches Wirken kund gethan, das weitere weltliche Vollbringen ist nun Eure Sache.“

Der Dominikaner verbeugte sich und ging, den Comthur mit dem Schreiber allein lassend.

Verblüfft sah ihm Klingenbach nach und Antinoza trommelte mit den Fingern der rechten Hand auf den Knöcheln der linken und zog den Mund in die Breite, daß seine Lippen ganz schmal wurden.

„Was soll dieß bedeuten?“ fragte endlich der Comthur.

„Jeder handelt nach der Weise,“ bemerkte der Gefragte mit leisem Naserümpfen, „die ihm die geeignete und vortheilhafteste erscheint. — Lassen wir ihn bei *seiner* Richtschnur und verfahren wir nunmehr ebenfalls, wie *uns* gutdünkt.“

„Und das wäre?“

„Der Trotz dieser Reichsstadt Frankfurt muß gebrochen und ihr Bemühen zu Schanden gemacht werden. Den Wilhelm Bechbold wollen sie aus ihren Mauern entfernen und er bleibt — *soll bleiben* — soll nicht allein *bleiben*, nein, sie müssen ihn sogar unter ihre Bürger *aufnehmen*. Der Widersacher Quamber muß sich beugen und demüthigen vor unserer Macht.“

Des Comthurs Augen funkelten vor wilder Lust.

„Wie wollt Ihr dieß vollbringen?“ fragte er entschlossen.

„Wilhelm ist ein schöner Junge,“ versetzte Antinoza, ohne seinen Gleichmuth im mindesten zu verlieren, „und die Dirne wird ihn nicht lassen. Sind sie dann getraut und Ihr laßt ihm von Euerm Reichthume etwas zufließen, damit er — nach ihren Satzungen — habhaft sey, so fordert Ihr für ihn das Bürgerrecht, — Sie werden es ihm verweigern, dann spricht der Kaiser, und daß sie *dem* nicht folgen, laßt *meine* Sorge seyn. Steht am Ende Eins gegen das Andre, so schleudert der kaiserliche Reichshofrath die Oberacht gegen die widerspenstige Stadt und der Herzog von Bayern wird sie dann schon in Ordnung bringen.“

„Ja, Ihr habt recht,“ rief Klingenbach, lebhaft hin und her gehend, „diese unbedeutende Buhlschaft sey der Funken, welcher das Pulverfaß entzündet und diese Trutzfeste für immer in die Luft sprengt. — Ja, Antinoza, Eure Schlauheit ist groß, ihr gebe ich mich gefangen, und darum will ich auch sonder Weilen Hand an's Werk legen.“

Der Angeredete nickte und der Comthur rief nach Wilhelm Bechbold, der nach einigen Augenblicken in's Gemach trat.

„Du hast mich vor einigen Tagen,“ sprach Klingenbach „gebeten, Deine Werbung um jene Buchbinderstochter zu unterstützen. Gehe hin und fordere kühn ihre Hand.“

Bechbold stutzte.

„Du hegst doch wohl keine Furcht?“ bemerkte der Comthur, indem er seine Augen messend an Bechbold herablaufen ließ.

„Das Wort steht nicht in meinem Kalender,“ war Bechbolds trotzige Antwort, „und liegt mir sonst nichts bei der Maid meines Herzens im Wege, so will ich wohl mit dem Buchbinder sammt einem gewissen Notarius fertig werden. Ich habe bei den Spaniern gedient und dort gelernt, wie man Nebenbuhler aus dem Wege schafft.“

„Brav, brav,“ nickte Antinoza, „mit solchen Befähigungen kann es Dir nicht fehlen.“

„Und ich,“ setzte Klingenbach hinzu, „werde Dich bei allen [illegible]“

Mit beherztem Tritte verließ Bechbold das Gemach. Als er fort war, gaben die beiden Zurückgebliebenen ihre Bewunderung einander durch Blick und Miene zu erkennen, dann arbeiteten sie in ihren Schreibereien weiter.

10. Eine Gegenmine.

Die in dem alten Römer zu ebener Erde belegene Rathsstube erschien bei dem trüben Winterwetter und den kleinen, mit gegossenen runden Scheiben versehenen Fenstern, welche das spärliche Tageslicht nur wenig einströmen ließen, in zweifelhafter Beleuchtung. So viel das forschende Auge bemerken konnte, waren die an den Wänden umherlaufenden, mit Leder gepolsterten Bänke leer, auch der in der Mitte stehende, große viereckte Tisch von Niemanden besetzt, dagegen zeigte sich im Hintergrunde, um den großen gußeisernen Ofen, aus dessen Fugen, wo der Lehm abgefallen war, Feuerfunken manchmal leuchteten, eine Gruppe von Männern, die, in gute Pelze gehüllt, zum Theil auch mit

großen Schuhen von Rauchwerk an den Füßen, einem alten Manne — dem älteren Bürgermeister Hieronymus Zumjungen — schweigend und aufmerksam zuhörten.

„So steht es, Ihr Herren," sprach jetzt derselbe mit kräftiger, befehlshaberisch klingender Stimme, „und Ihr mögt Euch aus diesem, mir durch einen kaiserlichen Boten überreichten Schreiben selbst überzeugen."

Mit diesen Worten wendete er sich zu dem großen Tische, um ein dort liegendes Papier hinwegzunehmen. Das spärliche Tageslicht fiel hierbei auf den Alten und ließ eine große, kernhafte Gestalt erkennen, deren Rücken zwar die Jahre gebeugt den Augen aber das Feuer nicht benommen hatten. Die dichten Haare des Hauptes fielen in schneeweißen Locken nach dem Nacken, blühendes Roth belebte die Wangen und den schön geformten Mund umwallte ein weißer, zierlich geordneter und fein zugestutzter Bart.

„Hier," fuhr er jetzt, das Papier entfaltend, fort, „das kaiserliche Mandat, die Pön, wie vorgetragen, und der Wildbann verloren."

„Mir scheint," bemerkte ein Graukopf — der Schöffe Steffan von Cronstett — indem er seinen Pelzrock enger zusammen zog, „die ganze Sache nur um deßwillen also genommen zu seyn, um uns Furcht einzujagen."

„Furcht!" entgegnete Zumjungen unter mitleidigem Lächeln; „da fragt meinen jüngern Bürgermeister, Herrn Philipps Völker, ob er solche Anwandlung noch im mindesten bei mir verspürt hat."

Der Angezogene reichte dem Redenden lächelnd die Hand, dann sprach er zu den Uebrigen:

„Wer so, wie unser älterer Herr, viele Jahre als Obrist ein Regiment befehligte, Schlachten mitgefochten und den Tod in allen Gestalten um sich tanzen gesehen hat, auf den übt das leidige Gespenst, Furcht genannt, keinen Einfluß mehr."

„Ja, das muß wahr seyn," fiel jetzt der ebenfalls hochbejahrte Schöffe von Glauburg ein, „gälte es, die ganze Waldgeschichte gegen diese Pfaffheit mit dem S ch w e r t e auszufechten, so würde ein Zumjungen bald — wie sagen die Lateiner? — ja richtig, tabula rasa gemacht haben."

„Indessen ist mit der Klerisei nicht gut anbinden," fügte vorsichtig der Schöffe von Martorff hinzu, indem er bedenklich sein kahles Haupt hin und her bewegte und der alte Schöffe von Stalberg drückte demselben heimlich die Hand und gab ihm durch das Blinken seiner Augen zu verstehen, daß er ebenfalls dieser Ansicht sey.

„Da wir nun aber," fuhr jetzt der ältere Bürgermeister mit heiterer, entschlossener Miene fort, „in diesem Falle nicht mit heute Morgen zur geheimen Ausschuß-Sitzung in der Rathsstube zusammen gerufen."

„Und wollen wir nicht beginnen?" fragte von Cronstett, indem er seine kalt gewordenen Füße durch Auftreten zu erwärmen suchte.

„Merkt Ihr denn nicht," antwortete Zumjungen, unter Lächeln den Kopf schüttelnd, „daß unser Advokat, der wohlgelahrte Doktor Quamber noch fehlt?"

„Ihr habt ihn also a u c h eingeladen?" forschte von Martorff.

„Die Syndiker haben zwar nicht Sitz und Stimme im Rathe," war des ältern Bürgermeisters Antwort, „jedoch werden dieselben bei besonders wichtigen Angelegenheiten zur Abgabe ihres Bedenkens dorthin vorgefordert. So ist es auch jetzt. Ueberdieß habe ich sämmtliche Akten unserm Syndikus allbereits überantwortet, und, wenn ein Weg zu finden ist, der uns aus diesem Irrgarten führen kann, so entgeht er dem scharfen Auge Quambers nicht."

Diese Worte waren kaum in der großen Stube verhallt, als der Syndikus Quamber, bedeckt mit einem großen Mantel, auf welchem hie und da noch einige Schneeflocken hingen, in die Versammlung trat.

(Fortsetzung folgt.)

Gemälde-Ausstellung in Düsseldorf.

Auf meiner Reise von Frankfurt über Köln nach Berlin berührte ich auch Düsseldorf, die freundliche Musenstadt. Da ich während meines früheren längeren Aufenthaltes daselbst Gelegenheit hatte, viele der bedeutenderen dortigen Künstler kennen zu lernen und mit ihnen in freundschaftliche Beziehungen zu treten, so ließ ich mich gern bereden, meinen Aufenthalt auszudehnen und häufige Besuche auf der permanenten Kunstausstellung von E. Schulte zu machen. Es ist diese gewiß in vielen Beziehungen ein glückliches und verdienstvolles Unternehmen, da die Ausstellung dem strebenden, noch wenig bekannten Künstler ein bequemes Mittel an die Hand gibt, über den Kreis der Zunftgenossen hinaus auch dem größeren Publikum sich vortheilhaft bemerklich zu machen, während die allgemeine Concurrenz einen edlen Wetteifer unter den Künstlern entzündet und die Ansprüche des Einzelnen an sich selbst auf das Höchste steigert. Auf der andern Seite wird aber auch das Publikum durch stete Betrachtung schöner und trefflicher Bilder und durch aufmerksames Vergleichen in den Stand gesetzt, seinen Geschmack und sein ästhetisches Urtheil zu bilden und wechselseitig durch aufrichtige und einsichtige Kritik einen vortheilhaften Einfluß auf die Künstler auszuüben. — Es finden sich in der hiesigen Schule alle Richtungen der Kunst vertreten, friedliche Stillleben neben Genrebildern der mannichfaltigsten Gattung, einfache Portraits neben vielgestaltigen Schlachten- und Historienbildern. Bei weitem aber die zahlreichsten Arbeiten liefert die Klasse der Landschafter, wie diese denn überhaupt nicht um ihrer überwiegenden Zahl, sondern auch ihren Leistungen nach unstreitig eine prädominirende Stellung an hiesiger Schule augenblicklich einnehmen. Es ist gewiß, daß sich unter ihnen bedeutende Talente befinden und daß in Hinsicht auf technische Vollendung wohl das Höchste erstrebt und geleistet wird, was die Kunst in dieser Beziehung überhaupt zu leisten fähig seyn dürfte.

Während meines Besuches war gerade eine größere Anzahl trefflicher Landschaften der verschiedensten Gattung ausgestellt; ich enthalte mich billig jeder eigentlichen Kritik über sie, aber es würde mich freuen, durch kurze Schilderung der empfangenen Eindrücke die Aufmerksamkeit auch des entfernteren Publikums auf sie hingelenkt zu haben. Den Glanzpunkt der Ausstellung bildete unstreitig eine sicilianische Küste von Andreas Achenbach, in der bekannten genialen Manier dieses großen Meisters gemalt. Rechts im Vordergrunde ein in tiefe Schatten gehülltes hohes und felsiges Gestade, dessen Fuß zur linken Seite des Bildes von den brandenden Wogen der bewegten See bespült wird, die in eine unendliche Ferne hin dem Auge sichtbar bleibt. Hinter der dunklen Bergwand deutet die blendende und magische Helle des Aethers, der eben durch den Kontrast eine außerordentliche Lichtwirkung hervorbringt, auf das Scheiden der Abendsonne, deren letzte Streiflichter auf den mächtigen Wogen, die sich an wildgethürmten Felsblöcken brechen, in buntester Regenbogen-Farbenpracht reflectiren, während die kräftigen Gestalten sicilianischer Fischer in gefahrvoll schwankendem Kahne sich gegen den dunklen Grund der Bergwand eben so wirkungsvoll wie malerisch abheben. Es liegt über dem Ganzen ein eigener magischer Schmelz ausgegossen, der den Beschauer immer wieder von neuem fesselt,

um sich der poetisch geheimnißvollen Wirkung dieses Bildes ganz hinzugeben. — Einen nicht minder bedeutenden Eindruck machte ein zweites, schon durch seine kolossalen Dimensionen imposantes Bild, die Jungfrau, eine Darstellung aus der Alpenwelt von August Becker. Wenn es ohne Frage schon ein eben so schwieriges wie gewagtes Unternehmen ist, die Größe und Majestät der Natur aus dem engen Rahmen eines Bildes, selbst des größten, sprechen zu lassen, so müssen wir um so mehr dem Künstler unsere volle Anerkennung zollen, daß er diese schwierige Aufgabe mit so viel Geschick und Glück zu lösen verstanden hat.

(Schluß folgt.)

Goethe's Conservatismus.

In gewissem Sinne ist der alte Goethe allerdings ein Conservativer zu nennen; einem argen Irrthum verfallen dagegen diejenigen Konservativen, die ihren selbstsüchtigen Haß gegen jede noch so nothwendige und wohlthätige Neuerung mit der Autorität jenes großen Dichters zu rechtfertigen vermeinen. Wie wenig Goethe auf einem unbedingten Festhalten an dem Alten und einmal Hergebrachten bestand, geht, wie aus andern seiner Aussprüche, so namentlich aus folgender Stelle seiner Gespräche mit Eckermann vom Jahre 1824 hervor:

„Die Zeit ist in ewigem Fortschreiten begriffen, und die menschlichen Dinge haben alle fünfzig Jahre eine andere Gestalt, so daß eine Einrichtung, die im Jahr 1810 eine Vollkommenheit war, schon im Jahre 1850 vielleicht ein Gebrechen ist. Und wiederum ist für eine Nation nur Das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfniß hervorgegangen, ohne Nachäffung einer andern. Denn was dem einen Volke auf einer, gewissen Altersstufe eine wohlthätige Nahrung seyn kann, erweist sich vielleicht für ein anderes als ein Gift. Alle Versuche, irgend eine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfniß nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, sind sehr thöricht und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält. Ist aber ein wirkliches Bedürfniß zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm und sie gelingt. Er war sichtbar mit Christus und seinen ersten Anhängern, denn die Erscheinung der neuen Lehre der Liebe war den Völkern ein Bedürfniß; er war eben so sichtbar mit Luther, denn die Reinigung jener durch Pfaffenthum verunstalteten Lehre war es nicht weniger. Beide genannte große Kräfte aber waren nicht Freunde des Bestehenden; vielmehr waren Beide lebhaft davon durchdrungen, daß der alte Sauerteig ausgekehrt werden müsse und daß es nicht ferner im Unwahren, Ungerechten und Mangelhaften so fortgehen und bleiben könne."

Mannichfaltigkeiten.

Nur Ein Volk versteht zu übersetzen, das deutsche. Wie die Römer einst die Götter und Gottesdienste aller Nationen in ihrer Weltstadt vereinigten, so dürfen wir uns rühmen, die hervorragenden Dichterwerke fast aller Sprachen in Einem Pantheon der Poesie versammelt zu haben. Gleich den heimischen Klassikern prangen übersetzt die fremden in den Bücherschränken der Reichen und gleich jenen wandern sie in Pfennigausgaben nach den Dachwohnungen und Erkerstübchen. So löblich dieser Drang, das Gute des Auslandes sich anzueignen, an sich ist, so gefährlich kann er werden, wenn dilettantische Ruhmgelüste mit der eigenen und fremden Sprache spielen und dabei etwas hervorbringen, was keiner von beiden angehört. Die vielgerühmte Biegsamkeit der deutschen Zunge wird leicht zur Charakterlosigkeit. Jedenfalls bedürfen wir des starken Gegengewichts einer originalen vaterländischen Literatur, damit der Begriff „gutes Deutsch" für uns eben so sicher feststehe als der Begriff „gutes Französisch" und „gutes Englisch" für unsere Nachbarn.

Der „Bohemia" wird aus Skutsch, bei Reichenberg, eine interessante Erscheinung berichtet. Bei Durchteufung eines ungefähr 30 Klafter tiefen Kohlenschachtes der dortigen Gegend stießen die Bergleute auf eine Schicht Bernstein, welche zwischen der Kohlendecke, die aus sehr hartem Sandstein besteht, und den ersten Kohlenschichten ihren Sitz hat, und es läßt sich vermuthen, daß dieses versteinerte Baumharz in der ganzen Ausdehnung der Kohlenlager vorkommen dürfte, weil dasselbe in ansehnlichen Quantitäten aus den im Schacht angebrachten Strecken ausgebeutet wird. Eines der größten Stücke von diesem Mineral, welches am 31. December v. J. zu Tage gefördert wurde, hat das bedeutende Gewicht von 2 Pfund 25 Loth Wiener Gewicht erreicht.

Es gibt eine Schule, die alle Jahre mitten im Winter das erste christliche Pfingstfest und das Wunder der Sprachen feiert. Die neuen modernen Gesammtgymnasien, in denen Latein und Griechisch, Englisch, Französisch und Italienisch und Deutsch getrieben wird, sind gegen diese Schule nur eine ABC-Schule. — Am Feste Epiphanias hielt diese Schule wie alljährlich ihr öffentliches Examen; Fremde aller Welttheile wohnten ihm bei und Jeder hörte staunend seine Sprache in gebundener und ungebundener Rede. In drei Stunden schlugen die Laute von 43 Sprachen an das Ohr der Hörer. Die Sprecher waren lauter junge Leute von 12 bis höchstens 30 Jahren und trugen alle dieselbe Tracht, ein langes, schwarzes Gewand mit rothen Streifen und Knöpfen und eine rothe Schärpe um die Hüften. Die Schule war und ist die berühmte Pflanzschule für römisch-christliche Missionäre in Rom, die Gesellschaft zur Verbreitung des katholischen Glaubens, die unter Leitung der Jesuiten steht.

Die jüngsten Nachforschungen über die Londoner Spielhäuser haben ergeben, daß das Westend allein achtzehn Spielhöllen zählt, die mit der größten Eleganz ausgestattet sind und nur von Spielern der aristokratischen Viertel besucht werden. Gratis werden allabendlich hier die ausgesuchtesten Soupers gegeben mit den feinsten Weinen, bloß um zu locken. In jedem Spielhause sind zehn Personen angestellt, von denen Eine versteht, dem Glücke zu helfen, und von bestimmten Prozenten des Gewinnstes lebt. Viele Hundert Menschen fristen in London ihr Daseyn von diesem Geschäfte.

Der furchtbare Sturmwind, der Mitte December wüthete, hat in den neuhauser Forsten in Böhmen an 40,000 Klafter Stammholz eingerissen. Noch ärger soll dieser Orkan in den litschauer Wäldern gewüthet haben.

Die australische Presse liefert den anschaulichsten Beweis von dem Aufschwunge der Verhältnisse in Australien. Geelong mit 20,000 Einwohnern hat eine täglich erscheinende Zeitung; Sydney, Adelaide, Hobart Town und Melbourne haben deren zwei. Der in letzterer Stadt erscheinende Argus, der sechs Mal in der Woche drei Bogen, jeden 23 Zoll hoch und 34½ Zoll breit, bringt und vierteljährig 6⅔ Thlr. kostet, hat eine Auflage von 11,000 Exemplare. Da die Victoria-Colonie (im Mai 1853)

230,000 Einwohner zählt, so kämen beinahe ein Exemplar des Argus auf 21 Einwohner.

Jenny Goldschmidt-Lind hat einen Kontrakt als Konzert-Sängerin für London abgeschlossen.

Frankfurter Theater.

Am 27. v. M., als am Geburtstage Mozarts, fand in neuer Einstudirung und zum Vortheil des Hrn. Caspari eine Vorstellung des „Titus“ statt. Ist diese Oper, welche Mozart bei der festlichen Veranlassung einer Kaiserkrönung in sehr kurzer Zeit und theilweise sogar unter fremder Mitwirkung schrieb, auch seinen unsterblichen Meisterwerken in ihrer Totalität nicht beizuzählen, ist in ihr auch Manches für uns nicht nur etwas veraltet, sondern auch in dramatischer Beziehung unvollkommen, so enthält sie doch viele Nummern, in denen sich das Genie ihres Komponisten glänzend entfaltet. Dieß gilt namentlich außer einigen Arien von den Ensemblestücken und vor Allem von dem herrlichen, wahrhaft großartigen und jeden Hörer gewiß tief erschütternden Finale zum ersten Akte. Hier steht Mozart, wie auch sonst auf dem eigentlich dramatischen Gebiete Andere ihm nahe gekommen, ja an Kraft und Großartigkeit ihn übertroffen haben mögen, doch einzig und unerreicht. — War die heutige Aufführung keine in allen Theilen vollendete, ja ließ sie selbst Manches zu wünschen übrig, so haben wir doch den Fleiß und die Sorgfalt der Mitwirkenden anzuerkennen. Hr. Caspari machte in der Titelrolle wiederum den musikalisch gebildeten und gediegenen Sänger geltend, dem man einen ungestörten Genuß verdankt, weil er in seinen Gesangsleistungen immer sicher und von klarem Verständniß seines Parts geleitet und nicht, wie so viele unserer heutigen Sänger, einem zufälligen Gelingen oder Mißlingen preisgegeben ist. Das ist der Vortheil, etwas Tüchtiges gelernt zu haben und in seinem Fache fest und sicher geworden zu seyn. Wie die Gesangpartie des Titus der Stimmlage des Hrn. Caspari, so ist auch der darzustellende Charakter ihm angemessen; denn dieser Titus ist mehr eine lyrische, als eine heroische Rolle und erfordert mehr den Ausdruck von Milde und von sinnigem Ernst, als den von imponirender Kraft und Größe, obwohl letztere auch angedeutet werden muß. Ein nach beiden Richtungen ganz vollendeter Titus dürfte schwerlich vorhanden seyn. Der Benefiziant hatte sich von Seiten des sehr zahlreich anwesenden Publikums wiederholten Beifalls und Hervorrufs zu erfreuen. — Frl. Bywater zeigte als Vitellia, was wir schon früher bemerkt haben, daß sie gute Stimmmittel besitzt und zu singen versteht, aber den dramatischen Sängerinnen nicht beigezählt werden kann. Eine Primadonna, welche die Opernfreunde heran zu ziehen vermöchte und die im Stande wäre, mit Frau Anschütz zu rivalisiren, bleibt für uns ein eben so frommer als dringender Wunsch. — Die schwierigste Rolle der Oper, die des Sextus, sang Frl. Weele in einzelnen Nummern recht verdienstlich, ohne daß sie jedoch den darzustellenden Charakter gehörig hervortreten und ergreifend wirken zu lassen gewußt hätte. — Die übrigen Partien der Servilia (Frl. Hoffmann), des Annius (Hr. Baumann) und des Publius (Hr. Dettmer) waren in einer, wie oben bemerkt, Fleiß und Sorgfalt bekundenden Weise vertreten.

Am 29. v. M. hatte Meyerbeers „Robert der Teufel“ das Haus in allen Räumen gefüllt. Seit dem Erscheinen dieser Oper ist nun beinahe ein Vierteljahrhundert verflossen, ohne daß sie an Interesse für den Kenner, wie für das größere Publikum verloren hätte. Wie viel über ihren Werth hin und her gestritten worden, die Erfolge haben entschieden. Die Schönheit und Fülle ihrer Melodien, der Reichthum und die Tiefe ihrer Combinationen, die Kraft und Größe ihrer dramatischen Durchführung haben sich siegreich bewährt und sichern diesem großartigen Tonwerke eine dauernde Anerkennung, gleich derjenigen, welche den gefeierten Schöpfungen unserer größten Tondichter zu Theil wird. Die heutige Vorstellung ließ schon darum viel zu wünschen übrig, weil die Ausführung der Partien der Alice und der Prinzessin nicht zu genügen vermochten.

Das Gastspiel der Frau Stolte wurde mit einer Vorstellung der Donna Diana beschlossen. Frau Stolte war eine ausgezeichnete Donna Diana, für welche Rolle ihre persönlichen Mittel, wie ihre künstlerische Eigenthümlichkeit sie ganz besonders geeignet machen. Wenn sie ihr Colorit etwas stark und glänzend aufzutragen pflegt, so ist das hier zulässig und macht eine sehr gute Wirkung. Zuerst Stolz und Geringschätzung, Kälte und Verachtung, dann Reue und Unterwerfung, gebrochener Uebermuth und Rückkehr zur weiblichen Milde und Ergebung, diese Gegensätze eines eben so poetischen, als für die Bühnendarstellung höchst wirksamen Charakters wußte Frau Stolte trefflich zu veranschaulichen und ihre vorzügliche Leistung wurde mit allen Zeichen des lebhaftesten Beifalls aufgenommen. — Hr. Wenzel bewährte als Don Cäsar, was wir schon öfters anerkannt haben, daß er zu den klaren und verständigen Darstellern gehört, die sich einer geistigen Aufgabe bewußt sind und nicht nach äußerlichen Effekten haschen. Er spielte den Don Cäsar nicht nur mit der hier erforderlichen künstlerischen Bemessenheit, sondern auch mit dem Ausdruck von Ernst und Würde und wußte namentlich den gehaltvollen Dialog, wir dürfen wohl sagen, meisterhaft geltend zu machen. Auch er fand wiederholten Beifall. Nicht minder wurde dieser Hrn. Devrient, dem Darsteller des Perin, zu Theil. Fr. Devrient ist eine frische, geniale Künstlernatur, die uns heute wieder wahrhaft belebend und wohlthuend entgegen trat. Auch die kleineren Rollen wurden mit löblicher Sorgfalt gegeben. **W.**

Korrespondenz.

Leipzig, 24. Jannar.

(Fortsetzung.)

Am effektvollsten ist unstreitig der erste Akt des „Lohengrin“, der aber nur erst durch sein Finale eine großartige Wirkung hervorzubringen vermag, indem der vorhergehende lange recitativische Theil etwas an Monotonie leidet. Der am wenigsten entsprechende Akt ist und wird immer der zweite bleiben, der durch zwei nicht enden wollende Duette und durch die massenhafte Verwendung der Blechinstrumente sowohl im Orchester als auf der Bühne höchst unerquicklich für Sänger und Publikum wird und nie an Effekt dem ersten Akte gleichkommen kann. Der dritte Akt bietet wieder mehr an musikalischen Schönheiten, z. B. das Duett zwischen Elsa und Lohengrin im Brautgemach, obschon auch dieß an übermäßiger Länge leidet, und dann die Erzählung und den Abschied Lohengrins. Dagegen halten wir den Schluß der Oper für zu effektlos, da er blos in einem allgemeinen Wahnschrei besteht. Ueber den Text behalten wir uns eine besondere kurze Besprechung zu gelegener Zeit vor. — Die Darstellung, zu der wir jetzt übergehen, war den Kräften eines Stadttheaters, das nur aus eignen Mitteln sich erhalten muß, vollkommen würdig, und wenn auch bei der ersten Aufführung einige kleine Unsicherheiten zu bemerken waren, so ging doch die am 15. Januar stattgehabte Wiederholung so gerundet, daß man annehmen darf, Lohengrin werde später mit demselben Fleiße und derselben Präcision gegeben werden, welche man hier bei jeder Vorstellung des Tannhäuser anerkennen muß. Hr. Wiedemann (Lohengrin) und Fräul. Mayer (Elsa) sangen ihre vom Komponisten am besten bedachten Partien mit vieler Lust und Liebe und erwarben sich, besonders bei der zweiten Aufführung, allgemeinen Beifall. Bei dieser Vorstellung waren überhaupt alle Sänger gut disponirt, während bei der ersten selbst die kräftigen Gesangorgane unserer Bässe und Baritons (die Herren Behr, Schott und Brassin) der vielen ermüdenden Proben wegen, etwas angegriffen schienen, was indessen nicht zu verwundern ist, wenn man die Tonlage berücksichtigt, in welcher Richard Wagner seine Bässe ganz abnorm sich bewegen läßt.

(Schluß folgt.)

Theater-Anzeige.

Freitag, 3. Febr., bleibt das Theater geschlossen.

Samstag, 4. Febr. Das unterbrochene Opferfest, große Oper in 2 Abth., Musik von Winter.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 31. Samstag, den 4. Februar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

Nachdem der Syndikus den Mantel abgethan und den Schnee von seinen Schuhen abgetreten hatte, warf er einen Pack Papiere auf den Tisch und wendete sich zu dem ältern Büegermeister:

„Ihr werdet wohl verzeihen, hochzuverehrender Herr, daß ich etwas später komme. Aber eines Theiles muß mich das eben jetzt erst eingetroffene Scheeiben der pfalzgräflichen Hofkanzlei zu Heidelberg und andeen Theils das schlechte Straßenpflastee in der Schnurgasse entschuldigen. Am Schnabelsbeunnen saß ein Heinzlerwagen im Kothe fest, und so mußte ich einen Umweg hinter dem Lämmchen herum nehmen.“

„Ei, ei,“ drohte Zumjungen lächelnd dem Schöffen von Glauburg, „Ihr Bauherren solltet bessee füe unseren Syndikus sorgen.“

„Sagte es nicht Doktor Quamber selbst,“ bemerkte der Angeredete, „so würde ich es nicht glauben; denn die Schnuegasse ist erst, kuez nach der Belageeung, im Jahee 1554 — also erst vor etwa deeißig bis vierzig Jahren — ganz neu gepflastert worden.“

„Doch, Ihr Herren, zur Sache!“

Mit diesen Worten nahm dee ältere Bürgermeister auf einem der hochlehnigen Stühle, welche um den Tisch standen, Platz, und die Aufgefoederten folgten der Weisung, bis auf den Schöffen von Cronstett, welcher, seine kalten Füße vorschützend, an dem Ofen stehen blieb und die Hände auf den Rücken legte.

„Ich habe,“ begann Zumjungen, „die Heeren allbereits von dem Sachlichen unterrichtet, und so mögt Ihr, Herr Doktor, nur gleich mit Euerm Bedenken und Anteägen anfangen.“

„Wie zahlen weder Strafe,“ nahm jetzt Quamber das Wort, „noch lassen wir uns den Wildbann nehmen.“

„Ganz gut,“ nickte der älteee Bürgeemeistee; „allein wie wollt Ihr mit dem Reichshofrathe feetig werden? — Ihr wißt, derselbe ist mit pur katholischen Gliedern besetzt, der Kaiser Rudolph ganz in den Händen der Pfaffen und Jesuiten, und wie — sind eine protestantische Reichsstadt?“

„Die aber von den protestantischen Fürsten Deutschlands unterstützt wird,“ war Quambers entschiedene Antwoet. „Ich habe mich dieseehalb schon verlässiget und hier einstweilen die Versicherungen der Pfalzgrafen und des Landgeafen von Hessen.“

Die Schöffen nickten befriediget. Zumjungen aber bemerkte unter Kopfschütteln:

„Wenn aber doch die Reichsacht —?“

„Wee will sie vollstrecken?“ erwiederte Quamber. — „Kurmainz etwa? — Kurfürst Wolfgang ist unsee Freund, und da der Comthur Klingenbach auch einmal in dem Walde von Schwanheim, das zu Mainz gehört, sich Jagdgewaltthätigkeiten eelaubt und bei dem Kaisee sich beschönigt und Recht erhalten hat, so wied des Kurfürsten Oberjägermeister schon dafür sorgen, daß wir die getreue gute Nachbarschaft an Mainz nicht verlieren.“

„Das Alles ließe sich hören,“ bemerkte dee ältere Bürgermeister unter mißmuthigem Kopfschütteln, „wenn nur unser Verfahren nicht so schlink- und schlankenmäßig aussähe. — Ich war ein Kriegsmann und mag dergleichen nicht leiden. Gebt mir mein Recht in die Hand, so etwas, das ich fassen kann, und dann sollt Ihr auch an mir Euern Kämpen finden.“

Die übrigen Beisitzer lächelten bitter und konnten ihre Mißbilligung schwer veebergen. Quamber jedoch erhob sich und sendete einen siegesfreudigen Blick umher:

„Ich habe das kommen sehen,“ sprach er dann voll Selbstgefühl, „und zum Glücke kann ich dienen.“

Ehe die um ihn her Sitzenden noch Zeit hatten, ihre Ueberraschung in Worte zu kleiden, beachte der Syndikus aus seinen Akten ein, mit geoßem Siegel geschmücktes, Papier zum Vorschein und hielt es dem ältern Büegermeister entgegen.

„Vom Reichs-Kammergerichte!“ rief dieser staunend.

„Also ist es!“ nickte Quamber.

„Aber wie kommt denn die Angelegenheit dorthin?“ fragten Alle verwundert.

„Wenn denn doch einmal,“ antwortete Quambee, „im heiligen römischen Reiche die Confusion zu Hause ist, so muß man sie wenigstens zu seinem Vortheile zu benutzen suchen. Unsere Gegner klagten bei dem Gerichte, welches sie füe sich als das geneigteste erachteten, das heißt bei dem Reichshofrathe, oder besser gesagt: bei dem kaiserlichen Hofrathe zu Prag. Unterdessen habe ich als der Reichsstadt Frankfurt wohlbestallter Advokat und Syndikus die Klage nicht lange abgewartet, sondern ebenfalls Beschwerde, jedoch bei dem Reichs-Kammergerichte zu Speyer über gewaltthätig gestörten Besitz in unsern Jagd- und Waidgerechtsamen erhoben.“

„Während die Angelegenheit in Peag anhängig war?“ bemerkte Zumjungen, den Syndikus anstareend.

„Eine Reichsbehörde weiß ja nicht, was die andre thut,“ antwoetete dieser. „Ueberhaupt ist eine Unoednung und Begriffsverwirrung — freilich aus Absicht — bei diesem Reichshofrathe entstanden, die vergeblich ihres Gleichen sucht. Justiz- und Verwaltungsgegenstände fahren dort bunt untereinander, je nachdem man es braucht oder dienen mag. — Sollen wir uns denn da

allein an die Ordnung halten, wenn es offenbar unser Nachtheil ist und wir noch dazu im Rechte sind?"

„Wenn Ihr aber," wendete sofort der Schöffe von Glauburg ein, „im possessorio, wie die Lateiner sagen, geklagt habt, wie konntet Ihr denn da —?"

„Beweisen?" fiel Quamber ein. „Ein schlechter Advokat, der an so etwas nicht denken sollte! Als unser Amtmann auf dem Goldstein mit unserm alten Forstwarte Wortwin die pfäffischen Jäger zum Henker trieb, hatte ich meinen Hausfreund, den wohlfürsichtigen kaiserlichen geschworenen Notarius Steffan mit zwei Zeugen in den Wald beordert und in ein Fichtendickicht versteckt. Ein paar Kugeln, welche über den Hinterhalt hinauspfiffen, haben dem Verborgenen viel Angst eingejagt. Indessen hat er doch seine Schuldigkeit vollbracht und ein, nach allen Vorschriften der, vom hochseligen Kaiser Karl dem Fünften zu Cöln im Jahre 1512 aufgerichteten Notariatsordnung gültiges Instrument aufgenommen. Auf diese Grundlage hat denn das angerufene Kammergericht alsobald ein mandatum sine clausula — einen unbedingt zu vollstreckenden Befehl — erlassen, wonach jetzt unserer Stadt vor der Hand der Wildbann gesichert bleibt."

„Daß aber dieses Urtel so schnell —?" fragte von Martorff.

„Der ältere Herr Bürgermeister," war Quambers lächelnde Entgegnung, „erlaubte mir einen Griff in den geheimen Beutel und — wer gut schmeert, der gut fährt."

„In Justizsachen aber," fiel der alte Cronstett jetzt mißbilligend ein, „sollte man doch —"

„Herr Schöffe," entgegnete der Syndikus, „denkt an die wächserne Nase, und überdieß sind wir dieser Justitia mit den Goldstücken nicht an dieses Riechinstrument, sondern nur an die lahmen Beine gerathen."

„Den Herrn Comthur von Klingenbach," sprach nunmehr Zumjungen, „wird diese Wendung freilich nicht angenehm berühren. Mit dieser Waldgeschichte und seinem Wilhelm Bechdold gedachte er einen festen Haken einzuschlagen."

„Erstere Sache ist erledigt," war Quambers Entgegnung, „und für letztere werde ich auch einen Bindriemen finden."

Die Schöffen wünschten hierüber etwas Näheres zu erfahren. Wie aber der Syndikus erklärte, daß eine Mittheilung seines Planes demselben im Gelingen vielleicht hinderlich seyn könnte, ließen sie vom weiteren Forschen ab.

Die Rathsglieder dieses geheimen Ausschusses beschäftigten sich hierauf mit andern Gegenständen. Als die Römeruhr endlich zwölfe schlug, erklärte der ältere Bürgermeister die Sitzung für geschlossen und die Versammelten gingen auseinander.

(Fortsetzung folgt.)

Lenau in Schwaben.

(Aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens. Von Emma Niendorf. Leipzig, Fr. L. Herbig. 1854.)

Die Verfasserin schildert in diesem Buch ihr trauliches Zusammenleben mit Lenau in dem Zeitraum von 1840—1844 an verschiedenen Orten, zu Stuttgart, München rc., hauptsächlich aber zu Weinsberg im Haus Justinus Kerners, wo sich noch manche andere gute und poetische Menschen zusammengefunden, auch bekannte Dichter, z. B. Graf Alexander von Würtemberg, ein vertrauter Freund Lenaus. Vor und in dem letzten Jahrzehnt hat sich in diesem engen Thale Schwabens ein Leben entfaltet, das, wie die Verfasserin sich ausdrückt, „einzig blühte, mit nichts zu vergleichen in der Welt: so innig und zugleich Alles umschlingend, so concentrirt und ausströmend, so traut und so fremd, überraschend, stündlich neu, träumerisch und doch rasch fluthend, gemüthlich und nicht minder mährchenhaft phantastisch. Man könnte glauben, das Herz des Vaterlandes pulsirte in dem kleinen rebenumsponnenen Hause, über dem Wipfel in einander wogen, am Fuß der grauen Burgruine Weibertreu." Die Verfasserin gibt manche sehr interessante und für die Beurtheilung Lenaus und seiner Werke wichtige Andeutungen, sowie viele beherzigenswerthe und treffliche Aussprüche aus Lenaus Mund, verfällt aber in den Fehler, daß sie oft etwas kleinlich ist und daß das nur sie oder ihre Freunde Interessirende zu wenig geschieden von Dem, was allgemeines Interesse bietet. Sie ist eine vielleicht etwas zu begeisterte Anhängerin Lenaus. Das Buch ist mit der an der Verfasserin bekannten Wärme und tiefer Poesie geschrieben, jedoch muß man den mitunter etwas flüchtigen Styl der Tagebuchform zu gut halten. Besonders hervorzuheben ist die ergreifende Schilderung der verhängnißvollen Zeit in Lenaus Leben vom Jahr 1844 bis zu seinem Tod zu Stuttgart, Winnethal und Döbling, sowie der Verfasserin Pilgerfahrt zu dessen Grab und die Briefsammlung Lenaus an Justinus Kerner aus verschiedenen Orten, u. a. auch aus Amerika, von denen wir hier einen mittheilen an seinen „Freund in Stuttgart und für die Stuttgarter Gastfreunde."

Theure Freunde!

Hier sitze ich in Lisbon, einem Städtchen am Ohio, rauche meine Pfeife auf Ihre Gesundheit und beantworte endlich Ihren lieben Brief. Wie mir's in Amerika gefällt? — Für's Erste, rauhes Klima. Heute ist der 5. März und ich sitze am Kamin; draußen liegt fußtiefer Schnee und ich habe ein Loch im Kopfe; das habe ich mir gestern bei einem tüchtigen Schlittenumwurf geholt. Die Wege der Freiheit sind sehr rauh; das Loch im Kopf aber ist sehr gut; ich glaube, durch dieß Loch werden die letzten Gedanken an ein weiteres Herumreisen, glückliche Menschen und überhaupt besseres Erdenleben zu finden, aus meinem Kopf hinausfahren. Wie aus dem geöffneten Bierkrug die fixe Luft, so machen sich aus meinem geöffneten Kopfe die fixen Ideen los.

Für's Zweite: rauhe Menschen. Ihre Rauhheit ist aber nicht die Rauhheit wilder, kräftiger Naturen, nein, es ist eine zahme und darum doppelt widerlich. Büffon hat Recht, daß in Amerika Menschen und Thiere von Geschlecht zu Geschlecht weiter herabkommen. Ich habe hier noch keinen muthigen Hund gesehen, kein feuriges Pferd, keinen leidenschaftlichen Menschen. Die Natur ist hier entsetzlich matt. Hier gibt es, wie Sie wissen, keine Nachtigall, überhaupt keinen wahren Sangvogel. Dieß scheint mir ein poetischer Fluch zu seyn, der auf dem Lande liegt und von tiefer Bedeutung. Der Natur wird es hier nicht so wohl ums Herz oder so weh, daß sie singen müßte. Sie hat kein Gemüth und keine Phantasie, und kann daher auch ihren Geschöpfen nichts desgleichen geben. Es ist was recht Trauriges, diese ausgebrannten Menschen zu sehn in ihren ausgebrannten Wäldern. Besonders haben die eingewanderten Deutschen einen fatalen Eindruck auf mich gemacht. Wenn sie einige Jahre hiergewesen, haben sie alles Feuer, das sie aus der Heimath herübergebracht, auf den letzten Funken verloren. Das bekennen sie selbst. „In Deutschland war ich ein ganz anderer Kerl", sagte Einer. „Da würde ich Jedem hinter die Ohren geschlagen haben, der mir das geboten hätte." — Die schlimmste Frucht der übeln Verhältnisse in Deutschland ist, nach meiner Ueberzeugung, die Auswanderung nach Amerika. Da kommen die armen gedrückten Menschen herüber, und den letzten himmlischen Sparpfennig, den ihnen Gott ins Herz gelegt, werfen sie hin für ein Stück Brod! Anfangs dünkt ihnen das fremde, furchtbar fremde Land unerträglich und sie werden ergriffen von einem heftigen Heimweh. Aber wie bald ist dieses Heimweh verloren! Ich

muß eilen, über Hals und Kopf, hinaus — hinaus! — sonst verliere ich das meinige auch noch. Hier sind tückische Lüfte, schleichender Tod. In dem großen Nebellande Amerikas werden den Leuten leis die Adern geöffnet und sie verbluten sich unbemerkt. — Ich weiß nicht, warum ich immer eine solche Sehnsucht nach Amerika hatte. Doch, ich weiß es. Johannes hat in der Wüste getauft. Mich zog es auch hin in die Wüste, und hier ist in meinem Herzen auch etwas wie Taufe vorgefallen. Vielleicht, daß ich dadurch genesen bin, mein künftiges Leben wird es mir sagen. In dieser großen langen Einsamkeit, ohne Freund, ohne Natur, ohne irgend eine Freude, war ich wohl darauf hingewiesen, stille Einkehr zu halten in mich selber, und manchen heilsamen Entschluß zu fassen für meine ferneren Tage.

Nächsten Monat werde ich mich in Newyork einschiffen. Ich hoffe bis 15. Mai in Stuttgart zu seyn und einige Tage im Kreise meiner theueren Freunde zu leben. Eilet, Ihr Jubeltage! Wenn ich nur nicht ersaufe. Geschrieben habe ich indessen: Der Gang zum Eremiten, in drei Gesängen. Die Heidelberger Ruine. Die Abschiedsrose ꝛc.

Gemälde-Ausstellung in Düsseldorf.

(Schluß.)

Beim Anblick des Bildes: „Die Jungfrau", sieht man sich wirklich in die majestätische Alpenwelt versetzt. Im Vordergrunde eine weite grüne Matte mit reicher Vegetation von Kräutern, Gräsern und saftigen Moosen — seitwärts umgestürzte Baumtrümmer, losgerissene und auf einander gethürmte Felsblöcke von gewaltiger Größe, lebendige Spuren unterirdischer Naturkräfte, die hier ihre geheimnißvolle Werkstätte hatten, — weiterhin einzelne Gruppen mächtiger Tannen und Kiefern, die steten Begleiter der Alpenwildniß, die sich zum Mittelgrunde hin in dichte dunkle Waldung zusammendrängen und aufwärts steigend bis zum Gürtel der mächtigen Alpe-reihen, welche ihre Gletscher und Schneehäupter in kristallnem Glanze hoch über Nebel- und Wolkenschichten in den blauen Aether emporhebt. Wenn es gewiß eine schwere Sache war, ein Bild von so bedeutenden Dimensionen in Haltung und Harmonie zu bringen, so zeigt die Anordnung des Ganzen nicht minder von großer künstlerischer Besonnenheit, da der Maler es verschmähte, die beabsichtigte Wirkung durch künstliche Effekte zu suchen, sondern es vorzog, den Gegenstand durch seine eigene grandiose Natur sprechen zu lassen, was allerdings nur durch die schärfste und lebendigste Charakteristik aller Formen, sowie durch das richtigste Ineinandergreifen von Vor-, Mittel- und Hintergrund nach den Gesetzen der Linear- und Luftperspective zu erreichen möglich war. Außerdem bekundet sich aber auch das feine Gefühl des Künstlers darin, daß er in weiser Berechnung der Gränzen der Kunst, welche da, wo die Natur nun einmal unerreichbar bleibt, nur leise anzudeuten vermag, die Masse des Berges hinter einem durchsichtigen Vorhang von Sonnenduft und Wolken mehr verhüllt als zeigt, und gerade durch dieses Hinausschieben desselben in eine duftige Ferne, und durch den Gegensatz des kräftigen, weit gedehnten Vordergrundes den Eindruck der stillen erhabenen Größe erreicht. Wir gestehen, daß wir unter allen Alpenbildern, die wir bisher gesehen, keins fanden, welches uns durch die Großartigkeit der Auffassung und Meisterschaft der Darstellung, sowie durch seine dem Gegenstande angemessene entschieden epische Stimmung so imponirt hätte, wie dieß Bild.

Die idyllische Richtung der Schule fand ich vorzugsweise in einer Landschaft von Keßler vertreten. Ein mit üppigem niedern Buschwerk bewachsener Vorgrund steigt zur rechten Seite zu einem mäßigen Hügel auf, auf welchem ein prächtiger Wald mit engen Laubgängen, die sich hier verstohlen ins Dickicht verlieren, dort wieder dem Auge auf kurze Strecke sichtbar werden, in reizender Abwechslung von Dunkel und Lichtung sich hinzieht, während auf der linken Seite der Blick über eine bewaldete sanfte Anhöhe, an deren Abhang eine einsame Mühle durch Laubwerk hindurch sichtbar ist, sich in ein kleines freundliches Thal senkt, das von einem silberhellen See belebt und durch ein fernes duftig blaues Gebirge begränzt wird. Es ist diese eine von den Landschaften, durch deren Anblick wir uns unwiderstehlich gefesselt fühlen, bei welchen uns so recht eigentlich das Herz lacht, und wobei uns unwillkürlich der leise Wunsch aufsteigt: „Hier möchtist du leben und dir Hütten bauen". Farbe und Harmonie in diesem Bilde sind vortrefflich, und Alles darin bekundet ein nur durch die liebevollste Hingebung an das Stillleben der Natur errungenes künstlerisches Verständniß, dem auch die leisesten Züge nicht entgangen sind, und aus welchem Sinn wie Gemüth gleich sehr zu uns sprechen.

Korrespondenz.

Hanau, 2. Febr.

Am gestrigen Abend führte unser Liederkranz zum Besten der Armen die Oper Zampa von Herold auf. Eine Gesellschaft von Dilettanten — den Zampa? Wir finden diese verwunderte Frage ganz berechtigt, und wir selbst würden sie stellen, wenn wir nicht noch ganz erfüllt wären, nicht bloß von dem durchgreifenden Effekt der ganzen Vorführung, sondern auch — wir sagen nicht zu viel — von dem reichen Kunstgenuß, der uns zu Theil wurde. Es ist in der That eine Aufgabe, deren Wahl schon Jedem die Ueberzeugung aufdrängt, daß eine Gesellschaft, die sich solche Ziele steckt, auch die Kräfte dazu und bedeutende Kräfte besitzen muß. Und das ist denn auch der Fall. Die musikalische Leitung des Vereins befindet sich in den Händen unseres Lucan, bewährt als trefflicher Lehrer und bekannt durch manche Kompositionen, namentlich von Chören und Liedern, die, wie zuletzt noch die „Loreley", die weitesten Kreise gefunden, — der Inscenirung, dem für eine kleine Bühne doppelt schwierigen Arrangement, leiht Hr. J. G. seine schon vielfach erprobte Thätigkeit, — die Solopartien sind durch einige treffliche Stimmen mit einer weitseitigen Durchbildung vertreten, — in den Chören wirken die bekannten „Dreizehn", deren Sie sich noch mit aller Anerkennung aus dem Konzert im Weidenbusch erinnern werden, — das Orchester bildet sich aus Musikern von Fach und insbesondere aus der tüchtigen Kapelle des hier garnisonirenden Regiments. Nehmen Sie dazu den Eifer, die aufopfernde Liebe zur Sache, mit der sich Alle gegenseitig tragen und heben, so kann bei dem Zusammenwirken solcher Elemente das Ergebniß nur ein gedeihliches seyn. Der Erfolg der gestrigen Vorstellung war denn auch ein in jeder Beziehung überraschender, und Kunstverständige, deren Kritik eine Autorität genannt werden kann — wie unter andern Tescher und Pirscher von Darmstadt, Gollmick und Devrient von Frankfurt —, welche im Publikum waren, sprachen ihre vollste Befriedigung aus. Es fehlte auch nichts zur würdigsten Herstellung des Ganzen. Einzelnes sogar war uns ganz neu, so eine Einsturzscene vor dem Schluß, die wir noch auf keiner Bühne gesehen haben. Wollten wir auf das Besondere eingehen, so würden wir mit unserem geringen Lobe nicht aufhören können. Wir begnügen uns daher mit dem herzlichsten Dank gegen alle Mitwirkenden und insbesondere gegen die Damen Frau J. und Fräul. M., sowie gegen die Herren W. D., A. D. und L., welche die Solopartien trugen.

Mannheim, 29. Januar.

Den verschiedenen Konzerten dieses Winters, denen jetzt durch die Einleitungsvergnügungen zum Karneval so ziemlich ein Ziel gesteckt ist, reihte sich am gestrigen Abend noch ein solches des bekannten Violinvirtuosen H. W. Ernst an. Unterstützt wurde er dabei, außer von dem Orchester und von dem Opernsänger Hrn. Stepan, von Fräul. Léona Levy durch Vorträge in französischer Sprache. Ein Konzertprogramm gleicht in mancher Beziehung dem Entwurf einer Rede. Zuvörderst

handelt es sich darum, den Zuhörer in eine günstige Stimmung zu versetzen; und welch passenderen Eingang in ein Land des Zaubers und der Wunder könnte es wohl geben, als die Ouverture zum „Sommernachtstraum“ von Mendelssohn und jene zu „Turandot“ von Vincenz Lachner! Die sogenannte captatio benevolentiae war gelungen, das bewies der stürmische Beifall, mit dem die beiden Musikstücke aufgenommen wurden und der sich bei Ernsts Allegro pathétique, seinen varirten ungarischen Weisen, seinem Feuillet d'Album und Notturna und schließlich seinem Andante und Carneval von Venedig bis zum Enthusiasmus, zum Entzücken der Rührung, zum rauschendsten Jubel steigerte. Der Konzertgeber entfaltete eine technische Fertigkeit in Paganinischer Manier; er spielt mit derselben Leichtigkeit seine Terzen-Sexten-Oktaven und selbst Decimengänge, mit der er die verschiedenen Scalen der Violine mit einem einzigen Bogenstrich staccato erklingen läßt oder mit der er seine Doppelgriffe macht; aber wie führt dieser Jünger Paganini's auch seinen Bogen? Bis zu zeichenlosen Höhen verlockt uns sein Flageolett, und dennoch fühlen wir keine Beängstigung; die Hand, die den Bogen führt, ist eine sichere, zuverläßige. In seinem Carneval macht Ernst in launigem Muthwillen auf dem Gipfelpunkt noch sogar Cabriolen. Charakteristisch keck, wie sein Vortrag des ungarischen National-Rythmus zu groteskem Zigeunertanz aufmuntert, lauscht das Herz dagegen wieder der zauberisch-süßen Menschenstimme, die er seiner „Amati“ entlockt und bei deren elegischen Klagetönen in dem „Feuillet d'Album“ und „Notturno“ das Auge sich kaum der Thräne wehmüthiger Rührung erwehrt. Ernst's Vortrag ergreift, ist genial. Fräul. Siona Levy, früher Mitglied des Theatre français und Odéon, welche Hrn. Ernst auf seinen Kunstreisen begleitet und unterstützt, erinnerte durch ihren Vortrag von französischen Declamationen fast allgemein an das Gastspiel der Tragödin Rachel auf hiesiger Bühne. Veranlassung dazu wurde wohl die Aehnlichkeit des gewaltigen Organs beider Künstlerinnen, hauptsächlich aber die ihnen und der französischen Schule überhaupt gemeinsame Manier des Vortrags, der hohle Pathos, das geschraubte Deklamationswesen des Cäsur- und Reim-Alexandriner-Klippklapps. Diese Schablonen-Unnatur, diese traditionelle Zwangsjacke, gegen die schon Talma ankämpfte, da in Anrechnung gebracht, wo die Schuld, muß Fräul. Siona Levy selbst dem Deutschen, dem diese herkömmliche Declamationsweise der altfranzösischen Schule widerstrebt, eine hohe Achtung vor ihrer Künstlerschaft einflößen. Der Ton jedes einzelnen Wortes ist studirt, bedeutungsvoll und steht in richtigem Verhältniß zum Sinn und zum Ganzen; die Wirkung ihres Vortrags ist daher auch einheitlich, großartig, die Ueberwindung der technischen und physischen Schwierigkeiten vollendet, wie die Beherrschung ihrer Stimmmittel und Ausdrucksweise überhaupt; bis zum Sturm der Leidenschaft ist die Künstlerin edel. Stürmischer Beifall und mehrmaliges Hervorrufen dürfte ihr bewiesen haben, daß man sie als solche gewürdigt und den richtigen Maßstab der Beurtheilung gebrauchte. — Die Liedervorträge des Hrn. Stepan, „Morgengruß“ und „Wanderlied“ von Mendelssohn und Esser, sowie „Im Walde“ und „Die Gondoliera“ von F. Lachner und Esser schlossen sich dem Ganzen würdig an und fanden gleichfalls wie die Hornbegleitung des Orchestermitglieds und Kapellmeisters des hiesigen Infanterieregiments zur „Gondoliera“ verdienten Beifall. Das Konzert des Hrn. Ernst war ein nach allen Seiten hin ausgezeichnetes.

Offenbach, 31. Jan.

Der letzte Samstag brachte uns einen schönen musikalischen Genuß. Hr. Musikdirektor E. Maschek gab uns ein Konzert, das, was Arrangement und Ausführung betraf, gewiß zu den besseren gezählt werden darf. Die erste Abtheilung begann mit dem ersten Satze (Allegro) der klassischen Quintette Reicha's und wurde dasselbe, obgleich theilweise von Dilettanten besetzt, zu unserer Zufriedenheit ausgeführt. Die zweite Nummer war Mozarts seelenvolle Arie der Gräfin in Figaros Hochzeit, vorgetragen von Frau Cäcilie Maschek. In ihr lernten wir eine schulgerechte, deutsche Sängerin kennen, die klaren, gediegenen, würdigen Vortrag und Geschmack mit imposanter Stimme vereinigt. Schade, daß letztere durch plötzliche Heiserkeit beeinträchtigt wurde. Bei baldiger Wiederholung, der wir mit Vergnügen entgegen sehen, hoffen wir alsdann dieses Metall im reinsten, vollsten Klang zu vernehmen. Die Ausführung des Quartetts aus Lucia ließ allerdings Manches zu wünschen übrig, was sich indessen dadurch entschuldigen läßt, daß die beiden mitwirkenden Herren am Tage der Aufführung durch Geschäftsverhältnisse abgehalten wurden und so das Quartett, durch Bereitwilligkeit zweier anderer Herren, ohne Probe gegeben werden mußte. — Die zweite Abtheilung brachte uns ein Adagio von Reicha und Frühlingslied von Mendelssohn, vorgetragen von Frau C. Maschek. Den Glanzpunkt bildete aber Hr. E. Maschek, Sohn, der, noch nicht ganz 15 Jahre alt, zu den vorzüglichen Geigern der Gegenwart zu zählen seyn dürfte. Wir hörten von ihm Fantaisie militaire von Léonard und den bekannten Carneval von Venedig. War die erste in voller Kraft, ganz im Geiste des Komponisten (wie wir sie von ihm selbst hörten) gehalten, so war uns das zweite ganz das neckende, heitere Capriccio, das uns so oft von Therese Milanollo entzückte. In Betreff seiner schließen wir uns ganz dem in Ihren geschätzten Blättern gefällten Urtheile an.

Leipzig, 24. Januar.

(Schluß.)

Die vom Komponisten am schwierigsten gezeichnete Partie der Ortrud wurde von Frl. Buck gegeben. Reichte auch der Mezzosopran dieser Dame für diese in den höchsten Tönen sich bewegende Partie nicht aus, so wurde doch bei der zweiten Aufführung durch einige zweckmäßige Punktationen diesem Uebelstande abgeholfen, und verwandte Frl. Buck besonders rühmlichen Fleiß auf die Darstellung. Hr. Schott (König Heinrich der Vogler), Hr. Behr (Heerrufer) und Hr. Brassin (Telramund) sangen ihre keineswegs dankbaren Partieen und drangen siegreich durch die, in dieser sogenannten Zukunftsoper so sehr vorherrschenden Blechmassen. Die Chöre, die bei der ersten Aufführung im zweiten Akte etwas schwankend waren, gingen bei der Wiederholung sehr lobenswerth, und das Orchester, unter der vortrefflichen Leitung unseres Kapellmeisters Rietz, leistete Vorzügliches, so daß hier nicht die Calamität eintrat, wie bei Gelegenheit einer Aufführung des Lohengrin in Weimar, wo bei einem großen Ensemble-Satz sammtliche Massen in solche Unordnung geriethen, daß sie der berühmte Feldherr bei einem bezeichnetrn Punkte erst wieder zu vereinigen vermochte. Die Ausstattung in den Kostümen und Dekorationen ist eine wahrhaft glänzende, und hat Hr. Direktor Wirsing, der hierin keine Opfer scheute, das ihm bei der ersten Aufführung nach dem ersten Akte allein zu Theil gewordene Hervorrufen, nachdem den Hauptdarstellern vorher eine gleiche Ehre zu Theil geworden, mit vollem Rechte verdient, und wünschen wir ihm aufrichtig, daß Lohengrin denselben pekuniären Erfolg haben möge, den seiner Zeit der, von hiesigen gelehrten Musikkritikern so vielfach geschmähte Prophet von Meyerbeer hatte. Weitere Vorstellungen des Lohengrin auf hiesiger Bühne, so wie die Aufführung desselben auf anderen Theatern werden zeigen, ob unser Urtheil sich bestätigt.

Literatur- und Kunst-Notizen.

Die vor mehreren Monaten bei F. Heckel in Mannheim erschienene Liedersammlung von Aloys Kettenus hat in der musikalischen Welt den verdienten Anklang gefunden, so daß sich der Verleger veranlaßt gesehen hat, dieser Tage eine zweite Auflage zu veranstalten, womit die seiner Zeit in den verschiedenen Musikzeitungen, wie z. B. in der Niederrheinischen Musikzeitung u. s. w. erschienene anerkennende Kritik ihre Rechtfertigung findet. Von demselben Komponisten ist zu gleicher Zeit auch ein Violin-Konzert mit Orchesterbegleitung Op. 6 erschienen, welches Sr. k. Hoheit dem Regenten von Baden gewidmet ist.

(Frankfurt a. M., 4. Febr.) Heute veranstaltet Hr. Kapellmeister Maschek eine Soirée musicale im Hause Mozart, worin Frl. Diehl und die Herren Schlösser, Siedentopf, Rosenhain, Brinnenberg und Maschek Sohn mitwirken. Das Programm ist sehr reichhaltig.

Theater-Anzeige.

Samstag, 4. Febr. Das unterbrochene Opferfest, große Oper in 2 Abth., Musik von Winter.

Sonntag, 5. Febr. (Zum ersten Male): To be or not to be, Seyn oder Nichtseyn, Lustspiel in 2 Akten, frei nach dem Franz. Hierauf (zum ersten Male): Ein bengalischer Tiger, Posse in 1 Akt, nach dem Franz. von W. Friedrich. Zum Schluß (zum ersten Male): Der Regimentsprediger, Vaudeville in 1 Akt, frei nach St. Georges und Leuven von F. C. Hiller, Musik von Noll.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. L. Hammeran

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 32. Montag, den 6. Februar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

11. Wetterwolken.

Quamber hatte sein einfaches Mittagsmahl zu sich genommen und in seinem Backensessel ein Schläfchen gemacht. Jetzt wandelte er wieder, mit seinem faltenreichen Hausgewande angethan, den Raum seines Gemaches entlang und ließ, was heute Morgen in der geheimen Sitzung verhandelt worden, nochmals vor seinem Geiste die Musterung durchlaufen.

Wer in ihm den vor dem Mittagessen heiter, launig und satyrisch dreinblickenden Mann gesucht hätte, der würde ihn in seiner jetzigen Beschaffenheit schwerlich wieder gefunden haben. Starrer Ernst lag jetzt in seinem durchbohrenden Blicke und sein ganzes Antlitz schien wieder eine Larve von Eisen.

Da meldete ihm seine Hausverweserin den Buchbindermeister Jäger, und auf die lediglich durch Kopfnicken gegebene Zustimmung trat dieser in das Gemach.

„Ihr habt mich zu Euch entbieten lassen?" begann derselbe, sein Piret in der Hand hin und her schwingend.

„So ist es," war die trockene Antwort. „Wie steht es um meinen Vorschlag hinsichtlich Eurer Tochter?"

„Ich denke, gut," lächelte Jäger; „Notarius Steffan ist ein braver, vermögender Mann —"

„Weiß ich," unterbrach ihn Quamber. „Eure Tochter dagegen, will sie den Bechdold?"

„Bewahre der Himmel!" rief Jäger. „Sie mag ihn gar nicht leiden."

„Und hat das Mägdlein sonst nichts auf dem Herzen?"

„Freilich hat sie das — den Notarius Steffan."

Jäger hatte diese letztere Eröffnung mit wichtiger Geheimthuerei und voll innerer Freude gemacht. Er erwartete nichts Geringeres, als daß sein hoher Gönner diese Freude theilen werde, wie mußte er daher erstaunen, als Quamber ihn überrascht, dabei aber kalt anblickte.

„Das seyd Ihr überzeugt?" fragte er nach einigem Schweigen. Jäger war wirklich in seinem Glauben ein wenig irre geworden. Indessen sammelte er sich wieder und entgegnete:

„Ja, ja, das bin ich. — Das Mägdlein hat es mir ja selbst gesagt."

„De gustibus non est disputandum," murmelte Quamber und wendete dem Buchbinder den Rücken. Nachdem er einigemal die Stube durchmessen, trat er Jäger wiederum gegenüber:

„Ihr wollt, Eure Tochter will, also vorwärts. — Ich hoffe, Euch dieser Tage meinen Glückwunsch abstatten zu können."

„Nur meine Salome!" sprach der Buchbinder, indem er sich kratzte.

„Der Mann ist das Haupt der Familie!" bemerkte der Syndikus, stolz sein eignes Haupt emporhebend.

„Hätte ich es," entgegnete Jäger, indem er unmuthig die Schultern hin und her schob, „nur mit meiner Frau allein zu thun, so würde sich dieß Alles ohne großes Geschrei entledigen. Nun stecken aber jene Kuttenträger im Hinterhalte, sammt dem gefährlichen Steinmetz. Das ist es, was mir manchmal doch Sorgen macht."

„Wer das Recht in seiner Hand hat," war die trockene Erwiederung, „braucht sich um dessen Verfechtung kein Gewissen zu machen. Zu Eurer Frau da sagt ihr: Ita jus esso, zu deutsch: Also muß es seyn. Den Bechdold werft Ihr zur Thüre hinaus, und kommt Euch die Klerisei an den Hals, so singt Ihr ihnen die Knüttel-Litanei vor. Die dringt durch alle Kutten und ist gar nicht gut zu verdauen."

„Also Ihr meint, Herr Syndikus?" fragte Jäger, indem er die Arme wie zum Streite rührte und seine Fäuste ballte.

„Wer nicht gutwillig das Loch trifft," antwortete Quamber mit Entschiedenheit, „das ein fürsichtiger Zimmermann gelassen hat, dem hilft ein freundlicher Wirth handgreiflich hinaus. Bedenkt dieses und handelt danach."

Jäger hatte an der Art und Weise, wie der Syndikus dieß gesprochen, gemerkt, daß die Gehörstunde vorüber sey. Mit freundlichem Danke empfahl er sich daher und nahm den Weg nach seiner nahegelegenen Wohnung in der Luprandsgasse.

Während Meister Jäger mit dem Syndikus verhandelte, war Wilhelm Bechdold, einen kleinen Geschäftsauftrag des Comthurs vorbringend, in die Werkstätte des Ersteren gekommen. Von Mutter Salome mit zuvorkommender Gefälligkeit, von Renate dagegen zwar mit Gleichgültigkeit, jedoch immer mit derjenigen Höflichkeit aufgenommen, welche man dem Abgesendeten eines angesehenen Kunden und einem Manne von Aeußerlichkeit schuldet, hatte Wilhelm bald ein Gespräch mit beiden an einem Seitentischchen häuslich beschäftigten Frauen anzuknüpfen gewußt, das durch die Art und Weise der von ihm gegebenen Wendungen stets weiter hinaus sich dehnte und ihm Gelegenheit verschaffte, der Seite seines geliebten Gegenstandes immer näher zu kommen.

Der Geselle Martin saß unterdessen an seiner Arbeit und hörte all' die zärtlichen und schön gewundenen Redensarten. Hatte er auch gleich in seinem Innern die Akte der Entsagung unterschrieben, so vermochte er doch nicht so weit sich zu beherrschen, daß seine krampfhaft zuckenden Finger nicht Alles verkehrt angegriffen und eben so zu Stande gebracht hätten.

Bechdolds Worte wurden jedoch jetzt immer deutlicher und

Renate, welche die peinliche Lage kaum mehr ertragen konnte, entgegnete nur noch vertheidigungsweise, während die weniger gewandte Mutter manchmal ein verblümt seyn sollendes, indessen gar nicht schwee zu enträthselndes Wörtchen drein schaltete, als Vater Jäger von dem Besuche des Syndikus heimkehete.

Ein frostigee, finsterer Blick war der eeste Gruß, den er Bechdold zusendete. Dieser richtete alsobald den ersonnenen Auftrag des Comthurs aus und der Meister dankte mit kühlen Woeten.

„Vermeldet meine Eheerbietung Euerm Heeen," — Jäger legte eine eigenthümliche Betonung auf das Wort „Herr", dann fuhe er gewissermaßen drohend foet: „Euee Austrag ist jetzt besorgt —."

Bechdold flammte die Röthe der Aufwallung über das Gesicht. Mit funkelndem Blicke sah ee den plötzlich innehaltenden Meistee und dann fragend Muttee Salome an, von welcher sein Auge auf die erschrockene Tochter herüberglitt. Ein leichtes Blinken der Elsteeen ließ auf Billigung und Ermuthigung sich deuten, wäheend in Renatens Blick nue zu deutlich die Bitte um Mäßigung sich aussprach.

Diesem letzteeen konnte der Gereizte nicht widerstehen. Gewaltsam deängte er den schwellenden Unmuth hinab und sprach mit gepreßter Stimme:

„Meistee, ich hätte ein Wörtlein in Frieden, jedoch mit Euch und Eurer Hausfrau allein zu eeden."

Renate zitterte. Jäger aber sah dem Redenden mit gefaltener Stirne fest in das Gesicht, dann versetzte er:

„Jetzt nicht. — Ich habe in diesem Augenblicke mit Frau und Tochter von andern Dingen zu reden, laßt daher Euer Anliegen bis auf ein Weiteres. — Du aber, Mutter Salome, und Renate kommt mit mir in die Nebenstube."

Er ging, die Aufgeforderten mußten folgen und Bechdold blieb bei den arbeitenden Gesellen und dem Lehejungen allein.

Die Thüre des Nebengemaches hatte sich hinter dem Kleeblatte zugethan und bangee Erwartung voll, die ihnen das Herz keampfhaft pulsiren ließ, standen Mutter und Tochter dem Vater gegenüber. Da fuhr sich Jäger mit der Hand durch die Haare, dann speach er mit Nachdruck und Entschiedenheit:

„Die Sache muß zu Ende gebracht und dem vergeblichen Laufen dieses Steinmetzen ein Ziel gesetzt werden. Renate hat mir gestanden —"

„Auch mir hat sie ihr Herz eröffnet," fiel die Muttee selbstgefällig ein.

„Desto besser," veesetzte Jäger, „so sind wir ganz im Reinen. Da nun Du, Renate, den Bechdold nicht leiden magst —"

„Du bist im Irrthume, lieber Mann," fiel wiedeeum Frau Salome ein.

„Wie, Tochtee, ist es nicht so?"

„Es ist also," antwortete diese mit gesenktem Blicke, wähxend die Mutter voe Staunen und Beseemden den Kopf schüttelte und die Hände zusammenschlug.

„Darum," bemerkte Jäger weitee, „wirst Du, Renate, Dich bereit halten, heute Abend Verlobung mit dem Erwählten Deines Herzens zu feieen."

„Mit ihm?!" eief Renate und wie ein feuriger Pfeil zuckte ihr der freudige Scheeck durch das Herz.

„So ist es," antwortete der Gefragte mit wohlgefälligem Nicken.

„Vater, Vater!" brach jetzt die Jungfrau jubelnd aus, indem sie demselben unter hervoetretenden Feeudetheänen an die Brust sank, „ist es denn auch Euee voller Ernst?"

Jäger blickte seine ganz verwirrt deein sehende Hausfrau triumphieend an, dann entgegnete er:

„Mit solchen Dingen treibe ich kein Kurzweil. Notarius Steffan hat mein Wort und er und kein Anderer wird Dein ehelicher Gemahl!"

Das war für die liebende Jungfrau zu viel. Solch' bittere Täuschung veemochte das vor Freude hochwallende Herz nicht zu ertragen. Wie der Blitz die Eiche spaltet, daß bis in die Wurzel hinein dee feste Stamm sich zertheilet, so zerriß auch dieses Scheeckenswort aus des Vaters Munde das Herz Renatens bis in die geheimsten Tiefen.

Mit einem lauten Schrei sank sie dee bestürzten Muttee in den Arm.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pestalozzi-Verein zu Frankfurt a. M.

Der Frankfurter Pestalozzi-Verein hat kürzlich den siebenten Bericht seinee Wieksamkeit vom 1. Octobee 1852 bis 1. October 1853 durch den Druck veröffentlicht. Dieser Verein nimmt sich bekanntlich der sittlich verwahrlosten oder auch bereits veedeebten und verbrecherischen Kindee an, um sie durch elementären und industriellen Unteeeicht, vor Allem aber durch steenge Zucht und lebendige Frömmigkeit zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen; indem ee die Rettung der einzelnen Seelen anstrebt, wandelt er damit zugleich den Keim zu ganzen Geschlechtern veedeebter Menschen um, an der Wurzel greift er das stärkste Uebel an, und wo er eine Frucht eezielt, streut diese in weiteeen Kreisen und auf kommende Geschlechter ihren fruchtbringenden Samen aus. Es ist einer dee segensreichsten Veeeine, seine Resultate sind sehr erfreulich, die Theilnahme an ihm nimmt zu — so sey uns denn auch gestattet, in diesen Blätteen abermals von ihm zu berichten. — Here Obeelehrer Jckel ist Vorstehee des Vereins und hat die Hauptleitung in Händen. Seine Tüchtigkeit findet die beste Hülse in den übrigen Mitgliedeen des Voestandes, in den Herren Dr. jur. Matti (Schriftfüheee), Ahles (als pünktlicher Rechnungsbeamtee), Assessor De. Beer (dessen lebendige Theilnahme am Vorstand den offiziellen Verkehr des Vereins mit den Behöeden abkürzt und eefolgreichee macht), Peof. Dr. Eberz, de Neufville-Humser, Senator von Oven, Pfarrer Schrader und G. A. Zipf, welche sämmtlich jeder in seiner Sphäre eifrigst füe das Gedeihen des Vereins thätig sind. Eine von den segensreichsten Folgen begleitete Eigenthümlichkeit dieses Rettungsveeeins vor vielen andern ward ihm schon bei seiner Gründung zu Theil; es ist dieß die Betheiligung einer sehr großen Zahl von Lehrern und Lehrerinnen; — veegangenes Jahe waren deren etwa 70 Mitglieder des Vereins. Nicht allein sind sie vorzugsweise die speciellen Pfleger der einzelnen verwahrlosten Kinder, beaufsichtigen, beobachten dieselben, verkeheen mit ihnen, berichten über sie; sondern viele von ihnen opfeen auch in der Weise ihee Zeit, daß sie den in Familien untergebeachten Kindern Peivatunterricht eetheilen. Dieser doppelten Mühewaltung verdankt dee Verein einen nicht geringen Theil seiner bisherigen Erfolge. Dank darum allen den erwähnten Männern. — Heer Oberlehrer Jekel erstattete in der letzten Generalversammlung den Jahresbericht und eröffnete denselben mit den Woeten Pestalozzi's: „Ein Kind will ich bleiben bis in mein Geab, stets lieben, glauben, und mich an Andere anschließen wie ein Kind; noch so oft getäuscht, will ich immer wieder Vertrauen zu den Menschenherzen fassen." Solche Worte und die recht lebendige Ueberzeugung, für wie lohnend und gottgesegnet ein Mensch seine Wieksamkeit zu halten hat, dem es nach langem treuem Pflegen und Aebeiten gelungen ist, auch nur Eine Seele zu retten, — solches muß man sich ins Gedächtniß

rufen, wenn man die Erfolge der Bestrebungen eines solchen Vereins fast in jedem einzelnen Falle anfangs höchst schwankend und zweifelhaft, und in einzelnen Fällen auch am Ende wirklich gänzlich nichtig findet. Solche betrübende Erfahrungen, die nicht ausbleiben können, machen allerdings das Herz schwer und lähmen zeitweise den Muth. So hat auch im Jahre 1850—51 wirklich bei einem, im Jahr 1851—52 bei drei, und im Jahr 1852—53 bei einem Zögling die Hoffnung aufgegeben werden müssen, durch den Verein Rettung oder Besserung bewirkt zu sehen. — Wir können in diesen Blättern nicht den höchst interessanten Einzelnheiten folgen, welche Herr Oberlehrer Zetel theils aus seiner eigenen Erfahrung, theils aus den eingesandten Berichten der Vormünder oder Pfleger mittheilte, und welche ein höchst lebendiges Bild gewährten einerseits von dem hohen Grad sittlicher Verwahrlosung und Verderbtheit, in welchen auch in unsern Mauern Kinder selbst der zartesten Jugend bereits gesunken waren, andererseits aber auch von den überraschend großen und aufmunternden Erfolgen, deßen sich der Verein alljährlich bei gar vielen der ihm anvertrauten Kinder erfreuen durfte. — Die Einnahme des Vereins vom 1. Oct. 1852 bis dahin 1853 beträgt an jährlichen Beiträgen von 297 Mitgliedern fl. 1044. 55 kr., an Geschenken zur Verwendung rc. fl. 3691. 46½ kr., zusammen fl. 4736. 41½ kr.; die Ausgabe für 59 Pfleglinge und für Unkosten fl. 4585. 48½ kr., bleibt ein Kassa-Rest von fl. 150. 53 kr. — Im Hinblick auf die geringen Mittel des Vereins hat der Vorstand desselben seit dem 1. October 1853 zu seinen 59 Pfleglingen, ungeachtet sehr vieler Anmeldungen, bis jetzt nur zwei neue Pfleglinge, deren sittliche Verderbtheit ihre Aufnahme dringend nöthig machte, aufnehmen können. Zur Fortsetzung aber seines im Vertrauen auf Gott angefangenen Werkes der rettenden Liebe bedarf der Verein im laufenden Geschäftsjahre, namentlich bei der herrschenden Theuerung, wenigstens noch fl. 2500 an Geschenken. Wir schließen daher unsern Bericht mit dem Wunsche, daß recht viele Menschenfreunde unserer Stadt dem Vorstande des Vereins Liebesgaben zuwenden mögen, zur Fortsetzung seiner Bestrebungen, sittlich verwahrloste Kinder — ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses — von dem geistigen Elende zu retten und sie in feste, von gediegener Gottesfurcht getragene Lebensordnungen, zum Segen der Menschheit, hineinzufügen!

Gedankenspähne.

Das ganze Leben ist ein Räthsel, und wir errathen Vieles nicht, weil wir oft so weit suchen, was uns vielleicht sehr nahe liegt.

Der Trennung Schmerz greift in das weibliche Herz viel tiefer als in das des Mannes; denn das Weib liebt treuer, und der Treue ist das Scheiden eine Pein.

Eine edle Frau wird nie sagen: in diesen oder jenen Verhältnissen oder auch Räumen würde ich allein glücklich seyn können. — Sie liebt den Mann, und jede Lage, in die er sie führt, gilt ihrem Herzen gleich; denn Alles, was sie zu ihrem Glück bedarf, ist ja nur das Glück Dessen, den sie liebt.

Wir können viel, sehr viel verläugnen, aber nie werden wir Das verläugnen, was unserm Herzen wirklich lieb und theuer ist und was uns beglücken kann.

Vergleiche.

Der Franzose ist stolz auf seinen Ruhm, der Engländer auf seine Freiheiten, der Deutsche auf seinen Geist. — Der Franzose ist muthig, der Engländer tollkühn, der Deutsche tapfer. — Der Franzose verlangt Aufmerksamkeit, der Engländer Achtung, der Deutsche Duldung. — Der Franzose ist kein Trinker, der Engländer ist es nie in Gegenwart von Frauen, der Deutsche trinkt viel. — Der Franzose speist, der Engländer verzehrt, der Deutsche ißt. — Der Franzose schlägt sich, der Engländer boxt sich, der Deutsche prügelt sich. — Die Franzosen sind eine Nation, die Engländer ein Volk und die Deutschen sind — Leute.

J. Bachmann-Korbett.

Mannichfaltigkeiten.

Als Belege für die seltene Trockenheit dieses Winters führt die Glarner-Zeitung an: Brunnen sind eingegangen, die seit Menschengedenken immer Wasser hatten; der Klönthalersee ist so tief gefallen, daß kein Tropfen Wasser in den Abfluß desselben, den Löntsch, mehr geht, und was das Merkwürdigste ist, der circa 4400 Fuß über dem Meere gelegene Oberblegisee ist beinahe vollständig eingetrocknet. In der muldenförmigen Vertiefung dieses in anmuthiger Lage liegenden Bergsee's ist die Wasserdecke circa 50 Fuß tiefer als zu anderer Zeit; man hat jetzt eine unheimliche Schlucht vor sich statt des dunkelblauen Sees und auch der unterirdische Abfluß des Sees, der Läuggelbach, ist wasserarm geworden. Dieser Naturerscheinung weiß sich auch der älteste Mann nicht zu erinnern.

Auch in Pesth und München soll Wagners „Tannhäuser“ gegeben werden, und zwar, an ersterem Orte mit der Besetzung der Titelrolle durch Tichatschek, an letzterem unter der persönlichen Leitung Franz Lißt's. „Lohengrin“ ist nun, unseres Wissens, außer Weimar und Wiesbaden in der ersten anderweitigen Stadt auch in Leipzig, und zwar am 7. Januar, aufgeführt worden. Auch in England gewinnt Richard Wagner Boden; die englischen Journale fangen an, sich mit seinen Compositionen zu beschäftigen.

Victor Hugo ist im Begriffe, seinen bisherigen Aufenthaltsort auf der Insel Jersey zu verlassen und mit seiner Familie nach Portugal zu reisen. Es heißt, daß er sich daselbst niederlassen will, bis ihm das Schicksal wieder die Rückkehr nach Frankreich gestattet.

Zu Drontheim im hohen Norden Norwegens hatte der Winter einen so milden Charakter, daß man am Weihnachtsabend ganze Bouquetts von Blumen (Stiefmütterchen rc.) in den Gärten der Stadt pflücken konnte.

In den Geburts-Anzeigen, welche die californischen Blätter enthalten, ist außer dem Geschlechte des Kindes auch stets das Gewicht desselben angegeben.

Bulwer hat der Firma Routledge u. Comp. das Verlagsrecht seiner Werke für die nächsten zehn Jahre um den Preis von 20,000 Pfd. verkauft. Nach Ablauf der zehn Jahre tritt der Verfasser wieder vollkommen in sein Eigenthumsrecht. Nicht genug an Dem. Die genannte Firma bezahlt die 20,000 Pfd.

bloß für die bereits erschienenen neunzehn Romane; die Gedichte, Theaterstücke und sonstigen Aufsätze Bulwers sind im Kontrakt nicht einbegriffen. Ferner hat die genannte Firma bloß das Recht, die neunzehn Romane in zwei bestimmten wohlfeilen Ausgaben zu drucken, wobei es dem Verfasser unbenommen bleibt, eine theuere Ausgabe selbst zu veranstalten oder veranstalten zu lassen. Das heißt wohl ein glänzender Kontrakt für den Verfasser. Dennoch glaubt man, daß auch der Verleger seinen guten Profit machen wird. Und trotz all' dem wagen wir zu behaupten, daß Bulwers Romane, bis jetzt wenigstens, in Deutschland noch populärer als in England waren.

(Berlin.) Die unter dem Namen Preußens Mathilde aus dem Jahre 1848 bekannte Dame, welche sich wegen Geisteskrankheit im Hospital des Arbeitshauses seit längerer Zeit befand, ist vor einigen Tagen aus dieser Anstalt entwichen. Ein gleich darauf in den öffentlichen Blättern erschienenes Inserat gab sofort ein neues Zeugniß ihrer Geistesverwirrung.

Das Turnwesen in Darmstadt.

Darmstadt, 27. Januar.

Anfangs der vierziger Jahre hatte sich hier die Turnkunst zu einer größeren Bedeutung als früher aufgeschwungen. Das Verlangen Aelterer, in der heranwachsenden Jugend der Folgezeit an Geist und Leib gesündere Männer, als sie selbst es waren, zu schenken, führte Knaben und Jünglinge aller Stände täglich zum Turnplatz. Dort warteten ihrer Anstrengungen aller Art, mochten sie nun in Uebungen an Reck, Barren, Leiter, Streckschaukel und Gerüst, oder in Dauerläufen, Ringkämpfen rc. bestehen. Der Turnlehrer, wie die Schüler selbst, zeigten Lust und Freude an der Sache, Einer beeiferte sich, den Andern in seinen Leistungen zu übertreffen; das Herumtummeln machte den Körper stark und weckte den Geist, so daß bald Alle, die an den Uebungen Theil nahmen, die Wohlthätigkeit derselben einsahen und mit doppeltem Vergnügen zu den Turngeräthen eilten. — Unterdessen bildete sich durch Hrn. Spieß, damals noch in der Schweiz, ein neues Turnsystem aus, das dem bestehenden den Untergang zu drohen schien. Außerdem kam das Jahr 1848, und da die damaligen Turnvereine zum großen Theile demokratisch gesinnt waren, so verödete nach und nach, da Viele nicht mehr erschienen, der Turnplatz. Die neuen Regeln, nach welchen Hr. Spieß turnte, machten Aufsehen, und er selbst wurde im J. 1848 als Turnlehrer nach Darmstadt berufen, wo er noch diese Stelle mit großem Eifer versieht. Treten wir in die Turnhalle, welche die Stadt auf Antrieb des Hrn. Spieß baute, so finden wir uns in einem langen Saal, der durch eine, jedoch entfernbare Wand in zwei gleiche Theile getheilt ist. Längs den Fenstern steht Reck, Barren, Schwingel, wagerechte Leiter und ein Hangelgerüst, das, in Ermangelung eines bessern, auch zum Klettern benutzt wird. An der Ecke hängt eine zweite Leiter und ein sogenannter „Kreisschwingel". — Das Gymnasium, außer der ersten Klasse, die Realschule (die Gewerbschule ist ebenfalls vom Turnunterricht frei), die Stadtschulen für Knaben und Mädchen und außerdem einige Privatinstitute nehmen am Unterrichte Theil und zwar so, daß jede Klasse (wenigstens beim Gymnasium und der Realschule) für sich zwei Stunden in der Woche turnt. Die Spieß'sche Turnart besteht hauptsächlich darin, daß die sog. Ordnungsübungen (Marschiren, Wendungen, Drehungen, Umsetzungen ganzer Reihen rc.) ungewöhnlich hervorgehoben und die Uebungen an den Geräthen ganz vernachläßigt werden. Was Wunder, wenn die Jungen, die lieber an den Geräthen turnen, als Tänze aufführen, sich vor einer solchen Turnerei fürchten und nur ungern den Unterricht besuchen? — Während des Sommers geht es noch gut. Wenn die Ordnungsübungen, die gewöhnlich die Hälfte der Stunde wegnehmen, beendet sind, geht es in den Hof, wo mit dem Ger geworfen, über den Graben gesprungen oder gespielt wird. Im Winter aber geht es ganz anders. Die Ordnungsübungen, zu denen sich noch ein sogenanntes „Steigen" gesellt hat, nehmen fast die ganze Stunde weg; die Barren, Recke und die wagerechte Leiter scheinen wie immer nur zur Verzierung da zu seyn; denn an den beiden ersteren wird des Jahres vielleicht zwei bis drei Mal geturnt, an letzteren gar nicht. Ob überhaupt eine Streckschaukel, ein Klettertau und eine Strickleiter da ist, wissen wir nicht; jedenfalls wurde noch nie an ihnen geturnt. Dagegen wird der Reigen getanzt, daß man glauben sollte, es werde hier Tanzunterricht ertheilt, wenn Hr. Spieß mit der Geige die Sprünge und Schliffe seiner Schüler (worunter die ältesten 16—17 Jahre) begleitet. So verstreichen drei Viertelstunden. Dann wird der Schwingel aus der Ecke geholt und gesprungen bis zum Schluß der Stunde. Gesungen werden drei bis vier Lieder. — So haben Sie das Bild einer Turnstunde.

Mag man auch der früheren Turnart den Vorwurf, die Rohheit gefördert zu haben, machen, gewiß ist, daß die Extreme der einen Seite durch das zu große Streben nach Gewandtheit und Geschmeidigkeit nicht wieder gut gemacht werden. Das Turnen, anstatt am Herzen der Natur aufzuwachsen und zu gedeihen, ist zur Treibhauspflanze geworden: die als Vorbereitung für das eigentliche Turnen vortrefflichen Ordnungsübungen, werden zur Hauptsache gestempelt, während man auf das Uebrige nur verächtlich herabsieht. Wir wollen hoffen, daß die vielen Turnlehrer, die das System des Hrn. Spieß kennen zu lernen hier waren, das Gute und Schlimme desselben wahrnahmen und zu seiner Verbesserung mit Kräften beitragen, so daß auch noch die letzte Spur des theatralischen Wesens, das dem System des Hrn. Spieß anklebt, sich bald verliert und folgeweise die eben in den Hintergrund gedrängten Uebungen an den Geräthen wieder zu ihrer wohlverdienten Ehre gelangen.

Korrespondenz.

Mannheim, 30. Jan.

In unserer Stadt macht seit einigen Wochen etwas ungewöhnlich viel von sich sprechen, fast mehr noch als Krieg und Frieden — es ist dieß die Phrenologie. Hr. Dr. Scheve, Privatdocent der Universität Heidelberg, hielt nämlich hier mehrere Vorträge über diese Wissenschaft, die ganz ungemein stark, oft von drei bis vier hundert Zuhörern besucht waren und einen ungemeinen Anklang fanden. Alle Stände waren vertreten. Wenn auch die Phrenologie von Seiten vieler Gelehrten noch bestritten wird, so zeigte doch Hr. Dr. Scheve, der sich durch langjährige Reisen in allen Theilen Deutschlands reiche Erfahrungen über diesen Gegenstand gesammelt hat, wie diese Lehre bereits die Bezeichnung als Wissenschaft in vollem Maße verdiene. Hat er es sich doch zur Aufgabe seines Lebens gestellt, die Thatsachen in der Phrenologie von den Hypothesen zu trennen, damit es in dieser wichtigen Lehre endlich klar werde. Nach unserem Dafürhalten und der Meinung Vieler, die wir darüber gehört, ist dieß Dr. Scheve auch in hohem Grade gelungen, wie sich denn überhaupt seine Vorträge durch Klarheit und eine populäre, Jedem faßliche Sprache auszeichnen. Ihre dortigen Leser mögen sich indessen von der Wahrheit des Obigen selbst überzeugen, da, wie wir hören, Hr. Dr. Scheve Frankfurt in den nächsten Tagen besuchen wird.

Darmstadt, 1. Febr.

Am verflossenen Sonntage wurde auf unserer Bühne Webers Oberon zum Benefize der Frl. Marx bei sehr besetztem Hause gegeben. Die Darstellungen dieser Sängerin sind meist so ausgezeichnet, daß deren Bedeutung für unsere Oper nicht genug anerkannt werden kann. Virtuosität und seltene Präzision des Gesangs, gehoben durch dramatischen Ausdruck im Verein mit einem lebendigen, fein nuancirten Spiele, machen Frl. Marx zu einer unserer anerkanntesten Sängerinnen. Alle Vorzüge brachte dieselbe auch als Rezia zur vollen Geltung und erntete dafür Kränze und Beifall. Die Aufführung der Oper war überhaupt eine sehr gelungene. Mit Meisterschaft wurde die herrliche Ouverture exekutirt. Hr. Pasque war als Scherasmin in Gesang und Spiel sehr brav und eben so fand Hr. Wachtel (Hüon) verdienten Beifall; auch Hr. von Westen (Oberon) darf lobend genannt werden. Die äußere Ausstattung war, obgleich man hier darin bereits verwöhnt ist, wahrhaft überraschend.

Theater-Anzeige.

Montag, 6. Febr. Titus, große Oper in 2 Abtheilungen, Musik von W. A. Mozart.

Druck und Verlag von Helter und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 33. Dienstag, den 7. Februar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

Jäger wußte nicht, wie ihm geschah, eben so wenig, was er beginnen sollte. Von Schreck bewältigt und von Angst erregt, öffnete er die Thüre und rief in die Werkstätte um Hülfe, da stürzte vor allen jetzt Herzueilenden der noch anwesende Bechdold herein.

„Was hat sich ereignet?“ rief er drohend und mit funkelnden Augen dem Meister zu. „Um Gotteswillen, Renate — sie stirbt! — Wer hat solches verschuldet?“

Martin war unterdessen ebenfalls herzugesprungen und hatte in rascher Besonnenheit der Mutter Salome ein Glas frisches Wasser gebracht, womit Letztere der Tochter die Schläfe ein wenig feuchtete, und Renate, zwar von zarter Gemüthsart, aber doch nicht von allzu reizbarem Körperbau, schlug, von dem einfachen Mittel gekräftiget, bald die Augen wieder auf. Da fand sie sich in den Armen ihrer Mutter und des, mit zärtlicher Besorgniß sie anblickenden Martins.

Wie ein schwerer Traum wollte nun das Vorgefallene die Jungfrau bedünken und unwillkürlich sprach sie:

„Nicht wahr, Vater, es ist ein Irrthum? — Ich habe falsch gehört, er — er — nicht der Notarius Steffan?“

„Also doch!“ fiel sofort Bechdold ein. „Keine Mähre, die man sich heimlich zuraunt, sondern baare, klare Wahrheit, abscheuliche, verdammenswerthe Gewißheit!“

„Die Euch aber doch nicht berühren kann?“ sprach jetzt Jäger, indem der Zorn ihm das Blut nach dem Gesichte trieb und die Adern seiner Stirne blau geschwellt hervortreten ließ.

„Mich?“ versetzte Bechdold, in dessen Gedächtniß, was Mutter Salome gesagt und der Comthur ihn geheißen, jetzt mit glühenden Farben aufloderte. „Und warum nicht mich? — Ja, ich liebe Eure Tochter, ich verehre sie, ich bete sie an und Renate ist mir nicht abhold — warum also nicht mich, der ich der Jungfrau nicht allein Herz und Hand darbringe, sondern auch eine **stattliche** Versorgung bieten kann?“

Jäger war von diesen sprudelnd herausgedonnerten Worten so überrascht, daß er im ersten Augenblicke kein Wort der Erwiederung finden konnte und den ihn kühn und stolz anblickenden Bechdold mit offenem Munde anstarrte.

„Was war das?“ brachte er endlich mühsam hervor. „Mutter, sprich!“ Aber Frau Salome schlug zitternd die Augen nieder und — schwieg.

„Oder Du, Renate?“ wendete sich nun der Meister zu seiner Tochter. „Sollte ich von Euch Frauen hintergangen seyn?“

Dieses Mißtrauen, dieser Verdacht riß Renate aus ihrem ohnmächtigen Zustande und gab ihr alle Kraft, welche verletztes Ehrgefühl reiner Jungfräulichkeit verleihen kann. Mit edelm Stolze erhob sie sich und sendete einen vernichtenden Blick auf den überraschten Bechdold:

„Ihr seyd entweder ein Betrüger, oder ein Betrogener. Niemals gab ich Euch Veranlassung weder zu solchem Hoffen, noch zu solch' eitelm Behaupten. Nun und nimmermehr reiche ich Euch meine Hand.“

Der Angeredete wich wie zerschmettert zurück und Jäger betrachtete seine so voll edeln Stolzes und Selbstgefühl redende, plötzlich eine ganz andre gewordene, Tochter mit freudigem Staunen. Auf einen Wink entfernten sich nun die Arbeiter und er wendete sich zu Bechdold. Mit beißendem Ausdrucke sprach er dann:

„Ihr habt gehört, wie hier die Sachen stehen; also bedenkt Euch nicht gar zu lange, uns Euern Anblick zu ersparen.“

„Aber ist es denn möglich?“ rief jetzt Bechdold. „Renate, weil Ihr den Notarius Steffan —?“

„Weil ich **liebe**!“ fiel ihm die Jungfrau mit Begeisterung in die Rede, nur **einmal** liebe, und niemals einen Andern als Den, so mein Herz mir erkohr, lieben kann!“

Wildes Entsetzen und verzweiflungsvolle Rachegedanke, schäumten da mit einem Male in dem so plötzlich enttäuschten Bechdold auf. Was ihm von Cyrill schön ausgemalt und von Mutter Salome reizvoll verheißen worden, alle Hoffnungen, die ihm der Comthur in lachenden Farben vor seinem Blicke ausgestreut — die lieblichen Träume zerstoben in eitles Nichts und aus dem leeren Raume grinsten ihm nur hohnlachende Teufelsfratzen entgegen.

„Wohlan,“ rief er, „ich gehe! Doch wenn **mir** die Hand Eurer Tochter nicht werden kann, so soll auch jener Wechselbalg sie nicht besitzen!“

„Wollt Ihr den Mann noch schimpfen, der mir werth ist, und den ich durch heilige Bande mir verbinden will?“ entgegnete jetzt Jäger voll ausbrausenden Zornes. „Verlaßt mein Haus auf der Stelle, oder ich vergesse mich und treibe Euch mit Gewalt vor meine Thüre!“

Diese Worte, begleitet von drohenden Geberden, rissen auch Bechdold zu ungemessenen Aeußerungen hin. Worte, so unüberlegt, als einschneidend, wechselten in rascher Folge hinüber und herüber, nicht gemildert durch der Frauen eingestreuten, versöhnlichen Reden, bis endlich der Meister seine Bedrohungen zur That gestaltete und Bechdold am Arme fassend zum Ausgange des Gemaches drängte.

Solche Beschimpfung ließ nun Bechdold, in dessen Busen

ohnehin alle Leidenschaften wild kochten, ebenfalls Alles vergessen. Mit drohender Faust setzte er sich zur Wehre und Jugendkraft, sowie Körpergewandtheit wendeten leicht den Sieg auf seine Seite.

Da rief Jäger seine Gesellen zur Hülfe und Martin, in dessen sanftes Innere die Eifersucht dennoch ihre giftigen Stacheln gebohrt und die Friedliebe des Busens in Kampf- und Rauflust umgestaltet hatte, sprang raschen Fußes dem Meister an die Seite. Mit nie geahnter Kraft faßte er den widerstrebenden Bechbold an der Kehle und, wie dieser auch verzweifelt sich wehrte, riß er ihn doch hinaus zur Thüre, bis zu der dunkeln Treppe. Hier war ein Unglück unvermeidlich; aber der nacheilenden Renate gelang es, den wüthenden Martin, indem sie ihren Arm um ihn schlang, mit einem Worte zu besänftigen. Wie sie bittend befahl, so handelte Jener und der losgelassene Bechbold rannte, von Wuth und Verzweiflung gepeitscht, zur Treppe hinab und dem Hause hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Herr v. Radowitz und das protestantisch-germanische Element. *)

Von des Hrn. v. Radowitz „Gesammelten Schriften" ist der vierte Band erschienen. Eine kleine Blumenlese aus dem Kapitel „Preußen als protestantische Macht" und dem Kapitel „Preußische Politik" möge vergönnt seyn.

Im ersten Kapitel sagt Hr. v. R.: „Wenn es möglich wäre, Preußens Stellung für die große deutsche Zukunft zu Grunde zu richten, so würden es Diejenigen bewerkstelligen, die von engherzigem Particularismus und Protestanti mus getrieben, nicht müde werden, Preußen als den Vorfechter zum Siege des Protestantismus in Deutschland hinzustellen. . . . Einen größeren Schaden vermag Niemand der großen Mission Preußens zuzufügen, als wenn er ihr diese Grundlage, dieses Ziel unterschiedt . . . Preußens Stellung und Aufgabe ist durchaus keine protestantische, überhaupt gar keine kirchliche, sondern eine auf die politische Einigung der Nation ausschließlich gerichtete."

Von einem geistreichen Manne kann man kaum mehr Falsches neben Wahrem hören. Hr. v. Radowitz hat augenfällig kein Verständniß vom Protestantismus, sonst wüßte er, daß derselbe, seinem innersten Wesen nach, nie darauf ausgehen kann, den Katholicismus in Deutschland niederwerfen und verdrängen zu wollen, folgerecht also auch zu solchem Kampfe und Siege eines Vorfechters in der Gestalt des preußischen Staates nicht bedarf. Denn die wahrhaft christliche Duldung liegt in dem ureignen Wesen des Protestantismus tief begründet, der in Sachen der Religion keine menschliche Autorität, sondern einzig und allein die Stimme Gottes in Vernunft und heiliger Schrift gelten läßt, der im Geist der christlichen Liebe und der christlichen Freiheit, die Freiheit der Persönlichkeit achtet und will, der in seiner Kirche das geordnete Amt hat, nicht, damit solches die Gewissen beherrsche und bedrüke, sondern damit es sie zur Quelle des Heils führe, der eben so wenig seine Kirche als die vollkommene betrachtet, wenn sie auch dem Ideale der wahren, allgemeinen Kirche sich immer mehr zu nähern strebt, noch viel weniger aber sie an die Stelle von Christus setzt, der also seine Kirche nicht als eine solche kennt, die, mit der Hierarchie identificirt, nicht allein die Gewissensfreiheit negirt, den Glaubenszwang übt, die freie wissenschaftliche Forschung verwirft, die gleichberechtigte christliche Nachbarkirche als eine Ketzerei insultirt und behandelt, sondern auch in maßloser Herrschsucht darnach trachtet, Fürsten und Völker knechtend, die staatlichen Ordnungen unter ihre Gewalt zu beugen.

Preußens Stellung und Aufgabe kann daher unter keiner Voraussetzung eine protestantische nach der Auffassungsweise des Hrn. v. Radowitz seyn, d. h. darin bestehen, sich als Vorfechter des Protestantismus zur Besiegung des Katholicismus in Deutschland aufzuwerfen. Ja, es könnte Preußen keinen schlimmern Feind als den haben, der sich unterfinge, ihm ein solches Ziel zu unterschieben, ihm also zuzumuthen, den protestantischen Geist, der da ist der evangelische Geist, fürder nicht mehr als Träger seiner Regierungs-Maxime walten zu lassen.

Die geschichtliche Entwicklung Preußens rechtfertigt diesen Ausspruch von selbst. Wenn Karl Heinrich Ludwig Pölitz in seinem klassischen Werk: „Die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit" darauf hinweist, „wie Friedrich II. das Licht in seinem Reiche gefördert habe und wie sein Reich eben durch dieses Licht und durch die freieste geistige Entwickelung zu der kraftvollen Ankündigung im ganzen europäischen Staatensysteme gelangt sey", so liegt gerade in diesen wenigen Worten ein schlagendes Argument für unsern Ausspruch, der immerhin auf die kurze Schilderung quadrirt, die wir oben vom Protestantismus gemacht haben. Niemand, der unbefangenes Urtheil mit historischer Kenntniß verbindet, kann läugnen, daß Preußen durch die Kraft protestantischer Intelligenz und Sitte so hoch getragen ward. Ergänzend und bestätigend führen wir aus Dr. Stahls Schrift: „Der Protestantismus als politisches Prinzip" hier die Worte an: „Möge Preußen im Unterschiede der Großmächte des Festlandes seinen Charakter behaupten, als evangelischer Staat, indem es wahre, sittliche, von Gottesfurcht erfüllte Freiheit schirmet und pflegt. . . . Der großen Realität Europas gegenüber besteht kein doktrinäres Programm, aber der Geist des Evangeliums ist die realste unter allen Realitäten. Durch solchen evangelischen Charakter des Staates, durch solche Bewahrung der Errungenschaft der Reformation wird auch die katholische Bevölkerung sich nicht verletzt finden. Damit tritt keine Trennung zwischen Protestanten und Katholiken ein; man wird streiten über den Ursprung dieser wahren, politischen Güter, über ihren Werth selbst werden beide einig seyn." Wir fügen bei: sie, die katholische Bevölkerung, kann sich nicht verletzt finden, in so weit sie nicht auf Kosten des germanischen Elementes und der deutschen Nationalsache romanisirt oder jesuitisch verleitet ist. Zur Erläuterung und Bekräftigung reihen wir endlich aus einer publicistischen Abhandlung vom J. 1841 noch hier an: „Wenn wir sagen: Preußen sey die natürliche Schutzmacht des protestantischen Deutschlands, so haben wir auf diese Weise die Stellung desselben zu Deutschland mit wenigen Worten bezeichnet. . . . Preußen ist eine protestantische Macht . . . nur der Geist des freien Fortschrittes auf der Bahn, welche das Christenthum vorzeichnet, ist das, was das Wesen des Protestantismus ausmacht. . . . Als protestantische Macht in diesem Sinne nun ist Preußen zugleich die Macht des Fortschrittes und der geistigen Freiheit, begründet auf fester, unumstößlicher Basis, oder, in seiner Grundlage konservativ, in seiner Entwickelung liberal. . . . Als Schutzmacht des Protestantismus in Deutschland hat es, bei etwaigen Angriffen auf sein Lebensprincip, sie mögen mit geistig- oder körperlich-verletzenden Waffen geschehen, kräftig entgegenzutreten, das Princip der geistigen Freiheit und der Duldsamkeit zu schützen, sich bewußt zu seyn, daß in einem solchen Kampfe die Hoffnung und das Vertrauen der protestantischen Welt auf seine Schritte gerichtet sind, und es über die Kräfte und Theilnahme derselben

---

*) Dieser Aufsatz wurde schon im August v. J. geschrieben, allein aus Rücksicht darauf zurückbehalten, daß Hr. v. Radowitz schwer erkrankt war. Jetzt, wo dessen Geistesprodukte der Geschichte angehören, steht der Veröffentlichung kein Bedenken mehr im Wege.

zu verfügen hat." . . . Auch in Voranstehendem kann kein unbefangener Katholik etwas Anstößiges oder Verletzendes finden. Preußen ist darin immer nur wieder als protestantische Macht auf den „geistigen Fortschritt" im Allgemeinen, als protestantische Schutzmacht auf die Defensive hingewiesen, eine Defensive, die freilich gegebenen Falles eine entschiedene seyn muß.

Was insbesondere noch den v. Radowitz'schen Satz betrifft: „Daß Preußens Stellung und Aufgabe eine auf die politische Einigung der Nation ausschließlich gerichtete sey", so könnte derselbe, stände er in seiner Nacktheit und ohne Erläuterung durch Anderes da, leicht zu Mißverständnissen führen oder zu Mißdeutungen auf Kosten des Vertrauens zu Preußen benützt werden. Allein es findet sich die allerdings nur theilweise richtige Erklärung im zweiten Kapitel: „Preußische Politik." Darin heißt es nämlich u. A.: „Preußen ist ein europäischer, aber vor Allem seinem inneren Wesen nach ein deutscher Staat. . . . Preußens Politik muß durch und durch eine deutsche seyn. . . . Das entschiedene Ziel der preußischen Politik muß daher die Erlangung und Erhaltung einer unzweifelhaften Hegemonie in Deutschland seyn. Hierzu gehört, daß die Fürsten sowohl als die Völker für Preußen gewonnen werden. Erst wenn Jeder es ganz in der Ordnung findet, daß Deutschlands höchste Interessen in Berlin vertreten werden, ist ein dauernder Zustand gegründet. Den Kabinetten muß die unwandelbare Ueberzeugung gegeben werden, daß ihre Selbstständigkeit bis zu dem kleinsten Bundesgliede herunter in Preußen seine stete und feste Stütze habe. Es genügt nicht, daß bloß die Besorgniß vor unserer Arrondirungslust verschwinde, sondern es muß dahin kommen, daß Jeder fühle, Preußen finde eben in dieser Mannichfaltigkeit der Territorien, die ihm so viele Berührungspunkte mit dem übrigen Deutschland gibt, seine politische Aufgabe. Es wolle und könne nur im festen Bunde mit seinen deutschen Genossen stark seyn. Dieser Gedanke ist nicht so schwer ins Leben zu rufen, denn er ist durchaus wahr. Mit der Neigung und dem Vertrauen der Kabinette für Preußen ist es aber keineswegs gethan, sondern, um eine wahre Suprematie zu schaffen, ist die öffentliche Meinung von hoher Bedeutung. Deutschland muß sich gewöhnen, in Allem, was sein geistiges und leibliches Wohl betrifft, Preußen voranschreiten zu sehen."

Herr v. Radowitz hat, in seinen katholischen Begriffen befangen, offenbar auch kein rechtes Verständniß vom Germanenthum, sonst müßte er wissen, daß letzteres der Träger des Princips der Freiheit der Persönlichkeit, der individuellen Freiheit, hiedurch aber mit dem Protestantismus so enge verwachsen, so völlig ein Herz und eine Seele ist, daß der Staat, welcher vorzugsweise „ein deutscher" seyn, „eine deutsche Politik" haben, für „das geistige Wohl von Deutschland voranschreiten" soll, schlechterdings auf protestantischer Grundlage in unserem Sinne sich bewegen muß. Dagegen hat Hr. v. Radowitz darin Recht, daß Preußen „die stete und feste Stütze der Selbstständigkeit aller Bundesglieder bis zu dem kleinsten herab seyn und seine politische Aufgabe in der Mannichfaltigkeit der Territorien finden soll." Wir geben Hrn. v. Radowitz aus dem einfachen Grunde Recht, weil wir Preußen eine protestantische Grundlage vindiciren, und in seinem wohlverstandenen Interesse behaupten, daß der protestantische Geist Träger seiner Regierungsmaxime bleiben müsse.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die „Hamb. Nachr." schreiben aus Berlin: „Im Publikum interessirt man sich für die Frage, ob General Orlow von dem berühmten Namensvetter herstammt, welcher in der Verschwörung gegen Peter III. und bei dem schrecklichen Tode dieses Kaisers eine so ergreifende und thätige Rolle gespielt hat. Ein russisches Adels-Lexikon ist nicht zur Hand. Aber in Macaulays „Essays" findet sich an einer Stelle, wo man sie nicht suchen sollte, eine sehr pikante Reflexion über den damaligen Count Orlow. In dem Aufsatz über Madame d'Arbley erzählt er, die merkwürdigen Personen anführend, welche sie in ihres Vaters Abendgesellschaften gesehen, unter Anderm Folgendes: „Aber das große Schauspiel der Nacht war der russische Gesandte, Graf Orlow, dessen gigantische Figur ganz von Juwelen blitzte und in dessen Benehmen die ungezähmte Wildheit des Scythen durch den dünnen Firniß der französischen Höflichkeit gesehen werden konnte. Wenn er in dem kleinen Salon umherstieg, die Decke mit seiner Frisur streifend, da flüsterten sich die Mädchen halb bewundernd, halb entsetzt zu, daß er der begünstigte Geliebte seiner erhabenen Herrin; daß er die vorzüglichste Rolle in der Revolution gespielt, welcher sie den Thron verdankte, und daß seine großen, jetzt von Demantringen schimmernden Hände der Luftröhre ihres unglücklichen Gemahls den letzten Druck gegeben hätten."

Kürzlich ging eine ärmlich gekleidete Frau mit einem Kinde auf dem Arm über den Place Royal in Brüssel. Es war eine eisige Kälte, Jedermann suchte sich vor dieser ungewöhnten Temperatur zu schützen. Die Arme hatte kaum ein Tuch, ihr Kind vor dem Einflusse des Wetters zu hüten. Ein junger Mann von schlankem Wuchse, in einen Paletot gekleidet, sieht die Arme, wie sie durch Laufen den Mangel eines wärmenden Kleides zu ersezzen sucht. „Sie leiden gewiß recht viel durch die Kälte, gute Frau," redete er die Arme an, „kommen Sie mit, hier ist ein Laden, in dem Kleidungsstücke feilgeboten werden." Der junge Mann tritt mit der Unglücklichen ein, kauft eine Menge Kleidungsstücke, bezahlt die verlangte Summe und entzieht sich dann eiligst den Dankesworten der erstaunten Frau, die an ihr Glück kaum glauben wollte. Als sie mit den erhaltenen Effekten auf die Straße kam, wendete sie sich an einen vor dem Hause arbeitenden Taglöhner mit der Frage, ob er ihr nicht den Namen des soeben herausgegangenen Herrn nennen könne? „Wohl!" antwortete der Arbeiter; „ich wundere mich, daß Sie ihn nicht kennen, denn in ganz Brüssel, glaube ich, ist der Herzog von Brabant bekannt."

In den Pariser politischen Salons circulirt nachstehende Anekdote, die, wenn sie wahr ist, dafür zeugen würde, daß Hr. Ducos nicht bloß ein guter Marineminister, sondern auch ein Mann von Witz ist: In einem vertraulichen Gespräche rühmte Herr von Kisseleff die unüberwindliche Macht der russischen Flotte und zählte alle Linienschiffe, Fregatten, Dampfschiffe u. s. w. auf, welche Rußland zur Verfügung habe. „In der That, Herr Gesandter," entgegnete Hr. Ducos trocken, „ich wußte nicht, daß Sie so viel Brennholz besitzen."

Eine kürzlich in Berlin hochbetagt verstorbene unverehelichte Dame Namens Massute hat einen von ihrer ganzen Umgebung nicht geahnten Reichthum hinterlassen, der sich auf 900,000 Thlr. belaufen soll. Darunter befinden sich circa 150,000 Thlr. in längst amortisirten Staatspapieren.

Stolz.

Wohl mit der andern Welt verdamme
Ich auch den leeren dummen Stolz,
Der keine edle Herzensflamme,
Der nur ein Licht aus faulem Holz,

Der doch am Ende nur bezeuget
Nichts als die eigne Nichtigkeit,
Vor einem Götzen nur sich beuget,
Dem thönernen, der Eitelkeit.

Das ist der Stolz des Bureaukraten,
Der lebenslang Rescripte drosch,
Und über Actenretardaten
Nun prahlt als aufgeblähter Frosch.

Das ist der Stolz auf volle Kasten,
Dein Stolz, du reicher Bürgerssohn,
Der Stolz auf Orden und auf Quasten,
Des Neugebacknen Stolz aufs „Von“.

Doch mancher Stolz ist auch zu loben,
Und fromme Ehrfurcht heischen muß
Der Stolz, der, panzergleich gewoben,
Des Unglücks und des Genius!

Stolz ed'len Unglücks! Toga, welche
Die Brust des Cäsar fest umschließt,
Darunter sich aus blut'gem Kelche
Der Todeswunde Strom ergießt!

Adolf Doerr.

Korrespondenz.

Dietz, im Herzogthum Nassau, 1. Febr.

Wie an vielen andern Orten des Herzogthums die Gemeindebehörden und Privatvereine thätig gewesen sind, die große Noth ihrer unbemittelten Ortseinwohner durch Beschaffung von Arbeitsverdienst, unentgeltlicher oder doch wohlfeilerer Abgabe von Brod, Brennmaterialien rc. zu lindern, so hat auch der hiesige Gemeinderath zur Unterstützung der unbemittelteren Klasse hiesiger Einwohner eine Einrichtung getroffen, die Nachahmung verdient. Derselbe hat nämlich eine Brodbäckerei errichtet, d. h. er hat mit hiesigen Bäckern besondere Verträge abgeschlossen, wonach diese den Laib oder 4 Pfd. gutes Brod um einige Kreuzer billiger als den laufenden Preis liefern. Dieses Brod wird auf dem Stadthause unter der Controle des Gemeinderaths an die dazu geeigneten Einwohnern hiesiger Stadt zu 14 kr. per Laib verabfolgt. — Zur Deckung des Zuschusses, da für 14 kr. der Laib Brod nicht geliefert werden kann, haben die Gemeinderathsmitglieder persönlich bei hiesigen vermögenden Einwohner auf freiwillige Beiträge subscribirt, und dadurch einen ansehnlichen Fond zusammengebracht. Der dahier bestehende Männergesangverein hat sich nun veranlaßt gefunden, ein Konzert zu veranstalten und die dadurch zu erzielende Einnahme der Brodkasse zufließen zu lassen. Bereitwillig hatten das hiesige Militär Hornisten-Corps sowie mehrere Musikfreunde und Declamatoren ihre Mitwirkung angeboten, und so fand dieses Konzert am verflossenen Sonntag Abend im Saal des Hofs von Holland dahier statt. Schon vorher hatten sich die Gesangvereins-Mitglieder bemüht, Eintrittskarten unterzubringen. Die Betheiligung von Seiten der vermögenderen Einwohner hiesiger Stadt war fast allgemein, und viele haben, den guten Zweck ins Auge fassend, die Eintrittspreise um freiwillige Gaben vermehrt; das Konzert war daher trotz dem sehr schlechten Wetter außerordentlich stark besucht und die Einnahme über alles Erwarten befriedigend. Die musikalischen und deklamatorischen Vorträge haben allgemeinen Beifall gefunden. — Unter den Gaben sind namentlich die des Hrn. Directors Duclos von hier Namens seiner Gewerkschaft Dettilleur u. Comp., welcher bei der Subscription durch den Gemeinderath eine namhafte Summe gezeichnet, sowie die des Hrn. Erzherzogs Stephan in Schaumburg und des Hrn. Bergverwalters Eberhard dahier, Namens seiner Gewerkschaft Stein und Göring, welche den Ertrag des Konzertes um namhafte Beträge vermehrt haben, zu nennen.

Bensheim an der Bergstraße, 4. Febr.

In unserm benachbarten Lorscher Wald wurde vor etwa acht Tagen ein Stück von einem Buchenstamm gespalten, auf dessen inneren Seiten der beiden Scheiter ein ungefähr zwei Fuß hohes Kreuz mit zwei Querbalken (also ein griechisches oder russisches) zu sehen ist. Dasselbe ist durch ein von der gewöhnlichen Holzfarbe unterscheidbares, dunkleres Braun, in Linien und Winkeln scharf ausgeprägt, deutlich zu erkennen. Ob das Kreuz durch frühere Einschnitte in den Stamm, wie wahrscheinlich, oder auf welche andere natürliche Weise sich gebildet hat, wird wohl leicht und bald von Sachverständigen ermittelt werden können, zu welchem Zwecke wohl auch Hr. Oberförster Rheinwald die beiden Stücke Holz in seine Wohnung bringen ließ. Aberglaube und Fanatismus haben nun die sonderbarsten Gerüchte über diesen Fund, über Grund und Folge dieses neuen Wunderdings, verbreitet, und es ist daher kein Wunder, wenn von mehreren Stunden im Umkreise her täglich eine Menge Menschen, freilich aus verschiedenen und entgegengesetzten Beweggründen, nach Lorsch wandern, um entweder die Neugierde zu befriedigen, oder aber auch eine mysteriöse Absicht über dieses Miraculum festzustellen. Welchen Effekt hätte es erst abgesetzt, wäre das Doppelkreuz in einem Walde des russischen Reiches aufgefunden worden! Gewiß, das wäre das sicherste vorbedeutende Siegeszeichen gegen die Türken!

Mainz, 3. Febr.

Man muß an einem **Strome** wohnen, der die Hauptader des Verkehrslebens, das Hauptverbindungsmittel lebensvoller Städte zu Thätigkeit und Vergnügen ist, um die Freude zu begreifen, die wir hier empfinden, so oft die Wellen unseres herrlichen Rheines, endlich von dem hemmenden Eise befreit, fessellos sich hinbewegen. Ein Gefühl des freudigsten Behagens war so auch heute auf den Gesichtern all' der vielen Besucher des Rheinufers zu sehen, welche gekommen waren, sich durch eigene Anschauung von den erfreulichen Veränderungen weniger Tage zu überzeugen. Vor Kurzem noch treibende Eismassen aus dem Oberrheine, aus Neckar und Main, und heute, im Scheine warmer Frühlingssonne und eines wolkenlosen Himmels verklärt, gehoben durch die vom Schnee befreiten, in freundlicher Klarheit herüberschauenden Berge, die blauen Fluthen des Stromes; am Ufer sind wieder starrende Masten von Segelschiffen, dampfende Boote und das rührige Schaffen der großen Menge von Arbeitern an der Wiederherstellung unserer Brücke, die wir nicht allein in geschäftlicher Beziehung so schwer entbehren! So oft das mühsame, zeitraubende Werk dieser Wiederaufstellung hier vorgenommen wird, erwacht mit neuer Lebhaftigkeit der Gedanke, wie wohlthätig in vielfacher Beziehung für unsere Stadt ein geräumiger Winterhafen wäre, dessen Räume und Beschaffenheit es gestatteten, neben Segel-, Dampfschiffen und Mühlen nicht bloß die abgedeckten Pontons, sondern die fertigen Theile unserer Brücke aufzunehmen, wodurch es, wie in Cöln und andern Rheinstädten, möglich würde, dieselbe in der Zeit weniger Stunden ab- und wieder aufzuführen, während zu der letzteren Arbeit jetzt fast eine Woche Zeit erfordert wird. — Dem dieser Tage veröffentlichten **Budget unserer Stadt** entnehmen wir folgende wohl auch für Auswärtige interessante Thatsachen. Das Activvermögen der Stadt, die außer dem Militär 36,741 Seelen und 2491 Gebäude zählt, beträgt 5,868,144, die städtische Schuld 864,214 fl., also reines Vermögen 5 Millionen und 3930 fl. Sämmtliche Einnahmen und Ausgaben belaufen sich auf nahe eine halbe Million. Die größten Einnahmeposten sind: für Octroi 131,000, für Hafen- und Lagerhaus-Gebühren 52,890 fl. Unter Einnahme und Ausgabe erscheint ein Posten von 80,000 fl für Ein- und Wiederverkauf von Mehlvorräthen. Die Unterstützung ihrer Armen kostet die Stadt 65,146 fl.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 7. Febr. (Zum ersten Male wiederholt): **To be or not to be, Seyn oder Nichtseyn**, Lustspiel in 2 Akten, frei nach dem Franz. Hierauf (zum ersten Male wiederholt): **Ein bengalischer Tiger**, Posse in 1 Akt, nach dem Franz. von W. Friedrich. Zum Schluß (zum ersten Male wiederholt): **Der Regimentsprediger**, Vaudeville in 1 Akt, frei nach dem Franz. von F. C. Hiller.

Druk und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 34. Mittwoch, den 8. Februar 185[illegible]

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

12. Fortgerissen im Sturme.

Finster vor sich hinstarrend saß gegen Abend Wilhelm Bechdold in seiner Stube des deutschen Hauses. Freundlicher Glokkenklang summte herüber von Frankfurt, die Wellen des gelben Maines plätscherten friedlich dahin und leichte Fahrzeuge blähten die Segel auf seinem schaukelnden Rücken, für den grollenden jungen Mann aber gab es keine Bilder des Glückes, nur Gestalten der Rache und Verzweiflung, nur Ausgeburten einer unheilschwangern Phantasie wogten bunt durcheinander in seinem erhitzten Gehirne.

Pater Cyrill stand an seiner Seite. Ihm hatte Bechdold sein Herz ausgeschüttet und dieser mit seines Glaubens Gründen ihn aufzurichten und mit neuen Hoffnungen zu beleben versucht.

„Umsonst Euer Bemühen," rief Bechdold; „ich kann es nicht vollbringen, wie Eure Lehre verlangt!"

„So handle wenigstens nicht übereilt," bat der Dominikaner. „Klugheit hat schon oft zu dem fernsten und mit unendlichen Schwierigkeiten verbundenen Ziele geführt. — Vertraue auf uns, und indem Du meinen Rathschlägen folgst, wirst Du doch der gerechten Sache den Triumph bereiten."

Cyrill entfernte sich, unter Bedauern den Kopf schüttelnd, und Bechdold sah ihm mit wirrem Blicke nach. Er hatte den Fortgegangenen nicht verstanden.

Bald darauf trat Antinoza in's Gemach. Bechdold hatte den leise Auftretenden nicht bemerkt, um so ungestörter konnte Jener den von wilden Gewalten hin und her Gerissenen und von Leidenschaften Zerfleischten betrachten.

Die Stirne des Hereingeschlichenen faltete sich und die Augen desselben leuchteten, zusammen gekniffen, in listiger Verschlagenheit.

„Seine Strebekraft," tönte es unheimlich in des Amtmanns Busen, „sey die Feder, welche das Werk treibt und schnellt. — Wildes Rollen einer Maschine, die unter ihren Zähnen unbarmherzig Alles zermalmt, ist es, was ein großes Werk bedarf, um mit Zeit und Umständen verwebt, sein Gelingen zu verbürgen."

„Man hat Euch übel mitgespielt," begann Antinoza, seinen Worten den Klang herzlichster Theilnahme verleihend. „Unser Herr, der Comthur, hat mir nach Eurer Erzählung es mitgetheilt."

Bechdold starrte ihn lange an, dann fragte er, wie aus Träumend erwachend:

„Was soll das Euch?"

„Ich mag das Unrecht nicht," versetzte der Gefragte, „wo es sich auch findet, und biete dem Nothleidenden gerne meine Hand."

Bechdold lächelte voll innerlichen Grimmes, dann entgegnete er leise murmelnd:

„Kann Eure Hand mich rein waschen von dem Schimpf, den ich vor Augen erlitten, in denen ich grade eine höhere Geltung gewünscht hätte?"

„Wer uns die rechten Wege zeigt, trägt uns auch zum Ziele."

„Mich verschlang der Abgrund, in seine Tiefe dringt keines Lichtes Strahl."

„Weil Leidenschaft und Wuth Euch blind gemacht. — Braucht meine Mittel, jedoch mit Ernst und Vertrauen, und das Licht der Sonne wird wieder an Euerm Himmel aufgehen."

Bechdold schwieg unter Nachdenken eine Weile, endlich richtete er sich auf. Selbstvertrauen belebte wieder seine Züge und die schlaff herabhängenden Arme hoben sich mit erwachender Spannkraft:

„Was soll ich thun?"

„Dem Gefühle, so in Euch auf's Neue erwacht, Euer Wesen zu überlassen. Ihr seyd ein Mann, mit schönen Gaben hat die Natur Euch verschwenderisch bedacht. Des Leibes Ebenmaß, des Antlitzes wohlgefällige Form und der kühne Blick eines Feuerauges sind Euer Eigenthum. Zu diesem kommt ein tapferes Herz und der Zunge wohlberedeter, witziger Klang. Was sollen Euch die seltenen Gaben? — Ist Der auch ein Held, welcher das reiche Geschütz, die glänzenden Rüstungen und die spiegelblanken Waffen in dumpfigen Zeughäusern vermodern und verrosten läßt?"

„Fürwahr, Ihr dürftet recht haben," murmelte Bechdold, indem er mit fest zusammen gebissenen Zähnen auf den Fußboden starrte.

„Die Stimme aus der geheimsten Tiefe unseres Busens," fuhr Antinoza leicht hingleitend fort, „ist keine Täuschung. So wie sie der Warnerton, so ist sie auch die Aufforderung, der Stachel und der Sporn zu Thaten. Dieser unklare und doch wieder so verständliche Ruf ist der Geist des Menschen, der unbewußt die zerbrechliche Hülle nach dem rechten Ziele treibt."

„Mich ruft und treibt es zu fürchterlichem Werke."

„Ist es dann Eure Schuld?" bemerkte der Amtmann unter Lächeln. „Wer kann für Das, was geheimnißvoll in seinem Innern kocht? — Wenn uns das Mitleid, was zu einer That getrieben, vor Menschen-Richter läßt Entschuldigung finden, warum soll sich der Rache Lust — so doch auch nur ein Fühlen ist — nicht gleichen Urtheiles erfreuen?"

Bechdold gab keine Antwort, aber in seinem Innern arbeitete und wühlte es. Nach einer Weile des Verstummens sprang er plötzlich auf:

„Jetzt verstehe ich Euch und jetzt begreife ich mein Verhängniß. Eines nur ist möglich: Treiben, oder Getriebenseyn, Herr seines Schicksals, oder sein Knecht, und zum Dulden bin ich nicht geboren!"

Mit festem Tritte ging er an einen Schrank und langte seine Büchse aus demselben, dann hing er seine lederne Jagdtasche um und zog mit dem aus derselben genommenen Schlüssel das Rad am Schloß des Gewehres auf.

Mit höhnischem Lächeln blickte Antinoza auf diese Geschäftigkeit:

„Ihr wollt zur Jagd?"

„Zur Jagd!?" — Wie man es nehmen mag. — Seht Ihr das Feuer von dem Rade fliegen? — Das leuchtet so gierig, das zischt so jubelnd, als ob es die Bedeutung verstünde. — Gehabt Euch wohl, Antinoza. Ihr werdet morgen sehen, daß ich ein gelehriger Schüler gewesen."

Er warf die Büchse über die Schulter, hing einen alten Mantel um sich, stürzte dann einen breitgekrempten Hut auf das glühende Haupt und eilte zur Thüre hinaus.

Der Amtmann sah ihm mit kaum zu bändigender Freude nach.

„So recht," sprach er leise, als die Thüre sich wieder geschlossen hatte; „verwegener Muth und grade so viel Verstand, als zu dem Werke es bedarf, doch nicht mehr, um die Fäden zu bemerken, die Dich gängeln sollen."

Stolz richtete er sich auf:

„Er wird und sie — sie werden auch. — Dann donnert das losgelassene Werk in allen seinen Rädern und der Zorn des Kaisers — nein, seiner Räthe — unserer Räthe wird sie zermalmen."

Von Außen ertönten Schritte und die kühn aufgerichtete Gestalt Antinozas schrumpfte wieder zusammen in die gekrümmte und gebeugte Form eines alten Mannes.

Also schlich und wankte er aus dem Gemache.

(Fortsetzung folgt.)

Herr v. Radowitz und das protestantisch-germanische Element.

(Fortsetzung.)

Es will der Protestantismus gleichwie das Germanenthum, dessen „Manifestation" er füglich genannt werden kann, nicht blos die individuelle Freiheit, sondern es macht sich dieser „individualistische Trieb", aus dem auch die Landesfürstenthümer hervorgingen, beharrlich bei den betreffenden Staatenbildungen geltend. Im Einklange damit entspricht dem innersten Wesen des germanischen und protestantischen Elementes, dem Sonderungstriebe des Germanen und „seiner Neigung zur centrifugalen Richtung", der Föderalismus und nicht die Centralisation, wie denn auch die Urgeschichte der Deutschen uns neben dem Gefolgsystem im Allgemeinen, den Heerbann, das Volks- und Bundesheer als eine Eigenthümlichkeit der Westgermanen insbesondere, zu erkennen gibt. Dagegen ist es gerade der hervorstechende Charakterzug des Romanenthums, sein Grundtypus, daß dasselbe von der freien Persönlichkeit nichts wissen will, vielmehr auf Vernichtung wie des Individuums in Staat und Kirche, so der Individualität der Staaten, auf Centralisation und schrankenlose Machterweiterung ausgeht. Auf der Hand liegt mithin:

1) Daß Preußen, so lange es sich seine germanisch-protestantische Grundlage bewahrt, so lange es also Preußen bleibt und nicht in eine Falle geht, wie die ist, welche ihm die Hrn. v. Radowitz zugeeigneten „Sieben Gespräche über Staat und Kirche" mit der Zusicherung des Primates über Deutschland für den Fall des Aufgehenwollens im Katholicismus zu legen suchten, — „die stete und feste Stütze der Selbstständigkeit" jedes einzelnen Bundesstaates zu seyn berufen ist; 2) daß, so lange das germanisch-protestantische Element in Deutschland waltet, von einer „politischen Einigung der Nation" nie anders als im Sinne des Föderalismus mit Erfolg die Rede seyn kann, als welcher durch die Mannichfaltigkeit in der Einheit Leben und Bewegung verbürgt (wie bei der nordamerikanischen Staatengruppe, wenn auch dort, vermöge der eigenthümlichen historischen Entwickelung, unter anderer Regierungsform); 3) daß demgemäß die deutschen Einzelstaaten, trotz allem Geschrei von sogenannter „großdeutscher" und allem Intriguenspiel von ultramontaner Seite, für ihre Selbstständigkeit von Preußen nichts zu besorgen haben, wohl aber von dem Augenblicke an für diese Selbstständigkeit, ja für ihre Existenz Gefahr zu laufen begännen, wo sie sich, in arger Verblendung, dem Zug des centralisirenden Romanenthums auf staatlichem oder kirchlichem Gebiete anschlössen, um allmälig in dessen versumpfter Einerleiheit unterzugehen, beziehungsweise von ihm verschlungen zu werden; 4) daß hiernach nicht sowohl eine preußische Hegemonie oder Suprematie-Begriffe, die ohnehin leichter Mißtrauen erwecken — als vielmehr nur jene Präeminenz oder Präponderanz von Preußen in Frage kommen kann, die im Staatenverein der physisch Mächtigere erfahrungsgemäß an und für sich besitzt, von Preußen aber selbstverständlich in dem Verhältniß erweitert und gesichert werden wird, in dem es auf der geistigen und nationalen Bahn, seiner Grundlage und seinem Berufe gemäß, voranschreitet. Hätte die Leitung dieser oder jener Politik, dieser oder jener Partei in Deutschland, von dem wahren Wesen des germanisch-protestantischen Elementes den rechten Begriff gehabt, dann wäre wohl mancher Fehler unterblieben, der von da wie dorther der „Verjüngung Deutschlands" — um mit dem Programm von Kremsier zu sprechen — hemmend und trennend in den Weg trat.

Obigen vier Schlußfolgerungen wollen wir noch die fünf weiteren anfügen: 5) Daß die Professor Gervinus'sche „Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts" dadurch Mißverständniß und Mißdeutung aller Art sich zuzog, daß sie Anlaß gab, an die Stelle des Gedankens an einen, von der höheren Entwickelung des Menschengeschlechtes unzertrennlichen Vorschritt des germanisch-protestantischen Princips der „freien Persönlichkeit" oder „individuellen Freiheit" von den Wenigen zu den Vielen, d. h. von den kleineren zu immer größeren Kreisen nach Maßgabe der sich ausbreitenden Bildung, den Gedanken zu setzen, als sey ein Fortschritt von der Herrschaft der Einzelnen zu der Herrschaft der Vielen und damit die dereinstige Umwandlung der monarchischen Regierungsform in die demokratische für Deutschland in Aussicht; 6) daß die wohlverstandene und an der Hand der Geschichte ermittelte Aufgabe des Germanenthums nur immer darin bestehen kann, ein großes nationales Zusammenleben zu ermöglichen, ohne jenes germanisch-protestantische Princip, sey es für die Individuen oder für die Staaten, zu verletzen oder aber zu vergessen, daß das monarchische Princip als solches seine historische Grundlage im altgermanischen Königthum hat, das ja an und für sich „von Willkür weit entfernt und nicht einmal eine Beschränkung der Freiheit, sondern im Gegentheil deren Symbol und Bürgschaft" ist; 7) daß dem Germanen die „Freiheit mehr gilt als die äußere Gleichheit", und daß er demgemäß die „Unterschiede und Gliederungen bestehen läßt und sie nur durch die Freiheit zu mildern" sucht; 8) daß Jeder, der in Deutschland Politik treiben oder sich beim Parteileben betheiligen will, vorausgesetzt, daß er sein Vaterland aufrichtig liebt, dessen

Geschichte kennt, auch nicht eine Minute lang aus dem Auge verlieren darf, wie die Vorsehung dem deutschen Volke seinen eigenthümlichen Entwickelungsgang bestimmte, der sich weder in englische noch in amerikanische Schablone bringen läßt, und wie Deutschland, zwischen Frankreich und Rußland, beziehungsweise zwischen Romanenthum und Slaventhum gelegen, von England mißgünstig angesehen und von Roms Hierarchie, diesem Erbfeind des germanisch-protestantischen Elementes, gehaßt und angegriffen, vor dem Mißbrauche zu politischen Experimenten soeglichst zu behüten ist; 9) Daß der Kern der sogenannten deutschen Demokratie — den wir nicht mit jener Menge verwechseln, die unter dem Aushängeschild „Demokratie" bald die Republik nach diesem odee jenem antiken oder ausländischen Muster, bald das mit dem germanischen „die Freiheit ist das Princip des Eigenthums" völlig unverträgliche „communistische Gelüste", mehr oder weniger verbarg, — daß, sagen wir, sogar jener Kern, abgesehen davon, daß er entweder einem falschen Begriffe oder einem falschen Namen diente oder aber das demokratische Element gar mit der demokratischen Staatsform vermengte und verwechselte, sich im Allgemeinen zur Schuld kommen ließ, nicht allein das eigentliche Wesen des germanisch-protestantischen Elementes und dessen Bedeutung süe den welthistoeischen Beeuf des Geemanenthums zu ignorieen oder zu verkennen, sondern auch jenen Bestrebungen des romanischen Elementes, wenigstens mittelbar Vorschub zu leisten, welche darauf gerichtet waren und gerichtet sind, das germanische Element zu schwächen.

(Schluß folgt.)

Die Offenbacher Diebsbande vor den Assisen.

Darmstadt, 6. Februar.

Heute begannen die Verhandlungen unseres Assisenhofes gegen einen Theil der s. g. Offenbacher Diebsbande. Die Sitzung wurde um 10 Uhr Vormittags unter einem ungeheuern Andrang des Publikums eröffnet.

Auf der Anklagebank befinden sich: 1) Philipp Matthes, 25 Jahre alt, Seifensiedergeselle von Offenbach; 2) Peter Schäfer, 42 Jahee alt, Fabrikarbeiter von Offenbach; 3) Nicolaus Euler, 32 Jahre alt, Stahlschleifer, gebürtig von Oberroden und wohnhaft zu Offenbach; 4) Fanny Iggersheim, Ehefrau des Schuhmachers Samuel Iggersheim, 51 Jahre alt, von Offenbach, gebürtig aus Kreuznach; 5) Margaretha Eichhoen, geb. Clemens, von Heusenstamm, Ehefrau des Deoschkenkutschees Peter Eichhorn, 31 Jahee alt, von Offenbach; 6) Jacob Lanio, 24 Jahre alt, Portefeuillearbeitee von Offenbach; 7) Wilhelm Merk, 32 Jahre alt, Schlossergeselle von Offenbach; 8) Ludwig Karber, 30 Jahre alt, Stahlschleifer, gebürtig von Krumbach, k. bayer. Amts Alzenau, wohnhaft zu Offenbach.

Vor dem Präsidenten liegen 6 Brecheisen, 2 Diebslaternen, mehrere Dolche, zerbrochene Schlösser rc.

Nach Bildung der Jury und erfolgtem Namensaufruf der Angeklagten wurde zur Verlesung des Verweisungsurtheils und des 53 Seiten starken Anklageactes geschritten. Aus letzterem entnehmen wir im Wesentlichen Folgendes:

Die Nachbarstadt Feankfurt und deren Umgegend wae in den ersten Monaten des Jahees 1853 der Schauplatz einee Reihe von Verbrechen gegen das Eigenthum, ohne daß es gelungen wäre, die Thäter zu ermitteln. Noch lebte auch der ungesühnte schauderhafte Raubmord, verübt an dem jungen Schwarzschild, in frischem Andenken, als ein mit unerhörter Verwegenheit verübtee Einbruch bei Gebr. Schuster daselbst und eine Entwendung von ca. 15,000 fl. neues Aufsehen erregte und die ganze Thätigkeit dee Polizei in Anspruch nahm. Alle Nachforschungen nach den Thätern in Frankfurt führten jedoch zu keinem Resultate, dagegen wurde sehr bald die Aufmerksamkeit auf das benachbarte Offenbach gelenkt, indem sich Verdachtsgründe ergaben, daß dort eine Diebesgenossenschaft ihren Sitz habe, welcher dieses und andere Verbeechen zuzuschreiben seyen. Um dieses zu ermitteln kam der Polizeiamtsassessor Dr. Beer in Feankfurt auf die Idee, den dortigen zurückgekommenen Kaufmann Louis Ritter, eine Persönlichkeit, die ihm ganz dazu geeignet schien, zu beauftragen, sich in das Vertrauen meheerer ihm als verdächtig bezeichneten Personen in Offenbach einzuschleichen und auf diese Weise zur Entdeckung der Diebe beizutragen. Dieser Plan gelang aufs Vollkommenste. Ritter hatte die Bekanntschaft des Nikolaus Euler, die er einmal im Correctionshaus gemacht hatte und von dem ihm bekannt war, daß er und seine Ehefrau wegen Diebeshehlerei besteaft worden waren, zu erneuern gewußt, und in kurzer Zeit dessen Vertrauen so weit erwoeben, daß er von demselben alle möglichen Aufschlüsse bekam und Euler ihm zusicheete, er wolle ihm einen gewissen Matthes schicken, um mit ihm über eine Sache zu speechen, die bei Dr. Wetzel in Sachsenhausen ausgeführt werden solle. Schon Tags darauf erschien dieser Philipp Matthes bei Ritter, sprach mit ihm über den beabsichtigten Diebstahl bei Dr. Wetzel und eezählte ihm auch von vielen Diebstählen die er mit Andern bereits ausgeführt, namentlich dem Schuster'schen. Durch die Euler'schen Eheleute wurde Ritter auch mit David Hirsch, der damals noch bei Euler wohnte, später aber in das Iggersheimische Haus zog, bekannt und lernte in dem letzteren, dem eigentlichen Sammelplatz der Diebsgesellschaft, alle einzelnen Persönlichkeiten kennen und wae daduech im Stande, die ausführlichsten Aufschlüsse übee eine ganze Reihe von Diebstählen zu geben. Es werden nun eine Reihe von Diebstähle aufgeführt, bei welche außer den heute zur Verhandlung gestellten die Namen Euler und Matthes vorkommen.

Die Frankfueter Polizeibehörde war somit von jenem beabsichtigten Diebstahl bei De. Wetzel unterrichtet und waren alle Vorkehrungen getroffen, die Diebe auf der That zu fangen. Sie entkamen jedoch, so daß noch in derselben Nacht und am andern Tage gleichzeitig in Feankfurt und Offenbach mit der Aufhebung der ganzen Diebsgesellschaft und dee damit in Verbindung gestandenen Personen begonnen wurde; woduech nun ein Theil in Frankfurt in Haft sitzt, während der andere Theil in diesseitigem Gewahrsam sich befindet, so daß die Untersuchung über dieselben Verbrechen gleichzeitig in Frankfurt und bei dem hiesigen Ceiminalgerichte geführt worden ist.

Als Betheiligte bei dem Schustee'schen Diebstahl sind noch in Feankfurt veehaftet:

Theobald Feuerbach, Gerümpler aus Feankfurt; Wilhelm Völkner, Bäcker aus Sulzbach b. Soden; Peter Eichhorn, Droschkenführer aus Offenbach; Susanne Beeidenbach, Wäscherin aus Oberrad; Ludwig Fischel, Stahlarbeiter aus Offenbach; Franciska Euler, Ehefrau des Nicolaus Euler in Offenbach; Georg Fatum aus Grünberg, Schlossergeselle in Frankfurt.

Von den heutigen Angeklagten sind der Theilnahme an diesem Diebstahle beschuldigt: Ph. Matthes, Peter Schäfee und Nicolaus Eulee, sowie ferner der Beihülfe und Begünstigung, Peter Eichhorns Ehefrau und Fanny Iggersheim. Der Schuhmacher Samuel Iggersheim, Ehemann der Vorigen und Haupttheilnehmer bei dem Schuster'schen Diebstahle hatte bald nach der That die Flucht ergeiffen und auch die Anklage gegen David Hirsch, eine untergeordnete Persönlichkeit, konnte nicht weiter verfolgt werden, weil er inzwischen geisteskrank wurde; endlich ist ein gewisser Anthes von Egelsbach, welchee auch dabei implicirt war, schon vor Beginn der Untersuchung gestorben.

Ueber die Verhältnisse der einzelnen Angeklagten, sagt der

Anklageact weiter: **Philipp Matthes** ist der ledige Sohn der Joh. Matthes Wittwe, der früheren Besitzerin des Gasthauses zum Lamm in Offenbach, eine Frau, die in sehr günstigen Vermögensverhältnissen lebt. Er hat noch einen Stiefbruder nebst Stiefschwester, so wie eine rechte Schwester und die ganze Familie gilt als eine sehr achtbare. Nur Philipp, früher der Augapfel seiner Mutter, ist das entartete Glied derselben und trieb sich, nachdem er in Darmstadt die Seifensiederprofession erlernt, auch einmal in Rastatt 1/4 Jahr als Geselle gearbeitet, seit dem Jahre 1846 ohne alle Beschäftigung herum. Schon im Jahre 1847 gerieth er in den Verdacht des Einverständnisses mit dem berüchtigten Diebe Heinrich Lenhard, der eben im Zuchthaus sitzt und im Jahre 1851 war er mit Samuel Iggersheim und Wilh. Merk wegen eines Diebstahls mit Einbruch zu Nachtheil des Isidor Gutenplan und Michel Koch in Untersuchung; auch war er wegen Jagdfrevel schon bestraft worden. Bis in die neueste Zeit setzte er seinen Umgang mit übelberufenen Personen, wie Schuhmacher Iggersheim, den Euleeischen Eheleuten und Anderen fort, war dabei ohne allen Verdienst und wenn er auch bei seiner Mutter Alles frei hatte, so erhielt er von derselben doch nur ein Taschengeld von wöchentlich fl. 2—3, einem Betrage, der nicht entfernt hinreichte, die Bedürfnisse seines ausschweifenden Lebens zu bestreiten.

Peter Schäfer gehörte früher zu den sicherheitsgefährlichsten Menschen der Stadt Offenbach. Zu Anfang der dreißiger Jahre war er wegen Schmuggel gestraft worden. Vom Jahre 1833 an war er wegen mehrerer bedeutender Diebstähle in Untersuchung, wurde aber fast jedesmal, da er stets hartnäckig läugnete, von der Instanz absolvirt, bis er im Juni 1840 wegen Diebstahls zu 1 Jahr Zuchthaus verurtheilt wurde. Im J. 1841 wurde er schon wieder wegen eines bei dem Fabrikanten Hauf in Offenbach verübten Diebstahls von der Instanz absolvirt, zugleich spann sich bei dem peinlichen Verhöramt in Frankfurt eine Untersuchung gegen ihn fort, die einen im Juli 1840 bei Uhrmacher Mylius daselbst verübten Uhrendiebstahl, einen im December im Complott und mittelst Einbruchs verübten großen Diebstahl bei Maximilian Goldschmidt und einen im Januar 1842 im Güterbestätter-Amtslokal in Verbindung mit Andern verübten sehr bedeutenden Gelddiebstahl zum Gegenstande hatte und damit endete, daß er zwar wiederum, weil er, wie immer, Alles beharrlich läugnete, trotz der dringendsten Indicien von der Instanz absolvirt, jedoch bei Vermeidung von Zuchthausstrafe, für immer aus dem Frankfurter Gebiet verbannt wurde. Seitdem hörte man nichts mehr von ihm. Er arbeitete seit 1844 anhaltend in einer Offenbacher Fabrik, wo man ihm hinsichtlich seines Betragens ein sehr gutes Zeugniß gibt und mied auch äußerlich den Umgang mit verdächtigen Personen, bis in die letzte Zeit, wo er wieder im Verkehr mit Iggersheim bemerkt wurde.

Nicolaus Euler ist ohne Vermögen und hat als Stahlschleifer in verschiedenen Fabriken gearbeitet. Nach dem Polizeiberichte liegt ihm jedoch die Arbeit nicht besonders an, hat auch durch seinen Umgang mit dem berüchtigten Gauner Fischel und Andern die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich gezogen, jedoch konnte ihm bis jetzt nichts besonders Nachtheiliges zur Last gelegt werden. Seine Frau ist eine Kupplerin und befindet sich in Frankfurt in Haft; er wurde auch am 24. April wegen Begünstigung zweier Diebstähle zu 5 Monat Correctionshaus und seine Frau mit 2 Monat Gefängniß bestraft.

Fanny Iggersheim ist die Ehefrau des oft genannten übelberufenen Schuhmachers Iggersheim, der schon mehrfach wegen Diebstahls in Untersuchung gestanden, und sich mit Zurücklassung seiner Familie nach Amerika entfernt hat. Sie hat zwar noch nicht in Untersuchung gestanden, jedoch war nach der Angabe des Ortsgerichts ihre Wohnung schon längere Zeit der Anziehungspunkt für sicherheitsgefährliche Personen, und auch ihre Verbindung mit Dieben ist keinem Zweifel unterworfen.

Marg. Eichhorn ist die Ehefrau des in Frankfurt verhafteten Peter Eichhorn, der von Mühlheim gebürtig, seit etwa 2 Jahren in Offenbach recipirt ist und zuletzt bei Frau Kieser in Frankfurt als Führer der Droschke No. VIII im Dienste war. Seine Frau arbeitet schon seit einer Reihe von Jahren in der Bernard'schen Fabrik in Offenbach und ist bis daher Nachtheiliges gegen sie nicht bekannt geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In Wien wurden kürzlich im Opernhause zwei Novitäten zur Aufführung gebracht. „Keolanthe" von Balfe und „der Sommernachtstraum" von Thomas, beide mit Uebersetzungen von C. Gollmick. Die erstere erntete nur einen succès d'estime und wird wohl schwerlich mehr gegeben werden. Die letztere wurde dagegen sehr günstig aufgenommen. Der Tenorist Ander sang und spielte den Shakespeare meisterhaft. Ihm würdig zur Seite stand Fräul. Wildauer als Elisabeth. Schwach war dagegen Staudigl als Fallstaff. Diese schöne Oper wird bereits an mehreren deutschen Bühnen vorbereitet.

Unter den in der Weihnachtszeit zu Berlin aufgegebenen und als „unbestellbar" liegen gebliebenen Packeten figurirt eines ohne Signatur, einen alten Rock, Strümpfe, Kuchen und einen Brief mit der Adresse enthaltend: „An Albert Büttner in der Fremde."

Schon seit längerer Zeit wurden zu **Coblenz** mit einer ungewöhnlichen Verwegenheit Diebstähle verübt, wodurch insbesondere auch die dort haltenden Schiffe der größten Gefahr ausgesetzt waren, indem nächtlicher Weile die Taue, mittelst welcher die dort haltenden Schiffe an den Ufern der beiden Ströme befestigt waren, stückweise abgeschnitten und die so losgetrennten Taustücke entwendet wurden, während die Schiffe, nun ankerlos sich selbst im Strome überlassen, leicht in die größte Gefahr gerathen konnten. Am Abend des 26. Januar gelang es nun, einen Menschen bei einem derartigen Diebstahle zu ertappen und mit einem Sack voll solcher entwendeten Taustücke zur Haft zu bringen. Wie man erfährt, wurden diese Seilstücke an Mattenflechter und Lumpensammler abgesetzt.

Die „Nibelungen" von Gerber und Dorn sind am 22. Januar im Theater zu Weimar bei gefülltem Hause und in vollendeter Darstellung unter Liszt's Direktion zur Aufführung gekommen.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 8. Febr. **Tony**, große romant. Oper in 3 Abtheil., Musik von E. H. z. S.

Donnerstag. 9. Febr. **Die Waise aus Lowood**, Schauspiel in 2 Abth. und 3 Akten, mit freier Benutzung des Romans von Currer Bell von Ch. Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 35. Donnerstag, den 9. Februar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

13. Grauenvolle Erscheinung.

In der Wohnung Zäckerleins brannte auf dem Tische eine trübe Lampe und Sabine saß mit Leinwand und Nadel bei dem schwachen Lichtschimmer. Aber ihre sonst so fleißigen Hände rührten sich nicht und auf das Geräthe, das ihren Schooß bedeckte, fiel zuweilen ein heißer Tropfen aus ihrem schönen Auge.

Der Vater hinkte mit allerhand überflüssigen Beschäftigungen in der Stube umher, betete unter Gesang lateinische Formeln und schmählte dabei auf die Tochter.

„Wie wollt Ihr denn, daß ich handeln soll?" fragte endlich Sabine mit schüchterner Stimme.

„Als wenn ich das nicht hundertmal Dir gesagt hätte!" antwortete Zäckerlein mit heftiger Gebehrde.

„Zucht und Ehrbarkeit muß ich doch beachten."

„Sollst Du auch, mein Kind. — Misericordias domini — aber allzuviel ist ungesund. Der Martin ist kein Unverschämter — Benedictus, benedictus — und er wird Dir, wenn Du ihm einigermaßen mehr entgegen kommst — laudamus te, adoramus te — Dir dieses nicht übel deuten. — Ora pro nobis."

„Ich will es versuchen," seufzte Sabine, „und mich bemühen, Euerm Willen gehorsam zu seyn."

„Nun dann wird es auch wieder gut gehen. Habe ich das heilige Werk vollbracht und ist der Martin mit dem schönen Vermächtnisse unser, dann — ja — dann — donna nobis donna pacem, donna nobis pacem!"

Laut singend und mit sich und seiner Tochter zufrieden ging er mit einer angezündeten Laterne zum Hause hinaus nach der nahen Bartholomäuskirche.

Die allein gelassene Sabine wollte arbeiten, aber ihre Arme waren wie gelähmt und ihre Finger zitterten. Bechdolds Bild hatte sich in ihr weiches Gemüth mit zu lebhaften Farben eingeprägt, als daß dasselbe so leicht auszulöschen gewesen wäre. Je mehr sie an ihn zu denken sich gezwungen fühlte, je lieblicher strahlte das Conterfei, aber auch jemehr entfernte es sich in graue nebelhafte Ferne, bis es endlich auf steilen Felsenspitzen, unerreichbar ihren Händen, dennoch freundlich ihr winkte.

Tief, innig und verschwiegen, wie das Meer, war ihre Liebe, aber, wie dessen Abgrund, eben so hoffnungslos.

Und doch entstieg der stillen schwarzen Wasserfläche allmälig manch' schönes, funkelndes Sternlein, dem ihre heiße Sehnsucht Farbe und Form verlieh.

„Ob eine milde Sonne ihm Blumen des Glückes reifen läßt? — O, daß ich sie ihm warten und pflegen könnte. — Wie gerne wollte ich mein Leben — — ja, für ihn sterben — da ich für ihn ja doch nicht leben darf!"

Solche süße Schauer durchzitterten der Jungfrau Brust und solche Träumereien schlangen ihre bunten Fäden, Entzücken und Wehmuth in einem Tropfen vereinigend, durch derselben Sinne. Der schmerzliche Ausdruck war auf dem holden Antlitze hinweggewischt und Verklärung strahlte mit mildem Glanze aus dem treuen Auge.

In die Stille der engen Gasse knisterte jetzt der Tritt eines Mannes. Von dem Gedanken an ihn erfüllt, war auch wiederum ihr erstes Denken: Bechdold.

Und mit leisen Tritten huschte sie zum kleinen Fensterlein, schob den Vorhang bei Seite und lauschte. Da warf der hochstehende Wintermond seinen glänzenden Strahl in hellen Schlaglichtern durch die Luprandsgasse, daß nur um so dunkler die Ueberhänge der alten Häuser in seltsamen Gestalten dem Auge entgegentraten.

Wo, dem Hause gegenüber, der überdeckte Bach *) von dem Johanniterkloster hervortritt und ein enger Durchgang den Hof dieses Klosters mit der Luprandsgasse verbindet, schwankte im Schatten eine dunkle Gestalt hin und her. — Sabinens Auge mühte sich, den Mann zu erkennen und je mehr der Blick strebte, die Form sich klar zu machen, je mehr verwirrte sich, was sie im Busen trug, mit der unheimlichen Erscheinung, zu einem ihr wohlbekannten, aber dennoch räthselhaften Bilde.

Was sie indessen wahrzunehmen glaubte und hoffte, die Ahnung ihrer Brust, ward zur Wirklichkeit. Bechdold, in seinen weiten Mantel gemummt, stand unter dem Ueberhange eines Hauses, seine Hand preßte eine todbringende Wehre wider die krampfhaft pochende Brust und sein glühendes Auge starrte um die Ecke des Hauses, dessen Schatten ihn verheimlichte, in die mondlich hell beleuchtete und wieder mit dunkeln Schatten schwarz durchfurchte Luprandsgasse.

Das stürmische Drängen seines Innern und die eingeflößten giftigen Mischungen hatten den bessern Theil seiner Menschheit verscheucht und ihn zum Tiger umgewandelt. Zusammen gekauert und vorbereitet zum entsetzlichen Sprunge lauerte er auf sein Opfer.

Minuten flogen vorüber, die Zeit schwang hineilend ihre Flügel, doch sein Vorsatz blieb, unberührt von ihrem Wechsel, derselbe.

„Ich habe es ergattert," murmelte in ihm sein schlimmerer Theil, „dieser Abend soll sie ihm verloben und dieser Abend

---

*) Der jetzige Hauptkanal war früher ein offener Bach. Im Jahre 1468 wurde er jedoch mit Brettern zugedeckt.
Lersner Chronik Bd. 1. Buch 1. S. 18.

soll ihn verbinden mit der klapperdürren Gestalt, deren Hochzeitkammer ewige Finsterniß umwallt und deren Farbe schwarz ist — schwarz — schwarz — das Grab."

Sabine hatte mit ängstlichem Pulsschlage den Geliebten beobachtet. Sie strebte, über dessen räthselhaftes Beginnen sich Klarheit zu verschaffen; aber jemehr sie die Fasern des Gehirnes anstrengte, desto dunkler und verworrener wurde ihr, was hier vor ihrem Auge sich zeigte, und um so mehr umkrallte Furcht und endlich Entsetzen ihre auf und nieder fliegende Brust.

Da schallten abermals Männertritte, von der Schnurgasse herkommend, durch die Luprandsgasse und ihr dorthin gerichtetes Auge gewahrte den Schein einer Leuchte, die sich näher und näher dem unfernen und ihr gegenüber gelegenen Hause des Nachbars Jäger zu bewegte. Jetzt strahlte der helle Schein vor der Thüre, zwei Männer schritten die kleine Freitreppe hinan, der messingerne Klöpfer fordert Einlaß, der alte Verschluß öffnet seinen Flügel, ein anderer Mann erscheint, der Leuchte Schein fällt auf sein Gesicht — es ist Vater Jäger, der einen Ankommenden empfängt — da fliegt Sabinens Auge zu dem Manne des Dunkels und — Entsetzen! dieser lüftet den Mantel und der spiegelnde Glanz eines Feuerrohrs gleitet wie ein Irrlicht durch die Dunkelheit.

Kalter Angstschweiß trat da der Jungfrau auf die Stirne. Sie wollte rufen, aber ihre Zunge war gelähmt, ihre Brust ein starrer Marmor. Wankend hielt sie sich an der Fensterbrüstung und ihre Sinne umnachtete schwarzes Dunkel.

(Fortsetzung folgt.)

Herr v. Radowitz und das protestantisch-germanische Element.

(Schluß.)

Das v. Radowitz'sche Kapitel: „Preußen als protestantische Macht" enthält noch Folgendes: „Wer den jammervollen und stete Gefahr drohenden Zustand dieses großen herrlichen Volkes (des deutschen) heilen, wer ein wahres Gemeinwesen im Centrum von Europa aufrichten, wer hierin die welthistorische Aufgabe der Zukunft lösen will, der wird stets von dem eben sowohl faktischen als berechtigten Nebeneinanderbestehen beider Confessionen ausgehen, hierauf unwandelbar fußen müssen. Nirgends mehr als in Deutschland, und ganz besonders im preußischen Staate gibt es für das Verhältniß des Staates, der Kirche gegenüber, keinen anderen Standpunkt, als den der vollkommensten Unabhängigkeit nach beiden Seiten hin. Jeder Versuch, den Staat und seine Mittel zu Gunsten der äußeren Machtvergrößerung einer der christlichen Confessionen zu verwenden, wird stets und unausbleiblich mit dem Verderben des einen und des andern Theiles enden."

Herr v. Radowitz sagt unstreitig in Obigem eine beachtenswerthe Wahrheit, so gewiß er auch allzu sehr katholischer Confessionist ist, um ein Staatsmann von praktischerem Gewichte für einen Staat wie Preußen zu seyn. Gleichwohl scheint es uns, daß jener Ausspruch auf Preußen um so weniger, beziehungsweise nur in so weit anwendbar sey, als man dort schon mehrmals Gefahr lief „den Standpunkt der vollkommensten Unabhängigkeit nach beiden Seiten hin" eher zum Nachtheil der protestantischen Kirche zu verlassen. Die Erfahrung lehrt ohnehin, daß, wenn man in allzu sorglicher Bedachtnahme, nach der einen Seite hin kein Unrecht zu thun, sich auf die Gewährung Dessen einläßt, was hier (wie es Prof. Dr. Otto Majer zu Rostock in der Vorrede zu seinem Buche: „Die Propaganda, ihre Provinzen und ihr Recht" treffend darlegt) maßlosest als „ihr Recht" prätendirt wird, man gar leicht in den Fall kommen kann, nach der andern Seite ein Unrecht zu thun. Protestantischerseits wird, allen Erfahrungen und Lehren der Geschichte zum Trotz, noch immer versäumt: 1) mit eiserner Consequenz den Jesuiten-Orden von der katholischen Kirche als solcher zu unterscheiden, 2) beharrlich und entschieden die Forderung geltend zu machen, daß die römische Curie den Augsburgischen und westphälischen Frieden, den Reichsdeputationscongreß und die bezüglichen Bestimmungen des Wiener Congresses ausdrücklich anerkennen, folgerecht also auch auf die Belegung der protestantischen Kirche mit der Schmähung „Ketzerei" ein und für allemal verzichten müsse. Zu einer solchen Geltendmachung war in neuerer Zeit um so mehr Anlaß gegeben, als die Schritte der Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz die betreffenden Regierungen in die Lage versetzten, entweder sich selbst aufgeben und unter Rom beugen oder aber ihr mit allen Künsten des Jesuitismus so freventlich angegriffenes Recht bis zur äußersten Consequenz, das Gesetz in der Hand und unter Berufung auf den gesunden Sinn des Volkes, vertheidigen zu müssen.

Dagegen ist, zumal nach Allem, was schon seit Monaten wieder von dorther verlautet, der Ausspruch des Hrn. v. Radowitz auf die andere deutsche Großmacht desto mehr anwendbar. Das bestgemeinte Abrathen von der religiös-traditionellen Politik bleibt fruchtlos. Umsonst war ja auch Dr. J. F. Schneller's Mahnung, wie sie im Werk: „Oesterreichs Einfluß auf Deutschland und Europa" in den wenigen einfachen Worten liegt: „Jesuitism war von Ferdinand I. mit Planmäßigkeit gegründet, von Maria Theresia mit Widerstreben aufgehoben, von Franz I. als Hebel der Rückwälzung wieder hergestellt. Maximilian II. und Joseph II. verabscheuten den Jesuitism; sie erhoben sich bis zur Idee christlicher Toleranz. Sie ahneten den Satz, es sey nicht möglich, daß an allen Bäumen gleiche Rinde wachse." Wie es scheint, ist man mit Rom, während es gerade bei der jetzigen Weltlage Pflicht und Aufgabe wäre, auch die religiösen Wirren von Deutschland ferne halten zu helfen und dem Protestantismus gerecht zu werden, in dem gefährlichen Prinzipe einig, welches Dr. C. Knies in seiner Schrift: „Die katholische Hierarchie" mit dem Satze scharf kennzeichnet: „Bei dieser Machtstellung der katholischen Hierarchie in Oesterreich wird jeder Erfolg Oesterreichs „im Reiche" als ein Erfolg für die Ausdehnung der katholischen Hierarchie in Deutschland erscheinen müssen, und umgekehrt wird jeder Erfolg der katholisch-hierarchischen Ansprüche im übrigen Deutschland einen Erfolg für die Machtstellung Oesterreichs in sich schließen." Wenn das österreichische Kabinet glaubt, ein System wieder aufnehmen zu können, das den Katholizismus und das Papstthum „zur Basis seiner politischen Propaganda und deutschen Oberherrlichkeit" macht, so mag dasselbe zusehen, daß es sich nicht abermals arg verrechne. Das nordwestslavische und das germanisch-protestantische Element vertragen sich ungleich besser, als das letztere und das germanische Element. Oesterreich befindet sich ohnehin, der orientalischen Frage gegenüber, in einer Lage, die bereits schwierig genug ist und möglicher Weise sehr kritisch werden kann. Gut vielleicht, wenn dasselbe in den Spiegel sieht, den ihm B. Bauer in seiner Broschüre: „Rußland und das Germanenthum" im Kapitel „Oesterreich und das Deutschthum" vorhält. Wenn aber der Erzbischof von Mailand jetzt auch „dem katholischen Oesterreich die Mission der Pazifikation und Wiederherstellung der Ordnung" in der Voraussetzung vindicirt, daß die freigegebene katholische Kirche „gewisse Krebsschäden heilen" helfe, so dürfte im Hinblick auf die Zustände in den romanischen Ländern und namentlich auch im Kirchenstaate selbst, eher zu besorgen seyn, daß diese Kirche die alten Schäden, anstatt zu heilen, verschlimmere und daß sie sogar neue verursache.

Die Offenbacher Diebsbande vor den Assisen.

Darmstadt, 6. Februar.

(Fortsetzung.)

Der Anklageakt geht nun zur Aufzählung der Diebstähle über, die den Gegenstand der Verhandlung bilden, nämlich:

I. Der Diebstahl bei Gebr. Schuster in Frankfurt am Abend des 28. Febr. 1853. Der Anklageakt gibt eine genaue Beschreibung der Oertlichkeiten des Schuster'schen Geschäftslokals auf der Döngesgasse, erzählt nun, auf welche Weise Thüren und Kasse erbrochen, und daß nach Angabe des Handelsmanns F. J. Schuster aus letzterer circa fl. 15,000 entwendet worden.

Die ersten Mittheilungen über die Thäter, fährt der Anklage-Akt fort, machte Ludwig Ritter, nach Erzählungen, die ihm übereinstimmend von Mathes, den Euler'schen Eheleuten, des David Hirsch und der Frau Iggersheim gemacht wurden. Die Gelegenheit zum Diebstahl war von dem Gerümpler Feuerbach in Frankfurt ausgemacht worden; zwischen Diesem, dem Samuel Iggersheim, dem Peter Schäfer, dem Ph. Matthes und dem Sulzbacher (Völkner) verabredet; später wurden noch David Hirsch, Nicolaus Euler und Peter Eichhorn zugezogen. Drei Brecheisen fertigte Schmied Anthes in Egelsbach bei Langen, ein viertes kleineres stellte der Nicolaus Euler. Mit der Fertigung der Schlüssel war David Hirsch beauftragt worden; er probirte die Schlüssel zur Hausthüre zu drei verschiedenen Malen an Ort und Stelle und benutzte dazu die Mittagszeit, während welcher das Comptoir geschlossen war. Das erste Mal brach ihm die Hälfte vom Bart des einen Schlüssels ab und fiel in den Schloßkasten, das zweite Mal mußte er den Bart etwas biegen und „Jetzt gingen — wie sich Euler bei Ritter ausdrückte — die Schlüssel wie Dampf", und man kann sich den Jubel denken, als Hirsch zurückkam und sagte: „Die Schlüssel gehen!" Hierauf wurde nun die Ausführung unternommen. Hirsch holte am Abend den Kutscher Eichhorn von Frankfurt und fuhr mit ihm bis an die Gränze, wo Matthes, Iggersheim, Schäfer und Sulzbacher mit den Brecheisen einstiegen und bis an die Mehlwage fuhren. Euler und Hirsch gingen zu Fuß. — Man begab sich von da aus in Gesellschaft, wobei sich auch die Susanna Breidenbach eingefunden hatte, an das Schuster'sche Haus; es war zwischen 8 und 9 Uhr Abends. Matthes und Iggersheim stellten sich nun mit der Breidenbach und noch einer andern Weibsperson (als welche die Frau des Iggersheim oder des Eichhorn genannt wurde) vor die Hausthüre, thaten, als wenn sie Liebesgespräche führten und öffneten unter dieser Maske mit den Nachschlüsseln die Hausthüre. Jetzt wurde Euler abgesandt, den Feuerbach, dem sie nicht ganz trauten und daher von der Stunde der Ausführung keine bestimmte Kenntniß gegeben hatten, herbeizuholen. Hierauf begaben sich Matthes, Iggersheim, Schäfer und Völkner in das Haus, wobei sie eine Glasglocke, die im Hausgange stand, zerbrachen. Nicolaus Euler und Feuerbach hielten, sowie Hirsch und die Susanna Breidenbach, in der Nähe Wache. Die vier Ersteren brachen hierauf die Comptoirthüre ein, so, daß man die Schläge auf der Straße hörte, zündeten die Gasflammen im Comptoir an, brachen dann die Thüren des Zähltisches auf und nahmen das darin befindliche Geld heraus. Hierauf erbrachen sie einen Schrank, in welchem eine eiserne Geldkiste stand. An dieser wurden die Bande und Ringe, worin das Vorhängschloß hing, unter ungeheurem Lärm — wie Euler dem Ritter erzählte — herausgerissen und die Geldsäcke in den Hausgang geschleift. Als das Geld heruntergebracht war, wurden die Gaslichter wieder gelöscht und die Säcke an Riemen und Stricken über die Schultern unter die Mäntel und Burnusse gehängt; dann ging es zur Hausthüre hinaus nach der Mehlwage, wo sie der Eichhorn mit der Droschke erwartete. Die Säcke wurden in den Wagen gelegt und fuhren in demselben Matthes, Iggersheim, Schäfer, Völkner und Euler nach Offenbach, während Hirsch und die Breidenbach zu Fuße fortgingen und Feuerbach, den sie beschuldigten, von zwei Säcken, die er getragen, nur einen abgeliefert zu haben, in Frankfurt zurückblieb, und sich einen Alibibeweis zu sichern suchte. In Offenbach angekommen, wurde das Geld in das Iggersheim'sche Haus getragen und nach den geleisteten Diensten und der übernommenen Gefahr durch Schäfer vertheilt. Matthes, Iggersheim, Schäfer und Völkner erhielten circa fl. 2500 Jeder. Euler erhielt fl. 750., der Schmied in Egelsbach fl. 50. Der Frankfurter sollte nichts mehr erhalten, da er beschuldigt war, einen Sack mit fl. 1000 oder fl. 1500 „untergemakelt", d. h. unterschlagen zu haben. Doch wurden ihm später noch fl. 350 zuerkannt, die aber Iggersheim mitgenommen haben soll. Hirsch erhielt nur fl. 50 und später von Schäfer noch 6 Kronthaler. Frau Iggersheim und deren Töchter erhielten auch von dem Gelde gleichsam zum Geschenke, Erstere an fl. 1000. — Alle diese Angaben des Ritter sowie noch viele andere Einzelnheiten, die derselbe nach und nach bei dem Polizeiamt in Frankfurt vor dem Einschreiten der Gerichte machte, haben sich nachmals bestätigt, nicht allein durch die gerichtlichen Erhärtungen, sondern auch durch die Geständnisse, die mehrere der Beschuldigten, wenn auch nach langem Kampfe, ablegten. Zuerst von Peter Eichhorn, sodann von Margaretha Eichhorn, welche die Angaben Ritters mit allen Details wiederholten. Auch David Hirsch gibt nach langem Läugnen im Wesentlichen den Hergang eben so an; er will die Schlüssel nicht verfertigt, aber mehrmals probirt haben ꝛc. Bald nach jenem Geständnisse verfiel er aber in Geisteszerrüttung, so daß weitere Vernehmungen nicht mehr eintreten konnten. Dem Arzte, der ihn besuchte, äußerte er in Worten und Gebärden Furcht vor Mördern; er befindet sich im Hospital Hofheim. Nach Hirsch ging die in Frankfurt verhaftete Ehefrau Euler zum Geständniß über, welches zuletzt noch dasjenige ihres Mannes, des Angeklagten Nicolaus Euler, nach sich zog; auch diese Beiden geben im Wesentlichen den Hergang in Uebereinstimmung mit Ritter an. Die übrigen Angeklagten Matthes, Schäfer und die Iggersheim waren zu einem Geständniß aber nicht zu bringen.

II. Diebstahl mit Einbruch und Einsteigen bei Fabrikant Siegmund Rothschild in Offenbach in der Nacht vom 14/15. Februar 1853. — Hier waren die Diebe, den Spuren nach, mittelst Erbrechung einer Gartenthüre in den Hofraum gekommen, hatten eine Scheibe im Souterrain eingedrückt, waren so durch Einsteigen in den Seitenbau gelangt, in dem dort befindlichen Arbeitersaale die Stubenthüre durch Herauszwängen des Schließkolbens erbrochen und waren so bis in das Comptoir und ein daneben befindliches, mit den Wohnungsräumen in Verbindung stehendes Zimmer eingedrungen, hatten im Comptoir einen Schreibpult und im Nebenzimmer einen Schreibtisch, worin sich jedoch nur Papiere befanden, mittelst eines Instrumentes und Lossprengen der Schlösser gewaltsam geöffnet und aus ersterem eine dem Commis Strauß gehörige Summe Geldes von 10 fl. nebst einem Ringe und andern Kleinigkeiten, sonst aber aus diesem Zimmer eine sehr bedeutende Quantität Portefeuille-Waaren, in Portemonnaies und Cigarrenetuis bestehend, deren Werth auf etwa 1000 fl. angegeben wurde, entwendet. Rothschild hatte mit seinem Commis bis um 1 Uhr Nachts auf dem Comptoire gearbeitet, es muß also dieser Diebstahl erst nach dieser Zeit verübt worden seyn. Ueber die Thäter war Anfangs nichts zu ermitteln, nur so viel stand fest, daß eine mit den Verhältnissen in der Fabrik und den Lokalitäten vertraute Person im Spiel gewesen, und daß auch mehrere Personen den Diebstahl verübt

hatten, da die Waaren circa $1^{1}/_{2}$ Centner gewogen. Auch hier gab wieder Ritter die ersten Aufschlüsse über die Thäter. Frau Euler hatte ihm in Abwesenheit ihres Mannes von einem Diebstahle erzählt, den Ph. Mattes, Peter Schäfer und ihr Mann in Offenbach ausgeführt hätten; es seyen Portemonnaies im Werthe von circa 1500 fl. gewesen. Später erzählte ihm Nik. Euler ganz dasselbe und bemerkte, sie hätten in jener Nacht einen Diebstahl im Zollhause beabsichtigt, wären aber durch das Licht des Wächters in dem anstoßenden kleinen Häuschen abgehalten worden, worauf sie dann in die Portemonnaie-Fabrik eingebrochen seyen.

Diese Angaben Ritters wurden später durch das Geständniß der Frau Euler ebenfalls bestätiget, nur mit dem Unterschiede, daß sie ihrem Manne den Iggersheim substituirte und angab, das Nähere von Matthes erfahren zu haben, mit der Bemerkung, daß Jakob Lanio die Sache ausgemacht und ihnen mitgetheilt habe, daß an jenem Abend die Waaren zum Verschicken fertig wurden.

Nik. Euler leugnet die Theilnahme an diesem Diebstahl und gibt die Hauptpunkte so an, wie seine Frau. Ph. Matthes und P. Schäfer wollen nichts von diesem Diebstahle wissen und eben so leugnet J. Lanio die gegen ihn vorliegende Beschuldigung. Letzterer ist im Jahre 1849 wegen Diebstahls von Portemonnaies zum Nachtheil des Fabrikanten Klepsch mit einem Jahre Korrektionshaus bestraft. Seit seiner Entlassung im J. 1851 ist nichts Nachtheiliges von ihm bekannt worden. Im Laufe der Untersuchung ist er jedoch beschuldigt worden, in Gemeinschaft mit Fischel den Diebstahl bei Kaufmann Martin in Frankfurt in der Nacht vom 21. auf den 22. März v. J. verübt zu haben.

Dagegen finden die Angaben des Nik. Euler durch Wilhelm Merk, welcher gleichzeitig mit Lanio verhaftet wurde, ihre Bestätigung. Er hat in seiner ersten Vernehmung gestanden, daß er die bei Rothschild gestohlenen Waaren, welche ihm Matthes ins Haus gebracht, in Verwahrung genommen habe. Matthes habe ihm selbst gesagt, er hätte sie bei Rothschild gestohlen. Nach ein paar Tagen habe er aber nichts mehr damit zu thun haben wollen und sie wieder aus dem Hause geschafft; er habe sie zusammen in ein Fäßchen gethan und sie dem Kerber gegeben, der sie aufs Lager nach Frankfurt lieferte. Auch Ludwig Kerber, Stahlschleifer zu Offenbach, im Allgemeinen gut beleumundet, ist geständig, die Waaren von Merk in Empfang genommen, längere Zeit aufbewahrt und später in zwei Kisten verpackt, Spediteur Mohr in Frankfurt zur Aufbewahrung übergeben zu haben. Auch hat Kerber weiter eingestanden, daß er sich ein Cigarrenetui selbst angeeignet und in Gebrauch genommen habe.

III. Versuchter Diebstahl bei Dr. jur. Wetzel in Sachsenhausen in der Nacht vom 29./30. April 1853. — Durch Ritter war dem Polizeiamt die Anzeige gemacht, daß dieser Einbruch intendirt sey und waren alle Vorkehrungen getroffen, die Diebe auf der That zu ertappen. Nach 12 Uhr Nachts erschienen auch im Kirchenweg fünf Personen und stiegen sehr bald über die Mauer in den Garten ein; zwei begaben sich durch den Garten in den Hofraum an das Wohnhaus, visitirten an einem Laden, gingen aber wieder zurück. Ihnen folgten die Andern und stiegen wieder über die Mauer zurück bis auf Einen, der sich dem Hause wieder näherte. Dieses war aber Ritter; die andern waren entkommen. Am folgenden Tage fand sich in dem Wetzel'schen Garten ein Gläschen mit Vogelleim, ein Brecheisen, zwei weitere Brecheisen und einige in Papier geschlagene Hauptschlüssel wurden in der Umgegend gefunden. Nach den Mittheilungen Ritters waren die Theilnehmer: Ph. Matthes, Nicolaus Euler, David Hirsch und Peter Eichhorn; die Bestellungen aber wurden bei Fanny Iggersheim gemacht. — Matthes nahm unter Zuziehung Ritters zuerst Einsicht der Lokalität in Sachsenhausen und fand, daß es gerathen sey, nicht durch Nachschlüssel, sondern über die Gartenmauer durch Erbrechung eines Fensters, das keine Läden habe, in das Haus zu kommen. Auch Euler hatte am Tage vor der Ausführung die Lokalität eingesehen und Eichhorn sollte mit einer Droschke zur Hand seyn, weil auf große Geldsummen gerechnet wurde. Am Abend vor der Ausführung hörte Ritter von der Iggersheim, daß die Ausführung auf die folgende Nacht bestimmt bleibe. Am Abend der Ausführung selbst holte Ritter den Euler ab und ging mit demselben um 10 Uhr nach Frankfurt an's Allerheiligen-Thor, welches zum Sammelplatz bestimmt war. Dort trafen sie mit Matthes und Eichhorn zusammen und begaben sich einzeln nach Sachsenhausen. Sie stiegen nacheinander über die Gartenmauer; Matthes und Eichhorn gingen zuerst bis an das Wohnhaus, verläßigten sich, daß kein Hund in der Hütte sey, tasteten an einem Fensterladen herum, zogen sich aber zurück, weil in der Nähe Hunde zu bellen anfingen und es ihnen überhaupt nicht geheuer vorkam. Mit diesen Angaben stimmen die Geständnisse des in Frankfurt verhafteten Peter Eichhorn und der Ehefrau Euler, so wie des David Hirsch, endlich des Nik. Euler vollständig überein. Ph. Matthes stellt auch die Betheiligung an diesem Diebstahlsversuch in Abrede und ebensowenig will Fanny Iggersheim etwas von der Sache wissen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Der berühmte Violinspieler Ernst wird nächster Tage hier eintreffen und sowohl in unserer Stadt, wie auch in Mainz, Wiesbaden und Darmstadt Konzerte veranstalten.

(München, 2. Febr.) Die Hofbühne beabsichtigt im Julius dieses Jahrs eine Reihe von Schauspiel-Vorstellungen aus dem klassischen Repertoire entnommen, und nur mit ersten Mitgliedern der ersten Bühnen Deutschlands besetzt.

Korrespondenz.

Freiburg, 30. Januar.

In nächsten Tagen soll hier eine neue Oper von Theodor Mohr aufgeführt werden, deren musikalischer Theil, rein volksthümlich und aus allemannischen Momenten genommen, mit Sachkenntniß und Geist durchgeführt seyn soll. Der Komponist ist kein hiesiger, er ist aus Bonn, der Vaterstadt Beethovens, aus der in neuester Zeit schon eine Reihe tüchtiger Künstler hervorgegangen sind.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 9. Febr. Die Waise aus Lowood, Schauspiel in 2 Abth. und 3 Akten, mit freier Benutzung des Romans von Currer Bell von Ch. Birch-Pfeiffer.

Freitag, 10. Febr. Der Wasserträger, Oper in 3 Abth.

Montag, 13. Febr. Zweiter Maskenball im Stadttheater.

Druck und Verlag von Hetter und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 36. Freitag, den 10. Februar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

14. Himmelhoch jauchzen, zu Tode betrübt.

Der Vorfall des Tages und namentlich das aufbrausende, alle Gränzen überschreitende und anmaßende Benehmen Bechbolds hatten den Meister Jäger nur noch mehr in seiner Ueberzeugung bestärkt, daß allen diesen Wirren seines Hauses ein rasches Ende gemacht werden müsse. Wollte sich auch hierüber noch irgend ein Zweifel vor diesen Entschluß drängen, so tauchten die Reden des Syndikus und dessen Ermuthigungen in seiner Erinnerung auf und beseitigten dieselben.

Also gekräftiget und gepanzert verließ er bald nach jenen ärgerlichen Ereignissen sein Haus und eilte zu dem Notarius Steffan. Dieser, kaum seinen Ohren über sein nahe bevorstehendes Glück trauend, bewirthete den lieben Besuch mit Wein, Braten, Kuchen und was er in der Geschwindigkeit aufzutreiben vermochte, auf das Beste und erklärte sich mit tausend Freuden bereit, auf der Stelle die Eheberedungen ganz, wie sie Jäger wünschte, aufzusetzen und solche am Abend zu unterschreiben.

Der Notarius hatte alle Punkte wegen Mitgabe und Widerlage schleunigst zu Papier gebracht und bei einem Glase guten Weines vergaß Vater Jäger bald alle unangenehmen Ereignisse des Tages. Unter dem Klange der Gläser träumten sich Schwiegervater und Eidam eine heitere Zukunft.

Während dort in der Wohnung Steffans zwei, in ihrem Wahn glückliche Menschen unbesorgt den kommenden Tagen entgegen sahen, ja gar nicht an dieselben dachten, war Martin bei der, durch den Lärm doch immer etwas angegriffenen und erregten Renate geblieben. Mutter Salome, mißgestimmt über vereitelte Pläne und Hoffnungen und beansprucht von Sorgen für die häusliche Wohlfahrt, überdieß nicht im entferntesten ein geheimnißvolles Band zwischen beiden vorgedachten jungen Leuten ahnend, hatte diese in der Stube Renatens allein gelassen und Martin bemühte sich nun, mit Wort und That der Maid seines Herzens gefällig zu seyn.

Die Art und Weise, wie Renate dieses aufnahm, mußte in Martin die im Verborgenen brennende Flamme um so mehr schüren, als die Erinnerung an Das, was heute all' geschehen, nur noch reichlicheren Stoff dazu lieferte. Und wenn in Martins Auge allmälig kühneres Vertrauen sich spiegelte, so konnten bei der liebenden Jungfrau die Nebel des Zweifels, welche sich seither quälend über ihre Hoffnungen gewälzt hatten, nicht länger ihre Macht behaupten. Der stumme Martin wurde plötzlich beredt, und wo es ihm früher an passenden Worten und Ausdrücken mangelte, da glitten mit einem Male die anmuthigsten Bilder in reicher Fülle über seine Lippen. Und Renate — in deren Busen der himmlische Funke ebenfalls die leuchtenden Strahlen warf — blieb sie zurück mit Klängen, die dem Erwählten wie aus höheren Kreisen kommend dünken mußten?

Also im wonnevollen Geplauder verscheuchte das erwachende gegenseitige Vertrauen bald alle Schüchternheit. Sich mitzutheilen und Gewißheit, die jedes doch schon in des Andern Augen las, in Worten zu erhalten, drängte das nicht mehr zu bewältigende Fühlen der Brust. Da flüsterte es endlich traulich und geschämig durch die matt erleuchtete Stube und in der Dämmerung weilten zwei einander umschlingende glückliche Menschen.

Tiefes Schweigen hatte geherrscht; endlich unterbrach Martin dasselbe:

„Ach, Renate, ich hätte noch heute Morgen solches Hoffen gar nicht gewagt!"

„O, hättest Du mir in meine Augen gesehen!"

„Durfte ich denn solche Kühnheit mir erlauben?"

„Jetzt weißt Du, daß Du mir gehörst!" entgegnete Renate, und Martin preßte sie ungestüm an seine Brust.

„O, welche Seligkeit!" sprachen Beide mit leisem, aber entzückenvollem Tone. „Ja, ja, wir werden glücklich seyn!"

Da zischte plötzlich ein Feuerblitz an der Zimmerdecke und ein donnernder Schuß krachte durch die enge Lupranzgasse.

Entsetzt fliegen Beide auseinander; aber von der Gasse ertönt Jammergeschrei und Hülferuf schallt aus den Häusern. Mit flüchtigem Fuße eilte jetzt Martin hinab und mit Windesschnelle folgt ihm Renate. Jetzt gelangen sie in den Hausgang — schon ist es dort von den Lichtern der Gesellen helle — und ein schaudererregender Anblick bietet sich ihrem Auge dar. Vater Jäger liegt in seinem Blute.

„Wie? — Was? — Schändlicher Frevel! — Wer konnte die Unthat begehen?" Also riefen viele Stimmen durcheinander und der nahestehende Notarius Steffan, sammt einem Diener, welcher eine Laterne trug, standen bleich vor Schreck, zitterten und vermochten keine Antwort zu ertheilen.

Unter dem Jammergeschrei der herzugeeilten Mutter Salome wurde der sprachlose Meister Jäger in das obere Gelaß seines Hauses getragen; die zahlreich zusammengelaufenen Bürger aber stürmten racheschreiend nach allen Gegenden, um den Mörder zu suchen.

15. Die treue Hand.

Bechbold, von seinem bösen Geiste getrieben, hatte den Schuß gewagt. Aber blind von Leidenschaft versagte das sonst so scharfe Auge seinen Dienst und das wilde Feuer seines Busens machte die Hand ihm zittern. So fehlte seine Kugel das auserlesene

Ziel, den Nebenbuhler Steffan, und zerschmetterte eine Brust, welcher er kein Arges zugedacht hatte, die des unglücklichen Meister Jägers.

Als der Feuerblitz aus seinem Rohre hinausströmte, war es ihm indessen, als ob ein Donnerstrahl vom Himmel sein Inneres erschüttere und den Schleier vor seinen sündig verblendeten Augen plötzlich hinwegstreife. Im innersten Mark erbebend, spähte er aus seinem dunkeln Verstecke dem Laufe seiner Kugel nach und bei dem Schimmer der Leuchte und der später herangetragenen Lichter mußte er die nicht beabsichtigte, für ihn jetzt entsetzliche Wirkung seines Geschosses erkennen.

Da schlugen Wuth und Verzweiflung ihre Krallen tief in sein Herz und peitschten ihm das Blut zu wildem, kreisendem Feuer, während Höllenangst ihn zugleich mit Eiseskälte überschüttete, daß frostiger Schweiß auf seine Stirne trat. Einen Augenblick schienen seine Füße an den Boden gebannt, aber nicht lange und das Entsetzen über sein Werk trieb ihn mit glühendem Sporn zur Flucht. Voll Grausen schleuderte er das Werkzeug seines Frevels, das noch warme Feuerrohr, weit von sich hinweg und eilte in den nach dem Johanniterkloster führenden engen Durchgang.

Der laute Knall des Schusses hatte aber im Verlaufe auch von dieser Seite Leute herbeigerufen. Laut schreiend stürmten sie dem Fliehenden entgegen und sperrten ihm den Weg. Da warf der jetzt wieder erwachende Trieb der Selbsterhaltung den Flüchtigen herum und trieb ihn zurück nach dem Orte der Unthat. Aber auch hier drohten die immer zahlreicher heranlaufenden Bürger den Thäter zu erspähen, und keiner Ueberlegung mehr fähig wollte dieser in der finstern Ecke an dem Färberhause „zum alten Wolfe“ sich verbergen, als aus dem Dunkel eines Häuschens flüsternd sein Name gerufen wurde.

Mit weit aufgerissenen Augen schwankte er näher und eine weiche Hand faßte seine bebende Rechte. Unbewußt folgte er der Leitung, eine Thüre schließt sich hinter ihm und eine milde, dabei aber zitternde Stimme spricht:

„Ihr seyd gerettet!“

Sein Athem stockte, krampfhaft suchte er die Erschütterung zu bewältigen:

„Ihr? — Ihr — Sabine?“

„Verrathet Euch durch keinen Laut und folgt mir.“

„Ihr wollt mich retten? — So wißt Ihr denn —?“

„Ihr seyd ein Unglücklicher, für den — — laßt mich schweigen und handeln!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Offenbacher Diebsbande vor den Assisen.

Darmstadt, 6. Februar.

(Fortsetzung.)

IV. Diebstahl mit Einbruch bei Glaser Riese in Frankfurt in der Nacht vom 28./29. April 1853. — Glaser Riese fand, als er um 3/4 11 Uhr in seine zu ebener Erde gelegene Wohnung eintreten wollte, die Hausthüre wie gewöhnlich verschlossen, die Zimmerthüre dagegen halb geöffnet und das davor hängende Schloß verschwunden. Als er in sein Zimmer trat, fand er die Commode erbrochen und die zwei obersten Schubladen auf der Erde stehen. Abgebrannte Streichhölzchen lagen umher und zwei meiselartige Werkzeuge lagen auf der Commode, aus welcher verschiedene Gegenstände im Werth von fl. 101. 30 kr. entwendet waren. Auch bei diesem Diebstahl half Ritter auf die Spuren des Thäters. Er gab Nicolaus Euler als denselben an, welcher ihn am Sonntag vor der Wetzel'schen Affaire auf dem Wege in die Reutlinger'sche Brauerei von seinem Plan, diesen Diebstahl zu verüben, in Kenntniß setzte. Als Ritter am Abend vor dem Wetzel'schen Diebstahl in Offenbach war, kam er auch in die Euler'sche Wohnung, blieb dort bis um zwei Uhr Nachts; Euler war aber noch nicht nach Hause gekommen. In dieser Nacht fiel aber der Diebstahl bei Riese vor. Am folgenden Tage hörte Ritter in Offenbach von mehreren Personen die Bestätigung seiner Vermuthung. — Euler läugnet diesen Diebstahl. —

Nach Verlesung des Anklage-Akts erhält der Staatsanwalt das Wort. Er bemerkt: „Die letzte Anklage, die ich in dieser Session vor Sie, meine Herren Geschworne, zu bringen habe, ist die empörendste und wird deren Verhandlung mehrere Tage in Anspruch nehmen. Sie ist zugleich die wichtigste, da die öffentliche Sicherheit bei ihrem Ausgang ungemein betheiligt ist. Die Anklage-Dokumente haben Sie schon darauf hingewiesen, daß es sich hier nicht etwa um Gelegenheitsdiebstähle, sondern um eine sehr gefährliche Diebesgesellschaft, um nicht zu sagen Diebesbande, handelt, welche ihren Sitz in Offenbach hatte und ihr verbrecherisches Handwerk in Offenbach und seiner Umgegend, namentlich aber in der Nachbarstadt Frankfurt verübte; und in welchem Maßstabe diese Verbrechen getrieben wurden, darauf zeigen die Summen hin, um welche es sich bei den Diebstählen handelt, auf welche es abgesehen war. Mit Bagatellsachen gab sich diese Gesellschaft nicht ab, es mochte denn seyn, um vielleicht die Gewandtheit des Einzelnen zu zeigen. Von was es sich hier handelt, darauf weist diese Sammlung von Brechwerkzeugen und andern Diebsinstrumenten hin, gegen welche der festeste Verschluß nicht sichert; man könnte diese Sammlung gewissermaßen einen förmlichen Belagerungspark gegen das Eigenthum nennen. Der Grund, weßhalb man nicht schon früher den Thätern der zur Sprache kommenden Diebstähle auf die Spur kam, liegt vornehmlich darin, daß sie zumeist ihre Verbrechen außerhalb der Gränzen des Großherzogthums, im Frankfurter Gebiet, verübten, wodurch die Verfolgung und Nachforschung erschwert war. Ein weiterer Grund lag in der Vorsicht, womit bei Ausführung der Diebstähle und der Anspinnung der Pläne zu Werk gegangen wurde; endlich aber scheint ein Hauptgrund darin zu liegen, daß jeder einzelne Mitwisser sich gegenseitig für den Fall des Verraths mit dem Tode bedrohte. Denn abgesehen von einzelnen Angaben, deutet unwiderleglich darauf hin der Kampf, mit welchem endlich einzelne Geständnisse abgelegt wurden, sowie der merkwürdige Umstand, daß zwei der Mitbeschuldigten, einer in Frankfurt und einer hier, bald nach abgelegtem Geständniß in Geisteszerrüttung verfielen und in ihrem Paroxismus von nichts sprachen, als von den Mördern, vor denen sie sich fürchten. Es wäre gleichwohl die Justiz vielleicht noch nicht im Stande, jetzt schon die Verbrecher ans Tageslicht und zur Verantwortung zu ziehen, wenn nicht die Umsicht des Hrn. Polizei-Amts-Assessors Dr. Beer in Frankfurt, eines höchst thätigen Beamten, zu dem Mittel gegriffen hätte, die verdächtigen Personen in ihren Schlupfwinkeln überwachen und beobachten zu lassen; ein Mittel, das unter diesen Umständen das allergeeignetste, das allerberechtigtste war, indem man sagen kann, daß das Gebiet der Stadt Frankfurt sich gewissermaßen im Nothzustand gegen diese Diebesgesellschaft im benachbarten Offenbach befunden habe.“ — Der Staatsanwalt geht nun auf die einzelnen Diebstähle und die dabei Betheiligten über und übergibt die aus 43 Namen bestehende Zeugenliste. Auf derselben befindet sich auch die Elise Valerius, Geliebte des Matthes, welche aber nicht erschienen ist.

Als erster Zeuge wird nun vernommen:

Franz Joseph Schuster, Handelsmann in Frankfurt. Er erzählt, es sey ihm zwischen 8—9 Uhr Morgens von seinem Kas-

fter angezeigt worden, daß ein Diebstahl in seiner Kasse verübt worden sey. Darauf habe er sich in sein Geschäftslokal verfügt, die Kasse erbrochen und leer gefunden; nach genauer Ermittlung aus seinem Kassenbuche habe sich das entwendete Geld auf fl. 14,830 belaufen. Zeuge gibt nun eine genaue Beschreibung der Lokalitäten sowie der einzelnen Behälter, in welchen sich das Geld befunden, sowie der einzelnen Verletzungen an den Schlössern, worauf, nach Verlesung des Besichtigungsprotokolls der Frankfurter Behörden, die Vormittagsfitzung geschlossen wird.

Nachmittagssitzung vom 6. Februar, um 3 Uhr eröffnet.

Zeuge Joh. Georg Garny, Schlossermeister in Frankfurt, hat am Morgen nach dem Diebstahl bei Schuster die Vorthüre zum Comptoir, sowie den Zähltisch und Kassenschrank mit Hülfe von Diebsinstrumenten, erbrochen gefunden; die Schlösser waren, wie er sich ausdrückt, sachverständig erbrochen. Das Schloß an der eisernen Geldkiste war durch Zuschlagung des Deckels in mangelhaftem Zustand, das Vorhängschloß aber gewaltsam erbrochen. An den Schlössern der Hausthüre war nichts zerbrochen, in einem derselben fand sein Geselle Hassinger, nachdem er es abgenommen, um es zu verändern, ein Stück eines abgebrochenen Schlüsselbartes.

Zeuge Distriktseinnehmer Wagner von Offenbach gibt an, daß Nicolaus Euler und seine Ehefrau fl. 41. 40 kr. Criminalgerichtskosten schuldeten; er leitete gegen dieselben das Exekutionsverfahren ein, sie wurden aber insolvent erklärt, da sich keine Executionsobjecte vorfanden. Am 15. März v. J. kam Euler am Abend zu ihm und zahlte bei Licht diesen Betrag in Guldenstücken. Euler gibt dieses zu; nur will er die Zahlung des Vormittags 9 Uhr schon geleistet haben. Der Zeuge beharrt bei seiner Angabe.

Zeuge Polizeiamts-Assessor Dr. Beer von Frankfurt gibt an: Peter Schäfer, Nicolaus Euler und Samuel Iggersheim aus Offenbach, ein gewisser Fischel in Verbindung mit seiner Zuhälterin Susanna Breidenbach, seyen dafür bekannt, die Stadt Frankfurt zum Tummelplatz ihrer Verbrechen ausersehen zu haben. Im Jahr 1853 sind sehr viele Verbrechen vorgekommen, wie der Herr Staatsprocurator schon bemerkt hat, und ich hatte immer gedacht, daß die Art, auf welche diese Verbrechen verübt wurden, von Offenbach ausgehen müßten. Es fehlt zwar in Frankfurt nicht an Dieben; dagegen ist es gewiß, daß Diebstähle, wie diese, mit solcher Frechheit und Kühnheit ausgeübt, nicht von lauter Frankfurtern ausgehen konnten, und ich hatte den dringendsten Verdacht auf diese Angeklagten nebst den theilweise in Frankfurt Verhafteten. Nachdem der Schuster'sche Diebstahl vorgefallen war, fiel mein Verdacht gleich auf die Angeklagten; dagegen wußte ich gewiß, daß trotz meiner moralischen Ueberzeugung, wenn diese Leute ohne Weiteres vor Gericht gestellt würden, sie Alles abläugnen und in kurzer Zeit wegen Mangel an Beweisen, entlassen werden würden. Ich ließ daher durch sogenannte Polizeisergeanten, die keine Uniform tragen, die nöthigen Recherchen anstellen, um gegen diese Leute, welche der Schreck der Stadt Frankfurt waren, endlich einmal einschreiten zu können; allein trotz aller Bemühungen waren wir nicht im Stande, zu überführen. Acht oder zehn Tage nach dem Schuster'schen Diebstahl kam der Handelsmann L. Ritter zu mir und sagte mir, er habe sich bis jetzt umsonst bemüht, Arbeit zu finden; es sey ihm darum zu thun, sich redlich und anständig zu ernähren; ich möchte ihm doch dazu helfen; er glaubte nämlich, ich könnte ihn auf dem Polizei-Amt beschäftigen. Ich bemerkte ihm, daß dieses nicht ginge, redete ihm zu, daß es Zeit sey, den rechten Weg zu wandeln; er sey ein Mensch von Talent; ich würde mich so viel als möglich bemühen, ihm Arbeit zu verschaffen. Beim Weggehen sagte ich ihm, wenn er vermöge seiner Bekanntschaften der Polizei irgend einen Dienst leisten könne, würde ich sie ihm bezahlen, machte ihn namentlich aufmerksam, er möge sehen, in Bezug auf den Schuster'schen Diebstahl etwas herauszukriegen, sagte ihm aber nichts Näheres, weil ich die Erfahrung gemacht habe, daß Viele sich anbieten, um Etwas zu bekommen, aber nichts thun. Nach drei Tagen kam er wieder und sagte, er habe sich umsonst bemüht, eine Spur aufzufinden; es sey gar zu schwer, wenn man keinen Fingerzeig habe. Ich sagte ihm: wenn es Ihnen wirklich ernst ist, gehen Sie nach Offenbach, machen Sie die Bekanntschaften des Nicolaus Euler, Peter Schäfer und der Famlie Iggersheim. Was Sie dort erfahren, wird sicher darauf führen, daß diese Leute nicht nur den Schuster'schen Diebstahl, sondern alle andern und vielleicht noch mehr begangen haben. Nach kurzer Zeit kam Ritter zu mir, sagte, er habe die Bekanntschaft der Ehleute Euler gemacht und machte mir später die Angaben, die in den Akten enthalten sind. Diese Angaben sind so überzeugend; daß mir kein Zweifel an deren Wahrheit blieb. Er hat mir z. B. gesagt, was ich nicht wußte, es sey ihm erzählt worden, daß bei Schuster ein Schachteichen entwendet worden sey, was auch im Anklage-Akt erwähnt ist, worin man geglaubt habe, Geld zu finden; es hätten sich aber nichts als kleine Schlüssel darin gefunden. Ich habe in den Akten nachgesehen, es fand sich nichts davon; ich fragte Schuster, er wußte nichts davon, bis er nachgesehen; da fiel es ihm ein, daß diese Schlüssel einer israelitischen Wohlthätigkeitsanstalt gehören, deren Vorstand er ist. Man könnte nun allerdings sagen, das sey genug gewesen, um der Sache ein Ende zu machen, und es war gewiß Niemand mehr darum zu thun, als uns, nicht allein in Bezug auf die öffentliche Sicherheit, sondern auch auf die Amtsehre der Polizei; denn es sind so viele Verbrechen in Frankfurt vorgefallen, daß ich mich beinahe schämte, Polizeibeamter zu seyn, während ich mir bewußt war, das Möglichste gethan zu haben und die Thäter fast namhaft machen konnte. Es handelte sich aber nicht bloß darum, die Leute zu fangen, sondern sie auch zur Verurtheilung zu bringen und auf lange Zeit unschädlich zu machen; denn wir sind in Frankfurt in der traurigen Lage, der Anlauf von all' diesem Abschaum der Umgegend zu seyn. Ritter hatte mir mitgetheilt, daß die Leute die und die Diebstähle vorhätten, namentlich den Diebstahl zum Nachtheil des Hrn. Dr. Wetzel. Ich sagte ihm: Lassen Sie die Leute gehen. Wenn die Zeit kommt, wollen wir sehen, sie auf der That zu erwischen. Es ist aber bekannt, daß dieser Diebstahl nicht zur Ausführung kam, denn man hat in der Nähe Wäsche gehütet und die Hunde haben geheult. Das ist, was ich zu sagen habe; das Uebrige ergibt sich aus der Untersuchung.

Von den Vertheidigern aufgefordert, sich über den früheren Lebenswandel Ritters auszusprechen, bemerkt der Zeuge, daß derselbe mehrfach in Untersuchung gestanden und bestraft worden sey. Der Präsident verliest eine Uebersicht dieser Verurtheilungen. Auf die Frage des Staatsanwalts, ob seit Aufhebung dieser Diebsgesellschaft ein Unterschied in den Frankfurter Zuständen wahrgenommen würde? erwiedert der Zeuge: Nicht nur ein Unterschied, sondern seit diese Herren verhaftet sind, haben solche Arten von Verbrechen in Frankfurt ganz aufgehört.

Die Vertheidiger fragen: ob dem Ritter für seine Bemühung etwas gegeben oder eine Belohnung in Aussicht gestellt worden sey? Hierauf erwiedert der Zeuge: er habe bereits bemerkt, daß er dem Ritter sagte, wenn er das thun wolle, würde er die Dienste, die er ihm leiste, bezahlen; das habe er auch gethan, aber nur sehr mäßig, ohngefähr Das, was er gebraucht habe, vielleicht zwischen 2 fl. 30 kr. bis 4 fl. täglich. Einen gewissen Lohn habe er ihm nicht versprochen. Die ganze Summe, die er von ihm erhalten, könne 150 bis 200 fl. betragen. Schuster

habe eine Prämie ausgesetzt; ob er diese in Aussicht genommen bei seinen Recherchen, wisse er nicht. — Der Zeuge **Schuster**, hierüber befragt, gibt an, daß Ritter, nachdem die Sache beendigt und die Thäter verhaftet waren, ihm geschrieben, daß er mit Gefahr seines Lebens die Sache herausgebracht habe und auf die Prämie von 500 fl. Anspruch mache. Diese sey ihm auch bezahlt worden.

Auf Antrag der Vertheidigung wird noch ein Bericht der hiesigen Korrektionshaus-Verwaltung und des Frankfurter peinlichen Verhör-Amts über das Betragen Ritters verlesen.

(Fortsetzung folg'.)

Mannichfaltigkeiten.

Zum Kirchenconflict bringt die „Mittelrh. Z." folgenden Beitrag: „Durch den Hirtenbrief des Hrn. Bischof zu Limburg vom 20. d. M. ist dessen Conflict mit der Regierung stärker als je hervorgetreten. Die Ruhe, deren wir uns seit 50 Jahren in dieser Hinsicht erfreuten, macht diese Erscheinung um so auffallender. Für Diejenigen, welche mit der Geschichte bekannt sind, ist sie es weniger. Solche Conflicte gab es von jeher und zwar auch in katholischen Ländern. Folgender Hergang zeigt dieses. Derselbe ist um so interessanter, weil dabei von einer Seite der Papst selbst und von der anderen der damals mächtigste, ganz katholische Staat Italiens, Venedig, aufgetretn sind. Es geschah in dem Zeitraum von 1590 bis 1620. Papst Paul V., gereizt durch ein paar Verordnungen gegen die Vermehrung der Mönchsorden und Klöster und gegen die Veräußerung von Gütern an die todte Hand, so wie durch die Bestrafung einiger Geistlichen, belegte die Regierung von Venedig mit dem Bann, das Land mit dem Interdikt. Die Regierung holte das Gutachten des berühmtesten katholischen Kirchenrechtslehrer seiner Zeit ein, des gelehrten Servitermönchs Fra Paolo Sarpi. Auf dessen Rath verbot die Regierung die Bekanntmachung der beiden päpstlichen Bullen und befahl allen Geistlichen, bei Strafe der Ausweisung, die Verrichtung gottesdienstlicher Handlungen nach wie vor zu besorgen. **Alle Geistlichen**, alle ältern Orden erklärten, sie würden sich durch das Interdikt nicht irre machen lassen. **Nur die Jesuiten** ließen verlauten, sie wollten wohl den öffentlichen Gottesdienst fortsetzen, fanden sich aber bemüßigt, die Messe nicht anders als bei verschlossenen Thüren zu lesen. Dafür wurden sie aus Venedig gewiesen, vom Volke mit Verwünschungen begleitet, und nach einer vorgängigen gerichtlichen Procedur aus dem Lande verbannt. Dieses ist vor 250 Jahren in einem katholischen Lande von einer katholischen Regierung geschehen."

Korrespondenz.

Gießen, 7. Febr.

Nachdem bei den dießmaligen **Assisen** schon mehrere sehr schwere Fälle vorgekommen, auch schon, außer mehreren Verurtheilungen zu 8, 10jähriger Zuchthausstrafe u. s. w., ein Todesurtheil wegen Mords ausgesprochen ist, wird seit gestern abermals eine Anklage wegen Mords verhandelt. Vor den Assisen stehen L. Emmel von Eichelsdorf und Joh. Appel von Busenborn. Der Fall, der bereits in der Oeffentlichkeit eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, ist kurz folgender: Der Familie Emmel wird wegen Schulden die Mühle verkauft. Der junge Emmel, der bei dem neuen Besitzer in Dienst treten will, wird wegen seines Leumundes nicht angenommen, und eben so ein Knecht, der vorgenannte Appel, wegen mehrerer Unregelmäßigkeiten entlassen. Beide trinken zusammen und beschließen, den neuen Mühlenbesitzer „tüchtig durchzuschmieren". Sie nehmen große sog. Sültscheide (an denen die Pferde ziehen) und stellen die Schütten zu, um durch das Stillstehen der Räder den Müller herauszulocken. Statt seiner erscheint der Müllerknecht und zieht die Schütten auf. Aber die beiden Missethäter vertreten ihm an der Thüre den Weg und schlagen ihn nieder. Der Müller verriegelt die Thüre, die aber eingestoßen wird. Nun beginnt ein Kampf mit dem Müller, während der Vater desselben eine Pistole zum Fenster hinaus abschießt, um Leute zu rufen. Im Ringen zieht der Müller den einen der Uebelthäter so fest an und über sich, daß der andere, um den Genossen nicht zu treffen, ihm nur die Beine zerschlagen kann, während die eben so muthige als kräftige Hausmagd herbeieilt, den Müller befreit, die Uebelthäter die Flucht ergreifen, bald aber verhaftet werden. Ein überaus großes Publikum folgt mit gespannter Erwartung dem an merkwürdigen Einzelheiten reichen Trauerspiele.

Die Untersuchung gegen Ludwig **Emmel** von Eichelsdorf und Johann **Appel** von Busenborn wegen Mords in der Stockmühle bei Nidda ist heute unter ungemeinem Zudrange des Publikums aus nah und fern fortgesetzt und eine sehr große Zahl Zeugen abgehört worden. Die Veranlassung zur Unthat scheint von Appel gegeben, der in der Mühle, schon bei der Wittwe Emmel, und nachdem diese die Mühle freiwillig verkauft hatte, auch bei dem neuen Mühlenbesitzer Fahrknecht gewesen, von diesem aber entlassen war. Ludwig Emmel soll dagegen vorher freundlich in der Mühle ein- und ausgegangen seyn, und den Wunsch gehabt haben, bei dem neuen Mühlenbesitzer Bursche zu werden. Ueber Veranlassung und Hergang haben wir bis jetzt folgende Ansicht gewonnen. Appel kömmt einige Tage nach seiner Entlassung zu dem Müller Epring, um mit ihm abzurechnen, wird aber von ihm wegen der späten Tageszeit unsanft abgewiesen, trifft bald nachher mit Emmel, einem grundlos bösartigen Menschen von nur etwa zwanzig Jahren zusammen und mag, sich selbst von dem neuen Mühlenbesitzer verletzt fühlend, auch dem Emmel Aeußerungen des neuen Besitzers mitgetheilt haben, daß und warum dieser ihn nicht in Dienst nehmen wolle. Beide beschließen, sich zu rächen, nehmen aus dem Wirthshause, wo sie trinken, ein großes Schlachtmesser mit, hoffen durch Zustellung der Schütten den Müller herauszulocken, während gleichwohl dann der statt des Müllers erschienene Müllerbursche niedergeschlagen, dem Niedergeschlagenen noch die große Halsader von einem auf ihm Knieenden zerschnitten, und der Müller, nach dem Eindringen in die Mühle selbst, nur durch die Magd gerettet wird. Soweit die Thatsachen. Das Interesse der Untersuchung bewegt sich in den Fragen: wer von den Beiden das Messer mitgenommen, wer den Müllerburschen („den Fritz") Lochmann niedergeschlagen und ihm dann mit dem Messer, auf ihm knieend, noch den Hals aufgeschnitten habe, was jeder der beiden Uebelthäter auf den andern schiebt, während psychologisch und moralisch eine Reihe ungelöster Räthsel bei der That im Ganzen, wie im Einzelnen vorliegt.

Heidelberg, 8. Februar.

Zwei Mitglieder des hiesigen Stadttheaters ließen sich das Vergehen zu Schulden kommen, gegen die Direktion Intriguen anzuzetteln und über den in der Theaterwelt ehrenhaft bekannten Hrn. August **Haacke** allerlei Gerüchte auszustreuen, in deren Folge eine irre geleitete kleine Fraction des Publikums am verflossenen Sonntag offene Opposition gegen die Besetzung einer unbedeutenden Nebenrolle zu machen begann. Tags darauf wurde der zunächst schuldige Schauspieler, auf dem noch andere Dienstverletzungen lasteten, von der großh. Localbehörde mittelst Zwangspasses aus der Stadt entfernt und sein Leibrecensent — ein junger Mensch ohne Bart — zu vier Tagen Gefängniß verurtheilt. Der zweite Schauspieler, der seine hiesigen Erfolge großentheils seinem väterlichen Lehrer Haacke dankt, scheint sich durch diese Züchtigung des ersten warnen lassen und auf den Weg seiner kontraktlichen Verpflichtungen zurückkehren zu wollen.

Theater-Anzeige.

Freitag, 10. Febr. **Der Wasserträger**, Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Cherubini.

Samstag, 11. Febr. (Zum ersten Male): **Die Journalisten**, Lustspiel in 5 Akten, von G. Freitag.

Montag, 13. Febr. **Zweiter Maskenball** im Stadttheater.

Druck und Verlag von **Heller und Rohm**. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. **Hammeran**.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 37. Samstag, den 11. Februar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.]

(Fortsetzung.)

Durch die Finsterniß der Stiege geleitete die Jungfrau den Flüchtling nach ihrer Stube; kaum daß sie indessen allda angelangt war, als der Klöpfer an der Thüre sich regte.

Entsetzt fuhr Sabine zusammen, dann schlich sie langsam an das Fenster und lugte durch eine kleine Spalte. Der Einlaß Begehrende war — Vater Zäckerlein.

Während nun dieser in sein Haus trat, füllte sich die enge Lupeandsgasse immer mehr und mehr mit Menschen an, die unter Verwünschungen den Missethäter zu erspähen suchten. Der Obristrichter mit seinen Stadtknechten eilte heezu; nicht lange, so erschien auch der jüngere Bürgermeister und an seiner Seite der Syndikus Quamber, an welche der diesen Abend zufällig in der Stadt anwesende alte Forstwart Wortwin ebenfalls sich anschloß.

Fragen um Fragen wurden an die Bewohner des Jäger'schen Hauses gerichtet, die Nachbarn erforscht, aber Niemand vermochte den über der Unthat festhängenden Schleier zu lüften. Den Feuerblitz hatten Viele gesehen, den Knall Alle gehöet, aber über den Ueheber vermochte keine Lippe etwas zu verrathen.

Murrend drängten sich die Bürger durcheinander, als auf einmal der Ruf: „Eine Büchse, eine Feuerwaffe!“ aus dem nächtlichen Dunkel erschallt.

Der Bürgermeister befiehlt, der Obristrichter ruft Mehrere bei Namen, und gehorsam der Weisung drängt sich ein Lebküchler mit einem Feuerrohre in der Hand heran.

„Herr,“ spricht er zu dem jüngern Bürgermeister, „an dem Winkel meines Hauses, welches da drüben in der Nähe des Luprandsbornes steht, fand ich diese Wehre. Sie ist noch warm und kein Zweifel, daß aus ihr die tödtliche Kugel abgeschossen worden ist.“

Der Bürger hatte wahr geredet und bei dem Scheine der Leuchte bemerkte man noch deutlich den blauen Anlauf des Dampfes, der sich um Rad und Haken des Schlosses an der Büchse hergelegt hatte.

„Wessen ist diese Feuerwehre?“ rief jetzt der Bürgermeister und Kopf an Kopf hoben sich die Bürger übereinander und schauten neugierig auf das Feuerrohr. Aber Alle blieben stumm, keiner hatte darüber Kenntniß.

Da drängte sich der alte Wortwin hervor.

„Mit Vergunst, Herr Bürgermeister, laßt mich die Büchse beschauen. Das sind Sachen meines Handwerkes und so etwas könnte ich vielleicht entziffern!“

Auf den Wink des Bürgermeisters erhielt Wortwin die Büchse, und in den Hausgang des Jäger'schen Hauses tretend, untersuchte sie der alte Forstwart bei dem Scheine der Lichter.

Lange hatte sein prüfendes Auge auf derselben geweilt und seine sonnveebrannten Hände nach allen Richtungen solche gewendet. Alle Augen hingen gespannt und erwartungsvoll an seinem Munde, da hob der alte Waidmann seinen Blick zu dem Büegermeister und — eine Befriedignng strahlte unverkennbar aus den grauen Wimpern.

„Ihr wißt?“ rief Völker.

„Das Silber an dem achtkandigen Laufe,“ war die Antwort, „die eingegrabenen Wölfe und das Schnitzwerk an dem Kolben läßt mir keinen Zweifel. Sie ging aus der Werkstätte des geschickten Meisters Stahl im Zeughofe hervor und ward für den Comthur von Klingenbach gefertigt.“

Allgemeines Schweigen folgte dieser Erklärung, bis endlich das alle Zungen lähmende Band der Ueberraschung entwich und Gemurmel entstand, welches nach und nach zu lärmenden Worten heranschwoll.

„Doch wer führte gewöhnlich dieses Feuerrohr?“ unterbrach endlich der seither schweigend dagestandene Syndikus Quamber mit starker Stimme dieses Durcheinander.

„Nur einem bewährten Schützen verteaute der Comthur dieses Prachtstück,“ antwortete zuversichtlich der Forstwart. „Ich wüßte keinen andern, als — den Bechdold.“

„Und er war heute hier im Hause!“ rief alsobald einer der Gesellen Jägers.

„Er war hier?“ fragte Quamber, siegesfreudig den Bürgermeister anschauend.

„Wir haben ihn für seine Ungebühr zum Hause hinausgejagt.“

„Und er ist auch der Thäter!“ versetzte Quamber mit starker Stimme und nachdrücklichem Tone.

„Auf denn, ihr Bürger,“ befahl jetzt der Bürgermeister, „bewehrt Euch mit Panzer und Schwert, besetzt die Brücke, damit er nicht über dieselbe entkomme, bewacht die Thore und gehet fleißig die Runde durch die Stadt, alle Winkel durchspähend, damit der Mörder ergriffen werde und seiner gerechten Strafe nicht entgehe!“

Die Angerufenen, welche größtentheils recht wohl den Zusammenhang begriffen, jedoch dabei Eines mit dem Andern verwechselten, flogen nun eiligst von dem Orte des Verbrechens. Ehe noch die elfte Stunde oon dem Pfarrthurme erdröhnte, waren Brücke und Stadtthoren besetzt und durch alle Gassen rasselten die geharnischten Bürger.

(Fortsetzung folgt.)

Die Offenbacher Diebsbande vor den Assisen.

Darmstadt, 6. Februar.

(Fortsetzung.)

Zeuge Johann Ludwig Ritter, Handelsmann von Frankfurt, erzählt in Uebereinstimmung mit dem vorigen Zeugen, wie er von diesem veranlaßt worden sey, nach Offenbach zu gehen. Dort machte er zuerst die Bekanntschaft der Ehefrau Euler, deren Mann damals nicht anwesend war. Von dieser erfuhr er, daß derselbe nach Köln gereist sey, theils zum Vergnügen, theils in Geschäften. Er sagte ihr, er sey nach Offenbach gekommen, um Staatspapiere zu kaufen, die in Frankfurt entwendet worden seyen; es wäre ihm angenehm, wenn ihr Mann dazu behülflich seyn wollte. Darauf ging die Frau ein und versprach, ihm ihren Mann zu schicken. Einige Zeit darauf kam Euler zu ihm, sie gingen in die Reutlinger'sche Wirthschaft, und beim Vorübergehen an dem Goldladen von Wohak erzählte ihm Euler, daß die Schlüssel, um bei diesem einzubrechen, schon fertig seyen, wodurch er die Ueberzeugung gewann, daß Euler mit Leuten dieser Art in Verbindung sey. Er trat darauf in weiteren Verkehr mit ihm und erfuhr den beabsichtigten Diebstahl bei Dr. Wetzel. Zugleich sagte ihm Euler, er wolle den Philipp Matthes zu ihm schicken, mit dem er sehr bekannt sey. Um ihn zu erkennen, gab er dem Euler seine Adreßkarte, welche ihm Matthes überbringen sollte. Tags darauf kam ein elegant gekleideter Herr, brachte diese Karte und sie gingen zusammen nach Sachsenhausen, um die Lokalitäten von Wetzel einzusehen, wobei Matthes bemerkte, die unteren beiden Fenster hätten keine Läden, es sey daher besser durch diese, als durch die Thüre mit Schlüssel einzudringen. Hierauf gingen sie in die Bierwirthschaft von Bauer und hier erzählte Matthes von verschiedenen bedeutenden Diebstählen und die genauen Data's von dem Diebstahl bei Schuster, doch ohne den Namen des Bestohlenen zu nennen. Mit diesem Material ging der Zeuge zu Frau Euler, sagte ihr, was er erfahren habe und diese erzählte ihm nun die genauesten Details über den Schuster'schen Diebstahl. Auch ihr Mann, der später dazu kam und von seiner Frau erfuhr, daß Matthes geschwatzt habe, erzählte Alles im Detail. Der Zeuge erzählt nun, was ihm über diesen Diebstahl mitgetheilt worden, wie es im Anklage-Akt enthalten ist. — Auf die Frage des Präsidenten, wo Samuel Iggersheim sein Geld aufgehoben habe, erwiedert der Zeuge: derselbe habe mit einer Weibsperson in Verbindung gestanden, welcher er es zum Aufbewahren gegeben habe; diese habe ihn durch die Drohung, ihn zu verrathen, bewogen, mit ihr nach Amerika zu gehen. Auf die Frage, ob ihm nicht bekannt geworden sey, daß in einem Holzstall nach Geld gesucht worden, erwiederte der Zeuge: Er wäre eines Abends bei den Eheleuten Euler gewesen; es sey auch David Hirsch gekommen; dieser hätte eine Beißzange geholt; Euler vermummte sich, nahm einen Henkelkorb und ging mit Hirsch in das Haus von Peter Schäfer, um das Geld, welches Letzterer in den Holzstall versteckt hätte, zu nehmen. Sie kamen aber bald zurück, und Hirsch erzählte, es sey nichts zu machen gewesen, sie wären von den Leuten im Hause gesehen worden. — Der Präsident fragt weiter, ob die Frau Euler nicht ihren Mann gezankt hätte, daß er bei der Vertheilung des Geldes zu kurz gekommen sey? Der Zeuge antwortet: ja, sie habe gesagt, der größte Theil der Betheiligten hätte von dem gestohlenen Geld untermakelt (unterschlagen), nur ihr Mann nicht; er habe nur eine 10 fl. Rolle in die Stiefel gesteckt; zufälligerweise sey ihm aber der Sack, woraus er diese genommen, bei der Vertheilung zugefallen, so daß er gar keinen Vortheil dabei hatte.

Der Staats-Anwalt befragt den Zeugen, ob er nichts von einem Schlüssel-Abdruck bei Gebrüder Ochs in Frankfurt wisse? Zeuge sagt: Eines Nachmittags hätten ihn Hirsch und die beiden Töchter von Iggersheim besucht; die beiden Mädchen gingen weg. Hirsch zeigte mir eine Masse, vermittelst welcher dieser Schlüssel-Abdruck gemacht war und auch den Abdruck selbst, ich nahm letztern unter dem Vorwand, daß er sich nicht verwische, von Hirsch in Verwahrung und liegt er bei den Akten. (Der Präsident läßt ihn den Geschwornen vorzeigen). Auch gibt der Zeuge an, daß Matthes oft kleine Stückchen Juchten- oder Kalbleder bei sich führte, von welchen er sagte, daß sie zu Schlüsselabdrücken gebraucht würden; er machte ihm auch später einmal eine Probe damit.

Die Vertheidiger fragen den Zeugen, da er im Laufe seiner Deposition gesagt habe, daß er Schuster nicht kenne und nie mit ihm sprach, was ihn bewoge habe, sich mit so vielem Eifer dem Auftrage des Hrn. Assessors Beer zu unterziehen, welchen Vortheil er sich davon versprach und welchen er schon genossen habe? Der Zeuge erwiedert: er sey damals ohne Beschäftigung gewesen und habe den Hrn. Dr. Beer gefragt, ob er ihn nicht beschäftigen könne, worauf ihm dieser vorschlug, er möge versuchen, ob er etwas über den Schwarzschild'schen Mord oder den Schuster'schen Diebstahl erfahren könne. Versprochen habe er ihm nichts und es seyen ihm nur seine Ausgaben vergütet worden, etwa fl. 100.

Der Präsident fordert die Angeklagten auf, ob sie gegen die Aussagen von Ritter etwas zu erwiedern hätten; es bemerkten:

Matthes: Ich habe diesen Menschen nur einmal in meinem Leben gesehen und gesprochen, aber nicht über solche Sachen, wie er behauptet; das ist Verläumdung und Lüge. — (Der Präsident verweist ihm diese Ausdrücke.)

Schäfer: Dieser Mensch kann von mir nichts sagen, da ich ihn gar nicht kenne; was er sagt, ist von Hörensagen.

Euler: Zeuge gibt an, ich sey bei dem Schuster'schen Diebstahl mit im Haus gewesen. Das ist unwahr; er gibt an, an die Hausthüre hätte ich ein Stück Holz gesteckt; das ist unwahr. Dann gibt er an, ich hätte ihm auf der Zeile gesagt, die Schlüssel seyen schon fertig; das ist ebenfalls unwahr. Ich bin nie mit ihm über die Zeile gegangen.

Fanny Iggersheim: Der Mann sagt Sachen, welche ich nicht weiß; er sagt, ich hätte ihm Sachen über den Schuster'schen Diebstahl gesagt; es ist mir davon gar nichts bekannt.

Auf Antrag des Staats-Anwalts wird der unter den Zuhörern anwesende Hr. Dr. Georg Julius Jung, Untersuchungsrichter aus Frankfurt, vernommen und zwar unbeeidigt, als Auskunftsperson. Er gibt an: Einige Tage nach dem Schuster'schen Diebstahle habe sich der Auslaufer einer Frankfurter Handlung an ihn gewandt und angegeben, er habe an dem fraglichen Abend den Gerümpler Feuerbach mit einer Frauensperson an der Ecke stehen gesehen; es seyen zwei Personen hinzugekommen; diese sprachen leise mit Feuerbach und dem Frauenzimmer. Darauf habe die eine Mannsperson gesagt: Droschke, fahre vor; er habe das Ganze für einen Liebeshandel gehalten und sich nicht weiter bekümmert. Da Feuerbach schon früher in Untersuchung war, wurde er eingezogen, schützte aber ein alibi vor, daß er zur entsprechenden Zeit theils zu Hause, theils in der Lindheimer'schen Wirthschaft gewesen. Das Wirthschaftspersonal wurde vernommen und bestätigte, daß er in der Wirthschaft war; er mußte nach vierzehn Tagen seines Arrestes entlassen werden. So blieb die Sache bis zum 30. April, wo Peter Eichhorn von Offenbach wegen des Wetzel'schen Diebstahls verhaftet wurde. In den Notizen, welche das Polizeiamt mittheilte, war Ritter als Hauptzeuge genannt; ich vernahm ihn, und so weit ich seinen heutigen Aussagen habe folgen können, scheinen sie mit den in Frankfurt gemachten übereinzustimmen. Der objective Thatbestand stimmt

auch mit den Angaben Ritters überein; er hat uns manche Details angegeben, wovon wir vorher keine Kenntniß hatten; namentlich hatte er zuerst angegeben, daß nach der Erzählung von Euler und Matthes beim Probiren der Nachschlüssel ein Stück abgebrochen und im Schloß geblieben sey, daß aus der Kasse bei Schuster ein Büchschen mit Schlüsseln entwendet wurde. Dieses veranlaßte mich, Schuster und Garny nochmals zu vernehmen wodurch sich diese Angaben bestätigten. Auch im Hausgang bei Schuster fand sich ein Stück Brod und ein zerbrochenes Windlicht, wie Ritter angegeben hatte. Von dem Präsidenten nach dem Stande der Untersuchung in Frankfurt befragt, sagt Hr. Dr. Jung, sie sey beendigt; Peter Eichhorn und Frau Euler hätten Geständnisse abgelegt, welche im Wesentlichen mit den Angaben Ritters übereinstimmten. — Zur Recognition der vorliegenden Brecheisen aufgefordert, erkannte Hr. Dr. Jung vier als bei Schuster gefundene an. Von den zwei Diebslaternen sey eine bei Schuster, die andere bei einem beabsichtigten Diebstahl im Dom gefunden worden.

Zeuge Maria Catharina Walter, Putzmacherin von Frankfurt. Diese Zeugin, welche, so weit sie zu verstehen war (sie sprach sehr leise), bei Ritter zu wohnen scheint, bestätigt alle Aussagen desselben. Sie hat viele der Unterredungen zwischen ihm und den Angeklagten mit angehört. Sie gibt an, daß sie bemerkt habe, daß Mathes nach Juchtenleder roch; sie soll geäußert haben, man meint, er wäre ein Russe. Sie hat gehört, wie Euler über Matthes sprach, das sey demselben, dem Matthes, gerade so, als wenn er zum Tanz ginge. Sie gibt Auskunft über verschiedene Anschaffungen Eulers; sie hat selbst ihm einen Hut gebracht für fl. 11 oder fl. 14 ꝛc. Sie hat auch Hirsch gesehen und gehört, daß er die Nachschlüssel am hellen Tage probirt habe und noch mehreres Andere.

Der Angeklagte Matthes behauptet, er sey wegen dieses Mädchens zu Ritter gekommen; die Frau Euler habe ihn darauf aufmerksam gemacht; er habe aber nie von solchen Sachen gesprochen, wie sie ihm in den Mund gelegt würden; von der Abgabe einer Adreßkarte will er ebenfalls nichts wissen. Auch der Angeklagte Euler stellt deren Aussagen in Abrede.

In der

Nachmittagssitzung vom 7. Febr.

wurde die Marg. Eichhorn vernommen; sie wiederholt die Geständnisse, die sie schon früher ablegte. Von den Brecheisen will sie nichts wissen.

Hierauf folgt der Zeuge Peter Hassinger, Schlossergeselle. Dieser hat die Schlösser an dem Comptoire und der Hausthüre von Schuster abgenommen und verändert und dabei das Stückchen Bart in einem Schlosse gefunden.

Nun wird der in Frankfurt inhaftirte Peter Eichhorn vorgeführt. Derselbe hat bereits in Frankfurt ein Geständniß abgelegt, welches er mit einigen Abweichungen bestätigt. Von dem Staatsanwalt darüber zur Rede gestellt, will er sich nicht mehr genau erinnern können, indem sein Gedächtniß sehr schwach geworden sey. Der Angeklagte Matthes leugnet aber die auf ihn Bezug habenden Angaben des Eichhorn.

Zeuge Schullehrer Bardorf von Oberrad, so wie der folgende Zeuge Adam Pfaff, Kellner in Frankfurt, deponirten ziemlich übereinstimmend über die Anwesenheit des Zeugen Ritter in Gesellschaft des Angeklagten Matthes nebst dessen Geliebten im Gasthaus zum Schwanen in Frankfurt und der daselbst bezahlten Zeche. Matthes bestreitet einige unbedeutende Einzelheiten.

Zeuge Aug. Reges, Uhrmacher von Frankfurt, erzählt, daß Euler unter dem angenommenen Namen „Ritter" eine Pendule bei ihm gekauft und bezahlt habe.

Zeuge Löwenstein, Branntweinhändler von Frankfurt, hat dem Matthes eine goldene Ankeruhr verkauft; dieselbe wurde bei seiner Verhaftung bei ihm gefunden.

Hierauf wurde die ebenfalls in Frankfurt verhaftete Franziska Euler, Ehefrau des Nik. Euler, vorgeführt. Diese hatte auch bereits in Frankfurt Geständnisse abgelegt. Sie wiederholt dieselben namentlich in Bezug auf den Diebstahl bei Schuster, sucht aber die Betheiligung ihres Ehemannes in ein milderes Licht zu stellen; auch behauptet sie, derselbe habe nur 150 fl. bekommen, während Ritter aussagte, sie habe dessen Antheil auf 750 fl. angegeben. Die von ihr belasteten Angeklagten Matthes, Schäfer und Frau Iggersheim stellen Alles auf's Entschiedenste in Abrede.

Der Präsident läßt nun die Marg. Eichhorn abführen und alsdann das Protokoll des Dav. Hirsch verlesen, worin derselbe in Frankfurt ebenfalls die detaillirtesten Geständnisse machte. Auch von dem ärztlichen Gutachten über dessen bald darauf erfolgten Tiefsinn, welcher in gänzliche Geistesabwesenheit überging, wurde Vorlesung gegeben und hiermit die Sitzung geschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Von dem berühmten Rossini wird in einer englischen Zeitschrift mitgetheilt: Der Maestro führt ein behagliches Leben. Er hat Mademoiselle Olympe Pelissier geheirathet, welche ihren Gemahl nie anders nennt, als „mein Unsterblicher!" Rossinis Haushalt zu Florenz besteht aus elf Bedienten und drei Frauenzimmern zur Bedienung seiner Frau. Eine Morgen- und eine Abendkutsche nebst einem offenen Landauer sind zum Dienste der Madame Rossini bestimmt. Der Maestro macht seine Besuche zu Fuß, wie Louis Philipp, mit einem Schirm unter dem Arm. Jedes Jahr geht Rossini, um die Wasser zu Monte Catini zu brauchen, nicht so sehr, sagt er, für sich, als für seinen Hund. „Rossini — sagt Véron — hegt eine leidenschaftliche Zuneigung voller Complaisance zu dem Erzbischof von Florenz. Obgleich nun der Erzbischof Minucci für die Musik schwärmt, so ist doch die Herablassung auf Seiten des Komponisten, von welchem Alter er auch immer seyn mag. Rossini hat soeben den Kauf des Palazzo Pucci abgeschlossen, welcher ihm 490,000 Frs. gekostet, wozu außerdem noch 50,000 Frs. kommen zum Möbliren des Zimmers seiner „armen Frau", wie er sie nennt.

Die Berliner „Feuerspritze" erzählt eine Schnurre, wie die jetzt in den Zeitungen häufig inserirten widerwärtigen Heirathsgesuche ausgebeutet werden. Ein Student inserirte ein solches einem Berliner Blatte, nach welchem ein gewissenhafter Vormund für seine Mündel mit 5000 Thalern Vermögen einen entsprechenden Mann suchte! Der eingehenden schriftlichen Meldungen war eine Unzahl. Um den Spaß nun für seinen wahrscheinlich nachsichtigen Hauswirth, den Besitzer eines spärlich frequentirten Weingeschäftes in der Friedrichsstraße, rentabel zu machen, bestellte der Student alle Bewerber zur Mittagsstunde eines bestimmten Tages in das Lokal, wo der Vormund Gelegenheit haben würde, die persönliche Bekanntschaft zu machen. Als die Stunde kam, war das Lokal überfüllt von Spekulanten aller Art auf die 5000 Thaler, namentlich hoffnungsvollen Jüngern Merkurs, und Jeder harrte Anstands halber bei einer Flasche Wein der Bräutigamsschau. Zuletzt, als die Flaschen geleert und die Gesichter trübselig genug geworden, verlor sich

nach und nach die gefoppte Gesellschaft, und der Wirth hatte eine brillante Einnahme gemacht!

Die Quartett-Unterhaltungen der Herren Wolff, Waldhauser, Posch und Siedentopf.

Ueber das wahre Quartett sagt Oulibicheff in seinem vortrefflichen, allgemein anerkannten Werke: Mozarts Leben (Bd. III. S. 10 f. Uebersetzung von Schraishurn), nachdem er es unterschieden hat von Symphonie 2c.: „Für den Komponisten eines Quartetts handelt es sich nicht um eine in demselben indegriffene Handlung oder um eine nicht ausgesprochene Erzählung, oder um eine, durch eine äußere Triebfeder hervorgebrachte Bewegung, oder um irgend ein pittoreskes Bild. Er muß es vermeiden, handeln, vortragen, erzählen, fühlbare Gegenstände malen zu wollen, weil Alles nur dahin führen würde, ein Ersatzwerk für die Oper, eine dramatische Ouverture, oder eine Symphonie mit Programm zu schaffen, wodurch folglich eine den andern Zweigen der Kunst untergeordnete Tonschöpfung zu Tage gefördert würde. Der Verfasser eines Quartetts hat einzig und allein irgend einer sich von selbst ergebenden Gemüthsstimmung, irgend einem freien Spiele der Phantasie zu entsprechen, welche, ganz sich selbst überlassen durch die Träume, denen sie sich hingibt, in eine von äußern Dingen unabhängige Lage sich versetzt. Es muß eine Tendenz und eher eine mehr oder minder charakteristische Neigung zu irgend einer Empfindung, als die motivirte und positive Ausübung eben dieser Empfindung ausdrücken. Angenommen, man gehe von einer melancholischen, traurigen, muthlosen, oder von einer, diesen Empfindungen völlig entgegengesetzten Stimmung aus. Man hört das Motiv, welches zuerst einfach und allein, das heißt als Melodie auftritt. Die unterstellte Empfindung greift um sich, sie durchläuft den psychologischen Kreis in den Gränzen, innerhalb welchen sie entstanden ist; auf ihrem Wege trifft sie auf andere Themas, welche zu Haupt- oder Nebengedanken werden, je nach dem Grade der Sympathie, welche man ihnen mit der Grundidee zuerkennt, und zuweilen auch nach dem Gewichte ihrer Verschiedenartigkeit, welche diese mit ihr in Opposition zu setzen scheinen. Nachdem diese verschiedenen Aspekte, Modifikationen, Schattirungen, Commentare, Episoden oder Widersprüche des psychologischen Grundgedankens nacheinander an dem Geiste vorübergegangen sind, stellt sie dieser zusammen und vergleicht sie. Daraus entspringt die Nothwendigkeit, den kontrapunktischen Styl zu Hülfe zu nehmen. Die musikalische Einheit hört auf, einfach zu seyn; die vier Stimmen individualisiren sich; sie scheinen wie ein Gespräch unter sich anzufangen. Bald hört man sie in demselben Sinne sich aussprechen, indem jede zur Unterstützung der allgemeinen Empfindung ihre besondere Gründe vorbringt, und bald streiten sie sich, zwei gegen zwei, drei gegen eine oder alle untereinander. Es gibt keine Musik, die mehr einer Unterhaltung gliche, als das wahre Quartett, um ihm aber diese Aehnlichkeit zu verleihen, muß man nothwendiger Weise Ideen wählen, die eine aus der andern zu fließen scheinen; der Gegenstand der Unterhaltung muß der Seele vollkommen verständlich seyn und trotz der entschiedensten Meinungsverschiedenheit muß der Zuhörer doch erkennen, daß Alle von derselben Sache sprechen; die Combination und Analyse der musikalischen Gedanken muß die Wahrhaftigkeit des Gefühles mit eben so viel Folgerichtigkeit, Präzision und Klarheit darlegen, als die rationelle Dialektik des Geistes. — Mehr als irgend eine Gattung der Musik scheint sich das Quartett an die Intelligenz zu wenden, und aus diesem Grunde gibt es keine, die eine mehr motivirte Auswahl der Themas, eine strengere Korrektheit des Styls und so viel melodische und harmonische Erfindung verlangt, um Das auszugleichen, was ihr einerseits hinsichtlich des materiellen Effektes, und andrerseits hinsichtlich des starken und energischen Ausdrucks fehlt, auf welchen sie vernünftigerweise niemals Anspruch machen kann und soll. Uebrigens befinden sich in den Haydn gewidmeten Quartetten Mozarts einige energische, erregende, höchst leidenschaftliche Sätze; aber diese bilden weder die Hauptthemas noch den allgemeinen Charakter eines derselben; sie gehen schnell vorüber, wie jene glücklichen Aufwallungen, welche uns ohne bewußte Veranlassung mitten im ruhigsten Zustande anwandeln, oder wie jene augenblicklichen und schneidenden moralischen Schmerzen, die zuweilen an unserm Herzen nagen, ohne daß wir sie uns zu erklären wissen. Diese seltenen Blitze einer nicht motivirten, d. h. nicht in den Themas begründeten Leidenschaft können durch das Quartett lausen, weil sie gerade in der psychologischen Sphäre leuchten, welche wir als ihr Grundeigenthum bezeichnet haben. — Haydn ist der Gründer dieser Gattung, Mozart hat sie auf den höchsten Grad gedenkbarer und möglicher Vollendung gebracht, eine Gattung, welche der Probirstein der Kenntnisse eines Komponisten, die Lieblingsmusik der Kenner ist. Neben Beide kann man nur noch Beethoven setzen."

Die Wahrheit dieser geistreichen Charakteristik haben wir aufs neue empfunden bei der neuesten (dritten) Quartettunterhaltung der Herren Wolff 2c. und wir sind überzeugt, daß alle Zuhörer mit der größten Befriedigung den Saal verlassen haben. Die Quartettmusik ist im Ganzen bei uns ziemlich beliebt geworden; man weiß sich den Genuß der Quartette unserer Meister vielfach zu verschaffen in den mancherlei Kreisen, die durch die Musik zusammengeführt werden. Es mag auch von Dilettanten manches Anerkennenswerthe in der Execution geleistet werden; jedoch liegt es in der Natur dieser Musikgattung, daß sie vor allen andern einer meisterhaften Ausführung nicht wohl entbehren kann, wenn sie in ihrer ganzen Schönheit erscheinen soll. Unsere musikalische Welt muß daher den genannten ausgezeichneten Künstlern zu großem Danke verpflichtet seyn, daß sie sich seit einer Reihe von Jahren die würdige Aufgabe gestellt haben, diese wunderbaren Tonschöpfungen unserer Meister vollendet zur Darstellung zu bringen. Mögen sie sich durch die großen äußeren Schwierigkeiten, die in einer so mannichfach bewegten und in Anspruch genommenen Gesellschaft entgegentreten, doch ja nicht abhalten lassen, auf ihrer Bahn fortzuschreiten! Wir möchten gerne für den Genuß, den uns die letzte Aufführung gewährt hat, das Unsrige dazu beitragen, diese Soireen bei recht Vielen wieder in Erinnerung zu bringen. Der Genuß ist ein so nachhaltiger, daß er wohl ein kleines Opfer an Zeit, Einrichtung, oder was sonst hemmen kann, verdient. Die letzte Aufführung brachte ein sonniges, frühlingswarmes Quartett in D-dur (Nr. 10) von Mozart, ein geistvolles, energisches Quartett in D-moll von Cherubini und ein sehr pikantes, fein durchdachtes Quartett in B-dur von Messer. Das gediegene, empfundene Zusammenspiel der Künstler ließ uns die Schönheiten der Kompositionen in vollem Maße empfinden.

Korrespondenz.

Gießen, 9. Febr.

Unter einem Zudrange des Publikums, wie er hier noch nie stattgefunden, selbst nicht in der Zeit der politischen Prozesse, ist gestern die Verhandlung über die Mordgeschichte an der Stockmühle bei Eichelsdorf (unfern Nidda) zum Abschluß gebracht worden. Um halb 8 Uhr zogen sich die Geschwornen zurück, und erst gegen 11 Uhr Abends erfolgte der Ausspruch: Schuldig des Mordes mit Vorbedacht für Ludwig Emmel, dagegen Freisprechung von Mord für Joh. Appel. Der Assisenhof sprach dann nach dem Gesetze das Todesurtheil für Emmel, für Appel wegen der ihn treffenden Schuld 5 Jahre Zuchthaus aus. Nach dem Wahrspruch der Geschwornen hat Emmel, auf dem außerdem der möglichst schlechteste Leumund von Jugend auf lastet, nicht nur den ihm harmlos entgegentretenden Müllerburschen Fritz Lochmann mit einem Sültscheid niedergeschlagen (wahrscheinlich schon absolut tödtlich), sondern sich dann noch auf sein Opfer mit dem Schlachtmesser geworfen und ihn in einer Art abgestochen, die man „kunstgerecht" nennen könnte, ja als er dann, verjagt, aus dem Hause floh, dem wahrscheinlich schon Verschiedenen noch mit den Füßen den Kopf zertreten, daß es, wie der aus einem oberen Fenster zusehende Liebhaber der Magd bezeugte, „qualschte". Und doch war der Müllerbursche nicht das beabsichtigte Opfer, ja beiden Uebelthätern befreundet, und Emmel selbst ist ein bildschöner Jüngling von nur zwanzig Jahren mit feinen wohlgeformten Zügen, blondem Haar und dunkeln Augen, der durchaus mehr den Eindruck eines weichen Gemüthes macht. Charakteristisch ist freilich, daß er, wie während der ganzen Verhandlung, so auch beim Anhören des Todesurtheils, keine Miene verzog. Das Ganze ist reich an psychologischen Räthseln.

Frankfurt a. M. Der berühmte Violinist Ernst ist hier eingetroffen, und wird Anfangs nächster Woche unter Mitwirkung von Frl. Siona Levy ein Konzert veranstalten.

Theater-Anzeige.

Samstag, 11. Febr. (Zum ersten Male): Die Journalisten, Lustspiel in 5 Akten, von G. Freitag.

Sonntag, 12. Febr. Die Hugenotten, große Oper in 5 Akten, Musik von Meyerbeer.

Montag, 13. Febr. Zweiter Maskenball im Stadttheater.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammerar.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 38. Montag, den 13. Februar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

16. Schmerzvolles Entzücken.

Was die Kunst der Aerzte und Wundärzte vermochte, war angewendet worden, allein Meister Jäger wurde immer schwächer. Mit matter Stimme suchte er die weinende Renate zu trösten, indem er zugleich dem ebenfalls um die Krankenpflege keine Ruhe sich gönnenden Martin für die Sorgsamkeit dankte.

„Sey guten Muthes, meine Tochter, für Dich ist durch den braven Notarius Steffan gesorgt."

Das brach der Jungfrau Herz. Wie konnte sie den Vater mit einer Täuschung von hinnen gehen lassen? An dem Bette niederknieend erzählte sie unter heißen Thränen ihre Liebe und Martin stand schweigend dabei und nickte mit feuchtem Auge Bestätigung.

„O, hättet Ihr früher geredet!" sprach Jäger. „Doch es war des Herrn Wille. Ich will denselben in Euch glaubensfreudig erfüllen."

Laut schluchzend sank Renate über die Bettdecke und Martin, seiner nicht mehr mächtig, brach an deren Seite in die Kniee zusammen. Der Meister sprach noch manches tröstende Wort, und nachdem er die Kinder gefragt hatte, ob sie auch durch das ganze Leben mit gleicher treuer Empfindung, wie jetzt, einander angehören wollten und diese es, tief ergriffen und vor Rührung kaum der Sprache mächtig, bejaht hatten, segnete er sie und hieß sie fest vertrauen auf den Vater im Himmel.

Mutter Salome saß unterdessen stumm, mit trockenen, aber brennenden Augen, in einem Winkel. Das Bewußtseyn, zu diesem Unglücke mit Veranlassung gegeben zu haben, ließ keine lindernde Thräne ihrer Wimper entquellen. Ihre Leiden waren entsetzlich.

Unterdessen wurden, während hier der Todesengel seine Kreise immer enger zog, die Nachforschungen wegen des entflohenen Bechdolds in der Stadt, wiewohl vergeblich, fortgesetzt. Aber dieser weilte, von Zäckerlein und Sabine wohl geborgen, unentdeckt in dem Hause des Ersteren. Daß derselbe so nahe dem Orte seines Verbrechens eine sichere Zuflucht gefunden habe, wollte keinem Menschen einfallen. Gleichwohl waren die obrigkeitlichen Behörden fest überzeugt, daß Bechdold durch die gut bewachten Festungsthore keinen Ausgang gefunden habe und verdoppelten daher ihre Spähen.

Was Sabine unterdessen litt, ist schwer zu beschreiben. Unsichtbare Gewalten hatten ihr Herz in Banden geschlagen und zogen sie unwiderstehlich zu dem Manne, den sie doch um seiner That verabscheuen mußte. Gefühl und Verstand, Herz und Kopf stritten gegen einander. Aber die Arme mußte sich am Ende doch gestehen daß sie die unglückselige Empfindung ihrer Brust nicht bewältigen konnte.

Noch eine Hoffnung richtete sich vor ihr, wiewohl in weiter grauer Ferne, auf, nach welcher sie sehnsüchtig die Arme streckte und an die sie sich klammern wollte, die Hoffnung nämlich: daß Meister Jägers Wunde nicht dessen Tod herbeiführen möchte. Mit erzwungenem freundlichen Blick theilte sie dem Flüchtling ihr Hoffen und ihre Wünsche mit und dieser — durch seine eigne Unthat aus der Verblendung aufgeschüttelt — las zum erstenmale in dem treuen Auge der Jungfrau, daß deren Busen mehr als Freundschaft oder allgemeine Menschenliebe bewege.

Schmerzlich ergriffen reichte er Sabinen die Hand und wendete sein Antlitz hinweg. Die rechte Bahn, welche ihn zum Glücke geführt haben würde, war durch sein leidenschaftliches Handeln verfehlt, der jetzige Weg verstattete keine Rückkehr, rasch führte er hinab in den Abgrund — in's Verderben.

Der auf Kundschaft in das Haus Jägers gesendete Vater Zäckerlein kehrte jetzt heim und Sabine forschte. Aber der Befragte, dessen Leichenblässe schon Unheil zu weissagen schien, sank wie ohnmächtig auf einem Stuhle zusammen.

„Einer ihrer Prediger ist bei ihm — er — ringt mit dem Tode."

Sabinens Gesicht ward bleich, ihre Gestalt schien sich zu versteinern, und Bechdold, seine Hände faltend, hob den schmerzerfüllten Blick zum Himmel empor — da tönte ein Sterbelied durch die enge Gasse — die Schüler sangen — Meister Jäger hatte vollendet.

Schweigend blickten die Drei auf den Fußboden, zu mächtig erschüttert, als daß Eines derselben hätte Worte finden können. Aber in ihrem Innern redeten die einander widersprechendsten Gefühle eine mächtige, für jetzt aber noch verworrene Sprache.

Der Klöpfer an der Hausthüre unterbrach dieß Verstummen und als Zäckerlein öffnete, kam der Pater Cyrill in die Stube.

„Ihr habt," sprach er zu Bechdold, „durch Euer tollkühnes Handeln nicht allein meine bessern Pläne zerstört, sondern auch noch Sünde auf Euer Haupt gehäuft. So war nicht meine Meinung."

Bechdold war unfähig, eine Entschuldigung vorzubringen und die wieder zu einiger Fassung gekommene Sabine konnte nur bitten, dem Unglücklichen die Hand zur Rettung nicht zu versagen.

„An meinen Beistand soll er nicht vergebens sich wenden," war des Dominikaners Antwort, „scheint er ja doch Reue zu fühlen, die ihn auch zur Buße und — zur Versöhnung führen wird. — Er hat zu Anfang mir vertraut und dieß Vertrauen

darf ihn nicht täuschen, wenngleich er später andern Einflüsterungen Gehör schenkte. — Doch müssen wir mit der äußersten Vorsicht handeln, dieweil die ganze, über das Vorgefallene empörte Bürgerschaft wo überall die lauernden Augen hat."

Cyrill schwieg nachdenkend stille und Sabine blickte mit Furcht und Hoffnung im Auge auf ihn; gleichsam wie theilnahmlos stand Bechdold, Vater Zäckerlein aber zitterte.

„Haltet morgen mit Tagesanbruch," sprach jetzt der Mönch, „Euch bereit. Die Knechte von der Holzhausenischen Oede kommen in der Frühe, Wein aus unserm Kloster zu holen. Sie sind unserer Kirche treu ergeben und werden gern unsern Flüchtigen als ihren Genossen mit zum Thore hinausnehmen."

Sabine athmete auf; einen schmerzlich-süßen Blick sendete sie zu Bechdold, welcher dankend dem Mönche seine Hand reichte.

„Ich selber werde," fuhr dieser fort, „in der Dämmerung des anbrechenden Tages hier seyn, um sicher Euch zu geleiten."

Er entfernte sich jetzt und im wechselnden Streite der Furcht mit der Hoffnung entfloh für die liebende Jungfrau der nicht enden wollende Tag. Eine trübe Nacht überzog nach langem Harren den Himmel, zwar ruhig und still, aber für Sabine dennoch keine Ruhe spendend. Als der Hahnenruf den nahenden Morgen verkündete, hatte ihre Wimper noch nicht sich gesenket und mit angestrengtem Ohre lauerte sie auf nahende bekannte Tritte.

Nach mancher bangen Minute ward die Ungewißheit verscheucht. Leises Klopfen an der Hausthüre, vorsichtiges Oeffnen derselben und kaum hörbare Tritte überzeugten sie von dem genahten Helfer. Nun konnte sie dem Drängen ihres Herzens nicht widerstehen und eilte in die Wohnstube.

Ein faltenreicher Mantel, von dem Dominikaner mitgebracht, war bereits um Bechdold geworfen und eben wollten Beide vorsichtig das Haus verlassen, als Sabine herzukam.

„Bechdold, lebt wohl!"

„Sabine!" rief dieser mit einem Tone, in welchem alle Empfindung, die in diesem Augenblicke seine Brust bewegte, sich ausdrückte.

Die Jungfrau wankte. Das einzige Wort hatte ihr kund gethan, daß der Mann ihres Herzens sie verstanden habe. Eine leichte Röthe lief über ihr Gesicht und ihr Auge senkte sich zu Boden. Aber sie fühlte klar, es sey die Scheidestunde für das ganze Leben und mit dem Schlusse der Thüre rausche auch der Deckel des Sarges. Dieß gab ihr Kraft. Voll Liebe schlug sie das Auge auf und mit allem Schmelz, dessen heiße Neigung fähig ist, rief sie mit aufgehobenen Armen:

„Bechdold!"

Da riß sich dieser von dem Dominikaner los, faßte die bebende Jungfrau in seine Arme und preßte einen heißen Kuß auf ihre Stirne:

„Lebt wohl, lebt wohl für das ganze Leben!"

Sabine brach bewußtlos zusammen. Als sie wieder zu sich kam, waren Cyrill und Bechdold verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Offenbacher Diebsbande vor den Assisen.

Darmstadt, 8. Februar.

(Fortsetzung.)

Vormittagssitzung vom 8. Februar.

Zeuge Friedrich Pfirsing, Zimmermann aus Dieburg, welcher in Offenbach mit David Hirsch zusammen in einem Gefängnisse saß, deponirte, der Letztere habe ihm die Einzelnheiten des Schuster'schen Diebstahls ganz genau erzählt, ohne den Namen des Bestohlenen zu nennen und als Theilnehmer, außer sich sich selbst, die Angeklagten Euler, Matthes und einen Fabrikanten," der einen Mantel getragen, dessen Namen er aber nicht nannte, angegeben. Auch den Samuel Iggersheim soll er genannt haben; es kann Zeuge das aber nicht mehr genau angeben; überhaupt habe er mehrere Personen genannt, deren Zeuge sich nicht mehr erinnert. Er habe den Hirsch auch in Bezug auf den Schwarzschild'schen Mord befragt, worauf er erwiedert: er sey in dem Hause gewesen; weiter habe er keine Antwort gegeben. Er habe ihn noch ferner gefragt, wer diesem Manne den Kopf abgeschnitten habe? Da habe Hirsch eine lächelnde Miene gemacht, aber keine Antwort gegeben; aber das Haus, ein Bäckerhaus in der Fahrgasse, habe Hirsch bezeichnet; dort sey er im zweiten Stock mehrmals gewesen. Wer mit ihm gewesen, habe er auch nicht gesagt.

Zeuge Franz Doutine, Steinhauer aus Heusenstamm, war zu gleicher Zeit, wie der vorige, mit Hirsch zusammen verhaftet. Dieser Zeuge bestätigt die Aussagen des Zeugen Pfirsing. Auch er hat diese Erzählungen des Hirsch gehört, sowohl bezüglich des Schuster'schen Diebstahls, als des Schwarzschild'schen Mordes.

Zeuge Polizeicommissär Nover von Gießen, früher in Offenbach, macht zuerst eine lebhafte Schilderung von dem Meister aller Diebe, des Heinr. Lenhard, welcher jetzt im Zuchthause sitzt. *) Mit diesem Lenhard habe der Angeklagte Matthes häufig Umgang gepflogen, so daß Zeuge nach einem früheren Diebstahl in Kreuznach starken Verdacht auf Letzteren gehabt, ihn auch vernommen, aber keine Veranlassung gefunden habe, ihn zu verhaften; er habe ihm aber bemerkt, seine Bekanntschaft mit Lenhard würde ihn früher oder später ins Zuchthaus bringen. Der Peter Schäfer sey, wie Zeuge im Jahr 1842 nach Offenbach kam, in Frankfurt gefangen gewesen; nach seiner Entlassung im Jahr 43 bis zur Zeit, wo Zeuge von Offenbach wegging, habe er keine Veranlassung gehabt, gegen ihn einzuschreiten; er habe immer fleißig gearbeitet, aber im Ruf gestanden, daß er Verbindung mit Lenhard habe. Samuel Iggersheim habe ebenfalls einen bösen Ruf gehabt, sey mit Lenhard und dem „Bieberer Matthes" (Wagner) in Verbindung gestanden. Auch die Susanne Breidenbach habe zu dieser Bande gehört. Ueber die Ehefrau Iggersheim ist ihm nichts bekannt; er müsse aber unterstellen, daß sie Wissenschaft von Dem habe, was ihr Ehemann verübte. Ueber die übrigen Angeklagten könne er nichts sagen.

Zeuge Polizei-Soldat Bauer von Offenbach. Nach dem Schuster'schen Diebstahl habe er sich Abends in die Nähe der Iggersheim'schen Wohnung begeben und gegen 11 Uhr den Matthes herauskommen sehen. Später habe er sich an die Wohnung des Euler gestellt und den Peter Schäfer herauskommen sehen. Ueber den Ruf von Matthes befragt, gibt Zeuge an, daß dessen Eltern rechtschaffene nnd vermögende Leute seyen; er habe aber von Jugend auf nichts gearbeitet und gut gelebt. Schäfer habe früher schon gesessen; nach seiner Freilassung habe er in einer Fabrik gearbeitet; man konnte ihm nichts nachsagen, bis man später auf die Spur kam, daß er mit Iggersheim Umgang habe. Ueber Frau Iggersheim kann er nichts sagen, eben so wenig über Frau Eckhorn. Lanio hatte früher schon gestohlen und bekam Strafe; nach dem Portemonnaie-Diebstahl hatte man gleich Verdacht auf ihn. Von Merk und Kerber kann er nichts sagen. — Die Angeklagten Schäfer, Euler, Matthes und F. Iggersheim stellen diese Aussagen entschieden in Abrede.

Zeuge Feldschütz Hüter, von Offenbach, hat mit dem vorigen Zeugen zwei Tage nach dem Schuster'schen Diebstahl patrouillirt. Da sagte Bauer: da kommt Matthes, der war bei Iggersheim. Er habe auch Matthes selbst gesehen aus dem Gäßchen

*) Diese lebhafte Schilderung des „Lehrmeisters der Diebe", des Lenhard, werden wir später noch mittheilen. D. R.

ommen, wo Iggersheim wohnte. Er habe früher auch Matthes mit Lenhard spazieren gehen sehen. Auch Schäfer habe er mit Lenhard zusammen gesehen. Ueber Euler, Frau Iggersheim und Frau Eichhorn weiß er nichts anzugeben.

Zeuge Polizei-Soldat Neubert, von Offenbach, erzählt, daß er den Matthes an der Brücke arretirt habe; derselbe sey ihm durchgegangen, später aber durch Nachtwächter Hinkel eingebracht worden. Zeuge bestätigt, daß Matthes Umgang mit Lenhard gehabt habe; auch mit Iggersheim habe er ihn gesehen; sie seyen oft zusammen gefahren. Schäfer habe früher gestohlen, nach verbüßter Strafe sich aber gut aufgeführt und fleißig gearbeitet; in letzterer Zeit wurde er in der Gesellschaft von Iggersheim gesehen. Euler sey viel spazieren gegangen und habe wenig gearbeitet. Den übrigen Angeklagten könne er nichts nachsagen, außer daß Lanio schon wegen Diebstahl bestraft worden sey.

Zeuge Salom. Eichel, Tuchhändler von Offenbach, hatte von dem Angeklagten Matthes einen Wechsel von fl. 102 auf Frankfurt discontirt, welcher nicht bezahlt worden sey. Matthes habe ihm fl. 30 circa darauf bezahlt und der Rest sey durch die Mutter von Matthes bezahlt worden.

Die Vertheidiger fragen den Zeugen, ob er etwas über das eheliche Verhältniß der F. Iggersheim angeben könne; er sagt, es sey ihm bekannt, daß sie nicht gut mit ihrem Manne gelebt; ihre Töchte habe sie aber sehr gut erzogen. Die Vertheidigung bringt ferner eine Angabe Ritters zur Sprache, daß die Frau Iggersheim bei dem Weggang der Angeklagten zu dem Diebstahl bei Dr. Wetzel denselben Brod und Salz in die Tasche gesteckt; sie müsse dieses bezweifeln, da es am jüdischen Osterfest gewesen sey und sie nicht glaube, daß die Frau damals Brod im Hause gehabt habe; sie wolle daher den Zeugen auffordern, ob er dieses für möglich halte. Der Zeuge verneint es. Von Seiten des Staatsanwalts wird der Zeuge Schuster aus Frankfurt zur Erklärung darüber aufgefordert, welcher diese Möglichkeit keineswegs bezweifelt. Auch Ritter wiederholt auf das Bestimmteste seine Angabe.

Zeuge Ludwig Neumeyer aus Offenbach deponirt, daß seiner Frau eine Forderung von fl. 200 an die Mutter des Angeklagten Matthes durch Erbschaft zugefallen sey; diese Summe habe ihm der Letztere kurz vor seiner Verhaftung bezahlt, und er, Zeuge, habe ihm die vorgezeigte Schuldurkunde quittirt.

Zeuge Johann Jac. Weber, Spezereihändler von Offenbach, erzählt, daß er mit Matthes in Homburg gewesen sey, wo sie an der Spielbank fl. 70—80 zusammen gewonnen hätten.

Zeuge Nachtwächter Hinkel von Offenbach erzählt die Verhaftung des Matthes übereinstimmend mit der Deposition des Zeugen Neuber.

Zeuge Ph. Koch, Hutmacher von Offenbach, in dessen Hause der Angeklagte Schäfer wohnt, hörte eines Abends Lärm in seinem Hofe und fand, als er hinaustrat, den Holzstall von Schäfer erbrochen und das Holz durcheinander geworfen. Er ließ Schäfer, der nicht zu Haus war, durch dessen Frau rufen, er weiß aber nicht, was später geschehen ist. Ueber das Betragen von Schäfer kann er nichts Nachtheiliges sagen, hat aber später von seiner Tochter gehört, daß sie den Hirsch in der Stube von Schäfer gesehen habe.

Zeuge Hutmacher Rapp von Offenbach, Schwiegersohn von Koch, erzählt den Vorfall mit dem Holzstall übereinstimmend mit seinem Schwiegervater, und setzte noch hinzu, wie Schäfer kam, sey er, Zeuge, mit Licht hinausgegangen und habe einen Mann, 29—30 Jahre alt, bei Schäfer stehen sehen. Ob Hirsch bei ihm war, weiß er nicht. Ueber das Betragen des Schäfer kann er nichts Nachtheiliges sagen.

Zeuge Justine Rapp, Ehefrau des Vorigen, erzählt auch den Vorfall mit dem Holzstall. Ihr Vater hatte sie zu der Frau des Schäfer geschickt, um es ihr anzuzeigen. Diese war erstaunt darüber. Darauf kam ein fremder Mann in die Stube, den sie für einen Juden gehalten. Dieser fragte die Frau Schäfer, wo ihr Mann sey und sprach dann leise mit ihr. Sie ging mit ihm vor die Thüre, da sprach er wieder mit ihr und sagte, sie solle ihren Mann rufen. Als dieser kam, hat der fremde Mann etwas mit ihm gesprochen und sie gingen zusammen fort. Wer der Mann gewesen sey, könne sie nicht sagen; sie habe gehört, es sey Hirsch gewesen.

Zeuge Fabrikant Roth von Offenbach. Bei diesem hatte Euler bis zu seiner Verhaftung gearbeitet, mit Ausnahme von einigen Wochen, wo er eine Reise nach Cöln machte, um, nach seiner Angabe, seinen Schwager zu holen, der ebenfalls bei dem Zeugen in Arbeit treten sollte, aber nicht mitgekommen ist. Euler hat, wie der Zeuge sagt, nicht fleißig gearbeitet und hätte viel mehr verdienen können, wenn er ununterbrochen gearbeitet hätte. Ob er am Abend des 28. Febr. 1853, wo der Diebstahl bei Schuster statt hatte, vor- oder nachher gearbeitet hat, kann Zeuge nicht angeben. Zur Bezahlung seiner Untersuchungskosten hatte Zeuge ihm 20 fl. geliehen; über den Tag, wann dieses geschehen, erhebt sich ein Streit zwischen dem Zeugen und Euler, und da Letzterer behauptet, über diesen Vorschuß einen Schein unterschrieben zu haben, was Zeuge auch zugibt, so wird derselbe entlassen, mit Aufgabe, morgen wieder zu erscheinen und den fraglichen Schein mitzubringen.

Zeuge Samuel Halberstadt, Handelsmann aus Offenbach, hat im April 1853 dem Euler einen runden Tisch und eine Bettstelle nebst 10 oder 10½ fl. baar gegeben, dagegen von Euler eine silberne Uhr nebst goldener Kette erhalten.

Zeuge Christine Balle, Dienstmagd von Oehringen, war vom 3. Mai 1852 bis zum 14. Febr. 1853 im Dienste der Eheleute Eichhorn. Sie gibt an, daß S. Iggersheim und Anthes von Egelsbach öfters ins Haus kamen, wo sie heimlich mit ihrer Herrschaft sprachen. Wenn sie des Abends dort waren, mußte die Zeugin früher, wie gewöhnlich, zu Bette gehen. Die Frau Iggersheim hat sie nicht dort gesehen, aber die Töchter seyen einmal des Sonntags dort zum Kaffee gewesen. Sie habe einmal im Holzstall nach Holz gesucht und dort unterm Stroh ein paar eiserne Stangen gefunden von verschiedener Größe; sie habe dieses der Frau Eichhorn erzählt; diese sagte ihr: die eisernen Stangen hätte sie von ihrem verstorbenen Bruder in Heusenstamm geerbt, was aber nicht wahr sey. Später habe sie gesehen, wie Frau Eichhorn diese Eisen weggetragen habe. Dann sey einmal Anthes dagewesen und mit Eichhorn in der Nacht weggegangen; als sie zurückkamen, seyen sie sehr schmutzig gewesen. Die Eheleute Eichhorn hätten auch sehr gut gelebt. Sie habe auch einmal gehört, als Eichhorn mit einem Mitbewohner des Hauses Streit gehabt hätte, daß Letzterer den Ausdruck Räuberbande mit Bezug auf Eichhorns gebraucht hätte. Es sey ein Laternchen im Hause gewesen, das habe einst gefehlt; die Frau Eichhorn habe ihr gesagt, es sey eine Scheibe zerbrochen und sie habe es fortgetragen, um es machen zu lassen. Später habe sie den Eichhorn in der Küche getroffen, beschäftigt, von diesem Laternchen schwarzes Papier abzureißen.

Die angeklagte Ehefrau widerspricht allen diesen Angaben.

(Schluß der Vormittagssitzung.)

Nachmittagssitzung vom 8. Febr.

Zeuge Christian Kohl, Spengler von Offenbach, hat Ende November 1853 für die Angeklagte Frau Eichhorn ein loses Glas in einem Laternchen befestigt.

Es werden nun verlesen: Leumundszeugniß des Ortsgerichts Offenbach über die Angeklagten; Bericht des Bürgermeisters über die Resultate der Haussuchungen bei denselben; eine Notiz über

die Aussage des Sam. Iggersheim; zwei anonyme Briefe an Gebrüder Schuster in Frankfurt, worauf das Beweisverfahren über den Diebstahl bei Siegm. Rothschild in Offenbach begonnen wurde.

Zeuge Siegm. Rothschild, Fabrikant von Offenbach, deponirt über die Localitäten, den Werth und die Menge der gestohlenen Waaren wie im Anklageakt.

Zeuge Assessor Dr. Beer von Frankfurt hat bei Gelegenheit des Schuster'schen Diebstahls auch von diesem Diebstahl bei Rothschild Einiges von Ritter erfahren, kann aber nichts Genaues angeben.

Zeuge Ludwig Ritter von Frankfurt hat zuerst von den Euler'schen Eheleuten von diesem Diebstahl gehört. Es sey zuerst ein Einbruch in das dem Rothschild'schen Hause gegenüber liegende Zollgebäude beabsichtigt gewesen, aber nicht zur Ausführung gekommen. Das hätte die Veranlassung gegeben, bei Rothschild einzubrechen. Später habe er auch von Matthes, Iggersheim und Hirsch darüber gehört. Der Zeuge scheint sich überhaupt der Einzelnheiten nicht mehr so genau zu erinnern, wie bei dem Schuster'schen Vorfall.

Ph. Matthes wiederholt, er habe Ritter nur einmal gesehen und nichts von solchen Sachen gesprochen.

Nicolaus Euler stellt in Abrede, daß er bei diesem Diebstahl betheiligt war. Er habe gar nichts davon gewußt, bis es ihm später von Hirsch erzählt wurde, daß er von Matthes, Schäfer und Iggersheim verübt worden sey. Auch seine Frau habe ihm gesagt, Matthes hätte ihr erzählt, daß er, Schäfer und Iggersheim es gewesen seyen. Lanio habe die Lokalitäten angegeben. Er habe auch Matthes später darüber befragt, welcher ihm sagte, er habe sie bei dem Merkchen in Sicherheit gebracht da sie nicht verwerthet werden könnten. Er sucht die Angabe von Ritter dadurch zu verdächtigen, daß derselbe sich bei Rothschild angeboten, um Geld dadurch zu verdienen.

Peter Schäfer will gar nichts von der Sache wissen.

Jacob Lanio. Er kenne von allen diesen Personen Niemand, als den Euler, und wisse von dieser Sache nichts. Er sey früher einmal wegen Portmonnaies-Diebstahls bestraft worden; seit dieser Zeit habe er sich redlich ernährt.

F. Iggersheim weiß auch von Nichts.

Nun wird die Ehefrau Euler vorgeführt. Sie erzählt, Matthes hätte in ihrem Hause mit Hirsch darüber gesprochen, daß er (Matthes), Schäfer und S. Iggersheim die Sachen bei Rothschild geholt hätten. Ein Arbeiter in dem Geschäft (Stock — so wird Lanio auch genannt, nach seinem Stiefvater) habe den Anschlag gegeben. Da sie diese Nacht lange bei Rothschild gearbeitet, hätte er gewußt, daß viel Waare da sey. Ihr Mann hätte nichts davon gewußt.

Der Vertheidiger macht aufmerksam, daß es in Offenbach mehrere Fabrikarbeiter unter dem Namen Stock gebe.

Ph. Matthes widerspricht dieser Aussage wiederholt; eben so Peter Schäfer.

Auch Jacob Lanio behauptet, daß diese Aussagen gegen ihn ungegründet seyen. Er solle diese Nacht lange gearbeitet haben, sey aber doch Mittags schon nach Oberrad gegangen und von dort am Abend um 9 Uhr zurückgekommen, wo er sich ins Bett gelegt habe.

Wilh. Merk. Matthes sey zu ihm gekommen und habe ihm gesagt, er möge die gestohlenen Portemonnaies ihm aufbewahren; er habe es nicht thun wollen, sey aber von Matthes dazu überredet worden. Des Abends habe sie der Hirsch gebracht; er habe dabei an der Chaussee noch einen Mann hinter den Bäumen stehen sehen, wisse aber nicht, ob es der Schäfer gewesen sey. Da er die Waare aber nicht im Hause behalten wollte, sey sie in ein Faß gepackt und dem Kerber übergeben worden. Kerber habe er Anfangs nicht gesagt, was in dem Faß sey; später habe er es ihm gesagt, und noch später ihm mitgetheilt, daß sie von Matthes wären, worauf Körber sie nach Frankfurt in's Lagerhaus gebracht habe.

Der Staatsanwalt bemerkt ihm sehr nachdrücklich, daß er hinsichtlich des letzteren Punktes in der Voruntersuchung andere Angaben gemacht habe; Merk bleibt aber bei seiner Aussage stehen.

Ludwig Kerber: Voriges Jahr um Ostern sey Merk zu ihm gekommen, er sollte ihm ein Fäßchen aufheben. Dieses sey ihm auch später gebracht worden; er habe es in sein Haus genommen, und da ihm Merk später einmal sagte, er solle das Zeug verpacken, damit es nicht verderbe, habe er es aufgemacht und gesehen, daß es Portemonnaies seyen. Da sey ihm der Diebstahl bei Rothschild eingefallen, und habe er deßhalb die Waaren, in zwei Kisten verpackt, durch den Fuhrmann nach Frankfurt geschickt, dort die Ankunft des Fuhrmannes abgewartet und die Kisten durch einen Schiebkärner zu dem Spediteur Mohr fahren lassen, wo er sie auf dem Lager stehen ließ. Daß Merk ihm gesagt hätte, die Waare sey gestohlen, kann er sich nicht erinnern. Ein einzelnes Portemonnaie, welches er für ein Muster gehalten hätte, sey bei ihm liegen geblieben; es sich anzueignen habe er nicht beabsichtigt.

Die Kisten werden geöffnet vor Kerber und die Waaren von Rothschild und Kerber anerkannt.

Zeuge Carl E. Mohr, Spediteur in Frankfurt: Am 26. April v. J. habe er von einem gewissen Kerber aus Atzenau zwei Kisten, angeblich Effekten oder Kleider enthaltend, bekommen, um sie zur weiteren Verfügung auf Lager zu behalten. Das habe er gethan, bis zu dem Augenblick, wo sie von dem peinlichen Verhör-Amt zu Frankfurt in Empfang genommen wurden.

Es werden nun die Leumundszeugnisse der Angeklagten Lanio, Merk und Kerber verlesen, womit die Sitzung geschlossen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Aus Augsburg wird berichtet: Obwohl das Begehen des Eisenbahnkörpers auf das strengste untersagt ist, so gingen dennoch am 31. Jan. Abends zwei Arbeiter aus Oberhausen vom Bahnhofe aus den Damm entlang in ihre Heimath. Indem sie einem Bahnzuge auswichen, begaben sie sich auf das andere Geleise, auf welchem fast in selbem Augenblick ein zweiter Bahnzug daherbrauste und beide Männer unter die Räder warf. Sie wurden todt auf dem Platze gefunden.

Die „Times" gibt folgende Stufenleiter der Briefpost in England: Im Jahre vor der Post-Reform (1839) betrug die Zahl der durch die englischen Posten beförderten Briefe 76 Millionen, im Jahre 1840 in Folge der Reform 169 Millionen (d. h. 123 Procent), im Jahre 1853 betrug die Zahl 411 Millionen (d. h. 32 Mill. oder etwa 10 Procent mehr als im Jahre 1852). Der Briefverkehr beträgt jetzt in England bereits das Fünffache des alten Regimes.

Theater-Anzeige.

Montag, 13. Febr. Zweiter Maskenball im Stadttheater.

Druck und Verlag von Helter und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 39. Dienstag, den 14. Februar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

17. Die Flucht.

Als der Dominikaner mit dem Flüchtlinge in der Straße hinter den Predigern anlangte, waren die Knechte von der Holzhausenischen Oede noch nicht zur Stelle. Betreten schüttelte Ersterer den Kopf.

„So müßt Ihr hier außerhalb des Klosters harren, bis die Verspäteten ringetroffen sind. Ich darf Euch nicht mit in das Innere des Gebäudes nehmen."

Bechdold blickte ihn überrascht an, Cyrill aber schwieg. Vorsicht und Klugheit geboten ihm, also zu handeln.

„Allein, der Tag bricht an?" fragte Jener, besorgt umherblickend.

„Dort jenes Häuschen," entgegnete der Mönch, „welches die Leitern und Haken zum Feuerlöschen birgt, gewährt Euch wohl so lange Schutz."

Ungern, aber nothgedrungen folgte Bechdold der Weisung und verbarg sich, so gut es gehen wollte, in das Dunkel des an der Klostermauer angebrachten Daches.

Cyrill hatte sich, um Aufsehen zu verhüten, entfernt; die erwarteten Knechte verzögerten jedoch ihre Ankunft, bis bereits der nahende Tag seinen lichtgrauen Schimmer über die Dächer sendete. Da kam das Gefährte, aber die bis da stille Gasse wurde von einzelnen Vorübergehenden auch lebendig.

Ein frühe zur Schule gehender Knabe wanderte jetzt, seinen protestantischen Katechismus unter dem Arm, vorüber und sein lebhaft überall umherfahrendes Auge gewahrte unter den Feuerleitern die Bewegung eines dunkeln Gegenstandes. Neugierig trat er näher und das Angeschaute erkennend, rief er freudig überrascht:

„Ein Mann! Ein Mann!"

„Schweige!" herrschte ihm der Verborgene mit metallloser Stimme zu; aber der Knabe konnte seine Verwunderung nicht bemeistern.

Hierdurch aufmerksam gemacht, traten einige Vorübergehende näher; da ergriff Besorgniß, verrathen zu werden, die nach und nach zur Angst sich steigerte, den Flüchtigen, daß er, nur von dem Drange, sich zu retten, geleitet und unbekümmert um die Folgen, rasch aus seinem Verstecke hervorsprang und, so schnell es seinen Füßen gelingen wollte, nach dem Maine hin davon stürmte.

Mit einem Schrei der Ueberraschung prallten die Neugierigen zurück; aber Bechdolds Unglücksstern war drohend aufgegangen und hatte verrätherisch geleuchtet. Ein Einziger, aber dieser fest und sicher, hatte ihn erkannt.

„Der Steinmetz! — Der Mörder!" rief dieser, nachdem er von dem plötzlichen Schreck sich erholt hatte, mit lauter, durchdringender Stimme, und dieser Ausruf, den wenigen Anwesenden gleich verständlich, setzte Allen deren Füße in die rascheste Bewegung, den Dahinfliehenden zu erhaschen.

Allein der Vorsprung desselben war zu groß. Unaufgehalten eilte Bechdold nach dem Brückhofe hin und von da hinab durch die offen stehende Fischerpforte *) an die Ufer des Maines.

Hier schien er indessen verloren; denn schon hörte er seine Verfolger laut schreiend näher kommen und an dem Ufer lag kein Boot, das ihm hätte Rettung bieten können.

Da ruderte langsam ein Fischer mit seinem Nachen den Main herab und lenkte ihn an das Ufer, wo Bechdold verzweiflungsvoll auf und nieder ging.

„O, daß er hier landen möchte!" rief es sehnsüchtig in seinem Innern, und wie er heiß gewünscht hatte, so geschah es. Aber mit wildem Sprunge rannte jetzt Bechdold in das kleine Fahrzeug, faßte den erschrockenen Fischer an der Brust, schleuderte ihn in das seichte Wasser und mit kräftigen Armen den Fahrbaum ergreifend, stach er in den knarrenden Kies des Grundes und trieb den Nachen dem jenseitigen Ufer zu.

Die Verfolgenden, deren Anzahl immer größer geworden war, nahten nunmehr und der vom Wasser triefende Fischer zeigte auf seinen davonschwimmenden Nachen. „Mörder! Mörder!" schreien sie ihm nach, daß das Echo an der nahen Mainbrücke den Ruf hallend zurückgibt. Bechdold jedoch, mit Gewandtheit sein Schiffchen lenkend, entfernt sich immer weiter und verschwindet endlich in den auf dem Strome lagernden Nebeln.

Der Lärm, daß der flüchtige Bechdold nach Sachsenhausen zu entwichen sey, hatte sich unterdessen in der Fahrgasse verbreitet und haufweise stürmten sofort die Bürger über die Brücke, um den Enteilten, wo möglich, zu ergreifen. Allein dieser hatte allbereits das jenseitige Ufer erreicht und kletterte mit Gewandtheit über die an mehreren Stellen schadhafte, dort die Stadt einschließende Mauer. Schon wollte er den flüchtigen Fuß nach dem deutschen Hause zu richten, wo er Rettung zu finden gedachte, als ihm von da einige Verfolger, welche mit Blitzesschnelle die Mainbrücke überschritten hatten, schon entgegen kamen.

---

*) Ohngefähr in der Mitte der jetzigen schönen Aussicht, allwo das Mainufer die gleiche Höhe wie am Metzgerthor hatte, befand sich damals ein ordentliches großes Stadtthor: die Fischerpforte. Im Gegensatz zu diesem wurde der kleine Ausgang an der Fischergasse das Fischerpförtchen genannt.

Da wendete er sich nach dem Frankensteinischen Hause. Die kleine Thüre im Thore stand helfend auf, mit der Schnelligkeit des Windes ist er durch die Oeffnung und krachend fährt der von ihm zugeworfene Thürflügel ins Schloß.

Der Lauf seiner Feinde ist nun gehemmt. Mit krampfhaft wogender, tief nach Athem ziehender Brust geht er jetzt langsam an die Mauer, welche dieses Haus von dem Hofe des deutschen Hauses scheidet. Behende steigt er allda hinauf und wie die verschlossene Thüre, von Axthieben zerschmettert, einstürzt, schwingt er sich hinab in den rettenden Hofraum.

Die in den Hof des Frankensteinischen Hauses eingedrungene Volksmenge sieht es, aber sie wagt nicht zu folgen.

„Asyl! — Freistätte!" tönte es von hundert Zungen und Bechdold schien gerettet.

Die Bürgermeister von Frankfurt wollten es jedoch nicht also betrachten. Für Schulden, auch wohl für geringere Vergehen gedachten sie das, von dem deutschen Orden beanspruchte und in dem Herkommen nothdürftig begründete Recht der Freistätte wohl gelten zu lassen, nicht aber für Mörder. Darum befahlen dieselben alsobald, das ganze deutsche Haus mit Söldnern und Stadtknechten zu umringen, damit der Flüchtige nicht weiter entweichen könne, und sendeten den Obristrichter ab, die Auslieferung Bechdolds zu verlangen.

Der Comthur mit seinem Amtmann in der Geheimschreiberei einander gegenüber sitzend überlegten den Fall und es bedurfte wenig Worte des Letzteren, um den ohnehin gegen den Rath höchlich erboßten Klingenbach zu heftigeren Handlungen zu reizen.

„Dieß ist das Ziel, wohin wir gelangen mußten," sprach Antinoza mit selbstgenügliches Lächeln, „um sie in ihrer Blöße zu zeigen und ihre Ohnmacht sie fühlen zu lassen. — Jetzt sind wir nicht allein im Rechte, sondern auch im Besitze, und kein Kammergericht wird es wagen, in dieser Beziehung die Gerechtigkeit zu verdrehen."

„Auch meine Meinung!" rief der Comthur, indem er vom Stuhle sich erhob und dann in den Saal trat, in welchem der Obristrichter seiner harrte.

„Vermeldet Euern Herren, daß ich nicht gewillt bin, ihren Anforderungen zu genügen. — Bechdold gehört zu meinen Leuten, und ich, mit Allem, was mir zusteht, bin kein Untergebener der Reichsstadt, bin reichsunmittelbar, wie Ihr. Wäre dieß aber auch nicht, so ist das deutsche Haus eine Freistätte und bietet Jedwedem, der sich dahin flüchtet, eine sichere Zuflucht."

„Auch wenn er ein Mörder ist?" bemerkte der Obristrichter.

„Das werde ich zuerst untersuchen."

„Und dann —?"

„Thun, was meiner Ueberzeugung nach Recht ist."

„Bedenket, Herr Comthur," wendete der Obristrichter ein, „daß Bechdold nicht, wie es das Herkommen bedeuten will, durch das Thor in das deutsche Haus geflohen und eben so wenig an den bekannten Stein des Einganges geschlagen, daß er auf verbotenem Wege in Euer Haus sich geschlichen hat."

„Dieß zu erwägen," antwortete Klingenbach mit spottender Betonung, „ist meine Sache und bedarf ich hiefür weder Euer, noch Eurer hochweisen Herren Belehrung."

Der Obristrichter verbeugte sich und ging und der Comthur sah ihm höhnisch lächelnd nach.

(Fortsetzung folgt.)

Die Offenbacher Diebsbande vor den Assisen.

Darmstadt, 9. Februar.

(Fortsetzung.)

Vormittagssitzung vom 9. Februar.

Es wird dem Angeklagten Kerber das einzelne Portemonnaie, welches bei ihm gefunden wurde, vorgelegt und von ihm anerkannt; er behauptet aber wiederholt, es nicht in Gebrauch genommen zu haben.

Hierauf wird das Sparcassebuch von Eichhorn vorgelegt, nebst einer Schuldurkunde eines gewissen Hahn zu Gunsten von Eichhorn im Betrag von fl. 200.

Beweisverfahren über den Versuch des Diebstahls bei Dr. jur. Wetzel in Sachsenhausen.

Nach Verlesung des Augenscheinsprotokolls und eines Aktenstücks von Frankfurt, als Einleitung zu den von dort gemachten Mittheilungen, erscheint:

Zeuge Ritter und deponirt, wie dieser Diebstahl verabredet wurde, wie der Zeuge am Abend, wo dieser Einbruch stattfinden sollte, in Offenbach war, wie die letzten Vorbereitungen getroffen, was von der Polizei in Frankfurt geschehen sey, um die Diebe auf der That zu erwischen, und was sich in dem Wetzel'schen Garten zugetragen.

Euler will nicht wissen, wer die erste Veranlassung zu diesem Diebstahl gegeben habe. Die erste Mittheilung sey ihm von Ritter geworden, welcher ihm sagte, daß bei Wetzel viel Geld vorräthig sey und man dieses leicht holen könne. Anfangs habe er sich nicht darauf einlassen wollen; Ritter habe ihn aber am Abend, der zur Ausführung bestimmt war, abgeholt; da sey er mitgegangen. Er erzählt nun ebenfalls die Vorfälle in dem Garten von Dr. Wetzel.

Mathes weiß von Allem, was Ritter und Euler sagten, kein Wort. Die Leute hätten ein Complott gemacht, ihn ins Unglück zu stürzen.

Ritter bemerkt auf die Aussagen von Euler, Alles, was er bei dem Wetzel'schen Diebstahl gethan habe, sey nach der Instruction des Polizeiamts geschehen.

F. Iggersheim will auch nichts von der Sache wissen; es sey in ihrem Hause keine Verabredung geschehen.

Margarethe Eichhorn erzählt, wie in der Nacht vor dem Einbruch bei Dr. Wetzel, Matthes und Hirsch an ihre Thüre geklopft und ihren Mann auf die folgende Nacht mit seiner Droschke vor's Allerheiligenthor bestellt. Was ihr Mann darauf geantwortet, habe sie nicht verstanden.

Zeuge Jacob Friedrich Wetzel, Dr. jur., von Sachsenhausen, erzählt, wie er von der Polizei benachrichtigt worden, daß ein Diebstahl bei ihm beabsichtigt sey, welche Vorkehrungen getroffen worden, was in der Nacht geschehen sey und welche Spuren des andern Tags gefunden worden. Von den Angeklagten kennt der Zeuge keinen; aber der Stiefbruder des Matthes sey auf der Hochzeit seiner Tochter als Gast gewesen. Auch den Kutscher Eichhorn kennt er nicht.

Auf die Frage des Vertheidigers, ob Zeuge dem Ritter eine Belohnung gegeben habe, antwortet er mit „nein". Aber Ritter sey bei dieser Gelegenheit sehr mißhandelt worden; namentlich seyen ihm die Kleider zerrissen worden. Dafür habe er ihm freiwillig fl. 30 gegeben.

Zeuge Joh. Jack, Polizei-Rottmeister von Frankfurt, war in Auftrag des Assessors Dr. Beer in dem Wetzel'schen Hause mit seiner Mannschaft aufgestellt. Er erzählt ebenfalls die Begebenheiten dieser Nacht.

Zeuge Gensdarm Friedrich Schuck deponirt wie der vorige.

Zeuge Heinr. Bach, Feldschütz von Sachsenhausen, hat mit seinem Kameraden Reiß den Eichhorn, nachdem die Diebe entsprungen waren, an der Offenbacher Eisenbahn arretirt und auf die Konstabler Wache gebracht. Auch hat Zeuge am darauf folgenden Morgen an der Ecke des Bock'schen Gartens ein Brecheisen gefunden.

Hierauf wird Peter Eichhorn vorgeführt. Derselbe gibt an, er sey am Abend vor dem Diebstahl von Matthes und Hirsch auf die folgende Nacht mit seiner Droschke ans Allerheiligenthor bestellt worden, er könne dabei ein Wägelchen verdienen. Er habe keine rechte Lust dazu gehabt und sey deßhalb die folgende Nacht ans Allerheiligenthor gegangen, um zu sagen, daß er nicht fahren könne. Er sey dem Matthes begegnet und mit ihm ans Thor gegangen, wo Matthes in die Stein'sche Wirthschaft, er aber zum Thorr hinausgegangen sey. Da seyen drei Mann zu ihm gekommen, nämlich der Hirsch und noch zwei, die er nicht gekannt. Ob Euler dabei gewesen sey, kann er nicht sagen. Da sey auch der Matthes gekommen; sie wären dann zusammen zum Affenthor hinausgegangen, am Kirchhof vorbei bis an eine Mauer. Ob es die am Wetzel'schen Garten gewesen sey, wisse er nicht anzugeben; er sey etwas betrunken gewesen. Sie seyen über die Mauer gestiegen; er sey stehen geblieben; da hätte Matthes zesagt, es sey nichts zu machen. Darauf seyen sie wieder über die Mauer zurück und auf einen gefallenen Schuß davon gelaufen, wonach er von einem Feldschützen angehalten worden sey.

Hierauf wird Frau Euler vorgeführt. Sie erzählt, ihr Mann sey in der Nacht nach Haus gekommen und habe ihr gesagt, der Ritter habe ihn unglüklich gemacht; er habe ihn zu dem Diebstahl bei Dr. Wetzel verführt. Es seyen Matthes, Eichhorn, Hirsch und ihr Mann dabei gewesen.

Zeugen Johann Georg Hornung und Clemens Jaske, Gensdarmen von Frankfurt, waren auch in dieser Nacht im Wetzel'schen Garten aufgestellt und erzählten den Vorfall eben so, wie die Andern, mit dem Zusatz, daß die Diebe bei ihrem Entspringen ein Brecheisen nach ihnen geworfen hätten. Das Eisen wird vorgezeigt und von ihnen erkannt.

Zeuge Joh. Friedrich Alt, Kaufmann von Frankfurt, hat am 26. oder 27. April 1853 den Matthes in Begleitung eines andern Mannes, den er nicht kannte, in Sachsenhausen gesehen.

Hierauf wird das Protokoll über das Geständniß des Hirsch verlesen, worin er angibt, er sey mit Euler, Matthes, Eichhorn und Ritter über die Mauer gestiegen, und da sie sich überzeugt hätten, daß nichts zu machen sey, wieder herüber. Er hätte Brecheisen und Vogelleim mitgenommen und wie sie auf den gefallnen Schuß fortgelaufen seyen, diese Sachen weggeworfen.

Den beiden Zeugen Pfirsing und Doutine erzählte Hirsch in ihrem gemeinschaftlichen Gefängniß den vereitelten Diebstahl bei Dr. Wetzel auf dieselbe Weise. Als Theilnehmer nannte er: Matthes, Eichhorn und Einen, der einen Mantel getragen habe. Hirsch habe sogar mit einem von Doutine geliehenen Bleistift die Wetzel'sche Lokalität an die Wand gezeichnet und bemerkt, „wenn ihnen der Diebstahl gelungen, wären sie gedeckt gewesen."

Nachmittagssitzung vom 9. Febr.

Diebstahl bei Glaser Riese in Frankfurt.

Zeuge Joh. Gottl. Riese, Glasermeister von Frankfurt, erzählt, wie er am Abend des 28. April 1853 um $8^1/_2$ Uhr sein Zimmer verließ und als er um $^3/_4$ 11 nach Haus zurückkehrte, solches erbrochen fand. Er gibt die Wahrnehmungen an der erbrochenen Stubenthüre und Commode, sowie die ihm entwendeten Objecte an. In der ersten Zeit hatte er auf Niemand Verdacht, bis er gehört habe, Euler von Offenbach sey in Köln gewesen und wegen des Schuster'schen Diebstahls verhaftet. Da fiel ihm ein, daß ein Portefeuillearbeiter von Offenbach, der ihm schon mehrere Mal Bilder zum Einrahmen gegeben, auch einmal das Bild des Kölner Doms zum Einrahmen gebracht und ihm gesagt habe, daß er von Köln käme. Sein Verdacht auf denselben sey durch den Umstand zur Gewißheit geworden, daß die entwendete Uhr sich in einem gläsernen Gestelle befunden habe, welches Niemand habe öffnen können, der nicht mit dessen Construction bekannt gewesen sey; diese habe er nur jenem Offenbacher Portefeuillearbeiter einmal gezeigt.

Euler will nichts von diesem Diebstahl wissen. Eine bei Riese entwendete Vorstecknadel, welche in der Euler'schen Wohnung gefunden wurde, will derselbe schon seit 1848 besitzen und von Goldarbeiter Berckenbrink gekauft haben.

Zeuge Johann Friedrich Kraß, früher Taglöhner bei Glaser Riese, gibt an, daß Euler einst, während Riese nicht zu Haus war, gekommen sey, um sechs Bilder, die er früher zum Einrahmen gegeben, abzuholen. Diese hätten sich in dem Riese'schen Wohnzimmer befunden. Der Zeuge habe sich mit Euler in dieses Zimmer begeben und die Bilder geholt. Bei dieser Gelegenheit will er bemerkt haben, daß Euler sich in dem Zimmer umgesehen.

Zeuge Ludw. Ritter von Frankfurt gibt an: Am Sonntag vor dem Wetzel'schen Diebstahl habe Euler beim Vorübergehen auf das Riese'sche Haus gedeutet und gesagt, daß er dort einen Einbruch beabsichtige. Später hörte er, daß auch Hirsch hinzugezogen werden sollte, durch F. Iggersheim aber davon abgehalten wurde, und als Zeuge erfuhr, daß der Diebstahl wirklich ausgeführt sey, äußerte er sich gegen Hirsch darüber und dieser erzählte ihm, daß die Ehefrau Euler ihm die Uhr von Riese zum Kauf angeboten habe. Auch habe er in der Nacht vor dem Wetzel'schen Einbruch den Euler mit F. Iggersheim in deren Wohnung im vertraulichem Gespräch gefunden, wo er ihr Kleider antrug, welche sie zu verkaufen suchen müsse. Zeuge hat auch gehört, wie Euler auf dem Wege vom Allerheiligenthor nach Sachsenhausen dem Matthes von diesem Einbruch erzählte. Die Vorstecknadel, welche Euler besessen, hat der Zeuge oft gesehen; es war aber nicht diese, die jetzt bei ihm gefunden wurde.

F. Iggersheim läugnet das Anbieten der Kleider von Seiten Eulers.

Zeugin Weller von Frankfurt kennt auch die Vorstecknadel, welche Euler besaß; sie bestätigt die Aussage Ritters.

Zeuge Chr. Friedr. Hehnee, Juwelier und Goldarbeiter von Frankfurt, glaubt, daß diese Vorstecknadel dieselbe sey, welche Riese von ihm gekauft habe. Getragen könne sie noch nicht lange seyn, sie habe noch die erste Politur.

Zeuge Berckenbrink, Juwelier und Goldarbeiter von Frankfurt, kann sich nicht erinnern, daß Euler diese Vorstecknadel von ihm gekauft habe. Da Euler wiederholt darauf beharrt, erbietet sich der Zeuge, in seinem Buche genau nachzusehen und morgen den nöthigen Aufschluß darüber zu geben.

Die Ehefrau Euler behauptet, ihr Mann besitze diese Vorstecknadel bereits über vier Jahre.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In der Wechselstube des Hrn. Ribarz in Wien wurden vor einigen Tagen vier Stück Windischgrätz-Loose von einem unbekannten jungen Mann verkauft. Eines von diesen Loosen hatte

im J. 1852 einen Treffer gemacht, was Hr. Ribarz erst nachträglich bemerkte und daher den Verkäufer auf dem Wege öffentlicher Bekanntmachung auffordern ließ, sich zu melden. Dieser, ein Commis aus einer Modewaarenhandlung, kam der Aufforderung nach, und Hr. Ribarz, gewiß ein Muster der Ehrlichkeit, zahlte demselben, nachdem er sich als Eigenthümer des Looses legitimirt hatte, den Gewinn von 20,000 fl. C.-M. aus.

An dem Pariser Industrie-Palaste, diesem bedeutungsvollen Friedenstempel, wird rastlos gebaut. Das merkwürdige gußeiserne Gerüst, welches dem des Glaspalastes ähnlich seyn soll, ist schon zur Hälfte aufgestellt. Das Gerüst für das große Portal ist fertig. Wie im Glaspalaste bildet man ein Transept von erstaunlicher Kühnheit.

(Centralafrika.) Von Dr. Vogel sind Mittheilungen vom 4. Nov. 1853 von seiner Reise von Murzuk nach dem Tschadsee aus Tegerry (zwischen Murzuk und Bilma) eingetroffen. Die Hitze hatte nachgelassen nach ungeheuren Sandstürmen, welche jede Spur des Weges verwischten und dreitägiges Verirren eines Theils der Karawane verursachten. Dr. Vogel begegnete der großen Karawane von Bornu, welche 4—500 Sclaven, meist junge Mädchen und Knaben unter 12 Jahren, mit sich führte. Die armen Geschöpfe mußten schwere Lasten wohl 25 Pfund, auf dem Kopfe schleppen, der oft die Haare und selbst die Haut verloren hatte, und in Ketten durch die Wüste wandern.

Wie es heißt, machen der Stadtbehörde in Paris die Ratten wieder viele Sorgen, und Paris ist von einer Invasion dieser liebenswürdigen Thiere in allem Ernste bedroht. Hr. C. Dupin, der unermüdliche Statistiker, hat auszurechnen verstanden, daß sich nicht weniger als 5 Millionen Ratten unter den Straßen von Paris herumtreiben. Sie zerfallen in zwei Racen: die norwegische und die englische. Man hatte gehofft, daß die beiden Nationen sich unter einander auffressen würden; aber nach dem offiziellen Berichte ihrer Verfolger haben sie eine entente cordiale zu Stande gebracht, die nicht weniger solide, als das Einverständniß zwischen Frankreich und England ist.

Korrespondenz.

Stuttgart, 6. Febr.

In letzter Woche kam endlich auch auf unserer Hofbühne „die Waise von Lowood" zur Aufführung. Ueber den Werth dieses neuen Dramas der bekannten Bearbeiterin haben sich verschiedene Ansichten geltend gemacht, die wir hier nicht näher erörtern wollen; wir unserer Seits halten dieselbe nach Form und Inhalt für eine der besten Bearbeitungen, die noch aus der Feder von Mad. Birch-Pfeiffer geflossen sind. — Jane Eyre von Fräul. Wilhelmi dargestellt, gab diesen energischen und doch wieder so weichen, liebebedürftigen Charakter mit einer Wahrheit und Treue, daß sie zu öfterem stürmischen Beifall hinriß. Namentlich war die Schlußscene des ersten Aktes, in welchem das so lange durch alle möglichen moralischen Qualen gefolterte Herz endlich sich erschloß, ergreifend wiedergegeben. Die Rolle der Mistreß Reed war in den Händen von Mad. Behringer, deren Auffassung des hier gezeichneten Charakters wir nur billigen können; Mistreß Reed ist ein Weib, unter dessen äußerer glänzender Hülle sich eine häßliche Seele verbirgt, und Mad. Behringer wußte diese Gegensätze genau zu schattiren; vielleicht wäre hin und wieder ein schärferes Eingreifen, besonders im letzten Akte, geeignet gewesen, wodurch derselbe an Bedeutung gewonnen haben würde. — Hr. Löwe, Rochester, zeichnete einen jener Charaktere, die im angelsächsischen Blute nicht sehr selten sind und unter einer rauhen Außenseite oft ein Herz verbergen, das im Besitze aller edlen Eigenschaften, von der Welt verkannt, sich in sich selbst zurückgezogen und nur momentan gleich wie Blitze die Oberfläche berührt, mit großer Wahrheit. Zwei Wesen wie Jane und Rochester, mußten, wenn sie sich fanden, sich gegenseitig achten, sich lieben. Dieses psychologische Muß wurde von Frau Birch-Pfeiffer erkannt und von den Trägern der Rollen mit tiefer Auffassung zur Anschauung gebracht. — Die übrigen Mitwirkenden trugen zur Abrundung des Ganzen nach Kräften bei, und so sehen wir mit Vergnügen der zweiten Vorstellung dieses Schauspiels entgegen. — Die Oper bewegt sich gegenwärtig, zum Bedauern der Musikfreunde, beinahe nur in bis zur Ermüdung gehörten Wiederholungen und dafür wird der demnächst als neu vom Stapel laufende „Attila" von Verdi voraussichtlich keinen Ersatz bieten. Kg.

Heidelberg, 12. Febr.

Der aus Heidelberg vom 8. Febr. datirte Artikel der Didaskalia, den Conflikt zwischen Herrn Schauspieldirektor Haacke und zwei Schauspielern betreffend, enthält Unrichtiges und dem wahren Sachverhalt nicht Entsprechendes, so daß er sowohl im Interesse der Direktion, als der anderen Betheiligten eine Berichtigung erheischt. Da indeß diese Angelegenheit theilweise noch einer höheren Instanz, dem Kreisgerichte, zur Beurtheilung vorliegt, so hält man es für angemessen, mit einer Berichtigung anzuhalten, bis der Rechtsspruch erfolgt ist.

Rödelheim, im Februar.

Unser Ort, welcher in den letzten Jahren und jüngst erst durch den Verlust des großh. Landgerichts um manche Quelle des Erwerbs ärmer geworden ist, darf sicherem Vernehmen nach sich der Hoffnung auf einen baldigen Ersatz erfreuen. Es heißt nämlich, daß Fräul. Hillebrand ihre Erziehungsanstalt für junge Mädchen im Laufe des nächsten Frühlings von Offenbach hierher übersiedeln will, weil sie für den raschen Zuwachs derselben dort keine ausreichende passende Lokalität finden kann, die sich ihr dagegen hier in dem geräumigen, mit schönen Gartenanlagen verbundenen gräflichen Regierungsbaue bietet. Ueberhaupt kann wohl nicht leicht ein Ort für ein solches Etablissement zweckmäßiger seyn als Rödelheim. In der Nähe von Frankfurt und dem Taunus gelegen, umgeben von einer schönen Natur und gesunder Luft sich erfreuend, ist es ausnehmend geeignet, den bezüglichen äußeren Bedingungen eines glücklichen Gedeihens zu entsprechen. Was die Anstalt der Fräul. Hillebrand insbesondere betrifft, so bedarf sie, um ihres ersprießlichen Fortgangs sicher zu seyn, nur noch einer solchen äußeren Gunst der Lage, indem ihre innere Einrichtung allen Anforderungen entspricht und den vorzüglichen Ruf, den sie sich in wenigen Jahren erworben, vollständig rechtfertigt. Die Resultate des Unterrichts, welcher theils von dem Fräul. Hillebrand persönlich, theils unter ihrer beständigen unmittelbaren Leitung ertheilt wird, waren für Ref. überraschend nicht nur in den neueren Sprachen, für die sich außer dem gründlichen theoretischen Unterrichte noch vielseitige Gelegenheit für praktische Uebung durch den Umgang mit den englischen und französischen Zöglingen des Instituts bietet, sondern auch in den eigentlich wissenschaftlichen Gegenständen, namentlich in den Naturwissenschaften, in der Geographie und Geschichte. Der Grundsatz des Familienlebens waltet im Ganzen und bestimmt Art und Weise der Behandlung und des Verhältnisses der Zöglinge zu einander. So darf man mit voller Ueberzeugung sagen, daß diese Anstalt eine wahrhaft empfehlenswerthe ist. Möge nur die Aussicht, dieselbe hier zu besitzen, zum weiteren Gedeihen ihrer selbst, sowie zum Wohle unseres Orts, dem ein solcher Zuwachs seiner Nahrungsquellen wohl zu gönnen ist, recht bald verwirklicht werden!

Theater-Anzeige.

Dienstag, 14. Febr. Der Maurer und der Schlosser, komische Oper in 3 Abtheilungen nach dem Französischen des Scribe von Fr. Ellmenreich. Musik von Auber.

Mittwoch, 15. Febr. (Zum ersten Male wiederholt): Die Journalisten, Lustspiel in 5 Akten von G. Freitag.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 40. Mittwoch, den 15. Februar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

Unterdessen dieses im Saale sich ereignete, saß Antinoza, immer noch mit Scheeiben beschäftiget, in der Geheimschreiberei. Mechanisch fertigte er die Copieen, aber seine Gedanken waren bei dem Asylrechte. Da kam mit leise auftretendem Fuße Bechdold in das Gemach. Mit unbefangenem, sogar heiterem Gesichte begrüßte ihn der Amtmann, dann fragte er gewissermaßen scherzend:

„Euch treibt wohl Besorgniß zu mir?"

„Konn's Euch nicht bergen," war die Antwort. „Wie wird dieß enden?"

„Bleibt der Comthur ein Mann, so geht es gut."

„Und wenn nicht," fiel Bechdold ein, „wie dann?"

„So müssen andre Leute als Männer handeln."

„Wie soll ich dieses verstehen?"

„Wenn Ihr es nicht verstehet," lächelte Antinoza, „so laßt Euch ausliefern. Seht Ihr jenseits den Thurm mit seinen Spitzen? Das ist der Brückenthurm mit seinem Kriminal. Dort wird Bekanntschaft mit der Folter gemacht. — O, in seinen Mauern ist schon Mancher gar verständig geworden."

„Höll' und Teufel!" brauste Bechdold auf. „Dahin soll es nicht kommen!"

„Wenn Leute dieß wehren wollen, so müssen sie als Männer handeln."

„Ja, Ihr sprecht wahr," rief Bechdold mit flammenden Augen. „Auch in der größten Noth bleibt der Mensch noch immee Herr seines Schicksales."

„Auch ist ja nur vom äußersten Falle die Rede," fiel der Andre, seine Hände reibend, mit begütigender Stimme ein. „Es wäre auch denkbar, daß unser Herr standhaft bliebe und daß sie, mit Hintenansetzung unserer Rechte, Euch mit Gewalt —"

„Gewalt!" versetzte Bechdold, seine Fäuste ballend. „Die habe ich nie gefürchtet. Wer nach mir beißt, dem zeige ich ebenfalls die Zähne. Laßt nur ihre elenden Schergen heranrücken, die Rüstkammer unseres Herrn wird mir die Krallen reichen, womit ich sie zerreiße."

Mit wild kochendem Blute verließ er die Stube, und der Amtmann that, als brachtete er gar nicht sein Fortgehen. Als aber die Thüre hinter Bechdold sich zugethan hatte, hob er giftig lächelnd den Blick seiner kleinen Augen empor.

„So höre ich Dich gern. Das wird am Hoflager des Kaisers mir Freunde und Belohnung bringen. — Es ist kein Zweifel," fuhr er nach einigem Ueberlegen fort, „die Herren von Frankfurt setzen Alles dran — müssen Alles dran setzen, den Bechdold in ihre Gewalt zu beingen. Je mehr dann Widerstand, je toller wird ihr Mühen. Sie werden zum Aeußersten schreiten und dann — hat ihre Macht aufgehört. — Zwar könnte," setzte er dann wie bedauernd hinzu, „gewaffneter Widerstand dem armen Teufel das Leben kosten? — Allein, dieses vermag nicht, meine Richtung zu ändern. — So, oder so. — Er ist einmal das Opfer und unsere große Sache kann um solche Kleinigkeiten ihren eingeschlagenen Weg nicht ändern."

Der Comthur scheitt jetzt mit hoch gehobenem Kopfe stolz in das Zimmer.

„Was macht unser Bechdold?"

„Er ist geduldig — will sich in Alles fügen."

„Das kann er schon," brach Klingenbach mit wildem Lachen aus. „In meinen Händen ist er wohl geborgen."

Antinoza hob den Blick unbemeekt ein wenig in die Höhe, blinzte leise und schrieb, als ob er dem keine große Aufmerksamkeit schenke, ruhig weiter.

18. Der Rathssitz.

Die Bänke der Rathsstube auf dem Römee waren mit Schöffen, Syndikern und Herren des Rathes belebt, die Bürgermeister saßen an ihrem Tische und der Rathsschreiber, welcher auch der Stadtscheeiber genannt wuede, ihnen gegenüber an seinem Protokolle.

Der ältere Bürgermeister Zumjungen hatte mit einfachen Woeten vorgetragen, welcher wichtige Gegenstand hier in Frage liege.

„Es betrifft," fuhr er dann euhig fort, „das höchste Recht, welches einer reichsunmittelbaeen Stadt, wenngleich sie es im Namen des Kaisers ausübt, zustehen mag, nämlich das Recht, die Justiz zu hegen und Dasjenige zu pflegen, was unsere Altvoedern den Blutbann nannten. — Unser Syndikus, der wohlgelahrte Doktor Quamber hat die Akten von mir erhalten, um sich über diesen Fall in einem Syndikatsbedenken auszusprechen und er wird uns jetzt dasselbe mittheilen."

Der Aufgeeusene erhob sich und schritt nach einer Verbeugung an den Tisch der Bürgermeister, allwo er seine Papiere niederlegte und sich setzte.

Ein Feind aller unnöthigen Weitschweifigkeit und immer entschieden grade auf das Ziel losgehend, hatte Quamber in einer kurzen und teeffenden Geschichtserzählung die Thatsachen bündig aufgestellt und schritt nun zu seinem Dafürhalten. Mit wenigen Worten lautete solches dahin: sich durch alle Eingelenke des Comthurs nicht im mindesten beirren zu lassen, sondern, wie er es nannte, kräftig durchzugreifen.

Viele der zuhörenden Rathsglieder nickten ihm Beifall, aber auch gar manche schüttelten bedenklich die Köpfe.

„Unser Höchstes steht auf dem Spiele," bemerkte jetzt der Syndikus mit nachdrücklichem Tone; „ergreifen wir in diesen Zeiten der Parteiung nicht mit starker Hand das Steuer, damit unser Staatsschiff alle anbrausenden Wellen durchschneidet, so werden wir auf Klippen oder Untiefen gerathen und in dem Sturme untergehen."

„So wäre also Eure Meinung," unterbrach ihn hier der ältere Bürgermeister, „daß wir diesen Wilhelm Bechdold —"

„Mit Gewalt aus seinem Verstecke holen," fügte Quamber mit lauter und entschiedener Stimme bei.

Alle sahen ihn betreten an und in den Mienen Vieler konnte man deutlich Mißbilligung lesen.

„Es mag in den Satzungen," fuhr der Syndikus fort, „nicht vollkommen begründet seyn, was ich hier vorschlage; allein es gibt Fälle, wo die Rücksicht auf eigne Wohlfahrt die Richtung unseres Handelns bedingt. Will ich auch einräumen, daß der Einzelne Macht hat, sich über dieses Gebot hinwegzusetzen, so kann dieß doch bei einem Pflegebefohlenen, was jederzeit der Staat ist, nimmer der Fall seyn, dieweil seine Vormünder — hier der Rath — dieser Nothwendigkeit Folge geben müssen."

Diese Wendung erheiterte plötzlich viele der bedenklich ihn anblickenden Gesichter.

„Gehen wir hier," sprach Quamber weiter, „von diesem streng gebotenen Grundsatze ab, so frage ich, was wird die Folge seyn? — Jeder, der unser Ansehen verlacht, Jeder, der mit Reden, Schrift, ja mit gewaffneter Hand unserer Lenkung entgegentritt und nicht allein diese Verbrecher gegen das Staatswohl, nein, auch Ehrenschänder, Betrüger, Räuber und — wie wir ja in diesem Falle sehen — Mörder werden in dem deutschen Hause Zuflucht finden und von dort aus Rath und Bürgerschaft verhöhnen."

Die Zuhörenden fuhren auf und viele Augen funkelten.

„Wenn es damit abgethan wäre," bemerkte jetzt der Sprechende verächtlich hinwerfend, „so ließe sich das noch ertragen. Allein, die Folgen! — Wenn der hochselige Kaiser Carl der Fünfte in seiner aufgerichteten peinlichen Halsgerichtsordnung aller Orten ausspricht, daß seine strengen Strafen „um mehrer Furcht willen" diktirt worden seyen, wo soll denn diese Furcht herkommen, wenn wir seine Strafen nicht vollstrecken? — Laßt Ihr den Bechdold nur unangefochten in seinem deutschen Hause sitzen und die nächste Folge wird seyn, daß sich kein Mensch mehr fürchtet, ein Verbrechen zu begehen. Der Mörder fragt viel danach, ob sein Opfer ein Buchbinder, ein Herr des Rathes, oder ein Schöffe von Limburg, oder Frauenstein ist. Im Gegentheil, das Leben dieser Letzteren kommt erst recht in Gefahr, da ihre Wirksamkeit weitgreifender und ihr Amt der Art ist, daß sie sich wenig gute Freunde machen können."

Dieses entschied. Voller Ueberzeugung nickten Alle ihre Zustimmung.

„Allein unsere Verhältnisse zu Kaiser und Reich?" warf der ältere Bürgermeister jetzt ein.

Wohlweislich hatte Quamber diese Frage nicht berührt. Wie solche jetzt demohngeachtet erhoben ward, versetzte er kurzweg, als ob die Sache gar keiner Erwähnung werth sey:

„Grade damit uns nicht Kaiser und Reich verschlinge, müssen wir also handeln. Oeffentliches und Privatwohl erheischen diese Schritte und: Salus publica ultimo ratio est." *)

*) Das Wohl des Staates ist der triftigste Grund.

(Fortsetzung folgt.)

Die Offenbacher Diebsbande vor den Assisen.

Darmstadt, 9. Februar.

(Fortsetzung.)

Vernehmung der Angeklagten.

In der Vormittagssitzung vom 7., über die wir nachträglich hier jetzt berichten, begann die Vernehmung der Angeklagten. — Matthes erzählt über seine Verhaftung: er sey, wie gewöhnlich, Abends von Fechenheim zurückgekehrt, wo seine Geliebte sich aufhielt. Da sey er von dem Polizeidiener Neuber an der Brücke arretirt worden; da er aber einen großen Jagdhund bei sich hätte, ersuchte er den Polizeidiener, diesen Hund erst nach Hause bringen zu dürfen, und da dieser es nicht zugeben wollte, sey er davon gelaufen. In der Allee sey er später von dem Nachtwächter arretirt worden. Er habe, nachdem er sein Handwerk verlassen (erzählt er weiter), sich mit der Oekonomie seiner Mutter beschäftigt, auch mit Haus- und Gartenarbeit; nebenbei habe er auch mit Pferden gehandelt und sich oft mehrere hundert Gulden dabei verdient. Im Uebrigen hätte er bei seiner Mutter Alles frei gehabt und ein wöchentliches Taschengeld von fl. 2—3. — Auf die Frage nach seinen Bekanntschaften gab er einen Namen an, dessen Träger in Amerika ist. Von den Mitbeschuldigten kenne er Schäfer von Jugend auf aus der Wirthschaft, Samuel Iggersheim von dem Kaffeehaus her. Euler kenne er sehr wenig; im Monat October 1852 sey er öfters ins Euler'sche Haus gekommen, um mit seiner Geliebten dort Zusammenkünfte zu haben; mit Euler habe er wenig gesprochen; im Dezember sey er schon weniger hingekommen und im Januar 53 ganz weggeblieben, da er seiner Geliebten eine andere Unterkunft verschafft. Später sey er nur noch ein Mal dort gewesen. In das Iggersheim'sche Haus sey er auch gekommen; Iggersheim sey ihm nämlich im Billardspiel fl. 2 schuldig geblieben, diese habe er sich holen wollen und bei dieser Gelegenheit habe er dessen Töchter kennen lernen, welche er nachher besuchte. — Den Kutscher Eichhorn kenne er seit seiner Kindheit; er sey auch einmal wegen eines Pferdehandels bei ihm gewesen. Lanio kenne er gar nicht, Merk und Kerber nur von Ansehen. — Auf die Frage, ob er Ritter kenne, wiederholte er seine gestrige Mittheilung, daß er durch die Frau Euler auf ein Mädchen, das bei Ritter sey, aufmerksam gemacht worden; er wäre hingegangen, habe aber das Fräulein nicht allein getroffen, sondern Ritter sey dazu gekommen, und da seyen sie dann zusammen spazieren gegangen. Da Ritter am Main wohne und sie die Schiffe herüber und hinüber fahren sahen, sey ihm der Vorschlag gemacht worden, auch hinüber zu fahren; er habe eingewilligt und sie seyen in die Bauer'sche Brauerei in Sachsenhausen gegangen. Weiter habe er ihn nicht gesehen und gesprochen. Wenn er gewußt hätte, daß Ritter so gravirt sey, würde er nicht mit ihm gegangen seyn. Von einer Adreßkarte wisse er nichts. — Den Völkner habe er bei Fay kennen lernen, bei der Musik, und er habe mit ihm hauptsächlich von Mädchen gesprochen. Er habe ihn auch einmal in Sulzbach besucht, auf den ersten Ostertag. Er sey damals in Frankfurt gewesen und ans Bockenheimerthor gekommen; dort hätte der Eichhorn mit seiner Droschke gehalten; den habe er zu dieser Fahrt accordirt. Zuerst sey er mit Eichhorn in die Schwager'sche Wirthschaft gegangen; als sie herauskamen, sey die Frau Iggersheim gekommen, welche nach Bockenheim zu ihrer Schwester habe gehen wollen. Er habe sie überredet, mit ihm nach Sulzbach zu fahren. Da wären sie eine halbe oder dreiviertel Stunden bei Völkner gewesen; darauf seyen sie in das Wirthshaus gegangen, wo Eichhorn gehalten; von da sey er nach Höchst gefahren und habe auch Frau Iggersheim zur

Mitfahrt überredet. Ritter habe fälschlich behauptet, daß er mit ihm von Diebstählen gesprochen, davon sey keine Sylbe geredet worden. Er habe mit ihm von Spielsystemen gesprochen. Seine Abende habe er in Fechenheim bei seiner Geliebten zugebracht; für die Wohnung derselben habe er wöchentlich fl. 4 bezahlt. — Mit den übrigen Ausgaben für die Valerius, wie sie im Verweisungsurtheil verzeichnet, sey er einverstanden, mit Ausnahme der Hemden, weil ihm die Valerius gesagt habe, sie hätte sich die Leinwand gekauft und von ihrer Schwester machen lassen. Broche und Ringe habe er ihr acht Tage vor seiner Verhaftung gekauft, da er vierzehn Tage vorher in Homburg gewonnen habe, und die Herren wüßten ja, daß man gewonnenes Geld nicht estimire. Von seiner Mutter habe er wöchentlich etwa fl. 2—3 bekommen; seine Ausgaben habe er aber meist mit gewonnenem Geld bestritten. — Auf die Frage, woher es komme, daß er nach dem Schuster'schen Diebstahl so viel Geld gehabt hätte, früher aber in mißlichen Verhältnissen gewesen sey, antwortete er: das komme von einem Wechselgeschäft her. Er habe nämlich vor Weihnachten von seinem Vetter Röhrig sich einen Wechsel geben lassen, diesen bei Eichel versilbert, und als der Wechsel völlig war, dem Eichel eine Abschlagszahlung gegeben, welche er von seiner Mutter erhalten; den Rest habe er versprochen, im Mai zu zahlen; ob er es gethan haben würde, wisse er noch nicht. — Der Staats-Anwalt bemerkt ihm, wie unwahrscheinlich diese Angaben seyen, wie er behaupten könne, daß seine ganze Existenz auf dem Spiele beruhe; er spreche zu Männern, die das zu beurtheilen wüßten. Er wolle von dem Schuster'schen Diebstahle nichts wissen (fährt der Staats-Anwalt fort) und doch gäbe er zu, daß er bei Ritter gewesen sey. Hierauf erwidert Matthes, es sey ja von ihm schon gesagt worden, daß er wegen des Mädchens hingegangen sey. — Der Staatsanwalt bemerkt ihm ferner, er habe geäußert, wenn er gewußt hätte, daß Ritter so gewirt sey, würde er Anstand genommen haben, mit ihm spazieren zu gehen. Das stehe in Widerspruch mit seinen übrigen Bekanntschaften; denn er habe zugegeben, mit Schäfer, Böltner, Euler und namentlich mit S. Iggersheim bekannt zu seyn. Der Staatsanwalt fragt Matthes ferner, ob er Lenhard kenne? Matthes bejaht dieses; der Mann sey ja von Offenbach. — Ob er den Bieberer Matheis kenne? „Ja! von Ansehen." — Ob er die Susanne Breidenbach kenne? „Nein!" — Die Breidenbach kenne ihn aber recht gut (versetzt der Staatsanwalt); es sey angegeben, daß er sie mehrmals in Oberrad besucht habe. Er läugnet es. Auch die Reise nach Sulzbach in Gesellschaft der F. Iggersheim (bemerkt der Staatsanwalt) müsse eine besondere Ursache gehabt haben; die Liebenswürdigkeit der Frau könne es kaum gewesen seyn. Matthes sagt, es sey ihm nur um Gesellschaft zu thun gewesen. — Ob er angeben könne, fragt der Staatsanwalt, wo er am Abend des Schuster'schen Diebstahls gewesen sey? Matthes sagt, das sey nicht möglich nach so langer Zeit. — Ob er wisse, wo er zur Zeit des Diebstahls bei Dr. Wetzel gewesen sey? In Fechenheim. — Zuletzt fragt der Staatsanwalt, ob er nicht einmal von seiner Mutter Geld bekommen hätte, um etwas zu bezahlen und wie viel? Er habe einige Tage vor seiner Verhaftung von seiner Mutter fl. 200 bekommen, um sie einem gewissen Neumeyer zu bezahlen, sey aber ans Billard gerathen und habe es vergessen, nach einigen Tagen aber bezahlt. Er gibt auch zu, daß er wegen der Jagd bestraft worden. Das sey aus Malice des Försters geschehen. Auch habe er sehr oft Parthien gemacht; Hanau, Wilhelmsbad und Homburg habe er oft besucht mit einem gewissen Schoffo. Auch die Valerius habe er einmal mit nach Hanau genommen; da hätte er einen Pferdehandel vorgehabt. Auf die Frage: ob er nichts von diesen Werkzeugen kenne? erwiederte er, die seyen ihm ganz fremd; er meine, es müßten Maurer- oder Steinbrecher-Werkzeuge seyn. (Forts. folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Eine Klage, welche ein Pariser Börsenspeculant Namens Richard dieser Tage gegen das Centraltelegraphenamt vor dem Civilgerichtshof anhängig gemacht, macht Aufsehen. Am 6. December wurde ihm der Kurs der Londoner Börse, der an ihn abgesandt war, zu spät von der Verwaltung mitgetheilt, und die Folge davon war, daß er einen bedeutenden Verlust erlitt. Er stellt nunmehr eine Schadloshaltungsklage von 100,000 Franken. Der Telegraphendirektor ließ dawider die Einwendung machen, daß dem für das Telegraphenwesen erlassenen Gesetze zufolge blos die Verwaltungsbehörden über Beschwerden zu entscheiden hätten, die gegen die Verwaltung gerichtet wären. Der Gerichtshof hat indessen diesen Einwand verworfen und sich dahin entschieden, daß er kompetent wäre, über den erhobenen Anspruch zu entscheiden. Das Urtheil ist noch nicht gefällt.

Die der Metallurgischen Gesellschaft zu Bonn gehörigen St. Marienberger Kupfergruben und Hüttenanlagen, und die Bendorfer Kupferhütten der Herren Gebrüder Estivant zu Givet (Frankreich) sind als Commandit-Gesellschaft mit Actien, unter der Benennung „Marienberger und Bendorfer Kupfergruben und Hüttenverein zu Bendorf", mit der Firma Ed. Letrange und Comp. constituirt worden. Das Grundcapital beträgt 400,000 Thaler. Eine spätere Erhöhung auf 1,000,000 Thaler ist vorgesehen. Den Aufsichtsrath bilden die Herren Estivant, Pirlot und Schleicher, sämmtlich Kupfer- und Messing-Fabrikanten, und Charlier, Direktor der Metallurgischen Gesellschaft.

Herr A. Dumas hat sich das Verdienst erworben, den in Deutschland viel beliebten, in Frankreich vor wenigen Wochen fast noch unbekannten vlämischen Dichter Conscience durch Uebersetzung eines Bruchstücks im „Mousquetaire" dort eingeführt zu haben. Heute ist Conscience schon ein Liebling des französischen Lesepublikums. Außer dem „Mousquetaire" kündigte auch die „Revue des deux Mondes" Uebersetzungen desselben an. Indessen hat der Verleger Michel Levy von Conscience die ausschließliche Erlaubniß erkauft, alle seine bereits erschienenen und noch erscheinenden Werke in französischer Uebersetzung herauszugeben. — Es gereicht dem französischen Buchhandel und der Gesetzgebung Frankreichs gewiß zur Ehre, das Eigenthumsrecht ausländischer Schriftsteller auch auf Uebersetzungen anzuerkennen.

In der Bremer Auswanderungs-Zeitung werden entsetzliche Berichte über die Schicksale der von dem Peruaner Rodulfo im Jahre 1851 als Colonisten für Peru angeworbenen Deutschen mitgetheilt. Trotz aller Warnungen hatten sich mehrere Tausende in ihrer Unvernunft anwerben lassen und haben das schrecklichste, grausenvollste Elend erfahren. Sie sind zum Theil aus Noth unter das Militär gegangen, Andere hat ein General zu seiner Expedition gleichsam gekauft, Andere müssen den Sklaven vergleichbar auf den Landgütern arbeiten, Andere müssen in der Verzweiflung auf den Guano-Inseln die widerlichsten Arbeiten verrichten, Andere sind ohne Grund bei der geringsten Veranlassung in die Gefängnisse gebracht, ein großer Theil sind an den Fiebern und im Elend gestorben und wie Thiere beerdigt, da sie protestantische Ungläubige waren. — Darum hütet Euch, Ihr Deutsche, vor den peruanischen Werbern, welche jetzt besonders in Süddeutschland thätig sind, neue Auswanderer für Peru anzuwerben, und abermals sage ich, hütet Euch vor Peru und den peruanischen Werbern! — Wer auswandern will und muß, der wandere nach Wisconsin, Illinois und Missouri in Nordamerika zu seinen Bekannten und Verwandten. (Drfz.)

Man schreibt uns aus Zürich, 3. Febr.: Unserm Theater ist es gegangen, wie andern Theatern, die nicht von den Regierungen oder sonst besonders unterstützt werden; es mußte wegen schwachen Besuches geschlossen werden, wird indeß, wie wir hören, doch schon in diesen Tagen wieder eröffnet.

(Berlin.) Die Totaleinnahme der königl. Bühne belief sich im Januar auf nicht weniger als 30,000 Rthlr., so daß sich also die Durchschnitt-Tageseinnahme auf 600 Rthlr. berechnet; ein sicher großer Erfolg der gemachten Anstrengungen.

Gubitz hat ein neues fünfaktiges Lustspiel: „Der lustige Rath", eben beendet.

Korrespondenz.

Weinheim, 8. Febr.

Der unermüdliche Freiherr v. Babo hat zur Abwehr der mit der Noth fast steigenden Lotteriewuth zwei Bilder, von denen das eine den Gang in's Lottohaus, das andere die Folgen des Lotto mit Gutanschlag, Bettel, Auswanderung zeichnet, mit dazu passenden Sprüchen abdrucken lassen. Eine Erzählung, wie es mit diesem bösen Spiele geht, gewissermaßen eine Gebrauchsanweisung der Bilder, wird mit denselben vom landwirthschaftlichen Vereine ausgegeben. Die Erzählung enthält zwar beinahe unglaubliche, doch wirkliche Thatsachen. Denn die Mittel, durch Träume, Zählen allerlei zufälliger Dinge u. s. w. die gewinnenden Nummern zu erfahren, zeugen vom tollsten Aberglauben, sind aber wirklich landkundig. Die Hauptsummen gehen in die Rheinschanze oder in die bayerischen Städtchen am Maine. Denn die Nürnberger Lotterie ist es besonders, in welche der Gewinn der Arbeiter und das Wohl der Familien wandern und nicht zurückkehren.

Wiesbaden, 7. Febr.

Gestern Abend hatten wir das Vergnügen, in einem von der dreizehnjährigen Pianistin Fräul. Adrienne Peschel im Gasthause zum Adler veranstalteten Konzerte in dieser ein aufkeimendes Talent kennen zu lernen. Fräul. Peschel hat uns durch ihr geschmackvolles, gefälliges Spiel wahrhaft überrascht. Was wir namentlich hervorheben müssen, das ist ihr kräftiger und doch sehr leichter Anschlag, ihre besondere Fingerfertigkeit und die Sicherheit, mit welcher sie die schwierigsten Passagen überwindet. Die beiden ersten Piecen — Nocturno von Th. Döhler, sowie das Andante de Salon aus Lucia von Lammermoor von J. Ascher — sind als besonders gelungen zu erwähnen, weniger der Carneval de Venise von J. Schulhoff und die Schlußpiece: Rondo Capriccio von Mendelssohn-Bartholdy, welche mit etwas mehr Bewegung hätten gespielt werden können. Fährt Fräul. Peschel auf der betretenen Bahn mit Fleiß und Ausdauer fort, dann berechtigt sie zu schönen Hoffnungen. — Sowohl in diesem Konzerte, als auch in dem für den Orchesterfonds für Wittwen und Waisen, welches am 30. Jannar stattfand, hatten wir Gelegenheit, in Frau Kühnle eine tüchtig geschulte, mit einer hohen, klangreichen Sopranstimme und namentlich einer außergewöhnlichen Kehlenfertigkeit begabte Sängerin kennen zu lernen, welche eine Bravoursängerin genannt werden kann. In dem gestrigen Konzerte sang Frau Kühnle zuerst ein Tyrolerlied von Kalliwoda, welches sehr angesprochen; die dem Liede ohnedieß eigene Innigkeit wurde durch den sehr empfindungsreichen Vortrag noch gehoben. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieser Künstlerin durch ein Engagement ein ihren Fähigkeiten entsprechender Wirkungskreis geboten würde.

Mainz, 6. Februar.

Heute Abend fand in dem hiesigen Theater zum Besten der Armen die Aufführung von „Mordgrundbruck" statt. Die hiesige „Liedertafel", die jetzt unter der Leitung des Direktors Hrn. Winkelmayer, eines tüchtigen Musikers und Dirigenten, steht, hatte dieß Musikstück, dessen Tendenz, besonders was den Text betrifft, Persifflirung des modernen Operngeschmackes ist, zum Gegenstande ihrer diesjährigen Produktion gewählt, weil der Ruf desselben, die glänzende Aufnahme, die es in Köln gefunden, einen günstigen Erfolg für den beabsichtigten, wohlthätigen Zweck erwarten ließen. Darin hat sich der Verein nicht getäuscht. Das Haus war in allen Räumen dicht gefüllt und die Einnahme daher eine glänzende. Und das möchten wir dießmal für die Hauptsache halten. Schwerlich dürfte auch bei einer zweiten Aufführung der Piece, in sofern nicht ebenfalls derselbe wohlthätige Zweck die Anziehungskraft bildete, das Auditorium ein so zahlreiches werden, wie heute. Diese tragikomische Operette führt sich durch eine Ouverture ein, welche ein ganz artiges Potpourri aus den verschiedenartigsten Opern und Volksmelodien ist. In dem Stücke selbst wechseln entliehene und eigene Musik und verfehlen nicht eines angenehmen Eindrucks. Der Text, eine schauerliche Raubritter-Mordgeschichte, ist zeitgemäß, in sofern wir uns in dem Carnevalsmonate befinden, und mit vielen Lokalwitzen, die an diejenigen unserer früheren Fastnachtsstücke erinnern, ausgestattet. Große Heiterkeit erregte neben denselben die Introduction, der von beschlafmützten Köpfen, die aus den Wagen ragen, gesungene Chor an das Publikum, sowie die in der Laube flötende — menschliche — Nachtigall und der Tanz der Frösche am Ende des Stücks. — Auch der hiesige Kirchenmusikverein hat, dem Vernehmen nach, „Mordgrundbruck" als Gegenstand einer Aufführung zu wohlthätigen Zwecken auserseheu und wird damit wahrscheinlich demnächst vor das Publikum treten.

Usingen, im Februar.

Das einzige bis jetzt sich darbietende Mittel, um der Noth unserer Bevölkerung zu wehren und der von Hand zu Mund lebenden Klasse Arbeit zu geben, ist die Hebung der Wiesencultur in unserem Amte. Seit zehn Jahren ist bei uns bereits sehr viel in dieser Beziehung geschehen, aber in den meisten Dorfgemeinden liegt noch ein großer Reichthum unbenutzt begraben. Die Gemeinde Anspach wäre nicht so arm, wenn sie die Einsicht hätte, diesen Schatz zu heben, und dieß läßt sich von den meisten andern Gemeinden sagen. Jedes Jahr, welches bei uns dahingeht, ohne ein kräftiges Wiesenbaugesetz, ohne ein landwirthschaftliches Fest mit Preisvertheilungen, Verloosungen von Thieren und Ackergeräthen rc., ist für den Fortschritt verloren. Der landwirthschaftliche Verein für das Herzogthum Nassau hat uns zwar für das nächste Jahr ein landwirthschaftliches Fest in Aussicht gestellt; aber es ist gewiß der Wunsch unserer ganzen Amtsbevölkerung, daß uns ein solches Fest schon im laufenden Jahre zu Theil und dadurch dem Sinn für den Fortschritt ein kräftiger Anstoß gegeben werde.

Bad Homburg, 12. Febr.

Am 28. d. wird im hiesigen Kursaal ein zweiter kostümirter Ball stattfinden; auf demselben werden die Stocktänzer, die auf dem ersten Maskenballe so sehr gefielen, sich noch einmal produziren. Nächsten Mittwoch wird ein großes Konzert im Conversationshause seyn, in welchem Hr. Konzertmeister Feisch, Hr. Thelen und Fräul. Stock von Wiesbaden mitwirken werden.

Frankfurt a. M., 11. Febr.

Hr. Mathias Hamberger, der bereits in verschiedenen Städten Vorlesungen über ein von ihm erfundenes, verbessertes und erleichtertes System der Gedächtnißkunst gehalten und lebhafte Anerkennung gefunden hat, was die ihm ausgestellten Atteste von Sachkundigen bezeugen, beabsichtigt auch hier einige Vorträge über Mnemonik zu halten, welche von allgemeinem Interesse seyn dürften. Ein Weiteres über Zeit und Ort derselben wird demnächst zur Anzeige des Publikums gebracht werden.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 15. Febr. (Zum ersten Male wiederholt): Die Journalisten, Lustspiel in 5 Akten von G. Freitag.

Donnerstag, 16. Febr. Tony, große romant. Oper in 3 Akten, Musik von E. H. z. S.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 41. Donnerstag, den 16. Februar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

„Ihr Herren habt das Referat vernommen,“ sprach sofort der ältere Bürgermeister, „und ich werde den Antrag unseres Syndikus jetzt zur Umfrage bringen.“

„Mit dem Referenten einverstanden,“ lautete es bei dem ältesten Schöffen und diese Worte liefen die Bänke herab, bis sie auf der andern Seite wieder zu den Bürgermeistern zurückkamen. Als nun auch diese ihre Zustimmung erklärten, da schauten Alle mit erleichterter Brust einander an, überzeugt, daß nun das Rechte gefunden worden sey.

„Doch, Herr Bürgermeister, wenn Ihr mir das Wort vergönnen wolltet,“ sprach der Schöffe von Martorff und fuhr, als der Angeredete durch Neigen des Hauptes seine Zustimmung ertheilte, also fort: „wünschte ich, bevor zur Gewalt geschritten wird, alle gütlichen Mittel zuvor erschöpft zu sehen.“

„Ihr habt ein kluges Wort gesprochen, Herr Schöffe,“ entgegnete Zumjungen, „dem auch ich von ganzem Herzen beipflichte. Darum, Herr Bürgermeister Bölker, werdet Ihr, wenn Euer Amt Euch jetzt in das deutsche Haus führt, dem Comthur von Klingenbach begreiflich machen, wie Bechbolds That solchen Schutz nicht verdiene, zumal er auch die Freiheit nicht ordentlich gesucht, auch nicht zur rechten Thüre hineingegangen, sondern listiglich über die Mauer gesprungen sey, auch wäre ein solch redlich Gemüth nicht in ihm, daß man sich seiner annehmen könne. Woferne aber Alles dieses nichts nützet, so holet den Malefikanten mit Gewalt, verwahret jedoch dabei unsere Stadt, daß dieses nicht aus Verachtung des deutschen Ordens Privilegien geschähe, sondern weil die freche That keinen Schutz verdiene, auch der Magistrat freie Gewalt hätte zu strafen und sich an seiner Gerichtsbarkeit nicht kränken ließe.“ *)

„Nach Euerm Auftrage und meiner Pflicht,“ war Bölkers Entgegnung, „werde ich handeln. Doch wäre mir angenehm, wenn noch Jemand —“

„Ist es Euch genehm,“ fiel Quamber ein, „so gehe ich mit.“

„Thut das, Herr Syndikus,“ sprach Zumjungen, „ich werde einige Rotten bewehrter Bürger zuordnen und die Zeugherren mögen für eine Anzahl Söldner, welche mit den neu angeschafften Feuerrohren von Suhl zu bewaffnen sind, sorgen.“

„Doch dürfte es gut seyn,“ bemerkte noch Quamber, „wenn über die ganze Expedition wir einen feierlichen Notariatsakt aufnehmen ließen, der uns gegen alle Mißdeutungen sicher stellt.“

„Recht gut,“ lächelte der ältere Bürgermeister. „Ihr denkt doch an Alles.“

„So werde ich den Notarius Kaspar Hellmuth mit zwei Zeugen dazu auffordern. Auch dieser ist ein Mann, der, wie man sagt, Haare auf den Zähnen hat.“

Der Rathssitz wurde bald hierauf geendet und auf den folgenden Vormittag die Ausführung des Beschlusses angesetzt, bis dahin sollte Alles geheim gehalten werden. Voller Erwartung der Dinge gingen die Rathsglieder auseinander.

19. Kraftvolles Handeln.

Es war am andern Morgen gegen elf Uhr, als sich über die Brücke ein seltsamer Zug bewegte. Voran eine Anzahl Söldner, gleichförmig in graues Tuch gekleidet, die langen neuen Feuerrohre, schön blank polirt, auf der Schulter und an ihrer Spitze ein Hauptmann, dessen spanischen Hut eine weiße Feder schmückte. Eine schwerfällige Kutsche, aus deren Glasfenstern der Bürgermeister Bölker und der Syndikus Quamber hervorsahen, bespannt mit Pferden aus des Raths Marstall, Kutscher und Diener in des Rathes rother Livrei, folgte hierauf, und eine Anzahl rothgekleideter Einspänniger, sowie mehrere mit Büchsen bewaffnete Stadtknechte gingen dem Fuhrwerke zur Seite. Eine zweite, minder ansehnliche Kutsche, mit dem Notarius Hellmuth und seinen zwei Zeugen, reihte sich diesem an, worauf sechs Rotten Bürger, mit Helm und Harnisch angethan und je nachdem sie Waffen besaßen, mit Schwert, Lanze, Kolben, Hellebarden, auch einige mit Büchsen bewehrt, den Schluß machten.

Als sie vor dem, durch des Raths Bewaffnete immer noch gut bewachten deutschen Hause anlangten, stiegen der Bürgermeister mit Quamber und der Notarius mit seinen Zeugen aus und schritten ernst und schweigend die steinerne Treppe genannter Behausung nach den oberen Gemächern hinauf, unterdessen der bewehrte Zug in guter Ordnung auf der Straße sich aufstellte.

Der Comthur stand an einem Fenster und schaute spöttisch und verächtlich hinab.

„Was soll der Fastnachtszug?“ sprach er zu Antinoza, der hinter ihm sich befand und mit hämischer Freude das Ereigniß anblinzte.

„Sie haben Euch den Niklas von dem Christmarkte gesendet. — Jetzt werdet Ihr gleich zur rechten Erkenntniß gebracht werden.“

„Laßt sie nur kommen,“ antwortete Klingenbach mit kaum zu unterdrückender Wuth, „ich werde sie bescheiden. — O, daß doch meine Ordensritter nicht lauter alte und gebrechliche Leute wären, daß ich doch nur über dreißig Bewaffnete gebieten könnte, wie wollte ich mein deutsches Haus vertheidigen und diesen gan-

*) Lersner Th. 1. Bd. 1. S. 497.

zen Mummenschanz in wilder Flucht nach ihrem Frankfurter Neste zurück jagen!"

„Dieweil es nun aber nicht also ist," bemerkte Antinoza spöttisch lächelnd, „so müssen wir mit Worten fechten und dieses hilft oft besser, als Eure Waffen. — Unterdessen aber werdet Ihr mir erlauben, den Bechdold einstweilen zu verbergen."

„Verbergen?" rief der Comthur, voll stolzen Unwillens den Amtmann anblickend. „Er soll bleiben, hier an meiner Seite soll er stehen."

„Er soll sich verbergen," bemerkte Antinoza, indem er diese Worte unter Hindeutung mit dem Zeigefinger mit gebieterischer Betonung aussprach.

„Wie?" fuhr Klingenbach auf. „Wagt Ihr mir zu widersprechen — mir zu befehlen?"

Der Amtmann krümmte sich, wie in Demuth, zog aber dabei an einem schwarzen Bande ein silbernes Zeichen mit einem Heiligenbilde aus seinem Busen. Indem er es dem Comthur mit anscheinender Gleichgültigkeit entgegenhielt, dabei ihn jedoch fest ansah, flüsterte er:

„Man wünscht es so!"

Klingenbach erbebte. Kaum der Sprache mächtig, verbeugte er sich, dann fragte er zagend:

„Wie soll es gehalten werden?"

„Ganz nach Eurer Ansicht. Ihr weis't sie ab; Gewalt werden sie nicht wagen. — Ich unterdessen verberge den Bechdold."

Der Comthur hatte nach dessen Abgang von seiner Ueberraschung, beinahe Schreck, sich noch nicht ganz erholt, als der Diener den Bürgermeister mit dem Syndikus anmeldete und diese, ohne lange die Antwort abzuwarten, gleich und ohne Weiteres ins Zimmer traten.

Dieses zwanglose Verfahren rief in Klingenbach allen Stolz wieder hervor und fachte die kaum gemäßigte Flamme seines Zornes wieder an.

(Fortsetzung folgt.)

Die Offenbacher Diebsbande vor den Assisen.

Darmstadt, 9. Februar.

(Fortsetzung.)

Vernehmung der Angeklagten.

Peter Schäfer. In früherer Zeit sey er wegen Diebstahl in Untersuchung gewesen, aber freigesprochen worden; er habe auch einmal Strafe erlitten. Seit 1844 habe er sich davon abgewendet, sey in eine Fabrik gegangen (zu Vergolder Haase) und habe fleißig gearbeitet. Den Matthes habe er schon als Bube gekannt, sey aber nicht viel mit ihm zusammen gekommen. Euler kenne er nicht. Mit Sam. Iggersheim und Hirsch habe er keinen Umgang gehabt, kenne sie aber als Offenbacher von Ansehen. Eben so Lanio, Merk, Kerber und Frau Euler. Die Eheleute Eichhorn kenne er nicht. Von dem Schuster'schen Diebstahl sey ihm nichts bekannt, als daß er durch die Untersuchung erfahren habe, daß er dieses Diebstahls verdächtig sey. Die Aussagen gegen ihn seyen unrichtig; es seyen Verläumdungen, um ihn zu verdächtigen. Auch die Frankfurter hätten auf solche Verdächtigungen hin schlimm mit ihm verfahren; sie hätten ihn durch einen falschen Brief auf die Mainkur gelockt; dort sey er durch einen Rottmeister gepackt worden und habe 22 Monate in Untersuchungsarrest gesessen, sey dann aber freigelassen worden. Der Staatsanwalt bemerkt hierauf: daß man so gegen ihn vorgeschritten, sey unter solchen Verhältnissen gerechtfertigt. Er möge auch ja nicht glauben, daß er freigesprochen worden sey. Das Appellationsgericht in Frankfurt habe sich dahin ausgesprochen, daß die dringendsten Indicien gegen ihn vorlägen; bei seinem bekannten frechen Läugnen habe man ihn aber nicht überführen können; er sey aber auf immer aus Frankfurt verwiesen worden. Auch schienen diese 22 Monate sehr gut auf ihn gewirkt zu haben, denn von dieser Zeit datire sich seine angebliche Besserung. Lenhard habe er gekannt; er sey mit ihm in einem Hofe aufgewachsen. Den „Bieberer Matthes" habe er nicht gekannt. Auf die Frage: ob nicht einmal etwas in seinem Holzstall vorgefallen sey? erwiederte Schäfer, daß ihn seine Frau eines Abends aus dem Wirthhaus gerufen, und sein Hausherr hätte ihm erzählt, daß sein Holzstall aufgebrochen worden sey; er wisse aber nicht, wer das gethan habe und aus welcher Ursache. Er gibt zu, daß er damals den Hirsch bei sich gefunden; derselbe habe ihn bitten wollen, ihm in der Fabrik Arbeit zu verschaffen. Auf nochmaliges Befragen gibt er auch noch zu, daß er einige Mal in dem Iggersheim'schen Hause gewesen sey, denn er habe bei Iggersheim arbeiten lassen.

Fanny Iggersheim. Ihr Mann sey Schuhmacher; sie habe sehr uneinig mit ihm gelebt. Im September 1852 habe sie erfahren, daß derselbe Umgang mit einer schlechten Person gehabt. Dieses habe sie dem Gericht angezeigt und diese Person aus der Stadt bringen lassen. Hierauf sey sie noch schlimmer von ihm behandelt worden; er habe sie oft geschlagen und sey mehrere Tage nicht nach Haus gekommen. Ueber sein übriges Treiben könne sie keine Auskunft geben; wenn Jemand zu ihrem Mann gekommen sey und sie sollte nicht dabei seyn, habe er sie zur Thüre hinausgeworfen. Im März v. J. sey er nach Amerika. Der Matthes sey einmal ins Haus gekommen und habe ihrem Manne fl. 2 abgefordert, und da ihr Mann gerade guter Laune gewesen, habe er ihr gesagt, er habe ihm dieses Geld im Spiele geliehen. Matthes kam später manchmal wegen dieses Geldes, und da er von ansehnlicher Familie sey, habe sie ihn sitzen geheißen. Darauf sey er mehrmals gekommen; wann er zum letzten Male in ihrem Hause gewesen, könne sie nicht angeben. Ueber die Reise nach Sulzbach befragt, erklärte sie: Eines Tages habe sie ihre Schwestertochter in Bockenheim besuchen wollen. Am Bockenheimerthor sey der Matthes zu ihr gekommen und habe sie überredet, mit ihm nach Sulzbach zu fahren. Dort habe sie im Wirthshaus mit ihm zu Mittag gegessen und sey dann mit nach Höchst gefahren. Bei der Voruntersuchung habe sie diese Fahrt geläugnet. Sie habe sich geirrt, da sie eine bejahrte Frau, Matthes ein schöner junger Mann sey. Befragt, ob sie den Köllner nicht kenne, erwiederte sie, dieser Name sey ihr ganz unbekannt. Wenn er ihr vorgestellt würde, könnte sie sagen, ob sie ihn kenne. Den Euler habe sie nie gesehen. Schäfer kenne sie als Kind; er sey auch schon in ihrem Haus gewesen. Eichhorn kenne sie; er habe bei ihnen arbeiten lassen; er sey nie ins Haus gekommen, wohl aber seine Frau. Von dem Schuster'schen Diebstahl sey ihr nichts bekannt; sie habe blos gehört, daß ein großer Gelddiebstahl stattgefunden habe. Auf die Frage, ob dann nicht das Geld in ihrem Hause vertheilt worden und sie selbst davon bekommen habe? erwiederte sie, davon wisse sie nichts. Ob sie denn nicht mit ihrem Manne des Nachts in den Wald gegangen sey, um Geld zu vergraben? Sie antwortet: wie werde ich mit einem Manne, der so schlecht mit mir lebt, des Nachts in einen Wald gehen! Ob sie die Susanne Breidenbach von Oberrad kenne? Darauf erwiedert sie: sie kenne viele Frauen von Oberrad. Ob eine Breidenbach darunter sey, wisse sie nicht; den Namen habe sie nie gehört.

Nicolaus Euler erzählt den Hergang des Schuster'schen Diebstahls. Er habe bis vor der Thüre des Schuster'schen Hauses noch von nichts gewußt; es sey schon vor seiner Anwesen-

heit ausgeschlossen worden; nur den Matthes habe er hineingehen sehen. Als er aber mit Feuerbach dagestanden, habe er das Brechen gehört. Da sey ihm erst ein Licht aufgegangen; er blieb aber stehen. Der Lärm sey immer stärker geworden; auf einmal sey die Thüre aufgegangen und Matthes, Iggersheim, Schäfer und „der Sulzbacher" seyen herausgekommen; er habe bemerkt, daß sie mit Geld beladen waren. Als Matthes zur Thüre herausging, habe er ihm einen Geldsack gegeben; ein Zweiter habe ihm ebenfalls einen gegeben. Schäfer und Iggersheim hätten jeder dem Feuerbach einen Sack gegeben. Auch Hirsch bekam einen Sack von Schäfer und wurde nach dem Kutscher geschickt. Sie gingen an der Mehlwaage; er setzte sich nebst Matthes, Schäfer, dem Sulzbacher und Iggersheim in den Wagen und sie fuhren fort. Vor dem Affenthor stand ein Frauenzimmer, das setzte sich auf den Bock; auch hörte er, daß ein Körbchen darauf gestellt wurde. In dem Iggersheim'schen Hause sey das Geld vertheilt worden. Er habe fl. 150 in drei fl. 50 Rollen bekommen. Eine der Iggersheim'schen Töchter habe ihm geleuchtet und sey er fortgegangen; am Haus sey ihm der Kutscher begegnet. Was weiter geschehen sey bei der Theilung, könne er nicht angeben. Auch die Frau Iggersheim sey bei der Theilung zugegen gewesen, und wenigstens eine Tochter, nicht in demselben Zimmer, aber in dem hinteren. Einige Zeit nachher habe ihm Matthes erzählt, er habe etwa fl. 3000 bekommen; die Uebrigen hätten sich noch besser dabei geputzt. Hirsch habe ihm erzählt, er hätte nur fl. 50 bekommen, und wenn sie ihn nicht zufrieden stellten, würde er die ganze Geschichte an den Tag bringen. — Auch hätte ihm Hirsch gesagt, er sey bei Schäfer gewesen; dieser habe ihm 6 Kronenthaler gegeben; er glaube, daß der sein Geld im Keller oder Holzstall versteckt habe. Matthes habe ihm erzählt, daß auch die Frau Iggersheim viel Geld bekommen hätte; der Sulzbacher habe ihr fl. 500 in Gold geschenkt und ihrer Tochter fl. 200. Er habe sich darüber beschwert, daß man so viel Geld an die Iggersheim verschenkt habe, während er doch so viel riskirt hätte. Darauf habe ihm Matthes erwiedert, diese Frau habe das verdient, indem alle Besprechungen in diesem Hause geschehen seyen. Ueber seine Bekanntschaft mit Ritter erzählte er: Ritter sey damals, als er in Köln war, zu ihm gekommen, um ihn zu besuchen; er habe ihn schon im Correktionshause kennen lernen; deßhalb sey er, nachdem er von seiner Reise zurückgekehrt, zu ihm nach Frankfurt gegangen. Ritter habe ihn sehr artig aufgenommen, sey mit ihm in den Zähringer Hof gegangen und habe während der Unterhaltung auch von dem Schuster'schen Diebstahl gesprochen: man könne nicht auf die Spur dieser Leute kommen; er hätte sich nicht darüber geäußert. Später kam Ritter wieder nach Offenbach, sagte, er wisse von dem Schuster'schen Diebstahl; er wisse auch, daß bei Dr. Wetzel viel Geld sey. Ich sagte ihm, dazu sey Matthes zu gebrauchen, ich würde denselben zu ihm schicken. Später kam Ritter wieder und sagte, er habe mit Matthes gesprochen; dieser habe ihm gesagt, er habe diesen Winter „eine Gastrolle gegeben", wobei es auch seiner, des Eulers Person, gegolten habe. Darauf habe er ihm erzählt, wie er zu dieser Sache gekommen sey, nämlich, daß der Matthes ihm Geld versprochen. Da sey er mitgegangen, ohne den Tag vorher noch etwas davon zu wissen. Er habe ihm auch gesagt, wer weiter dabei betheiligt gewesen sey. Darauf habe Ritter geäußert, „er glaube, daß mit diesen Leuten etwas zu machen ist." Später hätte er auch dem Ritter erzählt, daß er fl. 150 bekommen hätte, zugleich aber auch davon gesprochen, daß der Frau Iggersheim fl. 750 geschenkt worden wären. Dieses möge Ritter wohl verwechselt haben. Was von Ritter und der Weller über seine Anschaffungen gesagt wurde, so könne er nachweisen, daß er diese Mobilien bereits früher besessen habe. Die Reise nach Köln habe er im Interesse seiner Schwiegermutter gemacht; die habe ihn sehr wenig gekostet. Er gibt ferner noch an, daß am Abende vor dem Wetzel'schen Diebstahl die F. Iggersheim gesagt habe, „ihr Mann habe sie schön hingesetzt, er hätte nicht nur sein Geld, sondern auch dasjenige, was sie und ihre Kinder zum Geschenk bekommen hätten, mitgenommen und sie hätte nichts". Auch habe er von ihr gehört, daß sie mit ihrem Mann das Geld im Wald verborgen hätte. Auch macht er noch Mittheilungen über die verschiedenen Ausgaben des Matthes. — Der Staatsanwalt bemerkt dem Euler: daß es scheine, als wolle er heute seine eigene Betheiligung an dem Schuster'schen Diebstahl gelinder darstellen, indem er in der Voruntersuchung andere Angaben gemacht habe; auch habe er dem Ritter die Sache anders erzählt. Euler erwiedert, es verhalte sich so, wie er es jetzt erzähle. Dem Ritter habe er es auch nicht anders erzählt; es wäre möglich, daß ein Anderer dem Ritter Unwahrheiten über ihn erzählt hätte; auch sey der Ritter etwas aufgebracht gegen ihn gewesen. Derselbe habe sich Unanständigkeiten gegen seine Frau erlaubt, welche er ihm verwiesen. — R i t t e r beharrt bei seinen Angaben und fügt noch hinzu, daß Euler ihm mitgetheilt, wie er auch an anderen Diebstählen, die nicht Gegenstand der heutigen Anklage sind, sich betheiligt habe. — E u l e r leugnet dieses. Ritter habe ihm von solchen Diebstählen erzählt, er habe aber nie sich als betheiligt angegeben. — Die Angeklagten M a t t h e s und S c h ä f e r widersprechen den Angaben Eulers auf's beharrlichste, sie wollen von gar nichts wissen. Auf den Vorhalt des Präsidenten, daß diese Angaben mit den Aussagen Ritters übereinstimmen, bemerkt M a t t h e s: „Die Leute haben ein Complott gegen mich gemacht."

(Fortsetzung folgt.)

M a n n i c h f a l t i g k e i t e n.

Unsere Zeitungen bringen so manche schlechte Züge, daß man sich freuen muß, auch einmal einen guten Zug bringen zu können: In einer namhaften Stadt wurde ein musterhaft lebender und lehrender Geistlicher durch Cabinetsjustiz vom Amte entfernt. Seine Gemeinde, die ihn nicht halten konnte, bewies ihm ihre Theilnahme durch Sammlung eines Fonds von 4000 fl., welche ein dortiger Kaufmann S. zu 5 Prozent in Verzinsung nahm. Nachdem die Zinsen seit 18 Monaten in halbjährlichen Raten pünktlich erfolgt sind, sendet der besagte edle Mann in diesen Tagen nachträglich 90 fl., weil das Kapital separat benutzt sey und 6 Prozent verdient habe. — Das muß ein braver Pastor seyn, der in nur f ü n f Dienstjahren sich so viel Liebe und Theilnahme erworben!

Am 6. Febr. feierte zu W o r m s die Wittwe von Joseph G e r n s h e i m ihren 100. Geburtstag bei guter Gesundheit. Abends zuvor wurde derselben von dem Singverein ein Ständchen gebracht.

Zu welchen Freveln der Aberglaube den Menschen verleitet, zeigt folgende in einem niederösterreichischen Dorfe vorgekommene Thatsache. Drei Bursche stiegen in den Friedhof ein, öffneten das Grab eines Mädchens, schnitten der Leiche den Kopf ab und nahmen ihn mit sich. Sie wurden jedoch ertappt und die Untersuchung ergab, daß die Bursche wähnten, wenn der Kopf einer Jungfrau unter dem Bette liege, träume der im Bette Liegende die in nächster Ziehung herauskommenden Nummern.

(Berlin, 9. Febr.) Der glückliche Erfolg, welchen die Bearbeitung von Shakspeares „Bezähmung der Widerspenstigen“ zur Aufführung auf hiesigen Bühnen gehabt hat, ist Anlaß geworden zu einem weitern Versuch dieser Art.

Korrespondenz.

Zürich, 10. Febr.

Was längst voraus befürchtet worden, ist endlich eingetreten: der Schluß unseres Theaters von Seiten der bisherigen Direktion. Am 31. Jan. wurde er den Mitgliedern angezeigt, und diese, ohne den geringsten Kündigungstermin, sammt und sonders entlassen. Da man wußte, daß die Direktion in der That nicht die besten Geschäfte gemacht, so hätte ihr kein Mensch verargt, wenn sie nur mit Beobachtung der allergewöhnlichsten Rücksichten auf die vielen von ihr Angestellten einen letzten Termin gesetzt und nach Ablauf desselben geschlossen hätte. Es hätten dann die Mitglieder doch einige Zeit gehabt, sich nach einem neuen Engagement umzusehen; so aber wurden sie über Nacht brodlos gemacht, und rief diese Handlungsweise der Direktion die allgemeine Entrüstung hervor. In der ersten Ueberraschung kamen die Mitglieder stillschweigend überein, zusammen zu halten und unter sich fortzuspielen, auf Theilung der Einnahme. Es war der natürlichste und vernünftigste Gedanke und mit etwas Energie hätte er sich ausführen lassen. Bald aber mischten sich Intriguen von früherher und wohl auch der leidige Egoismus ins Spiel und das Resultat war, daß man beschloß: die Oper allein solle fortspielen, das Schauspiel nicht mehr. Als Vorwand diente, das letztere sey nicht mehr vollständig, weil Einige schon abgereist; wäre dieß aber der wahre Grund, dann dürfte die Oper noch viel weniger fortspielen, da ihr Heldentenor, erste Sängerin und Tenorbuffon fehlen, sie sich also eben so beschränken muß, als es das Schauspiel gemußt, aber auch gekonnt hätte. Da nun das Schauspiel es war, welches bisher am meisten geleistet, am meisten Geld eingebracht, so ist dieses geringschätzige Auf-die-Seite-Schieben desselben zugleich Undank und Ungerechtigkeit. Ob die Oper allein aber sich halten kann, ist noch eine Frage. Und sollen wir schließlich die letzte Ursache von allem Geschehenen nennen, so ist es — außer der theuern Zeit — die Kopflosigkeit der Direktion, die Einmischung Unberechtigter und Unbefähigter in die technische Leitung, die Schwäche des technischen Direktors selbst, und die Frostigkeit der hiesigen höheren Klassen gegen das Theater überhaupt.

Stuttgart, 13. Febr.

Gestern wurde Verdi's Oper „Attila, König der Hunnen“ erstmals im k. Hoftheater zur Aufführung gebracht. Der König hatte diese Oper während seines letzten Aufenthaltes in Venedig selbst dem Komponisten abgekauft und sie aus dem Italienischen übersetzen lassen, woher es kommt, daß solche — wenigstens so viel mir bekannt — hier zuerst in Deutschland zur Aufführung gelangt. Indeß sind einige Abänderungen an Verdi's Werk hier vorgenommen worden. Attila ist für einen Baß geschrieben, wird aber hier von Pischeck gegeben, daher man diese Partie höher legen mußte. Das Umgekehrte war mit Aetius, dem römischen Feldherrn, der Fall, den Verdi einem Bariton zugetheilt hatte und den hier dafür der Bassist Lehr übernahm. Außerdem waren die weiteren Hauptpartien durch Hrn. Sonthrim und Madame Palm repräsentirt, deren Leistungen ausgezeichnet waren; Mad. Palm insbesondere erfreute sich oft wiederholten stürmischen Beifalls. Die Scenerie war durch Hrn. Lewald trefflich arrangirt.

Dresden, 4. Februar.

Seit vier Wochen ist es der „olympische Circus“ von E. Renz, der die Schaulust des hiesigen Publikums im höchsten Grade fesselt. Der Zuschauerraum, ungefähr 1600 Menschen fassend, ist fast jeden Abend bis auf den letzten Platz besetzt, während die außerordentlichen Leistungen dieser ausgezeichneten Kunstreitergesellschaft immer von stürmischem Beifall begleitet sind. Herr Direktor Renz besitzt bekanntlich die ausgezeichnetsten Pferde und die Darstellungen lassen in Hinsicht auf prächtige Ausstattung und Abwechslung nichts zu wünschen übrig. Unter den Mitgliedern müssen vornehmlich genannt werden die Damen Adeline, Tourniaire, Liphard, Virginie, Stanley und Käthchen Renz, sowie die Herren Direktor Renz, Macollum, Ereter, Wehle und die Clowns Qualitz, Léon, Mariano, Jean und Gusta Kassvony. Daß die drei großen afrikanischen Strauße, die seit einigen Tagen vorgeführt werden, ein besonderer Gegenstand des Interesses sind, bedarf wohl kaum erst der Erwähnung. Am 13. d. M. ist der Schluß der Vorstellungen und begibt sich die Gesellschaft dann sofort nach Wien. — Auf hiesigem Hoftheater gastirt jetzt Fräul. Zenngraf aus Hannover, eine junge, sehr anmuthige und talentbegabte Dame, die für das Soubrettenfach ganz trefflich geeignet ist. Wie ich vernehme, ist sie bereits engagirt. Gleich die erste Rolle (Aennchen im „Freischütz“) erwarb ihr die Gunst des Publikums in hohem Grade. Eine andere junge Sängerin Fräul. Lufft, aus unserer Residenz gebürtig, macht jetzt in Görlitz großes Glück; man rühmt sie als eine eben so fleißige als talentreiche Künstlerin. Aus dürftigen Verhältnissen hervorgegangen und früher hier beim Chore, hat sich dieß junge Mädchen mühsam durchkämpfen müssen, bevor sie die jetzige Stellung errungen. Dem Vernehmen nach wird Frl. A. Wilhelmi (jetzt in Stuttgart) an unser Hoftheater zurückkehren. Es wäre dieß sehr erfreulich, da das Fach von Fräul. Wilhelmi bis jetzt nur ungenügend besetzt war. Am Fastnachtsdienstage kommt von dem talentvollen und vielgelesenen Schriftsteller Fr. Ludojatzky, auf dessen neuestes Buch „Stolpen“ (Verlag von Arnold in Dresden) ich nächstens zu sprechen komme, eine neue Posse: „Ein Haus mit vier Stock“, zur Aufführung.

Museum.

(Freitag, 17. Febr.)

Erste Abtheilung.

1) Symphonie in Es dur von Joseph Haydn.
2) Recitativ und Arie des Pylades aus „Iphigenie auf Tauris“ von Gluck, gesungen von Hrn. Baumann.
3) Sinfonie concertante für Violine und Viola von W. A. Mozart, vorgetragen von den Herren H. Wolff und E. Eliason.
4) „An die ferne Geliebte“ von L. van Beethoven, gesungen von Hrn. Baumann.

Zweite Abtheilung.

5) Solo für die Clarinette von Reißiger, geblasen von Hrn. Mehner.
6) Vierstimmige Lieder für Sopran, Alt, Tenor und Baß:
   a. Das Grab unter der Eiche, von H. Hoffmann, } compo-
   b. Frühlingsglaube, von L. Uhland, } nirt von F. Messer,
   c. Volkslieder, von H. Heine, componirt von F. Mendelssohn-Bartholdy.
7) Große Ouverture Op 115 (zur Namensfeier) von L van Beethoven.

Der Anfang des Museums ist um halb 7 Uhr; der Saal (im Weidenbusch) wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist vom Roßmarkt und der Töpfergasse. Ohne Eintrittskarte kann Niemand der Zutritt gestattet werden. Karten für den Abend zu 1 fl. 45 kr. sind bei Hrn. André (Haus Mozart) zu haben. — Am Eingang des Saales werden keine Karten verkauft.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 16. Febr. Tony, große romant. Oper in 3 Akten, Musik von E. H. z. S.

Freitag, 17. Febr. Die Journalisten, Lustspiel in 5 Akten von G. Freitag.

Samstag, 20. Febr. Großes Konzert des Violinvirtuosen Herrn Ernst, unter Mitwirkung der Fräulein Siona Levy aus Paris, welche poetische Vorträge in französischer Sprache halten wird.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 42. Freitag, den 17. Februar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

Mit Worten, seinem Zustande entsprossen, empfing der Comthur die Eingetretenen und diese, besonders Quambee, wußten auf geeignete seine, dabei abee doch sehr eindringliche Weise zu entgegnen, indem sie die sofortige Auslieferung Bechdolds, nachdem alle dafür angeführten Gründe bei dem Comthue keinen Eingang gefunden hatten, jetz' ohne Weiteres verlangten.

„Sonst weiter nichts?" spöttelte Klingenbach. „Dann hättet Ihr Euch den schönen Aufzug ersparen können. Ihe Herren von Feankfurt wollet gute Seckelmeister seyn und werft so Euer Geld zum Fenster hinaus."

„Ihr gebt ihn also nicht?" fiel jetzt der Syndikus ein.

Der Comthur maß den Sprechenden von unten bis oben, dann wendete er sich mit Geringschätzung von demselben ab zu dem Bürgermeister und antwortete entschieden und trocken:

„Nein!"

„So werdet Ihr Euch gefallen lassen," entgegnete Wölker, „daß wir unser Recht uns nehmen."

„Ihr wolltet wagen?"

„So viel Euch beliebt," war die Antwort. „Auf, Herr Syndikus, laßt unsere Leute eintreten, durchsucht das ganze Haus und bemächtigt Euch des Entflohenen mit Gewalt!"

Mit wild flammenden Augen trat der Comthur dem Syndikus entgegen:

„Wagt nicht, solch' gewaltthätigen Befehl zu vollziehen, so lieb Euch Eure Ehre — ja Euee Leben ist!"

„Ich bin gewohnt, meinen Obern zu gehorchen," antwortete Quambee mit beißendem Tone, indem re an die Thüre ging und hinauswinkte.

Alsobald drangen eine Anzahl Stadtknechte, Einspänniger und bewaffnete Bürger in das Gemach und dee Notarius Hellmuth mit seinen zwei Zeugen folgte.

„Ihr, kaiserlicher Notarius," wendete sich dee Syndikus zu diesem, „nehmt mit Euern Zeugen ein Notariats-Instrument auf über Alles, was hier geschieht, und nun Ihe Andeen, frisch an's Werk!"

„Ich protestire laut gegen solche Gewalt," rief nun dee Comthur mit starker Stimme und aufgehobenen, voe Wuth zuckenden Aemen, „ich erkläre, was hiee geschieht, für Raub an unserm Eigenthum und mache die Landfriedensbrecher veeantwortlich füe alle Folgen!"

„Das Reden habt Ihr frei," bemerkte Quambee unter spöttischem Lächeln, „wir aber weeden handeln!"

Der Bürgermeister und Syndikus, sammt deeen Zugehörigen verließen nunmehr durch den Haupteingang das Gemach, der Comthur aber enteilte mit schnellen Schritten in eine Nebenstube.

Antinoza hatte unteedessen diesen Zeitverlauf benützt, um den Bechdold nach dem, im Seitenflügel des deutschen Hauses befindlichen Sitzungszimmer der Ordensrittee, das Conclave genannt, zu führen.

In dem Voezimmer desselben, an den Säulen, welche das über dem Eingange zum Conclave prangende Poetal mit dem Wappen des deutschen Ordens stützten, stand ee stille.

„Bechdold, Ihe habt mich also vollkommen verstanden?"

„So, daß es keiner Weisung mehe bedarf," veesetzte der Angeredete, in dessen bleichen Mienen kalte, verzweifelte Entschlossenheit sich auspeägte. „Die Büchse hier, so Ihe mie zugestellt, soll mich gegen freche Gewalt bewehren und dieser Dolch an meiner Hüfte wird sorgen, daß sie keinen Lebendigen eehalten."

„Ihr seyd ein Mann," bemerkte der Amtmann, ihm listig die Hand drückend, „den Augenblicke zwar verblüffen können, der aber in der entscheidenden Minute wieder die echte Spannkraft erhält. Tretet ein, der Himmel wied Euch schützen!"

Die Schlüssel rasselten, die hohen Flügel thaten sich auf und Bechdold verschwand hinter denselben.

Antinoza warf, nachdem er wieder verschlossen hatte, einen funkelnden Blick in die Höhe, ballte seine Fäuste und verließ dann, mit dem Ausdrucke hoher Befriedigung in seinem Gesichte, das Vorzimmer.

Bis dahin waren alle Räume des deutschen Hauses von den Feankfuetischen, wiewohl vergeblich, durchsucht worden.

„Noch eine Arbeit bleibt uns," speach jetzt Quamber, „die ich, in Hoffnung eines frühee zu erzielenden Erfolges, zurückgesetzt hatte. Es ist das Sitzungszimmer dee deutschen Herren."

Die Bürgee sahen ihn groß an. Die Scheu vor solchen geistlichen Dingen wae doch nicht ganz entwichen. Wie aber der Bürgermeister unbeirrt voean scheitt, lachten sie und folgten ihm.

Jetzt ging die Thüre des gedachten Voezimmers auf und den Eintretenden stellte sich ein achtunggebietender, überraschender Anblick dar.

Dee Comthue in seinem weißen Ordensmantel, das schwarze Kreuz auf der Schulter, die breite goldene Comthurkette auf der Beust, bewehrt mit Helm und Schweet und das Zeichen seiner Wüede, den ebenholzenen, silbergeschmückten Befehlshaberstab in seinee Hand, stand untee dem Portale des Conclaves und acht deutsche Ritter, gekleidet und bewehrt, wie Jenee, auf der Brust jedoch ein schwarzes Kreuz an silbernem Bande, bewachten mit gezogenen Schwertern zu beiden Seiten den Eingang.

„Noch einmal rufe ich Euch zu," begann Klingenbach mit befehlender Stimme, „zurück! In unsern geheimen Sitzungssaal wird Niemand dringen!"

Der Bürgermeister blickte den Syndikus fragend an, dieser jedoch trat statt einer Antwort gelassen auf den Comthur zu.

„Ihr habt vorhin — ja, ja, ich weiß es — unsern Aufzug mit einem Mummenschanz verglichen, verzeiht daher, wenn wir uns gleiche Freiheit nehmen und Das, was hier geschieht, für eine Comödie halten. — Die alten Herren da mit ihren Schwertern mögen ruhig stehen, wir werden sie nicht belästigen, so wenig wir fürchten, daß sie mit ihren Klingen uns ein Leids zufügen. So es Euch, Herr Comthur, aber gelüsten sollte, uns den Eingang thätlich zu verwehren, so müßten wir, so leid uns solches wäre —"

Klingenbach zuckte, schwieg eine Weile, dann wendete er sich zu seinen Rittern, winkte und schickte sich an, mit denselben das Vorzimmer zu verlassen.

„Gebt uns die Schlüssel," rief ihm Quamber zu.

„Suchet, wo Ihr sie findet!"

Unter diesen Worten hatte der Comthur mit den Rittern die Stelle geräumt und der Bürgermeister ließ nun verlegen seine Augen im Kreise herumlaufen. Quamber jedoch bemerkte gelassen:

„Auf solchen Trotz war ich gefaßt."

(Fortsetzung folgt.)

Die Offenbacher Diebsbande vor den Assisen.

Darmstadt, 9. Februar.

(Fortsetzung.)

Vernehmung der Angeklagten.

Margaretha Eichhorn. Ihr Mann sey nach Haus gekommen und habe ihr erzählt, es sey Jemand an der Mehlwaage zu ihm gekommen und habe ihn an die Mehlwaage bestellt, um nach Offenbach zu fahren. Ihr Mann habe ihr dann fl. 200 gegeben; die habe sie in die Sparkasse getragen. Es seyen (habe ihr Mann gesagt) fünf Mann in dem Wagen gesessen, von welchen er nur den S. Iggersheim gekannt habe. Der Wagen sey schwer beladen gewesen. Am andern Tage, wo sie von dem Diebstahl bei Schuster gehört, habe sie sich gedacht, diese fünf Mann müßten ihn verübt haben. Als ihr Mann zu Nacht gegessen, ging er weg und sagte, er wolle wieder hingehen zu Iggersheim; sie hätten ihm zu wenig bezahlt; wenn es herauskäme, würde es ihm schlecht gehen. Iggersheim habe ihn aber ausgescholten und gesagt, er gebe nichts mehr. Später habe sie sich bei Iggersheim ein Paar Schuhe anmessen lassen und selbst mit ihm gesprochen; er habe ihr geantwortet, es sey genug; es hätte ihrem Manne nur 1 preuß. Thaler gehört. Später habe sie vernommen, ihr Mann habe fl. 336 bekommen. Die von ihr auf die Sparkasse gebrachten fl. 200 hätten in preuß. Thalern, ganzen und halben Guldenstücken bestanden. Auf die Frage, wie es sich mit dem Laternchen verhalte, erwiederte sie: Iggersheim habe es eines Tages von ihr geliehen, um nach Bischofsheim zu gehen, woselbst seine Geliebte wohnte. Sie habe es später zurückgefordert. Iggersheim habe gesagt, sie möge sich ein neues kaufen. Es sey im Schuster'schen Haus stehen geblieben, wie sie später gehört habe, deßhalb habe sie es anfangs in der Untersuchung geläugnet. Ihr Mann hätte ihr gesagt, er habe es über die Zeile tragen sehen; ob auch in dem Schuster'schen Haus, erinnere sie sich nicht mehr. Wie sie es verliehen habe, sey es nicht mit schwarzem Papier überklebt gewesen. Die Eisen (Brecheisen) habe sie nicht gesehen; ihr Mann habe ihr gesagt, er hätte sie in den Holzstall geworfen; sie gehörten dem Iggersheim. Wenn dieser sie holen wollte, möge sie solche nicht herausgeben, bis er ihr fl. 2. 36 kr. bezahlt habe. Den Matthes habe sie einmal gesehen, am Abend vor ihrer Verhaftung (29/30. April); da sey er mit einem schwarzen Juden (Hirsch) zu ihnen ins Haus gekommen; es sey schon spät gewesen und habe ihren Mann bestellt zum Fahren; wohin, wisse sie nicht. Auf die Frage: warum sie nicht früher ein Geständniß abgelegt habe? erwiedert sie: ihr Mann habe es ihr verboten, etwas zu sagen; auch habe sie sich gefürchtet, man riskire das Leben, wenn man etwas sagte.

Matthes sagt, er sey niemals in der Nacht bei Eichhorn gewesen, das sey Frauenzimmergeschwätz.

Nach der Vernehmung des Zeugen Hassinger wird der in Frankfurt verhaftete Kutscher Eichhorn vorgeführt. Derselbe sagt: er habe einmal den S. Iggersheim mit Matthes nach Sprendlingen gefahren; dort seyen Beide lange weggewesen, und darauf nach Frankfurt zurückgefahren. Iggersheim sey mit ihm in sein Haus nach Offenbach gefahren und habe ihm die Eisen zum Aufheben gegeben. Er habe sich nichts weiter dabei gedacht; wenn er gewußt hätte, daß es Diebseisen seyen, würde er sie nicht in den offenen Holzstall geworfen haben. Was das Laternchen betrifft, habe seine Frau es einmal dem S. Iggersheim geliehen für nach Bischofsheim. (Es wird ihm vorgezeigt; er will es aber nicht wieder erkennen.) Auch läugnet er, daß er einmal schwarzes Papier davon abgerissen habe. In Betreff des Schuster'schen Diebstahls gibt er an: Er sey am Bockenheimerthore von Jemand, der Hirsch heißen soll, gerufen worden, um nach Offenbach zu fahren, und den Matthes, Einen Namens „Sulzbacher" und noch einen Andern, den er nicht genannt, nach Frankfurt abzuholen. Als sie in Frankfurt angekommen, seyen sie an der Mehlwaage abgestiegen und hätten ihn in einer Stunde wiederbestellt an den Trier'schen Hof. Er sey nach Haus und habe ausgespannt; da sey ein Frauenzimmer gekommen, um ihn zu rufen, worauf er an den Trier'schen Hof und von da an die Mehlwaage gefahren sey, wo ein Waschkörbchen in den Wagen gehoben und die Leute wieder eingestiegen seyen, und er habe sie rasch nach Offenbach zurückgefahren. Unterwegs sey noch ein Frauenzimmer auf den Wagen gestiegen; ob es die Susanna Breidenbach gewesen sey, wisse er nicht. In Offenbach habe er an der Sprendlinger Chaussee gehalten; die Leute seyen ausgestiegen und der Iggersheim habe ihm gesagt, er möge in sein Haus kommen. Er habe seinen Wagen in den Schwanen gestellt und sey hingegangen. Da waren die Leute in einem kleinen Zimmer; es war Geld da; davon hätten sie ihm in einem kleinen Säckchen gegeben, nebst noch fl. 100, welche er einem Andern geben sollte, dem er sie aber nicht eingehändigt habe. — Auf die Frage, ob er einen von den Angeklagten in dem Zimmer bei Iggersheim gesehen habe, erwiedert er: es waren mehrere Leute da; er habe sie nicht gekannt; sie hätten ihn schnell abgefertigt. Gesprochen habe er mit S. Iggersheim, der ihm die fl. 100 für den Eggelsbacher gegeben habe. Schäfer habe er nicht gesehen; auch die Frau Iggersheim kenne er nicht. Es sey ihm auch gedroht worden, wenn er etwas sagte, würde er keine acht Tage mehr Droschke fahren. Auf die Frage: ob er nicht gewußt habe, woher das Geld sey? erwiederte er: im Augenblick nicht; am andern Tag, als er von dem Schuster'schen Diebstahl erfahren habe, hätte er es sich gedacht, daß er daher rühre. — Der Staatsanwalt bemerkt ihm, daß er früher viel bestimmtere Aussagen gemacht habe, und er hält ihm diese einzeln vor; Eichhorn will sich aber auf nichts mehr erinnern; sein Gedächtniß sey nicht, wie es seyn solle. Darauf befragt ihn der Staatsanwalt: ob er nicht später einmal den Matthes gefahren? Er

sagt: Ja, nach Sulzbach. Er habe am Bockenheimerthor gehalten; da sey der Matthes zu ihm gekommen mit der Frau Iggersheim und habe er dieselben nach Sulzbach gefahren. Vor dem Ort seyen sie ausgestiegen. Er sey ins Wirthshaus gefahren; dort seyen sie wieder zu ihm gekommen. Auf den Vorhalt des Staatsanwalts, daß, als er vorhin gefragt wurde, ob er die Frau Iggersheim kenne, habe er mit „nein“ geantwortet, — erwiedert Eichhorn: damals habe sie ganz anders ausgesehen. Sie sey sauber angezogen gewesen, habe einen Hut aufgehabt; jetzt sehe sie ganz anders aus. Bei der Fahrt nach Sprendlingen seyen Matthes und S. Iggersheim an der Geleitstraße in Offenbach ausgestiegen. Er sey in sein Haus gefahren und habe die Eisen dort in den Holzstall geworfen; ob er seiner Frau davon gesagt, wisse er nicht. Auch wisse er nicht, wie die Eisen fortgekommen seyen, sie seyen geholt worden.

Matthes widerspricht, daß er mit der Frau Iggersheim zu ihm gekommen sey. Letztere sey erst am Bockenheimerthor zu ihnen gekommen. Auch will er von der Fahrt nach Sprendlingen nichts wissen. Eichhorn sey oft betrunken gewesen, — was könne der wissen!

Die in Frankfurt verhaftete Ehefrau Euler wird vorgeführt. Sie gibt an, eine Freundin habe den Matthes in ihr Haus gebracht. Die Zeit könne sie nicht genau angeben. Es sey im Winter 1852 gewesen. Sie seyen damals in schlechten Verhältnissen gewesen, deßhalb habe sie geduldet, daß Matthes und ihre Freundin öfters in ihrem Hause zusammenkamen, denn Matthes habe versprochen, ihr zu helfen, und sie habe gedacht, da er von guter Familie sey, bekäme er Geld von zu Hause. Ihr Mann hätte ihr oft Vorwürfe darüber gemacht. Später habe sie eingesehen, daß Matthes ihren Mann zu schlechten Streichen verleite. Bald nach dem Schuster'schen Diebstahl habe sie bemerkt, daß ihr Mann mehr Geld habe, als früher, und ein paar Wochen darauf habe sie ihren Mann gefragt, woher das Geld komme. Ihr Mann hätte ihr aber nicht gesagt, daß es daher sey, sondern nur: der Matthes habe ihm geholfen. Einige Zeit nachher habe ihr Mann gesagt, daß er verleitet worden, an diesem Diebstahl Theil zu nehmen; wie er aber ins Haus gekommen, sey es schon fertig gewesen. Ausgemacht habe den Diebstahl Einer aus Frankfurt, dessen Namen sie nicht mehr wisse. Mitgewirkt hätten Matthes, Schäfer, S. Iggersheim und Völkner von Sulzbach. Auch Hirsch wäre dabei, aber nicht mit oben gewesen, sondern hätte mit der Susanne Breidenbach auf der Straße gestanden. Das Geld sey in dem Fiaker von Eichhorn weggebracht worden. In diesem Fiaker wäre Iggersheim, Schäfer, Völkner, Matthes und ihr Mann gefahren; die Breidenbach habe auf dem Bock gesessen; Hirsch sey mit der Eisenbahn gefahren. Bei Iggersheim sey das Geld vertheilt worden. Ihr Mann habe fl. 150 bekommen; Iggersheim hätte am meisten bekommen. Was Matthes bekam, könne sie nicht genau sagen; Schäfer hätte beinahe eben so viel bekommen, als Iggersheim; eben so der Sulzbacher, weil diese die „Hauptmatadore“ gewesen seyen beim Einbruch. Hirsch habe nur fl. 50 bekommen. Wie viel die Susanne Breidenbach, könne sie nicht mehr genau sagen. Matthes habe ihr die Sache eben so erzählt, wie ihr Mann. Den Hirsch habe sie früher gekannt; er habe bei ihnen gewohnt. Zu Iggersheim sey sie in früherer Zeit gekommen; den Sulzbacher habe sie nicht gekannt; er habe aber einmal bei ihr nach Matthes gefragt. Auch habe sie ihn mit Matthes zusammen gehen sehen, welcher ihr sagte, es sey ein guter Freund von ihm, und ihr erzählte, „er könne Sachen in den Laden nehmen, ohne daß man es bemerkte“. Den Schäfer habe sie nicht gekannt, sey aber einmal von ihrem Manne auf ihn aufmerksam gemacht worden, und Matthes habe ihr von demselben gesagt, er sey ein verschwiegener Mann. Ob die Iggersheimer'sche Familie von dem Geld bekommen hätte, könne sie nicht genau sagen; aber Matthes hätte ihr erzählt, daß Frau Iggersheim bei der Vertheilung war, auch Geld bekommen habe, und ihre Töchter hätten von Denen, die viel bekamen, Geschenke erhalten, am meisten von dem Sulzbacher. Eichhorn sey nicht weiter betheiligt gewesen, als daß er das Geld gefahren habe; sie habe den Matthes gefragt, ob man sich auf den verlassen könne? worauf er gesagt: „er sey zünftig“. Sie habe sich auch einmal bei Matthes darüber beklagt, daß ihr Mann so wenig bei der Vertheilung bekommen hätte. Matthes sagte, „er sey dumm gewesen, daß er sich so abspeisen ließ“. Wo das Geld hingekommen sey, könne sie nicht sagen. Matthes habe ihr erzählt, er habe sein Geld in Sicherheit, bei ihm könne man nichts finden. Von den Brecheisen sey ihr nichts bekannt; ihr Mann habe keines gehabt. Von einem Laternchen ist ihr nichts bekannt, als daß ihr später erzählt wurde, es sey eines im Schuster'schen Hause stehen geblieben, welches Eichhorn gehört habe. Den Ritter habe sie dadurch kennen lernen, daß er einigemal zu ihr gekommen sey, um ihren Mann zu besuchen. Ueber den Schuster'schen Diebstahl habe sie ihm nichts erzählt. Wiederholt darauf hingewiesen, daß ihr Mann mehr als 150 fl. erhalten haben muß, stellt sie es in Abrede; auch seyen ihre Anschaffungen nicht so bedeutend gewesen, wie man gesagt habe; sie hätten diese Sachen längst gehabt. Auch über die Ausgaben von Matthes macht sie die schon bekannten Angaben.

Matthes und Schäfer stellen Alles in Abrede, was diese Frau gegen sie angegeben. Eben so F. Iggersheim.

Das Protokoll über die Geständnisse des David Hirsch ward nun am Schlusse der Sitzung verlesen, nebst einem ärztlichen Gutachten, wonach derselbe in das Hospital Hofheim verbracht wurde.

In der Nachmittagssitzung vom 8. wurde u. A. ein (schon kurz erwähntes) Schreiben der Frankfurter Behörde verlesen, womit zwei anonyme Briefe voller Hohn und Frechheit an Gebr. Schuster mitgetheilt werden. Es heißt darin u. A.: sie (die Thäter) hätten auf das Wohlseyn der Familie Schuster Champagner getrunken; sie lebten aber nicht immer so flott; das geschähe nur bei guten Fängen. Die Kleinigkeit, die sie bei Schuster ausgenommen, hätten sie sich sauer verdient; sie seyen seit der Herbstmesse, mit der Tabakspfeife im Munde, in der Döngesgasse auf und ab gegangen; sie hätten beinahe eine Stunde gebraucht zum Fortschaffen. Die Herren Schuster möchten froh seyn, daß sie mit so Wenigem davon gekommen rc. Schreiber dieser Briefe ist, nach Angabe des Euler, wahrscheinlich der Angeklagte Matthes; die Louise Valerius behauptet dagegen, es sey nicht dessen Hand. — Hiermit wird das Beweisverfahren über den Schuster'schen Diebstahl geschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In Landshut ereignete sich kürzlich folgende drollige Scene. Ein Gläubiger begegnet seinem Schuldner, nimmt ihm die Kappe und den Regenschirm und sagt: „Zahl mich!“ Da kommt ein Dritter dazu und sagt: „Um Gotteswillen, gib ihm die Kappe wieder; mich hat ein solches Kappennehmen einmal 50 fl. gekostet.“ Nun wollte der Andere seine Kappe nicht mehr nehmen und der Gläubiger lief dem Schuldner nach, ihn immer ersuchend, doch die Kappe und den Regenschirm wieder zu nehmen

Wir bemerken mit Vergnügen, daß die Franzosen, welche jetzt ganz ernsthaft anfangen, Deutsch zu lernen, der deutschen Literatur eine stets wachsende Aufmerksamkeit schenken. Der „Mousquetaire", dessen Existenz bereits vollkommen gesichert ist, hat an Herrn Armand Baschet einen der kenntnißreichsten, geistvollsten und ehrenhaftesten unter den jüngeren Kritikern gewonnen. — Herr Armand Baschet spricht die deutsche Sprache vollkommen, hat Deutschland mit Nutzen bereist und dessen Literatur und Geschichte an der Quelle gründlich studirt. Er wird alle bedeutenden Erscheinungen der deutschen Literatur regelmäßig besprechen und gewiß zur Kenntniß derselben in Frankreich viel beitragen, auch zur Uebersetzung derselben anregen. Es wird jetzt in Frankreich wieder sehr viel gelesen, und die erstaunliche Fruchtbarkeit der französischen Schriftsteller reicht kaum hin, die Leselust zu befriedigen.

Jenny Goldschmidt-Lind hat einen Kontrakt als Konzert-Sängerin für London abgeschlossen.

Frankfurter Theater.

Bereits zweimal wurden auf unserer Bühne die „Journalisten" von Gustav Freitag gegeben. Obwohl dieß Stück dadurch, daß es verspätet kommt, an Interesse verloren hat, mögen seine politischen Beziehungen doch immerhin noch einige Bedeutung haben, insofern sie an die vielbewegten Tage einer noch nicht allzu fernen Vergangenheit erinnern. Ein eigentliches Lustspiel ist dieß Stück insofern nicht, als es zwar einige diesem angehörige Scenen und Situationen enthält, aber im Ganzen nicht auf dem Grund und Boden desselben steht. Es fehlt ihm ein frisches und erheiterndes Element, eine pikante Intrigue und ein rascher, den Beschauer fesselnder Fortgang der Handlung. Seine Wirkung auf der Bühne kann demnach keine durchgreifende seyn und der Zuschauer wird sich mehr an die Einzelheiten, als an den Totaleindruck halten müssen. Uebrigens hat der Verfasser das Verdienst einer geistreichen Auffassung des Treibens der politischen Parteien und der sie vertretenden Journalisten, sowie eines lebendigen und gedankenreichen Dialogs geltend gemacht. Die Aufführung bot nichts, was als hervorragend bezeichnet werden könnte und müßte namentlich die Rolle der Adelheid mit mehr Humor und in feinerer Nuancirung durchgeführt werden, als es durch Frl. Gonelli geschah. Es wäre dieß eine Aufgabe für Frl. Janauschek gewesen. — Hr. Vollmer hob zwar die dem Lustspiel angehörigen Situationen, besonders in der Scene des dritten Aktes, mit Humor und in lebendiger Darstellung hervor, wußte jedoch den Charakter und die geistvolle Leichtfertigkeit seines journalistischen Intriguants nicht scharf und effektvoll auszuprägen. — Die Rollen des Oldendorf (Devrient), des Obersten (Roger) und des Weinhändlers (Hassel) wurden mit Fleiß gegeben, ohne aber eine besondere Bedeutung geltend zu machen.

Bei nur schwach besetztem Hause fand eine recht gelungene Vorstellung von „Maurer und Schlosser" statt, die uns wiederholt wünschen ließ, daß der Spieloper mehr Beachtung zugewendet werden möge. Die Herren Baumann, Hassel und Caspari, sowie die Damen Hoffmann, Tuczek und Röhrig führten in Spiel und Gesang ihre Partien in einer Weise aus, die einer größeren Aufmunterung würdig gewesen wäre.

Korrespondenz.

Aus Thüringen, Anfang Febr.

Durch den Tod der beiden Freunde, Fr. Fröbels und W. Middendorfs, wurde die Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen wohl beeinträchtigt, aber nicht aufgelöst. Fröbels Wittwe setzt sie mit dem Beistande der Lehrer vom Keilhauer Institute fort. Der praktische Unterricht behufs Befähigung zu körperlicher und geistiger Pflege der Kinder, von ihrer Geburt an, umfaßt die Physiologie des kindlichen Körpers und dessen Behandlung auf den verschiedenen Entwickelungsstufen; die Psychologie nach Fröbel; Naturkunde, namentlich Botanik; Culturgeschichte in Bezug auf die Erziehung des Menschengeschlechts; Handgeschicklichkeiten (Zeichnen, Flechten, Bauen, Verschränken, Papierfalten, Ausschneiden u. s. w.) mit Beziehung auf Kinderbeschäftigungen. Insofern Fröbels Bestrebungen einen wissenschaftlichen Grund haben, ist ihnen auch nur auf wissenschaftlichem Wege beizukommen. Nur dadurch, daß man nachweiset, seine Kenntniß der Kindesnatur sey eine falsche, oder seine Uebungen entsprechen der Kindesnatur nicht, kann man Kritik an seinem System üben. Die Grundlage muß man stehen lassen. Denn ohne Erkenntniß der Menschennatur ist keine Erziehungslehre und Erziehungskunst möglich.

Gotha, 14. Februar.

Ein schauderhaftes Verbrechen wurde vor wenigen Tagen in einem unfern von hier gelegenen Dorfe durch die Gensdarmerie entdeckt. Ein Schneider, ein stiller, früher unbescholtener Einwohner, hatte vor mehreren Jahren ein geistig und körperlich verkrüppeltes, einige dreißig Jahre altes Mädchen mit dem Vertrage in Alimentation genommen, daß er nach ihrem Ableben deren kleines Vermögen erhalten solle. Wahrscheinlich dauerte es ihm aber zu lange, bis sie starb, und er sperrte sie deßhalb in einen elenden, nur mit dürftigem Strohlager versehenen Stall, gab ihr zur Bekleidung nur ein zerlumptes Hemd, und zur Nahrung Kartoffeln. Trotzdem lebte die Unglückliche in diesem Zustande mehrere Jahre fort. Endlich wurde die Gensdarmerie aufmerksam und zog die Mißhandelte aus ihrer schauerlichen Wohnstätte. Aber wie fand man das Mädchen? Zusammengekauert auf ihrem Lager, der Körper aufgedunsen, die Glieder verkrümmt, die Haare seit Jahren nicht gekämmt, in langen, zusammengeklebten Büscheln herabhängend, starrend von Grind und Schurf, gänzlich vertbiert. Als man sie in die Stube geschafft hatte, krümmte sie sich sogleich in einen Knäuel am Boden zusammen. Das gerichtliche Verfahren ist sofort gegen den Verbrecher eingeleitet worden.

Darmstadt, im Februar.

Die auf Gegenseitigkeit zu gründende „Hagelschaden-Versicherungs-Gesellschaft", welche der Generalagent der Feuerversicherungs-Gesellschaft „Deutscher Phönix" E. Hemmerde für das Großherzogthum mit der gewichtigen Unterstützung der Centralbehörde der landwirthschaftlichen Vereine zum zweiten Mal ins Leben zu rufen sucht, findet allseitig so vielen Anklang, daß an dem Zustandekommen derselben nicht mehr zu zweifeln ist. Je größer die Betheiligung ausfällt, desto sicherer wird das Ziel erreicht. Die Hagelschäden mancher Jahre waren, oft selbst für größere Gutsbesitzer, gefahrbringend. — Den technischen Gewerben des Großherzogthums ist in der Person des Hrn. Schröder, Modelleurs an der höheren Gewerbschule, die Auszeichnung zu Theil geworden, die erste Medaille zu erhalten, welche vor der Stiftung des Maximiliansordens in Bayern von dem Großherzog für Verdienste in Wissenschaft, Kunst und Industrie gegründet worden ist. Diese goldene Medaille wird wie ein Orden an einem Bande getragen, enthält auf dem Avers das Brustbild des Großherzogs, auf dem Revers die Aufschrift: „Dem Verdienste." Hr. Schröder ist der erste Industrieritter dieser neuen hess. Auszeichnung, und zwar nicht allein wegen seiner früheren Arbeiten, die ihm auf allen Ausstellungen, namentlich auf der Londoner, Preise eintrugen, sondern vorzüglich wegen der kunstreichen Verfertigung des Modells eines russischen Gebirgsgeschützes in voller Bespannung, wie es im Kriege gegen die kaukasischen Völker verwandt wird. — Dr. Scheve, der nun bereits seit zwölf Jahren abwechselnd in den deutschen Städten Vorträge über seine immer mehr nach dem Vorgang der Engländer und Schotten ins praktische Leben eingreifende Wissenschaft der Seelenkunde hält, hat auch hier einen Lehrgang von fünf Vorträgen begonnen. Er wird dießmal auch Frankfurt, Hanau, Offenbach, Gießen und Worms berühren. Sein letzter Vortrag in Karlsruhe über das Verhältniß der Phrenologie zur Religion, der in wenigen Tagen erscheint, enthält viel des Anregenden gerade für unsere Tage.

Theater-Anzeige.

Freitag, 17. Febr., bleibt das Theater geschlossen.

Samstag, 18. Febr. Großes Konzert des Violinvirtuosen Herrn Ernst, unter Mitwirkung der Fräulein Siona Levy aus Paris, welche poetische Vorträge in französischer Sprache halten wird.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 43. Samstag, den 18. Februar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

„Schlosser, hervor, brecht mir die Thüre auf!“ rief jetzt Quamber.

Alsobald trat ein Schlossermeister mit Gesellen, welche Sperr- und Brechwerkzeuge in den Händen hielten, hervor und versuchten die Thüre zu öffnen, diese aber, mit gutem, künstlichem Schlosse verwahrt und stark mit Eisen beschlagen, widerstand den Ditrichen. Als jetzt der Meister scharf das Schlüsselloch durchspähte, fuhr er auf einmal erschrocken zurück.

„Ein Mann mit einem Feuerrohre,“ stotterte er vor Schreck. „Verzeiht, wenn ich —“

„Fehlt es Euch an Muth,“ fiel der Syndikus donnernd ein, „so gebt mir Euer Sperrzeug!“

Beschämt machte sich der Zurückgetretene wieder ans Werk; aber alles Mühen blieb vergebens.

Da bemerkte einer der Bürger, wie ihm bekannt sey, daß in das Conclave noch ein zweiter verborgener Seiteneingang führe. Auf seine Weisung wurde derselbe auch bald aufgefunden, da aber dieser, gleich dem ersten fest verwahrt, Widerstand leistete, so blieb nichts übrig, als die Thüren aufzusprengen.

„Dieß muß auf einen Schlag geschehen,“ befahl der Syndikus, „damit wir von zwei Seiten zugleich eindringen und jedes Widersetzen erfolglos machen können.“

Mit Winden und Brechstangen rückten nunmehr die Schlosser an beide Thüren. Auf den Wink Quambers legten sie lautlos ihre Zeuge an und auf das weitere Zeichen stürzten beide Thüren ächzend und krachend in das Innere des Conclaves.

Bechdold, unter den aufgesteckten Fahnen des Comthursessels weilend, hörte das donnernde Gepolter, er sah die Hauptthüre sich heben und eilte nun mit angelegter Büchse gegen dieselbe. Aber in dem nämlichen Augenblicke fuhr die Seitenthüre krachend herein, mehrere bewaffnete Bürger sprangen herzhaft herzu und Bechdold, von der zerschmetterten Thüre niedergeworfen, wurde in demselben Momente von den Bürgern ergriffen.

Allein, noch am Boden liegend vertheidigte er sich mit wilder Verzweiflung krampfhaft seine Büchse festhaltend, bis ein handfester Bürger ihm diese aus der Hand drehte. Mit ganz herumgewendeter Hand mußte er sie endlich lassen, aber sein Finger kam an den Abzug, Feuer sprühte von dem knirschenden Rade der Pfanne und mit lautem Knall flog die Kugel aus dem Rohre mitten durch die Eingedrungenen.

Entsetzt stoben diese auseinander. Niemand war indessen getroffen und ein rundes Loch an einem Seitengetäfel zeigte, daß das Blei seinen todbringenden Weg dort hinaus genommen habe.

„Legt ihn in Fesseln,“ befahl jetzt der Bürgermeister, „und bringt ihn hinüber auf den Brückenthurm.“

Von der größten Wuth plötzlich zu Stumpfsinn übergehend, ließ Bechdold Alles mit sich machen. Mit schweren Ketten beladen wandelte er hinüber, um sich hinter eisernen Thüren des Brückenthurmes in die feuchten Gewölbe begraben zu lassen. Der Bürgermeister und seine Zugehörigen zogen alsobald ebenfalls nach Frankfurt.

Ersterer wollte vorher noch einige Worte mit dem Comthur reden, aber dieser war nirgends zu finden.

20. Nachtgestalten.

Der nach Sachsenhausen veranstaltete Zug hatte begreiflicher Weise in ganz Frankfurt vieles Aufsehen und Gerede veranlaßt und so war auch die Kunde davon zu den Ohren Sabinens gedrungen. Kaum, daß ihre Angst um den Flüchtigen einigermaßen sich gemindert hatte, mußte das Gewicht derselben wieder verdoppelt werden, als sie von den Gefahren hörte, welche den Mann ihrer heißen, nicht zu bekämpfenden Neigung wiederholt und stärker als zuvor bedrohten. Von der Ungewißheit auf das höchste gepeiniget, bat sie endlich den Vater Zäckerlein, einen Schritt um Auskunft vorzunehmen, und der Angeredete, mehr aus eigner Besorgniß wegen Verrathes seiner Mitwirkung bei der Flucht, als aus Rücksicht für die Tochter, hinkte über die Brücke, um zu erspähen, wie die Dinge jenseits des Maines stünden.

Da sah er Bechdold gefesselt nach dem Frankfurter Brückenthurme bringen und drückte sich zitternd in eine Ecke, bis das schauerliche Geleite vorübergezogen war. So eilig es ihm gelingen wollte, schritt er alsdann fürbaß, um in der Lupransgasse seiner Tochter die grausenvolle Mähre zu verkünden.

Sabine hörte und drohte niederzusinken; eine innere geheimnißvolle Stimme jedoch, die ihr zurief, daß sie für jetzt allen Muth und ihre ganze Kraft zusammennehmen müsse, richtete sie wieder auf. Wie in dem Sturme oft ein nie geahnter Muth aufwächst, so findet sich nicht selten in dem Drange der Zeit eine vorher ungekannte Charakterstärke und Seelengröße. Dem sanften, zur Schwärmerei geneigten Mädchen, das schüchtern sonst vor jedem rauhen Worte erbebte, schien plötzlich nichts mehr so schwer, das nicht zu heben, kein Berg zu steil und hoch, der nicht zu erklimmen wäre.

Ganz umgewandelt warf sie den schützenden Mantel um ihre zarte Gestalt und wollte sich entfernen.

„Wohin?“ fragte Zäckerlein, indem er vor Angst mit den Zähnen klapperte.

„Fragt mich nicht, Vater,“ war Sabinens entschlossene Antwoet, „haltet mich auch nicht auf. Es wäre ja doch Alles vergebene Mühe. Ich handle, wie mich der Geist lehrt und treibt, und dem, wißt Ihr, kann Niemand wideestehen!“

Zäckerlein blickte seine, mit vergeistertem Aussehen also redende, Tochter groß an und diese verließ eilig das Haus. Nicht lange, so hatte sie die Mainbrücke hinter sich und trat zum Thore des deutschen Hauses hinein.

Während sie aber dort für die Rettung Bechdolds zu wirken hoffte und glaubte, regte sich in der Schnurgasse die Feder Quambers zu dessen Verderben.

Auf dem großen Tische der Studiestube desselben lagen die mit Bechdold aufgenommenen Protokolle, in welchen dessen That unumwunden eingestanden war. Mit zu dem verderblichen Zwecke geladener Büchse hatte er sich lauernd aufgestellt, um dem Nebenbuhler Steffan den Tod zu geben und seine Kugel hatte ein anderes mörderisches Ziel erreicht.

Die Abenddämmeeung brach herein und die alte Hausverweserin des Syndikus trug Licht in die Stube und stellte ein kleines Abendbrod mit einem Becher Wein auf den Tisch, aber der Schreibende beachtete nichts; seine Feder lief geschäftig immer weiter.

„Also mußte es kommen,“ murmelte er endlich mit einem Blicke der Befriedigung. „Schritt vor Schritt, immer kühner, bis die sturmbewegte Zeit eine That gebahr, die uns das Schwert in die Hand, sie aber dem Abscheu und der Verachtung preisgibt. — Jetzt immer vorwärts!“ — Einen Moment flammte sein Auge voll Entschlossenheit, dann wurde wieder nachdenklich seine Miene. „Was jener Steinmetz verübte, ist wohl die That seiner Hand, nicht seines Kopfes. Soll dieser darum büßen?“ Er stützte das Haupt auf die Hand und schaute ernst auf seine Papiere; plötzlich aber fuhr er auf und sprach mit gefaltener Stirne und spottendem Ausdrucke: „Wandelt Dich vielleicht eine lächerliche Rührung an, alter Diener der Themis? — Willst Du wohl gar Rücksicht auf Einen nehmen, wenn es sich um das Wohl von Miltionen handelt? — Nein,“ fuhr er jetzt mit geisterhaftem Wesen fort, „es bleibt dabei. — Ward er auf die Bahn einmal geschleudert, so muß er sie auch bis zu ihrem Ziele durchlaufen und dieses ist — das Schaffot. — Rechte er dann mit Jenen, die seinen Fuß geleitet haben, wir — vollstrecken nur, was sie ergrübelt, wir — sind nur Die, welche sein eigenes Werk vollenden.“

Lange hatte er fortgeschrieben, bis er sich wiederum aufrichtete und finster vor sich hinstarrte.

„Ich kann nicht anders,“ sprach er sofort leise, indem seine Brust, wie unter einem Gewichte ächzend, mit Seufzen sich erhob. „Mein Antrag lautet auf Tod — sie — mögen dann beschließen!“

Und abermals netzte er die Feder und trieb sie über das Papier hinaus immer vorwärts zu einem grausenvollen Ziele.

(Fortsetzung folgt.)

Die Offenbacher Diebsbande vor den Assisen.

Darmstadt, 10. Februae.

(Fortsetzung.)

Begründung der Anklage durch den Staatsanwalt in der Sitzung vom 10. Februar.

Staatsanwalt. Wenn er in seinem ersten Vortrage die Geschwornen auf die Wichtigkeit dieser Sache hingewiesen habe, so dürfe er, nachdem sie die Subjectivität der einzelnen Angeklagten und die Verbrechen, deren sie beschuldigt seyen, kennen gelernt; nachdem sie die Schilderungen der beiden Polizeibeamten Dr. Beer aus Frankfurt und Nover aus Gießen gehört hätten, wohl überzeugt seyn, daß sie ihm darin beipflichten würden, daß es sich um eine gefährliche Genossenschaft handle. Er wolle nur hinweisen auf die Schilderung des Hen. Dr. Beer, wie in den Jaheen 1852 und 53 die Verbrechen in Frankfurt auf eine wahrhaft Schrecken erregende Weise zugenommen hätten, ohne daß es gelungen sey, den Thätern auf die Spur zu kommen, obgleich die Polizei in Frankfurt es längst wußte, daß die Urheber dieser Verbrechen ihren Sitz in Offenbach hätten, von wo sie nächtlicher Weise die Stadt Frankfurt plünderten und am Morgen wieder ruhig in ihren Werkstätten säßen. Daran reihe sich die höchst interessante historische Skizze des Hrn. Nover, daß in diesem Offenbach eine Diebesbande gewissermaßen als moralische Person foetlebe, anfangend mit dem bekannten Diebe Lenhard. Dieses Alles werde ihnen einen Blick dahin gewährt haben, mit welcher wichtigen Sache im Interesse der öffentlichen Sicherheit sie zu thun hätten. Nach dieser Einleitung wolle er zur Begründung der Anklage übergehen. Er fange mit dem Schuster'schen Diebstahl an, denn dieser habe die meiste Aufmerksamkeit erregt, einestheils durch das bedeutende Object, welches gestohlen wurde, anderntheils durch die unerhörte Frechheit, mit welcher er ausgeführt worden; indem die Thäter es wagen konnten, zwischen 8 und 9 Uhr Abends in einer lebhaften Straße in das Geschäftslokal einzudringen. Daraus ergebe er sich schon, welche Menschen es sind, die dieses Verbrechen verübten, und daß diese auch ein Menschenleben nicht schonen würden, im Falle sie gestört würden. Wenn er auf ein anderes krasses Verbrechen, welches in der jüngsten Zeit in Frankfurt vorgekommen, den Schwarzschild'schen Mord nicht zu sprechen komme, so thue er das nur, weil kein genügender Anhalt gegeben sey; allein das könne er bemerken, daß gegen diese Angeschuldigten theils hier, theils in Frankfurt inquirirt wurde, und daß es viele Stimmen gäbe, welche auch in dieser Genossenschaft die Thäter suchten. Was nun den objectiven Thatbestand beträfe, so sey dieser durch die Aussagen Schuster's und Garny's, durch das Augenscheinsprotokoll und das corpus delicti, die hier liegenden Werkzeuge, über allen Zweifel sicher gestellt. Er wende sich nun dem subjectiven Gesichtspunkte zu, den Beweisen gegen die Thäter. Sie wissen, meine Herren (fährt er fort), durch den Hrn. Assessor Beer, wie die Thätigkeit der Polizei in Anspruch genommen war, wie sogleich alle Augen nach Offenbach gerichtet waren, wie Hr. Beer Mittheilungen genug hatte, um ziemlich bestimmt sagen zu können, Die und Die sind die Thäter; allein es mußte mit der größten Vorsicht zu Werk gegangen werden, denn von einem zu frühen Einschreiten ist oft das ganze Schicksal einer solchen Untersuchung abhängig. Hr. Assessor Beer habe nun, was unter allen Umständen gerechtfertigt erscheint, seine Zuflucht zu einem Agenten der Polizei genommen, den er in der Person des bekannten Ritter gefunden habe und dessen Nachforschungen von dem besten Erfolge gekrönt gewesen seyen. (Es wird nun wiederholt, wie sich Ritter nach Offenbach wandte und welche Mittheilungen ihm über die Details des Schuster'schen Diebstahls geworden.) Der Staatsanwalt verbreitet sich nun über die Glaubwürdigkeit Ritters und sagt, wie sich dessen Aussagen alle bestätigten, selbst in Dingen, welche der Polizei nicht bekannt waren. Nach diesem Maßstabe müsse man ihn beurtheilen, wenn man sich die Frage vorlege, welcher Glaube ihm zu schenken sey, eine Frage, die allerdings um so wichtiger, als er nicht gesonnen sey, die Personalität Ritters als eine löbliche zu bezeichnen. Auch durch eine Reihe von Geständnissen der Angeschuldigten seyen ja die Angaben Ritters aufs vollstän-

digste bestätigt worden. Er geht nun zu den einzelnen Angeklagten und bemerkt, sie hätten ihr Vertheidigungssystem auf dreierlei Art versucht. Matthes, Schäfer und F. Jaggersheim läugnen Alles; nur Matthes mache den Unterschied, daß er einzelne Punkte, von denen er glaube, daß sie ihm nicht nachtheilig seyen, mit einer gewissen Dreistigkeit zugebe, selbst wenn sie seinen eigenen moralischen Werth vernichteten; er strebe, sich dadurch größere Glaubwürdigkeit in Bezug auf seine Negationen zu verschaffen. Schäfer stelle Alles in Abrede; F. Jggersheim weiß von gar nichts. Ein anderes System verfolge Euler. Er sey zum Geständniß übergegangen, und was seine Mitgenossen betrifft, außerordentlich offen; allein für sich wolle er täuschen, und scheine die Hoffnung zu haben, gelinder wegzukommen. Einen dritten Versuch mache die Frau Eichhorn; die gebe Alles nach, stelle aber den dolus, die Wissenschaft, in Abrede und wolle Strafe leiden. Was nun Matthes betrifft, so hätten die Geschwornen gehört, wie er einer achtbaren Familie angehöre, wie seine Mutter eine brave Frau sey, die Vermögen besitze, und es ließe sich der Kummer wohl denken, welche diese Frau um dieses Glied ihrer Familie, um ihren ehemaligen Liebling, habe. Es sey zu erwarten gewesen, wenn Matthes an seine Mutter gedacht, daß er nicht mit Lächeln die Anklagepunkte aufgenommen haben würde, und wenn noch ein Funke von Moral in ihm sey, er Angesichts der Zeugen aus Offenbach seine Schuld bekannt hätte. Das würde eher mit ihm ausgesöhnt haben, als dieses System des Läugnens. Matthes sey durch Müßiggang zum Verbrecher geworden; er sey bei allen Verbrechen betheiligt, wie dieses durch die einzelnen Aussagen und seine außergerichtlichen Geständnisse erwiesen sey. (Der Staatsanwalt resumirt alle Aussagen gegen Matthes, macht auf seine Verschwendung u. s. w. aufmerksam). Er läugne Alles, aber wenn er einen Funken von gesunder Vernunft habe, würde er einsehen müssen, daß er damit seine Richter nicht täuschen würde. Der Grund seines Läugnens sey auch gewiß nicht diese Hoffnung, er läugne, weil, wie sein ganzes Benehmen zeige, ihm Alles gleichgültig sey, oder weil er zu der Schule Lenhards gehöre. Lange genug habe der gute Ruf seiner Familie, die Wohlhabenheit seiner Mutter ihn geschützt; er würde sich aber sagen müssen, „daß der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er bricht". Auch der seinige würde brechen und sollte er, gleich dem des Lenhard, von Leder seyn! — Er wolle sich nun (fährt der Staatsanwalt fort), zu dem Angeklagten Schäfer wenden, jenem Manne mit der finstern, wilden Physiognomie, aus welcher der Grimm über seine Entlarvung und darüber, daß ihm sein früheres System vor den Geschwornen nichts nütze, deutlich spreche. Die Beweise gegen Schäfer seyen so ziemlich dieselben, wie gegen Matthes. (Es werden nun alle einzeln durchgegangen.) Nach diesem Allem glaubt er nicht zweifeln zu können, daß die Ueberführung Schäfers feststehe, und Schäfer selbst wird anerkennen, daß das veraltete System des Läugnens, das er mit wirklich merkwürdigem Glück so oft probirte, vor dem Schwurgericht nichts taugt. Schäfer wird auch an die Assisen glauben und denken, es wäre gut gewesen, wenn sie schon früher bestanden hätten, da er dann viele Verbrechen nicht verübt, viele Untersuchungen nicht hätte aushalten müssen, denn es wäre ihm bei dem ersten schon unmöglich gemacht worden.

Er wende sich nun (bemerkt der Staatsanwalt) zu Euler, einer Persönlichkeit von weit geringerer subjectiver Gefährlichkeit, als seine Mitbeschuldigten vor ihm; aber ein dem fremden Eigenthum höchst gefährliches Subjekt. Euler sey bei allen Diebstählen mitbeschuldigt und habe eine ganze Reihe von Diebstählen dem Ritter mitgetheilt. Euler sey ein Schwätzer und habe sein Vertheidigungssystem viel glücklicher gewählt, das viel besser vor das Schwurgericht passe. Er habe einen Schein der Wahrheit, was seine Genossen betrifft, und suche dadurch ein gewisses Zutrauen für sich zu erwerben. Er möchte das Complott von sich abstreifen, indem er behaupte, bis zum Momente der Ausführung des Diebstahls habe er nichts davon gewußt. Der Staatsanwalt führt dagegen den Zeugen Ritter an, mit dem alle übrigen Aussagen übereinstimmen, mit Ausnahme derjenigen von der Ehefrau Euler, auf welche unmöglich Gewicht zu legen sey und glaubt, daß auch Euler vollständig überführt sey, in Folge einer Verabredung mit den Uebrigen an der Ausführung Theil genommen zu haben. Er hebe das insbesondere hervor, weil, wenn die Verabredung nicht angenommen würde, Euler straflos bleiben müßte, indem die Anklage nur darauf geht. (Schluß der Vormittagssitzung.)

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Bei der feierlichen Auffahrt der Königin Victoria ins Parlament war für den Fremden nicht nur allerlei Schönes zu sehen, sondern auch zu lernen, zu lernen vom englischen Volke und von den Constablern, die dort die Polizei oder Gensdarmen sind. Ihr Zepter ist ein kurzer, weißer Stab, der fast wie eine Flöte aussieht, und der ist wie ein Zauberstab, mit dem sie Hunderttausende, die tobenden, auf- und abströmenden Wogen des Volksgetümmels beschwichtigen und ebnen. Auf dem langen Wege der Königin wollte kein Apfel mehr zur Erde fallen, so dicht gedrängt standen die Massen, aber im Nu hatten die Constabler eine 20 Fuß breite Gasse gebildet für die Königin, ohne Lärm und ohne ein böses Wort, sie schritten nur mit friedlich gehobenem Stabe durch die Menge. Auch die Jungen wußten sie prächtig von den Bäumen im Park herunter zu complimentiren. „Das sind keine Fruchtbäume, Sir!" rief der Eine; „Ihre Nase sieht nicht wie Baumblüthe aus!" rief der Andere; „hat Sie der Baum eingeladen?" der Dritte. Lachend und ausgelacht stiegen die unbändigsten Jungen zur Erde. — Aber auch bei ernsten Gelegenheiten, wenns Sturm- und Drang-Petitionen gibt und Aufläufe von vielen Tausenden, genügt meist der ernst gehobene weiße Stab des Constablers, um die Ordnung zu erhalten, NB. nicht die Furcht vor dem Stabe, sondern die Achtung vor dem selbst gegebenen Gesetz und seinen Vollstreckern.

(Vom Niederrhein, 9. Febr.) Gestern Abend gegen 10 und 11 Uhr erhob sich hier ein von Osten nach Westen ziehendes Gewitter, verbunden mit einem äußerst heftigen, fast orkanartigen Sturme, was sich durch starkes Blitzen und Entladen sehr vielen elektrischen Fluidums in hohem Grade bemerkbar machte und bei der gegenwärtigen kalten Jahreszeit um so mehr auffallen mußte, als sich in dieses starke Blitzen und Wetterleuchten fortgesetzt viele heftige Donnerschläge mischten, die das grausige Schauspiel eines so gefährlichen Gewitters darboten. Wie glaubhaft mitgetheilt wird, soll dasselbe an einigen Stellen erheblichen Schaden angerichtet und namentlich auf dem linken Rheinufer, im Kreise Geldern, durch das Entzünden des Blitzes ein Haus total eingeäschert haben. Ueberhaupt scheint die gegenwärtige abwechselnde Witterung sehr reich an eigenthümlichen und sonderbaren Natur-Phänomenen zu seyn.

(Nürnberg, 13. Febr.) Gestern Vormittag gegen 10 Uhr erschoß sich in der Vorstadt Wöhrd ein hiesiger Kammmachergeselle im Bette, und zwar in dem Kostüme eines Tyrolers. Derselbe war den Abend vorher auf einem Balle und führte die Verwaltung der Kasse. Nach beendetem Balle sagte er den Betref-

senden, daß er sogleich Zahlung leisten werde, sie möchten sich vorläufig in das untere Wirthszimmer verfügen. Er selbst aber kam nicht dahin sondern ging in das Haus seines Vaters. Am andern Morgen suchten ihn daselbst einige Abgesandte, um ihr Geld zu holen. Dieser aber, der sich in dem Maskenanzuge zu Bette gelegt hatte, erschoß sich, als er die Stimmen vernahm, im Bette, um der Zahlung auszuweichen. Wahrscheinlich war derselbe nimmer im Stande, seinen Verbindlichkeiten in Betreff der Zahlung nachzukommen.

Korrespondenz.

Baden-Baden, 8. Februar.

In unserm um diese Zeit sonst noch so stillen Konversationshause herrscht seit einigen Tagen reges Leben. Die vor kurzem in öffentlichen Blättern erwähnten großartigen Erweiterungen und Verschönerungen desselben sollen nämlich jetzt ohne Verzug ausgeführt werden. Die bisherigen Räumlichkeiten einer Buch- und Kunsthandlung sind zur Herstellung eines weitern Saales, das Theater aber zur Einrichtung von zwei Lesesälen bestimmt. Man spricht von gegen 150,000 fl., welche auf diese Veränderungen und die Verschönerungen des Konversationshauses überhaupt verwendet werden sollen. Die Leitung ist einem berühmten Architekten aus Paris übertragen. Noch großartigere Veränderungen und Verschönerungen in der Nähe des Konversationshauses sollen im Plane seyn. Man spricht von einem neuen Theater und neuen Buden für die während der Session hier feilhaltenden Kaufleute. Soviel ist gewiß, daß in unmittelbarer Nähe des Konversationshauses ein Haus nebst den umliegenden Gärten, und in einiger Entfernung davon das ehemalige Palais Sr. Hoh. des Kurfürsten von Hessen nebst den dazu gehörigen Nebengebäuden und sehr bedeutenden Gartenanlagen — letztere größtentheils zu öffentlichen Spaziergängen bestimmt — für den Badfond angekauft worden sind. Die Ausgaben dafür betragen gegen 250,000 fl. Auch längs der Oos, gegen Lichtenthal hin, sollen die vom Badfond angekauften Wiesen in öffentliche Spaziergänge und englische Anlagen umgewandelt werden. Große Ueberraschungen stehen also den künftigen Besuchern unseres Kurortes bevor. — Eine nicht sehr angenehme Ueberraschung wird es jedoch für Manche seyn, wenn sie sich auch dieses Jahr wieder vergeblich nach Etwas umsehen, was sich längst als ein dringendes Bedürfniß erwiesen hat: nach einer gesunden, geräumigen und würdigen evangelischen Kirche. Schon seit Jahren werden Beiträge dazu gesammelt, und manche nicht unbedeutende sind geleistet, noch andere zugesagt worden unter der Bedingung, daß der Bau begonnen werde. Warum geschieht letzteres nicht? Verdienen die Tausende von Protestanten, welche jedes Jahr Baden besuchen und theilweise Monate lang daselbst verweilen, nicht mehr Rücksicht, als daß man ihnen, wenn sie das Bedürfniß nach religiös-kirchlicher Erbauung fühlen, zumuthet, eine Kirche zu besuchen, die, abgesehen von andern Uebelständen, durch ihre große Nässe selbst im hohen Sommer die Gesundheit gefährdet? — — „Aber es ist noch nicht genug Geld dazu vorhanden", wird man vielleicht einwenden. — Gut; man fange nur an, und die Beiträge werden gewiß noch viel reichlicher fließen, als bisher. Und wenn dieß auch nicht wäre, sollte man da, wo Hunderttausende bloß für das Vergnügen verwendet werden, bei ernstem Willen nicht auch einige Zehntausende auftreiben können, um ein edleres und heiligeres Bedürfniß, als das des Vergnügens zu befriedigen? Hat das bayerische Bad Kissingen unter seinen ersten Schöpfungen eine schöne evangelische Kirche erhalten, und zwar bloß um der evangelischen Kurgäste willen, so darf gewiß das weit bedeutendere Baden, wo sich überdieß eine, aus Einheimischen und zum Theil angesehenen Fremden bestehende, ständige evangelische Gemeinde von über 800 Seelen befindet, mit Recht das Gleiche verlangen. Wann aber wird endlich dieses gerechte Verlangen erfüllt werden? Wie mancher brodlose Arbeiter könnte unter den gegenwärtigen Nothständen durch einen solchen Bau beschäftigt und in den Stand gesetzt werden, das Unentbehrlichste zu erwerben? Aber nicht das geringste Anzeichen deutet auf einen baldigen Angriff des Werkes hin, obgleich dem Vernehmen nach schon vor längerer Zeit verschiedene Pläne höhern Orts zur Prüfung vorgelegt worden seyn sollen. Sollte das Unternehmen für jetzt, und dann auch für lange Zeit hinaus, an allzugroßer Aengstlichkeit hinsichtlich des Geldpunktes scheitern? Oder sollten die Stimmen einiger Gegner von ultramontaner Färbung für gewichtiger gelten, als das Verlangen von Hunderten, die größtentheils schon vor Jahren namhafte Beiträge geleistet haben, in der festen Voraussetzung, der Kirchenbau werde alsbald begonnen und nach Verhältniß der weiter eingehenden Beiträge schneller oder langsamer fortgeführt werden?

Hanau, 15. Febr.

Auf die Bitte der hiesigen Central-Armen-Commission hat der Verein Liederkranz die Herold'sche Oper Zampa zum Besten der Armen wiederholt, und sich damit eben so die Armen, als die Kunstfreunde zum wärmsten Dank verpflichtet. Die Darstellung betreffend, können wir unserem früheren Urtheil nur Das hinzufügen, daß sie theilweis — wie das natürlich — noch viel besser und glätter ging, wie beim ersten Mal. — Wie man hört, dürfen die Nothleidenden noch einige Produktionen zu ihren Gunsten in diesem Winter erwarten. Der Oratorienverein unter Leitung Ihres Mitbürgers (und unseres Landsmannes) Rühl bereitet ein Konzert vor, und nicht minder wird der Verein Frohsinn das „Lustspiel" von Benedix öffentlich geben. — Der „Frohsinn", wie er hier kurzweg genannt wird, ist der älteste der hiesigen Vereine, welche in geselligem Vergnügen Kunstzwecke verfolgen. Er hat schon vor mehreren Jahren die Jubelfeier seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens begangen, und er ist der „Stamm", von welchem sich der „Liederkranz" abzweigte, und der trotzdem, daß er damit manche namhafte Kraft verlor, frisch und kräftig weiter treibt, wie „das Lustspiel" und die kürzlich zur Aufführung gekommene (in den Lamboywald transponirte „Mordgrundbruck") beweist. — Wenn es nun neben jenen Vereinen noch eine Harmoniegesellschaft gibt, die sich fast nur auf den Tanz beschränkt, und wenn früher noch eine „Thalia", eine „Concordia", eine „Tonblüthe" existirte, so erscheinen die Aussichten für eine Theaterdirektion sehr beengt. Hr. Dr. Roth, dessen Gattin die bei Ihnen früher so gefeierte Leclerc, scheut keine Anstrengung, um dem Geschmack eines vielgearteten Publikums gerecht zu werden, — aber die vielen Vereine und das unfreundliche, kalte Theatergebäude schmälern den äußeren Lohn und damit die weiteren Mittel, deren jede Direktion so unumgänglich bedarf.

Frankfurt, 14. Februar.

Das Amtsblatt veröffentlicht eine Uebersicht unserer Standesbuchführung über die Heirathen, Geburten und Todesfälle in Frankfurt a. M. im Jahre 1853. Nach dieser wurden im verflossenen Jahre 343 Paare getraut; Geburten fanden 1361 statt und 1166 Sterbefälle. Diese waren am stärksten im Monat April, nämlich 117, während der Monat November nur 72 Verstorbene zählte. Nach dem Lebensalter starben von der Geburt bis zum 1. Lebensjahre die meisten, nämlich 193, vom 1. bis zum 5. 85, vom 5.—15. 38, vom 15.—20. 34, vom 20.—30. 128, vom 30.—40. 193, vom 40.—50. 111, vom 50.—60. 123, vom 60.—70. 138, vom 70.—80. 112, vom 80.—90. 38 und vom 90. bis zum 100. Lebensjahre 4. — Unter den Gebornen befanden sich 724 Knaben (worunter 36 Todtgeborene) und 637 Mädchen (worunter 24 Todtgeborene). Die Zahl der unehelichen Geburten beträgt 237, worunter 79 von hiesigen und 158 von fremden Müttern.

Theater-Anzeige.

Samstag, 18. Febr. Großes Konzert des Violinvirtuosen Herrn Ernst, unter Mitwirkung der Fräulein Siona Levy aus Paris, welche poetische Vorträge in französischer Sprache halten wird. Vorher: Ein bengalischer Tiger, Posse in 1 Akt, nach dem Französischen von W. Friedrich.

Sonntag, 19. Febr. Die Waise aus Lowood, Schauspiel in 2 Abth. und 4 Akten, mit freier Benutzung des Romans von Currer Bell von Ch. Birch-Pfeiffer.

Montag, 20. Febr. (Zum hundert und fünfzigsten Male): Der Freischütz, romant. Oper in 4 Akten, Musik von C. M. v. Weber. Mit neuen Dekorationen, Maschinerien und Kostümen. Vorher: Festspiel, zum Andenken Carl Maria von Webers, von Harald von Brakel, mit lebenden Bildern. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Hetter und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 44. Montag, den 20. Februar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

Die Nacht hatte sich unterdessen mit ihrem schwarzen Schleier immer tiefer herabgesenkt; die Straßen wurden stiller und von dem Pfarrthurme sang die Glocke zehn Uhr. Da eilte der feine Fuß eines zarten Mägdleins aus der Fahrgasse heraus und nahm seine Richtung nach dem Wohnhause Quambers. Vor der Thüre hielt die Genahte an und sendete das Auge voll Furcht und Hoffnung zu dem oberen Gelasse und eine schmerzvoll freudige Regung durchbebte die beklemmte Brust — die Fenster dieses Stockwerkes schimmerten noch von mattem Lichte.

Leise pochte nun ihr Finger an die alte, gekehlte Thüre; aber Alles stille. — Da klopfte sie, von Angst getrieben, immer stärker, bis sie endlich, ihrer kaum mehr mächtig, langsam den messingenen Klöpfer rührte.

Mit angehaltenem Athem und kaltem Schweiße auf der Stirne lauschte ihr Ohr am Schlüsselloch und zuckend fuhren die vom Mantel umwallten Schultern empor, als schlarfende Tritte auf der innern Hausflur leise erklangen.

„Wer klopft noch so spät an unserer Thüre?“ ertönte von drinnen eine grämliche Stimme.

„Macht auf, gute Bille,“ flüsterte das Mädchen, „und laßt mich zu Euerm Herrn, dem Syndikus!“

„Was verlangt Ihr?“ war die Antwort. „An der Stimme höre ich, daß eine Dirne draußen steht. — Geht, geht und schämt Euch! — Für unsern ehrbaren Herrn zirmt nicht solch' leichtfertiger nächtlicher Besuch.“

Die Schritte auf der Flur schienen sich zu entfernen und der helle Schein im Oberlichte der Hausthüre wollte sich verdunkeln, da raffte die Außenstehende wiederholt ihre ganze Kraft zusammen und schlug nochmals an die Thüre.

„Ihr habt Euern Bescheid,“ ertönte es von der wieder näher gekommenen Stimme. „Gelüstet Euch dennoch, vorzusprechen, so kommt morgen, wenn es Tag ist.“

„O, dann ist es zu spät,“ seufzte das Mädchen, indem ihre Thränen hervorbrachen. „O, um aller Heiligen und der Wunden des Erlösers willen flehe ich Euch an, gute, herzliebste Bille, verweigert nicht meine Bitte, so Euch das Leben eines Menschen lieb ist. — Laßt mich in meiner Todesnoth nicht verzweifeln, an Euerm Beginnen hängt die Seligkeit meines ganzen Lebens!“

Die Worte, so flehentlich und rührend gesprochen, erweichten die alte Hausverwalterin. Langsam brachte sie den Schlüssel in die Oeffnung, drehte leise herum und die Thüre kläffend hielt sie vorsichtig die alte Leuchte in die entstandene Spalte. Da gewahrte sie ein jugendliches, in Röthe und Bläße wechselndes, bekanntes Gesicht und betreten fuhr sie zurück.

„Um Gott, Jungfrau Sabine, in so später Nacht? — Welches Bedrängniß vermochte die sittsame Tochter zu solchem Schritte zu verleiten?“

Unter andern leisen Ausrufen der Verwunderung durfte die Angeredete eintreten und die Alte verschloß wiederum die Thüre, indem sie die Eingetretene, leicht vorher trippelnd, mit sich in ihre, zu ebener Erde hinten hinaus gelegene Stube nahm.

Nachdem sie Sabinen zum Ablegen des Mantels und Niedersitzen genöthiget, fragte sie theilnehmend:

„Ihr wollt also wirklich zu meinem Herrn, dem Syndikus?“

„Ja, ja, so ist es,“ antwortete Sabine, leicht erröthend, aber gleich darauf die Alte mit reinem, flehenden Auge anschauend.

„Was habt Ihr denn?“

„Forscht nicht lange und gewährt meine Bitte. Ich könnte Euch das doch nicht so erzählen, und würde ich es auch, so möchtet Ihr es vielleicht doch nicht begreifen.“

Die alte Bille blickte verwundert auf. Indem jedoch ein Zug des Mitleidens über ihre Runzeln flog, überlegte sie eine kleine Weile, dann entgegnete sie tröstend:

„Es kann vielleicht noch geschehen; denn mein Herr wacht oft bis gegen Morgen an seiner Arbeit. Aber stören darf ich ihn nicht. Nur wenn er anfängt, laut mit sich zu reden — was er Nachts häufig zu thun pflegt — dann ist es gerathen, bei ihm einzutreten. Also harret bei mir, liebe Jungfrau, ich werde Acht haben und, ist die rechte Zeit, Euch auch noch bei später Nacht anmelden.“

„Er wird dieß aber übel nehmen, weil er — weil — weil — er ein harter — rücksichtsloser Mann ist?“

Die Alte schüttelte lächelnd und mißbilligend den Kopf:

„Wer den Syndikus Quamber nur so verschrieen hat? — In seinem äußern Wesen, ja, da ist er schroff und von seinen Vorsätzen wohl schwerlich abzubringen. Dabei aber schlägt in seiner Brust ein warmes, gefühlvolles Herz —“

„In ihm ein Herz!?“ fiel Sabine mit einem Tone ein, in welchem Befremden und doch zugleich freudige Ueberraschung nicht zu verkennen waren.

„Man sagt auch,“ fügte Bille, vertraulich werdend, bei, „er sey den Frauen gram. — Glaubt das nicht. — Nur mit Mühe umpanzert er seine Brust und eine — ich weiß das ganz gewiß — hat einst sein Herz in wildflammende Bewegung versetzt.“

„Er hälte Euch vertraut?“ fragte Sabine, die Alte mit einigem Mißtrauen betrachtend.

„Vertraut und — nicht vertraut,“ war die geheimnißvolle

Erwiederung, „wie man es nehmen will; ich kann und darf Euch das nicht erzählen."

„O, um so mehr wächst meine Hoffnung," bemerkte die Jungfrau mit freudiger Betonung; „dann wird er mich verstehen, wird meine Leiden begreifen und sein fühlendes Herz vielleicht geneigt seyn, die Hand zu meinem Rettungswerke zu lenken."

Ein langes Schweigen trat jetzt ein, während dessen Sabinens Auge langsam Thränen entflossen und die Alte theilnehmend ihren Blick auf die Jungfrau heftete.

„Die Zeit fliegt schon der Mitternacht zu," begann jetzt Bille; „wenn mich mein Ohr nicht täuscht, so hörte ich ihn reden. — Ich will einmal hinausschleichen und horchen. — Ist es an der Zeit, so handle ich für Euer Bestes."

Von den heißesten Wünschen Sabinens begleitet, ging die Alte mit der unterdessen angezündeten messingenen Lampe zur Thüre hinaus und klomm fast unhörbar der braunen, gewundenen Treppe hinauf.

Sabine war allein. Die Last, welche ihre Seele niederpreßte, war zu ungeheuer, ihr Herz zu voll, übervoll zum Zerspringen. Da hob sich ihr Auge, Rettung und Hülfe suchend, unwillkürlich in die Höhe, und wie ihr Geist aufwärts flog, so beugte sich ihr irdisch Wesen demüthig zur Erde.

Das blutige Werk konnte sie nicht auswischen. Ob aber auch ihr Inneres Schauder durchrieselte, so trieb sie dennoch eine unwiderstehliche Gewalt zum Gebete um seine Rettung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Offenbacher Diebsbande vor den Assisen.

Darmstadt, 11. Februar.

(Schluß.)

In der Nachmittagssitzung vom 10. Februar fuhr der Staatsanwalt mit der Begründung der Anklage fort. Er wendet sich nun zu Fanny Iggersheim und bedauert, daß er derselben, ihres Bestrebens unerachtet, den Ruf einer ehrbaren, tugendsamen Hausfrau, den sie sich beilege, bestreiten müsse. Es sey durch die Aussagen Ritters und die Geständnisse der Angeklagten erwiesen, daß sie mit im Complott war, daß sie bei der Theilung war und von dem gestohlenen Geld bekommen habe rc. Er zweifle demnach nicht, daß auch sie überführt sey. Was nun die Angeklagte Frau Eichhorn betreffe, so habe diese bisher in dem Rufe einer fleißigen Frau gestanden; allein sie sowohl, als ihr Mann, seyen schwerer gravirt, als es den Anschein habe, und auch sie war im Complott. Sie habe die Brecheisen weggetragen, das Laternchen geliefert, die fl. 200 von ihrem Manne bekommen u. s. w.

Der Staatsanwalt geht nun auf den Diebstahl bei Siegm. Rothschild über und setzt auseinander, wie auch bei diesem die Theilnahme von Matthes, Schäfer und Euler erwiesen sey. Was die Mitbeschuldigten Merk und Kerber betreffe, seyen deren Aussagen ganz klar, und was endlich Lanio anlange, hätte Rothschild selbst erklärt, es müsse von Jemand angegeben worden seyn, der die Verhältnisse genau kenne, und dieses könne nur Lanio seyn, der in der Fabrik gearbeitet.

Was nun den Diebstahl bei Wetzel in Sachsenhausen betreffe, so sey die Sache so klar und so genügend erörtert, daß er nicht nöthig habe, viel darüber zu sagen. Hier habe Ritter direkte Angaben gemacht, indem er selbst an diesem Feldzug sich betheiligt hatte. Diese Angaben wurden durch die Geständnisse und die Zeugen genügend unterstützt.

Es komme nun zur letzten Sache, zum Diebstahl bei Riese. Hier sey Euler allein der Beschuldigte; er sey überführt durch die Aussagen des Bestohlenen und Ritters und durch die Haussuchung, wobei man die Nadel Riese's gefunden habe. Freilich sey der Angeklagte in gewisser Beziehung einen Augenblick so glücklich gewesen, die Sache zweifelhaft zu machen, indem er behauptete, er habe die Nadel bei Berckenbrink gekauft. Indessen seyen die Zeugen Berckenbrink und Hehner hier erschienen; der Erstere habe sogar seine Bücher vorgelegt, und es sey leicht zu ermessen, was an dieser Behauptung Wahres sey.

Hiermit (sagt der Staatsanwalt) schließe er seine Ausführung und Begründung der Anklage und überliefere dem Spruch der Geschwornen eine Diebesgenossengeschaft, bezüglich derer sie das Gericht in den Stand setzen würden, sie bald auf längere Zeit unschädlich zu machen, Frankfurt vor allen Dingen rc.

Herr Hofgerichts-Advokat Stahl, Vertheidiger von Matthes, Schäfer, Lanio und Kerber, erhielt das Wort. Er bemerkt im Wesentlichen: Obgleich die Anklage in ihrer Einleitung, gestützt auf die Erzählungen der Herren Assessor Beer von Frankfurt und Nover von Gießen, hingewiesen habe auf die Zustände von Frankfurt und Offenbach vor und nach 1848; obgleich sie im Anklageakt eine Reihe von Diebstählen angeführt habe, die nicht zur Anklage gehörten, bezüglich deren die Angeklagten mehr oder minder verdächtig seyn sollen; obgleich die Schlagnamen Lenhard, Engelhard und Bieberer Matthes zu wiederholten Malen vorgekommen seyen, glaube Vertheidigung doch nicht zu irren, wenn sie annehme, daß Alles dieses keine Einwirkung auf die Geschwornen üben würde, daß sie die Thatsachen nur nach ihrem Gewissen und ihrer inneren Ueberzeugung prüfen würden. Der rothe Faden, der sich durch die ganze Anklage ziehe, seyen die Aussagen Ritters. Er wolle daher diesen rothen Faden aus dem Gewebe herausnehmen und prüfen, in wiefern diesen Aussagen Glauben zu schenken sey. Nach der Ueberzeugung der Vertheidigung seyen sie ganz und gar unglaubwürdig, nach der Persönlichkeit des Mannes, der sie gemacht, nach den amtlichen Mittheilungen über den Charakter desselben und nach den Umständen, unter welchen er die mitgetheilten Wahrnehmungen gemacht. Die Umstände, unter welchen Ritter seine Wahrnehmungen gemacht, seyen die, daß er habe damit Geld verdienen wollen. Es handle sich hier nicht um die Frage, ob die Polizei Recht gethan habe, sich dieses Mannes zu bedienen; das möge die Polizei mit sich selbst abmachen; sondern nur um die Frage, ob der Richter recht thun würde, solchen Aussagen Gewicht beizulegen, und diese glaube die Vertheidigung verneinen zu müssen. — Was nun die Persönlichkeit des Matthes beträfe, so könne es der Vertheidigung nicht einfallen, sie in Schutz zu nehmen: er habe sich selbst als leichtsinnig und zu sinnlichen Genüssen geneigt, dargestellt; aber von dahin bis zu den Verbrechen, deren er beschuldigt worden, sey noch ein weiter Schritt. Der Vertheidiger geht nun alle Belastungsmittel gegen ihn durch und sucht sie zu widerlegen. — Werfe sie nun einen Blick auf die Persönlichkeit Schäfers (fährt die Vertheidigung fort), so sey eine Schilderung aus früherer Zeit von ihm gemacht worden, die ihm allerdings nicht zum Lobe gereiche. Er selbst habe nicht geläugnet, daß er damals vielfach gefehlt habe; er berufe sich aber auch darauf, daß er seit seiner letzten Entlassung in Frankfurt ein ordentliches, fleißiges Leben geführt habe und das Zeugniß der Ortsbehörde stehe ihm hierin zur Seite. Freilich habe die Anklage auf sein finsteres Gesicht hingewiesen; allein von solchen Momenten würden sich die Geschwornen nicht bestimmen lassen. Auch gegen Schäfer läge das unglaubwürdige Zeugniß Ritters vor, nebst den Geständnissen der Angeklagten, welche die Vertheidigung gleichfalls zu widerlegen sucht.

Was den Anklagten Lanio betreffe, so könne behauptet wer-

den, daß es an jedem Beweis gegen denselben fehle; er stelle jede Betheiligung in Abrede und alle Aussagen gegen ihn beruhen auf Hörensagen. — Auch gegen Kerber sey nichts erwiesen. Zum Schluß wolle der Vertheidiger noch bemerken, wenn die Anklage die Geschwornen hingewiesen habe auf die Blicke der Gesellschaft, auf die Blicke Frankfurts, so dürfe er ihnen sagen: Die Gerechtigkeit blicke auf sie und erwarte einen gerechten Spruch!

Hr. Dr. Cassella, Vertheidiger der F. Iggersheim: Die Anklage behaupte, nach der Angabe des Ortsgerichts Offenbach, wäre die Wohnung Iggersheims seit langer Zeit der Sammelplatz sicherheitsgefährlicher Personen; auch sey dessen Verbindung mit Dieben keinem Zweifel unterworfen. Was den Iggersheim selbst beträfe, sey die Aussage des Hrn. Rover viel zu glaubwürdig, als daß darüber Zweifel obwalten könnte; ob aber die Frau von den Handlungen ihres Mannes Kenntniß gehabt habe, sey eine andere Frage. Der Vertheidiger beruft sich auf die Aussage des Zeugen Eichel über ihr unglückliches eheliches Verhältniß, über die gute Erziehung, welche sie ihren Kindern gegeben habe, ferner auf die Aussagen der beiden Polizeioffizianten aus Offenbach, welche nichts Nachtheiliges über ihren früheren Lebenswandel sagen konnten, und zieht daraus den Schluß, daß nicht anzunehmen sey, daß die Frau solche niederträchtige Grundsätze habe, deren sie beschuldigt ist. Der Vertheidiger geht nun die einzelnen Anklage-Momente durch, sucht sie zu entkräften und glaubt, ein „Nichtschuldig“ für seine Clientin erwarten zu dürfen. (Schluß der Sitzung.)

Schluß-Sitzung vom 11. Februar.

Hr. Auditeur Eichenbrodt, Vertheidiger für Euler, Margarethe Eichhorn und Meek. Die Anklage habe sich bemüht, den Angeklagten Euler als Complottant zu bezeichnen, daß er an der Verabredung über den Diebstahl bei Schuster Theil genommen habe; dieses stelle die Vertheidigung in Abrede. Der Anklageakt selbst habe die Thäter als vorsichtig und überlegt bei ihren Plänen, verwegen in der Ausführung geschildert; die Geschwornen hätten fünf Tage lang Gelegenheit gehabt, den Angeklagten Euler vor sich zu sehen. Ob sie eine dieser Eigenschaften an ihm wahrgenommen hätten? Es sey daher nicht wahrscheinlich, daß er in den Plan eingeweiht worden. Der Vertheidiger geht nun auf die belastenden Aussagen des Ritters über, schließt sich den allgemeinen Bemerkungen seines Collegen Stahl über dessen Glaubwürdigkeit an und macht noch besonders aufmerksam, daß Euler in einem besonderen Mißverhältniß gegen Ritter gestanden habe wegen des Letzteren Zudringlichkeit gegen dessen Frau. Die übrigen Aussagen gegen Euler seyen auch nicht der Art, daß die Geschwornen mit Ueberzeugung ein „Schuldig“ aussprechen könnten. Auch von der Angeklagten Frau Eichhorn glaubt die Vertheidigung nicht, daß es erwiesen sey, daß sie mit Wissenschaft ein Verbrechen befördert oder Vortheil davon gezogen habe. Der Angeklagte Merk habe eingestanden, in welcher Weise er sich bei einem Verbrechen betheiligt habe. Darüber habe er also Nichts zu sprechen.

Staatsanwalt. Er sey durch die Vertheidigung veranlaßt, noch einige Worte zu sprechen. Die Haupttendenz der Vertheidigung sey gewesen, den rothen Faden, welcher durch die Schwärze der Angeklagten gezogen worden, auszuscheiden und so die Angeschuldigten von der Last der Beweise zu befreien und der Anklage den Boden zu entziehen; dieses sey aber der Vertheidigung nicht gelungen. Mit aller Macht werfe sich dieselbe auf den unglücklichen Ritter. Allerdings forderten die Antecedenzien Ritters und seine Stellung in dieser Sache zur Vorsicht auf, ob er die Wahrheit spreche; allein es hätten sich ja dessen Aussagen alle bestätigt. Die Vertheidigung habe ja von dem Angeklagten Schäfer behauptet, daß er sich gebessert habe; warum wolle sie das nicht von Ritter glauben? Ritter habe durch seine Thätigkeit in dieser Sache die Anerkennung der Einwohner Frankfurts erworben, um so mehr, als er sich großen Gefahren dabei aussetzte; er habe sich auch keine Belohnung vorausbedungen ꝛc.

Nachdem der Staatsanwalt die einzelnen Argumente der Vertheidigung gegen die übrigen Beweismittel einer Kritik unterzogen, schließt derselbe: „Auch er sage mit der Vertheidigung, um Recht und Gerechtigkeit gelte es ihnen Allen, und mehr erwarte ohne Zweifel auch Frankfurt nicht, selbst denjenigen Angeklagten gegenüber, die es so lange Zeit in Angst und Schrecken gehalten.“

Nachdem die Vertheidiger noch einige kurze Bemerkungen gegen diese Replik vorgetragen, schließt der Präsident die Debatte und resumirt klar und unparteiisch die Verhandlungen. Er weis't namentlich die Geschwornen darauf hin, daß sie nur ihre Ueberzeugung und nicht irgend eine Stadt in Rücksicht zu ziehen hätten.

Um 3 Uhr Nachmittags ziehen sich die Geschwornen in ihr Berathschlagungszimmer zurück. Sie erscheinen um 6 Uhr wieder in dem Sitzungssaale, werden aber auf den Antrag des Staatsanwalts veranlaßt, sich wieder zurückzuziehen, um eine Antwort, die nicht deutlich genug gegeben war, näher zu präcisiren. Um 7 Uhr verkündigen dieselben, unter der gespanntesten Erwartung eines zahllosen Publikums, worunter sich sehr viele Bewohner der Stadt Offenbach befanden, ihr Verdikt, welches für alle Angeklagte, mit Ausnahme des Lanio, Schuldig lautete. Der Letztere wurde alsbald in Freiheit gesetzt.

Der Staatsanwalt erhält das Wort zur Stellung des Strafantrags. Er beantragt für Matthes 11, Schäfer 9, Euler 10 Jahre Zuchthaus, Fanny Iggersheim und Marg. Eichhorn jede 2 Jahre Correktionshaus, Merk und Kerber jeden zu 4 Monat Correktionshaus mit Abzug von 2 Monat für die Untersuchungshaft. Der Präsident fragt die Angeklagten, ob sie etwas gegen die Dauer der Strafe einzuwenden hätten? Matthes sagt: „Ich will gar keine Strafe, habe sie nicht verdient.“ Schäfer: „Ich nehme keine Strafe an.“ Euler bittet um Verminderung. F. Iggersheim meint, sie sey gestraft genug durch ihren Mann. M. Eichhorn bittet unter Thränen um Milderung. Die beiden Uebrigen haben nichts zu bemerken. Der Assisenhof zieht sich zur Berathung zurück. Nach 8 Uhr verkündet der Präsident das Urtheil, lautend: gegen Euler auf 12, Matthes 11, Schäfer 10 Jahre Zuchthaus nebst Stellung unter polizeiliche Aufsicht während 5 Jahren; gegen F. Iggersheim und M. Eichhorn auf 2 Jahre Correktionshaus, Merk und Kerber 6 Monat Correktionshaus mit Abzug von 3 Monat für die erlittene Untersuchungshaft, und Alle solidarisch in die Kosten, welche verhältnißmäßig vertheilt werden. Hierauf werden die Sitzungen des ersten Assisenquartals geschlossen.

Nachträglich noch eine Berichtigung. In Nr. 34 der Didask. haben wir unter den bei dem Schuster'schen Diebstahl betheiligten und in Frankfurt inhaftirten Personen auch den Schlossergesellen Georg Fatum aus Grünberg genannt. Es beruht dieses jedoch auf einem Irrthum. Der Betreffende ist weder verhaftet, noch stand er überhaupt in irgend einer Beziehung zu den Angeklagten.

Mannichfaltigkeiten.

Durch königl. Beschluß wird am 1. August d. J. zu Brüssel eine allgemeine Kunstausstellung für lebende Künstler eröffnet werden. Sie soll zwei Monate lang offen bleiben.

Aus Westphalen wird der Allg. Ztg. geschrieben: Wenn der Orient seine Fata Morgana hat, so haben auch wir in Westphalen ganz eigenthümliche Naturerscheinungen, die man bisher so wenig läugnen als genügend erklären kann. Ein solches seltenes und imposantes Phänomen bildet jetzt den Gegenstand allgemeiner Unterhaltung und Deutung in unserer Provinz. Am 22. des vorigen Monats wurde nämlich bei Büderich, einem Dorf zwischen Unna und Werl, ein überraschendes Naturwunder von vielen Leuten beobachtet. Man erblickte kurz vor dem Untergange der Sonne einen unabsehbaren Heereszug, welcher aus Infanterie, Kavallerie und einer ungeheuren Reihe von Wägen zusammengesetzt war und sich über der Erde fortbewegte. So deutlich waren diese Erscheinungen, daß man das Blitzen der Flinten und die Farben der Uniform der Kavallerie, welche weiß war, unterscheiden konnte. Dieser ganze Zug bewegte sich in der Richtung auf das sogenannte Schaffhauser Holz zu, und als die Infanterie in dieses Gehölz eingetreten war und die Kavallerie nahte, hüllten sich mit einem Mal die Bäume wie in einen dichten Rauch ein. Auch zwei Häuser, welche in Flammen standen, wurden mit derselben Deutlichkeit bemerkt. Mit dem Untergang der Sonne war das Phänomen verschwunden. Was das Thatsächliche betrifft, so hat die Regierung gegen 50 Augenzeugen vernommen, welche übereinstimmend über diese höchst merkwürdige Erscheinung ausgesagt haben. Es fehlt übrigens nicht an Personen, welche versichern, ähnliche Erscheinungen habe man auch in früheren Zeiten in dieser Gegend beobachtet. Da die Thatsache so bezeugt ist, daß man die Erscheinung mit Erfolg nicht läugnen kann, so hat man nicht gezögert, ihr auch eine Deutung zu geben, und sie auf die große Völkerschlacht am Birkenbaum bezogen, auf welche die alte Sage, insbesondere seit dem Jahre 1848, wiederholt hingewiesen hat. (Die Erscheinung mit allen Einzelnheiten wird auch von andern Blättern bestätigt.)

Korrespondenz.

Aus dem Großherzogthum Hessen, 15. Febr.

In Betreff des Postwesens ist allerdings anzuerkennen, daß für die Korrespondenten in den letzten Jahren mehrfache Erleichterungen stattgefunden haben, wenn wir auch in Deutschland noch nicht zu einem so niedrigen Porto gekommen sind, wie in England. Aber das Porto für Schriftsteller bleibt noch immer lästig. Für Correcturbogen unter Kreuzband wird allerdings nur ein äußerst geringes Porto berechnet; läßt sich aber der Verfasser das Manuskript dazu senden, oder hat er nur eine, selbst geringfügige Mittheilung seinem Drucker zu machen, so wird für ihn sogleich das volle Porto berechnet. Hier scheint eine Erleichterung noch wünschenswerth, dahin gehend, dem Schriftsteller zu gestatten, sich auch neben der Correctur noch das Manuskript unter Kreuzband gegen den gewöhnlichen niedrigen Portosatz schicken lassen zu dürfen. Auch für Päckchen, welche oftmals in die Nähe von Postorten gehen, wäre ein geringerer Portoansatz wünschenswerth. Es sey hier noch die Frage gestattet: Sind die Verhandlungen in Betreff von Versendung von Päcken nach Nordamerika durch die Post nicht zu einem erwünschten Ziele gediehen?

Gotha, 15. Febr.

Zu meinem gestrigen Berichte über das an einem blödsinnigen Mädchen verübte Verbrechen der Einsperrung kann ich in Bezug auf die Art und Weise, wie dessen Entdeckung herbeigeführt wurde, noch Folgendes hinzufügen: Der Verbrecher (beiläufig gesagt, der Oheim der Unglücklichen) schuldete einem Bürger des nahen Städtchens Waltershausen eine Summe Geldes, welches derselbe persönlich einforderte. Der Schuldner erklärte, daß er seiner Verpflichtung erst nach dem Verkaufe seiner Schweine nachkommen könne, worauf der Gläubiger sich zum Kaufe selbst bereit zeigte und die Waare besehen wollte. Der Schuldner führte Jenen in den Hof, worauf der Käufer sofort auf einen Schweinenstall zuging. Der Andere wollte ihn mit dem Bemerken von demselben zurückhalten, daß er darin auch ein Schwein habe, das er aber nicht verkaufe. Ehe er jedoch den Käufer zurückhalten konnte, hatte dieser den Stall geöffnet und erblickte zu seinem Schrecken die arme Blödsinnige in diesem scheußlichen Kerker. — Ein schrecklicher Selbstmord hat vor einigen Tagen in einem hiesigen Dorfe stattgefunden. Die Frau eines Amtsdieners vergiftete sich mit Schwefelsäure; da der Tod nicht augenblicklich erfolgte, so schnitt sie sich, um eine Verblutung herbeizuführen, beide Ellenbogengelenke durch; sie verschied erst nach 12 Stunden.

Literatur- und Kunst-Notizen.

Frankfurt a. M. Die Sängerin Fräul. Christine Diehl hat im Laufe der Wintersaison fast in allen Museumsabenden, im Cäcilienverein, sowie in vielen Konzerten und Privatgesellschaften mitgewirkt und sich einer höchst beifälligen und freundlichen Aufnahme zu erfreuen gehabt. Diese galt eben so sehr ihrem schönen und klangvollen Contre-alt, wie ihrem gediegenen Gesang, der eine gründliche musikalische Bildung bekundet. Sowohl im Vortrag des deutschen Liedes, wie in dem des colorirten italienischen Gesanges machte sie die genannten Vorzüge geltend. Was ihre dramatischen Leistungen betrifft, so haben wir solche bei ihrem früheren Auftreten auf der hiesigen Bühne als Fides und Romeo bereits besprochen und gewürdigt.

In dem von Hrn. E. Maschek im Hause Mozart gegebenen Konzerte hatten wir Gelegenheit, das treffliche Violinspiel dieses jungen Virtuosen wiederum zu vernehmen und schließen wir uns in Bezug auf dasselbe dem in reichem Maße ihm gespendeten Beifall an, der ihm auch bei seinem neulichen Konzerte in Offenbach, wie bereits berichtet wurde, zu Theil geworden. Hr. E. Maschek ist aber nicht nur ein Virtuose auf seinem Instrumente, sondern auch ein unter der Leitung seines Vaters gründlich gebildeter tüchtiger Musiker, welcher in dieser doppelten Beziehung der besten Empfehlung würdig ist.

Im Verlag von Fr. Eisen in Köln ist erschienen: „Sängerfahrt des Kölner Männergesangvereins nach London", von Ernst Weyden. — Die Kölnische Zeitung brachte in ihrem Feuilleton im Juni des vorigen Jahres ausführliche Berichte über die Erlebnisse jenes Gesangvereins, der in England bekanntlich eine so seltene Theilnahme erregte. — Sie erscheinen hier wieder gesammelt und geben ein anmuthiges Bild von dem bunten Zigeunerleben unserer Künstler in jener prosaischen Weltstadt, in welcher sie den deutschen Namen mit so ehrenvollem Erfolge vertreten haben. Der Verf. hat seine Berichte in diesem Wiederabdruck durch verschiedene Bemerkungen über England und dessen Bewohner, sowie durch Andeutungen von praktischem Nutzen für den Deutschen, der die berühmte Weltstadt besucht, bereichert und das Ganze nochmals überarbeitet. Wenn auch dieß Buch nur für den Kölner Gesangverein und dessen Freunde von eigentlichem Interesse, weil es für sie ein Erinnerungsbuch ist, so dürfte es doch auch in weiteren und namentlich in deutschen Sängerkreisen sich einer willkommenen Aufnahme zu erfreuen haben.

Von den bekannten „Erziehungsstoffen" von J. Fölsing in Darmstadt ist die dritte Lieferung erschienen. Dieß gemüthliche Büchlein bringt Beiträge zu einer naturgemäßen Entwickelung des kindlichen Geistes und Gemüthes in Gedichten, kleinen Erzählungen und Märchen und ist Lehrern und Müttern zu empfehlen.

Theater-Anzeige.

Montag, 20. Febr. (Zum hundert und fünfzigsten Male): Der Freischütz, romant. Oper in 4 Akten, Musik von C. M. v. Weber. Mit neuen Dekorationen, Maschinerien und Kostümen. Vorher: Festspiel, zum Andenken Carl Maria von Webers, von Harald von Brakel, mit lebenden Bildern. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 45. Dienstag, den 21. Februar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

Während die Jungfrau, auf ihren Knieen liegend, ein stummes, aber heißes Flehen zum Himmel aufsteigen ließ, lauschte Bille an der Thüre, welche zu der Stube Quambers führte. Da vernahm sie deutlich dessen laute Stimme und ermuthigt trat sie ein.

Quamber saß an seinem Tische, die Hand mit der Feder ruhte auf demselben, sein Haupt war rückwärts gebogen und die Augen sahen starr, wie verglas't, in ungewisser Richtung über die niedergebrannten Kerzen.

Die Alte bebte zusammen über den sonderbaren, fast grausigen Anblick, doch faßte sie sich ein Herz und trat näher:

„Verzeiht, Herr Syndikus, wenn ich noch um Mitternacht—"

„Du irrst," fiel ihr Quamber mit klangloser Stimme in die Rede, „es ist ja Morgen, dort hinter den Bergen wird bald die Sonne heraufsteigen."

Bille sah sich besorgt um. Indessen däuchte ihr der Irrthum für ihren Zweck geeignet, deßhalb fuhr sie weiter fort:

„Eine Jungfrau —"

„O, ich kenne sie schon," unterbrach sie abermals der Syndikus „sie kommt von dem Strome?"

„Ja, über die Mainbrücke."

Quamber fuhr sich mit der Hand über die Stirne, dann versetzte er gedehnt:

„Ich glaube, Du hast den Strom nicht bei seinem rechten Namen genannt."

Bille wußte nicht, was sie sagen sollte. Nach einigem Schweigen fragte sie:

„Darf die Jungfrau bei Euch eintreten?"

Der Gefragte schüttelte sich wie voll Schauder, dann wurde nach und nach seine Miene milder, bis er am Ende mit ganz freundlichem Aussehen seine Zustimmung nickte.

Bille schritt jetzt, so schnell sie vermochte, zur Treppe hinab und an ihre Stube.

„Sputet Euch, liebe Jungfrau. Mein Herr ist in einer wunderbar guten Stimmung. — Faßt Euch jetzt ein Herz und bringt schnell Euer Anliegen vor, ehe die günstige Minute unbenützt vorübergeht."

„Seyd Ihr auch dessen gewiß?" fragte Sabine, deren kaum gehobenes Wesen abermals neues Beben erschütterte.

„Haltet Euch davon überzeugt," war die Antwort der Alten. „Als er einstens erkrankt zu Bette lag und ich ihn pflegte, da verrieth er, wahrscheinlich im Traume sprechend — doch ich halte Euch auf — das ein andermal. Jetzt schnell — schnell!"

Sie führte die Jungfrau in das obere Gelaß, öffnete leise die Thüre und drängte Jene zu dem Syndikus in die Stube.

Quamber betrachtete die Eingetretene mit aufgerissenen Augen, dann sprach er mild und gewissermaßen scheu zurückweichend:

„Rede nicht; ich kenne Deine Vorwürfe. — O, ich will schon, wollte vielmehr — Liebes verlangst Du von mir. — Ist es nicht so?"

„O, Herr," entgegnete Sabine mit flehender Stimme, „wenn Ihr meine Leiden kennt —"

„Wer kennt es besser?" seufzte der Syndikus.

Die Jungfrau sah ihn überrascht an, dann fuhr sie ermuthigt fort:

„So werdet Ihr auch geneigt seyn —"

„Und Du fluchst ihm nicht?" unterbrach sie abermals Jener.

„Ihm fluchen?" versetzte Sabine mit zartem Ausdrucke, indem sie den gerührten und heiß bittenden Blick auf dem Syndikus ruhen ließ. „Kann dieß ein Weib, das jemals wahrhaft liebte? — Zwar drückt Blutschuld sein Haupt. Sey jedoch seine Sünde noch so groß, so — ach, Ihr wißt es ja nach Eurer Rede — kann ich zwar ihn beklagen, aber nicht aufhören, ihn zu lieben."

„Du hast ihm also vergeben," antwortete Quamber mit freudigem Zittern, „obgleich Du nicht so ganz genau unterrichtet bist?"

Freundeshände waren mir behülflich," versetzte die Jungfrau, indem sie aus ihrem am Gürtel hängenden Wetscher ein Päckchen Papier zum Vorschein brachte. „Sein Name war nicht der, welcher ihm gebührte."

„Ich weiß es — weiß es," fiel der Syndikus nickend ein, „daran trug er aber keine Schuld."

„Auch das!" war Sabinens staunende Antwort. „Doch möget Ihr Euch noch genauer überzeugen. Hier nehmt."

Sie legte die Papiere vor den Syndikus und dieser verbarg sie mit abgewendetem Antlitze in eine Schieblade des Schreibtisches.

„Was man über ihn auch sagt," bemerkte die Sprechende weiter, „ist unwahr. Rechtschaffene Eltern haben ihn erzogen, nur sein leichter Sinn riß den Jüngling in den Strom —"

„In den Strom! — In den Strom!" rief der Syndikus plötzlich mit gellender Stimme. „Wer sagt das? — Wer? — Wer?"

Seine Arme zuckten gichterisch in die Höhe, dann fuhr er sich mit der gekrollten Hand in die Haare und die seither so star blickenden Augen erhielten auf einmal wildes Leben und drehten sich rollend in ihren Höhlen.

Die auf das heftigste erschrockene Jungfrau zog sich bebend

nach der Thüre zurück. Da wendete Quamber sich nach ihr um und betrachtete sie mit grimmigem Staunen.

„Bille Bille!“ ließ er sofort seine Stimme laut erschallen. „Wer ist hier? — Wie kommt das Frauenbild in meine Stube?“

Die Alte trippelte zitternd herbei und entfernte vorerst Sabine, dann trat sie ihrem Herrn gegenüber, unter Weinen und Zagen den Hergang erzählend.

Quamber hörte und wurde nach und nach gelassen, endlich auch mild.

„Ja, ja, ich erinnere mich,“ sprach er dann, wie aus Träumen erwachend. „Du sagst, daß sie eine Fürbitte — als ob das so bei mir — — nun, Hoffnung kann ich nicht rauben. — Ich messe nach dem Gesetze und sie — verstehst Du, Alte, das ist der Rath mit seinen vielen Köpfen — sie — mögen beschließen.“

Er griff jetzt nach der ihm unterdessen aus der Hand gefallenen Feder und überlief mit den Augen das vor ihm liegende, beschriebene Papier.

„Wie viel ist es an der Zeit?“ fragte er hierauf die seinem Befehle noch harrende Bille.

„Mitternacht vorüber, bald wird die erste Stunde schlagen.“

„Und zu solcher Zeit,“ murmelte Quamber; „ja, Liebe ist stark und allmächtig und dennoch — wie schwächlich oft der Treue-Lohn!“

„Wie wollt Ihr, daß ich thue?“ entgegnete die Alte, welche ihn nicht verstanden hatte.

„Du sollst zu Bette gehen,“ war die Antwort. „Auch ich werde mich sofort der Ruhe überliefern, da mein Werk vollbracht ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Industrie-Ausstellungsgebäude in München.

München, Mitte Februar. Ein Besuch des Bauplatzes im botanischen Garten läßt bereits einen Ueberblick des Umfanges dieses künftigen deutschen Krystallpalastes zu. Die äußeren Umfassungsmauern erheben sich bereits über den Boden und im Transsept ist ein Theil des hölzernen Gerüstes errichtet, welches zur Aufstellung des Eisengerippes nöthig ist. Die dreifache Höhe des bereits bestehenden Gerüstes gibt die Gesammthöhe des ganzen Gebäudes. Die Länge des ganzen Baues beträgt 800 Fuß, das Transsept hat eine Breite von 280 Fuß, die beiden Seitenschiffe sind 160 Fuß breit, so daß sich eine Gesammtbreite von 600 Fuß ergibt. Der untere Flächenraum beträgt 150,000 Quadratfuß. Das Mittelschiff wird von dem Transsept überragt, erhebt sich selbst aber über die Seitenschiffe und die Anbauten. Das Dach ist sehr flach und hat keine Kuppeln oder Tonnengewölbe, so daß das Gebäude oben horizontal abschließt. Auf den steinernen Fundamenten erheben sich in sechs Reihen 298 gußeiserne Säulenstühle, die mit den in den Reservoirs auslaufenden Wasserabzugsröhren verbunden sind. Auf diesen Postamenten werden 815 Stück gußeiserne Säulen von 28 bis zu 15 Fuß Länge errichtet und durch schmiedeiserne, 80 Fuß lange Gesprenge mit Spann- und Traggitter verbunden. Diese Gesprenge werden noch um 8 Fuß länger seyn, als jene im Londoner Glaspalaste gewesen sind. Die Umfassungswand des Mittelschiffes steht auf der Zwischen-Säulenreihe der Seitenschiffe. Vor dieser erhöhten Umfangswand läuft außen an dem Gebäude eine 20 Fuß breite Galerie herum; um alle Abtheilungen aber 4 Fuß hohe durchbrochene Brustwehren. Der innere Raum hat ein zweites Stockwerk in den Seitenschiffen. In dem östlichen und westlichen Anbaue sind Wach- und Packzimmer; zu beiden Seiten des Einganges liegen die Zimmer der Administration und der Jury. Die Bedachung wird mittels eines starken verzinkten Drahtgitters gegen Unbilden der Witterung geschützt. Im Ganzen werden 4 Millionen Pfund Eisen zu dem Gebäude verwendet und der gesammte Glasverbrauch beläuft sich auf 300,000 Quadratfuß. Die Gebälke und Fenstersäulen werden aus Eichenholz, die Rahmen, Verschaalungen, Galleriefußböden u. s. w. aus Föhrenholz gefertigt. Die Aufstellung des Materials soll contractmäßig am 1. März beginnen und das Gebäude selbst am 8. Juni vollendet seyn. Die Arbeiten werden sowohl hier auf dem Platze selbst, wie in der großartigen Fabrik der Herren Cramer und Klett in Nürnberg, welche bekanntlich die Bauunternehmer sind, auf das Eifrigste betrieben. Aus der Werkstätte dieses großartigen Etablissements ist bekanntlich auch der neue, gleichfalls nur aus Eisen und Glas erbaute Wintergarten zwischen der k. Residenz und dem k. Hoftheater, hervorgegangen.

Ein Lehrmeister des Diebstahls.

(Nachtrag zum Assisen-Prozeß der Offenbacher Diebesbande.)

In der Darmstädter Assisensitzung vom 8. Febr. gab der frühere Polizei-Commissär **Rover** (jetzt in Gießen) eine bemerkenswerthe Schilderung über den **Lehrmeister** einzelner Angeklagten jener gefährlichen Offenbacher Diebesbande, den gegenwärtig (seit 1847) im Zuchthause befindlichen **Heinrich Lenhard** von Offenbach, die wir hier nachträglich mittheilen:

„Heinrich **Lenhard** von Offenbach fing schon in den 1820r Jahren zu stehlen an und brachte es bald zu einer Fertigkeit, die schwerlich von einem andern Diebe Deutschlands übertroffen worden ist. Er lebte nur vom Diebstahl, ging nur großen Summen nach und hatte Gehülfen in der Nähe und Ferne, darunter viele „Baldowerer“ (Auskundschafter). Sein Ruf drang bald weit über die Gränzen seines Vaterlandes hinaus. Am meisten stahl er in Frankfurt. Er gerieth zwar öfters in Untersuchung, allein er wußte sich immer meisterhaft herauszulügen und trieb das Diebshandwerk 22—25 Jahre lang, in welcher Zeit er wohl mehr als **einmalhunderttausend Gulden gestohlen hat**. In Untersuchung gezogen, läugnete er nur den einzelnen Fall, außerhalb aber gestand er im **Allgemeinen** ein, ein großer Dieb zu seyn. Auch mir gestand er das; er äußerte auf meinem Bureau einmal: „Am liebsten stehl' ich allein, denn wenn ich in Untersuchung gezogen werde, weiß ich, daß mir meine Antworten nichts schaden; wenn ich aber Cameraden gehabt habe, so kann ich durch sie verrathen werden. Es ist mir immer leid, wenn ich zum Diebstahl Cameraden brauche.“ — Als er sich einmal über die ihn belästigende Aufsicht auf meinem Bureau beschwerte, fügte er die Worte hinzu: „Wenn Sie mich an das Bett anschließen und das Geld an den Wolken hängt, so krieg' ich doch davon!“ Damit wollte er sagen, er habe **tüchtige Gehülfen**.*) Auf meine Bemerkung, daß das Sprichwort: „Der Krug gehe so lange zum Brunnen, bis er breche“, sich trotz seiner Geschicklichkeit auch bei ihm noch bewähren werde, entgegnete er: „**Mein**

*) In verflossener Woche gelang es auch der außerordentlichen Thätigkeit der Polizei zu **Mainz**, die Spur einer Genossenschaft von Dieben und Diebeshehlern aufzufinden, die schon lange dort durch geschickte Diebesoperationen sich bemerkbar machte. Die dort vorgenommene Verhaftung einer Strohflechterin, Namens **Kraus** aus Bieber bei Offenbach (der früheren Zuhälterin des Haupt-Gauners **Lenhard**), führte zu dieser Entdeckung. Sie hat zur Aufdeckung einer Masse von Waaren-Diebstählen, sowie zu Haussuchungen und Verhaftungen von noch anderen Dieben und Diebeshehlern geführt.

Krug bricht nicht, der ist von Leder"; und als ich ihm erwiedert: er könne einmal über der That ertappt und getödtet werden, äußerte er: „Wenn ich erwischt werde, so sterbe ich, oder Der, der mich greift." Bei einer andern Gelegenheit sagte er zu mir: „Glauben Sie nicht, daß ich einen Armen bestehle; ich gehe nur hin, wo ich weiß, daß ein paar Tausend Gulden liegen; die hol' ich und schenke dann manchem armen Teufel einen Kronenthaler davon!" — Indessen habe ich diese Großmuth an ihm vermißt, denn es kam ihm nicht darauf an, Familien zu Grunde zu richten und ein Menschenleben auf's Spiel zu setzen. — Als er sich im Jahre 1846 abermals in einer Untersuchung durchgelogen und er sich bei mir angemeldet hatte, bemerkte ich ihm: „Ein Schwurgericht würde ihn und seinen Cameraden bei den vorgelegenen Beweisen verurtheilt haben." Hierauf erwiederte er: „Ich habe gestern meinem Cameraden da gesagt: wir haben doch eigentlich die besten Gesetze; wenn wir im Ausland (wo es Schwurgerichte gibt) gestohlen haben, wollen wir laufen, was wir können, daß wir auf unsern Grund und Boden kommen; werden wir da erwischt, so hat es nichts zu sagen; in ein paar Monaten hat man sich herausgelogen, denn so lange ich nicht „Ja" sage, können sie mir nichts thun." — Auf meine Bemerkung: jetzt würde seine Bande um so gefährlicher werden, weil sie nun einen geschickten Schlosser aufgenommen, der unter seiner (Lenhards) Leitung auch nicht mehr so plump, wie bisher, stehlen werde, erwiederte Lenhard: „Ich will ihm schon Unterricht geben; ich habe ihm gestern gesagt: Sachen, die man wieder erkennen kann, mußt Du liegen lassen und wenn sie voll Gold hängen sollten; Kronenthaler mußt Du stehlen, wie ich; meine habe ich alle auf dem Roulett gewonnen, wenn mich ein Richter fragt; der mag dann hingehen und seine Nase hineinstecken!" — Ich hebe diese Aeußerung besonders hervor, weil ich aus der verlesenen Anklageakte entnommen, daß das Roulett auch jetzt eine Rolle spielt. Derartige Bekenntnisse hat Lenhard öffentlich in den Wirthshäusern gemacht; dort hat er noch näher auseinander gesetzt, wie man Mauern erbreche, Schlösser öffne. Auch in dem elterlichen Hause des Angeklagten Ph. Matthes (in der Wirthschaft seines Bruders) hat Lenhard seine Heldenthaten erzählt. Nachdem alle Proceduren gegen diesen Diebshauptmann vergeblich geblieben, nahm ich meine Zuflucht zur List. Ich brachte ihm, Anfangs 1846, die Meinung bei, als ob ich mich um ihn nicht mehr bekümmerte; ich ließ ihn ungefähr $1^1/_2$ Jahr lang in Ruhe, in der Hoffnung, er würde, sich sicher fühlend, auch Sachen (nicht bloß Geld) in seiner Wohnung aufbewahren, damit mehr Beweise gegen ihn erbracht werden könnten. So kam es auch. Im Juli 1847 wurden die silbernen Gefäße aus der Synagoge in Kreuznach, 1700 fl. werth, gestohlen, und etliche Tage später wurden dem Herrn Major Roth in Darmstadt circa 6000 fl. an Geld und Staatspapieren mittelst Einbruchs gestohlen. Meine deßfallsigen Nachforschungen führten mich auf Lenhard. In einer glücklich gewählten Stunde überraschte ich ihn in seiner Wohnung und fand dort außer mehreren Hundert Gulden Geld und 700 fl. Roth'schen Obligationen, falsche Schlüssel, Dietriche und Brechwerkzeuge in solcher Menge, daß sie eben hinreichend waren, alle Behälter zu sprengen und zu öffnen. Auch das Kreuznacher Silber hatte Lenhard verwerthet. Diese und die aufgefundenen sonstigen vielen Beweise genügten jetzt dem Gericht, den Lenhard in eine achtjährige Zuchthausstrafe — zum ersten Male seit 25 Jahren — zu verurtheilen. So viel über den Lehrmeister.

„Zur Zeit der Verübung der obengenannten großen Diebstähle zu Kreuznach und Darmstadt ging auch der Angeklagte Mathes öfters — besonders zur Abendszeit — in Lenhards Wohnung. Auch machte Mathes mit Lenhard Reisen in auswärtige Orte und Städte. Ich mußte annehmen, daß er an den Einbrüchen betheiligt sey, besonders schien es mir, als ob er bei dem Einbruch in die Synagoge zu Kreuznach mitgewirkt habe. Ich habe ihn deßhalb vernommen, konnte aber keine Gründe finden, die seine Verhaftung gerechtfertigt hätten. Bemerkt habe ich ihm aber, daß sein Umgang mit Lenhard ihn in's Zuchthaus bringen könnte."

Auch der nunmehr zu 11 Jahre Zuchthaus verurtheilte Matthes äußerte sich mehr als einmal während der über ihn verhängten Untersuchung: „Den Geschwornen gegenüber habe der Angeklagte einen sehr schweren Stand." Er, wie auch Schäfer und Lenhard, hatten das geheime Inquisitionsverfahren, wie es noch gegenwärtig in Frankfurt besteht, lieb gewonnen, und die Liebe zu diesem Verfahren hatte der schlaue Lenhard bei seinen Schülern zu erweitern gewußt! Soll man aber unter solchen Umständen nicht so schnell, wie nur möglich, das Schwurgericht in Frankfurt herstellen? — Eine ernste Mahnung an die Väter unserer Stadt!

Als weitere Belege hierzu mögen noch folgende beide Mittheilungen dienen:

„Gießen, 18. Febr. Dem Vernehmen nach hat der vor Kurzem hier bei den Assisen zum Tode verurtheilte Ludwig Emmel den in der Stockmühle bei Nidda an dem Müllerburschen Friedrich Lochmann verübten Mord dem Assisenpräsidenten Hofgerichtsrath Buff vollständig eingestanden. Die Geschwornen haben also nun nach eigenem Geständniß des Verbrechers, so schwer der Fall bei dem hartnäckigen Leugnen des Verbrechers war, ganz richtig geurtheilt, und das Resultat ist ein Zeugniß für den Vorzug des Schwurgerichts vor dem früheren Verfahren. Nach diesem half dem Verbrecher, wenigstens nach mancher Gesetzgebung, hartnäckiges Leugnen, und hätte vielleicht auch Emmel, wenn Leugnen helfen konnte, nicht gestanden."

„Salzburg, in Oesterreich, 14. Febr. Die am 7. d. M. begonnene Verhandlung, betreffend den am 14. Juli v. J. in Geigl geschehenen Doppelmord, endete gestern Abend damit, daß der Gerichtshof nach Antrag des Staatsanwalts den Angeklagten, Gatte und Vater der Ermordeten, „schuldig" erkannte, und ihn sofort zum Tode durch den Strang verurtheilte. Dabei stellte sich am deutlichsten der tiefgreifende Unterschied zwischen der vormärzlichen und dermaligen Strafgesetzgebung heraus. Der Angeklagte hatte bis zur Fällung des richterlichen Spruchs beharrlich die That geleugnet, ja behauptet noch dermalen seine Unschuld. Allein eine Kette von Umständen begründete in dem Richter-Collegium die feste Ueberzeugung, daß kein Anderer als der Angeklagte der Mörder seyn könne — eine Ueberzeugung, die auch vom Publikum getheilt wird, und nach dieser Ueberzeugung wurde die Sentenz gefällt, was in der vormärzlichen Zeit nicht hätte Platz greifen können, denn damals wäre der Angeklagte ab instantia entlassen worden."

Mannichfaltigkeiten.

Ein Jude, der sein Leben lang in anscheinend kümmerlichen Verhältnissen in Dublin gelebt hat, ist dieser Tage gestorben und hat den Londoner israelitischen Wohlthätigkeitsanstalten 400,000 Thaler vermacht.

In Straubing ist bekanntlich der Räuber Heigel, der Nachfolger des bayerischen Hiesel, in Haft. Dieser Bursche hat bei einem Raub einen Backenstreich bekommen, der eine bedeutende Narbe hinterlassen hat; um nun diese Narbe wegzubringen, wahrscheinlich um von dem Beschädigten nicht erkannt zu werden, hat er in seiner Keuche die Wange an den heißen Ofen gehalten und sich dergestalt verbrannt, daß die ganze Fläche der Wange eine Brandwunde bildet.

Die orientalische Frage gewinnt auf den Pariser Volkstheatern immer mehr Ausbreitung. Die „Kosaken" des Gaitétheaters haben so gezogen, daß jetzt für den Zirkus ein neues Stück: „Der Feldzug nach Moskau", vorbereitet wird. Im Theater der Funambules macht eine Pantomine: „Pierrot Cosaque", Glück, und Paul Meurice hat einen „Schamyl" geschrieben, der für die Porte St. Martin bestimmt ist.

Konzert von H. W. Ernst.

Frankfurt a. M. Am 18. d. M. fand im Schauspielhause unter Mitwirkung von Frl. Siona Levy aus Paris das erste Konzert eines Meisters der Kunst statt, dessen Ruf ein so weit ausgreifender und dessen Namen ein so klangvoller ist, daß wir uns einer detaillirten Beurtheilung seiner vortrefflichen Leistungen überheben können. Wenn wir H. W. Ernst als Virtuosen betrachten, so erreicht er den Gipfelpunkt der technischen Vollendung. Er spielt mit einer wahrhaft bewunderungswürdigen Leichtigkeit und Sicherheit seine Terzen-, Sexten-, Octaven- und selbst Decimengänge, führt eben so seine Doppelgänge, Staccatos und Piccicatos aus und überrascht in gleichem Maße den Kenner, wie den Laien. Dabei ist sein Ton voll und mächtig und sein Vortrag ausdrucksvoll. Er ist ein Virtuose im ganzen Umfange. Noch höher haben wir sein Verdienst als Komponist von großartigen Konzertstücken, wie von brillanten Variationen und musikalischen Humoresken und Capriccios anzuschlagen. Zu den ersteren gehört das „Conzerto Allegro pathetique", das er heute vortrug und welches nach Geist und Form als ein Meisterstück zu bezeichnen ist, — zu den letzteren sein „Carneval von Venedig", in welchem sich eine bis zu schwindelnder Höhe geführte Technik und ein übersprudelnder Humor in einer Weise geltend machen, die man zwar nicht durchweg schön nennen kann, jedoch bewundern muß. Stürmischer Beifall und Hervorruf wurde dem gefeierten Konzertgeber nach jeder Piece zu Theil und sieht man seinem zweiten Konzerte mit Spannung entgegen. — Frl. Siona Levy sprach zuerst ein Fragment einer epischen Dichtung: „Johanna d'Arc vor ihren Richtern". Ueber den Standpunkt und die Berechtigung der tragischen Deklamationsschule der Franzosen wollen wir hier uns nicht verbreiten. Diese einmal zugegeben, dürfen wir den Vortrag der Künstlerin als einen höchst schwungreichen, energischen, imponirenden bezeichnen und besitzt Frl. Levy ein sehr umfangreiches und mächtiges Sprachorgan, dessen Scala für den Ausdruck der Empfindung wie der Leidenschaft gleichmäßig geeignet ist. Dem genannten Fragment folgte eine Erzählung in Versen von Musset: „Une bonne fortune". Ist die Moral dieses Stückes auch eine etwas laxe, man könnte sagen frivole, so sind die Einzelheiten der Dichtung doch so geistvoll und pikant, daß man ihr mit steigendem Interesse folgt. Frl. Levy wußte Alles in frischem, anmuthigem Colorit zu halten und vortrefflich zu nuanciren. Das heitere und leichte Genre der französischen Kunst stellen wir nach unserer Ansicht höher, als das ernste und hochtragische derselben. Die Vorträge der Frl. Levy fanden den lebhaftesten und ungetheiltesten Beifall. — Würdig schlossen sich dem interessanten Konzertabende an eine sehr edel gehaltene, von poetischer Innigkeit durchdrungene, phantasiereiche und trefflich instrumentirte Ouvertüre zu „Waldmeisters-Brautfahrt" von unserm Chordirektor Hrn. Goltermann, sowie zwei reizende Müllerlieder von Schubert, von Hrn. Hardtmuth schön und mit Empfindung vorgetragen, und „der sterbende Trompeter" von H. Neeb. Die bei aller Einfachheit doch so kräftig und dramatisch gehaltene Komposition wurde von Hrn. Auerbach, für welchen sie eigens geschrieben ist, mit dem erforderlichen Ausdruck und mit aller Fülle seines metallreichen und mächtig ausgebenden Tenors sehr beifällig vorgetragen.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 15. Februar.

Um dem Westerwald, der einen großen Theil des Herzogthums bildet, in landwirthschaftlicher Beziehung aufzuhelfen, hatte der frühere Sekretair des landwirthschaftlichen Vereins, Regierungsrath W. Albrecht, durch Begründung einer Stammheerde der dortigen Viehrace, durch Anlagen von Schutzgehegen, durch Preisvertheilung rc., sowohl die Viehzucht dieses Landstrichs zu heben, als auch das Klima desselben möglichst zu mildern gesucht. Nichts destoweniger blieb noch Manches zu wünschen übrig. Lein ist die einzige Handelspflanze, welche auf dem Westerwald gedeiht. Einen um so günstigern Eindruck hat es gemacht, daß unter der Leitung unseres landwirthschaftlichen Vereins-Präsidenten Magdeburg, die schon früher angeregte Idee einer Hebung des Flachsbaus und der Einführung einer maschinenmäßigen Flachsbereitung ernstlich in die Hand genommen wird. Demnach soll am 6. März in Rennerod eine berathende Versammlung stattfinden, wozu alle Gewerbtreibende und Landwirthe Theil zu nehmen berufen sind. Das herzogl. Staatsministerium hat schon früher mit Zustimmung der Landstände fl. 2400 verwilligt, um eine Centralflachsbereitungsanstalt zunächst für den Westerwald zu begründen. Einem etwaigen Unternehmer desselben sollen sämmtliche aus obiger Summe angeschafften Maschinen unentgeldlich zur Benutzung überlassen werden, und nach 6 Jahren des Gebrauchs als Eigenthum verbleiben, wenn er den Leinzüchtern, welche der Anstalt gerösteten Flachs zuführen, gegen eine Vergütung von 3½ kr. per Pfund reingeschwungenen Flachs, mit diesen Maschinen zu brechen und zu schwingen, sich verpflichtet. Auch wird auf Kosten des Staats ein junger Mann in die Gegenden geschickt, wo er eine vollkommene Stufe des Leinbaues und der Bearbeitung des Flachses durch thätige Theilnahme an diesem Geschäft kennen lernen kann.

Kunstnotiz.

Die Freunde und Gönner des Besitzers des Bockenheimer Sommer-Theaters Hrn. Eduard Geyser werden gewiß mit Theilnahme und Vergnügen vernehmen, daß derselbe mit seiner Gesellschaft in Amsterdam eben so ehrenvolle als warme Anerkennung findet. In einem Artikel in dem Amsterdamer Courant vom 25. Januar heißt es unter Anderm: „Fremdlinge, wenn sie nichts Alltägliches von sich hören und sehen lassen, sind hier jederzeit willkommen. Dieses fühlen auch im rühmlichsten Maße die deutschen Vaudevillisten des Hrn. Eduard Geyser. — Vaudevillisten?! Ist diese Benennung nicht zu gering für Personen, welche, so wie sie, die Karlsschüler aufführten? Unter all den Stücken, die diese Gesellschaft bisher zur Aufführung brachte, wird sicher Niemand dieser Aufführung den Ehrenplatz verweigern. Die Wahl desselben gereicht der Direktion eben so zur Ehre, wie die Darstellung selbst ein Triumph für das Personal war, von dem sich durch ihr vortreffliches Spiel die Herren Goldammer, Hamel, Rethwisch und die Damen Geyser, Peter und Goldammer besonders auszeichneten. — Das Repertoir des Hrn. Geyser ist reich und gut und haben wir namentlich auf dem Terrain des Vaudevilles stets viel Gutes, Piquantes, viel ächten Humor und ungekünstelten Witz gefunden rc."

Theater-Anzeige.

Dienstag, 21. Febr. Die Memoiren des Teufels, Lustspiel in 3 Abth., nach Arago und Vermond von Th. Hell. Hierauf: Die Zillerthaler, Liederspiel in 1 Akt, von J. F. Nesmüller.

Mittwoch, 22. Febr. Der Freischütz, romant. Oper in 4 Akten, Musik von C. M. v. Weber. Mit neuen Dekorationen, Maschinerien und Kostümen. Vorher: Festspiel, zum Andenken Carl Maria von Webers, von Harald von Brakel, mit lebenden Bildern. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 46. Mittwoch, den 22. Februar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

„Und was soll ich der Bittenden sagen?" fuhr die Alte fort.

Quamber erhob sich jetzt von seinem Sitze und ging, sein faltenreiches Hausgewand von den Schultern zurückstreichend, daß solches seinen Schritten nachflatterte, einigemal die Stube rasch auf und ab. Eine weiche Stimmung hatte ihn überkommen, ein Zustand, den er beherrschen und entfernen mußte. Mit Gewalt zog er die Fasern seines Gehirnes straffer und spannte die erschlafften Nerven.

„Sage ihr," sprach er nunmehr mit feierlichem, festen Tone, „die Ordnung der Welt ließe sich nicht verkehren und in dem Beginne der That läge auch ihr Ende. Jedes Werk habe seine Folge und auf der ewigen Waage würden sie gegen einander ausgeglichen."

„Ich verstehe Euch nicht," antwortete Bille, bescheiden das Haupt senkend und einen flehenden Blick auf den Syndikus richtend, „sagt mir vielmehr, ob die Jungfrau mit einer Hoffnung von dannen ziehen kann?"

„Sonderbare Frage," sprach Quamber leise für sich und mit abgewendetem Gesichte. „Die Vergangenheit beherrscht uns, wir die Gegenwart, die Zukunft — ein Mächtigerer."

„Wie soll ich ihr melden?" fragte schüchtern nochmals die Alte.

Entschlossen wendete sich der Syndikus jetzt um:

„Die Hoffnung liegt außer des Menschen Macht. Ich kann nur wiederholen, daß ich sie ihr nicht rauben kann."

Bille entfernte sich mit trauriger Miene. Sie hätte eine Antwort gewünscht, in welcher eine festere Zusage enthalten gewesen wäre.

Als Quamber sich allein sah, trat er an das Fenster und blickte, sein heißes Haupt an die kleinen, kalten Scheiben legend, hinab in die dunkle Schnurgasse.

„War das ein Traum," murmelte er nach einer Weile, „oder war es Wirklichkeit? — Gestalten der Vergangenheit hoben sich aus den Gräbern und Bilder der Jugend, längst vom Zeitenstrome hinweggewischt, glänzten wieder in lebensfrischen, aber schauerlichen Farben vor meinem Auge. — Fast scheint es also und doch sah ich mit diesem, meinem hellen, wachenden Blicke die Jungfrau, welche um das Leben des — — schon Verurtheilten die flehenden Worte zu mir bringen ließ. — Erhitztes Blut, von Arbeit und Nachtwachen überreizte Nerven — nichts weiter! — Solche Faseleien dürfen den Mann, welchem das Ruder anvertraut, in seiner Richtung nicht stören. — Nach festen Verstandessätzen habe ich seither mein Leben geregelt, die verderblichen Wallungen des Herzens siegreich bekämpft, und ein Nebelbild, ein lustiger Traum, den ein Hahnenschrei verweht, sollte die Mannesseele in den Grundvesten erschüttern?"

Unter finsteren Blicken trat er zu seinem Schreibtische, übersah noch einmal seine Arbeit, dann zog er die Schieblade auf, warf die Papiere hinein und schloß klirrend wieder zu.

Die Brauen herabgezogen und die Lippen fest zusammen geklemmt, sah er einen Augenblick in die Höhe.

„Was ich geschrieben habe, das — habe ich geschrieben. Er — — sterbe!"

Mit fester Hand ergriff er die eine noch brennende Kerze und ging in seine Schlafstube.

21. Die Blutfahne.

Das Rathsglöcklein läutete am folgenden Morgen, wie es gewöhnlich die Woche mehrmals zu geschehen pflegte; die Einwohner der Stadt hörten seinen schrillenden Sang theilnahmlos und auf der Marktstraße verhallte sein Lied unbeachtet im Gedränge der Verkäufer und der Feilschenden. Aber in der Wohnung des Kirchendieners Zäckerlein schlugen die heutigen inhaltsschweren Erzklänge schauerlich an ein mit Beben aufhorchendes Ohr und ließen ein Herz in Angst und Qual pulsiren.

Zäckerlein hinkte unterdessen mit erleichtertem Gemüthe in seinem Hause umher, wie gewöhnlich Formeln plappernd und Lieder singend, an welche sein Inneres nicht im mindesten dachte. Was den Geist ihm beschäftigte, war die Gewißheit, daß seine Mitwirkung bei der Flucht Bechdolds verschwiegen geblieben sey und er nun wieder frei aufathmen könne. Dieß that er denn auch in vollen Zügen und „Gloria in excelsis" singend hieß er seine Sabine ebenfalls lustig und guter Dinge seyn.

Um so tiefer schnitten der Jungfrau die Glockentöne in den Busen. Der Gegensatz zu des Vaters lustigem Wesen machte sie nur schauerlicher, ihr war, was über die Dächer herabschwebte, ein unheilweissagendes Lied — ein Grabgesang.

Ohne Ruh' und Rast trieb sie Furcht und Hoffnung von einer Stelle zur andern. Denn sie wußte ja, was der heutige Rathssitz zu bedeuten habe und welchen Ausspruch jene Männer fällen sollten, die, eben von dem Glöcklein zusammen gerufen, in dem schwarzen Amtstalare zum Rathhause wallten.

Da kam der Pater Cyrillus langsamen Schrittes zur Treppe herauf und schritt in die Stube. Seine Miene war ernst und wer in seinen Zügen zu lesen verstand, dem konnte eine schwere Bekümmerniß nicht entgehen, die er indessen zu verbergen suchte.

Von Angst gespornt, flog ihm Sabine entgegen:

„Welche Hoffnung bringt Ihr mir?"

„Die einzige," versetzte der Mönch mit gefaßtem Tone,

„welche uns Allen bleibt, wenn auch der Erdball in seinen Grundvesten wankt: der Blick nach oben!"

„O, daß es also kommen mußte!" seufzte Sabine.

„Mußte!" war Cyrills Antwort; „ja, das ist die rechte Benennung, als er sich einer Leitung hingab, die ich nimmermehr gutheißen kann. Mit dem Worte und durch die Ueberzeugung wollte ich für unsere heilige Sache den Sieg erfechten, nicht durch rohe Gewalt und blutige That. Nur eine Macht, die unserer Kirche eben so fremd ist, als jene Abgefallenen, vermag solcher Mittel sich zu bedienen, die uns am Ende noch verderben müssen."

Er hatte diese Worte mit einem gewissen wehmüthigen Ernste gesprochen und die Jungfrau, welche in ihrer Unkenntniß der Verhältnisse dieselben nicht zu entziffern vermochte, sank, durch diese Reden auf das heftigste erschreckt, nieder auf einen Stuhl.

„Ich sehe, liebe Tochter, was Dein Herz bewegt," fuhr nun der Dominikaner mit warmem Ausdrucke fort, „und kann nur beklagen, daß es mir nicht früher vergönnt war, deutlich in demselben zu lesen. Doch die Vergangenheit erschüttert keine Rede und nur über die Zukunft können wir berathen. — So will ich also sehen, was vielleicht noch ein Freundeswort vermag. — Noch zählen wir viele Getreuen in dieser Reichsstadt, deren Arm mächtig ist und an diese will ich mich wenden."

Jäckerlein kam jetzt herzu. Mit demüthiger Gebehrde drehten sich seine Reden lediglich um die Sicherheit seiner Person. Als ihm der Mönch hierüber manch' tröstliches Wort gesagt und er sich deßfalls beruhigt glaubte, ging er unter lautem Gesange wiederum zur Stube hinaus.

„Noch Eins," sprach jetzt der Mönch, „wie steht es um Mutter Salome?"

„Das Unglück hat sie schwer gebeugt," versetzte die Gefragte, „sie liegt krank danieder und Renate pflegt sie mit aller Sorgfalt, deren ein treues Kind nur fähig ist."

„Aber Renate?"

„Erträgt ihren Schmerz mit Seelengröße. O, daß mir der Himmel doch auch solche Macht verliehen hätte!"

„Du hast ja schon bewiesen, daß Du für Andre etwas vermagst, versuche es nur und es wird Dir auch in Dir selbst und für Dich gelingen."

Cyrill verließ nunmehr das Haus und Sabine versuchte die Angst, welche ihr das Herz beklemmte, zu bewältigen. Aber ihr Mühen war umsonst. Aufgeschreckt warf sie plötzlich die zur Hand genommene Arbeit hinweg und eilte richtungslos durch die Räume der Wohnung.

(Fortsetzung folgt.)

Buch und Krug
oder
Gutenberg und Gambrinus. *)
(Ein Parallelogramm.)

Meine Hörer!

Zwar gibt es, seit Herr Gutenberg so gütig war, die Buchdruckerkunst zu erfinden, sehr viele Bücher; wir haben aber jeglicher nur Eine Nase und können sie leider nur in Ein Buch auf einmal stecken, was oft mit der Aufklärung etwas aufhält.

*) Aus: „Standreden auf der Kanzel des Humors. Von Hermann Goerwitz. Mit einem Anhang: Auswandererlieder von demselben. Leipzig, Verlag von E. Wengler. 1852."

Aus Unwillen aber über den so langsam befriedigten Drang nach möglichst schneller Aufklärung geschieht es, daß so mancher unserer lieben Mitmenschen und Mitbenasten seine Nase am ungernsten ins Buch, sondern viel lieber in den Krug steckt, wo er die Aufklärung viel rascher und genießbarer findet.

Buch und Krug!

Das sind die zwei Reime unserer ungereimten Zeit, die zwei seltsamen Accorde unserer Tage!

Buch und Krug!

Diese zwei Worte, meine Hörer, bezeichnen den Kampf, den die Zeiten kämpfen; den Kampf, den auch unsere Zeit kämpft; — den Kampf des Geistes mit der Materie; den Kampf der Intelligenz mit der Verdummung!

Buch und Krug!

Gutenberg und Gambrinus, ihr beiden Großfürsten vom Buche und Kruge, was habt ihr für Heil und Unheil in die Welt gebracht?!

Gutenberg und Gambrinus, ihr Fürsten der Träume und der Schäume, — wie inhaltschwer sind eure Wappen: Buch und Krug!

Meine Hörer!

Ein eigenthümlicher Wink des Schicksals liegt in dem merkwürdigen Umstand, daß der eigentliche Name des großen Letternkönigs Gutenberg ein ganz anderer war. — Sie alle, meine Hörer, wissen aus der Geschichte, daß Johann Gutenberg diesen seinen Namen erst von seiner Wohnung zu Mainz erhielt. — Er hieß aber ursprünglich ganz anders. Er hieß, wie Sie in jedem Geschichtswerke nachlesen können:

„Johann Gänsefleisch Sorgenloch!"

Was sagen Sie dazu? — Aber es ist eben so abscheulich wahr, als prophetisch und fatalistisch!

Johann Gänsefleisch Sorgenloch, der große Erfinder der geistigen Weltposaune, — er wurde, weil sein kleines ärmliches Wohnhaus auf dem sogenannten „guten Berge" zu Mainz stand, hiernach getauft und „Gutenberg" genannt.

Er, der Ritter vom Geiste, der Herold des Lichtes, — er hieß Sorgenloch!

Welch ein Fatum! Welch ein Fingerzeig des Geschickes!

Ja, Fürst Sorgenloch, die meisten deiner Vasallen und Jünger, die Männer des Buchs, die hommes de lettres, die Ritter vom Geiste und nicht vom Fleische, die Poeten und Propheten, — sie verbrachten und verbringen, gleich dir, ihr edles Leben in dem Sorgenloch ihrer engen vier Wände und ihrer beengenden Verhältnisse, ja oft in dem feuchten Sorgenloch der Kerker! — Ihr Kopf wurde ein Sorgenloch, ihr Herz ein Sorgenloch; ihr Beutel, ihre Zukunft, die ganze Welt war ihnen ein Sorgenloch! — —

Meine Hörer!

Allerdings sind die Fürsten Gambrinus und Gutenberg Verbündete. Sie gehen Arm in Arm, die Fürsten des Geistes und der Materie. Aber die Welt, — und ganz besonders die deutsche Welt, — hat dieses Bündniß sehr schief verstanden, übertrieben und das Gleichgewicht verloren.

Denn bedenken Sie:

Den Altar des vergötterten Gambrinus hatte man seither in die Nähe der Studirstuben, Parlamenthäuser und Ständekammern gebaut; und den Altar für Gutenberg, für Geist, Politik und Aufklärung, baute man in jüngster Zeit in die Kneipen! — So ist natürlich Alles verkehrt gegangen!

Denn woher alles das Pech, was seither über Deutschland gekommen:

Antwort:

All dieses Pech stammt aus den Biertonnen und Bierkrügen!

Unsere nationalen Feldzüge waren nichts weiter als Züge ins Gerstenfeld!

Wir führten keine Kriege, sondern Krüge!

Und worin liegt der Deutschen Hauptzug?

Im Bierkrug! — die Züge, die wir in die Krüge thun, sind leider unsere Heldenzüge, unsere Charakterzüge!

Aber trotz dieser langen Züge ziehen wir dennoch immer den Kürzesten!

O, Buch und Krug!

Es gibt zwar viele gute Zeitungen, aber schlechte Zeit; — viele Taschenbücher, aber nichts in den Taschen! viele Handelsbücher, aber keinen Handel! — viele gute Sittenbücher, aber schlechte Sitten! — viele Gebetbücher, aber kein Gebet! — viele Kochbücher, aber nichts zu kochen; — viele Complimentirbücher, aber nichts als Grobheit; — viele Rechenbücher, und doch verrechnet sich die ganze Welt, wenigstens Jeder, der auf Besserung rechnet; Jeder, der auf Hülfe rechnet; Jeder, der auf Freunde rechnet!

Meine Hörer!

Das wird nicht eher anders in der Welt, als bis Alles von Oben nach Unten gekehrt wird, d. h. als bis vor Allem die Krüge umgekehrt und umgestürzt werden, und bis man etwas Aehnliches auch von den Büchern sagt. Zum Beispiel:

„Ach Gott! Es gibt so viele Strafbücher und .... keine Spitzbuben!“ rc.

O, Buch und Krug!

Gutenbergs erhabenstes Lebensziel war der Druck der heiligen Schrift, der Bibel, welche Luther zum ersten Mal übersetzte. Aber in unserer Zeit ist die Bibel zum zweiten Mal übersetzt worden. — Diese neueste Bibelübersetzung besteht aber darin, daß Jeder sich über die Bibel hinwegsetzt!

Meine Hörer!

Buch und Krug sind in unserm engen, begränzten Leben 1) die zwei Luftlöcher, aus denen der beengte und gekränkte Menschengeist in die reineren Regionen irdischer Seligkeit hinausschlüpft.

Buch und Krug sind 2) die besten Mittel der Lebenshomöopathie, durch welche Gleiches und Gleiches geheilt wird.

Denn:

Vermittelst der Presse wird der Druck durch den Druck gehoben. — Und in der Bitterkeit des Hopfens zerfließt die Bitterkeit des Lebens! — — Nur mit der Hopfenstange können wir dem argen, herben Leben „die Stange halten“, „die Stange bieten“! .... Und auch der leichtsinnigste, flatterhafteste, charakterloseste Mensch, der sonst nie „bei der Stange bleibt“, — bei der Hopfenstange bleibt er!!...

Buch und Krug sind aber 3) die zwei Waagschalen, in denen uns ein möglichst ungetrübter Lebensgenuß zugemessen wird. Unsere Nase aber ist der Perpendikel des Gleichgewichts: — Wir dürfen sie nicht zu tief versenken weder in die Waagschale „Buch“, noch in die Waagschale „Krug“.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Aus einem Bericht der gewiß nicht jesuitenfeindlichen All. Z. von Rom erfahren wir, daß die dortigen Jesuiten jährlich etwa für 60,000 Scudi Wein von ihrem Ueberfluß verkaufen.

Die Berliner „Nat.-Ztg.“ erzählt folgendes artige Quiproquo: Die Telegraphie, so vortrefflich sie ist, so ist sie doch wie andere Einrichtungen dem Irren unterworfen; bei aller Achtsamkeit kommt doch ein Fehlgriff ab und zu vor. Es kann dann eine Komödie der Irrungen entstehen. Gestern erhielt die Familie des General-Musikdirektors Meyerbeer eine Depesche aus Paris. Man erwartete Nachrichten von der Aufnahme, die der „Stern des Nordens“, die neue komische Oper, bei der ersten Darstellung gefunden. Die Mutter des berühmten Maestro hier ist krank, und die Familie wußte eben so, daß der Maestro, guter Sohn, der er ist, sich nach dem Befinden der Mutter erkundigen würde. Es kommt also gestern eine telegraphische Depesche an. Sie ist erwartet, wird schnell geöffnet und lautet: Paris vendredi. Meyer Beer Berlin. Hier beaucoup succès, 67, 90. 97, 50 etc. Der Eingang war ganz verständlich, aber nachher die Courszahlen, eine nach der andern. Dabei von „inquiétude“ und „faible“, von „Unruhe“ und von „flau“ die Rede; die inquiétude konnte wieder auf den Maestro sich beziehen, das faible auf die leidende Mutter. Was für Hieroglyphen? wo der Champollion oder Lepsius, sie zu entziffern? Unterdessen wartet in einem andern Theile der Stadt, Koch- und Jerusalemerstraßen-Ecke, das telegraphische Korrespondenz-Bureau vergebens auf seine fällige Tagesdepesche mit den Coursen aus Paris. Die gewöhnliche Stunde ist längst vorüber, aber keine Depesche, keine Course. Inquiétude da, wohin die inquiétude nicht gekommen war; da, wohin das faible gekommen, die Aussicht auf Lösung des Räthsels immer schwächer. Doch der Telegraph ist der Speer, der die Wunden heilt, welche er schlägt. Es ermittelte sich, daß beim Telegraphiren ein Name ausgelassen und ein anderer versetzt war. Das telegraphische Correspondenz-Bureau interessirt sich außer für die Course auch für die Musik und den Berliner Maestro. Ihm sollte die Depesche zugehen: Paris vendredi. Wolff Berlin. Meyer-Beer hier beaucoup succès, 67, 90. 97, 50 etc. Wolff war liegen geblieben und Meyer-Beer vor Berlin gestellt. Daher der Irrthum und die Verwirrung.

(Köln, 17. Febr.) Unser Carneval scheint in diesem Jahre wieder seinen gemüthlichen Charakter behaupten zu wollen. Die einzelnen Gesellschaften haben sich vereinigt, um mit vielem Kostenaufwande einen großartigen Maskenzug ausgehen zu lassen, der, nach den bereits getroffenen Vorbereitungen zu urtheilen, auch an Witz und Eleganz die Maskenzüge der letzten Jahre übertreffen wird. Dazu kommt, daß die vom vorigen Jahre noch in gutem Andenken stehende Gesellschaft „Humorrhoidaria“ zu wohlthätigen Zwecken eine theatralische Morgen-Unterhaltung veranstalten wird. Wer Gelegenheit hatte, die Leistungen dieses Vereins, der es sich zur Aufgabe macht, Musik, Poesie und Komik in theatralischen Vorstellungen zu verbinden, in engeren Kreisen kennen zu lernen, wird überzeugt seyn, daß von dieser Seite nur Außergewöhnliches und Originelles zu erwarten ist.

Ein ungewöhnliches Ereigniß hat die bekannte, reiche Familie L. in Erfurt in große Trauer versetzt. Ein Sohn, der in Liverpool etablirt war, hatte geschrieben, er werde kommen; statt seiner traf plötzlich die Todesnachricht ein. Der junge Mann litt an großer Schlaflosigkeit, hatte, wie schon öfter, in Brüssel eine starke Dosis Opium genommen und ward todt im Bette gefunden. Seine Braut, die ihm früher das Ehrenwort abgenommen hatte, daß er dem gefährlichen Mittel entsagen wolle, hatte ihm auf sein Klagen brieflich nach Brüssel eine kleine Dosis ausnahmsweise erlaubt. Der Brief fand sich noch vor.

Die 150. Vorstellung von Weber's „Freischütz" auf der Frankfurter Bühne.

Es wird für alle Zeiten wahr bleiben, daß die edeln Gebilde, die genialen Kunstschöpfungen vielbegabter Meister sich erst dann in ihrem vollen Glanze über die Erde erheben, wann die Meister selber unter der Erde liegen. Der Lebende steht noch inmitten des Kampfes seiner Gegenwart und seiner Zeitgenossen. Seine Werke werden hier mit Jubel begrüßt und gefeiert, dort mit Erbitterung angefeindet und herunter gezogen; sie werden gemessen mit dem Maße des Tagesgeschmackes, beurtheilt nach zufälligen Ab- und Zuneigungen, überschätzt oder gering geachtet, nach Leidenschaften und nach zufälligen Motiven. So vergehen Jahrzehnte und erst nach ihnen läutert sich das Urtheil und kommt der Kampf zur Entscheidung. Für C. M. v. Weber hat er zum Siege geführt und nach kaum vier Decennien haben seine herrlichen Tonwerke das Weltbürgerrecht errungen. In unserer Mainstadt wurde sein „Freischütz" am 31. Mai 1822 zum ersten Male gegeben und hat derselbe seitdem bis heute 150 Vorstellungen erlebt. Diese Zahl, auf 32 Jahre vertheilt, ist eben nicht groß und liegt der Triumph mehr darin, daß heute noch dieß Tonwerk mit demselben Jubel aufgenommen wird, wie an dem Tage, wo es hier zum ersten Male erschien. Der Andrang zur genannten Festvorstellung war ein gewaltiger und wurde das Haus in allen Räumen so überfüllt, daß man wirklich Gefahr lief, erdrückt zu werden und daß man seinen Kunstsinn, seine Verehrung für den gefeierten Meister mit dem vollen Maße von Unbequemlichkeit und Belästigung verknüpfen und um bis zum Ende der Oper auszuhalten, ein nicht geringes Opfer bringen mußte. — Der bekannten Jubelouverture C. M. von Webers folgte ein der Feier des Tages gewidmetes Festspiel. Wir sehen in diesem unsern Gefeierten in seinem Arbeitszimmer, die Kerzen sind herabgebrannt und der Meister ist in ernster Betrachtung vertieft. Er zweifelt, ob er die rechte Weihe der Muse erhalten, ob er den rechten Weg beschritten, ob seine Kraft nicht unterliegen und ob er das hohe Ziel seines Strebens erreichen werde. — Da erscheint ihm die Muse der Tonkunst. Sie ermuthigt ihn, beseitigt seine Zweifel, erquickt sein Herz mit den Strahlen der Hoffnung und mit dem Troste ihres milden Wortes und gibt ihm Vertrauen zur eigenen Kraft und Freudigkeit des Schaffens wieder, indem sie ihm einen Blick in die Zukunft verstattet. Es enthüllen sich nach einander sechs Tableaux in lebenden Bildern von Kindern dargestellt und mit dazu gehörigen Dekorationen. In diesen sieht C. M. v. Weber die sechs Opern, von denen vier die Probe der Zeit bestanden und seinen Namen für alle Zeiten verherrlicht haben. Es sind Bilder und Gruppen aus „Sylvana", „Abu Hassan", „Preciosa", „Freischütz", „Euryanthe" und „Oberon". Ihr Anblick erhebt und begeistert den Komponisten, der mit Worten der Ermuthigung und des Selbstvertrauens den Prolog schließt. — Die Dekorationen zu sämmtlichen, vortrefflich arrangirten Bildern sind von Hrn. Theatermaler Hoffmann angefertigt und hatten sich einer höchst beifälligen Aufnahme zu erfreuen, ebenso Hr. Wenzel als Darsteller C. M. v. Webers und nicht minder die dem Festspiele beigegebene Musik, aus den vorgeführten Opern entnommen. Hr. Hoffmann wurde hervorgerufen. — Ueber die dem Festspiele folgende Aufführung des Freischütz in unserm nächsten Berichte.

W.

Korrespondenz.

Berlin, 15. Febr.

Im Saale des königl. Schauspielhauses fand gestern die dritte vom königl. Hof-Musikhändler Hrn. Bock veranstaltete Preis-Marsch-Aufführung statt. Wir machten die erfreuliche Wahrnehmung, daß dieß für unsere Militärmusik höchst verdienstliche und wichtige Unternehmen, sowohl in Betreff der Einsendung von Märschen zur Konkurrenz sich erweitert, so wie sich auch durch die zahlreiche Betheiligung der Anwesenden das allseitige Interesse daran aussprach. Se. Maj. der König traffen, verhindert, erst zum Schluß der Aufführung ein, während II. kk. HH. der Prinz von Preußen, Prinz Karl, Prinz Friedrich Karl, Prinz Friedrich und Prinz Georg, die Herren Generale v. Wrangel, v. Gröben, v. Möllendorf, v. Waldersee Exzellenzen, viele andere hohe Offiziere, Se. Exz. der Graf v. Redern und der Gen.-Intendant v. Hülsen der Aufführung von Anfang bis zum Schluß beiwohnten. Auf dem Balkon war ein elegantes Publikum als Zuhörer versammelt. Die Ausführung der Märsche geschah in vorzüglicher Weise und gingen aus der Wahl der Herren Offiziere nachstehende Märsche als Preis-Kompositionen hervor. Die meisten Stimmen erhielt: Defilir-Marsch (Horn-Musik), komponirt von Neumann, Stabshornist im Garde-Schützen-Bataillon, 114 Stimmen. Elisabeth-Marsch für Infanterie, komponirt vom Musik-Meister Winter vom königl. 5. Infanterie-Regiment, 109 Stimmen. Der Geschwind-Marsch „Vorwärts" für Infanterie, komponirt von Heiser, Musik-Meister im Garde-Reserve-Regiment, 101 Stimme. Front-Marsch für Infanterie, komponirt von Zabel, Musik-Meister in Braunschweig.

Magdeburg, 16. Febr.

Mit sehr zweifelhaftem Erfolge wurde gestern auf hiesigem Theater ein biblisches Drama: „Serubabel, oder: Die Zerstörung von Babylon", von F. Normann, gegeben; dagegen füllen Wagners „Tannhäuser" und Boas' „Der alte Fritz und die Jesuiten" bei jeder Wiederholung das Haus und haben sich die Gunst des hiesigen Theaterpublikums in hohem Grade erworben.

Butzbach, im Febr.

Schon seit den politischen Bewegungen der dreißiger Jahre haben sich viele unserer Landsleute bewogen gefunden, nach Amerika auszuwandern, und es ist den meisten unter ihnen gelungen, sich dort eine sehr gesicherte Existenz zu begründen. Seitdem aber die Nachrichten von dort nicht mehr so befriedigend lauten, ziehen es unsere jungen auswanderungslustigen Bürgerssöhne vor, ihr Kapital an Kraft und Fleiß sogar bis nach Australien zu tragen. Seit einigen Wochen sind Briefe von den letzten dorthin Ausgewanderten hier angelangt, welche alle Erwartung eines günstigen Erfolges übertreffen. Besonders machen Bäcker dort ihr Glück, denn ein solcher verdient wöchentlich 3 Pfd. St. nebst Kost und Logis. Die Nachrichten stimmen darin überein, daß, wer im fünften Welttheil reüssiren will, stark von Körper, fleißig und der englischen Sprache mächtig seyn müsse. Wahrhaft rührend ist die Anhänglichkeit, welche die jungen Ansiedler noch für Deutschland bewahren und daß sie den Plan haben, eine deutsche Ansiedlung zu gründen, welche den Namen „Weidigstadt" führen soll.

Konzert des Cäcilien-Vereins.

Donnerstag, den 23. Februar 1854, im Saale des Weidenbusches, Abends halb 7 Uhr.

Unter gefälliger Mitwirkung der Fräul. Jenny Hoffmann, Frl. Christine Diehl, des Hrn. Caspari und des „Philharmonischen Vereins":

1) Stabat Mater von Emanuel von Astorga.
2) Cantate: „Liebster Gott, wann werd' ich sterben", von J. S. Bach.
3) „Non nobis Domine", Psalm 115 von Mendelssohn-Bartholdy.
4) Ecce panis von J. Bischof.
5) Hymne, nach Milton, von F. Messer.

Billets à fl. 1. 30 kr. bei Hrn. C. A. André, Zeil (Haus Mozart).

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 22. Febr. Jubel-Ouverture von C. M. von Weber. Hierauf: Festspiel, zum Andenken Carl Maria von Webers, von Harald von Brakel, mit lebenden Bildern. Hierauf: Der Freischütz, romant. Oper in 4 Akten, Musik von C. M. v. Weber. Mit neuen Dekorationen, Maschinerien und Kostümen. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 23. Febr. (Zum ersten Male): Der Jägermeister, Lustspiel in 3 Akten.

Druk und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 47. Donnerstag, den 23. Februar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

Hätte Sabine ihren Schmerz in der vertrauten Freundin Busen ausschütten können! — Aber wie sollte sie Renaten mit dem Gedanken an den Mörder ihres Vaters —? — Schaudernd fuhr sie zusammen, als ob sie um des frevelhaften Gedankens sich in sich selbst verbergen wollte.

Gedrängt von einer unsichtbaren Gewalt und gelockt von einem schwachen Strahle, der ihr, gleichsam Hoffnung verheißend, in weiter Ferne aufdämmern wollte, raffte sie sich indessen bald wieder gewaltsam empor.

„Das Haus droht über mir zusammen zu stürzen, die Luft hier mich zu ersticken. — Ich muß hinaus, dorthin, wo sie die Loose über ihn würfeln!“

Kaum hatte sie es gesagt, als das leichte Mäntelchen um ihren Nacken flog und sie der engen Luprandsgasse enteilte.

Nach kurzer Zeit irrte ihr Fuß unter den feuchten Hallen des Römergebäudes umher. Die Tritte vieler Geschäftigen schallten von den hohen gothischen Wölbungen herab und gar Mancher richtete das neugierige Auge auf die schöne Maid, welche mit zerstörtem Angesichte den Blick bald flehend aufrichtete, bald voll Scham niederschlug.

Dort war das Portal, welches den Eingang zur Rathsstube überdeckte und ernste Männer mit weißem Barte schlugen den rothen Mantel über die Schulter und hielten mit der Hellebarde Wache an demselben.

„Hinter jener eichenholzenen Thüre zittern vielleicht jetzt die Worte der Verdammniß — Leben und Tod ringen vielleicht in diesem Augenblicke mit einander im schauerlichen Kampfspiele. — O, Du Herr meines Lebens sende den Strahl der Barmherzigkeit in ihre Herzen!“

Solche Gedanken ließen die jugendliche Brust erbeben und richteten das Auge der Geängstigten mit heißem Flehen in die Höhe.

„Ei sieh' da, Jungfrau Sabine hier im Römer,“ ließ sich da plötzlich eine Stimme vernehmen. „Ihr habt doch wohl keine Klage bei dem Obristrichter? — Ist es das, so will ich Euch zurecht weisen.“

Erschreckt fuhr die Angeredete um, da traf ihr Auge auf ein wohlbekanntes, treuherziges Gesicht. Ein Sachsenhäuser, Rübsam mit Namen, der zur Nachtzeit den Römer bewachte und das Feuer in den Oefen allda schürte, stand vor ihr und nickte ihr freundlich zu.

„Nicht doch,“ entgegnete Sabine, ihre Verlegenheit schlecht meisternd, „ich wollte nur —“

„Nun, mir kann's gleich seyn, was Ihr wollt,“ lächelte Rübsam. „Aber so viel will ich Euch nur sagen, daß heute nur der Obristrichter zu Gericht sitzt, die Herren Schöffen und des Rathes alle dort in der Rathsstube versammelt sind. Von denen ist keiner zu sprechen; denn sie haben ein wichtiges Werk heute vor.“

„Ihr wißt —?“ fiel Sabine bebend ein.

„Nichts Gewisses,“ antwortete Rübsam, „aber Schreckliches muß es jedenfalls seyn; denn — im Vertrauen — ich habe den Rathsschreiber die — Blutfahne in die Rathsstube tragen sehen.“

„Saht Ihr aber auch gewiß?“ bemerkte die Jungfrau, welche sich kaum aufrecht halten konnte.

„Der Kanzleibote hat mir Alles erzählt,“ nickte der Erzählende geheimnißvoll. „Die Fahne liegt neben dem ältern Herrn Bürgermeister, und wie die erste Stimme auf Tod lautet, so pflanzt er vor sich die Blutfahne auf und alle Rathsglieder erheben sich von ihren Sitzen.“ *)

Starr vor Schreck blickte die Zuhörende Jenem in das Gesicht, als plötzlich in der Rathsstube ein großes Geräusch — wie wenn Männer von ihren Sitzen aufgestanden seyen — sich vernehmen ließ.

„Gott sey dem armen Sünder gnädig,“ sprach Rübsam, indem er die Mütze zog und seine Hände faltete. „Ja, ja, gewiß — die Blutfahne!“

Sabinen verging die Besinnung, wie ohnmächtig lehnte sie sich an die Wand.

„Was schwatzest Du da wieder für dummes Zeug?“ fiel da plötzlich der eine Thürhüter ein. „Der Rathssitz ist aus, die Herren haben sich erhoben, um zu beten und werden gleich die Stube verlassen.“

Diese Worte gossen wieder neues Leben in die Brust der Jungfrau, allmälig erholte sie sich und ihr wieder geöffnetes Auge starrte nach der Thüre, die jetzt sich öffnete und eine Reihe ernster und würdiger Männer, in schwarze Sammtmäntel gehüllt, zum Theil mit goldenen Ketten auf der Brust, heraustreten ließ.

Mit heißem, sehnsüchtigem Blick suchte sie in den Mienen der Vorüberschreitenden zu lesen, aber kalt und ernst schien Jeder, derselben ein verschlossenes, geheimnißvolles Grab.

Noch lange stand Sabine und starrte den Hinausgewandelten nach, da kam der Kanzleibote aus der Rathsstube und trug eine

---

*) Noch bis zu Ende der reichsstädtischen Zeit übte der Rath die Kriminalgerichtsbarkeit selbst aus. Bei Todesurtheilen wurde das hier erwähnte Verfahren mit der Blutfahne wirklich eingehalten.

kleine rothe Fahne in der Hand, die er gleichgültig schwenkend nach der Kanzleistube tragen wollte.

Hastig stürzte Sabine auf ihn zu:

„O, Freund, sagt mir — oder nein, sagt mir nicht — oder doch — war sie —?"

„Ausgepflanzt?" lächelte der Gefragte. „Ja, liebe Jungfrau, das kann Unsereins nicht sagen."

Mit einem geringschätzenden Blicke ging er weiter und Sabine floh aus den Römerhallen.

22. Hoffnungssterne.

Ein qualvoller Tag hatte langsam für Sabine sich hingedehnt und der Abend senkte endlich träge und zögernd seine Dämmerung herab. Wie oft hatte ihr Auge heute sehnsüchtig aus dem Fenster auf die belebte Gasse hinabgeblickt, ob denn nicht vielleicht nur ein vorüber wandelndes Auge einen Trostesblick ihr spenden wollte; aber theilnahmlos schritten Alle vorüber, unbekümmert um ein furchtbares Schicksal, das mit unbarmherziger Hand ihr Lebensglück zerstören und Jammer auf ihr gebeugtes Haupt häufen wollte.

Der Vater weilte, seinem Berufe folgend, in der Kirche. Die Zeit der Andachtsübungen war aber nunmehr vorüber, von dem Pfarrthurme tönte das Abendgeläute, und noch immer wollte er nicht nach Hause kehren, von dem sie doch hoffte, einige Auskunft über den Mann ihrer Liebe zu erhalten. Endlich, als es dunkelte, kam er und trat in die noch von keinem Lichte erhellte Stube.

„Alles dunkel," murmelte er, „und das Mägdlein nicht zu Hause. — Wenn sie mir nur nicht in der Fahrgasse gewesen ist! — Der verwünschte Steinmetz macht mir meine Sabine noch ganz verwirrt."

Diese saß in der Ecke und hörte, was der Vater redete. Sie wollte sprechen, aber Angst und Entsetzen verschlossen ihren Mund. Sie sollte noch weitere Mähre vernehmen.

„Ich will froh seyn," fuhr jetzt Zäckerlein fort, „wenn die Geschichte einmal zu Ende geht und dann gerne singen: requiem aeternam dona eis, Domine, et lux perpetua luceat eis."

Während er diese lateinischen Worte im kirchlichen Tone sang, versuchte er Licht anzumachen.

„Von dem Brückenthurme wäre er glücklich fort."

Der aufhorchenden Sabine flammte es wie ein wildsprühendes Feuer vor den feuchten Augen:

„Also gelungen, was der Pater hoffte!" und ein Jubelton wollte durch ihre aufwallende Brust zittern, da redete der Vater weiter:

„Und er sitzt auf dem Katharinenthurm in — der Armen-Sünder-Stube."

„Barmherziger Gott!" rief jetzt Sabine mit lauter Stimme, daß Zäckerlein sein Feuerzeug fallen ließ und die eben brennende Lampe zu Boden warf.

„Du hier, meine Tochter?" sprach er mit zitternder Stimme, indem er die erloschene Lampe aufhob und wieder anzündete. „Ich habe Dich fern geglaubt."

„Also Bechdold wirklich an jenem schrecklichen Orte?" fragte jetzt Sabine, mit bleichem Angesichte und glanzlosen Augen den Vater anstarrend.

Zäckerlein versuchte auszuweichen. Bei aller Geistesbeschränktheit begriff er doch den jammervollen Zustand der Armen und daß seine weitere Mittheilungen nur noch größeren Schmerz verursachen müßten. Um dieß zu vermeiden und wo möglich auszugleichen, erzählte er daher geschwind einige schnell erfundene Thatsachen, deren Unwahrscheinlichkeit jedoch auf der Hand lag und die nur dazu dienen mußten, die drohende Gefahr in der Phantasie der Beängsteten nur um so schrecklicher erscheinen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Buch und Krug
oder
Gutenberg und Gambrinus.

(Ein Parallelogramm.)

(Schluß.)

Ach, meine Hörer, die ganze Menschheit kann man nach Belieben für ein großes Buch oder einen kolossalen Krug halten.

Warum ist die ganze Menschheit zum Beispiel ein großes Buch?

Sie ist ein Buch, denn sie ist gebunden und beschnitten, nach stets wechselnden Moden.

Sie ist ein Buch, denn sie ist gepreßt und gedruckt!

Sie ist ein Buch, denn sie besteht aus lauter Lumpereien und vielen Lumpen!

Sie ist ein Buch, denn auf den Titel kömmt Alles an!

Sie ist ein Buch voll Biographien, Anekdoten, Intriguen, Kalembourgs, Possen, Charaden, Räthsel und Mährchen, z. B. das Mährchen von Treu und Glauben, das Mährchen von christlicher Liebe, das Mährchen von Freiheit, das Mährchen von Gleichheit!

Ja, meine Hörer, das große welthistorische Buch, — die Menschheit, — ist die ungeheure Anthropologie, die jeder Sterbliche zu lesen anfängt, aber nicht zu Ende liest, weil er vorher dabei einschläft, für ewig jedenfalls!

Die lebensphilosophische Lectüre „Menschheit" ist ermüdend, tödtlich ermüdend. — Wir buchstabiren, wir lesen und lesen, verstehen den Sinn nur halb und nicken nach und nach ein, nachdem wir die Paar Zeitworte zusammenbuchstabirt haben:

> Ich lebe, ich liebe, ich hasse;
> Ich arbeite, ich dulde, ich fürchte;
> Ich hungre, ich friere, ich sorge;
> Ich sterbe — du erbst, er erbt!

Meine Hörer!

Der Mensch selbst ist eine Anekdote, deren Pointe der Tod ist! Eine Anekdote, bei der wir anecken bis zum Tode.

Wenn er noch mehr ist, der Mensch, so ist er, wie gesagt, ein inhaltschweres Buch, in Menschenleder eingebunden; ein Buch ohne Vorrede; ein Buch, dessen Tendenz, Zweck und Absicht erst in einer Nachrede zur Sprache kommt. — Was wird dem Menschen nicht Alles nachgeredet!

Meine Hörer!

Das Vorwort zu dem Erscheinen eines literarischen Prachtwerkes, wie der Mensch, eines Werkes mit so vielen Illuminationen, Illusionen und Einbildungen, das Vorwort hierzu ist das Ja-Wort, was die Geliebte dem Autor gibt!

Und so entstehen denn diese zahllosen Zeitschriften, die Menschen, kommen ins Publikum, werden kritisirt und maltraitirt, oft ohne gelesen, gekannt und verstanden zu werden; machen einige Jahrgänge mit, kommen aus der Mode, werden Makulatur und zuletzt, wenn sie zerläsert, verknillt und vergelbt sind, — werden sie mit der Aufschrift, was sie eigentlich waren, mit ihren armseligen Titeln und Widmungen, so wie mit der Jahreszahl, wann sie herausgekommen, ... in den Schrein gelegt, in das Fach, in den Sarg!!

Das, meine Hörer, sind die, in Menschenleder eingebundenen Prachtexemplare, die Menschen!

Das ist das große Buch!

Aber wie ein ganzes Haus oft Krug genannt wird, so ist auch die ganze Erde ein kolossaler Krug. Und der ist bald mit Nektar und treibendem Lebenssaft angefüllt, bald mit gährender Jauche, bald mit Blut! Meist aber mit trüber Hefe und Bodensatz!

Dieser Krug muß einmal ausgescheuert werden, damit man die Lacrimae Christi, die Thränen des Erlösers, besser schmeckt, welche dereinst hineinfielen.

O, Krug und Buch!

Wir Menschen stehen mit den Krügen und den Büchern in steter Wechselwirkung.

Wir drucken die Bücher und die Bücher drücken uns.

Es leben jetzt mehr Bücher als Menschen, obgleich so viele Bücher kein Leben und so viele Lebende kein Buch haben.

Die Meisten haben ihr Buch in dem Krug. Das ist ihre Lectüre. Nur in den Krug stecken sie wißbegierig die Nase! Nur aus diesem holen sie ihre Weisheit, ihren Muth, ihren Patriotismus, ihre Begeisterung und ihre — Röthlichkeit!

Aber nicht allein seine Nase versenkt so mancher unserer theuern Mitbenasten in den Krug, sondern seinen ganzen Leib und seine ganze Seele; seine Ehre und sein Gewissen; seine ganze Familie, Haus und Hof, Magd und Knecht, Acker und Vieh, und Alles, was sein ist!

O, Krug!

Zum Kruge gehen wir, wenn uns das Schicksal zu dunkel wird. Wir öffnen, anstatt den Schleier der Zukunft, den Deckel des Bierkrugs, blicken hinab, finden Aufklärung und verschlucken die harten Schläge des Schicksals, wenigstens ganz sicher die Paar harten Thaler, die uns das Schicksal gelassen hat.

O, Buch!

Man spricht von einem Buche des Schicksals, so daß das Schicksal nur Ein Buch hat; die Bücher haben aber auch nur Ein Schicksal! — Man weiß schon welches?

Auch fällt kein Sperling vom Dache, ohne daß es im Buche des Schicksals geschrieben steht. — Gerade so ist es mit den Büchern der Erde: — Es fällt kein Sperling vom Dache, ohne daß darüber geschmiert wird!

O Gutenberg, Fürst Sorgenloch!

O Gambrinus, Fürst Sorgenbrecher! Wie inhaltsschwer sind Eure Wappen:

Buch und Krug!

Buch und Krug verhalten sich zu einander wie Traum und Schaum!

In den Büchern träumen wir von den großen Dingen, die da kommen sollen; von deutscher Zukunft, Macht und Größe!

Bei den Krügen schäumen wir vor edelem Zorn, daß aus allen dem nichts geworden ist!

In den Büchern träumen wir von deutscher Treue und deutscher Weihe!

Bei den Krügen schäumen wir über die vielen deutschen Hallunken, Spitzbuben und Verräther.

In den Büchern klagen und jammern wir über den Mangel an deutscher Nationalität, Energie und Einheit.

Bei den schäumenden Krügen trösten wir uns, daß in Deutschland doch noch nicht Hopfen und Malz verloren ist! —

Und wir singen, nicht mit Goethe:

„Kennst du das Land, wo die Citronen blühen?"

sondern ein ganz anderes Lied, mit welchem wir, meine Hörer, unsere Seufzer über Buch und Krug ganz würdig beschließen können; wir singen:

> Kennst du das Land, wo Malz und Hopfen blühen?
> Pausbäck'ge Wangen für Gambrinus glühen!
> Wo Freiheit, Gleichheit aus den Büchern sprühen,
> Und Heldenthaten aus den Krügen zieh'n? —
> O ja, o ja!
> Es ist bekannt, ist weltbekannt,
> Das liebe Land,
> Ach ja, —!
> Es ist Germania!

Mannichfaltigkeiten.

Der geniale Schauspieler Dawison in Wien hat endlich doch seine dortige Entlassung erhalten. In Folge eines überaus glänzenden Anerbietens hatte er am Dresdener Hoftheater ein Engagement angenommen, bevor seine Verpflichtungen in Wien ganz gelöst waren. Als ihm nun in Wien die Entlassung verweigert wurde, hatte er mit Laube eine heftige Scene. Jetzt wurde ihm von der k. k. Intendantur die Bühne untersagt, der Abschied aber gleichzeitig verweigert. Wie auch der Mensch Dawison gegen den Menschen Laube verstoßen haben mag — der Schriftsteller und Intendant Laube würde seiner Stellung und der Kunst nicht würdig gehandelt haben, wenn er der Bühne auf eine geraume Zeit einen ihrer talentvollsten Künstler entzogen hätte.

Der im vorigen Jahre in Freiburg an der Unstrut verstorbene Turnvater Friedrich Ludwig Jahn soll eine schriftliche Aufzeichnung über seine gerichtliche Untersuchung hinterlassen haben, und man ist auf manche darin enthaltene Details mit Recht gespannt. Jahn wurde bekanntlich als Demagog verfolgt, längere Zeit inhaftirt und zuletzt ward ihm Freiburg mit einem Jahrgehalt von 1000 Thalern als Aufenthalts- und Wohnort angewiesen. Wie man hört, sollen höhererseits Schritte geschehen seyn, das Manuscript anzukaufen.

Ein kürzlich von Lima über Panama und Westindien nach England zurückgekehrter Reisender erzählt, daß man in Callao die Nachricht erhalten habe, das Schiff Sovereign of the Seas sey nach einer 58tägigen Fahrt von Liverpool aus in Melbourne eingetroffen. Es würde dieß die kürzeste Zeit seyn, binnen welcher bis jetzt irgend ein Fahrzeug, gleichviel, ob Segelschiff oder Dampfer, diese Strecke zurückgelegt hat. Nach Callao hatte jene Nachricht ein amerikanischer Klipper gebracht, der in 35 Tagen von Australien dorthin gesegelt war.

Aus Schlesien wird die großartige und einsichtsvolle Wohlthätigkeit der preußischen Prinzessin Marianne der Niederlande sehr gerühmt. In den Gebiegsdörfern läßt sie nicht nur viermal wöchentlich an 500 Arme Mehl und Erbsen reichen, sondern hat auch 1000 Thaler zum Ankauf von Flachs geschenkt und sehr viele Andere beschäftigt sie mit Weg- und Chausseebauten.

Auf den Landstraßen nach Würzburg lag in den letzten Tagen der Schnee an einzelnen Stellen 10 Fuß hoch, vom Winde zusammengeweht.

(Freiburg, 18. Febr.) Um die fünfte Abendstunde sahen wir gestern am östlichen Horizonte ein in dieser Jahreszeit sehr seltenes Phänomen, nämlich einen prachtvollen Regenbogen und hinter demselben eine dunkle lichtbraune Regenwolke, durch deren Abglanz an den schneeigen Höhen des Schloßberges eine ganz eigenthümliche Lichtwirkung hervorgebracht wurde. Es scheint, daß durch dieses Phänomen die eingetretene Witterungsveränderung und der heftige Sturm, den wir heute Nacht hatten, vorbedeutet wurde.

(Berlin.) Die Generalintendanz der k. Hofschauspiele hat nun mit Hendrichs einen neuen und den Künstler wesentlich besser stellenden Kontrakt abgeschlossen. Hr. Hendrichs hat drei Monate Urlaub.

In der Nacht vom 12. auf den 13. Febr. erhob sich über dem Genfersee eine heftige Bise (Nordwind), die Dächer aufdeckte und ein Schiff zum Untergange brachte. Bei einer Kälte von 18 Grad gefror ein Theil des Genfersee's zu. Zu den seltensten oder gar nie erlebten Ereignissen dieses auch die Schweiz mit so ungewöhnlicher Strenge heimsuchenden Winters gehört aber, daß die Quelle der Landquart am großen Solventtagletscher in Graubündten bis auf den letzten Tropfen versiegt ist. Auch die Gletscher bedürfen der wärmenden Schneedecke, um ihre Abflüsse mit geschmolzenem Wasser zu versehen.

Von Dr. v. Preuschen soll demnächst eine „Geschichte der deutschen Erhebung vom Jahre 1848", mit welcher er schon seit längerer Zeit beschäftigt ist, erscheinen.

In Courtrai fand am 5. Febr. ein großer Kanarienvögelkonkurs statt, an welchem die Städte Brügge, Brüssel, Antwerpen, Gent, Menin, Audenarde, Burght, Mons, Tournay, Mecheln u. s. w. Theil nahmen und 200 Vögel konkurrirten. Die wichtigste Staatsaktion kann nicht mit mehr Ernst betrieben werden, als diese Vögelkonkurse.

Mit der neuesten Post ist leider die Kunde angelangt, daß drei Auswandererschiffe, welche nach Australien bestimmt, ihren Untergang gefunden; nämlich die Hanna Maria, der Osmanly und das Schiff Agnes. Die Hanna Maria, die am 11. Mai v. J. von Plymouth abgegangen, kam glücklich Anfangs September zu Adelaide an. Hier landeten 50 Passagiere. Acht Tage darauf fuhr das Schiff nach Melbourne und wurde auf dieser Fahrt von furchtbaren Stürmen auf Küstenklippen geschleudert. Es gelang mittelst der Boote, sich an die Küste zu retten, obgleich der größte Theil der Ladung verloren war. Das Schiff Osmanly scheiterte auch auf der Fahrt zwischen Adelaide und Melbourne; Mannschaft und Passagiere kamen mit dem Leben davon. Das Schiff Agnes wurde bald nach seiner Abfahrt an die Felsenküste der Orkney-Inseln geschleudert, so daß es zum Wrack geworden.

Korrespondenz.

Offenbach, im Februar.

Der allgemeine Kranken-Unterstützungs-Verein zu Offenbach a. M.

Schon seit vielen Jahren haben dahier mehrere „Krankenkassen" bestanden, in welche jedes Mitglied derselben wöchentlich einen gewissen Beitrag bezahlte, von welchem diejenigen Mitglieder, welche krank waren, für die Dauer ihrer Krankheit wöchentlich und im Sterbefalle die betreffenden Hinterbliebenen einmal für allemal eine bestimmte Summe erhielten, um damit die Ausgaben für den Arzt, für die Apotheke und für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse der ganzen Familie, resp. die Begräbnißkosten, zu bestreiten. Zu diesem Zwecke haben sich jene Krankenkassen, 22 an der Zahl, am Anfange des Jahres 1852 zu einer einzigen Kasse vereinigt, zu einem „allgemeinen Kranken-Unterstützungs-Verein", welcher hinsichtlich des wöchentlichen Beitrags eines Mitgliedes aus drei Klassen besteht. Von diesem Beitrage hängt nicht allein der Betrag der wöchentlichen Unterstützung eines kranken Mitgliedes, sondern auch im Sterbefalle der Betrag der Vergütung für die Begräbnißkosten ab. Dieser letztere Betrag wird sowohl an die Hinterbliebenen eines Mitgliedes, als auch an ein Mitglied beim Ableben seiner Ehefrau bezahlt. In der höchsten Klasse hat ein Mitglied wöchentlich 14 kr. Beitrag zu bezahlen und dasselbe erhält, wenn es krank ist, jede Woche 6 fl. 36 kr. Unterstützung. Stirbt ein Mitglied der höchsten Klasse, so bekommen die Hinterbliebenen desselben 45 fl. Vergütung der Begräbnißkosten, und eben so viel wird auch beim Ableben der Ehefrau eines Mitgliedes der höchsten Klasse an die Hinterbliebenen derselben bezahlt. In der mittleren Klasse sind von jedem Mitgliede derselben wöchentlich 10 kr. Beitrag, dagegen an dasselbe jede Woche 4 fl. 48 kr. Krankengeld und im Sterbefalle 30 fl. Vergütung der Begräbnißkosten zu entrichten, während in der unteren Klasse wöchentlich 6 kr. Beitrag, dagegen jede Woche 3 fl. Krankengeld und im Sterbefalle 15 fl. Vergütung der Begräbnißkosten bezahlt werden. Dermalen gehören 1081 Mitglieder der höchsten, 426 Mitglieder der mittleren und 143 Mitglieder der unteren Klasse an. Es besteht also der allgemeine Kranken-Unterstützungs-Verein dahier dermalen aus 1650 Mitgliedern, eine Zahl, welche in einer Stadt von 13,000 Einwohnern eine allgemeine Betheiligung an der in Rede stehenden und gegenseitige Hülfe bezweckenden Anstalt außer allen Zweifel setzt. Eine solche Betheiligung mag es wohl hauptsächlich erklären, warum im Jahre 1852 die bedeutende Summe von 15,101 fl. 58 kr. theils als wöchentliches Krankengeld, theils als Vergütung der Begräbnißkosten bezahlt werden und dabei für das Vereinskapital noch 1929 fl. 8 kr. übrig bleiben konnten; warum ferner im Jahre 1853 theils als wöchentliches Krankengeld, theils als Vergütung der Begräbnißkosten 18,474 fl. 3 kr. verabreicht und zu Gunsten des Vereinskapitals noch der bedeutende Ueberschuß im Betrage von 3968 fl. 28 kr. erzielt werden konnte. Durch solche gewiß nur erfreuliche Resultate einer freiwilligen Vereinigung vieler Kräfte zu dem schönen Zwecke: in gesunden Tagen ein Kapital anzulegen, welches für die Tage der Krankheit gute Zinsen bringt — ist wohl Jedem, dessen Herz warm ist für die Förderung der Wohlfahrt seiner Mitmenschen, der Wunsch nahe gelegt, daß ähnliche Anstalten, wie der allgemeine Kranken-Unterstützungs-Verein dahier, auch in anderen Orten, wo solche Vereine noch nicht bestehen und für viele Familien und somit auch für die ganze Gemeinde wohl eben so wichtig, nützlich und wohlthätig sind, wie hier, in's Leben gerufen werden möchten.

Mannheim, 20. Febr.

Eine Erfindung in Bezug auf die Schießwaffen (Gewehre) wird in kurzer Zeit in Anwendung treten. Dieses Gewehr besteht aus vier Läufen, zwei längern und zwei kürzern. Die zwei untern und längsten haben eine Tragweite von 5 bis 600 Gängen, die zwei obern von 3 bis 400 Gängen. Die Entzündung bewirken Schraubgänge; es ist also ohne Hahnen. Der Erfinder ist der Schulverwalter C. Fochner in Straßenheim bei Mannheim, ein junger Mann von 26 Jahren. Derselbe hat eine Mittheilung seiner Erfindung an den Kaiser von Oesterreich in diesen Tagen eingesandt. Man ist gespannt auf die Entschließung der österreichischen Regierung.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 23. Febr. Ränke und Schwänke, Posse in 3 Akten, von Starke, Musik von Stiegmann. Vorher: Ein Arzt, Lustspiel in 1 Akt, nach einem französischen Vaudeville frei bearbeitet von J. Ch. Wages.

Freitag, 24. Febr. Jubel-Ouverture von C. M. von Weber. Hierauf: Festspiel, zum Andenken Carl Maria von Webers, von Harald von Brakel, mit lebenden Bildern. Hierauf: Der Freischütz, romant. Oper in 4 Akten, Musik von C. M. v. Weber. Mit neuen Dekorationen, Maschinerien und Kostümen.

Druk und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 48. Freitag, den 24. Februar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

„Er ist verurtheilt!“ rief Sabine.

„Das — das —,“ stotterte Zäckerlein, „weiß ich nicht. — Bei allen Heiligen schwöre ich Dir —“

Das war des Vaters höchster Schwur. Sabine wurde ruhiger.

„Dann muß ich selber für Auskunft sorgen,“ sprach sie nach einer Weile. „Wo ist Pater Cyrillus?“

„Er ist —,“ Zäckerlein fuhr plötzlich zusammen. So viel war ihm klar, daß er des Mönches Anwesenheit auf der Armen-Sünderstube nicht verrathen dürfte. „Ja, er ist nicht im Kloster. — Ich wußte ihn, oder vielmehr ich durfte —“

„So werde ich noch Sachsenhausen eilen,“ fiel Sabine mit raschem Entschlusse ein und ehe Zäckerlein es verhindern konnte, hatte sie das Regentuch umgeworfen, die Kaputze daran über den Kopf gezogen und, um ihren Vorsatz auszuführen, den Fuß zum Hause hinausgesetzt.

Mit Windesschnelle flog sie durch die belebten Gassen mit einem flüchtigen Blicke auf den alten Brückenthurm, dessen Mauern den Mann ihrer Seele nicht mehr umfingen, über den ruhigen Mainstrom und mit leichten Schritten war sie den Treppen des deutschen Hauses hinauf und stand in dem Gemache des Comthurs.

Wie geängstete Liebe Beredtsamkeit verleiht, so floß alsobald von ihrem Munde eine rührende und treffende Erzählung aller Ereignisse, an welche sie die flehende Bitte um die Rettung Bechbolds reihte.

Klingenbach hörte überrascht auf die Rede der Jungfrau.

„Was Du mir von Bechbold sagen willst, weiß ich bereits, aber daß Du — Du — — warum hat Antinoza dieß verschwiegen? — Das hätte sich ändern lassen! — Wir wären auf diesem Wege glücklicher zum Ziele gelangt! — Wenn er auch gleich — —“. Einen Augenblick hielt er überlegend inne, dann fuhr er plötzlich entschlossen fort: „Was zag' ich denn? — Auch *ich* stehe in des Kaisers Namen, auch *ich* handle in Kraft höherer Macht. — Er soll mir Rechenschaft geben — soll mir erklären — soll sich vertheidigen! — Ha, nun begreife ich, warum er *mein* Angesicht flieht! — Er soll kommen — auf der Stelle kommen!“

Mit funkelnden Augen und rasch fliegender Brust durchmaß er schnellen Schrittes die Stube; hierauf blieb er plötzlich stehen und warf einen eben so durchbohrenden, als fragenden Blick auf die Diener, welche an der Thüre standen und seinen Befehl nicht vollziehen wollten.

„Was zögert Ihr?“ donnerte er sie an. „Soll ich auch bei Euch Ungehorsam und Widerstand finden?“

„Herr,“ versetzte da einer derselben, „wir suchten den Amtmann schon geraume Zeit und können ihn nicht finden. Er muß das Haus verlassen haben.“

Der Comthur ward bleich wie Schnee und das Auge trat ihm glanzlos zurück in seine Höhle. So stand er mit verschränkten Armen und gebeugtem Nacken eine Weile, bis auf einmal wieder Röthe der Aufwallung in seine Wangen trat und Feuer des Zornes aus seinen Augen blitzte.

„Verlassen hat er mich, um mich zu verrathen! — So will ich fest für mich allein stehen und, der eignen Kraft vertrauend, als Mann handeln!“

Kühn richtete er nunmehr sein Haupt auf und Brust und Schultern schwellten stolz empor, als ob sie ein schweres Gewicht mit Leichtigkeit erhüben.

„Laßt mir den Sponeck kommen,“ befahl er und die Diener eilten hinweg, den Befehl auszurichten.

„Jungfrau,“ wendete er sich hierauf zu der zagenden Sabine, „vertraue auf mich. — Sie werden es nicht wagen, ihm ein Haar zu krümmen.“

Ein mit dunkelm Wamms bekleideter Reitersmann trat jetzt in das Gemach. Sonnverbrannt war das Gesicht, grau die Haare und der Bart, aber breit der Rücken seiner untersetzten, kräftigen Gestalt, und aus dem kleinen, schwarzen Auge sprach Muth und Verschlagenheit.

„Sponeck,“ redete ihn der Comthur an, „nimm diesen, nur für den äußersten Nothfall aufgesparten Brief,“ er holte ein Pergament mit angehängtem Siegel aus einem Wandschranke und überreichte es dem Eingetretenen, „und reite mit zwei Bewaffneten hinüber nach Frankfurt zu dem ältern Bürgermeister Zumjungen —“

„So spät noch?“ antwortete Sponeck.

„Was kümmert es Dich? — Schlage ihm die Hausthüre ein, wenn er nicht öffnen will. — Du zeigst ihm dieses Dokument, was mich mit hoher Machtvollkommenheit im heiligen, römischen Reiche bekleidet und forderst kraft derselben die ungesäumte Freigebung meines Dieners, des Steinmetzen Wilhelm Bechbold.“

„Und wenn er es weigert?“

„So drohst Du ihm für seine Person mit des Reiches Oberacht.“

„Der alte Herr fürchtet sich nicht.“

Der Comthur knirschte mit den Zähnen und warf einen drohenden Blick auf den Sprechenden. Aber dieser sah ruhig auf und versetzte trocken:

„Es ist so, wie ich sage."

Klingenbach schöpfte tief Athem und suchte seine Aufregung zu bemeistern.

„So verlange Aufschub," begann er nach einer Weile, „knüpfe Unterhandlungen an, damit wir Zeit gewinnen, und wenn nichts verfangen will, so sprich von Bürgschaft — biete — Geld. Bis zu zweitausend Mark Silbers hast Du Erlaubniß."

Sponeck's Gesicht verzog sich zu spöttischem Lächeln.

„Geld — das ist die wahre Beredtsamkeit, das ist die Kraft und auch die Ueberzeugung. — Die Rechenherren werden sich willfährig zeigen; denn das Wohl ihrer Reichsstadt messen sie ja doch nur nach der Elle und nach der Aiche."

Er steckte das erhaltene Pergament ruhig in seine Brusttasche und ging hinweg. Gleich darauf hörte man ihn mit zwei Begleitern zum Thore des deutschen Hauses hinausschreiten.

„Gehe getrost nach Haus," sprach sodann der Comthur zu Sabinen. „Am morgenden Tage sollst Du Vieles verändert finden."

Sabine folgte der Weisung; aber angelangt in dem kleinen Häuschen der Luprandsgasse, konnte sich ihre Seele doch nicht frei erheben. Die Räume waren ihr zu enge, und blickte sie durch das geöffnete Fenster zum sternlosen Himmel hinaus, so schien dieser mit seinem Gewichte sie ersticken zu wollen.

23. Lichtstrahl und Nacht.

Die irdische Hülle des Menschen bewegt sich in den, ihr zugemessenen Schranken, sein Geist aber kennt solche Gränzen nicht. Immer noch rührt dieser die Schwingen, wenn auch jene gefesselt in Unthätigkeit erstorben scheint.

Angst und Mühen hatten die Kräfte Sabinens erschöpft; unfähig, der hereinbrechenden Schwäche zu widerstehen, sank sie auf ihr Lager nieder und in schwülen, dumpfigen Schlaf. Aber das geistige Auge der Jungfrau blieb hell wachend und in seinem Sterne flirten die entsetzlichsten Bilder. So ruhte wohl der Leib, die Seele jedoch wurde umhergehetzt von schauerlichen Gestalten.

Von der nahe gelegenen Bartholomäikirche tönte jetzt der Glockenklang, welcher die Andächtigen zur Frühmesse rief und Sabine fuhr aus den wilden Träumen auf.

„Das Rathsglöcklein, welches sein Urtheil läutet!" stöhnte sie und horchte auf die schwirrende Weise, bis nach und nach Begriffe und Bilder ihr allmälig deutlicher wurden und sie den Ruf zur heiligen Messe erkannte.

Ein inneres Drängen gab sich sofort in ihrem Busen kund, auszubeten und auszuweinen den ungeheuern Schmerz, welcher ihr Inneres so unbarmherzig zernagte. Und schnell raffte sie sich auf, den Gedanken in die That umzuwandeln. Noch hatte sie die Kleider nicht abgelegt; ein Tuch über das Haupt geworfen — und sie wandelte auf der Straße, umgeben von noch nächtlichem Dunkel.

Schon war sie der Luprandsgasse hinauf und aus den Fenstern der Michaeliskapelle leuchtete der matte Strahl der ewigen Lampe, als einige dunkle Gestalten am Pfarreisen vorüber ihren Weg durchkreuzten.

Schüchtern drängte sie sich an den Vorsprung eines Krämerladens, um die Wanderer vorüber zu lassen, als in dem leise geführten Gespräche der Männer sie Bechbolds Namen zu hören glaubte. Wie schlug in Angst lauter da ihr Herz und doch — wie konnte sie auch einem Gefühle der Hoffnung nicht Raum geben, da des Comthurs entschiedene Schritte lebhaft jetzt in ihrer Erinnerung erwachten?

Von solchen Gewalten angespornt und an geheimnißvollen Fäden gezogen verschwand ihr frommer Vorsatz und ihr Fuß folgte unbewußt der Spur der voranschreitenden Männer.

(Fortsetzung folgt.)

Ein ergreifender Auftritt.

Alexander Dumas erzählte einen solchen aus seinen Jugenderinnerungen. Der Sohn eines alten unerschütterlich braven Försters in dem großen Walde des Herzogs von Orleans bei Villers-Cotterets (wo der erzählende Dichter geboren wurde), kam in den Verdacht, einen reichen jungen Mann aus Paris, der sich bei einem Geschäftsfreunde seines Vaters befand, um sich für den Holzhandel praktisch auszubilden, aus Eifersucht erschossen zu haben. Der Leichnam war gefunden und der angebliche Mörder ergriffen, dessen Schuld sicher zu seyn schien. Als er eingebracht wurde, hatten sich auch die alten Eltern des Unglücklichen eingefunden, um den Sohn noch einmal zu sehen. Sobald die Mutter denselben erblickte, rief sie laut: „Mein Sohn, mein lieber Sohn!" und wollte ihn mit ihren Armen umschlingen, der Vater aber hielt sie zurück und sagte: „Mutter, jetzt nicht; erst müssen wir wissen, ob wir ihn noch unsern Sohn nennen können oder ob wir einen Mörder vor uns haben." Dann wendete er sich an den Maire, während die Gensdarmen den Gefesselten umgaben und sagte: „Ich bitte um weiter nichts, als ihm in das Gesicht zu sehen und ein paar Worte mit ihm reden zu dürfen, dann werde ich selbst sagen, ob er schuldig ist oder nicht." Die Erlaubniß konnte nicht wohl verweigert werden. Der Vater trat an den Sohn heran, die Anwesenden bildeten einen Halbkreis um die Gruppe und Aller Herzen klopften fast hörbar. Da streckte der alte Förster die Hand aus und sagte: „Seyd Alle Zeugen, die ihr hier steht, was ich ihn frage werde und was er antworten wird. — Vor der alten Frau da, die Deine Mutter ist, — vor dem weinenden Mädchen da, das Deine Braut ist, vor dem würdigen Geistlichen, der Dich zum Christen gebildet hat, frage ich, Dein Vater, der Dir von Kindheit an die Liebe zur Wahrheit und den Haß gegen die Sünde, vor Allem gegen die Lüge eingepflanzt hat, frage ich Dich hier, Bernhard, wie Dich Gott da oben einst fragen wird: „bist Du schuldig oder unschuldig?" Dabei sah er den Sohn mit einem Blicke an, der in den tiefsten Tiefen des Herzens lesen zu wollen schien. „Vater . . .", begann der Beschuldigte, aber der Alte unterbrach ihn und sagte: „Nimm Dir Zeit, . . übereile Dich nicht, damit Dein Herz nicht in den Abgrund des Verderbens sinke . . Siehe mich an . . Auge in Auge . . , und Ihr Alle da seht ihn fest an und hört wohl, was er sagt . . Und nun antworte!" — — „Vater . ., ich bin unschuldig", antwortete der Sohn ruhig und gefaßt. — Da streckte der Alte seine Hand wieder aus, legte sie auf die Achsel des Sohnes und sagte: „Knie nieder!" — Der Sohn gehorchte und der Vater sprach im Tone der festesten unerschütterlichsten Ueberzeugung: „Ich segne Dich, . . Gott segne Dich . . Du bist unschuldig. Der Beweis Deiner Unschuld wird kommen, wenn es Gott gefällt. Es ist dieß eine Sache zwischen ihm und den Menschen. Mag nun die Justiz ihren Lauf haben. Mutter", setzte er zu der weinenden Frau hinzu, „jetzt komm' und umarme Deinen Sohn." Nach dieser Scene, die alle Anwesenden aufs Tiefste ergriffen hatte, wurde der Gefangene in den Kerker abgeführt, der Prozeß begann, aber nach kurzer Zeit wurde der wirkliche Mörder entdeckt und der Sohn kehrte von aller Schuld rein, in das Vaterhaus zurück.

Antike und moderne kaiserliche Kriegsberichte.

Ihr ☐-Korrespondent (schreibt man der Berliner „National-Zeitung") aus Petersburg gab unterm 2. Februar neulich einen Kriegsbericht des russischen Oberstlieutenants Ogarew, Befehlshabers der Gränzfestung Perowski am Syr-Dar, in welchem gemeldet wurde, daß gedachter Oberstlieutenant mit einer Streitkraft von 350 Mann Infanterie, 190 Kosaken und vier Geschützen einen Ausfall gegen ein ihn belagerndes Heer von zwölf- bis dreizehntausend Mann Kokhanzen, die mit siebzehn Stück Geschütz gegen die Festung gerückt waren, gemacht habe. In dem Berichte hieß es: „Dieser Ausfall hätte leicht mißglücken können, da sich die in Unordnung gerathenen Feinde bald wieder sammelten; es kamen jedoch rechtzeitig zwei andere russische Kolonnen, jede von achtzig Mann, der von den Schaaren der Belagerer angegriffenen russischen Kolonne zu Hülfe. Die Russen warfen jetzt den Feind mit dem Bajonett, schlagen ihn völlig und erbeuteten „das ganze Lager, 17 Kanonen, 4 Roßschweife, 7 Fahnen, Pulver, Privatvorräthe und sämmtliches Gepäck." Dieser Sieg kostete den Feinden überdieß zweitausend Todte (Verwundete sind nicht gezählt). Die Russen dagegen hatten nur 18 Todte und 38 Verwundete." Der Korrespondent beunglaubt diesen Bericht durch viele Frage- und Ausrufungszeichen. Sehr mit Unrecht. Dergleichen ist im Oriente nichts Neues. Die Römer verstanden den Bülletinstyl zur Kaiserzeit noch viel besser. Lucian erzählt in der Schrift „wie man Geschichte schreiben soll?" *) von einem Schriftsteller seiner Zeit, der über die Schlacht bei Europus, welche ein römisch kaiserlicher Feldherr den Persern lieferte, folgenden Bericht machte: „Der Oberstlieutenant Priscus machte allein durch sein lautes Kommandogeschrei, daß siebenundzwanzig Feinde todt zu Boden stürzten. In der Schlacht selbst aber fielen von feindlicher Seite dreimalhundertsiebzigtausendzweihundertundsechs Mann, während die Römer nur 2 Todte und 9 Verwundete hatten." „Das ist nun doch (bemerkt der alte Lucian) etwas mehr, als sich ein gesunder Leser gefallen lassen kann." Man sieht also: Es ist nichts Neues unter der Sonne! und gegen seinen römisch-kaiserlichen Vorgänger ist der russisch-kaiserliche Berichterstatter von heute immer noch sehr bescheiden und glaubwürdig zu nennen.

Auch das „Verschweigen" von Unfällen in Kriegsberichten ist nichts Neues. Die kaiserlichen Berichterstatter von Anno 100 verstanden es so gut, wie die heutigen russischen. Denn derselbe alte Schriftsteller, den wir so eben anführten, ruft in derselben Schrift diesem Künstler des Schweigens zu: „Wäre es mit dem Verschweigen gethan, und ließen sich begangene Fehler und erlittene Unfälle dadurch wieder gut machen, daß man das Gegentheil erzählte (wie die russischen Berichte über die Affaire von Cetate), so hätte ein Thucydides mit wenigen Federstrichen die Festungswerke von Epipolä einreißen, das Kriegsschiff des Hermokrates versenken und den verwünschten Admiral Gylippus, wie er eben alle Zugänge zur Stadt Syrakus versperrte, zu Boden strecken, die Syrakusaner sammt und sonders in die Steinbrüche sperren, und am Ende machen können, daß all die reizenden Hoffnungen, die Alcibiades beim Beginn des Krieges den Athenern vorgemalt hatte, in Erfüllung gegangen, und ihre Flotte triumphirend rings an Italiens und Siziliens Küste erschienen wäre. — Allein ich denke: was geschehen ist, das ist geschehen, und selbst Klotho kann nimmermehr den Faden des Verhängnisses ausdrehen." — Wir unsererseits denken, der alte Lucian hat Recht, und setzen nur noch hinzu: als die Zeitgeschichte und die Kriegsbülletins der Römer auf diese Art geschrieben wurden, da war es nicht mehr weit ab vom Ende der römischen Weltmacht.

*) Quomodo conscrib. hist. cp. 20.

Mannichfaltigkeiten.

„Preußen in Rom!" Das gibt allemal den Römlingen in Rom und Deutschland und Frankreich einen Stoß ins Herz; sie beten nicht, aber sie fluchen. „Preußen in Rom" nennen sie die kleine preußische Kolonie, die sich um den preußischen Gesandten in Rom wie um ihren Weisel gesammelt hat. Sie hat ihre eigene vielbesuchte Kapelle zum Gottesdienst und nächstens auch ihre Privatschule, wo alle Deutsche ihre Kinder deutsch, und was das schrecklichste ist, protestantisch lehren und lernen lassen. Daß die Katholiken in protestantischen Hauptstädten ihre eigenen Kirchen und Schulen haben, fällt den Römlingen so wenig auf wie andern vernünftigen Leuten. (Dorfz.)

Zu den merkwürdigsten, erfreulichsten, wohlthätigsten Entdeckungen der neuern Zeit auf dem ganzen Gebiete der Landwirthschaft muß die Entdeckung der Serradella, einer neuen unschätzbaren Futterpflanze, gerechnet werden, und es wird dieselbe ein außerordentlich reiches Füllhorn des Wohlstandes und des Segens besonders über Sandgegenden ausschütten. — Es stammt die Serradella (ornithopus sativus, Vogelfußklee) aus Portugal und wächst auf trocknem, sandigem und steinigtem Boden und Haidegrunde, wo nichts anders gedeiht, und gewährt einen doppelten Schnitt, den einen von etwa einem Fuß Höhe, den zweiten von zwei bis drei Fuß Höhe. Alle mit einigem Fleiße angestellten Versuche reden mit Begeisterung von dem reichlichen Ertrage und der Nahrhaftigkeit dieses unschätzbaren Futterkrautes, und wissen nicht laut genug dasselbe zu rühmen. Sie wird im März und April auf einfach wie für Buchweizen und Spörgel zubereitetes Land gesäet, 8 bis 10 Pfund auf den Morgen. Das Köstlichste, Beachtungswürdigste und Einträglichste besteht aber darin, daß sie im März unter dem hervorgesproßten Roggen und Waizen und im April und Mai unter den aufgegangenen Hafer und Gerste gesäet werden kann, und man nach der Aberntung des Korns im Herbst einen höchst einträglichen Schnitt Futterkraut späterhin erhält. In Münster bei dem Handelsgärtner Th. Wilbrand ist der Samen das Pfund zu 16 Sgr. zu beziehen.

Wer ist der geheime Schutzgeist der Türkei? fragt man sich, wenn man den Brief eines spanischen Offiziers aus dem türkischen Lager liest, in dem von jenem Schutzgeist wiederholt und nachdrücklich die Rede ist als von einem unter den Wissenden in der Türkei sehr bekannten Dinge. „Der geheime Schutzgeist — schreibt der Spanier, ein ehemaliger Waffengefährte Lichnowskys — hatte die Verhältnisse in der Türkei scharf erkannt und wußte, was mit den vorhandenen Mitteln angefangen werden mußte. Willig und mit Freuden hat sich Alles den von ihm kommenden Ansichten, Vorschriften und Plänen gefügt." Die rasche Umbildung der undisciplinirten türkischen, halb wilden Schaaren zu europäischer Zucht und Ordnung, ein treffliches System von Befestigungen u. s. w., das Alles wird dem Einflusse des geheimen Schutzgeistes zugeschrieben. So spielen überall unter der scheinbaren, ausgedehntesten Oeffentlichkeit die Geheimnisse und Räthsel eine große Rolle in den orientalischen Händeln, — im Heerlager, im schwarzen Meer, in den Kabinetten und Gesandtschaftshotels, in den Depeschen und selbst in den Zeitungen.

In der Gegend von Zofingen (Aargau) wird die Klopfgeisterei allmälig in großem Styl betrieben. „Binnen zwanzig Wochen — sagte ein solcher Klopfgeist aus — sey die Schweiz von französischen und österreichischen Truppen besetzt; sie werde alsdann zerstückelt werden, 12 Kantone fallen an Frankreich, 8 an Oesterreich, 2 an Preußen. Die Besetzung werde sechs Wochen dauern (ungemein gnädig noch, und in neuerer Zeit unerhört!) und am 5. August werden die fremden Truppen wieder abziehen." Dieß ist also das Seitenstück zu der Erscheinung in Westphalen. Schwere Zeiten sind stets der üppige Boden für Wunder und Märchen, und in solchen zeigt es sich leider nur zu klar, wie weit unsere vielberühmte Bildung reicht! Aber auch an den falschen und listigen Zeichendeutern fehlt es dann nicht.

Auf dem hohen Kückelhahn bei Ilmenau, wo Goethe sein prächtiges Lied: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh!" gedichtet hat, soll ein neuer, 70 Fuß hoher Lug ins Land erbaut werden. Die verwittwete Großherzogin von Weimar hat 1200 Thaler für den Thurm beigesteuert.

Niemand hat eine größere Freude, daß es nun keine deutschen Lehrerversammlungen mehr geben soll, weil man sie in Preußen verboten habe, als die „Kreuz-Zeitung". Nachdem sie den Erlaß des preußischen Cultusministers von Raumer mitgetheilt hat, meint sie, daß nun die „thüringischen Maulhelden", die etwa noch in Pyrmont erscheinen möchten, so wenig etwas ausrichten würden, als das in Weimar erscheinende Kirchen- und Schulblatt.

Im Schwarzburg'schen liegt jetzt ein Gesetz dem Landtag zur Berathung vor, welches das Wegfangen aller Singvögel, namentlich auch das Stellen der Meisenhütten verbietet.

Korrespondenz.

Mannheim, 12. Februar.

Vor einigen Wochen wurde der zweite Cyclus der Streichquartett-Unterhaltungen der Orchestermitglieder Herren Beker, Hildebrand, Mayer und Kündiger, über deren ersten Cyclus ich bereits berichtet, mit einem Quartett von Haydn und Beethoven und dem Preis-Trio von Bischoff eröffnet und den 7. d. M. mit dem D moll Quartett von Cherubini, dem G dur Quartett von F. Ries und dem A moll Quintett von Onslow unter gefälliger Mitwirkung des Hrn. Konzertmeisters Müller vom großh. Hoftheater in Darmstadt fortgesetzt. Was das Bischoff'sche Preis-Trio anlangt, so heißt es hier mit Recht, dem Verdienst seine Krone! denn einige Längen im Satz abgerechnet, ist das Ganze eine mit allem Fleiße durchgearbeitete gediegene Composition; das Scherzo namentlich durch seine Taktart (5/8) höchst piquant und originell; das Adagio verbindet mit Klarheit, Verständlichkeit und Schönheit eine Elegie, die einen ächt künstlerischen Gegensatz zu dem leidenschaftlich gehaltenen Allegro nach der Introduktion bildet, manchmal jedoch an eine gewisse moderne Sentimentalität anstreift. Die Execution des Preis-Trios, welche ganz tüchtige Kräfte erfordert, war eine der Schönheit und Gediegenheit der Composition würdige, und es wurde diese darum auch mit stürmischem Beifall aufgenommen. Man sieht mit Ungeduld einer Wiederholung des gehabten Genusses entgegen, indem man noch Schönheiten in der Composition zu finden erwartet, die sich dem Zuhörer bei der ersten Aufführung noch nicht klar vor Augen stellen können, wie dieß namentlich bei den Triolenfiguren des ersten Satzes in allen drei Stimmen der Fall. — Das in der zweiten Quartett-Unterhaltung aufgeführte Cherubini'sche D moll Quartett fand mit Ausnahme des Mittelsatzes im Scherzo wenig Anklang, die hier und im Finale vorkommenden vielen Fermaten geben dem Quartett den Charakter und Ausdruck der Zerrissenheit und es wird dem Zuhörer nicht klar, was Cherubini gewollt. Vielleicht wußte er es selbst nicht. In dem Quartett von F. Ries läßt sich der Schüler Beethovens nicht verkennen; es hat Beethoven'sche Effekte und namentlich durchweht das Finale ein frischer, fröhlicher Humor, der, vortrefflich durch die Aufführung zu Gehör gebracht, das Publikum zu lebhaften Beifallsbezeugungen hinriß. Das Onslow'sche Quintett, ein modernes Salonstück, erlangte durch die Mitwirkung des Konzertmeisters Hrn. Müller eine Bedeutung, die es an sich nicht hat. Hier war es nicht wie bei dem Bischoff'schen Preis-Trio die Composition sowohl, sondern die Aufführung, welche zu den enthusiastischsten Beifallsbezeugungen hinriß. Hrn. Müllers wundervoller Vortrag. Wer kennt ihn nicht, den gewaltigen Meister des Contrabasses, seinen donnerkräftigen, schönen und vollen Ton, seine sichere und reine Intonation und hinwieder die Zartheit, Naivetät und Innigkeit seines Spiels, dieses wunderbare Pizzicato, welches aus kaum berührter Saite hervorwogend den ganzen Hörsaal erfüllt und Alles, was darin resonanzfähig, in Schwingung versetzt? Wer bewunderte nicht des Meisters ächt künstlerische Selbstverleugnung, wo die Stimme seines Instruments eine begleitende? Von immer wiederholtem Beifallssturme gedrängt, ließ sich Hr. Müller nach dem Quintett mit gewohnter Freundlichkeit auch noch bewegen, als Virtuos des Contrabasses aufzutreten. Nach einer recitativisch behandelten Introduktion von ernstem Charakter ging er unerwartet und unter wahrem Jubel des Publikums zum Vortrag der „Henriette Sontags-Polka" mit den schwierigsten Variationen über. Er bewegte sich dabei in Staccatis und den Klängen des Naturhorns ähnlichen Flageolettönen, die in allgemeines Erstaunen setzten. Man traute seinen Ohren nicht: Hr. Müller bewältigt sein riesiges Instrument, wie der Violinvirtuose seine Violine. Dabei liegt in dem Contrast zwischen einem Contrabaß und einer modernen Konzertpiece etwas so unendlich Humoristisches und Launigkomisches, daß der Jubel des Publikums sich von Minute zu Minute steigerte und mit einem Furore von Beifall und mehrmaligem Hervorrufen endete.

Literatur-Notiz.

(Auswanderer-Kalender für 1854 und 1855. Rudolstadt, Druck und Verlag von G. Fröbel). Unter diesem Titel liegen uns zwei billige Ausgaben vor, deren eine für Auswanderer nach Nordamerika, die andere für Auswanderungslustige nach Südamerika bestimmt ist. Der im Auswanderungswesen schon vielfach verdiente Herausgeber hätte kein zweckmäßigeres Mittel wählen können, den Auswanderungslustigen praktische Winke und Rathschläge zu ertheilen, als in Kalenderform. Die Ausgabe für Auswanderer nach Amerika enthält außer dem gewöhnlichen astronomischen Kalender, nützliche Verhaltungsregeln, Winke, Warnungen und Rathschläge für Solche, die auswandern wollen. Nicht minder zweckmäßig ist der Inhalt des Kalenders für Auswanderer nach Südamerika. Die Ausstattung ist hübsch, das Format bequem und der Druck deutlich und scharf, so daß auch in dieser Beziehung die Verlagshandlung das Mögliche geleistet hat.

Theater-Anzeige.

Freitag, 24. Febr. Jubel-Ouverture von C. M. von Weber. Hierauf: Festspiel, zum Andenken Carl Maria von Webers, von Harald von Brakel, mit lebenden Bildern. Hierauf: Der Freischütz, romant. Oper in 4 Akten, Musik von C. M. v. Weber. Mit neuen Dekorationen, Maschinerien und Kostümen.

Samstag, 25. Febr. Indra, romantische Oper in 3 Akten, von G. Putlitz, Musik von Fr. v. Flotow.

Sonntag, 26. Febr. (Neu einstudirt): Der Apotheker und der Doktor, komische Oper in 2 Akten von Stephanie, Musik von Dittersdorf.

Montag, 27. Febr. (Neu einstudirt): Der Kapellmeister von Venedig, oder: Der Schein trügt, musik. Quodlibet in 1 Akt, von Breitenstein. Hierauf (neu einstudirt): Der junge Werther, oder: Qualen eines gefühlvollen Herzens, Posse mit Gesang in 1 Akt, frei nach dem Franz. von Mühling. Zum Schluß (neu einstudirt): Der Bär und der Bassa, Vaudeville in 1 Akt, nach dem Französischen von Blum.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 49. Samstag, den 25. Februar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

Durch die Neuekräme ging die Wanderung, am Liebfrauberge vorüber nach dem Katharinenthurme und unter diesem hindurch nach der Katharinenpforte *) und immer hörte Sabine mehrmals und vernehmlich den Namen Bechdolds. An dem Thurme flog ihr Auge hinauf zu den kleinen vergitterten Fenstern, aber Alles dunkel und still. Mit zerrissenem Herzen wanderte sie durch die düstere Einsamkeit, als durch das Thor der Katharinenpforte plötzlich heller Fackelschein ihr entgegen leuchtete und Hammerschläge, in welche rauhe Männerstimmen sich mengten, an ihr Ohr trafen.

Sie wollte umkehren, aber eine mächtige Gewalt, eben so schauerlich, als unwiderstehbar, fesselte sie an die Ferse der vor ihr einherziehenden nächtlichen Wanderer. Da trat sie aus der Pforte auf den freien Raum, welcher vor der Katharinen- und Elisabethen-Kapelle sich ausbreitete, **) und bei dem zitternden Scheine von Fackeln gewahrte sie Männer, welche ein Balkengerüste in die dunkle Nacht emporsteigen ließen, bemerkte ihr Auge, daß jene Nachtgestalten nun ebenfalls die Zimmeräxte schwangen, das unheimlich schimmernde Werk zu vollenden, und wie angewurzelt steht ihr Fuß, das Auge starrt, wie aus einer Todtenhöhle — entsetzliche Ahnung füllt ihre Brust.

Neugierig trat ein Zimmermann näher und leuchtete mit der Fackel der Jungfrau nach dem Gesichte.

„Was soll dieß Werk?" stammelte diese, ihrer kalten, zitternden Lippe nicht mehr mächtig.

„Das wißt Ihr nicht?" lachte der Geselle. „Wir helfen der Gerechtigkeit und bauen ein Schaffot — — he, heda, Martin, Henze, Petri — Nagel, um Gotteswillen kommt herbei, das Mägdlein, glaube ich, hat der Schlag gerührt!"

Sabine lag bewußtlos auf dem Straßenpflaster und die Zimmergesellen ließen ihre schauerliche Arbeit ruhen und eilten mitleidig herzu.

„Wer sie nur seyn mag?" fragte nun der herbeigekommene Meister. „Eine schöne, junge Maid!"

„Und alle Häuser sind noch verschlossen," antworteten mehrere Gesellen.

„Darum ohne Weilen," befahl der Meister, „fügt einige Bretter zusammen und tragt die Bewußtlose in das Hospital zum heiligen Geist."

Mit wenigen Hammerschlägen war die Bahre gefertigt und die Zimmerleute trugen auf den zum Blutgerüste bestimmten Brettern die Unglückliche zum Hospitale.

Als sie mit ihrer Last den Römerberg überschritten, kamen mehrere in Mäntel eingehüllte Männer aus dem Rathhause. Einer derselben trat fragend zu den Gesellen heran.

„Eine Dirne," war die Antwort, „welche das Schaffot so erschreckte."

Der Fragende warf einen Blick auf die Frauengestalt — der flackernde Schein einer mitgenommenen Fackel glitt schnell über das erblichene Gesicht — und der Hinschauende schien unwillkürlich zu zucken. Die Gesellen achteten jedoch seiner nicht weiter, sondern schritten raschen Fußes ihrem Ziele zu.

„Fast däuchten mir diese Züge bekannt," murmelte der Mann im Mantel. „Ja, Schaffot, ein fürchterliches Wort, wohl geeignet, das Herz im Busen zu erstarren!"

Langsam ging er weiter, nahm seinen Weg nach der Schnurgasse, stand vor dem Hause Quambers still, rührte den Klöpfer, Bille kam mit der Leuchte — es war Quamber.

„So spät in der Nacht geweckt," bemerkte die Alte unter klagender Gebehrde, „und so früh am Morgen nach Haus?"

„Still, still, Bille," versetzte der Syndikus mit bedenklicher, ernster Miene. „Du kannst jetzt noch zu Bette gehen, mir aber zünde die Kerzen an, ich vermag nicht zu schlafen."

Die Alte schüttelte wehmüthig den Kopf und leuchtete dann unter bedauerndem Blicke ihrem Herrn auf seine Stube, dann entfernte sie sich.

„Eine harte Arbeit," sprach jetzt der Syndikus, indem er sich in seinen Backensessel lehnte. „Wie sie sich fürchteten vor dem Mandate, ausgestellt von einem Rathe, den weder unsere goldene Bulle, noch eine andere Reichsverordnung kennt! — Schon wankten sie, da brachten meine Worte wieder Muth in ihre Herzen und so drängte ich sie zur raschen That. — Mit dem erwachenden Morgen besteigt er das Schaffot und mit seinem Haupte fällt auch die Brücke zur Rückkehr."

Mit finsterem Blicke sah er eine Weile auf den Fußboden, dann fuhr er mit bewegter Stimme fort:

„Entsetzenvolle Nothwendigkeit! — Allein er ist ein Mörder und wäre es mein eigner Sohn, ich vermöchte nicht, es zu ändern. — Aber doch — doch —"

Er lehnte sinnend das Haupt in die Ecke des Sessels und,

---

*) Wenn man von dem Kornmarkte kommt, so stand am Eingange der jetzigen Katharinenpforte ein viereckter Thurm, welcher zu Gefängnissen diente und der Katharinenthurm genannt wurde. Der Hauptwache gegenüber befand sich ein überwöldtes Thor, welches die Katharinenpforte hieß.

**) Der jetzige Paradeplatz. Auf dem Plane Fabers vom Jahre 1552 wird dieser Raum der Roßmarkt genannt. Auf ihm wurden die halsgerichtlichen Urtheile gewöhnlich vollzogen. Z.

blickte richtungslos in die weite düstere Stube. Da verwirrten sich mit einem Male die Bilder vor seinem Auge, flossen ineinander, ein Nebel senkte sich vor ihm herab und die ermüdete Natur überlieferte ihn den Armen des Schlafes.

Nicht lange, so dämmerte das Morgenlicht hinter den wollenen Vorhängen der Fenster hervor und verbreitete, an Hellung zunehmend, bald vollkommenen Tag in der düstern Stube. Da schwirrten drei jammernde und zugleich klagende, seltsam klingende Glockentöne über die Dächer der Reichsstadt.

Quamber hörte sie im Schlafe und wendete sich krampfhaft auf die Seite, mit der Hand die Bekleidung an seiner Brust zusammenkrallend, als die alte Bille zitternd hereineilte:

„Um Gotteswillen, lieber Herr, wacht auf; ein Unglück ist wahrscheinlich in der Stadt geschehen, der Pfarrthürmer hat die Sturmglocke angezogen!"

Der Syndikus erwachte, betrachtete lange die ihn anstierende Alte, dann schüttelte er sich wie voll Schauder.

„Schon?" sprach er hierauf mit Fassung. „Beruhige Dich, Alte, kein Unglück, wie Du vielleicht meinest. — Die ernsten Klänge bezeichnen den schweren Gang eines Verurtheilten zum — Blutgerüste." *)

„Ach, Gott," versetzte Bille mit gefaltenen Händen, „der arme Wilhelm muß —"

„Ja, muß," antwortete Quamber. „Bald — vielleicht schon jetzt beginnt er den Weg zu seinem Grabe. — Besteigt er das Schaffot, so klingt der Schauerruf der Sturmglocke zum zweiten Male, und — fällt sein Haupt, so ruft der eherne Mund zum dritten Male sein Wehe über die Stadt hinaus. So will es das Herkommen in unserer Reichsstadt."

„O, wird die arme Jungfrau den Schmerz ertragen?"

„Auch sie muß. Wie wir Alle es tragen müßten, wenn uns so Schreckliches auferlegt wäre."

Weinend ging die Alte aus der Stube und der Syndikus setzte sich an seinen Arbeitstisch. Um die düstern Gedanken zu verjagen, die neckend ihn umschwärmten und seine Brust mit Schauer durchbebten, griff er zur Arbeit. Aber kein Gedanke wollte sich formen und wenn dieß auch gelang, kein zweiter dem erstgeborenen sich anreihen.

Mißmuthig zog er jetzt die Schieblade auf, nach andern Zerstreuungen suchend, da fiel ein Pack Papiere in seine Hand, Schriften, die er nicht kannte.

Betreten richtete er den Blick auf die Dokumente, rasch löste seine Hand die Schnur, welche die Schriften zusammen hielt und verwundert dehnte er die Augen weit auseinander, den fragenden Blick in alle Winkel hinsendend.

(Fortsetzung folgt.)

Rußlands Heeres-Organisation.

Da es bei dem bevorstehenden Kampfe von Wichtigkeit ist, die Militärverhältnisse der kriegführenden Parteien etwas genauer zu kennen, so geben wir nach einer Zusammenstellung der „Preuß. Wehrztg." eine Uebersicht über die russische Heeresorganisation. In der ganzen Armee nimmt das Garde- und Grenadier-Corps die erste Stelle ein. Oberbefehlshaber desselben ist der Großfürst-Thronfolger. Das Gardecorps, welches in Petersburg seine Standquartiere hat, wird vom General der Artillerie Sumarokoff befehligt. Die Infanterie desselben umfaßt 6 Divisionen, von denen jede aus 2 Brigaden von je 2 Regimentern, nebst einem Sappeur- oder Schützenbataillon besteht. Die Kavallerie, Garde-Reserve-Kavalleriecorps genannt, steht unter dem General der Kavallerie Strandtmann und enthält 3 Divisionen von je 2 Brigaden. Die Garde-Artillerie besteht aus 3 Brigaden zu Fuß und einer reitenden Brigade. Jedes Infanterieregiment hat 3 Bataillone, jedes Kavallerieregiment 6 Schwadronen. Ein Infanterieregiment bei der Garde besteht aus 3350 Mann mit 67 Offizieren, ein Kavallerieregiment aus 1100 Mann mit 54 Offizieren. Alle einzelnen Garderegimenter, sogar zum Theil die beigegebenen Schützen- und Sappeurbataillone, werden von Generalmajoren befehligt. Das Grenadiercorps, welches seine Standquartiere in und bei Nowgorod hat, gegenwärtig aber theilweise in den Ostsee-Provinzen liegt, umfaßt 3 Grenadierdivisionen, nebst der 7. leichten Kavalleriedivision und der Grenadier-Artilleriedivision. Jedes Fußregiment zählt etwa 3300 Mann mit 68 Offizieren und jedes Ulanen- oder Husaren-Regiment 1500 Mann mit 65 Offizieren.

Zu der aktiven Armee, deren Oberbefehlshaber der Fürst von Warschau ist, gehören 6 Infanteriecorps, deren jedes 3 Infanteriedivisionen, 1 Kavalleriedivision und 1 Artilleriedivision, nebst Schützen-, Sappeurs-, und Trainbrigaden zählt. Außerdem hat jedes dieser Corps noch eine Reservedivision. Das 1. Infanteriecorps steht gegenwärtig in Litthauen und dem nördlichen Polen unter dem Kommando des Generals der Kavallerie Sievers. Das 2. Infanteriecorps befindet sich in und bei Warschau, sowie im südlichen Polen, Podolien, Wolhynien bis an die Gränze Bessarabiens, unter dem Kommando des Generaladjutanten, Generals der Infanterie, Pantjutine. Das 3. Infanteriecorps steht gegenwärtig theils in Bessarabien, theils in der Moldau und Walachei unter dem Kommando des Generaladjutanten, Generals der Kavallerie, Baron Osten-Sacken I. Das 4. Infanteriecorps steht ganz in der Walachei unter dem General der Infanterie Dannenberg I. Das 5. und 6. Infanteriecorps bilden jetzt eine besondere Armee unter dem Befehl des Kriegsministers. Das 5., von dem Generaladjutanten, General der Infanterie, Lüders kommandirt, steht in der Moldau, der Walachei, in Bessarabien und Kleinasien in der Nähe des Kaukasus. Das 6. Infanteriecorps hat seine Quartiere in Moskau, sowie nördlich und südlich dieser Hauptstadt. Es ist gegenwärtig theils noch in der Mobilmachung begriffen, theils auf dem Marsch nach dem Pruth. Sein Kommandeur ist der General der Infanterie Tscheodajeff. Dazu kommt das Reserve-Kavalleriecorps in Südrußland, welches gegenwärtig bei Orel und Wosnesensk zusammengezogen wird. Es ist in zwei Abtheilungen getheilt, deren jede 3 Divisionen von je 2 Brigaden umfaßt. Inspekteur des ganzen Corps ist der General Graf Nikitin; die erste Abtheilung wird vom General Helfreich und die zweite vom General Schabelski kommandirt. Außer den abgesonderten Corps der inneren Wache, welche die eigentlichen Garnisonstruppen enthalten, sowie den Militärkolonien und Militärkantonisten und den 4 Lehr-Carabinier-Regimentern besteht nun noch das abgesonderte kaukasische Corps unter dem Oberbefehl des Fürsten Woronzoff, nebst 130 Kosakenregimentern, je 130 Mann zählend.

Frankfurter Bühnen-Zustände.

Unser Theater ist glücklich in den Hafen eingelaufen, den wir vor einigen Monaten als den einzigen der Rettung bezeichnet haben: der Staat hat dem Direktor eine angemessene Subvention bewilligt. Sehen wir von den Beweggründen ab und halten

---

*) Noch bis in die letzten reichsstädtischen Zeiten wurde bei Hinrichtungen dreimal die Sturmglocke, jedesmal mit drei Schlägen, gezogen. Das erstemal, wenn der Verurtheilte den letzten Weg betrat, das zweitemal, wenn er das Schaffot bestieg, das drittemal, wenn sein Haupt fiel.

wir uns an das Resultat: die Anstalt wäre ohne dasselbe nicht mehr bis zum Ablauf des Theaterjahres zu erhalten gewesen; jetzt ist nicht nur den Wirren vorgebeugt, die sich unfehlbar an eine Insolvenz der Direktion geknüpft haben würden, sondern es ist auch die Hoffnung geboten, die Kunst würdiger vertreten zu sehen, als solches unter den bisherigen Verhältnissen der Fall seyn konnte.

Es ist zwar nur ein Provisorium, was uns auf diese Weise geboten wird; aber gerade dieser Charakter des Verhältnisses ist eine Garantie, daß der Staat nicht sein letztes Wort gesprochen hat, daß er in der günstigen Richtung für die Bühne beharren will, indem er dem bisherigen Unternehmer den nöthigen Spielraum gönnt, ein Definitivum für sich herbeizuführen, oder — was allerdings noch bedeutenden Schwierigkeiten unterliegen dürfte — indem er das Theater unter seine ausschließliche Aufsicht stellen wird.

Jedenfalls also ist die Intervention des Staats in diese Angelegenheit nicht genug zu würdigen; und wenn wir uns für das Ganze oder auch nur für die Einzelnen interessiren, so müssen wir dem Herrn Senatscommissär für die Theaterangelegenheiten aufrichtigen Dank zollen, daß er mit eben so viel Umsicht wie Beharrlichkeit eine Frage durch die Discussion der öffentlichen Meinung und der Staatsgewalten hindurch zu einem praktischen Resultate geleitet hat, welche ohne diesen Ausgang nur eine höchst traurige Lösung gefunden haben würde.

Wir müssen diesen Dank um so bereitwilliger darbringen, als die besondere Controle, die dem Herrn Senatscommissär durch den Beschluß der gesetzgebenden Versammlung auferlegt worden ist, eine Verantwortlichkeit einschließt, die sich nicht allein auf den administrativen Theil des Geschäfts erstreckt, sondern auch die artistische Leitung begreift. Wer das Theater kennt, wird eingestehen müssen, daß zu einem solchen Opfer in einer freien Stadt, wo jeder disciplinarische Rückhalt eines Hofes fehlt, nur ein Mann im Stande seyn kann, der, von der Bedeutung der Bühne, wie sie seyn soll, durchdrungen, den festen Willen und die Kraft hat, sich die Selbstständigkeit zu bewahren, die Director und Schauspielern mit dem Bewußtseyn der Bildung zu imponiren weiß.

Das Theatergeschäft in seiner eigenthümlichen Zusammensetzung erheischt eine ganz besondere Autorität, eine Autorität, die nie und nimmer mit der äußeren Energie allein ausreicht, sondern wesentlich auf dem Talente beruht, den esprit de corps der Schauspieler durch Bildung und Humanität zu beleben. Dieß also wird zunächst die Aufgabe des Herrn Hoffmann seyn; und, wie wir ihn kennen, wird er, von Ehrgeiz und dem Muthe seiner Ueberzeugung geleitet, in einer Richtung vorwärts gehen, ohne die nie und nimmer seine Verpflichtung, gegenüber der Kunst, gelöst werden kann, zumal da nach der jetzt eingetretenen Anordnung und der Subvention das moralische Verhältniß zwischen Direktor und Schauspielern ein ganz anderes geworden ist. Jener ist in der Hauptsache gegen jeden Verlust, bei einigermaßen umsichtiger Geschäftsführung, gesichert, und diese wissen, daß der Staat, indem er die Subvention dem Direktor bewilligte, dem Institute als solchem die Fortdauer sichern und die Zukunft eröffnen wollte. Wenn diese Umgestaltung den Eifer der Mitglieder der hiesigen Bühne steigern muß, so kann der Direktor nicht umhin, in ihr den Standpunkt für seine Leitung zu finden, der fortan nicht mehr der eines „Brodherrn" ist (wenn diese vulgäre Bezeichnung hier erlaubt ist), sondern der eines mit dem Vertrauen des Staats, daß er das Kunstinstitut auch in der Behandlung der Künstler zu ehren wissen werde, betrauten Unternehmers.

Nachdem wir in Vorstehendem die wesentlichen Momente der neuen Umgestaltung angedeutet haben, wollen wir Hrn. Hoffmann unsere Anerkennung nicht vorenthalten für die Art und Weise, in welcher er, nach der bewilligten Subvention, vor das Publikum getreten ist. Wir sprechen von der Vorstellung des Freischütz, der in Allem neu (bis auf Hrn. Hassel, den dem hiesigen Publikum so lieben Alten) in Scene gesetzt worden ist.

Der dem in diesen Blättern schon besprochenen Festspiel nachfolgende Freischütz hatte ein zahlreiches Publikum angezogen, und die mise en scène rechtfertigte Hoffnungen und Erwartungen der kleinen und großen Welt in einer Weise, die sich durch wiederholte Acclamationen an den Tag legte. Die Details der Darstellung müssen gesehen werden, denn der Feuerwerksapparat der Wolfsschlucht läßt sich nicht in Worte übersetzen und Decorationen verlieren, wenn sie nicht das Auge berühren. Die Costüme der Jäger betreffend, so erinnern wir nur, daß sie uns eher dem dreizehnten, als dem siebenzehnten Jahrhundert anzugehören schienen. Sie paßten für Tannhäuser, aber nicht für die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Wiederholter Hervorruf des Direktors und Malers Hoffmann und des Darmstädter Maschinisten Brand ist beredter, als die Feder es seyn kann. Aber Herr Hoffmann wird uns auch den Beweis liefern, daß nicht einzelne Vorstellungen, Maschinen, Decorationen und Costüme die Kunst machen, sondern daß es der Geist ist und das System, die Lebendiges schaffen.

Mannichfaltigkeiten.

Borgen macht Sorgen. Um diese abzukürzen, sollen im Schwarzburg-Rudolstädtischen künftighin alle Forderungen, die in dem Verkehr des gewöhnlichen Lebens am häufigsten vorkommen, schon in drei Jahren verjähren. Der deßhalbige Gesetzentwurf liegt dem versammelten Landtag zur Berathung vor.

(Mainz, 20. Febr.) Ein fremder junger Mann, welcher vor nicht langer Zeit hier sein Domicil genommen, hatte sich mit einer Jungfrau, die schon im vorigen Jahrhundert das Licht der Welt erblickt, in ein sentimentales Verhältniß eingelassen und benutzte eine traute Schäferstunde, sich von derselben 1500 fl. in Obligationen zu verschaffen. Wahrscheinlich sollte diese Liebesgabe zu den vorläufigen Ausgaben der bevorstehenden Verbindung dienen, allein der Galant scheint auf das Glück dieser Ehe verzichtet zu haben, indem er die Papiere bei einem hiesigen Wechsler versilberte und sich mit dem Gelde aus dem Staube machte. Die jugendliche Braut hat trotz ihrer Anzeige bei der Polizei bloß das leere Nachsehen, denn die Obligationen wurden erst dann gekauft, als sich der Besitzer durch seinen Hausherrn dadurch als Eigenthümer legitimirt hatte, daß dieser ihn als Bräutigam jener Dame erklärte, von welcher die Papiere herrühren.

Der Todestag des am 3. März 1554 gestorbenen Kurfürsten Johann Friedrich des Großmüthigen, der für das Evangelium viel gestritten und gelitten hat, soll nicht nur im Großherzogthum Sachsen-Weimar, sondern auch in den übrigen herzoglich sächsischen Landen kirchlich begangen werden.

Architekten dürfte es von Interesse seyn, zu vernehmen, daß das Waisenhaus-Collegium zu Hamburg einen Preis von 100 Stück Friedrichsd'ors für den geeignetesten Plan zum Neubau eines dortigen Waisenhauses ausgesetzt hat. Die Concurrenz-Arbeiten müssen bis Ende d. M. eingesendet seyn.

Die 150. Vorstellung von C. M. von Weber's „Freischütz" auf der Frankfurter Bühne.

Unserm Berichte über das Festspiel von Harald von Brackel haben wir einen weiteren über die Aufführung der Festoper beizufügen. C. M. von Webers „Freischütz" ist mit der ganzen Fülle und Poesie seiner herrlichen und seelenvollen, heitern und ernsten, anmuthigen und rührenden Melodien Eigenthum des deutschen Volkes geworden und hat nicht nur von der Bühne herab, sondern auch in allen Kreisen des geselligen und häuslichen Lebens seinen erfreuenden Einfluß geäußert. Wenn wir aber am Ehrentage der 150. Vorstellung dieser Oper des genialen Tonsetzers dankbar gedacht, so dürfen wir auch den Dichter des Textes zum Freischütz nicht unbeachtet lassen. Fr. Kind hat in diesem alle Elemente einer ächten deutschen Volksoper vereinigt und alle Blüthen der Romantik erschlossen. Die Lust und den Schmerz, die Hoffnung und das Erbangen der Liebe, wie das Düstere und Schaurige der romantischen Geister- und Gespensterwelt sind hier zu einem Ganzen verschmolzen, das einen urkräftigen Zauber ausübt. Ohne diesen wundervollen, an lyrischen wie an dramatischen Momenten gleich reichen Text würde der Genius des Tonsetzers sich nicht so glänzend entfaltet, würde er seine Dichtung nicht so zur harmonischen Einheit einer Volksoper abgeschlossen haben. Es sey darum auch dem Andenken an Fr. Kind der Nachruf unserer dankbaren Anerkennung gebracht. — Was die Aufführung des „Freischütz" betrifft, so bedarf es kaum der Erwähnung, daß alle dabei Mitwirkenden von Liebe und Pietät durchdrungen und bemüht waren, sie zu einer würdigen zu erheben. Der Preis des Abends gebührt der Frau Anschütz, deren Agathe mit Recht eine ganz vollendete Kunstleistung genannt werden darf. Wer den edeln, herzinnigen und tiefergreifenden deutschen lyrischen Gesang recht kennen lernen und die Poesie desselben wie aus frischer Quelle schöpfen und genießen will, der muß die große Gesangsscene im zweiten Akte: „Wie nahte mir der Schlummer" und die Cavatine im vierten „Ob auch die Wolke sie verhülle" hören, und er wird freudig eingestehen, daß ein solcher Gesang dem innersten Gemüthe entflossen, daß er ein jedes fühlende Herz wahrhaft bewältigender ist. — Die Parthie des Max wurde von Hrn. Auerbach bei dieser, und von Hrn. Caspari bei der wiederholten Vorstellung am 22. d. M. gesungen, und so werden beide hinfort alterniren. Ihre Gesangsleistungen wurden mit verdientem Beifall aufgenommen. Fräul. Turba gab das Aennchen. Sie ist eine bühnengewandte und gute Darstellerin, und sang auch die Rolle nicht nur mit Präcision und Geschmack, sondern auch mit dramatischem und den heitern Situationen entsprechendem Ausdruck. Die vielseitige Verwendbarkeit dieser Sängerin in einem sehr mannichfaltigen Repertoir ist anzuerkennen und dürfte namentlich der Spieloper, die wir wiederholt der Beachtung der Direktion empfehlen wollen, zu statten kommen. — Hr. Dettmer ist, wie bekannt, als Caspar ausgezeichnet und weiß diesen düstern Charakter durch Spiel und Gesang zur vollen Geltung zu bringen. — Auch die Besetzung der kleineren Rollen des Kuno (Hr. Leser), des Eremiten (Hr. Rüdsamen) und des Fürsten (Hr. Hardtmuth) ist als eine zur Abrundung der Vorstellung sehr geeignete zu bezeichnen. — Ueber die neue Scenirung und Ausstattung, die neuen Decorationen und Maschinerien verweisen wir auf den vorstehenden Artikel über „Frankfurter Bühnenzustände."

W.

Bücherschau.

Blüthen deutscher Dichtung nebst Poetik und Literaturgeschichte. Bearbeitet von Dr. J. Schenkel. Mainz bei F. H. Evler. 2. Auflage.

Durch dieses Buch ist die Legion ähnlicher Sammlungen aus den Gärten unserer vaterländischen Dichtkunst wieder um Eins vermehrt worden, und dieß neue ist abermals ein recht brauchbares. Der Sammler bietet eine reiche Auswahl von Dichtungen, die er unter „Zeit- und Naturbilder, Bilder aus dem Menschenleben, Balladen und Romanzen und vermischte Dichtungen" rubrizirt hat. Bei dieser Auswahl ist das Bedürfniß der Jugend streng im Auge gehalten. Was sie aber für den Unterricht sehr geeignet macht, ist die beigefügte Poetik und Literaturgeschichte. Beide geben in gedrängter Kürze einen vollständigen Ueberblick der Regeln und Gesetze des Versbaus, wie der Entwickelung der deutschen Dichtkunst von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Der sehr billige Preis des Buches wird dessen Einführung in Schul- und Lehranstalten sehr erleichtern.

Ernste Declamationen zu Vorträgen in Schule und Haus. Leipz. bei C. Wengler.

Diese Sammlung reiht sich der von uns unlängst angezeigten aus demselben Verlag an, und wie jene heitere, so enthält diese ernste Dichtungen, die namentlich zum Vortrag in geselligen Kreisen sehr geeignet sind und auch viele weniger bekannte Stücke enthalten. Eine besondere Eigenthümlichkeit des Büchleins wüßten wir nicht hervorzuheben, es sey denn die, daß der Herausgeber sich hin und wieder einer unrichtigen Angabe schuldig gemacht, wie z. B. bei dem bekannten Gedichte von Uhland „des Sängers Fluch", als dessen Verfasser er J. Kerner bezeichnet.

Dichtung und Dichter. Eine Anthologie von Ferdinand Freiligrath. Dessau, Verlag bei Gebrüder Katz.

Dieß Buch reiht sich derjenigen Gattung poetischer Sammelwerke an, welche ein besonderes Gebiet, einen speziellen Gegenstand zu erläutern bemüht sind und ihre Auswahl darum lediglich in Rücksicht auf diesen einen Gegenstand treffen. Das hier behandelte Gebiet ist die Dichtung selbst. Die Aufgabe, die sich der Herausgeber gestellt, ist eine doppelte. In dem einen Theile stellt er die Ansichten zusammen, welche die deutschen Dichter über das Wesen der Poesie aufgestellt haben; im zweiten gibt er die versificirten Recensionen über die einzelnen deutschen Dichter. In der letzteren sind Gang und Entwickelung der deutschen Dichtung genügend zur Anschauung gebracht. Keine wesentliche Richtung, keine Schule oder auch nur Gruppe, die irgendwie einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt, ist übergangen worden; die bedeutenderen Persönlichkeiten schildern sich theils selbst, theils werden sie von Andern geschildert; auch die politische Geschichte ist hin und wieder, wo es erforderlich schien, angedeutet worden. Dieß Buch macht einen starken Band von 750 Seiten in 8., ist sehr schön ausgestattet und läßt uns eben so die große Belesenheit, wie den Fleiß seines Herausgebers anerkennen. Es ist weniger für das größere Publikum, sondern mehr für den Literaturfreund bestimmt, für welchen es ein vielseitiges Interesse bieten dürfte.

Bilder ohne Rahmen. Heidelberg, Verlag von Karl Winter.

Eine Sammlung von Aphorismen aus den Papieren einer Ungenannten wird uns hier geboten. Die meisten derselben tragen das Gepräge eines sinnigen Ernstes und eines von der frommen Hingebung christlichen Glaubens ganz erfüllten Gemüthes. Diese ernste Prüfung und höhere Lebensanschauung hat hier viel Treffliches zu Tage gefördert und viele der hier enthaltenen Aussprüche werden nicht nur anregend und erwärmend wirken, sondern auch belehrend und befruchtend. Da man eine derartige Sammlung am besten aus eigener Anschauung kennen lernt, so werden wir demnächst einige Auszüge aus derselben folgen lassen.

W.

Theater-Anzeige.

Samstag, 25. Febr. Indra, romantische Oper in 3 Akten, von G. Putlitz, Musik von Fr. v. Flotow.

Sonntag, 26. Febr. (Neu einstudirt): Der Apotheker und der Doktor, komische Oper in 2 Akten von Stephanie, Musik von Dittersdorf.

Montag, 27. Febr. (Neu einstudirt): Der Kapellmeister von Venedig, oder: Der Schein trügt, musik. Quodlibet in 1 Akt, von Breitenstein. Hierauf (neu einstudirt): Der junge Werther, oder: Qualen eines gefühlvollen Herzens, Posse mit Gesang in 1 Akt, frei nach dem Franz. von Mühling. Zum Schluß (neu einstudirt): Der Bär und der Bassa, Vaudeville in 1 Akt, nach dem Französischen von Blum.

Dienstag, 28. Febr. Dritter und letzter Maskenball im Stadttheater.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 50. Montag, den 27. Februar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Fortsetzung.)

„Ein Taufzeugniß des Geistlichen von Sanct Anna zu Heidelberg vom Jahre 1566, aus derselben Zeit, in welcher auch ich — ein lebensfroher Student — in der reizenden Neckarstadt der Jugendzeit mich erfreute? — Für ihn — für Wilhelm Bechdold ausgestellt. — Wie kommt diese Urkunde unter meine Papiere?"

Ueberlegend schwieg er stille, stützte das Kinn auf die linke Hand und rieb sich mit der rechten die Stirne. Dunkle, sonderbare Gestalten wogten seinem innern Anschauen vorüber und verworrene Bilder und Begriffe erfüllten sein Gehirn. Aus dem unklaren Chaos aber blitzte zuweilen eine lichte Erinnerung.

„Ist mir es doch", fuhr er jetzt mit starr auf den Fußboden gewurzelten Blicke fort, „als ob eine flehende Jungfrau — ja, ja, so ist es. — Und nun zu welchem Zwecke?"

Aufmerksam las er in dem Papier, das er in der Hand hielt weiter, und fuhr plötzlich betreten zurück:

„Der Vater Martin Bechdold, ein Steinmetze, die Mutter Anna Barbara, geborne Wahlburg. — Wie kommt dieser Name hier vor mein Auge? — Barbara — Bärbchen — aber nein, sie ist es nicht."

Eine gewisse Wehmuth lag bei diesen Worten in seinem Blicke. Langsam legte er das Taufzeugniß bei Seite und griff nach einem zweiten, in dem Päckchen enthaltenen Papiere. Einen Augenblick hatte er gelesen, als seine Farbe wechselte und seine Hand anfing zu zittern.

„Ein Trauschein", sprach er nunmehr mit bebender Stimme, „von Martin Bechdold, dem Steinmetzen und Anna Barbara Wahlburg, der Vater das vor der Ehe erzeugte Kind als seinen rechten Sohn anerkennend!"

Entsetzt sprang er vom Sessel auf: „Bärbchen nicht in den Fluthen des Neckars versunken? Gerettet vielleicht und er, jener Handwerker sie dennoch zum Weibe, das Kind, mein — mein — Gott der Barmherzigkeit, wenn er es wäre."

Mit gichterisch zuckenden Fingern wühlte er nun in den übrigen Papieren, riß dann einen bei denselben befindlichen Brief auseinander, las und taumelte mit emporgesträubtem Haar und wild verzerrter Miene zurück:

„Herr — Herr, — Gott meines Lebens, — mein Sohn — mein Sohn!"

Seine Kräfte wollten ihn jetzt verlassen, dumpfe Betäubung schlug ihre Bande um ihn, zitternd hielt er sich an der Lehne des Sessels, — da klangen abermals drei schauerliche Glockentöne über die Stadt und weckten, mit grauenvollem Mahnruf in das Gemach dringend, ihn aus der entsetzlichen Betäubung.

„Fort, fort", rief er mit kreischender Stimme, „hin zu der Blutstätte, vielleicht, daß ich noch helfe, ihn bewahre, ihn errette!"

Noch war er angekleidet. Wie im Fluge eilte er die Treppe hinab, und seine alte Bille zurückstoßend, welche an der geöffneten Hausthüre stand, stürzte er hinaus in die belebte Gasse. Bald hat er den Liebfrauberg erreicht, wie ein Pfeil trägt ihn sein Fuß durch die Catharinenpforte, wo ihm befremdend und erschrocken die Begegnenden ausweichen; jetzt ist er unter der alten Pforte, viele Gaffer sperren ihm den Weg, Verzweiflung und Entsetzen geben ihm die Riesenkräfte und die Hoffnung treibt ihn mit heißem Sporne, daß er Jene wie leichte Federn auseinander treibt. Schon gewahrt sein Auge das schauerliche Gerüste, dort steht der Mönch Cyrillus, hoch das Kreuz erhebend, — da blitzt im Morgensonnenstrahl die geschwungene Klinge, ein klatschender Schlag hallt über die stumme Volksmenge und hoch in der Luft springt ein rother, dampfender Born — die Sturmglocke schrillt, und die Gerechtigkeit hatte ihr Opfer.

Quamber sah es und drohte, von den furchtbarsten Gefühlen bestürmt und genagt, und von tausend qualvollen Erinnerungen gefoltert, ohnmächtig niederzusinken, da hob plötzlich sein starker Geist die erlahmten Schwingen wieder empor. Wie der kühne, kräftige Schwimmer dennoch über den schäumenden Sturmeswogen sich hält, so schwang sich mit der furchtbarsten Anstrengung und Aufbietung aller, — der letzten Macht seines Willens, auch sein Geist über die rasenden und tobenden Gefühle.

Also den Vulkan in seine Brust bannend und diese im Aeußern mit starrem Erze umschließend, wendet er seinen Schritt zurück nach seiner Wohnung. Wie er jedoch auch den äußeren Menschen zu beherrschen verstand, so gab doch die Leichenfarbe des Antlitzes und das Rollen des mattglänzenden Auges Kunde von einem qualvollen Zustande seines Innern. — Wer ihm begegnete, blickte erschreckt ihn an, grüßte, und wich scheu auf die Seite.

In seiner Stube angelangt, fiel er ermattend in den Sessel. Lange hatte er dumpf brütend in demselben gesessen, als endlich eine Thräne dem heißen Auge entquoll, und seine Brust mit langem Athemzuge sich in die Höhe hob.

„Das ist des Menschen Witz", murmelte er dann, „er zimmert an seinem eignen Sarge. — Ich will, — ich muß, — werde ich es auch können?"

Die alte Bille meldete ihm jetzt den Procurator Steffan, und der Syndikus, ohne sich umzusehen, nickte.

Der zierlich gekleidete, dicke Notarius kam, grüßte und sprach von Geschäften, dann ging seine plaudernde Rede auf das Tagesereigniß über.

„Der freche Mörder, welcher sogar mir eine Kugel zugedacht hatte, empfing nun den wohlverdienten Lohn. — Wie mußte er denn grade sein Auge zu Renate erheben, da doch die Tochter jenes Kirchendieners wie eine Klette an ihm hing?"

Quamber blickte den Redenden ernst und aufmerksam an.

„Es ist wirklich an dem", betheuerte Steffan; „nichts hat sie unterlassen, was zu seiner Rettung hätte führen können. Bei Nacht und Nebel ist sie umhergelaufen, den guten Ruf der Ehrbarkeit hat sie hintan gesetzt, daß alle Jungfrauen schmählen — die Männer aber sind des Lobes voll um solcher Liebe, — und endlich sogar des Leibes Wohlfahrt geopfert. Wie todt fand man sie Morgens am Blutgerüste, wo sie die Zimmerleute zum Hospitale trugen."

Quambers Auge wollte sich wieder füllen, aber gewaltsam zerdrückte er den Tropfen. Doch konnte er nicht verhindern, daß sich ein Seufzer aus seinem Busen stahl.

„Hegt kein Besorgniß", fiel hier der Notarius ein. „Sie mußte nicht im Hospitale bleiben. Zwar konnte der alte Zäckerlein nicht die Pflege übernehmen, aber die Freundschaft Renatas hat hier die Hand geboten. Dort, im Hause Jägers, liegt nun das unglückliche Mägdlein, das, so Gott will, baldigst gesunden wird."

„Also möge der Himmel es lenken!"

„Dieß wird er auch", sprach Steffan weiter, „da seine gerechte Lenkung bis jetzt in Allem so klar vorliegt. Der Mörder ist bestraft und der, welcher ihn angestiftet. —"

„Ist Antinoza", bemerkte der Syndikus dumpf und mit dem Kopfe nickend.

„Ihr wißt?" staunte der Notarius.

„Er war die Seele im deutschen Hause", war die Antwort.

„Man konnte ihn seit einigen Tagen nicht finden", flüsterte Steffan geheimnißvoll, „bis sie heute Morgen ein verborgenes Gemach, neben dem Conclave öffneten, da fanden sie den Amtmann kalt und steif, — er war erschossen."

„Todt!" rief Quamber mit erschütterndem Tone.

„Als ihr den Bechdold finget —"

„Da ging im Widersetzen seine Büchse los —"

„Und diese Kugel durchbohrte die Brettwand, hinter welcher Antinoza zu lauern gedacht und zerschmetterte ihm das Gehirn."

„Er das Triebrad auf jener", murmelte nun Quamber, „ich der Hebel auf dieser Seite und wir Beide gerichtet — Herr meines Lebens!"

Die Gewalt seines Geistes war verbraucht, die Stärke seines Willens war versiegt und der schwache Mensch sank hinab in die wildschäumenden, empörten Wogen.

Ohne Lebenszeichen, mit eisiger Blässe des Antlitzes übergossen, lehnte er in seinem Sessel.

„Hülfe! Hülfe!" rief der zum Tod erschrockene Notar, und mit Hülfe der alten Bille wurde der Syndikus zu Bette getragen.

(Schluß folgt.)

Der Jahdebusen.

Aus den im Jahr 1849 erschienenen oldenburgischen Mittheilungen, betreffend die Anlegung eines Kriegshafens an der Jahde, entnehmen wir folgende Angaben, welche die Vorzüge des Jahdebusens und insbesondere der jetzt von der preußischen Regierung erworbenen Strecke an der südlichen Spitze des Kirchspiels Heppens, vom Bandter Sieb bis zum Dauensfelde an der Rhede von Fährhuck darlegen. Das Finden der Jahde ist jetzt schon durch die Lage des Wangerooger Leuchtthurms begünstigt und kann durch die Auslegung eines Leuchtschiffes noch erleichtert werden. Die Tiefe der Jahde beträgt von der See bis zur Fährhuck im Fahrwasser bei mittlerer Fluth 43, bei niedrigster Ebbe 31 Fuß, in der tiefsten Stromrinne 11—17 Fuß mehr, ist mithin so groß, daß die Jahde in dem ganzen Revier jederzeit von den größten Kriegsschiffen befahren werden kann. Die Weser dagegen sinkt unterhalb Bremerhaven auf der Strecke von etwa einer Seemeile bei niederster Fluth auf die Tiefe von 18 Fuß, ist sonach, wie auch die Ems, nur für kleine Kriegsschiffe fahrbar. Die Jahde hat, mit Ausnahme nur ihrer äußersten Ausmündung, (3000 Fuß Breite), ein Fahrwasser von 8000 Fuß Breite, so daß zu jeder Zeit und bei jedem Wind die größten Schiffe bis Fährhuck herauflaviren können; die Weser dagegen hat bis Bremerhaven nur 3—5000, die Elbe bis Kurhafen 2—4000 Fuß Lavirbreite. Das Fahrwasser in der Jahde ist rein, ohne Klippen, Sandbänke und sonstige Untiefen und durch feste Sandufer begränzt; der Ankergrund allenthalben sicher und gut. In der Jahde finden die Schiffe 17 Seemeilen (4 Seemeilen = 1 deutsche Meile) von der See Schutz gegen Stürme, auf der Elbe 20, auf der Weser 36 Seemeilen vom Meere. Die Schifffahrt auf der Jahde wird weit weniger als an irgend einem andern Orte der deutschen Nordseeküste durch Eis gestört und belästigt; ihre strategische Lage ist höchst günstig, und zumal kommt der Kriegshafen nicht in Kollision mit den Interessen der Handelsmarine, wie bei Ems, Elbe und Weser unvermeidlich ist. Die in der Nähe befindlichen Forsten liefern das vorzüglichste Material zum Schiffbau, und das korn- und viehreiche Land ringsum schnelle und billige Gelegenheit zur Verproviantirung einer Kriegsflotte. Die Rhede zu Fährhuck, 28 Seemeilen vom Meere entfernt, 8000 Fuß lang, 1500—4000 Fuß breit, hat dicht am Ufer eine große Wassertiefe, liegt sehr geschützt gegen die Winde, bietet auf dem Dauensfelder Groden bequemen Raum zur Anlage von Docks, guten Boden zum Bau einer festen Straße, hinreichendes süßes Wasser und erfreut sich guter Gesundheitsverhältnisse. (S. M.)

Erwerbs- und Verkehrs-Statistik des Königreichs Preußen.

In vergleichender Darstellung vom Frhrn. v. Reden, d. R. Dr. 3 Abtheilungen. Darmstadt. Verlag der Hofbuchhandlung von G. Jonghaus.

Es ist unter so manchem Unerquicklichen, was auf dem weiten Gebiete der Volkswirthschaft im weitesten Sinne theoretisch und praktisch zu Tage gefördert wird, immerhin eine erfreuliche Erscheinung, daß es auch hier wieder deutsche Bestrebungen sind, welche mit jenem eisernen Fleiße, jener Alles zu erschöpfen suchenden Gründlichkeit, die nun einmal unbestrittene Eigenschaften des deutschen Geistes sind, unermüdlich selbst mit Opfern und durch alle Schwierigkeiten hindurch auf einem so hochwichtigen und gleichwohl noch vielfältig vernachlässigtem Felde Bahn zu brechen suchen. Dabei gestehen wir auch gerne, zu den Resultaten privatlicher Bemühungen vielfach mehr Vertrauen zu haben, als zu den oft zusammenhanglos erscheinenden oder der richtigen Grundlage entbehrenden officiellen Mittheilungen. Wer sich an eine nicht sehr ferne hinter uns liegende Zeit erinnern will, in der eine und dieselbe Zahl tendenziös den verschiedensten und widersprechendsten Beweisen dienen mußte, wird verstehen, was wir hier nur andeuten. Hr. von Reden hat mit dem vorliegenden Buche in der vergleichenden Statistik (die allein zu fruchtbaren Resultaten führen kann) abermals eine neue, bisher nicht betretene Bahn eröffnet. Erwerb und Verkehr bilden die

Grundlage der Schilderung, während sie bisher eine ihrer Wichtigkeit wenig entsprechende Behandlung erfahren haben, weil — meint der Verfasser — die Quellen zuverlässiger Einzelnachrichten über Erwerb und Verkehr so äußerst selten und dürftig waren, und weil — fügen wie hinzu — über diese Momente vielfach noch die verkehrteste Theorie und Praxis in der Erwerbs- und Verkehrsgesetzgebung herrscht, und, demnach nach einer sehr einfachen Erfahrung von keiner Seite eine besondere Lust vorhanden ist, sich mit dem unerquicklichen Gegenstande zu beschäftigen und dabei vielleicht zu mißliebigen Entdeckungen geführt zu werden. Statistische Bureaus sind in Deutschland keine Geburt der jüngsten Tage (es gibt welche, die schon seit dreißig Jahren bestehen); aber es geht hier, scheint es, ähnlich wie mit den Akademien; die großen Entdeckungen werden selten durch diese gemacht, und doch muß unser emsiger Statistiker gestehen, daß die unentbehrliche „Kenntniß der Erwerbsverhältnisse sich hinsichtlich aller nöthigen Einzelheiten bis jetzt nur bei den örtlichen und theilweise bei den provinciellen Behörden finde, bei der Centralverwaltung anscheinend (!) aber nicht vorhanden sey", weil — nun, weil sich eben nirgends Spuren davon vorfinden. Man mag darnach auch die Schwierigkeiten der verdienstvollen Arbeit des Verfassers erwägen, für deren Neues seine wichtigste Quelle die Berichte der (indeß noch nicht gleichmäßig über den ganzen Staat verbreiteten) Handelskammern gewesen sind. Und so ist es denn am Ende auch recht; die Kenntniß der Erwerbs- und Verkehrsverhältnisse muß aus den Kreisen der Betheiligten selbst hervorgehen; das Interesse dafür muß unter diesen selbst lebhaft erwachen; die durchgängige Einführung der Handelskammern für alle Zweige des Erwerbes (auf Bodenbau, Industrie, Verkehrsgewerbe, provincielle Ausstellung, Vereinswesen u. A.) es verallgemeinern und fruchtbar machen. Dann wird ein organisch gegliedertes Ganze entstehen und die Wohlfahrt der Staaten kann dabei nur gewinnen. Werke aber, wie dieses Reden'sche, die Frucht unsäglichen Fleißes und großer Opfer im Dienste der Wissenschaft, ja mit Recht ein Originalwerk ohne Vorgänger zu nennen, werden durch die Verbreitung unentbehrlicher und wahrhaft im besten Sinne gemeinnütziger Kenntnisse in der angedeuteten Richtung erfolgreich anregen, und auch von der Wissenschaft mit großem Danke aufgenommen werden müssen.

Dr. L.

Mannichfaltigkeiten.

(Mainz, 16. Febr.) Zur Geschichte des Kirchenbannes und seiner verschiedenen Wirkungen möge folgende Thatsache als Beitrag dienen. In den 1780r Jahren wurde ein hiesiger Bäcker aus der Schustergasse wegen thätlicher Mißhandlung eines Geistlichen mit dem Banne belegt und Jedem, der mit dem Geächteten Umgang pflege, mit gleicher Strafe gedroht. Anstatt diesen Mann nun zu meiden, geschah gerade das Gegentheil, und zwar in so hohem Maße, daß er des Aufsehens wegen von geistlicher Seite aufgefordert wurde, die Aufhebung des Bannes bei der betreffenden geistlichen Behörde zu beantragen. Allein hierzu war der Mann nicht zu bewegen, denn seitdem er in den Bann gethan war, hatte sein Geschäft einen solchen Aufschwung genommen, daß er nicht genug backen konnte, und die Geistlichkeit sah sich dadurch veranlaßt, ihn ohne sein Zuthun von demselben zu befreien. Es leben noch Leute hier, die sich dieses Vorfalles sehr gut erinnern. (Mittelrh. Z.)

(Biebrich, 22. Febr.) Mit dem Bau des großen Saales für die Anfangs April in den Gewächshäusern stattfindende große Pflanzen-Ausstellung wird dieser Tage begonnen. Die Ausführung der auf mehrere Tausend Gulden veranschlagten, im sogenannten Alhambra-Styl auszuführenden, zur Ausschmückung des Saales dienenden Malereien ist dem Decorationsmaler Wagner zu Wiesbaden übertragen.

(Frankfurt, 19. Februar.) Die drei Hauptfiguren des Denkmals der Druckerfindung, Gutenberg, Fust und Schöffer, von Schmidt (von der Launitz) modellirt und bei v. Kreß in Offenbach galvanoplastizirt, sind schon seit längerer Zeit im Hofe des städtischen Kunstinstituts zur Schau gestellt. Das Fußgestell wird in vier Nischen die Statuen der um Erfindung und Ausbildung der Buchdruckerkunst verdientesten Städte zeigen und von zwölf Reliefbildnissen berühmter Drucker umgeben seyn. An den vier Ecken des Fußgestells sitzen weibliche Figuren, die Wissenschaften darstellend.

(Weinheim, 20. Febr.) Der hiesige evangelische Stadtpfarrer E. v. Bahder, welcher seit 1848 diese Stelle begleitet und früher Pfarrer in Mitau war, hat einen ersten Bericht über die Entstehung und den Fortgang der Weinheimer Rettungs-Anstalt vom 1. August 1850 bis Ende 1853 veröffentlicht, welche bis jetzt im Ganzen 70 Kinder aufgenommen hat. Gegenwärtig beherbergt sie 42 evangelische Knaben, davon 13 aus Mannheim und 13 aus Frankfurt. Die Gesammtausgabe betrug bis Ende 1853 gegen 20,000 fl.; um die außerordentlichen Ausgaben, welche der gesteigerte Preis der Lebensmittel und die Erbauung eines eigenen Häuschens für die Konfirmanden erfoderlich macht, sind Extrageschenke nöthig, welche der so wohlthätig wirkenden Anstalt hoffentlich in derselben Weise zu Theil werden, wie sie ähnliche Bedrängnisse schon mehrmals glücklich überwunden hat.

Letzter Tage begann vor dem Pariser Assisenhofe der Prozeß eines berüchtigten englischen Schwindlers und Fälschers, dessen Antecedentien ihres Gleichen suchen. In den letzten 18 Jahren wurden von einem Engländer an den verschiedensten Orten und unter verschiedenen Namen Fälschungen verübt und Alles deutet darauf hin, daß Cavendish sich diese Verbrechen zu Schulden kommen ließ. Es scheint, daß er bereits im Jahre 1819 von einem französischen Gerichtshof verurtheilt worden, die Kontumazialurtheile abgerechnet, deren er durch die Flucht zu entgehen wußte. Die Untersuchung stellt heraus, daß er im Jahre 1827 in Holland, im Jahre 1830 zu Venedig, 1836 zu Hamburg und 1850 zu Rom verurtheilt worden. Es hat sich herausgestellt, daß er unter verschiedenen Namen sich vier Mal in England verheirathet. Seine Verhaftung geschah zu Paris zufällig, indem ein Wirth aus Boulogne ihn wegen Schulden einstecken ließ und sich herausstellte, daß der Kreditbrief, den er seinem Gläubiger vorgezeigt, gefälscht war. Cavendish wurde für schuldig erkannt und zu fünfzehnjähriger Zwangsarbeit verurtheilt.

In Blackford ist es einem Fabrikanten Smith gelungen, Baumwollen- und Leinenstoffe nach dem Verfahren der Daguerreotypisten zu drucken; er nennt sein Druckverfahren Impression pothochromatique. Das Merkwürdigste ist, daß er auch in Farben druckt, namentlich roth, gelb, purpur, blau, weiß und grün vermittelst gewisser Auflösungen, mit denen die Stoffe gesättigt werden. Auch bei trüben Wintertagen konnte in der Fabrik bis gegen 4 Uhr gedruckt werden. Das Geschäft wird im großartigsten Maßstabe betrieben und wird die Frische und Haltbarkeit der Farben

ebenso gerühmt, wie die Schönheit der Muster. Diese Erfindung ist für die Kattundruckereien von einem unberechenbaren Nutzen. Ein einziger Arbeiter kann mehrere druckende Maschinen beaufsichtigen.

Korrespondenz.

Dresden, 20. Febr.

Aus dem hiesigen Kunstleben hätte ich Ihnen dießmal sehr viel zu berichten, wenn es anders der Raum d. Bl. gestattete. Ich erwähne zuerst zwei überaus zahlreich besuchte Concerte, welche Frau Jenny Goldschmidt, geb. Lind, zum Besten milder Stiftungen am 11. und am 18. Febr. veranstaltete und in denen die gefeierte Sängerin mit Beifall überschüttet wurde. Einmal wirkte auch Hr. Concertmeister Franz Schubert mit, indem er die von ihm componirte „Tarantelle“ meisterhaft auf der Violine vortrug. Die Claviervirtuosin Frl. Marie Wieck scheint leider diesen Winter sich nicht öffentlich hören lassen zu wollen; indessen wird wenigstens einem besonders eingeladenen Kreise von Gästen hin und wieder das Vergnügen zu Theil, die entzückenden Leistungen der jungen Dame in ihrer Behausung zu hören. — Th. Apels taktiges Lustspiel, „die verzauberte Rose“ hatte auf der Hofbühne nur einen schwachen Erfolg, nachdem „das Nähkäthchen“ desselben Verfassers bereits auf allen besseren Bühnen mit vielem Glück gegeben worden ist. Fräul. Jenngraf, die ohne Zweifel nunmehr unserer Bühne ganz angehören wird, sahen wir bei ihrem zweiten Auftreten als Rosa „im Verschwender“. Die anmuthige und frische Gestaltung dieser Rolle, die sich im 3. Act zu einer bedeutenden Charakteristik erhob, fand allgemeines Wohlgefallen, das sich in reichen Beifallszeichen aussprach. Insgleichen gelang es Herrn Räder, dessen Natur der „Valentin“ für den ersten Augenblick etwas fern zu liegen scheint, im höchsten Grad zu ergötzen und zu rühren. Sehr gut weiß dieser treffliche Komiker immer die Tagsereignisse und örtlichen Beziehungen in seinen Couplets anzubringen, wie denn Herr Räder überhaupt zu den Lieblingen des Publikums gehört. Ein bedeutungsvoller Theaterabend war der Dienstag voriger Woche, wo Herr Emil Devrient zum erstem Male den „König Lear“ spielte, welcher Rolle nun auch Tell, Wallenstein, Nathan rc. folgen sollen. Man sieht daraus, welchen Charakterdarstellungen künftighin der gefeierte Schauspieler sich zuwenden wird; aber ein unersetzlicher Verlust wäre es, wenn derselbe fast sämmtliche frühere Rollen abgeben wollte, in denen er durch Adel der Erscheinung und zaubergewaltigen Sprachton zur Zeit noch unübertroffen dasteht. Was nun den Erfolg seines „Lear“ betrifft, so war derselbe ein außerordentlicher. Das in allen Räumen gefüllte Haus spendete den anhaltendsten und reichsten Beifall und rief den Darsteller nach einigen Akten sogar zwei Mal hervor, was hier zu den größten Seltenheiten gehört. Hr. Emil Devrient hatte seine Aufgabe mit tiefinnerstem Verständniß erfaßt und die vorzüglich gewählte Maske vollendete den Schein des Lebens, während mehrere Scenen und Momente dem Höchsten und Ergreifendsten angehörten. — Endlich muß ich noch eines Kunstwerkes der Malerei Erwähnung thun, das kürzlich erst beendet wurde. Es ist dieß ein lebensgroßes Bild von dem hiesigen Künstler Fr. Gonne, dessen Name durch die „Convenienzheirath“ und andere Epoche machende Gemälde bereits auch in der Ferne einen guten Klang hat. Wir erblicken dießmal vor uns einen Bajazzo in sitzender Stellung, vielleicht eben aus der Gaukelbude zurückgekehrt, wo er die Menge durch seine tollen Späße ergötzen mußte. Das Haupt auf die Hand gestützt, fällt der Schein eines Laternenlichtes auf das leidenschaftdurchfurchte Antlitz, auf dem sich ein tiefer Schmerz über ein verlornes Daseyn malt. Der treue Hund schmiegt sich an seinen Herrn und scheint ihn zu verstehen. Man sieht es diesem Menschen an, daß er gern ein neues Leben beginnen möchte, allein es scheint zu spät. Der Kampf zwischen Sollen und Wollen ist von der ergreifendsten Wirkung und für viele ähnliche Lebensstellungen tief symbolisch. Da das Bild auch in Zeichnung und Colorit höchst gelungen ist, so wird es auf der Kunstausstellung gewiß viel Aufsehen erregen.

Vom Rhein, 22 Febr.

Die Auswanderung nach Amerika vermehrt sich mit jedem Tage. Die allgemeine Menschenliebe macht es uns zu einer heiligen Pflicht, alle Auswanderer darauf aufmerksam zu machen, sich doch, bevor sie Verträge abschließen, zuerst zu verlässigen, ob auch Krankheiten und Seuchen aufgehört haben, auf den Schiffen zu herrschen. Von den Schiffen, welche im vorigen Herbste und selbst später die europäischen Häfen verließen, ist auch nicht eines am amerikanischen Boden gelandet, das nicht mehrere Todte im Meere zurückgelassen hätte. Mancher starb noch, nachdem er am Ziele seiner Reise angekommen, in Sicherheit zu seyn wähnte, an den Folgen jener Seuchen, welche auf dem Schiffe während der Ueberfahrt geherrscht hatten. Einsender dieses bedauert auch innigst eine junge, hoffnungsvolle Tochter, welche, nachdem sie glücklich gelandet und zwei frohe Tage bei ihrem Bruder und ihren sie liebenden und sie pflegenden Verwandten scheinbar gesund zugebracht hatte, am dritten Tage von der Cholera hingerafft wurde, an welcher bereits während der Ueberfahrt 38 Personen gestorben waren.

Literatur- und Kunst-Notizen.

In der Franck'schen Verlagshandlung in Stuttgart wird demnächst eine deutsche Uebersetzung des Briefwechsels des Kaisers Napoleon mit seinem Bruder, dem Könige Joseph von Neapel, erscheinen. Die historische Bedeutsamkeit dieser Korrespondenz und das große Interesse, welches sie in allen gebildeten Kreisen findet, lassen uns die genannte Uebertragung als eine sehr willkommene begrüßen.

Dr. Julius Frauenstädt hat eine Reihe von Briefen über die Schopenhauer'sche Philosophie bei Brockhaus in Leipzig herausgegeben. Sie gewähren einen Ueberblick dieses philosophischen Systems, deren Grundgedanken sie mit des Verfassers eigenen Worten wieder geben. Vorher geht ein kurzer Lebensabriß Schopenhauers, dem die Uebersetzung eines Artikels über dessen Philosophie aus dem „Westminster Review“ folgt.

Die Direktion der Sonntags- und Gewerbschule in Frankfurt a. M hat dem Mnemoniker Hrn. Hamburger aus Berlin, welcher den Schülern der genannten Anstalt einen zweistündigen Vortrag gehalten, ein anerkennendes Zeugniß ausgestellt, welches hervorhebt, daß sein durch Einfachheit und Klarheit sich auszeichnendes System von den Schülern mit Leichtigkeit begriffen und mit Nutzen angewendet worden. Hr. Hamburger beabsichtigt, weitere öffentliche Vorträge zu halten.

(Hamburg.) Ein neues Lustspiel: „Die Gefangenen, oder: Eine Intrigue am Hofe Ludwig XIV.“, welches am 25. Januar hier zur ersten Aufführung gelangte, hat so entschieden Beifall gehabt, daß es bereits bis heute (20. Febr.), neun Mal wiederholt wurde. Dieser Erfolg ist um so größer zu nennen, als die ersten Aufführungen mit den vielbesuchten Konzerten von Therese Milanollo zusammenfielen. Das Stück besitzt sehr effektvolle Scenen und Rollen, die für die Darsteller sehr ergiebig und dankbar sind, besonders für das Damenpersonal. — Das genannte vieraktige Lustspiel wird demnächst als Manuscript gedruckt an alle Bühnen versendet werden. Die Verfasserin ist eine junge Dame, Fräul. Hedwig Henrich, welche durch eine frühere Dichtung („Virginia“) sich bereits vortheilhaft bekannt gemacht hat.

Die Hoffmann'sche Verlagshandlung in Stuttgart hat den Abonnenten auf das bekannte „Buch der Welt“ als Prämie ein sehr schönes Kunstblatt beigegeben, „die Jungfrau aux Langes“, nach einem Gemälde von Raphael, gestochen von Fr. Wagner. Von dem Jahrgang 1854 des „Buches der Welt“ sind bereits wieder drei Lieferungen ausgegeben, deren Inhalt ein sehr reichhaltiger ist.

Theater-Anzeige.

Montag, 27. Febr. (Neu einstudirt): Der Kapellmeister von Venedig, oder: Der Schein trügt, musik. Quodlibet in 1 Akt, von Breitenstein. Hierauf (neu einstudirt): Der junge Werther, oder: Qualen eines gefühlvollen Herzens, Posse mit Gesang in 1 Akt, frei nach dem Franz. von Mühling. Zum Schluß (neu einstudirt): Der Bär und der Bassa, Vaudeville in 1 Akt, nach dem Französischen von Blum.

Dienstag, 28. Febr. Dritter und letzter Maskenball im Stadttheater.

Druck und Verlag von Helter und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 51. Dienstag, den 28. Februar 1854.

Der Syndikus.

Historisch-romantisches Zeitgemälde aus der Vergangenheit Frankfurts am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nach einer wahren Begebenheit von G. W. Pfeiffer.

(Schluß.)

24. Milderer Himmel.

Der Comthur von Klingenbach hatte über das Verfahren des Rathes bei den kaiserlichen Gerichten Beschwerde geführt, und in Folge davon wurde Frankfurt in eine Strafe von zweitausend Mark Silber verfällt.

„Diesesmal zahlen wir", sprach Quamber, „aber wir behaupten nach wie vor unser Recht."

Also geschah es. Mochte nun auch der Comthur mit Schadenfreude auf die Stadt herüber blicken, so ließ sich Frankfurt es gar wohl gefallen, da es im Besitz seiner Rechte blieb.

Für den Syndikus war dieß jedoch die letzte Arbeit. Er legte seine Stelle nieder und zog sich in sein Haus in der Schnurgasse zurück. Unter Büchern vergraben, mied er jedweden Umgang. Nur dann und wann glaubten Einige ihn gesehen zu haben, wie er gegen Abend zur Mainzerpforte hinausgeschritten sey und in dem Galgenfeld sich ergangen habe.

Wohl an zwei Jahre waren verflossen, als endlich der Schmerz um den verlornen Vater in dem Busen Renatens sich zu mindern begann. Martin hatte das Geschäft des Heimgegangenen treulich geführt und die, unter der Tochter Pflege wieder genesene Mutter Salome krönte die treue Liebe des Kindes zu dem braven Gesellen mit dem mütterlichen Segen. Ein schöner Maitag sah die Liebenden an dem Altare der Barfüßerkirche, und der Geistliche weihte den Bund der Herzen.

Viele theilnehmende Freunde und Freundinnen umstanden die heilige Stätte, aber im Hintergrunde erblickte das forschende Auge eine Frauengestalt, deren schlanken Gliederbau keine Farbe der Freude, deren Haupt kein Kranz, und deren Busen kein festlicher Blumenstrauß zierte. Das Schwarz der Trauer umwallte sie, ein düstrer Flor fiel über die blonden Flechten und aus einem bleichen Antlitz leuchtete sanft, aber ergeben, ein schwermüthiger Blick. — Die Trauernde war — Sabine.

Als der Pfarrer den Segen sprach, falteten die am Altare Stehenden andächtig die Hände, sie aber sank, von den Uebrigen unbemerkt, auf die Kniee nieder, hob voll unsäglichen Schmerzes das große blaue Auge zum Himmel auf und eine Thräne rollte über die bleiche Wange.

25. Ruhe.

Die Sonne war oft auf- und niedergegangen und der Herbst bräunte die Blätter, röthete die Frucht des Baumes und vergoldete die Trauben, da wandelten an dem Frühmorgen eines schönen Sonntages Martin mit seiner lieben Hausfrau und deren Freundin Sabine den, unterhalb der Stadt sich hindehnenden Mainwiesen entlang an einem, mit Linden überschatteten Brünnlein vorüber, nach dem Gehöfte, so man zu den Gutenleuten nennt.

Das Kirchlein allda ließ mit seiner kleinen Glocke den Ruf zum Gottesdienste so freundlich erklingen, daß die Lustwandelnden nicht zu widerstehen vermochten. Nicht lange und sie traten durch das Thor des Gehöftes und lenkten den Schritt nach dem, mit einer Mauer umhegten Kirchhofe, in dessen Mitte das kleine Gotteshaus seine Mauern erhob.

Grüner Rasen deckte wo überall die Erde, Weißdorn und Himbeeren wucherten üppig an den Wänden, und nur in dem wilden, dichten Gestrüppe an der Mauer schien der Boden an einigen Stellen aufgerissen und mit Steinegeröll bedeckt.

Der Weg der Kirchengeher führte an dieser Stelle vorüber. Noch war es frühe, der Nachen von Niederrad, welche die hierher Eingepfarrten über den Main trug, noch nicht gelandet und die Drei befanden sich allein in dem stillen Garten. Da hörten dieselben plötzlich ein Rauschen hinter der Hecke, und wie sie betreten dorthin blickten, so gewahrten sie eine männliche Gestalt, die auf der Erde saß und schweigend auf den Boden starrte.

Befremdet schauten sie einander an, da wendet der Daniedersitzende das Antlitz auf die Seite und — Beben erfaßte sie — Syndikus Quamber blickte mit bleichen Wangen, aber ernsten, kalten Mienen fragend zu ihnen herüber.

Renate nahm die Freundin rasch am Arme und entfernte sich mit derselben nach der Kirche, während Martin stehen blieb und nicht wußte, ob er sein Stören entschuldigen, oder eine Ansprache unterlassen sollte. Während er jedoch noch überlegte, stand der Syndikus auf, warf ihm einen unwirschen Blick zu, und entfernte sich schweigend.

Der Kirchendiener kam jetzt heran und bemerkte den Martin, welcher erschüttert dem Fortgehenden nachblickte.

„Nicht wahr, Ihr wundert Euch auch?" fing der redselige Mann an. „Ja, ja, so kommt er manchmal Abends spät, manchmal Morgens früh und sitzt dann stundenlang auf diesem Grabe an der Mauer."

„Ich wähnte ja doch", entgegnete Martin mit Befremden, „daß die Heimgegangenen von Niederrad —"

„Ganz recht", fiel der Andere kopfnickend ein, „die finden jenseits des Mains ihre Ruhestätte, aber hier, —"

„Nun?"

„Ist der Kirchhof für die armen Sünder."

Kalter Schauder überrieselte Martin, eine schreckliche Ahnung durchzitterte ihm die Glieder.

„Der Schutt und das Steinegeröll an jener Stelle", fuhr

der Kirchendiener fort, „deckt die Gebeine des — Wilhelm Bechdold."

Der Redende entfernte sich nach der Kirche und Martin blieb tief ergriffen allein.

Langsam trat er jetzt dem Grabe näher und brach mit feuchten Augen einiges Immergrün und etliche wilde Herbstblumen, die er zu einem Strauße vereinte.

Wehmüthig betrachtete er die Blumen. Seine Gedanken waren: Sabine.

„Arme Dulderin", sprach er dann leise, „sollst Du denn nie irgend einen Lohn für deine treue Liebe finden?"

Da erklang die Orgel des Kirchleins und gleichsam als Antwort auf seine Frage sangen andächtige Stimmen:

> Freu dich sehr, o, meine Seele
> Und vergiß der Noth und Qual.
> Gott, dem treu ich Dich befehle,
> Ruft Dich einst vom Jammerthal.
> Aus der Trübsal dieser Zeit
> Führet er Dich zur Herrlichkeit,
> Die kein Ohr je hat gehöret,
> Die in Ewigkeit dann währet.

Heilige Schauer durchzitterten da des Hörers Brust.

„Ja dort allein", rief eine Weihestimme in ihm, „ist Ruhe für dein armes Herz, dort nur blüht dir die Palme!"

Der Gesang verhallte und mit den entschwindenden Tönen entwich auch das Schmerzgefühl aus seinem Busen. Eine wohlthätige Empfindung aber — die der Hoffnung und des Trostes — zog auf lindwehenden Flügeln an dessen Stelle.

Auch er trat jetzt ein in die Kirche und wie der Gottesdienst geendigt war, kehrten die Drei mit wundersam gehobenem Gemüthe zurück nach Frankfurt.

Als nach einiger Zeit Sabine verwaiste, nahmen Martin und Renate sie, wie eine Schwester, in ihren häuslichen Kreis. Da wurde auch der vereinsamte Syndikus zu seinen Vätern versammelt und als sie das, von ihm aufgesetzte Testament eröffneten, hatte er darin Sabine seine liebe Tochter genannt, und dieselbe zu seinem alleinigen Erben eingesetzt.

Renate war unterdessen von der hinströmenden Zeit zur erfahrnen, stets das Nützliche wohlberechnenden Hausfrau herangebildet worden. An einem freundlichen Abende, als sie mit Sabine allein am geöffneten Fenster saß, und Beide in den blühenden Garten des Johanniterklosters hinabsahen, brachte sie das Gespräch auf die Zukunft.

„Sabine", sprach sie hierbei mit einem Tone, in welchem neben gewissem, traulichem Scherze, tiefes, inniges Mitgefühl nicht zu verkennen war, „willst Du denn ewig in Deinen Träumereien Dich wiegen? — Soll denn Dein Herz nicht mehr zu rühren seyn, und der schönste Ruf des Lebens an Deinem Ohre ungehört verhallen?"

Da drückte Sabine der Freundin mit schmerzlich-süßem Lächeln die Hand und blickte zu Boden. Dann aber erhob sie das schöne, blaue Auge gen Himmel und entgegnete:

„Auch mit seinen Mängeln liebte ich ihn. — Das eben ist die wahre, ächte Liebe und diese ist in dem Busen der Jungfrau unvergänglich — ewig, wie ihre Seele!"

Meyerbeer's „Nordstern".

Die unter dem Titel: „l'Etoile du Nord" (der Stern des Nordens) am 17. Febeuar in der Opera comique in Paris zum ersten Mal gegebene Oper von Meyerbeer hat, wie bekannt, außerordentliches Aufsehen gemacht und wird fortwährend bei überfülltem Hause wiederholt. Der Inhalt des Textes ist eine Episode aus dem Leben Kaisers Peter des Großen. Der Czar lernt in Finnland (??), wo er sich als Zimmergeselle aufhält, Katharina kennen, der ihre Mutter in der Sterbestunde prophezeite, daß, wie jedem Menschen ein Stern glänze, so auch Katharinen. Der ihrige werde sie zu hohen Ehren führen. Peter der Große hat Gelegenheit, alle Tugenden des jungen Mädchens kennen zu lernen, „ihr keusches Wesen, ihren Muth, ihre Unerschrockenheit." Katharina weiß durch ihren Reiz und ihre Gewandtheit eine Bande Tartaren, die plündernd in das Land dringt, unschädlich zu machen. Dann tritt sie an Stelle ihres jungen Schwagers, der am Tage seiner Hochzeit fort soll, in die Armee und entdeckt eine Verschwörung gegen das Leben des Kaisers. Nachdem Peter sie bereits für sich verloren glaubte, da der Verdacht seiner Untreue Katharina dem Wahnsinn nahe gebracht hatte, zaubert er ihr in St. Petersburg den heimathlichen Herd mit allen seinen Umgebungen vor. Ihre ehemaligen Gespielen und Verwandten umgeben sie plötzlich, und während das Bewußtseyn der tieferschütterten Katharina allmälig wiederkehrt, setzt Peter ihr die Krone auf.

Meyerbeer hat in dieser Oper bewiesen, daß er auch das Komische darzustellen weiß. Die Arie Katharinas: le bonnet sur l'oreille, das Ensemble: ah, que j'ai peur, das charakteristische Lied: Enfants de l'Ucraine, das Zigeuner-Rondo: Il sonne et resonne und namentlich der Anfang des Finales des ersten Aktes würden den Pariser modernen Opern-Componisten genügen, eine Oper mit ächter Komik zu spicken. Im zweiten Akte erregte die Reiter-Arie: Beau cavalier au coeur d'acier und die Grenadier-Arie: Grenadiers fiers moscovites, ferner das Duo der Marketenderinnen: Sous le vieux rempart wahren Enthusiasmus. Der dritte Akt ist ernster als die beiden ersten, obgleich auch ihm das komische Element nicht fehlt. Sehr wirkungsreich ist zum Schlusse die Wiederholung der reizenden Musik aus dem ersten Akte. Einige Stücke hat Meyerbeer aus dem Feldlager in Schlesien in diese Oper übertragen. — Unziemlichkeiten haben keine stattgefunden, obgleich man sie fürchten durfte. Man scheint begriffen zu haben, daß eine „patriotische" Kundgebung gegen den „Czaren" von dem ganzen verständigen Publikum mißbilligt werden und vielleicht auch andere unangenehme Folgen haben würde, denn die Direktion des Theaters hatte, ohne Zweifel auf höhere Veranlassung, dafür gesorgt, daß keine zweideutige Individuen zugelassen wurden. Um 6 Uhr schon entfernten Polizei-Agenten die marchands de contremarques. Der Hof war zugegen.

Das Gutenberg-Fust-Schöffer-Monument.

Es wird erinnerlich seyn, daß dieses Denkmal seine Entstehung der vierhundertjährigen Feier der Erfindung der Buchdruckerkunst verdankt. Der Roßmarkt war damals für den Mittelpunkt des Festzuges, für die Anrede an die versammelten Bürger über die Bedeutung des Festes, bestimmt worden. Hr. v. Launitz bezeichnete als Standpunkt den Brunnen mit der Herkules-Statue, und führte in kürzester Zeit einen glücklichen Gedanken noch glücklicher aus. Wer damals in Frankfurt lebte, erinnert sich den überraschenden Eindruck, als während der Festrede die Standbilder von Fust, Gutenberg, Schöffer, umgeben von vielen bedeutungsvollen Neben-Gestalten, plötzlich enthüllt wurden. Noch längere Zeit nach dem Fest bewunderten Tausende von nah und fern das schöne Monument — aus Stroh und Gyps. Bei dem Festessen auf der Mainlust sprach sodann Hr.

Geh. Hofrath Stiebel: „Meine Herren, lassen Sie uns den abscheulichen Herkules von dem Brunnen stoßen und an dessen Stelle das Symbol der Geisteskraft bringen, wodurch so viele irdische finstere Gewalten erdrückt und besiegt worden sind?" — Der erste Hebel wurde sofort durch eine Unterschrift von fl. 5000 angesetzt; nach und nach flossen — wir wissen nicht genau wie viel? — wir glauben aber mehr als fl. 30,000 freiwilliger Gaben zusammen, die ein Comitee herbeischaffte unter dem Vorsitz des Hrn. M. von Bethmann. Jetzt ist das Monument galvanoplastisch so weit vollendet, um aufgestellt zu werden; zu den Fundamenten gibt die Stadt fl. 8500, und erreicht damit zugleich einen andern Zweck, welchen das Bauamt in seinem Bericht hervorhebt, nämlich die ohnehem umumgänglich nöthige Herstellung des Brunnens. Es scheint uns, daß diese Zusammenwirkung der Bürger und Behörden zu einem Werke der Kunst ganz das Angemessene ist. Wir lieben die Kunst; allein unser kleiner Staat kann aus seiner Kasse, wohin die Steuer der Armen fließt und die für sehr nöthige Dinge bestimmt ist, nur etwas zur Ermunterung thun; die Hauptsache müssen die wohlhabenden kunstliebenden Bürger leisten. — Eben so wurde es bei der Herstellung des Kaisersaales gehalten. Seine Bildnisse, die über fl. 30,000 kosten, sind das Werk freier Stiftungen; den Fußboden und die Decke des Saals hat sodann die Stadt herstellen, die Wände anstreichen lassen. Der Saal ist in Europa bekannt und ein Hauptgegenstand für die Neugierde der Fremden, die freilich nicht begreifen können, wie Erzherzog Johann unter Lebensgröße im Frack mit weißer Halsbinde im Jahre 1850 zwischen die kolossalen Figuren Karls des Großen, der im Jahre 800, und Rudolfs von Habsburg, der 1280 regierte, gestellt werden konnte, und hier zum Trotze der Geschichte und der Kunst stehen bleiben darf. Die Gesellschaft, welche die Herstellung des Saals in Gang gebracht und aus ihren Mitteln großentheils bewirkt hat, ist hierbei nicht gefragt worden. Möge die Gesellschaft für die Ausrichtung des Gutenberg-Denkmals nicht ähnliche Erfahrungen machen. Möge es wahr werden, daß ihr Werk jetzt wirklich an seinen Platz tritt. Wir sagen dieses sine ira et studio für diese oder jene Stelle; bedauern jedoch, wenn sich hierüber wieder ein Kampf wie um Goethe's und Guiollett's Denkmal entspinnen sollte, während die Zeit zur Errichtung von Denkmälern schnell verstreichen möchte; bedauern noch mehr, wenn der Künstler, welcher den Gedanken und die Hand, wenn die Bürger, welche das Geld zu dem Kunstwerk gegeben haben, ihre Ansicht nicht berücksichtigt oder ihre Meinung nicht eingeholt sehen würden. (Volksbote.)

David Schulz.

(Nekrolog.)

Breslau, 19. Febr. Wiederum hat der Tod eine Notabilität der Wissenschaft aus unserer Mitte gerufen. Dr. David Schulz, Consistorialrath, Professor der Theologie und Senior der hiesigen Universität, ist vorgestern Abends in einem Alter von 75 Jahren von der Erde geschieden. Er war am 29. November 1779 zu Pürben (Freyst. Kreises) geboren, hatte zu Halle studirt, wurde im Jahr 1809 zum ordentlichen Professor der Theologie an der Universität zu Frankfurt a. d. O. ernannt, und als diese im Jahr 1811 hierher verlegt wurde, ebenfalls hierher versetzt. Sein Einfluß auf die Bildung der evangelischen Geistlichkeit Schlesiens wuchs von Jahr zu Jahr, und bis zu seiner Entlassung aus dem Consistorium übte er eine tiefgehende Wirksamkeit, wie kein zweiter neben ihm. Im Jahr 1819 ins Consistorium berufen, galt er in geistlichen Angelegenheiten als die rechte Hand des Oberpräsidenten Merckel, bis er mit diesem in einem Jahr (1845) aus dem Consistorium ausscheiden mußte, und zwar in Folge des von ihm damals in den hiesigen Zeitungen veröffentlichten, viel bekannten Protestes gegen die Bestrebungen „einer kleinen, nur durch äußere Stützen mächtigen Partei" (Eichhorn-Hengstenberg). Nächst seinem vorwiegenden Einfluß bei der Besetzung geistlicher Stellen in Schlesien, sowie bei den theologischen Prüfungen, in denen er als Examinator in der Exegese des Neuen Testamentes fungirte, wirkte er aber besonders durch das lebendige Wort seiner Vorlesungen, die so zahlreich besucht waren, daß sie in dem großen Musiksaale der Universität gehalten werden mußten. Die akademische Jugend hing mit Leidenschaft an dem hochverehrten Lehrer, und an jedem seiner Geburtstage wurden ihm Ovationen, Fackelzüge &c. gebracht. Nach seiner Entlassung aus dem Consistorium erhielt er von hiesigen Bürgern eine silberne Gedenksäule und von zahlreichen schlesischen Geistlichen ein Album. Im Jahr 1848 wurde er vom Minister Grafen von Schwerin zum Wiedereintritt in das Consistorium aufgefordert, was jedoch erfolglos blieb, da Schulz die Purificirung des Collegiums verlangte.

David Schulz gehörte der theologischen Richtung an, welche gemeinhin mit dem Namen der rationalistischen bezeichnet wird, und die man seit Jahrzehnten über die Achsel anzusehen gewöhnt ist. Eine spätere von den Kämpfen des Tags unbeirrte Geschichtschreibung wird sicher auch sie besser zu würdigen verstehen. Er war nicht frei von den Schwächen, welche dieser Richtung unläugbar anhaften; allein er vertrat seine Stellung mit Gelehrsamkeit und tauterer Offenheit des Charakters. Seine philologischen Studien erhoben ihn hoch über jene tiefsinnwollende Exegese, die mit noch größerer Willkür umspringt, wenn es gilt eine Lieblingsidee mit aller erbaulichen Breite auszuführen. In diesem Sinne war er ein rüstiger Kämpe gegen Tholuck und Hengstenberg, und ließ es nicht an scharfer Polemik fehlen. Dabei war er ein Mann, der allen Winkelzügen und Vertuschungen gram war. Jene seit Schleiermacher und Hegel neben der starrorthodoxen Partei mächtig gewordene Richtung, welche die Theologie zu einer esoterischen Wissenschaft zu machen beflissen war, verwarf Schulz entschieden und trat offen dagegen auf in Verbindung mit dem ihm lange in die Ewigkeit vorangegangenen Daniel v. Cölln. Streitschriften machen daher den bedeutendsten Theil seiner schriftstellerischen Thätigkeit aus. Als Hauptaufgabe seines Lebens betrachtete er die grammatisch-kritische Erforschung der neutestamentlichen Urkunden. Er war ein leidenschaftlicher Anhänger der Union. Seine letzten Jahre hat er in tiefem Gram verlebt. Sein ehrliches Streben war verketzert und verdächtigt worden, Kränkungen aller Art verbitterten ihm seine Tage und untergruben seine Kraft. Er ist nun in eine bessere Welt eingegangen. (A. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

Der Wallfischfang durch Electromagnetismus wird nun doch noch ausgeführt. Nach Prof. Jacobis in Petersburg Angaben ist der Rotationsapparat aus zwölf riesigen Hufeisenmagneten gefertigt, welcher durch einen isolirten Draht im Taue, an welchem die Harpune sich befindet, dem Wallfische die künstliche Nachahmung eines Blitzes liefert. Das Schiff, welches zuerst diese Maschine führt, heißt „Ajax", gehört der russisch-finnländischen Wallfischcompagnie und ist kürzlich von Aebo nach dem stillen Meere abgegangen.

(Bundesstadt, 21. Febr.) Wie ich mir mittheilen ließ hat der Bundesrath heute den Erlaß eines Kreisschreibens an die Kantone beschlossen, dessen Inhalt beim ersten Anblick etwas sonderbar erscheinen mag, das aber bei näherer Prüfung nachweist, welch großes Gewicht von man an in England auf den Jugendunterricht gelegt wird. Die Gesellschaft für Künste, Manufaktur und Handel, eine der bedeutendsten Englands, beabsichtigt im nächsten Juni in London eine Ausstellung von Unterrichtsgegenständen, wie sie in England, Frankreich, Preußen, der Schweiz, Nordamerika rc. in den Schulen gebräuchlich sind, abzuhalten, in der Voraussetzung, daß dadurch der Uebersicht und der planmäßigen Einrichtung des Schulwesens wesentlicher Nutzen geleistet werde. Sie geht dabei von der gewiß richtigen Ansicht aus, daß eine verbesserte Volksbildung die verbesserte Grundlage für Manufaktur und Handel sey. Zur Ausführung ihres Vorhabens wünscht die Gesellschaft die Uebersendung von Modellen und Schulhäusern, die in England bekanntlich von Seltenheit sind, die Uebersendung von Büchern, Vorlagen, Instrumenten von ausgefertigten Arbeiten rc., von den Gesetzen und Stundenplänen, nach denen die Schulen eingerichtet und geregelt sind.

Die Betriebs-Einnahmen sämmtlicher preußischen Privat-Eisenbahnen betrugen im Jahre 1853 13 Mill. 278,615 Thlr.; im Jahr 1852 12 Mill. 41,354 Thl.; im Jahr 1853 also mehr 1 Mill. 237,261 Thr.

Korrespondenz.

Mannheim, 25. Febr.

Der Theater-Umbau ist jetzt so weit vorangeschritten, daß nächster Woche schon die Umwandlung des Hörsaals und der Bühne in Angriff genommen werden soll. Obgleich beide Räumlichkeiten noch zu zwei Faschings-Vorstellungen und einem großen Balle benutzt werden, so bildete doch die gestrige Vorstellung den Schluß der im Jahre 1779 eröffneten deutschen Schaubühne dahier. Da kein Uebergang in ein neues Haus mit der Herstellung der neuen Bühne verknüpft ist, so war auch keine förmliche Abschiedsfeier am Platze; man brachte statt dessen dem Andenken Iffland's, dessen Thätigkeit die Mannheimer Bühne einen guten Theil ihres Rufes verdankt, eine ebenso würdige als angemessene Huldigung. Nachdem der Regisseur Herr Dr. Meyer in einem gediegenen Prologe Iffland's Verdienste und die hiesige Kunstanstalt hervorgehoben und bei den Zuhörern eine gewisse feierliche Stimmung geweckt hatte, wurden die zu jenem Schlußact neu einstudirten „Mündel" — von Iffland für die Mannheimer Bühne gedichtet und am 25. Oct. 1784 zuerst daselbst gegeben — zur Aufführung gebracht. Prolog und Vorstellung wurden auf das Beifälligste aufgenommen und die Darsteller schließlich gerufen. — Das von Musikdirektor Hetsch dahier componirte Quodlibet für Orchester, über dessen Gediegenheit und Humor ich Ihnen s. Z. berichtete, ist gegenwärtig im Verlag von „Schott's Söhnen" im Druck erschienen; gleichzeitig die Einrichtung für das Pianoforte von gedachtem, in der musikalischen Welt mit Auszeichnung genannten Verfasser. Der stürmische Beifall der jenem Quodlibet bei den wiederholten Aufführungen auf hiesiger Bühne stets zu Theil wurde, wird dasselbe voraussichtlich nicht nur zu einer Lieblingshumoreske der verschiednen Orchester, sondern in der Clavier-Einrichtung auch für Private machen, zumal die Preisstellung im Verhältniß zum Gehalt und Umfang der Composition eine sehr bescheidene ist.

Offenbach a. M., im Febr.

Außer dem allgemeinen Kranken-Unterstützungs-Verein, von welchem in der No. 47 Ihrer Didaskalia vom 23. l. M. die Rede ist, besteht dahier eine Sparkasse, deren Direction vor einigen Tagen ein „Verzeichniß der den Einlegern in der Offenbacher Sparkasse am Ende des Jahres 1853 zu gut kommenden Kapital- und Zinsen-Beträge" veröffentlicht hat. Nach der mit diesem Verzeichniß verbundenen „Nachweisung über den Stand der Sparkasse am 1. Januar 1854" hatten die Einleger an Kapital und Zinsen gut: fl. 603,634. $36\frac{1}{2}$ kr., während dieses Guthaben der Einleger am 1. Januar 1853 fl. 565,355. $10\frac{3}{4}$ kr. betrug. Im Jahre 1853 sind mit 1775 Einlagen im Ganzen fl. 190,879. $48\frac{1}{2}$ kr. eingelegt und in 1043 Rückzahlungen im Ganzen fl. 169,560. $20\frac{1}{4}$ kr. zurückgenommen worden. Es übersteigen also im Jahre 1853 die Einlagen die Rückzahlungen um fl. 21,319. $28\frac{1}{2}$ kr., woraus erhellet, daß das Vertrauen des Publikums zu der in Rede stehenden, sehr wichtigen und nützlichen Anstalt, deren Reservefond am 1. Januar 1854 fl. 45,113. $55\frac{3}{4}$ kr. war, fortwährend im Wachsen begriffen ist.

Aus Thüringen, 20. Februar.

Eine von dem preußischen Minister von Raumer ergangene Entscheidung in Betreff des Religionsunterrichts des Predigers der freien Gemeinde in Nordhausen, Hrn. Balzer, erregt allgemeine Aufmerksamkeit, weil sie in ein bis jetzt ganz frei gelassenes Gebiet, das der „väterlichen Gewalt" hinüberragt. Es wurde nämlich in derselben dem gedachten Prediger nicht nur der Unterricht anderer, sondern auch „seiner eigenen Kinder" verboten, und zwar in der Religion sowohl, als in den Elementarkenntnissen. Balzer reclamirte nun dagegen; aber seine Reclamation hatte nur einen unvollkommenen Erfolg. Es ward ihm nämlich hierauf freigelassen, seine Kinder in andern Dingen selbst zu unterrichten, jedoch nicht in der Religion. Hier hat er (der Vater seiner Kinder) vielmehr bei Geld- und Gefängnißstrafe nachzuweisen, daß seine Kinder von einem qualificirten Lehrer religiös unterrichtet werden!

Bad Homburg, 26. Februar.

Der Carneval wird bei uns durch einen glänzenden costümirten Ball geschlossen, der auch aus der Umgegend stark besucht seyn dürfte. Die Storchritterquadrille, die auf dem ersten Maskenballe so großen Beifall fand, wird dießmal wiederholt. Letzten Montag ließ sich der französische Komiker Remond im Kursaal hören und sprach sehr an. Sein Geberdenspiel ist in der That sehr belustigend.

Literatur- und Kunst-Notizen.

Bei der in diesem Jahre zu veranstaltenden Ausstellung des „rheinischen Kunstvereins" wird erstere vom 15. April bis 10. Mai in Darmstadt, vom 11. Mai bis 5. Juni in Mannheim, vom 6. Juni bis zum 1. Juli in Stuttgart, vom 2. bis zum 27. Juli in Karlsruhe, vom 28. Juli bis zum 22. August in Freiburg, vom 23. August bis zum 20. September in Straßburg und vom 21. September bis zum 19. October in Mainz stattfinden.

(Frankfurt a. M.) Hr. Dr. Scheve, der bekannte Phrenolog, ist hier eingetroffen und beabsichtigt demnächst einige Vorlesungen zu halten. Auch in Darmstadt hielt Hr. Dr. Scheve Vorträge vor einem ausgesuchten Auditorium von Herren und Damen, welche klar, höchst belehrend und für Jedermann ansprechend waren.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 28. Febr. Dritter und letzter Maskenball im Stadttheater.

Mittwoch, 1. März. Zweites großes Konzert des Violin-Virtuosen Hrn. Ernst, unter Mitwirkung der Fräulein Sions Leoy aus Paris. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 2. März. Jubel-Ouverture von C. M. von Weber. Hierauf: Festspiel, zum Andenken Carl Maria von Webers, von Harald von Brackel, mit lebenden Bildern. Hierauf: Der Freischütz, romant. Oper in 4 Akten, Musik von C. M. v. Weber. Mit neuen Dekorationen, Maschinerien und Kostümen.

Druck und Verlag von Holler und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 52. Mittwoch, den 1. März 1854.

Zwei Cousinen.

Nach den Household Words von W. F.

„Ihm sey es ganz gleich“, sagte er, „sie möchten ihn verheirathen, wann es ihnen beliebe und an wen es ihnen beliebe, nur sollten sie ihn damit verschonen, daß er sich darum bewerbe. Man solle ihm nur seine Pfeifen lassen und einen Band von Shelley, und eben sey es für ihn in der That ganz dasselbe, ob er eine Frau habe oder nicht. Beiläufig müsse er sich aber noch eines ausbedingen, nämlich daß er nicht auf die Jagd zu gehen, oder kauderwelsches Zeug zu schwatzen habe.“ —

Dieß sagte Launcelot Chumley, indem er gähnte — obgleich es zwölf Uhr war, doch hatte er sich erst vor zehn Uhr zum Frühstück eingefunden — und dabei schlenderte er aus dem Gesellschaftszimmer durch die offen stehenden Flügelthüren nach dem Vorplatze und streckte sich in den Schatten eines Wallnußbaumes hin, wo er sich den Tag über poetischen Träumereien überließ; eine Lebensweise, die ihm ganz geeignet schien, um den hohen Beruf seines Daseyns zu erfüllen.

Launcelot Chumley war ein verzogenes Kind, ein verzogenes Kind von erhabenen Gedanken und edlen Trieben, die aber durch glückliche, äußere Verhaltnisse gelähmt waren, und zu deren Entwickelung durch eigene Anstrengung jeder Anstoß von außenher fehlte. Nachtheilige Wirkung für seinen Geist hatte es auch, daß ihm kein Widerspruch entgegentrat. Wenn man ihn nur ungeschoren lasse, dann möge man thun, was man wolle, pflegte er zu sagen. Ließ man also seine Bücher unangetastet, fällte man auf dem Vorplatze keine Nußbäume, zerbrach man seine Pfeifen nicht, sprach man nicht laut, oder machte sonst kein Geräusch, so war er vollständig zufrieden und kümmerte sich um nichts. Seine Gleichgültigkeit und Trägheit brachte seine Mutter zur Verzweiflung. Sie bemühte sich, ihn durch glänzende Aussichten auf Rang zur Thätigkeit anzuspornen, doch Launcelot rühmte sich selbst, daß ihm Ehegeiz fern liege, und er versicherte hoch und theuer, er würde ein Herzogthum nicht annehmen, wenn man es ihm anböte; dergleichen würde ihm nur unbequem und lästig seyn. Seine Mutter hatte durch übertriebene Nachsicht ihr Möglichstes gethan, um ihn in seinen Ideen zu bestärken, und nun sie sah, wohin das geführt, war sie außer sich. Doch, da einmal etwas gethan werden mußte, so dachte sie an eine Verheirathung und glaubte steif und fest, wie dieß wohl in der Art der Frauen liegt, daß hierdurch Alles — seine Trägheit, Eitelkeit und Selbstsucht geheilt werden würde.

Mistriß Chumley dachte, wie gesagt, an eine Verheirathung, aber mit wem?

In London lebten zwei Verwandte des Hauses Chumley, Ella Limple und die kleine Violet Tudor. Diese beiden Damen waren Busenfreundinnen nach der gewöhnlichen Maniee junger Damen. Sie hatten mit einander geheimnißvolle Vertrauenssachen und schrieben sich wundervolle Briefe. Ella Limple war von pathetischem und sentimentalem Temperament, sie sprach nur von Sorgen und Kummer und sagte, für sie gebe es kein Glück mehr auf Erden; es drücke sie etwas, das sie niemals vergessen könne; Niemand wußte aber was. Violet Tudor verlachte allen diesen sentimentalen Schnickschnack und zeigte Zurückhaltung und Kälte gegen Alle, die ihr den Hof machten. Sie selbst hatte gelobt, keinen anderen Mann heirathen zu wollen als einen Modehelden oder einen General, der im Kriege gedient und schwer verwundet worden; und fände sich ein solcher, so wisse sie noch nicht, ob sie ihn nehmen würde. Violet ritt feurige Pferde, und schalt einmal einen indischen Offizier einen „Muff“, weil ee nie auf einer Tigerjagd gewesen. Daß es zwischen ihr und dem Gentlemann, der vor Scham blutroth wurde, nicht zu einem Duell kam, verdankte sie ihrem Geschlechte. Aus dieser kurzen Skizze beider Damen läßt sich sehr leicht der Schluß ziehen, daß Mistriß Chumley auf der Stufenleiter weiblicher Grazie Miß Violet Tudor nicht sehr hoch stellte, obgleich sie nicht die Hälfte der tollen Sprünge dieses lockenköpfigen Schelmes kannte. Natürlich wurde sie ein für allemal für den vorliegenden Fall übergangen. Dagegen vereinigte Miß Ella alle die Vorzüge in sich, die Mistriß Chumley wünschte; sie war jung, hübsch, sanft und ließ sich leicht lenken; hiermit verband sie noch Reichthum, einen unbefleckten Stammbaum und untadelhafte Manieren. Was konnte eine Mutter für ihren Sohn mehr wünschen! Mistriß Chumley erließ daher an Ella eine freundliche Einladung und bat sie, daß sie einige Wochen zu ihr auf Besuch kommen möge; und diese Einladung überraschte Ella nicht nur, sondern sie gereichte ihr auch zur Freude, denn Cousin Launcelot war für sie stets eine Art mythischer Held gewesen, und sie war entzückt darüber, daß sie jetzt aufgefordert worden, mit ihm zusammen zu treffen. „Obgleich du weißt, theuerste Vi*), daß mich nichts in der Welt vermögen kann, den armen guten Heinrich, der jetzt allein in dem schrecklichen Ostindien verweilt, zu vergessen“, flocht sie in den Brief ein, worin sie ihrer vertrauten Freundin mittheilte, daß sie eine Einladung zu Chumley's erhalten. Mehr aus Neugierde nahm sie also die Einladung an, und in wenigen Tagen befand sie sich zu High Ashgrove mit ihren schönsten Kleidern und ihrem neuesten Hute.

Während dieses Besuchs wuchs die Koreespondenz Ella's mit Miß Violet Tudor ins Unglaubliche. Ihre eesten Briefe waren in Betreff ihrer selbst sehr heiter; bald aber verriethen sie eine namenlose Melancholie und gewisse geheimnißvolle Winke. Dann brachen sie plötzlich in so schreckliche Selbstanklagen aus, wie sie

*) Abkürzung des Frauennamens Violet.

mit Worten nur auszudrücken sind. Wenn sie das Haupt einer Falschmünzerbande, oder die Hohepriesterin einer ketzerischen Sekte geworden wäre, sie hätte sich für ihr Vergehen keiner stärkeren Ausdrücke bedienen können. Anfangs erschrack Violet, aber bald erinnerte sie sich, daß es eine Liebhaberei Ella's sey, in allen nur möglichen Selbstanschuldigungen zu schwelgen. Endlich traf ein Brief ein, welcher das Geheimniß enthüllte; er brachte die schreckliche Sphynx, welche Menschen verschlang, auf einen zahmen Hund herab, der dem Nachbar den Rahm gestohlen, und endigte wie gewöhnlich die Geheimnisse der meisten jungen Damen endigen. „Ich weiß nicht, was meine innig geliebte Violet von ihrer Ella denken wird, doch wenn es selbst der Todesstreich für jene lange und zärtliche Zuneigung, die mein gemartertes Herz in so vielen bitteren Prüfungsstunden aufrecht erhalten hat, werden sollte, dennoch muß ich der Freundin die Wahrheit mittheilen. Violet, ich habe mein Gelübde gebrochen und verdiene das Schicksal Imogen's in jener fürchterlichen Ballade. Armer, unglücklicher Heinrich! Violet, Beste, ich liebe meinen Cousin Launcelot. Meine Tante machte mir so dringende Anträge und Launcelot sagte in so süßer Weise: „„Ich bin überzeugt, daß Sie eine sehr niedliche Frau seyn werden, Miß Limpte““, daß ich nicht widerstehen konnte. Außerdem ist Cousin Launcelot sehr hübsch und lebt auf einem großen Fuß. Du weißt, ich habe stets an der Figur des armen guten Heinrich etwas auszusetzen gehabt; sie neigte zu sehr zum Stämmigen hin. Launcelot's Figur ist vollkommen. Er ist groß — ich denke an die sechs Fuß — und hat die einnehmendsten Manieren. Er gleicht einem Bilde. — hat hellbraunes Haar in starken Locken, aber nicht kurz und kraus, wie die des armen Heinrich. Er trägt sie lang, wie man sie auf den Bildnissen Raphaels sieht. Heinrich's Haar, der arme Junge, ging mehr in's Röthliche über. Launcelot's Augen sind groß und dunkelgrau mit einem wunderbaren Ausdruck von Melancholie. Sie sind Gedichte auf sich selbst, Violet. Nun, Heinrichs Augen waren, wie Du weißt, nußbraun, und nußbraune Augen sind abscheulich; sie sind so lebhaft und feurig. Ich liebe solche Augen wie Launcelot's, solche schwermüthigen, poetischen Augen, die eben sowohl fühlen und denken wie auch sehen. Braune Augen sehen nur. Weißt Du jetzt den Unterschied? Er ist sehr ruhig, liegt den ganzen Tag unter den Bäumen, raucht aus den schönsten Pfeifen und liest den Shelley. Ich schwärme jetzt für Shelley und hasse Shakespeare. Wie versessen war nicht Heinrich auf Shakespeare — auf jenen langweiligen Hamlet! Und nun kommt Deine Ella und bittet Dich, theuerste Violet, eile so rasch wie möglich hierher. Ich lege einige Zeilen von Tante Chumley bei, worin sie Dich auch bittet. Niemals, theuerste Vi, würde ich es Dir vergeben, wenn Du nicht sogleich kämest; denn kein Liebhaber in der Welt soll mich von meiner treuen Violet trennen. Wenn Du nicht kommst, so muß ich glauben, daß Du mir zürnst wegen meines treulosen Verfahrens gegen den armen Heinrich; und in der That, ich fühle, wie schuldig ich bin. Ich habe in der letzten Nacht schrecklich von ihm geträumt. Er sah so bleich und zürnend aus, wie sein Liebling Hamlet. Lebe wohl. Ich kann nicht weiter schreiben; denn die Tante ruft nach mir, um mit ihr ins Dorf zu gehen. Komm', theuerste Violet, und komm' sofort.“

(Fortsetzung folgt.)

Venedig.

(Aus: „Südfrüchte von Friedr. Pecht. Leipzig, J. J. Weber.“)

Venedig, 3. October 1851.

Da wäre ich endlich in diesem Stein gewordenen Märchen, dieser zauberhaften Stadt angelangt, die mit keiner andern verglichen werden kann und von keiner andern an Reiz übertroffen. Strenge Deine Phantasie an, wie Du willst, zum Wunderbarsten und Abenteuerlichsten, Venedig wird es überbieten! Vor mir liegt der Hafen mit bewimpelten Schiffen und schlanken Barken, der Gesang der Gondoliere tönt zu mir herauf, marmorne Kuppeln tauchen silberweiß wie Schwäne aus der dunkeln Fluth, die schwarze Gondel gleitet geräuschlos unter meinem Fenster vorbei, schwarzäugige Frauengestalten schäkern auf dem Balkon, melodisch klingen ihre Stimmen in mein Ohr und doch möcht' ich mich oft noch fragen, ob all das nicht ein schöner Traum sey, und fürchte mich fast plötzlich, daraus zu erwachen! Doch laß Dir ordentlich erzählen, wie ich so schnell in dieß Feenreich gekommen!

Von Riva vertrieb mich der Regen, der zwei Tage unaufhörlich herunterfloß, so daß ich, da es noch gar keinen Anschein hatte, als ob es aufhören wollte, mich kurz entschloß, direkt hierher zu fahren und mich unterwegs in Verona, Vicenza, Padua gar nicht aufzuhalten, sondern hier gleich häuslich einzurichten, wo dann in den Galerien und den Sammlungen mich das schlechte Wetter nicht mehr würde sehr stören können. Ich fuhr also in der Frühe mit dem Dampfer hinunter nach Peschiera und hatte da Gelegenheit, einen tüchtigen Sirocco-Sturm mitzumachen, der aus den kahlen Schlünden des Monte Baldo hervorbrach, denn Wald ist schon seit Trient von den Bergen verschwunden und es gibt hier nur noch Oelbäume und Limonien-Haine, dann kommen kahle sonnverbrannte Berglehnen, in die die Bäche tiefe Furchen gerissen haben, oder nackte Felsen, die steil emporsteigen, wo keine Vegetation möglich ist; indeß die tiefe schöne Farbe entschädigt hinlänglich und ich habe einstweilen unsere rauschenden Wälder und grünen Matten ruhig dran gegeben.

Gegen Peschiera zu erweitert sich der See, die Berge haben sich in die Ebene ohne lange Vorbereitung verlaufen und nur einzelne Vorposten hinausgeschickt, gegen Verona und Vicenza hinaus, die die Oesterreicher gewöhnlich befestigten. Schon um Peschiera herum sah man neue Schanzen und Forts, in Verona glänzten überall auf den Höhen die Mauern frisch erbauter Castelle, ja selbst Trient und Riva hatten ihre neuen Acquisitionen dieser Gattung. Der Doppeladler hat hier seine Fänge tief eingeschlagen und man wird ihn wohl nicht sobald aus diesem schönen Lande vertreiben.

Das deutsche Regiment in Italien fand ich bis jetzt scharf, aber nicht brutal, ich wüßte nicht, wie man freundlicher und höflicher behandelt werden sollte, als wir bisher von den österreichischen Behörden, so genau sie es auch nehmen müssen. Dasselbe fand ich hier, als ich mit der Eisenbahn Abends anlangte, immer noch in Regen, und an Dogana und Paßbureau kam. Wir wurden schnell abgefertigt und der Omnibus, d. h. eine große Gondel, trug uns in pechfinsterer Nacht zu dem an einem stillen Canal gelegenen Vapore, einem braven Gasthaus, wo von der verrufenen italienischen Prellerei nichts zu merken ist.

Schnell hatten wir ausgepackt und waren eingerichtet, der Regen hatte auch aufgehört und der Mond zeigte sich eben zuerst am dunkeln Himmel, als wir aus den engen Straßen heraus auf den glänzend erleuchteten Markusplatz traten. Das Zauberhafte dieses Anblicks ist nicht zu schildern; Du glaubst ins Feenreich versetzt zu seyn, eine jener Erzählungen aus tausend und einer Nacht mit ihrer üppigen orientalischen Phantasie, plötzlich vor Dir verwirklicht zu sehen; der Bau, der Dir entgegenglänzt, ist einer jener Paläste aus Smaragd und Demant mit goldenem Dache.

Es ist St. Markus, aus dessen Zinnen und Thürmchen jene marmorne Blumenwelt übermüthig hervorsproßt, die Säulen

umrankt und die Capitäle mit ihren Rosen umspinnt. Hinter ihm tritt Dir der Dogenpalast entgegen, noch wunderbarer, noch mehr aller Voraussetzungen spottend und sie hinter sich zurücklassend durch seine Kühnheit und Größe. Ich hatte beide Gebäude so oft gemalt gesehen, und vortrefflich, aber nie, fand ich, hatte die Abbildung auch nur einen kleinen Theil jenes übermächtigen Eindrucks wiedergegeben, den in der Natur diese Bauwerke machen.

Vor mir lag das Meer im grünen Mondglanz ruhig wie ein schlafend Kind, der Schiffe dunkle Massen übereinander gethürmt wie Häusen Ungeheuer, hier und da schießt eine Gondel durch die spiegelglatte See und ihr Ruderschlag scheint tausend Funken aus der Tiefe hervorzusprühen, unter ihrem dunkeln Dach, welch süße Geheimnisse mögen da verborgen seyn!

Die Inseln zeigen von ihren Kirchen und Palästen nur die Silhouette von blauem Dunst umflossen, ein breiter Lichtstrom trennt sie von uns, der zitternd über die Woge hingleitet, ein feuchter Glanz wie im Auge eines liebenden Mädchens zieht durch die ganze Luft, der Dir unsägliche wollüstige Schwermuth und träumerische Sehnsucht ins Herz gießt! Blickst Du dann wieder auf die Piazetta, so wirkt der Kontrast zwischen diesem Bilde der Ruhe und der flammenstrahlenden Piazetta mit ihrem ungeheuern Reichthum an architektonischen Formen doppelt magisch und blendend; die Welt hat keine zweite Scene der Art aufzuweisen!

Weiter auf dem Markusplatz wogt es schau- und genußlustig durch die Arkaden der beiden Procuratien, Musik aller Art läßt sich hören, Hunderte von Gasflammen beleuchten die bunte glänzende Menge, die sich auf den Marmorplatten des Platzes herumtreibt, mit ihrem rothen Licht, ihr Glanz spiegelt sich an den Säulen-Bündeln der Kirche, das gleißt und blitzt und glänzt an den kostbaren vielfarbigen Marmorsäulen, dem Mosaik der untern Hälfte, während die weißen Kuppeln, die Filigranarbeit der Thürmchen und Zacken der obern im sanften kühlen Mondlicht weich und traumhaft verschwimmt!

Wir gingen Alle wie berauscht herum unter den langen Säulenhallen auf dem breiten Platz und konnten des Staunens, der Bewunderung kein Ende finden. Himmlische Wirkung der Kunst, die entzückt und erhebt, wenn die Spuren aller übrigen menschlichen Thätigkeit längst verweht sind! Venedigs Größe ist in Staub gesunken, seiner Helden, seiner Staatsmänner Arbeit ist vernichtet bis auf die letzte Spur, aber seiner Baumeister, seiner Maler Werke beherrschen heute noch mit ihrem Glanze die Welt, machen das Entzücken des Gebildeten, geben Anstoß, Regel und Gesetz für tausend Schöpfungen neuerer Zeit. O diese Werke des schaffenden Genius sind größere Thaten und haben mächtigere Wirkung als alle gewonnenen Schlachten über sterbliche Menschen auf blutigem Felde, denn sie sind gewonnene Schlachten des unsterblichen Geistes!

Mannichfaltigkeiten.

Auf der Insel Usedom lebt eine Fischerfrau, die erwiesenermaßen auf einer Eisscholle von Schweden über die ganze Ostsee getrieben worden ist. Als junges Mädchen trieb sie in der Gegend von Kalmar ein Schaf über eine zugefrorne Meeresbucht, um sich den Weg zu verkürzen. Plötzlich aber erhob sich ein mächtiger Sturmwind, ein großes Stück von dem Eise, auf dem sie stand, lösete sich ab und trieb in die See. Mehrere Tage schwamm die Arme so in der Ostsee umher und ward der pommerschen Küste zugetrieben. Fischer, die mit ihrem Boote weit in See waren, fanden endlich das bereits bewußtlose Mädchen. Bald darauf heirathete sie einen ihrer Retter, ließ sich häuslich auf Usedom nieder und ihr Geburtsland Schweden, das sie auf so seltsame Weise verlassen, hat sie nie wieder betreten.

Englische Buchhändler kündigen als nächstens erscheinend drei für die Geschichte höchst wichtige Sammlungen von Papieren an, die kürzlich erst aufgefunden worden sind, nämlich: 1) Briefe und andere Papiere von Cromwell, die man in einem Winkel eines Thurmes im Lambeth-Palaste gefunden hat; 2) Briefe und Papiere von Isaak Newton, die sich auf des großen Physikers bekannte Entdeckungen, aber auch auf seine alchemistischen und theologischen Untersuchungen beziehen und die von Dav. Brewster veröffentlicht werden; 3) eine große Anzahl ungedruckter Briefe Calvins von dessen Jugendzeit bis kurz vor seinem Tode. Sie spiegeln die große Zeit des Reformators bald in freundschaftlichen Mittheilungen, bald in ernsten und wissenschaftlichen Untersuchungen wieder und sind an den jungen König von England Eduard VI., an Margarethe von Valois, an Luther und Melanchthon, an John Knox und Coligny, an Condé und die Herzogin von Ferrara u. A. gerichtet.

Im Monat December 1853 wurde in Rochester in den Vereinigten Staaten eine Trauung durch Antoinette Brown, dem weiblichen Prediger, vollzogen.

(München, 21. Febr.) Unsere Hofbühne brachte diesen Abend eine bekannte vaterländische Geschichte in neuer dramatischer Bearbeitung und unter neuem Titel vor den Richterstuhl eines sehr zahlreichen Publikums. Herr Melchior Meyr, ein einheimischer Dichter, gebürtig aus dem Ries und seit einiger Zeit sich hier aufhaltend, hatte nämlich, als dritter Meister bereits, die vielbesungene Liebe der „ehrsamen Frau Agnese Bernauerin" zum jungen Bayern-Herzog Albrecht, aus dem reichen Material der bayerischen Geschichte sich auserwählt und dieselbe mit nicht minderem Geschick als seine Vorgänger, Graf Törring und Dr. Hebbel, und mit überraschender Originalität in einem fünfactigen Trauerspiel, „Herzog Albrecht" betitelt, uns vorgeführt. Dasselbe ist bereits in Berlin und manchen andern Hauptstädten Deutschlands mit entschiedenem Erfolg über die Bretter gegangen, und auch hier hat ein volles Haus dem anwesenden Dichter nicht bloß durch wiederholte Beifallsbezeugungen bei hervorragenden Momenten, sondern auch ein zweimaliges Hervorrufen seinen Beifall lebhaft zu erkennen gegeben. Se. Maj. der König Max wohnte der Aufführung bis zum Ende bei.

Bei Wigan (England) fand vor kurzem in der Arleygrube eine Explosion statt, welche schreckliche Folgen hatte. Es waren gegen 240 Arbeiter beschäftigt, als plötzlich zwei furchtbare Schläge gehört wurden. Aus dem südlichen Schachte wurden 30 Arbeiter heraufgezogen, welche berichteten, daß in dem nördlichen Schachte die bösen Wetter gezündet und daß der Schacht in Flammen stehe. Erst nach mehreren Stunden gelang es, die Opfer herauszufinden; 86 Leichen fand man vor, doch wird die Zahl der Umgekommenen auf 120 angegeben.

Mosenthal's fünfaktiges Schauspiel: „Der Sonnwendhof", ist im k. k. Hofburgtheater zu Wien am 17. Febr. zum ersten Male gegeben worden. Die Freunde hatten die Erwartung hoch gespannt; auch war die Aufnahme beifällig, doch das Herausrufen des Verfassers will in jetziger Zeit nicht viel sagen. Wie in der „Deborah", so ist auch im „Sonnwendhof" die Schilderung des Volkslebens die Hauptsache. Das neue Stück ist eine Dorfge-

schichte, gut erfunden, mit Ausnahme des zu langathmigen zweiten Aktes und des überstürzten Schlusses. Fünfte Akte können unsere jetzigen Dramen-Dichter noch nicht schreiben. Ausnahmen sind freilich nicht in Abrede zu stellen. Sie sind dann desto anerkennenswerther. Die schwächste Figur ist der Valentin, ein Schwachmatticus, wie unsere Dichter seit Altvater Goethe so gern passive Helden, negative Charaktere zeichnen. Die Sprache des Stückes ist einfach und kräftig.

Naturwissenschaftliche Neuigkeiten.

Von Oerstedt's berühmtem „**Geist in der Natur**" erschienen gleichzeitig zwei deutsche Uebersetzungen, die eine von Kannegiesser, die andere von Jenssen-Tusch, der seine patriotische Geschichtschreibung neulich büßen mußte. Jene erschien bei Lorck in Leipzig in zwei Bänden, mit Oerstedts Bildnisse und Lebensbeschreibung (von Möller). Der thätige Verleger beginnt mit diesem Werke die Ausdehnung seiner „Hausbibliothek" über die bisherigen Schranken hinaus; die beiden folgenden Werke werden der Kunde der Länder und Völker, sowie der laufenden Staaten- und Kulturgeschichte angehören. Die zweite jener Uebersetzungen (in vier Theilen nach der zweiten Originalausgabe mit Einschlusse der neuern Beiträge) eröffnet die bei Balde in Cassel fortan erscheinende „Neueste naturwissenschaftliche **Bibliothek**". Eine biographische Skizze (nach dem dänischen Pantheon) gilt als Vorrede. Der Uebersetzer hat hin und wieder Anmerkungen beigegeben. In beiden Ausgaben ist die Reihenfolge der Aufsätze verschieden, und noch wesentlicher die Uebersetzung selbst. Bekanntlich führt Oerstedts Darstellungsweise mit dem Geiste auch die Phantasie allmälig dem Allerheiligsten zu, so daß auch der nicht streng wissenschaftlich gebildete Leser ihm leicht und gerne folgt. — Die **Zaubereisünden** in ihrer alten und neuen Form" von G. H. v. Schubert (Erlangen, A. Enke.) Bekanntlich sind mehrere Zionswächter, die in dem Gaukelspiel der Tische eine bedenkliche Concurrenz für ihre Privilegien sahen, im Namen ihrer Geister gegen die ihrer hölzernen Nebenbuhler zu Felde gezogen. Auch unser Verf. thut dieß, aber mit reinem Herzen und Willen, gleichwohl aber in poetischen Hallucinationen befangen. — Einen Vortrag des bekannten Phrenologen Scheve „**Religion** und Phrenologie" empfehlen wir nur selbstdenkenden Lesern, da die schöne Gemüthswärme des Verf. seiner wissenschaftlichen Schärfe großen Abbruch thut. — „Die **Religion** und die Naturforschung" von J. W. Schmitz (Köln, Verlagsverein). Wer ernstlich Wahrheit sucht, darf die Revision selbst allgemein anerkannten Dogmen nicht scheuen. Der Verf. übt dieselbe fortwährend, so auch in dieser Schrift. Wir glauben mit ihm (wenn wir ihn recht verstehn), daß jeder Glaubenssatz, der sich wissentlich der Natur und der Vernunft entgegenstellt, eine Gotteslästerung ist. In einem andern, allgemeinfaßlichen Schriftchen, „das Geheimniß der **Farben**" (dritte vermehrte Auflage) sucht der Verfasser sowohl die alltäglichen, von außen altbekannten, wie die selteneren meteorischen Erscheinungen zu erklären. — „Aus dem Reiche der **Naturwissenschaft**" von Beenstein (Berlin, Fr. Duncker), ein nach Inhalt und Form seiner Bestimmung „für Jedermann aus dem Volke" entsprechendes Büchlein. Die Nahrungsmittel werden nach ihren Bestandtheilen und Wirkungen abgehandelt, in besonderem Abschnitte die „für das Volk". Neben diesen und andern praktischen Erörterungen finden sich auch solche, welche den gesunden Geist im gesunden Körper zu fördern suchen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Köln, 23. Febr.

Der Ruf, welcher in d. J. unserm Carnevalsfest voranging, wird sich bewähren; seit 15 Jahren dürfte dasselbe nicht mit solchem Pomp gefeiert worden seyn, — seit jener Zeit als F. Raveaux im Comite wirkte. Heute wurde das Fest auf dem Markte durch unsere Marktfrauen und unsere Fabrikjugend eingeleitet, und zwar mit mehr Anstand wie sonst. Am Nachmittage bewegte sich ein glänzender Zug vom Bauenhaus durch die Stadt, ein Zug, der uns für den Montag bedeutende Versprechungen macht. Dieser Tag nämlich ist der Mittelpunkt des Faschings, an ihm wird eine große Industrie-Ausstellung, bestehend in circa 30 bis 40 Wagen, der Stadt vorgeführt und der Gürzenich, wo am Abend der Hauptball stattfindet, wird in einen Krystallpalast umgeschaffen.

Köln, 26. Febr.

Wir befinden uns nun schon mitten in dem lustigen Treiben der Carnevalzeit; die sogenannte Kappenfahrt, welche in den letzten Jahren außerordentlich von ihrem früheren Glanze eingebüßt hatte, ist dießmal wieder neu aufgeblüht. Der Zug, der heute Nachmittag auszog und sich 2 Stunden lang durch die Straßen bewegte, war äußerst prachtvoll, in den Masken charakteristisch und trotz dem herrschenden Schneegestöber die Theilnahme äußerst reich. Ueber die nachfolgenden Hauptmomente des Festes, über den großen Montagszug, den Gürzenich-Maskenball, das Pickenick und die carnevalistische Darstellung der Humorhaidoria, berichten wir nächstens. Man ist besonders auf die eben genannte Vorstellung gespannt, da die Sängerfahrt nach London, namentlich die Seekrankheit, parodirt wird. Warum sich in diesem Jahr der Carneval wieder seiner früheren Größe genähert hat? Die Motive liegen in der besonderen Liebe des Kölners zu diesem Feste, und in der Einsicht, daß dasselbe seinem völligen Untergang zuschreite, wenn man nicht mit aller Energie an der Wiederherstellung arbeite; ferner dürfte ein großer Theil dieses glänzenden Erfolgs der Thätigkeit und Umsicht des dießjährigen Präsidenten der großen Carneval-Gesellschaft, Herrn Ad. Lesimple, zuzuschreiben seyn, dem es gelungen ist, die verschiedenen Vereine unter einen Hut zu bringen.

München, 26. Februar.

Der gestrige Maskenball im Hoftheater, seit Jahren wieder der erste, war von Besuchern überfüllt. Logenhaus und Bühne hatten sich in einen ungeheuern Saal vereinigt, waren durch drei große Gaslüster erleuchtet und mit zwei lebendigen Springbrunnen aus dem complicirten Wasserwerk des Kellerhauses ausgestattet. Das Balletcorps führte unter andern den neuen Pariser Tanz „Lance" auf, eine verbesserte Française. Der gesammte Hof (die Herren in Dominos) wohnten dem Maskenball bis gegen 11 Uhr an und durchschritten zu wiederholten Malen den wimmelnden Saal.

Aus dem Badischen, 24. Febr.

Die für das Jahr 1853 eröffnete achtzehnte Jahresgesellschaft der „allgemeinen Versorgungsanstalt im Großherzogthum Baden" bildete sich aus 1339 ganzen und theilweisen Einlagen und wurden 74,067 fl. 57 kr. darauf einbezahlt. Auf die vorhergehende siebzehnte Jahresgesellschaft wurden im Jahre 1853 nachbezahlt 84,987 fl 38 kr., so daß beide Einnahmen die beträchtliche Summe von 159,055 fl. 35 kr. ausmachen. Diese Zahlen bestätigen, zumal im Hinblicke auf die gegenwärtigen Zeitläufte, mehr als Worte das große Zutrauen, welche das Publikum in und außerhalb unseres Großherzogthums in diese Anstalt und deren musterhafte Verwaltung setzt.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 1. März. Zweites großes Konzert des Violin-Virtuosen Hrn. Ernst, unter Mitwirkung der Fräulein Siona Levy aus Paris. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 2. März. Jubel-Ouverture von C. M. von Weber. Hierauf: Festspiel, zum Andenken Carl Maria von Webers von Harald von Brackel, mit lebenden Bildern. Hierauf: Der Freischütz, romant. Oper in 4 Akten, Musik von C. M. v. Weber. Mit neuen Dekorationen, Maschinerien und Kostümen.

Druck und Verlag von Deiter und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 53. Donnerstag, den 2. März 1854.

Zwei Cousinen.

Nach den Household Words von W. F.

(Fortsetzung.)

Dieser Brief entzückte Ella's Freundin. Die Liebelei mit dem Kornet Heinrich Dampier hatte ihr niemals gefallen; sie schien ihr zu albern und sentimental, während das jetzt angeknüpfte Verhältniß eine solide Zukunft eröffnete. Sie schrieb ihrer Tante, vor der sie übrigens einige Furcht hatte, und in einigen Tagen traf sie zu High Ashgrove ein. Sie wurde von Ella mit stürmischem Jubel empfangen, von Tante Chumley eben nicht mit einem Uebermaß von Freundlichkeit, und von Launcelot selbst mit einer kalten Verbeugung. Und doch war sie schön. Ihr starkes rabenschwarzes Haar, das in reichen Locken auf den Nacken herabhing; ihre großen schwarzen Augen, die nicht einen Augenblick ruhten; ihre zarte Hand; ihre ausgezeichnet schlanke Taille; ihre leichte sylphenartige Gestalt; ihre aufgeworfenen rothen Lippen und ihre rastlose Lebendigkeit ließen sie wie einen wilden Vogel erscheinen, der sich in dieß stille, eintönige und vornehme Haus verflogen.

Die ersten beiden Tage benahm sich Violet ganz musterhaft, stickte mehr als zwei Quadratzoll, und erlaubte sich auch nicht die entfernteste Anspielung auf Pferdeställe. Zweimal schlief sie ein, als Launcelot sich herabließ, die dunkelsten Stellen der Königin Mab vorzulesen, und das arme Mädchen strengte sich außerordentlich an, um sich die Miene zu geben, daß sie Alles verstehe, was gelesen wurde. Doch in einer solchen Lage konnte sie nicht lange verbleiben. Alte Gewohnheiten und so zu sagen Naturtriebe behaupteten ihr Recht, und Violet Tudor fühlte, daß sie natürlich seyn müsse oder nicht leben könne. Launcelot ließ die Bemerkung fallen, sie mache so viel Geräusch und verursache ihm Kopfweh; dann nahm er seinen Ruheplatz weiter vom Hause entfernt, wobei er sich über Miß Tudor's Stimme beklagte, die er mit dem Zwitschern der Vögel verglich und die ihm das Gehirn empfindlich berühre. Dieß Alles klagte er nach und nach der Mutter und fragte zugleich, wann sich Cousine Tudor wieder entfernen werde.

„Halten Sie Pferde, Cousin Launce *)!" fragte Violet am dritten Morgen beim Frühstück, und richtete ihre Blicke auf einige Augenblicke auf ihn.

„Nicht für Damen, Miß Tudor", antwortete Launcelot.

„Nun, warum nennen Sie mich Miß Tudor?" fragte sie abermals; „ich bin ja Ihre Cousine. Es ist sehr unartig von Ihnen."

„Ich würde mich selbst sehr unhöflich schelten, wenn ich Sie bei einem anderen Namen nennen wollte", entgegnete Launcelot noch kälter.

„Wie abgeschmackt! Tante, warum ist Cousin Launce so sonderbar?"

„Ich weiß nicht, wie Sie das meinen, Violet", sagte Mistriß Chumley etwas strenge; „ich denke, Sie sind sonderbar, nicht mein Sohn."

Diese Antwort bannte die lebhaften Augen Violet's auf einige Zeit; sie schlug sie nieder, fühlte, daß man sie getadelt, und konnte nicht begreifen, wie sie irgend einen Tadel verdient habe. Bald darauf bat Ella Cousin Launcelot mit ihrer sanften, ruhigen und eintönigen Stimme um etwas, und zwar in einer Weise, als ob sie beide sich gegenseitig fremd seyen, und heute zum ersten Male zusammengetroffen wären. Es war ein schlagender Kontrast; Chumley verrieth, daß er ihm nicht entgangen war, und dankte Gott im Innern, daß er ihm eine so sanfte Frau beschieden, woran er noch ein Dankgebet schloß, daß er Violet Tudor nicht in die Hände gefallen. Nach dem Frühstück schlenderte er wie gewöhnlich im Garten umher, und Mistriß Chumley ging an Haushaltungsgeschäfte; Violet aber wandte sich an Ella. „Komm mit, Elly, Beste", sagte sie; „komm, wir wollen Launce etwas necken. Es ist hier wirklich zu langweilig! Ich kann es nicht länger ertragen, und ich muß sehen, was der träge Bursche eigentlich macht. Ich bin nicht in ihn verliebt und habe auch keine Furcht vor ihm. Komm!" Und mit einem Satze war sie die Treppe hinab, und eilte wie der Blitz den Gang hinunter. Ella stieg wie eine wohlerzogene Dame hinab, und ging gravitätisch einher, doch Violet tummelte sich umher, hüpfte, sprang und lief, bis sie sich zuletzt an Launcelot's Seite befand, der im Grase ausgestreckt lag, und sich wie eine Biene zwischen ihm und den Sonnenstrahlen bewegte. „Cousin Launce, wie träge sind Sie doch!" waren ihre erste Worte. „Warum thun Sie denn gar nichts, um uns ein Vergnügen zu bereiten? Sie nehmen von Ella nicht mehr Notiz, als wenn sie eine Fremde wäre, und gegen mich beobachten Sie nicht einmal die gewöhnliche Höflichkeit. Es ist wirklich zum Erbarmen. Was werden Sie erst seyn, wenn Sie Mann sind, da Sie jetzt schon eine so thörichte und selbstsüchtige Rolle spielen? Kaum wenige Jahre wird man mit Ihnen leben können, denn ich bin überzeugt, Sie werden noch unerträglicher seyn, als Sie jetzt sind."

An Reden dieser Art war Launcelot nie gewöhnt worden, und für einen Augenblick fühlte er vollständig seine Schuld. Ella sah sehr ängstlich aus. Sie stieß Violet an, und flüsterte ihr zu: „Verletze seine Gefühle nicht!" als ob er ein Kind, und Violet ein Ungethüm sey.

„Und was muß ich thun, um mir die Gunst der Miß Tudor zu erwerben? fragte Launcelot in impertinentem Tone. „Welche herkulischen Arbeiten muß ich vollbringen, um in den Augen

*) Abkürzung für Launcelot.

meiner starken, tapfren und männlichen Cousine Gnade zu finden?"

„Seyen Sie ein Mann, Cousin Launce", antwortete Violet; „verschwenden Sie nicht alle Ihre Zeit mit einfältigen Gedichten, die Sie, wie ich überzeugt bin, doch nicht verstehen. Machen Sie körperliche Anstrengungen, tüchtige körperliche Anstrengungen. Reiten, jagen, schießen Sie, nehmen Sie an diesem oder jenem ein Interesse, und halten Sie nicht Ihre Gesellschaft zu gut für Jedermann außer für sich selbst. Sie halten sich aus Hochmuth für glücklich, und wissen in der That nicht, wie lächerlich als Sie sich machen."

„Sie sind streng Miß Tudor", sagte Launcelot, indem sein Gesicht purpurroth wurde. Doch Violet benahm sich so leicht und frei, daß er ihr nicht zürnen konnte.

„Ich sage Ihnen nur die Wahrheit", bemerkte sie weiter; „und die Wahrheit hören Sie nicht oft. Es wäre gut für Sie, wenn Sie es thäten. Uebrigens wollen wie uns nicht streiten; ich spreche nur zu Ihrem Besten, und wenn Sie sich nur dazu verstehen wollen, anderen Männern etwas ähnlich zu seyn, so will ich kein Wort wieder sagen. Jetzt lassen Sie uns zu den Ställen gehen; ich möchte Ihre Pferde sehen. Haben Sie Pferde?"

„Ja", sagte Launcelot; „aber wie ich schon beim Frühstück bemerkte, nicht für Damen."

„Ich will auch keine Damenpferde; Pferde für Männer sagen mir mehr zu", sagte Violet, und dabei warf sie ihr Köpfchen, so reizend, daß Einwendungen gar nicht möglich waren. „Ich unternehme es, Pferde zu reiten, die Sie gar nicht zu besteigen wagen, Cousin Launce; denn ich denke mir, daß Sie gar kein guter Reiter seyn können, da Sie immer im Grase gelegen haben."

Launcelot war außerordentlich aufgebracht. Das Blut stieg ihm immer mehr ins Gesicht; seine Brauen zogen sich zusammen; er fühlte sich gedemüthigt und verletzt, doch auch aufgeregt. Ella's Augen füllten sich mit Thränen. Sie ging auf ihre Freundin zu und sagte: O, Violet, wie grausam bist Du!"

(Fortsetzung folgt.)

Zum Verständniß der griechischen Bewegung.

(Berliner „National-Zeitung.")

Die russenfreundliche Bewegung in Griechenland, welche der Türkei neue Verlegenheiten zu bereiten und die orientalische Frage noch mehr zu verwickeln droht, hat ihren Ursprung in russischen Umtrieben, welche nicht erst von heute und gestern datiren. Schon vor länger als einem Jahre gab ein deutscher Schriftsteller, Dr. Hermann Hettner, welcher im Frühjahre des Jahres 1852 Griechenland bereiste, über den damaligen Stand der politischen Parteien in seinen „Griechischen Reiseskizzen" (Braunschweig bei Vieweg, 1853) Aufschlüsse, an welche es geeignet scheint, heute zu erinnern, wo das dort Vorhergesagte zur Wahrheit geworden ist. Diese Aufschlüsse sind um so wichtiger, als sie auf Beobachtungen zurückgehen, welche ein seit dreißig Jahren in Griechenland ansässiger Deutscher dem Verfasser mittheilte, und die der Letztere auch durch anderweitige Zeugnisse bestätigt fand.

Das unter den schützenden Protokollen der durchlauchtigsten Großmächte entstandene Königreich Griechenland fand der genannte Reisende in einem vegetirenden Zustande des Nichtlebens- und Nichtsterbenkönnens, der seinen sichern Fall vorausverkündete, „sobald irgend ein tiefergreifendes Ereigniß eine wesentliche Aenderung in der Ländervertheilung des sogenannten Gleichgewichtsystems herbeigeführt haben werde." Vergeblich haben sich seiner Zeit die bojoarischen Philhellenen gegen diese und die bald folgenden Sätze jener Mittheilungen empört; vergebens haben sie jedes Vorherrschen russischen Einflusses, jeden Gedanken an moskowitische Aufreizung als verläumderische Insinuationen bezeichnet. Die allerneueste Wendung der Dinge hat dem deutschen Beobachter Recht gegeben.

„In Griechenland scheiden sich — wie derselbe im J. 1852 schrieb — die politischen Parteien nicht wie anderswo in Absolutisten, Konstitutionelle und Radikale, sondern lediglich in „Nationale" und „Nappisten", d. h. in solche, die die Selbstständigkeit des Reichs um jeden Preis erhalten wollen, und in solche, die mehr oder weniger offen eine Vereinigung mit Rußland erstreben. Die Nationalen selbst bekennen mit tiefem Schmerze, auf wie schwankendem Boden sie stehen." Freilich konnte man damals noch täglich in athenischen Zeitungen lesen, wie die Stimmführer der nationalen Partei, auf ihre hellenische Abkunft pochend, jede Annährung an die „Mongolen und Tartaren" verabscheuten. „Aber nichtsdestoweniger", fährt Hr. Hettner fort, „verstärkt sich unläugbar von Tage zu Tage die russische Partei. Und obgleich Rußland seinerseits es nicht an Aufstachelung fehlen läßt, so würde man doch irren, wenn man diese Erscheinung einzig und allein den russischen Umtrieben zuschreiben wollte. Die traurige Einsicht, daß Griechenland durch sich selbst nicht zu Kräften kommen kann, sondern durchaus der Unterstützung eines größeren Reiches bedarf, drängt sich leider den Griechen von selbst auf. Ein Königreich Griechenland unter einem russischen Prinzen, das ist eine Zukunft, die sich die Meisten als Wahrscheinlichkeit denken, und die sich in der That recht Viele sehnlich herbeiwünschen."

Der Verfasser untersucht dann ferner die Frage, wie Rußland in eine so günstige Stellung in Griechenland gekommen, während England, das doch den Griechen alle Vortheile der Civilisation und Freiheit biete, keinen Boden gewinnen könne? Er findet die Antwort in zwei Umständen. „Rußland hat zunächst bei dem Bigottismus des griechischen Volkes einen ganz unberechenbaren Vorsprung durch die Gleichheit der Religion (deren Hebel es bekanntlich geschickt genug in Bewegung zu setzen weiß); England dagegen hat durch seine fortwährenden Chikanen gegen Griechenland, und besonders durch die letzte Blokade im Jahre 1850 bei den Griechen sich entschieden verhaßt gemacht." Also auch hier liegen die Folgen von Englands falscher orientalischer Politik zu Tage, die sich jetzt so fühlbar machen. Der zweite Grund aber ist der, daß Griechenland von England nichts zur Hebung seiner materiellen Interessen erwarten zu können glaubt, während Rußland, wenn es ihm gelinge, auf die eine oder die andere Weise Griechenland an sich zu bringen, Alles thun werde und müsse, um Griechenland zur höchsten Blüthe zu heben. „Für Rußland, wie es jetzt ist", sagt der Verfasser der griechischen Reiseerinnerungen, „ist eine große Marine eine Unmöglichkeit. Seine Seemacht ist geknebelt, oben am Belt, unten an den Dardanellen. Erst mit dem Besitze Griechenlands bekommt Rußland freies Spiel im Meere, so wie es erst mit den Griechen gute Matrosen bekommt. Was also Rußland für die Blüthe seiner Marine thut, das thut es zugleich für die Blüthe Griechenlands. Die Nappisten stellen also einfach die Frage: Was ist besser, elend und arm seyn bei scheinbarer Selbstständigkeit, oder Provinz eines großen Reiches seyn, und als solche reich und blühend? Dabei bringen sie freilich nicht in Anschlag, daß ein solcher Wechsel in dem Geschick Griechenlands nicht möglich ist, ohne große Weltereignisse." — Nun, die großen Weltereignisse stehen vor der Thür, und es wird sich zeigen, ob die Stiftung dieses Traktatengriechenlands, „das nicht leben und nicht sterben kann", ein Fehlee der europäischen Politik gewesen ist, und für wen dieser Fehler gemacht worden ist. Ad. Stahr.

E p i r u s.

(Aus dem in Athen erscheinenden „Spectateur de l'Orient.")

Jeder Beitrag zur Kenntniß des Zustandes einer türkischen Provinz ist in diesem Augenblicke eine willkommene Erscheinung; um so willkommener muß die Mittheilung aber seyn, wenn sie eine bis jetzt sehr wenig bekannte Provinz betrifft, in welcher sich Dinge von größerer Tragweite vorzubereiten scheinen. In diesem Verhältnisse befindet sich die Provinz Epirus. Epirus oder Unteralbanien ist im Norden begränzt durch den Fluß Acus oder Voioussa und eine Kette des Pindus, im Alterthume Lyngon genannt, im Osten durch den Pindus, der die Provinz abschneidet von Macedonien und Thessalien, im Süden durch den ambracischen Golf, und dadurch von Griechenland getrennt, und im Westen durch das jonische Meer. Seine Bewohner, von denen kaum der sechste Theil Mohamedaner sind, gehören drei verschiedenen Racen an, der griechischen, der albanesischen und der vlachischen, durch ihre Civilisation aber und durch ihre Sitten der großen griechischen Nationalität. Die Christen der griechischen Race bilden mehr als zwei Drittheile der Bevölkerung von Epirus. Sie waren vor Ergreifung der Waffen im Jahr 1821 mit den Bewohnern von Konstantinopel, Chios und Smyrna der civilisirteste Theil der hellenischen Race. Janina, die Hauptstadt dieser sehr großen Provinz, war selbst vor dem Beginn dieses Jahrhunderts ein Mittelpunkt der Kenntnisse und der Civilisation. Viele Griechen von Janina hatten Handelsverbindungen mit Venedig, und nicht wenige von ihnen waren zu großen Reichthümern gelangt. Später haben sie sich auch in Oesterreich, vorzugsweise aber in Rußland niedergelassen. Der größte Theil der Griechen von Nischna, welche sich seit Katharina II. besonderer Privilegien und Rechte erfreuen, ist aus Janina gebürtig. Diese Kaufleute haben aber, obgleich im Besitze großer Reichthümer, immer die Einfachheit ihrer Sitten bewahrt. Weit entfernt, ihr Vermögen zu zersplittern in unnützen Bauten oder in Luxusgegenständen, oder ein kostspieliges Leben zu führen, haben sie dasselbe zu wohlthätigen Zwecken bestimmt und zur Gründung von Schulen in Janina, zu deren Unterhaltung sie bedeutende Summen in Janina niedergelegt hatten. Die Grundkapitalien verschwanden beim Sturze dieser Republik in Folge der französischen Occupation, und die in Moskau ansässigen Griechen von Janina, unter diesen vorzüglich die Gebrüder Zosima, verwendeten ihre Gelder zur Unterstützung der öffentlichen Schulen ihrer Geburtsstadt. Diese großmüthige Richtung der reichen Janinoten brachte einen lebhaften Wetteifer unter den Epiroten hervor; selbst die Tyrannei Ali Paschas von Tepelen, das Unglück, welches nach seinem Sturze hereinbrach, die Zerstörung Janinas und mehrerer anderer Städte im Jahre 1821 und sogar die Zerstreuung einer großen Anzahl von Epiroten konnten diese edlen Gefühle nicht schwächen. Heutzutage ist nicht ein Städtchen, ein Flecken, ein Dorf in Epirus, das nicht seine öffentliche Schule hat, die von den Einwohnern, Griechen, Albanesen oder Wlachen, unterhalten wird; denn die Albanesen und Wlachen unterscheiden sich von den Griechen nur durch ihr Idiom. Sie sind sich keines Unterschiedes ihres Ursprunges von dem der Griechen bewußt: sie nennen sich Griechen, und da sie keine Schriftzeichen haben, so schreiben und lesen, ja sprechen sie sogar nur griechisch. Die Mahomedaner von Epirus, mit Ausnahme derjenigen, die Janina und Arta bewohnen (an Zahl 4- bis 5000), sprechen, wie fast alle Mahomedaner in ursprünglich griechischen Ländern, nur die griechische Sprache und sind Albanesen von Abstammung; sehr wenige von ihnen lernen türkisch. Sie sprechen albanesisch und griechisch und schreiben nur griechisch. So haben selbst alle albanesischen Beys nicht nur von Epirus, sondern von Oberalbanien bis Scodra hinauf nur griechische Sekretäre. Das Kanzleipersonal des berüchtigten Ali Pascha von Tepelen bestand nur aus Individuen dieser Nation, und Alles, mit Ausnahme der Korrespondenz mit der Pforte, wurde in griechischer Sprache abgemacht. Nach genauen Forschungen in den zuverlässigsten Quellen beläuft sich die Bevölkerung dieser Provinz auf 500- bis 550,000 Seelen. Nach den statistischen Erhebungen aber an Ort und Stelle, welche größtentheils durch die türkischen Behörden besorgt wurden, denen gegenüber die christlichen Einwohner ein sehr gewichtiges Interesse haben, ihre wahre Zahl zu verheimlichen, beläuft sich diese nur auf 300,000 Seelen. Was die Christen betrifft, so gehören sie, wie gesagt, der größten Zahl nach der griechischen Race an. Die Wlachen bewohnen die Flecken Metzowo, Calarites und Syraco und andere acht Dörfer. Die Bezirke von Libohovo, Gardiki, Lanjuaria, Zigora, Reza und Tebelen sind beinahe nur von Albanesen bewohnt, die unter dem Namen Liapides bekannt sind. In Suli und Laka endlich findet man eine Bevölkerung von ungefähr 3000 Albanesen. Die ganze Bevölkerung, ausgeschieden nach den verschiedenen Kreisen und Bezirken, vertheilt sich folgender Weise: Unter 311,370 Christen leben 61,255 Mohamedaner und 1300 Juden, was zusammen die Summe von 373,935 ausmacht (nach den türkischen statistischen Erhebungen?). Davon gehören 247,270 Christen und 3500 Mohamedaner, zusammen 250,770 Seelen, der griechischen Race; 47,100 Christen aber und 57,765 Mohamedaner der albanesischen, 17,000 Christen noch der vlachischen Race an. Epirus besitzt verhältnißmäßig mehr Berge als Ebenen. Deßwegen treiben auch die Bewohner, obgleich gute Landbauer, doch größtentheils Gewerbe und Handel. Man findet in der ganzen Türkei, im Königreich Griechenland und in den Donaufürstenthümern eine Menge Epiroten von Janina und der Umgegend, vorzüglich von Zagori, Metzovo, Delvino und Konitza, die Handel und Gewerbe treiben. Es gibt Negotianten aus Epirus, die sehr reich sind, in Rußland, in Italien, in Wien und Aegypten, und sie zeichnen sich alle durch erprobte Redlichkeit, durch Einfachheit der Sitten und durch ihren Sinn für Sparsamkeit, vor Allem aber durch Anhänglichkeit an ihr Geburtsland aus. Die Bevölkerung von Epirus ist im Allgemeinen eine der kriegerischsten des türkischen Reiches. Im Jahre 1821 wurde diese Provinz von einer sehr zahlreichen türkischen Armee besetzt, welche die Pforte gegen Ali Pascha abgesendet hatte; nichts destoweniger hatte damals eine aufständische Bewegung im District Arta stattfunden. Welchen Antheil die Epiroten am griechischen Kampfe genommen, ist bekannt, und unter den tüchtigeren Kämpfern wollen wir nur Karaiskakis und Marko-Botzaris nennen.

M a n n i c h f a l t i g k e i t e n.

G u t z k o w's Roman: „Die Ritter vom Geiste", erscheint jetzt bereits in dritter Auflage. Wie wir hören, hat der Verfasser das Werk gründlich revidirt und mit einer neuen Vorrede versehen.

(N e u y o r k.) Vor kurzem hielt Dr. D u l o n Vorträge in „Eagle Hall", die sehr besucht waren und großen Beifall fanden. — Die hiesige freie Gemeinde hält jeden Freitag regelmäßige Abendversammlungen in „Pythagoras Hall"; überhaupt nimmt das freikirchliche Leben in neuester Zeit hier einen bedeutenden Aufschwung. Auch die d e u t s c h e L i t e r a t u r lebt sich immer mehr und mehr ein, wie denn zu den gelesensten Büchern Berthold Auerbach's Dorfgeschichten, die Volkskalender von Gubitz und Nieritz, die neuen Stunden der Andacht und das Evan-

gelium der Natur gehören. Besonders verdient macht sich um die Verbreitung dieser Bücher die deutsche Buchhandlung von Westermann u. Comp.

Prof. R. Griepenkerl aus Braunschweig hat kürzlich sein neues Schauspiel: „Ideal und Welt", mit dem er das Gebiet des socialen Drama betreten, am Hofe zu Weimar vorgelesen, worauf der Großherzog die Aufführung desselben auf der Hofbühne befahl.

Naturwissenschaftliche Neuigkeiten.

(Schluß.)

Ebenso populäre „**Abhandlungen**" u. s. w. von Friedleben (Frankf., Auffarth) beziehen sich auf die planetarische Beschaffenheit und Geschichte der Erde und ihrer glänzenden Genossen. Die göttliche Weltschöpfung von Ewigkeit zu Ewigkeit, wie sie hier hervortritt, unterscheidet sich freilich wesentlich von der, welche die Statthalter müßiger Götter erfunden haben. — Ein im besten Sinne volksthümliches Unternehmen verspricht der bei Delbrück in Halle erscheinende „**Weltspiegel**" zu werden. In Bd. 1, („Die Wunder der Winterwelt") schildert der Herausgeber, Fr. Körnee, in blühender Sprache merkwürdige Erscheinungen und Ereignisse, namentlich auch das Verhältniß des Menschen zu den Naturmächten. Der Preis ist bei trefflicher Ausstattung sehr billig. — Einstweilen zeigen wir ein erst begonnenes Werk an, das uns „güldene Aepfel in silbernen Schalen" bietet, nämlich die zweite, verbesserte und mit prächtigen Abbildungen geschmückte Ausgabe von Tschudi's trefflichem „**Thierleben** der Alpenwelt" (Lpz., Weber). Wir kommen s. Z. auf sie zurück. — „Populäre Vorträge zur Förderung der **Gesundheitskultur**" von E. v. Nußdorf (Berlin, Fr. Duncker). Die heutigen Menschen kehren im Ganzen lieber zu der ewigen Mutter Natur, als zu der alten Mutter Kirche „zurück". Zu den praktischen Führern auf diesem Wege gehören die genannten, geistreich und anziehend abgefaßten Vorträge. Die nöthige wissenschaftliche Begründung der diätetischen Vorschriften hat ziemlich viele Fremdwörter herbeigezogen, zum Unglück des Setzers sogar einige griechische in naturalibus. Die Scheue vor der Anklage materialistischer Ketzerei läßt den Verfasser den „Kontakt" der Grundstoffe wohl allzuscharf von dem chemischen Processe unterscheiden. — Eine aus Henke's Z. f. Staatsarzneikunde abgedruckte Abhandlung über die **Todesstrafe** von A. Clemens bespricht diese furchtbare Nothwehr der menschlichen Gesellschaft gegen ihre entartetsten Mitglieder in der bekannten lebendigen Weise des Verf. Die Verbrechen des politischen Fanatismus richtet er weit strenger als die des religiösen, obgleich letzterer heutzutage das politische Werkzeug der staatsgefährlichsten Wölfe in Schafskleidern geworden ist. Die Monarchie betrachtet der Verf. als „in der menschlichen Natur begründet."

Korrespondenz.

Köln, 27. Februar.

Die Voraussetzung, unser Carnevalfest werde in diesem Jahre einen Aufschwung nehmen, der seinem früher so vortheilhaften Rufe entspreche, hat sich durchaus bewährt. Wir haben nun schon zehnmal dieses Volksfest in Köln erlebt, aber noch ni[illegible]sprach uns dasselbe so sehr an, wie dießmal. Es sind nicht einzelne Verehrer des Faschings, nicht einige Vereine, die von der tollen Lustigkeit dieser Tage ergriffen wurden, — fast die ganze Stadt nimmt Theil an der heitern Lust. — Allenthalben thront die Freude, und zwar so eingreifend, daß dem Berichterstatter die Feder schwerer fällt, wie je. Wer den Carneval in unsern Mauern noch nicht schaute, wer sich noch nicht in dem Gewoge befand, das in allen Straßen an der Tagesordnung ist; wer diese verschwenderische Eleganz in Maske und Zug und auf den Bällen noch nicht sah, kann sich keinen Begriff von dem Treiben der Kölner machen. Am Mittag bringt der Zug Groß und Klein auf die Beine; am Nachmittag läuft man den Charaktermasken nach, und am Abende, wo gleichzeitig auf dem Gürzenich, im neuen und alten Kuhberg, bei Hrn. Stollwerk, im Theater, im Gertrudenhof, bei Harff, und wer weiß, wo sonst noch, Bälle stattfinden, werden die Leichdörner in keinem Lokale ihres Lebens sicher seyn. Der Kölner ist seines lustigen Humors wegen weit und breit in den deutschen Gauen und noch manche Meile über dieselben hinaus bekannt; aber wer ihn in den Fastnachtstagen nicht beobachtete, hat nur eine oberflächliche Idee von dieser seiner Anlage. Im Zug haben sich ausgezeichnet: der Wagen, welcher von einer unserer ersten Buchhandlungen arrangirt wurde. Derselbe enthielt in klaren Umrissen die Abreise eines Diplomaten, was die Confiscation des erklärenden Schildes nach sich zog. Ferner die vier Jahreszeiten, welche, durch Maler Kleinenbroich angeordnet, als eine außergewöhnliche Probe von Geschmack gepriesen werden darf. Herr Kapellmeister Hiller, der das Reisen liebt, und sich gegenwärtig schon wieder längere Zeit in Paris befindet, ist wohl zu dem allgemein ansprechenden Wagen die Veranlassung gewesen, welcher nur Notenpulte und dergleichen enthielt, aber keinen Menschen und der die Aufschrift „verwaiste Capellmeisterstelle" trug. Professor Wallraff wird nun gewiß bald ein Monument und einen Grabstein erhalten, da der Stadtrath an diese seine Pflicht durch unsere junge Künstler erinnert wurde. Dasselbe gilt nun der Rheinbrücke, die man im Zuge schon fix und fertig zeigte. Die Revalenta Arabica und das Eau de Lob wurden auch mitgenommen. Der Congreßwagen zeigte eine Katze, welche den heißen Brei umschlich, während einige Mäuse einen kriegerischen Anfall empfanden. Ein Türkenserail war edel gehalten. Die ehrenwerthen Freunde des Schneidermeisters Wolf hatten Sorge getragen, die Nähmaschine zu travestiren. Der äußerst prachtvolle hanswurstliche Wagen mit seinem wahrhaft pompös ausgestatteten Bewohner nahmen alle Augen in Anspruch. Es ist nicht möglich, alle die 30 bis 40 Wagen, mit welchen der Zug beschickt wurde, namhaft zu machen; wir beschränken uns daher nur auf die Mittheilung, daß die Theilnehmer Alles aufboten, das Fest auf eine Stufe zu erheben, auf welcher dasselbe nur in seiner Glanzpoche stand.



Museum.

(Freitag, 3. März.)

Erster Theil

1) Ouverture zu den „Abenceragen" von L. Cherubini.
2) Arie aus „Jessonda" von L. Spohr, gesungen von Hrn. Hardtmuth.
3) Konzert für das Pianoforte, componirt und vorgetragen von Hrn. Kapellmeister Ferdinand Hiller.
4) Gesänge von Franz Schubert, vorgetragen von Hrn. Hardtmuth
   a. Kriegers Ahnung.
   b. Frühlingstraum.
5) Solostücke für Pianoforte, vorgetragen von Hrn. F. Hiller.

Zweiter Theil.

6) „Im Freien", Symphonie in G dur von F. Hiller.

(Unter Leitung des Componisten.)

Der Anfang des Museums ist um halb 7 Uhr; der Saal (im Weidenbusch) wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist vom Roßmarkt und der Töpfergasse. Ohne Eintrittskarte kann Niemand der Zutritt gestattet werden. Karten für den Abend zu 1 fl. 45 kr. sind bei Hrn. André (Haus Mozart) zu haben. — Am Eingang des Saales werden keine Karten verkauft.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 2. März. Jubel-Ouverture von C. M. von Weber. Hierauf: Festspiel, zum Andenken Carl Maria von Webers von Harald von Brackel, mit lebenden Bildern. Hierauf: Der Freischütz, romant. Oper in 4 Akten, Musik von C. M. v. Weber. Mit neuen Dekorationen, Maschinerien und Kostümen.

Freitag, 3. März. (Zum ersten Male): Der Jägermeister Lustspiel in 3 Akten.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 54. Freitag, den 3. März 1854.

Zwei Cousinen.

Nach den Household Words von W. F.

(Fortsetzung.)

Launcelot bemerkte diese kleine Nebenscene. Er war Mann, und zugleich ein verzogenes Kind. Mitleid von der einen Seite war ihm eben so widerwärtig, wie Einmischung von der andern, und deßhalb stieg die arme Ella dadurch, daß sie sich seiner annahm, keineswegs in seiner Gunst. Im Gegentheil, er fühlte sich durch ihre Thränen noch mehr erniedrigt, als durch Violet's Vorwürfe, und indem er sich stolz erhob, sagte er zu Violet in hochtrabender Weise: „Wenn es Ihnen gefällig ist, wollen wir heute reiten!"

„Bravo! Bravo! Cousin Launce!" rief Violet und ließ die Liebenden allein, in der Hoffnung, sie würden die günstige Gelegenheit zu traulichem Gespräch benutzen. Indessen war Ella zu wohl erzogen und Launcelot zu kalt; sie nannten sich gegenseitig Miß Limple und Mister Chumley, und ihre zärtliche Unterhaltung bestand im Allgemeinen darin, daß sie zeitweise Bemerkungen über's schöne Wetter machten.

Beide kamen noch zeitig genug in den Stall, um Violet's kritische Bemerkungen über die Behandlung der Pferde zu hören, wobei sie den Stallknecht einen einfältigen Burschen nannte, und ihm verschiedene Fehler nachwies, zu deren Verbesserung sie selbst Hand anlegte. Sie war in ihrem Elemente und ging unerschrocken im Stalle auf und ab. Launcelot war über dieß Benehmen innerlich empört; er erklärte im Geiste Ella Limple, die sich nur bis an die Stallthüre gewagt hatte und sich auch hier scheu und furchtsam umsah, für die ausgezeichnetere der beiden Damen, und dankte seinem guten Stern, daß er seine Augen auf Ella und nicht auf Violet gerichtet. Violet wählte sich das größte und feurigste von allen Pferden aus, Ella dagegen einen alten Grauschimmel, der so steif wie ein Kameel war. Beide eilten in's Haus, um sich für den Austritt umzukleiden. Als sie zurückkamen, mußte selbst Launcelot, wiewohl er im Allgemeinen Amazonen nicht sehen konnte, zugestehen, daß sie ein schönes Paar seyen. Ella so hübsch und voller Grazie, und Violet so voller Leben und so schön. Er mußte anerkennen, daß sie schön sey; aber natürlich nicht so schön wie Ella. Mit diesen Gedanken schwang er sich gewandt in den Sattel, und alle drei ritten davon; Ella hielt sich fast ängstlich am Sattelknopf fest.

Sie ritten langsam die Allee hinab, doch als sie eine kurze Strecke auf der Straße zurückgelegt hatten, erhob sich Violet im Sattel, und indem sie mit ihrer kleinen, von dem Reithandschuh fast ganz verhüllten Hand winkte, jagte sie davon und sprengte die Straße hinab, bis sie in der Entfernung nur noch einem Punkte glich. Launcelot stieg das Blut in's Gesicht; sein Herz wurde aufgeregt, alle seine Nerven wurden angespannt, und er fühlte sich zugleich von Neid und Verlangen, von Haß und Bewunderung erfüllt.

Er wandte sich an Ella und fragte hastig: „Wollen wir schneller reiten, Miß Limple?"

„Wenn es Ihnen gefällig ist", antwortete Ella furchtsam; „aber ich kann nicht sehr schnell reiten, wie Sie wissen."

Launcelot biß sich auf die Lippen. „O, ich erinnere mich; Ueberdieß sehe ich Frauen nicht gern reiten wie Jockeys; Sie haben vollkommen recht." Doch sein Pferd mußte darunter leiden, und er machte ein saures Gesicht Dann bemerkte er sehr laut: „Violet Tudor benimmt sich wirklich sehr gewöhnlich".

Nach einiger Zeit kehrte Violet zurück; ihr schwarzes Roß war mit Schaum bedeckt, trug den Kopf stolz und den Nacken gebogen, und seine großen feurigen Augen blitzten; sie war wie mit Purpur übergossen, aufgeregt und heiter, voller Leben und Wohlbefinden. Launcelot saß nachlässig auf seinem Braunen, die eine Hand auf dem Kreuz des Pferdes, wie eben träge Männer auf dem Pferd zu sitzen pflegen, und ritt langsam. Ella's fauler Grauschimmel ließ den Kopf hängen, schien zu schlafen, und kämpfte mit den Fliegen, die sich auf seine blinzelnden Augenlieder zu setzen suchten.

„Theuerste Violet, ich glaubte, Du würdest den Tod finden", sagte Ella. „Warum jagest Du nur in dieser Weise fort?"

„Und warum reitet ihr Beide, als ob ihr eine Prozession mitmachtet und besorgt wäret, Niemand zu verletzen?" warf Violet dagegen ein. „Cousin Launcelot, Sie sind wirklich bewunderungswürdig. Ein kräftiger Mann wie Sie reitet in solcher Weise. Sind Sie vielleicht aus Marzipan und befürchten zerbrochen zu werden, wenn Ihnen eine kleine Erschütterung zustößt? Schämen Sie sich. Reiten Sie Galopp. Ihr Brauner wird meinen Schwarzen nicht einholen, obgleich derselbe bereits angestrengt ist, während Ihr Pferd noch frische Kräfte hat." Und mit diesen Worten gab Violet dem Braunen einen Hieb mit der Reitpeitsche, worauf sich dieser in kurzen Galopp setzte. Beide flogen davon und jagten, gleich Dragonern auf der beschwerlichen Straße dahin. Doch Violet blieb immer voraus und gewann auf die anständigste Weise, wobei sie Launcelot foppte und ihm sagte, er müsse noch große Anstrengungen machen, wenn er mit ihr um die Wette reiten wolle. Den verhöhnten Gentleman erfüllten diese Worte mit Haß gegen die junge Dame; sie kam ihm wie ein Franzose oder Kosak vor, und er liebte Ella mehr als je. Er sagte ihr dieß auch, als er ihr zärtlich von ihrem Grauschimmel herabhalf, während Violet ohne Beistand von ihrem schwarzen Ungethüm herabsprang.

Den ganzen Abend über war er mürrisch gegen Violet und so zärtlich gegen Ella, daß das Herz des armen Kindes hörbar schlug.

„Cousin", flüsterte Violet am nächsten Morgen, indem sie ihre kleine Hand auf seine Schulter legte, „haben Sie eine Büchse im Hause, oder ein Paar Pistolen?" Launcelot wurde durch diese Frage so überrascht, daß er in seiner Bestürzung gestand, er habe Flinten, Büchsen und Pistolen, sowie noch andere mörderische Waffen, die zur Ausrüstung eines Gentleman gehörten.

„Wir wollen uns einen Spaß machen", sagte sie und sah dabei recht schelmisch und muthwillig aus. Violet und Ella — Ella wurde natürlich gegen ihren Willen mit fortgeschleppt, denn schon bei'm Anblick einer Pistole verfiel sie in Krämpfe — gingen ins Gehölz, und hier forderte Violet Cousin Launcelot heraus, mit ihr auf zwanzig Schritte nach dem Ziel zu schießen, und dann, als sie kecker wurde, auf dreißig. Launcelot war zu stolz, um diese Herausforderung zurückzuweisen; er glaubte natürlich, daß der kleine, schwarzäugige Schelm, dessen Taille so schmal war, daß er sie zwischen dem Daumen und kleinen Finger umspannen konnte, und für dessen kleine Hände kaum passende Handschuhe zu finden wären, nicht so gut schießen würde, wie er.

Launcelot war unruhig, das gestand er sich selbst, und Violet war aufgeregt. Launcelot's Unruhe bewirkte, daß er fehlte, während Violet's Aufregung dazu beitrug, daß sie das Ziel traf, und zwar gerade den Mittelpunkt desselben, wogegen Launcelot's Kugel nicht einmal das Ziel selbst berührte. Er ärgerte sich darüber, besonders in Hinsicht des Verhältnisses zwischen Herren und Untergebenen; denn so klassificirte Launcelot Männer und Frauen, — namentlich aber kleine Frauen mit schmalen Taillen in seinem gebieterischen Geiste.

(Fortsetzung folgt.)

Iskander Bey.

In einem Briefe des Berichterstatters der Daily News vom Kriegsschauplatz an der Donau d. d. 31. Jan. findet sich folgender, wohl etwas stark gefärbter Passus: „Es ist sehr zu bedauern, daß eben im Augenblick, wo seine Dienste am nöthigsten sind, Iskander Bey, einer von den besten Offizieren im türkischen Heer, der in letzter Zeit die Vorposten befehligte, durch schweres Unwohlseyn in Widdin ans Bett gefesselt ist. In dem Treffen bei Csetate sprengte er an der Spitze seiner chargirenden Truppen wüthend durch das Dorf; da wurde das Pferd eines Kosaken, der ihm entgegen galopirte, durch eine Kanonenkugel niedergeworfen, und stürzte gerade vor ihm zusammen. Iskander Bey setzte über den Körper des Russen und seines Pferds, aber in diesem Moment versuchte der Kosak sich zu erheben, und durch diese Bewegung stürzte Iskander Bey's Pferd, und die beiden Thiere rollten mit einander im Koth. Nicht sobald stand der Bey wieder auf seinen Füßen, als er sich von einem russischen Soldaten gepackt fühlte, der ihm zurief, er solle um Pardon bitten; er antwortete mit einem Säbelhieb, der seinen Angreifer niederstreckte. Das Vorrücken einer Schaar Baschi-Bozuks machte ihm vollends Luft; aber er fand, daß ihm einige Rippen gebrochen oder verrenkt waren, und daß er eine schwere innere Verletzung erlitten hatte. Er zwang sich noch einige Tage auf seinem Posten zu bleiben, aber endlich, da er nicht wohl zu Pferde steigen konnte, mußte er nachgeben, und unterzog sich der Cur eines Wundarztes in Widdin. Sowohl nach seiner persönlichen Erscheinung als nach seinen Antecedentien ist Iskander Bey einer der merkwürdigsten Männer in der türkischen Armee. Er ist ungefähr von Mittelgröße, aber musculös und ebenmäßig gebaut; Haar und Bart sind kohlschwarz, doch wo möglich nicht ganz so schwarz wie seine Augen, die wie Feuer unter dunkeln buschigen Braunen hervorblitzen. Eine lange, feingebogene Nase, ein kleiner Mund, dünne Lippen, eine hohe Stirn und eine von Sonne und Wind bronzirte Gesichtsfarbe bilden zusammen eine höchst markirte Physiognomie. Er ist von tatarischer Abstammung, Muselmann von Geburt, und besitzt große Güter in Bessarabien, befand sich aber seit Erreichung des männlichen Alters in politischem Exil. Persönlicher Geschmack und Familientradition zogen ihn zum Militärleben, der Haß gegen Rußland machte ihn zum soldatischen Abenteurer; und seit zwanzig Jahren hat es kaum einen Krieg in der Welt gegeben, woran er nicht theilnahm. Er diente mit Auszeichnung im spanischen Bürgerkrieg und unter Don Pedro in Portugal; schon damals gewann er sich einen Namen als kecker Reiterführer. Sein kühn entschlossener Charakter verschaffte ihm in Spanien das Commando der sogenannten „Legion provisoire", die aus allen schlechten Subjecten der Armee, Räubern, Gurgelabschneidern und Teufelsbraten aus aller Herren Ländern bestand. Dieses Corps hatte die schöne Gewohnheit, seine Offiziere todtzuschlagen, so daß am Ende es Niemand mehr commandiren wollte, als J. Bey, oder Graf Jelinski, wie er damals hieß. Er bezeichnete seine Uebernahme des Commandos, damit daß er drei Mann, welche Lust zur Unbotmäßigkeit zeigten, auf der Stelle niederhieb. Man erwartete täglich, zu hören, daß er ermordet sey; aber seine Leute, die den rechten Mann endlich gefunden hatten, gaben ihr bisheriges Treiben auf und folgten ihm mit begeisterter Ergebenheit in den Kampf. Mit elf Orden verließ er die pyrenäische Halbinsel: im Jahr 1836, während des russisch-persischen Zwistes, der so viel Interesse in Britisch-Indien erregte, wohnte er der berühmten Belagerung von Herat bei. Der chinesische Krieg zog ihn nach Canton, wo er sich den ganzen Verlauf der Ereignisse mit ansah. Er nahm dann französische Dienste in Algerien, und machte die meisten Gefechte gegen Abd-El-Kader mit, sowie er auch an dem ersten unglücklichen Zug gegen Constantine theilgenommen. Er verließ das französische Heer mit dem Kreuz der Ehrenlegion und focht 1848 im Ungarkrieg unter seinem alten Waffengefährten Bem. Die Katastrophe von 1848 führte ihn mit vielen andern ungarisch-polnischen Flüchtlingen in die Türkei. Schnell erhielt er hier eine militärische Anstellung und spielte eine hervorragende Rolle während der Feldzüge in Bosnien und Montenegro. Jetzt hat er den Rang eines Obersten in der Cavallerie und befehligt die Vorposten bei Kalafat, wiewohl in nomineller Unterordnung unter Musur Pascha, Reschid Pascha's Sohn, der fast noch als ein Knabe Cavalleriegeneral, jedoch verständig genug ist, nicht die Autorität seiner Stellung ausüben zu wollen. Iskander Bey ist nicht über 40 Jahre alt, aber Krieg und Wetter und Wunden haben gemacht, daß er zehn Jahre älter aussieht. Als Reiter und „Sabreur" hat er wenige seines Gleichen in Europa, und wegen seines abenteuerlichen persönlichen Muthes ist er von den türkischen Soldaten angebetet. Ihre anfängliche Scheu vor den lanzenführenden Kosaken-Vedetten hat er ihnen ganz benommen."

Ein Schreiben vom Kriegsschauplatz.

Aus dem Schreiben eines im türkischen Hauptquartier befindlichen fremden Offiziers aus Widdin vom 5. Februar bringen die Berliner Nachrichten u. A. folgende Bemerkungen: „Theurer Freund, obgleich kein Greis, habe ich dennoch Mancherlei gesehen, Mancherlei erlebt, da die Liebe zu meinem Handwerke mich überall hingehen ließ, wo ich lernen konnte. Ich bin kein Glücksritter, kein Beute suchender Söldling, sondern was ich wünsche und erstrebe, ist ganz allein kriegerische Erfahrung aller Art. Aber hier ist eine neue Welt, etwas nicht Geahntes, und obgleich man endlich an Alles sich gewöhnt, so bin ich den-

noch oft nach einem guten Schlaf mit Träumen, die mir die Heimath und die Meinigen zeigen, beim Erwachen ganz verwundert und wie betäubt durch die Wirklichkeit, durch das, was ich um mich her sehe und höre. Es gehört eine Natur von Eisen, es gehört ein eiserner Wille dazu, um hier bleiben zu können, um hier zu bleiben. Gar viele Fremde haben sich getäuscht gesehen und sind nach wenig Wochen wieder weggegangen; Andere mußten dem Klima und den Beschwerlichkeiten unterliegen; was hier geblieben ist, ist vortrefflich. Was für Soldaten! Noch lebt der Geist in den Menschen, der seit Jahrtausenden Wunder gethan hat, und die großen Hauptleute aller Völker und aller Zeiten würden hier denselben Stoff finden, den sie zur Vollbringung ihrer Thaten gebrauchten. Hier ist kein Gold zu gewinnen, schöne Madchen auch nicht, und, wie Ihre frommen Blätter sagen, kämpfen wir ja gegen Gott, weil wir mit den Gläubigen des Propheten fechten! Möchte Gott geben, wir hätten diese Zeitungsschreiber hier! Nur einen Monat, nur eine Woche, nur einen Tag! Wie geheilt würden wir sie zurückschicken, wenn sie es nicht vorzögen, in das russische Lager zu gehen, um unter den Gebeten eines Popen ihren Geist auszuhauchen. Ich bin seit acht Monaten in der Türkei, ich habe Vieles selbst gesehen und Vieles von Kameraden gehört, die seit vier Jahren in diesen Ländern leben. Es ist nicht möglich, daß der Türke vor den Griechen Achtung hege, und weil er sie verachtet, begreift er nicht, daß der Kaiser von Rußland keinen andern Zweck haben solle, als sich zum Schutzherrn solcher Leute zu machen, die für Geld zu Allem fähig sind. Und für solche Leute soll ein treuer Mann sein Blut vergießen? Lassen Sie Ihre Griechenfreunde hierherkommen und sehen. Der ächte Grieche wird Sie mit den Waffen, die Sie zu seiner Befreiung von ihm kaufen, betrügen, und ehe Sie dieselben gebrauchen können, wird er Sie für Geld verrathen. Unsere besten Spione sind — Griechen. . . . Sie wollen Wahrheiten, Thatsachen über die Armee. Die Armee ist seit dem September v. J. wenig stärker, aber viel besser geworden. Vielleicht sind 20—30,000 Rekruten seit jener Zeit hierher geschickt, aber Gefechte, Krankheiten, Anstrengungen und Entbehrungen haben fast eben so viel wieder weggenommen. Wir werden unter dem Muschir etwa 110—120,000 Mann haben, von denen wenigstens neun Zehntheile abgehärtet und, was man hier so nennen kann, disciplinirt sind. Omer Pascha hat große Verdienste um die Armee und ist sehr geliebt. Es gehört viel Kraft dazu, auf einem solchen Posten zu stehen und seinen persönlichen Muth, seinen Ehrgeiz zu bezähmen, um sich Dem zu fügen, was ihm als das Heil für sein zweites Vaterland genannt wird! Denken Sie sich die Aufreizungen der vielen Fremden, die hierher kamen, um ihren bösen oder guten Leidenschaften huldigen zu können. Denken Sie sich die Machinationen und Kabalen, welche in Konstantinopel und von den Alttürken gegen ihn gemacht worden sind. Denken Sie sich die fanatischen Muselmänner, denen man erzählt hat, sie würden hier die Moskowiten verschlingen, welche ihnen die Houris im Paradiese nehmen wollen, von denen sie auf Erden nichts zu sehen bekommen. Allen diesen Leuten widersteht der General mit großer Ruhe und mit großer Freundlichkeit. Wer hier ist, wer hier bleibt, muß sich fügen und — gehorchen. Wie herzlich hat der Muschir mit uns über die Andeutungen und Besorgnisse gelacht, als ob hier der Herd der Demokratie wäre, als ob hier die Eier gelegt würden, aus denen die rothe Republik, der Kommunismus, die Mormonen und was sonst noch hervorkriechen würden! Gerade umgekehrt. Glauben Sie mir, die wahnsinnigsten, hirnverbranntesten Demagogen würden hier nach vier Wochen sehr abgekühlt werden."

Jetzt.

Jetzt, da der Schicksalsgott erhebt
Zum Wurf den blut'gen Pfeil,
Da drohend in den Lüften schwebt
Des Krieges Donnerkeil:
Fühl' ich von Sorge mich bedrängt
Um dich, mein Vaterland.
Vielleicht die schwerste Wolke hängt
An deiner Berge Rand.

Vielleicht, daß diese Welt, die jetzt
Zum Kampf sich um dich schaart,
Auf deine Kosten sich zuletzt
Versöhnt nach alter Art:
Um deine Freundschaft werben sie
Und drohen dir zugleich.
O Deutschland, wirst du führen nie
Einmal den ersten Streich?

In's Schlepptau möchte Jeder gern
Dich nehmen, Ost und West.
Am Himmel steh', o Deutschlands Stern,
Jetzt im Gewitter fest!
Zu wandeln deine eigne Bahn:
„An's Vaterland allein
Nur, an das theure, schließt euch an!"
Soll jetzt die Losung seyn!

Adolf Doerr.

Mannichfaltigkeiten.

Die größte Anzahl der Ausländer, d. h. nicht britischer Unterthanen, welche sich in London aufhalten, sind Deutsche und zwar nahezu an 10,000 Köpfe. Franzosen zählt man in London etwa 6000, Holländer 1900, Italiener 1600, Russen 1200, Amerikaner (Bürger der Vereinigten Staaten) 1100, aus andern Staaten Amerikas befinden sich über 400 Personen in London, Schweizer zählt man daselbst über 800, Spanier und Portugiesen über 900, Belgier 700, Schweden und Norweger gegen 700, Griechen nahe an 200, Türken 150, Asien hat in London eine Vertretung von 140, Afrika von 180 Köpfen.

Die weiblichen Mitglieder des coburgischen Gustav-Adolf-Vereines haben der sehr bedräng'ten evangelischen Gemeinde zu Osche in Westpreußen einen sinnig gearbeiteten Altarkelch zum Beweis der Theilnahme an ihrem Geschicke übersendet.

Der König von Dänemark hat wieder vier holsteinische Geistliche, die seither ungestört ihre Aemter versehen hatten, kurz vor dem Weihnachtsfest ihres Amtes entsetzt. Es sind glaubensfeste und begabte Männer, Familienväter ohne Vermögen, die kein Brod haben, wenn die Hand der Liebe es ihnen nicht reicht. Helft!

Bei einer Bauernhochzeit in der Nähe von Berlin wurden in diesen Wochen 7 Scheffel Weizenmehl zu Hochzeitskuchen verbacken und zur Tafel nicht weniger als 70 Hühner geschlachtet.

Die Dänen haben den Holsteinern die Sternwarte in Altona deßhalb weggenommen, damit sie sich nicht mehr mit dem Himmel beschäftigen können. So sind die Holsteiner schlimm daran, denn auf Erden haben sie auch nichts zu hoffen, so lange die Dänen über sie herrschen.

Zur Gedächtnißfeier des Kurfürsten Johann Friedrich hat auch der durch seine mancherlei Schicksale bekannte Prediger Steinacker, der Direktor eines Erziehungsinstitutes in Weimar geworden ist, ein kleines poetisches Schriftchen veröffentlicht. Es trägt den Titel: „Johann Friedrich und Sybilla. Ein Bild für deutsche Söhne und Töchter."

Korrespondenz.

München, 27. Febr.

Heute Mittag wurde mit einer gewissen Feierlichkeit die erste eiserne Säule des Industrie-Ausstellungsgebäudes aufgerichtet. Die Mitglieder der königlichen Commission, ein Bürgermeister, mehrere Magistrathsräthe und viele andere gegen Karten eingelassene Personen wohnten dem Akte bei. Der Commissionspräsident Staatsrath v. Fischer hielt vorher eine kleine Anrede, worin er den Wunsch ausdrückte, daß der vom König ertheilte Auftrag: das Gebäude herzustellen, und die große Ausstellung der Produkte deutschen Kunst- und Gewerbefleißes in's Werk zu setzen, von der Commission vollständig und ohne Hinderniß erfüllt werden möge. Nach einem „Hoch" auf den König wurde die erste Säule aufgezogen, auf eiserne Sockel gerafft und setzte Staatsrath v. Fischer die erste Schraube ein. Auch die Commissionsmitglieder, der Polizeidirektor, der Bürgermeister und mehrere hervorragende Industrielle inaugurirten das Werk mit Eindrehung einer Schraube. Nach der ersten Säule erhob sich sogleich die zweite in derselben Raschheit, womit die Kramer-Klett'schen Techniker beim Baue der Getreidehalle die Säulen des einen Flügels in der Zeit von 4 bis 8 Uhr Morgens aufgestellt hatten. Von der enormen Thätigkeit auf dem Bauplatz kann man sich schwer einen Begriff machen. Tausende von Hammerschlägen betäuben das Ohr, Essen glühen, fahrbare Gerüste rauschen auf den Schienenwagen hin und her. Die Zufuhr eiserner Bestandtheile des Gebäudes währt ununterbrochen. Der ursprüngliche Bauplatz, (zwei Drittheile des Flächenraums, den der Londoner Glaspalast einnahm), ist schon um 3000 □ Schuh vergrößert worden, da die großen Glasgemälde ein eigenes Gebäude erfordern. So werden noch viele An- und Nebenbauten nothwendig werden. Inmitten dieses Treibens möchte man wohl glauben, daß Deutschland keine unmittelbare Kriegsgefahr bevorsteht.

Köln, 28. Februar.

Das Offiziercorps des 8. Cürassier-Regiments wird am 1. März zum Besten der Armen in Deutz daselbst gegen ein Entree von 20 Sgr. eine Quadrille reiten und darnach ein Jeu de barre-Reiten veranstalten. — Köln wird nächstens auch Pferdemärkte haben. Der erste derselben, für welchen bereits 120 Pferde bestimmt sind, wird am 1. März stattfinden. — Der Gürzenich-Maskenball war sehr reich besucht. Man schätzte die Menschenmasse, welche sich zum Erdrücken eingefunden hatte, auf 4000 Köpfe.

Mainz, 1. März.

Wie gestern, so haben wir auch heute das herrlichste Frühlingswetter. Heiter strahlend, erwachte heute Morgen die Sonne, und doch haben wir heute Aschermittwoch, dieser Tag des Katzenjammers, der auf tausend Gesichtern aschgraue Herrschaft zur Schau trägt und der tollen Lust ein frischgewordenes memento mori, Jedem aber, der ihn sieht oder mitempfindet, eine gebieterische Mahnung an Heine's „salzige Tröster" ist. Aschermittwoch! Welchen Stoff zu düsteren Betrachtungen bietet dieses Wort, und namentlich heute für die Glücklichen der Erde, die in dem Vertrauen auf die wieder gesicherte Ruhe und Ordnung von neuem heiteren Tagen der Lebenslust und dem Rausch des Genusses sich überlassen hatten und nun, voll Erstaunen und Schrecken die Augen sich reibend, in Dem den Störer ihres Glückes erblicken, den sie als den Patron desselben zu betrachten gewohnt waren! Traurige Enttäuschung, vergleichbar der beim Erwachen aus einem seligen Traum am — Aschermittwochmorgen. O, wie sich auch jene Glücklichen der Erde sehnsüchtig nach den „salzigen Tröstern" für ihren Katzenjammer umsehen; wie ihre Blicke voll zitternder Erwartung an dem sturmvollen „schwarzen Meere" der Entscheidung hängen! Jedes Ei des sonst so willkommenen Caviar dünkt ihnen ein Crocodilsei und jeder Champagnerpfropf der Verkünder einer unheilvollen Explosion unseres erschütterungsreichen Welttheils. Der heutige Aschermittwoch sieht daher nicht blos leere, sondern auch verzweifelte Börsen, und wenn trotz falscher Ungunst der Zeit, trotz Theuerung, Armuth und Kriegesdräu'n die verflossene Carnevalszeit dennoch reich an rauschenden Vergnügungen, glänzenden Bällen und tollem Narrenleben war, so erscheint uns dieß fast als die Lust der Armensünderstündchen vor dem schrecklichen Augenblicke, wo das Beil — der Entscheidung fällt. So hätten auch wir, was unsere Stadt betrifft, von erneuten, erfolgreichen Versuchen, das frühere Carnevalsleben wieder zu erwecken, sowie von zahlreichen, glänzenden Bällen zu berichten. Namentlich waren die drei Fastnachtstage, welche von dem Wetter besonders begünstigt waren, Zeugen solchen Strebens. Außer den Theater- und anderen costumirten Bällen hatten wie Sonntags Morgens wieder eine der beliebten Narren-Theater-Vorstellungen in unserem Schauspielhaus — zum Besten der Armen, wobei 2 neue Carnevalsstücke, hiesiger Localdichter gegeben wurde, das eine von Koch, der bereits früher zwei gekrönte Preisstücke für den Carneval geschrieben hat, denen aber das neueste, „Professor Isegrim", an Witz und Originalität weit nachsteht. Dann wurde am Sonntage eine große „Caffee-Visite", am Montag von dem „jüngeren Carnevalverein" eine Kappenfahrt und am Dienstag in der Fruchthalle ein carnevalistischer Jahrmarkt abgehalten. Masken sah man sowohl auf den Straßen, als in Wirthslokalen und auf den Bällen außergewöhnlich viele, und darunter sehr schöne.

Hanau, 24. Februar.

Den Palast zu Sydenham, welcher aus den Ueberschüssen der Erträgnisse der Londoner Industrieausstellung errichtet wird, werden Statuen, die Völker in ihren Handelsbeziehungen zu England darstellend, zieren. Mit der Ausführung der Bilder von Rußland, Canada und der Türkei ist v. d. Launitz aus Frankfurt beauftragt, und er hat das erstere bei uns vollendet, vermuthlich, weil er hier in ungestörter Muße arbeiten kann. Eine kräftige männliche Figur in altrussischer Tracht, durch einen Wolfspelz malerisch drapirt, steht mit einem Fuß auf einem Baumstamm, an den sich ein Schiffstau legt, und hält in der Linken Zobelfelle, während die Rechte sich mit einer Sichel auf eine anlehnende Fruchtgarbe senkt. Die Attribute sind sprechend, eben so wie die Naturbildung, und Idee sowohl, als Ausführung sind eine neue, werthvolle Emanation des verehrten Bildners und der deutschen Kunst. — Im Laufe der Woche hatten wir ein Konzert des „Oratorienvereins", welches von den Fortschritten desselben unter Rühl (der zur Leitung stets von Frankfurt herüberkommt) das beste Zeugniß gab. Die Nummern: Ave verum von Mozart, eine Motette von Mendelssohn, Salve regina von Hauptmann und die Hymne von Beethoven brachten in sehr exacter Durchführung namentlich ein ausgezeichnetes, lebensvoll modulirtes Piano zu Gehör.

Theater-Anzeige.

Freitag, 3. März. (Zum ersten Male): Der Jägermeister Lustspiel in 3 Akten.

Samstag, 4. März. Drittes und letztes großes Konzert des Violin-Virtuosen Hrn. Ernst unter Mitwirkung der Fräul. Siona Levy aus Paris. Vorher: Abwarten! Lustspiel in 1 Akt.

Sonntag, 5. März. Jubel-Ouverture von C. M. von Weber. Hierauf: Festspiel, zum Andenken Carl Maria von Webers, von Harald von Brackel, mit lebenden Bildern. Hierauf: Der Freischütz, romant. Oper in 4 Akten, Musik von C. M. v. Weber. Mit neuen Dekorationen, Maschinerien und Kostümen.

Druck und Verlag von Pfeiler und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 55. Samstag, den 4. März 1854.

Zwei Cousinen.

Nach den Household Words von W. F.

(Fortsetzung.)

„Er habe lange Zeit nicht geschossen“ bemerkte Launcelot, „und sey aus der Uebung gekommen; auch trinke er Kaffee zum Frühstück und das moche die Hand unsicher —“.

„Und gestehrn Sie nur, Cousin Launcr“ — fügte sie hinzu, „daß Sie niemals gut geschossen haben, ohne Kaffee und mit Kaffee. Warum? — Wril Sie nicht laden können. Wie kann man schießen wollen, wenn man nicht zu laden verstrht? Kann man lesen, ohne das Alphabet zu kennen?“ Und in der anmuthigsten Weise nahm sie dem Cousin die Pistole aus der Hand und lud sie. „Nun versuchen Sie es noch einmat“, sagte sie, als ob sie zu einem Kinde spräche; „ohne Ausdauer errricht man Nichts!“

Launcelot, obgleich beleidigt und zugleich gedemüthigt, folgte dem Rathe seiner kleinen Lehrerin, aber fehlte wieder. Seinr Kugel ging weit über die Schießscheibe hinaus, währrnd die Violet's abermals das Centrum traf. Nun warf Launrrlot seine Pistole auf den Boden und rirf: „Es ist ein sehr unweibliches Vergnügen, Miß Tudor, und ich verdiene den stärkstrn Tadel, daß ich Sie zu solchem Unsinn ermuthige.“ Nach diesrn Wortrn bot er Ella den Arm und ging verdrießlich fort.

Violet sah Beiden rine Zeitlang nach und überwachte förmlich ihre Schritte. Ihre Züge nahmen rinen sonderbaren Ausdruck an — es war ein Gemisch von traurigem Humor, Schmerz, Siegesfreude und einer tiefen Sehnsucht, deren sie sich in ihrem eigenern Herzen vielleicht selbst unbewußt war. Sie wandte sich um, und mit einrm halbrn Seufzer sagte sie zu sich selbst: „Es ist Schade, daß Cousin Launcelot ein so garstiges Temperament hat!“

Nach diesem Austritte zeigte sich Launcelot immer schroffrr gegen Violet und immer zuvorkommender gegrn Ella; obgleich er sich wunderte, daß er an die einr — verstrht sich nur aus Aergrr und Verdruß — so oft, und an die andere so wenig denke. Wir konnte er sich wegen Violet's überhaupt beunruhigt fühlen?

Auf der anderrn Seite war Violet durchaus nicht gleichgültig dagegen, daß Launcelot eine so augenscheinliche Abneigung gegen sie zeigte. Was hatte sie gesagt? — Was gethan? War sie ihm nicht stets in der besten Laune entgegengetrrten, und nicht stets bereit grwesen, sich ihm gefällig zu zeigen? Zwar hatte sie ihm einige Mal starke Wahrheiten gesagt; doch soll man denn nicht strts die Wahrheit sagen? Und sah man denn nicht das Gute, das sie ihm hierdurch erwiesen? Er war jetzt thätiger und spielte weniger die Rolle eines verzogenen Kindes als sonst. Das verdankte er nur ihr. Sie wünschte schon Ella's wegen, daß er ihr mehr gewogen wäre; denn er würde für Ella gewiß unerträglich seyn, wenn sie, mit Launcelot verheirathet, ihre Freundin Violet nicht bei sich sehen könnte. Dieß machte Violet wirklich viel Kummer, und sie brachte eine Nacht schlaflos und unter Thränen zu, und dachte über die traurige Zukunft nach, der sie entgegen sehe, wenn sie mit Ella deßhalb, weil deren Gemahl sie hasse, nicht mehr zusammen seyn könnr.

Mit solchen düsteren Gedanken beschäftigte sich Violet besonders nach einem dreimaligen Siege, den sie über Launcelot im Schachspiel davon getragen. Hierdurch fühlte sich Launcelot auf das Tiefste gedemüthigt, denn er gatt für den besten Schachspieler in der Nachbarschaft. Doch Violet war wirklich eine gute Schachspielerin und hatte selbst im Schachklub, in welchen man sie aus ganz besonderer Höflichkeit zugelassen, ihre Meisterschaft gezeigt. Daß sie nun auch hierin den Cousin Launce überwunden, machte sie sehr unglücklich, und sie sah am nächsten Tage sehr bleich aus und war ganz niedergeschlagen. Selbst Launcelot bemerkte das veränderte Aussehen seinrr bösen Cousine und fragte sie in besonders gütigem Tone: „Ob sie krank sey?“ Violrt beantwortete diese Frage mit einem Erröthen, brach dann in ein freundliches Lächeln aus, und sagte mit liebenswürdigem Schmollen: „Nein ich bin nicht krank, ich danke Ihnen!“ Und damit waren für diesen Tag die grgenseitigen Zuvorkommenheiten zu Ende.

Launcelot wurde unstät, fieberhaft unruhig, schwermüthig und mürrisch; ein Mal wußte er sich vor Freude nicht zu lassen, das andrre Mal schien er von gränzenlosrr Verzweiflung ergriffen. Er war freundlich gegen Ella und gestand sich selbst, daß es ihn glücklich mache, diese für sich gewählt zu haben; aber, obgleich er wußte, wie sehr er sie liebe, konnte er doch den außergewöhnlichen Eindruck nicht begreifen, den sie auf ihn hervorbrachte. Ihre Passivität reizte ihn auf; ihre sanfte und musikalische Stimme machtr ihn unglücklich; denn er wartete ungeduldig auf einen Wechsel der Stimme und auf einigen Nachdruck in derselben, drr aber nirmals eintrat. Ihre Manieren waren in jeder Weise vollendet, und er wünschte keine anderen an seiner Frau, aber wenn sie nur etwas lebhafter gewesen wäre, nur interrssanter ausgesehen, und manchmal den Wunsch an den Tag gelegt hätte, ihm eine Zerstreuung zu berriten, so würde sie ihn unendlich glücklich gemacht haben. Und, o wie glücklich würde er gewesen seyn, wenn sie nur einmal etwas anderes gethan, als immer und immer an diesen langweiligen Pantoffeln zu sticken! „Da sind sie!“ rief er laut aus, als die beiden Cousinen an seinem Fenster vorbeigingen. „Beim Zeus, was hat die Violet für einen schönen Fuß! Und ihr Haar, wie glänzend schwarz ist es, und welche Augen hat sie! Pah! Was geht es mich an, was sie für Haare oder welche Augen sie hat!“ Und er schloß sein Fenster und wendete sich weg. Aber eine Minute darauf sah er den beiden Mädchen wieder nach und hatte nun

Augen für Violet. „Im Hasse liegt doch eine wunderbare Macht!“ sagte er, ging hinaus und folgte ihnen.

Launcelot's Lebensweise wurde jetzt ganz anders, als sie es früher gewesen. Er wunderte sich selbst darüber. Er ritt jetzt leidenschaftlich gern und sah der Jagdzeit mit einer förmlichen Sehnsucht entgegen. Jeden Tag ritt er mit seinen beiden Cousinen aus, und er und Violet hielten zusammen Rennen, was veranlaßte, daß sie Ella und ihren Grauschimmel oft halbe Stunden lang allein ließen. Ebenso versessen war er aufs Schießen, ja er übte sich im Geheimen und überraschte Violet eines Tags mit der Versicherung, daß er jetzt eben so oft wie sie ins Centrum treffen könne. Dazu sprach er viel und den Shelley hatte er vierzehn Tage lang nicht angesehen. Er war natürlicher und weniger eitel, ja oft ließ er sich sogar herab zu lachen und sich einen Scherz zu erlauben. Dieß geschah jedoch selten und sah stets einer Herablassung ähnlich, zu der sich Männer gegen Kinder oft verstehen. Er haßte Violet immer noch; sie hatten jeden Tag regelmäßig Streit miteinander, waren aber selten allein. Sie haßten sich gegenseitig so sehr, daß sie sich gar nicht wohl fühlten, wenn sie sich nicht zanken konnten. Dabei muß man Violet die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es Launcelot war, der stets den Streit anfing. Wäre es auf sie allein angekommen, sie würde ihm niemals ein böses Wort gesagt haben. Aber was sollte sie machen, wenn er sie neckte? Sie ritten, schossen, spielten Schach und stritten und schmollten miteinander, und sie versöhnten sich und geriethen wieder in Streit, und Ella still und ruhig, sah mit ihren sanften blauen Augen darein, und „wunderte sich, daß beide noch solche Kinder seyen.“

(Schluß folgt.)

Die zerstörte türkische Flottenabtheilung vor Sinope.

Ein Korrespondent der „Times“, der Ende Januars Sinope besuchte, schreibt: „Seit dem Gemetzel in der hiesigen Bucht sind nun fast zwei Monate verflossen, und doch — man wird es daheim kaum glauben — sind die verbrannten und versenkten Fregatten und Transportschiffe (10 der ersteren und 3 der letzteren) beinahe noch im nämlichen Zustande, wie am Tage nach ihrer Zerstörung: von einigen ragen die Masten aus dem Wasser empor, andere liegen mit einem Theil ihres Rumpfs sichtbar am Ufer gestrandet, und wieder an andern Stellen bezeichnen auf dem Wasser schwimmende, in Takelwerk verwickelte Sparren und Raaen den Platz, wo ein Schiff in der Tiefe begraben liegt. Ein griechischer Kaufmann hat sich erboten, die Wracke, Kanonen 2c. für $1^1/_2$ Mill. Piaster zu kaufen; aber die Türken in ihrer unbegreiflichen Apathie und Dummheit haben das Angebot verworfen, und so werden die den Winden und Wogen ausgesetzten Reste in nicht langer Zeit weggespült oder tief versandet und unrettbar verloren seyn. Der Schaden, den die Stadt erlitten hat, wiewohl groß, ist doch nicht so ausgedehnt, als ich ihn nach früheren Berichten zu finden erwartet hatte. Doch wurden ungefähr 400 Häuser ganz zerstört, und die unglücklichen Bewohner haben eine Zufluchtsstätte in den nächsten Dörfern gesucht. Das christliche, griechisch-armenische Quartier ist, als außerhalb der Schußlinie liegend, der Verheerung entgangen, bis auf einige Kugeln, die sich dahin verirrten. Nur etwa 30 Menschen in der Stadt verloren im Bombardement das Leben, darunter die Köchin des österreichischen Konsuls, welche, als sie durch den Garten ging, eine Kugel aus einem Sechsunddreißigpfünder mitten entzweiriß. Dann und wann steigen noch Leichen aus den versunkenen Schiffen auf die Oberfläche des Wassers und werden, wenn sie ans Gestade treiben, von den überall herumstreifenden Hunden gefressen. Auch die seichten Gräber an der Bucht werden von diesen herrenlosen Bestien aufgewühlt, und ich sah ganz entfleischte Gerippe und benagte Arme und Beine von Türken an mehreren Stellen des Ufers herumliegen, welche wieder zu beerdigen ihre Landsleute sich nicht die Mühe nehmen.“

Vorträge über Phrenologie in Frankfurt.

Die Phrenologie ist die Lehre von den Grundkräften des menschlichen Geistes und ihren Gehirnorganen, einer der interessantesten Zweige der Naturwissenschaft: denn dem Menschen liegt nichts näher, als er selbst, als sein Kopf. Der Wiener Arzt Dr. Gall hat das Gehirn als das Organ des Geistes und der einzelnen Geisteskräfte nachgewiesen. Manchem dünkt es wohl unwahrscheinlich, daß man zwischen der Kopf- oder Gehirngestalt und dem Charakter einen Zusammenhang auffinden könne. Allein wie groß ist die Verschiedenheit der menschlichen Kopfgestalten! Wie breit ist mancher Kopf, wie schmal mancher andere, wie hoch der eine, wie nieder ein anderer, der Hinterkopf bald sehr ausgewölbt, bald sehr flach u. s. w. Könnte diese große Verschiedenheit des Geistesorgans gegenüber der eben so großen Verschiedenheit der menschlichen Geisteskräfte und Charakterzüge blos zufällig und bedeutungslos seyn? Das ist nicht denkbar. Dem Unbefangenen läßt schon die Verbreitung und Anerkennung, welche die Phrenologie bereits in mehreren Ländern, besonders in England, gefunden, keinen Zweifel darüber, daß dieser Lehre eine große Wahrheit zum Grunde liege. Diese Wahrheit im Zusammenhang nachzuweisen, und die Lehre in ihrem heutigen, seit Gall sehr vervollkommneten Zustand zu schildern, wird der Gegenstand meiner Vorträge seyn. Eine große Sammlung von Kopfabgüssen berühmter oder merkwürdiger Männer und Frauen wird zur Veranschaulichung des Vorgetragenen dienen. Die Phrenologie als die Kenntniß der wahren Geistesnatur des Menschen ist auch von großer praktischer Wichtigkeit. Denn der Arzt bedarf diese Kenntniß nicht weniger als der Geistliche, der Künstler nicht weniger, als der Richter, der Vater und die Mutter nicht weniger als der Lehrer. Und so nothwendig diese Wissenschaft für Jedermann ist, so anziehend und so faßlich ist sie zugleich: denn sie ist aus dem Leben geschöpft und führt wieder ins Leben zurück; Jeder kann sie verstehen, weil sich Jeder selbst in ihr wiederfindet. Daher sind auch die Vorträge, bei welchen keinerlei besondere Kenntnisse vorausgesetzt werden, allgemein für jeden Gebildeten, für Herren und Damen, verständlich. Da oft an dieser allgemeinen Verständlichkeit gezweifelt wird, so darf ich wohl einige beweisende Thatsachen dafür nennen. In Halle wurde ich von der Direktion des Gymnasiums im Waisenhause veranlaßt, einen besonderen Kursus in dieser Anstalt für die zahlreichen erwachsenen Schüler zu geben; in Magdeburg hielt ich für einen Verein von Kaufleuten besondere Vorträge in der Börse; eben so in Hamburg in der Lesehalle; in Berlin, in Coblenz 2c. nahm eine große Zahl von Offizieren, in Dresden ein ganzer Verein von Lehrern an den Vorträgen Theil; in Zürich besuchte die Vorsteherin einer großen weiblichen Erziehungsanstalt mit sämmtlichen erwachsenen jungen Damen den Kursus u. s. w.

Meine Vorträge, fünf im Ganzen, werden Abends von 7 bis 8 Uhr im Saal des Weidenbusches stattfinden und Dienstag, 7. März beginnen. Dieser erste Vortrag ist auch als Ganzes für sich ohne die übrigen verständlich. Ein Abonnement findet nicht statt. Der Eintrittspreis für jeden Vortrag ist für eine

Person 24 kr., für zwei Personen zusammen 36 kr., für drei Personen 48 kr. und so für jede weitere Person 12 kr. mehr (zu Gunsten von Familien, Schulen rc.). Die Eintrittskarten sind beim Portier des Weidenbusches und Abends an der Kasse zu haben. Dr. Scheve.

Mannichfaltigkeiten.

Von Friedrich Schiller sind zwei Kinder und zwei Enkel noch am Leben und etwas länger und breiter geworden als der Vater und Großvater, den das deutsche Volk kurzweg seinen Schiller nennt. Der lebende Sohn ist der Oberförster a. D. und Kammerherr Carl Friedrich in Stuttgart, die lebende Tochter, Emilie Freifrau von Gleichen-Rußwurm. Die Enkel sind der österreichische Rittmeister Freiherr Friedrich von Schiller und Freiherr Ludwig von Gleichen-Rußwurm. Im Jahre 1858 läuft das Bundesprivilegium der Werke Schillers ab und die deutschen Regierungen haben auf den Antrag der Schiller'schen Kinder eben vom Bundestage sechs Wochen Zeit erhalten, darüber nachzudenken, ob das Privilegium auf weitere zwanzig Jahre zu erneuern sey.

(Frankfurt a. M.) In der „Dorfztg." liest man von hier: „Wir haben hier auch Biergesellschaften wie bei Ihnen. Nur heißen sie „Collegs". Auch der Bürgerverein besteht noch und zählt jetzt ungefähr 1600 Mitglieder. Da sitzen nun die Herren in den prachtvollen Sälen und Zimmern des ehemaligen Reichsverwesers an runden und viereckigen Tischen, in blau- und rothsammtenen Sophas und Sesseln, bei Aepfelwein, Bier, Grog und Bessrem, und der einzige etwas stille Winkel ist das mit rother Seide tapezierte Schlafkabinet des guten Erzherzogs. In drei großen Lesezimmern sitzen vom Morgen bis Abend die Leute und lesen deutsche, französische, englische und amerikanische Zeitungen, Journale und Bücher, und die Thüringer lesen ihre Dorfzeitung, die natürlich auch nicht fehlt. Die Erhaltung des Vereins hat im vorigen Jahre etwas über 20,000 Gulden gekostet, die Gasbeleuchtung allein nahe an 4000 Gulden. Das große Treppenhaus ist geheizt, — Uhren in allen Zimmern, Büsten, Wandgemälde, alle Arten von Bequemlichkeiten, selbst ein Waschkabinet findet sich. Im vorigen Jahre sind im Fremdenbuche 4083 Gäste eingeschrieben worden, aus allen Theilen der Welt, selbst aus Sidney."

Man erzählt, daß in Konstantinopel selbst eine Fabrik von den mörderischen Stick-Kugeln angelegt werden soll, deren schon kürzlich in Lorient eine Menge eingepackt wurde. Der Erfinder dieser Waffe soll ein Apotheker seyn, der Hohlkugeln mit chemischen Substanzen gefüllt hätte, die sich bei einem heftigen Stoß, wie das Niederfallen, mischen und tödtliche Gase (man sagt Chloroform) erzeugen. Ein Versuch soll in Cherbourg mit einem alten Schiff gemacht worden seyn, in dessen unteren Raum man einige dreißig Hunde einsperrte, die einige Minuten, nachdem die Kugel eingedrungen war, todt gefunden wurden.

Aus einem noch nicht herausgegebenen Manuscripte über die geheimen Ausgaben der Regentschaft geht hervor, daß am 6. December 1718 dem Hrn. Arouet (bekanntlich Voltaire) aus Anlaß des von ihm geschriebenen (am 18. November desselben Jahres zum ersten Mal aufgeführten) Trauerspiels „Oedipus" eine goldene Medaille geschenkt wurde, die auf der einen Seite den König, auf der andern den Regenten, Herzog von Orleans, darstellte und auf 675½ Livres zu stehen kam. — Der Mann war bekanntlich nur der Kirche gegenüber „gesinnungstüchtig", in allen übrigen Verhältnissen aber ein serviler Höfling.

Die am 24. Febr. erfolgte erste Aufführung von Herrmann Grimm's „Demetrius" im königlichen Theater zu Berlin hat nicht den Erfolg gehabt, der ihr voraus verkündigt wurde. Nach Allem, was wir in Berliner Blättern darüber lesen, ist dieses Drama ein schwacher Versuch.

Es ist in der Welt immer dafür gesorgt, daß jeder Narr seine Kappe und seine Schelle findet; es kommt nur manchmal dem Narren sein Steckenpferd theuer zu stehen. Den Bauer in Franken, den der Thierarzt einige Gulden kostete, wenn er eine kranke Kuh im Stalle hat, kommt der Teufelsbeschwörer auf 70—80 Gulden zu stehen und zuletzt noch, was die Kuh selber werth ist. Auf Verlangen bannte ein berühmter Hexen- und Wasenmeister, der jetzt in Würzburg vor dem Schwurgericht gestanden hat, bald den Teufel in einer Kuh, bald in einer Frau, bald in einem Mann, alle gleich gut, denn die Kuh und die Frau und der Mann starben, und nur die Rechnung war etwas länger, als wenn sie der Doctor und Apotheker gemacht hätten, und betrug bald 80, bald 100 Gulden. Endlich bannte das Schwurgericht den Teufel und den Hexenmeister selber, nämlich 2 Jahre ins Zuchthaus. Der Gerichtssaal war gedrängt voll von bäuerlichen Zuhörern, von Betrogenen und solchen, die Lust hatten, sich bei Gelegenheit betrügen zu lassen, und denen nun die Lust vergangen ist. Auch da hat die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit tausendmal mehr genutzt, als die strengsten Verbote und Strafen; denn die meisten Betrogenen ärgerten sich und lachten über sich selber.

Die Herren Diplomaten sitzen nach Kladderadatsch am grünen Tisch und rathen hin und her, wie doch noch der europäische Friede zu erhalten sey. Vor ihnen liegen Protocolle, Noten, Ultimatissima, Briefe und Ukas. Da tritt unvermuthet ein Russe von hinten herzu, zieht das Schwert und wirft das Dintenfaß um, so daß die brennende Frage des Orients im schwarzen Meer untergeht und der englische und französische Gesandte über und über mit Dintenflecken bedeckt sind.

(Diät und Geist.) Schon die alten Aegypter scheinen den großen Einfluß der Diät auf die Tüchtigkeit, Schnelligkeit und volle Entwickelung der geistigen Fähigkeiten wohl gekannt zu haben, wie sich dieß aus den diätetischen Vorschriften für ihre Priester ergibt, die ausschließlich alle Wissenschaften kultivirten. Franklin empfiehlt, nach eigener Erfahrung, Enthaltsamkeit im Essen und den ausschließlichen Gebrauch klaren Wassers als der Schärfung des Denkvermögens und der Klarheit des Urtheils förderlich, wie Moleschott neuerlich Thee oder Kaffee. Die Stallknechte oder Fuhrleute in den großen englischen Brauereien, bemerkt ein „Amerikaner in England", sind so kolossal wie ihre Pferde, und das Aeußere des sämmtlichen in solchen Anstalten beschäftigten Personals beweist offenbar, daß Biertrinken dem Körper förderlich ist. Indeß scheint es den Verstand keineswegs zu schärfen, denn die Mehrzahl dieser Leute hatte einen dämischen, schläfrigen und stieren Blick. Es war unmöglich, Aufgewecktheit in ihren Gesichtern oder Nachdenken in ihren Augen zu entdecken.

In Paris haben Müßiggänger ausgerechnet, daß Fräulein Cruvelli, die für 10 Monaten 100,000 Fr. Gage erhält, jede Note, die sie singt, mit 4 Fr. bezahlt bekommt.

Wie reißend in Würtemberg die **Verarmung** zunimmt, ist daraus ersichtlich, daß die Zahl der Ganten, d. h. der gerichtlichen Vermögensveräußerungen wegen Ueberschuldung, welche im Jahre 1831 nur 751 betragen hat, im Jahre 1848 schon auf 4839 gestiegen war und im Jahre 1852 die außerordentliche Höhe von 8336 erreicht hat. Es kam also in dem letztgenannten Jahre von 43 Familien immer eine auf die Gant. Die Einwohnerzahl hat von 1847 bis 1852 um 26,182 Seelen abgenommen.

Alles durch Maschinen! Unter den neuesten amerikanischen Erfindungen, die Patent erhalten haben, werden vom „Morning Chronicle" als besonders merkwürdig angeführt: eine durch Dampf getriebene Maschine zum Eismachen, sieben neue Spinn- und Nähmaschinen und zwanzig Webemaschinen. Unter den elektromagnetischen Erfindungen hebt man eine Maschine hervor, mittelst welcher Wallfische getödtet werden können, eine Lärmglocke bei Feuersbrünsten, Einbrüchen rc. und eine electrische Uhr, welche weckt, die Stunde angibt und auch zur bestimmten Stunde die Lampe anzündet, eine Maschine zum Sortiren und Aufstecken der Nadeln und eine andere, welche vollständig Cigarren dreht. Die Leistungen, welche von einzelnen Maschinen angegeben sind, gränzen ans Unglaubliche und überraschen am meisten durch die Sonderbarkeiten, auf welche der amerikanische Erfindungsgeist fällt, so unter andern eine Mausfalle, welche die getödtete Maus hinauswirft und wieder neues Lockfutter aufsteckt.

Korrespondenz.

Stuttgart, 27. Februar.

Die von der Regierung neuerdings gegebenen Vorschriften in Betreff der **Regulirung der Brodtare** hat in verschiedenen Orten die Folge einer Herabsetzung des Brodpreises zur Folge gehabt, der sich die Bäcker theilweise nur sehr ungerne unterwarfen. Es ist deßhalb unter ihnen im Allgemeinen eine Art von Bewegung gegen die neue Ministerialverfügung entstanden, und es haben dieselben eine Versammlung von Abgeordneten der Bäckerzünfte des Neckarkreises auf den 3. März nach Ludwigsburg ausgeschrieben, zu welcher aber alle Bäcker des ganzen Landes, die dabei erscheinen wollen, geladen sind, um sich dort über die Beschwerden ihres „gedrückten Standes" zu berathen und sie der königl. Regierung zur Berücksichtigung einzureichen. Hier haben sich die Bäcker schon zwei Mal einer Preisherabsetzung zu entziehen gewußt, was jedoch nur provisorisch geschehen konnte, indem übermorgen aufs neue darüber berathen und die k. Stadtdirektion dabei, mit inzwischen gesammelten Notizen aus verschiedenen Theilen des Landes so wie mit in Hohenheim veranstalteten Backproben ausgerüstet, sich betheiligen wird. — Die hiesige **Gasbeleuchtungs-Gesellschaft** weist die im Gemeinderath jüngst gegen sie gemachten Angriffe zurück, gesteht jedoch selbst das Vorhandensein verschiedener Mängel zu, die sie im Laufe des Jahres vollkommen zu beseitigen bemüht seyn werde. Die Veröffentlichung und kräftige Behandlung der Sache im Gemeinderath hat somit im kurzem mehr vermocht, als Jahre lange still verhallte Privatklagen. — Die **Auswanderung** geht fortwährend in erhöhtem Maße, wozu die Furcht vor einem Kriege nicht wenig beiträgt. Indeß zerstreut heute der „Staatsanzeiger" die da und dort schon laut gewordenen Besorgnisse, es möchten durch diese Auswanderungszunahme die Folgen des Gesetzes, welches Militärpflichtigen die Auswanderung erleichtert, die Zahl der Rekrutirungspflichtigen bei der morgen vorzunehmenden Verloosung nicht vorhanden seyn, was nicht der Fall! Ueberhaupt vergleicht er die Zeit von 1817 mit der jetzigen, indem auch damals der gleiche Drang zum Auswandern sich gezeigt, aber bald — nach dem Eintritt besserer Jahre — sich wieder verloren habe.

Stuttgart, 27. Febr.

Nachdem die Periode des Carnevals etwas schläfrig begangen, wei Noth an allen Ecken und Enden, glaubte unsere verehrliche Intendanz ihrer Seits wenigstens Alles aufbieten zu müssen, um uns die Faschingslust nur einigermaßen kosten zu lassen; demgemäß ließ sie uns unter dem Titel „Kunsthistorische Darstellung" einen Blick in das Theater der drei abgelaufenen Jahrhunderte thun, und führte uns der Reihe nach Hans Sachs' „hohle Krapfen", Gryphius' „Horribilicribrifax", Pfeffel's „Schatz" und Haffner's „Megära" vor, an welche sich der Maskenzug: die „moderne Kunst" darstellend, anreihte. — Wenn nun diese Darstellung im Gesammten von dem Publikum nicht so aufgenommen wurde, wie man hätte erwarten sollen, so liegt wohl der Grund darin, daß besagte Kunstwerke einer Zeit angehören, die zu fern von uns liegt. Werden aber, wie dieß hier der Fall war, diese Werke obendrein zeitgemäß zugestutzt, so geht unter der Hand der Kern verloren, und nur die leere Schaale bleibt übrig, die natürlich nicht mehr viel würzreichen Stoff enthält. Dieß schien sich auch bei dem Maskenzuge zu kennzeichnen, von dem man sich sehr viel versprach, der aber nur die bescheidensten Erwartungen befriedigte. Kg.

Leipzig, 21. Febr.

Am 28. Januar wurde allen Musikfreunden ein wahrer Kunstgenuß bereitet durch die, in allen Theilen vorzügliche Aufführung von Mehul's herrliche Oper, „Jakob und seine Söhne", welche das stark gefüllte Haus zu stürmischem Beifall hinriß, und nach dem sinnbetäubenden Instrumentenlärm gewisser Modeopern wirklich erquickend und erhebend auf die Zuhörer wirkte. In der Rolle des Joseph debutirte ein junger Tenor, Hr. Claus, ein Schüler des hiesigen, vom Dr. Schäfer geleiteten Gesanginstituts, mit Erfolg. Er ist im Besitze einer sehr wohlklingenden und ziemlich kräftigen Stimme, und ist demselben, wenn er sich vor unnützem Forciren hütet, eine schöne Zukunft zu prophezeien. Die übrigen Partien wurden durch die HH. Behr (Jakob), Brassin (Simeon), Schott (Ruben) und Schneider (Naphtali) sehr gut vertreten, auch gingen die Chöre sehr exakt. Die Oper wurde bereits zweimal wiederholt. Das zweite Debut des Herrn Claus war Alessandro Stradella, und auch diese Leistung wurde von dem zahlreich versammelten Publikum mit vielem Beifalle aufgenommen. Hr. Claus ist, wie wir hören, durch einen dreijährigen Kontrakt für unsere Oper engagirt. — Eine zweite, besonders glückliche Acquisition machte unsere Direktion durch das Engagement der Frl. Door, vom Theater an der Wien, welche gleich in ihrer ersten Gastrolle als Deborah so sehr ansprach, daß sie dreimal hervorgerufen wurde. In ihren ferneren Gastrollen als Judith (Uriel Acosta), Jane Eyre (die Waise aus Lowood) und Gretchen (Faust) erntete sie fortwährend so gesteigerten Beifall, daß Frl. Door bereits ein Liebling unseres, sonst so schwer zu befriedigenden Theaterpublikums ist. Ein schönes, kräftiges, sehr zum Herzen sprechendes Organ, und eine von Verständniß zeugende Durchführung ihrer Partien werden dieser jungen Künstlerin bald einen Platz unter den bedeutenderen tragischen Liebhaberinnen sichern. In der, am 10. Febr. stattgehabten Darstellung des Göthe'schen Faust hatten wir neben Frl. Door noch einen zweiten Gast, Hrn. Dessoir, vom königl. Hoftheater in Berlin, als Mephisto zu bewundern, und wir erinnern uns nicht, seit Seidelmann diese schwierigste aller Charakterrollen besser und schärfer aufgefaßt gesehen zu haben. Beifall und Hervorruf wurden dem geschätzten Gaste zu Theil. — In der Oper stehen uns genußreiche Abende bevor, durch das in den nächsten Tagen zu eröffnende Gastspiel der bekannten Sängerin Frau Gundy aus Breslau, welche, wie wir hören, auf einen längeren Rollen-Cyclus engagirt ist, und bei unserem Publikum durch ihr früheres Gastspiel noch im besten Andenken steht.

Theater-Anzeige.

Samstag, 4. März. **Drittes und letztes großes Konzert** des Violin-Virtuosen Hrn. **Ernst** unter Mitwirkung der Fräul. **Siona Levy** aus Paris. Vorher: **Abwarten!** Lustspiel in 1 Akt.

Sonntag, 5. März. **Jubel-Ouverture** von C. M. von Weber. Hierauf: **Festspiel**, zum Andenken Carl Maria von Webers, von Harald von Brackel, mit lebenden Bildern. Hierauf: **Der Freischütz**, romant. Oper in 4 Akten, Musik von C. M. v. Weber. Mit neuen Dekorationen, Maschinerien und Kostümen.

Druck und Verlag von **Heller und Rohm**. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. **Hammeran**.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 56. Montag, den 6. März 1854.

Zwei Cousinen.

Nach den Household Words von W. F.

(Schluß.)

Eines Tages saßen alle drei auf einer Bank unter einer schönen alten Purpur-Buche, die ihre mächtigen Zweige gleich Bogen über sie hinbeugte. Ella pflückte einige der schönsten Blätter ab und steckte sie sich ins Haar. Sie sah nicht hübsch darin aus; ihr Haar war zu hell, und Launcelot bemerkte dieß.

„Vielleicht stehen sie Ihnen besser, Miß Tudor", fügte er hinzu, und nahm einige breite, frische Blätter und legte sie in der Weise, wie sie die Bachantinnen tragen, auf ihr lockiges, starkes, schwarzes Haar. Seine Hand berührte ihre Wange. Er fuhr zusammen und zog sie so schnell zurück, als ob das volle frische Antlitz glühendes Eisen gewesen wäre. Violet fühlte sich wie von Purpur übergossen; Schmerz, Schaam und Zorn erfüllten sie zugleich. Zitternd und mit beengtem Athem erhob sie sich und lief fort, indem sie sagte, sie wolle ihren Sonnenschirm — sie hatte ihn aber in der Hand — holen, und werde gleich wieder kommen. Sie blieb aber länger, weil sie über die unbegreifliche Unart Cousin Launcelot's nachzudenken hatte. Als sie zurückkam, war Niemand mehr da Ella und Launcelot waren ins Gehölz gegangen, um nach einem Hasen zu sehen, der über den Weg gelaufen. Violet setzte sich auf die Bank und wartete auf sie, und es war ihr recht, daß Beide fortgegangen. Plötzlich vernahm sie Fußtritte. Es war Launcelot ohne seine Cousine. „Ella sey nach Hause gegangen", sagte er, „da sie nicht deutlich verstanden habe, ob Miß Tudor wieder hierher zurückkommen wolle."

Violet erhob sich sofort; ihr Antlitz verrieth einige Angst, und sie zitterte mehr als vorher. „Ich muß gleich nach ihr sehen", rief sie und nahm ihren Sonnenschirm.

„Es beunruhigt mich, Miß Tudor, daß meine Gegenwart Ihnen so überaus widerwärtig ist", sagte Launcelot und trat zur Seite, um sie vorbei zu lassen.

Violet blickte ihn mit großem Erstaunen an. „Widerwärtig! Ihre Gegenwart mir widerwärtig. Wie, Cousin Launce, sind Sie es nicht, der mich haßt?"

„Sie wissen recht gut das Gegentheil", stürzte Launcelot heraus. „Sie verwünschen und verachten mich, und thun sich eben keine Gewalt an, Ihre Gefühle zu verbergen, nicht einmal die Gewalt, die man sich einem Cousin gegenüber wohl anthut; Ich kenne meine Fehler", fuhr er fort, als ob der Damm durchbrochen wäre, und das Wasser nun ungehindert hinabrauschte, — „aber ich bin nicht so schlimm, wie Sie glauben. Ich habe Alles gethan, um Ihnen zu gefallen, seitdem Sie hier sind. Ich habe meine früheren Gewohnheiten vollständig geändert. Ich habe auf Ihren Rath gehört und bin Ihrem Beispiel gefolgt. Wenn ich wüßte, wie ich es anfangen sollte, um mir Ihre Achtung zu erwerben, so würde ich, um nur dieß zu erreichen, noch mehr thun, als ich zu thun versucht habe. Ich will Alles ertragen, nur nicht diese demüthigende Verachtung, die Sie gegen mich hegen!" Launcelot wurde plötzlich von seinem Gefühle überwältigt; sein Kopf war voller Empfindung und er zitterte am ganzen Körper. Endlich traten Thränen in seine Augen; ja, Mann wie er war, doch weinte er. Violet schlang ihre Arme um seinen Hals; sie nahm sein Haupt zwischen ihre kleinen Hände; sie beugte ihr Gesicht herab, ihr warmer Athem wehte gegen seine Stirne, und sie sprach einige unverfängliche Worte zu ihm, wie sie sie wohl einem Bruder gesagt haben würde. Aber diese Worte schworen eine fremde Welt in Beiden herauf. Violet versuchte sich loszumachen, denn Launcelot hielt sie jetzt fest. Sie verbarg ihr Antlitz, aber er zwang sie, aufzusehen.

Eine Zeit lang bemühte sie sich nur, sich frei zu machen; dann aber bemächtigte sich ihrer ein stärkeres Gefühl, als sie selbst war; sie riß sich von ihm los und eilte in einem Zustande unbeschreiblicher Aufregung nach Hause.

Diesem Kampfe der Gefühle folgte ein Kampf des Nachdenkens, und Launcelot und Violet betrachteten sich Beide in einem Lichte, als ob sie eine fürchterliche Sünde begangen hätten oder zu begehen im Begriff wären. Durfte Violet ihre Freundin hintergehen? Durfte sie, die stets so viel auf Wahrheit und Ehre gehalten, Ella's Vertrauen nur deßhalb annehmen, um sie ihres Geliebten zu berauben? Dieß wäre schlechter gewesen als die That selbst! Die arme Violet weinte die bittersten Thränen, die ihre glänzenden Augen jemals vergossen; sie litt unter dem Gefühl eines Vergehens, das ihr unerträglich war. Sie wagte Ella nicht anzublicken, gab vielmehr Kopfweh vor und ging auf ihr Zimmer, um sich auszuweinen. Launcelot war sehr erschüttert, aber Launcelot war ein Mann; auch hatte das Gefühl eines halb entdeckten Triumphes so großen Reiz für ihn, daß es seine Gewissensbisse und Vieles milderte. Eine gewisse dunkle Entwickelung eines Geheimnisses, das der Vergangenheit angehört, hat immer etwas Angenehmes. Da er sich sagte, er habe nicht unehrenhaft gehandelt, so fühlte er sich weniger überwältigt.

An jenem verhängnißvollen Tage sprachen Launcelot und Violet kein Wort mehr mit einander; sie sahen sich nicht einmal gegenseitig an. Ella glaubte, es sey während ihrer Abwesenheit zwischen jenen ein neuer Streit ausgebrochen, und bemühte sich in ihrer liebenswürdigen Weise, denselben beizulegen; aber vergebens. Violet lief davon, sobald ihr Launcelot zu nahe kam, und bat Ella so anständig, sie allein zu lassen, daß diese vor Schmerz darüber, daß sie die beiden einzigen Wesen, die ihrem

Herzen so nahe standen, nicht miteinander versöhnen konnte, in tiefe Trauer versank.

Am nächsten Tage erhielt Violet zufällig von ihrer Mutter einen Brief, worin die alte Dame, die eben wieder einen Anfall von Brustkrampf bekommen, sich auch sonst in übler Stimmung befand, ihre feste Ueberzeugung aussprach, sie werde ihr süßes, liebes Kind wohl nicht wieder sehen. Mit einer gewissen Resignation sagte die gute Mama ihrer Tochter daher Lebewohl. Zu jeder anderen Zeit würde Violet außer Zweifel gewesen seyn, was dieser trübselige Pathos eigentlich zu bedeuten habe; heute aber kam er ihr sehr gelegen, und sie nahm die Miene an, als ob derselbe ernst gemeint sey. Sie sprach sofort mit ihrer Tante und mit Ella, theilte ihnen den Inhalt des Briefes mit und erklärte, daß sie unbedingt mit dem Nachmittagszuge abreisen müsse; die arme Mama sey sehr krank und sie könne es nicht zugeben, daß sie von Dienern gepflegt werde. Hiergegen ließ sich keine Einsprache erheben. Mistriß Chumley befahl daher, daß der Wagen pünktlich um 2 Uhr bereit stehen solle, um Violet nach der Eisenbahnstation zu fahren. Launcelot befand sich nicht im Zimmer, als diese Anordnungen getroffen wurden; auch erfuhr er von Allem, was vorgefallen, nichts, bis er zum zweiten Frühstück herabkam, und ganz bleich und zerstört aussah, als er Violet in ihren Reisekleidern und mit ihren Handschuhschachteln beschäftigt erblickte.

„Was soll das heißen, Violet?" rief er, vergaß alle Vorsicht und ergriff ihre Hand, als er dieß sprach.

„Ich reise ab", sagte sie so ruhig wie möglich, aber ohne ihn anzusehen.

Er fuhr zusammen, als ob ihn ein elektrischer Schlag getroffen. „Violet, abreisen!" rief er mit erstickter Stimme, während Todesbläße sein Gesicht, ja selbst seine Hände, die auf der Stuhllehne ruhten, überzog. „Abreisen? Warum?"

„Mama ist krank", sagte Violet, und konnte kein Wort weiter hervorbringen.

„Ich befürchte, daß wir Sie verlieren", sagte er sehr langsam, als ob ihm jedes Wort abgepreßt worden, wie man wohl Worte sich abpressen läßt, die eine innere Leidenschaft verbergen sollen.

Seine Mutter sah ihn überrascht an. Ella wandte sich an Violet. Beide fühlten, daß hier ein Geheimniß vorhanden war, von dem sie keine Ahnung hatten. Ella trat zu ihrer Cousine. „Theuerste Violet, was hat dieß zu bedeuten?" fragte sie dieselbe und schlang ihren Arm zärtlich um ihren Nacken.

„Nichts!" antwortete Violet beklommen; „nichts!" Auf Launcelot's Stirn standen dicke Schweißtropfen. „Wollen Sie denn nicht erst Ihrer Mutter schreiben, ihr erst Nachricht geben, bevor Sie abreisen?"

„Nein!" antwortete sie, während ihr glühendes Gesicht von einem heftigen Schmerz durchzuckt ward; — „nein, ich muß gleich fort!"

In diesem Augenblicke trat ein Diener hastig ein und meldete, es sey keine Minute mehr zu verlieren, wenn der nächste Zug benutzt werden sollte. In aller Eile sagt man sich Lebewohl. Violet hielt die Thränen, die sich in ihren Augen sammelten, aber nur sammelten und nicht herabflossen, standhaft zurück. Liebe und Stolz gaben ihr Kraft dazu. Zärtlich und mit einem von Vorwürfen gemarterten Herzen sagte sie Ella Lebewohl; dann wandte sie sich an die betrübte Tante, dann an Launcelot. „Leben Sie wohl, Mister Chumley", sagte sie, reichte ihm die Hand, aber sah ihn nicht an. Launcelot konnte kein Wort sprechen. Er wollte ihr Lebewohl sagen, aber seine Lippen bebten, und die Stimme versagte ihm den Dienst. Alles, was er vermochte, war, daß er in seinen Zügen einen so entsetzlichen Seelenschmerz ausdrückte, daß selbst Violet auf einen Augenblick überwältigt schien und kaum ihre Hand aus der seinigen zurückziehen konnte. Die Stunde schlug, und bei der standhaften Violet behielt die Pflicht die Oberhand. Launcelot stand wie verstarrt, als sie ihn verließ. Sie stürzte wie ein scheues Reh den Baumgang hinab und war schon allen aus dem Gesicht, als vom Hause her der Verzweiflungsruf: „Violet! Violet!" an ihr Ohr drang.

Violet — einen Augenblick unentschlossen — kehrte zurück, fand sich, ihrer selbst gar nicht mehr bewußt, gleich darauf neben Launcelot knien, der besinnungslos in seinem Stuhle lag, und flüsterte diesem zu: „Launcelot ich werde Sie nicht verlassen!"

Die erdrückende Last, die auf Beiden geruht, war jetzt abgewälzt. Doch wenden wir uns von Launcelot und Violet zu Ella. Sie war eine jener sentimentalen Naturen, die jedes Opfer bringen, ihr Herz mit einer Eisrinde überziehen, die ohne Ausdruck fühlen und ihre Sorgen in sich verschließen können, während sie die Welt für glücklich hält.

Mehrere Jahre später, als Launcelot ein tüchtiger Land-Gentleman und Violet eine gesetzte Frau geworden, fand auch Ella's Kummer sein Ende; ihr Herz erhielt seinen Frieden wieder in der Liebe zu einem Offizier, der im Dienste der ostindischen Kompagnie seine besten Kräfte geopfert, den sie schon längst gekannt und dessen einsames Leben zu erheitern sie sich um so mehr verpflichtet fühlte, da sie zu der Ueberzeugung gekommen, daß Kornet Dampier, mit dem sie als Mädchen schon ein Liebesverhältniß angeknüpft, sie stets aufrichtig geliebt habe.

Das päpstliche Breve.

Die officiöse Berliner „Zeit" liefert über das letzte Breve des Papstes an den Erzbischof von Freiburg folgenden Artikel: „Pius der Neunte hat an den Erzbischof von Freiburg unterm 9. Januar in Beziehung auf den in Baden bestehenden Kirchenconflikt ein Breve erlassen. Der heilige Vater ist „schmerzvoll ergriffen" über das „Leid" und die „Beeinträchtigung", welche der katholischen Kirche seitens der badischen Regierung widerfahren, und über den „Sturm", der gegen den Erzbischof losgebrochen, weil er furchtlos seine „Pflicht" geübt in Verfechtung der Rechte und Freiheiten der Kirche. „Jene Regierung — sagt der Papst — habe keinen Anstand genommen, die kanonischen Satzungen, die göttliche Verfassung der Kirche und ihre geheiligte Jurisdiction anzugreifen und zu zerstören und die strengsten, ungerechtesten Strafen über die Kirchendiener zu verhängen, weil sie, wie es sich doch geziemte, den Anordnungen des Erzbischofs gehorsam waren." Der heilige Vater hat deßhalb nicht unterlassen können, seine Stimme zu erheben über die „argen Beleidigungen" und Beeinträchtigungen, von denen die Kirche in jenem Lande heimgesucht werde. Das Herz des Papstes ist ergriffen über die „Unbilden" gegen die „katholische Religion", ihre Diener und ihr Eigenthum; er „seufzt" darüber mit dem Erbischof, und findet eine Linderung seines bittern Schmerzes in dem „erhabenen" apostolischen Muth des Erzbischofs und in dessen „erhabener" apostolischer Beharrlichkeit, womit derselbe, den „feindlichen Angriffen" unerschrocken widerstehend, eine Mauer aufrichtet für das Haus Israels und seines Gottes, und die heilige Kirche eifrig schützet und vertheidigt. Eben so „erquickt" den heiligen Vater nicht minder die (bekannte) Handlungsweise des Metropolitan-Kapitels in Freiburg. Daß der Papst und die heilige Congregation in Rom in dem ausgebrochenen Conflikt zu dem Erzbischof stehen würde, das war ohne Weiteres vorauszusehen. Man hat in Rom am wenigsten vergessen, daß es nicht blos der kirchliche Bannstrahl war, mit dem der Stuhl Petri einst die christliche Welt b.-

herrschte; daß vielmehr von der Stimme Roms auch die politischen Geschicke Europas abhingen. Der Papst, der binden und lösen kann, durfte auch geeigneten Falles gleich ganze christliche Völkerschaften von den Pflichten der Treue und des Gehorsams gegen die Fürsten und die weltliche Obrigkeit entbinden und vor dieser geistlichen Vollkommenheit fiel die weltliche Macht von selbst in den Staub. Die Heldengeschichte der deutschen Hohenstaufen ist fast nur ein einziges Ringen gegen den Druck des Pontifikats. Das hat Rom nicht vergessen. Zeiten und Umstände sind eingetreten, die es nöthigten, seine „heiligen Rechte“ ruhen zu lassen, weil es keine Hoffnung hatte, denselben Nachdruck geben zu konnen. Daß es aber nicht daran gedacht hat, auf seine „heiligen Rechte“ zu verzichten, das zeigt das jetzige übereinstimmende Gebahren an den meisten katholischen Bischofssitzen, das zeigen am deutlichsten die beiden neuesten päpstlichen Dokumente: die Allocution vom 19. December v. J. und jetzt das Breve vom 9. Jan. Die von Gerichten nach den Gesetzen des Landes gegen die widersetzlichen Geistlichen und konfessionellen Friedensstörer ausgesprochenen Strafen werden geradezu „ungerechteste“ genannt, die Widersetzlichkeit als eine „geziemende“ bezeichnet und das Verfahren der badischen Regierung als eine „arge Beleidigung der Kirche“ dargestellt. „Mit großer Freude“, sagt das Breve an einer weitern Stelle, „haben wir aus Deinem (des Erzbischofs) Schreiben erkannt, daß fast alle Kleriker Deiner Diözese Dir den schuldigen Gehorsam leisten und daß die Gläubigen dieser Deiner Diözese täglich mehr erkennen, daß es die gerechte Sache ist, für welche ihr Bischof streitet.“ Daß der Erzbischof eine solche Darstellung nach Rom geschickt hat, das mag wohl seyn. Daß man aber in Rom so ganz und gar keine Kenntniß hat von der öffentlichen Meinung in Deutschland, von der wirklichen Anschauungsweise der katholischen Bevölkerung selbst, das ist eine Befangenheit, die in Erstaunen setzt. Ist die Stimme der badischen Landesvertretung wirklich nicht bis nach Rom gedrungen? Hat man im Quirinal wirklich nichts von dem Meinungsausdruck der badischen Katholiken gehört, wie er in vielen Adressen sich auf das unzweideutigste manifestirt hat? Nur wenn man in Rom diese Thatsachen nicht kennt oder sie geflissentlich ignorirt, konnte der heilige Vater in seinem Breve vor aller Welt seine Freude darüber erklären, „daß die Gläubigen täglich mehr erkennen, daß es die gerechte Sache ist, wofür der Erzbischof streitet.“ Wenn man freilich sagt: Für die „heiligen“ Rechte der katholischen Kirche existiren keine Konkordate, keine Verträge und keine Friedensschlüsse; sie können durch keine menschliche Handlung, durch keinen staatsrechtlichen Pakt alterirt werden, denn sie sind ewig und unwandelbar; — dann freilich ist es vergeblich, sich auf geschriebene Verträge und Gesetze zu berufen. Sie werden immer nur so lange Vollzugskraft haben, wie die katholische Kirche, oder richtiger der katholische Episkopat, für gut findet, sich daran gebunden zu halten, d. h. so lange, bis man den Zeitpunkt für geeignet hält, mit der Lanze des „göttlichen“ Rechts das menschliche zu durchlöchern, ganz gleichgültig, ob man dieß Recht auch einmal bündigst und feierlichst anerkannt hat. Unter der Devise: „Man muß Gott mehr gehorchen, als dem Menschen“, kann man sehr leicht Aufruhr zur Pflicht und Unrecht zu Recht verkehren. Mit aufrichtiger Betrübniß aber ersehen wir aus dem Breve Sr. Heiligkeit, daß dasselbe, indem es von Unbilden spricht, die der „katholischen Religion“ zugefügt seyn sollen, der von bischöflicher Seite so eifrig verbreiteten irrthümlichen Vorstellung die Sanction ertheilt: daß die „kath. Religion“ gleichbedeutend sey mit der Unbeschränktheit der bischöfl. Herrschaft. Der Frieden der Konfessionen wird dadurch in der That nicht gefördert, daß man den „Gläubigen“ sagt: Euer Bischof ist Euere Religion, und wenn Euer Bischof Euch sagt: ihm geschieht Unrecht, so müßt Ihr überzeugt seyn, daß Eure „Religion“ in Gefahr ist. Es mag eine Waffe gegen die weltliche Macht seyn, daß man die Politik der Kirche mit dem religiösen Bekenntnisse vermischt; eine ehrliche Waffe aber ist es nicht, und sie anwenden, heißt: es nicht gut mit dem konfessionellen Frieden meinen. Wir können nur hoffen und wünschen, daß in Rom versöhnlichere Ansichten sich geltend machen mögen, als wir sie in dem päpstlichen Breve haben entdecken können. Wie gewiß keine protestantische Regierung auch nur im Entferntesten daran denkt, die Freiheit der katholischen Religion und die innere und äußere Selbstständigkeit der katholischen Kirche wirklich zu beschränken, so muß man auch von Rom erwarten dürfen, daß es die hierarchische Herrschaft nicht wieder bis zu jener einstigen Höhe wird hinaufschrauben wollen, wo der Staat der Sklave der Kirche war. Dagegen würde sich denn allerdings die weltliche Macht entschieden zu wahren haben.“

Mannichfaltigkeiten.

(Bruchsal, 26. Febr.) In der stürmischen Nacht von gestern auf heute gelang einem der frechsten Diebe, Namens Kaufmann aus Eßlingen, ein Fluchtversuch aus dem hiesigen neuen Männerzuchthause, der erste seit dessen Bestehen. Derselbe war wegen vieler Diebstähle, die er als berüchtigter Industrieritter namentlich in Baden begangen, von dem Schwurgerichte zu längerer Haft verurtheilt, in Folge hiervon nach dem Zellengefängniß verbracht und daselbst mit Weben beschäftigt worden. Aus den ihm zur Verarbeitung übergebenen Materialien hatte er sich einen Strick verfertigt, die Eisengitter durchzefeilt, sodann aus dem dritten Stockwerke auf die Erde herabgelassen, von da in den kleinen Spazierhof begeben, dort die für die Aufseher angebrachte Leiter von der Mauer losgeschraubt, vermittelst derselben die Umfassungsmauer erstiegen und war an deren niederster Stelle, mit Zurücklassung seines Handtuches, welches auf der Mauer gefunden ward, ins Freie entsprungen. Bis jetzt hat man ein Entkommen aus dieser Musterstrafanstalt für unmöglich gehalten.

Lamartine war zu der Zeit, als der Kaiser von Rußland die Türkei gegen Egypten schützte, in Konstantinopel, und wie Lamartine erzählt, schrieb der Kaiser damals an Orloff: „Mein lieber Orloff! Wenn die Vorsehung einen Mann an die Spitze von 40 Millionen gestellt hat, so soll dieser der Welt ein Beispiel von Rechtlichkeit und Wahrhaftigkeit des Wortes geben; ich bin ein solcher Mann, und will der Stellung, die mir Gott gegeben, würdig seyn. Sobald die Differenzen zwischen dem Sultan und Ibrahim geschlichtet sind, zögern Sie keinen Tag, meine Flotten und meine Armeen nach Hause zu schicken.“

Die Kreuzzeitung treibt es immer ärger mit ihrer Russenfreundlichkeit. Sie empfieht allen preußischen Offizieren das Studium einer russischen Grammatik und meint, daß jeder preußische Offizier in Zukunft das Russische gar nicht entbehren könne.

Kladderadatsch gibt der Frau Birch-Pfeiffer den Rath, auch des englische „blaue Buch“ für die Bühne zu bearbeiten. Habe man in Berlin bei der „Waise“ geweint, so werde wohl das „blaue Buch“ ein Gleiches leisten; Einiges darin sey wenigstens für Preußen „nicht zum Lachen.“

(Mittel zur Verhütung des Kesselsteins.) In Frankreich sollen mit einer von Sibbald angegebenen Composition, welche, um das Ansetzen des Kesselsteins zu verhindern, auf die Wandungen des Kessels gestrichen wurde, günstige Resultate erhalten seyn. Die Mischung besteht aus 1 Theil Talg, 1 Theil Graphit und 1/8 Theil feingepulter Holzkohle und erhält beim Anstreichen einen Zusatz von etwas Oel oder Theer.

Frankfurter Theater.

Die zwei jüngsten Theaterwochen sind durch die Festfeier zur 150. Vorstellung von Weber's „Freischütz" und durch Wiederholungen derselben, durch die Konzerte von H. W. Ernst und durch die Aufführung einiger zur Faschingslust gehörigen ältern Opern und Possen bezeichnet. Der neu und glänzend in Scene gesetzte „Freischütz" wird für die auf seine Ausstattung verwendeten bedeutenden Opfer von Zeit und Geld reichlich entschädigen und dürfte besonders während der Messe für die uns besuchenden Fremden sehr anziehend werden, nicht minder Richard Wagner's „Lohengrin", mit dessen Einstudirung man bereits eifrig beschäftigt ist. Dittersdorf's „Doktor und Apotheker" hat trotz seines Alters eine sehr beifällige Aufnahme gefunden, die man seiner durch ihre Einfachheit und Naivetät so schönen und darum auch nicht veralteten Musik nicht versagen kann. Dasselbe gilt von Breidenstein's „Kapellmeister von Venedig". Man scheint ältern und neuern Spielopern wieder Beachtung zuwenden zu wollen, und dieß wird sich um so günstiger herausstellen, als unser Opernpersonal die dazu geeigneten Kräfte besitzt. Eine Bühne, wie die unsrige, ist vor Allem auf Mannichfaltigkeit des Repertoirs angewiesen, welche jedoch nur dann durchgreifend zu wirken vermag, wenn die Vorstellungen in möglichster Abrundung gegeben werden. — Der dritte Maskenball im Theater war, gleich den frühern, sehr zahlreich besucht, bot aber, was schöne Kostüme und originelle Masken betrifft, gleich den frühern, nichts Anziehendes. Die von Hrn. Tanzlehrer Hummel arrangirten und unter seiner Leitung executirten Tänze (polnische Nationalmazurka und spanischer Shawltanz) gefielen sehr durch geschmackvolles Arrangement und präcise Ausführung, eben so die große Quadrille und „die hohe Schule" zu Pferde, die allgemeine Heiterkeit erregten.

Korrespondenz.

Usingen im Febr.

Nichts hat seit zehn Jahren so sehr die Physiognomie unseres Amtes verändert, als die immer zunehmende Auswanderung nach Amerika. Was vor jener Zeit etwas Auffallendes, Vereinzeltes und Merkwürdiges war, ist jetzt etwas Allgemeines und Gewöhnliches. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß aus unserem, 20,000 Seelen zählenden Amte, 1500—2000 jenseits des Meeres wohnen. Das totale Scheitern aller im Jahre 1848 gehegten Hoffnungen, der Schiffbruch des Parlaments, das Verschwinden der deutschen Flotte, Schleswig-Holstein, Kurhessen, Baden und Alles, was sich Trübes und Bitteres an diese Namen haftet, die ewig läutende Rathhausglocke, die im Orient aufsteigenden unheimlichen Gewitter ꝛc. leisten diesem Zug nach Westen Vorschub. Man könnte vielleicht beweisen, daß wöchentlich auf der Post dahier mehr Briefe aus Amerika anlangen als aus Frankfurt, und dieser Zustand, wenn er allgemein seyn sollte, kann nur ein verderblicher genannt werden. Vergleicht man die deutsche Auswanderung und ihren Charakter mit der englischen, so zeigt es sich, daß die englische dem Mutterlande höchst nützlich ist, und daß die deutsche einem großen, immerströmenden und den alten Körper schwächenden Blutverluste gleicht. England hat seiner Regierung jährlich 72000 Pfund Sterling zur Verfügung gestellt, um die freiwillige, unentgeltliche Auswanderung der Besitzlosen nach Australien zu bewerkstelligen. Wie klug ist dieß! Diese Summe wird von der britischen Schifffahrt verdient; der dem englischen Scepter unterworfene Welttheil wird der Cultur gewonnen; die großen Städte werden von gefährlichen Menschen befreit, welche im Lande der Gegenfüßler zu Vermögen gelangen und die Fabriken Altenglands in beständige Nahrung setzen. Welch ein großartiges gesundes Leben im Vergleich zu unserem heimischen Elend! Dieses neue Land der Verheißung mit seinem gesunden Clima, seinen Goldgruben, seinem Weinbau, seiner Viehzucht und seinem ungeheuren Bedürfniß an Arbeitskraft und Unternehmungsgeist übt einen magischen Zauber auf manchen unserer jungen Landsleute, namentlich seit von dorten in diesen Tagen ein sehr belehrender, das Große und das Einzelne mit Wahrheitsliebe darstellender Brief eines jungen Landsmannes angekommen ist, der weder die Reise von 76 Tagen, noch andere Gefahren scheute, um unserer Langweile und übrigen unerquicklichen Zuständen zu entfliehen.

Literatur- und Kunst-Notizen.

(Gedichte von Ludwig Storch, Leipzig, E. Keil.) Der krankhaft frömmelnden Richtung, welche in neuester Zeit die deutsche Lyrik, besonders die der jüngern aristokratischen Dichter, genommen hat, abgewendet, wandelt hier ein in der schöngeistigen Literatur wohl schon seit einem Menschenalter bekannter und gerngelesener Mann auf dem Wege der Natur und ihrer lebendigen Anschauung. Diese Gedichte werden in die noch gesunden Schichten des deutschen Volks übergehen und deren geistiges Eigenthum werden. Viele dieser Lieder werden deutsche Volkslieder werden, denn sie sind frisch und frei aus einer ächt deutschen Brust herausgesungen.

Die Pianistin Rosa Kastner, die vor zwei Jahren in Frankfurt a. M. mit so großem Beifall aufgenommen wurde, hat seitdem England, Frankreich, Holland und Belgien bereist, und überall von ihren ausgezeichneten Kunstleistungen entsprechende Anerkennung gefunden. Pariser Blätter haben sich neuerlich in diesem Sinne ausgesprochen.

Von literarischen Notabilitäten, die seit kurzem sich in Berlin aufhalten, sind zu erwähnen Gustav Freitag, der Herausgeber des „Gränzboten" und Karl Gutzkow. Die Anwesenheit des ersteren in Berlin wird mit publizistischen Zwecken in Verbindung gebracht.

Musikdirektor Eduard Kunz in Worms hat kürzlich seine 3. Symphonie vollendet. Einige strenge Kritiker, welche Gelegenheit hatten, die Partitur derselben kennen zu lernen, sprechen mit Anerkennung von diesem neuen Werk und rühmen dessen herrliche Melodien und deren Durchführung, sowie besonders den classisch reinen Satz. Nach der Aufnahme, welche die zweite Symphonie dieses vielbegabten Componisten gleich bei ihrer ersten Aufführung in Mannheim gefunden, sieht man mit Spannung dem Erfolg dieser neuen Composition entgegen.

Ludolf Wienbarg gibt in Hamburg eine „Wochenschrift für die reifere männliche Jugend" unter dem Titel „Armin" heraus. In den uns vorliegenden Probenummern lesen wir eine Bearbeitung des Till Eulenspiegel. Wienbarg will die Jugend nicht bloß mit Kenntnissen bereichern, er will mehr noch auf Heiterkeit, Frische, Charakterstärke und Vaterlandsliebe bei ihr hinarbeiten.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 57. Dienstag, den 7. März 1854.

Johanna Gray.

Aus dem „Nederland'sche Museum", übertragen von Gottfried Doerman.

I.

Am 10. Juli 1553, gegen zwei Uhr Nachmittags, sah Durham-house, die Residenz des Herzogs von Northumberland, Premier-Ministers und Großmeistees des Königreichs England, aus seinen Thürmen das königliche Banner der Tudors flattern. Eine allgemeine Abfeuerung der Falkonette und Schlangenstöckr des Schlosses, wrlche das Geschütz vom Tower zu London erwiederte, verkündete der Hauptstadt, daß eine neue Regierung begann und daß die Fürstin Johanna Gray, durch den letzten Willen des Königs Eduard VI., zur Königin erklärt worden.

Unverzüglich durcheilten Wappenherolde alle öffentlichen Plätze, bei Trompetschall verkündigrnd, daß Ihre Majrstät, zufolge des bei der Thronbesteigung der Könige bestehenden Gebrauchs, sich nach dem Tower begeben werde; doch anstatt des Freudengeschrei's, womit die Menge immer diese Ereignisse vernimmt, schien ein tiefes Stillschweigen für die Ungesetzlichkeit dieser Wahl zu zeugen. Die Ansprüche der Prinzessinnen Maria und Elisabeth, Töchter Heinrichs VIII., waren begründeter als jrne ihrer Nichte Johanna Gray. Die Verfolgungen, welche sie unter den vorigen Regierungen erduldet, hatten ihnen das Mitlrid der ganzen Nation gewonnen, welche in diesrn Prinzessinnen die nächsten Erben ihrrs letzten Herrschers erblickte. Ungeachtet ihrer Tugenden, ihree Jugend, Talent und Schönheit, ließ jrdoch die Erhebung Johanna's, die seit wenigen Monaten mit Lord Guilford Dudley, Sohn des Herzogs von Northumberland, vermählt war, sehr befürchten, der ehrsüchtige Großmeister werde aus dieser jugendlichen Fürstin das Werkzeug seiner Macht und Herrschsucht bilden.

Er war, beim Volke sowohl als bei dem Adel, verhaßt geworden durch den Mißbrauch riner Macht, die keine Gränzen kannte und man blickte mit Schrecken auf einen Umstand hin, der, die ganze Ordnung in der Thronfolge umstoßend, des Herzogs Familie ein Scepter zuführte, das er nach Willkür schwang.

Von Neugiee gelockt, erfüllte eine ungeheure Volksmenge die Zugänge zum Flusse, der an diesem Tage mit vielen Fahrzeugen bedeckt war, geschmückt in der ganzen Pracht der damaligen Zeit. Die herrlichstrn Teppiche bedeckten die Treppen, auf welchen man von Durham-House zur Themse hinabstieg.

Die großen Thüren wurden geöffnet und ließen den Durchgang für den königlichen Zug frei. Johanna Gray erschien jetzt, zwischen ihrem Schwiegervater und ihrem Gemahl. Sie war sehr blaß; ihe Antlitz drückte Niedergeschlagenheit aus und trotz des Lächelns, das sie um ihreLippen spielen zu lassen versuchte, verkündete ihe ganzes Benehmen weit eher einen Schein des Muthes und der Ergebung, als den Triumph eines befriedigten Stolzes.

Johanna Geay zählte damals sechzehn Jahre; die Natur hatte alle ihre Gaben an sie verschwendet. Sie redete virle Sprachen geläufig. Glücklich in ihrer friedlichen Wohnung Sirehousr, vertheilte sie ihre Stunden zwischen den Studien, ihren Pflichten und den sanften Freuden einer glücklichen Liebe.

Northumberland aber, der seit langer Zeit den Fortgang der Krankheit erspähte, welcher Eduard VI. endlich erlag, hatte von diesem durch seine Ränkr rin Testament erlangt, laut dessen der König, seine beiden Schwestern enterbend, seine Nichte Johanna Gray zur Thronfolgrrin ernannte.

Der König starb. Der Prrmierminister hirlt den Todesfall geheim und entsendete zu den Prinzessinnen Maria und Elisabeth verrätherische Boten, in der Absicht, sich ihrer zu bemächtigen. Doch durch vertraute Sendlinge hiervon benachrichtigt, entflohen sie in allee Eile und begaben sich nach Suffolk, wo die Ritterschaft der benachbarten Grafschaften sich um sie schaarte.

Als Northumberland nunmehr die Nutzlosigkeit jeder Verstellung einsah, beschloß er, öffentlich zu handeln. Er begab sich in den großen Rath, den er mit dem Testamente des verstorbenen Königs bekannt machte.

Johanna Gray ward augenblicklich zur Königin von England ausgerufen. Der Herzog, gefolgt von einer Deputation und begleitet von seiner ganzen Familie, brgab sich nach Sirehouse zu sriner Schwiegertochter, welche in diesem Augenblick eben unter dem kühlen Schatten jener alten Abtei lustwandelte und wenig nach den gefährlichen Ehrenbezeugungen veelangte, die man für sie bestimmt hatte.

Johanna begab sich, ein Buch in der Hand, in ihe Betgemach, als sie die Mitglieder der Familie und jenr des Hauses Northumbeeland nahen sah. Alle schaarten sich um sie; ihr Benehmen war ehrerbietig, obgleich eine stolze Zufriedenheit sich in ihren Gesichtszügen abspiegelte.

Dee Herzog trat ein. An sriner Rechten hielt ee Mylord Guilford Dudley, seinen Sohn, Johannas Gemahl; an seiner Linken führtr er seine beiden anderen Söhne, denen die Deputation des großen Rathes folgte. Sie Alle knieten vor der jungrn Fürstin und theilten ihr Eduards letzten Willen mit, der auf ihr jugendliches und zartes Haupt dir schwere Krone der Könige von England setzte.

Johanna vernahm bleich und zitternd diese Mittheilung. Einen flüchtigrn Blick auf ihre ganze Umgebung richtend, erhob sie sich und sagte ruhig, doch auch mit Festigkeit:

„Mylords! Ich weigere mich, und zwar mit meiner ganzen

Willenskraft, die Ehre anzunehmen, welche Ihr mir anzubieten wagt; denn es kann Euch nicht unbekannt seyn, daß die Rechte der Prinzessinnen, Töchter Heinrichs VIII., gesetzmäßiger sind, als die Rechte seiner Nichte. Wie jung ich auch bin und wie wenig Erfahrung ich auch besitzen mag, so bin ich doch nicht so des Verstandes und der Beurtheilungskraft bar, um eine Krone anzunehmen, deren Gewicht mich zerschmettern würde; eine Krone, die Katharinen von Arragonien mit Gewalt entrissen ward und mit dem Blute zweier Königinnen befleckt ist. Wolltet Ihr mich nun zu einem dritten Schlachtopfer machen durch eine strafbare Ueberwältigung? Mylords! Ich lehne die Krone ab und will der rechtmäßigen Erbin Eduards VI. getreu bleiben!"

(Fortsetzung folgt.)

Die deutschen Flüchtlinge in Amerika.

Der „Schw. Merk." brachte dieser Tage aus dem Briefe eines Bekannten folgende Notizen über einige von den bekannteren Männern Deutschlands, die der Sturm von 1849 nach Amerika verschlagen: „Ich betrat bei Halifax in Neuschottland zum ersten Mal amerikanischen Boden. Am folgenden Abend gelangten wir nach Boston, einer äußerst freundlichen, auf einer Halbinsel an sanfter Anhöhe zwischen Baumgruppen und Wiesen gelegenen Stadt. . . Günther, der Schwager Robert Blums, wohnt nicht mehr hier, sondern in Neuyork als Vorsteher einer Knabenerziehungsanstalt und findet sein genügendes Auskommen, soll jedoch, wie ich später erfuhr, des unbändigen Charakters der jungen Yankees wegen, einen andern Wirkungskreis suchen. . . Mit Sonnenaufgang fuhren wir in den prächtigen Hafen von Neuyork ein. Es ist ein Anblick, dessen Großartigkeit alles bisher von mir Gesehene, selbst die Themseeinfahrt bei London, weit übertrifft und dem Neuangekommenen gleich von vornherein einen geeigneten Begriff von der Größe und Ausdehnung des hiesigen Verkehrs gibt. . . Von bekannten Personen geht es den meisten gut. In Neuyork traf ich Löwe, Wiesner, Richter, Zitz, Fröbel, Blenker und Förster von Hünfeld. Löwe hat eine sehr gute Praxis als Arzt und wird sicher sein Glück machen, da er durch seine ganze Art den Amerikanern zu imponiren weiß. Wiesner kann sich in den amerikanischen Geschäftsgeist durchaus nicht finden. Richter betreibt eine Bierwirthschaft. Zitz hat eine Farm wieder aufgegeben, ist in die Stadt gezogen und hat sich mit einem amerikanischen Advokaten associrt, mit dem er Landkäufe und sonstige Speculationen besorgt. Fröbel steht im Begriff, wieder nach Centralamerika abzureisen, wo er im Auftrage der Regierung bei guter Besoldung geologische Forschungen und Aufnahmen zu machen hat. Blenker ist Farmer. Förster war ursprünglich ebenfalls Farmer, hat aber seine Farm mit Verlust wieder aufgegeben, ist dann Wirth, später Zinngießer, hierauf Zimmermaler geworden und steht im Begriffe, sich wieder einem andern Geschäft zuzuwenden. Der Pfälzer Reichard hat ein Gasthaus in Philadelphia, das sehr stark besucht ist, und er sagte selbst, daß er vergnügter sey, als in seiner glücklichsten Periode in Europa. Man sieht auch aus seinem ganzen Wesen und Allem, daß es ihm sehr gut geht. Schmitt von Kaiserslautern hat seine Zeitung und Druckerei verkauft und will das Haargeflecht seiner Frau, das sehr viel abwirft, weiter ausdehnen. Wesendonk aus Rheinpreußen ist bei einem großen Seidengeschäft seines Bruders betheiligt und reiner Geschäftsmensch geworden; er bewohnt ein schönes Landhaus in Westphiladelphia für 1000 fl. Miethe. Ein Dr. Weigel in St. Louis hat eine vorzügliche Praxis und lebt äußerst angenehm, wie denn überhaupt im Westen die Deutschen weit mehr zusammenhalten und dem deutschen Elemente weit mehr Geltung und Achtung zu verschaffen wissen. Hecker lebt wie ein Patriarch auf seiner Farm, 26 Meilen von St. Louis, an der Gränze des Urwaldes und der Prairie, hat 90 Kühe und Ochsen, eben so viel Schweine, 500 Hühner und etwa 120 Acres geklärtes Land. Er arbeitet selbst tüchtig mit und hat seinem Anwesen den Namen einer Musterfarm verschafft. Dabei hat er sich von allem Parteigetriebe fern gehalten, ist geistesfrisch, nimmt den regsten Antheil an Allem, was das alte Vaterland betrifft, ist aber ferne von den Illusionen, denen sich leider so viele seiner Schicksalsgenossen hingeben. In Belleville habe ich Hilgard, Engelmann und Körner getroffen, sämmtlich Auswanderer aus den 30ger Jahren. Letzterer ist Vicegouverneur und steht in besonderem Ansehen. Alle aber sind in sehr guten Verhältnissen und führen ein schönes Familienleben. In Cleveland wohnen zwei Pfälzer, ein ehemaliger Notar Schmitt, der von seinen Renten lebt, und sein Schwager Ritter, Advokat, der gleichfalls eines guten Auskommens sich erfreut."

Der rheinische Kunstverein.

Vom Rhein, 23. Febr. Es dürfte nicht ohne Interesse seyn, die Thätigkeit des großen „rheinischen Kunstvereins" im letzten Jahre zu überblicken, in welchem derselbe es bis zu einem siebenzehnjährigen Bestande gebracht hat — schon ein ehrwürdiges Alter in einer Zeit, welche mit Dampfesschnelle neue Vereine über Vereine entstehen, kränkeln, absterben sieht. In Strasburg waren den 18. und 19. Oktober die Abgeordneten der Vereinsstädte erschienen, die jetzt aus Mainz, Darmstadt, Mannheim, Karlsruhe, Stuttgart, Freiburg und Strasburg bestehen. — In dem Rechenschaftsberichte ergab sich, daß die vorjährige Ausstellung durch 453 Stücke von 220 Künstlern beschickt wurde, wovon auf Freiburg 401 mit 218 Künstlern, auf Karlsruhe 378 mit 215, auf Stuttgart 340 mit 193, auf Mannheim 265 mit 150, auf Darmstadt 209 mit 105, und auf Mainz, wo der Cyclus begann, 155 Nummern mit 59 Künstlern kamen. Hiervon wurden angekauft zu Mainz für die Verloosung um 616, für Privatbesitz um 1461 Gulden, mit der Ausgabe für das Vereinsblatt zu 350 Gulden die Gesammtsumme von 2427 Gulden. Darmstadt wandte 2041 Gulden auf, wovon 1076 auf die Verloosung, 440 für Privatbesitz, 525 für das Vereinsblatt kommen. Mannheim verausgabte 2891 Gulden, wovon 1411 für die Verloosung, 1000 für das Vereinsblatt und 330 für Privatbesitz. Stuttgart gab zur Verloosung 2181, für das Vereinsblatt 1920, für Privatbesitz 530, zusammen 4631; Karlsruhe für bleibendes Eigenthum 788, für Verloosung 1243, für das Vereinsblatt 1067, für Privatbesitz 150; Freiburg zu bleibendem Eigenthum 60, für Verloosung 173, für das Vereinsblatt 700, für Privatbesitz 494, zusammen 2797; Strasburg endlich im Ganzen 2246 Gulden, wovon 658 als bleibendes Eigenthum, 747 zur Verloosung, 500 für das Vereinsblatt, 340 zu Privatbesitz. Sämmtliche Vereine haben für Vereinsblätter 6062 Gulden verausgabt oder (wie Strasburg) bestimmt. Würde diese Summe zu einer gemeinsamen Gabe verwendet, so könnte diese in der That eine höchst bedeutende seyn. Wir können daher die Hoffnung nur freudig begrüßen, welche die Abgeordneten der Vereine dahin aussprachen: „Die von dem letzten Centralausschusse gefaßten Beschlüsse erwecken die gegründete Hoffnung, daß der schon längst gehegte Wunsch eines gemeinschaftlichen Zusammenwirkens aller verbündeten Vereine zur Ausfertigung solcher Blätter, die in jeder Beziehung des „rheinischen Vereins" würdig sind, endlich in Erfüllung gehen werde." (Fr. J.)

Mannichfaltigkeiten.

Woher der Rauch? fragte sich ein Herr in Meißen, dessen Nase und Auge plötzlich der Rauch traf und es brannte doch kein Feuer im Ofen und in der Pfeife. Es fand sich bald. Am Fenster stand ein Blumentischchen und auf dem Tischchen ein Glas mit Goldfischchen. Die Sonnenstrahlen fielen so conzentrirt auf das Glas, daß das Tischchen zu glimmen anfing. Mir ist dabei der alte Heim eingefallen, als er noch jung war. Im väterlichen Pfarrhaus in Solz gabs eines Tags Brandflecken im Fenstersims. Das haben die Jungen gethan, rief der gestrenge Herr Magister und obwohl die Jungen erschrocken läugneten, fielen doch Streiche durch die Bank vom Aeltesten bis zum Jüngsten. Später zeigte sich's freilich, daß ein Glas im Fenster der Brandstifter war. Schad't nichts, tröstete der Herr Magister, praenumerando für ein andermal.

Preußische Blätter machen darauf aufmerksam, daß ein großer Mangel an Schulamtscandidaten eingetreten sey. Das braucht wohl Niemand Wunder zu nehmen, denn wer wollte sich gerne einem Stande widmen, der später bei dem Zuwachs einer Familie nichts als bittere Noth und schwere Sorgen bietet? (Dorfz.)

Mit der Fata Morgana oder der großen Luftspiegelung in Westphalen ist es nichts gewesen, als ein Vorspiel zu einer Fastnachtsposse. Die Enthüllung haben wir dem Herrn Landrath Fritsch in Soest zu verdanken, der sich die Mühe gab, Hunderte von Menschen, die das feindliche Kriegsheer in den Wolken gesehen haben wollten, amtlich zu vernehmen. Es stellte sich heraus, daß einige Leute, die etwas illuminirt von einer westphälischen Bauernhochzeit heimkehrten, zwei große Schafheerden für österreichische Divisionen gehalten haben.

(Alzei, 3. März.) Bekanntlich wurde der Sohn der Eheleute Frick aus Bosenheim, deren Strafsache vor den Assisen zu Mainz so großes Aufsehen erregte, nicht dort, sondern vor dem hiesigen Bezirksgerichte abgeurtheilt. In der heutigen Sizzung dieses Gerichts wurde nun das Urtheil gegen diesen Karl Frick gesprochen, welches im Verhältniß zu der großen Strafe seiner unglücklichen Eltern sehr milde ausfiel. Es lautet nämlich auf zwei Monate Gefängniß, welche jedoch bereits durch die Untersuchungshaft verbüßt erklärt wurden, so daß der Angeklagte augenblicklich freigelassen wurde. Bedenkt man, daß bei den Verhandlungen vor dem Schwurgerichte zu Mainz beinahe der größte Theil der Mißhandlungen gegen Elisabeth Frick sich als Schuld ihres Bruders Karl darstellte, so erscheint die Strafe des Vaters Frick — fünfjähriges Zuchthaus — unverhältnißmäßig hart; doch ist nicht zu übersehen, daß dem Letzteren auch vollständig die Urheberschaft des Vergehens seines Sohnes gegen seine Tochter zur Last fällt. (M. Volksz.)

(Bern.) Laut einer Andeutung im „Vaterland" befindet sich ein bernischer Fürsprecher im Besitze von 9 Stücken türkischer Waffen, welche 1848 aus der werthvollen Rastatter Sammlung entwendet worden waren, und er habe dieselben der großh. baden'schen Regierung gegen die Summe von 1500 fl. zum Kauf angeboten.

(Wiesbaden.) Aus dem Korrespondenz-Blatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichtsvereine erfahren wir mit Interesse, daß die Arbeiten zur Untersuchung der Saalburg, des größten der römischen Taunus-Castelle, bei Homburg, auch noch in diesem Winter fortgesetzt worden sind und daß bereits außer der ganzen Ringmauer von 704' Länge und 468' Breite mit dem äußeren Doppelgraben die vier Hauptthore genau nach ihrer vormaligen Form ermittelt und noch mehrere andere interessante Gebäudesubstructionen im Innern aufgedeckt worden sind. Dabei verdient in weiteren Kreisen die lebhafte Theilnahme, welche Se. Durchl. der Landgraf von Hessen-Homburg als Privateigenthümer des Areals der Saalburg an diesen Untersuchungen genommen hat, eine besondere Anerkennung. Derselbe hat nämlich nicht allein den ganzen schönen Niederwald-Holzbestand im Innern des Castells, auf einer Grundfläche von wenigstens 21 Morgen, zur Erleichterung der Ausgrabung niederhauen lassen, sondern auch außer diesem bedeutenden Opfer noch eine baare Summe von 300 fl. zur Fortsetzung der Arbeiten für dieses Frühjahr zur Verfügung gestellt. Mit lebhaftem Danke erinnern sich hierbei die Mitglieder der alterthumsforschenden Gesellschaft in Nassau des warmen Interesses, welches der hochselige Herzog Wilhelm den Ausgrabungen des römischen Castells auf dem Heidenberg im Jahre 1838 widmete und der bedeutenden fürstlichen Geldunterstützungen, durch welche die Gesellschaft allein damals in den Stand gesetzt wurde, eine so kostspielige Untersuchung aufnehmen und durchführen zu können. Die Resultate derselben sollen eben jetzt in einem großen, im Museum aufzustellenden Gyps-Relief auch für das größere Publikum zugänglich und anschaulich gemacht werden. Außerdem ist der nassauische Verein, wie wir aus den soeben ausgegebenen period. Blättern Nr. 4 ersehen, auch mit der Untersuchung des röm. Castells bei Orlen beschäftigt, dessen Ringmauer einen Umfang von 519' Länge und 360' in der Breite zeigt. Seine Besatzung war, nach aufgefundenen Stempeln, aus Truppen der 22. Legion gebildet. Da zu der sehr wünschenswerthen, aber kostspieligen Ausgrabung der innern Gebäude die Mittel der Gesellschaft nicht hinreichen können, so möchten wir auf dieses interessante Unternehmen, das schon als Unterstützung mancher armen Arbeiter bei der herrschenden Theuerung doppelt empfehlenswerth wäre, hierdurch auch in weiteren Kreisen aufmerksam gemacht haben. ((N. A. Z.)

„Kladderadatsch" enthält folgenden Vorschlag zur Güte: „Das europäische Papiergeld beträgt an 480 Millionen preuß. Thaler. Die Furcht vor dem Kriege hat es bereits durchschnittlich um 15 Proz. entwerthet. Der Krieg selbst würde sämmtliche Papiere auf die Hälfte ihres Werthes reduciren und der Besitzstand des Welttheils 240 Millionen verlieren. Wird jedoch diese Summe vor Ausbruch des Krieges — vielleicht durch Subscription oder Vorschußleistungen — zusammengebracht, so würde man damit die in Konstantinopel lebenden griechischen Christen mit Bequemlichkeit dem Islam zuführen können, da jeder Einzelne von ihnen seinen Glaubenswechsel mit 50,000 Thaler discontirt erhielte. Gäbe es aber in Konstantinopel keine griechischen Christen mehr, so würde Rußland dort nichts zu beschützen, somit keine Veranlassung zum Kriege, eventualiter zur Besetzung der Donau-Fürstenthümer haben. Der eintretende Friede würde die Papiere auf ihren alten Stand zurückführen und somit den die oben erwähnten 240 Millionen Vorschuß geleistet habenden Besitzern ihr Geld vollständig zurückerstattet werden. Niemand würde etwas verlieren, — nicht einmal sein Leben. Ist es daher nicht besser, wir treten zusammen und schießen zusammen, als daß wir dieß Andern überlassen? — Ein sehr und viel vermögender Menschenfreund."

Görners „Waise von Berlin" oder „Ein Mädchen für Alles" erregte im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu Berlin als Fastnachtsspiel große Heiterkeit, da die Hauptdarsteller der Birch-Pfeifferiade „Die Waise von Lowood" bis auf die Toilette getreu copirt werden. Die Mitglieder der königl. Bühne sollen

besonders über die Hanne Eier (die Jane Eyre bei der Birch-Pfeiffer) mit ihrem Rosch (Rochester) sehr ungehalten seyn.

Wie groß die Tanzlust der Wiener ist, dürfte zum Theile daraus hervorgehen, daß am Faschingssonntage nicht weniger als 96 verschiedene Bälle und Tanzunterhaltungen öffentlich angekündigt waren. Wenn man die Zahl der nicht angekündigten Bälle sammt Hausbällen gleichfalls mit 96 annimmt, so haben 192 Bälle stattgefunden, und es entfällt sonach beiläufig auf jedes 60ste Haus ein Ball.

Ein Schwindler vor dem Schwurgerichte.

* München, 3. März. Vor dem Schwurgericht stand gestern eine interessante Spezies von Schwindler. Die große, hagere Figur mit blassem Gesichte, langen Haaren, modern gekleidet, entwickelte eine auffallende Zungenfertigkeit. Der Angeklagte, Christoph Schrembs, 30 Jahre alt, von Eichhofen gebürtig, gibt bei den Generalien an, daß er „deutsch-katholisch" sey. Sein zurückgelegter Lebenslauf war von jeher lose und unstet. In seiner Jugend hatte er das Schuhmacherhandwerk erlernt, zog aber bald das Vagiren vor, und als er damit nicht mehr durchkam, ging er freiwillig zum Militär. Doch auch hier hielt er es nicht lange aus und desertirte dreimal, bis er endlich auf 5 Jahre zur Schanzarbeit auf die Festung geschickt wurde. Nach erstandener Strafzeit fand er wegen seiner hübschen Handschrift, wie überhaupt der ganze Mensch nicht ohne Anlagen ist, gute Unterkunft als Scribent bei verschiedenen Gerichten. Aber der Hang zum Müssiggehen und Suitisiren verleitete ihn auch hier wieder zu Schwindeleien aller Art. Er gab sich bald für einen Baron Lichtenstein, bald für einen Grafen Dembinski und Sohn eines österr. Generalmajors gleichen Namens aus, fälschte sich Zeugnisse auf diese Namen und benützte hiezu die ihm zugänglichen Amtssiegel, wobei er die Urkunden mit kalligraphischer und stylistischer Kunstfertigkeit imitirte. Er hielt sogar um die Hand einer Landrichterstochter an, bekam aber trotz seines simulirten Adels einen Korb. Darauf hatte er es in Mallersdorf abermals auf ein hübsches Mädchen abgesehen, auf die Tochter des Oekonomen Edelbacher. Der glückliche Schwiegervater in spe stellte dem „jungen Grafen" Wagen und Reitpferd zur Verfügung, beherbergte ihn längere Zeit und lieh ihm auch noch Mantel und Uhr, doch mit der Tochter war der Vater glücklicher Weise vorsichtiger. Um schneller zum Ziele zu gelangen, fertigte „Seine Exzellenz" (so ließ sich der Schwindler in jenem Hause tituliren) eine Urkunde an, worin ihm von seinem angeblichen Vater, dem „alten Grafen", ein Erbtheil von 160,000 fl. ausgesetzt und als Depositum zugesichert war. Inzwischen bekam der alte Edelbacher den Braten zu riechen. Da gebrauchte Schrembs eine neue Finte, indem er in verschiedene Blätter, so auch in die N. Münchn. Ztg., eine „Warnung" mit der Unterschrift des k. k. österr. Generalmajors Grafen Dembinski inseriren ließ, dahin lautend, daß Niemand dem jungen Grafen, seinem Sohne, der sich unter dem Namen Schrembs herumtreibe, etwas borgen solle. Ehe er von Mallersdorf abreiste, um mit seinem Vater, dem Grafen, die Heirathsangelegenheit zu bereinigen, stellte er dem alten Edelbacher noch einen Schuldschein über 3000 fl. aus, als Revanche für die gastliche Aufnahme. Edelbachers Uhr und Mantel, unter geschicktem Vorwand „entlehnt", dienten ihm als willkommenes Auskunftsmittel, um „zum Versetzen" etwas zu haben, was er auch in der That effektuirte. In Straubing wurde endlich der Pseudograf abgefaßt und nach Burghausen abgeliefert. Während seiner Haft schrieb er mit seinem Blute ein Zettelchen an den Herrn Landrichter, worin er seinen Untersuchungsrichter als einen „schlechten und pflichtvergessenen" Beamten bezeichnete, der, statt seine Akten zu studiren, „mit Competenzkonflikten sich beschäftige". In der öffentlichen Verhandlung gesteht er die verschiedenen betrügerischen Manipulationen, sucht jedoch in einer mehr als stundenlangen und phrasenreichen Vertheidigungsrede glauben zu machen, daß er Alles nur dem Oekonomen Edelbacher und dessen schöner Tochter zu Liebe gethan habe, indem er diesem „lieben und guten Mann", der von seinen Gläubigern wie von den Hyänen überfallen worden sey, aus der Noth helfen und etwas Kredit verschaffen wollte. Sein persönlicher Vortheil sey ganz außer dem Spiel geblieben. Daß er seinen Untersuchungsrichter, „einen braven, sehr thätigen Mann", ohne Grund beleidigt habe, bedauere er von ganzem Herzen und leiste hiefür öffentliche Abbitte. Endlich könne er auch noch die von dem „Volksboten" verbreiteten Nachrichten, als müßten die Schreiber auf dem Lande am Hungertuche nagen, als eitle Lügen bezeichnen. Er sey als Scribent immer sehr gut honorirt worden und nur die unbezähmte Neigung für das weibliche Geschlecht habe ihn zu seinen Fehltritten verleitet, wozu auch die frühzeitige Lektüre schlechter Bücher aus Leihbibliotheken das Ihrige beigetragen habe.

Das Urtheil lautet: schuldig des fortgesetzten Verbrechens wider öffentliche Treue und Glauben durch Fälschung öffentlicher Urkunden im Zusammenflusse mit einem Verbrechen und Vergehen der Beleidigung der Amtsehre, die Strafe: 8½ Jahr Zuchthaus. Am Schlusse äußert sich der Angeklagte dahin, daß Festungsstrafe seinem Bildungsgrade angemessener wäre und daß er lieber 16 Jahre in einer Festung, als 8 Jahre in einem Zuchthause unter Räubern und Mördern leben wolle. Zugleich stellt er das Ansuchen, der Gerichtshof möchte ihm doch einen evangelischen Geistlichen schicken, denn er sehe, daß der Deutschkatholicismus, der übrigens nicht mehr bestehe, nur ein modernes Heidenthum sey. Wer mag ihm wohl diese Aeußerung eingeimpft haben?

Musikalische Literatur.

Klavierauszug der Oper „Rübezahl" von Flotow. Offenbach, Johann André.

Die deutsche Presse hat bereits die Oper „Rübezahl" so vielfältig besprochen, daß wir die Veranlassung, welche uns vorliegender Klavierauszug zur Besprechung bietet, nur dazu benutzen wollen, das Publikum mit dessen Existenz und äußern Form bekannt zu machen. Diese letztere ist, wie es sich von einem so namhaften Verlag auch nicht anders erwarten läßt, tadellos, sowohl in der äußeren eleganten Ausstattung, wie in der Correctheit und Deutlichkeit des Drucks. Zur bessern Uebersicht ist das ganze Buch der Ouverture vorgedruckt und eine ergötzliche Vignette ziert die innere Seite des Titelblattes. Dabei sagen uns kleinere Vignetten auf dem Titelblatte selbst, welche Tonstücke aus dieser Oper zu einzelnen Arrangements benutzt und in derselben Verlagshandlung zu beziehen sind. Wollen wir aber hervorheben, was diesen Klavierauszug für das Publikum besonders anziehend machen muß, so sind es einzelne Balladen, Romanzen, Arien und Duette, die sich neben ihren Bühnenwirkungen auch für den Dilettanten eignen. Von diesem Lieder-Cyclus bezeichnen wir die beiden Gesangstücke im dritten Akt: Arie in Es der Veronika — „Einst als ich unbekannt" (eine wahre Bravourschule) und: die pikante Blüette in D dur der Rose Marie — „Eine hohe Dame" als besonders interessant. Eine dritte Nummer, die erste Arie in As der Veronika mit dem Glockenspiel: „Die Nacht verweht, der duft'ge Morgen strahlt" dürfte ihrer originellen Harmoniengänge wegen sehr hervorzuheben seyn. Noch ein weiteres Interesse gewährt die Ballet-Musik, welche in dieser Oper eine eigene Serie bildet.

Zum Schlusse dieser Andeutungen müssen wir dem Bearbeiter des Klavierauszuges selbst, Hrn. J. B. Andre, einem Freunde Flotows, das Lob großer Umsicht und Intelligenz ertheilen. Die Aufgabe des Klavierauszugs, eine getreue Abbildung vom Original zu geben, hat Hr. André erfüllt, und somit wird der Klavierauszug auch seinen Zweck erreichen.

Frankfurt, 7. März. Heute, Dienstag Abend 7—8 Uhr, hält Dr. Scheve im Saal des Weidenbuschs den ersten Vortrag über Phrenologie.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 7. März. Die Waise aus Lowood, Schauspiel in 2 Abtheilungen und 4 Akten, mit freier Benutzung des Romans von Currer Bell von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Mittwoch, 8. März. Jubel-Ouverture von C. M. von Weber. Hierauf: Festspiel, zum Andenken Carl Maria von Webers, von Harald von Brackel, mit lebenden Bildern. Hierauf: Der Freischütz, romant. Oper in 4 Akten, Musik von C. M. v. Weber. Mit neuen Dekorationen, Maschinerien und Kostümen. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 58. Mittwoch, den 8. März 1854.

Johanna Gray.

Aus dem „Nederland'sche Museum", übertragen von Gottfried Overman.

(Fortsetzung.)

II.

Diese Sprache, so ungewohnt für ihre Familie, entmuthigte ihre herrschsüchtigen Verwandten keineswegs; nachdem Johanna die Mitglieder des Raths entlassen, mußte sie zunächst die Bitten, dann die Vorstellungen, endlich die scharfen Vorwürfe all' der Ihrigen ertragen. Als sie endlich mit ihrer Mutter und ihrem Gemahl allein geblieben, besiegten die Thränen der Herzogin von Suffolk und die dringenden Bitten Dudleys, den sie anbetete, ihren Widerstand und die verhängnißvolle Zustimmung entfloß ihren Lippen.

Auf ein gegebenes Zeichen ertönte unverzüglich das Geläute aller Glocken der Hauptstadt. Der geheime Rath und die beiden Familien Suffolk und Northumberland erschienen, die jugendliche Fürstin zu begrüßen, deren Thränen und Niedergeschlagenheit einen auffallenden Gegensatz mit der ausgelassenen Freude ihrer ganzen Umgebung bildeten.

Augenblicklich ward Johanna nunmehr nach Durham-House, ihres Schwiegervaters Wohnung, begleitet. Inmitten einer großen Volksmenge, die sich auf ihrem Wege gesammelt, wurden ihrer Jugend und Schönheit einige Zeichen der Ehrerbietung und Bewunderung dargebracht; doch jene Begeisterung, die den Königen sonst bei ihrer Thronbesteigung vom Volke erwiesen wird, wurde ihr nicht zu Theil. Den Nationalruf: „Es lebe die Königin!" — ach! Johanna vernahm ihn nicht.

Unterstützt von ihrem Schwiegervater und ihrem Gemahl, bestieg Johanna die königliche Yacht, welche, unter dem Geläute sämmtlicher Kirchenglocken, sich langsam vom Ufer entfernte. In demselben Augenblick bedeckte der Himmel — der durch seinen glänzenden, heitern Anblick an dieser Feierlichkeit anscheinend Theil nahm — sich plötzlich mit dichten Wolken und bildete über dem Festzuge einen Thronhimmel von düsterer Vorbedeutung, der die Fürstin bis zu ihrer Ausschiffung begleitete.

Inzwischen donnerte das Geschütz des Towers ohne Aufhören; der darauf antwortende Blitz schien diesen trügerischen Kundgebungen der Volksfreunde die Warnungen des Himmels entgegen zu setzen.

Johanna schob die Vorhänge der Yacht dicht zu, um sich dem Regen zu entziehen, während sie mit ihren Augen einen Blick suchte, der alle ihre Gedanken begriffe — doch sie fand ihn nicht.

Betäubt von Freude über den errungenen Sieg, machte ihr an ihrer Seite sitzender Gemahl sie aufmerksam auf die Namenszüge, welche auf der königlichen Krone prangten. Die junge Frau versuchte zu lächeln; doch beim Anblick der schrecklichen Veste, die ihren Gästen so oft als Palast und als Gefängniß gedient, empfand sie ein Gefühl unbeschreiblicher Angst; aber indem sie sich bald über diese Aufwallung von Schwäche Vorwürfe machte, reichte sie ihrem Gemahl die Hand, um an's Land zu steigen.

Hier ward sie von Lord Clinton, dem Gouverneur des Tower, an der Spitze aller diensthuenden Offiziere ihres Hauses empfangen, welche den Eid der Treue in ihre Hände ablegten. An der Thüre der Staatsgemächer bot der Herzog von Northumberland ihr die Schlüssel, der Marquis von Winchester, Lord-Schatzmeister, die Krone dar.

In diesem Augenblick wich alle ihre Furcht; sie fühlte den Geist ihres Geschlechts in ihrem Innern erwachen und nahm ohne Rückhalt ihre Erhöhung an. Ihre schönen Gesichtszüge erhielten ihren belebenden Ausdruck wieder. Sie wandte sich nun mit anmuthigem Wesen zu den fremden Gesandten, wobei sie sowohl an jeden derselben, als an die vornehmsten Personen, welche dieser Feierlichkeit beiwohnten, das Wort in der eigenen Sprache des Angeredeten richtete. Darauf begab sie sich in die königlichen Gemächer, wo sie ausruhte, bis man zur Tafel ging.

Wenige Augenblicke danach wurden die Thüren des großen Rathsaales vor der Königin Johanna geöffnet; geführt vom Herzog von Northumberland betrat sie, zwischen zwei Reihen bewaffneter Männer, den ungeheuern Saal. Ueber diesen furchterregenden Anblick lächelnd, empfing sie den Eid der Lords des geheimen Rathes und erwiederte die Versicherungen der Treue, die man gegen sie zu Tage legte. Dann auf's Neue ihres Schwiegervaters Hand nehmend, begab sie sich in den Saal, in welchem das festliche Mahl angerichtet war; hier ward sie mit den damals gebräuchlichen Ceremonien empfangen.

III.

Am Tage nach dieser Feierlichkeit unterhielt sich die Königin, umgeben von ihrer Freundin, über die Vorbereitungen zu ihrer Krönung. In dem deßhalb versammelten Rathe führte der Herzog von Northumberland den Vorsitz. Auch Lord Dudley war zugegen. Da die Sitzung ziemlich lange währte, entließ Johanna ihre ganze Umgebung und nahm, in Erwartung ihres Gemahls, ein Werk des Plato zur Hand, das sie ganz leicht im Griechischen las.

Schon erhellten des Morgenrothes erste Strahlen die Fensterscheiben im Gemach der Königin, als sie Lord Dudley eintreten sah.

„Meine schöne Königin!" sprach er zu ihr, „ich bring' Euch eine Nachricht, die Euch wahrscheinlich sehr gefallen wird."

„In der That, werther Herr?“ versetzte Johanna, und erhob sich lächelnd, um ihn zu umarmen, „und welche Nachricht bringt Ihr mir?“

„Rathet einmal, Johanna!“

„Kann ich sie denn wohl errathen, werther Dudley? — Saget es mir lieber, auf daß ich mich mit Euch darüber freuen möge.“

„Nun denn: mein Vater und die Mitglieder des Raths haben beschlossen, mich zur königlichen Würde zu erheben.“

Johanna ward nachdenkend.

„Dazu besitzen sie keine Macht, Mylord! Ich allein kann Euch diese Macht verleihen!“

„Dann bin ich König!“ rief Dudley in triumphirendem Tone.

„Lord Dudley! Ihr werdet mir gestatten, über diese Angelegenheit nachzudenken, ehe ich einen Entschluß fasse.“

„Nachdenken, Mylady?“ erwiederte ihr Gemahl, sichtlich beleidigt über dieses Wort; „aber Euer Entschluß ist es, den ich auf der Stelle wissen will. Ihr könnt nicht zögern, wenn mein Vater es verlangt; ich bin Euer Gemahl und fordere Euern Gehorsam!“

„Lord Dudley! Ich bin Eure Gemahlin, aber auch Eure Königin, und Ihr seyd es, nicht ich, dessen Pflicht es ist, Gehorsam zu üben.“

„Wie es Euch gefällt, Mylady! Morgen sollt Ihr des Herzogs Willensmeinung erfahren.“

„Seine Willensmeinung? — Gut, wenn ich mich über die meinige entschieden habe, werde ich es ihm zu wissen thun.“

„Was soll das Alles bedeuten?“ versetzte Dudley, vor Erstaunen wie an den Boden gefesselt. „Ist es möglich, daß Ihr dieselbe Frau seyd, in der ich so viel Sanftmuth und Nachgiebigkeit zu bemerken glaubte? — Johanna, Ihr habt aufgehört, mich zu lieben. Wie haben einige Stunden eine solche Veränderung bewirken können?“

„Dudley!“ sagte Johanna zärtlich „ich lieb' Euch mehr denn je zuvor; aber wenn ich Euern Wunsch nicht gewähre, so müßt Ihr meine Weigerung höchst wichtigen Gründen beimessen. Als Königin liegen mir Pflichten ob, die alle andern Erwägungen in den Hintergrund stellen, und diese Pflichten will ich erfüllen, so lang' ich Königin bin. Diesen Pflichten werde ich alle persönlichen Opfer bringen, die mir mögen auferlegt werden. Theurer Dudley! Laßt Euch nicht gänzlich von den Rathschlägen Eures Vaters leiten, noch von seinem unersättlichen Ehrgeiz verblenden. Der Schritt, den er Euch thun lassen will, ist zu gefährlich; und sollte diese Weigerung mich die Krone kosten, so würde ich auch dann nicht darein willigen, Euch eine Krone zu verschaffen!“

„Genug, Mylady!“ fiel Lord Dudley ihr in die Rede, „laßt uns nun die Prüfung aller Eurer Erwägungen bis morgen aussetzen. Möge die Nacht Euch bessern Rath einflößen!“

(Fortsetzung folgt.)

Admiral Roussin.

(Nekrolog.)

Albin Reine Roussin wurde im Jahre 1781 zu Dijon geboren. Er trat frühzeitig in die Marine; im Alter von 12 Jahren war er Schiffsjunge auf einem Kanonenboote, mit 20 Jahren Aspirant erster Klasse. Zum Grade eines Schiffsfähnrichs gelangt, wurde er auf der Fregatte „la Semillante“ eingeschifft, wohnte den fünf Treffen bei, welche diese Fregatte in den indischen Gewässern zu bestehen hatte, und kam im Jahre 1807 als zweiter Kapitän auf die Corvette „Jena“, die ebenfalls zur indischen Station gehörte. Dieses kleine Fahrzeug wurde von der englischen Fregatte „Modest“ von 44 Kanonen angegriffen und nach einer muthvollen Vertheidigung von derselben genommen. Die beiden Kapitäne kamen als Gefangene nach Calcutta, wo der Gouverneur ihnen sein eigenes Palais zum Gefängnisse anwies. Roussin wurde bald darauf ausgewechselt, begab sich zunächst nach Isle-de-france und von da an Bord der „Minerva“. Hier nahm er Theil an dem ruhmvollen Gefechte vom 20., 22. und 23. August 1810, welches die „Minerva“ nebst der „Bellona“ gegen vier englische Fregatten zu bestehen hatte. Dieser Kampf ist durch ein Bild im Versailler Museum verewigt. Im März 1811 betrat endlich Roussin wieder den Boden Frankreichs, lief aber bald darauf auf Kreuzung in die nordischen Meere aus. Erst nach der ersten Restauration erlangte er den Grad eines Linienschiffskapitäns zugleich mit dem Orden des h. Ludwig. Die hundert Tage brachte er im Schooße seiner Familie zu, ohne Theil an den Ereignissen zu nehmen. Nach der zweiten Rückkehr der Bourbonen stand er an der Spitze jener Deputation, welche in Paris die Anerkennung der neuen Regierung von Seiten der Marine aussprach. Hr. v. Jaucourt, der damalige Marineminister, war sein Gönner und rühmte namentlich den Eifer Roussins bei Organisirung einer Küstenwache während der schwierigen letzten Epoche des Kaiserthums. Jaucourts Nachfolger aber setzte den Namen Roussins auf die Liste der 600 Offiziere, die ohne Sold oder Pension entlassen wurden. Roussin begab sich selbst nach Paris und erlangte nach einer Audienz beim Minister die Wiedereinsetzung in seinen Grad. Von 1816 an begann für ihn eine wissenschaftliche Thätigkeit. Man sandte ihn an die Westküste Afrikas zur genauern Festsetzung gewisser Punkte der Seekarte, namentlich jener Riffe, die durch den Untergang der „Medyse“ eine so traurige Berühmtheit erlangt hatten. (Bank von Arguin.) Nach 18 Monaten zurückgekehrt, wurde er 1818 Offizier der Ehrenlegion und 1819 beauftragt, ähnliche Forschungen wie früher dießmal an der Küste von Brasilien vorzunehmen. Im September 1821 übernahm er das Kommando der französischen Flottenstation in Südamerika und wurde Contreadmiral, so wie unterm 4. August 1822 Mitglied des Admiralitätsrathes. 1828 erwirkte er von der brasilischen Regierung die Entschädigung von sieben französischen Kauffahrern, welche die brasilianische Flotte von Buenos-Ayres als gute Prise erklärt hatte. 1830 nahm ihn die französische Akademie der Wissenschaften zum Mitgliede ihrer Section für Erdkunde und Nautik auf; kurz darauf wurde er Präfect des zweiten Seedistrictes zu Brest. Kaum daselbst angekommen, erhielt er den Auftrag, sich an die Spitze eines Geschwaders zu stellen, welches in den Tajo einlaufen sollte, um von Dom Miguel die Auslieferung von politischen Gefangenen französischer Abkunft zu erlangen. Diese Escadre bestand aus 6 Linienschiffen, 3 Fregatten, 1 Corvette, 2 Briggs und 1 Dampfer. Die Einfahrt in den Tajo wurde erzwungen trotz des unausgesetzten Feuerns der Forts St. Julien und Bugio. Am Abende desselben Tages lag die französische Flotte längs der Quais von Lissabon vor dem Gouvernementspalast vor Anker. Die Folge davon war, daß Portugal alle Forderungen der Franzosen bewilligte. Für diese That wurde Roussin unter dem 29. Juli 1831 Viceadmiral und langte am 24. September desselben Jahres wieder zu Brest an. 1832 ernannte ihn Louis Philipp zum Pair von Frankreich und zugleich zum französischen Botschafter in Konstantinopel, wo er acht Jahre (bis zum Jahre 1840) verblieb. Die diplomatische Laufbahn des Admirals war nicht die glücklichste; er entsagte ihr 1840, um ins Ministerium Thiers als Marineminister zu treten. Nach dem Sturze desselben war er einer der Ersten, wie ihm Herr von Jaubert in der Pairskammer

vorwarf, der ins feindliche Lager hinüberging. 1842 wurde er wirklicher Admiral, ein Rang, welcher in Frankreich dem eines Marschalls gleichsteht. Schon im Februar 1843 unter dem Ministerium Guizot trat er wieder ins Ministerium an die Stelle des Admirals Duperré. Hier erwarb er sich aber große Unpopularität durch die große Energie, mit welcher er das Durchsuchungsrecht Englands in der bekannten Sclavenhandelsfrage bevorwortete; seine damals in den Kammern gehaltenen Reden erregten großen Unwillen, namentlich in den Reihen der Marine. Am 24. Juli 1843 gab er sein Portefeuille an den Admiral Mackau ab und lebte seitdem im Ruhestande in Paris. Roussin erreichte ein Alter von 73 Jahren.

Zwei Ursachen des Verfalls der Gesangskunst.

In dem binnen wenigen Tagen erscheinenden 6. Hefte der für alle Musikfreunde immer wichtiger werdenden „Fliegenden Blätter für Musik" befindet sich ein Aufsatz über den „Verfall der Gesangskunst in Europa", von einem der ausgezeichnetsten Kenner und Gesangslehrer, Fr. Wieck, der gewaltigen Lärm machen wird. Wir theilen hier vorläufig zwei der Ursachen dieses Verfalls mit: „Unsere Orchester, namentlich in großen Städten, sind zu stark besetzt, oder begleiten wenigstens zu stark und ohne alle Discretion vorzüglich die weiblichen Stimmen mit ihrer schwachen Mittelregion und im Piano. Unsere Blasinstrumente haben ja gar kein Piano mehr und nehmen das Forte zur Begleitung eben so stark als in den Zwischenakten, und das Blech geberdet sich im Gesange, als wenn es Regimenter in die Schlacht zu führen hätte. — Wie beklagenswerth sind solche Verirrungen, so unnatürliche Vermischungen des Symphonienstyls mit dem Opernstyl, so unschöne Bravour! — Wo sind die Gesangsohren unserer Musiker hingekommen? — Sie wollen also nur sich hören, nicht den Gesang?

Unsere Orchesterstimmung ist zu hoch. Sie ist seit Ende des vorigen Jahrhunderts um Einen Ton höher gestiegen, auf Veranlassung unserer effekthaschenden Instrumentalvirtuosen. — Entweder, wir müssen wieder heruntersteigen, wenigstens zu dem Standpunkte, auf dem die italienische Oper in Paris in lobenswerther Einsicht standhaft beharrt, oder wir müssen „schon hoch gelegene Arien und Solis", wie deren auch in Mozart'schen Opern mehrere zu finden sind, einen Ton tiefer transponiren und die dadurch entstehenden Uebelstände für den Fluß der Musik zu beseitigen suchen. Hohe Töne bis zur äußersten Gränze der Stimme, wenn sie mit Gesangskenntniß eingeführt werden, wie unsere Componisten an Mozart, Bellini, Rossini und vielen andern gesangerfahrenen Componisten lernen sollten, schaden der (geschulten) Sängerin, wenn sie nur einen leidlichen Ansatz hat, gar nichts — aber wohl eine zu hohe Lage im Ganzen, besonders bei dem deutschen syllabischen Gesange doppelt, wenn z. B. viele unserer ungeschickten Componisten bei einer Sopranstelle lange in fünf bis sechs Tönen der zweigestrichenen Octave verweilen — und dabei wohl auch, wie es häufig der Fall ist, vergessen, daß die Sängerin geeignete Stellen zu vollem, ruhigem Athemholen haben muß. Die dadurch veranlaßte unnatürliche Anstrengung und Ueberspannung der Stimmen ist Gift für dieselben und erschlafft die Stimmbänder. Sie veranlaßt zunächst Verlust der höchsten Töne und Tödtung der empfindlichen Mittelstimme. Weil viele Componisten und Kapellmeister das aber nicht verstehen, sich nicht darum bekümmern, auch die damit verbundene Stimmenqual nicht zu hören geneigt oder fähig sind, so liegen viele Gesangscompositionen, insbesondere für Sopran, um einen bis zwei Töne zu hoch, vermehren somit die Martern und den Ruin unserer beklagenswerthen Stimmen." (Modez.)

Mannichfaltigkeiten.

(Aus der Pfalz, 1. März.) Die 13jährige Philippine Senger von Bergzabern, deren somnambüle Krankheitserscheinungen (Bergzaberer Klopfgeist) schon öfter in den Blättern besprochen wurden, ist bereits seit längerer Zeit in Untersuchungshaft. Die Anklage gegen sie war anfänglich auf Betrug gerichtet; da jedoch bezüglich dieses Punktes sich ärztliche Autoritäten gegenüberstehen, deren einer Theil die Realität der somnambülen Erscheinungen behauptet und mit Gründen unterstützt, während der andere sie läugnet und das Ganze für Betrug erklärt, dem Gericht also eine Entscheidung hierüber schwer oder unmöglich geworden wäre, so hat es jene Anklage fallen lassen. Dagegen ist das genannte Mädchen auf den 10. d. M. unter der Anschuldigung eines Diebstahls von 2 fl., die ihr, in Folge einer magnetischen Anziehungskraft, an den Fingerspitzen hängen geblieben seyn sollen, vor das königliche Zuchtpolizeigericht Landau geladen. (Pf. Ztg.)

Die schon nach dem Erscheinen des ersten Theils von gewichtigen Stimmen der deutschen Presse für eine der bedeutendsten poetischen Erscheinungen der Gegenwart erklärte episch-dramatische Dichtung: „Demiurgos. Ein Mysterium" wird bald vollständig in den Händen des Publikums seyn und dann erst ihre eigentliche Würdigung finden können. Das ganze Werk besteht aus drei Theilen. Das Manuscript befindet sich bereits vollständig in den Händen der Verlagshandlung (F. A. Brockhaus in Leipzig). Der Verfasser hat sich veranlaßt gesehen, seine bisherige Anonymität aufzugeben: es ist, wie schon mehrfach vermuthet wurde, Wilhelm Jordan in Frankfurt a. M. Derselbe erfreute sich kürzlich bei den Höfen zu Gotha und Weimar, wo er die Ehre hatte, seine Dichtung theilweise vorzutragen, einer ausgezeichnet beifälligen Aufnahme. Die Widmung des Werks hat der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha angenommen.

Die aus Düsseldorf gemachte Mittheilung, daß der ausgezeichnete Componist Robert Schumann seit kurzem so schwer erkrankt sey, daß man große Besorgnisse in Bezug auf seine Wiederherstellung hege, muß auf einer starken Uebertreibung beruhen, da die Arnold'sche Verlagshandlung in Elberfeld noch so eben von dem angeblich schwer Erkrankten eine zwei Seiten lange Zuschrift erhielt, begleitet von einem größeren Manuscripte, welches, nach Versicherung des Componisten, so eben erst bearbeitet worden.

Dieser Tage fand die Versteigerung des Nachlasses Armand Bertin's in Paris statt. Darunter befanden sich 24 goldene Messer und Gabeln, die auch als solche ausgeboten wurden. Bei näherer Untersuchung fand sich aber, daß dieselben nur vergoldet waren. Sie trugen die Buchstaben L. P. mit einer königlichen Krone. Armand Bertin hatte sie einst vom Könige der Franzosen zum Geschenk erhalten.

Das Wiener landwirthschaftliche Wochenblatt empfiehlt die Verwendung der Kürbisse zur Erzeugung von Brod; Brod, das aus einem Theil Kürbis und zwei Theilen Mehl erzeugt ist, ist dem Kartoffelbrode vorzuziehen. Diese Art Brod zu erzeugen, wäre besonders in Ungarn anzuwenden, wo die Kürbisse sehr gedeihen.

Bergfahrt. *)

Wo die blaue Enziane
Mit dem Bergvergißmeinnicht
Auf dem grauen Felsenzahne
Ein vertrautes Wörtlein spricht;
Wo, aus dunkelm Blättergrün,
Roth, gleich einem Flammenwalde,
An des Berges steiler Halde
Tausend Alpenrosen glüh'n,
Klopft das Herz so frei, so kühn!

Firnenluft, um dich zu trinken,
Klimmen wir auf rauhem Steig
Zu der Berge Höh'n und Zinken,
Ueber Schlucht und Felsenzweig.
Da ja stand der Berge Geist
An der Freiheit Riesenwiege
Und erzog sie für die Siege,
Die noch heut' die Erde preis't.
Habe Dank, du guter Geist!

Wo die blaue Enziane
Mit dem Bergvergißmeinnicht
Auf dem grauen Felsenzahne
In vertrauten Worten spricht —
Spricht wohl auch zum großen Geist
Gern ein schweizerisch Gemüthe. —
Wir sind oben; zieht die Hüte
Und — von Firnen hehr umkreis't —
Dankt dem guten, großen Geist!

Korrespondenz.

Stuttgart, 3. März.

Eine kunsthistorische Darstellung am Fastnachtssonntag macht zwar den Regisseuren, die dieselbe arrangirten, im Allgemeinen Ehre, paßte aber sicherlich nicht als Fastnachtsstück für ein großes Publikum, das sich auf diesen Tag amüsiren und lachen, nicht aber die Geschichte des Lustspiels vom 16. bis 18. Jahrhundert an Stücken studiren wollte, in die es sich nicht hineindenken kann und die seinem Geschmack in keiner Weise zusagten, wozu noch kommt, daß man es von 5 bis $^1/_2$11 Uhr ins Theater bannte. Die Kasse hat zwar eine sehr schöne Einnahme zu Gunsten des Pensionsfonds gemacht, aber eine Wiederholung würde ein total leeres Haus finden.

Köln, 2. März.

Es war bei unserem Gemeinderath von den hiesigen Grundbesitzern eine Petition eingereicht worden, man möge die 40 prCt. Zuschlag zur Grundsteuer behufs der Deckung von Communal-Bedürfnissen auf die Einkommensteuer setzen, da Köln zu den wenigen rheinischen Städten gehört, in welchen jener hohe Zuschlag noch besteht. (In Düsseldorf ist man in diesem Jahr schon 10 prCt. heruntergegangen.) Bei der heute Abend erfolgten Debatte stellte Hr. Schemmer den Antrag, man möge diese Steuer wenigstens schon um 20 prCt. verringern, bei welcher Gelegenheit derselbe in einem bündigen Vortrag alle besonderen Lasten der Grundeigenthümer schlagend hervorhob. Wenn bei der Abstimmung nur Stimmengleichheit zu Tage trat und durch die Ausschlagsstimme der Antrag verworfen wurde, so hat sich das die constitutionell-liberale Partei selbst beizumessen, weil sie bei einer der letzten Gemeinderathswahlen Candidaten aufstellte, die sie nicht hinlänglich kannte. — Der Geschäftsführer der ehemaligen West. Ztg., Bauto, ist von der Polizei nach Deutz gebracht worden, damit er sofort zurückreise zur Heimath. — Unser diesjähriges Carnevalsfest hat einen Verlauf genommen, der die kühnsten Erwartungen weit übertraf. War schon die Kappenfahrt am Sonntag glänzend und der Montagszug auffallend brillant, der Gürzenichball und der Pickenick überboten beide noch in ihren Erfolgen. Da war ein Drängen und Wogen, wie wir es selten gewahrten, und alle Festbesucher befanden sich in einer so heiteren Stimmung, wie seit den zwanziger Jahren nicht, in welche die Glanzperiode des Kölner Faschings fällt. Auf dem Balle waren mindestens 4000 Personen, so daß man nach Abzug der Freikarten, die an die Vereinsmitglieder vertheilt wurden, noch eine Einnahme von 2400 Thaler erzielte. Der Pickenick war nicht weniger besucht und wird bei einem Entree von einem halben Thaler auch einen Ertrag von 1500 Thaler geliefert haben. Nach Abzug der erheblichen Kosten dürfte sich also doch wohl noch ein erheblicher Ueberschuß herausstellen. Wenn man den Ueberschuß für das nächste Fest reservirte, so dürfte man annehmen, daß der Carneval im künftigen Jahre glänzender gefeiert wird, wie je. Mehrere alte Carnevalsfreunde sind in diesen Tagen wieder aufgethaut und haben in Aussicht gestellt, im nächsten Jahre seyen sie bereit, wieder an die Spitze zu treten. Daraus wird indeß wohl nichts werden, denn Diejenigen, die das Fest gerettet haben, werden dasselbe auch wohl weiter führen können, natürlich aber doch um so sicherer, wenn die alten Führer sich ihnen mitwirkend anschließen.

Homburg, 5. März.

Die seit einigen Tagen herrschende frühlingswarme Witterung hat den Schnee, der noch in vergangener Woche Fuß hoch auf unsern Bergen lag, geschmolzen und schon sprießen die ersten Frühlingsblümchen hervor. Besonders angenehm ist aber die milde Temperatur den zahlreichen Arbeitern, die damit beschäftigt sind, die ersten Vorarbeiten zu dem neuen Kurparke zu machen, der nach dem schönen Plane des Hrn. Gartendirektors Lenée in Berlin ausgeführt werden soll. Dieser Park, der sich von dem Conversationshause bis zu dem nahen Gebirge erstrecken wird, dürfte nach seiner Vollendung dazu beitragen, dem hiesigen Kurleben einen neuen Reiz zu verleihen. — Unser Carneval wurde am verflossenen Dienstag mit einem großen kostümirten Balle geschlossen, dem auch viele Frankfurter beiwohnten. Die fröhliche Heiterkeit dauerte bis früh am Morgen. Der Storchrittertanz, das weissagende Pferdchen, Tyroler Tänzer, Kinder, die eine Balletscene aufführten und andere Impromptüs der Laune verschönten den heiteren Ballabend, der unsere Wintervergnügungen auf so feierliche Art schloß.

Frankfurt, 7. März.

Donnerstag, 9. März, Abends 7 Uhr: Vierte und letzte Quartett-Unterhaltung der Herren Heinr. Wolff, Waldhauser, Posch und Siedentopf im holländischen Hof. Programm:

1) Quartett aus E dur von Haydn;
2) Preis-Trio für Violine, Viola und Violoncello aus C moll von Bischoff.
3) Quartett aus Es dur (Op. 74) von Beethoven.

Billets zu 1 fl. 45 kr. sind in der Musikalienhandlung des Herrn André und Abends an der Kasse zu haben.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 8. März. Jubel-Ouverture von C. M. von Weber. Hierauf: Festspiel, zum Andenken Carl Maria von Weber's, von Harald von Brackel, mit lebenden Bildern. Hierauf: Der Freischütz, romant. Oper in 4 Akten, Musik von C. M. v. Weber. Mit neuen Dekorationen, Maschinerien und Kostümen. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 9. März. Deborah, Volksschauspiel in 4 Akt., von Mosenthal. (Gastrolle) Deborah: Fräul. Brandt, vom Stadttheater zu Zürich.

Freitag, 10. März. Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg, große romant. Oper in 3 Akten, von R. Wagner

*) Aus: „Geschichten und Sagen aus der Schweiz. In Dichtungen von J. J. Reithard. Frankfurt a. M. Verlag der literarischen Anstalt von J. Rütten."

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. K. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 59. Donnerstag, den 9. März 1854.

Johanna Gray.

Aus dem „Nederland'sche Museum", übertragen von Gottfried Oderman.

(Fortsetzung.)

Morgens danach pflog Lord Guilford Dudley eine lange Unterhaltung mit seinem Vater. Der Herzog, wenig gewöhnt, Hindernissen vor seinem Willen zu begegnen, begab sich zur Königin und theilte ihr mit, die Mitglieder des Raths hätten beschlossen, ihren Gemahl mit dem Titel eines Königs neben sie auf den Thron zu setzen.

Ihre Antwort war die nämliche, welche sie dem Lord Dudley ertheilt hatte; gleichwohl erklärte sie dabei in noch entschiedenerem Tone, wie sie sehr wohl begriffen habe, daß sein, des Herzogs, Zweck, dadurch, daß er für seinen Sohn die Oberherrschaft erstrebe, der sey, in dessen Namen zu regieren.

Bitten, Flehen, sogar Drohungen, Alles ward vergeblich bei Johanna versucht. Sie blieb unerbittlich.

Auf Northumberlands Besuch folgte das abermalige Erscheinen ihres herrschsüchtigen Gemahls, der eben so wenig über sie vermochte. Lord Guilford, wüthend über diese Unerschütterlichkeit, verließ den Tower, ohne von seiner Gemahlin Abschied genommen zu haben, und begab sich nach Sire-House.

Lord Dudleys Abreise, die entstellten Gesichtszüge der Königin, die Spuren ihrer Thränen verriethen dem ganzen Hofe, daß zwischen den Ehegatten irgend eine Uneinigkeit entstanden sey. Northumberlands Feinde sahen voraus, daß seine Macht in der Festigkeit der jungen Königin einen wenig erwarteten Widerstand finden werde. Zu dieser Zahl gehörten die Gesandten Frankreichs und Spaniens. Dieser Letztere beobachtete mit scharfem Auge den Verlauf der Ereignisse; er erstattete darüber seinem Gebieter, Karl V., Bericht, der ihm neue Instruktionen ertheilte, welche der listige Gesandte mit unvergleichlicher Geschicklichkeit benutzte.

C IV.

Inzwischen hatte Maria sich als Königin anerkennen lassen. Fünf Grafschaften hatten sich zu ihren Gunsten erhoben. Ihr Heer vermehrte sich von Tag zu Tage.

Diese Nachrichten erfuhr Johanna in dem Augenblick, wo sie sich in den Rath begeben wollte, der an gedachtem Tage seine Sitzung in der Kapelle St. John hielt. Am Fuße des Hauptaltars standen die Särge, welche die verstümmelten Leichname des Großadmirals Thomas Seymour und des Herzogs von Somerset, Lord-Protektors des Königreichs — Beide als Opfer der Ränke des Herzogs von Northumberland auf dem Blutgerüste gefallen — enthielten.

Inmitten der Berathungen richtete Northumberland einige beleidigende Worte an den spanischen Gesandten, der ihm mit Stolz antwortete. Der aufgebrachte Herzog zog seinen Degen, um seinen Gegner anzugreifen, als Johanna, vom Throne steigend, sich zwischen die beiden Männer stellte.

„Mylord!" sprach sie, zu ihrem Schwiegervater sich wendend, „vergesset nicht, in wessen Gegenwart Ihr seyd!"

„Nein!" versetzte der Herzog, „ich werde das nicht vergessen. Ich stehe vor Derjenigen, die ihre Macht mir verdankt; und dieselbe Macht, die eine Königin schuf, kann Euch leicht wieder entfernen, Mylady!"

Sämmtliche Anwesende schlugen die Hand an ihre Degen. Der spanische Gesandte, vor der Königin sich verbeugend, bemerkte ihr, sie werde nunmehr wohl über die wahren Absichten des Herzogs von Northumberland zu urtheilen vermögen. Johanna blickte auf ihren Schwiegervater und sagte mit Ruhe:

„Entfernt Euch von hier, Mylord! Ich befehle es Euch!"

„Und wenn ich nun nicht gehorchte?" versetzte der unverschämte Minister.

„Euer Gnaden werden mich nicht nöthigen, Euch dazu zu zwingen. Gehorcht, Herzog, oder fürchtet die Folgen einer Weigerung."

„Und welche würden diese seyn?" fragte der Herzog mit verächtlicher Miene.

„Die Abforderung Eures Degens!" riefen alle Anwesende zugleich, empört über ein solches Benehmen.

„Und das Gefängniß des Herzogs von Somerset," setzte langsam der spanische Gesandte hinzu, die Spitze seines Degens auf des Herzogs Grab setzend.

„Schweigt, Mylords!" sprach die Königin; „wir sind hier, um über die Mittel zu berathen, einem Bürgerkriege zuvorzukommen; Ihr aber bleibt an Privatstreitigkeiten hängen. Bezwingt Eure Gefühle der Eigenliebe und der Gereiztheit; ertheilt Euern Rath und lasset die Interessen Eures Landes Euch mehr zu Herzen gehen, als Privat-Interessen."

Nach sehr ungestümen Berathungen beschloß man, den Befehl über die gegen die Prinzessin Maria ausziehenden Truppen dem Herzog von Northumberland anzuvertrauen. Dann ward diese Sitzung endlich aufgehoben.

Als Johanna ihr Gemach wieder betreten hatte, überdachte sie alle Umstände, die stattgefunden. Die Lauheit und der Zwang, die sie bei der Mehrzahl der Mitglieder des geheimen Raths bemerkt hatte, überzeugten sie mehr als je, daß der Adel sowohl wie das Volk ihre Oberherrschaft nicht aufrichtig angenommen hätten und daß keine menschlichen Bemühungen eine Macht würden befestigen können, die allgemein für usurpirt galt.

Die Nachrichten, die sie aus dem Lager empfing, wurden all-

mäßig beunruhigender. Sechs Schiffe, welche zu Yarmouth lagen, um Marias Durchreise zu verhindern, hatten dieser Fürstin ihre Unterwerfung eingesandt. Die Hauptstadt war bald in offenem Aufstande. Täglich erschien das Volk unter den Mauern des Towers und forderte die Wachen auf, die Thoren im Namen der Königin Maria zu öffnen, und ein bevorstehender Angriff auf diese Veste schien unvermeidlich zu seyn.

Der Herzog von Suffolk, Vater der jugendlichen Königin, erschreckt über die Gefahren, welche sie bedrohten, sandte eine geheime Botschaft an Lord Dudley; obwohl der Herzog über dessen Benehmen unzufrieden war, hielt er dennoch seines Schwiegersohnes Gegenwart für durchaus nothwendig. Dudley flog zu seiner Gemahlin und die Versöhnung der Gatten war eben so rührend als aufrichtig. Da er so herrschsüchtig war, wie sein Vater, ohne dessen große Talente und reife Erfahrung zu besitzen, so wollte er mit Gewalt handeln und erhielt von seiner Gemahlin einen „Warrant“ (schriftlichen Befehl), alle Mitglieder des Raths, die nicht von seiner Partei waren, zu verhaften. Sie wurden Alle in eines der Gefängnisse des Tower geführt, entkamen jedoch bereits in der ersten Nacht durch einen geheimen Ausgang, der ihnen verrathen wurde.

Northumberlands Soldaten verließen ihn, um sich unter Marias Banner zu schaaren, und er selbst, die Interessen seiner Schwiegertochter verrathend, warf, in einer Aufwallung, von der man keinen Grund anzugeben weiß, seine Kopfbedeckung in die Luft und rief: „Es lebe die Königin Maria!“

Der Graf von Arundel forderte ihm seinen Degen ab und nahm ihn gefangen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kapitel für die Frauen.

(Von Amely Bölte.)

Im Verlaufe der letzten fünfzig Jahre sind wir dahin gekommen, das weibliche Geschlecht nur für den Salon zu bilden. So wie die Erziehung ein größeres Gemeingut zu werden anfing, wollte man auch die Frauen nicht davon ausschließen und sie durch eine Entwickelung ihrer Geisteskräfte eine höhere Stufe der Kultur erreichen lassen; doch wies man sie vorzugsweise darauf an, dem Schönen zu huldigen. Man hieß sie Talente ausbilden, um dadurch ihre Freude an ausgebildeten Talenten zu erhöhen, weil das Verständniß einer Sache unsern Genuß stets steigert; indem man sie aber mit solchen Blüthen schmückte, lehrte man sie auch durch diesen Schmuck gefallen zu wollen und eröffnete damit ihrer Eitelkeit eine ganz neue Sphäre. Die romantische Schule lieh dieser Hinneigung nun noch den Schmelz der Empfindsamkeit, bis die Anhängerinnen eines Jean Paul es dahin brachten, nur von Blumenduft und Weihrauch leben zu wollen. Der Ernst des Lebens hieß ihnen trockene Prosa, jeden bunten Flitter desselben bezeichneten sie mit dem Worte Poesie, sie träumten nur von überschwenglicher Liebe und setzten die Hauptaufgabe des Lebens darin, angebetet zu werden. Kein Mann konnte sich ihnen nahen, ohne daß ihr Auge auf seinem Gesichte den Ausdruck der Empfindungen suchte, die sie einzuflößen begehrten, und in einsamer Stunde nahmen sie dann sogleich ihr Blümchen Wunderhold zur Hand und zupften: „Er liebt mich, er liebt mich nicht, er liebt mich, er liebt mich nicht“; und so fort, bis sie das gewünschte Resultat gezupft hatten.

Die romantische Schule lebte sich aus, die Männer wuchsen in eine andere Richtung hinüber; — aber die Frauen blieben stehen. Gehen wir in eine Leihbibliothek und sehen die Masse von Romanen aus weiblicher Feder durch, so werden wir finden, daß Liebe und immer wieder Liebe das große Thema ist, welches sie behandeln. Die Schriftstellerinnen sind die Repräsentantinnen ihres Geschlechtes, die dem Worte leihen, was die Andern meistens im Stillen empfinden und sinnen, und der Tadel, der den Männern in diesen Werken zugetheilt wird, daß sie nicht genug, nicht hingebend, nicht aufopfernd lieben, findet ein Echo in Aller Herzen. Daß die Frauen nicht, gleich den Männern, jener neuen Zeitrichtung huldigten, die sich eines gesunderen Sinnes rühmt, der die Erde, die er unter seinen Füßen tritt, als seine große Mutter achtet, das ist wohl lediglich ihrem Erziehungssysteme zuzuschreiben.

Die gewöhnliche Phrase ist, daß man in heutiger Zeit schon viel von einem Mädchen erwarte, sie müsse Musik verstehen, müsse Sprachen treiben und in manchen kleinen Künsten erfahren seyn. Dieß nennt man die Erfordernisse einer guten Erziehung, und ein recht gebildetes Mädchen wird Jene geheißen, die diesen Standpunkt erreicht hat. Man thut ihr damit Unrecht. Bildung kann bestehen ohne Sprachen und ohne Talente, Bildung geht den innern Menschen an; wie dieser den Gang seiner Gedanken geschult und geregelt hat, so hat er sich gebildet. Bildung ist also im eigentlichen Sinne des Wortes Selbsterziehung, und diese erfordert stille Stunden, erfordert ein Insichgehen, ein Rechten mit sich selbst, eine Wachsamkeit über die Gedanken wie über die Thaten, eine strenge Prüfung, ob man an jedem Tage den Ansprüchen genügt, die man an sich machen konnte. — Will man zugleich den Schönheitssinn entwickeln, so muß die Bildung fördern; denn alle Sittlichkeit ist schön, und jedes Leben, das seinem großen Entzwecke entspricht, ist ein schönes.

Jedes menschliche Individuum muß zuerst sich selbst als den Zweck seines Lebens ansehen, denn nur, indem Jeder sich bemüht, das Höchste, das seine Natur erreichen kann, aus sich zu machen, wird die ganze Menschheit auf ihrem Wege zu einer vollkommeneren Existenz gefördert. Die zweite Beziehung gilt erst den Personen, die unsern nächsten Lebenskreis ausmachen. Der Frauen Sphäre ist das Haus; die Pflege und Erziehung der Kinder liegt ihnen ob, sie mögen verheirathet oder unverheirathet seyn. In der Erfüllung dieser Pflichten haben sie die Aufgabe ihres Lebens zu suchen. Kleine Sorgen und kleine Mühen treten ihnen überall entgegen, und werden für sie ein Quell der schönsten Freuden, sobald sie sich derselben im rechten Sinne unterziehen. Die Arbeit zu finden, die uns Befriedigung gewährt, die uns neben der eigenen Billigung auch den Beifall Anderer verspricht, das ist eigentlich das einzige dauernde Glück. Das System unserer jetzigen Erziehung hat den Frauen mehr oder minder diese Genugthuung geraubt, und damit die Basis der Selbstachtung unter ihren Füßen fortgezogen. Die Mütter haben sich eingeredet, daß ein Mädchen, wenn es erwachsen in die Gesellschaft trete, Aufsehen erregen müsse, um so den Männern zu gefallen. Aus diesem Grunde wird die ganze schöne Jugendzeit damit verbracht, sie in Dingen zu unterweisen, die in keiner Mädchenerziehung die Hauptsache seyn sollten. Der Mann, der sie zur Gattin wählt, ist nicht immer ein Freund der Musik, weniger noch wird er mit ihr fremde Sprachen reden, wohl aber kann es ihn glücklich machen, wenn sie sinnig auf seine Interessen eingeht, wenn sie seinem Hause mit Umsicht vorsteht, so daß seine Einnahme, wie klein oder wie groß diese sey, für ihre beiderseitigen Bedürfnisse ausreicht. Dieser Punkt ist wohl der schwierigste in jedem neuorganisirten Haushalte und einer ernsten Betrachtung werth.

(Schluß folgt.)

Projectirte Telegraphen-Leitung nach Afrika und Ostindien.

(Aus der Zeitschrift des deutsch-österreichischen Telegraphen-Vereins.)

Der günstige Erfolg der verschiedenen zwischen der englischen Küste und dem Festlande mittelst versenkter Drahtleitungen hergestellten telegraphischen Verbindungen hat die Idee erweckt, in ähnlicher Weise durch Ueberschreitung des mittelländischen Meeres eine telegraphische Verbindung des europäischen Festlandes mit der Nordküste von Afrika zu bewirken, welche später über Egypten und Syrien nach Ostindien fortgeführt werden könnte. Der bekannte Erbauer der ersten überseeischen Linie, Hr. John Watkins Brett, hat hierzu einen Plan entworfen, der den Beifall der zunächst betheiligten Staaten gefunden hat und demnächst zur Ausführung kommen soll. Diesem Plane gemäß wird die Leitung von La Spezzia nach Corsica, dann längs der Westküste der Inseln Corsica und Sardinien bis Cap Teulada und von da über Galita an die afrikanische Küste geführt werden, wo sie etwas ostwärts von Bona ausmünden wird. Diesen Weg hat auch eine von der französischen Regierung zur Prüfung des Entwurfs niedergesetzte Commission als den geeignetsten anerkannt, da hier die Meerestiefen sich als die verhältnißmäßig geringsten herausgestellt haben.

Zur Ausführung dieses Planes hat sich unter dem Namen: „Société du télégraphe électrique sousmarin de la Méditerranée pour la correspondance avec l'Algérie et les Indes" eine Actiengesellschaft mit einem Grundcapitale von 7,500,000 Fr. (300,000 Pfd.) gebildet, an deren Spitze Hr. Brett steht. Für das gedachte Grundcapital, welches ausschließlich zur Herstellung der Linie von La Spezzia nach Bona bestimmt ist, haben die französische und die sardinische Regierung eine Zins-Garantie übernommen, dergestalt, daß, vom Tage der Eröffnung der gedachten Linie an, erstere für 4,500,000 Fr. 4 pCt. Zinsen, letztere aber für weitere 3,000,000 Fr. 5 pCt. Zinsen garantirt. Mit den Arbeiten ist auf der Insel Sardinien bereits der Anfang gemacht worden.

Eine Zweigleitung, deren Ausführung auch wohl als gesichert angesehen werden kann, da ihr die Unterstützung der englischen Regierung kaum fehlen dürfte, soll demnächst von Bona über Tunis quer durch das Land nach Cap Mustapha und von da über die Inseln Pantellaria, Gozzo, Comino nach Malta geführt werden.

Dieselbe Gesellschaft beabsichtigt aber ferner, unter Zustimmung der sardinischen und französischen Regierung, von Tunis aus ihre Linie zu Lande bis nach Ostindien fortzuführen. Die bereits vorgenommene Untersuchung des Terrains hat ergeben, daß einem solchen Unternehmen keine praktischen Schwierigkeiten entgegenstehen.

Die Drähte würden von Tunis längs der Küste über Tripolis nach Alexandria und von dort über Suez, Jaffa, Jerusalem, Damascus, Annah und Bassora, dann durch Persien und Beludjestan nach Hyderabad in Indien geführt werden können, wo sie sich an die Telegraphen-Leitungen anschließen können, welche die ostindische Compagnie gegenwärtig durch den Irländer O'Shaugnessy ausführen läßt. Hr. Brett veranschlagt die Kosten einer solchen Leitung auf 5 bis 700,000 Pfd., und zweifelt nicht, daß die englische Regierung, so wie die ostindische Compagnie dieses Unternehmen aufs Thätigste unterstützen würden, da die ostindischen Linien erst durch ihre Verbindung mit den europäischen ihre volle Bedeutung erlangen würden.

Was die ostindischen Linien betrifft, so hat der genannte Herr O'Shaugnessy sich anheischig gemacht, in den nächsten drei Jahren eine Strecke von 3000 englischen Meilen herzustelle[n] welche, von Calcutta ausgehend, durch Bengalen den Ganges entlang bis zur Vereinigung mit dem Flusse Junna bei Allahabad und weiter bis Agra und Lahore geführt werden soll.

Eine zweite Linie soll von demselben Unternehmer von Hooglag nach dem Coromandel und über das Carnatic nach Bombay und Hyderabad gebaut werden. Man trägt sich sogar mit der Idee, später eine telegraphische Verbindung mit Australien herzustellen.

Omer Pascha.

Wir lesen in einer Korrespondenz des „Pays" aus Schumla folgende Charakteristik Omer Pascha's: Offenbar gleicht die Organisation der ottomanischen Armee in keiner Weise der der unserigen. Der General en Chef hat keinen Stab, keine Intendantschaft, keinen speziellen Dienstzweig für die Verpflegung, und die Armee ist gekleidet, cantonnirt, genährt, und zwar in einer Weise, die nichts wünschen läßt. Wie geschieht das Alles? Ich weiß es nicht. Das Resultat ist da. Die Mittel sind nicht wahrnehmbar. Gewiß ist, daß Omer Pascha allein das bewegende Prinzip dieser ungeheuren Maschine ist. Er vertheilt die Truppen, organisirt die Cantonnirungen, expedirt die Truppen, versieht sie mit Waffen, Equipirungsgegenständen, Proviant aller Art, er zeichnet sogar die Schanzgräben und Redouten der 24 bis 30 Plätze, für deren Vertheidigung er zu sorgen hat. Bedenkt man, daß es sich um ein Heer von 180,000 Mann handelt, das mobil gemacht ist und sich auf einer 250 Lieues langen Vertheidigungslinie ausdehnt, dann weiß man nicht, was bewunderungswürdiger bei Omer Pascha, seine angeborene Geschicklichkeit in den entgegengesetzten Einzelheiten oder seine furchtbare Thätigkeit. Und Alles das, ich wiederhole es nochmals, macht er ganz allein. Er hat nur 12 junge Offiziere um sich, die er als außerordentliche Couriere benutzt. Er verlangt von ihnen nur, daß sie 100 Meilen weit reiten können ohne zu rasten. Niemand besitzt sein Vertrauen. Sein Sekretär, welcher der Armee nicht angehört, weiß gar nichts von seinen Plänen. Der Mustescharbey von Rumelien ist nur ein untergeordnetes Instrument. Die Paschas, die ihm gehorchen, fassen ihn nicht; er ist von Schwierigkeiten umgeben und genügt Allem. Die Soldaten allein, die ihm ihre Organisation, ihre Existenz und ihre Siege verdanken, sind ihm fanatisch ergeben. Das ist der Mann, welcher heute der Macht Rußlands die Spitze bietet.

Mannichfaltigkeiten.

Der oberste österr. Gerichtshof hat einen Straffall mit der Entscheidung erledigt, daß die Bezeichnung einer Person als „gemein, grob und niederträchtig" mit Rücksicht auf den Sprachgebrauch ohne Zweifel als Beschimpfung anzusehen sey.

Ein Schlächtergesell in Berlin hatte mit einem Hutmacher einen Vertrag dahin abgeschlossen, daß dieser ihm einen Hut für 1 Thaler fertigte, dafür aber kein Geld, sondern 11½ Pfund Fleisch und zwar Rindfleisch oder Schweinefleisch lieferte. Der Hut wurde dem Schlächter übergeben, und dieser brachte das Fleisch, es war dieß aber, wie sich später herausstellte, Pferdefleisch, und für den Hutmacher und dessen Frau, die keine Liebhaber solchen Fleisches waren, daher werthlos. Ihr Hund nährte sich einige Tage davon. Entrüstet jedoch über diese mangelhafte Erfüllung des Vertrages Seitens des Schlächters, denuncirte der Hutmacher diesen bei der Staatsanwaltschaft und wurde dieser

darauf wegen Betrugs unter Anklage gestellt. Vor Gericht versicherte der Angeklagte, daß gar nicht verabredet worden, welche Art von Fleisch er für den Hut hätte liefern sollen, daß er bei der Ablieferung des Fleisches nicht erklärt habe, es sey Rindfleisch, sondern nur gesagt habe, es sey ein schönes Stückchen Fleisch, womit ein Jeder zufrieden seyn könne, und behauptete außerdem, daß das Pferdefleisch, da das Pfund desselben wenigstens 3 Sgr. koste, den verabredeten Betrag des Hutes vollständig gedeckt habe, ein Schaden also nicht zugefügt sey. Das Gericht erklärte, nachdem die thatsächlichen Behauptungen des Angeklagten durch die Beweisaufnahme widerlegt waren, diesen jedoch des Betrugs für schuldig und verurtheilte ihn, unter Annahme mildernder Umstände, zu 14 Tagen Gefängniß.

Zu Urfeld im Kreise Bonn erlebte man am 26. Febr. wieder den traurigen Fall, daß ein 21jähriges Mädchen gleich nach dem Tanze auf dem Tanzboden zusammenstürzte und starb. Möchte derselbe zum neuen warnenden Beispiel gegen Uebertreibung im Tanzen dienen.

Korrespondenz.

Basel, Ende Februar.

Mit den ersten Tagen des Februar begannen die hiesigen Vorstellungen des Bern-Basler Theaterunternehmens (Direktion: Frau Unzelmann; Oberregie: Hr. Schumann). Wir sind erfreut, dem aus Bern vorangeeilten Lobe ihrer Bestrebungen im Allgemeinen beistimmen zu können. Das bisher aufgestellte Repertoire vertrat das höhere Drama sehr reichlich; allein unter 12 Vorstellungen 7 große Schauspiele und Tragödien ist nicht nur für den hiesigen Geschmack zu schweres Geschütz, sondern entspricht auch offenbar nicht dem Personal, dessen beste Kräfte wir bisher im Lustspiel und besonders im Vaudeville erkannten, welches überdieß vom hiesigen Orchester trefflich unterstützt wird. Das allzu schwere Repertoire mochte großentheils durch die Gastrollen des Hrn. Kunst bedingt seyn, der meistens seine bekannte Bravour entwickelte, doch dieser nicht selten auch alle dramatische Wahrheit opferte. Fräul. Reger zeigt als tragische Liebhaberin gute Schule und treffliche Mittel, scheint aber weniger für das bürgerliche Schauspiel geeignet und hat sich vor einer gewissen Monotonie des Pathos zu hüten. Fräul. Zecker (zweite Liebhaberin) hat dagegen mehr Talent für heitere Rollen. Fräul. Heußner kann unter guter Leitung einst Hervorragendes im höhern Drama leisten. Frau Heußner entspricht in höhern Charakterrollen eben so allen gerechten Ansprüchen, wie Frau Wahlmann als Anstandsdame und Mutter. Vom männlichen Personal ist Hr. Weßnig als gewandter, vielseitiger Charakterdarsteller obenan zu stellen; die Helden des Hrn. Heußner leiden dagegen am Mangel der Moderirung und Modulation, während Hr. Schönfeldt (erster Liebhaber) bei trefflichen Naturgaben in allen Rollen stereotyp ist und im Affekt seine Aussprache bis zur Unverständlichkeit überhastet. Auch Hr. Lehmann (zweiter Liebhaber) hat sich vor diesen Fehlern zu hüten. Nicht bloß geründete, sondern auch in den Einzelheiten höchst gelungene Darstellungen, denen vom Publikum reichste Anerkennung gezollt wurde, boten Benedix „Lustspiel", womit das Theater eröffnet wurde, sowie die Vaudevilles: „Die Posse als Medizin", „Unter der Erde", „Wenn Leute Geld haben". Dagegen wurde „Toni und seine Walburg" bloß durch das treffliche Zusammenspiel des Hrn. Mayer, Frau Mutschlechner und Hrn. Weßnig vor gänzlichem Fiasko bewahrt. Frau Mutschlechner ist überhaupt eine in charakteristischem Spiel und dramatischem Gesang gleich treffliche und liebliche Darstellerin heiterer Partien, deren Leistungen als Frau Weißmann, Susanne, Rosel und Lotte uns den Entgang der Spieloper und die Seltenheit des Lustspiels sehr beklagen lassen. Hier würden wir auch unsern beliebten, langbekannten Baßbuffo Hrn. Mayer öfters in seinem eigentlichen Fache sehen können. Hr. Weßnig (Tenor) würde durch sein fein individualisirendes Spiel hier ebenfalls deutlicher hervortreten, für Naturburschen ist ferner Hr. Döring (Baß) ganz geeignet. Und das gute Ensemble würde nicht fehlen, wenn die oben genannten Darsteller des Schauspiels das Vaudeville nicht mit einer gewissen Nonchalance behandeln möchten. — Ob das Repertoire noch diese gewünschte Wendung nimmt, ist abzuwarten; es läge im Interesse des Publikums und der Kasse.

Literatur-Notiz.

Die Weser-Zeitung berichtet aus Hamburg: Die deutsche Literatur hat ein neues Memoiren-Werk von sehr pikantem Inhalt zu erwarten. Heinrich Heine vollendete zu Paris auf dem Krankenlager die Denkwürdigkeiten aus seinem Leben; sie sind durchgängig im humoristischen Tone gehalten. Heine las bereits vor zehn Jahren, als er im Sommer 1844 zuletzt in Hamburg war, ihm Näherstehenden Bruchstücke daraus vor. Eigentlich sollten diese Memoiren — gleich denjenigen Chateaubriands — erst nach dem Tode des Verfassers publizirt werden. Sey es nun, daß unserem Heine das „Jenseits des Grabes" in zu weiter Perspektive erscheint, oder daß ihn die Ungeduld peinigt, als Lebender zu wissen, was die Lebenden über seine Aufzeichnungen sagen und schreiben werden — namentlich die Stichblätter seines Witzes — kurz, Heine will diese Memoiren sofort drucken lassen, falls ihm sein Verleger ein angemessenes Honorar zahlt. Natürlich wird diese Forderung sehr hoch seyn, aber Jul. Campe ist nicht der Mann, der, wenn Concurrenz droht, seinem Lieblingsdichter etwas abzuschlagen vermag.

Frankfurt a. M.

Nach dem ausgegebenen Berichte des Pflegamts der Anstalt für Irre und Epileptische hat sich auch im verflossenen Jahre der Personalbestand der Geisteskranken vermehrt. Während am Schlusse des Jahres 1851 die Anzahl derselben 68, am Schlusse von 1852 76 betrug, erreichte sie Ende 1853 die Summe von 88. Im Jahre 1851 fanden 16 Aufnahmen statt, 1852 28, und im verflossenen stieg die Anzahl der Aufnahmen auf 42. Entlassen wurden in diesem Jahre 26, worunter 12 geheilt, 10 gebessert und 4 ungeheilt. Es starben im Laufe des Jahres 9. — Der Personalbestand der Epileptischen war am 1. Jan. 1853 15. Aufgenommen wurden im Laufe des Jahres 4, geheilt entlassen 1, ungeheilt 1, gestorben sind 3; mithin verblieben im Januar 1854 14. — Der Kapitalconto der Irrenanstalt hat sich im verflossenen Jahre auf 22,557 fl. 28 kr. und der der Anstalt für Epileptische auf 5048 fl. 5 kr. gesteigert. — Die laufenden Einnahmen und Ausgaben der Irrenanstalt betrugen im Jahre 1853 16,400 fl. 29 kr. — 17,526 fl. 52 kr.; und die für Epileptische 4935 fl. 1 kr. — 5300 fl. 32 kr. Hiernach ergab sich am 31. Dec. 1853 bei beiden Anstalten ein Defizit, nämlich bei der Irrenanstalt von 1126 fl. 23 kr., bei der Anstalt für Epileptische von 365 fl. 31 kr., während sich der Personalbestand der Geisteskranken bedeutend vermehrt hat. Es ist daher von selbst geboten, daß unsere Mitbürger einer so nothwendigen und für die unglücklichsten aller Menschen bestimmten Anstalt mehr Aufmerksamkeit und Interesse erweisen und sie besser als bisher durch Legate, Gottespfennige, Zuweisung von Arbeit ꝛc. unterstützen. Vor Allem aber ist es nöthig, daß Mittel geschaffen werden, um eine Erweiterung und Vergrößerung des gegenwärtigen Lokals zu ermöglichen. Es wird hier so viel für Fremde gethan; das Heimische, das Nothwendigste sollte man doch vor Allem unterstützen und ihm seine Theilnahme widmen!

Frankfurt. Dr. Scheve's zweiter Vortrag über Phrenologie: Heute, Donnerstag, 9. März, Abends von 7—8 Uhr im Saal des Weidenbusches. Fortsetzung über die Grundkräfte des Geistes und ihre Organe: Zerstörungssinn (fälschlich Mordsinn); dabei über den Kopf der Giftmörderin Gottfried in Bremen; Verheimlichungssinn; Erwerbsinn (fälschlich Diebssinn); dabei über die menschliche Willensfreiheit. Durch die nöthige Wiederholung ist dieser und die folgenden Vorträge auch für Solche ganz verständlich, welche dem ersten nicht beigewohnt haben.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 9. März. Die Journalisten, Lustspiel in 5 Akten von Gustav Freytag.

Freitag, 10. März. Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg, große romant. Oper in 3 Akten, von R. Wagner.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 60. Freitag, den 10. März 1854.

Johanna Gray.

Aus dem „Nederland'sche Museum“, übertragen von Gottfried Overmar.

(Fortsetzung.)

V.

Johannas kurze Regierung lief zu Ende. Ihe Vater drang in sie, die Krone niederzulegen; allein ihr Gemahl flehte sie an, noch Alles bis auf's Aeußerste zu wagen für eine Krone, die so theuer erkauft sey. Johanna gab ihrem Gemahl Gehöe, obgleich man leicht bemerken konnte, daß sie wenig Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg hege.

Endlich bewog Marias Anwesenheit in der Nähe der Hauptstadt sie zu dem Entschlusse, ihre Regierung niederzulegen. Sie entbot den Lord-Majoe und seine Aldermen, alle Civil- und Militär-Behörden, sowie diejenigen Mitglieder des Raths, welche sie noch für Anhänger ihrer Partei hielt, und erschien vor ihnen in Begleitung ihres Vaters und ihres Gemahls. Letzteer versuchte, unter den Anwesenden noch einige edelmüthige Gefühle für die Vertheidigung von Johannas Sache zu wecken. Tiefes Schweigen war die Antwort auf seine Bitten wie auf seine Vorwürfe.

„Wie!“ sprach er zu ihnen, „Ihr verlaßt Eure Königin, und es sind noch nicht acht Tage verflossen, daß sie Euern Eid der Treue empfing!“

„Wir müssen, Mylord! Jeder Widerstand würde jetzt vergeblich seyn. Wir verkündigen im Namen der Königin Maria vollkommene Gnade für alle Diejenigen, welche, nachdem sie, gleich wie wir, einen Augenblick sich verirrt hatten, zu den Gesinnungen der Treue zurückkehren, welche wir ihr schuldig sind. Und nun fordern wir von Seiner Gnaden dem Herzog von Suffolk, Kommandanten des Tower, die Schlüssel dieser Veste!“

„Sie sollen Euch behändigt werden,“ entgegnete der Herzog.

Nun erhob sich die Königin Johanna.

„Mylords! Ich lege meine Krone in Eure Hände nieder. Möget Ihr Marien treuer seyn, als Ihr mir es gewesen. Ich höre auf Königin zu seyn,“ sagte sie im Herabsteigen vom Throne; „Ihr allein seyd jetzt hier Meister. — Ich habe doch ohne Zweifel das Recht, mich nach meinem ehemaligen Aufenthaltsorte zu begeben?“

„Mylady!“ versetzte der Graf von Pembroke, seine Rührung niedeekämpfend, „meine Pflicht erheischt, Euch den Beschluß des neuen Raths mitzutheilen, welcher Euch im Towee zueückhält, um die Befehle der Königin Maria zu gewärtigen. Ihr werdet hier von der Ehrerbietung und den Eheenbezeugungen, die man Eurer Person und Euerm Range verschuldet, umgeben seyn.“

„Gefangen? und das hier? — Aber dann wird doch ohne Zweifel mein Gemahl bei mir bleiben?“

„Leider, Mylady, enthält mein Auftrag, daß Lord Dudley in ein besonderes Gemach gebeacht werde.“

Johanna stieß einen Seufzer aus und reichte Lord Dudley die Hand, der, speachlos vor Trauer und Entmuthigung, in tiefe Niedergeschlagenheit gesunken war.

Langsam entfernten sich die Anwesenden, der Graf von Pembroke und der Lieutenant des Tower blieben, begaben sich jedoch, aus Achtung vor dem Unglück der beiden jungen Gatten, an das andere Ende des Saales.

„Dudley! theurer Dudley! wir werden uns recht bald wiedersehen!“

„Auf dem Blutgerüste, Johanna! Und ich bin es und meine unselige Ehrsucht, die Dich werden dahin gefühet haben.“

„Wir sind Alle gleich schuldig und müssen die Strafe dafür tragen; doch wenn unser Glück nicht mehr von dieser Welt ist, so richte Deine Gedanken auf das unsterbliche Leben. Bete, Dudley! — Mein beständiges Gebet soll dahin gerichtet seyn, daß wir einander an einem Oete wiedersehen mögen, wo keine menschliche Macht uns wird trennen können!“

„Johanna, mein edles Weib! O, warum besitze ich nicht Deinen Muth, Deine Eegebung! Möge der Himmel mir sie verleihen, auf daß ich nicht Denen fluche, die uns in's Verderben stürzten.“

Jetzt naheten sich die beiden Hereen; dee Konstabler des Tower erschien am Eingang der Thüe.

„Lebewohl, Dudley! Glaube an meine Hoffnung: wir werden noch einmal uns wiedeesehen; dieser Gedanke, diese Hoffnung lassen mich eine Trennung ertragen, die mich tödten würde, wenn sie ewig dauern müßte.“

Unter dem Vortritt des Konstablers und begleitet von den Lords Pembroke und Clinton, ward Johanna in die Gemächer des „Brick-Tower“ und Lord Dudley in den Thurm von „Beauchamp“ geführt, nicht fern von dem Gefängnisse, das seinen Vater umschloß.

Northumberland hatte nicht auf dem Bette der Ehre zu sterben gewußt; der Muth, den er früher als Kriegee bewährt, verließ ihn vor Schreck bei dem Gedanken an das Blutgerüste.

Die Königin Maria befahl, daß er von den Paies und nach seinen Thaten gerichtet würde. Er ward nach dem Saal geführt, und zwar ging dem Gebrauch gemäß der Scharfrichter mit aufgehobenem Beile vor ihm her, dessen scharfe Seite jedoch von dem Beschuldigten abgewendet war.

Die Thatsachen sprachen zu deutlich: Northumberland ward für schuldig erklärt und ihm das Todesurtheil gespeochen. Nach seiner Verurtheilung führte man ihn wiedee in seinen Kerker; auch dießmal schritt ihm der Henker voran, jetzt aber war, eben-

falls dem Gebrauch zufolge, die scharfe Seite des Beils dem Verurtheilten zugekehrt.

VI.

Northumberlands Fall befriedigte den Haß seiner Feinde noch keineswegs. Die Gesandten Frankreichs und Spaniens, die Bischöfe Bonner und Gardiner, welche die Verfolgungen, die sie erduldet, ihm zu danken hatten, erblickten in seinem Tode nichts als eine Handlung der Gerechtigkeit, welcher ihre Rache fremd war. Sie wußten, daß der Herzog um sein Leben trauere und machten ihn glauben, die Königin werde ihn begnadigen, wenn er zur katholischen Kirche zurückkehren wolle. Northumberland wünschte zu leben: er gab nach, schwor seine Religion ab und legte den dießfälligen Eid um Mitternacht in der St. Johannis-Kapelle in die Hände der Bischöfe von London und Winchester ab, umgeben von vielen Anwesenden und von seinen größten Feinden, welche ihn versicherten, die Königin verlange, daß er seine Begnadigung knieend unter dem Beile des Nachrichters empfangen solle. In seinen letzten Augenblicken aus seinem Irrthum gerissen, legte er das Haupt auf den Block — und das Recht hatte seinen Lauf.

Königin Maria wußte nichts von dieser teuflischen Handlung. Sie wollte Northumberland, den Anstifter und das Haupt der Empörung, mit seinem Kopfe sein treuloses Benehmen büßen lassen; aber auch nur bis dahin erstreckte sich ihre Rache. Es lag nicht in Marias Charakter, den Staatsmann kaltblütig zu entehren, den das Schwert des Gesetzes traf.

Auch Johanna Gray und ihr Gemahl wurden vor Gericht gestellt und für schuldig erklärt. Maria bot ihnen Gnade an, falls sie ihre Religion abschwören wollten; sie weigerten sich. Da gewährte Maria ihnen unbedingte Verzeihung, und sie begaben sich friedlich nach Sire-House.*) Dieß ist eine Thatsache, welche die Feinde der Königin Maria sich wohl gehütet haben, zu veröffentlichen, die aber jetzt als ächt anerkannt ist, Dank den Aufklärungen, welche man durch die Herausgeber von „Pictorial England History" erlangt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kapitel für die Frauen.

(Von Amely Bölte.)

(Schluß.)

Der Mann erwirbt das Geld; der Frau fällt das Detail der Ausgaben anheim, sie hat zu überlegen, wie viel sie hier und wie viel dort verwenden kann, damit der ganze Haushalt verhältnißmäßig organisirt sey. Das Glück einer Ehe beruht vielfach auf diesem Talente, oder scheitert an demselben. Der Luxus unserer Lebensweise ist leider unendlich gestiegen, und fast täglich steigern sich unsere Ansprüche! Die Einnahme unserer Staatsdiener ist dagegen, was sie vor fünfzig Jahren war, und auch in andern Lebensstellungen erblicken wir dasselbe Verhältniß. Die Wohnung einer Familie muß jetzt bedeutend größer seyn, wie ehemals; es dürfen Gesellschaftszimmer nicht darin fehlen, und die Hausrenten steigern sich mit jedem Jahre. Die Erziehung der Kinder ist viel kostspieliger geworden, die Töchter und auch die Söhne müssen Privatunterricht haben, und sogar die Bücherrechnung ist am Ende jedes Jahres eine Summe. Wo sonst eine Dienerin gehalten wurde, da findet man jetzt zwei und unter zehn Müttern nährt kaum eine noch ihr Kind. Ein anderer wichtiger Punkt ist die Toilette der Frau, die in demselben Verhältniß zur Einnahme steht, wie das Cigarrenrauchen des Mannes. Keine Frau kann jetzt mehr ohne bunte seidene Kleider ausgehen, und weiße Glace-Handschuhe und Batist-Schnupftücher, von denen unsere Großmütter nichts wußten, gehören zu Nothwendigkeiten des Lebens. — Fällt es nun einem Manne ein, einen Hausstand zu gründen unter Bedingungen, wie es sein Großvater ohne Bedenken gethan, so steht ihm häusliches Elend bevor, wo jener im Wohlstand lebte. Denn wie könnte es auch anders seyn, da die Einnahme ja nur dieselbe geblieben ist, während alle Ausgaben sich verdoppelt haben. Ersparnisse, die unsere Großmütter weise in Anwendung brachten, können wir von unsern talentvollen jungen Damen nicht erwarten. Die Wäsche, die in den Haushaltungen nach altem Schnitte, von der Mutter und den Töchtern geplattet wurde, wird fremden Händen übergeben; denn den Dunst ertragen die Nerven unserer heutigen Damenwelt nicht. Ihre Kleider selbst zu machen, haben sie nicht gelernt, dazu wird eine Nähterin gehalten. Die feinen Hemden des Hausherrn werden in einem Laden gekauft, während es der Stolz unserer Mütter war, dieselben mit eigener Hand recht sauber anzufertigen, und wie sorgsam mußte dann in der Wäsche damit verfahren werden! Die Kinder werden von einer Dienerin angekleidet und spazieren geführt, wobei sie rohe Sitten und eine schlechte Sprache lernen; die Mutter aber konnte selbst diese Pflicht nicht übernehmen. Auch ihre Talente, das Einzige, was die Erziehung ihr gab, sucht sie nicht zu verwerthen; denn die Musik ist nach und nach liegen geblieben, die Sprachen hat sie vergessen und aus Liebe zu ihren Kindern kann sie nun nicht wieder rückwärts lernen.

Jahre vergehen, der Schmuck der ersten Jugend ist dahin, und dieselbe Frau, die wir als Mädchen talentvoll nannten, erscheint uns jetzt entsetzlich langweilig, und nur geeignet, mit Klatschereien und fadem Geschwätz die Stunden auszufüllen, die sie ihrem Vergnügen widmen will. Ihr Geist hat keine Nahrung gesucht, weil ihre Erziehung ihr kein Bedürfniß der Art eingeflößt, und aus Langeweile suchte sie mitunter ein Buch, das aber nur ein Liebesroman seyn durfte, der ihr nichts zu denken gab. Unter der Leitung einer solchen Mutter wächst nun eine neue Generation empor.

Ein anderer schwarzer Punkt in diesem häuslichen Bilde ist noch die Armuth, die hier verborgen mit giftigem Zahne tödtet. Der Schein soll gerettet werden, man hat eine Position in der Welt zu vertreten. So wird der Entschluß gefaßt, heimlich zu entbehren, und was man sich auf diese Art versagt, das zehrt am Lebensblute. Die Ausgaben für den Tisch werden beschränkt, die Kinder erhalten die angemessene Nahrung nicht, gutes kräftiges Fleisch wird selten gereicht, und lebenslängliches Siechthum ist oft Folge dieser traurigen Oekonomie. An ein frisches, fröhliches Gedeihen des physischen Menschen ist dabei nicht zu denken, und der moralische gewinnt wahrlich eben so wenig. Diese Kargheit in Allem, dieß ewige Rechnen und Berechnen thut der jungen Seele so weh, es beugt sie und erdrückt sie. Einen Freund mit heimführen, damit er am Tische der Familie mit genieße, was es gibt, das darf der Sohn nie wagen; denn es soll ja ein heiliges Geheimniß bleiben, was man hier vorgesetzt findet. An eine Handlung des Wohlwollens, der Menschenliebe, darf nicht gedacht werden, es sey denn, daß der Schein sie fordere.

Die Töchter wollen auf einen Ball gehen und haben keine Kleider. Sie sticken heimlich für einen Laden und benutzen den

*) Das schöne Sire-House, was noch dem jetzigen Herzog von Northumberland gehört, ist eine alte Ablei, immer noch Eindruck erregend durch ihre gothischen Ruinen und ihre reizenden Gärten; die alten Eichen, welche sie überschatten, haben Jahrhunderte über ihren Gipfeln vorbeiziehen sehen und sind noch von der Zeit verschont geblieben. Sie liegt an den Ufern der Themse, in einiger Entfernung von Richmond. Die herrliche Landschaft, welche sie umgibt, macht diese fürstliche Wohnung zu einem interessanten und sehenswerthen Gebäude für jeden Fremden.

Ertrag, um dafür den bunten Flitter zu erstehen, mit dem sie in der Gesellschaft glänzen wollen. Wüßte dort Jemand, wie sie diesen Putz erworben, sie würden vor Scham in die Erde sinken; aber man weiß es nicht, und so tanzen sie mit dieser Lüge im Herzen der Welt einen Cotillon vor. Vielleicht fällt es einem jungen Manne gerade heute ein, sich zu verlieben und seine Hand zu bieten; wie kann das Mädchen da anders handeln, als froh die Gelegenheit ergreifen, die sie dem Elternhause entführt, wo sie gleichsam eine Last ist. Gottlob, ein eigener Herd! seufzt sie, und findet an demselben die ganze Kette von stillen Sorgen wieder, die sie zurückzulassen begehrte. Dieß sind die Folgen unserer heutigen Mädchenerziehung!

Wer nicht in sich schaut, der schaut auch nicht um sich, der übersieht den Kreis seiner nächsten Pflichten nicht, und ermangelt des Muthes, um sie mit starkem Willen zu erfüllen.

Die jetzigen Bühnenzustände, in specie des Hamburger Theaters.

Hamburg, 26. Febr. Gegenwärtig macht die Frage, ob die Direktion der hiesigen vereinigten Theater einen Zuschuß von Seite des Staats, welchen dieselbe beanspruchen will, wohl verdiene, im großen Publikum das meiste Aufsehen. Diese Theaterangelegenheit ist in der That nicht blos von lokalem Interesse, wenn man an die große Vergangenheit des Hamburger Stadttheaters im vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts erinnert. Daß es schwer ist, heutzutage ein Theater zu leiten, wenn man die Kunst über den Gewinn setzt, werden nur Diejenigen bestreiten, welche ganz und gar keine Einsicht in die tausend und abertausend Schwierigkeiten besitzen, mit der jede Theaterdirektion zu kämpfen hat. In unserer Zeit, wo man die dramatische Kunst im Allgemeinen weit zurücksetzt hinter das bloße theatralische Amüsement, ist die Leitung eines Theaters zehnmal schwieriger geworden, als vor fünfzig oder gar siebenzig Jahren. Damals beseelte das größere Publikum Pietät gegen Dichter und Schauspieler; es wollte etwas mehr als bloß flüchtigen Genuß, wenn es ins Schauspielhaus ging; es wollte sich in der That an einer künstlerischen Darstellung erfreuen. Was heutigen Tags Hauptsache ist, um einen guten Theaterbesuch zu erzielen, bestechende Decorationspracht, überhaupt fesselnde Aeußerlichkeit, war in jenen bessern Tagen Nebensache. Auch waren die Künstler selbst weniger anspruchsvoll als gegenwärtig. Die Gehalte selbst der ersten Heroen auf der Bühne standen in einem Verhältniß zu den Einnahmen und machten dem Direktor einer Schaubühne nicht fortwährend Kopfschmerzen. Das Alles ist im Lauf der Zeiten anders geworden. Das Publikum kunstsinniger nennen wollen im Jahr 1854, als es im Jahr 1774 war, würde zu viel behaupten heißen, während man zugeben muß, daß die dramatischen Talente inzwischen zwar viel kostspieliger, nicht aber besser geworden sind. In Hamburg hat man nun neuerdings ohne alle Frage etwas gethan, das früher oder später aller dramatischen Kunst den Garaus machen muß. Man hat nämlich das Stadttheater mit dem Thalia-Theater unter einer Direktion vereinigt, d. h. beide Theater haben in den Personen der Herren Wurda und Maurice dieselben Direktoren gefunden, und sämmtliche Schauspieler und Schauspielerinnen sind verpflichtet, auf beiden Bühnen zu spielen. Das Thalia-Theater, welches Eigenthum des Hrn. Maurice ist, darf eigentlich ursprünglich nur Lustspiele, Vaudevilles und Possen geben, trägt also den scharf ausgeprägten Charakter eines Vorstadt-Theaters; durch besondere Vergünstigung aber kann es sich seit einiger Zeit auch mit dem Schauspiel befassen, obwohl dieß selten vorkommt. Gewiß ist, daß die Zersplitterung der darstellenden Kräfte einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die Kunst im Allgemeinen ausübt, daß das Thaliatheater, als die wohlfeilere Bühne, die meisten Novitäten, gleichviel ob gute oder schlechte, zuerst bringt, und daß darunter das Stadttheater, dem nur noch die Oper und das Ballet bleiben, außerordentlich leidet. Die Direktion, die als Direktion der „vereinigten Theater", zuerst auf ihren Vortheil sieht, mag dieß wohl fühlen, ohne es doch zugeben zu wollen, und greift nun nach allen möglichen Mitteln, um sich zu rechtfertigen, zu halten und den immer lebhafter sich aussprechenden Unmuth im Publikum zu beschwichtigen. Es hat aber fast den Anschein, als werde ihr dieß nicht mehr gelingen. Eine Maskerade, auf welcher ein Preis für die schönste Maske von ihr ausgeschrieben ward, hat die allgemeinste Indignation hervorgerufen, denn diesen Preis gewann — eine bekannte Persönlichkeit aus den Reihen der Prostituirten. Seit diesem unglücklichen Maskenball-Abend hat die Theaterdirektion allen Credit verloren, und es ist kaum zu erwarten, daß sich dieser wieder heben wird. Freilich muß man auf der andern Seite auch wieder zugeben, daß, wie eben die Dinge liegen, eine baldige Aenderung der Verhältnisse kaum zu ermöglichen seyn dürfte. Hier hilft weder ein Staatszuschuß, den man seitens der Direktion im Sinne hat, noch eine Erlassung mancherlei allerdings drückender Abgaben. Es muß, soll das Uebel von Grund aus geheilt werden, auch mit der Wurzel ausgerissen, d. h. die Vereinigung beider Theater muß wieder aufgehoben werden. Ist dieß erst geschehen, dann kann man an eine Aushülfe des Stadttheaters denken; erst dann wird es möglich seyn, Hamburg wieder eine der Größe der Stadt und der Intelligenz ihrer Bewohner angemessene Bühne zu geben.

(A. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

In einem Artikel der „Nat. Ztg." aus Warschau wird Fürst Gortschakoff wie folgt geschildert: Der frühere Chef des Generalstabes der aktiven Armee und Kriegsgouverneur von Warschau, Fürst Gortschakoff, hatte bis zur Ernennung zum Chef der Occupationsarmee an der Donau kein selbstständiges Kommando geführt. Seine Fähigkeiten als Stratege soll er bereits erwiesen haben, nicht so die des Taktikers. Der Fürst ist von Wuchs groß; sein runder, kleiner Kopf ruht auf schlankem, geschmeidigem Körper. Er ist sehr kurzsichtig und trägt stets eine sehr scharfe Brille. Sein Betragen ist stolz, glatt, diplomatisch geschmeidig und trägt das eigenthümliche Gepräge eines im Salon abgeschliffenen russischen Aristokraten. Er besitzt umfassende militärische Kenntnisse; Feldherrntalent schreibt man ihm weniger zu.

Vor Kurzem gab die gemeinnützige Gesellschaft „Teutonia" in Konstantinopel einen glänzenden Ball, wozu sie auch den kaiserlichen Internuntius einlud, welcher sammt seiner Familie denselben mit seiner Gegenwart beehrte. Die „Teutonia" hält sich von aller Politik fern, hat aber in politischer Beziehung das Gute, daß sie die deutschen Handwerker von den Kneipen und dem Umgange mit den Flüchtlingen fern hält und dadurch vor Verirrungen bewahrt; auch veranlaßt die Theilnahme an einer Corporation die Mitglieder gewöhnlich zu einer guten Führung in sittlicher und bürgerlicher Beziehung.

(Piemont.) **Der elektrische Webstuhl Bonellis** ist nach Genua abgegangen. Ein engl. Handlungshaus hat 900,000 Frs. dafür geboten, Profumo 1,200,000 Frs. und ein Lyoner Haus 1 Million mit Beifügung von 40 Proz. auf den Gewinnst. Letzteres Anerbieten ist angenommen worden. Cavaliere Bonelli hat einen neuen elektrischen Webstuhl durch Hrn. Breguet in Paris herstellen lassen, mit demselben wird ein 30 Centimeter breiter Stoff von 8 verschiedenen Farben hergestellt.

Die Vorurtheile gegen den Genuß von Pferdefleisch verschwinden auch in Wien. So findet man schon in den Speisekarten einiger dortigen Gasthäuser unter den Fleischspeisen auch Ponny-Coteletts.

Sir Charles Napier, der zum Oberbefehlshaber des nach der Ostsee bestimmten englischen Geschwaders ernannt ist, focht schon im Jahre 1806 als Lieutenant des „Courageux" und nahm von da an bis zum Jahre 1813 an verschiedenen Seetreffen Theil. Er hat seine Erfahrungen auf vielen Meeren gemacht und sich stets als ein sehr tüchtiger und unerschrockener Offizier gezeigt. Seine letzten Kriegsthaten waren die bei der Erstürmung von Sidon und bei dem Bombardement von St. Jean d'Acre im Jahre 1840.

Pietsch: Sag mal, Lehmann, weeßte, was Staat is?
Lehmann: O ja, meine Jattin macht ochsig Staat. Die fängt mit's Schnürleib an un hört mit de Manschetten uf.
Pietsch: Na, weeßte och, was neutraler Staat is?
Lehmann: Nee.
Pietsch: Neutraler Staat fängt mit de Manschetten an un hört mit's Schnürleib uf.

Pietsch: Weeßte denn och, was neutral is?
Lehmann: Wat werr ick denn des nich wissen? Neutral is, wenn ick mir bei ne Keilerei in die Ecke klemme un wenn's vorbei is, mir rasch drücke.
Pietsch: Jrade umjekehrt, Lehmann! Ersch drückste Dir un nachher kommste in die Klemme.

Belletristische Neuigkeiten.

„Die **Mosaiten** oder ein Stück europäisches Negerleben", Roman aus der Gegenwart von Ludojatzky. 3 Bände (Dresden, R. Schäfers Separatconto). Wie schon der Titel andeutet, ein Tendenzroman, aber kein Kind trockener Doktrin, sondern von verständiger Beobachtung und warmem Herzen zugleich diktirt. Er rollt lebhaft, doch nicht allzu stark, gefärbte Bilder aus dem jüdischen Volksleben auf, besonders wie sich dieses in den slavischen Ländern Oesterreichs und Rußlands gestaltet hat, obwohl die ersten Scenen in Hamburg spielen. Er ist reich an spannenden und abenteuerlichen Entwickelungen, jedoch auch mit häufigen Ruhepunkten der Betrachtung und des Gespräches versehen, auch mit rabbinischen Legenden, die an gnomischer Sinnigkeit, wie anderseits an ärgerlichem Unsinn die christlichen bedeutend übertreffen. Hauptpersonen sind zwei sehr unähnliche Ehegatten: ein Rabbi Isaak, der das glaubensstarre, selbst die Emancipation von sich weisende Judenthum vertritt; und seine Gattin Lea, die zwar kaum minder gläubig, aber so reich an Liebe ist, wie er an Hasse. Deßhalb lernt sie auch in Jesus den liebevollen Lehrer ihrer Vorväter kennen und lieben, ohne darum der Gemeinschaft beitreten zu wollen, die so oft in seinem mißbrauchten Namen sein Volk verflucht und gemißhandelt hat. Einen andern Gegensatz bildet Leas Schwester, deren eitler Leichtsinn sich der inneren Gesetze zugleich mit den äußeren entledigt. Sie und der Rabbi erscheinen uns zu schwarz, Lea etwas zu schwach und passiv gefärbt, wiewohl überall der psychologischen Entwicklung Rechnung getragen wird. Letzteres gilt namentlich für die nachgewiesenen Wirkungen der Schicksale auf den Charakter des jüdischen Volkes. Vortrefflich geschildert ist ebenso eine tragische Gestalt: des Rabbis Großmutter, wie dagegen auch die Komik und der eigenthümliche Witz der niedren jüdischen Gesellschaft, und endlich die heitere Sabbathfreude der Familien. — Bei dieser Gelegenheit bemerken wir, daß K. Klein, der Herausgeber des auch im neuesten, bereits hier angezeigten, Jahrgange sehr inhaltreichen „Volkskalenders für Israeliten" sein „**Museum**" für denselben Kreis aufs Neue und vielfach vermehrt herausgibt. Befähigte Kritiker empfehlen das Werk angelegentlich. — „Preußische **Husarengeschichten**" von J. v. Wickede. Bd. 2. 3. (Lpz., Herbig). Die beim ersten Bande (vgl. Didask. 1853 Nr. 141) gerühmte Lebendigkeit und Naivetät wird auch in diesen Bänden den Leser ansprechen, der überhaupt Geschmack an Leben und Sitten der Soldaten findet, zumal den Leser einzelner Bände. Wir halten es nämlich für einen Mißgriff des Vf., daß er stets dieselbe Form beibehält. Auch der Interessenkreis des „Vaters Erdmann" und seiner Erzähler ist beschränkter und einseitiger, als es für das gebildetste aller Heere (das preußische) paßt. Auch stimmt die traurige Episode der neuesten Geschichte unseres Vaterlandes, die den Rahmen für die letzten Schilderungen bildet — der Feldzug in Baden — wenig zu dem vorherrschenden Humor. Dagegen bieten in unsern verhängnißvollen Tagen die zahlreichen Mittheilungen aus den Napoleonischen Kriegen ein besonderes Interesse; wir folgen dem preußischen Heere erst als Verbündetem, dann als Gegner des Eroberers. Mit wohlangebrachtem ernstem Scherze erklärt sich der alte Erzähler unfähig, die Namen der seit fünfzig Jahren in Frankreich aufgetretenen Herrschaften zu behalten; vielleicht wird ihm diese Aufgabe künftig noch mehr erschwert. — Ebenfalls zur vaterländischen Literatur gehören „**Elegien**" und „Kaiser **Heinrich** IV., Trauerspiel" von J. Schrader (Berl., Trowitzsch und Sohn). Warme Liebe zum deutschen Volke, Schmerz um sein Geschick und Hoffnung auf die endliche Unbesiegbarkeit seiner geistigen Macht beseelen beide Schriften und sprechen sich am Besten in den Elegien aus, obschon auch hier nicht in konkreter Bestimmtheit. Im Trauerspiele zeigt sich ein Zwiespalt, indem einestheils öfters zwar wohlgesetzte, aber nicht hinreichend bündige Rede ohne merklichen Kern die Handlung verzögert, diese aber anderntheils noch häufiger ohne Zwischenglieder über Ort und Zeit wegeilt und den kaum erhaltenen Eindruck nicht ausklingen läßt. Eben so erfolgt auch der Sinneswechsel der Handelnden zuweilen gleichsam tonlos, ohne vernehmliche Beweggründe. Gleichwohl verdient diese Darstellung einer der unsrigen nicht ganz unähnlichen Zeit auch mehrfach Beifall. Namentlich werden die meisten Bewohner unserer Nachbarstadt Mainz durch die Schilderung ihrer Vorfahren angesprochen werden, deren kräftiger deutscher Sinn dem ultramontanen Unfug die Thüre wies, freilich nicht auf Nimmerwiederkehr, wie Figura zeigt. — „Der **Fürst der Liebe**", Dichtungen von E. Duller. 2. Aufl. (Cassel, Balde). In einer schönen Taschenausgabe erscheint hier Dullers einst aus reicher, manchmal überschwenglicher, Fülle des Herzens und der Phantasie gedichtetes Werk. Mit wehmüthiger Freude werden es die zahlreichen Freunde des Verstorbenen begrüßen. Der Adel seines sittlichen Strebens ist von Freunden und Gegnern anerkannt, auch von Solchen, welche seine Dichtergabe nicht hinreichend ausgegohren finden. Doch finden sich einzelne Beurtheiler des Verstorbenen, wie neulich ein ehrenwerther Freund desselben in einem hiesigen Blatte, die gerade seinen edelsten, wahrhaft religiösen Thatentrieb eben so verkennen, wie das Gebiet, auf welchem sich dieser bewegte. Daß das Verständniß dafür noch vielmehr den Vampyren abgeht, welche Dullers frisches Grab entweihten, ist natürlich.

(Schluß folgt.)

Theater-Anzeige.

Freitag, 10. März. Der Barbier von Sevilla, kom. Oper in 2 Abth., Musik von Rossini.

Samstag, 11. März. Mutter und Sohn, Schauspiel in 5 Akten (in 2 Abtheilungen), mit freier Benutzung des Bremer'schen Romans: „Die Nachbarn" von Ch. Birchpfeiffer. (Gastrolle) Franziska: Fräul. Brandt, vom Stadttheater zu Zürich.

Sonntag, 12. März. (Neu einstudirt): Des Teufels Antheil, komische Oper in 3 Akten, nach Scribe von Gollmick. Musik von Auber.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 61. Samstag, den 11. März 1854.

Johanna Gray.

Aus dem „Nederland'sche Museum", übeetragen von Gottfried Doerman.

(Fortsetzung.)

Als Johanna, auf den Arm ihres angebeteten Gemahls gestützt, ihren stillen Aufenthaltsort wiedee betrat, durchlief sie mit ihm die langen Galerien des alten Gebäudes. Als sie auf's Neue die großen Säle dieser Abtei betrachtete, angefüllt mit Dienern, welche ihre Ankunft mit Thränen der Freude und Liebe begrüßten, da schien die junge Frau so vielem Glück erliegen zu müssen.

Nie war ihr der Schatten von Sire-House so lieblich gewesen. Mit welch' heiterem Eifer griff sie wieder zu ihren Beschäftigungen und Studien, ohne ihre kurze Oberherrschaft auch nur ein einziges Mal zu betrauern.

Die Tage folgten einander rasch. Nie ließ Johanna einige Augenblicke in Müßiggang vorübeegehen, da sie sogar ihren Aufenthalt im Kerker den Studien widmete.

Nichts würde daher ihrem Glück gemangelt haben, wenn sie nicht gewahrt hätte, daß ihr Gemahl es nicht mehr mit ihr theile. Düster und trübsinnig, waed er bei ihr zurückhaltend und stille. Anfangs schrieb Johanna diesen Zustand den Schicksalswechseln zu, die sie zusammen erduldet; doch bald ahnte sie, daß er Geheimnisse habe, die er vor ihr verborgen halte. Die häufigen Besuche ihres Vaters, des Herzogs von Suffolk, die vielbezeichnenden Blicke, in welchen sie ihn und Dudley übereaschte, flößten ihr Besorgniß ein. Sie wußte, daß eine große Anzahl Leute Nachts in ihrer Wohnung erschien und diese vor Tagesanbruch wieder verließ.

Von diesem Augenblick an zweifelte sie nicht länger, daß ihe Gemahl mit einem gefährlichen Plane umgehe, und auf die Gefahr hin, sich seine Unzufriedenheit zuzuziehen, beschloß sie, ihm Alles zu offenbaren.

VII.

Als Dudley einst, mit unruhiger Miene, zu ihr ins Zimmer trat, erhob sie sich, wie gewöhnlich, um ihn zu umarmen. Nachdem sie ihm neben sich einen Platz angewiesen, sagte sie in liebreichem Tone:

„Lieber Dudley! Seit unserer Rückkehr bemeeke ich an Dir eine Veränderung, die mich betrübt. Du hast Verdruß, Du entweichst meinen Blicken, wenn sie Dich fragen wollen; Du entfliebst meiner Gesellschaft, und wenn ich einige Woete an Dich richte, antwortest Du mit sichtbarem Widerwillen. Welchem Umstande muß ich eine solche Veränderung beimessen?"

„Keinem andern Beweggrunde, als dem: um Dir mein Liebe zu beweisen, theure Johanna! — Erlaube mir nur, daß ich Dir das Nähere verschweige."

„Aber bin ich denn nicht Deine beste Freundin? Du weißt ja, nicht aus Neugier bitte ich um Dein Vertrauen: ich bitte Dich, Deine Unruhe mit mir zu theilen. Kann ich sie nicht mildeen, nun, so wirst Du wenigstens ein Herz haben, in welches Du sie niederlegen kannst."

„Das wünschte ich zwar, aber ich kann es nicht. Johanna."

„Diese Antwoet bestätigt meinen Zweifel. Solltest Du vielleicht fürchten, meine Meinung zu erfaheen, wenn Du in diesem Augenblick nicht Dein Leben und das meinige auf's Spiel setztest? Dudley! Du bildest eine Verschwöeung gegen Deine Königin — und Du fürchtest, ich wüede mich Deinen Plänen widersetzen!"

„Das hab' ich nicht zu fürchten!" versetzte er in strengem Tone.

„Dann hab' ich mich getäuscht!"

„Nein, Mylady! Ich habe beschlossen, Maeia zu entthronen und Euch die Krone wieder zu verschaffen, deren sie Euch so ungerechter Weise beraubte."

„Nicht ungeeecht, Sir; denn sie ist die rechtmäßige Königin und ich war nichts mehe als eine Usurpatorin. Ach, werther Dudley, seyd nicht undankbar gegen sie; erinnert Euch, daß sie uns mit Güte behandelt hat."

„Ich bin ihr zu keiner Dankbaekeit verpflichtet, denn ich habe sie um nichts gebeten; wenn sie mir Verzeihung angedeihen ließ, so war das ihe freier Wille."

„Und beweis't Dein jetziges Benehmen, daß sie gut gehandelt hat? — Ich widersetze mich aus allen meinen Kräften Deiner verwegenen Unternehmung, denn sie beruht auf Ungerechtigkeit und der ausschweifendsten Herrschsucht."

„Wohl wußte ich, daß Du Dich dagegen sträuben wüedest; doch daran liegt mie nichts — Du sollst wider Deinen Sinn und Willen Königin seyn!"

„Nimmermehr — o nein! nie soll mein Haupt wieder dieses verhängnißvolle Diadem teagen. Versteh' mich wohl, unvorsichtiger Mann! Wenn Du in diesem Vorhaben beharrst, so werde ich die Königin davon in Kenntniß setzen."

„Das mögt Ihr thun, Mylady, ich stell' Euch das frei; doch lasset dann auch Northumberlands Schaffot errichten für Euern Vater und Euern Gemahl!"

Johanna sank auf ihren Stuhl nieder und brach in Thränen aus.

„Er will König seyn! Mein Gott, beschütze ihn! Gib diesem Thoren den Gebrauch seines Verstandes wieder! Ach, er weiß nicht, wie schwer eine unrechtmäßig erlangte Keone wiegt!"

Dudley erwies seiner Gemahlin die zärtlichsten Liebkosungen, um ihren Entschluß zum Wanken zu bringen. Das edle Weib

sah das Unheil voraus, das von Neuem über sie Beide losbrechen würde; sie unterwarf sich demselben und überließ sich von diesem Augenblick an ihrem Geschicke.

Lord Guilford Dudley sowohl, als der Herzog von Suffolk nahmen Theil an dem Aufstande des Wyatt. Nach der Niederlage dieses Häuptlings und seiner Anhänger bemächtigte man sich ihrer Papiere, aus welchen erwiesen wurde, in wie fern diese beiden Herren sich verdächtig gemacht. Johanna Gray und ihr Gemahl wurden auf Sire-House verhaftet und nach dem Tower gebracht, dießmal aber strenger bewacht.

Als das unglückliche Weib ihren Kerker betrat, richtete sie einen Blick, worin ihre ganze Furcht zu lesen war, auf jene schwarzen, dicken Mauern, die man in aller Eile mit einigen Teppichen aus Arras bekleidet hatte; ein Stuhl und ein Tisch bildeten das ganze Mobiliar des Gemaches. Die Kälte war scharf; da Johanna nur leicht gekleidet war, fühlte sie ihre Glieder erstarren. Beim Anblick der Eisenstäbe ihrer kleinen Fenster, beim Geräusch der schweren Thüre, die sie schließen sah, entfloh ihr ein Schrei des Schmerzes. Sie sank auf ihre Kniee vor dem Stuhle nieder. Eine Krone und ein Wappenschild fesselten ihre Blicke. Ach! es war derselbe Stuhl, auf dem Anna Boleyn die letzten Augenblicke ihres Lebens verseufzt hatte. Die knieende Johanna betete mit Inbrunst, mit Verzweiflung. Ach! in einem Alter von sechzehn Jahren fällt es sehr schwer, zu sterben, wenn man überhäuft ist von den Gütern, die Einem das Leben so lieb machen: denn sie wußte wohl, daß auch sie auf diesem Stuhle die Stunde erwarten werde, die sie zum Tode beriefe!

Johanna und Dudley wurden zum Tode verurtheilt; allein, die Königin, der es bekannt geworden, in wie weit diese Fürstin an den Handlungen ihrer Familie unschuldig war, bot ihr auch dießmal Begnadigung an, wenn sie den protestantischen Glauben abschwören wolle. Sie antwortete: ihr Geschick sey mit dem ihres Gemahls verbunden; sie wolle mit ihm das nämliche Loos erleiden, um weder hier noch jenseits von ihm getrennt zu seyn.

Auf Andringen ihrer Minister und der Gesandten Karls V. und Philipps unterzeichnete die Königin Marie endlich den verhängnißvollen Befehl zur Hinrichtung der beiden Ehegatten.

(Schluß folgt.)

Lamennais.

Eine große Intelligenz, deren geistige Kraft unter steten Stürmen sich aufrecht erhalten, ist am 26. Februar Abends 10 Uhr in eine andere Welt übergegangen. Félicité Robert Abbé de Lamennais wurde am 19. Juni 1782 zu Saint-Malo geboren. Sein Vater, ein sehr wohlhabender Kaufmann, ward unter Ludwig XVI. wegen seines menschenfreundlichen Benehmens während der Zeit einer Hungersnoth in den Adelsstand erhoben. Schon in früherer Jugend strömte aus dem Knaben jene ungezähmte und heftig sprudelnde Kraft hervor, die ihn zumeist auf die rauhesten Pfade des Geisteskampfes geleitet. Eine liebende Mutter, deren besänftigender Einfluß auf den geist- und gemüthbegabten Knaben von großem Nutzen seyn konnte, hatte der Tod schon in der ersten Kindheit Lamennais entrissen. Der Vater bestimmte ihn zum Nachfolger in dem blühenden Handelsgeschäft, welchem Drängen Lamennais seine gesammte Hartnäckigkeit entgegenstellte. Er wollte Priester werden. Lange muß dieser Kampf gewährt haben, denn erst im 29. Lebensjahre sehen wir Lamennais die Tonsur empfangen und als Professor der Mathematik in das Seminar zu Saint Malo treten. Die hundert Tage hatten seine politischen und ascetischen Gesinnungen auf das Heftigste erschreckt. Er floh nach England, wo er geraume Zeit eine dürftige Existenz führte, und kehrte nach Beendigung der Kriegsperiode wieder nach Frankreich zurück, um sich zu den Weihen vorzubereiten, die er auch im Jahre 1817 empfing. Seine erste Waffenthat auf dem politisch-religiösen und philosophischen Gebiete war eine Uebersetzung des Guide spirituel von Louis Blois, aus dem Lateinischen ins Französische (1807); sein erster Zusammenstoß mit der weltlichen Autorität erfolgte nach dem Erscheinen seiner Réflexions sur l'état de l'église (1809), welches Werk polizeilich verboten wurde. Noch größeres Aufsehen erregten die zwei Bände: Essai sur l'indifférence, welche 1817 und 1819 erschienen und worin der Ultramontanismus in voller Glorie prangte, während der gallikanischen Kirche mit einer gleichsam fanatischen Heftigkeit der Fehdehandschuh hingeworfen wurde. Sein mächtiges Wirken und Streben für Einheit der Kirche und päpstliche Autorität fand bei einer Reise nach Rom (1824) die ehrenvollste und freudigste Anerkennung, was ihn zur weiteren Bethätigung eifrig anregte, die nun mit Feuermuth alle für Kirche und Staat bestandenen Formeln in dem Werke: De la religion considérée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil (Paris, 1826) und: Les progrès de la révolution (1829), zu Gunsten einer vermeintlich vollkommenen socialen und katholischen Reorganisation einer neuen Prüfung bedürftig hielt. Lamennais glaubte, die Staatsgewalt versuche unaufhörlich Eingriffe in die Rechte der Gesellschaft, und diesen Verirrungen muß man Schranken setzen. Er suchte daher Garantien in einer Macht, die über den Königen stehe; er sah ein heiliges Gericht über den Thronen Europas, welches zwischen ihnen und den Völkern Recht sprechen müsse, und an die Spitze dieses Gerichts stellte er das Oberhaupt der Kirche. Er behauptete, die einzige Quelle jeglicher Gewalt befinde sich in Rom und der Scepter müsse sich demüthig vor der päpstlichen Krone beugen. Was die königliche Gewalt ihre Unabhängigkeit in der zeitlichen Ordnung, was die gallikanische Kirche ihre Freiheiten nannte, verwarf er als einen Anfang von Empörung, und jene Erklärung von 1682, welche Ludwig XIV. unter die Staatsgesetze aufnehmen ließ, verdammte der Reformator als eine Ketzerei. Die Julirevolution führte die stürmende Logik des Verstorbenen zu Konsequenzen, welche sein Verhältniß mit Rom gleichwie mit dem weltlichen Staatsprinzip völlig zerreißen mußten. Was die Paroles d'un Croyant gelehrt, konnte eine zweite Reise nach Rom nicht mehr verwischen, und jener Lamennais, der einst über einen Kardinalshut verfügen konnte, gerieth nun eben so stürmisch in die Wirrsale politisch-religiöser Diatriben, die ihn vollends dem Katholicismus und der Weltsatzung entfremdeten. Sein philosophisches Werk: „Grundriß einer Philosophie“ hatte in Deutschland mächtige Fürsprache gefunden. Kann man diesem Werke in streng philosophischer Rücksicht auch keinen sehr hohen wissenschaftlichen Werth einräumen, so darf man doch auf der andern Seite auch nicht den Fleiß, den Scharfsinn, die Originalität des Verfassers verkennen; das Buch erhebt sich eben so weit über die gewöhnlichen empirischen Kompilationen als über das abstracte seichte Gerede der meisten französischen und vieler deutscher Philosophen. Zum Schlusse noch ein kurzes Resumé! Man muthete meist dem Verstorbenen eine geisterbewältigende Kraft bei; man sah in ihm einen politisch-religiösen Pascal Archimedes. Er hätte ein solcher Mann seyn können, aber er hat die Dinge von der unrechten Seite angegriffen. Er gab den Katholicismus auf, und der Katholicismus war seine ganze Stärke. Er brauchte sich nicht in bloßen geistlichen Standesinteressen beschränkterer Art hinzustellen, sondern wie ein wahrhaft katholisches Centrum aller Ideen, Interessen und Gefühle. Dieß vermochte er durch seine namenlose Philosophie, in der sich allerdings Wetterwolken von Gedanken

bewegten, die aber nirgends mehr in fruchtbarem Regen auf das Feld niederfielen, nicht zu ersetzen. In der Politik mangelte ihm die lebendige Geschichte, und er hatte sich in ein abstractes Sackgäßchen der Souveraineté populaire hineinverrannt. Mit seinem Feuer, seinem Geiste, seiner Einbildungskraft, seinem logischen Scharfsinn und einer überragenden dialektischen Verstandesentwickelung, was hätte er nicht bewirken können, wenn er es sich hätte angelegen seyn lassen, die Menschen kennen zu lernen, und nicht bloß, bitter aufgeregt und leidenschaftlich wild, diese zu lieben und jene zu hassen? Lamennais war ohne Widerspruch der tiefsinnigste Geist im neuen Frankreich und das reichste Gemüth, aber ein auf allen Seiten rissiger Vulkan, voll Schlacken, Lava, Sturmasche, da und dort mit blühenden Weinpflanzungen und immergrünem Epheu umgeben. Man nehme einen solchen Mann mit allen seinen Kräften als tiefen und zugleich denkenden Christen, als lebendigen und zugleich verständigen Volksredner, mit praktischer Richtung — man gebe ihm die Periode, in welcher Lamennais gelebt, und Wunder würden geschehen. So war leider nur Alles negativ an ihm, während er in seinen denkenden Partien gar nicht verstanden wurde. (Lloyd.)

Mannichfaltigkeiten.

Lehmann: Ich kann nich draus klug werden, Pietsch, wat der orientalsche Krieg eigentlich is: ene geschichtliche Posse oder en historischet Trauerspiel?

Pietsch: Keens von beeden.

Lehmann: Na wat is et denn?

Pietsch: En jojraphisch-diplomatisches Ballet. Das schwarze Meer is das Theater; Rußland is das Orchester; Frankreich un England danzen; Oestreich un Preußen sind die Zuschauer; Schweden un Dänmark sind die Figuraten; Ungarn und Italien sind die Cavaliers, die hinter de Coulissen mit die Tänzerinnen sponsiren.

Lehmann: Du hast ja die Türken vergessen, wat sind die denn?

Pietsch: Die Türken sind der Vorhang un werden ufjezogen.

In Newyork wird gegenwärtig eine musikalische Akademie, d. h. ein Hörsaal für größere tonkünstlerische Aufführungen, unter welchen Singspiele oben anstehen, gebaut. Die Räume für die Zuhörer sind zu 5000 berechnet, also größer noch als das bisher größte Theater de la Scala in Mailand. Die jüngsten Brandunglücksfälle haben die Baumeister gewitzigt, so daß die Bühne von den Zuhörerräumen durch einen großen eisernen Schirm gesperrt werden kann, der im Stande ist, der raschen Verbreitung der Flammen eine Schranke zu setzen, während gleichzeitig ungeheure Wasserbehälter in den oberen Räumen des Gebäudes durch Röhren und Hähne nach jeder Richtung hin gerichtet werden können.

Sicherem Vernehmen nach werden von der königl. Ausstellungskommission in München auch veredelte Weine zur allgemeinen Industrieausstellung zugelassen. Da für unsere großen Weinproduzenten hierdurch Gelegenheit zur besondern Auszeichnung gegeben ist, so bemerken wir, daß solche Weine in Proben, und zwar nicht unter dem Inhalt einer Flasche, ausgestellt werden. (Pf. Z.)

Brüsseler Blätter bringen über den Unfall, der vor kurzem bei Rosour dem von Lüttich Mittags abgefahrenen Convoi zustieß, folgende Einzelnheiten: Während der Zug in vollem Lauf begriffen war, brach die vordere Achse der Lokomotive, so daß die Maschine und die drei ersten Waggons, nämlich der Bagage-Waggon, der ambulante Post-Waggon und ein Char-à-Bancs auf den Tender geschleudert, zertrümmert wurden; die sechs folgenden Waggons des Convois blieben auf der Bahn. Der Lokomotivführer und Heizer blieben todt auf dem Flecke; der Convoiführer und der Bagagewärter wurden sammt drei Reisenden schwer verwundet; fünf andere Reisende kamen mit Contusionen davon. Ueber hundert Passagiere befanden sich auf dem Zuge. Die Trümmer der drei zerstörten Waggons gingen selbst in Flammen auf; alle übrigen Waggons blieben vom Feuer verschont. Briefschaften und Gegenstände von Werth waren noch zeitig gerettet worden. Ein Spezialzug, der von Landen hingesandt wurde, hat die Passagiere nach Brüssel geführt.

Vor dem Berliner Obertribunal wurde in diesen Tagen ein in unsern Tagen gewiß sehr seltener Prozeß verhandelt. Eine Frauensperson, welche von einer andern behauptet hatte, sie habe einer Familie den Weichselzopf angehext, war vom Staatsanwalt wegen Verleumdung angeklagt worden, weil der Vorwurf der Hexerei geeignet sey Jemanden dem Haß und der Verachtung auszusetzen. Das Kreisgericht zu Neidenburg in Preußen verurtheilte die Angeklagte zu 14 Tagen Gefängnißstrafe, weil nach der Ansicht desselben in der dortigen Gegend die Meinung verbreitet sey, der Weichselzopf könne angehext werden, und Jemand, von dem man behaupte, er habe eine solche Hexerei begangen, unzweifelhaft dem Haß und der Verachtung ausgesetzt würde. Der Rechtsanwalt Dorn führte die Irrigkeit einer solchen Ansicht aus und das Obertribunal sprach denn auch die Angeklagte frei.

Französische Blätter erwähnen eines wichtigen philosophischen Fundes, den der französische Gelehrte Foucher de Careil in der hannover'schen Bibliothek gethan. Er hat nämlich ein lateinisches Mannskript von Leibnitz vorgefunden, das eine vollständige Widerlegung der Spinozistischen Doktrinen enthält. Hr. Careil hat es in französischer Sprache unter dem Titel herausgegeben: „Refutations inédits de Spinoza par Leibnitz."

(Berlin.) Der bekannte Prozeß des russischen Beamten Sokolowsky wider die hiesigen Banquiers Levin und Collin wegen Erstattung der bei den Verklagten deponirt gewesenen und von diesen nach Behauptung des Klägers dem flüchtig gewordenen Gasthofspächter Meyner gezahlten 17,000 Thlr., ist kürzlich auch in der Appellations-Instanz vom Kammergericht zum Nachtheil der Verklagten entschieden worden. Das die Verklagten zur Erstattung der 17,000 Thlr. verurtheilende Erkenntniß des hiesigen Stadtgerichts wurde bestätigt. Die Verklagten werden auch noch die Nichtigkeits-Instanz beschreiten.

Im Walliser Dorf Troistorrens ist dieser Tage ein Mann, Namens Jean Claret, gestorben, der das seltene Alter von 109 Jahren erreicht hatte.

(Stuttgart, 6. März.) Bekanntlich wurde bei der im Herbst 1853 zu Nürnberg gehaltenen Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zur Pfingstversammlung der süddeutschen Forstwirthe pro 1854 Stuttgart gewählt. Es ist nun aber aus dem Februarheft der forstlichen Monatschrift zu entnehmen, daß, hauptsächlich wegen der Theuerung, welche eine aus

gedehnte Theilnahme kaum hoffen ließe, die Versammlung auf das Jahr 1855 verlegt ist.

Allgemeine große Pflanzen- und Blumen-Ausstellung in den herzoglich nassauischen Wintergärten in Biebrich a. Rh.

An einem der reizendsten Punkte des Rheines, an der Schwelle des schönsten deutschen Gaues, wird vom 1. bis zum 15. April eine große Pflanzen- und Blumen-Ausstellung stattfinden, zu welcher von Nah und Fern die Betheiligung zugesagt ist. Das Ausstellungsgebäude wird in Anschluß an die prachtvollen herzogl. Wintergärten im schmuckreichen Alhambrastyl ausgeführt und sowohl die Ansprüche der Aussteller, als der Liebhaber in vollem Maße befriedigen. Durch die Gnade Sr. Hoh. des Herzogs sind ansehnliche Summen sowohl zur Errichtung des Lokales, wie zur Vertheilung von Preisen bewilligt worden. Da an die Concurrenz zu den unten verzeichneten Preisen schwer zu erfüllende Bedingungen geknüpft sind, so hat Se. H. der Herzog sich bewogen gefunden, eine geschmackvolle silberne Medaille mit der Devise: „Für Kultur und Kunst" schlagen zu lassen, welche an solche Einsender vertheilt werden soll, die preiswürdige Pflanzen der Ausstellung zuschicken, aber nicht in genügender Anzahl, oder die überhaupt zu den für Blumenzüchter von Fach bestimmten Geldpreisen nicht concurriren wollen.

Die Pflanzen erhalten während ihres Hierseyns die gewissenhafteste Pflege und haben bei jeder Witterung den günstigsten Standort. — Die Einsender von Pflanzen sind gebeten, dieselben längstens bis zum 28. März mit der Aufschrift: „Pflanzen-Ausstellung in Biebrich" einzuschicken. Unter dieser Adresse ist der Transport der Pflanzen auf den Eisenbahnen sowie auf den Dampfschiffen zur Ausstellung frei. Die Kosten des Rücktransports dagegen fallen den Einsendern zur Last. Die Einsender sind gebeten, am 18. April die Pflanzen durch einen sachverständigen Mann einpacken und abholen zu lassen.

Neuheiten erhalten bei allen Preisen den Vorzug, müssen aber bei ihrer Neuheit einen entschiedenen blumistischen Werth haben.

Es mag noch erwähnt werden, daß auf vielseitigen Wunsch von Kunstkennern ein Album vorbereitet wird, worin der Grundriß, Plan und die Hauptansichten der Ausstellungslokalität abgebildet sind, um den Besuchern ein bleibendes Andenken zu bieten.

Folgenden Pflanzen werden von hierzu erwählten Richtern Preise zuerkannt:

Erster Preis: 400 Gulden der schönsten Sammlung Kultur-Pflanzen von wenigstens 30 Gattungen und 50 Exemplaren. — 150 Gulden Accessit.

Zweiter Preis: 300 Gulden der schönsten Sammlung Eriken von wenigstens 50 Spezies. — 75 Gulden Accessit.

Dritter Preis: 300 Gulden der schönsten Sammlung Rosen von wenigstens 100 Sorten und 160 Exemplaren. — 75 Gulden Accessit.

Vierter Preis: 300 Gulden der schönsten Sammlung indischer Azaleen von wenigstens 50 Sorten und 100 Exemplaren. — 75 Gulden Accessit.

Fünfter Preis: 300 Gulden der schönsten Sammlung Camellien von wenigstens 80 Sorten und 160 Exemplaren. — 75 Gulden Accessit.

Sechster Preis: 300 Gulden der schönsten Sammlung Rhododendron arboreum und deren hybriden in wenigstens 30 Sorten und 60 Exemplaren. — 75 Gulden Accessit.

Siebenter Preis: 150 Gulden der schönsten Sammlung pontischer Azaleen in wenigstens 50 Sorten und 150 Exemplaren.

Achter Preis: 150 Gulden der schönsten Sammlung Zwiebelgewächse, als: Amaryllis, Tulpen, Hyacinthen, Anemonen u. s. w. in wenigstens 150 Sorten und 300 Exemplaren.

Neunter Preis: 50 Gulden der schönsten Sammlung Cinerarien von wenigstens 50 Sorten und 150 Exemplaren.

Die herzogl. Gärtnerei Biebrich concurrirt nicht mit.

Literatur- und Kunst-Notizen.

Varnhagen v. Ense hat den brillanten Cyklus seiner Helden-Bilder um ein neues vermehrt, welches alle Vorzüge und nur wenige Mängel der früheren Arbeiten dieses überaus feinen und korrekten, obgleich weniger markigen und ergreifenden Darstellers in sich vereinigt. Allerdings ist es historische Ölfenmalerei, aber von der denkbar ersten Art. Das „Leben des Generals Grafen Bülow von Dennewitz" (Berlin, bei Reimer) ist ein Meisterstück, dem sich wenige Arbeiten auf diesem Felde zur Seite stellen lassen. Denn was sich auch gegen die Varnhagen'sche „Geschniegeltheit" sagen läßt und oft genug gesagt worden ist, so ist ein Zuviel des Strebens nach schöner Objektivität und künstlerischer Rundung immerhin noch eine rühmenswerthe Eigenschaft, so lange die Mehrzahl sich im Zuwenig gefällt. Der Gegenstand, welcher Alles in sich schließt, was sich für die ästhetische Abrundung eines patriotischen Lebensbildes wünschen läßt, ist von Varnhagen mit einer Innigkeit gearbeitet, welche den Leser wie ein warmer Hauch anweht. In der Schlußbetrachtung (S. 446 bis 456) entwirft der Verfasser von Bülow's so schönem, edlem, geradem Charakter ein Bild, welches seines anregenden und erhebenden Inhalts, wie seiner stylistischen Vollendung wegen verdient, als Musterstelle in den Sammlungen deutscher Prosaiker und in allen deutschen Schulbüchern aufgenommen zu werden, — ein Ehrenplatz, auf den leider nur wenige deutsche Historiker Anspruch haben.

Der Bau des National-Denkmals in Brüssel ist mit der größten Thätigkeit in Angriff genommen. Der Unterbau ist beinahe ganz vollendet, und man hofft, noch in diesem Jahre mit der Errichtung des Säulenschaftes fertig zu werden, so daß im nächsten Jahre das Denkmal mit seiner statuarischen Ausschmückung (die neun Provinzen in allegorischen Figuren, das Standbild Belgiens u. s. w.) ganz vollendet seyn kann. Diese plastischen Arbeiten sind den ersten Bildhauern des Landes übergeben.

Frankfurt a. M.

Dr. Scheve hielt gestern (9. März) seine zweite Vorlesung über Phrenologie im großen Saal des Weidenbusches. Die Zuhörer waren, wie das erste Mal, so zahlreich, weit über ein halbes Tausend, daß das Lokal sie kaum zu fassen vermochte. Wir müssen uns natürlich jetzt noch eines Urtheils über die Sache enthalten, aber die Aufschlüsse, welche die Phrenologie über die Räthsel des menschlichen Geistes und Herzens zu geben weiß, sind in der That höchst interessant. Die Phrenologie ist, wie Dr. Scheve ausführt, nicht ein ausgedachtes System, sondern eine Naturgeschichte des menschlichen Geistes, zusammengestellt aus allen den vorragenden Charakterzügen, wie die große Geistesverschiedenheit der Menschen si: der Forschung darbietet. Scheve's Vortrag ist klar und allgemein verständlich und Niemand sollte es versäumen, an Belehrungen Theil zu nehmen, die Jedem so nahe liegen und daher Jedem von Interesse sind.

Im Verlauf der nächsten Woche werden Herr H. W. Ernst und Fräul. Sivna Levy im Saale der Loge Sokrates ein Abschiedskonzert geben, worauf wir die Kunstfreunde aufmerksam machen. — Subscriptionslisten sind in der Musikalienhandlung von C. A. André aufgelegt.

Frankfurt. Heute, Samstag, 11. März, Abends von 7 — 8 Uhr im Saal des Weidenbusches ein Vortrag über Phrenologie von Dr. Scheve. Die höheren oder Gemüthssinne und ihre Organe.

Theater-Anzeige.

Samstag, 11. März. Mutter und Sohn, Schauspiel in 5 Akten (in 2 Abtheilungen), mit freier Benutzung des Bremer'schen Romans: „Die Nachbarn" von Ch. Birchpfeiffer. (Gastrolle) Franziska: Fräul. Brondi, vom Stadttheater zu Zürich.

Sonntag, 12. März. (Neu einstudirt): Des Teufels Antheil, komische Oper in 3 Akten, nach Scribe von Gollmick. Musik von Auber.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 62. Montag, den 13. März 1854.

Johanna Gray.

Aus dem „Nederland'sche Museum", übertragen
von Gottfried Overman.

(Schluß.)

VIII.

Montag, der 12. Februar 1554, war der Tag, an welchem das Leiden dieser jugendlichen, liebenswürdigen Frau endigen sollte. Sie hatte die Nacht im Gebet zugebracht und während der zwei Stunden, die sie der Ruhe widmete, glich ihr Schlaf dem eines Kindes, das ruhig in den Armen seiner Amme schlummert; ihre Lippen bewegten sich wie zum Gebete und der Ausdruck eines himmlischen Lächelns belebte ihre Gesichtszüge.

Es schlug fünf Uhr. Sie erwachte.

„Ach!" sprach sie, „ich träumte, Alles sey vorüber, ohne Angst, ohne Schmerz; ich war glücklich. Meine Seele, ihrer zerbrechlichen Hülle entledigt, erhob sich unter die glückseligen Geister, die über dem Blutgerüste rings um mich her sich bewegten!"

Man brachte ihr nun die Kleider, die sie gewünscht; sie gab sich einige Mühe, ihren Anzug zu ordnen.

„In dem Augenblick," sprach sie, „wo ich von meinem Leibe mich trennen soll, bin ich ihm größere Sorgfalt schuldig!"

Jetzt erschien man mit einem Frühstück; sie gab ein Zeichen, man möge es wieder entfernen.

„Ich habe keine leiblichen Bedürfnisse mehr; nur an meine Seele hab' ich zu denken!" setzte sie hinzu.

Es war ein regnerischer, düsterer Morgen. Die Spitze des Tower schien in eine Nebelwolke gehüllt; allgemeine Trauer lag auf eines Jeden Antlitz. Niemand zweifelte an der Unschuld der Fürstin. Man wußte, daß sie dem politischen Drange des Augenblicks aufgeopfert wurde. Sogar die Feinde ihres Gemahls ehrten sie: ihre Sanftmuth, ihre Schönheit, ihre Jugend, die Eigenschaften, von welchen sie während ihrer kurzen Regierung Beweise geliefert und die, ohne Widerrede, eine ruhmvolle Periode versprachen, wenn die Krone ihr zugehört hätte: Alles dieß erregte das allgemeine Mitleid. Die Soldaten wechselten traurige Blicke mit einander; man sprach leise, und wenn man sich begegnete, vermied man es, seine trüben und schmerzlichen Gedanken auszutauschen.

Lord Dudley, im Thurm von Beauchamp gefangen, sollte an demselben Morgen zum Tode geführt werden. Auch er hatte die Nacht großentheils in gottesfürchtigen Betrachtungen zugebracht; doch gegen Morgen schien er unruhig, entstellt und vermochte der zunehmenden Beängstigung, die er empfand, nicht Herr zu werden. Er riß einen Nagel aus der Mauer und schrieb den Namen „Johanna Gray" an zwei Stellen seines Kerkers. Diese Namen sind noch heutigen Tages vorhanden

Um neun Uhr Morgens läutete die Todtenglocke der St. Johns-Kapelle. Eine Eskorte Hellebardirer stellte sich in einer Reihe, dem Thurm von Beauchamp gegenüber, auf und empfing den jungen Lord Guilford Dudley.

„Werde ich meine Gemahlin nicht mehr sehen?" fragte er.

„Ihr seyd auf ewig geschieden!" versetzte in kaltem Tone der spanische Mönch, der ihm beistehen sollte.

„In dieser Welt wenigstens," entgegnete Dudley.

Als er weiter schritt, bemerkte er ein auf dem sogenannten „Green-Tower-Platze" errichtetes Schaffot. Allein seit vielen Jahren hatte dieser, mit dem Blute zweier Königinnen bespritzte Boden jedem Anbau getrotzt; das Gras wollte hier nicht gedeihen; es blieb dürr und unfruchtbar.

Lord Dudley richtete einen forschenden Blick auf den Lieutenant des Tower.

„Dieß ist für Lady Johanna Gray, Mylord! Das Eurige ist außerhalb der Veste."

„Werdet Ihr meine Gemahlin sehen, Sir?" fragte Lord Dudley.

Der Lieutenant gab ihm eine bestätigende Antwort.

„So saget ihr, daß ich in ihren letzten Augenblicken bei ihr seyn werde!"

Die Eskorte langte an ihrem Bestimmungsorte an. Dudley ward den Händen der Sheriffs überliefert — einige Augenblicke später hatte er aufgehört zu leben.

Eine zweite Abtheilung Hellebardirer begab sich nach Johanna Grays Gefängniß. Sobald der Zug sich in Bewegung setzte, begann sie mit lauter Stimme aus einem Gebetbuche zu lesen, um die lästigen Reden des Mönchs nicht zu vernehmen, der in sie drang, ihren Glauben abzuschwören, während er sie mit ewigen Martern bedrohte, falls sie in ihrem Glaubensbekenntnisse verharre.

Als der Zug in geringer Entfernung von Green-Tower näher gekommen, entfuhr allen Anwesenden ein halb erstickter, tiefer Seufzer. Es waren ihrer nur Wenige, denn man müßte ein sehr rohes Herz gehabt haben, um einem solchen Schauspiel beizuwohnen, wenn nicht die Pflicht es gebot; aber diesem Seufzer folgte ein Schrei des Entsetzens, der Veranlassung ward, daß jenes edle Schlachtopfer das Haupt erhob. Johanna erblickte mit einem unbeschreiblichen Gefühle eine von vier Soldaten getragene Bahre, auf welcher unter einem schwarzen Tuche der verstümmelte Leichnam ihres Gemahls weggeschafft wurde!

Johanna verfolgte die Bahre mit den Augen und sah sie in die St. Johns-Kapelle verschwinden.

Dann, mit festen Schritten der Blutbühne sich nähernd,

lehnte sie die Hülfe ab, die man ihr beim Besteigen derselben anbot. Sie kniete nieder und sagte mit lauter Stimme das „Miserere“ her. Die Todtenglocke schien es zu erwiedern. Alle Anwesenden schlossen sich mit ihren Gebeten den ihrigen an; von allen Seiten vernahm man lautes Schluchzen.

Jetzt erhob sich Johanna und nahete sich dem Blocke, den sie einen Augenblick betrachtete. Plötzlich durchrieselte ein Schauder alle ihre Glieder; sie zitterte und wischte ihre Augen mit der Hand ab.

„Was fehlt Euch, Mylady?“ fragte ehrerbietig der Lieutenant des Tower.

„O, nichts — ein Gesicht! Ich glaubte, Lord Dudley, bleich und blutend, vor diesem Blocke knieend, zu schauen.“

„Wo, Mylady?“

„Hier — hier — und ich seh' es noch. — Ei was, das ist eine Schwäche — laßt uns nun ein Ende davon machen, bitt' ich Euch!“

Der Lieutenant erinnerte sich der Worte Lord Dudleys: „Saget meiner Gemahlin, daß ich in ihren letzten Augenblicken bei ihr seyn werde!“

Die Frauen, welche ihr gefolgt waren, nahmen ihr nun Schleier und Haube ab und banden ihr schönes Haupthaar auf den Scheitel; dann beugte sie sich, um das verhängnißvolle Tuch sich vor die Augen binden zu lassen. Die Frauen, welche ihr diesen letzten Dienst erwiesen, tief ergriffen von diesen fürchterlichen Zubereitungen, vermochten nicht länger ihre Thränen zurück zu halten und brachen nun in laute Wehklagen aus.

Johanna that einige Schritte allein, während sie die Hände ausstreckte, um nach dem Block zu tasten.

„Was muß ich thun? — Wo ist er? — Leitet mich doch!“

Der Lieutenant ergriff ihre Hand und legte die junge Dulderin auf den Block; da beugte sie das schöne Haupt und sprach mit lauter Stimme:

„O mein Gott! In Deine Hände befehl' ich meinen Geist!“

Thessalien.

(Aus dem „Spectateur de l'Orient“.)

Thessalien ist im Norden durch den Berg Olymp, der es von Macedonien trennt, im Osten durch das ägeische Meer, im Süden durch das Königreich Griechenland und im Westen durch das Pindusgebirge begränzt, welches zwischen Thessalien und Epirus liegt. Man kann mit Recht Thessalien als die Wiege des alten hellenischen Stammes betrachten; die Namen Hellas und Hellenen, womit Anfangs ein Theil und eine Völkerschaft von Thessalien bezeichnet ward, wurden später die Namen von ganz Griechenland und der ganzen griechischen Nation. Der Berg Olymp war der geliebte Aufenthalt der Götter. Der große Held, welchen der göttliche Homer besang, war ein Thessalier, und das ganze Land spielt eine Rolle in der Mythologie und dem griechischen Alterthum. Die Bevölkerung dieser großen Provinz beläuft sich heutzutage auf 320,000 bis ungefähr 330,000 Seelen, worunter sich höchstens 30,000 bis 40,000 Mohammedaner befinden, von denen ein Theil, von den Eingebornen mit dem Namen Koniar bezeichnet, von aus Asien gekommenen Türken abstammt, der andere von Griechen, welche seit der Eroberung des Landes zum Islam übergegangen sind, aber heute noch griechisch sprechen. Alle übrigen Einwohner von Thessalien gehören, 10—11,000 Wlachen des Pindus abgerechnet, der griechischen Nationalität an. In den verschiedenen Städten wohnen auch noch 6000 Juden. Weder in einer der 17 Städte, worunter wir besonders Larissa mit 30,000 Einwohnern, Turnavo, Volos, Trikala mit 12,000 Einwohnern, Pharsalus und Ambelakia nennen wollen, noch in einem der Bezirke ist die Zahl der Mohammedaner gegen die der Christen überwiegend. Thessalien ist vorzüglich ein ackerbautreibendes Land und sehr fruchtbar, besonders an Weizen; es erzeugt Oel, Seide, Baumwolle, Tabak von ausgezeichneter Qualität (Almyros), Reis und verschiedene Früchte. Auf seinen herrlichen Weiden gedeihen zahlreiche Heerden von Schafen und werden heutzutage noch gute Pferde gezogen, wie auch schon bei den Alten die thessalische Kavallerie sehr berühmt war. In früheren Zeiten waren in diesem Lande und besonders in Ambelakia, welches damals 6000 Einwohner und 24 Färbereien (von türkisch Garn) zählte, Industrie und Handel in hoher Blüthe, bis im Jahr 1813 ein bedeutender Bankerott jenem Orte den empfindlichsten Stoß versetzte, von welchem er sich in Folge der unsinnigen, grausamen und räuberischen Verwaltung Vely-Paschas, des Sohnes des berüchtigten Ali-Pascha von Janina, nicht mehr erholte, um so weniger, als Thessalien während des griechischen Befreiungskampfes von den Durchzügen der barbarischen Horden Unsägliches zu leiden hatte. Nur in Turnavo, Rapsani, Ambelakia und Aga wird die Türkischroth-Färberei noch betrieben, außerdem Gerberei in Larissa und Seidenspinnerei und Weberei in einigen andern Orten. Seitdem hat sich die Provinz durch Ackerbau wieder gehoben, allein die Grundstücke sind großentheils Eigenthum der Türken, und die Christen, von welchen allein Abgaben erhoben werden, sind nur ihre Bauern. Diese Abgaben beliefen sich im Jahre 1852 mit Einschluß des Haratsch (Kopfsteuer) und der Mautherträgnisse, der erstere mit 2,412,000 Piaster (à 6 Kreuzer), die zweiten mit 1,500,000 Piaster, dann der Gemeindeausgaben mit 5,000,000 Piaster, auf 25,467,000 P. oder ungefähr 5,700,000 Francs. Hierzu ist auch gerechnet die Steuer für 2,060,000 Schafe, Ziegen ꝛc., 40 bis 50,000 Stück Hornvieh und 26,500 Pferde und Maulthiere. Ferner erzeugte das Land im genannten Jahre, einem wenig günstigen, 2,800,000 Kilo Weizen, außer einer Menge Mais und Gerste 700,000 Okka (à $2^{9}/_{32}$ bayr. Pfund) Tabak, 40,000 Okka Seide, 900,000 Okka Oliven und Oel, 5000 Centner Schaf- und 1000 Centner Baumwolle, dann Käse, Butter, Früchte ꝛc. Der Handel, für welchen Volo der Hauptstapelplatz ist, gewinnt an Bedeutung durch die im Auslande lebenden, größtentheils sehr reichen thessalischen Kaufleute. Die Ausfuhr betrug im Jahr 1852 ungefähr 3,000,000 Francs an Werthen, die Einfuhr 1,800,000 Francs an Kolonialwaaren, englischem Eisen, Tuch, Manufakturwaaren u. dergl. Im Vergleich mit Griechenland, das nur ungefähr eine dreifache Bevölkerung hat und Waaren für 22,000,000 Fr. einführte, ist diese Handelsbewegung eine unbedeutende und ein Fingerzeig für die Rechner jenseits des Kanals, daß es nur ihr Vortheil wäre, auch diese Länder ihren christlichen freien Bewohnern als Eigenthum zurückzugeben. Auch an intellektueller Bewegung ist Thessalien nicht zurückgeblieben. An vielen Orten befinden sich die Schulen, wo die altgriechische Sprache gelehrt wird, und in den Reihen der Beamten und der Armee des Königreichs befinden sich viele der gebildetsten Männer aus Thessalien. Für den gegenwärtigen Aufstand ist von Thessalien wenig zu fürchten oder vielmehr zu hoffen, da die Beschaffenheit des ebenen Landes nicht daran denken läßt, daß eine irreguläre Armee ohne Artillerie und Kavallerie der immerhin organisirten Armee der Türkei widerstehen kann. Besonders zeichnen sich die Bewohner des Berges Olymp als Krieger aus und haben auch dieser Eigenschaft ihre Erhaltung mehr als einmal zu verdanken gehabt. Die an dem Meerbusen von Volo im Königreiche Griechenland im Jahre 1838 von ausgewanderten Thessaliern gegründete Koloniestadt Amaliopolis besaß im Jahre 1852 schon 78 Fahrzeuge mit 4847 Tonnen Gehalt und 500 Matrosen.

Ein Brief aus Australien.

(Von G. F . . . g von Usingen.)

Den nachstehenden Brief lassen wir in getreuem Abdruck des Originals folgen:

Melbourne, 29. Nov. 1853.

Nach einer Reise von 76 Tagen auf dem prächtigen Schiffe „Sovereign of the Seas" kamen wir gestern Mittag mit dem Dampfboot hier an. Mein Erstaunen kann ich Euch nicht beschreiben. Wir fuhren zwei Stunden auf dem Jarra-Jarrafluß, der nach Melbourne führt. Ein Schiff liegt an dem andern; meiner Ansicht nach sind es mehr als 600 Schiffe. An einem Tage kommen oft vierzig an. Melbourne wird eine ungeheure Stadt werden. Die neu angelegten Straßen haben größere Breite als die Zeil zu Frankfurt am Main. Die Bevölkerung beträgt über 90,000 Seelen. Den Eindruck, den die Stadt auf mich machte, kann ich nicht beschreiben. Ein Wagen mit Gütern am andern. Wägen mit zehn Ochsen bespannt, die nach den Minen gehen, sieht man in allen Straßen. Die Straßen sind nicht gepflastert, man kömmt bis über die Knöchel in den Sand; der Staub ist oft so, daß man ihn mit Nebel vergleichen kann. Man findet schon herrliche Steingebäude. Um einen Begriff von der Stadt zu bekommen, muß man selbst hier seyn. In Einer Straße hundert Arten von Häusern, halb Eisen, Holz, Stein; Zelten groß und klein. Es wird jetzt sehr viel in Stein gebaut. Obgleich Sommer, so sieht man keinen grünen Baum. Die Sonne scheint sehr heiß, Regen gibt es in dieser Jahreszeit nicht. Alles verdorrt. Ein Acker Land in den besten Straßen kostet 90,000 Pfund Sterling. Arbeitsleute verdienen per Tag 12 bis 18 Gulden. Ackerbauer werden sehr gesucht. Unser Logis kostet per Woche den Mann 3 Pfund. Ich hatte eine ganz falsche Vorstellung von diesem Platze. Hier ist auch ein öffentlicher Belustigungsort, der sich dem Palais Royal in Paris vergleichen läßt. Eine Colonnade, auf beiden Seiten die herrlichsten Läden, das Ganze mit Kronleuchtern geziert; Theater, Circus, Musik in allen Straßen. — Ich habe nirgends so viel reitende Menschen, noch so herrliche Equipagen gesehen. — Arbeiter jeder Art werden hier gesucht. Gold wird immer noch viel gefunden. Ein Glas Bier kostet 18 Kreuzer; das Wasser ist untrinkbar. Des angenehmen Lebens halber darf man nicht hierher kommen, denn hier ist nur ein Ort zum Verdienen. Gestern machten wir einen Spaziergang; die Hitze und der Staub waren so stark, daß wir wie Kohlenbrenner aussahen. Jedermann trägt an seinem Hut einen Schleier, um den Staub abzuhalten, eben so eine besondere Art von Brillen. Die persönliche Sicherheit ist hier aufs äußerste geschützt; Polizei genug und die Straßen erleuchtet. Fast ein Jeder hat sein Reitpferd, da die Zeit hier Geld ist. Die Damen gehen hier in den prahlerischsten Kleidern, aber das Gesicht verräth, daß die meisten aus den untersten Volksklassen sind. Das ganze Leben hier gleicht einem Tumulte und das Klima bekommt mir vortrefflich.

Mannichfaltigkeiten.

(Turin.) Die Herzogin von Hamilton ist hier vor kurzem angekommen, um die Reclamationen wegen des ihr geraubten Kindes hier zu verfolgen. Es ist dieß nämlich die Mutter des in Nizza in einem Kloster aufgefundenen und als Mädchen erzogenen sechsjährigen Knaben. Ein Vorfall, der um so größeres Aufsehen macht, da dem Bischof von Nizza diese Verheimlichung bekannt seyn mußte und ein Geistlicher die Entführung dieses Kindes aus dem Kloster zum guten Hirten nach Genua ausführte. Die Herzogin von Hamilton ist übrigens die Tochter der Großherzogin Stephanie von Baden, die Schwester der geschiedenen Prinzessin Wasa aus dem Hause von Holstein-Gottorp. Auch ist diese Herzogin von Hamilton die Schwester der Fürstin von Hohenzollern-Sigmaringen. Der Fürst von Sigmaringen ist mütterlicherseits ebenfalls mit der Napoleonischen Familie verwandt, indem sein Vater mit einer Nichte Murats verheirathet war. Wenn die im Baden'schen und hier jetzt allgemein verbreitete Sage wahr seyn soll, wäre das Verheimlichen von Kindern dieser unglücklichen Mutter nichts Neues, denn dann wäre Kaspar Hauser ihr Bruder gewesen. Man ist sehr gespannt darauf, wie sich diese Geschichte in der eingeleiteten gerichtlichen Untersuchung entwickeln wird. (Wes. Z.)

(Halberstadt, 4. März.) Die „Magdeb. Ztg." erzählt folgende mysteriöse Geschichte: Der Oeffentlichkeit ist bis jetzt aus gewissen Gründen eine Angelegenheit vorenthalten, die in hiesigen Kreisen viel von sich reden macht. Im Nov. v. J. verschwand hier ein junges Mädchen aus anständiger Familie, die Tochter des Rentiers M., ohne daß über ihr Verbleiben die geringste Ermittelung hätte gemacht werden können. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es Personen gibt, die um das Schicksal des Mädchens wissen, aber eine mächtige, wohlorganisirte Intrigue hat bis jetzt alle Schritte des zum Aeußersten besorgten Vaters vereitelt. Die Ursache des Verschwindens ist unzweifelhaft ein Liebeshandel, dessen Folgen nicht länger verheimlicht werden konnten und der das Verderben auch des muthmaßlichen Verführers zur Folge haben mußte. Der Rentier M. gehört mit seiner ganzen Familie dem Katholizismus an; er wandte sich in dieser delikaten Angelegenheit an den Bischof, der seinen Commissarius in Magdeburg mit Einleitung eines disciplinarischen Verfahrens beauftragte. Es scheint diese Untersuchung aus „Mangel an genügendem Beweise" kein Resultat ergeben zu wollen und der tiefgekränkte Vater hat über das Geschick seines Kindes keine Auskunft erhalten. Man hat nach dem Verschwinden des Mädchens Kleidungsstücke desselben bei andern Personen entdeckt, wir wollen aber an diesen Umstand nicht gleich die schlimmsten Befürchtungen knüpfen, und hoffen, daß die Zeitungen dieser Nachricht eine Publizität geben, die vielleicht zu Aufschlüssen über die Verlorene führen kann. Bis jetzt hat ihr Vater aus leicht begreiflichen Rücksichten nur unter der Hand Nachforschungen angestellt; die öffentliche Meinung hat ihn deßhalb des Einverständnisses beschuldigt und er sieht sich jetzt aus vielen gewichtigen Gründen veranlaßt, mit allen Mitteln Aufklärung in dieser bösen Angelegenheit zu erstreben. Vielleicht gibt es noch Mittel, manchen verschlossenen Mund zu öffnen, wenn nicht inzwischen die Oeffentlichkeit der Angelegenheit zu Resultaten führt.

(Wien, 5. März.) Den hiesigen fünf Theaterdirektoren war das Privilegium eingeräumt gewesen, daß während der Theater-Vorstellungsstunden von 7 bis 10 Uhr keine wie immer gearteten künstlerischen Produktionen, als Konzerte, deklamatorische Unterhaltungen u. dgl., außerhalb der Theater stattfinden durften, und war somit fünf Männern das alte „historische Unrecht" eingeräumt, einer Bevölkerung von mehreren Hunderttausenden vorzuschreiben, sich auf keine andere Weise als im Theater geistig unterhalten zu können. Diese lästige Schranke hat nun der Kaiser mit einem Worte beseitigt, was allgemein höchst dankbar anerkannt wird. Anlaß hierzu gab Hr. Renz, der mit großen Kosten einen prachtvollen Circus für seine Reit-Produktionen herstellen ließ und seine Vorstellungen um 7 Uhr geben wollte, wogegen von den Theaterdirektoren Einsprache erhoben

wurde. Hr. Renz wandte sich mit seiner Bitte, was sonderbarer Weise bis jetzt noch keinem anderen Künstler eingefallen ist, direkt an den Kaiser und erhielt sogleich Gewährung seines Ansuchens.

Wie englische Blätter erzählen, lebt noch jetzt in Kennington bei London ein Urenkel des berühmten Verfassers von „Robinson Crusoe“, Daniel de Foe's, und zwar in tiefster Armuth, die nicht selbstverschuldet, sondern eine Folge von Unglücksfällen und hohem Alter ist. Er steht in seinem 78. Jahre und besaß früher einen Laden in Hungerford-Market, wo ihn Wilson, der Biograph seines großen Ahnherrn, kennen lernte. Der durch seine philanthropische und literarische Thätigkeit bekannte Buchhändler Charles Knight, dem die traurige Lage des alten Mannes zu Ohren kam, hat eine Subscription für ihn eröffnet, an der sich auch Dickens betheiligte und deren Ertrag man in einer Rente von 24 Pfd. St. jährlich anlegen will, welche bescheidene Summe für seine geringen Bedürfnisse genügt! — Würde Jeder, der sich in seiner Jugend an der Lektüre des „Robinson“ ergötzt hat, aus Pietät gegen den Verfasser auch nur ein paar Pfennige zur Unterstützung seines Nachkommen beisteuern, so wäre dieser bald ein reicher Mann!

(München, 7. März.) Der katholische Geistliche, welcher, wie schon früher erwähnt, vor das Schwurgericht von Niederbayern verwiesen ist, heißt Eckert und ist Pfarrexpositus von Leisbach. Die Anklage, die am 21. und 22. d. M. zur Verhandlung kommt, lautet: 1) auf mit Vorbedacht beschlossene und durch vorsätzliche Entziehung der für Neugeborne nöthigen Hülfe und Sorgfalt mit Ueberlegung ausgeführte Tödtung zweier, mit seiner ledigen Haushälterin erzeugter, und am 22. Oct. 1849, beziehungsweise 19. März 1853 geborner Kinder, sonach auf zwei Verbrechen des qualifizirten Mords; und 2) auf erschwertes Verbrechen der Unterschlagung an der Pfarrstiftung Mündelstetten.

* (Frankfurt, 11. März.) Der zu Neapel verstorbene und am 9. d. M. dahier zur Ruhe bestattete Baron Alexander von Rothschild war der Sohn des Baron Carl von Rothschild. Derselbe starb in der Blüthe seiner Jahre, hatte seltene Geistesanlagen und war von besonderer Herzensgüte. Der Schmerz der Familie von Rothschild ist um so größer, als ihr voriges Jahr zuerst eine wahrhaft edle, durch Geist und Herz ausgezeichnete Mutter durch den Tod entrissen wurde. H.

Belletristische Neuigkeiten.

(Schluß.)

Lorcks neue Ausgabe von Andersens Werken (vergl. Didaskalia 1853 Nr. 226. 263. 292.) ist jetzt mit Band 7. 8. geschlossen, welche dramatische Schriften und Gedichte, Reiseschatten und das „Märchen meines Lebens“ enthalten. Andersens kindliche Natur sieht und schafft das „Märchen“ überall. Nichts charakterisirt ihn und seine Wahlverwandten mehr, als seine häuslichen Abende, wo Thorwaldsen unter den Kindern sitzt und seinen Märchen zuhört. Zu dieser Richtung stimmt sein harmloser, aber sinniger und meist sentimentaler Humor, der selbst die todte Masse eines „zerschlagenen Topfes“ und ähnlicher Gegenstände so zu beseelen weiß, daß in dem ergötzten Leser zugleich eine Reihe ernster Bilder erwacht. Die Dramen gehören theils dem Märchen, theils einer romantischen Halbwirklichkeit an, die jedoch mit unserer unromantischen Gegenwart die wichtigsten Ideen und Motive theilt. Ueberhaupt unterscheidet die Wärme für den Fortschritt und jedes allgemeine Recht der Menschheit den Romantiker Andersen wesentlich von der gewöhnlich mit diesem Namen bezeichneten Partei. — „Eine Nichte Oncle Toms“ nach Romer von Majo (Stuttgart, Sar) ist nur wenig mit ihrem angeblichen Oheim verwandt, am Meisten noch in der rein menschlichen Tendenz. Dieser gesellt sich der munterste Humor zu, und nicht das Mindeste von weinerlicher Frömmigkeit. Der amerikanische Verfasser weiß ferne Länder und Völker aufs Anziehendste zu schildern, und bei seinen spannenden Abenteuern vergessen wir fast die Frage nach ihrer Möglichkeit. — „Wigands pocket miscellany“. Vol. II. (Gött., G. Wigand). Wir haben seiner Zeit Bd. 1 dieser vortrefflichen und billigen Sammlung angezeigt, und freuen uns ihres Fortgangs. Bd. 2. beginnt mit einem Aufsatze des berühmten Thackeray, den er in und für Newyork schrieb. Auch die Verf. der in der Didask. v. J. mitgetheilten „entfremdeten Herzen“ gibt wieder eine Erzählung. Sodann finden wir Lokalscizzen, Länderschilderungen, Gedichte u. s. w. Kurze Mittheilungen über die Personen der Schriftsteller würden künftig den Werth des Werkes erhöhen. — Der dritte Band des bei Heckenast in Pesth erscheinenden „neuen Lesekabinets“ (mit farbigen T.K.) enthält Fieldings „Tom Jones“, der ähnliche Bedenken in uns weckt, wie wir sie bei „Peregrine Pickle“ aussprachen, jedoch in minderem Maße. Allerdings verdienen diese Romane, von Zeit zu Zeit dem nachwachsenden Lesepublikum neu vorgelegt zu werden; warum aber nicht lieber vollständig, als durch editiones castae? Freilich ist der „reiferen Jugend“, die sich das Romanlesen nicht mehr wehren läßt, Fieldings gesunde Derbheit ersprießlicher, als sentimentales Gewinsel und muckerische Romantik. — „Album hundert ungrischer Dichter“ von Kertbeny (Dresden, R. Schaefer). Der Verfasser spendet seine neue Gabe wieder von seinem Vaterlande aus, dessen Dichtungen er den Deutschen fortwährend freundlich mittheilt, darunter nicht wenige, in welchen sich die Eigenthümlichkeit des magyarischen Volks stark ausprägt. Die vorliegenden Gedichte eröffnen durch ihre chronologische Anordnung (von 1572 — 1852) einen interessanten Blick in die ungrische Literargeschichte. Dazu kommen noch in wichtigen Anhängen Skizzen über Leben und Schriften sämmtlicher magyar. Dichter, Notizen über ihre Uebersetzer, und erläuternde Anmerkungen zu den hier aufgenommenen Gedichten. Die erotische Färbung der meisten Uebersetzungen verstärkt zwar theilweise den Eindruck, dürfte aber mitunter lieber durch geläufigere Formen ersetzt werden. Inhalt und Ausstattung eignen das Buch zum Festgeschenke. Kertbeny's nächste Arbeit, die Uebersetzung einer neuen Grammatik der Zigeunersprache, hat wiederum ein anderes Publikum, das sie mit großer Theilnahme aufnehmen wird.

Literatur-Notiz.

* Für ein gründliches Studium der englischen Sprache und Literatur in ihrer gegenwärtigen wie in ihrer früheren Beschaffenheit wird uns ein neues willkommenes Hülfsmittel dargeboten in dem „Englisch-Deutschen und Deutsch-Englischen Wörterbuch von R. J. Lucas, ordentlichem Lehrer an der Hauptschule zu Bremen“. Nach den uns vorliegenden beiden ersten Heften, 12 Bogen, enthaltend: A—Blade, zu urtheilen, verspricht das Werk an Vollständigkeit des aufgenommenen ältesten wie jüngsten englischen Sprachschatzes alle seine lexikalischen Vorgänger und Nebenbuhler zu übertreffen. Das Buch hat den Vorzug, von einem gebornen Engländer verfaßt zu seyn, dem zugleich durch seinen langjährigen Aufenthalt in Deutschland das Deutsche eben so sehr zur zweiten Muttersprache geworden, wie er selbst mit beiden Literaturen gleichmäßig vertraut ist. Die Verlagshandlung, L. Schünemann in Bremen, hofft, den ersten (englisch-deutschen) Theil des Buches, den sie auf circa 130 Bogen veranschlagt (den Bogen à 1½ Sgr.), in achtzehn Monaten fertig zu liefern, indem monatlich ein Heft zu 6 Bogen erscheinen soll.

Theater-Anzeige.

Montag, 13. März. Rose und Röschen, Original-Schauspiel in 4 Akten, von Ch. Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 63. Dienstag, den 14. März 1854.

An der Klause.

Eine Reise-Erinnerung aus dem Jahre 1852. Von W. O. v. Horn.

Auf einer Erholungsreise im Jahre 1852 war ich in den heißen Julitagen nach Landeck in Tyrol gekommen, um am andern Morgen mit der Post bis Bregenz zu fahren. Einem lieben Reisegefährten drückte ich am folgenden Morgen die Hand, denn er zog nach der Finstermünz, und bald lag Landeck mit dem Inn, der so lange unser getreuer Nachbar zur Linken gewesen war, hinter mir, und der Wagen rollte in der frischen Morgenluft in das schöne Rosanna-Thal hinein. Die Rosanna ist ein grünes Alpenkind, wie der Inn, nur aber ein Bach, der durch ein reizendes Thal fließt. Mitunter ist es wild und schauerlich. Namentlich ist, jenseits Berns, der Punkt, wo die Burg Wißberg sich erhebt, einer der anziehendsten des Thales. Ich sah ihn im Golde der Frühsonne, die eben hinter den Bergen Landecks hervortrat, und das wundersame Bild prägte sich mir tief in die Seele.

In Sanct Anton vor dem Arlberge, wo umgespannt wurde, war die ganze Bevölkerung auf den Beinen und im reichsten Putze, denn es stand die verspätete Frohnleichnamsprozession heute bevor. Ueberall waren Majen gepflanzt, Kinder mit Blumenkörbchen standen in lieblichen Gruppen und bildschöne Mädchen harrten sehnsüchtig der beginnenden Feier. Ihre Feiertracht war lieblich anzusehen; nur ist es eine unbegreifliche Thatsache, daß überall in diesen Gegenden die Frauen gründlich darauf ausgehen, ihre schönen Gestalten zu entstellen durch die entsetzlich kurze Taille, die fast unter den Armen ihren Sitz hat. Auch der schönste Wuchs verschwindet bei dieser Mode. Junge Bursche und Männer standen umher, das grüne, mit Blumen und Federn geschmückte Hütchen auf dem dunklen Haar, in der grauen Juppe mit dem grünen Kragen und den Stutzen in der Hand. Es waren prächtige Gestalten und den frischen Gesichtern stand der dunkle Schnurrbart ungemein gut.

Leider war unser Wagen bereits in ansehnlicher Ferne und dem schneebedeckten Haupte des Arlberges um ein Ansehnliches näher, als das Knallen der Böller und Stutzen, das gewaltig durch die Berge hinrollte, und das Geläute der Glocken die Feier ankündigten, die anzusehen mir Freude gemacht haben würde.

Auf der trefflichen Kächerstraße, die in ihren einzelnen Windungen und Ueberbrückungen schroff abfallender Schluchten ein Prachtwerk ist, erreichten wir endlich, die Spitze des Berges zwar nicht, denn die liegt noch ein Namhaftes über der Straße, doch aber die Wohnstätten, wo eine Halbe Rothwein den Postillon belohnte.

Der Blick fällt da in schauerliche Tiefen. Man sieht hinab auf die Riesen, die an den Arlberg herantreten, und von der Schneehöhe blickt man desto sehnsüchtiger auf die grünbedeckten Berge hier und dort. Auf den frischgrünen Almen weidete das Vieh, mit seinen Glocken bezeichnet; vor einer Sennhütte stand der Küher und entlockte dem Alphorne die langgezogenen, wundersamen Töne, die das Echo wiedergab, und die so fortgetragen worden, wie Liebesworte von Mund zu Munde, bis sie endlich leise hinstarben.

Der Postillon, der keine Minuten zu bedenken hatte, hielt an, um uns dieses Lauschen zu gönnen und hatte auch nichts einzuwenden, als ich mir Alprosen und blauen Enzian pflückte, der mich noch nach Jahren an die Stelle gemahnen sollte. Weiter oben hörte das Leben auf.

Eine Strecke ging's im Schnee weiter, wo dann der Postillon sein Hörnchen ansetzte und liebliche Tyrolerweisen mit viel Geschick, rein und melodisch blies; dann senkte sich die Straße und der Blick flog über eine mächtige Gebirgswelt hin. Es waren die Höhen Vorarlbergs, die des kleinsten aller deutschen souveränen Gebiete, und die Riesen der Schweiz, unter denen der hohe Säntis mit seiner churfürstlichen Genossenschaft, die aber erst am Bodensee sich recht klar darstellte, die erste Stelle einnahm.

Am zwölften Juli erquickte ein flackerndes Ofenfeuer im Gasthause zu Stuben die vom Froste halberstarrten Glieder, und die schöne, junge Wirthin labte die Hungrigen mit einem kräftigen Mahle und dem besten Kaffee, den ich, seit ich Frankfurt verließ, getrunken hatte.

Leider rief das Hörnlein des Postillons zu frühe aus der reinlichen, netten Stube, wo die müden Glieder behaglich ruhten. Wir stiegen ein und der Wagen rollte hinab, dem Klosterthale zu.

Das Klosterthal oder auch das der Alfenz, erinnernd an einen gleichnamigen Bach, der unweit Kreuznach, zwischen dem Rheingrafensteine und der „Herberge der Gerechtigkeit", wie Hutten die Ebernburg des Ritters Franz von Sickingen nannte, in die Nahe mündet, ist ein enges, aber höchst reizendes Gebirgsthal, wenn man es nicht stellenweise Schlucht nennen will, weil es so enge wird.

Der Klosterbach oder die Alfenz rauscht immer zur Rechten der Straße in ihrem Bette voll Felstrümmern hin. Bedeutend ist sie nicht, wird es aber einigermaßen, wenn sie sich dem „Seeland", der Umgebung des Bodensee's, nähert.

Jäh und schroff fallen die Berge ab, die eine sehr bedeutende Höhe haben. Meist sind es, besonders links von der Straße, hohe Wände, die senkrecht abfallen; an denen kaum ein Flecklein in einer Ritze grünt; aber von ihren Scheiteln herab stürzt sich Bächlein an Bächlein, die reizendsten Wasserfälle bil-

bend, die bald dünne, wie ein silberner Faden, sich in die Tiefe stürzen und in der Hälfte ihres Falles schon in eine feine Staubwolke sich auflösen, die wie ein dünner Schleier an den röthlich grauen, aber dunkeln Felswänden schwebt, und erst unten sich wieder zum rieselnden Bächlein umwandelt, wo das angeschwemmte Land in köstlichem Grün die kleinen Perlen aufnimmt; bald aber sind es auch breitere Silberstreifen, die im jähen Falle auf Felszacken oder Vorsprünge sich stürzen im zürnenden Aufzischen gewaltig brausen und dann, von Zacken zu Zacken gepeitscht, in der Tiefe Ruhe, Sammlung und Frieden finden, aber auch bald das Aufhören ihrer Selbstständigkeit durch Vermischung mit dem grünenden Schneewasser der schäumenden Alsenz.

Hier und da sieht man ein paar schöne Bäume, meist Lärchen, selten einen Obstbaum, der in der Nähe einer der hübschen, einzeln stehenden Menschenwohnungen liebevolle Pflege findet.

Erst im Seelande zeigt sich der Anbau; hier oben kaum ein ruthengroßes Gärtchen, sonst nichts, aber hinter den spiegelblanken Fenstern überall blühende Fuchsien, die man mit Lieb pflegt.

Meine Reisegefährten waren zwei Männer, deren einer schon eine weite Strecke im Innthale mit mir gefahren war. Es war ein Pusterthaler, der mit Zitronen, Apfelsinen und derlei Südfrüchten einen bedeutenden Handel trieb, der ihn bald hinab in das schöne Land rief, wo die Zitronen blüh'n, bald in die Länder, welche den Bodensee umsäumen. Es war eine biedre, derbe, gemüthliche Natur, keiner von den verschmitzten Tyrolern, die jene naturwüchsige Naivetät simuliren und damit kokettiren, um desto sicherer Den über's Ohr zu hauen, der sich dadurch täuschen läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Professor Schenkel und Kuno Fischer in Heidelberg.

* Aus Baden, 8. März. So eben wird eine Streitschrift ausgegeben, welche nach Inhalt und Form nicht verfehlen wird, ein ungewöhnliches Interesse zu erregen. Sie heißt: „Das Interdikt meiner Vorlesungen und die Anklage des Hrn. Schenkel, Direktor des Heidelberger Prediger-Seminars, in der Darmstädtischen Kirchenzeitung, von Kuno Fischer." Die allgemeine Kirchenzeitung nämlich, die in Darmstadt unter Mitredaktion des Hrn. Prof. Schenkel erscheint, hat in Nr. 12 dieses Jahrganges unter der Ueberschrift: „Christenthum und modernes Philosophenthum" einen anonymen Aufsatz veröffentlicht, welcher auf Fischer's Person und Werk (Geschichte der neuern Philosophie) einen Angriff unter so bedeutenden Anschuldigungen enthält, daß Dr. Fischer sich genöthigt sah, das Stillschweigen, welches er seit seiner Entfernung vom Katheder beobachtete, zu brechen und den Angriff abzuweisen. — Voran stellt Fischer in seiner Streitschrift die Erklärung: er sey gewiß, daß dieser Artikel von Prof. Schenkel verfaßt wurde; gegen diesen ist darum die Schrift unmittelbar gerichtet. Mit unwiderstehlicher Klarheit deckt sie nun die Widersprüche auf, welche in diesem Artikel fast unbegreiflich gehäuft sind. Um nur Einiges hervorzuheben, erklärt der Verfasser des Artikels, er habe sich über das Verbot der F. Vorlesungen bisher darum jedes Urtheils enthalten, weil die Druckschrift noch nicht vollendet vorlag, und ein vollständiges Urtheil mithin noch nicht möglich war. Gleichwohl, sagt Fischer, gesteht derselbe Mann, daß er vor dem Verbot privatim, mündlich und schriftlich geurtheilt habe, daß in jener Schrift nachtheilige verderbliche Lehren enthalten seyen; der Verfasser erkläre ferner, Fischer habe sich gegen ihn der persönlichen Verdächtigung, der groben und bewußten Unwahrheit schuldig gemacht, weil er in der Vorrede seines Werkes gesagt: daß er (Schenkel) eine geheime Anklage gegen ihn privatim insinuirt. Diese Anklage weise Schenkel mit Entrüstung zurück, und berichtige die Thatsache dahin, daß er in einem Privatgespräche mit einem Mitgliede des evangelischen Oberkirchenraths Fischers in jenem Bruchstücke enthaltenen Lehren als nachtheilig, ja verderblich bezeichnet! Endlich gebe Schenkel an, daß bei jenem Privatgespräche sein Zweck nicht Fischers Entfernung, sondern die Berufung einer neuen Lehrkraft gewesen sey, um Fischers Einfluß unschädlich zu machen; er füge aber sogleich hinzu, daß nach seiner Ueberzeugung die vorhandenen theologischen Lehrkräfte vollkommen ausgereicht hätten, um Fischers Einfluß unschädlich zu machen; ja er sey überzeugt, daß dieser Einfluß von selbst unschädlich war, da er, in fortwährendem Sinken begriffen, seinem Ende entgegenging! — Wozu also, fragt Fischer, das Gegengewicht einer andern Lehrkraft, die Berufung einer neuen? Sind diese Widersprüche geeignet, die Absicht der Anklage in das rechte Licht zu setzen, so erklärt Fischer den Inhalt derselben noch schwerer wiegend; indem sich nämlich Fischer über das Wesen des Pantheismus auf das bündigste erklärt, und das Verhältniß der Philosophie zu Religion und Christenthum in einer Weise charakterisirt, welche sicher das Ziel für die Theologie der Zukunft wird: zeigt Fischer aus den eigenen Schriften Schenkels nichts Geringeres, als daß fast überall, wo die Anklage philosophische Dinge berührt, sie mit den eigenen Schriften ihres Autors in die offenbarsten Widersprüche geräth! Fassen wir aber das Ganze zusammen: die Sache, um die es sich handelt: Unterdrückung einer philosophischen Lehrkraft, die Mittel, durch welche sie herbeigeführt wurde, die Person, welche leider dabei eine jetzt so deutlich hervortretende Rolle gespielt — erwägen wir die unwiderstehliche, seit Lessings Antigöze nicht mehr dagewesene Klarheit der Fischer'schen Erwiderung, deren Ueberlegenheit in intellectueller, deren Stärke in sittlicher Hinsicht —: fassen wie das Alles zusammen, so erscheint diese Streitschrift von höchster Wichtigkeit! Die Behörden wird sie veranlassen, zu erwägen, in welchem Verhältnisse die Gerechtigkeit zur Entfernung Fischer's vom Katheder stehe, zumal aus sicherer Quelle verlautet, daß ein Mann, ein Theologe, der nach Wissenschaft und frommer Persönlichkeit unter den ersten steht in Deutschland, über Fischer's Werk, das dem Professor Schenkel Veranlassung zur Anklage war, in hohem Maße nach Form und Inhalt sich anerkennend ausgesprochen! Wenn aber endlich Hr. Seminardirektor Schenkel sich in der That zu diesem Artikel bekennen muß, dann ist unzweifelhaft, daß in der badischen Geistlichkeit und in der theologischen Jugend, die seiner Erziehung vertraut ist, ein tiefes Bedauern entsteht; denn unmöglich kann in rechtem Segen wirken, wer auch nur mit Einigem davon behaftet ist, was in der Streitschrift vorgetragen wird! Lebendig hat Baden einst gefühlt, was es heiße, an der Spitze des Seminars einen Mann zu sehen, der fern von endloser literarischer Klopffechterei als Universitäts-Lehrer und Prediger und Seminardirektor Wissenschaft und religiöses Leben als makelloses Heiligthum aufgestellt hat!

Kaiser Nikolaus.

In dem neuesten noch ungedruckten Werke des bekannten geistreichen Schriftstellers Ritter Appert: „Souvenirs historiques", gibt derselbe eine gerade für die gegenwärtige Zeit höchst interessante Schilderung des Kaisers von Rußland.

Im Jahre 1816 sah ich zum ersten Mal diesen Fürsten bei seinem damaligen Aufenthalte in Lille. Er war damals bei einer hohen Gestalt sehr schmal und ausgezeichnet durch eine Fülle

prachtvollen Haares. Gegenwärtig ist der Kaiser wohlbeleibt und durch die Dünne des Haares ist es möglich geworden, die Kopfbildung des großen Mannes zu studiren. Seine großen blauen Augen drücken viel Herzensgüte aus; sie sind lebhaft und sinnend. Seine blasse Gesichtsfarbe, der Ernst und die Regelmäßigkeit der Züge, das seltene Lächeln des wohlgeformten Mundes, die stolze Haltung, die hohe Gestalt, der Anstand und die Bekleidung machen seine Person zu einer ehefurchtgebietenden Erscheinung, welcher ein Anflug von Melancholie keinen Eintrag thut. Die ausgezeichnete Schönheit seines griechischen Profils, die erhabene Stirne, der würdevolle Gang und das Edle seiner Bewegungen erinnern unwillkürlich an die hervorragendsten Heroen des Alterthums.

Obwohl Kaiser Nikolaus von trefflicher Körperbeschaffenheit ist, so ist doch eine gewisse Beunruhigung nicht zu verkennen, wie sie wohl Personen eigen ist, denen Glück, Freude und Wohlseyn nicht in genügendem Maße zu Theil geworden sind. Nach den Regeln Galls und Lavaters ist der Kaiser gleich dem trefflichen Könige von Preußen von tiefer, religiöser Ehrfurcht erfüllt, die nur vielleicht etwas zu sehr ausgedrückt ist. Ein vortreffliches Gedächtniß, die Selbstachtung, die große Festigkeit und ausgezeichneter Muth, sowie der bestimmte Wille eines unbeschränkten Gebieters, verlangen den unbedingtesten Gehorsam. Der Kaiser ist gütig, ja herzlich, so lange man sich nicht seiner Politik und seinen Ansichten widersetzt und besteht mit Unbeugsamkeit auf seinem Willen, der jederzeit vorherrschen muß, „wie es des Kaisers von Rußland würdig ist". Eine weise Vorsicht und Ueberlegtheit ist mit dem Vertrauen auf seine Macht und dem Bewußtseyn seiner Verdienste verbunden. Etwas argwöhnisch, ist sein Vertrauen zu den Menschen nur mäßig. Die religiöse Veeehrung ist die vorherrschende Kraft seiner Seele und zwar in dem Grade, daß alle seine Bestrebungen, seine Verbindungen, seine Politik und alle Neigungen seines Herzens mit dieser Geundlage des Charakters im Einklange stehen. Man glaubt annehmen zu dürfen, daß der Kaiser, wenn er nicht eine vollendete, treffliche Erziehung genossen hätte, in so hohem Grade fanatisch gegen die Bekenner aller Religionsparteien, außer der griechisch-katholischen seyn würde.

Das fünfzigjährige Doktor-Jubiläum des Geh. Rath Professor Tiedemann.

* Frankfurt a. M. Es ist eine schöne Sitte, die Ehrentage von Männern, die sich im Dienste der Menschheit ausgezeichnet, die ihm die Begeisterung ihrer Jugend und die Kraft und Ausdauer ihres Mannesalters unermüdlich gewidmet haben, festlich zu begehen und ihnen den Dank für solchen Eifer, für so viel Liebe und Aufopferung, für das Gelingen eines so schönen Werkes abzustatten. Diejenigen aber haben den gerechtesten Anspruch auf solchen Dank, die auf dem friedlichen Gebiete der Wissenschaft gewirkt, neue Schätze der Erkenntniß zu Tage gefördert, zur Verbreitung von Licht und Wahrheit und dadurch zum wahren Fortschritt beigetragen haben. Zu diesen gehört Professor Tiedemann, dessen Name ein weithin bekannter und gefeierter, dessen Verdienste auf dem Gebiete der Naturwissenschaften allgemein anerkannt sind. Seit mehreren Jahren in unseeer Mainstadt domicilirend, ist er hier mit der ihm schuldigen Verehrung in allen gebildeten Kreisen hochgeschätzt worden und so wurde auch der Ehrentag seines fünfzigjährigen Doctor-Jubiläums freudig begrüßt. Von der Senckenbergischen naturfoeschenden Gesellschaft angeregt, wurde ihm bei dieser Veranlassung am 10. März eine Feier bereitet, die in jeder Beziehung eine eben so würdige als wahehaft erhebende war. — Um 12 Uhr des genannten Tages wurde der Jubilar nebst dessen Schwager, Prof. Bischoff aus Gießen, in seiner Wohnung durch eine Deputation, bestehend aus den Herren Dr. med. Mappes und Dr. med. Varrentrapp jun., abgeholt und in den festlich geschmückten Saal des Holländischen Hofes geleitet. Hier prangte das Bildniß des Jubilars, umgeben von den von der künstlerischen Hand unseres Peofessors v. d. Launitz entworfenen Medaillons seiner beiden frühern Lehrer Thomas v. Sömmering und Georg Cuvier, sowie des Gründers der neuern Anatomie Vesal und des genialen Peter Camper. Beim Eintritte Tiedemanns erhob sich die aus über zweihundert Personen bestehende Festversammlung von ihren Sitzen. Nachdem derselbe seinen besonderen Ehrenplatz eingenommen, hielt He. De. med. Spies eine Festrede über die Verdienste Tiedemanns um die Anatomie, Physiologie und Zoologie sowohl als Forscher wie auch als Lehrer. Nach dieser Rede wurden dem Jubilar ein von der Universität Marburg übersandtes Doktor-Diplom, sowie die von der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft gestiftete Gedächtnißmünze in Gold, Silber und Bronce übereicht. Auf der Vorderseite derselben sieht man das Bildniß des Gefeierten mit entsprechender Inschrift, auf der Kehrseite einen Seestern. Dieser bezieht sich auf ein von der kais. feanzösischen Akademie gekröntes Werk über das Nervensystem der Mollusken, welches den Ruf des genannten Gelehrten wesentlich begründen half. Auf diese Medaillen sind sehr viele Bestellungen aus Großbritannien, Rußland, Frankreich, und besonders aus allen Theilen unseres deutschen Vaterlandes eingelaufen. — Jetzt traten untee Kundgebung iheer Beglückwünschungen vor zuerst die Deputation des Senates der Universität Heidelberg mit Rector R. v. Mohl und eine Deputation der Stadt Heidelberg mit ihrem Bürgermeister an der Spitze. Auf deren Ausdruck ihres Bedauerns, daß der gefeierte Mann nicht mehr in ihrer Mitte weile, sprach dieser tief ergriffen von den bekannten Familienschicksalen, die ihn bewogen haben, Baden zu verlassen. Hierauf folgten Deputationen der Universität Freiburg, vertreten durch Rector Ecker, der Universität Würzburg, vertreten duech den berühmten Anatomen Köllicker und der Universität Gießen, an deren Spitze Geh. Rath Ritgen, mit den Professoren Leuckart, Kopp, Werner und Vogel. — Nun überreichten Hr. Dr. Mappes das erneuerte Diplom der k. Leopoldinischen Akademie zu Wien, und Herr Hermann v. Mayer das der k. Akademie zu München. Die Herren De. med. Lorey und Bansa überbrachten als Abgeordnete des hiesigen physikalischen Vereins das Ehrendiplom desselben. Dann brachten ihre Beglückwünschungen der hiesige geographische Verein seinem Ehrenmitgliede Prof. Tiedemann durch Geh. Oberfinanzrath Rommel, der hiesige ärztliche Verein durch die Doctoren Crailsheim und Heinrich Hoffmann und das hiesige Gymnasium durch dessen Reetor Dr. Classen. — Nun überreichte der Präsident der hiesigen naturforschenden Gesellschaft, De. Spies, zahlreiche Diplome und Beglückwünschungsschreiben der kaiserl. Akademie zu St. Petersburg, des medizinischen Vereins in Baden, der rheinländischen naturforschenden Gesellschaft, der wetterauischen Gesellschaft, sämmtlicher Aerzte der Stadt Mainz rc. rc., ein Programm der Universität Marburg, eine Elaboration des Anatomen Prof. Fick enthaltend u. s. w. Ferneren Ueberreichungen von wissenschaftlichen Aebeiten der Herren Professoren Arnold, Köllicker, Ecker, Leuckart u. a. folgte eine in Auftrag der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft verfaßte Abhandlung des Hrn. Dr. med. Lucae über den Pongo- und Orang-Schädel nebst zehn Schädeln bekannter Personen in geometrischen Abbildungen, denen sich noch weitere Ueberreichungen und Abhandlungen der Doctoren Sömmering, Mettenheimer und Stiebel jun. anschlossen. — Bei den Dankesäußerungen,

mit welchen der Jubilar die genannten ihm dargebrachten Ehrenbezeugungen und Widmungen entgegen nahm, war es besonders tief ergreifend, als er bedauerte, wegen steigender Abnahme seiner Sehkraft die ihm überreichten Diplome und Elaborationen leider nicht mehr lesen zu können, sondern sich dazu fremder Augen bedienen zu müssen. Die Festfeier schloß Hr. Dr. Mappes mit einer begeisternden Rede, indem er als phys. prim. die Glückwünsche des hiesigen medizinischen Collegiums und der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft dem Jubilar darbrachte.

Am Nachmittag 5 Uhr begann ein großes Festmahl in demselben Saale, bei welchem der erste Toast auf den Jubilar von Hrn. Dr. Spies ausgebracht wurde, den jener mit einem Hoch auf die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft erwiederte. Es folgten nun Toaste auf die Universität Heidelberg, auf das wissenschaftliche Frankfurt, auf Marburg, auf Gießen, die deutschen Universitäten, auf unsern Landsmann E. Rüppell u.a., so wie ein humoristischer Vortrag von Prof. Hessemer. Der Jubilar verließ erst am späten Abend den von Geist und Humor belebten und in der heitersten Geselligkeit vereinten Kreis seiner Freunde und Verehrer, denen dieß erhebende Fest stets in freundlicher Erinnerung bleiben wird.

Mannichfaltigkeiten.

In Elberfeld wurde am 28. Febr., nach dem Erlöschen der Abenddämmerung, ein herrliches Zodiacal-Licht beobachtet. Es hatte die Form eines schiefwinkeligen Dreiecks, dessen Grundlinie am westlichen Himmel auf dem Horizont ruhte und dessen Spitze gegen 8 Uhr bis an den Aldebaran (Auge des Stieres, an 45 Grad südwestlich über den Horizont) reichte. Dieses Licht hatte die Helligkeit der Milchstraße und verschwand um 9 Uhr, indem sich die obere Spitze nach und nach zurückzog, und zuletzt nur noch ein langer schmaler Lichtstreif, nach Art der gewöhnlichen letzten Spuren der Dämmerung, übrig blieb, der dann auch bald nachher erlosch.

Deutsche Tonhalle.

Der Verein setzt hiermit einen Preis von zwölf Dukaten auf die nicht sehr gedehnte und leicht ausführbare Composition nachstehender drei Gesänge für vier Männerstimmen und Orgel, zum Gebrauch der Kirche während des Abendmals. — Die Bewerbungen wollen uns, unter Rücksichtsnahme auf die Vereinssatzungen, im Monat August d. J. frei zugeschickt werden, jede mit einem deutschen Spruch versehen und begleitet von einem versiegelten Zettel, welcher den Namen und Wohnort des Verfassers enthält und außen, nebst demselben Spruch, einen Tondichter benennt, welchen der Einsender als Preisrichter wählt. Der Erfolg dieses Preisausschreibens wird seiner Zeit bekannt gemacht Wir erinnern hier zugleich, daß mit dem nächsten Maimonat auch die Bewerbungszeit wegen des Preises für einen Quintettsatz endet.

Mannheim, Lenzmonat 1854. Der Vereinsvorstand.

1.

Herr, du wollst uns vorbereiten
Zu deines Mahles Seligkeiten,
Sey mitten unter uns, o Gott!
Lasse, Leben zu empfangen,
Nach dir unser Herz verlangen,
Und sprech' uns los von Sünd' und Tod.
Wir sind, Herr Jesu, dein,
Dein laß' uns ewig seyn!
Amen, Amen!
Anbetung dir!
Einst feiern wir
Das große Abendmahl bei dir!

2.

(Nicht durchcomponiren.)

Nehmet hin, und eßt sein Brod!
Jesus Christus ward gegeben
Für die Sünder in den Tod.
Nehmt und trinkt, es ist sein Leben!
Seht, wie er die Menschen liebt,
Da er selbst für sie sich gibt!

Die mit voller Zuversicht
Deines Heils, o Herr, sich freuen,
Lasse stets in deinem Licht
Wandeln und sich ganz dir weihen;
Laß ihr Herz, vom Stolze rein,
Voll von deiner Demuth seyn!

Jesu, da du hast dein Blut
Für der Menschen Heil gegeben,
Stärke uns mit Kraft und Muth,
Daß wir dir getreu nur leben,
Und zu deinen Segenshöh'n
Auf dem Pfad der Liebe geh'n.

3.

Ach laß, o Herr, empfinden
Mich deine Gotteskraft,
Die Kraft, die uns von Sünden
Errettungshülfe schafft.
Erneure meinen Sinn,
Daß ich mit reinem Geiste
Dich ehr', und Alles leiste,
Was ich dir schuldig bin.

* * *

Du bist ein Geist, der lehret,
Wie man recht leben soll;
Solch Beten wird erhöret,
Solch Singen klinget wohl.

* * *

Es steiget Himmel an
Das heiße Fleh'n der Frommen,
Bis du zu Hülf' gekommen,
Der Allen helfen kann.

Frankfurt. Heute Dienstag, 14. März, Abends von 7—8 Uhr im Saale des Weidenbusches ein Vortrag Dr. Scheve's über Phrenologie. Die Sinne der Festigkeit, der Gewissenhaftigkeit, der Ehrfurcht oder Religiosität, der Hoffnung, des Wohlwollens und ihre Organe. Am Schlusse des Vortrags eine kleine Unterhaltung mit den Zuhörern, Beantwortung gestellter Fragen oder gemachter Einwürfe, Lösung von Zweifeln rc.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 14. März. Titus, große Oper in 2 Akten, Musik von Mozart.

Mittwoch, 15. März. Egmont, Trauerspiel in 5 Akten von Goethe, Musik von Beethoven.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 64. Mittwoch, den 15. März 1854.

An der Klause.

Eine Reise-Erinnerung aus dem Jahre 1852. Von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Der Andre war aus dem Vorarlberg, ein redseliger, ehrlicher Mann, ein Geigenmacher, der nach Konstanz ging, wo er seine Waare hin abzusetzen pflegte. Ein ansehnlicher Transport seiner Fiedeln und Guitarren war ihm bis Bregenz vorausgegangen, wo er sie auf dem Dampfer einschiffen wollte, um sie nach Konstanz zu bringen.

Ob er gleich weder ein Amati, noch ein Straduarius zu seyn schien, so hatte es eben doch den Anschein, daß er gute Geschäfte machte. Dennoch klagte er und der Pusterthaler war auch nicht zufrieden und meinte, wenn es keine Zuckerbäcker und kein „Christkindl" gäbe, so könne man betteln gehen. Der Geigenmacher ließ sich über seine Heimath trübselig aus. Zum Seidespinnen, meinte er, kämen sie nicht. Ihre Maidl's oder Dirndls bekämen für die Stickereien von den Herisauer Handelsleuten wenig für die Mühe und Arbeit und die Geig'n und Guitarr'n gingen schlecht.

„Schauen's," sagte er, „wir hob'n an gsundi Luft und gsundi, starki Frau'n und sechzehn, achtzehn Kinder Einer Mutter sind a G'wöhnlichs."

Da sey's denn eine schwere Aufgabe, das Brod herbeizuschaffen, das, da sie in ihren Bergen keine Früchte ziehen könnten, alles müßte für den Kreuzer gekauft werden.

Da war ich denn an der Quelle, und in Tyrol nicht minder, wo die Saiteninstrumente gemacht werden, die manchmal schon meinen Ohren ein Leid angethan. Ich dachte an all' die Schnurranten, die das Land durchziehen und ihre Schottischen Polka's und Gott weiß, wie die Tänze alle heißen, abfiedeln; an das erquickliche Kratzen manches jungen Paganini's, der auf der einen Saite fingert, während er auf der andern streicht; an all' die sentimentalen Näherinnen, Ladenmädchen, Referendarien, jungen Schulmeister und Barbiergesellen, die zur Guitarre quinkeliren und „Wenn die Schwalben heimwärts zieh'n" klangs in meinen Ohren und das Bumm, Bumm, Bumm der Akkorde dazu, daß es mir blau und grün vor den Augen wurde.

Ich mochte dem Instrumentenmacher kein Herzeleid bereiten und trieb die Gedankenreihe, an die er mich gebracht, mit einem kräftigen Kopfschütteln von dannen.

Der Pusterthaler bot mir einen Ableiter, ohne daß ich das Gebiet der Musik ganz zu verlassen brauchte. Ich fragte ihn nach den Trotzliedln und Schnaderhüpfeln bei den Raufhändeln der „Tyrolerbuab'n".

Mit großer Lebhaftigkeit ergriff er den Gegenstand und würde ohne Zweifel getanzt haben, wenn es der Wagen zugelassen hätte, denn er sang die Lieder, schnalzte dabei mit Daumen und Mittelfinger und wiegte seinen Körper bei jeder Modulation.

Diese herausfordernden Lieder, welche allemal dem Raufen vorherzugehen pflegen, sind ungemein derber, mitunter sehr derber und unanständiger Natur. Eins der mildesten will ich hier mittheilen, weil es den Uebergang zu Dem bildete, was nun folgte. Er sang:

> Do hör i an'n singen,
> Der aber nicks kann,
> Und es wär' mir schon lieber,
> Er fasset' mi an!
> Doch fehlt ihm d' Kuraschi.
> Und steckel's still ein,
> Der Dalk kriegt wie 'n Mäusel
> In's Mauslöchel 'nein.

Auf solch ein herausforderndes Liedl setzt der Gegenpart, ebenfalls singend, einen derben Trumpf, bis endlich die Faust packt und das Liebkosen losbricht, daß die Knochen krachen, bei dem nicht selten das Messer eine blutige Rolle spielt.

Die Erzählungen des Pusterthalers machten den Vorarlberger recht lebendig; aber beiden zur Ehre muß ich es sagen, sie sprachen sich entschieden gegen das wilde Raufen aus, als ein Treiben in unbändiger Rohheit, Uebermuth und Sittenverderbtheit, zumal es in Oberbayern und Tyrol großentheils an Wallfahrtsorten stattfindet, wo die Wallfahrtsprozessionen viele Menschen zusammenführen und regelmäßig die geistliche und christliche Feier in Trinken, Tanzen und endlich in blutiges Raufen ausgeht. Da lobten sie denn einmüthig das Gesetz des Königs von Bayern, welches das Raufen bei schwerer Strafe verbiete und die Landrichter seyen wacker dahinter her und es dürfe Einer eben nur eine Schildhahnfeder auf dem Hüt'l haben, so hätten sie ihn auch schon am Kripps, da die Schildhahnfeder das Zeichen sey, daß Einer raufen wolle.

„Da fallt mir ein' Geschicht'n ein," sagte mein Pusterthaler, „die will ich Euch erzählen, Herr, wenn's Euch recht ist."

„Wart noch ein Bissel," fiel ihm der Vorarlberger in die Rede; „wir sind zu Dalaar. Der Hirschwirth zapfet ein Montafuner Kirschwasser, wie's in der Welt nicht funden wird."

Das war ein Wort, das dem Pusterthaler gefiel. Wir stiegen aus, nahmen das Montafuner Kirschwasser, was auch der Postillon that, und voll Lobes dieses edlen Saftes stiegen die beiden Söhne der Berge wieder in den Wagen, wo dann der Pusterthaler also anhob.

„Sind's über München, Partenkirch und Mittenwald in's Tyrol kommen?"

Ich bejahte, denn das war mein Weg wirklich gewesen.

„Erinnern Sie sich noch,“ fuhr er fort, „als der Weg sich am Karwendel vorbeizog und sich gegen Mittenwald hinabsenkte, daß rechts von der Straße auf grüner Matte, von Bäumen umgeben, und den hohen Bergen umschlossen, eine kleine Kapelle und einige Häuser liegen?“

Das wunderliebliche Landschaftsbild hatte mich bei'm Vorüberkommen entzückt. Um die höchst malerisch gelegenen Bauerhäuser und die uralte Kapelle zieht sich eine wundervolle Malte, deren Grün köstlich war. Nebendran ist ein kleiner Wald. Den Hintergrund bildet der gewaltige Stock des Karwendel, der unten mattenreich und bewaldet, oben kahl ist und dessen Spitze Schnee deckte. Weiter rechts sahen die drei Thorspitzen, deren Matador die Zugspitze mit ihrem Schneehaupte und dem weitleuchtenden, vergoldeten Kreuze ist. Jetzt trat dieß überaus reizende Landschaftsbild wieder recht lebendig vor meine Seele und ich bejahte seine Frage.

„'S ist ein sauber Plätz'l,“ sagte er; „gefällt mir allwil guat. 'S heißt die Klaus, und ich komm oft daher, wenn ich über die Scharnitz, Mittenwald und Partenkirch nach München wand're, wo ich dem Hofzuckerbäck all' seine Zitronen liefre. 'S ist ein guter Kunde! Ich bleib halt immer bei dem Klausbauer über Nacht, denn er ist ein dicker Bauer, der sein Brod gern bricht und gern herberget. Auf ein paar Apfelsinen für seine Frau und die Dirndrl kommts mir auch nicht an und ſ sind wir gut Freund, und ich freu' mich allemal, hinzukommen.“

(Fortsetzung folgt.)

Bulgarien.

(Aus der „Oesterr. Correspondenz“.)

Die von der Direktion der administrativen Statistik im k. k. Handelsministerium zu Wien herausgegebenen Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik enthalten eine nach Berichten der k. k. Consularagenten zu Rustschuk und Sophia abgefaßte Skizze von Bulgarien, einer Provinz des türkischen Reiches, die eben jetzt einen Theil des Kriegsschauplatzes in Eueopa bildet. Diese Darstellung nimmt wohl unstreitig ein allgemeines Interesse in Anspeuch und wir entnehmen daher derselben zunächst folgenden Abschnitt über die Verhältnisse des dortigen Bodens. — Wiewohl die Bulgaren schon seit Jahrhunderten mit derselben geräuschlosen Energie, mit welcher vor mehr als einem Jahrtausend slavische Stämme über die osteuropäische Halbinsel sich ergossen, ihre hellenisirten Stammverwandten auf die Binnenstädte und Küsten der südbalkanischen Landschaften zu beschränken und die türkischen Hirten aus den öden Flächen Inner-Thraciens zu verdrängen bemüht sind, bezeichnet die politische Geographie mit dem Namen „Bulgarien“ auch gegenwärtig nur die eine jener fünf großen Regionen, aus welchen das unmittelbare Gebiet der Pforte in Eueopa besteht. Die Gränzen derselben sind: gegen Norden die Donau, gegen Osten das schwarze Meer, nach Süden und Westen hin die langgedehnten Ketten des Balkan (Waldgebirgs), welche Bulgarien dort von Rumelien, hier von Serbien trennen, noedwestwärts endlich der Timok bis zu seiner Einmündung in die Donau. Unter den Römern bildete das gegenwärtige Bulgarien die Provinz Moesia inferior und einen kleinen Theil von Moesia superior. Nach der jetzigen administrativen Eintheilung der Türkei schließt es die Ejalets von Silistria, von Widdin und von Nissa in sich. Bulgarien ist ein von dem hohen Bergrücken des Balkans sanft nach Norden hin zur breiten Furche der Donau verlaufendes, höchst durchschnittenes Hügelland, welches sich noch längs des Stroms selbst beiläufig 40—50 Fuß hoch über dem Flußniveau erhebt, während das linke Ufer der Ister fast durchgehens ein weites Flachland bildet. Der Balkan selbst, dessen Formen massenhaft, abgerundet, flach gewölbt auftreten, wird in seinem Ostende durch mehrere Küstenflüsse in zwei Parallelketten zerlegt, welche durch den Namen des großen und des kleinen Balkan unterschieden werden. Der alte Name Hämus entspricht dem großen Balkan, welcher auch Tschengie oder Emineh-Dagh benannt wird und am Cap Emineh in das schwarze Meer ausläuft. — Die mächtige Donau ist natürlich der bedeutendste Fluß Bulgariens; alle andern Flüsse dieser nicht wasserarmen Provinz sind weit untergeordneteren Ranges und münden vorzugsweise in diesen europäischen Hauptstrom, dessen zahlreiche Inseln dichte Wälder riesigen Schilfrohres tragen. Unter seinen Nebenflüssen verdienen der Isker (bei den Alten Oescus), der bei Samakov entspringt, Sophia berührt, und zwischen Ostracoa und Nikopolis sich in die Donau ergießt; dann der Osma (bei den Alten Escamus), welcher vom großen Balkan herabkommt, Lovcza bespült und nächst Nikopolis fast jenem Punkte gegenüber in die Donau strömt, an welchem auf dem walachischen Ufer die Aluta einmündet, endlich der Lom (Almus), welcher, schwächer als die beiden eben genannten, in dem von Schumla aus herabsteigenden kleineren Balkanrücken entspringt und bei Rustschuk in die Donau fällt, erwähnt zu werden. — Unter den Seen ist besonders jener von Czernawoda (Karassa) bemerkenswerth, indem von doet aus gegen Küstendsche eine Verbindung der Donau mit dem schwarzen Mrere mehrfältig projectirt woeden ist. Doch wurde die Sage, daß durch dieses Thal einst sich die Donau selbst ergossen habe, durch die neuesten Untersuchungen des Terrains widerlegt, sowie die Existenz eines angeblich von den Römern in dieser Richtung geleiteten Kanals als sehr zweifelhaft betrachtet werden muß. Aber selbst durch bloße Verbesserung des Fahrwegs von Czernawoda nach Küstendsche läßt sich der Verkehr zwischen Silistria und Konstantinopel im Verhältnisse zu der Fahrzeit der Dampfboote um zwei bis drei Tage abkürzen, da man diese Strcke zu Wagen leicht in einem Tage zurücklegt. — Ueber die ethnographischen Zustände des Landes folgt nächstens ein fernerer Abschnitt.

Ein Brief Omer Pascha's.

Der „Moniteur“ veröffentlicht einen Brief Omer Pascha's aus Schumla vom 17./29. Januar 1854. Dieser Brief gibt authentische Aufschlüsse über die genugsam besprochenen Treffen um Kalafat und Czetate am russischen Weihnachtstage. Bemerkenswerthe Angaben enthält noch der Schluß dieses Briefes. „Wir beunruhigen die Russen fortwährend durch starke Angriffe auf ihre Vorposten an der Donau. Von Zeit zu Zeit wird Giurgevo von Rustschuk aus bombardiet. Auch die Russen griffen unsere Vorposten sechs- oder siebenmal an und mit einigem Erfolg; wir verloren 20 Todle. Der vierte Theil des Corps Dannenberg wurde in diesen Treffen und Kämpfen aufgerieben. Die Russen wüthen und wollen Rache nehmen. Deßhalb haben sie in Krajova 30,000 Mann zusammengezogen, und es scheint, daß 25,000 Mann von Bukarest aus im Anzuge begriffen sind. Die Hälfte derselben soll gegen Krajova, die andere gegen Radovan hinziehen, wo die Russen eine Brücke bauen, die zum Donauübergang bestimmt ist. Wir haben hinreichende Mannschaft und Artillerie. Die ersten Colonnen unserer asiatischen und syrischen irregulären Reiterei rücken vor gegen die ihnen an der Donau angewiesenen Punkte. Die Gesammtmacht der Russen an der Donau ist: Coeps Dannenberg 30,000 Mann. Es hat durch Krankheit und Kämpfe stark gelitten. Corps Lüders 28,000 Mann; eine Division desselben befindet sich im Kauka-

sus. Corps Osten-Sacken 25,000 Mann; mehr als eine Division ist noch in Bessarabien, und überdieß ist es nicht vollzählig; eine Division Kavallerie 4000 Mann. Im Ganzen also 87,000 Mann. Davon kann man 11,000 Mann abziehen, die durch Typhus und Fieber kampfunfähig gemacht sind. Rußland wagte nicht, das Corps Paniutin aus Polen herbeizuziehen. Die Gründe davon sind bekannt, und wir beneiden Rußland nicht um den in seinem Heere herrschenden Geist. Die Offiziere sind der Meinung, daß Kaiser Nikolaus sich dießmal stark verrechnet habe. Wir haben auch zwei Treffen in Asien verloren. Das hat uns ungefähr 2000 Mann und das Doppelte an Verwundeten und außerdem 14 Kanonen gekostet. Die Ursache dessen ist der schlechte Oberbefehl. Meine Familie befindet sich wohl; mein Neffe Tersik Bey zeichnete sich bei Czetate sehr aus und wurde trotz meinem Wunsche, denn obgleich sehr fähig, ist er noch sehr jung, zum Obersten ernannt. Mein Bruder und Omer Bey bitten Sie, den Ausdruck ihrer Hochachtung zu genehmigen."

Dr. Scheve's Vorträge über Phrenologie.

Die Natur zeigt uns in allen ihren Gestaltungen, von der größten bis zu der kleinsten, eine unendliche Mannichfaltigkeit. Wie kein Sandkorn, kein Wassertropfen, kein Blatt dem andern vollkommen gleicht, so auch kein Mensch dem andern. Jeder von uns ist leiblich und geistig ein ganz anderer, und wie die Natur Jedem eine andere Gestalt, so hat sie Jedem auch andere Kräfte, Anlagen, Neigungen, Talente u. s. w. gegeben. Zu dieser Eigenthümlichkeit eines jeden Individuums kommen nun noch die äusseren und inneren Verhältnisse des Lebens, der Erziehung, der tausendfachen Eindrücke, Ereignisse und Beziehungen, unter denen wir fortwährend stehen und die auf unsere Entwickelung und Gestaltung ihren Einfluß ausüben. Wenn die Phrenologie dieß Alles auf die Gestaltung des Kopfes, auf die Erhöhungen und Vertiefungen des Schädels, auf die daran zu erkennenden Grundkräfte des menschlichen Geistes zurückführen und alle Anlagen, Neigungen und Befähigungen daraus erkennen will, wenn man zwischen dem Kopf und der Hirngestalt und dem Charakter des Menschen einen vollständigen Zusammenhang herstellen zu können glaubt, so gehören wir in Bezug auf diesen Glauben zu den Ungläubigen. Die Phrenologie mag Einiges für sich und vielleicht schon zu manchen Resultaten geführt haben, aber unbedingt maßgebend und zu einer sichern Diagnose führend, eine Wissenschaft der Erkenntniß und Erfahrung ist sie unseres Bedünkens nicht, und wenn sie einzelne Beispiele als Beweise für ihre Richtigkeit und Sicherheit anführt, so lassen sich tausend andere als Beweise vom Gegentheil aufstellen. Wir halten die Phrenologie für eine Curiosität, nicht für eine Wissenschaft. Sie kann uns verblüffen, nicht belehren, uns zum Nachdenken anregen, nicht zu befriedigenden Ergebnissen führen.

Die Beobachtungen und Forschungen des Dr. Gall und seiner Nachfolger haben der Anatomie und Physiologie einige Ergebnisse zugeführt, mehr aber verdanken wir ihnen nicht. So kann man auf seinem Wege Einiges finden, was von Werth ist, darum aber doch das vorgesteckte Ziel verfehlen. Wer nach der Gestalt des Schädels die Befähigungen und Geisteskräfte eines Menschen bestimmen und nach der Betastung des Kopfes eines Kindes demselben sein Horoscop stellen will, dem wollen wir sein Vergnügen lassen, ohne aber seinen Voraussagungen irgend Glauben zu schenken. Den Blick in die Zukunft, dessen der Phrenolog sich rühmt, hat jeder erfahrene und denkende Arzt, ja dieser Blick ist noch ausgedehnter und sicherer, da er sich an die Gesammterscheinung eines Menschen und nicht allein an dessen Schädel halten wird. Wir sind demnach auch mit Hrn. Dr. Scheve im Prinzip keineswegs einverstanden und können seinen Vorlesungen kein wissenschaftliches Interesse abgewinnen; doch machen wir ihnen gern das Zugeständniß, daß sie, abgesehen von der Phrenologie, in Bezug auf Physiologie und Psychologie Manches bieten, was interessant und belehrend ist. Sie sind auf das größere, eben nicht wissenschaftliche Publikum berechnet und haben den Reiz des Spannenden und die Phantasie Fesselnden für sich. Dazu kommt ein populärer, ungezwungener und lebendiger Vortrag und die Gabe, dieses größere Publikum recht angenehm zu unterhalten. Der weite Raum des großen Weidenbusch-Saales ist bei jeder Vorlesung mit Zuhörern überfüllt und Hr. Dr. Scheve hat die Befriedigung, daß sein so zahlreiches Auditorium seinen Vorträgen mit unverkennbarer Theilnahme, ja man darf sagen mit steigendem Interesse folgt, — und was kann man mehr verlangen? M.

Mannichfaltigkeiten.

(München, 9. März.) Die Ausstellungshalle ist in den letzten vier Wochen wieder um ein gutes Stück gewachsen. An dem äußern Gerüst läßt sich schon deutlich der innere Umfang wahrnehmen, auch die Höhe der Galerien und des Transseptes deutlich unterscheiden. Es mögen gegenwärtig etwa 400 Arbeiter beschäftigt seyn, die später, wo es nöthig wird, bis zu 1000 anwachsen sollen. Eine Zeit lang konnte man sich der Besorgniß hingeben, ob nicht der Schatten des türkischen Kriegsmann auf den deutschen Krystallpalast fallen und manchen Gewerbsmann von der Beschickung abhalten möchte. Aber gerade das Gegentheil scheint eintreten zu wollen, denn allem Anschein nach wird man auf eine höchst beträchtliche Anzahl Aussteller mehr zu rechnen haben, als man mitten im Frieden und nach Analogie der Berliner Ausstellung hätte vermuthen sollen. Man ist sogar in einiger Verlegenheit, wo man die vielen, aus Sachsen angemeldeten Maschinen unterbringen soll, da die große Industriehalle für die andern Objecte kaum ausreichen wird. Namentlich sind es die Oesterreicher und Sachsen, die am lebhaftesten die Bedeutung und die Vortheile des großen Unternehmens zu begreifen scheinen. Das meiste Phlegma zeigten bisher noch die preußischen Rheinprovinzen, aber auch sie rüsten sich jetzt zu außerordentlichen Leistungen, denn aus Düsseldorf wird vom 1. März geschrieben, daß die Industriellen eine Versammlung angesetzt haben, um sich über gemeinsame Schritte zu berathen. Sie wollen nämlich eigene Decorateure nach München schicken, weil die Erfahrung der Provinzial-Ausstellung von 1852 ihnen gelehrt hat, welche große Wirkung eine geschmackvolle Decoration auf die Besucher der Industriehalle auszuüben vermag. Auch die Medaille, welche als Ehrengeschenk für die vorzüglichsten Leistungen ausgetheilt werden soll, ist jetzt im Entwurf nach vorausgängiger Abänderung, d. h. der Weglassung einer Allegorie auf die Erfindung der electrischen Telegraphie, genehmigt worden. Man beabsichtigt bis jetzt nur eine große und eine kleine Medaille zu schlagen. Es wäre aber wünschenswerth, nach der Praxis der Londoner Industrie-Ausstellung eine dritte hinzuzufügen, die jedem Aussteller, ohne Unterschied, als Andenken verabreicht würde. (A. Z.)

Zum Direktor der Berliner Akademie der Künste ist, wie wir hören, Overbeck in Rom vorgeschlagen.

John Martin, der als der größte Maler des heutigen Englands galt, ist dieser Tage auf der Insel Malta im Alter von 65 Jahren gestorben.

– (Magdeburg.) Die Listen über die in hiesiger Stadt wohnhaften, zur freien Gemeinde gehörigen Personen (auch die in Buckau, der Sudenburg und den Neustädten wohnenden Mitglieder gehören zur hiesigen Gemeinde) wiesen am Schlusse des Jahres 1853 einen Bestand von etwa 3800 Seelen nach. Diese vertheilen sich auf 829 einzelne Familien. (M. C.)

Eine eigenthümliche Fastnachtslustbarkeit ist in Kaufbeuern (Bayern) passirt. Am Fastnachtsdienstag erschienen plötzlich Bauern mit Wägen voll Holz und Torf auf dem Markt, und nachdem sie eine Zeitlang von Neugierigen sich hatten beschauen lassen, fuhren sie wieder von dannen, aber an die Häuser von armen Leuten, denen sie den Inhalt ihrer Wägen schenkten. Die (vermeintlichen) Bauern waren nämlich wackere Bürger der Stadt, die so der Maskerade einen sehr edelmüthigen Zweck gaben.

Am 24. Februar war es ein Jahr, seit der Fürst Menschikoff in Konstantinopel erschien, dessen Paletot, gleich der Toga jenes Römers für Karthago, die Schicksalsloose des Krieges für die Türken in seinen Falten barg. Damals sprach der „Moniteur" die „volle Zuversicht" der französischen Regierung aus, daß aus der türkischen Frage kein europäischer Conflict hervorgehen werde. Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe!

Korrespondenz.

Biebrich a. Rh., 10. März.

Die neue Eisenbahnanlage von Wiesbaden über hier nach dem Rheingau hat s. Z. viele Federn in Bewegung gesetzt, und es wurde häufig behauptet, Biebrich sey ruinirt, wenn die Linie nicht am Rhein vor der Stadt herziehe. Nun die Richtung am anderen Ende derselben gegen Wiesbaden zu entschieden ist, findet man sich ins Unvermeidliche. Was die extremen Meinungen wegen unseres dadurch so nahe berührten Wohlstandes betrifft, so beruhigen sich solche auch wieder. Man erkennt, daß binnenländische Spedition durch die direkten aneinander geschlossenen Eisenbahnverbindungen immer mehr auf Null sinkt und nur Industrie und Eigenhandel Wohlstand dauernd begründen können. Erstere gedeiht auch hier immer mehr. Wir haben u. A. großartige Etablissements in Cigarrenfabrikation, die mehrere Hundert Arbeiter beschäftigen. — Was aber die Hauptsache ist und unseren schönen Gasthöfen fortwährende steigende Frequenz bringt, das ist der herzogliche Schloßgarten. Diese herrliche Anlage ist abermals in ihrer Eintheilung verschönt. Eine großartige europäische Blumenausstellung wird jetzt unter dem Schutz des Herzogs ins Werk gesetzt. Der Herzog stellte die sämmtlichen prachtvollen Glashäuser sammt ihrem Inhalt zur Verfügung seines Garteninspektors, der nun, diese herrliche Grundlage benützend und auf seine Kosten die Gebäude durch Anbau erweiternd, dort sehr Großartiges herrichtet. Zusendungen aus allen Gegenden Europas sind bereits auf dem Wege, um durch Prachtexemplare von Blumen und Gewächsen mit der Ehre und hoch gestellten Prämienpreisen zu concurriren. Besonders reich werden belgische Horticulturisten vertreten seyn. — Der Munificenz, mit welcher der Herzog seine Gartenanlagen dem Publikum zum Genusse überlassen hat, verdankt Biebrich einen großen Theil des Fremdenbesuches, weßwegen auch die Anzahl ausländischer Familien, welche sich diesen Ort zum Ruhepunkt für Jahre wählen, mit jedem Jahre wächst. —. Die Blumenausstellung beginnt mit dem 1. und endet am 17. April. Schon jetzt wissen Eingeweihte, welche bereits Einsicht von Einzelnem haben, nicht genug von der orientalischen Pracht der Herrichtung zu erzählen. Die Reise nach Frankfurt zur Messe wird Manchem den willkommenen Ausflug nach Biebrich erleichtern.

Wiesbaden, 9. März.

Ich habe Ihnen einiges Interessante aus dem Gebiete unserer Kunst-Industrie zu berichten. Dem Vernehmen nach hat sich der Kaiser von Frankreich bei unserm Herzoge den Hrn. Teleman, Direktor des herzogl. Schloßgartens zu Biebrich, zur Ausfertigung eines betreffenden Planes nach Paris erbeten und wird der Letztere in diesen Tagen dahin abgehen. Ferner ist unserm Hofgoldsticker Hrn. Bernhard Baer der ehrenvolle Auftrag von einem reichen Frankfurter Hause geworden, für die neuerbaute Synagoge zu Frankfurt a. M. eine großartige Decke vor den heiligen Schrank zu fertigen, die auf hellgrauem Sammtgrunde auf das reichste in Silber gestickt ist, so daß sie einen sehr bedeutenden Werth hat. Unter der Draperie, also dem oberen Theile des Vorhanges, leuchten die Strahlen der Sonne über die Krone der Thora und die Worte der Widmung, sowie über zwei Füllhörner, die in besonders geschmackvollem Style ausgeführt sind. Das Ganze ist außerdem durch eine Menge großer Sterne geschmückt. Unser heutiges Tagblatt kündigt an, daß dieses seltene Kunstwerk in dem Atelier des Künstlers bis zu seinem Abgange nach Frankfurt ausgestellt sey. Erfreulich muß es außerdem erscheinen, daß es in unserer Zeit noch Männer gibt, welche für ihre religiösen Interessen Opfer zu bringen bereit sind.

Frankfurt, im März.

Die Fortschritte im Gebiete der Photographie und Lichtbildnerei, mit unermüdlichem Fleiße und Ausdauer von tüchtigen Künstlern unserer Stadt betrieben, haben in neuester Zeit einen Punkt erreicht, welcher der vollständigsten Berücksichtigung aller Kunstkenner werth zu nennen ist. Nicht allein, daß durch das nunmehr größtentheils angenommene Verfahren der Aufnahme auf Glasplatten Bilder von überraschendster Aehnlichkeit, in jeder Größe geliefert werden, sondern sind dieselben positiv auch schon so brillant genau markirt, daß meistens jede Retouche überflüssig erscheint. Jedoch nicht allein lebende Personen, sondern auch Landschaften, Gebände, Stahl- und Kupferstiche, Oelbilder ꝛc. copirt die geübte Hand unserer Künstler mit erstaunender Präcision und ist in letzterem Fache besonders das Atelier unseres geachteten Photographen J. J. Tanner, große Gallusstraße Nr. 7, hervorzuheben, welcher durch ein von ihm selbst aufgestelltes Verfahren mit einer bis ins Kleinste reichenden Genauigkeit die herrlichsten Stahlstiche photographisch wiedergibt. Referent, sowie alle Diejenigen, welche bis jetzt diese, den schönsten Kupferstichen ähnliche Copien sahen, waren einstimmig in ihrem Urtheil, selten etwas Schöneres gesehen zu haben und wollen wir nur das jüngste Gericht, den Kreuzgang Christi, die Madonna della Sedia ꝛc. nennen, die durch ihre wirklich seltene genaue Ausführung Alles übertreffen, was bis jetzt in dieser Branche geleistet wurde. Hr. J. J. Tanner macht sich ein Vergnügen daraus, seine Photographien der Durchsicht jedes sich dafür Interessirenden vorzulegen und wollen wir nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde unserer Stadt und Umgegend hierauf hinzulenken.

Literatur- und Kunst-Notizen.

Franz Liszt wird bei Heckenast in Pesth ein Schriftchen über die ungarische Zigeunermusik herausgeben, welches in französischer, deutscher und englischer Sprache und in kostbarer Ausstattung erscheinen soll.

In Riga starb vor kurzem, 76 Jahre alt, der berühmte Kunstveteran Johann Reinhold v. Lenz, ein Zeitgenosse Schröders und Ifflands, ein in der Darstellung namentlich bürgerlicher Charaktere sehr glänzendes Talent. Auch als Schriftsteller hatte sich Lenz durch einige Lustspiele einen achtbaren Ruf verschafft.

(Berlin.) Calderons Lustspiel: „Die Dame Kobold" wird an der königl. Hofbühne zur Aufführung einstudirt, und Mosenthals Stück: „Der Sonnenwendhof" ist von der k. Gen.-Intendanz zur Aufführung angenommen worden.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 15. März. Egmont, Trauerspiel in 5 Akten von Goethe, Musik von Beethoven.

Donnerstag, 16. März. Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg, große romant. Oper in 3 Akten, von R. Wagner.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 65. Donnerstag, den 16. März 1854.

An der Klause.

Eine Reise-Erinnerung aus dem Jahre 1852. Von W. O.* v. Horn.

(Fortsetzung.)

„Der Klausbauer hat mir die G'schicht'n erzählt, die sich Anno 1778 bei der Klaus zugetragen hat.

„Die Klaus war zu alter Zeit eines Waldbruders Wohnung und in der Kapelle ein wunderthätig Muttergottesbild'l, zu dem die Leute aus ganz Oberbayern und aus dem Innthal bis Brixen hinunter wallfahrteten und noch heut' ist's anders nicht. Da kommen auch Spielleute hin, und wenn Wallfahrt, Messe und Predigt aus ist, wird Eins gehuppst, wie's so einmal Brauch ist. Da ist dann des Klausbauern sein Haus nicht groß genug für die Gäste und seine Tenne ist ein hübscher Tanzplatz.

„So ist's gewesen seit uralter Zeit und dazumal wohnte des jetzigen Klausbauern Vaters Bruder auf dem Hof und hatte mit seiner braven Frau keine Kinder und das war ihr Kreuz; denn sonst hatten sie keins, sondern Alles genug und noch viel drüber hinaus in Kisten und Kasten. Dabei ist der Klausbauer ein gutherziger Mann gewesen und seine Frau noch viel besser, und die hat Tag und Nacht geweint, daß sie war, wie Rahel und Sarah im alten Testament. Der alte Pater Kapuziner, der zeitweis bei der Klaus war und Messe las, hatte die alten Leute lieb und tröstete aus Herzensgrund, so gut es so ein Kapuziner kann, denn sie thaten ihm viel Liebs und Guts an und er wohnte bei ihnen im Hause, wie es ein uraltes Recht, und eine Servitut des Klausbauerhauses war.

„Da dacht' ein Dienderl, das von München, wo es in des Churfürsten Silberkammer diente, zur Klaus kam: dem Herzeleid des Klausbauern und seiner guten Frau, die Dich so gut geherbergt haben, könntst Du am Besten abhelfen, und Deinem Kindl und Dir wär' auch geholfen. Davon sagt sie freilich nichts, aber ein halb Jahr später ist bei der Kapelle an der Klaus etwas Wunderliches passirt. Paßt mal auf!

„Eines Morgens will der Waldbruder oder vielmehr der alte, getreue Kapuziner in die Kirche gehen und beten, da sieht er die Kapellenthür aufstehen und er hatte sie doch Abends vorher weislich zugeschlossen. Da erschrickt er gewaltig und meint, es habe ein Dieb das Heiligthum erbrochen und geraubt das heilige Geräthe des Altars. Er eilt hinein, aber es ist nichts veruntreut und gestohlen, vielmehr etwas gebracht; denn vor dem Altar liegt etwas, das aussieht wie ein Kopfkissen und ist schneeweiß überzogen und mit rothem Bändel zusammengebunden und drinnen wimmerts, wie eines Kindes Stimme, das durstig ist. Der Bruder Kapuziner ist erschrocken und hingelaufen, und siehe da, es war ein fein Kindlein, das die Aermlein nach ihm recket. Und wie er so dastehet, ganz veestabert und verschrocken, sieht er einen Zettel dabei liegen, der also lautet: Das Kindlein sey ein Geschenk der Heiligen für den Klausbauern und sein frommes Weib, damit ihre Thränen und Seufzer gestillet würden. Sie solltens, hieß es weiter, aufnehmen, wie ihr eigen Kind; es heiße Maria und sey also getaufet.

„Da ist der Beuder Kapuziner in des Klausbauern sein Haus gelaufen und hat gerufen: Kommt und sehet das Wunder an!

„Der Klausbauer und seine Frau kommen eiligst zur Kapelle und finden das prächtige Kindlein, das sie anlächelt, als ob's sie kennet von Langem her. Es war schön, wie ein Engelein; die Klausbauersleute stehen da und sehen sich an, und nicken einander zu, und die Frau nimmt das saubere Kindlein, drückets an ihr Herz und reichets ihrem Manne dar, und der küssets und sagt: Sollst unser seyn, Du arm Würmlein, das die Rabenmutter aussetzt, die Gottes Hand auch finden wird!

„Da sind sie niedergeknieet; haben gebetet und gelobt, daß sie es annehmen und halten wollten, wie ihr eigen Kind, und war allen Vieren geholfen: dem Kind, das nun Vater und Mutter hatte; der Rabenmutter, die keinen Vater zum Kindl und nun kein Kindl zu ernähren hatte, und dem Klausbauer und seiner Frau, die nun ein Kindlein hatten. 'S ist halt niemals 'raus kommen, wer des Kindl Mutter war und der Vater auch nicht, der auf dem Karwendel ertrunken seyn mußte, wo kein Tropfen Wassers ist.

„Das Kindl wuchs, wie ein Pilz und war ein herzig Ding und alle Leut, die zur Wallfahrt kamen, hatten ihre Lust und Freude dran, besonders eine junge, vornehme Frau, so ehemals in des Churfürsten Silberkammer gedient und hernachmals einen Hartschier geheirathet hatte, die allemal zur Wallfahrt kam und als einen Tag bei dem Klausbauer blieb, bis sie der Stellwagen abholte. Die hat allemal dem Mareile hübsche Sachen mitgebracht und hat sich mit dem Kindl ganz dalket gestellt. Nun, es gibt so Weiberleut', die sind rechte Kinderdalke, und möchten sie auffessen, und die Frau Hartschierin von München war, scheint's, auch so eine. —

„Das schöne Mareile ist aufgewachsen und alle Tag' lieber worden, und war der Klausbauersleut Lust und Freud' und lebt den alten Leuten zu Gefallen, daß es merkwürdig war. Was es ihnen an den Augen absah, that es in Lieb und Freundlichkeit und Gehorsam.

„Aber es ist ein merkwürdig Dienderl gewesen.

„So schön war keins im Bayerland und keins im Tyrol, von Brixen bis Landeck und vom Karwendel bis zum Ortler, das hat alle Welt gesagt, die zur Klaus beichten kam am Wallfahrtsfest. Aber wie es allweil schöner worden ist, und ist auf-

gewachsen, schnack wie eine Tanne, und seine Augen haben geleuchtet, wie zwei Sternlein, und sein Haar ist braun gewesen, wie eine Marone, die aus der Kolde fällt und lang, daß es sich hat drauf setzen können, und hat ein Gesichtel gehabt, wie Milch und Blut und wenn's gelacht hat, hat Einem das Herz in der Brust gehuppst, als wollts tanzen, so haben's natürlich auch die Buben im Land gemerkt, und um das Klausmareile geworben, wenn auch keiner wußt, von wannen es stammt, und wer seine Frau Mutter und sein Herr Vater war. Keiner aber hat sich rühmen können, daß es ihm ein Buserl geben hätt'; keiner, daß er durft' unter dem Fensterl stehen und mit ihm plaudern. Alle haben gesagt: Schön ist das Klausmareile, wie die Maisonne; aber stolz ist's, wie eine Prinzessin und man meint, es wär' ander Blut in seinen Adern, als Bauernblut. Nicht anrühren hat Einer seine kleinen, weißen Bratzen dürfen, zu geschweigen, daß Einer es gewagt hätte, so unversehens ein Buserl auf die frischen Lippen zu drücken oder auf die Backen, die grad waren wie zwei frisch erblühte Rosen, die auf dem jungen Schnee liegen. Und obgleich das Blitzdienderl jedem Menschen und auch jedem Buben so recht herzig freundlich war, so kam ihr doch Keiner nahe und von der Lieb schien kein Würzelchen in ihrem Herzen zu seyn. Sie hatte eine Macht, die Kecken ohne ein Wort zurückzuschrecken, die ganz malefitzig war und das Herz fiel auch dem Frechsten in die Schuhe, wenn sie ihn ansah mit den merkwürdigen Augen.

„Ich denk' aber, dem Mareile hat das rechte Stündlein noch nicht geschlagen, und der Rechte ist noch nicht auf der Wallfahrt nach der Klaus gekommen, obgleich Jeder meinen mochte, er wär's und es auch gerne hätte seyn mögen. Nun war's auch grad nicht nöthig, daß Einer auf die Wallfahrt kam. Es konnte sich auch wohl anders machen, und so hat sich's auch gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Franz Adolf Werner,

Handlungsgehülfe und einer der größten Sprachenkenner unserer Zeit, geb. den 13. Juli 1813, gest. den 26. Sept. 1852.

(Biographische Skizze aus der „Deutschen Wochenschrift", herausgegeben von C. Gödecke. Hannover, Rümpler.)

Mit tiefer Wehmuth gehe ich daran, diese Zeilen zum Andenken eines Mannes niederzuschreiben, dessen Namen vielleicht kaum einer von den Lesern dieser Blätter hat nennen hören, und der dennoch, als ich ihn kennen lernte, Alles zu vereinigen schien, was eine für die Wissenschaft ersprießliche, ja in ihr hervorragende, selbst glänzende Zukunft zu versprechen berechtigt ist; dessen reiche Geistesgaben und scheinbar so glückliche äußere Verhältnisse damals auch nicht entfernt ahnen ließen, daß sein Leben einen so kümmerlichen, für ihn und für die Wissenschaft so unfruchtbaren Verlauf nehmen würde. Mag auch theilweise die Schuld, daß die Hoffnungen, welche man auf seine Entwickelung setzen durfte, getäuscht sind, in ihm selbst liegen — mag sie theilweise einem Mangel an Energie zuzuschreiben seyn, der ihn hinderte, das Ziel, welches die Natur ihm angewiesen hatte und das er selbst schmerzlichst ersehnte, fest ins Auge zu fassen, unverrückt und rücksichtslos zu verfolgen und die richtigen Wege zur Erreichung desselben unbeirrt einzuschlagen — vorwaltend sind es dennoch, wie so oft, äußere Umstände, welche alle seine Pläne durchkreuzten; was aber seltner und das eigentlich tragische Moment in diesem so traurig zerknickten Leben bildet: die zerstörenden Keime wuchsen auf dem Boden, welchem wir sonst gewohnt sind, nur Liebe, Hülfe und Förderung entsprießen zu sehen.

Franz Adolf Werner wurde am 13. Juli 1813 in Frankfurt am Main geboren, der Stadt, welcher das Vaterland so viele große und ausgezeichnete Männer verdankt. Sein Vater war Kaufmann und galt selbst in Frankfurt für reich. Franz Adolf, oder wie er sich gewöhnlich nannte und auch wir ihn im Folgenden nennen werden, Adolf war der älteste von drei Brüdern, von denen der eine jedoch noch vor seines Vaters Tode starb, der andere tiefsinnig ward und seit 1847 in einer Irrenanstalt zubringt; beide waren unverheirathet, so daß Adolf der einzige muthmaßliche Erbe schien. Der Vater bestimmte ihn zum Kaufmann. Seine Liebe zur Wissenschaft und Kunst, welche sich schon sehr früh mit großer Entschiedenheit kund gab, ließ ihn zwar nur sehr ungern diesen Stand ergreifen; doch fügte er sich in den Willen seines Vaters, welcher, so weit ich ihn kennen lernte, einer gewissen Herzensgüte und väterlichen Liebe zwar nicht ermangelte, aber in seinem Betragen etwas Barsches, selbst Rauhes hatte und sich daher wohl nicht scheute, alle Mittel väterlicher Autorität anzuwenden, um seinen Sohn zu dem Beruf zu bewegen, welcher ihm für dessen zukünftiges Wohlergehn der passendste schien. — Als Lehrling zeigte Adolf eine so entschiedene Neigung und so außerordentliche Leichtigkeit, sich fremde Sprachen anzueignen, daß er sogleich zur Führung der französischen Korrespondenz verwandt ward. Im Italienischen, Französischen, Englischen bildete er sich in dieser Zeit unter Lehrern aus; der übrigen modernen Sprachen, insbesondere der romanischen: Spanisch und Portugiesisch, sowie der slavischen: Russisch, Polnisch, Böhmisch, und auch des Ungarischen fing er an, sich durch Privatstudium zu bemächtigen. Außerdem beschäftigte er sich mit Zeichnen und vorwaltend mit Musik. Seine ungewöhnlichen Geistesgaben, so wie die Unlust an dem Stande, zu welchem er wider Willen bestimmt war, konnten den Augen eines Unbefangenenen nicht entgehen; so ließ sich denn der Vater durch Zureden des Lehrherrn, sowie insbesondere seines eigenen Bruders, des als Schriftsteller und hoher Geistlicher rühmlich bekannten Domdechanten Franz Werner in Mainz (geboren 1770, zum Bischof einstimmig gewählt 1834, welche Wahl jedoch aus Bescheidenheit von ihm abgelehnt ward, gestorben 1844) bewegen, der Neigung seines Sohnes nicht länger hindernd in den Weg zu treten. Dessen bis zu dieser Zeit fast in demselben Grad wie das Sprachtalent hervortretende Anlage zum Zeichnen, insbesondere zu sehr reinlicher und sauberer Entwerfung von Plänen, bestimmte ihn, sich dem Baufach zu widmen. Dabei war vielleicht nicht ohne Einfluß das Beispiel seines Italinisch-Lehrers Casella, welcher, ursprünglich Architekt, wenn ich nicht irre, als Carbonaro, aus Italien hatte fliehen müssen. Adolf ging, um seinen Plan auszuführen, 1830 im November nach München, überzeugte sich aber bald, daß zur Verfolgung desselben seine Vorkenntnisse nicht hinreichten. Er kehrte daher nach wenigen Wochen nach Frankfurt zurück, um sich durch Privatunterricht zu vervollkommnen. Er nahm Unterricht in der Mathematik und insbesondere in den klassischen Sprachen. Nachdem er Latein schon bei einem andern Lehrer begonnen hatte, wurde er mir, der ich damals in Frankfurt zubrachte, zur Fortsetzung desselben und zum Beginn des Griechischen anvertraut. Es war gegen Ende des Jahres 1830, als ich ihn kennen lernte; er war ein schlanker, junger Mann von 17 Jahren, etwas über mittlerer Größe, mit einem sanften, fast mädchenhaften, aber ausdrucksvollen Gesicht, in welchem insbesondere eine eigenthümliche Mischung von Nachgiebigkeit, fast Hingebung und Hartnäckigkeit, selbst Trotz hervortrat. Er sprach wenig, war überhaupt zurückhaltend, sein Benehmen aber war gewinnend und zeugte sowohl von Bildung als von großer Bildungsfähigkeit. Es war rasch zu erkennen, daß sein eigentliches Naturell ihn zum Erlernen von Sprachen trieb; hier schien er stets in seiner eigentlichen Heimath zu seyn, doch beschäftigte er sich zugleich

sehr ernst mit Musik; er spielte Klavier und Violine ziemlich fertig und hatte Unterricht im Cello; auch zeigte er mir bisweilen eigene Compositionen. Er faßte Alles — insbesondere Sprachliches und Mathematik — mit der größten Leichtigkeit auf, stets selbstthätig beim Unterricht eingreifend, ordnete er das Gefaßte mit Besonnenheit, Ruhe und Klarheit, gewöhnlich tabellarisch, jedoch mehr nach äußeren Kennzeichen, als dem innern Organismus gemäß. Dabei unterstützte ihn ein eben so rasches als festes Gedächtniß, welches Alles wie im Flug erhaschte und sogleich festhielt. So begann er bei mir Griechisch mit den Buchstaben, war nach einem halben Jahr fähig, alle leichteren Schriftsteller zu lesen und nach einem Jahr auch die schwersten. Bei diesem Unterricht trat sein wunderbares Sprachtalent immer bestimmter hervor; in Folge davon gab er seinen ursprünglichen Plan, Architect zu werden, auf und entschied sich für Linguistik. Um diese Zeit, Ostern 1832, verließ ich Frankfurt und verlor ihn für lange Zeit aus den Augen.]

(Fortsetzung folgt.)

Nudelmüller und Breetenborn.

Breetenb. Na, da siehste 's — hat er nich immer gesat: — 's Kaiserreich is der Friede — un nu —?!

Nudelm. Das is in Frankreich nich andersch — das ändert sich wie man de Hand wendt. — Wer weeß, ob wir nich beede erleben, wo's heeßt: — 's Kaiserreich ruht in Frieden.

Breetenb. Also Aberdeen hat wegen der orjentalschen Frage viele Nächte nich schlafen können?

Nudelm. Das will ich wohl glooben — seine Politik war och lange Zeit schläfrig genug.

Breetenb. Was denkste denn, wie's mit Rußland wärd?

Nudelm. Ich denke mir, das fällt zuletzt nich ohne Vortheel von der Bank. Wenigstens lehrt de ganze Vergangenheet: je mehr Rußland gekriegt, desto mehr hat es gekriegt — an Land un Leite.

Breetenb. Ich gloobe nu och an keenen Frieden — an der Donau han se sich zu sehr — verfahren.

Nudelm. Verfahren, dort mögen och de Wege darnach sin. (Illustr. Dorfb.)

Mannichfaltigkeiten.

(Konstantinopel, 23. Febr.) Einen Beweis der großen Zufriedenheit der Türken mit den Franken liefert der gestern Nachts im hiesigen Theater zum Besten der Armen gegebene Maskenball. Derselbe hat 200,000 Piaster für dieselben eingebracht. Der Sultan allein hat 20,000 Piaster gegeben, und fast keiner der Paschas fehlte im Theater, das so gefüllt und besucht war, daß man für eine Loge 600 Piaster bot, ohne sie erhalten zu können.

(München, 10. März.) Die Denkmünzen, welche an verdiente Einsender von Gegenständen zur Industrieausstellung vertheilt werden sollen, werden auf der Vorderseite das Bildniß des Königs, auf der Rückseite die Figur der triumphirenden Industrie tragen, welche, das Haupt mit einem Lorbeerkranze geschmückt, in der einen Hand ein Füllhorn, in der andern einen Spinnrocken, als Symbol der industriellen Betriebsamkeit, hält und, dem Beschauer das volle Antlitz zuwendend, auf einem geflügelten Wagen, als Symbol der Dampfkraft, einherfährt. Ueber ihr befindet sich ein Merkurstab.

Ein politisches Bild des „Kladderadatsch" stellt die Straße einer Stadt dar, auf welcher Arm in Arm ein Oesterreicher und ein Preuße ihres geraden Weges gehen. Zur Rechten locken aus dem Hotel de France und aus dem angebauten British-Hotel Franzosen und Engländer mit den freundlichsten Mienen von der Welt und die Wirthe stehen an den Hausthüren, die Kommenden mit offenen Armen zu empfangen. Links steht die Stadt Petersburg. Bärtige Russen rufen zu den Fenstern und Dachlucken heraus, da einzukehren und der Wirth steht ebenfalls an der Thür und macht Pst! Pst! Pst! — Was werden sie thun? (Dorfz.)

In Berlin ist am 9. März Abends ein bedeutender Diebstahl mit einer eigenthümlichen Dreistigkeit ausgeführt worden. Ein Paar schlichte Bürgersleute erhielten einen Brief, in welchem ihnen von einem unbekannten Freunde zwei Billets zum königsstädtischen Theater als ein Beweis besonderer Aufmerksamkeit zugesendet wurden. Die guten Leute ließen sich wirklich verleiten, von diesen Billets Gebrauch zu machen. Als sie am Abend nach genossener Vorstellung zurückkehrten, fanden sie aber ihre ganze Wohnung förmlich ausgeräumt vor. Diese Art des Diebstahls ist wirklich eine neue.

Es ist in einer früheren Bemerkung vor Peru und den jetzt thätigen peruanischen Werbern gewarnt worden wegen des furchtbaren, entsetzlichen Elendes, in welchem seit ein paar Jahren mehrere Tausend deutsche Auswanderer daselbst zu Grunde gegangen sind. Jetzt ist außerdem noch ein Bürgerkrieg in Peru ausgebrochen und es stehen die Parteien im blutigen Kampfe einander gegenüber. Darum hütet euch, ihr deutschen Auswanderer, vor Peru und den peruanischen Werbern! (Drfz.)

(Konstantinopel, 27. Febr.) Am letzten Freitag erfolgte die Verlobung der Tochter des Sultans, Fatime, mit Galib Pascha, dem Sohne Reschids Pascha. Zugleich wurden drei andere Töchter des Sultans mit anderen Paschas verlobt, wodurch sich der Sultan die Freundschaft der einflußreichsten Staatsmänner seines Landes zu erwerben sucht. Die jüngste dieser Töchter, Namens Munire, ist kaum 8 Jahre alt. Nun hofft der Sultan unter seinen Ministern größere Einigkeit zu sehen. Die Geschenke, welche Galib Pascha seiner Braut gab, wurden unter Begleitung von zwei Musikbanden in kleinen seidenen rothen und grünen Säcken in den kaiserlichen Palast von Tschiragan durch ganz Konstantinopel getragen. In den Säcken befanden sich 1,500,000 Piaster, die jedenfalls annehmlich sind. Außerdem bestanden die Geschenke in Körbchen, mit Obst und Zuckerwerk angefüllt, dann in Edelsteinen, Silber- und Goldschmuck u. s. w. Diese Geschenke begleitete der Großvezier durch die Stadt, und sie wurden im Palaste, vor welchem eine Division Soldaten mit der Militär-Musik stand, von den Kämmerern in Empfang genommen.

Die Lerchen haben sich am Fuße des Thüringer Waldes eingestellt und lassen trotz des Schnee's ihre trillernden Lieder hoch in den Lüften erschallen. Die warme Sonne lockert den Schnee und bald wird man die hoffnungsreichen grünen Saaten erblicken. Es ist auch hohe Zeit, denn die Noth nimmt auf dem Walde reißend überhand.

Korrespondenz.

Aus der Schweiz, 11. März.

Die letzten Schwurgerichtssitzungen in Winterthur brachten einen Fall später Strafe für ein gemeinschädliches Verbrechen, der nicht ohne Interesse ist. Ein wegen Ausgabe falschen Geldes zu 11 Jahren Kettenstrafe Verurtheilter hatte nach Ablauf seiner Strafzeit von einem früheren Mitschuldigen, der unterdessen Besitzer einer chemischen Produktenfabrik geworden war und für einen ordentlichen Mann galt, verschiedene Entschädigungen zu erpressen gewußt, weil er Letzteren seiner Zeit als Verfertiger der falschen Münzen nicht verrathen habe. Die in dem falschen Glauben auf eingetretene Verjährung angestellte Klage auf Erpressung führte nun auf die frühere wahrhaft großartige Falschmünzerei des Klägers, der schließlich für schuldig erklärt, zu 8 Jahren Zuchthaus verurtheilt, aber der Gnade des Großen Rathes empfohlen wurde. Auf einer einzigen Tour am Zürichsee soll der Verurtheilte früher für 400 Fr. falsche Fünfbätzner angebracht haben. — Einen zweiten traurigen Fall argen Leichtsinns boten die vorzüglichen Betrügereien einer Pfarrerswittwe; der Mann selbst hat sich vor einigen Wochen im Gefängniß verzweifelnd ums Leben gebracht. Was hiebei noch mehr Mitleid als Verdammung hervorrufen mußte, ist die harte Buße, welche der leichtsinnigen Frau vom Schicksal auferlegt wurde. An zwei aufeinanderfolgenden Tagen verlor sie die durch den Kummer ins Grab gestürzten Eltern (Pfarrer L. und Frau) und den schwachen Mann durch Selbstmord. Vielleicht wegen dieser verhängnißvollen Umstände sprach das Gericht die geringste Strafe, 2 Jahre Gefängniß, aus. — Bei dem beispiellos niederen Wasserstand dieses Jahres hat man im Zürichsee die Spuren einer uralten Niederlassung, wahrscheinlich aus der frühesten keltischen Zeit, entdeckt. — Das jüngst erschienene Verzeichniß der Vorlesungen an der Züricher Hochschule für das Sommersemester zeigt 56 Docenten (8 in der Theologie, 13 in der Jurisprudenz, 10 in der Medizin, 25 in der Philosophie), welche einer Zahl von etwa 200 Studirenden im Ganzen 149 Kollegien bieten. — Bei einer jüngst von der Solothurner Regierung mit sämmtlichen Oberamtmännern gepflogenen Berathung über die Armennoth und deren Linderung hat die Mehrzahl der Gemeinden die Staatsunterstützung ausgeschlagen; sie will an dem schönen Grundsatz festhalten: jede Gemeinde solle in erster Linie für ihre Armen sorgen. — Der Ingenieur Hr. Dollfus hat den Bau der drei großen Eisenbahnbrükken von Schmiedeisen über die Sitter, Thur und Glatt (Kanton St. Gallen) um die Summe von 1,460,000 Fr. übernommen, mit der Verpflichtung, das Werk bis October 1855 zu vollenden. Hr. Dollfus ist Erbauer der Kettenbrücke in Aarau.

Hanau, im März.

Ein allseitiges und gerechtes Interesse erweckt ein von Georg Cornicelius, einem unserer talentvollsten hiesigen Maler, ausgestelltes historisches Bild — Maria Stuart vor der Hinrichtung —, welches der junge Künstler für die Kunstausstellung in London bestimmt hat. Maria steht in der düstern Halle des Schlosses Fotheringay inmitten ihrer treuen Dienerinnen, die sie mit Geberden des schmerzlichsten Abschieds umringen. In fester und doch weicher Geschlossenheit, gesenkten Blicks, überläßt sie sich den Zeichen der liebevollen Anhänglichkeit der Frauen, während die Diener, unter ihnen der alte Haushofmeister Melville, ihrer Trauer hingegeben, seitwärts knieen und der Scharfrichter mit umflortem Beil am Block wartet. Hinter der Königin, deren Hermelin und Geschmeide schon am Boden liegt, sieht man den Dechanten von Peterborough, den Grafen Shrewsbury, den fanatischen Kent ꝛc. Die Gruppirung ist sehr effektvoll, die Darstellung in den Einzelfiguren fast durchaus trefflich, Licht und Farbe in jeder Beziehung gelungen. Wir heben insbesondere an der Hauptfigur die Auffassung und die schöne, wahre Carnation, im Weiteren die Behandlung der Stoffe und die Klarheit der Mitteltöne hervor und freuen uns, das Bild als ein bedeutendes, namentlich für die Fortbildung des Künstlers, bezeichnen zu können.

Frankfurt, 15. März.

Aus dem in der Generalversammlung des hiesigen Bürgervereins durch Hrn. Dr. Renner abgestatteten Rechenschaftsbericht ist wohl auch den Lesern der „Didaskalia“ die Bemerkung von Interesse, daß im vergangenen Jahre 4086 Gäste eingeführt wurden und daß nach einer aufgenommenen statistischen Notiz im Durchschnitt täglich etwa 450 bis 500, an Sonntagen 600 bis 700 Mitglieder den Verein besuchen. Der Verwaltungsrath hat sich die Sorge für die Annehmlichkeit der Besucher des Vereins nach Kräften angelegen seyn lassen, namentlich für die Ausstattung der Lesezimmer, die sich der lebhaftesten Frequenz erfreuen, einen kleinen Mehraufwand über den Voranschlag nicht gescheut, um jedem begründeten Wunsche möglichst zu genügen. Man findet in den Lesezimmern 108 Zeitschriften, davon 90 in deutscher Sprache, 9 in englischer, 8 in französischer, 1 in holländischer. Unter den in deutscher Sprache erscheinenden waren 27 politische Zeitungen, davon 25 in Deutschland, 1 in der Schweiz und 1 in Nordamerika erscheinend, und 63 nicht politische, nämlich 7 Frankfurter Lokalblätter, 11 theologische und pädagogische, 3 juristische und staatswissenschaftliche, 6 medizinische, naturwissenschaftliche und technische, 8 literarische, 8 belletristische Zeitschriften, 2 Kunstblätter, 4 Musikzeitungen, 4 satyrische, 4 geschäftlichen und 6 vermischten Inhalts. Sechs Blätter wurden in doppelten Exemplaren gehalten. Von den Zeitschriften in französischer Sprache war eine belgische, von den in englischer Sprache eine nordamerikanische. Außerdem waren 137 Bücher und Brochüren aufgelegt. Die Ausgabe dafür betrug fl. 2010. 56 kr. — Im letzten Jahre beträgt der Gewinn des Vereins 4202 fl. 35 kr., wovon 2000 fl. durch Verloosung an die Actieninhaber, 1925 fl. 19 kr. am Mobilien-Conto abgetragen und der Ueberschuß von 277 fl. 16 kr. dem Capital-Conto zugeschrieben werden. Nach dem Voranschlag hat sich dem Gewinn noch ein Mehr von 267 fl. 35 kr. ergeben; für das laufende Jahr dürfte der reine Gewinn 1850 fl. betragen.

Frankfurt. Heute, Donnerstag, 16. März, Abends 7 — 8 Uhr im Saal des Weidenbusches ein Vortrag Dr. Scheve's über Phrenologie. Der Sinn der Nachahmung, des Wunderbaren, der Idealität, des Scherzes oder Witzes und ihre Organe. Dabei über den Beweis für die Wahrheit der phrenologischen Organe überhaupt. Am Schlusse des Vortrags Unterhaltung mit den Zuhörern.

Museum.

(Freitag, 17. März.)

1) Symphonie in C moll von L. van Beethoven.
2) Zwei Nummern aus der Oper: „Cosi fan tutte“ von W. A. Mozart.
   a. Terzett in C dur, gesungen von Fräul. Jenny Hoffmann, Fräul. Diehl und Hrn. Hardtmuth;
   b. Arie für Tenor in A dur, gesungen von Hrn. Caspari.
3) Konzert für das Pianoforte in Es dur von L. van Beethoven, vorgetragen von Hrn. Ed. Rosenhain.
4) „Die erste Walpurgisnacht“, Ballade von Goethe, componirt für Solostimmen, Chor und Orchester von F. Mendelssohn-Bartholdy. (Die Soli gesungen von Fräul. Diehl, Hrn. Caspari und Hrn. Hardtmuth.)

Der Anfang des Museums ist um halb 7 Uhr; der Saal (im Weidenbusch) wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist vom Roßmarkt und der Töpfergasse. Ohne Eintrittskarte kann Niemand der Zutritt gestattet werden. Karten für den Abend zu 1 fl. 45 kr. sind bei Hrn. André (Haus Mozart) zu haben. — Am Eingang des Saales werden keine Karten verkauft.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 16. März. Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg, große romant. Oper in 3 Akten, vom R. Wagner.

Freitag, 17. März. Ein Lustspiel, Lustspiel in 4 Akten von R. Benedix. (Gastrolle) Franziska Heinwald: Fräul. Brandt vom Stadttheater zu Zürich.

Samstag, 18. März. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth. von Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 66. Freitag, den 17. März 1854.

An der Klause.

Eine Reise-Erinnerung aus dem Jahre 1852. Von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

„Das Klausmareile war dazumal eben neunzehn Jahr alt, da hat's der Klausbauer einmal hinunter nach Mittenwald geschickt, daß es ihm bei seiner Schwester, die dort an Einen verheirathet war, der in dem schönen Haus wohnte, an dem der Maler das Credo in lauter saubern Figuren und Geschichten gemalt hat. Es ist noch zu sehen und liegt der Post gegenüber. Da sollt' ihm das Mareile etwas ausrichten, weil er die Gicht dazumal hatte und selbrr nicht hinkonnte, und seine Alte auch nicht. Da ist denn williglich das Mareile gegangen und die Klausbäuerin sah ihm noch nach und sagte zu dem Klausbauern, der am Kachelofen im Sorgstuhl saß: Nazi, weißt', es wundert mich gae nicht, daß die Buben alle in das Dienderl geckig sind! 'S ist doch gar zu schön, und wenn man's gehen sieht, meint man, es hätt' unsichtbare Flügel und schwebet' über die Erd! Und der Alte dachte und sagte: Du dalket Weib!

„Al' nun des Mittags das Mareile wieder den Weg 'rauf steigt, sitzt da ein junger Kerl, der hat einen Stutzen von der rechten zur linken Seit anhangen und von der linken zur rechten ein Gamsel und in der Hand hat er einen mächtigen Springstock. Er war müd von der Jagd und ruhet sich aus. Am grünen Hütle trug er den Gamsbart und den Schweif des Schildhahns; trug eine graue Juppe und gamslederne Buchs. Der Bub aber war schön wie Keiner im Land herum, die zur Wallfahrt nach der Klaus kommen und wie das Mareile noch Keinen gesehen hatte.

„Als sie ihn ansah, schoß ihr das Blut ins Gesicht, als wär' sie verschrocken und das Herz poppert, wie toll, und doch ist's ihr nicht Angst vor ihm; sah auch nicht schlimm aus.

„Kaum war sie ihm nahe, so ruft er ihr zu:

„Grüß' Di Gott, Du allerschönst Dienderl! Darf i mit Dir gehn?“

„Warum nicht?“ sagt sie. „Der Weg ist nicht mein!“

„Warum trumpfst mich so ab?“ fragt er und bückt sich und schaut ihr ins Gesicht. „Sey mir doch nicht bös! Will Dir ja nichts zu Leid thun!“

„Da schaut sie ihn an und sagt:

„Siehst auch so gar nicht aus.“

„Gelt?“ ruft er fröhlich und thut einen Jauchzer und jodelt in die Berge, daß es widerhallt vom Karwendel bis zum Franzosenstein und vom Wetterstein bis zum Rechberg, die alle um Mittenwald herumliegen.

„So gibt ein Wort das andre und in Scherz und Ernst sind sie zur Klaus kommen und sie wußten selber nicht wie. Sie waren so bekannt, als hätten sie sich schon hundert Jahr gekannt und so zutraulich, als wären sie Geschwisterkinder und sie sahen sich ins Auge, lachten und scherzten; aber der Loysel, so hieß er, erzählt ihr auch, daß er einer Wittfrau Sohn aus dem Loisachthal sey; doch er sagte nicht: Wie bist Du so schön! Und war nicht zuthunlich und nicht frech und von der Lieb und von dem Unteröfensterlkommen sprach er auch kein Pippswörtel.

„Als sie zur Klaus kamen, fragt der Klausbauer: Mareile, wen bringst denn da mit?

„Es ist der Loysel (was so viel heißt als Aloys), der Brenners Wittib Sohn aus dem Loisachthal drüben, der auf der Gamseljagd war, wie Ihr sehet. Er möcht um Herberg bitten für die Nacht.

„Schon gut, sagt der Bauer und der Loysel lupft sein Hütl und legt ab und fing an zu plaudern mit dem Klausbauer, der auch seiner Zeit ein Gamsjäger war, daß der Alte seine Lust dran hatte. Auf dem Heustadel war Platz genug für den Loysel und bei der Nachtsuppen, die das Mareile gar gut kochen konnte, hätten noch Drei satt gehabt.

„Morgens hat er sich bedankt und das Mareile hat ihm die Hand geben zum Adjes und als er leise fragt: Mareile, darf ich 'mal wiederkommen? ist das Mareile roth worden, hat gesagt: Siehst denn nicht, daß der Weg offen ist? und ist ins Haus gelaufen.

„Da hat der Loysel schon gewußt, daß das keine abschlägige Antwort war und ist fröhlich fortgangen.

„Der Loysel war aber nicht bloß ein Gamsjäger, sondern auch ein Erzraufer und überall bekannt. Hatte viel gehört von dem Klausmareile und wie schön es sey, aber auch, wie stolz, und hatte sich vorgenommen, es heut' mal zu sehen. Daß es ihm unterwegs so ins Maul laufen thät, hat er aber nicht wissen können; war ihm aber desto lieber. Die Lieb hat er mit heimgebracht zu seiner Frau Mutter, hat indeß nichts gesagt. Sie saß ihm aber sieben Klafter tief im Herzen, wie's in dem Schnaderhupfl heißt:

> Du herzig, schön's Dienderl,
> Du liegst mir im Sinn,
> Du liegst mie im Herzen
> Sieben Klafter tief drin;
> Und wenn i Dich sehe
> So hebt's mie die Brust
> And ich juchze, Juchheisa!
> Juchheisa! vor Lust!

„Daheim hat er keine Ruh gehabt und meint', er müßt alliwil nach der Klaus laufen, um das schöne Mareile zu sehn, aber auch bei dem Mareile stands nicht, wie vordem; denn es'

ist stille und nachsinnend 'rumgangen und thät alsfort seufzen, daß selbst der Klausbauer meint, der Loysel hab's ihm angethan.

„Keine drei Tag waren ins Land gangen, so war auch der Loysel wieder da und that, als käm er von der Gamsjagd, und das Mareile sah ihn eintreten in des Klausbauern sein Haus und wurde roth bis an's Ohrläpple, aber sie ist nicht herbeigangen. Drauf hat er sie aufgesucht, hat mit ihr gescherzt und gekoset und das gefiel dem Mareile, weil er nicht von Lieb schwatzt, denn das konnt' sie nicht leiden, weils die Andern alle thaten. Und als er fortging, sagt er: Auf Wiedersehn! Und das Mareile nickte dazu und das war auch noch Keinem passirt."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ausspruch von dem Knesebeck's über die Türken und die Türkei.

(In einem Briefe desselben an Frhrn. v. Stein.)

Wir theilen hier aus der „Mittelrh. Ztg." das Urtheil eines Altpreußen von altem Schrot und Korn mit, gegen den die neupreußischen Türkenhetzer keinen Einwand erheben können. Der spätere Generaladjutant von dem Knesebeck theilte aus Wien unterm 28. September 1814 dem Freiherrn v. Stein seine Ansicht über die Neugestaltung Europas mit. Er wollte die Türken als integrirenden Bestandtheil der europäischen Konföderation, als südeuropäische Hauptmacht rezipirt wissen. Er sah den Einwurf voraus: Die Türken also in Europa! und beantwortete ihn folgendermaßen:

„Ja! die Türken in Europa!

„Was haben Euch denn die Türken gethan? Sie sind ein kräftiges, biederes Volk. Seit Jahrhunderten bei sich, wenn Ihr sie nur ungestört laßt. Es ist Vertrauen auf sie; haben sie je Euch hintergangen, sind sie nicht redlich, offen in ihrer Politik? Tapfer und kriegerisch zwar, ja, aber aus mehr als einer Ursache ist dieß heilsam und gut. Sie sind die beste Vormauer gegen das Andringen der asiatischen Uebervölkerung; und gerade dadurch, daß sie einen Fuß in Europa haben, halten sie jenes Andringen ab. Würden sie weggetrieben, würden sie selbst drängen. Denkt sie Euch einmal fort. Was würde entschieden? Entweder würde Rußland oder Oesterreich jene Länder bekommen, oder ein besonderer griechischer Staat dort begründet werden. Wollt Ihr also Rußland noch mächtiger machen? auch von dieser Seite Euch den Koloß auf den Hals ziehen? Seyd Ihr noch nicht zufrieden, daß es allmälig seinen Fuß von der Wolga zum Niemen, vom Niemen zur Weichsel vorgeschoben, und jetzt ihn wahrscheinlich bis zur Warthe setzen wird! Und wenn dieß nicht ist, wollt Ihr Oesterreichs Kraft die Richtung nach Asien geben und es dadurch für die Erhaltung des Centrums, für den Andrang von Westen schwach oder gleichgültig machen? Ruft Euch nur die Lage der Vorzeit, Johann Sobiesky's, Eugen Savoyen's und Montecuculy's Zeiten zurück. Wodurch hat Frankreich zuerst Feld über Deutschland gewonnen, als dadurch, daß Oesterreichs Kraft immer gegen das Andringen von Asien Front machen mußte? Wollt Ihr diesen Zustand wieder herbeiführen und noch vermehren dadurch, daß Ihr es Asien näher bringt? Einen eigenen griechischen Staat also bilden! Würde dieß die Lage Europas bessern? Würde nicht bei der Schlaffheit, in die dieß Volk versunken ist, Europa im Gegentheil immer unter den Waffen seyn müssen, um es gegen die wiederkommenden Türken zu schützen? Würde Rußlands Einfluß auf diesen Staat durch Religion, Handelsverkehr und Interesse nicht immer Griechenland nur zu Rußlands Kolonie machen? Laßt die Türken also lieber wo sie sind, und erweckt die unruhige Kraft nicht, wenn sie ruht! „Aber, ruft ein wohlmeinender Philanthrop, die Menschheit wird dort gemißhandelt! Der schönste Theil der Erde, das alte Athen und Sparta ist von Barbaren bewohnt!" — Es ist wahr, mein Freund, die Menschheit wird jetzt dort (d. h. 1814!) gespießt und strangulirt: aber sie wird auch anderwärts noch gekantschuht, geprügelt, gegeißelt und verkauft. Ehe du änderst, bedenke, ob du auch bessern würdest? ob Kantschuh, Korporalstock und griechische Falschheit leichter in ihren Streichen seyn werden als die seidene Schnur und ein Firman? Schaffe mir also erst jene Dinge und den Sklavenhandel aus Europa und beruhige dich über die Rauhheit des Türken. Seine Rauhheit hat Kraft, sein Glaube gibt Muth; und wir brauchen Kraft und Muth, um nicht ruhig den Moskowiter bis zur Warthe sich vorschieben zu sehen!"

Sir Charles Napier.

(Aus der National-Zeitung.)

Für die Eigenthümlichkeiten des Sir Charles Napier, der die englische Ostseeflotte gegen Rußland befehligen wird, ist die folgende Anekdote sehr bezeichnend, welche Lord Palmerston bei dem Bankett im Reformklubb am 7. März erzählte und die wir schon kurz erwähnten. Ihm selbst ist sie, wie er sagte, von dem verstorbenen Lord William Russel erzählt, der ebenfalls Militär und Diplomat war, und während des Krieges von Don Pedro gegen Don Miguel mit Sir Charles sich in Portugal befand.

W. Russell begegnete eines Tages in der Nähe von Valenza, der nordwestlichsten Gränzfestung von Portugal, nahe am Ausfluß des Minho, ungefähr vier Meilen von der Seeküste, die sich noch in den Händen der Miguelisten befand, drei etwas sonderbar aussehenden Personen, einer voran, zwei etwas hinterdrein, alle drei mit Büchsen bewaffnet und im Kostüm englischer Blaujacken. Es schien, sie wollten auf die Jagd gehen; aber es war nichts zu jagen, sie hatten keine Hunde und sahen auch eigentlich gar nicht wie Jäger aus. Als er näher kam, erkannte W. Russel in dem Vorangehenden seinen alten Dutzbruder Napier. „Zum Teufel, Charles, was habt Ihr vor?" — „Nun, Bill, ich habe Expedition gegen Valenza vor." — „Aber, Charles, Ihr wißt doch, daß Valenza eine Festung ist, daß man gegen Festungen eine regelrechte Belagerung führen, Laufgräben eröffnen, Batterien errichten und Bresche schießen muß, um endlich Sturm laufen zu können, und Ihr habt ja weder Truppen noch Geschütze bei Euch?" — „Seht Ihr, Bill, Eure Transcheen-Weitläufigkeiten, denke ich, könnten einmal überflüssig seyn; ich habe mir diese zwei handfesten Blaujacken mitgenommen, und wir Drei wollen 'mal sehen, ob wir nicht mit unseren Schiffsflinten das Ding da nehmen können, das Ihr eine Festung nennt." — Sie trennten sich, und Sir Charles rückte mit seiner Armee vor. Das Ende von der Geschichte war, in seiner körnigen englischen Seemannsmanier erzählt, folgendes: Die Portugiesen sind brave, aber sehr kluge Leute, und der portugiesische Offizier, der in Valenza kommandirte, war durchaus ein matter of fact Mann, einsichtig und praktisch. Sir Charles parlamentirte mit ihm, stellte ihm vor, daß, wie die Sachen standen, so wie so nicht zu halten war, und daß eine schnelle anständige Kapitulation das Beste wäre. Die Sache kam zu Stande, und Napier hatte ohne die Umständlichkeiten militärischer Technik mit drei

Büchsen und zwei Blaujacken die portugiesische Minho-Festung genommen.

Franz Adolf Werner,

Handlungsgehülfe und einer der größten Sprachenkenner unserer Zeit, geb. den 13. Juli 1813, gest. den 26. Sept. 1852.

(Fortsetzung.)

Werner lernte unterdeß auch Hebräisch und erhielt von seinem Vater im Herbst 1832 die Erlaubniß, sich nach Paris zu begeben, um daselbst seine Sprachstudien fortzusetzen. Hier wurde seine ausgezeichnete und eigenthümliche Geistesrichtung von den größten Meistern rasch anerkannt, und Sylvestre de Sacy, bei welchem er Arabisch und Persisch trieb, Amadée Jaubert, dessen Unterricht im Türkischen er genoß, so wie Stan. Julien, bei welchem er chinesisch lernte, haben ihm mehrfach Beweise ihres Vertrauens auf seine wissenschaftliche Zukunft gegeben. Allein kaum war er etwas tiefer in seine Studien eingedrungen, als sein Vater seine Nachgiebigkeit bereute. Schon 1833 mußte Adolf Paris wieder verlassen, um sich von neuem dem Kaufmannsstand zu widmen; er sollte den Vater im Geschäft unterstützen, wurde aber zunächst in einem holländischen Hause in Amsterdam als Volontair untergebracht. Hier benutzte er seine Zeit und die Verbindungen seines Hauses mit Norwegen und Schweden, um sich in der holländischen, schwedischen und norwegischen Sprache recht festzusetzen. 1835 wurde er nach Frankfurt zurückgerufen, um in des Vaters Geschäft thätig zu seyn, welches aber noch in demselben Jahr nach Geißenheim verlegt ward. Hier kam es zwischen Vater und Sohn zum Bruch. Eine kurze, von einem näheren Freund des Verstorbenen herrührende Notiz spricht sich über diesen Bruch folgendermaßen aus: „War schon in Frankfurt das Zusammenleben mit dem äußerst heftigen Vater Adolf fast unerträglich gewesen, so mußte dieß noch weit mehr der Fall seyn in Geißenheim, wo Zerstreuung nur im Umgang mit andern gebildeten Leuten zu finden gewesen wäre, ein Genuß, der den Gliedern der Werner'schen Familie von jeher untersagt war. Kein Wunder also, wenn Adolf es nicht aushielt, sondern auf Mittel sann, Leib und Seele vor Verkümmerung zu wahren." Leider wählte er nicht die passenden. Wenn man sein ganzes Leben übersieht, so gelangt man rasch zu dem Schluß, daß dieß der gewissermaßen vom Schicksal zum eigentlichen Wendepunkt ausersehene entscheidende Augenblick war. Hätte sich Adolf in Folge dieses Bruchs entschlossen, mit ganzer Macht sich einzig seinem Wissensdrang hinzugeben, sich dabei auf die reichen Sprachkenntnisse zu stützen, die ihm an einem größeren Ort, vornehmlich in Paris, zunächst ein bescheidenes, aber hinlängliches Auskommen gesichert haben würden — die Wissenschaft würde nach meiner festen Ueberzeugung die Fruchtlosigkeit eines so reich begabten Lebens nicht zu beklagen haben. Diesen Entschluß, zu welchem er sich später unter viel ungünstigeren Umständen gezwungen sah, faßte er damals — wo ihm die günstigsten Verhältnisse zur Seite standen, insbesondere die noch frische Bekanntschaft der bedeutendsten Sprachkenner in Paris — leider nicht. Ob ihm bei seiner an seinen Onkel erinnernden Bescheidenheit, vielleicht auch Unerfahrenheit, die Möglichkeit, sich auf diesem Wege dem Ziel seiner Wünsche zu nähern, damals noch gar nicht einfiel, oder ob er, der Sohn reicher Eltern, völlig unbekannt mit Lagen, an die sich armer Leute Kind so leicht gewöhnt haben würde, auch nur vor der Möglichkeit momentanen Mangels zurückschreckte, kann ich, da mir alle genauern Data aus jener Zeit fehlen, nicht entscheiden. Anstatt, nachdem er sich unabhängig gemacht, seinen Lieblingen, den Musen, sich auf Gnade und Ungnade zu übergeben, trat er nun freiwillig, sey es auch nur, um sich vor leiblicher Noth zu schützen, in den Beruf, der ihm das schwerste Joch zu seyn schien; er ward Handlungsgehülfe in Frankfurt (September 1835). Dieser Schritt war entscheidend. Obgleich er auch in allen folgenden Wechselfällen seines stillen und doch so bewegten Lebens seiner heimlichen, aber reich genährten Liebe zur Wissenschaft und Kunst treu blieb und ihr jeden Augenblick, den er Berufsarbeiten oder seinem Schlafe abzusparen vermochte, zum Opfer brachte, so liegt doch sein wissenschaftliches Leben seit dieser Zeit in einer gewissen Agonie, aus der es sich zu kräftiger Entfaltung nicht mehr zu erheben vermochte. Ich kann daher rasch über seine weiteren Schicksale hinweggehen, um mich zu den von ihm hinterlassenen Arbeiten zu wenden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In Berlin sind des Nachts Diebe bei dem Seidenhändler Mannheimer eingebrochen und haben für 10,000 Thlr. Waaren zusammengepackt. Das Dienstmädchen hört ein Geräusch, sie kommt noch zu rechter Zeit, einen der Diebe, der eben für 1500 Thaler Waaren unterm Arm hat, festzuhalten und Hülfe zu rufen. Jetzt sind auch die andern Diebe und Hehler entdeckt und bereits eingezogen.

Wer sein Glück machen will, muß preußischer Schulmeister werden. Die königl. Regierung zu Erfurt hat auch nicht über Einen Schulcandidaten zu gebieten und muß sich mit Auswärtigen behelfen. (Dorfz.)

Wer sich ein anschauliches Bild von der electro-magnetischen Telegraphie machen will, der muß bei Hrn. Berta aus Mainz in die Schule gehen. Derselbe reist mit einem vollständigen Apparat in den deutschen Schulen umher und versteht es, der Jugend die Sache recht lehrreich darzustellen.

In Bayern kann man noch ein sehr beschauliches und erbauliches Leben führen; denn an Klöstern ist kein Mangel. Es gibt im Lande 5 Collegiatstifte mit 64 Mannsklöstern von 8 verschiedenen Orden, dazu 124 Nonnenklöster von 18 verschiedenen Orden. Das sind zusammen 193 Klöster. Davon kommen auf Ober- und Mittelfranken und auf die Pfalz 13, auf die 5 übrigen Provinzen 180 und auf Oberbayern allein 64. (Dorfz.)

(Aus der Pfalz, 14. März.) Vorgestern erhängte sich in der Gemeinde Flomersheim ein junger Mann in seiner Scheuer und als ein zufällig hinzugekommener guter Freund desselben ihn noch rechtzeitig abgeschnitten und von dem nahen Tode errettet hatte, drohte er demselben mit Erstechen, wenn er ihn weiter an seinem Vorhaben verhindere. Als dieser hierauf, um nach Hülfe zu suchen, die Scheune einige Minuten verlassen hatte, fand er bei seiner Rückkehr seinen Freund wieder an derselben Stelle hängen. Auch dießmal schnitt er ihn sogleich los, vom Tode aber konnte er ihn nicht mehr erretten. (Pf. Z.)

(Dresden, 14. März.) Gestern Vormittag ist die von dem hiesigen landwirthschaftlichen Kreisverein veranlaßte allgemeine Versammlung sächsischer Landwirthe unter sehr zahlreicher Theilnahme der Letztern in Thiemes Hotel hier eröffnet worden. Mehreren in der gestrigen Sitzung abgehaltenen Vorträgen wohnte der Minister des Innern, Staatsminister

Frhr. v. Beust, bei, welcher auch an dem gestern Mittag in gedachtem Hotel veranstalteten Festmahle Theil nahm.

Die Nichtigkeitsbeschwerde des in Gießen zum Tode verurtheilten Ludwig Emmel aus Eichelsdorf wurde in der Sitzung des großh. hess. Cassationshofes vom 13. d. verworfen.

In Frankreich ist jetzt seit 1789 das Soldatenmaß zum drittenmal heruntergesetzt worden. Die Leute fragen, ob's daran liegt, daß Frankreich mehr Soldaten braucht als früher, oder ob die große Nation kleiner geworden ist?

Das beste Geschäft im langen Carneval in Würzburg machte das Leihhaus. Der Zudrang der Kunden war so groß, daß noch ein Saal gemiethet werden mußte, um alle die Pfänder unterzubringen. Wie in Flachsenfingen versetzten Viele Hemd und Bett, um Handschuhe und Musik und was dazu gehört, bezahlen zu können. (Dorfz.)

Korrespondenz.

Aus der Pfalz, 12. März.

Auf unsern Tabaksmärkten herrscht schon seit längerer Zeit eine ziemliche Flauheit, namentlich seit sich die österreichische Regie, deren Auftrag an das jenseitige Consulat nur auf eng limitirte Preise zu lauten scheint, wieder gänzlich zurückgezogen. Trotzdem ist noch viel Tabak abgehängt, geringerer Sorte nämlich, denn die bessere und namentlich Deckblatt ist vergriffen. Sind nun an diesem Mangel an Nachfrage in vorderster Reihe allerdings die zu hoch gespannten Preise schuld, indem für Schwergut 12—13⅓ fl., für Pfeifengut bis 15 fl. per Centner verlangt wird, so ist doch anderseits nicht in Abrede zu stellen, daß auch das rigorose Auftreten gegen die Käufer, im Falle etwaiger Differenzen mit dem Verkäufer, mit dazu beiträgt, von dem Besuche unserer Tabaksmärkte abzuschrecken. Will der Käufer, weil von Seiten des Verkäufers nicht an den Stipulationen des Kaufcontracts festgehalten wurde, indem z. B. die Buschelzahl eine unrichtige, seinerseits sich nun auch nicht dazu verstehen, so genügt eine einfache Beschwerde resp. Anzeige, und es wird ohne Weiteres gegen ihn, dem man nun einmal die praesumtio mali an die Seite zu stellen scheint, vorgeschritten. Daß ein derartiges Roersal-Verfahren zu Gunsten des Einheimischen nicht ohne große Handelsnachtheile bleiben kann, ist außer Zweifel.

Literatur- und Kunst-Notizen.

Meyerbeers „Stern des Nordens" macht in Paris so viel Aufsehen, daß die Billets für die nächsten zwanzig Vorstellungen bereits verkauft seyn sollen. Dieß darf uns nicht wundern, denn die Pariser sind geborne Theaterfreunde und das Sujet der neuen Oper ist so abenteuerlich und effectvoll, daß es für die Schaulust wie für die Spannung des großen Publikums wohl nicht ergiebiger seyn könnte. Dazu noch einige Zeitbeziehungen, sowie die gefeierten Namen von Scribe und Meyerbeer, — wie könnte da ein glänzender Erfolg ausbleiben?

Der „Katechismus der Phrenologie" von Scheve (3. verb. Aufl. mit Abbild., Leipz., Weber) zeigt deutlich, wie der Verf. seine Aufgabe als eine Mission betrachtet. Er will überzeugen, nicht überreden. Die bis jetzt gegebenen Sätze seiner Wissenschaft betrachtet er selbst nicht als unabänderlich festgestellt. Die Beobachtung der feinsten Lebensorgane (der „Geistesorgane") ist in raschem Fortschritt begriffen; aber ihr Weg ist fest bestimmt durch den Grundsatz: daß der Geist die höchste Aeußerung des menschlichen Organismus ist und nur in und mit diesem beobachtet werden kann. Wer das Seelenleben von seinen Trägern im Gehirne u. s. w. unabhängig darstellt, gibt statt der Wissenschaft eben nur eine wirklich hirnlose Theorie.

Alex. Dumas lieferte in seinem Werke: Le dernier Roi des Français ein würdiges Seitenstück zu der bekannten französischen Uebersetzung des „Götz von Berlichingen" durch „Idole de Berlichingen", indem er über Goethes Werke nachstehendes Urtheil fällt: „. . . Um jene Zeit verfaßte Goethe diesen Katechismus des Zweifels, welchen man Faust nennt, ein schwaches Werk und unzusammenhängend in der Composition, wie alle Werke Goethe's, aber merkwürdig in der Ausführung."

Frankfurt a. M.

Der am 18. Dec. v. J. abgehaltenen Generalversammlung des Frankfurter Kunstvereins wurden u. A. folgende Mittheilungen gemacht: Die Zahl der hiesigen Aktionäre ist 614 mit 609 Aktien, der auswärtigen 170 mit 194 Aktien; dazu kommen noch 84 Aktien, welche im Tausch von 15 auswärtigen Kunstvereinen genommen worden. Die Einnahme für die Verloosung belief sich auf 4586 fl. 28 kr., die Ausgabe auf 4088 fl. 9 kr. Zur Verloosung kamen 15 Oelgemälde, 5 Aquarelle und 27 Kupferstiche und Lithographien. — Die Kasse für öffentliche Werke hatte über 6374 fl. 2 kr. zu verfügen; verausgabt hiervon wurden nur 116 fl. für die Büste Klingers im Bürgervereine. — Nach Beendigung dieser Mittheilungen kam der Vorschlag wegen Abänderung des §. 5 zur Discussion und Abstimmung, wonach anstatt jedes Jahr ein Vereinsblatt an die Mitglieder zu vertheilen, künftig nur alle zwei Jahre ein solches und vorzüglicheres ausgegeben werden soll. Dieser Antrag wurde von allen anwesenden Mitgliedern angenommen.

Der israelitische Frauen-Verein dahier gibt in seinem soeben erschienenen sechsten Bericht wiederum ein erfreuliches Zeugniß von dem Gedeihen wohlthätiger Wirksamkeit in hiesiger Stadt. Noch nicht volle sieben Jahre bestehend, hat es der Verein, von ganz geringem Anfange ausgehend, dahin gebracht, daß er noch einer im Laufe seines Bestandes für die Erziehung unbemittelter Mädchen bereits verausgabten ansehnlichen Summe mit einem Kapital von über 6700 fl. das Jahr 1853 schließen konnte. Im letzten Jahre allein sind ihm außer den laufenden Beiträgen über 1700 fl. an Geschenken zugeflossen und das Haus Rothschild hat demselben ein Kapital von 3000 fl. überwiesen. Die Leistungen der Stiftung, welche nunmehr zu einer selbstständigen Anstalt sich erhoben hat, werden von Hrn. Dr. J. M. Jost in dem erwähnten Berichte ausführlich dargestellt, und wir wünschen diesem die verdiente theilnehmende Aufmerksamkeit, so wie dem menschenfreundlichen Wirken des israelitischen Frauen-Vereins weitern gedeihlichen Fortgang.

Bei der wieder im starken Zunehmen begriffenen Auswanderung nach Amerika und andern Welttheilen dürfte es nicht unzweckmäßig erscheinen, die Europamüden, so wie überhaupt alle Reisenden aus unserer Umgebung auf die von unserm Mitbürger Hrn. F. F. Schneider verfertigten Bouillontafeln aufmerksam zu machen, deren erst unlängst in der „Auswanderungszeitung" — als eines höchst einfachen, zweckentsprechenden Mittels, sich in wenig Augenblicken eine kraftvolle Suppe verschaffen zu können — von einem Ausgewanderten so rühmliche Erwähnung geschehen ist. Dieselben sind fortwährend sehr begehrt und können für alle Fälle, wo eine kräftige Tasse Fleischbrühe sonst nicht zu haben wäre, als eine gesunde, nahrhafte Essenz bestens empfohlen werden.

Theater-Anzeige.

Freitag, 17. März. Ein Lustspiel, Lustspiel in 4 Akten von R. Benedix. (Gastrolle) Franziska Heimwald: Fräul. Brandt vom Stadttheater zu Zürich.

Samstag, 18. März. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth. von Mozart.

Sonntag, 19. März. (Zum ersten Male): Die Phrenologen, Lustspiel in 1 Akt, von R. Benedix. (Gastrolle) Ottilie: Fräulein Brandt. Hierauf (zum ersten Male): Eine orientalische Frage, Posse in 1 Akt, von D. Kalisch. Zum Schluß (neu einstudirt): Die Wiener in Berlin, Liederposse in 1 Akt, von Holtei.

Montag, 20. März. Zum Benefize für den artistischen Direktor Herrn Mühling: Jubel-Ouverture von C. M. von Weber. Hierauf: Festspiel, zum Andenken Carl Maria von Webers von Harold von Brackel, mit lebenden Bildern. Hierauf: Der Freischütz, romant. Oper in 4 Akten, Musik von C. M. v. Weber. Mit neuen Dekorationen, Maschinerien und Kostümen. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 67. Samstag, den 18. März 1854.

An der Klause.

Eine Reise-Erinnerung aus dem Jahre 1852. Von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

„Von der Zeit an hat das Mareile oft von seinem Fensterl ausgeschaut auf den Weg, den der Loysel kommen mußt' und es war grad, als ob's ihn hätte herbeigucken mögen.

„Damals sagt der Klausbauer zu seiner Frau: Crescenz, was meinst', mit dem Mareile und dem Loysel ist's nicht just und geheuer. Ich glaub', der hat mit seinen großen, hellen Augen einen Kernschuß gethan? Hätt' nichts dawider, denn der Bub ist brav und wenn er auch arm ist und seine Frau Mutter eine arme Wittib, so trägts nichts aus, denn ich denk', wir geben dem Kind so viel, daß sie bestehen können. Mein Bruder erbt doch genug.

„Laß es gehn, Nazi, hat die Klausbäuerin geantwortet, wie Gott will. Förder's nicht und hemm's nicht. Gott wird's mit dem Kind schon so machen, wie's ihm gut ist. Red'st Du mit ihm davon, so weiß ich schon, daß es das Köpfel laufen läßt, denn es ist wild, wie ein Gamsthier und will nicht beirrt seyn, und stolz ist es, wie eine Gnädige. Es will halt alleweg seinen eigenen Weg gehn. Führt sie Gott zusammen, so soll mir's recht seyn.

„Das hat sich der Klausbauer hinters Ohr geschrieben, wo's keine Lawine ausrutschen mag. Er sah's ein, daß seine Frau, die Crescenz, eine gescheidte Frau war, die wohl wußt, wie's in einem Weibsherzen aussehen thät.

„Als nun der Loysel wieder kam, bracht' er dem Mareile ein Kruzifixel mit, so klein, daß sie's hat anhängen können, und doch so wunderschön, daß man sich davor hätt' niederknieen mögen, und war aus Elfenbein geschnitzt und das hatte er selber gemacht in acht Tagen oder etwas mehr. Da hat erst das Mareile und der Klausbauer gesehen, wie geschickt der Loysel war. Das Mareile hat's vor Andacht und Pläsir geküßt und hat ein schwarz Seidenbandel dran gemacht und hat's Sonntags umgehängt. Da hat's der Bruder Kapuziner gesehen, der zu selbiger Zeit auch ein steinalter Herr ist gewesen und hat's verwundert betrachtet und hat sich bei dem Loysel auch eins bestellt, aber größer, für in das Tabernakel in die Kapelle und das hat er ihm gemacht, überaus schön und hat's in die Kapelle gestiftet und von da an war er Hahn im Korb bei dem Pater Florian, dem Kapuzinerbruder, der in der Klaus Meß' las; aber bei dem Mareile auch. Und das macht' sich so langsam, aber so sicher, daß es noch nicht Ostern war, so durft' der Loysel schon an's Fensterl kommen und that's auch.

„Da ist's denn schnell durch die Berg und Thäler gelaufen, der Loysel aus dem Loisachthal, der Wittib Sohn, der Hungerleider und Bettelbub und Lump, der die Gamseln schnappt auf der Tyroler Seit, daß er Brod kriegen thät, der sey des Mareiles in der Klaus Liebster und das gab einen grimmigen Neid und Haß bei den Buben, denn es war manch' Reicher dabei, der das Madel genommen hätt', ob's gleich keinen Vater hatte und keine Mutter und ein Findling war. Da hatten viele Gift im Herzen gegen den Loysel und schwuren ihm Rache und Verderben.

„Als nun Ostern nahe war, kam der Loysel mit seiner Frau Mutter nach der Klaus und freiet um das Mareile, wie es der Brauch und die Ordnung ist. Und der Klausbauer und seine Frau rufen das Mareile und fragen's, ob's dann den Loysel möcht?

„Darauf hat es kurz gesagt: Wenn der Herr Vater und die Frau Mutter nichts dawider hätten und des Loysel seine Frau Mutter es zufrieden wär', so wollt's schon seine Frau werden. Und so ist's denn fertig worden und der geistliche Herr, der Pater Florian, hat Verlobniß gehalten und es biß keine Maus mehr das Band entzwei, und Niemand war so glücklich, wie die Zwei, die sich so lange schon lieb hatten.

„Das ist denn wieder wie ein Lauffeuer durch die Berge und Thäler gelaufen und in die Sennhütten auf den Almen droben, und überall kochte den Buben das Blut, daß so ein Strolch aus dem Loisachthal käme und holte ihnen die Blume vor der Nasen weg, die so eine reiche Morgengab empfing von dem Klausbauern, der sehr reich war, und schwuren Rache und Verderben dem Loysel.

„In der Klaus hat das Niemand geahnt. Sie waren froh und glücklich und das Mareile nähete Tag und Nacht und der Klausbauer griff tief in seinen Geldsack, wo die alten Zwanziger saßen, und die Klausbäuerin in die Truhe, wo sie ihr Weißzeug aufbewahrt', Alles, um des lieben Mareiles Haushalt herzurichten, denn nach Ostern, wenn die geschlossene Zeit herum wäre, sollt' Hochzeit seyn, aber das Mareile und der Loysel sollten bei der Klaus bleiben und im Haus bei den Alten wohnen, bis sie todt wären, wo dann der Hof sollt' kommen an die rechten Erben. Da konnten sich die Jungen etwas sparen und machen, daß sie hinterher, wenn die Alten todt wären, sich gut stünden.

„Ich weiß nicht, ob etwas auskam von Dem, was die Buben vom Karwendel und Wetterstein, von der Scharnitz, Mittenwald, Seesfeld, ja bis Zierl 'nunter, in's Innthal, gegen den Loysel im Schilde führten. Nun, sie würden schwerlich ihren Zorn verschluckt haben; denn der Loysel kam nicht mehr, ohne seinen Stutzen und das Mareile war gar oft traurig und voll Furcht und flehet ihn an, daß er nicht zur Nachtzeit ginge, und gar oft hat man's gesehen, wie's in der Kapelle vor dem Altar lag und betete in der Angst seiner Seele um seinen Loy-

sel, der sein Ein und sein Alles war. Der Loysel lacht dräber und sagt: Du dalket Dienderl, die Hund beissen nicht, die arg bellen! Laß sie schelten! Du bist mein und wer mit mir was will, mag kommen!

„Der Loysel hat aber im Bayerland etwas gegolten bei den Buben und er führt sie überall an und wer ihm an den Kragen wollte, hätt's mit ihnen Allen zu thun gehabt.

„Als sie nun hörten, wie die drüben giftig wären auf den Loysel und ihm drohten, kamen sie zum Loysel und sagten, er dürfe nun nimmer allein gehn. Und wenn er zur Klaus kam, so kamen allemal drei oder vier mit, die ihm als Schutz dienten.

„Hiee z'Land weiß Jeder, daß aller Hader zwischen den Buben getragen wird bis zu einer Wallfahrt, wo dann Alles zusammenströmt von nah und fern, und wenn das Kirchfest vorüber ist, es an's Tanzen und Raufen geht.

„Die Ostern sind in selbigem Jahr weit im April gewesen, aber nicht die Hochzeit des Mareile, denn die Klausbäuerin war sehr krank und das dauerte bis gegen Johannistag, da war sie wieder auf den Beinen. Und nun war die Wallfahrt nah und der Klausbauee meinte, man solle doch den Tumult vorübergehen lassen und erst Hochzeit halten, wenn's vorbei wäre. Das ging freilich gegen Loysels Meinung und wie es im Herzen vom Mareile aussah, wußt auch Keiner; aber sie mußten sich fügen und so blied's festgesetzt bis nach der Wallfahrt.

„Vor der Wallfahrt grauets dem Mareile. Vielhundertmal hatt's den Loysel gebeten, er sollt' nicht kommen zur Wallfahet, aber allemal hatte er geantwoetet: Soll ich mich in's Mauslöchel verkriechen, wie's im Schnaderhupsl und Trotzliedl heißt, wenn die Maulfechter kommen? Hast Feeud' an Einem, der feig ist, Mareile? — Ich weiß schon, sie kommen mit einem Haufen. Schon gut, mit mir kommt auch Einer und die aus dem Loisachthal halten, was sie fassen.

„Da hat das Mareile geweint, denn es hat ihm geschwant, daß es ein Unglück gäb' und hat nur darum gefleheț, daß er nicht zu raufen anfinge und kein Schildhahnschweif am Hütl trüge bei dem Wallfahrtsfest.

„Das hat er ihr versprochen und hat ihre Angst belacht, aber damit hat er das arme Kind nicht frei gemacht von seinen Sorgen und Aengsten."

(Schluß folgt.)

Franz Adolf Werner,

Handlungsgehülfe und einer der größten Sprachenkenner unserer Zeit, geb. den 13. Juli 1813, gest. den 26. Sept. 1852.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1837 verheirathete sich Werner und nahm ein Jahr darauf die Stelle eines Korrespondenten in einem Weingeschäfte in Geißenheim an. Hier traf er wieder mit seinen Eltern zusammen, deren Stolz sich durch seine untergeordnete Stellung verletzt fühlte. Dieß veranlaßte Freunde, ins Mittel zu treten, und es gelang ihnen nach und nach, eine Versöhnung zwischen Eltern und Sohn zu Stande zu bringen. In Folge derselben erhielt er von seinem Vater ein kleines Kapital, um sich als Weinhändler in Mainz zu etabliren. Dieß geschah im Jahre 1840 und er stand seinem Geschäfte bis 1847 vor, während welcher Zeit er mit seinen Elleen größtentheils einträchtig in einem Hause lebte. In diesen Jahren war es auch, wo er sich wieder brieflich an mich wendete, und von da an dauerte unser brieflicher Verkehr bis zu seinem Tode. Zurückhaltend jedoch, wie ich ihn auch früher gefunden hatte, berührte er seine Lage und Familienverhältnisse nur sehr im Allgemeinen; vorwaltend berichtete er über seine Lectüre und wissenschaftlichen Bestrebungen und knüpfte daran Fragen, welche jedoch größtentheils nur Literar-Historisches betrafen. Es ließ sich daraus entnehmen, daß seine alte Liebe nichts weniger als erstorben war; er las sehr viel und, wie sich aus seinen hinterlassenen Heften eegibt, arbeitete er gerade in diesen Jahren meheere seiner kleinen Grammatiken aus; nach seinen Beiefen zu urtheilen, schien er sich damals insbesondere nur mit Theorie der Musik beschäftigt zu haben; ob sich darüber etwas mehr oder weniger Vollendetes in seiner Hinterlassenschaft finde, habe ich bis jetzt nicht mit Sicherheit herausbringen können; daß er damals aber selbst den Mechanismus der Instrumente sorgfältig erforschte, bezeugt der Umstand, daß er in dieser Zeit für ein verbessertes Hornventil einen Preis erhielt. Seine kaufmännische Thätigkeit betrachtete er als den Weg zur Begründung einer selbstständigen Existenz; sobald er dieß Ziel erreicht haben würde, wollte er sich seinen Liebtingsneigungen undeschränkt hingeben. Allein jeder menschliche Beruf scheint gebieterisch eine vollständige Hingebung, ein vollständiges Vertrauen auf seine eigene Macht und Würde zu verlangen. Wie Weener entschieden irrte oder fehlte, als er die Nothwendigkeit verkannte, für seinen Beruf für Kunst und Wissenschaft Alles in die Schanze zu schlagen, so ließ ihn auch seine kaufmännische, widerwillig geübte Thätigkeit, unwillig gewissermaßen über ihre Herabwürdigung und ihren Mißbrauch, niemals dem Ziele, welches er durch sie zu erreichen hoffte, auch nur nahe kommen. — Am Ende des Jahres 1846 kündigte ihm sein Vater, ohne daß sich eine besondere Veranlassung erkennen ließ, die ihm vorgeschossenen Kapitale. Werner sah sich dadurch genöthigt, sein Geschäft aufzugeben. Die rasche Abwickelung fühete Verluste herbei, so daß ihm nur sehr wenig blieb. Jetzt faßte er den Entschluß, nach Paris zu gehen, um sich und seine Familie durch seine wissenschaftlichen Kenntnisse zu ernähren. Im März 1847 kam ee daselbst an; allein seine Hoffnungen auf einen raschen und genügenden Erwerb durch diese Mittel wurden, wie sich hätte voraussehen lassen, getäuscht und er durfte sich glücklich schätzen, daß seine mercantilischen und Sprachkenntnisse ihm eine Stellung als Korrespondent im Rothschild'schen Hause verschafften. In demselben Jahre noch, im December, staeb sein Vater mit Hinterlassung eines höchst beträchtlichen Vermögens. Vielleicht würde Werner, wenn er noch diesen kurzen Zeitraum in Eintracht mit seinen Eltern gelebt hätte, das Ziel seiner Wünsche — im Besitz einer unabhängigen Existenz sich ganz seiner Lieblingsthätigkeit hingeben zu können — erreicht gehabt haben. Allein sey es durch seine Abwesenheit und das ihr vorhergegangene Zerwürfniß oder, wie Werners Briefe behaupten, durch den Einfluß seiner ihm feindlich gesinnten Mutter: sein Vater hatte ein Testament hinterlassen, kraft dessen die Mutter mit voller Dispositionsfähigkeit zur Erbin eingesetzt war. Diese war zu keiner Versöhnung mit dem Sohne, selbst nicht zu einer Beihülfe zu bewegen. Sie geht vielmehr — nach brieflichen Mittheilungen von Seiten Werners und seiner nachgelassenen Notizen — mit der Absicht um, das ganze Veemögen einem ganz fremden jungen Manne zuzuwenden. In Folge davon entstanden Prozesse, welche Werner's geringe Mittel nur noch mehr schmälerten, bei seiner leicht erregbaren Natur ihm tiefen Kummer und Sorge bereiteten, seine Gesundheit angriffen und selbst jetzt nach seinem Tode noch fortdauern. So wirkte schon der Tod seines Vaters höchst ungünstig auf ihn; noch mehr aber die kurze Zeit darauf eintretende Februarrevolution. In Folge derselben wurde er von Rothschild, der die Zahl seiner Gehülfen bedeutend verringeete, entlassen und sah sich nun ganz und gar auf seine wissenschaftlichen Kenntnisse hingewiesen. Jetzt zwang ihn die Noth, ernstlich daran zu gehen, sich durch sie eine Stellung zu gründen. Er ließ sich am 10. Mai 1848 zum Doctor philosophiae in Gie-

ben creiren (der Grund der Creirung lautet im Diplom: post probatas ingenii et doctrinae eximias dotes) und meldete sich zum Concurs, um eine Professur zu erhalten. Dieser fand im September 1848 statt und — als ob ihm das Schicksal in diesem letzten Augenblicke hätte zeigen wollen, was er erreicht haben würde, wenn er sich bei noch ungebrochenem Muth, Kraft und Gesundheit dem Dienst der Wissenschaft ohne Rückhalt geweiht und seine Schiffe gleichsam hinter sich verbrannt hätte — fiel er für ihn so glänzend und glücklich aus, daß er unmittelbar zum Professor der englischen und deutschen Sprache in Alençon ernannt wurde. Allein durch die fortgesetzten Gemüths- und Nervenaufregungen, Gram, Sorge und angestrengte Thätigkeit war seine Gesundheit geknickt. Schon im Anfang des Sommers hatte sich eine Bronchienaffection bei ihm entwickelt, welche nach und nach einen so gefährlichen Charakter annahm, daß er nicht mehr wagen konnte, diese Stelle anzutreten; er kränkelte den Winter hindurch in Paris und sah sich im Frühjahr 1849 genöthigt, Paris zu verlassen, um auf dem Gute seines Schwiegervaters in Friesenheim Genesung zu suchen. Die Landluft, liebevolle Umgebung und sorgfältige Pflege setzten hier dem Fortschreiten der Krankheit im Verlauf eines Jahres Gränzen.

(Schluß folgt.)

Aus der Heimath.

(Das Herzogthum Nassau in malerischen Original-Ansichten mit Text. Darmstadt, 1853. Druck und Verlag von Gustav Georg Lange. 1. bis 9. Heft.)

Eine geraume Zeit schon ist's her, daß man ein Lied sowohl im geschmückten Gemache am Klaviere, als in den grünen, kühlen Hallen des Waldes, auf der bachdurchschlängelten Wiese, auf der lärmenden Straße, in der fleißigen Werkstätte, wie auf dem staubigen Heerwege singen hörte, das sinnige, in seiner einfachen Weise so ansprechende Lied:

„Ist's auch schön im fremden Lande,
Doch zur Heimath wird es nicht!"

Ja, der Name „Heimath" gehört zu jenen süßen Klängen und Tönen, die in den Tagen unserer frühesten Kindheit an Ohr und Herz schlagen, Laute, die wir nie vergessen können, Worte, die uns mit der zunehmenden Reife der Jahre immer heiliger werden! Gibt es aber etwas Natürlicheres, als die Liebe zur Heimath? Sollte uns die Stätte nicht lieb seyn, wo uns die gute — vielleicht schon lange schlummernde Mutter — gebar, ein treuer Vater uns herzte, wo wir die ersten kindlich-unschuldigen Gebete zum Himmel sandten, Geschwister und heitere Spielgenossen uns umringten, wohl gar eine „erste Liebe", der dann noch ein gutes halbes Dutzend — immer noch „erster" genannter — Liebschaften folgte, auftauchte, der gestrenge Herr Schulmeister aber den Werth der Birkenreiser und Haselstöcke in der Schule uns praktisch und klar bewies, so daß wir gar keine Zweifel mehr zu hegen im Stande waren? Wohl, jene Stätte muß uns lieb seyn, heute und immerdar! Fragt nur Jene, die in der weiten Ferne sich eine „neue Heimath" gründen wollten und gründeten, ob diese ihnen die alte ersetzt, ob sie ihnen ganz alle Erinnerung an die alte vertilgt habe! Sind sie ehrlichen Herzens, die Befragten, gewiß, so werden sie eingestehen: „wir denken allezeit noch gern zurück! Und nöthigen nicht auch unzählige, Freud' oder Leid bietende, gewöhnliche und außergewöhnliche Verhältnisse zu Vergleichungen zwischen der neuen und alten Heimath? Tod und Geburt, Brautschaft und Hochzeit — sie gleichen sich dort, wie hier, und sind doch verschieden, wie das Land und der Himmel der neuen vom Himmel und Lande der alten Heimath!

Darum kehren wir zur Wahrheit unseres Verses zurück:

„Ist's auch schön im fremden Lande,
Doch zur Heimath wird es nicht!"

Vor uns liegen die ersten neun Hefte von einem Werke, das die Heimath des Nassauers in Bild und Wort zum Gegenstande hat, und die so schöne eben so schön wiedergibt. Die Stahlstiche sind meisterhaft ausgeführt; der von Aloys Henninger, dem bekannten Sammler der „nassauischen Sagen", gegebene und mit gehaltvollen Poesieen verzierte, prosaische Text ist gründlich, anziehend und farbenreich. Das Werk erscheint in 24 monatlichen Lieferungen mit 3 Stahlstichen und 1 Bogen Text à 27 kr. (die gewöhnliche Ausgabe), und à 54 kr. (Prachtausgabe). Jeder Nassauer, jeder Freund Nassau's, jeder Freund des Schönen erwerbe sich das treffliche Werk!

Dr. D. v. Fenner.

Mannichfaltigkeiten.

Zu Preston mußte dieser Tage die Aufruhrakte verlesen werden und 100 Konstabler mußten aus London kommen, indem bedenkliche Unruhen ausgebrochen. Die Association der Fabrikanten hat nämlich eine Masse fremder Arbeiter engagirt, nachdem die Arbeiter der Stadt und Umgegend auf ihren Forderungen bestanden. Die städtischen Arbeiter wollten darauf mit Gewalt die Fremden vertreiben, so daß die Behörden einschreiten mußten. Alle Meetings auf den Plätzen sind untersagt.

Die Vossische Zeitung bringt folgende Fragen: „1) Wenn der am 17. März 1813 von König Friedrich Wilhelm III. erlassene Aufruf an sein Volk gleichzeitig die Versicherung enthalten hätte, daß in Folge einer eingegangenen Petition auch die Prügelstrafe beim Heere allgemein wieder eingeführt werden solle, welche Resultate würde diese Maßregel geliefert haben? — 2) Als ein preußischer Beamter sich dadurch bei Friedrich dem Großen in Gunst zu setzen glaubte, daß er den Antrag stellte, man müsse die Civil-Beamten bedeutend in ihrem Gehalte schmälern, handelte da König Friedrich nicht sehr richtig, wenn er den Antragsteller dahin beschied, daß bei Letzterem zur Probe der Anfang mit dieser Gehaltsverkürzung gemacht werden solle? — 3) Wäre es nicht wünschenswerth, wenn auf alle in diesem Geiste gemachten Anträge ähnliche Bescheide nicht nur erfolgten, sondern auch wirklich zur Ausführung gebracht würden? F. v. Bülow."

Auf dem Haupttheater zu Sevilla fand vor einigen Tagen ein Vorfall statt, der fast tragisch abgelaufen wäre. Eine Schauspielerin debutirte als Gamin de Paris. Mehrere junge Leute aus den höheren Ständen zischten sie aus, während das Parterre für die Debutantin Partei nahm und den Sieg davon trug. Die Fashionables der Logen machten ihrem Aerger am Ende auf drollige Art Luft; sie schleuderten nämlich aus der Loge einen großen Bulldoggen auf die Bühne, worauf das ganze Personal auseinanderstob. Die arme Debutantin wurde vor Schrecken ohnmächtig und dem noch unglücklicheren Hunde wurden durch den Wurf die vordern Beine gebrochen.

(Koblenz, 15. März.) Berichte, welche aus den Einschiffungshäfen von deutschen Auswanderern hier eingetroffen, melden, daß diese Hafenplätze von den Massen der Auswanderer gänzlich überfüllt und sogar alle Transportschiffe

pro April schon besetzt sind. In Havre allein befinden sich gegenwärtig über 6000 Auswanderer. Eben so ist es in Antwerpen und London.

In Brüssel macht eine Testamentsfälschung großes Aufsehen, die ein bisher geachteter Notar der Hauptstadt sich zu Schulden kommen ließ. Er soll nämlich im Interesse einiger Verwandten des verstorbenen Hrn. Robyns dessen letzten Willen gefälscht haben. Notar S. sitzt bereits in Haft.

In Havannah wurde eine Nähmaschine erfunden, die Knopflöcher macht und Knöpfe annäht.

Bücherschau.

Schwarzwälder Dorfgeschichten von Berthold Auerbach. Mannheim, Verlag von Bassermann und Mathy.

Die Dorfgeschichten von Berthold Auerbach, von denen der vierte Band einer neuen Auflage vorliegt, dürften wohl kaum einem unserer Leser unbekannt seyn. Der vorliegende Band enthält vier Erzählungen, deren erste, „der Lehnhold", nicht nur die umfangreichste, sondern auch die bedeutendste und anziehendste ist. Der Inhalt derselben ist die Geschichte eines reichen Grundbesitzers aus dem schwäbischen Bauernstande und seiner Söhne und das Motiv der Handlung dreht sich um die Frage, welcher von den Letzteren das Gut übernehmen und in alle Vorrechte des bäuerlichen Majorates eintreten soll. Wie nun einerseits die auf solches Majorat bezüglichen Verhältnisse trefflich geschildert, so sind anderseits die Charaktere des Furchenbauers und seiner Frau, der beiden Söhne und aller eingreifenden andern Personen meisterhaft gezeichnet. Die Geschichte dieser häuslichen Kämpfe um das Mein und Dein erhält dadurch noch ein erhöhtes Interesse, daß sie in die Jahre 1848—49 fällt und somit die Zeit der denkwürdigen Erhebung und ihrer Parteienkämpfe umfaßt, die der Verfasser eben so lebendig als wahr und treu dargestellt hat. Wir können in die Details dieser meisterhaften Erzählung, die wir unbedingt für eine der vorzüglichsten Auerbachs halten, hier nicht eingehen, dürfen sie aber dem deutschen Lesepublikum aufs wärmste empfehlen. — Weiter enthält dieser Band drei kleinere Dorfgeschichten, von welchen wir der „Ein eigen Haus" den Vorrang zuerkennen, weil sie ein tief ergreifendes Seelengemälde ist und der Mitempfindung des Lesers gewiß seyn darf.

Wir haben hier zugleich einer unlängst erschienenen neuen Uebertragung einer Auswahl aus den Dorfgeschichten von B. Auerbach und den allemannischen Gedichten von Hebel zu gedenken, die unter dem Titel: „Hébel et Auerbach, scènes villageoises de la forêt-noir, traduites par Max Buchon, Paris et Berne", erschienen ist. Wir finden darin von Auerbach „der Tolpatsch", „die feindlichen Brüder", „der Buchmayer" u. a., und von Hebel „der Kirschenbaum", „das Gespenst", „die Pfeife", „der Sonntagsmorgen" u. a. Wenn man bedenkt, wie groß und wie im glücklichsten Fall nur theilweise zu beseitigen die Schwierigkeiten einer solchen Uebersetzung sind, so wird man billig genug seyn, um anzuerkennen, daß Hr. Buchon bemüht gewesen ist, seine Originale möglichst treu wieder zu geben, insoweit es bei der nothwendigen Verdrängung des Idioms in den Dialogen geschehen konnte. Eine genügende Uebersetzung ist im vorliegenden Falle ganz unmöglich, so wie sich im umgekehrten Fall manche Dorfgeschichten von Georges Sand auch nicht ins Deutsche übertragen lassen.

Soldatenlieder von zwei deutschen Offizieren. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp.

Wir gestehen gern, daß uns die wenn auch viel bespöttelten Olivenblätter eines Elihu Burritt lieber sind, als die besten Soldatenlieder. Der Krieg ist eine traurige Wahrheit, der Frieden ein schönes Ideal. Die vorliegenden Soldatenlieder sind indessen nicht so kriegerisch, als man erwarten dürfte und der größere Theil derselben gehört der Behaglichkeit und Muße des Garnisonlebens und des bewaffneten Friedens an; von Liebe, Soldatenlust und dergleichen wird hier mehr gesungen, als von Krieg und Schlachten. Dagegen haben wir nichts einzuwenden, da die heutigen Kriege nicht der Art sind, daß sie für Freiheit und Vaterland begeistern könnten. Wir wollen es Jedem überlassen, über Soldatenlieder nach seiner Ansicht zu denken. Die vorliegenden enthalten manches recht Schöne und eben so viel, was wir als unbedeutend bezeichnen können. Jedenfalls muß man ihnen das Verdienst einräumen, daß sie geeignet sind, zu der schon oft gewünschten und angeregten Verdrängung von trivialen oder gedankenlosen Soldatenliedern, deren wir leider so viele besitzen, viel beizutragen. Uebrigens erhält das Soldatenlied erst seine wahre Bedeutung durch den Gesang, und in der vorliegenden Sammlung sind viele enthalten, die sich zur musikalischen Composition sehr eignen dürften. Wir empfehlen sie demnach deutschen Liedercomponisten und besonders hiesigen, die in diesem Genre schon Ausgezeichnetes geleistet haben, wie Wilhelm Speyer, Heinrich Neeb, G. Schmitt, Goltermann u. A. Rühmend müssen wir noch anerkennen, daß die Verlagshandlung den Preis von 9 kr. so niedrig gestellt hat, daß jeder Soldat sich dieses Büchlein leicht anschaffen kann, während zugleich durch eine zweite splendide und geschmackvoll illustrirte Ausgabe, die sich nicht allein durch Goldschnitt dem Auge, sondern auch durch einen weiteren Anhang von noch andern Gedichten dem poetischen Sinn empfiehlt, darauf berechnet ist, zum Preise von fl. 1. 30 kr. den Offizieren und bemittelteren Kriegskameraden eine angenehme Bereicherung zu ihrer Feldbibliothek zu bieten. W.

Korrespondenz.

Stuttgart, 16. März.

Unsere Theatersaison naht sich allmälig ihrem Ende zu und scheint bereits ihre Glanzperiode hinter sich zu haben, denn unsere beiden nur als Gäste zu mehrmonatlichem Gastspiel berufen gewesenen ersten Sängerinnen, die Damen Palm und Marra, werden uns nächsten Monat wieder verlassen, und dann steht unsere Oper wieder verwaist da, denn das Fach einer ersten Sängerin ist, nachdem man mit Mad. Palm über die Bedingungen sich nicht einigen konnte, immer noch unbesetzt und eine erste Koloratursängerin haben wir zwar kontractlich in Mad. Marlow, noch weiß man aber nicht bestimmt, ob sie wieder von Wien hierher zurückkehren wird, wiewohl Versicherungen zufolge das ihr dort gebotene Engagement auf Reclamation von hier höchsten Orts die Genehmigung nicht gefunden haben soll. Auch unser erster Hofkapellmeister Hr. v. Lindpaintner wird morgen einen Urlaub von einigen Monaten antreten, um in London eine ihm übertragene Direktion zu übernehmen. Für den Baritonisten Pischek, der bis 1. Mai nach London geht, wird bis 8. kommenden Monats Hr. Schütky eintreten. Madame Palm geht gleichfalls nach London.

Frankfurt. Heute, Samstag, 18. März, Abends 7—8 Uhr im Saal des Weidenbusches der letzte Vortrag Dr. Scheve's über Phrenologie. Die Verstandessinne oder Talente und ihre Organe. Am Schlusse des Vortrags Fragen und Besprechungen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 18. März. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth. von Mozart.

Sonntag, 19. März. (Zum ersten Male): Die Pfrenningen. Lustspiel in 1 Akt, von R. Benedix. (Gastrolle) Ottilie: Fräulein Brandt. Hierauf (zum ersten Male): Eine orientalische Frage, Posse in 1 Akt, von D. Kalisch. Zum Schluß (neu einstudirt): Die Wiener in Berlin, Liederposse in 1 Akt, von Holtei.

Montag, 20. März. Zum Benefize für den artistischen Direktor Herrn Mühling: Jubel-Ouverture von C. M. von Weber. Hierauf: Festspiel, zum Andenken Carl Maria von Webers von Harald von Brackel, mit lebenden Bildern. Hierauf: Der Freischütz, romant. Oper in 4 Akten, Musik von C. M. v. Weber. Mit neuen Dekorationen, Maschinerien und Kostümen. Besetzung der Hauptpartien: Agathe — Frau Anschütz-Capitän; Aennchen — Fräul. J. Hoffmann; Kaspar — Hr. Dettmer; Max — Hr. Auerbach. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 68. Montag, den 20. März 1854.

An der Klause.

Eine Reise-Erinnerung aus dem Jahre 1852. Von W. O. v. Horn.
(Schluß.)

„So ist denn endlich das Wallfahrtsfest kommen und viel Hunderte aus Bayern und Tyrol, ja selbst aus dem Salzkammergut und auch die stolzi Dam' aus München, die so den Narren gefressen hatte an dem Mareile, da es noch ein Kind war. Die war nun auch alt und dick geworden, aber war noch immer eine hübschi Frau und glich ihr das Mareile merkwürdig. Die hat gehört, es wollt heirathen. Da hat sie ihm denn mitgebracht ein kostbar Brautkleid und Geschmuck von Gold und kostbar Weißzeug, ein Bett' und allerhand G'schicht'n einen ganzen Wagen voll und das Mareile weiß gae nicht, was es sagen sollt', daß eine wildfremde Frau es so beschenkt. Nun war's aber kurios, daß es zu der Dam' eine große Lieb' gefaßt hatte und ihr Alles offenbart, wos das arme Herz quälte. Sie tröstet's aber und fahrt wieder fort, um in Parthenkirch zu bleiben, weil an der Klaus zu viel Unruh gewesen ist.

„Endlich ist auch der Loysel kommen und zwölf Loisachthaler mit ihm, die Hauptraufer und Kerle, wie Baumstämme. Die Mittenwalder, Scharnitzer und da herum, die alli da waren, sahen sich an und lachten vor Freud', denn nun gab's was, das war außer allem Zweifel. Und das war so recht nach ihrem Sinn.

„Daß es ein Raufen gäbe, daran zweifelte Niemand, denn man sah's den Buben an dee Nasen an und sie dehnten und reckten die Glieder, als wollten sie Vorübung halten zum rechten Dreinschlagen.

„Der Loysel sah's wohl, daß es auf ihn gemünzt war und die Bayern sahen's auch und hielten sich allzeit nah bei ihm. Das Mareile lief ab und zu, brachte Wein und Bier und seine Augen waren allezeit bei dem Loysel und man konnt' drin lesen die Angst und die Sorg' um ihn. Er aber lächelt ihr zu, denn er hatt' ihr ja gelobt, nicht anzufangen, und das wollt' er halten. Zum Tanzen mit ihr kam er nicht, dieweil sie so viel zu beschicken hatte mit den Gästen.

„So wurd's Abend.

„Die Leut' saßen bei Bier und Tyrolerwein und aßen ihr Mitgebrachtes. Da fingen die Feinde des Loysel die Trotzliedln zu singen an, eins wüster, als das andre. Die aus dem Loisach- und Partenachthale schwiegen auch nicht und setzten allemal ihren Trumpf drauf, daß es eine Art hatte.

„Die Alten haben gewehrt, daß es nicht zum Raufen käme, aber immer heißer wurde das Blut, bis endlich Feuer im Dache war. Denn ein Mittenwalder rief: So ist's Recht, das Findelkind aus der Münchener Silberkammer und der Lump und Gamsdieb aus dem Loisachthal, das paßt prächtig zusammen!

„Das war zu viel. Ein Garmischer, der Fäuste hatte, wie der Riese Goliath, schlägt dem Mittenwälder auf den Kopf, daß er knall und fall zusammenstürzt und nicht mehr ruckt und zuckt.

„Das war das Zeichen!

„Wie blutgierige Tieger sind sie auf einander losgegangen und haben drauf geschlagen, daß es Fetzen gab; aber das that's nicht lange. Die Messer blinkten und das Blut spritzte, wie auf einer Fleischschranne. Hier fiel Einer und da Einer und es war ein Lärm und Halloh, daß es greulich war.

„Der Loysel stand lange aufrecht, und man sah ihn im allerdichtesten Knäuel, aber plötzlich war er auch weg und sie bliesen die Lichter aus und flohen dann, so schnell sie konnten, die Bayern nach Partenkirch zu den Weg hinauf, die Mittenwalder, die zu den Tyrolern hielten, aber nach Mittenwald thalwärts.

„Das Mareile hatten die Leut' hineintragen, denn es war zusammengebrochen, als das Raufen anfing, und wie sie's auch angewaschen hatten, so wollt's doch nicht zu sich kommen.

„Endlich hat's die Augen aufgeschlagen, als Alles vorüber war und rief: Wo ist Loysel? Ist er todt?

„Da haben sie denn Licht genommen und sind auf die Wiesen gangen, wo die Rauferei war, und wo es jetzt stille war, und siehe da, es lagen Fünfe in ihrem Blut, kalt und todt und darunter auch der Loysel, dem ein Scharnitzer das Messer mitten in das Herz gestoßen hatte, aber weit und breit war kein Mensch mehr und Alles stille, wie im Grab." —

„Herr," sagte nach einer Pause der Pusterthaler, „es war eine entsetzliche Geschicht'n, als das Mareile seinen Loysel todt fand!

„Es hat einen Schrei ausgestoßen, der Allen durch Mark und Bein ging und dann ist es auf ihn gefallen und war wie todt. Sie haben's weg und in's Bett gebracht; aber noch schlimmer sollt's kommen.

„Der Klausbauer, seine Frau, ein paar Verwandte und der gute Kapuzinerbruder, Pater Florian, haben um's Bett gesessen.

„Plötzlich richtet's sich auf und fängt ein Liedl an zu singen, wie's die Buben singen, wenn eine Hochzeit ist.

„Der Pater Florian wischt sich die Augen und tritt an's Bett und sagt: Mareile, sing' doch nicht!

„Da sieht's ihn groß an und fragt: Warum nicht? Morgen ist Hochzeit und mein Loysel kommt und Ihr trauet uns! Und da stößt's einen Schrei aus, daß es gellte, und springt aus dem Bette. Und als sie sie wieder fassen, sagt sie: Ich weiß schon, er ist todt, aber das thut nichts. Kommt, Pater Florian, zieht das Meßgewand an und traut uns!

„Daß ich es kurz mache, lieber Herr, sie war irre, ganz neben dran, völlig tiefsinnig.

„Es war ein Jammertag, als sie die Leichen am andern Morgen holten, die Väter und Brüder. Herr, da hätte sich ein steinern Herz erbarmen mögen.

„Den Loysel haben sie bei der Kapelle an der Klaus begraben und auf dem Grab hat Tag und Nacht das arme irrsinnige Mädchen gesessen und hat um Loysel geweint; aber irre geredet. Er bliebe so lange, sie zu holen, sagte sie immer.

„Die Nachricht muß wohl auch nach München gekommen seyn, denn die Frau Hartschierin, die Wittwe geworden war, kam und holte das arme Dienderl, daß es die Dokter in München heilen sollten. Es ist auch willig mitgangen, weil ihm die Frau so gute Wörteln gab. Und in München haben sie denn gedoktert an dem armen Mareile den ganzen Sommer und haben's bewacht, denn es hat immer fortgewollt. So ist der Herbst kommen und der Winter und der Schnee hat Alles bedeckt, da hat einmal die Wärterin geschlafen und als sie gegen Tag wach wurde, war das Mareile fort. Ganz München kam auf die Beine und sucht, aber kein Mensch hat das arme Kind gesehen.

„Die Frau Hartschierin war trostlos und bot Alles auf, das Mareile wieder zu kriegen, allein es wurde nicht gefunden.

„Erst am andern Tage kam die Nachricht, daß sie bei Starnberg todt sey gefunden worden, und in Starnberg ist das arme Dienderl beerdigt worden. Sie hat wohl nach der Klaus zurückgewollt, wo ihres Loysels Grab war und ist unterwegs erfroren.

„Mir wird's immer trüb zu Sinn, wenn ich an die Geschichte denke," sagte der ehrliche Pusterthaler, „und ich komm' nicht an der Klaus vorbei, daß ich nicht dran denke und für sie alle beide bete. Der Klausbauer und seine Frau trugen Leid, wie um das eigen Kind und dieß tiefe Herzeleid hat auch die beiden alten Leute mitgenommen. Sie sind nicht lange nach einander gestorben und des jetzigen Klausbauern sein Vater hat den Hof geerbt.

„Die Folge dieses unseligen Raufens war die, daß seitdem bei der Wallfahrt nie wieder ein Raufen vorkommen ist und das Tanzen haben die Klausbauern auch nicht mehr gelitten. Und das ist gut, denn es passet nicht."

„Jetzt hätt' das Raufen ohnedem ein End'," sagte der Vorarlberger, „denn der König ist scharf hinter den Raufern her."

„Und von der Mutter des Mareile, denn das war ja doch wohl die Frau Hartschierin von München, hat man nichts mehr gehört?" fragte ich.

„Doch," entgegnete der Tyroler, „sie hat ein Anniversari für Loysel und das Mareile gestiftet bei der Klaus, was heut noch gehalten wird. Die Geschichte ist auch nicht vergessen und Ihr könnt sie dort von Jedem hören."

Er schwieg.

Die Unterhaltung stockte; denn ein Jeder hing seinen Gedanken nach.

Wir hatten Bludenz hinter uns. Das flache Seeland begann und die Berge traten zurück. Die Kolosse von Lichtenstein und Vaduz sah man sich aufthürmen und der mächtige Säntis schaute herüber, als wollt' er mir rufen. In Feldkirch fand uns der Abend, und am andern Mittage trug mich der Dampfer über die herrliche Fläche des Bodensee's nach Schaffhausen. An das arme Mareile aber hab' ich gar oft denken müssen.

Franz Adolf Werner,

Handlungsgehülfe und einer der größten Sprachenkenner unserer Zeit, geb. den 13. Juli 1813, gest. den 26. Sept. 1852.

(Schluß.)

Im Jahre 1850 fühlte sich Werner stark genug, von neuem eine Thätigkeit zu suchen, um für die Bedürfnisse seiner Familie zu sorgen. Allein jetzt stützte er sich nicht auf seine wissenschaftlichen Kenntnisse — und gewiß mit Recht, denn seine geschwächte Gesundheit würde einem auf eigene Kraft angewiesenen Gelehrtenleben nicht mehr gewachsen gewesen seyn — sondern auf seine mercantilischen. Er trat als Korrespondent in das Geschäft des bekannten großherzigen Kaufherrn B. H. Goldschmidt in Frankfurt a. M., in dessen Hause er bis zu seinem, den 26. Sept. 1852 erfolgten Tode alle die Achtung und Liebe fand, deren er in einem so hohen Grade werth war. Auch in dieser Stellung hatte er die Hoffnung noch nicht aufgegeben, einst der Wissenschaft mit Eifer und Nutzen dienen zu können, und alle Zeit, welche ihm seine Berufsgeschäfte übrig ließen, auf Erweiterung und Vervollkommnung seiner Kenntnisse verwendet. Er hat eine Menge kleinerer und größerer, zum Theil mit höchster Sorgfalt, ja Eleganz geschriebener Hefte wahrhafter Muster von Kalligraphie hinterlassen. Das, was sich auf Sprachen bezieht, ist seinem vor seinem Tode mehrfach geäußerten Wunsche gemäß am 21. Juni 1853 mir übersandt und ich erlaube mir, den Umfang und die Art desselben hier im Allgemeinen zu charakterisiren, einer andern Zeit und einem andern Orte die Herausgabe desjenigen vorbehaltend, was sich dazu zu eignen scheint.

Werner hat fast allen Sprachen, für welche literarische Hülfsmittel in sein Bereich kamen, seine Aufmerksamkeit zugewendet; insbesondere jedoch den indogermanischen und semitischen; unter jenen wiederum vorwaltend den germanischen und romanischen. Er scheint die Gewohnheit gehabt zu haben, sich unmittelbar, nachdem er sich einer Sprache einigermaßen mächtig fühlte, eine kleine Grammatik derselben anzulegen, an welcher er dann im Fortgang seiner Kenntnisse immer mehr feilte, bis er sich stark genug fühlte, seine Auffassung der Sprache in einer reinlichen, insbesondere tabellarisch geordneten Darstellung niederzulegen. So finden sich denn eine Menge kleiner Grammatiken oft über dieselbe Sprache, aus verschiedenen Stadien seiner Fortschritte herrührend, bald mehr, bald weniger vollendet. Außer diesen Grammatiken hat Werner eine Menge Bemerkungen zu verschiedenen von ihm mit größerer Vorliebe getriebenen Sprachen hinterlassen: theils etymologischer, sprachvergleichender, sich auf den Sprachgebrauch beziehender Art, theils interpretirende zu einzelnen Schriften. Da Werner keine eigentlich wissenschaftliche Schule durchgemacht hat, sondern stets als Dilettant lernte, forschte und darstellte, ja in der meisten Zeit selbst den Umgang wissenschaftlich gebildeter Männer entbehrt zu haben scheint, so tragen alle diese Arbeiten natürlich die Schwäche dilettantischer Versuche — Unbekanntschaft mit der Geschichte des behandelten Gegenstandes, falsche Fragstellung bei Behandlung desselben, Verkennung der Zweifelhaftigkeit, zu rasche Beruhigung bei aufgestellten Lösungen u. a. — in hohem Grade an sich; allein diese Mängel werden vielfach durch einen angebornen, höchst entschiedenen Sinn für sprachliche Analogie, durch eine feine Beobachtung, bezüglich der neueren Sprachen, durch ein sehr feines Gehör, eine klare Darstellung und manche andere Vorzüge aufgewogen; so daß bei sorgsamer Sichtung seiner Hinterlassenschaft manches eine Stelle in der Wissenschaft einzunehmen verdienen wird.

Unter den 107 mir zugesandten, „Sprachliches" betreffenden Heften findet sich nichts in Bezug auf „allgemeine Sprachwissenschaft", was mir um so auffallender, da die Briefe des Verstorbenen zeigten, daß er sich gerade damit sehr eifrig zu beschäfti-

gen pflegte. Für indogermanische Sprache finden sich 2 sie im Allgemeinen behandelnde, ein vergleichendes und ein den Fremdwörtern nachspürendes Heft. 76 Hefte sind den einzelnen Zweigen derselben gewidmet. Davon beschäftigen sich 4 mit Sanskrit, 3 mit Persisch (darunter Sylvestre de Sacy's handschriftliche Bemerkungen zu Wilken's persischer Grammatik und Chrestomathie), 1 mit Armenisch, 3 mit Griechisch, 29 mit Römisch und romanischen Sprachen, darunter eine synoptische Vergleichung der Verba im Lateinischen, Italienischen, Spanischen, Portugiesischen und Französischen; 3 Hefte über Latein, 4 über Italienisch, außer einer kleinen italienisch abgefaßten Grammatik, insbesondere Dialektisches betreffend; 1 Heft Grammatik des Provenzalischen; 3 über Spanisch und Portugiesisch; 5 über Spanisch insbesondere, darunter wieder eine spanisch geschriebene kleine Grammatik; 2 Hefte über Catalonisch, das eine, eine spanisch geschriebene kleine Grammatik, vergleichend dargestellt; 3 über Portugiesisch, darunter eine portugiesisch geschriebene kleine Grammatik; 7 über Französisch, davon drei über Altfranzösisch und ein Dictionnaire de Gallicismes, aus vier ziemlich starken Bänden bestehend; 27 über Germanisch, darunter 1 Heft vergleichend; 1 über Gothisch und manche in Bezug auf Dialecte; 1 Skandinavisch vergleichend; 1 Isländisch; 1 Angelsächsisch; 4 Englisch; 1 Schwedisch und Dänisch vergleichend; 4 über Schwedisch insbesondere und eben so viel über Dänisch insbesondere; 3 über Holländisch; — 7 über Slavisch-Litthauisch, darunter 2 vergleichend; 2 über Russisch; 2 Polnisch; 1 Walachisch; — 3 über Celtisch; 1 über Baskisch; — 15 über Semitisch, 2 vergleichend; 11 Hebräisch, insbesondere Uebersetzungen; 1 Arabisch; 1 Aethiopisch; 3 Coptisch-Aegyptisch; 1 Wolof-Sprache; 20 über Mongolisch, darunter 1 Türkisch; 5 Ungrisch; 2 Mandschu; 1 Tibetanisch; 1 Chinesisch und Japanesisch; 1 Lappländisch.

Von dem übrigen handschriftlichen Nachlaß liegt mir nur noch der Anfang einer kleinen mathematischen Schrift vor, welche die sogenannte Buchstabenrechnung behandelt und zeigt, daß Werner des Gegenstandes vollständig Herr war und ihn klar darzustellen vermochte. Außerdem hat er, wie mir berichtet wird, Schriften über Schachspiel und viel Musikalisches hinterlassen.

Göttingen, im Februar 1854.

Th. Benfey, Professor.

Preußische Offiziere in der türkischen Armee.

Die „Preuß. Wehrztg." setzt widerstreitenden Angaben die Mittheilung entgegen, daß eine Anzahl ehemaliger preußischer Offiziere sich allerdings in der türkischen Armee befinden, jedoch nachdem sie ihre Stellung im preußischen Heere aufgegeben haben, so daß sie im Allgemeinen in die Kategorie Derjenigen gehören, welche in die Dienste fremder Regierungen getreten sind, und ihr Charakter als preußische Unterthanen nach den in dieser Beziehung bestehenden gesetzlichen Normen zu beurtheilen ist. Die „Wehrztg." gibt bei dieser Gelegenheit folgende Notizen über die betreffenden Personen: Kurzkowski (Muchlis Bey) trägt das Rangs-Abzeichen (Nischan) eines türkischen Obersten und ist Rathgeber (Müsteschar) des Artillerie-Konseils (Medjlis) von Tophana. Er bereiste die Festungen, ließ neue Befestigungspläne (durch den ehemaligen preußischen Premier-Lieutenant Blum) für Silistria, Varna u. s. w. bezeichnen und hat der türkischen Artillerie anerkannt wesentliche Dienste geleistet. v. d. Becke, ehemals Lieutenant im 7. Artillerie-Regiment, ist Ta'limdji (Uebender) des Artillerieregiments von Rum-Ili (III. Orda) zu Monastir. — Grach, Lühling, Schwenzfeuer, Wendt und Hoffmann, ehemals Feuerwerker der Garde-Artillerie, bildeten mit Wiesenthal (welcher in Kadiko vom Blitze erschlagen wurde) das 1838 nach der Türkei beorderte Instruktionskommando. Sie sind vollständig aus preußischem Dienste entlassen und gegenwärtig ebenfalls Instruktoren. Außer den Genannten befinden sich dort noch: v. Geßler, ehemals von der preußischen Garde-Artillerie, jetzt ebenfalls Instruktor. Wagemann, ehemals Unteroffizier der königl. hannov. Garde-Artillerie, dann Lieutenant in Schleswig-Holstein, jetzt Instruktor. Noch sind die folgenden drei Lehrer an der Ingenieurschule von Kumbar Hane (Mühendis, Hane berrijé hümajun) zu erwähnen. Schmidt, ehemals Artillerie-Premier-Lieutenant im 3. Bataillon 10. Landwehr-Regiments und Beamter der oberschlesischen Eisenbahn. Grunewald, vormals Lieutenant im 5. Artillerie-Regiment, zuletzt Hauptmann in Schleswig-Holstein; endlich Bluhm, ehemals preußischer Ingenieur-Offizier. Unabhängig von Allen diesen steht Malinowski, ehemals Hauptmann der Garde-Artillerie, welcher Lehrer (mit Privat-Kontrakt) an der Kriegsschule zu Pera ist.

Ueber einige andere deutsche Autoritäten in Konstantinopel berichtet man der Allg. Ztg. aus Pera unterm 2. März: „Das österr. Gesandtschaftsgebäude ist hier mit bisher nie gesehenem Glanz und Geschmack restaurirt, und der Frhr. v. Bruck wie die Damen seiner Familie beeifern sich, bei den verschiedensten Kreisen, welche sich daselbst versammelten, den angenehmsten Eindruck zurückzulassen. Dem Beamtenpersonal muß man zugestehen, daß sie die österreichische Artigkeit und Zuvorkommenheit auf die gefälligste Weise vertraten. Rechnet man zu einer solchen deutschen socialen und diplomatischen Repräsentation die der deutschen Wissenschaft durch den hansestädtischen Geschäftsträger Dr. Mordtmann, der nicht bloß in Deutschland, sondern auch in der Levante, namentlich auch hier, als eine der ersten Autoritäten für die Sprachen, die Literatur und Geschichte des Orients gilt, und endlich die der deutschen militärischen Bedeutung durch den preußischen Oberstlieutenant v. Kuczkowski (von der Artillerie), welcher der Träger der ganzen militärischen Neuorganisation der türkischen Streitmacht ist, so muß man gestehen, daß das deutsche Volk stolz auf seine Vertretung im Orient seyn kann. Oberstlieutenant von Kuczkowski sorgt dabei dafür, unterstützt von dem Werth, den jetzt ein tüchtiger, ehrenhafter Soldat und Organisator für die Pforte hat, daß das leider sehr bedeutende Minus, welches sich für Preußen sonst in mehr als Einer Beziehung ergeben würde, einigermaßen ausgeglichen wird; ganz vermag er es selbst beim besten Willen nicht. Wollte der Himmel, daß wir überall in der Fremde einen Staatsmann, einen Gelehrten und einen Soldaten von gleichem Werth besäßen, dann würde im Ausland der deutsche Einfluß ein gewichtigerer seyn, als er es sonst zu seyn pflegt!"

Mannichfaltigkeiten.

Man beabsichtigt, dem um den Staat und vorzüglich um die Provinz Westphalen so hochverdienten Ober-Präsidenten von Vincke ein Denkmal zu errichten und hat zu diesem Zwecke eine Subscriptionsliste in Cours gesetzt, in deren vordersten Reihen bereits 1200 Thlr. gezeichnet sind. Auf dem schönsten Punkte der Grafschaft Mark, dem Schloßberge Hohensyburg, will man einen Thurm bauen, der die Aussicht über den größten Theil der Grafschaft Mark gewährt und den Namen: „Vinckes Denkmal" führt. Eine einfache Gartenanlage soll dieses Denkmal umgeben und darin eine Wohnung für einen Aufseher erbauet werden, den der jedesmalige Besitzer des v. Vincke'schen Gutes Busch aus der Zahl der dazu geeigneten verdienten Beamten ernennt.

Vor einigen Tagen wurde zu Berlin in Folge eines Lehrer-Beschlusses ein schon herangewachsener Zögling einer dortigen höheren Schulanstalt von derselben cum infamia relegirt, weil er grobe, handgreifliche Insulte gegen einen Lehrer, der noch dazu sehr kränklich ist, beging und dabei sogar seinen Adelsstand vorzuschützen suchte.

(Aus der Pfalz, 11. März.) Auf die Strenge des langen Winters ist endlich mildes und sonniges Frühlingswetter gefolgt. Die Herzen athmen, trotz der Kriegsbeklemmungen, wieder freier auf, denn überall rechnet man auf ein gutes und fruchtbares Jahr. Namentlich hegt man im Rheingau die zuversichtlichste Hoffnung auf einen gesegneten Herbst.

(München.) Nicht leicht hat ein Bildhauer nach einem grimmigeren Modelle gearbeitet, als gegenwärtig Hr. Professor Halbig, der sich in sein Atelier einen lebendigen Löwen aus Kreuzberg's Menagerie bringen ließ, um an diesem Thiere für seine neue Statue Naturstudien zu machen. Der in Stein auszuhauende riesige Löwe soll, auf einem eben so kolossalen Postament sitzend, als ein symbolischer Gränzwächter an den Ufern des Bodensee's aufgestellt werden. König Ludwig hat den Künstler in seiner Werkstätte bei Gelegenheit einer solch seltenen Aktzeichnung besucht.

Die Veröffentlichung von Franz Arago's sämmtlichen Werken in 12 Bänden hat begonnen. Der 1. Band enthält eine Einleitung von A. v. Humboldt, Arago's Jugendgeschichte, von ihm selbst erzählt, dann Biographien rc.

Korrespondenz.

München, 15. März.

Morgen geht wieder ein großer Transport von Bildern nach Prag, um im dortigen Kunstverein ausgestellt zu werden. Die alte Tschechenstadt kauft jährlich für viele Tausend Gulden Gemälde, größtentheils Münchner Werke. — Hofr. Hanfstängl, der berühmte Lithograph, der sich in neuester Zeit auch auf die Photographie geworfen, wurde zum Feldmarschall-Lieutenant Kellner beschieden, um mehrere kaiserliche Aufträge entgegenzunehmen. Hanfstängl hat besonders das reizende Possenhofen, die Wiege der Kaiserbraut, von verschiedenen Seiten aufgenommen, darunter eine Photographie, welche die Prinzessin, die Tauben fütternd, an ihrem Fenster zeigt. Ein größeres Bild von Brizzi: „Teggernsee und seine Umgebung“, hat der Kaiser um tausend Gulden angekauft. Das neueste Gemälde von Stange: „Venedig begräbt seinen Dogen“, ein Bild von unglaublichem Farbeneffekt (es stellt die genannte Handlung in der Abenddämmerung dar), ist bereits in den Besitz des Königs Ludwig übergegangen. Der Künstler, der mit dem Entwurf umgeht, Venedigs Geschichte in mehreren Abtheilungen symbolisch darzustellen, ist wieder nach der Lagunenstadt abgereist. — Etwas stiller, als im Bereich der bildenden Künste geht es im Theater zu, wo man das Publikum mit Trauerspielen buchstäblich übersättigt hat. Eine angenehme Unterbrechung verursacht in dieser Beziehung die Anwesenheit des Kaisers, dem nur Lustspiele vorgeführt werden sollen, so daß auch Dingelstedt's „Haus Barneveldt“ einen Aufschub erleiden mußte. Meyerbeer's „Nordstern“ soll nächsten Winter zur Aufführung gelangen.

Literatur- und Kunst-Notizen.

„In einer Zeit, in der man mit Blitzen denkt, soll man mit Blei nicht beten!“ Diese Worte Parkers bilden das Thema eben so eben bei Schmelzer in Mannheim im Druck erschienenen Predigt von Heribert Rau, Pfarrer zu Mannheim, welche der begeisterte Vorkämpfer des Deutschkatholizismus ohnlängst zu Mainz gehalten hat. Nicht Deutschkatholiken allein, sondern die Bekenner einer jeden Religion werden sich von dieser trefflichen Rede, die den Geist jenes Christenthums athmet, das nach Licht und Wahrheit ringt, erhoben und befriedigt fühlen. Wenn der Deutschkatholizismus in dieser Weise seine Wege und Ziele verfolgt und seine Gegner mit den Waffen des Geistes und der Wahrheit zu bekämpfen strebt, dann wird er seine Mission zu erfüllen nicht verfehlen.

Am 15. d. M. gab Fräulein Siona Levy im Saale des Hofes von Holland unter Mitwirkung der Herren H. W. Ernst und C. Rosenhain ihr Abschiedskonzert. Die Kunstleistungen der Genannten sind in diesen Blättern bereits nach Verdienst gewürdigt worden. Wir können nicht umhin, dem trefflichen Accompagnement des Herrn Rosenhain unsern Beifall zu zollen. Auch in dem Andante mit Variationen von Beethoven, dessen Klavierpartie im alten Style geschrieben und nur wenig dankbar ist, theilte Hr. Rosenhain den Beifall mit Hrn. Ernst, wozu auch der vorzügliche Mozartflügel mitwirkte, der, obwohl auf keinem Podium stehend, nichtsdestoweniger seinen schönen und vollen Ton geltend machte.

Dieser Tage wurde in Berlin ein neues Lustspiel: „Der Freiwillige, oder: Frauenlist und Frauenmacht“, nach dem Französischen von Olfees, mit entschieden günstigem Erfolge gegeben. Pariser Blätter haben dieß Stück als eine der besten unter den neuern französischen Bühnennovitäten bezeichnet. Spannende Intrigue, pikante Situationen und gewandter Dialog sichern diesem Lustspiel überall eine günstige Aufnahme, besonders wenn die Darstellung mit derselben Sorgfalt geschieht, wie es auf der Friedrich-Wilhelmstädtischen Bühne der Fall gewesen.

Den drei Nummern der dießjährigen „Frankfurter Krebbelzeitung“ ist nun als Schluß ein „Aschermittwochblättchen“ gefolgt. Diese fliegenden Blätter haben sich einer außerordentlich beifälligen Aufnahme zu erfreuen und zeichnen sich in der That durch eine Fülle von schlagendem Witz und kerngesundem Humor aus, so daß sie unter den Erzeugnissen der humoristischen Lokal- und Tages-Literatur unstreitig eine hervorragende Stelle einnehmen. Vielseitig ist der Wunsch geäußert worden, daß der talentvolle Verfasser auch in den übrigen Jahreszeiten nicht feiern möge. An Stoff wird es ihm gewiß nicht fehlen.

Kassel, 17. März. In den Zwischenakten der gestrigen Hoftheater-Vorstellung hatten wir das Vergnügen Fräul. Höfflmayr von Frankfurt a. M., eine anerkannte Violin-Virtuosin, zu hören; sie errang sich auch hier den ungetheiltesten Beifall. Als sie zum zweiten Male die Bühne betrat, empfing die Künstlerin donnernder Applaus, selbst Blumensträuße wurden ihr zu Theil.

Organische Chemie, nach dem Englischen des Dr. med. William Gregory, frei bearbeitet mit zahlreichen Zusätzen von Dr. Th. Gerding. Braunschweig. Verlag von Bruhn (Schwetschke und Sohn). — Unter den in neuerer Zeit erschienenen Werken über organische Chemie nimmt gegenwärtiges eine um so rühmlichere Stelle ein, als es dem Verfasser und Herausgeber gelungen ist, die wichtigsten Ergebnisse der seitherigen Forschung in einer recht verständlichen und übersichtlichen Form darzustellen. Und als eine besondere Bereicherung dieser Bearbeitung des Gregory'schen Originals dürften nicht allein die vom Hrn. Dr. Gerding beigegebenen, das Studium der überaus mannichfachen Verbindungen vorzüglich erleichternden Tabellen, sondern auch die bei der Beschreibung vieler organischen Stoffe eingeschalteten und ergänzenden Zusätze über die zweckmäßigste Gewinnungsmethode der technisch-wichtigen Verbindungen und verschiedenartige Benutzungsweise der gewonnenen Produkte zu betrachten seyn. Wir zweifeln daher nicht, daß diese Bearbeitung recht Vielen nützlich sey, und deßhalb den verdienten Eingang beim gebildeten Publikum finden wird. Auch die äußere Ausstattung ist lobenswerth.

Theater-Anzeige.

Montag, 20. März. Zum Benefize für den artistischen Direktor Herrn Mühling: Jubel-Ouverture von C. M. von Weber. Hierauf: Festspiel, zum Andenken Carl Maria von Webers von Harald von Brackel, mit lebenden Bildern. Hierauf: Der Freischütz, romant. Oper in 4 Akten, Musik von C. M. v. Weber. Mit neuen Dekorationen, Maschinerien und Kostümen. Besetzung der Hauptpartien: Agathe — Frau Anschütz-Capitän; Aennchen — Fräul. J. Hoffmann; Kaspar — Hr. Dettmer; Max — Hr. Auerbach. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Helzer und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 69. Dienstag, den 21. März 1854.

Onkel Peter.

(Aus dem Englischen nach Fraser's Magazin von W. F.)

„Ich sagte, Sir, daß ich den Tag über zu Elsmore gewesen sey."

„Ja, ich habe es gehört, und wenn noch irgend etwas zu dem Kummer hinzuzufügen ist, den mir Deine anhaltenden Besuche daselbst verursachen, Karl, so kann es nur die Nothwendigkeit seyn, daß wir darüber mit einander reden müssen."

Eine lange Pause trat ein. Herr Peter Merton blickte mit zusammengezogenen Brauen in das Kaminfeuer, und seines Neffen Gesicht erröthete auf einen Augenblick; er bewegte sich dann heftig und unruhig auf seinem Stuhle und verfiel zuletzt ganz in dieselbe Situation, welche sein Onkel angenommen hatte.

Es war ein kleines Zimmer in dem großen Hause, in welchem Beide saßen, der Abend, obgleich erst im Augustmonat, war feucht und kühl, und das lodernde Feuer auf dem Herd, sowie die glänzenden Flaschen auf dem Tische gaben allein dem Zimmerchen einen anständigen Anstrich. Die drei vorhandenen Stühle sahen sehr unbequem aus; die Wände, mit verblichenen Tapeten bedeckt, waren kahl und ohne irgend einen Zierrath; ja man bemerkte kaum einen Teppich, und das sonstige wenige Hausgeräth war sehr ärmlich. Eine altmodische Uhr, die in einer Ecke des Zimmers stand, ließ ihr monotones Ticktack hören, das gar nicht dazu geeignet war, das zwischen Beiden eingetretene Stillschweigen zu unterbrechen.

„Ich sah Dich heute mit Thompson sprechen; was meint er zu den Wasserhühnern in dieser Saison?" fragte endlich der ältere der beiden Gentlemen mit freundlicher Stimme, gleichsam als wollte er dem Gespräche einen gewöhnlichen Lauf geben.

Nun ist aber nichts beunruhigender und widerwärtiger, als wenn man in dem Augenblicke, wo man sich vorgenommen hat, eine ernste und wichtige Sache zur Sprache zu bringen, auch glaubt, daß der ersehnte Moment dazu da sey, mit einer ganz gewöhnlichen Phrase angeredet wird. Gerade in dieser verdrießlichen und peinlichen Lage befand sich Kapitän Merton. Die Aufgabe, deren Lösung er sich vorgenommen, war durch die Art und Weise, wie seine letzte Bemerkung angehört worden, schwieriger geworden; aber nichts destoweniger wollte er sich ihrer entledigen, und er glaubte, daß der rechte Augenblick dazu gekommen sey.

„Ich weiß gar nichts von der Jagd", antwortete er daher; „und es ist auch ganz etwas Anderes, worüber ich mit Ihnen sprechen will, theurer Onkel." Er hielt einen Augenblick inne, seine Stimme zitterte etwas, nahm aber ihren festen Ton wieder an, als er mit Entschlossenheit erklärte: „Es handelte sich von Elsmore."

Das Gesicht des Onkels wurde auffallend finster; aber er sprach kein Wort.

„Es handelte sich von Elsmore, Sir", fuhr der junge Mann fort, „und ich wünschte mit Ihnen darüber zu sprechen; namentlich über einen seiner Bewohner. Wenn ich jemals nur den Schatten eines Grundes für das sonderbare Vorurtheil hätte auffinden können, das Sie gegen diese Familie hegen, so würde ich niemals das vertraute Verhältniß zu derselben, welches, wie Sie wissen, ganz unwillkürlich eintrat, fortgesetzt haben; aber im Gegentheil hat mir jeder Tag die edle Einfachheit und Herzensgüte dieser Familie in stets reinerem Lichte gezeigt, und hätten Sie, theurer Onkel, das freundliche Entgegenkommen Lord Elsmore's, Ihre Bekanntschaft zu machen, erwiedert, so würden Sie bei Ihrem edlen Herzen der Erste gewesen seyn, der die Liebenswürdigkeit dieser Familie gewürdigt hätte."

„Wozu alle diese langen Einleitungen, Karl? Gewiß hat sich Dein junger Freund, Lord Bertrand, herabgelassen, noch einmal hundert oder zweihundert Pfund borgen zu wollen, und Du kannst das Geschäft ohne die Einmischung Deines reichen Onkels nicht zu Stande bringen", sagte der alte Herr mit bitterem Lächeln und fügte hinzu, „denn dieß ist das gewöhnliche Ende und der Zweck solcher vertrauten Freundschaft, wie sie zwischen Dir und ihm, zwischen dem Sohne eines Londoner Kaufmanns und dem Sohne eines englischen Peers, besteht."

„Die Familie meiner Mutter war eben so edel, wie seine eigene", rief der junge Mann aus.

Onkel Peter zitterte und wurde bleich, und schlang heftig seine Arme um die Stuhllehne. Kapitän Merton sah plötzlich ein, wie unpassend es gewesen, sich einen solchen Ausruf gegen seinen väterlichen Oheim zu erlauben; aber es war jetzt keine Zeit zu Entschuldigungen; er mußte seinen Vortrag um so mehr endigen, da das, worauf der Onkel angespielt, gar nicht Gegenstand desselben war.

„Nicht Lord Bertrand", fuhr er fort, „war es, über den ich zu sprechen wünschte, sondern seine Schwester, Lady Helena."

Er machte eine Pause. Sein Oheim würde ihm wahrscheinlich alle weiteren Erörterungen erspart haben, da es füglich nur einen Grund geben kann, warum ein junger Mann, wie Kapitän Merton, zu seinem älteren Verwandten und Vormunde über eine junge Dame aus seiner Bekanntschaft zu sprechen wünscht; indessen Onkel Peter saß bleich und bewegungslos da, und nichts konnte entmuthigender seyn, als der finstere Ausdruck, der sich über sein Antlitz verbreitet hatte, und dessen Blässe so auffallend war, daß sie selbst durch den röthlichen Schein des Kaminfeuers nicht gemildert wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiben aus New-York

(Vom 16. Febr. 1854.)

Zu welcher schauderhaften Höhe die Hausrente (Miethe) hier gestiegen ist und noch täglich steigt, läßt sich daraus abnehmen, daß Herr Astor, der Eigenthümer des dem Park bei der City Hall (Stadthaus) gegenüber auf dem Broadway gelegenen Astorhauses, für einen einzigen Store (Waarenladen), für welchen er bisher 1600 Dollars jährlich bezog, jetzt 3150 Dollars — 9275 Gulden verlangt und sicher auch erhalten wird. Wohl hat das Astorhaus für Detailgeschäfte die günstigste Lage, sowohl bezüglich des Geschäftsverkehrs, als der Schönheit des Stadttheils wegen. Bedenkt man aber, daß dieß die Miethe für einen Raum ist, der 25 Fuß in der Breite bei einer Tiefe von höchstens 75 Fuß hat (er besteht nur aus dem Erdgeschoß), so wird man erkennen, welch' ungeheurer Miethpreis dieses ist.

In demselben Verhältniß steigern sich nicht nur alle andern Stores und Geschäftslokale, sondern selbst der Häuser und kleinen Wohnungen in entfernter liegenden, oder weniger frequenten Straßen, so daß die Hausmiethe für den Arbeiter die größte Last ist und ihm ein Viertheil, oft selbst ein Drittheil seines Verdienstes entziehet. Kein Wunder daher, wenn er diesem zu entgehen sucht. Uebrigens ist die Steigerung des Miethpreises leicht erklärlich für Den, der die fortwährende Vermehrung der Bevölkerung wahrnimmt. New-York, das im Jahre 1850 nicht viel über 515,000 Seelen zählte, beherbergt jetzt über 600,000; sein Wachsthum ist progressiv in der Art, daß es in zehn Jahren um 37 bis 38 Prozent zunimmt.

Aus dem Streben der Arbeiter und der mit ihnen verwandten Klassen der Bevölkerung hat sich der Yankee sogleich einen Gegenstand der Spekulation gemacht, dadurch, daß er im Einzelnen und vereint mit Andern ein Stück Land, welches in der Umgebung von 3 bis 10 (engl.) Meilen von New-York liegt, das er als Eigenthum besitzt oder zu diesem Zwecke ankaufte, in Bauplätze — gewöhnlich 25 Fuß breit bei 100 Fuß Tiefe — auslegt und sich dafür 115 bis 200 Dollars und mehr zahlen läßt. Aus diesen Unternehmungen entsprangen für die Unternehmer nicht selten Gewinne von 10 bis 30 Tausend Dollars, und doch waren die Käufer noch zufrieden in dem Bewußtseyn, endlich eine Stelle zu besitzen, auf welche sie ein bescheidenes Häuschen hinstellen konnten. Auch deutsche Unternehmer folgten dem Beispiel der Amerikaner und ließen dadurch viele Tausende von Dollars aus dem Beutel ihrer Landsleute in den ihrigen wandern. —

Einige wackere Männer geriethen endlich auf den Gedanken, ein ähnliches Unternehmen zu beginnen, jedoch auf gänzlich veränderter Basis. Gleiche Theilnahme am Gewinn — ein Verlust ist gar nicht denkbar — war die Grundlage desselben. Sie begannen ihre Operationen damit, einen Verein zu gründen, dessen Theilnehmer sich anheischig machten, monatlich 5 Dollars in die Vereinskasse so lange zu zahlen, bis eine hinreichende Summe vorhanden sey, womit ein geeignetes Stück Land zur Anlage einer Village (Dorfschaft) angekauft werden kann. Ihr Unternehmen ward mit dem besten Erfolge gekrönt. Dasselbe fand so viel Anklang und thatsächliche Theilnahme, daß die Zahl der Mitglieder bald auf nahe 250 anwuchs, welche nach Verlauf von wenigen Monaten ein baar Kapital von mehr als 6000 Dollars zusammen brachten und den Verein in Stand setzten, zum Ankauf eines Grundstücks zu schreiten. Nachdem verschiedene Grundstücke eingesehen waren, kaufte die dazu beauftragte Comitee eine Farm (Landgut) im Staate New-Jersey, an dem Hackensack-River und einem Eisenbahn-Depot liegend, auf welcher man sie von hier aus in 30 Minuten erreichen kann. Die Lage an einem sanft ansteigenden Hügel ist eine sehr günstige zu nennen, weil die schnelle Beförderung per Eisenbahn es jedem Bewohner der neuen Village möglich macht, sein Geschäft am Tag über in New-York zu betreiben und am Abend wieder in dem Kreise seiner Familie in seinem eigenen Hause zu seyn, während der Hakkensackfluß den Handel und Verkehr auf die wohlfeilste Art begünstigt, indem er Barken von 60 bis 70 Tonnen Last trägt, die binnen drei Stunden den Weltmark New-York, zur Zeit der Ebbe, erreichen und mit der Fluth in derselben Zeit wieder zurückkehren können. Diese Umstände versprechen dem Orte ein vorzügliches Gedeihen, und seine Bewohner werden nicht versäumen, sie zu benützen.

Für circa 70 bis 80 Dollars erhält jeder Theilhaber sechs Bauplätze, demnach kaum um die Hälfte Dessen, was er auf andere Weise für einen einzigen hätte bezahlen müssen.

Dieses Resultat hat der Verein besonders den rastlosen Bemühungen des Dr. Klein, eines praktischen Arztes aus Neustadt an der Haardt, der sich durch seinen geraden und offenen Charakter und seine erprobte Redlichkeit das Vertrauen der Vereinsmitglieder erworben und auch gleich von vornherein zum Präsidenten gewählt war — und Denjenigen zu verdanken, welche das Unternehmen ursprünglich ins Leben riefen.

Aber außer den unter den Theilhabern zu vertheilenden sechs Lots bleiben noch ungefähr 300 übrig, welche später zum Vortheil des Vereins veräußert und der Erlös zur Gründung einer Schule und dergleichen verwendet werden soll.

Unmittelbar nach der Verloosung der Plätze wird sich ein Bauverein gründen, der es auch dem Minderbemittelten möglich macht, mittelst monatlicher Einzahlung von 5 bis 10 Doll. bald eine freundliche Wohnung auf eigenem Grund und Boden und damit in wenigen Jahren eine schuldenfreie Heimath zu haben. — Realisirt sich die Absicht Dr. Kleins, eine Wasserheil- und Bade-Anstalt, wozu die Lage sehr geeignet ist, in dem Orte zu gründen, so muß sich derselbe bei dem so nahen und stark bevölkerten New-York in kurzer Zeit zu einem ansehnlichen Städtchen erheben, das als Vereinigungs- und Vergnügungspunkt für die New-Yorker dienen wird.

Hiermit empfangen Sie ein kleines Bild über die Gründung von Ortschaften und Städten in Amerika; hier bedarf es nicht einer langen Reihe von Jahren oder ganzer Jahrhunderte, um solche zur Aufnahme und Reife zu bringen; wenige Jahre sind dazu hinreichend. Das schlagendste Beispiel hat man hier an Williamsbargh, das New-York gegenüber auf Long-Island am East-River liegt und im Jahre 1830 kaum 10 Häuser zählte, heute aber eine Bevölkerung von ungefähr 45,000 Seelen enthält. Wo vor zehn Jahren noch Sumpf und Waldland war, sieht man heute blühende Ortschaften, Farmen und Landhäuser, die wie Pilse aus der Erde schießen.

Wohl trägt das Ganze noch das Gepräge der Neuheit; der Boden ist wild, die Straßen noch unvollkommen, die Häuser mehr zerstreut als in Gruppen; doch gewährt dieß Alles dem Auge eine reizende Fernsicht. Nimmt man dazu die Flüsse und Buchten, welche sich in das ausgedehnte Becken der Bai münden oder mit ihm in Verbindung stehen, die vielen Segel- und Dampfschiffe, welche sich stets auf demselben bewegen, so hat man ein Bild vollkommener Schönheit, von der auch Jeder angezogen und gefesselt wird, der sie zum ersten Male erblickt. Dieser Eindruck wird durch spätere nähere Bekanntschaft nicht gemindert, vielmehr durch die Großartigkeit der Erscheinungen, durch die großen bei einander liegenden reich bevölkerten Städte, durch den Handel und die Schifffahrt, durch die zahlreichen Manufaktorien und sonstigen Etablissements erhöht; man wird zu dem Glauben verleitet, Alles, was das materielle Leben betrifft und befördert, wolle sich in und um New-York concentriren. Z.

Gerichtsverhandlungen.

Straubing, 9. März. Die gestern in unserm Schwurgerichtssaale verhandelte Anklage gegen Valentin Siebenbürger wegen Mords erregte theils durch die Gräßlichkeit der That, theils durch die originelle Persönlichkeit des Angeklagten bei der dicht gedrängten, aus Personen aller Stände bestehenden Zuhörermenge das allgemeinste und andauerndste Interesse. Valentin Siebenberger, 33 Jahre alt, von schmächtigem Wuchse, mittlerer Größe, scharfgeschnittenen Gesichtszügen, lebhaften Auges, mit schwarzem, wohlgepflegten Schnurrbärtchen und sorgfältig gescheiteltem Haupthaar, ist seines Zeichens ein Bürstenbinder und wird als geschickter Arbeiter, aber auch als Bruder Lüderlich geschildert, der des Sonntags immer wieder vertrinke, was er während der Woche verdient. Sein Auftreten ist keck und rücksichtslos. Er hat in Paris die Februar-Revolution mitgemacht, in Baden als Freischärler gefochten, in der Schweiz und London als Flüchtling gelebt, ist im Jahre 1848 Deutsch-Katholik geworden, während er früher in Limburg pecuniären Vortheils halber den Religionsheuchler und Frömmler gespielt hatte. Wie er von der Religion und ihren Lehren denke, geht am besten aus einem von ihm verfaßten „Gedichte", der Abschied von der Schule betitelt, hervor, aus dem wir zu seiner Charakteristik einige Strophen anführen wollen:

„Dann erst die Christenlehr',
Das war mir erst das Rechte,
Da machten sie mir was daher
Vom unsichtbaren Geschlechte.

Von Dingen, die kein Mensch nicht sieht,
Von unsichtbaren Geistern,
Vom jüngsten Tag, was Alles g'schieht,
Wollt' mich der Pfaff schulmeistern.

Kurz das ganze Lehrsystem
Konnte mir nicht gefallen" ꝛc. ꝛc.

Seiner That geständig, erzählt er sie im Verhöre mit empörender Gleichgültigkeit und ohne die mindeste Spur von Reue oder Schmerz, in fließender, gewählter Rede, der Vorstellung des Präsidenten, ob er denn gar keine Reue fühle, kalt die Antwort entgegensetzend: „Wie kann ich eine That bereuen, zu der ich mich verpflichtet fühlte! Es schmerzt mich wohl, daß ich sie thun mußte, aber reuen kann sie mich nie." Von welchen Gefühlen und Ansichten er sich bei seiner blutigen That leiten ließ, geht wieder aus mehreren Gedichten hervor, die er im Gefängnisse niederschrieb; so heißt es in einem derselben mit der Ueberschrift: „Der Meineid":

„Und schwach genug ließ mein Lochen sich verleiten,
Ihres Eides nicht mehr eingedenk,
Verstrach sie, mich für immerhin zu meiden,
Und weiß, daß nur der Tod uns beide trennt:
Kaum vernahm ich tief betäubt die Kunde,
Daß treulos sie an mir geworden war,
So faßt ein Schauder mich, mit zitternd stummem Munde
Griff nach dem Degen ich, dem scharfen Rachestrahl.

Und fort gings nun, geweckt ward die Hyän',
Die sonst dem Lamme nie ein Leids gethan. (!)
Dem Adler gleich zog's mich zu Bergeshöhn,
Nicht wissend mehr, bin Weib ich oder Mann.
Dort saß die ungetreue Maid,
Nahe der Nekropolis,
Als ich voll Wuth riß aus der Scheid
Den Degen und sie niederstieß.

Es ist vollbracht, sie liegt entseelt,
Dem Gotteshause nah', dem Todtenfeld,
Dem Wort getreu, hab' blutig ich gerochen
Den heil'gen Schwur, den schändlich sie gebrochen" ꝛc.

Was nun die That selbst betrifft, so folgen wir dem Geständniß des Angeklagten. Ich kam, sagt er, im Monat März 1853 zu der Bindersdwittwe Josepha Huber in Pfarrkirchen als Geselle in Condition, lernte alsbald die 25jährige Eva Popp, Lottokollekteurstochter von Pfarrkirchen, zuletzt Dienstmagd auf der Federmühle, kennen und knüpfte ein Liebesverhältniß mit ihr an. Um sie, von der ich manches ihrem Rufe Nachtheiliges gehört, fester an mich zu binden, veranlaßte ich sie zur Ableistung eines gegenseitigen Eides, durch welchen wir uns zur Treue verbanden und wonach den Meineidigen der Tod von des Andern Hand treffen sollte. Kurz nachdem sich Eva Popp auf der Federmühle verdingt hatte, suchte ich sie zu bereden, mit mir zuerst in meine Heimath zu gehen und dann nach Amerika auszuwandern. Sie war Anfangs einverstanden, ward aber später in ihrem Entschlusse wankend und gab ihn endlich ganz auf. Als ich hiervon, namentlich Samstag, den 6. August 1853, einige Kenntniß erlangt hatte, betrank ich mich an diesem Tage Abends, um meinen Gram zu betäuben und kam erst nach 1 Uhr nach Hause.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In Berlin war in einem Bagatellprozeß der Verklagte, ein Offizier, zur Leistung eines Eides, von welchem die Entscheidung des Prozesses abhängig gemacht wurde, verurtheilt worden. Als er sich in diesen Tagen in dem zur Eidesleistung anberaumten Termin mit dem gleichfalls vorgeladenen Kläger gestellt, äußerte Letzterer sich dahin, daß der Eid nicht mit gutem Gewissen von dem Offizier abgeleistet werden könnte, wenn dieser sich nicht eines Meineides schuldig machen wolle. Kaum hatte der Kläger dieß ausgesprochen, als der Offizier seinen Degen zog und in der offen ausgesprochenen Absicht auf den Kläger eindrang, diesen zu Boden schlagen zu wollen, da es ein anderes Mittel, sich für ihm von nicht satisfaktionsfähigen Personen zugefügten Beleidigungen Genugthuung zu verschaffen, nicht gebe. Der zur Eidesabnahme anwesende Richter wußte durch energisches Einschreiten die Ausführung der Absicht des Offiziers jedoch zu verhüten, so daß ein weiterer, gegen die Würde des Gerichts verstoßender Exzeß nicht vorfiel. Die Parteien werden sich gegenseitig wegen Injurien verklagen.

Im Feuilleton des „Siecle" heißt es, daß die französischen Schauspieler zu Petersburg seit mehreren Wochen sich sehr unbehaglich fühlten; das Publikum nahm sie sehr kalt auf, und sie geriethen wirklich in Furcht. Der Minister des kaiserl. Hauses Graf Adlerberg, rief sie zusammen, und erklärte ihnen Namens des Kaisers, daß sie nichts zu fürchten hätten, was auch kommen möge. — So sprach Kaiser Nikolaus zum Grafen Adlerberg: „Was auch kommen möge, Herr Minister, sagen Sie in meinem Namen den französischen Schauspielern, daß sie unter meinem unmittelbaren Schutz stehen, und daß strenge Befehle gegeben werden, um nicht nur ihre Personen, sondern auch ihr Talent zu schützen." Alle französischen Schauspieler haben ein Dankschreiben an den Minister gerichtet, das derselbe dem Kaiser mittheilte.

(Gera, 4. März.) Zur Steuerung der durch die Einrichtung sogenannter Spinnstuben auf dem Lande nach deutlicher Wahrnehmung gesteigerten Unsittlichkeiten ist jedem Hauswirthe

die Zulassung solcher Mannspersonen in eine Rockenstube, die nicht Söhne oder Dienstboten des Hauses sind, durch eine neuere Ministerialverordnung unter Androhung angemessener Strafen streng verboten.

Frankfurter Theater.

In Folge der Beachtung, welche man der Spieloper wieder zuwenden zu müssen glaubt, sahen wir in neuer Einstudirung Scribes und Aubers: „Des Teufels Antheil". Diese Oper gehört nach Sujet und Musik ganz in das Bereich der neuern französischen Spieloper, die überall so beliebt und seit einigen Decennien zur Mitherrscherin der Bühne geworden ist. Wie Scribe ein reiches Talent besitzt, abenteuerliche Ereignisse und Intriguen zu erfinden, in ihrer Art originelle Charaktere vorzuführen, spannende, überraschende und drastisch wirksame Situationen herbeizuführen und dieß Alles recht bunt durcheinander zu werfen, so versteht es Auber, seine Musik diesen leichten und gefälligen Texten anzuschließen, anmuthige und frische Melodien zu ersinnen, allen seinen Klängen und Harmonien ein frisches Leben einzuhauchen und Tonwerke zu schaffen, die sich dem Ohr des Hörers einschmeicheln. Wenn solche Opern auch das Gemüth nicht erheben, wenn sie auch den Stempel der Weihe und geistigen Größe nicht an sich tragen, so sind sie doch wohl dazu geeignet, uns Vergnügen zu bereiten, uns ein paar Abendstunden freundlich wegzuscherzen und uns eine Unterhaltung zu verschaffen, die wenigstens keine Unwürde ist. So wurde denn das Wiedererscheinen des „Part du diable" willkommen geheißen und brachte die Vorstellung ein volles Haus. — Die Darstellerin der Hauptparthie, des Carlo Broschi, Fräul. Jenny Hoffmann, zeigte sich eben so gewandt im Spiel, wie korrekt und geschmackvoll im Gesang. Derartige Rollen liegen ganz in ihrem Bereich. Sollen wir ihr einen Rath geben, so wäre es der, sich der Spieloper und dem höheren Soubrettenfach stets mehr zuzuwenden. Ihre Persönlichkeit, die Klangfarbe ihrer Stimme, ihre Gesangbildung und ihre künstlerische Eigenthümlichkeit weisen sie darauf hin und sie wird in diesem Genre immer Treffliches leisten, während sie in tragischen oder großartigen Partien stets viel zu wünschen übrig lassen wird. Wie es für unsere Oper sehr ersprießlich, so wird es für den Künstlerruf der Fräul. Hoffmann sehr förderlich seyn, wenn sie den hier ausgesprochenen Wunsch beachten und ihr Repertoire darnach einrichten wird. — Hr. Baumann gab den Rafael d'Estuniga. Er ist als ein bühnenkundiger und gewandter Darsteller bereits anerkannt und wußte auch in dieser Rolle die Grundzüge erst des heitern und lebenslustigen Studenten und dann des Soldaten und fröhlichen Weltkindes zu vereinigen und durch ein lebendiges Spiel geltend zu machen. Was den Gesang anbetrifft, so trug er namentlich seine erste Arie recht schön vor und war in der Würfelscene und dem darauf folgenden Finale, wie in dem anmuthigen Duett mit Casilda recht verdienstlich. Für die Spieloper ist Hr. Baumann ein sehr vortheilhaft verwendbares Mitglied. — Gil Vargas (Hr. Hassel) wirkt in dieser Partie nicht nur durch seinen wahrhaft ergötzlichen Humor, sondern gibt auch den darzustellenden Charakter in sehr entsprechender und wirksamer Weise. — Frl. Rueda sang zwar die Casilda nicht unverdienstlich, ist jedoch für diese Rolle, hinsichtlich der Repräsentation derselben, weniger geeignet. — Letzteres gilt auch in Bezug auf Hrn. Hardtmuth (König), dessen schöne Stimmmittel und unverkennbaren Sängerberuf wir gerne anerkennen, während er dagegen noch zu jung und auf der Bühne noch zu viel Neuling ist, um in der genannten Rolle erfolgreich wirken zu können. — Fräul. Weele war als Königin, wenn auch nicht bedeutend, so doch nicht störend. — Schließlich dürfen wir die durchgreifenden Chöre und guten Ensembles, so wie das abgerundete Spiel des Orchesters unter Hrn. Gollermanns Leitung nicht unerwähnt lassen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Köln, 19. März.

Unserem Männergesangverein werden nach der Sängerfahrt nach London von allen Seiten Aufmerksamkeiten, namentlich von den Componisten, zu Theil. Es ist wohl kaum möglich, daß der Verein die ihm gewidmeten und eingesandten Compositionen, Lieder für den Männergesang, alle singe, welche seit den letzten neun Monaten eintrafen. Unter den letzten Sendungen bedeutender Componisten heben wir zwei Lieder vom Braunschweiger Kapellmeister Hrn. Methfessel, ein Gloria vom Dresdener Kapellmeister Hrn. Reissiger und sechs Quartette hervor, die Hr. Reinecke, Lehrer der rheinischen Musikschule, bei seiner Abreise nach Barmen dem Verein verehrte. Die Liedertafel in Halberstadt, welcher unser Verein zu ihrem 25jährigen Stiftungsfest seine Gratulation übersandte und zugleich den Direktor Hrn. Eils zu seinem Ehren-Mitglied ernannte, sandte zum Danke für diese Aufmerksamkeit unsern Sängern eine übergoldete Erinnerungs-Medaille als Fahnenschmuck. — Emil Devrient wird am Montag in „Rubens in Madrid", Schauspiel von Charlotte Birch-Pfeiffer, seine Gastdarstellungen im hiesigen Stadttheater eröffnen.

Offenbach, 18. März.

Die Segnungen des Friedens haben unserer Stadt nicht geringe Resultate seiner Geschäfts-Interessen, auch manche Verschönerungen und neue Anlagen entstehen lassen. Mit Freude wird es begrüßt werden, daß, wie wir so eben vernehmen, von den Lenkern der städtischen Angelegenheiten nunmehr, den bekannten, von Fremden wie Einheimischen tadelnswerth gefundenen Mißstand des Ausgangs aus dem Eisenbahnhof in die verlängerte Domstraße zu heben, beschlossen wäre, da eine Gesellschaft es übernommen hat, die Kosten eines städtischen Kanals, zur großen Wasserlache führend, vollständig aus Privatmitteln zu decken.

Literatur.

Seelenfreundliche Briefe. Gesammelt von Frhr. Gustav von Tirneg. Darmstadt, 1853. Verlag der Hofbuchhandlung von G. Jonghaus. 366 S. 8.

Ein Buch von vielseitigem allgemeinem Interesse! Der ordentliche Professor der Medicin und Geh. Rath v. Ritgen in Gießen (denn dieser auf dem Gebiete der Heilkunde gefeierte Mann steckt offenbar als Anagramm in dem Namen v. Tirneg) beleuchtet in dieser Schrift die so traurigen Sätze seines ehemaligen Collegen Vogt, daß es keine Seele, keine Unsterblichkeit und keinen Gott gebe. In der Wissenschaft gelten aber nicht der Name und nicht die Autorität, sondern Gründe. Darum geben wir, obwohl von Ritgen auf dem Gebiete der Heilkunde, namentlich der Geburtshülfe, unbestritten eine der ersten Größen deutscher Wissenschaft und wohl eine größere Autorität ist, als Vogt, doch um so weniger etwas auf seine Autorität, als er sich offenbar in dieser Schrift mit Fragen beschäftigt, die weit über das Gebiet hinausreichen, dessen Pflege er seinen Ruf verdankt. Aber v. Ritgen, eine reichbegabte Persönlichkeit und eingeweiht in die Tiefen concreter Naturforschung, wie irgend einer, bewährt sich nicht nur als Meister auf allen Gebieten des realen, in gewissem Sinne materiellen Wissens, sondern er bewährt sich nun in dieser Schrift zugleich als einen der tiefsten Denker in den mehr speculativen Fragen, namentlich der Psychologie, Metaphysik und Logik, so daß er freilich dem „bösen Karl", wie Vogt nicht ohne Anflug von Laune in dem Buche genannt wird, mit weit überlegener Kraft, Dialectik und guten Gründen entgegentritt. v. Ritgen begnügt sich aber nun nicht damit, die theoretischen Sätze Vogt's in ihrer gänzlichen Traurigkeit und Unhaltbarkeit aufzuweisen, sondern er gibt auch das positiv Bessere über die Seele, das Seelenleben und das geistige Gebiet überhaupt, ja nach dem unzerreißbaren Zusammenhange aller jener Fragen mit den praktischen Interessen des Lebens in Familie, Staat und Kirche gibt v. Ritgen zugleich eine Erklärung aller dieser Verhältnisse, wie ein sehr bestimmtes Urtheil über ihre allein richtige Gestaltung. Wir müssen uns versagen, auf Einzelnes einzugehen, glauben aber genug gesagt zu haben, um alle Die zum Lesen dieser Schrift einzuladen, für welche jene Fragen Interesse haben. Für welchen Gebildeten hätten sie aber kein Interesse?

Theater-Anzeige.

Dienstag, 21. März. Wilhelm Tell, Schauspiel in 5 Abth., von Schiller. (Gastrolle) Hedwig: Fräulein Brandt, vom Stadttheater zu Zürich.

Mittwoch, 22. März. Des Teufels Antheil, komische Oper in 3 Akten, Musik von Auber.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 70. Mittwoch, den 22. März 1854.

Onkel Peter.

(Aus dem Englischen nach Fraser's Magazin von W. F.)

(Fortsetzung.)

„Uebee Lady Helena", fuhr Kapitän Merton fort, „um deren Hand ich bei Lord Elsmore anhalten will; doch ehe ich dieß thue, bitte ich um Ihren Rath, theurer Oheim, sowie um Ihee Genehmigung."

„Rath und Genehmigung! Meinen Rath zu Deiner Heirath, meine Genehmigung zu Deiner Verheirathung mit irgend einer Lady Helena im Lande!?" rief endlich der alte Herr aus. — „Nein, Karl; komme zu mir und sage mir, Du wünschest die Tochter meines Wildwärters zu heirathen, oder die Tochter meines Verwalters oder die des ärmsten Häuslers auf meinen Besitzungen, oder die Tochter irgend eines Andern, nur nicht eine Tochter aus jenem stolzen und falschen Stande, dem Lady Helena angehört. Doch" — fuhr er nach kurzer Pause fort, während welcher er sich vom Stuhle erhoben hatte und lebhaft im Zimmer auf- und abging — „doch nein, nein, alle diese Aufregung ist unnöthig; mache Deine Anträge, mein Junge, und siehe zu, ob Deine hohen Freunde sie geneigt aufnehmen werden, wenn Du ihnen dabei zugleich mittheilst, daß Du mit diesem Schritte die Gunst Deines reichen Oheims verwirkst und alle Hoffnung verlierst, sein Erbe zu werden."

„Ich werde ihnen das mittheilen", rief der junge Mann aus, „und aus der Art und Weise, wie sie diese Mittheilungen aufnehmen, weede ich sie beurtheilen."

Er stand, als ee dieß sprach, auf und zeigte seine große stattliche Gestalt in ihrer ganzen Vollendung; den Kopf hatte er zurückgeworfen, und jeder Linie seines schönen und feinen Gesichts war die festeste Entschlossenheit aufgeprägt; doch wurden seine Züge milder, als er die schon gealterte zitternde Gestalt vor sich erblickte. Er rief sich alle die Freundlichkeit und zärtliche Sorgfalt, welche der Oheim ihm seit seiner Kindheit gewidmet, ins Gedächtniß zurück, und er dachte sich lebhaft das traurige und einsame Altee desselben, sollte er den Entschluß, welchen er eben ausgesprochen, zur Ausführung bringen. Demnach machte er noch einen Versuch, ihn zur Nachgiebigkeit zu vermögen.

„Onkel", sagte er, „Sie kennen mich, und Sie wissen, daß ich niemals einen gewinnsüchtigen Gedanken in Betreff Ihees Vermögens gehegt habe. Sie wissen, daß es mein Fehler ist, in solchen Dingen viel zu wenig nach vorwärts zu blicken, und daher wage ich es, Sie zu bitten, die Worte, die Sie so eben ausgestoßen, noch einmal in Erwägung zu ziehen. Es war thöricht, ich weiß es, Sie um Ihren Rath und Ihre Genehmigung zu bitten, da mein Entschluß beeeits feststeht. Ich ahnte, daß es so kommen würde, oder ich hätte Sie vorher um Rath fragen sollen, da es jetzt für mich unmöglich ist, zurückzutreten."

„Unmöglich, zurückzutreten! Ihr habt Eure Anträge nicht der Wahrheit gemäß gemacht, Sir, und sie sind angenommen worden in Hinsicht auf Erwartungen, die Ihr zu hegen kein Recht habt."

„Ich habe zu Lord Elsmore kein Woet gesprochen, aber ich habe zu seiner Tochter Das g.sagt, was ein Mann nicht ungesagt machen kann. O, Onkel, wollten Sie nur sehen, wie gut, wie edel, wie schön und wie treu sie ist; wollten Sie nur in die Hütten auf ihren Besitzungen gehen, und Sie würden erfahren, daß sie nicht so ist, wie Sie die Frauen ihres Standes schildern."

Der alte Herr ging langsam nach einem alten Schreibpult, das zwischen den beiden Fensteen des Zimmers stand, schloß es auf und holte ein flaches und reich verzieetes Etui in rothem Maroquin hervor; er berührte eine Fedee, und dee Deckel sprang auf; ohne jedoch einen Blick auf den Inhalt des Etuis zu weefen, reichte er es mit ausgestrecktem Arme seinem Neffen hin und sagte: „Ist sie so schön wie diese?"

Kapitän Merton nahm das Etui; es enthielt das Miniaturbild eines schönen, liebenswürdigen Weibes. Die ganze Figur verrieth ein ausgezeichnetes Ebenmaß; sie trug ein schwarzes Sammetkleid, auf welchem Diamanten schimmerten, die auch noch überdieß in ihrem reichen, dunkelbraunen Haar glänzten. Ein Kind spielte zu ihren Füßen, aber aus der ganzen Haltung der Hauptfigue, sowie aus der stolzen und üppigen Schönheit deeselben ging hervor, daß die stille Freude häuslichen Glückes und mütterlicher Liebe sie nicht berührte; das Auge der Dame sah nicht niederwärts auf die zarte Gestalt neben ihr, es blickte vielmehr auf den Beschauer des Bildes mit einer gewissen zitternden Leidenschaft, die der Maler in dem dunklen Grunde des Auges sehe gut ausgedrückt hatte.

Karl Merton warf einen Blick auf das Bild und war von der Schönheit desselben bezaubert; war es eine wirkliche oder ihm von seiner Phantasie vorgespiegelte Erinnerung, die diese stolzen Brauen und diese glühenden Wangen mit einem, in seinem Gedächtnisse nur schwach aufdämmernden Bilde aus seinem eigenen Leben in Verbindung brachten?

„Wer ist sie?" fragte er endlich; „sagen Sie mir, Dnkel, wer ist sie?"

„Erst will ich Dir sagen, was, und dann, wer sie ist. Sie ist eines Grafen Tochter — die Tochtee eines armen, stolzen englischen Edelmannes; sie heirathete einen reichen Bürger, einen, der aus dem Volke hervorgegangen; sie heirathete ihn seines — wirklich fürstlichen Vermögen wegen; sie brachte dasselbe, oder vielmehr den größten Theil desselben durch und verließ ihn dann und wählte sich zum Genossen ihree Schuld einen aus jener Klasse des „wahren Adels", aus welcher herabzusteigen sie

sich herabgelassen hatte. Es war Deine Mutter, Karl. Geh' jetzt zum Lord Elsmore mit Deinem Antrage, aber nimm Dich in Acht vor dem Elend und dem Kummer, die aus solcher unpassenden Verbindung hervorgehen."

Immer noch blickte Kapitän Merton auf das Bild. „Und wo ist sie jetzt?" fragte er zuletzt kleinmüthig.

„Sie ist todt!" lautete des Onkels kurze Antwort.

Des jungen Mannes Auge ruhte fortdauernd auf dem liebreizenden Angesicht; aber wie er näher in dasselbe blickte, schien es ihm, als sey das Lebendige der Farben verschwunden, als sey das Antlitz bleich und sorgenvoll und das Auge trübe geworden; wenigstens schwammen seine eigenen Augen in Thränen. Es war die Geschichte, auf welche er bereits durch halbe Winke und halbe Verheimlichungen, die sich an den Namen seiner Mutter bisher stets angeknüpft hatten, vorbereitet war. Die Erinnerung an ihre Gesichtszüge kehrte jetzt vollständig in seine Seele zurück; es war dasselbe Gesicht, welches sich einmal vor vielen Jahren über sein kleines Bette gebeugt und, als er in dasselbe gesehen, Thränen statt Küsse auf seiner kindlichen Wange zurückgelassen hatte.

Als Kapitän Merton sich an jenem Abende in seinem eigenen Zimmer befand, zog er in reifliche Erwägung, wie seine Stellung seyn würde, im Falle sein Onkel auf seinen zuletzt ausgesprochenen Ansichten beharrte. Aber gerade diese Betrachtungen änderten den Beschluß, den er bereits gefaßt hatte, nicht. Er wollte am nächsten Tage dem Lord Elsmore seine Anträge in Bezug auf die Hand seiner Tochter machen; von seinem eigenen Vermögen, das ihm von dem unermeßlichen Reichthume seines Vaters noch geblieben, und das durch die treue Sorgfalt seines Oheims während seiner, erst letzthin zurückgelegten Minderjährigkeit noch ziemlich angewachsen war, hatte er jährlich gegen zwölftausend Pfund; hierzu hatte er seine Hauptmanns-Stelle, und er glaubte deßhalb, Lord Elsmore würde seine Bewerbung nicht ungünstig aufnehmen. Was Lady Helena betraf, so fiel es ihm auch nicht im Traume ein, sie für fähig zu halten, daß sie durch den ihm angedrohten Verlust irdischer Güter veranlaßt werden könnte, die Gefühle zu ändern, die sie erst gestern, als er ihr auf der Terrasse von Elsmore Lebewohl sagte, gegen ihn ausgesprochen. Das Zimmer, in welchem der junge Mann diesen Gedanken nachhing, war geräumig und hell erleuchtet, auch war dasselbe nach dem neuesten Geschmack möblirt. Sein Kammerdiener bewegte sich geräuschlos hin und her, um alle Vorkehrungen zu treffen, die nothwendig waren, ehe er seinen Herrn vor dem Schlafengehen verließ.

(Fortsetzung folgt.)

Gerichtsverhandlungen.

(Schluß.)

„Sonntag den 7. August begab ich mich," fährt der Angeklagte fort, „mit dem Degenstock des Sohnes meiner Meisterin bewaffnet, zur Federmühle. Als ich auf der Federmühle erfuhr, daß meine Geliebte mit ihrer Dienstfrau zur Kirche gegangen, begab ich mich auch dahin und traf auf dem sogenannten Gartlberg bei Pfarrkirchen während der 10 Uhr-Messe die Eva Popp, mit ihrer Dienstfrau auf einer Bank außerhalb der Kirchenthüre sitzend. Ich ging freundlich auf meine Geliebte zu, faßte sie bei der Hand und fragte, an ihren Eid sie erinnernd, mehrmals, ob sie mit mir gehen wolle. Sie antwortete immer mit Nein. Auf dieß verließ ich sie einige Minuten, kam dann wieder, faßte sie heftig am Arm und wiederholte neuerdings meine Frage, und als ich wieder eine verneinende Antwort erhielt, stieß ich mit der blank gezogenen Klinge unter dem Ausrufe: „So stirb, Meineidige" (diese Worte begleitet der Angeklagte mit der entsprechenden Geberde), „ich heiße Siebenbürger und halte mein Wort" so heftig nach ihr, daß sich die Klinge, wahrscheinlich auf einen harten Gegenstand treffend, bog. Eva Popp lief mit einem Schrei gegen die Kirchenthüre zu, sich unter den Leuten zu verbergen, ich eilte ihr mit blanker Waffe, die Klinge wieder gerad biegend, nach, holte sie ein, umfaßte sie mit dem linken Arm und stieß ihr mit der rechten Hand meine Waffe mehrmals in den Leib, so heftig, daß ein Stoß auf ihrer rechten Seite ein- und auf der linken Seite wieder herausdrang und mich noch an der linken Hand, mit der ich sie umfaßt hielt, verwundete. Als ich ihr „genug gethan" zu haben glaubte, ließ ich sie los und entfloh mit meiner blutigen Waffe, wurde aber von einigen Personen verfolgt, eingeholt und zu Gericht geliefert." So weit das Geständniß des Angeklagten. Sein Opfer verschied im Laufe einer Stunde. Bei der gerichtlichen Wundbeschau zeigte sich, daß sie fünf Stichwunden am Ober- und Unterleibe erhalten halte, wovon eine zwischen der neunten und zehnten rechten Rippe in den Unterleib eindrang, das Zwerch- und Bauchfell und die ganze Leber durchbohrte und alle großen Blutgefäße durchschnitt, wobei das verletzende Instrument zwischen der achten und neunten linken Rippe aus dem Unterleibe wieder hervorkam. Nach gerichtsärztlichem Gutachten war diese letztere Wunde unmittelbar und nothwendig tödtlich. Wie fest der mörderische Entschluß in der Seele des Siebenbürger gewurzelt hatte, geht aus den Aeußerungen hervor, die er vor der That gegen die Zeuginnen Maria Ammer und Anna Mondbank machte. Zu Letzterer, zu der er um 8 Uhr in's Haus kam, sagte er: „Jetzt suche er alle Kirchen aus, und wenn er da die Eva nicht finde, dann sey er Schlag 12 Uhr wieder auf der Mühle, ihr renne er den Dolch zuerst „hinein", dann müßten noch Fünf sterben, und wenn er sich an ihrem Blute satt gesehen, renne er sich selbst den Dolch hinein. Finde er die Eva in der Kirche, dann steche er sie in der Kirche nieder, und finde er sie außen, so steche er sie außen nieder; es handle sich nur um zwei Worte, um Ja oder Nein; sage sie Ja, dann geschehe ihr nichts, sage sie Nein, dann müsse sie sterben." Hiebei hatte er die Klinge seines Stockdegens herausgezogen, fuhr mit abwärts stehender Spitze damit auf und nieder, trat auch vor das an der Wand hängende Kruzifix und sprach den Schwur aus: „So wahr unser Herr Gott am Kreuze hängt, so wahr steche ich ihr heute diesen Dolch noch durch und durch." Auf die Frage der Anna Mondbank, ob er denn heute schon betrunken sey? erwiederte er: „Nein, ich habe noch keinen Tropfen getrunken, denn nicht im Rausch, sondern nüchtern will ich die Eva umbringen." Hierauf entfernte er sich, kam aber um $9^{1}/_{2}$ Uhr wieder und sagte: Jetzt suche er die Eva auf dem Gartlberg, jetzt werde das Amt aus, und wenn sie aus der Kirche komme, frage er sie, ob sie mit ihm reise, und wenn sie Nein sage, steche er sie nieder. Als ihn die Mondbank zu überreden suchte, seinen Degenstock bei ihr zu lassen, und ihm dabei vorstellte, daß er jetzt in der Wuth sey und ihn der Zorn übermannen könne, es aber nichts Geringes sey, einen Mord zu begehen, erwiederte er, auf die Brusttasche seines Rockes deutend: „Wenn ich auch den Degenstock dalasse, habe ich noch eine Waffe, dann ersteche ich sie mit dieser." Wie ihn nun die Mondbank zu bewegen suchte, auch diese Waffe, die wahrscheinlich ein Messer sey, dazulassen, und ihn darauf aufmerksam machte, welche Folgen die Sache für ihn selbst haben könnte, erwiederte er: „Es hilft nichts, sie muß sterben. Glaubst Du, daß ich das Sterben erst lernen muß? Das kann ich schon lang, eine Kugel durch den Kopf oder einen Degen durch den Leib, das ist mir gleich." Hierauf verließ er das Haus der Mondbank und begab sich, wie ein Zeuge aussagt, ruhig eine Cigarre rauchend und ohne sicht-

liche Aufregung auf den Schauplatz seines Verbrechens. Die Thatzeugen erzählen die Ausführung der That im Wesentlichen übereinstimmend mit dem Geständnisse des Angeklagten und fügen bei, daß die That so rasch ausgeführt wurde, daß an ein Abhalten nicht zu denken war. — Siebenbürger, der fortwährend sein gleichgültiges, trotziges Wesen beibehält, lächelt öfters höhnisch über die Zeugen, freudig, als seine Gedichte verlesen werden, macht namentlich der als Zeugin erschienenen Dienstfrau seiner Geliebten den Vorwurf, daß sie die Urheberin des Todes derselben sey, weil sie ihr zugeredet, von ihm zu lassen, und gibt dem bei seiner Verhaftung betheiligt gewesenen Gemeindediener zu verstehen, daß ihn ein Anderer als er bewältigt, daß er gar nicht der Mann dazu sey. — Nach geschlossener Verhandlung hielt die Staatsbehörde in glänzendem Plaidoyer die Anklage aufrecht, zeichnete den Siebenbürger als einen Menschen, der jedes religiösen und moralischen Halts entbehre, jeder That fähig sey, der nichts kenne, als sein Ich, und Alles, was diesem Ich entgegenstehe, schonungslos niedertrete, weder menschliche noch göttliche Gesetze anerkennend und fürchtend. Eitelkeit sey die Triebfeder seiner Handlung gewesen, nicht getäuschte Liebe. Das gehe aus seinem ganzen Gebahren, seinen Aeußerungen, der Oeffentlichkeit der Vollbringung seiner That zur Evidenz hervor. Daß die That mit Vorbedacht beschlossen worden, somit ein Mord gegeben sey, erhelle aus dem eigenen Geständnisse des Angeklagten, aus seinen Gedichten und den Aussagen der Zeugen, namentlich der Mondbank. — Die Vertheidigung, welche allerdings einen schweren Stand hatte, warf sich nicht, wie man allgemein erwartet hatte, auf das psychologische Feld, sondern plaidirte auf Todtschlag. — Den Geschwornen wurde der Anklage gemäß nur eine Frage auf Mord gestellt, welche sie nach kurzer Berathung bejahten. Die Stellung einer zweiten Frage auf Todtschlag, welche die Vertheidigung beantragte, ward vom Gerichtshofe nicht zugelassen. Das auf Grund des Wahrspruches der Geschwornen gefällte Todesurtheil hörte der Angeklagte mit der größten Gleichgültigkeit an, ohne die Farbe zu wechseln, und unmittelbar nach Verkündung des Urtheils sah man ihn eine Prise Tabak nehmen. (N. C.)

Die Alten, welche jung bleiben.

Wen, der gegenwärtig auf das stolz bewegte England hinblickt, frappirt nicht die Erscheinung, daß es Greise sind, welche dort in der wichtigsten europäischen Krise das Steuerruder führen, aber Greise, welche jung geblieben, das heißt mit der Zeit fortgeschritten sind. Wo in der Welt sonst finden sich diese Palmerston, Russell, Derby, Aberdeen, Cobden, Hume, die bei verschiedenen politischen Anschauungen und auch bei verschiedenen Privatinteressen ihrem Vaterlande halbe Jahrhunderte dienen und bei jeder neusten Situation sich immer auf der Höhe der Zeit zu halten wissen? Während in manchem andern Land ein augenblicklicher Parteiwechsel hinreicht, um einen Staatsmann als abgebraucht für immer auf die Seite zu stellen, weiß England seine erprobten Führer immer an ihre Stelle zu setzen und sie, sey es als Ihrer Majestät Opposition oder als Ihrer Majestät Regierung zu Ehren zu ziehen. Aber wenn sich durch diese Anerkennung das Volk selbst ehrt, so verdienen die Führer des englischen Volks auch den Namen von Staatsmännern, weil ihre Thätigkeit sich nicht in einem Tagessystem verknöchert, sondern die Erfahrungen jedes Tages zu Rathe zieht und unter allen Umständen immer das Parteiinteresse dem allgemeinen Landesinteresse unterordnet. England vor Allem — das ist die Losung und auch das Geheimniß, warum die Alten dort jung bleiben. — Zu diesem Gedanken wurden wir durch eine freundliche Erscheinung in unserm Nachbarlande veranlaßt, nämlich durch Lesung des letzten akademischen Vortrags, den Hr. Professor J. J. Hottinger (Zürich, bei Höhr) über „Religion und Politik in ihrer historischen Wechselwirkung auf die Zustände der Eidgenossenschaft" gehalten hat. Auch in diesem Vortrage zeigt sich uns ein schweizerischer Staatsmann (wenn auch ohne Porteseuille), der, — eine, dort (Schweiz) seltene Erscheinung — alt geworden und jung geblieben ist, dessen Auge, durch alle Wechselfälle der schweiz. Geschichte immer nur auf das Interesse, den Flor, die Ehre und die Fortdauer des Ganzen gerichtet ist, der den sittlichen Grundcharakter seines Volkes, seine Ergebung in Gottes Machtschutz, seine Achtung für gegebenes Wort, mit der bürgerlichen Freiheit und den Forderungen der Zeit zu versöhnen weiß und dessen innerster Haltpunkt immer jenes stille Grütli bleibt, wo der Bund der Eidgenossen mit zum Himmel gehobenen Händen geschlossen ward. (N. Z. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

Aus Brüssel wird gemeldet: Siebenzig rückfällige und unverbesserliche Tagdiebe, die im Bettlerdepot zu Hoogstraeten verweilen, sind bei dem Gemeinderathe mit dem Vorschlage eingekommen, wenn die Stadt die Ueberfahrtskosten bezahle, wollten sie nach Amerika auswandern. Diese Kosten betragen für die ganze Schaar 12,600 Franken; der Rath ist auf den Vorschlag eingegangen und werden sonach die Auswanderungslustigen nächstens hinüberbefördert werden.

Man schreibt aus München, 11. März: Es ist bekannt, daß Professor Halbig den afrikanischen Löwen aus der Kreuzberg'schen Menagerie entlehnte zu Studien für seinen Kolossal-Löwen, der für den Hafen zu Lindau in Kelheimer Kalkstein ausgeführt wird. Viele haben den Künstler in seinem Atelier besucht, aber die interessanteste Zeit war gewiß die am letzten Vormittag, an welchem man das schöne Thier im heftigsten Grimm tobend beobachten konnte. Es war ein Wärter dagewesen, der es früher einmal tief gekränkt hatte, bei dessen Anblick der Leu in den rasendsten Zorn gerieth, der über eine Stunde andauerte und sich durch Brüllen, Schweifschlagen, Geifern und die heftigsten Bewegungen im Käfig ausprägte. Das Thier war im Zustande der Leidenschaft majestätisch schön und ließ seine ganze Furchtbarkeit im jenem Zustande ahnen. Nicht minder interessant war die Heimkehr des „Simson" in die Menagerie, aus der er acht Tage abwesend gewesen war. Er und sein Weibchen hatten nach einander gelangweilt, und das Wiedersehen trug ganz das Gepräge befriedigenden Glücks. Schon im geschlossenen Käfig ahnte die Löwin ihren Gefährten und gab ihre Freude durch Sprünge kund. Als das Paar zusammengelassen war, umhalsten und beleckten sich die Gatten, und die Löwin schmiegte sich zärtlich an den Löwen, als dieser sich endlich legte. Diese Bewillkommung ließ einen so tiefen Blick in das Gemüthsleben dieses Thieres thun, als die Beobachtung seines erregten Zornes.

Bei einem Gastmahl in den Tuilerien saß die Kaiserin dem östere. Gesandten v. Hübner gegenüber. Sie ergriff ihr Glas, sagte zu diesem: auf das glückliche Gedeihen unserer Unterhandlungen, und nippte. Die Herren Diplomaten an der Tafel spitzten die Ohren, daß sich die Kaiserin um die Politik bekümmere, bis sie endlich herausbrachten, daß Hr. v. Hübner noch Junggeselle sey und die Kaiserin ihn mit einer hübschen und reichen englischen Lady verheirathen möchte. (Dorfz.)

Im Hafen von Odessa hatte kürzlich, wie von dort in Konstantinopel angekommene Kapitäne erzählen, auch ein Strike statt. Die mit Beladung des Getreides beschäftigten Arbeiter verlangten auf einmal statt des Branntweins, den man ihnen sonst bei der Arbeit reichte, — Champagner! Ohne Champagner wollten sie nicht mehr arbeiten. Die bedrängten Kapitäne boten andere Weine an, es half aber Alles nichts. Die Russen arbeiteten wirklich nicht mehr, bis sie Champagner bekamen. (A. Z.)

Frankfurter Theater.

(Schluß.)

Vor einigen Tagen fand wieder eine Vorstellung von Richard Wagners Tannhäuser statt, und diese war sowohl in Hinsicht der einzelnen Leistungen, wie des Ensembles eine der besten, die wir gehabt haben. Hr. Kapellmeister Gustav Schmidt, einer der eifrigsten Verehrer des Komponisten, leitete dieselbe mit einer Präcision und Energie, welche ihm zur Ehre gereichen und ganz geeignet waren, die ihm zu Gebote stehenden Kunstkräfte im besten Lichte erscheinen zu lassen. Die Ansichten der Kunstkenner wie der Musikfreunde, die sich vor nicht allzu langer Zeit über den Werth und Bedeutung des Tannhäuser noch sehr schroff und feindlich gegenüber standen, sind bereits zur Ausgleichung und Vermittelung gelangt und lassen dem großen Talent und dem edeln Streben R. Wagners Gerechtigkeit widerfahren. Wie man auch in Beziehung auf die musikalische Form seinen Maßstab anlegen, wie man auch die sogenannten Uebergriffe und Excentricitäten R. Wagners verwerfen mag, so wird man doch nicht in Abrede stellen können, daß in diesem Tannhäuser ein reiches Talent sich bekundet und entfaltet, daß er der großartigen, wahrhaft ergreifenden und bewältigenden Momente, der musikalischen und dramatischen Schönheiten und poetischen Effekte viele enthält, und daß das Ganze einen Ausdruck von Weihe und Würde trägt, der nicht zu verkennen ist. Der Tannhäuser macht die Runde über alle deutschen Bühnen und darf sich des Erfolges rühmen, daß er stets mehr gewürdigt wird, je öfter man ihn hört, und daß sich sein geistiger Kern, wenn auch theilweise in ungefälliger Schale und nicht ohne bittern Beigeschmack, als ein gesunder und lebenskräftiger bewährt. — Wenn wir den Tannhäuser des Hrn. Caspari schon früher als eine vorzügliche, rühmlichen Fleiß und Studium bekundende Kunstleistung bezeichnet haben, so dürfen wir dieß auch heute wiederholen und ganz besonders auf die große Gesangsscene im letzten Akte anwenden, die Hr. Caspari in geistvoller Auseinandersetzung und mit dramatischer Kraft, wie mit poetischer Wahrheit meisterhaft ausführt. — Auch der Wolfram von Eschenbach des Hrn. Roberti ist eine recht verdienstliche Leistung. Wenn die Stimmmittel seines Vorgängers Beck auch ausgiebiger waren, so gibt dagegen Hr. Roberti den milden und mehr lyrischen als heroischen Charakter unseres Bedünkens richtiger und mit einem Ausdruck von Empfindung, der hier dem Tannhäuser gegenüber eine gute Wirkung macht, so wie er auch in musikalischer Hinsicht die hier gestellte schwierige Aufgabe wohl zu lösen versteht. — Die Leistungen der übrigen Mitwirkenden sind bekannt und oft besprochen.

Am 20. d. M. fand zum Vortheil des artistischen Direktors unserer Bühne, des Hrn. Mühling, eine Wiederholung des Freischütz statt. Das in allen Räumen gefüllte Haus lieferte einen unzweideutigen Beweis, wie man die vielseitigen Verdienste und die unermüdete Thätigkeit des Hrn. Mühling zu schätzen weiß. Die Vorstellung, in den einzelnen Partien trefflich besetzt und im Ensemble mit Fleiß und Sorgfalt ausgeführt, hatte sich des lebhaftesten Beifalls zu erfreuen. Man scheint überhaupt in letzterer Zeit mehr einzusehen, was freilich sehr klar und leicht begreiflich ist, daß es nur ein rechtes und sicheres Mittel gibt, um das Publikum heranzuziehen, nämlich das, die Aufführungen möglichst sorgfältig und abgerundet und mit umsichtiger Benutzung und Verwendung der vorhandenen Künstlerkräfte, nicht aber übereilt und den Launen des Zufalls preisgegeben, vor die Oeffentlichkeit treten zu lassen. Man biete dem Publikum Gutes und Schönes und es wird mit seinem Theaterbesuch, wie mit seinem Beifall nicht zurückbleiben.

Frankfurt, 20. März.

Der „Hülfsverein zur gewerblichen und moralischen Unterstützung leidender Handwerksmeister" veröffentlichte kürzlich seinen neunten Jahresbericht und es geht aus demselben hervor, daß er auch im verflossenen Jahr sein Möglichstes gethan hat. Er hat nämlich die Bedrängten nach Kräften erleichtert, Wittwen und Greise unterstützt, Nahrungslose beschäftigt und Manchen aufrecht erhalten, dessen Lage wahrhaft verzweifelt zu nennen war. Laut der Jahresrechnung beträgt die 1853 unter verschiedenen Rubriken ausgeliehene Summe im Ganzen fl. 8022. 19 kr. und wurden zurückbezahlt fl. 6874. 17 kr. Mittelst der ausgeliehenen Summe ist in 249, meist sehr dringenden Fällen, ausgeholfen worden; die Summe der Rückzahlungen aber ging in 911 Posten wieder ein und läßt sich wohl hieraus schon erkennen, wie wohlthätig dieser Verein als Creditanstalt wirkt. Der Vermögensbestand derselben am 1. Januar 1854 weist eine Summe von fl. 18,254. 20 kr. nach; am 1. Januar 1850 nur fl. 8582. 42 kr. — Gleichzeitig hat auch der „Verein zur Holzvertheilung an hiesige israelitische Arme" den Bericht über seinen Stand und seine Wirksamkeit während der abgelaufenen zweijährigen Periode, vom 1. Juni 1851 bis 31. Mai 1853, der Oeffentlichkeit übergeben, aus welchem wir mit Vergnügen ersehen, daß die Verwaltungskommission fortwährend bemüht war, den Zweck des Vereins nach allen Seiten hin zu erfüllen, wirklichem Mangel abzuhelfen, etwaigem Mißbrauch zu steuern und das Ehrgefühl der Bedürftigen zu schonen. Im Laufe der Wintermonate 1851 — 52 wurden vom Verein 216 Stecken Holz zum Betrage von fl. 1398. 28 kr., im Winter 1852—53 211½ Stecken und im Frühjahr 1853 wegen andauernder Kälte 65⅓ Stecken Holz im Betrage von fl. 1456. 41 kr. vertheilt. Neue Anmeldungen von Hülfsbedürftigen haben in der erwähnten zweijährigen Periode nicht stattgefunden.

Am 15. d. M. wurde im Salon des neuen Bürgervereins die jährliche Generalversammlung dieser Gesellschaft abgehalten. Außer der Rechnungsablage, die eine Abzahlung von fl. 1000 am Kapital und fl. 250 an Möbelaktien gestattete, kam eine interessante Debatte darüber vor, ob die Revision sich nur an die Vergleichung der Bücher mit deren Belegen zu halten oder sonstige Bemerkungen über die Geschäftsleitung des abgegangenen Vorstandes des Vereins zu machen habe. Nach den Statuten ist dieses nicht zu beurtheilen. Diese sprechen nur von Erwählung dreier Revisoren, nicht aber von deren Beschäftigung. Die Generalversammlung mußte daher über den gestellten Antrag entscheiden und sie entschied, daß die Revision sich nur auf Nachsehen der Bücher und deren Belege zu beschränken habe, da sonst Wünsche über Sachen vorgebracht würden, die der Vergangenheit angehörten. Hierfür sey zu der rechten Zeit das Desiderienbuch vorhanden. Die Wahlen des Vorstandes, der Revisoren und des Aufnahme-Ausschusses bildeten den Schluß der Verhandlungen.

Literatur-Notiz.

Von dem splendid ausgestatteten Büchlein: „Das Mutterherz in der deutschen Dichtung", von Ernst Fischer herausgegeben und kurz vor dem Weihnachtsfeste erschienen, ist bereits ein zweiter Abdruck nöthig geworden. Das Werkchen eignet sich bekanntlich als ein schönes Festgeschenk für Mütter.

(Benachrichtigung.) Die auf einen Artikel in Nr. 62 der Didaskalia Bezug nehmende Berichtigung aus Mannheim, 18. März, kann nur dann Aufnahme finden, wenn sich der Herr Einsender der Redaktion nennt, da anonyme Einsendungen von uns nie berücksichtigt werden.

Die Red. d. Didask.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 22. März. Des Teufels Antheil, komische Oper in 3 Akten, Musik von Auber.

Donnerstag, 23. März. (Zum ersten Male wiederholt): Die Phrenologen, Lustspiel in 1 Akt, von R. Benedix. Hierauf (zum ersten Male wiederholt): Eine orientalische Frage, Posse in 1 Akt, von D. Kalisch. Zum Schluß: Die Wiener in Berlin, Liederposse in 1 Akt, von Holtei.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 71. Donnerstag, den 23. März 1854.

Onkel Peter.

(Aus dem Englischen nach Fraser's Magazin von W. F.)

(Fortsetzung.)

Indeß blicken wir in ein anderes Zimmer des weitläufigen Herrenhauses, das sich in einer Ecke des Gebäudes befand und mit dürftigem Hausgeräth versehen war und in welches die goldenen Träume, die die Phantasie des jungen Mannes beschäftigten, nicht Zugang gefunden hatten. Die trübe Stimmung hatte sich Peter Mertons an jenem Abende bemächtigt, eine Stimmung, in der er sich zwar fast sein ganzes Leben hindurch befunden, die aber jetzt in weit höherem Grade ihn ganz und gar eingenommen hatte, wie es seit Jahren nicht der Fall gewesen war. Die Worte, welche sein Neffe ausgestoßen, schienen das Licht ausgelöscht zu haben, das eine ihm freundliche Zukunft beleuchtete. Die Vergangenheit trat vor ihn; Scenen, die er niemals vergessen konnte, auf die während seines einsamen Lebens stets seine Gedanken gerichtet gewesen waren, gingen noch einmal im Geiste an ihm vorüber. Karl Merton war sein einziger Bruder gewesen, und er hatte ihn mit mehr als brüderlicher Zuneigung geliebt, mit einer Zuneigung, ja einer Leidenschaft, die, als er Mann geworden, und auch in späteren Jahren sein Herz ganz erfüllte. In seiner Jugend hatte diese Leidenschaft für seinen Bruder den spöttelnden Bemerkungen seiner Mitschüler und später dem kalten, auf Entzweiung hinwirkenden Einflusse des Geschäftslebens, in welchem er sich so viele Jahre hindurch bewegt hatte, getrotzt. Als Karl Merton die hochgeborene und schöne Lady Augusta Trevor heirathete, trat zwar ein Bruch in dem Verkehre, der bisher zwischen den Brüdern bestanden hatte, ein, aber in der Brust des einen von ihnen blieben die alten Gefühle vorherrschend und wurden niemals schwächer.

Umgeben von einem heiteren und vergnügungssüchtigen Kreise der damals fashionablen Gesellschaft des Tages, wirkte Lady Augusta darauf hin, die zu häufigen Besuche des Herrn Peter Merton, so weit es in ihrer Gewalt lag, zu verhindern, und ihr schwacher Gatte, der nur unter ihrem Einflusse handelte, machte keinen Versuch, seinen Bruder mit einer Gesellschaft zu befreunden, die ganz gegen seinen Geschmack und seinen Gewohnheiten widerstrebend war. Einst hatte Peter Merton in dem Gesellschaftszimmer seiner Schwägerin, während eines seiner kurzen Besuche, ganz offen seine Vorurtheile gegen den Stand ausgesprochen, dem Lady Augusta angehörte, und er war hierzu durch das Betragen einiger Personen, die sich in dieser Gesellschaft bewegten, veranlaßt worden. Er hatte gesehen, wie Subjekte, die in jeder Beziehung, nur nicht in Betreff ihrer Geburt, tief unter ihm und seinem Bruder standen, diesen hinterm Rücken und ins Angesicht verlacht hatten. Er würde dieß vergessen haben, aber die Ereignisse, die bald eintraten, Lady Augusta's rücksichtslose Ausschweifungen, ihre Flucht mit Lord Marchdale, das hierdurch vergiftete Leben seines Bruders (das bald nach jenem Skandale endete), dessen bittere Reue über seine eigenen Verirrungen, die das traurige Ergebniß herbeigeführt, das Karl Merton zuletzt heimsuchte, endlich die auf dem Sterbebette an seinen Bruder gerichtete Bitte, seinen Sohn, wo möglich, vor einer Lebensbahn wie die seinige, zu bewahren, — dieß Alles hatte in Peter Merton das Vorurtheil gegen den Adel bestärkt und ihn zu dem Entschlusse getrieben. den seiner Fürsorge hinterlassenen Knaben fern von aller Berührung mit jener Klasse der Gesellschaft zu halten, die über seine Familie so viel Böses und so schweren Kummer gebracht hatte. Er schloß sich demnach gegen alle adeligen Familien in seiner Nachbarschaft ab und erzog den Knaben in der strengsten Abgeschiedenheit, die sich jedoch als ganz nutzlos erwies, da der junge Karl von seiner Kindheit an den heißen Wunsch hegte, in das Heer zu treten, und dieser Wunsch mit den Jahren immer heftiger wurde. Vergebens bot der Onkel alle Ueberredungskunst auf, seinen Neffen von der Neigung zum Militärstande, der in den Augen Peter Mertons ein ganz thörichter Lebensberuf war, abzubringen. Endlich wurde eine Art Vergleich unter ihnen geschlossen; Karl's Name sollte für eine Offiziersstelle eingezeichnet werden, aber er mußte auch zugleich einwilligen, so lange, bis er die Stelle erhalten würde, die Universität zu besuchen. Sein Onkel hoffte, neue Verbindungen würden neue Gedanken in ihm hervorrufen und ihn von seiner knabenhaften Idee abbringen. Aber dem war nicht so; der junge Karl studirte mit großem Eifer zu Oxford, erhielt auch einen Grad und beanspruchte dann die Erfüllung des ihm von seinem Onkel gegebenen Versprechens.

Eine Offiziersstelle war ohne Schwierigkeit erlangt und damit erwies sich alle die Sorgfalt, mit welcher Peter Merton sich selbst und seinen Neffen von dem Adel der Nachbarschaft ausgeschlossen hatte, als fruchtlos; denn Lord Bertrand, der älteste Sohn Lord Elsmore's, stand mit Karl Merton bei demselben Regiment, und Beide waren bald die intimsten Freunde.

Alle diese Erlebnisse gingen an dem alten Herrn, als er in seinem einsamen Zimmer saß, vorüber, und bestärkten ihn in dem Entschlusse, daß, sollte die Heirath, welche sein Neffe beabsichtigte, wirklich stattfinden, dann alles Interesse und jede Einmischung in dessen Angelegenheiten von seiner Seite aufhören sollten.

Kapitän Merton war selten zur rechten Zeit bei dem ersten Frühstück seines Onkels zugegen, welches unverändert nach einem Spaziergange durch den Park stattfand, wo man den alten Herrn in seinen derben Schuhen schon am frühen Morgen über das kurz abgemähte Gras gehen sehen konnte. Auf diesen Spazie-

gängen war er emsig bemüht, jede Distel, auf die er stieß, mit einem Gartenmesser zu vernichten, welches er beständig bei sich trug und das einzige fürchterliche Instrument war, das er zu handhaben verstand. Onkel Peter war nicht der Mann, der sich durch eine schlaflose Nacht oder eine unvorhergesehene Aufregung in seiner gewohnten Lebensweise stören ließ; er machte daher auch an dem Morgen, der auf die bereits mitgetheilte Unterredung folgte, seinen gewöhnlichen Spaziergang und bestärkte sich selbst mit jedem Schritte, den er that, in dem Beschlusse, den er gefaßt hatte. Als er bei seiner Rückkehr sich dem Hause näherte, sah er Kapitän Merton's Wagen und Diener vor dem Thorwege, und als er in die Vorhalle trat, fand er seinen Neffen, der eben die Handschuhe anzog und das Haus verlassen wollte.

„Guten Morgen, Onkel!"

„Guten Morgen, Karl. Darf ich wohl fragen, wohin Du so früh willst?"

„Zu Lord Elsmore, Sir; ich möchte ihn gerne zu Hause treffen, und das wird mir zu dieser Zeit gewiß gelingen."

„Erlaubest Du mir wohl, noch ein Wort mit Dir zu sprechen, ehe Du gehst?"

„So viel als Ihnen gefällt; aber ich befürchte, daß Sie meine Absicht nicht ändern werden."

Sie gingen zusammen in dasselbe Zimmer, in welchem sie am vorhergehenden Abende gesessen hatten; Beide waren vollkommen ruhig; Beide von dem Ernste erfüllt, der aus einem festen Entschlusse, den Worte in keiner Weise zu ändern vermögen, hervorgeht.

„Karl", sagte der alte Herr, „Du wirst Elsmore einfach und der Wahrheit gemäß mittheilen, wie hoch sich Dein Vermögen beläuft, dessen halte ich mich überzeugt; Du wirst ihm auch sagen, daß Du, nachdem Du diesen Schritt gethan, von mir nichts zu hoffen hast; aber Du bist verpflichtet, ihm noch mehr zu sagen, ich meine hier diejenigen eigenthümlichen Verbindlichkeiten, die ich für Dich erfüllt habe, ehe Du Deine Volljährigkeit erreichtest."

Eine Scharlachröthe flog über des jungen Mannes Antlitz.

„Ich werde Alles sagen, Sir, was ein Mann von Ehre Demjenigen zu sagen hat, bei dem er um die Hand seiner Tochter anhält, nicht mehr und nicht weniger."

So schieden sie. Die leichten Räder des Wagens, worin der Jüngling saß, rollten schnell über den Weg dahin, der nach Elsmore führte, aber sein pochendes Herz legte den Weg noch schneller zurück, und wieder und wieder hatte er sich mit der Unterredung, die seiner wartete, beschäftigt, noch ehe er die Thore des alten Herrenhauses erreichte.

Und der alte Oheim? — Er saß den ganzen Morgen in seinem kleinen Studirzimmer, niedergedrückt von dem Gedanken, daß er nun bis zum Ende seines Lebens einsam dastehen werde. Aenderte diese peinliche Betrachtung seinen Entschluß? Im Gegentheil, gerade durch die traurige Einsamkeit, der er entgegensah, wurde er in der Ausführung nur noch mehr bestärkt.

(Fortsetzung folgt.)

Luthers Denkmal.

* Meiningen, im März. Luthers Denkmal ist der Vollendung nahe. Noch sind die Meinungen im Publikum darüber getheilt, wo dieses Kunstwerk, zum Gedächtniß des großen Reformators, aufgestellt werden soll, obgleich sich eine Majorität im Comitee über einen Platz im Dorfe Möhra bereits entschieden haben soll. Noch ist es aber Zeit, Alles in Erwägung zu ziehen und Alles reiflich zu überlegen, denn bald dürfte es damit zu spät seyn.

Um ein solches Kunstwerk, wie das Luther-Denkmal werden soll, gehörig zu placiren, muß man zunächst bedenken, daß dieses nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die Nachwelt bestimmt ist, und daß ein solches, wenn man in der Wahl der Aufstellung nicht glücklich gewesen ist, sich nicht wieder an einen andern beliebigen Platz versetzen läßt. Bei einer solchen Aufstellung kömmt aber zunächst Zweierlei in Betracht; nämlich:

1) an welchen Ort knüpfen sich die meisten historischen Erinnerungen an Den, welchem das Monument geweiht ist; und

2) auf welchem Platze nimmt sich dieses, als Kunstwerk betrachtet, am besten aus?

Zu ersterer Frage muß hier Folgendes angeführt werden: Luthers Eltern haben zwar in Möhra gewohnt, sie sind aber von da ausgewandert. Luther wurde bekanntlich nicht hier, sondern in Eisleben geboren. Späterhin predigte er zwar an diesem Orte, solches that er aber auch in manchem andern, was mithin hier in gar keinen Betracht kommen kann.

Ganz in der Nähe Möhra's bietet sich aber ein anderer Platz, an den sich wichtige historische Erinnerungen aus Luthers Leben reihen; dieser ist in der nächsten Umgebung des Schlosses Altenstein, da, wo erst vor einigen Jahren eine alte Buche vom Sturmwind niedergerissen wurde, welche nach Luthers Namen benennt war. Daneben sprudelt ein frischer Quell, der noch heut' der „Luthers Brunnen" heißt. An dieser Stelle nahm Luthers Leben einen denkwürdigen Wendepunkt, hier wurde er aus großer Gefahr gerettet und so der Welt und seinem Wirken erhalten.

Nach diesem Ereignisse fand er die Muße, in stiller Zurückgezogenheit sein Hauptwerk zu beginnen: die Uebersetzung der Bibel. Ganz in der Nähe liegt die Burg Altenstein, damals dem Ritter Hundt von Wenkheim gehörig, auf dessen Anstiften hauptsächlich Luther zu seiner Rettung hier aufgehoben wurde. Hier schöpfte er auch, von der beschwerlichen Reise ermüdet, den Labetrunk aus dem frischen Borne; „Luthers Buche" und „Luthers Brunnen" sind mithin durch die Geschichte schon geweiht, beide sind schon lange nicht nur dem engern Vaterlande, sondern auch dem weitern wohlbekannt.

Erörtern wir nun die zweite Frage, wo es sich bloß um's Kunstwerk handelt. Zur Aufstellung eines solchen, einer Bildsäule auf hohem Postament, gehören folgende Bedingungen:

1) daß es von allen Seiten bequem und aus angemessener Entfernung besehen werden kann; daß

2) der Platz frei ist und nicht durch zunächst gelegene Gegenstände beengt wird, die den Eindruck, die dasselbe auf den Beschauer üben soll, stören; und daß

3) das Ganze mit der nächsten Umgebung in bester Harmonie steht.

Zieht man in Betreff dieser drei Bedingungen eine Parallele zwischen dem Dorf Möhra und dem erwähnten Platze bei Altenstein, so kann die Entscheidung auch Dem, der nicht mit den Ansprüchen der Kunst vertraut ist, nicht schwer fallen. Gesetzt auch, daß der Platz in Möhra, im Vergleich zu andern Dörfern, nicht zu den übelsten gehört, so ist und bleibt er doch nichts anderes, als ein ganz gewöhnlicher Dorfplatz. Man denke sich hierunter nichts Idyllisches, sondern etwas ganz Wirkliches. Ein Platz, umgeben von gewöhnlichen, meist alten Bauernhäusern, paßt nicht zu einem großartigen Monument von Erz, das allen Anspruch auf Kunst macht; aber auch abgesehen davon, so stößt man in Bezug auf die Beschauung desselben auf mancherlei Störendes. Man denke sich dabei die Beschäftigungen der Dorfbewohner, die diese des dahingesetzten Monuments halber natürlich nicht aufgeben können. Vor dem Hause steht ein Pflug, vor

jenem ein schmutziger Wagen, vor dem dritten ein Holzstoß; hier wird eine Fuhre Dünger über den Platz gefahren, dort ein elender Karren. Kühe und Schweine, Gänse und Hühner und wie das Dorfgethier sonst heißen mag, sind von dem Platze nicht zu verweisen, und die liebe Dorfjugend, nicht immer im saubersten Anzuge, wird denselben nach wie vor einnehmen, Alles unbekümmert um den ehernen Glaubenshelden, der in ernster Würde zum Himmel aufblickt, als wenn er sein edles Antlitz von dem allzu prosaischen und irdischen Treiben abwenden wolle. Fragen wir nun: Kann noch etwas für die Verschönerung des Platzes geschehen? so wird sich uns schwerlich eine befriedigende Antwort bieten. Das Dorf selbst zeichnet sich am wenigsten vor andern durch Schönheit und Sauberkeit aus, so daß es selbst in Brückners neuester Landeskunde als unreinlich und aus meist niedrigen Lehmhütten bestehend, geschildert ist.

Wenden wir uns nun zu dem zweiten Platze. Die Umgebungen Altensteins sind reizend. Die Stelle, wo die Lutherbuche Jahrhunderte stand, ist frei und umgeben vom frischesten Rasen und dem herrlichsten Walde. Von Weitem schon sieht der Besucher das Standbild frei zum Himmel strebend, wie es Der, welchen es darstellt, im Leben war. Mit wenig Mühe und mit wenig Kosten läßt sich hier eine Umgebung schaffen, die in schönster Harmonie mit dem Monument steht, denn die Natur bietet zu Allem freigebig die Hand. Hier steht es in Gottes freier Natur, auf luftiger Höhe, nicht eingeengt von der Alltäglichkeit ohne Kunst und ohne Reiz. Von der so herrlichen Altensteiner Höhe, einem der schönsten Punkte Deutschlands, überschaut man das Thal, in welchem Möhra liegt, und dort hinter den nächsten Bergen liegt die alte ehrwürdige Wartburg. Mit einem Blicke überschaut man hier eine der reizendsten Gegenden, an die sich so mancherlei Erinnerungen aus Luthers vielbewegtem Leben knüpfen.

Noch ist bei Aufstellung des Denkmals etwas Hauptsächliches zu berücksichtigen: das ist die leichtere Zugänglichkeit für ein größeres Publikum, für das doch das Ganze geschaffen seyn soll. Das Dorf Möhra liegt nicht einmal an einer frequenten Straße; diejenigen Fremden, die daher das Denkmal besehen wollten, müßten also von Salzungen oder Liebenstein aus, welche Orte die Hauptsammelplätze derselben für die nächste Umgebung sind, die Tour dahin machen. Dieses ist nicht nur unbequem, sondern auch kostspielig, wenigstens in Vergleich zu Dem, was man näher und leichter haben kann. Bad Liebenstein und Schloß Altenstein werden in neuerer Zeit von Fremden sehr besucht; von beiden Orten lassen sich die schönsten Fußwege zu dem Denkmal anlegen und für die in Liebenstein sich befindlichen Badegäste würde es eine der schönsten Promenaden dahin werden. Da in nächster Zeit die Eisenbahn direkt dahin führen soll, so wird hier unbedingt das Denkmal dem reisenden Publikum leichter zugänglich, als wenn man sich von hier aus erst mit einem Miethgeschirr auf einer langweiligen Chaussee in ein ordinäres Dorf befördern lassen muß.

Das Denkmal wird ein Kunstwerk im edelsten Sinne des Wortes. Die Statue ist bereits vollendet. Der talentvolle Hofbildhauer Müller aus Meiningen, gegenwärtig in Italien, hat hierzu das Modell geliefert und Burgschmied in Nürnberg hat dasselbe in gelungener Weise in Erz gegossen. Die Reliefs sind noch nicht modellirt, was wohl zu berücksichtigen ist, denn bei diesen könnten noch Darstellungen bezüglich auf Luthers Rettung an diesem Platze angebracht werden.

Freilich werden Manche sagen: es ist jetzt Alles zu spät und Diejenigen, die ihre Beiträge zur Errichtung des Luther-Denkmals beigetragen haben, thaten es in der Meinung, daß dasselbe in Luthers Stammort, in Möhra, aufgestellt werden solle; man sey daher verpflichtet, diese erste Idee beizubehalten.

Solches hat allerdings viel für sich. Hierbei dürfte aber auch Folgendes zu bemerken seyn:

1) ist wohl der größte Theil der Beisteuernden mit den örtlichen Verhältnissen der Gegend unbekannt;

2) wurden dieselben wohl nicht daran erinnert, daß unmittelbar in der Nähe dieses Ortes sich ein vortheilhafterer Platz zur Aufstellung bieten könnte; und

3) dachten sich wohl die Meisten unter Luthers Stammort einen andern Platz, als dieser in der Wirklichkeit ist.

Jeder, der seinen Beitrag zur Errichtung des Monuments gegeben hat, hat auch ein Recht hier mitzusprechen und seine Meinung frei zu äußern. Fern sey es aber, die Saat der Zwietracht in ein Unternehmen werfen zu wollen, das schon so weit und erfreulich gediehen ist. Dank den Männern, die mit Fleiß und reger Theilnahme das Ganze bisher leiteten! Aber setzen wir auch nicht außer Augen, was noch geschehen kann, so lange es noch Zeit ist.

Mannichfaltigkeiten.

Der Redakteur der „Dorfzeitung" ruft seinen Lesern zu: „Nehmt das Fremdwörterbuch zur Hand, ihr Dorfzeitungs-Leser! Es ist von der Partei der Kreuz-Zeitung und ihren wälschen Praktiken die Rede. Ganz öffentlich wirft man ihr vor, sie wolle Preußen zuerst isoliren, dann mit England und Frankreich brouilliren und schließlich mit Rußland alliiren. Es ist, als ob man sich des deutschen Wortes für so undeutsches, verderbliches Beginnen schäme. Verdeutscht aber heißt's: Erst will jene Partei Preußen lostrennen von England, Frankreich und Oesterreich, dann es mit ihnen in Händel verstricken und so es in's Bündniß mit Rußland hinüberziehen!"

Die Inselgruppe von Neucaledonien, welche die Franzosen den letzten Berichten zufolge in Besitz genommen, wurde von Cook schon im Jahr 1774 entdeckt. Die Hauptinsel ist gegen 100 Stunden lang und etwa 15 Stunden breit. In ihrer ganzen Länge ist sie durch eine steile Bergkette durchzogen, die fruchtbare Thäler enthält, die reich bewässert sind. Der Hafen Balade, der am nordwestlichen Ende der Insel liegt, wird allein von den Schiffen besucht. Die Insel besitzt eine tropische Vegetation; der Cocos-Nußbaum, der Brodbaum, Bananen, Orangen und Zuckerrohr findet sich hier. Kartoffeln sind in Ueberfluß vorhanden. Die Flüsse sind reich an Schildkröten und an Fischen. Die Bevölkerung gehört zur melanesischen Race; sie ist schwarz und hat krauses Haar; sie scheinen übrigens ziemlich starker Constitution. Die Hauptinsel liegt gegen 10 Grad von Neusüdwales entfernt, und so kann man eine leichte Verbindung mit Sidney von dort aus unterhalten. Mit Dampfschiffen kann man den Weg in 5 Tagen zurücklegen. Bestätigt es sich, daß die Insel goldreich ist, so kann diese Niederlassung für Frankreich sehr folgenreich werden.

(Tübingen, 18. März.) Gestern wurden von den Mitgliedern der „Liedertafel" unter Leitung des Musikdirektors Dr. Silcher die von Mendelssohn in Musik gesetzten Chöre der „Antigone" des Sophokles zu allgemeiner Befriedigung in dem gedrängt vollen Museumssaale zur Aufführung gebracht. Der Dialog des Stückes wurde von Prof. Vischer sehr gut vorgetragen. Der Erlös ist für Armenunterstützung bestimmt.

Noch ein Wort über Phrenologie.

Die Didaskalia vom 15. d. M. brachte einen kleinen Aufsatz über Phrenologie und meine Vorträge. Ich danke dem Hrn. Verfasser für das Anerkennende, was er über die Vorträge bemerkt, bitte aber die verehrliche unparteiische Redaktion, ein nothwendiges Wort auf Das, was er über die Phrenologie als Wissenschaft sagt, hier erwiedern zu dürfen. Der Aufsatz spricht das allgemeine Urtheil über Phrenologie aus, wie es bis vor einigen Jahren so ziemlich in ganz Deutschland verbreitet war, da es jedem Denkenden, der die Phrenologie nicht wirklich kennt, am nächsten liegt. Ich betrachte es als meine Aufgabe, dieses Urtheil in ein anderes, aus besserer Kenntniß der Phrenologie hervorgegangenes, zu verwandeln, und diese Aufgabe ist mir schon in großem Maße gelungen. Der Herr Verfasser jenes Aufsatzes scheint weder meinen ersten Vortrag, in welchem ich vom richtigen Begriffe der Phrenologie sprach, gehört, noch etwas über die Phrenologie gelesen zu haben, sonst hätte er gewußt, daß die Phrenologie das nicht ist, für was er sie hält und worauf er sein Urtheil baut. Er behauptet, die Phrenologie sey keine „Wissenschaft", weil sie das Geistige im Menschen, das so mannichfaltige Ursache haben, allein auf die Gestaltung des Kopfes zurückführen und daraus erkennen wolle. Allein ich weise ja überall aufs Nachdrücklichste darauf hin, daß die Phrenologie aus der Kopfgestalt eben nicht den ganzen geistigen Menschen erkennen kann und will, da Erziehung und Schicksale, Temperament und Gesundheit einen großen Einfluß auf den Charakter üben. Nur dann, wenn ein angeborner Charakterzug (eine Leidenschaft, ein Talent ꝛc.) sehr stark oder sehr schwach ist, so daß er von Erziehung, Schicksal ꝛc. nicht wesentlich verändert werden konnte, und eben so wenn ein Gehirntheil (ein Organ) sehr groß oder sehr klein ist, so daß wir uns nicht täuschen können, indem wir aus der Kopfgestalt auf die Hirngestalt schließen, nur dann liegt eine in der Wissenschaft geltende Thatsache vor. Indem so die Phrenologie sich selbst abgränzt und dadurch einerseits an Gebiet zu verlieren scheint, gewinnt sie andrerseits an Festigkeit des Bodens. Man kann die Phrenologie gleichsam die Chemie des Geistes nennen, indem sie durch Beobachtung sehr entschiedener Charakterzüge und Gehirnbildungen die Grundkräfte des Geistes und ihre Organe nachweist. Wie aber neben der körperlichen Chemie noch die Physik nebenher geht, und erst diese beiden die gesammte Naturwissenschaft von der Körperwelt bilden, so liegt neben der Phrenologie, der Lehre von dem im Gehirn wohnenden Geiste, noch die Lehre von der Seele oder der Lebenskraft, welche ihren Sitz oder ihre Organe in dem gesammten Körper hat. Erst eben durch diese Trennung beider ist Klarheit in die Lehre vom geistigen Menschen gekommen, so wie die Chemie und die Physik erst da wahre Wissenschaften zu werden anfingen, als sie sich im Begriffe von einander schieden. Ich darf Diejenigen, welche sich näher für die vorliegende Frage interessiren, auf meinen kleinen „Katechismus der Phrenologie" hinweisen, worin ich eine kurze Darstellung der Wissenschaft gegeben und besonders auch die Thatsachen von den Hypothesen zu trennen gesucht habe. Dr. Scheve.

Frankfurt a. M., 20. März.

Der Frauen-Verein.

Unter den mannichfachen Anstalten der hiesigen Stadt für die Erleichterung der Noth der Bedürftigen nimmt der Frauen-Verein eine erste Stelle ein. Der Ursprung desselben schreibt sich von dem im Jahre 1813 begonnenen Kriege für Vaterland und Freiheit her. Linderung der Leiden, die im Gefolge dieses Krieges waren, so weit solche in den Wirkungskreis der Frauen einschlagen, war sein Zweck. Der Verein wollte zunächst überall die Hülfe bieten, wo augenblickliche Unterstützung erheischt wurde. Daß die Wirksamkeit des Vereins damals freudig begrüßt wurde, erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, daß es den Mitgliedern zur Pflicht gemacht wurde, sich persönlich von der Noth des Einzelnen zu überzeugen, eine Pflicht, der die Frauen mit Gewissenhaftigkeit und freudiger Hingebung nachkamen. Darin, daß das erste Auftreten des Frauen-Vereins von segensreichen Erfolgen begleitet war, lag die Bürgschaft seines Fortbestehens. Die Zahl seiner Mitglieder mehrte sich, wachsende Beiträge an Geld und persönlichen Leistungen kräftigten ihn immer mehr und so bildete er sich im Laufe der Zeit zu einer vielseitigen und eigenthümlichen Unterstützungsanstalt heraus. Der Frauen-Verein sucht insbesondere seinen Zweck dadurch zu erreichen, daß er bei vorübergehender Noth augenblickliche Hülfe gewährt. Er hat seine Wirksamkeit in gewisse Fächer eingetheilt, deren jedes seine Vorsteherinnen hat, nämlich 1) das Fach für weibliche Handarbeiten, 2) die Schule, 3) das Krankenfach und 4) das Fach der Wöchnerinnen. In der Unterstützung, die durch das letztgenannte Fach geboten wird, spricht sich die eigentliche Wirksamkeit dieses Vereins mit am schönsten aus. Es kann die Fürsorge für die Schutzbefohlenen dieses Faches in keine bessere Hände gelegt werden, als in die erfahrener, umsichtiger Frauen. Die Unterstützung besteht in Verabreichung von entsprechenden Lebensmitteln, Brennmaterial, Kinderzeug, Kleidung ꝛc. Hat die Wirksamkeit des Faches der Wöchnerinnen da einen hohen Werth, wo offenkundige Noth herrscht, so hat sie ihn nicht minder da, wo in der Heimlichkeit des Familienkreises schwere Sorgen ihre zerstörende Wirkung äußern. Man kann annehmen, daß durchschnittlich im Jahre 90 bis 100 Wöchnerinnen von dem Frauenverein unterstützt werden. — Es muß hier noch einer Anstalt Erwähnung geschehen, die zwar nicht eine Zweiganstalt des Vereins ist, aber doch mit diesem in der engsten Beziehung steht; es ist die Suppenanstalt, welche vom Frauen-Verein im J. 1830 gegründet wurde, allein sie besteht für sich als selbstständiges Institut und erhält von dem Verein keinen Geldzuschuß. Im Jahre 1847 gab die Suppenanstalt 230,390 Portionen Suppe aus, von denen 125,042 auf Rechnung des Frauen-Vereins kamen. — Die Vorsteherinnen des Frauen-Vereins haben soeben die Rechnungsablage für das Jahr 1853 im Druck erscheinen lassen, aus welcher wir ersehen, daß es denselben auch in dem verwichenen Rechnungsjahre nicht an aufmunternden Beweisen von Theilnahme gefehlt und daß die Zahl der Mitglieder des Vereins zugenommen hat. Hoher Senat hat abermals den Bedarf an Brennholz für die Schule aus den städtischen Holzvorräthen zu bewilligen geruht, und in Folge eines Aufrufs gingen 2428 fl. 41 kr. ein zum Ankauf von Suppenbillets. Durch die Suppenanstalt wurden vertheilt 45,974 Portionen; wovon 25,804 Portionen für Rechnung des Vereins und die übrigen für Rechnung anderer Stiftungen und Privatpersonen. An Arbeitslohn wurde 1853 gegeben und durch den Verkauf der gefertigten Gegenstände gedeckt, für Nähen 5160 fl. 40 kr., für Stricken 699 fl. 17 kr. An Kleidung wurde gegeben: 24 Paar Hosen, 21 Kamisole, 57 Frauenröcke, 55 Kleider ꝛc. An Weißzeug, Bettung, Schuhen ꝛc.: 31 Männerhemden, 63 Frauenhemden, 116 Kinderhemden, 24 Betttücher, 126 Windeln, 81 Hemdchen, 73 Einschlagdecken, 18 Bettdecken, 126 Paar Schuhe ꝛc. — Die Einnahme des Vereins betrug einschließlich des Kassenbestandes am 31. Dec. 1852 von 105 fl. 10 kr. im Ganzen 5936 fl. 7 kr.; die Ausgabe belief sich auf 4499 fl. 11 kr., nämlich für die Kranken in der Stadt und Sachsenhausen 2510 fl. 56 kr., für Wöchnerinnen 647 fl. 9 kr., für Unterstützungen an die Dörfer 1241 fl. 6 kr. und für Extra-Unterstützungen 100 fl. — Der Frauen-Verein ist im Ganzen und in der Fortbildung seiner einzelnen, auf sittlich schöner und stets zeitgemäßer Grundlage ruhenden Institute einer noch reicheren Entwickelung fähig. Mögen Diejenigen, denen seither das Wirken dieser vor lange mit Begeisterung gegründeten und in anspruchsloser Stille segensreich fortwirkenden Anstalt in ihrem Zusammenhange noch fremd war, sich bewogen finden, ihre Theilnahme fortan dem Frauenvereine zuzuwenden. Derselbe ist ein Ehrendenkmal, das sich hiesige Frauen in einer schweren Zeit gesetzt haben. Daß es ein unvergängliches sey, dazu mitzuwirken, ist namentlich die Aufgabe der jüngeren Frauen. Mögen diese sich immer wärmer dieser guten Sache annehmen, das Gedeihen derselben nach Kräften fördern und ihr für die Zukunft ein Halt und eine Stütze werden! B.

(Berichtigungen.) In der Erzählung: „An der Klause", in Nr. 63 vom 14. März 1854 lies Zeile 38 von oben und Zeile 6 von unten, in der ersten Spalte statt Köcherstraße: Kaiserstraße. In derselben Erzählung Nr. 64 vom 15. März c. zweite Spalte, Zeile 38 von oben und Zeile 10 von unten, lies statt Dalace: Dalaas.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 23. März. (Zum ersten Male wiederholt): Die Phrenologen, Lustspiel in 1 Akt, von R. Benedix. Hierauf (zum ersten Male wiederholt): Eine orientalische Frage, Posse in 1 Akt, von D. Kalisch. Zum Schluß: Die Wiener in Berlin, Liederposse in 1 Akt, von Holtei.

Freitag, 24. März. Rübezahl, romantisch-komische Oper in 3 Akten, Musik von F. v. Flotow.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 72. Freitag, den 24. März 1854.

Onkel Peter.

(Aus dem Englischen nach Fraser's Magazin von W. F.)

(Fortsetzung.)

Lord Elsmore empfing den jungen Mann freundlich und nahm seine Bewerbung nicht ungünstig auf. Er hatte bereits seit einiger Zeit das zärtliche Verhältniß, welches zwischen Karl Merton und Lady Helena entstanden war, beobachtet, und wäre ihm ihre Verbindung nicht wünschenswerth oder nicht zulässig erschienen, so würde er schon längst ihrem vertrauten Verhältnisse ein Ziel gesetzt haben. Daß ihm die Aussichten auf das Vermögen des Oheims abgeschnitten seyen, verschwieg Karl nicht, und wiewohl Lord Elsmore, denn er war kein reicher Mann, hatte überdieß eine zahlreiche Familie und konnte seiner Tochter nur eine geringe Mitgift geben — diese Nachricht mit ernster Miene aufnahm: so war es doch jetzt, das fühlte er, zu spät, eine Einsprache zu erheben, und so gab er zuletzt seine Zustimmung. Kapitän Merton, so wurde verabredet, sollte noch in der Armee bleiben, jedoch in ein, für den inneren Dienst bestimmtes Regiment eintreten, um so den Wechsel zu vermeiden, welchem die für den auswärtigen Dienst bestimmten Truppen unterworfen sind. Theilte er Lord Elsmore auch das mit, auf dessen Mittheilung sein Oheim so entschieden gedrungen hatte? Nein; er hielt es für nutzlos und unnöthig. „Es ist überflüssig und nicht wünschenswerth, dem Lord Elsmore jede Jugendschwäche zu enthüllen, um so mehr, da ich mich von ihnen auf immer lossage." So dachte er, als er durch die reine, erquickende Luft dahinfuhr. Er wollte über Das, was vergangen war, keine Betrachtungen anstellen, welche ihm den Genuß der Gegenwart verbittern könnten, und hielt es nicht für möglich, daß er denselben Versuchungen, in die er verfallen war, je wieder verfallen könnte. Er fühlte kein Bedauern über Das, was geschehen war, und hatte keine schlimme Ahnung wegen der Zukunft. Schnell und unbemerkt flohen ihm die Stunden dahin, wenn er an der Seite seiner Verlobten in den reich geschmückten Zimmern von Elsmore saß oder mit ihr durch den Park und den Wald wandelte, der noch in herrlicher Sommerpracht prangte. Und sie erst, die schöne und edle Helena, sie, in dem ersten Feuer ihrer jungfräulichen Liebe, sie hättet ihr sehen sollen, und ihr würdet es nicht unerklärlich gefunden haben, daß er in ihrer Gegenwart alles Uebrige vergaß.

Als der Abend nahte, kehrte Kapitän Merton nach Hursleigh, dem Wohnsitze seines Onkels, zurück. Es war spät, als er dort ankam, und der Oheim hatte sich schon zur Ruhe begeben.

Am folgenden Morgen ging er zu seinem Regimente zurück. Er war früh aufgestanden und traf den Onkel am Frühstückstisch. Mit kurzen Worten theilte er ihm den Erfolg seines Besuchs zu Elsmore mit. Peter Merton hörte dieß schweigend an, und sein Neffe, den er nicht aufforderte, seinen Besuch zu verlängern oder zu wiederholen, verließ bald darauf Hursleigh, um sich nach der Landstadt zu begeben, wo sein Regiment in Garnison lag. Sein Herz schwelgte in solchem Uebermaß von Glück, daß er den Wechsel, der bezüglich seiner Aussichten auf irdische Glücksgüter eingetreten, gar nicht in Anschlag brachte, noch weniger wurde es ihm schwer, sich von seinem Onkel zu trennen, oder daran zu denken, daß er bei ihm wie zu Hause gewesen; und doch würde er unter andern Umständen die eingetretene Veränderung nicht so leicht genommen haben. Das unbillige Vorurtheil gegen Lady Helena hatte ihn so gegen den Oheim eingenommen, daß er ihm mit sehr leichtem Herzen Lebewohl sagen konnte. Dazu malte er sich die Zukunft in so rosigem Schimmer aus, daß er es für gewiß annahm, des Oheims Abneigung würde schwinden, und so mit der Zeit jedes Hinderniß, das seinem Glücke entgegenstand, entfernt werden. Indessen war es besonders die sorgenlose Leichtgläubigkeit Karl Mertons, die seinen Oheim mehr als alles Andere in höchstem Grade wegen der Zukunft des Neffen besorgt machte; und gerade hierüber fühlte der alte Herr den tiefsten Kummer, als er sich nun allein sah.

„Sind Briefe angekommen, Thomas?" fragte Herr Peter Merton seinen Diener, als er von dem ungewöhnlichen Spaziergange, den er gleich nach der Abreise seines Neffen unternommen, zurückkehrte.

„Zwei, Sir; sie liegen im Studirzimmer", lautete die Antwort.

Onkel Peter begab sich rasch dahin. Er war sonst in Betreff seiner Korrespondenz nicht sehr eilig; aber diesen Morgen wünschte er sich eine Beschäftigung dieser Art, auch war das Empfangen und Beantworten von Briefen in seiner jetzigen Weise zu leben seine Hauptarbeit.

Die beiden Briefe lagen auf dem Schreibtische. Die Handschrift auf einem derselben kannte er und legte ihn deßhalb bei Seite. Der andere enthielt ein Gesuch um eine Subscription zu einem wohlthätigen Zwecke. Peter Merton erhielt viele solcher Briefe und willfahrte den Gesuchen stets auf das Freizebigste. Indessen der jetzige Augenblick war für ein solches Anliegen ungünstig gewählt. Er warf ihn, ohne sich auf die Einzelnheiten der Sache einzulassen, bei Seite, dachte jedoch gleich darauf darüber nach, faltete den Brief zusammen und steckte ihn in die Seitentasche seines Rockes, um den Inhalt während eines Spazierganges noch einmal in Erwägung zu ziehen.

Er wandte jetzt seine Aufmerksamkeit dem ersten Briefe zu, den er vorher nicht sonderlich beachtet hatte. Er trug eine sehr deutliche, schöne Handschrift und enthielt drei Blätter des fein-

sten Papiers. Das erste war mit Nachfragen über seine Gesundheit und zärtlicher Besorgniß für ihn selbst und das „reizende Hursleigh“ angefüllt; das zweite enthielt einen kurz gefaßten Jahresbericht über die Familie der Dame und sie selbst, und das dritte stattete ihm einen Glückwunsch ab zu seines Neffen bevorstehender Verbindung mit Lady Helena und schloß mit der Hindeutung, daß mehrere Krüge mit weinsäuerlich Eingemachtem, dessen sorgfältige Aufbewahrung ihre Töchter selbst überwacht hätten, dem Briefe folgen würden, und die Dame bat dann, er möge sie annehmen, und sie hoffe, daß ihr Inhalt nach seinem Geschmacke seyn würde.

Die Briefstellerin war Mistreß Howard, eine Cousine von Peter Merton, die er bis jetzt wenig, aber doch oft genug gesehen hatte, um den Verdacht gegen sie zu hegen, daß sie in allen Dingen das direkte Gegentheil von ihm selbst sey. Ihr kurzer Verkehr schien einen ganz entgegengesetzten Eindruck auf die Dame gemacht zu haben, denn sie überschüttete ihn mit Geschenken an Schinken, wälschen Hühnern, Eingemachtem und zugleich auch mit Briefen, worin sich die höchste Achtung und innigste Theilnahme aussprachen. Die Geschenke hatte Herr Peter Merton stets der Haushälterin überwiesen, die Briefe aber in seiner körnigen, kurzen Weise beantwortet, die einen grellen Kontrast zu dem überschwenglichen Tone bildete, der in den Briefen der Dame vorherrschte. Mistreß Howard war Wittwe und hatte zwei Töchter. Ihr Mann war Arzt gewesen und hatte sie in sehr guten Vermögensverhältnissen hinterlassen. Aber sie lebte in einer Landstadt, wo es für viele, unglücklicherweise nicht anders beschäftigte Personen Hauptzweck des Lebens war, immer auf einem höheren Fuß zu erscheinen, als der nächste Nachbar. Demgemäß hatte sie anhaltend, bis jetzt aber erfolglos versucht, die Entfernung zwischen Hursleigh und ihrem Wohnsitze, Laurel Lodge, abzukürzen und die kleine Welt, die sie umgab, zu überzeugen, daß sie mit dem reichen, aber etwas wunderbaren Herrn Merton verwandt sey, eine Thatsache, die von vielen der Bewohner C.'s in starke Zweifel gezogen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch bei Omer-Pascha.

Einen interessanten Beitrag zur Charakterisirung des türkischen Oberfeldherrn liefert nachstehendes Schreiben, das nach einer Uebersetzung des „Magazins f. d. Lit. d. Auslandes“ einem englischen Journal entlehnt ist. Zwei britische Artillerie-Offiziere, die im Januar d. J. auf der Reise von Indien nach England durch Schumla kamen, hatten nämlich Gelegenheit, dem Muschir persönlich ihre Aufwartung zu machen, und berichten darüber, wie folgt:

„Wir trafen gestern in Schumla ein, nachdem wir zwei Tage auf Wegen gereist waren, die jeder Beschreibung Trotz bieten. Heute besuchten wir den Marschall (Omer-Pascha), den wir schriftlich um eine Audienz gebeten hatten, worauf er uns antworten ließ, daß er uns um elf Uhr empfangen wolle. Seine Wohnung hat ein sehr bescheidenes Aeußere und gleicht mehr einem Pachthofe, als einer Villa. Sie liegt in einer engen, schmutzigen Straße, und an der Thüre stehen zwei Schildwachen, die vor uns das Gewehr präsentirten. Wir gingen die Treppe hinauf und traten in das Zimmer, ohne erst unsere Stiefeln auszuziehen, indem der Vorhang, der nach türkischer Sitte vor der Thüre hing, bei unserer Annäherung von den wachthabenden Soldaten so schnell weggezogen wurde, daß wir nicht Zeit hatten, die gebräuchliche Etikette zu beobachten. Die Thüre war offen, und der Marschall, der unweit derselben stand, kam uns entgegen und lud uns ein, näher zu treten.

„Wir mußten uns sogleich neben ihm auf den Divan setzen; Kaffee und Pfeifen wurden hereingebracht, und die Unterhaltung begann. Omer-Pascha spricht geläufig Italienisch und ziemlich gut Französisch, so daß er nicht nöthig hat, sich deßhalb zu entschuldigen, wie er es gewöhnlich thut. Er erzählte uns, daß er Tags zuvor Berichte aus Kalafat (über das Treffen bei Cetate) erhalten habe; versicherte, daß die Türken nur 400 Todte und 800 Verwundete, die Russen aber 4000 Mann verloren hätten, und bediente sich solcher Hyperbeln, daß ich sie nicht wiederholen mag. Wir sprachen über den Zustand der russischen Armee, die er als weit schwächer als die seinige schilderte. Ich fragte, ob er französische Offiziere in seinem Hauptquartier habe? Er erwiederte rasch: „Nein, ich habe keine Fremden. Alle meine Offiziere sind Türken, und ich bin damit sehr zufrieden.“ Besonderen Nachdruck legte er auf die Nothwendigkeit, seinen Truppen zu erlauben, keine Gefangenen zu machen. Er wiederholte mehreremal: „Que voulez-vous? On a provoqué ces gens-là — on les a blessés dans ce qu'ils ont de plus cher — leur religion, leur honneur — ils sont indignés — ils tuent. Eux-mêmes ne veulent pas de grâce, ils n'en font pas; nous ne pouvons pas les arrêter — c'est malheureux, mais que voulez-vous?“

„Er erkundigte sich alsdann über die Bewegungen der Flotten — fragte, ob sie ausgelaufen seyen, ob sie nach Sebastopol oder Batum gehen würden und ob sie wohl Neigung hätten, gegen die Russen zu kämpfen? Etwas spöttisch fügte er hinzu: „Mais qu'est ce donc qu'elles sont venues faire dans le Bosphore? En vérité, je ne comprends pas du tout! Nous verrons! Nous verrons!“ Ich sagte ihm, daß Lord Palmerston seine Demission eingereicht und zurückgenommen habe, und daß man Ersteres seiner Unzufriedenheit mit dem Mangel an Energie zuschreibe, den das Kabinet Aberdeen beweisen. Ich sah ihn dabei forschend an, um den Eindruck zu beobachten, welchen diese Nachricht auf ihn machen werde; er nahm sie aber so gleichgültig auf, als ob er nie etwas von Lord Palmerston oder Lord Aberdeen gehört habe. Es schien mir überhaupt aus vielen seiner Aeußerungen hervorzugehen, daß er sich selbst für den zuverlässigsten Vertheidiger des osmanischen Reiches hält. Offenbar wird er hier von Jedermann, der Armee sowohl, als dem Landvolk, nicht allein wegen seines Ranges, sondern auch mehr wegen seines übernatürlichen Genies verehrt. Das Volk weiß, daß er Alles selbst thut; er ist sein eigener General-Quartiermeister, Chef des Generalstabes rc. und wird als Gouverneur von Bulgarien von dem bulgarischen Landmanne fast angebetet. Er ist der erste und, ich möchte sagen, einzige Ingenieur der türkischen Armee. Die Festungswerke von Schumla, Varna und an der ganzen Donaulinie sind nach den von ihm entworfenen Plänen errichtet; kurz, er hat alle zum Kriege getroffenen Anstalten geleitet oder die Idee dazu gegeben. Es scheint ihm viel daran zu liegen, daß man überall wisse, er habe keinen fremden Rath nöthig. Indessen ist heute ein französischer Oberst in Schumla angekommen, so daß man die Versicherungen des Muschir cum grano nehmen muß.

„Wir baten um Erlaubniß, die Festungswerke besichtigen zu dürfen. Sogleich klatschte er zweimal in die Hände und befahl dem eintretenden Diener, einen Adjutanten zu rufen, der uns Alles zeigen sollte, was wir zu sehen wünschten. Auf die Frage, welche Route wir einschlagen müßten, um bei der nächsten Schlacht gegenwärtig zu seyn, antwortete er lächelnd: „Ma-foi, je ne sais pas plus que vous; mais si vous allez a Vidin et Kalafat, sans doute il y aura encore quelque chose, et vous verrez comment ils se comportent nos soldats, — vous verrez.“

Dann kam die Rede auf seine Kavalleriepferde, die in der That vortrefflich sind, obwohl sie allerdings zu klein scheinen. Als wir dieß bemerkten, versetzte er: „Sur ce chapitre nous sommes bien supérieurs aux Russes, qui ne peuvent pas supporter le choc de notre cavalerie." Sein eigenes Schlachtroß, sagte er, ein Araber, sey schon 24 Jahre alt, und er könne im ganzen Reich kein besseres Pferd finden. Es sey unter ihm verwundet worden und habe ein Auge verloren, und doch wolle er um keinen Preis ein anderes besteigen. Er klatschte wieder in die Hände und gab Befehl, das Pferd vorzuführen, stand dann auf, öffnete das Fenster und zeigte es uns. Als wir unsere Bewunderung zu erkennen gaben — denn es war wirklich ein prächtiges Thier und das größte arabische Pferd, das wir je gesehen hatten — drückte er eine fast kindliche Freude aus. Wir näherten uns ihm und setzten die Unterredung stehend fort, zum großen Erstaunen der Türken, welche schweigend auf den Divans sitzen blieben. Nachdem wir uns entschuldigt, ihn so lange belästigt zu haben, nahmen wir endlich Abschied. Er begleitete uns bis zur Thüre des Zimmers (was für eine ungewöhnliche Höflichkeitsbezeigung gilt) und trennte sich von uns mit einer tiefen Verbeugung, während wir zwischen zwei Reihen schlecht gekleideter Soldaten durch den Korridor gingen. Der Adjutant führte uns hierauf nach der Citadelle, den Kasernen, dem Hospital und den anderen Militärgebäuden, von denen ich nur bemerken will, daß sie den europäischen Anstalten dieser Art nicht viel nachstehen und jedenfalls in weit besserem Zustande sind, als man nach der Kulturstufe, auf der sich das Land befindet, voraussetzen würde. Nach einem fünfstündigen Ritt kehrten wir in unser Hotel zurück, indem wir unserem türkischen Cicerone, dem Adjutanten des Muschir, mit vielen Danksagungen, „Salem Aleikums" und einem Bakschisch von einem Sovereign entließen, welchen letzteren wir ihm verstohlen in die Hand drückten und welcher von ihm mit sichtbarer Befriedigung entgegengenommen wurde."

Der Bischof von St. Louis und das Lesen.

Die meisten amerikanischen Blätter theilen zur Warnung einen Artikel im Auszuge mit, welchen der katholische Bischof von St. Louis in seinem Blatte: „Der Hirt des Thales" veröffentlicht hat, welcher nur zu klar Das aufdeckt, was eine gewisse Partei auch in Amerika erstreben möchte. Es heißt darin: „Wir wollen keine Volkserziehung in dem Sinne der Gegenwart. Wir werden dieselbe nimmermehr unterstützen, um eine lächerliche Popularität zu gewinnen. Wir glauben nicht, daß die „Massen", wie die Männer der Umbildung in beleidigender Weise die arbeitende Klasse nennen, irgend glücklicher oder geachteter werden sollten, wenn sie lesen können. Wir sind überzeugt, daß diese Massen nie weniger glücklich und weniger geachtet waren, als seit der Reformation und besonders der letzten Jahrzehnte, seit Lord Brougham von der Thorheit getrieben wurde, das Volk lesen zu lernen und so einen großen Theil des britischen Volkes in das Verderbniß zu stürzen. Der Gedanke: daß die Fähigkeit, zu lesen, dem Volke eine Quelle bildender Unterhaltung gewähre, ist grundfalsch. Diese Fähigkeit bietet Denen, welche Unterhaltung suchen, die allergefährlichste Belustigung, welche ihm nur geboten werden kann."

Mannichfaltigkeiten.

In einer der letzten Sitzungen der französischen Akademie kam ein interessanter Gegenstand zur Verhandlung. Die Wittwe des berühmten Ver steht beansprucht nämlich einen Preis von 60,000 Francs, den schon im Jahre X der Republik der Consul Bonaparte für eine Entdeckung im Gebiete der Elektrizität ausgesetzt, die die Erfindungen Franklins und Voltas vereinigen und für das Gemeinwohl zur Anwendung bringen würde. Derstedts Wittwe hat nun vor Kurzem sich an den Kaiser gewandt und „für die Kinder des Erfinders des elektromagnetischen Telegraphen" jene Summe beansprucht. Dem Staatsrathe ist die Sache bereits durch den Minister des Unterrichts vorgelegt worden und die Akademie hat eine besondere Kommission zu diesem Zwecke ernannt.

(Prag, 12. März.) Das Verbot der s. g. blauen Montage wird hier mit Strenge gehandhabt und es sind neuerlich wieder 26 Arbeiter wegen Uebertretung dieser Vorschrift bestraft worden. Die Noth der von täglichem Verdienste Lebenden ist so groß und leider noch fortwährend im Wachsen, dabei auch der Mangel an hinreichender Beschäftigung in allen Zweigen so verbreitet, daß es ganz angemessen, wenn jetzt mehr als je gegen den demoralisirenden Unfug der blauen Montage eingeschritten wird. (A. Z.)

(Abscheulichkeit.) Einem in Amerika reisenden Engländer wurde von einem Amerikaner ein Vorfall erzählt, wovon dieser während eines Besuchs auf einer Pflanzung selbst Zeuge gewesen. Der Besitzer der Pflanzung, um seinen Gästen jedes nur denkbare Amüsement zu verschaffen, kam unter andern auf den Gedanken, das über Wilhelm Tell verhängte Ordeal nachzuahmen. Er ließ demgemäß einem Neger einen Apfel auf den Kopf legen und erklärte, daß der Schwarze demjenigen von seinen Freunden als Sklave zu Theil werden sollte, welcher den Apfel mit einer Flintenkugel durchbohren würde. Es wurden in der That alle Vorbereitungen zu dieser niederträchtigen Kurzweil getroffen, aber das dazu ausgewählte Opfer vereitelte sie, indem es nicht einen Augenblick still stand, so daß Niemand zu feuern wagte. Natürlich erhielt der arme Neger für seine Widerspänstigkeit eine gehörige Züchtigung.

(Chinesische Firmen.) Als der Engländer Elwes die ausschließlich chinesischen Stadttheile von Canton besuchte, fand er die Straßen außerordentlich eng und in allen Richtungen mit Schildern und Ankündigungen behangen. Jeder Kaufladen hatte auf beiden Seiten der Thüre eine große Firma, gewöhnlich weiß übermalt und mit rother oder schwarzer Schrift, einer Liste sämmtlicher käuflicher Artikel. Manche enthielten sehr großsprecherische Ankündigungen, z. B. „dieser alte und berühmte Laden u. s. w."; „ursprünglicher Verfertiger von Mützen bester Qualität u. s. w." Auf andern las man: „Nicht zwei Preise in diesem Laden"; diese Bemerkung kam sehr häufig vor. Die Firmen geben den Straßen ein buntes Aussehen, indem die meisten mit rothen, gelben, blauen u. s. w. untermischt sind und auch die Farbe der Buchstaben wechselt.

(Wichtige Entdeckung.) Dem französischen Chemiker Saint Clair Deville ist es gelungen, aus der Thonerde das Aluminium darzustellen, ein Metall, das alle Eigenschaften des Silbers hat, die Schwere ausgenommen. Am 6. Febr. wurde die Sache in der französischen Akademie angezeigt, wo bereits Platten und Drähte des neuen Metalls vorlagen. Die Folgen der Entdeckung sind unermeßlich, denn dieses Thonsilber ist wohlfeil. Die Akademie, in welcher die Sache das außerordentlichste Aufsehen machte, bewilligte dem Erfinder sofort einstimmig eine bedeutende Summe zu Versuchen im Großen. (Modenz.)

In dem Diakonissenhaus **Bethania** in Berlin werden täglich 190 Kranke verpflegt. Die Anstalt zählt bis jetzt 50 Freibetten, davon 20 der König gestiftet hat. Die Einkünfte der Anstalt reichen noch nicht aus, die Ausgaben zu decken.

Korrespondenz.

Dresden, 17. März.

Letzten Sonntag sahen wir im Hoftheater Schillers „Wilhelm Tell" und Hr. Emil Devrient gab zum ersten Male die Titelrolle. Wenn ich neulich schon über den höchst glänzenden Erfolg des „Lear" referirte, so habe ich heute über einen nicht minder außerordentlichen zu berichten. Das Haus war überdrängt voll, während Viele vergeblich Einlaß begehrt hatten. Hr. E. Devrient, rauschend empfangen, wurde wohl zehn Mal hervorgerufen und Stürme von Beifall begleiteten seine Leistung von Scene zu Scene. Kränze, Gedichte, Blumenbouquets fielen in Menge auf die Bühne. Man muß aber auch gestehen, daß man den Tell nicht vollendeter dargestellt sehen kann, als es hier durch unsern hochgefeierten Künstler geschah. Ich bedauere, auf eine ausführliche Analyse dieser Darstellung hier verzichten zu müssen. Sehr vorzüglich wirkten bei der Aufführung des „Tell" auch die Herren Quanter, Liebe, Porth, Walther, Frau Bürck und Frl. Berg mit. Hr. E. Devrient ist bereits abgereist und wird in der nächsten Zeit in Köln, Aachen, Düsseldorf, später in Hannover, Frankfurt a. M., Karlsruhe und München gastiren. Auch unser trefflicher Komiker, Hr. Gustav Räder, verläßt uns im nächsten Monat, um in Berlin zwölf Gastrollen zu geben. — Fr. Ludojatzkys Posse: „Ein Haus von vier Stock", von der man viel Wirkung erwartet, konnte bis jetzt noch nicht zur Aufführung gelangen, soll aber ehestens in Scene gehen. Bei der Gelegenheit mache ich das lesende Publikum auf den jüngst in der hiesigen Arnoldischen Buchhandlung erschienenen historischen Roman: „Schloß Stolpen, oder: Erinnerungen aus dem Leben der Gräfin von Cossell" aufmerksam. Hr. Ludojatzky bekundet darin nicht nur eine ausgezeichnete Geschichtskenntniß, sondern hat seinen Stoff auch zu einer sehr fesselnden Lektüre zu gestalten gewußt, so daß dieses Buch hier außerordentlich gelesen wird. — Dr. Gutzkow ist nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalte in Berlin wieder hierher zurückgekehrt; B. Auerbach hat die Revision seines „Spinoza" beendet, so daß die neue Ausgabe nächstens die Presse verlassen wird. — Moritz Heydrich, der Verfasser von „Tiberius Gracchus" und „Prinz Lirschen" hat ein neues Drama beendet. — Der so schnell bekannt gewordene und vielgelesene junge Romandichter, Robert Giseke aus Leipzig, verweilte einige Tage als Gast in unserer Stadt.

Hannover, 20. März.

Die gefeierte **Therese Milanollo** befindet sich gegenwärtig in unserer Stadt. Am 18. d. M. hörten wir sie zum ersten Mal in einem Abonnementskonzert unserer Hofkapelle. Schon bei der Probe war sie von den Mitgliedern der Kapelle durch enthusiastischen Beifall und Tusch ausgezeichnet worden. Am Konzertabend spielte sie drei Piecen, ihre Fantaisie élégique, eine Fantasie über Norma und die so beliebt gewordenen Variationen über das Rheinweinlied. Es wäre überflüssig, über ihr meisterhaftes Spiel und ihren tief empfundenen, seelenvollen Vortrag noch etwas zu sagen und wir wollen daher nur berichten, daß ihr nach jeder Nummer von dem überaus zahlreichen Auditorium stürmischer Beifall gespendet wurde. Nach dem Rheinweinlied wurde der Künstlerin die Ehre, von dem König in dessen Loge auf's Freundlichste begrüßt zu werden und wurde ihr die Einladung von Seiner Majestät gemacht, sich demnächst zum zweiten Male hören zu lassen. Sie wird demnach am 23. d. M. ein zweites Konzert im Theater geben, zu welchem bereits alle Plätze vergriffen sind und dem der ganze Hof beiwohnen wird.

München, 21. März.

Hiesige Blätter bringen die Notiz, daß der in jüngster Zeit durch seine Erfindung der Strohpreiche bekannt gewordene Chemiker **Kaußlee** dahier ein Enkel Friedrich von Schillers sey, indem mütterlicherseits zwei Enkel des deutschen Dichters noch leben, nämlich der gegenwärtige Finanzminister von Würtemberg und der genannte Hr. Kaußlee, dessen Vater Oberamtmann und dessen Mutter eine geborne v. Schiller ist. — Vor dem **Schwurgerichte** sind gestern und heute wieder zwei grasse Fälle verhandelt worden. Ueber den 19jährigen Sattlergesellen Christian Hussendörfer von Siburg wurde wegen doppelt qualifizirten Mordes die **Todesstrafe** ausgesprochen. Der Verurtheilte hat seinen Meister J. Lindermaier, Sattler in Eurasburg, ermordet und der in 13 Gulden bestehenden Baarschaft beraubt. Der Getödtete war mit 30(!) Stich-, Schnitt- und Quetschwunden an Haupt, Hals, Brust und Armen bedeckt. Der andere Fall betraf eine Brandstiftung, deren ein 18jähriger Taglöhnerssohn von hier, Wilh. Eimer, geständig war. Als Motiv seiner That führt er an, „er habe wieder ins Zuchthaus kommen wollen"!

Hanau, 22. März.

Obgleich Frühlingsanfang sich durch einen Schneefall angekündigt, so herrscht hier dennoch große Thätigkeit; nicht allein an der **Eisenbahn**, wo die Noth an den Mann geht, sondern besonders auch auf den Zimmerplätzen, wo außer dem neuen Kursaal für **Nauheim**, auch eine Anzahl anderer Gebäude für diesen Ort hergestellt werden, um dem bisherigen Mangel an Wohnungen zu begegnen. Hr. Baumeister E. Deines jun. hat die Erbauung derselben übernommen.

Literatur- und Kunst-Notizen.

= (**Aus dem Badischen**, 10. März.) Wir glauben jenen zahlreichen juristischen Lesern dieser Blätter, welchen diejenigen wissenschaftlichen Zeitschriften, in denen das Erscheinen neuer juristischer Werke angezeigt wird, nicht immer zugänglich sind, einen wahrhaften Dienst zu leisten, wenn wir hier ihre Aufmerksamkeit auf ein im verflossenen Jahre zu Heidelberg erschienenes juristisches Werk eines dortigen Gelehrten, des Hrn. Geh. Hofrath Prof. **Roßhirt**, hinlenken. In diesem Werke, dessen Titel: „**Dogmen-Geschichte des Civil-Rechts**" ist, hat der Verfasser die Ergebnisse seiner vieljährigen gründlichen Studien und zugleich in seiner Eigenschaft als Mitglied des Heidelberger Spruchkollegiums, auch die seiner praktischen Erfahrungen niedergelegt. Der Grundgedanke des Werkes, welchen übrigens schon der Titel desselben ausdrückt, ist, unseres Wissens, ein ganz neuer und dem Verfasser eigenthümlich angehörender. Wenn wir nun diesem Buche eine verdientermaßen wohlwollende Aufnahme in juristischen Kreisen — besonders bei den Praktikern dieses Faches — prognosticiren, so glauben wir hiermit eine Ansicht auszusprechen, welche der Erfolg bestens rechtfertigen wird.

Von dem „**Kleineren Brockhaus'schen Conversations-Lexikon**" in vier Bänden liegt jetzt der erste Band (von A bis Chateauneuf) vollendet vor. Das Werk wird die sämmtlichen Artikel der zehnten Auflage des Brockhaus'schen großen Conversations-Lexikons in neuer Bearbeitung bringen, sowie eine große Anzahl anderer Artikel über alle Zweige des Wissens. Es ist Nachschlage- und Fremdwörterbuch und Zeitungs-Lexikon zugleich. Wie wir uns durch Vergleichung überzeugt haben, ist die Abkürzung keine Verkürzung, ja, in vielen Fällen geradezu ein Gewinn. Denn ein Conversations-Lexikon soll nur wohl geordnetes, übersichtliches und thatsächlich genaues Material bringen und die wichtigsten Quellen zu weiterer Orientirung anzeigen. In letzterer Beziehung hätte mehr geleistet werden können! Im Allgemeinen sind die Artikel trefflich gearbeitet, und die Darlegung eines so enormen Notizenschatzes in nur vier Bänden ist so glücklich berechnet, daß das Unternehmen ohne Zweifel eine noch größere Verbreitung finden wird, als das große Conversations-Lexikon.

Theater-Anzeige.

Freitag, 24. März. **Rübezahl**, romantisch-komische Oper in 3 Akten, Musik von F. v. Flotow.

Samstag, 25. März. **Muttersegen**, oder: Die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Akten, nach dem Franz. von W. Friedrich, Musik von H. Schäffer. (Gastrolle) Marie: Fräul. **Brandt**.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 78. Samstag, den 25. März 1854.

Onkel Peter.

(Aus dem Englischen nach Fraser's Magazin von W. F.)

(Fortsetzung.)

Peter Merton las den Brief zu Ende. Während er dieß that, war von Zeit zu Zeit ein verdrießliches Lächeln über sein Gesicht geflogen; doch hielt er ihn jetzt noch in der Hand, und die Gedanken, welche ihn beschäftigten, waren der Mistreß Howard weniger ungünstig, als es sonst nach dem Durchlesen ihrer Briefe der Fall gewesen.

Möglicherweise waren die Ausdrücke der Theilnahme und Achtung von eigennützigen Absichten eingegeben, doch schienen sie in diesem Augenblicke nicht von so selbstsüchtigen Motiven ausgegangen, wie sonst. Es gibt eine Verlassenheit des Herzens, in welcher man Wahrheit oder Falschheit solcher Tröstungen, die dasselbe in seinem Kummer aufzurichten suchen, nicht ängstlich abwägt. Genug, Peter Merton setzte sich nieder und beantwortete den Brief. Gewöhnlich hatte er Briefe dieser Art einige Tage liegen lassen; aber heute bedurfte er Beschäftigung, auch war sein Herz viel milder gegen Mistreß Howard gestimmt. Seine Antwort war von denen, die sie sonst von ihm empfangen, so verschieden, daß sich die überglückliche Dame nicht enthalten konnte, allen ihren Morgenbesuchen in den nächsten vierzehn Tagen dieselbe laut vorzulesen, wobei sie die Positive in Superlative verwandelte, auch sonst Aenderungen und Uebertreibungen aus dem Stegreife einflocht, um es Allen begreiflich zu machen, wie innige Theilnahme ihr reicher Cousin für sie hege.

Kapitän Merton sah seinen Onkel nur noch selten vor seiner Verheirathung, und nach derselben gar nicht mehr. Er war in der ersten Zeit nach seiner Verbindung mit Lady Helena so glücklich, daß ihm sein vergangenes Leben wie ein düsterer Traum erschien, aus dem er endlich erwacht sey. Durch seine Verheirathung war er plötzlich in einen neuen und glänzenden Kreis von Bekannten eingeführt, und mit einer gewissen Leidenschaft stürzte er sich in die verlockenden Vergnügungen der Londoner Gesellschaft, die ihm vorher wenig bekannt gewesen. Sein Haus war zwar klein, aber geschmackvoll hergerichtet. Seine ganze Einrichtung ließ nichts zu wünschen übrig, und seine Gattin wurde von einem Kreise von Bewunderern umringt, deren Schmeichelreden er einen höhern Werth beilegte, als sie eigentlich verdienten. Jeder hielt ihn für einen glücklichen Mann, und nichts kann Jemanden mehr überzeugen, daß er glücklich sey, als daß ihn Jeder dafür hält.

Zwei Jahre ungestörten Glückes flohen an Beiden vorüber, zwei Jahre, von denen sich nichts weiter sagen läßt, als daß sie durch nichts getrübt wurden. Dann aber zeigten sich kleine Wolken, die den Himmel zum Theil verdunkelten, sie zogen sich allmälig zu einem schwarzen Gewölk über ihren Häuptern zusammen, und endlich brach das Ungewitter los, dessen Herannahen Einer von ihnen längst vorhergesehen, während der Andere auch nicht die entfernteste Ahnung davon gehabt hatte.

Es war am Schlusse des dritten Jahres ihrer Verheirathung, und obgleich die Londoner Saison in ihrer höchsten Höhe war und der Tag sich schon dem Ende zugeneigt hatte, so befanden sich Kapitän Merton und Lady Helena doch in ihrem Gesellschaftszimmer allein, ein Umstand, der zu dieser Zeit ganz ungewöhnlich war.

Es war ein reizendes Zimmer, mit ausgesuchten Kunstwerken der besten modernen Künstler geschmückt. Einige weiße Marmorstatuen standen zwischen den eben geöffneten Fenstern, doch bewegte auch nicht der leiseste Luftzug die schweren seidenen Vorhänge, die an denselben herabhingen. Der Tag war außerordentlich heiß gewesen, und jetzt war eine Schwüle eingetreten, die einen überwältigenden Eindruck machte. Kapitän Merton lag auf dem Sopha, Lady Helena saß am Piano. Sie spielte dieß Instrument mit bewunderungswürdiger Fertigkeit; doch jetzt, als ihre zarten Hände über die Tasten dahinglitten, lockten sie jene alten einfachen Melodien hervor, die oftmals gleich Träumen einer längst vergangenen Zeit unwillkürlich aus dem Herzen hervordringen und eine größere Gewalt auf dasselbe ausüben, als ein sorgfältiger gearbeitetes Tonwerk. Sie fügte zu diesen Melodien noch den Reiz, der allein in der menschlichen Stimme zu finden ist, und die Töne quollen in vollendeter Reinheit hervor. Wer die Worte gekannt hätte, die sie sang, der würde gesagt haben, er sey nie lebhafter von ihnen ergriffen worden, als jetzt. Plötzlich erleuchtete ein Blitzstrahl das Zimmer. Sofort erhob sich Lady Helena von dem Instrument und setzte sich neben dem Sopha nieder, auf dem ihr Gemahl lag.

Er hatte, da seine Gedanken mit ganz andern Dingen beschäftigt waren, der Musik wenig Aufmerksamkeit geschenkt, aber sie hatte ihn unwillkürlich besänftigt, und besonders waren jene alten einfachen Melodien zu seinem Herzen gedrungen. Jetzt saß sie an seiner Seite und hatte ihr Haupt in seine Hand gelegt, die auf dem Kissen des Sophas ruhte. Beide sprachen kein Wort, sondern beobachteten die rasch auf einander folgenden Blitze und fühlten sich eigenthümlich ergriffen von den Donnerschlägen, die ununterbrochen über ihren Häuptern dahinrollten. Ein Diener brachte Licht, doch sie befahlen ihm, es wieder mit fortzunehmen und blickten schweigend, wie vorher, in den wilden Kampf der Elemente. Endlich hörte das Wetter auf, und der tiefblaue Abendhimmel zeigte sich in wunderbarer Pracht und von ihm hernieder strahlten glänzende Sterne. Der Duft der Blumen, die auf dem Balkon standen und vom Regen erfrischt worden waren, drang in das Zimmer und erfüllte es mit lieblichem Wohlgeruch.

Lady Helena saß immer noch schweigend da, von Staunen und Bewunderung hingerissen über das großartige Naturschauspiel; alles Uebrige um sie her schien sie vergessen zu haben. Anders war es mit Kapitän Merton. Der Wechsel, der plötzlich in der äußeren Welt vor seinen Augen eingetreten war, konnte ihn auch nicht auf einen Augenblick den Sturm vergessen lassen, der schon seit langer Zeit in seiner Brust tobte. Und dennoch fühlte sich sein Herz durch den Einfluß der Naturscene und der traulichen Abendstunde beruhigter; er blickte zum Himmel auf, sah, wie die letzten dunklen Wolkenmassen allmälig verschwanden und sehnte sich nach Erleichterung der Last, die ihn niederbeugte. Solchen Gedanken hatte er bisher nicht Raum gegeben, noch weniger sie auszusprechen versucht. Jetzt vermochte er Beides. In etwas gereiztem Tone beklagte er sich über das Schicksal, das ihn verfolge, und er that dieß, wie ein Mann, der, statt sich selbst zu tadeln, Alles den Umständen zuschreibt und von diesen Hülfe erwartet, statt sie wiederum in sich selbst zu suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Brief aus Australien.

Der Verfasser des nachstehenden Briefes ist ein ehemaliger deutscher Professor und gewesenes Mitglied der deutschen Reichsversammlung in Frankfurt a. M. Von demselben sind uns fernere Mittheilungen in Aussicht gestellt.

Castlemaine, 27. Nov. 1853.

Leider wurde mir in Melbourne die Handelskarriere nicht möglich. Die Zustände sind da nicht mehr, was sie waren; der Markt ist überhäuft und für den einmal und mit schwachen Kräften Spekulirenden ist nur Verlust. Große Häuser ertragen einen solchen, weil durch andere Branchen des Handels sie wieder gewinnen; doch waren auch gerade bei meiner Anwesenheit in Melbourne mehrere sehr bedeutende Firmen dem Fallit nahe.

In Australien ist der Handel eine Lotterie; die guten Nummern sind längst gezogen. Nur große Häuser, schon etablirt und fähig, Verluste ertragen zu können, sind im Stande, hier gute Geschäfte zu machen. Geringern Kräften mag es wohl nach und nach auch gelingen, aber es ist schwer geworden und viel Gefahr dabei. Wohnung, Leben und Geschäftskosten sind enorm; die Konkurrenz kolossal; — die Ankunft von Waaren massenhaft, daher oft und jetzt schon dauernde große Herabdrückung der Preise. — Melbourne wimmelt auch von alten und jungen Leuten, die Beschäftigung suchen und keine finden können. — Arbeiter, wie besonders Maurer, Zimmerleute ꝛc. sind des guten Verdienstes sicher — aber ich glaube, es wird auch für diese bald eine weniger günstige Periode eintreten, strömt die Auswanderung wie bisher fort.

Australien ist nicht Nord-Amerika. Die Bebauung und Anbauung des Landes kann nicht wie dort mit dem Wachsen der Bevölkerung gleich kolossal fortschreiten. Das fühlt man auch, obgleich Niemand es sagen will. Das Götterpaar Humbug und Illusion beherrschen die Welt von Victoria. Man träumt den nie endenden Goldtraum — aber ich glaube an das Erwachen und dann wird sich Mancher gar arg die Augen reiben. „Neue Goldfelder müssen gefunden werden!" „Warum sollte es keine neuen geben?" So hört man jetzt aus jedem Munde, weil eben nur dadurch die jetzigen übertriebenen Zustände sich halten können. Allerdings werden auch neue Diggings gefunden. Ich war während der letzten drei Monate in drei solchen neuen Goldfeldern, die wohl jetzt in Europa, Asien und Amerika manchen Unglücklichen wieder zu dem Glauben bringen: Jeder sey hier sicher, Gold in Masse aufzuraffen. — Trauriger Wahn! Folge der egoistischen Darstellung der hiesigen Blätter. In den neuen Goldfeldern finden sich nur einzelne gute Stellen, ein paar Hundert Quadratfuß, welche den glücklich zuerst Kommenden zufalen. Ringsum durchwühlen die Tausende zu spät Eintreffenden den nichts oder zu wenig enthaltenden Boden. Da heißt es plötzlich wieder: „Neue reiche Diggings!" und fort strömt die Masse, und wiederum für Wenige reicher Gewinn, für die Mehrheit Verlust an Geld, Zeit und harte Arbeit.

Vor 1½ bis 2 Jahren war es anders; da arbeiteten in den weiten reichen Feldern von Forest Creek und Bendigo kaum so viele Hunderte, als jetzt Tausende in den kleinen, nicht reichen Minen, und stets kommen Hunderte noch an. Die alten Diggings sind beinahe ausgearbeitet, wenigstens insofern es durch vereinzelte Arbeit geschehen kann. Bald wird die Zeit kommen für die Exploitation im Großen, das heißt die Herrschaft des Kapitals. Große Compagnien werden ganze Strecken nochmals bearbeiten; der jetzt selbstständige Digger wird Taglöhner werden und als solcher allerdings — im Vergleich mit früherem Leben in Europa — glücklich noch sich fühlen. Es wird sich eine Digger-Bevölkerung bilden aus früheren Arbeitern, Matrosen u. s. w.

Auch ich habe wieder neben unserer Handelsbeschäftigung das Diggen versucht. An und für sich liebe ich diese Arbeit, selbst ohne einer der Glücklichen zu seyn. Uebrigens fühle ich mich in dem antipodischen Leben nie froher, glücklicher, als wenn ich tüchtig mit der Pike und Schaufel hantiere. Was ich früher prinzipiell glaubte, weiß ich jetzt aus Erfahrung: der Mensch soll nicht allein durch intellektuelle, sondern auch durch materielle Arbeit wirken. Die Verkennung und Verletzung dieses höchsten Gesetzes ist Grundursache des menschlichen, gesellschaftlichen und staatlichen Elendes.

Doch wohin schweift der Gedanke? — Zurück zu dem Loche des Goldfeldes. Ich schlug zwei Löcher, nicht tief, jedes von 3 bis 6 Fuß; es gibt in jenen Diggings keine tieferen. Ich nahm aus beiden Löchern nicht für einen Schilling Gold und neben mir kam in einer Woche aus einem Loche über 10 Pfund Gewicht; Stücke von 2, 3, 4 Pfund reinen Goldes. So ist es in den Diggings, und an diese Launen des Geschickes gewöhnt man sich und nimmt sie mit philosophischem Lächeln auf. Du würdest Dich wundern, die allgemeine Resignation, Ruhe und Kälte zu beobachten, mit welcher die Diggers, und mehr noch die wirklichen Arbeiter, als die bloßen Gentlemendiggers in dieser kolossalen Lotterie arbeiten — denn spielen kann man nicht sagen; es ist wahrlich kein Kinderspiel!

Je nach Verhältnissen kehre ich wohl auch noch einmal zu dem Handwerk des Goldsuchers zurück. Dann aber nur, wenn ich wenigstens für sechs Monate leben kann, ohne von dem Glück des Diggens abzuhängen. Nur, wenn man Monate lang unverdrossen fort und fort arbeitet, kann man hoffen, auch einmal eine glückliche Stelle zu finden. Das Unglück der Meisten ist: das Geld verschwindet, ehe das Gold erscheint. Das Leben in den Minen ist furchtbar theuer. Nur wer ausharren kann, hat gegründete Aussicht auf Erfolg. —

Unser Leben und Reisen in den fernen Diggings durch Wald und Ebene bot viel Interessantes, Reizendes, natürlich nicht weniger Mühe und Entbehrungen dar — aber das Letztere gehört zu meinem Leben und erhöht den Genuß des Angenehmen. So schläft man z. B. nie besser und sanfter auf der Erde oder auf Kasten und Säcken, als wenn man des Abends vor Müdigkeit fast umfällt. Stets Thee, und oft mit Pfützenwasser zubereitet, Hammelfleisch und Brod würde nicht sehr munden, hätte man nicht wirklichen Arbeiterhunger. Uebrigens ist man sein eigener Koch und Bäcker, auch Waschfrau und Schneider. Oft sagten wir lachend: „Könnten uns jetzt die Unserigen einmal sehen!"

Zum ersten Male lebte ich in den Diggings Jones Creek, Burnt Creek und Mount Malingall (130 engl. Meilen von Melbourne) in freundschaftlichem Verkehr mit zahlreichen Eingebornen. Häßlich, Bettler, aber stolz und gewandt in Allem, was sie thun müssen, um zu leben; für mehr zu arbeiten scheint ihnen Wahnsinn. Einer — ein schwarzhäutiger Philosoph in Bezug auf Religion der Weißen und Aberglaube der Schwarzen — sagte mir einmal: „All das Land hier umher gehört mir und zwei Freunden von mir. Aber ich mag dir Weißen leiden und sie Golddiggen lassen." Er nahm oft, halb mit seiner wollenen Decke malerisch drappirt, das Mittagsbrod mit uns. Du siehst, wir hatten die Ehre, mit einem gnädigen Fürsten zu speisen. Die Frauen sind häßlicher als die Männer, alte Weiber, oft wahre Scheusale. Doch habe ich auch eine graziöse, schlanke, junge Frau unter ihnen gefunden, auch angenehm von Gesicht. Anmuthig und elegant in allen Bewegungen und stolz und kokett; doch sie schmauchte wie alle übrigen die irdene Pfeife, aber dieß mit großer Zierlichkeit.

Pflanzen, Thiere, Blumen und Stein — das ist der Reichthum, den ich dort fand. Die Natur gab mir manchen Genuß. Mit der Büchsenflinte durch den einsamen Wald Papagaien, Kakadus und andern Vögeln nachjagend, und dann auf hoher Bergesspitze allein stundenlang rastend. Das Auge fliegt über den unendlichen Waldozean, der in blauer Ferne wie das Meer mit dem Ozean verschmilzt; — der Gedanke kehrt dann zurück nach der Heimath, zu dem vergangenen Leben, die Hoffnung zeigt über den Horizont hinaus nach der lieben Mutter und aus dem dumpfbrausenden Walde tief, tief unten scheint es leise zu lispeln: „Du wirst wiederkehren!"

Das sind schöne Augenblicke! — Doch man hat auch manchmal ein nicht liebenswürdiges Rencontre. So war neulich eine Schlange ganz bereit, mich zu erdrosseln; ich sah sie noch frühe genug und erschoß sie. Ein Schlag mit einem feinen Stocke genügt auch, und etwas Aufmerksamkeit beim Durchstreifen des Waldes kommt der Gefahr zuvor.

Sonntag Abends, 27. Nov.

Zurück von einem Waldspaziergang und Besuch bei T....w, früherem preuß. Artillerie-Lieutenant und Major in der pfalz-badischen Revolutionsarmee. Mit mir Digger, Wollenwäscher und dann Kohlenbrenner; jetzt Holzschneider und verdient 8 Pfd. St. per Woche. Hätte ich dieselben Kräfte, ich würde es auch. Arbeit und Waldleben macht glücklich in Australien. — Hier in Castlemaine, Embryostadt, ist der ganze Jammer, die ganze Lächerlichkeit und Verdorbenheit des alten Europa in voller Blüthe. Man kann in London, Paris und Brüssel den Eckel des Stadtlebens auf sich nehmen, weil dafür wieder reicher Ersatz geboten ist, — aber hier hinter Brettern und Leinwand dieselbe Hohlheit wieder zu finden, die in Europa so oft in Salons thront — das ist zu viel. So hoffe ich, werden wir bald Castlemaine verlassen und wieder in den Busch unter Diggers und Blackfellows leben. — Noch Vieles hätte ich zu sagen, aber ich muß schließen, soll mein Brief mit dem nächsten Dampfer abgehen. Ich gedenke die Seereise, sowie mein australisches Leben vollständig nach meinem Tagebuche zu bearbeiten und sie Dir zum Drucke zu übersenden. Eine bedeutende Anzahl von Skizzen des Landes und sonstigen Scenen habe ich gezeichnet, ich werde sie einmal kopiren und Du könntest auch dieses als australisches Album veröffentlichen. — Doch zu Allem dem muß Muße kommen und hier lebt man als Nomade!

Stets von Herzen der Eurige.

Mannichfaltigkeiten.

Königin Victoria ist im Punkte des Frühaufstehens die unfashionabelste Frau in ihrem eigenen Königreiche; um 7 Uhr Morgens spaziert sie gewöhnlich, wenn es nicht — um englisch-deutsch zu reden — „Katzen und Hunde regnet", in ihrem Privatpark umher, und die Kinder laufen mit, und um 9 Uhr wird ein tüchtiges Frühstück — tüchtig selbst nach englischen Begriffen — eingenommen, und diese vernünftige Lebensweise schlägt der königl. Familie so wohl an, daß man nur sehr selten von der Unpäßlichkeit eines ihrer Mitglieder hört.

In Rußland erwerben sich die Bauernmädchen selbst durch Arbeit ihre Mitgift. Sie sind selten mit Feldarbeit beschäftigt. Die Mütter sorgen für ihre Toilette und Schönheit. Die Heirathszeit macht diesem friedlichen Leben ein Ende, daher ist sie auch eine wahre Trauerzeit. Die Kamerädinnen der jungen Braut versammeln sich alsdann, um gemeinschaftlich und in rührenden Klageliedern das Schicksal des „schönen weißen Schwans" zu beklagen, der nun in eine „graue Gans" verwandelt werden soll. Sie beklagen das zarte junge Mädchen mit den weißen und müßigen Händchen, mit dem dichten, blonden Haarwuchs, welchen die Mutter jeden Morgen so sorgfältig geglättet, und schildern sie, wie sie fortan neuen Eltern demüthig wird dienen müssen rc.

Die große mechanische Baumwollspinnerei und Weberei in Augsburg hat im verflossenen Jahre so gute Geschäfte gemacht, daß von dem Reingewinn von 148,000 fl. außer den gewöhnlichen Zinsen zu 5 Procent noch eine Dividende von 10 Procent für die Actie zur Auszahlung kommt.

In der Maschinenbau-Anstalt des Commercienraths Borsig zu Berlin ist so eben die fünfhundertste Locomotive fertig geworden. Zur Feier dieses Ereignisses wird Hr. Borsig seinen sämmtlichen Arbeitern am Samstag, 25. März, im Kroll'schen Etablissement ein Fest geben, für welches er an zweitausend Couverts bestimmt hat.

Nach dem Moniteur de la Flotte betragen, amtlichen Angaben der englischen Admiralität zufolge, die Kosten der bisher zur Aufsuchung Sir John Franklin's unternommenen, sämmtlich erfolglos gebliebenen Expeditionen nicht weniger als 19,850,000 Franken.

In New-Orleans starb ein alter israelitischer Kaufmann Judah Turo, welcher sein ganzes Vermögen, 450,000 Dollars, zu wohlthätigen Zwecken vermachte. So unter andern 80,000 Dollars zur Gründung eines Hospitals für alte Leute in New-Orleans, 10,000 Dollars der israelitischen Unterstützungskasse in Newyork und 50,000 Dollars zur Unterstützung der Juden in Palästina.

(Bonn, 15. März.) Der Komponist Robert Schumann befindet sich seit einigen Tagen in der Irren-Heilanstalt des Dr. Richarz zu Endenich bei Bonn. Sein Zustand flößt die größten Besorgnisse ein. In derselben trefflichen Anstalt befindet sich seit zwei Jahren der unglückliche Alfred Rethel, der berühmte Maler der herrlichen Frescobilder im Aachener Kaisersaale.

Bei der letzten Volkszählung in England stellte sich hervor, daß 2781 Engländer in Rußland sich aufhalten.

Man schreibt dem Kaiser Nikolaus das Wort zu: „In diesem Augenblicke habe ich eine Million Truppen; wenn ich will, so werde ich zwei Millionen, und wenn ich bitte, drei Millionen haben.“

(Berlin.) Bei Gelegenheit der neulichen Interpellation in der zweiten Kammer äußerte ein Mitglied: „Die Interpellation muß offenbar zu einem siebenjährigen Kriege führen, denn sie fängt mit Schwerin an und schließt mit Ziethen.“

(Ein spanisches Sprichwort.) Wer Reichthum verliert, verliert viel; wer einen Freund verliert, verliert mehr; aber wer den Muth verliert, der verliert Alles. Also nur immer den Kopf nicht verloren! (Ein ganz ähnliches Motto hatte bekanntlich Hr. v. Radowitz geführt.)

Korrespondenz.

Stuttgart, Ende März.

Die Sängerin Garrigues aus Hamburg wird im nächsten Monat zu einem Gastspiel hier erwartet; auch Frau von Stranz soll zu gleichem Zweck hierher kommen, eben so Hr. Ander aus Wien. — Zu Tübingen begannen am 20. d. vor dem Schwurgerichtshof die Verhandlungen gegen den der Ermordung seines eigenen Schwagers angeklagten Kaufmann Ensinger von Böhringen Oberamts Urach. Er lebte mit seinem Schwager, einem sehr gut prädicirten Manne, dem Hirschwirth Schner, seit Jahren in Streit und Prozeß, und will von demselben in Vermögenssachen verkürzt worden seyn, hatte auch gegen denselben mehrere Civilprozesse verloren, so daß er tiefen Groll gegen ihn hegte und demselben mehrmals vor Zeugen durch Ausstoßen lebensgefährlicher Drohungen Luft machte. Im Nov. v. J. wurde nun sein Schwager, als er Abends, von einer Reise heimkommend noch einen Brief in seiner Parterrewohnung schrieb, durch das Fenster mit einem Schuß durch mehr als vierzig große Schroten zu Boden gestreckt und war augenblicklich todt. Ensinger, bei dem eine frisch abgeschossene Doppelflinte und Schrote derselben Art gefunden wurden, dessen Fußspuren auch ganz auf die gefundenen paßten, ist nun dieser That angeklagt und, obgleich er beharrlich läugnet, so vereinigen sich doch so viele Beweisgründe gegen ihn, daß an seiner Verurtheilung kaum zu zweifeln ist.

Aus dem Großherzogthum Baden, 23. März.

Für die in diesem Jahre stattfindende allgemeine Ausstellung der deutschen Industrie- und Gewerbs-Erzeugnisse zu München ist in jedem Kreise unseres Landes eine Prüfungs-Kommission niedergesetzt, um einerseits durch angemessene Anrathung und Ermunterung die Theilnahme von Seite der Gewerbtreibenden zu fördern und denselben alle erforderlichen Aufschlüsse zu ertheilen, andererseits über die Zulassung der Produkte zur Ausstellung zu entscheiden und die zugelassenen Gegenstände, soweit thunlich, in gemeinsamer Sendung an die Ausstellungs-Kommission in München einzufördern. — Die ultramontanen Blätter, welche bisher wenigstens die beiden Kammern der Stände verschont haben, fahren jetzt auch über diese her. So liest man in Philipps und Görres' historisch-politischen Blättern: „Die Kammern haben auf die den Kirchenconflikt berührende Thronrede, weil dieselbe durch allzu langes Breitschlagen etliche Löcher bekommen, einiges Blech von der unveräußerlichen Kammer-Composition zum Flicken verwendet.“ Daß eben diese Blätter über die Landtagswahlen höchlich erbost sind, weil es ihrer Partei nicht gelungen, Gesinnungsgenossen in die Kammer zu bringen, ist erklärlich, und ihr Schimpfen über die Wahlen macht eben so wenig Eindruck, als wenn sie gegen Beamte, wie Hr. von Reichlin in Breisach und Winter in Lörrach ihren Zorn auslassen und den Hrn. Stadtdirektor Wilhelmi in Heidelberg, welcher dem ultramontanen Treiben kräftig entgegentritt und die Verbreitung katholischer aufreizender Flugblätter scharf überwachen läßt, den „modernen Oberbajazzo“ nennen.

Darmstadt, 20. März.

Unsere thätige Theaterdirektion verdient den Dank aller Kunstfreunde auch namentlich dadurch, daß sie uns öfters ausgezeichnete Gäste vorführt. So sahen wir in den letzten Wochen Hrn. L'Arronge aus Aachen in einer Reihe von Lustspielen und Vaudevilles auftreten. Derselbe ist nicht nur in dem feineren Lustspiele ein vortrefflicher Darsteller von Charakterrollen, sondern entwickelt auch in der Posse eine so lebensfrische, gesunde Komik, daß er das Publikum unwiderstehlich in die heiterste Laune versetzt. — Die Oper bietet, bei zwei Darstellungen in der Woche, fortwährend eine anerkennenswerthe Abwechselung. Besonders sind es die Kunstleistungen der Fräul. Marx, welche den ungetheiltesten Beifall aller Kunstfreunde finden. Auch Fräul. Rotter ist als Soubrette mit Recht geschätzt, namentlich ihre neueren Leistungen als Zigaretta (in der Indra), Zerlinchen und Aennchen verdienen das beste Lob. — In dem dritten Konzerte unseres Orchesterpersonals wurde die C dur-Symphonie von Nils Gade unter Schindelmeissers sicherer Direktion meisterhaft executirt. Fräul. Antonie Weber (Tochter des verstorbenen berühmten Gottfried Weber von hier) trug Beethovens großartiges Es dur-Konzert für Pianoforte mit einer solchen Virtuosität, Korrektheit und poetischen Auffassung vor, daß sie das Publikum zu wiederholtem lautem Beifall hinriß.

Königstein im Taunus.

Unser Städtchen, wegen seiner reizenden, romantischen Lage und reinen, stärkenden Bergluft einer der besuchtesten Orte im Taunus, würde sich namentlich von den Bewohnern der Nachbarstadt Frankfurt eines zahlreichen Besuches bisher zu erfreuen gehabt haben, wenn die Reise durch den steilen Berg von Soden aus für Fußgänger nicht mit zu viel Unbequemlichkeiten und Kosten verbunden wäre. Diesem Uebelstande ist aber durch Einrichtung einer regelmäßigen Omnibusfahrt zwischen Königstein und Frankfurt abgeholfen, welche vorerst wöchentlich dreimal, später aber alle Tage um den mäßigen Preis von 20 Kreuzern für die ganze Tour stattfinden wird.

Frankfurt a. M.

Geh. Hofrath Dr. S. F. Stiebel I. hat dieser Tage den zehnten Bericht über Dr. Christ's Kinderkrankenhaus in unserer Stadt im Druck veröffentlicht. Demselben entnehmen wir, daß die Gesammtausgaben für diese so segensreich wirkende Anstalt mit Einschluß der Gehalte, der Löhne und Arzneien im Jahre 1853 fl. 3817. 50 kr. (1852 fl 4395. 45 kr.) betrugen. Kinder wurden verpflegt 113 (1852 95) mit 9538 Verpflegungstagen, darunter waren 74 unter 4 und über 12 Jahren und 39 von 4 bis 12 Jahren. An Geldgeschenken gingen im verflossenen Jahre ein fl. 2373. 48 kr. und an jährlichen Unterzeichnungsbeiträgen fl. 388. 12 kr. — Eine Anzahl Frauen hat eine Summe von fl. 267 zusammengebracht, um für solche kranke Kinder, welche nach der Stiftungsordnung nicht-unentgeldlich können aufgenommen werden, dem Krankenhause die bestimmte Entschädigung zu gewähren. Ferner meldet uns der Bericht, daß eine neue Stiftung als Anhang der Christ'schen und unter deren Verwaltung, durch ein Vermächtniß der Freifrau H. Ch. v. Mühlen, geb. v. Lersner, gegründet, noch im Laufe dieses Jahres ins Leben treten wird. Diese Anstalt hat den Zweck, verheiratheten Bürgersfrauen, welchen häusliche Verhältnisse die Niederkunft in der eignen Wohnung erschweren, eine Zuflucht für Entbindung und Wochenbett anzuweisen. — Wir machen wiederholt nicht nur auf die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit der mehr beregten Anstalt aufmerksam, sondern legen es auch allen Menschenfreunden dringend ans Herz, durch ihre milden Gaben jene Wirksamkeit zu unterstützen und zur Erweiterung derselben beizutragen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 25. März. Muttersegen, oder: Die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Akten, nach dem Franz. von W. Friedrich, Musik von H. Schäffer. (Gastrolle) Marie: Fräul. Brandt.

Sonntag, 26. März. Jubel-Ouverture von C. M. v. Weber. Hierauf: Festspiel, zum Andenken Carl Marin von Webers von Harald von Brackel, mit lebenden Bildern. Hierauf: Der Freischütz, romant. Oper in 4 Akten, Musik von C. M. v. Weber. Mit neuen Dekorationen, Maschinerien und Kostümen. Besetzung der Hauptpartien: Agathe — Frau Anschütz-Capitän; Aennchen — Fräul. J. Hoffmann; Kaspar — Hr. Dettmer; Max — Hr. Caspari.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Pommerau.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 74. Montag, den 27. März 1854.

Onkel Peter.

(Aus dem Englischen nach Fraser's Magazin von W. F.)

(Fortsetzung.)

„Es gibt keinen Kummer, theurer Karl“, sagte Lady Helena ruhig, „der nicht zu ertragen oder der so hart wäre, daß er nicht Gränzen haben sollte; wenn es aber wirklich einen niederbeugenden Kummer gibt, so kann es nur der seyn, Den, welchen man liebt, von schweren Sorgen belastet zu sehen, ohne daß er es gestattet, sie ihm tragen zu helfen.“

„Es ist eine harte Prüfung“, antwortete der Kapitän Merton in bitterem Tone, „einem Wesen, das man innig liebt, etwas verschweigen zu müssen, das, wenn es zu seiner Kenntniß gelangte, dasselbe nur unglücklich machen würde.“

„Und doch müssen wir darunter Beide leiden“, sagte Lady Helena mit sanfter, lieblicher Stimme.

Wiederum schwiegen sie; sie blickte auf zu dem klaren, schönen Himmel und den blinkenden Sternen, als wollte sie sich von oben her Kraft erflehen; endlich sagte sie: „Karl, ich kann Alles ertragen, was Du mir mitzutheilen hast, Alles! — nur kann ich es nicht hören“, fügte sie zärtlich hinzu, „daß Du mir etwas verschweigst, wenn ich nicht annehmen soll, daß Du mich zu wenig liebst, um an Deinem Kummer Antheil nehmen zu dürfen. Nicht wahr“, wiederholte sie, „dieß wirst Du mich nicht hören lassen?“

„Wenn es sich nur um meinen Kummer, meine Sorge handelte“, sagte er, „so hätte es nichts zu bedeuten. Es ist aber Dein Kummer, Deine Sorge, Helena! und das ist es, was mich mit Schamgefühl erfüllt.“

Helena wurde bleich, doch aber antwortete sie sofort: „Dein Kummer ist auch der meinige!“

Der Diener trat mit Licht ein und stellte es auf den Tisch; dann zog er die schweren seidenen Vorhänge zusammen und entfernte sich. Es war, wie wir schon gesagt, ein reizendes Zimmer, geschmückt mit vortrefflichen Werken der Malerei und Bildhauerkunst und sonst im feinsten Geschmacke eingerichtet, ein Zimmer, das allen Anforderungen an edleren Genuß und Wohlleben entsprach.

Kapitän Merton erhob sich vom Sopha und ging im Gemache auf und nieder.

„Es ist dieß eine schöne Wohnung“, sagte er endlich; „es ist ein schönes Haus! Könntest Du es verlassen, Helena!“

„Ja“, sagte sie. „Ich kann es verlassen; ich kann Alles und Jedes aufgeben, wenn wir nur Das bleiben, Karl, was wir uns einander sind, und nicht länger jener schwarzen, geheimnißvollen Angst gegenüber leben, die sich zwischen uns aufthürmt und uns zu trennen droht. Theile mir nur Alles mit; dann lass' uns gemeinschaftlich Rath halten und Alles, wenn es seyn muß, gemeinschaftlich tragen. Es wird für uns Beide leichter seyn.“

Und er nahte sich ihr und warf sich auf das Kissen zu ihren Füßen nieder. Er theilte ihr Alles mit, wie ein Bußfertiger seinem Beichtvater. Er ging zurück zu dem ersten Anfang seiner Verirrungen. Er theilte ihr mit, warum er vor seiner Verheirathung dieß Geständniß nicht abgelegt; weil er sich damals für stark genug gehalten, nicht wieder in die Fehler seiner Jugend zu verfallen. Er verschwieg nicht, wie er dann in der Gesellschaft, in welche er in London gerathen, der Versuchung nicht hätte widerstehen können und dem alten Laster wiederum gefröhnt hätte. Er gestand, daß er der Leidenschaft des Spiels erlegen sey.

„Und doch“, fuhr er fort, „bildete ich mir oft ein, ich hätte diesem lasterhaften Treiben widerstehen können, hätte mich nicht meine Liebe zu Dir, theure Helena, zurückgehalten. Ich hätte widerstehen können, als ich schon halb verloren war; doch der fürchterliche Gedanke, Dich irgend einer Entbehrung aussetzen zu müssen, trieb mich vorwärts; ich hoffte zu gewinnen und verlor Alles! O Helena, nur die Sorge um Dich drückt mich zu Boden; denn was mich betrifft, so habe ich Mangel und Erniedrigung verdient! Aber Du und unser Kind! Schon oft habe ich den Wunsch gehegt, Du möchtest zu Deinem Vater zurückkehren, denn lieber möchte ich Deine Gegenwart entbehren als Dich leiden sehen.“

„Das sollst Du nicht sehen“, sagte sie. „Wie konntest Du nur einen solchen Gedanken hegen, Karl, daß Du mich veranlassen wolltest, Dich zu verlassen, noch dazu zu einer Zeit, wo meine Gegenwart Dich aufrichten, Dich vielleicht retten kann, da ich jetzt Deine Sorge kenne? Aber was soll geschehen? — Laß' uns das überlegen. Haben wir denn durchaus nichts mehr?

Sie hatte den klaren, praktischen Verstand, der in seltenen Fällen Personen von zartem Gefühl eigen ist. Sie begegnete muthig jeder Widerwärtigkeit, sobald sie dieselbe erkannte, und suchte ihr Trotz zu bieten, wenn sie ihr entgegentrat. Sie vermochte die härtesten Leiden zu ertragen und besaß jene außerordentliche Seelenstärke, wodurch sich edle Frauenherzen so oft auszeichnen.

„Ich habe Alles verloren, was ich verlieren konnte“, sagte er. „Ich habe nichts mehr. Du hast noch das, was Dir Dein Vater gab. Auch das würde ich verloren haben, wenn ich es hätte angreifen können“, setzte er mit bitterem Lächeln hinzu.

„Und unser Kind?“ fragte sie.

„Hat einen kleinen Theil von meinem Vermögen, den ich nicht angreifen darf.“

„Dann haben wir noch dreihundert Pfund jährlich, Karl, und sind noch nicht verloren“, sagte sie lächelnd. „Davon können wir hinreichend leben.“

„Wie? — Wo?“ — fragte er in gereiztem Tone.

„O, auf vielerlei Weise und an vielen Plätzen“, entgegnete sie. „Es gibt reizende Plätze an der englischen Küste, wo wir in einem netten Häuschen glücklich und zurückgezogen leben können. Wir brauchen die Freuden der Welt nicht mehr zu genießen; ich bin ihrer bereits müde und bin ihrer müde gewesen, so viel ich mich dessen erinnern kann. Wir können von allen diesen Dingen“, fügte sie hinzu, indem sie im Zimmer umherblickte, „mit leichtem Herzen scheiden. Sie haben uns keinen Frieden gebracht.“

„Nein!“ antwortete er gedankenvoll. „Wenn es für uns, für Dich möglich wäre, von dieser Summe zu leben, Helena, doch es ist nicht möglich, in England damit auszureichen; wir müssen ins Ausland.“

„Wir wollen ins Ausland gehen!“ rief sie heiter. „Wir wollen in eins der wohlfeilen belgischen Städtchen gehen, mit ihren geräumigen Marktplätzen, ihren Giebelhäusern, prächtigen Kirchen und ihren netten Trachten. Ich werde den ganzen Tag Skizzen entwerfen, Karl; wir werden sehr glücklich seyn, wohin wir auch gehen, wenn wir nur vereint bleiben; ist es nicht so?“ fragte sie mit zärtlichem Blicke.

„Helena, Du bist ein Engel, Du bist mein Engel, mein guter Engel!“ stammelte er. Und er schaute in ihr Antlitz, streichelte ihr sanftes braunes Haar und war von ihrer Schönheit, ihrer Sorge und Zärtlichkeit, von ihrer Liebe, die gar nicht dieser Erde anzugehören schien, so hingerissen, daß der Gedanke, er sollte sie verlassen, sein Herz mit dem unerträglichsten Schmerz erfüllte. Er unterdrückte denselben mit aller Gewalt und gewann so viel Ruhe wieder, um einen Blick auf ihre Lage zu werfen.

„Und Dein Vater“, sagte er, „was wird er denken, was wird er sagen, Helena? Ich habe ihn sowohl wie Dich grausam getäuscht.“

„Ich werde ihm schreiben“, sagte sie ruhig; „er ist zur Zeit, wie Du weißt, mit Alicia in Florenz; Du wirst ihn also, wenn es Dir gegenwärtig peinlich seyn sollte, nicht sehen.“

Noch denselben Abend wurde Alles geordnet; er verkaufte seine Hauptmannsstelle, Alles, was nur verkauft werden konnte, und erfüllte alle seine Verbindlichkeiten. Dann gingen sie nach Belgien, der Freistätte für Unbemittelte, gleich ihnen, die sich aber scheuen, in England Gegenstand spöttelnder Bemerkungen zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Die russischen Ostseehäfen.

Bei dem Herannahen der englischen Flotte dürfte die folgende, den „Gränzboten“ entnommene Schilderung nicht uninteressant seyn:

„**Kronstadt**, **Helsingfors** mit **Sweaborg** und **Reval** sind die drei Stationsplätze der baltischen Flotte. Gewöhnlich liegt in Kronstadt die 1. und 2. und in Reval die 3. Division. Während Kronstadt und Sweaborg ausgezeichnete Seevesten genannt werden müssen, befindet sich die ganze Südküste der Ostsee in vertheidigungslosem Zustande. Denn die beiden alten Forts am Kriegshafen von Reval verfallen, wie die dort angelegten Kasernen bereits Ruinen geworden sind. Die veralteten Bastionen von Riga mit den Vorwerken Bolderaa und Dünamünde am Einfluß der Düna in den Meerbusen sind kaum zu erwähnen. Baltischport (zwischen Reval und Habsal) sollte einmal ein Kriegshafen werden, ist aber nunmehr eben so wieder vergessen wie Windau, wo die vorbereitenden Wasserarbeiten den Hafen so versandet haben, daß er jetzt von wirklichen Schiffen gar nicht mehr angelaufen werden kann. Baltischport gegenüber liegt Gustavswärn an der finnischen Küste; es ist jedoch ein ganz isolirtes Seefort ohne größere Bedeutung.

Dagegen ist Kronstadts Wichtigkeit als Seefestung und Hafen weltbekannt. Einige nähere Angaben dürften darum nicht ohne Interesse seyn.

Die ganze Insel trägt ihren heutigen Namen erst seit der Ort Kronstadt entstand (1721) und heißt eigentlich Ritschar, Retusari, Rizard. Sie streckt sich von O.-S.-O. nach W.-N.-W. 8 Werst lang und 1—1½ Werst breit. Im Osten besteht sie aus Dammerde, Thon, Sand, Kalkstein, wie das benachbarte Festland; nach Westen zu hob sich ihr fruchtbares, mit erratischen Granitblöcken übersäetes Land wohl erst später aus den Wellen und der Molo, welcher nach dem Leuchtthurm auf der nordwestlichen Spitze führt, befördert hier die Anschwemmung zusehends. Ihr höchster Punkt ragt am Südostende etwa 8 Faden aus dem Wasser, nach Westen fällt dagegen das Erdreich so sehr ab, daß die Spitze des Festlandes fast stets überfluthet ist.

Ganz seichter Grund umgibt die ganze Insel und zieht sich ununterbrochen herüber nach der ingermanländischen, wie hinüber nach der finnischen Küste. Zwischen der ingrischen Küste und der Insel (südwestwärts) ist bloß ein ganz schmales Fahrwasser (4—5 Klafter tief) als einzige Passage aller Schiffe ausgegraben und muß fortwährend durch Baggerarbeiten erhalten werden, da die untiefen Sandbänke nach jedem heftigen Windstoß Lagerstellen und Umfang verändern. Der Wasserarm zwischen der finnischen Küste und Kronstadt ist überdieß durch versenkte Granitblöcke selbst schon für größere Segelboote unfahrbar gemacht. Unweit der südwestlichen Durchfahrt erbaute nun Peter I. (1703) das Castell Kronschloß (Crondloß) auf dem Südufer der Insel. Obgleich nicht das wichtigste Werk, bildet es noch heute gewissermaßen den Mittelpunkt für die Festung, welche in Form eines solchen Walles mit kassematirten Werken von Süden nach Nordosten quer über die Insel läuft. Unmittelbar an Kronschloß schließt sich gen Osten der dreifach getheilte, theils mit steinernen, theils mit hölzernen Bollwerken versehene Hafen. Seinen westlichen Theil, direkt unter den Mauern von Kronschloß, bildet der Kauffahrteihafen, welcher eben so wie der mittlere Hafen ziemlich eng ist, während der östliche, weiteste Theil nur für die Kriegsmarine bestimmt ist.

Dem Kriegs- und Mittelhafen gegenüber befinden sich Boothäuser, Sägmühlen, Tauspinnereien, das ungeheure Arsenal, das Mastendepot, die Steuermannsschule, die Admiralität, und fünf Kasernen. Hinter den Festungswällen liegt die kleine Stadt Kronstadt, das Petersburg zugewendete Ende der Insel überdeckend und auch gegen diese Seite von blockhausartigen Kasernen und anderen Militärgebäuden umschlossen. Jenseits des erwähnten Fahrwassers oder vielmehr mitten in demselben erheben sich unmittelbar aus den Fluthen das mit vier oder sechs Geschützlagen ausgestattete Nicolaifort, weiterhin das Katharinenfort, in Form Montalembert'scher Thürme. Von der Insel her korrespondirt mit ihnen Kronschloß, von der ingrischen Küste aus eine Gruppe kleinerer Werke, welche unweit Peterhof auf Hügeln erbaut sind. Dieser Durchgang ist so vollkommen von den Batterien beherrscht, daß ihn auch nicht das kleinste Boot passiren konnte, ohne geradezu von den Kugeln zersplittert zu werden. Die Besatzung von Kronstadt besteht ungefähr aus 35,000 Mann, worunter sich nur 2 Bataillone Landsoldaten, aber an 10,000 Mann Strafsoldaten (Festungsbauregimenter) in eigenen, gefängnißartig eingerichteten Kasernen befinden. Den Eingang in die Newamündung zu forciren, würde einer Flotte selbst dann unmöglich seyn, wenn sie von einer Landarmee auf der ingrischen Küste unterstützt würde, weil eben das Fahrwasser zu schmal ist.

Gelänge es, so wäre freilich auch Petersburg verloren. Denn die vielgenannte Festung mit den fabelhaft reichen Schätzen gewölben ist beim heutigen Standpunkt der Kriegswissenschaft und der Zerstörungsmittel von keiner fortifikatorischen Bedeutung, sobald man sich entschließt, die Stadt zu opfern. Nicht die Werke machen Kronstadt ziemlich unbesiegbar, sondern seine günstige Lage mitten im schmalen und seichten Anfange des Meerbusens. Man kann es keine eigentliche Seefestung nennen, aber dafür ist es ein Waffenplatz ohne Gleichen und ein unbesiegliches Bollwerk der Reichshauptstadt, deren Ostflanke überdieß durch Schlüsselburg am Ladogasee unzugänglich gemacht ist.

Der Hafen der finnischen Hauptstadt Helsingfors ist Sweaborg. Helsingfors selber ist zwar eine Festung, liegt aber zu tief im Lande, um für das Meer von Bedeutung zu seyn. Dagegen umschirmen die Forts von Sweaborg seinen Hafen der Art, daß derselbe noch vor wenigen Jahren uneinnehmbar gewesen seyn mag, während heute die Forts dem Bombenwurfgeschütze aus den concentrirten Batterien der Breitseiten wohl ebenfalls schwerlich widerstehen dürften. Diese Forts liegen nämlich auf acht isolirten Felsen, welche in compacteren Massen aus den Scheerenklippen hervorragen, von denen die ganze Küste und so auch die Hafenbucht umsäumt ist. Man kann sie also als ein Befestigungssystem mit abgesetzten Werken bezeichnen. Die Bastionen jedes einzelnen Forts (langes, schwarzes, Wolfs-, kleines schwarzes und großes schwarzes Ostfort, Leuchtthurminsel, Redoutenfort) sind theils aus den Felsen gesprengt, theils aus den vorhandenen Massen aufgeführt, und finden ihren Knotenpunkt in der Citadelle des Gustavsforts. Dieser Kriegshafen würde nun als Zufluchtsort für eine Flotte von größter Wichtigkeit seyn, da er eine vortreffliche Lage und ausgezeichnetes Tiefwasser besitzt. Allein für halbwegs größere Fahrzeuge ist er wegen den vorgeschobenen Kuppen selbst bei leicht bewegtem Meere nur mit größter Vorsicht, in Eile und bei etwas stürmischem Wetter fast gar nicht zugänglich. Daher findet auch für gewöhnlich nur derjenige Theil der 3. Division der baltischen Flotte hier seine Unterkunft, welcher in Reval nicht untergebracht werden kann. Die eigentliche Besatzung besteht größtentheils aus Landtruppen, und großartige Vorrichtungen für den Seedienst sind zwar begonnen, liegen aber so ziemlich noch in den ersten Anfängen.

Rudelmüller und Breetenborn.

Breetenb. De preische Marine hat ja nu och en Busen.

Rudelm. En Busen?

Breetenb. Jaa, den Jahdebusen.

Rudelm. Na, wenn sich nur erscht ä Busen ansetzt, wäd se sich mit der Zeit och ä Herze anschaffen.

Breetenb. Is es denn wahr, de andern Völker nennen das deitsche, das Volk der Denker?

Rudelm. Jaa, abber, Breetenborn, du für deine Person brauchst dadrum nicht hoffärtig zu werden.

Breetenb. Der Onkel, als er gegen Rußland zog, verbrannte sich de Hand — ob sich der Neffe, der jetzt gegen Rußland zieht, och was verbrennen wärd?

Rudelm. Höre, Breetenborn, verbrenne dir mit deinen immerwährenden Vergleichen zwischen Onkel und Neffen nicht einmal das Maul. (Illust. Dorfb.)

Mannichfaltigkeiten

(Coblenz, 10. März.) Ali Effendi, türkischer Gesandter am Hofe zu Berlin, hatte vor kurzer Zeit mit seinem Bruder eine Reise von da aus nach Frankfurt a. M. angetreten, als Letzterer unterwegs bedeutend erkrankte und in Ems starb. Gestern Mittag kam nun der Gesandte mit der in einem Verschlage bewahrten Leiche seines Bruders hier an, um mit dem Dampfboote die Reise rheinabwärts anzutreten. Da man inzwischen erfahren hatte, daß der Verschlag eine Leiche enthalte, so verweigerte man auf dem Dampfboote die Aufnahme, weil die Statuten der Dampfboote einen solchen Transport untersagen. Ali Effendi miethete daher hier ein kleines Ruderfahrzeug, auf welchem er die Leiche seines Bruders nach Köln bringen ließ, während er mit dem Dampfboote dahin vorausfuhr.

Ein hochgestellter Beamter in Berlin wurde eines Abends fast von sämmtlichen bedeutenden Konditoreen mit den auserlesensten Kuchen förmlich überschwemmt. Die Klingel war fortwährend in Bewegung; der eine brachte kostbare Baumkuchen, der andere eine Nußtorte, der dritte Mandeltorten. Ueberall hatte ein junger Mensch diese Delikatessen bestellt und bei der Bestellung jedesmal nicht unerhebliche Quantitäten Pfannenkuchen und Spritzkuchen vorweg entnommen, welche angeblich bei einem Familienfest zum Frühstück dienen sollten und dann mit auf Rechnung gesetzt waren. Der junge Mensch hatte sich überall so treuherzig und geschickt benommen, daß man ihm geglaubt hatte, zumal er überall mit Packeten beladen erschienen war. Die Polizei ermittelte den Betrüger sehr bald in der Person eines entlaufenen Bedienten, welcher sich in solcher Weise eine ganze Woche lang bloß mit Pfannen- und Spritzkuchen ernährt hatte. Derselbe hatte dasselbe Manöver noch an andern Orten verübt und dadurch noch andere komische Situationen herbeigeführt. An verschiedenen Orten hatte man die bestellten Kuchen angenommen und die Ueberbringer sogar mit Trinkgeldern honorirt, indem man solche für anonyme Geschenke ansah und den im Verdacht der Zusendung stehenden Personen versteckte Danksagungen spendete. Nachher klärte sich die Sache in einer sehr unangenehmen Weise durch Empfang der Rechnung auf. Im Ganzen liegen 17 solcher Betrugsfälle vor.

Merkwürdig ist es, daß sich für die Betheiligung an der deutschen Industrie-Ausstellung in München von allen deutschen Staaten Nassau bis jetzt am wenigsten zu regen scheint, da es doch dort nicht an Gewerbssinn fehlt und das Land viele, namentlich mineralische Schätze auszubeuten hätte. Möchte doch kein Staat eine Versäumniß später zu bereuen haben! Denn industrielle Siege dienen, vermöge ihrer Publizität, dazu, Kapitale in das Land zu ziehen. (Allg. Z.)

Bekanntlich hat der Schmied von Gretna Green in Schottland das Privilegium, ohne obrigkeitlichen Erlaubnißschein und ohne Einwilligung der Eltern liebende Paare zu kopuliren. Die auf diese Weise geschlossenen Ehen haben in Großbritannien volle Gültigkeit vor dem Gesetze, weßhalb denn der Schmied von Gretna Green eine Person ist, welche in den britischen Romanen eine große Rolle spielt. Kürzlich stand dieser Hohepriester Hymens vor den Geschwornen zu Carlisle als Zeuge in einem Prozesse wegen Bigamie. Aus seinen Worten ging hervor, daß seine Thätigkeit als Ehestifter mehr als man auf dem Kontinente gewöhnlich denkt, in Anspruch genommen wird. Wir setzen einige Fragen und Antworten der Kuriosität wegen her. — Ich glaube, Sie haben ein paar Heirathen auf Ihrer Stelle alle

Jahr? — O ja, ein paar. — Wie viele meinen Sie wohl? — So zwischen drei bis vierhundert Paar des Jahrs. (Gelächter.) — Das ist ja mehr als eine täglich! — Oh, ich habe auch schon vierzig Paar an einem Tag gehabt. (Gelächter.) — Waren Sie damals völlig nüchtern? — Gewöhnlich bin ich nüchtern; damals war ich es wohl nicht ganz.

Korrespondenz.

Stuttgart, 24. März.

Auch gegen den Kaufmann Ensinger von Böhringen, Landg. Urach ist gestern Abend vom Schwurgerichtshof in Tübingen ein Todesurtheil gefällt worden, so daß, wenn keine Begnadigung eintritt, in der nächsten Zeit in Tübingen drei Todesurtheile zu vollziehen sind, und schon steht wieder eine ein Todesurtheil möglicherweise zur Folge habende Verhandlung vor dem Schwurgerichtshof in Ludwigsburg für das nächste Quartal in Aussicht. Der eine der wegen des Raubmords an der Wittwe Haarer zu Reutlingen zum Tode Verurtheilten, der Sattlergeselle Mühleisen von Eningen, der vor den Geschwornen beharrlich geläugnet hatte, hat nun nachträglich ein vollständiges und reumüthiges Bekenntniß seiner That abgelegt. — Eine vorgestern früh hier auf Requisition von Bregenz aus vorgenommene Verhaftung eines von hier gebürtigen, aber lange im Ausland gewesenen Kaufmanns erregt wegen seiner Familienverhältnisse (er gehört einer angesehenen und wohlhabenden Familie an) Aufsehen. Inzwischen soll es sich dabei um ein Vergehen handeln, das schon vor mehreren Jahren begangen worden. Es heißt, es sey eine Veruntreuung von Bijouteriewaaren, die sich auf die Summe von 7000 fl. belaufe. — Unsere Gasangelegenheit, die hier so viel böses Blut erregte, scheint nun wieder ins Geleise kommen zu wollen. Die Stadtgemeinde hat sich entschlossen, Controleure zur Ueberwachung und Prüfung von Qualität und Quantität des von der Gesellschaft zu liefernden Gases in den Personen eines Chemikers und eines Mechanikers anzustellen. Die Gasbereitungsgesellschaft, der ein Prozeß Seitens der Stadt drohte, hat jetzt die Hand dazu geboten, und so kommt es nun wohl zu einer friedlichen Ausgleichung. — Die Eßlinger Krawallgeschichte stellt sich immer mehr als eine muthwillig und unmotivirt angestellte heraus.

Zürich, Ende März.

Die Befürchtung, daß der traurige Schluß des diesjährigen Theaterunternehmens abschreckend auf die Direktoren wirken werde, war unbegründet. Dieser Tage ist bereits für die nächste Wintersaison der neue Vertrag abgeschlossen, und die Direktion dem Hrn. Ernst Walther, einem sehr bemittelten Mann, übertragen worden, welcher bisher die von Gera, Chemnitz und Augsburg gehabt hatte, und zur Zeit Regisseur und Geschäftsführer des Stadttheaters in Mainz ist. Wer die hiesigen Verhältnisse kennt und weiß, wie empfänglich und dankbar das Publikum für das wirkliche Gute, ja, wie es weit entfernt ist, zu große Anforderungen zu stellen, wenn nur die gerechtesten Wünsche ihm erfüllt werden, der hätte sich in der That auch wundern müssen, wenn man jenen schlimmen Ausgang, an dem nur die verkehrte Art der Direktion die Hauptschuld hatte, unserm Publikum hätte zuschieben wollen. Den Sängern und Schauspielern aber, die sich bei dem neuen Unternehmen betheiligen wollen, wiederholen wir ebenfalls unsere Versicherung, daß wahrer, ächter Kunsteifer, und wahrhaft künstlerische Leistungen hier ihre volle freudige Anerkennung finden; nur für Pfuscher und Stümper bedanken wir uns!

Mainz, im März.

Es ist ein bekannter Mißstand, ein Grundübel der hiesigen Theaterverhältnisse, daß unsere Bühne nur während der Wintermonate ihrem Personal Beschäftigung und Unterhalt bietet. Dadurch ist es unmöglich, dem Institute jene Stetigkeit und Festigkeit zu geben, welche so wesentliche Bedingung einer wahrhaften Kunstanstalt ist. Wechsel in einzelnen Fächern kann bei einer Bühne, wo Chor, Orchester und die Mehrzahl der übrigen Mitglieder mehr oder weniger constante Bestandtheile bilden, in gewissen Gränzen nur vortheilhaft für das Unternehmen wirken, da der Reiz der Neuheit und die durch solchen Wechsel gesteigerte Strebsamkeit der Mitglieder das Interesse des Publikums immer wieder neu beleben. Wo aber der Wechsel Hauptsache und das Bleibende Nebensache ist; wo kein fester Grundstock bleibt, an den sich die neuen Glieder lebenskräftig anschließen können, oder wo gar vom Chor an bis hinauf zu den ersten Partieen in Schauspiel und Oper jedes Jahr eine fast durchgehends neue Gesellschaft bringt, zusammengewürfelt aus Gliedern, von denen kaum einige in ihrem Leben irgendwo zusammengewirkt; wo es daher reine Sache des Zufalls ist, wenn ein Zusammenwirken mit der Zeit — d. h. hier in Wochen und Monaten — möglich wird; da steht es um die Kunst, ja selbst um das bescheidene Quantum, auf welches die größere Anzahl des Publikums Anspruch macht, schlimm genug. Macht nun auch unser Orchester darin eine Ausnahme, daß ein bleibender Grundstock allerdings vorhanden ist und in demselben zahlreiche und sehr schätzenswerthe Kräfte für die Kunst sich vereinigt finden, so leidet doch auch dieser wichtige Bühnenbestandtheil sehr empfindlich unter dem erwähnten Mißstande. Denn die Bezahlung der Orchestermitglieder ist nicht der Art, daß sie es ihnen möglich machte, während der Wintermonate davon Ersparnisse zu machen, welche den Bedürfnissen des Sommers genügten. Daher auch im Schooße dieser Corporation häufiger Personenwechsel und zwar zu oft zum Nachtheile eines künstlerischen Zusammenwirkens; und wie sollte ein höheres Streben gedeihen, wo die Sorge um das tägliche Brod so gebieterisch sich geltend macht und beständig auf den nüchternen Weg des Erwerbes drängt?

(Schluß folgt.)

Literatur- und Kunst-Notizen.

(Frankfurt a. M.) Der in der pädagogischen Welt rühmlichst bekannte Oberlehrer an der hiesigen israelitischen Bürger- und Realschule Dr. M. Heß ladet zu den vom 27. bis 30. d. M. stattfindenden Schulprüfungen durch ein Programm ein, dem dießmal eine Abhandlung über die Wirkung der Gewohnheit auf die Sprache vorausgeht. Diese Abhandlung, wenn auch für das größere Publikum von geringerem Interesse, als manche seiner frühern, zeichnet sich durch die Gründlichkeit aus, womit sie ihren Gegenstand behandelt und dürfte namentlich für Lehrer und Erzieher viel Belehrendes bieten.

Die kirchengeschichtlichen Vorträge, die der hiesige deutschreformirte Pfarrer Sudhoff im Verlaufe des Winters vor einem stets sehr zahlreichen Auditorium gehalten, werden in Folge vielfach geäußerten Wunsches demnächst bei J. D. Sauerländer im Druck erscheinen und ist denselben eine freundliche Aufnahme und allgemeine Verbreitung im Voraus zuzusichern.

Neuerlich wurde im fünften Abonnement-Konzert in Kassel unter L. Spohrs Leitung eine Symphonie von Aloys Schmitt aufgeführt und sehr beifällig aufgenommen. Von Kennern wird sie als ein gründlich gearbeitetes, schön abgerundetes und gut instrumentirtes Musikstück gerühmt.

Die Tänzerin Marie Taglioni hat jetzt mit der General-Intendanz der k. Bühne in Berlin einen zehnjährigen Contract abgeschlossen, welcher ihr bei viermonatlichem Urlaub eine Jahresgage von 4000 Thaler und 15 Thaler jedesmaliges Spielhonorar zusichert.

Von Berliner Künstlern haben Döring, Hendrichs und Dessoir bereits zu den im Juli in München stattfindenden dramatischen Vorstellungen von Künstlern ersten Ranges Verpflichtungen eingegangen.

Frankfurt, 26. März.

Am Morgen des 24. d. wurden unter zahlreichem Gefolge die sterblichen Ueberreste einer israelitischen Frauensperson zur letzten Ruhestätte geleitet, welche 65 Jahre (von ihrem 12. bis 76.) in ununterbrochener Reihenfolge in einer Familie zur größten Zufriedenheit gedient hatte.

Theater-Anzeige.

Montag, 27. März. Die Komödie der Irrungen, Lustspiel in 5 Akten von Shakespeare. Hierauf: Wer ißt mit? Vaudeville-Posse in 1 Akt von W. Friedrich.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 75. Dienstag, den 28. März 1854.

Onkel Peter.

(Aus dem Englischen nach Fraser's Magazin von W. F.)

(Fortsetzung.)

Noch eine Hülfsquelle gab es, die sich ihm immer wieder und wieder in dieser Bedrängniß darbot, die er aber eben so oft verwarf, und diese war, an Onkel Peter zu schreiben, ihm offen Alles mitzutheilen und um seinen Beistand zu bitten. Sein Stolz sträubte sich um mehr dagegen, dieß zu thun, da er bis jetzt gar keine Einleitungen zur Versöhnung getroffen; doch in dieser Nacht, nachdem ihn seine Gattin verlassen, sagte er sich selbst, daß er vor keiner Demüthigung zurückschrecken dürfe, wenn er sie nur dadurch vor einer Zukunft bewahren könnte, die ohne Zweifel bitterer und weit schwerer zu ertragen war, als sie es sich bei ihrer Kenntniß von der Welt zu denken im Stande war. Er setzte sich daher nieder und schrieb einen Brief, von dem er die hoffnungsreiche Ueberzeugung hatte, er würde des alten Oheims Herz milder gegen ihn stimmen. Onkel Peter hatte, wie Karl Merton wußte, keinen anderen Verwandten, außer ihm, er hielt es daher für unmöglich, daß er ihm in seiner jetzigen Bedrängniß allen Beistand versagen würde. Er brachte den Brief selbst auf die Post, und verschob dann alle anderen Vorkehrungen so lange, bis eine Antwort eingetroffen seyn würde.

Wir müssen jetzt auf einen Augenblick nach Hursleigh zurückkehren. Es war ein herrlicher Sommerabend und in Folge des Gewitters in der vorhergehenden Nacht wehte eine erfrischende Luft. Der höchste Wunsch der Mißtreß Howard, das Ziel ihrer lang genährten Hoffnungen, war jetzt erreicht. Sie saß als Gast im Hause ihres Vetters, sie saß in einem großen altmodischen Lehnstuhl an einem der Fenster des geräumigen Salons, der zu ihrem Empfange gelüftet und hergerichtet worden war, so gut dieß die alten Möbel und verschossenen Vorhänge zuließen.

„Julia", sagte sie in einer besonders gütigen Weise, die sie seit ihrer Aufnahme in Hursleigh vorzugsweise charakterisirte; „Julia, Dein Oheim ist ein Freund von Musik; singe uns etwas."

Warum sie Herrn Peter Merton ihrer Tochter gegenüber Oheim nannte, ist um so weniger begreiflich, da sie selbst nur seine Cousine war; indeß sie meinte, das „Onkel Peter" käme ihr so natürlich vor, daß sie ihn durchaus nicht anders nennen könne.

Es war allerdings der Wahrheit gemäß, daß Herr Peter Merton Musik sehr liebte; er hatte ein vortreffliches Gehör und viel natürlichen Geschmack; dennoch aber schnitt er ein bedenkliches Gesicht bei ihrem Vorschlage. Er hatte Miß Julia bereits mehr als einmal singen hören und war immer mehr zu der Ueberzeugung gekommen, daß er ihr eigentlich abrathen sollte, sich mit der Gesangskunst zu befassen; doch ließ sich dieß, ohne sie zu verletzen, nicht thun. Es war also kein Entrinnen möglich, wenigstens kein unmittelbares Entrinnen, und deßhalb lehnte er sich zurück in seinen Stuhl, die junge Dame aber setzte sich nieder, ließ ihre Finger über die Tasten gleiten und war eben im Begriff, ihren Vortrag zu beginnen, als Mistreß Howard sich von ihrem Sitze erhob, an das Fortepiano trat und ihre Hand auf die Schulter ihrer Tochter legte.

„Einen Augenblick, Beste; Du hast Deinen guten Oheim noch nicht gefragt, was er gerne hört. Welcher Gattung von Musik geben Sie den Vorzug, Sir? Meine Tochter singt in allen Sprachen: in französischer, deutscher, italienischer, schottischer, irischer und englischer; in welcher Sprache wünschen Sie?"

Mistreß Howard hatte sich sehr oft in der Kenntniß des Geschmackes Anderer geirrt; sie erwartete zuversichtlich, als sie diese herausfordernde Anzeige machte, daß sich Herr Peter Merton für eine englische Ballade entscheiden würde, und hatte sich schon vorbereitet, die englische Ballade über jede andere Art von Musik zu erheben; doch war sie nicht wenig überrascht, als er ganz kurz sagte: „Einen deutschen Gesang denn, wenn es Ihnen gefällt."

Miß Julia Howard erröthete; sie durchblätterte ihr Notenbuch von einem Ende zum andern, und musterte es rückwärts und vorwärts. „Ich fürchte", sagte sie endlich, „daß ich keinen deutschen Gesang für Sie habe, bester Oheim."

„Keinen deutschen Gesang!" rief Mistreß Howard, indem sie ihren gütigen Ton zu einer etwas tadelnden Schärfe herabstimmte. „Wo sind denn alle Deine deutschen Gesänge?"

„Ich hatte niemals mehr als einen, wie Du weißt, Mama", sagte die etwas einfältige Miß Julia, „den einen, den mir mein Gesanglehrer einstudirt hat."

„Höchst fatal!" murmelte Mistreß Howard. Sie hatte nämlich den Versuch gemacht, ihre Tochter zu Hursleigh als eine höchst gebildete junge Dame vorzustellen, welches indeß Miß Julia zu seyn weder so glücklich war, noch die Anmaßung hatte, es seyn zu wollen. „Dann singe, was Du hast, mein Kind!" rief die Mutter.

Miß Howard begann „Annie Laurie", welches Liedchen sie durchweg einen halben Ton zu tief sang. Herr Peter Merton stand am Schlusse auf; er hatte Briefe zu schreiben und eilte in sein Studirzimmer. Eben, als er sich entfernen wollte, trat ein Diener mit Briefen ein.

„Sind Briefe für mich da, Thomas?" fragte er.

„Nein, Sir; ich glaube, sie sind alle für Mistreß Howard."

Herr Peter Merton zog sich zurück. Mistreß Howard nahm die Briefe; es waren ihrer drei. Im Schreiben und Empfangen von Briefen war sie unermüdlich. Sie legte sie auf einen

Augenblick bei Seite, da sie zuerst etwas Nöthigeres zu besorgen hatte, nämlich ihrer Tochter Miß Julia de b dafür den Text zu lesen, daß sie ihre Unwissenheit in so auffälliger Weise zur Schau gestellt.

Miß Julia eilte aus dem Zimmer, um den mütterlichen Vorwürfen zu entgehen. Mistreß Howard befand sich nun allein — allein mit ihren Briefen; — doch nein, es waren nicht sämmtlich ihre Briefe; einer von den dreien war nicht an sie, sondern an Peter Merton, Esquire, adressirt. Sie war schon im Begriff zu schellen und dem Diener zu sagen, den Brief ins Studirzimmer des Herrn Peter Merton zu tragen, als ihr Auge durch die Handschrift gefesselt wurde. Es war dieselbe auffallende Handschrift, die sie erst den Tag zuvor in einem geschriebenen Hefte bemerkt und von der man ihr gesagt hatte, daß es die des Kapitän Merton sey. Sie zog sofort die nach der Schelle ausgestreckte Hand zurück, nahm die drei Briefe zusammen und begab sich auf ihr Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Sweaborg, das nordische Gibraltar.

Nach dem Auslaufen der englischen Ostsee-Flotte unter Sir Charles Napier hat sich die Aufmerksamkeit und die literarische Spekulation in England, wie bisher auf die Donau-Fürstenthümer und den Bosporus, so jetzt auf die baltischen Küsten des russischen Reiches gerichtet. Das Londoner „Athenaeum“ bringt in seinem Blatte vom 18. März einen Artikel: „Finnland“, nach einem vor nicht langer Zeit von dem Fürsten Emanuel Galitzin in französischer Sprache in Paris erschienenen Buche: „La Finlande: Notre recueillies en 1848 pendant une excursion de St. Pétersbourg à Torneo.“ Das englische Journal ist der Meinung, daß die Napiersche Flotte, „deren ausgesuchte Mannschaften das Herz des englischen Volkes mit auf den Weg genommen“, zunächst die Bestimmung habe, die Küsten des finnischen Meerbusens aufzusuchen. Der finnische Meerbusen, der sich, als ein 40 Meilen langer und $5^1/_2$—11 Meilen breiter Seearm von Petersburg und Kronstadt bis an die Ostsee, Stockholm gegenüber, erstreckt, bietet zunächst an seiner esthländischen Seite den Kriegshafen von Reval dar, in welchem ein Theil der russischen Flotte ihre Station hat. Die Festungswerke der Stadt Reval selbst und des hoch gelegenen Domberges, auf welchem der Adel wohnt, sind zwar verfallen, doch vor dem Hafen befinden sich im Meere die berühmten Kessel-Batterien, vor welchen wiederum die waldige Insel Nargen, oder Nargö, mit dem Leuchtthurm, Telegraphen und besonderen Vertheidigungswerken auf einer den Hafen beherrschenden Höhe liegt. Gegenüber von Reval, in einer Entfernung von 8 Meilen, befinden sich an der finnländischen Seite des Meerbusens Helsingfors und Sweaborg, gewissermaßen Doppelsterne von Festungen, so nahe sind sie an einander gelegen. Der befestigte Hafen von Helsingfors hat Raum für 70 Kriegsschiffe, die hier hauptsächlich durch die für uneinnehmbar geltende Festung Sweaborg gedeckt werden. Die Batterien der Festung Sweaborg sind auf sieben kleinen Inseln erbaut. „Wargö“ (die Wolfsinsel) bildet die Hauptfestung mit dem Schloß, den Magazinen, Waffendepots, Schiffsdocks rc.; die „stora ostee (große östliche) Swartö“ hat Werfte für 12 Kriegsschiffe, ebenfalls zahlreiche Magazine rc.; demnächst reihen sich die „wester (westliche) Schwartö“, „Gustavssvärd“, „oster Lilla“, „Schwartö“ und „Barreö“ an. Alle diese Inseln sind durch Werke befestigt, die in Felsen gehauen oder von Granit-Quadern erbaut und meistens kasemattirt sind. Größtentheils sind diese Werke mit zwei oder drei Reihen Kanonen über einander und im Ganzen mit 2000 Stück Geschütz armirt. In den Kasematten können 12,000 Mann, von denen 8000 allein zur Bedienung der Batterien erforderlich, bequem untergebracht werden. Die Befestigung in ihrer jetzigen Gestalt, die mit Recht das nordische Gibraltar genannt wird, wurde im Jahre 1748 von dem schwedischen Feldmarschall Grafen Ehrensvärd begonnen, dessen in Granit gehauenes Grab und Monument auf einem freien Platze der Festung sich befindet. Jährlich wurde über eine Million Thaler auf diesen Bau verwandt, der länger als zehn Jahre dauerte. Doch die schon damals für uneinnehmbar gehaltene Felsenfestung blieb kaum ein halbes Jahrhundert nach ihrer Vollendung in den Händen der Schweden. Im März 1808 begannen die Russen, sie zu belagern, und schon am 3. Mai desselben Jahres kapitulirte der Kommandant, Admiral Kronstedt, obwohl er zwei Fregatten und die gesammte Schären-Flotte, die dem Sieger in die Hände fielen, zu seiner Verfügung hatte und außerdem mit Kriegs- und Mundvorräthen reichlich versehen war. Das Räthsel dieser in der Geschichte beispiellos dastehenden Kapitulation ist niemals vollständig gelöst worden, doch vermuthet man, daß die Russen mehr noch mit goldenen, als mit glühenden Kugeln bombardirt haben. (Mag. f. d. Lit. d. A.)

Goethe und Gleim.

Eines Abends war Gleim, der Weimar besuchte, zur Herzogin Mutter beschieden. Die Gesellschaft war schon versammelt und bewegte sich frei durcheinander. Gleim hatte den neuesten Musenalmanach zur Hand und las Einiges daraus vor. Währenddeß hatte sich ein junger Mann, dessen feuriges, schwarz glänzendes Auge ihm aufgefallen war, mit kurzem grünem Jagdrock, Stiefeln und Sporen, unter die Zuhörenden gemischt und schien mit großem Antheil dem Gelesenen zu folgen. Als eine Pause entstand, erhob er sich, verneigte sich sehr verbindlich gegen Gleim und bot ihm an, im Vorlesen mit ihm abzuwechseln, damit es ihn nicht zu sehr ermüde. Dieser reichte ihm das Buch und im Anfange trug der junge Mann die Gedichte von Stolberg, Bürger und Voß ganz ordentlich vor. „Auf einmal,“ erzählt Gleim, „war es aber, als ob ihn der Satan des Uebermuthes beim Kopf nehme, und ich glaubte, den wilden Jäger in leibhaftiger Gestalt zu sehen. Er las nämlich Gedichte, die gar nicht im Buche standen, er wich in alle nur möglichen Tonarten und Weisen aus, Hexameter, Jamben, Knittelverse und wie es nur immer gehen wollte, Alles unter- und durcheinander, wie wenn er es nur herausschüttelte. Es kamen so prächtige, wiewohl nur eben flüchtig hingeworfene Gedanken vor, daß die Autoren, denen er sie unterlegte, Gott dafür hätten danken müssen, wenn sie ihnen am Schreibpulte eingefallen wären. Sobald man hinter den Scherz kam, verbreitete sich eine allgemeine Heiterkeit im Saale, die immer stieg, da Jener allen Anwesenden etwas versetzte. Auch meiner Mäcenschaft vergaß er nicht, einen kleinen Stich dafür beizubringen, weil ich mich nicht selten an den Individuen, denen ich Unterstützung zu Theil werden ließ, vergriffen hätte. Deßhalb verglich er mich witzig genug in einer kleinen extemporirten Fabel in Knittelversen mit einem frommen und dabei über die Maßen geduldigen Truthahn, der eigene und fremde Eier in großer Menge besitzt und in größter Geduld ausbrütet, dem es aber en passant wohl auch einmal begegnet und der es nicht übel nimmt, wenn man ihm ein Ei von Kreide statt eines wirklichen unterlegt.“ So machte der alte Gleim die Bekanntschaft des jungen Goethe. (Arnim Graf zur Lippe, Gutzkows Unterhaltungen 1853. II. 9.)

Mannichfaltigkeiten.

(Dänisches Deutsch in Konstantinopel) Die erste Ankündigung in deutscher Sprache, die wir im „Journal de Constantinople" gefunden, betrifft seltsamer Weise eine seit Kurzem in Kopenhagen erscheinende deutsche Zeitung, unter dem Titel: „Der Wanderer im Norden". Von Dänemark aus wünscht man also deutsche Ideen und deutsche Nachrichten in der Levante zu verbreiten. In seiner Ankündigung verspricht der „Wanderer des Nordens" allen Ständen, beiden Geschlechtern und allen Lebensaltern Belehrung und Unterhaltung. Er will der Vorkämpfer der Einheit und der Gleichberechtigung seyn, aber er läßt unentschieden: ob der Einheit und Gleichberechtigung in Dänemark, in Deutschland oder in der Türkei. Eigenthümlich genug klingt folgende Aufforderung des Wanderers an die Leser von Konstantinopel: „Pränumerirt und helft ihm fortleben, damit er in den friedegewohnten und sicheren Ländern des Nordens seiner Aufgabe getrost und muthig entgegengehe und nicht untergehe für Einheit, Freiheit und Ordnung, und sein fröhlicher, inhaltreicher Wanderruf zur Wahrheit werde: Gleiches Recht für Alle!"
(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

(Thurgau.) Unter dem Dienstpersonale des gegenwärtigen Kaisers der Feanzosen befindet sich ein gewisser Jakob Hippenmeier aus Gottlieben, welchen Louis Napoleon schon als armen Knaben nach Arenenberg zu sich nahm. Derselbe zeichnete sich sowohl durch Geschick als Anhänglichkeit so aus, daß er bald der beständige Begleiter seines Herrn wurde. Er begleitete ihn nach Strasburg und Amerika, theilte sein Exil in London, war mit ihm in Boulogne und verließ auch den Gefangenen in Ham nicht. Er sey jetzt erster Kammerdiener und jeden Augenblick bemüht, für seinen Herrn das Leben zu opfern. Louis Napoleon habe außer Dr. Conneau keinen treueren Diener.

(Wien.) Dieser Tage ist mittels Eisenbahn ein für eine hiesige Herrschaft bestimmter Wagen, dessen Räder mit 1½" breiten Guttaperchareifen beschlagen sind, aus London hier eingetroffen. Die Räder selbst sind von Eisen und circa 2½" breit. Der schmälere Guttaperchabeschlag ist ¾" in das Rad eingelassen und steht einen starken halben Zoll über die Fläche hervor. Ein solcher Wagen fährt ganz ohne Gerassel.

Die Schweden — schreibt ein englischer Reisender — haben eine ganz eigenthümliche Art zu fluchen. Gesetzt den Fall, daß ich auf einer skandinavischen Landstraße einem Reisenden begegnete und seinem Schlitten zu nahe käme, so würde er mir vielleicht einfach zurufen: „Tausend Teufel!" Wenn mir eine so kleine Anzahl von Teufeln keine Achtung einflößen sollte, dürfte er sie steigern und mir zurufen: „Zehntausend Teufel!" Wenn ich noch immer nicht Anstalt mache, zerknirscht in die Erde zu sinken, so steigert er die Zahl bis in die Millionen, und wenn das nicht hilft, dann rückt er mit seinem letzten effektvollen Coup heraus und donnert mir zu: „Zehn Millionen pommersche Teufel!" Dem kann Niemand widerstehen. Auf diese Weise erkennt man den Grund der Aufregung eines Schweden, aber diese muß den höchsten Grad erreicht haben, wenn er seinen letzten Trumpf — die „pommerschen Teufel" — ausspielt.

Der russische Talghandel ist im Jahre 1853 außerordentlich gewinnbringend gewesen. Im Herbst 1852 wurden Kontrakte zu 118 Rubel abgeschlossen und im Sommer darauf stand der Preis eine Zeit lang auf 160 Rubel; am Schluß der Schifffahrt war derselbe indeß wieder bis auf 140 heruntergegangen, weil es an Schiffen fehlte und die Frachten ungewöhnlich gestiegen waren. Die neuen Kontrakte für 1854 eröffneten mit 135 Rubel, aber wegen der politischen Verhältnisse sanken die Preise zu Ende des vorigen Jahres bis auf 125 Rubel. Die Talg-Zufuhr im Hafen von St. Petersburg belief sich im Jahre 1853 auf ungefähr 100,000 Fässer; für das gegenwärtige Jahr erwartet man keine größere Quantität.

Am 2. d. starb zu Romano, einem Dorfe bei Bergamo, Giam-Battista Rubini, der gefeierte Tenor. Er war in demselben Dorfe im Jahre 1793, demselben Jahre wie Rossini geboren. Sein Vater bestimmte ihn zum Schneiderhandwerk. Als eines Tages der schneidernde Lehrling mit gekreuzten Beinen am offenen Fenster saß und ein Liedchen sang, wurde ein Musikfreund auf seine herrliche Stimme aufmerksam und bestimmte ihn, sein Gesangstalent auszubilden. Rubini fing klein an. In dem prachtvollen Schlosse, das er später in seinem Geburtsorte baute und in welchem er auch starb, befindet sich ein Gemach, in welchem alle die reichen Trophäen seiner Kunst, goldene Kränze, Kleinodien u. s. w. aufbewahrt sind. Das erste und werthvollste war aber dem Künstler ein alter Anschlagzettel unter Glas und Rahmen, auf welchem der Impresario des Scala-Theaters in Mailand im Jahr 1812 beim Beginn der Theatersaison die Zusammensetzung seiner Truppe ankündigte. Als letzter Name unter den zweiten Tenoren des Chores steht der Name Rubini. Er verdiente damals 10 Sous per Abend. Und derselbe Mann hinterließ ein Vermögen von 3 bis 4 Millionen Francs. In Paris debutirte Rubini im J. 1825 und verließ die dortige italienische Bühne nicht mehr bis 1842. Während dieser Zeit heirathete er eine französische Sängerin, Fräulein Chomel. Ihr Contract wurde eines Abends auf offener Bühne unterzeichnet beim Finale des „Barbiers von Sevilla" vor dem Beifall klatschenden Publikum als Zeugen. Rubini gründete mit Tamburini und der Pauline Viadort das neue italienische Theater in St. Petersburg und zog sich im Jahre 1845 vollständig von der Bühne zurück, um sein Leben still und im Frieden in seiner Heimath zu beschließen. Er hinterläßt keine Kinder. Wie man versichert, vermachte er der Stadt Bergamo eine hinreichende Summe zur Gründung eines Gesang- und Musikconservatoriums.

Dr. Crusius hat auf seinem Gute am Fuße des Erzgebirges ein eigenes Verfahren bei dem Tabakbau vorgenommen. Nach der „Agronomischen Zeitung" wird dieses Verfahren in Holland und in der bayrischen Pfalz mit sehr günstigem Erfolge angewendet. Die Tabakspflanzen werden nämlich verstüppt, d. h. sie werden aus dem Samenbeete erst in ein Vorbereitungsfeld und aus diesem auf den bleibenden Standort versetzt. Die Vegetationszeit wird durch das zweimalige Versetzen verkürzt, und dieses ist von sehr geringen Kosten. In den ersten Tagen müssen die Pflanzen am Vermittelungsfelde bedeckt werden. Dr. Hartstein berichtet, daß ein ähnliches Verfahren beim Hopfenbau in England sich bewährt und hohe Erträge geliefert habe. Die zur Anlage neuer Hopfengärten bestimmten Fechser werden auf gut zubereitete Beete angepflanzt, im nächsten Jahre darauf erst in die eigentliche Anlage versetzt. Die Pflanzen nur einzeln gesetzt, liefern schon im ersten Jahre der Auspflanzung einen halben Ertrag, und eine solche Anlage dauert auch länger. Für den Tabakbau in Ungarn, sowie für den in Böhmen so wichtigen Hopfenbau dürfte diese Mittheilung zur Verbesserung beider Culturen nicht ohne Interesse seyn.

Korrespondenz.

Köln, 28. März.

Unser Theaterdirektor Hr. F. Röder ist äußerst thätig und unternehmend; denn während Hr. Emil Devrient hier mit großem Beifall als Gast auftritt, läßt Hr. Röder seine Oper in Koblenz spielen, morgen den Tannhäuser, am Samstag den Zampa und am Sonntag den Propheten aufführen. In Bonn treten beide Personale abwechselnd fast in jeder Woche auf.

Aus Rheinhessen, im März.

Die hohen Preise des Roggens, Waizens, der Gerste ꝛc., als der ersten Lebensbedürfnisse, sind allgemein drückend; so verhält es sich auch als Gegensatz hierzu mit einem unserer rheinländischen Hauptprodukte, dem Wein. Seit den letzten Jahren hoffte der Erzieler desselben doch wieder einmal seine Mühe und Kosten, die bedeutender als bei jedem andern Feldbau sind, durch ein gutes Produkt belohnt zu sehen, so auch im Jahr 1853. Allein auch da ward seine Hoffnung abermal getäuscht, denn nunmehr, nach dem ersten Abstich, prodiren sich die 53r Weine nicht besser, als die 49r und 52r (ausgenommen bei den intelligenteren Producenten, die keine Kosten im Düngen und Cultiviren ihrer Weinberge sparen und keine Mühe im Sortiren und mehrmaligen Auslesen ihrer Trauben scheuen), daher vorzüglich gute Weine geerntet haben. Früher mit der Weinproduktion beschäftigt, ist es noch immer ein Hauptinteresse für mich, mich nach jedem Herbst von der Qualität des erzielten Produkts zu überzeugen, und so finde ich, daß die rheinhessischen 53r Weine im Allgemeinen milde und angenehm zu trinken seyn werden. Was dagegen obenbesagte vorzügliche Gewächse betrifft, so kommt mir eben eine Ansicht (Frankf. Journ. zweite Beilage zu Nr. 108) aus dem Rheingau, vom 5. Mai und Wiesbaden, vom 6. Mai 1853, zur Hand. In Bezug hierauf wundert man sich, daß nie solche Preise für rheinhessische Weine erlöst wurden, wie dort, in einem Artikel der „Mittelrh. Ztg.“, „Aus dem Rheingau“, angegeben ist. Die Ursache liegt nicht an den weniger vorzüglichen Lagen, sondern an der größtentheils vernachläßigten höheren Cultur der Weinberge und an der unaufmerksamen Lese und Sortirung der Trauben. Seitdem aber ein oder der andere größere und intelligentere Gutsbesitzer seine Weinberge ungewöhnlich düngt (was, wie von Einwohnern der betreffenden Gemeinden versichert wird, vorher nie so geschehen seyn soll), und ihnen dabei die höchste Baucultur angedeihen läßt, — seitdem, und namentlich seit 1818, sind Weine in den hessischen Rheinorten erzielt worden, die jenen in oben berührtem Artikel „Aus dem Rheingau“ aufgeführten höchstpreisigen Gewächsen nicht nachstehen und eben so fein und delicat munden. Von diesen als auch von den darauf folgenden Jahrgängen sind noch bei einigen Gutsbesitzern werthvolle vorzügliche Proben an den Fässern zu nehmen. Möge dann ein etwaig Vorurtheil beseitigt und diese Qualitäten gegen Proben jener renommirteren Namen geprüft und der Wahrheit ihr Recht werden!

Darmstadt, 25. März.

Gestern ward uns ein hoher Kunstgenuß zu Theil. Frau Bayer-Bürck aus Dresden eröffnete ihr Gastspiel auf unserer Bühne mit Goethes Iphigenia. Die Künstlerin gab dieses herrliche Bild der edelsten Weiblichkeit und zarten Jungfräulichkeit mit einer so ergreifenden Wahrheit und Schönheit, so ganz im Geiste der klassischen Richtung, daß das Publikum in jeder Scene zum lautesten Beifall hingerissen wurde. Der Vortrag der Schlußverse des vierten Aktes, das Lied der Parzen, brachte einen unbeschreiblichen Enthusiasmus hervor und wird uns unvergeßlich bleiben. Die Iphigenia der Frau Bayer-Bürck ist eine in jeder Beziehung vollendete Kunstschöpfung. Auch die übrigen Partien, Thoas (Kühn), Orest (Fritzsche), Pylades (Wisthaler) und Arkas (Knore) wurden mit lobenswerthem Fleiße gegeben, besonders haben wir an Hrn. Wisthaler richtiges Maßhalten und Natürlichkeit hervorzuheben; Hr. Fritzsche störte öfters durch unangenehmes heftiges Anstoßen einzelner Worte, wie durch eckige Bewegungen. Mit größtem Interesse sieht man den weiteren Darstellungen unseres verehrten Gastes entgegen.

Mainz, im März.

(Schluß.)

Es war hier ein lange tief empfundenes Bedürfniß und blieb ein frommer Wunsch, in unserem Theaterorchester ein Kunstinstitut zu besitzen, das im Stande wäre, nicht allein in der dramatischen Musik, sondern auch in den anderen Branchen der Tonkunst gerechten Anforderungen zu entsprechen, damit so für Konzerte, wo Werke der höheren Kunst, Oratorien und Symphonien, zur Aufführung gebracht würden, ein tüchtig geschultes Orchester zu Gebot stünde. Ein Versuch, zu diesem Ziele zu gelangen, früher von Andern öfters angeregt, aber nie realisirt, ist jetzt glücklich gemacht. Dem Eifer des tüchtigen Direktors unserer Liedertafel, Hrn. Winkelmeyer, ist es gelungen, den Weg zu bahnen, auf dem gegründete Aussicht ist, das schwierige Problem zu lösen. Durch seine Bemühung und die von lebendigem Kunstinteresse zeugende, thatkräftige Unterstützung der Mitglieder der Liedertafel wurde es nämlich möglich, Konzerte ins Leben zu rufen, in welchen unser Orchester unter Mitwirkung von Mitgliedern der Liedertafel und unter Leitung des Hrn. Winkelmeyer Symphonien von Beethoven, Cantaten großer Meister und andere Tonstücke zur Aufführung bringt. Durch diese Konzerte, vorläufig drei an der Zahl, wird der doppelte Zweck erstrebt, den Mitgliedern des Orchesters eine Einnahme für die Sommermonate zu sichern und ihnen zugleich die erforderliche Uebung und Fertigkeit zu Exekutionen solcher Art zu geben. Das erste dieser Konzerte fand bereits vor einigen Tagen statt und berechtigt in seinen materiellen, wie künstlerischen Erfolgen zu den besten Hoffnungen. Der große Kasinosaal, in dem es gegeben wurde, war mit Zuhörern angefüllt, deren günstiges Urtheil über die Produktionen sich mehrfach durch lauten Applaus zu erkennen gab. Das Programm brachte in glücklicher Auswahl als erste Abtheilung: Symphonie (D dur) von Beethoven, und als zweite Abtheilung: Recitative, Arien und Chöre aus der „Schöpfung“ von Haydn und aus dem „Messias“ von Händel, so wie Lieder von Mendelssohn, Lachner und Winkelmeyer. Für alle drei Konzerte ist bereits zahlreiches Abonnement genommen, so daß zu erwarten steht, daß nach dem so günstigen Erfolge des ersten derselben die anderen eine noch größere Betheiligung von Seiten des kunstliebenden Publikums, so wie aller Derer finden werden, die ein Interesse daran haben, daß ihrer Vaterstadt ein Kunstinstitut herangebildet und erhalten werde, welches derselben zur Ehre gereichen könnte.

Literatur- und Kunst-Notizen.

Es erscheinen gegenwärtig 118 periodische Zeitschriften in Berlin, die den mannichfaltigsten politischen, wissenschaftlichen, bürgerlichen Interessen gewidmet sind. Nächst den Zeitungen, theils gedruckte, theils lithographirte und dem größeren Publikum in der Regel unzugänglich, ist den kirchlichen Angelegenheiten ein besonderes breites Feld eingeräumt. Es erscheinen hier nicht weniger als 18 theologische und populär-kirchliche Zeitschriften, die alle Nüancen des christlichen Glaubens vertreten.

Unter dem Titel: „Joseph v. Radowitz, Gedenkblatt den Freunden“ ist von einem Freunde, man nennt den Geh. Rath Blomer als Verfasser, ein den Verewigten feiernder Nachruf den Freunden des Staatsmannes zugegangen. Man hofft, daß derselbe auch dem größeren Publikum werde zugänglich gemacht werden.

Frankfurt a. M.

Die durch ihre schönen Stimmmittel und gute Gesangschule bekannte Fräul. Marie Heislitz wird am 4. April im Saale des „Holländischen Hofes“ ein Konzert veranstalten und dabei von verschiedenen Künstlern und dem Gesangverein der Fräul. Seidt unterstützt werden.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 28. März. Othello, der Mohr von Venedig, große Oper in 3 Abth., Musik von Rossini.

Mittwoch, 29. März. Die Phrenologen, Lustspiel in 1 Akt, von R. Benedix. (Gastrolle) Ottilie: Fräul. Brandt. Hierauf: Eine orientalische Frage, Posse in 1 Akt, von D. Kalisch. Zum Schluß: Der Kapellmeister von Venedig, musikalisches Quodlibet in 1 Akt, von Breitenstein.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 76. Mittwoch, den 29. März 1854.

Onkel Peter.

(Aus dem Englischen nach Fraser's Magazin von W. F.)

(Fortsetzung.)

Als Mistreß Howard sich allein befand, war das Erste, was sie that, daß sie die Thür verschloß; dann ließ sie sich nieder und bemühte sich, den Inhalt des Briefes zu erforschen; doch an dem vortrefflichen Patent-Couvert scheiterten, trotz der geschicktesten Manipulationen, alle ihre Versuche. Sie war fest überzeugt, daß der Brief Bedeutendes enthalten müsse. Peter Merton hatte ihr viel von dem, was der Leser bereits weiß, mitgetheilt; sie wußte, daß zwischen dem Oheim und Neffen seit der Verheirathung des Letztern kein Verkehr stattgefunden, und es paßte zu dem Plane, der jetzt in ihrem Gehirne nach und nach zur Reife gelangte, durchaus nicht, daß beide sich wieder einander nähern sollten. Doch war es ein gefährliches Ding, einen Brief zurückzuhalten, und möglicherweise konnte der Inhalt desselben gar nicht werth seyn, sich einer solchen Gefahr auszusetzen; er konnte ja ganz gleichgültige Dinge besprechen. Gleichwohl konnte sie sich nicht entschließen, den Brief abzugeben; und so saß sie einige Augenblicke gedankenvoll da, endlich schellte sie. Sofort erschien ihre Dienerin.

„Hanna, bring mir einen Krug heißes Wasser", befahl sie derselben. „Es muß aber sehr heiß seyn, denn ich leide an Kopfweh und will flüchtiges Salz nehmen."

Der Befehl wurde rasch vollzogen.

„Soll ich es Ihnen mischen, Ma'am?" fragte Hanna, indem sie in der Mitte des Zimmers stehen blieb.

„Danke, Hanna", sagte Mistreß Howard ausnehmend freundlich; „reich mir nur das Fläschchen aus meiner Toilette; ich werde es selbst mischen."

Hanna entfernte sich und sofort ward die Thür wieder verschlossen. Mistreß Howard nahm den Brief in die Hand und legte ihn auf die enge Oeffnung des Kruges über dem siedend heißen Wasser. In wenigen Augenblicken löste sich die Masse, die das Couvert zusammengehalten, und sie war nun im Stande, den Inhalt desselben, ohne Besorgniß, entdeckt zu werden, kennen zu lernen und ihn wieder in das Couvert, wenn dieß rathsam seyn sollte, zu stecken und Onkel Peter den Brief zu behändigen.

Sie las ihn durch: die rührende Darstellung seiner traurigen Lage, das Großherzige im Benehmen seines Weibes, die dringende Ansprache an seines Oheims Wohlwollen, das vollständige, unverkürzte Bekenntniß seiner eigenen Schuld und Thorheit, Alles dieß las Mistreß Howard und nicht ein Wort ging ihr verloren. Sie faltete den Brief wieder zusammen und legte ihn in ein geheimes Fach ihrer Toilette, die sie sorgfältig verschloß. Flüchtig überblickte sie jetzt die anderen Briefe, und ging dann in den Salon hinab, um mit ruhiger Miene und ihrem gewöhnlichen unerschütterlichen Lächeln für Herrn Peter Merton Thee zu bereiten; sie war etwas gesprächiger, als es sonst ihre Gewohnheit war, im Uebrigen aber merkte man in ihrem Benehmen keine Veränderung. Peter Merton fand sie sogar heute erträglicher als sonst, und als er sich auf sein Zimmer zurückgezogen, gestand er sich, daß Mistreß Howard trotz ihrer kleinen, jedoch oft auch sehr störenden Fehler, eine ganz charmante Frau sey.

Wir müssen wieder einige Jahre in unserer Geschichte überspringen; seit den zuletzt vorgefallenen Ereignissen waren vier Jahre vergangen. In jedem Jahre hatte Mistreß Howard zu Hursleigh einen längeren Besuch gemacht als im vorhergehenden, und doch war es ihr wunderbarer Weise nicht gelungen, sich bei Peter Merton in besondere Gunst zu setzen. Betrügereien kamen in dieser langen Zeit nicht wieder vor, und hierzu mochte wohl eine so besondere Gelegenheit fehlen, wie zu der Zeit, als sie Kapitän Mertons Brief unterschlug. Indeß die täglich, ja stündlich vorkommenden kleinen Lügen und Kniffe einer Frau, gleich der Mistreß Howard, mußten alle Achtung und Zuneigung in einem so offenen und ehrlichen Gemüthe wie Peter Mertons zerstören.

Sie ihrerseits beging einen Mißgriff, daß sie ihre Besuche so lange wie möglich ausdehnte. Ihr ganzes Wesen paßte besser dazu, eine Woche lang in einem Hause zu seyn, als einen Monat hindurch; denn auf ein paar Tage war sie eine ganze gute Gesellschafterin, auf einen Monat wurde sie lästig. Aber warum lud sie denn Herr Merton ein? Weil er allein stand und bei seinem immer mehr vorrückenden Alter das Bedürfniß fühlte, sich das Leben so erträglich wie möglich zu machen. Er erkannte recht gut, was die Zuvorkommenheit der Mistreß Howard werth sey, aber er dachte, eine erkaufte Freundlichkeit sey besser als keine; auch wurde es ihm in den weiten Räumen des Hauses, die das ganze Jahr hindurch unbewohnt waren und in denen sein Tritt widerhallte, wenn er sie durchwanderte, unheimlich; er mußte demnach von Zeit zu Zeit Gesellschaft bei sich haben.

Mistreß Howard war nun schon fast drei Monate zu Hursleigh und ließ aus einzelnen Andeutungen merken, daß sie die Absicht habe, für immer ihr Quartier hier aufzuschlagen. Herr Peter Merton war ihrer Gesellschaft in diesem Jahre ganz besonders überdrüssig geworden und sah sich nach einem passenden Vorwande um, seinen Besuch loszuwerden, während dieser von seiner Seite Alles hervorsuchte, um ihn zu verlängern. Wunderbarer Weise wählte Jeder von ihnen denselben Vorwand, um ihre verschiedenen Zwecke zu erreichen.

Die Gesundheit Herrn Peter Mertons war sichtbar erschüttert; er sah älter aus, als er wirklich war, denn seinen Jahren

nach konnte er kaum für einen alten Mann gelten; er war nervenschwach und reizbar, hatte weder Schlaf noch Appetit und war in der That für jeden anderen, nur nicht für so hartnäckige Gäste wie Mistreß Howard und ihre Töchter, ein kaum noch freundlicher Wirth. Indessen wie konnte sie „den theuern alten Herrn“ in einem solchen Zustande verlassen? Es war unmöglich. Sie hatte viele Einladungen für den Sommer erhalten, aber alle zurückgewiesen und es für ihre erste Pflicht erklärt, zu Hurdsleigh zu bleiben. Dieß sagte Mistreß Howard beständig oder spielte darauf an. Onkel Peter seinerseits war nicht der Mann, der Leute gewaltsam aus seinem Hause getrieben hätte, wenn diese einmal fest entschlossen waren, in demselben zu bleiben. Endlich dachte er sich etwas Passendes aus. Er war wirklich unwohl und es wurde schlimmer und schlimmer; nicht nur der Mistreß Howard und ihrer Töchter, sondern auch Hurdsleighs, wie des Lebens überhaupt, war er müde. Genug, er und sein Haus kamen ihm unerträglich vor. Mistreß Howard bat ihn, doch Herrn Evans, einen Arzt in der Nachbarschaft, um Rath zu fragen, doch Herr Peter Merton hatte kein Vertrauen zu Herrn Evans und wollte nichts von ihm wissen. Er entschloß sich zuletzt, nach der Stadt zu reisen und mit Doktor A. zu sprechen, dessen Rath er schon in einer früheren Periode seines Lebens höchst bewährt gefunden hatte.

Herr Merton war seit Jahren nicht in London gewesen, es mußten also triftige Gründe seyn, die ihn bewegen konnten, sich von Hurdsleigh zu entfernen. Eines Morgens, gleich nach dem Frühstücke, fuhr demnach, zur höchsten Ueberraschung der Mistreß Howard, der Reisewagen vor. Herr Merton hatte über seine Absicht auch nicht den leisesten Wink fallen lassen, damit sie nicht darauf bestehen könne, ihn begleiten zu wollen. Der Wagen hatte kaum einige Augenblicke gewartet, als Herr Merton selbst im Frühstückszimmer erschien, vollständig zu seiner Reise ausgerüstet.

„Ja, meine Damen“, sagte er, „Sie werden sich, wie ich hoffe, ein oder zwei Tage ohne Ihren Wirth zu amüsiren suchen. Ich reise nach der Stadt, Mistreß Howard, um den Doktor A. wegen meines Zustandes zu befragen. Ich habe mir dieß schon längst vorgenommen und will es jetzt ohne Verzug ausführen.“

„Nach der Stadt, Sir, und allein!“ rief Mistreß Howard aus. „Julia, Eleonor, ihr guten Kinder, das dürfen wir nicht zugeben; wir wollen mit Ihnen reisen, theurer Sir, oder wenigstens eine von uns. Wenn Sie uns nur entfernt Ihre Absicht angedeutet hätten, so würden wir in diesem Augenblicke bereit seyn.“

„Und jetzt ist es dazu zu spät, Theuerste“, sagte er, indem er auf die Uhr sah. „Ich habe gerade die höchste Zeit, um noch den Zug nach London benützen zu können. Leben Sie wohl, Mistreß Howard; lebt wohl, Mädchen!“ Und mit diesen Worten eilte er so rasch fort, daß es gar nicht möglich war, ihn aufzuhalten oder ihm zu versprechen, daß sie sich in denkbarster Schnelligkeit zur Mitreise rüsten würden, oder ihn zu überreden, auf den nächsten Zug zu warten. Mistreß Howard sah den Wagen durch die Allee dahinrollen und eine dunkele Ahnung sagte ihr, daß diese außerordentliche Abweichung Onkel Peters von seiner langgewohnten Lebensweise ihr selbst Widerwärtiges bringen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Streit um die heiligen Stätten.

Den Keim und den Mittelpunkt der jetzigen Konflikte zwischen Rußland und der Pforte bildet der Streit um die heiligen Stätten, welchen die französische Diplomatie im Jahre 1851 zur Vermehrung ihres Einflusses im Orient auszubeuten versuchte, der ihr jedoch keine guten Früchte getragen, indem Frankreich nicht allein die damals durch das sogenannte „imponirende Auftreten“ des Herrn von Lavalette, seines Botschafters in Konstantinopel, erreichten Erfolge wieder aufgeben mußte, sondern jetzt auch direkt oder indirekt die Kosten seiner Flottensendung nach den Dardanellen und ins schwarze Meer, so wie seiner Kriegsrüstungen, auf Rechnung jener unverzeihlichen Provocation zu setzen hat. Es ist interessant, den Zusammenhang dieses Streites näher zu kennen und den Faden zu verfolgen, der allmälig in das Labyrinth der heutigen diplomatischen und internationalen Wirren in der Levante geführt hat. Wir geben in dieser Beziehung eine französische Darstellung, nämlich die des „Annuaire des deux Mondes“, dem gewiß nicht vorgeworfen werden kann, daß es die Angelegenheiten seiner Nation mit Feindseligkeit behandle, und doch macht die Darstellung des Franzosen einen nichts weniger als den Ansprüchen Napoleons III., der in dieser Sache im Interesse Roms handeln zu müssen glaubte, günstigen Eindruck.

„Die Angelegenheit der heiligen Stätten,“ sagt unsere Quelle, „bietet insofern einen besonderen Charakter dar, als die Türken selbst, bei der schließlichen Entscheidung, die ihr zu Theil werden kann, fast gänzlich unbetheiligt sind. Die von Frankreich erhobene Differenz ist nicht die Folge eines Konfliktes zwischen dem Christenthum und dem Islam, sondern lediglich ein Kampf um den größeren Einfluß zwischen dem Katholizismus und dem griechischen Schisma. Die unter Frankreichs Schutz stehenden Katholiken hatten ehemals einen vorwiegenden, ja, fast ausschließlichen Einfluß neben den Griechen auf die Kapellen, welche die heiligen Stätten bilden. Die Sachen haben sich jedoch seitdem geändert: gegenwärtig sind es die Griechen, die, vermöge ihrer Zahl, ihrer Bedeutsamkeit und mit Hülfe des Schutzes, der ihnen von Rußland zu Theil wird, die Suprematie an diesen Orten ausüben. Was Frankreich reklamirte, war die Wiederherstellung seiner alten Rechte.

„Den Namen „heilige Stätten“ gibt man den an den Orten errichteten Kirchen, wo die Hauptbegebenheiten im Leben Christi, besonders aber seine letzten Leiden und sein Tod stattgefunden haben. Einige dieser Kirchen sind entweder in Ruinen, wie die der Samaritanerin in Sichem, am Brunnen Jakobs, und die der Verklärung Christi, auf dem Berge Tabor, oder im Besitz der Muselmänner und in Moscheen verwandelt, wie die Kirche von Mariä Opferung und die der Apostel in Jerusalem, die der Himmelfahrt, auf dem Oelberg, und die der Enthauptung Johannis in Sebaste. Die anderen noch vorhandenen Kirchen sind die von Mariä Verkündigung in Jerusalem, die der Geburt Christi in Bethlehem, die Kirche an dem Orte, wo Christus zu Canaa das Wasser in Wein verwandelte, die, wo Petrus die Vollmacht von seinem Herrn und Meister in Tiberias empfing, die der Geißelung und des heiligen Grabes in Jerusalem, das Grab der Jungfrau und die Grotte des Todeskampfes in Gethsemane, und endlich die Kirche Johannes des Täufers in Montona.

„In der Reklamation, welche Frankreich im Jahre 1851 an die Pforte richtete, hat dasselbe die Frage an den Stand der Dinge im sechzehnten Jahrhundert (!) angeknüpft, und zwar an die zwischen Franz I. und Soliman dem Großen abgeschlossene Capitulation. Allein wie weit auch zurückgegangen wurde, dunkel blieb die Sache gleichwohl. Das erste Aktenstück, das einiges Licht auf die Frage wirft, ist der Hattischerif Achmeds vom J. 1690. Diese Verfügung ordnet zu Gunsten der Katholiken die Restituirung der von den Griechen usurpirten heiligen Stätten an. Die Capitulation von 1740, welches die letzte der zwischen der Türkei und Frankreich abgeschlossenen Capitulationen ist, er-

kennt den Katholiken das Recht des Besitzes der heiligen Stätten zu. Leider nennt dieselbe jedoch diese Stätten nicht einzeln. In keinem der vorhandenen Aktenstücke wird freilich den Katholiken ein ausschließliches Recht auf den Besitz aller heiligen Stätten ohne Ausnahme zuerkannt. Frankreich hatte daher zu prüfen, welches eigentlich die den Katholiken gehörenden Kapellen seyen. Die Griechen ihrerseits rechtfertigten ihren Besitz lediglich durch das thatsächliche Moment, denn der größere Theil der Aktenstücke, welche sie beibrachten, war entweder, wie z. B. ein angeblicher Ferman Omars vom Jahre 1210, apokryphischer Natur, oder augenscheinlich durch Bestechung eines oder des andern Gouverneur-Paschas von Jerusalem erlangt worden. Frankreich berief sich auf einen Status der heiligen Stätten, der sich in einem lateinischen Mönchskloster gefunden hatte. Nach diesem Protokolle gab es allerdings auch griechische Kapellen; es konnte daher nichts weniger als in Frankreichs Absicht liegen, die Vertreibung der Griechen aus allen heiligen Stätten zu verlangen. Die Frage hatte keineswegs diese Bedeutung, die überdieß mit dem Geiste der Gerechtigkeit und der Toleranz in Widerspruch gewesen wäre.

„Die letzten Usurpationen der Griechen sind nicht von sehr altem Datum. Einige, und zwar nicht die unerheblichsten, datiren erst aus dem Jahre 1808. Damals ward die Kirche des heiligen Grabes theilweise durch eine Feuersbrunst zerstört. Nun gehören zwar einige der oben aufgezählten Kirchen ausschließlich der einen oder der anderen Konfession. Aber unter den auf den heiligen Stätten erbauten Kirchen gibt es einige, die zwischen beiden Konfessionen getheilt sind, und diese sind es, um welche eigentlich der Streit entstanden. Die dergestalt getheilten Kirchen sind die von Bethlehem, die des Grabes der heiligen Jungfrau, und die besuchteste von allen: die Kirche des heiligen Grabes. Letztere besteht allerdings aus einer Vereinigung von Kapellen und Klöstern, die ohne Symmetrie gebaut sind. Die Klöster werden von Mönchen verschiedener Nationen, griechischen oder katholischen, Latinern, Armeniern, Kopten, Syriern, Abyssiniern und Griechen, bewohnt. Die Lateiner sind durch Franziskaner-Mönche aus Italien und Spanien vertreten. Jede der vorgedachten christlichen Nationen besitzt in der Kirche des heiligen Grabes eine gewisse Anzahl von Altären, einige ausschließlich, andere unter gemeinschaftlichem Titel. Der Besitz wird durch das Recht constatirt, einen Teppich auf den Altar zu legen und Lampen auf demselben anzuzünden. Vor der Feuersbrunst von 1808 besaßen die Lateiner in dieser Kirche ausschließlich die Kapelle der Erscheinung, die der Kreuzigung, den Altar vor dem heiligen Grabe u. s. w. Was die wichtigste Kapelle, nämlich die des heiligen Grabes, betrifft, so gehörte diese allen Nationen gemeinschaftlich, doch nahmen darunter die Lateiner den ersten Rang ein. Von vierundvierzig Lampen, die diese ehrwürdige Stätte umgaben, hatten sie für sich allein das Recht, dreißig anzuzünden; die Griechen besaßen in der Kirche des heiligen Grabes ausschließlich nur das Gefängniß Christi, die Stätte, wo er auf das Kreuz gehoben wurde, die Adams-Kapelle, den Chor und das Allerheiligste.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Das englische Parlament studirt den geheimen Briefwechsel zwischen Rußland und England über die Türkei, der ihm vorgelegt worden ist. Rußland hat schon lange sich mit England über die türkische Erbschaft zu verständigen gesucht und England hat selten „nein!" gesagt, und ausweichend geantwortet. Noch im Anfange dieses Jahres hat der Kaiser von Rußland England Egypten und die Insel Candia angeboten, wie Schwarz auf Weiß zu lesen ist und ein Blinder sieht, daß es sich um nichts weniger als um den Schutz der Christen in der Türkei in dem jetzigen Kriege handelt. (Dorfz.)

Das ist Völkerwanderung, sagen die Bremer, wenn sie die langen Züge von Auswanderern übersehen, die täglich bei ihnen anlangen, um über das Meer zu ziehen. Von allen großen und wichtigen Eisenbahnstationen hört man's bestätigen, daß dießmal noch vor dem eigentlichen Anfang der Schifffahrt die Auswanderung einen Aufschwung genommen habe, wie nie früher. Kleine und einzelne Abschreckungsmittel gegen die Auswanderung verfangen nicht mehr, wenn so allgemeine Uebel forttreiben, wie die orientalische Frage mit ihren seit einem Jahre dauernden Hemmungen des Verkehrs und Handels und Verdienstes, die tief und lähmend bis in die untersten Kreise eingreifen und den Lebensmuth verkümmern. Regeln kann man, schwerlich hindern und aufhalten.

Die „Mittelrh. Ztg." berichtet: Die Mainzer Schuljugend in Verbindung mit einigen Erwachsenen scheint von der russisch-orientalischen Angelegenheit inflammirt worden zu seyn und sich für kommende Fälle im Streite üben zu wollen. So kamen kürzlich an einem Sonntage des Nachmittags Hunderte von Knaben auf dem großen Sandbruche zusammen. Die Parteien theilten sich, Gonsenheimer auf der einen, Mainz-Mombacher, als Alliirte, auf der andern, werfen in Ermangelung von Schießwaffen mit Steinen gegeneinander, in der Hitze des Gefechtes kommen sie so dicht aneinander, daß einer von der feindlichen (Gonsenheimer-) Partei von einer wirklichen Schußwaffe Gebrauch machte und einem Mainzer, Heinrich Raab, unter seinen Standesgenossen als „Bürger Raab" bekannt, eine Ladung Schrot ins Gesicht abschoß, daß er in Folge dieser Verwundung in das Hospital verbracht werden mußte.

Am 16. März ist eine zweite Karavane von Pilgern von Marseille nach dem heiligen Land abgegangen, und ähnliche gemeinschaftliche Reisen dorthin werden sich in kurzem erneuern. — Durch Lyon sind 16 barmherzige Schwestern gekommen, die sich nach dem Orient begeben, um in den Spitälern Dienste zu leisten.

An der Berliner Börse lief am 18. März, an welchem die Regierung der Kammer ihre Vorlage machte, das Witzwort um, Preußen habe sich nunmehr definitiv an die Westmächte angeschlossen, denn die Erhöhung der Einkommensteuer habe die Regierung von England und die Anleihe von Frankreich angenommen.

(Obstbaumzucht.) Ein landwirthschaftliches Journal berichtet über eine für die Obstbaumzucht ziemlich wichtige Entdeckung. Es handelt sich dabei um eine neue und sehr einfache Art, neue Obstbäume zu erzeugen, ohne daß man zum Pfropfen, Okuliren ꝛc. seine Zuflucht zu nehmen braucht. Man nimmt nämlich ein Reis von einem Apfelbaume, Birnbaume ꝛc. und pflanzt es in eine Kartoffel, dann setzt man die Kartoffel mit dem Reis in die Erde, so daß nur 5 bis 6 Centimetres der letztern sichtbar bleiben. Das Reis schlägt schnell Wurzeln, entwickelt sich, treibt und wird endlich ein schöner Baum, der dieselben Früchte trägt, wie der Baum, von dem das Reis genommen worden war. Dieses Verfahren verdient jetzt im Frühjahr sicher eine vielseitige Prüfung.

Korrespondenz.

Karlsruhe, 21. März.

Immer allgemeiner werden die Klagen über den Rückgang der Klein-Gewerbe unseres Landes und mehrfache darauf bezügliche Petitionen liefen bereits bei der zweiten Kammer ein; so u. a. eine ziemlich umfassende Druckschrift aus Mannheim, welche nachstehende Vorschläge macht: 1) Möge dem Druck, welchen die höhere Industrie in immer steigendem Maße auf die Kleingewerbe übt, durch Erleichterung des Unterrichts in den Realwissenschaften (in specie durch Erweiterung des Lehrplans der Gewerbschule und deren Verbindung mit der erweiterten Volksschule mittelst zweier weiteren Klassen) abgeholfen werden; 2) wird eine neue zeitgemäße Gewerde-Ordnung beantragt, und in dieser Hinsicht namentlich angeführt: Aufhebung der Wanderjahre, indem diese in unserer Zeit nicht mehr als das geeignete Mittel erschienen, größere Geschicklichkeit zu erwerben, wohl aber den Arbeiter an Ehrgefühl und Sitte zu gefährden, aus welchen Gründen auch die bayerische Regierung durch eine neuere Entschließung die Vorschrift des Wanderns, als untauglich für die Gegenwart, aufgehoben. Indem nun eingeräumt wird, daß eine neue Gewerbeordnung nicht die Aufgabe lösen könne, Bestimmungen für alle einzeln vorkommende Fälle zu geben, sondern, daß sie auf die Feststellung der wesentlichen allgemeinen Grundsätze zu beschränken seyn dürfte, werden namhaft gemacht: die Bildung von Gewerbsgenossenschaften, die Errichtung von Gewerberäthen und Gewerbegerichten, die Bedingungen für Erwerbung des Meisterrechts und die Befugnisse in Ausübung desselben. Der Bitte um eine neue Gemeinde-Ordnung überhaupt ist der Wunsch beigefügt, es möge über den Entwurf derselben, bevor er definitiv festgestellt wird, das Gutachten einer Versammlung von Gewerbtreibenden des ganzen Landes gehört werden, da die Stimme der Betheiligten über die meisten und wichtigsten Punkte den besten Aufschluß geben könne und deßhalb auch in der jüngsten Zeit in Würtemberg vernommen wurde. Der dritle Gegenstand, welcher zur Berücksichtigung empfohlen wird, betrifft die Creditverhältnisse des Handwerkerstands, indem eine größere Creditanstalt, welche den Bedürfnissen der Kleingewerbe Rücksicht trüge, im Lande nicht existirt und der Handwerker rathlos ist, während der Fabrikant auswärtige Anstalten benützen kann. Schließlich wird, da die nächste Zeit die nöthigen Neuerungen wohl nicht alle ins Leben rufen dürfte, um sofortige Abstellung folgender Mißstände gebeten: der erste besteht in dem Selbstbetrieb von Gewerben von Seiten des Staats und von Seiten der Gemeinden mittelst Einstellung von Gesellen, denen jene leicht höhere Löhne bewilligen könnten, als der Meister bei seinem geringen Verdienste. Der zweite Uebelstand kommt von dem Mißbrauche des Hausirhandels her durch Nichtbeachtung oder Umgehung der hierüber bestehenden gesetzlichen Vorschriften. Hier weist z. B. die Bürstenbinderzunft nach, daß die Begünstigung, welche dem Schwarzwald zur Hebung seiner Industrie eingeräumt worden ist, in der Weise umgangen wird, daß die Schwarzwälder Hausirer ihre Waaren auch aus Fabriken außerhalb des Großherzogthums, von Frankenthal, Worms, Mainz ꝛc. beziehen. Während hier zum Schutze der Gewerbe eine Art Zunftzwang zu Hülfe gerufen wird, nähert man sich in den aufgeführten Vorschlägen dagegen andrerseits wieder den Grundsätzen der Handels- und Gewerbefreiheit. „Der Verkauf von Fabrikaten aller Art (heißt es auch unter Anderm) durch die Handelsleute kann nicht gehindert werden. Dagegen können die Gewerbtreibenden verlangen, daß ihnen das gleiche Recht, bezüglich auf Rohstoffe ihrer Geschäftszweige, gestattet werde.“ Daß derartige Zwittermaßregeln nicht ausreichen werden, den überwiegenden Einfluß des Kapitals abzuschwächen, braucht nicht erst die Folge zu lehren.

Darmstadt, 25. März.

Während Russen und Türken an der Donau feindlich gegenüber stehen und wie Füchse sich in die Erde wühlen, oder wie Adler auf Bergeshöhen horsten, um Angriff oder Vertheidigung desto sicherer leiten zu können, führen wir hier das gemüthliche Stillleben einer kleinen Residenzstadt, wo die Trommel regelmäßig Morgens und Abends gerührt und wöchentlich einige Male das Theater, zur Abkürzung oder Verlängerung der Langeweile der Winterabende, herkömmlicher Weise geöffnet wird. Eine erquickliche Unterbrechung in dem gewohnten Gange unserer Theatervorstellungen machte gestern Abend Frau Bayrr-Bürck durch ihr Auftreten als Iphigenia, ihrer ersten Gastrolle, welcher nun noch drei folgen werden. Erst wenn sie ihr Gastspiel vollendet haben wird, dürfte es an seinem Orte seyn, über den Eindruck ihrer Darstellungen zu berichten. — Als eine Förderung der Geselligkeit in größerem Maßstabe dürfte das neu projektirte elegante Kaffeehaus zu betrachten seyn, für welches das große Grahn'sche Haus am Luisenplatze ausersehen ist. Es ist dieses dreistöckige Gebäude von dem Unternehmer für den Preis von 37,000 fl. gekauft worden; die der veränderten Bestimmung des Hauses entsprechenden neuen Einrichtungen sollen in der Weise getroffen werden, daß die neue Wirthschaftsanlage an dem so schön und bequem gelegenen Luisenplatze am 1. Sept. d. J. eröffnet werden kann. — Der vor dem Rheinthor unmittelbar an der nach dem Walde führenden Lindenallee gelegene große Turnplatz, wo unsere Jugend den Körper zu eigenem Gebrauch und für Deutschlands unbekannte Zukunft zu kräftigen bemüht war, ist aus der Reihe der gymnastischen Uebungsplätze verschwunden und zu einer größeren englischen Gartenanlage gezogen worden, in deren Mitte bereits ein neues Wohnhaus mit Seitengebäuden zu erblicken ist. Das davor stehende große Wirthschaftsgebäude, welches erst vor 27 Jahren erbaut wurde, wird, als störend in dem Zusammenhange der neuen Anlage des Landsitzes, in der Kürze ganz weggeräumt werden.

Mainz, 26. März.

Die evangelische Gemeinde in Mainz verliert mit Nächstem ihren dritten Geistlichen, Hrn. Hülfsprediger Nebel, welcher als Pfarrer nach dem in der jenseitigen Provinz gelegenen Orte Dreieichenhain versetzt wird, um einem noch zu ordinirenden jüngern Manne aus Oberhessen hier Platz zu machen. Hr. Nebel tritt aus einem langen Provisorium in ein endliches Definitivum, was ihm nur angenehm seyn kann, obgleich es nicht bloß sein, sondern auch vieler Gemeindeglieder Wunsch gewesen wäre, daß er die Stelle hier auch für die Folge hätte bekleiden können. Jedenfalls ist sein Charakter ein durch und durch ehrenhafter, offener und redlicher, und Alle, die ihn kennen, werden ihn darum auch nur mit großem Bedauern von hier scheiden sehen. Wir wollen nicht untersuchen, aus welchem Grunde die Ansprüche Anderer auf die Stelle hier mehr Berücksichtigung gefunden haben, als die seinigen; gewiß ist aber, daß Hr. Nebel stets im besten Sinne und in vollkommener Uebereinstimmung mit den Ehrenmännern, denen er an die Seite gestellt war, hier gewirkt hat, was unsere Anerkennung verdient.

Frankfurt, 26. März.

Nummer 73 der Didaskalia erwähnt die Wirksamkeit des Christ'schen Kinderspitals nach dem kürzlich erschienenen 10. Jahresbericht. Neben dem Lobe, das demselben dort gespendet wird, gestatten Sie mir auch einen Tadel, der jedoch nicht die Anstalt selbst, sondern bloß den Jahresbericht trifft. Wer einen solchen abfaßt und dem Publikum vorlegt, soll es auch mit einiger Sorgfalt thun. Nun findet sich aber in dem erwähnten Bericht ein höchst auffallender Verstoß, der sich nicht wohl entschuldigen läßt. Es heißt nämlich bei der Uebersicht der vom 1. Jan. bis zum 31. Dec. 1853 im Kinder-Krankenhause behandelten Kranken, unter der Rubrik „Krankheitsform“, ein Mädchen, an Verhärtung des H.d..s leidend, und zwar nicht nur als vom vorigen Jahre „in Behandlung bleibend“, sondern auch unter der weitern Rubrik als „entlassen“ angegeben. Einmal möchte es als Druckfehler gelten, zweimal ist aber doch etwas arg! — Dann ist auch an der Schreibart Manches auszusetzen, wie z. B. da, wo von den edeln Frauen die Rede ist: „Sie haben dabei selbst den stillen Lohn des erhebenden Gefühles erhalten, Werkzeug einer schönen höheren Bestimmung zu seyn.“ (Kann man denn Werkzeug einer Bestimmung seyn?) Und am Schlusse: „Und so möge uns der Gott, welcher uns bisher gesegnet, seine Gnade nicht entziehen.“ (Demnach glaubt der Verfasser an mehrere Götter?)

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 29 März. Die Hochzeitsreise, Lustspiel in 2 Aufz. von R. Benedix. Hierauf: Eine orientalische Frage, Posse in 1 Akt, von D. Kalisch. Zum Schluß: Der Kapellmeister von Venedig, musikalisches Quodlibet in 1 Akt, von Breitenstein.

Donnerstag, 30. März. Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg, große romant. Oper in 3 Akten, von R. Wagner.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 77. Donnerstag, den 30. März 1854.

Onkel Peter.

(Aus dem Englischen nach Fraser's Magazin von W. F.)

(Fortsetzung.)

Mit Sturmeseile flog der Zug auf London zu. Es war gerade das erste Mal, daß Herr Merton auf der Eisenbahn reiste, und sowohl der klare Morgen wie auch die außerordentliche Schnelligkeit, mit der sich der Zug fortbewegte, ließen ihn fast ganz vergessen, daß er sich unwohl befinde. Er war bald in London und ein Omnibus brachte ihn von der Station nach dem Hause des Doktor A., mit dem er bereits eine Verabredung getroffen hatte.

Doktor A. empfing ihn auf das Zuvorkommendste; sie waren alte Freunde, und Doktor A. drückte seine Verwunderung aus, ihn so abgemagert und schwach zu sehen. Nachdem er alle Symptome des Zustandes erfahren, versprach er zwar, ihm etwas zu verschreiben, fügte aber dann gleich hinzu: „Was ich Ihnen hauptsächlich empfehle, ist rascher Wechsel der Luft, der Gegend, der Gesellschaft, mit einem Worte eine vollständige Veränderung in Ihrer jetzigen Lebensweise.“

„Das ist gerade das, was ich wünsche“, bemerkte Onkel Peter; „aber ich sehe die Möglichkeit nicht ein, wie ich es ausführen soll.“

„Sie sehen die Möglichkeit nicht! Mein theuerster Sir, wem soll es denn möglich seyn, wenn es Ihnen nicht möglich ist?“

Onkel Peter bekam plötzlich die Anwandelung, Alles zu erzählen, was er auf dem Herzen hatte, und theilte dem freundlichen Arzte umständlich seine gegenwärtige Lage mit.

Es ist gar nicht zu beschreiben, was Aerzten von ihren Patienten Alles anvertraut wied, und namentlich begegnete dieß dem Doktoe A. mehr als andern, denn er hatte eine große Peaxis und genoß eines unbegränzten Vertrauens. Onkel Peters Ergießungen überraschten ihn daher nicht, wohl aber nöthigten sie ihm ein Lächeln ab.

„Wenn Sie meinen Rath annehmen wollen, theuerstee Feeund, so gehen Sie vor allen Dingen nicht nach Hursleigh zurück. Hier setzen Sie sich sogleich nieder und scheiben Sie sofort, daß ich wünsche, Ihren Zustand einige Tage sorgfältig zu beobachten, und daß Sie dann wahrscheinlich auf einige Wochen ein Bad besuchen würden, um sich eine Luftveränderung zu verschaffen. Wenn Sie wieklich auf meinen Rath etwas geben, so gehen Sie nach dem Kontinent, z. B. nach Spaa in Belgien, dessen Luft und Heilquellen Sie in kurzen Zeit, davon bin ich überzeugt, herstellen werden.“

Herr Merton saß wie verblüfft da; es wollte ihm gar nicht in den Kopf, Hursleigh zu verlassen und auf den Kontinent zu gehen; doch Doktor A. zeigte ihm, wie leicht die Sache sey. Die ganze Seereise daueet nur zwei Stunden, zudem wußte der Aezt, daß Onkel Peter die Seeluft gut vertragen konnte, ferner, daß er Französisch speach, und so überredete er ihn um so schneller, da er ihm bewies, daß man jetzt mit Gemächlichkeit reisen und Alles so bequem haben könne, wie in einem englischen Bade. Eine vollständige Veränderung der Lebensweise würde ee außerdem auf dem Kontinente besser erreichen, als in England, und dabei noch den Vortheil haben, sich einee eisenhaltigen Quelle zu bedienen, von deren Gebrauch sich Dr. A. gerade für den vorliegenden Fall die heilsamsten Wirkungen versprach.

„Ich muß jetzt ausgehen“, sagte zuletzt Dr. A.; „aber ich lasse Ihnen alles Nöthige zum Briefscheeiben zurück; auch finden Sie meine Frau oben in ihren Zimmern. Wo ist Ihr Reisesack?“

„Mein Diener hat ihn ins Hotel „Clarendon“ gebracht.“

„Da ich doet vorbei muß“, sagte Dr. A. in einem so entschiedenen Tone, daß ein Einwand nicht gut zulässig war, „so werde ich dem Diener auftragen, daß er ihn hierher bringt.“

Mit diesen Worten veeließ er das Zimmer und saß in seinem Wagen, ohne daß Onkel Peter Zeit gehabt hätte, irgend eine Einsprache gegen diese Anoednungen zu erheben.

Es war freilich ein unangenehmer Brief, den er zu schreiben hatte, aber er schrieb ihn und sandte ihn mit seinem Diener nach Hursleigh mit dem Befehle, Alles einzupacken und die nöthigen Vorbereitungen zu einee Abwesenheit von mehreren Wochen zu treffen. Als dieß geschehen war, setzte sich Onkel Peter im Studirzimmee Dr. A.'s niedee, nahm einen Wegweiser durch den Continent zur Hand und verfolgte mit den Augen die Linie der belgischen Eisenbahnen. Er fand nun zwar heraus, daß Brüssel nicht auf der Route nach Spaa liege; aber er war niemals in Brüssel gewesen und wünschte es zu sehen, auch wenn es auf Umwegen geschehen müsse. Doch Kapitän Merton und Lady Helena waren zu Brüssel, und er wünschte sie nicht zu sehen; gewiß, er hegte nicht den Wansch, sie zu sehen; sie hatten eben kein großes Verlangen nach seiner Gesellschaft gezeigt, und warum sollte er dieß thun. Nein, in der That, ihm verlangte nicht darnach, sie zu sehen, aber nichts destoweniger wollte er Brüssel besuchen. Jedeemann besuchte ja Beüssel — warum er nicht?

Oeffentliche Gerüchte hatten ihm Einiges von der Geschichte seines Neffen seit seiner Beeheirathung zu Ohren gebracht; abee öffentliche Gerüchte haben keinen Anspruch auf wahee Geschichte. Thatsache war es, daß Kapitän Merton Alles, seine Hauptmannsstelle, seine Möbel und seine Gemälde verkauft hatte und, um zu sparen, ins Ausland gegangen war. Das wußte die Welt; aber hiermit noch nicht zufrieden, wollte sie den Grund oder die Geünde wissen, oder behauptete wenigstens, sie zu wissen, warum Kapitän Merton dieß gethan. Aus keinem anderen Grunde,

als weil Lady Helena einen über seine Mittel hinausgehenden Luxus in Möbeln, Wägen, Kleidern, Schmucksachen und Gastmählern getrieben; man bedauerte des armen Mertons Mißgeschick und schüttete bitteren Tadel aus über die Verschwendungssucht der Lady Helena. Die Welt urtheilte nach Dem, was sie sah; wie konnte sie den Leichtsinn und die Verschwendung Kapitän Mertons sehen oder wissen, wie wissen, daß seine Gattin stets gegen den zu weit getriebenen Luxus, den er ihr förmlich aufgezwungen, geeifert hatte? Mistreß Howard war allerdings genau von dem wahren Sachverhalt unterrichtet und hätte die Unwahrheiten, die zu Onkel Peters Ohren über seines Neffen Mißgeschick drangen, berichtigen können; aber sie hatte triftige Gründe, dieß nicht zu thun, im Gegentheil übertrieb sie die Gerüchte, die über Lady Helena im Umlauf waren.

(Fortsetzung folgt.)

Der Streit um die heiligen Stätten.

(Schluß.)

„Die Feuersbrunst von 1808 war, man kann es wohl sagen, ein glückliches Ereigniß für die Griechen, die in Jerusalem unendlich reicher, als die Lateiner sind. Sie setzten es durch, daß sie allein den Feuerschaden herstellten, da ihnen dieß eine so schöne Gelegenheit darbot, ihre relative Ueberlegenheit zu zeigen. In Folge dessen bemächtigten sie sich des von ihnen restaurirten Denkmals am heiligen Grabe, der großen Kuppel, die sie wiederhergestellt, des Salbungssteines und der sieben Gewölbbogen der Jungfrau. Aehnliche Uebergriffe haben in Bethlehem und in Gethsemane stattgefunden. Wie aber waren diese Uebergriffe möglich? Auf zwei Wegen: durch Bestechung der türkischen Beamten in Jerusalem, zu einer Zeit, wo die Corruption noch allmächtig war, und durch Gewalt. Wie oft ist es nicht vorgekommen, daß unter den Gläubigen der beiden Konfessionen wirkliche Kämpfe mit bewaffneter Hand ausbrachen, und gar am Fuße selbst des Grabmals Christi, weil jede von beiden Parteien zuerst in den gemeinschaftlichen Kapellen ihr Meßopfer darbringen wollte, oder weil man sich nicht darüber einigen konnte, wie lange die Einen und die Anderen an jedem Tage ihr Gebet verrichten sollten!

„Die Katholiken befinden sich zu Jerusalem in der Minorität; ihre Zahl beträgt nicht über tausend, während die Griechen über zweitausend zählen. Außerdem ist die Anzahl der Griechen sehr groß, die in jedem Jahre, zum Theil aus den türkischen Provinzen und zum Theil aus Rußland, nach Jerusalem pilgern; man berechnet dieselben ungefähr auf zwölf tausend, während die katholischen Länder alljährlich nur ein kleines Contingent von etwa hundert Reisenden schicken, unter welchen die Neugierigen und die Skeptiker die Mehrzahl bilden. Die Griechen haben daher in Jerusalem mit ihrem Gelde und ihren Fäusten ziemlich freien Spielraum gehabt, und man darf sich nicht wundern, daß sie auf diese Weise die Lateiner, die so arm und verlassen sind, aus ihrem Besitze verdrängt haben.

„Die Katholiken hindern die Griechen nicht, in den ausschließlich lateinischen Kapellen zu beten; eben so haben auch die Griechen die von ihnen seit 1808 usurpirten Kapellen den Lateinern nicht untersagt; aber die Usurpation steht darum nicht minder fest und wird täglich auf's neue constatirt durch die Unterhaltung der Lampen und der Teppiche, so wie durch die Reparaturen an den Bauwerken, was lauter Symbole des Besitzes sind.

„Als sich Frankreich im Jahre 1851 an die türkische Regierung wandte, um die Wiederherstellung der den Lateinern zustehenden Privilegien zu erlangen, beeilte sich der Divan, die Erklärung abzugeben, daß er die Gültigkeit des Hattischerifs von 1690 anerkenne. Sey es jedoch, daß die Forderung unvollständig formulirt worden, oder daß der Divan die Schwierigkeit so viel als möglich umgeben wollte, genug, diese erste Unterhandlung hatte keinen weiteren Erfolg, als daß die türkische Regierung zwar bereit war, das Recht der Katholiken constatiren zu lassen, keinesweges jedoch eine Verbindlichkeit übernehmen wollte, auf Das, was einmal vollendete Thatsache war, zurückzukommen. Es muß auch bemerkt werden, daß bei Anknüpfung dieser Unterhandlung das französische Kabinet keine so große Wichtigkeit auf die Sache zu legen schien, daß sich dadurch die Pforte in ihren Entschließungen hätte sollen bestimmen lassen. Die Verhandlungen waren ziemlich lau eingeleitet. Während der französische Gesandte in Konstantinopel seine Reklamationen an den Divan richtete, gab der Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Paris den Vertretern der Türkei und Rußlands zu verstehen, daß man der Frage keine absonderliche Wichtigkeit beilege und daß man sich wegen solcher Kleinigkeit nicht zanken würde. Die türkische Regierung, der nichts lieber war, als die ungestörte Belassung des gegenwärtigen Zustandes der Dinge, ergriff diese ministerielle Erklärung mit großer Begierde. In der That durfte sie annehmen, daß der französische Gesandte in Konstantinopel, bei seiner lebhaften Reklamation, aus Eifer, über seine Instruktionen hinausgegangen sey, und Rußland, welches seinerseits dieselben Mittheilungen erhalten hatte, bestärkte den Divan in dieser Ansicht. Der Kaiser Nikolaus richtete sogar ein eigenhändiges Schreiben an den Sultan, worin er ihm empfahl, „keine Konzessionen an Frankreich zu machen“, das dieselben ohnehin nicht verlange.

„Nachdem jedoch das französische Kabinet die Frage einer nähren Prüfung unterworfen und besser als früher begriffen hatte, wie bedenkungsvoll dieselbe den Schwierigkeiten gegenüber sey, welche sich ihr entgegengestellt, erkannte es auch, obgleich etwas spät, den Fehler, den es begangen, und fing es an, eine bestimmtere und festere Sprache in der Angelegenheit zu führen. Gleichwohl schritten die Unterhandlungen bis zum 2. Dec. 1851 (dem Kaisertag Napoleons III.) nur langsam vorwärts und blieb der Erfolg unentschieden. Die Ulemas waren von der türkischen Regierung aufgefordert worden, ihre Meinung in der Sache abzugeben; diese blieben jedoch auf dem Boden, den der Divan selbst eingenommen hatte: sie erkannten nämlich an, daß das Recht auf Seite Frankreichs sey, aber sie glaubten nicht, daß man auf vollendete Thatsachen zurückkommen könne. Es waren Kommissionen aus Mitgliedern beider Konfessionen zusammengesetzt und befragt worden, ohne daß man zu einer Verständigung gelangte. Der französische Gesandte reklamirte 8 heilige Stätten. Die Frage zog sich dergestalt bis gegen Ende Januars 1852 hin. Unter dem Einflusse der größeren Autorität, welche die neue französische Regierung in Europa erlangt hatte, willigte endlich der Divan darein, den Wünschen des französischen Gesandten nachzugeben. Dieses Zugeständniß, das in St. Petersburg sehr großes Mißvergnügen erregen mußte, brachte in Konstantinopel eine solche Erschütterung hervor, daß der Großwesir Reschid Pascha dadurch veranlaßt ward, diese hohen Funktionen aufzugeben und sich mit dem Vorsitz im Staatsrathe zu begnügen.

„Es schien diese Veränderung ein Opfer zu seyn, das man den sehr lebhaften Vorstellungen des sich in seinem Interesse als verletzt ansehenden Rußlands brachte. Aber es dauerte nicht lange, so trat Reschid Pascha wieder auf seinen früheren Posten, und dieser Umstand traf merkwürdigerweise mit verschiedenen Gerüchten zusammen, die im Orient über die Angelegenheit der heiligen Stätten umliefen. Man fing in Europa an, zu bezweifeln, daß das getroffene Abkommen ein definitives sey. Die von Rußland sehr lebhaft unterstützten Griechen hatten auf den Divan

einzuwirken und ihn dahin zu bestimmen gewußt, die Ausführung jenes Abkommens zu vertagen. Während man nun in Konstantinopel einerseits ankündigte, daß ein Kommissarius nach Jerusalem gesandt werden würde, um eine Versöhnung der Parteien zu versuchen, wußten sich die Griechen zu ihrer Beruhigung einen Ferman zu verschaffen, durch welchen die den Katholiken gemachten Zugeständnisse wesentlich eingeschränkt wurden.

„Demnach wurde die Frage, die man für erledigt hatte ansehen können, unter einer neuen Form wieder aufgenommen, und der von seinem Posten beurlaubte französische Gesandte, der inzwischen zum Botschafter ernannt worden war, beeilte sich, nach Konstantinopel zurückzukehren, um vom Divan Erklärungen zu verlangen. Er hielt dort unter ganz besonderen Umständen seinen Einzug, nämlich auf einem „Kriegsschiffe", welches, „troß dem Vertrage, der den Kriegsfahrzeugen der großen Mächte die Einfahrt in die Dardanellen untersagt", an den festen Schlössern unbehindert vorübergesegelt war. Allerdings hatte dieser feierliche Einzug des „Charlemagne" in den Bosporus einen Vorwand, der die Bedeutung desselben modifizirte. Offiziere der französischen Flotte hatten nämlich dem Divan vorgeschlagen, dem gedachten Kriegsschiffe den Zulaß in die Dardanellenstraße zu gestatten, damit es hier der türkischen Marine als Gegenstand der Studien diene. Dieß ist zwar, nachdem man anfänglich darauf eingegangen war, nachmals zurückgewiesen worden; Frankreich erklärte jedoch, daß es, wenn der Divan bei dieser Zurückweisung beharre, dieselbe als einen Mangel an Rücksichten betrachten und danach verfahren werde. Auf diese Erklärung hin hatte der „Charlemagne" den Ferman erhalten, der ihn zu der Einfahrt in den Bosporus ermächtigte. Nichtsdestoweniger hatte dieser Umstand wesentlich dazu beigetragen, die Feierlichkeit des Einzuges des französischen Botschafters zu erhöhen und der Türkei anzudeuten, daß Frankreich seiner Würde und seinen Rechten Achtung zu verschaffen wisse."

So weit die Darstellung des „Annuaire", aus welcher deutlich hervorgeht, daß es lediglich französische Eitelkeit war, die zu Gunsten einiger Hundert Katholiken in Jerusalem — die obendrein zum Theil aus „neugierigen Reisenden" und zum Theil aus „Skeptikern" bestehen — die Aenderung von Eigenthumsrechten beanspruchte, welche die zu Tausenden in Jerusalem ansässigen Griechen seit fünfundvierzig Jahren besitzen, und die endlich, da die russische Diplomatie sich eine solche heimliche Entwindung verjährter Rechte nicht gefallen lassen wollte, dem Divan durch Drohungen zu imponiren wußte. Solchen imponirenden Drohungen hat nun Rußland durch die Sendung des Fürsten Menschikoff andere Drohungen gegenübergestellt, die noch stärker imponirten, und in Folge deren zwar die den Franzosen vom Divan gemachten Zugeständnisse abermals zurückgenommen wurden, doch glaubte Rußland, bei der vielfachen Schwäche, welche die Pforte in dieser Angelegenheit bewiesen, darauf bestehen zu müssen, daß die den Griechen seit einer Reihe von Jahren zustehenden Immunitäten durch einen „Vertrag" bekräftigt würden, der sie gegen künftige französische Uebergriffe sicher stelle.

Rußlands Staatsorganisation.

1. Der Krieg.

Rußland und Europa kreuzen die Schwerter. Es ist jener lang verkündete, oftmals schon angehobene, nun auszufechtende Kampf des Ostens mit dem Westen, welcher entscheiden muß, ob fürder der transatlantische Welttheil allein noch Träger der großen Weltentwickelungen, des menschlichen Fortschrittes, des pulsirenden Civilisationslebens seyn soll, während Europa asiatischen Bedingungen anheimfällt und die Blüthe seiner tausendjährigen Kultur auf ihrem eigenen Wurzelboden nur ein auf Czarengnade gestelltes Heimathsrecht behält — oder ob dieß alte Europa Manneskraft genug besitzt, um einen Uebermuth auf seine Gränzen zurückzuweisen, der nach Massen rechnet, nicht nach Köpfen, der mit der Armesstärke die Geisteskraft niederdrückt, der sich allein als Zweck der Welt erkennt und mit dem Kreuze bezeichnet, was er den Griffen seines Doppeladlers als Beute geben will. Ein Kampf um Lebensprinzipien ist's, darum ein Kampf auf Leben und Tod. Nicht daß sich's darum fragt, ob das eine Land oder der andere Staat von der Landkarte verschwinden soll, aber darum, ob seine selbstständige Natur aus dem Buche der Weltgeschichte gewischt werden soll. Die Souverainetät der Türkei, die Christen unter islamitischem Zepter, das heilige Grab, und wie all die Schlagworte heißen — es sind bloß Schlagworte. Hier Rußland und ein verrufstes Europa; hier Civilisation und ein wirkliches Europa — das sind die wahrhaften Schlachtrufe. Eben darum muß Rußlands Stellung zu dem entbrennenden Kampfe nicht bloß nach seinen äußeren Machtmitteln gemessen werden. Die Kräfte, die es innerlich gestaltet haben und sein Daseyn forterhalten, die Einrichtungen, welche seinem Mechanismus den Anschein der Natürlichkeit geben, die Eigenthümlichkeiten, an welche seine Staatsgewalt appellirt, um den Fanatismus der Völker zu wecken, die Quellen seines inneren Lebens, aus denen seine äußere Machtentwickelung ihre Kraft saugt — dieß Alles ist unserer Betrachtung mindestens eben so wichtig, als die Länderbreiten, Festungen, Armeen, mit denen es die Wechselfälle des Krieges erwartet.

Unrecht hätte aber, wer europäische Maßstäbe an russische Zustände legen wollte. Rußland ist kein Staat der Vermittlung zwischen Europa und Asien, sondern ein Zwischenreich, „vom einen Ufer abgestoßen und noch nicht am andern gelandet", wie sein eigenes Sprichwort sagt. Darin liegt jedoch seine, für Europa tödtliche Gefahr. Es fordert und hatte fast schon europäische Alleingeltung erreicht, ohne seine asiatischen Grundbedingungen abgestreift und hinter sich geworfen zu haben. Je anmaßlicher es aber ausgriff nach Westen und Süden, desto fester zog es den sibirischen Mantel Dessen um sich, was es nationale Eigenthümlichkeit nennt und was trotzdem nichts ist, als die Hinopferung jeder kulturlichen Berechtigung und nationalen Selbstbestimmung an die fanatisch emporgepflegte Allmacht einer Alleinherrschaft des Czaren über jede Lebensäußerung seiner Unterthanen, über jede denkbare Kraft im Staate, so auch über die Kirche.

Mannichfaltigkeiten.

(Cannstatt, 21. März.) Letzten Donnerstag kamen vom Backnanger Oberamt 43 Kinder von 15—18 Jahren unter Begleitung des Armenpflegers von B. Abends 4 Uhr hier an. Die Kinder wurden mit je zwei Portionen Reissuppe gesättigt und den andern Morgen auf der Eisenbahn nach Ravensburg gebracht, um dort an die Bauern verdingt zu werden. Die Kinder weinten zum Theil, und auf die Frage: warum? war die Antwort: ihre Eltern dauern sie so sehr, weil sie oft schier Hungers sterben; namentlich ein Mädchen, das sehr übel aussah, versicherte, sie haben nichts als Roßfleisch und oft zwei Tage gar nichts.

(St. Beob.)

Professor Hopfgarten ist mit der Ausstellung einer kolossalen Reiterstatue des Kaisers Adolph von Nassau für Wiesbaden beauftragt worden.

Friedrich Gerstäcker hat einen neuen Roman beendigt, der in der neueren Zeit und zwar auf einer Insel der Südsee spielt.

Am 21. März war der Jahrestag der am 21. März 1768 erfolgten ersten Aufführung der „Minna von Barnhelm“ auf dem Döbbelin'schen Theater in Berlin. Dieses Meisterstück deutscher Dramendichtung, das gleich bei seinem ersten Erscheinen solchen Beifall fand, daß es in 22 Tagen 19mal gegeben wurde, steht jetzt 86 Jahre in unverwüstlichem Glanze auf den Repertoires der deutschen Bühne.

Bücherschau.

Deutschlands Balladen- und Romanzen-Dichter von G. A. Bürger bis auf die neueste Zeit, von Ignaz Hub. Karlsruhe, Verlag von W. Creuzbauer.

Von dieser trefflichen Sammlung, welche eine Auswahl des Schönsten und charakteristisch Werthvollsten aus dem Schatze der lyrischen Epik der Deutschen nebst Biographien und Charakteristiken der Dichter enthält, ist die dritte, gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage erschienen. Diese Sammlung gehört nicht zu der Masse der oberflächlichen, eilfertig und ohne Plan aufgerafften neuern Compilationen, die nur auf Spekulation des Handwerks beruhen, sondern ist eine gediegene, gründliche und höchst werthvolle Arbeit. Das Werk besteht aus einem starken Bande von 940 zweispaltigen Seiten in gr. Lexikonformat, in zwei Abtheilungen, die erste von Bürger bis auf Uhland, und die zweite von diesem bis auf die neueste Zeit. Alle Dichter, die in Deutschland zu Ruf und Geltung gelangt und auf dem Gebiete der Romanze und Ballade Bedeutendes geleistet haben, sind hier durch eine Auswahl ihrer besten und anerkanntesten Dichtungen vertreten. So liegt ein Ganzes vor, das hinsichtlich der Reichhaltigkeit, wie der Auswahl nichts zu wünschen übrig läßt und von keiner ähnlichen Sammlung übertroffen wird. Die Dichter sind chronologisch geordnet und jedem derselben ist eine Biographie und Kritik gewidmet, die der Verf. nicht nur nach den besten Quellen, sondern auch mit eigenem Urtheil und geläutertem Geschmack bearbeitet hat. Dieses Sammelwerk hat bereits von Seiten der Kritik eine so vielseitige Anerkennung und von Seiten des gebildeten Publikums eine so beifällige Aufnahme gefunden, daß wir unsere Empfehlung desselben auf die kurze Anzeige der neu erschienenen dritten Auflage und auf die schöne Ausstattung und den sehr korrekten Druck derselben beschränken können.

Land und Leute, von W. H. Riehl. J. G. Cotta'scher Verlag.

Der Verfasser sagt in dem Vorwort: „Da heutigen Tages die Staatsmänner nicht mehr auf die Wanderschaft gehen, so sollten es wenigstens die politischen Schriftsteller für sie thun.“ Diese Erwägung trieb den Verfasser seit Jahren hinaus, um das Leben, Denken und Fühlen des Volkes zu beobachten und aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Seine Schriften und verschiedenen Abhandlungen beweisen, daß ihm dieses gelungen und daß er mit seinen Anschauungen auf festem Grund und Boden steht. In seinem bekannten Buche über die „bürgerliche Gesellschaft“ hat der Vef. das deutsche Volksleben nach seinen allgemeinsten Gliederungen zu zeichnen versucht und ist dabei stets auf die ständige Gliederung desselben zurückgekommen. Er hat in jenem Buche das Volk in seinen allgemeinsten Beziehungen zu sich selbst, in seiner von den örtlichen Besonderungen losgelösten Gliederung, in seinen Ständen geschildert. In dem vorliegenden „sollen diese Gruppen nach den örtlichen Bedingungen des Landes, in welchem das Volksleben wurzelt, dargestellt werden; denn erst aus den individuellen Beziehungen von Land und Leuten entwickelt sich die kulturgeschichtliche Abstraction der bürgerlichen Gesellschaft.“ So steht das vorliegende Buch jenem über die bürgerliche Gesellschaft zur Seite als der Entwurf zu einer socialen Volksbeschreibung von Deutschland, einer Schilderung der gesellschaftlichen Verhältnisse dieses Landes. Wir müssen uns auf diese kurze Anzeige dessen, was das vorliegende Buch ist und seyn will, beschränken, da es hier zu weit führen würde, wenn wir die Prinzipien und Folgerungen des Verfassers erörtern und beleuchten wollten. M.

Korrespondenz.

Mannheim, 23. März.

Die Schwurgerichtssitzung für das erste Quartal 1854 dauerte vom 9. bis 23. incl. d. M. Abgeurtheilt wurde über 13 Fälle. Ueber Christoph Hildenbrand von Weinheim, Johann Kaiser von Großsachsen, Jakob Hördt von Weinheim wegen gefährlichen Diebstahls, Margarethe Hildenbrand von da wegen Begünstigung. Verurtheilt zu 3 und 2 Jahr Zuchthaus, 1 Jahr Arbeitshaus, 4 Wochen Gefängniß; Joseph Heckmann von Wiesloch wegen Tödtung 3 Monat Kreisgefängniß, Gottfried Borst von Dittigheim wegen Nothzucht 1 Jahr Zuchthaus, Lorenz Maier von Schwetzingen wegen Tödtung 4 Jahr Zuchthaus, Jakob Stephan von Eppelheim wegen gefährlichen Diebstahls 3 Jahr Zuchthaus, Egidius Weiß von Neulußheim wegen Eidesbruch 2 Jahr Zuchthaus, Franz Traeger von Hardheim wegen Münzfälschung 1 Jahr Zuchthaus, Georg und Michael Pfalzgraf von Weinheim wegen gefährlichen Diebstahls 1³/₄, 1¹/₂ Jahr Arbeitshaus, David Christmann von Ladenburg wegen gefährlichen Diebstahls 2 Jahr 6 Monat Zuchthaus, Joseph Hamdsch von Ketsch wegen Nothzucht 3 J. Zuchthaus, Isaak Bär Westheimer von Bilsigheim wegen Brandstiftung 4 Jahr Zuchthaus, Bernhard Blatz von Külsheim wegen Tödtung 4 Monat Kreisgefängniß, Friedrich Obermdt von Köln wegen Mordversuch 10 Jahr Zuchthaus. Außer der bereits mitgetheilten Verhandlung über diesen, war auch die über Westheimer von besonderem Interesse wegen ihrer specifischen Zuchthäusler-Staffage. Unter einigen unbescholtenen Zeugen erschienen nämlich auch vor Gericht die Coryphäen der bekannten Mosbacher Diebsbande und zwar zunächst als Hauptzeugen. Trotzdem aber gelang es dem Staatsanwalt, die Anklage, daß Westheimer den ausgewanderten Dieb Ludwig Schäfer von Billigheim vorsätzlich zu dem Entschlusse bestimmt habe, in der Nacht vom 5. auf den 6. Juli 1848 sein (Westheimer) Hüttenwerk in Brand zu stecken, der Art zu begründen, daß die angegebene Verurtheilung erfolgen konnte. Die Begründung der Anklage, so wie die Vertheidigung, nahmen mehrere Stunden in Anspruch.

Konzert des Philharmonischen Vereins.

(Freitag, 31. März 1854.)

Letztes Konzert im Abonnement 1853/1854.

Erste Abtheilung.

1) Symphonie in C moll, von W. A. Mozart. 2) Quartett in B dur, für Sopran, Alt, Tenor und Baß aus dem Oratorium „Elias“, von F. Mendelssohn-Bartholdy. 3) Duo für Pianoforte und Horn von L. van Beethoven, vorgetragen von den Herren Heinrich Henkel und Ernst Schlott.

Zweite Abtheilung.

4) Ouverture „Nachklänge von Ossian“, von Niels W. Gade. 5) Chöre und Soli mit Orchesterbegleitung, aus „Elias“, von F. Mendelssohn-Bartholdy. a) Recitativ und Arie für Tenor, „So ihr mich von ganzem Herzen suchet“. b) Chor, „Aber der Herr sieht es nicht“. c) Recitativ für Tenor und Arie für Bariton, „Es ist genug“. d) Terzett für zwei Soprani und Alt, „Hebe deine Augen auf“. e) Chor, „Siehe, der Hüter Israels schläft noch, schlummert nicht“.

Anfang um 7 Uhr. Im Saale des Weidenbusches. Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. bei Herren C. A. André (Haus Mozart).

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 30. März. Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg, große romant. Oper in 3 Akten, von R. Wagner.

Freitag, 31. März. Der Apotheker und der Doktor, kom. Oper in 2 Akten, Musik von Dittersdorf.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 78. Freitag, den 31. März 1854.

Onkel Peter.

(Aus dem Englischen nach Fraser's Magazin von W. F.)

(Fortsetzung.)

Der erste Akt ist vorüber", pflegte Onkel Peter zu sich zu sagen, als er diese Neuigkeiten vernommen. Er hatte von Anfang an vorhergesehen, daß Karl Merton gerade dieselbe Bahn durchlaufen würde, wie sein Vater, und er hatte sich entschlossen, daß er ihm, wenn derselbe jemals, nachdem alle seine Hoffnungen vernichtet und sein Vermögen verloren gegangen, wie es bei seinem Vater geschehen, seine Hülfe und seine Gesellschaft suchen sollte, dann Hursleigh als Wohnung anbieten wollte. Seine eigene Kenntniß der Gesellschaft war sehr beschränkt, und sein Vorurtheil gegen einen Stand hatte ihn so verblendet, daß es ihn förmlich überraschte zu hören, Lady Helena habe seinen Neffen, nachdem sie sein Vermögen vergeudet, nicht verlassen.

Aber Jahre waren seit dem ersten Akte des Dramas, das in der Vorstellung Onkel Peters spielte, vergangen, und noch war keine Aussicht da, daß auch der zweite Akt zu Ende gehen würde. Er wußte, daß die jungen Mertons zu Brüssel lebten, daß sie ein Kind hatten, daß es ihnen nicht besonders gut gehe, und das war Alles. Längst hatte es ihn unangenehm berührt, daß sein Neffe sich nicht an ihn um Hülfe gewendet; er hatte zwar nicht die Absicht, ihm zu helfen, aber es wäre ihm lieb gewesen, wenn er ihn angesprochen. Und jetzt fühlte er eine Art Neugierde und eine größere Sehnsucht, als er sich selbst zugestehen wollte, von dem Zufalle, der ihn nach Belgien führte, Vortheil zu ziehen, um die Wohnung seines Neffen, ohne sich selbst bei ihm einzuführen, kennen zu lernen und seine Verhältnisse aus eigener Anschauung zu beurtheilen.

Zu Hursleigh rief Mertons Brief große Bestürzung hervor. Mistreß Howard las ihn wiederholt durch, aber sie konnte keine Beruhigung aus ihm schöpfen. Der Brief war freilich sehr freundlich und artig geschrieben, aber er enthielt weder eine Aufforderung an sie, ganz nach Belieben so lange zu Hursleigh zu bleiben, wie sie wolle, und darauf hatte sie gerechnet, noch gab er ihr irgend einen Aufschluß über Herrn Mertons Absicht oder bot ihr einen Vorwand, sich ihm als Reisegesellschafterin anzubieten.

Da Mistreß Howard in der That keine weiteren Einladungen von andern Seiten her erhalten, sie vielmehr allen ihren Freunden in der Stadt, wo sie wohnte, geschrieben hatte, daß sie wahrscheinlich auf sehr lange Zeit des Genusses der „süßen Heimath" werde entsagen müssen, da sie durch „theuere und höhere Pflichten gefesselt" sey, so hielt sie es, um den Schein zu retten, für das Beste, sich mit ihren Töchtern auf einige Monate nach einem Seeplatze zu begeben, und dann erst nach Laurel Lodge zurückzukehren. Sie schrieb ihren Freunden, ihre eigene Gesundheit, welche durch die Ausübung so schwerer Pflichten wankend geworden, fordere gebieterisch, daß sie sich eine Veränderung verschaffe, und sie empfing hierauf Antworten voller Theilnahme und Beileid und verließ, auf solche Weise getröstet, Hursleigh.

An einem Sommerabend, als es schon dunkel geworden und in den Läden bereits Licht angezündet war, sah man einen älteren Gentleman scheinbar ganz zwecklos durch die Straßen von Brüssel schlendern, und besonders an einer Reihe großer weißer Häuser auf- und abgehen. Aengstlich schaute er nach den obern Fenstern in einem derselben, da aber im ganzen Hause kein Licht, noch irgend ein Bewohner zu bemerken war, so trat er in den Laden, der sich in dem unteren Theile des Hauses befand.

Als der alte Herr dieß gethan, befand er sich plötzlich einer schlanken, sehr sauber gekleideten Frau gegenüber, die ihn ansah, ohne sich von ihrem Platze zu erheben. Der Gentleman sprach kein Wort, und da sich die Frau dachte, daß er nicht im Stande sey, sein Verlangen in französischer Sprache auszudrücken, so lächelte sie freundlich und fragte ihn in etwas holprigem Englisch, ob er „Handschuhe" haben wolle, ein Artikel, der von ihren männlichen Kunden in der Regel bei ihr gekauft wurde.

Peter Merton, denn dieß war der alte Herr, sammelte sich, erinnerte sich auch, daß er Französisch verstehe, und erklärte dann, daß er Handschuhe wünsche und dabei fragte er wie zufällig, ob nicht eine englische Familie im Hause wohne.

Das Gesicht der freundlichen Frau klärte sich bei dieser Frage ganz auf; sie bejahte sie, bedauerte aber unendlich, daß der englische Gentleman mit seiner Dame seit einigen Tagen Brüssel verlassen und sich, weil sein allerliebstes Töchterchen sich nicht wohl befinde, aufs Land begeben habe. Sie bat Peter Merton um seine Karte, die er natürlich verweigerte, und ergoß sich dann redselig über die Schönheit Myladys und Monsieurs und rühmte alle die ausgezeichneten Eigenschaften, die sie an beiden entdeckt, seit sie in ihrem Hause gewohnt. Alle Tugenden unter der Sonne finde man bei diesem liebenswürdigen Paare, besonders aber bei der Dame; nur seyen sie arm, sehr arm!"

„Und wie erträgt denn Mylady ihre Armuth?" fragte Onkel Peter.

Die Ladenbesitzerin schien von der Frage auf einen Augenblick überrascht zu seyn, versicherte aber dann, daß nicht Mylady, sondern Monsieur es sey, der darunter viel leide, daß Madame ein Muster der Selbstverläugnung sey und sich die härtesten Entbehrungen mit Freuden auferlege, damit sich Monsieur einige Zerstreuungen verschaffen könne. Madame sey so gut und gottesfürchtig, daß sie niemals geglaubt, eine Protestantin könne so religiös seyn.

Herr Merton hörte dieß Alles mit höchster Ueberraschung an;

er traute seinen Ohren kaum, ergriff seinen Hut, sagte der artigen Frau Lebewohl, sprang förmlich auf die Straße, eilte nach seinem Gasthofe, legte sich zu Bett und wiederholte sich Alles, was er gehört hatte, die ganze Nacht hindurch, und war in früher Morgenstunde schon auf der Station, um mit dem ersten Zuge nach Spaa abzureisen.

Der Tag war regnerisch und die Gegend, durch welche er dahinflog, höchst uninteressant. Er fühlte sich sehr niedergedrückt und fragte sich immer wieder und wieder, warum er eigentlich Hursleigh verlassen und warum er nicht, wenn er einmal der Mistreß Howard habe aus dem Wege gehen wollen, in England geblieben?

Als der Zug Halt machte, hatte der Regen aufgehört, doch war es noch dunstig und unangenehm, so daß er sich verstimmt in eine Ecke der unbequemen Diligence drückte, die ihn abseits nach seinem Bestimmungsorte schaffen sollte.

(Fortsetzung folgt.)



Mehr Herz.

(Von Aloys Henninger.)

Was fehlt der Welt, was fehlt dem Leben,
Weil Alles klagt und seufzt und zagt?
O, Freund, ich will Dir Antwort geben,
Und Gott im Himmel sey's geklagt! —
In jeden Stein, in jedes Erz
Grüb' ich es gern: Mehr Herz, mehr Herz!

Hier wankt ein alter Vater traurig,
Weil seiner Lieb' der Sohn vergißt,
Dem Grabe zu. Da grinzt mich schaurig
Die Frage an: Was er vermißt? —
In jeden Stein, in jedes Erz
Grüb' ich es gern: Mehr Herz, mehr Herz!

Dort jagt ein herzlos karger Reicher
Ein hungernd Bettelkind davon.
Sein bleiches Antlitz wird noch bleicher;
Was fleht es nun zum Sternenthron? —
In jeden Stein, in jedes Erz
Grüb' ich es gern: Mehr Herz, mehr Herz!

Hier flucht ein Jüngling jener Stunde,
Da er gethan der Liebe Schwüre.
Ihn hat die Maid mit falschem Munde
Betrogen; was gebrach ihr nur? —
In jeden Stein, in jedes Erz
Grüb' ich es gern: Mehr Herz, mehr Herz!

Dort bricht ein Mädchenherz vor Kummer,
Das kaum noch Deine Liebe war.
Was stört nun, Jüngling, Dir den Schlummer,
Mahnt vorwurfsvoll Dich immerdar? —
In jeden Stein, in jedes Erz
Grüb' ich es gern: Mehr Herz, mehr Herz!

Hier netzt ein Mutteraug' mit Zähren
Den armen Säugling an der Brust.
Liebloser Mann! Was du gewähren
Ihr sollst, da fern du schwelgst in Lust? —
In jeden Stein, in jedes Erz
Grüb' ich es gern: Mehr Herz, mehr Herz!

Dort seh' ich siechen einen Gatten,
Dem treulos brach das Weib den Eid.
Ich frage ihn. Was seufzt der Schatten?
Was fehlt für ihn, verzehrt von Leid? —
In jeden Stein, in jedes Erz
Grüb' ich es gern: Mehr Herz, mehr Herz!

Hier schleicht, zerlumpet und zerrissen,
Einher durch blühendes Gefild
Ein hagrer Mann. Was kann er missen?
Was hülfe diesem Jammerbild? —
In jeden Stein, in jedes Erz
Grüb' ich es gern: Mehr Herz, mehr Herz!

Dort! — Doch wohin ich immer gehe,
Die Antwort lautet anders nicht!
Und wenn ich Dessen Bild dann sehe,
Der sterbend that den Ruf: Mehr Licht!
So wünscht' ich lieber, daß dieß Erz
Möcht' dröhnen laut: Mehr Herz, mehr Herz!

Der kranke Mann und der Arzt.

(Eine nothwendige Erläuterung zu den in London und Paris jüngsthin veröffentlichten Aktenstücken.)

Die Unterredungen des russischen Kaisers mit dem englischen Gesandten fanden am 8. und 14. Januar, 20. und 21. Februar statt. Die Standpunkte Beider lassen sich für den ersten als die des Erben, für den letztern als die des Arztes bezeichnen, wenn wir das Gleichniß des Kaisers von Rußland, welcher die Türkei einen schwerkranken Mann nennt, adoptiren. Der Arzt hält seine Ansicht fest, daß der Kranke noch einige Hoffnung auf Genesung biete; der Haupterbe setzt den Tod schon voraus und denkt nur an die Erbschaft. Anfangs hat der Erbe noch so viel Rücksicht, den Tod als ein beklagenswerthes Ereigniß zu bezeichnen (Unterredung vom 8. und 14. Jan.), später aber erklärt er, die Wiederherstellung nicht dulden zu wollen (Unterredung vom 21. Febr.). Diese Aeußerungen haben den englischen Gesandten zu der wohlberechtigten Bemerkung veranlaßt, daß von einem so ungeduldigen Erben wohl zu erwarten sey, er werde etwas thun zur Abkürzung des Lebens des Erblassers. Doch wir wollen unser Gleichniß nicht zu Tode hetzen; außer Rußland und England kommt noch die Stellung von Oesterreich und Frankreich in Betracht. Zwar wird England gegenüber von dem russischen Kaiser das Hauptgewicht, wie schon im russischen Memorandum von 1844 geschah, auf die Zustimmung von England gelegt, aber die Veröffentlichung der nach einer Mittheilung des „Moniteur" auch der französischen Regierung gemachten russischen Anträge kann uns erst lehren, ob dieselbe Taktik nicht auch Frankreich gegenüber beobachtet wurde. Gegen Frankreich spricht in den vorliegenden Aktenstücken der Kaiser Nikolaus einen tiefen Argwohn aus, welcher wohl daher datirt, daß Frankreich 1850 in Sachen der heiligen Stätten gegen Rußland auftrat. Er findet in allerlei Vorgängen in Konstantinopel und Montenegro Spuren der Absicht Frankreichs, zu seinem eignen Vortheil die übrigen Mächte unter sich zu verfeinden. Oesterreich dagegen identificirt der Czaar so zuversichtlich und wiederholt mit den Zielpunkten seiner eigenen Politik, daß in Lord Hamilton der (ungegründete) Verdacht auftaucht, die beiden östlichen Kaiser hätten während der Zusammenkunft in Olmütz sich schon über alle Wechselfälle verständigt. Von dem legitimen Sultan spricht der Hort der Legitimität nicht in den achtungswerthesten Ausdrücken; er

nennt ihn einmal: ce monsieur. Gehen wir nun zu den Einzelnheiten der von Rußland vorgeschlagenen Verständigung über, so müssen wir dieselben in negative und positive theilen. Zu den negativen gehört vor Allem Konstantinopel. Die unvergleichliche geographische Lage dieser Stadt, welche schon 1808 die Theilung Europas zwischen Frankreich und Rußland verhinderte, macht sich auch jetzt geltend, und es könnte, wie einst das byzantinische Kaiserthum — wenn auch aus anderen Gründen — das türkische Reich in Europa noch lange in dem Besitz dieser einzigen Stadt fortbestehen, wenn auch das Landgebiet verloren ist. Der Czaar erklärt: er wisse wohl, wie keine Macht dulden werde, daß Rußland dauernden Besitz von Konstantinopel nehme, aber er werde auch nicht zugeben, daß eine andere Macht sich dessen bemächtige. Der Gang der Ereignisse könnte daher eine vorübergehende Besitznahme Konstantinopels durch die Russen vielleicht herbeiführen. Was der Czaar ferner nicht zugeben könne, sey eine Wiederherstellung des byzantinischen Reiches; ferner eine Vergrößerung Griechenlands, die es zu einem mächtigen Staate machen könne, und endlich das Zerfallen der Türkei in mehrere kleinere Republiken, welche der Tummelplatz der Kossuth und Mazzini werden könnten. Die letztere Aeußerung ist sehr natürlich im Munde des Czaaren; desto auffallender sind jedoch die ersten beiden, da man das byzantinische Reich sich immer als russische Secundogenitur gedacht und da man immer der englischen und nicht der russischen Politik das Bestreben zugeschrieben, Griechenland niederzuhalten. Bei dieser Lage der Dinge und bei der offenbaren Mißbilligung aller Großmächte hat freilich der griechische Aufstand nur sehr geringe Aussicht auf Erfolg. — Höchst wichtig sind noch die Aeußerungen des Czaaren, welche zum erstenmal Aufschluß über die nächsten positiven Ziele seiner Politik geben; er will die Umgestaltung Serbiens und Bulgariens in Fürstenthümer, welche in demselben Abhängigkeitsverhältniß zu Rußland stehen würden, wie die Moldau und Walachei; dafür will er an England Candia und Egypten überlassen. Aus verschiedenen anderen Aeußerungen des Czaaren glaubt man mit Gewißheit folgern zu dürfen, daß seine orientalische Politik den Beifall des Kanzlers Nesselrode durchaus nicht hat.

Rußlands Staatsorganisation.

2) Die Czaarenmacht vor Peter dem Großen.

Ist eine vollkommen regellose, alle öffentlichen und Privatrechte in sich vereinende Alleinmacht des Staatsoberhauptes im russischen Nationalcharakter begründet? Nicht lange Ausführungen, die Thatsachen der Geschichte haben darauf zu antworten. Ohne selbst weiter zurückzugehen, als bis zur Erhebung des Bojarengeschlechtes Romanow auf den Czaarenthron, antwortet die Geschichte mit entschiedenem Nein! Vorher aber war die Czaarenunbeschränktheit fast mehr noch nomineller Natur, obgleich der Czaar über seine persönlichen Umgebungen allerdings oftmals ein Despotenthum übte, dessen Gleichen sonst eben nur in den Blutgeschichten rein asiatischer Dynastien zu finden ist. Michaël Romanow ward nur als gleichgestellter Edelmann von gleichgestellten Edelleuten zum Landesfürsten erwählt, um den Parteiwirrungen ein Ende zu machen, die Moskawine an den Rand des Zerfalls gebracht hatten. Staatsgrundgesetzliche Bedingung der Wahl Romanows war, daß keiner seiner Ukase Gesetzeskraft haben sollte ohne den Beirath und die ausdrückliche Bestätigung der Bojaren. Also eine reichsständische Verfassung.

Die Selbstzerrüttung des Staates schritt trotzdem fort. Michaëls Nachfolger, Alexei I., ein Mann von den größten Regenteneigenschaften, mußte seinen Regierungsantritt mit der blutigen Zermalmung einer Adelsrevolution beginnen. Um nun einen festen Staatsbestand herzustellen, erkannte er die Revision der widerspruchsvollen, unorganischen Gesetzgebung als einziges Mittel. Er forderte und erhielt durch Beschluß der Bojaren eine unumschränkte Dictatur bis zur Vollendung jener Revision. Er suspendirte alle Rechte der Corporationen (neben den Bojaren besaßen auch mehrere Städte, wie Nowgorod, Moskau, Kasan, abgesehen von einer sehr freien Munizipalverfassung, ausgedehnte politische Vorrechte), ließ dagegen die Ukasengeltung formell an die Bewilligung der Bojaren gebunden und überließ das Volk der Bojarenherrschaft um so unbedingter, je entschiedener er materiell deren Einrede in die Staatsverwaltung zurückwieß. Doch stand der Patriarch noch vollkommen unabhängig neben dem Czaren als Kirchenfürst; es bestand eine vollständige Trennung des Staates von der Kirche. Die Fortdauer einer solchen Regierungspraxis konnte natürlich nur an die ausgezeichnete Persönlichkeit des Herrschers geknüpft seyn, wenn sie nicht zu den äußersten Mißbräuchen führen sollte. Alexei's schwache Nachfolger vermochten darum in keiner Weise dieselbe unversehrt zu erhalten; so wurde unter Feodor III., Peter Alexeiwitsch und Sophia die Czarenwürde wieder nur ein machtloses Schattenbild, dessen sich die Bojaren in Verbindung mit einer Janitscharen- oder Prätorianerkaste (Strelitzen, meistens jüngere Bojarensöhne) bedienten, um mit Parteigetrieben, Intriguen, unnatürlichen Coalitionen und perfiden Concessionen an den Klerus im Namen des unumschränkten Czaren den Staat zu beherrschen, d. h. auszusaugen und zu zerrütten. Denn von einem Regieren war keine Rede. Die Berufung auf einen gesetzlichen Zustand existirte ja nicht mehr, weil eben die Gesetzgebungsrevision seit Alexei Michailowitsch noch nicht beendet war; die Ukase wurden Ausflüsse augenblicklicher Parteieinflüsse oder Opportunitäten, daher wieder voller Widersprüche unter sich wie gegen die alten Gesetzbücher; vom Volke endlich hatte die Staatsverwaltung gänzlich absehen müssen, um sich der Bojaren zu erwehren. Jeder von diesen regierte, abgesehen von seiner Einmischung in das Czarenregiment, nach unten in seinem Kreise als unumschränkter Despot. Niedergedrückt, zusammengekrümmt, in Rohheit versunken, lethargisch aus Naturell lag das Volk, dessen sociale Institutionen sich trotzdem ziemlich ungekränkt forterhielten (socialistische Gemeindeverbände ohne persönliches Immobiliar-Erbeigenthum); die Kirche, unabhängig vom Staate, sammelte Schätze und beherrschte das Volk mit Ceremonien, ohne dessen Seelsorge in Angriff zu nehmen. Jeder suchte Beute vom zerfallenden Staatsorganismus, wie aus einem unrettbar sinkenden Schiffe zu bergen. Die Staatsauflösung war jetzt weiter gediehen, als selbst vor dem ersten Romanow.

Mannichfaltigkeiten.

Ein Hr. Dr. v. Menow empfiehlt in einem Inserat der „N. M. Ztg." den Herren Offizieren Dr. Boltz's russische Grammatik als die beste der gegenwärtig existirenden und meint, es dürfte jedem Gebildeten gelingen, bei Fleiß und Aufmerksamkeit in wenigen Monaten so viel zu erlernen, „um sich bei demnächstigem Umgange mit Russen leicht verständlich machen zu können." Der Mann scheint seiner Sache gewiß zu seyn und als sich von selbst verstehend vorauszusetzen, daß wir, wie wir vor 50 Jahren französisch parlirten, jetzt russisch radbrechen müssen.

(Rödelheim, im März.) Dem Hrn. Dekan Thudichum dahier, welcher das seit 28 Jahren von ihm bekleidete Amt eines

Bezirks-Schulinspektors niedergelegt hatte, wurde am 18. d. M. im Namen sämmtlicher evangelischen und katholischen Lehrer des Kreises Vilbel als Ausdruck der dankbaren Anerkennung und liebevollen Anhänglichkeit ein silberner Pokal nebst einer sehr freundlichen Zuschrift überreicht.

Literatur der Geschichte und ihrer Hülfswissenschaften.

„Die Wissenschaft des Staats oder die Lehre von dem Lebensorganismus" von Planta. 2. Bde. (Chur, Grubenmann). Der erste Theil dieses ausgezeichneten Werkes: „Der Mensch und der Kosmos", erscheint hier in zweiter verbesserter Ausgabe. Wir glauben mit dem Verfasser: „daß ein genaues Verständniß des Staatslebens dasjenige des Menschen- und Naturlebens nothwendig voraussetzt", und halten sein Werk für ein bedeutendes Hülfsmittel zu diesem Verständnisse. Er hat in der Vorrede eine kleine Verwahrung gegenüber dem rechtgläubigen Philisterium der Schweiz nöthig gefunden, wie ein Prichard gegenüber jenem Englands in seiner Naturgeschichte des Menschen. Im Buche selbst geht Planta unbefangen an der Hand der Naturforschung und reicher Lebenserfahrung seinen sicheren Weg von besonnen aufgestellten Vordersätzen zu den gewichtigsten Folgerungen: von der natürlichen Gliederung (dem Organismus) des Einzelwesens zu dem gleichen des Gesammtwesens, der Gesellschaft, des Staates. Leider fehlt uns der Raum zu ausführlichem Nachweis: wie gesund und naturgemäß seine Ansichten sowohl dem überspannten Idealismus, als der gesetzlosen Willkür die Stirne bieten. Nur beispielsweise verweisen wir den Leser auf seine Erörterungen über die menschliche Freiheit (1, 108), das Christenthum (1, 233), die politische Bedeutung der Confessionen im Staate (namentlich 2, 194), und am Schlusse über die Revolutionen. — „Reden von Macaulay", übersetzt von Steger. 2 Bde. (Braunschweig, Westermann). Man unterscheide die hier übersetzte Original-Ausgabe des Verf. genau von einer verfälschten Buchhändlerspekulation, welche den Verf. zu jener veranlaßte. Seine eigene vollberechtigte Hand ergänzt hier auch die Lücken der stenographischen Aufzeichnung, an welchen sein schneller Vortrag im Parlamente Mitschuld trägt. Der Uebersetzer fügt seiner wohlgelungenen Arbeit eine treffliche Personalschilderung Macaulay's a. d. E. von Francis zu, sowie kurze, aber zumal dem deutschen Leser unentbehrliche Einleitungen zu den einzelnen Reden. Der Verfasser selbst bedarf als Geschichtsforscher, Staatsmann und Redner unserer Empfehlung nicht. Aus den zahlreichen Sprüchen allgemeiner Bedeutung, die sich in diesen prächtigen Reden finden, wollen wir nur ein zeitgemäßes Beispiel herausgreifen: „Die Hälfte der Logik schlechter Regierungen liegt in dem einen sophistischen Dilemma: Wenn das Volk unruhig ist, so ist es für die Freiheit nicht reif; wenn es ruhig ist, so verlangt es nicht nach Freiheit." — „Dosee's Weltgeschichte für das weibliche Geschlecht. Th. 1 Alte Geschichte. 4. Aufl., neu bearbeitet von Weber. (Leipz., Brandstetter). Der edlen Cornelia schönes Bildniß vor dem Titel ist ein Vorzeichen, daß wir hier in ein von klassischer Bildung beseeltes Werk eintreten. Es enthält nicht bloß die politische Geschichte der Griechen und Römer, sondern auch die ihres Schriftenthums und ihrer gesammten Bildung, dazu auch Auszüge aus ihren besten Schriftstellern. Die Geschichte der übrigen Völker ist nur kurz abgethan, die Urgeschichte nach der biblischen Legende als solcher gegeben. Die vorherrschende Darstellung der Lichtseiten des Lebens und der schönsten Blüthen menschlicher Entwickelung weckt eine wohlthuende, lebensmuthige Stimmung; die Zartheit der Einkleidung ist frei von Weichlichkeit. Bei diesen Vorzügen kommen einige ethnographische Ungenauigkeiten nicht in Betracht. Ueber Professor Weber's bedeutende Verbesserungen lese man dessen Vorbericht nach.

„Geschichte der Kalifen" von Washington Irving (Hist. Hansb. Bd. 83., Leipz., Lorck). Jetzt, wo Bildung, Klugheit und Gewalt christlicher Europäer allmälig den Mohammedanismus zu überwältigen scheinen, lesen wir mit zwiefacher Theilnahme diese Geschichte, die gar oft als ein romantisch grausenhaftes Märchen vorüberzieht. Wie verschieden ist die erste Ausbreitung des Islams von der des Christenthums! Später freilich gibt letztere oft der ersteren an Grausamkeit und Verrath nichts nach. Aber was die Gewalt gründete, wird auch wieder durch Gewalt gestürzt, wenn es nicht mittlerweile aus sich selbst herausgewachsen und zu etwas Besserem, Lebensfähigerem geworden ist. Allerdings hatte die Verweichlichung und Entsittlichung der griechischen Oströmer in Europa und in Asien den Sieg des Islams erleichtert und theilweise verdient. Aber wie viel Schönes, wie viel wirkliche Bildung dabei noch jammervoll zu Grunde ging, zeigt uns Irvings Gemälde, womit man noch Ritters Erdkunde über Mesopotamien und Syrien vergleichen möge. — „Geschichte der Restauration" von Lamartine. 8 Bde. (Kassel, Balde). Wir wollen die Kluft zwischen dem deutschen Geschichtsforscher Schlosser und dem französischen Geschichtserzähler Lamartine hier nicht beschreiben. L. wird bald durch seine Empfindungssüße, bald durch unklare Schwärmerei, manchmal auch durch Eitelkeit, um so mehr fortgerissen, da er Miterlebtes schildert. Aber eben diese Individualität, verbunden mit der lebhaftesten Auffassung der Einzelheiten, macht ihn zu einem meisterhaften Erzähler, dessen dichterischer Schwung den Leser fesselt. Dazu kommt denn hier der abenteuerliche Wechsel in der Wirklichkeit des beschriebenen Zeitraums. Das Werk beginnt mit Erinnerungen an die Begeisterung und die Gräuel der großen Staatsumwälzung, und geht dann von Napoleons Heimkehr im J. 1815 bis zu Karls X. Einschiffung in die Verbannung. Im 19. Jahrhundert schreitet das Leben in Siebenmeilenstiefeln fort, trotz aller Gängelbänder und Hemmschuhe. Diese freilich nicht immer bequeme Bewegung wird erst dann wieder ein ruhigeres Tempo annehmen, wenn durch ihre Federkraft die Menschheit den Alp ihrer ärgsten Vorurtheile und Mißbräuche abgeschüttelt hat. — „Geschichte der Gefangenschaft Napoleons auf St. Helena" nach Sir H. Lowe von Forsyth, a. d. Engl. von Seydt. 2 Bde. (Lpz., Volckmar). Der letzte Akt jenes Weltdramas enthält zwar viele kleinliche Einzelheiten, macht aber gerade durch den Gegensatz derselben gegen die tragische Größe seiner Vorgänger einen erschütternden Eindruck. Schon der König der Wüste, der Löwe, im engen Käfig erregt unsere Theilnahme, so sehr wir auch seine Freiheit zu fürchten hätten; wie viel mehr noch der im einsamsten Thale des einsamsten Eilandes eingeschlossene Kriegsfürst, dem zuvor ein Welttheil zu enge war! Lowe soll zwar in diesem merkwürdigen Buche gerechtfertigt werden; aber nur ein Theil seiner Schuld fällt auf die englische Regierung, ein anderer auf Napoleon und noch mehr auf dessen Umgebung zurück. Aus mehr als kleinlichen Gründen wurde dem Gefangenen mancher Trost vorenthalten, wie z. B. Bücher und seines Sohnes Bildniß (1, 99. 2, 381); und das eingeständliche Bestreben, ihm seine Exilsgenossen zu entziehen, war noch grausamer. Interessant und neu sind einige Notizen über die Commissäre der Großmächte auf der Insel und noch pikanter Napoleons Aeußerungen über den „einfältigen Unsinn, den die alten Monarchen und ihre Höfe von Legitimität, Thron und Altar schwatzten".

(Schluß folgt.)

Kunstnotiz.

(Mannheim, 28. März.) Zwei neue Erscheinungen in der Kunstwelt beschäftigten in den letzten Tagen die Aufmerksamkeit. Im letzten Akademie-Konzerte, welches in den Räumen des einstweiligen Theaters veranstaltet war, hörten wir zum ersten Male Wagners Ouvertüre zum Tannhäuser und gestern ging ein neues Lustspiel über die Bretter: „Das vorgebliche Gasthaus, oder: Irrthum führt zum Ziele", nach der Idee des Goldsmith'schen „She stoops to conquer". Als dessen Verfasser wurde ein Mitglied der hiesigen Hofbühne (Hr. Lichterheld?) bezeichnet, obwohl der Zettel nichts davon besagte. Während das erstere Tonwerk das so lange darauf gespannte Publikum mächtig anregte und lauten Beifall erregte, fehlte letzterer auch dem dramatischen Erzeugnisse so wenig, daß der vermuthete Verfasser am Schlusse des in vielen Szenen durch glückliche Anwendung eines Potpourri von Zitaten klassisch geläufiger Stellen sehr ergötzlichen Stückes gerufen wurde: ein Verlangen, dem er natürlich nicht entsprechen konnte. (Bad. Ldsz.)

Theater-Anzeige.

Freitag, 31. März. Der Apotheker und der Doktor, kom. Oper in 2 Akten, Musik von Dittersdorf.

Samstag, 1. April. (Neu einstudiert): Der Mann mit der eisernen Maske, Drama in 5 Akten. Marie: Fräul. Brandt.

Sonntag, 2. April. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Akten, Musik von Mozart. Erstes Mes Abonnement suspendu.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 79. Samstag, den 1. April [illegible]

Onkel Peter.

(Aus dem Englischen nach Fraser's Magazin von W. F.)

(Fortsetzung.)

Bald änderte sich jedoch die Scene; waldbewachsene Hügel, Bergströme, Schlösser, freundliche Landhäuser wechselten in der Gegend, die er jetzt durchfuhr, mit einander ab, doch ihn selbst weckten die lieblichen Erscheinungen der Natur und Kunst aus seinem Trübsinne nicht auf. Endlich rollte der schwere Wagen über das Pflaster; er fuhr aus seinen melancholischen Gedanken auf, sah durch das trübe Kutschenfenster und fühlte sich wunderbar angeregt durch die reizenden Bilder, die ihn nun umgaben.

Ein fremder Badeplatz hat für einen alleinstehenden Engländer etwas Unerquickliches, besonders wenn er sich nicht zu den Zerstreuungen, die der Ort gerade bietet, hingezogen fühlt, wie dieß bei Onkel Peter der Fall war. Er spielte weder Billard, noch Rouge-et-noir, noch Cricket,*) wozu sich hier viel Gelegenheit bot; er traf Niemanden, den er kannte, und wurde daher auch nicht aufgefordert, an einem Picknick, einer Reit- oder andern Partie, wie sie von seinen in Spaa versammelten Landsleuten veranstaltet wurden, Theil zu nehmen. Und doch war er eigentlich nicht verstimmt, obgleich er alle gewöhnlichen öffentlichen Erholungsplätze vermied, er machte nämlich zu Roß oder zu Fuß Ausflüge in die reizende Umgegend, und belustigte sich Mittags an der öffentlichen Tafel über die verschiedenen Speisen, die geboten wurden. An englischen Zeitungen fehlt es ihm hier eben so wenig, wie zu Hursleigh, und sie halfen ihm einen großen Theil seiner Zeit hinbringen. Auf diese Weise hatte er sich in wenigen Tagen eine gewisse Fertigkeit, seine Zeit angenehm zu verleben, angeeignet, und er fühlte, daß ihm dieß weit mehr zusage, als in Hursleigh den Wirth der Mißreß Howard zu spielen.

An einem besonders schönen Morgen machte er einen weiteren Spaziergang, und zwar nach einer Richtung hin, die er zuvor noch nicht eingeschlagen hatte. Sie führte ihn durch einen wilden, verschlungenen Pfad, am Ufer eines Bergstromes entlang, der brausend und schäumend zu seinen Füßen dahinrollte. Die ganze Scenerie hatte etwas Künstliches; man sah, daß die Kunst die Natur unterstützt hatte; doch war es höchst angenehm und erquickend, sich bei der Hitze des Vormittags im Schatten hoher Buchen ergehen und sich an dem Rauschen des Bergstromes ergötzen zu können. Onkel Peter fühlte sich im höchsten Grade behaglich. Er hatte ein Buch bei sich und einen Regenschirm, den er, wenn er sich nicht zu Hause befand, eben so beständig mit sich führte, wie daheim das Gartenmesser. Er setzte sich auf ein abgebrochenes Felsstück, das sehr malerisch aussah, war aber so vorsichtig, vorher sein Taschentuch auszubreiten. Er schlug das Buch auf, aber er las nicht viel, sondern versank in Träumereien, denen er sich gerade in diesem Augenblicke mehr überließ, als es seit Jahren geschehen war. Die Eisrinde, die eine lange Einsamkeit und Vorurtheile aller Art um sein Herz gelegt hatten, begann unter dem Einflusse, den die Umgebung und die gegenwärtige Stunde auf ihn ausübten, zu schmelzen. Er warf einen Blick auf sein früheres Leben, auf seine Knaben- und Jünglingsjahre, die einzige Zeit, die ihm wie ein rosiger Traum entgegen lachte. Weder ein bitteres Gefühl noch brütende Schwermuth bemächtigten sich seines Herzens; Alles um ihn und in ihm war lichtheller Sonnenschein, und hätte in diesem Augenblicke sein Neffe, ja selbst seine Nichte vor ihm gestanden, er würde dem Ersteren vergeben und gegen die Letztere jedes Vorurtheil haben schwinden lassen. Doch die beiden Gestalten, die ihn endlich in seiner ihm so wohlthuenden Heiterkeit störten, waren weder sein Neffe, noch seine Nichte, sondern ein freundliches belgisches Kindermädchen in einem lederfarbenen Mieder und schwarzen Rocke und einer schneeweißen Kappe, die ihre frischen und gefälligen Gesichtszüge sowie ihr schönes braunes Haar noch mehr hervorhob; ihr zur Seite ging ein kleines Mädchen von besonderer Schönheit, das sich eben so durch sein geistreiches wie durch sein lebhaftes Benehmen auszeichnete. Ihr lautes Lachen und Schwatzen schallte den Fußpfad herauf, noch ehe man sie sehen konnte, und als sie jetzt um eine Ecke bogen, die eine mit Gesträuch und Waldblumen bedeckte Felsmasse bildete, konnte Onkel Peter genau hören, was sie miteinander sprachen.

„Das hier ist der alte Platz", sagte das kleine Mädchen; „hier wollen wir uns niederlassen; ich werde Dir wieder eine Lection im Englischen geben."

Das Kindermädchen lachte und sah sich um, und nun fielen Beider Augen auf Onkel Peter, der ganz in ihrer Nähe saß, aber zuerst von dem Felsen und den herabhängenden Baumzweigen verborgen war.

Er erhob sich, nahm seinen Regenschirm und ging rasch fort, nicht, weil ihn es etwa verdroß, daß er in seinen einsamen Träumereien gestört worden, sondern weil er glaubte, daß die beiden Mädchen gleichsam mehr Recht auf den Platz hätten. In einiger Entfernung, wo er aus dem Bereich ihrer Stimmen war und keine Störung von ihnen zu fürchten hatte, setzte er sich wieder nieder, aber schon nach wenigen Augenblicken nahten sich ihm die beiden Gestalten wieder, und das kleine Mädchen trat auf ihn zu und überreichte ihm sein Taschentuch, das er an dem früheren Platze in der Zerstreuung zurückgelassen hatte. In dem Benehmen der Kleinen lag eine kindliche Grazie und eine angeborne Feinheit, doch war dasselbe so verschieden von dem Benehmen französischer Kinder, daß Onkel Peter in der Kleinen sofort eine

*) Ein Schlagballspiel, was in England sehr beliebt ist.

Landsmännin entdeckte, obgleich sie ihn bei Ueberreichung des Taschentuches französisch angeredet hatte.

„Ich danke Dir", sagte er in englischer Sprache zu ihr, mit einem so freundlichen Lächeln, wie es seit Jahren sein Gesicht nicht belebt hatte.

Die Züge des Kindes, die ohnedieß schön und lebhaft waren, glänzten vor Freude, als es englische Laute hörte.

„Sie sind ein Engländer", rief die Kleine; „Mama ist aus England und Papa auch. Ich war aber niemals in England, wenigstens kann ich mich dessen nicht mehr erinnern. Ich war zwar auch einmal in England; aber das ist schon sehr lange her. Erzählten Sie mir doch etwas davon; wie lange sind Sie schon von England fort?"

(Fortsetzung folgt.)

Der Kriegsschauplatz in der Ostsee.

I.

Petersburg.

Aus dem Eissee (Ladoga) fließt in wunderschöner grüner krystallreiner Färbung, gleich den Gewässern, welche den Eisgrotten der Alpengletscher entströmen, die Newa ihrer Mündung zu und theilt sich eine Meile von derselben in vier Arme, die große und kleine Newa, deren Hauptarme sich wieder in eine Menge kleiner Nebenzweige und Kanäle spalten, und so, ins Meer fließend, einen Archipelagus von Inseln bilden, auf denen das schöne Panorama von Petersburg sich entfaltet.

Die Newa, welche Jahrtausende lang sich in Nacht und Unbekanntschaft geborgen, das glänzende Alterthum und das volle thatenreiche Mittelalter hindurch einsam und vergessen in den Ocean strömte, ist urplötzlich zur Pulsader einer rasch improvisirten großen Weltstadt geworden. Sie führt aus dem Innern des Landes den Ueberfluß der Provinzen heran und empfängt an ihrer Mündung die schönsten Produkte ausländischer Industrie und schafft sie zu den Palästen hin. Sie füllt den Petersburgern, die nur diesen einen schönen Brunnen und außer ihm eine klare Quelle haben, ihre Becher mit frischem Labetrunke; aus ihrer krystallenen Schale hatte bereits eine Reihenfolge der mächtigsten Kaiser des Globus ihren Durst gestillt. Sie kocht den Bewohnern der Residenz ihre Speisen, braut ihnen den lieblichsten Kaffee und Thee; die zwei russischen Hauptgötter, Tschai und Schtschi — der dritte ist der Tschin (Rang) — mit dem mächtigen Satrapen Kwas saugen ihr lokales Machtleben aus dem wässerigen Taufkinde finnischer Fischer.

Der harte nordische Winter schlägt leider fast die Hälfte des Jahres die Newanymphe in eisige Banden. Erst im Anfange des Aprils, selten am Ende des März, sind die Gewässer warm und kräftig genug, um den sie drückenden Eismantel zu sprengen. Dieser Augenblick wird mit Sehnsucht erwartet, und kaum schieben sich die schmutzigen Eisschollen vor, den glatten Spiegel des Flusses so weit enthüllend, daß einem überfahrenden Boote freie Bahn vergönnt ist, so erdonnern die Kanonen von der Festung, diesen ersehnten Moment den Bewohnern verkündend. Zur selben Zeit, sey es Tag oder Nacht, steigt der Commandant der Festung, mit allen Insignien seines Ranges angethan und von seinen Offizieren begleitet, in eine prächtig geschmückte Gondel, um zum gegenüber liegenden Palaste des Kaisers zu fahren. In einen schönen, großen Krystallbecher schöpft er das klare Newawasser, um es als die erste und schönste Gabe des Flusses dem Kaiser im Namen des Frühlings darzubringen. Er meldet seinem Herrn, daß die Gewalt des Winters gebrochen sey, daß die Gewässer wieder frei seyen und überreicht ihm den Newabecher, den der Monarch auf die Gesundheit seiner Residenz leert.

Der Zeitpunkt der alljährigen Feier naht heran, und die Gondel des Commandanten harrt bereits in frischgetünchter Pracht ob des baldigen Ereignisses. Werden die Kanonen der Festung jedoch auch heuer so freudebringend ertönen, wird der Commandant auch heuer nach gewohnter Sitte seinem Herrn die Meldung bringen, daß die Gewässer wieder frei seyen?

Die „Petersburgerinsel", von der wieder durch kleine Flußarme die Apothekerinsel, die Insel Petrowskoi und eine Menge kleinerer abgetheilt sind, gewährt das meiste Interesse durch die auf einer besondern kleinen Insel vor ihr liegende Festung, die man vom Admiralitätsthurme aus in allen ihren Theilen übersieht. Sie bildet ein längliches Viereck, das große Vorwerke auf der Petersinsel und zwei anderen kleinen Inseln vorgeschoben hat, so daß sich auf den Canälen, welche die Inseln von einander trennen, auch Schiffe unter die Kanonen der Festung sicher zurückziehen könnten. Es ist gut, daß die Petersburger gewöhnlich andere Dinge zu besorgen haben, sonst möchten sie wohl nicht ohne Schaudern an die Bestimmung dieser mitten in ihrer schönen Residenz liegenden Festung denken. Da sie rund herum von der Elite der Petersburger Häuser umgeben ist, so würden, wenn die Thätigkeit ihrer Kanonen einmal in Anspruch genommen werden sollte, ihre Kugeln furchtbar in den Eingeweiden des eigenen Fleisches wüthen. Da sie mitten in der Stadt auf niedriger Insel liegt, von wo aus sie nichts außer der Stadt dominiren und diese also durchaus nicht vertheidigen könnte, so kann der einzige Zweck ihrer Unterhaltung nur ein feindlicher gegen die Stadt selber seyn, dem Kaiser und den ersten Häuptern und Kostbarkeiten als letzter Zufluchtsort zu dienen, sey es, daß die Stadt in Feindeshand geräth, sey es, daß sie aufrührerisch sich selbst gegen ihre Beherrscher erhöbe. Die Festung liegt dem Winterpalais gerade gegenüber, mit dem sie in beständigem Verkehre steht, und zeigt so deutlich ihren Zweck. Im Kriege wohnt man drüben, im Frieden hüben. Die Newaarme unmittelbar an ihrer Mündung in's Meer sind durch nichts befestigt, und wenn Kronstadt, das ihnen als Schloß und Riegel dient, seinen Dienst versagt, so mag dann die wehrlose Hauptstadt vor der Spitze des Dolches zittern, den sie im Busen trägt und den sie nicht zur Vertheidigung brauchen kann, ohne sich selbst zu zerfleischen. Die Ereignisse, welche hier bevorstehen, sind nicht unschwer vorher zu prophezeien. Ist die russische Ostseeflotte besiegt, so werden die feindlichen Schiffe vor die Newa laufen und die Vertheidiger der Stadt sich in die Festung werfen. Bei dem Bombardement würde ein Theil der schönen Hauptstadt in Asche fallen, und nach dem darauffolgenden Frieden würde die russische Staatsgewalt aus Kummer über ihre zerstörte Newastadt die schon lange besprochene Idee, ihre Residenz wieder ins Innere des Reichs, nach dem altrussischen h. Ursitze der Czaren, dem Kreml von Moskau zu verlegen, ausführen. Man möchte, wie Xerxes am Ufer des Hellesponts, weinen, wenn man vom Admiralitätsthurme alle diese lachenden Paläste sieht und ihr möglicherweise trauriges Schicksal überdenkt! (Lloyd.)

Der kranke Mann und der Arzt.

(Eine nothwendige Erläuterung zu den in London und Paris jüngsthin veröffentlichten Aktenstücken.)

2.

Wir haben in unserem ersten Artikel bereits die Hauptpunkte dargelegt, um welche sich die geheimen englisch-russischen Verhandlungen drehten. Mit der russischen Denkschrift vom 23.

Febr. 1853 hatte die Offenherzigkeit des russischen Kabinets ihren Höhepunkt erreicht. Die ferneren Aktenstücke bestehen aus Noten und Denkschriften zwischen Clarendon, Seymour und Nesselrode, und es findet nur noch (am 18. April) ein vertrauliches Gespräch zwischen dem Czaaren und Lord Seymour statt. Eine Stelle der Denkschrift vom 21. Febr. in Bezug auf die Haltung Englands gegen die französische Auffassung der Angelegenheit der heiligen Stätten, gibt zu weiteren Erörterungen Anlaß, und der Kaiser Nikolaus bemüht sich mündlich wie schriftlich, auch in dieser Hinsicht das vollste Einveenehmen mit England heezustellen. Doch bleiben in Bezug auf die Zukunft der Türkei noch einige Differenzen bestehen. Dee Czaar findet den am 21. Febr. gebrauchten und dann (am 15. Apeil) von England adoptirten Ausdruck: „Der Zeefall der Tüekei sey weder gewiß, noch nahe bevorstehend", später (am 20. April) nicht mehr zutreffend; wenn gleich nicht unvermeidlich, so könnte dieß Ereigniß doch bald eintreten.

Eine noch wesentlichere Meinungsverschiedenheit besteht über die Behandlung der Christen in der Tüekei. Jeder der beiden Theile behauptet unter Berufung auf seine amtlichen Nachrichten etwas ganz Verschiedenes; diese Differenz ist daher noch die einzige in der russischen Denkschrift vom 16. April, und würde dieselbe die ganze Korrespondenz auf die befeiedigendste Weise schließen, da der Kaiser darin scheinbar auf alle weiteren Pläne gegen das Leben der Türkei verzichtet. Die englische Ansicht über die Umgestaltung der Türkei, über welche, wie wir im ersten Artikel gezeigt, der Kaiser Nikolaus seine Entschlüsse in einer Reihe theils positiver, theils negativer Sätze ausgesprochen, ist mit Schärfe, wenngleich in schonenden Formen, in dem zehnten Aktenstück, der Note Clarendons an Seymour vom 23. Määz, ausgesprochen. England theilt die Ansicht Rußlands: daß weder der Besitz Konstantinopels durch eine europäische Großmacht, noch ein byzantinisches Reich zuläßig sey; daß die schlechte Verwaltung Griechenlands die Veegrößerung dieses Königreichs und die geringe Entwickelung des staatlichen Lebens in den tüekischen Provinzen deren selbstständige Constituirung verbiete; aber es tabelt die an die Abweisung dieser Möglichkeiten von Rußland geknüpfte eventuelle Kriegsdrohung und weis't die positiven Vorschläge Rußlands indirekt dadurch zurück, daß es auf jede Gebietserweiterung, also auch auf die Erwerbung von Egypten und Candia verzichtet. Schon einen europäischen Congeeß zur Regelung der orientalischen Angelegenheit hält die englische Regierung für einen gefährlichen Schritt, wegen der mangelnden Eintracht der Mächte und weil besonders Frankreich bei dieser Gelegenheit der eueopäischen Umgestaltung auch die Verträge von 1815 zur Sprache bringen könnte. Nach dieser Abweisung kommen die früheren russischen Theilungs-Anträge nicht wieder vor; in der schon erwähnten Denkschrift vom 15. April verzichtet der Czaar, obgleich nicht befriedigt von der Behandlung seiner Glaubensgenossen in der Tüekei, auf jede drängende Forderung zu ihren Gunsten unter der Bedingung, daß auch keine andere Macht (wie Frankreich durch la Valette und Oesterreich durch Leiningen gethan) die Schwäche der Pforte benutze, um ihr Concessionen zu Ungunsten einer andern Macht abzuzwingen. — Man wird zugestehen müssen, daß England sich bei dieser Erklärung beruhigen und den Wunsch des Kaisers Nikolaus, die ganze Verhandlung geheim zu halten, gewähren konnte, bis er selbst deren Veröffentlichung provocirte.

Rußlands Staatsorganisation.

3) Czaarenabsolutismus.

Peter I. stürzte seine Schwester vom Throne, um das sinkende Staatsschiff zu retten. Er war kein bloß herrschsüchtiger Despot, sondern ein durch und durch großartig angelegter Mensch. Er erkannte, daß eine bloße Restauration nur eine Galgenfrist des Staatsbestandes erreichen könne. So trat er mit dem schöpferischen Bewußtseyn des Reformators schon an das Vorbereitungswerk seiner Thaten. Zuerst brach er den Widerstand derjenigen Elemente, welche für ihre exclusiven Interessen, wie die „kleine und mächtige Partei" eines modernen Staates, die Herrschermacht mißbraucht hatten, um nun die Ersten zu seyn, welche deren Verwirklichung die Revolution drohend entgegenhielten. Bis hierher stand Peter I. auf dem Standpunkt Alexeis I. Michailowitsch. Damit war jedoch erst die Hälfte seiner Aufgabe erfüllt. Die Gewaltsamkeit seines Naturells trieb ihn nun dazu, die zweite Hälfte mit denselben Mitteln des Zwangs, Schreckens und der Strenge zu beginnen. Er folgerte aus den Ergebnissen seines ersten Kampfes für ein wahrhaft starkes Monarchenregiment, daß auch nur durch blutigen Despotismus die lethargischen Volksmassen zur Mithülfe am Neubau der russischen Welt zu erwecken seyen. Dieß führte ihn dahin, die Neugestaltungen nicht aus dem Naturell, Charakter und den Bedürfnissen des Volkslebens zu entwickeln, sondern fremde Zustände mit dem blutigen Kitt der Vergewaltigung einem Nationalstaat aufzukleben, welchem dafür beinahe alle Vorbedingungen fehlten. Eben darum konnte er fürderhin gar keine Selbstbestimmung der Einzelnen, gar keine Selbstentwicklung irgend einer Sphäre des Staatslebens anerkennen. Wie er den Adel niedergetreten, die Strelitzen vernichtet und das Widerstreben aristokratischer Elemente durch die Einführung des Staatsdieneradels (Tschin) paralysirt hatte, so mußte er auch die Kirche zur Dienerin des Staates herabdrücken, indem er das orientalische Papstthum (Patriarchat) zum Attribut der Czaarenwürde machte. In der Manie des Unfreimachens verwandelte er ferner die bis da nur herkömmliche und halbe Leibeigenschaft der Bauern in eine gesetzliche und persönliche Sklaverei — nicht ahnend, welche schwierige Aufgabe er damit seinen Nachfolgern überließ. Denn damit der Grundbesitz des Adels nicht eben dadurch wieder eine politische Aristokeatie erzeuge, mußten dieselben eben diesen Keim des Verdeebens aus Peters Schöpfung allmälig austilgen. Und sie stehen damit noch heute in den ersten Anfängen.

Der Czaarenabsolutismus hatte durch Peter I. den höchstmöglichen Grad seiner Ausbildung erreicht. Das bekannte politische Testament, welches er hinterließ, bezeichnete den Nachfolgern genau die Richtschnur der äußern russischen Politik. Ihr Urgrundsatz ist: Spalte, um zu herrschen, benutze rücksichtslos jedes dem Nachbar feindliche Element zu Deinen Gunsten, denn: „Gott selbst erlaubt uns, das russische Volk für die Zukunft zur allgemeinen Herrschaft über Europa berufen zu betrachten!" In Bezug auf die innere Politik dagegen fordert es, „die russische Nation an den Vorzügen fremder Länder theilnehmen zu lassen, ohne ihr von iheen eigenen etwas zu rauben." Um die asiatische Trägheit nicht wieder überwuchern zu lassen, soll die Nation in einem „dauernden Keiegszustand" erhalten werden. Aber nirgends findet sich die geringste Andeutung davon, daß Peter die Herrschaft mit Gewaltmitteln als stabiles Prinzip der Regierungspraxis anerkenne. Er hatte vielmehr immer noch sich und sein Regiment als eine Ausnahme betrachtet. Allein seinen Nachfolgern fehlte sein schöpferischer Genius, sie griffen hastig eben nur nach der Erbschaft des Despotenthums — bis Katharina II. den Thron bestieg.

Mannichfaltigkeiten.

(Wendelsheim, im großh. hess. Kreise Alzey.) Am 17. März sind von einem hiesigen Einwohner in einer Sandgrube

die zusammengehörigen Knochen eines Urthiers aufgefunden worden: 10 paar Rippen mit dazu gehörigen Rückenwirbeln und mehreren kleineren, die wohl den Schwanz bilden; sodann Theile vom Kopf, Schenkelknochen, Stoß- und Mahlzähne und andere Reste. Oben erwähnte Reste gehören, nach Ansicht eines von Hrn. Pfarrer Wehsarg übersandten Backenzahns, einem Meerthier an, das mit den Millionen von Haizähnen anzeigt, daß der ganze Kreis Alzey früher Meeresboden war.

Literatur der Geschichte und ihrer Hülfswissenschaften.

(Schluß.)

„Bilder aus der Hessischen Vorzeit" von Günther. Mit 81 Abbild. (Darmst., Jonghaus). Zwar keine belletristisch ausgeschmückten Bilder, aber in ihrer etwas schwerfälligen Chronistenweise desto treuer gezeichnet, führen sie uns weit tiefer in das Leben der Vorzeit hinein, als so manche olla potrida aus Geschichte und Sage. Sie schildern vorzüglich die halb oder ganz zertrümmerten Wohnorte der alten Dynasten, welche großentheils in ihrer Entlegenheit den Wanderern der Heerstraße noch unbekannt sind; so u. a. Dornbach im sogenannten Hinterlande, dessen Ritter einst den berüchtigten Ketzerrichter Kunrad am Leben straften, und dessen jetzige Bewohner als einziges Gemeindeeigenthum nur einen Gottesacker besitzen. Wir lassen dem Verfasser die Vorliebe für das Jagdwesen der Fürsten bis auf die neueste Zeit, aus welcher er auch die Waffenthaten der Könige von Preußen und Sachsen auf diesem Felde statistisch genau aufzählt. Weit wichtiger ist seine ausführliche Chronik der Juden in Hessen, welchen einst der Landesherr den Talmudismus verbot und (wie in Rom) christliche Predigten anzuhören befahl, wozu sie sich jedoch nur in Rathhäusern, nicht in Kirchen, bequemten. Früher aber wurden einmal über 200 Juden im Lande dem Moloch in Flammen geopfert — welcher Culturfortschritt bis zu der Rede des Grafen Stolberg in der preußischen Kammer! Mit gleichem Fleiße ist eine „Geschichte der Burg und Herrschaft Frankenstein" von Scriba (ebds.) gearbeitet. Der Verf. fügt den 1819 in einem Kupferwerke über diese, allen Besuchern der Bergstraße bekannte, Burg gemachten Mittheilungen manches Neue zu und dehnt seine Geschichte auf den ganzen Bezirk aus — „Schweizerland" von A. Baddeus. Th. 2. Ostalpenschweiz (Leipz., Avenarius und Mendelsohn.) Wie im 1. Th. (vergl. Did. 1853 Nr. 263) erscheint der Verfasser als ausgezeichneter Beobachter der Menschen und der Natur, voll Empfindung, aber unbestochen von ihr. Seine Darstellung ist reich an rednerischem Schmuck und farbenglühenden, manchmal kühnen Bildern. Auch in diesem Bande beschreibt er vorzugsweise die noch nicht von Touristen breitgetretenen Gegenden, namentlich Rhätien, wo er indessen mit Unrecht eine Sprachverwandtschaft der Romanen mit den ganz allein stehenden Basken annimmt. Auch werden hier, wie anderswo, öfters Ortsnamen neueren Ursprungs der vorromanischen Zeit zugeschrieben. Unter den passend eingeflochtenen Reflexionen allgemeinerer Art zeichnen wir die sehr schöne Parallele der alten und der neuen Weltanschauung aus (S. 233).

Nur kurz dürfen wir noch bei einer Reihe kleinerer Schriften über Geschichte und Politik der Gegenwart verweilen, die zum Theil bereits im politischen Theile unseres Journals erwähnt wurden. Mit ungemeiner Schärfe begründet die „Deutsche Antwort auf die orientalische Frage" (Heidelberg, Akademische Anstalt) den Satz: daß die Sicherheit Europas Rußland nicht länger als Großmacht dulden dürfe. Wir empfehlen sie unter andern der Kreuzzeitung, der Augsburger Allgemeinen und der Kölner Volkshalle als pikante Lektüre. Der Verf. der „westeuropäischen Grenzen" widmet seine „Osteuropäische Gefahr" (Trier, Lintz) „D. D. V." mit dem Zusatze „dem unbekannten Gotte", und stellt dem deutschen Volk ein schwungvolles Horoskop. — Caulaincourt bespricht „das Russische Reich (m. TK. u. Ch., Lpz., Remmelmann) nach allen Beziehungen von seiner Vorzeit bis zur verhängnißvollen Gegenwart. Ebds. erschien ein lesenswerthes Schriftchen „Schamyl und der Kaukasus" (m. TK. u. Ch.), dessen Gegenstände außer der politischen Bedeutung auch den Reiz der blauen Ferne besitzen. Geographisch noch ferner, aber durch mehrere neuere Beziehungen uns Deutsche näher angehend ist der Schauplatz der Schrift: „Rückblick auf den Krieg gegen Rosas und die Schicksale der deutschen Truppe im Dienste Brasiliens" von einem Augenzeugen (Brl., Veit u. Comp.). Noch näher gehen unsere wanderlustigen Landsleute die eleganten Neuigkeiten der Buchnerschen Buchhandlung zu Bamberg an: „Handbuch für Reisende durch die V. St. Nordamerikas" von Pelz, m. Ch., und eine cartonnirte Sonderausgabe der wohlbekannten schönen Charte der V. St. mit neueren Notizen von Pulz. — Eine Schrift über „die Gegenwart und Zukunft der Freimaurerei in Deutschland" (Lpz., Kollmann) von einem Ungenannten will die Loge zu einer „offenen freien Gemeinde der Humanität" reformirt wissen. Dazu wird sie auch hoffentlich werden, trotz der geistlichen und weltlichen Bannsprüche, welche neuerdings mit gleicher Wuth gegen sie, wie gegen wahlverwandte Vereine, geschleudert werden.

Korrespondenz.

Stuttgart, 29. März.

Trotz der großen Tragweite der orientalischen Wirren, mit denen man sich bei der noch unklaren Haltung der deutschen Mächte bei der Nähe unserer Gränzen an denen Frankreichs viel beschäftigt, tritt doch im Augenblick Alles (?) in den Hintergrund vor dem morgen vor den Geschwornen beginnenden Prozesse der Gebrüder Herdegen, wozu eine große Menge Neugieriger nach Eßlingen strömen wird. Dieser Prozeß (der sogenannte Staatskassen-Prozeß) hat in der That nicht bloß der hier in großem Ansehen gestandenen Personen wegen, sondern auch wegen der hier mit ins Spiel kommenden Kassenverhältnisse, der Angelegenheit der Haupt- und ersten Kasse des Staats, eine besondere Wichtigkeit nicht bloß für Würtemberg, sondern auch für andere Staaten. Bis jetzt wurde allgemein angenommen, daß bei den in unserm Lande angeordneten Controlemaßregeln eine fortgesetzte Unregelmäßigkeit und Unterschlagung gar nicht möglich sey, sondern bald zu Tage treten müsse, wenn es auch gelingen sollte, die Wachsamkeit der Controlbehörden eine Zeit lang zu täuschen. Dieser Prozeß nun soll diese Zuversicht gänzlich vernichten, indem aus demselben nach den Behauptungen der Anklageakte hervorgehe, daß der Hauptangeklagte, der Ober-Finanzrath Herdegen, Jahre lang ein Kassendefizit haben und es doch stets vor den Controlbehörden verdecken konnte, indem er, so oft der Kassensturz vorgenommen wurde, was regelmäßig geschah, den ihm fehlenden Betrag entlehnte und nach vorgenommenem Sturz die entlehnte Summe wieder zurückgab. Auch dießmal, wo die Sache entdeckt wurde, kam dieß nur daher, daß er die ihm fehlenden 7000 fl. nicht baar, sondern in Goldbarren erhielt, was wider Vermuthen entdeckt wurde und zu der weiteren Untersuchung führte. Es geht daraus hervor, daß die angeordnete Controle, so, wie sie gehandhabt wird, ihren Zweck doch gänzlich verfehlt, weil sie zu regelmäßig und nicht unvermuthet wiederkehrt und vielleicht auch, weil die Beamten unter einander zu sehr befreundet und gar verschwägert sind, als daß nicht der Gedanke entstehen könnte, es möge hin und wieder nicht an Winken fehlen.

Frankfurt a. M.

Das Programm des Konzertes, welches Fräul. Marie Heislitz am 4. d. M. im Saale des Holländischen Hofes geben wird, ist ein eben so reichhaltiges, als gut gewähltes. Außer der Konzertgeberin, welche Gesangstücke von Mozart, Spohr, Hauptmann u. A. vortragen wird, werden noch mitwirken der Pianist Hr. Henkel und die Herren Hechtmuth und Caspari, so wie der durch seine Leistungen bekannte Gesangverein der Fräul. Seidt. Dieß Konzert dürfte sich der freundlichen Beachtung unserer Musikfreunde um so mehr zu erfreuen haben, als dessen Veranstalterin schon bei verschiedenen Veranlassungen ihr schönes Talent bekundet und sich den Verehrern der Tonkunst bestens empfohlen hat. Eintrittskarten à 1 fl. 30 kr. sind in der C. A. André'schen Musikalienhandlung und Abends an der Kasse zu haben.

Theater-Anzeige.

Samstag, 1. April. (Neu einstudirt): Der Mann mit der eisernen Maske, Drama in 5 Akten. Marie: Fräul. Brandt.

Sonntag, 2. April. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Akten, Musik von Mozart. Erstes Meß-Abonnement suspendu.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 80. Montag, den 3. April 1854.

Onkel Peter.

(Aus dem Englischen nach Fraser's Magazin von W. F.)

(Fortsetzung.)

Onkel Peter wurde von Denen, die ihn genau kennen wollten, für keinen Kinderfreund gehalten; aber sie thaten ihm unrecht; er liebte sie und hätte sich gern oft mit ihnen beschäftigt, aber ihm fehlte das Geschick dazu. Er hatte verschiedene Male Versuche gemacht, Kinder an sich zu ziehen, aber es war ihm nicht gelungen, und von der Zeit an hatte er die Lust verloren. Doch hier hatte er ein Kind vor sich, das ihn sofort für sich einnahm. Im Wesen des Kleinen lag keine voreilige Dreistigkeit, und doch zeigte sie keine Scheu vor der Barschheit, die ihm eigen war und andere Kinder stets zurückgeschreckt hatte. Vielleicht trat diese Eigenthümlichkeit weniger diesen Morgen an ihm hervor, genug, das kleine Mädchen setzte sich ohne Zögern an seine Seite und sprach zu ihm mit einer solchen Leichtigkeit und Anmuth, die nicht nur ihn, sondern auch sichtlich das belgische Kindermädchen fesselte, das ganz erstaunt dastand und auf seine kleine Schutzbefohlene Blicke der Bewunderung richtete.

„Ich glaube, Papa und Mama würden Sie sehr gern sehen", sagte das kleine Mädchen, nachdem es sich einige Zeit mit ihm unterhalten hatte; „sie sehen zwar nicht viele Personen bei sich und kaum einen Engländer, aber ich glaube, Sie würden sie sehr gern sehen. Wollen Sie mir nicht Ihren Namen sagen, damit ich ihn zu Hause nennen kann?"

„Ich heiße Merton", sagte Onkel Peter.

„Das ist sehr wunderbar; das ist auch der Name meiner Eltern und der meinige", rief die Kleine. „Ich heiße Merton, Helena Merton."

Onkel Peter fuhr zusammen; er starrte seine junge Gefährtin an, und die Wahrheit ihrer Worte flog ihm wie ein Blitz durch den Kopf. Zwar waren ihre Gesichtszüge denen seines Neffen weniger ähnlich, aber der Ton ihrer Stimme erinnerte ihn an etwas, er wußte nicht genau an was, das er früher schon gehört hatte. Es war die Stimme Karl Mertons, oder vielmehr es schien ihm die seines längst verstorbenen Bruders zu seyn.

„Kannst Du mir den Taufnamen Deines Vaters nennen, liebe Kleine?" fragte er mit sanftem Tone.

„Ja; er heißt Karl!"

Er saß schweigend einige Augenblicke da und war unentschlossen, was er thun solle. Waren sein Neffe und seine Nichte in Spaa, so mußte er es sofort verlassen; das war sein erster Gedanke. War es nothwendig, so zu handeln? war sein zweiter Gedanke, — nothwendig, daß er sich wiederum durch Vorurtheile, deren Thorheit er einzusehen anfing, zu einem trostlosen Alter verdamme und sich nur der selbstsüchtigen Gesellschaft eines Weibes wie der Mistreß Howard erfreuen solle? Warum sollte er sich nicht mit seinem Neffen und diesem Kinde, zu welchem er sich bereits mit inniger Liebe hingezogen fühlte, aussöhnen und Lust und Freude in das alte und einsame Haus zu Hursleigh bringen? Aber wie sollte er sich versöhnen? Wer sollte dem Andern zuerst entgegenkommen? Er nicht; — und würde es sein Neffe thun? Da er es vorher nicht gethan, war es wahrscheinlich, daß er es jetzt thun würde? Und dann dachte er wieder an Lady Helena, die er, langer Gewohnheit gemäß, nur für hochmüthig und verschwenderisch gehalten, und von der ihre Hauswirthin zu Brüssel ein Bild entworfen, das einen ganz anderen Eindruck auf ihn hervorgebracht.

„Karl ist Papa's Taufname", wiederholte die Kleine, „und nun sagen Sie mir auch den Ihrigen."

„Das ist nicht nöthig", sagte Onkel Peter ernst und versank in Schweigen, das abermals durch die Kleine unterbrochen wurde.

„Es regnet!" rief sie. „Sehen Sie die großen Tropfen?"

Sie waren in der That sehr groß, wie gewöhnlich die ersten Tropfen eines starken Regenschauers. Bald fielen sie so stark und dicht, daß die Bäume keinen Schutz mehr boten, und es schien das gerathenste, so rasch wie möglich nach Hause zu eilen und einiges Naßwerden nicht zu scheuen.

„Wir wohnen nicht weit von hier", rief die Kleine, „und der ganze Weg ist mit Bäumen besetzt."

Sie erreichten bald die von einer doppelten Lindenreihe beschattete Straße und eilten auf derselben fort. Onkel Peter beschützte seine kleine Freundin mit seinem mächtigen Regenschirm, und so kamen sie an ein kleines weißes Haus, das abwärts von der Straße lag und vor dem sich ein nettes Gärtchen befand.

„Das ist unser Haus", sagte die Kleine; „wollen Sie nicht mit hinein kommen?"

„Ich danke Dir, mein freundliches Kind", sagte Onkel Peter, und als er die Kleine unter dem weit vorgebauten Dache in Sicherheit sah, eilte er rasch davon.

Es machte ihn bald nachher unruhig, daß er dieß gethan; es schien, als ob er seinerseits jeder Gelegenheit zur Versöhnung aus dem Wege gehen wolle; dabei zweifelte er nicht, daß das kleine Mädchen Das, was ihm begegnet sey, erzählen und er so mit einem Male entdeckt seyn würde. Bei jedem Tritte, den er während des übrigen Theiles des Tages in der Nähe seines Zimmers hörte, glaubte er, daß sein Neffe komme. Doch Karl Merton war an jenem Tage in Geschäften zu Lüttich, und Lady Helena war zu besorgt, daß sich ihr Töchterchen wieder erkältet haben könnte, als daß sie sonderlich Acht auf Das gab, was die kleine Helena von einem alten Gentlemen erzählte, der sie freundlich gegen den Regen beschützt habe.

„Ist es nicht seltsam, Mama, daß er auch Merton heißt?" fragte sie zu wiederholten Malen.

„Allerdings", bemerkte Lady Helena, dachte aber dann wieder ausschließlich nur an die Folgen, die das Regenwetter auf die Gesundheit ihres Kindes äußern könnte und überhörte in ihrer mütterlichen Sorgfalt die Frage oder gab ihr weiter keine Bedeutung.

Der Regen hielt übrigens den ganzen Tag und den größten Theil des nächstfolgenden Tages an, so daß Onkel Peter durch das ungünstigste Wetter zum Stubenarrest verurtheilt war, und es erst gegen Ende des zweiten Tages für hinreichend abgetrocknet hielt, um dem unfreiwilligen Gefängnisse zu entfliehen. Er machte einen kurzen Spaziergang, doch in direkt entgegengesetzter Richtung der Gegend, wo die Wohnung seines Neffen sich befand; dann begab er sich auf die „Redoute", wo er jeden Abend die Zeitungen durchzusehen pflegte. Doch heute konnte ihm selbst seine Hauptlektüre, „die Times", kein Interesse abgewinnen; er warf das Blatt weg und ging in den Spielsaal; indessen die gewöhnlichen Gesichter am grünen Tisch boten ihm heute gar keine Unterhaltung; seine Augen irrten überall umher und jeden Neueintretenden musterte er, gleichsam in der Erwartung, ein bekanntes Gesicht zu treffen. Er seufzte vor Ungeduld, ergriff endlich Hut und Stock und stieg die Treppe hinab. In dem dunklen Bogengange, der nach der Straße führte, sprachen zwei Personen; er hielt unwillkürlich an, da ihn die Stimme des einen der Sprechenden fesselte.

„Ich möchte wohl hinausgehen und einen Blick auf den Spieltisch thun", sagte eine Stimme.

„Nein, thut es nicht", entgegnete die andere; kommt lieber mit und trinkt bei meiner Frau Thee."

„Ich trinke nie Thee", lautete die Antwort.

„Doch bitte ich Euch, geht nicht hinauf; wenn Ihr aber geht, so spielt wenigstens nicht. Meine eigene Erfahrungen hierin sind so schrecklich (und hier wurde der Ton der Stimme, die Onkel Peter sogleich erkannt hatte, leiser, aber entschiedener und ernster), daß ich mir Euch gegenüber das Recht anmaße, mich Euch als Rathgeber aufzudrängen."

„Wie ernst nehmt Ihr aber auch den Verlust eines Fünffrankenstücks!"

„Deßhalb, weil diesem der Verlust eines Vermögens folgen kann. Kommt, kommt!"

„Gut; aber Ihr müßt mir versprechen, daß mich Lady Helena für meine Selbstbeherrschung mit einem Liede belohnt."

Sie gingen fort. Es war heller Mondschein, doch warfen die hohen weißen Häuser so viel Schatten, daß Keiner von Beiden die untersetzte Gestalt des alten Mannes bemerkte, der ihnen folgte.

(Schluß folgt.)

Rußlands Staatsorganisation.

4) Der moderne Czaarenautokratismus.

Katharina II. begründete den modernen Czaarenautokratismus. Er ist in jeder Beziehung ein Gegensatz zu den frühern Epochen des Czaarenthums, im guten, wie im schlimmen Sinne; dennoch eine natürliche Folge dieser Vergangenheit. Mit Peter I. hatte Rußland aufgehört, ein Nationalstaat zu seyn, theils durch Erwerbung nichtrussischer und nichtslavischer Gebiete mit einer die Russen geistig überflügelnden Bevölkerung, vorzugsweise aber durch Verpflanzung der Residenz aus des Reiches nationalem Mittelpunkt an die national ganz indifferente Westgränze. Mit Petersburg hatte sich der Cäsaropapismus vom nationalen Rußland losgesagt; Rußland ward ihm von da an um so mehr bloßes Object seines Selbstzweckes, als, wie erwähnt, Peters Nachfolger vom Vorgänger bloß die Gewaltsamkeit der Machtverwendung, nicht aber seine schöpferische Kraft und sein patriotisches Wollen geerbt hatten.

Katharina's erste Regierungsjahre zeugen nun dafür, daß sie zuerst wieder die Nothwendigkeit empfand, ein organisches Wechselverhältniß herzustellen zwischen dem Czaarenthum und der Nation. Sie wollte eine gesetzliche Regelung der Machtverhältnisse, und glaubte, einen solchen Staatsorganismus durch die äußerste Concentration des Staatsmechanismus herstellen zu können. Um jeder Nation des bereits nationalitätenreichen Staates gerecht zu werden, von denen die meisten wichtiger, als die geistig zurückgebliebene Grundnation, um ferner Europa gerecht zu werden, in dessen Staatensystem Rußland fürderhin eine hervorragende Rolle spielen sollte, stellte man jetzt als fertige Normen hin, was Peter als Reformen zu entwickeln bestrebt gewesen war. Das Czaarenthum paciscirte mit Moskowien und Europa gleichzeitig, um die moskowitische Anerkennung nicht einzubüßen und die europäische zu gewinnen. Aber seinem Naturell nach konnte es mit dieser Octroyirung eben nur einer allseitigen Entnationalisirung zuarbeiten; mit jedem Vorschritt auf dieser Bahn grub es sich ein Stück der Wurzelerde seiner natürlichen Vegetation unter den Füßen weg. Als die französische Revolution ausbrach, klammerte sich eben darum der aufgeklärte, aber innerlich haltlose Despotismus, seine höhern Intentionen vergessend, wieder vollkommen am asiatischen Autokratismus an; er wurde wieder die äußerste Tyrannei, deren Zerrbild Paul vollendete.

Alexander wollte offenbar, wie seine Großmutter, nicht Rußland allein, sondern auch das Czaarenthum europäisiren. Er scheiterte jedoch, wie sie, am tödtlichen Widerspruche zwischen Gesitz und gesetz- und schrankenlosem Herrschaftsrecht. Persönliche Neigungen und Abneigungen, zu denen Rußlands Verwicklung in die europäischen Wirren trat, ließen die idealistischen Vorschwebungen verschrumpfen, ließen aber zugleich, da man nicht mehr den rohen Muth voller Lossagung von Europa hatte, ein bisher ungekanntes Moment in das russische Czaarenprinzip kommen, nämlich das jener consequenten Unwahrheit, welche die Rücksichtslosigkeit des absoluten Egoismus unter dem Deckmantel europäischer Rücksichten verhüllt. Der moderne Absolutismus gewann den Charakter prinzipieller Falschheit. Während Rußland im Innern an den Erbübeln seiner Vergangenheit litt und überall mit den Unfertigkeiten seiner Zustände kämpfte, mußte es seinen Einfluß nach außen durch ein System der Täuschungen sichern. Nicht bloß war Rußland fortan durch die Traditionen der unmotivirten kriegerischen Politik von Peter bis Katharina dazu gezwungen, seine Völker zu beschäftigen und Europa in Unruhe zu halten; sondern diese Unruhe und Unsicherheit Europas ward die einzige Möglichkeit seiner Existenz. Gerad seitdem nun die Weltverhältnisse so gestellt waren, daß Rußland nicht mehr offen erobern durfte, mußte zu Gunsten eines auf keinerlei nationaler oder kirchlicher Basis ruhenden Czarenabsolutismus, der Krieg Aller gegen Alle, dauernde Abschwächung der Nachbarstaaten, Unfrieden zwischen Herrschern und Beherrschten, Mißtrauen zwischen Fürsten und Unterthanen zum leitenden Prinzip der Politik erhoben werden. „Rußland und die Revolution" — sagt eine Petersburger Denkschrift von 1848 — „sind die beiden einzigen Mächte in Europa." Die Allianz Rußlands mit der Revolution — wer kennt sie nicht? Und wenn diese Allianz überall Verwirrung und Ermattung hervorgerufen hat, dann übt Rußland den „Ordnerberuf" zur Entkräftung der Staatsgewalten unter dem Vorgeben ihrer Stärkung und Festigung.

Die englische Flottenabtheilung des Admirals Napier vor dem Kieler Hafen.

Kiel, 29. März. Vom Nordwestwinde noch ziemlich verklammt an Händen und Füßen, schreibe ich Ihnen diesen Bericht, unter dem großartigen Eindrucke, welchen der Anblick der englischen Flotte auf mich gemacht hat. Um 6 Uhr ging ich von hier aus 3 Meilen in See. Bei dem dänischen Kriegsschiffe „Hekla“ und der Festung Friedrichsort vorbeigekommen, gelangten wir in die Ostsee, wo ein günstiger Wind uns um 8 Uhr vor den „Duke of Wellington“ führte. Der Morgen war nebelig und nur mit Mühe gelang es uns, etwa in der Entfernung einer guten Meile die dunkleren Schatten der Mastgruppen zu erblicken, deren wir allmälig 5 unterschiden konnten. Je näher wir den etwa eine Meile näher und weiter von einander postirten Schiffen kamen, desto deutlicher traten aus den Gruppen die einzelnen Schiffe hervor. Am deutlichsten jedoch erschien uns bald das Admiralschiff, ein imposanter Dreidecker von 130 Kanonen, fest und ruhig auf der wogenden See mit seiner ganzen Länge gleichsam die Linie des Laufes unseres kleinen Segelbootes durchschneidend. Mehrere andere Boote steuerten auf das Admiralschiff los und wir beeilten uns, um dasselbe herumsegelnd, die andere Seite zu erreichen, wo die gefällige Besatzung den Besuchern beim Besteigen des Schiffes behülflich war. Bei der Gelegenheit konnten wir das weiße Brustbild des Herzogs von Wellington in kolossaler Größe vom Vorderende des Schiffes in Augenschein nehmen. Endlich erreichten wir das kolossale Schiff, um an Bord gehen zu können. Wir blickten mit Verwunderung und — mit Besorgniß zu dem drei Stock hohen Gebäude hinauf, denn die See war ziemlich stark bewegt, so daß bei dem Wanken der Boote das Erklimmen nicht gefahrlos erschien. Oben unterm zweiten Deck angekommen, fühlten wir mit einem Male eine Ruhe und Sicherheit unter den Füßen, als wären wir auf einen Felsen getreten. Der ungeheure Dreidecker schien des Muthwillens der See zu spotten. Welch' ein Arsenal empfing uns hier! Furchtbare 80-, 68- und 50-Pfünder, meist Paixhans, Koronaden und Bombengeschütze. Ueberall Vollkugeln in Pyramiden aufgeschichtet; dort Enterwaffen, blau angelaufene Büchsen von ganz neuer Erfindung, Säbel, Pallasche, Bajonnette — kurz eine vollständige Waffenniederlage. Was soll ich noch von der Gefälligkeit der Offiziere, der Freundlichkeit Sir Charles Napiers hinzufügen, der so freundlich war, einem Besucher in das dargereichte Taschenbuch ein Andenken mit den Worten zu notiren: Old England for ever, Napier; von der, ich möchte sagen kolossalen Solidität der schwimmenden Admiralsfestung; Alles, was man hier sieht, trägt den Stempel englischen Genies und — als Artillerist füge ich in Betreff dieser Waffe hinzu — den Stempel der erfinderischsten Vernichtung. Wir konnten dem „Duke of Wellington“ nur etwas mehr als eine Stunde widmen, weil um $9^1/_4$ ungefähr sich auf dem Schiffe die Nachricht verbreitete (ich sage verbreitete, weil in einem von 1100 in verschiedenen Räumen, Werkstätten ꝛc. wohnenden Menschen nur der Befehl und das Signal wie der Blitz durchschlägt, das Uebrige aber, von Mund zu Mund getragen, Zeit erfordert): die Flotte solle bald in See gehen. Auf dem Herwege war uns ein englischer Dampfer begegnet, der den Gesandten Oberst Hodges zur Flotte bringen sollte. Wir beeilten uns daher, unsere Nußschaale zu besteigen. Es lagen im Ganzen hier 22 Kriegsschiffe vor Anker, als wir den Rückweg antraten, da der „Bulldog“ nach Kiel gedampft war. Auf unserer Rückfahrt begegneten wir demselben ebenfalls auf der Rückfahrt zur Flotte. Unser Boot war eines der wenigen, welches die Flotte erreicht hatte. Den meisten Passagieren anderer Boote verging der Muth auf der Hälfte des Weges nach der Flotte, so daß Viele, die aus Sachsen, Hannover und Berlin hier angekommen waren, zurückkehrten, ohne eine Spur der englischen Flotte gesehen zu haben!

(Nat.-Z.)

Mannichfaltigkeiten.

(**Hamburg.**) Während Lebensüberdrüssige sonst gewöhnlich einsame Orte aufsuchen, um ihrem Leben ein Ende zu machen, wählte unlängst ein gut gekleideter Mann, wie man glaubt ein Cigarrenmacher aus Altona, den Tanz-Salon von „Joachimsthal“ in St. Pauli, um sich zu erschießen. Gegen 7 Uhr wurde die Gesellschaft daselbst mitten im Tanze durch einen Schuß erschreckt, dessen Ursache man in der ersten Bestürzung nicht sogleich ermitteln konnte, bis man auf der oberhalb des Orchesters befindlichen Galerie, auf welcher gerade Niemand weiter anwesend war, die unbekannte Leiche mit zerschossenem Gesicht auf einem Stuhle in sitzender Stellung vorfand. Der Lebensmüde hatte mehrere Stunden daselbst zugebracht und den Zeitpunkt abgewartet, bis die Galerie beim Eintritt der Thorsperre von Menschen geräumt worden war. Eine der Tänzerinnen, welche in sichtbarer Bestürzung über den Vorfall den Saal gleich darauf verließ und den Todten als einen in der Bergstraße zu Altona wohnenden Cigarrenmacher bezeichnete, wurde als die Veranlassung zu dem Selbstmorde angesehen.

(**München, 28. März.**) Ueber das gelegentlich der hiesigen Industrie-Ausstellung auf unserer Hofbühne beabsichtigte **Gesammtgastspiel deutscher Kunstnotabilitäten** können wir die Mittheilung machen, daß dessen Zusammenkommen so gut wie gesichert erscheint, soweit es nicht von den Wendungen der Weltlage bedingt wird. Es haben nicht nur, mit wenigen Ausnahmen, alle eingeladenen Ehrengäste ihre Mitwirkung zu diesem Unternehmen uneigennützig und bereitwillig zugesagt, sondern es sind auch zahlreiche Anerbietungen gleichen Sinnes von namhaften Künstlern eingegangen, welche nach dem ursprünglichen Plan nicht eingeladen worden waren. Hoftheater-Intendant Dr. Dingelstedt hat dieser Tage eine kurze Rundreise angetreten, um persönlich mit den einzelnen Theilnehmern über Repertoir und Zeit abzuschließen, nachdem alle vorbereitenden Unterhandlungen mit allseits befriedigendem Erfolg beendigt worden sind. (A. Z.)

Aus **Paris** schreibt man: Die Heirathen zwischen Schauspielerinnen und Männern von Rang und Stand scheinen wieder Mode werden zu wollen. So hat die bekannte Magador, von den Variétées, einen Marquis des Faubourg St. Germain, und Fräul. Rouvroy, vom Theatre Lyrique, den bekannten Grafen v. B..., der 50,000 Fr. Renten hat, geheirathet. Man nennt noch mehrere andere dieser Damen, die aristokratische Parthien machen werden. So soll Frl. Doche, vom Vaudeville, welche die „Dame aux Camélias“ mit so vielem Erfolg spielte, einen jungen reichen Herzog heirathen. In den aristokratischen Kreisen ist man durch die Wuth, mit den Theater-Celebritäten eheliche Verbindungen eingehen zu wollen, in Verzweiflung. Der junge Herzog, auf den Viele ihre Augen geworfen, erregt besonders den Zorn unserer aristokratischen Damenwelt.

Zur Expedition der **Auswanderer** trafen in Bremen in diesem Jahre bis 15. März bereits 6000 Personen ein; per Eisenbahn circa 4250, per Dampfschiff 1500, per Fuhre 250 Personen.

Die französischen Provinzialtheater sind bei den sich steigenden Anforderungen der Künstler wie des Publikums meist in schlechter Lage. In Rouen wird das Theater dieses Jahr geschlossen, indem alle Direktoren, die sich zur Uebernahme gemeldet, zwischen 50—130,000 Franken jährliche Subvention fordern. Der Gemeinderath der Stadt hat beschlossen, daß **das Theater eher aufhöre, als daß die Unternehmer sich ruiniren sollen, indem die Mittel der Stadt nicht ausreichten, um die Direktoren vor Schaden zu sichern.**

Korrespondenz.

Berlin, 30. März.

Die afrikanischen Gäste, welche Berlin seit einiger Zeit herbergt, die Zulu-Kaffern, sind das Opfer ihrer Annäherung an die europäische Civilisation geworden. Gestern Abend, während die Fremden auf der Bühne des Kroll'schen Theaters ihre heimathlichen Sitten zur Anschauung brachten, drangen Diebe mit einer unter den obwaltenden Umständen seltenen Verwegenheit in die zu ihrer Wohnung bestimmten Räume und stahlen ihre Habseligkeiten, mit diesen auch die Früchte ihrer künstlerischen Thätigkeit, eine Geldsumme von 600 Thalern. — Hermann Grimm, der Sohn des Sprachforschers Wilhelm Grimm, dessen Drama „Demetrius" kürzlich auf der hiesigen Hofbühne zur Darstellung gekommen, hat so eben eine größere epische Dichtung in acht Gesängen unter dem Titel „Traum und Erwachen" vollendet.

Stuttgart, 31. März.

Der berühmte Staatskassenprozeß hat gestern in Eßlingen vor den Geschwornen, vor einem ungewöhnlichen Publikum seinen Anfang genommen und es geht aus der Anklageakte hervor, daß der Hauptangeklagte, der Oberzahlmeister der Staatshauptkasse, Oberfinanzrath Herdegen, seit dem Jahr 1845 bis zu seinem letzten Kassensturz im December 1853 fortgesetzt in Kassendefizits war, die er, da die Visitation jeden Monat regelmäßig statthatte und jedesmal einige Tage zuvor angesagt wurde, durch vorübergehende Anlehen von je 2000 bis 11,000 fl. zu verdecken wußte, und unmittelbar vor dem Sturz entlehnte und nach dem Sturz wieder zurückgab. Am 15. December waren es 9800 fl., wovon er 7800 fl. bei Gebr. Benedikt entlehnte, die ihm 7400 fl. in Goldbarren und 400 fl. in Papiergeld gaben, und 2000 fl. entlehnte sein Bruder, der der Beihülfe zu diesem Kassenresten angeklagte Kanzleirath Herdegen, bei dem Bankier Arledter. Diese Goldbarren, ein ungewöhnliches Zahlungsmittel, gaben Anlaß zur Nachforschung und Entdeckung. Ferner stellte sich heraus, daß O.-F.-R. Herdegen in Summen von 2000 bis 16,000 fl. an den Bankier Mayer nach und nach im Ganzen 190,000 fl. aus der Staatskasse anborgte und die Zinsen dafür (310 fl. 58 kr.) in die Tasche steckte. Diese Gelder wurden nach dem monatlichen Kassensturz jedesmal hergegeben und vor demselben wieder zurückgezogen. Die beiden Angeklagten brauchen zwar allerlei Ausflüchte, die sich alle als unwahr herausstellten, daher einer der Vertheidiger, Rechtsrath Becher, um den hiedurch hervorgebrachten üblen Eindruck zu verwischen, ausführt: das Staatsvermögen sey durch diese Manipulationen um nichts verkürzt worden. Die vernommenen Zeugen sprechen nicht zu Gunsten der Angeklagten. Das Urtheil morgen Abend spät.

Mannheim, 24. März.

Ihre heutige Nummer enthält in einem Artikel aus München, in Betreff des Chemikers Hrn. Eduard Kausler einen Irrthum. Hr. Eduard Friedr. Kausler ist gebürtig aus Rottweil am Neckar; sein Vater ist der Oberamtmann Kausler in Herrenberg, zuvor in Heidenheim; seine Mutter aber ist eine Tochter des verstorbenen Kameralverwalters Knapp von Lemberg, Schwester des würtemb. Finanzministers Knapp, also ist Kausler der Neffe des Ministers. Die äußere Erscheinung des jungen Mannes macht einen sehr vortheilhaften Eindruck; Kaulbach hat ihn porträtirt und Schraudolph seinen Kopf im Dom zu Speyer a. Rh., ich glaube im Gefolge des Kaisers, angebracht. Der bescheidene junge Mann war früher Apotheker, hat nun diesen Beruf verlassen und sich dem Studium der Chemie mit bestem Erfolg gewidmet. Seine Erfindung: Stroh ohne Verletzung des Stoffes schnell, sicher und auf wohlfeile Art rein weiß zu bleichen, ist geeignet, in der Papierfabrikation wesentliche Veränderungen hervorzubringen, da bei Verwendung dieses Stoffes viel weniger Ausschuß, als bei den seitherigen Lumpen aller Art zu erwarten steht, auch abgesehen von der wesentlichen Ermäßigung des Preises.

Hanau, 29. März.

Bei der für die Beschickung der Münchener Industrie-Ausstellung dahier bestellten Kommission haben sich nur fünf der hiesigen Firmen bis jetzt angemeldet und von den Bijouteriefabriken nur Weißhaupt Söhne, während sich in Niederhessen eine bedeutendere Betheiligung zeigt. Da, wie überall, so auch hier, von den Industriellen über Flauheit im Geschäft geklagt und das letztere nur hauptsächlich von Amerika rege gehalten wird, kann jene Thatsache auf den ersten Blick befremdlich erscheinen. Vermuthlich verspricht man sich aber keine Eröffnung neuer Märkte, während der Verlust durch die Entziehung der Fabrikate in der langen Zeit der Ausstellung namentlich bei den der wechselnden Mode unterworfenen Bijouterien auf der Hand liegt und der Platz selbst schon vielfach durch Verleihung von Preisen ausgezeichnet worden ist, also der Siege eben nicht sehr bedarf. Der Gewerbfleiß unserer Stadt verdankt den Religionsbedrückungen des 16. und 17. Jahrhunderts bekanntlich seinen Aufschwung. Niederländer und Franzosen gründeten die hiesige Neustadt. Auffallender Weise sind die Geschlechter der ersten Uebersiedler, wie sie in den städtischen Urkunden verzeichnet stehen, bis auf die Namen de Neufville und de Bary erloschen. Der letzte Nachkomme des reichen Holländers Isaak Meusenhol, welcher die erste Gold- und Silberfabrik dahier begründete, starb vor einigen Jahren im Krankenhaus. Neben den Bursatmachern (Seidenbandwebern), Posamentirern, Ledergerbern blühten hauptsächlich die Bijouteriefabriken, für die schon 1610 eine Gewerbeordnung erlassen wurde. Sie veranlaßten auch im J. 1771 den späteren Kurfürsten Wilhelm I. der damals als Erbprinz in Hanau residirte, zur Errichtung der Zeichnenakademie, deren gedeihliches Wirken noch jetzt ein Hauptbildungsmittel für das Goldwaarengeschäft und die mancherlei damit zusammenhängenden Künste und Gewerbe abgibt.

Frankfurt, 1. April.

Ueber das am 27. v. M. in Mannheim mit günstigem Erfolg über die Bühne gegangene neue Lustspiel: „Das vorgebliche Gasthaus", oder: „Irrthum führt zum Ziel" (als dessen muthmaßlichen Verfasser Hr. Lichterfeld in Mannheim vermuthet wird), ging uns heute noch folgender kurzer Bericht zu (die in Nr. 78 der Did. abgedruckte Notiz darüber war der „Bad. Landesztg." entnommen): „Mannheim, 30. März. Vergangenen Montag, 27. d. M., ging hier ein zweiaktiges Lustspiel über die Bühne, welches, nach dem gehabten Erfolge zu schließen, bald die Runde auf den übrigen Bühnen machen dürfte, nämlich: „Das vorgebliche Gasthaus, oder: Irrthum führt zum Ziel", nach der Idee des Goldsmith'schen: She stoops togongner. Es zeugt diese Quellenangabe für die Gewissenhaftigkeit des Autors; denn wer Gelegenheit hat, jenes mit dem veralteten Lustspiel des englischen Dichters zu vergleichen, wird wenig Aehnlichkeit zwischen beiden finden. „Das vorgebliche Gasthaus" ist reich an Handlung und eine komische Situation drängt die andere; die Verwicklung ist interessant und spannend, die Lösung drastisch; die richtige Berechnung der Effekte und die fortschreitende Steigerung zeugt von einer bühnenkundigen Feder. Trotz allem Situationsreichthum ist Einheit der Zeit und des Orts strenge beobachtet; das Stück, dessen erste Scene schon mit stürmischem Beifall aufgenommen wurde, spielt in einem und demselben Zimmer in einem Zeitraum von wenigen Stunden und ist aus dem ersten Grunde namentlich auch auf den kleinsten Bühnen aufführbar. Das laute und stille Wohlbehagen an der erwähnten Novität steigerte sich schließlich bis zum Hervorrufen der Hauptdarsteller und des Verfassers, dessen Name auf dem Theaterzettel nicht verzeichnet ist. Wie günstig das neue Stück auch noch nach der Vorstellung beurtheilt wurde, geht wohl am unzweideutigsten daraus hervor, daß man mit Ungeduld einer Wiederholung entgegensieht. Wenn wir recht unterrichtet sind, wird es binnen kurzem im Druck zu weiterer Aufführung versendet werden und somit wohl auch den Einwohnern Frankfurts die Gelegenheit werden, sich von dem Gesagten zu überzeugen."

Theater-Anzeige.

Montag, 3. April. Die Waise aus Lowood, Schauspiel in 2 Abtheilungen und 4 Akten, mit freier Benutzung des Romans von Currer Bell von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 81. Dienstag, den 4. April 1854.

Onkel Peter.

(Aus dem Englischen nach Fraser's Magazin von W. F.)

(Schluß.)

Onkel Peter sah beide in dasselbe Haus eintreten, vor welchem er sich von seiner jungen Gefährtin getrennt hatte. Die oberen Fenster waren geöffnet und heiteres Gespräch und Gelächter schallten herab und drangen zu seinem Ohre. Bald darauf wurden Töne auf dem Fortepiano angeschlagen, und eine schöne, reine weibliche Stimme entzückte das Ohr des Lauschenden. Die Stimme hatte einen nicht gewöhnlichen Umfang. Zuerst vernahm er ein fremdes Lied; dann einfachere englische Melodien; er konnte jedes Wort hören. Eins dieser Lieder war ihm wohl bekannt; es war in seiner Jugend sein Lieblingslied gewesen; aber er hatte es seit langer, langer Zeit nicht gehört, und wie es jetzt zu seinem Ohre drang, traten ihm unwillkürlich Thränen in die Augen. Es war das irische Lied: „Oft in stiller Nacht". — Als die Worte der letzten Stanze in sein Ohr drangen, fühlte er sich tief ergriffen; er wandelte auf und ab und wiederholte sie; es schien ihm, als seyen sie für ihn geschrieben, als schilderten sie die Lage, in welcher er sich schon so lange befand.

Endlich öffnete sich die Hausthüre und der Besuch entfernte sich. Nun waren Karl Merton und seine Gattin allein. Ein unwiderstehlicher Drang bemächtigte sich jetzt des alten Herrn; er eilte auf die Thüre zu und schellte.

Ein alter Diener Kapitän Mertons, der diesem durch alle Wechselfälle treu geblieben war und Onkel Peter sofort erkannte, öffnete die Thüre. Derselbe führte ihn rasch die Treppe hinauf. Er hatte sich mit aller möglichen Kraft auf eine Scene, die ihm am meisten unangenehm war, vorbereitet; doch es erfolgte keine, was unter gewissen Umständen gerade nicht ungewöhnlich ist. Kapitän Merton und seine Gattin waren sehr erfreut, und natürlich auch überrascht, ihn zu sehen. Der Neffe stellte seine Gattin dem Oheime vor, bei dem ein Blick auf die schöne und liebenswürdige Frau hinreichte, um ihn von allen Vorurtheilen, die er noch gegen sie gehegt, zu befreien.

Es machte sich Alles so unzwungen und natürlich; und wenn Onkel Peter seit Monaten jeden Abend bei seinem Neffen gewesen wäre, er hätte sich nicht heimischer fühlen können, als in diesem Augenblicke.

Man sprach über ganz gewöhnliche Dinge; Thee zu trinken, lehnte Onkel Peter ab, und als er sich erhob, um sich zu verabschieden, sagte Karl Merton in seiner alten unbefangener Weise:

„Sie werden uns doch wieder besuchen, Onkel; ich habe Ihnen noch ein Mitglied meiner Familie vorzustellen — unsere kleine Helena."

„Ich werde morgen bei Dir frühstücken, wenn Du es erlaubst", sagte Onkel Peter; „doch einer Einführung bei Helena bedarf es nicht; wir sind bereits Freunde." Und nun erzählte er sein Zusammentreffen mit der Kleinen, und Lady Helena war natürlich überrascht, daß sie nicht gleich errathen hatte, wer des Kindes Begleiter gewesen war.

Am nächsten Morgen erschien Onkel Peter zum Frühstück und machte nach demselben mit seinem Neffen einen Spaziergang, auf welchem er dessen ganze Geschichte erfuhr.

„Warum unterrichtetest Du mich nicht vorher von allen diesen Dingen?" fragte Onkel Peter, nachdem er in Alles eingeweiht war.

„Ich schrieb an Sie, bevor wir England verließen, und theilte Ihnen Alles mit, was Sie jetzt erfahren haben; da ich aber keine Antwort auf meinen Brief erhielt, so kann es Sie, der Sie meinen Charakter kennen, durchaus nicht überraschen, daß ich nicht wieder schrieb."

„An mich geschrieben, bevor Du England verlassen? Ich habe keinen Brief von Dir erhalten, auch nichts seit Deiner Verheirathung von Dir gehört."

„Es überrascht mich im höchsten Grade, daß Sie meinen Brief nicht erhielten; ich brachte ihn selbst zur Post und sorgte auf diese Weise nach besten Kräften dafür, daß er zur rechten Zeit den Ort seiner Bestimmung erreiche. Meiner Frau sagte ich damals nicht, daß ich geschrieben hatte; sie wußte bereits alle meine Sünden und hatte sich auf das Schlimmste gefaßt gemacht. Freilich hegte ich den innigsten Wunsch, daß dieß Schlimmste nicht eintreten möchte; doch wollte ich ihre Seelenstärke nicht dadurch erschüttern, daß ich ihr eine Hoffnung auf Rettung aus unserer Bedrängniß machte, die sich dann, wie es denn auch wirklich der Fall war, als Täuschung erwies. Und in der That", fügte er nach einigem Nachdenken hinzu, „bin ich froh, theurer Oheim, daß Sie meinen Brief nicht erhielten. Wäre ich leicht aus meiner Noth herausgekommen, so hätte ich vielleicht niemals gelernt, die Schwierigkeiten zu bekämpfen, die sie mit sich führte. Ich würde niemals mein Weib kennen gelernt, niemals erfahren haben, welchen starken und edlen Charakter sie besitzt; — noch mehr, ich würde niemals mich selbst, meine Selbstsucht und meine Verirrungen kennen gelernt, niemals so viel Erfahrungen gemacht haben, wie in den letzten wenigen Jahren. Ganz besonders dankbar aber bin ich für die moralische Lection, die ich durch diese Noth bekommen habe, und die für mich, das fühle ich, von so großem Werthe ist, daß ich sie niemals vergessen werde."

Onkel Peter konnte es sich gar nicht zusammenreimen, daß der Brief verloren gegangen; und obgleich er jede Hoffnung aufgab, über das Schicksal des Briefes irgend eine Aufklärung zu

erhalten, so hatte er doch kaum an jenem Abende sein Zimmer betreten, als er mit seinem alten Diener über die Sache sprach.

„Thompson, ich habe diesen Morgen erfahren, daß mein Neffe vor vier Jahren einen Brief an mich geschrieben, und zwar einen Brief von großer Bedeutung, den ich niemals bekommen habe.“

„Ich habe stets gesagt“, erwiederte der alte Diener in mürrischem Tone, „daß Sie ihn nicht erhalten haben, Sir.“

Onkel Peter forschte nun weiter in der Sache und erfuhr durch Thompson, daß der damals im Hause befindliche, erst kurz zuvor in Dienst getretene Bediente Thomas an einem bestimmten Tage drei Briefe in den Salon gebracht, von denen einer an ihn, Sir Peter Merton, gerichtet gewesen; daß Thomas aber alle drei Briefe an Mistreß Howard gegeben. Ihm (Thompson) sey die Sache gleich verdächtig vorgekommen, doch habe er es nicht gewagt, gegen Mistreß Howard aufzutreten.

Onkel Peter war zwar überzeugt, daß Mistreß Howard aus gewinnsüchtigen, schmutzigen Absichten den Brief unterschlagen, doch sah er ein, daß er nichts gegen sie würde machen können, wenn er die Sache nicht vor die Oeffentlichkeit bringen wollte. Hierzu konnte er sich nicht entschließen und so blieb die Angelegenheit auf sich beruhen.

Hursleigh ist jetzt ein glücklicheres Haus als es seit vielen, vielen Jahren gewesen ist; es ist neu hergerichtet, und in den sonst so öden Zimmern prangen die schönsten Blumen, und sie tönen wider von Musik und einer lieblichen Kinderstimme. Große Gastmähler werden zwar dort nicht gegeben, aber Lord Elsmore und seine Familie sind willkommene Gäste, und oft werden auch noch andere benachbarte Familien eingeladen. Mistreß Howard mit ihren Töchtern hat man dort nicht wieder gesehen. Sie erhielt nämlich eines Morgens, gerade als sie ein ausgewählter Kreis von Besuchern umgab, einen Brief von der etwas steifen Hand Onkel Peters und beeilte sich, ihn laut vorzulesen. Indessen schon nach einigen Zeilen ließ sie den lauten Ton, in dem sie zu lesen angefangen, sinken, gerieth dann in Stottern, wurde bleich, hörte ganz auf, entschuldigte sich bei ihren Gästen mit Unwohlseyn und verließ das Zimmer. Man hörte dann stark schellen, und es wird erzählt, daß ihre Dienerin Hanna mit einem Kruge heißen Wassers die Treppe hinaufeilte, und daß dasselbe dießmal wirklich dazu benutzt wurde, eine ziemlich starke Dosis flüchtiges Salz aufzulösen.

Rußlands Staatsorganisation.

5) Rußlands Gesetzgebung.

Ist Rußland ein conservativer Staat? Die Grundlage, ohne welche ein solcher geradezu undenkbar ist, muß ein festes Grundgesetz seyn. Auch in der absoluten Monarchie kann das Staatsoberhaupt nie und nimmer über allen göttlichen und menschlichen Gesetzen stehen, es kann deren Auslegung und Anwendung nur in oberster Instanz entscheiden. Selbst wenn wir ganz rohe Staatszustände vollkommen barbarischer Despotien als Beispiele heranziehen, immer ist die absolute Willensfreiheit des Herrschers unüberschreitbar an gewisse Herkommen, Ueberlieferungen u. s. w. gebunden. Selbst die dogmatische Unfehlbarkeit des Papstes in kirchlichen Dingen hat noch den Ausweg der Appellation vom „schlecht“ berathenen an das „besser berathene“ Oberhaupt der katholischen Christenheit. Anders in Rußland. Der „allerhöchste Wille“ steht als schicksalsgleiche Allmacht über allem nur denkbaren Gesetz, Recht, Bestand der Dinge und Menschen. In Staats-, wie in Privatangelegenheiten, in Rechts- wie Kirchenfragen, in Leibes-, Lebens-, Besitzesverhandlungen ist jede denkbare Weiterung unmöglich gemacht, sowie der Czaar persönlich, durch den Mund der Minister, Staatssekretäre oder selbst nur Generaladjutanten, ja, möglicherweise durch den niedersten Proletarier seinen „allerhöchsten Willen“ ohne irgend eine Motivirung kundgegeben hat. Morgen oder auch in der nächsten Sekunde kann man sich jedoch nicht etwa auf diesen Ausspruch berufen oder bedarf es eines besondern Widerrufes, um ihn ungeschehen zu machen — er ist vollkommen unfaßbar, wie eine Schickung Gottes.

Dieser Strich durch allen Bestand der Dinge und Existenzen ist die Basis und der Gipfel der russischen Rechtsexistenz. Es existirt also durchaus kein Grundgesetz, als die Willkür. Natürlich kann aber dieser „allerhöchste Wille“ nicht in jedem Augenblicke für alle Einzelheiten befragt werden, und so besteht allerdings eine Gesetzgebung; doch gleichsam nur als Nothbehelf für jeden Fall, wo der „allerhöchste Wille“ sich nicht ausspricht. Doch dieser Begriff des „allerhöchsten Willens“ ist nicht etwa so alt, als das Czaarenthum; er hat sich vielmehr praktisch erst allmälig zu seiner heutigen Allmacht ausgebildet und hatte selbst unter Alexander wenigstens noch die Form, seine Aussprüche durch gesetzliche Bestimmungen zu motiviren.

Während der Suspension der alten Gesetzbücher hatte man ein neues Gesetzbuch geschaffen (Ulogenie). Daß die Revision der ältern Gesetze mit der Ulogenie bis zu Nikolaus nicht in Uebereinstimmung zu bringen war, gab dem Absolutismus fortwährend den Rechtstitel, mit neuen Ukasen neue Rechtsverhältnisse zu schaffen. Durch jedes „Ukas“ ward aber natürlich die Revision unmöglicher; denn solchermaßen hergestellte neue Rechtsverhältnisse heben die alten nicht etwa selbstverständlich auf, sondern es bedarf dazu abermals einer besondern Bestimmung durch Ukas. Was aber ist ein „Ukas“? Wir haben davon meistens einen ganz falschen Begriff. In seiner Wirkung kann es allerdings gleichbedeutend seyn mit Gesetz und wird es meistens seyn; aber durchaus nicht in seiner Entstehung. Sein einzig unentbehrlicher Charakterzug ist großentheils rein formell, nämlich die Sanction durch den Kaiser und die Veröffentlichung durch den Senat. Gewöhnlich ist den umfassenderen Ukasen die „Anhörung des Reichsraths“ oder der „Antrag“ des betreffenden Ministers beigefügt; aber dieß ist keineswegs wesentlich. Denn auch die einzelnen Entscheidungen oberster Gerichtshöfe werden Ukase, wenn sie des Kaisers Unterschrift tragen, nicht bloß offizielle und präjudizielle Gesetzeserläuterungen, wie z. B. die Entscheidungen der Appellhöfe in Deutschland und Frankreich, oder die der Kronrichter in England. Auf solche Weise ist natürlich ein wirklicher Rechtsbestand bei jeder einzelnen Frage und in jeder Lebenssphäre nahezu unmöglich gemacht. Selbst die undenkbare Gesetzesrevision würde, wenn sie wirklich herzustellen wäre, nur in dem Augenblicke einen undurchlöcherten Rechtsboden haben, wo sie die kaiserliche Unterschrift empfängt. Im nächsten Augenblicke hätte schon jedes neue Ukas neue juristisch seltsame Controversen mit Gesetzeskraft eingeführt.

So lang man sich nicht von der Unvereinbarkeit dieser Widersprüche überzeugen konnte, sind viel tüchtige Menschenkräfte in der Sisyphusarbeit der sogenannten Gesetzgebungsrevision vergeudet worden. Elf Kommissionen erneueten seit 1644 das unmögliche Unternehmen. Am 31. Jan. (12. Febr.) 1833 verkündete nun trotzdem ein Manifest der staunenden Welt die Vollendung der Gesetzsammlung (swod sacanow), deren Geltung mit dem Jahre 1835 zu beginnen habe. In 15 dicken Quartbänden sind dort 36,000, für ganz Rußland gültige Ukase nebst 6198 Zusätzen verzeichnet. Hierzu traten seitdem die Bestimmungen hinsichtlich der Ministerien des Unterrichts, der Reichscontrole, des Auswärtigen, der Marine und des Kriegs. Ferner wurden die Gesetze über Gerichtsorganisation, Rekrutirung, Frohnden, Finanzwesen, Rang- und Standeswesen, Civilangelegenheiten, Polizei-

und Kriminalverwaltung zusammengestellt, letztere jedoch auch schon durch ein neues Kriminalgesetzbuch von 1846 antiquirt. Von den Provinzialgesetzbüchern sind die für die baltischen Gouvernements erschienen.

Mit dieser zwischen 80 und 100,000 Ukase umfassenden Sammlung ist aber erst die formelle Vorarbeit einer Gesetzgebungsrevision, die Uebersicht, vollendet. Ganz abgesehen vom „allerhöchsten Willen" und den täglichen neuen Ukasen, ist von einer Rechtssicherheit keine Spur, vielmehr wurde der ukasenkundigen Intrigue und Kabulisterei erst recht das unabsehbarste Feld geöffnet. Was ist praktisches Resultat einer solchen Gesetzgebung? Nothwendig die Willkürherrschaft der Bureaukratie in gleichem Maße, wie die Abtödtung jedes Rechtsbewußtseyns im Einzelnen, anfangend vom ersten Beamten, herabsteigend bis zum elendesten Leibeigenen; also die Zersetzung aller moralischen Grundlagen der Bevölkerung. Die russische Gesetzgebung ist der erbittertste Minirer gegen jede organische Festigung des Bestandes der Dinge.

Ein solcher Regierungsorganismus trägt in sich keine Garantie seiner selbst; er kann das Chaos einzig und allein durch die äußerste Anwendung äußerer Machtmittel äußerlich abhalten. Dieß Machtmittel ist die vom soldatischen Regiment und dem geheimen Gerichtsverfahren unterstützte Allmacht einer wieder außer allem Gesetz gestellten Polizei. Ein solcher Staat kann keine Bürgertugend anerkennen, sondern muß einzig und allein aus der Entsittlichung (Mangel an Rechtsbewußtseyn, Verwußtseyn der Rechtsschutzlosigkeit) der Bevölkerung seine Lebenskraft ziehen. Er kann einzig und allein im unbedingten Gehorsam des Einzelnen gegen jede denkbare offizielle Autorität die „gute Gesinnung" erkennen; nicht Vaterlandsliebe und Gemeinsinn Aller, sondern der Widerstreit der Interessen Aller ist seine moralische Unterstützung. Dieß führt nothwendig die Massen zu einem haarsträubenden Egoismus oder zu einer an Blödsinn gränzenden Gedankenlosigkeit.

Wenn aber daneben der Staat, wie er es thut, dennoch in manchen Richtungen das produktive Geistesleben für seine materiellen Zwecke ausbeutet, so kann er nach andern Richtungen diese Stumpfsinnigkeit der menschlichen Natur nicht aufzwingen. Dieß führt ihn wieder dahin, die geistige Thätigkeit möglichst für seinen Selbstzweck zu leiten. Dem „dummen" Volke ist erlaubt, sich für die orthodoxe Kirche zu fanatisiren. Damit wird der Fremdenhaß genährt, wird der nach außen herrschsüchtigen Politik eine Art von populärer Basis gegeben. Auch die Gesetzgebung stößt Rußland in ein Eroberungssystem hinein.

Mannichfaltigkeiten.

Im ganzen südlichen Frankreich hat die milde Witterung zu einer so prachtvollen und raschen Entwicklung der Vegetation gewirkt, daß z. B. in der Provence die Mandelbäume nicht bloß aufgeblüht, sondern schon erbsengroße Frucht gesetzt haben; man erwartet eine frühe, reiche und schöne Mandelärnte, wie man sie seit vielen Jahren nicht hatte.

Die jetzige Bevölkerung von Odessa besteht nach der Petersburger Zeitung aus 90,000 Christen, wovon die meisten der orthodoxen Kirche angehören, und aus 10,000 Franken. Dazu kommen noch 30,000 Fremde, Matrosen der Handels-Marine u. s. w., welche nur einen provisorischen Aufenthalt in Odessa nehmen. Im strengen Sinne des Wortes jedoch ist fast die ganze Bevölkerung Odessas nur eine provisorische, da die Kaufleute, Fabrikanten, Handwerker u. s. w. meistens nur 10, 15 oder 20 Jahre, kurz, bis sie ihr Glück gemacht haben, in Odessa bleiben und dann fortziehen, um in der Heimath oder an einem anderen Platze zu wohnen. Odessa ist nichts als ein großes Karawanserai der Frucht-, Holz- und Talg-Händler, die hier bloß der Geschäfte halber weilen.

Der „Courrier de la Gironde" meldet, ein Bewohner von Bordeaux, Hr. Rabache, sey auf den Einfall gerathen, sich anstatt der Runkelrübe des Kürbisses zur Gewinnung von Alkohol zu bedienen. Der Kürbiß wird in allen Weinbergen gepflanzt und gezogen ohne dem Weinstocke im mindesten zu schaden, enthält eben so viel Zuckerstoff wie die Runkelrübe, nämlich 14 Prozent, und gibt auf 100 Kilogramm Saft 7 Litres Alkohol. Die Fabrikation ist die allereinfachste und verlangt nur die Hinzufügung eines Reibeisens und einiger Gährungsgefäße zu dem Material der jetzigen Destillerieen.

Ein ergrauter Diplomat sagte neuerdings kurz vor seinem Tode: „So oft die Diplomatie sagt, um der Religion willen beginne sie einen Krieg, so war es immer eigennützige Heuchelei." Und Prinz Eugen von Savoyen sagt in seinen Briefen, die Religion sey fast nie der wahre Beweggrund in den Ministerconseils gewesen, aber unzählige Male als Vorwand wilder Staatsstreiche vorgeschoben worden.

Am 16. v. M. ist der Historienmaler Johann Ender, ehemals Professor an der Wiener Akademie der bildenden Künste, am Typhus gestorben. Seine letztere größere Arbeit war das Frescogemälde in der Lichtenstein'schen Kapelle im Stephansdome, das so eben vom Kupferstecher Hrn. L. Schmidt in Linearmanier gestochen wurde. J. Ender gehörte, wie sein Zwillingsbruder, der Landschafter Herr Prof. Thom. Ender, zu den fruchtbarsten und fleißigsten Künstlern Wiens und zu den Wenigen, denen es glückte, in Wohlhabenheit die letzten Tage ihres Lebens zuzubringen. Unter seinen Söhnen hat einer ebenfalls die Künstlerlaufbahn betreten und auf dem Gebiete der Portrait- und Historienmalerei bereits Achtenswerthes geleistet.

Das größte Ereigniß in der Pariser Theaterwelt seit dem Erscheinen des „Sterns des Nordens" ist jedenfalls die Aufführung der „Vestalin" mit Sophia Cruvelli in der Hauptrolle. Wenn, wie es heißt, wirklich die deutsche Sängerin es veranlaßt hat, daß das erhabene Werk aus dem Schutte der Vergessenheit, in welchem es zu Paris so lange schmählich geschlummert hatte, hervorgeholt wurde, so muß ihr jeder Musikfreund aufrichtig dankbar seyn. Jedenfalls ist die Vestalin, sowohl was Adel des Styls, als Reichthum der Erfindung angeht, eines der großartigsten musikalischen Dramen aller Zeiten und Länder.

Kürzlich ist in Bern der ganze Brodvorrath des Hülfsvereins der Stadt, beiläufig zwei Centner, aus dem Verkaufslokale beim Rathhause gestohlen worden.

(Augsburg, 28. März.) Gestern ging ein neues Lustspiel: „Irren ist menschlich" von M. E. Schleich, dem Redakteur des „Münchener Punsch", über unsere Bühne. Wie der geistreiche Humorist in seinem überall gern gelesenen Blatte namentlich durch Wortspiele seine Leser zu fesseln weiß, so ist auch der lebendige Dialog seines Lustspiels reichlich damit geschmückt; und mancher unserer Lustspieldichter kann Schleich beneiden, der seine Zuhörer durch denselben so zu fesseln weiß, daß man trotz der einfachen Intrigue, die dem Stücke zu Grunde liegt, mit Interesse dem fünfaktigen humor- und geistreichen Wortgefechte folgt.

Das Publikum rief am Schlusse lebhaft den Verfasser, der jedoch, obgleich im Theater anwesend, nicht erschien.

Der bekannte Reisende Moritz Wagner, welcher sich jetzt in Centralamerika befindet und die Urwälder durchforscht, macht folgende Bemerkung: Die eigentlichen Büsche sind hier blüthenlos, während die höchsten Bäume im reichsten Scharlachschmucke vieler tausend großer Blüthen prangen. Laub und Blüthen streben hier stets lichtdurstig nach oben und die bunteste Farbenpracht ist auf den Bäumen verbreitet, während in der subtropischen Zone die meisten Blüthen auf den Büschen und in Mitteleuropa (auch in Deutschland) auf den Wiesen verbreitet sind.

(Aus dem pfälzischen Kanton Wolfstein, 28. März.) Bei unserm strengen Winter war zu befürchten, daß die Saaten Noth leiden möchten. Diese Befürchtung hat sich jedoch, den Kohl (Winterreps) ausgenommen, der hie und da etwas stark gelitten, glücklicherweise nicht bestätigt. Unsere Winterfrüchte stehen recht gut, wie wir sie seit langer Zeit nicht schöner sahen.

Korrespondenz.

Stuttgart, 2. April.

Der Prozeß gegen den Staatskassier-Oberfinanzrath Herdegen und dessen Bruder Kanzleirath Herdegen ist erst gestern Nachts halb 9 Uhr vor dem Schwurgerichtshof zu Eßlingen zu Ende gegangen. Auf Grund der Zeugenaussagen, die alle für die Angeklagten ungünstig lauteten, wenn auch einzelne Zeugen etwas zurückhaltend waren, wurde die Anklage vom Staatsanwalte in ihrem vollen Umfange aufrecht erhalten; aber indem er gegen die Angeklagten die ganze Strenge der Gesetze anrief, verband er damit eine strenge Rüge gegen die Kontrolebehörde, deren Läßigkeit er die Möglichkeit der so lange fortgesetzten Restsetzung und Rechtsfälschung bei der ersten Hauptkasse des Staates nicht undeutlich zuschrieb. Seit dem Jahre 1832 bestehe eine k. Verordnung, welche neben den gewöhnlichen Kassenstürzen von Zeit zu Zeit außerordentliche und unvermuthete Kassenstürze den Kontrolebehörden zur Pflicht macht, und doch sey in der ganzen Zeit der Amtsführung des Angeklagten O.-F.-R. Herdegen von 1838 bis 1853, also in 15 Jahren, nicht ein einziger unvermutheter Kassensturz vorgenommen worden, sondern nur die regelmäßigen monatlichen, dem Kassier stets ein paar Tage vorher angesagten! Der Vertheidiger des O.-F.-Rath, Rechtskonsulent Becher, bemühte sich, darzuthun, daß keine Restsetzung vorhanden sey, da nichts in der Kasse fehle, sondern nur unbefugte Ausleihung von Geldern, daß, wenn aber je Kassenrest angenommen werde, dieser durch die vorgefundenen Goldbarren gedeckt sey. Der Vertheidiger des Kanzleiraths, Rechtskonsulent Oesterlen, suchte die Mitwissenschaft und sträfliche Absicht der Beihülfe zur Verdeckung des Kassenrests von seinem Clienten abzuwälzen; aber die Geschwornen beantworteten trotzdem die ihnen vorgelegten Fragen in dem Sinne der vollen Aufrechterhaltung der Anklagakte, worauf der Staatsanwalt den Antrag stellte, den O.-F.-Rath zu 8 Jahren und den Kanzleirath zu 3 Jahren Zuchthaus zu verurtheilen, und zwar ohne die Milderung, die Strafe auf der Festung erstehen zu dürfen, sowie beide solidarisch in alle Kosten. Außerdem wurde gegen beide Civilansprüche wegen Ersatz der Kosten ihrer Amtsverweser und gegen den O.-F.-Rath die Ersetzung der bezogenen und rechtmäßig zu berechnenden Zinsen von den ausgeliehenen Geldern, sowie der eventuelle Kursverlust an dem ungemünzten Gold in Barren geltend gemacht. Der Gerichtshof verurtheilte den Ober-Finanz-Rath Herdegen zu 6½ Jahren Zuchthaus und den Kanzleirath zu 3½ Jahren Zuchthaus, beide solidarisch in alle Kosten und zu Bezahlung der Civilansprüche.

Mannheim, 31. März.

Dienstag den 28. d. gab der rühmlichst bekannte Meister auf dem Contrabaß, Hr. Aug. Müller, Hofkonzertmeister aus Darmstadt, ein Konzert dahier, welches wiederholte umfassende Gelegenheit bot, des Konzertgebers Vollendung auf seinem Instrumente zu bewundern; er entlockt ihm bisher nie auf dem Contrabaß gehörte Töne; bald glaubt man die wehmüthigen Klänge von Aeolsharfen zu hören, bald wieder die mächtige Tiefe eines Orgel-Pedals. Hr. Müller fand als Musiker und Virtuos des Contrabasses den stürmischsten Beifall und wurde wiederholt gerufen. Auch dem großh. Hofsänger aus Darmstadt, Hrn. Wachtel, wurde die Ehre des Hervorrufens zu Theil. Er bekundete in seinem Vortrag der „Thräne" von Hölzel, des „Vaterlandsliedes" von Netz und „Mein Engel" von Esser eine schöne klangvolle Tenorstimme, Gefühl und eine besonders deutliche Aussprache, ohne daß dadurch die Fülle des Tons auch nur im mindesten beeinträchtigt wurde. Der Claviervirtuose Hr. Pirscher aus Darmstadt, welcher den Konzertgeber gleichfalls unterstützte, entfaltete eine bei seiner Jugend seltene Fertigkeit und Geschmack des Vortrags und fand verdienten Beifall; ebenso Frl. Rohn von der hiesigen Oper, welche neben ihrer glockenhellen schönen Stimme in der kurzen Zeit ihres Engagements ein so entschiedenes Talent für die dramatische Gesangsweise entwickelte, daß sie bald den Lieblingen der Bühne beigezählt wurde, durch den Vortrag des „Mädchens von Juda" von Kücken und des „Alpenliedes" von Stockhausen. Besonders beifällig wurde ferner auch aufgenommen „die Geburtstagsgeige", Gedicht von Aug. Müller, vorgetragen von Hrn. Lichterfeld, sowie schließlich das Sextett von Hummel für Pianoforte, Streich- und Blasinstrumenten, vorgetragen von den Herren Pirscher, Neuhofer, Jaucken, Segissee, Mayer, Kündinger und dem Konzertgeber, mit Ausnahme dieses und des ersten Herrn sämmtlich Orchestermitglieder der hiesigen Bühne.

Aus Thüringen, 29. März.

Heute passirten wieder Hunderte von Auswanderern unter der Leitung des Buchhändlers G. Fröbel in Rudolstadt, welcher die sich ihm anvertrauenden Passagiere bis Hamburg geleitet, die thüringische Eisenbahn. Fast an jedem Stationsorte schlossen sich dem Zuge noch mehrere Personen an, und der Abschied zwischen den Auswandernden und zurückbleibenden Anverwandten war ein herzzerreißender. Im Uebrigen gewährte es einen wohlthuenden Eindruck, die mit den Reiseangelegenheiten unkundigen Auswanderer unter dem Schutze eines Mannes zu sehen, der Jedem mit Rath und That väterlich zur Seite steht und sich in dieser Beziehung bereits weithin einen Ruf gesichert hat.

Erklärung und Entgegnung.

In Nummer 72 der Didaskalia erwähnt eine Korrespondenz aus München eine (aus Münchner Blättern geschöpfte) Notiz, „daß mütterlicherseits (!) noch zwei Enkel Fr. v. Schillers lebend seyen". Als solche nennt man den gegenwärtigen Finanzminister Würtembergs und einen gewissen Kanßler in München. An dieser Nachricht ist kein wahres Wort. Enkel Schillers sind deren nur zwei: Frau Gleichen-Rußwurm und der Unterzeichnete. — Nach den Erkundigungen, die ich in München eingezogen habe, ging die Notiz von dem Apothekergehülfen Kanßler aus Würtemberg selbst aus und ich habe wegen solchem Mißbrauch eingebildeter Verwandtschaft gegen jenen Kanßler die gerichtliche Klage eingeleitet.

Wien, 27. März 1854.

Chr. v. Schiller, k. k. österr. Rittmeister.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 3. April. Deborah, Volksschauspiel in 4 Aufzügen, von Mosenthal. (Gastrolle) Deborah: Fräul. Claus, vom Stadttheater zu Königsberg.

Mittwoch, 4. März. Jubel-Ouverture von C. M. v. Weber. Hierauf: Festspiel, zum Andenken Carl Maria von Webers von Harald von Brackel, mit lebenden Bildern. Hierauf: Der Freischütz, romant. Oper in 4 Akten, Musik von C. M. v. Weber. Mit neuen Dekorationen, Maschinerien und Kostümen. Besetzung der Hauptpartien: Agathe — Frau Anschütz-Capitän; Aennchen — Fräul. J. Hoffmann; Kaspar — Hr. Dettmer; Max — Hr. Auerbach. — Zweites Meß-Abonnement suspendu.

Druck und Verlag von Heller und Rahm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 82. Mittwoch, den 5. April 18[illegible]

Ein Maskenball in der Pariser Oper.

(Von C. Reulbach.)

Ha, welchen Wirrwarr läßt die bunte Scene schauen;
Falsch ist der Witz, die Ehen, die Mädchen und die Frauen!
Goldsmith.

Die Zeit des Carneval bietet den Parisern mehr denn je Gelegenheit zu Belustigungen und Vergnügungen. Bälle, Konzerte und Maskenaufzüge reichen sich in ununterbrochener Kette die Hände, die Theater und öffentlichen Säle überbieten sich, dem Publikum stets neue Genüsse zu verschaffen, überall herrscht Freude und Jubel, bis endlich der Aschermittwoch all den Herrlichkeiten und Wonnen plötzlich ein Ende macht. So denkt vielleicht mein freundlicher Leser, meine liebenswürdige Leserin, anders aber der genußsüchtige Pariser.

Ist auch der eigentliche Carneval zu Ende, so nehmen doch die Bälle und Konzerte ihren gewöhnlichen Fortgang, aber trotzdem wäre es für ein französisches Herz zu viel verlangt, wenn die Fastnacht mit all ihren Intriguen und Liebesabenteuern, mit all ihren äußerlichen und innerlichen Maskeraden auf einmal für ein ganzes, langes Jahr verschwunden seyn sollte, denn sie war doch in der That gar zu reizend und verführerisch.

Die Bewohner der französischen Hauptstadt sind daher auf den sinnreichen Einfall gekommen und haben Mitfasten (Mi-Carême) zu einem zweiten Fastnacht-Dienstage umgestempelt. An diesem Tage steht Prinz Carneval von neuem aus seinem Grabe auf und mit ihm Glück und Lust seiner unzähligen Anbeter. Da wimmeln die Boulevards von Maskirten und Unmaskirten, Aufzüge zu Pferde und Wagen durchziehen die Stadt und die grandiosen Ankündigungen aller öffentlichen Lustbarkeiten lassen die Papierpreise steigen. Am Abend gibt auch die Pariser Oper den letzten ihrer berühmten Maskenbälle.

Ich hatte eben bei Tortoni mein zweites Frühstück genommen und steuerte nun gleichfalls die Boulevards auf und ab, um mich an dem bunten Maskengewirre zu ergötzen.

„Sie werden doch heute die große Oper besuchen", war das erste Wort, das mir von allen meinen Bekannten unterwegs zugerufen wurde.

„Sie müssen sie besuchen", das zweite, wenn ich ihnen mit zweifelhafter Miene erklärte, daß ich noch nicht fest entschlossen sey.

Was war zu thun? So vielen Aufforderungen konnte ich unmöglich widerstehen, und das Wort „müssen" ließ mir ja ohnehin keine weitere Wahl übrig, als hinzugehen.

Ich wohnte damals bei einer angesehenen Familie in der Rue du Fleurus, und die Frau des Hauses, eine junge, lebensfrohe Dame, die nie einen solchen Ball mit angesehen hatte, wollte sich, nachdem ich beim Diner mein heutiges Vorhaben mitgetheilt hatte, die günstige Gelegenheit nicht entschlüpfen lassen, und versprach mir, mich ganz incognito zu begleiten.

Es war dreiviertel auf zwölf Uhr, als wir unsere Toilette beendigt hatten und nun nach dem Opernhause fuhren, die Dinge erwartend, von denen man uns bereits so viel Interessantes und Uninteressantes erzählt hatte. Um Mitternacht beginnt der Ball.

Eine breite, mit Teppichen und Blumen bunt geschmückte Treppe führt in den Saal, der aus dem Parterre und der Bühne gebildet, in seinem immensen Umfang doch kaum Raum genug hat, um all die Tanz- und Liebelustigen zu fassen. Fünfzig große Lüsters werfen ihr brillantes Licht auf die wogende, drängende Maskenwelt, daß man sich in einem Palaste der Mährchen von Tausend und Einer Nacht zu sehen meint. Oben am Ende des Saales thront Musard mit seinem Orchester und dirigirt dasselbe mit seinem Taktstabe so stolz und siegbewußt, wie ein tapferer Feldherr seine schlagfertige Armee. Logen und Balkons sind von einer Menge Schaulustiger besetzt, die, obgleich mit riesenhaften Operngläsern bewaffnet, von dieser dichtgedrängten Menschenmasse kaum mehr als die Köpfe sehen.

Und nun diese Masse selbst. Tritt vor Tritt mußte ich mich mit meiner Dame durch Reihen neckender Nymphen und schäkernder Syrenen winden; Alles kost, girrt und tändelt, als ob der Gram und die Sorge gar nicht in Pandoras Büchse gewesen sey, als diese über das Menschengeschlecht ausgeschüttet wurde. Ein farbiges Gemisch von Masken aller Art, Ritter und Knappen, Marquisen und Landmädchen, Mönche und Teufel, durchziehen lachend und scherzend den ganzen Saal und scheinen ganz vergessen zu haben, welch bedeutender Rangunterschied zwischen ihnen besteht.

Die verbreitetste Maske der Damen ist die der Debardeurs. In kurzen weiten Beinkleidern, mit seidenen Trikots darunter, erscheinen da die reizenden Grisetten und verführerischen Loretten; den Oberleib ziert ein offener Spenser, dazu eine Schärpe um die zierliche Taille geschlungen und ein kleines Barett schief auf das glänzende Haar gesetzt, und das Bild einer liebenswürdigen Französin in Debardeurskostüm ist fertig, wobei jedoch nie vergessen werden darf, die beiden Hände mit graziöser Nonchalance in die Taschen der taffeten Beinkleider zu stecken, denn sonst wäre das Ensemble nicht vollständig. Dazu noch etwas Schalkhaftigkeit und Coketterie, und es ist wahrlich kein Wunder, wenn jede dieser Schönen in stolzem Selbstbewußtseyn sich zuruft: „Veni, vidi, vici!" und Julius Cäsar muß in ihren Augen ein lächerlicher Großsprecher gewesen seyn, weil er wegen einer einzigen Eroberung so viel Lärmen machte.

Da alle Damen maskirt seyn müssen, so erscheint die gebildetere Klasse derselben im eleganten Domino mit der Halbmaske vor dem Gesicht.

Für Herren ist ein feines Costüm en ville vorgeschrieben; unter den Masken ist die beliebteste die der Pierrots, die mit ihren langen, weiten Aermeln den Saal völlig überfluthen.

Wer ein Bild darstellen will, darf auch nicht das Geringfügigste vergessen, wenn es zum Charakter des Ganzen beiträgt; ich muß deßhalb auch über die Odeurs sprechen, die dort die wollüstige Atmosphäre durchdringen.

Da ist nichts zu finden von dem angenehmen Geruche eines Eau de Viktorie, oder einer Essence des Hespérides; nein! Bouquet Sierra Morena oder Extrait triple de Musc und dergleichen stark duftende Parfums waren in Masse verschwendet und trugen nur dazu bei, verbunden mit dem Glanze unzähliger Gasflammen und dem Gewirre der tausend und tausend Masken, alle Nerven aufs Höchste zu spannen und zu erregen.

Nachdem ich den ganzen Saal mit meiner Begleiterin am Arme mit Heldenkühnheit durchdrungen hatte, führte ich dieselbe in ihre Loge, wo mich die junge Dame mit der mütterlichen Ermahnung entließ, den schönen Pariserinnen ja nicht zu tief ins Auge zu schauen, was ich denn auch wirklich versprach und in den Saal zurückkehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Rußlands Staatsorganisation.

6) Die russische Kirche.

Zu derselben Zeit, als im übrigen Europa die progressiven Bestrebungen in der Kirche durch die Reformation ihren welthistorischen Ausdruck fanden, begann das moskowitische Czaarenthum seine ersten Schritte zur Abtödtung des geistigen Elements in der russischen Kirche durch deren Absonderung von dem orientalischen Katholizismus. Die Lossagung des „Metropoliten für ganz Rußland" vom konstantinopolitanischen Patriarchat (1587) war der Akt dieser folgereichen Isolirung. Freilich trat die russische Kirche damit zuerst als integrirender Bestandtheil in den russischen Staat, und es war natürlich, daß sie länger als ein Jahrhundert das gewissermaßen belebende Element neben dem politisch erstarrenden Selbstherrscherthum vertrat. Der Autokratismus siegte durch Peter I., und zwar nicht von vornherein durch Gewaltsamkeit, sondern durch zuwartende Schlauheit. Zwanzig lange Jahre ließ es Peter unentschieden, ließ er einem Patriarchatsverweser die nominelle Kirchenherrschaft, ließ er das Volk vergessen, daß die „heilige Versammlung" der Bischöfe ohne definitives Oberhaupt war, ließ er aber auch vorbereitend beim Kirchendienst, bei Prozessionen u. s. w. die Andeutungen der geistlichen Oberherrschaft über den Czaaren wegfallen. Er hatte die Hand immer fest auf der Patriarchentiara liegen, aber er faßte sie nicht mit täppischem Faustgriffe. Erst als seinen vorsichtig gestellten Anträgen zur Vollendung des Czaarensieges über die Hierarchie aus der „heiligen Versammlung" kein Compromiß, sondern der drohende Ruf entgegenklang: wir fordern einen Patriarchen — erst da warf der despotische Czaarenzorn das nackte Brennusschwert mit dem Rufe auf die Tafel: ich bin euer Patriarch!

Das nackte Schwert siegte, weil schon vorher im Ringen nach weltlicher Macht der Geist aus der Kirche entflohen war. Es wäre nicht gelungen, wenn der Klerus nicht seit Jahrhunderten sich als Kaste abgeschlossen und dem Volke statt lebendiger Lehre todte Ceremonien gegeben hätte. Die Ehrfurcht vor der Kirche war aber bloß äußerlich; und indem das Patriarchat sich dem Czaarenthum vereinte, erstand jenes scheinbar in neuer Herrlichkeit, während dieses sich noch mit der Heiligkeit des kirchlichen Attributs umhüllte. Auf diesem Standpunkt durfte Peter wagen, als obersten Grundsatz des Cäsaropapismus die vollkommenste Duldung für alle Confessionen aufzustellen; denn Gott ist ja auch tolerant. Aber das eigentliche Wesen der russischen Kirche zerstörte er gerade dadurch. Denn es ist eine der Geschichte widersprechende Behauptung, wenn russische Schutzschriften sagen, Toleranz sey eine ihrer Ureigenschaften. Vielmehr war eben die Intoleranz von je das Hauptmittel, womit sie ihre Existenz sicherte, da sie sich geistig nicht entwickelte. Sie ist überhaupt das einzige Selbsterhaltungsmittel jeder Kirche, welche sich der freien Forschung verschließt.

Durch Peter hörte die russische Kirche auf, ein selbstständiges Wesen zu seyn, sie wurde ein rein politisches Machtmittel, wie die Armee und die Polizei. Doch selbst dem rohesten religiösen Standpunkte bleiben höhere Bedürfnisse. Hätten schon vorher bei dem Mangel an geistiger Entwicklung durch die Diener der russischen Kirche die Sectirereien innerhalb ihrer Bekenner mächtig werden müssen, so gewannen jetzt diese Nebenlehren nothwendig an Ausbreitung und Bedeutung; denn sie wurden gleichzeitig politisch-sozialer Natur. Es ist bekannt, daß man in der russischen Kirche an zweihundert Secten mit etwa sechs Millionen Bekennern zählt, welche sämmtlich aus zwei Wurzeln entspringen. Den altorthodoxen Kirchenglauben vertreten die Starowerzen; den fortbildenden Rationalismus die Juchaborzen. In zwei wesentlichen Momenten, beide gleich gefährlich für den russischen Staatsbestand, stimmen aber die Lehren aller Secten zusammen. Erstens in der Nichtanerkennung des Czaaren als Kirchenoberhaupt; zweitens in der Lehre von der persönlichen Freiheit, also Nichtanerkennung der Leibeigenschaft. Wie gefährlich dem Czaarenthum die Starowerzen (Volksname: Roskolniki — Ketzer) sind, erhellt daraus, daß die Czaaren seit Peter endlich von deren Verfolgung abstehen und sie nothgedrungen anerkennen mußten. Desto härter rächt sich der verletzte Autokratismus an den Juchaborzen, wo er sie entdeckt. Aber weil die orthodoxe russische Staatskirche ein nur auf todte Ceremonien gestellter Mechanismus ist, entziehen sich diese Secten seiner Verfolgung leicht, indem sie überall gleichmäßig und grundsätzlich die anbefohlene Ceremonie vollziehen.

Aus dieser flüchtigen Uebersicht ergibt sich, daß der Czaarenautokratismus auch seine religiöse Basis selbst vernichtete, indem er die Kirche seinem Selbstzwecke unterordnete. Er kann überhaupt kein Christenthum neben dem von ihm octroyirten anerkennen. Er muß verfolgungssüchtig seyn, um seiner Selbsterhaltung willen. Er kann das Volk nicht durch die Wahrheit der Religion seinen Zwecken dienstbar machen, sondern nur durch die Unwahrheit des Scheines. Darum hörten wir 1848 den Schlachtruf des Czaaren gegen Europa ertönen: „Unterwerft Euch, ihr Heiden, denn mit uns ist Gott!" Und heute wieder fanalisirt das Manifest des Czaaren und das tausendstimmige Echo der zelotischen Popen das russische Volk „im Namen Gottes" gegen die „Heiden".

Die russische Ostsee.

Ueber die Eventualitäten des Kampfes in der Ostsee finden wir in der „Deutschen Volkshalle" einen Artikel, der sehr beachtungswerthe Mittheilungen bringt. Wir geben denselben deßhalb hier wieder. Er lautet: „Die russische Flotte ist der englischen an Schiffszahl, vielleicht auch an Kanonenzahl überlegen; allein man hält sie nicht für fähig, sich im offenen Seekampf mit der englischen zu messen. Acht Linienschiffe sollen die See nicht halten können und würden also bei einer Seeschlacht vor dem Hafen nur als Batterien dienen können. Dann haben die Russen

unter ihren großen Schiffen kein einziges Schraubenschiff; die Ursache warum nicht, kennt man hier nicht. Die Flotte liegt theils in Sweaborg (Helsingfors), theils in Kronstadt eingefroren; nicht vor dem April, vielleicht nicht vor Ende Aprils, sind die See-Operationen zu erwarten; früher geht das Eis nicht auf. Die Engländer greifen vielleicht die Insel Oesel (am Eingang in den finnischen Meerbusen) zuerst an, um einen festen Punkt für ihre Operationen zu gewinnen. Ihre Eroberung wird man russischerseits nicht verhindern können. Dann kommt Reval an die Reihe. Hier finden die Engländer gute Strandbatterien; allein Stadt und Hafen sind zu forciren und können zusammengeschossen werden; doch wird die englische Flotte sehr dabei leiden, und man hat nichts dabei gewonnen, als einen Schutthaufen mehr! Alle Baken und Leuchthürme an allen Küsten des finnischen Meerbusens haben die Russen demolirt, alle Tonnen und Wahrzeichen über Felsenriffe und Sandbänke weggenommen. Selbst die besten Lootsen finden sich ohne diese Wahrzeichen dort nicht zurecht. In dieser Beziehung hat die englische Flotte dort große Gefährlichkeiten zu bestehen; die Südküste (Esthland) ist voll Sandbänke, die Nordküste voll Scheeren und Felsenriffe. Dort erwartet sie die russische Scheerenflotte, die sich zwar nicht mit der englischen regelmäßig schlagen, die sie aber necken und ihr vielen Schaden anthun kann. Sweaborg soll unangreifbar seyn. Dann kommt Kronstadt, wo der größere Theil der Flotte liegt. Die Festung liegt an einer Insel, südlich liegen unfahrbare Sandbänke; nur ein enges Fahrwasser führt zwischen diesen Sandbänken und der Insel hin nach dem Hafen und der eigentlichen Festung, die ganz nach innen, nach der Newa hin, Front macht. Oberhalb ist die Insel mit künstlichen Verdämmungen mit dem Lande verbunden. Die Engländer müssen nun landen und erst alle Strandbatterien desarmiren, was seine Schwierigkeit hat, denn die Russen können leicht Succurs bringen. Erst wenn den Engländern es gelungen, die westliche Insel zu erobern und die Strandbatterien zu zerstören, können sie mit der Flotte durch das Fahrwasser dringen und vor der eigentlichen Festung und dem Hafen mit der russischen Flotte erscheinen. Dann beginnt der eigentliche Kampf. Man vermuthet, daß die russische Flotte sich in und vor dem Hafen aufstellen und sich, wie Batterien, vertheidigungsweise halten wird. Ein solch defensiver Kampf hat seine Vortheile. Selbst im günstigsten Falle, wenn den Engländern es gelingt, die Flotte in dem Hafen zu zerstören und die Festungsgeschütze zum Schweigen zu bringen oder gar sie zu erobern, so möchte dieß doch wohl nur mit Aufopferung der Hälfte der eigenen Flotte geschehen können, oder alle Schiffe wären wenigstens im allerschlechtesten Zustand; dann könnte aber die russische Flottenabtheilung von Sweaborg, welche die besten Schiffe enthalten soll, völlig frisch und unberührt mit dieser so übel zugerichteten englischen Flotte einen Kampf wagen. Daß der Kampf überhaupt mit unglaublicher Hartnäckigkeit geführt wird, davon kann man überzeugt seyn. Es wird kein russisches Schiff den Engländern in die Hände fallen, sie werden alle in den Grund gebohrt oder in die Luft fliegen! Davon kann man überzeugt seyn, so nahe und fast unter den Augen des Kaisers wird sich kein Schiff ergeben! Ein so theuer erkaufter Sieg wird den Engländern wenig nützen und die Russen gewiß nicht demüthigen und entmuthigen, sondern umgekehrt fanatisiren und opferwilliger machen.

Mannichfaltigkeiten.

(Wurstvergiftung.) Der „Schwäb. Merkur" theilt wieder einen Fall von Wurstvergiftung mit, welcher sich kürzlich auf einem Dorfe in der Nähe von Nagold ereignet hat. Ein 20jähriges blühendes Mädchen, die Tochter wohlhabender Eltern, hatte nur wenig von einer Blutwurst gegessen und starb bald darauf an den Erscheinungen der Wurstvergiftung. Solche Wurstvergiftungen kommen fast nur (?) in Würtemberg vor und zwar meist auf den Genuß der Blut-, seltener der Leberwürste. Der Grund scheint darin zu liegen, daß man dort der Wurstmasse Weckbrod zusetzt und nicht immer für gehörige Durchräucherung im Kamin sorgt. Das Auffallendste bei dem angegebenen Fall ist, daß die übrigen Familienglieder fast ohne Ausnahme von derselben Wurst ohne allen Nachtheil genossen hatten. Die Giftbildung scheint daher nur in dem oberen, dem Rauche weniger ausgesetzten Ende der Wurst, welches von dem Mädchen gegessen wurde, stattgefunden zu haben.

Aus der Provinz Schirwan (russ. Kaukasus) wird über den Ausbruch eines feuerspeienden Berges berichtet. In Schemach sah man nämlich am 4. Febr. um 8 Uhr plötzlich am südlichen Theile des Horizonts einen sehr hellen Feuerschein aufsteigen, welcher bald schwächer, bald stärker aufflammte und nach den Berichten von Leuten aus der Umgegend von Nuchi mehr als 250 Werst weit sichtbar war. An demselben Abend und zur selben Stunde erhob sich in Baku am kaspischen Meere bei stillem und heiterem Wetter eine Feuersäule, worauf eine Rauchwolke emporwirbelte und sich bis auf eine Höhe von annähernd 50 Klaftern erhob. Diese Erscheinung währte ungefähr eine Stunde und war, wie sichs nachher zeigte, die Folge eines vulkanischen Ausbruchs auf dem Gipfel des Berges Karakusch, der etwa 40 Werst von Baku entfernt ist. Als man am folgenden Tage den Ort der Erscheinung besuchte, fand man die Umgegend mit einer lehmartigen Lava bedeckt, sowie rings um den Berg herum tiefe Spalten und an einigen Stellen vulkanische hügelige Erhöhungen. — Hirten, die Augenzeugen dieser interessanten Naturerscheinung waren, indem sie sich am Fuße des Berges befanden, der von dessen Gipfel ungefähr 5 Werst entfernt ist, erzählten darüber Folgendes: Anfangs hörte man, wie es im Berge grollte und dröhnte, dann erhob sich plötzlich ein mächtiges Brausen, auf das der Ausbruch selbst erfolgte, indem der Berg unter betäubendem Brausen und Donnern Unmassen von Koth und Steinen in beträchtlicher Höhe auswarf. Dabei stiegen schwarze Rauchwirbel, hin und wieder von dunkelrothen Flammen unterbrochen, in die Höhe, bis sich endlich Alles in eine ungeheure Feuersäule vereinigte, die „fast bis zum Himmel" reichte und die ganze Umgebung eine Stunde lang prachtvoll erleuchtete. Als die Flamme erlosch, herrschte rings umher tiefe Stille und Finsterniß. Am andern Tage war der ausgeworfene aschfarbene lehmige Koth, der auch den Krater selbst zugegossen hatte, bereits so hart geworden, daß man den Berg mit Sicherheit besteigen konnte.

(Antwerpen, 15. März.) Der Andrang von Auswanderern ist in dieser Jahreszeit noch nie in unserem Hafen so groß gewesen, wie eben jetzt. Es erwarten in diesem Augenblicke an 1500 die Stunde der Abfahrt.

Ein Herr von Beaumont hat in einem Buche nachgewiesen, daß die Wappen von den alten Aegyptern und zwar aus der frühesten Zeit derselben herstammen. Die Aegypter, sagt er, wie später die Hebräer, welche die in Aegypten angenommenen Sitten und Gewohnheiten beibehielten, unterschieden sich in ihren Lagern durch Zeichen, welche auf die Zelte, Fahnen und Schilde gemalt oder gestickt waren. Der Verfasser hat solche ursprüngliche Wappen in seinem Buche auch abbilden lassen.

(**Winterthur, 31. März.**) Die Kriegsfackel am Himmel ist erschienen. Tief am Abendhorizonte, im Zeichen der Fische nahe dem Sternbild des Widders, zeigt sich ein **Komet**, wenn wir uns nicht trügen, mit aufwärtsstehendem Schweife und röthlichem Kern. Schade, daß der Mond gerade im Wachsen ist und eine sichere Beobachtung erschwert.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 3. April.

In Nr. 45 der Didaskalia l. J. wird Ihnen von hier aus unterm 15. Febr. über die auf dem Westerwalde zu errichtende **Central-Flachsbereitungs-Anstalt** berichtet. Ich kann Ihnen nun die weitere Mittheilung machen, daß diesem Unternehmen der günstigste Erfolg in Aussicht steht. In der am 6. März stattgehabten Versammlung von Gewerbetreibenden und Landwirthen zu Rennerod wurde eine Kommission ernannt, die die weiteren Schritte in der Sache thun solle und die Bemühungen derselben, namentlich des Kaufmanns Menk von Emmerichenhain, haben das Resultat gehabt, daß eine Aktiengesellschaft die Leitung der zu gründenden Anstalt übernehmen will. Im Verlaufe weniger Tage waren bereits für 1100 fl. Aktien gezeichnet. Die Gesellschaft beabsichtigt, auch Flachs in größeren Partieen selbst anzupflanzen und im zubereiteten Zustande als Handelsartikel auszuführen. Es steht zu erwarten, daß das Ministerium diesem Unternehmen die Genehmigung ertheilen werde.

Bad Homburg, 2. April.

Die Arbeiten an dem nach dem Plane des kön. preuß. Hofgarten-Direktors **Lenne** neu anzulegenden Kurgarten, der sich bis an die Berge erstrecken soll, haben bereits begonnen und werden mit großer Thätigkeit fortgesetzt, so daß schon Anfangs Mai einige Gänge von dem Publikum benutzt werden können, wenn die günstige Witterung anhält. Auch die Malerei und Stucraturarbeit im kleinern Speisesaale ist vollendet und außerordentlich schön und prachtvoll geworden. Viele Neubauten sind in diesem Frühling wieder entstanden und wir hoffen trotz der kriegerischen Aspekten, bei der Heilkraft unserer Quellen, auch eine gute Saison.

Hanau, 1. April.

Im Januar d. J. kam ein angeblicher Californier hier an, besichtigte unter dem Vorwand von Ankäufen mehrerer Goldwaarenlager, ließ davon mitlaufen, was er unbemerkt erwischen konnte, entfernte sich unter dem Vorgeben, Geld zu holen und verschwand. In Laupheim (Würtemberg) verhaftet, ergab es sich, daß er ein dortiger Handelsjude, Marx Rosenthal, und schon öfters bestraft war. Hierher ausgeliefert, wurde er gestern vom Criminalgericht zu zweijähriger Zuchthausstrafe und nachheriger Landesverweisung verfällt. Die gestohlenen Sachen fanden sich noch alle vor.

Literatur- und Kunst-Notizen.

Heidelberg, 30. März. Eine tiefe Entrüstung hat auch hier das Werk „Eritis sicut Deus“ hervorgerufen, welches im Auftrag der orthodox-pietistischen Partei gegen die moderne Wissenschaft, Philosophie und freiere religiöse Richtung geschrieben wurde. Sehr schlimm muß es um eine Partei stehen, die sich, um ihrer Erhaltung willen, genöthigt sieht, zu solchen Mitteln zu greifen. — Hr. Dr. Julius **Fürst** von hier hat eine Berufung als Rabbiner nach Endingen im Kanton Aargau erhalten. Endingen ist Sitz des Rabbinats und kann sich sehr zu der Acquisition dieses tüchtigen, streng wissenschaftlich gebildeten jungen Mannes Glück wünschen.

Berlin. Fr. **Bodenstedt** weilt von seiner Uebersiedelung nach München einige Tage hier, wo demnächst der erste Band seiner Uebersetzung des russischen Dichters Puschkin erscheinen wird — ein Roman in Versen, worin der Dichter den russischen Adel unbarmherzig geißelt.

Bei der unlängst stattgehabten Hauptprüfung des **Leipziger Conservatoriums für Musik**, welche im Gewandhaussaale stattfand, zeigte sich abermals, mit welchem Eifer und mit welcher Umsicht der Unterricht an dieser trefflichen, in kurzer Zeit so berühmt gewordenen Anstalt betrieben wird, welchen tüchtigen und künstlerisch hochgebildeten Männern derselbe anvertraut ist. Die Fächer des großen Kunstgebiets, in denen dießmal die Schüler des Conservatoriums die bereits erlangte Ausbildung darlegten, waren Orchester-Composition, Solo-Gesang und Solo-Spiel. In letzterem zeichneten sich besonders die Gebrüder Leopold und Gerhard Brassin aus, Ersterer auf dem Piano und Letzterer auf der Violine, sowie Fritz Gernsheim aus Worms, der eine Serenade für Pianoforte von Mendelssohn meisterhaft vortrug und abermals Proben seines bedeutenden Talentes bekundete. Der genannten trefflichen Musikschule, die schon so viel Ausgezeichnetes geleistet hat, ist auch ein ferneres recht erfreuliches Gedeihen zu wünschen.

München. Dr. J. H. v. **Hefner**, Conservator der k. vereinigten Sammlungen, Professor und Akademiker, hat einer höchst seltsamen **Namens-** und Titels-Aehnlichkeit wegen, den Beinamen „Alteneck“ erhalten. Dr. v. Hefner-Alteneck, der Sohn des verlebten k. bayr. Staatsraths v. Hefner aus Aschaffenburg, wohnt seit 1852 in München, und ist Künstler und Schriftsteller, Verfasser der im In- und Auslande rühmlichst bekannten Werke: „Trachten des christlichen Mittelalters nach gleichzeitigen Kunstdenkmalen“ und: „Hanns Burgkmaiers Turnier-Buch nach Maximilians I. Anordnung“, welche beide, jenes in 70, dieses in 14 Lieferungen, bei Schmerber in Frankfurt a. M. erschienen sind. Die Kunstwerke und Geräthschaften des Mittelalters und der Renaissance (in 36 Lieferungen) hat er mit L. **Becker**, die „Burg Tannenberg und ihre Ausgrabungen“ mit Dr. J. W. **Wolff** herausgegeben. Sein Trachtenwerk ist in dem Journal der britischen archäologischen Gesellschaft, als das gründlichste und umfassendste Werk seiner Art bezeichnet. (Allg. Ztg.)

Frankfurt, 4. April.

Der „N. Münchn. Ztg.“ wird berichtet: „Vom Haardtgebirge, 28. März. Gestern hat eine Weinversteigerung in Dürkheim stattgefunden, deren Ergebniß auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdient, zur Rechtfertigung des vielverkannten 1853r Weines und als Beweis, daß die Natur, auch ohne Beihülfe der Zuckermänner und Weinfabrikanten, noch ein feines süßes Gläschen liefert. Wir erblicken darin eine Genugthuung für unser Rebenland, da auch in der Pfalz die Weinschmiererei beginnen wollte, ihr wüstes Geschäft zu treiben. Zu der öffentlichen Kunde, daß deßhalb manche Keller unter Siegel gelegt werden mußten, bildet die erwähnte Versteigerung einen tröstlichen Gegensatz! Gegenstand der Versteigerung waren die selbsterzeugten Weine des Gutsbesitzers Hrn. Georg Fitz, ein beträchtliches Lager. Von nah und fern waren so viele Käufer gekommen, daß — außer den ganz geringen Sorten (Nachlesen) — Alles zugeschlagen werden konnte. Die Mittelweine wurden mit 300—500 fl. bezahlt, und für die feinern Sorten betragen die Erlöse 600 fl., 885 fl., ja 905 fl. per 1000 Litre, Preise, die selbst für den Feldzeugmeister 1834r in Dürkheim, bei öffentlicher Versteigerung, nicht erzielt worden sind. (Die zwei besten Weine kamen an die Herren **Brucker** und **Winter** in Frankfurt a. M.) Mit vollem Vertrauen wurden die süßen Weine zu diesen hohen Preisen gekauft; die Zunge that den Spruch, daß hier der ächte **Traubenzucker** (die Pfälzer sagen „der wahre Jakob“) zu finden sey. Ueber den Ausgang des gegen unsere „Weinverbesserer“ anhängigen gerichtlichen Verfahrens werden wir, im Interesse unserer Provinz und zum Trost der edlen Weintrinker, später — wir hoffen günstig — berichten.“

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 5. März. **Jubel-Ouverture** von C. M. v. Weber. Hierauf: **Festspiel**, zum Andenken Carl Maria von Webers von Harald von Brackel, mit lebenden Bildern. Hierauf: **Der Freischütz**, romant. Oper in 4 Akten, Musik von C. M. v. Weber. Mit neuen Dekorationen, Maschinerien und Kostümen. Besetzung der Hauptpartien: Agathe — Frau Anschütz-Capitän; Aennchen — Fräul. J. Hoffmann; Kaspar — Hr. Dettmer; Max — Hr. Auerbach. — Zweites Meß-Abonnement suspendu.

Donnerstag, 6. April. **Eine Frau**, Schauspiel in 4 Akten, von Willibald Walther. (Gastrolle) Lecy: Fräul. **Claus**, vom Stadttheater zu Königsberg.

Druck und Verlag von **Helter und Rohm** — Verantwortlicher Redakteur: J. K. **Hammeran**.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 83. Donnerstag, den 6. April 1854.

Ein Maskenball in der Pariser Oper.

(Von C. Reulbach.)

(Fortsetzung.)

Das Orchester begann so eben die Instrumente zu stimmen und schon regten sich alle Füße und Füßchen in den ungezwungensten Pas. Jetzt gab Musard das Zeichen zum Anfange, der Tanz begann und nun — Welt! Gute Nacht!

Ich sah von den Tanzenden weiter gar nichts als Arme und Beine, oder — um mich verständlicher auszudrücken — die Arme wurden beständig über dem Kopfe in die Luft herumgeschlagen, und die Beine mit einer solchen Schnelligkeit und Unermüdlichkeit in die Höhe battirt, daß es unmöglich war, einen andern Theil des Körpers zu Gesicht zu bekommen, und vergebens suchte ich mich in diesem Labyrinthe von Figuren zurecht zu finden. Tänzer und Tänzerinnen waren räthselhaft in einander verschlungen und ließen ihren glühenden Tanzimprovisationen alle Thüren offen. Die Herren waren in ihren Battemonts und Pirouettes wahrhaft unnachahmlich, und die Damen genirten sich durchaus nicht, es ihnen an Leichtigkeit und Ungenirtheit noch zuvor zu thun, so daß man glauben mußte, es seyen namhafte Preise für Den ausgesetzt, der die tollsten Sprünge mache.

Wenn die Franzosen von dem Grundsatze ausgehen, Alles, was man thut, mit ganzer Seele zu thun, dann waren sie in ihrem vollkommenen Rechte, und doch ist es mir fast unerklärlich, wie Leute, die sich am Abend wie Verrückte gebärden, am Morgen eines ernsten nüchternen Gedankens fähig sind. Doch La Rochefoucault sagt ja: „Wer ohne Narrheit lebt, ist nicht so weise, als er sich dünkt."

Ich stand, meinen Augen kaum trauend, und blickte mit schwindelnden Sinnen in den namenlosen Wirrwarr. Das Programm bezeichnete diesen Tanz als Quadrille, aber diese seltsamen Verrenkungen und Verdrehungen mögen alles Andere eher gewesen seyn, als eine Quadrille. Hinter mir, auf einen Divan gestützt, schauten einige weibliche Masken gleichfalls in dieses Tanzchaos, und machten dabei so ungezwungene Bemerkungen, daß ich zu der Ueberzeugung kam, daß — falls ich mich in eine dieser Grazien verlieben sollte, ich sie eher in den Spielhäusern des Palais royal, als in den Salons der Herzogin von D..... zu suchen hätte. Wer sich überhaupt einbildet, an diesem Orte eine interessante Liebesintrigue anzuspinnen, wird sich bald bitter getäuscht fühlen, und nur zu bald zu der Einsicht kommen, daß die ganze Liebeskomödie mit einer leeren Böse endet. Mit solchen Reflexionen beschäftigt, fühlte ich plötzlich eine meiner Rücknachbarinnen meine Schultern berühren, und noch ehe ich Zeit hatte, mich umzusehen, saß sie bereits auf meinen Achseln und übte den Wadendruck auf solch schulgerechte Weise an mir aus, daß ich glauben mußte, sie hätte eine ganze Capitulation in einem französischen Husaren-Regimente gedient, oder die Reitkunst in der berühmten Manege des Hrn. Baucher erlernt. Sie gab mit einer kleinen Kindertrompete das Zeichen zum Angriff, und nachdem sie mit voller Stimme „En avant" kommandirt hatte, erwartete sie von mir nichts mehr und nichts weniger, als daß ich mit ihr durch den ganzen Saal galoppiren sollte, um dann, nachdem sie sich von ihrer Höhe wieder zu mir herabgelassen hätte, mit ihr namenlose Tänze zu durchtoben, ihr im vertraulichen Tone von Leben und Liebe vorzuplaudern und so endlich meines süßen Lohnes gewiß zu seyn.

„Zuviel des Glückes", sagte ich zu mie selbst und dankte meiner schönen Reiterin in den verbindlichsten Ausdrücken, die mir nur zu Gebote standen, für das mir geschenkte Zutrauen. Ich versicherte sie, daß ich noch nie das Vergnügen gehabt hätte, Pferd zu seyn und mich daher, selbst bei einer so liebenswürdigen Reiterin, sehr ungelehrig benehmen würde.

Während dieser Rede hatte ich sie bei ihren zarten Füßen gefaßt und bei der nächsten Thüre aus dem Saale getragen, wo ich sie, trotz ihres Widerstrebens, mit zarter Rücksicht auf ihre weißseidenen Trikots, so sanft als möglich absetzte. Selbst herabgestiegen von ihrer Höhe, wollte sie meine auf so eigenthümliche Art gemachte Bekanntschaft noch nicht aufgeben. Mit reizender Liebenswürdigkeit nahm sie mich bei der Hand und versprach mir, mich im ganzen Opernhause herumführen und mir tausend nie gesehene Schönheiten zeigen zu wollen, indem sie da sehr bekannt sey.

Mit der freundlichsten Miene von der Welt dankte ich ihr nochmals für ihre allzu große Güte und fügte die Bemerkung hinzu, daß mein Ahnungsvermögen so vortrefflich sey, um mir all diese Schönheiten, auch ungesehen, in den reizendsten Farben vorstellen zu können. Unwillig über diese Halsstarrigkeit stampfte meine Exreiterin mit dem niedlichen Füßchen und war im nächsten Augenblicke verschwunden.

Froh, dieser unfreiwilligen Cavalkade los zu seyn, trat ich wieder in den Saal zurück, wo sogleich eine dichte Menschenmasse meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Einige Paare tanzten dort den Cancan, und wie mir wegen des großen Zudranges schien, mit nicht geringer Virtuosität. Man wird mir eelauben die Beschreibung dieses eigentlich unbeschreiblichen Tanzes so kurz als möglich zu fassen. In seinem Chaeakter drückt er die Gefühle der sinnlichen Liebe in kaum mehr zweideutigen Bewegungen aus und wird nach dem Takte der Quadrille, auf eine easche, keineswegs graziöse Weise getanzt. Man teavestirt die Liebe und thut leidenschaftlich, ohne es zu seyn. Es ist eine getanzte Nachahmung des Boccaccio Dekameron, aber ohne dessen Poesie, nur die Pointe ist dieselbe. Verführerisch ist der Cancan nicht, wie ähnliche Tänze der Spanierinnen, denn bei diesen wird

wenigstens unser Schönheitssinn in Anspruch genommen, es entzücken uns nicht allein die enthüllten Formen, sondern wir bewundern auch die Anmuth und den Reiz der Bewegungen; bei jenem aber hat man aus der sinnlichen Leidenschaft eine Carricatur gemacht, die uns um so kälter läßt, da alles Ideale daraus verschwunden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Rußlands Staatsorganisation.

7) Die Gliederung der Bureaukratie und Hierarchie.

Unter dem absoluten Bureaukratismus ist eine Trennung der Verwaltung von der Justiz eben so undenkbar, wie eine Unabhängigkeit des Richterstandes. Sie besteht auch nirgends in Rußland. Dagegen mußte sich der Czaar zunächst mit einem Heere von Trägern des „allerhöchsten Willens" umgeben. Dieses bilden sechzig und einige Generaladjutanten, deren Machtvollkommenheit nach unten fast unbeschränkt ist. Sie sind gewissermaßen der vervielfältigte Ersatz der Großveziere (Generalprokuratoren), mit denen der Czaarenabsolutismus bis zu Alexander regiert hatte. Die Ministerien entstanden unter diesem nicht aus Staatsraison, sondern aus der Sucht nach rein formeller Verähnlichung der russischen Staatsformen mit denen der europäischen Monarchien. Darum hat sich, trotz ihrer allmäligen Vermehrung auf dreizehn, noch bis heute kein wirklicher Ministerrath gebildet, sondern die Inhaber der wichtigeren Portefeuilles (des Aeußern, des Kriegs, der Finanzen) wenden sich mit Uebergehung des sogenannten Ministercomiteés an den Kaiser selbst.*) Das wichtigste aller Ministerien des innern Staatslebens, das der Geheimpolizei, entzieht sich ihrer Gemeinschaft völlig und concentrirt sich in der „eignen Kanzlei" des Kaisers. Ferner bezeichnet der Titel eines Ministers selten sein Ressort vollständig, während die Vielseitigkeit seiner Aufgaben natürlich die größte Divergenz in den einzelnen Departements bedingt.

Diesen Uebelstand sollte unter Alexander der Reichsrath paralysiren, welcher aus einem Collegium von Vertrauensmännern hervorging, das Peter I. ursprünglich zum Beirath in besonders wichtigen Angelegenheiten berufen hatte. Dieser Reichsrath sollte die Verwaltungsprinzipien normiren. Aber der dadurch genirte „allerhöchste Wille" und der ministerielle Mißwille entzog ihm nach und nach Alles bis auf die oberste Entscheidung von Prozessen, obgleich seine vier verschiedenen Sectionen noch heute nominell fortbestehen. Nicht besser erging es dem Senat, welcher ursprünglich eine oberste Beaufsichtigung aller Administrationschefs übte. Er ist heute die dem Reichsrath nachstehende richterliche Instanz, und hat noch die Ehrenbefugniß, die Ukase zu promulgiren. In Wahrheit liefert er Sinecuren für abgebrauchte Generale, während der Reichsrath meistens Ruhesitz der abgenützten Staatsmänner wird. Das Volkssprüchwort sagt: „Er muß in den Senat", d. h. er ist unbrauchbar.

*) Die Namen der Ministerien und Minister sind: Ministerium des Aeußern, Reichskanzler Graf Nesselrode; des kais. Hauses, Graf Adlerberg; der Apanagen, Graf Perowski; des Postwesens, Graf Adlerberg; der Land- und Wassercommunication und Krongebäude, Graf Kleinmichel; des Kriegs, Fürst Dolgorukow; der Finanzen, v. Brock, der Reichscontrole, Hitrowo; der Reichsdomainen, Graf Kisseleff; des Unterrichts, vacat; der Justiz, Graf Panin; des Innern, Bibikoff I.; der Marine, Fürst Menschikoff, der bekannte Gesandte in Konstantinopel, während der Chef der Geheimpolizei, Graf Orloff, die spätere Sendung nach Wien überkam.

Die Verwaltung jedes der 49 Gouvernements soll der Regel nach einer Regierung unter einem Civilgouverneur übergeben seyn; nur das Militärische dem Militärgouverneur. Aber diese Regierung ist zugleich Oberjustizbehörde und obere Instanz des Polizeitribunals. Außerdem ist in mehreren Gouvernements der Civilgouverneur dem Militärgouverneur untergeordnet, in noch andern sind die Militär- und Civilangelegenheiten in der Hand eines Generalgouverneurs vereint, der mit Uebergehung der Ministerien dem Kaiser allein verantwortlich ist. Sämmtliche Militär- und Generalgouverneurs sind Soldaten, also von vornherein ohne Kenntniß des Rechtsganges und des Rechtes selbst. Durch das Präsidium des Gouverneurs im Kriminalhof ist ferner die Unabhängigkeit der Justiz prinzipiell zerstört; sie ist wesentlich Administrativjustiz. Als Strohmann ist allerdings ein Prokurator zur Ueberwachung der Regelmäßigkeit des Verfahrens im Civil- und Kriminalsenat angestellt. Aber was vermag er gegen den Gouverneur, wenn dieser die Regel umstößt?

(Schluß folgt.)

Die Blumen- und Pflanzen-Ausstellung zu Biebrich.

(Vom 1. bis 16. April 1854.)

Die Ausstellung hatte längst vor dem 1. April (besonders vom 1. bis 15. März) begonnen, nicht in den herzoglichen Wintergärten zu Biebrich am Rhein, sondern überall, wo der Frühling herzog.

> Die Knospe schwoll am Schlehendorn,
> Der Frühling stieß ins Wunderhorn,
> Gebrochen lag des Winters Zorn,
> Der Lenz that lächelnd ihn in Bann.
>
> Sein Murmelverslein sang der Born,
> Die grüne Saat vom jungen Korn —
> Ihr Geister trübe und verworr'n —
> Sie lacht Euch lieblich wieder an!

Die 1850 in den Wintergärten des blumenfreundlichen Herzogs von Nassau veranstaltete Ausstellung und viele ähnliche seitdem gesehene Unternehmungen haben sich solcher Theilnahme zu erfreuen gehabt, daß der Gedanke nahe lag, eine Blumen- und Pflanzen-Ausstellung in größerem Maßstabe zu versuchen. Klima, Witterung, Jahreszeit, Entfernung und viele andere Verhältnisse kommen dabei in Betracht und machen eine Blumen-Ausstellung im ganzen Großen oder im großen Ganzen, nach Art der Londoner Industrie-Ausstellung, zur Unmöglichkeit. Man wird daher seine Ansprüche an den Inhalt des Glaspalastes im Wintergarten zu Biebrich nicht in das Ungeheuerliche gehen lassen, sich keine Ausstellung in Hyde-Park-Dimensionen vorstellen, und an diesen unsern kurzen Bericht nicht den Maßstab des amtsleibigen Londoner Berichts vom Herrn von Viebahn und seinen Collegen legen dürfen. Und doch sind wir bei aller Kürze, der wir uns befleißigen wollen, in Verlegenheit: womit anfangen? In der That, es ist schwer zu sagen; denn Alles, was da ist, ist vorzüglich, ja vollkommen schön; und alles Schöne ist vortrefflich hingestellt und hergerichtet, daß gewiß Niemand sich über Mangel an gutem Raum und rechtem Licht für seine ausgestellten Erzeugnisse beschweren wird. Doch mag wohl die Verlegenheit des Unternehmers noch bei weitem größer gewesen seyn; denn daß es hier ganz eigenthümliche und bedeutende Schwierigkeiten zu bestegen gab, muß sich Jeder beim Eintritt in die Ausstellung gestehen. Und beim Ausgange wird Niemand bestreiten, daß sie in der kunstsinnigsten und praktischsten Weise gelöst worden sind.

Dieses Verdienst gehört dem Direktor der herzoglichen Wintergärten, Herren Thelemann, der sich bei allen Blumenkennern großen Ansehens erfreut und in dessen mildem, freundlichem Wesen sich der bildende Umgang mit der Natur nicht verkennen läßt.

Die Ausstellung — welche am 1. April eröffnet ward und bis zum 17. d. M. dauern soll — zerfällt räumlich in zwei Theile: in die herzoglichen Gewächshäuser und den eigentlichen Ausstellungspalast. Das brunnenfrische Grün, von welchem man auf dem Gange in die Blumen-Alhambra umgeben ist, die Ordnung, welche in diesem Pflanzendickicht herrscht, die zierlichen Zweige, die hängenden Blüthen, die stillen abgeschlossenen Seitengänge, welche wir nur aus der Ferne mit dem Auge durchwandern dürfen, weil sie zu schmal; die sonntägliche Feier, der farbige Duft, welcher auf diesen menschenleeren Seitenwegen voller Blumenwälder lagert — das Alles stimmt den Besucher sabathlich heiter. Das ist die Ouvertüre zu der großen Oper, die in dem feenhaften Brettergebäude aufgeführt wird, dessen Inhalt Alles übertrifft, was sich eine blüthenreiche Phantasie auszumalen vermag. Auf der Schwelle in diese zauberhafte Welt stehen wir wie am Rande eines Blüthenmeeres, dessen Farbenwellen und Duftwogen berauschend auf uns eindringen. Mitten in diesem Wellenschlage eines Blumensee's voll wunderbaren Lebens, voll Farbentiefe und Duftfülle ist nur Eines, was nicht dahin gehört, nur Eines störend: der Mensch. Wie plump und grob erscheint er zwischen diesen zarten Blüthen und Blättern, Knospen und Keimen, in deren geheimnißreichem Schooß sein Auge spähend herumtastet. Gewiß geht es jedem Besucher wie uns: gewiß drängt sich Jedem der verzeihliche Gedanke auf, er möge sich in diesen Räumen einmal mutterseelenallein den märchenhaften Reizen hingeben dürfen, welche ihn hier aus einem großen Blüthenlabyrinth anhimmeln.

Aber der Mensch ist der Unvermeidliche; man muß ihn überall mit in den Kauf nehmen. Auch hat der Unternehmer dafür gesorgt, daß ein Jeder mit Muße und Fleiß sich der Beobachtung im Ausstellungsraum hingeben kann. Die Wände desselben sind im Alhambra-Styl mit maurischen architektonischen Farbengemälden bekleidet, die eine Fortsetzung der natürlichen Blumen- und Pflanzenmauern bilden, welche rund herum aufgebaut worden und durch eine breite Zwischenwand von Blumen und Gewächsen in zwei Theile getrennt werden, durch welche man mehrmals die Runde machen kann, um mit Muße den Gesammteindruck der Halle in sich aufzunehmen und Einzelheiten zu studiren. Dazu bietet sich auf Schritt und Tritt Gelegenheit dar. Dieß Gemisch von lieblichen Farben, duftigen Lichtern, Springquellgeplätscher, thaufeuchtem Moosgrund und Rasen, von Blüthenwürze und Blumenpracht läßt sich nicht beschreiben. Es ist ein Märchen voller Wunder, von den Lippen der Göttin Flora erzählt. An den vielen Bleistiftbemerkungen, welche genau beobachtende Besucher sich machen, sieht man, daß die Kenner hier eine reiche Quelle ihrer Studien finden.

Hier in der Alhambra Floras ist die orientalische Frage gelöst; nicht zu Konstantinopel, nicht auf dem Schwarzen Meere oder in der Ostsee, sondern zu Biebrich am Rhein hat sie ihre Lösung gefunden. In der That begegnen uns die streitenden Theile in dieser großen Frage in dem gedruckten Kataloge der in Biebrich ausgestellten Blumen und Pflanzen: Empereur Napoléon III., Queen Victoria, Othello und andre. Da ist der famose Admiral Napier, der Sämling, und selbst der Washington fehlt nicht. Verstände der Mensch die geheime Blumensprache, da wäre auch wohl diplomatischer Stoff zu einem dicken Blaubuche. Könnte Einer sie enthüllen diese geheime Korrespondenz zwischen den keuschen Mächten, wer weiß, was da zu Tage käme von den Gelüsten der petite coquette, der Gräfin Thun, Emilia Borgia, Adam und Madame Fetters (alle im Kataloge aufgeführte Blumennamen), wer weiß, was in diesem nid d'amour und im triomphe de Versailles für Intriguen gesponnen sind! Davon schweigt die Geschichte; wir aber wollen dem blumenfreundlichen Leser auf dem Rückweg durch Palmen und Coniferen schließlich nicht vorenthalten, was der eben erschienene Katalog über die Preisvertheilung berichtet:

Die unter Nr. 2 und 9 des Programms erwähnten Preise konnten den darin benannten Pflanzenarten nicht zuertheilt werden, weil sie theilweise gar nicht eingegangen waren oder nicht in genügender Entwickelung befunden wurden. Die übrigen Preise wurden zuerkannt: 1) Der Preis Nr. I. (400 fl.) der schönsten Sammlung Kulturpflanzen, des Hrn. Frd. Breul jun. aus Frankfurt a. M. — 2) Preis Nr. III. (300 fl.) der schönsten Sammlung Rosen des Hrn. Gbr. Vogler aus Mainz. — 3) Preis Nr. IV. (300 fl.) den indischen Azaleen der Herren Gebrüder Mardner aus Mainz. — Preis Nr. 5 den schönsten Camellien: a) (300 fl.) der Herren Gebrüder Mardner aus Mainz; b) (300 fl.) des Hrn. Lecomte aus Nancy; c) (75 fl.) Accessit dem Hrn. Breul aus Frankfurt a. M. — 5) Preis Nr. VI. den schönsten Sammlungen Rhododendron: a) (300 fl.) des Hrn. Frd. Breul aus Frankfurt a. M.; b) (100 fl.) an Hrn. Boland aus Mainz; c) (100 fl.) des Hrn. J. Schmelz aus Mainz. — 6) Preis Nr. VII. (150 fl.) den pontischen Azaleen des Hrn. Boland aus Mainz. — 7) Preis Nr. VIII. (150 fl.) den Zwiebelgewächsen des Hrn. Krelage in Harlem. Enthaltend eine reiche Sammlung von Amaryllis, Hyazinthen, Tulpen rc.

Ferner haben die Preisrichter die durch die Gnade des Herzogs ihnen zur Verfügung gestellten Medaillen nachstehenden Pflanzen und Pflanzensammlungen ertheilt, die nach dem Programm nicht in vorschriftsmäßiger Zahl oder weil dieselben den allgemeinen Anforderungen des Programms nicht entsprachen, nämlich: Den Azaleen-Sämlingen des Hrn. Mardner silberne Medaille. Folgende sechs dieser Sämlinge wurden hierselbst getauft und erhielten die Namen: 1) Herzog Adolph von Nassau. 2) Herzogin Adelheid von Nassau. 3) Herzogin Pauline von Nassau. 4) Prinzessin Hilda von Anhalt Dessau. 5) Prinzessin Friedrich von Anhalt-Dessau. 6) Prinzessin Mathilda von Anhalt-Dessau. 7) Olga. — Eine silberne Medaille den Cinerarien des Hrn. Rendatler in Nancy. — Eine silberne Medaille den Cinerarien der Frau v. Fernar in Rüsselsheim. — Eine silb. Medaille für Culturpflanzen und für Blätter der Victorie regie aus dem Garten des Hrn. J. Oppenheim, Gärtner Hr. Maschmeier, in Köln. — Eine silberne Medaille den schönen Culturpflanzen des Hrn. v. Bethmann in Frankfurt a. M. — Eine silberne Medaille den schön gezogenen Tropaeolum des Hrn. Srdinko, Auditeur in Mainz. Eine silberne Medaille den neuen Einführungen des Hrn. van Geert in Gent. — Eine silberne Medaille den Aurikeln des Hrn. Kölle in Ulm. — Eine silberne Medaille den Wachsfrüchten des Hrn. von Besten in Wiesbaden. — Eine silberne Medaille den Thonvasen und Ampeln der Herren Schneider und Sohn in Mainz. — Eine silberne Medaille den Hyazinthen des Hrn. Leopold Faust in Berlin.

Mannichfaltigkeiten.

(Aus Franken, 27. März.) Die Saaten stehen bei uns vortrefflich; namentlich zeigt das Korn nicht allein ein sehr frisches kräftiges Aussehen, sondern es ist auch ganz dicht bestockt. Auch der Waizen läßt nichts zu wünschen übrig. Selbst die spät bestellten Felder haben bereits eine schöne grüne Decke. Die

Aussichten auf eine gute Ernte waren seit mehreren Jahren um diese Zeit nicht so günstig als gegenwärtig. Unter diesen Verhältnissen ist es recht wohl erklärlich, daß von allen Seiten die Nachricht von dem Fallen der Getreidepreise eingeht.

(Darmstadt, 2. April.) Gestern zeigten sich die Hauptstraßen unserer Neustadt belebter. Gratulirende strömten nach dem Hause des Geheimenraths und Oberconsistorialpräsidenten Dr. Jaup, welcher gestern vor 50 Jahren als außerordentlicher Rechtslehrer der Landes-Hochschule in den Staatsdienst getreten war. Im Saale der vereinigten Gesellschaft hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft zu einem Festschmause vereinigt, dem auch die Minister Freiherr von Schäffer-Bernstein und von Dalwigk zur Seite des Jubilars beiwohnten. Denkwürdig war, daß nur wenige Staatsdiener in Uniform erschienen. Auch der Jubilar erschien im schwarzen Anzuge. Unter den Reden hob sich die Ansprache des Professors Dr. Bischoff hervor, welcher die Verdienste des ehemaligen Ministers in der Periode von 1848 bis 1850 um die Hochschule, welcher er einst angehört habe, in den Vordergrund führte und einen Toast auf den „Professor Jaup" ausbrachte. (Mainzer Volksz.)

Literatur.

Santa Casa, Episode aus Goethe's Jugendzeit, eine Novelle von Alex. Lacy. Mainz, Verlag von C. G. Kunze.

Aus einer Kritik von Alex. Jung entnehmen wir der „Königsb. Ztg." Folgendes: „Man hat gegen poetische Arbeiten Protest erhoben, welche die Literatur selbst, wenn auch nicht zum Hauptboden haben, doch deren Entwickelungen mit einbedingen; man hat im Drama, im Roman, in der Novelle jenen Helden nicht recht trauen wollen, welche uns die Gestalten von Dichtern in neuen Situationen und Handlungen vorführen. „Santa Casa" ist eine glänzende Ausnahme der Regel. Man lese, man studire diese Novelle; sie hat eine größere Wichtigkeit für unsere Zeit und die wahre Philosophie, als es Viele einer Novelle wohl zutrauen möchten, zumal was die dort geschilderten Vorgänge in der Provence betrifft. Nur auf einzelne Vortrefflichkeiten wollen wir hinweisen, wovon in der Dichtung eine jede, geschmackvoll sich einordnend, das Ganze zu schöner Abrundung hervorbringen hilft. Dahin gehören die in dem reinsten idealischen Lichte erscheinenden und doch von schauervollen Ahnungen bewegten Gespräche zwischen Wolfgang und Gretchen, in welchen selbst das Unscheinbare sinnig bedacht ist. Dahin gehören die Scenen der Judengasse, die Zigeunerwirthschaft, die Aufführung des Puppenspiels Dr. Faust, das Puppenschränkchen und vor Allem die ganze herrliche Lebensphilosophie und Erziehungskunst, welche die Frau Rath verschiedentlich zur Sprache bringt." — Der Raum dieser Blätter erlaubt uns leider nicht, ein Weiteres aus der Kritik eines so anerkannten Aesthetikers, wie Alexander Jung, anzuführen.

Korrespondenz.

London, im März.

Dr. Haug, der die neue Expedition nach Australien in Vorschlag gebracht hatte, und dem hierbei die erste Stelle zugesagt worden war, wird jetzt nur in einer untergeordneten Stellung die Reise mitmachen. Die Engländer sehen eben nicht gerne, daß Fremde als Führer so bedeutender Expeditionen angestellt werden. Auch ist namentlich in dem vorliegenden Falle zu bedenken, daß die Kapitäne Sturt und Eyre, welche jetzt als Leiter jener Expedition ernannt sind, früher schon bedeutende Reisen ins Innere von Australien unternommen haben. Namentlich ist Kapitän Sturt Derjenige, der bis jetzt am weitesten ins Innere dieses interessanten Landes vorgedrungen ist. — Es ist hier unter dem Namen „Cosmos Institute" eine neue Gesellschaft im Entstehen begriffen, deren Zweck die Förderung der Welt-, Erd- und Völkerkunde ist. Wissenschaftliche Notabilitäten stehen an der Spitze, und mit einem, durch Actien der Theilnehmer zu bildenden Kapitale von 500,000 Pfd. St. sollen die erforderlichen Sammlungen und Anstalten ins Leben gerufen und möglichst gemeinnützig gemacht werden. Es ist im Project, den berühmten (jedoch in seiner Darstellung verfehlten) Wyld'schen Erdglobus anzukaufen (hoffentlich auch umzuarbeiten) und das dafür auf Leicester Square errichtete Gebäude durch zweckmäßige Erweiterung für die Bedürfnisse des Cosmos Institute einzurichten.

Würzburg, 3. April.

Dem von dem letzten Schwurgerichtshofe hier verurtheilten Giftmörder Gänsler ist heute das Todesurtheil publizirt worden, und in drei Tagen wird dessen Vollstreckung statthaben. Es hat also diesem Frömmler, welcher seine zwei Weiber und Kinder aus Habsucht mordete, sein bei seiner Arretirung gemachtes Gelübde: „wenn er dießmal davon käme, auf den Knieen nach einem Wallfahrtsorte zu rutschen", nichts geholfen. — Ein Seitenstück zu diesem Verbrechen, ein Weib, welches eben so frömmelnd mehrere Gatten mit Gift mordete und ebenfalls zum Tode verurtheilt wurde, erwartet in der hiesigen Frohnveste täglich ein gleiches Loos. Diese bei unserm katholischen Landvolke, besonders aber auch in den altbayerischen Provinzen überhandnehmenden, früher kaum gekannten Gräuel, diese so häufigen Gatten-, Eltern-, Bruder-, Kindesmorde beweisen mehr noch, als die unumwundenen Erklärungen mehrerer Schwurgerichtspräsidenten, daß die Religion beim kath. Landvolke Bayerns zu leeren Formen herabgesunken ist und eine bessere, sittlichere Erziehung dringend Noth thut. Wo soll aber diese Erziehung herkommen, wenn selbst Diejenigen, in deren Händen sie ist, solcher Gräuel fähig sind, wie der unlängst in Straubing wegen Kindermords und Verführung so vieler, selbst ganz unreifer Kinder verurtheilte Pfarrerpositus Eckert, der den Beichtstuhl und die Religion nur zum Deckmantel und Werkzeug seiner Lüste gebrauchte? Ferne sey es uns, von einem Verbrecher auf den ganzen Stand schließen zu wollen. Daß aber der Klerus Altbayerns schon viele sittliche und moralische Blößen sich gegeben, haben competente Richter zugestanden. — Auch gab es schon lange nicht mehr so viele Wunderdoktoren, Hexenmeister u. dgl. vor den Schranken der Gerichte, als eben jetzt; noch selten auch fanden diese Betrüger so leichtgläubige Opfer, als zur jetzigen Zeit. — In München heißen die Quartalsitzungen der Schwurgerichte nur „die sogenannten", denn in der That sind sie dort „permanente". Eben jetzt ist wieder Stoff für volle drei Monate angehäuft, wovon allein eine Diebsbande mehrere Wochen in Anspruch nimmt. Fürwahr, nicht der Glaube, den auch der italienische Lazzaroni theilt: „daß einige Ave oder der Kuß einer Reliquie, oder auch der Beichtstuhl allein jedes Verbrechen sühnen", bildet das Volk zur Moral, sondern eine humane, aufgeklärte Erziehung! — In Schweinfurt werden schon die Schienen auf der Würzburger Eisenbahnstrecke gelegt. In einigen Monaten kann man sie befahren. Der Durchstich des Faulenbergs ist als vollendet zu betrachten; deßgleichen der Bau der Hallen auf dem Würzburger Bahnhofe. — Auch zum Bau einer Getreidehalle ist die Bewilligung von München hier eingetroffen. — Am 10. d. M. wird hier eine Versteigerung von Pretiosen abgehalten, unter welchen höchst werthvolle Brillant- und Perlenschnüre sich befinden, welche noch von der berühmten Augsburger Weberfamilie der Fugger herstammen, und beim Erlöschen eines Zweigs dieses Geschlechts an ein dortiges Handelshaus und die Mutter der letzten Besitzerin gekommen sind.

Wiesbaden, 4. April.

Von Seiten unseres Ministeriums ist die Genehmigung ertheilt worden, daß in diesem Jahre die alljährlich stattfindende Versammlung deutscher Wein- und Obstproducenten hier in Wiesbaden tagt. Es läßt sich erwarten, daß unter Oberleitung unseres landwirthschaftlichen Vereins-Directoriums und bei den vielen Annehmlichkeiten, die Wiesbaden bietet, diese Versammlung in doppelter Hinsicht interessant werden wird. — Die Generalversammlung und Preisvertheilung des „landwirthschaftlichen Vereins" findet am 13. und 14. Juni l. J. in Herborn statt.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 6. April. Eine Frau, Schauspiel in 4 Akten, von Willibald Waldher. (Gastrolle) Loco: Fräul. Claus, vom Stadttheater zu Königsberg.

Freitag, 7. April. Der Mann mit der eisernen Maske, Drama in 5 Akten, nach dem Franz. von Lebrün. (Gastrolle) Marie: Fräul. Brandt, vom Stadttheater zu Zürich.

Druck und Verlag von Hotter und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 84. Freitag, den 7. April 1854.

Ein Maskenball in der Pariser Oper.

(Von E. Neulbach.)

(Fortsetzung.)

Ich hatte kurze Zeit dagestanden, als plötzlich eine der Tänzerinnen ihren Tänzer treulos verließ, indem sie mit unwilligen Gebärden aus dem Carrée sprang. Rasch theilte sie die Zuschauermenge und schwang sich auf einen nicht entfernt stehenden Stuhl, von wo aus sie sich gegen alle Angriffe ihres Verfolgers vertheidigte. Ein Streit, der sich nun zwischen Dame und Herr entspann, klärte mich bald über die Ursache ihrer plötzlichen Entweichung auf. Ihr Tänzer hatte nämlich den Cancan so lau und schläfrig getanzt, daß sie es, empört über diese Profanirung eines solch ehrwürdigen Tanzes, unter ihrer Würde hielt, weiter mit ihm zu tanzen, und weder Bitten, noch das Versprechen, sein Vergehen wieder gut zu machen, konnten sie zum Rücktritte bewegen. Sie hielt ihm mit großer Indignation seine unverzeihliche Gleichgültigkeit vor, welcher Kummer sie jedoch nicht hinderte, während dessen auf dem zerbrechlichen Stuhle die ersten Etuden von Franconis Reitercircus einzuüben, und dabei mit großer Präcision die Castagnetten nach dem Takte der Musik zu schlagen. Niedergeschlagen über diese kalte Unerbittlichkeit, wandte sich der Unglückliche und ging traurigen Blickes von dannen; mitleidig folgten ihm meine Blicke. Da sieh! Er trat auf eine Vestalin zu, freundlich reichte er ihr die Hand; sie sprachen lange und angelegentlich mit einander. Wahrscheinlich hatte den jungen Mann sein Unglück so tief ergriffen, daß er, fern von der sündhaften Welt, fortan sein Leben hinter den Klostermauern zubringen wollte und sich nun bei der Vestalin über ihre Ordensregeln erkundigte, die mir übrigens nicht sehr strenge zu seyn schienen. „Armer Mann!“ seufzte ich und blickte nach seiner früheren Tänzerin zurück, die all dieß Unglück verschuldet hatte. Zu dieser aber war ein alter Herr mit einem Ordensbande auf der Brust getreten; sie schien ihren Kummer bereits wieder vergessen zu haben, denn sie lächelte den Entgegenkommenden freundlich an; er aber beugte sich zu ihr nieder und sagte ihr leise etwas in das Ohr. Gewiß suchte er sie für seine bereits erwachsenen Töchter — als Tanzlehrerin zu engagiren.

Ein lauter Jubel am andern Ende des Saales zog mich von diesen Betrachtungen ab und veranlaßte mich, meine Schritte dorthin zu lenken, in der gewissen Hoffnung, eine neue Merkwürdigkeit zu erleben. Ich hatte kaum nach der Ursache dieser erhöhten Heiterkeit geforscht, da, wer beschreibt mein Entsetzen, erblickte ich die leibhaftige Republik, gekleidet in die französischen Farben, mit der Jacobinermütze auf dem Kopfe. Sie erschien in Gestalt eines jungen, reizenden Mädchens, und dieser lockenden Außenseite mochte es wohl zuzuschreiben seyn, daß sie überall mit Freuden empfangen wurde. Auch ich wagte, diese stolze Figur, wenn auch nur mit schüchternem Auge, zu betrachten, und der Himmel weiß es, ob nicht gerade diese Schüchternheit es war, wodurch sie sich zu mir hingezogen fühlte; aber sie trat kühn auf mich zu und schaute mir so herausfordernd in das Antlitz, als hätte ich mit ihr einen Kampf um Leben und Tod zu bestehen. Ich hatte dabei Gelegenheit, zu bemerken, daß die Republik gewaltig große Augen mache, was jedoch vor dem Staatsstreiche Louis Napoleons nicht so stark der Fall gewesen seyn soll. Aber was kümmerten mich die großen Augen der französischen Republik, war doch mein Herz von den Strahlen einer deutschen Monarchie so sehr erfüllt, daß mir alles Andere vorkam, wie sternenlose Mitternacht. Es war mir ohnehin ein Gräuel, mich plötzlich mit der Republik in so naher Verbindung zu sehen, und eben wollte ich mich mit einer höflichen Rede aus dieser zweideutigen Gesellschaft entfernen, als sie ihren Arm in den meinigen legte und mich ganz sans gêne mit sich fortzog.

Allwissender Gott! du weißt es, daß ich stets so viel Vaterlandsliebe und gesunden Menschenverstand besaß, als daß ich mir je den Gedanken an eine Republik hätte in den Sinn kommen lassen, und jetzt — kaum konnte ich den schrecklichen Gedanken denken — mit der Republik Arm in Arm! Meine Zähne klapperten wie Castagnetten, meine Kniee schwankten wie die eines alten Tänzers, von dem man noch das Opfer fordert, sich in einer grande pirouette zu zeigen, und der ganze Saal ging mit mir herum, so rasch, als drehe er sich in rasendem Zweischritt-Walzer. Doch zu allem diesen ließ die zudringliche Republik mir nicht lange Zeit. Mit süßer Flötenstimme leitete sie eine Unterhaltung ein, wobei sie ganz genau in den Charakter ihrer Maske eindrang. Denn sie sprach mit mir auf so freie schwesterliche Weise und setzte dabei die Ungleichheit unseres Geschlechtes so sehr bei Seite, daß ich ihr in Durchführung ihrer Rolle alle Achtung schenken mußte. Nachdem ich ihr aus Artigkeit eine Zeit lang zugehört hatte, lenkte ich die Unterhaltung auf mich selbst, indem ich von Mißmuth und übler Laune sprach und dabei die Worte „müde und schläfrig“ am stärksten betonte. Auf diese Art hoffte ich mir die zudringliche Republik vom Halse zu schaffen. Doch was kümmerte sich die um dergleichen Nichtigkeiten; sie schlang ihren Arm um mich, und indem sie mich zum Tanze einlud, versprach sie mir, mich bald aller dieser Unannehmlichkeiten zu entledigen.

Die Haut schauderte mir aufs neue. Hatte ich es schon für ein Verbrechen gehalten, mich mit der Republik so weit einzulassen, so sollte ich mich jetzt gar zum engen Tanze mit ihr verbinden. Nein! das war zu viel, und wer weiß, zu welch andern Verbindungen mich das ungenügsame Weib hätte noch verlocken können!? Was sollte ich aber thun, sie los zu werden? Ihr auf unartige Weise zu begegnen, mochte und konnte ich nicht, denn

wehe dem Manne in Frankreich, der einer Dame, und sey es auch die berüchtigtste Lorette, eine Unhöflichkeit sagt; ja, hätte er noch so viel Ursache dazu, er würde kein Recht finden, und ginge er bis zum obersten Gerichtshof.

Mit einer möglichst ungezwungenen Wendung brachte ich nun ihren Arm von meinem Leibe, und indem meine Hand noch mit ihren Glacefingern spielte, sagte ich in scherzhaftem Tone.

„Mein Fräulein! Sie werden errathen haben, daß ich ein Fremder bin; als solcher liegt es daher keineswegs in meinem Sinne, französisch-republikanisch zu werden, und ich muß daher jede Republik, und sey sie selbst in so reizender Gestalt wie Sie, ein für alle Mal meiden."

Meine Lippen schwiegen, meine Hand spielte noch immer mit der ihrigen und mein ganzes Antlitz lächelte so unschuldig freundlich, als hätte ich ihr die zarteste Schmeichelei gesagt.

Einige Sekunden betrachtete sie mich mit flammenden Blikken, über ihr Gesicht hin zuckte es wie Wetterleuchten in einer schwülen Sommernacht, dann riß sie rasch ihre Hand aus der meinigen und sagte höhnisch: „Ah oui, Vous êtes un étranger!" Stolz kehrte sie mir den Rücken und ließ mich stehen, einsam und verlassen in diesem weiten, welten Raum.

Ich aber wandte mich, dieser Scenen müde, nach dem Foyer, indem ich innerlich über die Abschiedsworte der erzürnten Französin lachen mußte, deren Sinn ich wohl verstand. Die französischen Damen halten nämlich alle Fremde — für Flegel, aber sie irren sich manchmal.

(Fortsetzung folgt.)

Rußlands Staatsorganisation.

7) Die Gliederung der Bureaukratie und Hierarchie.

(Schluß.)

Am tiefsten in das alltägliche Leben greift nun der Polizeimeister (Isprawink) mit seinem Polizeitribunal ein. Allmälig wurden daraus die vom Adel und der bäuerlichen Bevölkerung gewählten Beisitzer entfernt, dagegen dem Isprawnik ein vom Adel designirter Adjunct beigegeben. Natürliche Folge ist, daß die Polizeiübung im Allgemeinen vom Adel abgewendet wird, um desto schwerer auf der nichtadeligen Bevölkerung zu lasten. Beiläufig sey bemerkt, daß der Isprawnik gewöhnlich (doch nicht stets) auch Chef der Geheimpolizei ist und als solcher einzig mit der eignen Kanzlei des Kaisers communicirt, also in dieser Beziehung höher steht, als sein Gouvernementschef, dessen Beobachter er auch wirklich oftmals ist.

Nur wenige Worte noch von der dem Gesetzesworte nach „selbstständigen" Munizipalverwaltung. Die Regierung bestellt die Bürgermeister der Städte und ernennt die Adelsmarschälle der Provinzen. Den Munizipalräthen der Städte und der Adelsversammlungen bleibt nichts als die Vertheilung der lokalen Abgaben, das Vormundschaftswesen und geringfügige Dinge. Jede sonstige Machtvollkommenheit vertheilt sich zwischen den Regierungskammern und dem Polizeiminister.

Wenden wir uns von der bureaukratischen zur hierarchischen Gliederung, so finden wir auch hier im „heiligen Synod" nur nominell eine wirkliche oberste Verwaltungsbehörde der Kirche. Steht auch an ihrer Spitze der Metropolit von Nowgorod und sollen auch die verschiedenen Metropoliten und Erzbischöfe des Reichs der Reihe nach als Mitglieder eintreten, so ist doch die eigentlich bedingende Person des Collegiums der vom Kaiser ernannte Generalprokurator (gegenwärtig ein General der Infanterie!), da ihm gegen alle Beschlüsse ein absolutes Veto zusteht und auch der Eintritt der geistlichen Mitglieder von seiner Genehmigung abhängt. Es ist also natürlich, daß der heilige Synod keinen selbstständigen Einfluß auf das innere Wesen der Kirche üben kann, sondern nur die oberste Leitung des politischen Institutes hat, welches man die orthodoxe russische Kirche nennt. Die weitere Gliederung der Kirchendiener, welche sämmtlich in Staatsseminaren gebildet und vom Staat ernannt und besoldet sind, ist folgende: Jeder Prälat (Metropolit, Erzbischof, Bischof) ist in den Verwaltungsangelegenheiten seines Sprengels (Erarchie) dem h. Synod unmittelbar untergeben; von ihm hängen die übrigen Weltgeistlichen verschiedenen Ranges ab, sowie ihm auch die Klöster untergeordnet sind. Nachdem Peter I. diese bis auf eines aufgehoben hatte, bestehen jetzt deren in den 50 Erarchien Rußlands wieder 578 mit 5638 Mönchen und 4184 Laienbrüdern, 2400 Nonnen und 5408 Laienschwestern, zusammen also 17,531 Conventualen.

Für die Bekenner des römischen Katholizismus existirt in Mohilew ein Bischof, der zugleich Präsident des geistlichen Collegiums ist, welches, eben so wie das protestantische Oberconsistorium zu Petersburg, theils dem Ministerium der Justiz, theils dem des Innern untergeben ist.

Dasjenige Comitee, welches eingesetzt ist, „um über Angelegenheiten der Hebräer Gutachten und Vorschläge an das Ministercomitee zu bringen", darf „nach allerhöchstem Ukas" nur aus solchen Juden zusammengesetzt seyn, welche ihren Glauben abgeschworen haben und feierlich zur allerheiligsten rechtgläubigen Kirche übergetreten sind!

Am meisten sich selber überlassen sind die Muhamedaner und Heiden, deren religiöse Verwaltung der Staat noch nicht in seine Hand nahm.

B u l g a r i e n.

II.

Die Bodenkultur hat in Bulgarien, mit Ausnahme weniger Landstriche, welche durch die Gunst besonderer Umstände in der Entwickelung weiter gediehen sind, im Allgemeinen noch keine bedeutenden Fortschritte gemacht, da denselben Unsicherheit des Eigenthums und Ueberbürdung mit Steuern und Privatabgaben im Wege steht. Die Pforte, welcher nach orientalischer Auffassungsweise das Eigenthum alles Bodens durch die Eroberung des Landes zugefallen ist, hat noch immer einen namhaften Theil desselben nicht in irgend einer Art an Private überlassen, weil die Provinz schwach bevölkert ist, und die Produkte, die ihr auf dem Wege des Feldbaues abgewonnen werden, noch kein eigentliches Staatseinkommen bilden. Ein großer Theil des Bodens liegt daher nicht nur brach, sondern nutzlos da. Bezüglich desselben steht aber jedem Bewohner, er mag nun Moslim oder Rajah seyn, das Recht zu, ihn durch Pflug und Haue urbar und ertragsfähig zu machen; findet er das Resultat dem angewandten Kraftaufwande nicht entsprechend, so verläßt er den Neuriß, um sich auf einer anderen fruchtbareren Stelle zu versuchen. Diese Freizügigkeit des Landmanns wird von der Pforte geschützt, da sie vor den ärgsten Bedrückungen localer Gewalthaber sichert und oft schon ganze Dorfgemeinden mit ihrer Familie und sämmtlichen beweglichen Habe ihr Heil in ferneren Gegenden aufsuchen ließ.

Unter solchen Umständen beschränkt sich der Landmann hinsichtlich der Ertragsfähigkeit der Grundstücke lediglich auf die der Natur inwohnende Kraft, die zu entwickeln und zu vermehren er weder Kenntniß noch Willen hat. Obwohl er durch die Mokanen und seinen eigenen Reichthum an Schaf- und Hornvieh sich zur

Anwendung der Düngung mit Viehmist fast getrieben sieht, vernachlässigt er dieselbe ganz, geschweige, daß er den im Lande selbst so häufig vorhandenen Gyps sich zu Nutzen machte. Hierbei kann von einer Abwechselung in der Bewirthschaftung der Grundstücke ohnehin keine Rede seyn, und es ist nur zu bedauern, daß selbst in Gegenden, wie z. B. um Razgrad, Ternova, Lovcza und Plevna, oder an den besuchteren Küsten des schwarzen Meeres, wo die landwirthschaftliche Industrie wegen gesteigerter Nachfrage nach ihren Erzeugnissen schon mehr fortgeschritten ist, an einen rationellen Betrieb der Landwirthschaft noch nicht gedacht wird.

Während die eben bezeichneten Grundstücke der freien Benützung überlassen sind, hat die Regierung einen nicht unbedeutenden Theil des Bodens als Nutzeigenthum an Private unter dem Namen von Spahiliks überlassen. Die Herren dieser Gründe, Spahi's genannt und in gewisser Beziehung den adeligen Lehengutsbesitzern des Occidents ähnlich, erwarben durch die ihnen zu Theil gewordene Schenkung das Recht, von Allen, welche sich auf ihren Grundstücken niederließen, Arbeitsleistungen und Naturalienabgaben zu fordern, allerdings ohne über sie irgend einen privilegirten Gerichtsstand ausüben zu können. Da jedoch in dieser Beziehung von jeher Willkürlichkeiten stattfanden, hat sich aus diesem Verhältnisse der Insassen zum Spahi eine Art Unterthänigkeitsverband herausgebildet, welcher sowohl hinsichtlich des Umfanges der darin begründeten Rechte und Pflichten, als auch der Ausübung derselben den eigentlichen wunden Fleck in der Existenz der ackerbauenden Klasse ausmacht. Die Pforte erkannte endlich die Nachtheile dieser Vervielfältigung der Lasten des Landmannes, und setzte nicht nur einem weiteren Umsichgreifen derselben Schranken, sondern begünstigte und befahl hier und da, namentlich in dem Ejalet von Widdin, die Entlastung des Grundeigenthums auch von den bisherigen Bürden.

Geht man nun von dieser Anschauung der Bodenverhältnisse in politischer Beziehung zu dem rein ökonomischen Standpunkte über, so begegnet man zunächst jener weit ausgedehnten Strecke Landes, die noch unberührt der Zeiten harrt, wo das Land, durch zahlreichere Arbeitskräfte gesegnet, seinen Reichthum zu entfalten im Stande seyn wird. Diese überall in Bulgarien vorfindigen Gebietstheile bilden die Weideplätze, welche der bulgarische und siebenbürgische Hirt mit seinen Heerden inne hat. Das Erträgniß dieser Triften besteht nur in den bedeutenden Abgaben, welche die Heerdenbesitzer an die Pächter jenes Staatsgefälles zu entrichten haben.

Nächst der Weide hat der Ackerbau im weitesten Sinne des Wortes die meiste Bodenfläche in Anspruch genommen. Die Fortschritte, welche das Land in dieser Hinsicht gemacht hat, sind, ungeachtet der früher gemachten Bemerkung über den eigentlichen Mangel an rationeller Bodenkultur, seit dem Zeitraume, wo die Gestaltung des Ausfuhrhandels der Verwerthung aller Produkte des Ackerbaues eine lohnende Aussicht eröffnet hat, nicht zu verkennen. Die Gegenden Bulgariens, in denen am meisten Feldbau getrieben wird, liegen theils an der Donau, vorzüglich um die bedeutenderen Uferstädte, wo die Nähe der Wasserstraße die Ausfuhr erleichtert, theils in den Niederungen des Balkans, welche vorzüglich eines gemäßigteren Klimas sich erfreuen, theils endlich in den fruchtbaren Ebenen der Dobrudscha.

Der Weinbau ist in Bulgarien einheimisch, findet jedoch weder den umfassenden Betrieb, noch jene Pflege, welche dieser Kulturzweig auf einem so fruchtbaren Boden eigentlich verdiente. Nebst dem Mangel an Arbeitskräften stand dem Weinbau in Bulgarien auch von jeher der strenge Sinn der Osmanen entgegen, welche meist individuell zwar keine Feinde seines Produktes sind, demselben jedoch im Prinzipe nicht huldigen dürfen. Die Rajahs haben es nur mit Mühe so weit gebracht, ihren eigenen Bedarf an diesem Erzeugnisse zu decken. Endlich hat die Regierung, die sonst keine Zwischenzölle kennt, den Weinhandel von einem Paschalik zum andern mit einem Zolle belegt.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt, 5. April.) Die Messe hat heute begonnen (bemerkt der hiesige „Anzeiger“), und wenn die Sonne fortfährt, so freundlich dreinzuschauen, wie an diesem ersten Tage, so ist den Kleinhändlern, die viele Kunden in der Umgegend haben, Glück zu wünschen. Kunstreiter sind zwar keine eingetroffen, dagegen ist Hr. Krosso, durch seine Leistungen auf hiesiger Bühne im vorigen Jahre noch in bestem Andenken, mit einer großen Gesellschaft anwesend, gibt im „gelben Hirsch“ athletische ꝛc. Vorstellungen, lebende Bilder, Pantomimen u. dgl. — Heute Nachmittag wurde unser Gemeinwesen einiger unverbesserlichen Individuen los und ledig, und zwar — per Dampf. Der „Delphin“ trug sieben, von einem Gensdarmen escortirte Personen, bei denen alle Freiheits- ꝛc. Strafen nie etwas gefruchtet, die, heute entlassen, morgen schon wieder irgend eines Vergehens halber eingebracht wurden, den Main hinab: sie werden, wie wir vernehmen, auf Staatskosten in die neue Welt geschafft.

Die Zahl der aus öffentlichen Kassen regelmäßig Unterstützung erhaltenden Armen ist in Köln auf 30,585 angewachsen, ungerechnet der verschämten und dieß bei einer Bevölkerung von circa 95,000 Seelen.

Ueber den Komet, der seit einigen Abenden beobachtet wird, lesen wir folgendes Genauere: Er steht Abends gleich nach Sonnenuntergang ziemlich tief am nordwestlichen Himmel, nahe in der Gegend, wo die Sonne jetzt untergeht und geht selbst etwa 25 Gr. weiter nördlich gegen 9 Uhr unter. Am Abend des 2. April stand er nur wenige Grade südwärts von dem hellsten Stern (*a*) im Sternbilde des Widders (Kopf). Man wird ihn schon nach diesen Angaben leicht wieder auffinden, da er bei heiterm Himmel durch seinen Glanz auch dem unbewaffneten Auge leicht auffällt. Sein Schweif, nach ungefährer Schätzung 5 bis 6 Monddurchmesser ($2^1/_2$ bis 3 Gr.) lang, ist fast senkrecht nach oben gerichtet (von der Sonne abwärts), mit einer geringen Biegung gegen Süden, gegen die Mitte zu nur wenig breiter als an beiden Enden. Der Kern ist verhältnißmäßig groß und glänzend, vorzugsweise an dem untern halbkreisförmigen Rande, so daß die Mitte desselben gegen den Himmel dunkler oder durchsichtiger erscheint. Wie er sich bewegen und wie lange er sichtbar bleiben wird, ist nur erst nach fernern Beobachtungen seines Fortrückens zu beurtheilen, da er nicht zu den wenigen Kometen gehört, deren Bahn aus regelmäßiger Wiederkehr hat berechnet werden können. Jedenfalls werden wir den Anblick nicht lange haben und er wird uns rasch wieder aus dem Gesichte verschwinden, wie er in kurzer Zeit unter dem Schutze der trüben Abende vor dem 1. April uns unbemerkt hat so nahe kommen können.

(Naumburg, 3. April.) Bekanntlich ist vor Kurzem der Raubmörder Reinsperger vom hiesigen Schwurgericht zum Tode verurtheilt. In Folge des Gerüchtes, daß derselbe durch den Scharfrichter zu Querfurt hingerichtet würde, hat der hiesige Scharfrichtereibesitzer bei dem Oberstaatsanwalt petitionirt, ihm diese Enthauptung, die eine Ehrensache für ihn sey, da er sein Meisterstück ablegen könne, doch ja zu übertragen!

(Konstantinopel.) Deutsche Flaggen (wer kannte noch vor 12—15 Jahren die norddeutschen Flaggen in Konstantinopel?) sind jetzt hier gerne gesehen und vorzugsweise beliebt; von 12,000 Schiffen, welche voriges Jahr den hiesigen Hafen besuchten, gehören weit über 2000 den deutschen Flaggen an, nämlich 1801 österreichische, 65 preußische, 64 hannoversche, 70 mecklenburgische, 37 oldenburgische, 44 bremische, 14 hamburgische, wozu man von den 41 dänischen, noch wenigstens 20 holsteinische rechnen kann, also 2115 deutsche Schiffe.

Korrespondenz.

Heidelberg, 3. April.

Während ein zwischen dem Direktor des hiesigen Theaters, Hrn. Haake, und Hrn. Dr. Köderle einerseits und dem bei dem Publikum sehr beliebten Schauspieler Hrn. Giers entstandener unerquicklicher Zwist durch die Presse vor das Forum der Oeffentlichkeit gezogen worden und im Publikum noch verhandelt wird, ist die Direktion selbst bemüht, ausgezeichnete und berühmte Künstler als Gäste für unsere Bühne zu gewinnen. So sahen wir den Hrn. Hofschauspieler Schneider aus Karlsruhe als Hamlet, Hrn. Kunst, Oberregisseur vom Nationaltheater in Wien, in den „Jägern", in „Wallensteins Tod", in „Zopf und Schwert", in Schillers „Räubern", in dem „Erbförster" (den Erbförster gab Hr. Kunst als letzte Gastrolle zu seinem Benefize), und Fräulein Lindner vom Stadttheater in Frankfurt a. M., welche in „Dorf und Stadt" als Bärbel ihre erste Gastrolle gab. Hr. Hassel aus Frankfurt wird erwartet. — Die Absicht der hiesigen Theatergesellschaft, während der Wintersaison in Bruchsal wöchentlich zweimal in dem dortigen ganz neu und zweckmäßig hergestellten Stadttheater Vorstellungen zu geben, ist schon nach der ersten Vorstellung (Donna Diana) gescheitert. In Folge des leeren Hauses bei derselben sah sich die hiesige Theaterdirektion veranlaßt, auf Lösung ihres Vertrages anzutragen, worauf auch billiger Weise von dem Theater-Comitee in Bruchsal eingegangen worden ist. Nach zuverlässigen Mittheilungen haben wir nur noch beizufügen, daß das eben genannte Comitee es keineswegs an Kostenaufwand zu Instandsetzung dieses Kunstinstituts fehlen ließ und auch die Leistungen der Künstler lobende Anerkennung verdienten, sondern, wie erwähnt, die geringe Theilnahme des Publikums das ganze Unternehmen vereitelte.

Mainz, 3. April.

Verflossenen Mittwoch wurde das zweite Abonnement-Konzert zum Besten unseres Theaterorchester-Personals im großen Saale des Casinos abgehalten. Vorgetragen wurde die herrliche „Jupiter-Symphonie" — Cs dur — von Mozart, hierauf die Arie „Gott sey mir gnädig" aus „Paulus" von Mendelssohn, ein Konzertstück für Pianoforte mit Orchesterbegleitung, von C. M. von Weber, zwei Lieder von Bauer und Fischer, Chor „Verleih uns Frieden" von Mendelssohn und die Ouverture zu „Egmont" von Beethoven. Das zahlreich versammelte Publikum lohnte den wirklichen Kunstgenuß, den diese Produktionen ihm verschafften, durch vielfachen Beifall, und wer etwa daran gezweifelt, daß der höhere Zweck dieser Konzerte, der nämlich, in unserem Theaterorchester ein Kunstinstitut auch für die höhere Musik außerhalb des Gebietes der Oper heranzubilden, auf dem betretenen Wege erreicht werden würde, ging sicher bekehrt aus diesem Konzert, das der sprechendste Beweis für die Trefflichkeit der in unserem Orchester vorhandenen Kräfte war und deutlich zeigte, was eine Leitung, wie die des Hrn. Winkelmeier mit denselben zu erreichen im Stande sey. — Zu den Naturschönheiten, welche die Umgebung unserer Stadt in so reicher Fülle bietet, ist durch die anerkennenswerthe Bemühung unseres „Verschönerungsvereins", der noch nicht ein volles Jahr seit seinem Entstehen hinter sich hat, eine neue große Zierde derselben hinzugekommen. Auf dem zwischen dem Münster- und Gauthore sich hinziehenden Glacis, das von jenem Thor an hügelig aufsteigt und zahlreiche Punkte der wundervollsten Aussicht auf Strom und Gebirge darbietet, ist eine Reihe anmuthig sich schlängelnder Wege und Schatten verheißender Ruhepunkte vollendet, welche in Verbindung mit Baumpflanzungen, Strauchwerk und Blumengewächsen dieses Glacis in eine herrliche Promenade umwandelte. In dem jüngsten öffentlichen Aufruf des Vorstandes, die weiteren Zwecke des Vereins, der bis jetzt 711 Mitglieder zählt, durch neue zahlreiche Beitritte zu fördern, ist mit gebührendem Danke der Bereitwilligkeit gedacht, mit welcher die hohen Militärbehörden den Gründern jener neuen Anlage entgegenkamen.

Frankfurt a. M., 6. April.

Am 31. v. M. hatte der Sängerverein „Germania" unter der Direktion des Hrn. H. Reed wieder eine seiner bekannten Abendunterhaltungen veranstaltet, die nicht nur zahlreich besucht, sondern mit Hörern so überhäuft war, daß diese ihren Kunstgenuß durch das Opfer ihrer Behaglichkeit etwas theuer erkaufen und in dem überfüllten Saale eine wahrhaft schwüle Temperatur mit in den Kauf nehmen mußten. Es wäre wirklich zu wünschen, daß man hinfort den Andrang etwas vermindern möge. Da wir die Leistungen des Vereins als bekannt voraussetzen dürfen, so sey nur bemerkt, daß eine neue Komposition von Hrn. Reed zur Ausführung gebracht wurde, nämlich Goethes herrliche Ballade „der Sänger", welche der Komponist in edler poetischer Haltung und mit sinnigem Ausdruck aufzufassen gewußt hat. Es wäre zu wünschen, daß dieß Tonstück im Druck erscheinen und unsern deutschen Sängern zugängig gemacht werden möge. Hr. Dettmer trug es mit dramatischer Belebung und durchdachter deklamatorischer Nuancirung sehr beifällig vor. Hr. Hachenburger, Mitglied unseres Theaterorchesters, spielte eine Phantasie für die Violine von Leonard. Sowohl seiner technischen Fertigkeit, wie seinem ausdrucksvollen Spiel wurde der lebhafteste Beifall gespendet.

Am 1. April gab der unter der thätigen Direktion des Hrn. Ernst Scheppahn stehende Instrumentalmusik-Verein zu Sachsenhausen abermals für diese Saison sein zweites großes Konzert, in welchem er unter gefälliger Mitwirkung mehrerer Mitglieder des Musikcorps des hiesigen Linienmilitärs sehr erfreuliche Proben seiner bekannten Leistungen ablegte. Wir heben in dieser Beziehung nur an die Ausführung der beiden Ouvertüren zu „Martha" und der „Regimentstochter", das große National-Potpourri von Streck und den Krönungsmarsch aus dem „Propheten" zu erinnern. Von Hrn. Schütz wurden Variationen für die Clarinette von Iwan Müller, in denen derselbe seine Virtuosität auf diesem Instrumente, so wie einen geschmackvollen Vortrag bekundete, sehr beifällig gespielt. — Mit besonderer Anerkennung haben wir noch das Konzert-Divertissement für Fagott, komponirt und vorgetragen von Hrn. Ernst Stachelrodt, hervorzuheben, welches derselbe mit großer Meisterschaft auf diesem so schwierigen Instrumente executirte. Dieß Tonstück ist nicht nur sehr brillant gehalten, sondern auch sehr effektvoll für vollständiges Streichorchester instrumentirt und zeugt für die künstlerische Befähigung und musikalische Tüchtigkeit seines Tonsetzers. — Auch die vorgekommenen Horn-Solis wurden von Hrn. Schlodt sehr beifällig vorgetragen.

Die „Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften" hat die Rechnungsablage der hiesigen Sparkasse für das Jahr 1852 im Druck veröffentlicht. Nach derselben hatten am 31. Dec. 1852 6020 Einleger an Kapital und Zinsen gut fl. 1,752,217. 28 kr. Dazu kommen im Laufe des Jahres 1853 1291 neue Einleger mit einem Kapital von fl. 439,058. 32 kr., mithin zusammen 7311 Einleger mit einem Guthaben von fl. 2,191,275. 55 kr. Da jedoch in eben demselben Jahre 961 Einleger abgingen und an Kapitalien fl. 332,530. 12 kr. zurückbezahlt wurden, so beläuft sich demnach am 1. Jan. 1854 die Zahl der Einleger auf 6350 mit einem Kapital von fl. 1,858,745. 43 kr., wozu noch fl. 49,908. 26 kr. bis dahin fällig gewordener Zinsen kommen. — Der Reservefond war bis zu der Summe von fl. 171,383. 46 kr. angewachsen. — Die vorstehenden statistischen Mittheilungen sind gewiß geeignet, einer Anstalt zur Anerkennung zu gereichen, deren vielseitige und weit ausgreifende Wirksamkeit sich seit einer Reihe von Jahren in steigendem Maße bethätigt hat

Theater-Anzeige.

Freitag, 7. April. Martha, oder: Der Markt zu Richmond, Oper in 4 Akten von Flotow. (Gastrolle) Lionel: Hr. Hirsch, vom Friedrich-Wilhelmstädter Theater in Berlin.

Samstag, 8. April. Der Mann mit der eisernen Maske, Drama in 5 Akten, nach dem Franz. von Lebrün. (Gastrolle) Marie: Fräul. Brandt, vom Stadttheater zu Zürich.

Sonntag, 9. April. Indra, romantische Oper in 3 Aufz., Musik von Friedr. v. Flotow. I I. Mess-Abonnement suspendu.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 85. Samstag, den 8. April 18[illegible]

Ein Maskenball in der Pariser Oper.

(Von C. Reulbach.)

(Fortsetzung.)

Im Foyer, dem eigentlichen Tummelplatze der Rendezvous, promenirten schwarze Dominos am Arme elegant gekleideter Herren, oder saßen in eifrigem Gespräche auf dem sammtenen Divan umher. Männer lehnten nachläßig an den Statuen eines Apollo oder einer Venus, um die da drückende und drängende Menschenmasse zu beobachten, und Mancher fand mehr, als er eben suchte. Aber man lasse sich im Allgemeinen durch die niedlichen Füße und die bezaubernden Hände ja nicht zu dem Glauben verleiten, daß hier vielleicht eine werthvollere Ausgabe, als die der Nymphen des Saales, zu finden sey; c'est toute la même chose.

Ich streckte mich gleichfalls auf eines der schwellenden Sophas, um Körper und Seele zugleich ausruhen zu lassen; aber kaum hatte ich mich in dieses angenehme dolce far niente versetzt, als mir, vom Saale her, der Höllengalopp mit der ganzen Kraft von zweihundert Instrumenten so infernalisch in die Ohren drang, daß ich aufsprang, um meine Dame aufzusuchen und mich beim Souper von all den gehabten Eindrücken ernstlich zu erholen.

In der Loge angekommen, war meine Begleiterin mit Freuden zu gehen bereit, denn auch sie war von dem satanischen Lärm ganz betäubt.

Während sie ihre Toilette ordnete, that ich noch einen Blick in den Saal, aber das Treiben der Tanzenden kam mir wirklich so geisterhaft vor, daß ich mich beeilte, aus dem Bereiche dieser Willis zu kommen, die ihre gespenstige Runde in immer schnelleren und immer engeren Kreisen um den Saal machten.

Meine deutschen Leser werden sich nun nach Allem, was ich von einem Pariser Maskenballe erzählt habe, wohl ein komplettes Sodom und Gomorha vorstellen, allein es ist bei weitem noch nicht so arg, als die ausgelassene Bierfröhlichkeit unserer Süddeutschen bei ähnlichen Gelegenheiten. Die Franzosen verstoßen niemals gegen die äußere Sitte und den Anstand, da sie selbst in ihrem höchsten Sinnestaumel die Achtung gegen das feinere Publikum nicht aus dem Auge lassen. Da herrscht nicht dieses gänzliche Sichgehenlassen, dieses Schreien und Toben, dieses Stoßen und Treten, wie es auf unseren Maskenbällen und Redouten der Fall ist; ist aber dennoch eine dergleichen unsanfte Berührung vorgekommen, so bittet man gegenseitig um Entschuldigung, und beide Theile reichen sich die Hände mit der freundlichen Versicherung, sich in ihrer Unterhaltung durchaus nicht weiter stören zu wollen. Bei den Maskenbällen der heißblütigen Franzosen kommt nicht dieß öffentlich schamlose Betragen sowohl der Herren wie der Damen vor, wie bei uns bedachtsamen Deutschen, wo man oft nicht weiß, ob man sich mehr über die Zügellosigkeit und Ausgelassenheit des männlichen, oder über die Freiheit und Ungenirtheit des weiblichen Geschlechts wundern soll, und während bei dergleichen öffentlichen Gelegenheiten der Deutsche, ohne Rücksicht auf Andere, nur sein eigenes Ich kennt, weiß der Franzose all seinem Thun und Treiben einen Firniß von Feinheit und Anstand beizumischen, dessen glatte Außenseite das übrige Publikum weder verletzen noch anekeln kann.

Ich begab mich mit meiner Begleiterin in eine der trefflichen Restaurationen des Opernhauses, und dort angekommen, mundeten uns die Salmis de perdreaux aux truffes und der golden blinkende Chably vortrefflich. Wir waren Beide von den oben ausgestandenen Vergnügungen so erschöpft, daß wir froh waren, uns hier doch einigermaßen erholen zu können, denn in den Restaurationen herrscht noch immer genug Heiterkeit, die eine ernstliche Erholung unmöglich macht.

Mit Anstand halb betrunkene Frauen und mit Anstand ganz betrunkene Männer schicken sich witzige Neckereien, spottende Diatriben zu; es ist allgemeine Conversation und die scharfen, ironischen Sticheleien nehmen von beiden Seiten kein Ende.

Meine Begleiterin versicherte mir, nie in ihrem Leben ein solches Gewirre und Treiben gesehen zu haben, und gestand mir, daß sie mich von ihrer Loge herab beobachtet habe und sich hätte nicht genug wundern können, wie ich all den lockenden Stimmen und Verführungen widerstehen konnte, die doch, wie sie sich ausdrückte, einen sechzigjährigen Greis noch hätten schwindlich machen können.

Ich hatte eben ihr Compliment erwiedert, indem ich sie versicherte, daß schon die Ahnung, von einer Dame, wie sie, beobachtet zu werden, ein gewaltiger Talisman gegen all die verführerischen Sirenentöne sey, — als ein hochgewachsener Mann mit schwarzem Domino und einem spanischen Federhute auf dem Kopfe rasch in den Speisesaal trat, und nachdem sein Auge die dort anwesenden Gäste prüfend gemustert hatte, blieb sein Blick mit stechendem Ausdruck auf meiner Begleiterin hängen, die jedoch ihre Maske stets vor dem Gesichte hatte. Einen Moment fiel noch sein Blick auf mich, dann trat er auf meine Dame zu und sagte in leidenschaftlichem Tone:

„Ah Léonie, c'est un rendez-vous charmant pour une femme!"

Erstaunt über diese Worte wandte sich meine Begleiterin an mich, und gleichfalls überrascht von dieser räthselhaften Scene, erwiederte ich in höflichem Tone:

„Monsieur! Voila un erreur; qu'est-ce que Vous voulez?"

„Un erreur!" schrie der Andere. „C'est ma femme!"

„Votre femme!" rief ich und brach nun unwillkü[illegible] ein lautes Lachen aus. „Ah, c'est drôle ça!"

Mein Gelächter hatte den verhaltenen Grimm des Unbekannten aufs Aeußerste gebracht. Seiner Worte nicht mehr mächtig, beugte er sich über den Tisch, um seiner vermeintlichen Frau die Maske vom Gesicht zu reißen, und sich so, wie er glaubte, auf die schnellste Art zu überzeugen.

Ich hatte gerade noch Zeit, ihn von dieser unerhörten Dreistigkeit abzuhalten, und meine zweite Bewegung war, ihm mein gefülltes Weinglas an den Kopf zu werfen, daß die Scherben ihm den Kopf verletzten, und Wein und Blut gleichzeitig von seiner Stirne flossen.

Ich hatte wohl gewußt, wo ich mich befand und daß meine Handlung nach einer solchen, einer Dame angethanen Beleidigung, von den Anwesenden nur gebilligt werden würde. Wirklich traten jetzt auch alle Gäste, Herren wie Damen, auf meine Seite, um mich gegen allenfallsige Angriffe des Wüthenden mit Wort und That zu schützen.

Dieser aber, durch die Taufe kälter geworden, wischte sich langsam mit seinem Taschentuche den triefenden Kopf ab, dann trat er anscheinend ruhig auf mich zu und sagte:

„Monsieur, après-demain au Bois du Boulogne à huit heures.“

„Très-bien Monsieur, à huit heures“, wiederholte ich kurz. — Der Unbekannte verbeugte sich und ging.

Noch fuhren die Gäste fort, über die Unverschämtheit des Fortgegangenen laut zu raisonniren, und mancher weibliche Domino, den das Gewissen von ähnlicher Schuld vielleicht nicht ganz freisprechen mochte, that es den Uebrigen womöglich zuvor. Meine Dame aber war durch diesen öffentlichen Vorfall so unangenehm berührt worden, daß sie sich ernstliche Vorwürfe machte, den Maskenball besucht zu haben und mich dringend zum Aufbruche mahnte, welchem Wunsche ich augenblicklich Folge leistete.

Auf den Treppen standen oder saßen reizende Gruppen schöner Mädchen, die nicht verfehlten, die zartgeformten Glieder, in seidene Trikots gehüllt, den Vorübergehenden auf verführerische Weise zur Schau zu stellen, oder den Schnee ihrer entfesselten Busen, vom Gaslichte beleuchtet, noch weißer und glänzender erscheinen zu lassen. Mit einschmeichelnder Stimme luden sie mich, trotz meiner Begleiterin, ein, ihnen Gesellschaft zu leisten, was ich natürlich mit gleicher Freundlichkeit ablehnte. Vom Saale herab tönte die Quadrille aus l'enfant prodique, und unwillkürlich mußte ich daran denken, wie viel verlorne Söhne und Töchter an diesem Orte wohl zu finden wären.

Als ich mit meiner Begleiterin vor dem Portale ankam, wurden wir mit feuchten Küssen empfangen, die in tausend Tropfen vom Himmel auf uns herabströmten. Da wir aber Beide, wie ich glaube, keine Freunde von kalten Füßen waren, so suchten wir unter gefälliger Mitwirkung eines Cabriolets so bald als möglich zu Hause zu kommen.

Meine Dame saß, mißmuthig über die unangenehme Scene, lautlos im Wagen und ließ mir Muße genug, darüber nachzudenken, ob wohl die Küsse dieser reizenden Sirenen wärmer gewesen wären, als die, mit welchen der Himmel uns so reichlich entschädigte.

(Fortsetzung folgt.)

Bulgarien.

III.

Ueber die Bevölkerungszustände der türkischen Provinz Bulgarien bieten uns die Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik folgende Aufschlüsse.

Wie durchgehends in den türkischen Provinzen ist es auch dort schwer, eine genaue Ziffer der Gesammtbevölkerung anzugeben. Die von Zeit zu Zeit stattfindenden Volkszählungen liefern ein übertriebenes, absichtlich viel zu hoch angegebenes Resultat, und die übrigen Quellen, aus denen man in dieser Beziehung schöpfen könnte, sind eben so unrein. Den vorzüglichsten Bestandtheil der Bevölkerung Bulgariens bilden die Bulgaren. Obwohl die eigentlichen Bulgaren ungarischer Abkunft waren, verschmolzen sie mit den viel zahlreicheren ihnen unterworfenen Slaven um so rascher zu einem Volke vorwiegend slavischen Gepräges, als die Annahme des Christenthums mit der Einführung slavischer Liturgie und dem Gebrauche der Kyrillica verbunden war. Auch außerhalb der Provinz Bulgarien sind gegenwärtig Rumelien und Macedonien zu einem großen Theile, strichweise selbst Thessalien, Albanien und der südliche Theil von Serbien, von Bulgaren bewohnt. Bei der bedeutenden Ausdehnung dieses Volkes, welches von der Donaumündung bis herab an die griechische Gränze wohnt und das osmanische Reich auf zwei diametral entgegengesetzten Punkten mit den Nachbarstaaten in Verbindung setzt, mag die Annahme einer Seelenzahl von $4\frac{1}{2}$ Millionen ziemlich glaubwürdig erscheinen, wovon 2 Millionen auf die eigentliche Provinz Bulgarien gerechnet werden können.

Nächst den Bulgaren sind die osmanischen Türken am meisten in Bulgarien verbreitet. Sie treten als die eigentlichen Herren des Landes auf, denen die Rajahs mit ihrer Person und ihrer Habe unterthänig sind. Nur sie haben Anspruch auf die höchsten Verwaltungsämter der Provinz, ihnen stehen manche Vorrechte und Begünstigungen in Bezug auf Gewerbe, Handel und öffentliche Abgaben zu. Ihrem Ursprunge nach unterscheidet man sie in Osmanen asiatischer Abstammung und in Abkömmlinge anderer Völker, deren Vorfahren anfänglich anderen Religionen zugethan, im Laufe der Zeit, theils den Verlockungen des Vortheiles, theils der Gewalt nachgebend, sich dem Glauben der Moslimen angeschlossen haben. Der Ersteren gibt es in Bulgarien nur wenige; zahlreicher sind die Letzteren, die vorzüglich an der Küste des schwarzen Meeres sich niedergelassen haben und in der Gegend um Schumla, Eski-Dschuma, Osmanbazar, Eski-Stambul eine compactere Masse bilden. Als Herr im Lande ist der Türke vorzugsweise Bewohner der Städte; daher haben auch Rustschuk und alle bedeutenderen Donauplätze eine ziemlich zahlreiche türkische Bevölkerung. Wie hoch sich ihre Anzahl belaufe, läßt sich mit Genauigkeit nicht ermitteln; denn Geburts- und Sterberegister fehlen, und die auf Grundlage der Familien- oder Häuserzahl berechneten Angaben bleiben stets höchst unzuverlässig, zumal die Regierung aus wohl begreiflichen Gründen die Zahl der Osmanlis lieber höher als niedriger veranschlagt wissen will. Man kann jedoch mit Gewißheit annehmen, daß sie nicht den sechsten, vielleicht nicht einmal den achten Theil der Bevölkerung Bulgariens bilden.

Walachen — Genossen des im Ganzen wohl an 6 Millionen starken romanischen Volksstammes, der zu einem guten Drittheile unter österreichischer Herrschaft, im Reste die Walachei und Moldau bewohnt — haben beiläufig im Belange von 20—30,000 Seelen, ihre Gränzscheide, die Donau, überschritten, und sich am diesseitigen Ufer niedergelassen.

Die Tartaren, welche den mittleren Landstrich der Dobrudscha bewohnen und dem Islam zugethan sind, kamen, ursprünglich aus der Krimm verjagt, nach Bessarabien. Von da begaben sie sich nach der Eroberung von Ismail auf das rechte Donauufer und bildeten die besagte Colonie, wornach auch die Dobrudscha gewöhnlich in der Umgangssprache das Land der Tartaren genannt wird. Man kann annehmen, daß sie über 10,000 Köpfe stark sind.

Das Bild der Bewohnerschaft Bulgariens vervollständigen die nur in den Städten ansässigen Griechen, Juden und Arme-

ner, nebst einigen wenigen Frankenfamilien, welche letztere aber im Ganzen nicht 500 Seelen ausmachen.

Schließlich muß noch der aus dem russischen Reiche herübergekommenen großrussischen Lippowaner und der zahlreichen geflüchteten Kosacken gedacht werden, die meist aus unlauteren Motiven sich aus dem Heimathlande entfernten.

Neben der stabilen Bevölkerung dieses Erdstriches müssen aber auch zahlreiche nomadisirende Familien in Betracht gezogen werden, welche nur einzelne Jahreszeiten in Bulgarien verleben und aus den in der Volkssprache gewöhnlich „Mokanen" genannten Bewohnern des Kronlandes Siebenbürgen bestehen. Der größere Theil derselben bringt mit seinen Heerden, nachdem sie den Sommer hindurch auf den siebenbürgischen Bergen geweidet haben, den Winter in den nördlichen Bezirken des Sandschaks von Varna, in der ganzen Dobrudscha und in dem Bezirke von Silistria zu. Da die Produktivkraft des vaterländischen Bodens nicht ausreicht, um den Pferden und Schafen seiner Hirten die erforderlichen Subsistenzmittel auch während des Winters zu gewähren, so verläßt ein Theil der Mokanen im Herbste die heimischen Fluren und sucht das Brachland südwärts der Nieder-Donau auf. Allein das Terrain, welches sie ursprünglich gegen leichte Opfer zur Benützung erhielten, wird ihnen bei dem Steigen der Preise täglich schwerer zugänglich, weßhalb wegen dieser Weidrangelegenheit fortwährende Reibungen zwischen den Heerdebesitzern und den bulgarischen Grundeigenthümern stattfinden, so daß zur Regelung der wechselseitigen Beziehungen in der Neuzeit Verhandlungen zwischen der kaiserlich österreichischen Regierung und der Pforte Platz greifen mußten, nachdem das Recht der Mokanen zum regelmäßigen Eintriebe ihrer Heerden nach Bulgarien bereits seit Langem traktatenmäßig feststeht.

Die Liebe schafft sich Bahn. *)

Englisch.

Ueber die Schlucht hin
Und über die Well',
Unter der Gruft hin
Und unter dem Quell,
Wo des Meeres Grund unerreichbar,
Dem Neptun unterthan,
Wo die Felswand unersteigbar: —
Die Liebe schafft sich Bahn!

Und wo da nur kaum
Sich die Fliege bewegt,
Und wo da kein Raum,
Daß das Heimchen sich regt,
Wo die Mücke sich wagt nicht,
Aus Furcht, sich zu fah'n: —
O, die Liebe sie zagt nicht
Und schafft sich schleunig Bahn!

Schätzet an Macht ihr
Dem Kinde sie gleich,
Oder verlacht ihr
Die Flücht'ge als feig:
Wenn man Der, die Lieb' erwählt hat,
Keinen Lichtstrahl läßt nah'n,
Tausend Wächter zugezählt hat,
Schafft Liebe doch sich Bahn!

Mancher verjagt sie
Durch Fesseln geschwind,
Ein Andrer beklagt sie
Die Arme als blind: —
Ob ihr fest sie gebannt habt
Und eu'r Bestes gethan,
Die, so blind ihr genannt habt,
Sie schafft sich doch Bahn!

Den Adler wohl zwingt ihr
Auf euere Faust,
Den Phönix her bringt ihr,
Der im Osten fern haust,
Wenn er Blut lechzt, ihr macht euch
Den Leu'n unterthan,
Doch wer liebt, der verlacht euch:
Er schafft sich doch Bahn!

*) Aus: „Rose und Distel, Poesien aus England und Schottland, übertragen von Gisbert Freiherren Vincke. Dessau, Druck und Verlag von Gebrüder Katz. 1858."

Mannichfaltigkeiten.

(Wichtigkeit eleganter Stiefeln.) Bekanntlich ist an englischen Häusern die Thüre stets verschlossen, und der Klopfer zeigt schon durch die Art des Gebrauchs, welche Sorte von Menschen hinein will. Zunächst kommt ein männlicher oder weiblicher Schildknappe, öffnet die Thüre bis zum Breitengrade einer Nase und unterwirft den Einlaß Begehrenden einer scharfen Vor- und Personaluntersuchung, wobei die Stiefeln und Vatermörder nebst dem Hute den — Ausschlag geben. Ist die Fußbekleidung untadelhaft, wohl gar von Glanzleder, sind die Vatermörder steif wie Bretter, ist der Hut gebürstet und glänzend, so wird die Thüre ganz geöffnet, und die persönlichen Unterhandlungen nehmen ihren Anfang. Auf die Frage: „Ist er zu Hause?" heißt es: „Ich weiß nicht. Ihre Karte!" Dabei werden besonders die Stiefeln noch einmal einer scharfen Kritik unterworfen und in der Regel von der Weste und deren Knöpfen kühne Hypothesen gezogen. Die Karte wandert hinauf oder in ein Zimmer links oder rechts. Ist der Kartenabgeber gut empfohlen, gut situirt und bekannt, so wird der Inhaber des Hauses, falls er zu Hause ist, auch für ihn zu Hause seyn, sonst nie. Die Sicherheit der persönlichen Freiheit zu Hause geht dem Engländer über Alles. Keine Polizei, kein Gläubiger, kein Fremder, kein Freund, kein Bettler, kein Dienstbote, kein Klopfer an der Thüre kann den Mann zu Hause beunruhigen. Niemand darf vor ihm ungerufen, unangemeldet erscheinen.

Ein schreibwüthender junger Federheld kam in ein Redaktions-Bureau, stellte sich vor, umgürtet mit allem Stolze eines eingesandten Artikels, und sagte: „Ich wollte mich bloß erkundigen, was aus meinem letzten Beitrage geworden?" — „O," antwortete einer der anwesenden Mitarbeiter, „der hat reißenden Abgang gefunden." — „Unter den Lesern?" — „Nein, unter dem Redaktions-Tische." — Der Abgefertigte ging, Weltschmerz im Herzen, mit dem Gesicht eines „Zerrissenen".

Der Wallfischfang durch Electromagnetismus wird nun doch noch ausgeführt. Nach Prof. Jacobis in Petersburg Angaben ist der Rotationsapparat aus zwölf riesigen Hufeisenmagneten gefertigt, welcher durch einen isolirten Draht im Taue, an welchem die Harpune sich befindet, dem Wallfische die künstliche Nachahmung eines Blitzes liefert. Das Schiff, welches zuerst diese Maschine führt, heißt „Ajax", gehört der russisch-finnländischen Wallfisch-Compagnie und ist kürzlich von Aebo nach dem stillen Meere abgegangen.

Zweien Aerzten, die sich tödtlich haßten, rieth ein Spaßvogel, sich gegenseitig zu behandeln, weil dann sicher Einer auf dem Platze bleiben würde.

(St. Petersburg, 25. März.) Die deutsche St. Petersburger Zeitung enthält folgendes Epigramm:

England und Frankreich.
Räumt die Fürstenthümer gleich,
Oder wir bekriegen euch.

Rußland.
Gut! Wir räumen sie noch heute,
Aber — nach der andern Seite!

Frankfurter Theater.

Wir haben in jüngster Zeit über unsere Bühne nur wenig berichtet, weil nicht viel Erhebliches und Erfreuliches zu berichten war. Die gehäuften Wiederholungen des Freischütz, dessen Festprolog nun zur Alltagskost geworden, der Waise von Lowood u. a. mögen für die Kasse noch immer ergiebig seyn, können aber weder den Kunstfreunden, noch den Logenabonnenten für die Dauer Interesse bieten. Wir müssen immer wieder auf den alten Grundsatz zurückkommen, daß nur durch Mannichfaltigkeit des Repertoires und durch gute und möglichst abgerundete Aufführungen den Anforderungen unseres Publikums genügt werden kann. Hiervon abgesehen treten wir jetzt in ein Stadium von Gastspielen zum Behuf der Wiederbesetzung von zwei ersten Rollenfächern, dem einer ersten Liebhaberin und eines lyrischen Tenors und diese Zeit des Ueberganges müssen wir, wie viel Unangenehmes sie auch im Gefolge haben möge, geduldig und mit Hoffnung und Vertrauen hinnehmen. Den Verlust von Frl. Janauscheck werden wir voraussichtlich bei der gegenwärtigen Armuth an dramatischen Talenten, an dem mehr oder minder alle deutschen Bühnen krank sind, noch lange nicht verschmerzt haben. Für dieß erledigte Fach gastirt gegenwärtig Frl. Claus. Wir haben schon öfters darauf hingewiesen, daß jedes Publikum seinen eigenen Geschmack hat und seine eigenen Anforderungen macht. So auch bei uns. Was wir bei den Darstellern des Schauspiels hochschätzen und lieben, das ist jene ältere Schule, die aber unseres Bedünkens nie veralten wird, die Schule eines einfachen, unverkünstelten Spieles, das auf Natur und Wahrheit beruht und dem in neuerer Zeit an vielen Orten brauchlich gewordenen des Effektes und der Künstelei geradezu entgegen steht. Frl. Claus neigt sich dem letzteren mehr zu, als dem ersteren. Nicht mit Unrecht hat man sie mit Frau Stolte in Parallele gebracht. Wie diese ist auch sie im Besitz schöner Mittel und eines unverkennbaren Talentes, aber beide gehen in der Verwendung ihrer Mittel und Talente für unsern Geschmack zu weit. Frl. Claus muß, wenn sie sich bei uns einbürgern will, ihre Farben weniger stark auftragen, weniger auf Effekt spielen, weniger Absicht und weniger Pathos geltend machen, weniger scharf accentuiren und deklamiren, dagegen aber mehr nach Einfachheit und Natur, mehr nach den zarten Schönheitslinien und Nuancirungen, mehr nach der poetischen Wahrheit, als nach den Effekten der Bühne streben. Ob unser Geschmack der bessere ist, oder ob der ihrige, das wollen wir hier nicht weiter untersuchen. Aber wir sind nun einmal dem Gaste gegenüber maßgebend. Um den Leistungen der Frl. Claus gerecht zu seyn, wollen wir ihr das Zugeständniß machen, daß sie namentlich in der Rolle der Lucy in „Eine Frau" manche recht schöne Einzelnheiten hervortreten ließ und manche recht gelungene Momente zeigte, dagegen aber in andern wieder zu weit ging und zu viel nach Effekt haschte, so daß ein befriedigender Totaleindruck nicht erzielt wurde. In ihrer Deborah war solche Ungleichmäßigkeit und starke Farbengebung noch vorwaltender. Wir glauben uns nach den beiden Rollen der Frl. Claus dahin resümiren zu können, daß wir dem Gaste dramatisches Talent und Befähigung zuerkennen, aber hinsichtlich der Verwendung derselben, hinsichtlich der Kunstschule und der Darstellungsweise ihm nicht beistimmen, sondern von andern Prinzipien ausgehen. Die Schule einer Lindner und Janauscheck, eines Reger und Meck und Anderer, die uns lieb waren oder es noch sind, diese Schule der einfachen Natur und Wahrheit ist und bleibt uns maßgebend, und wer einer andern huldigt, der mag anderswo Recht behalten, wird aber in den Rahmen des hiesigen Ensembles in dem Schauspiel nicht passen und mit dem hiesigen Kunstgeschmack in Conflikt gerathen. Diese Andeutungen sind wir dem Talent der Fräul. Claus schuldig. Auch ist es Pflicht, es auszusprechen, da es sich nicht um einige vorübergehende Gastrollen, sondern um ein Engagement für ein Fach handelt, das in Fräul. Janauscheck eine so ausgezeichnete und hier allseitig so beliebt gewesene Repräsentantin gehabt hat.

Die Darstellungen des Hrn. Devrient (Horace), des Hrn. Reger (Barmer) und des Hrn. Vollmer (Oliver) sind als vorzüglich bekannt, namentlich haben wir die letztere zu Hrn. Vollmers besten Leistungen zu zählen, da er in ihr nicht nur den feinen gebildeten Weltmann, sondern auch den edlen und hochherzigen Freund meisterhaft zu veranschaulichen und ein schönes Charakterbild mit männlicher Würde und geistigem Ausdruck durchzuführen weiß. — Hr. Werkenthin gab den Graf Hassington. Wir ergreifen diese Veranlassung einer sehr gelungenen Leistung, um demselben das Zugeständniß zu machen, daß er jenen sehr verdienstlichen Darstellern beizuzählen ist, die wegen ihrer vielseitigen Brauchbarkeit bei einer Bühne sehr vortheilhaft verwendet und benutzt werden können, um so mehr, als er in der Kunst des sich um- und verwandelnden Proteus Vorzügliches leistet und in dieser manchem renommirten Künstler zum Meister dienen könnte. W.

Korrespondenz.

Stuttgart, 5. April.

Am Montag ist Frau v. Marra zum letzten Male in dem eigens von Benedix für sie gedichteten Liederspiele „Angela" vor einem sehr zahlreichen Publikum aufgetreten und mit Kränzen überschüttet worden. Mad. Marlow soll nächste Woche von Wien wieder hier eintreffen.

Mainz, 4. April.

Jüngsthin gelang es dem rastlosen Eifer des hiesigen Polizeicommissärs Leichtweiß, einem gewissen Liebmann in Oppenheim und dessen fremdes Eigenthum gefährdenden Gewerbe auf die Spur zu kommen. Er entdeckte in demselben den Käufer einer gestohlenen Uhr. Derselbe wurde nebst seiner 19jährigen Tochter sofort hierher in Haft gebracht, hat bereits die Sache eingestanden und die Uhr nebst einer Reihe anderer werthvoller Gegenstände, wahrscheinlich auf demselben Wege erworben, wurde bei einer stattgehabten Haussuchung, unter den Ziegeln des Daches versteckt, aufgefunden. Es liefern diese Gegenstände Indicien zu einer Reihe vorgekommener Diebstähle, und wir sind verpflichtet, unserer so thätigen Polizeibehörde den wohlverdienten Dank zu sagen, der es auf diesem Wege ohne Zweifel gelingen wird, in das Dunkel solcher Diebshöhlen zu dringen, deren Vorhandenseyn dem Diebe allein den gesicherten Absatz der gestohlenen Gegenstände möglich machen und in ihm den Trieb zur weiteren Thätigkeit auf dem verbrecherischen Wege lebendig erhalten, so daß es logisch und juristisch gerechtfertigt erscheinen würde, wenn man die gewerbemäßige Diebshehlerei nicht mit einer geringeren, sondern nach Maßgabe der ganz besonderen Gefährlichkeit eines solchen Verbrechens für das Eigenthum mit einer viel höheren Strafe, als den Diebstahl selbst, gesetzlich belegen würde. — In dem Gebiete der sogenannten Ochsenmacherei (Mehldiebstahl) hat man bedeutende Fortschritte gemacht. Es gibt nämlich jetzt Mühlenbesitzer, die auf andern Mühlen den Waizen stehlen und auf ihrer Mühle zu Mehl machen; dem Nachbar die Arbeit sparen. Der Müller nämlich (wie man hört aus Eppstein), welcher kürzlich die neun Säcke Waizen auf der vierten Rheinmühle stahl, wurde in der Person des Philipp Pfeifer von da entdeckt und auch hier in Haft gebracht, und zwar ertappte man ihn in dem Augenblicke, als er die Kette eines Nachens durchfeilte, um denselben zu einem Diebstahl ähnlicher Art zu benutzen. Diese günstigen Resultate zum Schutze des Eigenthums verdanken wir der rastlosen Thätigkeit unserer Polizei. (Mainz. Volksztg.)

Theater-Anzeige.

Samstag, 8. April. Der Mann mit der eisernen Maske, Drama in 5 Akten, nach dem Franz. von Lebrün. (Gastrolle) Marie: Fräul. Brandt, vom Stadttheater zu Zürich.

Sonntag, 9. April. Des Teufels Antheil, komische Oper in 3 Akten von Auber. I.I. Mess-Abonnement suspendirt.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 86. Montag, den 10. April 1854.

Ein Maskenball in der Pariser Oper.

(Von C. Neulbach.)

(Fortsetzung.)

2.

Jourdain: Sind Sie verrückt, daß Sie mit ihm Händel anfangen, mit ihm, der sich auf die Terze und Quarte versteht, und einen Menschen auf demonstrative Weise tödten kann.

Tanzmeister: Ich spotte seiner demonstrativen Weise und seiner Terze und Quarte. Moliere.

Es war 6 Uhr Morgens, ein Tag nach dem Maskenballe, als ich mich von meinem Lager erhob, um zu dem Rendezvous nach dem Boulogner Wäldchen zu gehen. Ich hielt die Sache für nichts Anderes, als für einen der nichtssagenden Waffengänge, wo viel gesprochen und wenig gethan wird, und am Ende ein oder der andere Theil mit einer leichten Schramme davon kommt. Sollte jedoch die Sache schlimmer ausfallen, so hatte ich auch für diesen Fall die nöthigen Vorkehrungen getroffen. Mein Sekundant, ein Franzose, dessen Bekanntschaft ich bereits seit meiner Ankunft in Paris gemacht hatte, hielt, unserer Verabredung gemäß, Punkt Sieben mit seinem Wagen vor dem Hause, und in raschem Trabe eilten wir dem bestimmten Orte zu.

Ich halte die Duelle, auf der Stufe, bis zu welcher sie bei uns herabgesunken sind, für eine jugendliche Modethorheit, der sich jedoch kein angehender Jüngling entziehen wird, da es gewissermaßen zum guten Tone gehört — ein paar Duellchen mitgemacht zu haben. Hat man dann seinem Gegner einen „tüchtigen Schmiß" beigebracht, oder glücklicherweise selbst einen anständigen Renommagehieb bekommen, dann dünkt man sich groß und heldenkühn, das Blut fließt rascher, freudiger in den jugendlichen Adern und manches feuchtohrige Knäblein glaubt auf diese Weise zum Manne geschlagen worden zu seyn.

Aber gleich wie das zum Knaben gewordene Kind seine Kinderspielzeuge weglegt und nach Büchern greift, so muß der stets näher an das Mannesalter rückende Jüngling dieses Spielzeug erster Jugend von sich werfen, und ernstere, edlere Dinge erfassen. Ihm soll die Waffe kein Spielzeug mehr seyn; nur bei wichtigen Gelegenheiten, entweder zur Vertheidigung des Vaterlandes, oder zur Wahrung seiner eigenen oder Anderer Ehre soll er sie gebrauchen. Aber was ist Ehre?! Sind doch die Begriffe darüber so wundersam verwirrt, daß Mancher im Unehrenhaften seine Ehre sucht, und im Ehrwürdigen eine Unehre findet.

Auch ich hatte in meiner Jugend diese Thorheiten mitgemacht, dann aber aufgegeben, weil ich dieselben nicht mehr achtete; aber jetzt blieb kein Zweifel übrig, daß ich nach solcher Beleidigung Genugthuung nicht verweigern konnte.

Es war für diese Jahreszeit ein angenehmer Morgen. Die Luft wehte mild und aus den zerrissenen Wolken strahlte manchmal die Sonne freundlich auf uns nieder. Als wir ankamen, war noch Niemand auf dem Platze und wir begaben uns einstweilen in die nächstgelegene Restauration, um da zu frühstücken. Bald jedoch sah ich auch meinen Gegner mit seinem Sekundanten des Weges kommen, welch Letzterer ein Kästchen mit Pistolen und zwei Pariser trug.

Nachdem wir uns bemerkbar gemacht und gegenseitig begrüßt hatten, fragte mich der Sekundant meines Gegners, welche Waffen ich wünsche. Ich wußte, daß der Pariser die Lieblingswaffe der Franzosen sey und wählte daher diese. Als mein Unbekannter das hörte, leuchtete sein Antlitz freudig auf, sein Auge blitzte in unheimlichem Feuer und er sagte:

„Ah c'est bon ça; l'epée est l'arme du français!"

Nachdem die Waffen gewählt und unser Frühstück beendigt war, hatten wir weiter nichts mehr zu thun, als noch einige hundert Schritte tiefer in das Gehölz zu gehen, um da unsere Ehrensache zu beenden. Rasch warf ich meine Oberkleider ab und bot nur die bloße Brust meinem Gegner dar, der schon auf dem Hinwege alle contre-quarts und alle demi-cercles mit einem Stocke ausgeführt hatte, wahrscheinlich um mir einen günstigen Begriff von seiner Fechtkunst beizubringen.

Schon kreuzten sich unsere Klingen und der Unbekannte stand vor mir wie ein würdiger Schüler der Académie des armes — la main elevée, le jarret tendu — und wartete nur auf das Kommando der Sekundanten, um, wie er meinte, mich auf moderne Art umzubringen. Kaum war das Kommandowort erfolgt, als er auch mit einer Hitze und einer Unbesonnenheit auf mich eindrang, die mir zeigte, daß er noch wenig ernsthafte Gänge mitgemacht habe, da ich ihm ein ganz unbekannter Gegner war und er deßhalb nicht wagen konnte, sich eine starke Blöße zu zeigen; doch hatte er sein Geld für den Fechtunterricht nicht umsonst ausgegeben, denn er führte seine Stöße mit einer solchen Leichtigkeit und Eleganz, wie sie nur von den Franzosen zu sehen sind. Ich verlegte mich deßhalb nur auf die Parade und wartete ruhig auf eine Blöße, um ihn dann die Spitze meines Degens fühlen zu lassen. Bei seinem Eifer ließ er nicht lange darauf warten, und gerade in dem Augenblicke, als er glauben mochte, mir mit einem heftigen Ausfalle seinen Pariser in die Brust zu graben, schlug ich ihm mit einer kräftigen Parade seine Klinge aus der Richtung und rasch fuhr ihm mein Degen durch den rechten Oberarm, was ihn unfähig machte, den Kampf weiter fortzusetzen, ohne daß die Wunde gefährlich gewesen wäre. Nachdem wir ihn verbunden hatten, reichte er mir seine Karte und bat mich, ihn nach einigen Tagen zu besuchen, um über den Vorfall in der großen Oper weiter zu sprechen. Ich versprach ihm, mich recht bald nach seinem Befinden zu erkundigen und empfahl mich mit meinem Sekundanten, während er mit dem

seinigen langsam der Stadt zufuhr. Wir aber beschlossen die Sache nach der herkömmlichen Weise und setzten uns bei Verry im Palais royal fest, dessen Huitres d'Ostende und Bordeaux wir auch alle Ehre widerfahren ließen.

Acht Tage später begab ich mich, meinem Versprechen gemäß, zu Herrn Ducroy, wie mir ihn seine Karte bezeichnete, um nach seinem Wohlergehen zu fragen und mir zugleich die Lösung jenes Räthsels zu holen, das mich einigermaßen interessirte.

Als ich in das Zimmer trat, saß Herr Ducroy anscheinend ganz gesund, vor seinem Kamine und nahm eben sein Frühstück ein. Wir grüßten uns freundlich und er bat mich, mich zu ihm zu setzen, während mir ein Diener eine Tasse Chokolade mit einer Cigarre brachte. Während ich dieselbe anzündete und meine Füße ganz behaglich auf das Kamingeländer streckte, erzählte mir Herr Ducroy, daß er kaum ein merkliches Wundfieber gehabt habe und am dritten Tage das Bett schon wieder hätte verlassen können.

Ich nahm mir jetzt zum ersten Male Zeit, den Mann mit Muße zu betrachten, der mir, wie ich näher erfuhr, hätte so gefährlich werden können.

Es war ein Mann von kaum vierzig Jahren. Eine hohe Stirne und ein großes feuriges Auge gaben seinem Gesichte etwas Interessantes, welches durch eine schlanke, geschmeidige Figur nur noch erhöht wurde. In seinen Bewegungen lag eine Feinheit und Sicherheit, die auf einen genauen Umgang mit der haute-volée schließen ließ, während dabei eine Rastlosigkeit und Unruhe durch seinen Körper zuckte, die mit dem vorigen seltsam contrastirte.

Nachdem er als Einleitung seinen Gesundheitszustand berührt hatte, fuhr er folgendermaßen fort:

„Mein Herr! Ich bin Ihnen noch eine Aufklärung über den Vorfall auf dem Maskenballe schuldig, was ich um so lieber thun werde, als ich dadurch Ihrer Dame einigermaßen Genugthuung leiste für eine Beleidigung, die ich jetzt, im ruhigen Zustande, für fast unmöglich halte. Ich bin, wie Sie bereits wissen, verheirathet, und dabei von etwas eifersüchtiger Natur. Obgleich ich überzeugt bin, daß meine Frau zu gut und edel ist, um mich jemals zu betrügen, und ich mir bei allen Gelegenheiten vornehme, meine Vernunft über meine Gefühle und meine Einbildungskraft herrschen zu lassen, so kehrt doch diese fatale Seelenkrankheit immer wieder von neuem zu mir zurück, und wenn auch schon manchmal von mir bekämpft, sucht sie mich stets mit neuen Krallen zu packen. Ein guter Freund, dem ich einstens diese unglückliche Schwachheit gestanden, versprach mir, mich recht bald davon zu heilen, und die Gelegenheit war ihm günstig."

„Es war am Abend jenes Maskenballes, wo meine Frau eine Einladung zur Comtesse B. erhielt, der sie auch gerne Folge leistete, da sich dort immer eine ganze ausgewählte Gesellschaft zusammen findet. Ich saß, wie heute, ruhig an meinem Kamine und hatte gerade den neuesten Roman von Paul de Cok in der Hand und eine dampfende Cigarre im Munde, als, es mochte bereits Mitternacht vorüber seyn, besagter Freund zu mir ins Zimmer trat."

„Wie kommt es", sagte er ganz erstaunt aussehend, „daß sich Herr Ducroy mit einem Buche und einer Cigarre unterhält, während seine Frau unter Lichterschein und Blumendüften dahinwandelt und sich von einem unbekannten Cavalier auf ganz anständige Weise die Cour machen läßt?"

„Warst Du bei Comtesse B.?" fragte ich äußerlich ganz ruhig, während mein Blut bereits zu wallen anfing.

„Comtesse B.?" sagte Freund D. kalt, „ich verstehe nicht, was Du meinst. Ich komme so eben von der Pariser Oper und sah dort Deine Frau mit einem jungen Herrn Arm in Arm und Beide scherzten und lachten so ungezwungen, als würden sie sich schon Jahre lang kennen."

„Das war zu viel für mich. Ich sprang von meinem Sitze auf, als fühlte ich den Biß einer giftigen Schlange und hatte keinen andern Gedanken mehr, als meine Frau am Arme eines jungen Cavaliers. Ich dachte nicht daran, bei Comtesse B. vorzufahren, und so mich rasch von der Unwahrheit der Angabe zu überzeugen. Nein, meine tolle Eifersucht ließ mir keine Zeit mehr zu ruhiger Ueberlegung; sie mußte auf dem Maskenballe seyn, und ich hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als mich gleichfalls dahin zu begeben, um die Größe ihrer vermeintlichen Schuld selbst bemessen zu können."

(Schluß folgt.)

Bulgarien.

IV.

So verschiedenartig die Nationalität der in Bulgarien wohnenden Völkerschaften ist, bildet vorzüglich die Leichtigkeit, mit der sie die Bequemlichkeiten des Lebens entbehren, ihre Einfachheit und Genügsamkeit das Alle umschlingende Band. Als Wohnhäuser dienen fast durchgehends dünne und schlichte Einschaltungen, die den mehr an Wohlleben gewöhnten Westeuropäer nicht hinlänglich vor den Einflüssen der Witterung zu schützen vermögen. Die Nahrung der Reichen, wie der Minderbemittelten, ist gleich frugal, sowohl bezüglich der Bestandtheile, als der Zubereitung, das Hausgeräthe fagt erst seit wenigen Jahren hier und da den Begriffen eines behaglicheren Wohllebens zu. Die Strenge, mit welcher die Christen ihre vierzigtägigen Fasten begehen, die Moslimen aber dem Gebote des Ramadan-Monates sich fügen, liefert eben sowohl den Beweis für ihren wachen, religiösen Sinn, als für die inwohnende Kraft der Selbstverleugnung.

Die Bulgaren unterscheiden sich ungeachtet aller Stammverwandtschaft in Vielem von ihren serbischen Nachbarn, deren anerkannte Tugenden kriegerischer Sinn, Vorsicht, Entschlossenheit und Festigkeit sind. Ursprünglich waren die Bulgaren ebenfalls ein kriegerisches Volk, gegen dessen Herrschaft die Serben nur mit Mühe ankämpften, doch im Verlaufe der Zeit haben sie diese Eigenschaft fast ganz abgelegt, um sich durchaus einer friedlicheren Lebensweise hinzugeben. Die osmanische Politik entwöhnte die Bulgaren allmälig des Kriegerhandwerks und wies sie auf den Erwerb des Landbaues und der Viehzucht hin. Daher ist auch eine erfolgreiche Rührigkeit in der Verbesserung der eigenen Existenz der bezeichnendste Zug im Charakter der Bulgaren, welcher sie vortheilhaft von den übrigen Nationen der Türkei auszeichnet, ohne deßhalb den Ruf zu rechtfertigen, dessen sie sich bei mehreren neueren Ethnographen als der arbeitsamste und fleißigste Theil des Slavenstammes erfreuen. Weit mehr verdienen sie wegen ihrer Geduld, Friedfertigkeit und Mäßigung gerühmt zu werden, welche sie zu Unruhen und Störungen minder geneigt macht. Ihr Temperament ist dabei im Ganzen lebhafter als das der Osmanen; sie lieben daher, gleich den meisten ihrer Stammgenossen, mehr das Vergnügen und die Zerstreuung. Am thätigsten sind die Weiber, welche nebst der Besorgung des Hauswesens und der Theilnahme an der Bodenkultur bei den Landleuten, mit Spinnen und Stricken sich fleißig beschäftigen. In den Städten sind die Bulgaren emsige Handelsleute, die jedoch aus Mangel eines umfassenderen Spekulationsgeistes immer auf dem Niveau der Mittelmäßigkeit bleiben. Einer ihrer beliebtesten Erwerbszweige ist in den Städten und bedeutenden Orten die Unterhaltung von Chans (Wirthshäusern), deren es eine unver-

hältnißmäßig große Anzahl gibt. Ausgezeichnet sind die Bulgaren durch ihre große Sittenreinheit, weßhalb die Ehen meistens glücklich und zahlreich mit Kindern gesegnet sind.

Ungeachtet der ersichtlichen Abnahme des moslimischen Fanatismus und der Gewährung einer allgemeinen Glaubenstoleranz Seitens der Pforte feiern noch gegenwärtig weder die der griechisch-nichtunirten Kirche zugethanen Bulgaren, noch die in einigen Dörfern des Sistover Bezirkes im Ejalet von Widdin und in dem Dorfe Maltosch, unweit Tultscha, befindlichen katholischen Landesbewohner ihren Gottesdienst ganz frei. Beiden Theilen ist es nicht gestattet, doch über den Erdboden hinausragende Kirchen zu besitzen; sie mit Thürmen und diese wieder mit Glocken zu versehen, und obwohl bei Begräbnissen das öffentliche Erscheinen der christlichen Priester zu einer nicht mehr angefochtenen Gewohnheit geworden, trägt doch selbst das Ganze eines Leichenzuges den Stempel der Erinnerung an die kaum seit einem Decennium nicht mehr vorkommende Verfolgung und Bedrückung der Christen an sich. Die griechisch-nichtunirten Bulgaren betrachten den Patriarchen in Konstantinopel als ihr kirchliches Oberhaupt. Die katholischen Gemeinden stehen unter der Oberaufsicht des in der Walachei zu Bukarest wohnenden römisch-katholischen Bischofes, der zugleich den Titel eines Bischofes in partibus infidelium von Nikopolis führt, das zufällig in der Nähe der vier katholischen Gemeinden Belnie, Dres, Transevicza und Lazine liegt. Die Seelsorger dieser Communitäten sind Priester aus dem Institute der Propaganda in Rom und der bulgarischen Sprache vollkommen mächtig. Diese Gemeinden sind erst durch den Schutz Oesterreichs einer gesicherten Existenz theilhaftig geworden.

Mannichfaltigkeiten.

Die „Bonner Ztg." meldet, es sey nunmehr fest beschlossen worden, daß der Männergesang-Verein „Concordia" in diesem Sommer in Bonn, dem Vorgange anderer rheinischer Städte folgend, ebenfalls ein großes Sängerfest abhalten wird. Bei einer jüngst abgehaltenen Versammlung, wozu die ersten Capazitäten und die Spitzen der Behörden der Stadt zugezogen waren, wurde der Beschluß gefaßt, mit den nöthigen Vorarbeiten rüstig vorzugehen und bei der Ausstellung des Fest-Programms die möglichste Großartigkeit festzuhalten. Die Einladungen an auswärtige Gesangvereine sollen über tausend Sänger umfassen, und haben außerdem die ersten musikalischen Größen ihre Bereitwilligkeit zur Mitwirkung bereits zugesagt. Drei verschiedene Plane zu einer prachtvollen Festhalle sind theils vollendet, theils noch in Arbeit, und beabsichtigt man, solche in dem reizenden Hofgarten in Mitte einer Baumgruppe zwischen zwei Alleen zu errichten. Die Abhaltung des Gesangfestes fällt in den Monat August.

(Musikalisches.) Ein Engländer spricht sich über das moderne Pianofortespiel ganz im Sinne der bekannten „Musikalischen Briefe" und „Fliegenden Blätter für Musik" aus, von welchen letztern jetzt das 6. Heft erschienen ist. (Der erste Aufsatz in diesem gleich den früheren überaus gehaltreichen Hefte „über den gänzlichen Verfall der Gesangskunst in Europa" verdient wegen seiner ungemeinen Wichtigkeit die weiteste Verbreitung.) Er sagt: Pianoforte-Spiel ist so zur Sache des Schaugepränges, zu einer Anhäufung von Schwierigkeiten — berechnet, die Fingerfertigkeit des Ausübenden zu zeigen —, zur Ohren-Quälerei geworden, daß wir selten einen Klavier-Löwen sich an das Instrument setzen sehen, ohne die bestimmte Aussicht auf ein mindestens halbstündiges Märtyrerthum; und noch schlimmer ist es, wenn junge Damen, die Schülerinnen der fashionabeln Virtuosen, durch ihre Leistungen auf dem Piano zur Erheiterung einer Abendgesellschaft beizutragen sich bestreben, denn sie können nicht anders als stümperhaft und unlauter sich durch Schwierigkeiten hindurcharbeiten, die nur ihr Lehrer ohne Straucheln zu überwinden vermag. Eine Piece klarer melodiöser Musik auf dem Pianoforte gut und ausdrucksvoll, ohne Gepränge und Prätension vortragen zu hören ist ein Genuß, der gegenwärtig durch seine verhältnißmäßige Seltenheit noch erhöht wird. Gott sey Dank! es gibt unter den Pianisten von Profession doch noch einige, und zwar sehr vorzügliche, die den Muth haben, den täglich überhand nehmenden Eingriffen des Lärmmachens und Unsinns entgegenzutreten, Virtuosen, welche reine und klassische Musik komponiren und vortragen und die als Lehrer ihren Schülern guten Geschmack und richtiges Verständniß beizubringen suchen.

Das Sechseläuten scheint den muntern Bewohnern des schweizerischen Athen (Zürich) einen schönen Tag bereitet zu haben. Das Fest wurde ohne besondern Pomp begangen, mehr traulich als glänzend. Prächtig muß sich aber doch Abends das Feuerwerk am stillen See ausgenommen haben, in welches hinein majestätisch die Abendglocken klagen. Das Ereigniß des Tages war die dabei übliche Riesenwurst von 50 Fuß Länge und 300 Pfund Gewicht, in Prozession von 25 stattlichen Metzgerburschen durch die Stadt getragen und auf dem Bauhof von sämmtlichen 13 Zünften mit Heißhunger verzehrt. Ihr Gegenstück war ein 255½ Pfund schweres Brod, dem sich noch sieben andere Riesenbrode zugesellten und welche den Armen zum Geschenk gemacht wurden. Von der Literatur des Tages melden die Züricher Blätter nichts, die „Eidgen. Ztg." deßwegen nicht, weil sie selber mannichfach zur Zielscheibe des Witzes gedient habe.

(Riesen-Dampfboote.) Dergleichen Fahrzeuge werden jetzt unter Leitung Hrn. Brunels, Sohnes des Tunnelerbauers, zum Transport von Auswanderern nach Australien gebaut. Die Größenverhältnisse dieser Dampfboote gränzen in der That an das Fabelhafte. Ihre Länge wird 680 Fuß (engl.), die Breite, ausschließlich der Schaufelräder, 83 Fuß, und die Tiefe des Rumpfes 58 Fuß betragen. Ein jedes derselben führt mehrere Dampfmaschinen, welche zusammen die Kraft von 2600 Pferden haben. Der Tonnengehalt ist 28,000, mithin sechsmal so viel als der des größten Linienschiffs. Der Hauptzweck, den man dabei im Auge hat, ist, die Passagiere nebst Gepäck möglich billigst zu befördern. Von der Schnelligkeit dieser ungeheuren Fahrzeuge verspricht man sich sehr viel, sie soll mindestens 18 Knoten in der Stunde betragen; sie würden sich also ziemlich mit Locomotiven-Geschwindigkeit bewegen und nach diesem Maßstabe dürfte man z. B. zu einer Fahrt von Frankreich nach Algerien nur 24 Stunden brauchen; auch wird, nach Brunels ungefährer Berechnung, die Reise von England nach Australien auf denselben nicht mehr als 33 bis 36 Tage brauchen. Das Material, woraus sie bestehen, ist Eisen, denn Holz würde bei ihrer enormen Länge der Einwirkung der Elemente nicht trotzen können.

Ein mit zwei Lamas bespannter Wagen macht jetzt auf den Pariser Spaziergängen großes Aufsehen, da man dieses Thier in Paris nie als Zugthier gesehen hat. Die Lamas gehen eben so rasch im Schritt als im Trabe und sind im reichen Geschirre eine hübsche Erscheinung.

In Gotha ist vor kurzem die neue Oper S. H. des Herzogs: „Santa Chiara", zum ersten Male aufgeführt worden und hat großen Beifall gefunden. Fr. Lißt hatte das Einstudiren derselben übernommen und dirigirte.

Die **Votivkirche in Wien** soll im altdeutschen Styl erbaut werden. Auf den besten Riß ist ein Preis von 1000 Dukaten gesetzt und auch Ausländer können ihn verdienen. Die Entscheidung behält sich der Erzherzog Max unter Beirath des kunstsinnigen Königs Ludwig von Bayern vor. Die nächstfolgenden Pläne werden mit Accessits von 1000 fl. belohnt.

Korrespondenz.

München, 6 April.

In einigen Kreisen ergötzt man sich an einer **Karrikatur** auf die in neuer Zeit so zahlreich hieher berufenen Schöngeister. Das Bild worin das Pfötchen des „Reinecke Fuchs" unverkennbar waltet, zeigt unter dem Titel „Kleindichter-Bewahranstalt" die bezeichneten Poeten als spielende Rangen mit naturgetreuen Gesichtszügen. Kaulbach hat wieder einmal eine recht schalkhafte Stunde gehabt. — Der confiscirte „**Punsch**" mit seinem „Festspiel bei glücklicher Beendigung des Friedens" ist wieder losgelassen. Obwohl einem hiesigen Lokalblatt, den „Neuesten Nachrichten", und sogar auch der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" (!) in Bezug auf Rußland, das in Beziehung auf Presse mit uns in „Reciprocität" steht, Vorsicht anempfohlen wurde, so scheinen doch diese Rücksichten jetzt gänzlich gefallen und alle Witze walten frei. — Die bei Ihnen heimische Sängerin Frau **Behrend-Brandt** wurde in Frankfurt von Dingelstedt persönlich für München engagirt und trifft Mitte Mai hier ein. Die primadonnalose traurige Zeit scheint demnach für uns vorüber. — Von Hierherberufung des Robert **Prutz** als Professor ist lebhaft die Rede. — Es soll dahier ein **literarisches Hauptblatt** für Deutschland etablirt werden. Auch eine offiziöse „bayerische Korrespondenz" steht in Aussicht, da die „N. Münchnerin" ihren Zweck nicht mit gehöriger Frische erfüllt. — Gestern gab der **Frauen-Gangverein** mit der Münchner Liedertafel ein Konzert zum Besten der Armen, das der ganze Hof mit seinem Besuche beehrte. — Der hier weilende Pianist und Liederkomponist Wilh. **Speidel**, ein junger Mann von künstlerischem Rufe, begibt sich demnächst nach Ulm (seiner Vaterstadt) als Direktor einer dort neu errichteten Singakademie.

Wiesbaden, 6. April.

Die **Gesammtauswanderung** der Gemeinde **Engenhahn**, Amts Idstein, hat sich verschlagen, da sich keine Einstimmigkeit über das Ziel der Reise, die zur Auflösung des Gemeindeverbandes nöthig ist, ergeben, die General-Domänen-Direktion aber auch den bedeutenden Wald, das Haupteigenthum der Gemeinde, unter diesen Umständen nicht acquiriren konnte. Ohne diese Veräußerung ist die Auswanderung, selbst wenn der größere Theil der Bewohner Engenhahns dazu den Willen hätte, unmöglich, da dort eine große Armuth herrscht. Bei Veräußerung des Waldes hätte jeder Einwohner ein ganz annehmbares Sümmchen zur Reise und zum Anbau über dem Ocean erhalten; so aber sind sie gezwungen zu bleiben und sich auch fernerhin kümmerlich zu ernähren. — Die diesjährige **Einberufung der Rekruten** bot aus das Neue, daß sämmtliche Mannschaft diesseits der Lahn, die bekanntlich das Herzogthum in zwei Theile theilt, in die jenseitigen Garnisonen und umgekehrt die jenseitige Mannschaft in die diesseitigen Garnisonen zugetheilt wurde, eine Maßregel, die jedenfalls viel Gutes für sich hat. Im Ganzen sind 990 Mann einberufen worden.

Vom Taunus, 8. April.

Kaltwasser-Heilanstalt zu Königstein.

Wenn man in neuerer Zeit die heilsamen Wirkungen des kalten Wassers in Beziehung auf die vielfachen Leiden und Gebrechen der Menschheit immer mehr erkannt hat und die überraschenden Kuren, welche durch dasselbe bewerkstelligt wurden, die glänzendsten Zeugnisse hiervon ablegten, so darf es nicht wundern, wenn allenthalben Kaltwasser-Heilanstalten gegründet wurden und noch im Entstehen begriffen sind, welche zum Wohle der leidenden Menschheit beitragen wollen. Zu den vor noch nicht langer Zeit ins Leben gerufenen gehört diejenige des Hrn. Dr. **Pingler** zu Königstein am Taunus, eines in der Wasserheilkunde erfahrenen Arztes. War auch die Anstalt im ersten Jahre ihres Bestehens (1851) nur von wenig Gästen besucht, so ist es um so erfreulicher, zu ersehen, daß in vorjähriger Saison deren Zahl auf beinahe dreihundert gestiegen war, zu welcher besonders Frankfurt ein bedeutendes Contingent stellte. Die günstigen Resultate, welche von Hrn. Dr. **Pingler** seit der kurzen Zeit des Bestehens der Anstalt erzielt wurden, haben die Existenz und Fortdauer derselben hinlänglich gesichert und ist, bei dem vortheilhaften Rufe, welche solche in der Nähe und Ferne genießt, dieser Anstalt nur das günstigste Prognosticon zu stellen. Schon die Lage Königsteins, welches von der Natur so reich bedacht, übt den wohlthuendsten Eindruck auf jeden hier Weilenden aus. Die schönen Berge, Thäler und schattigen Haine, die herrlichen Fernsichten, welche sich überall dem Auge darbieten, und die reine und stärkende Gebirgsluft machen es für den Kurgast zu einem Lieblingsaufenthalte. Dazu kommt das kalte und frische Wasser, welches Hauptorforderniß einer jeden derartigen Anstalt ist. Auch die Zahl der Kurbrunnen hat sich vermehrt und der Anlegung neuer sieht man entgegen. — Wiewohl die Anstalt von Königstein nach dem Muster derjenigen auf dem Gräfenberge eingerichtet ist, so huldigt Dr. **Pingler** doch nicht dem streng Prießnitz'schen **Kaltwasser-Heilverfahren**, sondern mehr dem von Rausse, wenn er nicht nach ganz eigenen Grundsätzen handelt. Auch wurde die Bade-Anstalt, nach einem Plane des herz. nass. Ober-Bau-Inspectors Hrn. Lossen, bedeutend vergrößert und zweckdienlicher hergerichtet, und somit, selbst bei gesteigertem Besuche, dem Gaste zu jeder Zeit zugänglich gemacht. An Verschönerungen und Bequemlichkeiten gewinnt der Kurort mit jedem Jahre, da Hr. Dr. **Pingler** sowohl wie die Gemeinde hierfür die größte Sorge tragen. Schreiber dieser Zeilen, welcher selbst längere Zeit alldort weilte, kann daher nicht umhin, bei herannahender Saison auf's Angelegentlichste auf diese Anstalt und die herrliche und gesunde Lage Königsteins hinzuweisen.

Frankfurt, 7. April.

Das gestern Abend im Saale des Holländischen Hofes stattgehabte Konzert der Frl. Marie **Heislitz** war außergewöhnlich zahlreich besucht, und wurde dadurch wiederum ein Beweis gegeben, daß man in Frankfurt Talente zu schätzen und zu unterstützen versteht. In der That ist aber auch die Konzertgeberin mit schönen Stimmmitteln begabt, welche sie besonders unter Leitung ihrer Lehrerin, der Fräul. Sophie **Seidt**, so ausgebildet, daß sie in dem erwähnten Konzerte durch den Vortrag klassischer und moderner Gesangs-Kompositionen Musikfreunde wie Kunstverständige überraschte. Mozarts herrliche Arie aus Titus: „Pardo, ma tu ben mio" sang sie mit großer Kehlengeläufigkeit, und wußte nicht minder das in dem Genß des Pagen aus Meyerbeers Hugenotten liegende Naive und Schalkhafte, wie das Lyrische und Gefühlvolle des Liedes hervorzuheben. Wir wünschen dieser Sängerin Glück zu ihrer künstlerischen Laufbahn! — Neben den Gesangsvorträgen der Konzertgeberin sprachen zwei Lieder von Hrn. **Caspari's** eigner Komposition und von ihm selbst in seiner schönen Weise gesungen, gleich einigen Liedern von Fräul. Seidt komponirt, allgemein an, und auch der kunstsinnig geleitete Gesangverein der Letzteren erntete wohlverdienten Beifall. — Einen Glanzpunkt des Abends bildete auch das Quintett (Opus 43) von R. Schumann. Diese geniale Komposition, dem musikalischen Publikum bisher weniger bekannt und in Hinblick auf das unglückliche Geschick des Tondichters doppelt interessant, wurde von rühmlich bekannten Musikern, den Herren **Mohr**, **Posch**, **Siedentopf** und dem Pianisten **Henkel** so klar vorgetragen, daß selbst weniger musikalisch gebildete Zuhörer zu einigem Verständniß dieses tiefgedachten Werkes gekommen seyn dürften. Zu dem geschmackvollen Vortrage der Pianoforte-Partie desselben war, wie zu vielen ausgezeichneten Konzerten der jetzt vergangenen Saison, ein aus der Fabrik des Hrn. C. A. André hervorgegangener, in Ton und Spielart vorzüglicher Mozartflügel gewählt, dessen bereits in Ausführung begriffener Nachfolger wie wir vernehmen, die Münchner Industrie-Ausstellung zieren wird.

Theater-Anzeige.

Montag, 10. April. **Buch III, Kapitel 1**, Lustspiel in 1 Akt, von A. Bahn. (Gastrolle) Lucylie: Fräul. **Claus**. Hierauf: **Eine orientalische Frage**, Posse in 1 Akt, von Kalisch. Zum Schluß: **Der Kapellmeister von Venedig**, musikalisches Quodlibet in 1 Akt, von Breitenstein.

Druck und Verlag von Haller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 87. Dienstag, den 11. April 1854.

Ein Maskenball in der Pariser Oper.

(Von E. Neulbech.)

(Schluß.)

„Bald war Domino und Maske herbeigeschafft, und während ich meine Toilette besorgte, hatte mein Freund keine wichtigere Aufgabe, als mir eine genaue Beschreibung von meiner Frau und deren Begleiter zu geben, wobei er als besonderes Erkennungszeichen zwei weiße Achselbänder hervorhob, die sich rechts und links auf dem Atlasdomino der Dame befanden und die einzigen auf dem Balle waren. Als mein Wagen vorgefahren war, nahm D. von mir Abschied, indem er Kopfweh vorschützte und deßhalb der Ruhe sehr bedürftig wäre, trotz meiner Bitte, mich zu begleiten."

„Es schlug eben zwei Uhr, als ich vor dem Opernhause still hielt, aus dem die Klänge der Musik in mein Ohr drangen, wie teuflisches Hohngelächter. Ich ging nicht, ich stürzte unaufhaltsam in den Saal, mein Kopf brannte fieberisch, mein Blut kochte, meine Augen suchten nur den Domino mit den weißen Achselschleifen. In meiner Hitze stolperte ich über Sophas und Stühle, ich stieß und drückte die Vorübergehenden, ich durchrannte den Saal wohl dreißig Mal in der Runde, aber ich fand nicht, was ich suchte. Ueber eine Stunde war so verflossen und anstatt ich durch die Länge der Zeit und mein vergebliches Forschen hätte zur Besinnung kommen sollen, wuchs mein Verdacht nur immer stärker. Meine Aufregung war aufs Höchste gestiegen; ich hatte in der Eile des Suchens unbewußt meine Maske verloren; die Augen waren mir durch die fortwährende Anstrengung fast aus den Höhlen getreten, mein Gesicht war zur scheußlichsten Fratze verzerrt. Ich trat ins Foyer. Maske vor Maske ließ ich an mir vorübergehen, aber der Domino mit den weißen Achselschleifen wae nicht zu sehen. Ermüdet und erschöpft wollte ich mich schon auf den Heimweg begeben, da fielen mir die Restaurations- und Speisesäle ein, und wie ein Blitz durchzuckte mich dieser Gedanke. Dort mußte sie seyn! Ich flog hinüber, und im ersten Saal, den ich betrat, — saß der gesuchte Domino. Ich beobachtete ihn einen Augenblick. Es war ihre Figur, ihee Manieren, es war ganz die Haltung ihres Kopfes; jetzt blieb kein Zweifel übrig, daß es meine Frau sey. Mein zweiter Blick fiel auf Sie; Sie waren derselbe Herr, wie ihn mir D. beschrieben hatte; das Uebrige wissen Sie."

„Wie kamen Sie aber zur Ueberzeugung, daß es Ihre Frau nicht war", fragte ich ruhig, indem ich den Dampf meiner Cigarre in leichten Wölkchen vor mich hinblies.

„Sehr einfach", antwortete Ducroy. „Als ich nach jener Affaire, vor Wuth und Eifersucht meiner kaum selbst bewußt, nach Hause eilte, lag meine Frau bereits zu Bette. Ein leichtes Unwohlseyn hatte sie genöthigt, früher aus der Gesellschaft zu gehen, als sie sich vorgenommen hatte. Sie war äußerst erstaunt, mich in einem solchen Aufzuge nach Hause kommen zu sehen und richtete fragend ihre Augen auf mich, während ich tief beschämt die meinigen niederschlagen mußte. Aber sie sollte Alles wissen. Ich setzte mich an ihr Bett und erzählte ihr den ganzen Vorfall, wie Sie ihn eben von mir gehört, und eine lange, vorwurfsvolle Strafpredigt war der Lohn — für all den ausgestandenen Zorn und Aerger. Doch fühlte ich nur zu gut, wie sehr ich diese Vorwürfe verdient hatte und schwieg mit dem erneuten Vorsatze, mich dieser lächerlichen und doch zugleich so unseligen Leidenschaft für immer zu entschlagen."

„Es war nun klar, daß Freund D. mir diesen Streich gespielt hatte, um mich durch einen öffentlichen Scandal, den er wohl voraussehen mußte, von meiner Eifersucht zu heilen. Wie unbesonnen sein Mittel gewesen ist, bedarf wohl keiner näheren Beleuchtung, da er die Folgen eines solchen Schrittes wohl hätte wissen können; doch ist die Sache, Gott sey Dank, so ziemlich abgelaufen. D. erschien auch noch an demselben Morgen und erklärte sich für den Urheber dieser Geschichte und wie er dazu gekommen sey. Er ging auf den Maskenball, um sich da ein wenig umzusehen, als er Ihre Dame bemerkte, die in ihrer Tournure wirklich sehr viel von meiner Frau hatte. Er selbst hielt sie anfangs für dieselbe und war erstaunt, sie an diesem Orte in Gesellschaft eines unbekannten Herrn zu treffen. Doch vom Sturme der Eifersucht nicht bewegt, setzte er seine Beobachtungen ruhig fort und überzeugte sich bald, daß er sich geirrt habe. Auf diesen Schein hin gründete er sein Vorhaben, mich für meine stete Eifersucht eklatant zu strafen, und wie gut es ihm gelungen, haben Sie, mein Herr, selbst gesehen. Hat mich sein Mittel auch so ziemlich von meiner Leidenschaft geheilt, so werde ich mich dennoch hüten, künftighin meine Freunde tiefer in mein Inneres blicken zu lassen, als gerade nöthig ist."

„Wenigstens nicht solche Freunde", erwiederte ich ihm lächelnd, „die zur Heilung einer Krankheit solch drastische Mittel anwenden, wie der Ihrige."

Here Ducroy nickte zustimmend mit dem Kopfe und wußte wohl gar nicht, daß er mir eben selbst eine Probe seiner künftigen Verschwiegenheit gegeben hatte, indem er mich, einem ihm gänzlich unbekannten Manne, viel tiefer in sein Inneres hatte schauen lassen, als zu seiner Erzählung nothwendig gewesen wäre. Als ich mir nun die Ehre ausbat, von ihm seiner Frau vorgestellt zu werden, da diese doch eigentlich die Ursache der ganzen Affaire war, bekam sein Gesicht einen so scheoffen Ausdruck und seine Antwort war so ausweichend, daß es mir schien, als sey seine Eifersucht gleichfalls noch in ihrem früheren Stadium.

Um ihn aus dieser peinlichen Verlegenheit zu bringen, griff ich rasch nach meinem Hute, indem ich ihm versicherte, wie sehr

es mich freue, ihn von seiner Wunde so schnell geheilt zu wissen, und sagte ihm zur Entschädigung dafür noch einige Lobsprüche über die Trefflichkeit seiner Fechtkunst.

„Gewiß", sagte er mit stolzem Lächeln, „ich thue mir darauf auch Etwas zu gut, und Sie dürfen Gott danken, mein Herr, daß jener Stoß, den Sie mir damals so meisterhaft parirten, nicht in Ihre Brust gedrungen ist, sonst würden Sie heute, anstatt voll Lebensmuth und Lebenslust vor mir zu stehen, bereits den Würmern preisgegeben seyn."

„Wie ist es möglich", sagte ich, kalt über diese Anmaßung lächelnd, „daß Sie mir den Tod so sicher voraus bestimmen, da doch nicht jeder Stoß tödtlich ist?" – –

„Ganz einfach!" erwiederte er und seine Augen blitzten wieder in dem tückischen Feuer, wie ich sie schon einmal auf der Mensur gesehen hatte. „Man braucht nur, wenn man en quarte stößt, en tierce herauszuziehen, oder umgekehrt; auf diese Weise kommt der Brand zur Wunde und sie ist immer tödtlich."

Ich antwortete nicht mehr. Mit kalter Höflichkeit empfahl ich mich von einem Manne, der sich mir in dem Zeitraume einer Stunde eben so schwach als charakterlos gezeigt hatte, und dessen Bekanntschaft ich aus diesem Grunde nicht mehr fortsetzen konnte, und so endete das Abenteuer auf dem Maskenballe der Pariser Oper glücklicher, als es dem Willen meines Gegners nach hätte ausfallen sollen.

Aber wem im Leben hätte sich nicht schon die Ueberzeugung aufgedrungen, daß, wenn nicht unser Herrgott da oben klüger und besser wäre, wie wir Menschen, und manche unserer unüberlegten Streiche nach *seinem* Willen lenken würde, wir für manches rasche Wort, für manche unbedachte That oft Jahre lang heiße Thränen des Schmerzes oder der Reue weinen würden.

Die Biebricher Blumen-Ausstellung,

deren Eröffnung und Preisvertheilung wir bereits gemeldet haben, wird, wie ein Besucher derselben der „Köln. Z'g." schreibt, aus der Nähe und Ferne lebhaft besucht, nur vom Niederrheine bisher verhältnißmäßig am wenigsten. Das Ganze wird als großartig, wie es in Deutschland wohl noch nie vorkam, geschildert; über die Anordnung haben sich selbst die Preisrichter, größtentheils Ausländer, überrascht erklärt. Der feingebildete Geschmack des Gartendirektors Thelemann war aus seinen früheren Leistungen allen Besuchern der herzogl. Warmhäuser bekannt; doch was er jetzt geleistet, ist in jeder Beziehung ein Meisterstück. Die weiten Räume der Wintergärten mit ihrer Blüthenpracht bilden die prachtvollsten Corridore, die zum Ausstellungs-Saale führen. Unter den weitgespannten Bogengängen des Glaspalastes prangt eine Blüthenfülle, wie sie in kunstgerechter Anordnung schöner nicht gesehen ward. Sorgfältig gehaltene Wege ziehen an malerisch geordneten Gruppen, um Blumenbeete hin, aus deren Mitte Vasen und Statuen sich erheben; hier duften vielfarbige Hyacinthen, hier bläht sich die reichblätterige Tulpe, dort hebt die Erica ihre feinen Zweige mit den zarten Blüthenglocken; Schlingpflanzen mit ihren phantastischen Formen schmücken und verhüllen die leichten Tragebalken, durch das freundliche Grün drängt die Glycina chinensis ihre blauen Blüthendolden, blickt die Terra cotta blumengeschmückter Hängevasen; unscheinbare Primeln, überragt von schimmernden Cinerarien, leicht geschwungenen Eriken, der feinblättrigen Epakris und den bogenförmigen Blüthenreihen der Diclytra wölben sich zu riesigen Bouquets; jeder Zweig, jedes Blatt, jede Blüthe kommt zu voller Geltung. Hier führen Treppen zu Ruheplätzen, deren jeder in besonderer Weise geschmückt ist, hier plätschert ein Springbrunnen, um das Bassin zieht sich Gestein mit üppigem Moos und dem saftigen tiefen Grün des Epheu und Immergrün, hier gönnt eine mit Bedacht, mit verzeihlicher Coquetterie, nur mit niedrig gehaltenen Pflanzen besetzte Stelle die freie Aussicht auf den Transept und die hohe gläserne Kuppel des Palmenhauses, hier öffnet sich der Blick auf die weiten Seitengänge des Eriken-Epakris und Camellien-Hauses, wo tausend und aber tausend verschiedene Arten dieser Blumen blühen. — Ueber ein Blüthenmeer blickt man in eine weite, im maurischen Styl gehaltene Säulenhalle. Beim Eintreten scheinen die Räume der Halle zu wachsen; zu beiden Seiten dehnen sich noch Corridore; durch schlanke Säulen und leichte Architrave hindurch blickt man auf einen zweiten gleich großen Raum, den ebenmäßig ein durch gemalte Glasfenster fallendes gemildertes Oberlicht erhellt. Zu beiden Seiten des breiten Weges drängt sich Blüthe an Blüthe, rechts die Blumenwogen der Azaleen, links die hochstämmigen Blüthenbüschel der Rhododendren, weiterhin eine unübersehbare Fülle von Camellien. An dem Springbrunnen, der, wie sein Zwillingsbruder gegenüber, seinen mächtigen Wasserstrahl in drei schön geschwungene Becken von cararischem Marmor niederplätschern läßt, stehen Rosen und Hyacinthen, Lilien und Tulpen, die Grüße aus Holland. Die dem zweiten Springbrunnen gegenüber liegende Seite ist meist mit hochstämmigen Gewächsen eingefaßt, dazwischen stehen Statuen der Ceres, des Bacchus und der Flora und Vasen aus cararischem Marmor mit tropischen Gewächsen. Rings um das Mittelbeet sind Wachsfrüchte ausgestellt, sie sind die Orchydeen am Baum der Ausstellung. — Auch die Malerei der Halle, ausgeführt vom Dekorationsmaler Herrn Wagner, kann als ein Meisterwerk gelten. Geblendet von dem Blüthenschimmer, ruht das Auge mit Behagen auf dem frischen Grün des anstoßenden Coniferenhauses, das mit dem freundlichen, gewohnten, traulichen Grün unserer Tannenwälder uns umfängt, und mit seiner Stille einen willkommenen Erholungspunkt nach den rastlosen Stürmen gehäufter Eindrücke bietet. Einen gleich wohlthätigen Eindruck macht das Palmenhaus, dessen breitblätterige hohe Gewächse ein angenehmes Halbdunkel verbreiten, und der anstoßende Urwald mit den Orchydeen. Das Auge kann sich sammeln und neu gestärkt den Eindrücken hingeben, die in den ausschließend mit Azaleen, Rhododendren und Camellien geschmückten noch übrigen Räumen des herzogl. Wintergartens seiner warten. Der größte Lobspruch für unsere heimischen Gartenkünstler ist wohl der, daß auch dieser letzte Gang nach all' dem Erschauten und Erlebten noch fesselt.

Bruchstück aus dem Leben eines Gemüthlichen.

Kennen Sie den Tratschler? Die ganze Welt kennt ihn, der am Sonntag mit gelben Handschuhen und weißer Weste auf allen Tanzplätzen zu treffen ist. Der kommt neulich einmal ganz erhitzt Abends in seine gewöhnliche Gesellschaft auf der Schreinerherberge. „Denken Sie, was mir heut' passirt ist," fängt er an. „Soll ich's Ihnen erzählen?" Natürlich gruppirt sich sogleich Alles um ihn. Nach einem tüchtigen Schluck beginnt er: „Heut', als am Rosalientag, bin ich zu meiner Salerl gratuliren gegangen, weil sie nämlich Rosalie g'heißen hat. Ich zieh' meinen gensdarmblauen Frack und meine polizeidienergrünen Hosen an, g'wichste Manschetten und g'falteite Stiefel, umgekehrt; also ich war sehr schön. — Wie ich so eine Zeit lang auf der Gassen geh', heißt's hinter mir: „Ein Ochs, ein Ochs kommt!" Das geht mich nix an, denk' ich mir, aber seine Richtigkeit hat's g'habt. Der Ochs ist ganz ruhig an seinen Wagen ang'spannt g'wesen und hat an gar nix g'dacht, — wenigstens hat er so glücklich ausg'schaut, als ob er an nix denket. Plötzlich aber geräth er in einen modernen Paroxismus, es muß ihm, wie Schil-

ler, eing'fallen seyn: „Der Mensch ist frei erschaffen, ist frei!" und stürzt sich, ein freier Ochs, mitten unter das Volk. Das Volk weicht natürlich dem Ochsen aus, der aber macht sich gar nix d'raus und kommt schnurg'rad auf mich zu, als ob er einen alten Bekannten g'sehen hätt', dem er g'schwind etwas sagen wollt'. Ich will natürlich von der Bekanntschaft eines Ochsen nix wissen und retirir' mich in der G'schwindigkeit in einen Hafnerladen. Dieser Hafnerladen hat aber unglücklicherweise auch Fenster g'habt, was ich und der Ochs natürlich nicht g'sehen haben, und ich fiel da, so zu sagen, mit dem Fenster in den Hafnerladen. Die Hafnerin schreit hellauf: „Herr Jeses, der Ochs!" „Was," sag' ich, „der Ochs ist auch schon da?" und schau mich um, — — richtig steht der Ochs schon hinter mir! — Ich schau den Ochsen an, der Ochs schaut mich an, und so haben wie zwei einander ang'schaut. Der Andere hat aber scheint's kein Geld bei sich g'habt, denn wie er die Verwüstung in dem Hafnerladen g'sehen hat, ist er umg'kehrt, wahrscheinlich in der Meinung, daß der G'scheidtere nachgeben muß, welchem Beispiel ich auch gleich folgen wollte, da ich durchaus nicht im Sinn hatte, vis-à-vis der Hafnerin mich von der ochsigen Nachgiebigkeit beschämen zu lassen. Die hatte aber wieder eine andere Meinung, packte mich beim Frackzipfel und ließ mich nicht eher los, bis ich baare fünf Gulden Schadenersatz hingelegt hatte. Jetzt denken Sie, was so ein freiheitsbestrebter Ochse für Unheil anrichten kann. Mein Saferl, die kam mit der G'schicht' am Uebelsten weg, denn ich hab' ihr nur die Glas- und Hafenscherben als Namenstagspräsent anbieten können. Den Ochsen aber hab' ich gar nimmer zu G'sicht bekommen, 's hätt' mich auch nix g'nützt; — aber Rindfleisch wird kein's mehr gegessen, bis die Möglichkeit denkbar ist, daß die Generation dieses Ochsen ausgestorben ist, denn ich hab' ihn schon so g'nug im Magen, daß ich mich an jeder weitern Portion abessen thät!" (Illustr. Dorfb.)

Mannichfaltigkeiten.

(Unangenehme Situation.) Ein Ansiedler in Texas wurde nebst seiner Frau eines Nachts durch ein eigenthümliches polterndes Geräusch, welches von einem Topfbrette herkam, aus dem Schlafe geweckt; gleich darauf folgte ein heftiges Krachen; ein Theil des Küchengeschirrs stürzte herab und zerschellte. Der Mann war mit einem Satze aus dem Bette, um die Ursache dieser Zerstörung zu erfahren, und was entdeckte er? Eine große Schlange in einer sehr mißlichen unbequemen Situation; das Thier war durch eine Anzahl Eier, die auf dem Topfbrette umherlagen, herbeigelockt worden und hatte, um zu seiner Beute zu gelangen, den Kopf und einen Theil des Leibes durch den Henkel eines vor den Eiern stehenden großen Wasserkruges gesteckt; als es aber die Eier verspeist und sich wieder entfernen wollte, fand es sich gefangen; die verschlungenen Eier hatten den Leib dergestalt angeschwellt, daß es ihn nicht wieder durch den Henkel herauszwängen konnte. Wie sich von selbst versteht, mußte es seine Näscherei mit dem Leben büßen.

Ein Korrespondent der „D. V.-H." macht darauf aufmerksam, daß Hr. Dr. Stahl in seiner neulichen Rede über die Presse die „Volkshalle", ein streng katholisches Blatt, zur guten Presse gezählt, während er noch im vor. Jahre öffentliche Vorlesungen gehalten, in denen er das kath. Dogma für die Mutter der Revolution erklärt habe.

Man erzählt folgende hübsche Geschichte. Die hannover'sche Regierung hat in Beziehung der Auswanderung vom Harze, wo selbst große Armuth herrscht, eine Summe ausgesetzt, mit welcher Diejenigen, welche ihre alte Heimath verlassen wollen, unterstützt werden. Die Auswanderer unterschreiben bei ihrem Fortziehen einen Revers, in welchem sie versprechen, daß sie die ihnen vorgeschossene Summe sobald wie möglich zurückerstatten wollen. Solche Zurücksendungen werden nicht gerade häufig geschehen; in diesen Tagen soll indeß wirklich eine von einem glücklichen Goldfinder in Australien erfolgt seyn, und zwar zu dem nicht geringen Betrage von 200 Pfd. St. Diese deutsche Ehrlichkeit wäre also in Australien dieselbe geblieben, die sie am Harze war.

Der Kaiser von Oesterreich hat die geheimen Verhandlungen Rußlands mit England sehr aufmerksam gelesen und sich manche Randglossen dazu gemacht. Eine z. B. lautet: Was ist davon zu denken, daß der Kaiser von Rußland, mein guter Freund, in derselben Woche so angelegentlich mit den Engländern über die Theilung der Erbschaft vom kranken Mann in Konstantinopel verhandelte, in der er mir einen Brief vorlegen ließ, die türkischen Händel hätten wenig zu bedeuten, er denke nicht an neue Erwerbungen u. s. w. und ich könne ganz ruhig seyn? Dem Vernehmen nach soll der junge Kaiser die Antwort schon gefunden haben.

Eines der traurigsten Kapitel der neuesten Geschichte ist die Auswanderung, mag man auf ihre Ursachen oder auf ihre Folgen sehen. Man muß ja an das Kapitel immer wieder denken, wenn man die täglich wachsenden Züge von Auswanderern sieht und liest, die Deutschland verlassen. Allein aus der Pfalz sind in den Jahren 1852 und 1853 fast 18,000 Leute ausgewandert und haben über 3½ Million Gulden mitgenommen. Wie wachsen die Zahlen bei den 80—100,000 Deutschen, die jährlich über's Meer ziehen. Auch Oesterreich stellt jährlich mehr Auswanderer, das doch in Ungarn, in Siebenbürgen und im Banat den prächtigsten Grund und Boden für Millionen fleißiger Landbauer hat. Deutsche Landbauer könnten da ihr Glück machen, aber freilich Freiheit der religiösen Ueberzeugung, des Unterrichts, deutsches Recht und noch manches andere müßte zuvor gewährt und verbürgt werden, ehe Jemand mit gutem Gewissen Deutsche dorthin weisen könnte. Es heißt auch da: vom Brode lebt man nicht allein. Vor andern Dingen wäre es eben jetzt die beste Zeit, die Donau frei zu machen, eine Lebensbedingung für das Gedeihen der oben genannten Provinzen. (Dorfz.)

Der Wiener Volkswitz hat bereits auf die Frage: Was ist die Türkei gegenüber den Großmächten? die Antwort in den Anfangsbuchstaben derselben gefunden

Oesterreich
Preußen
Frankreich
England
Rußland.

(Wildbad, 1. April.) Unsere Saison hat dieses Jahr früher begonnen, und dazu ist die Witterung so günstig, als man nur immer wünschen kann. Durch die Fürsorge der k. Badebehörden ist auch das Bad bereits im besten Stande und geheizte Säle zur Trinkkur, wie auch geheizte Gänge in den Bädern unterstützen die Kur aufs Beste.

Nichts geht über die englische Speculation! In der türkischen Armee werden jetzt baumwollene, in England fabricirte Hemden verkauft, auf denen Sprüche des Korans mit blauer Farbe abgedruckt sind.

Belletristische und künstlerische Neuigkeiten.

„**Album**", Bibliothek deutscher Originalromane, redig. von Kober (Lpz., H. Hübner). Ein schon seit einigen Jahren bestehendes, gut redigirtes und zugleich sehr wohlfeiles Sammelwerk, das in Deutschland noch nicht nach Verdienst bekannt ist. Die beiden ersten Bändchen für 1854 enthalten einen Roman und eine Novelle von Julie Burow (Frau Pfannenschmidt), die besonders in dem Romane „ein Arzt in einer kleinen Stadt" ein bedeutendes Talent zeigt. In den Mysterien einer märkischen Landstadt, die freilich für den kleinen Schauplatz fast allzu reich an Gestalten und Ereignissen sind, tritt die Wahrheit hervor: daß sich die Charaktere in engeren Kreisen oft bestimmter ausprägen, als in dem Gewirre der großen Welt. Die Erfindung der Personen und der Verhältnisse ist oft sehr eigenthümlich; die Dichterin scheint den Wogenschlag des Herzens und den der Außenwelt gleich gut zu kennen. Der Styl ist sicher; nur zuweilen kommt ein nachläßiger Ausdruck vor. Ein Anflug religiöser Tendenz bleibt in der Schwebe zwischen der reinen Idee und der Personification Gottes. Der spannende Roman wird den gewöhnlichen Leser nicht minder befriedigen, als den höher gebildeten. Die Novelle „der **Weg** in den **Himmel**" ist nur ein flüchtig hingeworfenes Phantasiestück ohne viel äußere und innere Wahrscheinlichkeit, aber nicht ohne Poesie. — „**Catharina**", Erinnerungen aus meinem Tagebuche, von Klencke. 2 Bände (Leipzig, Kollmann). Vortheilhaft tritt eine ausführliche Schilderung der bekannten französischen Belagerung Chassé's in der Citadelle von Antwerpen hervor. Nicht bloß die Gräuel des Krieges, sondern auch seine Aufregung der edleren Geisteskräfte stellen sich hier vor unsere Augen und beschäftigen unsere Einbildungskraft um so mehr, da wir trotz aller Olivenblätter in einem Zeitalter des Krieges leben. Die Helden dieses Romans leisten indessen im Fache der Liebe noch weit mehr, als in dem des Krieges. Der Roman an sich entspricht der poetischen Verdauungskraft eines Publikums, das lieber blonde Engel und rothhärige Teufel, als wirkliche Menschen consumirt. Der Verf. ist in Abenteuern und Intriguen sehr erfindungsreich, und in der deutschen Sprache geübter, als in ausländischen. — „Der **Jahrmarkt** von Lorenzkirchen", Volksgemälde von A. Reinhold (Zwickau, Gbr. Thost). In engem Rahmen erscheint eine ungewöhnliche Zahl von Personen und Vorgängen. Im ersten Drittheil des Buches spannt eine Räthselreihe den Leser und bereitet ihn auf die reichlichen Abenteuer des Ganzen vor. Die Sprache ist gemischt, bald sentimental, bald burschikos; Witz und Burleske nicht allzu wählig gespendet, gleichwohl oft wirklich ergötzlich; Gruppen und Scenen lebensvoll, wenn auch gewöhnlich grell gefärbt. Die Begabung des Verf. ist noch zu naturwüchsig, wird aber bei künstlerischerem Haushalt und feinerer Manier auch höheren Ansprüchen genügen lernen, was wir um so eher hoffen, da der Verf. noch in aufsteigender Lebenslinie zu stehen scheint. — „Aus der **Welt des Herzens**", Roman von O. Tiedemann. 2 Bde. (ebds.) Er hat mit den unlängst hier angezeigten Novellen des Vf. manche Mängel gemein, steht aber in mehreren Beziehungen weit über diesen. Der Leser wird bis nahe an's Ende durch ein Geheimniß hingehalten, welches das Suchen und Meiden der Hauptpersonen herbeiführt. Seine Enthüllung ist freilich überraschend, aber mit einem immer noch nicht hinlänglich klaren, mißfarbig schillernden Vorgange verbunden. Der Held des Stückes ist zu schwach und schwankend, um lebhaftes Mitgefühl zu wecken; übrigens will der Vf. keine entschiedenen Charaktere schildern. Seine besten Gaben sind Mittheilungen „aus der Welt des Herzens", da die spärliche Handlung erst spät gedrängter wird. Doch reiht sich an das Sinnige und gut Geschriebene Triviales und Unkorrektes. Einige eingestreute Lieder treten zwar als „lieblich und zart" auf, verdienen aber diese Bezeichnung nur durch ihren Inhalt, nicht durch die ungefüge Form.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurter Theater.

Zur Wiederbesetzung des durch den bevorstehenden Abgang des Hrn. Caspari erledigt werdenden Faches sind, wie wir vernehmen, drei Gastspiele eingeleitet und zwar die der Herren Frei, Benda und Hirsch. Der Letztere hat das seinige als Lyonel in Flotows „Martha" eröffnet. Hr. Hirsch ist im Besitz einer zwar kleinen und nicht stark ausgebenden, aber recht lieblichen und ansprechenden Stimme, die durch ihre sehr wohlthuende Klangfarbe einen angenehmen Eindruck macht und für die Cantilene, für den Ausdruck zarter Lyrik sehr geeignet ist. Diese Vorzüge machte der Gast, namentlich in den beiden Gesangstücken des dritten Aktes, recht vortheilhaft geltend. In Gesangstellen, und besonders in den Ensembles, die einen größeren Kraftaufwand erfordern, konnten die Stimmmittel nicht gehörig durchgreifen, sowie auch Hr. Hirsch in den höhern Tonlagen jede Anstrengung wohl zu vermeiden hat. Seinem Gesangvortrag müssen wir das Zugeständniß machen, daß er lyrischen Ausdruck und Wärme besitzt, und seinem Spiele, daß es ein den darzustellenden Situationen angemessenes und bühnenkundiges ist. Für Tenorpartien in der Spieloper, die keinen großen Stimmenfond erfordern, scheint uns der Gast besonders befähigt; — ob sein Tenor übrigens für weiter ausreichend und dem Bedürfniß unserer Bühne entsprechend ist, darüber wollen wir uns eine Entscheidung bis auf fernere Rollen vorbehalten.

Die für unsere Oper noch immer nicht genügend ersetzte Sängerin Frau Behrend-Brandt ist für die Münchner Hofbühne durch ein mehrjähriges sehr vortheilhaftes Engagement gewonnen, und freuen wir uns, daß dieselbe nun einen ihren ausgezeichneten Stimmmitteln und ihrer dramatischen Befähigung entsprechenden Wirkungskreis gefunden hat.

W.

Korrespondenz.

Mainz, 7. April.

Indem wir Ihnen von Herzen den vollsten Genuß aller der Wunder gönnen, welche die scheidende Messe uns in „noch nie dagewesener" Pracht hier geboten hatte, begnügen wir uns gerne wieder mit den weniger betäubenden Freuden, die einer herzlichen Pflege der schönen Künste nicht versagt werden. Der verflossene Winter ergab uns eine außergewöhnlich reiche Fülle derartiger ästhetischer Bestrebungen und Erfolge. Unsere „Liedertafel", welche den störenden Nachwehen des mehrfachen Wechsels ihres Direktors nicht entgehen konnte, kräftigt sich jetzt unter Winkelmayer's tüchtiger Leitung wieder heran und wir hatten, von einer „Mordgrundbruck" absehend, ihr manchen schönen Genuß in den von ihr veranstalteten Abendunterhaltungen zu danken. Nicht genug vermögen wir indeß zu markiren, daß das Wesen eines musikalischen Vereines nicht blos eine passive, zuhörende, sondern allseitige active Mitwirkung seiner Mitglieder erheischt. Durch eindringliche Mahnung zur allgemeineren persönlichen Betheiligung, wie durch angemessene Scheidung mittelst Erhöhung der Beiträge der Nichtactiven ließe sich sowohl eine größere Leistungsfähigkeit, als eine Vervielfältigung der geselligen Genüsse erzielen. Große Anerkennung verdient hierin unser „Kunstverein", dessen unermüdlicher Direktion es gelungen ist, durch die jetzt allseitige Betheiligung an dessen gediegenen Abendzirkeln dem Institute eine solche Bedeutung und Interesse zu erwerben, daß keine größere Kunstcelebrität ohne eine vorgängige huldigende Theilnahme an seinen vortrefflichen Leistungen daran vorüberzugehen pflegt. Wissenschaftliche und ästhetische Vorträge, abwechselnd mit musikalischen Produktionen, zum größeren Theile von ausgezeichneten Vereinsmitgliedern executirt (unter den Gästen zeichnen wir namentlich den vorzüglichen Violinisten Reményi aus, dessen brillantes Spiel selbst nach Ernst's wenige Tage zuvor genossenem Vortrage des Carnevals von Venedig allgemeine Bewunderung erregte) haben die allseitigste Theilnahme und eine auffallend erhöhte Empfänglichkeit für das klassisch Schöne dieser Kunstakademie gesichert, in der seit der emancipirenden direkten Betheiligung des fair sex selbst dem platonischen Sensualismus eine erwünschte Thüre geöffnet zu seyn scheint.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 11. April. Die Waise aus Lowood, Schauspiel in 2 Abth. und 4 Akten, mit freier Benutzung des Romans von Currer Bell von Ch. Birch-Pfeiffer.

Mittwoch, 12. April. Zum Benefize für Herrn Kapellmeister Schmidt. (Zum ersten Male): Lohengrin, romant. Oper in 4 Akten, von Richard Wagner. Die sämmtlichen neuen Kostüme sind von dem Obergarderobier Hrn. Eberius angefertigt. IV. Mess-Abonnement suspendu.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 88. Mittwoch, den 12. April 1854.

Die Logik der Leidenschaften.

(Nach dem Französischen der Marie Aycard.)

Die Saveuse und die Bernhardine.

Den 29. November des Jahres 1844 kniete eine junge, elegant gekleidete Dame in einer der Seitencapellen von St. Roch. Es war der erste Adventsonntag und der Geistliche hatte so eben eine stille Messe beendet; die Anwesenden verließen Eins nach dem Andern die Kirche. Die junge Dame, in ihren weißen Mantel gehüllt, blieb unbeweglich in ihrer Stellung. Wenige Schritte vor ihr kniete ihre Kammerfrau und verrichtete ihr Gebet. — Ein junger Mann von sieben- bis achtundzwanzig Jahren kam ganz leise und geräuschlos hinter die Dame geschlichen. Er trug einen Paletot bis an den Hals zugeknöpft. Da die Heiligkeit des Ortes ihm nicht erlaubte, das Haupt zu bedecken, so mußte die hohe männliche Stirne, die regelmäßig schönen Züge, die Fülle des schwarzen, glänzenden Haares Jedem auf den ersten Blick ins Auge fallen. Die Dame erzitterte bei seiner Annäherung; sie sah mit keinem Blicke nach ihm hin, vielmehr heftete sie die Augen unbeweglich auf das Gebetbuch, das sie in der Hand hielt. Ihre Unruhe, ihre Angst entging ihm nicht; wie wäre dieß auch möglich gewesen! Die Falten des Mantels verriethen ja ihr Zittern durch eine leise Bewegung. Der junge Mann bückte sich, um so wenig als möglich gesehen zu werden, und sagte mit sanfter, trauriger Stimme:

„Madame, in wenigen Tagen werden Sie zufrieden gestellt seyn."

„Oh, Himmel! Sie sind es?" sagte die junge Frau mit bebender Stimme. „Selbst bis an diesen Ort verfolgen Sie mich? — Entfernen Sie sich, mein Herr, wenn Honorine sich umwendet, wenn sie Sie sieht, so bin ich verloren."

Honorine war nämlich die Kammerfrau.

„Honorine sieht mich nicht, Madame", entgegnete der junge Mann. „Bedenken Sie, daß es das letzte Mal ist, daß mir das Glück zu Theil wird, Sie zu sprechen . . . daß ich Ihnen auf immer Lebewohl sage . . . Sie haben es so gewollt . . . ich gehorche . . . ich will ihnen zeigen, daß ich Ihrer Ruhe jedes Opfer zu bringen vermag . . . Fürchten Sie nichts mehr, Madame, ich stehe im Begeiff, mich zu verheirathen . . . Ehe acht Tage vergehen, wird Herr von Saveuse meine Verbindungsanzeige erhalten", fuhr der junge Mann mit unterdrückten Seufzern fort; „dann können Sie doch nicht mehr an meiner Ergebenheit für Sie zweifeln, Madame! . . . Fragen Sie nicht, wen ich heirathe, ich weiß es selbst nicht; ich habe mich noch nicht mit einer Wahl beschäftigt . . . ich glaube auch in der That, es wird mir ziemlich gleichgültig seyn, mit wem ich mich verbinde. Sie können aber fest darauf rechnen, daß ich heirathe . . . in vier, fünf, acht Tagen, ich weiß es selbst noch nicht . . . aber ich versichere Ihnen nochmals, daß es geschieht."

„Der Himmel wird es Ihnen vergelten", sagte die junge Dame, so ruhig und fest, als es ihr möglich war; „fassen Sie Muth! Sie weedrn glücklich seyn."

„Ach, Sie sind vom Gegentheil überzeugt", sagte der junge Mann leise vor sich hin; dann, nach einem kurzen Stillschweigen, fügte er entschlossen hinzu: „Nun, es ist geschehen; ich werde mein Wort halten . . . Leben Sie wohl, Madame."

Die junge Dame wollte, wie es schien, daß das letzte Wort, welches sie an den Unglücklichen richtete, einen freundlichen Eindruck hinterlassen möchte; sie sagte daher mit Innigkeit:

„Ich danke Ihnen, mein Herr."

In demselben Augenblicke schlug Honorine ihr Buch zu und stand auf. Der junge Mann verließ seinen Platz und zog sich hinter einen Pfeiler zurück. Honorine hatte ihn nicht bemerkt.

Eine Stunde später befand sich die Heldin dieses kleinen Auftrittes an der Seite ihres Mannes auf der Eisenbahn, und zwar auf dem Wege nach Amiens. Ihnen gegenüber saß ein junger Mann von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, von angenehmem, geistreichen Aeußern; er trug ein Jagdkleid, das fast ganz durch einen Reisemantel bedeckt war. Sein Auge mußte na ürlich auf die junge Dame und ihren Gatten fallen, die gerade vor ihm saßen. Er grüßte verbindlich und warf dann einen flüchtigen Blick auf den Herrn; doch da dessen düstere, unfreundliche Miene ihn nicht anspeach, wendete er ihn unwillkürlich auf die Gattin. Und wahrhaftig, auf dieser anmuthigen Gestalt ließ er ihn gerne weilen. Ein schöner stattlicher Wuchs, eine edle, anmuthige Gesichtsbildung, dazu das prachtvolle kastanienbraune Haar, das in üppigen Locken aus dem Hute hervorquoll und das liebliche Antlitz beschattete, die dunkeln Augen mit ihren langen Wimpern: das Alles vereint war ein reizendes Ganze, eine bezaubernde Erscheinung, die Jeden fesseln mußte. Der junge Mann betrachtete sie fortwährend, vielleicht ein wenig zu anhaltend für den Anstand; aber es war ihm unmöglich, sein Auge so schnell von der reizenden Gestalt abzuwenden.

Hinter Saint-Denis, das der Zug bald erreicht hatte, ging die Eisenbahn ziemlich nahe bei der Landstraße, über welche sie hervorragte. Die junge Dame heftete ihren Blick nach der Straße; plötzlich erbebte sie leicht, wurde blaß und schloß die Augen. Eine ganze verzeihliche Neugierde veranlaßte den jungen Reisenden, auch zu dem Wagen hinaus zu blicken. Er bemerkte einen Reiter, der in so schnellem Lauf nach Paris zu eilte, daß man hätte glauben können, es handle sich darum, bei einem Wettrennen den Preis davon zu tragen. Der Mann der jungen Frau sah auf der entgegengesetzten Seite zum Wagen hinaus; so kam es denn, daß er weder den Reiter noch das Erblassen seiner Frau wahrnahm.

Noch war das Stillschweigen zwischen den drei Personen nicht gebrochen worden, die der Zufall, wenn es überhaupt in der Welt Zufall gibt, in den engen Raum eines Wagens zusammengeführt hatte. Da erhob plötzlich Derjenige von ihnen die Stimme, dessen Aeußeres gerade nicht den Hang zur Mittheilung verrieth.

„Mein Herr, wie gefällt Ihnen meine Frau?" fragte er den jungen Reisenden ihm gegenüber in bestimmten Tone. „Sie haben Sie lange genug mit Aufmerksamkeit betrachtet, um ein Urtheil über sie abgeben zu können . . . Im Uebrigen, meine ich, verstände sich Ihre Antwort von selbst, denn man kann sie doch nicht anders als sehr hübsch finden, nicht wahr?"

Die Frage war so kurz, so unzart gestellt, daß der junge Mann sogleich merken mußte, er habe es mit einem argwöhnischen, eifersüchtigen, ja mit einem etwas rohen Menschen zu thun. Er war übrigens weit entfernt, die Gemüthsruhe eines Mannes, wer er auch sey, stören zu wollen, daher erwiederte er, ohne sich zu besinnen:

„Ich kenne noch schönere, mein Herr."

Der eifersüchtige Gatte sah ihn etwas verwundert an; die Dame brach, trotz ihrer Zerstreutheit, in ein lautes Gelächter aus.

„Da kannst Du lernen, auch gegen andere Frauen artig zu seyn", sagte sie ein wenig spöttisch zu ihrem Manne."

„Ach, Madame!" rief der junge Mann erröthend aus, „verzeihen Sie meiner Heftigkeit. Ich bin der Raub einer Leidenschaft, die ich nicht bekämpfen, ja nicht einmal verbergen kann; sie spricht sich in jedem meiner Worte aus und macht mich, selbst Fremden gegenüber, rücksichtslos und ungerecht . . . Ich habe Ihnen ja leider so eben einen Beweis davon gegeben . . . Ja, Madame, Sie sind in der That schön, Ihr Gatte hat Recht. — Ach, ich liebe eine junge Verwandte von mir; ich stehe im Begriff, ihr meine Hand zu reichen . . . meine Leidenschaft zu ihr macht mich kalt und unempfänglich gegen jede andere Schönheit . . . jeder Unbefangene muß mich für blind halten. . . . Ja, Madame, nur diese Leidenschaft raubt mir jedes ruhige Urtheil, macht mich ungerecht."

„Nein, mein Herr", erwiederte die junge Dame mit Anmuth; „Sie sind gewiß nicht ungerecht. Ihre junge Verwandte ist jedenfalls schöner als ich; dazu gehört ja nicht viel."

„Ich bitte Sie nochmals um Verzeihung, Madame; denken Sie, daß für Den, welcher liebt, kein anderes Weib in der Welt schön ist, als das, welches er liebt."

„Das ist ein vortrefflicher junger Mann", dachte der beruhigte Gatte; „er liebt ein junges Mädchen, das mit ihm verwandt ist. Er hat Grundsätze und ist auf gutem Wege. Aber plötzlich schien wieder sein Mißtrauen zu erwachen, denn es kam ihm der Gedanke: ob der junge Mann aber auch aufrichtig ist; ob er wohl sagt, was er denkt? Die Verführer sind gar gewandt!" Er wandte sich wieder zu dem jungen Reisenden:

„Sie verlassen uns wahrscheinlich in Enghien?"

„Nein, mein Herr."

„In Pontoise vielleicht?"

„Ich gehe nach Amiens."

„Dahin gehe ich auch."

(Fortsetzung folgt.)

Schilderung einer Hungersnoth in Hindostan.

Aus „Vaderland'sche Letteroefeningen" übertragen von Gottfried Dreemann.

Die Präsidentschaft Bombay umfaßt etwa 18 Quadratmeilen; sie ist 7 bis 8 Meilen lang und 2 bis 3 Meilen breit. Nach dem gewöhnlichen Stande der Bevölkerung kommen ungefähr 9000 Einwohner auf eine Meile; herrscht jedoch in den Umgebungen Pest oder Hungersnoth, so steigt die Anzahl zuweilen wohl bis auf 13,000. Bombay zählt höchstens 20,000 Häuser, und häufig sah man 50, 60, ja 100 Menschen unter einem Dache. Man zeigte mir einmal ein nicht sehr großes Gebäude, in welchem wohl 300 Menschen aufeinander gehäuft waren.

Im Jahre 1812 wüthete in allen Distrikten eine furchtbare Hungersnoth. Während wir auf unserer Insel in Frieden und Ueberfluß lebten, war das ganze Land nordwärts ein Schauplatz des schrecklichsten Elends. Täglich sahen wir Schaaren von Unglücklichen ankommen, die mit genauer Noth den gräßlichen Scenen zu entfliehen gewußt hatten, welche an ihren Wohnorten stattfanden. Die ganze Ostküste von Bombay war mit Todten und Sterbenden bedeckt.

Bei diesen traurigen Wirkungen der Hungersnoth rührte mich insbesondere die unbegreifliche Geduld, mit welcher so viele Unglückliche ihr herbes Geschick gelassen ertrugen. Täglich sah ich diese armen Hindus dem äußersten Elend preisgegeben; doch nie vernahm ich aus ihrem Munde irgend eine Klage, nie gewahrte ich auch nur die mindeste Ungeduld in ihren Mienen. Ja, was noch mehr ist: große Schaaren von Menschen, die mit dem Hungertode kämpften, waren rings um das Feuer gelagert, auf welchem Reis gekocht wurde; ruhig sahen sie zu, wie die Portionen gemessen und ausgetheilt wurden. Mancher mußte eine Stunde und noch länger auf die Speise harren, welche nur wenige Schritte von ihm entfernt stand. Während der ganzen Dauer der Hungersnoth lagen auf offenen Plätzen in der Stadt Tag und Nacht große Haufen Reis unbewacht und nicht ein Sack ward gestohlen — nicht einer geöffnet.

Zum Besten der hungernden Menge sammelte man Liebesgaben. Die bemittelten Eingebornen, namentlich die Banyans und Parsis, vereinigten sich zu dem Zweck und kochten mehrere Tausend Säcke Reis für die armen Fremdlinge. Nach Verlauf einiger Wochen begannen die englischen Residenten, ihrem Beispiel zu folgen. Ungeheuer große Kessel wurden unter einer Gruppe von Kokosbäumen, eine Meile vom Fort, aufgepflanzt. Da nun gewöhnlich ein Hindu — und wenn auch sein Leben daran hinge — keinen Mundvoll Speise genießen wird, welche Jemand aus einer anderen Kaste zubereitet hat, so stellte man Köche an, auf deren Stirnen die Kastenabzeichen, roth und gelb gemalt, standen. Mehrmals sah ich Menschen, welche fast vor Hunger erlagen, die angebotene Speise ablehnen, weil sie nicht vollkommen gewiß waren, welche Hände diese angerührt hatten.

Es kamen indessen auch Ausnahmen von dieser Regel vor, in den Landestheilen, wo die Pest im Verein mit der Hungersnoth ganze Stämme dahinraffte. Da wurden denn Gesetze, uralte Gebräuche und Vorurtheile vergessen; Hunger und Verzweiflung trieben die Menge zu Handlungen, die, zu gewöhnlichen Zeiten, jeden Hindu, beim bloßen Gedanken daran, mit Schauder erfüllt hätten.

In Bombay verlief das Elend sehr geregelt und ruhig. Nur das folgende Ereigniß erregte damals große Unruhe. Elf Indianer aus einer der strengsten Kasten zogen, auf dem Wege nach Bombay, durch Guzerate. Im Dorfe Bhownagur lagen die meisten, in Folge des Hungers und der Ermüdung, ganz erschöpft, als ihnen gerade eine Kuh begegnete. In dem unwiderstehlichen Drange der Selbsterhaltung tödteten sie das Thier und verschlangen gierig das rohe Fleisch. Europäische Leser finden dieß ohne Zweifel sehr natürlich; allein die Kuh ist in ganz Hindostan ein heiliges Thier. Eine Kuh zu tödten und zu essen, wird für einen Gräuel gehalten. Nur der Tod der elf Missethäter vermochte ihr unerhörtes Verbrechen einigermaßen zu

sühnen. Der Thakore oder Dorfrichter ließ sie Alle an der Stelle, wo die Sünde begangen war, hinrichten.

Diese Handlung indischer Rechtspflege würde weiter keine Folge gehabt haben, wäre nicht zwischen dem streng rechtgläubigen Thakore und den englischen Behörden ein Streit über seine Befugniß entstanden. Der Thakore war — obschon in diesem Ausdruck ein Widerspruch liegt — ein sogenannter „unabhängiger Tributpflichtiger"; da er jedoch zugleich Landeigenthum auf dem englischen Gebiete besaß, so behauptete man, er könne vor ein britisches Gericht berufen werden. Es war ein Glück für den Beamten des Dorfes, daß der Umfang seiner Rechte und Pflichten noch nicht bestimmt genug nachgewiesen werden konnte. Er kam deßhalb mit einer Ermahnung davon, indem man ihm bedeutete, daß er künftig, wenn er sich Mißgriffe erlaube, trotz seiner Unabhängigkeit, ganz unfehlbar werde vor den englischen Gerichtshof gezogen werden.

Inzwischen kam die Hungersnoth, begleitet von sonstigen Unfällen, Bombay immer näher. Der Gouverneur der Präsidentschaft mußte daher neue Maßregeln ergreifen. Da die Pest, wie gewöhnlich, sicher zu erwarten war, so schlug man vor der Stadt Bretterhütten auf, welche eine Länge von 100 Fuß einnahmen. Aus allen benachbarten Orten wurden Aerzte zu Hülfe gerufen; ihnen vertraute man die Besorgung dieser in Eile errichteten Spitäler. Bald waren diese gefüllt; man machte es sich zur Regel, Niemanden abzuweisen, der ärztlicher Hülfe bedurfte.

Ich begleitete häufig unsere Aerzte, wenn sie die Runde machten, und mehrmals war ich hier Zeuge herzrührender Auftritte. Nie werde ich's vergessen, daß wir ein artiges, kleines Mädchen von fünf oder sechs Jahren fragten, wo ihr Vater sey; sie zeigte nach einer Matte, auf welcher er todt lag. Wir fragten nun auch nach ihrer Mutter; da deutete sie auf eine gleichfalls todte Frau. Sie schien aus dem nördlichen Theile Indiens gekommen zu seyn; doch wußte sie selbst nicht zu sagen, wo sie zu Hause gehöre. Auch vermochte sie nicht, den Namen ihrer Eltern zu nennen und besaß, aller Wahrscheinlichkeit nach, hier keine Verwandten, als ihre Eltern, die soeben gestorben waren.

Ich weiß selbst nicht, wie es kam: ich fühlte mich, wie schmerzlich es mich auch traf, unwillkürlich fortgetrieben, so oft eine neue Szene in dem schrecklichen Schauspiel sich darbot. So ging ich jeden Tag früh Morgens nach den Plätzen, nach den Nebenstraßen, besonders aber an den Landungsplatz, wo stets Leichen von Menschen jeden Alters und Geschlechts aufgehäuft lagen, welche Nachts zuvor gestorben. Oft fand man deren, die noch athmeten, und ich sah mehrmals Kinder, welche, gleichwie das kleine Mädchen im Siechenhause, all' die Ihrigen allein überlebt hatten, von Leiche zu Leiche gingen und keinen deutlichen Begriff von ihrem verlassenen Zustande zu haben schienen.

(Fortsetzung folgt.)

F r ü h l i n g !

Von Dr. D. v. Jenner.

Des Lenzes Lüfte wiegen
Sich wieder lind und mild;
Vom Lager treibt's den Siechen
Zum sonnigen Gefild.
Ein Rauschen und ein Singen,
Ein Grünen grüßt ihn da,
Ein Flattern, Duften, Schwingen,
Ein Schmettern, fern' und nah'.

O Frühling, du Befreier,
Es freut der Rose Roth
Den Reichen, doch Verleiher
Sey Hütten auch von Brod!
Laß' grünen deine Saaten,
Ein stolzes, grünes Meer,
Und schütz' und schirm' den Spaten,
Du, Schutzherr, mild und hehr!

Des Waldes kühle Hallen
Wölbst neu du, hoch und weit,
Glücksel'ge Herzen wallen
Zur süßen Einsamkeit.
Der Liebe Perlen steigen
Aus tiefem Herzensgrund;
Heil euch, ihr Liebereichen,
Gott segne euern Bund!

Lenz, du gibst Lust und Liebe,
Fürwahr, du meinst es gut!
Ach, daß doch fern dir bliebe
Des Menschen wilde Wuth!
Steckt ein das Schwert, das scharfe!
Laßt Frieden, Frieden seyn!
Versöhnt, greift in die Harfe,
Ihr Unversöhnten, ein!

M a n n i c h f a l t i g k e i t e n.

„Kann denn Natur" — heißt es in Fallmerayers trefflichen „Fragmenten aus dem Orient" — „kann denn Natur überall nur als Einöde in voller Majestät ihre Kraft entfalten? .... Zündet auf Athos die Wälder an, und fället die Urwaldriesen von Ravanikia, bald wird mit der grünen Herrlichkeit auch der Bach versiegen, wird der Mastixbusch verdorren, und ihr habt die Künste unserer Zeit über ein unentweihtes Labyrinth gebracht, habt den Sitz des seligsten Entzückens mit Axt und Feuerbrand säcularisirt. ... Ohne Wald ist für Menschen keine Lust, und selbst die Götter schlugen ihren liebsten Sitz in dunkeln Wäldern auf. Ach, wem ist die Kraft des Wortes verliehen, um die weinlaubbekränzten Ahornwälder in Kolchis und die Kastanienpracht am Thore des Hagion-Oros vor Hunger und mörderischem Stahl abendländischer Verfeinerung zu schützen!"

Ueber das von Bildhauer Kaiser aus Zug entworfene Modell eines Winkelried-Denkmals schreibt der Kunstkenner Ernst Förster aus München: „Der Märtyrer von Sempach liegt, von Lanzen durchbohrt, die er im Fallen zerknickt, das Haupt zum Sterben gesenkt, am Boden, noch gestützt auf die bereits erschlaffte Rechte, das gute Schwert zur Linken, den guten Schweizerschild zur Rechten, hinter sich die Fahne der vier Waldstätte, unter sich den Helm, zu seinen Füßen den Schild Leopolds, dem der Gränzstein von Sempach zum Stein des Anstoßes geworden. Diese Komposition von hochtragischem Ernst, höchst wirkungsvoll in der Anordnung und von großer Ruhe und Einfachheit in den Linien, den Massen und der Haltung, hat hier allgemeine Aufmerksamkeit erregt und würde sich, nach meiner und Vieler Ansicht, die ich gesprochen, ganz besonders zur Ausführung des beabsichtigten monumentalen Zweckes eignen. Nicht in Erz gegossen, nicht aus Marmor gemeißelt und auf irgend einem Stadtplatze aufgestellt, wird ein solches Denkmal mächtig genug an das Herz des Volkes schlagen; gleich dem Lö-

men von Luzern muß es in die Felsenrippe eines Schweizerberges in kolossalen Massen eingehauen werden."

Belletristische und künstlerische Neuigkeiten.

(Fortsetzung.)

Nach diesen deutschen Romanen bringen wir zwei angloamerikanische, deren Uebersetzung bei Kollmann in Leipzig erschien. „Queechy" von Elis. Wetherell (6 Bde.) hat mit der „weiten, weiten Welt" der selben Verfasserin (vgl. Did. 1853 Nr. 250) Vieles gemein. Auch hier ist ein Mädchen im Kindesalter die Hauptperson, wird jedoch vom frühesten und zartesten Liebesanfange bis zum Traualtar geführt, einem dort nur geahnten Ziele. Hier, wie dort, eine Unzahl von Küssen und Thränen; treffliche Schilderungen der amer. Gesellschaft in Stadt und Land; patriotische Feldzüge gegen England, aber auch aristokratische Sympathien für dieß Land. Das Gespräch ist hier noch gewandter, sinnvoller und witziger, durchaus für ganz aufmerksame Leser geschrieben; matter und seelenloser dagegen die spezifisch religiösen Partien. An der Stelle der Religion erscheint gewöhnlich ein von Natur und Leben getrenntes Scheinwesen; ein hysterisches Getändel mit Jesus Namen und Phantasiebild, das an den Mönchskultus seiner Mutter erinnert; sodann eine Ueberschätzung der Bibel nach Kalif Omars Weise, die selbst die eilfjährige „Fee" unduldsam macht (z. B. 3, 133) und den Satz bestätigt: daß alle alleinseligmachende Rechtgläubigkeit entsittlicht. Das Elend der verweichlichten Familie Rossitur ist zu gedehnt und mit mehr Theilnahme geschildert, als wir empfinden — nicht einmal für den zwitterhaften Amoroso Paul. Der Held der Heldin, Carleton, fordert allzu unbedingten Glauben an seine Allgewalt über die Menschen. Eine ausgezeichnete Salonfigur dagegen ist die Neuyorkerin Constanze. Vorzüge und Mängel zusammengenommen, verdient das Buch einen nach Zahl und Bildung bedeutenden Leserkreis. Der zweite amer. Roman: „Mark Sutherland" von Emma Southworth (3 Bände) hat die Sklavenbefreiung zum principiellen Gegenstand, der mit Wärme, aber mit offener Würdigung seiner Schwierigkeiten besprochen wird. Die zweite Aufgabe der Verf. ist eine ächt weibliche: die sittliche Macht der Frau darzustellen, sey sie zum Heile oder Unheile des Gatten wirksam. Hauptpersonen sind der junge Mark und seine Gattin Rosalie; demnächst seine Base und frühere Verlobte India, welche lieber ihn, als ihre Sklaven freiließ, aber dafür viel zu hart gezüchtigt wird. Mark hat nicht hinreichendes Recht zu seiner Strenge gegen sie, und noch weniger Rosalie zur Verurtheilung ihrer unaustilgbaren Liebe, da Erstere selbst ihr Liebesrecht anticipirt hatte. Im Uebrigen ist Rosalie eine sehr edle Erscheinung, und mit inniger Theilnahme sehen wir die schwache Wohnung ihres starken Geistes allzufrüh zerfallen. Köstlich ist die Schilderung der üppig schönen Pflanzung am Pearlriver, und noch anziehender und zugleich belehrender, obgleich minder romantisch, die der neuen Ansiedelung im Westen. Mit Sorgfalt und Laune sind mehrere Nebenpersonen gezeichnet, wie die Wirthin in Shelton und die beiden Billys, deren einer (Oheim Beichteiter) nur gar zu nachsichtig von der poetischen Nemesis behandelt wird, zumal der armen India gegenüber.

Die „Geschichte der deutschen Literatur" von Kurz (Lpz., Teubner) hat seit unserer letzten Anzeige (Did. 1853 Nr. 39) mit Lieferung 10—14 ihren ersten Band geschlossen und verspricht uns schnellere Fortsetzung. Eine umfassendere Einleitung zur Literaturgeschichte von der Mitte des 14. bis ins 16. Jh. blickt auf die Kämpfe der Hohenstaufen gegen den Erbfeind des deutschen Volksthums zu Rom zurück und skizzirt die Geschichte der deutschen Bildung in ihrem Zusammenhange mit der der Staaten und der Stände. Die Schriftsteller der jüngeren Zeit werden auch dem ungelehrten Leser immer verständlicher; ein Wörterbuch am Ende dieses Bandes gilt für alle seine Schriftproben. Jene Lieferungen umfassen u. a. Muskatblüt mit seiner bilderreichen Marienverehrung, aber auch seinem scharfen „Lug" gegen den Unfug der Pfaffen und der Ritter; den tapfern Abenteurer O. v. Wolkenstein (m. Bildniß); Volkslieder, deren mehrere und die Triebfedern der armen Bauern zu ihrem schrecklichen Kriege deutlich machen; Schauspiele, welche starke Streiflichter auf des Volkes Leben und oft bizarren Geschmack werfen. Satyriker, Chronisten, Prediger, Weisheit und Thorheit der deutschen Vorzeit ziehen an uns vorüber. — „Ergänzungsband zu Shakespeares Werken" von Payne-Collier mit Uebers. von Frese (Berl., Fr. Duncker). Dieses Werk (vergl. Didask. 1853 Nr. 179) ist jetzt geschlossen und bietet den zahlreichen Verehrern des großen Dichters eine Menge von Varianten, resp. Verbesserungen, zu der Folioausgabe von 1632, die wahrscheinlich von einem jüngeren Zeitgenossen Shakespeares herrühren. Bereits sind über diesen Fund mehrere Schriften erschienen, für und wider seine Aechtheit, wie weiland bei Macpherson. Frese bespricht die Sache ruhig in einer kritischen Einleitung. Die Philologen alten Schlags werden mitleidig über die Mühe lächeln, welche man sich um den Text eines verhältnißmäßig modernen Dichters gibt; aber welcher Klassiker wäre ihrer würdiger? Wir sehen hier gleichsam in Williams heilige Werkstatt hinein.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Wiesbaden, 10. April.

Der gestrige Tag der Blumenausstellung zu Biebrich war bis jetzt der am besuchteste. Schon von frühe an begann eine wahre Wallfahrt von Fremden aus der Main- und Rheingegend, namentlich von Mainz und Frankfurt. Die Dampfboote waren voll, und die Eisenbahnzüge vermochten nur durch zwei gleichzeitig wirkende Locomotive getrieben zu werden. Außer der gewöhnlichen Zahl langten vierzig Extrawaggons voll Besuchender in Biebrich an. Die Gasthöfe waren so überfüllt, daß in manchen kein Stuhl mehr zu haben war und einzelne Gruppen als Standespersonen den rheinischen Nektar tranken. Die prachtvolle und reizende Blumenwelt wird aber auch durch eine herrliche Frühlingssonne begünstigt, die gestern den lieben deutschen Rhein glitzernd verklärte, so daß die Silberblicke seiner einzelnen Wellen wie Wassersterne funkelten.

Homburg v. d. H., 9. April.

Es ist stets wohlthuend, wenn langjähriges redliches Wirken, unermüdlicher Fleiß und treue Anhänglichkeit ihre Beachtung und Würdigung finden, und so mag es den zahlreichen hiesigen und auswärtigen Freunden eines Ehrenmannes eine erfreuliche Kunde seyn, daß Landgraf Ferdinand zu Hessen sich bewogen gefunden hat, den Oberfinanzrath und Generalkassier Schmalen, in Berücksichtigung seiner langjährigen treuen Dienstführung und seiner dem landgräflichen Hause stets bewiesenen Anhänglichkeit, mittelst Diplom den Charakter als „Geheimer Oberfinanzrath" zu ertheilen. — Seit unserem letzten Schreiben sind die Arbeiten am neuen Parke hinter dem Conversationshause wieder weiter vorgeschritten, und schon im Monat Mai dürften, bei fortgesetzter Thätigkeit, die einzelnen Parthien dem Badepublikum zum Gebrauche übergeben werden können. Die Pracht unserer Säle im Conversationshause ist bekannt und weithin mit Anerkennung genannt. Dieselben haben durch einen neuen einen Zuwachs erhalten, der an Eleganz der Ausstattung und Reichthum der Dekorirung und Malerei die andern noch bei weitem übertrifft. Derselbe dürfte in der zweiten Hälfte des Mai vollendet seyn. Er ist zum Caféjaal bestimmt und hat von der Administration den Namen „Café olimpique" erhalten.

Konzert des Cäcilien-Vereins.

Donnerstag, 13. April, Abends 7 Uhr im Lokal des Vereins (Loge Socrates, Döngesgasse). Unter gefälliger Mitwirkung der Herren Caspari und Hardtmuth, sowie der verehrlichen Mitglieder des Philharmonischen Vereins.

1) Der Tod Jesu, Passions-Cantate von C. H. Graun; 2) Gottes Zeit, Cantate von J. S. Bach.

Billets à fl. 1. 30 kr. bei Hrn. C. A. André (Zeil, Haus Mozart.)

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 12. April. Zum Benefize für Herrn Kapellmeister Schmidt. (Zum ersten Male): Lohengrin, romant. Oper in 4 Akten, von Richard Wagner. Die sämmtlichen neuen Kostüme sind von dem Obergarderobier Hrn. Eberius angefertigt. IV. Mess-Abonnement suspendu.

Donnerstag, 13. April, bleibt das Theater geschlossen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 89. Donnerstag, den 13. April 185[illegible]

Die Logik der Leidenschaften.

(Nach dem Französischen der Marie Aycard.)

(Fortsetzung.)

Die junge Dame, die gleich allen Töchtern Eva's ihre Dosis Neugierde von der Natur empfangen hatte, nahm das Wort:

„Ohne Zweifel, mein Herr, werden Sie in Amiens mit Ihrer schönen, liebenswürdigen Braut zusammentreffen? ... Ich kann mir denken, wie Ihnen unter diesen Umständen selbst der kürzeste Weg lang erscheinen muß."

„Kein Weg, in Ihrer Gesellschaft zurückgelegt, kann Einem lang erscheinen, Madame", erwiederte der junge Mann.

„Artigkeit! nichts als Artigkeit!" sagte die Dame.

„Albernheit, wahre Albernheit!" brummte der Herr vor sich hin.

„Wahrhaftig, Madame", fuhr der junge Mann treuherzig fort, „Sie werden es natürlich finden, daß ich mich mit Widerstreben nach der Picardie begebe, wenn ich Ihnen sage, daß sich meine Braut in Paris aufhält. Entfernt mich nicht jeder Augenblick weiter von dem Gegenstande meiner Liebe? ... Wenn Sie erst wüßten, was mich nach Amiens führt! ... Die langweiligste, prosaischste Sache von der Welt: ein Prozeß ... eine Vorladung ... eine Klage ... was weiß ich's! — Ich bin Advokat und begebe mich auf mein Schlachtfeld."

Die junge Dame verzog den Mund ein wenig. Sie hätte gerne noch etwas mehr über das Liebesverhältniß des jungen Mannes erfahren; von einem Prozesse zu hören, war ihr nichts weniger als interessant. Ein junger Advokat aber läßt keine Gelegenheit vorüber, von einem Rechtshandel zu sprechen, besonders wenn er dabei betheiligt ist.

„Denken Sie sich", fuhr dieser hier fort, „ein Grundstück eine Stunde weit von Amiens entfernt. Am Ende eines Parkes steht ein Lusthäuschen, das mit der einen Seite nach dem Gemeindewege geht. Auf der andern Seite dieses Weges nun befindet sich wieder ein Gartenhäuschen und ein prachtvoller Park, was einem Nachbar gehört. Ich bewohne mein Grundstück nicht, und wenn, wie ich hoffe, meine Verbindung nächstens vollzogen wird, dann werde ich der Bernhardine noch seltener einen Besuch machen."

„Führt Ihr Besitzthum den Namen Bernhardine?" fragte der Herr.

„Ja, mein Herr; es ist lange bei unserer Familie und hat immer einem Bernhard gehört. Auch ich führe diesen Namen... Der Verwalter meines Guts", fuhr der junge Advokat fort, „hat mich nun gebeten, ihm das Gartenhäuschen zu überlassen, um es als Heuboden einzurichten. Ich habe eingewilligt, und so hat er denn eine Thür nach dem Wege zu durchbrechen lassen und eine fensterartige Oeffnung, durch welche er die Heubündel sogleich auf den Wagen werfen kann. ... Das hat nun dem Herrn Nachbar mißfallen. Er behauptet, diese Oeffnung stoße auf seine Fenster, und auf diese Art könne man von meinem Häuschen aus sehen, was in dem seinigen vorging. Ich soll nun, so verlangt er, Alles wieder in den vorigen Stand setzen lassen, außerdem droht er mit einem Prozeß. Ich meinerseits bin nun entschlossen, nicht nachzugeben."

Die junge Dame, die vor einer Stunde bei dem Anblick des Reiters erblaßt war, erröthete jetzt bei der Erzählung des Herrn Carl Bernhard. Das Gespräch hatte eine unangenehme Wendung genommen.

Sie fürchtete noch nähere Erörterungen über diesen Gegenstand, welche ihre Eigenliebe verletzten und die Empfindlichkeit ihres Mannes reizen könnten; daher wandte sie sich zu dem jungen Advokaten:

„Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr, Sie haben Ihren Gegner vor sich, Ihren prozeßlustigen Nachbar, der auf Ihren Verwalter und dessen Heu nicht gut zu sprechen ist. ... Herr von Saveuse", fügte sie, auf ihren Gatten zeigend, hinzu.

„Ja, Herr Bernhard, ich bin es in der That, der im Begriff steht, Sie zu verklagen", erwiederte Herr von Saveuse heiter; „aber wir können deßhalb immer Freunde seyn, nicht wahr? Schlagen Sie ein!"

„Sie sind Herr von Saveuse?" fragte der junge Mann erstaunt.

„Und das ist meine Frau", erwiederte dieser, indem er seine Frau vorstellte.

Herr Bernhard verneigte sich.

„Sie leben in Paris, Herr von Saveuse?"

„Immer; aber meine Frau", fuhr er mit einem Blick auf dieselbe fort, „wünscht den Winter und den Frühling auf dem Lande zuzubringen."

„Wenn ich gewußt hätte! ..."

„Nun, was?"

„Ich hätte mir erlaubt, Sie in Paris aufzusuchen", erwiederte der junge Mann, „und Ihnen die auf mein Grundstück bezüglichen Papiere vorzulegen. Sie würden dann sehr bald zu der Ueberzeugung gekommen seyn, daß das Recht auf meiner Seite ist. Der Besitzer meines Grundstückes hat nämlich nicht nur das Vorrecht, Fenster und Thorweg nach der Landstraße haben zu dürfen, sondern er hat auch das Recht, dem Besitzer des gegenüber liegenden Parkes dasselbe zu verwehren. Ja, mein Herr, wenn ich darauf bestehen wollte, so müßten Sie Ihre Fenster und Thür nach der Straße zu zumauern lassen."

Indem Herr Bernhard so sprach, zog er aus seiner Manteltasche einige Hefte und reichte dieselben dem Herrn v. Saveuse.

„Sie sehen, mein Herr, daß ich wohlgerüstet nach Amiens komme; ich führe die Beweise für meine Behauptung bei mir."

Herr von Saveuse war in dergleichen Dingen wohlerfahren. Er las die Papiere aufmerksam durch und gelangte bald zu der Gewißheit, daß sein Gegner in seinem Rechte sey.

„Ich bin überzeugt", fuhr der junge Advokat fort, „daß Sie, da Sie nun den Stand der Sache kennen, von Ihrem Verlangen abstehen werden; es kann doch unmöglich Ihre Absicht seyn, einen Prozeß anzufangen, den Sie nothwendig verlieren müssen. Mir ist bis jetzt noch nicht in den Sinn gekommen, mein Recht in Bezug auf Ihr Häuschen in Anspruch zu nehmen. Ich bin ein gar verträglicher Nachbar und wünsche von Herzen, daß zwischen der Bernhardine und der Saveuse Frieden herrschen möge. Mein Gott!" fuhr er treuherzig fort, „wenn ich nur erst meine Cousine besitze, dann kümmert mich alles Andere gar nicht."

Alle Frauen, selbst die besten, können es nicht leicht verschmerzen, wenn sie an ihrer Eigenliebe gekränkt werden. Sich selbst unbewußt, behalten sie immer einen kleinen Groll gegen Denjenigen im Herzen, der ihre Reize in Zweifel gezogen, oder sie in den zweiten Grad gestellt hat. Auch Frau von Saveuse konnte dem Verlangen nicht widerstehen, sich ein wenig an dem jungen verliebten Advokaten zu rächen für die Kränkung, die er ihrer weiblichen Eitelkeit bereitet hatte.

„Aber, mein Herr", sagte sie, „sind Sie denn auch des Herzens Ihrer Geliebten so gewiß?"

„So gewiß als des meinigen", erwiederte Bernhard.

„Aber wenn die junge Dame so reich und schön ist, als Sie sagen, . . ."

„Ja, sie ist reich und schön!"

„Dann wird es Ihnen nicht an Nebenbuhlern fehlen."

„Sie irren sich, Madame."

„So sind Sie sehr glücklich."

„Hortensie . . ."

„Ach, Hortensie ist ihr Name!"

„Ja, sie heißt Hortensie Paravet. Hortensie kennt mich von frühester Kindheit an; wir sind zusammen erzogen worden. So weit sie zurückdenken kann, war ich der Gefährte ihrer Spiele, ihrer Freuden und Leiden. Ja, sie liebt mich! sie hätte nie einen Andern geliebt als mich."

(Fortsetzung folgt.)

Schilderung einer Hungersnoth in Hindostan.

Aus „Vaderland'sche Letteroefeningen" übertragen von Gottfried Doermann.

(Fortsetzung.)

Anfangs kam es mir unbegreiflich vor, daß gerade die Jüngsten und Schwächsten einer Familie am letzten unterlagen; allein ohne Zweifel ist dieß dem Umstande zuzuschreiben, daß die Eltern aus ihrem eigenen Munde sparten, um nur den Kindern noch etwas geben zu können. So geht es, meine ich, überall in der Welt; gleichwohl ist es noch natürlicher bei einem Volke, unter welchem des Menschen Leben als eine lange Reihe von Entbehrungen betrachtet werden muß. Mit wahrer Herzensfreude bemerkte man indessen, daß diese Waisen nicht verlassen blieben — daß sie immer in der Kaste, zu der sie gehörten, einen Vater, eine Mutter wiederfanden. So waren auch stets Leute anwesend, welche die Leichen der in der Nacht vor Hunger oder an der Seuche Gestorbenen wegnahmen, und der einzige Empfehlungsbrief der Todten war dabei gewöhnlich das auf der Stirn angebrachte Kastenmerkzeichen. Alle diese Leichen, sowohl jene der in Spitälern als der bei ihren Gastfreunden zu Bombay Gestorbenen, wurden, uralter Landessitte gemäß, verbrannt. Ein Leichnam ist schnell vom Feuer verzehrt, und von dieser sterblichen Hülle bleiben kaum ein paar Unzen weißer Asche übrig. Alles Andere verfliegt wie Dampf in die Luft, um einst zur Mutter Erde zurückzukehren und unter andern Formen ein neues Leben zu beginnen.

Oft auch ging ich allein, um diesen Leichenfeierlichkeiten zuzuschauen. Wenige Engländer konnten begreifen, welches Vergnügen ich daran fände, Hindu-Leichen verbrennen zu sehen. Doch hier war überreichlicher Stoff für den Pinsel eines Malers vorhanden. Stundenlang vermochte ich zu verweilen, um Zeuge zu seyn, wie die Hindus die irdischen Reste eines Freundes oder eines Unbekannten aus ihrer Kaste, welche sie entweder an der Straße oder im Spital gefunden, aus dem Kokoswalde von Bombay brachten. Indeß Einige die Leiche im Meere wuschen, errichteten Andere einen länglichen Holzstoß, anderthalb bis zwei Fuß hoch und fünf bis sechs Fuß breit. Das unglückliche Opfer des Hungers ward darauf gelegt und mit etwas Brennholz bedeckt. Nachdem das Feuer angezündet, stellten die Hindus sich zur Seite des Holzstoßes, immer über dem Winde, auf und blieben hier harrend im tiefsten Stillschweigen. Niemals gewahrte ich auf dem Gesichte die mindeste Spur des Eindrucks oder der Rührung. Ein Charakterzug auf dem Angesichte der Indier ist sanfte Ruhe bei den größten Leiden.

Mit Aufmerksamkeit betrachtete ich nun die um sich greifenden Flammen und bemerkte, daß in kurzer Zeit die knochigen Theile des Körpers den Brennstoff vermehren halfen. So oft irgend ein Glied herabfiel, legten die Umstehenden dasselbe mit der nämlichen Gleichgültigkeit oder wenigstens Gelassenheit wieder auf's Feuer. Zu verschiedenen Malen ging ich an Hunderten dieser Scheiterhaufen vorüber, während rings um jeden fünf oder sechs Menschen schweigend beschäftigt waren.

Wie gesagt: ich fühlte mich oft nach diesem traurigen Schauspiel hingezogen und zwar Morgens, wenn die feuchte Landluft bei der Windstille hängen blieb, und Abends, wenn die unentbehrliche Seeluft die Wipfel der Kokospalmen sanft umsäuselte. Morgens war die ganze Bai, nicht bloß zwischen den beiden Vorgebirgen, sondern so weit das Auge reichte, spiegelglatt, wie Krystall; auch nicht die kleinste Welle rollte dem Sande zu. Die Scheiterhaufen waren dicht am Strande aufgestellt, und Hunderte von Rauchsäulen stiegen senkrecht empor und erhoben sich eben so, wie in mathematischer Gleichmäßigkeit, hoch über die größten Kokosbäume. Kein Blättchen bewegte sich, kein Laut ward in der Ferne vernommen, und dieß gestaltete das Schauspiel noch feierlicher, noch ehrfurchterregender. Wäre nicht hier und da eine Leiche aus den Händen der Waschenden in den Fluß geglitten — wäre nicht hier und dort zwischen Denen, die einen neuen Holzstoß errichteten, leise ein Wort gesprochen oder die Flamme durch einen geringen Luftzug ein wenig verstärkt worden — man hätte sich einbilden können, eine Zaubererscheinung zu erblicken!

Von den Hindus nicht bemerkt, schritt ich, wie unsichtbar, an diesem Todtenufer auf und nieder. Wohin mein Auge sich wandte, sah ich von Flammen und Rauch halbverzehrte Leichname und Gliedmaßen und bei jedem Scheiterhaufen in stiller Geschäftigkeit eine Gruppe Hindus mit hohlen Augen und von Hunger eingefallenen Wangen.

Die Ausdehnung und Größe der Plage, welche Indien jetzt heimsuchte, erschien mir am deutlichsten aus folgendem Umstande. In gewöhnlichen Zeiten, wenn zu Bombay täglich höchstens zwanzig Sterbfälle sich ereignen, ist das Holz, was täglich auf den Markt gebracht wird, hinreichend zum Verbrennen der Leichen; aber, als im Jahre 1812 die Hungersnoth in Marwar, Cutch, Guzerate und anderen nördlichen Distrikten zum Vorschein gekommen war; als Schaaren hungriger Hindus nach der Prädentschaft strömten und größtentheils hier den Tod fanden: da

ward das Brennholz ein bedeutender Einfuhrartikel und Mancher trieb darin einen vortheilhaften Handel. Daher sah man denn stets in der Nähe der Leichenstapel, welche Tag und Nacht fortbrannten, eine Menge Küstenfahrer vor Anker liegen. Die Fahrzeuge hatten sogar hohe Oberlasten von Reisig und gespaltenem Holze.

(Fortsetzung folgt.)

Biebrich und seine Blumenausstellung.

Biebrich ist seit zehn Tagen ein Wallfahrtsort geworden, zu dem Tausende von nah und fern hinströmen, um sich dort nach langer winterlicher Gefangenschaft an den Wundern der Natur, der unerschöpflichen, zu erquicken und in süßem ruhigem Genusse wieder zu erheitern. Und wahrlich, wenn dem kranken, geängsteten Gemüthe je von außen her Erquickung geworden ist, hier wirken die mannichfaltigsten Kräfte in so vollendeter Harmonie zusammen, daß auch in das gedrückteste Herz das Gefühl der Erhebung und Stärkung überströmen muß aus diesen lieblichen Gaben der Natur, so wie aus der Kunst wunderbaren Gebilden. Der Frühling ist erwacht; die schweren Eisesbande des Winters sind gesprengt, entfesselt ziehen die klaren Wogen des königlichen Rheinstromes ihren alten Siegeslauf durch das paradiesische, berggekrönte Thal, welches, das reichste Blatt unsrer vaterländischen Geschichte, sich von den Alpen bis zum Ocean ausbreitet. Welch' unendliche Reihe großer Erinnerungen zieht an unsrem Auge vorüber, wenn wir dieß herrliche Thal betreten. Und darüber wölbt sich in friedlicher Bläue der milde Frühlingshimmel und spiegelt sich in den lauteren Fluthen und es wird uns zu Muthe, als müßten wir, an unsre Brust schlagend, ausrufen: Ihr habt doch Recht, ihr Friedensmänner! Seyd gepriesen für den heroischen Muth, mit dem ihr ein Friedensblatt nach dem andern hinaussendet, während schnöde Eroberungslust die Fackel eines unheilvollen Krieges entzündet hat. Ihr habt Recht, gerade jetzt um so lauter zu rufen. Denn wie auf der einen Seite gewiß, wie nun einmal die irdischen Verhältnisse sind, der Spruch: Willst Du den Frieden, so rufe den Krieg! seine Wahrheit hat: so ist es noch viel gewisser, daß eure Botschaft gerade in dem Kriegslärm und der Kriegsnoth in tausend und abertausend Herzen einen ergiebigen Boden finden muß. Möchte die Pilgerfahrt nach dem Frühlingsparadiese am Rhein eine gute Vorbedeutung seyn, daß alle gesunden Herzen sich nach Frieden sehnen: dann muß der Kriegslärm bald schwinden und Ruhe wieder einziehen in die erschütterte Welt. So laßt uns denn eintreten in den Tempel und seine Wunder schauen. Auf unsrem Wege haben lachender Himmel, blaue, klare Fluth und die lauen Lüfte uns Grüße des Lenzes gebracht; aber seine eigentlichen Boten, seine buntleuchtenden Kinder sind noch schüchtern zurückgeblieben; nur die lieblichen Anemonen haben uns, den Vorbeisausenden zugenickt. Wir treten ein in die Vorhalle des Tempels. Ein schmaler, hochgewölbter, lichtgrüner Gang nimmt uns auf; ringsum zartes Grün außer dem Pfad, auf dem wir vorwärtsschreiten; die Sonnenstrahlen, die durch die Glaswölbung fallen, zittern in tausend Lichtern auf den zartgeformten Blättern. Die zarten Eriken in feiner Mannichfaltigkeit warten bescheiden, bis unser Auge sie freudig bemerkt. In kurzen Zwischenräumen biegt sich der Pfad gedoppelt um sinnig geordnete Blumenrunde mit lebhafterem Farbenschmelz; am Boden im einfassenden frischen Rasen blühen Büsche des zarten Vergißmeinnicht; und in herabhängenden kunstvollen Vasen leuchten Blumen in den herrlichsten Farben; links führt der erhöhte Boden zu Blumenlauben und Blumengrotten, die zur Ruhe am plätschernden Springquell einladen; rechts schweift der Blick in Zwischengänge, in deren Seiten in unzähligen Spielarten die schönsten Camellien, Rosen, Eriken prangen. Immer weiter dringen wir vor; näher tritt uns der Zauberglanz der Alhambra und erfüllt uns mit süßer Ahnung. Jetzt nimmt er uns auf, der Feensaal. Wir stehen, wie von unsichtbarer Hand gehalten. Ein Lichtmeer wallt uns entgegen und süße Düfte umziehen uns, wie Opfergerüche. Und in die feierliche Stille, in die des Gefühls Uebermacht uns für Augenblicke bannt, tönt das melodische Rauschen der großen Marmorfontainen. Zögernden Schrittes durchziehen wir die wundervollen Räume, aber immer wieder kehren wir zurück zum Eingang, wo der volle, wunderbare Eindruck des Ganzen uns immer wieder mit Staunen erfüllt. Die Natur bleibt doch in Farben und Formen ewig unerreicht. Jedes ihrer Gebilde hat für sich Sinn und Bedeutung und schickt sich harmonisch in Sinn und Bedeutung des Ganzen. Das liebliche Vergißmeinnicht und das kleine, würzig duftende Maiglöckchen behalten ihren Reiz mitten unter all' den stolzen, prächtigen Schwestern und keine Farbe stört die andre, sie schmelzen alle in ein wohlthuendes Farbenmeer zusammen. Aber für die Dauer ist diese Farbenpracht der Alhambra sinnbetäubend; es ist, als sollten wir alle die gaukelnden Märchen der Tausend und Einen Nacht nach einander genießen. Wir sehnen uns nach dem frischen Grün: da empfängt uns der Wintergarten, der Lieblingsaufenthalt der Herzogin. Wie den ermüdeten Leib nach Sommers Schwüle das kühle Wellenbad erquickend aufnimmt: so labt sich hier das Auge an dem Rasenteppich, an den mächtigen Baumgruppen, an den vereinzelt um so wirksameren Blumengruppen. Und der lockende Ruf der Lachtauben, der aus weiter Ferne zu kommen scheint, lädt zu seligem Verweilen ein, aus rauschendem Genuß zu paradiesischer Ruhe. Hiermit wäre eigentlich unsere Wallfahrt in der Natur beendet; aber der Uebergang aus dem Paradies in die noch dürftige äußere Natur wäre zu grell. Wir wandern gerne noch durch das Palmenhaus und schauen empor in die wunderherrlichen grünen Fächer der Fächerpalme; wir ziehen zögernd durch den zweiten, blüthenreichern Gang und begrüßen mit Freuden die Prachtexemplare, die uns überall umgeben. Es ist, als hören wir das milde Ausgangsgeläute des Tempels, bis endlich die letzten Töne verstummen und der blaue Himmel der Außenwelt und das kräftige Sonnenlicht uns wieder empfängt beim Ausgange. Aber ganz sollen wir noch nicht entlassen werden. Auch die Kunst will nicht zurückbleiben und sie darf in ihrer einfachen Größe schon den Kampf wagen mit der üppigen Natur. Wie in dem Menschen die Gottheit den Triumph ihrer irdischen Erscheinung feiert, so müssen auch alle Naturgebilde zurücktreten vor den Schöpfungen der Kunst. Voll der eben empfangenen Eindrücke wandeln wir still durch die Gänge des Parks in die Werkstatt Hopfgartens. Wir treten vor die schlummernde Herzogin. Wie süß, wie bezaubernd süß ist dieser Todesschlummer. Wir fühlen, sie schlummert zu frohem, seligem Erwachen. Wie reizend schön und doch wie heilig ist diese Gestalt, wie edel die Linien des Kopfes, wie fein und doch wie kräftig die Formen des Körpers und der Glieder! Wie meisterhaft leicht die ganze Gewandung! Wir dürfen sie kühn den besten Portraitstatuen unserer Zeit an die Seite setzen; nur Rauchs Luise möchte sie wohl noch übertreffen. Auch die übrigen Werke dieses Künstlers nehmen in hohem Grade unser Interesse in Anspruch. Seine Lorelei ist eine sehr schöne Composition, nicht so phantasiereich, als des wackern Rethels Zeichnung in Reumonts Rheinsagen; aber vielleicht mehr für das Material berechnet.

Ob sie an Ort und Stelle ihre Wirkung haben wird, ist schwer zu bestimmen; auch fragt sich's, ob der Guß gerade geeignet seyn mag für eine Darstellung des Zauberhaften. Jedenfalls ist es sehr rühmend anzuerkennen, daß auch an diesem Hofe die Kunst eine bleibende Stätte gewonnen hat.

So haben wir denn die Gaben der Natur und der Kunst in reichem Maße genossen und scheiden dankbaren Herzens. Das kleine Dampfboot führt uns auf dem herrlichen kühlen Wasserspiegel nach dem goldnen Mainz und in kurzer Frist kehren wir wieder ein in unserm behaglichen Frankfurt und tragen in den Frieden unserer Familie die mannichfaltigen Eindrücke eines schön verlebten Tages.

Mannichfaltigkeiten.

Ein Berliner Hutmacher (Gebr. Freistadt) zeigt an, daß er fortan jedem seiner Kunden bei jedem von ihm gekauften Hut ein schönes Lichtbild des Käufers oder einer anderen Person, durch welches die Verwechslung der Hüte vermieden werden soll, gratis zugeben wird.

Belletristische und künstlerische Neuigkeiten.

(Schluß.)

Der erste Band von Heinrich's Buche über „Leben und Werke der berühmtesten **Maler**" (Berl., Nesselmann; vergl. Did. 1853 Nr. 98) ist vollendet und umfaßt die toskanischen Schulen von Cimabue an, sodann Leonardo da Vinci und Michel Angelo mit ihren Nachfolgern. Mit Wärme und großem Fleiße ausgearbeitet, erscheint dieß Werk völlig geeignet, nicht bloß den Jünger der Kunst, sondern auch jeden Freund derselben mit ihrer Geschichte bekannt zu machen. Aber auch von allen besonderen Kunstinteressen abgesehen, finden hier psychologische und bildungsgeschichtliche Studien reichen Stoff vor, indem der Maler immer auch als Mensch geschildert wird, nach seiner (häufig stark markirten) Eigenthümlichkeit, seinen Beziehungen zu Zeit und Umgebung, und nach seinem allmäligen, oft mit schwerem Ringen verbundenen Werden zum Künstler. Viele anziehende Charakterzüge und Anekdoten sind humoristischer, manche auch dämonischer Art. Durch die kritischen Mittheilungen über die einzelnen Gemälde empfiehlt sich das Werk namentlich jedem Galerienbesucher. Die „**Denkmale** deutscher Baukunst, Bildnerei und Malerei", her. von E. Förster (Lief. 1—3. Leipz., Weigel) sind ein ihres Gegenstandes würdiges Prachtwerk. Selbst das Barocke und Unschöne, wie die Kanzelreliefs aus dem Dome zu Aachen, fügt sich hier als ergänzendes Glied in die allmälig erwachsende Kunst. In ihrer Blüthe dagegen zeigt sich diese z. B. in der Bildnerei der goldnen Pforte zu Freiberg, einem vaterländischen Kunstwerke, das selbst der Königin des semitisch christlichen Olymps deutsche Züge leiht. Aufs Sorgfältigste ausgearbeitet sind die „sieben Freuden Marias" von Memling mit ihrer Ueberfülle von Gruppen und Scenen. Die Dome von Speier und Limburg zeigen in ihrer Großartigkeit einen auffallenden Gegensatz zu der Kleinlichkeit der neuesten Zeit, die aus manchen, vordem so heiligen, Hallen Tummelplätze demagogischer Umtriebe macht und sie von Bannflüchen in Gebetsform widerhallen läßt. — Wir machen einen großen Sprung zur industriellen Kunst, indem wir eine „**Namengallerie**" für Stickereien m. v. Abb. (Ulm, Ebner) anzeigen, welcher ein Deutungswörterbuch der gangbarsten Namen und mannichfache Vorschriften für häusliche Technik zugefügt sind. — Neuigkeiten der Tonkunst sind: Das erste, schon von anderer Hand hier angezeigte, Heft der „Auswahl deutscher **Volkslieder** mit ihren Melodien" von Erk (Brl., Enslin), eines schön ausgestatteten Werkes von wissenschaftlichem Gehalte. Ferner ein nur wenige Pfennige kostender „**Volksliederkranz**" (Heft 1. 2 Leipz., Wöller) voll lieber Erinnerungen an eine Zeit, in welcher diese Lieder theils im eigentlichen Volke, theils in den Familien des gebildeteren Mittelstandes gesungen wurden.

Die ersten der folgenden periodischen Werke gehören zugleich dem Kunstgebiete an. Der „**Kunstverein**" mit Text von Bauck (Leipz., Payne. Vergl. Did. 1853 Nr. 88. 227) gibt in Lief. 22—25 u. a. mehrere Charakterbilder aus dem Kinderleben; ein schönes Sängerterzett; idyllische Landschaften ohne Eisenbahnen; eine Bärenjagd; Bilder aus der christlichen Geschichte und Mythologie, darunter eine ausgezeichnete, entsetzlich natürliche Gruppe von Dyck's „Vor der Grablegung"; ein nicht sehr heiliges Bild aus der griechischen Mythologie, nämlich ein Rendezvous zwischen Jupiter und einer seiner Erkorenen. Eine mit der schönsten Laune geschriebene Künstlernovelle, „die Sängerin", ist noch nicht geschlossen. — Das bei Sar in Stuttgart erscheinende „Kunst- und **Unterhaltungsblatt**" hat den Jahrgang 1854 unter Verantwortlichkeit des Herausgebers begonnen. Plan und Ausstattung sind dieselben geblieben. Zwei wohlgerathene Stahlstiche schmücken das erste Heft, das eine gewandt skizzirte „Räubergeschichte" von Dräxler-Manfred, eine Dorfgeschichte von A. Becker und mehrere Gedichte enthält. Das letzte Halbjahr bot in bekannter Mannichfaltigkeit eine Reihe von Stahlstichen, unter welchen des Künstlers tragikomisches Erdenwallen und das schlafende Brüderchen besonders ansprechen; die (hier schon gesondert angezeigte) „Nichte O. Toms"; „das Heideweib" von Clare v. Glümer mit einem freundlichen Bilde. Von der, ebenfalls von Sar verlegten und herausgegebenen „Neuen illustrirten **Zeitschrift**" für 1854 erhielten wir die beiden ersten Nummern, darin u. a. das merkwürdige Bild der Mutter Gottes von Kasan. E. Hallberger in Stuttgart hat sein „**Jugendalbum**" nun doch (vergl. Did. 1853 Nr. 283) einen neuen Jahrgang antreten lassen, was wir mit Vergnügen melden. Erzählungen, naturgeschichtliche Schilderungen und Anekdoten, Jagdabenteuer, Reisebilder und geschichtliche Abrisse füllen die drei ersten Hefte. In dem zweiten Bande der „**Muse**", Blätter für ernste und heitere Unterhaltung, her. von Dräxler-Manfred (Darmst., Jonghaus) bewährt sich der anerkannte Beruf des Herausgebers zu solchen Unternehmungen auf's Neue. In mancher Beziehung örtlicher Beschaffenheit, darf dieß Blatt zugleich nach dem größten Theile seines Inhaltes als ein Hausbuch für die gebildete Gesellschaft überhaupt gelten. Als Sammlung von Originalien steht es vielen seiner Genossen voran. Die Schöpfer derselben sind natürlich nicht gleicher Währung, großentheils aber weithin bekannt und beliebt; mit Recht werden auch neue Namen herbeigezogen. Die „Memorabilien" befriedigen neben der Neugier auch die solidere Wißbegier. Eine Zeitschrift ersten Ranges ist Gödeke's „Deutsche **Wochenschrift**" (Hann., Rümpler), von welcher uns Heft 1—10 (außer 4—6) zukamen. Sie beschreitet die mannichfaltigsten Gebiete der Wissenschaft und Kunst, sofern diese in Wechselwirkung mit dem deutschen Volksleben stehen. Undeutsche Bestrebungen berühet sie nur, um Gericht über sie zu halten. In deutschem Geiste wird auch die außerdeutsche Literatur gemustert. Für bildende Unterhaltung ist reichlich gesorgt. Die Kunst ist nicht bloß durch Kritiken, sondern auch durch einige Originalien vertreten; die Geschichte würdig durch Waiz. Ein tüchtiger Aufsatz von H. Kirchner bespricht „Nationalismus und Romantik", ohne den Stoff erschöpfen zu wollen. Die Selbstsucht der exklusiven „Wissenden" wird auch hier gegen die Verolksthümlichung (Popularisirung) des Wissens eifern — immerhin!

Korrespondenz.

Stuttgart, 9. April.

Der große Gelddiebstahl im Comptoire des Buchhändlers Hallberger hat vor einiger Zeit großes Aufsehen gemacht. Die Thäter schienen aber unermittelt bleiben zu sollen, da man einige deßhalb verhaftete Personen bald wieder freilassen mußte, bis es kürzlich unserer Polizei gelang, dieselben ausfindig zu machen und zwei derselben im Augenblick der Auswanderung nach Amerika in Mannheim und einen Dritten hier (lauter Brüder aus dem Dorfe Bothnang bei Stuttgart, wovon einer in der Hallberger'schen Buchdruckerei als Radtreiber beschäftigt) zu verhaften. Der eine der in Mannheim Verhafteten ist jedoch auf dem Transport hieher durch die unverzeihliche Nachlässigkeit eines Beamten, der denselben ungefesselt und ohne Gensd'armeriebegleitung, nur von einem Civilkondukteur geführt, auf dem Transport entkommen. Ob dieser Beamter, ein würtembergischer oder ein badischer, ist mir noch unbekannt, denn die Entweichung geschah unfern der Gränze bei Maulbronn. — Heute wurde hier ein wegen Fälschung und Veruntreuung von Geldern flüchtiger Beamter, der Oberamtsrichter Ostertag von Neresheim, von der Polizei Behufs seiner Verhaftung gesucht; er hat ohne Zweifel den Weg nach Amerika genommen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 13., Freitag den 14., Samstag den 15. und Sonntag den 16. April bleibt das Theater geschlossen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 90. Freitag, den 14. April 1854.

Die Logik der Leidenschaften.

(Nach dem Französischen der Marie Aycard.)

(Fortsetzung.)

„Was meint aber der Vater Ihrer Braut zu diesem Liebesverhältnisse", wandte sich Frau von Saveuse von neuem an den jungen Advokaten.

„Ihr Vater ist mein Onkel, der Bruder meiner Mutter. Er liebt mich wie ein Vater . . . Indessen", fügte er mit einer Offenheit hinzu, die wir schon an ihm gewohnt sind, „ich bin als Advokat gewöhnt, mir immer Schwierigkeiten zu denken, die ich überwinden muß; es ist auch in der That nichts unmöglich."

„Ja wohl", sagte Herr von Saveuse zerstreut, „es ist nichts unmöglich."

„Und doch ist Ein Fall unmöglich", entgegnete Herr Bernhard, „nämlich der, daß Hortensie mich nicht liebte. Wir wollen aber einen andern Fall setzen: mein Onkel könnte mir wirklich seine Tochter verweigern wollen; aber, es würde ihm nicht gelingen, uns zu trennen. Glauben Sie mir, Madame, die wahre Liebe spricht eine beredte Sprache und es widersteht ihr Niemand so leicht. Wir würden Alles aufbieten, um ihn zu bewegen, seine Einwilligung nicht zurück zu nehmen."

„Ach, Sie haben schon seine Einwilligung!" erwiederte Frau von Saveuse.

„Indirekt. Er hat gesehen, wie wir uns schon als kleine Kinder liebten, wie diese Liebe immer inniger und stärker wurde, und nie hat er einen Versuch gemacht, diese Neigung zu unterdrücken, im Gegentheil, es schien ihm immer Freude zu machen, daß wir uns gern hatten. Und, wie gesagt, sollte er auch seine Meinung geändert haben, er könnte unseren Bitten, unseren Thränen nicht widerstehen; er müßte ja sehen, daß wir nicht ohne einander leben können."

„Nun, der ist gehörig verliebt!" dachte Herr von Saveuse bei sich; „den brauche ich nicht zu fürchten. — Da nun einmal mein böser Stern will, daß die Bernhardine einem jungen, hübschen Manne gehört, so kann ich mit diesem Besitzer noch immer zufrieden seyn. — „Mein Herr", sagte er, sich zu Bernhard wendend und ihm die Papiere wieder zurückgebend, „ich habe mich überzeugt, daß das Recht auf Ihrer Seite ist und verzichte auf den Prozeß. . . . Ich möchte mich wahrhaftig nicht mit einem Advokaten streiten, wie Sie sind; denn ich glaube, Sie verlieren nicht leicht einen Prozeß."

„Sie wollen Ihre Klage im Ernste zurücknehmen, mein Herr?"

„Das versteht sich. Ich will meinem Anwalt sofort die Akten wieder abfordern."

„In dem Falle hat eigentlich meine Reise nach Amiens keinen Zweck mehr."

„Wenn es Ihnen nicht Vergnügen macht, das schöne Gut einmal wieder zu sehen! So viel ich mich erinnere, ist es ein herrliches Grundstück."

„Es ist ein Familiengut, und die zehntausend Franken, die es jährlich einbringt, sind mein einziges Vermögen."

In diesem Augenblicke kam der Zug in Pontoise an. Die Locomotive ließ ihre grellen Töne hören, und die Bahnwärter riefen fast einstimmig: Pontoise! Pontoise!

Der junge Advokat zog seinen Mantel wieder auf die Schultern und wendete sich an Frau von Saveuse:

„Madame, da Herr von Saveuse Nachsicht mit meinem Verwalter und dessen Heuboden haben will und ich dadurch der Mühe überhoben bin, mein Recht zu vertheidigen, so will ich hier frühstücken und mit dem nächsten Zuge wieder nach Paris zurückgehen, um mit meiner Cousine zu Mittag zu essen."

„Sie haben Recht", erwiederte Frau von Saveuse. „Nun", fügte sie hinzu, „wenn Fräulein Paravet Madame Bernhard geworden ist, dann führen Sie sie auf die Bernhardine und bringen dort die Flitterwochen mit ihr zu. Vergessen Sie dabei auch nicht, daß die Besitzer der Saveuse sich zu Ihren Freunden zählen."

„Auf Wiedersehen also!" sagte Herr von Saveuse. „Folgen Sie der Einladung meiner Frau bald. Sie möchte sich gar zu gerne mit eigenen Augen von der Schönheit der Fräulein Paravet überzeugen."

Herr Bernhard ließ die Wagenthüre öffnen und verließ seine neuen Freunde.

„Jetzt bleibt Dir nichts Anderes übrig", sagte Frau von Saveuse zu ihrem Gatten, „als die Fenster des Gartenhäuschens zumauern zu lassen."

„Ohne Scherz", erwiederte dieser, „wenn die beabsichtigte Verbindung dieses jungen Mannes mit seiner Cousine nicht zu Stande kommen sollte, so könnten mich die Umstände wirklich noch zu diesem Schritte nöthigen."

Herr Bernhard kehrte wirklich mit dem nächsten Zuge nach Paris zurück und verfügte sich, nachdem er eine angemessene Toilette gemacht hatte, nach der Wohnung seines Onkels, um mit seiner Cousine zu Mittag zu essen.

Der Ehevertrag.

Während unser junger Advokat arglos seiner Geliebten zueilt, wollen wir den Leser immer zu Herrn Paravet führen, damit er den zärtlichen Vater, den wohlwollenden Onkel, der nöthigenfalls durch die Thränen und Bitten zweier Liebenden erweicht werden sollte, ein wenig näher kennen lernt.

Die Straße du Temple und die Straße Saint-Martin sind durch eine Hauptstraße verbunden, an deren Stelle einstmals der

Palast oder vielmehr die Burg der Montmorency stand. Zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts verkaufte die Familie Montmorency den Palast mit seinen Umgebungen. Man machte aus dem Raum eine Straße und legte derselben den Namen Montmorency bei. Im Jahre 1793 nannte man sie Rue de la Réunion, weil die Partei, die diesen Namen führte, ihre Sitzungen dort hielt. Die spätere Regierung, welche Ursache hatte, jede Erinnerung an die Republik zu vermeiden, gab ihr den ursprünglichen Namen wieder.

In dieser Straße nun, jetzt fast ausschließlich von Kaufleuten bewohnt, nahm Herr Paravet eines der schönsten Häuser ein.

Herr Paravet war ein Mann von ungefähr 50 Jahren, mittlerer Größe und von angenehmem Aeußeren. Er gehörte zu den Personen, welche eine entschiedene Herrschaft über ihre Umgebungen ausüben, ohne daß diese sich dessen bewußt sind. Seine wohlwollenden, sanften Züge, das freundliche Lächeln, das um seine Lippen spielte, die anscheinende Ruhe in seinem ganzen Wesen ließen ihn als einen ganz Anderen erscheinen, als er eigentlich war. Jeder hielt ihn für den liebevollsten Vater, für den uneigennützigsten Freund, den duldsamsten Herrn, während er doch von dem Allem nichts war: im Gegentheil, Ehrgeiz, Verschlossenheit und Egoismus waren die Hauptzüge seines Charakters.

Er hatte mit dreißig Jahren geheirathet, seine Frau aber schon nach der Geburt seines einzigen Kindes, einer Tochter, wieder verloren. Nach ihrem Tode war, auf seinen Wunsch, seine Schwester, Ursula, zu ihm gezogen, um das Hauswesen zu führen und die Erziehung des Kindes zu übernehmen. Er konnte sich auch in der That mit Beidem nicht befassen, da er den ganzen Tag an seine Schreibstube gefesselt war.

Fräulein Ursula war ein Mädchen ohne Vermögen und ohne äußere Reize; sie war ihrem Bruder aufrichtig ergeben und gehorchte ihm gewissermaßen instinktmäßig, wie ein Wesen, das die Ueberlegenheit des Andern fühlt, und dem das Gefühl der Abhängigkeit gleichsam zur andern Natur geworden ist. Im Uebrigen war er seinerseits auch freundlich und artig gegen sie, so oft er in Berührung mit ihr kam, was freilich gewöhnlich nur bei Tische geschah. Seine Tochter Hortensie liebte ihn und that aus kindlicher Zuneigung Alles, was ihm Freude machte. Auch ihr war ein blinder Gehorsam gegen ihren Vater zur Gewohnheit geworden, ohne daß sie sich dessen bewußt war. Im Gegentheil, es hatte stets den Anschein, als sey Herr Paravet ein äußerst zärtlicher Vater, der allen Wünschen, allen kindlichen Einfällen seiner Tochter zuvorkomme. So hatte Hortensie ihr achtzehntes Jahr erreicht, ohne daß ihr auch nur Einmal der Gedanke gekommen war, ihrem Vater ungehorsam seyn zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Schilderung einer Hungersnoth in Hindostan.

Aus „Vaderland'sche Letteroefeningen" übertragen von Gottfried Overmann.

(Schluß.)

Indessen sahen wir in Bombay nur einen kleinen Theil des Unglücks, das ganz Indien traf. In unserer gesegneten Präsidentschaft gingen Geschäfte und sogar Vergnügungen noch den gewöhnlichen Gang; doch so war es nicht in Guzerate, und ehe ich in meiner Beschreibung fortfahre, muß ich noch von einer andern Landplage sprechen.

In Europa weiß man nicht viel mehr von Heuschrecken, als Das, was man in der heiligen Schrift davon liest, und selbst in Indien ist die Geschichte dieser Insekten nicht allgemein bekannt. Ich sprach einst einen Engländer, der mir die Versicherung gab, während seines fünfzehnjährigen Aufenthalts im Orient bloß dreimal Heuschrecken gesehen zu haben, nämlich einmal in einem Zuge, und zweimal von einem Koch zubereitet in einer „Curry" oder einem indischen Ragout. Ich meinestheils hatte einige dieser Thiere in einem Museum gesehen; aber ihr Zug war mir beschrieben als ein fürchterliches Schneegestöber (d. h. von dunkelfarbigem Schnee), wobei man das Geräusch der vielen Millionen Flügel in sehr großer Entfernung vernehme; während ein dichter Schwarm, einer Sündfluth ähnlich, wohl dreimal vierundzwanzig Stunden ununterbrochen am Vorüberziehen bleibe.

Kapitän Beaufort, Verfasser eines interessanten Werkes über Caramanien, erzählte mir, er habe 1811 in Smyrna Gelegenheit gehabt, den Raum, den ein von Süden nach Norden ziehendes Heer von Heuschrecken eingenommen, ziemlich genau berechnen zu können. Der Konsul mußte dem Pascha von Sardes einen Boten senden, dessen Weg eine solche Richtung hatte, daß er mit dem Zuge der Heuschrecken einen rechten Winkel bildete. Der Bote legte zu Pferde vierzig englische Meilen zurück, ehe er die bewegliche Kolonne der gefräßigen Insekten hinter dem Rücken hatte. Vermittelst eines guten Taschen-Teleskops fand man, daß die Breite dieser Heersäule wohl dreihundert Faden betrug, während dieselbe sich sieben Meilen in der Stunde vorwärts bewegte. Der Zug währte drei Tage und drei Nächte, ohne merkliche Verminderung oder Unterbrechung. Aus diesen Beobachtungen läßt sich berechnen, daß jener ungeheure Schwarm mindestens aus 168,608,563,000 Stück bestanden haben muß. Es hält schwer, sich eine solche Menge in der Einbildung vorzustellen; es geht uns hierbei, als wenn wir von der Entfernung der Fixsterne oder von der Schnelligkeit des Lichtes reden hören. Und vielleicht bildeten jene Heuschrecken nur erst eine Abtheilung aus den großen Heeren, über deren Verwüstungen in Ländern, welche weit östlich von Palästina liegen, ich jetzt Mittheilung machen will.

Im Anfang des Jahres 1810 erschienen Millionen dieser Insekten in den östlichen Theilen Bengalens und zogen durch das eigentliche Hindostan nach Nordwesten. Im Jahre 1811 kamen sie nach Marwar, und da nicht viel Regen gefallen war, hatten sie bald alle Pflanzen, bis auf den letzten Sprößling, verzehrt. So zog dieses unwiderstehbare Heer weiter bis zur Stadt Barvach, am rechten Ufer des Flusses Nerbudda, der sich in den Meerbusen von Camboda oder Camboja ergießt, 1½ Grad vom Wendekreise und 60 französische Meilen von der Stadt Bombay. Dort wurden die Heuschrecken durch das Wenden des Passatwindes 1812 aufgehalten und so verschwand die schreckliche Plage aus dem unglücklichen Lande, ohne daß man wußte, woher die Thierchen kamen oder wo sie blieben.

Durch die Dürre und die Verheerungen der Heuschrecken zur Verzweiflung gebracht, stürzte sich nun die Bevölkerung von Marwar in ganzen Strömen auf Guzerate; allein es dauerte nicht lange, bis diese Schaaren von Flüchtlingen eine Beute des Verderbens wurden, dem sie zu entlaufen glaubten. Im Jahre 1812 nämlich ging in Guzerate, wohin die Heuschrecken nicht kamen, wegen Mangels an Regen die Ernte verloren. Die Bevölkerung war verdoppelt und die Lebensmittel betrugen kaum den zehnten Theil der gewöhnlichen Menge. Jeder suchte seinen Vorrath zu verbergen und Wucherer trugen noch das Ihrige dazu bei, die Hungersnoth früher herbeizuführen.

Der unbegreifliche Eigensinn der Auswanderer von Marwar war Schuld, daß die Theilnahme, welche ihr Elend Anfangs eingeflößt hatte, bedeutend erkaltete. Haben sie vielleicht — nach der Bereitwilligkeit, mit der man bei ihrer Ankunft ihnen geholfen — geglaubt, man werde nie die milde Hand von ihnen zurückziehen? War es angeborne Trägheit, oder jener Stumpfsinn, der oft

das äußerste Elend begleitet? Mag nun Eines oder das Andere, oder Beides der Fall gewesen seyn: genug, sie wiesen alle Vorschläge, in Arbeit ein Existenzmittel zu finden, halsstarrig ab. Vielleicht dachten sie, sie würden ohnedieß umkommen müssen! Ganze Schaaren dieser Flüchtlinge blieben endlich, nachdem sie wie Heerden wilder Thiere in Guzerate umhergeschweift, an den Eingängen der großen Städte und auf den öffentlichen Wegen liegen; denn Seuchen wütheten unter ihnen, gleichsam um die Wette mit dem Hunger — sie brachten bösartige Blattern in das Land, wohin Verzweiflung sie getrieben.

Bei diesen Trauerscenen war nichts ergreifender und herzrührender, als wenn Säuglinge vergebens Nahrung suchten an der ausgetrockneten Brust der Mütter, welche selbst fruchtlos nach einem Tropfen Wasser schmachteten, um ihren Durst zu stillen.

Uebermaß von Elend stumpft endlich die Gemüther ab. Die schönen Gefühle, welche, als Züge des Volkscharakters, mir zu Bombay hohe Achtung eingeflößt hätten, verschwanden dort in kurzer Zeit. Die Unterscheidung der Kasten ward zuletzt aufgegeben; aber auch diese verschwand allmälig und man sah Braminen ihre Weiber, Schwestern, Kinder, ihre ganze Verwandtschaft für zwei oder drei Rupien dem Ersten und Besten preisgeben, der sich damit belasten wollte. Kapitän Carnac erzählt, wie er gesehen, daß ein lebendes Kind von zwei hungerigen Hunden aus den Armen der Mutter gerissen wurde, welche, nicht mehr im Stande, zu sprechen, dem Gegenstande ihrer Zärtlichkeit bloß mit den Augen nachzustarren vermochte; andere Kinder liefen den Hunden nach; doch diese Thiere, die, nachdem sie einmal Menschenfleisch versucht hatten, ungemein wild geworden waren, wandten sich um und zeigten den schwachen Geschöpfen die vom Blute ihrer Beute rothgefärbten Zähne.

Ich theilte bereits mit, wie geduldig die Hindus zu Bombay rings um den Kessel auf ihren Reis harrten; aber im Norden, wo die Hungersnoth in ihrer ganzen Furchtbarkeit herrschte und der größte Theil der Bevölkerung wirklich Hunger litt, war es ganz anders. Mancher büßte seine Gefräßigkeit mit dem Leben, da er die Nahrung zu hastig verschlang oder durch Kunstgriffe sich eine doppelte Portion zu verschaffen wußte, die der erschlaffte Magen nicht ertrug. Kinder wurden von Eltern zertreten, indem sie mit rasendem Hunger sich auf die Speisen warfen.

Auch an die Besorgung der Leichen, wie ich solches von Bombay beschrieben, dachte man in Guzerate nicht mehr. Die Achtung für die Todten währte nicht länger, als die Theilnahme an dem Loose der Sterbenden. Die Leichen der armen, in der Hungersnoth umgekommenen Marwaris blieben auf der Erde liegen. Dieser Verwahrlosung schreibt Kapitän Carnac, und ohne Zweifel mit Recht, die bösartige Pest von 1812 zu. In Baroda, wo der Sitz der Regierung sich befand und jeden Tag ungefähr fünfhundert Menschen starben, hielt man noch die Ordnung in so fern aufrecht, daß die Leichen verbrannt wurden; zu Ahmedabad aber war die Sterblichkeit so groß, daß man dieß keinesweges vermochte. In dieser Stadt büßten nicht weniger als hunderttausend Menschen das Leben ein.

Merkwürdig ist es, daß im ganzen Lande, mit Ausnahme der Stadt Ahmedabad, die muselmännische Bevölkerung nicht so schrecklich litt, als die der Hindus. Man schreibt dieß dem Umstande zu, daß die Erstgenannten thierische Nahrung genießen.

„Ich kann," sagt Kapitän Carnac, „nicht bestimmen, wie viel Einwohner von Marwar durch diese Hungersnoth hinweggerafft sind. Zu Baroda, wo zu ihrer Rettung nichts versäumt wurde, sah ich in den Vorstädten manchmal fünfzig Leichen, welche liegen geblieben waren, weil die von der Regierung angestellten Personen nicht die Zeit hatten, sie fortzuschaffen. Nach Allem, was ich gesehen und gehört, halte ich es für gewiß, daß von Hundert höchstens nur Einer dieser Unglücklichen wieder in sein Vaterland zurückgekehrt ist."

M a n n i c h f a l t i g k e i t e n.

Die Felder des E l s a ß sind gegenwärtig von ganzen H e e r d e n v o n M ä u s e n heimgesucht. Der Präfekt des Niederrheins hat zu deren Vertilgung in einer öffentlichen Bekanntmachung eine sehr billige und sichere Art von Mäusefallen empfohlen. Mit Hülfe derselben sind auf einer Ausdehnung von 20 Hectaren Landes, etwa 14,000 rheinländische Quadratfuß, in 36 Tagen 15,315 Mäuse gefangen worden, ein Beweis, bis zu welchem Grade diese Landplage dort gediehen seyn muß.

Komisch, aber wahr ist es, daß Lord R a g l a n, der Oberkommandant der britischen Expeditionsarmee nach dem Orient, von verschiedenen Londoner Lebensversicherungsanstalten am Frackzipfel zurückgehalten wird. Der edle Lord ist nämlich bei verschiedenen Kompagnien versichert, und diese verlangen von ihm statutengemäß eine höhere Versicherungsprämie, sobald er ins Feld rückt; im Weigerungsfalle ist die Versicherung null. Er oder die englische Regierung oder seine Gläubiger oder der Kaiser von Rußland werden sich am Ende doch herbeilassen müssen, den geforderten Prämienzuschlag zu zahlen.

Kürzlich fand im Kanal an der englischen Küste ein schrecklicher Zusammenstoß zwischen zwei Schiffen statt, der zwölf Menschen das Leben kostete. Das amerikanische Schiff „Ann Kinwele" stieß nämlich mit dem Schiffe „Bonetta" zusammen, das von Fernambuco nach Hamburg mit einer Zuckerladung bestimmt war. Das Schiff „Bonetta" ging in drei Minuten unter, und nur der Kapitän und zwei Seeleute wurden gerettet.

Ein Züricher Blatt theilt nach einem Privatbriefe aus Konstantinopel folgendes Abenteuer mit, das wir ohne Bürgschaft hier wiedergeben: „Der bekannte General und Flüchtling Klapka, der in Konstantinopel eine Anstellung suchte, machte jüngst eine Spazierfahrt nach Smyrna. Auf dem Dampfboot machte Klapka die Bekanntschaft eines Deutschen, der ihm sehr gefällig versprach, ihm den Aufenthalt in dieser Stadt angenehm zu machen. Dieß geschah auch, und nach einer Landparthie, die er mit einer größeren Gesellschaft mitgemacht hatte, wurde er bei einem Freund seines Bekannten zum Essen eingeladen. Zu seiner großen Ueberraschung machte er die Entdeckung, daß der Gastgeber Niemand anders war, als der österreichische Consul. Beim Eintritt in das Haus bemerkte er den wohlbekannten Doppel-Adler. Klapka, dem das Schicksal von Coszta vor Augen schwebte, saß auf heißen Kohlen, spielte aber den Gleichgültigen und gab sich für einen schweizerischen Kaufmann aus. Natürlich kam das Gespräch bald auf die orientalische Frage, den ungarischen Krieg und endlich auf Klapka selbst. Der Consul sprach nicht am feinsten von demselben und sagte unter Anderm, wenn er ihn in die Hand bekäme, würde er ihn sofort packen und auf der österreichischen Fregatte nach Triest bringen lassen. Klapka unterstützte den Consul und meinte, er würde damit Oesterreich und sich selbst einen großen Dienst leisten. Nach beendigter Mahlzeit fand Klapka für rathsam, mit dem ersten Dampfer nach Konstantinopel zurückzukehren. Von dort soll er dem österreichischen Consul für die genossene Gastfreundschaft brieflich gedankt haben."

Aus Dresden wird von dem Auftauchen eines ganz außerordentlichen Gesangstalentes berichtet. Es ist eine junge Russin Frl. Catharina v. Canyar, die kürzlich in einem Konzerte zum ersten Male vor die Oeffentlichkeit getreten ist und die Musikfreunde in großen Enthusiasmus versetzt hat. Namentlich soll sie im Liedervortrage aufs Lebhafteste an Frau Schröder-Devrient erinnert haben.

Bücherschau.

Thomas von Kempen, vier Bücher von der Nachfolge Christi. Für evangelische Christen herausgegeben und mit Gebeten versehen von Karl Sudhoff, deutsch-reformirter Pfarrer zu Frankfurt a. M.

Die vier Bücher des Thomas a Kempis von der Nachfolge Christi haben sich seit vier Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag in Ansehen und Verehrung erhalten. Ihr Verfasser war ein tiefgläubiger, für die Lehren des unsterblichen Meisters wahrhaft begeisterter, von ächter Frömmigkeit und Glaubensinnigkeit ganz durchdrungener Mann. Nicht nur die katholische, sondern auch die übrige christliche Welt hat den hohen Werth jenes Werkes anerkannt. Seine Bedeutung und Vortrefflichkeit, da es wahr und kräftig auf das echte Christenthum dringt, hat schon Luther gepriesen; Leibnitz zählt es den trefflichsten Werken bei und sagt: „Selig, wer nach dem Inhalte dieses Buches lebt und sich nicht damit begnügt, dasselbe blos zu bewundern!" Die Nachfolge Christi ist aber nicht nur ein herzinniges, das Gemüth des frommen Gläubigen mächtig ergreifendes, sondern auch ein tiefdurchdachtes, an Belehrung, erhebender Betrachtung, geistigem Trost und Ermahnung überaus reiches Buch, welches Jedem, der einen treuen und zuverlässigen Freund und Rathgeber sucht, zu einem solchen werden und ihn sicher und erkräftigend durch die Leiden und Freuden des wechselvollen Lebens begleiten wird. Die vorliegende Bearbeitung für Nichtkatholiken zeichnet sich eben so durch die Treue, wie durch die Klarheit und Schönheit der Uebersetzung aus und hat nur Dasjenige weggelassen, was speciell katholisch und auf besondere Glaubenssätze dieser Kirche bezüglich ist. Außerdem hat Hr. Pfr. Sudhoff noch eine Reihe von Gebeten für jeden Tag der Woche, für besondere Feste, für die Abendmahlsfeier und für besondere Verhältnisse beigefügt. Wir können demnach das vorliegende, von der Verlagshandlung schön ausgestattete Andachtsbuch als eine sehr werthvolle und gewiß willkommene Festgabe bestens empfehlen.

Serena, ein Buch häuslicher Andacht für Töchter. Von Dr. G. Friederich. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer.

Von diesem vielbekannten trefflichen Erbauungsbuche liegt die in schöner und geschmackvoller Ausstattung erschienene fünfte Auflage vor uns. Diese Schrift soll, wie der Verf. in der Vorrede sagt, „eine Führerin für die religiös gebildete Jungfrau seyn, von der Zeit ihrer Vorbereitung zur Confirmation an, bis zum Eintritt in ein bestimmtes, dauerndes Berufsverhältniß, welches die reiferen Jahre bieten." Die Schrift gibt zuerst ein umfassendes Bild der Confirmation und der ersten Abendmahlsfeier der Jungfrau. In Bezug auf die Confirmation bringt sie vorbereitende Belehrungen über Gott, Menschenbestimmung und Unsterblichkeit, sodann über Christus, über den Einfluß seiner Erscheinung auf die Veredlung der Menschheit und über die Bedeutung und den Zweck der Sacramente. Weiter führt der Verfasser zur Vorbereitung auf die erste Abendmahlsfeier, erklärt die wahre Absicht Jesu bei deren Stiftung und deren Wichtigkeit für den wahren Christen. In der zweiten Abtheilung wird den jungen Leserinnen zuerst eine klare Uebersicht ihrer Bestimmung gegeben. Sodann vernehmen sie die wichtigsten Grundsätze der Religion und Sittlichkeit mit besonderer Berücksichtigung des Lebensabschnitts, in dem sie sich jetzt befinden. Hinsichtlich ihrer Bestimmung für die Welt und hauptsächlich das häusliche Leben werden ihnen die Grundsätze einer gereiften und bewährten Erfahrung dargelegt. Die als Anhang am Schluß des Buchs folgenden Gebete für die Zustände des Herzens in den verschiedenen Verhältnissen des jugendlich zarten Lebens sollen die Stimmungen der Seele wecken und erheben. Wie der Werth dieser Schrift eine vielseitige Anerkennung gefunden hat, so müssen auch wir derselben beistimmen. Die Uebersetzung dieses Buchs in die französische und holländische Sprache dürfen wohl als Beweise für dessen Werth und Gediegenheit gelten. Zu einem Festgeschenk für Jungfrauen bei ihrer Confirmation bestimmt, hat es in weiten Kreisen die freundlichste Aufnahme gefunden und glauben auch wir, es als solches bestens empfehlen zu dürfen. W.

Korrespondenz.

Hanau, 12. April.

Gestern wurde Wilhelm Lochmann von Hütting-säß wegen, zwar nicht beabsichtigter, doch verschuldeter Tödtung des Joh. Hatermann von da zu einer dreijährigen Zuchthausstrafe, und Margaretha Mohn von Langendiebach, wegen in der gleichen Sache abgelegten falschen eidlichen Zeugnisses zu achtmonatlicher gleicher Strafe verurtheilt.

Frankfurt, 4. April. Ein hiesiger Korrespondent der „Berliner (Spener'schen) Nachrichten" läßt sich über folgende Lokalinteressen Frankfurts aus: „Die unserm Theater bewilligte Subvention erscheint bereits mehr als eine Last, denn als eine Wohlthat. Der Senat hat einen Commissar ernannt, welcher sich so ziemlich als Intendant gerirt und eine Controle geltend macht, die, wir wollen dahin gestellt seyn lassen, ob den Interessen der Kunst, jedenfalls aber nicht den Interessen der Direktion entspricht. Und diese sind allerdings darum zu berücksichtigen, weil, wenn die Subvention nicht ausreicht, ein neues Defizit zu decken, sie jedenfalls zurücktreten und es dann sehr schwer halten würde, einen Nachfolger zu finden. Wir sind von Anfang an gegen die Subvention gewesen, sie ist, wie man es nimmt, entweder zu klein, oder zu groß. Die zweckentsprechendste Unterstützung wäre der Bau eines neuen Theaters gewesen, welches man der Direktion zur kostenfreien Benützung überlassen hätte. Das hiesige Haus hat in Deutschland wohl die Auszeichnung, das schlechteste zu seyn; welcher Fremde, der von dem millionenreichen Frankfurt doch wenigstens ein im Innern und Aeußern anständiges Theater erwartete, hat nicht eine bittere Täuschung empfunden? Die Sache ist bereits oft angeregt worden, allein unsern Börsenmatadoren, welche Hunderttausende in spanische und österreichische Papiere stecken, ist zur Beförderung der Kunst eine Actie von 100 Gulden zu viel! Bekannt ist ja, wie das vereinigte Schiller-Goethe-Denkmal von Frankfurt nicht mehr als 10 Thaler (??) gesammelt hat, das Städel'sche Museum ist eine Privatstiftung, und erhält vom Senat keinerlei Zuschuß. Auch die Aufstellung des Gutenberg-Denkmals von Hrn. Launitz erleidet neue Verzögerung. Es sind jetzt zwölf Jahre, daß darüber debattirt (und gearbeitet) wird. Die Wahl des Platzes war bisher für den Roßmarkt, Angesichts des Goethe-Standbildes, jetzt ist der Paradeplatz und der Brunnen hinter der Hauptwache im Vorschlag, wo die Gruppe die ganze Zeil beherrschen würde. Beide Plätze sind wohl geeignet, wenn man sich nur für den einen oder andern entscheiden wollte. Da das Denkmal einen Brunnen zieren soll, so muß natürlich auch dieser entsprechend gehalten seyn. Man denkt an überfließendes Wasser, ähnlich der Fontaine auf dem Platz de la Concorde in Paris. — Auch aus der Errichtung eines Sommertheaters auf Frankfurter Gebiet ist nichts geworden, Bockenheim bleibt für dieses Vergnügen ohne Concurrenz. Glücklicher Weise sorgt so für Alles, was hier unterbleibt, unsere spekulative Umgebung."

Berichtigung. In dem Artikel: „Biebrich und seine Blumenausstellung" in der gestrigen Didaskalia hat sich ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen; ungefähr in der Mitte der ersten Spalte steht: „Willst Du den Frieden, so rufe den Krieg"; es muß aber heißen: „rüste" xc.

Theater-Anzeige.

Freitag den 14., Samstag den 15. und Sonntag den 16. April bleibt das Theater geschlossen.

Montag, 17. April. (Zum ersten Male wiederholt): Lohengrin, romant. Oper in 4 Akten, von Richard Wagner. Die sämmtlichen neuen Kostüme sind von dem Obergarderobier Hrn. Ebeling angefertigt. V. Mess-Abonnement suspendu.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 91. Samstag, den 15. April 18[illegible]

Die Logik der Leidenschaften.

(Nach dem Französischen der Marie Aycard.)

(Fortsetzung.)

Herr Paravet war als Kaufmann ziemlich kühn in seinen Unternehmungen und dabei geheimnißvoll. Niemand, selbst seine Familie und seine nächsten Freunde erfuhren etwas von seinen Geschäften, ja sie wußten sogar nicht einmal etwas über seine Vermögensumstände. An der Börse galt er für reich; die Kaufleute der Straße Saint-Martin und Saint-Denis hielten ihn für einen Millionär. Fräulein Ursula war anderer Ansicht. Sie sah, daß ihr Bruder nicht den geringsten Aufwand machte; er hielt nicht Wagen und Pferde, sein Tisch war einfach, er sah keine Gesellschaft bei sich: mit Einem Worte, er lebte noch so bescheiden und einfach wie vor zwanzig Jahren. Daraus schloß sie, daß sein Vermögen ungefähr noch auf demselben Stande sey, wie damals.

Nach dem Abendessen ging Herr Paravet regelmäßig in sein Zimmer, kleidete sich mit seiner gewohnten Sorgfalt an, kehrte dann in das Wohnzimmer zurück, um seiner Tochter, die er erst den nächsten Morgen wiedersah, gute Nacht zu sagen. — Wohin ging er aber eigentlich? Fräulein Ursula sagte, er gehe in seine Gesellschaft. — Er stieg in einen Miethwagen, der ihn am Eingange der Straße Montmorency erwartete und begab sich in die Oper, um eine Arie von Lablache oder ein Duett von der Grisi und Mario zu hören. Von da fuhr er in eine Gesellschaft, d. h. zu einigen angesehenen Leuten und spielte Whist bis Mitternacht. Ohne gerade seinen Stand zu läugnen, vermied er doch jede Erwähnung desselben und sprach überhaupt nie über kaufmännische Gegenstände. Daher galt er auch überall für einen reichen Mann, der sich vom Handel zurückgezogen habe, und nur von Zeit zu Zeit Geschäfte in Staatspapieren mache, um sein Geld höher zu verwerthen. Im Ganzen genommen war an seiner Lebensweise nichts auszusetzen, obgleich etwas Geheimnißvolles darin lag. Eben dieses Geheimnißvolle sagte seiner Gemüthsart besonders zu. Er wich in Allem vom Gewöhnlichen ab und trieb die Verstellung bis ins Kleinste. Seine Ansichten, seine Empfindungen waren in tiefes Dunkel gehüllt; selbst seine politischen Ansichten waren von seiner Familie nicht gekannt.

Obgleich Herr Paravet, die kurze Zeit während des Mittags- und Abendessen ausgenommen, fast nie zu Hause war, entging ihm doch nichts, was sich daselbst zutrug. Er wußte recht wohl, daß seine Tochter, die ganz allein auf die Gesellschaft ihrer bejahrten Tante angewiesen war, jeden Abend Besuch von seinem Neffen Bernhard erhielt; es schien ihm dieß ganz natürlich, so wie auch, daß sich die beiden jungen Leute liebten. Er sah darin gar nichts Gefährliches; eine Liebe zwischen Kindern konnte, seiner Meinung nach, unmöglich von Dauer seyn. Im Uebrigen bedurfte es ja nur eines Machtwortes von ihm, und das vertrauliche Verhältniß hatte ein Ende.

Der Tag, von dem wir sprechen, war, wie schon erwähnt, der erste Adventsonntag. Nichts destoweniger hatte Herr Paravet den Vormittag nach seiner gewohnten Weise zugebracht, d. h. allein in seinem Zimmer, den Kopf mit allerlei geschäftlichen Entwürfen angefüllt. Vorzüglich hatte ihn der Gedanke an die Verheirathung seiner Tochter beschäftigt und der Plan, den er schon einige Zeit mit sich herum trug, ein Gut in Oesterreich zu kaufen. Er hatte zu diesem Zwecke schon eine bedeutende Summe an seinen Banquier in Wien geschickt. Unter diesen Plänen, die seinem Stolz und seiner Eitelkeit nicht wenig schmeichelten, war die Mittagsstunde herbeigekommen, und er begab sich, wie gewöhnlich, in das Wohnzimmer. Als er eintrat, war seine Tochter eben in traulichem Gespräch mit ihrem Cousin. Die beiden jungen Leute hatten sich in eine Ecke zurückgezogen. Bernhard hielt die Hand seiner Cousine in der seinigen und schien seine ganze Beredtsamkeit aufzubieten, um sie von seiner Liebe zu überzeugen; dagegen empfing auch er sicher ähnliche Geständnisse, denn sein Auge strahlte von Entzücken und seine Lippen öffneten sich zu einem anmuthigen Lächeln. Fräulein Ursula saß in der Nähe des Kamins und war ganz in ihre Zeitungen vertieft. Das Zimmer bot in der That ein liebliches, lebensfrisches Bild dar, als Herr Paravet eintrat.

„Siehe da“, rief dieser aus, „das ist ja allerliebst! Während Ursula sich mit den Weltbegebenheiten beschäftigt, sitzen Carl und Hortensie bei einander wie Bruder und Schwester und erzählen sich gegenseitig die kleinen Tagesbegebenheiten. Hortensie erzählt sicher von ihrem Lieblingsvogel und Carl wiederholt ohne Zweifel seine Vertheidigungsrede von gestern oder spricht von einem Rechtshandel, der ihm heute den Kopf einnimmt. . . . Aber, ich irre mich, es ist ja heute Sonntag.“

„Und dennoch, lieber Onkel“, sagte Carl, indem er sich Herrn Paravet näherte und ihn bei der Hand faßte, „habe ich diesen Morgen schon einen Rechtshandel vermittelt.“

„Einen Rechtshandel vermittelt! Auf diese Art wirst Du es nicht weit bringen, wenn Du die Prozesse vermittelst. . . . Du mußt die Prozesse eher suchen.“

„Der Prozeß betraf mich selbst, lieber Onkel.“

„Ja, das ist eine andere Sache.“

„Es betraf nämlich die Bernhardine.“

„Die Bernhardine!“ sagte Herr Paravet mit einem eigenthümlichen Lächeln; „ich weiß es Dir Dank, daß Du die Sache vermittelt hast.“

Ein Bedienter meldete, daß das Mittagessen bereit sey. Man begab sich in das Speisezimmer. Ein junges Mädchen mit einer offenen, treuherzigen Miene trat herein, ging auf Hortensien zu

und bat sie leise um die Erlaubniß, diesen Abend auszugehen zu dürfen.

„Gern, Agathe“, erwiederte Fräulein Paravet; „doch komme nicht zu spät zurück.“

Herr Paravet warf einen flüchtigen Blick auf das Mädchen, als dieses nach einem kurzen Besinnen sagte:

„Ach, verzeihen Sie, Fräulein, ich erinnere mich so eben, daß meine Mutter diesen Abend nicht zu Hause ist; wenn Sie mir daher einen andern Tag erlauben wollten, auszugehen. . .“

Der flüchtige Blick des Herrn Paravet wollte nämlich sagen: „Verlaß das Haus heute nicht; ich brauche Dich.“ Keins der Anwesenden hatte das stumme Einverständniß der beiden Personen bemerkt.

Das Mittagessen ging wie gewöhnlich heiter und unter allerlei unschuldigen Scherzen vorüber. Als es vorüber war, sagte Herr Paravet zu seinem Neffen:

„Carl, begleite mich in mein Zimmer; ich will Dich über etwas um Rath fragen.“

Das war ein wirkliches Ereigniß; denn Herr Paravet ging jeden Abend aus. Hortensie zitterte. Der junge Advokat gedachte unwillkürlich der schlimmen Voraussetzung der Frau von Saveuse.

„Was wird aus Deiner Gesellschaft, Bruder?“ sagte Fräulein Ursula.

„Ich gehe diesen Abend nicht aus; ich habe zu arbeiten“, erwiederte Herr Paravet.

Er nahm ein Licht und ging, gefolgt von Bernhard, eine Treppe hinunter in sein Zimmer.

Bei den ersten Worten, welche Herr Paravet an seinen Neffer richtete, schlug diesem das Herz vor Freude.

„Mein Freund“, begann nämlich Herr Paravet, „ich will Dich mit einem Entschlusse bekannt machen, der in meinem eigenen Kopfe reif geworden ist, und den meine Tochter, ja selbst meine Schwester noch nicht kennt. Du bist mein Freund, mein erster Vertrauter“, fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, indem er die Hand seines Neffen in seine beiden nahm; „übrigens wirst Du auch sehen, daß die Sache Dich berührt . . wenigstens in einer Art.“

„Um was handelt es sich denn, mein Onkel?“

„Ich will Hortensie verheirathen. . .“

„Mein Onkel. . .“

„Ja, der Augenblick ist gekommen. Sie ist bald neunzehn Jahr alt. . . Du begreifst, Carl, daß ich Deinen Rath nicht über die getroffene Wahl verlange; aber Du bist Advokat, Du wirst einst der Rathgeber in der Familie seyn. . . Da, lies einmal den Heirathsvertrag. . . Was denkst Du davon?“

Mit den letzten Worten übergab Herr Paravet seinem Neffen den Entwurf zu einem Ehevertrag, in welchem der Name des Bräutigams noch nicht ausgefüllt war. Im Uebrigen war der Vertrag in allen Punkten klar und sorgfältig ausgeführt. Carl las ihn aufmerksam durch; er las ihn noch ein zweites Mal und gab ihn dann seinem Onkel zurück. Herr Paravet versprach seiner Tochter sechsmalhunderttausend Thaler baares Geld zur Aussteuer und die Bernhardine, ein Gut, welches er in runder Summe hunderttausend Thaler anschlug.

„Nun“, sagte Herr Paravet zu seinem Neffen, „was sagst Du dazu?“

(Fortsetzung folgt.)

Die Dobrudscha.*)

Es wird den Lesern angenehm seyn, das Terrain kennen zu lernen, welches durch den Donauübergang der Russen bei Braila und Matschin nächstens der Schauplatz größerer Kriegsereignisse werden dürfte. Die Dobrudscha bildet den nordöstlichsten Theil Bulgariens zwischen der untern Donau und dem schwarzen Meere. Dieses ganze, wohl 200 Quadratmeilen große Land ist eine so trostlose Einöde, wie man sie sich nur vorstellen kann, und schwerlich dürfte die Dobrudscha viel über 20,000 Einwohner zählen. So weit das Auge trägt, sieht man nirgends einen Baum oder Strauch; die stark gewölbten Hügelrücken sind mit einem hohen, von der Sonne gelb gebrannten Grase bedeckt, welches sich unter dem Winde wellenförmig schaukelt; ganze Strecken reitet man über diese einförmige Wüste, bevor man ein elendes Dorf ohne Gärten, ohne Bäume in irgend einem wasserlosen Thale entdeckt. Es ist, als ob das belebende Element des Wassers in dem lockeren Boden versänke, denn in den Thälern sieht man keine Spur von dem trockenen Bette eines Baches; nur aus den Brunnen wird an langen Baststellen das Wasser aus der Erde gezogen. Schon die Römer erkannten die unwirthliche Trostlosigkeit des Landes und schnitten die Dobrudscha durch eine Mauer aus der Gegend von Rassova nach Küstendsche von Mösien ab. Bei den Kriegen von 1812 und 1828 hat die Dobrudscha sehr gelitten; gewiß ein Drittheil der Dörfer, welche die Karten angeben, existirt gar nicht mehr (übrigens nicht bloß in Folge jener Kriege, sondern auch aus mancherlei andern Ursachen); Hirsova besteht aus 30 Häusern, und Isaktscha und Tultscha sind um 1000 bis 5000 Schritte aus ihrer alten Lage gewichen. Ein preußischer Offizier, der im November 1837 durch die Dobrudscha kam, bemerkt darüber unter Anderem: „Nachdem der Mensch den Menschen aus dieser Region verscheucht, scheint das Reich den Thieren anheimgefallen zu seyn. Niemals habe ich so viele und mächtige Adler gesehen wie hier; sie waren so dreist, daß wir sie beinahe mit unsern Hetzpeitschen erreichen konnten, und nur unwillig schwangen sie sich von ihrem Sitz auf alten Hünenhügeln einen Augenblick empor. Zahllose Völker von Rebhühnern stürzten laut schwirrend fast unter den Hufen unserer Pferde aus dem dürren Grase empor, wo gewöhnlich ein Habicht sie beobachtend umkreiste. Große Heerden von Trappen erhoben sich schwerfällig vom Boden, wenn wir uns näherten, während lange Züge von Kranichen und wilden Gänsen die Luft durchschnitten. In den Pfützen an der Donau steckten die Büffel, eben nur mit der Nase hervorragend, und Wölfen ähnliche Hunde streifen herrenlos durch das Feld. Wir ritten an einer Donauinsel vorüber, auf welcher Mutterstuten weideten; als sie unsern Zug nahen sahen, fingen sie an zu wiehern, einige der Füllen stürzten sich ins Wasser, um hinüber zu schwimmen. Die Enten schreckten auf aus dem Schilf, und eine Schaar wilder Schwäne, mit schwerem Fluge sich erhebend, schlug Reihen von Kreisen auf dem glatten Spiegel des Wassers. Das Ganze glich einem Everding'schen oder Ruisdaël'schen Landschaftsgemälde. Unten an der Donau wird die Gegend überhaupt anziehender, die Inseln sind mit dichtem Weidengesträuch überwachsen, die Nebenarme des Stromes gleichen See'n, und endlich erweitert sich die Niederung zu einem 10 Meilen breiten Meere von Schilf, in welchem man große Seeschiffe einherziehen sieht. Kaum erblickt man noch jenseits das steile, weiße Ufer von Bessarabien.“ Die oben erwähnte Gränzmauer oder der doppelte, an einigen Stellen dreifache Wall, den Kaiser Trajan

*) In dem folgenden Artikel ist durchweg mit „Dobrudscha“ schlechthin derjenige Theil dieses Landstriches bezeichnet, der zwischen der Donau und dem Trajanswalle liegt.

querdurch von der Donau nach dem schwarzen Meere ziehen ließ, ist überall noch 8 bis 10 Fuß hoch erhalten; nach außen ist der Graben eingeschnitten, und nach innen liegen große behauene Steine, welche eine mächtige Mauer gebildet zu haben scheinen; der westliche Theil dieser Verschanzung hat die Seen und das sumpfige Thal von Karassu wie einen Festungsgraben dicht vor sich, von dem Dorfe Burlak östlich aber setzt der äußere Wall über die Thalsenkung hinüber und ist überhaupt fast ohne alle Rücksicht auf das Terrain geführt; der innere, südliche Wall zieht in ungleichem Abstande von 100 bis 200 Schritt hinter dem vorigen hin. Von Entfernung zu Entfernung rückwärts findet man die Spur der durchschnittlich 300 Schritt ins Gevierte großen römischen Castra, deren Form und Eingänge noch vollkommen deutlich erhalten sind. Der mittlere Theil der Dobrudscha ist von Tataren bewohnt, welche, von den Russen aus der Krim verjagt, sich nach Bessarabien und nach der Eroberung von Ismail hieher zurückgezogen haben. Auch geflüchtete Kosacken und aus Rußland herübergekommene Lippowaner bilden einen nicht unbedeutenden Theil der Bevölkerung. (N.C.)

Der Mond.*)

Von Lätitia Elisabeth Landon.

Englisch.

Selene segelt durch die Nacht,
Doch einsam immer und allein,
Als ob sie den Genossen sucht
Und fühlt, vergebens sey ihr Schein.

Die Erd' ihr Spiegel, um den Thron
Steht als ihr Hof der Sterne Reih'n,
Sie ist die schöne Königin;
Mit alledem — sie ist allein.

Und Keiner, Keiner, der sich je
Den Königsstuhl zu theilen fand!
Dir heg' ich Mitleid, keinen Neid,
Du Waisenkind im Wolkenland.

Das kleinste Blümchen möcht' ich seyn
Weit lieber, das die Erd' ernährt.
Wär' mir, mit andern meiner Art
Zu blüh'n und welken dann gewährt.

Du, Erd', hast Sorge, Schmerz und Tod:
Mit Andern wird mir's leichter seyn,
Als herrschen dort im weiten Raum
Ganz einsam immer und allein.

Mannichfaltigkeiten.

Der durch meuchlerische Hand getödtete Herzog von Parma, Carl III., Infant von Spanien, trat die Regierung der Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla erst vor wenigen Jahren in Folge des von seinem Vater, Herzog Carl II., unterm 14. März 1849 erklärten Rücktrittes an. Seit dem Jahre 1845 mit Prinzessin Louise, Tochter des einst gleicher Verruchtheit als Opfer gefallenen Herzogs von Berry und einziger Schwester des Herzogs von Bordeaux, vermählt, hinterläßt er aus dieser Ehe zwei noch minorenne Prinzen, von welchen der älteste, Erbprinz Robert, am 9. Juli 1848 geboren wurde. Noch lebt der Vater des unglücklichen Fürsten, Herzog Carl II., der seit 1824 in Lucca regiert hatte, am 5. Oct. 1847, bei Ableben Marie Louisens, in Parma succedirte, dieses Land aber schon im darauf folgenden April verließ.

(Paderborn, 2. April.) Gestern Abend, am 1. April, fand auf der kurfürstlich hessischen Staatsbahn der komische Fall statt, daß bei Abgang des Abendzugs von Warburg nach Kassel zufälligerweise die Maschine nicht an den Zug befestigt war. Die Maschine ging unbegreiflicherweise allein bis zur nächsten Station fort und bemerkte hier zum höchsten Erstaunen und zum Ergötzen sämmtlicher Beamten, daß sie in den April geschickt sey. Diese Nachricht ist übrigens keine Ente, vielmehr vollständig in der Wahrheit begründet, und kehrte die Maschine erst nach ungefähr einer Stunde wieder nach Warburg zurück.

(Nürnberg, 8. April.) Gestern fand dahier die feierliche Beerdigung der bei dem Brande am 5. d. Verunglückten statt; der Magistrat, den ersten Bürgermeister an der Spitze, hatte sich dem Kondukte in corpore angeschlossen. Von den in das städtische Krankenhaus Gebrachten sind zwei, der Wagnergeselle Schramm aus Fürth und der Wagenmacher Brütting aus Büg, an den erlittenen Verletzungen gestorben. Im Ganzen haben sonach 8 Personen in Folge jener Katastrophe das Leben eingebüßt. Die Magazinierssfrau Alt, die ihrem Manne nach aus dem dritten Stockwerke des Puscher'schen Hauses auf die Straße herabsprang, befindet sich wohl. Dem Schneidergesellen Ludwig Hölt aus Passau, der mit eigener Lebensgefahr und großer Selbstaufopferung die Alt'sche Familie zu retten suchte und deren Kind wirklich gerettet hat, ist von der königl. Regierung von Mittelfranken nebst öffentlicher Anerkennung eine Belohnung von 50 fl. zuerkannt worden.

(Leipzig, 12. April.) Der hiesige Appellationsgerichtskanzlist Leonhardt erinnert gelegentlich des 12. April an den 12. April 1814, an welchem Tage 62 freiwillige Sachsen des unter dem Obersten v. Miltitz stehenden Banners bei der Ueberfahrt über den Main bei Miltenberg ertranken. Den Begräbnißplatz für diese Todten kaufte der Fürst Karl Erich v. Leiningen an, die Fürstin v. Leiningen ließ denselben zweckmäßig einrichten und die Gräber mit Anlagen umgeben, setzte auch zugleich ein ewiges Jahrgeld für die stete Unterhaltung derselben aus. Bei Kleinheubach, wo neun von den Ertrunkenen aus dem Main gezogen wurden, bezeichnet ein Obelisk ihre Ruhestätte; auf dem Obelisk sind zugleich die Namen aller 62 bezeichnet.

(München.) Das letzte Schwurgericht von Oberbayern hat wieder mehrere Todesurtheile gefällt. In Folge des nächstbevorstehenden werden voraussichtlich noch einige hinzukommen, die zur Aburtheilung kommenden Verbrechen sind zum Theil schauderhafter Natur. Wir haben somit die Aussicht, bald wieder mehrere Hinrichtungen zu erleben. Immer allgemeiner macht sich indessen die Ansicht von der Zweckwidrigkeit und Anstößigkeit öffentlicher Hinrichtungen geltend. Ist es nicht empörend für jedes sittliche Gefühl, wenn man vor jeder Hinrichtung in den öffentlichen Blättern Warnungen des Publikums gegen Taschendieberei und selbst gegen Einbruch in leergelassene Wohnungen findet? Wenn hinterher ärgerliche Scenen bei der Exekution berichtet werden und die Schaulust des sogenannten zarten Geschlechts Witzblättern einen Gegenstand der Spötterei abgeben muß? Was in den nordameri-

*) Aus: „Rose und Distel, Poesien aus England und Schottland übertragen von Gisbert Freiherrn Vincke. Dessau, Druck und Verlag von Gebrüder Katz. 1853."

kanischen Freistaaten schon längst in Uebung besteht, die Vollziehung der Hinrichtungen in abgesperrtem Raume, ist nun auch in mehreren deutschen Staaten, z. B. in Preußen und unserm Nachbarlande Würtemberg eingeführt und die neue Ordnung mit dem Beifall der Verständigen aufgenommen. Auch in dem neuesten bayerischen Entwurf des Strafgesetzbuchs Art. 15 finden wir eine gleiche Bestimmung. Möge solche recht bald verwirklicht werden!

(Stuttgart, 10. April.) Vorgestern ist Hofrath Hackländer von seiner Reise nach Spanien hier wieder eingetroffen.

Das kleine Weimar hat anderen Staaten ein gutes Beispiel gegeben. Der russische Gesandte Baron v. Maltitz beschwerte sich, daß die offizielle Zeitung gar zu antirussisch sey und erhielt die Antwort der Regierung, die Stimmung der ganzen Bevölkerung sey antirussisch, und ihr müsse auch in der offiziellen Stimme Ausdruck gestattet werden.

Kriegskomet oder Weinkomet? Den Krieg haben wir, glücklicherweise nur an der Donau, den guten Wein bekommen wir — hoffentlich! Beobachtet ist der Komet überall worden in Deutschland; in der Schweiz, wo der Himmel wolkenfreier seyn soll als bei uns, schon am letzten März. Am besten kam der flammende Finger oben am Himmel den Herren Jesuitenvätern in Friedrichshafen zu Statten. Pater Roh predigte gewaltig Abends auf offenem Markte vor Tausenden — da tauchte am Himmel und über den finsteren Tannenwäldern der Komet auf — und brachte der Predigt den gewaltigsten Schluß und Hintergrund.

(Aus Gotha.) Unsere Stadt hat einen beträchtlichen Ansatz zum Großstädtischen, leider auch unsere Verbrecher, deren Verwegenheit uns erschreckt. Vor einigen Tagen brachen Diebe, man schließt auf drei bis vier, Nachts in das mitten in der Stadt gelegene Haus des Hrn. Oberschenk v. Gruben ein und bahnten sich mit gewaltsamer Erbrechung mehrer Thüren den Weg zum obern Stockwerk. Hier erbrachen sie das Schloß zum Schlafzimmer und suchten trotz des Widerstandes des erwachten Hausherrn, der den Drücker hemmte, einzudringen. Erst als der Hausherr nach seinen Pistolen gerufen hatte und ihm diese wirklich gebracht worden waren, begaben sich die Diebe auf die Flucht. — Die Regierung hat es für nöthig gehalten, die Bestimmung des Strafgesetzbuchs über die Nothwehr zu veröffentlichen, um das Publikum über die Fälle zu belehren, in denen der Gebrauch der Waffe, namentlich der Schußwaffe gestattet ist.

Korrespondenz.

Karlsruhe, 9. April.

Otto Ludwigs „Makkabäer", dieses Stück, das von Seiten der deutschen Journalistik so verschiedenartige Beurtheilung erfuhr, ging am 7. d. über unsere Bühne und hatte hier einen entschiedenen Erfolg. Zum guten Theil ist dieser der Gediegenheit der Darstellung zuzuschreiben, welche, von einem überaus trefflichen Ensemble getragen, hervorragende Einzelleistungen brachte. Dieß gilt vor Allem von Frau Thöne, unserer bisherigen ersten Liebhaberin, welche sich in neuester Zeit mit Vorliebe und entschiedenem Berufe dem weiblichen Charakterfach zugewandt und hier die so ungemein schwierige und anstrengende Partie der Lea, der Mutter der Makkabäer, vermöge ihrer gewaltigen Mittel und der Kraft der Begeisterung, womit sie ihre jeweilige Aufgabe zu erfassen und durchzuführen pflegt, in einer Weise bewältigte, die ihren Künstlerberuf documentirte. Die Vermittelung des todverachtenden Heroismus und der fürsorglich auf das Nächste und Kleinste bedachten Mutterliebe war in meisterlicher Lebenstreue gegeben. Bedeutender, als in dem wiederholten Applaus und dem Hervorruf, der der Künstlerin zu Theil ward, sprach sich die Anerkennung des Publikums in sichtlichem Ergriffenseyn aus. — Hr. Schneider zeichnete sich als Judah in gewohnter Weise aus und hatte sich gleichfalls lebhafter Anerkennung von Seiten des Auditoriums zu erfreuen. Von den übrigen Darstellern, die zum allergrößten Theil ihren Partien zur Zufriedenheit vorstanden, ist vorzugsweise des Hrn. Hock (Antiochus), der Frau Schönfeld als Naemi, der Herren Gerstel (Boas), Morgenweg (Amri) und Consentius (Josakim) in Ehren zu gedenken. Das starke Personalerforderniß machte die Mitwirkung einiger Mitglieder der Oper nöthig. Die Herren Oberhoffer (Issaschar), Brulliot (Gorgias) und Hauser (Jonathon) reihten sich dem trefflichen Ensemble vollkommen würdig ein.

Mainz, 12. April.

Unsere Gasbeleuchtung, welche nach langem Kampfe einer Gesellschaft von Mannheim übertragen worden ist, wird nun so rasch in Angriff genommen, daß wir die Gewißheit haben, solche bis künftigen Herbst jedenfalls in den Hauptstraßen eingerichtet zu finden; einstweilen aber zucken noch, wie nach einem Gewittersturme, manche aufleuchtende Donnerblitze durch unsere Lokalblätter, namentlich betreffs der zweckmäßigsten Einrichtung der Leitungen innerhalb der Hausräume. Indem wir hierfür als Prinzip festhalten, daß es dem Privaten unbenommen seyn muß, diese inneren Einrichtungen eben so gewiß als auf seine Kosten, so auch nach seiner Wahl und durch die ihm beliebigen Techniker herstellen zu lassen, scheint es uns andrerseits auch nicht zu verkennen, daß dem Gasbereiter die möglichste Sicherung zur genauen Feststellung des Gasconsums's dadurch zu Theil werden muß, daß man ihr eine gleichmäßige Einrichtung der compteurs gestattet und nöthigenfalls selbst deren alleinige Anfertigung ihr überläßt, wie auch, daß die Oeffentlichkeit ein Interesse und dafür zu sorgen hat, daß die inneren Leitungen durch eine etwa technisch nicht vollkommene Anlage und Material möglicher Feuersgefahr oder Explosionen nicht ausgesetzt werde. Bereits hier gemachte traurige Erfahrungen haben die Nothwendigkeit einer deßfallsigen polizeilichen Controle durch besondere technische Beamte hierfür klar an Tag gelegt. Zweckmäßig wäre wohl jetzt schon eine Veröffentlichung der betreffenden Vertragsbestimmung und eine weitere Besprechung derselben durch die Lokalpresse.

Darmstadt, 12. April.

Der Frühling hat einen so äußerst günstigen Anfang genommen, daß man sich davon alles mögliche Gute in Beziehung auf den Ertrag der Felder und der Weinberge versprechen darf. Wenn auch in letzterer Beziehung unsere Hoffnungen in Erfüllung gehen sollten, so dürfte es hier am Orte seyn, der von dem Herrn Ortseinnehmer Spies zu Dittelsheim, im Kreise Worms, bedeutend verbesserten Kelter um so mehr zu erwähnen, als dieselbe wegen ihres leichten und rascheren Betriebs und der vollkommenen Auskelterung der Trauben zum allgemeinen Gebrauche sehr zu empfehlen seyn dürfte. Seine technische Erfindung hat sich in der Praxis bereits gut bewährt, und es ist bloß der Bescheidenheit des Mannes zuzuschreiben, daß er darüber nichts veröffentlicht hat. Sein Musterweinberg, der fast aus allen weinbauenden Ländern Europa's Weinstöcke enthält, ist bemerkenswerth, wie auch die Behandlung der durch Wuchs und Blattbildung auffallend von einander abweichenden Reben und der aus ihnen gewonnenen unterschiedlichen Sorten von Trauben, deren zweckmäßige Mischung es dem Eigenthümer möglich machte, selbst in wenig günstigen Jahren einen trinkbaren angenehmen Wein zu erzeugen, der vor dem gewöhnlichen Jahreserzeugniß unverkennbare Vorzüge hatte. — Vor einigen Tagen hat sich zu Arheilgen ein lebensmüder 79jähriger Veteran erschossen, nachdem er, wie es scheint, auf die Erlösung durch den Tod lange, aber vergebens gewartet hatte.

Theater-Anzeige.

Samstag den 15. und Sonntag den 16. April bleibt das Theater geschlossen.

Montag, 17. April. (Zum ersten Male wiederholt): Lohengrin, romant. Oper in 4 Akten, von Richard Wagner. Die sämmtlichen neuen Kostüme sind von dem Obergarderobier Hrn. Ederius angefertigt. V. Mess-Abonnement suspendu.

Druck und Verlag von Holler und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hommerax.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 92. Montag, den 17. April 185[illegible]

Die Logik der Leidenschaften.

(Nach dem Französischen der Marie Aycard.)

(Fortsetzung.)

Der junge Advokat war sichtlich verlegen und weit entfernt, eine so großartige Aussteuer von Seiten Herrn Paravets erwartet zu haben.

„Aber, mein Onkel", sagte er, „Sie müssen sehr reich seyn."

„Nein, keineswegs. Du mußt bedenken, daß Hortensie mein einziges Kind ist."

„Dessen ungeachtet ist Das, was Sie bewilligen, zu viel, viel zu viel."

„Nein, Carl, glaube mir, es ist so ganz recht."

„Aber, lieber Onkel", fuhe Carl fort, nachdem er sich von seinem ersten Erstaunen ein wenig erholt hatte, „in diesem Entwurfe ist ein Umstand, den ich nicht begreifen kann. Sie geben Ihrer Tochter ein Gut, welches Sie hunderttausend Thaler anschlagen und Bernhardine nennen; was ist denn dieß für ein Gut?"

„Muß ich Die denn über die Bernhardine Aufschluß geben? . . . Es ist das schönste Gut in der ganzen Picardie, eine wahre Perle."

„Aber das Gut ist mein Eigenthum, vorausgesetzt nämlich, daß es nicht noch eines gleichen Namens gibt. . ."

„Nein, es ist in der That Dein Gut, von dem die Rede ist; Du sollst es mir käuflich überlassen."

„Ich soll Ihnen die Bernhardine verkaufen?"

„Ja, mein Freund; es ist dieß ein Lieblingsgedanke von mir; könntest Du mir wohl eine solche kleine Gefälligkeit verweigern?"

„Nein, gewiß nicht, aber . ."

„Ich bitte Dich darum; übrigens bin ich bedacht gewesen, daß Du bei dem Handel nicht zu kurz kommst. Die Bernhardine trägt Dir durchschnittlich zehntausend Franken jährlich ein. Ich gebe Dir hunderttausend Thaler. Die Summe ist auch schon bereit; Du darfst sie nur bei meinem Cassirer abholen lassen. Bist Du damit einverstanden?"

Der junge Mann glaubte fest, daß er selbst der für Hortensien bestimmte Gatte sey, und obgleich er die Ursache von seines Onkels sonderbarer Grille nicht einsehen konnte, so beschloß er doch, diesen vortheilhaften Handel einzugehen. Da er Hortensie heirathete, so blieb ihm ja die Bernhardine doch. Er erhielt also das Weib seiner Wahl und nebenbei noch ein bedeutendes Vermögen.

In der That bezahlte Herr Paravet die Bernhardine reichlich. Kein Anderer hätte so viel für das Gut gegeben.

„Ob ich damit einverstanden bin, lieber Onkel?" rief Carl. „Gewiß. Was thäte ich auch nicht, um Ihnen Freude zu machen!"

„In der That, Carl", erwiederte Herr Paravet, „Du könntest mir nicht leicht eine größere Freude machen, als wenn Du den Vorschlag eingehst, das verberge ich Dir gar nicht. . . Aber ich will Dich nicht mit Deinem Entschlusse drängen; überlege Dir die Sache . . bedenke. . ."

„Alles ist überlegt, Alles ist bedacht: ich bin damit einverstanden."

„Wenn das ist, so unterzeichne den Kaufvertrag; ich habe ihn schon im voraus aufsetzen lassen, weil ich vorher wußte, daß es Dir Vergnügen machen würde, meinen Wunsch zu erfüllen. . . Mein Notar hat ihn abgefaßt."

Der Advokat nahm das Papier, griff nach einer Feder, welche zufällig auf dem Schreibtisch seines Onkels lag und unterzeichnete den Vertrag, ohne ihn zu lesen.

„Nein, Carl", sagte Herr Paravet, „so behandelt man Geschäfte nicht. . . Lies . . Siehe mit eigenen Augen."

„Ganz gut!" sagte Carl, nachdem er den Vertrag gelesen hatte und denselben seinem Onkel zurückgab.

Herr Paravet brach das Papier einfach zusammen, legte es in ein Couvert, schrieb die Adresse und klingelte.

Es erschien ein Bedienter.

„Trage dieß zu meinem Notar", sagte er. „Du übergibst es ihm selbst, er ist zu Hause. — Jetzt, mein Kind", fuhr er zu seinem Neffen gewendet fort, indem er denselben zärtlich ansah, „jetzt will ich Dich nicht länger halten. Verfüge nach Deinem Gefallen über Deinen Abend. Weißt Du nichts Besseres zu thun, so gehe wieder zu meiner Schwester hinauf, es wird ihr angenehm seyn und Hortensie wird es Dir Dank wissen. Ich werde diesen Abend nicht ausgehen, da ich den Bräutigam erwarte."

„Den Bräutigam!" wiederholte Carl; „welchen Bräutigam?"

„Nun, den künftigen Gatten Hortensias! Habe ich Dir nicht gesagt, daß ich sie verheirathen will?"

„Wie, Sie wollen Sie einem Andern geben als mir?" rief der junge Mann bestürzt aus, indem er aufstand und das Zimmer hastig durchschritt.

Herr Paravet erhob sich ebenfalls von seinem Stuhle. Während sich auf dem Gesicht des Neffen Verwunderung, Schmerz und Bestürzung unverholen aussprach, behielten die Züge des Onkels ihren gewöhnlichen wohlwollenden Ausdruck. Doch konnte auch er seine lebhafte Ueberraschung, seine aufrichtige Verwunderung nicht verbergen.

Carl warf sich seinem Onkel schluchzend in die Arme.

„Ach, mein Onkel", rief er mit gebrochener Stimme, „Sie entreißen mir Hortensie, mein Leben, mein Glück?"

„Ei bewahre, Carl, Du bleibst immer mein Sohn, mein ge-

liebster Neffe . . ich entreiße Dir Hortensien nicht, ich verheirathe sie nur."

„Ach, bester Onkel, ich liebe sie!"

„Das ist ganz in der Ordnung", erwiederte Herr Paravet ruhig; „sie ist ja Deine Cousine, Deine Schwester, und liebt Dich auch."

„Ach, bester Onkel, Sie verstehen mich nicht. Ich spreche nicht von einer brüderlichen Liebe; meine Liebe ist anderer Art, lebhafter, feuriger. . ."

„Du liebst meine Tochter?"

„Ich liebe sie und meine Liebe wird von ihr erwiedert."

„Ist es möglich?"

„Wir haben uns von unserer frühen Kindheit an geliebt. . . Unter Ihren Augen sind wir für einander erwachsen."

„Was Du da sagst ist ganz neu für mich."

„Fragen Sie die Tante Ursula."

„Ich habe meine Schwester nichts darüber zu fragen", sagte Herr Paravet, indem er die Augenbraunen zusammenzog.

„So fragen Sie Hortensien selbst."

„Hortensie weiß, daß sie nicht über ihre Hand zu verfügen hat. Aber Carl", fuhr Herr Paravet fort, indem er sich wieder in seinen Lehnstuhl setzte und seinem Neffen bedeutete, auch seinen Platz wieder einzunehmen, „was hat Dich denn auf den Gedanken bringen können, daß ich meine Tochter für Dich bestimmt hätte? vielleicht die Freiheit, die ich Dir gestattet habe, sie zu jeder Stunde besuchen zu können? Aber gerade daraus hättest Du schließen müssen, daß ich Dich als Sohn betrachte, und ein Bruder heirathet seine Schwester nicht. Wenn Du Hortensien wirklich Liebe einzuflößen gewußt hast, so ist dieß ein Mißbrauch meines Vertrauens, meiner Freundschaft."

„Bester Onkel. . ."

„Nur ein Wort. Angenommen, daß eine Heirath möglich wäre zwischen . ."

„Möglich, lieber Onkel?"

„Wenn wir also annehmen, daß zwischen Dir und meiner Tochter eine Heirath möglich wäre, wie hast Du Dich dabei benommen? Hast Du etwa Ihre Hand von mir verlangt? oder hast Du erwartet, daß ich sie Dir anbieten soll?"

„Ich begehre Hortensiens Hand von Ihnen und Hortensie vereinigt ihre Bitten mit den meinigen."

„Du hast nicht das Recht, in Hortensiens Namen etwas von mir zu erbitten; Du darfst nur für Dich sprechen. Uebrigens kommst Du auch zu spät; ich habe bereits mein Wort gegeben."

In dem Tone, mit dem Herr Paravet dieß sprach, lag nichts Schroffes, nichts, was auf einen unnatürlichen Vater schließen ließ, der sein Kind zu einer verhaßten Heirath zwingen würde; vielmehr sprach sich Betrübniß, Bedauern darin aus.

Carl schöpfte neue Hoffnung.

„So nehmen Sie Ihr Wort zurück", sagte er.

„Ich glaube, es wird zu spät seyn. . . Aber, Carl, ich habe Dir schon gesagt, daß ich allein seyn möchte . . ich will Dich mit dieser Bemerkung keineswegs aus meinem Hause vertreiben. Du kannst ja wieder zu den Damen hinausgehen."

Karl war einen Augenblick unentschlossen, was er thun solle. Er wäre gerne geblieben, um seinen Nebenbuhler kennen zu lernen und selbst zu urtheilen, ob er ihm gefährlich werden könne; aber er fühlte, daß es nicht klug seyn würde, Herrn Paravet gerade jetzt Ungehorsam entgegenzusetzen. Er ergriff daher die Gelegenheit, die sich ihm darbot, die Geliebte wieder zu sehen und ihr das Unglück zu klagen, das sie Beide bedrohte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben des deutschen Parteigängers Emmerich.

Von G. Landau.

Emmerich gehörte zu jenen waghalsigen Menschen, die zu Allem bereit sind, nur um ihren Drang nach Thaten zu befriedigen, und bei denen es nur davon abhängt, in welche Bahn das Schicksal sie wirft, um es zum Heldenthume zu führen oder zum Schrecken der Menschen zu machen.

Der Sohn des Hanau'schen Försters zu Kilianstätten, hatte er auch sich dem Waidmannsleben gewidmet und wurde dazu herangebildet. Graf Ch. L. von Isenburg nahm 1756 den neunzehnjährigen Jüngling mit nach England und brachte ihn dort als Jäger in die Dienste des Herzogs von Cumberland. Dieser übernahm 1757 das Kommando der verbündeten Armeen in Deutschland und unter seinem Gefolge befand sich auch Emmerich. Ein Wachtmeister der bückeburgischen leichten Dragoner wünschte mit 25 Mann eine französische Patrouille bei Bielefeld aufzuheben und Emmerich erwirkte dazu des Herzogs Genehmigung und schloß sich dem Zuge an. Das Unternehmen gelang vollkommen, und gereizt dadurch trat Emmerich als Freiwilliger in das Jägercorps des Grafen von Schulenburg. In diesem entwickelte sich rasch seine Begabung zum Parteigänger und das Glück, das die meisten seiner Unternehmungen begleitete, machte seinen Namen bald bekannt. Nach dem Abgange des Herzogs fand er in dem Generallieutenant Prinzen J. C. von Isenburg einen Wohlthäter und Freund und leistete demselben durch seine Wagstücke die ersprießlichsten Dienste. Der Verlust desselben durch den Tod wurde ihm durch den Erbprinzen von Braunschweig ersetzt, durch den er dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig bekannt ward. Er wurde Lieutenant und leistete seitdem als Parteigänger in selbstständiger Weise die wichtigsten Dienste.

Eines der gefährlichsten Wagstücke, welche er damals ausführte, war die Aufhebung zweier französischer Couriere, und es sey diese Episode aus Emmerichs thatenreichem Leben hier mitgetheilt, um den Mann zu zeichnen.

Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte Nachricht erhalten, daß man im französischen Hauptquartiere einen Courier aus Versailles erwarte, und es lag ihm viel daran, in den Besitz von dessen Depeschen zu kommen. Er sprach darüber mit seinem Neffen, dem Erbprinzen, und es wurde ihm der inzwischen zum Rittmeister beförderte Emmerich empfohlen. Emmerich war sofort dazu bereit, und forderte 20 Reiter, welche er aus seiner Escadron sich aussuchen wolle. Dieses wurde bewilligt. Alles wurde auf das Geheimste vorbereitet und bald brach Emmerich auf. Jeder seiner Begleiter hatte einen weißen Mantel erhalten, wie diese damals die französische Kavallerie trug.

Da die Auffangung des Couriers nur jenseits des Maines möglich war, so mußte Emmerich mitten durch das französische Heer. Er durfte deßhalb nur des Nachts reiten, den Tag über mußte er sich verborgen halten. Seine genaue Kenntniß der Oertlichkeiten kam ihm dabei trefflich zu statten. Nach dem ersten Nachtmarsche brachte er den Tag in einem Walde zu; die nächste Nacht zog er auf der Frankfurter Heerstraße weiter. Kaum war er aber eine Meile geritten, so hörte man den Hufschlag einer Reiterschaar. Es war ein französisches Regiment. Bald tönte ihm ein Qui vive? und Qui va là? entgegen, doch ruhig antwortete er: Français! und auf die weitere Frage: Quel Régiment? nannte er ein französisches Regiment, welches in dieser Gegend lag. Passez, Camarades! schallte die Antwort, und er ritt mitten durch die feindliche Schaar, unter dem gegenseitigen Gruße: Bon soir, Camarades!

In der vierten Nacht langte Emmerich endlich wohlbehalten

eine Stunde oberhalb Frankfurt an, bei einer Fähre welche allenfalls 30 Pferde über den Fluß zu befördern im Stande war. Als er sich umsah, bemerkte er, daß der Fährmann sammt der Fähre sich am jenseitigen Ufer befand. Schon nahte der Tag und es war also keine Zeit zu verlieren. Emmerich ließ sich seine Reiter verbergen, ging allein, seinen Mantel zurücklassend, ans Ufer und schrie: Hol über! und antwortete auf die Frage des Fährmanns, wer übergefahren seyn wolle? eine Kutsche mit sechs Pferden, um ihn dadurch um so willfähriger zu machen. Kaum hatte aber die Fähre das diesseitige Ufer erreicht, als Emmerich ihren Führer umfaßte und auf ein gegebenes Zeichen die Reiter schnell herbeikamen. Alles griff zu und glücklich gelangte man ans jenseitige Ufer. Der Sicherheit halber wurde der Fährmann mitgenommen. Es solle ihm kein Leid widerfahren, versicherte ihm Emmerich, wohl aber stehe sein Leben auf dem Spiele, wenn er zu entwischen versuchen werde.

Zwei Stunden von Frankfurt wurde sich im Walde den Tag über gelagert.

Der Courier mußte auf der Straße von Straßburg kommen, und um deßhalb sicher zu seyn, sandte Emmerich zwei seiner zuverläßigsten und in der Gegend kundigen Leute nach verschiedenen Richtungen aus, um weitere Nachrichten einzuziehen. Zwei lange Tage verstrichen unter ängstlichem Harren; endlich am dritten Morgen kehrten beide bald nacheinander zurück und verkündeten, daß die Pferde für den Courier schon bereit gehalten würden. Emmerich näherte sich nun mit seinen Leuten dem Ausgange des Waldes und wählte einen Punkt, von welchem man die Heerstraße übersehen konnte. Doch nur er allein ritt vor, während seine Reiter sich in der Nähe verborgen halten mußten. Nach geraumer Zeit kam ein Mann mit einem Maulthiere die Straße gezogen, das auf jeder Seite eine Kiste trug. Von dem Gedanken erregt, daß in den Kisten Dinge von Werth seyen, befahl er zweien seiner Leute, dieselben zu untersuchen. Aber der Rittmeister sah sich arg getäuscht: man fand nur Limburger Käse. Aergerlich darüber versetzte er dem unschuldigen Thiere einen Stoß, daß dieses sich bäumte. In demselben Augenblicke sprengten zwei Couriere vorüber. Kaum hatte Emmerich dieses bemerkt, als er schnell das verabredete Zeichen gab, und rasch wurde nachgesetzt. Vier von seinen Reitern gelang es, die Couriere einzuholen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Mainz, 1. April.) Die Zahl der Industriellen des Großherzogthums, welche an der am 15. Juli d. J. zu München zu eröffnenden deutschen Gewerbeausstellung Theil nehmen werden, ist jetzt schon auf 114 gestiegen und demnach über die Hälfte größer als diejenige der Betheiligten an der Welt-Industrie-Ausstellung zu London, wo deren 72 aus dem Großherzogthum Hessen vertreten gewesen sind. Namentlich wird die Möbel-, Leder- und Schuhfabrikation unserer Stadt auf der Münchner Ausstellung glänzender als je repräsentirt seyn. Die von da der Centralstelle des Gewerbevereins übersandten Deklarationen umfassen zwar vorerst nur 21 Namen, deren Gegenstände aber im Gewicht von nahe an 140 Centner, bei einem Werthe von über 10,600 Gulden sind.

Welche sonderbare Schicksale bisweilen die Menschen erleben, beweist ein jüngst in Hamburg eingegangenes Schreiben, welches anzeigte, daß Philipp Meincke, der Sohn eines Hamburger Hafenmeisters, in der kaiserl. chinesischen Kriegsmarine den Rang eines Contre-Admirals errang. Derselbe wurde am 27. Dec. 1853 in einem Gefecht mit den Insurgenten getödtet, und einer seiner Kameraden, ein gewisser Dato aus Crossen, der ebenfalls in der chinesischen Kriegsmarine über eine Abtheilung von 15 Jonken befiehlt, macht nun dem Hamburger Senat in einem Briefe die Anzeige dieses Todes.

(Köln, 8. April.) Um verschiedene Gerüchte, als habe die Ausführung der Sängerfahrt unseres Männergesang-Vereins nach London Hindernisse gefunden, zu beseitigen, können wir die Mittheilung machen, daß dieselbe, wie früher beschlossen, zur Ausführung kommen wird. In London, wie in Liverpool, Manchester und Birmingham sind die Konzertlokale für den Verein schon gemiethet, und wird derselbe, einige 70 Mitglieder stark, am 5. Juni seine Reise antreten, um am 8. in Hannover Square Rooms sein erstes Konzert in London zu geben, wo 12 Konzerte stattfinden sollen, deren Reinertrag wieder unserem Dombau bestimmt ist. Auf der Rückreise wird der Verein auf wiederholte Einladung der Stadtbehörden von Lille in dieser Stadt noch ein Konzert zu wohlthätigen Zwecken geben. Das Programm ist eben so reich, als mannichfaltig; es zählt 136 Nummern, von denen viele neue Kompositionen, welche dem Vereine nach seiner ersten Londoner Siegesfahrt von deutschen und vlämischen Tondichtern gewidmet wurden. Die regelmäßigen Vorübungen beginnen in nächster Woche, und läßt Alles eine eben so heitere, als in jeder Beziehung erfolgreiche Fahrt erwarten.

Ein Millionär, der unter Geldzählen alt geworden und erblindet war, wollte sich vor einiger Zeit operiren lassen, um das Licht seiner Augen wieder zu erhalten. Der berühmte Arzt, an den er sich wendete, verlangte 50 Louisd'or für die Staaroperation an beiden Augen. Sie gelang an dem einen Auge vollkommen. Der geizige Millionär sagte deßhalb: „Ich sehe mit dem einen Auge hinlänglich," bezahlte die Hälfte der bedungenen Summe an den Arzt und behielt den Staar auf dem andern Auge.

Rubini, der in Bergamo gestorben, hatte bestimmt, daß bei dem Begräbnisse auf seinen Sarg seine Uniform als Direktor und Großmeister der kaiserlich russischen Gesangschulen mit allen Orden und Medaillen gelegt werde, die er im Leben erhalten. Und so geschah's!

(Berlin.) Der König hat dem berühmten Kopfrechner Zacharias Dase auf drei Jahre aus Staatsfonds eine Unterstützung bewilligt.

Die Pariser „Patrie" bringt eine Mittheilung, welche geeignet ist, die Moralität des russischen Klerus würdigen zu lehren. Alljährlich wird nämlich ein offizieller Bericht über das Personal der griechischen Kirche veröffentlicht, welcher vom ältesten Metropolitan, dem ersten Würdenträger der orthodoxen Kirche, der Synode vorgelegt wird. Aus dem letzten Bericht geht nunmehr hervor, daß im abgelaufenen Jahre 260 russische Geistliche wegen entehrender Verbrechen und 1935 wegen minder schwerer Vergehen ihrer geistlichen Würde verlustig wurden. Im Jahre 1839 kamen auf je zwanzig Geistliche ein Sträfling. Dieses moralische Mißverhältniß erregte beim Gouvernement solche Bedenken, daß es für angemessen erachtet wurde, daß der Bericht ferner nicht mehr der Synode mitgetheilt werde und daß nur der Kaiser in seiner Eigenschaft als Oberhaupt der orthodoxen Kirche davon Einsicht nehme. Einige achtungswerthe Persönlichkeiten abgerechnet, ist der russische Klerus nur ein blindes Werkzeug der Regierung.

E. M. Arndt erzählt in seiner kürzlich erschienenen Schrift Pro Populo germanico: „Es begab sich im Sommer des Jahres 1813, daß ich zu Reichenbach in Schlesien vor dem Schweidnitzer-Thore spazieren ging und folgendes Stück Russenthum mit ansah: Der Oberst eines Regiments ließ mir nichts dir nichts einen besoffenen Popen, der durch die Soldaten hintaumelte, fassen, ihm sein Priestergewand ausziehen und etwa 20 Hiebe auf den schallenden Rücken aufzählen. Als dieß vollbracht war, that man ihm mit einer gewissen Feierlichkeit, bei welcher sich die umstehenden Soldaten verneigten, selben Rock wieder an, und derselbe Oberst und einige Offiziere küßten ihrem durchgeprügelten Priester demüthig die Hand."

(Franz Arago.) Die Werke dieses großen Gelehrten erscheinen in 12 Bänden gleichzeitig in französischer, englischer und deutscher Ausgabe, die letztere bei Otto Wigand in Leipzig. Sie gehören zu dem Bewundernswürdigsten, das der Menschengeist je geschaffen hat und werden darum noch eine größere Verbreitung finden als selbst Humboldts „Cosmos", da sie mannichfaltiger und für ein größeres Publikum verständlich sind. Der erste Band, welcher eben ausgegeben ist, enthält Aragos abenteuerliche, romanhafte, bisher ungedruckte „Jugendgeschichte", mehrere Biographien großer Männer, Meisterschilderungen, wie sie eben nur Arago geben konnte und eine Einleitung von Humboldt, die mit den Worten schließt: „Der Gedanke macht mich stolz, daß ich ihm durch liebevolle Hingebung und beharrliche Bewunderung 44 Jahre hindurch angehört habe und daß mein Name dann und wann an der Seite seines großen Namens genannt werden wird."

(München.) Einem von den Landräthen bezüglich des Uferschutzes ausgesprochenen Wunsche entsprechend, werden nunmehr an allen Strömen praktische Wasserbaumeister aufgestellt, welche innerhalb der ihnen zugewiesenen Stromstrecken den Zustand der Ufer fortwährend im Auge zu behalten, Gefahren für dieselben sofort der Bauinspektion anzuzeigen und die hierauf angeordneten Schutzbauten speciell zu leiten und zu beaufsichtigen haben. Zur unausgesetzten Begehung der Ufer sollen jedem dieser Flußmeister mehrere Flußwärter zugetheilt werden.

Zu Liverpool ist die traurige Nachricht eingetroffen, daß vier nach Newyork bestimmte Auswandererschiffe im atlantischen Meer ihren Untergang gefunden. Es sind die Schiffe „Seanimph", „Russell", „Stourgon", „Julie und Deline."

Literatur- und Kunst-Notizen.

(Frankfurt, 10. April.) Die von Krause redigirte „Protestantische Kirchenzeitung" fährt fort, den geistesfreien Protestantismus sowohl dem bloß bekenntnißtreuen „Altlutherthum", als dessen Wahlverwandten, dem papistischen Ultramontanismus, gegenüber würdig zu vertreten. Aus dem Bereiche des ersteren theilt uns Nr. 13 einige wahrhaft antichristliche Charakterstücke mit, die wir lieber nur Auswüchse nennen, als der ganzen Richtung zu Last legen möchten. Dieß sind vorzüglich folgende. Die Bevorwortung der Preßfreiheit in der ersten Kammer zu Berlin durch die Herren Stahl und v. Below, würdige Seitenstücke zu der Bevorwortung der Religionsfreiheit im römisch-deutschen Lager. Ein Sendschreiben des Leipziger Professors Rahnis an Nitzsch, der die lutherische Kirche nicht in Union mit der reformirten, sondern im „Consensus mit der römischen" haben will. Der Verfasser gehört zu jenen als Protestanten maskirten Schriftstellern, welche die Taktik der römischen Presse seit einiger Zeit häufig als falsche Zeugen benutzt. Endlich eine von dem „rauhen Hause" zu Hamburg debitirte „christliche Weltgeschichte" von einem Mecklenburger Landrathe von Maltzahn, eine scandalöse Fälschung der Geschichte, wie sie wohl noch nie ein Protestant verschuldete, die so ziemlich Alles schmäht, was dem deutschen Volke heilig ist, wiederum ein Gegenstück zu den Geschichtsfälschungen im entgegengesetzten Lager, z. B. einem Aufsatze über „katholische und protestantische Geographie" (!) in Haug's „Magazin für Pädagogik" December 1838. Zwar wird Christus von den Fanatikern beider Confessionen gleichermaßen zum lieblosen Ketzerrichter herabgewürdigt, aber von protestantischer Seite verletzt uns diese Entweihung am meisten, auch schon durch die hier vorherrschende starre, leblose Form der Richtersprüche. Wir glauben, in ein Medusenantlitz zu blicken, während dagegen z. B. in unserem munteren Tyroler Kirchenblatte stets die Ohren der Schalksnarrenmütze die Mönchskutte durchbrechen und der Eindruck der Bannfluchstragödie durch frivole Zwischenspiele gemildert wird. — Nr. 15 der „Protestantischen Kirchenzeitung" enthält zwei wichtige Urkunden: das (wenig bekannte) bayrische Ministerialrescript, das in Folge der bischöflichen Denkschrift von Freysing erlassen wurde; und den Eid, welchen die Erzbischöfe und Bischöfe dem Papste schwören, und in welchem sie unter andern guten Dingen versprechen, „die Ketzer und Schismatiker nach Vermögen zu verfolgen und zu bekämpfen!" Quousque, Catilina —?

(Frankfurt a. M.) Bei der Vortrefflichkeit des Hydro-Oxygen-Mikroskops halten wir es für Pflicht, dem Publikum anzuzeigen, daß es dieser Tage hier aufgestellt werden wird. Der Erbauer und Besitzer desselben, Hr. Hasert, der während eines 13jährigen Aufenthaltes in Amerika, sowie auch in Frankreich, England &c. überall die reichste Anerkennung seiner Leistungen gefunden, bietet hier etwas wahrhaft Ausgezeichnetes. Das genannte Mikroskop soll nach den Berichten öffentlicher Blätter sowohl an Schärfe der auf der Leinwand hervorgerufenen Bilder, als auch durch die Potenz der Vergrößerung des gezeigten Objektes alle bisher gesehenen dieser Art übertreffen, namentlich auch das bekannte Sonnen-Mikroskop Colemdlers, vor welchem es überdieß den Vorzug voraus hat, nicht vom Sonnenschein abhängig, sondern durch seine Gasbeleuchtung jederzeit ohne Unterbrechung produktionsfähig zu seyn. Näheres über das genannte Mikroskop werden wir später mittheilen.

(Leipzig, im April.) Unter dem Titel: „Faust in Leipzig. Kleine Chronik von Auerbachs Keller in Leipzig nebst historischen Notizen u. s. w., zusammengestellt von P. H. Sillig, herausgegeben von H. Schultze", ist hier ein kleines Werkchen erschienen, welches allen Besuchern Leipzigs und des berühmten Auerbach'schen Kellers, dem Goethes Faust ein ewiges Andenken gesichert hat, eine willkommene Gabe seyn wird. Außer der Geschichte des Auerbach'schen Hofes, eines unserer ältesten Gebäude mit 18 wirklichen Kaufgewölben und 30 sehr eleganten und bequemen Meßständen, hat der fleißige Verfasser des genannten Werkchens Alles auf die Faustsage und den bekannten Faßritt aus alten Chroniken und Urkunden gesammelt, während der Herausgeber dem anständig ausgestatteten Schriftchen durch ein Brustbild Goethes, eine Darstellung des Auerbach'schen Kellers bis zum Jahre 1530 und die getreue Abbildung der beiden daselbst befindlichen Wandgemälde aus dem Jahre 1525 interessante Beilagen hinzugefügt hat. Dabei ist der Preis (10 Ngr.) überaus billig gestellt.

Die Brasilianer bauen in Rio de Janeiro nicht bloß ein Theater genau nach dem Muster des Berliner Opernhauses, sie wollten auch die berühmteste Berliner Sängerin haben — Johanna Wagner. Die Künstlerin hat jedoch, wie die „Zeit" berichtet, das schmeichelhafte Anerbieten abgelehnt.

(Einnahme einer Sängerin.) Bei Gelegenheit des vielbesprochenen Prozesses, welchen Lumley führt, haben die stattgefundenen Verhandlungen dargethan, daß Jenny Lind (jetzt Frau Lind-Goldschmidt) im Jahre 1847 in der Hauptstadt Englands mit 39 Vorstellungen eine Baar-Einnahme von 45,924 Pfd. St. erzielte!

Theater-Anzeige.

Montag, 17. April. (Zum ersten Male wiederholt): Lohengrin, romant. Oper in 4 Akten, von Richard Wagner. Die sämmtlichen neuen Kostüme sind von dem Obergarderobier Hrn. Eberius angefertigt. V. Mess-Abonnement suspendu.

Druck und Verlag von Heitter und Rehm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 93. Dienstag, den 18. April 1854.

Die Logik der Leidenschaften.

(Nach dem Französischen der Marie Aycard.)

(Fortsetzung.)

Als Herr Paravet allein war, sah er nach der Uhr und sagte leise vor sich hin:

„Gut. Die Leute haben jetzt gegessen und es vergehen mindestens zwei Stunden, ehe meine Tochter Agathen braucht; jetzt ist also gerade der passende Augenblick, die Kleine aufzusuchen, die ihre Mutter besuchen wollte.“

Er zog einen Kasten aus seinem Schreibtisch, nahm eine Börse mit Geld aus demselben und steckte sie zu sich. Dann begab er sich mit dem Lichte in der Hand eine kleine versteckte Treppe hinab zu dem Zimmer, welches Agathe Sylvain, das Kammermädchen seiner Tochter, bewohnte.

Fräulein Agathe.

Unmittelbar hinter dem Park, der zur Bernhardine gehörte, erhob sich noch vor zwei Jahren ein Häuschen mit Stroh gedeckt. Ein ehemaliger Dragoner bewohnte dasselbe mit Frau und Tochter. Sylvain, dieß war der Name des einstigen Kriegers, war jetzt Feldarbeiter oder vielmehr Gärtner geworden. Er baute den großen Garten, der das kleine Häuschen umgab, mit unermüdeter Sorgfalt und pflegte die schönen, kräftigen Obstbäume seines kleinen Gebietes. Dafür erntete er aber auch die ersten Früchte, die ersten Gemüse in der ganzen Picardie. Frau Sylvain füllte jeden Morgen zwei Körbe von Dem, was die Jahreszeit eben bot, und brachte es nach Amiens zum Verkauf. Sie hatte in der That keine Mühe, ihre Früchte und ihr Gemüse in Geld zu verwandeln; die Köche und Köchinnen der vornehmen Herren kauften es, ohne sehr zu handeln, und so widerfuhr ihr denn die Ehre, die Tafel des Herrn Bischofs, des Herrn Präfecten, des Herrn Präsidenten der Handelskammer und noch mehrerer angesehenen Herren mit jungem Gemüse und schönem Obst zu versehen. Geschah es zuweilen, daß sie nicht Vorrath genug hatte, um zwei Körbe füllen zu können, so setzte sie in den einen ihre kleine Tochter Agathe als Gegengewicht; es konnte ja dem geduldigen Gaul, der sie zur Stadt führen mußte, völlig einerlei seyn, ob er Spargel, Erbsen, Erdbeeren und dergl. zog, oder ein niedliches, blondgelocktes Kind. Durch Fleiß und Betriebsamkeit verdiente Sylvain hinreichend, um die Kosten der kleinen Haushaltung zu bestreiten.

Wenn die düsteren, trüben Wintertage vorüber waren und der Lenz mit seiner Blüthenpracht wieder erschien und Alles neu belebte, da wurde es auch allemal in der Bernhardine lebendig. Die Besitzer derselben eilten aus der engen Stadt in das ländliche Häuschen am Ende des schönen Parkes. Sie sahen dem geschäftigen Treiben der kleinen Familie in der Strohhütte mit Vergnügen zu und beschenkten sie jedes Jahr. Carl hatte besonders die kleine Agathe lieb; er nahm sie oft mit zu seinen Eltern, schenkte ihr Confect, kaufte ihr hübsche Schuhe statt der plumpen Pantoffeln, die sie gewöhnlich trug. So verstrich denn ein Frühling, ein Sommer nach dem andern; Carl Bernhard erwuchs zum Manne und wurde nach dem Tode seiner Eltern Besitzer der Bernhardine; auch die kleine Agathe blieb nicht immer klein. Seitdem Carl ganz sein eigener Herr war, besuchte er die Bernhardine seltener; die immer wachsende Neigung zu seiner Cousine Hortensie Paravet fesselten ihn mehr und mehr an Paris. Indessen starb Sylvain und seine Wittwe sah sich genöthigt, ihren Garten durch einen Taglöhner bebauen zu lassen. Es währete nicht lange, so kamen die jungen Gemüse und die ersten Früchte später, seltener und weniger schön; die Köche und Köchinnen der großen Herren bezahlten sie nicht mehr so theuer, als früher. Was kommen mußte, kam: Armuth und Elend, bisher ungekannt in dem bescheidenen Häuschen, zogen jetzt in demselben ein. Agathe war groß und hübsch geworden; Justin, der Sohn des Pächters der Bernhardine, konnte nicht lange kalt bleiben in der Nähe des schönen, blühenden Mädchens. Er liebte und wurde wieder geliebt. Aber sein Vater war reich und es stand zu erwarten, daß er nicht in eine Verbindung seines Sohnes mit der Tochter der armen Wittwe willigen werde. Frau Sylvain sah wohl ein, wie gefährlich ein Verhältniß mit dem jungen Manne für ihre Tochter werden konnte; sie faßte daher einen schnellen Entschluß, verkaufte ihr kleines Besitthum, bezahlte mit dem Ertrag ihre Schulden und begab sich nach Paris zu Herrn Bernhard. Der junge Advocat brachte die Tochter als Kammermädchen zu Fräulein Paravet und gab der Mutter eine kleine monatliche Unterstützung.

Agathe war zufrieden mit ihrer neuen Stellung und hatte auch in der That alle Ursache dazu. Dennoch war sie oft traurig und zerstreut; bald vertraute sie Fräulein Paravet das Geheimniß ihrer Liebe. Herr Bernhard versprach ihr, sobald er selbst mit seiner Cousine verbunden seyn würde, Alles zu thun, was in seinen Kräften stehe, um sie mit Justin zu vereinigen. Er hoffte, es solle sich dieß leicht machen. Der Pacht für die Bernhardine war bald abgelaufen und sicher lag dem alten Leroux daran, denselben zu erneuern, da er ungemein vortheilhaft war. Der junge Besitzer brauchte sicher nur die Verbindung zwischen Agathen und dem Sohn des Pachters zur Bedingung zu machen. Agathe war ihrer jungen Gebieterin sowohl aus Dankbarkeit, als auch aus Interesse von Herzen ergeben und hütete sich, deren Geheimniß zu verrathen. Wie alle Untergebene des Herrn Paravet, so zitterte auch sie vor ihm und gehorchte seinen Winken.

An dem erwähnten Abende saß sie, wie gewöhnlich, in ihrem Stübchen vor einem Tische, auf welchem Karten kreisförmig gelegt waren, um die Zukunft zu sagen. Einen Brunetten sollte sie he-

ben, wie die Karten verrietben; Justin war beunett. Weiter sagten die prophetischen Karten, eine Blondine wollte ihr den Geliebten entreißen. Nun war allerdings hundert Schritte von der Bernhardine entfernt ein junges Mädchen mit blondem Haar und empfänglichem Gemüth, die Fräulein Agathe beunruhigte. Wie leicht konnten die Karten Recht haben.

„Aber," sagte sie zu sich, indem sie ihr Spiel wiederholte, „was kann Herr Paravet eigentlich von mir wollen? Warum erlaubt er mir heute nicht, meine Mutter zu besuchen?"

Plötzlich öffnete sich die Thüre und Herr Paravet, mit einem Lichte in der Hand, trat ein.

Agathe stieß bei seinem Erscheinen einen Schrei der Ueberraschung aus.

„Erschrecke nicht, Agathe. Du hast mich doch erwartet, nicht wahr? Du konntest wohl denken, daß ich eine Ursache haben müsse, weil ich Dich heute Abend nicht ausgehen ließ. Ich verlange nichts ohne Grund."

Er machte die Thüre behutsam zu, setzte seinen Leuchter auf den Tisch und nahm auf dem Stuhle Platz, den Agathe bei seinem Eintritte verlassen hatte.

„Du bist Deiner Gebieterin ergeben, Agathe, nicht wahr?" sagte er.

„Ich hoffe, daß Sie nicht daran zweifeln, Herr Paravet."

„Ich bin weit entfernt davon; im Gegentheil, ich fürchte, daß diese Ergebenheit zu weit geht und der Achtung und dem Gehorsam schadet, den Du mir schuldig bist."

„Keineswegs, Herr Paravet."

„Das wird sich zeigen. Meine Tochter und mein Neffe lieben sich, nicht wahr?"

„Ja, Herr Paravet."

„Dagegen läßt sich nichts sagen; bis jetzt war ihnen dieß nicht verboten. Nun ändern sich jedoch die Umstände. Meine Tochter darf ihren Cousin zwar noch immer lieb haben; aber sie muß einen Andern, den ich ihr zum Gatten bestimmt habe, noch mehr lieben."

„Wie!" rief Agathe bestürzt aus, „Herr Bernhard wird Fräulein Paravet nicht zur Frau bekommen?"

„Nein."

In diesem Nein lag so viel Härte, Herr Paravet sprach es so kurz und bestimmt aus, und sein Gesicht zeigte eine solche Heftigkeit, daß Agathe erbebte.

„Herr Paravet", sagte sie, und Thränen füllten ihre Augen, „Sie haben zu gebieten."

„Das weiß ich, und ich will von jetzt an von Allem unterrichtet seyn, was zwischen den beiden jungen Leuten vorgeht; ihre Thränen, ihre Klagen, ihre Pläne, wenn sie dergleichen machen sollten, Alles muß ich erfahren; hörst Du, Agathe?"

Das junge Mädchen schlug die Augen nieder und sagte schüchtern:

„Sie wollen also, daß ich Herrn Bernhard verrathen soll?"

„Allerdings."

„Und daß ich Ihnen mittheile, was mir meine Gebieterin vertraut?"

„Das verlange ich. Du mußt nur fest im Auge behalten, Agathe, daß ich Herr des Hauses bin, daß Du in meinem Dienste bist und nicht in dem meiner Tochter.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben des deutschen Parteigängers Emmerich.

Von G. Landau.

(Schluß.)

Sowohl die Couriere als die sie begleitenden Postillone und der Maulthiertreiber wurden mit in das Innere des Waldes genommen. Bei jedem der Couriere fand man ein Felleisen mit Briefschaften. Beide nahm Emmerich zu sich, sie in einen großen Mantelsack packend, und nun galt es Eile. Nachdem er noch einen Unteroffizier instruirt, wie er sich auf dem Rückwege verhalten sollte, und namentlich befohlen, die Gefangenen vorerst noch festzuhalten, setzte er eine Reisekapuzze, welche er einem der Couriere abnahm, auf und sprengte in einem grünen Rocke (seine Uniform hatte er zurückgelassen) und ohne Mantel davon. Er eilte, um noch vor Abend eine andere Fähre, zwei Meilen oberhalb Frankfurt, zu erreichen, und als es dunkel wurde, befand er sich schon auf heimischem Boden, in der Grafschaft Hanau. Sein Ziel für diese Nacht war ein ihm befreundeter Förster. Aber wie staunte dieser, als Emmerich in seine Wohnung trat. „Mein Gott! was wagen Sie, Rittmeister! wir sind hier allenthalben von Feinden umringt!" waren die nächsten Worte, welche er nach der Begrüßung ausrief. „Ich weiß es," antwortete Emmerich, „aber auch das weiß ich, daß ich mich auf Sie verlassen kann. Sie müssen mir augenblicklich einen sichern Boten zu Pferde schaffen, welcher der Wege kundig ist. Ich muß die ganze Nacht durchreiten, um so schnell als möglich das Hauptquartier des Herzogs Ferdinand zu erreichen. Es hängt Leib und Leben davon ab. Dem Boten muß ich mein Felleisen, welches Papiere von Wichtigkeit enthält, anvertrauen; er soll reichlich belohnt werden.

Nach kurzem Bedenken ließ der Förster einen Bauer rufen und stellte denselben Emmerich als einen eben so ortskundigen als zuverlässigen und gewandten Mann vor. Der Förster lieh dem Boten sein bestes Pferd und nach zweistündigem Aufenthalte brach Emmerich wieder auf.

Die Nacht durch wurden die Pferde angetrieben und gegen Morgen erreichten die Reiter ein einzeln liegendes Wirthshaus. Der Wirth war dem Boten als ein verlässiger Mann bekannt, und Emmerich fand kein Bedenken, einen Augenblick abzusitzen, um sich nach der Stellung der Feinde zu erkundigen, während der Bote jedoch zu Pferde blieb. Er erfuhr nun, daß ohne Unterlaß Husaren die ganze Gegend durchstreiften. Dadurch gewarnt, setzte sich Emmerich sofort wieder zu Pferde, und war eben im Begriffe, weiter zu reiten, als plötzlich zwölf Husaren mit einem Wachtmeister um das Wirthshaus herumsprengten. Die Lage war mehr als mißlich, denn es war anzunehmen, daß der Armee die Gefangennahme der Couriere schon bekannt geworden sey. Doch Emmerich verlor die Fassung nicht. Als ihn der Wachtmeister fragte, woher er komme und wer er sey, gab er sich für einen Kaufmann aus, welcher von der Frankfurter Messe zurückkehre. Einen Paß, den der Wachtmeister verlangte, konnte er freilich nicht vorzeigen. Er entschuldigte diesen Mangel damit, daß man ihm gesagt habe, reisende Kaufleute bedürften dessen nicht; man lasse sie vielmehr ruhig ihres Weges ziehen. Auf die Frage, wohin er reisen wolle, nannte er Bremen, was seine Heimath sey. Der Wachtmeister erklärte ihm endlich, weil er keinen Paß habe, müsse er ihn zum kommandirenden Offizier folgen. „Wenn Sie glauben," erwiederte Emmerich, „daß Sie mich, ohne verantwortlich zu werden, nicht ungehindert weiter lassen können, da ich mich doch sonst mit einem Geschenke abfinden würde, so muß ich freilich folgen."

Während dieses Gespräches hatten sich die Husaren mit den neben dem Wirthshause stehenden Zwetschenbäumen beschäftigt; der Wachtmeister folgte ihrem Beispiele, und auch Emmerich suchte sich einen Baum und erfrischte sich durch dessen Früchte, zugleich überlegend, was er thun sollte. Indem raunte ihm einer der Husaren, an ihm vorüberreitend, zu: „Ich kenne Sie, Herr Emmerich! Geben Sie auf mich Acht."

Bald darauf kommandirte der Wachtmeister Marsch! und Emmerich mußte folgen. Als er sich jedoch nach seinem Boten

umsah, war derselbe verschwunden, was den Husaren übrigens nicht auffiel. Nur jener Husar, welcher vor dem Wirthshause abgestiegen war, blieb zurück, dem Wachtmeister zurufend, er werde gleich folgen. Schon war man ein ansehnliches Stück im Walde fortgeritten, als dieser nachkam und, mit einer Branntweinflasche in der Hand, seine Kameraden zu einem Trunke aufforderte. Einer solchen Einladung entspricht der Soldat stets willig; man saß ab, um zu frühstücken. Nur Emmerich blieb zu Pferde. Indem der Husar dem Wachtmeister die Flasche bot, holte er auch Butter und Brod aus seiner Säbeltasche, und Alle drängten sich um ihn. Diesen Augenblick benutzte Emmerich; rasch setzte er seinem Gaule die Sporen in die Seiten und im gestreckten Jagen stürzte er sich in das Dickicht des Waldes. Als geübter Parforcejäger war es ihm leicht, sich durch die Gebüsche zu winden. Zu seinem Schrecken erreichte er aber bald das Ende des Waldes, und schon hörte er die nachsetzenden Husaren. Sich schnell umschauend, bemerkte er eine große mit Schilf bewachsene Flachsröste. Ohne sich zu bedenken, sprang er vom Pferde und in den Wassertümpel, bis an den Kopf untertauchend. Als die Husaren ankamen, fanden sie zu ihrem Erstaunen das reiterlose Pferd. Daß der Reiter nicht weit seyn könne, sahen sie ein, aber nirgends fanden sie eine Spur, und daß die Flachsröste den Verfolgten berge, daran zu denken fiel Keinem ein. Suchend am Walde auf und ab reitend, entschlossen sich endlich die Husaren, den Wald selbst zu durchforschen. Jetzt wagte Emmerich, sich in die Höhe zu richten und umzuschauen, und zu seiner Ueberraschung erblickte er in der Ferne das vor Kurzem erst verlassene Wirthshaus. Unablässig dorthin schauend, bemerkte er endlich den Wirth, der, mit einer Axt aus dem Hause tretend, vor demselben stehen blieb und sich nach allen Richtungen umsah. Emmerich zog jetzt seine Kapuzze hervor und winkte. Sobald dieses der Wirth bemerkte, nahte er sich langsamen Schrittes. Nur an der Stimme erkannte er Emmerich wieder und rieth ihm, in sein Haus zu eilen, wo er ihn die Nacht über verbergen wolle.

Kaum war Emmerich eingetreten und in einer Kammer beschäftigt, ein ihm vom Wirthe dargebotenes reines Hemd anzuziehen, als abermals die Husaren erschienen. Ein Blick in die niedern Fenster würde Emmerich verrathen haben, denn die Kammer hatte weder Tisch noch Bett, unter denen er sich hätte verbergen können. Doch keinem der Husaren fiel es ein, hier den Geflüchteten zu suchen, und rasch sprengten sie zur Hausthür, wo ihnen der Wirth schon mit der Flasche entgegentrat, um sie vom Eintreten ins Haus abzuhalten. Man fragte, ob er den Gefangenen nicht wieder gesehen, und als dieses der Wirth verneinte, sprengten sie wieder fort.

Der Wirth verbarg Emmerich nun auf dem Heuboden bis zum Dunkel. Aber ungeachtet er seine Kleider nicht wieder angelegt, so quälte ihn doch der Gestank der Flachsröste, welcher noch an seinem Körper haftete, so sehr, daß eine erquickende Ruhe nicht möglich war; nicht weniger beunruhigte ihn aber auch die Ungewißheit über das Geschick seines Boten.

Unter der Zusage einer großen Belohnung übernahm es der Wirth, ihn während der Nacht zu dem noch vier und eine halbe Meile entfernten Hauptquartiere des Herzogs Ferdinand zu geleiten.

Nachdem Emmerich sich, so gut es ging, in Kleider des Wirthes gesteckt, wurden bei einbrechender Nacht zwei Pferde gesattelt und rasch wurde in die Nacht hineingetrabt. Schon war Mitternacht längst vorüber, als sie glücklich das Ziel erreichten. Sobald Emmerich sich zu erkennen gegeben, wurde er zum Herzog geführt. Dieser war noch auf und mit dem Lesen von Papieren beschäftigt, welche auf dem Tische zerstreut lagen. Als Emmerichs Name gemeldet wurde, sprang der Herzog auf und trat ihm mit den Worten entgegen: „Gott sey Dank, daß Sie den Feinden entwischt sind! Ich habe das Felleisen mit seinem ganzen Inhalte. Eine gewonnene Schlacht könnte mir keine größere Freude gewähren. Uebrigens wollte ich morgen zum Herzog von Broglie schicken, um ihn um Schonung Ihres Lebens und Ihrer Person zu bitten."

„Ich versichere Ew. Durchlaucht", entgegnete Emmerich, „es ist mir lieb, daß dieses nicht nöthig ist. Schwerlich hätte man bei mir von der allgemeinen Regel eine Ausnahme gemacht."

M a n n i c h f a l t i g k e i t e n.

In dem Abschnitt „Wege und Stege" erörtert Riehl in seinem neuen Buche „Land und Leute" den Unterschied der ehemaligen und jetzigen Verbindungswege. Er sagt in dieser Beziehung: „Als man in alten Zeiten Straßen baute, individualisirte man das Land; die Straße schuf eine Menge neuer Ansiedlungen, neue Städte, neue Dörfer. Wenn wir dagegen heutzutage die ächt modernen Straßen, nämlich Chausseen, Eisenbahnen und Dampfschifflinien anlegen, so centralisiren wir das Land; diese Straßen ruiniren die kleinen Städte, schaffen dagegen den großen einen riesigen Zuwachs an Macht und Ausdehnung. Der Fußweg, der Feldweg, die alte Heerstraße führten die Städte ins Land hinein; unsere neuen wunderbaren Straßenbauten des Weltverkehrs führen die Stadt zur Stadt und — das Land in die Stadt." Die centralisirende Kraft der neuen großen Straßenlinien, bemerkt Rühl, habe sich schon bei der Durchführung des großen modernen Landstraßensystems offenbart; durch die Eisenbahnen werde die Hegemonie der großen Städte über das Land vollends zur Entscheidung kommen. „Die kleinen und mittleren Städte waren aber die Wiege des selbstständigen Bürgerthums, die Riesenstädte sind die Wiege des selbstständigen Proletariats. Auf den Hauptstraßen stürmen wir vorwärts in eine neue Zeit, und auf den Nebenstraßen gehen wir zurück in die alte. Dort ein Uebermaß rastlos drängenden Lebens, hier Todtenstille und Verödung." Gegenüber den Gefahren, die dem Volk seitens der Eisenbahnen drohen, kann Riehl freilich nicht das Unmögliche beantragen: daß mit dem Bauen von Schienenwegen eingehalten werde; um so entschiedener macht er es aber den Verwaltungen zur Pflicht: „die schroffen Gegensätze zu vermitteln, den Verkehr zu einem in der That allgemeinen zu machen, die jetzt ganz abgeschnittenen, verarmenden Gegenden wieder zu demselben heranzuziehen — durch eine entsprechende Verbesserung und Vervollständigung der gegenwärtig verachteten Landstraßen, Feldwege und Fußpfade."

Nach Berichten der preußischen Provinzialbehörden ist die Noth namentlich auch im Landeshuter Kreise in Schlesien auf eine so große Höhe gestiegen, daß sich die arme Bevölkerung an Stelle des theuern Brods und der Kartoffeln von einem Gebäck nährt, das aus Schwarzmehl und Kleie zusammengesetzt, aufgeweicht genossen wird. Die Weberei in der dortigen Gegend befindet sich in trostloser Lage und bei der gegenwärtigen politischen Situation ist kaum eine Staatsunterstützung für die dortigen Fabrikanten zu hoffen, da diese eben bei der gegenwärtigen Lage nur von sehr beschränktem Nutzen seyn möchte.

In einem Konstantinopler Briefe der Ostdeutschen Post vom 30. März heißt es: „Hier in Stambul sind bereits die Spuren des neuen von dem Sultan eingeführten G e r i c h t s s y s t e m s sichtbar. Vorgestern in der frühen Morgenstunde ward in dem Quartier eines vornehmen Türken ein bedeutender Einbruchdieb-

stahl verübt. Der Verdacht der Theilnahme an diesem Frevel fiel auf ein bei einem benachbarten Türken dienendes Christenmädchen, welches auf Reclamation des vom Diebstahle betroffenen Türken behördlich requirirt wurde. Der Vater dieses Mädchens, dem Arbeiterstande angehörend, zeigte beim Kadi diesen Vorfall an und legte die feierlichsten Eide ab, daß seine Tochter unschuldig sey, da sie bei ihrem Dienstherrn, der es auch bezeugte, in stiller Zurückgezogenheit lebe und mit keinem Manne in zweideutiger Verbindung gestanden habe. Der Bestohlene glaubte sein Ansehen zu schwächen, wenn nicht seiner Aussage Folge geleistet werden sollte. Er drang auf das eigensinnigste, daß das Mädchen abgestraft werden sollte. Aber der Vater der Beschuldigten berief sich zur Unterstützung seiner Aussage auf mehrere unbescholtene christliche Zeugen und einen Israeliten, bei dem das Mädchen in Diensten gestanden hatte, und dasselbe wurde nach mehrstündigem Verhaft wieder freigegeben, was sonst nicht geschehen wäre. Zum Glück für den Bestohlenen gelang es auch den eifrigen Nachforschungen der türkischen Behörde, die Diebe ausfindig zu machen; es sind Mitglieder einer weitverzweigten Diebesbande, größtentheils Griechen aus Hellas und Armenier, gewesen, die schon mehrmals von hier ausgewiesen und abgestraft waren."

Auch in Bremen hat die Pepita-Begeisterung grassirt. Die Tänzerin ist dort nicht bloß mit reichem Gelde gelohnt, mit Ständchen geehrt, sondern das junge Bremen hat sogar die Pferde ihres Wagens aus- und sich vorzuspannen beliebt. Bald nach jenem Aus- und Anspannen kommt zu Dr. K., einem sehr geachteten und beliebten Bremer Arzte, ein junger Mann, der über Blutspeien klagt. „Woher haben Sie es bekommen?" fragt der Arzt. „Vom Ziehen," antwortet der Gefragte. „Vom Ziehen? von was für einem Ziehen?" „Nun, Sie wissen ja, Herr Doktor, wir haben den Wagen der Pepita gezogen." „So!" entgegnet der Arzt; „dann bedaure ich, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie die rechte Thür verfehlt haben. Sie irren sich in meiner Person, ich bin kein — Thierarzt."

Der Vice-Admiral Sir Charles Napier, Oberbefehlshaber der Flotte in der Ostsee, ist im Jahre 1786 zu Falkirk, in der schottischen Grafschaft Stirling, geboren und gehört einer im See- und Landdienst vielfach ausgezeichneten Familie an. In dieser Familie hat sich die Sage erhalten, daß sie von einem Zweig des altschottischen Geschlechts der Lennox (Levenox) abstamme, und die Veränderung ihres Namens soll in folgender Weise geschehen seyn. In einer Schlacht zwischen den Schotten und Engländern hat sich ein Lennox durch Tapferkeit hervorgethan. Als nun der König nach der Schlacht seine Anführer um sich versammelt hatte, sagte er ihnen, daß sie alle ihr Bestes gethan, daß aber Lennox „na peer", d. h. nicht seines Gleichen (na schottisch für no) gehabt. In Folge dieses Lobspruches aus königlichem Munde nahm dieser Lennox hinfort den Namen Napeer (Napier) an. Von ihm stammt die ganze Familie, zu deren berühmten Männern unter andern John Napier, der Erfinder der Logarithmen (geb. 1550) gehört. Er war der älteste Sohn des Barons Archimbald v. Marchiston, und der Thurm, worin er seine astronomischen Beobachtungen machte, wird noch auf einer Höhe bei Edinbourgh gezeigt.

Korrespondenz.

Stuttgart, 15. April.

Madame Marlow, die aus Wien wieder zurückgekehrt, und Hr. Schütky, der aus Hamburg zum Antritt seines hiesigen Engagements eingetroffen ist, werden nebst Madame Palm, die uns nächsten Monat leider verläßt, nächsten Montag in den „Hugenotten" auftreten, was eine ganz ausgezeichnete Vorstellung erwarten läßt. Daß ein Engagement mit Mad. Palm nicht zu Stande gekommen, wird hier von allen Musikverständigen und Gesangsfreunden um so mehr bedauert, als man bei der Vorliebe des Königs für die trefflichen Leistungen dieser Sängerin bestimmt gehofft hatte, sie für längere Zeit unserer Anstalt erhalten zu sehen. Differenzen zwischen dem Hoftheater-Intendanten und dem Gemahl der Sängerin werden im Publikum (ob mit Grund oder Ungrund, weiß ich nicht) als Ursache des Nichtzustandekommens des Engagements bezeichnet. Dafür soll nächsten Monat Mad. Garrigues von Hamburg und nachher Frau von Strantz aus Wien hier gastiren. Auch der Tenorist Ander aus Wien wird nächsten Monat ein Gastspiel eröffnen. — Wie der Abgang der Mad. Palm hier sehr bedauert wird, so ist es auch mit dem Abgang von Fräul. Wilhelmi der Fall, welche tüchtige Schauspielerin, da ihr neuer Vertrag hier Verzögerungen erlitt, ein Engagement in Dresden einging, wodurch der hiesige Abschluß vereitelt wurde. Ob absichtlich oder nicht, vermag ich nicht zu entscheiden.

Darmstadt, 16. April.

In den letztverflossenen Tagen hatten wir in hiesiger Gegend mehrere Waldbrände, die meist Nachts oder zur frühen Morgenstunde zum Ausbruche kamen und mehr oder weniger Schaden anrichteten. Der östlich von unserer Stadt gelegene große Laubwald, der bis gegen den Frankenstein hin sich erstreckt und durch seine vielen schönen Anlagen in einen reizenden Park umgeschaffen worden ist, ohne daß die forstwirthschaftliche Kultur darunter gelitten hat, ist ebenfalls vom Brande heimgesucht worden, indem einige junge Schläge vom Feuer ergriffen und übel zugerichtet wurden. Zum Glücke erstrecken sich die Zerstörungen des verheerenden Elementes nur auf Flächen von 12, 15 bis 25 Morgen. Daß Muthwille oder Bosheit diese fast gleichzeitigen Waldbrände veranlaßt haben, daran ist kaum zu zweifeln, und man soll in dieser Beziehung bereits auf einige Spuren gekommen seyn, die auf die Entdeckung der Thäter führen dürften.

Mainz, 14. April.

Nach dem Vorgange anderer ähnlicher Gesellschaften hat auch die Magdeburger Feuerversicherungs-Gesellschaft der hiesigen Löschmannschaft eine Gratifikation von 50 Gulden übermachen lassen. Durch derartige Anerkennungen des Wirkens dieses thätigen Corps wird dem Eifer und rüstigen Streben desselben ein neuer Sporn gegeben. — Nächsten Dienstag den 18. d. M. beginnen unter der Leitung des Obergerichtsraths Hrn. Greby die Assisen des zweiten Quartals für unseren Gerichtsbezirk. Die Fälle, welche dabei zur Aburtheilung kommen werden, sind 3 Diebstähle, 1 Kindesmord, 2 Anklagen auf Meineid, 2 auf Verführung und Mißbrauch zur Nothzucht, 1 Brandstiftung und endlich — in contumaciam — eine Schriftfälschung in Handelskreditpapieren. — In den weiten, prachtvollen Räumen des hiesigen Kasinos wird rührig an der Ausschmückung für das große Fest gearbeitet, welches das hiesige österreichische Offiziercorps am 24. d. M., als dem Tage der Vermählung des Kaisers von Oesterreich, in demselben feiern wird.

Den Griechen.

Euch, längst verfehmt von Englands Zorn,
Will auch der Russe nicht erheben.
War beiden nicht im Aug' ein Dorn
Auch Schleswig-Holstein, meerumgeben?
Der Grund davon ist wohl zu rathen:
Sie fürchten zukunftskräft'ge Staaten.

Adolf Daerr.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 18. April. Der Postillion von Lonjumeau, kom. Oper in 3 Akten, Musik von Adam. (Gastrolle) Chapelou — St. Phar: Hr. Hirsch, vom Friedrich-Wilhelmstädt'schen Theater in Berlin.

Druck und Verlag von Heller und Rahm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hommeran.

# Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 94. Mittwoch, den 19. April 1854.

Die Logik der Leidenschaften.

(Nach dem Französischen der Marie Aycart.)

(Fortsetzung.)

„Im Uebrigen, was verlange ich denn eigentlich?" fuhr Herr Paravet, zu Agathe gewendet, fort. „Nichts, als zu wissen, was in meinem Hause vorgeht. Hat ein Vater nicht das Recht, ja sogar die Pflicht, über die Aufführung seiner Tochter zu wachen. Ich verlange also nichts von Dir, Agathe, was Deiner Pflicht zuwider geht. Die Hauptsache ist, daß Du schweigst; Carl und Hortensie dürfen nicht entfernt ahnen, daß ich durch Dich erfahre, was sie sprechen, was sie thun."

Herr Paravet zog bei den letzten Worten die Börse aus der Tasche, die er zu sich gesteckt hatte und legte sie auf den Tisch.

„Nimm!" sagte er sanft, „nimm und gehorche."

Agathe fühlte sich durch die Zumuthung, welche Herr Paravet an sie stellte, unangenehm berührt; sie schob die Börse ein wenig von sich hinweg und trat einen Schritt zurück.

„Ich verstehe", entgegnete Herr Paravet; „Du verweigerst mir den Gehorsam! Behalte das Geld; ich nehme niemals zurück, was ich einmal gegeben habe. Aber, Agathe, Du kannst nicht in meinem Dienst bleiben. Ich dulde Niemand in meinem Hause, der sich meinen Befehlen widersetzt. . . . Ich hätte eigentlich mehr Dankbarkeit und Ergebenheit von Dir verdient, Agathe, denn ich habe es immer mit Dir gut gemeint und gerade jetzt hatte ich einen Plan gemacht, Dein Glück zu gründen."

„Herr Paravet. . . ."

„Höre mich, Agathe. Ich habe so eben ein Grundstück gekauft; Du kennst es. Es ist die Bernhardine."

„Die Bernhardine, welche Herrn Carl Bernhard gehört?"

„Gehörte; denn jetzt gehört sie mein. Ich habe sie Herrn Bernhard abgekauft. Die Verhältnisse sind mir genau bekannt. Ich kenne auch Leroux, den Pachter; ich weiß, daß seine Pacht in wenigen Monaten zu Ende geht. . . Leroux wird stumpf, er bedarf der Ruhe.. Nun hat er allerdings einen Sohn, der ihm ein wenig beistehen könnte, oder auch gerade seine Stelle übernehmen. . . Du kennst ihn, nicht wahr?"

„Ja wohl, Herr Paravet", antwortete Agathe erröthend.

„Aber", fuhr Herr Paravet fort, „Justin kann seines Vaters Stelle nicht übernehmen, so lange er nicht verheirathet ist. Er braucht eine Frau, die auf dem Lande erzogen ist und die Wirthschaft gründlich zu führen versteht. Ohne Zweifel wird er dieß selbst einsehen, und ich glaube, es bedarf nur zwei Worte von mir, um ihn sogleich zum Heirathen zu bestimmen."

„Sie wollen Justin verheirathen?" fragte Agathe mit zitternder Stimme.

„Ja; denn einen unverheiratheten Pächter mag ich nicht. Ich will Dir nicht verbergen, daß ich ihn eigentlich für Dich bestimmt hatte. Doch, wir wollen nicht weiter darüber sprechen; ich weiß schon eine andere Frau für ihn. . . Du kennst sie sicher: es ist Johanna, die hübsche Blondine; ein gutes Kind. Justin wird mit meiner Wahl zufrieden seyn."

„Ach, Herr Paravet", rief Agathe, in Thränen ausbrechend. „Entreißen Sie mir Justin nicht, ich beschwöre Sie. Wollen Sie zwei Unglückliche machen?"

„Ich verfolge meinen Zweck, Agathe, und kann mich um weiter nichts kümmern."

„Herr Paravet", sagte das arme Mädchen und schlug die Augen nieder; „ich will Alles thun, was Sie verlangen."

„Gut. So nimm das Licht und leuchte mir vor; aber hörst Du, verrathe nicht ein Wort von unserem Gespräch."

Herr Paravet ging in sein Zimmer zurück, nahm seinen Paletot und verließ still das Haus. Er erwartete in der That Niemand; den Bräutigam, von dem er gesprochen hatte, sollte er in der Oper treffen.

Man glaube ja nicht, daß Herr Paravet die Bernhardine gekauft habe, um Agathe für sich zu gewinnen. Er war zu guter Kaufmann, um eines so kleinen Vortheils wegen, eine so große Summe auszugeben.

Zu den Bekannten des Herrn Paravet gehörte eine gewisse Madame Loris, eine bejahrte Dame, welche eben so viel Reichthum als Frohsinn besaß, und das wollte in der That viel sagen.

„Bester Freund", sagte sie eines Tages zu ihm, „sind Sie nicht Wittwer?"

„Ja wohl, schon lange, Madame!"

„Nun, so verheirathen Sie sich doch wieder! Holen Sie sich eine Frau aus Anjou; dort findet man die liebenswürdigsten Frauen von ganz Frankreich. Glauben Sie mir, die Frauen von Anjou sind immer zufrieden, immer vergnügt, mag auch die Zeit bringen, was sie will. Ich will Sie durch das Lob meiner Landsmänninnen keineswegs veranlassen, mich zu heirathen; ich bin zu alt für Sie. . . Und doch, was meinen Sie? bewerben sich fast täglich Männer um meine Hand, die viel jünger sind als Sie. . ."

Madame Loris sah Personen jedes Alters bei sich, und einige junge Männer, bestochen von ihrem Vermögen, hatten wirklich versucht, sie zu einem Schritte zu verleiten, den sie nur zu bald bereut haben würden.

Einige Tage nach diesem Gespräch fand Herr Paravet seine Freundin in der Gesellschaft eines jungen schönen Mannes. Er konnte sich nicht erinnern, jemals eine so vollendete männliche Schönheit gesehen zu haben. Ein hoher, kräftiger Wuchs, ein einnehmendes offenes Gesicht, gewandte und feine Manieren waren vereinigt. Herr Paravet machte die Bemerkung, daß der

junge Mann unmöglich aus Anjou seyn könne, vorausgesetzt nämlich, daß die gerühmte Heiterkeit der dortigen Frauen auch den Männern eigen sey; wenigstens sprach ein schwermüthiger Zug um den schön geformten Mund dagegen. Herr Paravet, seinem ganzen Wesen nach gar nicht geneigt, sich durch das Aeußere bestechen zu lassen, empfand doch einen unwillkürlichen Zug zu dem jungen Mann. Sobald er mit Madame Loris allein war, sagte er:

„Da haben Sie aber einen Anbeter, wie Sie wohl nicht viele zurückgewiesen! Unmöglich könnten Sie gegen diesen grausam seyn, wenn er sein Herz Ihnen zu Füßen legen wollte."

„Egard's Herz besitze ich schon längst", erwiederte Frau von Loris.

„Er heißt also Egard?"

„Ja; es ist der Graf Egard von Beaulieu, mein Neffe."

„So ist er doch von Anjou?"

„Ja wohl. Er sowohl als sein Vater und Großvater ist in dem Schloß Beaulieu geboren, das eine Meile von Anjou liegt."

„Die Herren von Anjou scheinen nicht so heiter zu seyn als ihre Tanten", sagte Herr Paravet.

„Edgard ist bis jetzt immer heiter gewesen; er ist, glaube ich, im Augenblicke etwas abgespannt. Er ist nämlich Husarenhauptmann, und sein Regiment war heute, ich weiß nicht, zu welchem Hausdienste kommandirt. Im Uebrigen kann Ihre Bemerkung über seine Traurigkeit wohl Grund haben. Ist er auch gerade nicht traurig, so ist er wenigstens sehr zerstreut. . . Er hat eben eine ganz eigenthümliche Bitte an mich gethan."

„Und welche denn, wenn ich so unbescheiden fragen darf?"

„Ich soll ihm eine Frau suchen."

„Es scheint mir", entgegnete Herr Paravet, „als ob die Tante ganz die geeignete Person dazu wäre."

„Sie haben im Grunde Recht, Herr Paravet. Nun, ich will mich bemühen, seinen Wunsch zu erfüllen; vielleicht können Sie mir ein wenig behülflich dabei seyn."

„Mit Vergnügen."

„Es kann nicht schwer halten, für meinen Neffen eine Frau zu finden; er ist sehr reich und von guter Familie."

„Wird er vielleicht bei seiner Wahl darauf sehen, sich mit einer Familie zu verbinden, deren Adel so alt ist als der seinige?"

„Keineswegs. Er wünscht hauptsächlich, sich so bald als möglich zu verheirathen; alles Uebrige scheint ihm Nebensache zu seyn. Aber ich meinerseits weiß zu gut, daß Reichthum unter allen Umständen nicht zu verachten ist und sehe daher bei meiner Wahl darauf. Ich habe auch das Recht, meinen Willen geltend zu machen, da Egard einst mein Erbe seyn wird. Nun, Herr Paravet, kennen Sie vielleicht ein reiches Mädchen?"

„Allerdings", erwiederte Herr Paravet dreist, „meine Tochter. Ein allerliebstes Kind, das mit den Reizen, die ihm die Natur verliehen hat, auch noch die Vorzüge einer sorgfältigen Erziehung vereinigt. . . Ein einziges Kind, neunzehn Jahr alt und eine Aussteuer von sechsmalhunderttausend Franken, das, was ich besitze, nicht gerechnet, obgleich es ihr doch auch einst noch zufällt."

„Das macht sich ja ganz vortrefflich!" sagte Frau von Loris, „ich halte es für unmöglich, daß mein Neffe Ihrer Fräulein Tochter nicht gefallen sollte."

„Meine Tochter", unterbrach sie Herr Paravet, „muß beim ersten Anblick Eindruck auf Ihren Herrn Neffen machen, das kann nicht fehlen."

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Memoiren eines Pariser Bourgeois.

Von diesen Denkwürdigkeiten, welche, wie bekannt, in Frankreich eine große Sensation gemacht und bereits einige Auflagen erlebt haben, erscheint im Verlag der Franckh'schen Buchhandlung in Stuttgart eine deutsche Uebersetzung, deren erster Band uns vorliegt. Der Verfasser der genannten Memoiren ist Dr. Louis Veron, ein Mann, der vermöge seiner Stellung als Dirigent der Pariser Oper und als langjähriger Chef-Redakteur des „Constitutionnel" fast mit allen interessanten Persönlichkeiten dieses Jahrhunderts theils in persönlichem Verkehr gestanden, theils auf's Beste über sie unterrichtet ist. Seine Mittheilungen beginnen mit dem Ende des Kaiserreichs und verbreiten sich über die Restauration, die Julimonarchie, die Republik, bis zur Wiedereinführung des Kaiserreichs. Wenn auch nur flüchtig hingeworfen und den leichtfertigen Charakter der französischen Memoiren-Literatur nicht verleugnend, enthalten sie doch viele eben so wichtige als anziehende Details, welche einen reichen Beitrag zur Sittengeschichte der jedesmaligen Periode liefern. Wir lassen hier einige Auszüge aus den Zeiten des Kaiserreichs folgen:

Die Revolutionen, deren Zeuge dieses halbe Jahrhundert gewesen, betrafen nicht bloß Regierungen und Dynastien; sie riefen auch die gründlichsten Veränderungen in unsern Ideen, in unserer ganzen Philosophie, in unserer Literatur, in unsern Sitten und selbst in unserer Gesundheitslehre hervor.

Ebenso gut als unser Geist und unsere Glaubensmeinungen fügte sich auch unser Magen mit Geschwindigkeit all' diesen politischen Umwälzungen und allen Neuerungen, die auf einander folgten. Fast bei jeder Revolution änderte unser Magen seine Diät.

Cabanis hatte unter dem Kaiserreich gesagt: Man denkt wie man verdaut; es hat mehr Sinn und Wahrheit zu sagen: Man verdaut wie man fühlt und denkt. Bei der Schilderung der verschiedenen Umwandlungen des französischen Geistes und Magens werde ich häufig Gelegenheit haben, diese metaphysische Wahrheit ans Licht zu stellen.

Das Kaiserreich, das ich während der ersten Jahre meines Lebens an mir vorübergehen sah und das unauslöschliche Erinnerungen in meinem Gedächtniß hinterlassen hat, das Kaiserreich war nicht die Epoche eines Descartes, eines Malebranche, eines Locke, eines Berkley, eines Leibnitz, eines Condillac. Die große Angelegenheit der damaligen Zeit war, die Welt zu erobern. Man hatte weder Zeit noch Lust, sich denken zu hören. Vom Thron herab spottete man sogar der Psychologen, der Metaphysiker und der Freigeister. Man nannte diese alle Ideologen.

In dieser Gesellschaft gehorchte man, beinahe ohne es zu wissen, jener stoischen Philosophie, welche das fremde sowohl als das eigene Leben verachten machte. Die Schönheit bestand in der Kraft. Man schätzte herkulische Formen, man hielt ungeheuer viel auf breite Schultern, einen vorstehenden Bauch und üppige Waden. Einige Gelehrte des Kaiserreichs verdankten ihre glänzende Zukunft vielleicht den Umrissen eines gewaltigen und wohlgezeichneten Beines. In diesen Zeiten des Kriegs gab es jedoch ein Ding, das man, ob Unterlieutenant oder alter General, noch mehr wünschte als ein schönes Bein, nämlich ein hölzernes Bein.

Der Tanz war in den Salons sehr in der Mode. Man tanzte besonders Menuette, Gawotte, Monaco und Treuiz. Ein beliebter Tänzer konnte mit Sicherheit darauf rechnen, sich eine Stellung in der Welt zu verschaffen; ich kenne einen Staatsmann, der in seiner Jugend für seinen eigenen Gebrauch ein Heft Verbesserungen in den Tanzpas verfaßt hat.

Die Seiltänzerei stand unter dem Kaiserreich in hoher Gunst.

Von dieser Epoche datiren die Berühmtheit und der Vermögensverlust von Madame Saqui. Die Kunstrivalität zweier Seiltänzer, Forioso und Ravel, machte damals großen Lärm. Sie lockten die Menge in den Tivoligarten. Die Bewunderer dieser hochberühmten Akrobaten waren in zwei Lager getheilt. Die Einen schwärmten für die Grazie Foriosos, di. Andern priesen die Kraft Ravels. Es kam zu Erörterungen und Streiten, welche an den Krieg der Gluckisten und Piccinisten erinnerten.

Man studire die Liebesgöttinnen des Alterthums; sie haben sämmtlich den Busen ziemlich tief auf der Brust sitzen. Während des ganzen Kaiserreichs hatten die Damen sich einfallen lassen, sich eine Taille zu machen, welche die Brust entzweischnitt.

Uebrigens herrschten die französischen Moden bei aller ihrer Schamlosigkeit, und obschon sie mehr bizarr als geschmackvoll und überdieß sehr veränderlich waren, trotz der großen Kriege in ganz Europa.

Unter dem Kaiserreich war es auch eine geschätzte Auszeichnung, Wunder in der Verdauung zu verrichten. Die Helden Homers rühmten sich, ganze gebratene Ochsen zu verzehren; in Frankreich machte man sich durch heroisch gewonnene gastronomische Wetten berühmt, und jeder patentirte Gourmand, der in Gegenwart von Zeugen hundert Dutzend Austern hatte verschlingen können, erhielt ohne Weiteres eine Stelle in der Verwaltung der indirekten Steuern.

Der General Daumesnil, später Gouverneur von Vincennes, gab zur Zeit, als er noch Schwadronschef der Gardejäger war, sämmtlichen Offizieren seines Regiments ein Austernfrühstück in den Kellern der frères Provençaux. Alle Keller waren beleuchtet und über jeder Flaschengruppe waren Schilde angebracht, welche den Namen des Jahrganges und des Gewächses anzeigten. Man trank von allen Gewächsen und allen Jahrgängen.

Für die offiziellen Festtage hatte man, um die Menge zu belustigen und bei guter Gesinnung zu erhalten, nichts Besseres gefunden, als ihr von einer Tribüne herab Würste, Brode, gebratene Truthähne an den Kopf zu werfen, sowie aus Fässern, die man auf die Estraden gelegt, den Wein stromweise in Schleifkannen und Eimer fließen zu lassen, die von verbündeten Eisenfressern vertheidigt wurden.

Die Restauration machte diesen gemeinen und barbarischen Scenen ein Ende.

Besonders unter dem Kaiserreich nahmen die Cafés und Restaurationen überhand.

Die Cafés waren während der Revolutionsstürme von 89 eine Nothwendigkeit geworden; man ging Morgens und Abends dahin, um die Tagesneuigkeiten zu erfahren und die öffentlichen Blätter zu lesen; man hielt da Reden; man trieb Politik und Literatur. Es gab damals, wie später unter der Restauration, politische Cafés und literarische Cafés. Als ich noch Kind war, sah ich oft mit Neid, besonders in den Cafés des Palais-Royal, Militärpersonen oder Civilisten um eine Punschbowle sitzen, deren bläuliche Flamme man unterhielt, wie die Vestalinnen das heilige Feuer unterhielten. Jetzt verbrennt man sich den Magen und den Appetit nicht mehr. Mit der Restauration kam Broussais.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Aschaffenburg, 14. April.) In jüngster Zeit mehren sich die Waldbrände in auffallender Weise. So kam erst am 8. d. M. wieder im Gemeindewalde von Oberndorf Feuer aus und verzehrte eine Fläche von 10 Tagwerken. Im Gemeindewalde zu Eßleben wurde das am 11. April daselbst ausgebrochene Feuer nur mit Mühe rechtzeitig unterdrückt. Da das Auskommen aller dieser Brände auf Fahrlässigkeit beruht, so dürfte Manchem zur Belehrung dienen, daß in jetziger Jahreszeit die Waldungen für Feuer am empfänglichsten sind, weßhalb gerade jetzt doppelte Vorsicht anzurathen ist.

In neuerer Zeit geht viel bayerisches, insbesondere Münchener Bier nach Frankreich. Den hohen Zoll wissen die Wirthe dort natürlich herauszuschlagen; denn in Havre z. B. kostet das Seidel Bier ½ Fr. (14 kr.) und wird von den vielen Deutschen recht gern dieser Preis für den edlen Gerstensaft bezahlt.

Unter dem Titel: „Das neue Männerzuchthaus in Bruchsal nach dem System der Einzelhaft in seinen baulichen Einrichtungen, herausgegeben von dem Vorsteher desselben, J. Füeßlin,“ ist aus der Offizin des Hrn. Gutsch in Karlsruhe ein Prachtwerk hervorgegangen, das durch die innere Gediegenheit eben so sehr dem Herausgeber, wie durch die Schönheit der Ausstattung dem Drucker zur Ehre gereicht. Das geschmackvolle Titelblatt bietet die äußere Ansicht des Gebäudes. Es folgen der Grundriß des neuen Männerzuchthauses, der Grundriß der Kirche, die innere architektonische Ansicht derselben nach zwei Seiten hin, die vollständige Ansicht einer Arbeitszelle in Grund- und Aufriß, Grundriß und Ansicht des Spazierhofs und Mittelbaues, Durchschnittsansichten und Grundriß zur Darstellung der Brunnenleitung, ferner der Querdurchschnitt eines Flügelgebäudes mit Heiz- und Ventilations-Apparat, verschiedene Ansichten eines Ofens mit genauer Darstellung der innern Konstruktion und endlich der Grundriß eines Theils eines Flügelgebäudes zur Darstellung der Heizungsvorrichtungen. — Der Herausgeber, der tüchtige Arzt und durch seine umsichtige Leitung rühmlich bekannte Direktor des neuen Männerzuchthauses, Dr. Julius Füeßlin, hat sich mit dem vorliegenden, für den Gesetzgeber, Administrator, Techniker und überhaupt für jeden Gebildeten, dem die Vervollkommnung menschlicher Einrichtungen am Herzen liegt, überaus interessanten Werke ein unläugbares Verdienst erworben.

(Johannisberg (Rheingau), 16. April.) Gestern sind dahier, wahrscheinlich in Folge unvorsichtigen Verbrennens von Dornen auf einer angränzenden Wiese, gegen 25 Morgen des fürstl. von Metternich'schen Schloßwaldes abgebrannt. Der hiesige Bürger Johann Gerstadt, ein redlicher Mann, eifrigst bemüht, das Waldfeuer zu löschen, gerieth in seinem Eifer so in das blitzesschnell um sich greifende Feuermeer, daß plötzlich seine eigenen Kleider in Flammen geriethen und er im Feuer zusammenbrach. Da kam, gerade noch im rechten Moment, ein Bergmann zur Stelle, der, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, in die Flammen sprang und den durch dieselben bereits seiner Kleider beraubten, vom Feuer arg Mitgenommenen unter eigener großer Lebensgefahr aus den Flammen auf sicheren Boden trug. Der Brave, der dieß gethan, ist der hiesige Bürger Jacob Arenz, ein armer Mann und Vater von drei noch unerzogenen Kindern.

(Gotha, 10. April.) Die Regierung hat dem Landtage ein Gesetz über die Abstellung des Bettelwesens vorgelegt, welches nicht allein die Verpflichtung der Gemeinden, für ihre Ortsarmen zu sorgen, feststellt, sondern auch als Repressivmaßregel die durch die Grundrechte von 1848 aufgehobene körperliche Züchtigung wiedereinführt. Diese Züchtigung soll sowohl bei inländischen als ausländischen Baganten zur Anwendung kommen.

(G. Z.)

Im Antwerpener zoologischen Garten hat eine gestreifte Hyäne drei Junge geworfen. Das erste zerriß sie selbst, das zweite war todtgeboren, das dritte gedeiht aber vortrefflich. Es ist dieß der erste Fall, daß eine Hyäne unter unserem Himmelsstriche geworfen.

In den drei Monaten Januar, Februar und März 1854 sind auf den fünf Theatern Wiens 36 neue Stücke gegeben worden, und zwar im Hofburgtheater 8, im Hofoperntheater 3, im Karl theater 7, im Theater an der Wien 10 und im Theater in der Josephstadt 7.

John Martin, der als der größte Maler des heutigen Englands galt, ist kürzlich auf der Insel Man im Alter von 65 Jahren gestorben.

Aus einer parlamentarischen Vorlage geht hervor, daß die „Times" im abgelaufenen Jahre 13,909,670 Stempel verbraucht, was eine Auflage von 45,000 Exemplaren täglich ergibt. Alle Londoner Blätter zusammengenommen, kommen dieser Verbreitung nicht gleich.

Korrespondenz.

Aus dem Kreise Neustadt, im April.

Die von der verwittweten Frau Fürstin von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg gemachte Schenkung von 35,000 fl. zur Gründung eines Rettungshauses für verwahrloste Kinder hat die allgemeinste und dankbarste Anerkennung gefunden, besonders aber bei Denjenigen, welche die hülflose Lage der Kinder armer Eltern in unserer von der Natur wenig begünstigten Gebirgsgegend näher kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Unlängst war Hr. Bischof v. Ketteler zu Neustadt und nahm den Platz in Augenschein, der für das projektirte Rettungshaus sehr geeignet zu seyn scheint. Es ist dieß der zwischen Neustadt und Sandbach auf einer Anhöhe gelegene Thiergarten, ein großes Grundstück, welches man zu dem gedachten Zwecke von dem Eigenthümer erwerben zu können hofft. Sobald dieß geschehen, werden die Bauarbeiten sofort in Angriff genommen werden. Bei richtiger Leitung kann das neue Rettungshaus auch in industrieller Hinsicht folgenreich für unsere Gegend werden, und zwar dadurch, daß die Kinder darin in manchen ländlichen, bei uns nur wenig oder gar nicht gekannten Industriezweigen Unterweisung erhalten, durch deren Ausübung sie sich künftig die Mittel zu ihrem Lebensunterhalte und besseren Fortkommen erwerben können.

Langen, 15. April.

Die Zeitschrift für die landwirthschaftlichen Vereine des Großherzogthums Hessen, ein Blatt, welches mit umfassenden theoretischen und praktischen Kenntnissen und mit einem seltenen Fleiße redigirt wird, bringt, wie auch schon in früheren Jahren, in ihrer neuesten Nummer wieder eine statistische Uebersicht über das vorjährige Ernte-Resultat unseres Großherzogthums, welcher wir Nachstehendes entnehmen: Der Ertrag beläuft sich an Weizen auf 425,578½ Malter, an Korn 761,530 M., an Gerste 663,129¾ M., an gemischter Frucht 50,869½ M., an Hafer 680,355½ M., an Kartoffeln 4.049,658¼ M., an Tabak 28,067½ Centner 2c.

Frankfurt a. M.

Demnächst wird Hr. Caspari ein Abschiedskonzert veranstalten, dessen Leitung Hr. Direkter Messer übernommen hat und bei welchem viele unserer besten Künstlerkräfte mitwirken werden. Näheres darüber bleibt der Veröffentlichung des Programms vorbehalten. Hr. Caspari hat sich während seiner vierjährigen künstlerischen Wirksamkeit unter uns hier zahlreiche Freunde erworben und sind ihm namentlich die hiesigen musikalischen Vereine für seine stets bereitwillige und jederzeit so verdienstliche Mitwirkung zum lebhaftesten Danke verpflichtet. Es ist demnach seinem Konzerte eine allseitige Beachtung und ein gewiß günstiger Erfolg in Aussicht zu stellen. Für ein Abschiedskonzert wollen wir es jedoch nicht halten, da wir die Hoffnung, diesen Sänger unserer Oper erhalten zu sehen, noch nicht aufgegeben haben. Wenn einerseits eine vieljährige Eingewöhnung und eine freundliche Aufnahme von Seiten des Publikums Hrn. Caspari die Fortsetzung seines hiesigen Engagements wünschen lassen müssen, so dürfte eine solche andererseits sehr im Interesse des Hrn. Direktor Hoffmann liegen, da es diesem nicht leicht werden wird, einen Tenoristen von so gründlicher musikalischer Bildung und im Besitze eines so ausgedehnten Repertoires zu finden. Wir hoffen, daß Beide die wechselseitigen Vortheile einer Engagements-Erneuerung in der letzten Stunde nochmals ruhig prüfen und abwägen und sich auf halbem Wege einander entgegen kommen werden.

Ueber die **Aufenthaltsstätte für weibliche Dienstboten** bringt der hiesige „Volksbote" nachstehende Mittheilung: „Diese Anstalt gewinnt fort und fort an Ausdehnung und stellt sich als großes Bedürfniß für ordentliche Dienerinnen und für Solche heraus, die letzterer schnell bedürfen. Die Hausordnung ist sehr streng und wird gewissenhaft aufrecht erhalten. Dienstboten, die schlechte Zeugnisse haben, werden abgewiesen; Ordnung und Reinlichkeit sind von dem Damen-Comitee überwacht, und die Preise für Wohnung und gute Verköstigung sind so mäßig gestellt, wie sie ohne Opfer Seitens der Verwaltung nicht zu stellen möglich wären. Mit wenigen Ausnahmen betragen sich die Dienerinnen bescheiden und folgsam; es war bis jetzt nicht ein einziges Mal nöthig, höhere Hülfe in Anspruch zu nehmen, und nur eine Dienerin mußte wegen Nichteinhaltung der Hausordnung ausgewiesen werden. Vor allen ähnlichen Anstalten zeichnet sich die Aufenthaltsstätte dadurch aus, daß den Mädchen nur kurze Zeit des Tages gestattet ist, außer dem Hause zu seyn, und daß sie keine Besuche ohne Beiseyn der Verwalterin annehmen dürfen. Aus diesen Gründen melden sich leichtfertige Mädchen gar nicht, oder sie verweilen, da man ihnen bei guten Zeugnissen die Aufnahme nicht verweigern kann, höchstens eine Nacht und suchen dann ihre gewohnten Schlupfwinkel wieder auf. Dieses Treiben wird und muß aber nach und nach aufhören, denn da man Dienstboten aus der Aufenthaltsstätte vorzugsweise sucht, bekommen andere gar keine oder nur schlechte Plätze, und es bildet sich dadurch für letztere ein moralischer Zwang zur Sittlichkeit. Freilich, bis man die Folgen dieses Zwanges augenfällig bemerken wird, bedarf es Zeit; wir hoffen aber, die Verwaltung wird sich dadurch in ihrem edlen Streben nicht hindern lassen; läßt man sich ja nicht abhalten, Bäume zu pflanzen, obgleich man weiß, daß sie erst nach Jahren Früchte tragen. Für die Hausfrauen ist die Aufenthaltsstätte ebenfalls eine große Annehmlichkeit, sie können dieselben mit allem Anstand besuchen und finden in der Regel mehrere Mädchen, unter denen sie, nach persönlicher Anschauung und mündlicher Besprechung, wählen können. Wir können dieser Anstalt nur ferneres Gedeihen und die Theilnahme des Publikums wünschen; daß sie zum Segen unsers Gemeinwesens gereichen wird, dürfen wir nicht bezweifeln."

Wie wir hören, wird in den nächsten Tagen Hr. Frederik Miller aus London mit einer Anzahl **cochinchinesischer Hühner** dahier eintreffen und sie am 24. d., Vormittags, im Harmoniesaale (große Bockenheimergasse) zum Verkaufe ausstellen. Vor einigen Wochen war Hr. Miller zu gleichem Zweck in Köln, und machte dort, wie wir in rheinischen Blättern lesen, sehr gute Geschäfte, indem er für besonders ausgezeichnete Exemplare 10, 15, ja 20 Thaler erhielt. Uebrigens sollen es ganz stattliche Geschöpfe seyn (die Hühner vollkommen so groß, wie bei uns die Hähne) und, wenn sie mit ihren gefiederten Beinen einherstolziren, einen komischen Anblick gewähren. Ihre Schwanzfedern bilden einen kurzen, conisch zulaufenden Büschel, und ihre vorwiegenden Farben sind rostbraun und röthlich gelb. Hr. Miller hat erst vor Kurzem wieder neue Sendungen erhalten.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 19. April. **Maria Stuart**, Trauerspiel in 5 Abtheilungen, von Schiller. (Gastrolle) Marie: Fräul. **Claus**, vom Stadttheater zu Königsberg.

Donnerstag, 20. April. **Lohengrin**, romant. Oper in 4 Akten, von Richard Wagner. Die sämmtlichen neuen Kostüme sind von dem Obergarderobier Hrn. **Ebrrins** angefertigt.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. L. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 95. Donnerstag, den 20. April 1854.

Die Logik der Leidenschaften.

(Nach dem Französischen der Marie Aycard.)

(Fortsetzung.)

Frau von Loris übernahm es, mit ihrem Neffen über diese Parthie zu sprechen. — Herr Paravet legte indessen die Hände nicht in den Schooß. Er schrieb nach Anjou, er suchte die Bekanntschaft des Obersten von dem Regimente, in welchem Edgar diente, ja er steckte sich sogar hinter den Geschäftsführer des jungen Grafen, um über seine Person und seine Verhältnisse nähere Auskunft zu erhalten. Alle Nachrichten, die er erhielt, stimmten mit Dem überein, was Frau von Loris über ihn gesagt hatte. — Here Paravet, der bis jetzt nur ehrgeizig gewesen war, fühlte einen gewissen Stolz erwachen. Er freute sich im Innern, seine Tochter zu einer Gräfin emporsteigen zu sehen, und in seinen dereinstigen Enkeln junge Edelleute zu erblicken. Im Uebrigen fand er auch aufrichtiges Wohlgefallen an dem jungen Manne, der ihm durch seine edle Einfachheit imponirt hatte wie noch Niemand zuvor.

Herr Paravet hatte wohl das dunkle Gefühl, der Graf müsse eine geheime Ursache haben, sich so schnell verheirathen zu wollen; aber um den guten Eindruck nicht zu schwächen, den derselbe auf ihn gemacht hatte, forschte er gar nicht weiter darnach. So viel hatte er ja durch seine Nachforschungen erfahren, daß der Graf keine Hauptfehler habe: er spielte nicht; er war im Kreise der galanten Damen nicht bekannt; er war, obgleich weit entfernt vom Geize, doch höchst einfach in seinen Bedürfnissen, so daß er seine Einkünfte nicht ausgab. Kurz, er war ein Mann, ganz geschaffen, das Glück einer Frau und der Stolz eines Schwiegeevaters zu seyn.

Den Morgen nach der Unterredung zwischen Frau von Loris und Herrn Paravet, eehielt Letzterer ein Billet von seiner Freundin, in welchem sie ihm meldete, daß der Geaf mit Freuden die ihm gebotene Parthie annehme.

„Herr Paravet", sagte Frau von Loris, als er sich bald nach Empfang des Billets zu ihr begab, „Sie besitzen ein Gut in der Nähe von Amiens, Namens Bernhardine. Mein Neffe, dem es gar nicht darauf ankommt, die Mitgabe seinee Frau in baarem Gelde zu erhalten, würde Ihnen sehr dankbar seyn, wenn Sie dieß Grundstück Ihrer Tochter überlassen wollten."

„Die Bernhardine gehört nicht mein, sondern meinem Neffen."

„Nun, dann ist keine Rede mehr davon."

„Ei warum nicht? Glauben Sie, daß der Herr Geaf einen besondeen Werth auf ihren Besitz legt?"

„Er hat nur in der Charente Besitzungen, und das ist ziemlich weit von Paris. Seit dee Eröffnung der Nordbahn ist Amiens gleichsam als eine Vorstadt von Paris zu betrachten. Egard könnte in drei Stunden die Bernhardine ereeichen. Mein Neffe ist leidenschaftlicher Jägee; er hat vergangenes Jahr viel in dieser Gegend gejagt und da hat er eine besondere Vorliebe füe die Beenhardine gefaßt und überhaupt für die Picardie, die er sehr reich an Wildpret hält. . . Doch, da das Gut nicht Ihnen gehört, so ist weiter keine Rede davon."

„Die Bernhardine ist zwar nicht mein", sagte Herr Paravet, dee von dem Gedanken an die vortheilhafte Verbindung durchdrungen war, „aber es kostet mir nur ein einziges Wort, so wird sie mein. Allerdings würde ich sie ein wenig über ihren Werth bezahlen müssen; aber wenn mir der Here Graf in dieser Beziehung keine bestimmte Vorschrift machen wollte, so glaube ich, ihm das Grundstück versprechen zu können."

„Handeln Sie da ganz nach Ihrem Ermessen, lieber Paravet; bezahlen Sie iheen Werth zweifach, dreifach, wenn es nicht anders geht. Egaed ist Alles zufrieden; ee nimmt die Bernhardine um jeden Preis."

Herr Paravet hatte also, wie man aus dem Gesagten sieht, die Bernhardine gekauft, um den Wunsch seines künftigen Schwiegersohnes zu erfüllen. Ee wae jedoch zu rechtlich, um seines Neffen Schaden dabei zu wollen; daher bezahlte er ihm das Grundstück übee seinen Werth. Als der Kauf abgeschlossen war, begab er sich in die Oper; doch da er den Geaf nicht dort fand, wie er gehofft hatte, so kehrte er bald nach Hause zurück, um es der Frau von Loris mit einigen Worten zu melden. Agathe erwartete ihn an der Thür seines Zimmers, um zu berichten, was sich den Abend zugetragen hatte. Sie wollte, wie es schien, durch besondere Ergebenheit den Augenblick des Ungehorsams vergessen machen und sich Justins Hand verdienen.

„Herr Paravet", sagte sie, „Fräulein Hortensie hat viel geweint. Sie hat sich vor einer Stunde zu Bett gelegt; aber ich habe sie noch seufzen hören, bis bis herunter gegangen bin, um Sie zu erwarten. Herr Beenhard ist eben so betrübt als sie; doch glaubt ee noch immee, es könne nicht Ihr Ernst seyn. — Fräulein Ursula hat versprochen, mit Ihnen zu sprechen und Sie auf andere Gesinnungen zu bringen."

„Meine Schwester!" sagte Herr Paravet, erstaunt, daß Fräulein Ursula nur einer solchen Hoffnung Raum geben könne.

„Ja, Herr Paravet, sie erwartet Sie in Ihrem Zimmer."

„Gut, Agathe, ich bin zufrieden mit Dir." Mit diesen Worten ging ee nach seinem Zimmer, wo Fräulein Ursula ihn erwartete.

Graf Egaed.

Während Hortensie das Mißgeschick beweinte, das Ihrer ersten Liebe drohte; während Carl Bernhard in seinem einsamen Zimmer die Eelebnisse des Tages noch einmal überdachte und dabei zum ersten Male fühlte, sein Onkel sey keineswegs der zärtliche Vater, für den ee ihn bis jetzt gehalten; während end-

lich Herr Paravet seine Schwester weckte, die, ihn erwartend, in seinem Lehnstuhle in einen festen Schlaf gefallen war, wollen wir den Graf Egard von Beaulieu in seinem bescheidenen Zimmer aufsuchen.

Der junge Graf hätte, vermöge seines Reichthums, Aufwand aller Art machen können. Statt dessen lebte er ganz einfach. Seine Wohnung, nichts weniger als prächtig, bestand aus vier Zimmern im zweiten Stockwerk eines Hauses in der Straße de Bourgogne. Es sagte diese Einfachheit theils seiner Neigung zu, theils schien es ihm nicht angemessen, einen Aufwand zu entfalten, der das Auftreten seines Obersten verdunkelt hätte. So kam es denn, daß er nicht für so reich gehalten wurde, als er in der That war; nur die Freigebigkeit, die er zeigte, wenn es galt, Andern einen Dienst zu erweisen, ließen darauf schließen. Doch Eine Liebhaberei hatte er, die ihn viel kostete: er hielt nämlich auf schöne Pferde; er meinte, das sey einem Cavallerieoffizier, der vier Jahre in Afrika gewesen war, wohl nachzusehen. Drei Stallknechte hatten für zwei Araber, die von dem Pferde des Propheten abstammten, für einen englischen Renner und für einen Andalusier zu sorgen, der sich durch seine Lebhaftigkeit und die Schönheit seines Baues auszeichnete. Die Stallung gehörte zu den schönsten in ganz Paris.

Wir finden ihn an jenem Abende in einem einfach möblirten, aber reich mit Waffen verzierten Zimmer vor einem kleinen Tisch von Mahagoniholz, in der Nähe eines wohlthuenden Feuers. Er schrieb an seinen Freund, den Commandant Dupeyron, der in Nimes in Garnison lag. Da dieser Brief den jungen Mann besser zeichnet, als wir es vermöchten, so wollen wir den Brief hier folgen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Memoiren eines Pariser Bourgeois.

(Fortsetzung.)

Während des Direktoriums wurden besonders von Köchen aus ruinirten und nicht mehr existirenden großen Häusern zahlreiche Restaurationen errichtet. Beauvilliers war Oberkoch des Prinzen v. Condé gewesen; Beauvilliers war derjenige Restaurateur, welcher den meisten Zuspruch von der vornehmen Welt hatte; unter der Restauration habe ich bei ihm den Herzog v. Angoulême und Chateaubriand im gemeinschaftlichen Saale tête-à-tête mit einander diniren sehen.

Robert war Koch des Herrn v. Chalandray, ehemaligen Generalpächters, gewesen.

Bei seiner Rückkehr aus der Verbannung tritt Herr v. Chalandray bei Robert ein und erkennt seinen Koch. Robert trägt seinem ehemaligen Gebieter das köstlichste Mahl auf, schenkt ihm die edelsten Weine ein, und die spezifizirte Rechnung beläuft sich nur auf sechs Franken. An diesem Tage war es der reich gewordene Koch, welcher den arm gewordenen Generalpächter bewirthet hatte.

Man erinnert sich noch an Meot, an Legacque, an die Gebrüder Very, Henneveu und an Balein wegen ihrer Vorgerichte, ihrer ungefaßten Seefische, ihrer Spießbraten und ihrer ersten Gewächse.

Die Tafel von Cambacérès gab für die damalige Küche den Ton an. Der Erzkanzler hatte bei jeder seiner Mahlzeiten zwei Gourmands von Profession um sich, d'Aigrefeuille und den Marquis v. Ville-Vieille. Als Cambacérès eines Tages d'Aigrefeuille mit Heißgierde über eine der ausgesuchtesten Platten herfallen sah, sagte er: d'Aigrefeuille, Sie werden sich eine Unverdaulichkeit anessen." „Ich weiß es, gnädigster Herr!"

Ich habe Cambacérès oft gesehen, wie er in Begleitung d'Aigrefeuilles und des Marquis von Ville-Vieille, nach solchen Schmäusen die zweite Staatsgewalt, die vielleicht mehr gefürchtet als respektirt war, in gesticktem Frack in den Galerien des Palais-Royal spazieren führte. Der arme d'Aigrefeuille, der sich immer zu sehr gemästet hatte, grüßte, wenn er an dem Café Foy vorbeikam; man wußte, was dieser Gruß zu bedeuten hatte, und brachte ihm ein Glas geeistes Wasser, das er in der Galerie trank, um sofort möglichst schnell seinen erlauchten Wirth wieder einzuholen.

Der Tuilerienhof bot einen auffallenden Contrast gegen diese Gewohnheit der Fresserei dar. Der Kaiser gab da das Beispiel der Mäßigkeit und Frugalität; das Diner währte nur kurz. Die Eingeladenen speisten gewöhnlich vor oder nach diesen offiziellen Mahlzeiten.

Von den Kasernensitten jener Zeit durfte man nicht die feine Blüthe der Höflichkeit verlangen. Man las in einem öffentlichen Haus ein Journal; ein Offizier konnte hereinkommen und es, ohne ein Wort zu sagen, dem Leser aus der Hand nehmen; machte man vor einem Schauspielhause Queue, so ging jeder Militär voraus und es fiel keinem ein, zu warten. Jeder Civilist war ein Philister.

Man begreift, daß inmitten all' dieser Helden, die nur während eines Urlaubs zwischen zwei Feldzügen lieben konnten, die Liebe etwas leichtfertige Manieren annahm, aber man sieht auch, daß die Liebe ihre Entlassung nicht eingereicht hatte. Man suchte damals die Herzen der Frauen zu überraschen, sie durch Staunen zu gewinnen.

Man hatte geträumt, daß die Revolution von 89 mit allen Mißbräuchen, mit allen Lächerlichkeiten, Skandalen und Lastern des alten Regime reinen Tisch machen würde. Die Lasterhaften sterben, aber die Laster niemals.

Wer behaupten wollte, daß die Menschheit sich in dieser Welt aller ihrer schlechten Neigungen entäußern und gänzlich zur Tugend bekehren könne, der würde ein Paradies auf Erden träumen.

Die Menschheit gleicht sich in allen Jahrhunderten und geht denselben Gang fort. In den Zeiten der Ausschweifung unter Heinrich III. haben alle Schmählichkeiten und Laster des menschlichen Herzens die Oberhand und triumphiren mit offenem Gepränge. In sittlicheren oder heuchlerischeren Epochen nehmen die Schmählichkeiten und Laster des menschlichen Herzens den Mund weniger voll, trippeln nur des Nachts einher, schleichen sich an den Mauern hin und beugen sich unter der öffentlichen Meinung bis zu einem falschen Anstand, bis zu einer falschen Scham; die Großsprechereien des Lasters weichen vor dem Strahlenscheine der Tugend. Zwischen dem Ende der Regierung Ludwigs XIV. und der Regentschaft ist es nur eine Hülle weniger: der ganze Unterschied in dem Lasterleben besteht darin, ob die Fenster geschlossen sind oder weit offen stehen.

Beeilen wir uns zu sagen, daß der Biedermann, der rechtschaffene Mann, die getreuen, edeln Herzen, die Uneigennützigkeit, der Muth, die Ehre, die Menschenliebe auch unter allen Regierungen und zu allen Zeiten sich vorfinden. Unter allen Regierungen und zu allen Zeiten gibt es in sehr großer Anzahl rechtschaffene Familien, die gänzlich unbekannt bleiben und worin alle Tugenden sich bis in die späteste Nachkommenschaft fortpflanzen.

(Fortsetzung folgt.)

Rußlands Flotte von 1719 bis 1721.

Welche Verheerungen eine Flotte in den nordischen Meeren anzurichten vermag, das hat im vorigen Jahrhundert der Czar

Peter I. von Rußland bewiesen. Als nämlich im Jahre 1719 die Königin Ulrike Eleonore von Schweden, die willenskräftige Schwester und Nachfolgerin des abenteuernden Königs Karl XII., sich weigerte, die Eroberungen, welche Peter I. in Ingermannland, Finnland, Liv- und Esthland während Karls Irrfahrten in der Türkei gemacht, an Rußland abzutreten, rüstete der Czar eine Flotte von 30 Linienschiffen, 120 Galeeren und 100 kleineren Fahrzeugen aus, deren Führung Peter selbst übernahm, da die Ausführung des dieser Flotte übertragenen Zerstörungswerkes ihm persönlich ein großes Vergnügen machte. Im Juni 1719 ging diese Flotte auf Lemland, einer der Alands-Inseln, vor Anker und begann nun von hier aus, wo sie die Küste der schwedischen Provinz Upland dicht vor sich hatte, ihr Zerstörungswerk. Norrköping, Nyköping, Norrtelge, Overgrund, Oesthammer, Trosa und andere Städte, 1361 Dörfer, 141 Herren-Höfe, 2 Kupfergruben und 14 Eiserwerke wurden gänzlich verheert. Auch das nahe Stockholm war bedroht und wäre eben so wie die genannten Städte und Ortschaften durch Feuer und Schwert vernichtet worden, wenn nicht ein kleines schwedisches Corps die russischen Streifbanden zurückgeschlagen hätte. Der Jammer und die Noth in den nördlichen Küstenprovinzen Schwedens wurden mit jedem Tage größer, bis endlich die Ankunft eines englischen Geschwaders unter Admiral Norris, so wie die Erklärung der Königin Ulrike Eleonore, daß sie bereit sey, auf die Friedensbedingungen Peter I. einzugehen, die Russen bewogen, von ihrem Zerstörungs- und Plünderungswerke abzustehen. Die Engländer waren damals laue und darum eher schädliche als nützliche Verbündete der Schweden. Obwohl sie dem Czaren beständig drohten, ließen sie es doch niemals zu einer Waffenthat gegen die Russen kommen, wiewohl diese in den Jahren 1720 und 1721 ihre Landungen und Verwüstungen in Schweden (bei Söderham in Helsingland und anderwärts) wiederholten. Und so sah sich denn endlich die geängstete und verlassene Königin Ulrike Eleonore genöthigt, am 10. Sept. 1721 den sehr nachtheiligen Frieden von Nystad zu schließen, in Folge dessen Liv- und Esthland, Ingermannland und Karelien, ein Theil von Wiborg-Län in Finnland, die Inseln Oesel, Dagö, Moon und die übrigen Eilande zwischen dem Rigaischen und dem finnischen Meerbusen von Schweden an Rußland abgetreten wurden. Ersteres erhielt dagegen den größten Theil von Finnland zurück und bekam auch noch 2 Millionen Dukaten von Rußland. Da ferner Schweden damals einen Theil seines Getreidebedarfs aus Liv- und Esthland bezog, so ward ihm das Recht eingeräumt, jährlich für 50,000 Rubel Getreide zollfrei aus Livland auszuführen. Rußland vertagte damals seine weiteren Ansprüche an Schweden bis auf spätere Zeit; aber so viel steht fest, daß ohne die Passivität Englands die zu Schweden gehörenden Ostsee-Provinzen nicht an Rußland abgetreten worden wären. (Mag. f. d. L. d. Ausl.)

Mannichfaltigkeiten.

(Konstanz, 16. April.) Gestern gerieth in der Stephans-Kirche dahier ein Altar, auf welchem die Grablegung celebrirt wurde, durch eine umfallende Kerze in Flammen, und es wurde dabei das schöne und vielbewunderte Altargemälde: „der h. Stephanus“ von Hans Storer gänzlich zerstöet. Glücklicherweise war sogleich Hülfe bei Handen und die Kirche wurde von weiterem Unglück gerettet.

(Der Held als Schriftsteller.) Der berühmte englische Schriftsteller Carlyle hat ein Buch über das Heldenthum herausgegeben und findet dasselbe auch unter den Schriftstellern: Ein solcher Schriftsteller-Held ist, nach Carlyle, durchaus ein Ergebniß der neuern Zeit; und so lange diese wunderbare Kunst der Schrift oder der Schnellschrift, welche wir Buchdrucken nennen, besteht, läßt sich auch erwarten, daß er als eine der Hauptformen des Heldenthümlichen fortdauern wird für alle Zeiten... Er ist neu, sage ich, sein Daseyn in der Welt kaum erst ein Jahrhundert alt. „Der Schriftsteller,“ sagt derselbe Autor, „mit seinen Verlagsrechten und Verlagsunrechten, in seiner schmutzigen Dachstube, in seinem schäbigen Rocke (doch nicht ohne Ausnahme), herrschend (denn das thut er) aus seinem Grabe, nach dem Tode, über ganze Nationen und Geschlechter, die ihm bei Lebzeiten Brod gegeben oder auch nicht gegeben haben mochten, — ist allerdings ein wunderlicher Anblick. Wenige Gestalten dürften in so unerwarteter Erscheinung vor uns treten.“

Rossini wurde kürzlich von einem reichen Ungar aufgefordert, für Ungarn etwas zu componiren, wenn auch keine Oper. Der Meister hat darauf ablehnend, aber ausführlich geantwortet. Er sagt unter andern: „Ich habe meine Feder zeitig niedergelegt, weil, wer bald anfängt, auch bald aufhören muß. Auch berücksichtige ich die gegenwärtige Zeit, in welcher Wunder, um nicht zu sagen Gräuel, auf der Kunst lasten und das Ziel selbst des ernstesten Strebens verdunkeln. Ferner: es gibt Zeiten, in welchen man schaffen muß, es gibt Zeiten, in denen man zu studiren hat. Es gibt Perioden, in welchen das Gefühl lebendiger ist als der Verstand, und das ist dann die rechte Zeit zum Schreiben. Jetzt stehen wir in einer Periode, in welcher man mehr sehen als empfinden soll und darum ist es jetzt nöthiger zu studiren. Betrachten Sie die Zeit und Sie werden mir zugeben, daß ich recht thue, wenn ich schweige.“

Ein großes Caricaturen-Museum besteht jetzt unter dem Namen „Pantheon Nadar“ in Paris und vereint in sich die geistreich carikirten Bildnisse von 250 gegenwärtig lebenden Schriftstellern und Künstlern. Das Sprichwort „Extreme berühren sich“, wird hier zur Wahrheit, das Schöne wird zum Häßlichen. Alle diese Gesichter sind durch die Hand des Künstlers möglichst entstellt und doch vollkommen kenntlich; er hat geschickt jede Runzel, jede Furche rc. benutzt, um die Physiognomie höchst komisch erscheinen zu lassen; der Scherz ist aber so fein und ansprechend, daß selbst die gekränkteste Eitelkeit die Pinselstriche verzeiht. Der Zudrang der Schaulustigen nach diesem Museum ist beträchtlich und Niemand verläßt es, ohne sich satt gelacht und die Geschicklichkeit des Zeichners bewundert zu haben.

Der neue Komet wird nach dem Vollmond, also vom 14. April an, wahrscheinlich wieder gegen 8 Uhr Abends mit dem bloßen Auge zu sehen seyn.

(Londons Größe und Volkszahl.) London nimmt einen Flächenraum von 78,029 Acker oder 122 englischen (24²/₅ deutschen) Geviertmeilen ein, und während der letzten Schätzung betrug seine fortwährend wachsende Bevölkerung 2,362,236 Köpfe. Durch folgende Annahme kann man sich eine ungefähre Vorstellung von dieser ungeheuren Volkszahl machen: Man denke sich, London sey ringsum von einer, mit vier, in der Richtung der vier Himmelsgegenden angebrachten, Thoren versehenen Mauer umgeben und durch jedes Thor ziehe ohne Unterbrechung eine vier Mann breite Volkssäule, so würde die gesammte Einwohnerschaft achtundvierzig Stunden brauchen, um bis auf den letzten Mann aus der Stadt zu schreiten, und die Spitze eines jeden der vier Züge würde, während die Letzten durch die Thore

passirten, sich in einer Entfernung von 75 englischen (15 deutschen) Meilen von der Stadt befinden.

R. Wagner's „Lohengrin".

Diese Oper ist bereits zwei Mal über die Frankfurter Bühne gegangen und hat eine im Ganzen beifällige Aufnahme, die wir indessen noch nicht für eigentlich maßgebend halten können, gefunden. Zum Verständniß des Textes lassen wir die nachstehenden Mittheilungen folgen, welche einer Leipziger Kritik im „Dresd. Journal" entnommen sind: „Als Richard Wagner durch seinen Ritter Tannhäuser sich in die deutsche Sage einführen ließ, da konnte es nicht fehlen, daß er auch Lohengrins Bekanntschaft machte. Lohengrin war Parzivals, des Gralkönigs Sohn. Unter dem heiligen Gral aber (sang veal) dachte sich die christliche Mythe eine kostbar, wundersam strahlende Schale, deren sich Christus beim letzten Abendmahle bedient, und in welche Joseph von Arimathia, nachdem Longinus die Seite des am Kreuze Gestorbenen geöffnet, das Blut aufgefangen, welches zur Erlösung der Welt geflossen war. Dieses Gefäß ist darum mit Kräften des ewigen Lebens ausgestattet; seine Anwesenheit ist eine Quelle alles Glückes, sein Anblick fristet auch dem Todsiechen das Leben, erhält seinen Hütern dauernde Jugendschöne rc. An jedem Charfreitage bringt eine leuchtend weiße Taube die Hostie vom Himmel in den Gral hernieder, durch welche die Heiligkeit und die Wunderkraft des Grals erneuert werden. Auf dem unnahbaren Onyrberge Montsalvat in Spanien steht inmitten der prachtreichen und kühn gebauten Gralburg der runde Tempel, in welchem die kostbare Schale aufbewahrt wird. Ihr Hüter und Pfleger zu seyn, ist die höchste Ehre, die höchste Würde der Menschheit. Nur völlige Reinheit, wandellose Treue, ungeheuchelte Demuth, unantastbare Keuschheit machen würdig zu diesem geistlichen Ritterthume edelster Art, das sich in selbstverläugnendem Gehorsam, männlicher Tapferkeit, frommem Glauben und edlem Frauendienste offenbart. Diese Gralsritter (Templeisen) wurden nun oft vom Gral entsendet zu Schutz und Rettung bedrängter Frauen, Bekämpfung und Bestrafung frevelnder Ritter, ungeschlachter Riesen, gefährlicher Zauberer rc. In ähnlichem Auftrage wird Lohengrin, Parzivals Sohn, nach Brabant an die Ufer der Schelde entsendet, denn die Herzogin Elsa, die früh verwaiste, lebt in großer Fährlichkeit und wird von Feinden arg bedrängt. In einem von einem Schwane gezogenen Fahrzeuge kommt er an, befreit die fürstliche Jungfrau und macht sie zu seiner Gattin, aber mit dem Verbote: „Nie sollst du mich befragen, noch Wissens Sorge tragen, woher ich kam der Fahrt, noch wie mein Nam' und Art." — Hierauf zieht Lohengrin mit dem Kaiser in den Krieg und streitet männlich gegen die Ungarn und gegen die den Papst bedrohenden Sarazenen und kehrt hochgeehrt zur trauten Gattin und zu den herzigen Kindern zurück. Aber diese läßt sich durch arge Spottreden einer Herzogin über Lohengrins dunkle Herkunft zur verbotenen Frage aufreizen und muß nun alsbald den theuern Gemahl scheiden sehen, den der Gral wieder zurückruft. — Dieß die Sage, wie sie in dem Gedichte „Lohengrin" dargestellt ist, welches, wenn auch nicht von Wolfram von Eschenbach selbst gedichtet, doch aus seiner Schule hervorgegangen und dessen Ursprung gewiß nach 1350 zu datiren ist. Hiernach hat Wagner seinen Operntext gestaltet, einige Züge auch aus der „Titurelsage" entlehnend, das Ganze der Handlung selbst aber in die Zeit des Kaisers Heinrich I. (der Vogler benannt, 919 bis 936) verlegend. Im ersten Akte vernehmen wir Graf Telramunds harte Anschuldigungen gegen Elsa, die, für einen im Traumgesichte erschauten Ritter in Liebe erglüht, seine Hand verschmäht hatte, und welche er, von seiner rachsüchtigen, ehrgeizigen und den Heidengöttern noch ergebenen Gattin Ortrud verleitet und durch falsche Aussage getäuscht, verderben will. Der Kaiser, dem Kläger wie Beklagte gleich ehrenwerth bekannt sind, will die Entscheidung dem Urtheile Gottes anheimgeben. Der Heerrufer fordert auf, zu erscheinen, wer für Elsa kämpfen will. Zwei Rufe sind erfolglos, kein Kämpfer erscheint; aber Elsa's Zuversicht auf den Ritter ihres Traumes schwankt nicht; in brünstigem Gebete wendet sie sich an Gott: „O Herr, nur meinem Ritter sage, daß er mir helf' in meiner Noth!" und siehe: Lohengrin erscheint im Schwanennachen. Er kämpft und siegt für Elsa, die als Kampfpreis sich selbst ihm gibt. — Der zweite Akt versetzt uns vom Schelde-Ufer, an welchem der erste spielte, in die Burg von Antwerpen. Telramund, der Gottgerichtete und Geächtete, und Ortrud treten auf, und das zauberkundige Weib eröffnet dem Gatten, wie sie ihn und sich an dem verhaßten Paare rächen will, das nun Brabants Thron inne hat. Die kleinste Verletzung mache jedes durch Zauber starke Wesen ohnmächtig; doch vorher sey noch ein anderer Weg offen, nämlich Elsa's Neugierde und weiblichen Stolz aufzustacheln, daß sie dem Gemahle die verbotenen, unheilbringenden Fragen nach Namen und Herkunft vorlege. Dann müsse er, der Gehaßte, ja verschwinden. Ortrud schleicht sich heuchlerisch in Elsa's mitleidiges Herz ein, das Gift mißtrauischer Neugierde ihr einflößend; aber plötzlich beim öffentlichen Kirchgange tritt sie vor die Fürstin hin, höhnend über des Fremdlings dunkle Herkunft. Der Kaiser und Lohengrin erscheinen und beenden den Auftritt, doch nicht früh genug, um Elsa's Herz vor dem Gifte zu wahren und Telramund zu behindern, mit einigen unzufriedenen Edeln ein Complott zu schließen. Der Trauungszug schließt diesen Akt. — Im dritten Akt sehen wir die Neuvermählten ins Brautgemach geleitet und hören dann das süße Kosen des ersten, seligen Alleinseyns. Elsa's Name im süßesten Accent von des Gatten Mund genannt, erinnert das junge Weib an Das, was auch ihr, der Vertrautesten seines Herzens, vom Gatten unbekannt seyn und bleiben soll. Vergebens warnt der Gatte, vergebens spricht er vom Glücke ihrer Liebe, — die verhängnißvolle Frage tritt über Elsa's Lippen. In diesem Augenblicke stürmt Telramund mit seinen Genossen mit gezücktem Schwert herein, sinkt aber von Lohengrins Waffe getroffen, todt zu Boden. Lohengrin übergibt seine Gattin den Frauen und bescheidet sie vor des Kaisers Thron. Den finden wir wieder am Schelde-Ufer, wo der brabantische Heerbann um den Kaiser sich schaart. Dort gibt sich Lohengrin als Ritter des Grals zu erkennen und erklärt, daß er nun scheiden müsse. Ortrud jubelt über ihren Sieg und verräth dabei, daß sie Elsa's Bruder, Gottfried von Brabant, dessen heimliche Ermordung sie als von Elsa ausgeführt erdichtet hatte, im Schwane wiedererkannt, der den Nachen zog. Da kniet Lohengrin, der des bösen Weibes Worte noch vernommen, zu heißem Gebete nieder, erhebt sich und, plötzlich mit lebhaftester Freude eine in raschem Fluge sich nahende weiße Taube erblickend, löst dem Schwane die Kette, worauf dieser untertaucht, um — als Herzog Gottfried von Brabant ans Ufer zu steigen. Während das Schwesterherz in letzter freudiger Erregung am Bruderherzen schlägt, enteilt Lohengrin im Nachen, den die Taube davonführt. Elsa, die ihn bereits in der Ferne erblickt, gleitet in Gottfrieds Armen langsam todt zur Erde.

Literatur- und Kunst-Notizen.

Man schreibt uns aus Darmstadt, daß die Sängerin Wilhelmine Mayer aus München, welche auf der großherz. Hofbühne gastirte, als Romeo in „Montecchi und Capuletti lebhaften Beifall und Hervorruf gefunden und im Besitz schöner Stimmmittel und einer sehr einnehmenden Persönlichkeit sey. Eben so bewährte sich Fräul. Neukäufler als treffliche Coloratursängerin und zeichnete sich Hr. Perz durch Kraft und Schwung seines Gesangvortrags aus.

Hr. Beck hat sein Gastspiel in Köln mit großem Erfolg beendigt und wird, wie wir vernehmen, auch in Darmstadt, Mainz und Frankfurt auftreten.

Die renommirte Sängerin Fräul. Jenny Ney wird hier zu einem Gastspiel erwartet und zwar schon im nächsten Monat. Eben so sehen wir Gastspielen der Herren Stäger, Emil Devrient, Hendrichs u. A. entgegen. Sollte man nicht auch Frau v. Marro, die sich gegenwärtig hier befindet, zu einem Gastspiel veranlassen, nachdem uns öffentliche Blätter über deren Gesangsvirtuosität schon so viel Glänzendes berichtet haben?

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 20. April. **Lohengrin**, romant. Oper in 4 Akten, von Richard Wagner. Die sämmtlichen neuen Kostüme sind von dem Obergarderobier Hrn. **Eborius** angefertigt.

Freitag, 21. April. **Ränke und Schwänke**, Lebensbild mit Gesang in 3 Akten, von Starke.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 96. Freitag, den 21. April 1848.

Die Logik der Leidenschaften.

(Nach dem Französischen der Marie Aycard.)

(Fortsetzung.)

„Sie fragen mich, lieber Dupeyron", so lautet der Inhalt des Briefes Egards, „was ich in Paris mache und ob ich endlich das Glück gefunden habe, was ich in Afrika vergebens gesucht. Sie wollen ferner von mir wissen, ob ich noch immer den Plan habe, die militärische Laufbahn zu verlassen und ob der Kriegsminister Ihr Regiment bald nach Paris rufen werde. Ich will die letzte Ihrer Fragen zuerst beantworten. Ja, mein Freund, Sie werden nächstes Frühjahr in die Hauptstadt gelegt und wenn man Ihre Verdienste und meine Vorstellungen berücksichtigt, so tragen Sie bei unserem Wiedersehen die Epaulette eines höheren Grades. Doch das hängt von dem Willen des Ministers ab und dieser gehört zu den veränderlichsten Dingen in der Welt. Was mich betrifft, ich denke nicht mehr daran, meinen Abschied zu nehmen; ich will mit meinen Waffengefährten vereinigt bleiben. Sie werden vielleicht staunen, diesen Entschluß gerade in dem Augenblicke von mir zu hören, wo ich im Begriff stehe, mich zu verheirathen. Wenn Sie mich begreifen sollen, muß ich in einige Einzelnheiten eingehen, die meine Person betreffen, was mir Ihre Freundschaft verzeihen wird.

„Ich bin reich geboren. Man hat mir von frühester Kindheit an so oft vorgesagt, ich habe niemals nöthig, für meinen Unterhalt zu sorgen, daß man, mir selbst unbewußt, das Interesse in mir erstickt hat, zu wirken und thätig zu seyn. Ich habe nie Etwas zu wünschen gehabt, Alles ist mir entgegengebracht worden; daher kommt auch meine Gleichgültigkeit gegen alle Annehmlichkeiten des Reichthums. Als ich zum Manne herangewachsen war, nahm ich Dienste, obgleich eine zärtliche und schwache Mutter mich zurückhalten wollte. Ihrer Ansicht nach konnte ich im Kriege ja nichts erlangen als gefährliche Wunden, die mich entstellen würden, oder einen frühen Tod, der mir besonders fürchterlich erscheinen müßte, da er mich mitten aus den Freuden eines glücklichen Daseyns riß. Aber eben diese Genüsse, diese Freuden, die mir das Schicksal entgegenbrachte, ohne daß ich mich auch nur im geringsten zu bemühen brauchte, hatten einen gewissen Lebensüberdruß in mir erweckt. Ich trat als Gemeiner in ein Regiment und ging mit nach Afrika.

„Sie waren seit einem Jahre mit mir befreundet, mein lieber Dupeyron, und konnten wohl bemerken, daß ich für mein Leben nicht zitterte, das nur durch die Gefahren der Schlachten wieder für mich Reiz erhielt. Einige Proben von Gleichgültigkeit, welche man Muth nannte, verhalfen mir zum Offizier und später zum Kapitän. Sie verfolgten übrigens denselben Weg wie ich, aber mit wahrem Heldenmuthe; denn Sie sahen dem Tode unzählige Male unerschrocken ins Auge, während Sie doch durch tausend Bande an das Leben gekettet waren."

„Sie werden sich erinnern, daß ich vor zwei Jahren auf einmal einen Anfall von Heimweh bekam. Der General, davon in Kenntniß gesetzt und liebevoll für seine Untergebenen, wie er ist, gab auch mir einen Beweis von Güte, den ich ihm ewig danken werde."

„Kapitän", sagte er eines Tages zu mir, „ich muß dem Minister Etwas überschicken, worauf er mit Ungeduld wartet, und habe Sie zu dieser Sendung auserkoren."

„Sie werden vielleicht glauben, lieber Dupeyron, daß ich dem Minister wichtige Papiere zu überbringen hatte. Keineswegs. Nur ein Kästchen an den Handelsminister adressirt, welches Indigo-Proben enthielt. Ich sollte zwei Monate in Paris bleiben. Den Abend vor der Abreise von der Hauptstadt ging ich zu einer Tante meines Vaters, welche mich mit mütterlicher Zärtlichkeit liebt und zu ihrem einstigen Erben bestimmt hat. Ich fand eine Frau von Heurtois mit ihrer Tochter bei ihr, welche ich noch nie gesehen hatte, wohl aber schon oft hatte nennen hören. Es ist mir unmöglich, lieber Dupeyron, Ihnen den Eindruck zu schildern, den die Erscheinung der Fräulein von Heurtois auf mich machte. Ihr Anblick schon bezauberte mich und der Ton ihrer Stimme drang mir tief ins Herz. Ich verließ meine Tante als ein gänzlich Verwandelter. Gefühle, die mir bisher fremd gewesen waren, bestürmten mich jetzt und raubten mir fast die Besinnung. Ich war entschlossen, meinen Abschied zu nehmen und mich mit Fräulein von Heurtois zu verbinden, wenn es mir gelingen würde, ihre Liebe zu gewinnen. Unglücklicherweise beging ich den Fehler, meiner Tante nichts von meiner Liebe zu sagen, und den noch größern, nicht augenblicklich mein Abschiedsgesuch beim Kriegsminister einzureichen. Allerdings konnte ich das Letztere wohl nicht vernünftigerweise thun; denn als ich nach Hause kam, hörte ich, daß mein Regiment eben im Begriff sey, Afrika zu verlassen. Da mein Urlaub gerade zu Ende war, wurde mir befohlen, mich in Marseille mit demselben zu vereinigen, um von dort aus wieder mit nach Paris zurückzukehren. Es war eine Abwesenheit von zwanzig bis höchstens fünfundzwanzig Tagen. Ich reiste ab. . . Bei meiner Rückkehr war Fräulein von Heurtois bereits Frau von Saveuse. . . Wohl vielen Männern ist es schon ähnlich gegangen; aber vielleicht noch bei keinem hat ein solcher Schlag einen so heftigen und zugleich dauernden Schmerz zurückgelassen, wie bei mir."

„Ich hörte von meiner Tante, daß Fräulein Heurtois ihre Hand ohne ihr Herz gegeben habe. Sie besaß kein Vermögen und war von ihrer Mutter fast gezwungen worden, den Herrn von Saveuse zu heirathen, der bedeutende Güter in der Picardie besaß. Mutter und Tochter hatten sich übrigens in einer Art über mich ausgesprochen, die meiner Tante schmeichelte. — „Ach, Cecilie liebte mich! Ich war gerade in dem Augenblicke erschie-

nen, wo sie im Begriff stand, ihre Freiheit einem Andern zu opfern."

„Obgleich ich große Ursache habe, mich über Herrn von Saveuse zu beklagen; obgleich mir die flüchtige Verbindung mit ihm schmerzliche Tage bereitet hat, so kann ich doch nicht ungerecht gegen ihn seyn. Er ist ein rechtlicher Mann, aber von heftigem Temperament, von unruhiger, reizbarer Gemüthsart. In dem Schlosse Saveuse geboren und aufgewachsen, hat er dasselbe eigentlich nur verlassen, um die Schule und Universität zu besuchen und ist mit zwei Leidenschaften in dasselbe zurückgekehrt: nämlich mit der Leidenschaft zur Jagd und zu Rechtshändeln. Es gibt wohl kein Plätzchen in der Picardie, wo er nicht ein Wild geschossen hat, und keinen Menschen, mit dem er in Berührung war, ohne einen Prozeß mit ihm anzufangen. Dessen ungeachtet ist er mehr geliebt als gehaßt, weil er ein Gefühl von Billigkeit besitzt, was ihn jederzeit einen Prozeß aufgeben läßt, sobald er ihn von seiner Seite für ungerecht erkannt hat. Ja, selbst wenn das Recht entschieden auf seiner Seite war, hat er zuweilen die Kosten für den Gegner getragen, weil derselbe in dürftigen Umständen war. Seine Heirath hat nun noch eine dritte Leidenschaft in ihm erweckt; aber nicht die Liebe, wie man glauben sollte, sondern die Eifersucht."

„Der Gatte Ceciliens, ein Mann von fünfundvierzig Jahren, von unangenehmen Zügen und gewöhnt, nur mit Bauern und Flurschützen zu verkehren, fühlte sich in geselligen Verbindungen nicht behaglich und sah gar bald ein, daß er das Herz seiner Frau nicht besaß und auch nie besitzen würde."

„Ich war eben im Begriff, eine List anzuwenden, um mit Herrn von Saveuse in einige Verbindung zu kommen, als der Zufall unsere Bekanntschaft herbeiführte. In meiner Compagnie befand sich nämlich ein junger Wachtmeister, Namens du Raynal; derselbe war, ohne daß ich es wußte, ein Neffe des Herrn von Saveuse, welcher eines Morgens zu mir kam, um mir seinen Verwandten zu empfehlen. Ich kannte Herrn von Saveuse noch gar nicht, da er seine Frau gleich nach ihrer Verbindung auf sein Gut geführt hatte. Er nannte sich und erklärte mir zugleich die Ursache seines Besuches. Es standen nämlich Beförderungen in der Armee bevor, und da ich, wie er wußte, deßhalb einen Bericht an den Obersten zu machen hatte, so bat er mich, seinen Neffen zu berücksichtigen, der, seiner Meinung nach, durch Erziehung und Anlagen Ansprüche an eine Offiziersstelle hätte. Ich versprach zu thun, was in meinen Kräften stehe, und hatte wirklich in einigen Tagen schon das Vergnügen, ihm melden zu können, daß sein Wunsch erfüllt sey. — Das war unsere erste Bekanntschaft, die bald durch die Liebhaberei der Jagd fortgesetzt wurde."

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerung an die Blumenausstellung zu Biebrich

vom 1. bis 18. April 1854. *)

Was zieht die Menschen zauberisch hierher?
Was suchen sie in Floras reichen Blüthen?
Sie finden, was das Leben — sonst oft leer,
Nicht geben kann: den stillen, heil'gen Frieden.

Es fühlt der Fürst die Krone hier nicht schwer;
Er findet ja das Herrlichste hienieden.
Das Leben läßt sein Herz oft freudenleer,
Doch hier nimmt's in sich auf den sel'gen Frieden.

Der Speculant vergißt den Orient,
Depeschen, Course, Fall'mente, Nieten.
Und was sein trocknes Herz so selten kennt,
Hier wird's erquickt vom himmlisch süßen Frieden.

Der Diplomat, der immerwährend sinnt,
Die Politik recht vortheilhaft zu schmieden,
Für Nutzen und Gewinn stets Netze spinnt,
Die Welt vergessend, wandelt hier im Frieden.

Der Advokat verläßt den Aktenstoß.
Wen sollten nicht Prozesse auch ermüden?
Und zieht auf kurze Zeit das große Loos
In diesen Hallen — den vermißten Frieden.

Der Lehrer mit der frohen Kinderschaar,*)
Sie sah'n ins Paradies, ins Land der Mythen,
Der Gottheit Schaffen schauten sie hier klar,
Und dankend schieden sie, im Herzen Frieden.

Auch einen Halben wagt der Geizhals dran;
Nicht immer will er seine Schätze hüten.
Gott Lob, hier hat der reiche arme Mann
Für dreißig Kreuzer zehn Minuten Frieden.

Ich denke mir's als eine große Qual,
Sein Leben lang auf Büchern hinzubrüten.
Der Herr Professor kommt zum Blumensaal:
Es ruh'n Streitfragen, Grübelei'n in Frieden.

Ich glaub' in unserm schönen Bieberich,
Da würde wohl die große Frag' entschieden.
Die Blumen sprächen: Russen-Türkenkrieg,
Fort mit dir, fort! Schön ist die Welt im Frieden!

Karl Schaus.

*) Aus der Mittelrheinischen Zeitung.

*) Auf Wunsch des Herzogs lud Herr Gartendirektor Theleman die Lehrer und Schüler Wiesbadens freundlichst in die Blumenausstellung ein.

Aus den Memoiren eines Pariser Bourgeois.

(Fortsetzung.)

Der Himmel und die Hölle streiten sich schon in dieser Welt um die Seelen.

Man sah also unter dem Kaiserreich trotz 89 und gar nicht weit von 89 jene Moderitter wieder auftreten, die nachgebornen Brüder Desjenigen, den Ancourt im October 1687 auf der Bühne vorführte; solche Moderitter, die Anfangs den Soliden spielen und hernach sich auf Lumpereien werfen, die von einer Madame Patin 1000 Pistolen annehmen und sich von einer Baronin eine sehr schöne Carosse, zwei Wagenpferde, einen Kutscher und einen großen Pudel schenken lassen.

Mein Freund Rosman war in seiner Jugend der Schmaus- und Punsch-Genosse einiger Literaten; er erzählte mir, und ich führe hier seine eigenen Worte an, daß einer unserer geistreichen Verfasser komischer Opern, der nach 1830 gestorben ist, unter dem Kaiserreich eines Morgens ihn besucht und ihm als frohe Botschaft angekündigt habe: „Ich gebe jetzt meine Alte auf! Mein letzter Erfolg hat eine Dame in mich verliebt gemacht. Vom dritten Stock steige ich in den ersten herab und sie gibt mir ein Cabriolet." Und als der gute Rosman bei dieser Erzählung das Gesicht verzog, da bemerkte ihm unser Autor: „Ei, mein Lieber, ich lebe wie alle diese Herren!" Solche Sitten be-

standen in den hohen und in den niedern Schichten der Gesellschaft, und mehr als ein renommirter Schauspieler, mehr als ein emporgekommener Säbelheld hatten eine Madame Patin, eine Baronin und manchmal auch etwas Besseres zum Kassier.

Wie können gebildete Leute, Leute aus anständigen Familien ihre Würde und Ehre dermaßen vergessen, daß sie zu solchen Erbärmlichkeiten herabsinken? Ich konnte nicht begreifen, wie diese so oft sich erneuernden Scenen zwischen der falschen Liebe, die einen Lohn verlangt, und einer wahren Liebe, die immer vertrauensvoll und großherzig ist, sich aufführen ließen. Einer dieser Wüstlinge, der inmitten all' dieser Komödien-Liederlichkeit lebte, hat mir durch seine wahren Erzählungen genaue Einblicke in dergleichen Scenen eröffnet, die im Alkoven und im Walde von Bondy ihren Schauplatz hatten.

Ein solcher Glücksritter stellte es folgendermaßen an. Im Augenblick, wo er sich mit seiner Geliebten im Boudoir befand und die zärtlichste, unterwürfigste Sprache gegen sie führte, kam sein Kammerdiener ganz athemlos hereingestürzt. Einige Vertraute von gefährlichem Aussehen hatten sich in der Straße aufgestellt. „Herr Graf, man will Sie wegen eines Wechsels von 25,000 Franken verhaften!" — „Unglückseliger, was sagst Du? Es ist dieß eine Schuld, meine theure Freundin, die ich Ihnen immer geheim halten wollte." Die arme Närrin trieb die 25,000 Franken auf. Der Kammerdiener hatte die Komödie aufgeführt und erhielt seinen billigen Antheil an diesen Arten von Einkünften, wozu er seinem Herrn verhalf.

Alle unsere jungen Roués behalfen sich indessen nicht mit solchen handgreiflichen Gaunereien. Einer von ihnen hatte seinen Arzt zum Vertrauten, aber nicht zum Mitschuldigen; der Client verlangte nur einen einzigen Dienst von ihm: „Sagen Sie, daß Sie eine Veränderung an mir wahrnehmen, daß Sie sich meinen Kummer und meine Traurigkeit nicht erklären können." Der Arzt gab sich in aller Unschuld zu dieser Lüge her, ohne die schmähliche Berechnung zu ahnen, die ihr zu Grunde lag. Die Madame Patin dieses neuen Moderitters konnte nicht mehr schlafen; sie flehte, sie weinte, sie wollte das unselige Geheimniß mit aller Gewalt den allzu discreten Lippen ihres Geliebten entreißen. Endlich schlug die Stunde der Erklärungen und man sagte Alles: „Ich habe Gläubiger (manchmal waren es sogar Gläubigerinnen), und meine Familie, mit der ich nichts mehr zu schaffen haben will, setzt der Veräußerung eines Theils meiner Güter, die ziemlich bedeutend sind, unüberwindliche Hindernisse entgegen. Sie macht sogar jede Hypothek unmöglich." — „Ist es weiter nichts als das? Mein Sachwalter wird morgen früh zu Ihnen kommen und sich zu Ihren Befehlen stellen." — Man versicherte mich, dieser junge Herr von Stand, der niemals andere als fremde Güter besessen, habe in den Stunden der süßesten Vertraulichkeit seine großherzige Freundin gewöhnlich „mein Schatz" angeredet.

Ich habe aus dem Munde eines dieser glänzenden jungen Müßiggänger, die ihr zukünftiges Vermögen verprassten, eine Predigt, die ihm sein Vater hielt. Dieser halsstarrige Vater hatte durch mehr als ein Duell geglänzt und sich unter dem Directorium und zu Anfang des Kaiserreichs durch mehr als ein Gewerbe bereichert. Sein Sohn, der voll von Schulden steckte, gesteht ihm ein Passivum von 100,000 Franken. — „Wie hast Du 100,000 Franken verbrauchen können?" — „Ei, Vater, ein Cabriolet, Maitressen! Das geht sehr schnell." — „Wie? Maitressen? Wer wird sich auch in Deinem Alter für Maitressen ruiniren? In Deinem Alter und zu meiner Zeit, Du Schlingel, waren es unsere Maitessen, die unsere Cabriolets bezahlten und sich für uns ruinirten."

Die erste Tugend unter dem Kaiserreich war der Muth. Jeder, den man der Feigheit oder auch nur der Behutsamkeit beschuldigte, konnte darauf rechnen, mit Spottreden, mit groben Kasernenwitzen überschüttet und auf alle Arten beleidigt und beschimpft zu werden. Um Treue und Pünktlichkeit in den Rechnungen, um Rechtschaffenheit in Geschäftssachen, um Delicatesse im täglichen Verkehr bekümmerte man sich nicht und setzte auch keine Ehre darein.

Ein Quartiermeister in dem Gardejägerregiment, bei welchem der General Daumesnil stand, spielt und verliert eine ziemlich bedeutende Summe, die der Regimentskasse gehörte. Er kommt ins Quartier zurück und erzählt offen und ehrlich, was ihm widerfahren ist. Man beklagt den im Spiel unglücklichen Offizier, man legt zusammen und der Schaden wird gut gemacht. Heut' zu Tage würde für einen Rechnungsbeamten in einer solchen Lage vielleicht keine Subskription veranstaltet; er würde ganz gewiß dem Kriegsgerichte oder den Tribunalen überliefert werden, wenn er sich nicht durch Selbstmord der Schande entzöge.

(Fortsetzung folgt.)

Pietsch und Lehmann.

Pietsch: Was meenste, jeht et los oder jeht et nich los?
Lehmann: Et jeht los.
Pietsch: Lehmann, bist du dumm! Et kann ja jar nich losjehn!
Lehmann: Warum denn nich?
Pietsch: Merkste denn nich, daß die Westmächte bereits schon jeleimt sind?
Lehmann: Hoi mir der Discher, ick jlobe, du hast recht!

Pietsch: Ick ärgre mir.
Lehmann: Wodrüber, Pietsch?
Pietsch: Ueber unsre Neutralitätigkeit! Sieh mal Frankreich un England, die haben Feuer im Leibe, die binden mit Rußland an! Aber wir? Jar nischt!
Lehmann: Bitte, wir binden eenen Bären an!
Pietsch: Ja so, richtig! Na, denn will ick mir beruhigen!

Pietsch: Na, Lehmann, was sagste nu?
Lehmann: Wozu?
Pietsch: Daß der Sultan seinen Scheichul-Islam abgesetzt hat?
Lehmann: Was vor'n Ding?
Pietsch: Scheichul-Islam oder uf deutsch den türkschen Oberlandesrabbiner. Der alte war nämlich orthodorig und nu hat er sich enen neuen jenommen, enen von die türkschen Lichtfreunde.
Lehmann: Was sagen denn die Türken dazu?
Pietsch: Die sagen, der Sultan muß entweder jerne Wein drinken wollen, oder er muß Tinte jesoffen haben.
Lehmann: So wird's och wol sind!

(Illust. Dorfb.)

Mannichfaltigkeiten.

In der Einladungsschrift zur öffentlichen Prüfung der Musterschule zu Frankfurt a. M. hat der Direktor dieser Anstalt, Dr. Kühner, ein Thema trefflich behandelt, das nicht nur für die Väter seiner Schüler, sondern auch weiterhin beherzigt zu werden verdient. Es heißt: Zur Vermittlung des Gränzstreits zwischen Schulzeit und Lehrzeit. (Dorfz.)

Hab' ich keins, borg ich eins! Das ist ein alter Brauch. Die vornehmen Frauen am Pariser Hofe machen aber eine theure Anwendung davon. Sie borgen kostbare Geschmeide auf einen Abend von den Juwelieren zu 10 Prozent. So hatte der überraschte Gemahl einer Ministerin neulich eines Morgens 15,000 Franken Miethe für den Schmuck zu zahlen, den seine theure Frau Abends vorher auf dem Hofballe getragen hatte.

Auch in Holland nimmt die Auswanderung nach Amerika in einer außerordentlichen Weise zu. Aus Herzogenbusch und Umgegend sind schon einzelne Gesellschaften von mehreren Hundert Personen in diesem Jahre abgereist, denen andere folgen werden.

Korrespondenz.

Karlsruhe, im April.

Wir nahen mit raschem Schritte dem Jahrestage der Eröffnung unseres neuen Theaters und dem Beginne der Ferien. Trotz der europäischen Stürme dieser Zeit und der tiefeingreifenden kirchlichen Wirren in unserem Lande ist dieses Jahr für die Kunstgestaltungen auf unserer Bühne, für die Kunstanschauungen in unserem Publikum ein wahrhaft epochemachendes gewesen. Je ferner wir persönlichen Beziehungen zu dem Kunstinstitute stehen, desto unbefangener glauben wir in unseren Bemerkungen dessen Leistungen zu würdigen. Unmittelbare Veranlassung wurde uns durch die ganz ausgezeichnete Aufführung von O. Ludwigs „Makkabäer“ (7. April), demjenigen modernen Werke, warin der Dichter die unvergleichlich bedeutendsten Forderungen an Darsteller und Publikum stellt, damit aber zugleich der selbstschöpferischen Darstellung den weitesten Spielraum gestattet und für den Beobachter einen Probirstein des Theatergeschmacks liefert. Denn ein Publikum, welches im Theater blos augenblickliche Erectionen oder flüchtiges Amüsement sucht, wird dieser Arbeit schwerlich besondere Neigung schenken. Unser Publikum bekundete dagegen ihre Wirkung durch den stürmischsten, wie nachhaltigsten Beifall. Darin erkennen wir eine Geschmackswandlung, an deren Möglichkeit noch vor einem Jahre nicht zu glauben war. Wir waren früher durch leichte Waare überfüllt, befriedigt selten, gegen poetische Erhebungen blasirt. Aber dasselbe Publikum folgt heute mit gespanntester Aufmerksamkeit und Einsicht den Meisterwerken Shakespeares (Hamlet wird hier in einer Vollständigkeit gegeben, wie kaum irgendwo) eben so, wie den markerschütternden musikalischen Wirkungen der Gluck'schen Armide. Die kleine, doch nicht mächtige Partei des Wiener und Münchener Vorstadtgeschmacks und des Pariser Knalleffekts hatte sogar ein eigenes Organ (die Saga) geschaffen, um gegen eine ästhetische Hebung des Geschmacks zu polemisiren. Ihre Erfolglosigkeit ist wohl der glänzendste Beweis gegen die Behauptung der alltäglichen Theaterroutine, daß nur vollkommene Nachgiebigkeit für alle Launen des Publikums einen genügenden Theaterbesuch erzwingen könne. Es ist bekannt, wie gerade die Theater der banalen Tagesspekulation fortwährend am meisten über leere Räume klagen, während Wien und München unter den neuen kunstverständigen Leitern selbst pekuniär so gute Resultate erzielten, wie früher niemals. Auch in Karlsruhe hat sich seit Eduard Devrients Leitung ein ganz bestimmtes Theaterpublikum gebildet, dessen Kern literarisch und ästhetisch Gebildeter nicht mehr, wie früher, von dem unmotivirten Ausbruche des augenblicklichen Sinnenkitzels übertäubt und mit seiner Stimme in den Hintergrund gedrängt wird. — Der großartigen Munificenz des Regenten und dessen klarer Erkenntniß von der Wichtigkeit der Bühne als öffentliches Bildungsmittel verdanken wir die gänzliche Regeneration unseres Theaterwesens, die Uebertragung der Intendantur auf einen dramatischen Fachmann von Devrients Ruf, die rasche Förderung des Theaterneubaues, den Beitritt zum Direktorenkartell, die Honorirung schon gedruckter Werke u. s. w. Trotzdem kann Karlsruhe natürlich nicht, wie München, Wien und Berlin, sein Personal, ganz rücksichtslos auf die Kosten, aus den ersten Koryphäen der Kunst zusammensetzen, nicht mit den ungeheuern Gagen erster Sänger und Sängerinnen experimentiren, nicht alle denkbaren Rollen bis ins kleinste Fach hinunter doppelt besetzen. Ja, es fehlen noch heute manche Engagements für sogenannte Aushülfspartien, die Einzelkräfte der Oper stehen noch nicht durchweg auf gleicher Stufe mit denen des recitirenden Schauspiels, dieses selber organisirte sich aus gegenseitig fremden Kräften. Die Wirkung konnte also hier nicht mit der hervorragenden Virtuosität Einzelner errungen werden. Von Anfang an mußte das Hauptstreben auf möglichste Vollendung des Ensembles, außerdem besonders darauf gerichtet seyn, der eigenen Neigung und Richtung des Darstellers den angemessenen Spielraum zu geben. Gerade in dieser schwersten Aufgabe hat Hr. Direktor Devrient das Bewundernswertheste geleistet, was allerdings nur dadurch möglich war, daß das Personal mit wahrhaft akademischem Eifer und ächt künstlerischer Hingabe an den Gesammtzweck auf seine Intentionen einging und diese förderte. Es ist darum schwer, bei uns einzelne Persönlichkeiten hervorzuheben, ohne ungerecht gegen Andere zu seyn.

(Schluß folgt.)

Literatur- und Kunst-Notizen.

(Frankfurt a. M.) Nächsten Samstag, den 22. d. M., wird Hr. Eduard Rosenhain seine durch ein längeres Unwohlseyn des Hrn. Eliason verspätete dritte und letzte musikalische Soiree geben, in welcher zur Aufführung kommen: ein Trio von Beethoven, ein Trio von Schubert, Lieder von Mendelssohn, Goltermann und Lutz, gesungen von Fräul. Diehl und Hrn. Hardtmuth.

Das leitende Comitee des im September zu eröffnenden allgemeinen Künstler-Congresses in Brüssel hat am 8. April seine erste Sitzung gehalten und die Vorarbeiten eröffnet. Von Seiten belgischer Künstler ist die Theilnahme eine äußerst große, alle begrüßten die Idee als eine glückliche, und 28. der gefeiertsten Namen des Landes stehen jetzt an der Spitze der Leitung des Unternehmens. Man hofft zuversichtlich, daß der Congreß besonders recht zahlreich von Deutschland und Frankreich beschickt werde, indem Manches im Interesse der Künstler, namentlich was die große Pariser Ausstellung des Jahres 1855 angeht, zu besprechen und zu berathen ist.

Frankfurt, 18. April.

Wir hatten seit mehreren Jahren öfters Gelegenheit, das Institut des Hrn. Schneider dahier (Eschenheimer Straße) nicht blos im Feierkleide bei der öffentlichen Prüfung, sondern auch im Hausrocke während des gewöhnlichen Unterrichts, kennen zu lernen, und fanden uns jedes Mal von dem Geiste der Ordnung und dem milden Ernste, welcher von dem wackeren Vorstande aus über dem Ganzen und durch das Ganze weht, sehr wohlthuend angesprochen. Es ist ein wahrhaft patriarchalischer Sinn, in welchem die Zöglinge vom zartesten Alter bis zum zehnten und zwölften Jahre (für weitere Stufen ist das Schneider'sche Institut vorerst nicht berechnet) nicht blos unterrichtet, sondern auch, was viel mehr sagen will, erzogen werden. Wenn man bedenkt, daß der Mensch eigentlich nur bis zum neunten Jahre, wenn schon nur embryonisch, erzogen werden kann, daß die Verhältnisse einer Menge von Familien eine stätige Geistes- und Seelenpflege ihrer Kinder gerade bis zu diesem Alter öfters kaum möglich machen, so glauben wir, treu jenem Spruche: „Ich bin ein Mensch, Nichts liegt mir fern, was menschlich ist“, nur eine Pflicht der Humanität zu erfüllen, wenn wir die genannte Anstalt, abgesehen davon, daß sie sich selbst am besten empfiehlt, der Aufmerksamkeit der Eltern hiesiger Stadt, selbst auf die Gefahr hin empfehlen, in der uns bekannten Anspruchlosigkeit des verehrl. Vorstandes vielleicht eine Mißbilligung dieses Schrittes befürchten zu müssen.

Theater-Anzeige.

Freitag, 21. April. Ränke und Schwänke, Lebensbild mit Gesang in 3 Akten, von Starke.

Samstag, 22. April. (Zum ersten Male): Der Sonnwendhof, Volksschauspiel in 5 Akten, von Dr. S. H. Mosenthal. (Gastrolle) Monica: Fräul. Claus.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 97. Samstag, den 22. April 1854.

Die Logik der Leidenschaften.

(Nach dem Französischen der Marie Aycard.)

(Fortsetzung.)

„Ich erhielt in Saveuse's Haus Zutritt und hatte also das Glück, Derjenigen nahe seyn zu können, die ich liebte. Aber ich erkaufte dieß Glück theuer; denn die Eifersucht des Herrn von Saveuse erwachte augenblicklich und nahm so zu, daß seine Frau sich genöthigt sah, zuerst zwischen uns eine Erklärung herbeizuführen."

„Sie lieben mich, Herr Graf", sagte sie eines Tages zu mir; „wenigstens behauptet es mein Mann. . . Sollte er wirklich Recht haben, so geben Sie mir einen Beweis Ihrer Liebe dadurch, daß Sie uns verlassen, denn sonst wird das Leben für uns alle Drei unerträglich."

„Ich hatte nie ein Wort von Liebe gesprochen; doch die wahre Liebe bedarf ja keiner Worte, um sich verständlich zu machen."

„Ich verließ Saveuse für immer. Ehe ich jedoch Amiens erreicht hatte, kam mir Herr von Saveuse in heftiger Aufregung und mit dem Degen in der Hand nachgeeilt, um mich zur Rede zu setzen wegen der Liebe zu seiner Frau. Es blieb mir nichts übrig als abzusteigen und ihm in ein nahe gelegenes Hölzchen zu folgen, um den Zweikampf einzugehen, den er mir in seiner blinden Eifersucht anbot. Dieser Augenblick war einer der qualvollsten meines Lebens. Je mehr ich eine Leidenschaft läugnete, die ihm noch in keiner Weise Ursache zu Klagen gegeben hatte, desto heftiger bestand er auf dem Kampf. Denken Sie sich, lieber Dupeyron, in meine Lage: was sollte aus mir werden, wenn ich das Unglück hatte, meinen Gegner zu tödten? Welche Frau in Frankreich würde sich nicht mit Schauder von dem Mörder ihres Gatten wegwenden? Es blieb mir also nichts übrig, als das Leben eines Mannes zu schonen, der ernstlich darnach strebte, mir das meinige zu rauben. Ich erhielt eine Wunde in den Arm und Herr von Saveuse hatte die Genugthuung, mein Blut fließen zu sehen. Doch dieser Augenblick verwandelte ihn plötzlich. Während er noch vor wenigen Minuten gesagt hatte, er könne nicht ruhig athmen, so lange ich lebte, stürzte er jetzt in meine Arme und erkannte sein Unrecht wegen seiner Hitze."

„Den Winter kehrte er mit seiner Frau nach Paris zurück, und da unsere Zirkel die gleichen sind, so konnte es nicht fehlen, daß ich öfters mit Frau von Saveuse zusammentraf. Unsere Begegnung war immer kurz und inmitten gefüllter Gesellschaftssäle. Dennoch hat sie hingereicht, mir die Gewißheit zu geben, daß ich geliebt bin. Ich selbst liebe mit immer wachsender Gluth, und um Frau von Saveuse einen Beweis zu geben, daß meiner Liebe kein Opfer für ihre Ruhe zu groß ist, so stehe ich im Begriff, zu heirathen. Hoffentlich wird Herr von Saveuse, dem ich bis jetzt noch immer zum Vorwande für die heftige, unfreundliche Behandlung seiner Frau diente, beruhigt seyn, wenn er sieht, daß eine Gräfin Beaulieu als unübersteigliche Scheidewand zwischen mir und seiner Frau steht. — Was sagen Sie zu meinem Entschlusse, mein lieber Dupeyron? Freilich ist es ein glühendes Eisen, das ich auf meine Wunde lege."

„Ich habe meine Tante, Frau von Loris, gebeten, eine Frau für mich zu wählen; sie ist so glücklich über meinen Entschluß, da sie schon fürchtete, mit mir die Familie Beaulieu aussterben zu sehen, daß sie mir gar keine Zeit zur Reue gelassen hat. Schon den nächsten Morgen hatte sie, wie sie mir sagte, ein junges, schönes und liebenswürdiges Mädchen für mich ausgesucht, das eine Aussteuer von sechsmalhunderttausend Franken mitbringt. Der Schwiegervater ist, wie sie versichert, ein Mann, wie man ihn sich nur wünschen kann, der von einer Zuneigung zu mir erfüllt ist, die ich gar nicht verdiene, und dessen Güte für mich auch schon eine starke Probe bestanden hat. Sie sollen gleich hören, wie: Herr Paravet, mein künftiger Schwiegervater, ist ein reicher Kaufmann der Straße Saint-Martin, ein Mann von guter Erziehung, dessen Familie aus der Picardie stammt. Frau von Loris sagte mir im Gespräch, als sie mir diese Einzelnheiten mittheilte, daß er in der Nähe von Amiens ein Gut besitze, die Bernhardine genannt. Bei diesem Namen erbebte ich. Ich kenne das Grundstück sehr wohl, denn es gränzt an die Saveuse. Die beiden Parks sind nur durch einen schmalen Weg getrennt, an deren beiden Enden ein Pavillon steht. In dem, welcher zu der Saveuse gehört, bringt Cecilie den größten Theil des Sommers zu, während ihr Mann jagt. Sie scheint sich dort am wohlsten zu fühlen."

„Sobald ich wußte, daß die Bernhardine Herrn Paravet gehört, sprach ich den Wunsch aus, er möchte sie seiner Tochter überlassen, gleichviel, wie hoch er sie anschlagen wolle. — Ich hätte wohl das Gegentheil thun sollen! Denn um diese unglückliche Leidenschaft aus meinem Herzen zu reißen, müßte ich Frau von Saveuse eher fliehen, als mich ihr wieder nähern. Doch die Liebenden haben nun einmal eine andere Logik als andere Menschen. Frau von Loris hatte übernommen, deßwegen mit Herrn Paravet zu sprechen. Wie sie nun erfahren hat, gehört die Bernhardine gar nicht sein, sondern seinem Neffen. Doch der gute Mann hat sie diesem für eine enorme Summe abgekauft, um meine Laune zu befriedigen. — Finden Sie mich nicht recht unbescheiden, und Herrn Paravet recht schwach?"

„Herr Paravet scheint in der That glücklich über diese Parthie für seine Tochter. Ich bin aber weit entfernt, dieß meiner Person zuzuschreiben, denn ich weiß nur zu gut, daß ihn mein Reichthum und mein Adel besticht. Es schmeichelt seiner Eitelkeit nicht wenig, in seiner Tochter eine künftige Gräfin zu er-

blicken. Ob er darüber nachgedacht, was mich wohl zu dieser Heirath bestimmt haben könne, weiß ich nicht; unmöglich kann er glauben, daß die Liebe mich geleitet; denn ich habe meine Braut noch nicht gesehen. Wahrscheinlich hält er mich für einen Mann, der, selbst reich, seinen Reichthum noch durch eine reiche Heirath vergrößern möchte. — Ich bin überzeugt, daß meine bevorstehende Verbindung eine interessante Neuigkeit für das ganze Stadtviertel ist. Das kümmert mich nicht; wohl aber möchte ich wissen, ob Herr und Frau von Saveuse zufrieden mit diesem Schritte sind. Ach, ich möchte der Zukunft so manche Frage vorlegen: werde ich meine Gattin, die ich gleichsam mit verbundenen Augen gewählt habe, wohl lieben können? wird sie im Stande seyn, mir meine unselige Leidenschaft vergessen zu machen? — Ich bin noch ganz unentschlossen, was ich nach meiner Verbindung beginnen soll; bald will ich die Bernhardine beziehen, dann wieder nehme ich mir vor, meine Frau nach dem Schlosse Beaulieu zu bringen und dann allein nach Afrika zurückzukehren. Nun, wie es sich auch noch gestalten möge, von zwei Dingen können Sie fest überzeugt seyn, mein bester Dupeyron, nämlich, daß ich meinen Abschied nicht nehme, und daß ich in acht Tagen verheirathet bin. Wer weiß, vielleicht steige ich auch gleich nach der Trauung in einen Postwagen und fahre zu Ihnen, um Ihnen meine Frau vorzustellen und mir von Ihrer Freundschaft Rath zu erbitten."

„Egard von Beaulieu."

Der Graf sah nach der Uhr, als er diesen Brief beendet hatte, und da es noch früh war, so ging er zu Frau von Loris, wo er hörte, daß Herr Paravet den Kauf der Bernhardine nun wirklich abgeschlossen habe.

„Wann werde ich jetzt heirathen, beste Tante?"

„In acht Tagen, mein Kind."

„Gut; so habe ich eben an einen meiner Freunde geschrieben."

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Memoiren eines Pariser Bourgeois.

(Fortsetzung.)

Das Studium des Handelscodex war sehr vernachläßigt und es fehlte den Handelstribunalen an Akten und an Prozessen.

Das Handelstribunal war ins Kloster Saint-Mery verwiesen. Die Richter desselben wurden wie heut zu Tage von einer Versammlung gewählt, die aus angesehenen Handelsleuten und besonders aus den Chefs der ältesten und durch Rechtschaffenheit, Ordnungssinn und Sparsamkeit empfohlensten Häuser bestand. Unter den Richtern des Handelstribunals im Jahre 1809 findet man keinen bekannten Namen, außer Herrn Bertin de Vaux, einen der Miteigenthümer des Journals des Débats, der damals Kaufmann und Banquier war und sogar den Grafen Molé zum Associé in seinem Handelshause hatte.

Es gab damals bloß Sachwalter beim Handelstribunal. Den Titel „Advokat beim Handelstribunal" hatte man noch nicht erfunden. Wohl verstanden, im Jahre 1809 gab es, wie heut zu Tage, Handelsaufseher bei diesem Gerichte.

Die Börse von Paris wurde vor aller Welt und in der Kirche der Petits-Pères, Place des Victoires, abgehalten; sie war täglich, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, von 2 bis 3 Uhr offen. Man sagte damals: was macht man in der Gosse? wie man heut zu Tage sagt: was macht man hinter der Coulisse?

An plötzlichen Veränderungen und Umschwüngen fehlte es, wie man sich wohl denken kann, bei den wichtigen Ereignissen, die sich so schnell auf einander folgten, nicht. So fiel vom 5. Mai 1804 bis zum 31. März 1814 die 5prozentige Rente von einem Maximum von 87 Franken bis zu einem Minimum von 44 Franken, und die Aktien der französischen Bank von 1430 bis zu 480 Franken.

Aus der Kirche der Petits-Pères wurde die Börse gegen das Ende des Kaiserreichs ins Erdgeschoß des Palais-Royal versetzt.

Die Wechselagenten wurden vom Kaiser ernannt.

Unter den Wechselagenten von 1809 findet man Namen, die durch eine große Existenz und ein großes Vermögen berühmt geblieben sind.

Neben der französischen Bank hatte sich die Kasse Jabach erhoben. Dieses Bankhaus der Herren Jacquemart und Sohn und Doulcet d'Egligny, Straße Saint-Mery 46, das in der Handelswelt unter dem Namen Kasse Jabach bekannt ist, escomptirte zu denselben Zinsen wie die französische Bank, nämlich zu 4 Prozent im Jahr.

Sie nahm das Papier bis auf vier Monate Verfallzeit an und ließ sich bloß von denjenigen Wechseln, die mehr als drei Monate zu laufen hatten, ein Achtel als Gebühr bezahlen.

Um an ihrem Disconti Theil zu nehmen, mußte man bei der Kasse Jabach mehrere Aktien der französischen Bank als Bürgschaft niedergelegt haben.

Unter den Banquiers von 1809 findet man berühmte Namen; mehrere dieser Bankhäuser existiren noch und sie stehen an der Spitze der größten Geschäfte. Es sind dieß: André Cottier, Carayon, Cousin und Comp., Delessert und Comp., Fould (B. J.), Gebhart, Hottinger und Comp, Gebrüder Mallet und Comp., Michel der Aeltere, Michel der Jüngere, Gebrüder Perier, Rougemont von Löwenberg.

Trotz der großartigen Aufmunterung, welche Napoleon der Literatur angedeihen ließ, herrschte kein Sinn für dieselbe in der Gesellschaft vor.

Der Kaiser hatte den öffentlichen Unterricht und die Lyceen von Paris organisirt; aber in diesen Lyceen ging Alles militärisch zu, und Trommelschlag verkündete die Zeit des Schlafengehens, des Aufstehens, der Lektionen und der Erholungsstunden. Schon von zartester Kindheit an mußte man sich der Disciplin der Uniform, dem Zwang der kurzen Hosen unterwerfen. Man bekam da weit mehr Geschmack an den Waffen, als an den Studien.

Die Gesellschaft suchte ihre Zerstreuung fast nur in den kürzesten und frivolsten Vergnügungen. Es war dieß die Zeit der berühmten Mystifikatoren: man nannte besonders einen gewissen Musson und den Schauspieler Frogères.

Fräulein Bourgoin erzählte mir, ein reicher Armeelieferant habe ihr folgende planmäßige Mystifikation gespielt. Er gab in großer Galla ein Diner, um den türkischen Gesandten zu empfangen, der damals in Paris war. Der Generallieferant belehrte Fräulein Bourgoin zum Voraus mit zartester Rücksichtsnahme, daß die türkischen Sitten von den unsern sehr verschieden seyen. „So" — sagte er zu ihr — „werden Sie sich nicht daran stoßen, wenn der Gesandte Ihnen in seiner Bewunderung für Ihre schönen Augen während der Mahlzeit zu wiederholten Malen Börsen voll Zechinen anbietet; er hat dabei nicht die Absicht, Sie zu beleidigen und den Ihnen schuldigen Respekt aus den Augen zu setzen." — „Mein Gott, wenn er nicht die Absicht hat, mich zu beleidigen, so werde ich mich dazu verstehen, die Börsen voll Zechinen anzunehmen." Beim Dessert löste der türkische Gesandte seinen Bart ab und nahm seine Kupfermünzen zurück, um dieselbe Mystifikation anderswo aufzuführen.

Diese Gesellschaft, deren Hauptzüge wir wieder zu geben versuchen, war weder gottlos, noch atheistisch, sie verhielt sich in Religionssachen bloß gleichgültig; in den offiziellen Sitten jedoch

nahm die Religion eine große Stelle ein. Es fehlte ganz und gar nicht an Tedeum; die Präfekten und alle Beamten hatten den Befehl, dem Gottesdienst anzuwohnen, und ein Präfekt, welcher mit vieler Einsicht eines unserer südlichen Departements verwaltete und noch lebt, erzählte mir, er habe sich sehr regelmäßig bei den religiösen Ceremonien eingestellt, aber jedesmal Lafontaines Fabeln als Meßbuch mitgenommen.

(Schluß folgt.)

Die Völker der Türkei.

Den neuesten Angaben zufolge zählt das türkische Reich im Ganzen 35,713,000 Bewohner. Davon kommen auf Europa:

1) Slaven 6½ Millionen; von diesen sind
   a. die Serben und Montenegriner griechische Christen;
   b. die Bosniaken, theils römisch-katholisch, theils griechisch, theils muhamedanisch, namentlich der Adel;
   c. die Bulgaren, längs der Donau und um Sophia meist griechisch-christlich, in Macedonien und Thracien meist muhamedanisch;
2) Griechen, 4 Millionen, fast durchgängig dem griechischen Bekenntnisse anhängend, römisch-katholisch sind einige Inseln des Archipels, insbesondere Tinos;
3) Osmanen, 2⁴⁄₁₀ Millionen, sämmtlich Muhamedaner;
4) Albanesen (1½ Million), im Norden römisch-katholisch (die Stämme der Mirditen, Gegen u. s. w.), in Mittelalbanien muhamedanisch, im Süden von Janina bis zur griechischen Gränze meist griechische Christen. (Auch der weit größere Theil der Bewohner des Königreichs Griechenland besteht nicht aus Griechen, sondern aus Albanesen, selbst in der Stadt Athen und auf den Inseln.)
5) Armenier 400,000, haben ein eigenes christliches Bekenntniß;
6) Juden 70,000;
7) Tataren 16,000, meist in der Dobrudscha, Muhamedaner; Sprache: ein besonderer türkischer Dialekt;
8) Zigeuner 214,000, Abstammung und Religion aus Indien;

zusammen 15 Millionen;

Auf Asien:

1) Griechen 1 Million;
2) Osmanen 10 Millionen;
3) Armenier 2 Millionen;
4) Juden 80,000;
5) Tataren 20,000;
6) Araber 90,000, durchweg Muhamedaner;
7) Syrier und Chaldäer 235,000, meist Muhamedaner. Die Chaldäer bilden eine eigene christliche Sekte. Die Maroniten auf dem Libanon deßgleichen; wieder andere kleine Stämme sollen noch an den vorchristlichen Religionsgebräuchen hängen;
8) Drusen 30,000, auf dem Libanon und Hauran, im Südosten von Damaskus, haben ein ganz eigenes weder christliches noch muhamedanisches Religionssystem;
9) Kurden 2 Millionen, Muhamedaner, im Gebirge längs der georgisch-persischen Gränzen;
10) Turkomannen 85,000, im Innern Kleinasiens nomadisirend, Muhamedaner;

im Ganzen 16,550,900.

In Afrika 3,800,000 Araber, darunter einige tausend Kopten, egyptische Ureinwohner mit eigenem christlichem Bekenntniß.

Mannichfaltigkeiten.

Die „Gränzboten“ haben einem Theil des preußischen Adels einen einschneidenden Absagebrief geschrieben. Sie hoffen nichts mehr von ihm für eine Fortbildung der preußischen Institutionen. Der preußische Adel, sagen sie, müßte erkannt haben, daß man dem Banner der „Kreuz-Zeitung“ nur mit Verleugnung alles preußischen Ehrgefühls und mit Hintansetzung auch allen materiellen Interesses folgen kann. Trotzdem scheint die Partei ihren angeblichen Führern, auch nachdem sie sich ausdrücklich als Russenfreunde zu erkennen gegeben haben, folgen zu wollen. Die Partei diene den russischen Interessen gegen Preußen und seitdem sey eine Verständigung aller Andern mit ihr unmöglich.

Zu manchen nicht zu verkennenden Uebelständen des mündlichen und öffentlichen Gerichtsverfahrens gehört der Mißbrauch, der mit dem Eide getrieben wird. In dem mäßig großen Sprengel eines Kreisgerichtes werden jährlich an die 3000 Eide geschworen, — eine Summe, die schwer in's Gewicht fällt, wenn man bedenkt: Eure Rede sey: ja, ja, nein, nein, was drüber ist, ist vom Uebel. Wie dem Uebel abzuhelfen sey, ohne dem trefflichen Schwurgerichte selbst zu nahe zu treten, verdient wohl Ueberlegung. (Dorfz.)

Welche Männer dürfen die Clubs besuchen? — In einer Satyre gegen die Clubs, welche nicht blos in England dem ehelichen Leben großen Abbruch thun, nimmt Tackerey nur eine Classe von Ehemännern aus, denen es gestattet seyn müsse, Clubs zu besuchen, nämlich die Männer ohne ein Geschäft oder Gewerbe. „Die beständige Gegenwart solcher Ehemännner in ihrem Hause kann, meines Erachtens, selbst der liebendsten Gattin nicht wünschenswerth seyn. Z. B. die Kinder beginnen ihre musikalischen Uebungen, die in einer anständigen Familie mindestens täglich drei Stunden ausfüllen müssen, da würde es doch sicherlich hart seyn, dem armen Papa zuzumuthen, diese ganze Zeit hindurch den endlosen Mißlauten, welche dem elenden Pianoforte entlockt werden, zuzuhören. . . Dergleichen Männer sind in den Clubs am besten aufgehoben. Und wenn sie am Tage von Ihnen scheiden, meine theuren Damen, so denken Sie nur an das Entzücken bei der Rückkehr. Sie haben unterdeß Ihre häuslichen Angelegenheiten besorgt, Besuche abgestattet, Ihre Toilette vollendet, die Sie — bei Kerzenlicht — so ausnehmend schön macht und Sie sind jetzt vollkommen geeignet, Dem das Leben angenehm zu machen, der den ganzen Tag über abwesend war.“

Es findet sich unter einem Aufsatze der „Moskauer Zeitung“ die beachtenswerthe Anmerkung, daß, nachdem Byzanz unter das Joch der Muhamedaner gerathen und die Dynastie der Imperatoren erloschen war, die griechischen Behörden ein Kollektivdokument an den Patriarchen Joseph von Konstantinopel entworfen hätten, zur Beglückwünschung der Regierung des Czaren Iwan IV. und um diesen als ihren Kaiser, der gesetzlichen Nachfolge gemäß, anzuerkennen. Das Original dieser Urkunde in griechischer Sprache, unterschrieben von Joseph, 34 Metropoliten, 2 Bischöfen und 2 Erzbischöfen, befinde sich im Archive der auswärtigen Angelegenheiten zu Moskau. Es enthalte am Schlusse die Worte: „Diese hohe, unverfälschte und wahre Urkunde ist un-

serem frommen, gottgesalbten, christlichen Czarer, dem Kaiser Iwan ertheilt im Jahre 7069 (1561)." Daß das russische Publikum die Aechtheit dieser Urkunde ohne ängstliche Kritik annimmt, und von der Legitimität der russischen Ansprüche nicht wenig erbaut ist, versteht sich von selbst.

Das „preußische Wochenblatt" schildert kurz und schlagend das **Verfahren Rußlands** gegen Preußen; 1829 und 1853 russische Theilungsplane gegen Preußen und die Türkei; 1850 Einmischung Rußlands in die deutschen Streitigkeiten gegen Preußen, Drohung mit Krieg, Aufforderung an England, eine Flotte an die preußischen Küsten zu schicken; tödtliche und tödtende Kränkungen gegen den damaligen Ministerpräsidenten Grafen von Brandenburg; 1848 russische Aufforderung an Schweden, Preußen den Krieg zu erklären, eine preußische Armee in Schleswig anzugreifen; 1848, 1849 und 1850 wiederholte Drohung Rußlands, Ostpreußen pfandweise, wie jetzt die Moldau und Walachei, zu besitzen.

Weder in England, noch in Amerika ist der Plan aufgegeben, England und Nord-Amerika durch unterseeische Telegraphen in Verbindung zu bringen. Zwei amerikanische Capitäne haben die Meerestiefe zwischen Neufundland und Irland mühsam untersucht und den Boden sehr geeignet gefunden. Die Tiefe beträgt 1500 bis 2000 Faden zwischen den nächstgelegenen Punkten der beiden Küsten, die 1600 Seemeilen von einander entfernt liegen. Die See, sagt der Bericht, ist unten so vollkommen ruhig wie der Grund eines Mühlteichs.

Korrespondenz.

Karlsruhe, im April.

(Schluß.)

Je organischer das Zusammenwirken Aller, desto mächtiger ist die Kunstwirkung, desto höher steigt aber auch der Werth sogenannter dritter und vierter Darsteller; es gibt keine untergeordneten Rollen, keine Nebenpartien im Sinne des Theaterjargons. Um dieß zu erkennen, muß man unseren Chor in der Oper, wie in Massendarstellungen sehen. Er ist wirklich ein integrirender, durchaus nothwendiger Bestandtheil, eine lebendige Grundlage der Handlung geworden, das Volk, in dessen Mitte und aus welchem heraus das dramatische Ereigniß sich entwickelt. Wir glauben nicht allzu viel zu behaupten — und wir kennen den größern Theil der deutschen Theater —, wenn wir ihn gegenwärtig als den dramatisch besten Chor Deutschlands bezeichnen. Aber dieß Werden konnte nicht zufällig seyn. Darsteller und Publikum mußten sich allmälig gewöhnen, eben im Zusammenspiel und der Zusammenwirkung das Wesentliche zu erkennen. Indem man das Repertoire seit dem Beginne der neuen Organisation unsers Bühnenwesens überblickt, findet man einen wohlüberlegten Fortschritt von leichteren zu schwereren Aufgaben. Noch im Noththeater spielte sich das Personal in Lustspielen und bürgerlichen Dramen, in der komischen und Spieloper zusammen und betrat nach dieser Vorbereitung das neue Haus mit den großartigern und schwierigeren Leistungen. Das Publikum war ihm, fast ohne es selber zu bemerken, schrittweise gefolgt und hatte bereits in der Empfänglichkeit und dem Verständniß für die höhere Bedeutung der Bühne, den frühern Velleitäten und Mißneigungen entsagt. So ward die lebendige Wechselwirkung zwischen Bühne und Parterre gewonnen und der gegenseitig weiter bildende Einfluß konnte nicht ausbleiben. — Blicken wir auf die Leistungen des nun bald vollendeten Theaterjahres zurück, so gibt die Folge der Darstellungen eine für den künstlerischen Gang ganz interessante Uebersicht. Im Lustspiel waren Benedix' Arbeiten, ein Glas Wasser, Helene von Seglières, Freytags Journalisten, Donna Diana, Molières Tartüffe, Viel Lärmen um nichts, Komödie der Irrungen, L. v. Galls Ein schlechtes Gewissen, Lessings Schatz u. s. w. bezeichnende Wegsteine; im ernsteren Drama: Dienstpflicht, Raupachs Geschwister, Sie ist wahnsinnig u. s. w.; in der Tragödie: Emilia Galotti, Schillers Meisterwerke, Clavigo, Romeo und Julie, Hamlet u. s. w. Die erste Zeit der Oper bezeichnen Lortzings beide Schützen, Mehüls beide Füchse, Wasserträger, schwarzer Domino, Catilda, dann die bekannten Werke Mozarts, Don Juan in neuem dramatischem Arrangement, Glucks Armida, Oberon, Mendelssohns Heimkehr und Loreley (dramatisch abgerundet). Der schaale Spaß der Posse konnte nur im Fasching sein Recht erringen, das französische Knall- und Effektstück trat höchst vereinzelt in Scene. Dagegen haben wir die Reihe der Arbeiten unserer modernen Dichter ungenannt gelassen, von denen mehrere — und vorzugsweise durch das Gesammtspiel — hier eine Wirkung wie sonst nirgends erreichten. — Später wird uns vielleicht Gelegenheit werden, auch die Einzelleistungen des Personals übersichtlich zu besprechen. Hier haben wir als Gesammtergebniß nur die freudigen Sätze beizufügen: Gebt dem Publikum Gutes in voller Wirkung und es wird nicht nach dem Unbedeutenden verlangen; zeigt Achtung vor seinem Geist und seiner Bildung, und es wird sie durch rege Theilnahme lohnen. Die Kunst hat nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, zu ihrem eignen innern Gedeihen sich ihre Wege selbst vorzuschreiben, und bald wird der literarisch gebildete Theil des Publikums auch für die Kreise maßgebend werden, die an Birch-Pfeiffer'scher Kost und anderer Fabrikarbeit verweichlichten. Aber freilich auch die größten materiellen Mittel werden kein gutes Theater herstellen, alle Reclamen und Schmeicheleien einer bestochenen Kritik für Einzelne werden kein Publikum ins Theater locken, wenn handwerksmäßige Routine und nicht der Geist das Szepter führt.

B.

Aus dem Rheingau, 19. April.

An unserer Bahnlinie wird rüstig gearbeitet, namentlich im obern Rheingau. Sind an andern Punkten unseres Gaues die Arbeiten noch nicht in Angriff genommen, so ist die Ursache davon lediglich in dem Umstande zu suchen, daß die Expropriation der in die Bahnstrecke fallenden Gebäulichkeiten und der Güterstücke namentlich hier und da auf Schwierigkeiten stößt. Vorzugsweise ist dieß mit den Weinbergen im Markobrunnen der Fall, indem man hier, wie verlautet, per Ruthe 150 fl. zu fordern gewillt ist. Um so enormen Forderungen zu begegnen, haben unlängst in dieser Gegend neue Vermessungen, statt durch die Weinreben des Markobrunnen, längs des Rheines hin, an Hattenheim vorüber, gegen das gräflich von Schönborn'sche Schloß Reichartshausen, stattgefunden. Man hätte da allerdings wohlfeileren Grund, aber auch weit schwierigere Arbeit. Unsere Gewerbtreibende begrüßen das ganze Unternehmen, aus leicht erklärbaren Gründen, mit lebhafter Freude. Je freundlicher die Tage des Frühlings sich gestalten, in demselben Grade beginnen jetzt schon die Ausflüge der benachbarten Städter nach den reizenden Höhen unseres Gaues. Die beiden Osterfeiertage wurden in Oestrich allein an circa 400 Personen durch die Dampfschiffe aus- und eingeschifft. Wenn erst einmal die Lokomotive durch unsere Fluren saust, woran keineswegs mehr zu zweifeln ist, dann wird sich unser Gau durch den steigenden Fremdenverkehr einer noch regern Frequenz zu erfreuen haben. — Während unsere Arbeiter den ganzen Winter hindurch feiern mußten, ist ihnen jetzt allenthalben Verdienst geboten. Der Taglohn ist durch die angehäuften Feld- und durch die Eisenbahnarbeiten bereits gestiegen und wird voraussichtlich noch höher steigen. Die Victualien, namentlich Brod und Kartoffeln, behaupten jedoch ihre alte Höhe. Die Winterfrüchte stehen schön, und der vorgestrige Regen kam ihnen sehr zu statten. — Mit dem **Weinhandel** ist es dermalen, vielleicht durch die orientalischen Wirren, immer noch flau; doch hofft man, daß die demnächst beginnenden Weinversteigerungen, bei welcher Gelegenheit uns viele Speculanten zugeführt werden, die Kauflust etwas anregen werden, was in der That bei der guten Probe der vorjährigen Crescenz zu erwarten steht. Die Hoffnungen unserer Winzer für eine dießjährige gute Weinernte erhalten sich ungetrübt, da die Weinberge, bei fortdauernd günstiger Witterung, noch vor Ende dieses Monates, was allerdings früh genannt werden kann, ihr Grün entfalten werden. Es stellt sich jedoch nunmehr als bestimmt heraus, daß die Reben etwas durch den Frost gelitten haben.

Theater-Anzeige.

Samstag, 22. April. (Zum ersten Male): **Der Sonnwendhof**, Volksschauspiel in 5 Akten, von Dr. S. H. Mosenthal. (Gastrolle) Monica: Fräul. Claus.

Sonntag, 23. April. **Jubel-Ouverture** von C. M. v. Weber. Hierauf (zum letzten Male): **Festspiel**, zum Andenken Carl Maria von Webers, von Harald von Brackel, mit lebenden Bildern. Hierauf: **Der Freischütz**, romant. Oper in 4 Akten, Musik von C. M. v. Weber. Mit neuen Dekorationen, Maschinerien und Kostümen. Letztes Mess-Abonnement suspendu.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 98. Montag, den 24. April 185[illegible]

Die Logik der Leidenschaften.

(Nach dem Französischen der Marie Aycard.)

(Fortsetzung.)

Fräulein Ursula.

Herr Pacavet öffnete behutsam die Thür seines Zimmers und trat ein. Wirklich fand er, wie Agathe es ihm vorhergesagt hatte, seine Schwester daselbst, und zwar eingeschlafen auf einem Lehnstuhl. Er setzte sich neben sie und betrachtete sie einige Augenblicke schweigend.

„Diese zu gewinnen", dachte er bei sich, „wird nicht schwer seyn; sobald ich ernstlich befehle, gehorcht sie. Was Hortensie betrifft, so wird es sich auch machen. Ich darf ihr nur den Grafen in seiner schönen Uniform und auf seinem stattlichen Roß zeigen, so wied sie bald begreifen, daß es besser ist, eine Gräfin zu werden als die Feau eines Advokaten. Es bliebe also nur noch mein Neffe übrig. Ich denke, die hunderttausend Thaler sollen ihn auch trösten, wenn er Hortensien überhaupt liebt. Ich, meines Theils, hätte vor 20 Jahren für eine solche Summe alle Mädchen der Welt gegeben, selbst die kleine Josephine Brunet, die mir so viel schlaflose Nächte gemacht hat."

Nachdem Heer Paravet einige Augenblicke seinen Betrachtungen Raum gegeben hatte, weckte er seine Schwester.

„Schlief ich doch in der That ganz fest", sagte Fräulein Ursula, als sie erwachte. „Ich träumte eben, der Pfarrer von Sainte-Elisabeth traute unsere jungen Leute und wir richteten das Hochzeitmahl in demselben Saale aus, wo vor zwanzig Jahren auch Deine Hochzeit mit so verschwenderischer Pracht gefeiert wurde."

„Das war ein Traum, der sich nie erfüllen wird."

„Wie! Du willst also in allem Ernste Hortensie nicht Deinem Neffen geben?"

„Nein, Schwester, ich verheirathe meine Tochter an den Geafen Egard von Beaulieu."

„Was? an einen Grafen? vermuthlich ein ehemaliger Geaf, dessen Bekanntschaft Du in Deiner Gesellschaft gemacht hast!"

„Keineswegs", erwiederte Herr Paravet kalt. „Die Parthie ist ganz nach meinem Wunsch, und es ist mir lieb, Dich heut' noch hier zu finden, damit Du noch meine Befehle hören kannst. Ich will, hörst Du Ursula? ich will, daß Du meine Tochter zu dieser Heirath geneigt machst."

„Wenn sie ihn aber nicht liebt!" sagte Ursula.

„Bis jetzt", erwiederte Herr Paravet, „habe ich Deinen sonderbaren Ansichten über die Liebe nicht widersprochen, da sie Niemand schaden konnten; jetzt muß ich veenünftig mit Dir sprechen, selbst wenn es Dich kränken sollte. Habe ich etwa nicht Recht, Ursula, wenn ich behaupte, daß eine unvernünftige Idee Dich um das Glück gebracht hat, einen Mann zu besitzen?"

„Eine Idee!" rief Ursula; „ach der arme Jérôme. . ."

„Höre mich ruhig an, Ursula, wenn ich offen mit Dir rede. Obgleich Du weder hübsch noch reich warst, hattest Du doch einem jungen Manne Liebe einzuflößen gewußt. Jérôme Larue war in der That ein braver junger Mann, der Dich auch geheirathet hätte, wenn es unser Vater zufrieden gewesen wäre."

„Gewiß; und weil er mich nicht heirathen durfte, nahm er aus Verzweiflung Dienste und blieb in einem jener blutigen Kriege, die so viele junge Leute weggerafft haben . . ach, der Arme! Ich bin ihm aber auch treu geblieben . . wie könnte es auch anders seyn, die wahre Liebe währt ja ewig."

„Ruhig, Schwester, hier kommen wir auf den Punkt, um den es sich handelt. Die Liebe ist eine Narrheit! eine gefährliche Waffe in den Händen der Jugend; wie leicht kommt ein junges Mädchen durch sie auf Irrwege. Daher ist es auch die Sache der Eltern, die Liebe ihrer Kinder auf die Person zu lenken, die ihnen angemessen scheint. Uebrigens ist die Liebe auch nicht von ewiger Dauer, wie Du behauptest: sie vergeht, wie Alles in der Welt. Dein eigenes Beispiel bestätigt ja meine Behauptung. Sprich offen, liebst Du Jérôme noch gerade so wie einstmals?"

Fräulein Ursula stand hastig vom Stuhle auf und rief mit feierlicher Stimme:

„Mein Gott, kannst Du daran zweifeln? Ja, ich liebe ihn noch mit derselben Gluth, wie vor dreißig Jahren."

„Und wen liebst Du? einen Ungetreuen!"

„Höre auf, Bruder, und verläumde die Todten nicht!"

„Larue ist nicht todt, er lebt!"

„Er lebt?! unmöglich!"

„Man hatte ihn allerdings auf einem Schlachtfelde in Deutschland als einen Todten zurückgelassen; aber er ist nach Wien gebracht worden, und dort, von guten Leuten gepflegt, wieder ins Leben zurückgekehrt. Es sind seitdem dreißig Jahre verflossen .. und.. Du sollst noch mehr hören, Ursula."

„Ist er vielleicht hier in Paris?"

„Nein, er ist in Wien, seit achtundzwanzig Jahren verheirathet, Vater von fünf Kindern und Associe seiner beiden Schwäger, der Gebrüder Lieber, meiner Banquiers, zu denen ich so viel Vertrauen habe, wie zu mir selbst."

Das war zu viel für die Arme. Sie sank auf den Sessel zurück und sagte mit matter Stimme:

„Du hintergehst mich, Bruder! . ."

„Du kennst ohne Zweifel seine Hand, denn Du mußt ja Briefe in Menge von ihm haben . . moegen zeige ich Dir Geschäftsbriefe von ihm, deren ich in großer Anzahl besitze."

„Warum hast Du mir noch nie etwas davon gesagt?"

„Weil es zu nichts geholfen hätte. Warum sollte ich Dir eine Täuschung rauben, die Dich glücklich machte? — Aber jetzt,

wo Du auf Hortensien wirken sollst, liegt mir daran, daß Du Deine überspannten Begriffe von der Liebe einmal aufgibst. — Ich hoffe, Du wirst dazu beitragen, daß Hortensie nicht versucht, mir ungehorsam zu seyn, indem sie die Hand des Grafen zurückweist. Ich kann Dir versichern, er ist einer der schönsten Männer von Paris und noch reicher als ich. Was Bernhard betrifft, so wirst Du sehen, daß er in einem halben Jahre verheirathet ist, und so werden wir bald Alle glücklich seyn!"

Ursula war zu sehr mit dem fatalen Geheimniß beschäftigt, daß sie so eben erfahren hatte, um noch viel Theil an der Liebe ihrer Nichte und ihres Neffen zu nehmen. Sie verließ ihren Bruder und versprach ihm, seinen Wünschen nachzukommen.

Den andern Morgen erwartete Herr Paravet den Besuch seines Neffen nicht, sondern beeilte sich, demselben zuvorzukommen. Herr Carl Bernhard wohnte in der Straße Harlay. Er hatte die ganze Nacht schlaflos zugebracht, bald das Unglück überdenkend, das seiner Liebe drohte, bald wieder im Geiste Anreden an Herrn Paravet haltend, um ihn zu erweichen. Geneigt, wie alle Liebhaber, an Prophezeiungen und Vorbedeutungen zu glauben, sagte er bei sich:

„Diese Frau von Saveuse, die neben ihrem eifersüchtigen Gatten sitzt, während der Liebhaber vorbeisprengt, hat mir Unglück gebracht. Doch bald kehrten seine Gedanken wieder zu Herrn Paravet zurück. Er überlegte, was er ihm in der Wirklichkeit sagen wollte; es war natürlich eine wichtige Sache, denn, nach seiner Meinung, stand ja das Leben von zwei Menschen auf dem Spiele.

Ein Theil der Hoffnung verließ ihn schon, wenn er sich Herrn Paravet dachte, wie sich ihm derselbe gestern gezeigt hatte und wie Hortensie ihn geschildert. Er fühlte wohl, daß seine Leidenschaft bei einem solchen Manne nicht schwer in die Waagschale fallen würde; aber er rechnete auf Hortensiens Einfluß auf ihren Vater. Ohne ihre Einwilligung konnte ja auch das Verhältniß keinenfalls getrennt werden. Den Nebenbuhler fürchtete er nicht, vorausgesetzt, daß es nicht, wie er zuweilen fürchtete, ein bejahrter Mann sey, unfähig, sich mit ihm zu schlagen.

Herr Paravet fand seinen Neffen blaß, aufgeregt und noch in den Kleidern des vergangenen Abends. Er begann sogleich ohne Umschweif:

„Was ich gestern von Dir gehört habe, Carl, hat mich die ganze Nacht munter erhalten."

Es war dieß eine Unwahrheit, denn Herr Paravet hatte vortrefflich geschlafen.

„Wie sind doch die Väter und Onkels so unglücklich!" fuhr er fort. „Sie leben nur für ihre Kinder, opfern sich für sie auf, und was ist ihr Lohn? Kummer und schlaflose Nächte. Erst kommen die Kinderkrankheiten, dann die Sorge der Erziehung, und später, wenn der Knabe zum Manne, das Mädchen zur Jungfrau gereift ist, kommen die Leidenschaften und Thorheiten!"

Carl warf sich in einen Lehnstuhl, während Herr Paravet heftig das Zimmer durchschritt. Plötzlich blieb er stehen, rieb sich die Stirn und rief:

„Wie konnte ich auch glauben, was Du mir sagtest, Carl! Wie konnte ich denken, daß Du eine Leidenschaft für meine Tochter gefaßt hättest! . . Carl, Du hast diese Nacht nicht zu Hause zugebracht!"

„Was sagen Sie, bester Onkel?"

„Du kehrst eben erst in Deine Wohnung zurück; wäre ich eine halbe Stunde früher gekommen, so hätte ich Dich nicht gefunden. Dein Bett ist noch gedeckt, Du trägst noch dieselben Kleider, in denen Du mir gestern Abend versichert hast, Du liebtest meine Tochter, Du könntest nicht ohne sie leben."

„Um Gotteswillen, Onkel, wo anders soll ich diese Nacht zugebracht haben, als in meinem Zimmer?"

„Das kann ich nicht wissen; doch keinenfalls in der Straße Harly, ich bin es überzeugt."

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Memoiren eines Pariser Bourgeois.

(Schluß.)

Das schwarze Kabinet wurde unter dem Kaiserreich wieder hergestellt. Unter der früheren Regierung bestanden zwei schwarze Kabinette: das schwarze Kabinet der auswärtigen Angelegenheiten und das Kabinet der Postverwaltung, welches man das Kabinet des Königs nannte. Die Beamten dieser beiden schwarzen Kabinette wurden bekanntlich immer aus einer und derselben Familie genommen, deren Ahnen bis auf die ältesten Zeiten zurückgingen.

Die beiden schwarzen Kabinette wurden im Jahre 1830 aufgehoben, aber noch jetzt leben Abkömmlinge dieser langen Linie, die unter dem Kaiserreich und unter der Restauration im schwarzen Kabinet angestellt waren. Einer oder zwei dieser alten Beamten außer Dienst bezogen vor 1848 noch eine Pension vom Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. So oft sie ihren Besuch bei der Kasse machten, seufzten sie: „Unsere Familie ist dem Erlöschen nahe; die Wissenschaft und das Verfahren des schwarzen Kabinets wird mit uns zu Grunde gehen; man begeht einen großen Fehler, daß man uns nicht den Auftrag ertheilt, Zöglinge heranzubilden."

Ich habe schon in meiner ersten Jugend diesen ungeheuern, pittoresken, belebten und lärmenden Bazar sehen können, dessen Handelsgeschäfte beinahe aller Zweige Tag und Nacht fortgingen; ich habe diesen Bienenkorb von allen Lastern sehen können, dessen Gesumme und Trunkenheit von heute dem Gesumme und der Trunkenheit von gestern glichen; ich habe mit einem Wort das alte Palais-Royal sehen können, das von ganz Europa besucht wurde, und um das vielleicht ganz Europa uns beneidete; dieses alte Palais-Royal, wo alle schmählichsten Leidenschaften einer vorangeschrittenen Civilisation, wo das Spiel und die Liebe zu jedem Preis ihr eigenes Haus und schamlose Ziffern zu Aushängeschildern hatten; es waren die Ziffern 129, 154, 113 und 9. Die Regierung ermächtigte und beschützte die Einladungen und öffentlichen Herausforderungen dieser Spielanstalten gegen das kleine Geld des Arbeiters sowohl, als gegen das Goldstück und die Banknote des reichen Fremdlings, des jungen Mannes von Familie, des Kaufmanns und des Banquiers.

Aus der Rue Vivienne ging man ins Palais-Royal auf einer schmalen Freitreppe, wo alle Arten von Dingen ausgeschrieen wurden: der Börsencours, die Ziehung der Lotterien von Paris, Lyon und Strasburg, die Bulletins der großen Armee.

Von der Rue Saint-Honoré her gelangte man in diese so berühmten und im Jahre 93 auf dem umfassenden Terrain, das zu den Stallungen diente, improvisirten hölzernen Galerien durch einen schmalen, aber sehr gut beleuchteten Gang, wo in einer elenden Boutique die Dynastie der Chevet begann und bereits blühte.

In diesen ganz offenen und beinahe unverschließbaren Galerien des verwüsteten Palais-Royal der Prinzen von Orleans hatten sich einige Buchhändler eingerichtet, deren ganze literarische Schaustellung aus dem Musenalmanach, dem Chansonnier grivois, den Liedern von Caveau, den Potpourris von Désaugiers, dem Gemälde der ehelichen Liebe und der Adresse der schönsten Frauen von Paris bestand. Der Rest dieser Boutiquen war nur von Modehändlerinnen gemiethet, welche den Vorübergehenden anriefen, ihre Waaren laut ausboten und wohlfeil Alles verkauften, was man ihnen abkaufen wollte.

Der auf der Lauer stehende Gauner, der Spieler ohne einen Sou, die Pflastertreter und die Canaille von allen Ständen, allen Altern und beiden Geschlechtern drängten sich in diesen gewundenen, von blendendem Licht strahlenden Kloaken, deren Boden oft durch den Regen kothig wurde.

Das Erdgeschoß, der erste und der zweite Stock der steinernen Galerien des unermeßlichen Palastes genügten nicht für die Schenken, die Restaurationen zu 30 oder 40 Sous, für die Cafés aller Arten, Cafés mit oder ohne Orchester, Café des Mille Colonnes, Café de Foy, berühmt durch die Salzmbourgs von Carle Vernet, dem Vater von Horace Vernet, Café spectacle. Man hatte noch nicht Alles gesehen, wenn man vor den zahlreichen Bijouterie-, Mode-, Band- und Kramläden, vor den großen Kleidermagazinen, wo man Civil- und Militärkleider fertig kaufte, vor den Schaustellungen des Schusters Sakowsky, des Schneiders Berchut stehen blieb; man mußte auch noch in die Keller hinabsteigen, um da das Orchester des Blinden-Cafés zu vernehmen, um den Wilden seine Pauken schlagen zu hören und um sich einigen Foppereien von dem Bauchredner Fitz-James auszusetzen, der sich im Jahre 1814 im Zustande der Trunkenheit unter den Mauern von Paris tödten ließ. Es waren da auch Cafés, wo Theater gespielt wurde.

Im Palais-Royal fand man das belebte Gemälde, die fieberhafte Darstellung der Sitten der Zeit; es war so zu sagen ein Olymp in seiner guten Laune; man aß, man trank, man sang, man spielte, man liebte. Hier gab es für alle Vorübergehende verfälschte Ambrosia, lärmende Musik, Spiele, wo man Alles verlieren konnte, und zufällige Liebesgelegenheiten, wo man Alles fürchten mußte, aber auch Alles wagen durfte.

Gott Mars war hier von einigen mehr oder weniger betrunkenen Säbelschleppern vertreten, Gott Merkur hatte mit all' seinen Attributen seine Wohnung hier aufgeschlagen, und in den Galerien, in den Cafés mit Theatern, des Sommers auch in den düstern Alleen des Gartens, ellbogte man sich auf jedem Tritt mit einer Masse von Aphroditen, welche die Haltung von Königinnen hatten, roth und weiß bemalt waren und weniger durch ihr kupfernes und gläsernes Geschmeide, als durch ihre glänzenden Nacktheiten blendeten. Das Kaiserreich war seinen Sitten nach heidnisch.

Der russische Soldat.

Ed. Freiherr von Callot, welcher den letzten russischen Krieg gegen die Türken mitmachte, hat eben in unterhaltender Form seine Erlebnisse in demselben, eine Schilderung der Donauländer aus eigener Anschauung u. s. w. unter dem Titel: „der Orient und Europa" (Leipzig, Kollmann, 4 Bde.) herausgegeben, ein Buch, das Allen zu empfehlen ist, welche sich über den jetzigen Kriegsschauplatz orientiren wollen. Ueber die russischen Soldaten sagt der Verfasser: „Die Küche der russischen Soldaten wird compagnieweise in einem ungeheuern Kessel, meistens im Freien besorgt. Dahinein kommt etwas Fleisch, Quas, Salz und geschrotene Gerste. Die dicke Suppe sieht gar nicht übel aus. Eben so wird auch ein einziger ungeheuerer Laib Brod täglich für jede Compagnie gebacken. Dreimal in der Woche erhält jeder Soldat ungefähr drei Achtel eines österreichischen Maßes 33grädigen Branntweins; er muß diese Portion aber auf der Stelle austrinken, weil man fürchtet, er möchte sich sonst mehrere Portionen zusammen sparen, um sich das Vergnügen eines Rausches zu verschaffen — das Höchste, was er kennt, weil er dabei seine Lage vergißt, denn er muß 25 Jahre dienen und wird oft von Weib und Kindern fortgeführt, die wieder zu sehen er wenig Hoffnung hat. Ein Trost nur bleibt ihm, denn er glaubt fest, wenn er vor dem Feinde den Tod finde, komme er zu Hause wieder zur Welt; darum scheut er den Tod nicht und hält Stand in dem fürchterlichsten Kugelregen. So sagten mir die Offiziere, so sagten mir die Soldaten und ich ließ ihnen die schöne Hoffnung gern. Gerathen die Soldaten in ein Feld, wo es Gurken, Wassermelonen oder Kürbisse gibt, so werden dieselben ungewaschen mit der Schale verzehrt; haben sie aber Salz und einen tüchtigen Schluck Branntwein dazu, so tauschen sie mit keinem Fürsten. Alle vier Monate erhalten sie drei Papierrubel Löhnung. Auch die sehr geringe Gage der Offiziere wird alle vier Monate ausgezahlt und dann meist sofort auf dem Mantel im Lager im Würfeln oder Faro verspielt; der Gewinnende bewirthet dann die Andern mit Champagner. . . Außer dem Dienste trägt der Soldat im Winter wie im Sommer stets seinen Mantel; er ist ihm Kleidung und Bett. Der Mantel hat eine graubräunliche Farbe und wird aus Kuhhaaren bereitet. Jedes Jahr wird ein neuer geliefert. Jeder Offizier hat einen Diener, der ihm Alles besorgt und ihn sicherlich nie bestiehlt. Aber wenn es dem Diener beliebt, legt er sich ohne Weiteres auf das Bett des abwesenden Herrn, genießt ungescheut von dessen Vorräthen und findet das ganz in der Ordnung. Die Offiziere, selbst die Generale, lassen es auch ruhig geschehen, als müsse es so seyn. Jeder Offizier hat Pferde und auf dem Sattel ein schwarzes, ledernes Polster, das ihm in der Nacht als Kopfkissen dient. In Reih' und Glied jedoch muß jeder Infanterieoffizier einen kleinen Tornister tragen."

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt.) Fortuna wird immer als launenhaft, unbeständig hingestellt und ist doch sehr oft gerade das Gegentheil. So begünstigt selbe seit längerer Zeit schon äußerst auffallend die Lotterie-Collectur im Salzhaus dahier; außer mehreren größeren und großen Gewinnen ist bekanntlich in diese Collecte in letzter Ziehung der Frankfurter Lotterie der höchste Treffer gefallen und am 22. d. blühte ihr gleiches Glück, denn die Nr. 24,037, erst vor wenigen Tagen in Besitz der genannten Firma übergegangen und einem Engländer abgelassen, erhielt den Preis von 50,000 fl. nebst 100,000 Prämie. Glück auf! (Fr. Anz.)

Glück bei Unglück! Nach dem letzten Brande in Nürnberg, wobei mehrere Häuser in den Flammen aufgingen und neun Menschen umkamen, hat man inmitten glühend heißen Schuttes ein Portefeuille gefunden, das 11,000 fl. in Banknoten enthielt, welche zwar verkohlt, aber doch noch kenntlich waren und von der königlichen Bank amortisirt wurden. Eben so fand sich dabei noch das halbverkohlte Hauptbuch.

Von Pariser Zeitungen wird ein merkwürdiger Zug aus dem jetzigen Napoleon'schen Regimente erzählt. Es komme häufig vor, daß Dienstboten ein Couvert mehr auf die Mittagstafel legten, als Familienmitglieder essen wollten, nämlich für sich, „weil wir jetzt doch alle gleich sind."

Am 28. März starb zu Wilanowo der polnische Geschichtsschreiber Hippolyt Kownacki im 93. Jahre seines Alters. Derselbe war früher Sekretär des Primas Poniatowski und dann Bibliothekar Stanislaus Potocki's in Wilanowo. Er hat sich besonders durch die Herausgabe von Chroniken und andern Quellen zur Geschichte des Herzogthums Masovien verdient gemacht. Sein ganzes Leben war der historischen Forschung und Kritik gewidmet, und er hatte sich selbst in dem hohen Alter, welches

er erreichte, eine große Geistesfrische erhalten. Sein handschriftlicher Nachlaß wird als ein sehr bedeutender bezeichnet.

Die „Aktenstücke der russischen Diplomatie", welche Friedrich Paalzow in Berlin bei Fr. Duncker herauszugeben begonnen hat, bringen zwar im ersten Hefte nichts Neues, aber die Zusammenstellung ist gut gewählt, die Einleitung erleichtert die Uebersicht, und die Fortsetzungen, welche in den folgenden Heften zu erwarten sind, werden das Repertorium des enthüllten Rußlands vervollständigen. Das deutsche Volk kennt die Russen so ziemlich, aber diese Aktenstücke sind ganz geeignet, von der Incomptabilität russischer und deutscher Interessen den Zweifelnden zu überzeugen, den Schwankenden zu stärken und den Ueberzeugten zu beruhigen. Vor allen ähnlichen Sammlungen verdient die Paalzow'sche bis jetzt den Vorzug.

R. Wagner's „Lohengrin".

(Frankfurt a. M.) Diese Oper ist auf unserer Bühne bereits dreimal gegeben worden und hatte sich einer bis jetzt beifälligen Aufnahme zu erfreuen, welche jedoch noch nicht entschieden maßgebend seyn kann, da die Parteien noch nicht ausgesöhnt sind, sondern sich theilweise schroff und feindlich, theilweise Ausgleichung und Vermittelung suchend, gegenüber stehen. Wie könnte es anders seyn, wo es sich wie hier um prinzipielle Fragen und um an und für sich ganz entgegengesetzte Kunstansichten handelt. Was in Beziehung auf den Tannhäuser bereits gesagt und für und wider geltend zu machen versucht worden ist, das tritt auch hier wieder hervor. Die Freunde und Verehrer der bis jetzt als klassisch geltenden, von den anerkannten großen Meistern der Tonkunst durch Theorie und Komposition sanctionirten Musik werden sich über die abschwebende Streitfrage mit den Anhängern dieser modernen Romantik nicht einigen, da sie nun einmal Das, was sie gelernt haben, was ihnen lieb und theuer geworden, nicht verlernen und vergessen können. Was das aus Dilettanten und sogenannten Freunden des Schönen bestehende größere Publikum betrifft, so ist dieses in seinen seitherigen Sympathien durch R. Wagners Opern zwar verletzt und ihnen in seiner Majorität nur wenig zugeneigt, jedoch von der Neuheit und Massenhaftigkeit des Eindrucks überrascht und verblüfft. — Was zuvörderst das Streben R. Wagners und den sittlichen Ernst betrifft, mit dem er Hand ans Werk legt, so haben wir solche schon bei Gelegenheit seines Tannhäuser nach Verdienst gewürdigt. Die Verflachung der neuern Opernmusik, die Lächerlichkeit und geistlose Effekthascherei der meisten neuen Operntexte, die gedankenlose Indolenz und Schlaffheit der gewöhnlichen Theaterbesucher sind bekannt. Die Künstler und das Publikum haben sich solchem gefügt und sind dadurch heruntergezogen und an das Gehaltlose und Seichte gewöhnt worden. Wir stimmen einem Kritiker (F. Hinrichs) bei, welcher sagt: „Diesem Treiben des heutigen Opermachens den ganzen zornigen Ernst einer höhern Kunstanschauung rücksichtslos sogar mit Rigorismus entgegenzusetzen, den Haltlosen wieder ein bestimmtes Ziel zu stellen, die sich nach allen Seiten zerstreuenden Kräfte wieder auf einen Punkt zu sammeln, der Kunst, die in tausend Subjectivitäten zu zersplittern drohte, durch eine bestimmte Aufgabe wieder eine Richtung zu geben, dazu gehörte zunächst sittliche Kraft, und Wagners That war zunächst eine sittliche, die ihren vollen Werth, ihre volle Wirksamkeit aber natürlich nur dadurch erhielt, daß er ihr die künstlerische zur Seite zu stellen vermochte, daß er seine eigene Produktion auf die Höhe seiner Kunstanschauung erhob." Der modernen Verflachung, dem trostlosen Schlendrian, dem musikalischen Geklingel und Ohrenkitzel, dem Unsinn und den Effekthaschereien der meisten neuern Operntexte und Opernkompositionen gegenüber lassen wir R. Wagners ernstes und entschiedenes Streben in vollem Maße gelten. Wenn er aber diesen seinen gerechten Unwillen weiter treibt, wenn er alles Vorhandene, unsere klassischen Tonwerke nicht ausgenommen, als ungenügend und nur noch der Vergangenheit angehörend, verwirft, wenn er in gewaltiger Selbstüberschätzung nichts gelten läßt, wenn er alle Gränzen überschreitet, alle seitherigen Regeln und Gesetze der musikalischen Theorie umstürzen zu müssen glaubt und nur seine Kunstansichten und Schöpfungen für die einzig wahren und richtigen hält, so sind wir weit davon entfernt, ihm auch hierin beizustimmen und müssen bedauern, daß ihn sein reformatorischer Eifer zu Extremen verleitet hat, die in ihrer Art eben so schlimm sind, als Dasjenige, was er bekämpft.

Es gibt in der Tonkunst ein Element, das deren Lebensprinzip, deren innerstes Wesen bedingt und begründet. Es besteht in der Schönheit und Fülle der Melodie, in der Kraft und Wahrheit ihres Ausdruckes. Was die Melodie anbelangt, so sind wir weit davon entfernt, solche nur mit dem gewöhnlichen Maßstabe dessen, was in die Ohren fällt und von jedem Hörer leicht aufgefaßt und nachgesungen werden kann, zu messen. Wir geben dem Begriff der Melodie eine weite Ausdehnung und huldigen nicht allein der Popularität eines Mozart oder C. M. von Weber, sondern auch der Erhabenheit und Größe eines Gluck und Beethoven. Aber es gibt in Bezug auf Melodie einen, wir möchten sagen, wunderbaren Zauber, der alle Herzen mächtig ergreift und von jedem sinnigen Hörer verstanden und mitempfunden wird. Die Melodie läßt sich nicht definiren, nicht mit der Elle messen, nicht auf gewisse Regeln reduziren; aber ihre wundersame Macht, ihre gewaltige Einwirkung sind vorhanden. Was in der Dichtung der Gedanke, das ist in der Tonkunst die Melodie, und jener wie diese werden stets ihre Berechtigung an Geist und Gemüth siegreich bewähren, sowie in ihnen der einzige und wahre Ausdruck des geistigen Lebens und der poetischen Innerlichkeit liegt. Fassen wir nun den Totaleindruck der Wagner'schen Musik ins Auge, so sind wir der Ansicht, daß das melodiöse Element in ihr im Ganzen nur wenig vertreten, nur schwach ausgeprägt, nur untergeordnet ist. Schöne, ausdrucksvolle, ergreifende und gehörig ausgeführte Melodien sind im Tannhäuser wie im Lohengrin nur wenig aufzufinden, und wo sie erklingen, da scheint sie der Componist gleichsam absichtlich wieder fallen zu lassen; sie erscheinen nur fragmentarisch, nur unzusammenhängend, nur angedeutet; sie sind nicht selbstständig, nicht durchgreifend, nicht neu und eigenthümlich genug. Wenn unsere klassischen Meister der Tonkunst ihre Melodien, die ihnen wie ein göttliches Geschenk durch die Gunst der Musen geworden sind, schön und kunstgerecht durchführen, so scheint Richard Wagner sich in Zersplitterung der Melodie, in einer Art von Würfelspiel mit derselben zu gefallen. Er schüttelt abgerissene Fragmente derselben durcheinander und läßt uns nirgends verweilen, nirgends einen Ruhepunkt finden. Wenn man ihm das nur geringe Vorhandenseyn des melodiösen Elements zum Vorwurf gemacht hat, so halten wir diesen für nicht unbegründet. Wenn er das gehaltlose Geklingel der nur auf Ohrenkitzel berechneten Melodien verdrängen will, so ist er im Recht; aber weiter sollte und durfte er nicht gehen. Wir müssen es dahingestellt seyn lassen, ob ihn hier sein reformatorischer Eifer oder ob ihn der Mangel an Erfindung und schöpferischer Kraft zum Extrem geführt haben; jedoch scheint aus festzustehen, daß er der Melodie in seinen Opern zu wenig Rechnung getragen, sie nur fragmentarisch behandelt, und sie, sey es absichtlich oder aus Mangel an Produktivität, in ihrem Rechte beeinträchtigt hat.

(Schluß folgt.)

Kunstnotiz.

Bockenheim, 23. April.

So wie wir hören, wird uns die Muse des Bockenheimer Sommertheaters am 30. April durch einen Prolog begrüßen und die Saison mit dem Lustspiel „Der Empfehlungsbrief", von Töpfer, eröffnet. Die Direktion ist bemüht gewesen, durch Zusammenstellung der Bühnen-Mitglieder, wie auch durch Anschaffung bedeutender Novitäten, dem Publikum etwas Gutes vorzuführen, und so hegt man die Hoffnung, es werde sich die frühere Theilnahme und das Wohlwollen auch dieses Jahr für die Unternehmung zeigen. †

Theater-Anzeige.

Montag, 24. April. (Zum ersten Male wiederholt): Der Sonnwendhof, Volksschauspiel in 5 Akten, von Dr. S. H. Mosenthal. (Gastrolle) Monica: Fräul. Claus.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 99. Dienstag, den 25. April [illegible]

Die Logik der Leidenschaften.

(Nach dem Französischen der Marie Aycard.)

(Fortsetzung.)

Während dieses Gespräches hatte sich Herr Paravet wie zufällig dem Schreibpulte des jungen Advokaten genähert und las auf dem Umschlage eines Actenstoßes: Für Fräulein Aglaé Duplantis, dramatische Künstlerin und jüngste Tochter der Wittwe Jeanne Duplantis, Boulevard Beaumarchais Nr. 19, gegen Antoine-Jérôme Chopin, Möbelhändler, Boulevard Beaumarchais Nro. 43.

„Jetzt weiß ich, wo Du die Nacht zugebracht hast!“ rief Herr Paravet, mit der Hand auf den Actenstoß schlagend: „Boulevard Beaumarchais Nr. 19. — Carl“, fuhr er mit wohlwollendem Lächeln fort, „ich fürchte, daß Du zu nichts kommst; gestern vermittelst Du einen Rechtshandel und heute bezahlst Du die Möbel. Du magst nun den Prozeß für Fräulein Duplantis gewinnen oder verlieren.“

Der junge Advokat war auf diese Sprache nicht gefaßt gewesen; er wollte versuchen, den sonderbaren Verdacht von sich abzuwehren, doch Herr Paravet bat, ihn anzuhören.

„Alles, was Du sagen kannst, wird mich nicht überzeugen. Aber sey nur ruhig, ich war auch einmal jung. Wenn es sich darum handelte, Dir meine Tochter zu geben, so würde ich zu Dir sagen: übergib die Angelegenheit der Fräulein Duplantis einem Deiner Collegen und kümmere Dich nicht um die Möbel, dann bin ich beruhigt. — Denke Dich einmal an meine Stelle, lieber Carl.“

„Wenn ich an Ihrer Stelle wäre“, rief der junge Advokat feurig, „so würde ich meinen Neffen nicht einer solchen Niederträchtigkeit fähig halten. Ich, dessen Herz nur für Hortensien schlägt, soll Interesse für eine Andere haben!“

„Lassen wir Fräulein Duplantis; sprechen wir von mir. Ich habe nur eine einzige Tochter, für die allein ich seit zwanzig Jahren arbeite. Du weißt, mit welchem Erfolge dieß geschehen ist, denn Du kennst ihre Aussteuer. Ich kann hierbei nicht unbemerkt lassen, daß Du mir, in dem Augenblicke, wo Du hörtest, wie bedeutend diese Aussteuer ist, das erste Mal gesagt hast, daß Du Hortensien liebtest.“

„Wie, Sie könnten glauben? . . Fragen Sie Hortensien, fragen Sie Ihre Schwester.“

„Wenn ich auch glauben will, daß Du sie ohne Vermögen heirathen würdest, so muß ich mich doch wundern, daß Du unter den Verhältnissen, wie sie nun einmal sind, meine Tochter zur Frau verlangen kannst. Du wirst doch einsehen, daß Das, was Du besitzest, nichts ist im Vergleich zu ihrem Vermögen. Ich weiß wohl, Du wirst erwiedern: die Liebe! Wer sagt Dir aber, daß Der, den ich meiner Tochter zum Gatten bestimmt habe, sie nicht noch mehr liebt, als Du?“

„Unmöglich! . . ein Greis!“

„Ein Mann von siebenundzwanzig Jahren“, entgegnete Herr Paravet.

„Vielleicht von zweifelhafter Herkunft.“

„Den Graf Egard von Beaulieu, der letzte Sprosse einer der ältesten Familien von Anjou“, erwiederte Herr Paravet stolz.

„Also ein Adeliger! der seine Frau auf eines seiner Güter, mehrere hundert Meilen von Paris, verweisen wird, damit er den Damen der Vorstadt Saint-Germain den Hof machen kann.“

„Mein künftiger Schwiegersohn bedarf des Adels nicht, um sein Ansehen zu erhöhen. Er hat studirt, ist dann Soldat geworden und als solcher nach Afrika gegangen; hat dort in mehreren Schlachten Ehrenzeichen gewonnen und ist jetzt Husarenhauptmann, der achtzigtausend Franken jährlich zu verzehren hat.“

Herr Paravet sprach mit einer solchen Ruhe und Bestimmtheit, daß sein Neffe wohl einsah, es sey keine Sinnesänderung von ihm zu erwarten.

„Ich bin überzeugt“, fuhr er freundlich fort, da Carl traurig schwieg, „daß Du Dich selbst getäuscht; Du hast Freundschaft für Liebe gehalten. Im Uebrigen, Carl, hoffe ich, bleiben wir gute Freunde. Meine Tochter wird immer Freundschaft für Dich hegen, und mein Haus steht Dir offen, d. h. nach der Hochzeit; Du wirst einsehen, daß ich Dich vorher nicht empfangen kann.“

Die Verlegenheit des jungen Advokaten sollte noch nicht zu Ende seyn. Kaum hatte Herr Paravet die letzten Worte gesprochen, so öffnete sich die Thür und eine junge Dame trat ein, die wahrscheinlich müde war, auf dem Vorsaal zu warten: es war Fräulein Duplantis.

Mit der größten Ungezwungenheit ging sie auf Bernhard zu und streckte ihm die kleine Hand entgegen mit den Worten: „Mein bester Advokat, ich komme nur, um Ihnen für Ihre Bemühungen zu danken. Die Möbel sind bezahlt; Sie können also den Actenstoß ins Feuer werfen.“

Herr Paravet griff nach seinem Hute und sagte mit einem bedeutungsvollen Blick auf die junge Dame: „Ich will nicht stören!“ Mit diesen Worten entfernte er sich schnell, gleichsam eine Erwiederung seines Neffen vermeidend.

Fräulein Duplantis war sichtlich erstaunt über die Art und Weise des Herrn Paravet. „Verzeihen Sie mein Herr, ich habe sie gestört; Sie hatten Geschäfte.“

„Das nicht; aber Ihr Besuch setzt mich in Verlegenheit, kostet mich vielleicht mein Glück!“ rief Carl außer sich und gar nicht überlegend, was er sagte.

„Ihr Glück?"

„Dieser Herr ist mein Onkel; ich liebe seine Tochter und Ihr Erscheinen hat ihn in einem Verdachte, den er eben gegen mich ausgesprochen hatte, bestärkt."

„Ach, ich verstehe. — Ich will ihn und seine Tochter sprechen und es soll kein Zweifel in seiner Seele zurückbleiben."

„Sie sind sehr gütig, mein Fräulein; aber Ihre Bemühung würde vergebens seyn. Den Vater könnten Sie doch nicht überzeugen und der Tochter Herz besitze ich."

Er begleitete die junge Künstlerin bis an die Thür und verwünschte, als er allein war, alle argwöhnischen Onkels und alle zudringlichen Clientinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Seemacht der Alliirten und die russischen Festungen.

Der „Constitutionnel" enthält interessante Betrachtungen über die Land- und Seemacht, die die Westmächte vorerst gegen Rußland auf die Beine zu stellen im Begriffe sind. Die englische Ostseeflotte wird bekanntlich bald 49 Schiffe, 2300 Kanonen und 23,570 Mann stark seyn, und wenn die französische Ostseeflotte zu ihr gestoßen seyn wird, so wird die vereinigte Seemacht in der Ostsee sich nach der Meinung des „Constitutionnel" auf mehr als 30,000 Mann belaufen. Im Schwarzen Meer zählt sie bereits 20—25,000 Mann mit 2000 Kanonen, und rechnet man noch die beiden Land-Armeen, so kommt man mit dem „Constitutionnel" auf mehr als 120,000 Mann, wovon über 50,000 Mann die vereinigte Seemacht repräsentiren. Um sich aber von dieser einen richtigen Begriff zu machen, darf man nicht bloß die Schiffe, die Kanonen, die Mannschaft aufzählen, man muß ganz besonders die Wirkung der neuen Batterien und der Anwendung der Schraube auf die Kriegsschiffe in Anschlag bringen. „Heutzutage" — sagt der „Constitutionnel" — „besitzt ein Linienschiff von 90 Kanonen doppelt so viel Gewalt als eines von 100 Kanonen im letzten Seekriege. Das Schiff von 104 Kanonen, das Nelson bei der Schlacht von Trafalgar trug, war mit 32-, 18- und 8-Pfündern bewaffnet und entsandte mit jeder Salve 1000 Pfund Eisen. Heutzutage trägt ein englisches Linienschiff von 90 Kanonen 68- und 32-Pfünder und entsendet, obschon 14 Kanonen weniger tragend, mit jeder Salve 1000 Pfund Eisen mehr. Die Schraube vermehrt diese schon furchtbare Kraft noch bedeutend, indem es sie vervielfältigt. Es war unmöglich, mit der enormen Masse eines Dreideckers ganz genau zu machen, was man wollte; nur selten konnte man ihn streng in die Entfernung und an den Punkt bringen, wo sich die volle Wirkung seiner Artillerie beweisen konnte, und es war schwer, die Salven der beiden Seiten des Schiffs hintereinander mit der wünschenswerthen Schnelligkeit auf einen und denselben Punkt abzufeuern. Durch die Schraube verschwinden alle diese Schwierigkeiten: man stellt sich genau dahin, wo man will, man bewegt sich leicht nach allen Richtungen hin und im kleinsten Raum. Durch diese bewundernswerthe Erfindung wird die Wirkung der Artillerie verdoppelt. Die Kriegsereigniss. werden allerdings auch ihre Schattenseiten aufdecken, man wird Abhülfe schaffen; aber wie sie jetzt ist, verleiht sie den Schiffen eine Gewalt, wovon man beim letzten Krieg keine Idee hatte. Ihre Wirkung wird sich bald den russischen Arsenalen fühlbar machen, welche die Admirale zweifelsohne anzugreifen haben werden. Nach dem Gerede vieler Leute sollte man denken, daß alle russischen Häfen uneinnehmbar sind, daß es gefahrvoll und erfolglos wäre, Sweaborg und Kronstadt in der Ostsee, Sebastopol im Schwarzen Meer anzugreifen. Wir geben gern zu, daß diese Arsenale auf furchtbare Art befestigt sind. Der Kaiser Nikolaus, der die Festungsarbeiten persönlich geleitet hat, soll gesagt haben: „Ich bin neugierig, wie man sich anstellen wird, um Kronstadt anzugreifen." Aber der Plan dieser Fortifikationswerke, vom General Destrem entworfen, einem der drei Zöglinge der polytechnischen Schule, die der Kaiser Napoleon Alexander gab, ist in der Unkunde über die neuen Zerstörungsmittel verfertigt worden, womit die gegenwärtige Marine ausgerüstet ist. Ohne vorhersagen zu wollen, was noch Niemand genau wissen kann, glauben wir doch, daß die Wirkung dieser Mittel viel schneller und viel gewaltiger seyn wird, als man es sich einbildet. Die Seefestungen Rußlands sind sicherlich sehr stark; aber wenn man sich der Einfahrt in den Tago, des Bombardements von Tanger und Mogador und des Niederwerfens von St. Jean d'Ulloa erinnert, dreier Waffenthaten, die von unsern Geschwadern in wenigen Stunden ausgeführt wurden, so ist man zu der Hoffnung geneigt, daß die beiden mächtigsten Flotten der Welt, vereinigt zur Vertheidigung des europäischen Rechts und der Ordnung, ihm den Sieg zu verschaffen wissen werden."

Mannichfaltigkeiten.

Die „National-Zeitung" enthält folgende als Anekdote bezeichnete Mittheilung: „Der Herzog von Koburg war Anfangs September 1827 in Böhmen zum Besuch des Fürsten v. Metternich, der umgeben von allen seinen Helfern war; sogar den Frhrn. v. Wessenberg hatte er zu sich berufen. Man schloß daraus, daß große Dinge im Werke seyn müßten; Canning war eben gestorben, und der Kaiser von Rußland, eines solchen Gegners entledigt, rüstete sich ernstlich zu den längst befürchteten Unternehmungen gegen die Türken. Gentz äußerte über Cannings Tod sich gegen den Herzog in folgenden merkwürdigen Worten: „Ja, dieser Todesfall ist ein gar nicht auszusprechendes Glück! Es ist nicht zu berechnen, wohin die tollen Humanitäts- und Liberalitätsideen den fatalen Menschen, wenn er nicht gestorben wäre, noch geführt hätten; er wäre weit, wer weiß wie weit, in seinem Gange fortgeschritten! Er war zwar Engländer, und das zügelte etwas jene Ideen; aber sie überwältigten doch auch oft den Engländer in ihm. Es ist gut, daß wir ihn los sind! Und doch," so fügte Gentz nach einer Pause nachdenklich hinzu, „man muß auch dem Teufel sein Recht lassen; so wie die Sachen jetzt gerade stehen, ist es am Ende noch die Frage, ob man es nicht noch für ein Unglück halten muß, daß er gerade in diesem Augenblicke gestorben ist; denn das muß man bekennen, er war der Einzige, von Allen der Einzige, der noch den Russen wahrhaft im Zaum hielt; wohin der es nun treiben wird, was der uns noch Alles bereiten mag, das ist wieder gar nicht zu berechnen!" Der Herzog erzählte diese merkwürdige Aeußerung wörtlich dem würtembergischen Staatsminister Frhrn. v. Wangenheim wieder, und aus dessen Munde ist sie hier aufgeschrieben."

Heine widerspricht in einem sehr heitern und liebenswürdigen Briefe an Alex. Dumas dem Gerüchte, es sey ein Gedicht „Gretchens Sohn" von ihm zu erwarten; er habe nie etwas der Art geschrieben, dagegen werde er nächstens seine sämmtlichen Gedichte in französischer Sprache erscheinen lassen; er habe sie meist selbst übertragen und hoffe damit die Versuche jener Dolmetscher zu verdrängen, die weder von ihm noch von seinem erlauchten Vater Phöbus Apollo Auftrag hätten. Bei dieser Gelegenheit macht er Dumas, halb ernstlich, halb spöttisch, die

größten Komplimente: „Sechs Jahre liege ich nun zu Bett. Bei den größten Schmerzen las mir meine Frau Ihre Romane vor und sie allein waren im Stande, mich meine Leiden vergessen zu lassen. Gar oft dachte ich da bei mir, welch ein geistvoller Dichter ist doch der lange Mensch, der Dumas heißt! Ohne Spaß, nach Cervantes und Mad. Schariar, die als Sultanin Sheherazade bekannter ist, sind Sie der unterhaltendste Erzähler. Ich kenne nur einen Fehler an Ihnen, Ihre — zu große Bescheidenheit! . . . Meine Frau hört, wie ich eben Ihr Lob dictirte und sie stimmt ein: ja, ja, ja, das ist wahr. Der Papagai, der ihr auf der Hand sitzt, ruft mit außerordentlichem Eifer: ja, ja, ja! Und Sie ersehen daraus, daß bei mir Alle einstimmig in Ihrem Lobe sind!"

(Ein Gewerbeaufzug in Boston.) Ein französischer Reisender schildert eine Prozession der Gewerbe in Boston, welche des Eigenthümlichen sehr viel darbot. An der Spitze des Zuges wurde ein Kunstgegenstand, eine Statue, „der sterbende Indianer", getragen. Unmittelbar darauf folgte charakteristisch genug ein ausgestopfter Bär und eine Gruppe Soldaten. Auf einem Wagen befanden sich Fauteuils und Stühle, auf einem andern Hüte. Ein Schiffsmodell stand auf einem von sechs weißen Pferden gezogenen Wagen. Das Museum repräsentirte ein hölzerner, von Indianern gezogener Elephant; dann kamen Tuchfabrikanten, Färber, Gießer, Goldschmiede u. s. w. Die Inschriften amüsirten meist durch ihre Emphase; so stand z. B. über einem eisernen Sicherheitskasten, der sich in einer Feuersbrunst bewährt hatte: „Das Feuer ist mein Feind nicht, ich trotze den Elementen." Das Bureau zu miethender Bedienten und Ammen führte zugleich als Probe eine Anzahl von dergleichen Personen auf Wagen mit sich. Der Zug dauerte zwei Stunden, er erinnerte den Berichterstatter an gewisse holländische Bilder aus dem 16. Jahrhundert, auf welchen sämmtliche Corporationen mit ihren Panieren im Zuge figuriren. Als Seltsamkeit dürfte noch erwähnt werden, daß bei dem darauf folgenden Festessen, woran 4000 Personen Theil nahmen, kein Wein getrunken werden durfte.

Rubelm. Weeßte, was zur Ostermesse recht gangbare Artikel seyn werden?
Breetenb. Na nu?
Rubelm. Entweder rusche Pelze oder aber —
Breetenb. Na — oder aber —?
Rubelm. Engelsche Wichse!

Breetenb. Man hört abber gar nich, daß de Westmächte Rußland ordentlich angreifen. De Schutzflotten uf'n schwarzen Meere fahren hin und her, abber angreifen thun sie nich.
Rubelm. Mir scheint es in diesem Kriege überhaupt weniger uf's angreifen, als uf's zugreifen abgesehen, wenn de Terkei in de Pilze geht. (Illust. Dorfb.)

Einer Sängerin der französischen Oper, Fräul. Ida Bertrand, ist von der kaiserl. brasilianischen Theaterintendanz in Rio de Janeiro ein dreijähriges Engagement unter folgenden enormen Bedingungen angeboten, indeß von ihr nicht angenommen worden: jährlich 100,000 Frs. Gage, ein Benefize und Spielhonorar, mit 30,000 Frs. garantirt, Wohnung in der Stadt und auf dem Land, Wagen und Dienerschaft, Reisekosten nach Rio de Janeiro und zurück für vier Personen!

Man schreibt aus Berlin, 21. April: Eine eigenthümliche polizeiliche Operation, welche vor einigen Tagen unter den Linden und in der Friedrichsstraße ausgeführt wurde, hat eine nicht geringe Sensation erregt. Alle Wagen der zwischen dem Halle'schen und Oranienburger Thore bestehenden Linie wurden nämlich plötzlich von Criminal-Polizeibeamten angehalten, die Conducteure wurden mit dem betreffenden, unter den Linden stationirten Ober-Inspector verhaftet und durch schon bereitstehende Stellvertreter ersetzt. Der Eigenthümer dieser Omnibuslinie hatte nämlich seit längerer Zeit bemerkt, daß er von seinen Leuten betrogen wurde, und er hatte deßhalb die Hülfe der Criminal-Polizei in Anspruch genommen. Diese hatte mehrere Tage hindurch eine stehende Beobachtung der Linie in der Art eingeführt, daß mit jedem Wagen ein Beamter in Civilkleidern die ganze Tour mit durchpassirte und jeden Passagier genau merkte. Als die in solcher Weise gemachten Wahrnehmungen alle Abende mit den Angaben des Ober-Inspectors und der Conducteure verglichen wurden, ergab es sich, daß an einem einzigen Tage mehr als 60 Fahrten unterschlagen waren. Es läßt sich hiernach ermessen, in welchem bedeutenden Umfange diese Betrügereien betrieben worden sind. Die Früchte derselben sind zwischen dem Ober-Inspector und den Conducteuren getheilt worden, so daß Ersterer zwei Drittheile, Letztere aber ein Drittel erhielten.

Dem verstorbenen George Stephenson, unstreitig dem genialsten Ingenieur unseres Jahrhunderts, wurde am 10. April auf dem Londoner Bahnhof, der nach Liverpool führt, eine marmorne Statue gesetzt. 178 von seinen Privatfreunden hatten zu diesem Zwecke jeder 14 L., und 3150 Arbeiter jeder 2 Sh. beigesteuert. Wenn einer seiner Zeitgenossen, so war er es, der sich eine Statue in England verdient hat. Stephenson stammte von blutarmen Eltern und arbeitete in Kohlenschachten, um sein Leben zu fristen. Schon damals offenbarte sich sein mechanisches Genie; er reparirte in seinen Mußestunden Uhren und construirte sich selbst eine Sicherheitslampe, ganz ähnlich derjenigen, die Davy unsterblich gemacht hat, ohne sich freilich über ihre erwiesene Zweckmäßigkeit wissenschaftliche Rechnung geben zu können. Diesem Kohlenjungen verdankt die Welt die erste rohe Zeichnung einer Locomotive; er selbst hat in spätern Jahren den Bau von mehr denn 2500 Meilen Schienenweg in England geleitet und tausend Verbesserungen eingeführt und angeregt, die in der ganzen Welt in Anwendung sind. Er war der Vater des jetzigen berühmtesten aller englischen Ingenieure, Robert Stephenson.

Am 5. April, dem fünften Jahrestage des unvergeßlichen Ereignisses bei Eckernförde, starb daselbst ein alter gelehrter, höchst wunderlicher Mann, der frühere Physikus Dr. Heinrich Christian Clairent Petersen. Dr. Petersen war in frühern Jahren Docent der Medizin in Kiel gewesen und später nach Eckernförde als praktischer Arzt und Physikus übergesiedelt. Er beschäftigte sich sehr eifrig mit naturwissenschaftlichen Studien und Experimenten und hatte auch etwa im Jahre 1844 oder 1845 eine Maschine construirt, mit der er Luftfahrten veranstalten wollte. Er suchte auch um ein Patent für seine „Flugmaschine" bei König Christian VIII. von Dänemark und bei der Königin Victoria von England nach; an beiden Stellen, wenn wir uns recht erinnern, ohne Erfolg. Es hieß damals, er habe, nachdem er seine Maschine vollendet, das Dach des Bodens, auf dem sie stand, abdecken lassen, um seine Reise in die Luft anzutreten; aber die Maschine habe ihre Dienste versagt. Dennoch sey er von dem Werthe seiner Erfindung und Entdeckung überzeugt geblieben. Nach Andern hätte er nur das Modell zu einer Flugmaschine angefertigt und zur Ausführung derselben selbst um k. Unterstützung nachgesucht.

R. Wagner's „Lohengrin".

(Schluß.)

Finden wir nun in Richard Wagners Opern das melodiöse Element zu wenig vertreten, so tritt uns dagegen das dramatische um so mächtiger entgegen. Der Componist geht von dem Grundsatze aus, daß die Musik, und zwar besonders in der Oper, vor Allem dem Worte den echten Ausdruck zu verleihen, die Situationen auszumalen, das dramatische Leben in Tönen wiederzugeben habe, und hierin ist er offenbar nicht nur im Rechte, sondern hat er auch viel Vortreffliches und wahrhaft Großartiges geleistet. Dasselbe haben aber Andere schon vor ihm gethan, und was er hier anstrebt, das ist keineswegs neu. Auf die Nothwendigkeit des dramatischen Ausdrucks in der Oper haben wir von jeher nicht nur alle competenten Stimmen hingewiesen, sondern auch alle ausgezeichneten Componisten haben diesen zu erreichen sich bemüht. So viel steht fest, daß im Tannhäuser wie im Lohengrin dramatische Situationen und Momente, musikalische Schilderungen und Effekte, Ausdruck und Nuancierungen in Fülle sich vorfinden, die auf jeden unbefangenen Hörer einen mächtigen Eindruck machen, ihn ergreifen und ihm Anerkennung abnöthigen, daß ferner der Componist darnach gestrebt hat, einen großen Totaleindruck zu erzielen und den Zusammenhang des ganzen Werkes festzuhalten, daß er der Oberflächlichkeit und den Modetändeleien, die nur auf das Amüsement der Massen berechnet sind, mit allem Ernste und als Vorkämpfer gewiß auch nicht ohne Erfolg entgegen gearbeitet hat. Kein unbefangener Hörer, kein aufrichtiger Freund des Schönen und Edeln wird dieses Streben, sowie vieles Treffliche, was Richard Wagner in Folge desselben geleistet hat, in Abrede stellen, und so viel ist gewiß, daß die vorstehend angedeuteten Vorzüge und Schönheiten immer klarer und eindringlicher werden, je öfter man diese Opern hört. Er hat, den Verirrungen des Modegeschmacks gegenüber, einen Weg angebahnt, von dem wir nur wünschen können, daß er weiter benutzt, zugleich aber auch gangbarer und geebneter gemacht werde. Dürfen wir doch nicht verkennen, daß er in seinem Streben nach dramatischem Ausdruck, sowie in seinen musikalischen Schilderungen und Effekten oft zu weit gegangen ist. Seine Harmonien sind nicht selten unzusammenhängend, abgerissen, von einer Tonart in die andere überspringend, gährend und brausend, und nicht selten sehen wir ihn alle üblichen Formen und bis jetzt gültigen Gesetze umstoßen, Tonmassen auf einander häufen, die wahrhaft betäuben und verwirren und sich so steigern, daß es dem Hörer schwindelt. Wir wollen es zwar gelten lassen, daß er die Errungenschaften der so sehr fortgeschrittenen Instrumentalmusik benutzt und sich von jener frühern Einfachheit entfernt hat, glauben jedoch, daß er bei seinem Streben, große und gewaltige Eindrücke zu erzielen, sich häufig überboten und dabei ohne Grund zu viel äußerliche Mittel in Bewegung gesetzt hat. Wer fortwährend zu viel bietet, der kommt leicht in Gefahr, eine Wirkung durch die andere zu zerstören, zu viel Lärm um Nichts zu machen und der wahren innern Kraft und Größe verlustig zu werden.

Wie schon bemerkt, ist bei Richard Wagner Dasjenige, was er erstrebt, mit Dem, was er leistet, nicht zu verwechseln, und ist das letztere in Rückstand geblieben, denn er besitzt mehr Drang zum Schaffen, als Kraft und Genialität, mehr Verstand und Combination, als Inspiration. Seine musikalischen Kenntnisse und vielseitige Bildung sind bedeutend, haben ihn aber auch zu Selbstüberschätzung verleitet, nach welcher er zu viel Anmaßung, zu viel Absicht, zu viel System und Radikalismus in seinen Schriften, wie in seinen Compositionen hervortreten läßt. Jedenfalls bleibt er eine hervorragende Erscheinung der Gegenwart und seine Zwecke und Bestrebungen werden nicht ohne heilsame Nachwirkungen bleiben.

Die Vorstellung des bereits dreimal gegebenen Lohengrin, für dessen mit bedeutenden Opfern von Geld und Zeit verknüpfte Einführung auf unserer Bühne wir Hrn. Direktor **Hoffmann** zu dem lebhaftesten Danke verpflichtet sind, ist eine in jeder Hinsicht ausgezeichnete, welcher wir unsere volle Anerkennung nicht versagen können und bei welcher Sänger, Orchester und Chor Alles aufbieten, was durch Fleiß und Liebe zur Sache nur geleistet werden kann. Hr. Kapellmeister **Schmidt**, ein entschiedener Verehrer R. Wagners, hat sowohl durch die auf die Einstudierung der neuen Oper verwendete Sorgfalt und Ausdauer, wie durch die Präzision, Kraft und Energie, womit er den Direktionsstab führt, seine Tüchtigkeit auf eine Achtung gebietende und allseitige Anerkennung findende Weise bewährt. Gleichfalls mit Auszeichnung haben wir Dessen zu gedenken, was Hr. Oberregisseur **Möhling** in Bezug auf Scenerie und Arrangement geleistet und wobei er sich als ein Mann von Bildung und Geschmack wiederholt bekundet hat. — In erster Reihe unter den Darstellern und Sängern stehen Hr. **Auerbach** (Lohengrin) und Frau **Anschütz** (Elsa). Ersterer wirkt nicht nur durch die Kraft und Fülle seiner herrlichen Stimmmittel, sondern auch durch den edeln und poetischen Ausdruck eines seelenvollen Gesangvortrags, der sich besonders in seinem Abschied an den Schwan im ersten und in seiner großen Szene im dritten Akt geltend macht. — Frau **Anschütz** dürfte, was Wahrheit und Wärme der Empfindung wie der dramatischen Darstellung anbelangt, auch in dieser Partie wohl nicht leicht erreicht und noch weniger übertroffen werden. — Hr. **Dettmer** war in Gesang und Spiel ein würdiger Repräsentant des Königs Heinrich und Hr. **Roberti** löste die Aufgabe des Telramund, in musikalischer Hinsicht vielleicht die schwierigste der Oper, mit Präzision und Sicherheit, während er als Darsteller den dramatischen Situationen wirksam und eingreifend zu entsprechen wußte. — Hr. **Rüdsam**, dessen schöne Stimme für die Partie des Heerrufers ganz besonders geeignet ist, sang dieselbe mit Auszeichnung und war namentlich in den Ensembles sehr wirksam. — Auch Fräulein **Werle** als Ortrud trug das Ihrige bei, um das Gelingen des neuen Tonwerks zu sichern. — Somit wird der Lohengrin noch manches volle Haus machen und wie der Tannhäuser auf der hiesigen Bühne festen Grund und Boden gewinnen.

W.

Korrespondenz.

Mainz, 22. April.

Heute erfolgte das Verdict der Geschwornen gegen den der Verführung und des Mißbrauchs zur Nothzucht angeklagten Schulvikar Jakob Best aus Großsteinheim, welcher zuletzt in dem eine halbe Stunde von hier entfernten Bretzenheim in jener Eigenschaft gestanden. Die Verhandlungen fanden natürlich bei verschlossenen Thüren statt. Die belastenden Thatsachen waren so vielfältig, daß die Geschwornen nach kurzer Berathung ihr Schuldig aussprachen, worauf der Gerichtshof den Angeklagten, der auf so schreiende Weise das Vertrauen des Staates und der Eltern, die ihm ihre Kinder zur Erziehung übergeben, mißbraucht hatte, zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilte. Die ganze Verhandlung machte auf die von Amtswegen Gegenwärtigen den widerlichsten Eindruck, indem der Angeklagte, ein junger Mann von etwa 26 Jahren, als der Typus eines vollendeten Tartüffe erschien, der seine Scheinfrömmigkeit und die zur Schau getragene conservative Gesinnung frech genug war als Schild gegen die Anklage gebrauchen zu wollen. Etwa 10 Mädchen von 9 bis 14 Jahren, welche das Unglück hatten, Schülerinnen des Angeklagten zu seyn, erschienen nebst ihren Müttern als Zeugen gegen denselben.

Bad Homburg, 23. April.

Das 71. Geburtsfest Sr. Durchlaucht des regierenden Landgrafen Ferdinand von Hessen wird auch in diesem Jahre sehr festlich begangen werden. Am Vorabend des Festes (25.) wird ein großes Vocal- und Instrumental-Konzert unter Mitwirkung der Frl. **Friedmann**, und der beiden Mitglieder des Wiesbader Theaters, des Hrn. **Röhr** und des Hrn. **Thelen**, stattfinden. Am Tage des Festes selbst (26.) ist Morgens Gottesdienst in der Schloßkirche mit großer Musikbegleitung. Abends findet ein großer Ball im brillant illuminirten Conversationshause statt. Um 11 Uhr Abends wird der ganze Park durch bengalisches Feuer erleuchtet. Mehrere Festsoupers schließen den festlichen Tag.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 25. April. **Die Hochzeit des Figaro**, große Oper in 3 Abth., Musik von W. Mozart.

Mittwoch, 26. April. (Erste Gastdarstellung der Fräulein Jenny Ney, k. sächs. Hof- und Kammersängerin vom Theater zu Dresden): **Norma**, große Oper in 3 Akten von Bellini. Norma: Fräul. Jenny Ney. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 100. Mittwoch, den 26. April 1854.

Die Logik der Leidenschaften.

(Nach dem Französischen der Marie Aycard.)

(Fortsetzung.)

Pläne der Liebenden.

Fräulein Paravet liebte ihren Cousin und ihr größter Wunsch war, ihn zu heirathen; doch war sie, gleich ihrem Vater, berechnend, auch selbst bei dieser Liebe. Während wohl manches andere Mädchen den jungen Advokaten nur seiner guten Eigenschaften und seiner liebenswürdigen Persönlichkeit wegen geliebt hätte, so hatte Hortensie, ehe sie einen Entschluß faßte, die äußern Verhältnisse genau erwogen. Zwar gewöhnt, sich stets dem unbeugsamen Willen ihres Vaters zu fügen, fühlte sie doch zuweilen Lust, auch ihrerseits die Herrin zu spielen und zu befehlen. Diesen Hang nun zu befriedigen, war Carl Bernhard ganz der geeignete Mann, denn er hatte von Kindheit an allen ihren Launen gehorcht, war auf alle ihre Wünsche eingegangen. Als sie erfuhr, ihr Vater habe sie einem andern Manne bestimmt, flossen ihre Thränen mehr vor Zorn als aus Liebe. Es verletzte ihr Selbstgefühl, daß ohne ihre Zustimmung über sie verfügt worden war; daß der ihr bestimmte Gatte nun gar ein Adeliger war, verstimmte sie vollends. Natürlich konnte sie da an keine Herrschaft ihrerseits denken; im Gegentheil, sie mußte fürchten, bei dem geringsten Widerspruch an ihre bürgerliche Geburt erinnert zu werden. Sie weinte vor Zorn und sann im Stillen auf Mittel, sich diesem Zwang zu entziehen, sollte es auch zu den heftigsten Auftritten kommen. Unter solchen Entwürfen war sie eingeschlafen. Der folgende Tag kam, doch Herr Paravet sprach kein Wort über diese Angelegenheit mit seiner Tochter. Hortensie erwartete den Besuch ihres Cousins, da sie nicht wußte, daß demselben die Thür bis zu ihrer Hochzeit verschlossen war. Da er nicht kam, wandte sie sich in ihrer Angst an Agathe.

„Ich weiß, Agathe, ich kann mich Dir vertrauen“, sagte sie.

„Gewiß, Fräulein“, erwiederte diese erröthend.

„Thue mir doch den Gefallen, zu Carln zu gehen, um zu hören, warum er nicht gekommen ist.“

„Er ist da gewesen, aber der Pförtner hat Befehl von Herrn Paravet, ihn nicht einzulassen.“

„Dachte ich's doch! Da mußt Du mir helfen, Agathe; gehe zu ihm und sage, er solle kommen, ich erwarte ihn.“

„Aber, Fräulein, das Verbot Ihres Vaters!“

„Kann ihn nicht hindern, zu kommen, wenn Du uns beistehst.“

„Wie so, Fräulein?“

„Nichts leichter als dieß. Carl darf nur diesen Abend um acht Uhr, in einen Mantel gehüllt, kommen, beim Pförtner Deinen Namen nennen und in Dein Zimmer gehen, wo ich ihn erwarte.“

Fräulein Agathe hatte nichts Eiligeres zu thun, als Herrn Paravet von dem Auftrage zu unterrichten, den sie erhalten hatte.

„Gut“, antwortete dieser; „thue, was Dir meine Tochter gesagt hat. Ich sehe nicht ein, warum sich die jungen Leute nicht sprechen sollen; doch Du bleibst dabei, Agathe.“

Herr Paravet gab dem Pförtner die nöthige Anweisung und so wurde denn Carl, als er, in einen Mantel gehüllt, erschien, ohne Umstände eingelassen; er war der festen Meinung, den Pförtner getäuscht zu haben.

Die beiden Mädchen erwarteten ihn zur bestimmten Stunde in Agathens Zimmer.

„Ach, Hortensie“, rief der junge Mann, indem er die Hand seiner Cousine ergriff und sie an seine Lippen führte, „wenn auch Du an meiner Liebe zweifeln könntest.“

„Wie könnte ich das, mein Freund?“

„Dein Vater, nicht zufrieden, uns getrennt zu haben, verläumdet mich auch noch.“

„Davon weiß ich nichts.“

In der That wußte Hortensie kein Wort von dem Besuche ihres Vaters bei seinem Neffen. Der junge Mann erzählte ihr daher jetzt ausführlich den beleidigenden, ungegründeten Verdacht seines Onkels in Bezug auf Fräulein Duplantis.

Hortensie kannte ihren Cousin zu gut, um im Geringsten an seiner Treue zweifeln zu können; doch verhehlte sie ihm nicht, daß das Benehmen ihres Vaters sie das Schlimmste fürchten lasse.

Nachdem sich die beiden Liebenden eine Weile mit Hoffnungen und Befürchtungen gequält, nachdem sie Pläne zu ihrer Vereinigung gemacht und wieder verworfen hatten, rief Carl endlich verzweiflungsvoll aus:

„Mein Gott, was sollen wir thun? ich sehe nirgends Hülfe für uns.“

„Höre mich, Carl, ich habe eine Idee. Mein Vater hat Dir die Bernhardine abgekauft, nicht wahr?“

„Ja wohl“, erwiederte der junge Advokat traurig; „er entreißt mir Alles, was ich liebe.“

„Er hat Dir aber versprochen, sie baar zu bezahlen.“

„Das war die Bedingung.“

„Hüte Dich aber, die ganze Summe sogleich zu verlangen, das könnte Verdacht erregen. Laß Dir morgen nur fünfzehn, höchstens zwanzigtausend Franken von dem Cassirer meines Vaters geben, unter dem Vorwande, irgend eine Zahlung machen zu müssen. — Dann“, fuhr sie aufstehend und das kleine Zimmer heftig durchschreitend, fort, „dann entfliehen wir. Ja, es bleibt uns nichts anders übrig. Ist der Graf von Beaulieu ein Mann von Ehre, so kann er unmöglich ein Mädchen heirathen,

das für einen Andern einen solchen Schritt gethan hat. Was meinen Vater betrifft, so kehren wir ja wieder zu ihm zurück und werfen uns ihm zu Füßen, um seine Verzeihung zu erflehen. Er muß uns vergeben, was bleibt ihm übrig! Hat er ja doch erst unsere Liebe genährt."

„Ja, das hat er", rief Carl. „Und doch hat er mich so hart behandelt, daß ich einen solchen Schritt, wie Du eben vorschlägst, gar nicht gewagt hätte, vorzuschlagen, aus Furcht, er möchte mir eine eigennützige Absicht unterlegen."

Dieses Zartgefühl des jungen Mannes rührte Hortensien und war ihr ein neuer Beweis, wie sehr sie geliebt sey.

Die Vorbereitungen zu dieser heimlichen Abreise waren bald gemacht. Um zwei Uhr des Morgens, so wurde verabredet, sollte ein Postwagen die beiden Liebenden auf dem Boulevard du Temple erwarten. Das Haus des Herrn Paravet hatte drei Fenster im Erdgeschoß, welche sich nur einige Fuß hoch vom Boden erhoben. Eines dieser Fenster ging in ein kleines Gemach, dessen Ausgang auf der Treppe war, die zu den Gesindezimmern führte. Es war leicht für Fräulein Hortensie, in dieses Zimmer zu gelangen und dann durch das Fenster auf die Straße zu steigen, wo Carl sie schon erwartete.

„Aber wie bekommen wir den Schlüssel zu dieser Thür?" sagte Agathe.

„Da ist er", erwiederte Fräulein Paravet. „Du siehst, ich habe an Alles gedacht. Du kannst Dich natürlich nicht zur Ruhe legen, Agathe, bis ich fort bin, denn Du mußt erst das Fenster wieder verschließen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß Du tiefes Stillschweigen gegen Jedermann beobachtest. Du weißt von gar nichts, sondern hast die ganze Nacht fest geschlafen, hörst Du?"

„Schon gut, Fräulein", erwiederte Agathe erröthend.

„Und nun, Carl, fuhr Hortensie zu ihrem Cousin gewendet fort, „verlasse mich jetzt; mein Vater möchte uns überraschen."

Obwohl Carl seiner Geliebten noch viel zu sagen gehabt hätte, so fand er es doch angemessen, ihrem Rathe zu folgen und sich jetzt zu entfernen; denn kam Herr Paravet, so war Alles verloren. Er schied mit den zärtlichsten Versicherungen und mit erleichtertem Herzen. — Als er, in seinen Mantel gehüllt, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, das Ende der Straße erreicht hatte, begegnete ihm Herr Paravet.

„Wie gut", dachte er bei sich, den Kopf nach der andern Seite wendend, „daß ich meine Cousine verlassen habe, nur einen Augenblick später hätte er mir im Hofe begegnet. Ja, es ist gewiß, die Liebenden haben ihren Schutzgeist."

„Ach", dachte Herr Paravet, als er seinen Neffen erkannte, so sorgfältig sich dieser auch verhüllt hatte; „die Besprechung ist also vorüber; ich bin nur begierig, was sie beschlossen haben."

Er ging in das Wohnzimmer, wo er seine Schwester und seine Tochter beisammen fand.

„Hortensie", sagte er, „wir sind morgen Mittag zu Frau von Loris, einer alten Freundin von mir, eingeladen. Halte Dich also um sechs Uhr bereit."

„Gern, lieber Vater", antwortete Hortensie.

Herr Paravet trank eine Tasse Thee in Gesellschaft der beiden Damen und zog sich dann in sein Zimmer zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Rußlands christlicher Heldensinn!

Die „Wiener Kirchenzeitung" veröffentlicht zu Nutz und Frommen jener naiven Seelen, welche trotz Allem in dem jetzigen Vorgehen Rußlands einen erhabenen Akt christlichen Heldensinns sehen und sich von dem Gelingen desselben die schönsten Früchte versprechen, einige auf Aktenstücke gegründete Pröbchen russischer Christlichkeit, welche vollkommen geeignet sind, bei allen nicht-schismatischen Christen den Wunsch rege zu machen, es möge noch fernerhin lieber die Fahne des Propheten, als das Doppelkreuz des angeblichen Vorkämpfers der Christenheit im Orient wehen. Die Türken verfahren mit den Katholiken von Staatswegen nicht so, wie die Russen mit denselben verfahren, das ist Thatsache. In den Jahren 1833 und 1834 — schreibt die „Wiener Kirchenzeitung" — brach in Weißrußland eine Hungersnoth aus. Herr Schröder, ein an eine Russin verheiratheter Protestant, war derzeit Gouverneur der Provinz und leitete das famose Bekehrungsgeschäft zur schismatischen Kirche und der Protopop Paul vermittelte seine Anordnungen an die andern Stadt- und Landpopen. Die Popen versprachen nun jedem katholischen Bauer einen halben Sack voll Mehl monatlich — wenn er unterschreibe, daß er zum russischen Schisma (orthodoxe Kirche genannt) übergehen wolle; als Unterschrift wurden auch drei Kreuze für gültig angenommen. In der Hungerwuth unterschrieben nun Viele; vom versprochenen Mehl aber bekamen sie nichts zu sehen. Da meinten nun die Bauern: umsonst haben wir unsern Glauben nicht hergegeben, und wollten wieder katholisch seyn; da hielten ihnen die Popen die Unterschrift vor. Viele Bauern weigerten sich nun, schismatisch zu bleiben; sie wurden darauf grausam verfolgt, in Kerker und Bande geworfen, dem Hunger und Durst überlassen, täglich mit der Knute gegeißelt, ihren Familien entrissen und in die Verbannung fortgeschleppt. Bürger, welche den Unglücklichen Nahrung reichen wollten, wurden wie Staatsverbrecher behandelt. Oeffentliche Beamte wurden in die Schatzbergwerke geschickt; dort versprachen sie den katholischen Leibeigenen (Sklaven) Freiheit, wenn sie russisch-schismatisch würden; viele dieser armen Leute ließen sich, um ihrer jämmerlichen Lage zu entgehen, verlocken und fielen vom katholischen Glauben ab. Die versprochene Freiheit dauerte 15 Tage; dann wurden sie wieder als Sklaven fort und fort behandelt, und förmlich in's Joch gespannt; — machte einer von ihnen Miene, wieder katholisch zu werden, oder wollte er die schismatischen Gebräuche nicht mitmachen, so konnte er blutiger Geißelung versichert seyn! — Die Bewohner ganzer Dorfschaften wurden unter Anführung von Protopopen und weltlichen Beamten von Soldaten blutig gegeißelt und mit Fäusten in's Gesicht geschlagen, weil sie nicht zum Schisma übergehen wollten. Eine Edeldame, Namens Baszczewska, wollte den russischen Beamten den Kirchenschlüssel zur katholischen Kirche, welche ihre Voreltern auf eigene Kosten erbaut hatten, nicht hergeben (die Kirche sollte schismatisch werden); der Dame wurde sogleich der Kriminalprozeß wegen Ungehorsam gemacht!! So wurden, den Gouverneur Schröder an der Spitze, 33,000 Seelen von der katholischen Kirche ins Schisma bekehrt (mit der Knute); Schröder wurde mit 33,000 Rubeln belohnt. Einen Rubel für die Seele. Ein schismatischer Erzbischof ließ Frauen von Witepsk, die seinem Bekehrungseifer widerstanden, im Einvernehmen mit Schröder mit Stockschlägen auf die grausamste, schonungsloseste Weise bedienen. Der kath. Metropolit Bulhak wurde zum Abfall von der kath. Kirche beredet; da er standhaft blieb, wurde ihm das Großkreuz des Andreasordens in Brillanten im Werth von 17,000 Rubeln geschickt; er nahm es nie um seinen Hals und verkaufte sich nicht! — Die Bauern wurden mit Stockstreichen zum schismatischen Gottesdienst geschleppt. Drei griechisch-ruthenische (kath.) Bischöfe fielen schändlich um der großen Verheißungen willen ab, und betrieben nun mit Schröder gemeinschaftlich das Bekehrungsgeschäft. Dem Volke wurde mit dargebotenem Schnaps geschmeichelt, mit der Knute gedroht. Es gab wenig Branntwein und viel Schläge zur Be-

lehrung. Die treuen katholischen Priester wurden fortgeschleppt in Verbannung, viele gingen in Kerkern elend zu Grunde, in Hunger und Durst, unter Mißhandlung und vielen Schlägen! Zu Kourzk und zu Voroneg wurden Klöster mit den getreuen Bekennern angefüllt und die Zellen in Kerkerstuben, die Klöster in Hungerthürme umgeschaffen. Um mit Namen aufzuwarten: Joseph Sosnowsky, Pfarrer von Kleschtchele in Lithauen, Dr. der Theologie, früher Offizial der Diözese Wilna, ein siebenzigjähriger Greis, Michael Onacewicz, Dechant von Grodno, erlagen der Mißhandlung. Frau und Kinder des Letzteren (bekanntlich dürfen auch die kath. Griechen nach ihrer Verheirathung die Priesterweihe empfangen und können Pfarrer werden) wurden vor die Thüre ihrer Wohnung hinausgeworfen und dem Hunger und der Kälte überantwortet. Sein Schwiegersohn Sawaszkiewicz, welcher sich über diese Behandlung seines Schwiegervaters beklagte, mußte in einem groben Bauerngewand bei dem Bau eines schismatischen Seminars die niedrigsten Taglöhnerdienste verrichten; täglich fragte man ihn, ob er nicht in die russische Kirche eintreten wolle? Da er standhaft blieb, wurde er in ein schismatisches Kloster gesteckt — sein Weib und seine Kinder dem Bettelstab überliefert. Der apostasirte Bischof Siemaczko zeichnete sich durch besondere Härte und Grausamkeit gegen katholische Priester und Katholiken aus. Die katholischen Pfarrer Urbanowsky, Mackiewicz, Zabietto, Baranowsky, Wierzbiki, Plyszewsky, Ratkiewicz und Hunderte von anderen kath. Geistlichen, deren Namen wir anführen können, erlagen der Mißhandlung theils durch Schläge, theils im Kerker, theils in der Verbannung. — Alles bisher Erzählte können wir aber durch (aktenmäßig constatirte) Berichte von furchtbaren Grausamkeiten noch überbieten. Rußland hat das fortgesetzte Leiden des Welttheilandes in seiner Kirche auf eine schaudererregende Weise dargestellt und einen düstern, lange andauernden Charfreitag über seine Katholiken aufgehen lassen. Wir wünschen, daß dieser Tag mit seinen Grauen und Schrecken sich neigen möge. (Lloyd.)

Berliner Zustände.

In der Augsb. „Allg. Ztg." wird folgendes traurige Bild von dem Berliner Leben und Treiben entworfen: „Es gibt wenig Städte, und selbst wenig große Städte, in welchen so viele von Grund aus faule, und lediglich auf den äußern Schein berechnete Existenzen zu finden sind als in Berlin. Das gilt von den Geschäften und Etablissements, welche mit prunkenden Schaufenstern und luxuriöser Einrichtung täglich neu erstehen, um alsbald wieder zu verschwinden und einem andern Unternehmen in anderer Richtung Platz zu machen; das gilt in eben dem Maß von den gesellschaftlichen Größen, die hier massenhaft auftauchen, die mit Pracht und Verschwendung anfangen, und in wenig Monaten, oft in wenig Wochen im Wechselgefängniß oder als steckbrieflich Verfolgte enden. Nirgends grassirt der Schwindel mehr, als hier; er droht in Kurzem die noch gebliebenen kleinen Reste der alten ehrenhaften Solidität völlig zu begraben. Die Stadt wächst massenhaft heran, aber der gediegene behagliche Wohlstand nimmt in erschreckendem Maße ab; der leichte Sinn, der Berlin immer charakterisirte, ist zum gedankenlosesten Leichtsinn geworden. Schauen Sie in dieß feenhaft erleuchtete Gewölbe hinein; Sie glauben, der Inhaber muß über Tausende gebieten. Aber dort steht er im Hintergrund am messingausgelegten Mahagonypult und berechnet nach Stunden die Frist, die ihm noch bleibt, bis das Gebäude seines Kredits und mit ihm Geschäft und Existenz zusammenbricht. Sehen Sie dort die reich geschmückte Dame vorüberrollen, nachlässig hingestreckt auf das Sammetpolster des elegantesten Wagens; Sie glauben, sie kennt die Sorge nicht und das Glück hat für sie nur sein schönstes Lächeln. Aber die ganze Grobheit der Dienerschaft gehört dazu, von einem Tag zum andern die Schaar der Handwerker und Lieferanten fern zu halten, welche es müde sind, ohne Geld zu arbeiten und zu liefern, und in kurzem wird Alles, was die prachtvolle Wohnung an Herrlichkeiten bietet, wird Schmuck und Garderobe unter den Hammer der öffentlichen Versteigerung kommen. Noch gibt es einzelne große, wahrhaft glänzende und gesicherte Existenzen, aber die große Mehrzahl ist Schein und Trug, es sind Eintagsfliegen, die, nach einem kurzen Leben ungezügelten Genusses der Vergessenheit, wo nicht gar der Verachtung anheimfallen. Wechselreiterei, Wechselfälschung, falscher Bankerott, Unterschlagung — das sind die Ausgangs- oder die Endpunkte solcher Existenzen, und ihre immer zunehmende Masse vergiftet die Atmosphäre, der Schwindel und die Unehrenhaftigkeit wird epidemisch. Erst die vorige Woche hat wieder einen traurigen Beleg dazu geliefert. Einer der ältesten und geachtetsten Richter, ein Stadtgerichtsrath, der den Namen eines der gefeiertsten Aerzte trägt (Hufeland), ist verhaftet, weil er sich sehr bedeutende Veruntreuungen hat zu Schulden kommen lassen."

Mannichfaltigkeiten.

(Leichenstein-Censur in Dessau.) Pomrich: Da is meine Ahle gestorben, Herr Kirchenrath, un da will ich uf ihren Grabstein haue lasse: Anne Rosine Pomrich, geb. Schnaphase, wurde alt 53, lebte 24 Jahre in der Ehe, hatte 11 Kinder und starb an Entkräftung. Ist das so recht? — Kirchenrath: Das: wegen der 11 Kinder und der Entkräftung, lieber Mann, wollen wir doch lieber streichen, denn es könnte auf die Proletariatsverhältnisse und die materielle Lage der Bevölkerung unseres gesegneten Landes ein ungünstiges Licht zu werfen nur allzu leicht geeignet seyn. (Illustr. Dorfb.)

(Berlin.) In den letzten Tagen ist hier ein merkwürdiges Beispiel von einem ehrlichen Spitzbuben vorgekommen. In einer Droschke wurde nämlich ein an das Polizei-Präsidium adressirtes Packet gefunden. Als man solches bei der genannten Behörde öffnete, fand man darin einen Hausschlüssel, eine Anzahl Dienstatteste, lautend auf den Kellner G., und 10 Thlr. Papiergeld. Ein Zettel lag dabei, auf welchem geschrieben stand, der Einsender habe vor einigen Wochen sich verleiten lassen, in einer Restauration einen Ueberrock zu stehlen, in welchem der Schlüssel und die Papiere gesteckt hätten. Diese That sey dem Diebe leid geworden und derselbe übergebe daher nicht nur die gedachten Gegenstände, sondern auch die Summe von circa 10 Thlr. der Behörde mit der Bitte, den Bestohlenen zu ermitteln und demselben das Geld als Ersatz für den Rock zuzustellen. Der Bestohlene wurde sehr bald in dem Kellner G. entdeckt, und wurde der Auftrag des reuigen Diebes pünktlich ausgerichtet. Der arme Kellner freute sich nicht wenig über diesen unvermutheten Ersatz seines Schadens.

Nach einer eben erschienenen Schrift des englischen Admirals Smith hat das schwarze Meer seinen Namen von den dichten Nebeln, welche dasselbe zu Zeiten bedecken und die Beschiffung gefährlich machen. Es bedeckt einen Flächenraum von 172,000 englischen Quadratmeilen und ist im Allgemeinen sehr tief, da man bei 150 Klaftern meist noch keinen Grund findet.

In Chemnitz erregt großes Aufsehen der Bankerott der Firma Lehmann und Sohn (Spinnerei und Garngeschäft). Der Chef, Stadtältester Lehmann, erfreute sich bis zuletzt eines fast ungewöhnlichen Vertrauens. Um so größer ist aber die Entrüstung über einen Bankerott, wo die nächsten Freunde und Bekannten dieses Vertrauen so theuer bezahlen müssen, wo selbst Wittwen und Waisen ihr ganzes Vermögen, ihren letzten Nothpfennig eingebüßt haben.

In Australien sind auch bedeutende Zinnlager aufgefunden worden. Der Geologe Clarke hatte nämlich dort Felsen von Turmalingranit bemerkt, welche in Kornwallis die reichsten Zinngruben enthalten. Die Metallschätze Australiens werden erst zu Tage gefördert, wenn die oberflächlichen Goldlager erschöpft sind.

Auf welcher tiefen Stufe die Neger in manchen Staaten Nordamerikas sich befinden, mag aus der Thatsache geschlossen werden, daß in dem Bezirk Nottoway in Virginien Sklaven, die durch Vermächtniß ihres Herrn frei gelassen wurden, ihre Freiheit gar nicht annehmen wollten. Es bedurfte eines speziellen Gesetzes, um sie als Sklaven festzuhalten.

Korrespondenz.

Stuttgart, 19. April.

Die Lebensversicherungs- und Ersparniß-Bank, welcher von der Staatsregierung nach Genehmigung der Statuten die Rechte einer juristischen Person verliehen und die erbetene Staatsaufsicht zugesichert wurde, hat sich letzten Montag mit 421 Theilnehmern und einem Versicherungskapital von 750,000 fl. konstituirt und ihren Präsidenten und Verwaltungsausschuß gewählt, welche hinwiederum diese Woche noch das Bankbureau ernennen und somit die Geschäfte beginnen werden. Zum Vorstande wurde Staatsminister v. Herdegen gewählt. — Seit mehreren Tagen befindet sich unser berühmter Landsmann, Professor Heideloff aus Nürnberg, dessen Vater Lehrer an der hohen Karlsschule gewesen, hier in seiner Vaterstadt. Er beabsichtigt, hier ein Werk herauszugeben unter dem Titel: „Die Kunst des Mittelalters in Schwaben. Denkmäler der Baukunst, Bildnerei und Malerei.“ Die Zeichnungen liefert Heideloff und den Text der Professor an der hiesigen Kunstschule, Fr. Müller. Den Verlag hat die Buchhandlung Ebner und Seubert übernommen. Es läßt sich etwas Gediegenes an Inhalt und Ausstattung erwarten. — Gestern eröffnete der bekannte Komiker Lang vom königl. Hoftheater in München ein Gastspiel an hiesiger Hofbühne als Staberl in der Posse: Staberls Reiseabenteuer in Frankfurt und München. Der gewandte und mit außerordentlichem natürlichem Humor und ächter Komik begabte Gast erntete entschiedenen Beifall und wurde zweimal gerufen. Morgen tritt er als Wilhelm im verwunschenen Prinzen auf.

Darmstadt, 18. April.

In Ihrem geschätzten Blatte habe ich schon mehrmals Artikel über Krankenkassen mit großem Interesse gelesen, und glaube daher, daß es den verehrten Lesern nicht uninteressant seyn wird, zu vernehmen, daß dahier ein Verein unter dem Namen: „Neuer Kranken- und Sterbekasse-Verein“ besteht. Derselbe wurde vor vier Jahren von Hrn. Zoll-Assistent Carl Wolf unter sehr schwierigen Verhältnissen gegründet. Der Verein zählte im ersten Jahre 70 Mitglieder mit einem Kapital von fl. 500, jetzt zählt der Verein 300 Mitglieder mit einem Kapital von fl. 3000. Das Mitglied zahlt einen monatlichen Beitrag von 20 kr. und 12 kr. bei einem Sterbefall eines Mitgliedes und erhält dagegen in Krankheitsfällen wöchentlich fl. 3. 30 kr. und im Sterbefall fl. 40 für Beerdigungskosten, sowie bei dem Sterbefalle der Frau eines Mitgliedes fl. 18, ohne für letzteren Beitrag besonders etwas zu entrichten. Wie segensreich das Wirken eines solchen Vereines (bei gewissenhaft redlicher Verwaltung) ist, wird immer mehr erkannt, und geht schon daraus hervor, daß derselbe im letzten Vereinsjahre an seine erkrankten Mitglieder fl. 720 Krankenrente auszahlte. Wie manchem kranken Familienvater wurde dadurch die schwere Sorge für seine Familie auf sehr anständige Weise erleichtert. Dem Gründer wurde am 12. d. M. von den Mitgliedern ein Dankschreiben überreicht, worin in der herzlichsten und anerkennendsten Weise für die Gründung eines so nützlichen und wohlthätigen Vereins, sowie für das edle Streben und Wirken desselben, der tiefgefühlteste Dank ausgedrückt ist. P. L.

Frankfurt a. M.

Dem dieser Tage veröffentlichten „Ausschreiben zum gemeinschaftlichen Beitrag der Frankfurter (städtischen) Brand-Versicherungsanstalt für das Jahr 1853“ entnehmen wie Folgendes: Das Versicherungs-Quantum oder der Kapital-Anschlag von sämmtlichen zum Brand-Institut versicherten Gebäulichkeiten betrug Ende vorigen Jahres:

1) In Frankfurt in den vierzehn Quartieren und in der Judengasse	fl.	46,945,280.
2) In der Frankfurter Gemarkung	„	7,713,055.
3) In der Sachsenhäuser Gemarkung . . .	„	1,114,550.
4) In den Ortschaften	„	4,152,040.
5) In der hohen Mark	„	6,000.
	fl.	54,930,925.

Die Ausgaben der Anstalt betrugen einschließlich fl. 8380. 35 kr. für Brandschäden, fl. 10,269. 51 kr. Nach Abzug des verbliebenen Saldos von dem Ausschreiben pro 1852, des Erlöses für Brandholz rc., hat die Gesellschaft noch beizutragen fl. 8598. 49 kr. Diese unter fl. 59,930,925 repartirt, kommen auf fl. 100 Kapital- oder Versicherungs-Quantum circa 3½ Heller, weßhalb man sich veranlaßt sah, für das Jahr 1853 Einen Kreuzer in Ausschlag zu setzen; den sich ergebenden Mehrbetrag aber von fl. 1389. 40 kr. 1 h. der Gesellschaft auf nächstes Ausschreiben gut zu bringen.

Die Verwaltung der Hülfskasse zu Frankfurt a. M. hat soeben über ihre Wirksamkeit im Jahre 1853 öffentliche Rechenschaft abgelegt. Wir ersehen daraus, daß im verflossenen Jahre wieder an 64 Personen neue Vorschüsse gegeben wurden, welche zusammen die Summe von 10,833 fl. betragen. Da im Jahre 1852 an 56 Personen 10,093 fl. verabfolgt wurden, so ergibt sich daraus eine abermalige Ausdehnung der Wirksamkeit dieser Anstalt, welche jedoch nur durch den von hohem Senat bewilligten jährlichen Zuschuß von 1000 fl. möglich war. Zuzüglich der noch aus früheren Jahren ausstehenden Summen betrugen am Schlusse 1853 sämmtliche Ausstände 24,980 fl. 52 kr., gegen nur 23,608 fl. 46 kr., welche Ende 1852 bestanden. Wenn man erwägt, welchen bedeutenden Umsatz ein solches Kapital in den Händen fleißiger und rühriger Geschäftsleute erfährt, so läßt sich daraus die große Wohlthat ermessen, welche durch solche unverzinsliche Darlehen so manchem gedrückten Familienvater zu Theil werden kann.

Benefiz-Anzeige.

In Folge einer überstandenen langwierigen und schweren Krankheit ist der seit zwanzig Jahren bei hiesiger Bühne engagirt gewesene Schauspieler Hr. Grahn vorerst noch dienstunfähig und wurde deßhalb dem Pensionsfond überwiesen. Die einzige Hoffnung seiner völligen Genesung beruht darauf, daß er für den kommenden Sommer auf dem Lande leben kann. Bei seiner zahlreichen Familie und bei seiner jetzt auf die Hälfte reducirten Einnahme wäre dieses nicht in Ausführung zu bringen, wenn nicht von Seiten der Theaterdirektion die Mittel dazu geboten worden wären. Dieselbe fand sich veranlaßt, Hrn. Grahn ein Benefiz zu gestatten, welches wir hiermit der regen Theilnahme eines verehrten Publikums auf das dringendste anempfehlen. Die Wahl des Stückes und den Tag der Aufführung desselben werden wir demnächst veröffentlichen.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 26. April. (Erste Gastdarstellung der Fräulein Jenny Ney, k. sächs. Hof- und Kammersängerin vom Theater zu Dresden): Norma, große Oper in 3 Akten von Bellini. Norma: Fräul. Jenny Ney. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 101. Donnerstag, den 27. April 1854.

Die Logik der Leidenschaften.

(Nach dem Französischen der Marie Aycard.)

(Fortsetzung.)

Als Herr Paravet noch am Abend Agathen sprach, war ihm die Bereitwilligkeit seiner Tochter, der Einladung zu folgen, erklärlich. Er zog einen Schlüssel aus der Tasche, reichte ihn Agathen und sagte:

„Dieser Schlüssel schließt ebenfalls das Zimmer, welches auf die Treppe geht. Den bestimmten Morgen hälst Du Dich um zwei Uhr bereit, Agathe. Du kleidest Dich ganz in Sachen von meiner Tochter und steigst zu der festgesetzten Stunde zu dem bezeichneten Fenster hinaus. Du hast dieselbe Größe wie Hortensie, und zu sprechen brauchst Du nicht, denn die Sprache würde Dich allerdings verrathen."

„Ach, Herr Paravet, das geht unmöglich."

„Agathe, sey kein Kind! Laß Dich entführen; ich verspreche Dir, die Reise soll nicht weit gehen und Du wirst nicht bereuen, mir gehorsam gewesen zu seyn."

Agathe zog sich auf einen Wink des Herrn Paravet in ihr Zimmer zurück. Hier machte sie ihrer Angst und Verlegenheit durch Thränen Luft. Sie verwünschte in Gedanken ihren hartherzigen Herrn und ihre eigene Schwäche; zuweilen war sie im Begriff, Hortensien Alles zu entdecken, doch wenn sie wieder an den Zorn dachte, den Herr Paravet an ihr auslassen würde, so schreckte sie wieder vor dem Gedanken zurück. Sie suchte sich selbst zu überreden, daß sie ja eigentlich nichts Unrechtes begehe, indem sie dem Vater mehr gehorche als der Tochter, und was ihr Vergehen an Herrn Bernhard betraf, so war dieser ja nicht mehr Besitzer der Bernhardine, hatte also bedeutend an Gewicht für sie verloren. Unstreitig trug das Bild Justins, das in diesem Augenblicke lebhafter als je vor ihrer Seele stand, dazu bei, ihr Gewissen zu erleichtern.

Der junge Advokat hatte nicht den Muth, den folgenden Tag selbst zu seinem Onkel zu gehen, um die verabredete Summe zu verlangen; er fürchtete, durch seine Mienen die Verlegenheit zu verrathen, die er Herrn Paravet gegenüber empfand, und zog also vor, ihn schriftlich darum zu ersuchen. — Herr Paravet schickte ihm augenblicklich die verlangte Summe und schrieb dazu:

„Ich bin überzeugt, daß Fräulein Duplantis einen großen Theil von dem Gelde erhalten wird, das ich Dir schicke. Sey vorsichtig! — Halte Dich bereit, mein lieber Neffe, in wenigen Tagen der Frau Gräfin von Beaulieu Deine Aufwartung zu machen."

Fräulein Hortensie befand sich, trotz ihres entschiedenen Charakters, in großer Aufregung. Sie hatte bisher zurückgezogen von aller Welt gelebt, nur beschränkt auf den Umgang ihrer Tante und ihres Cousins. Jetzt sollte sie auf einmal in dem Salon einer Dame erscheinen, die ihr Vater zwar seine Freundin nannte, die ihr aber gänzlich fremd war. Was ihre Verlegenheit noch vergrößerte, war der Gedanke, daß eben diese Dame die Tante des ihr bestimmten Gatten war, die zuerst entscheiden sollte, ob sie wohl ihres Neffen würdig sey. Dann mußte sie jedenfalls auch der Graf selbst noch in Augenschein nehmen, denn man heirathet doch keine Frau ungesehen. Zwar hatte Herr Paravet gegen seine Schwester von dieser Parthie wie von einer abgemachten Sache gesprochen; doch Hortensie fühlte wohl, daß ein Rücktritt von Seiten des Grafen noch immer möglich sey, und welche Beschämung dann für sie! — Freilich beruhigte sie anderseits der Gedanke, daß sie ja im Begriff stehe, sich allen diesen Unannehmlichkeiten durch die Flucht mit ihrem geliebten Cousin zu entziehen.

Es blieb ihr jetzt nichts anders übrig, als sich, dem Befehle ihres Vaters gemäß, zur bestimmten Stunde bereit zu halten. Natürlich machte sie ihre Toilette mit möglichster Sorgfalt, denn sie wollte doch einen angenehmen Eindruck hervorbringen. Ihr Vater war sichtbar erfreut, als sie so geschmackvoll gekleidet neben ihm im Wagen saß.

„Ich danke Dir, mein Kind", sagte er vergnügt, „daß Du heute so viel Sorgfalt auf Deine Toilette verwendet hast. Du mußt gefallen!"

„Daran liegt mir nichts", erwiederte Hortensie.

„Daran liegt Dir nichts? Ein Mädchen muß immer zu gefallen suchen. Willst Du etwa Niemand gefallen als Deiner Tante und Deinem Cousin?"

Hortensie schlug erröthend die Augen nieder und erwiederte:

„Ich will auch Ihnen gefallen, bester Vater."

„Ich bin überzeugt, mein Kind, daß Du absichtlich nie etwas thun wirst, was mir mißfällt. Das habe ich auch neulich der Frau von Loris gesagt."

„Sie haben von mir mit der Frau von Loris gesprochen?"

„Sehr oft! . . . Sie kennt Dich schon, ohne Dich noch gesehen zu haben, und ich hoffe, daß dieß nicht Dein letzter Besuch bei ihr seyn wird."

Unter diesem Gespräch waren sie am Hause der Frau von Loris angekommen.

Der Schlüssel.

Hortensie war zwar unter Ueberfluß und Reichthum aufgewachsen, aber den eigentlichen Luxus kannte sie nicht; von einer Pracht, die sich auf Alles, selbst auf die an sich unbedeutendsten Dinge erstreckt, hatte sie bis jetzt keine Idee. Sie glaubte daher in einen Tempel zu treten. Voller Bewunderung schritt sie die breite, mit Teppichen belegte Treppe hinauf. Sie gingen durch einen weiten, kostbar möblirten Saal in ein kleines Zim-

mer. Hier befand sich Frau von Loris allein. Sie saß am Kamin, die Brille auf der Nase und strickte, ungefähr wie Fräulein Ursula die langen Winterabende. Sobald Herr Paravet mit seiner Tochter eintrat, legte sie ihr Strickzeug weg, zog die Brille von der Nase und trat ihnen entgegen.

„Ach, da ist ja meine kleine Gräfin“, rief sie; „in der That, Herr Paravet, Sie haben Recht, sie ist allerliebst. Umarmen Sie mich, mein Kind!“

Während Frau von Loris Hortensien umarmte, die vor Erstaunen, vielleicht auch vor Stolz erröthete, sich Gräfin nennen zu hören, war Herr Paravet verschwunden und das junge Mädchen sah sich plötzlich mit der Frau allein, die ihre Einbildung seit gestern so vielfach beschäftigt und erschreckt hatte. Die alte Dame hatte einen freundlichen, wohlwollenden Blick und in ihrem Wesen lag etwas Zutrauenerweckendes.

„Herr Paravet hat uns verlassen, wie ich sehe“, sagte Frau von Loris; „er wird meine Blumen besehen. So bleiben Sie indessen bei mir, mein Kind; Sie fürchten sich doch nicht?“

„Oh nein, gnädige Frau.“

„Nicht so; nennen Sie mich Tante, mein Kind.“

„Was sagen Sie, gnädige Frau?“

„Lassen Sie alle Umstände bei Seite. Sie sind bei einer alten Frau, die Interesse an Ihnen nimmt und mit der Sie ganz offen sprechen können. Sprechen wir also jetzt von Dem, was Sie unstreitig am meisten beschäftigt, nämlich von Egard . . er wird bald kommen.“

„Ich weiß es“, erwiederte Hortensie lächelnd.

„Sie brauchen nicht zu fürchten, daß er uns überrascht, mein Kind; er kommt nicht unangemeldet hieher.“

Hortensie hatte bald ihre erste Verlegenheit bekämpft und fühlte wohl, daß jetzt der Augenblick gekommen sey, wo sie sich gegen Frau von Loris erklären mußte, wenn sie nicht für ganz falsch gehalten seyn wollte. Sie faßte daher Muth und sagte schüchtern:

„Gnädige Frau, ehe wir von Ihrem Neffen sprechen, erlauben Sie mir, einige Worte über mich zu sagen.“

„Sehr gern, mein Kind.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben des großh. badischen Staats- und Kabinetsministers, Frhrn. Sigmund von Reizenstein. *)

Seit dem Jahre der Wiedergeburt unserer Hochschule Heidelberg war der Name Reizenstein unzertrennlich mit ihr verbunden. Alle, das Wohl der Hochschule bezweckenden Maßregeln, alle Berufungen der Gelehrten, welche einen dauernden Glanz der Anstalt verliehen, gingen von ihm aus. Eine nähere Betrachtung seines für Baden im Allgemeinen und die Hochschule Heidelberg insbesondere unberechenbar nützlichen Wirkens und vielbewegten Lebens mag hier um so mehr die geeignete Stelle finden, als über diesen merkwürdigen Mann nie etwas öffentlich bekannt gemacht worden ist.

Sigmund Carl Johann, aus dem altadeligen Geschlechte der Freiherren von Reizenstein, wurde am 3. Febr. 1766 zu Nemmersdorf bei Bayreuth geboren. Er verlebte seine erste Jugend in seinem Geburtsorte auf dem Lande, und erhielt zu seiner Ausbildung nach der Sitte des Adels einen besonderen Hofmeister; übertraf diesen aber bald an gründlichem Wissen, indem sein feuriger, vorwärts strebender Geist sich durch Selbststudium da ausbildete, wo die Nachhülfe des Lehrers zu schwach war.

Mit 15 Jahren bezog er die Universität Göttingen und später auch Erlangen, wo er neben den klassischen Studien der allgemeinen Vorbildung sich besonders mit den Rechts- und Staatswissenschaften beschäftigte. Nach seiner Rückkehr bestand er seine Staatsprüfung 1784 in so glänzender Weise, daß er durch Dekret des Markgrafen Alexander von Bayreuth, kaum 18 Jahre alt, am 29. Mai jenes Jahres als Sekretär des in diesem kleinen Ländchen dirigirenden Staatsministers, Freiherrn von Seckendorf, angestellt wurde. Im Jahre 1789 ging er in badische Dienste über, indem er am 18. März mit der ehrendsten Anerkennung „seines — wie es in der Entlassungsurkunde heißt — bisherigen Diensteifers, Fleißes, Application und sonstig rechtschaffenen und wohlanständigen Betragens“ so wie dem vollkommensten Beifall und Zufriedenheit, entlassen und am 6. April als adeliger Hofrath mit Sitz und Stimme in dem Hofraths- und Hofgerichts-Collegium zu Karlsruhe angestellt wurde. Am 13. Dec. 1790 ernannte ihn sein neuer Landesherr, der damalige Markgraf Carl Friedrich, zum wirklichen Kammerherrn bei seinem Hofe. Schon im folgenden Jahre (26. Sept. 1791) wurde ihm durch die Ernennung zum Mitgliede auf der Referentenbank des neu errichteten Revisionsgerichtes, dessen Präsident der Freiherr von Edelsheim war, ein höherer Wirkungskreis zu Theil. Kein größeres Vertrauen aber konnte Carl Friedrich, dessen scharfblickendes Regentenauge überall den Tüchtigsten und Brauchbarsten erkannte, dem damals erst 26jährigen v. Reizenstein erweisen, als durch seine Beförderung zum Landvogte in der Landgrafschaft Sausenberg und Herrschaft Röteln, welche am 13. Aug. 1792 erfolgte. Die Stelle eines Landvogts war in den markgräflichen Diensten eine der wichtigsten, zumal in dieser entlegenen Landgrafschaft. Sie entsprach der jetzigen Kreisregierung hatte aber eine weit weniger beschränkte Competenz als diese.

Der neue Landvogt, der mit allem Eifer der jugendlichen Kraft und juristischen Gewandtheit und Tüchtigkeit die neue, mit so vieler Gewalt versehene Stelle übernahm, ließ sich zu Lörrach, der Residenz der Grafschaft Sausenberg und Röteln, nieder, von wo bald viele, das Wohl derselben bezweckende Verordnungen durch ihn ausgingen. In dieser Zeit (1793) vermählte er sich mit einer Base, Fräulein von Reizenstein aus Bayreuth, mit welcher er in glücklicher, wiewohl kinderloser Ehe bis 1830 lebte. Wie sehr ihn der Verlust seiner treuen Gattin darniederbeugte, geht aus einem Briefe an seinen berühmten Freund, den Paläographen Kopp in Mannheim, vom 16. Jan. 1830 hervor. Er bekundet das edle Herz und den klaren Verstand des Mannes, der über seinen diplomatischen Sendungen nie die Tiefe des Gemüthes, welches bei ihm in so hohem Maße entwickelt war, einbüßte.

Bald nach Reizensteins Vermählung wendete sich das Auge des geübten Menschenkenners, Carl Friedrich, in einer Zeit auf ihn, wo es einer besondern diplomatischen Gewandtheit und Tüchtigkeit zu Landesunterhandlungen bedurfte, als die Folgen der französischen Revolution nun selbst die Existenz Deutschlands, am meisten die seiner kleinern Staaten in Frage stellten.

Durch Dekret vom 21. August 1798 wurde Reizenstein mit dem Charakter eines fürstlichen Geheimenraths zum Gesandten

*) Mitgetheilt aus dem interessanten Werke: „Paulus und seine Zeit“ von Prof. v. Reichlin-Meldegg, Bd. II. S. 12 ff. Von Reizensteins Leben, das nicht nur für das ganze badische Land so viele Jahre segensreich war, sondern auch durch die wichtige diplomatische Thätigkeit dieses Ministers in Paris und Wien für das Ausland Bedeutung hat, ist bis heute noch kein Abriß gedruckt erschienen. Um so willkommener muß eine solche Lebensschilderung seyn, deren Quellen dem Hrn. Verf. durch den Neffen Reizensteins, den ehemaligen Oberpostdirektor Frhrn. v. Reizenstein, mitgetheilt wurden. Bedeutende Aufschlüsse gibt auch die Reizenstein'sche Korrespondenz im zweiten Bande des angeführten Werkes, S. 169—177, 390 und 446.

bei der französischen Republik ernannt. In Paris blieb er fünf Jahre auf seinem Gesandtschaftsposten (von 1798 bis 1803). Einem Konsul, wie Napoleon Buonaparte, gegenüber, der bald als Kaiser ganz Europa, mit Ausnahme Englands und Rußlands, beherrschte und in allen seinen Verhandlungen an die unbedingte Sprache des Herrscherwillens gewohnt war, hatte Reizenstein keine kleine Aufgabe, die Interessen eines kleinen Gränzlandes, das immer zuerst die Folgen der Mißachtung der französischen Befehle zu tragen hatte, in würdiger, die Selbstständigkeit und Ehre des badischen Staates vertretender Weise zu wahren. Meisterhaft erfüllte er in den fünf Jahren seines Aufenthaltes in Paris den damals so schwierigen Beruf eines badischen Gesandten. Unter allen badischen Staatsdienern hat keiner für sich selbst uneigennütziger und dem Lande erfolgreicher, als er, gewirkt. Die Erhaltung und der bedeutende Zuwachs des badischen Landes waren der sprechendste Beweis seiner glücklich erfüllten Mission.

Frankreich mußte die Sprache eines seinem Fürsten und Lande mit wahrer Begeisterung ergebenen Mannes achten, der mit einer seine Gesundheit zerrüttenden Aufopferung immer für Andere, nie für sich wirkte, und selbst da, wo er von augenblicklichen Aufwallungen auswärtiger, mächtiger Herrscherlaune zu dulden hatte, in männlich fester Beharrlichkeit unverrückt das große Ziel der Ehre und des Wohles seines deutschen Vaterlandes vor dem Auge behielt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(München, 19. April.) „Ideal und Welt", von Griepenkerl, hat auf der hiesigen Hofbühne nicht den Erfolg gehabt, welchen man nach den über das Drama bekannt gewordenen Urtheilen erwarten durfte. Der Verfasser zeigt sich darin als geistreicher Schriftsteller, läßt aber das Talent des Motivirens und die Gabe, die Handlung in einer dem sittlichen Gefühl entsprechenden Folgerichtigkeit fortzuführen, in auffallender Weise vermissen. Wie das Stück seinen Titel verdienen soll, ist nicht einzusehen. Auch vom „Ideal" im schlechten Sinne des Worts kommt nur wenig darin vor; von einer Darstellung bestimmten idealen Strebens im Conflict mit der Welt und ihren Forderungen ist nun vollends keine Rede.

Der „Spen. Ztg." wird geschrieben: „Die Hauptfrage bei der Benutzung aller Dampfmaschinen auf Kriegsschiffen ist von jeher die gewesen, wie man den Kessel vor den feindlichen Kugeln schützen solle. Es sind zu dem Zwecke eine Menge Vorschläge und Versuche gemacht worden; die häufigste, weil einfachste und bekannteste, ist die, daß man den Kessel mit Steinkohlen umgibt, und somit den Steinkohlenbehälter mit dem Zwecke des Schutzes verbindet. Allein es leuchtet ein, daß dieß allerlei ernste Bedenken hat; denn erstlich ist diese Schutzwand natürlich immer eine sehr verschieden starke, je nachdem der Vorrath verbraucht wird oder nicht, und zweitens auch die Gefahr des Feuers hier nicht gering anzuschlagen. Ich war daher sehr gespannt zu sehen, in welcher Weise man sich auf dem „Wellington" geholfen habe. Man hatte den ganzen Theil der Maschine, der über dem Wasserspiegel lag, mit einem doppelten starken Gitter von geschmiedetem Eisen umgeben. Die beiden Gitter standen, nach meiner Schätzung, etwa 6 Fuß auseinander. Der Zwischenraum zwischen beiden war nun angefüllt mit ledernen kleinen Beuteln oder Säcken, so viel ich sah ganz rund, und jeder dieser Säcke war mit Haaren stark ausgestopft, so daß Festigkeit und Elastizität in gleich hohem Maße, so weit als thunlich, erreicht waren. Die Säcke hatten ungefähr die Größe einer 36pfündigen Hohlkugel und waren ziemlich fest aufeinander gestampft, jedoch nicht eigentlich gepreßt, so daß der Elastizität eine ziemlich freie Wirkung übrig blieb. Man feuchtet diese Säcke nicht an während des Kampfes, wie ich es ursprünglich gemeint hatte, sondern läßt sie trocken, weil sonst das Wesentliche, die Widerstandskraft, die in der Elastizität liegt, dadurch gebrochen würde. Es genügte übrigens ein Blick, um einzusehen, daß diese Vorrichtung vollkommen genügen werde, ihren Zweck zu erreichen. Denn selbst eine 36pfündige Vollkugel, auf Pistolenschußweite abgefeuert — also die größte Geschützkugel, die wir kennen —, würde den Kessel nicht mehr verletzen, wenn sie zuerst die Schiffswand durchgeschlagen, dann das freistehende und also elastische Gitter durchgedrängt und dann sich in diese Haarsäcke hineingewühlt hätte. Ich glaube nicht, daß sie auch nur das zweite Gitter, geschweige denn den Kessel selbst, erreichen würde. Die Dicke der Schiffswandung schätze ich auf 28 bis 30 Zoll."

(Aus Thüringen, 17. April.) Der Neubau auf der Wartburg, obwohl mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden (schon wegen des Transports des Baumaterials), nimmt seinen ungestörten Fortgang. Im Burghof werden die Fenster- und Thurmverzierungen aus Sandstein zubereitet: im Innern beschäftigt man sich mit Ausschmückung der verschiedenen Räumlichkeiten. Im Festsaal wird M. von Schwind ein großes Frescogemälde, den Sängerkrieg darstellend, im Corridor des ersten Stocks sechs Bilder aus dem Leben der heiligen Elisabeth, und zwischen ihnen sieben Medaillons mit den Werken der Barmherzigkeit anbringen; für den Fries des Landgrafenzimmers sind acht Bilder aus der Geschichte Thüringens bestimmt, deren Stoff einzelnen, im Munde des Volks lebenden charakteristischen Begebenheiten entnommen ist. In der Burgkapelle sind einige Maler mit Wand- und Deckenmalerei beschäftigt. Am Fuß der Wartburg, in der nächsten Umgebung von Eisenach, ist eine Fichtennadel-Badeanstalt errichtet worden, welche mit Ende Mai eröffnet werden soll und ohne Zweifel viele Besucher anziehen wird.

(Berlin, 17. April.) Hr. von Hinckeldey hat so eben eine neue segensreiche Schöpfung ins Leben gerufen. Es ist bekannt, daß im April vorigen Jahres der „Berliner Gesundheitspflege-Verein", weil Zwecke und Organisationen an ihn anlehnten, welchen ein revolutionärer Charakter für die Bearbeitung der Massen zugeschrieben wurde, polizeilich aufgelöst werden mußte; aber die ursprüngliche und auf werkthätige Liebe gegründete Tendenz jener Association, der Zweck, den minder wohlhabenden Mitgliedern gegen einen regelmäßigen geringen Beitrag die Beschaffung ärztlichen Beistandes nebst den erforderlichen Heilmitteln zu bieten, durfte deßhalb nicht preisgegeben werden. Schon als die Auflösung erfolgte, wurde für die dem Arbeiterstande angehörigen Interessenten Fürsorge getroffen; der Polizeipräsident trat aber auch sofort mit einflußreichen Personen aus allen Ständen in Verbindung, um eine neue Form für die Erfüllung jenes Zwecks zu finden: es bildete sich ein Centralcomitee, welches ein Normalstatut für Gesundheitspflege-Vereine entwarf; Vertrauensmänner wurden zu dessen Berathungen zugezogen, und eben jetzt liegt dem Publikum, mit einer warmen und herzlichen Ansprache, die zu thätiger Betheiligung auffordert, das Resultat derselben vor. Die so reorganisirten Vereine, welche, wenn auch der Behörde ein gewisses Aufsichtsrecht gewahrt ist, doch innerhalb der Gränzen ihrer Zwecke sich völlig frei bewegen und entwickeln können, versprechen ein wichtiges Element des städtischen Lebens zu werden. (A. Z.)

Für die Bildergalerie des Museums in **Berlin** ist zum Preise von 30,000 Thalern aus der Sammlung des Herzogs von Terranueva in Neapel ein ächter Rafael erworben worden, eine heilige Familie, unter welcher besonders der Kopf der Madonna von vollendeter Schönheit seyn soll.

Frankfurter Theater.

S. **Rosenthal's** „Sonnwendhof" ist nun auch über unsere Bühne gegangen und beifällig aufgenommen worden. Wir wollen diese dramatisirte Dorfgeschichte, die der Verfasser ein Volksschauspiel genannt hat, nicht ausführlich besprechen und nur andeuten, daß sie an Werth sehr gewonnen haben würde, wenn der Dialog den handelnden Personen anpassender, wenn er ihnen naturwüchsiger gehalten wäre. Sie sprechen, mit Ausnahme der Crescenz und der Franzl in einer Weise, die mehr nach literarischem, als nach bäuerlichem Zuschnitt behandelt ist und durchaus nicht glauben läßt, daß man sich in diesem Sonnwendhof auf hoher Alm und fern vom Schliff der städtischen Civilisation befindet. Hierin scheint uns der größte Fehler des Stückes zu liegen, den auch die vortrefflichste Darstellung nicht zu beseitigen vermögen wird. Schade um diesen Mißgriff, da die Rollen des Stückes im Uebrigen sehr effektvoll und für die Darsteller überaus dankbar sind. Was die hiesige Aufführung des Sonnwendhofs betrifft, so glauben wir der Frl. **Lindner** (Crescenz) und der Frl. **Tueda** (Franzl) den Preis des Abends zuerkennen zu müssen, da beide eine Natur und Wahrheit des Spiels entfalten, welche die darzustellenden Charaktere geltend zu machen nicht verfehlen kann. — Frl. **Claus**, die wir im Verlaufe ihres weitern Gastspiels heute als Monika auftreten sahen, ist durch ihre persönliche Erscheinung so vortheilhaft empfohlen, daß wir wiederholt wünschen müssen, sie möge durch ein einfacheres und ungezwungeneres Spiel dem Geschmacke unseres Publikums entsprechender zu werden sich bestreben, was bei ihrem unverkennbaren Talente ihr wohl gelingen dürfte. — Fräul. **Genelli** war zwar keine schlichte Aelplerin, wußte aber durch die Wärme und poetische Innigkeit ihres Spiels die Theilnahme des Beschauers in lebhaften Anspruch zu nehmen. — Auch die Herren **Reger** (Mathias) und **Devrient** (Valentin) machten aus ihren etwas stark hinaufgeschraubten Rollen, was sich daraus machen läßt. — Hr. **Weckenthin** (der Kesselflicker) war durch Maske und Erscheinung ausgezeichnet. — Der Sonnwendhof fand auch bei der zweiten Aufführung beifällige Aufnahme, und zweifeln wir nicht, daß er die Theaterfreunde noch öfters heranziehen und für die Kasse zu einer ergiebigen Novität werden wird. **W.**

Korrespondenz.

Wiesbaden, 25. April.

Kaum war der Zug der Fremden auf der Wallfahrt nach dem feenischen Frieden der entzückenden Blumenwelt zu Biebrich vorüber, so trafen unsere ersten Kurgäste hier ein. Die feierliche **Eröffnung unserer Badesaison** findet dießmal acht Tage früher, nämlich nächsten Sonntag den 30. April statt. Der Spielpächter, Hr. Guaz, ist bereits gestern aus Strasburg hier angelangt, und unsere Stadtfeld'sche Regimentsmusik wird diese Eröffnung mit einem ausgezeichneten Konzert-Programme hinter dem Kursaal introduciren. Wie viel anziehender aber ist diese Lieblingsstätte aller Fremden geworden, seitdem der schöpferische Genius unseres Schloßgartendirektors **Theleman** von Biebrich die Umgebungen des See's mit neuen Anlagen und Reizen geschmückt hat und nun vollends der neuerwachte Frühling mit seinem frischen Grün und seinem Blüthenmeer den reichsten Zauber über die an sich so heitere Gegend von Wiesbaden ausgebreitet hat. Nach einer Bekanntmachung des publicistischen Bureaus im „Wiesbadener Kurkalender" stehen zudem noch im Laufe dieses Jahres unserer Kurstadt bedeutende Veränderungen bevor, nämlich Erhöhung, Erweiterung und architektonische Verschönerung der Spiel- und Restaurationslokale des Kurhauses, die Anlage einer großartigen Fontaine auf dem Rasenplatz vor dem Kurgebäude und ein bedeckter Gang vom Kochbrunnen aus, welcher den Kurgästen bei ungünstiger Witterung Schutz gewähren soll. Außerdem werden noch andere zweckmäßige Veränderungen und Verschönerungen in den Anlagen durch unsern Direktor Theleman angebracht, ein **großartiges Lesekabinet** in mehreren Salons errichtet, sowie nach dem erweiterten, von der Aktiengesellschaft mit den jetzigen Spielpächtern abgeschlossenen Vertrag von dieser Kur an **täglich** große Musik im Kurgarten, freier Eintritt der Fremden ins Lesekabinet und in die Bälle, Heranziehung der bedeutendsten Künstler und Künstlerinnen, und in die erwähnten Lokale ein Ameublement in geschmackvollster Form stattfinden. Schon vor drei Wochen haben unter der Leitung des Hrn. Bauraths Götz die Verschönerungen im Reunionssaale begonnen, indem dieser ganz neu hergestellt wird, namentlich mit einer sehr reichen und prachtvollen Vergoldung der in früheren Jahren von unserm Bildhauer Genth ausgeführten Rosetten, deren größte 20 Fuß Durchmesser hat. Wer möchte in diesem Wiesbaden nicht gerne sein Bedesta oder seine Erholung suchen, zumal da es im Uebrigen als Residenz alle Bequemlichkeiten bietet, jede Form einer ungenirten Lebensweise zuläßt, den Nektar der Weine spendet und noch während dieses Sommers mit den Rebenhügeln unseres weltberühmten Rheingaus auch durch eine Eisenbahn in die schnellste Verbindung setzt. Mag auch das lärmende Kriegsgetümmel mit all' seinen Schrecken andere Völker zerfleischen und die alten Verhältnisse über den Haufen werfen, in Wiesbaden ist Friedensland und Wohlseyn!

Darmstadt, 25. April.

Richard Wagner's „Lohengrin" ist nun auch auf unserer Bühne gegeben worden. Die Ausführung unter der Leitung unseres thätigen Kapellmeisters Schindelmeisser ist eine sehr präcise und abgerundete; die Besetzung, bis zu den einzelnen Chorführern, durch die tüchtigsten Mitglieder unserer Oper, ist fast ohne Ausnahme befriedigend; die Chöre sind, wie es bei dieser Oper unerläßlich ist, genügend stark besetzt, und die äußere Ausstattung in Decorationen und Kostümen ist so sorgfältig und glänzend, daß wohl die hiesige Darstellung berechtigt, ein Urtheil über dieses Werk Wagners zu fällen, das bis jetzt nur auf wenigen Bühnen gegeben wurde. — Bleiben wir vorerst bei dem Texte der Oper stehen, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß er den des Tannhäuser an dramatischer Wirkung übertrifft, einzelne wahrhaft poetische Situationen bietet und namentlich die Handelnden uns näher treten und eine wärmere Theilnahme erregen. Die musikalische Ausführung bringt dagegen, wenigstens nach einmaligem Anhören, im Allgemeinen des Ansprechenden und Befriedigenden weniger, als der Tannhäuser. Die maßlosen Recitative im ersten Acte, fast nur unterbrochen durch das massenhafte Einschreiten der mitunter etwas unklaren Chöre, bei geräuschvollster Instrumentirung wirken zuletzt ermüdend und abspannend und man sehnt sich oft vergebens nach einem Ruhepunkt, nach einer Stelle, die mehr das Gefühl in Anspruch nimmt; nur die Partie der Elsa (von Fräul. Rotter mit verdienstlicher Präcision und Wärme gesungen) bringt den aufgeregten Nerven einige Beschäftigung. Sehr ansprechend ist der gemischte Chor: „Welch' hohe Wunder".

(Schluß folgt.)

Frankfurt a. M.

Herr **Hasert**, welcher im Harmoniesaal (Bockenheimergasse) sein vortreffliches **Mikroskop** aufgestellt hat, mittelst dessen er uns die Geheimnisse der Natur zeigt und zwar in so klaren und scharf ausgeprägten Bildern, wie wir sie noch nicht gesehen haben, wird nur noch für wenige Tage hier verweilen, weßhalb wir nicht unterlassen wollen, das Publikum auf diese eben so belehrende, als höchst interessante Sehenswürdigkeit aufmerksam zu machen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag. 27. April. **Uriel Acosta**, Trauerspiel in 5 Abth., von C. Gutzkow. (Gastrollen) Judith: Fräul. **Claus**. Uriel: Hr. **Blattner**, vom Stadttheater zu Riga.

Freitag, 28. April. (Zweite Gastdarstellung der Fräulein Jenny Ney, k. sächs. Hof- und Kammersängerin vom Theater zu Dresden): **Don Juan**, große Oper in 2 Akten, Musik von Mozart. Donna Anna: Fräul. Jenny Ney. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von **Heller und Rohm**. — Verantwortlicher Redakteur: **J. A. Hammeran**.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 102. Freitag, den 28. April 1854.

Die Logik der Leidenschaften.

(Nach dem Französischen der Marie Aycaed.)

(Fortsetzung.)

„Ich befinde mich, gnädige Frau“, begann Hortensie, „in einee ganz eigenthümlichen Lage. Bedenken Sie nur, daß Ihr Herr Neffe und ich uns noch nie gesehen haben, daß . .“

„Daß Sie sich gegenseitig nicht gefallen könnten, nicht wahr? Das ist unmöglich“, sagte Frau von Loris bestimmt.

„Wenn nun Ihr Herr Neffe vielleicht eine Andere liebte?“

„Dann hätte er nicht um Ihre Hand gebeten. . . Sie wissen, daß er reich ist“, fügte Frau von Loris nachlässig hinzu, „und daß ee auch schon eine Thorheit wegen Ihnen begang n hat.“

„Wegen mir?“ fragte Hortensie erstaunt.

„Hat Ihnen Ihr Herr Vater nichts davon gesagt? Denken Sie sich, mein Kind, Egard hat in der Picardie eine reizende Besitzung gesehen, ein wahres kleines Eden, die Bernhardine genannt. . . Er wollte es für Sie kaufen, und da Ihe Herr Vatee den Eigenthümer kennt, so hat er es an sich gebracht. Egaed hätte mit Vergnügen eine Million dafür gegeben, um Ihnen eine Feeude zu machen.“

Die Erwähnung dee Bernhardine und der damit verbundene Gedanke an Carl Bernhard eregte Hortensien so sehr, daß sie lebhaft ausrief:

„Aber, gnädige Frau, wenn ich nun einen Andern liebte?“

„Sie, mein Kind“, erwiederte Frau von Loris lächelnd, „sollten eine Leidenschaft haben? Ich kann es nicht glauben. Nun, und wenn es der Fall wäee, so lassen Sie dieselbe erkalten, dann sind Sie wieder frei. Um einer solchen Kleinigkeit willen werden Sie doch nicht veeweigern wollen, sich mit unserer Familie zu verbinden. Im Uebrigen ist es auch gegen den guten Ton füe ein junges Mädchen, eine Leidenschaft zu nähren, das geht dann leicht weiter. Leidenschaften passen überhaupt nur auf das Theater, aber nicht in das wiekliche Leben.“

Hortensie hörte ganz erstaunt zu, wie Frau von Loris sich in ganz anderer Weise aussprach, als sie es von ihrer Tante gewohnt war.

„Ja, Gräfin, — veezeihen Sie, mein Kind, das Wort ist mir entschlüpft —“, fuhe Frau von Loeis foet, „lieben Sie Egard erst, wenn es Ihe Mann ist; dann weeden Sie sicher glücklich. Wollen Sie den Graf sehen?“ Mit diesen Worten hatte sie Hortensien nach der Glasthüre gezogen, die in den Salon führte und den Damastvorhang zurückgeschlagen, so daß man sehen konnte, was daselbst vorging.

Hortensie wollte erschrocken zurücktreten, als sie Gesellschaft versammelt sah, doch Frau von Loris erwiederte ruhig: „Es sind nur einige Feeunde. Sehen Sie Ihren Vatee, mein Kind?“ Als Hortensie dieß bejahte, fuhe sie foet: „Kennen Sie den schönen jungen Mann, mit dem er speicht?“

„Ich erinnere mich nicht“, eewiederte Hortensie verlegen.

„Es ist der Graf von Beaulieu“, sagte Frau von Loris selbstzufrieden.

„Der Geaf von Beaulieu!“ wiederholte Hoetensie ein wenig bewegt.

Jetzt öffnete Frau von Loris die Glasthüre und trat, Hortensien an der Hand, in das Zimmer. Eine angenehme Ueberraschung zeigte sich auf den Gesichtern der Anwesenden, und von allen Seiten hörte man: „Ein allerliebstes Kind! Es ist Ihre Tochtee, Herr Paeavet? Warum haben Sie sie der Gesellschaft so lange entzogen?“

Herr Paravet erwiedeete, daß seine Tochter sehr früh ihrer Mutter beraubt worden sey und daß er es unter diesen Umständen für angemessen gehalten habe, sie erst in dem Augenblicke in die Welt einzuführen, wo ihre Verhältnisse sich ohnehin änderten. Deutlicher konnte er nicht auf die bevorstehende Heirath seiner Tochter hindeuten.

Herr Paravet stellte den Grafen Egard, auf dessen Wunsch, seiner Tochter vor. Der junge Graf sagte einige verbindliche Worte und zog sich wieder zurück. — Man setzte sich zu Tisch. Hoetensie hatte erwartet, ihren Platz neben dem Geafen von Beaulieu zu erhalten; doch dieß wae nicht der Fall. Alle Anwesenden wußten, daß es sich um eine Verlobung handele, daß die beiden für einander Bestimmten sich ohne Zweifel im Stillen gegenseitig beobachteten; doch Niemand schien das zu bemerken. Man sprach von Kunst, von Liteeatur und Reisen.

„Waren Sie auch in Deutschland?“ fragte Heer Paravet den Grafen.

„Ich habe drei Monate in Wien gelebt und gedenke noch immer dankbar der Gastfreundschaft, die ich dort genossen habe. Mein Wirth wae zwar eigentlich ein Franzos“, fügte der Graf lachend hinzu, „ein ehemaliger Soldat, Namens Larue.“

„Sie kennen Herrn Larue, den Theilhaber des Geschäftes der Gebrüder Lieber?“

„Ee ist ein Freund von mir und ich stehe noch immer in Beiefwechsel mit ihm.“

„Ach“, dachte Hoetensie bei sich, „wenn der Geaf Larue kennt, so hat er meine Tante schon für sich gewonnen.“

Nach Tische empfahlen sich einige Gäste und für die Uebrigen waren Spieltische bereit. Auch Herr Paravet und Frau v. Loris nahmen Theil. Der Graf und Hortensie, die einzigen Personen, welche nicht spielten, waren sich anscheinend ganz selbst überlassen; doch Here Paravet beobachtete sie von seinem Spieltische aus immer aufmerksam.

Der Graf näherte sich Hortensien, ergriff ihre Hand und sagte in sanftem Tone:

„Mein Fräulein, ich hoffe, Sie werden mir meine Offenheit Dank wissen; wozu sollte auch Verstellung über unser gegenseitiges Verhältniß führen? Ihr Herr Vater hat mir erlaubt, bei Ihnen um Ihre Hand zu bitten und Frau von Loris wird Ihnen Alles gesagt haben. . . Sie werden also, wenn Sie damit einverstanden sind, Ihr Loos an das meinige knüpfen. In der That, Sie sind liebenswürdig und noch schöner, als Ihr Herr Vater Sie geschildert hat. Ein Anderer an meiner Stelle würde um Ihre Liebe bitten, würde Ihnen sagen, daß er Sie anbete; doch Sie wären zu vernünftig, um es zu glauben. Nicht als ob eine plötzliche Neigung unmöglich wäre! nur unter den Umständen, die uns zusammenführen, ist sie es. Ich erlaube mir also nur die Bitte, die Versicherung meiner innigsten Hochachtung hinzunehmen."

Herr von Beaulieu war zu feiner Weltmann, um eine Antwort zu erwarten. Auf einen Wink des Herrn Paravet wendete sich Frau von Loris zu Hortensien und sagte:

„Nun, mein Kind, was erzählt Ihnen denn der Hauptmann?"

„Ich sprach mit Fräulein Paravet von den Damen in Algier, deren Toilette sehr verschieden von jener der Pariserinnen ist", sagte der Graf heiter.

Der Graf beurlaubte sich, da sein Oberst ihn erwartete.

„Jetzt bin ich gebunden", sagte er zu sich selbst, als er den Salon verließ; „jetzt muß ich jeder Hoffnung entsagen; ich darf ja nicht einmal an Cecilien denken!"

„Ich stehe für meine Tochter", sagte Herr Paravet leise zu Frau von Loris."

Auf dem Wege von Frau von Loris bis zu Hause wurde kein Wort zwischen Vater und Tochter gewechselt. Herr Paravet erwartete, Hortensie solle das Schweigen brechen, und diese war in Gedanken nur damit beschäftigt, wie sie sich benehmen solle. Wäre es nicht besser, offen mit ihrem Vater zu sprechen, anstatt heimlich in der Nacht das Haus zu verlassen? Der Graf hatte ja auch aufrichtig gesprochen, sie hätte es nur auch so machen sollen. Frau von Loris hatte ihr deutlich zu verstehen gegeben, daß ein solcher Schritt, wie sie eben zu thun im Begriffe stand, sich nicht mit dem guten Ton vertrage und Fräulein Hortensie legte seit diesen Mittag sehr viel Werth auf den guten Ton.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben des großh. badischen Staats- und Kabinetsministers, Frhrn. Sigmund von Reizenstein.

(Fortsetzung.)

Als Reizenstein aus Gesundheitsrücksichten 1803 bei seinem Fürsten um die Entlassung von dem französischen Gesandtschaftsposten einkam, und ihm Carl Friedrich unter ehrender Anerkennung seine Entfernung von Paris bewilligte, gab Buonaparte seine Zufriedenheit mit den Leistungen des badischen Gesandten in einem Briefe aus St. Cloud vom 13. Juni 1803 zu erkennen. Auch Talleyrand schrieb demselben in gleich anerkennender Weise am 4. Messidor 1803. Von Carl Friedrich erhielt er mit einem seine Verdienste besonders ehrenden Schreiben den Hausorden der Treue.

Schon am 20. Mai 1803 hatte dieser edle Fürst, der das wahre Verdienst immer da, wo er es kennen lernte, zu lohnen verstand, unter „Bezeugung der ganz besondern gnädigsten Zufriedenheit mit den ihm und seinem kurfürstlichen Hause mit so vielen Merkmalen treuester Ergebenheit und Anhänglichkeit geleisteten, ersprießlichen Diensten" seinen Gesandten „in den Charakter und Rang der wirklichen adeligen geheimen Räthe des badischen Landes gesetzt". Nicht lange vorher hatte dieser erhabene Fürst (am 26. Febr. 1803) an ihn nach Paris geschrieben: J'espère, que le moment, où vous quitterez Paris, Monsieur, ne sera pas celui, qui dissoudera les rapports, qui ont existé jusqu'ici entre vous et moi; au contraire, je désirerais de les voir consolidé plus étroitement, si vous pouviez vous resoudre à m'aider gouverner un pays, à l'agrandissement duquel vos soins et vos travaux sages et judicieux ont si essentiellement contribué.

Seit der Niederlegung des französischen Gesandtschaftspostens (1803) zog sich Reizenstein nach seinem lieben Heidelberg zurück. Die herrliche Gegend und die wissenschaftlichen Umgebungen zogen ihn an. Schon damals war er bei der neuen Einrichtung der Universität thätig. Allein Napoleons Erhebung zum Kaiser der Franzosen und neue verwickelte Verhältnisse in Deutschland riefen ihn aus seiner stillen Heidelberger Klause auf's Neue zum Schauplatze diplomatischer Thätigkeit.

Im Jahre 1805 wurde er abermals als außerordentlicher badischer Gesandter zu dem Kaiser Napoleon mit unbedingter Vollmacht geschickt. Hier legte er durch seine bewunderungswürdige diplomatische Gewandtheit in beharrlich treuer, seinem Fürsten und Lande zugewendeter Ergebenheit den Grund zu dem erweiterten Bestande des zum Großherzogthum erhobenen Kurfürstenthums Baden. Nie strebte seine Bescheidenheit nach einer andern Anerkennung, als nach der Zufriedenheit seines Fürsten und nach dem lohnenden Bewußtseyn, das Wohl des Landes, dem er angehörte, gewollt und mitbegründet zu haben.

Da seine Stellung dießmal nur eine außerordentliche, sich auf die Friedensverhandlungen mit Frankreich beziehende war, so finden wir den Kabinetsminister schon 1806 wieder in seinem Lieblingsaufenthalte, Heidelberg, wo er sich, von dem Geräusch der Welt zurückgezogen, glücklich fühlte, wenn er anspruchslos und bescheiden, wie er war, im Tempel der Musen opfern konnte. Allein schon im Jahre 1806 wurde ein so verdienter Staatsmann, dem Carl Friedrich vor allen Dienern seines Landes das größte Zutrauen schenkte, auf's Neue in den höhern Kreis der Regierung Badens abgerufen.

Wenn die Pflicht gebot, leistete der Minister v. Reizenstein niemals Widerstand. So ungerne er mit seiner angegriffenen Gesundheit aus seiner Einsiedelei in Heidelberg hervorging, so diente er doch nach dem Willen seines Fürsten mit Umsicht und Erfolg als Minister für die kurze Zeit, in der die damals von seinem Landesherrn beschlossenen neuen Organisationsarbeiten dauerten. Dieß mochte kaum ein Jahr gewährt haben; denn schon 1807 sehen wir ihn mit einem Geschäfte betraut, das der innersten Lieblingsneigung seines eigentlichen Wesens entsprach, mit dem Curatorium der ihm so lieb gewordenen Hochschule Heidelberg, für welche seit ihrer Wiederherstellung die meisten und erfolgreichsten Schöpfungen der Regierung von ihm ausgegangen waren.

Da er aber hier allein nach seinen Gedanken schaffen und walten wollte, und sich Andere, ohne ihn auch nur zu fragen, in die Leitung der Universität einzumischen suchten, zog er sich, und zwar noch im nämlichen Jahre, von dem öffentlichen Schauplatze zurück. Ein Professor der Rechte in Heidelberg hatte, ohne an ihn auch nur eine Anfrage zu stellen, am 23. März 1807 eine Bittschrift um Dispensation von den Sitzungen des akademischen Senates, sowie des Gerichts- und Spruchcollegiums „kränklicher Gesundheitsumstände wegen" an das Ministerium eingegeben und diese Dispensation vom Geheimenraths-Collegium schon am 31. desselben Monats ohne jede vorherige Communication mit dem Curatorium erhalten. Ebenso wurde die Inspektion des Schloßgartens der Curatel ab- und dem großherzoglichen geheimen Finanzrathe zugesprochen. Reizenstein machte am

6. April eine energische Gegenvorstellung. Die Sprache der Wahrheit schadete ihm bei einem Fürsten, wie Carl Friedrich war, nicht. Im Gegentheile wuchs das Vertrauen des Regenten zu seinem vielbewährten Diener. Am 26. Oct. 1809 wurde ihm auf's Neue das großherzogliche Kabinetsministerium übertragen. Die Urkunde seiner Ernennung zum Kabinetsminister ist von Carl Friedrich unterzeichnet und von dem Erbgroßherzog Carl gegengezeichnet.

Die Geschäfte, welche v. Reizenstein damals hatte, gaben ihm Veranlassung, den schon früher gefaßten Gedanken von Paulus' Berufung auszuführen. Die Signatur wurde von seinem Nachfolger, von Andlaw, unterzeichnet. In dieser Zeit zog sich Reizenstein abermals in seine Klause nach Heidelberg zurück. Hier lebte er in der theuern Musenstadt im innigen geistigen Wechselverkehre mit den berühmten dortigen Gelehrten, die durch ihn die Zierden der Ruperto-Carola geworden waren, wie in gleicher Weise in einer von seinem Geiste nicht minder, als von seinen Kenntnissen zeugenden Korrespondenz mit auswärtigen berühmten Schriftstellern und Universitätslehrern. Eben dieser ununterbrochen fortgesetzte Briefwechsel, das anhaltende Studium der klassischen Wissenschaften und die Aufmerksamkeit auf die bedeutendsten schriftstellerischen Erscheinungen erleichterten ihm sein stilles, wohlthätiges Wirken für das Wohl der Hochschule. Bei wichtigen Vorkommnissen wurde der Freund des Horaz und Plato aus seiner Studirstube und aus dem Kreise seiner gelehrten Freunde, die ihm mehr oder minder ihre Wirksamkeit verdankten, zu Rath und That in die geräuschvollere Residenz gerufen.

(Schluß folgt.)

Aphorismen.

(Wahrheit und Lüge.) Wenn wir alle unsere Speisen unter dem Mikroskope untersuchen wollten, würden wir aus Ekel vielleicht vorziehen, zu verhungern. So ist es leider auch unmöglich, sein Leben ganz nur nach absolut guten und reinen Grundsätzen einzurichten. Wer kann und darf immer ganz wahr seyn? Es muß schon genügen, daß wir die Lüge nur nicht liebgewinnen.

(Die Nachbarschaften der Tugend.) Es ist betrübend und erschwert sehr die wahre Beurtheilung der Menschen, daß so viele unserer schönsten Tugenden dicht an Fehler streifen. Man verurtheilt z. B. den Neid auf fremde Verdienste und dennoch muß man fragen: Kann ohne ihn die erlaubte Ehr- und Ruhmbegierde bestehen?

(Zum täglichen Verkehr.) Wie viele Menschen halten wir im Grunde nur deßhalb für gut, weil es uns schrecklich lästig und unbequem seyn müßte, von ihnen das Gegentheil anzunehmen. (Gutzkows Unterh. am häusl. Herd.)

Mannichfaltigkeiten.

Oesterreich ist zu beneiden, da es eine Kaiserin bekommt, welche sich durch Bildung auszeichnet. Ihr Vater, der Schwager des Königs Ludwig von Bayern, ist der eben so gescheidte als geachtete Herzog Maximilian, welcher in seinem Leben etwas mehr gethan hat, als Wachtparaden zu kommandiren. Er gab zuerst im Jahre 1831 unter dem Namen „Phantasus" zwei Bände „Novellen" heraus, im Jahre 1833 eine Uebersetzung der „Lucretia Borgia" von Victor Hugo, im Jahre 1834 ein „Skizzenbuch", im Jahre 1835 eine Novelle unter dem Titel „Jakobina", im Jahre 1838 eine andere unter dem Titel „Der Stiefbruder"; in demselben Jahre unternahm er eine Reise nach Palästina und Griechenland, welche im Jahre 1839 unter dem Titel „Wanderungen im Orient von Maximilian, Herzog in Bayern" erschien. Besonders dieses letzte Werk hat so angesprochen, daß bald die zweite Auflage erschien und der Verleger nächstens die dritte Auflage herausgeben wird. Wenn in einem so hohen Hause die Wissenschaften nicht bloß als Liebhaberei, sondern ernstlich getrieben werden, ist dieß ein gutes Beispiel auf die heranwachsende Generation und macht den Wunsch rege, daß es überall so gehalten werden möge.

Kürzlich bestieg in Paris ein junger, wohlgekleideter Mann den Triumphbogen auf dem Concordeplatz. Plötzlich sah man, wie er seinen Hut abnahm, in den er einiges Geld legte, und unter dem Rufe: „Nehmt Euch in Acht!" stürzte er sich über das Geländer herab. Er fiel auf das zweite Gesimse, wo er eine Weile leblos zu liegen schien; plötzlich raffte er sich wieder auf und stürzte sich ganz herab. Er fiel zerschmettert neben der Schildwache nieder. Der Leichnam wurde nach der Morgue gebracht.

Dr. Eisenmann in Würzburg beabsichtigt, eine Cigarren-Fabrik zu etabliren, um Sträflinge während und nach der Haft zu beschäftigen und für ihr körperliches und sittliches Wohl zu sorgen.

(Ulm, 19. April.) Ueber ein am Ostermontag stattgehabtes Gewitter berichtet die „U. Z.": „Um 1 Uhr wurde der nachmittägige Gottesdienst mit einer Vesper angefangen. Der Pfarrer fing den Eingangsgesang an mit den Worten: „Mein Gott hilf", und bei dem letzten Worte war es, wie wenn die größte Kanone neben seinen Ohren losgelassen worden wäre; das Feuer war augenblicklich im ganzen Chore, das schnell in einen schwarzen Rauch überging, besonders in der Nähe des Altars, wo der Pfarrer, der Meßner und die zwei Ministranten waren; letztere stürzten nieder. Der Pfarrer wurde vom Blitze oben an dem Schulterblatte berührt, der Strahl ging an der rechten Seite hinunter bis zu den Zehen, der Stiefel ward zertrümmert; der Meßner wurde vom Arme bis unten hinaus auf der linken Seite betroffen, Hosen, Rock und Stiefel sind zerfetzt und er wurde zu Boden geworfen. In den Knaben- und Mädchenstühlen in der Nähe des Pfarrers wurde nur ein Kind verletzt, dem am Kopfe die Haare versengt wurden, von der Brust bis zum Bauch sind Brandmale sichtbar. Die Verletzten, unter denselben der Pfarrer, sind außer Gefahr."

Fräul. Babnigg hat sich am 18. April in Pesth mit dem türkischen Militärarzt Dr. Mange verheirathet. Die „schlesische Nachtigall" begibt sich nach Kleinasien, wo Dr. Mange stationirt ist.

Nach dem „Ostboten" ereignete sich in dem überschwemmten Danziger Werder folgender komischer Vorfall: Ein Hofbesitzer, der in einem sogenannten Seelenverkäufer seiner im Wasser stehenden Wohnung zuruderte, bemerkte auf einem aus dem Wasser hervorragenden Weidenbaume zu seiner nicht geringen Verwunderung einen Hasen, der sich in seiner Angst vor den strömenden Fluthen dort oben ein Rettungsasyl gesucht hatte. „Den Braten kannst Du mitnehmen", denkt der Mann, rudert hinan und ersteigt den Baum; doch wie er nach Freund Lampe zulangen will, nimmt dieser einen Entsetzungssprung — glücklich hinein in den Kahn, der von der Kraft des Stoßes in Fahrt geräth und

vom Winde getrieben, bald das nahe gegenüber liegende Dammufer erreicht. Der Hase entkam, während sein Verfolger mehrere Stunden lang auf dem Weidenstumpfe sitzen mußte, philosophische Betrachtungen über den Wechsel des Glückes haltend, bis einer der Nachbarn den Verunglückten rettete.

Frankfurter Theater.

Die ihrem Künstlerrufe nach auch uns als eine der hervorragendsten gegenwärtigen deutschen Sängerinnen bekannte königl. sächsische Hofopern-Sängerin **Jenny Ney** hat ihr hiesiges Gastspiel am 26. d. M. mit der Norma, dieser unvermeidlichen Debutrolle aller Primadonnen, eröffnet und sich eines glänzenden Erfolges in wiederholten enthusiastischen Beifallsbezeigungen und Hervorrufungen zu erfreuen gehabt. Wir können diesen Huldigungen nur beistimmen; denn Fräul. Jenny Ney besitzt alle Vorzüge nicht nur einer Primadonna, sondern auch einer dramatischen Sängerin. Ihr sehr umfangreicher Sopran ist von gleichmäßiger Schönheit und Fülle und in den höheren Tonlagen von einer Kraft und Ausgiebigkeit, wie man sie nur selten hört. Zu solchen Stimmmitteln gesellt sich eine allen Anforderungen entsprechende Gesangsvirtuosität, die sich durch brillante Coloratur, Reinheit der Intonation, höchste Klarheit und Deutlichkeit der Pronunciation, sowie durch Eleganz und Geschmack des Vortrags auszeichnet und einen um so wohlthuenderen Eindruck macht, als sich die Sängerin durch das Bewußtseyn ihrer Technik und Sicherheit nicht verleiten läßt, die feinen Gränzlinien des Schönen zu überschreiten. Solche Vorzüge erhalten aber ihre echte Bedeutung und ihren künstlerischen Ausschlag erst dadurch, daß sie durch das innere belebende Element eines wahrhaft dramatischen, dem Charakter und den Situationen sich anschließenden Vortrags zur rechten Geltung gebracht und nur so verwendet werden, wie es die kunstgerechte Lösung der musikalischen und poetischen Aufgabe zugleich verlangt. In letzterer Beziehung war ihre Norma ganz im Charakter des von Liebe, Leidenschaft und Rache durchglühten Weibes und steigerte sich in der großen Scene des dritten Aktes zu einem Ausdruck von dramatischer Kraft und Wahrheit, der bei aller Hingebung doch das rechte Maß zu wahren wußte. Ihr Spiel ist in einer Weise und in Dimensionen gehalten, die an das der Rachel erinnern und auf plastischen und dramatischen Effekten beruhen, die wir namentlich in der Oper gelten lassen zu müssen glauben. Die somit meisterhafte Ausführung der Norma läßt uns dem fernern Gastspiel der Fräul. Ney mit Spannung entgegensehen und halten wir es für Pflicht, es der Beachtung aller Kunstfreunde auf's lebhafteste zu empfehlen. — Die übrige Aufführung ließ, die Adalgisa der Fräul. Hoffmann ausgenommen, viel zu wünschen übrig, wobei wir aber nicht unbemerkt lassen dürfen, daß man der Gefälligkeit des Hrn. Baumann, welcher wegen Unpäßlichkeit des Hrn. Auerbach die Partie des Sever unvorbereitet übernommen hatte, was dem Publikum anzuzeigen nicht unterlassen worden war, mit mehr Rücksicht und Achtung hätte entgegen kommen sollen. Es gibt einen gewissen Takt, den das Publikum nie außer Acht lassen darf.

W.

Korrespondenz.

Köln, 24. April.

Es ist gewiß sehr erfreulich, daß in diesem Jahre, wo die **Auswanderungslust** so enorm gestiegen, am Rheine bis jetzt noch keine Klagen wegen Uebervortheilungen von Seiten der Auswanderer laut wurden. Diese Erscheinung ist ganz allein der Caution zuzuschreiben, welche von den Agenten erlegt werden muß; denn während man vordem in fast allen größeren und kleineren Städten Agenten antraf, die mit Auswanderern Contrakte abzuschließen befugt waren, sind dieselben jetzt, wo ein Hauptagent 10,000 Thlr. deponiren muß, nur einzeln sogar in den größeren Städten anzutreffen. In Coblenz ist nur, so viel wir wissen, ein Hauptagent, und in Köln hat in diesen Tagen Karl Maibücher eine Haupt-Expedition eröffnet. Die Unteragenten, die auch cautionspflichtig sind, dürfen nur im Auftrage eines Hauptagenten Verträge abschließen. — In unserer Provinz sind in den letzten Wochen wieder mehrere **Waldbrände** vorgefallen. — Nachdem man bei uns schon seit vielen Jahren das Bedürfniß einer **Bade- und Waschanstalt** besprach, werden aller Wahrscheinlichkeit nach in diesem Sommer Silbergroschen-Bäder errichtet werden.

Von der hess. Bergstraße, 26. April.

Das Sprüchwort: „Sind die **Reben** um Georgi noch blutt und blind, so soll sich freu'n Mann, Weib und Kind", hat sich dieses Jahr auf die traurigste Weise bewahrheitet. Die Reben haben bei uns dieses Jahr am Georgitag auf der Straße geleuchtet und man hat schon die reichlich hervorkommenden Scheine gesehen. In der Nacht vom 24. auf den 25. d. M. aber hatten wir bei heftigem Nordostwind einen starken Winterfrost, durch welchen die bereits von 1—4 Zoll lang gewesenen jungen Schößlinge der Weinstöcke total erfroren sind, so daß jetzt die Tags zuvor noch prächtig grünen Weinberge den traurigsten Anblick darbieten und die schönen Hoffnungen auf ein gesegnetes Weinjahr mit einem Schlage gänzlich vernichtet sind. Deßgleichen sind die **Nußbäume**, die ebenfalls schon ausgetrieben hatten und bereits die Blüthenkätzchen zeigten, total erfroren, so daß sie für dieses Jahr keine einzige (?) Frucht bringen werden. Alle **Obstbäume**, die in prachtvoller reichlicher Blüthe standen, haben ebenfalls vom Froste so stark gelitten, daß sie für dieses Jahr wenig oder gar keine Früchte bringen werden.

Mannheim, 26. April.

Als wir heute erwachten, fanden wir leider den Blüthenschnee mit wirklichem **Schnee** überdeckt. Gestern Morgen 4 Uhr bei Ost-Nord-Ost 2 Grad Kälte R. Der Weinstock ist zum großen Theil, wo er dem Winde ausgesetzt war, erfroren. Dasselbe Schicksal haben Pfirsiche, Aprikosen, Nüsse und namentlich auch der Reps. Der Frucht hat es bis jetzt glücklicherweise noch nicht geschadet.

Stuttgart, 25. April.

Für die von hier nach Dresden abgehende Fräul. Wilhelmi soll demnächst Fräul. Thate aus Braunschweig an unserem Hoftheater gastiren.

Darmstadt, 25. April.

(Schluß.)

Auch der zweite Akt des „Lohengrin" hat in der ersten Scene zwischen Ortrud und Friedrich Telramund, so vortrefflich und ausgezeichnet auch die Ausführung durch Fräulein Marx und Hrn. Breiting war, durch die ununterbrochenen Recitative etwas Monotones und Ermüdendes; erst durch das Hinzutreten der Elsa erhält derselbe Lebendigkeit und Schattirung, wie auch der Schlußtheil durch das Einwirken der Chöre wieder viel Imposantes bietet; wir heben hier den kräftigen Männerchor: „Zum Streite säumet nicht", besonders hervor. Die Wirkung des dritten Aktes ist eine fast durchweg wohlthuende, mitunter poetische. Die große Scene zwischen Lohengrin (von Hrn. Perz mit Auszeichnung gegeben) und Elsa enthält sehr viel Schönes und ist in zärteren Farben gehalten; eben so ist die Schlußscene der Oper von großem Effekte. Wir zweifeln nicht, daß uns bei wiederholtem Anhören des jedenfalls bedeutenden Kunstwerkes noch manche Schönheiten bestimmter entgegentreten, glauben aber auch, daß die bereits gerügten Schwächen dadurch nicht verwischt werden. Die Aufnahme hier von Seiten des Publikums war sehr aufmunternd. Der thätigen Theaterdirektion, wie allen Mitwirkenden sind wir für die würdige Vorführung des so schwierigen Werks zu Dank verpflichtet. Hr. Schindelmeisser wurde am Schlusse der Oper gerufen.

Theater-Anzeige.

Freitag, 28. April. (Zweite Gastdarstellung der Fräulein Jenny Ney, k. sächs. Hof- und Kammersängerin vom Theater zu Dresden): **Don Juan**, große Oper in 2 Akten, Musik von Mozart. Donna Anna: Fräul. Jenny Ney. Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 29. April. **Wilhelm Tell**, Schauspiel in 5 Abtheil., von Fr. v. Schiller. (Gastrollen) Hedwig: Fräul. Claus. Tell: Hr. **Blattner**, vom Stadttheater zu Riga.

Montag, 1. Mai. Zum Vortheil des Herrn **Grahn**. (Zum ersten Male): **Das Mädchen vom Dorfe**, Schauspiel mit Gesang in 3 Abtheilungen und 5 Akten, von J. Krüger, Musik von Stiegmann. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 103. Samstag, den 29. April 1854.

Die Logik der Leidenschaften.

(Nach dem Französischen der Marie Aycard.)

(Fortsetzung.)

Zu Hause angekommen, bat Herr Paravet seine Tochter, ihm in sein Zimmer zu folgen.

„Nun, Hortensie“, rief er aus, „habe ich Dir nicht vorausgesagt, daß Du gefallen würdest? Frau von Loris ist entzückt von Dir und alle Welt hat mir Schmeichelhaftes über Dich gesagt. Ich habe auch gar wohl von meinem Spieltische aus gehört, wie Dir der Herr Graf eine Liebeserklärung in aller Form gemacht hat. Du hast allerdings nichts darauf geantwortet; aber Schweigen ist auch eine Antwort und in der That ist auch der Graf in der festen Ueberzeugung fortgegangen, daß Du in die Verbindung willigst. — Ich bin der glücklichste Vater, da Du meinen heißesten Wunsch so bereitwillig erfüllst. — Was meinst Du Hortensie“, fuhr er nachdrücklich fort, „willst Du mir jetzt nicht den Schlüssel zu dem kleinen Zimmer zurückgeben, dessen Fenster auf die Straße geht?“

Hortensie stürzte ihrem Vater zu Füßen und gab ihm den Schlüssel. Er umarmte sie zärtlich und sagte:

„Alles sey vergessen, da Du aus Gehorsam zu mir Deiner Liebe entsagst. Du rettest dadurch auch Deinen Cousin.“

„Um Gotteswillen, Carl ist doch nicht in Gefahr?“

„Jetzt nicht. Hätte er Dich aber entführt, so würde er in der Straße Montmorency einige Personen gefunden haben, die ihm gewisse Artikel des Strafgesetzbuches in das Gedächtniß zurückgerufen hätten.“

„Gewähren Sie mir noch eine Bitte, lieber Vater; Agathe hat mich verrathen; erlauben Sie mir, daß ich sie fortschicke.“

„Nein, mein Kind, das hat sie so eigentlich nicht gethan. Sie hat nur meinen Befehlen gehorcht, und Du wirst später einsehen, daß ein Familienvater unbeschränkter Herr in seinem Hause ist und daß alle Dienstleute ihm unbedingten Gehorsam schuldig sind. Indessen kann ich wohl begreifen, daß es Dir nicht angenehm ist, Agathen um Dich zu haben; schicke sie daher fort, sobald Du verheirathet bist.“ Er sagte hierauf seiner Tochter gute Nacht und empfahl ihr lächelnd, die Nacht ja recht ruhig zu schlafen, weil dieß dem Teint vortheilhaft sey und weil Gräfinnen darauf sehen müßten.

„Der arme Carl dauert mich“, sagte Herr Paravet zu sich selbst, als er allein war, „aber er ist nun leider kein Graf und hat keine achtzigtausend Franken jährlich.“ — Er war zuerst darauf bedacht, die Vorbereitungen, die er gemacht hatte, wieder aufzuheben. Nachdem er Agathen gesagt hatte, daß sie sich könne schlafen legen, begab er sich in die Straße, um die Polizeidiener, die er für den äußersten Fall bestellt hatte, fortzuschicken. Dann ging er selbst in das Zimmer und erwartete den armen getäuschten Liebhaber, der auch zur bestimmten Stunde erschien, aber nicht wenig bestürzt war, den Vater anstatt der Tochter zu finden. — Carl erwiederte nicht Ein Wort auf den höhnischen Empfang seines Onkels, sondern begab sich ruhig nach Hause, voller Sorge um Hortensien, die, so setzte er mit Bestimmtheit voraus, die Nacht weinend und seufzend zubringen werde. Nach reiflicher Ueberlegung faßte er den Entschluß, den folgenden Tag zu dem Grafen von Beaulieu zu gehen, ihm sein Verhältniß zu seiner Cousine offen auseinander zu setzen und, falls derselbe nicht freiwillig zurücktreten würde, ihren Besitz mit dem Degen in der Hand zu erkämpfen.

Den nächsten Tag verbreitete sich im Stadtviertel Saint-Martin die Nachricht, daß Fräulein Paravet mit dem reichen Grafen von Beaulieu verlobt sey. Herr Paravet erwiederte auf alle direkten Fragen: „Das wird sich zeigen; ich muß erst mit meiner Tochter darüber sprechen.“ Trotz dieser abweisenden Antworten galt er doch für den künftigen Schwiegervater des reichen und schönen Grafen, und man war fest überzeugt, daß er in einigen Jahren Pair von Frankreich seyn werde.

Die beiden Pavillons.

Als Hortensie in ihrem Zimmer allein war, erwachte ihr Gewissen; sie fühlte, daß sie ein Unrecht an ihrem Cousin beging.

„Ich beklage mich über die Treulosigkeit Agathens“, sagte sie; „aber habe ich denn besser gehandelt? Habe ich nicht Carl einem Manne aufgeopfert, der mir deutlich gesagt hat, daß er mich nicht liebt?“ — Sie suchte sich auf der andern Seite durch den Gedanken zu entschuldigen, daß sie doch ihrem Vater Gehorsam schuldig sey und gelobte sich, auch an der Seite des Grafen ihren Cousin niemals zu vergessen. Damit beruhigte sie sich allmälig.

Nicht so gefaßt war der junge Advokat. Wer ihn jetzt so niedergeschlagen auf seinem Zimmer gesehen hätte, würde den jungen, kühnen Mann nicht wieder in ihm erkannt haben, der neulich in Gesellschaft des Herrn und der Frau von Saveuse von Paris nach Pontoise auf der Eisenbahn fuhr. — Er machte eben sein Testament. Die zweihundertundachtzigtausend Franken, welche er noch an Herrn Paravet zu fordern hatte, bestimmte er Hortensien und beschwor sie zugleich, sich dem Schmerz nicht ganz hinzugeben. Nachdem er diese letzte Verfügung zu Papier gebracht hatte, schrieb er noch einige Zeilen an Agathen, um sie zu bitten, dieses Blatt nach seinem Tode Hortensien zu übergeben, doch nicht in Gegenwart ihres Vaters. — Nach diesem wehmüthigen Geschäfte schlief er in seinem Lehnstuhle ein und fühlte sich von dem Degen des Grafen durchbohrt. Als er aufwachte, war es heller Tag.

Nachdem er eine angemessene Toilette gemacht hatte, fuhr er

nach der Straße Bourgogne zu dem Graf von Beaulieu. Als er vor dem Hause abstieg und nach dem Grafen fragte, ging dieser eben mit verschränkten Armen ungeduldig im Hofe hin und her, während ein Stallknecht beschäftigt war, zwei Pferde zu satteln. Sobald er hörte, daß nach ihm gefragt wurde, ging er auf Bernhard zu, zog grüßend den Hut ab und sagte:

„Ich bin der Graf von Beaulieu. Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ich ersuche Sie, Herr Graf, mir nur einige Augenblicke zu schenken."

„Mit dem größten Vergnügen. Allein Sie sehen, mein Herr, ich bin eben im Begriff, aufs Pferd zu steigen . . ich muß sehr eilen, wenn ich bis um neun Uhr an der Eisenbahn seyn will, um mit dem nächsten Zuge fortzukommen. Dürfte ich Sie daher wohl bitten, morgen wieder zu kommen."

„Ich muß gestehen", erwiederte Carl in einem etwas heftigen, ungeduldigen Tone, „ich hätte die Angelegenheit gern heut noch geordnet."

„Welche Angelegenheit?" fragte der Graf, erstaunt über die Heftigkeit des jungen Advokaten. „Darf ich fragen, um was es sich handelt?" — Bei den letzten Worten führte er Herrn Bernhard in einen entlegneren Theil des Hofes.

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen, mein Herr?"

„Ich heiße Carl Bernhard, bin Advokat und Neffe des Herrn Paravet."

„Ach, Sie kommen im Auftrage des Herrn Paravet. . ."

„Nein, Herr Graf, Herr Paravet weiß nichts von meinem Besuche; ich komme nur, um Sie zu fragen, ob Sie wirklich Fräulein Paravet heirathen wollen?"

„Allerdings; und zwar schon in einigen Tagen. Sie kommen wahrscheinlich wegen des Ehevertrags? Nun, ich bin Alles zufrieden; machen Sie ihn so vortheilhaft als möglich für Fräulein Paravet. . . Jetzt entschuldigen Sie mich aber . . ich habe Eile."

„Nur noch einen Augenblick!" rief Carl; „es ist noch ein Anstoß. . ."

„Der wird sich beseitigen lassen."

„Ich zweifle. Hören Sie, Herr Graf: ich liebe Fräulein Paravet und bin wieder geliebt. Wollen Sie, Herr Graf, ein Mädchen heirathen, das Ihnen nur gezwungen seine Hand gib.?"

„Keineswegs, mein Herr", erwiederte der Graf artig. „Ich kann Ihnen aber versichern, daß Fräulein Paravet meine Bewerbung angenommen hat. . . Ich gebe Ihnen mein Wort darauf", fügte er in festem Tone hinzu.

„Das kann ich nicht glauben, Herr Graf."

Der Graf zog sichtlich gereizt die Stirn in Falten und sagte: „Ich verstehe, ein Cousin, dem ich im Wege stehe, wünscht ein Duell."

„So ist es, Herr Graf."

„Nun, Fräulein Paravet verdient wohl, daß man um ren Besitz kämpft. Ich stehe zu Befehl, mein Herr."

„Gut. Wenn es Ihnen also in einer Stunde gefällig ist, Herr Graf. . . Sie dürfen nur bestimmen wo? vielleicht am Thore Maillot?"

„Mein bester Herr Advokat", erwiederte der Graf, „ich hoffe, Sie werden mir eine kleine Gefälligkeit nicht abschlagen."

„Lassen Sie hören."

„Ein Geschäft, das nicht aufgeschoben werden kann, nimmt heute meine Zeit in Anspruch; erlauben Sie mir daher, unsere Zusammenkunft auf morgen früh acht Uhr festzusetzen."

„Mit Vergnügen", sagte Carl, der ganz erstaunt über die Ruhe des Grafen war.

„Ich bin Ihnen unendlich verbunden", erwiederte der Graf.

In diesem Augenblicke waren die Pferde gesattelt. Der Graf schwang sich auf das eine und ein Diener auf das andere. Er grüßte seinen Nebenbuhler mit vieler Anmuth und sprengte davon.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben des großh. badischen Staats- und Kabinetsministers, Frhrn. Sigmund von Reizenstein.

(Schluß.)

Im Jahre 1832, als die Stellung der Regierung der zweiten Kammer gegenüber bedenklich erschien, sollte auch Reizenstein, ein alternder Greis, aber noch rüstig und ungeschwächt in der Kraft des seltenen Geistes, wie in allen Zeiten, der Landesnoth helfen. Er erschien und übernahm nach dem Wunsche des allgemein geliebten, gütigen und menschenfreundlichen Fürsten, des Großherzogs Leopold, unter dem 24. Mai 1832 zum Präsidenten des großherzoglichen Staatsministeriums ernannt, die höchste Dienerstelle des Landes. So sollte durch eine merkwürdige Fügung der Vorsehung der Greis dem Sohne abermals werden, was der Jüngling und Mann vor einer langen Reihe von Jahren dem Vater gewesen war.

Noch einmal übernahm er zu dem in Wien versammelten Congresse 1833 eine diplomatische Sendung.

Die letzten politischen Entwickelungen Deutschlands, deren Ausgang er nicht mehr erlebte, sagten seinem, durch diplomatische Arbeiten der schwierigsten Art gebildeten Geiste, der mitten unter dem Jubel oder Widerspruch der Masse das Ende der Ereignisse voraussah, wenig zu. Seine Hauptthätigkeit in der stillen Zurückgezogenheit der letzten Lebensjahre war den alten Klassikern zugewendet, und Leute, welche die Größe seines Geistes und seiner Verdienste um das Land zu würdigen außer Stand waren, wollten es ihm zum Vorwurfe machen, daß er, wenn er zum Staatsrathe ging, den Horaz mit sich in der Tasche führte. Unzufrieden mit dem spätern Gange der Ereignisse, legte er seine Stelle, für welche er durchaus keine Vergütung angenommen hatte, mit derselben Uneigennützigkeit und mit derselben aufrichtigen und wohlmeinenden Gesinnung für Fürst und Vaterland, mit welchen er sie übernommen hatte, im Jahre 1840 nieder.

Wenn sich in den letzten zwei Jahren seines Lebens sein Auge einmal nach Außen wandte, so war es auf seine Lieblingspflanze, die Hochschule zu Heidelberg, die er seit 1804 zum Wachsthume und zur Blüthe zu bringen unablässig bemüht war, und von welcher er noch in späteren Jahren in stiller Freude die labenden Früchte sammelte, mit der alten liebevollen Theilnahme gerichtet.

Gesetz und Ordnung im Staate, Menschenwohl und Menschenglück bezweckend, Vernunftherrschaft und Kampf gegen jede Verdummung in der Religion, Wahrheit und Klarheit ohne alle excentrische Phantasterei, Hebung der Industrie, des Gewerbes, des Ackerbaues und des Handels, und vor Allem der Besitz tüchtiger niederer und gelehrter Schulen zur Erziehung aller Stände waren ihm die großen Aufgaben der Regierung, an deren Spitze er so oft berufen, immer in der treuesten, sich selbst vergessenden Aufopferung mitzuwirken hatte. Er halte treulich, so viel er konnte (und er konnte viel) mitgewirkt bis zum Ende des Lebens für diese hohen und erhabenen Zwecke, Anfangs auf dem Schauplatze des Landvogts, des Gesandten und Ministers, später, als die Kraft nicht mehr zureichte, in theilnehmender Gesinnung in den letzten zwei Jahren seines Lebens, in denen er den Klassikern Roms und Griechenlands lebte. Sie hatten ihn schon in der Zeit des Knaben und Jünglings begeistert; sie soll-

ten ihn hinüber geleiten in das unbekannte, von ihm fest geglaubte Jenseits.

Der schauerliche, im Februar 1847 ausgebrochene Brand des Hoftheaters in Karlsruhe, der durch unvorsichtige Behandlung der Gasflammen so viele Menschenleben in schrecklicher Weise vernichtete, ergriff das Nervensystem des über 80 Jahre alten, ohnehin schwächlichen Greises sichtbar. Vom 28. Februar jenes Jahres nahm seine Kraft merklich ab. Die Lebensflamme erlosch ohne Kampf nach und nach, und am 5. März Abends 6 Uhr entschlief einer der edelsten Menschen.

Man fand auf einem Tischchen, das neben seinem Sterbebette stand, Platons Phädon, in welchem er die letzten Tage seines Lebens las.

Keine öffentliche Parentation hat nach seinem Tode seinen Namen gefeiert, kein pompöser Zeitungsartikel sein Leben und seine Wirksamkeit gepriesen. In der stillen Gruft auf dem Friedhofe zu Karlsruhe ruhen die irdischen Ueberreste, in welchen einst der klassisch gebildete, vorurtheilsfreie, Wahrheit und Recht immerdar liebende Geist wohnte. Aber die Werke seiner Schöpfung, das Glück und Wohlergehen des Landes, zu dem er so verdienstlich mitwirken half, weise, von ihm ausgegangene, noch jetzt dauernde Einrichtungen, eine durch seine rastlose Thätigkeit zur Blüthe gekommene Hochschule und die Folge jeder wahren Humanitätsbestrebung, die höhere Gesittung der Edelsten des Volkes, die er mit Freude und Glück erstrebte, haben ihm ein Denkmal in den Herzen aller wahren Freunde des Vaterlandes und der Menschheit, das so lange, als der Sinn für das Gute und Schöne währet, unerschütterlich gegründet. Was er für das Wohl der Universität Heidelberg that, werden die Lehrer derselben stets im treuen Andenken bewahren. Sein Name ist so unzertrennlich von der Hochschule Heidelberg, wie der Name Carl Friedrichs von dem Wohle und Gedeihen des badischen Landes.

Mannichfaltigkeiten.

Ein Münchener Berichterstatter der „K. Z." hatte Gelegenheit, einen Theil der Ausstattung der jetzigen Kaiserin von Oesterreich, die in München gefertigt wurde, zu sehen und zu bewundern. Darunter vor Allem das Brautkleid aus Silber-Moiree, mit Silberstickereien übersäet, mit Besätzen von Silberspitzen und silbernen Rosen; die Schleppe dazu war von gleichem Stoffe. Nächstdem zwei Kleider zu Prozessionen, beide gleichfalls mit Schleppen, das eine von Silberbrokat, das andere von Rosa-Sammt mit Besätzen von Brüsseler Spitzen. Ferner die Robe, in welcher sie in Wien ihren Einzug halten wird: von rosa und weiß breit gestreiftem Silberstoffe, mit Guirlanden von rothen und weißen Moosrosen-Knospen. Und zuletzt die Robe zum großen Balle: aus Goldspitzen mit Bouquets von Rosen und Veilchen; der übrigen unzähligen Straßen- und Haustoiletten, unter denen ein kostbares Spitzen-Negligee, ein Geschenk der Königin von Sachsen, gar nicht zu gedenken.

(Amerikanische Sitten.) Kürzlich erlaubte der Senat des Staates Ohio einer Mistreß Severance selbst eine Denkschrift, welche den Frauenzimmern das Wahlrecht und gleiche Eigenthumsrechte mit den Männern beigelegt wissen will, zu überreichen und vorzulesen. Die Dame benahm sich vor der zahlreichen Versammlung mit großer Unerschrockenheit, und ihr Vortrag machte — wie der „New-York Tribun" meldet — großen Eindruck auf die Gesetzgeber, welche einmüthig beschlossen, die Denkschrift drucken zu lassen. — Dr. Henriette Hunt — sagt dasselbe Blatt — wird morgen Abend in der presbyterianischen Kirche eine Rede halten über das Thema: „Das Weib ein Arzt."

Man schreibt der „Köln. Ztg." aus Schlotheim, 9. April: Heute wurde auf unserm Kirchhofe ein Grabdenkmal geweiht, welches auf einer Marmortafel in goldenen Lettern die Denkschrift trägt: „Goswin Krackrügge aus Erfurt, geb. zu Schlotheim am 9. April 1838, erschlagen von der Hand eines Raubmörders auf dem Wege nach Schlotheim im Kirchhellinger Holze am 25. Juli 1853, beerdigt am 3. August 1853"; und auf einer anderen Marmortafel die Denkschrift: „Mitbürger des schwer geprüften Vaters des holden Junglings, Freunde der armen Eltern, welchen in ihrem einzigen Kinde ihre schönste Hoffnung gemordet wurde, setzten dieses Denkmal der Liebe am 9. April 1854". Die Stelle im Walde, wo der Knabe erschlagen, und jene, wo er durch Messerstiche vollends getödtet worden, bezeichnen zwei einfache Denksteine mit dem Zeichen des Kreuzes. — Das Cassationsgesuch des Mörders Bornberg gegen sein Todesurtheil des Assisenhofes in Erfurt ist vom Ober-Tribunal in Berlin verworfen worden; er hat nun ein Begnadigungsgesuch eingereicht, worauf eine Entscheidung noch nicht bekannt geworden. Unrichtig daher ist die neulich verbreitete Nachricht von der bereits vollzogenen Hinrichtung des Mörders.

Gutzkows „Ottfried, Schauspiel in 4 Akten", das schon vor einigen Jahren in etwas anderer Form auf der k. Bühne in Berlin gegeben wurde, ist jetzt am 21. April im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zum ersten Male zur Aufführung gekommen und über alle Erwartung günstig aufgenommen worden. Das Stück ist nach Gutzkows eigener Novelle „Die Selbsttaufe" gemacht. In der Novelle stirbt Agathe, Ottfrieds verlassene Geliebte; im Stücke kehrt Ottfried, der überhaupt eine höchst schwankende Figur spielt, zu Agathen zurück und entwickelt eine Reue, an die Niemand glauben kann. Trotzdem ist das Stück an Effektscenen nicht arm; daher die günstige Aufnahme. (K. Z.)

Im Jahre 1848—1849 hatten die Russen und Türken die Donau-Fürstenthümer gemeinschaftlich besetzt. Wir haben bei dieser Gelegenheit das merkwürdige Schauspiel erlebt, daß zu einer bestimmten Stunde täglich die Plätze, wo die Türken ihre Mahlzeiten gemeinschaftlich hielten, von russischen Soldaten umlagert waren, welche unter ihren langen Mänteln Töpfe hatten, worin sie die Ueberbleibsel sammelten und nach Hause trugen, was die Türken ihnen großmüthig gestatteten. Dieß dauerte ungefähr 5 bis 6 Monate, bis die russischen Generale, durch eine Fluth von Spottgedichten aufmerksam gemacht, ihren Soldaten strengstens verboten, jene Plätze fortan zu besuchen. Aber die Thatsache bleibt wahr, und die Türken haben hier zuerst gelernt, die russischen Soldaten zu verachten.

Der englische Gesandte in Wien hat dem Besitzer eines Hauses am Graben, eine der Straßen, durch welche die Kaiserbraut am 23. April ihren Einzug hielt, für Ueberlassung des Balkons 1000 fl. bezahlt, einzelne Fenster kosteten 100 bis 200 fl.

Einer auf Anordnung des Parlaments veröffentlichten Uebersicht über die Wollproduction und die Wolleinfuhr in England während des Jahres 1852 entnehmen wir, daß während des angegebenen Zeitraumes 123,000,000 Pfd. Wolle im vereinigten Königreiche gewonnen worden sind, deren Werth auf 4,500,000 Pfd. St. zu schätzen ist. Die Einfuhr fremder Wolle belief sich auf 91,682,160 Pfd., wovon 11,379,200 Pfd. wieder ausgeführt wurden. Rechnet man den Rest von 80,302,960 Pfd.

zu den obigen 123,000,000 britischer **Produktion, so sind in dem angegebenen Jahre im Ganzen etwa 208,000,000 Pfd. Wolle mit einem Werthe von ungefähr 8,000,000 Pfd. St. von der englischen Industrie verarbeitet worden. Der Werth der von dieser Industrie im Jahre 1853 producirten Wollfabrikate ist auf etwa 30,000,000 Pfd. St. zu schätzen, und von denselben ist ungefähr ein Drittheil nach dem Ausland gegangen.**

Korrespondenz.

Stuttgart, 26. April.

Das öffentliche Mitleid fängt an, sich dem verurtheilten Herbegen zuzuwenden. Der frühere Kanzleirath wurde vor einigen Tagen in Gensdarmeriebegleitung vom Bahnhofe in die Stadt auf das Stadtgericht gebracht, wo er wegen seiner Schuldenliquidation in der Sträflingskleidung der Verhandlung anwohnen mußte; was zwar streng reglementsmäßig ist, aber doch allgemeines Mitgefühl erweckte. — Die Wirkungen des zwei Tage hinter einander eingetretenen Frostes sind auf das Frühobst und die Weinberge sehr beklagenswerth. Namentlich sollen in den reichen Kirschenthälern des Landes für mehrere 100,000 Gulden Kirschen erfroren seyn. Auch der Reps hat etwas gelitten; dagegen stehen die Fruchtfelder prachtvoll. Der Schaden an den Weinbergen dürfte verhältnißmäßig noch der geringste seyn, da der Weinstock, wenn nicht neuer, längerer Frost eintritt (heute ist die Temperatur schon wieder etwas milder), wieder aufs Neue treibt, wie wir denn auch 1834 nach ähnlichem Frost den bekannten trefflichen Wein erhalten haben.*) — Es heißt, das Gesuch der Cannstatter wegen Concessionirung einer Spielbank, das schon vom Herrn Minister des Innern übel aufgenommen worden, sey nun definitiv abschläglich beschieden worden, wie sich auch hatte voraussehen lassen. Dem Gemeinderath in Cannstatt, der es unterstützt hatte, soll das Mißfallen ausgedrückt worden seyn. Von Seiten hiesiger Gemeindebehörden waren Schritte in einem dem Gesuch der Cannstatter entgegenwirkenden Sinne geschehen; weil man hier mit Recht von einer solchen Spielhölle in der Nähe die größten Gefahren für hiesige Einwohner aller Klassen befürchtet.

Dresden, Mitte April.

Gegenwärtig gibt hier Hr. Robin aus Paris physikalische und phantastische Vorstellungen, die des Neuen und Ausgezeichneten sehr viel bieten. Außer der Krystallglocke, der Windmühle von Sanssouci, Roms Carneval im Hute, den gehorsamen Karten, dem rauchenden und musikalischen Harlekin ꝛc., sind es namentlich die Experimente der Doppelsehkraft der Madame Robin, sowie das plötzliche Verschwinden derselben von einem Tische, die immer von Neuem wieder in Verwunderung setzen. Hr. Robin, der in den nächsten Tagen nach Leipzig übersiedelt, ist ein gebildeter und feiner Franzose, der einen sehr angenehmen Eindruck macht. Die Eintrittspreise sind ziemlich hoch, aber die vornehme Welt besucht sehr fleißig den Salon, der eben so elegant als geschmackvoll auf dem Gewandhaussaale hergestellt worden ist. Hr. Robin gehört jedenfalls zu den vorzüglichsten Künstlern seines Faches und steht in manchen Experimenten unübertroffen da. — Nachträglich muß ich noch auf einen außerordentlichen Konzertgenuß zurückkommen, der Ende vorigen Monats in Thieme's Hotel geboten wurde. Diese musikalische Soirée fand zum Besten armer Wittwen und Waisen des Lehrerstandes statt und die Ausführenden waren Konzertmeister C. Lipinski, Fräul. Marie Wieck und Fräul. Katharina von Coniar. Dem Ruhme der beiden Erstgenannten noch etwas beifügen zu wollen, wäre unnöthig; Fräul. von Coniar dagegen war bis jetzt in weiteren Kreisen noch nicht bekannt. Wir freuen uns, berichten zu können, daß die junge höchstbegabte Dame mit einem Male die volle Gunst des Publikums sich erworben. Fräul. von Coniar besitzt einen tiefen Mezzosopran und verbindet in ihrem Liedvortrage Feinheit und Tiefe der Auffassung mit einer Innigkeit und Wahrheit seelischen Ausdruckes, die hinreißend wirken. Sie sang — außer ungedruckten Bach'schen Arien — auch Lieder von Fr. Schubert und Carl Bank. Hr. Bank, der die Lieder auf dem Pianoforte begleitete, hat zu seinen neuesten Liedern fast nur Texte von N. Lenau gewählt und sich mit tiefpoetischem Sinne in die Intentionen des schwermüthigen Dichters versenkt, so daß nach unserm Dafürhalten diese Kompositionen in ihrer charakteristischen Schönheit zu dem Besten gehören, was der geistvolle Tonsetzer bisher auf diesem Gebiete geschaffen. — Wir schließen mit dem Wunsche, daß Fräul. Katharina von Coniar ganz der Kunst gewonnen werden möchte.

Würzburg, 23. April.

Unser historischer Verein, durch kräftige Unterstützung seines Curators, des königl. Regierungs-Präsidenten und Reichsrathes Freiherrn von Zu-Rhein, mächtig gehoben, hat seit mehreren Monaten eine erhöhte wissenschaftliche Thätigkeit entwickelt durch Gründung von geschichtlichen Bezirks-Comiteen in den namhafteren Städten des Kreises, wie in Aschaffenburg, Münnerstadt, Schweinfurt u. a., sowie durch öffentliche Versammlungen, in welchen Vorträge aus dem Gebiete der fränkischen Geschichte und Alterthumskunde (und zwar bisher über römische Denkmale und den Limes imperii romani im Kreise Unterfranken und Aschaffenburg, über die Geschichte des weiland berühmten Frauenklosters Wächterswinkel, über den verwegenen Sprung des Raubritters Eppelein Geiling vom Steinberge in den Main, und über merkwürdige alte Personennamen) gehalten wurden. — Als einer lieblichen Erscheinung auf dem Gebiete der Poesie erwähnen wir des „Joseph", eines Cyclus von 24 im mannichfaltigsten Versmaße gedichteten Gesängen von H. T. Loó, einer Bearbeitung der alttestamentlichen Josephsage, welche als in jeder Beziehung gelungen empfohlen werden kann.

Literatur- und Kunst-Notizen.

(Breslau, 21. April.) Fräulein Franke aus Darmstadt beschloß gestern auf hiesiger Bühne ihren Gastrollen-Cyklus mit der Mathilde in dem gleichnamigen Schauspiel von R. Benedix. Sie hat mit dieser Leistung einen guten Eindruck hervorgebracht und uns ein Bild edler Weiblichkeit in schöner Kunstform gezeigt. Das Spiel zeugte eben so sehr von sicherem Verständniß des Charakters, als es den Ausdruck von Anmuth und unverkünstelter Empfindung trug.

(Frankfurt a. M.) Hr. C. Rosenhain hat in seiner dritten und letzten musikalischen Soiree zwei Trios von Beethoven und Schubert zur Ausführung gebracht, durch welche den Freunden klassischer Musik wiederum ein schöner Genuß bereitet wurde. Man ist Herrn Rosenhain für die Veranstaltung dieser nur anerkannt treffliche Compositionen in würdiger Weise ausführenden Soireen um so mehr zu Dank verpflichtet, als ihn dabei kein anderes Interesse als das der Kunst leitet.

Theater-Anzeige.

Samstag, 29. April. Wilhelm Tell, Schauspiel in 5 Abtheil., von Fr. v. Schiller. (Gastrollen) Hedwig: Fräul. Claus. Tell: Hr. Blattner, vom Stadttheater zu Riga.

Sonntag, 30. April. (Gastdarstellungen der Fräulein Jenny Ney, k. sächs. Hof- und Kammersängerin vom Theater zu Dresden und des Hrn. Pecz, vom Hoftheater zu Darmstadt): Die Hugenotten, große Oper in 5 Acten von Scribe, Musik von Meyerbeer. Valentine: Fräul. Ney. Raoul: Hr. Perz.

Montag, 1. Mai. Zum Vortheil des Herrn Grahn. (Zum ersten Male): Das Mädchen vom Dorfe, Schauspiel mit Gesang in 3 Abtheilungen und 5 Akten, von J. Krüger, Musik von Stiegmann. Mit aufgehobenem Abonnement.

*) Der Schaden ist sehr bedeutend, den die Nachtfröste vom 24.—26. d. an den Weinreben verursachten; nur eine baldige gelinde Witterung kann neue Triebe mit neuen Traubenansätzen einigermaßen ersetzen. Dieses Unglück soll jedoch keinen Eigenthümer von Weinbergen veranlassen, seine Reben voreilig auszuhauen, besonders in Feldern, die nur zum Weinbau taugen, weil es immer wahrscheinlich bleibt, daß doch wenigstens der größte Theil wieder neue Triebe hervorbringt, die für's künftige Jahr um so kräftiger zum Fruchttragen werden können. Die Erfahrung hat schon gelehrt, daß durch zu voreiliges Handeln viele Nachtheile entstanden sind.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 104. Montag, den 1. Mai 1854.

Die Logik der Leidenschaften.

(Nach dem Französischen der Marie Aycard.)

(Fortsetzung.)

Der Graf von Beaulieu hatte in der That Fräulein Paravet recht hübsch gefunden und würde sie noch viel hübscher gefunden haben, hätte nicht das Bild der Frau von Saveuse seine ganze Seele erfüllt. Jetzt eilte er der Eisenbahn zu, um sich nach der Bernhardine zu begeben. Er wollte, ehe er sich auf ewig band, die Geliebte seines Herzens noch einmal sehen, sey es auch nur auf einen Augenblick.

Die Locomotive flog mit ihren zwanzig, von Passagieren gefüllten Waggons an einer Winterlandschaft vorüber und hielt gegen 1 Uhr in Amiens an, wo Egard abstieg. Eine halbe Stunde später hatte er die Bernhardine erreicht.

Das Gitterthor, welches zur Hauptallee führt, stand offen und so trat er durch dasselbe ein. Er fragte einen jungen Bauer, der dürres Holz zusammenlas, ob das Grundstück wirklich die Bernhardine sey.

„Ja wohl, mein Herr; mein Vater ist der Pächter", erwiederte der junge Mann, der kein Anderer war als Justin, für dessen Besitz Agathe das Geheimniß ihrer Gebieterin verrathen hatte. „Es ist ein herrliches Grundstück und gehörte noch vor wenigen Tagen Herrn Carl Bernhard; doch, wie es scheint, hat es derselbe seinem Onkel, dem Herrn Paravet verkauft."

„Es gehört auch ein Park dazu, nicht wahr?"

„Ja wohl, ein prächtiger Park, mein Herr!"

„Am Ende desselben steht ein Pavillon?"

„Früher war es ein Pavillon; jetzt ist es eigentlich ein Heuboden."

„Gleichviel. Führe mich nur hin, guter Freund."

„Auf den Heuboden?"

„Ja. Ich will dort einen Plan entwerfen; der neue Eigenthümer gedenkt einige Veränderungen vorzunehmen."

„Ach", sagte der junge Bauer betrübt, „so wird uns wohl Herr Paravet den Pavillon wieder nehmen."

„Das ist möglich", erwiederte der Graf, indem er dem jungen Mann ein Zwanzigfrankenstück in die Hand drückte.

Während sie dem Park zuschritten, fragte der Graf:

„Hat das Grundstück angenehme Nachbarschaft?"

„O ja, mein Herr, an der einen Seite liegt Amiens, eine sehr schöne Stadt, und von der andern gränzt die Saveuse, auch ein hübsches Grundstück, daran. Der Besitzer, Herr von Saveuse, ist ein braver Mann und hat eine sehr schöne Frau."

„Ist Herr von Saveuse wohl im Augenblicke im Schlosse?"

Justin blickte um sich, betrachtete den Himmel und wendete sich dann mit den Worten zum Graf:

„Sind Sie Jäger, mein Herr?"

„Ein wenig."

„Wenn Sie Jäger sind, so werden Sie wissen, daß dieses Wetter äußerst angenehm zur Jagd ist."

„Nun, was soll das heißen?"

„Das heißt, bei solchem Wetter ist Herr von Saveuse niemals zu Haus. Ich bin überzeugt, er jagt jetzt eben zwei bis drei Stunden weit vom Schlosse entfernt."

Jetzt hatten sie den Pavillon erreicht, und da der Graf wünschte, ungestört zu seyn, so zog sich Justin zurück und ging seinen Geschäften nach.

Egard trat ein und stieg bebend eine kleine baufällige Treppe hinauf; er gelangte, nicht ohne Mühe, mitten durch die Heubündel hindurch, bis an ein Fenster, dessen weißer Rahmen mit grobem Gaze beschlagen war. Er machte sich ein Plätzchen auf dem Heu und blickte durch das Gewebe hindurch. Wirklich konnte er ganz deutlich durch die Fenster des gegenüber liegenden Pavillons in ein Zimmer sehen; ja, er erkannte sogar Frau von Saveuse, die in einem Lehnstuhle saß, den Kopf zurückgelehnt, und, wie es schien, in tiefe Betrachtung versunken war. Auf dem Knie der jungen Frau lag ein aufgeschlagenes Buch und auf einem Tisch ihr zur Seite befanden sich angefangene Zeichnungen und Stickereien.

„Wie schön ist sie doch!" dachte der Graf bei sich; „ob sie wohl im Augenblicke an mich denkt!" — Nach einigen Augenblicken trat Honorine, das Kammermädchen ins Zimmer und es entspann sich zwischen ihr und Frau von Saveuse ein Gespräch. Plötzlich drang an das Ohr des Grafen ein Geräusch von Tritten und ein verworrenes Geschrei. Auch Honorine schien es zu hören, denn sie öffnete hastig ein Fenster, welches nach der Allee ging, blickte hinaus, schloß es dann schnell wieder und sagte einige Worte zu Frau von Saveuse, worauf diese aufsprang, die Hände faltete und rief:

„Mein Gott, Honorine, was sagst Du?"

Sie sprach diese Worte so laut, daß sie der Graf deutlich verstehen konnte. Honorine verließ das Zimmer und Frau von Saveuse eilte ihr nach. Etwas Außerordentliches mußte sich zugetragen haben, was die junge Frau so lebhaft interessirte. Der Graf konnte seine Neugierde und Unruhe nicht unterdrücken. Er eilte aus seinem Versteck gerade nach dem Parke, nicht wissend, was und wohin er eigentlich wollte, und gar nicht bedenkend, daß er sich und Frau von Saveuse leicht Unannehmlichkeiten aussetzen konnte, wenn er gesehen würde. Kaum war er zwanzig Schritte gegangen, da begegnete ihm Justin.

„Was ist vorgefallen?" rief er diesem zu. „Wo kam das Geschrei her?"

„Sie können froh seyn, daß Sie nicht Jäger sind", erwiederte dieser.

„Warum?"

„Herr von Saveuse hat sich so eben erschossen."

„Sich erschossen? wo?"

„In den Ruinen des Schlosses Baves. Eine Unvorsichtigkeit, wie sie Jäger so oft begehen . . das Gewehr ist losgegangen, er hat die ganze Ladung in den Kopf bekommen und ist augenblicklich todt gewesen. Antoine, der Revierjäger, war bei ihm."

„Todt!" wiederholte Egard, „todt!"

„Schon seit drei Stunden. Man brachte ihn auf einem Tragsessel, und der Herr Pfarrer sprach Gebete für seine Ruhe. Wollen Sie aber nicht aufs Schloß gehen, mein Herr?"

„Keineswegs."

„Ja", fügte Justin mit philosophischer Miene hinzu, „so ist es im menschlichen Leben: diesen Morgen besaß Herr von Saveuse noch, ich weiß nicht, wie viel hundert Morgen Land und am Abend bleiben ihm nur noch sechs Fuß Erde. — Haben Sie Ihren Plan vollendet, mein Herr?"

„Ja, mein Freund, mein Plan ist gemacht."

„Nun, so kommen Sie mit in die Pachterwohnung; wir trinken eine Flasche selbstgebauten Wein zu einem Gericht Braten."

„Ich danke, guter Freund, ich muß nach Paris."

Der Graf von Savеuse besaß zu viel Zartgefühl, um sich der Frau von Saveuse sogleich nach einem solchen Vorfall zu zeigen. Er versicherte sich von der Wahrheit Dessen, was er gehört hatte und eilte dann nach Amiens zurück, um mit dem nächsten Zuge wieder nach Paris fahren zu können.

„So kann sie doch noch mein werden", sagte er zu sich selbst. „Bei Gott, ich habe den Tod des Herrn von Saveuse nicht gewünscht, ja, ich habe nicht einmal daran gedacht. — Doch, da ihn der Himmel schickt, desto besser! Warum sollte ich mich auch vor mir selbst verstellen. Ich bin glücklich, daß ich noch frei bin. Hätte sich der unglückliche Saveuse acht Tage später erschossen, so wäre Fräulein Paravet meine Frau und ich wäre verloren. . ."

(Fortsetzung folgt.)

O d e s s a.

Mit Hinsicht auf die nahe bevorstehenden kriegerischen Ereignisse im schwarzen Meere und das Schicksal, das vielleicht Odessa durch die vereinigten Flotten der Westmächte treffen dürfte, werden die nachstehenden Notizen über diese Stadt unsere Leser gewiß interessiren:

Odessa, die bedeutendste See- und Handelsstadt zwischen den Mündungen des Dniestr und Dniepr im südlichen Rußland, im Gouvernement Cherson gelegen, aber ein eigenes Stadtgubernium von $8^{3}/_{8}$ Q.-M. bildend, wurde unter der Regierung der Kaiserin Katharina II. 1794, bald nach dem Frieden von Jassy, in welchem die Kaiserin diesen Landstrich erhalten hatte, unweit der Stätte der althellenischen Stadt Ordessus erbaut und erhob sich schnell unter der Leitung des Herzogs von Richelieu, welcher nach seiner Auswanderung aus Frankreich in russische Kriegsdienste getreten war und den Kaiser Alexander mit der Gouverneurwürde von Odessa begleitet hatte, zu einer ganz ungewöhnlichen Bedeutung, wozu auch die Lage am Gestade des schwarzen Meeres nicht wenig beitrug. Die Stadt ist in einem länglichen Viereck regelmäßig auf einem nach dem Hafen sich neigenden Abhang erbaut; Festungswerke beschützen den durch zwei Molen gebildeten Hafen, der für ungefähr 300 Schiffe Raum hat und an dessen einem Ende, unmittelbar unter der Festung, die große Quarantäneanstalt liegt, von welcher $1^{5}/_{8}$ Meilen gegen Süden entfernt auf einer vorspringenden Spitze sich ein Leuchtthurm erhebt. Die Rhede ist sehr geräumig und der Ankergrund, da sie gegen den Andrang der Winde geschützt ist, sicher. Der Hafen wurde 1817 auf 30 Jahre zu einem Freihafen erklärt, was sehr zum Gedeihen des Handels und Verkehrs beitrug. Die Stadt ist schön gebaut und hat gerade und breite Straßen, die sich in rechten Winkeln schneiden, und fast lauter zweistöckige Häuser, meist im italienischen Styl. Unter den Gebäuden zeichnen sich besonders aus die russische Kathedrale, das Zollhaus, das Admiralitätsgebäude, das Palais des Grafen Woronzow und mehrere andere Paläste, besonders längs der Boulevards des eine unvergleichlich schöne Aussicht darbietenden Hafens, die Börse, das Theater, wo russische Stücke mit italienischen Opern und griechischen Tragödien wechseln, und das Hospital. Auch die restaurirte katholische und neuerbaute reformirte Kirche sind bemerkenswerth. Die Umgegend ist eine weitgedehnte, baum- und wasserlose Ebene; daher fehlt es der Stadt sonst häufig an Trinkwasser, welchem Uebelstande durch viele Brunnen und gegenwärtig durch eine Wasserleitung abgeholfen ist. In der Mitte der Stadt ist ein schöner öffentlicher Garten. Odessa hat vortreffliche Lehranstalten, unter denen besonders das vom Herzoge von Richelieu gestiftete und nach ihm benannte Lyceum, zwei Gymnasien, die Handlungs- und Schifffahrtsschule, eine Anstalt für orientalische Sprachen, die große jüdische Schule und das adelige Fräuleinstift zu erwähnen sind. Auch besitzt die Stadt ein 1825 errichtetes Museum für südrussische Alterthümer und einen botanischen Garten. Die neu angelegten Seebäder sind sehr besucht. Odessa hat bedeutende Brauereien, Branntweinbrennereien, Seilereien, Wollen-, Seiden-, Tabaks- und Lichtfabriken, Seifen- und Talgsiedereien und führt besonders viel Waizen, den Volhynien, Podolien und die Ukräne hierher liefern, nach der Türkei, Italien, Frankreich, Spanien und England aus; andere Gegenstände der Ausfuhr sind Flachs, Bauholz, Leinsaat, Wolle, Talg und Rindshäute, während die Haupteinfuhrgegenstände in Colonialwaaren und Fabrikaten aller Art bestehen. Odessa steht in unmittelbarer Verbindung mit Triest, Livorno, Marseille, Barcelona und London, durch regelmäßige Dampfschifffahrt mit Galatz und Konstantinopel; von deutschen Handelsplätzen ist Wien der einzige, mit welchem Odessa unmittelbare Wechselgeschäfte macht; der Speditionsplatz zwischen beiden Städten ist Brody. Der Waarenverkehr wird jährlich auf 30 Mill. Silberrubel angegeben, allein er ist großen Schwankungen unterworfen. Am meisten stationär ist noch die Einfuhr, sie beträgt seit längerer Zeit 10 Mill. Die Ausfuhr aber, hauptsächlich auf Getreide basirt, darum vom Ausfall der Ernten und überdieß von der Konkurrenz anderer Länder abhängig, variirt bedeutend und zeigte 1848—50 eine auffallende Abnahme. Ihr Werth belief sich 1840 auf 10,659,000, 1847 auf 34,765,000, 1848 auf 20,873,000, 1849 auf 19,178,000, 1850 auf 16,894,634 Silberrubel. Unter den Einwohnern der Stadt, deren Zahl sich gegenwärtig auf etwa 70,000 in der Stadt und 90,000 im Gubernium beläuft, gibt es viele Franzosen, Engländer, Deutsche und Italiener, wozu noch Griechen, Armenier und Juden kommen, in deren Händen zugleich der Haupthandel ist. Russen bilden die geringere Zahl der Bevölkerung. Die Umgegend wird von Ansiedlern aus verschiedenen Gegenden Deutschlands, namentlich aus Schwaben, von Bulgaren, Zigeunern, polnischen und russischen Bauern bewohnt, deren Lage zum Theil eine sehr traurige ist, so daß sich alljährlich viele jener Colonisten in die Stadt übersiedeln.

F i n n l a n d

ward im Jahre 1831 administrativ in acht Kreise oder Läne getheilt. Die in dem vorigen Gouvernement Wiburg oder Alt-

finnland belegene Stadt Wiborg erfreut sich zwar eines ziemlich belebten Ausfuhrhandels, gehöet aber zu den Städten ohne Gedeihen, wo die Volkszahl dieselbe bleibt. Sie enthält 3500 Einwohner, einige Schulen, eine griechische Kathedrale, eine Kirche für die Schweden und Deutschen, eine andere für die Finnen und eine römisch-katholische Kapelle. Sie liegt 12 Werste vom Hafen ab am Ende einer großen Bucht, 74 englische Meilen nordwestlich von St. Petersburg und besteht aus der eigentlichen Stadt und zwei Vorstädten. Der Seehafen Wiburgs ist von großer Ausdehnung und wird von zwei großen Inseln eingeschlossen, welche gleichsam zwei große Wasserbrecher oder Bollwerke bilden. Als Festung nimmt Wibueg einen hohen Rang ein, sowohl was die Lage als die Stärke betrifft. Die See wäscht ungefähe die ganze Länge ihrer Außenmauern, während Batterie auf Batterie jeden Zugang beherrscht. Der Anblick dieser Gränzfestung mit ihren in der Sonne blitzenden Kirchen und Domen und ihrer langen Linie von Batterien und Basteien, die in massiver Stärke vom Wasserrande emporsteigen, ist ganz überraschend. Oft von den Russen angegriffen, vertheidigte sie sich mit großer Tapferkeit und im Jahre 1710 ward sie von Peter dem Großen belagert und nach einem harten Kampfe, der mehrere Wochen dauerte, genommen. Der unter dem Namen des Tractats von Nystad (im eigentlichen Finnland) bekannte Friede von 1721 setzte den Czaar in den definitiven Besitz von Wiburg und der Nachbarschaft und der Vertrag von Abo 1745 vergrößerte die Eroberung noch. Die Schweden seit den Tagen Peters des Großen sind im Kriege mit Rußland stets der verlierende Theil gewesen, zumal da es Rußland fast immer gelungen, die dänischen Könige deutscher Abkunft für seine Zwecke zu gewinnen. Beinahe ein Jahrhundert lang waren die, Altfinnland genannten, eroberten Strecken Finnlands denselben Verfügungen in Civildingen unterworfen, wie das übrige russische Reich. — In dem bereits genannten Länderkreise liegt Helsingfors, die Hauptstadt des russischen Gouvernements Finnland. Sie hat 16,000 Einwohner, und die starke Festung Sweaborg vertheidigt die Einfahrt zum Hafen. Die Festungswerke montiren 300 Kanonen und enthalten Baracken und Kasematten für eine Besatzung von 12,000 Mann. Helsingfors, 180 engl. Meilen west-nord-westlich von St. Petersburg, ward im 16. Jahrhundert von Gustav Wasa gegründet an der Wannamündung, wo sie sich in den Fük ergießt. Die Russen haben Helsingfors, seitdem es in ihre Gewalt gekommen, sehr erweitert und verbessert, besonders seit 1819, als es die Hauptstadt Finnlands ward. Auch erhöhte die Verlegung der Universität zu Abo und des Senats hierher nach dem Aboer Brande im Jahre 1827 seine Bedeutung wesentlich. Es hat lange, weite Straßen, welche, wie in den meisten anderen russischen Städten der Fall ist, in rechten Winkeln angelegt sind. Zu Helsingfors werden auch die Ueberreste der aus dem Brande von Abo geretteten Bibliothek aufbewahrt. Sie besteht aus 80,000 Bänden, hauptsächlich Ausgaben der Klassiker, die Karl XII. im siebenjährigen Kriege aus den Klöstern genommen. Der Hafen zu Helsingfors ist geräumig und einer der besten in der Ostsee. Es findet sich hier ein beträchtlicher Handelsbetrieb in Bauholz, Korn und Fischen. Helsingfors ist die Residenz des Generalgouverneurs und der Sitz wichtiger Gerichtshöfe und öffentlicher Aemter. Es enthält das Senatshaus, mehrere Kirchen und Leinen-, Segeltuch- und Tabaksfabriken. (Wes.-Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

Die glückliche Ankunft des Reisenden Dr. Barth in Timbuktu haben wir bereits gemeldet. Es scheint, daß er die Richtung über den Howara (Nigerfluß) und über Bistako eingeschlagen hatte. So gelangte er am 5. Sept. nach Kobara, einer kleinen Stadt von 400 Häusern, aber wichtig als Hafen vom Timbuktu. Hier zog er am 7. mit großem Gepränge ein, der Bruder des Scheik-el-Bakay ihm zur Seite, Reiter zu Pferd und auf Kameelen im Gefolge, mitten unter Zuruf der Bevölkerung. Der Scheik hatte in guter Absicht aussprengen lassen, daß Barth „Gesandter" sey, um ihn vor dem Fanatismus der Bevölkerung zu schützen, und er sowohl wie sein Brudee blieben ihm als teeue Freunde die ganze Zeit seines Aufenthalts über an der Seite; aber auch da noch war der „Gesandte von Stambul" nicht ganz sicher, da es in Timbuktu verschiedene Nationalitäten und schwer zu definieende politische Parteien gibt, die mit einander ewig im Hader leben. So namentlich die Sourah, welche die Masse des Volkes ausmachen; dann die Araber der verschiedenen Stämme; die Fellatahs und Tuaricks mit einer kleinen Zahl von Bambara und Mandingo vermischt. Eine dieser Fraktionen wollte geradezu seinen Tod, und die Wachsamkeit des Scheikh war nicht umsonst. Die Gesundheit Dr. Barths hatte leider durch die furchtbaren Anstrengungen der Reise gelitten, und es ist wohl nicht zu verwundern, daß er sehr erschöpft in Timbuktu ankam, wenn man bedenkt, daß er nun schon drei Jahre lang den mannichfaltigsten Strapazen und Entbehrungen ausgesetzt ist. — Hr. A. Petermann in London hat kürzlich ein Werk über die Forschungen der vier jüngsten afrikanischen Reisenden, mit vortrefflichen Karten und den Bildnissen von Barth, Richardson, Overweg und Vogel geziert, nach Berichten derselben ans auswäetige Amt veröffentlicht. In deutscher Ausgabe erscheint dasselbe bei Peethes.

Aus Bremen wird berichtet, daß die Auswanderung über diesen Platz in diesem Frühjahr in einer noch nie erreichten Ausdehnung statfinde. Vom 1. Jan. bis 31. März wurden dort 7143 Auswanderer befördert, von da bis zum 15. April wieder 6000, und seitdem soll der Zudrang noch immer zugenommen haben. Es seyen vorzugsweise Landleute, wie immer, viel Bayern und Hessen, dießmal aber auch viele aus österreichisch Tyrol.

(Coblenz, 26. April.) Unser als Fresken-Maler insbesondere rühmlichst bekannte Landsmann Hr. Settegast, von welchem unter andern auch die großartigen Fresken-Gemälde in der hiesigen St. Castorkirche, sowie in der Maxkirche zu Düsseldorf und der Kreuzkirche zu Ehrenbreitstein herrühren, hat einen sehr ehrenvollen Ruf nach London erhalten, in der neu erbauten kath. Kirche St. Mary of Victory zu Clapham als großartiges Fresko-Gemälde das jüngste Gericht auszuführen, wozu der Maler die Cartons bereits hier entworfen hat. Hr. Settegast wird schon Ende dieser Woche die Reise nach England antreten.

Der bekannte Pfarrer Dzierzon zu Carlsmarkt in Oberschlesien hat eine Bienenzüchterschule gegründet, die nicht nur sehr fleißig von Landwirthen und Volksschullehrern, sondern auch von Kandidaten der Theologie besucht wird. Man will die Erfahrung vielfach gemacht haben, daß in den Obstgärten, in denen Bienenstöcke sich befinden, das Obst viel besser gedeihe.

Man schreibt aus Königswinter, 25. April: „Die hiesige Gegend ist in vergangener Nacht durch ein folgenschweres Unglück heimgesucht worden. Der Frost hat die ausgetriebenen Weinlotten zum großen Theile gänzlich zerstört. In den Beeglagen, welche ganz vorzüglich geschützt gelegen, ist der Weinstock theils nur zur Hälfte, theils jedoch weniger, nur zu einem Drit-

tel, vom Froste zerstört. Wenn schon durch Zoll-Convention die einheimische Wein-Production sich nur mit der unsäglichsten Mühe und Entbehrung hat erhalten können, so wird neben dem Mißwachse der letzten Jahre und theilweisen Hagelverwüstung im vorigen Jahre die gänzliche Zerstörung der diesjährigen und wahrscheinlich in Folge dessen der künftigjährigen Ernte den armen Winzer dem Kummer preisgeben.

Neuigkeiten zur Kunde der Gegenwart.

Alle Freunde der Erdkunde werden Ewalds große „Orographische **Erdcharte**" willkommen heißen, die in prachtvollem Farbendrucke bei Jonghaus und Venator in Darmstadt erschienen ist und (auf Leinwand mit Mappe) nur 4 fl. 30 kr. kostet. Durch die Wiederholung einiger Länder wurde die Auseinanderlegung, statt planiglobischer Darstellung, des großen Gebietes bewerkstelligt. Gebirge, Hoch- und Tiefland, Meere und Flüsse sind durch sorgfältige und geschmackvolle Färbung deutlichst unterschieden, ohne der sonst üblichen trüben Gränzlinien zu bedürfen. Von den Alpengipfeln aller Welttheile, den neuentdeckten Kilimandscharo Afrika's u. s. w. eingeschlossen, steigen wir bis zu unserm Vogelsberg herab. Am Rande sind die Höhenprofile, die Vertheilung von Land und Meer und deren Flächenmaße gesondert dargestellt. Schulsäle, wie Wohnzimmer sollten dieß Gesammtbild der jetzigen Erdkunde als inhaltreiche Zier erwerben. Ein ähnliches Gebiet beschreibt „Eine **Weltumseglung**" von Andersson, womit Lorck in Leipzig seine neue Hausbibliothek für Länder- und Völkerkunde vielversprechend begonnen hat. Der schwedische Naturforscher, ein gemüthvoller und vielseitig gebildeter Mann, sendet dieses populäre Werk einer künftigen Darstellung seiner rein wissenschaftlichen Ausbeute voraus. Wir treten in ein Panorama ein. Von Carlskrona aus sind wir bald in Madeira, woher der Vrf. sein erstes Kapitel datirt (12. Nov. 1853), besuchen ausgedehnte Strecken Südamerikas und die Südseeinseln, verweilen länger in Californien und wandern von dort in das neueste Goldland, Australien. Die chinesische Welt, die Philippinen, das Kapland sind andre Hauptpunkte der Reise, an welcher wir in häuslichem Behagen, ohne Mühe und für einen Thaler, reichlichen Antheil erhalten. Nach dieser Weltreise beschränken wir uns gerne auf die Beschauung eines kleinen und nachbarlichen Gebietes, die uns der „Wiesbadener **Curkalender** für 1854" von Haas (Wiesb., publ. Bureau) gestattet. Das billige und mit vielen hübschen Abbildungen geschmückte Büchlein wird sich Wiesbadens Bürgern und Besuchern unentbehrlich machen. Außer einem Adreßkalender enthält es (in mehreren Sprachen) Notizen über die Oertlichkeiten und Anstalten der Stadt und ihrer Umgebung, Baderegeln und Geschäftsanzeigen. In letzteren empfiehlt sich u. a. ein „tailleur pour les dams einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum", und ein Cigarrenhändler, der jedem Kistchen „ein überraschendes Geschenk" beipackt.

Mit einem trefflichen Bildnisse des Präs. Pierce geziert, erfüllt das „**Historische Jahrbuch** für 1853—4" (Lpz., Lorck), welchem auch ein sociales folgen wird, seine Aufgabe klar und bündig. Seine gegenständliche (objektive) Haltung läßt gleichwohl eine gesunde Kritik durchleuchten, indem es z. B. die Schwebepolitik in Preußen und die politischen Bestrebungen des Romanismus bespricht, von der konservativen Antrittsrede des Hrn. v. Prokesch an bis zu der revolutionären Thätigkeit der Bischöfe in Deutschland, Sardinien und Spanien. Zugaben sind ein allgemeiner und ein nekrologischer Geschichtskalender und ein Abriß der gesammten politischen Statistik, ein vorzügliches Hülfsmittel für Zeitungsleser. Von Tagesschriften liegen uns vor: „**Aktenstücke** der russischen Diplomatie", her. von Paalzow (Lf. t. Brl., Fr. Duncker), im Einzelnen nicht neu, aber in dieser Zusammenstellung ein guter Leitfaden zur Beurtheilung der Tagesfrage. Dieß gilt auch von den „Hervorragendsten **Persönlichkeiten** auf dem russ.-türk. Kriegsschauplatze" von Freih. v. S** (Lpz., Ramberg), Lebensabrissen vielgenannter Männer des Kriegs und des Friedens. „Der russisch-türkische **Krieg** 1828—9" von Junck, m. Ch. (Cassel, Bertram) befördert ebenfalls, seiner Aufgabe gemäß, ein besseres Verständniß des gegenwärtigen Kriegs. Auf denselben Schauplatz führt uns „Der **Orient** und Europa", Erinnerungen und Reisebilder von C. v. Callot. 2 Bde. mit Plan und Abb. (Leipz., Kollmann). Ein flotter Soldat, Tourist und Dichter zieht mit den Russen 1829—1830 gegen die Türken, schlägt ganze Haufen bald von Spahis, bald von Räubern, und trägt, eben so solo, seine drei Mantelsäcke sechs Stunden weit zu Fuße, um schneller vorwärts zu kommen. Mit ehrenhafter Gesinnung zeigt er, wie Viel im Osten Europas noch für die Civilisation zu thun ist, die leider auch dort nicht von oben ausgehe. Wir folgen ihm und seinem wackern Hunde Wachtel an jetzt wieder oft genannte, aber noch nicht genug bekannte Orte. Das Ganze ist ein Potpourri, das mitunter an Callots des Ersten Phantasiebilder erinnert, und schon des Gegenstandes wegen seine Leser finden wird. Auf ein anderes Gebiet der Gegenwart führen uns die urkundlichen Mittheilungen über „**Rom** und **England** in ihrem neuesten Kampfe" von Scholl (Zürich, Kiesling), eine Schrift, die wir namentlich den Lenkern der zahlreichen Staaten empfehlen, welchen die Miasmen der pontinischen Sümpfe noch vor ihrem völligen Austrocknen Gefahr drohen.

Korrespondenz.

Mainz, 29. April.

Einem hiesigen talentvollen Graveur, der den Kunstfreunden durch seine vorzüglich schöne Liebig-Denkmünze bekannt ist, Hrn. Korn, ist von Seiten des Kaisers der Franzosen eine ehrenhafte Auszeichnung zu Theil geworden. Im Auftrage desselben sind dem Genannten Frs. 3000 für eine zur Erinnerung an den 2. December geprägte Schaumünze eingehändigt worden. Hr. Korn hat die gebräuchliche Relief-Schneide-Maschine wesentlich verbessert und wird, wie wir hören, auf der bevorstehenden Münchener Ausstellung die Leistungsfähigkeit seines Apparats zur Anschauung bringen. In Folge der Würdigung seines Talents in Paris sollen bereits mehrere inländische Bestellungen bei ihm gemacht worden seyn.

Darmstadt, 28. April.

Gestern eröffnete Hr. Ander aus Wien sein Gastspiel, das sich dießmal nur auf drei Rollen beschränken wird, als Stradella. Herr Ander ist noch im vollen Besitz seiner ausgezeichneten Stimmmittel, aber was noch mehr ist, wir lernten in ihm aufs neue den ächten Künstler schätzen und lieben; edle Einfachheit, Wahrheit und tiefe Empfindung durchdringen seine Darstellungen, welche dadurch einen seltenen reinen Kunstgenuß gewähren. Daß den Sänger rauschender Beifall und mehrmaliges Hervorrufen lohnte, bedarf kaum der Erwähnung. Fräulein Neukäufler und die Herren Breiting und Scharpf (letztere als Banditen) dürfen wir nicht unerwähnt lassen, da ihre Leistungen wirklich trefflich waren.

Frankfurt, 26. August.

Die „Darmstädter Ztg." bemerkt: „Man ersieht aus dem heute bekannt gewordenen Sommerfahrplan der Main-Neckar-Bahn, daß der zweite um 8 Uhr aus Frankfurt abgehende Zug nicht in Bickenbach anhält. Diese Station bietet aber über Jugenheim und Alsbach die schönsten und bequemsten Zugänge zu dem Gebirge, dem Felsberg, dem Melibocus, auch nach Seeheim ꝛc., und wurde deßhalb gerade an schönen Sommertagen, besonders Sonntags, von Frankfurt, Darmstadt ꝛc. aus häufig hierzu benutzt. Der erste Zug geht zu frühe (um 5 Uhr), die folgenden zu spät (auch ist der Mittagszug ein Schnellzug, der wieder nicht in Bickenbach hält) von Frankfurt resp. Darmstadt ab, um sie zu solchen Parthien benutzen zu können. Das Nichtanhalten jenes zweiten Morgenzuges in Bickenbach wird also vom Publikum schmerzlich empfunden werden und die Direktion gewiß sich um dasselbe verdient machen, wenn sie hierin eine Aenderung eintreten und die frühere Einrichtung stattfinden, d. h. genannten, um 8 Uhr aus Frankfurt, 9 Uhr 47 Minuten aus Darmstadt abgehenden Zug in Bickenbach anhalten lassen wollte.

Theater-Anzeige.

Montag, 1. Mai. Zum Vortheil des Herrn Grahn. (Zum ersten Male): Das Mädchen vom Dorfe, Schauspiel mit Gesang in 3 Abtheilungen und 5 Akten, von J. Krüger, Musik von Stiegmann. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 105. Dienstag, den 2. Mai 1854.

Die Logik der Leidenschaften.

(Nach dem Französischen der Marie Aycard.)

(Fortsetzung.)

Als Graf von Beaulieu jedoch, nach der ersten Aufregung, die Umstände ruhig überdachte, fühlte er, daß eigentlich sein Verhältniß zu Fräulein Paravet so festgestellt sey, daß er es nicht lösen könne, ohne Vater und Tochter zu beleidigen. Er hoffte indessen auf den Rath der Frau von Loris. Seiner Meinung nach wäre es das Beste, offen mit Fräulein Paravet zu sprechen und ihr seine Leidenschaft für Frau von Saveuse zu bekennen. Der Abend verstrich ihm unter allerlei Plänen. Er schlief mit dem Gedanken an Frau von Saveuse ein. Als er am andern Morgen erwachte, erinnerte er sich sogleich des Duells.

„Aber“, rief er aus, „Herr von Saveuse ist jetzt todt; Herr Bernhard kann also seine Cousine heirathen. Ich sehe kein Hinderniß. . . Aber, es kann nichts helfen, ich muß mich doch zur festgesetzten Stunde einfinden; es sähe sonst einem Wortbruche ähnlich, und einem solchen Verdachte darf sich ein Hauptmann nicht aussetzen.“ Er schickte seinen Bedienten zu dem Hauptmann Dubois und ließ denselben ersuchen, sich sogleich zu ihm zu bemühen.

„Hauptmann“, sagte der Graf, als dieser kurze Zeit darauf zu ihm ins Zimmer trat, „ich stehe im Begriff, mich zu schlagen; wollen Sie mich begleiten?“

„Mit Vergnügen, Hauptmann. Mit wem haben wir es zu thun? Mit einem Offizier, ohne Zweifel?“

„Nein, mit einem Advokaten; aber er wird sich schlagen, wie ein Held. In der That, der Fall ist auch wichtig. Es handelt sich um ein junges liebenswürdiges Mädchen, welches sechsmalhunderttausend Franken besitzt und bei ihres Vaters Tode noch eine, vielleicht zwei Millionen erbt.“

„Sie, ein Hauptmann, werden sich doch nicht ein schönes Mädchen und ein paar Millionen von einem Advokaten entreißen lassen!“

Die beiden Freunde fanden Carl Bernhard mit seinem Begleiter, auch ein junger Advokat, an der besprochenen Stelle.

„Nun, für welche Waffe haben Sie sich bestimmt, meine Herren“, rief der Hauptmann Dubois; „für den Degen, ohne Zweifel!“

„Mein Freund hat diese Waffe niemals geführt“, entgegnete der Sekundant von Bernhard.

„Den Säbel wahrscheinlich auch nicht?“

„Nein, eben so wenig.“

„Nun“, fuhr der Hauptmann fort, „so greifen wir zu den Pistolen.“

„Auch mit Pistolen weiß mein Freund eigentlich nicht umzugehen.“

„Dann ist Ihr Freund ein Narr, der nur wünscht, seinem Leben ein Ende zu machen.“

„So ist es in der That. Er kann nicht ohne seine Cousine leben.“

„Das ist etwas Anderes“, sagte der Hauptmann ruhig. „Also auf Pistolen!“

Er lud hierauf die Gewehre und stellte die Gegner dreißig Schritt von einander entfernt. Carl schoß zuerst und seine Kugel traf den Ast einer Birke, fünfzehn Fuß über dem Kopfe des Grafen. Egard warf einen Thaler in die Luft, drückte los, und derselbe fiel durchbohrt zu Carls Füßen.

„Ja, ich sehe“, rief der unglückliche Liebhaber von Fräulein Paravet, „Sie brauchen nur zu zielen, um mich zu tödten. Haben Sie Mitleid und thun Sie es; ich will lieber sterben als ohne sie leben.“

Der Graf ging auf seinen Gegner zu, reichte ihm die Hand und sagte:

„Sie lieben also Ihre Cousine wirklich?“

„Wir lieben uns seit unserer Kindheit“, antwortete der Advokat mit bebender Stimme, „und sind niemals getrennt gewesen; ja, was die Hauptsache ist, wir haben stets die feste Ueberzeugung genährt, für einander bestimmt zu seyn. Doch, Sie sind der Glückliche, der sie besitzen soll, und zugleich auch der Geschicktere; so haben Sie denn Mitleid und erschießen Sie mich.“

„Sie sind also überzeugt“, fragte der Graf, „daß Fräulein Paravet Sie liebt, und daß sie sich unglücklich fühlen würde, wenn sie mich heirathen müßte?“

„Ich bin dessen gewiß, Herr Graf; wenn unser böser Geist nicht meinem Onkel unser Vorhaben verrathen hätte, so wären wir unserem traurigen Schicksal entflohen.“

„Was sagen Sie, mein Herr, Fräulein Paravet wollte mit Ihnen entfliehen, um einer Verbindung mit mir zu entgehen?“

„Alles war dazu vorbereitet.“

„Wirklich? dann muß ich Sie um Entschuldigung bitten. Ich sagte Ihnen gestern, Fräulein Paravet habe meine Bewerbung angenommen; doch ich habe, ohne Zweifel, ihr Schweigen falsch ausgelegt.“

„Ach, Herr Graf, ich wußte, daß Sie im Irrthum waren. Hortensie zittert vor ihrem Vater und hat daher nicht gewagt, ihm ihr Herz zu öffnen.“

Was der junge Advokat da sagte, schien dem Grafen etwas unwahrscheinlich; denn fürchtete sich Fräulein Paravet wirklich vor ihrem Vater, so hätte sie sich gegen ihn oder gegen Frau v. Loris aussprechen können. Doch unter den obwaltenden Umständen war diese Mittheilung unschätzbar für Egard; er erwiederte daher seinem Gegner:

„Ich habe keine Ursache, an der Wahrheit Ihrer Versicherung zu zweifeln, und bin, wie ich Ihnen schon gestern sagte, weil

entfernt, die Verbindung mit Fräulein Paravet gegen ihren Willen erzwingen zu wollen. Gott behüte mich davor, zwei Liebende unglücklich zu machen."

„Wie, Herr Graf, Sie wollen meiner Cousine entsagen?"

„Von ganzem Herzen, da sie mich nicht liebt. Ich weiche gern der Liebe."

„Das war ich von Ihnen überzeugt", rief Carl.

„Ich mache jedoch eine Bedingung, nämlich, daß Sie Herrn Paravet unterrichten von Dem, was zwischen uns vorgegangen ist."

„Das verspreche ich Ihnen."

„Wie", sagte der Hauptmann Dubois leise zum Graf, „Sie überlassen diesem kleinen Advokaten ein schönes Mädchen mit einigen Millionen?"

„Das thue ich, mein Freund, und bin der glücklichste Mensch!"

(Fortsetzung folgt.)

Geld!

Eine unentgeldliche Betrachtung.

Wer Geld hat, gilt. — Mit diesem beklagenswerthen Anfangssätzchen wäre zugleich die Abstammung des Wortes „Geld" gegeben.

Man hat nun verschiedenartiges Geld gehabt und hat es noch. Durch das Zuwiegen oder die Werthbezeichnung größerer oder kleinerer Metallmassen gelangte man zum wirklichen Metallgelde und dessen verschiedenen Arten. Der menschliche Geist strebte aber weiter und erfand endlich das Papiergeld, mit welchem die eigentliche Lumperei in die Welt gekommen zu seyn scheint.

Da wir nun vom Gelde sprechen, so wollen wir gleich, wie recht und billig, allem Anderen voran den kleinen, jedoch inhaltschweren Satz stellen:

Geld ist das größte materielle Bedürfniß, das der Mensch kennt.

Geld ist das A und das Z des Lebens. Mit Geld läßt sich Alles anfangen, fortsetzen und beendigen. „Morgenstund' hat Gold (also der frühe Tag schon Geld) im Mund'"; die übrigen Tageszeiten mahnen aber nicht minder an Geld, so daß es mich in der That wundert, weßhalb wir keinen, dem bekannten Gruße der Franziskaner: „Memento mori!" ähnlichen besitzen, nämlich: „Mensch, bedenke, daß Du Geld hast!" Jeder Stand, jedes Alter, jedes Geschlecht braucht Geld. Geld braucht der oder die Einzelne; Geld braucht die Familie, die Gemeinde, der Staat, die Kirche, wenn schon ihr Reich nicht von dieser Welt ist. Brich Arm und Bein: wenn Du kein Geld hast, dann überlass' Dich nur getrost Deinen Schmerzenstudien! Du streitest mit einem Anderen und — hast recht, aber verficht Dein Recht — ohne Geld! Ein Philosoph selbst lehrt Dich seine Weisheit nicht — ohne Geld; bist Du aber ein studiosus stultitiae, ein Narr, oder gedenkst, einer zu werden, so brauchst Du wieder Geld, kurz: sey gesund, krank, arm, schön, häßlich, groß, klein, dick, dünn — Du brauchst Geld, Geld zu Fuß, Geld zu Pferd, auf den Bergen, im Thale, in der Schweiz, in Lippe-Detmold. Geld zu Land, zu Wasser, — Wein, Schnaps und Bier und Gott weiß was! Kein Vergnügen, keine Sorge — ohne Geld! Nichts Nützliches und Unnützliches — ohne Geld! Nichts Gutes, nichts Böses — ohne Geld! „Geld her!" lautet's bei der Geburt, „Geld her!" bei der Taufe und so fort bis zum Tode. „Geld!" heißt's im Frieden; „Geld!" heißt's im Kriege. Du wirst bestraft und belohnt mit Geld. Du bist etwas oder nichts mit oder ohne Geld. Lass' alle Saiten auf Deinem Lebensinstrumente platzen — 's thut nichts! — Lass nur die Geldsaite ganz!

Dies von der Nothwendigkeit des Geldes. —

Jetzt vom Einflusse des Geldes auf unsere geistigen und sittlichen Zustände.

Hier sind wir bald fertig. Wenige sind wohl mit mir nicht der Meinung, daß das Geld mehr Böses, als Gutes hervorgebracht hat. Allerdings hat es auch Großes, Edles und Erhabenes geschaffen, — was ist das aber im Vergleiche mit dem Schlechten, Verabscheuungswürdigen und Verworfenen, dessen Urheber es einzig und allein war? Blickt mit mir in den Pfuhl der Untugenden, Leidenschaften, Laster und Verbrechen, den höllischen Pfuhl, der durch das Geld entstand! Meineid, Verrath, Mord, Diebstahl, Verführung, Bestechung, Undank, Geiz, Stolz, Neid, Müßiggang, Verschwendung, — sie alle und noch Anderes mehr erzeugt das feile, sich und Andere prostituirende, scham- und scheulose Geld.

Doch wir fühlen, daß wir ernstlich bitter und böse werden. Wir wollen daher zur Milde und Ruhe zurückkehren, den Blick des Mitleids und Erbarmens auf Die richten, die ohne Geld sind, auf die Armen.

Noth, Scham, und obendrein das abstoßende Verfahren des Menschenbruders und Nächsten machen die Armuth zu etwas Gräßlichem. Kein Wunder ist's, daß der Arme fluchen, ein Wunder ist's, daß er beten kann. Trotz alle dem bleiben dem Armen zwei Tröstungen. Die eine ist eine sehr gewöhnliche, aber — menschliche, die: „Selbst der Reichste kann sein Geld nicht mitnehmen; er muß es hier lassen!" Die zweite, schon höhere: „Aeußerer Reichthum kann inneren nicht erkaufen!"

Ihr theilt meine Ansichten, Ihr Armen, während Ihr doch sprecht: „Aber der Reiche kennt die größten Sorgen, die Nahrungssorgen, nicht!"

Wahr! Allein glaubt: der Reiche hat auch ohne sie seine Last, seinen Druck, und — Feinde jedenfalls mehr wie Ihr! Darum tröstet Euch und gedenket des schönen Märchens vom Hemd' eines Glücklichen! Dem, der's nicht kennt, will ich's mittheilen. — Es war ein König, reich an Allem, der wurde krank. Da ließ er seinen Leibarzt kommen. Er wußte keinen Rath. Da ließ der König andere Aerzte kommen; sie wußten gleichfalls keinen. Da ließ der König einen Weisen kommen, der aber sprach: „Man sende Boten aus, das Hemd eines Glücklichen zu holen; nur dieses ist im Stande, die Genesung zu verschaffen." Gesagt, gethan. — Die Boten gingen, suchten, fanden das Gesuchte nicht. An ihrer Sendung schon verzweifelnd, gewahrten eines Tag's sie einen Mann, der ackerte und sang, laut wie die Lerche. Die Boten riefen: „Gib her Dein Hemd, denn Du bist glücklich; der kranke König braucht's!" — „Erst auch ein's haben!" sprach der arme und gesunde Glückliche, und pflügte munter singend weiter, die Boten aber kehrten trostlos heim zum reichen, kranken Könige. —

Bedenkt, Ihr Armen, daß es reiche Arme und daß es arme Reiche gibt! Ganz arme Arme wie ganz reiche Reiche hat die Erde, so lang' sie in dem Weltall kreist, noch nicht geschaut.

Zum Schlusse: — Geld ist und bleibt der Nerv' aller Dinge; was der Mensch vermag, vermag er durch es (daher auch der auf diese That- und Handlungsmöglichkeit geleitete Ausdruck: „Vermögen"); das Geld aber soll für uns keinen bloßen Werth als Geld haben; es bleibe immer nur Mittel, und zwar zum — Guten. Des Menschen Hand dient zum Nehmen und Geben, „seliger aber ist Geben, denn Nehmen!" —

Und so viel werd wohl den Meisten gegeben, den hungernden Bruder nicht darben zu lassen, ein weinendes Aug' in ein lachendes verwandeln zu können!

Beachtet es Alle wohl: nicht Stand, nicht Reichthum machen den Menschen aus; zum Menschen gehört es, — Mensch zu seyn. Und soll' das schwer seyn?

Ich bin zu Ende. Hätte ich meine Betrachtung Jemanden widmen können, — wem wohl würde ich sie gewidmet haben? — Der geistes- und herzensfreien Stadt Frankfurt, denn ich weiß: warum. —

Dr. D. v. Fenner.

Heinrich Mylius.*)

Hiesige Blätter theilen den in Mailand erfolgten Tod unseres verehrten Mitbürgers, Heinrich Mylius, mit, und zählen als Gaben, welche hiesige milde Stiftungen von demselben erhalten haben, auf: fl. 45,000 an das Versorgungshaus, fl. 25,000 an die naturforschende Gesellschaft, fl. 20,000 an die Kinderschulen und fl. 30,000 an die niederländische Gemeinde. Mit Ausnahme des Geschenkes an die niederländische Gemeinde, welches fl. 20,000 und nicht fl. 30,000 betrug, sind diese Angabe in sofern richtig, als sie die hauptsächlichsten großen Gaben betreffen, doch ermüdete sein Herz und seine Hand nicht, wie anderen, so auch den bereits genannten Stiftungen fortwährend Gaben zu spenden. Dem Versorgungshaus, welches zu Ende 1840 fl. 30,000 und im Januar 1845 fl. 15,000 erhielt, gab er noch im Mai 1849 fl. 1000 zur Verwendung. Der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft überwies er fl. 25,000 (und zwar fl. 10,000 als Besoldungskapital für einen Custos, fl. 7000 als Bibliothekscapital, und vor wenigen Tagen noch fl. 8000 als Capital, von dessen Zinsen, fl. 300 jährlich, jüngere Gelehrte, doch keiner länger als drei Jahre, für Vorlesungen über gewisse Zweige der Naturwissenschaften honorirt werden sollen). Außerdem aber hat er derselben Stiftung zu verschiedenen Zeiten andere bedeutende Geldgeschenke gemacht, z. B. gegen fl. 2000 für Schränke 2c., höchst werthvolle Büchergeschenke u. s. w. Den Kleinkinderschulen hat er außer dem Stiftungskapital von fl. 20,000 für Errichtung der dritten Kleinkinderschule im Jahr 1845 (siehe neunten Bericht der Kleinkinderschulen) noch in den Jahren 1838, 1840, 1844, 1850, 1851, 1852 Geschenke von fl. 500, 400, 300 und 200 zugewendet. — Uns sind noch andere Züge der Treue und Großmuth des Verewigten bekannt, die niemals an die Oeffentlichkeit treten werden und viel höher stehen, als jene ansehnlichen Gaben an öffentliche Anstalten. Wir wollen auch nicht von seinen Gaben, am wenigsten von den Summen derselben reden; es liegt uns am Herzen von Heinrich Mylius selbst, als Menschen, einige Worte zu sagen.

Heinrich Mylius (geboren in Frankfurt den 14. März, nicht den 14. Mai 1769, gestorben in Mailand den 21. April 1854), ein Mann, welcher die Erzählung von dem Heller der Wittwe sehr gut verstand und das Wort aufgefaßt hatte: deine Rechte soll nicht wissen, was deine Linke thut. Die Zeitungsposaune der christlichen Wohlthätigkeit war ihm ein Gräuel und vielleicht das Einzige, was ihn hätte hindern können, wohlthätig zu seyn. Man erinnert sich sehr wohl, wie der Gedanke einer Medaillen-Prägung zur Feier seiner Großmuth ihm einst so ärgerlich war, daß die schon begonnene Ausführung sistirt werden mußte. Die Eltern des Heinrich Mylius lebten hier in bescheidenen Verhältnissen; sein Schwager Aldebert, der ein großes Geschäft in englischen Waaren begründet hatte, etablirte ihn in Mailand und stand bis an seinen Tod mit ihm in genauer Verbindung. Auch dieser Schwager Aldebert zeichnete sich durch einen eigenthümlichen Hang zur Großmuth und durch Liebe zur Bildung aus. Heinrich Mylius hat die ganze Glanzperiode der deutschen Literatur mit lebhafter Theilnahme verfolgt; er war mit Goethe und mit dem großen Beschützer der deutschen Dichtkunst, mit dem Herzoge August von Weimar, eng verbunden. Herders Gedanke der Nemesis: Maß in allen Dingen; unausbleibliche Strafe des Uebermuthes! war die innerste Empfindung seiner Seele. Einst, als sein einziger herangewachsener Sohn aus dem Dampfboot in den Comer See stürzte und vor seinen Augen zu ertrinken drohte, glaubte er sich dem Gefühle des Glückes in dem Besitze dieses Sohnes zu heftig überlassen zu haben.

Er bestellte bei Thorwaldsen die Darstellung der Nemesis nach Herders Gedanken, und dieses schöne Kunstwerk steht jetzt zu Loveno auf dem Grabe des Sohnes. Denn dieser junge Mann — Giulio Mylius —, ein Opfer der Schwierigkeiten, welche der Ehe zwischen Protestanten und Katholiken entgegengestellt werden — starb wenige Jahre später zu Genua, wohin er zum Abschluß der Ehe gereist war. Die Trauung wurde an seinem Todtenbette vollzogen. Sein Grab war seines Vaters liebster und täglicher Gang (im Sommer); allein der alte Mann hatte zu viel in sich aufgenommen, um hinzubrüten. Er wurde seitdem doppelt wohlthätig; den Hrn. Dr. Rüppell unterstützte er in seinen Bestrebungen für die naturforschende Gesellschaft hauptsächlich darum, weil er jede energische männliche Widmung an und für sich hochschätzte, zumal wenn sie dem gemeinen Besten galt. — Durch gemeinsame Freunde mit Felix Mendelssohn verbunden und ernste Musik liebend, fühlte er einen unwiderstehlichen Trieb, die Aufführung des Paulus zu hören. Dort sah man den bald neunzigjährigen erblindeten Greis mit größter Spannung jedem Tone folgen und zu dem: „Ich rufe dich! Ich rufe dich!" sein Amen sagen. Denn in wenigen Tagen darauf starb er.

*) Aus dem „Frankf. Volksboten."

Mannichfaltigkeiten.

(Vom Thüringer Walde.) Am 22. April Nachmittags 4 Uhr zogen bei uns die ersten Gewitter ein, und die lechzenden Saaten labten sich endlich an dem milden und warmen Regen. Auch der Herr Pfarrer vergaß nicht, in sein Gebet den Dank für die göttliche Güte und Gnade einzuschalten. Aber schon des Sonntag Abends war die Luft wieder schneidend kalt, und um Mitternacht erhob sich ein so fürchterlicher Orkan, daß die Berge förmlich zitterten. Viele Bäume wurden entwurzelt, Schornsteine wurden von den Dächern geworfen und diese selbst abgedeckt. Die Natur war in einem gewaltigen Aufruhr. Wenn dieser Orkan sich auch weiter bis zum Meere hin erstreckt hat, so mag wohl manches Schiff in großer Noth geschwebt haben. In seiner Begleitung hatte aber auch der Sturm noch ein starkes Schneegestöber, daß am Morgen des 24. die Berge fast zwei Fuß hoch mit Schnee bedeckt waren. Die Schneestürme währten den ganzen Tag noch fort, und der gegen Abend sich aufheiternde Himmel brachte uns am 25. eine solche Kälte, daß die ganze Natur erstarrt schien. An den Fensterscheiben blühten Eisblumen, an den Mühlrädern hingen lange Eiszacken, die schon hervorgebrochenen Blüthen an den Kirschbäumen waren dahin und die Frühgärtner um eine Hoffnung ärmer geworden. Es ist aber nicht das erste Mal, daß der April so kalt und stürmisch zu Ende geht, und er gibt uns auf's Neue die Mahnung, daß wir ihm nicht allzu sehr vertrauen und nicht gar zu frühzeitig mit unseren Feld- und Garten-Arbeiten dran seyn sollen. Die Knospen an den Obstbäumen scheinen noch unversehrt zu seyn; vielleicht ist die Raupenbrut vertilgt, und es wird auch

dieses Unwetter hoffentlich unschädlich an uns vorübergegangen seyn. (Dorfz.)

Die „Aachener Zeitung“ theilt folgendes **Epigramm** an Herrn **Stahl** mit:

Du bist ein Mann, wie er uns vorgeschrieben,
Der ganz aufrichtig unsere Feinde liebt, *)
Und sich ganz ernstlich alle Mühe gibt,
In dieser großen Tugend uns zu üben.
Wer sollte, allerchristlicher Herr Stahl,
Nach Deiner uns gepredigten Moral,
Jetzt nicht von Herzen auch den Teufel lieben?

Ei. v. D.

Korrespondenz.

Mainz, 25. April. **)

Der gestern zur Feier der Vermählung des Kaisers von Oesterreich mit Prinzeß Elisabeth in Bayern von dem österreichischen Offiziercorps gegebene **Fest-Ball** war einer der brillantesten, die Mainz in langen Jahren gesehen. Von 7—9 Uhr Abends fand die Reihe der Equipagen kein Ende, die dem Civilcasino die Geladenen zuführten, und noch längere Zeit hatten diese nöthig, um sich in dem glänzenden Gewühle der nahe an tausend Personen umfassenden auserlesenen Gesellschaft zu orientiren. Die weiten Räume des Casinos waren mit auserlesenem Geschmack und Luxus neu decorirt worden, um die Gäste würdig zu empfangen, und wirklich war der Eintritt in das zum zierlichen Zelte umgewandelte Empfangszimmer, aus dessen rosig gedämpfter Beleuchtung der überraschte Blick durch die aufgezogenen Portieren gleichzeitig in drei gesonderte, taghell strahlende Zimmerreihen schweifte, von magischer Wirkung. In dem Hauptsaale erhob sich bis zur Deckenwölbung ein prachtvoller Thronhimmel, von dessen hermelinverbrämtem Purpur die lebensgroßen Bildnisse des kaiserlichen Paares (in ganzer Figur) auf das pittoreske Gewoge zu ihren Füßen herniederschauten. Die an den Saalenden sich erhebenden beiden Galerien waren reich und geschmackvoll in die glänzenden Farben der neu verbundenen Herrscherhäuser gehüllt, und stolz erhoben sich in deren Mitten die österreich- und bayrischen Wappenschilde, während mit sinniger Galanterie die goldgeschmückten Sitze für die hohen fürstlichen Gäste auf einer Estrade sich erhoben, die von den, der Großherzogin von Hessen heimathlichen bayrischen Farben überragt war. Reiche Blumengruppen, durch Festons in malerische Verbindung gebracht, dufteten liebliche Wohlgerüche aus, während das Auge über die eleganten Toiletten der Damen und die glänzenden Uniformen und Decorationen der Herren entzückt dahineilte. Frankfurts schöne Damenwelt hatte reizende Repräsentantinnen hierher gesendet, denen sich ein großer Theil des dortigen diplomatischen Corps und der Oberoffiziere der dortigen Besatzung in ihren glänzenden Uniformen anschlossen. Eben so waren von den Höfen von Darmstadt, Wiesbaden und Hessen-Cassel die höheren Militäre und Civilbeamten-Chefs in großer Anzahl und in vollem Schmucke zur Theilnahme an dem Huldigungsfeste erschienen. Unter den hohen Gästen nahmen, nach den Mitgliedern der großh. hessischen Herrscherfamilie und des Herzogs von Nassau, welche alle mit österreichischen Uniformen und Decorationen erschienen waren, die Herren v. Prokesch, v. Bismark-Schönhausen, v. Dalwigk und v. Schäffer-Bernstein das meiste Interesse in Anspruch; große Aufmerksamkeit erregte auch die Anwesenheit des kurhessischen Ministers Hrn. Hassenpflug. Am eifrigsten wurde natürlich der zahlreich erschienenen Damenwelt gehuldigt, deren graciöse Erscheinungen durch ungewöhnlich elegante Toiletten und Reichthum an Brillanten auf das Vortheilhafteste gehoben waren. Der Glanz der Beleuchtung, Comfort des Ameublements und Geschmack der reichen Ausschmückungen der weiten Säle, die Leistungen der beiden ausgezeichneten Musikchöre und die Vortrefflichkeit der gereichten mannichfachen Erfrischungen trugen zur glänzenden Vervollständigung des Festes zu einem ausgezeichneten Ensemble wesentlich bei. Nachdem die höchsten Herrschaften an den Unterhaltungen und theilweise auch am Tanze freundlichen Antheil genommen und dadurch dem allgemeinen Genusse doppelt willkommene Laufbahn eröffnet hatten, zogen sie sich gegen Mitternacht zurück, während noch in den späten Morgenstunden die rauschenden Klänge der beiden Orchester die unermüdlichen Tänzerpaare über die spiegelglatten Parquete hin begleiteten. Dem österr. Offiziercorps ist man die dankbare Anerkennung schuldig, daß es durch dieß reizende Fest dem hohen Vermählungstage auch in den Herzen vieler Exterritorialen eine liebliche Erinnerungssaat niederzulegen wußte, die in dem Gefühle gegenseitigen Wohlwollens und nahe befreundeten Anschlusses sicher eine der großartigen Feier harmonische Blüthe zu Tag fördern wird.

*) Ego dico vobis: Diligite inimicos vestros, benefacite his, qui oderunt vos: et orate pro persequentibus et calumniatoribus. Matth. V. 44.

**) Wegen Mangel an Raum verspätet.

Jenny Ney auf der Frankfurter Bühne.

Wenn es schon häufig vorgekommen ist, daß mit erhöhten Eintrittspreisen keine erhöhten Kunstgenüsse verknüpft waren, so dieten dagegen das Gastspiel von **Jenny Ney** ohne erhöhte Eintrittspreise wahrhaft erhöhte Genüsse, und wenn ein vorausgeeilter Ruf oft nicht gerechtfertigt erschien, so wird er hier durch die Vortrefflichkeit der Leistung übertroffen. Fräul. Jenny Ney darf mit vollem Recht den hervorragendsten Sängerinnen der Gegenwart beigezählt werden, da sie nicht nur Alles vereinigt, was hinsichtlich der Stimmmittel, der Gesangsbildung und des dramatischen Ausdrucks geleistet werden kann, sondern da sie auch eine künstlerische Eigenthümlichkeit und eine poetische Begabung besitzt. Für das hochtragische Fach, für den Ausdruck von starken Erregungen und Leidenschaften, für dramatische Momente, welche Kraft und Energie erfordern, ist sowohl ihr in jeder Beziehung meisterhafter Gesang, wie ihre imponirende und schwungreiche Darstellung ganz geeignet, was sie, wie durch ihre Norma, so auch durch die Donna Anna und Valentine in einer Weise bekundet hat, die über ihre wahre Künstlerschaft keinen Zweifel übrig läßt und das Publikum zu enthusiastischem Beifall und oft wiederholten Hervorrufungen hinreißt. Wir glauben demnach Kunstleistungen von so ächtem innern Gehalt, von solcher vollwichtigen Bedeutung, von solcher Abrundung, Kraft und Fülle nach Verdienst anerkennen und uns freuen zu müssen, daß unser Publikum nicht zurückbleibt, seine Achtung und Huldigung einer gefeierten Meisterin entgegen zu bringen, wie dieß besonders bei der in allen Räumen überfüllten Vorstellung der Hugenotten geschah. Um dieß Gastspiel jedoch zu einem recht genußreichen für uns zu machen, haben wir den Wunsch auszusprechen, daß es von Seiten der Opernregie durch eine möglichst gute Besetzung aller mitwirkenden Rollen, sowie durch die erforderlichen Proben und Einstudirungen aufs beste unterstützt und dadurch zur kunstgerechten Totalität des Eindrucks gebracht werden möge. — Einen solchen können wir namentlich der Vorstellung des Don Juan, welche viel zu wünschen übrig ließ, nicht nachrühmen. Die Rolle des Don Juan pflegt man mit einem Maßstab zu messen, dem nur durch intensive Schönheit der Stimme, große Energie des Vortrags und angeborne Noblesse des Spiels ganz entsprochen werden kann, welche Vorzüge vereinigt nur wenige Sänger besitzen dürften. Der Don Juan des Hrn. **Roberti** war jedoch in Gesang und Spiel recht verdienstlich und hatte sich einer sehr beifälligen Aufnahme und Hervorrufens zu erfreuen. — Hr. **Rüdsam** sang die Partie des Masetto, für seine schönen Stimmmittel sehr geeignet, mit Anerkennung, und freuen wir uns, diese Partie nach längerer Zeit wieder einmal durch eine frische, kräftige Stimme und ansprechende jugendliche Persönlichkeit vertreten zu sehen. — Fräul. **Jenny Hoffmann** ist in Spiel und Gesang als eine treffliche Zerline bekannt und ward auch dießmal wieder durch den lebhaftesten Beifall als eine solche anerkannt. **M.**

Theater-Anzeige.

Dienstag, 2. Mai. **Der Sohn der Wildniß**, romantisches Schauspiel in 5 Abth., von Fr. Halm. (Gastrollen) Ingomar: Hr. **Blattner**; Parthenia: Fräul. **Claus**.

Mittwoch, 3. Mai. (Gastdarstellungen der Fräulein Jenny Ney, k. sächs. Hof- und Kammersängerin vom Theater zu Dresden und des Herrn **Pecz**, vom Hoftheater zu Darmstadt): **Robert der Teufel**, große Oper in 5 Haupt- und 1 Zwischenabtheilung von Scribe, Musik von Meyerbeer. Isabella: Fräul. Ney. Robert: Hr. **Pecz**. Helene: Frau **Baumann**. Mit aufgehobenem Abonnement.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Dienstag, 2. Mai. **Das Gefängniß**, Lustspiel in 4 Akten, von R. Benedix.

Druck und Verlag von **Heller und Rohm**. - Verantwortlicher Redakteur: J. A. **Hammeran**.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 106. Mittwoch, den 3. Mai 1854.

Die Logik der Leidenschaften.

(Nach dem Französischen der Marie Aycard.)

(Fortsetzung.)

Die Liebe überwindet Alles.

Obgleich Herr Paravet sich erst nach zwri Uhe des Morgens zur Ruhe begeben hatte, so war er doch zu der gewöhnlichen Stunde schon wieder an seinem Schreibtisch zu finden. Bald nachher trat sein jüngster Commis ein und übergab ihm ein Packet Briefe.

Herr Paravet hatte die Gewohnheit, sich des Morgens einzuschließen, wenn er seine Beiefe erhalten hatte, und dieselben erst zu öffnrn, wenn er allein wae, damit Niemand in seinen Mienen lesen konnte. Er verfuhr auch heute nach gewohnter Weise. Der erste, der ihm in die Augen fiel, war von Wien von Gebrüder Lieber. „Ach“, rief er vergnügt aus, „sie werden mir den Kauf der Baronie füe mich melden. So ist denn meine Tochter eine französische Gräfin und eine deutsche Baronin!“ — Natürlich wurde dieser wichtige Brief voe allen andern geöffnet; doch derselbe war, wie Herr Paravet zu seiner Bestürzung sah, von keinem der Principale, sondeen von einem Commis, Herrn Hartmann Best-Brown, geschrieben, welcher Herrn Paravet meldete, daß das Haus habe seine Zahlungen einstellen müssen.

„Die Gebrüder Lieber stellen ihre Zahlungen ein!“ rief Herr Paravet außer sich; „was wird aus meinen fünfzehnhunderttausend Franken? was aus meinem Gute Rosenberg?“

„Wir sind“, so hieß es in dem Briefe unter Anderm, „noch Alle in der größten Bestürzung, da diese unglückliche Katastrophe ganz unerwartet eingetreten ist. Indessen ist es in der That nue eine augenblickliche Verlegenheit, und die Hülfsquellen, welche dem Hause noch jetzt zu Gebote stehen, lassen mit Zuversicht hoffen, daß Sie in wenigen Mozaten bis auf den letzten Thaler bezahlt seyn werden.“

„Das ist so ein Trost, mit dem sich ein Einfältiger begnügt“, rief Herr Paravet. — Dem Brief wae noch folgende Nachscheift beigefügt: „Unser Unglück hat noch einen neuen Zuwachs erhalten: Herr Laeue, Verwandter der Gebrüdee Lieber und Theilhaber des Geschäftes, hat sich aus Verzweiflung über den unglücklichen Fall des Hauses eben den Tod gegeben. Wien zählt einen rechtschaffenen Mann weniger.“

„Ein rechtschaffener Mann!“ eief Heee Paravet rntrüstet aus. „Wäre Herr Larue ein rechtschaffrner Mann, so hätte rr mich vorher benachrichtigt.“

In diesem Augenblicke wurde geklopft. Herr Paravrt versteckte schnell den Unglücksbeief und öffnete die Thür. Es war Agathe, welche, den Gehorsam gegen ihrrn Gebieter auf's Aeußerste treibend, Herrn Paravet das Testament Bernhards übergab. Herr Paravet las es, nachdem er Agathen verabschiedet hatte. Die Hauptsache war ihm jetzt, seinen Verlust vor Jedermann zu verbergen und die Heirath seiner Tochter so viel als möglich zu beschleunigen.

„Gott sey Dank!“ rief er aus, „ich bin noch im Stande, meiner Tochter die versprochene Summe und die Bernhardine zu geben. So bleibt doch mein Verhältniß zum Graf ungestört... Was Carl betrifft, so werde ich ihn später bezahlen; das ist eine Familienangelegenheit.“

Während dieses Selbstgesprächs wurde wieder geklopft. Ein herrschaftlicher Brdientee beachte einen Brief und wollte auf Antwort warten. Dee Beief wae von Frau von Loris und enthielt nur die wenigen Zeilen:

„Mein lieber Pacavet, mein Neffe Egard leidet an einer alten Wunde, welche die Nacht wieder aufgebrochen ist. Sein Aezt hat ihm ein Bad veeordnet und so ist er diesen Morgen nach S. abgereist.“

„Sie machen mir doch das Beegnügen, heut Mittag mit mir zu essen; ich bin allein und habe Ihnen viel mitzutheilen.“ B. v. Loeis.“

„Ich sehe den Zusammenhang klar“, rief er gereizt aus, als ee wieder allein wae. „Der rechtschaffene Larue hat den Herrn Grafen von meinem Verlustr benacheichtigt, deßhalb rrist dieser in ein Bad. Oh, ich kenne diese Edellrute!“ — Ee nahm das Testamrnt Carls, den Brief aus Wirn und den von Frau von Loris und begab sich zu seiner Tochtee.

Hortensie hatte sich seit gestern im Geiste viel mit Frau von Loeis und ganz besonders mit dem schönen und liebenswürdigen Geafen beschäftigt, der ihe mit dem anmuthigsten Lächeln von der Welt gesagt hatte, daß re sie nicht liebr. Doch sir war überzeugt, daß ein sogenannter Weltmann, wie der Hese Graf von Beaulieu, ihr das nicht gesagt haben würde, wenn es wirklich der Fall wäre. Sie wünschte sich im Stillen Glück, einen Vater von so festem Willrn zu haben, der sie gleichsam nöthigte, eine lächerliche Jugendliebe zu vergessen, um glücklich zu werden, und dabei die Sache so geschickt zu wenden wußtr, daß sie dabei noch als ein Opfer erschien.

Heer Paravrt teat mit verstimmter Miene zu ihr ein, als sie eben in angenehme Teäume vrrsunken war. Ee nahm ihr gegenüber Platz und theilte ihr mit, daß sie den Grafen nicht erwarten solle.

„Warum nicht?“ rief Hortensie erstaunt aus.

„Du weißt“, sagte er, „daß der Graf den Krieg in Afrika mitgemacht hat, er ist dabei verwundet worden und jrtzt ist eine Wunde wieder aufgebrochen. Der Arzt hat ihm ein Bad verordnet und so ist er denn bereits abgereist.“

„Abgereist! ohne Abschied zu nehmen!“

„Oh“, erwiederte Herr Paravet, „wenn eine Wunde blutet,

kann man keine Besuche machen. Hier lies selbst", fügte er hinzu, indem er seiner Tochter das Billet der Frau von Loris gab. „Jetzt sollst Du aber auch die Wunde des Grafen kennen lernen", sagte er, nachdem Hortensie gelesen hatte, ihr den andern Brief hinhaltend.

„O Himmel!" rief Hortensie bestürzt; „Sie sind durch den Fall der Gebrüder Lieber auch mit zu Grunde gerichtet?"

„Keineswegs. Ich habe nur fünfzehnhunderttausend Franken weniger, das ist Alles. — Ich muß gestehen, mein Kind, ich bin sehr zufrieden mit Dir, daß Du Dich gestern so klug benommen hast. Der Graf kann sich keines Geständnisses von Dir rühmen; es ist mir dieß jetzt um so mehr werth, als ich den Herrn nun habe kennen lernen. Ja, Hortensie", fuhr er in gütigem Tone fort, „ich sehe jetzt den Unterschied zwischen Deinem Jugendfreund Carl und diesem Adligen. Ist Carl auch nicht so reich, so besitzt er doch ein hinreichendes Vermögen und Aussicht zu einer glänzenden Laufbahn. Nun, es ist ja noch Zeit, Du verstehst mich, mein Kind." Mit diesen Worten verließ er seine Tochter.

Herr Paravet erwartete seinen Neffen mit Ungeduld. Derselbe ließ auch in der That nicht lange auf sich warten, sondern eilte gleich nach der Zusammenkunft mit dem Grafen zu seinem Onkel, um ihm den Ausgang des Duells zu verkündigen.

„Wie, Du hast Dich Hortensien zu Liebe geschlagen? Du bist doch nicht verwundet oder hast nicht verwundet?"

„Keines von beiden. Ich war viel zu unruhig, um zu zielen. Der Graf aber hätte mich treffen können, wenn er gewollt hätte. Doch als er hörte, daß meine Liebe erwiedert würde, ist er großmüthig zurückgetreten."

„Carl", sagte Herr Paravet mit Nachdruck, „Du hattest die Großmuth eines Fremden wahrhaftig nicht nöthig. Ich habe Hortensien nochmals gesprochen und mich überzeugt, daß sie Dich liebt und nie einen Andern lieben würde. Auch mein Verdacht, als habest Du Ihre Hand um ihres Vermögens willen verlangt, ist durch meine Schwester zerstreut worden. Ich verzeihe Dir deßhalb auch den Schritt, den Du zu thun im Begriffe warst; meine Tochter war ja Mitschuldige."

„Ach, bester Onkel", rief Carl außer sich, „Sie sind zu gut."

„Nicht doch, Carl, Deine aufopfernde Liebe zu meiner Tochter hat mich gerührt: Du setzest Dich für sie der Gefahr aus, zu sterben, und ehe Du den gefahrvollen Weg gehst, vermachst Du ihr noch Dein Vermögen, für den Fall, daß Du unterliegst! Ja, Carl, meine Tochter ist Dein, Du hast sie Dir errungen."

Hortensie beurtheilte den Grafen anders als ihr Vater. Sein ganzes Wesen schien ihr zu edel und würdevoll, als daß sie ihn hätte für fähig halten können, wegen veränderter Vermögensumstände sein Wort zurückzuziehen. Sie fühlte wohl, es müsse eine andere Ursache zu Grunde liegen: eine Nebenbuhlerin schien ihr das Wahrscheinlichste. Je mehr ihr Stolz durch eine so augenscheinliche Zurücksetzung gekränkt wurde, desto williger warf sie sich dem Freund ihrer Jugend wieder in die Arme. — Die Trauung wurde festgesetzt und vollzogen.

(Schluß folgt.)

Zur russischen Politik.

Bei dem lebhaften Interesse, welches die deutsche Lesewelt an den jüngsten Enthüllungen der russischen Politik genommen hat, werden auch die folgenden Erinnerungen nicht unwillkommen seyn. Wenn es wahr ist, daß die Kabinette sich nicht von ihrer Vergangenheit zu lösen vermögen, so sind die früheren Absichten Rußlands auf die Türkei geeignet, ein helles Licht auf die erneuerten russischen Angriffe zu werfen, welche an dem europäischen Rechtsgefühl eben zu Schanden werden.

Die Kaiserin Katharina von Rußland hatte dem Philosophen und Spötter Voltaire einen Briefwechsel angeboten, vielleicht weil sie seine Satyre fürchtete. Als sie ihm einst meldete, daß die Gemahlin ihres Sohnes ihr den ersten Enkel geschenkt habe, weissagte Voltaire in einer Anwandlung satyrischer Laune, und nicht ohne Schmeichelei: der Kaiserin würden noch mehr Enkel geboren und ihnen von der nordischen Semiramis Throne hinterlassen werden, darunter das alte griechische Kaiserthum, welches dadurch wiederherzustellen sey, daß den Türken ihre unrechtmäßigen Besitzungen entrissen würden. Katharina fand an dieser Idee großes Gefallen und theilte sie ihrem „Liebling", dem berüchtigten Potemkin mit. Dieser Mann, welcher sich vom Gardefähnrich zum mächtigen Günstling der Kaiserin und zu den höchsten Ehrenstellen des Landes emporgeschwungen hatte, entwarf einen Plan zur Eroberung der europäischen Türkei, an dessen Ausführung er selber bald Hand anlegte. Von nun an geschah Alles, was dazu dienen konnte, das Ansehen und die Macht der Türkei zu nichte zu machen. Man legte im Jahre 1778, im damaligen Asow'schen Gouvernement, an der Gränze der Krim, die Städte Ekatarinoslaw, Cherson und Mariopel an, welche zu Handels- und Waffenplätzen bestimmt waren. Dadurch sollte der türkische Handel nach Rußland gezogen und der Pforte Furcht eingeflößt werden. Gleichzeitig suchte man durch geheime Emissäre die in der Krim zerstreut lebenden Griechen und Armenier gegen ihre Oberherrschaft aufzuwiegeln, versprach ihnen goldene Berge und brachte es dahin, daß die meisten von ihnen auswanderten und sich in den neuen russischen Städten niederließen. Der Chan der Tataren wagte es nicht, dieser Auswanderung Hindernisse in den Weg zu legen, denn die Furcht vor den Russen war seit dem letzten Kriege in jenen Gegenden noch sehr groß.

Die Prophezeiungen des Philosophen von Ferney schienen in Erfüllung gehen zu sollen. Im Jahre 1779 wurde die Kaiserin durch die Geburt eines Enkels erfreut, dem schon sechs Monate bevor er das Licht der Welt erblickte, der Name Constantin beigelegt worden war. Man hielt es für ein glückliches Zeichen, daß das Kind den männlichen Namen wirklich brauchen konnte und nannte den jungen Großfürsten lange Zeit nur „l'étoile de l'orient". Erst wollte man zehn griechische Ammen kommen lassen und eine unter ihnen auslesen, mußte jedoch eine Russin wählen. Um aber in die Geschichte des jungen Großfürsten einige Anspielung zu flechten, suchte man eine russische Amme, welche Helene hieß; sie wurde gefunden, ward aber bald krank und mußte ihren Beruf aufgeben. Zum Andenken an diese Geburt wurde eine eigne Schaumünze geprägt, auf welcher die berühmte Sophienkirche, später die Hauptmoschee in Konstantinopel, mit einem herabfallenden Halbmond abgebildet stand.

Durch den Friedensschluß mit der Pforte im Jahre 1774 hatte Rußland den Tataren in der Krim, am Kuban u. s. w. eine gewisse Unabhängigkeit verschafft, dadurch das Band zwischen den Chans und der Pforte gelockert, und der letztern einen Theil der Mittel genommen, sich gegen Rußland zu vertheidigen. Ueber den Handel auf dem schwarzen Meere, über Beeinträchtigung der Rechte der Fürsten und Einwohner in der Moldau und Wallachei, über die Freiheit der Krim'schen Tataren, sich ihren Chan zu wählen, und über die Gränzberichtigungen wurden von russischer Seite Streitigkeiten genährt; unter dem Vorgeben, den Rechtszustand zu schützen, ließ Rußland selbst Truppen in das Gebiet der Tataren einrücken. Das letztere geschah u. A. 1778, auf Potemkins Anordnung, um die auswandernden Griechen nöthigenfalls zu schützen und dem durch Bestechungen gewonnenen

Chan Shahin Geray eine mächtige Unterstützung angedeihen zu lassen.

Die Türkei beschwerte sich bitter über ein solches Verfahren. Der russische Hof schlug der Pforte 1779 eine Revision des Friedensschlusses vom Jahre 1774 vor und die osmanische Regierung nahm dieselbe in der Hoffnung an, künftigen Streitigkeiten dadurch vorzubeugen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lage von Silistria.

Silistria bildet die Spitze eines fast gleichschenklichen Dreiecks, dessen Basis die Linie Schumla-Varna vorstellt; die Ostseite dieses Dreiecks macht Front gegen die Dobrudscha und die auf dieser Strecke gleich unwirthliche Ostbulgarei, die Westseite gegen Rustschuk und die von da an den Balkan ziehenden Straßen. Die Entfernung nach Tscherzawoda beträgt 10, Varna 18, Schumla 12, Rustschuk 15 Meilen, ist somit nicht weiter, als die Wirkungssphäre einer starken Garnison reicht, wenn sie auf die Mitwirkung der Besatzungen an den Endpunkten rechnen kann. Wohin auch die Russen ihre Operationen richten mögen, überall tritt ihnen Silistria als Hemmschuh entgegen, und dieß um so mehr, als der Platz, wenn er das gegenüberliegende Kalarasch als Brückenkopf besäße, ein bedeutendes Offensivvermögen gegen die Walachei äußern könnte. Diese günstige Lage machte sich in allen früheren Kriegen geltend; im Jahre 1809 wurde die Festung vergeblich belagert, 1810 aber nach nur fünftägigem Widerstand von dem General Langeron erstürmt. Damals wurde Silistria von den Russen geschleift, später aber von den Türken wieder aufgebaut und so bedeutend vergrößert, daß es im Jahre 1828 gegen 2400 Einwohner zählte, von denen im J. 1836 in Folge der, im letzten Russenkriege grassirenden, Pest nur noch 4000 übrig waren. Im Feldzuge 1828 fesselte es die Russen viele Monate vor seinen Mauern, ohne daß sie es zu erobern vermochten; auch nachdem Varna gefallen und die Ueberschreitung des Balkan mit Basirung auf die Flotte für das nächste Jahr beschlossen war, bildete Silistria von Neuem ein Hinderniß auf, und der Feldzug mußte mit dessen Belagerung eröffnet werden. Der jetzige Ingenieurgeneral Schilder leitete dieselbe nicht auf die förderlichste Weise, denn die Belagerung des, an sich schwachen, Platzes dauerte 43 Tage. Der Friede von Adrianopel bestimmte später, daß an dem ganzen linken Donauufer kein Brückenkopf erbaut werden durfte, und so entbehrt jetzt Silistria so gut, wie Rustschuk, eines solchen. So wichtig Silistria in strategischer, so ungünstig ist seine Lage in fortifikatorischer Beziehung. Man kann sie sich am besten vergegenwärtigen, wenn man sich die Lage Ulms vorstellt, dieses letztere aber ohne Außenwerke und ohne Brückenkopf gedacht. So wie hier das Albplateau die Nordfronte beherrscht, so wird dort die Südseite durch das 200 Fuß hohe bulgarische Plateau beherrscht, das bis auf 1500 Schritt an den Hauptwall herantritt und sich ziemlich sanft gegen das Glacis abdöscht, so daß der Belagerer sein Geschütz terrassenweise über einander stellen kann. Noch 800 Schritt von dem Platze übersieht man das ganze Innere bis an die Kehle der Donaufront; die drei östlichen, die zwei westlichen, Fronten werden von jenen Höhen der Länge nach bestrichen, und da die Donau hier in einem, nicht ganz 1000 Schritte breiten, Bette strömt, so kann auch die Wasserfront, wie jetzt eben von den Russen geschieht, sehr wirksam vom walachischen Ufer aus beschossen werden. Die Stadt selbst bildet einen Halbkreis, dessen Durchmesser an der Donau 2000 Schritt beträgt; die Umfassung ist ein Zehneck, jede der Fronten 550 Schritt lang, die Bastionen haben 10 Schießscharten, je eine für die Flanken, also sehr schwache Grabenvertheidigung. Der gemauerte Graben ist 12' tief, 30' breit, ohne bedeckten Weg, mit niederem Glacis, das von der 20 Fuß starken Brustwehr des Hauptwalls nur um 8 Fuß überragt wird. Die Stadt hat 4 Thore: 2 am oberen und unteren Donau-Anschluß, wo die einzigen nennenswerthen Außenwerke Tschengell- und Limtan-Tablassi, 2 auf der Landfront gegen Basardschick und Schumla. Letztere waren im Jahe 1828 nur durch ganz unbedeutende Erdwerke gedeckt, auch fehlten damals alle Außenforts, und die Türken trieben im Winter auf 1829 die Nachlässigkeit so weit, daß sie die von den Russen eröffneten Laufgräben nicht einmal zuschütteten, so daß diese bei Wiedereröffnung der Belagerung sie sogleich wieder benutzen konnten. Jetzt soll auf der Höhe Oskardscha, zwischen der Schumla- und Basardschickstraße, ein Hauptfort, genannt Mahmudje, angelegt seyn; doch kann dieses allein nicht genügen, wenn nicht drei ähnliche die Straßen von Hirsova, Rasgead und Turtukai schließen und die Russen verhindern, sich ohne förmliche Belagerung in Besitz eines beherrschenden Punktes zu setzen, von wo sie die ganze Stadt einsehen. Sogar wenn diese Außenforts in gehöriger Stärke hergestellt wären (was aber gewiß nicht der Fall ist), könnte Silistria, bei dem Mangel eines Brückenkopfs, noch immer für keinen auf die Dauer haltbaren Platz gelten, wenn nämlich die Russen ihre jetzige Einschließung besser, als im letzten Kriege betreiben.

Mannichfaltigkeiten.

(London.) Im Kriminalgefängniß zu Newgate sitzt ein Diebeshehler Moses Moses, den man den König aller Diebeshehler nennen kann. Er hat sein Handwerk im großartigsten Maßstabe betrieben, obgleich man nicht sagen kann, daß er sich nie mit Kleinigkeiten abgegeben. Gewiß ist, daß die Polizei in seinem Hause in Petticoat-Lane eine ungeheure Masse gestohlener Schätze aller denkbaren Gattungen vom halbseidenen Taschentuch bis zum indischen Shawl, vom silbernen Theelöffel bis zum Diamantenschmuck, vom Wandnagel bis zum Mahagonytisch und den Bestandtheilen vornehmer Reise-Equipagen, weggenommen hat. Man soll unter den Artikeln die Frucht von Hauseinbrüchen und Räubereien erkannt haben, die vor vielen Jahren begangen worden sind, und so groß ist die Masse dieser Beweisstücke, die jetzt in den Kellern des Rathhauses liegen, daß der Volkswitz sie die „große Industrie-Ausstellung" nennt. Die Phantasie des Publikums hat sich des Kriminalfalls bemächtigt und erzählt über das Treiben des großen Diebshehlers Wunderdinge. So heißt es, daß Moses Moses, dessen Frau in einem elenden Laden in Petticoat-Lane mit alten Kleidern handelt, 20,000 Pf. St. und keinen Penny weniger bei seinem Banquier liegen hat, daß über 50 Droschkenkutscher in seinen geheimen Diensten standen, und zwei nach Australien abgegangene Dreimaster von Moses Moses mit gestohlenem Gut befrachtet waren.

In Paris hat ein Parfumeur herausgedüftelt, wie die Augenbraunen vergoldet werden können und schon gibt's Damen, welche die Erfindung praktisch anwenden.

(Wiesbaden, 28. April.) Am 25. starb im 62. Jahre der herzogl. Medizinalrath Dr. Küster in Kronthal bei Kronberg, der Gründer und Arzt des Bades Kronthal, welches besonders in den letzten Jahren weit verbreiteten Ruf erlangt hatte.

(Vom Taunus, 26. April.) In der Nacht vom 24. auf den 25. April hatte man in Idstein 6 Grad und in Limburg 5 Grad Kälte. In Idstein waren viele Fenster mit Eis überzogen und an vielen Orten fand man zwei Finger dickes Eis.

Korrespondenz.

Köln, 28. April.

Unser Männer-Gesang-Verein wird dießmal nicht in so großer Anzahl von Mitgliedern seine Sängerfahrt nach London antreten, wie im vergangenen Jahre. Damals fuhren 80 und einige Sänger über den Kanal, jetzt nur 58 bis 64, weil manchen der Urlaub nicht ertheilt werden konnte, da die Reise vom 5. Mai bis 5. oder 6. Juni währt. Am 8. Mai ist das erste Gesang-Konzert in London. Wenn auch der Chor nicht dieselbe Stärke hat, so zählt er doch die besten Sänger in seiner Mitte, in einigen Beziehungen soll er den vorigjährigen sogar übertragen. Hr. Professor Bischof wird die Reise mitmachen.

Magdeburg, 28. April.

Die Nachtfröste vom 23. bis zum 25. d. M. haben hier den Baumblüthen bedeutend geschadet und namentlich die Aussicht auf eine reiche Ernte von Kirschen vernichtet; dagegen stehen in unserer Gegend die Saaten überall gesund, kräftig und reich bestockt da, Hoffnungen erweckend, die uns über den wahrscheinlichen Ausfall einer guten Obsternte leichter beruhigen.

Wiesbaden, 1. Mai.

Am gestrigen Tage wurde unsere dießjährige Cursaison eröffnet, an demselben Tage nach den Ferien auch das Theater. Obwohl der für Wachsthum und Gedeihen so sehr ersehnte Regen den Aufenthalt im Curgarten versagte, so hatte sich doch ein großes Publikum in den großartigen und prachtvollen Sälen des Curhauses eingefunden. Ein Theil amüsirte sich an den grünen Tischen, wo das Roulet schon sehr zahlreich besetzt war; ein anderer Theil lauschte mit lebhafter Befriedigung dem wirklich ausgezeichneten Konzertprogramm der Stadtfeld'schen Regimentsmusik. Die Nachricht, daß diese vortreffliche Militärmusik vertragsmäßig die ganze Cur hindurch täglich im Curgarten, sowie auch auf den Bällen spielt, dürfte bei den hiesigen Einwohnern und zahlreichen Curgästen den angenehmsten Eindruck machen. In Verhinderungsfällen wird die östrreichische oder preußische Militärmusik aus Mainz requirirt werden.

Mainz, 29. April.

Die Hoffnungen, welche man mitten im harten Winter auf die jetzt herangekommene Zeit setzte, daß sie die große Theuerung aller Lebensmittel vermindern werde, ist so wenig in Erfüllung gegangen, als die, welche der verflossene März und in viel höherem Grade der bis an seine letzte Woche unvergleichlich schöne April für eine ausgezeichnete Obst- und Wein-Ernte erweckte, und welche die letzte Woche so grausam und gründlich zerstörte. Die Fruchtpreise sind noch in fortwährendem Steigen begriffen, so daß vor 8 Tagen der Preis eines 4pfündigen Schwarzbrodes von $19\frac{1}{2}$ auf $20\frac{1}{2}$ kr. in die Höhe ging und nach den gestrigen Fruchtpreisen heute abermals um 1 kr. gestiegen wäre, wenn nicht die Bürgermeisterei den Preis des städtischen (amerikanischen) Mehls, um die Beibehaltung des früheren Brodpreises möglich zu machen, um 1 Gulden per Faß herabgesetzt hätte. Eben so ist heute der Preis von Ochsenfleisch von 14 kr. auf 15 kr. per Pfund gegangen. Ganz im Verhältniß sind die Preise der übrigen Lebensmittel, und damit nichts zurückbleibe, auch der der Steinkohlen, dieses wichtigen Brennmaterials, gestiegen. Das Pfund gute Eßbutter, welches im verflossenen Winter oft zu 20 kr. zu kaufen war, kostete gestern 33 kr. und darüber. — Vorgestern starb hier in einem Alter von beinahe 94 Jahren ein hiesiger sehr wohlhabender Bürger. Ihn überlebten — in blühenden Verhältnissen — 3 Söhne, 4 Töchter, 26 Enkel und 12 Urenkel.

Königstein am Taunus, 29. April.

Laut Verordnungsblatt des Herzogthums Nassau vom 22. April l. J. ist dem Uhrmacher Karl Flugel von hier ein Patent auf zehn Jahre für Erfindung einer neuen Einrichtung des Echappements zu Pendeluhren ertheilt worden. Es wird durch diese Erfindung die Entbehrung des Oels unbedingt zum Gesetze gemacht, was bei Pendeluhren, insbesondere Thurmuhren, in Bezug auf Regelmäßigkeit des Ganges ein großer Fortschritt zu nennen ist, da der bisherige Gebrauch des sich nach und nach pechartig verdichtenden Oels gar häufig Störungen in den regelmäßigen Bewegungen des Pendels verursachte. Möchte darum diese nützliche Erfindung recht bald praktisch angewendet werden!

Bad Homburg, 30. April.

Geburtsfest des Landgrafen.

Das 71. Geburtsfest unseres geliebten Landgrafen wurde dießmal hier besonders feierlich begangen. Am Vorabende des Festes fand ein großes Konzert im Kursaale statt, in welchem Fräulein Friedmann und die Herren Röhr und Thalen vom Wiesbader Hoftheater mitwirkten. Am Morgen des Festes selbst, am 26. April, war in der lutherischen Stadtkirche feierlicher Gottesdienst, bei dem der evangelische Kirchenchor mehrere Cantaten von Händel, Palaestrina und Beethoven executirte. Abends war Festball im Kursaal. Derselbe glich einem wahren Feenpalast in der prachtvollen Beleuchtung der Vorderseite, die in tausend Lichtern erstrahlte. Die fürstliche Loge war ebenfalls sehr brillant decorirt und machte dem Talente des bekannten Decorateurs vom Hoftheater zu Darmstadt, Hrn. Brandt, alle Ehre. Die sämmtlichen Honoratioren, alle Staatsdiener, die Civil- und Militärbeamten rc. wohnten dem Balle bei. Hr. Dornevaß vom großh. Theater zu Darmstadt arrangirte den Cotillon, der sich durch sinnige Anordnung auszeichnete. Ein heiterer Himmel begünstigte das Feuerwerk, mit welchem das Fest unter lautem Jubel des zahlreichen Publikums schloß, für dessen leibliche Bedürfnisse der ausgezeichnete Restaurateur des Kursaals, Hr. Herrmann, bestens gesorgt hatte. — Noch glauben wir einer eben so originellen als schönen Vorfeier des Festes erwähnen zu müssen, welche nahe am Feldberge begangen wurde. Dort nämlich, wo der 71jährige Landgraf vor wenigen Wochen auf die enorme Entfernung von 150 Schritten einen Edelhirsch erlegte, wurden unter Leitung des Hrn. Geh. Oberfinanzrathes Schmalen zwei Denksteine gesetzt, welche die Entfernung bezeichnen und noch spätern Geschlechtern Kunde geben werden von der in seinem Alter seltenen Schärfe des Auges und der geübten Hand des hohen Schützen. Ein einfaches, aber fröhliches Frühstück, bei welchem auch ein Toast auf den Leiter des Festes ausgebracht wurde, beschloß die Feier.

Literatur- und Kunst-Notizen.

(Frankfurt, 30. April.) Die kön. sächsische Hof- und Kammersängerin, Fräul. Jenny Ney, in welcher wir bei ihrem ersten Auftreten als Norma eine der ersten Gesangskünstlerinnen Deutschlands kennen lernten, hatte vorgestern als Donna Anna ein zahlreiches Publikum angezogen, welches ihre vortreffliche Leistung mit reichem Beifalle, zahlreichen Hervorrufungen und Blumenspenden lohnte. — Ira Aldridge wird, von seiner stets von den glänzendsten Erfolgen begleiteten Kunstreise durch Oesterreich und Deutschland zurückkehrend, in den nächsten Tagen hier eintreffen. Der „afrikanische Tragöde" wird in der Stadt, dessen Publikum ihm den überall als gültig anerkannten künstlerischen Paß für Deutschland ausstellte, einige Male spielen und sich sodann, um eingegangenen Verbindlichkeiten nachzukommen, nach Italien begeben.

Der in Berlin einst so beliebte Komiker Beckmann, jetzt am Hofburgtheater in Wien engagirt, soll diese Stellung verlassen wollen. Eine Berliner Privatbühne richtet bereits ihre Speculationen auf ein Engagement des Künstlers.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 3. Mai. (Gastdarstellungen der Fräulein Jenny Ney, k. sächs. Hof- und Kammersängerin vom Theater zu Dresden und des Herrn Becz, vom Hoftheater zu Darmstadt): Robert der Teufel, große Oper in 5 Haupt- und 1 Zwischenabtheilung von Scribe, Musik von Meyerbeer. Isabella: Fräul. Ney. Robert: Hr. Becz. Helene: Frau Baumann. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. - Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 107. Donnerstag, den 4. Mai 1854.

Die Logik der Leidenschaften.

(Nach dem Französischen der Marie Aycard.)

(Schluß.)

Herr Paravet von Saveuse.

Herr Paravet reiste, sobald die Hochzeit seiner Tochter vorüber war, nach Wien, um sich selbst von der Lage seines Banquierhauses zu überzeugen. Er fand die Familie wahrhaft in Verzweiflung und überzeugte sich bald, daß die Sache nicht so schlimm stand, als er hatte fürchten müssen. Die Herren hatten nur in einem schwierigen Augenblicke die Fassung und den Muth verloren; es bedurfte nur eines ruhigen Blickes und einer geschickten Hand, um die stockende Maschine wieder in Gang zu bringen. Herr Paravet kam in der That wie gerufen; in kurzer Zeit war das Geschäft wieder in seinem alten Gange und von Verlust für Herrn Paravet war keine Rede. Er gab übrigens den Plan auf, ein Besitzthum in Deutschland zu kaufen und kehrte so bald als möglich nach Paris zurück.

Bei seiner Rückkehr fand er es doch angemessen, seiner alten Freundin, Frau von Loris, einen Besuch zu machen und sich zu erkundigen, ob die Wunde des Grafen nun geheilt sey.

„Mein bester Paravet", sagte die alte Dame, „Sie schmollen seit drei Monaten mit mir und gewiß mit Unrecht. Was kann ich für die Thorheit eines jungen Mannes?"

„Oh", entgegnete Herr Paravet, „Ihr Herr Neffe ist kein Thor; er versteht in der That zu rechnen."

„Keinesweges. Frau von Saveuse ist bei weitem nicht so reich als Ihre Tochter."

„Was soll das heißen?"

Frau von Loris erzählte jetzt die eigenthümliche Lage, in welcher sich ihr Neffe befand, als er um Fräulein Paravet anhielt, seine Liebe zu Frau von Saveuse; den unerwarteten Tod ihres Mannes.

„Nun, und das Unglück der Gebrüder Lieber erwähnen Sie gar nicht!" sagte Herr Paravet.

Frau von Loris konnte ihrem Freunde mit vollem Rechte versichern, daß der Graf selbst in diesem Augenblicke noch nichts von jenem traurigen Vorfall wisse. — „Sie haben meinen Neffen in der That ungerecht beurtheilt", sagte sie. „Es ist allerdings zu begreifen, da Sie die Sache nur von Ihrem Standpunkte aus gesehen haben, ohne an die Verschiedenheit des Alters und der Verhältnisse zu denken. Ich will übrigens gar nicht läugnen, daß wir nicht ganz ohne Schuld gegen Sie sind. Im Uebrigen werden wir auch weniger strafbar in Ihren Augen erscheinen, wenn Sie bedenken, daß der Tod des Herrn von Saveuse nicht nur meinen Neffen glücklich gemacht sondern zugleich auch den Herzenswunsch Ihrer Tochter erfüllt hat."

„Allerdings", erwiederte Herr Paravet.

„Die kleine Schelmin hat uns Alle betrogen. Sie liebte ihren Cousin und wollte mit ihm fliehen."

„Deßhalb habe ich sie auch mit ihm verbunden. Das Glück meiner Tochter geht mir über Alles."

„Jetzt bleibt nur noch Ein Punkt zwischen uns zu erledigen", sagte Frau von Loris. „Sie haben auf den Wunsch meines Neffen die Bernhardine um einen hohen Preis gekauft. Der Graf ist bereit, sie zu übernehmen, wie theuer er sie auch bezahlen müsse."

„O nein", sagte Herr Paravet, „die Bernhardine ist mir um keinen Preis feil. Sie ist seit langer Zeit das Eigenthum unserer Familie und soll es auch bleiben."

„Nun, so versprechen Sie mir, daß Sie keinen Groll mehr gegen meinen Neffen nähren wollen. Es wird ja Ihr nächster Nachbar, sobald er mit Frau von Saveuse verbunden ist, was geschehen wird, sobald es der Anstand erlaubt."

Herr Paravet versicherte, daß er noch dieselbe Zuneigung für den jungen Graf empfinde, die ihm derselbe gleich beim ersten Anblick eingeflößt habe, und so schieden denn beide Theile zufrieden von einander.

Herr Bernhard eilte bei dem beginnenden Frühling mit seiner jungen Gattin nach der Bernhardine, um den Sommer dort zuzubringen. — Der Pavillon am Ende des Parkes zog bald die Aufmerksamkeit der jungen Frau auf sich. Sie verbannte Heu und Stroh daraus, ließ Arbeitsleute und Maler aus Paris kommen, so daß der Pavillon in kurzer Zeit als ein wahrer Tempel aus den Händen dieser Künstler hervorging.

Der Graf von Beaulieu eilte indeß so bald als möglich zu Frau von Saveuse, welche fern von Paris bei ihrer Mutter lebte. Sobald es der Anstand erlaubte, reichte ihm die junge Wittwe ihre Hand. Die beiden Neuvermählten gingen nach Paris zurück und von da nach ihrem Gute Saveuse.

Die Ankunft des Herrn und der Frau Gräfin von Beaulieu brachte einige Bewegung in der Bernhardine hervor. Herr Bernhard war sehr erfreut über die Nachbarschaft eines Mannes, dem er sein Leben und seine Frau verdankte. Madame Bernhard, welche indessen die wahre Ursache zu der Handlungsweise des Grafen erfahren hatte, war sehr begierig, die Frau kennen zu lernen, der sie aufgeopfert worden war.

Die Gräfin von Beaulieu war ihrerseits nicht weniger neugierig, die Schönheit zu sehen, die einem jungen Advokaten hatte so gänzlich den Kopf verdrehen können.

Bald darauf traf Frau von Loris zu einem längeren Besuche bei dem jungen Paare ein. Den Tag nach ihrer Ankunft machten Herr und Madame Bernhard ihre Aufwartung in Saveuse. Man begegnete sich gegenseitig artig und zuvorkommend, wie es bei Personen von Bildung nicht anders seyn kann. Indessen war der

Eindruck, den die beiden Frauen gegenseitig auf einander machten, ein sehr verschiedener. Die Gräfin ließ der Schönheit ihrer Nachbarin volle Gerechtigkeit widerfahren, während Madame Bernhard nicht begreifen konnte, wie ein Mann sich in Frau v. Beaulieu verlieben konnte, ob sie dieselbe gleich leidlich hübsch fand. Nach und nach kamen sich die beiden Familien jedoch näher und bald bildete sich ein vertrauter Umgang, der hauptsächlich von den Männern ausging.

Als sich eines Tages die Gräfin allein mit Frau von Loris im Salon befand, fragte diese:

„Sind Sie auch wirklich glücklich, beste Nichte?"

„Ich bin glücklich, eine so gute Tante zu besitzen, wie Sie, und einen Mann, wie den Grafen . . aber . ."

„Nun?"

„Das Wörtchen **aber** ist nun einmal unvermeidlich. Es gibt immer einen kleinen Wurm, der uns am Herzen nagt."

„Und welcher Wurm nagt denn an Ihrem Herzen, Gräfin?"

„Meine kleine Nachbarin, Madame Bernhard. — Sie wissen, beste Tante, es fehlte nicht viel, so wäre sie statt meiner Gräfin von Beaulieu geworden; sie ist schön und unternehmend. Ich kann nicht läugnen, diese Frau beunruhigt mich."

„Aber Gräfin, Sie überlegen nicht, was Sie sprechen."

„Im Gegentheil, beste Tante; Madame Bernhard liebt ihren Mann nicht zärtlich; über dieß wirft sie mir im Stillen gewiß vor, ihr den Graf entzogen zu haben und ergreift die Gelegenheit, sich an mir zu rächen."

„Sie sind eifersüchtig."

„Es ist möglich, daß etwas von der Eifersucht des Herrn v. Saveuse auf mich übergegangen ist."

Kurz nach dieser Unterredung kam Herr Paravet auf einige Tage zu Besuch zu seinen Kindern. Er wurde von dem Graf und der Gräfin freundlich empfangen und freute sich, Frau von Loris dort zu finden.

„Gnädige Frau", sagte er eines Tages, als er sich mit seiner alten Freundin allein unterhalten konnte, „ich mache Ihnen meinen Glückwunsch. Sie haben eine allerliebste Nichte."

„Ihre Tochter würde mir eben so angenehm gewesen seyn, wenn sich die Verhältnisse nach Wunsch gestaltet hätten."

„Meine Tochter hat immer ihren Mann geliebt."

„Bis zu dem Augenblicke, wo sie den Grafen gesehen hat; denn seitdem . ."

„Was ist seitdem?"

„Seitdem sucht sie sich an der zu rächen, welche ihr den Graf und den Grafentitel entzogen hat."

„Sie beurtheilen meine Tochter sehr streng."

„Ich weiß wohl, daß mein Neffe unfähig wäre, seiner Frau treulos zu seyn; allein Madame Bernhard ist hübsch und man soll Pulver dem Feuer nicht zu nahe bringen."

„Sollten Sie wirklich Recht haben, so würde es Ihrem Einfluß wohl gelingen, den Graf zu seinem Regimente zurückberufen zu lassen, das eben in Paris oder Versailles ist. Die Frau Gräfin könnte ja einstweilen auf eines der Güter des Grafen gehen."

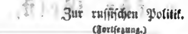
„Das könnte wohl geschehen; allein ich wüßte noch ein besseres Mittel, um den Frieden beider Familien zu sichern, ohne Aufsehen zu erregen."

„Was ist das für ein Mittel, gnädige Frau?"

„Saveuse bietet meiner Nichte nur traurige Erinnerungen. Sie wollten noch ein Grundstück kaufen, lieber Paravet; so kaufen Sie Saveuse. Anstatt Herr Paravet von Rosenberg heißen Sie dann Herr Paravet von Saveuse. Die Familie Saveuse ist ausgestorben und so wird Ihnen Niemand wehren, diesen Namen anzunehmen. Ihre Tochter könnte sich dann Madame Bernhard, geb. v. Saveuse nennen."

Frau von Loris hatte den rechten Punkt bei ihrem Freunde berührt. Der Kauf wurde abgeschlossen.

Madame Bernhard, geb. v. Saveuse, hat auf eine unedle Rache Verzicht gethan. Die Unruhe der Gräfin ist verscheucht; aber der junge Advokat beklagt sehr, die angenehme Nachbarschaft des Grafen verloren zu haben.



Zur russischen Politik.

(Fortsetzung.)

Die Absicht des Petersburger Kabinets ging jedoch bei den neuen Verhandlungen darauf aus, nicht nur den Türken alle Hoffnung zu benehmen, jemals auf die Tataren rechnen zu dürfen, sondern auch diese durch die ihnen verschaffte gänzliche Unabhängigkeit so sehr an sich zu fesseln, daß sie künftig den Russen gegen die Türken beistehen möchten. Die Chans wurden für souveräne Fürsten erklärt, die von ihren Unternehmungen keiner Macht Rechenschaft abzulegen hätten; der Groß-Sultan blieb nur ihr geistlicher Oberherr, als oberster Chalif der muhamedanischen Religion, durfte sich aber nicht in die Politik des tatarischen Hofes mengen; die Pforte mußte auf alle Ansprüche, die sie, unter welchem Vorwand es immer seyn möge, jemals an die tatarischen Horden machen könnte, feierlichst Verzicht thun; die Russen versprachen, ihre Truppen binnen drei Monaten aus dem Gebiete der Tataren zurückzuziehen; die Türken erhielten ein kleines Stück Land zurück, mit der Bedingung, daselbst keinen neuen Anbau zu unternehmen; die Pforte mußte erklären, die Ausübung der griechischen Religion in der Moldau und Walachei nicht zu stören; die Privatpersonen, denen Rußland in der Zeit, während welcher es in den Fürstenthümern Befehle gab, Güter geschenkt hatte, blieben im Besitz derselben. Diesen und ähnlichen Bedingungen unterwarf sich die Pforte.

Nachdem man sich überzeugt hatte, daß es den neuangelegten Städten Cherson und Catharinoslow an Einwohnern fehlte, suchte man besonders deutsche Familien zu veranlassen, dahin zu übersiedeln und versprach ihnen Baumaterialien, Nahrung, Vieh u. dergl., hielt aber das Versprechen nur sehr mangelhaft: viele Liefländer wurden zur Uebersiedelung gezwungen. Im September 1782 reiste Potemkin selbst nach Cherson, und benutzte seinen Aufenthalt daselbst, die Agitation gegen die Türkei zu leiten. Dem Chan und andern Häuptern der tatarischen Horden wurden große Versprechungen gemacht; dafür sollten alle Länder der Tataren auf ewig als Eigenthum an Rußland abgetreten werden. Dem Chan Shahin Geray wurde u. A. eine jährliche Pension von 200,000 Rubel versprochen. Er erhielt dieselbe aber nur ein paar Jahre lang; später wurde sie ihm unter allerlei Vorwänden entzogen. Nichts war mehr übrig, um das ganze Volk zu unterjochen, als ein kräftiger Handstreich. Potemkin zog deßhalb in den ersten Monaten des Jahres 1783 Truppen an der Gränze zusammen und verfaßte ein Manifest, in welchem es an den gewöhnlichen Redensarten von Menschenliebe und Wohlthaten nicht fehlte. „Wir hätten — heißt es in diesem Aktenstück — „wir hätten schon während unsers letzten glorreichen Kriegs mit der Pforte die Krim, die wir im Besitz hatten, mit unsern Staaten vereinigen können, aber wir haben unser Recht dem brennenden Verlangen, unsere Freundschaft mit der Pforte zu befestigen, geopfert. So groß diese Opfer waren, so sind doch die Hoffnungen, die wir uns davon versprachen, getäuscht worden. Wir hatten die Tataren frei und unabhängig gemacht; aber die natürliche Unruhe dieses Volkes, die durch Eingebungen angefeuert wurde, deren Quelle wir kennen, drohte den gänzlichen Umsturz eines Gebäudes, das unsere wohlthätigen Bemühungen zum Glück für diese Nation aufgeführt hatten. Der frei er-

wählte Chan der Tataren mußte vor einem Usurpator fliehen, der den verblendeten und größten Theil dieses Volkes wieder unter ein Joch zurückführen wollte, von welchem es unsere Wohlthätigkeit befreit hatte. Wir würden die Frucht unserer Siege und die Entschädigung für die Opfer, die wir im letzten Frieden brachten, verloren haben, wenn wir die wenigen Gutgesinnten, die die Süßigkeit ihrer neuen Existenz fühlten, nicht in unsern Schutz genommen hätten. Wir schickten einen Theil unserer Truppen in die Krim, wo dieselben bemüht waren, die gute Sache zu unterstützen und die Empörer zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Durch göttlichen Beistand haben wir damals einen Bruch mit den Türken vermieden, und die Sache dahin eingeleitet, daß die Pforte auf's Neue die Unabhängigkeit der Tataren und die Gültigkeit der Wahl des Chans Shahin Gueray anerkannte. Indessen erfolgte hierauf bald wieder eine neue Empörung." Am Schluß dieses Aufrufs sagte die Kaiserin: „Da Rußland durch die Unruhen der Krim eine große Menge Menschen, deren Werth nicht zu bestimmen sey, und außerdem nach der mäßigsten Berechnung über 12 Millionen Rubel verloren habe, und die Türken mit Gewalt in die Insel Taman gedrungen wären und die Einwohner derselben für Unterthanen der Pforte erklärt hätten, so wollte die Kaiserin, beseelt von dem aufrichtigen Verlangen, den Frieden zu befestigen und zu erhalten, auf Einmal allen künftigen Weitläufigkeiten über die Angelegenheiten der Krim zuvorkommen, die Insel Taman und den ganzen Kuban mit ihrem Reiche vereinigen.

(Schluß folgt.)

Geschichtliche Notizen aus Nassau.

Im 14. und noch Anfangs des 15. Jahrhunderts hatten die Dynasten von Eppenstein unweit ihrem Wohnsitze, der Burg Eppenstein, ein „Band- und Halsgericht", Heußels genannt, das später in das Städtchen verlegt wurde. Die Execution des Urtheils, wenn es auf Tod lautete, geschah auf einem Felde, nächst Heußels, am Zusammenflusse des Goldbaches und der Krüftel liegend und noch „Galgenstück" genannt, mittels des Galgens, den die Gemeinde Lorsbach zu liefern, Bockenhausen aufzurichten und wozu Bremthal die Leiter zu stellen hatte. Im Gerichtsverfahren hielt man sich im Allgemeinen an das kaiserliche Recht, doch hatte man auch eigene Statuten und Gewohnheiten. Wegen geringerer Vergehen erkannte man z. B. gegen die Betroffenen die Strafe, ein gewisses Quantum Wein herbeizuschaffen, der von den Richtern und den andern Beamten des Städtchens auf dem Rathhause verzehrt wurde, und bei solchen Gelegenheiten berieth man dann die gemeinheitlichen wichtigsten Angelegenheiten.

Frankfurt wird in den Schutz der Herren von Eppstein aufgenommen. — In einer Urkunde von 1304, ausgestellt von „Gotefrid herren zu Eppenstein und Jutte, seiner eliche frauve", verbinden sich diese für sich und ihre Erben mit der Stadt Frankfurt, und versprechen derselben gegen eine jährliche ewige Gulde von hundert Gulden ihren Schutz und gewisse andere Dienste. Es heißt in der betreffenden Urkunde u. A.: „Zum ersten han wie yne und iren burgern, dienern, und die yne zu verantworten steent, und uffne yne mit diesem breiffe, alle unsere schlosse und husern, die wir itzund han: Eppinstein, Bruberg, Ortenberg, Steinheim Braynbach, Hönberg und Cleberg, und die wir noch gewinnen mogen, das die ire uffen husern und schlosse solle sin, in und uß zu ryden und zu lossen, und sich darus zu behelfen zu allen iren noden, als dicke als yne das not geschicht. Und sollen und wollen wie und unser erben und nachkummen yne uß den vorgenannten schlossen und husern, die wir itzund han und gewynnen, beholfen sin wieder allermenlicher, die wider sie krigen und wieder sie thun wieder recht." (Boehmer cod. dipl. I.)

Anno 1690 kostete in Hessen und Kurmainz das Malter Waizen 16 Albus, — so besagt eine Urkunde aus dem Jahr in dem „Gerichtsbuche" des ehemaligen Städtchen Eppstein. Ein Albus betrug einen halben Batzen oder zwei Kreuzer.

Mannichfaltigkeiten.

Wie viel Zeit braucht eine ordentliche Flotte, um Kronstadt zu nehmen? Die Antwort darauf ertheilt folgende Anekdote: Vor einigen Jahren besuchte ein englischer Admiral Kronstadt, um die Festungswerke in Augenschein zu nehmen, und der Kaiser selbst machte in der liebenswürdigsten Weise den Führer. „Sie werden zugeben, Herr Admiral," äußerte der Czar, „daß dieß eine herrliche Festung ist, und eben so uneinnehmbar, wie Gibraltar." — „O, Sire, es gibt außer Gibraltar keine Festung, die uneinnehmbar wäre." — „Nun, was halten Sie denn von Kronstadt?" — „Kronstadt ist eine gute Festung und schwer zu nehmen." — „Das möchte ich beinahe selbst glauben; 15 Schiffe würden schwerlich dazu hinreichen. Ließe es sich wohl mit 20 Schiffen thun?" — „Das möchte schwer halten." — „Oder mit 25?" — „Dazu würde man 14 Tage brauchen." — „Oder mit 35?" — „Oh, Majestät, die würden in 15 Stunden mit Kronstadt fertig."

Die „Civilta Cattolica" meldet Folgendes über die Ermordung des Herzogs von Parma: Der Herzog küßte das Kruzifix unzählige Male und versicherte, daß er seinen Tod als eine Buße betrachte; er traf die Verfügung, daß sein Mörder nur mit Ausweisung aus dem Herzogthum bestraft werden sollte; er verzieh demselben mehrere Male in ausdrücklichen Worten und versicherte, derselbe sey kein Parmesane gewesen. „Der Mörder," sagt die „Civilta Cattolica", „war ein mittelgroßer Mann mit reichem Haupthaar. Er hatte sein Opfer an einer Straßenecke erwartet, trat ihm entgegen und sagte mit großer Frechheit dem Herzoge ins Gesicht: „Ich habe Eile, das Theater beginnt!" — „Was bedeutet diese Unverschämtheit?" rief der Herzog. Da stieß ihm Jener die Mordwaffe in den Leib. — Schon einige Tage vor der Frevelthat las man an verschiedenen Orten der Stadt: „Tod dem Herzog, dem Herzog ein Grab!" Auf dem Sterbebette sagte der Herzog auch, der Mörder sey ihm seit drei Tagen nachgeschlichen, „ich sah ihn bald vor, bald hinter mir, bald zur Seite."

Leider hat der Brand in Hammelburg auch ein Menschenleben gekostet: eine alte Spitalpfründnerin, welche, wie es scheint, zu lange zögerte, sich aus dem Spitale zu entfernen, erstickte im Rauch; ihre Leiche wurde später vom Rauch ganz geschwärzt, doch ohne Brandwunden aufgefunden. — Dem in Hammelburg gebildeten Hülfskomitee hat der Herr Regierungspräsident noch bei seiner Anwesenheit 500 fl. aus Staatsmitteln übergeben.

Der bekannten toskanischen Familie Madiai ist, wie man vernimmt, durch den Ausschuß ihrer Londoner Freunde, eine Leibrente von über hundert Pfd. St. gesichert worden.

Das zu Pfingsten in Aachen stattfindende Musikfest verspricht glänzend zu werden. Dirigent ist Lindpaintner aus Stuttgart. Die Chöre werden durch Musikdirektor v. Turanyi geleitet. Die Aufführungen am 4. Juni sind: Ouverture zu

Iphigenie in Aulis, von Gluck. Israel in Egypten, von Händel. (Die Soli haben übernommen: Frau Sophie Förster Sopran, Frau Findorff Alt, Hr. Schlösser Tenor, die Herren Pischek und Büssel Baß.) Am 5. Juni werden gegeben: Ouverture zur Genueserin von Lindpaintner. Finale zum Vampyr von demselben. Symphonie von Beethoven in A dur. Ouverture zu Anakreon von Cherubini. Davidde penitente von Mozart. (Die Soli werden vorgetragen von den Damen Anna Caradori und Förster, sowie von den Herren Schlösser, Pischek und Büssel.) — Das Künstler-Konzert am 6. Juni soll mit der Ouverture zum Sommernachtstraum von Mendelssohn beginnen und mit einem Chore aus Israel schließen.

Der in der Nähe von Stadtsteinnach in Franken liegende Guttenbergshammer ist abgebrannt. Leider sind bei diesem Brandunglücke auch zwei Menschen umgekommen.

Die 17. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe, welche nach dem Beschluß der 16. (Nürnberger) Versammlung in diesem Jahre in Cleve stattfinden sollte, ist so eben von den beiden erwählten Präsidenten der politischen Verhältnisse wegen auf das Jahr 1855 vertagt worden.

Zur pädagogischen Literatur.

„Die höhere Bürgerschule, Organ zur ausschließlichen Besprechung der Interessen der Real- und höheren Bürger- und Töchterschulen in Deutschland, herausgegeben von Dr. C. Vogel und Fr. Körner. 2. Jahrg. Leipz. 1853. Wilh. Bänsch." Indem wir in diesem eigentlich den Interessen des gebildeten Publikums im Allgemeinen dienenden Blatte ein Werk zur Sprache bringen, das vorzugsweise an den Lehrerstand, von dem es auch ausgegangen ist, sich richtet: so thun wir dieß, weil wir einem Werke, das mit solchem Ernste und mit solchen vereinten Kräften an die große Aufgabe der Jugend-Erziehung und Bildung herantritt, aufrichtig die Theilnahme wünschen, die ihm gebührt und die es namentlich in Süd-Deutschland bei Weitem noch nicht in richtigem Maße gefunden hat. Was diese Zeitschrift will, spricht der Titel deutlich aus: sie will einen Mittelpunkt bilden für allseitige Besprechung der Interessen derjenigen Schulen, die man Realschulen und Töchterschulen zu nennen pflegt, Schulen, welche sich die Bildung des höheren und mittleren Bürgerstandes zur Aufgabe gemacht haben. In doppelter Weise können die Lehrer sich an dieser allseitigen Besprechung betheiligen, einmal activ, indem sie selbst sprechen, d. h. die Redaktion mit geeigneten Ausarbeitungen versorgen; dann aber auch passiv — und diese Betheiligung ist in vieler Beziehung recht umfassend zu wünschen — indem sie den Sprechern ihr Ohr leihen, ihre Vorschläge und Grundsätze prüfen und sie adoptiren oder sich das Irrige derselben klar zu machen suchen. Nun steht zwar, was die erste Art der Betheiligung betrifft, eine ganze Reihe stattlicher, im Schulwesen wohlklingender Namen unter den Mitarbeitern auf dem Titel; aber wir begegnen in den beiden Jahrgängen des Blattes doch im Wesentlichen nur sehr wenigen Namen, so daß wir also mit Recht schließen müssen, daß der gute Wille zwar vorhanden sey, der Ausführung aber manche Hindernisse entgegen treten. Es ist auch gar begreiflich, wie Männer, die selbst einem Schulganzen vorstehen, selten nur Zeit finden, auch über ihren Kreis hinaus werkthätig einzugreifen; das Material häuft sich ins Unendliche, die Ansprüche an die Schule wachsen ins Ungemessene und das Leben selbst nimmt den Mann noch außerdem in früher nicht geahnter Weise in Anspruch. Jedoch der zweiten Art der Theilnahme sollte sich doch keiner entziehen, der dem Schulwesen nahe steht; wenigstens müßten alle Lehrergremien sich dieses Verkehrsmittels bedienen, um zu erfahren, wie man anderer Orten in unserm weiten Vaterlande das Ganze und seine Einzelheiten auffaßt und einrichtet. Gewiß würde dann auch bald die active Theilnahme eine allseitigere werden und man würde wohl von der irrigen Ansicht zurückkommen, als sey dieß bloß ein Sprechsaal für Direktoren und Schulvorstände, in den ein einfacher, s. g. ordentlicher Lehrer höchstens honoris oder vielmehr oneris causa als Redakteure hinzugezogen werde.

Die höheren Bürger- und Töchterschulen sind, wie der Redakteur richtig bemerkt, die jüngsten pädagogischen Anstalten, sie sollen sich entwickeln, sollen Ziel und Plan, Mittel und Wege zur Ausführung finden. Noch haben sie kein allgemein gültiges Programm, daher müssen sie zunächst sich selbst unter einander kennen lernen, müssen Ansichten und Meinungen austauschen, Erfahrungen und Rathschläge mittheilen, damit sie von einander lernen und in fortschreitender Erkenntniß klarer über ihre Aufgabe und deren Lösung werden. Noch ist viel zu schaffen, zu besprechen, zu erwägen und zu versuchen. Wenn je eine Schule rührig seyn muß, so ist es die höhere Bürger- und Töchterschule; wenn irgendwo Vereinigung, Zusammenhalten und Concentration der Kräfte, wenn Corporationsgeist und Gemeinsinn nöthig sind, so ist es an unsern Schulen. Es ist hier nicht der Ort, und wäre auch nutzlos, die Titel der einzelnen Aufsätze des zweiten Jahrganges zu verzeichnen. Sie zeigen, wie reich und groß das Feld ist, das hier bearbeitet werden soll. Eine genauere Würdigung des Inhaltes aber beweist, wie im Ganzen und Einzelnen die Meinungen noch auseinander gehen; wie man sich noch weder über Standpunkt und Gränzen dieser Schulen überhaupt, noch über System, Behandlungsweise und Vertheilung der einzelnen Disciplinen geeinigt hat. Und doch thut dieß vor Allem Noth. Es handelt sich hier um den Theil unseres Volkes, der den Kern jedes Staates bildet, um die Anstalten, die das bindende Mittelglied zwischen Gelehrten- und Volksschulen werden sollen. Möge man dieß wohl beachten und das tüchtige Unternehmen in aller Weise fördern!

Wir können diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne ein Werkchen zu empfehlen, das auch einen pädagogischen Zweck verfolgt, sich aber unmittelbar an die Jugend wendet. Es ist dieß ein vortreffliches Hülfsmittel für den Unterricht in der Geschichte, der mit Recht in neuerer Zeit eine besonders wichtige Stellung in der Jugendbildung gegenüber den Naturwissenschaften einnimmt. „Die deutschen Kaiser nach den Bildern des Kaisersaales im Römer zu Frankfurt a. M.," bei Keller (Schmerber'sche Buchhandlung) herausgekommen, nebst einer erläuternden Uebersicht der Geschichte der deutschen Kaiser und Könige, von Dr. J. Ph. Benkardt. Was zunächst die Abbildungen betrifft, so sind sie künstlerisch schön und getreu nach den Darstellungen des Kaisersaales (die ja bekanntlich in einem Prachtwerke bei demselben Verleger erschienen sind) in Holz ausgeführt, in bequemes Buchformat gebracht, mit Namen, Jahrszahlen und Wahlsprüchen, lateinisch und verdeutscht, und Angabe der Maler und Stifter versehen. Den Schluß macht der Kaisersaal selbst und auf der Titelvignette sehen wir den Römerberg mit dem Römer, in dem der Kaisersaal sich befindet. Wir brauchen nicht zu bemerken, welche Stütze solche Illustrationen dem Gedächtniß bieten und wie sie den Unterricht beleben. Man hat dieß schon längst anerkannt und wir hoffen bald zu erleben, daß diese Kaiserbilder die Wand jeder Schule in Stadt und Land schmücken. Die geschichtliche Uebersicht ist kurz, sehr präcis, diplomatisch genau und gibt bei aller Kürze doch manche persönliche Einzelheit, die man in ausführlicheren Werken ungern vermißt. So sind z. B. die Namen der Gemahlinnen stets hinzugefügt. Auch die Beigabe einzelner volksthümlich gewordener Dichtungen ist sehr dankenswerth. Wir können das Werkchen, das übrigens auch schon mehrere Auflagen erlebt hat, aus mannichfacher Erfahrung aufs beste empfehlen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 4. Mai. (Zum ersten Male wiederholt): **Das Mädchen vom Dorfe**, Schauspiel mit Gesang in 3 Abtheilungen und 5 Akten, von J. Krüger, Musik von Stiegmann.

Freitag, 5. Mai. (Vorletzte Gastdarstellung der Fräulein Jenny Ney, k. sächs. Hof- und Kammersängerin vom Theater zu Dresden.) **Fidelio**, große Oper in 2 Akten, von Beethoven. Fidelio: Fräulein Jenny Ney. Mit aufgehobenem Abonnement.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Donnerstag, 4. Mai. **Tempora Mutantur**, oder: Die gestrengen Herren, Lustspiel in 3 Aufzügen von Karl Blum.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. —: Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 108. Freitag, den 5. Mai 1854.

Zwei Abenteuer in einer Nacht.

(Von C. Reulbach.)

Die Glocke der St. Paulskirche schlug eben neun Uhr, als wir von unserem Hotel in Long Acre aufbrachen, um uns nach White Chapel zu begeben, in eine Schenke der berüchtigtsten Art. Ich wurde kurz nach meiner Ankunft in London mit einem Berliner Sänger, einem sehr anständigen jungen Manne, bekannt, der im Jahre 1849 seiner politischen Ansichten wegen flüchten mußte, und nun schon drei Jahre in London lebte, ohne nur im Geringsten eine seiner Erziehung und seinen Fähigkeiten angemessene Stellung zu finden. Während meiner Anwesenheit in German-House war er da wöchentlich einmal als Sänger und Pianist engagirt, außerdem machte er den Commissionär und Führer der anwesenden Fremden, und wenn auch das nicht gehen wollte, so saß er im Gastzimmer des Hotels und putzte mit stiller Resignation die vielen hundert Dominosteine, die des Abends vorher von den Gästen gebraucht wurden, um wenigstens Frühstück und Mittagessen zu bekommen. Mit Thränen im Auge gestand er mir später, daß er zwei Tage keinen Bissen genossen hatte, ehe er sich zu dieser Beschäftigung entschloß, aber — der Hunger thut weh. Als ich ihn das erste Mal singen hörte, war ich von dieser zarten, schmelzenden Stimme so entzückt, daß ich ihn fast beneidet hätte; aber dieser Neid ging in Mitleid über, als ich am andern Morgen ins Gastzimmer trat, und denselben Mann heute vor einem ungeheuren Haufen Dominosteine sitzen sah, vor sich ein Glas Wasser und ein großes Stück Flanell, mit dessen Hülfe er Stein für Stein sorgfältig abwusch. Ich konnte nicht umhin, ein n Kellner um diese komisch-tragische Verwandlung zu fragen, der mir sein trauriges Schicksal erzählte. Seit dieser Zeit nahm ich ihn, um ihm doch auf schickliche Weise etwas anbieten zu können, manchen Tag zum Führer bei meinen Excursionen in und um London, jedesmal aber sicher — wenn ich ihn Dominosteine reinigen sah.

Ich hatte ihn schon öfters gebeten, mich in eine jener Diebs- und Mörderhöhlen zu führen, deren London leider so viele aufzuweisen hat, und nachdem es ihm nicht gelungen war, mich von der Gefährlichkeit dieses Unternehmens zu überzeugen, wurde der heutige Abend dazu festgesetzt.

Es genügt in großen Städten nicht, sich nur in den Cirkeln der crême de la société zu bewegen; wer die Sitten und Gebräuche einer Stadt ganz kennen lernen will, der muß bis zu den untersten Stufen des Volks hinabsteigen, sonst würde er die Maschinen, die das Gesammtleben in Bewegung setzen, nur von einer Seite kennen lernen und folglich auch nur einseitig beurtheilen können. Es ist wahr, daß man sich dadurch manchen Gefahren aussetzt, die in den hellerleuchteten Salons der fashionablen Welt nicht zu fürchten sind, aber man lebt ja nicht, um sich stets zu amusiren, sondern um die Welt und ihre Bewohner möglichst kennen zu lernen, sich ihr Gutes anzueignen und ihre Schwächen zu verlachen.

Unsere Toilette war dem Orte ganz entsprechend, den wir uns heute als Ziel vorgesteckt hatten, und ein Blick, den ich zufällig in den Spiegel warf, ließ mich kaum mich selbst erkennen. Einige Schillinge, die ich in eine zerrissene Weste von zweifelhafter Farbe steckte, war für heute mein ganzer Reichthum; denn wehe dem Unvorsichtigen, der unter diesen Menschen eine Uhr oder Ringe blicken ließe, er käme entweder ohne diese Kleinodien — oder nie mehr zurück. Nachdem wir uns noch vorher durch ein Glas Grog gegen die Einflüsse der feuchten Luft geschützt und von einigen unserer Bekannten wegen unseres seltsamen Costüms verlacht, von Anderen unseres Vorhabens halber gewarnt wurden, verließen wir das Haus.

Ein dichter, fast fühlbarer Nebel, durch den Dampf der Steinkohlen nur noch schwerer gemacht, lag wie ein schmutziger, undurchdringlicher Schleier über London. Kaum konnte man die Gasflammen sehen, deren Glanz von der dumpfen Atmosphäre gebrochen und geröthet war. Auf den Straßen war es lebhafter als gewöhnlich, denn es war Samstag. Die Arbeiter hatten ihren Lohn ausbezahlt bekommen, und waren jetzt eifrigst bemüht, für den Sonntag ihre Bedürfnisse einzukaufen, die sie in den blendenden Speise- und Branntweinläden auf so lockende Weise ausgestellt sahen. Viele waren so vernünftig, um den sonntäglichen Bedarf an Lebensmittel gänzlich zu ersparen, ihren mühsam verdienten Arbeitslohn gleich heute in Gin und Branntwein zu vertrinken, der sie dann unfähig machte, am andern Tage noch etwas zu genießen.

Von Holborn und Cornhill her fuhren glänzende Equipagen, mit denen die tausend Cabs und Omnibus in der Schnelligkeit und Geschicklichkeit des Ausweichens zu wetteifern suchten, was freilich nicht immer ohne Unfall ablief. Hier winkte ein glänzendes Auge zur Wonne und Lust, während an jener Ecke ein abgezehrter Mensch die Hand um ein Almosen ausstreckte, während er sich vor Hunger und Elend kaum mehr auf den Füßen halten konnte. Waaren aller Art wurden von den wandernden Händlern ausgeboten, und während uns einer derselben fort und fort mit dem Anpreisen von seidenen Strümpfen belästigte, verfolgte uns ein Anderer mit Ausbieten von Messern mit sechzehn Klingen, die er alle geöffnet, uns gerade vor die Nase hielt. Alles war Leben und Bewegung, denn die Zeit der allgemeinen Erholung und der Speculation hatte angefangen.

Aber je weiter wir uns vom Westende nach der City zu bewegten, je kleiner wurde die wogende Masse, je stiller die düsteren Straßen. Wir näherten uns immer mehr unserem Ziele.

Bald hatten wir White Chapel erreicht. Sogleich umringte uns ein Schwarm zerlumpter Männer, halbnackter Weiber und ganz nackter Kinder, die alle um eine Gabe flehten, denn das niedrige Volk in London bettelt Jeden an, der nicht noch zerrissener und elender aussieht, als die Bettler selbst. Es waren scheußliche Gestalten, abgezehrt von Mangel und Ausschweifung, die sich unablässig an uns drängten.

„Gehen Sie ruhig Ihren Weg fort, ohne sich um die Leute zu bekümmern", flüsterte mir mein Begleiter zu. „Es ist zudringliches Volk, das sich von selbst wieder entfernt, wenn man ihnen kein Gehör schenkt. Aber kommen Sie von den Trottoirs auf die breitere Straße", fügte er, mich rasch beim Arme fassend, hinzu, „denn man behauptet, daß es hier herum Sandgruben gibt, an welchen beim Darauftreten die Bretter, wie durch Zufall, weichen und man in einen Raum versinkt, aus dem man nie mehr ans Tageslicht kommt."

Stillschweigend setzten wir unsern Weg fort und mit jedem Schritte verlor sich unsere unzarte Umgebung mehr und mehr, denn die Leere unserer Taschen, die vielleicht Mancher untersuchte, hatte für sie wohl wenig Anziehendes.

Von fern her tönten uns nun die Mißklänge einer englischen Hornpipe in die Ohren und wir vernahmen den Lärmen einer tobenden Lustbarkeit. Bald drang auch durch den Nebel das grelle Licht einer Schenke.

Mein Führer zeigte darauf hin und sagte: „Hier ist unser Ziel. Verhalten Sie sich bei Allem, was Sie sehen und hören, ganz theilnahmlos. Das geringste Zeichen, wodurch wir uns den Leuten in einer Hinsicht verdächtig machen, bringt uns die ganze Schenke auf den Hals; wir wären unrettbar verloren."

Wir standen bereits vor der Schenke. Noch einen Schritt, und wir befanden uns in dem verpesteten Dunstkreis aller Laster und Verbrechen, umringt von Teufeln in menschlicher Gestalt, auf deren Gesichtern die Verdammniß mit leserlichen Buchstaben geschrieben stand.

(Fortsetzung folgt.)

Zur russischen Politik.

(Schluß.)

Mit diesem Manifeste, das am 8./19. April 1783 in Petersburg erschien, ging Potemkin zur Armee. Sobald er daselbst angekommen war, verkaufte auf eine unerhörte Weise Shahin Gheray, der Wahlfürst, die Souveränität, welche ihm nicht gehörte, an die Kaiserin von Rußland. Nachdem dieß geschehen, machte Potemkin den Willen seiner Monarchin, oder vielmehr seinen eigenen, den tatarischen Völkern bekannt, suchte sie durch seine Emissäre zur Unterwerfung zu überreden, brauchte, wenn Redekünste und Bestechungen nicht halfen, die Gewalt der Waffen, und brachte auf solche Art in sehr kurzer Zeit die Halbinsel Krim, die Insel Taman und den ganzen Kuban unter russische Botmäßigkeit. Er schickte alsdann die General-Lieutenants Balmain, den grausamen Suworow und Pawel Potemkin in verschiedene Distrikte, um daselbst im Namen der neuen Beherrscherin den Huldigungseid leisten zu lassen. Die Nachricht von dieser großen Begebenheit meldete Potemkin der Kaiserin u. A. mit folgenden Worten: „Die Unterwerfung der tatarischen Nation unter Ihre kaiserliche Majestät Scepter ward mit lautem Frohlocken und öffentlicher Bezeigung allgemeiner Zufriedenheit begleitet, die bei den Unterworfenen die zuversichtliche Hoffnung erregte, nunmehr Ruhe und Wohlstand gesichert zu sehen." Man erfuhr indessen sehr bald das Gegentheil dieser angeblichen Freude. Die Patrioten unter den Tataren, welche nicht vergessen hatten, daß Rußland früher ihre Freundschaft mit einem jährlichen Tribut von 100,000 Rubel für ausgelieferte russische Gefangene erkauft hatte, versammelten ihre Freunde und vereinigten ihre letzten Kräfte, um sich von der Schmach des russischen Joches zu befreien. Sie wollten entweder ihre frühere Unabhängigkeit wieder erreichen oder unter die türkische Hoheit zurückkehren. — Potemkin erhielt Kunde von diesen Plänen und traf Anstalten gegen die Empörer. Er befahl, dem Knees Prosorowsky, dem spätern General-Gouverneur in Moskau, die vornehmsten Rebellen gefangen zu nehmen, und sie ohne weitere Untersuchung am Leben zu strafen. Prosorowsky weigerte sich, dieses Mordgeschäft vorzunehmen; Potemkin wandte sich deßhalb an seinen Vetter Pawel, welcher gefügiger war. Dieser ließ 30,000 Tataren, Männer, Weiber und Kinder, gefangen nehmen und niedermetzeln. Diese Henkersthat war das Siegel, welches Rußland auf die gewaltsame Besitzergreifung der Krim drückte.

Zwischen Oesterreich und Rußland war 1783 ein Vertrag geschlossen, dessen Zweck in nichts Geringerem bestand, als in der Theilung der Türkei. Oesterreich sollte dafür mit Bayern belohnt werden. Friedrich der Große wußte um diesen Plan und bot Alles auf, den Bund und dessen Ziel zu hintertreiben. Er schickte seinen Neffen deßhalb nach Petersburg, aber richtete dort nichts aus. Die Vorgänge in der Krim forderten die Türkei heraus; die Pforte rüstete sich gegen die Russen und Oesterreicher. Frankreich vermittelte damals den Frieden, den die Türkei, wie wir oben gesehen, theuer erkauft hatte.

Im Jahre 1787 kam die Kaiserin Katharina und Joseph II. in Cherson zusammen. Potemkin hatte dafür gesorgt, daß auf der ganzen Reise der Weg, welchen seine ehrgeizige hintergangene Herrin betrat, mit Blumen bestreut war. Ueberall hatte er künstlich Leben und Bewegung hervorgerufen, bretterne, gemalte Dörfer gebaut, Scheinanlagen machen lassen und die Bevölkerung abgerichtet, der Kaiserin zuzujubeln. Das Resultat dieser Reise war eine geheime Allianz zwischen Rußland und Oesterreich gegen die Türkei. Diese erklärte Rußland am 24. August 1787, Oesterreich dagegen im Februar 1788 der Türkei den Krieg. Die Russen besetzten die Moldau, und in der Krim kam es zu blutigen Schlachten. Am 17. Dec. 1788 eroberte Potemkin nach langer Gegenwehr Oczakow. Die Oesterreicher unterstützten Rußland in der Moldau, waren jedoch wenig glücklich. In den beiden folgenden Jahren schien das Waffenglück ganz von der Türkei fliehen zu wollen. Die Russen eroberten Galacz, Ackiermann, Bender, Chozim, Kilianova und Ismail, und schlugen, im Verein mit Oesterreich, die Türken auf's Haupt bei Fockschanie und Martinestie.

Die Türkei würde damals gänzlich unterlegen haben, wenn nicht England vermittelnd aufgetreten wäre. Es veranlaßte Schweden, Rußland den Krieg zu erklären. Preußen schloß mit der Pforte ein Bündniß.

Der Ausgang dieses Krieges ist bekannt. Gustav III. fiel in Finnland ein und zerstörte die russische Flotte am 9. und 10. Juli 1790, wodurch Petersburg in Gefahr und die Kaiserin so in Furcht gerieth, daß sie sich zur Abreise vorbereitete. Im August wurde der Friede zu Werelö geschlossen. Oesterreich schloß mit der Pforte den Frieden von Szistowa 1781. Am 9. Jan. 1792 endlich kam der Friede zu Jassy zu Stande. Rußland hatte nicht seinen ganzen Zweck, doch einen großen Theil desselben erreicht; es erhielt Oczakow und das Land zwischen dem Dnieper- und Dniester; die Abtretung der Krim ward bestätigt und der Czar von Tiflis für unabhängig erklärt.

Mit der Reise des Fürsten Mentschikow nach Konstantinopel scheint der alte griechische Plan Rußlands wieder aufgenommen zu seyn. Der Kaiser hätte besser gethan, ihn schlummern zu lassen, denn dießmal wird die Türkei schwerlich die Kosten zu

tragen haben, wie damals; der étoile de l'orient wird glänzender wie damals aus dem Petersburger Gewölk hervorgehen.

Das Lager bei Gallipoli.

„Morning Chronicle" enthält einen Brief aus Gallipoli vom 11. April, welcher die dortige Scenerie nach dem Eintreffen der englischen und französischen Truppen schildert. Allein die Offiziere und die zur Militärverwaltung gehörenden Personen wohnen in der Stadt selbst. Die Truppen campiren außerhalb derselben. Der Theil des französischen Lagers, welcher der Stadt am nächsten liegt, ist vom Geniewesen besetzt, der folgende von den Vincenner Jägern, der dritte und größte Theil des Lagers, welcher für das Gros der Infanterie und die Zuaven bestimmt ist, liegt etwa zwei Meilen von der Stadt entfernt. Das Lager zieht sich auf dem Gipfel und am Abhange eines Hügels hin, von wo man eine herrliche Aussicht auf das Marmormeer und den Busen von Saros genießt. Dicht am Meeresrande sieht man ferner eine Gruppe weißer Zelte, welche ein großes grünes Zelt umgeben, auf dem die türkische Fahne weht. Dieß kleine Lager ist von einem ottomanischen Truppendetachement besetzt, welches für die Bedürfnisse der anderen beiden Lager Sorge tragen soll. In dem grünen Zelte befindet sich ein bedeutendes Depot von allerlei Vorräthen. In demselben hat ein Pascha oder Bey seinen Sitz aufgeschlagen. Bei einem großen Baume leiten zwei alte Türken die Vertheilung der Rationen für die französischen Soldaten. Man kann sich nichts Lebhafteres und Malerischeres denken, als das Schauspiel, welches sich darbietet, wenn die Vincenner Jäger mit den türkischen Soldaten fraternisiren. Die Unterhaltung geschieht durch Zeichen, und oft kostet es Mühe, sich verständlich zu machen. Eine sehr lebhafte, in der angegebenen Weise geführte Diskussion entstand bei einer der ersten Vertheilungen, als die Türken von den Hammeln nur die Rümpfe vertheilten, die Köpfe und Beine aber zurückbehielten. Die Vincenner Jäger, welche nicht wußten, daß die Türken diese Theile als unrein wegwerfen, gaben mit einiger Heftigkeit zu verstehen, daß sie auch gern die Hammelköpfe und Beine haben möchten. Endlich verständigte man sich indeß und der kleine Zwist war beigelegt. Ein Spekulant von Smyrna hat bereits die Idee gehabt, in einem Hause Gallipolis, welches er ausbessern ließ, eine große Restauration nach europäischer Manier einzurichten. Das Haus führt die Inschrift: Restauration für die Hülfsarmee. Auf den Straßen sieht man türkische Frauen und Kinder mit französischen Soldaten plaudern. Es sind nur Griechinnen, welche die Franzosen zu fürchten scheinen in Folge des entsetzlichen Bildes, welches der griechische Bischof von ihrer Immoralität entworfen hatte. Der Bischof hat jetzt den Befehl erhalten, die Stadt zu verlassen.

Mannichfaltigkeiten.

(Eltville, 29. April.) Gestern ereignete sich in der Fruchthalle zu Mainz ein ärgerlicher Vorfall: Ein bedeutender Fruchthändler (Israelit) wurde von einem Bekannten, der einen starken Stock mit sich führte, angeredet: „Nun, schlägt die Frucht heute wieder auf?" Der Handelsmann erwiederte ihm ganz kalt und ruhig, „das wisse er nicht". Hierauf zog der Fragende nach ihm den Stock und prügelte denselben und dessen neben ihm stehenden Collegen ganz erbärmlich, schließlich hinzufügend: „Ihr sollt 'mal fühlen, wie das 21kr Brod schmeckt!" Die Polizei faßte denselben auf und brachte ihn in Gewahrsam; man erfuhr später, daß dieser etwas geisteskrank sey.

Schrannengespräche.

Am 1. Mai 1853.

Käufer. Aber warum ist denn das Getreid' gar so theuer?

Händler. Ja bedenken's nur den fortwährenden Regen! Da muß ja Alles verfaulen!

Am 1. Mai 1854.

Käufer. Aber warum ist denn das Getreid' gar so theuer?

Händler. Ja bedenken's nur das fortwährend schöne Wetter! Da muß ja Alles verdorren!

Am 1. Mai 1855.

Käufer. Aber warum ist denn das Getreid' gar so theuer?

Händler. Ja bedenken's nur den fortwährenden Wechsel: bald regent's, nachdem scheint wieder die Sonn d'rein — da muß ja Alles auswachsen.

Käufer. Na, vielleicht schickt auf's Jahr unser Herrgott gar kein Wetter, das wär's allerbeste.

Der „Punsch" ist so glücklich, folgendes gute Omen berichten zu können: „Die ersten von uns genommenen russischen Prisen sind Schiffe, die mit Salz beladen waren, also gerade mit dem Artikel, welchen wir dem Adler auf den Schwanz streuen wollen."

Bei der Einschiffung der französischen Truppen zu Algier ereignete sich kürzlich ein drolliger Vorfall. Ein Jäger-Unteroffizier hatte ein inniges Verhältniß mit einer jungen Frau, die ganz untröstlich darüber war, daß er nach dem Orient mußte; sie wollte mit Gewalt ihn begleiten, und so wußte er kein anderes Mittel, als daß sie sich in Soldatenkleider steckte, um bei der Einschiffung unbemerkt mit ihm auf das Schiff zu gelangen. Der Zufall aber wollte, daß der Unteroffizier nur mit 25 Mann ein Segelschiff besteigen sollte, so daß es unmöglich war, einen Mann mehr hineinzuschmuggeln, ohne daß es aufgefallen wäre. Man wußte keinen andern Ausweg, als daß seine Begleiterin sich in einen Sack einnähen ließ, welcher von seinen Leuten, die von dem Geheimniß wußten, auf das Schiff getragen und zur Bagage gelegt wurde. Nicht genug mit diesen Widrigkeiten! Man fand, daß das Schiff nicht tauglich sey, und so mußte alle Bagage in ein anderes Schiff umgeladen werden. Der wachthabende Offizier bemerkte zu seinem Erstaunen, daß der Sack sich bewege; seine Neugierde veranlaßte ihn, seinen Inhalt näher zu untersuchen und zu seinem Erstaunen stürzte die Verborgene ihm zu Füßen, ihn flehend, sie nicht zu verrathen. Alle Bitten blieben fruchtlos und er sandte sie ihrer Familie zurück.

Feuersbrünste über Feuersbrünste in allen Gegenden! In der Nacht vom 23. auf den 24. April ist das Städtchen Zempelberg in Westpreußen fast ganz abgebrannt; 132 Häuser außer den Stallungen sind vernichtet. Das Dorf Gelzan an der Donau wurde ebenfalls fast ganz zerstört, 104 Wohn- und Nebengebäude liegen in Asche. Kinder, die mit Feuer neben Strohhaufen spielten, haben das Unglück angerichtet. — In Polen ist das ganze Städtchen Garwolin abgebrannt; in der Walachei das Städtchen Kimpina und fünf bis sechs Ortschaften bei Bucharest, wo das Feuer gelegt gewesen seyn soll.

(München, 1. Mai.) Gestern Vormittags wurde die dießjährige Planzen-, Blumen- und Früchte-Ausstellung

im k. Odeon eröffnet. Dieselbe zeichnet sich durch Reichthum und Mannichfaltigkeit in jeder Beziehung in hohem Grade aus und liefert einen sehr erfreulichen Beweis von dem großen Fortschritt der Gartenkunst in unserer Hauptstadt.

Zur Sammlung freiwilliger Beiträge in Bayern behufs der Errichtung von Denkmälern für Schiller, Goethe und Wieland in Weimar ist die allerhöchste Bewilligung ertheilt worden.

(Berlin, 2. Mai.) Der gefeierte Meister, Professor Rauch, hat gestern eine Reise nach Italien angetreten, welche indessen nicht über zwei Monate dauern dürfte. Vorerst begibt derselbe sich behufs der Auswahl von Marmorblöcken für mehrere neue Kunstwerke nach Carrara und von da nach Rom, wo der Künstler sich indessen auch nicht lange aufhalten wird.

Korrespondenz.

Mannheim, 2. Mai.

Die Blumen-Ausstellung der Maimesse fand dießmal nicht, wie früher, in den beengten Gewächshäusern des botanischen Gartens dahier, sondern in einer von dem Vereinsgärtner für Naturkunde, Hrn. Singer, eigens dazu errichteten Bretterhalle statt, deren Wände übrigens nicht, gleich der Blumen-Alhambra Biebrichs, mit Malereien und Arabesken in maurischem Geschmack, sondern einfach mit frischem Grün bekleidet sind. Wir treten hier nicht durch einen langen Corridor voll Blumen- und Farbenpracht, nicht vorbei an feenhaft mit Blüthenschmuck und Grün dekorirten Seitengängen, wie in dem Wintergarten Biebrichs; uns führt zu Floras blumenfreundlicher Halle ein einfacher, durch Pflanzen und Sträucher unserer Zone verzierter Gartenweg. Nicht über ein Meer von Blumen blicken wir hin beim Eintritt in jene Halle; wir schauen auf einen Zaubersee, über dessen Oberfläche sich die verschiedensten Blumen-Eilande erheben. Der Eindruck ist nicht berauschend und imposant, wie zu Biebrich; er ist idyllisch lieblich und es ladet der Gesang einer Nachtigall, ganz in der Nähe der Ausstellung, daselbst zu poetischen Träumereien. Längs der Seitenwände, etwas erhöht von der Bodenfläche, ziehen sich vier reiche Gruppen Azaleen hin, die, mit andern Blüthen geschmackvoll gemischt, eine farbenduftige, lebendige Mosaik bilden. Die Mitte der Ausstellung bildet ein frischer Rasen mit einer Fontaine, auf dessen Vordergrund sich eine reiche Gruppe Cinerarien von Franz Beutelsbacher aus Speier befindet; zur Seite rechts und links davon eine Fächerpalme und eine mächtige fast fünf Fuß hohe Opuntia; eine Coniferen-Gruppe von Scheurer aus Heidelberg, eine Gruppe zierlicher, aber meist unscheinbarer Neuholländer Blumen, und schließlich zwei Abtheilungen von Rosen, die übrigens, wie zu Biebrich auch, nur spärlich vertreten sind. Schon damals war der hiesige Vereinsgärtner für Naturkunde, Hr. Singer, der es in der Kultur der Rose zu einer hohen Stufe gebracht, nicht in der Lage, wie seither, um den Rosenpreis zu concurriren, da ihm seine junge Zucht durch einen unglücklichen Zufall größtentheils zu Grund gegangen. Derselbe hatte nämlich die Wände des Treibkastens frisch mit Kalk übertüncht und auf diese Weise, da der Kalk, bis er gesättigt ist, vorzugsweise die Kohlensäure der Luft an sich zieht, seinen jungen Rosen-Setzlingen die nöthige Nahrung entzogen, wodurch deren Respirationswerkzeuge stockig wurden und abstanden. Auch Camellien und Rhododendren sind, der für Culturpflanzen schon vorgerückten Jahreszeit halber, nur in geringer Zahl vertreten; um so reicher dagegen Azaleen. — Den Hintergrund der Ausstellungshalle bildet ein tempelartiges Gartenhaus aus Stein im botanischen Garten, zu dem eine Treppe von mehreren Stufen hinanführt; rechts davon sind sechs durch Fülle ausgezeichnete Azaleen der Frau Großherzogin Stephanie, und darunter eine Clematis azurea aufgestellt, und links die mit dem Culturpreise resp. dem ersten Preise gekrönte Gruppe des Handelsgärtners Janz aus Mainz; nämlich: Chorizema rotundifolia, Azalea nivea, ornatissima, und Marie Louise, Ledum palustre, Erica imbecilla und Polygala salmeisiana. Eine zweite gleichfalls mit einem Preise gekrönte Gruppe Azaleen von demselben befindet sich unter dem Blumenreichthum an den Seitenwänden; unter diesen wurden zwei bis jetzt noch unbenannte Species mit den Namen Azalea Stephania amygdalifolia flore plene rosea und Azalea Janzii pelargoniicides belegt. Preise erhielten ferner eine Azaleengruppe von Handelsgärtner Scheurer aus Mainz, eine gemischte Gruppe von Partikulier Schmuckert aus Mannheim und eine solche von Schenermann aus Frankfurt, eine Sammlung Eriken von Handelsgärtner Winkler aus Heidelberg und die schon oben erwähnten Cinerarien von F. Beutelsbacher. Als besonders ausgezeichnet in Cultur, aber wie schon oben bemerkt, weniger in das Auge fallend, ist hier schließlich noch hervorzuheben eine Gruppe Neuholländer Blumen von Rinz aus Frankfurt, nämlich: Borronia serrulata, polygalae folia, und Drum mondi, Accacia grandis, Chorizema macrophyla, Eriostemon buxifolium und Pimelia Neippergi, sämmtlich Pflanzen, deren Zucht eine äußerst schwierige. Preisrichter waren die Herren Oberstabsarzt Czihak von Aschaffenburg, Prof. Gümbel von Landau und Hofgärtner Mayer aus Karlsruhe. Die Ausstellung, über deren Arrangement sich selbst Solche, die einen Vergleich mit Biebrich anzustellen im Stande, auf das Günstigste aussprechen, dauert bis den 7. d. M. Bei Fortdauer der regnerischen Witterung dürfte jedoch eine Verlängerung im Interesse des Publikums und Ausstellers geboten seyn.

Oberhessen, 26. April.

Der Besuch des Kurorts Salzhausen in der Wetterau hat sich in den letzten Jahren bedeutend vermehrt, so daß öfters, namentlich im Monat Juli, Mangel an bequemen Logis eintrat. Man sieht sich daher veranlaßt, den Wunsch auszusprechen, daß Anmeldungen so bald als möglich gemacht werden möchten. Obgleich die eigentliche Badezeit mit dem 1. Juni beginnt, so können doch auch Solche, welche bloß die Trinkkur und eine reine, gesunde Landluft in einer heiteren Umgebung genießen wollen, schon im Mai ein geeignetes Unterkommen im Kurhaus oder Privatwohnungen finden. Wenn auch die Kuranlagen bisher schon einen hohen Grad von Annehmlichkeit und Abwechslung gewährten, so ist man doch fortwährend bemüht gewesen, dieselben durch Gründung neuer Pflanzungen und Alleen zu verschönern und den für die Gesundheit so wohlthätigen Aufenthaltsort in der Nähe der Gradirgebäude noch segensreicher zu machen. Schließlich verweisen wir Diejenigen, welche sich mit den Verhältnissen des Bades noch näher bekannt machen wollen, auf die beiden folgenden Schriftchen: „Mittheilung aus der Erfahrung über die Wirkung und Anwendung der Soolbäder insbesondere zu Salzhausen. Von Medizinalrath Dr. Möller. Darmstadt. 1835.“ „Das Soolbad Salzhausen in der Wetterau. Mit einem schönen Stahlstiche. Von Salineninspector Tesche. Gießen. 1858.“

Aus dem Herzogth. Gotha, Ende April.

Nachdem seit einigen Jahren der medicinische Gebrauch der Fichtennadelbäder in weiteren Kreisen bekannt geworden, beginnt schon ein großer Theil des badebedürftigen Publikums den neuen Fichtennadelbädern zuzuströmen. Daher kommt es, daß die Zahl dieser neuen Bäder sich von Jahr zu Jahr vermehrt, und so wird auch in Ohrdruf, unweit Gotha, in diesem Jahre eine derartige Anstalt errichtet werden. Die Lage des freundlichen Städtchens am Fuße des Thüringer Waldes, dessen Schönheiten von Jahr zu Jahr mehr erkannt und gewürdigt werden, wie aus der fortwährend steigenden Fremdenfrequenz in unsern Bergen hervorgeht, die Wohlfeilheit aller Lebensbedürfnisse, welche noch nicht wie anderwärts durch zahlreichen Fremdenbesuch ins Gegentheil umgeschlagen ist, versprechen den Besuchern nicht nur einen angenehmen Aufenthalt, sondern es ist durch Uebertragung der ärztlichen Leitung der Anstalt an einen anerkannt tüchtigen Arzt, sowie durch sorgfältige Construction der zur Gewinnung der Badeingredienzien nöthigen Apparate dafür gesorgt, daß auch dem Interesse der Leidenden gebührende Rechnung getragen wird. Möge der Besuch ein recht zahlreicher werden!

Theater-Anzeige.

Freitag, 5. Mai. (Fünfte Gastdarstellung der Fräulein Jenny Ney, k. sächs. Hof- und Kammersängerin vom Theater zu Dresden.) Fidelio, große Oper in 2 Akten, von Beethoven. Fidelio: Fräulein Jenny Ney. Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 6. Mai. (Vorletzte Gastdarstellung der Fräul. Jenny Ney.) Norma, große Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Bellini. Norma: Fräul. Ney.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. - Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 109. Samstag, den 6. Mai 1854.

Zwei Abenteuer in einer Nacht.

(Von C. Reulbach)

(Fortsetzung.)

Wir setzten uns mit der gleichgültigsten Miene von der Welt in die Ecke des Zimmers, wo gerade noch ein Tisch frei stand, und nachdem ich ein Glas Rum vor mir stehen und meine Gypspfeife in die gehörige Gluth gebracht hatte, fing ich meine Beobachtungen an, während ich dabei stumm vor mich hinstarrte, wie Einer, der eben an gar nichts denkt.

Die Schenke bot einen seltsamen Anblick dar. Die Wände waren geweißt und an vielen Stellen waren sonderbare Figuren und groteske Schnörkel zu sehen, die wahrscheinlich von trunkenen Gästen mit Kohle dorthin gezeichnet waren. Schwere Eichentische und verstümmelte Stühle und Bänke bildeten das Ameublement dieses schmutzigen Aufenthalts.

Ein paar Schritte von uns entfernt tanzten einige Paare nach den schrillenden Tönen einer Hornpipe, und obgleich sie kaum so viel Lumpen an sich trugen, um ihre hauptsächlichsten Blößen zu bedecken, waren sie dabei doch außerordentlich lustig.

In der andern Ecke uns gegenüber saß ein eckelhaftes Gemisch von Männern, Weibern und Kindern, deren abschreckende Physiognomien allein genug Ursache gewesen wären, sie an den Galgen zu hängen. Männer in zerrissenen Ueberröcken, dort ein riesenhafter Bösewicht in Hemdärmeln mit einer schottischen Mütze auf dem Kopf, aus welcher das Haar verworren herunterhing, weiterhin ein verzweifelt aussehender Kerl in einem Matrosenkittel. Junge Burschen in abgetragenen Livreen tranken mit Mädchen, die den Kinderschuhen noch nicht entwachsen waren, und deren freche, unerlaubte Blicke zeigten, daß sie nie die Scham gekannt. Daneben saß eine vergelbte, gebrechliche Frau in einem zerfetzten, einmal schwarz gewesenen Kleide; Ueberreste eines alten Strohhutes bedeckten zur Hälfte ihr von Gin und Lastern aller Art abgezehrtes Gesicht; sie war mit einem andern Weibe in eifrigem Gespräche begriffen, welche gleichgültig zuhörte und ihre Arme in einen rothen Shwal gewickelt hatte, dessen breite Franzen bis auf den Saum eines schmutzigen Rockes reichten.

Im Vordergrunde saßen an einem Tische drei Personen. Der Eine war ein Mensch mit blassen, ausgezehrten Wangen, er hatte den Kopf auf die Hand gestützt und ein Glas Gin vor sich stehen, das er jedoch noch nicht berührt hatte. Ihm gegenüber schaukelte sich ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren nachlässig auf einem zerbrochenen Stuhl. Er hatte einen schmutzigen Kittel an und darunter ein Beinkleid, das, wie mir schien, früher gestreift, jetzt aber mehr gefleckt war. Aus seinen Schuhen, die dick mit Nägel beschlagen waren, sahen blaue Strümpfe hervor, die jedoch über die Gebühr gestopft waren. Aus seinem Gesichte leuchtete List und Bosheit und die immer abwechselnden Linien um seinen Mund gaben ihm zugleich einen Charakter von grausamem Muth und unterwürfiger Heuchelei. Die dritte Person, welche noch am Tische saß, war ein Mädchen von ungefähr dreizehn Jahren. Sie wäre von starkem üppigem Körperbau gewesen, wenn nicht ihr Wachsthum durch Trunk und Ausschweifungen zurückgehalten worden wäre. Die Züge dieses blassen runzelichen Gesichts schienen aus der Hand des Schöpfers tadellos hervorgegangen zu seyn, hatten aber jetzt einen Abscheu erregenden Ausdruck angenommen. Sie hieß Clary.

„Jane, Du abgefeimte Katze, meine Tochter, bring' Gin her, Gin", schrie Job, der Mann in dem schmutzigen Kittel, mit näselnder Stimme.

„Holla, Gin sage ich und Tabak", rief Clary lauter.

„Rum! Branntwein! Genever!" tönte es von allen Seiten, daß die linkische Jane nicht wußte, auf wen sie zuerst hören sollte. Dazwischen schrillten die gellenden Klänge der Hornpipe und das laute Gelächter der Tanzenden.

„John, Du Erzgauner", rief aus der andern Ecke ein junger Bursche; „soll mich der Teufel braten, wie ein Stük Rindfleisch, wenn Du nicht lärmst, daß man noch sieben Jahre nach dem Tode sein eigenes Wort nicht hört."

Ein allgemeines Gelächter folgte diesem rohen Witze.

„Ja, ja", sagte Job, indem er Clary ein Glas Gin einschenkte, „man kommt vor lauter Jubel nicht zum klaren Bewußtseyn seines Namens und Geschlechts. Trink, Clary, Du Spitzbübin, mein süßes Kind! Es ist heute eine feuchte Nachtluft, und der Nebel ist so schwarz und rauchig, als wenn alle Neger Afrikas in der Luft geschmort würden."

Der bleiche Mensch, Job gegenüber, schien trotz dieses Tobens und Schreiens eingeschlafen, er hatte seinen Kopf auf den Arm gelegt und man hörte das peinliche Geräusch einer beengten, unterbrochenen Respiration.

„Ho, ho! Ralph! alte Portertonne, bei den Teufeln und seinen Hörnern, Du stöhnst ja, als wenn Du vom Galgen träumtest", und dabei schlug Job mit seiner eisernen Faust auf den Tisch, daß Krüge und Gläser sprangen.

Ralph ließ nur ein anhaltendes Röcheln hören, aber er erwachte nicht.

„Soll mich Gott strafen wie einen Heiden", brüllte Job wieder, „wenn der Kerl nicht so lange ist, daß man ihn nicht auf einmal messen kann", und dabei gab er Ralph einen so derben Stoß in die Seite, daß er erschreckt aufsprang und sich taumelnd umsah.

„Sie ist todt", sagte er traurig; dann trank er sein Glas Rum aus und stierte wieder vor sich hin.

„Wer ist todt?" fragte Job, von neuem mit dem Stuhle schaukelnd.

„Assy, meine Frau“, sagte Ralph düster, „und ich habe sie gemordet.“

Die in der Ecke sangen den monotonen Refrain eines altenglischen Liedes und die Hornpipe jubelte in schneidenden Tönen.

„Gib mir zu trinken“, sagte Clary mit heiserer Stimme, ohne sich weiter zu rühren.

„Ach, das liebe Kind hat schon wieder eine trockene Kehle“, sagte Job zärtlich. „Trink, Clary, Du Scheusal; liebe Seele! Trink, Ralph, mein Vielgeliebter, häßliches Ungethüm! Auf Eure Gesundheit! — Aber“ hob Job von neuem an, „warum mußtest Du auch gerade Deine Frau umbringen, Du eckelhaftes, verworfenes Thier! Gibt es nicht noch viele Leute in London, die froh darum sind, wenn man ihnen diesen Dienst erweist?“

„So ist es nicht gemeint, Job“, sagte Ralph hitzig. „Wir hatten bei London ein Häuschen gepachtet und ein paar Kühe im Stalle; Alles ging uns trefflich von statten. Aber einmal konnten wir mit dem Pachtgeld nicht einhalten. Am andern Tage schickte der Lord mir zwei Gerichtsleute und ließ mich in den Schuldthurm stecken. Meine Frau verkaufte Alles, um mich wieder frei zu machen und behielt nichts als einen Hund, der sich nicht von ihr trennen wollte, und eine Kuh, die Niemand wegen Magerkeit gekauft hatte. Nach acht Tagen war ich wieder frei. Als ich in das armselige Stübchen kam, das meine Frau gemiethet hatte, sah ich überall nur leere Wände. Assy selbst war vor Hunger und Elend so alt und faltig geworden, wie eine vierzehn Tage lang gebrauchte Serviette und mein Hund mußte sich vor Mattigkeit an die Wand lehnen, wenn er bellen wollte. Da ärgerte ich mich über die Gefühllosigkeit unserer Lords, verkaufte Hund und Kuh an den Abdecker und ging dann nach London, mischte mich unter das Gedränge der Theaterbesucher und machte mein Debut — als Taschendieb. Es glückte wider Erwarten; dann ging ich wieder nach Hause, holte meine Frau und bot sie den Herren auf der Straße an. Sie weigerte sich anfangs, aber ich schlug sie so lange, bis sie folgte. Seit dieser Zeit fehlte es uns nicht mehr an Nahrung. Aber Kummer und Gram zehrten sichtlich an Assy; gestern ist sie gestorben.“

„Gin, Job, gib mir Gin! Du miserabler Schelm!“ lallte Clary schon in schwerer Trunkenheit.

„Meine hübsche Clary, hier ist Gin. Ein Glas auf Deine Gesundheit; Deine Gesundheit, Ralph, mein braver Kamerad, sehr ehrenwerther Gentleman! Ihr seht wohl, daß ich mich auf Artigkeit verstehe. Aber Ralph, lieber Bursche, erbärmlicher Schuft“, fuhr Job eifrig fort, „man sieht Dir an, daß Du das Geschäft nicht von Jugend auf getrieben hast. Sieh mich an, beim Satan und seinen Hörnern, mit gemeinen Taschendiebstählen habe ich mich nie abgegeben. Ich thue Alles nur für die Wissenschaft, wie es meine braven Eltern, die der Teufel jetzt wohl schon lange braten wird, mir gelehrt haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Zu einigen Fragen des Tages.

Man wirft Englands Politik so gerne vor, daß es nur eine Politik der Interessen sey, daß die Handelsbilanz ihr Regulator sey. Damit ist nun noch nicht viel gesagt. Interesse ist ein Begriff, den weder die Einzelnen, noch die Staaten und Völker von sich weisen können, selbst die Sprache nicht, die bei uns ein „höheres“ Interesse kennt, damit also ein niederes nicht geradezu verdammt. Es ist eben so curios, wenn man einen Staat interesselos machen, als wenn man das Recht in seiner G e l t u n g von der Macht unabhängig seyn lassen will. Auf diese Weise kommt man allenfalls zu einer idyllischen Idee, aber nicht zu der Realität der Thatsachen auf unserm wunderlichen Erdenrunde. Macht und Klugheit werden stets aus innerer Naturnothwendigkeit die Beherrscher der Verhältnisse seyn, und der Starke kann sich dem Schwachen nicht unterordnen, auch wenn er wollte. Wohl aber werden Natur und Wesen der Macht vielfach verkannt, und daraus entstehen grobe Mißgriffe und verfehlteste Stellungen. Wir brauchen bloß auf Rußland und seine Erfolge gegen den übrigen Continent hinzudeuten. Ist derjenige Staat der mächtigste, welcher alle gesellschaftlichen Kräfte möglichst zu der ihnen entsprechenden staatlichen Geltung gebracht hat und besteht die Kraft des Staates schließlich nur aus der Summe der gesellschaftlichen Kräfte, die er sich einverleibt hat, so verstehen wir auch die Macht Englands. Seine Selbstregierung macht es zu einem von einem mächtigen Gesammtinteresse verbundenen und getragenen Körper; und es möchte unsern publicistischen Federn doch etwas schwer werden, Seinesgleichen auf dem Continente zu finden. Damit soll nun keineswegs behauptet werden, daß in England bereits alle gesellschaftlichen Kräfte in gebührender oder normaler Form in das Interesse des Staates gezogen seyen, oder daß seine Verfassung das Non plus ultra aller denkbaren Verfassungen sey; — aber darauf kann es auch gar nicht ankommen; denn wir beschäftigen uns hier nicht mit der Ausarbeitung einer „unfehlbaren und besten“ Verfassung, womit sich unsere politischen Systematiker so sehr abquälen, als ließen sich diese Dinge beliebig am grünen Tische schaffen, sondern nur mit den historisch gewordenen Verhältnissen und ihrer naturnothwendigen Geltung. Kein Zweifel — England i s t der alleregoistischste Staat, weil es Leute gegen sich über hat, die den Egoismus nur für i h r e Tasche, nicht für die Taschen A l l e r zu verstehen scheinen, mit andern Worten: weil es keinen zweiten Staat gibt, der ein solches bewußtes G e s a m m t interesse hätte wie England. Und Alles in Alles gerechnet, ist die Handelsbilanz doch noch ein acceptablerer Regulator, als der Ukas und die Knute. Daß die Menschheit und Menschlichkeit auch bei jenem Regulator Grund zu manchen Klagen hat, läugnen wir keineswegs; aber es ist nun einmal ein fast unabwendbares Uebel, daß, wer etwas i s t, sich auch Mancherlei erlaubt, das nicht Allen gefallen mag. Wir irren nur dann und darin, daß wir gerne in unserer Befangenheit den Blick von dem Allgemeinen abwenden und uns durch Einzelnes zu Urtheilen hinreißen lassen, die nicht Stich halten. Ist der Continent bis jetzt gegen das „Ausbeutungssystem“ Englands (wir wollen absichtlich diesen stärksten Ausdruck gebrauchen) nicht sehr glücklich gewesen, so ist es wahrlich nicht deßwegen geschehen, weil sein Interesse, resp. das seiner Regierungen, etwa nur auf höhere Ideen gerichtet, die Dinge dieser Welt verschmähte, sondern lediglich, weil man dazu nicht die rechten Mittel anwendete. Sollen wir an die deutsche Flotte erinnern? Hat vielleicht England faktisch deren Bau gestört? Deutschland hat Alles für eine Flotte — Wälder, Matrosen und am Ende auch Eisen in seinen Bergen; aber es hat doch keine Flotte. Daß aber der stolze Dampfer die kleine Barke ins Schlepptau nimmt, ist so naturnothwendig, daß darüber klagen lächerlich ist; — warum ist die Barke kein Dampfschiff geworden. Warum? ja warum? — Dieß sind die heiklen Fragen, um die man gerne herumgeht, und auf deren Beantwortung es doch allein ankommt.

Auch mit den „weißen Sklaven“ zieht man gerne gegen England ins Feld; man skeptisiet über seine „Menschenbefreiungs“-Floskeln. Nun, in der That, wollte England wirklich allen Ernstes einen romantischen Befreiungszug durch die Welt machen — wir glauben, es fände an den meisten Küsten Strandbatterien gegen sich aufgefahren, um sich gegen ein Geschenk zu wehren, das, wie es scheint, der Mehrzahl noch unbrauchbar dünkt. Auch

auf diesem Wege kommt man nicht weit. So wenig man abgestorbene Glieder künstlich am Leben wird erhalten können (worauf doch hie und da viel Mühe verwendet wird), so wenig kann man Jemanden die Freiheit octroyiren, dem die ersten Grundbedingungen fehlen. Dieß sind allenfalls Spiegelfechtereien der Politik und Diplomatie, die sich mit anderen aufwiegen. Vor der Geschichte bestehen sie nicht; diese kennt nur aus sich Gewordenes und Herausgewachsenes, mit eigener Kraft Errungenes und dann auch wirklich Bestehendes, so lange es Lebenskraft hat. Uebrigens, um hier noch ein Moment zu erwähnen, ist es unsere feste Ueberzeugung, daß z. B. England schon durch seine Existenz mehr zur Verbreitung des Christenthums beigetragen hat, als alle Missionäre zusammengenommen. Auch die moralische Kraft wirkt am Ende nur Das, was sie wirkt, im selbst unbewußten Anhalte an eine physische Macht hinter sich. Man denke England und seine alle Meere befahrende Flotte ganz vom Erdenrunde weg, und eine Masse Cultur, eine Menge menschlicher Fortschritte erscheinen uns gewiß geradezu unmöglich. Dann wäre ein anderer Staat eingetreten — wird man sagen. Vielleicht Rußland? Unsertwegen! in dieser Weise aber streitet man nicht; so hört alle Debatte auf. Und die „weißen Sklaven"? Gewiß, hier gibt es dunkle Schattenseiten Englands, schwere, finstere Anklagen, kämen sie nur auch bei näherer Prüfung ihm allein zur Last und gäbe es anderswo nicht die Seitenstücke.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Wien, Ende April.) Die Pferdefleisch-Ausschrottung macht einen unglaublichen Fortschritt. In Döbling hat ein Fleischhauer sich mit dem Pferdefleischschlächter verbunden, die Gewerbslokalitäten und Requisiten zum gemeinschaftlichen Zwecke hergegeben, so daß die Ausschrottung dermalen sehr elegant ist, und daraus wohl zwischen 3500 bis 4000 Menschen täglich ihre Nahrung ziehen. Die zweite Concession wurde von der, den Gegenstand ebenfalls mit aller Energie erfassenden k. k. Bezirkshauptmannschaft Hietzing ertheilt, und zwar ebenfalls an einen Hausmeister des Dr. Wildner-Maithstein, welcher letztere, da im ganzen Orte kein Eigenthümer Lokalitäten dazu hergeben wollte, selbe im eigenen Hause nach den Anforderungen der Behörden herstellen ließ. Der Zudrang ist auch dort außerordentlich, und bald wird auch von dort eine gleich große Anzahl Personen ihre so billige, wohlschmeckende und gesunde Ernährung holen. Die Agitationen gegen dieses Nahrungsmittel blieben daher ohne allen Erfolg, dem Pferdefleisch wurde seine wohlverdiente Anerkennung bereits in großen Kreisen, und täglich erweitern sich die letzteren. (Wanderer.)

Die Wittwe des französischen Schriftstellers Balzac hat gegen Alex. Dumas einen wunderlichen Prozeß anhängig gemacht. A. Dumas hatte nämlich eine große musikalische Soirée veranstalten wollen, deren Ertrag dazu dienen sollte, Balzac und Soulié ein Monument zu ereichten. Die Wittwe Balzacs hat nunmehr das Gesuch gestellt, daß Dumas durch Beschluß des Gerichts gezwungen werde, den Namen Balzacs auf den Zetteln zu streichen, widrigenfalls er zu 10,000 Frs. Entschädigungsgelder verurtheilt werden solle; sie behauptet nämlich, Niemanden dazu ermächtigt zu haben, dem Verstorbenen ein Denkmal zu errichten, indem sie selbst die Mittel dazu besitze.

(Luzern.) Dem „Eidgen." wird aus Hochdorf folgendes Muster einer christlichen Kinderzucht mitgetheilt: „Noch ist es nicht lange her, daß in unserer Armenanstalt zu Klostersberg ein Waisenkind den Folgen barbarischer Züchtigung erlag, und bereits schwebt wieder ein gleichartiger Fall bei hiesigem Gerichte. Ein Joseph Melliger mißhandelte seit längerer Zeit sein eigenes siebenjähriges Mädchen mit Ruthen-, Stock- und Faustschlägen. Die Nachbarn, um dem Skandal ein Ende zu machen, stellten Klage. Bei Untersuchung des Kindes ergab sich, daß die rechte Gesichtshälfte angeschwollen, die Augenlider blau angelaufen, der Körper theilweise mit blaugrünlichten Striemen und Hautschärfen übersäet war. Der Beklagte erklärte vor Gericht, daß er sein Kind aus dem Grund auf angegebene Weise gezüchtigt, weil es nicht habe — beten wollen!"

Aus Großostheim wird folgender Akt beispielloser Thierquälerei mitgetheilt: Ein Ortsnachbar hatte daselbst ein altes, abgemagertes Pferd. Dieses stürzte entkräftet 15 Schritte vor seinem Hause auf der Straße nieder und hatte die Kräfte nicht mehr, aufzustehen. Nicht genug, daß dieser Unmensch das entkräftete, dem Tode nahe Thier durch Prügeln zum Aufstehen bringen wollte, nein, er holte aus seinem Stalle eine Kuh, legte um den Hals des Pferdes eine Kette und band die Kuh daran, um das Pferd aufzuziehen; allein da auch dieses nicht ging, schleifte er so das noch lebende Thier in den Hof, und statt es da noch todt zu stechen, schlug er es vollends mit einem Knittel todt. Diesem Unmenschen wurde deßhalb vom Magistrate eine gebührende polizeiliche Strafe zu Theil.

Nudelm. Welches ist das eßlustigste Volk, Bretenborn?

Breetenb. De Russen!

Nudelm. Ne, de Deitschen sin de eßlustigsten. Die han schon oft sogar die Suppe usgegessen, die sie gar nicht einmal eingebrockt.

Breetenb. Wenn se nur nich och die jetzige Suppe zu guterletzt usessen missen.

Nudelm. Das wär ene schöne Belohnung fir de Neitraletät.

(Illustr. Dorfb.)

Der Schneidermeister Guckl in Wien besitzt ein stattliches Haus auf dem belebtesten Platze der Stadt, dem Graben, das aber fast ganz von dem Betriebe seines Geschäfts in Anspruch genommen wird. Da der Einzug der hohen Kaiserbraut dort am besten gesehen werden konnte, so war natürlich ungeheure Nachfrage nach den Fenstern, deren manche zu fabelhaften Preisen vermiethet worden sind; mancher Eigenthümer soll damit nahebei einen Jahreszins gewonnen haben! Auch Hr. Guckl hat diese Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen lassen und jedes seiner Fenster zu 80 fl. C.-M., den Balkon aber, wie man sagt, zu 200 fl. vermiethet und den gesammten Erlös dem Unterstützungsfond für verunglückte Innungsgenossen zugewendet; das für den eigenen Gebrauch reservirte Fenster hat er selbst mit 80 fl. C.-M. baar bezahlt!

(Wiesbaden, 3. Mai.) Es ist bereits mitgetheilt worden, daß im Herbste dieses Jahres eine Versammlung deutscher Wein- und Obstproducenten in hiesiger Stadt stattfinden wird. Die in der vorjährigen zu Karlsruhe abgehaltenen Versammlung für die dießjährige ernannten Präsidenten, die Herren Präsident Magdeburg und Ministerialrath von Trapp, haben bereits hierauf bezügliche Einladungsschreiben erlassen und es wird die Erwartung ausgesprochen, daß Obst- wie Weinzüchter unseres Herzogthums dieser Versammlung ihre thätige Mitwirkung leihen werden. Bei dem begründeten Rufe der Weine un-

seres Landes ist namentlich von diesem Produkt eine entsprechende Vertretung zu erwarten. Ueber die Zeit der Einsendung wird später ein Programm die näheren Bestimmungen veröffentlichen.

Frankfurter Theater.

Am 1. Mai wurde zum Vortheil des nun aus der Reihe der hiesigen Bühnenmitglieder getretenen und dem Pensionsfonds überwiesenen Hrn. Grahn eine Vorstellung gegeben, die sehr zahlreich besucht war. Wie hätte es anders seyn können, da sie einem Manne galt, der seit fast zwei Decennien unserer Bühne angehörte und ihr die volle Hingebung und Treue eines liebevollen Wirkens und Kunsteifers widmete. War er auch kein Schauspieler von genialer Inspiration, so doch ein tüchtiger und gediegener Darsteller, dessen Gebilde immer den Stempel von Natur und Wahrheit trugen und der mit unserm Repertoire eng verwachsen und eine wesentliche Stütze desselben war. Fern von jeder Selbstüberschätzung, stets bereit, den Interessen und dem Gedeihen der Bühne sich willig unterzuordnen, fern von Opposition und Theaterintrigue, verdiente er mit vollem Recht, ein wahrhaft nützliches und brauchbares Mitglied der Anstalt genannt zu werden. Sein Andenken wird in Ehren bleiben, weil es an eine gesunde Befähigung aus der guten alten Schule und an eine Treue der Pflichterfüllung, wie sie immer seltener wird, erinnert. Mit dem Ausdruck des herzlichsten Dankes für ein so langes und in seiner Anspruchslosigkeit so erfolgreiches Wirken verknüpfen wir den Wunsch, daß Hrn. Grahns jetzt noch geschwächte Kraft wieder erstarken und ihm eine heitere, durch inneren Frieden verschönte Zukunft vergönnt seyn möge.

Im Schauspiel gastirt für das Fach des abgehenden Hrn. Wenzel gegenwärtig Hr. Blattner. Auf Baison folgte seiner Zeit ein Breuer, aber der letztere hat seinen Ersatzmann bis heute noch nicht gefunden. Es gibt Manche, die etwas gelernt und sich auf der Bühne heimisch gemacht haben, die so gut spielen, daß man sie hinnehmen und am Ende noch froh seyn muß, sie zu besitzen, die sich anständig zu bewegen, richtig zu sprechen und einen Charakter richtig aufzufassen wissen; — aber es gibt nur Wenige, die den göttlichen Funken in sich tragen, die uns durch die Macht ihres Wortes zu rühren und zu erschüttern, durch das Genie ihrer Gestaltung zu ergreifen vermögen, nur Wenige, denen die Muse die wahre Weihe verliehen, „denen Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset". Vieles kann man lernen, nur das Beste nicht. Auch Hr. Blattner hat Manches gelernt, ist auf der Bühne heimisch, ist, was man einen denkenden Schauspieler nennt. Nur denkt er vielleicht zu viel, setzt zu viel und zu breit auseinander, läßt zu viel Absicht merken. Was wir von ihm bis jetzt sahen und hörten, das hat uns noch nicht zu bewältigen, noch nicht mit urkräftigem Behagen zu ergreifen vermocht. In Hrn. Wenzel war der Ersatzmann für Hrn. Breuer nicht gefunden, und wir glauben nicht voreilig zu seyn, wenn wir auch in Hrn. Blattner einen solchen anzuerkennen uns weigern. Doch ist unser Ausspruch kein Orakel und dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß Hr. Blattner beifällig aufgenommen und sogar mehrmals hervorgerufen wurde.

W.

Korrespondenz.

Vom Mittelrhein. Ende April.

Im verflossenen Jahre habe ich in diesen Blättern der Heilanstalt für Gehirn- und Nervenkranke des Hrn. Dr. Erlenmeyer zu Bendorf bei Coblenz kurz gedacht, um das größere Publikum auf ein Institut aufmerksam zu machen, welches in den Rheinlanden sich des besten Rufes erfreut, und mit Recht verdient, auch in größeren Kreisen bekannt zu werden. Seitdem sind mehrfache Veränderungen in der inneren und äußeren Einrichtung der Anstalt getroffen worden, welche ich hier nachzutragen mir erlaube. Nach Vollendung der verschiedenen Neubauten besteht die Anstalt jetzt aus fünf, mit freundlichen Gartenanlagen umgebenen großen Wohnhäusern und mehreren kleinen Neben- und Zwischengebäuden für Bäder, Küchen-, Gesellschafts- und Erholungslokale. Sie bietet das Bild einer freundlichen, ländlichen Colonie, die in voller Harmonie steht mit der reizenden Umgebung. In dem Mittelgebäude wohnen die ruhigen, in den beiden isolirt stehenden, mit getrennten Höfen umgebenen Bauten die störenden Kranken, die sonach die übrigen nicht im Geringsten belästigen können. Eine Etage des Seitenflügels ist zu einer Abtheilung für zwölf schwachsinnige, überhaupt in der geistigen Entwicklung zurückgebliebene Kinder bestimmt, welche unter specieller Aufsicht einer eigenen Erzieherin und der beiden Hauslehrer stehen und nach einer besonderen Methode unterrichtet werden. Die Einrichtung der Zimmer ist schön, mitunter elegant. — Die äußere und innere Organisation des Instituts verdient das vollste Lob. Es ist dasselbe kein isolirtes Irrenhaus, sondern eine Zufluchtsstätte für alle Gehirn- und Nervenkranken, ganz vorzüglich für jene Leidensformen, welche zwischen physischer und psychischer Erkrankung stehen, und welche, wenn sie nicht frühzeitig passend behandelt werden, stets in dauernde Geistesstörungen übergehen. — Ganz vorzüglich ist die neue Badeeinrichtung des Hauses, in welcher warme und kalte Wannenbäder von gewöhnlichem oder Schlackenwasser, Kräuterbäder, Fichtennadelbäder 2c. gegeben werden können. — Zu den zwei seitherigen Aerzten ist jetzt ein dritter gekommen. Von denselben werden abwechselnd zu jeder Stunde des Tags Visiten durch die ganze Anstalt gemacht. Schreiber dieses hat einer solchen beigewohnt und erinnert sich noch mit wahrem Vergnügen des wohlthuenden Eindrucks, den dieselbe bei ihm zurückgelassen hat, indem er überall als leitenden Grundsatz der Behandlung eine liebevolle, gleich sorgsame leibliche und geistige Pflege der Kranken erblickte. Um einen kleinen Beweis von den Leistungen dieses Instituts zu geben, erwähne ich, daß — nach einem Rechenschaftsberichte des Direktors — in den letzten 5 Jahren 142 Kranke dorten behandelt worden sind, von denen 69 vollkommen genesen, 9 gebessert und 38 in Behandlung geblieben sind. Solche glänzende Resultate sprechen lauter, als umständliche Beschreibungen, daher nur diese kurzen Andeutungen.

Dr. G.

Vom Taunus, 1. Mai.

Den am 25. v. M. erfolgten Tod des herz. nass. Medizinalraths Dr. Küster haben die Zeitungen bereits zur Kunde gebracht. Er starb in Folge eines dreimonatlichen Unterleibsleidens im 62. Jahre seines Lebensalters und im 42 seiner Dienstzeit. Wohl nur wenige Aerzte, die dahin scheiden, werden wie er so wohlverdiente Zeugnisse wahrhaft ausgezeichneter Fähigkeiten für ihren Beruf hinterlassen. Stets unermüdlich in der Erfüllung seiner Pflichten als Staatsdiener, fand sein immer thätiger Geist noch Muße genug, um sich mit allen Fortschritten und Entdeckungen der Heilwissenschaften in neuester Zeit vertraut zu machen, sie durch eigene Forschungen zu bereichern, und dabei der von ihm gegründeten Badeanstalt eine immer gleiche Sorgfalt zu widmen. Als Beweis dessen dient wohl das 27jährige ununterbrochene Bestehen derselben, so wie die von ihm erfundene und praktisch in ihr eingeführte Gasheilmethode, welche sich bereits schon weiter verbreitet hat, und um derentwillen ihm schon für immer die leidende Menschheit zum Dank verpflichtet ist. Sehr zu beklagen ist es, daß ein solcher an Erfahrung so reicher Mann uns schon jetzt entrissen wurde; ein schwer zu ersetzender Verlust aber für den Amtsbezirk, welchem er seit 38 Jahren als Medizinalrath vorstand, denn er war dessen Bevölkerung nicht nur Arzt, sondern auch Rathgeber, Tröster und die Stütze ihrer Armen. Wie wahrhaft das von ihr empfunden wird, und von dem Städtchen Kronberg insbesondere, bewies die am 29. v. M. unter allgemeiner Trauer begangene Beerdigung des Hingeschiedenen, welcher auch als ein Zeichen der Achtung und Theilnahme, die er genoß, der gesammte Beamtenstand des Kreisbezirks beiwohnte; sowie ferner das Bemühen derselben, dessen Sohn, den Medicinalassistenten Dr. Küster, einen talentvollen und im Geiste seines Vaters der Heilkunde obliegenden Mann, als Stellvertreter zu erhalten.

Theater-Anzeige.

Samstag, 6. Mai. (Vorletzte Gastdarstellung der Fräul. Jenny Ney): Norma, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. Norma: Frl. Jenny Ney.

Sonntag, 7. Mai. Ein Glas Wasser, oder: Ursachen und Wirkungen, Lustspiel in 5 Abth. (Gastrollen) Königin Anna: Fräulein Claus. Herzogin Marlborough: Fräul. Haase, vom Stadttheater zu Köln. Bolingbroke: Hr. Blattner.

Montag, 8. Mai. (Letzte Gastdarstellung der Fräul. Jenny Ney und zum Vortheil derselben): Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Donizetti. Lucrezia: Fräul. Ney. Mit aufgehobenem Abonnement.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Samstag, 6. Mai. Onkel Adam und Nichte Eva, Original-Lustspiel in 4 Akten. — Arie aus „Alessandro Stradella".

Sonntag, 7. Mai. Ein Arzt, Lustspiel in 1 Akt. — 's Lorle, oder: Der Berliner im Schwarzwald, Schwank mit Gesang in 1 Akt. — Hänschen von Buchenau, Lustspiel in 1 Aufzug.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. - Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 110. Montag, den 8. Mai 1854.

Zwei Abenteuer in einer Nacht.

(Von C. Reulbach.)

(Fortsetzung.)

„Mein Vater", fuhr Job fort, „beschützte die Wissenschaften sehr und suchte ihnen aufzuhelfen, indem er an die jungen Aerzte Leichen verkaufte, die er Tags zuvor in den Kirchhöfen ausgegraben hatte. Als aber dieser Handelszweig durch die Aufsicht der Polizei immer mehr erschwert wurde, suchte er sich unter den Lebenden seine Waare aus und machte sie des Nachts durch gut geführte Messerstöße zu Leichen. Es war überdieß nur schlechtes, schmutziges Volk, das zu nichts weiter tauglich war. Aber die Londoner Polizei legte sich da abermals ins Mittel, da sie in Hinsicht auf die Wissenschaften ganz anderer Meinung zu seyn schien, und brachte meinen armen Vater nach Newgate und nach kurzem Prozeß legten sie ihm eine hanfene Halsbinde um. Ich war damals zwölf Jahre alt, und meine Mutter, empört über die Ungerechtigkeit der Londoner Justiz, führte mich zu der Hinrichtung meines Vaters, den man hing, weil er den Wissenschaften huldigte. Es war sieben Uhr, als wir nach Old Baily kamen. Die Straßen waren gedrängt voll. An allen Fenstern standen Gentlemans und Ladys, und viele dieser Leute zahlten zehn Guineen für einen Platz, um einen Menschen in seinen letzten Todesverzerrungen zu sehen. Bei den Ladys oben an den Fenstern war diese Neugierde zwar durch Spitzenschleier verhüllt, die von den feinen Strohhüten herabhingen; aber das Volk spottete dieser falschen Scham, und Hohn und Schimpfreden stiegen vom unteren zum oberen Pöbel, der sich von dem untern nur durch die Kleidung und durch größeres Geheimhalten seiner Leidenschaften unterschied."

„Es schlug dreiviertel auf acht Uhr, als die Glocke der heiligen Grabkirche ihr dumpfes Geläute begann, das bekannte Zeichen, daß sich der Zug in Bewegung setzt. Bald erschien mein Vater, von zwei Henkern begleitet. Seine Hände waren auf den Rücken gebunden und um seinen Hals hing schon der verhängnißvolle Strick. Als er das Schaffot bestieg, that er einen schnellen Blick nach dem drohenden Galgen, ich sah ihn zusammenfahren, aber er hatte augenblicklich seine Fassung wieder. Nun stieg einer der Henker auf die Leiter, um den Strick oben zu befestigen, während sich der andere neben die Feder stellte, die das bewegliche Bret, auf dem mein Vater bereits stand, in horizontaler Richtung hielt. In demselben Augenblicke schlug es acht Uhr, der Henker drückte mit dem Fuße auf die Feder, das Brett sank, und mein Vater schwebte frei am Stricke, der sich einige Mal im Kreise mit ihm herumdrehte; dann war Alles vorüber."

Job trank, ohne erst das Glas voll zu schenken, seinen Krug auf einen Zug aus und zündete sich seine Pfeife wieder an, die während seiner Erzählung ausgegangen war.

Starr und stumm hatten mein Begleiter und ich diesen Erzählungen und all den Ausbrüchen thierischer Rohheit zugehört, ohne eine Miene zu verziehen. Ich hatte jetzt genug; zudem war die Luft so drückend, der Staub so unerträglich, daß wir gegenseitig zum Aufbruch mahnten.

Wir wollten eben aufstehen, als durch einen starken Fußtritt die Thüre der Taverne aufsprang und ein Mann, der seinem Aeußern nach ganz zu der übrigen Gesellschaft paßte, blaß und verstört hereinstürzte.

„Ho, ho! Charles, gutes Geschöpf, alter Schmutzhaufen! schämst Du Dich nicht, noch vor Mitternacht wie eine Leiche in das Zimmer zu fallen und andere ehrliche Leute damit zu erschrecken", rief Job lustig.

„Versteck' mich, Job", bat der Angeredete mit keuchendem Athem, „versteck' mich! Ich war eben im Begriff, die Taschen eines Gentlemans rein zu fegen, als ich von einem Policeman so fest gepackt wurde, daß ich mich nur durch einen Faustschlag, der ihn zu Boden streckte, für den Augenblick befreien konnte. Aber mach' schnell, Job, denn er wird gleich hier seyn."

„Charles, dummer Schuft, erbärmliche Hundeseele, daß Du doch von der schlechten Gewohnheit nicht lassen kannst, die Geheimnisse von anderer Leute Taschen zu erforschen. Aber verstecken", schrie er, und sein Gesicht wurde plötzlich dunkelroth, „verstecken? Soll mich Gott verdammen, daraus wird nichts. Laß ihn nur kommen, den Lumpenhund, den braven Burschen, und ich will gekocht werden in des Satans größtem Topfe, wenn ich ihm nicht das Maul verstopfe, daß er noch beim jüngsten Gericht kein lautes Wort hervorbringen kann. Verstecken? Was? Und glaubst Du, die übrigen sehr ehrenwerthen Gentleman und lieben Freunde lassen Dich im Stiche?!"

„Laß ihn nur kommen!" brüllte der ganze Chor im Zimmer nach, und machte dabei mit Messern und Fäusten eine sehr handgreifliche Bewegung.

Der Lärm war noch nicht verhallt, als sich der Policeman schon auf der Thürschwelle zeigte und seinen weißen, mit Blei beschlagenen Stock, das Zeichen seines Amtes, in die Höhe hielt.

„Im Namen des Gesetzes", rief er, indem er auf Charles zuging, „Ihr müßt mir folgen."

Kaum hatte der Policeman seine Worte gesprochen, als Job aufstand und sich keck zwischen ihn und Charles stellte, indem er rief:

„Zurück, guter Freund, giftige Kröte, und laßt Charles, den lieben Lumpen, ungeschoren, oder ich mache auf Eurer Brust ein Paukenkonzert, daß Euch auf lange Zeit der Athem ausgehen soll."

„Im Namen des Gesetzes, folgt mir", wiederholte der Policeman, indem er sich um die Drohung Job's nicht weiter bekümmerte.

In demselben Augenblicke ballte Job seine Faust und schlug sie mit solcher Kraft auf die Brust des Policeman, daß diese wirklich den dumpfen Ton einer Trommel von sich gab. Der Getroffene wankte, aber er fiel nicht. Er hob seinen Bleistab in die Höhe und ließ ihn hart auf die Schulter seines Angreifers fallen.

Das war das Zeichen zum allgemeinen Aufstand. Männer und Weiber stürzten auf den Policeman los, um ihren Kameraden zu vertheidigen und so viel wie möglich thätig bei diesem blutigen Auftritte zu seyn.

„Zurück", rief Job, „zurück Gentlemans und Ladys, erbärmliche Schufte! Glaubt Ihr, daß ich Euch brauche, um mit dem sehr ehrenwerthen Sir ein kleines Messerspiel zu treiben, da er mit meinem Konzerte nicht zufrieden ist?"

Während dieser Worte zog er ein großes Messer und stürzte mit der Geschmeidigkeit und Schnelligkeit eines Tigers auf den Policeman.

Dieser hatte sich jedoch schon vorgesehen und parirte den Stoß, zugleich packte er Job bei der Kehle so fest, wie ein Schraubstock, daß der Auferstehungsmann ganz blauroth im Gesichte wurde und ein dumpfes Röcheln sich seiner Brust entrang.

Jetzt erfolgte ein stiller, aber heftiger Kampf. Job suchte sich von den eisernen Fingern seines Gegners loszumachen, während Letzterer Alles aufbot, den geschickt geführten Messerstichen Jobs zu entgehen und ihn mit einem kräftigen Schlag seines Bleistabs der Waffe zu berauben. Beide waren an einander gepreßt, daß sich ihr keuchender Athem vermischte; das Gesicht Jobs war von furchtbaren Zuckungen verzerrt, während der Policeman schon aus mehreren Wunden blutete, die jedoch nicht sehr bedeutend seyn konnten, da die Nähe der Gegner jede freie Bewegung zu sehr hinderte. Nach einigen Minuten sah ich den Stab des Policeman mit furchtbarer Gewalt auf den Arm des Leichenräubers sinken, und zu gleicher Zeit entfiel das Messer seiner gelähmten Hand; dann beschrieb der Stock nochmals einen weiten Kreis in der Luft und Job stürzte zu Boden.

In demselben Augenblicke war die ganze Bevölkerung der Taverne wieder auf den Beinen, und dießmal hätte den Policeman nichts mehr von der Wuth dieses zuchtlosen Haufens gerettet, wenn er nicht gerade noch Zeit gehabt hätte, seine Klapper hervorzuholen und solche als Nothruf laut ertönen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Zu einigen Fragen des Tages.

(Schluß.)

Jede Cultur, jede Industrie hat neben dem Erhabenen des immer vorwärts strebenden Menschengeistes, der sich in ihr ausprägt, etwas Grausames. Der einfache Goldreif, der unsere Hand ziert, hat vielleicht dem armen Bergmann in dunkler Tiefe durch einen giftigen Schwaden, durch einen Erdrutsch das Leben gekostet, eine Wittwe und Waisen gemacht; auf die Spitze, die unsere Frauen schmückt, sind die Thränen der Noth und des Hungers gefallen; der Spiegel, vor dem wir unsere Toilette machen und unsere Damen Roth auftragen, hat manche frische Wange gebleicht und ihr die Farbe der Krankheit verliehen. Der Mensch Sklave der Arbeit und der Noth, aber auch Sklave der Sinnlichkeit und Verkehrtheit — welch' langes, traurigreiches Kapitel! Die arme Nähterin Englands, mit dem Todeskeime im Herzen, an eine Arbeit gebannt, wo jeder Stich eine Spanne des Lebens nimmt, und die reiche Miß und Lady, im Ueberflusse geboren und erzogen, mitten in der Bequemlichkeit des Luxus und von der ängstlichen Sorge bewacht, die jedes Lüftchen abwehrt, und doch mit demselben Todeskeime im Busen, dem sie vergebens über die Meere zu entfliehen sucht! Verschiedene Ursachen und dieselbe Wirkung! Dieß mag nur ein kleiner Fingerzeig seyn, das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten. Als die Maschine dem Menschen die schwere Arbeit der Hand erleichterte, da ward hie und da den Maschinen der Krieg erklärt; man wollte keine Erleichterung; sie sollte das Brod nehmen. So dreht sich das Daseyn in Widersprüchen; aber nicht der Widerspruch ist der Maßstab der Beurtheilung. Warum klagt man nicht lieber die Unersättlichkeit unseres Geschlechtes an, das Haschen nach immer neuem Genusse, am Ende die Unendlichkeit unseres Geistes?! In England ist Vieles faul; aber Das, was wirklich faul ist, erregt in der Regel gerade nicht die continentalen Antipathien. Hätten wir die Industrie Englands, so würden wir auch seine sogenannten „weißen Sklaven" in demselben Umfange haben (in kleinerem kommt sie ohnedieß ähnlich vor, nur bei der größeren Undurchsichtigkeit unserer Verhältnisse und der schüchterneren Oeffentlichkeit weniger besprochen), nur nebenbei mit doch etwas mehr geschmälerter individueller Freiheit.

Resümiren wir in Kürze das Angedeutete. Im Wettlaufe der Nationen erringt diejenige die Palme, welche am rührigsten, thätigsten ist. Der Weg dahin kann der Moral vielfachen Anlaß zum Tadel geben; aber die Geschichte rechnet mit großen Faktoren, mit praktischen Ergebnissen. Die Klage des Unfleißes gegen den Fleiß, der Ungeschicklichkeit gegen die Geschicklichkeit, der Beschränktheit gegen den freien Umblick, des Stabilismus gegen den Fortschritt, des falschen nationalökonomischen Systems gegen die Uebervortheilung durch das alle Kräfte zu höherer Thätigkeit anregende System, der Schwäche gegen die Kraft ist eine ungerechte, weil naturwidrig. Die Vorzüge Englands und seines Volkes, das sich, wie jüngst richtig bemerkt wurde, durch alle Schichten hindurch activ immer regierungsfähiger zu machen sucht, verkennen, hieße der größten Einseitigkeit huldigen. Die Lebenskraft eines Staates steht höher, als seine Verfassungsform; aber eine relativ gute naturwüchsige Verfassung ist bei allen Unregelmäßigkeiten doch immer besser, als eine schlechte oder eine künstliche, lebensunfähige oder imaginäre. Die Frage: wo würden wir seyn, wenn in dem europäischen Staatencomplexe England mit seinem bald treibend, bald zurückhaltend (progressiv und repulsiv) wirkenden Elemente gefehlt hätte? ist eine naheliegende. Vielleicht ertheilt die Geschichte darauf die Antwort: Noch etwas weiter zurück als Rußland. Sympathien für Rußland sind bei dem gegenwärtigen Stande unserer Cultur und politischen Begriffe unerklärlich; die Beweise für seine Mission unverständlich; darum lassen wir es aus dem Kreise unserer Betrachtung. Sein Uebergewicht in Europa müssen wir für den Alp unseres geistigen und materiellen Lebens halten, für einen Raub an Europas Zukunft; das Vergnügen, die Russen mit einem Stockholmer Hofblatte „für die Pionniere einer neu aufgehenden Civilisation zu halten", überlassen wir gerne Andern.

†

California-Wittwen.

Unter dieser Ueberschrift enthält die „Allg. Auswanderungszeitung" (Rudolstadt) einen längeren Artikel über diese neue Wittwengattung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche dadurch entstanden ist, daß mehr als tausend Männer mit oder ohne Bewilligung ihrer Frauen sich als Goldsucher nach Californien begeben haben und meist nicht wieder zurückgekehrt sind. In den meisten Fällen aber, wo dieß geschah, fanden die

Männer ihre Frauen nach vorgängiger Ehescheidung an Andere verheirathet. Von einem solchen Falle lassen wir hier aus jenem Blatte nachstehende Anekdote wörtlich folgen.

Im Frühling des Jahres 1849, als das Goldfieber ausbrach und sich bis in die entlegensten der Vereinigten Staaten fortpflanzte, lebte in New-Orleans ein junger Mann von gefälligem Aeußern und angenehmen Manieren, der just ein Jahr zuvor seine unverbrüchliche Treue durch ein vernehmliches Ja vor Hymens Altar geschworen hatte. Bei allen vortrefflichen Eigenschaften seiner Person war er leider sonst mit Glücksgütern nicht sehr gesegnet. Wer konnte es ihm da übel nehmen, daß er sich von dem Strudel mit fortreißen ließ und eines schönen Morgens auf dem nach Chagres bestimmten Dampfer in den Golf von Mexiko hineinsegelte? Hätte er ein Jahr zuvor etwas von der Goldentdeckung ahnen können, so würde er herzlich gern seine Hochzeit noch ein Weilchen aufgeschoben haben; wie aber die Sachen stehen, so ist's ja dem Menschen nicht gegeben, die Zukunft zu ergründen. Natürlich war er nicht ohne die besten Versprechungen von dannen gegangen. Die junge Frau hatte sich bereit erklärt, bis zu seiner Rückkehr alle möglichen Entbehrungen gern zu ertragen, wenn er ihr seine eheliche Treue nur gebührend bewahren wolle. Er befand sich also nunmehr auf dem großen Wasser, den goldenen Schätzen entgegen schwimmend, sie aber war eine California-Wittwe. Den rosigen Seiten dieses Standes sollten aber die dornigen vorausgehen. Bald waren die geringen Geldmittel, die ihr der Gatte zurückgelassen, erschöpft und sie hätte darben müssen, wenn sich nicht einige Freunde ihrer angenommen und ihr die Mittel vorgeschossen, einen kleinen Laden einzurichten. Der Gatte ließ nichts wieder von sich hören, alle Nachforschungen nach ihm blieben fruchtlos.

Eines Sonntags Morgens im Mai des vorigen Jahres landete der Dampfer von Havanna. Eine große Menge rückkehrender Californier stiegen an's Land, unter ihnen auch Mr. M., der inzwischen gänzlich verschollene Ehegemahl. Kaum hatte er das Land betreten, so suchte er seine Frau ausfindig zu machen. Indem er Royal Street langsam hinauf schlenderte und die neuen Bauwerke betrachtete, gewahrte er plötzlich seine Frau am Arm eines seiner ehemaligen Freunde. Beide schienen sich recht gut zusammen zu unterhalten. M. folgte dem Pärchen. Er fand es recht schön von dem Freunde, daß er sich der verlassenen Frau so hülfreich angenommen. In ein kleines niedliches Häuschen in Casacalvo Street sah er die beiden Personen, für die er sich so lebhaft interessirte, eintreten. Alsbald klopft er an dieselbe Thür, die ihm ein kleines Mulattenmädchen öffnet. Er fragt nach Mrs. M., allein keine Dame dieses Namens soll hier wohnen. Ohne sich irre machen zu lassen, dringt er rasch in den Parlor, wohin sich die Gesuchten begeben hatten. Beide erkennen ihn augenblicklich und legen ihre Freude über seine glückliche Rückkehr an den Tag. Beim Anblick der langentbehrten Gattin erwacht im Herzen des Mannes die alte Liebe mit neuer Gewalt, und seine Liebkosungen fangen an, etwas leidenschaftlich zu werden. Da klopft ihn der Freund wohlmeinend auf die Schultern und sagt: „Mein liebster M., Sie scheinen hier noch in einigem Irrthum zu seyn. Diese Dame ist meine Frau. Durch eine gesetzliche Scheidung wurden Sie vor länger als einem Jahre bereits Ihrer ehelichen Rechte beraubt." Einiges Erstaunen folgte, wurde jedoch durch weitere Erklärung beseitigt. Es lag offenbar kein Grund zum Hader vor. Die vollkommenste Harmonie herrschte bald wieder unter den Dreien.

Als M. nach einigen Tagen New-Orleans verließ, legte er seine völlige Zufriedenheit an den Tag und gestand offen, daß er eigentlich nur gekommen wäre, um sich über die Verhältnisse seiner ehemaligen Frau zu unterrichten, da ihm eben gerade Gelegenheit gegeben sey, in Californien eine äußerst vortheilhafte Verbindung zu schließen.

Mannichfaltigkeiten.

Das „Journal des Debats" erzählt ein dem Ex-Präsidenten der Louis Philipp'schen Deputirtenkammer, Hrn. Sauzet, in Italien begegnetes Ereigniß, das von Neuem beweist, wie das Räuberwesen dort noch immer in Blüthe steht. Hr. Sauzet besuchte nämlich in Begleitung seiner Frau und einiger Freunde den Monte Cavi, ehemals Mons Albanus, wo der Tempel des Jupiter Latialis stand. Die Spaziergänger kehrten nach Albano zurück, um den See gleichen Namens herum über einen der schönsten römischen Gebirgswege, als plötzlich bei einer Biegung des Waldpfades Hr. Sauzet die beiden Läufe einer Doppelflinte einen Fuß weit von seiner Stirn gewahrte. Er begriff sogleich, um was es sich handelte, griff in seine Tasche und reichte dem Träger der Büchse die paar Geldstücke hin, die er bei sich trug. „Grazie, Eccellenza!" erwiederte der Räuber. Aber Hr. Sauzet dachte an seine ihm vorausgeeilten Begleiter. Der Glücksritter errieth seine Sorgen und deutete schnell mit dem Finger auf ein dichtes Gebüsch hin, wo er in der That seine Freunde bemerkte, mit den Worten: „Gia ho fatto!" (Schon abgemacht!) Ein „Felice viaggio!" (Glückliche Reise!) wünschend, verschwand der Räuber im Gehölz.

Aus Newyork schreibt man, daß von dort nach Rußland Plane zu Vernichtungsmaschinen gesandt worden, die sehr sinnreich seyen. Unter andern wäre der Plan zu einem Dampfschiff entworfen, das ein doppeltes Vordertheil hätte und mit langen spitzen Eisensperren versehen wäre, geeignet, die feindlichen Schiffe zu durchbohren. Um das Entern zu verhindern, wären Vorrichtungen angebracht, die einen Regen von siedend heißem Wasser ergößen.

Der Kaiser Napoleon hatte bekanntlich auf der Insel Helena unterm 15. und 25. April 1821 ein Testament ausfertigen lassen, in welchem er der Gesammtheit der noch lebenden Offiziere und Soldaten, welche in dem Zeitraum von 1792 bis 1815 im französischen Heere gedient hatten, ein Kapital von hundert Millionen Franken aussetzte, dessen Zinsen erforderlichen Falles zur Unterstützung derselben verwendet werden sollten. Dieses Testament blieb unvollstreckt, bis der jetzige Kaiser von Frankreich durch ein Dekret vom 14. December 1851 die Verwirklichung jener Bestimmungen in so weit anordnete, daß zur Unterstützung der alten Krieger jener Kategorie ein jährlicher Kredit von 2,700,000 Franken eröffnet und eine Spezial-Kommission zur Prüfung der dabei zu erörternden Fragen ernannt wurde, welche auch am 11. August v. J. Mittheilung über das Ergebniß ihrer Arbeiten gemacht hat. — Ehemalige Krieger der französischen Armee, welche preußische Unterthanen sind, glauben jetzt ebenfalls auf Unterstützungen aus dem bewilligten Kredit Anspruch machen zu können. Das Provinzial-Kommissariat der allgemeinen Landesstiftung als Nationaldank zu Trier, wo sich eine größere Anzahl von ehemaligen Kriegern der französischen Armee befindet, hat es nach einem hier eingegangenen Berichte übernommen, die Sache derselben dadurch zu unterstützen, daß es die Besorgung der nöthig werdenden Korrespondenz, wenn es gewünscht wird, übernimmt und Vorschüsse zu den entstehenden Unkosten leistet.

Die Auswanderung aus Deutschland im Jahre 1853 dürfte in runder Zahl auf 169,000 Köpfe veranzuschlagen seyn.

Der „Münchener Bote“ berichtet: Seit dem Eintritt des erhöhten Biersatzes sieht man die Schenklokale in Bräu-, Wirths- und Kaffeehäusern allabendlich um 1 oder 2 Stunden früher sich leeren. Das riecht etwas nach passivem Widerstand und das ist gut. „Eine Halbi weniger und das Gleichgewicht kann auch aufrecht erhalten werden, manchmal noch besser.“

Korrespondenz.

Mainz, 29. April.

Unsere Polizei kann in der That mit Wahrheit eben so vortrefflich als glücklich bezeichnet werden, namentlich im Vergleiche mit andern größeren Städten, die namhafte Geldopfer der polizeilichen Verwaltung bringen können, was bei uns durchaus der Fall nicht ist; der großh. Polizeicommissär Hr. Leichtweiß ist es, dessen unermüdlichem Eifer und Scharfblicke wir die befriedigenden Resultate vorzugsweise verdanken. Selten hat wohl die amtliche Wirksamkeit eines Mannes so viele und allgemeine Anerkennung gefunden und der mehrseitige Wunsch, denselben im höheren Untersuchungsfache verwendet zu sehen, erscheint daher eben so gerecht als den Zuständen entsprechend. Ein hiesiges Blatt hat sich darüber des Näheren verbreitet und in einem größeren Artikel die wohl motivirte Nachweise geliefert, daß einer Beförderung oder anderweitigen Verwendung des Hrn. Leichtweiß kein rechtliches Hinderniß im Wege stehe; namentlich wurde der Umstand, daß Hr. Leichtweiß nicht auf einer Universität studirt, durch die Andeutung schlagend entkräftet, daß gerade drei frühere hiesige Untersuchungsrichter, welche sich ganz besonders ausgezeichnet haben, so wenig wie noch viele andere namhaft gemachte Capazitäten ihre Studien auf Universitäten vollendet haben.

Darmstadt, 4. Mai.

Unseren werthen Gast, Hrn. Ander, hörten wir noch als Lyonel in der „Martha“ und als Ravenswood in „Lucia Lammermoor.“ Eine seltene Beherrschung der Stimme bis zum leisesten Piano, fern von jedem Zwang und Ueberschreien, ein reiner, edler Ton, deutliche Aussprache, sowie ein durchdachter seelenvoller Vortrag, verbunden mit einem ausdrucksvollen feinen Spiele, sind die Eigenschaften, welchen diesen Sänger eines so bedeutenden Rufes würdig erweisen und die er namentlich als Lyonel zur vollsten Geltung brachte. Rauschender Beifall, mehrfaches Hervorrufen und ein förmlicher Regen von Blumenkränzen lohnten den Künstler. Fräul. Rotter erntete als Martha verdienten Beifall. „Lucia Lammermoor“ war gleichfalls eine sehr glänzende Vorstellung, gehoben durch die ausgezeichnete Leistung der Fräul. Marx, welche als Lucia neben Hrn. Ander einen glänzenden Erfolg hatte. — Unsere Theatersaison, die des Schönen und Werthvollen dießmals mehr als je geboten und den Eifer und Kunstsinn unserer Direktion außer allen Zweifel stellt, naht nun ihrem Ende und wird mit den Gastdarstellungen des Hrn. Devrient aus Karlsruhe, die nächsten Dienstag beginnen, schließen. Noch sey erwähnt, daß Hr. Ander in einem Morgenconzerte, welches Hr. von Westen veranstaltete, durch den herrlichen Vortrag meherrer Lieder einen wahren Enthusiasmus erregte. In diesem Genre dürfte derselbe auch nicht leicht erreicht werden. — Vor seiner Abreise erhielt der Sänger von unserem Großherzoge die hess. Verdienstmedaille übersandt.

Wiesbaden, 4. Mai.

Nach sicherm Vernehmen aus dem Rheingau hat der Frost in voriger Woche in der Strecke von Schierstein bis Rüdesheim nur ungefähr 1/10 geschadet, was aber der Qualität eines quantitativ mit den besten Aussichten versehenen 1854r Weines nur zu gut kommen kann. In den höheren, Rauenthaler Lagen war dagegen der Schaden bedeutender. — Die Handels- und Gewerbsschule des Dr. J. W. Schiem hat, seit ihrer Begründung im April 1832 mit 65 Schülern einen solchen Aufschwung genommen, daß sie am Schlusse des J. 1853 eine Anzahl von 213 Schülern, darunter 62 Auswärtige, mit 16 Lehrern zählte. — In Folge des so schnell erfolgten Todes des Konzertmeisters G. Frisch, wodurch unser Theaterorchester einen schweren Verlust erlitt, hat zum Besten der hinterbliebenen Kinder der Vorstand des hiesigen Orchesters, an seiner Spitze Hr. Kapellmeister J. B. Hagen, ein großes Vocal- und Instrumental-Konzert im großen Saale des Curhauses veranstaltet, welches den 8. Mai unter Mitwirkung des Hofkapellmeisters Schindelmeisser von Darmstadt und der Fräul. Jenny Ney, k. sächs. Hofopern- und Kammersängerin, von Mitgliedern des Quartettvereins, des Mainzer Orchesters und unseres hiesigen Sängerpersonals stattfindet.

Aus Rheinhessen, im Mai.

Was in einem Artikel (Didask. Nr. 75 vom 28. März 1854 des Frankf. Journals) gesagt wurde, hat sich zu dessen Rechtfertigung in Wahrheit bestätigt; denn am 20. v. M. sind Nackenheimer 1852r Weine zum Mittelpreise von fl. 540, 710, 735, 800, 860, 1055 bis zu fl. 1560 und fl. 2005 per Stück im „Hotel Barth“ in Castel öffentlich versteigert worden. Diese Versteigerung lieferte den Beweis, daß in den hessischen Rheinorten, wie in oben berührtem Artikel gesagt ist, eben solche ausgezeichnete, daher auch eben so hochpreisige Weine erzielt werden, wie deren s. Z. in der Mittelrh. Ztg. in einem Artikel aus dem Rheingau (s. ebenfalls Didaskalia Nr. 75) angegeben sind; und so lagern in diesen hessischen Rheinorten noch mehrere eben solche feine gute Weine.

Frankfurt a. M.

Zu Ende vorigen Jahres wurde in mehreren Blättern der Tod des verdienstvollen Dr. Zeune, ehemaligen Direktors der k. Blindenanstalt zu Berlin, gemeldet und mit Recht vielseitig betrauert. Sein würdiger Nachfolger ist der strebsame und geistesfrische Hientzsch, dessen „Jahresschrift über das Blindenwesen im Allgemeinen, insbesondere über Deutschlands Blindenanstalten“ (erschien im Selbstverlage des Verf.), wir als erstes nationale Werk in diesem Sinne begrüßen. Einsender dieses, seit zehn Jahren Lehrer an der hiesigen Blindenanstalt, kennt recht gut die Mühen, unter denen es dem Lehrer dieser Wesenklasse möglich wird, Das zu leisten, was er soll, zumal wenn er sich die Mittel dazu selbst aufzusuchen hat, wie dieses bei den meisten seiner Amtsgenossen bisher der Fall war. Um so mehr müssen wir es daher dem verehrten Hientzsch Dank wissen, daß er durch seine Jahresschrift ein Organ geschaffen hat, welches diesem Uebelstand dadurch abzuhelfen sucht, daß es ein einheitliches Zusammenwirken im Interesse des Blindenunterrichts erstrebt, die Einrichtungen und Grundsätze der verschiedenen Blindenanstalten aufstellt und zu Vergleichen vorlegt. Ueberhaupt müssen wir ihm vor allen Dingen danken, daß er Diejenigen mit einander näher bekannt macht, welche sich vorzugsweise einem Unterrichte widmen, für welchen wir die Akten noch lange nicht als geschlossen betrachten dürfen; es ist daher dieses Werk eine Arbeit, welche dem Verf. ebensowohl zur Ehre gereicht, als sie für die Blindensache von großem Nutzen seyn wird. — Betrachten wir, wie wenig, namentlich im mittlern Deutschland, noch für die Blinden durch zweckmäßige Anstalten, wie sie im Norden und Süden des Vaterlandes schon lange bestehen, gesorgt ist, so müssen wir bekennen, daß hier noch ein großes Feld thatkräftigen Strebens vor uns liegt. Möchte es darum dem Verf. der gedachten Schrift vergönnt seyn, gemäß seinem Wunsche, die Freude zu erleben, durch sein Werk dazu beigetragen zu haben, daß auch in dem schönsten Theile des Vaterlandes das Mitleiden seiner glücklichen Bewohner zu Gunsten einer Wesenklasse rege werde, die, unverschuldet leidend, dasselbe in so hohem Grade verdient. Zu dem Ende wäre es sehr wünschenswerth, wenn die öfter erwähnte Schrift sich einer ausgedehnten Verbreitung erfreuen dürfte, weil dadurch nicht allein ihr ferneres Erscheinen zu Gunsten sämmtlicher Blindenanstalten ermöglicht, sondern auch Mancher zu ihren Zwecken gewonnen würde, was um so nöthiger ist, wenn das Gedeihen dieser Anstalten auch ferner ein segensreiches seyn soll.

Theater-Anzeige.

Montag, 8. Mai. (Letzte Gastdarstellung der Fräul. Jenny Ney und zum Vortheil derselben): Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Donizetti. Lucrezia: Fräul. Ney. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. - Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 111. Dienstag, den 9. Mai 1854.

Zwei Abenteuer in einer Nacht.

(Von C. Reulbach.)

(Fortsetzung.)

Wer jemals in London den Klang einer solchen Klapper gehört hat, wird sich jetzt noch mit Staunen daean erinnern, wie auf dieses Zeichen aus allen Häusern, aus allen Gassen und Gäßchen, aus jeder Ecke die Policeman hervorströmen, als seyen sie wie durch Zauberschlag aus der Erde emporgewachsen. Dann wehe Denen, die nicht reinen Gewissens sind, sie werden dem Arm der Gerechtigkeit selten entgehen.

Kaum ließ sich der helle, weithin schallende Ton in der Schenke hören, als starres Entsetzen sich der eben so furchtlosen Gäste bemächtigte, und von allen Seiten ließ sich der laute Ruf: „The policeman, the policeman!“ vernehmen.

Da durchdrang ein scharfer, langgedehnter Pfiff die Taverne; ich fühlte einen starken Luftzug und ein Geräusch, wie das Rollen eines fernen Donners, berühete mein Ohr. Plötzlich senkte sich der ganze Vordergrund des Zimmers mit Job und den ihm zunächst Stehenden in die Tiefe und ließ eine schwarze weite Oeffnung sehen.

Der Policeman, der wohl mit dergleichen Scenen näher bekannt war, war bei dem grellen Pfiff bereits an die Thüeschwelle gesprungen und entging so einem Grabe, aus dem er lebendig kaum mehr hervorgekommen wäre.

Zur gleicher Zeit erloschen sämmtliche Gasflammen, und durch die Dunkelheit begünstigt, stürzte nun Alles, was Füße hatte, durch Thüre und Fenster. Es war allgemeine Flucht und Verwirrung.

„Retten wir uns durch das Fenster“, rief mir mein Begleiter zu, indem er mich bei der Hand faßte, „die Thüre muß jeden Augenblick von den Policeman besetzt werden, und wir kommen dann von einer Unannehmlichkeit in die andere.“

Es blieb mir keine Zeit zu weiteren Fragen oder Antworten, denn ein Hause Fliehender riß uns in der Dunkelheit mit fort. Ich kann heute noch nicht sagen, wie ich unversehet durch das Fenster kam, aber als ich außerhalb der Schenke wiedee auf festen Boden kam und nach meinem Begleiter forschte, war derselbe verschwunden.

Ich befand mich nicht auf der Straße, von welcher wir eingetreten waren, sondern in einem finstern, von Gebäuden umgebenen Raum; über mir wölbte sich der Himmel. Dunkelheit und Schweigen herrschte rings umher.

Meine Lage war keine angenehme. Ich durfte nicht einmal meine eigenen Tritte hören lassen, denn es war mir fast eben so unangenehm, in die Hände der Policeman, wie in die der Spitzbuben zu gerathen. Mit den Fingern tastend, schritt ich leise der Mauer entlang, die ich in gestaltlosen Umrissen vor mir sah, als ich plötzlich an einem Treppenvorsprung strauchelte und zu Boden fiel. Ich wollte mich eben wieder aufrichten, da vernahm ich ganz nahe bei mir ein leises Geräusch. Ich blieb liegen, ohne ein Glied zu rühren und blickte nach der Richtung, von woher der Laut gekommen war. Jetzt bemerkte ich dicht neben mir sich eine Fallthüre öffnen, aus welcher zwei dunkle Gestalten stiegen.

„Beim Schlunde der Hölle“, flüsterte leise eine Stimme, an der ich sogleich Job, den Resurrektionsmann erkannte, „soll mich Gott veedammen, wenn nicht der Stock dieses schändlichen Thieres auf meinem Schädel herumgetanzt ist, als wäre er eine Dreschtenne und meine Haare darauf seyen reifes Korn. Aber ich will mich sechsfach hängen lassen, wenn ich ihn nicht“ —

Job war eben vollends aus der unterirdischen Höhle gestiegen und sein Fuß streifte beim Heraustreten mein linkes Bein.

„Holla, Charles!“ rief er seinem Begleiter zu, „komm hierher, da liegt entweder ein todter Mensch, oder wenigstens Einer, der es mit meiner Hülfe bald werden wied. Ich will vierundzwanzig Stunden länger in der Hölle braten, wenn sich nicht heute, trotz alles erlittenen Unglücks, noch ein Geschäft machen ließe.“

Der Angeredete bog sich mit seinem Gesichte zu mir herab, dann sagte ee eben so leise:

„Ein Mensch ist's, aber laß ihn liegen, Job, und mache, daß wir weiter kommen, denn wie sind vor den Policeman nicht sicher.“

„Charles, dicker Schuft, der Satan soll mich mit Extrapost holen, wenn ich das Geschäft nicht mache. Aber zuvor muß ich erst untersuchen, ob er eine Nachhülse von mir braucht.“ — Dabei beugte er sich nieder, waheschcinlich um zu fühlen, ob noch Leben in mir sey.

Ich brauche kaum zu sagen, daß meine Lage eine schreckliche war. Mein Puls schlug hörbar und mein Haar sträubte sich, aber ich behielt meine volle Besinnung. Ich hatte mich bereits aufgegeben, denn an ein Entrinnen war unter solchen Umständen nicht zu denken, allein ich wollte mich wenigstens wehren bis zum letzten Augenblicke. Durch die Finsterniß begünstigt, hatte ich schon bei der ersten Rede Job's meinen Dolch vorsichtig herausgezogen und war fest entschlossen, wie er mich berühren würde, ihm denselben in den Leib zu stoßen. Er mußte beim Herniederbeugen meine Waffe haben blinken sehen, denn er fuhe rasch wieder zurück und rief beinahe ganz laut:

„Oh, oh, das Stück Menschenfleisch ist noch am Leben und scheint es auch vor der Hand bleiben zu wollen. Aber warte nur, ich werde ihm mein Messer in die Gurgel rennen, daß er bis morgen eine halbe Meile weit nach dem Kirchhof riechen soll.“

Jetzt galt es. Ich hatte mich halb emporgerichtet und war nun bereit, einen ernsten Kampf um mein Leben zu bestehen, als ich in der Richtung, wo ich aus dem Fenster gesprungen war, ein leises Bst! Bst! vernahm.

In demselben Augenblicke sprang der Begleiter Jobs rasch nach vorwärts mit dem Schreckensrufe: „The policeman!“ und Job, der kaum noch Zeit hatte, einen Fluch auszustoßen, stürzte ihm eiligst nach und ließ „sein Geschäft“ im Stiche.

Es war das Werk einer Sekunde, und noch wußte ich nicht, was eigentlich vorgegangen war, als ich eine laute Stimme vernahm.

„Hierher, Policeman und mir nach, meine braven Jungen. Sie laufen eben nach Fieldgat-Street hinunter. Eilt, daß sie uns nicht entkommen.“

Dann hörte ich fünf bis sechs Männer aus dem Fenster springen, die rasch an mir vorüber huschten und ihren Weg nach der Gegend hin nahmen, wo sich noch die Fußtritte der Fliehenden auf dem Pflaster vernehmen ließen. Jetzt erst fühlte ich, daß ich gerettet sey und ein tiefer, langer Athemzug entrang sich meiner Brust.

„Gott sey gedankt“, sagte ich langsam, indem ich mich vollends aufrichtete; dann mich schnell besinnend, lief ich ungesäumt nach der Richtung zu, von woher noch die Fußtritte der Policeman schallten, um so nach Fieldgate-Street zu kommen, welchen Namen ja einer der Policeman ausgesprochen hatte; dann befand ich mich doch wieder in einer Straße.

Ich mochte einige fünfzig Schritte gelaufen seyn, als plötzlich die Schritte vor mir verhallten. Aber in der Ferne leuchtete eine Gaslaterne durch den Nebel. Es lag nicht in meinem Sinne, die Spur der Policeman weiter zu verfolgen, und ich überlegte nun, was weiter zu thun sey.

(Fortsetzung folgt.)

Schraubendampfschiffe.

In England sollen in Zukunft keine Segelkriegsschiffe und keine Schaufeldampfschiffe mehr gebaut werden, sondern nur noch Kriegsschiffe mit einer Schraubendampfmaschine. Damit wäre der Sieg der Schraube, dieser bedeutenden Vervollkommnung bei den Transportmitteln über Wasser, vollständig entschieden. Man liest täglich von Schraubendampfern, und doch möchten nur Wenige sich einen deutlichen Begriff von deren Triebapparat und seiner Wirksamkeit machen. Versuchen wir eine Darstellung derselben.

In dem neu entbrannten Kampfe zieht die Kriegskunst mit zum ersten Male in so riesigen Dimensionen zu erprobenden Gewaltsmitteln auf, wie die in solcher Zahl nie gesehenen Kriegsdampfflotten, und darunter die colossalen Schraubendampfer sind. Selbst der Schraubendampfer Wellington von 131 Kanonen, das Wunder der gegenwärtigen Kriegsbaukunst, Admiralschiff des „Fighting Charlie“ (fechtendes Karlchen), wie der derbe Marinewitz den Befehlshaber der englischen Ostseeflotte nennt, soll von dem in wenigen Tagen vom Stapel laufenden Schraubendreidecker „Royal Albert“ in manchen Punkten noch überragt werden, und so entwickelt namentlich England für die Schnelligkeit und die unwiderstehliche Kraft ungeheurer, schwimmender Zerstörungswerkzeuge eine solche Thätigkeit, daß dieser Krieg dem ganzen herkömmlichen Kriegssystem eine förmliche Umwälzung bringen dürfte. So alt die Schraube in ihrer Benützung zum Bewegen von Booten ist — ihr Erfinder Archimedes im 3. Jahrh. v. Chr. hat ihr auch den Namen gegeben —, so neu erscheint ihre Anwendung in der gegenwärtigen Ausdehnung und Vollkommenheit. Noch ehe indeß die Dampfkraft eine ausgedehntere Anwendung erhalten, hatte Paucton den Gedanken, die archimedische Schraube als Treibapparat von Schiffen zu benützen, wieder hervorgesucht. Eine Schraube mit ruhender Achse hatte man schon früher durch fließendes Wasser in Bewegung setzen können; aber erst Paucton zeigte in seinem 1768 veröffentlichten Werke: „Die Theorie der archimedischen Schraube“, alle Vortheile derselben gegenüber den Nachtheilen, die durch das Treiben der Schiffe mit den gewöhnlichen Rudern durch ungleichförmige Bewegung und Verlust der Arbeitszeit entstünden. Unmittelbare praktische Folgen hatten Pauctons Andeutungen nicht; doch mag angeführt werden, daß selbst für die Lenkung der Luftballone Meusnier im J. 1792 die Schraube vorschlug. In den Jahren 1802 und 1803 griffen J. Shorter und Dallery Pauctons Gedanken wieder auf. Der Erstere faßte vorzüglich die Unbrauchbarkeit der Segel zur Zeit der Windstille ins Auge und erreichte auch sein Ziel in einem gewissen Maße praktisch; Dallery aber schlug schon die Dampfkraft zum Treiben seiner Schraube vor. Gleichwohl blieb die Schraube bei dem nunmehrigen Aufkommen der Räderdampfschifffahrt, die nun von ihren unbehülflichen Anfängen an alle Kräfte der Schiffsmechanik in Anspruch nahm, noch zwanzig Jahre lang unbeachtet; und erst als die Räderschiffe einen Grad der Vollkommenheit erreicht hatten, von dem aus man die Mängel und Unvollkommenheiten erkennen konnte, für deren Abhülfe auch eine weitere Ausbildung keine Aussicht versprach, dachte man wieder an vollkommnere Treibapparate. So kam man denn abermals auf die Schraube zurück, namentlich zunächst für die Kanalschifffahrt, da die Erfahrung eine zu bedeutende Gefährdung der Ufer durch den von den Räderschiffen verursachten starken Wellenschlag gezeigt hatte. Eine Gesellschaft bildete sich im J. 1825, setzte einen Preis aus für eine andere ähnlich wirkende Triebkraft ohne Dampf und Schaufelräder aus. Sam. Brown bewegte mit seiner Schraube ein Schiff auf der Themse schneller als selbst stärkere Dampfboote, erhielt den Preis; aber die Gesellschaft löste sich auf und die Erfindung blieb in größerem Maßstabe abermals unausgeführt. Erst im J. 1836 nahm F. P. Smith wieder ein Patent zur Bewegung von Schiffen mit Schrauben. Obgleich das Probeboot gut gelungen war und sich für die Ausbeutung der Anwendung der Schraube eine Gesellschaft gebildet hatte, so warfen sich dennoch seltsamer Weise Zweifel und Schwierigkeiten auf. Lange fand sich kein Maschinenbauer für die Bestellungen der Gesellschaft nach Smiths Construction, bis sich ein geachtetes Haus zur Herstellung des projectirten Schiffes anbot und so der „Archimedes“ mit einer Dampfmaschine von 80 Pferdekräften und einer Länge von 125 Fuß entstand, von dem sich die folgenreiche und so außerordentlich rasche Entwicklung der Schraubenschifffahrt datirt. Seine gelungenen Probefahrten weckten Eines Schlages die geistigen und materiellen Kräfte Englands und anderer Staaten zum Wetteifer auf. Es galt jetzt nicht mehr der Umgehung eines einzelnen Uebelstandes der Räderschiffe und einem nothdürftigen Auskunftsmittel, sondern man war einem Bewegungssystem auf die Spur gekommen, das die Räder selbst ganz verdrängen sollte. Rasch tauchten Verbesserungen auf, wie die von Ericsson in der Anbringung der Schraubenflügel u. s. w. Im J. 1842 ward in Havre das erste französische Schraubenschiff, man könnte sagen in ominöser Vorbedeutung „Napoleon“ genannt, mit 130 Pferdekräften; und 1845 wagte man schon, eines der größten je erbauten Dampfschiffe, den „great Britain“ mit 1200 Pferdekräften, von der Schraube bewegen zu lassen. Das Schicksal dieses Seeriesen ist bekannt; das Vertrauen in die neue Erfindung und den Unternehmungsgeist konnte es indeß nicht niederschlagen; und wie diese immer mehr gestiegen, zeigen

eben die neuesten immensen Flottenvermehrungen Englands und Frankreichs in hinreichendem Maße.

(Schluß folgt.)

Untergang des neapolitanischen Dampfers Ercolano.

Ueber den Untergang des neapolitanischen Dampfers „Ercolano" erzählt der Corriere Merc. von Genua vom 26. April: Gestern wurde unsere Stadt in Trauer versetzt durch die Ankunft des neapolitanischen Dampfers Sicilia, welcher, von England und Marseille kommend, die wenigen Ueberlebenden von den Passagieren und der Mannschaft des gleichfalls neapolitanischen Dampfers Ercolano an Bord hatte, der von dem ersteren angerannt und in Grund gebohrt worden war. Unter jenen Wenigen wurden einige verwundet und in bejammernswerthem Zustande ausgeschifft. Das traurige Ereigniß hat sich in folgender Weise zugetragen: In der Nacht vom 24 auf den 25. stießen beide Schiffe in den Gewässern zwischen Nizza und Antibes aufeinander, sey es durch Unvorsichtigkeit des einen oder beider, oder durch einen andern Zufall: feststehende Thatsache ist, daß der fürchterliche Stoß in der vollen Heftigkeit des Laufes stattfand. Es war Mitternacht, das Meer stürmisch, der Himmel dunkel und regnerisch, und es blies ein kalter Wind. Nach der einstimmigen Aussage aller Zeugen war es ein Moment von unbeschreiblicher Schrecklichkeit und Verwirrung, und unglücklicherweise war es nur ein sehr kurzer Moment. Der Stoß fand zwischen der linken Seite des Ercolano und dem Vordertheile der Sicilia, eines mächtigen Schraubendampfers von 1200 Tonnen Gehalt und 300 Pferdekraft, von Eisen und weit über mittlerer Geschwindigkeit, statt. Ein großer Bruch öffnete dem Wasser den Eintritt, welches jählings hineinstürzend, das Unterdeck überschwemmte; der Ercolano versank von hinten, dann drehte er sich, von dem Wirbel des Wassers getrieben, mehrmals um sich selbst. Nach wenig mehr als zehn Minuten war er von den Wellen verschlungen. Die Finsterniß und Verwirrung trugen zur Vergrößerung des Unglücks bei. 36 Passagiere (nach der Gazzetta di Genova 37) und 12 Personen von der Schiffsmannschaft sind zu Grunde gegangen. 14 Passagiere und 22 vom Schiffsvolk konnten sich retten, unter Letzteren der Kapitän und der Zweite im Commando, obwohl bedeutend verletzt. Die Sicilia erlitt außer dem Bruch des Bugspriets und einigen kleinen Havarien keinen Schaden. Ein verhängnißvoller Umstand war es, daß der Ercolano nach kaum empfangenem Stoße von hinten sank, weil die im Unterdeck Befindlichen größtentheils niedergeworfen und ersäuft wurden, ohne nur durch die Flucht aufs Verdeck Rettung suchen zu können. Einigen war ohne Zweifel schon der Stoß tödtlich. Die vier Boote der Sicilia wurden ins Meer gesetzt und nahmen Diejenigen auf, die noch oben schwammen und die man hören konnte; aber schon nach weniger als einer Stunde setzte die Sicilia ihre Reise fort! Unter den Umgekommenen sind die Frau und die Base eines Herrn Renkin Flagontier aus Verviers; ein Engländer, Herr Forbes, ertrank mit seiner Frau und Nichte; ein anderer Engländer, Knight, sah seine Frau, drei kleine Söhne und zwei Kammerfrauen fast vor seinen Augen zu Grunde gehen, er selbst wurde an der Hand verwundet. Es fanden ferner ihren Tod in den Wellen: Thomas Halsey mit seiner Frau, einem Sohne und zwei Dienstboten; Anna Maria Fasano mit vier Verwandten oder Dienern; die Fürstin Cattaneo von Neapel mit drei Personen; Karl Samson; Frau Guyot Guillemont mit Tochter; Frau Sobier Cherrie und fünf Genuesen, Dallorso, Molinari, Ferraro, Musso und Costa, darunter einige alte Schiffskapitäne, die den gefährlichsten Stürmen die Spitze zu bieten gewohnt waren und jetzt hier auf so jämmerliche Weise ihren Tod fanden. Von allen Frauen an Bord konnte sich nur eine einzige, eine Kammerfrau, retten, weil sie zufälligerweise auf dem Verdeck war. Einem Zufall verdankte auch Sir Robert Peel, Sohn des berühmten Staatsmannes, seine Rettung; auch er stand auf dem Verdeck, und zwar gegen die Gewohnheit der Reisenden auf dem Vordertheil, welches, wie erwähnt, zuletzt versank. Sein Sekretär und seine zwei Bedienten gingen zu Grunde. Zwei Personen, ein Matrose und ein englischer Passagier, haben sich nach Nizza gerettet: sie hatten sich an einem Bret festgehalten und gelangten so glücklich in die Gewässer von Nizza, wo eine Barke sie aufnahm. Dieß zeigt, wie unverantwortlich der Kapitän der „Sicilia" handelte, daß er nicht länger auf dem Schauplatze des Unglückes verweilte. — Nach der Aussage eines der geretteten Engländer, welche dem „Parlamento" ein Korrespondent aus Nizza mittheilt, ist das Unglück lediglich dem Leichtsinn und der Sorglosigkeit des Kapitäns des untergegangenen „Ercolano" zuzuschreiben. Ungeachtet der dunklen Nacht und des stürmischen Wetters blieb er in seiner Cajüte und überließ die Leitung des Schiffes allein dem Steuermanne; ja nicht einmal ein Licht war auf dem „Ercolano" angezündet.

Mannichfaltigkeiten.

In Schlesien erregt jetzt die Insolvenz des Fürsten zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, welche gerichtlichen Concurs zur Folge hatte, nicht wenig Besorgniß. Vor wenig Jahren erst ist in der Gegend von Liegnitz ein nicht unbeträchtlicher Güter-Complexus von dem aus Rußland kommenden Fürsten erworben und seitdem zur comfortablen Einrichtung des Schlosses und seiner Environs mit vielem Kostenaufwande, dem Geschmacke des Bewohners entsprechend, Erhebliches geleistet worden. Einen besonderen Werth legte der fürstliche Gutsherr auf allerhand Luxusgegenstände, unter andern auf kostbares, seltenes Geflügel von den Tropenländern her. Alle diese gerichtlich eingezogenen werthvollen Dinge, bestimmt zur Ausschmückung eines behaglichen und eleganten ländlichen Aufenthaltes, sind am 27. und 28. April theils auf dem Schlosse zu Jeschkendorf, theils in Liegnitz auf Verfügung des dortigen Kreisgerichtes zur öffentlichen Auction gelangt. In Folge dieses Vermögensbruches befürchtet eine nicht unansehnliche Anzahl Gläubiger den Verlust erheblicher Summen.

Die große Spiegel-Fabrik zu Stolberg bei Aachen, deren Bau erst vor Jahresfrist begonnen hat, ist bereits in einer sehr bedeutenden Fabrikation begriffen. Aus Materialien, welche in ihrer unmittelbaren Nähe gewonnen werden, fabrizirt sie ein sehr schönes Spiegelglas, welches in seiner Reinheit und den sonstigen erforderlichen Qualitäten mit den besten ausländischen Fabrikaten vollkommen wetteifern kann. Es ist dieß ein sehr erfreulicher Fortschritt der vaterländischen Industrie.

(Berlin.) In dem Zeitraum vom 20. März bis 24. April d. J. haben folgende Auswanderer die Gränze über Aachen nach Belgien passirt: 3,322 Ausländer aus der Schweiz, Würtemberg, Baden, Nassau, Hessen-Darmstadt, Bayern, und 956 Inländer, nämlich: 414 aus dem Regierungsbezirk Koblenz, 244 aus dem Bezirk Trier, 218 aus dem Bezirk Köln, 44 aus dem Bezirk Arnsberg, 26 aus dem Bezirk Aachen, 10 aus dem Bezirk Düsseldorf, also im Ganzen 4278 Individuen.

Jenny Ney auf der Frankfurter Bühne.

Zu den Gastspielen, die sich eines wahrhaft glänzenden Erfolges und einer eben so enthusiastischen Aufnahme von Seiten der Kenner als der Freunde der Tonkunst zu erfreuen gehabt, gehört das der Frl. Jenny Ney, deren Namen wir unbedingt einer Jenny Lind, Henriette Sontag, Viardot-Garcia und Sophie Cruvelli beizählen, deren seltene und vollendete Kunstleistungen wie aus voller Ueberzeugung als hervorragende bezeichnen können. Nachdem wir Fräul. Jenny Ney als Norma, Donna Anna, Fidelio, Isabella und Valentine gehört, wissen wir in der That nicht, welcher dieser vortrefflichen Leistungen wir den Preis zuerkennen sollen und was wir mehr bewundern sollen, ob die hohe Virtuosität ihrer Gesangsbildung, ob den poetischen Schwung und die Genialität ihrer dramatischen Gestaltung. Die Schönheit und Kraft, der Umfang und die Fülle ihrer herrlichen Stimme würden im Verein mit dieser meisterhaften und allen Anforderungen der heutigen Gesangskunst entsprechenden wahrhaft großartigen Bravour allein ausreichen, um sie zu einer Sängerin ersten Ranges zu erheben und sie einer Cruvelli, die nur eben diese Vorzüge besitzt, ebenbürtig zur Seite zu stellen. Das Kunstbereich der Fräul. Jenny Ney ist aber ein größeres; denn zum äußeren Glanze gesellt sich die innere Weihe, zur Anmuth die Kraft, zur Wahrheit die Schönheit, ihr Gesang wird nicht nur bewundert, sondern von ihm wird auch das Gemüth des Hörers tief ergriffen, — mit einem Worte, es ist nicht nur die schöne Form, sondern auch die schöne Seele, die uns hier erquickend und bewältigend entgegentreten. Wer diesem zauberhaften Gesang gelauscht, wer sich an den Blüthen dieser Kunst, wie an dem poetischen Schmelz derselben gelabt, wer den Eindruck dieses so ganz dramatischen, eben so lieblichen als großartigen, eben so lyrischen als tragischen Vortrags und Spiels in sich aufgenommen, für den dürfte eine Kritik um so überflüssiger seyn, als der erhebende Kunstgenuß noch in aller Frische vor ihm steht und nachklingt. Wir wollen daher in Details nicht eingehen, nicht nachzuweisen suchen, wie Fräul. Ney in gleichem Maße die Bravour des italienischen, den dramatischen Ausdruck und den energischen Pathos des französischen, die einfache Kraft und Größe des seelenvollen deutschen Gesanges geltend zu machen wußte, nicht einzelne Momente ihrer Leistung zergliedern, sondern nur den Gesammteindruck hervorheben, der mit vollem Rechte ein großartiger und in allen Theilen künstlerischer genannt werden darf. Wir sind überzeugt, daß der bereits fest begründete Ruf dieser eben so kunstgebildeten wie genialen Sängerin sich immer weiter verbreiten und daß ihr hiesiges Gastspiel hierzu reichlich beigetragen haben wird, wobei wir nur zu bedauern haben, daß es wegen anderweitiger Verpflichtungen zu Gastspielen für uns nur von so kurzer Dauer seyn konnte. Ueber den ihr hier zu Theil gewordenen Erfolg, über Beifall, Hervorrufungen und Blumenspenden in reicher Fülle haben wir bereits berichtet. — Neben dem gefeierten Gaste muß mit vielverdienter Auszeichnung Hr. Auerbach genannt werden, der in den Parthien des Sever und Florestan nicht nur die Kraft und den Wohllaut seines schönen, klangvollen Tenors wiederum bekundete, sondern auch zeigte, daß er im künstlerischen Maßhalten, in feinerer Nuancirung und in dramatischem Ausdruck fortschreitet, so daß er unserer Oper zur Zierde gereicht. — Auch Hrn. Dettmer, dessen Marcell, Bertram und Kerkermeister in Fidelio wieder zu trefflicher dramatischer Ausführung gelangten, dürfen wir nicht unerwähnt lassen, sowie wir Hrn. Rüdsam gerne zugestehn, daß er den Drovist recht verdienstlich sang und erfreuliche Proben seiner Fortschritte darlegte.

W.

Korrespondenz.

Leipzig, 22. April.

Längere Zeit haben wir über unsere Bühne geschwiegen, und daher wollen wir heute in gedrängter Kürze das Versäumte nachzuholen suchen. Es sind eigentlich nur Gastspiele, über die wir zu berichten haben, und außer diesen war es nur eine einzige dramatische Novität von Bedeutung, die das Interesse der Theaterfreunde erregte. Was zuerst die Gastspiele betrifft, so stehen oben an die vier Vorstellungen der Hohenpriesterin Terpsichore's, der Fräul. Lucile Grahn, die das Interesse des Publikums in so hohem Grade in Anspruch nahmen, daß trotz der erhöhten Preise das Haus jedesmal sehr zahlreich besucht war. Als vollendete pantomimische Künstlerin zeigte sich Fräul. Grahn in Delva, die russische Waise, und es ist kaum möglich, sich eine vollendetere Darstellung dieser Rolle zu denken. Auf dem Gebiete der Oper errang sich einen großen Erfolg Fräul. Bury vom k. Hoftheater in Dresden, eine Coloratursängerin, welche gegenwärtig wohl wenige Rivalinnen haben dürfte. Die Stimme, ein hoher Sopran, ist bis in die höchsten Töne wohlklingend und anmuthig, die Coloratur perlend und rein und die Fiorituren äußerst geschmackvoll. Als Amine in der Nachtwandlerin und Rosine im Barbier von Sevilla riß Fräul. Bury unser, sonst so schwer zu befriedigendes Publikum zu einem wahren Beifallssturme hin. Wie wir hören hat die Direktion vom nächsten Herbst an Fräul. Bury, welche während des Sommers in London jedenfalls viel Ruhm und Geld ernten wird, unter großen Opfern für unsere Bühne engagirt. Als zweiten Gast im Fache der ersten dramatischen Gesangspartien nennen wir die rühmlichst bekannte Sängerin, Frau Gundy, welche bereits vor vier Jahren mit vielem Beifalle bei uns gastirte. Sie sang bis jetzt Romeo (zweimal), Regia in Oberon (zweimal), Fidelio (zweimal), Agathe im Freischütz, Isabella im Robert der Teufel, Norma, Susanne in Figaro's Hochzeit und Fides im Propheten, und erntete jedesmal großen Beifall. Die Stimme scheint seit dem früheren Gastspiele an Stärke gewonnen zu haben, jedoch wollen wir der geschätzten Sängerin mehr Sorgfalt bei der Aussprache des Textes empfehlen. Für ihre besten Leistungen halten wir die Partien des Romeo, der Isabella und Fides, und für die schwächsten die Susanne in Figaro's Hochzeit und die Norma, in welcher letzterer Oper wir sogar manche Verstöße gegen die reine Intonation bemerkten, was wir jedoch einer leichten Indisposition zuschreiben wollen. Frau Gundy ist, wie wir hören, auf einen neuen Cyklus von zwölf Gastrollen bis zum Ende der Messe engagirt. Vor einigen Tagen, am 19. d., trat sie in der Zauberflöte als Königin der Nacht, und Herr Burger vom herzogl. Theater zu Wiesbaden als Sarastro auf. Frau Gundy sang ihre äußerst schwierige Partie, obschon transponirt, doch sehr korrekt, und kam ihr hierbei ihre große Fertigkeit im Stacatto sehr zu statten. Hrn. Burger's Stimme ist allerdings ein tiefer Baß, entbehrt jedoch in der Mittellage der Kraft und Markigkeit des Tones, während die Höhe ihm schwer zu fallen scheint. Ueberdieß verräth sein Vortrag noch sehr den Anfänger. Seine ferneren Gastrollen werden zeigen, ob er eine Acquisition für unsere Bühne ist. Die Vorstellung von Marschner's Vampyr, welche am ersten Osterfeiertage statthatte, war eine in allen Theilen höchst gelungene und das Haus, trotz des günstigen Wetters, sehr besucht.

(Schluß folgt.)

Kunstnotiz.

In dem Verlage von Bartholf Senff (Leipzig) ist so eben ein Chor für Männerstimmen „des Weines Hofstaat" erschienen, welchen wir wegen seiner originellen Dichtung sowohl, als seiner humoristischen, frischen, kräftigen Composition von Julius Rietz der Aufmerksamkeit deutscher Sängerinnen bestens empfehlen können. Das Gedicht von A. v. Marées läßt den Fürst Wein mit den gesammten Beamten den Strom in Prozession einherschreiten: Rhein, Main und Stein sind die Minister; Laus, Braus und Schmaus Stallmeister, Feldmarschall und Truchses; Faß, Glas und Spaß die fürstlichen Räthe: Pfaff, Poeta und Schalk; endlich Genuß und dann Kuß die Genossen, welche den Schluß bilden. In Leipzig hat dieser Männerchor durch den Vortrag der Pauliner bereits Sensation erregt, und wird somit als ein willkommener Zuwachs an heiteren Gesängen gewiß auch in anderen Städten seine Wirkung nicht verfehlen.

* * *

Theater-Anzeige.

Dienstag, 9. Mai. (Schillers Sterbetag.) Die Braut von Messina, oder: Die feindlichen Brüder, Trauerspiel mit Chören in 4 Abtheil. von Schiller. Donna Isabella: Fräul. Haase. Don Manuel: Hr. Blattner.

Mittwoch, 10. Mai. Martha, oder: Der Markt zu Richmond, Oper in 4 Akten von Flotow. (Gastrolle) Lyonel: Hr. Benda, vom Stadttheater zu Düsseldorf.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Dienstag, 9. Mai. Die Sündenböcke, Lustspiel in 3 Aufz. — Arie aus „Alessandro Stradella".

Druck und Verlag von Heller und Rohm. - Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 112. Mittwoch, den 10. Mai 1854.

Zwei Abenteuer in einer Nacht.

(Von C. Reulbach.)

(Schluß.)

Ich war zwar in einer der Straßen Londons, aber wohin sollte ich jetzt meinen Weg nehmen, um zu meinem Hotel zu gelangen. Der Ort, wo ich jetzt stand, war jedenfalls sehr weit davon entfernt und ich wußte nicht einmal die Richtung, wohin ich mich wenden sollte. Es mochte nicht weit von Mitternacht seyn; kein Laut ließ sich in der öden Straße vernehmen. Ich beschloß daher, in der nächsten Taverne, die ich finden würde, wieder einzutreten, und falls dieselbe nichts Verdächtiges bieten würde, daselbst ein Nachtlager und Abendessen zu verlangen, denn die Aufregung der überstandenen Scenen hatten mich so müde und hungrig gemacht, daß ich froh gewesen wäre, mich etwas erholen zu können. Am nächsten Morgen war es dann ein Leichtes, nach Hause zu kommen.

Ich ging nun die Straße hinunter, und aus manchen Häusern glänzte noch ein Licht hinter den schmutzigen, von Kohlendampf geschwärzten Fenstern. Nicht lange, so erblickte ich auch eine Taverne, deren Außenseite mir nett und freundlich entgegen sah und keineswegs Anlaß zu Besorgniß gab. Als ich eintrat, bemerkte ich im Parlour nur zwei Gäste, die, ohne weiter auf meinen Eintritt zu merken, ihr Gespräch fortsetzten. Das Zimmer war einfach, aber gut meublirt; am meisten jedoch sprach mich ein Buffet mit kaltem Rindfleisch, Zunge, Schinken u. dgl. an, und die blankgescheuerten Zinnkannen und gläsernen Caraffen blitzten mir so einladend zu, daß ich mein stattgehabtes Abenteuer fast ganz vergaß und fest beschloß, diese Nacht hier zu bleiben. Die Wirthin betrachtete mich mit erstaunten Blicken und fragte mich dann mit der gewöhnlichen englischen Gleichgültigkeit, was mir zu Diensten stehe. Ohne mich weiter um ihr Erstaunen zu bekümmern, verlangte ich vor Allem ein Abendessen mit einer Flasche Ale. Ich setzte mich behaglich nieder und ließ mir beides trefflich munden, und nachdem ich während der Mahlzeit Wirthin, Gäste und Zimmer nochmals gemustert hatte, ohne irgend etwas Verdächtiges zu finden, verlangte ich mein Nachtlager.

Als die Wirthin sich eines gewaltigen Schlüsselbundes bemächtigt hatte, bat sie mich, ihr zu folgen und stieg in das obere Stockwerk. Dort angelangt, führte sie mich in ein Zimmer, das gleich dem Parlour, einen Anstrich behaglicher Einfachheit bot. Rechts und links standen Betten, welche mit weißen Himmelvorhängen bedeckt waren. Sie ging sogleich auf das Bett zur Rechten zu, und indem sie die Vorhänge auseinander zog, bemerkte sie mir, daß dieß mein Bett sey.

„Gute Nacht, Sir“, sagte sie dann kurz, indem sie auf die Thüre zuschritt.

„Gute Nacht, Mistreß“, dankte ich; die Thüre knarrte in den Angeln, ich war allein.

Ich war bereits an das kalte, fremdartige Benehmen der Engländer so gewöhnt, daß mir das meiner Wirthin nicht sehr auffiel, obgleich sich ihrem Betragen noch eine gewisse Aengstlichkeit beimischte, die mir nicht entging. Mochte sie vielleicht von mir, bei meinem sonderbaren Anzuge und meiner, wahrscheinlich noch verstörten Miene, nichts Gutes erwarten, oder hatte sie selbst ein schlechtes Gewissen? Doch diese Frage beschäftigte mich nicht lange. Dann kam mir, während ich mich langsam entkleidete, wieder der Gedanke an mein glücklich überstandenes Abenteuer, und ich dankte Gott nochmals von ganzem Herzen, daß er mich sowohl aus den Händen der Spitzbuben, wie aus den der Polizei befreit hatte. Im ersten Falle hätte ich kaum mehr das Licht des Tages erblickt, und im zweiten, welche Unannehmlichkeiten und Plagen hätte ich gehabt, um mich vor dem englischen Gesetze zu rechtfertigen — daß ich kein Spitzbube sey. Aber mein Begleiter, was war wohl aus dem geworden? Ich war sehr um ihn besorgt und wünschte sehnlichst den morgenden Tag herbei, um so schnell als möglich zu einer Gewißheit zu gelangen.

Während dieser Gedanken hatte ich mich völlig entkleidet, und noch darin vertieft, löschte ich mein Licht und ging dann, ohne daran zu denken, daß mir die Wirthin das rechte Bett bereits hergerichtet hatte, auf das linke zu; ich zog die Vorhänge zurück und wollte eben hineinsteigen, um nach den heutigen Vorgängen endlich auszuruhen, als mein Fuß — auf eine Leiche stieß.

Es liegt im Menschen ein sonderbarer Instinkt, der ihn, auch ohne sichtbare Wahrnehmung, eine Leiche förmlich ahnen läßt, wie dieß eben bei mir der Fall war. Ich hatte sie nicht gesehen, mein Fuß hatte sie kaum berührt, da ich ihn in demselben Augenblicke schon wieder zurückzog, und dennoch war ich sicher davon überzeugt, daß es nichts anderes war — als eine Leiche.

Ich wollte laut aufschreien, aber die Stimme versagte mir, und ich entsinne mich, daß ich nur einen dumpfen Ton von mir gab, während ich entsetzt zurückfuhr. Im nächsten Augenblicke sprang ich nach meinem Feuerzeug, um die Kerze wieder zu entzünden. Die kurz zuvor erlebten Scenen waren nicht dazu gemacht, die Sache sogleich mit Ruhe zu betrachten, und mein Kopf war voll von Fallthüren, Mörderhöhlen und Messerstichen. Ich glaubte einer Gefahr entgangen und nun in eine neue gerathen zu seyn.

Das Erste, was ich that, war, die Zimmerthüre zu untersuchen, ob sie stark und verschließbar sey. Es war eine eichene Thüre mit festen Schlössern, die ich vorhin, in Gedanken vertieft, wohl selbst verschlossen hatte, denn beide waren von innen gesperrt. Diese Wahrnehmung beruhigte mich wieder einigerma-

ßen. Dann leuchtete ich nach dem Leichnam, um an seinem Körper und im Bette allenfallsige Wunden oder Blutspuren zu entdecken. Ich erblickte eine männliche Leiche von ungefähr 50 Jahren. Sie hatte ein gewöhnliches Todtenhemd an, und weder an ihr, noch an der reinen weißen Wäsche war eine Spur von Blut oder Wunden.

Nachdem auch da meine Befürchtung ungegründet war, kehrte meine Ruhe allmälig wieder zurück. Zur Vorsorge untersuchte ich noch das ganze Zimmer; forschte unter den Betten und als sich nirgends eine Gefahr mehr zeigte, brachte ich das Leichenbette wieder in Ordnung und sprang dann, nachdem ich den Gedanken, im Hause Lärmen zu machen, als eine lächerliche Furcht augenblicklich wieder verworfen hatte, rasch in das andere, um mich endlich der so nöthigen Ruhe hingeben zu können. Bald lag ich in einem tiefen Schlaf.

Als ich erwachte, hatte die Sonne bereits den Nebel von gestern völlig zerstreut und strahlte recht freundlich in mein Zimmer. Die Abenteuer der gestrigen Nacht standen noch klar vor meiner Seele, aber neugestärkt erhob ich mich aus meinem Bette und mein erster Blick war nach meinem Schlafkameraden, der nicht so munter wie ich, erwacht war, sondern noch steif und kalt auf seinem Platze lag. Aber er war wohl schon in einer andern Welt aufgestanden, wo die Sonne noch freundlicher und heller strahlt, wie in dieser.

Nun glaubte ich auch den Vorfall mit der Leiche mit dem seltsamen Betragen der Wirthin zusammenreimen zu können. Wahrscheinlich hielt sie mich für einen gewöhnlichen Arbeiter, für dessen paar Schillinge man kein eigenes Zimmer herrichten konnte. Sie hielt daher das Todtenzimmer gut genug für mich und suchte dadurch, daß sie mir das Bett zur Rechten selbst anwies, einer allenfallsigen Entdeckung von meiner Seite zuvor zu kommen. Ich beschloß deßhalb über die Sache ganz zu schweigen und war am Ende schon froh, die Schrecken der vergangenen Nacht hinter mir zu haben.

Als meine Toilette beendigt war, ging ich in das Parlour hinab und bestellte, ohne mir Zeit zum Frühstück zu lassen, sogleich ein Cab, das mich nach Germain-House zurückbringen sollte, denn das ungewisse Schicksal meines Begleiters lag mir sehr am Herzen.

Als die Wirthin den Namen des Hotels hörte, sah sie mich mit einer ganz anderen Miene an, als gestern, denn sie mochte jetzt wohl errathen, daß mein Aufzug mehr Maskerade als Wirklichkeit war. Auch ich bemerkte nun erst, daß sie in schwarzer Kleidung war, und auf meine Frage, warum sie traure, antwortete sie: Ihr Mann sey gestern gestorben.

Unsere Blicke begegneten einander mit seltsamem Ausdrucke, und, ohne ein Wort weiter zu sprechen, wußten wir nun Beide, woran wir waren.

Der Cab war angefahren und ich nahm von meiner Wirthin kurzen Abschied, der von ihrer Seite freundlicher und artiger war, als ihr Willkomm.

In Germain-House angekommen, war der Erste, der mich mit Jubel begrüßte — mein Begleiter. Nachdem er mich gestern bei der Flucht aus dem Fenster verloren hatte, eilte er unverzüglich den Fliehenden nach, in der Hoffnung, mich noch zu finden. Allein vergebens. Er kehrte sodann auf den ihm bekannten Wegen heim und brachte wegen meines Verschwindens unter meine Bekannte Unruhe und Bestürzung, und es wurde ausgemacht, daß er sich heute Morgens sogleich auf die Polizei begeben solle, um eine Untersuchung zu veranlassen. Eben wollte er dorthin gehen, als ihn meine persönliche Erscheinung daran verhinderte.

Nachdem mich Alle wie einen vom Tode Auferstandenen herzlich begrüßt hatten, erzählte ich, was ich in der vergangenen Nacht noch weiter erlebt und ausgestanden hatte, und Jeder wünschte mir Glück, einer so großen Gefahr so glücklich entronnen zu seyn.

Ich stimmte freudig in diesen Glückwunsch mit ein; aber noch manchmal erinnerte ich mich mit Schaudern der zwei Abenteuer in einer Nacht.

Schraubendampfschiffe.

(Schluß.)

Versuchen wir nun ein Bild von der jetzt meistens gebräuchlichen Gestalt der Schiffsschraube zu geben. Die gewöhnliche Schraube kennt Jedermann; ihre Vorstellung lasse man einstweilen fallen, und denke sich statt dessen ein Rad mit 3 oder 4 Flügeln, das in der Mittellinie des Schiffes an seinem hintersten Theile über einer Fortsetzung des Kiels, unmittelbar vor dem Steuerruder ganz unter Wasser liegt und an einer langen Welle befestigt ist, die von da durch eine genau anschließende Oeffnung in das Innere des Schiffes reicht und von der Dampfmaschine in drehende Bewegung gesetzt wird. Die Flügel dieses Rades haben indeß keine Aehnlichkeit mit den Schaufeln eines gewöhnlichen Dampfbootrades, die bekanntlich mit ihren Flächen auf das Wasser schlagen; eher mag man an die Flügel eines im kleinen Maßstabe hergestellten Windmühlrades denken, die auch nicht völlig senkrecht auf der Drehungsachse stehen und ebenso keine ebene Fläche bilden, sondern eine solche, die in der Nähe des Mittelpunktes einen kleineren Winkel bildet, als an den äußern Endpunkten. Die Flügel der Schraube stehen in einem Winkel von 28 Grad zu einander. Bei seiner Drehung wird ein solches Rad mit seinen Flügeln oder Blättern das Wasser nicht schlagen, sondern mehr durchschneiden und nur die schiefe Stellung der Flügel einen gewissen Druck auf das Wasser ausüben. Man denke sich nun einen Cylinder von dem Durchmesser des äußersten Randes eines Flügels bis zum äußersten Rande des entgegengesetzten; auf demselben ferner Schraubenwindungen bis nahe auf die Achse des Cylinders eingeschnitten und zwar deren erhabene Theile so dick wie die Flügel des oben betrachteten Rades. Schneidet man nun von den erhabenen Theilen dieser Schraubenwindungen einzelne Segmente durch radiale Schnitte heraus, so erhält man genau die oben beschriebenen Flügel. Denkt man sich drei oder vier dieser Segmente so auf einer Achse befestigt, daß sie auf gleich weit von einander entfernten Punkten des gleichen um die Achse gezogenen Kreises stehen, so bilden sie mit einander das ganze Flügelrad, das daher als eine Combination von 3 bis 4, (auch wohl bis 6) Segmenten einer sehr großen und tief geschnittenen Schraube oder als ein sehr kurzes Stück einer solchen Schraube mit 3 bis 4 Windungen sich denken läßt. Auch minder in der Mechanik Bewanderte werden nun einsehen, wie man einem dergestalt construirten Rade den Namen „Schraube“ beilegen konnte; und auch ihre Wirkungsweise wird sich aus dieser Construction annähernd leicht begreifen lassen. Nimmt man wieder eine vollständige Schraube und dieselbe von einem festen, dichtanschließenden Körper umgeben an, so schraubt sie sich in bekannter Weise bei der Drehung um ihre Achse in letztere hinein oder heraus; das Schiff, mit dem die Achse der Schraube nach der Richtung ihrer Länge fest verbunden seyn soll, wird die gleiche Bewegung mit der nämlichen Geschwindigkeit mitmachen. In eine weiche Masse würde sich die Schraube auf ganz gleiche Weise hinein- oder herausschrauben, wenn sie dabei keinen bedeutenden Widerstand zu überwinden hätte; ist dieß der Fall, wird sie sich nur theilweise auf diese Art bewegen, theilweise aber über die weiche Masse selbst rückwärts stoßen oder vorwärts ziehen. Letztere Bewegung wird mit der Verschiebbar

keit der Theilchen der umgebenden Masse steigen, also bei dem flüssigen Zustande des Wassers am größten seyn. Im Wasser also wird die Schraube zwar einen Theil der Bewegung, die sie bei ihrer Umgebung durch einen festen Körper hatte, nach der Richtung ihrer Achse behalten; aber sie wird auch dem Wasser selbst eine bedeutende Geschwindigkeit nach der entgegengesetzten Richtung mittheilen, weil ihr dasselbe nicht in gleichem Maße wie ein fester Körper widerstehen kann. Jene der Schraube übrig bleibende Bewegung ist nun die nützliche auch dem Schiffe mitgetheilte Bewegung; die Kraft aber, welche das die Schraube umgebende Wasser bewegt, für den Zweck, den hier die Bewegung der Schraube erreichen soll, verloren, ein Opfer an Kraft. Man nennt diese unnütze, aber unvermeidliche Bewegung der Schraube ihren „Rücklauf", (etwa $^1/_3$ bis $^1/_4$ der ganzen Kraft), indem man sich etwa vorstellt, die Schraube bewege sich zuerst so, als ob sie von einem festen Körper umgeben wäre, werde aber dann wieder um einen Theil des zurückgelegten Weges durch eine entgegenwirkende Kraft zurückgestoßen. Das eben Gesagte paßt nun wieder in ganz gleicher Weise auf das zur Fortbewegung der Schiffe verwendete Flügelrad.

Man sieht leicht, daß zur vollständigen Einsicht in die Wirkungsweise der Schraube die Kenntniß der Kräfte nöthig seyn würde, mit welchen die Schraube auf Wasser und Schiff wirkt, und daß darnach auch die Construction der besten Schraube sich richten müßte. Dieses Gebiet aber gibt noch Gelegenheit zu mancherlei wissenschaftlichen Untersuchungen, und vorerst hat sich mehr nur die Praxis für die Gestalt und Dimension der Schraube maßgebende Bestimmungen gebildet, die wir hier übergehen. Die Zahl der Umdrehungen in einer bestimmten Zeit ist drei- bis fünfmal so groß wie die Schaufelräder bei gleich kräftigen Maschinen. Die Geschwindigkeit gut construirter Schraubenboote beträgt $3^1/_2$ bis 4, (jetzt auch wohl mehr), Wegstunden in der Zeitstunde. Die Maschinen für Schrauben müssen natürlich eine viel größere Umdrehungsgeschwindigkeit hervorbringen als die für Räder, haben daher mehr Schwierigkeiten und eine von den Dampfmaschinen der Räderschiffe manchfach abweichende Construction.

Die Hauptvortheile der Schrauben zum Treiben der Schiffe bestehen in einer zweckmäßigeren, regelmäßigeren Bewegung, bei welcher das unangenehme, aber auch dem Mechanismus der Räderschiffe so verderbliche Zittern und Schwanken wegfällt; bei der Schraube gibt es keine Seitenbewegungen, die Maschine hat einen stets gleichförmigen, nie einseitigen Widerstand zu überwinden. Daher kann auch ein Schraubenboot viel leichter als ein Räderboot zugleich Segel und Dampf in Anwendung bringen. Für Kriegsschiffe wird sich noch der besondere Vortheil ergeben, daß bei der Lage der Schraube selbst, sowie des größeren Theils der Maschine unter dem Wasserspiegel und ihre Zusammendrängung in einen möglichst beschränkten Raum, diese einer Beschädigung durch die feindlichen Kugeln bei weitem weniger ausgesetzt sein werden als die Räder und Maschinen der Räderschiffe, die außerdem das Schiff nicht unbedeutend verbreitern, schwerfälliger machen und einen sonst kostbaren Raum verschwenden lassen. Nur bei niedrigem Fahrwasser scheint das Schraubenschiff dem Räderschiff nachzustehen und ist daher von der Anwendung des erstern zur Kanalschifffahrt kaum mehr die Rede, während es bei tieferem oder stark bewegtem Wasser ohne Zweifel seine ausgezeichneten Wirkungen entwickelt und für einen ungemeinen Fortschritt im Seewesen zu halten ist. Ob ein in England schon in mehreren Formen patentirtes neues Princip, Schiffe zu treiben, (hydraulische Dampfschiffe; Bewegung durch Einsaugung und Austreibung des Wassers), der Schraube eine wirksame Concurrenz machen werde, muß abgewartet werden. Jedenfalls ist von dem einmal regen Erfindungsgeist und den ungemeinen Fortschritten auf diesem Gebiete noch manche Ueberraschung zu gewärtigen.

Dr. L.

Mannichfaltigkeiten.

(Bunsen über die protestantische Kirche.) Ritter Bunsen, der preußische Gesandte in London, bekanntlich eine protestantisch-theologische Autorität, sagt in seinem „Hippolytus" über die protestantische Kirche: „Unser bisheriges kirchliches Leben ist mit wenigen Ausnahmen eine Diktatur der Fürsten gewesen, ausgeübt von Ministerien, Konsistorien und andern Verwaltungsbehörden... Als dauerndes System gedacht, ruht sie, die deutsche Kirche, auf den einseitigen und unfreien Ansichten des siebzehnten Jahrhunderts, welches das Siegel der Unwahrheit und Sklaverei auf das große und begeisterte Werk des sechszehnten Jahrhunderts gedrückt hat. Nach diesen Ansichten hat der Fürst das Recht, die Kirche zu regieren, als Landesherr, und falls er evangelisch ist, als Oberbischof dazu, dessen Pflicht es sey, die Wahrheit zu erhalten. Mit andern Worten: Polizei und Cäsaropapismus sind die Grundelemente des bisherigen Kirchenregiments und Polizeidruck und Verfolgung seine unvermeidlichen Folgen. Es tödtet das kirchliche Leben" rc. Was sagen unsre Prälaten und Konsistorialkirchenmänner zu dieser Autorität?

(Napoleon und die Gelehrten.) In seinen Unterhaltungen auf St. Helena, wie sie seine Freunde aufgezeichnet und uns überliefert haben, liebte es Napoleon, sich auch als einen Augustus, als einen Gönner von Gelehrten und Dichtern, darzustellen, und einmal spricht er sogar, bei Gelegenheit eines Urtheils über eine Scene aus Corneille, davon, daß sich dieser Dichter zum Premier-Minister ganz geeignet hätte! Wie weit er jedoch als Kaiser von solchen romantischen Anwandlungen entfernt war, geht aus einer Aeußerung Napoleon's in einem seiner vertrauten Briefe an seinen Bruder Joseph hervor: „Ich betrachte", schreibt er ihm, „die Gelehrten und die Männer von Geist (hommes d'esprit) wie Koketten; man muß sie zuweilen sehen und sich mit ihnen unterhalten, aber man darf unter diesen nicht seine Frau und unter jenen nicht seine Minister wählen."

Wie gering die Dankbarkeit des Publikums gegen dramatische Künstler ist, beweist eine Nachricht aus Regensburg. In dieser Stadt lebt arm, verlassen und vergessen in einer Noth, die sie zwingt, um Almosen zu betteln, 74 Jahre alt, die Tochter Schikaneders, die in der Zauberflöte zuerst den ersten Genius gesungen hat. Es ist dieselbe, von der erzählt wird, sie habe in der genannten Rolle einmal im Takte gefehlt, sich aber gleich darauf zurecht gefunden, weßhalb Mozart ihr nach dem Akte hoch erfreut die Schultern klopfte und zu ihr sagte: „Bravo, Nannerl, bravo! Aus Dir kann was werden!" Und wirklich ist eine vortreffliche Sängerin und jetzt eine arme alte Frau aus ihr geworden! Ihr Mann, Namens Eikhof, früher ein tüchtiger Künstler, liegt jetzt, 77 Jahre alt, an einem unheilbaren Uebel schwer darnieder. Und bei all diesem Elend haben die alten Leute oftmals kein warmes Stübchen und nichts zu essen!

(Passau, 2. Mai.) Herr Pfarrer Martin in Fürstenzell, vormals Lycealprofessor in Passau, ist gestern früh 2 Uhr verschieden. Derselbe war in früherer Zeit auch Lehrer des gegenwärtigen Kaisers Napoleon in Augsburg.

Die Freib. Zeitg. schreibt unterm 5. Mai: Wie fruchtbar die gegenwärtige Witterung ist, möge aus dem Umstande ersehen werden, daß uns ein Büschelchen reifer Erdbeeren gebracht wird, die im Gundelfinger Rebberge gestern Nachmittags gepflückt worden sind. Sie schmecken süß und gewürzig.

(Petersburg, im April.) Vor einiger Zeit ist ein Ukas erschienen, welcher bestimmt, daß alle im Innern des Reiches reisende Juden mit Pässen versehen seyn müssen. Wird von Jemand ein Jude ohne Paß angetroffen, so kann derselbe angehalten werden und muß auf Wunsch des Denuncianten für ihn oder einen nahen Verwandten desselben in der Armee dienen. Eine Folge dieses Ukases ist eine allgemeine Hetzjagd auf paßlose Juden, und es soll häufig vorkommen, daß Juden ihrer Päße beraubt werden, um dann als Uebertreter des Gesetzes der Armee eingereiht zu werden.

Seit dem 1. d. M. ist, Seitens der Sittenpolizei, in sämmtlichen bayrischen Bierlokalen in Berlin die weibliche Bedienung aufgehoben.

(Ulm, 2. Mai.) Hr. R. C. Handschuh hat für seine Liasschiefergaserfindung von dem Kaiser von Oesterreich ein Einführungspatent für sämmtliche vereinigte österr. Staaten auf die Dauer von zwei Jahren erhalten.

Korrespondenz.

Leipzig, 22. April.

(Schluß.)

Zum bevorstehenden Herbste tritt, dem Vernehmen nach, ein bedeutender Personenwechsel an unserer Oper ein, indem uns die beliebtesten und ersten Mitglieder derselben verlassen. Es sind dieß Fräulein Mayer und die Herren Wiedermann, Brassin und Schott. Der Letztere soll einen sehr vortheilhaften Ruf an die Hofbühne zu Hannover erhalten haben, wozu wir dem tüchtigen, stimmbegabten Sänger aufrichtig Glück wünschen. Ueber die neuen Ersatzkräfte der genannten Künstler, welche in der letzten Zeit ihre Probevorstellungen beginnen werden, soll seiner Zeit berichtet werden. Man will wissen, daß die Direktion bei dem angedeuteten Personenwechsel hauptsächlich Ersparnisse ins Auge gefaßt hat, jedoch möchte ihr nichts destoweniger zu rathen seyn, diesem an sich verständigen Verfahren nicht blind zu folgen, sondern bei Engagement neuer Opernmitglieder vorsichtig zu Werke zu gehen und genau zu prüfen, ob mit Stimme und künstlerischer Befähigung auch gleichzeitig ein entsprechendes Repertoir verbunden ist. Denn müßten z. B. die jetzt beliebten Repertoir-Opern, wie Templer und Jüdin, Robert der Teufel, Tannhäuser, Hugenotten, Tell, Vampyr u. A. erst ganz oder theilweise neu einstudiert werden, so würde das Ersparungssystem sehr wesentliche Nachtheile herbeiführen, und das Publikum in seiner Erwartung auf Aufführung großer Opern sich arg getäuscht sehen.

Am 18. April wurde ein dramatisches Erstlingswerk des hier lebenden jungen Schriftstellers Robert Gieseke, betitelt Johannes Rathenow, ein Bürgermeister von Berlin, historisches Trauerspiel in fünf Akten, unter vielen Freundlichkeitsbezeigungen auf hiesiger Bühne aufgeführt. Der Dichter, der zum ersten Male das dramatische Feld betritt, verräth auch auf diesem Geist und Talent; die Charaktere sind meistens gut gezeichnet, nur leidet das Ganze an zu vielen Längen und an Ausdehnung mancher Scenen. Das Publikum nahm, wie schon erwähnt, das Stück beifällig auf, und wir glauben auch, daß der Dichter in diesem Fache einst noch Ausgezeichnetes leisten wird. Die Aufführung war, einige kleine Unebenheiten in den Volksscenen abgerechnet, im Ganzen gut. Herr Regisseur Rudolph, welcher in Karlsruhe auf Engagement gastirte, scheint nunmehr für die hiesige Bühne wieder gewonnen zu seyn.

Wir können unsern Bericht nicht schließen, ohne eines Uebels zu erwähnen, das sich, wahrscheinlich in Folge der häufigen Gastspiele, seit einiger Zeit bei uns eingenistet hat. Dieß Uebel ist kein anderes als eine Claqueur-Gesellschaft, die in unserem Theatre in sehr auffallender Weise den Ton angibt und dadurch dem ruhigen und unparteiischen Zuschauer jeden Genuß verkümmert und den Theaterbesuch verleidet. Das Treiben einer solchen Clique kann der Kunst nur nachtheilig seyn, und alle Künstler und Künstlerinnen, die sich durch solche Unterstützung Ruf zu erwerben gedenken, sind zu bedauern. Mit dieser Clique Hand in Hand geht die nicht ganz unpartheiische Kritik eines hiesigen Lokalblattes, das freilich auf einen besonderen literarischen Werth keine Ansprüche zu machen berechtigt ist. Dasselbe verunglimpft entweder die besten Leistungen beliebter hiesiger Bühnenmitglieder oder übergeht sie mit Stillschweigen, während es oft die mittelmäßigsten Productionen gewisser Gäste, besonders im Fache der Oper, mit überschwenglichem Lobe überschüttet. Die wahren Freunde und Kenner der Kunst lächeln natürlich über solche Plumpheit!

Vom Scharfenstein, im Herzogthum Nassau, im Mai.

Bei den dieser Tage im unteren Rheingau abgehaltenen Weinversteigerungen wurde ein über alles Erwarten günstiges Resultat erzielt. Die feinen Weine, die zur Versteigerung ausgeboten wurden und die zahlreichen Kaufliebhaber trieben die Gebote auf eine nicht geahnte Höhe, und besonders machte sich die Steigerungslust bei den Johannisberger Schloßweinen geltend. Es stellte sich hierbei wieder die Thatsache vor Augen, daß größere Weinproducenten immer und besonders bei Versteigerungen großen Vortheil vor kleineren Gutsbesitzern voraushaben. Denn es lagen einige Proben vor, die man besser bei Privaten findet, die aber nie den Preis bekommen werden, den jene erhielten. Was ist wohl die Ursache zu diesem schnellen Steigen der Weinpreise? Die für jetzt wenigstens ruhigere (?) Zeit; der wenige Ankauf von Weinen seit dem Herbst; der starke Versandt von Weinen und auch der neulich eingetretene Frost, der allenthalben dem Weinstock großen Schaden verursachte. Auch in hiesiger Gegend, diesseits und jenseits des Rheins, litt der Weinstock nicht unbeträchtlich; mehr oder weniger in den einzelnen Gemarkungen, besonders stark aber in Lorch, Lorchhausen und Caub.

Aus dem Odenwald, im April.

Von bischöflicher Seite wird jetzt dem katholischen Schulwesen eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und zwar hauptsächlich in so ferne, als dabei das Verhältniß der Schule zur Gemeinde und zum Staate in Betrachtung kommt. Wir vernehmen in dieser Beziehung, daß den katholischen Geistlichen hiesiger Gegend, welche zur Diöcese Mainz gehört, von dem Herrn Bischof unlängst die Weisung zugegangen sey, sich berichtlich zu äußern: über den Besuch der Schule, über den Beitrag der Kirchenkasse zu deren Unterhaltung, über den Beitrag aus der Gemeindekasse, über den Zuschuß aus der Staatskasse, über die zahlungsunfähigen Schüler, und endlich über die Lehrer. Aus Allem dem glaubt man schließen zu dürfen, daß die katholische Schule in engere Abhängigkeit von dem Episcopat, ja vielleicht ganz unter seine Leitung gebracht werden soll. Ist es dem Herrn Bischof von Ketteler nur zu gut geglückt, die katholisch-theologische Facultät zu Gießen in Unthätigkeit zu versetzen, so dürfte es ihm auch gelingen, etwaigen Schulreformen der angedeuteten Art Anerkennung und Geltung zu verschaffen. — Aller Augen sind jetzt auf Baden gerichtet, und wenn die Regierung dieses Bundesstaats dem herrschsüchtigen Episcopat gegenüber fest bleibt und in ihren Rechten sich nichts vergibt, so werden die Anmaßungen des Ultramontanismus bald ihr Ende finden, und diejenigen Bischöfe, welche Rom und das canonische Recht über Alles setzen, in die gebührenden Schranken geistlicher Wirksamkeit zurückgewiesen werden.

(Berichtigungen.) In der gestrigen Kunstnotiz lese man Zeile 5 statt Sängerinnen: Sängervereine; Z. 7 statt den Strom: der Krone; und Z. 8 statt Laus: Saus.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 10. Mai. Der Freischütz, romantische Oper in 4 Akten, Musik von C. M. v. Weber.

Donnerstag, 11. Mai. Kabale und Liebe, bürgerliches Trauerspiel in 5 Akten von Schiller. (Gastrollen) Luise Miller: Fräul. Claus. Lady Milfort: Fräul. Haase.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. - Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammerau.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 113. | Donnerstag, den 11. Mai | 1854.

Jose Maria.

(Nach dem Spanischen von A. Marckhoff.)

Es ist eine bekannte Sache, daß die spanischen Räuber, welche ohne Furcht das offene Feld halten wie die Kalmücken und Baschkiren, auf die heimlichen Diebe in den Städten mit Verachtung herabsehen.

Eben so hegen die italienischen Räuber in den Apenninen dieselbe Verachtung gegen die verworfene Bevölkerung des Retegno, welche von dem Raube lebt, welchen ihr die verlornen Kinder verschaffen, die sie in alle größern Städte jenseits der Alpen schleudert.

Ein Straßenräuber fängt gewöhnlich damit an, das Schmuggelhandwerk zu treiben. Sein nach seinem Begriffe unschuldigee Handel wird durch die Ronda gestört. In das Alternative, zu sechs Jahren présidios (Galeeren) verdammt zu werden oder schnell sich ein Vermögen zu erwerben, passiet es ihm zuweilen, daß er den Zollwächtern, welche zu eifrig iheer Pflicht nachkommen, eine Kugel ins Gehirn jagt, aber zuletzt unteeliegt er doch fast immer und verliert seine Maulthiere und ihee Ladung. In den Augen des Schmugglers und von Siebenachteln dee Bevölkerung, welche von seiner Geschicklichkeit Nutzen zieht, ist diese Konfiskation ein Raub, der Repressalien erfoedert. Es ist eine schreiende Ungerechtigkeit, einen Mann zu beunruhigen, welcher weit billiger als die Regierung puros (Cigarren) aus der Havannah den Männern verkauft, und den Frauen Seidenzeuge und Baumwollenwaaren aus den Fabeiken Englands heimlich zusteckt.

Von den Zollwächtern ruinirt, geräth dee Schmuggler, welcher mehr Geschick hat zum tomar el sol (Sonnenschein zu genießen), als eine regelmäßige Arbeit zu betreiben, ins Elend. Verzweiflung ergreift ihn und dringt ihn auf ungesetzliche Wege. Fragt man, was aus Don Pacifico geworden, welchee der Stolz der tertulias (Gesellschaften) bildete, und den seine Verdienste werth machten, zum Alkaden gewählt zu weeden: „Ach!“ antwortet eine mitleidige Frauenstimme, man hat ihn genöthigt, sich in die Berge zu werfen! Armer jungee Mann! Gott beschütze ihn! . .“

Wenn die Mikelets (Soldaten) einen Ladron verfolgen, so können sie überzeugt seyn, daß die Wünsche des Volkes zu Gunsten des Diebes sind. Triumphirt er, so wird man den Strick, womit er gefangen werden sollte, als ex-voto zum heil. Nicolaus tragen; unterliegt er, so ist ee ein Mäetyrer, für den sich die Pforten des Paeadieses öffnen.

Diese Denkweise ist übrigens Spanien nicht allein eigen. Italien theilt sie. In Calabrien, wo die Räuber sich rühmen, bis zu sechzig Morde zu begehen und sich aus den Zähnen der Schlachtepfer einen Rosenkranz machen, empfindet das Volk durchaus keine Abneigung gegen sie. Warum sollte es sie verfluchen? Sie vergießen das Blut der Menschen und beten die Heiligen an. Mag man Paskal Bruno oder Garibaldi heißen, in den Augen des Volkes ist Dee, welchee sich bewaffnet in die Maremmes oder Maquis wirft, ein stolzer Geist, welcher der geistlichen und despotischen Herrschaft sich nicht beugen will. Der ruhige Landmann, welcher im Schweiße seines Angesichtes sein Leben fristet, der unermüdliche Handwerkee, welcher nur mit Mühe sein bischen Brod gewinnt, billigen von Herzen die Unternehmungen der Malandrini, und betrachten sie als Leute, welche den Unterdrücker der Armuth in Schach halten. Auf einer meiner Reisen, welche ich in Italien machte, erinnere ich mich, in dem Kerker von Civita-Vecchia den berühmten Räuber Gasparone gesehen zu haben. Als ich meine Zufriedenheit über die Gefangennahme eines Bösewichts ausdrückte, welcher den Reisenden nue so lange respectiete, als ein guter Karabiner ihn eespectabel machte, antwortete mie einer von den Wärtern, es sey doch Schade, einen tapfern Mann, welcher an die großen Thaten der alten Condottieri eeinnere, in Unthätigkeit sterben zu lassen.

Zu verschiedenen Zeiten ist die spanische Regierung darauf bedacht gewesen, die Räuber auszuentten und die Landstraßen, welche nur zu iheem Nutzen gebaut zu seyn scheinen, davon zu befreien; aber in einem so gebirgigen und von schlechten Wegen duechschnittenen Lande konnte ihee gänzliche Ausrottung nie gelingen. Kaum ist es einem Generalkapitän gelungen, eine Bande zu zerstreuen und sie aus seiner Provinz zu verjagen, als eine andere, weit zahlreicher, sich in den angränzenden Distrikten bildet.

Kommen wir jetzt auf die Person, von der einen Theil des Lebens zu schildern wie unternommen haben.

Das Voebild des andalusischen Räubers, dee Prototypus der Helden dee Landstraße, dee Kreuzwege und des Geoirges, der würdige Eebe des famosen Roque Quinae, den Ceevantes in seinem „Don Quixote“ unsterblich gemacht, ist unstreitig Jose Maria, mit dem Zunamen El Trempanito (der Frühzeitige). Obgleich er heutzutage anfängt, ein wenig in Vergessenheit zu gerathen, so ist er noch der Mann, von dem man am meisten von Madeid bis Sevilla und von Sevilla bis Malaga redet. Ee wurde, ich weiß nicht wo, gegen Ende des letzten Jahrhunderts oder zu Anfange dieses geboeen. Seine Eltern bestimmten ihn füe die Kirche und ließen ihn auf der Universität von Geanada Theologie studiren; abee sein Beruf zog ihn nach anderer Richtung und seine Neigungen machten dem Harem dee Alhambra mehr Ehre, als der Sakristei der Kathedrale. In ein Fräulein aus einem der ersten Häuser verliebt, welche ihm hinter den Falten ihees Fächers Hoffnung gegeben, begnügte er sich nicht damit, sie auf

der Alameda (Promenade) oder auf dem Mirador (Balkon) ihres Hauses zu sehen, sondern drang eines Nacht in ihre Wohnung, um sie zu entführen. Die Duegna, welche über die Tugend der Nina wachen sollte, war gewonnen, Dank den Duros, welche man ihr gab; aber ein Diener, werth, dem Grafen Julian zu dienen, blieb treu, und trat als Hüter des Herzens von seines Herrn Tochter auf. Er ward von Jose Maria angegriffen und verwundet, welcher in seinem Zorne vor keinem Hindernisse wich. Dieser Vorfall machte großes Aufsehen; der Vater des jungen Mädchens, welcher die Ehre seines Hauses dadurch zu rächen glaubte, daß er seine Schande ausposaunte, stieß in die Lärmtrompete und brachte den Alkaden und die Alguazils auf die Beine. Ein Criminalprozeß ward eingeleitet. Der angehende Cortejo war genöthigt, das Vaterland zu verlassen und floh nach Gibraltar. Dort fand er Asyl und Schutz, doch da das Geld ihm mangelte und er nicht wie ein Jude oder ein Gitano auf Credit eine Bude eröffnen wollte, so unterhandelte er mit einem englischen Kaufmanne, um verbotene Waaren nach Andalusien zu schmuggeln. Er ward, wie das sehr oft geschieht, von einem Kameraden verrathen, auf welchen er sehr viel hielt und dem er sein Vorhaben anvertraut hatte. Die Zollwächter, von diesem falschen Pylades über den Weg unterrichtet, den Jose Maria nehmen mußte, legten sich auf die Lauer und ergriffen alle seine Maulthiere. Er selbst war nahe daran, in die Hände der unerbittlichen Gränzwächter zu fallen, und verdankte seine Rettung nur seinem Muthe und dem Schrecken, welchen er ihnen einflößte. In dem hartnäckigen Kampfe nämlich, den er mit ihnen bestand, tödtete und verwundete er mehrere. Nach diesem Vorfalle, ins Elend gestürzt, schraubte er seinen Geist auf die Tortur, um ausfindig zu machen, wie er sich ernähren sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Proselytenthum der russischen Kirche.

Unter der Rubrik „Thatsachen und Actenstücke" enthält die „Wiener Kirchenzeitung" abermals einige Enthüllungen über die Art und Weise, wie die orthodoxe Kirche in Rußland Proselyten macht. Es heißt daselbst: Es gab eigene Spione, welche an die Gouvernements Berichte und Listen von Leuten abgaben, welche innerlich katholisch gesinnt waren und gegen diese wurde bisweilen ein Verfahren eingeleitet, welches die spanische Inquisition (selbst wenn die übertriebenen Schilderungen dieses einstigen Staatsinstituts, gegen welches die Päpste immerfort protestirten, wahr wären) ziemlich hinter sich ließ. Daß Viele Opfer des Hungers, der Schläge, der grausamen Behandlung wurden, ist constatirt. Die katholischen Bewohner von Worodzkow wurden vom Gouverneur und seinen Satelliten mit Peitschenhieben gezwungen, nachdem man sie von Haus und Hof geschleppt, eine freiwillige Bittschrift, die schon vorbereitet dalag, zu unterschreiben, in welcher die Bitte und Sehnsucht ausgesprochen war: man möge sie in die orthodox-russische Kirche aufnehmen. Wer nicht schreiben konnte, dessen Namen mußte von seinem schreibkundigen Nachbar unterfertigt werden. — Wer nach diesem freiwilligen Act noch katholisch bleiben wollte und nur im mindesten dahin sich äußerte, wurde als Staatsverbrecher behandelt. So wie hier zu Worodzkow ging es auch an hundert andern Orten. So wurde die freiwillige Bittschrift zu Stande gebracht — mit Knutenhieben bis zur Blutvergießung! Die unglücklichen Bittsteller schleppte man zu solchen Operationen 15 bis 20 Werst von ihrer Heimath weg. — Viele, die standhaft ihre Unterschrift verweigerten, wurden von den russischen Popen gräulich und auf die gemeinste Weise behandelt und verflucht, man schlug sie in Eisen und Bande, sperrte sie in kalte ungeheitzte Kerker, ließ sie bis zur Verzweiflung hungern, warf sie in Badwannen mit eiskaltem, mit stinkenden Stickstoffen vermengten Wasser, schlug sie henkermäßig, unbarmherzig, so daß Viele endlich, um der Qualen enthoben zu seyn, unterschrieben mit eben so blutendem Herzen als bluttriefenden Händen. — Viele erlagen der schmählichen Behandlung, wie sie im Zeitalter Diocletians zu Rom an den Christen nicht viel ärger verübt wurde; der Pope Stratanowitsch führte den Schlachtopfern aus dem Clerus die fieberhaft zitternden Hände bei der Unterschrift, wie ein weltlicher Beamter Wamajintisch Zokalinski dasselbe Liebesgeschäft an den andern Unglücklichen vollzog. Die wenigsten wußten aus Hunger, Schwäche, Elend und Ohnmacht mehr, was mit ihnen vorging, als man ihnen die Hände führte, sie waren willenlose Werkzeuge der Mißhandlung und Gewalt geworden. So sahen in der Regel die freiwilligen Bitten um Aufnahme in die russische Kirche aus. — Aus einer Menge von Actenstücken mit Orts- und Personennamen geht folgende Bekehrungsweise im Jahre 1841 hervor: Militärbehörden und russische Popen erschienen in katholischen Dörfern, riefen die katholischen Bauern und den umliegenden Landadel zusammen, erklärten ihnen, sie müssen in die russische Kirche übertreten, — und warfen jene, die sich weigerten, in den Kerker; zuerst unterschrieb dann ein elendes Subject gegen verheißene Belohnung für alle übrigen, die gar nichts davon wußten, die aber, wenn sie sich nach diesen Geschichten als Katholiken geriren wollten, — als Staatsverbrecher behandelt wurden. Commentare, Erklärungen brauchen diese Thatsachen nicht; sie setzen sich schon von selbst ins rechte Licht.

Das „Salzburger Kirchenblatt" enthält über die Verfolgung der Katholiken in Rußland einen langen Artikel voll der haarsträubendsten Thatsachen, die unglaublich klingen würden, wären sie nicht genau mit solchen Daten versehen, die sie als unzweifelhaft erscheinen lassen. Wir entnehmen dieser Schilderung katholischen Märtyrerthums in Rußland, desselben Rußland, das die „geknechteten" Christen des Orients vom türkischen Joche befreien und unter seine Obhut nehmen will, nur einen kleinen Theil. Er handelt vom R a u b e k a t h o l i s c h e r K i n d e r. Das erwähnte Blatt sagt darüber: Schon im Jahre 1832 war Befehl dazu gegeben; er wurde im Jahre 1833 ausgeführt. Die russischen Behörden schlugen in dieser Beziehung folgenden Weg ein: Man ließ in der Stadt Warschau und in den Provinzen bekannt machen, alle Diejenigen, welche eine Unterstützung für ihre Kinder bedürften, sollten erscheinen und ihre Namen einzeichnen. Eine große Menge stellte sich bei den Behörden und meldete die Zahl ihrer Kinder an. Alle diese nun, hieß es, wolle der Kaiser versorgen. Die Kinder wurden sodann den Eltern genommen, in eine Art von Soldatenkleidung gesteckt, die man in dreifacher Größe für Knaben von 7 bis 16 Jahren hatte anfertigen lassen und dann abgeführt, um in den Militärcolonien untergebracht zu werden. Bis zum 5. Mai 1833 waren bereits vier solcher Kindertransporte, jeder zu 150, aus Warschau heimlich abgesandt; am 17. Mai ging der fünfte Transport, bestehend aus über 20 mit Kindern bepackten Wagen ab. Der Anblick dieser Scene war herzzerreißend. Man umeingte die Wagen. Wer nur irgend etwas von Nahrungsmitteln, Geld ꝛc. hatte, legte es in die Wagen und reichte es den unschuldigen Wesen. Die Mütter warfen sich unter die Räder, um in Verzweiflung über den Verlust ihrer Kinder die Wagen aufzuhalten. Den Soldaten und Unteroffizieren der Armee wurden sämmtliche Söhne genommen. Am 19. Mai nahm man sämmtliche Knaben aus der Pfarrschule fort, dann die aus der Schule der Missionäre, so wie aus den Bezirksschulen. Bis an die Gränze des Königreichs wurden die Kinder gefahren, dann mußten sie gehen. Von den ersten 450 Kindern kamen kaum 115 nach Robrojet; die übrigen waren theils um

gekommen, theils in den russischen Spitäleen zurückgeblieben. Noch trauriger soll es den Kindern gegangen seyn, welche aus Litthauen, Volhynien, Podolien und der Ukraine fortgeschleppt wurden. Man fand an den Straßen nach Sibirien eine Menge zusammengekrümmter, kleiner menschlicher Leichname, welche die Escorte wegen Schwäche und Krankheit nicht weiter hatte fortbringen können und deßhalb am Wege ausgesetzt hatte!!

Mannichfaltigkeiten.

(Neuwied, 6. Mai.) Heute Vormittag entfaltete sich an unserem Rheinufer eine Scene, von welcher uns Augenzeugen nur mit thränenden Augen zu erzählen vermögen. Eine große Anzahl Auswanderer aus dem Amte Selters stand nämlich im Begriff, das Dampfboot zu besteigen, als sich plötzlich die Kunde verbreitete, daß eine Familie ihr circa dreijähriges Kind wegen mangelnder Ueberfahrtskosten zurücklassen müsse. Alle Bitten, sowohl von Seiten der jammernden Eltern als auch der Umstehenden, den begleitenden nassauischen Auswanderungs-Agenten zum Nachgeben zu bewegen und das Kind auf's Schiff zu lassen, waren fruchtlos; näher und näher rückte der rauchende Dampfer seiner Abfahrtszeit, immer herzzerreißender ward der Anblick der mit erhobenen Händen zum Himmel flehenden Eltern, besonders der in Thränen zerfließenden Mutter, mit einem Säugling an der Brust, die sich nicht entschließen konnte, vielleicht für immer sich auf solche Weise von ihrem theuern Kinde zu trennen, — da faßten einige der Umstehenden den Entschluß, sofort eine Geldsammlung zu veranstalten, und der Himmel verlieh der edlen That seinen Beistand. Jeder, der sich in der Nähe vorfand, Alt und Jung, Arm und Reich spendete nach Kräften, und in wenigen Minuten war die volle Ueberfahrtssumme von 27 Thlrn. für den armen Kleinen zur unbeschreiblichen Freude der armen Eltern und aller gerührter Anwesenden zusammengebracht.

In London ist bereits eine Denkmünze auf das englisch-französische Bündniß geschlagen worden. Auf der Hauptseite der Medaille ist ein englischer und ein französischer Grenadier nebst Fahnen beider Nationen mit der Inschrift dargestellt: "The holy Alliance 1854"; auf der Rückseite steht: „England and France united to defent the oppressed and avenge insulted Europe."

Bei einem Feldgottesdienst in Neu-Ulm begann der Pfarrer R. aus P. seine Predigt mit dem malerischen Bild: „Wie eine grüne Laube, meine Andächtigen, so wölbt sich der blaue Himmel über uns ꝛc.!"

Die Klopfgeister- und Tischrückereien hatten die Ehre, im Senat zu Washington am 17. April zur Sprache zu kommen und eine längere Debatte hervorzurufen. Es war nämlich eine Petition mit 15,000 Unterschriften eingelaufen, welche den Senat aufforderte, eine Kommission einzusetzen, welche den Gegenstand einer gründlichen Untersuchung zu unterziehen habe.

Der amerikanische Dampfer Golden Age hat die Reise von Liverpool nach Australien in dem kurzen Zeitraum von 61 Tagen zurückgelegt, zehn Tage mit einbegriffen, während deren er am Vorgebirge der guten Hoffnung vor Anker lag. Es ist dieß die raschste Ueberfahrt von England nach Australien, welche bis jetzt stattgefunden.

Die neuen Erfindungen verändern die See-Manövers um ein Bedeutendes. In Bezug auf die englische und französische Ostsee-Flotte bemerkt, jenem Gedanken folgend, der „Constitutionnel": „Heutzutage besitzt ein Linienschiff von 90 Kanonen doppelt so viel Gewalt, als eins von 100 Kanonen im letzten Seekrieg. Das Schiff von 104 Kanonen, das Nelson bei der Schlacht von Trafalgar trug, war mit 32-, 18- und 12-Pfündern bewaffnet und entsandte mit jeder Salve 1000 Pfund Eisen. Heutzutage trägt ein englisches Linienschiff von 90 Kanonen 68- und 32-Pfünder und entsendet, obschon 14 Kanonen weniger tragend, mit jeder Salve 1000 Pfund Eisen mehr. — Die Schraube vermehrt diese schon furchtbare Kraft noch bedeutend, indem sie dieselbe vervielfältigt. Als die Schiffe sich nur mit Hülfe der Segel bewegen konnten, hingen sie gänzlich von der Laune des Windes ab. Es war unmöglich, mit der enormen Masse eines Dreideckers ganz genau zu machen, was man wollte; nur selten konnte man ihn streng in die Entfernung und an den Punkt bringen, wo sich die volle Wirkung seiner Artillerie beweisen konnte, und es war schwer, die Salven der beiden Seiten des Schiffs hintereinander mit der wünschenswerthen Schnelligkeit auf einen und denselben Punkt abzufeuern. Durch die Schraube verschwinden alle diese Schwierigkeiten; man stellt sich genau dahin, wo man will, man bewegt sich leicht nach allen Richtungen hin und im kleinsten Raum. Durch diese bewundernswerthe Erfindung wird die Wirkung der Artillerie verdoppelt. Die Kriegsereignisse werden allerdings auch die Schattenseiten der Schraube aufdecken; aber sie verleiht doch den Schiffen eine Gewalt, die man beim letzten Krieg noch nicht kannte."

In London hat sich jetzt eine gefährliche Gesellschaft von Betrügern gebildet, auf welche die Gewerbtreibenden ihre Aufmerksamkeit zu richten haben dürften. Die flüchtigen Bankerutiers, welche sich so häufig jetzt nach England begeben, nehmen nämlich dort englische Namen und Firmen an, lassen sich prahlerische Affichen und Correspondenz-Formulare anfertigen, und bestellen nun von England aus auf dem Continent bedeutende Waarensendungen, für welche sie, gleich nach dem Eingange, umgehend Zahlung versprechen. Zuweilen schicken sie auch Wechsel zur Zahlung ein, welche sie auf prahlerischen Blanquets der eine auf den andern ziehen. Wenn in solcher Weise erst die Waare abgesendet ist, so ist sie auch verloren, denn eine Zahlung erfolgt niemals, und die Waare wird sofort nach dem Empfange von dem betreffenden Schwindler verschleudert. Einige Personen sollen in solcher Weise schon große Massen von Waaren nach London bezogen haben, und kann das Publikum bei solchen Bestellungen nicht vorsichtig genug seyn.

Dem Solothurner Landb. wird von Bern geschrieben: „Ein Fräulein von Oberhofen, das eine ihr mißbeliebige eheliche Verbindung eingehen sollte, wurde auf dem Straßenpflaster als eine verstümmelte Leiche aufgehoben; während die Einen sagen, sie sey aus der Mägdekammer, wo sie die Fenster gesäubert, heruntergefallen, behauptet die größere Mehrzahl fest, sie sey freiwillig hinuntergesprungen, sey es aus Schwermuth, sey es aus Ueberdruß gegen eine mißbeliebige Ehe."

(Rabeberg, 6. Mai.) Gestern früh wurden wir durch eine Explosion in Schrecken gesetzt, welche, einem Erdbeben gleich, die Häuser in der Stadt erschüttern machte. Alsbald ergab es sich, daß das ungefähr 400 Schritt von der Stadt entfernte Pulverhaus in die Luft gegangen war. Leider kostete die Explosion ein Menschenleben.

Telegraph auf dem Rigi. Das „Luzerner Tagblatt“ berichtet, Herr Segesser, Besitzer des Gasthofes auf Rigikaltbad, stehe mit der Telegraphenverwaltung in Unterhandlung über Herstellung einer telegraphischen Verbindung zwischen Luzern und Rigi-Kaltbad über Arth. Hr. Segesser stellt die Lokalitäten unentgeltlich zur Verfügung.

F. W. Delkeskamp's kleines Rhein-Panorama von Mainz bis Köln.

(Zu haben beim Verfasser und in allen Kunst- und Buchhandlungen. Preis 1 fl. 21 kr.)

Die Zeit der Ausflüge hat wieder begonnen und schon seit der Blumenausstellung in Biebrich führen die Dampfboote tagtäglich Hunderte von Wanderlustigen Strom auf und Strom ab an den herrlichen Ufern unseres Rhein hin. Da bietet denn zu freundlichem Gruß unser unermüdlicher Panoramenmeister Delkeskamp den heitern Wanderern eine neue Frucht seines Winterfleißes, zwar nur eine leichte Erholungsarbeit neben seinem rasch fortschreitenden unvergleichlichen großen Panorama der Alpen, aber doch bis ins Kleinste hinein erkennbar als das Werk eines Meisters. Es soll dieses kleine Rheinpanorama besonders Denen dienen, die auf kürzeren Ausflügen ohne Beschwerde einen treuen Führer und wohlfeilen Gesellschafter mit sich nehmen wollen. Es gibt auf kleinem Raume, in äußerst zierlicher Ausführung ein malerisches Bild von der schönsten und reichsten Strecke des Rheines und der beigefügte Text enthält das Wesentlichste, was ein Wegweiser darbieten kann. Daß das Bild bis in die Einzelheiten der Wege, Felder und Häuser hinein neben den ästhetischen Anforderungen auch denen der genauesten Topographie genügt, würde der Name des Künstlers schon verbürgen, wenn wir es auch nicht aus sorgfältiger Vergleichung mit dem größeren Panorama bestätigen könnten. Wir dürfen daher auch dieses neueste Panorama, das sich auch durch seine Wohlfeilheit auszeichnet, Jedermann auf's Beste empfehlen und wünschen ihm eine gleiche Verbreitung, wie sie das größere Rheinpanorama, das nun von Basel bis zur Mündung fortgeführt ist und als Ganzes, sowie in einzelnen Abtheilungen verkauft wird, schon seit zwanzig Jahren auf dem ganzen Continente gefunden hat. Ueber den Fortgang des Panoramas der Alpen, das den prachtvollen Hintergrund des Rheinthales bildet, werden wir nächstens berichten; wir freuen uns, dieses kolossale Werk jetzt schon in seinen großartigsten Parthien, der ganzen Alpenkette vom Genfer See bis nach Chur mit allen Vorländern, als vollendet ankündigen zu können.

Naturwissenschaftliche Neuigkeiten.

C. Vogt's „**Physiologische Briefe**“, deren hohe Bedeutung von Freund und Feind längst anerkannt ist, sind bei Ricker in Gießen in einer neuen verbesserten und sehr reich ausgestatteten Ausgabe (mit Abb.) erschienen. Die beiden ersten Lieferungen umfassen das vegetative und das animalische Leben bis zur Sprache; für die bald erscheinende dritte sind noch neue Abbildungen in Arbeit. Der Verfasser erfüllt das Grundgesetz aller Forschung: ohne Voraussetzungen und in möglichst ununterbrochener Schlußfolge vorzuschreiten, in vollem Maße. Gegen die Riesenkraft dieser Folgerichtigkeit sollten nur gleichbewaffnete Bekenner des selben Grundgesetzes ankämpfen, keine Dilettanten mit „seelenfreundlichen“ Sentimentchen, wie der Freiherr v. Tirneg, oder mit faden Witzeleien, wie z. B. ein Briefschreiber an Ule in den Bl. für lit. Unt., oder mit drolligen Machtsprüchen, welche die Unbeweglichkeit der Welt decretiren und ihr eine gespenstige Lokomotive vorspannen, wie u. A. Piancini und sein Recensent in der „D. Volksh.“ Der „Materialismus“, welchen ein abwelkendes Geschlecht der reinen Naturforschung vorwirft, ist vielmehr die höchste Vergeistigung der ganzen Welt und lehrt den allgegenwärtigen Gott statt der Einzelgötter. Vogt spricht hier seine Verehrung der in allem Lebendigen geoffenbarten Weisheit und Schöpferkunst mit Wärme aus. Es versteht sich, daß er diese Wunder nicht von Anno 1 datirt; ebenso, daß er oft die Unzulänglichkeit der Wissenschaft bis heute eingesteht, wo deren Antiquare die gordischen Knoten durch eine irgends präparierte „Lebenskraft“ lösen wollen. Ein Anderes ist es, wenn von wirklich wissenschaftlichem Standpunkte aus Bedenken gegen wichtige Sätze erhoben werden, wie zum Beispiel gegen die von Vogt angenommene ausschließliche Stellung der Reflexion und des Willens in das Gehirn. Unser Raum gestattet uns nur noch, zu bemerken, daß das Buch in überaus deutlichem Style geschrieben ist und mitunter auch praktische Lebensfragen sowie manche Tageserscheinungen (Magnetismus, wandernde Tische u. dgl.) bespricht. — Unter dem eigenthümlichen Titel: „Das **Wachsen der Steine**“ (mit Abb., Darmstadt, Jonghaus) hat R. Ludwig einen sehr empfehlenswerthen „Beitrag zur Erforschung des Zusammenhanges der Dinge“ geliefert. Stoffe und Stoffwechsel des Erdkörpers in ihrer Wechselwirkung unter einander, wie mit Wasser und Luft, Pflanzen und Thieren, sind die Gegenstände des lehrreichen Buches, welches auch dem allgemein Gebildeten zugänglich ist. Die starren Gesteine und Erden erscheinen hier als belebte Körper, deren Saft und Blut gleichsam das „allgegenwärtige“ Wasser bildet. Die Verhältnisse der Sedimente zu den plutonischen und vulkanischen Bildungen, die häufige Umwandlung der ersteren in krystallinische Gesteine, die Hebungen und Senkungen des Bodens, die Quellen und Kreisläufe der Kohlensäure — um nur Einiges aus Vielem zu nennen — werden auch dem Leser vom Fache manche neue Anschauung vorführen. Druck und Papier sind ausgezeichnet; einige Nachlässigkeiten mögen dem Setzer zur Last fallen.

Frankfurt a. M.

In Folge mehrerer uns eingesendeter Artikel und Anfragen sehen wir uns zu der Erklärung veranlaßt, daß wir Verhandlungen über die **Phrenologie** in diesen Blättern Aufnahme nicht verstatten können. Einerseits ist in der hiesigen Lokalpresse für und wider die Phrenologie schon mehr als zuviel verhandelt worden; anderseits gehört eine gründliche Erörterung dieser Sache in eine wissenschaftliche Zeitschrift. Die öffentlichen Disputationen zwischen Herrn Dr. Scheve und seinen Gegnern haben dem Auditorium derselben Unterhaltung gewährt, konnten aber zur Feststellung der Begriffe und zur gründlichen Erledigung der abschwebenden Frage nur wenig beitragen. Was die vor einigen Tagen von Herrn Dr. Schröder gehaltenen Vorlesungen gegen die Phrenologie betrifft, so haben wir solche als recht verdienstliche zu bezeichnen. Es war nicht zu verkennen, daß er sich mit seinem Gegenstande vertraut gemacht und die Ergebnisse seiner Forschung im Interesse der Wissenschaft klar ausgesprochen hat. Die Vorlesungen hatten sich einer nicht minder beifälligen Anerkennung als die des Herrn Dr. Scheve zu erfreuen und wurden dadurch viele Anhänger des Letzteren ins feindliche Lager hinübergezogen. Das will freilich nicht viel beweisen, da dem größern und nicht eingeweihten Publikum von Laien gegenüber meistens Derjenige Recht behält, der zuletzt gesprochen hat. Als Resultat der beiderseitigen Vorlesungen und Kämpfe hat sich jedoch in der öffentlichen Meinung eine richtigere Würdigung der Phrenologie herausgestellt und ist man von der anfänglichen Ueberschätzung derselben bedeutend zurückgekommen, namentlich aber nach der Seite hin, daß man sich von der Unhaltbarkeit des Prognosticirens auf Grund der Schädelbetastung überzeugt und diesem eine weitere Folge zu geben unterlassen hat. Herrn Dr. Scheve möge das Verdienst verbleiben, seine Sache würdig vertreten und für sie nach bester Ueberzeugung gewirkt, seine Gegner haben dasjenige, die Sache auf das rechte Maß zurückgeführt und die nachtheiligen Folgen der Ueberschätzung, sowie des Mißbrauchs einer verkehrten Anwendung beseitigt zu haben.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 11. Mai. Kabale und Liebe, bürgerliches Trauerspiel in 5 Akten von Schiller. (Gastrollen) Luise Miller: Fräul. Claus. Lady Milford: Fräul. Haase.

Freitag, 12. Mai. Des Teufels Antheil, komische Oper in 3 Akten, Musik von Auber.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Donnerstag, 11. Mai. Der Sohn auf Reisen, Originallustspiel in 2 Akten von Feldmann. — 's Lorle, oder: Der Berliner im Schwarzwalde, Schwank mit Gesang in 1 Akt von J. Wagens.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. - Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 112. Freitag, den 12. Mai 1854.

Jose Maria.

(Nach dem Spanischen von A. Marckhoff.)

(Fortsetzung.)

Jose Maria war vierundzwanzig Jahre alt, und da er für ein abenteuerliches Leben Neigung fühlte und Geschmack an den Waffen fand, so dachte er einen Augenblick daran, mit den Liberalen unter Mina zu dienen; aber als die Auflösung der Guerillas dieses Parteichefs ihm dieses ruhmvolle Hülfsmittel nahm, so fand er nichts Besseres, um der Regierung des feigen und grausamen Ferdinand VII. zu schaden, als das Raubwesen in großem Maßstabe zu organisiren und Diejenigen seiner Unterthanen zu brandschatzen, welche die Mittel zu reisen besaßen. Er versammelte einige Unzufriedene um sich, zu deren Führer er sich erwählen ließ, und bildete eine Truppe nach Art der Raubritter im Mittelalter. Aus seinen Schlupfwinkeln in den Schluchten der Sierra Morena überfiel er ganz Andalusien, von Vega bi Granada bis zu den Höhen von Toledo; von den Gränzen Murcias bis zu denen Portugals. Seine Bande war nicht zahlreich, bestand aber aus treuen und entschlossenen Männern, welche nicht wie furchtsame Diebe in der Dunkelheit angriffen, sondern am hellen Tage wie eine regelmäßige Armee Schlachten lieferten. Eines Tages überfiel er an der Spitze eines Dutzend Bandoleros seiner Wahl siebzig königliche Milicianos und zwang sie, die Waffen zu strecken; man sah ihn langsamen Schrittes in die hohen Berge zurückkehren, wo er sein Lager hatte. Vor sich her trieb er zwei mit den siebzig Flinten beladene Maulthiere, woraus er sich eine Trophäe zu machen gedachte, die man in weiterer Entfernung erblicken sollte, als die, welche von Frankreich auf der Plattform des Trocadero aufgerichtet worden.

Von den Emissären der Ayuntamientos (Behörden) verfolgt, erschöpfte sich Jose Maria nicht in fruchtlosen Kämpfen und Kriegslisten. Gerade auf das Ziel losgehend, ohne Waffen gegen die Soldaten, welche er beklagte, daß sie genöthigt seyen, zu gehorchen, griff er nur ihre Anführer an. Er kümmerte sich nicht um die Stickereien der Kleidung, und wußte aus der Masse ihre Offiziere herauszufinden, welche ihn dadurch zu täuschen glaubten, daß sie ihre Epauletten ablegten; er tödtete sie mit Streichen, welche ihnen von unsichtbarer Hand zukamen. Die Soldaten, ihrer Chefs beraubt und demoralisirt, hielten sich auf der einen Seite des Gebirges, ohne zu wissen, woher sie ihre magere Ration nehmen sollten, während auf der andern Jose Maria, eben so freigebig gegen seine Freunde als unversöhnlich gegen Feinde, fröhlich mit den Seinen in den Aldeas tafelte und Hände voll Gold den Landbewohnern hinwarf, die ihn als einen Gerechten betrachteten, welcher den Ueberfluß der Reichen an die Armen austheile.

In seiner Truppe herrschte die strengste Disciplin, welche er indeß durch andere Mittel, als die des „Alten vom Berge" aufrecht erhielt, und der Erfolg, den der andalusische Bandit errang, ist mehr seiner humanen Denkart als dem Schrecken seiner Waffen zuzuschreiben.

Weit davon entfernt, ein unbändiger Wütherich zu seyn, hat sich Jose Maria stets als ein würdiger Nachfolger von Fra-Diavolo, Zampa und Johann Sboyar gezeigt. Er wäre vor Scham erröthet, im Spiele zu betrügen oder im Dunkeln zu morden, wie ein gemeiner Baratero von Cadix. Er betrieb sein Handwerk als Künstler und Mann von Herz, um, wenn möglich, den Diebstahl zu der Höhe der ersten freien Stände zu erheben. Niemals brach er ein gegebenes Wort, und ein einfaches Versprechen von ihm hatte oft die Wichtigkeit einer feierlichen Verpflichtung.

Ein außerordentlicher Glücksstern begleitete Jose Maria. Auf seinen Kopf war beständig ein Preis gesetzt, sein Signalement an alle Kirchen geschlagen, mit dem Versprechen von achttausend Realen für Den, welcher ihn todt oder lebendig liefern würde, aber niemals versuchte es Jemand, ja, sprach nicht einmal davon, ihn Bekanntschaft mit dem Henker machen zu lassen. Der Bandit vertraute so fest auf sich und auf Die, welche, wenn Freund mit ihm, Alles zu gewinnen, und wenn Feind, Alles zu verlieren hatten, daß man eines Tages unter seinem an dem Thore von Triano zu Sevilla angeschlagenen Signalement die Worte, mit Bleistift geschrieben, las: „Namensunterschrift des Besagten: Jose Maria."

Man begreift, daß das leidenschaftliche spanische Volk, welches noch jetzt die Thaten des Cid und des Bernhard del Carpio besingt, sich warm für einen Mann interessirte, der im höchsten Grade den Ruf rechtfertigte, welchen seine Eigenschaften ihm erworben. Man bewunderte ihn wegen der Energie seines Charakters, obgleich die Anwendung desselben verwerflich war; man sah in ihm weniger einen Mann, welcher das Band der Gesellschaft bricht, als einen Bekämpfer der Gewalt, welche beständig die armen Leute quält und unterdrückt. Es machte fast immer Vergnügen, von ihm angehalten zu werden, so viel Anmuth und Höflichkeit entwickelte er dabei. Sobald man dem Helden gutwillig die Börse gab, fand man ihn so ceremoniös wie ein Ceremonienmeister: der Bandit erschien nur dann, wenn man Miene machte, Widerstand zu leisten. Nahm er die elegante Weste eines Grenadiers: „Ihre Jaqueta, Caballero, ist von bewundernswerthem Schnitte; sie macht das Lob des Schneiders, der sie verfertigt, und des Kunden, der sie trägt. Erlauben Sie mir, sie als Muster zu nehmen, um bei Juan Zapata*) eine ähnliche zu bestellen." Zog er einen Ring von der Hand einer Dame:

*) Ein berühmter Schneider zu Granada.

„Ei, mein Gott! Sennora, eine Hand wie die Ihrige bedarf keines Schmuckes.“ Und dabei küßte er die Hand mit einer Miene, welche fast glauben machte, daß der Ring aus Versehen von dem Finger der Dame in den Aermel geglitten sey, und daß er den Schmuck weit weniger als den Kuß achte. Jose Maria war, wie man sieht, kein unbändiger Mensch, sondern ein wohlwollender Sammler, mit dem man sich verständigen konnte.

Ein Advokat, Namens Allegro, welcher sich in einer Galera von Malaga nach Granada begab, ward von der Bande Jose Marias angehalten. Der Kapitän hatte so eben einen Koffer mit Kleidern und Gesetzbüchern ergriffen, als der Escibano ihm mit kläglicher Miene sagte: „Ich bin kein Aficionado (Löwe), welcher die Moden in den Pasios zur Schau tragen kann. Ich bin ein armer Hungerleider des Gerichtshofes, der sich vom Aktenstaube ernährt. Die Richter, vor denen ich plaidire, sind taub geworden oder wollen die Beredsamkeit nicht ermuthigen. Sie lassen mich alle meine Prozesse verlieren und bis heute habe ich noch keinen einzigen gewonnen.“ So fange heute damit an, erwiederte Jose Maria; behalte Deine Leinwand und Deine Bücher!

Die Kühnheit der Thaten Jose Marias verschaffte ihm ohne Zweifel große Berühmtheit, aber seine Generosität allein machte ihn wahrhaft populär. Niemals weigerte er Jemanden die Erlaubniß, einen Schmuck zu behalten, den Erinnerungen kostbar machten. Es kam zuweilen sogar vor, daß er gab, anstatt zu nehmen. Folgender Zug schildert sein gutes Herz mehr als alle Lobreden.

Ein armer Arriero, welcher sein Maulthier, seinen ganzen Reichthum, verloren hatte, war auf dem Punkte, sich in den Guadalquivir (der leider nur in den Stanzen Montemayors über Gold rollt) zu stürzen, als ein Unbekannter seiner Frau ein Kästchen mit sechs Unzen*) bringt. Das war, daran zweifelte der Arriero nicht, ein Geschenk Jose Marias, dem er eines Tages, als die Mikelets ihn aufs Aeußerste verfolgten, ein Versteck gezeigt.

(Fortsetzung folgt.)

Rußland und der Kaukasus.

Im Hinblick auf den gegenwärtigen russisch-türkischen Krieg bearbeitet.

Der Einfluß der neuen Lehre Kasi-Mullahs auf den Kampf der Bergvölker gegen Rußland. — Schamyl in seiner Bedeutung als Feldherr, Gesetzgeber und Organisator.

Zwei Gruppen von Völkerschaften sind es hauptsächlich, die Rußland jahraus, jahrein den zähesten und heldenmüthigsten Widerstand entgegensetzen und seine unversöhnlichsten Gegner sind; nämlich im Osten des Kaukasus alle die Völker, welche Schamyl mit Hülfe der Religion und Entflammung eines unauslöschlichen Russenhasses zu einem Ganzen einigte und sie so aus ihrer seitherigen Stammeszersplitterung und gegenseitigen Feindschaft erlöste. Vorzugsweise sind die Lesghier Schamyls**) Anhänger, ebenso die Stämme der Tschetschenzen und Awarier.

Den hauptsächlichsten Kampfplatz im östlichen Kaukasus bilden die Ländergebiete dieser Völker, unter dem oft genannten Gemeinnamen „Daghestan“ bekannt; doch streifen Schamyls tapfere Schaaren nicht selten hinüber in das Land der Osseten, Kabarder und Kumyken. Die Lesghier führen im östlichen Theil des Kaukasus das Principat.

Die andere Gruppe der Rußland feindseligen Völkerschaften sind die im westlichen Theile des Kaukasus und zwar zwischen dem Kuban und schwarzen Meere wohnenden Stämme. Die gefährlichsten Feinde der Russen und mit ihnen in stetem Kampfe begriffen, sind hier die eigentlichen Tscherkessen, die Schapsuchen, Altikesseken, Abassachen und ein Theil der Kabardiner. Wie im östlichen Kaukasus die Lesghier, so führen im westlichen die Tscherkessen das Principat.

Den Schauplatz des unaufhörlichen Kampfes bildet hier der Landstrich zwischen dem Kuban und dem schwarzen Meere, zu beiden Seiten der Hauptkette, und zwar bis zum obern Kuban und hinunter bis nach Abchasien und Mingrelien.

Durch die Unterdrückung der Kabarder und Osseten ist es Rußland gelungen, in ihrem Gebiete eine zahlreiche Menge fester Punkte anzulegen und so die vorerwähnten ihm feindlichen Völkergruppen zu durchbrechen und zu trennen, wodurch ihm die Verbindung zwischen seinen im Norden und Süden des Kaukasus gelegenen Besitzungen, mittelst der georgischen Militärstraße, möglich wird.

Es ist nicht unsere Absicht, hier eine Schilderung der Kämpfe jener heldenmüthigen Völker gegen die Hyder der russischen Macht zu geben; doch insofern als es zum Verständniß der Vergangenheit und der bedeutungsvoll sich gestaltenden Gegenwart nothwendig ist, fügen wir noch Einiges über den Charakter und die Motive dieser hartnäckigen Kämpfe seitens der Bergvölker hinzu.

Drei Männer sind es, die durch ihre Lehre und ihr Auftreten unter den Völkern des Daghestan die vereinzelten, unter sich in blutiger Feindschaft und Glaubensspaltung lebenden und darum zum Theil von Rußland unterworfenen Stämme zu einigen und in neue Bahnen zu lenken wußten: Kasi-Mullah, Hamsad-Bey und Schamyl.

Kasi-Mullah war es zunächst, der von dem Streben ausging, alle Stammes- und Glaubensfeindschaft auszusöhnen, das furchtbare Ungeheuer, die Blutrache, zu bekämpfen, und alle Völker des Daghestan zu einem neuen, gemeinsamen Streben zu verbinden. Zu diesem Zwecke bediente er sich eines nach den Bedürfnissen des Augenblicks modifizirten Sufismus, pfropfte gleichsam auf den verwilderten Baum des Islam ein neues Glaubensreis.

Sufismus ist die Lehre von der Verzückung oder Verklärung — nach ihrem Gründer Sufi genannt —, wodurch ihre Anhänger in unmittelbaren Verkehr mit Gott treten zu können behaupten. Diese Lehre war aus Persien herüber in diese kriegerischen Gegenden gedrungen und hatte den Patriotismus angefacht. In diese berauschenden Träumereien versenkt, gründeten die daghestanischen Ulemas gewissermaßen eine neue Religion, oder vielmehr, sie reformirten den Islam und gaben ihm eine das Gesetz Muhameds übersteigende Form, in welcher die beiden alten Sekten Omars und Alis aufgehen und die gegenwärtig dem von Schamyl aufgebauten Staate zu Grunde liegt.

Das religiöse Element ist in der Gestaltung, welche es von der geweihten Hand Kasi-Mullahs und Schamyls empfangen, zu einer Bedeutung emporgewachsen, die es schon jetzt eines Platzes in der Geschichte würdig und zur gewaltigsten Triebfeder gemeinsamer Kraftäußerung dieser Völker macht.

Das erste Gesetz aber dieser neuen Lehre ist: „Freiheit in jeglicher Beziehung. Kein Muselmann soll des andern Unterthan oder Sklave seyn, am wenigsten in der Knechtschaft fremder Völker leben ....“ Das zweite Gesetz ist dem ersten gleich, denn es kann das eine ohne das andere nicht bestehen; dieses Gesetz aber heißt: „Krieg gegen die Ungläubigen.“

Kasi-Mullah nahm ursprünglich eine höhere geistliche Stellung unter den Tschetschenzen ein. Bald aber verließ er den Tempel und benutzte seine geistige wie geistliche Macht, die Lässigen an-

*) Die Unze gilt 25 Thaler nach unserm Gelde.

**) Schamyl ist selbst Lesghier von Geburt.

zustacheln, die Mauern anzufeuern, die Friedlichen aufzureizen, vor Allem aber die zerstreut und einzeln fechtenden Gebirgsvölker zu gemeinsamen Plänen und zu gemeinsamen Kämpfen zu vereinigen. Auf solche Art ward er unter den Tschetschenzen eine Art Diktator, einer der angesehensten und einflußreichsten Heerführer des ganzen kaukasischen Ostens.

Die neue Lehre, hauptsächlich von Kasi-Mullah verbreitet, wobei ihn sein treuer und beredter Anhänger, Mullah-Schamyl, ein Geistlicher aus Himry, unterstützte, lief mit Blitzesschnelle durch den ganzen Daghestan. Von da an wurde es immer lebendiger und unruhiger in seinen Thälern und Schluchten; mit gespannter Erwartung sah Jeder dem Augenblick entgegen, wo der Schlachtruf erschallen werde für Freiheit und Islam.

Von da an (1827) begannen die erneueten Kämpfe in Daghestan gegen die Russen in dem Grade blutiger und hartnäckiger zu werden, als die neue Lehre sich ausbreitete und in ihren Bekennern unversöhnlichen Haß gegen die Russen entflammte.

Dieser Einfluß des Mohamedanismus und daher auch der seiner Priester auf die Rußland feindlichen Stämme, tritt, bedingt durch die vorerwähnten Ursachen, im Osten des Kaukasus noch heute weit stärker hervor, als im Westen. — Die westlichen Völker (Tscherkessen rc.) haben noch heute nur ihre Unabhängigkeit im Auge, die östlichen zwar diese nicht minder, doch vor Allem und über Alles die Bewahrung des altangestammten Glaubens. Viel häufiger als im kaukasischen Westen, sieht man daher hier, selbst bei den kleinsten Gefechten, einzelne Priester, den Koran in der einen, die Schaschka in der andern Hand schwingend, an der Spitze ihrer Glaubensbrüder auf die Russen einstürmen.

Wir haben bereits erwähnt, daß auch im Westen des Kaukasus bei den Tscherkessen, in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der berühmte Scheich Mansur dieselbe Rolle spielte, als Schamyl im Osten; doch war sein Einfluß nur ein personeller, nicht in das System der Religion gebrachter und darum nur auch vorübergehender. Außerdem aber war es der Engländer Urquhart, welcher bei den Tscherkessen die Idee von der Nothwendigkeit eines Gemeinkampfes anzuregen suchte.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten

(Genua, 25. April.) Ein Engländer, der sich nach Nizza rettete, erzählt den Untergang des Dampfers Ercolano, (welcher mit dem sicilianischen Dampfschiff Sicilia unweit Ville franca zusammengestoßen) folgendermaßen: Der Himmel war dunkel, die See bewegt; ich ging auf dem Verdeck auf und ab und sah Niemand als den Steuermann, der Kapitain war in seinem Zimmer. Ich bemerkte plötzlich in einiger Entfernung ein Licht und rief dem Steuermann, der nichts erwiederte. Ich wiederholte meinen Ruf, da das Licht näher zu kommen schien, im nächsten Augenblicke spürte ich einen schrecklichen Stoß, die Mastbäume brachen zersplittert zusammen; zwei Matrosen ließen eine Schaluppe ins Meer, ich sprang nach und war gerettet. Wir hörten klägliche Rufe weiblicher Stimmen, wenige Augenblicke und das Schiff war mit Allem, was es enthielt, von den Wellen verschlungen worden. Alle Geretteten bezeugen, daß der Untergang des Schiffes ein Moment des Schreckens und unbeschreiblicher Verwirrung gewesen. Zum Glück war er rasch vorüber. Das Vordertheil der Sicilia drang in die linke Seite des Ercolano ein; ein weiter Riß ließ die Wasser ein, und in weniger als 10 Minuten war Alles verschwunden. Die Finsterniß, die bewegte See machten das Unglück noch grauenvoller. Der größte Theil der Verlornen konnte die Treppe zum Verdeck nicht mehr gewinnen. Die vier Schaluppen der Sicilia wurden alsbald ins Meer gelassen und retteten die sich schwimmend noch über dem Wasser Erhaltenden. Mehrere Familien, besonders englische, sind insgesammt untergegangen. Ein Engländer, Knight, sah vor seinen Augen Frau, drei Söhne und zwei Dienstboten untergehen; er selbst ward, übel zugerichtet, gerettet. Von allen Frauen an Bord ist nur eine gerettet. Unter den Passagieren befand sich Sir Robert Peel, Mitglied des Hauses der Gemeinen und ältester Sohn des ehemaligen Ministers. Er kam auf wunderbare Weise mit dem Leben davon, da er sich gerade auf dem Verdeck befand; sein Sekretär und zwei Bediente sind ertrunken.

Lortzings Grab bezeichnet in neuester Zeit ein schlichter Stein, worauf außer des Componisten Geburts- und Todestag (23. Oktbr. 1803 und 21. Januar 1851) die einfach schönen und treffenden Worte:

„Sein Lied war deutsch und deutsch sein Leid,
Sein Leben Kampf mit Noth und Neid.
Das Leid flieht diesen Friedensort,
Der Kampf ist aus — sein Lied tönt fort!“ —

Stein und Inschrift rühren von Ph. Düringer, Regisseur am königl. Theater zu Berlin, der Lortzings Freund im Leben und im Tod, 1851 eine auf Originalbriefe basirende Biographie des Verstorbenen herausgab, deren Ertrag für Lortzings Hinterlassene bestimmt war und ihnen auch bereits zugeflossen ist.

In einem Bassin eines Gartens des Palais Royal wurde kürzlich ein auffallendes Experiment gemacht. Es wurde eine Glaskugel ins Wasser geschleudert, welche mit einer gewissen Flüssigkeit gefüllt ist, und dann mit einem Stocke zerschlagen. Kaum ergoß sich die Flüssigkeit auf die Wasseroberfläche, als sie in Flammen ausschlug und 56 Sekunden lang fortbrannte, dichten Rauch verbreitend. Es sah aus, als wenn das Bassin in Flammen stehe. Einige Chemiker und Feuerwerker haben nämlich durch Mischung mehrerer chemischen Stoffe eine Flüssigkeit zusammengesetzt, welche sich entzündet, sobald sie mit Wasser in Berührung kommt. Auf der Seine wurde ein ähnliches Experiment bei dem stürmischsten Wetter mit gutem Erfolge ausgeführt.

(Limburg, 1. Mai.) Durch die Freigebigkeit der Herren Trombetta hat das hiesige Kloster der barmherzigen Schwestern in diesen Tagen einen schönen geräumigen Hausgarten zum Besitz erhalten.

Aus dem Reg.-Bezirk Minden wird berichtet, daß die Stockung im Bielefelder Leinenhandel dadurch beträchtlich vermehrt wird, daß der früher nicht unerhebliche Absatz nach Rußland in Folge der kriegerischen Ereignisse jetzt unterbrochen ist.

Die officiöse „N. Münch. Ztg.“ meldet an der Spitze ihres politischen Theils, daß der Bockkeller geöffnet worden und daß das Getränk, nach dem Urtheil bewährter Autoritäten, vorzüglich sey. (Z. f. Nordd.)

Die „Düsseld. Ztg.“ läßt sich aus Köln schreiben: „Der hier erscheinende „Allg. Anzeiger“ theilt mit, daß Hr. Schützendorf, der von den hiesigen Innungen nach Amerika gesandt wurde, um Absatzquellen für Handwerkerarbeiten aufzusuchen, bis jetzt noch keine Bestellungen einsenden, und die mitgenommenen Muster deßhalb noch nicht vorlegen konnte, weil er gefunden habe,

daß die amerikanischen Handwerker in sehr vielen oder gar in den meisten Fällen billigere und bessere Arbeiten liefern, als solches von Deutschland aus geschehen könne. Man ist gespannt, ob ein späterer Bericht nicht günstigere Resultate bringt, da doch manche Arbeiter unserer Stadt schon seit Jahren Erzeugnisse für den Export nach Amerika lieferten.

Das Leben ist der Sommerblume gleich. *)

Englisch.

Das Leben ist der Sommerblume gleich,
Die prächtig blüht, um schneller zu erbleichen;
Die Lieb' ist der April, an Wechsel reich,
Wo Thrän' und Lächeln stets die Hand sich reichen.
Und Hoffnung ist ein Irrlicht nur,
Wer liebt, den täuscht sein Schimmer;
Jetzt tanzt es hell auf seiner Spur,
Jetzt ist es fort für immer!

Glück ist ein Strahl nur, der vom Himmel fällt, —
Ein liebend Herz wird leicht dadurch betrogen, —
Ein Glanz, der einen Wintertag erhellt:
Das flücht'ge Lächeln ist zu bald verflogen.
Doch ob im Dunkel trostlos mir
Erlischt des Lebens Schimmer,
Noch im Erlöschen schwör' ich Dir:
Mein Herz ist Dein für immer!

Litteratur.

Die Lehre von den Wechseln und dem Wechselverkehr. Von Emanuel Stern. Gießen, J. Ricker'sche Buchhandlung. 1853.

Klar und verständlich wie der Titel, ist auch der Inhalt dieser Schrift, welche das Wesen des Wechselgeschäfts in allen seinen Einzelnheiten darstellt, die Partikular-Gesetzgebung der einzelnen deutschen Staaten berücksichtigt und den praktischen Gebrauch im Auge hat. Wir glauben dem Rechtsgelehrten, dem gebildeten Kaufmann und Gewerbtreibenden kein besseres Werk über Wechseloperationen empfehlen zu können, als das vorliegende, das sich durch seinen instructiven Gehalt vor manchem ähnlichen Werke vortheilhaft auszeichnet.

Die Fabriken-Credit-Gesellschaft für Deutschland. Von Franz Wilh. Ziegler. Brandenburg, bei Adolph Müller. 1854.

Der in politischen Kreisen ehrenhaft bekannte Verfasser dieser Schrift, der ehemalige Oberbürgermeister von Brandenburg, beschäftigt sich hier mit einer schwierigen Tags- und socialen Frage, mit den Grundzügen zur Errichtung einer Bank, welche sowohl dem Bedürfniß industrieller Unternehmer als auch dem der Arbeiter entsprechen möchte. Jedem, der sich für diese Frage interessirt, ist das Schriftchen zur Beherzigung zu empfehlen. Es enthält wichtige Fingerzeige für die gesunde Entwickelung des Bankwesens in unserm Vaterlande.

Die Plata-Staaten und die Wichtigkeit der Provinz Otuquis und des Rio Bermego. Von S. G. Kerst. Berlin, bei Veit u. Comp. 1854.

Der Zweck dieser Schrift, die von dem wissenschaftlichen Geiste des Verfassers zeugt, ist: die Auswanderung der Europäer, besonders der Deutschen, in die aus den ehemaligen spanischen Kolonien erwachsenen Staaten Südamerikas zu leiten, die Cultur derselben zu fördern und zu heben und sie zu einer Quelle des Segens für das Mutterland zu machen. Der Verfasser, kein Freund Brasiliens und kein Lobpreiser Nordamerikas, zeigt sich als ein scharfer Beobachter der von ihm geschilderten Länder und Verhältnisse, und kennt die Entwickelung des europäischen Einflusses auf die neue Welt aus der Geschichte und aus eigner Anschauung. Seine Mittheilungen sind im hohen Grade beachtenswerth, und dürften, allgemein bekannt, wohl bestimmend auf manchen Auswanderungsplan einwirken.

Korrespondenz.

Stuttgart, 9. Mai.

Die Besucher unsrres berühmten Wildbads können, obgleich dasselbe tief im Schwarzwald liegt, wohin noch keine Eisenbahn führt, den Weg dahin in diesem Sommer doch größtentheils per Eisenbahn zurücklegen. Von Mühlacker aus, der nächsten Station der Stuttgart-Bruchsaler Bahnstrecke bei Pforzheim und Wildbad, wird ein regelmäßiger Postomnibusdienst nach Wildbad eingerichtet und bis 15. d. M. ins Leben treten. — Die Berichte über die Wirkungen des Frostes in den beiden Nächten vom 24. bis 26. April stellen sich nachgerade minder verheerend heraus, als man Anfangs befürchtet hatte. Nach den bei der Regierung eingegangenen amtlichen Berichten sind hauptsächlich nur die Kirschen, und unter diesen die Frühkirschen, sonst aber nur noch einiges andere Frühobst, ein sehr geringer Theil der Weinberge und etwas Reps erfroren, doch hat sich der letztere meist wieder erholt, wie die jetzige herrliche Blüthe zeigt. Auch die Weinberge werden sich bei dem günstigeren Wetter bald wieder durch Nachtriebe im früheren schönen Stande zeigen.

Mannheim, 9. Mai.

Der frühere Geistliche der hiesigen deutschkatholischen Gemeinde, Hr. Dr. Hugo Krebs, wird vom 24. Mai an ein „Matinée-Littéraire" beginnen und in denselben Vorlesungen über die neuere National-Literatur der Deutschen halten. Da sich derselbe schon als deutschkatholischer Redner sehr vortheilhaft in seinen Vorträgen auszeichnete, sind wir überzeugt, auch hier etwas Treffliches zu hören.

Frankfurt, 11. Mai.

Die Musikcorps des hier garnisonirenden königl. preuß. 38. Infanterie-Regiments und des 7. Jäger-Bataillons haben sich vereinigt, um durch ihre Leistungen ein Schärflein zur Linderung der Noth der durch Brandunglück so hart betroffenen Bewohner von Hammelburg (Bayern), Clausthal (Hannover) und Zempelburg (Westpreußen) beizutragen. Das Konzert wird am nächsten Samstag, 13. Mai, Nachmittags 3 Uhr, in den auf das geschmackvollste neu hergerichteten Anlagen unserer Mainlust stattfinden und wünschen wir ihm vor Allem eine günstige Witterung, damit dem Besuch keine äußeren Hindernisse entgegenstehen. Bei dem bekannten Wohlthätigkeitssinn unserer Bürgerschaft glauben wir diesem Konzert einen günstigen Erfolg in Aussicht stellen zu dürfen, und dieß um so mehr, als die Leistungen der Musikchöre sich allgemeiner Anerkennung zu erfreuen haben. Um das Konzert Jedermann zugänglich zu machen und andererseits der Wohlthätigkeit keine Schranken zu setzen, ist kein bestimmtes Entree festgesetzt worden, sondern wird jede Gabe, auch die geringste, willkommen seyn.

Theater-Anzeige.

Freitag, 12. Mai. Des Teufels Antheil, komische Oper in 3 Akten, Musik von Auber.

Samstag, 13. Mai. Der Sonnwendhof, Volksschauspiel in 5 Akten, von Mosenthal. Monica: Fräul. Claus.

*) Aus: „Rose und Distel, Poesien aus England und Schottland übertragen von Gisbert Freiherrn Vincke. Dessau, Druck und Verlag von Gebrüder Katz. 1853."

Druck und Verlag von Heller und Rohm. - Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 115. Samstag, den 13. Mai 1854.

Jose Maria.

(Nach dem Spanischen von A. Marckhoff.)

(Fortsetzung.)

Nachstehend ein Beispiel von der Courtoisie unsrees Helden. Man feierte eine Hochzeit auf einem Hofe in der Umgegend von Andujar. Die Vermählten hatten bereits die Glückwünsche ihrer Freunde empfangen und man war im Begriff, sich zu Tische zu setzen, welcher unter einem großen Feigenbaum vor dem Hause servirt war, als plötzlich ein Mann zu Pferde aus einem Gebüsche hervorkam, welches auf Pistolenschußweite von dem Hause lag. Der Unbekannte stieg ab, grüßte die Gäste mit der Hand und führte sein Pferd in den Stall. Man erwartete Niemand; aber in Spanien ist jeder Vorübergehende willkommen, ein Festmahl zu theilen. Dazu schien der Fremde seiner Kleidung nach ein Mann von Wichtigkeit zu seyn. Der junge Gatte ging sogleich, ihn zum Essen einzuladen.

Während man leise einander fragte, wer wohl der Fremde sey, war der Notar von Andujar, welcher sich auch bei den Gästen befand, bleich wie der Tod geworden. Er versuchte, sich von dem Stuhle zu erheben, den er neben der Braut inne hatte, aber seine Kniee wankten unter ihm und seine Beine konnten ihn nicht mehr tragen. Einer der Gäste, welcher schon lange im Verdachte des Schmuggelns stand, näherte sich der Braut und sagte:

„Es ist Jose Maria; ich müßte mich sehr täuschen, wenn er nicht hierher kommt, um irgend ein Unglück anzustiften. (Para hacer una muerte.) Er hat es auf den Notar abgesehen. — Aber was ist zu machen? Ihn entwischen lassen? Unmöglich: Jose Maria würde ihn bald erreicht haben. Den Räuber festhalten? Seine Bande ist ohne Zweifel in der Nähe; auch hat er Pistolen im Gürtel und sein Dolch verläßt ihn niemals. — Aber, Herr Notar, was haben Sie ihm denn gethan?“ — „Ach, nichts, durchaus nichts!“ Einer murmelte indeß ganz leise, daß der Notar vor zwei Monaten zu seinem Pächter gesagt habe, er solle, wenn Jose Maria jemals von ihm zu trinken verlange, Arsenik in seinen Wein schütten.

Man besprach sich noch, ohne die Olla *) anzurühren, als der Unbekannte in Begleitung des Bräutigams wieder erschien. Kein Zweifel mehr, es war Jose Maria. Im Vorübergehen warf er einen Tigerblick auf den Notar, welcher zu zittern anfing, als habe er Fieberschauer; dann grüßte er die Braut höflich und bat sie um die Erlaubniß, auf ihrer Hochzeit zu tanzen. Sie nahm sich wohl in Acht, es ihm abzuschlagen oder ihm ein böses Gesicht zu zeigen. Jose Maria trat sogleich an den Tisch und nahm seinen Platz zwischen der Braut und dem Notar, welcher jeden Augenblick auf dem Punkte war, ohnmächtig zu werden.

Die Mahlzeit begann. Jose Maria war voll Aufmerksamkeit und Sorgfalt gegen seine Nachbarin. Als man besonders Wein servirte, nahm die Neuvermählte ein Glas Moutilla (welcher besser ist als der Xeres), berührte es mit den Lippen und reichte es dem Banditen; eine Höflichkeitsbezeigung, welche man bei Tische nur den Personen erweist, die man achtet. Leider verliert sich dieser Gebrauch in der guten Gesellschaft, welche hier eben so sehr als anderswo darauf bedacht ist, sich aller nationalen Gewohnheiten zu entkleiden.

Jose Maria nahm das Glas, dankte verbindlichst und erklärte der Braut, die er bat, ihn als ihren Diener zu betrachten, daß er mit Freuden Alles thun würde, was sie ihn heißen werde.

Hierauf neigte sich diese zitternd und furchtsam zu seinem Ohre und sagte:

„So bewilligen Sie mir eine Bitte!“

„Tausend!“ rief Jose Maria.

„Vergessen Sie, ich beschwöre Sie, die bösen Absichten, welche Sie vielleicht hierher geführt. Geloben Sie, aus Li be zu mir, Ihren Feinden zu verzeihen und bei meiner Hochzeit kein Unglück anzurichten.“

„Notar“, sagte Jose Maria, sich zu dem zitternden Manne des Gesetzes wendend, „danken Sie Madame; ohne jene würde ich Sie getödtet haben, bevor Sie Ihr Mittagessen verdaut. — Fürchten Sie sich jetzt nicht mehr, ich werde Ihnen nichts Böses mehr thun“; und ihm ein Glas Wein einschenkend, setzte er mit etwas boshaftem Lächeln hinzu: „Allons, Notar, auf meine Gesundheit, der Wein ist gut und nicht vergiftet!“ Der arme Notar glaubte ein Hundert Nadeln zu verschlucken. „Vorwärts, Kinder!“ rief der Räuber, „es lebe die Braut!“ Und sich rasch erhebend, nahm er eine Guitarre und begann zu Ehren der Neuvermählten ein Lied zu singen.

Kurz, während des Restes der Mahlzeit und während des darauf folgenden Balles machte er sich so liebenswürdig, daß die Frauen Thränen in den Augen hatten bei dem Gedanken, daß ein so herrlicher Bursche eines Tages vielleicht am Galgen enden würde. Er tanzte, er sang, er heiterte Alles auf. Gegen Mitternacht kam ein kleiner Knabe zu Jose Maria und sprach einige Worte im Zigeunerdialekt zu ihm. Jose Maria fuhr zusammen; er eilte nach dem Stalle, sein gutes Pferd herauszuführen. Dann auf die Braut zutretend, sagte er:

„Adieu, Kind meiner Seele (hija de mi alma), nie werde ich die bei Euch verlebten Augenblicke vergessen; es sind die glücklichsten, welche ich seit vielen Jahren gesehen. Nehmen Sie diesen Ring zum Andenken von einem armen Teufel, der wünscht, Ihnen eine Mine anbieten zu können.“

*) Ein Hauptgericht der Spanier.

Er reichte ihr zugleich einen schönen Ring.

„Jose Maria“, rief die Neuvermählte, „so lange ein Stück Brod in diesem Hause ist, gehört die Hälfte Ihnen.“

Der Räuber drückte allen Gästen die Hand, sogar dem Notar und küßte alle Frauen, sprang dann rasch in den Sattel und kehrte in die Berge zurück. — Jetzt erst athmete der Notar frei auf. Eine halbe Stunde später kam ein Detaschement Mikelets, aber Niemand hatte den Mann gesehen, welchen sie suchten.

Hier ein Zug seiner Wohlthätigkeit.

Ein armer Bursche aus der Gegend von Campillo de Arenas brachte eine Ladung Weinessig nach der Stadt. Nach der Sitte des Landes war dieser Weinessig in Schläuchen enthalten und wurde von einem abgemagerten, halbverhungerten Esel getragen. Auf einem engen Fußpfade begegnete ein Fremder, seiner Kleidung nach ein Jäger, dem Essighändler, und sobald er den Esel sah, brach er in Lachen aus.

„Was für ein Geschöpf hast Du da, Kamerad?“ rief er; „sind wir im Carneval, um so etwas zu zeigen?“

„Herr“, antwortete der Eseltreiber betrübt, „dieses Thier, so häßlich es auch ist, gewinnt mir mein Brod. Ich bin ein armer Teufel, und habe kein Geld, um mir ein anderes zu kaufen.“

„Wie“, rief der Lacher, „dieses häßliche Vieh rettet Dich vor dem Hungertode? Bevor aber eine Woche vergeht, krepirt es. Hier“, fuhr er fort, ihm eine ziemlich schwere Börse reichend, „der alte Jude Herrera hat ein Maulthier zu verkaufen; er will 1500 Realen dafür. Kaufe noch heute dasselbe, nicht später und handle nicht. Wenn ich Dich morgen noch mit diesem alten Viehe treffe, so werfe ich Euch beide in einen Abgrund, so wahr ich Jose Maria heiße.“

Als der Eseltreiber allein war, zählte er das Geld, welches gerade 1500 Realen betrug. Er wußte, was ein Schwur Jose Marias galt, begab sich sogleich zu Herrera, wo er sich beeilte, seine 1500 Realen gegen ein gutes Maulthier umzutauschen.

Die folgende Nacht ward Herrera ungestüm aus dem Schlafe geweckt. Zwei Männer hielten ihm einen Dolch vor das Gesicht.

„Rasch! Dein Geld!“

„Ach, meine guten Herren, ich habe keinen Quarto im Hause.“

„Du lügst; gestern hast Du ein Maulthier für 1500 Realen verkauft, welche Dir ein Mann von Campillo gegeben.“

Dieß waren so unwiderstehliche Argumente, daß die 1500 Realen bald gegeben, oder wenn man will, zurückgegeben wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Rußland und der Kaukasus.

Im Hinblick auf den gegenwärtigen russisch-türkischen Krieg bearbeitet.

(Schluß.)

Kasi-Mullah blieb bei der blutigen Einnahme von Himry durch die Russen am 18. Oct. 1832. Schamyl, sein Unterfeldherr, sank zu seinen Füßen nieder, durchbohrt von zwei Kugeln, und wurde für todt auf der Wahlstatt gelassen. Wie er entkam, ist ein Räthsel. Kasi-Mullah hatte seine Lehre mit dem Tode besiegelt, der Held wurde als Heiliger verehrt von Allen, die ihn überlebten. Mit seinem Tode endete die erste Periode des Religionskrieges im Daghestan.

Hamsad-Bey war der durch Priestersegen geweihte Nachfolger Kasi-Mullahs. Sein Streben, den ganzen Daghestan zu einigen und zum Kampfe zu führen, endete nach wenig Jahren sein gewaltsamer Tod, herbeigeführt durch Familienrache. Er besaß weder den Glaubenseifer und Geist seines Vorgängers, noch das Genie und die unbeugsame Willenskraft seines Nachfolgers Schamyl, dessen Thaten ihn über seine beiden Vorgänger stellen.

Schamyl, der Prophet, wie ihn seine kriegerischen Muriden nennen und wie sein Name hundertfach wiederklingt in den Volksliedern des Daghestan, wurde geboren im Jahre 1797 in dem Aoule Himry. Schon Kasi-Mullah hatte Schamyl, als den Tüchtigsten, zu seinem Unterfeldherrn erwählt. Er hat sich eine noch größere Bedeutung als sein Vorgänger verschafft. Unermüdlich bald hier, bald dort berathend, anspornend, anführend und vorkämpfend, entzündet er überall von Neuem die erlöschende Kriegsflamme. Schon in früher Jugend zeichnete er sich durch unbeugsamen Sinn, ernstes, verschlossenes Wesen, Wißbegierde, Stolz und Herrschersinn aus. Seinen ursprünglich etwas schwächlichen Körper wußte er durch Uebungen abzuhärten und zu kräftigen. Unüberwindliche Klugheit und todtverachtende Kühnheit sind ihm eigen, marmorne Ruhe, welche ihn im Augenblick der Gefahr am wenigsten verläßt, beherrscht sein ganzes Wesen, und wenn er spricht, so hat er, wie der daghestanische Dichter Berek-Bey sagt: „Blitze in den Augen und Blumen auf den Lippen.“

Schamyl, von einer Schaar fanatischer Muriden umgeben — die gleichsam eine Leibwache bilden, weßhalb alle Aoule um die Ehre wetteifern, einige Krieger in dieser Kernschaar zu haben — findet in ihnen die mächtigen Säulen jener den Russen verderblichen, von Kasi-Mullah gegründeten und von ihm weiter ausgebreiteten Lehre, welche, wie ein gewaltiger Kitt, alle Völker des Gebirges unter einander zusammenhält, die heterogensten Elemente zu amalgamiren weiß und sie gleichsam als starke Glieder zu einer eisernen Kette benützt, geschmiedet von Fanatismus, Freiheitssinn und Russenhaß.

So weit sein Arm reicht, unterwirft sein eiserner Wille alle Stämme seinen Plänen; er gestattet keine Ausnahme: es gilt sein Freund oder sein Feind zu seyn, das Werkzeug oder das Opfer seiner Rache zu werden. Schamyl sendet seine vertrautesten Muriden von Aoul zu Aoul, um seine Treuen in Gehorsam zu erhalten und sich der Wankenden durch von den einflußreicheren Bewohnern genommene Geißeln zu versichern. Alle Stämme, welche sich widersetzen, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen, werden ihrer Heerden beraubt und sehen ihre Dörfer der Erde gleich gemacht.

Schamyl ist aber auch nicht bloß tapferer Krieger, sondern auch weiser Gesetzgeber, und er mußte dieß seyn, um eine Nation zu schaffen und zu organisiren, denn es galt hier die Stammfürsten zu unterwerfen, mitten unter der Barbarei eines halben Sklaventhums eine theokratische Monarchie zu gründen, feindselige Völkerschaften zu versöhnen, allen einen einzigen Glauben zu geben, wilde Kämpfer an eine geregelte Taktik zu gewöhnen und dauernde Einrichtungen zu gründen.

Gegenwärtig ist das Land, welches Schamyl besitzt, in 20 Provinzen getheilt, von welchen jede durch einen Naib oder Gouverneur verwaltet wird. Jeder Naib stellt 300 Reiter an den Staat und die Aushebung geschieht der Art, daß auf 10 Familien ein Reiter kommt, und die Familie, welche ihn stellt, so lange der Krieger lebt, von allen Abgaben frei ist, während seine Unterhaltung und Ausrüstung den übrigen 9 Familien zur Last fällt.

Dieß ist das stehende Heer. Außerdem gibt es aber auch noch eine zahlreiche Miliz. Sämmtliche männliche Bewohner des Aouls üben sich vom 15. bis zum 50. Jahre in der Führung der Waffen und im Reiten. Ihre Aufgabe ist zunächst, ihre Dörfer, wenn dieselben angegriffen werden, zu vertheidigen, sobald es aber nöthig ist, folgen sie auch dem Propheten auf sei-

nen ferneren Zügen. Jeder Reiter der Linie befehligt dann die zehn Familien, deren Vertreter er ist.

Schamyl hat ferner Orden, Ehrenzeichen und Rangunterschiede eingeführt und zur Förderung von Staatsnachrichten in ganz Daghestan Posten errichtet. Zur Förderung von Staatsnachrichten muß überdieß jedes Dorf stets einige Pferde bereit halten und Eilboten legen die weitesten Strecken mit fabelhafter Schnelligkeit zurück. Ebenso hat Schamyl ein regelmäßiges Steuersystem eingeführt.

Mit Recht kann man daher sagen: Schamyl in seinem Wirkungskreise und auf seinem ihn so sehr begünstigenden Terrain ist der genialste Führer, Organisator und Gesetzgeber, der verschlagenste Parteigänger und heldenmüthigste Vorkämpfer seiner todesmuthigen Schaaren, dessen Thaten redende Beweise sind, daß es die Russen mit keinem gewöhnlichen Gegner zu thun haben, und man wird begreifen, wie seit langen Jahren die Friedens- wie die Eroberungspläne Rußlands immer zerschellten an des genialen Häuptlings eiserner Stirn.

Mögen zum Schlusse hier noch die Worte eines höheren russischen Offiziers eine Stelle finden: „Wenn wir — so schreibt derselbe im Jahre 1842 in seinem Tagebuche — mit Aufmerksamkeit und unparteiischem Blicke den Kriegsbewegungen im Daghestan folgen, den Vortheil der günstigen Stellung auf der einen, und den Vortheil einer überlegenen Disciplin und Truppenmacht auf der andern Seite betrachten, kurz alle Vortheile und Nachtheile der Russen und Bergvölker gegen einander abwägen, und dabei die Thatsache im Auge behalten, daß wir regelmäßig im Laufe weniger Jahre in diesen blutigen Kriegen mehr Menschen geopfert haben, als je unter Schamyls Befehlen gestanden, so müssen wir bewundernd zu dem genialen Feldherrn emporblicken, der an der Spitze eines Häufleins von bunt zusammengewürfelten Kriegern, im Kampfe mit einer so unendlich überlegenen Macht, wie die unsere, sich acht Jahre hindurch nicht allein zu behaupten, sondern noch von Jahr zu Jahr sein Ansehen und seine Macht zu erweitern gewußt hat und immer furchtbarer hervorging aus jedem neuen Gefecht."

Die Kjögebucht.

In einem, Leipzig bei Carl B. Lorck, erschienenen Hefte: „Der Sund und die Belte, mit Illustrationen und Karte" (welches die erste Lieferung einer fortzusetzenden geographisch-kulturgeschichtlichen Hausbibliothek bildet), finden wir unter andern schätzenswerthen Beschreibungen folgende Notizen über die neuerlich vielgenannte Kjögebucht, südöstlich von Kopenhagen: Die Kjögebucht, die durch ihre Seeschlachten so bekannt ist, daß der Verfasser einer weitverbreiteten Geographie bei der Beschreibung derselben bemerkt: „Hier pflegen die Dänen ihre Seeschlachten zu liefern", bildet einen elliptischen Bogen mit einem Durchmesser von vier Meilen und schneidet zwei Meilen in das Land hinein bis an das Städtchen Kjöge (spr. Köge) unrühmlichen Andenkens in der dänischen Landkriegsgeschichte, wegen der Niederlage der Milizen im Jahre 1807; im Süden wird sie durch die zwei Meilen lange, 60 bis 120 Fuß hohe jähe Kreidewand geschlossen, auf welcher wir oben dicht am Rande der Küste eine Kirche bemerken, von der die Sage erzählt, daß sie sich jede Christnacht ein wenig in das Land hineinrücke, um der drohenden Gefahr der Unterhöhlung durch das Meer zu entgehen. Bereits im 8. Jahrhundert spielt die Kjögebucht eine Rolle in der Seekriegsgeschichte. Hier versammelte nämlich der alte König Harald Hildetand auf seinem Zuge gegen Schweden seine Flotte, die so zahlreich gewesen seyn soll, daß man wie auf einer Brücke von Stewns Klint bis nach Skanör in Schweden — beiläufig bemerkt eine Entfernung von 5 Meilen — trockenen Fußes gehen konnte. Um die an Karl X. Gustav von Schweden verloren gegangenen dänischen Provinzen wieder zu erobern, fing Christian V. mit dem Nachfolger Gustavs, Karl XI., auf's Neue einen Krieg an, während dessen die berühmteste Seeschlacht der nordischen Geschichte am 11. Juli 1677 von dem dänischen Admiral Juel mit 24 Linienschiffen und einigen kleinen Fahrzeugen gegen den schwedischen Admiral Wachtmeister mit 41 Schiffen und 13 Brandern geliefert wurde. Die Niederlage kostete den Schweden 22 Schiffe und 4200 Todte und Gefangene. In dem früher erwähnten Coalitionskriege gegen Karl XII. lagen am 1. Oct. 1710 die zahlreichen schwedischen und dänischen Flotten sich abermals in der Kjögebucht feindlich gegenüber.

(C. M.)

Mannichfaltigkeiten.

Zu den Personen, welche durch den Untergang des Dampfers Ercolano ums Leben gekommen sind, gehört die Prinzessin Cataneo Spinosa. Einem Turiner Briefe zufolge ist diese Dame das Opfer ihres Aberglaubens geworden. Als Actionärin nämlich bei der betreffenden Dampfboot-Gesellschaft stark betheiligt, wollte sie Genua am Freitage (bekanntlich der Ansicht der Seefahrer nach einem Unglückstage für das Auslaufen von Schiffen) nicht verlassen und setzte es durch, daß das Schiff erst am folgenden Tage abging. Wäre die Abfahrt des Ercolano nicht verzögert worden, so würde er nicht den nächtlichen Zusammenstoß mit der Sicilia erlitten haben.

Man hegt die lebhaftesten Besorgnisse hinsichtlich des Schicksals des englischen Schrauben-Dampfers City of Glasgow, welcher am 1. März von Liverpool ausgelaufen ist und am 12. April noch nicht in Philadelphia, seinem Bestimmungsorte, eingetroffen war. Er hatte 50 Passagiere erster Klasse, 280 Passagiere zweiter Klasse, im Ganzen, mit Einschluß der Schiffsmannschaft, 405 Seelen an Bord. Ein Dampfer braucht durchschnittlich zur Fahrt von Liverpool nach Philadelphia 14 Tage, während die City of Glasgow den letzten Nachrichten zufolge bereits 43 Tage unterwegs gewesen war. Man fürchtet, das Schiff möge in die Eisfelder gerathen seyn, welche gewöhnlich um diese Jahreszeit in der Gegend von Neu-Foundland umhertreiben, und zwar in diesem Jahre weit massenhafter, als in der Regel der Fall zu seyn pflegt. Möglich, daß das Schiff bloß eine Verzögerung seiner Reise zu erdulden hat und wohlbehalten davon kommt. Es war bei seiner Abfahrt mit Lebensmitteln auf 50 Tage versehen. Vielleicht auch ist die City of Glasgow durch das Eis so stark beschädigt worden, daß sie sich genöthigt gesehen hat, nach den Bermuden oder einem anderen Punkte der Antillen zurückzukehren.

Aus der Türkei wurden eine große Menge Diamanten und Perlen der schönsten Art nach Paris zum Verkauf gesandt, wodurch diese Artikel in Paris im Preise gefallen sind. Die Einsender verlangen ungeheure Summen, werden aber wohl etwas ablassen, wenn sie den Stand des Marktes erfahren. Dem Vernehmen nach hat einige jener Kostbarkeiten der Sultan selbst geschickt; die meisten rühren aber von vornehmen Türken her, welche sich durch den Verkauf die Mittel, zu den Kriegskosten ihren Theil beizusteuern, verschaffen wollen.

(Bayreuth, 7. Mai.) Auf dem hiesigen Bahnhof wurde gestern Nachmittags eine Frau, Namens Pezold, in dem Augell-

blick, als zwei Wagen zusammengestellt wurden, über die Bahn, kam zwischen die zusammenstoßenden Puffer, die sie schwer verletzten, und als sie niederfiel, ging auch noch ein Wagen über sie. Kurze Zeit darauf verschied sie.

Korrespondenz.

Dresden, 8. Mai.

Unter den Sehenswürdigkeiten, die gegenwärtig unsere Stadt bietet, nehmen die „ethnographischen Reisebilder" von W. Kiesewetter einen hohen Rang ein. Dieselben bestehen aus ungefähr 100 Oelgemälden und Modellen, welche Sitten, Gebräuche, Gesichtsbildung rc. weniger bekannter Völkerstämme veranschaulichen. Hr. Kiesewetter, aus Berlin gebürtig, ist fünfzehn Jahre in jenen Ländern gewesen und hat diese Bilder nach der Natur aufgenommen. Er begibt sich in diesen Tagen mit seiner lehrreichen Sammlung nach der Rheingegend, und es sey hiermit die interessante Schaustellung der Beachtung empfohlen. — Das Repertoir des Hoftheaters brachte in der letzten Zeit, da die Hauptkräfte fast sämmtlich abwesend sind, nichts Erhebliches. Sehr fühlbar macht sich namentlich der Mangel einer zweiten Liebhaberin, die einigermaßen Stellvertreterin von Frau Bayer-Bürck seyn müßte. Wir glauben wohl, daß es seiner Zeit möglich gewesen wäre, Fräulein Würzburg, M. Seebach, B. Franke oder eine ähnliche Kraft zu gewinnen. Wie übrigens die hiesige Sachsenzeitung wissen will, steht dem Hoftheater in Bezug auf Verwaltung eine Reorganisation bevor, die in vieler Beziehung gewiß sehr nothwendig ist. — In der musikalischen Welt nahmen die Konzerte von Hector Berlioz, die derselbe im Hoftheater gab, das Interesse in Anspruch, fanden aber nur theilweise den Beifall der Kenner. Wie man vernimmt, findet nächstens in dem benachbarten Meißen zum Besten der Hinterlassenen Fr. Schneiders in Dessau ein Konzert statt, in welchem unter andern auch Fräul. Catharina von Coniar mitwirken wird, deren Ruf als vorzügliche Sängerin sich so schnell verbreitet hat. — Seit einigen Tagen haben die Vorstellungen auf dem Sommertheater zu Reisewitz wieder begonnen. Der Direktor dieser ganz neu zusammengesetzten Gesellschaft ist der bekannte tüchtige Komiker Ferdinand Rösmüller, der durch frühere Gastspiele hier in gutem Andenken steht. Da das hiesige Publikum auf dem Hoftheater nur äußerst selten vorzügliche Komiker als Gäste sieht, so wäre es für das Sommertheater unzweifelhaft von dem größten Vortheile, wenn etwa Namen, wie K. Treumann, Grois, Lang, Weyhrauch u. A. zu einem Gastspiele veranlaßt würden, indem Possen und Lustspiele bei der genannten Bühne doch der Hauptmagnet für das Publikum sind. Der hiesige literarische Dienstagskreis hat ein Mitglied mehr erhalten, indem Otto Roquette (der Dichter von Waldmeisters Brautfahrt, Orion rc.) von Berlin nach Dresden übergesiedelt ist, um unter Benutzung der königl. Bibliothek seine gelehrten Studien fortzusetzen. Es beginnt übrigens nun die Zeit, wo unsere Stadt durch den Fremdenverkehr außerordentlich belebt erscheint. Wer Dresden seit mehreren Jahren nicht gesehen, wird staunen über die neuen Straßen, Vergnügungslokale, Verschönerungen u. s. w. So wurde erst vor wenig Tagen ein bedeutendes Etablissement nach erfolgtem Neubau wieder eröffnet; es ist dieß das „Alberts-Bad" in der Ostraallee, zu dessen eleganter und zweckmäßiger Herrichtung der intelligente Besitzer, Hr. Albin Ellezinguer, gegen 30,000 Thaler verwendet haben soll. — An der Albertsbahn (zwischen hier und Tharand) sind gegenwärtig 1000 Arbeiter beschäftigt, und man hofft, daß dieselbe noch in diesem Jahre wird befahren werden können.

Wiesbaden, 11. Mai.

Sicherem Vernehmen nach haben sich unsere Curverhältnisse einer besonders aufmerksamen Ueberwachung höchsten Orts zu erfreuen, der zufolge Se. Durchl. der Staatsminister von Wittgenstein sich mehrmals in der Woche persönlich nach den Verhältnissen erkundigt. Dieser Fürsorge haben wir auch die Anstellung eines zweiten Curcommissarius in Hrn. Kreisamts-Accessisten Lade zu verdanken, dessen intelligente Rührigkeit, Humanität und einnehmendes Wesen dazu berechtigen, diese Wahl eine treffliche zu nennen.

Liverpool, 2. Mai.

In der Didaskalia vom 17. v. M. heißt es: „Zu Liverpool ist die traurige Nachricht eingetroffen, daß vier nach Newyork bestimmte Auswandererschiffe im atlantischen Meere ihren Untergang gefunden. Es sind die Schiffe Seanimph, Russell, Stourgon, Julie und Orline." Diese Angabe bedarf einer gründlichen Berichtigung. Ein Liverpooler Schiff Namens Seanimph ist allerdings in See verunglückt. Es hatte jedoch nur wenige Passagiere an Bord und gehörte daher nicht in die Kategorie von Auswandererschiffen. Mannschaft und Passagiere wurden gerettet und nach London gebracht. Schiffe Namens Russel, Stourgon und Julie und Orline sind in der Liverpooler Liste nicht zu finden. Dagegen weiß man, daß von dem amerikanischen Packetschiff Isaac Webb das Liverpooler Schiff Russell Sturgeß auf See in sinkendem Zustande angetroffen wurde. Der Russel Sturgeß hatte gleichfalls nur eine unbedeutende Anzahl Passagiere an Bord, welche gerettet und nach Liverpool geschafft wurden.

J. Hartmann,
German School Sir Thomas Bldp.
Liverpool.

Literatur- und Kunst-Notizen.

(Frankfurt a. M.) Wir machen auf eine Arbeit aufmerksam, welche die Bewunderung jedes Natur- und Kunstfreundes erregen muß. Die von J. H. Vogelsang aus Solothurn gefertigte plastische Darstellung der Verena-Einsiedelei bei Solothurn mit ihrer Umgebung ist eine neue Art Nachbildung der Natur im Miniatur-Maßstabe. Im Raume von 1½ Fuß im Quadrat bietet sie eine Landschaft mit Bergen und Thälern, welche mit unzähligen Blumen und Pflanzen, Bäumen und Gebüschen, mit Menschen und Thieren, Häusern, Gärten, Wiesen und Bächen ausgestattet sind. Zur Charakteristik der Arbeit wird es wohl genug seyn, zu sagen, daß jede darin vorkommende Pflanzen- und Thier-Art deutlich erkennbar ist, wodurch einem jeden Natur- und Kunstfreunde die Ueberzeugung verschafft wird, daß wohl noch nie ein gleiches Maß von Fleiß, Geduld, Kunst mit naturwissenschaftlichen Kenntnissen zu ähnlicher Darstellung zusammengewirkt haben. Erst mit Hülfe des Vergrößerungsglases sind wir im Stande, alle jene Verdienste richtig zu würdigen. Der Botaniker und Zoolog findet keine Schwierigkeit, die Pflanzen und Insecten specifisch zu bestimmen, die er ohne Loupe in diesen Kunstgebilden kaum wahrzunehmen vermag.

(Darmstadt.) Ein Drama: „Hessentreue", nach seinem Helden „Heinz von Lüder" genannt, ging am 5. d. über die hiesige Hofbühne. War auch der Besuch des Theaters, durch so viele Vorstellungen in und außer dem Abonnement und durch ausgezeichnete Gäste, nicht sehr zahlreich, so hat doch das mit gespannter Aufmerksamkeit der Entwickelung folgende Publikum den Dichter und die Darsteller gebührend anerkannt. Landgraf Philipp der Großmüthige, nach seiner Gefangenschaft zu Marburg und Ziegenhain anlangend, war eine in Maske und Würde durchaus gelungene Darstellung Kühns; den Helden des Stücks, den durch hartnäckige Festigkeit und edelste Hingebung sich hervorthuenden Kommandanten der Veste Ziegenhain, repräsentirte der Darsteller Zrinys, Hr. Knorr, ein Mime von trefflicher Begabung und wackerem Streben; beide wurden unter lebhaftem Applaus gerufen. Auch der in aller Stille noch vor Anfang des Stücks aus Wetzlar angelangte Dichter, Paul Wigand, äußerte sich höchst zufrieden über die Darstellung, aus welcher unverkennbar das gemeinsame Streben hervorleuchtete, einer der schönsten nationalen Episoden jenes Religionskrieges, zugleich den die Dichtung auszeichnenden Wünschen des Hofes, in würdigster Art zu genügen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 13. Mai. Der Sonnwendhof, Volksschauspiel in 5 Akten, von Mosenthal. Monica: Fräul. Claus.

Sonntag, 14. Mai. Der Prophet, große Oper in 5 Akten, Musik von Meyerbeer. (Gastrolle) Bertha: Frau Jagel-Roth, vom Theater zu Rostock.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Samstag, 13. Mai. Der Empfehlungsbrief, Originallustspiel in 5 Abth., von Dr. Töpfer.

Sonntag, 14. Mai. Bestrafter Ehrgeiz, oder: Marquis und Schuhmacher, dramatische Charakterskizze in 2 Abth. — Der Tapezier, Intermezzo aus der Oper „Fanchon, das Leiermädchen."

Druck und Verlag von Heller und Rohm. - Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 116. Montag, den 15. Mai 1854.

Jose Maria.

(Nach dem Spanischen von A. Markhoff.)

(Fortsetzung.)

Hier eine Probe von seiner Geschicklichkeit im Schießen und von seiner Generosität.

Ein Kapitän Castro, Offizier voll Muth und Thätigkeit, erfuhr durch einen Spion, daß Jose Maria sich an einem bestimmten Tage in einer einsam liegenden Aldea befinden würde, wo er eine Geliebte hatte. Castro steigt an dem bestimmten Tage zu Pferde und nimmt nur vier Lanzenreiter mit sich, um keinen Argwohn zu erregen. So vorsichtig er auch seinen Marsch zu verbergen suchte, so konnte er doch nicht hindern, daß Jose Maria davon erfuhr. Im Augenblick, wo Castro, nachdem er eine tiefe Schlucht passirt, in das Thal gelangte, in welchem die Aldea der Geliebten seines Feindes lag, zeigen sich plötzlich zwölf gut berittene Reiter in seiner Flanke und zwar viel näher als er, der Schlucht, durch welche er allein seinen Rückzug bewerkstelligen konnte. Die Soldaten glaubten sich verloren. Einer der Reiter trennt sich im Galopp von der Truppe und hält sein Pferd hundert Schritte von Castro an.

„Man überfällt Jose Maria nicht", rief er. „Kapitän Castro, was habe ich Ihnen gethan, daß Sie mich der Justiz überliefern wollten? Ich könnte Sie tödten; aber die Männer von Muth sind selten geworden und ich schenke Ihnen das Leben. Hier ein Andenken, das Sie lehren wird, mich zu meiden. Auf Ihren Czako! . ."

Bei diesen Worten zielt er und durchbohrt mit einer Kugel den Czako des Kapitäns. Sogleich wandte er um und verschwand mit seinen Leuten.

Henri Cornille erzählte in seinen „Souvenirs d'Espagne", im Jahre 1836 herausgegeben, zwei Anekdoten, welche beweisen, eine wie große Wichtigkeit dieser Napoleon des Gebirges besaß. Ich führe sie mit seinen eigenen Worten an.

Zu der Zeit, als Jose Maria im größten Glücke sich befand, geschah es, daß ein Prinz aus dem königlichen Hause den Räuber um einen Geleitschein durch das Gebirge bitten ließ, den jener auch bewilligte.

Schnee bedeckte den Gipfel des Morena; der Südwind, welcher mit Heftigkeit blies, wirbelte in der Ferne einen weißen Staub auf, der langsam niederfiel, als wenn er zu der Unbeweglichkeit des Januarhimmels beitragen wollte. Der Prinz war nicht ganz ruhig; mit Unruhe durchzog er diese Defileen, welche das Grab so vieler Andern geworden.

Plötzlich bemerkt er auf der Spitze eines Felsens, welcher über einem Abgrund hing, einen Mann zu Pferde, unbeweglich, in einen braunen, im Winde wehenden Mantel gehüllt und das Gesicht mit einem großen Sombrero bedeckt. Es lag in dieser Erscheinung etwas Magisches und Erschreckendes. Der Mann, ruhig und stumm an diesem gefährlichen Posten, schien die Reisenden zu erwarten, um sie im Vorbeiziehen niederzuschmettern. Der Infant hielt an; der Reiter warf langsam einen Blick um sich her, schüttelte die Asche von seiner Cigarre, spornte sein Pferd und verschwand. Der Zug setzte seinen Weg voran; der geheimnißvolle Reiter zeigte sich in Zwischenräumen bald in der Tiefe der Thäler, bald oben auf den Bergen, als eine unermüdliche Schildwache, welche sich durch eigene Macht vervielfältigte.

Der Marsch war lang; mit einbrechender Nacht fühlten die Reisenden ihre Beunruhigung zunehmen. Endlich senkten sich die Felsen, die Schluchten wurden weiter und die Ebene zeigte sich, von schwachem Mondscheine erhellt.

„Meine Herren", rief der Prinz, „der Räuber hat Wort gehalten; schließen wir unsere Reihen; wir könnten noch auf die Nachzügler seiner Truppe stoßen."

Alle drängten sich um ihn. Eine einzige Person blieb zurück: sie betrachtete einige Zeit diese Hand voll Menschen, welche bei jedem Schritte freier athmeten; dann zog er sein Feuerzeug hervor, zündete ein Cigarito an und kehrte langsam in das Gebirge zurück.

Durch dieses Beispiel ermuthigt, kamen der Jesuitengeneral und der Kommandant von Sevilla an den Fuß des Sierra und verlangten freies Geleite. Sie wußten nicht, daß wenige Tage vorher zwei Gefährten Jose Marias ergriffen und in ihrer Stadt eingekerkert worden.

Der Räuber antwortete, er werde Ihren Herrlichkeiten selbst entgegenkommen und reiste auch mit einem ansehnlichen Gefolge ab.

„Seyen Sie willkommen, meine Gäste", rief er, sobald er ihrer von weitem ansichtig wurde; „Gott segne Sie und halte Sie ruhig, denn wenn Sie nur einen Schritt rückwärts thun, sind Sie todt. Beim Barte des heiligen Ignatius, ich erwartete heute so reiche Gesellschaft nicht! Nun hören Sie mich wohl, Sie Herr Kommandant, und Sie, hochzuverehrender Sohn Loyolas! Ihre Leute haben die Dummheit begangen, Hand an zwei der Meinigen zu legen. Bei meiner Seele! das ist eine unerhörte Frechheit! . . Aber da Sie nun hier sind, so reden wir: Zuerst bezahlen Sie mir ein Lösegeld von zweitausend Unzen; dann geben Sie Befehl, daß man auf der Stelle mit allen den Brüdern Jose Marias gebührenden Ehren die Braven, welche man sich nicht gescheut, als Unterthanen des Königs zu behandeln, in Freiheit setze. Unterdessen behalte ich Sie als Geiseln; Sie sollen gut behandelt werden. Ich habe Wildpret, Mädchen und Xeres. Lustiges Leben bei mir, das können Sie mir glauben! . . Aber sollte meinen Leuten die geringste Beleidigung wider-

fahren seyn; sollte man sie gar schon gehangen haben! . . dann seyen Gott und die Heiligen Ihnen gnädig! Sie würden lebendig gebraten. — Reichen Sie mir Ihre Hand, meine Gäste und seyen Sie in den Besitzungen Jose Marias willkommen."

Ein Courier ward augenblicklich abgesandt. Er brachte die zweitausend Goldthaler und die Gefangenen ganz wohlbehalten von Sevilla.

Don Manuel de Azaca, ein ausgezeichneter Schriftsteller, hat in dem „Pintoresco Español" von 1846 die Erzählung eines Abenteuers veröffentlicht, welches für seine Familie und ihn fast den tragischsten Ausgang gehabt hätte. Ich übertrage dieselbe fast buchstäblich, mit Weglassung der Details, die ich für unnöthig erachte, und nehme das Wort statt des Verfassers, um die Einheit der Form beizuhalten.

Im Jahre 1828 begab sich Don Manuel von Cordova nach Cadiz, in Begleitung seines Bruders, dessen junge Frau, Namens Concha und der Schwester dieser Letzteren, Antonia. Die Reisenden blieben zu Carpio, um daselbst zu übernachten. In einem Wirthshause von gewöhnlichem Aussehen abgestiegen, traten sie in das Gastzimmer, wo sie einige Soldaten fanden, welche auf die Verfolgung der Räuber ausgesandt waren und von einem Sergeanten kommandirt wurden. Die übrige Gesellschaft bestand aus Maulthiertreibern und besonders aus einem Manne, welcher halb Landmann, halb Schmuggler zu seyn schien. Er trug das Kostüm des Majo*) und schien vierunddreißig Jahre zu haben. Seine Züge waren sanft und regelmäßig, obgleich seine Gesichtsfarbe von der Sonne verbrannt. Seine Gestalt war klein und benahm dadurch seinen Bewegungen von ihrem Adel. Dessen ungeachtet, wenn es Jemandem einfiel, ihn näher zu betrachten, fühlte der Neugierige sich genöthigt, vor seinem mit spottendem und herrischem Ausdruck gepaarten Blicke die Augen nieder zu schlagen.

Einer der Maulthiertreiber kam auf die Gefahren des Weges zu sprechen, und als darauf der Bruder Don Manuels fragte, ob Räuber die Gegend unsicher machten, erwiederte ihm der Sergeant, daß eine Bande von acht Mann kürzlich eine bedeutende Anzahl Diebstähle begangen habe; mit vier Soldaten vermöge er nichts gegen die Räuber, sein Kapitän jedoch sey mit zwanzig Mikelets auf dem Wege.

Der Majo, welcher auf das Gespräch Achtung gab, fragte den Sergeant, wer sein Kapitän sey, und das in einem Tone, der glauben ließ, er sey dabei interessirt, es zu wissen.

„Mein Kapitän", erwiederte der Unteroffizier, „ist ein Mann, der seit drei Jahren die Verfolgung der Räuber betreibt. Er heißt Don Roque Comares, und kennt Jose Maria."

„Jose Maria!" riefen die Soldaten und Treiber zugleich.

„Ja, Jose Maria. Don Roque hat ihn ganz in der Nähe gesehen. Eines Tages begegnete er ihm zwei Meilen von Ecija und bestand einen Kampf mit ihm. Schon hatte er ihn in seiner Gewalt, als der Bandit ihn mit einem Pistolenschusse verwundete und ihn niederwarf."

„Und wann kommt der tapfere Don Roquette?" fragte der Majo, Gleichgültigkeit affektirend.

„Ich erwarte ihn seit vier Uhr," sagte der Sergeant, „ich glaube, er kann nicht lange mehr bleiben."

Der Majo fuhr zusammen, faßte sich jedoch gleich wieder. Er nahm eine sorglose Miene an, begann mit den Bändern seines Hutes zu spielen und murmelte:

„Sehr gut; wir werden sehen, wie Euer Kapitän gegen Jose Maria operirt. — Doch jetzt muß ich meinen Geschäften nachgehen."

*) Spanischer Stutzer.

(Fortsetzung folgt.)

Schaumburg.

In der Herrschaft Schaumburg und Grafschaft Holzappel, den Besitzthümern des Erzherzogs Stephan, schreitet die regste wirthschaftliche Thätigkeit ununterbrochen voran. Was zunächst die Urproduktion anlangt, so wird die rationelle Landwirthschaft auf den Gütern des Erzherzogs immer mehr eingeführt; so in diesem Augenblicke besonders der verbesserte Wiesenbau und die Drainage, womit der Standesherr seinen bäuerlichen Nachbarn mit ermunterndem Beispiele vorangeht. Die Wälder, ein hoher Schmuck seines Standesgebietes, werden in gutem Stande erhalten, und dem Gartenwesen eine erneuerte Sorge zugewendet. Die Eisen-, Blei- und Silberbergwerke des Standesgebietes, welche durch Erbschaft zum Theil dem Großherzog von Oldenburg gehörten, sind im vorigen Jahre einer Privatgesellschaft von Niederrhein überlassen worden, da ähnliche Geschäfte immer besser auf solchem Wege besorgt werden, als durch Angestellte. Diese Gesellschaft hat den Bergbau auch mit gewaltigen Mitteln in die Hand genommen und dadurch der ganzen Umgegend neuen Vortheil gebracht. Was die industrielle Thätigkeit anlangt, so gibt der Erzherzog derselben nahe und fern durch den neuen stattlichen Schloßbau in altdeutschem Style einen mächtigen Anstoß. Da die einheimischen Maurer nicht ausreichten, wurde von der Mainzer Garnison noch eine ansehnliche Gesellschaft Tiroler Maurergehülfen erbeten, welche durch tüchtige Arbeit vorleuchtete, wie denn die Tiroler Maurer im ganzen Herzogthum Nassau in bestem Ansehen stehen; denn die geschicktesten Maurermeister und Bauunternehmer in mehreren Städten und Badeorten stammen aus Tirol. So ward nun auch das stolze Schloß Schaumburg durch Tiroler Kraft und Geschicklichkeit auf des Berges Felsenstirn erhöht. Durch die innere Ausschmückung des Neubaues, welche in Harmonie mit dem Aeußeren des Gebäudes durchgeführt werden soll, wird auch auf die Veredlung der Tektonik gewirkt werden. Eine Arbeit nicht deutschen Händen zu übertragen, wie dieß leider noch in so vielen Schlössern unseres Vaterlandes geschieht, kommt zu Schaumburg nicht vor. — In Bezug auf geistige Bildung und ideelle Produktion wird Schaumburg immer mehr ein belebender Mittelpunkt für die untere Lahngegend. An Sonn- und Festtagen strömen Tausende von Besuchern aus den näheren und ferneren Dörfern und Städten herbei, um Geist und Gemüth an dem neuen Prachtbaue zu erheben und die inneren Sehenswürdigkeiten des Schlosses und der Gärten in Augenschein zu nehmen. Die Bibliothek, in dem bisherigen Festsaale des Schlosses eingerichtet und besonders reich an naturwissenschaftlichen Werken, ist in musterhafter Weise in künstlerisch gearbeiteten Schränken aufgestellt, zu deren Anfertigung nur die ersten Schreiner des Herzogthums zugelassen wurden. Die Mineraliensammlung, in Prag und Ofen unter den günstigsten äußeren Verhältnissen gesammelt, enthält viel des Trefflichsten und Seltensten aus den böhmischen und ungarischen Gebirgen, und ist vor einigen Jahren durch die berühmte Struve'sche Sammlung in Hamburg bereichert worden. Das Pflanzenhaus hat einen reichen Schmuck erhalten durch eine vollständige Palmensammlung, welche in Lüttich verkauft wurde, weil der Palmenhain für das dortige Pflanzenhaus zu mächtig herangewachsen war. Diese ostindischen Pflanzenriesen wurden in langen Kasten den Rhein und die Lahn heraufgeführt, und prangen nun auf Schaumburgs hohem Basaltkegel. Wie diese Sammlungen die Forscher von Fern herbei ziehen, so im zoologischen Garten vier Bären aus den Karpathen, (der Bär ist das Wappenthier von Anhalt-Bernburg-Schaumburg), die Bewohner der Umgegend, welche Sonntags noch immer gemeindeweise ausziehen, um diesen nach dem deutschen Thierepos ursprünglichen König der vaterländischen Thierwelt in

einem stattlichen Zwinger zu bewundern. — Die Plastik wird gefördert durch Beschäftigung und Ermunterung junger Künstler, und erst kürzlich hat der Bildhauer Vogel von Wiesbaden eine in feinstem Marmor meisterhaft ausgeführte Gruppe, ein auf einem Hunde schlafendes Kind darstellend, nach Schaumburg geliefert. Ebenso wird der Malerei, in Ausschmückung des neuen Rittersaales ein bedeutendes und sehr dankbares Feld eröffnet werden, sowie durch eine Bildsäule des Grafen Holzappel, des Erneuerers des k. k. Heeres am Ende des dreißigjährigen Bürgerkrieges, (welcher die Grafschaft Holzappel, die nun zur Herrschaft Schaumburg gehört, erworben und nach sich benannt hat), das Kapitel der historischen Erinnerungen gepflegt wird. Der Erzherzog widmet unermüdet dem Schulwesen seines Standesgebietes die eifrigste Sorgfalt, weiß durch sein Präsentationsrecht die besten und strebsamsten Lehrer in seine Herrschaft zu ziehen, besucht selbst die vielen Schulprüfungen, examinirt selbst und setzt ermunternde Preise aus. Turnplatz und Schwimmschule sind großartig und wahrhaft schön angelegt, und tragen das Ihrige dazu bei, die österreichische Kolonie, welche sich in Schaumburg gebildet hat, gesund und frisch zu erhalten. Jedes gemeinnützige Unternehmen der Umgegend wird gefördert, das Armenwesen des Standesgebietes, durch eine großartige Armenkasse, milde Stiftungen und zweckmäßige Arbeitgebung durch die anhaltischen Vorfahren des Standesherrn geordnet, wird den Zeitbedürfnissen gemäß fortgebildet. Im Wegbau des Standesgebietes sieht man den durchgebildeten österreichischen Geist walten; Menschen und Thiere werden nun weniger gequält und der Verkehr sieht sich erleichtert. Obgleich im Herzogthum Nassau die Güterzusammenlegung und Abrundung so sehr im Schwunge ist, bestand über das Land bisher doch noch kein auf trigonometrische Vermessung begründeter Kataster und erst jetzt schreitet man zu den hierfür nöthigen Arbeiten. Schloß Schaumburg ist auf den Wunsch des Erzherzogs und in Folge seiner günstigen und hohen Lage einer der Hauptpunkte und zwar der eigentliche Zentralpunkt des trigonometrischen Netzes geworden. In einem besonderen Zimmer des Schlosses ist ein von August Ravenstein in Frankfurt gefertigtes ausgezeichnetes Relief des Standesgebietes aufgestellt, über welchem der Erzherzog seine volkswirthschaftlichen Feldzüge aussinnt.

Mannichfaltigkeiten.

Trotz der mißlichen Lage, in welcher sich die türkischen Finanzen befinden, scheint die orientalische Verschwendung nach altem Herkommen noch in voller Blüthe zu stehen. Einige Beispiele finden wir in einem Briefe aus Konstantinopel in der „N. Z." Dort heißt es: der Staatsschatz ist fast gänzlich erschöpft; nichts desto weniger vergeudet man hier die Geldfonds mit wahrhaft orientalischer Sorglosigkeit. Achmet Fethi-Pascha erhielt neulich vom Sultan ein Geschenk von 1000 Beuteln in Gold, d. i. 500,000 Piaster. Achmet-Fethi-Pascha bezieht an Leibrenten 75,000 Piaster monatlich, als Gehalt in dem Posten des Oberinspectors der Artillerie 90,000 Piaster monatlich, und an Dotation für seine zwei Töchter, kaiserl. Prinzessinnen, 60,000 Piaster monatlich. Er ist aber nicht der Einzige, der so ungeheure Geldsummen bezieht, und dann ist es leicht begreiflich, daß Geldfonds zur Kriegführung nicht vorhanden sind. — Noch ein Beispiel. Es ist bekannt, daß Bessim-Aga dem Abbas-Pascha die fröhliche Nachricht brachte, daß die Tochter des Sultans zur Braut für seinen Sohn bestimmt sey. Abbas-Pascha machte dem kaiserlichen Glücksboten ein Geschenk von 1500 Beuteln in Gold und seinem Geleite 500 Beutel, d. i. eine Million Piaster. Die Geschenke, die Abbas-Pascha der Braut seines Sohnes verehrte, sind von unschätzbarem Werthe; unter andern Kostbarkeiten verdienen zwei mit kostbaren Steinen geschmückte Diademe erwähnt zu werden. Eines derselben ist für die Prinzessin Minure, die Braut, und das andere für die Sultanin-Mutter bestimmt. Diese Kleinodien wurden vor etwa acht Tagen durch die Tante des Abbas-Pascha Mahir-Hanum, die in Bebek wohnt, überreicht; dieselbe wurde auch durch drei Tage bei der kais. Familie bewirthet. Außerdem hat Abbas-Pascha für den Sultan drei prächtige Pferde, für den Großvezier und für jeden Prinzen der kais. Familie eines ausgesucht.

Das französische Ministerium für Ackerbau, Handel und öffentliche Arbeiten hat der Traubenkrankheit schon seit längerer Zeit eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt und eine besondere Kommission ernannt, welche die neuerdings empfohlenen und in Anwendung gebrachten Mittel zu prüfen hat. Die neueste Nummer des „Moniteur" enthält das Gutachten der erwähnten Kommission über die Anwendung des Schwefels, welcher in Thomery und vielen anderen Weingärten der Gironde mit großem Erfolge versucht worden ist. Das dabei beobachtete Verfahren ist folgendes: Gepulverte Schwefelblumen werden mit Hülfe eines Blasebalgs auf die Weinstöcke gestreut und zwar von zweien Seiten und mit so großer Sorgfalt, daß alle Theile der Pflanze mit dem Schwefel in Berührung kommen. Diese Operation wird dreimal im Jahre wiederholt. Die erste geschieht, sobald der Weinstock zu Knospen beginnt; man erneuert sie nach dem Abblühen und wiederholt sie zum dritten Male einige Zeit vor der Reife der Trauben. Früher hatten die Winzer von Thomery die Morgen- und Abendstunden als den günstigsten Zeitpunkt für die Operationen betrachtet, weil man mit Recht annahm, daß der Thau dazu beitragen würde, das Schwefelpulver auf der Pflanze festzuhalten. Doch hat man neuerdings erkannt, daß das Ausstreuen zur Mittagszeit noch günstiger wirkt, wo die Sonne die Ausdünstung des Schwefels befördert. Der Bericht der Kommission hebt auch mit Recht den Umstand hervor, daß die Anwendung des Schwefels in der eben bezeichneten Weise nicht sehr kostspielig ist. Es steht nach den Ermittelungen der Kommission fest, daß alle Weingärten, welche von dem Schwefeln Gebrauch gemacht hatten, vor der Krankheit vollständig bewahrt geblieben sind, während andere Pflanzungen derselben Ortschaft, welche keine Vorsichtsmaßregeln gegen die Epidemie getroffen hatten, von derselben vollständig verwüstet waren.

Am 10. d. M. wurden auf einem niederländischen Dampfboote einem Passagier, während er in der Cajüte schlief, zehn Friedrichsdor aus der Westtasche entwendet. Da er beim Erwachen sogleich seinen Verlust bemerkte und Nachsuchungen veranlaßte, entdeckte man den Dieb und fand neun Stück davon im Munde desselben, während er einen wahrscheinlich verschluckt hatte.

Man schreibt aus Mainz: „Am 6. Mai traf hier der größte Dampfschlepper ein, welcher bis jetzt vom Vater Rhein getragen wurde, auf seiner Reise von Ruhrort nach Mannheim. Dieses Boot gehört dem industriellen Franz Haniel in Ruhrort und ist auf dessen eigenem Schiffswerfte in Sterkrade gebaut. Dasselbe hat zwei Maschinen von 500 Pferdekraft, ist 240 Fuß lang und 54 Fuß breit; es hat Laderäume für 5000 Centner und bei 3000 Centner Kohlenvorrath einen flotten Gang von 4 kleinen Schuh. Der Erfolg dieser ersten Reise war allen Erwartungen entsprechend, indem das Boot mit 6 vollbelasteten Anhängschiffen durch die Strömungen des Enger'schen Grundes, ohne seinen Zug zu theilen, wie dieß die anderen Remorqueure thun müssen, durchfuhr, als wenn es im gewöhnlichen Fahrwasser wäre."

Welche aufopfernde Liebe oft Thiere gegen ihre Jungen bethätigen, davon gibt das Hammelburger Brandunglück Zeugniß, wo ein Storch trotz der ihn rings bedrohenden Feuer- und Dampfwogen das seine fünf Jungen bergende Nest nicht verließ. Der Horst des treuen Thieres blieb von den Flammen verschont. — (Eine ähnliche Thatsache hat bekanntlich auch Pfeffel zum Gegenstande eines netten Gedichtes — Der Storch zu Delft — gemacht.)

Literatur.

Notiz- und Termin-Kalender für Zoll- und Steuerbeamte auf das Jahr 1854. Zweiter Jahrgang. Berlin. Verlag von Carl Heymann.

In dem vorliegenden Taschenbuch ist das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden und außer den gewöhnlichen eigentlichen Kalender-Notizen das Wichtigste zusammengestellt, was dem Geschäftsmann, besonders aber nicht bloß dem Beamten, in Zoll- und Handelssachen zu wissen nothwendig ist: der bestehende Zollvereinstarif, nebst einem Auszuge aus der Zollgesetzgebung und den Bestimmungen über das Verhalten bei der Ein-, Durch- und Ausfuhr zollpflichtiger Gegenstände. Das Ganze, elegant gebunden und für den Notizgebrauch in Taschenformat gebracht, ist ein empfehlenswerthes Büchlein.

Altona nicht Hamburg-Altona. Als Manuscript gedruckt.

Verfasser dieser Schrift ist der königl. preußische Commerzienrath E. Weber, der, als praktischer Geschäftsmann, mit den Verhältnissen Altonas und den mannichfachen Beziehungen dieses Platzes zu überseeischen Märkten vertraut, hier einen Blick in den Umfang der kaufmännischen Geschäfte eröffnet, welche in Altona getrieben werden. Manche größere Stadt des Binnenlandes ist in commerzieller Beziehung nicht halb so bedeutend, als Altona, und Jedermann wird vollkommen begreiflich finden, daß der erste holsteinische Handelsplatz sich in Handels- und Schifffahrtssachen einer Selbstständigkeit rühmt, um welche er viel beneidet worden war. Aber, bei aller Würdigung dieser Selbstständigkeit wäre der Versuch, die Hamburger Handelsgröße zu Gunsten der Bedeutung Altonas verkleinern zu wollen, eitel. Auch ist das weniger die Absicht des verständigen Verfassers, welcher nur den völlig gelungenen Beweis geliefert hat, daß die holsteinische Seestadt ihr Licht nicht unter den Scheffel stellen zu lassen braucht. Wir lassen aus der interessanten Schrift hier einige Angaben folgen, welche hinreichen, die Bedeutung Altonas als Markt- und Seeplatz zu veranschaulichen. Die Zahl der eingegangenen Seeschiffe betrug

1851	3077	mit	93,896½	Lasten
1852	3492	„	102,639	„

Die Einfuhr vom Jahr 1852 belief sich auf
3,072,466 Ctr. im Werth von 57,059,862 fl. Bc.
Ein- und Ausfuhr desselben Jahres
7,417,862 Ctr. im Werth von 99,425,732 fl. Bc.

Korrespondenz.

Hamburg, 9. Mai.

Eine schreckliche That bewegt seit gestern alle Gemüther Hamburgs. Eine 76 Jahre alte Frau, Wittwe Jacobs, mit ihrer 44 Jahre alten Tochter, welche in einem kleinen, in einem Hofe im Breitengang befindlichen Häuschen lebten, das von beiden allein bewohnt wurde, wurden gestern Morgen mit abgeschnittenen Hälsen und mehreren Wunden am Kopfe gefunden. Die Ansicht, daß hier ein Selbstmord stattgefunden, weil bei dem aufgenommenen Inventar sich kein Deficit ergab, wurde durch die heute stattgehabte Section der Leichen widerlegt und dargethan, daß dieser Doppelmord durch dritte Hand begangen wurde. Seit Jahresgedenken ist solch ein gräßliches Verbrechen in Hamburg nicht vorgekommen. Die Wittwe Jacobs, welche hier gar keine Verwandte hat, soll deren in Dresden und Mainz haben.

Wiesbaden, 11. Mai.

Es ist erfreulich berichten zu können, daß ungeachtet der ungünstigen Zeitverhältnisse die deutsche Industrie, insbesondere die Seidenbaukultur fortwährend im Fortschritt begriffen ist. Die Anforderungen der deutschen Seidenzüchter um Maulbeerpflanzen und Saamen bei der Filanda des Revisionsrath Wagner waren in diesem Frühjahre außerordentlich bedeutend, so daß selbst dieser thätige Mann nicht allen Anforderungen entsprechen konnte. Als er sich um Aushülfe an Gesellschaften in Frankreich gewendet hatte, erhielt er die Antwort, daß die Maulbeerpflanzen in allen französischen Baumschulen vergriffen seyen. Dieselbe Erwiderung erhielt er aus Trient. Auch aus Rußland, namentlich Moskau, langten Bestellungen in der hiesigen Filanda an. In der neuesten Zeit wird gut gehaspelte deutsche Seide sehr gesucht. Der Vorzug der deutschen Seide vor der italienischen wurde schon auf der Generalversammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Grätz von Italienern selber anerkannt. Mehrere deutsche Fabrikanten haben schon auf die diesjährige Seide-Greze (also erst künftige) Zahlungen eingesandt, um sich den Bezug derselben aus der Filanda zu sichern. Da der Maulbeerbaum durch den Frost in der Nacht vom 24—25 April gelitten hat, so erscheint es rathsam, daß die deutschen Seidenzüchter die Grains in den Kellern, die nicht über 9 Grade Reaumür Wärme haben, aufbewahren, und erst nach dem Anfang Juni auslegen, weil unterdessen die verfrorenen Maulbeerblätter wieder ersetzt sind.

Literatur- und Kunst-Notizen.

(Frankfurt.) Die Jugendlieder von K. Enslin dürfen den besten dieser Gattung beigezählt werden, da sie sich durch ihren wahrhaft poetischen innern Gehalt und die sittliche Reinheit desselben, durch die Einfachheit und Kindlichkeit des Ausdruckes wie durch die Abrundung der Form auszeichnen. Besonders geeignet zur musikalischen Composition sind sie dazu schon öfters benutzt worden. Der in der musikalischen Literatur als Theoretiker und Tonsetzer rühmlichst bekannte Hr. Julius André in Frankfurt a. M. hat so eben im Verlage seines Bruders Johann André in Offenbach erscheinen lassen: „Zwölf Jugendlieder von K. Enslin mit leichter Klavierbegleitung“, welche wir zum Gebrauch für Schule und Haus bestens empfehlen können. Der geschätzte Componist hat seine Melodien dem Charakter der Dichtungen angeschlossen und ihnen den rechten Ausdruck gegeben; dabei sind sie leicht zu singen und zu begleiten und in streng correctem Satz, wie es sich hier nicht leicht anders erwarten läßt, geschrieben. Da in solcher Weise Dichtung und Musik hier Hand in Hand gehen, so werden diese Jugendlieder eine gewiß sehr freundliche Aufnahme finden und namentlich Lehrern in Schul- und Privatanstalten willkommen seyn.

Al. Neidhardt, dessen Uebersetzung von W. Scott's „Fräulein vom See“ im vorigen Jahre hier angezeigt wurde, hat nun auch den „Herrn der Inseln“ (Darmstadt, Leske. M. T. K.) übersetzt. Neidhardts Uebersetzungen, wie seine lyrischen, (bis jetzt noch handschriftlichen) Lieder, zeigen einen ungemein feinen Sinn für rhythmische Formen. Bei ersteren kommt nun noch das innigste Versenken in die fremde Dichtung hinzu, wodurch sie gleichsam zum Eigenthum des Uebersetzers wird, der sie nachdichtet und doch zugleich mit größtmöglicher Treue übersetzt. Auch bei dieser neuesten Uebersetzung bildet die zierliche Ausstellung eine des Kernes würdige Schale.

(München, 10. Mai.) In zweiter Gastrolle sang Herr Ander gestern die Partie des „Arnold“ in Rossini's „Tell“, und er sang sie außerordentlich schön; wir hatten den ganzen Kunstgenuß wieder, den der unvergleichliche Sänger uns schon am Sonntage geboten hatte. Lauter und lang anhaltender Beifall und mehrfacher Hervorruf wurden dem Künstler zu Theil.

Theater-Anzeige.

Montag, 15. Mai: Gastdarstellung des Herrn Stéger, k. k. Hofopernsänger in Wien. Die Stumme von Portici, große Oper in 5 Acten von Auber. Masaniello: Herr Stéger. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. - Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 117. Dienstag, den 16. Mai 1854.

Jose Maria.

(Nach dem Spanischen von A. Marckhoff.)

(Fortsetzung.)

Der Majo war im Begriff hinauszugehen, als man ein Geräusch von Fußtritten vernahm. Im selben Augenblicke erschien der Kapitän Don Roque Gomares mit seinem Detachement.

„Gott gebe Ihnen eine gute Nacht, Caballeros“, sagte er beim Eintreten. „Es war heute eine höllische Hitze; ich glaubte zu schmelzen, bevor ich hier ankam. Was Neues, Sergeant Perez? Befindet sich die Bande, welche wir verfolgen, weit von hier?“

„Gestern hat Jose Maria Ecija verlassen, um zu seinen Gefährten zu stoßen. Der Teufel weiß, wo er jetzt ist.“

„Er ist von Ecija fort?“ rief der Kapitän mit wüthendem Gesichte. „Ich dachte ihn dort zu überraschen. Caramba! man soll nicht sagen, daß wir die Zeit unthätig damit verbringen, in den Wirthshäusern zu trinken und den Mädchen den Hof zu machen! Laßt uns suchen, Jose Maria zu finden, sein Kopf ist Gold werth. Er soll mir meine erste Uniform als Kommandant bezahlen.“

„Gut gesagt, Kapitän“, unterbrach der Majo mit ironischem Lächeln. „Lassen Sie den Räuber nicht los, wenn Sie das Glück haben, ihn zu fassen. Man nennt ihn kühn und listig. Im Galopp trifft er von seinem Pferde herab einen Olivenbaum; nehmen Sie sich daher in Acht.“

„Wir werden unsere Maßregeln schon nehmen“, erwiederte Don Roque, den Majo fixirend, welcher, an einen Pfeiler gelehnt, ruhig eine Cigarette rauchte. Plötzlich glaubte er ihn zu erkennen und sagte in drohendem Tone:

„Was machen Sie hier? wer sind Sie?“

„Ein Reisender, Kapitän, welcher die Wege kennt, der aber, da er auf seine Kosten Vorsicht gelernt, wartet, bis diese Caravane sich in Marsch setzt, um unter ihrem Schutze nach Cordova zu reisen.“

„Ihr Gesicht ist mir verdächtig, ich habe Sie schon irgendwo gesehen“, fuhr der Kapitän fort.

„Wir waren zusammen auf dem Jahrmarkte von Mairena“, entgegnete der Majo, die Hand an seinen Hut legend. „Dort gewannen Sie im Spiel fünfzehn Unzen von mir. Kapitän, das Glück ist Ihnen hold? Aber, wozu denn so viele Worte? Hier ist mein Reisepaß.“

Die angenehme Gegenwart eines Mannes, von dem er eine so runde Summe hatte gewinnen können, zerstörte allen Argwohn in dem Gemüthe des tapfern Gomares. Um indeß seiner Pflicht zu genügen, öffnete er den Paß halb, las darin den Namen Juan Serrano, Getreidemäkler, worauf er ihn dem Majo zurückgab, sich in Entschuldigungen erschöpfend.

Unterdeß ließen Frau Azara und ihre Schwester, welche die Gesellschaft verlassen, um das Abendessen zu bestellen, Don Manuel und dessen Bruder sagen, daß er bereit sey, worauf sie den Saal verließen und sich auf ihr Zimmer begaben; hier warf sich Jedes auf einen Strohsack, um zu schlafen, soviel dessen Härte es gestattete.

Bevor man sich um zwei Uhr Morgens in Marsch setzte, um die erstickende Hitze des Tages zu vermeiden, kam ein Diener, sie um halb Zwei zu wecken. Der Mond schien und erleuchtete mit seinen Strahlen den Hof des Wirthshauses. Die Maulthiertreiber schnarchten noch, der Getreidemäkler jedoch stand bereits da. Mit Hülfe des Wirthes befestigte er auf seinem Pferde, welches vor Ungeduld schnaubte, einen Sattel nach maurischer Art, an dessen Sattelbogen ein reich mit Silber besetzter Karabiner hing.

Als Don Manuel sich auf der Schwelle seiner Thüre zeigte, nahm der Majo den Hut vor ihm ab. Dieser erwiederte seinen Gruß und lud ihn ein, die Chocolade mit ihm zu nehmen. Der Andere weigerte sich Anfangs, aber auf die dringende Einladung des Bruders von Don Manuel, welcher in diesem Augenblicke erschien, widerstand er nicht länger. Er leerte hastig seine Tasse und schien Eile zu haben. Bevor er sich verabschiedete, fragte ihn Madame Azara, welche mit dem Gedanken an Räuber eingeschlafen und erwacht war, ob man Gefahr liefe, auf dem Wege von Carpio nach Ecija angehalten zu werden.

„Ich weiß es nicht, Madame“, antwortete der Majo. „Ich kann nur Das sagen, daß man auf der Reise nicht zu viel Vorsicht anwenden kann. Sich in dieser Stunde der Nacht auf den Weg zu begeben, ist, glaube ich, nicht sehr klug von Ihnen. Bewickeln Sie die Räder Ihres Wagens mit Stroh und nehmen Sie die Schellen ab, welche nur deßhalb den Maulthieren um den Hals gehangen scheinen, um die Räuber herbeizulocken.“

„Bah! wir haben nichts zu befürchten“, sagte der Bruder Don Manuels, „Jose Maria beutet eine andere Gegend aus. Schon lange ist auf dem Wege nach Sevilla nichts mehr passirt.“

„Um so mehr Grund, daß bald etwas passirt. Folgen Sie mir, seyen Sie vorsichtig. Wenn es mir möglich wäre, würde ich Sie begleiten, um im Falle eines Angriffes einen Vertheidiger mehr zu bilden; aber unglücklicher Weise rufen mich meine Angelegenheiten nach einer andern Gegend. Vielleicht komme ich Ihnen bald nach, dann werden wir uns wiedersehen, so Gott will.“

Der Majo grüßte die Damen mit ausgesuchter Höflichkeit, und drückte Don Manuel und dessen Bruder die Hand auf eine Weise, welche sagen wollte, daß sie in jeder Lage auf ihn zählen

könnten. Don Manuel gab ihm eine Puro (Cigarre) und man schied als die besten Freunde. Als Serrano sich entfernt, lud der Mayoral (der Führer) die Koffer auf und die Reisenden stiegen in den Calesero (Wagen), welcher alsbald auf der Straße von Ecija dahin rollte. So ging die Reise den ganzen Tag und einen Theil der Nacht fort. Von Zeit zu Zeit warf Madame Azara unruhige Blicke durch die Wagenfenster und glaubte Schatten in den Olivenpflanzungen zu erblicken. Ihr Mann, ein Voltairischer Zweifler, scherzte darüber.

„Kleine", sagte er zu ihr, „das sind vielleicht Bäume, welche mit ihren Wurzeln brechen und die Malaguena *) tanzen."

Plötzlich rief seine Frau:

„Ach Gott, da sind sie!" und zitternd sank sie in die Arme ihres Schwagers.

„Halt!" rief eine Stimme auf der Straße.

Der Mayoral hielt, wie von einem elektrischen Fluidum getroffen. Don Manuel und sein Bruder sahen hinaus und erblickten eine Gruppe Räuber, welche den Wagen umringten.

Die Reisenden erduldeten einige Augenblicke schreckliche Angst; an einander gedrängt blieben sie unbeweglich. Der Mayoral saß wie versteinert auf seinem Sitze, während der Zagal, dieser unermüdliche Läufer, der darauf zu sehen hat, daß dem Gespann kein Unfall zustößt, sich unter den Bauch der Maulthiere warf. Nach einigen unverständlichen Worten zwischen dem Chef der Bande und dem Mayoral begann der Wagen weiter zu rollen. Er verließ die Landstraße, um in eine Olivenpflanzung zu fahren, welche für ein Gehölz gelten konnte. Madame Azara drückte Don Manuels Arm mit krampfhafter Gebärde, Antonia schluchzte. Die beiden Brüder, welche ohne Waffen waren, sahen einander mit dem Ausdrucke der Verzweiflung an, als wenn sie sich fragten, was zu thun sey; sie fürchteten für ihr Leben, zitterten aber mehr noch für ihre Begleiterinnen, denen man mit dem Leben auch zugleich die Ehre zu rauben sich nicht scheuen würde.

Die Reisenden gingen während einer halben Stunde auf einem steinigen Wege vorwärts, auf dem man nur schwarze Kreuze bemerkte. Die aufgehende Morgenröthe beleuchtete die Diebsbande, welche den Wagen von beiden Seiten begleitete. Als man an einer Lichtung angelangt war, rief der Anführer in rauhem Tone: „Halt!"

Der Mayoral gehorchte und sprang zur Erde. Gleich darauf öffnete ein Bandit die Wagenthüre und steckte seinen Kopf hinein. Seine riesige Gestalt, sein wilder Blick, seine dichten Augenbrauen, sein in Unordnung herabhängender Bart, der bestialische Ausdruck seines Gesichtes, Alles das verursachte den Reisenden die grausamste Angst. Er befahl ihnen, auszusteigen, und band zuerst mit den Stricken, die sich um das Gepäck befanden, Don Manuel an einen Baum. Dann ward dessen Bruder, weil er Widerstand leistete, von den Uebrigen mit Gewalt aus dem Wagen gerissen und ebenfalls an einen Baum gebunden. Der Mayoral hatte sogar dasselbe Schicksal. An derartige Ereignisse gewöhnt, zeigte dieser eine stoische Gleichgültigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Parallele zwischen dem amerikanischen und dem englischen Charakter.

Die überaus zahlreichen, aber nicht immer werthvollen und inhaltreichen Schriften über die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind neulich um eine vermehrt worden, die in jeder Beziehung geeignet ist, Interesse zu erwecken und die mit Recht der Beachtung des Publikums empfohlen werden darf. Sie führt den Titel: „Weiß, Roth, Schwarz. Skizzen aus der amerikanischen Gesellschaft in den Vereinigten Staaten von Fr. u. Th. Pulsky. Aus dem Englischen. Kassel bei Theodor Fischer. 5 Bände." Das Buch verbreitet sich über Colonisation, physische und politische Gestaltung der Union, Parteien, Tagespresse und Literatur, über die gesellschaftlichen, industriellen und gewerblichen Zustände des Landes und der wichtigsten Städte, über Nationalitäten, Religion, Staatseinrichtungen, Sitten und Gebräuche &c.; außerdem enthält es sehr anziehende Mittheilungen aus dem Tagebuche der Frau Pulsky über den Aufenthalt Kossuths in der Union. Die Reichhaltigkeit des Inhaltes, der klare Blick der Beobachtung, die Lebendigkeit und Frische der Darstellung machen es zu einer für jeden gebildeten Leser sehr anziehenden Lektüre. Der nachstehende Auszug dürfte geeignet seyn auf diese Schrift die verdiente Aufmerksamkeit hinzulenken:

Es herrscht unter den Bürgern der Vereinigten Staaten eine gewisse Familienähnlichkeit, welche nur in einem geringen Grade durch die wachsende unaufhaltsame Fluth der Einwanderung verändert wird. Europäer und selbst Amerikaner legen der nationalen Bewegung, welche Deutsche, Engländer und Iren über den Ocean führt, eine große Wichtigkeit bei. Sie Alle nehmen ihren Weg über Newyork, Boston, Philadelphia und New-Orleans und die so vereinigten Massen imponiren allerdings; aber die Volkszählung vom Jahre 1850 hat ergeben, daß die Einwanderung nicht so bedeutend die Bevölkerung vermehrt hat, als allgemein angenommen wurde und daß von den 19,630,738 freien weißen Bewohnern von Amerika nur 2,210,828 in fremden Ländern geboren waren, also nur 11pCt. der freien Bevölkerung. Und davon waren 43pCt. Irländer; 23pCt. aus England, Schottland, Wales und Britisch-Amerika; 25pCt. aus Deutschland und 7pCt. aus Frankreich und anderen Staaten.

Man kann bestimmt annehmen, daß die Bevölkerung der Vereinigten Staaten aus denselben Elementen zusammengesetzt ist, als die von Großbritannien; es ist dieselbe Mischung des angelsächsischen, schottischen und celtischen Blutes wie im alten Lande, die Amerikaner sind Engländer, welche sich unter anderen, neuen politischen und socialen Institutionen entwickelten. Sie sind nicht Vettern der Engländer, wie man zu sagen pflegt, sondern Brüder, Fleisch von ihrem Fleische und Blut von ihrem Blute. Die Institutionen, welche den ursprünglichen englischen Charakter in der Union umgewandelt haben, sind: die Gleichheit der Demokratie, die Vollkommenheit der lokalen Regierung, der freie Erwerb von Grundeigenthum und keiner dieser drei Richtungen des öffentlichen Lebens tritt eine Staatskirche oder eine erbliche Aristokratie des Grundbesitzes hindernd in den Weg. In einem Theile der Union finden wir die Institution der Sklaverei, ein schweres Gewicht, welches in einem gewissen Grade die jeder Demokratie eig'ne Neuerungssucht hemmt. Wie die Engländer sind die Amerikaner ein tief ernstes und religiöses Volk; sie heiligen den Sabbath mit gleicher Strenge und sorgen für die religiösen Bedürfnisse der ganzen Bevölkerung durch Kirchen und Prediger, obgleich die Kirche nirgends durch den Staat erhalten und protegirt wird und ihre Revenüen nicht pünktlich Jahr bei Jahr einziehen kann. In den 36,000 Kirchen der Union haben 13,850,000 Gläubige Platz und das Volk benutzt diese Gelegenheit jeden Sonntag in einem weit höheren Maße, als die niederen Klassen Englands.

Die Amerikaner sorgen anders und besser wie ihre englischen Brüder für die Erziehung aller weißen Kinder der freien Staaten; im Süden bemühen sie sich, dasselbe zu thun und zwar nicht nur überall in den Städten, sondern auch auf dem Lande. Die Regierungen in den Einzelstaaten und in Washington stützen sich nicht auf die Macht der reichen Stände, sondern auf die Bildung

*) Ein reizender Tanz in Malaga.

tes Volkes im Allgemeinen. Der Ordnung der Dinge in England entgegengesetzt, sorgt der Staat und nicht die Kirche für die Schulen und doch hat die weltliche Erziehung die Religiosität des Volkes nicht beeinträchtigt.

Wie die Engländer sind die Amerikaner ein Handelsvolk. Der Dollar und der Cent beherrscht sie, wie das Pfund, der Schilling und Penny die Engländer beherrscht. Lebenszweck Vieler ist in dem alten und im neuen Lande der Reichthum und nicht der Genuß des Reichthums. Unter den Engländern gibt es freilich eine Klasse, welche weniger auf das money-making (Geld-Erwerben) versessen ist, und zuweilen großmüthige Spenden macht, es ist die alte Aristokratie, deren Reichthümer von Geschlecht zu Geschlecht sich angehäuft haben. In Amerika gibt es keine solche Klasse; es ist weder Gebrauch noch Zusatz, den ältesten Sohn zu begünstigen; es ist vielmehr Landessitte und Recht, das Vermögen unter alle Kinder gleich zu vertheilen. Daher gehen die Reichthümer von einer Hand in die andere. Die große Masse der gewinnsüchtigen Amerikaner ist gleichwohl generöser, als die Engländer. Jene, welche die Thatsache bezweifeln, machen wir auf die zahlreichen und bedeutenden Gaben und Verwilligungen für Kirchen, Hospitäler, Bildungs-Anstalten, Bibliotheken und milde Stiftungen aller Art, aufmerksam. Die unteren Stände werden in Amerika besser erzogen als in England, leben in erträglicheren Verhältnissen, und Gutherzigkeit und Großmüthigkeit zeichnen stets Diejenigen aus, welche sich ihren Lebens-Unterhalt durch ihrer Hände Arbeit und nicht durch Kapital und Privilegien erwerben. Ueberdieß machen die demokratischen Institutionen, das allgemeine Stimmrecht und die häufigen Wahlen, die reicheren Stände von der arbeitenden Klasse abhängig und bei der allgemeinen Stimmfähigkeit ist die Bestechung weniger möglich, weil weniger erfolgreich. Um Macht über das Volk zu erlangen, muß man mit dem Volke seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Türkische Parade und Musik.

Ein Herr J. v. W. (Wickede), der zu Anfang des türkisch-russischen Kriegs Widdin, Kalafat und Bucharest besuchte, gibt den Hamb. Nachr. einige Reiseskizzen, wovon wir ein Paar charakteristische Züge ausheben. „Es ist (schreibt der militärische Tourist) eine ganz eigenthümliche Sache um die Beurtheilung orientalischer Zustände. Man muß sich gleich von vornherein daran gewöhnen, auf manche abendländische Begriffe ganz zu verzichten. Zunächst machten die türkischen Truppen einen, ich möchte sagen, komischen Eindruck auf mich. Meine Ansicht über die militärische Tüchtigkeit der türkischen Truppen ward aber eine andere, als ich von Tag zu Tag die trefflichen Eigenschaften derselben kennen lernte, und wahrnahm, daß sie sich in mancher Beziehung gar wohl mit den russischen Soldaten messen könnten, ja sogar denselben vielfach überlegen schienen. Die erste Parade in Widdin sah wirklich lächerlich aus. Die schlechtest disziplinirte Bürgerwehr irgend eines kleinen Städtchens im Jahr 1848 konnte nicht unordentlicher daher marschiert kommen, als dieß Bataillon türkischer Landwehr, welches an jenem Sonntag-Morgen in Widdin vor uns vorüberdefilirte. Von Schritt- und Tritthalten war bei diesem Haufen kaum eine Spur; die Linie, welche sie beim Aufmarsch bildeten, machte einen förmlichen Halbmond aus, so krumm war sie. Dabei sahen die Leute klein, kümmerlich und schlecht genährt aus. Auffallend war auch die große Verschiedenheit des Alters. Denn kaum erwachsene Knaben, die noch nicht 18 Jahre alt schienen, marschirten neben Männern, welche reichlich ihre Väter sein konnten. Und dabei eine Musik — sie war wirklich ganz abscheulich anzuhören. Drei große Trommeln, vier Querpfeifen, die markerschütternde Töne von sich gaben, und zwei Trompeten, von denen eine von oben bis unten einen tiefen Riß hatte, bildeten das türkische Orchester. Als gälte es den Einsturz von Jericho, so trommelten, pfiffen und trompeteten die schmutzigen Kerle, welche die Ehre hatten, die Bataillonsmusik zu bilden, und dabei sahen sie so vergnügt und selbstzufrieden aus, wie eine erste Sängerin der großen Oper bei einem stürmischen Hervorruf nach ihrer Bravourarie. Jeder dieser Musiker war übrigens ein vollkommener Egoist: er kümmerte sich lediglich um sich selbst und nicht um seine Kollegen, sondern spielte ruhig, was ihm gefiel, ohne Sorge für die Gemeinschaftlichkeit eines Takts oder einer Melodie. Sah doch auch der Pascha, vor dem der Vorbeimarsch geschah, vollkommen zufrieden aus und nickte mehrmals wohlwollend mit dem Kopf, während ein nur halbwegs strenger preußischer General die ganze Truppe vom ältesten Offizier bis jüngsten Querpfeifer herab ohne Weiters auf so und so viel Wochen in Arrest geschickt hätte.“

Mannichfaltigkeiten.

New-Yorker Blätter geben eine entsetzliche Beschreibung vom Schiffbruch des Powhattan an der amerikanischen Küste durch einen Schneesturm: „Die Wellen kamen Berg hoch gegen das seit drei Tagen schwer bedrängte sinkende Schiff. Noch ehe der Mast brach, schwemmte eine einzige Welle 100 Personen von Bord weg und schleuderte sie — todt ans Ufer. Es war Abend 7 Uhr, als das Schiff entzweibrach und mit Mann und Maus versank. Bald war das Gestade mit Leichen von Männer, Weibern und Kindern besät, mit Schiffstrümmern, Kisten und Bagagesachen. Die Rufe der versinkenden Männer, das Jammergeschrei der Weiber und Kinder soll unter dem Heulen des Windes doppelt entsetzlich gewesen seyn. Alles versank. Kapitän, Matrosen, Passagiere, im Ganzen 250 Seelen. Unter den nachher am Ufer aufgefundenen Leichen war die eines Mannes, der sein ebenfalls todtes Kind in den Armen hielt. Nach den Namen auf den ans Ufer geschwemmten Koffern zu schließen, sind die Ertrunkenen meist Deutsche. Der Powhattan war ein Auswanderungsschiff, das Havre am 1. März verließ. Am 15. April geschah das Unglück auf den Sandbänken von Barnegat, fast Angesichts des Reiseziels, so nahe am Ufer, daß der Kapitän den daselbst stehenden Leuten vernehmlich zurufen konnte; allein diese waren außer Stand, zu retten.

(Wien.) Im Atelier unseres hochbegabten Künstlers Hrn. Hans Gaßer ist das Modell zur Wielandstatue der Vollendung nahe. Dasselbe dürfte demnächst nach München geschickt werden, wo es in der Gießerei in Erz ausgeführt wird. Auch eine heilige Maria mit dem Jesukinde, eine etwas über Lebensgröße in Sandstein ausgeführte Statue, naht sich der Vollendung. Den Auftrag erhielt der Bildhauer von der Fürstin Bertha Schwarzenberg. Die Statue, von reiner einfacher Schönheit, ist für eine Schloßkapelle in Böhmen bestimmt.

Eine neue Kulturpflanze wird als die bedeutendste neue Erscheinung in der landwirthschaftlichen Welt seit 30 Jahren bezeichnet und von derselben behauptet, daß sie den Vereinigten Staaten zu größerem Segen gereichen werde, als selbst die Eisenbahnen; es ist die Oregon-Erbse (Oregon pea). Ein strauchartiges Gewächs, mit einer großen Menge von Zweigen, erreicht die Oregon-Erbse eine Höhe von 5—6 Fuß und bringt zu jedem Zweige Büschel von 4—10 Schoten, eine jede circa

15 Erbsen enthaltend, hervor. Stengel und Blätter geben den schönsten Heuertrag der Welt, nicht bloß qualitativ, sondern auch quantitativ; keine Futterpflanze der Vereinigten Staaten soll so viel aufbringen und begieriger von Rindvieh, Schafen und Pferden gefressen werden.

(München, 11. Mai.) Es haben sich drei größere Kunstreiter-Gesellschaften gemeldet, welche während der Industrie-Ausstellung Vorstellungen geben wollen. Es sind dieß die Gesellschaften von Renz, Loisset und Beranek.

Statistische Literatur.

Die Literatur der amtlichen Statistik ist so eben durch zwei deutsche Arbeiten bereichert worden, welche (eine jede in ihrer Art) höchst verdienstlich und mit eben so großer Sorgfalt als Sachkunde gearbeitet sind. Dieß ist:

1) Das königl. würtembergische Hof- und Staats-Handbuch für 1854, herausgegeben von dem königl. statistisch-topographischen Bureau (Vorstand: Staatsminister Dr. von Herdegen; Sekretair: Finanz-Assessor Dr. Sick), Stuttgart, Steinkopf."

und:

2) Die dritte Lieferung der statistischen Mittheilungen aus dem Königreich Sachsen, herausgegeben vom statistischen Bureau des Ministeriums des Innern (Vorstand: Geh. Rath Dr. Weinlig; Sekretair: Minist.-Sekretair Dr. Engel). Dresden, 1854.

Ueber jede diese Arbeiten einige Bemerkungen in der durch den Raum und den nächsten Zweck eines Tagblatts gebotenen Kürze:

Für 1847 ist das letztvorhergegangene Staatshandbuch Würtembergs erschienen, auch damals schon zweckmäßig eingerichtet und einige statistische Nachrichten enthaltend, jedoch bei weitem nicht so befriedigend als die jetzige Bearbeitung. Es gibt in Deutschland wenige Staatshandbücher, welche besonderen Werth in statistischer Hinsicht haben; denn dahin sind nur die für Würtemberg, Nassau, Königr. Sachsen, Großh. Oldenburg, beide Großherzogthümer Mecklenburg und Anhalt-Dessau-Köthen, gemachten derartigen Arbeiten zu zählen. Das Staatshandbuch für Würtemberg hat durch die neueste Bearbeitung sich an die Spitze gestellt. Es enthält nicht nur in jedem Abschnitt neben den Personal-Angaben eine Menge werthvoller oder nützlicher Nachrichten, sondern besitzt auch zwei besondere Abschnitte von vorzugsweisem Interesse. Dieß ist eine zusammenhängende Darstellung des Wirkungskreises aller Behörden, wodurch ein Gesammtbild der ganzen Verwaltung geliefert wird; dann eine Reihe statistischer Tafeln über Boden- und Bevölkerungsverhältnisse. Da diese bereits allgemeiner bekannt geworden sind (namentlich durch die vor einigen Monaten erschienene sehr gute Statistik des Dr. Sick), so ziehe ich vor, als Beispiel der Reichhaltigkeit des Staatshandbuchs, die darin enthaltenen Nachrichten über einige Anstalten des Königr. Würtemberg für den Verkehr hier zusammen zu stellen:

1) Behuf des Eisenbahndienstes sind acht Betriebs-Bauämter vorhanden. Für den Maschinendienst gibt es zwei größere Reparaturwerkstätten, welchen je ein Maschinenmeister vorsteht und zwei sogenannte Nebenwerkstätten, denen überhaupt sechsundzwanzig Lokomotivführer zugetheilt sind. Zur Reparatur der Wagen besteht eine weitere Werkstätte unter der Leitung eines Wagenmeisters. Die Zahl der Stationen und Haltplätze längs der würtemberger Staatsbahn ist 57. Hievon liegen aber vier nicht auf würtemberger Boden, so daß für die Berechnung der folgenden Verhältnisse, welche ausschließlich auf Würtemberg Bezug nehmen, nur 53 Stationen in Ansatz gebracht werden dürfen. — Die Länge der Bahn auf würtemb. Gebiet wird etwa 76,5 Stunden betragen, oder 1 Stunde Länge auf durchschnittlich 4,65 □ Meilen des Flächenraums; es trifft mithin auf je 1,44 Stunden ein Anhaltsplatz. Für die Bewachung und den Unterhalt der Bahn sind (einschließlich der Einnahme 2. Klasse) im Ganzen 331 Bahnstations- und Weichenwärter angestellt; es werden mithin längs der Bahn, soweit sie auf würtemb. Boden zieht, etwa 307 oder auf eine Stunde Bahnlänge 4 im Dienste stehen. Vielleicht wird das königl. statist. topogr. Büreau sich veranlaßt finden, bei einer spätern Bearbeitung, auch einige summarische Mittheilungen über die Ergebnisse des Betriebes der Staatsbahnen zu machen; was um so wünschenswerther seyn dürfte, weil die königliche Verwaltung der Staatsbahnen selbst so sehr schweigsam ist.

2) Das Verzeichniß der Postämter und Posterpeditionen führt im Ganzen 150 Stellen auf, wovon jedoch 6 abgehen, welche nur Postställe ohne Expeditionen haben. Die Zahl der Expeditionen stellt sich daher im Ganzen auf 144. Von diesen liegen 44 im Neckarkreis, 34 im Schwarzwaldkreis, 29 im Jaxtkreis und 37 im Donaukreis. Rechnet man zu den Poststellen diejenigen Eisenbahnstationen, welche zwar nicht unter den Postorten aufgezählt sind, auf welchen aber in Folge der Einführung der fahrenden Postämter, gleichfalls Gelegenheit zur Abgabe von Briefen geboten ist, (im Neckarkreis 7, im Donaukreis 17) so erhält man im Ganzen 168 dem Publikum zugängliche Punkte, auf welchen Briefe zur Post gebracht werden können. Von diesen gehören 51 dem Neckarkreis, 34 dem Schwarzwaldkreis, 29 dem Jaxtkreis und 54 dem Donaukreise an. Die durchschnittliche Entfernung eines Einwohners von einem Orte, wo er einen Brief zur Post geben kann, beträgt daher (unter Annahme gleichmäßiger Verbreitung der Bevölkerung über die Fläche:) im Neckarkreis 0,81 Stunden, im Schwarzwaldkreis 1,19 Stunden, im Jaxtkreis 1,34 Stunden, im Donaukreis 1,08 Stunden, im Durchschnitt des ganzen Landes 1,08 Stunden. Die mittlere Entfernung von einer Poststelle zur andern (einschließlich der oben bezeichneten Eisenbahnstationen) dagegen berechnet sich: im Neckarkreis 2,33 Stunden, im Schwarzwaldkreis 3,42 Stunden, im Jaxtkreis 3,84 Stunden, im Donaukreis 3,10 Stunden, im Durchschnitt des ganzen Landes 3,10 Stunden. — Der oben ausgesprochene Wunsch, wegen Mittheilung von Betriebsergebnissen scheint hinsichtlich der Postanstalt um so mehr gerechtfertigt, weil dieser Zweig der Statistik in anderen deutschen Staaten neuerdings sehr entwickelt ist.

3) Telegraphen-Stationen bestehen entlang der Bahn, im Ganzen 23, woran 21 auf Würtemb. Gebiet kommen und 4 zugleich Stationen des deutsch-österreichischen Telegraphen-Vereins bilden; es trifft mithin auf 3,6 Stunden Bahnlänge eine Telegraphen-Station ein. — Eine sonstige selbstständige Telegraphen-Linie scheint nicht vorhanden.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Aus Thüringen, im Mai.

In dem im vorigen Jahre neu entstandenen und schon damals von Badegästen zahlreich besuchten Fichtennadel-Bad Ruhla bei Eisenach werden abermals Erweiterungen und Verbesserungen vorgenommen, wozu die schon jetzt eintreffenden Anmeldungen neuer Badegäste von nah und fern ermuthigen. — Sicherem Vernehmen nach wird auch die Frau Herzogin von Orleans nebst dem Grafen von Paris und dem Herzog von Chartres im Laufe dieses Sommers den im kräftigen Aufblühen begriffenen, in einer prachtvollen Gebirgsgegend gelegenen Badeort auf längere Zeit besuchen.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 16. März. Bösen-Glück, oder: Einmalhundert Tausend Thaler, Posse mit Gesang in drei Acten von Kalisch. Musik von Gährig.

Mittwoch, 17. März. Gastdarstellung des Herrn Stéger, k. k. Hofopernsänger vom Kärnthnerthor Theater zu Wien. Der Prophet, große Oper in 5 Acten von Meyerbeer. Gastrollen: Johann: Herr Stéger. Bertha: Frau Zagels-Roth. Mit aufgehobenem Abonnement.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Dienstag, 16. Mai. Der alte Magister, Lustspiel in 4 Acts. von R. Benedix.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. - Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 118. Mittwoch, den 17. Mai 1854.

Jose Maria.

(Nach dem Spanischen von A. Marckhoff.)

(Fortsetzung.)

Als die Räuber Don Manuel und seinen Bruder auf diese Weise unschädlich gemacht, ließen sie Donna Concha und Antonia aussteigen. Das Wehklagen dieser Unglücklichen schien die Bandoleros einen Augenblick zu rühren, aber ihr unerbittlicher Chef ließ ihnen nicht die Zeit, sich zu erweichen; er beeilte sich, sie um sich zu sammeln, um den Calesero zu plündern.

„Laßt uns eilen", sagte er zu ihnen, „und keinen Lärm machen, unsere Operationen könnten dadurch gestört werden."

„Signor Luque", fragte ein Bandit, welcher aussah, als billige er die Weise nicht, in der die Dinge angeordnet und ausgeführt wurden, „Signor Luque, wäre es nicht besser, den Kapitän zu erwarten?"

„Den Kapitän? Wozu denn? Jose Maria kommt heute nicht. Er verläßt unsere Sache, um wie ein Faullenzer zu leben. Ist seit der Zeit, wo er sich entfernt, seine Abwesenheit auch bemerkbar geworden? Seyd Ihr nicht zufrieden mit mir, Kinder?..."

„Ihr seyd uns als Anführer recht", sagte ein Räuber von gedrungener Gestalt. „Ihr seyd nur unser Lieutenant und gebt uns mehr Wein als der Kapitän. Ich Perico und meine Brüder, wir sind bereit, Euch zu gehorchen, um freier unserm Willen leben zu können."

Die letzten Worte Luques und die Anrede Pericos schienen den Banditen nicht zu gefallen. Schweigend begnügten sie sich damit, die Koffer von dem Wagen zu werfen. Jeder Räuber wählte sich, was ihm anstand.

In einer Ecke des Calesero befand sich ein Korb mit Wein, ein Schinken, Früchte und Brod, womit die Bandoleros im Freien ein Frühstück improvisirten. Flasche auf Flasche entkorkend, ermunterte Luque sie zum Trinken im Uebermaße, um besser über den Willen seiner Begleiter Herr zu werden. Er begann obscöne Toaste auszubringen, welche von der Bande wiederholt wurden. Die unglücklichen Reisenden fühlten bei diesen Vorgängen ihr Blut erstarren; Don Manuel allein, als habe er bei solcher Gefahr am wenigsten zu befürchten, hatte seine Kaltblütigkeit wiedergefunden und überlegte mit Ruhe. Er konnte nicht glauben, daß diese Bande die Jose Marias sey, welche überall durch ihre Disciplin berühmt war.

Während er solchergestalt Reflexionen machte, sah Don Manuel seinen Bruder vor Zorn purpurroth werden. Die Räuber hatten sich in ihrer Trunkenheit mit gierigen Blicken den beiden Frauen genähert, Luque an ihrer Spitze.

„Das Gesicht in die Höhe, Kleine", sagte der Lieutenant der Bande, mit seiner schwieligen Hand das Kinn von Donna Concha aufhebend, welche auf die Erde gesunken war.

„Folge mir!" rief Perico Antonia zu, welche sich in die Arme ihrer Schwester geworfen, um ihren Schmerz mit jener zu vereinigen.

„Jedem sein Theil!" rief ein noch junger Räuber, der Eile hatte, sein Noviziat zu vollenden. . . „Es ist nicht gerecht, daß der Lieutenant und sein Vertrauter uns ausschließen. Wir wollen um die Weiber spielen! Auf Pique-Aß!" setzte er in entschlossenem Tone hinzu.

Und aus seiner Tasche ein Spiel nehmend, aus welchem man hätte Oel sieden können, so fett war es, begann er die Karten zu geben. Das Glück begünstigte die Beiden, Luque und Perico.

Während man um die Ehre seiner Frau und Schwägerin spielte, zitterte Azara vor Wuth, wie ein Gefolterter, der sich gegen die Henkersknechte sträubt. In diesem kritischen Momente hätte er Alles darum gegeben, um frei und im Besitze eines Dolches zu seyn. Vergebens suchte er seine Bande zu brechen; jede Anstrengung, die er zu dem Zwecke machte, schlang sie noch fester. Seine Lippen waren weiß wie Kalk, sein Mund schäumte. Seine konvulsivischen Bewegungen wiederholten sich so schnell, daß in einem Augenblicke seine Kräfte dahin waren. Sein Kopf sank auf seine Brust: der Unglückliche verlangte unter lautem Geschrei nach dem Tode, aber die Räuber ließen ihn in ihrer Fröhlichkeit leben, um die Entehrung Derjenigen, welche er liebte anzusehen!

Unterdeß waren Luque und Perico zu Donna Concha und Antonia getreten und machten Anstalt, sie zu ergreifen. Die beiden Schwestern vertheidigten sich gegen ihre Angreifer, indem sie voll Abscheu gegen die Berührung ihrer unreinen Hände stets zurückwichen. Dieser Kampf dauerte einige Zeit. Donna Concha, endlich erschöpft, fühlte sich schon von den Armen des sie verfolgenden Banditen umschlungen, als ein von dem Galopp eines Pferdes herrührendes Geräusch die Räuber aufmerksam machte, dem sogleich ein schrillender Pfiff folgte. Fast zugleich erschien eine neue Person auf dem Schauplatze, um an der Scene Theil zu nehmen. Bei ihrem Anblicke schwiegen alle Räuber bestürzt. Rasch wie der Blitz eilte der Neuankommende auf sie zu, und Luque beim Gürtel fassend, schlug er ihn mit Heftigkeit.

„Der Kapitän! der Kapitän!" riefen die Räuber erfreut.

Die Reisenden erkannten diese Person auf der Stelle. Der Getreidemäkler Juan Serrano, den sie zu Carpio getroffen, war kein Anderer als Jose Maria. In diesem Augenblicke wahrhaft schön, schien er eher ein erzürnter General als ein Kapitän von Räubern zu seyn. Er warf einen Blick um sich, er sah Donna Concha, und ein Gefühl von Traurigkeit malte sich auf seinem

Gesichte. Bald hefteten sich seine feuersprühenden Augen auf Luque und zornbebend rief er:

„Sind das die Befehle, welche ich Dir ertheilt, Elender? — Seit wann schändet die Truppe Jose Marias Weiber und mißhandelt Männer? Ich kenne Dich, Elender; schon seit einiger Zeit überwache ich Dich. Du hast, ich weiß es, ein Begnadigungsversprechen in der Tasche, um uns wie Judas zu verrathen! Aber hüte Dich, Bösewicht; ich werde jetzt mit Dir rechten."

Bei diesen Worten gab er den Räubern ein Zeichen, worauf diese Luque umringten. Da sich dieser bedroht und nur in des Kapitäns Tode Rettung sah, ergriff er seinen Karabiner; aber bevor er auf Jose Maria anlegen konnte, zog dieser mit unglaublicher Schnelle aus seiner Faja (Gürtel) seinen Dolch und tauchte ihm denselben drei Mal ins Herz.

„Vaya con Dios!" (Gehe mit Gott!) rief er, „Du bist nicht mehr würdig, in meiner Truppe zu dienen."

Der riesige Bandit fiel mit der Schwere eines Stieres zu Boden. Er stieß Verwünschungen aus, aber bald hauchte er den letzten Seufzer aus und seinem Tode folgte die tiefste Stille. Jose Maria setzte ihm den Fuß auf die Brust, wischte langsam die Klinge seiner Navaja an Pericos Mantel ab, um zu zeigen, welches Loos Jeden erwarte, der Luque nachzuahmen versucht seyn sollte. Dann sagte er, auf seine Gefährten einen strengen Blick werfend:

„Ihr rohen und feigen Menschen, verbringt Ihr so während meiner Abwesenheit die Zeit? Euer Betragen, der Zeit und des Landes, worin wir leben, durchaus unwürdig, verdiente, daß ich Euch den Soldaten überließe, welche kommen."

In der That vernahm man, obgleich noch in der Ferne, das Geräusch eines Detachements Cavallerie.

„Schnell", fuhr er fort, auf die Reisenden zeigend, „bindet diese Leute los, welche Ihr wie Caraiben gefesselt habt."

Gesagt, gethan. Im Augenblick sahen sich Alle frei.

Jose Maria fuhr fort:

„Jeder gibt zurück, was er genommen, ohne auch nur das Geringste zu behalten. Schnell, füllt die Koffer wieder!"

Ohne das geringste Murren, ohne das mindeste Zeichen von Unzufriedenheit gaben die Räuber Alles zurück; in mehr oder minder gutem Zustande gelangte das ganze Gepäck der Reisenden wieder an seinen Platz.

Nachdem dieß geschehen, trat der Kapitän auf die Reisenden zu:

„Es ist spät, die Zeit drängt uns, wir müssen fort von hier", sagte er. „Ich bitte Sie tausend Mal um Entschuldigung wegen des Betragens meiner Gefährten. Sie haben sich bisher stets gut gehalten, aber dieser Nichtswürdige", setzte er hinzu, auf Luque's Leichnam zeigend, „hat ihren bösen Leidenschaften zu schmeicheln und sie zu verlocken gewußt."

Ein Beifallsruf der Banditen begleitete diese Worte.

„Zu Pferde, Cameraden!" rief ihnen Jose Maria zu mit einer Miene, welche bewies, daß ihre Reue ihn mit jenen wieder aussöhnte, „nehmt diesen Weg und erwartet mich an der Brücke von Orza!"

Es war kein Augenblick zu verlieren, die Soldaten waren ganz nahe. Die Räuber, in voller Bereitschaft sich zu entfernen, wollten indeß ihren Kapitain nicht allein bei den Reisenden zurücklassen.

„Niemand kümmere sich um mich", sagte er; „ich bin sicher hier. Fort, Kameraden, thut, was ich befehle!"

Und mit gebieterischer Gebärde zeigte er seiner Bande den Weg an, den sie zu nehmen habe, worauf diese sich eiligst entfernte.

(Fortsetzung folgt.)

Parallele zwischen dem amerikanischen und dem englischen Charakter.

(Fortsetzung.)

Der Engländer ist arrogant; er kümmert sich nicht darum, ob andere Nationen ihn ehren oder nicht; er beruhigt sich bei dem Glauben, daß er respectirt werden müsse. Für ihn hört die gesellschaftliche Welt jenseits der Küsten seines Eilands auf; er hält sich von Fremden fern. An seinen Sitten und Manieren und seiner Denkungsart hängend, ist er exclusiv und conservativ. Sein Selbstvertrauen ist zu groß, als daß es in irgend einer Weise erschüttert werden könnte; er macht sich nichts aus seiner Lächerlichkeit, sondern lacht herzlich mit, wenn seine Thorheiten karrikirt werden; er fürchtet nicht, daß ein Fremder irgendwie einen Einfluß über seine Gesinnung erlangen könnte und gestattet deßhalb ohne irgend eine Beschränkung allen Verbannten Europas, wie sehr er auch ihre Grundsätze verachten mag, mit ihren eigenen Mitteln und Mühen auf englischem Boden zu leben. Er unterstützt sie zuweilen, streckt aber selten seine Hand aus, um sie in den Stand zu setzen, sich selbst durchzuhelfen und nur Wenige nehmen sich die Mühe, Zeit und Nachsinnen einem Fremden zu widmen, in einem Lande, wo der Zudrang Beschäftigungsloser in allen Zweigen der Arbeit so außerordentlich groß ist. Welche Talente und Verdienste auch einen Fremden auszeichnen mögen, er kann in der Gesellschaft Englands nicht völlig heimisch werden. Die höheren Stände sind geneigt, ihn mit Güte und Aufmerksamkeit zu behandeln, wenn auch nicht in dem Gefühle der Gleichheit; aber die Arbeiter sehen in dem Eingewanderten einen Rivalen auf dem Felde der Konkurrenz. Selbst die Gesetze bürgen ihn nicht vollständig ein; er kann das Wahlrecht erlangen und städtischer Beamter werden; aber weder Geschworener noch Volksvertreter. Das aber, was die conventionellen Sitten der gebildetsten Gesellschaft nicht dem Range, dem Talente, der Ausgezeichnetheit zugestehen, das Gesetz des ersten Staates von Europa nicht gewährt, die Gleichheit, kann man durch den Reichthum im Fabrik- und Handelsleben erlangen. Der fremdgeborne reiche Banquier, der Fabrikant, der Kaufmann steht mit dem englischen Banquier und Fabrikanten und Kaufmann auf gleicher Stufe; sie bedürfen einander.

In den Vereinigten Staaten ist das Alles anders. Der Amerikaner hat nicht den Stolz der Absonderung. Er weiß, daß er der Sohn eines jugendlichen und wachsenden Landes ist und sein ganzer Ehrgeiz besteht darin, dieses Land im vereinigten Ruhme der ganzen Welt strahlen zu sehen. Ihm ist jede Vergrößerung seiner Macht willkommen, gleichviel woher sie kommt. Daher ist ihm der Einwanderer kein Fremder; er denkt nicht an seine Nebenbuhlerschaft — er ist ihm ein Mitarbeiter an der Größe Amerikas. Vom Augenblicke der Landung an steht der Fremde in jeder Beziehung gesellschaftlich eben so hoch, als der Eingeborne. Nach einem kurzen Aufenthalt öffnet das Gesetz dem neuen Bürger jede Ehrenlaufbahn, und verschlossen bleibt ihm nur der Weg zum Präsidentenstuhle der Union. Die Sitten und Gewohnheiten des Landes verleihen dem Gesetze Leben und im Senate zu Washington sehen wir Irländer, Franzosen und Deutsche nebeneinander sitzen; das Vertrauen der eingebornen Bürger hat sie in den höchsten Rath der Nation gesendet. Der adoptirte Sohn des Landes ist im Genusse aller Rechte und Vortheile des Sohnes Amerikas. Aber derselbe Ehrgeiz, welcher die Amerikaner so freigebig gegen die neu Ankommenden seyn läßt, macht oft dem Europäer den Verkehr mit ihnen unerträglich. Viele Bürger der vereinigten Staaten glauben in der That, sie hätten längst den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht, nach der sie streben. Sie prahlen, sie blasen sich auf, sie sprechen von der

Größe ihres Landes, von dem Glanze ihrer Institutionen, und so oft und bei so unbedeutenden Gelegenheiten, daß sie in der That lächerlich erscheinen, daß sie in den Verdacht kommen, ihr Ehrgeiz sey kleinliche Eitelkeit. Sie sind im höchsten Grade empfindlich; sie ertragen ernste Vorwürfe, aber nicht die Satire. Es ist bemerkenswerth, daß in der ganzen Union nicht ein einziges Witzblatt existirt, welches mit dem englischen Punch oder dem französischen Charivari sich messen könnte. Die weniger politischen Karikaturen circuliren fast ausschließlich in der höheren Gesellschaft der großen Handelsstädte. Mit Witz und Kriticismus ist ein junges Volk nicht begabt. Sie blühen in der alten Gesellschaft, wo das schöpferische Genie zu schwinden beginnt, wo sich die Gelehrsamkeit anhäuft und die Langeweile den Geschmack abnutzt.

Die Beredtsamkeit in beiden Ländern trägt auch den Stempel ihres Alters. In dem Palais zu Westmünster wird die Palme der Redekunst Demjenigen gereicht, welcher klar und logisch seine Ansicht darlegt, welcher mit kaltem Verstand die Thatsachen und ihre Ursachen und Wirkungen genau analysirt. Ein Jeder bestrebt sich zunächst die Irrthümer seines Gegners völlig blos zu legen und ihn dann lächerlich zu machen. Witz, Ironie oft sogar die Schmähung, sind wirksame Waffen im parlamentarischen Kampfe. Appellationen an das Gefühl und an die Leidenschaften kommen selten vor; eine gezierte blühende Beredtsamkeit paßt nicht zu dem englischen Geschmacke unserer Zeit, welcher sich offenbar zum Kriticismus hinneigt. Allmälige Abstellung der Mißbräuche, das ist das Losungswort des englischen Staatsmannes; Erfindungsgabe, Genie, Geistesfrische sind von ihm geschieden. Die englischen Politiker sind Leute von Routine, sie belächeln die Männer der neuen Idee und ziehen sie in den Staub. Wenn daher neue Gesetze geschaffen werden müssen, entweder weil die alten in ihren Fundamenten so morsch und faul geworden, daß sie nicht noch einmal geflickt werden können, wie in Irland, oder weil eine neue Gesellschaft mit neuen Bedürfnissen ersteht, wie in den Kolonieen, dann macht die parlamentarische Weisheit Schnitzer, trotz ihrer Allgewalt.

Amerika ist ein junges Land. Die Reform kann nicht allein Gegenstand seiner Politik seyn, denn die Uebelstände haben noch nicht Zeit gehabt, drückend anzuwachsen. Die unermeßliche Ausdehnung des Landes, das Aufblühen neuer Republiken unter den verschiedenartigsten Umständen, die Verwickelungen mit fremden Regierungen, unvermeidlich bei einer unternehmenden demokratischen Gesellschaft, die Feindseligkeiten unter den weißen, rothen und schwarzen Racen innerhalb des Gebietes der Union, die Verschiedenheit der Interessen in den Handels-, den Ackerbau-, Pflanzer und Bergwerks-Staaten, das Alles öffnet dem schaffenden Genie ein unbegränztes Feld und fordert die Energieen aller Klassen einer jungen und kräftigen Nation heraus. Daher trägt die Beredtsamkeit in Amerika ein besonderes und eigenthümliches Gepräge. Auch der verständigste Redner wendet sich an die Leidenschaften. Der „Free-Soiler" des Nordens schleudert seinen Trotz wider das geschriebene Recht und beruft sich auf das Gesetz Gottes; der Sklavenhalter des Südens stößt die Drohung der Lostrennung aus; das Volk des Missisippi klagt die Seeküsten-Staaten ungestüm an; die „alten Dreizehn" streiten für ihre exclusive Handels-Politik, welche die Entwickelung der Hülfsquellen des Westens verhindert und die Schnelligkeit und Leichtigkeit, womit eine Gemeinschaft wie die Mormonen mächtig geworden und fast zu einem souveranen Staate herangewachsen ist, muß jeden eifrigen Politiker in Wallung bringen. Im Kapitol zu Washington stehen die Lebensinteressen auf dem Spiele, und große Fragen erwecken im Staatsleben große Männer. Denen aber fehlt es nicht an Gelegenheit, ihre Talente zu entwickeln. Die Masse ihrer zahllosen Nachfolger, bestrebt mit ihnen zu rivalisiren, sinken freilich in das bodenlose Meer der Phrase und des eitlen Pathos hinab; unfähig mit Hindernissen zu kämpfen, schildern sie dieselben mit übertriebener Großsprecherei und verbergen ihre Seichtigkeit hinter der Blüthe der Redekunst.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Schillers „Glocke" auf der Bühne.) Das Hofburgtheater in Wien hat zur Vermählungsfeier des Kaisers Schillers „Glocke" in ungemein ansprechender und wirkungsvoller Weise mit Lindpaintners Musik dramatisch und theatralisch dargestellt. Der aufrollende Vorhang zeigte die ganze Werkstätte der Glockengießerei. Der Ofen war geheizt, die Glocke gegossen, die Gesellen gingen zur Vesper, der Mantel wurde zerschlagen, die Glocke gehoben und bekränzt, während der Meister, die Meistersfrau und ein Sohn derselben die eingestreuten Betrachtungen sprachen. Zwar hat Göthe die Glocke früher auch auf die Bühne gebracht, aber mehrere Personen sprechen lassen und der Eindruck scheint kein besonders großer gewesen zu seyn. Bei der Wiener Aufführung erschienen an der Hinterwand der Werkstätte gleichsam als Illustrirung des Gedichtes lebende Bilder, z. B. die erste Liebesbegegnung („mit züchtig verschämten Wangen sieht er die Jungfrau vor sich stehn"); der Brautgang; die Häuslichkeit („drinnen waltet die züchtige Hausfrau ꝛc."); der Brand; das Begräbniß der Mutter; das Erntefest; der Kirchengang. Nach diesem letzten Bilde fiel nicht der Vorhaag, sondern ein Schleier senkte sich vor der Gruppe der vollendeten Glocke bis sie verschwunden war, dann tönten aus der Ferne Stimmen: „Concordia soll ihr Name seyn! ꝛc." Dazu klang Glockengeläute ꝛc. und das leise begleitende Orchester ging allmälig in den Anfang der österreichischen Volkshymne über, die dann plötzlich im Fortissimo einsetzte, was eine wunderbar ergreifende Wirkung hervorbrachte.

(Mannheim, 15. Mai.) Das gestern Abend angekommene Kölnische Dampfschiff brachte uns die Nachricht über einen höchst traurigen Unfall. Mec. B. R. Shout mit Frau, der auf seiner Durchreise von Calcutta herkommend, hier im „Europäischen Hofe" übernachtete, bestieg auf seiner Reise rheinabwärts das Boot „die Stadt Mannheim", die unterhalb Bacharach mit einem Kohlen-Nachen einen Zusammenstoß hatte, wobei das Geländer weggerissen war; zehn Minuten nachher begab sich Genannter, seine Frau zur Seite, an die beschädigte Stelle, stürzte, wahrscheinlich vom Schwindel befallen, hinunter und war für immer verschwunden. Er trägt Werthpapiere über ein kolossales Vermögen auf sich und die hart betroffene Frau wurde einstweilen nach Koblenz gebracht.

Im Verlage von C. Flemming in Glogau sind neuerlich drei Spezialkarten über verschiedene Theile des gegenwärtigen Kriegsschauplatzes erschienen, nämlich eine Karte des Kaukasus und der anstoßenden Gebiete, eine Karte der Ostsee und eine Karte des schwarzen Meeres, welche letztere auch noch den Kriegsschauplatz in der europäischen und asiatischen Türkei umfaßt. Diese Karten sind von F. Handtke nach den neuesten und besten Quellen sehr fleißig und gründlich gearbeitet, und empfehlen sich dabei durch die Leichtigkeit der Uebersicht, welche noch durch zweckmäßige Kolorirung gefördert wird. Zeitungslesern insbesondere wird es angenehm seyn, die Pläne der strategisch wichtigen Punkte, wie St. Petersburg, Kronstadt, Sebastopol, Kon-

stantinopel ꝛc. noch eigens verzeichnet zu finden. Der Preis beträgt nur 1/3 Thlr. für jede einzelne Karte.

Franz Steger auf der Frankfurter Bühne.

Der langen Reihe von renommirten und gefeierten Gästen, die wir seit Jahren auf der hiesigen Bühne zu sehen und zu hören Gelegenheit hatten, schließt sich ein neuer, den Freunden der Oper bereits wohlbekannter, der k. k. Hofopernsänger Franz Steger aus Wien an. Wenn der ihm vorausgegangene Ruf ihn als einen Heldentenor bezeichnet, so haben auch wir dieß bestätigt gefunden, denn seine Stimme ist von einer Kraft und Ausgiebigkeit, von einer Klangfülle und Ausdehnung, wie man sie wohl zum zweiten Mal nicht wieder finden dürfte, ganz geeignet, den gewaltigen Tonmassen der meisten unserer neueren Opern mächtig und siegreich entgegen zu treten, allen Stürmen des Orchesters Trotz zu bieten, große Toneffecte zu erzielen und dem verwöhnten Auditorium, wie viel es auch gehört haben mag, zu imponiren. Diese gewaltigen Stimmmittel machen den Gast zu einem Heldentenor par excellence des modernen Operngenres; aber wie die Componisten selbst zu viel zu thun pflegen, so wird auch ein Sänger von solchen Mitteln leicht verleitet, diesen zu viel Spielraum zu vergönnen und den seiner Brust mächtig entströmenden Tonfluthen das „bis hierher und nicht weiter“ nicht oft genug zuzurufen. Was künstlerisches Maßhalten betrifft, so hätten wir es strenger gewahrt gewünscht, wie auch die Parthie des Masaniello einen weiten Spielraum gestatten mag. Die Glanzpunkte der jedenfalls überaus brillanten Gesangsleistung des Gastes waren die von Rachegluth und Leidenschaft ganz erfüllten Momente des zweiten und dritten Aktes, in denen er zur Bewunderung seiner großartigen Stimmmittel und zu stürmischem Applaus und Hervorruf hinriß. Das Schlummerlied im vierten Akte sang er mit Wärme und Ausdruck, während wir uns hier mit dem fortwährenden bis an die Gränzen des Trillers ausgedehnten Tremoliren und Vibriren durchaus nicht für einverstanden erklären können. Hr. Steger scheint überhaupt dem Tremoliren allzu viel Concessionen zu machen und hier einer Manier zu huldigen, die wir nicht billigen können. Die Auffassung des Charakters und der Situationen waren sehr belebt und das Spiel derselben angemessen und gewandt. Indem wir die Opernfreunde auf diesen von der Natur überaus reichbegabten und durch seine glänzenden Mittel imponirenden Heldentenor aufmerksam machen, behalten wir uns ein weiteres Eingehen auf dessen musikalische und künstlerische Bedeutung vor. Wie bereits bemerkt, wurde der Gast durch oft wiederholten Beifall und Hervorruf ausgezeichnet. W.

Statistische Literatur.

(Schluß.)

Von den „statistischen Mittheilungen aus dem Königreiche Sachsen“, hat das statistische Büreau die 1. Lieferung (Abtheilung I: Stand der Bevölkerung) 1851, die 2. Lieferung (Abtheilung II: Bewegung der Bevölkerung) 1852 erscheinen lassen. Die jetzt vorliegende Lieferung 3 betrifft die Beziehungen der Bevölkerung zu den verschiedenen Zweigen des Erwerbes. — Das statistische Büreau hat (in seinem den ersten Lieferungen vorgedruckten Programm) sich eine Aufgabe vorgesetzt, würdig der — für Stofferlangung, so wie durch Arbeitskräfte und Geldmittel — bevorzugten Stellung einer amtlichen Behörde. Ein wichtiger Theil dieser Aufgabe ist durch diese 3 Lieferungen erledigt: die Bevölkerung in allen ihren Beziehungen und zwar in einem Umfange und mittelst einer Art der Behandlung, wofür ich keinen Vorgänger weiß. Das Büreau hat, in einer durchgängig musterhaften Einleitung, sowohl die Verschiedenheit der Gesichtspunkte für die Bearbeitung einer Erwerbs-Statistik dargelegt, als auch das von ihm befolgte Verfahren erläutert. Der Inhalt dieser Einleitung ist ein so lebendiges Zeugniß für den schöpferischen Geist, für die allseitige Auffassung und für die umfassende Kenntniß der Bearbeiter, daß die entsprechenden amtlichen Erzeugnisse anderer Staaten, im Vergleich hiermit, recht geistlos und dürftig erscheinen. Um die bei der Bearbeitung vor Augen gehabten Hauptzwecke anzudeuten verzeichne ich hierunter die Bestimmung der Vergleichungs- und Verhältniß-Tafeln V bis XII: V) Zur Darlegung des Charakteristischen in den einzelnen Berufsarten und Erwerbszweigen. VI) Zur Darlegung der numerischen Verhältnisse zwischen Produzenten und Konsumenten. VII) Zur Veranschaulichung der Vertheilung der sächsischen Bevölkerung auf die Haupt-Gewerbszweige. VIII) Zur Darlegung des gewerblichen Charakters der Kreisdirektions-Bezirke und der darin gelegenen Wohnplätze. IX) Zur Darlegung des Grades der Theilnahme der weiblichen Individuen an der Gewerbsarbeit. X) Zur Darlegung der beachtenswerthesten Momente in den gesellschaftlichen Klassen. XI) Zur Darlegung des Grades der Theilnahme der weiblichen Individuen in den verschiedenen Gesellschafts-Klassen an der Gewerbsarbeit. XII) Zur Charakteristik des ungefähren Umfangs dieser Berufszweige. — Wichtige Beiträge zur Gewerbe-Geographie und Gewerbe-Statistik enthalten die Tafeln XIII bis XVI. Je genauer überhaupt man diese Mittheilungen in ihren Einzelheiten verfolgt, um so mehr überzeugt man sich, daß eine geschickte statistische Feder, selbst aus verhältnißmäßig unvollkommen und nicht immer zweckmäßig systematisirten Uraufnahmen, überraschende Ergebnisse zu entwickeln vermag. Wie äußerst nützlich würde eine Ausdehnung derartiger Arbeiten über den ganzen Zollverein seyn! Nur müßte die Einrichtung der Sammeltafeln dazu einige Aenderungen gegen den Versuch von 1846 erleiden. Es wird ohne Zweifel auch dahin später kommen, wie ja z. B. die Handels-Statistik des Zollvereins auf der letzten Berliner Conferenz scharf geprüft und etwas verbessert worden ist. Allein weßhalb alle dergleichen Verbesserungen so langsam Eingang finden, ist mindestens aus der Natur der Sache nicht zu erklären.

von Reden.

Literatur- und Kunst-Notizen.

Die „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts“ von Gervinus ist nun auch vom Marchese Peverelli zu Turin ins Italienische übersetzt worden.

Wir finden es für zeitgemäß, auf ein Schriftchen aufmerksam zu machen, das für Viele eine willkommene Erscheinung seyn dürfte. Es führt den Titel: „Der Englisch sprechende Auswanderer, oder: Anweisung, in kürzester Zeit Englisch sprechen und verstehen zu lernen, in Gesprächen und Redesätzen, welche dem nach Nordamerika auswandernden Deutschen jeden Standes zugleich als Führer vom Schiffe aus bis zu seiner Ansiedlung und Einrichtung auf dem Lande, oder bis zur Erlangung einer Beschäftigung in seinem Fache dienen. Von G. M. von Roß. (Zweite Auflage.) Rudolstadt, in G. Fröbels Kommissionsverlag. 1854.“ Die technische Einrichtung des Schriftchens ist für Auswandernde höchst zweckmäßig und die gewählten Gespräche und Redesätze enthalten zugleich praktische Regeln für Auswanderer, so daß allen Denen, welche in der Absicht Englisch lernen wollen, um nach Nordamerika auszuwandern, kein besseres Buch als das vorliegende zum Selbstunterricht empfohlen werden kann.

(Eine Musteraufführung.) Bekanntlich beabsichtigt man in München zur Zeit der Industrieausstellung die größten deutschen Schauspieler zur Darstellung einer Reihe classischer Stücke zu vereinigen; für Emilia Galotti ist folgender Theaterzettel entworfen: Der Prinz, Hr. Hendrichs von Berlin; Marinelli, Hr. Kaiser von Hannover; Odoardo, Hr. Grunert von Stuttgart; Claudia, Fr. Rettig von Wien; Emilia, Frl. Fuhr von Berlin; Appiani, Hr. Emil Devrient von Dresden; Orsina, Fräul. Damböck von München; Angelo, Hr. Döring von Berlin.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 17. März. Gastdarstellung des Herrn Stéger, k. k. Hofopernsänger vom Kärnthnerthor Theater zu Wien. Der Prophet, große Oper in 5 Acten von Meyerbeer. Gastrollen: Johann: Herr Stéger. Bertha: Frau Jagels-Roth. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, den 18. Mai. Damenkrieg, Lustspiel in 3 Acten aus dem Franz. nach Scribe von Olfers. Gräfin v. Autreval: Fräul. Haase. Hierauf: Englisch, Lustspiel in einem Act von Görner.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. - Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hummeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 119. Donnerstag, den 18. Mai 1854.

Jose Maria.

(Nach dem Spanischen von A. Marckhoff.)

(Fortsetzung.)

Die Familie Azara, welche wieder in den Wagen gestiegen, schickte sich ebenfalls an, ihren Weg fortzusetzen. Durchdrungen von Dankbarkeit gegen Jose Maria, der sie begleiten zu wollen schien, bat sie ihn inständigst, auf seine Sicherheit bedacht zu seyn.

„Ich laufe keine Gefahr in Ihrer Gesellschaft“, sagte er lächelnd.

Und zu Pferde steigend ritt er neben dem Wagenschlage her.

Die Reisenden marschirten einige Minuten, als sie dem Kapitän Comares begegneten. Ein Bauer, welcher im Augenblicke ihrer Gefangennahme vorbeigekommen, hatte gesagt, daß ihr Wagen auf eine verdächtige und wenig natürliche Weise in die Olivenpflanzung geführt worden. Don Manuel und sein Bruder gestanden Don Roque, daß sie in der That von drei Dieben angegriffen worden, daß jedoch der muthige Getreidemäkler einen davon getödtet und die andern in die Flucht getrieben habe. — Nachdem der Kapitän seinen Freund von dem Jahrmarkte zu Mairena wegen dieser tapfern That beglückwünscht, fragte er, welchen Weg die Räuber genommen, um sie zu verfolgen und zu ergreifen.

„Den“, antwortete Jener, mit dem Finger auf einen Weg zeigend, der eher für Gemsen als für Pferde gemacht und dem, auf welchem seine Bande entwischt, ganz entgegengesetzt war.

„Weder Ruhe noch Rast! Eilen wie den Räubern nach!“ rief Don Roque seinen Soldaten zu.

Sobald die Mikelets sich entfernt, sagte Jose Maria zur Familie Azara:

„Jetzt können wir beiderseits unsern Weg ohne Furcht verfolgen; Sie bedürfen meiner nicht mehr. Gott behüte Sie und lasse Sie die Uebel vergessen, welche Sie heute erduldet!“

Die Reisenden, von der Zuneigung des Räubers gerührt, boten ihm Geschenke an. Er verweigerte sie, und da sie in ihn drangen, sagte er:

„In jeder andern Lage würde ich recht gern annehmen, was Sie mir aus gutem Herzen bieten; aber nach dem Schimpfe, den meine Truppe ihrem Rufe zugefügt, kann ich von Ihnen nichts annehmen, was mich an einen Tag erinnern würde, den ich vergessen will. Adieu, meine Freunde; erlauben Sie mir, Ihnen diesen Namen zu geben; Adieu! wir werden uns eines Tages unter bessern Umständen wiedersehen.“

Und nachdem er den Reisenden die Hand gereicht, welche sie mit Wärme drückten, wandte er um und verschwand im Galopp.

Die Reisenden gelangten ohne Hinderniß nach Ecija, wo sie mehrere Tage blieben, um sich von dem stattgehabten Schrecken zu erholen; dann begaben sie sich nach Cadix, wo Madame Azara inmitten des Glückes, welches sie genoß, bei der geringsten Erzählung von Räubergeschichten schauderte. Ihre Schwester Antonia, welche für Eindrücke sehr empfänglich, empfand nicht weniger Furcht als ihre Schwester, indeß entglitt ihrer Brust jedes Mal ein unfreiwilliger Seufzer, wenn sie an die Züge und den Edelmuth Jose Marias dachte.

Ein Mikelet, mit Namen Cervino, hatte sich in die Tochter eines gewissen Perez verliebt, welcher am Eingange einer Schlucht der Sierra Morena eine Venta hielt. Das Mädchen war ihm gleichfalls geneigt, doch besaß Cervino nicht so viel, als der Ventero verlangte, um ihm die Hand seiner Querida zu bewilligen, und da ihm seine Beschäftigung nicht das Mittel bot, diese Summe zu gewinnen, so faßte er den Gedanken, in die Bande Jose Marias einzutreten; seine Absicht war, wie man leicht begreift, weniger, ihm als Räuber zu dienen, als Gelegenheit zu finden, ihn der Justiz zu überliefern, um den Preis von 8000 Realen zu verdienen, welcher Jedem versprochen war, der den Banditen todt oder lebendig liefern würde.

Im Einverständnisse mit Perez und Juana verließ der Soldat seine Compagnie und bot, ein neuer Sinon, dem Räuber-Kapitän seine Dienste an. Durch sein eigenes Gefühl oder durch irgend eine Indiscretion von den perfiden Absichten des Neophiten unterrichtet, beeilte sich Jose Maria, auf die Gefahr hin, seinen Veteranen zu Beschwerden Anlaß zu geben, ihn in seine engste Freundschaft zu ziehen, um besser seine Plane kennen zu lernen. Gab es einen gefährlichen Angriff, eine compromittirende Arrestation auszuführen, so wählte er stets Cervino dazu, um ihm jede Rückkehr in das bürgerliche Leben abzuschneiden. So sandte Jose Maria ihn unter Andern, einen Corregidor der Provinz Murcia, der sich in die Berge gewagt, um über die Sicherheit der Wege zu wachen, wie es seine Pflicht erheischte, zu plündern, mit dem Befehle, ihn so zu mißhandeln, daß er sich stets daran erinnern würde.

Der falsche Ueberläufer, dem dieß Leben nicht so recht behagte, hatte Eile, sich Jose Marias zu bemächtigen, um sich von dieser Lebensart frei zu machen. Nachdem er einen Plan gefaßt, suchte er den Kapitän auf und sagte mit einem eben so verbindlichen als trügerischen Lächeln:

„Auf der Excursion, welche Ihr mir gestern geheißen, führten mich Hunger und Durst in die Venta des Perez, wo ich meine Zeit nicht schlecht angewandt habe. Der gute Mann ist sehr habgierig und furchtsam. Ich habe Geld und die Klinge meiner Navaja vor seinen Augen leuchten lassen und dieß Mittel hat die Wirkung gehabt, diesen schwankenden Geist in unser Interesse zu ziehen.“

„Sehr gut, Kamerad", antwortete Jose Maria mit ernster Miene, welche den Hohn seiner Gedanken verhehlte; „sehr gut, Du kämpfst mit dem Kopfe eben so gut und besser noch als mit dem Arme. Wenn ich je König auf Sancho Pansas Insel werde, so verspreche ich Dir das Amt des Premierministers. — Doch nimm Dich in Acht, bevor Du ernstliche Verbindungen mit ihm anknüpfst."

„Seyd unbesorgt, Kapitän, ich kenne Perez; ich hafte für ihn wie für mich. Perez ist müde, ein verächtliches Handwerk zu treiben, ohne dabei etwas zu gewinnen, und dadurch, daß wir seinem Geize etwas bewilligen, machen wir ihn ganz zu dem Unsrigen, wie einen Hund, dem man einen Knochen hinwirft."

„Ich kenne diesen braven Perez", fuhr José Maria fort; „seine Tochter, das beste Stück des Hauses, hat mir den Puchero mit der zuvorkommenden Anmuth bereitet, welche jeden Gast treibt, seine Börse zu leeren."

„Wie mir scheint, mißfällt Euch Juana nicht?"

„Sie gefällt mir so, daß ich bei der ersten Gelegenheit es ihr sagen werde."

„Solltet Ihr zufällig Euch in die hübsche Senorita verliebt haben?"

„Ich bin verliebt, wie man es bei einer Schönen ist, die sich auf Jedermanns Wege findet."

„Juana ist tugendhaft", sagte Cervino.

„Behaupte das, wenn Du dessen gewiß bist", entgegnete Jose Maria; was mich anlangt, so hüte ich mich, über dieses Kapitel etwas zu behaupten. Ich habe zu viel glänzende Münze, die man für ächt ausgab, gesehen, welche ich jedoch bald für falsch erkannte."

„Kapitän, ich wäre neugierig, Euch über Juana triumphiren zu sehen."

„Wenn ihre Hand und ihr Herz Dir versprochen wären, bei Gott! wollte ich es versuchen."

„Sie sind es. Ihr werdet mir einen Gefallen damit thun, wenn Ihr Juana den Hof macht: es ist nicht so viel, Diejenige, welche man sich zur steten Gefährtin erwählt, einer Probe von einer Stunde zu unterwerfen."

„Die Heirath verträgt sich schlecht mit den Verpflichtungen unseres Standes. Wenn Du sie zur Geliebten haben kannst, so nimm sie nicht zur Frau."

„Ich kann sie nicht als Comprometide besitzen. Sie soll mir indeß erst gehören, wenn die Expedition, deren Ertrag und Ausführung ich Euch bitte mir zu überlassen, gelingt."

„Eine Expedition! . . Ich überlasse Dir den Nutzen davon. Sprich, wovon handelt es sich?"

„Eine angesehene Person, ein reicher Edelmann, welcher eine bedeutende Summe mit sich führt, um eine Besitzung zu bezahlen, die er in Estremadura angekauft, wird heute Abend mit einem Diener in der Venta des Perez übernachten. Steigen wir zu Pferde, Kapitän, um so schnell wie möglich dorthin zu eilen."

„Wir Beide allein?"

„Wir sind so viel werth wie Vier. Tapfer, wie Ihr seyd, und wie ich es mit Euch zu werden lerne, haltet Ihr es doch wohl für unnöthig, die ganze Bande aufzubieten, um zwei Leute anzuhalten."

„Du hast Recht, Cervino, und da meine Bande nicht die Beute theilen soll, so darf sie auch nicht an den Operationen Theil nehmen."

„Ich habe ihn", dachte der Mikelet bei sich. „Er wird bald in der Gewalt meiner Collegen seyn."

„Ich will diesen Verräther exemplarisch bestrafen", murmelte der Kapitän, „um seines Gleichen die Lust, ihm nachzuahmen, zu benehmen."

Und während Cervino sein Pferd zum Abmarsche sattelte, trat Jose Maria zu seinem Lieutenant und sagte ihm leise etwas ins Ohr.

(Fortsetzung folgt.)

Parallele zwischen dem amerikanischen und dem englischen Charakter.

(Schluß.)

Die englische Nation ist in hohem Grade conservativ. Sie hat die höchste Stellung, nach der sie strebte, erreicht und muß dieselbe nun in der Politik und in der Literatur behaupten. Neue Ideen und selbst neue Worte finden in England keinen Anklang. Die Gesellschaft ist geordnet und fürchtet nur Erschütterungen; die nothwendigsten Reformen werden schleppend langsam zu Ende geführt. In Amerika herrscht ein kühner Geist des Fortschrittes, welcher selbst vor Anmaßungen nicht zurückschreckt; er wechselt seine Richtung, mit Ausnahme des Südens, unaufhörlich; neue Ideen finden dort die schönste Gelegenheit, praktisch erprobt zu werden; denn das Publikum im Allgemeinen ist geneigt, die Lösung eines politischen Problems auf verschiedenen Wegen zu versuchen und die Souverainetät der einzelnen Staaten kommt dem sehr zu Statten. Neue Wörter werden dutzendweise geschaffen und genehmigt; daneben blüht die alte anglo-normanische Sprache hier noch so üppig, wie in England vor dreihundert Jahren und obwohl viele Blätter dieser Eiche bald welken und fallen werden, so bleiben doch andere so grün wie jene, welche die cis-atlantischen Zweige des mächtigen Stammes zieren.

Die englische Nation hat ihren Hang zum Kriege durch die finanzielle Speculation erstickt. Wenn auch in Indien, China oder Kaffraria die Engländer oft zum Kriege genöthigt werden, so ist derselbe doch unpopulär. Nur ein wirklicher Angriff könnte England zum Kriege wider eine europäische Macht ersten Ranges zwingen, obgleich die Armee und Flotte bedeutend und die Ausgaben für dieselben mehr als bedeutend sind.

Die Amerikaner wissen dagegen ihrer Neigung zum Kampfe keine Gränze zu setzen; die bedenklichste Vergrößerung der Nationalschuld schreckt sie nicht ab. Ihre Armee ist gering, sie übersteigt einschließlich der Offiziere nicht 11,000 Mann, eben genug, um Texas, Neu-Mexico, Californien und Oregon wider die Indianer zu vertheidigen. Aber die Nation ist kriegerisch und im Nothfalle sind Hunderttausende bereit, die Gefahren und Beschwerlichkeiten des Feldzuges zu ertragen. Der Krieg ist bei der großen Masse des Volkes populär.

In England ist die Bevölkerung in Stände, ja in Kasten geschieden. Politische Gleichheit ist dort unbekannt und wenn auch einzelnen Individuen der unteren Klassen die Möglichkeit gegeben ist, sich Schritt vor Schritt bis zur höchsten Kaste zu erheben; wenn auch die jüngeren Söhne der Aristokraten sich oft zum Handwerkerstande herablassen, so kann doch durch solche Zufälligkeiten die Herrschaft der Rang- und Klassen-Unterschiede nicht erschüttert werden. Jedes Individuum entsagt seiner Kaste vollkommen, sobald es in eine höhere eintritt. Die herkömmliche Achtung der gesellschaftlichen Stellung ohne alle Rücksicht auf die Person, welche dieselbe inne hat, ist ein Grundzug des englischen Lebens geworden. Die Gleichheit ist der Puls der amerikanischen Gesellschaft. Jeder Versuch der Whigs, eine sociale Aristokratie der Geburt und des Besitzes zu begründen, mißlingt. Die Gesellschaft ist nicht in Klassen geschieden, sondern nur in Coterien oder Partheien. Die reiche Familie vereinigt sich mit ihres Gleichen im Reichthum und die arme mit der armen; die politische Abhängigkeit des Reichen von dem wahlfähigen und wählbaren Arbeiter macht die wirksame Absonderung unmöglich.

Die Stabilität der englischen Gesellschaft, eine nothwendige Folge der aristokratischen Institutionen und Sitten, macht die Engländer zurückhaltend, leidenschaftslos, nüchtern. Dieselbe Ursache verleiht ihren Ansichten und Neigungen Dauer und Festigkeit. Sie sind vorsichtig, wenn sie ein Versprechen geben, aber man kann sich darauf verlassen, daß sie ihr Wort halten. Es ist schwer, einen Engländer sich zum Freunde zu machen; aber er bleibt ein Freund für das ganze Leben. Die Amerikaner sind gefälliger, einnehmender einem Fremden gegenüber; aber oft weniger zuverlässig. Sie sind herzlich, unverschlossen, stets bemüht, sich zu verpflichten und bereit, Jedem ihre Freundschaft zu schenken. Wenn ihnen das Herz voll ist, dann versprechen sie mehr, als sie zu halten vermögen. Leicht erregbar sehen sie sich oft getäuscht und daher vergessen sie Das, was einen Eindruck auf sie machte, um so leichter. Die Engländer tragen den Stempel der alten Dorier, die Amerikaner den der Jonier.

Die Gefahr Englands ruht hauptsächlich in seiner Pedanterie und seinem Materialismus, welche die höheren Gefühle der Tugend und der Vaterlandsliebe zu ersticken drohen. Durch seine eigenen Eroberungen ist es so demoralisirt worden, daß es politisches Recht und Unrecht nur nach dem Maßstabe einer energischen Verwaltung abzuschätzen vermag. England hat Indien erobert und sichert sich den Besitz des Landes durch die Gewalt. Das innere Bewußtseyn dieser unmoralischen Stellung lähmt die Kraft seiner Staatsmänner in dem Widerstande gegen den Despotismus anderer Mächte, welcher ihre Herzen zum Proteste nöthigt, aber sie zu einer wirkungsvollen Opposition nicht zu bewegen vermag. Wie ein König oder ein Kaiser zur Gewalt gelangt, darüber machen sie sich keine Gedanken mehr, welchen Gebrauch er davon macht, das ist die Frage, welche sie beschäftigt, und da die fremden Mächte nur in Angelegenheiten des Handels Gegenstand ihrer Sorge sind, so ist nur in ihrer Handelspolitik der Prüfstein einer guten oder schlechten fremden Regierung zu finden. Laßt Napoleon III. einen Freihändler werden und alle seine Verbrechen sind vergessen. Da die Engländer sich einbilden, eine Nation müßte nach englischem Muster frei werden, wenn sie überhaupt frei seyn wolle, so ist es schwer, sie zu überzeugen, daß das Königthum und die parlamentarische Herrschaft bei den größeren Nationen des Continents wesentlich unvereinbar sind; der Engländer betrachtet Fremde als gefährlich, wenn sie für ihr Recht in der einzigen Form kämpfen, in welcher sie eine Möglichkeit des Erfolges voraussetzen können. Bei dieser Beschränktheit wird der Engländer in die Waagschale fremder Despoten geworfen, sobald ihre Hinterlist jede Uebereinkunft mit den königlichen Forderungen unmöglich gemacht hat, und es ist die Gefahr vorhanden, daß England noch durch seine Feigheit Mächten gegenüber sich entehrt, welche im geeigneten Moment alle seine Institutionen zu untergraben oder zu vernichten bereit sind. Die Engländer sind entweder zu stolz oder zu unwissend, um das zu fürchten, jedenfalls lassen sich die moralischen Nachtheile ihrer gegenwärtigen Stellung nicht wegleugnen. Ihre Väter bluteten für die Freiheit und hinterließen sie ihnen. Sie genießen dieselbe, aber sie haben nicht länger dafür zu kämpfen. Sie knechten Andere im fernen Osten. Sie haben keine Sympathie mehr für die Kämpfe der Unterdrückten, wenigstens da nicht, wo die Sympathie thätig zu wirken hat. Sie messen das Glück und das Unglück der Staaten nach dem Erfolge oder nach ihrem pecuniären Maßstabe. Sie finden die Usurpation, wenn sie erfolgreich ist, und die Empörung, wenn sie ihren Zweck erreicht, gleich sehr gerecht. Aber eine Nation, welche den Sinn für das nationale Recht oder Unrecht verloren hat, eine Nation, in der die edleren Gefühle und Bestrebungen der Begierde, ihren Reichthum zu vermehren, völlig untergeordnet sind, ein Geschlecht, das den Prinzipien nicht treu bleibt, sobald sie Opfer fordern, hat den Weg betreten, welcher zum Verfalle führt. Mögen die Engländer die endlichen Folgen der gewinnsüchtigen Nützlichkeits-Politik bedenken und das heilige Feuer tugendhafter Prinzipien vor der Selbstsucht und dem Alles verschlingenden Geld-Interesse schützen, welche dasselbe ersticken.

Die Eitelkeit bringt die Amerikaner in eine ähnliche Gefahr. Das Losungswort: „Unser Land, Unser Staat, Recht oder Unrecht", dieses giftige Wort, von den Franzosen geborgt, ist über den Ocean getragen und droht ihre Begriffe von Recht und Unrecht zu verwirren. Die Werkstatt ihrer Institutionen wurde auf den Felsen religiöser Grundsätze und der Selbstverläugnung gebaut. Die patriotische Hingebung ihrer revolutionären Väter, die Uneigennützigkeit Washingtons hat sie zur Herschergröße erhoben. Mögen sie sich in Acht nehmen, daß nicht der eigensinnige, stöckische Ehegeiz und mißverstandener Patriotismus, welche moralisches Recht und Unrecht in und außer dem Lande geringschätzen, die Fundamente des herrlichen Gebäudes ihrer Freiheiten untergraben. Mögen beide Nationen sich erinnern, daß die Käufer und Verkäufer und die Geldwechsler auf den Markt gehören und aus dem Tempel getrieben wurden.

Mannichfaltigkeiten.

Die Kirchhofskapelle und das Beinhaus zu Königshofen wurden in der Nacht vom 26. auf den 27. v. M. rein ausgeplündert. Sogar das messingene Meßbeschläge des Meßbuches und die Seile, womit die Särge in die Gräber gelassen wurden, nahmen die Diebe mit. Glücklicher Weise beträgt der Werth des Gestohlenen nicht einmal 5 fl.

(Aschaffenburg, 10. Mai.) Seit gestern ist das dem dahier gebornen berühmten Geschichtschreiber Lambert, auch Lamprecht, auf dem Karlsplatze dahier errichtete Denkmal vollendet. Dasselbe besteht aus einem stumpfen Obelisken, an dessen Seiten sich der Name des hidurch Gefeierten nebst Votivworten, s. u. A. der bekannte Ausspruch des Königs Ludwig: „Von ihm wissen wir Wenig, durch ihn Vieles", eingehauen finden. Das Denkmal selbst ruht auf einer aus zwei Staffeln bestehenden quadratförmigen Erhöhung.

Zu Constantine wird jetzt eine große Caravane von Eingebornen ausgerüstet, die sich unter dem Schutze des französischen Gouvernements nach Tombuktu begeben sollen. Es sollen einige Franzosen die Caravane begleiten, welche die Hülfsquellen und Bedürfnisse Mittelafrikas studiren und die Kaufleute von Centralafrika mit den Vortheilen bekannt machen würden, die sie fänden, begäben sie sich selbst nach den französischen Ansiedelungen.

Von London ist die telegraphische Verbindung mit Kopenhagen wieder hergestellt. Der Draht, der durch den großen und kleinen Belt ging, war zerrissen und ist jetzt hergestellt. Man beabsichtigt ehestens den Draht durch den Sund zu führen, um mit Stockholm und den andern Küstenpunkten Schwedens eine Verbindung zu eröffnen.

Aus mehreren Berichten über den Stand des Weinstocks in der Champagne geht hervor, daß der letzte Nachtfrost dort noch schlimmer als an Rhein und Mosel gewirkt hat. In Bouzy, Sillery, Avize u. s. w. hält man drei Viertel der gehofften Ernte für vernichtet. Die Stöcke hingen ungewöhnlich voll und die Trauben waren schon sehr voran.

(Waadt.) Der Nouvelliste meldet folgenden Unglücksfall. In Jongny packte ein zum Tränken geführtes Pferd einen dreijährigen Knaben, von dem es mit der Peitsche berührt worden, mit den Zähnen, warf ihn dann auf das Pflaster und trat ihm mit dem Huf den Schädel ein.

In Biebergau bei Dettelbach geriethen vor kurzem zwei Gendarmen mit einander in Streit, in Folge dessen der eine auf den andern sein Gewehr abschoß; der Schuß drang in den Tschakko, und der Geschossene stürzte nieder, war jedoch unverletzt; der andere aber, in der Meinung, daß sein Schuß einen tödtlichen Erfolg gehabt habe, ging auf seine Station zurück und erschoß sich selbst.

In der als Beilage zum „Frankf. Anzeiger“ erscheinenden „Gerichtszeitung“ wurde eine Seiden-Zolldefraude ausführlich besprochen, in welchen Prozeß mehrere Berliner und Leipziger Firmen verwickelt sind. Die bedrohten Personen sollten, nach Angabe mehrerer Zeitungen mindestens in 250,000 Thlr. Buße verfällt werden; doch wird glaubhaft versichert, daß die gegen die Einzelnen auszusprechenden Strafen kaum den zwölften Theil betragen werden.

Korrespondenz.

Stuttgart, 15. Mai.

Letzten Mittwoch begann Frl. Garrigues vom Hamburger Stadttheater ihr Gastspiel als Recha in der Jüdin und gestern trat sie als Romeo in Montecchi und Capuleti auf. Obgleich Frl. Garrigues hübsche Mittel hat und sich in Spiel und Gesang viele Mühe gab, so konnte sie beim Publikum doch die eben erst nach London abgegangene Mad. Palm nicht vergessen machen und wurde daher so kühl aufgenommen; wiewohl sich bereits eine Partei für sie gebildet hat, die sich alle Mühe gab, aber es trotzdem noch nicht einmal zu einem Hervorruf hat bringen können. Indeß ist nicht zu verkennen, daß Frl. Garrigues eine gut geschulte Sängerin ist, ein sehr weiches Piano hat, da jedoch ihre Stimme des durch alle Register hindurch ebenmäßigen Wohlklangs und Schmelzes, (die tieferen Töne sind gar nicht angenehm), so wie des seelenvollen Vortrags entbehrt, den man an Mad. Palm so sehr bewunderte, so ist es für sie allerdings keine kleine Aufgabe nach einer solchen hervorragenden Gesangskünstlerin aufzutreten zu sollen. — Der berühmte Tenorist Ander aus Wien ist hier eingetroffen und wird nächsten Mittwoch ein Gastspiel als Lyonel in Flotow's Martha beginnen. Derselbe erhält 500 fl. für jeden Abend, daher die Eintrittspreise theilweise erhöht wurden.

Darmstadt, 11. Mai.

Unsere Wälder fangen an, zum zweiten Male grün zu werden, nachdem durch die letzten Nachtfröste das zarte junge Laub in den oberen Baumparthien fast ganz erfroren war. Dieselbe Wahrnehmung machte ich am vorigen Sonntage in der Bergstraße, deren westliche höhere Gebirgsabhänge einen herbstlich trüben Anblick gewährten. Die wunderthätige Kraft der Alles verjüngenden Frühlingssonne wird auch hier in kurzer Zeit das frischeste Grün hervorzaubern, wie an den in der Ebene stehenden, dem Hauptstraßenzug zur Einfassung dienenden zahlreichen Nußbäumen, die jetzt noch blätterlos dastehen und sehr traurig aussehen. Desto befriedigender ist der Stand der Saaten, theilweise auch der Obstbäume, von denen gewisse Sorten zu guten Aussichten auf einen leidlichen Ernteertrag zu berechtigen scheinen. Auch der Weinstock hat durch die fatalen Nachtfröste weit weniger gelitten, als man anfangs geglaubt hatte; im Gegentheil zeigt derselbe in den Weinbergen, die ich in Augenschein zu nehmen Gelegenheit hatte, so unverkennbare Spuren einer frischen Triebkraft, daß die Aussichten auf den Herbst noch keineswegs als hoffnungslos betrachtet werden können. — Herbstlich schön erschien mir das Auerbacher Schloß mit seinen altersgrauen Trümmern und verwelktem Baumschlage, dem die wärmere Frühlingssonne bald wieder neues Leben einhauchen wird. An der Erhaltung und Verschönerung dieser historisch merkwürdigen Bergruine wird fortwährend gearbeitet: der zweite Thurm, der im Jahre 1821 plötzlich einstürzte, stieg 1853 fast bis zur Hälfte neu empor und soll, wie ich vernehme, in diesem Jahre vollendet werden. Nach Zwingenberg zurückgekehrt, ward ich in dem Gasthause „zum Löwen“ um so freudiger überrascht, als dessen jetziger Besitzer, Hr. Diefenbach, durch den innern Umbau und Verschönerung des geräumigen Hauses allen billigen Anforderungen entsprochen zu haben scheint. Der Freund der Hortikultur wird in dem von der Hofraithe eingeschlossenen sorgfältig unterhaltenen Wirthschaftsgarten manches Bemerkenswerthe und Interessante finden. Die sonstigen Annehmlichkeiten, welche diese Gastwirthschaft bietet, entsprechen ihrem Rufe, den schon der Vater des jetzigen Besitzers fest gegründet hatte. Zwingenberg liegt am Fuße des Melibocus, dessen westlicher Abhang zwar sehr steil ist, aber gleichwohl von diesem freundlichen Städtchen aus durch einen in bequemen Serpentinen nach dem Luziberg sich hinauf windenden, neu gebahnten Weg ohne große Anstrengung zu ersteigen ist. Der Melibocus birgt reiche Wasserschätze in seinem Innern, die nur einer zweckmäßigeren Leitung zu bedürfen scheinen, um der Stadt Zwingenberg das reinste Quellwasser zuzuführen. Man spricht jetzt daselbst von einer projectirten Trennung des Hospitals Hofheim, und zwar in der Art, daß die leichteren Geisteskranken zu einer besonderen Abtheilung vereinigt und in einer neu zu errichtenden Anstalt in der höher gelegenen östlichen Gegend von Zwingenberg untergebracht werden sollen. Man erwartet, daß dieser wichtige Gegenstand bei dem nunmehr wieder vereinigten Landtag um so mehr zur Sprache kommen werde, als das Hospital Hofheim mit seinen zum Theil sehr beengten Lokalitäten, für die Bedürfnisse der unterschiedlichen Klassen von Geisteskranken nicht mehr auszureichen scheint.

Frankfurt a. M.

Dem „Berichte des Pflegamts des Almosenkastens der israelitischen Gemeinde“ über dessen Wirksamkeit im Jahre 1853 entnehmen wir, daß der Kapitalfond dieser Anstalt im vergangenen Jahre, sowohl durch mancherlei Geschenke (worunter eines von 1000 fl. von W. H. Goldschmidt besonders zu erwähnen ist) als auch durch Mehrung der Bürgeraufnahmsgelder die Summe von 16,483 fl. 26 kr. erreicht hat, während in regelmäßigen und außerordentlichen Unterstützungen 5092 fl. 25 kr., (1051 fl. 45 kr. mehr als im vorhergehenden und 2758 fl. mehr als im zweitvorhergehenden Jahre) verausgabt werden konnten. Außerdem hat ein Menschenfreund das Pflegamt in den Stand gesetzt, vier Monate hindurch wöchentlich 80 dreipfündige Laib Brod zum Preise von 7½ kr. mittelst Brodkarten verabreichen zu können. Ebenso hat das Comite, welches sich die Anschaffung verschiedener Lebensmittel zum Ziele gesetzt, eine Summe von 400 fl. für Brodkarten à 7½ kr. für dreipfündige Laibe dem Pflegamt überwiesen. So erfreulich jenes Resultat auch erscheint, so bleibt doch der Fond dieser Anstalt, bei dem Mangel an allen Stiftungen für die Armenpflege in der israelitischen Gemeinde, immer noch sehr klein und wir empfehlen daher dieselbe immer aufs neue dem menschenfreundlichen Sinne unserer Mitbürger überhaupt und der Wohlthätigkeit der Glaubensgenossen insbesondere.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 18. Mai. Damenkrieg, Lustspiel in 3 Acten aus dem Franz. nach Scribe von Olfers. Gräfin v. Autreval: Fräul. Haase. Hierauf: Wer ißt mit, Vaudeville-Posse in einem Act von Friedrich.

Freitag, 19. Mai. Dritte Gastdarstellung des Herrn Stéger, k. k. Hofopernsänger vom Kärnthnerthor-Theater zu Wien. Martha, oder: der Markt zu Richmond, Oper in 4 Acten von Flotow. Lyonel: Herr Stéger. Mit aufgehobenem Abonnement.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Donnerstag, 18. Mai. Der junge Ehemann, oder: die Folgen einer Mißheirath, Lustspiel in 3 Acten von Friedrichs. Hierauf: Nummer 777, Posse in 1 Act von Lebrun.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. - Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 120. Freitag, den 19. Mai 1854.

Jose Maria.

(Nach dem Spanischen von A. Marckhoff.)

(Fortsetzung.)

Die beiden Reiter legten einen Weg von ungefähe zwei Stunden zurück. Nachdem sie ein Gehölz durchschritten, kamen sie an die Venta von Perez. Sie brachten ihre Pferde im Stalle unter, dann traten sie in eine mit kleinen farbigen Kieseln mosaikartig gepflasterte Küche; an ben Mauern hingen einige Kochgeräthe, barunter selbst die unerläßliche Guitaeee, zum Gebeauch unb zur Befriedigung der eingeboenen Reisenden. Bei ihrer Ankunft erhob sich ber Wieth, welcher philosophisch auf einer Aet von Azotea (Terrasse), die wie ein Bett in einer Ecke bes Kamines angebracht war, ausgestreckt lag.

„Heil und Glück den Herren!" sagte Perez zu ihnen. „Alles, was mein Haus enthält, steht zu Ihren Diensten."

„Meister Perez", unterbrach Cervino, „ich thue Euch die Ehre an, ben berühmten Jose Maria zu Euch zu bringen, und wünsche ich, daß Ihr in beiderseitigem Interesse Bekanntschaft macht. Mein Kapitän kann seine Verbindungen nicht zu weit ausdehnen und Ihe besitzt eine Venta, welche, obgleich besser als eine Funda mit Vorräthen veesehen, nicht immer im Ueberfluß hat. So wenig Reisende hier anhalten, niemals sieht man Jemanden sterben, weit ee zu viet gegessen."

„Ihr werdet indeß bei mir nicht vor Hunger umkommen", murmelte Perez halb unwillig. „Ihr seyd hier in keiner Posada in der Umgebung der Hauptstadt. In Ermangelung großer Vorräthe habe ich Hühnee, welche legen, und Gänse, welche der Degen Don Quixotte's nicht gespießt. Ich werde also den Herrn Jose Maria die ihm gebührende Achtung nicht vermissen lassen", fügte er in doppelsinnigem Tone hinzu, „unb ihn behandeln, wie er es verdient."

„Ihr werdet in mie", sagte der Kapitän, „einen Mann finden, welcher Eure Höflichkeiten zu erwiedern weiß. Unterdeß, bis die Stunde des Handelns geschlagen, kommen Cervino und ich, Eure Lebensart auf bie Peobe zu stellen. Was sinb Eure Forderungen?"

„Man macht einem Kaballero, wie Ihr seyd, keine Bedingungen", erwiederte Perez. . . „Cervino hat Euch wohl von meinen Wünschen unterrichtet, ich halte sie für gerecht."

„Zu seinem Verderben vielleicht", entgegnete Jose Maria mit lachender Miene; „Ihr habt meinem Gefährten Eure Tochter versprochen, wenn es ihm gelingt, Euch heute reich zu machen. Wir sind Beide Naeren, daß wir Euch in einem Male geben, was wir Euch in dreißig bieten könnten. Einmal reich geworden, werdet Ihr Euch hüten, Eure Ruhe einer Sache zu opfern, wovon Ihr nichts mehr zu erwarten habt."

„Wäre es auch nue aus Dankbarkeit", sagte Cervino, „oder aus Achtung für Eueen Ruf, daß dieser edle Wirth sich beeilen wird, Euch zu dienen. . ."

„Dankbarkeit", rief Jose Maria, „ist ein Wort, welches mehr auf der Zunge, als im Herzen wohnt; das Interesse allein ist das Mittel, wodurch man mit ben Leuten verkehren muß. Was die meinem Rufe zugedachte Ehre betrifft, so glaube ich, daß sie mich am Galgen erwartet, wenn es überhaupt gelingt, mich dahin zu bringen."

Bei diesen Worten wechselten Cervino und Perez einen Blick des Einverständnisses und rückten die Mütze tiefee in ihr Gesicht, um die Eindrücke zu verbergen, welche sich auf ihrem Gesichte zeigen mußten.

Die Erscheinung Juana's führte eine Unterbrechung herbei. Beim Anblicke seiner Geliebten strahlten Cervinos Züge von Zufriedenheit. Er trat auf sie zu, küßte ihr die Hand und führte sie zu Jose Maria, indem er der Schönen durch ein Zeichen bedeutete, den Zaubee ber Circe anzuwenden, um die Ketten, welche die Mikelets bald um des Banditen Hals werfen würden, unter Blumen zu verstecken. Statt sich zufrieden zu zeigen, erbebte Juana einen Augenblick. Weniger mit den Aufmerksamkeiten ihees Novio (Verlobten) beschäftigt, als bestürzt, sich einem Manne gegenüber zu befinden, welcher sehr galant gegen sie gewesen und den sie eher füe einen Majo als für einen Räuberkapitän gehalten, eeute es sie bereits, an dem gegen Jose Maria geschmiedeten Complott Theil genommen zu haben und dachte ihn vielleicht zu eetten im Augenblicke, wo Perez und Cervino am meisten auf iheen Beistand rechneten, um ihn besser zu veederben. Von dem Gedanken erschreckt, an dem Tode eines Mannes Theil zu haben, welcher sie unter Anderm eines Tages mit einem prächtigen Rosenkranz beschenkt, kämpfte in ihrem Innern Mitleid gegen bas Interesse, und sie fragte sich, ob es nicht besser sey, darauf zu verzichten, glücklich zu seyn, als kaltblütig den Tod eines alten Ladron herbeizuführen, von welchem die Geeechtigkeit mehr Interesse hatte, die Welt zu befeeien, als sie.

Als die Vorstellung mit den herkömmlichen Höflichkeiten geschehen, entfeente sich Cervino, indem er sich stellte, als wolle er Jose Maria Raum geben, eine Geliebte, deren er gewiß war, auf die Probe zu stellen, mit Perez in einen Winkel der Corina (Küche), um ungestört von den gegen den Bandit ergriffenen und noch zu nehmenden Maßeegeln zu sprechen. Dieser Letztere, der mit Juana allein geblieben, beschloß sogleich, zu erfahren, was man mit ihm beabsichtige. Ee heftete daher einen eben so zärtlichen als durchdringenden Blick auf dieß Mädchen und sagte:

„Sennorita, welchen Dank bin ich nicht meinem Begleiter schuldig, daß er mich zum Beistand erwählt bei der Unternehmung, deren Gelingen Eure Heirath folgen wird. Sollte auch die gegen den edlen vornehmen Pasagero (Reisenden) beschlossene Expedition fehlschlagen, so lasset Euch dieß nicht zu sehr zu Herzen gehen: ich verspreche Euch, den Mann, welchen Ihr liebt, in die Lage zu versetzen, Euch zu heirathen."

„Das ist zu viel Güte, Sennor", erwiederte Juana mit einem Seufzer, welcher verrieth, wie weit ihr Sinn von der Rolle entfernt war, die ihr Vater und Verlobter sie spielen zu sehen gedachten. „Vielleicht thäte Perez gut, Ihr gütiges Anerbieten anzunehmen, denn wenn Gott die Wünsche erhört, welche mein Herz in diesem Augenblicke hegt, so wird er nicht gestatten, daß man einen vertheidigungslosen Cavalier angreift, der unser Gast ist."

„Sie will mich retten!" dachte Jose Maria, „aber sie hat mich verderben wollen. Ich werde es ihr Dank wissen, daß sie sich besinnt, und sie nicht so strenge strafen, als sie es verdient."

(Fortsetzung folgt.)

Natur und Leben auf der Insel Java.

(Von Dr. Wilhelm Dieffenbach.)

> O Land! mit deinen Palmen, Tamarinden,
> Mit Bergen, die von Feuer sprüh'n,
> Mit deinen Auen, weitverzweigten Gründen,
> Durch welche schöne Ströme zieh'n:
> Kann ich dich nie mit eignen Augen schauen
> Und deine Wunder vor mir seh'n,
> So darf ich doch den Reisenden vertrauen
> Und Hand in Hand mit ihnen geh'n.

Die für den Europäer so leicht zugängliche Insel Java, welche unter der königl. niederländischen Herrschaft einem geordneten gesellschaftlichen Zustande, einem blühenden Landbau, einem regen gewerblichen und Handelsverkehr entgegen geführt wurde, gehört zu den umfangreichsten, fruchtbarsten und schönsten Inseln des indischen Archipelagus, im Westen von dem noch weit größeren Sumatra durch die, allen europäischen Seefahrern wohl bekannte Sundastraße, und im Osten von dem kleinen Eilande Bali durch die Balistraße getrennt. Von ihrer Ausdehnung kann man sich einen Begriff machen, wenn man erwägt, daß dieselbe, wie Dr. Pfyffer zu Neueck in seinen „Skizzen von Java" (Schaffhausen 1829) angibt, eine Länge von 300 Stunden hat, und an einigen Stellen 42 Stunden breit ist. Ihren Flächeninhalt glauben wir zu 2400 Quadratmeilen annehmen zu können, ohne uns dabei einen bedeutenden Verstoß gegen die Wahrheit zu Schulden kommen zu lassen. Das Großherzogthum Hessen würde etwa 16mal auf Java Raum finden. In der That eine schöne Fläche, auf welcher, nach Dr. Eduard Selberg (vergl. dessen Reise nach Java ꝛc., Oldenburg, 1846) nicht weniger als 7 Millionen Menschen wohnen. Hiernach zählte die Quadratmeile durchschnittlich 2916 Einwohner, welche Zahl allein schon einen guten Bevölkerungsstand anzeigt, noch mehr aber, wenn man erwägt, daß das mit ausgedehnten Urwäldern bedeckte Gebirgsland der Insel verhältnißmäßig nur wenig oder gar nicht bewohnt ist. Das Stammvolk bilden die Malayen, welche noch nicht die mittlere Größe der Europäer erreichen, aber sonst von gedrungenem gutem Körperbau sind und sich durch ihre dunklen Augen, schwarzen Haare und gelbliche Hautfarbe vor andern Mitbewohnern der Insel, als Chinesen, Hindus, Baliern, Maduresen ꝛc., sehr bemerkbar auszeichnen.

Vorerst mag diese Angabe über die Mischung der Bevölkerung auf Java genügen; wir wollen unserer Darstellung nicht weiter vorgreifen, sondern zunächst eine Naturansicht des großen und schönen Insellandes, wo die Industrie und der Handel von Asien und Europa sich die Hand bieten, zu gewinnen suchen. Diese bietet sich gleich an der Nordküste dar, und zwar auf der Rhede von Batavia, wo die Seefahrer vor Anker gehen. Weithin erstreckt sich auf dem flachen Ufer die große, schön gebaute Stadt Batavia, geschmückt mit Kirchen, Thürmen und andern stattlichen Gebäuden, während im Süden, in einer Entfernung von etwa 20 Stunden, bläuliches Gebirg massenhaft emporsteigt und über die Wolkenregion hinausreicht. Es gehört zu der die Insel durchziehenden gewaltigen Gebirgskette, welche die Wißbegierde europäischer Naturforscher schon so oft gereizt und — wie es scheint — bis heute noch nicht ganz befriedigt hat. Ehe wir aber die Gebirgswanderung antreten unter der bewährten sicheren Leitung von Dr. Franz Junghuhn (vergl. seine über Java erschienenen beiden Werke, Magdeburg, 1845 und Leipzig 1852), wollen wir uns in der Stadt Batavia, um ihrer Umgebung etwas näher umsehen, und theils ihre innere Beschaffenheit, theils ihren geselligen und sonstigen Verkehr kennen zu lernen; wobei uns wieder die Herren Pfyffer, Junghuhn und Selberg als glücklich beobachtende, kundige Führer die besten Dienste leisten werden.

Die ursprüngliche Anlage von Batavia ist schon in sofern als eine verfehlte zu betrachten, als diese Stadt in einer ungesunden Gegend liegt: im Norden, zwischen der Stadt und der Meeresküste, breiten sich Sümpfe aus, und im Westen ist es nicht besser, wo auch überdieß sumpfige Wiesen hinzukommen, die sich ziemlich weit in südlicher Richtung erstrecken. Südöstlich von der Stadt liegen ausgedehnte Reisfelder, die ohne reichlichen Wasserzufluß nicht bebaut werden können. Also überall stehende Gewässer, deren schädliche Ausdünstungen den Gesundheitszustand der Einwohnerschaft dieser an der Mündung eines großen Stromes sich ausbreitenden großen Seestadt gefährden und zwar so, daß das berüchtigte „batavische Fieber" schon unermeßliche Verheerungen unter der einheimischen und fremden Bevölkerung der Stadt Batavia seit ihrer Gründung angerichtet hat. Dieselbe wurde im Jahre 1618 auf der nämlichen Stelle erbaut, wo vordem die indische Stadt Jaccatra gestanden hat. Im Jahr 1619 (11. März) wurde ihr der Name beigelegt, den sie noch führt. Sie ist aber jetzt bei weitem nicht mehr, was sie einst war: viel scheint sie von ihrem ehemaligen Glanze und ihrer alten Ausdehnung verloren zu haben. Ursprünglich in regelmäßige Quartiere mit schönen geraden Straßen eingetheilt, durch welche sich Canäle, wie in Amsterdam, ziehen, bewahrt die Stadt noch manches prachtvolle Denkmal ihres ehemaligen Glanzes, als das im Jahre 1630 erbaute palastartige Stadthaus, die lutherische Kirche, die Börse u. a.; aber die Spuren des rasch zunehmenden Verfalles sind in verödeten oder verlassenen Straßen, in verfallenen Häusern, eingestürzten Gräben und ähnlichen Erscheinungen zu bemerken, welchen zu begegnen eben keine dringende Veranlassung mehr vorhanden ist, da Batavia, obschon seit Schleifung seiner Festungswerke weniger ungesund, die Gunst der Europäer, besonders des holländischen Beamtenstandes, nun einmal verloren hat und letztere mit dem europäischen Handelsstande in dem zwei Stunden südlich von Batavia höher gelegenen, mit landschaftlichen Reizen geschmückten Weltevreden einen angenehmeren Wohnort und ein schützendes Asyl gegen die verderblichen Einflüsse des heißen Küstenklimas gefunden haben. Die Angehörigen beider Klassen sind bloß zur Tageszeit in ihren Bureau's und Comptoirs in Batavia, kehren aber gegen Abend in die lüftigeren und freundlicheren Wohnsitze von Weltevreden wieder zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Schumla.

Das Hauptbollwerk der Türkei gegen jeden von Norden kommenden Feind ist Schumla mit seinem hochbethürmten Kastell, seinen vielen Schanzen und seinen zahlreichen Redouten und Vorwerken, die den Hauptpaß über den Balkan beherrschen. Die Stadt ist auf der Gränze zwischen Bulgarien und Rumelien am nördlichen Abhange des Balkans gelegen, südlich von fruchtbaren Feldern, gegen Norden von leicht rebenbedeckten Anhöhen umgeben, und bietet durch seine 23 schlanke Minarets und seine schöne, im byzantinischen Styl erbaute Hauptmoschee einen freundlichen Anblick dar. Einige auf Hügeln, die von schönen Gartenanlagen umgeben sind, sich erhebende großartige Gebäude, verleihen dieser anmuthigen Gegend einen besonderen Reiz und lassen den Beschauer auf Augenblicke vergessen, daß all diese Herrlichkeit sich auf dem blutgetränkten Boden wiederholter heißer Kämpfe erhebt. Die Stadt selbst läuft an einem Bergeshange hin; ihre Gassen bilden zwei lange Reihen von staffelförmig hintereinander sich erhebenden Häusermassen, durch deren Mitte ein mit Gewässern und Brücken versehenes Thal zieht. Im oberen Stadttheile wohnen die Türken, im unteren Armenier, Griechen und Juden. Die Zahl der Einwohner stieg in neuerer Zeit bis auf nahezu 50,000 Seelen, unter denen etwa 12,000 Bulgaren, 5000 Armenier und 500 Israeliten sich befinden. Neben den Moscheen erheben sich hier auch Gotteshäuser für die fremden Glaubensparteien, unter denen die armenische Kirche am ansehnlichsten ist. Der Bazar Schumlas gehört zu den belebtesten im europäischen Türkenreiche; namentlich ist der Verkehr mit Tuch, Lederwaaren, und besonders mit Kupferschmiedwaaren sehr ausgedehnt, denn die hiesigen Blechschläger und Kupferschmiede werden für die besten in der ganzen Türkei gehalten. In neuerer Zeit wurden mit großem Kostenaufwande hier mehrere Staatsgebäude nach europäischer Art aufgeführt, hierunter namentlich eine große Kavalleriе- und Infanteriekaserne, ein Militärhospital und ein Arsenal. Im Norden und Osten Schumlas breitet sich eine große, fruchtbare, aber vielfach durchschnittene Ebene aus, welche durch Schanzen und Laufgräben von der Stadt geschieden ist, gegen Süden und Westen ist die Umgegend gebirgig. Hier laufen von den ausgedehnten starken Festungswerken um die Stadt, mit denen ein verschanztes Lager für 40—60,000 Mann verbunden ist, und deren Mittelpunkt das alte, hochgelegene, mit festen hohen Mauern umgebene, einem gewaltigen Thurme gleichende Kastell bildet, wohlangebrachte Schanzen über das Gebirg hin bis an die beiden befestigten Punkte, welche auf den zwei Ausläufern des Balkan sehr zweckmäßig angelegt sind. Die nördliche dieser beiden Citadellen ist mit 250, die südliche mit 200 Kanonen schweren Kalibers besetzt, worunter sich viele Geschütze befinden, denen das ungarische Reichswappen eingravirt ist, die daher noch aus jenen alten Zeiten stammen, in denen die Türken im Kampfe mit den Königen von Ungarn lagen. Dreimal wurden die russischen Heere vor diesem Bollwerke des europäisch-türkischen Gebietes aufgehalten, das erstemal im Jahre 1774 unter Romanzow, dann 1810 unter Kaminski und endlich 1828 unter Wittgenstein, bis endlich Diebitsch 1829 zeigte, daß Schumla's Fall nicht nothwendig sey, um ins Herz der Türkei einzudringen, indem er den Großvezir in seine Veste einschloß, die Position umging, und ganz ruhig den Balkan überstieg. — Als besondere Merkwürdigkeit Schumla's möge zum Schluß noch erwähnt werden, daß sich hier die einzige öffentliche Uhr in der Türkei befinden soll.

Mannichfaltigkeiten.

Ueber Rußland äußert sich Freiherr A. v. Harthausen in der Vorrede seines Werkes: „Studien über die inneren Zustände Rußlands“ in folgenden Worten: „Rußland geht in seiner inneren Entwickelung einer großen Zukunft entgegen. Seine staatliche Einheit ist eine Naturnothwendigkeit; das Land ist von der Natur in vier kolossale Abtheilungen eingetheilt, die jede für sich, sobald sie einmal angemessen bevölkert sind, die Bedingungen einer wahren Selbstständigkeit nicht haben, sondern nur in ihrer Vereinigung einen mächtigen und unabhängigen Staat bilden. Der Norden hat nur Wälder, darunter z. B. einen zusammenhängenden Wald, der größer ist als das Königreich Spanien! Dann kommt ein Landstrich von geringer oder mittelmäßiger Fruchtbarkeit vom Ural bis Smolensk, 18,000 Quadrat-Meilen groß, mit mehr als 16 Millionen Menschen, voll der ausgedehntesten und verschiedenartigsten Gewerbsthätigkeit, der aber ohne die darüber liegenden Wälder des Nordens und die darunter liegenden unendlich fruchtbaren Landstriche gar nicht existiren könnte. Südlich unter diesem Landstriche liegt jener Landstrich der sogenannten schwarzen Erde, der an Fruchtbarkeit und Ausdehnung seines Gleichen kaum auf dem Erdboden haben möchte! Er ist zweimal so groß als ganz Frankreich! Hier wächst der Weizen 100 Jahre hinter einander auf demselben ungedüngten Acker. Fast nirgends darf gedüngt, an manchen Stellen nicht einmal gepflügt, sondern die Erde nur leicht zur Saat aufgereizt werden! Stroh und Dünger dienen nur zur Feuerung, denn Wälder gibt es nicht. Südlich und südöstlich beginnen die ungeheuren Steppen, welche die Nomaden seit Jahrtausenden mit ihren Heerden durchziehen, die aber, größtentheils fruchtbar, jetzt allmälig von einer sich überall oasenartig ansiedelnden Colonisation aus dem Innern immer mehr kultivirt werden. Gelingt es einst, diese am schwarzen Meere gelegenen Länder zu bewalden und dann angemessen zu bevölkern, so möchten sie zu den blühendsten Europas zu zählen seyn.“

Das oft genannte calorische Schiff „Ericson“ ist verunglückt. Es wurde auf einer Probefahrt von einem heftigen Windstoß auf die eine Seite geworfen. Die Wellen drangen mit unwiderstehlicher Gestalt durch eine zufällig offen stehende, fürs Hinauswerfen von Asche bestimmte, Luke ein, und rissen das interessante Fahrzeuge in die Tiefe. Die Mannschaft hatte Zeit, sich in die Boote zu retten, und man gibt die Hoffnung nicht auf, das Schiff selbst heraufzuholen.

In Portugal steht es mit der öffentlichen Sicherheit nicht sonderlich aus. Als kürzlich in Alentejo zu Barrancos eine Taufe stattfand, drangen vier maskirte Banditen in den Speisesaal und schossen einen der Gäste nieder. Eine Truppenabtheilung wurde aufgeboten, um die Mörder zu fangen. Verwandte des Ermordeten hatten sich mittlerweile auch bewaffnet und eilten zur Verfolgung aus; es gelang ihnen, die Mörder zu erreichen, von denen sie zwei auf der Straße niederschossen, während die andern schwere Wunden davontrugen.

Der katholische Pfarrer von Altstätten (Schweiz) predigte von der Kanzel, der Brand in Lienz sey als Strafe Gottes über das unglückliche Dorf verhängt worden, weil der Güternutzen dort am Sonntag sey eingesammelt worden.

Vom Land, wo Milch und Honig fließt, hat Jeder in seiner Jugend schon gehört. Das Land ist aber leider bis jetzt noch nicht entdeckt worden. Ein englischer Reisender, Wallace, hat

dagegen kürzlich in dem herrlichen Amazonenthal in Brasilien, demselben, das Humboldt einst besuchte und so meisterhaft geschildert hat, einen Baum aufgefunden, der so gute Milch gibt, wie die von Thieren gewonnene. Der Baum wird sehr hoch und hat äußerst hartes Holz. Sowie man dasselbe anschneidet, fließt ein Saft heraus, der so dick ist wie Sahne. Diesen läßt man in ein Gefäß laufen und verdünnt ihn mit heißem Wasser. In dieser Form wird er zum Kaffee oder Thee genossen und Wallace fand ihn so gut wie Kuhmilch. Selbst von abgeschnittenen Zweigen, welche schon Wochen lang gelegen hatten, konnte man noch Milch gewinnen. Läßt man den Saft an der Luft trocknen, so wird er zu einer zähen elastischen Substanz, die man als Leim gebrauchen kann und fester kittet als dieser. Der Baum bringt außerdem noch eine eßbare Frucht hervor, welche die Gestalt eines kleines Apfels und äußerst saftiges Fleisch hat. Das Holz ist so hart, daß es allen Einflüssen des Wetters trotzt und daher ebenfalls zu vielen Zwecken nutzbar ist. — Wenn wir doch den Baum in Europa hättn! Wie vielen Leuten wäre damit geholfen, wenn der Milchmann ihnen den Kredit kündigt!

(Köln, 10. Mai.) Unser Männergesang-Verein ist in London eingetroffen und hat bereits vorgestern sein erstes Concert unter großem Beifall gegeben. Die Reise wurde dießmal durch Belgien und Frankreich über Calais gemacht, wo der dortige Musikdirektor Neuland (aus Bonn) seine Landsleute auf das zuvorkommendste empfing und bis auf das Schiff begleitete. Auch von Gent und Lille sind den Sängern freundliche Bewillkommnungen zu Theil geworden.

Literatur.

Gedichte von Alfred Tennyson, übersetzt von W. Hertzberg. Dessau, Verlag von Gebr. Katz.

Der Name Alfred Tennyson's ist ein in der neuern Lyrik Englands vielgefeierter und wohl auch mit Recht geschätzter. Tennysons Gedichte zeichnen sich dadurch aus, daß sie auf einer herzinnigen Liebe und Bewunderung der Schönheit und der Natur beruhen, deren mächtigen Eindrücken sich der Dichter ganz hingibt. Im Wald und auf der Flur, im Thal und auf den Bergeshöhen liebt er zu träumen und zu schwärmen, und wie er die äußere Schönheit seiner Naturanschauungen trefflich abzuspiegeln weiß, so auch das poetische Leben, das aus ihnen in das Menschenherz überströmt. Er ist ein sinniger Priester des friedlichen und erhebenden Naturcultus, und unwillkürlich wird der Leser in diese Träume und Beschauungen hineingezogen. Wie aber Tennysons Naturschilderungen häufig zu farbenreich und durch die Phantasie der Wirklichkeit oft zu weit entrückt sind, so auch die daran gereihten Contemplationen, in welchen Phantasie und Herz nur zu häufig die Klarheit des Gedankens beeinträchtigen. In dieser Beziehung hat er mit Lamortine viel Aehnlichkeit. Beide aber gehören zu Denen, die durch eine Uebersetzung und sey es auch die beste, viel verlieren und verlieren müssen, da ein gewisser wundersamer Zauber der Form mit dem Original zu innig verschmolzen ist, um in einer andern Sprache wiedergegeben werden zu können. Die vorliegende Uebersetzung von Tennysons Gedichten leidet häufig an Verworrenheit und unschöner Form, der man den Zwang der Uebertragung zu sehr anmerkt, und dürfte sich nur bei einem kleinen Lesekreise in Deutschland einbürgern. W. Hertzberg würde besser gethan haben, wenn er stat. dieses dicken Bandes nur eine Auswahl des Trefflichsten gebracht und diesem die ganze Sorgfalt einer in silderner Schale die goldene Frucht bietenden Uebertragung zugewendet hätte. W.

Sprachwissenschaftliche Neuigkeiten.

In der für wissenschaftliche Zwecke überaus thätigen Ricker'schen Buchhandlung zu Gießen erscheint „Schmitthenner's kurzes deutsches Wörterbuch, völlig umgearbeitet von Weigand" in drei Lieferungen, deren erste vor uns liegt. Wir nennen dieses Werk, welches der Umarbeiter vielmehr neu geschaffen hat, unbedenklich das vorzüglichste der in neuester Zeit erschienenen deutschen Wörterbücher für das größere Publikum, da es in möglichster Kürze und Uebersichtlichkeit sowohl die heutige Gestalt und Anwendung der Wörter, als ihre Geschichte und Ableitung vor Augen stellt. Dieß gilt auch von den im Deutschen eingebürgerten ausländischen Wörtern, weßhalb das Werk zugleich als Fremdwörterbuch dient. Wir sehen seiner Vollendung in Kurzem entgegen. — „Herrig's Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische (Iserlohn, Bädeker) sind in einer 3. Auflage erschienen, ein Zeugniß für die Brauchbarkeit des Buches. Sowohl jene Aufgaben, als eine Anzahl englischer Musterstücke sind sehr zweckmäßig nach verschiedenen Stylarten geordnet und mit Geschmack gewählt, so daß Lernen hier zugleich zur bildenden und anziehenden Unterhaltung wird. Eine empfehlungswerthe Zugabe sind die Herrig's englischen Anmerkungen entsprechenden französischen von de Castres, deren Ausgabe von 1852 indessen nicht ganz mehr zu den Seitenzahlen der obigen dritten paßt.

Korrespondenz.

Mannheim, 17. Mai.

Einen großen musikalischen Genuß verschaffte uns die gestrige Abend-Unterhaltung des hiesigen Musik-Vereins, der bekanntlich unter der Direktion unseres vortrefflichen Vincenz Lachner steht. Die zweistimmigen „Kinderlieder" dieses ausgezeichneten Componisten, so unendlich lieblich bei all ihrer kindlichen Einfachheit, und doch wieder so gediegen in ihren Compositionen, erregten einen wahren Beifallssturm. Ebenso verdient aber auch sein Vocal-Quintett „o salutaris hostia" hervorgehoben zu werden. Lachner schrieb dieß Quintett zur Feier der Confirmation seiner Kinder, und so quoll aus seinem tieferregten Vaterherzen die ganze Fülle einer heißen inbrünstigen Andacht und suchte in den entsprechenden Tönen ihren künstlerischen Ausdruck. Es ist dieß Quintett ohne Zweifel eine der ausgezeichnetsten Schöpfungen dieses Meisters. Auch hier wollte der Beifall kaum sein Ende erreichen. Lachner wurde von allen Seiten gerufen, seine Bescheidenheit ließ ihn indessen nicht erscheinen. Zwei Octette von Mozart, Fantasie für die Clarinette von Rumel und Chöre aus Händels Messias (21, 25 und 33) bildeten die übrigen Theile des Concertes und wurden mit der gewohnten Tüchtigkeit ausgeführt.

Literatur- und Kunst-Notizen.

Die „Freimüthige Sachsen-Zeitung" sagt: „Wie uns berichtet wird, ist der Hof Opernsänger Tichatschek vom königl. Hoftheater in Dresden entlassen, weil er für sein längeres Verbleiben Bedingungen gestellt hat, die sich würdigerweise nicht erfüllen ließen."

Der früher in Frankfurt a. M. und zuletzt in Karlsruhe engagirt gewesene Comiker Reinhold gastirt gegenwärtig auf der Dresdener Hofbühne, für welche er, wie wir vernehmen, bereits gewonnen seyn soll. Dresdener Blätter sprechen sich in sehr anerkennender Weise über die Verdienste dieses talentvollen Comikers aus, dessen Darstellungen sich wie bekannt durch Lebendigkeit und Laune auszeichnen.

Theater-Anzeige.

Freitag, 19. Mai. Dritte Gastdarstellung des Herrn Stéger, k. k. Hofopernsänger vom Kärnthnerthor-Theater zu Wien. Martha, oder: der Markt zu Richmond, Oper in 4 Acten von Flotow. Lyonel: Herr Stéger. Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 20. Mai. Der verwunschene Prinz, Schwank in 3 Abth. Vorher geht (zum ersten Male): Eine quittirte Rechnung, oder: Der Herr im Hause, Original-Lustspiel in 1 Aufz. von Joseph Mendelssohn.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. - Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 121. Samstag, den 20. Mai 1854.

Jose Maria.

(Nach dem Spanischen von A. Marckhoff.)

(Fortsetzung.)

Um sich zu versichern, welchen Werth die Reue habe, die sich bei der schönen Verschwörerin offenbarte, strengte Jose Maria seinen Geist an, um sich desselben als eines Probiersteins zu bedienen. Demzufolge suchte er durch äußere Fröhlichkeit seine ernstlichen Beobachtungen zu verdecken und sagte:

„Sie haben, Sennorita, herrliche Gefühle, welche jedoch wenig denen Ihres Verlobten entsprechen. Mein Gefährte setzt seine ganze Hoffnung auf die heutige Unternehmung, um sein Glück zu machen und Sie zu heirathen. Da Ihr Vater Ihnen die Minen Amerikas nicht zum Hochzeitsschatze geben kann, so glaubt er sich gehalten, von seinem zukünftigen Eidam das fordern zu müssen, was ihm abgeht, und als gehorsame Tochter müssen Sie in die Ideen Ihres Vaters eingehen und ihm danken, daß er an Ihr Interesse denkt, während Sie an die Liebe denken."

„Ich weiß meinem Vater Dank dafür", murmelte Juana, „daß er meine Liebe auf einen vollen Beutel setzen will, aber mit aller Achtung, die ich ihm schulde, erlaube ich mir die Bemerkung, daß ich ohne einen Reichthum, dessen Quelle ich mich zu schämen hätte, glücklich seyn kann."

„Keine Schwachheit, keine Unentschlossenheit, Sennorita. Wenn Sie es nicht thun, so lassen Sie es thun. Dürfen wir als solche, die vom Schicksal hintangesetzt sind, Bedenken tragen, unsern Bedarf von dem Ueberflusse des reichen Müßiggängers zu nehmen?"

„Welche Trostsprüche geben Sie mir da, Sennor?"

„Die eines uneigennützigen Mannes, welcher zu Ihrem Glück beizutragen verspricht, indem er seine Unterstützung dem sinnreichen Projecte eines philantropischen Ventero, welchem mein Magen einigen Dank schuldet, und eines ausgezeichneten Kameraden widmet, welcher, davon bin ich überzeugt, die Stunde erwartet, sein Leben für mich zu geben."

„Ich will nicht, Sennor, daß meinetwegen einer Person Leides geschehe, und bitte Sie, zu Ihren Kameraden zurückzukehren, denen Ihre Abwesenheit bereits einige Unruhe verursachen kann; ohne Ihre Hülfe wird Cervino sicherlich nicht wagen, eine Unternehmung auszuführen, welche ich verabscheue, und es wird mir leichter seyn, ihm von der Ausführung eines Vorhabens abzurathen, wozu Ihre Gegenwart ihn ermuthigen würde."

„Wenn Ihr Wunsch ist", sagte Jose Maria, „daß Niemandem Ihretwegen Leides geschehe, so muß ich bleiben, um mich den Absichten Perez und Cervinos zu widersetzen, und die Vertheidigung des Kavaliers übernehmen, für den Sie sich jetzt aus einer unerklärlichen Laune so sehr interessiren."

„Es ist besser, wenn Sie fortgehen", antwortete Juana, etwas beunruhigt; „ich bitte Sie, unser Haus zu verlassen, wo die Macht der Gewohnheit Sie hinreißen würde, eine Gelegenheit zu benutzen, welche die Verdienste Ihres Handwerks in ein glänzendes Licht setzen würde."

„Kennen Sie die Herrschaft, die Sie über mich ausüben können? Bei Gott! die schwächste Frau siegt über den stärksten Mann. Habe ich Ihnen je die Geheimnisse meines Herzens anvertraut?"

„Sie haben mir noch nicht einmal Ihren Namen gesagt."

„Ich befürchte, es sey für Sie ein Gegenstand des Schreckens, und, frei heraus, ich fürchte es noch."

„Glauben Sie nicht, daß ein solcher Grund mich hindert, meine Bitte zu wiederholen."

„Sie wollen also durchaus, daß ich mich entferne? Um Ihnen zu beweisen, wie gern ich Ihnen gefällig seyn möchte, gehe ich, um Abschied von Perez und Cervino zu nehmen."

„Ach, hüten Sie sich, meinen Vater und Verlobten von Ihrer Abreise zu unterrichten; sie würden Sie zurückhalten."

„Nun! was für ein Unglück wäre das? .. Wenn meine Gesellschaft Ihnen nicht genügt und Sie viele Leute auf der Hochzeit zu sehen wünschen, so will ich einen Andador (Boten) absenden, meine Bande zu holen."

„Welche Idee, Sennor? Wollen Sie mich vor Schrecken sterben lassen?"

„Gott bewahre mich davor... Sie müssen indeß jeden Augenblick meiner Leute gewärtig seyn. Machen Sie sich übrigens kein Schreckbild von ihnen. Löwen gegen Männer sind sie Lämmer gegen Frauen."

„Das mag seyn... Aber Ihre Leute gleichen Ihnen nicht alle. Neben edelmüthigen Handlungen erzählt man wieder andere, welche mir den größten Schreck verursachen."

„Ihr Schreck wird schwinden; sie sind alle wie Cervino."

„Cervino... Sie haben Recht", stammelte Juana.

„Ja", fuhr Jose Maria fort, „die Bandoleros, das glaube ich ganz sicher, würden für Sie nicht lange abstoßende Wesen seyn. Von den Beiden bloß, welche Sie kennen, nehmen Sie den Einen zum Manne, den Andern zum Bruder."

„Verzeihung, Sennor, aber nie werde ich einen Mann nehmen, welchen ich jeden Augenblick von des Henkers Hand zu verlieren befürchten müßte. Wenn ich die Frau Cervinos werde, so muß er seine bisherige Beschäftigung aufgeben."

„Sie wollen mir meinen treusten Gefährten entreißen, und ganz natürlich, er hat Ihnen versprochen, die Freundschaft der Liebe zu opfern?"

„Er hat es mir versprochen, seyen Sie ihm deßhalb nicht böse."

„Er ist sehr verschwiegen, daß er mir noch nichts davon mitgetheilt, mir, der niemals ein Geheimniß gegen ihn gehabt."

„Machen Sie ihm keinen Vorwurf daraus, er fürchtete, Ihnen Kummer zu verursachen, Sennor; er hat es für besser gehalten, in dem Augenblicke, wo er Sie verlassen würde, Sie davon zu unterrichten."

„Ohne Zweifel, wir empfinden stets ein lebhaftes Bedauern, wenn ein Kamerad uns verläßt, und zumal Cervino, welcher verdient, daß Sie und ich ihn lieben; er ist ein treuer Bräutigam, ein ergebener Kamerad, welcher eben so wenig seine Frau betrügen wird, als er einen Freund verräth!"

Diese Worte, welche eine heftige Persiflage enthielten, aber in zu ernstem Tone gesprochen wurden, als daß Juana es bemerkte, flößten ihr eine wahrhafte Bewunderung ein. Mehr als je beschloß sie, Jose Maria zu retten, und sagte in Folge dieses Gedankens und in der Furcht, die Mikelets möchten von einem Augenblick zum andern kommen:

„Sennor Jose Maria, ich bitte Sie wiederholt, verbringen Sie nicht im Gespräche mit mir eine Zeit, die Sie besser anwenden können. Eine Ahnung sagt mir, daß Sie nicht länger hier bleiben dürfen. Es kommen häufig Somatenes (streifende Bauern) hierher, um zu sehen, ob wir nicht den Guardias de Camino*) Aufenthalt geben. Ich habe sagen hören, daß heute ein Trupp von diesen Bauern hierher kommen wird; setzen Sie sich nicht der Gefahr aus, von ihnen erkannt zu werden: Sie würden sich und uns ins Verderben bringen."

„Aber ist denn Cervino nicht in derselben Lage wie ich? Ist die Gefahr, welche uns droht, nicht die nämliche? Wenn ich gehe, so muß er auch fort."

„Mein Verlobter wird lieber dem Tode trotzen, als mich verlassen."

„Dann wäre es ja unwürdig von mir, meinen Begleiter in der Gefahr zu verlassen."

„Sie bleiben also."

„Ohne Widerrede: ich vertraue meinem guten Sterne und bleibe."

Nachdem der Ventero die Arbeit beendet, womit er sich beschäftigte, wollte er in das Zimmer seiner Tochter gehen, als ein Mönch von achtunggebietendem Alter, mit Schweiß und Staub bedeckt, in die Küche trat. Von Außen her kommend, wie ein Bote, der eine wichtige Nachricht bringt, ging er schnell zu Perez hin und flüsterte ihm einige Worte zu.

„Frey Domingo", rief der Wirth, „wir sind hier nicht im Beichtstuhl, sprecht daher nur laut. Der hier anwesende Kabellero ist mein Freund, dem wir viel zu verdanken im Begriffe sind. Nichts Geheimes in seiner Gegenwart. Es ist nicht nöthig, mich bei Seite zu nehmen, um mir anzukündigen, daß sechs von Euren Brüdern in Gott in meine Venta kommen werden, um eine Romeria abzuhalten zur Vertreibung der Ratten, welche allen meinen Verdienst aufzehren."

Auf diese Worte hin wandte sich der Mönch zu Jose Maria und sagte mit bedeutsamer Betonung zu ihm:

„Da Ihr der Freund von Perez seyd und ein Gläubiger unserer heiligen Mutter Kirche, so darf ich nicht unterlassen, Euch meinen Aermel zum Küssen hinzureichen und Euere Gabe zu empfangen."

„Bei der himmlischen Barmherzigkeit, hochwürdigster Vater!" rief Jose Maria aus, „ich wäre ein Ungläubiger, wenn ich nicht eine so fromme Pflicht erfüllte. Hier ist etwas, um für die armen Seelen im Fegfeuer ein Salve zu beten."

*) Wörtlich: Kaminwächter.

„Deo gratias", sagte der Mönch.

Und mit Jose Maria abbrechend, um sich zu dem Ventero zu wenden, fragte er:

„Sennor Perez, wo ist denn die Kleine? . . Hat Juana die Kugeln ihres Rosenkranzes wiedergefunden, welche sie verloren hat, wie sie mir versicherte? Ich befürchte, daß ihr Eifer erkaltet, indem sie dieselben nicht ungern vermißt; aber müßte ich ihr auch einen andern Rosenkranz geben, ich bestehe darauf, daß sie ihn betet, ohne ihr eine Kugel zu erlassen."

„Ihr Verlobter hat sie so eben in ihr Gemach geführt, da sie sich nicht wohl befand", sagte der Ventero; „sie wird Siesta halten."

(Fortsetzung folgt.)

Natur und Leben auf der Insel Java.

(Von Dr. Wilhelm Dieffenbach.)

(Fortsetzung.)

Den jetzigen Bevölkerungsstand von Batavia gibt Hr. Selberg zu 50,300 Einwohner an, worunter 600 Araber, 9,000 Sklaven und 3000 Europäer, die übrigen aber Javanen (23,000) und Chinesen (14,700) sind. Das Militär, welches die Besatzung von Batavia bildet, ist dabei nicht mitgezählt. — Erst gegen 9 Uhr Morgens fängt es an in Batavia lebendig zu werden, da öffnen sich die Magazine, Läden, Comptoirs und Büreau's zu regem Geschäftsverkehr, der für die Bedürfnisse der Gewerbe und des Handels, der Civil- und Militär-Verwaltung eine Menge thätiger Hände beschäftigt, welche von ihrer Arbeit reichen Lohn sich versprechen zu dürfen glauben. Am rührigsten zeigen sich unter der städtischen Bevölkerung die Chinesen, die alle Arten von Handwerken treiben, offene Läden halten, sich mit Gartenbau und vielen andern lohnenden Arbeiten mit seltenem Fleiße und kluger Sachkenntniß beschäftigen, daher auch bei ihnen ein gutes Auskommen und Wohlstand häufig zu finden ist. Sie sind friedlicher gestimmt, als ihre Vorfahren vom Jahr 1740, die — es war am 9. October — in Mitte der Stadt die Sonntagsandacht der christlichen Einwohnerschaft durch einen furchtbaren Aufruhr störten, aber im offenen Kampfe von der holländischen Kriegsmacht überwunden und nachdrücklich bestraft wurden. — Die Hitze ist in dem Küstenlande von Batavia das ganze Jahr hindurch, selbst die Regenmonate nicht ausgenommen, sehr groß und fühlbar stärker als die mittlere Wärme von 18,7° Reaumur, welcher wir hier in Darmstadt während des so sehr heißen Monates Juli im Jahr 1852 ausgesetzt waren. Die zu Weltevreden ein ganzes Jahrlang fortgesetzten Thermometer-Beobachtungen ergaben als äußerste Gränze der mittleren Temperatur der einzelnen Monate: 22° Reaumur (October 1837) und 20,6° R. (September 1838); woraus man auf die drückende Hitze des ungleich wärmeren Küstenlandes einen Schluß ziehen kann. Der tägliche niedrigste und höchste Thermometerstand zu Weltevreden war gewöhnlich in die Gränzen zwischen 18° und 24° Reaumur eingeschlossen.

Im Vergleich gegen frühere Jahre hat sich der Gesundheitszustand zu Batavia in neuerer Zeit merklich gebessert. Die schädlichen Einflüsse der Sumpfmiasmen sind um Vieles gemildert worden seitdem Batavia durch die Schleifung der Festungswerke (1810) luftiger und wohnlicher geworden ist, seitdem man die Nothwendigkeit einer zweckmäßigeren veränderten Bauart nach den Forderungen des Klimas erkannt hat, und seitdem die Völlerei und Schwelgerei der „Altgäste" von Batavia (Europäer, die daselbst schon eine lange Reihe von Jahren gewohnt haben) einer durch die klimatischen Zustände des Landes bedingten enthaltsameren Lebensweise Platz gemacht haben. Leider bietet

das an Naturprodukten und Erzeugnissen des Gewerbfleißes so überschwengliche reiche Java dem dahin kommenden Europäer so viele Genüsse dar, daß es für ihn einer großen Selbstbeherrschung bedarf, um innerhalb der Gränzen einer weisen Mäßigung zu bleiben; worin die Eingeborenen, Javanen und Chinesen, mit einem nachahmungswerthen Beispiele vorangehen und daher weit weniger von den bösartigen Krankheiten, dem batavischen Fieber, der Ruhr und der Cholera zu fürchten haben. Man darf aber nicht glauben, daß die heutigen Bewohner von Batavia Anachoreten geworden seien, im Gegentheil, sie lassen es sich immer noch ziemlich wohl seyn, wenn gleich der Tod von Zeit zu Zeit mit geschärfter Sense einhergeht und unnachsichtlich seine Opfer fordert. Gleichwohl hat, wie Hr. Junghuhn versichert, die Sterblichkeit im Vergleich zu den früheren Zeiten außerordentlich abgenommen. Für manche Genüsse, selbst die europäischen Weine nicht ausgenommen, sind dort die billigen Preise sehr verlockend. So kostet z. B. eine Kiste von 50 Flaschen rothen Weines nicht mehr als 50 Gulden, der Arak, der in Batavia in seiner ganzen Reinheit und Stärke zu haben ist, findet auch seine Liebhaber, besonders unter den europäischen Soldaten, die täglich Portionen davon erhalten, und öfter noch mehr trinken, in dem Wahne, sich eines vorzüglichen Präservativs gegen die herrschenden gefährlichsten Krankheiten zu bedienen. — Als geselligen Vergnügungsort in der Stadt Batavia nennt Hr. Pfyffer das meist nur von Kreolen und Kreolinnen besuchte Casino „Concordia", das aber, wie er meint, füglicher Discordia heißen könnte, indem es dort öfter sehr tumultuarische Auftritte gebe. Die gebildetere Gesellschaft findet in dem Casino „Harmonia" zu Ryswik, wo öfters Bälle und Gastmähler gegeben werden, ihren Vereinigungspunkt. Auch hat Batavia eine Freimaurer-Loge. — Ihre Nationalgewohnheiten und Thorheiten verläugnen die sonst sehr betriebsamen Chinesen auch auf Java nicht, namentlich in Batavia, wo sie in gewissen Kaffeehäusern zusammenkommen, nach Herzenslust Opium rauchen und bei allerlei Hazardspiel sich gegenseitig zu überlisten und zu betrügen suchen.

Wir glauben uns nun in Batavia und der nächsten Umgebung so weit umgesehen zu haben, daß wir diese Stadt unter der Begünstigung eines schönen Morgens, wie man ihn nur unter Indiens sonnigem Himmel zu sehen gewohnt ist, wohlgemuth verlassen und den Weg nach dem zwei Stunden entfernten Weltevreden auf der weithin sich ausbreitenden, gegen das Gebirg allmälig ansteigenden, reich bewachsenen Ebene zu unserer weiteren Umschau in dem großen und schönen Lande einschlagen können. Der belebende Hauch der mit würzigen Gerüchen geschwängerten Morgenluft verkündet uns Java's unerschöpfliche Pflanzenschätze, wie sie uns, nahe und ferne, in dem frischesten Grün und in den herrlichsten duftenden Blüthen einladend entgegen lächeln. Orangen, Pampelnußbäume, Ananassträuche und viele andere edle Gesträuche verleihen der Luft jenes herrliche Aroma, jenen balsamischen Hauch, der von dem, die Insel zum erstenmale betretenden Europäer in seiner vollen Stärke und Lieblichkeit empfunden wird. Bald gelangen wir an die ersten Landhäuser von Weltevreden, welche, von prächtigen Baumgruppen beschattet und mit herrlichen Gärten umgeben, sich weithin in der fruchtbaren Ebene erstrecken und nirgends eine geschlossene Stadt nach europäischer Vorstellungsweise erblicken lassen. Weltevreden ist gerade darin das Gegentheil von Batavia, und seine höhere Lage sowohl als seine ländliche Bauart sichern ihm die Vortheile eines gesünderen Klima's und dessen wohlthätigen Einfluß auf die Gesundheit der Bewohner. Alles athmet Lust und Freude in dem so schönen Weltevreden, der so gefährliche Giftbaum Pohon upas, ein Feind der Pflanzen, Menschen und Thiere steht ihm ferne, und nichts scheint den ungehinderten Genuß des geselligen Vergnügens zu trüben oder zu verbittern. Dieses besteht in größeren Konzerten im Freien und in dem Besuche des dortigen Theaters, welches auf der Vorderseite die sehr bezeichnende Inschrift trägt: Ut desint vires tamen est laudanda voluntas (Wenn auch die Kräfte fehlen, ist doch der Wille löblich.) Diese bescheidene Inschrift könnte in Uebereinstimmung mit der Wahrheit auf gar manches europäisch Theater, wo man in eitler Selbstüberschätzung den Gipfel der Kunst bereits erreicht zu haben glaubt, übertragen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Das deutsche Lese-Publikum wird oft durch spekulative Buchhändler in arger Weise mystifizirt; folgender Fall, den die „Ber. Ztg." mittheilt, dürfte einer der schamlosesten seyn. Der Buchhändler L., der später wegen Schulden nach London flüchtete, gab in Berlin eine Art Lexikon heraus, das er, um Subscribenten zu gewinnen, mit sogenannten illustrirten Ergänzungsheften begleitete. Zu diesen kaufte er alte Holzstöcke auf, groß und klein, die wie Kraut und Rüben gedruckt und ausgegeben wurden. Unter den Portraits berühmter Personen befand sich auch das des Altvaters Goethe, von dem aber der Holzschnitt schon sehr abgenutzt war. Als die nöthige Auflage davon gemacht worden, war der Holzschnitt total unbrauchbar und druckte so schwarz, daß nichts mehr zu erkennen war. Was that L.? Im ersten Hefte erschienen die ersten, halb erkennbaren Abzüge als J. W. v. Goethe, im zweiten Heft die letzten, nicht mehr erkennbaren, total schwarzen Abzüge als „Onkel Tom." So wandern sie noch jetzt im deutschen Buchhandel umher, und es mag als ein Beweis von Korrektheit des Schnitts und Sauberkeit des Drucks dienen, daß noch kein deutsches Auge im Onkel Tom Vater Goethen erkannt hat. Diese Metamorphose ist bisher nur dem Drucker und einigen Eingeweihten bekannt geworden. L. war übrigens in London bei dem bekannten Erfinder der Revalenta arabica als Buchhalter engagirt, was als Beitrag zur Charakteristik der bekannten Annoncen dienen kann.

(Der theuerste Wein.) Im Bremer Rathskeller, dessen anziehende Räumlichkeiten den längst verstorbenen Wilhelm Hauff zu seinen köstlichen „Phantasien im Bremer Rathskeller" begeisterten, werden bekanntlich die ältesten Rheinweine aufbewahrt. Der allerälteste der daselbst lagernden Weine datirt aus dem Jahre 1624. Man hat nun ausgerechnet, daß dieser Rheinwein, dessen Genuß übrigens, beiläufig gesagt, nicht zu den größten Delicen gehört, da er stark säuerlich schmeckt, gegenwärtig völlig unbezahlbar wäre, wenn er nach seinem Werth bezahlt werden sollte. Das Stückfaß jenes Weines, d. h. fünf Orhoft, kostete 1624 300 Rthlr., die Flasche 18 Groten bremisch. Rechnet man nun, wie die Weinhändler zu thun pflegen, jährlich 5 pCt. für Unkosten und Zins von Zins zu 5 pCt., so würde, falls die Preise sich immer gleich geblieben wären, gegenwärtig ein Orhoft jenes Weines, den Orhoft zu 6 Ankern und 20 Flaschen angeschlagen, nicht weniger als 719,850,541 Rthlr., eine Flasche aber 2,723,810 Rthlr. kosten. Wie Schade, daß solch ein kostbarer Wein sich nicht verwerthen läßt. Deutschland könnte mit einem einzigen Orhoft die ganze englische Kriegsmarine aufkaufen.

(Hamburg, 15. Mai.) Vorgestern begann Fräul. Jenny Ney, noch von ihrem vorjährigen Hierseyn im besten Angedenken stehend, als „Norma" ihr dießmaliges Gastspiel. Der hohe Werth dieser ausgezeichneten Künstlerin, ihre außerordentliche Befähigung zu den großartigsten Leistungen, sowie die geistreiche Auffassung

und ächt künstlerische Darstellung, die sie der „Norma“ angedeihen läßt, ist bereits ausführlich besprochen worden. So referiren wir denn nur, daß Fräul. Ney wiederum einen glänzenden Triumph feierte, durch Gesang und Spiel alle Anwesenden zum größten Entzücken hinriß, stürmisch applaudirt und gegen zehn Mal gerufen wurde.

Der belgischen Akademie der Wissenschaften hat ein Geschichtsfreund die Zinsen von 6000 Fr. zur Verfügung gestellt als Preis für die Lösung der Frage, „Ob Karl der Große in der Provinz Lüttich geboren sey?“ Die Akademie hat das Anerbieten angenommen und die Frage als Preisfrage für den nächsten Concurs aufgeführt.

Die Berliner haben glücklich ein Stichwort gefunden: „Das Preußenland ist majorenn!“ Es ist einem in vielen Berliner Zeitungen eingesandten wohlgemeinten Gedichte entnommen mit dem Vers:

„Ich werde nicht auf Rußland schmähen,
Nur sey es unser Leitstern nicht,
Wir woll'n auf eignen Füßen stehen,
Wir gingen durch die Nacht zum Licht,
Sind treu dem Königshaus ergeben,
Und können ohne Fremde leben.“
„Das Preußenland ist majorenn!“

Korrespondenz.

München, 16. Mai.

Der geringe Theaterbesuch ist dahier seit einiger Zeit zum Tagesgespräch geworden, und die leeren Sammetfauteuilles nehmen sich nach allgemeiner Ansicht doch nicht so gut aus, als früher die wohlbesetzten Lederstühle. Eine Ausnahme von der leidigen Regel machte letzten Sonntag der „Prophet“, worin Herr Andre den Johann, Frau Behrend-Brandt die Fides und ein Fräul. Schwarzbach die Bertha sang. Das war in der That eine Glanz- und Mustervorstellung, wie sie selten auf einem Theater vorkommen dürfte. — Mit den neuen Stücken hat die Intendanz, die doch in der Auswahl sehr exclusiv verfahren soll, Unglück. Bei Griepenkerl's „Ideal und Welt“ wurde nicht einmal dem trefflichen Spiel der Schauspieler ein bischen Beifall. Die Losung war — Schweigen. Schlimmer erging es einem „Lustspiel“ von Altmann: „Zwei Häuser voll Eifersucht“, wo ein Klatscher fast Unheil angerichtet hätte. Man diskutirte in den Zwischenacten über die Frage: was trivialer sey, der Stoff oder der Dialog! Wie so viele Gewerbs- und Geschäftsleute, so baut auch die Theaterkasse ihre Hoffnung auf die Industrieausstellung. Unser noch junger, aber trefflicher Charakterdarsteller Haase, der nächstens in Frankfurt einen Cyklus von Gastrollen eröffnen wird (Harleigh, Carlos in „Clavigo“, alte Klingsberg u. s. f.) hat vergangene Woche den „Jago“ in Othello zum ersten Male gespielt und eine wirklich bewundernswerthe Leistung zu Tage gefördert. — Ein Conzert eigenthümlicher Art veranstaltete gestern Abend im k. Odeon der Akustiker Kaufmann aus Dresden mit seinen selbst erfundenen und selbst erbauten mechanischen Kunstwerken, genannt: Chordaulodion, Symphonion und Orchestrion. Bei den beiden ersten Instrumenten glaubt man ein Flötenpaar von einem Flügel accompagnirt zu hören, während das Orchestrion, ein umfangreicher, zierlich gebauter Schrank, die volle „türkische Musik“ spielt. — Das Räthsel der Jahrhunderte ist gelöst. Unter den zur Industrieausstellung bereits angemeldeten Gegenständen befindet sich ein — perpetuum mobile, ausgestellt und mobilisirt von den Herren Schreiner und Jungmann dahier. Ferner kommt zur Ausstellung: von einem Cooperator Rieghammer in Niederbayern, eine Expansions-Dampfmaschine von 3 Pferdekraft zur Holzzerspaltung, und von einem Soldaten, Namens Wirth vom 2. Infant. Regiment, ein Modell zu einer gothischen Kapelle.

Wiesbaden, 17. Mai.

Wenn unser Kurort seinen Besuchern den Genuß der schönen Natur in Fülle und reicher Abwechslung bietet, so ist hier nicht minder für die Genüsse der Kunst gesorgt. Was namentlich unsere Oper zu leisten vermag, davon konnte man sich durch die vor einigen Tagen wieder stattgehabte Aufführung von R. Wagners „Tannhäuser“ überzeugen. Dieß Tonwerk ist für Sänger, Chöre und Orchester eine gleich schwierige Aufgabe, und man kann mit voller Wahrheit sagen, daß sie bei uns in würdiger Weise gelöst wird, wozu noch eine mit Geschmack geleitete äußere Ausstattung sich gesellt. Hr. Kapellmeister Hagen, ein tüchtiger und kunstsinniger Dirigent, widmet der Aufführung des Tannhäuser eine rühmliche und vom besten Erfolg gekrönte Sorgfalt, wobei ihn sein wie bekannt gediegenes Orchester und die wenn auch im Ganzen nicht sehr starken, so doch gut einstudirten Chöre trefflich unterstützen. Die Hauptpartien der Oper sind gut vertreten. Die Stimmmittel des Hrn. Peretti (Tannhäuser) dürften zwar für diese anstrengende Rolle etwas frischer und ausgiebiger seyn, jedoch singt er den Part mit Präcision und mit einer in musikalischer Beziehung verdienstlichen Haltung. Hr. Minetti (Wolfram von Eschenbach) leistet in dieser Rolle so Ausgezeichnetes, daß er damit auch den Anforderungen einer größeren Bühne vollkommen genügen würde. Hr. Thelen (Landgraf) ist im Besitz einer sehr schönen und klangvollen Baßstimme und bekundet einen sehr gut geschulten Sänger, dessen dramatischer Vortrag stellenweise jedoch noch etwas durchgreifender und vollwichtiger seyn dürfte. Fräul. Stork (Elisabeth), die bei ihrem Erscheinen mit lebhaftem Beifall begrüßt wurde, erinnert durch ihren sinnigen und warmen Gefühlsausdruck und ihre lyrische Auffassung an Frau Anschütz in Frankfurt und Fräul. Köhler (Venus) leistet in dieser überaus schwierigen Parthie in Gesang und Spiel recht Verdienstliches. — Wir können nach der Aufführung des Tannhäuser unserer Oper für die laufende Sommersaison nach bester Ueberzeugung ein günstiges Prognosticon stellen und dürfen sie der verdienten Beachtung unseres Kurpublikums ohne eine captatio benevolentiae empfehlen.

Literatur-Notiz.

Der neunte Jahrgang der bekannten und geschätzten „Hamburger Garten- und Blumenzeitung, herausgegeben und redigirt von Eduard Otto, Hamburg, Verlag von Robert Kittler“, schließt sich der frühern nach Plan und Tendenz an und zeichnet sich gleich jenen durch die Reichhaltigkeit seines Inhalts aus. Diese Zeitschrift weiß ihrer Aufgabe, die Blumen- und Gartenfreunde mit Allem bekannt zu machen, was auf dem Gebiete der Hortikultur Erhebliches zur Sprache kommt und Neues zu Tage gefördet wird, stets nachzukommen und ihren Abonnenten eine Bibliothek zu bieten, die alle andern derartigen Schriften fast überflüssig macht.

Theater-Anzeige.

Samstag, 20. Mai. Der verwunschene Prinz, Schwank in 3 Abth. Vorher geht (zum ersten Male): Eine quittirte Rechnung, oder: Der Herr im Hause, Original-Lustspiel in 1 Aufz. von Joseph Mendelssohn.

Sonntag, 21. Mai. Vierte Gastdarstellung des Herrn Stöger, k. k. Hofopernsänger vom Kärnthnerthor-Theater zu Wien. Die Hugenotten, große Oper in 5 Acten von Meyerbeer. Raoul: Herr Stöger. (Gastrolle) Margaretha: Frau Jagels-Roth, vom Theater zu Rostock.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Samstag, 20. Mai. Die vier Temperamente, Original-Lustspiel in 3 Acten von Ziegler. Hierauf: Vierzehn Tage nach dem Schusse, Lustspiel in 1 Act.

Sonntag, 21. Mai. Ein Praktikant der Phrenologie, oder: die Folgen ihrer Nutzanwendung, Lustspiel in 3 Acten von Mand. Hierauf: Asinus asinum fricat, oder: die beiden Hofmeister. Vaudeville in 1 Act von Angely.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 122. Montag, den 22. Mai 1854.

Jose Maria.

(Nach dem Spanischen von A. Marckhoff.)

(Fortsetzung.)

Während des Gesprächs zwischen dem Mönche und dem Wirthe war Jose Maria von der Küche in den Stall gegangen, da er befürchtete, sein Lieutenant habe seine Befehle nicht recht verstanden. Nach mehreren Gebärden voll Ungeduld, war er, seine Pläne gestört glaubend, im Begriff, zu Pferde zu steigen, um der drohenden Gefahr zu entgehen, als er auf der Straße einen Trupp von sechs Reitern und weitrrhin auf der entgegen gesetzten Seite eine Bande Männer sah, welche von Kopf bis zu Füßen mit dem Pilgergewand bekleidet waren. Beruhigt, was er nun zu thun habe, kehrte er eiligst in das Gemach zurück, aus dem er gekommen. Aus seiner Faja ein Cuchillo de Monte (Bergmesser) ziehend, ging er geradenweges auf Perez zu, faßte ihn bei der Kehle und sagte:

„Kein Wort, oder Du bist des Todes: nimm Deine Jacke und Schürze und komm' hierher, um Buße zu thun."

Eben so bestürzt als erschreckt fragte der Wirth stammelnd nach der Ursache.

„Mein Benehmen gegen Dich", fuhr der Bandit fort, „muß Dich belehren, daß ich Deine Absichten kenne, und ich habe nicht Lust, meine Zeit mit langen Reden zu verlieren."

Und ungesäumt stieß Jose Maria den mehr todten als lebendigen Perez in ein Retrete, das als Keller diente. Er band ihn an Füßen und Händen, knebelte ihn und nahm ihm seine Kleider, die er gegen seine eigenen vertauschte, worauf er sich vor den Herd stellte, bereit, die Kunden zu empfangen.

Er blieb nicht lange allein. Die Reiter, welche er gesehen, hielten vor der Venta, brachten ihre Pferde in den Stall und traten dann unter Waffengeklirr ein. Jose Maria, der es für angemessen hielt, mit der Kleidung eines spanischen Gastwirthes auch dessen Gleichgültigkeit anzunehmen, schien ihre Ankunft nicht zu bemerken und begnügte sich damit, sie zu beobachten, obgleich er keines langen Examens bedurfte, um zu wissen, was für Leute diese Caballeros waren: nämlich eine Truppe Mikelets.

„Das sind Cervinos Kameraden", dachte Jose Maria.

„Moço" (Kellner), sagte der Brigadier der Truppe, dem Bandolero freundschaftlich auf die Schulter klopfend, „Perez scheint auf dem Wege zu seyn, reich zu werden: so oft wir bisher zu ihm gekommen, haben wir nie einen Criado (Domestiken) gesehen."

„Was wollt Ihr?" erwiederte Jose Maria mit Ruhe, „Perez kann Leute halten. Ehrgeizig, wie ein Mann, dem das Glück nichts mehr zu bewilligen hat, umgibt er sich mit Gehülfen, um reich zu werden, um vielleicht desto schneller zu seinem Ruine zu gelangen."

„Ist Perez nicht hier?" fragte der Brigadier, mit Wichtigkeit seinen Schnurrbart streichend; „er sollte wissen, daß es nicht zu viel ist, in eigner Person Don Diego und seine Leute zu bedienen."

„Perez", fuhr der Bandit fort, „ist in Verzweiflung, daß er den Gästen, welche er erwartet, keine Gesellschaft leisten kann. Genöthigt, aus Gründen, welche Ihr kennen werdet, auszugehen, hat er mir aufgetragen, ihn bis zu seiner Rückkehr zu vertreten. Habt Ihr Hunger? Hier ist ein Kaninchen in Reis, eine Omelette; habt Ihr Durst? Da sind Schläuche mit gutem Xeres."

„Wir kommen in anderer Absicht hierher, als zu essen und zu trinken", erwiederte Diego; „wir wollen uns zu Tische setzen, wenn wir die Expedition beendet haben, welche uns aufgetragen ist."

„Ich verstehe", erwiederte Jose Maria, „Ihr habt geschworen, nicht eher Nahrung zu Euch zu nehmen, bis Ihr den Ladron ergriffen, welcher allen Maßregeln der Justiz spottet. Wenn Euer Magen die gröbere Nahrung verweigert, bevor Ihr Eure hohe Mission erfüllt, so trinket wenigstens, Caballeros, um Eure guten Vorsätze zu stärken; Ihr werdet dadurch Eure Gelübde nicht brechen."

„Hoffnung der Heerde Andalusiens, bemühe Dich nicht, uns unsere Pflicht zu lehren; beschäftige Dich bloß mit der Deinigen und sorge hübsch, daß Dein Mittagessen gut ist, wenn es uns gefällt, ihm seine Ehre anzuthun. Uebrigens sage uns, ob die Leute, mit denen wir zu thun haben, da sind?"

„Frey Domingo, Euer Almosenier, denke ich, ist hier."

„Der brave Mönch dient der Polizei eben so sehr als der Kirche, um sich eine Anstellung zu verdienen, wenn die Klöster aufgehoben werden. Ist Niemand anders gekommen?"

„Vor ihm sind zwei Reiter eingetreten: der Kapitän Jose Maria und sein Kamerad Cervino."

„Sein Kamerad! sage der unsere. Beleidige nicht die Mikelets dadurch, daß Du glaubst, einer der ihrigen verkehre mit den Räubern."

„Wir wollen auf nichts schwören. Unsere größten Heiligen sind Diejenigen, welche die größten Irrthümer begingen."

„Das kann seyn, aber komme auf die Frage zurück."

„Zwei Reiter sind also eingetreten; der Eine, Euer Kamerad, ist mit der Tochter von Perez in jenes Gemach gegangen, wo Frey Domingo ihnen die Pflichten der Ehe enthüllt, die sie nächstens vollziehen wollen; der Andere, der Räuberkapitän, welcher genug mit sich selbst zu thun hat, um sich nicht noch mit einem Frauenzimmer zu beschäftigen, nimmt Kenntniß von den Bewohnern des Hauses, um zu sehen, ob er mit seiner Bande hier sich aufhalten kann."

„Wir wollen dem Räuber diese Sorge schon ersparen", sagte der Brigadier triumphirend; „wir werden ihm ein Lager anweisen, wo die Sonne seinen Teint nicht färben soll. Dank der Schlauheit Cervino's, das Reich des Räuberkönigs geht zu Ende."

„Das ist noch so gewiß nicht", bemerkte der Bandit dagegen, „sein Thron ist von Säbelklingen gebildet, welche die Finger Eurer Waffenbrüder zerschnitten, ohne daß sie ihn erschüttern konnten."

„Ist Jose Maria nicht in dieser Venta mit unserm Kameraden, den wir gebrauchen, um ihn zu fangen, wie man zahme Thiere gebraucht, um die wilden zu bekommen?"

„Jose Maria ist in dieser Venta, aber er ist Euer Gefangener noch nicht."

„Verdammt, Muchacho! Du redest ja, als wenn er zu Deiner Bekanntschaft gehörte."

„In der That, ich kenne ihn, und deßhalb glaube ich Euch meine Gedanken sagen zu müssen: Während Ihr mit Eurem Kameraden Cervino Eure Pläne macht, könnte Jose Maria wohl die seinen mit Leuten entwerfen die im Stande sind, Euch die Spitze zu bieten."

„Nachdem wir ihn so lange vergeblich im Gebiege verfolgt haben, läuft der Räuber von selbst in unsere Hände. Er wird nicht wenig überrascht seyn, wenn er sieht, daß er, statt einen Gefangenen zu machen, selbst gefangen wird."

„Aber, wenn er von Eurem Vorhaben Wind hätte?"

„Er weiß nichts, und wir halten ihn, wenn nicht anders Dir der schlechte Einfall kommen sollte, ihn zu verstecken."

„Gott behüte mich vor so Etwas; im Gegentheil, ich will der Erste seyn, welcher ihn Euch zeigt."

„So recht, Moço; zur Belohnung für Deinen guten Willen machen wir Dir das ehrende Anerbieten, mit an unserem Tische zu speisen."

„Ich weise es nicht zurück, doch vorher will ich diese elende Kleidung ablegen, um besser an Eurer Seite figuriren zu können."

„Und wenn unsere Lebensweise Dir gefällt, so verlasse diese Venta und komme mit in unsere Kaserne."

„Bevor ich dieser Ehre theilhaftig werde, wünsche ich Euch zu zeigen, was ich zu leisten vermag. Geht, Sennores, ohne noch mehr Zeit mit mir zu verlieren, zu den Freunden, welche Euch erwarten, und trefft Eure Maßregeln mit ihnen; ich dagegen will mich in der Venta umsehen und mich bereit machen, Euch Jose Maria zu zeigen."

Voller Freude, daß sie Jemand gefunden, welcher so sehr mit ihnen harmonirte, gingen Diego und seine Leute nach Juana's Gemache, während der Bandit in seinem Herzen über die Wirkungen der Sympathie lachte und sich anschickte, die Vertraulichkeit noch weiter zu treiben.

(Fortsetzung folgt.)

Natur und Leben auf der Insel Java.

(Von Dr. Wilhelm Dieffenbach.)

(Fortsetzung.)

Von Weltevreden bis zu dem am südlichen Horizonte emporsteigenden Hochgebirge, in welchem gewaltige vulkanische Kräfte unausgesetzt thätig sind, hat man noch eine volle Tagreise zurückzulegen. Der Blick ruht schon in der Ferne auf den höchsten Kuppen des Gebirgs, dem Sajak, Salak und Gunung-Gedé, der beständig dampft, von Zeit zu Zeit Ausbrüche hat und der höchste der bis jetzt gemessenen Berge von Java ist. Nach Junghuhn, der in seinem Werke eine interessante Uebersicht zahlreicher barometrischer Höhenbestimmungen auf Java gibt, erhebt sich der Gipfel des Gunung-Gedé 10,630 Pariser Fuß über dem Meeresspiegel. Seine Ausbrüche sind nicht so häufig und heftig, daß dadurch der Pflanzenwuchs auf den Bergabhängen und in den Seitenthälern merklich gestört werden könnte. Die landschaftliche Ansicht des mächtigen Gunung-Gedé ist daher für das Auge eine äußerst erquickliche, indem er seine bis weit hinan reichenden Pflanzenschätze dem Beobachter in den mannichfaltigsten Lichtabwechslungen zeigt. Der Gunung-Gundur dagegen, zwar nur 6,100 Fuß hoch, aber in seiner jährlich zu wiederholten Malen sich äußernden Thätigkeit wirkt äußerst zerstörend, so daß auf seinen Abhängen und in weiten Entfernungen von denselben keinerlei Pflanzen aufzusprießen und sich zu behaupten vermögen. Diese und andere thätige Vulkane, unter denen auch der schreckliche Merapi (8456 Fuß hoch), der bisweilen noch stärkere Ausbrüche als der Gunung-Gundur erleidet, bilden gleichsam die, von der Natur bei der letzten Erdrevolution aufgeführte, stehende furchtbare Batterie von colossalem groben Geschütz, womit die harmlosen armen Javanen nicht nur bisweilen schrecklich geängstigt, sondeen auch in ihren theuersten Gütern, Leben und Existenz, durch die über alle Begriffe massenhafte Auswerfung von Lava und Asche bedroht werden. Ein Glück für sie, wenn es noch dabei bleibt, und wenn nicht die herabstürzenden Lava- und Schlamm-Ströme, oder die die Luft verfinsternden ungeheuren Aschenregen, hunderte von Dörfern mit ihren Bewohnern verschütten und sie für immer von der Erde vertilgen. Der Umfang und die Wirkung vulkanischer Ausbrüche auf Java übersteigen alle Begriffe, und hat man diese durch die wahrheitstreuen Schilderungen unterrichteter Reisenden kennen gelernt, so muß man bekennen, daß Vesuv und Aetna, im Vergleich zu den javanischen Feuerbergen, nur als eine Art Sprühteufel zur Belustigung für Knaben, zu betrachten sind. Und doch schläft der Malaie bisweilen sorglos in seiner Hütte, wenn der nahe Vulkan in seinem Inneren furchtbar tobt, und in die ausbrechenden Flammen drohende Blitze sich mischen. Bei heftigen Ausbrüchen der bedeutendsten Vulkane wird ihr unterirdischer Donner in der Runde bis auf eine Entfernung von 260 geographischen Meilen gehört, und die furchtbaren Wirkungen, die sich daran knüpfen, nd eben der Art, daß Tausende von Menschen in den siedenden Schlammströmen ihren Untergang finden und ganze Ortschaften bis zu 60 Fuß hoch und noch höher von glühender Asche bedeckt werden. Diese hüllt im Niederfallen ungeheure Strecken des Landes und des Meeres in dichte Finsterniß ein und läßt den Unkundigen oder Furchtsamen das Ende der Welt erblicken. Wir verdanken Herrn Junghuhn darüber eine Menge der interessantesten Beobachtungen, welche zu machen er vollkommen im Stande war, da er bei seinem mehrjährigen Aufenthalte auf Java das Hochgebirge zu wiederholten Malen besuchte und einige der bedeutendsten Vulkane, wie die oben erwähnten mehr als einmal unter nicht geringen Gefahren und Anstrengungen erstiegen und wissenschaftlich untersucht hat. Ohne eine zahlreiche Reisebegleitung von Eingebornen, die mit Aexten versehen waren und die nöthigen Mundvorräthe trugen, und ohne die bereitwillige Unterstützung der Ortsvorstände der Dorfschaften, bei denen Herr J. überall eine gastfreie Aufnahme fand, wäre es ihm gar nicht möglich gewesen, die unwegsamen Wildnisse des weithin sich erstreckenden Urwaldes durchdringen und das vorgesteckte Reiseziel mit Sicherheit erreichen zu können. Tiger- und Rhinozerospfade, die durch Alang-alang und Glaga (dichtstehende Grasarten, die nicht selten Roß und Reiter überragen) hinauf nach den Gipfeln der Berge und um diese herum wieder in die Tiefe führen, wurden hierzu benutzt und die lichtende Waldaxt der Javanen leistete dabei öfters die besten Dienste. Auf diesen Pfaden, auf denen ein Ausweichen nach rechts

oder links öfters gar nicht möglich ist, fangen die Eingebornen das Rhinozeros dadurch, daß sie spitze und scharfen Eisen in die Erde einrammen, welche den bis auf den Boden herabhängenden Bauch des schwerfälligen Thieres unvermeidlich aufschlitzen, sobald es an die betreffenden gefährlichen Stellen kommt. — Die Ebene von Djocjokarta, Residenz des Sultans, gewähret den reizenden Anblick einer angebauten, mit Reisfeldern und Kampongs (Dörfern) bedeckten blühenden Landschaft. Ueberall wo Kokospalmen und andere Fruchtbäume sich zu größeren Gruppen vereinigen, darf man die Anwesenheit eines unter den Laubgewölben versteckten Dorfes vermuthen. Alles, was der Javane für seinen Lebensunterhalt bedarf, liefert ihm die nächste Umgebung seiner Wohnung, und er darf nur die Kokospalme ersteigen, die Früchte der Pisangstaude einsammeln und noch viele andere kostbare Erzeugnisse des Pflanzenreichs für seinen Haushalt benutzen, um seine Bedürfnisse schnell und leicht zu befriedigen. Aus dem Bambusrohr erbaut er sich seine Hütten, die schnell errichtet sind und ihn wenig kosten. Mit wenig Arbeit empfängt der javanische Landmann aus der Hand der freigebigen Natur fast Alles, was er bedarf, ohne viel Kleidung und andere Subsistenzmittel zu bedürfen, die für den Landbebauer in der gemäßigten Zone unerläßlich sind und die Kosten seines Haushaltes bedeutend vermehren. Auch scheint die politische Stellung des javanischen Landmannes, namentlich in den königl. niederländischen Präsidentschaften eine ganz günstige zu seyn, da wir nirgends gelesen haben, daß derselbe unter dem Drucke von Abgaben zu leiden hätte. Gewöhnt an die Sonne, die seine Wiege beschien, wächst er unter ihrer belebenden Kraft empor, geht freudig an sein Tagwerk und bleibt zufriedener Bürger eines Landes, das für ihn durch die europäische Herrschaft nur noch gewonnen hat. — Der Palast des Sultans von Djocjokarta bietet das Eigenthümliche dar, daß derselbe in Mitte eines, mit einer 15 Fuß hohen Mauer eingefriedigten, großen Raumes liegt, der ein längliches Viereck bildet, und den ein rüstiger Fußgänger in einer Stunde umgehen kann. Aber nicht einsam wohnt der Sultan in seinem stolzen Palast, sondern zahlreiche Dörfchen, umgeben von Palmen und anderen Fruchtbäumen, bedecken die eingefriedigte weite Ebene und gewähren den Anblick einer arbeitsamen ländlichen Bevölkerung, deren Zahl bis in die Tausende steigt. Mit diesem Bilde des freundnachbarlichen Zusammenwohnens des Sultans mit einem Theile seiner „Sklaven" (Unterthanen) verträgt sich schlecht die Vorstellung von dem asiatischen Despotismus, der aber nichts destoweniger in der Wirklichkeit zu bestehen scheint. — An der Südküste, etwa eine gute Stunde von der Mündung des Opak entfernt, sprudelt eine heiße Mineralquelle von 42° Reaumur, welche der Sultan von Djocjokarta in ein tiefes viereckiges Bassin hat fassen und mit einem Dache versehen lassen. — Die Entfernungen werden auf Java nach Paalen gemessen, wovon drei eine Stunde machen.

(Fortsetzung folgt.)

Der russische Marschall Paskiewitsch,

Fürst von Warschau, wurde 1777 in Mohilew, auf der Gränze Litthauens, geboren. Unter Kosciusko machte er seinen ersten Feldzug, und als mit dem Rufe des Helden „Finis Poloniae!" das verrathene Polen unterging, trat Paskiewitsch 1792 in russische Dienste. Er wohnte 1812 und 1813, als General-Major, unter dem Fürsten Bragation den Schlachten bei Smolensk an der Moskwa und bei Leipzig bei. Im Jahre 1814 am 15. Juli hatte er den Befehl des Ehrenpostens am Fuße des Altars, der auf dem jetzigen Platz de la Concorde in Paris errichtet, zu einer Dankfeier der russischen Armee. Von seinem Posten, hoch auf den Stufen des Altars unter der Masse der neugierigen Pariser eine junge Dame bemerkend, die sich vordrängen will, steigt der galante General von der Estrade, um einem Adjutanten den Befehl zu geben der Schönen Platz zu machen. Dieß geschieht. Eben will er wieder an seine Stelle auf der Estrade zurückkehren, als unter heftigen Krachen ein Brett derselben einbricht und 3 Oberoffiziere von einer Höhe von 30 Fuß herabstürzen, so daß sie schwer verwundet nach Hause geschafft werden müssen. Es war gerade die Planke, wo der General früher gestanden, welche eingebrochen war. Um diese Zeit wohnte er in Courbevoi in einem Landhause, welches Napoleon seinem Arzte Corvisart geschenkt hatte. Fest folgte auf Fest und Abends machten die zahlreichen gemischten Gesellschaften häufig Wasserfahrten auf der Seine, die Paskiewitsch auf der einzigen Barke, die Courbevoi besaß, veranstaltete. Nachdem er seine Gesellschaft einst um Mitternacht auf dem anderen Ufer der Seine ans Land gesetzt hatte, wollte er allein zurückrudern, stieß aber auf einen Pfahl, so daß sein Nachen zerschellte und er sich durch Schwimmen retten mußte. In der starken Strömung verließen ihn die Kräfte, er schrie um Hülfe. Der Hund eines Holzknechtes, der seine Hütte am Ufer hatte, hörte den Hülferuf, weckte durch sein Geheul seinen Herrn, der auch so glücklich; den fast Ertrunkenen zu retten. Diese beide Abenteuer des General-Majors kamen zu Alexander's Ohren, er ließ sich denselben vorstellen und fand solchen Gefallen an dem, nach seinem Glauben sichtbarlich vom Himmel geschützten Offizier, daß er ihm sofort den Befehl einer Grenadier-Brigade gab. Paskiewitsch war stets ein Glückskind, aber Ludwig XIV. sagte zum Marschall Villeroy, als er aus dem verhängnißvollen Feldzuge nach Flandern heimkehrte: „Das Glück liebt die Greise nicht!"

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M., 14. Mai.) Die beiden hier errichteten Krippen, deren eine zu Frankfurt, die andere zu Sachsenhausen sich befindet, werden täglich mehr benützt und haben sich wahrhaft als ein Bedürfniß für unsere arbeitende Klasse bewährt. Besonders die zu Frankfurt befindliche ist durch die Freigebigkeit eines edlen Mannes nicht wie die meisten in Wien und Paris bestehenden auf ein nothdürftig zu den Zwecken der Anstalt hergerichtetes Lokal beschränkt, sondern es konnten hier die Räumlichkeiten ganz nach Bedürfniß beschafft werden; diese auf der Seilerstraße gelegene Anstalt verdient den Besuch jedes Fremden, der sich für Humanitätsanstalten interessirt. (S. M.)

(Turin, 13. Mai.) Unsere, aber noch mehr die Genueser Geistlichkeit verkündigt ziemlich geräuschvoll ein neues Mirakel, welches die Madonna della Consolazione in Genua bewirkt, und von denen die Armonia, der Cattolico und die Campana versichern, es übersteige noch das Wunder von Rimini. Die Brüder Augustiner in Genua haben durch den dortigen Cattolico den Hergang folgendermaßen berichtet: „Maria Scribanis, ein junges Mädchen, war vor vier Monaten von einem Schlagfluß getroffen und seitdem des Gebrauchs ihrer Zunge sowohl als ihrer Füße beraubt gewesen. Sie lag im Bett, und alle ärztliche Hülfe vermochte nicht, ihr Uebel zu vermindern. Da geschah es, daß sie nach Genuß des Abendmahls ihr Gebet an die Madonna della Consolazione richtete und um Befreiung von ihrem Leiden bat. Alsbald verbreitete sich ein Schauer durch alle ihre Gliedmaßen, sie begann wieder zu sprechen und sich mit Freiheit zu bewegen, während die Nachbarschaft zusammenströmte, um sich von dem Wunder der Madonna zu überzeugen." Das Mirakel wurde sogleich in der Kirche della Consolazione verkündet und gefeiert, die Feiertagsglocken ertönten, und ei.. unzählige

Volksmasse, Bauern und Bäuerinnen strömten in endlosen Zügen aus den benachbarten Ortschaften dem Heiligthum zu.

(Allg. Ztg.)

Die Warschauer „Polizei-Zeitung“ erzählt folgenden Vorfall, der sich am 21. April in Warschau ereignet hat: Aus einem Winkel der Bäckerstraße schlich eine greise Bettlerin, in Lumpen gehüllt, langsamen Schrittes am Stabe dem Unterwall zu; ihr gerade entgegen kam in demselben Augenblicke aus der Kapitelstraße eine junge, reiche und höchst geschmackvoll gekleidete Dame. Diese blickte der Bettlerin zufällig in die Augen und fiel derselben mit dem Ausruf: „Meine Mutter!“ plötzlich zu Füßen. Eine Menge Menschen lief zusammen und umgab diese Scene kindlicher Liebe. Die in Ohnmacht gefallene Dame wurde wieder zum Bewußtseyn gebracht und eine Droschke entführte Mutter und Tochter, deren äußere Erscheinung in solchem auffallenden Kontrast stand, bald den Blicken der Neugierigen. Die „Polizei-Zeitung“ sagt nicht, wer diese Dame war, sondern bemerkt nur, daß sie höchst elegant gekleidet war und daß der Schnitt und die Farben ihres Kleides den feinsten Geschmack verriethen.

Die Erfindung Stroh zu bleichen, welche kürzlich einem jungen Münchener Chemiker Eduard Kausler nach vielen Versuchen glückte, gewinnt von Tag zu Tag mehr an praktischer Bedeutung, seitdem Herr Kaufmann Schießl in München dieselbe käuflich an sich brachte. Seitdem häufen sich aus allen Gegenden Deutschlands Nachfragen, namentlich aber von Seiten der größeren Papierfabrikanten, welcher Industriezweig besonderen Nutzen aus dieser Erfindung zu ziehen vermag. Es unterliegt nämlich keinem Zweifel mehr, daß das herrlich zu bleichende Stroh ein vollständiges Surrogat der schwierigen und verhältnißmäßig kostspieligen Verarbeitung der Lumpen ist, die man somit leicht umgehen und eine bis jetzt ungewohnte Wohlfeilheit des Papiers erzielen kann. Herr Schießl hat bereits mit mehreren der bedeutendsten Papierfabriken sich in Verbindung gesetzt und von diesen das Zeugniß erhalten, daß die von ihm acquirierte Erfindung, Holz und Stroh zu bleichen, den Zwecken der Papierfabrication im höchsten Grade nützlich sey, und das Geheimniß der Manipulation deßhalb auch von diesen käuflich erworben wurde.

Franz Steger auf der Frankfurter Bühne.

Hr. Steger hat sein Gastspiel mit der Titelrolle in Meyerbeers „Prophet“ und als Lyonel in Flotows „Martha“ fortgesetzt. Wir haben bereits gesagt, daß sein großartiger und gegenwärtig wohl einzig dastehender Stimmenfond ihn zum Heldentenor ganz geeignet macht und zwar, was wir noch beifügen müssen, für eine große Bühne. Für die unsrige und für die Räumlichkeiten unseres kleinen Hauses ist diese Stimme zu stark und zu durchgreifend, während sie in weiteren Dimensionen und größeren Tonmassen von Orchester und Chören gegenüber in einem richtigeren Verhältnisse stehen und mit der Umgebung conformer seyn dürfte. Es ist bekannt, wie im umgekehrten Fall bei kleineren Stimmmitteln Sänger und Sängerinnen, die bei uns hochgefeiert wurden, auf größeren Bühnen durchzudringen nicht im Stande waren. Wir glauben diesen Andeutungen Rechnung tragen zu müssen gegenüber der schon geäußerten Ansicht, daß Hr. Steger da, wo er seine volle Stimme ausströmen läßt, der gehörigen Mäßigung ermangele. Einen solchen Stimmenfond so zu bemessen und zu bemeistern, wie es in einem kleineren Hause erforderlich seyn dürfte, ist eine gewiß schwierige Aufgabe. Hiervon glauben wir uns, nachdem wir Hrn. Steger weiter gehört, überzeugt zu haben und wollen demnach von dieser colossalen Stimme nicht verlangen, daß sie sich der Anforderung des hiesigen Theaters unterordne. So viel ist gewiß, daß Hr. Steger nur in einem großen Hause und nur gewaltigen Tonmassen gegenüber seinen eigentlichen Wirkungskreis und seine rechte Geltung findet. Indessen fehlt es dem geschätzten Gaste auch bei uns an Beifall und Hervorruf nicht, welche ihm im Verlauf der oben genannten beiden Rollen reichlich gespendet wurden. Und wenn der Besuch seiner Vorstellungen nicht so zahlreich ist, als man solches bei einem so renommirten und mit so seltenen Mitteln ausgestatteten Gaste erwarten sollte, so erklärt sich dieß durch die fortwährende Ueberhäufung mit Gastspielen und durch die theilweise Mangelhaftigkeit der mitwirkenden Umgebung. W.

Bücherschau.

Der letzte Irländer, ein irisches Leidens- und Sittengemälde. Frei nach dem Französischen des Elie Berthet, von C. H. Brückmann. Limburg a. d. Lahn, Verlag von Friedrich Ebenau.

Schon seit Jahrhunderten ist das grüne Erinsland der Gegenstand des Mitleidens und der Theilnahme für die Gebildeten aller Nationen. Zu wessen Ohr ist noch nicht die Kunde gedrungen von den Leiden und Drangsalen, von dem Unglücke und der Noth, unter welchen die „Niobe der Nationen“, wie der Dichter die Smaragdeninsel nennt, seufzt und duldet? Hat noch unlängst eine Frau durch ein Buch der Leiden, genannt „Onkel Tom's Hütte“, die Herzen aller Menschenfreunde für die schwarzen Sclaven Amerika's zu electrisiren gewußt, in welch' höherem Grade sollte dieß nicht der Fall seyn, wenn ein Dichter es unternimmt, uns mit der Armuth und den Entbehrungen, mit denen das gierige Albion ein Nachbarvolk, das mit uns denselben Himmelsstrich bewohnt und denselben Glauben bekennt, heimgesucht hat, bekannt zu machen? Elie Berthet entrollt in seinem Werke uns ein naturgetreues Bild von den Zuständen eines Volkes, das unter dem Drucke der Verfolgung seinen Sitten und dem Bekenntnisse seiner Väter treu geblieben ist und schon so viele, aber stets fruchtlose Anstrengungen gemacht hat, um seine Nationalität wieder zu erringen und den ihm von Rechtswegen gebührenden Rang unter den Nationen Europas wiederum einzunehmen. Müssen wir dem Patriotismus und dem entsagenden Heldenmuthe dieses Volkes auf der einen Seite unsere Bewunderung und unsern Beifall zollen, so dürfen wir auf der anderen den traurigen Zustand der Verwilderung und der Verkommenheit, welchen die Bewohner des von der Natur so reich gesegneten Landes verfallen sind, tief beklagen. Von diesen Zuständen liefert uns Berthet eine leider nur allzutreffende Schilderung. Er malt uns Scenen sittlicher Vorkommenheit mit meisterhaftem Pinsel; der Hintergrund seines Bildes aber zeigt uns immer wieder die Ungerechtigkeit und die Habsucht jener Usurpatoren, welche den Ruin der eingebornen Race herbeigeführt hat. Aus dem prachtvollen Wohnsitze des Landlords führt er uns in die Hütte des armen Pächters; dort Glanz und Reichthum, hier tiefes Elend und scheußliche Armuth. — Der Contrast fordert uns zur Frage auf: warum ist es so und nicht anders? Die handelnden Personen sind nach dem Leben gezeichnet und wir wüßten keine ähnliche Dichtung zu nennen, die der Wirklichkeit so sehr entspräche, als die vorliegende. Darum glauben wir, daß das lesende Publikum dem deutschen Bearbeiter für die gelungene Uebersetzung eines Romanes, der vor vielen andern, mit denen unser Büchermarkt überschwemmt wird, den Vorzug der Natürlichkeit und Wahrheit, so wie einer sittlichen Tendenz besitzt, zum Danke verpflichtet sey und hoffen, das interessante Buch nach dem Absatze der nur sehr geringen Auflage in einer zweiten Ausgabe recht bald begrüßen zu können.

Frankfurt, 20. Mai.

Wie wir aus sicherer Quelle erfahren, spielen die Musikbanden der hiesigen Garnison wie im vergangenen Jahre, auch diesen Sommer wieder in der Promenade, und zwar vor dem Taunus-, Eschenheimer- und Friedbergerthor. Diese zweckmäßige Vertheilung und die gute Wahl der Plätze, woselbst sich die Musiken aufstellen, veranlassen uns, den hiesigen Militär-Behörden unsren Dank auszusprechen.

Theater-Anzeige.

Montag, 22. Mai, bleibt das Theater geschlossen.

Dienstag, 23. Mai. (Gastdarstellung der Fräul. Schäfer, vom Stadttheater zu Leipzig.) Die Jungfrau von Orleans, romantische Tragödie in 5 Abth. und einem Vorspiel von Schiller. Johanna: Fräul. Schäfer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. - Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 123. Dienstag, den 23. Mai 1854.

Jose Maria.

(Nach dem Spanischen von A. Marckhoff.)

(Fortsetzung.)

Jose Maria befand sich kaum allein, als dunkle Männerschatten, durch das Fenster der Cocina draußen sichtbar, sich gegen die Mauern des Wirthshauses hin zu bewegen begannen. Es waren die Pilger, welche jener am Ende der Straße bemerkt hatte. Indem nun der Räuberkapitän die Kleidung des Perez abwarf, um die seinige wieder anzuziehen, empfing er die neuen Ankömmlinge mit den freundschaftlichsten Beweisen.

„Tretet ein, Ehrwürden“, sagte er zu ihnen; „diese Venta wartet nur auf Euch, um von Dem, was sie besudelt, gereinigt zu werden. Wir wollen hier zusammen unsere Gebete darbringen, da wir die Pilgerfahrt nach unserer Dame zu Guadeloupe nicht unternehmen können. Fürchtet nicht, daß der Staub Eurer Gewänder die Möbeln beschmutze, auf denen Ihr Euch ausruhen könnt. Alles hier gehört Euch: übel würden Diejenigen fahren, welche versuchen sollten, Euch das Wohlbehagen streitig zu machen, welches Euer gutes Glück Euch bewilligt. Lasset achtsam das Oel in den Lampen brennen, womit sich das Bildniß der Virga begnügt, um sich einzuräuchern; doch gegen den Wein, welcher des Perez Schläuche füllt, seyd weniger nachsichtig.“

So sprechend, führte Jose Maria die Pilger in ein Gemach, welches an dasjenige stieß, worin sich der gute Perez in der Lage eines Ecce homo befand.

Während dieß geschieht, wollen wir zu den Mikelets zurückkehren, welche bereits in das Zimmer getreten sind, in dem sich Juana mit ihrem Verlobten und Beichtvater befindet.

„Gott behüte die Herrschaften“, sagte der Brigadier, die Thüre öffnend. „Senorita Juana sieht, daß wir pünktlich sind, wie wir es versprochen.“

„Kameraden“, versetzte Cervino, den Abgesandten der Gerechtigkeit seine Hand reichend, „Ihr seyd pünktlich, wie Chronometer.“

„Wir erscheinen“, entgegnete Diego, „zu der festgesetzten Stunde: das Gelingen einer auch noch so gut überlegten Unternehmung hängt von einer Minute Verzögerung oder Nachlässigkeit ab.“

„Ihr kommt gerade recht, weder zu früh, noch zu spät“, sagte der Mönch. „Gott selbst lenkt Eure Schritte.“

„Jose Maria ist verloren!“ murmelte das junge Mädchen; „der Unvorsichtige wollte nicht auf mich hören. Mein Gewissen macht mir keinen Vorwurf; die heilige Jungfrau ist Zeuge, daß ich Alles gethan, um ihn zu retten.“

„Der Bandit ist in unsern Händen“, nahm Cervino das Wort; „welches Glück für uns, die wir durch seine Gefangennahme Ruhm und Vortheil finden.“

„Jose Maria“, rief Diego aus, „ist in unserer Gewalt!“

„Ihr habt den Feind Gottes und der Menschen gefangen genommen?“ fragte Frey Domingo.

„Nein, aber wir werden ihn ergreifen; aufgeschoben ist nicht aufgehoben.“

„Aber warum habt Ihr denn diesen verfluchten Banditen nicht ergriffen, den ich bei Perez ließ?“ erwiederte der Mönch. „Bei Eurem Eintritte in das Haus habt Ihr ihn doch bemerken müssen.“

„Bei unserer Ankunft war kein Bandit und kein Perez zu sehen. Wir trafen bloß einen lustigen Küchenjungen; dieser Muchacho, der zuvorkommender war als wir von einem solchen Burschen erwarteten, sagte aus, Perez sey ausgegangen und Jose Maria stöbere im Hause umher. Da ich nun vor Allem mich mit Euch zu verständigen wünschte, so begab ich mich mit meinen Leuten hierher, in der Gewißheit, daß der Küchengehülfe unterdeß gute Wacht halten werde.“

„Ein Küchengehülfe?“ fragte Cervino.

„Mein Vater hat keinen solchen“, sagte Juana.

„Das ist unbegreiflich“, bemerkte Frey Domingo.

„Laßt uns dieß Geheimniß aufdecken“, entgegnete der Brigadier.

„Auf der Stelle“, fuhr der zukünftige Schwiegersohn des Wirthes fort. „Wir wollen ohne Verzug den Feldzug eröffnen und unsere Beute greifen, denn wenn der Räuber Euch durch irgend einen Ritz in der Thüre gesehen, so hat er eine hinreichend gute Meinung von sich, um sich für den Mann zu halten, den wir arretiren sollen.“

Nach diesen Worten eilten Cervino, Frey Domingo und die Mikelets in die Küche, mit der Absicht, alle Ecken und Winkel des Hauses nach Jose Maria zu durchsuchen. Sie brauchten sich keine große Mühe zu geben. Kaum in der Küche, so sahen sie den Banditen in der Kaminecke sitzen; er schien in tiefes Nachdenken versunken. Bei seinem Anblicke stieß Cervino einen Freudenschrei aus und sagte, ihn den Mikelets zeigend:

„Kameraden, was Ihr gesehen, war reines Blendwerk; Ihr bedurftet meiner Augen, um die Wahrheit zu unterscheiden. Hier ist der Räuberkapitän, welcher des Küchenjungen Stelle einnimmt, den Ihr zu sehen geglaubt.“

„Und den wir, das schwören wir, gesehen haben; den wir noch zu sehen glauben, so sehr gleicht der Bandit demselben.“

„Dem mag nun seyn, wie es wolle: die Hauptsache für uns ist gefunden. Da ist der unergreifbare Jose Maria, den ich der senore justicia zu überliefern versprach. Mein Werk ist zu Ende, das Eurige beginnt.“

„Ich hoffe doch", unterbrach Diego, „daß Du nicht auf halbem Wege wirst stehen bleiben, und nachdem Du den Laufgraben eröffnet, auch mit uns in die Bresche dringen wirst."

„Wenn Ihr meines Beistandes bedürft, so trete ich an Eure Spitze."

Und Jose Marias Arme schüttelnd, sagte Cervino:

„Liebenswürdiger Träumer, wache auf; meine Freunde und ich wünschen zu beurtheilen, welchen Ausdruck Dein Blick hat; schlage so schnell als möglich die Augen auf."

„Ha, Verräther!" rief Jose Maria, sich von seinem Sitze erhebend; „auch mit geschlossenen Augen würde ich Dich als einen Menschen kennen lernen, der mich zu verderben geschworen! Hast Du wohl darüber nachgedacht, was Dir widerfahren konnte, dafür, daß Du Dich in meine Bande eingeschlichen, um mein Vertrauen zu erhalten und mich so den Mikelets zu verrathen."

„Ich habe mich auf einen Vulkan gewagt, ich weiß das, als ich zu Dir kam; doch jetzt ist alle Gefahr vorüber, und je größer der Einsatz, um so reichlicher ist auch der Gewinn."

„Ein Glück für die Gesellschaft", sagte der Mönch, „daß die Schlauheit des Räubers ihn in dem Augenblick verlassen, wo er ihrer am meisten bedurfte. Er muß für den Schmerz büßen, den Ihr empfunden, als Ihr die Reihen der Mikelets verließet, um unter die Banditen zu treten; er muß das Verbrechen sühnen, daß er unsere Wohnungen verwüstete."

„Amen, Missionär des Mitleids", stieß Jose Maria hervor; „ich erwartete nichts weniger von einem Bettelmönche, welcher gern mein Leben verkaufen würde für Geld, welches der heilige Franziskus den Kapuzinern zu berühren verbietet."

Und sich zu Cervino wendend, fragte er:

„Wie hoch schätzest Du meinen Kopf?"

„Die Justiz", erwiederte der Mikelet, „hat einen Preis von 8000 Realen darauf gesetzt."

„Wenn ich Dir nun, da ich keinen Grund habe, anzunehmen, daß Du von irgend einem Rachegefühl gegen mich beseelt seyst, dieselbe Summe böte, würdest Du dann darauf verzichten, Den als Feind zu behandeln, aus dessen Schüssel Du gegessen und aus dessen Schlauch Du getrunken?"

„Die Sache ist in den Händen der Justiz, und keiner ihrer Agenten kann sie in ihrem Laufe aufhalten. Früher hätten meine Gefährten und ich bei Dir vorbeigehen können, ohne einmal den Anschein zu haben, als sähen wir Dich; aber als Abgesandte des Fiskals, um Dich zu ergreifen, und Meister Deiner Person, sind wir für unsern Gefangenen verantwortlich. Sage mir doch, wie würde das aussehen, wenn wir ohne den Bandolero zurückkämen, von dem man weiß, daß er uns nicht entgehen konnte? Außer den Schmähungen der Menge, welche auf uns herabfallen würden, würde man uns als Dummköpfe behandeln, und schaden unserem Avancement."

„Also sind die Leute meines Standes die Basis Euerer Existenz? Ohne Banditen keine Mikelets. Daher zeiget Euch nachsichtig gegen uns, und Ihr werdet die Achtung meines Gleichen erwerben, die es für eine Unehre halten würden, sich von Euch an Großmuth und Schonung übertreffen zu lassen."

(Fortsetzung folgt.)

Natur und Leben auf der Insel Java.

(Von Dr. Wilhelm Dieffenbach.)

(Fortsetzung.)

Mit einem von dem ersten Minister des Sultans in javanischer Sprache abgefaßten Reisepaße versehen, fand Dr. Junghuhn bei den Behörden der Ortschaften, durch welche ihn der Weg führte, den bereitwilligsten Beistand, ja sogar die größte Unterwürfigkeit, die eher in der sanften und friedlichen Gemüthsart der Javanen, als in sklavischer Gesinnung ihre Erklärung finden dürfte. Kaum war Herr J. in ein Kampong geritten, so boten ihm gleich viele Leute ihre Dienste an, um seine Pferde nach dem Hause des Demang oder Rongo zu bringen. An dem gastlichen Heerde der Hütte des Häuptlings wurden ihm alle nur möglichen Aufmerksamkeiten zu Theil: es wurde gesotten und gebraten, während außerhalb die Kokosnüsse von den Bäumen plumpten, deren köstlicher Saft ihm als erquickender Trank dienen sollte. Zu seiner Bewillkommnung ertönte der weithin schallende Gamalan und bei Tische wurde er mit Reis, gebratenen Hühnern, Eiern, Kaffee und Früchten bewirthet. Auch waren die bei dergleichen häuslichen Festen nicht fehlenden Rongins (Tanzmädchen) bereit, durch Tanz und Spiel zur Erhöhung des Vergnügens beizutragen. Diese Rongins sind verführerische, mitunter auch gefährliche Koketten, die bei öffentlichen Belustigungen mit ihren bestechenden Künsten auftreten, und die in den Galanterien von Java eine wichtige Rolle spielen. — Für den in weiter Ferne von der Heimath reisenden Europäer ist es ein überaus wohlthuendes Gefühl, wenn er Begegnisse hat, die an die Sitten und Gebräuche des Vaterlandes erinnern. In dem Tausendgebirge Gunong Sewu hatte Herr Junghuhn den überraschenden Anblick einer Heerde weidender Kühe, mit viereckigen Glocken am Halse, deren Geläute, wie er hinzusetzt, ihn an die wandernden Melodien in den Wäldern des Harzgebirges erinnerten. Das Heerdgeläute unter dem javanischen Himmel hatte einen ganz anderen Zweck; es sollte zur Verscheuchung der in den Waldungen in großer Zahl hausenden, beutegierigen Tiger dienen. Einmal wurde Hr. J. auf seinen Gebirgsreisen durch das plötzliche Erscheinen eines Tigers sehr erschreckt, als die ihm vorangehenden, blos mit Beilen versehenen zwei Javanen, die dieses Ungethüm zuerst bemerkten, plötzlich stumm und starr da standen und in ihrer gefahrvollen Lage nicht wußten, was sie thun sollten. Herr J., der nur einen gewöhnlichen Stock in der Hand hatte, erhob mit der vollen Stärke seiner Stimme ein durchdringendes Geschrei, in welches seine beiden Javanen tapfer mit einstimmten. Diese Kriegslist half, der Tiger verließ alsbald seine drohende Stellung und verschwand in dem Dickicht des Waldes. Der Tiger ist für die Bevölkerung von Java, besonders für die Eingebornen, und auch für die Hausthiere ein höchst gefährliches reißendes Thier, auf welches so viel nur thunlich Jagd gemacht wird. Für Einen Tiger werden von der Regierung 10 spanische Thaler Schußgeld bezahlt. Den gemachten Erfahrungen zufolge nimmt man an, daß jährlich mehr als 300 Javanen von den Tigern zerrissen werden. Der Königstiger und der Leopard lauern in dem sicheren Versteck des dichtesten Urwaldes auf Beute, und beginnen von da ihre nächtlichen Raubzüge. Zur Sicherung gegen ihre Ueberfälle zur Nachtzeit sind die Posthäuschen an den Landstraßen durch hohe Palisaden umgeben, welche zugleich auch als Schutz gegen die zahlreich umherschweifenden wilden Schweine dienen. — Von der Milde und Lieblichkeit des Klima's in den höheren Gebirgsregionen der Insel kann man sich leicht eine Vorstellung machen, wenn man erwägt, daß das auf einem Abhange des 9598 Fuß hohen Merbabu gelegene Dörfchen Alt-Sello sich über die Ebene von Djocjokarta um 5003 Pariser Fuß erhebt, und daß demungeachtet in einem kleinen Garten daselbst europäische Gemüsearten mit Erfolg kultivirt werden. Morgens zeigte daselbst der Thermometer einen Wärmestand von 17° R. Dr. Junghuhn glaubt die in sanfte Abhänge sich ausbreitende ganze Südseite des Merbabu den Liebhabern der landwirthschaftlichen Kultur ganz besonders empfehlen zu dürfen. Er weist insbesondere auf den Anbau europäischer Obst-, Gemüse- und Getreidesorten hin und glaubt, daß

das ihr Wachsthum begünstigende kühlere Klima in den höheren Regionen des hohen Merbabu gefunden werden könnte. Allem Anscheine nach könnten arbeitsame europäische Ansiedler auf diesen Gebirgshöhen zufriedener und glücklicher leben als die von unersättlicher Habsucht getriebenen Goldsucher von Australien und Californien. Während Mittags in dem Küstenlande die Thermometerstände zwischen 21° und 25° Reaumur schwanken, beachtet Dr. J. zu derselben Tageszeit auf dem Merbabu kaum 12° R. Auf dem Gipfel dieses Berges sinkt der Thermometerstand zur Nachtzeit bis zu 4° R. Auf einer Höhe von 7784 Fuß fand Herr J. daselbst ein neu angelegtes Kohlfeld. Der Merbabu ist ein längst erloschener Vulkan. Oben ist ein geebnetes Plateau und ein ausgehauener Trachytstein, zwei Spuren menschlicher Thätigkeit, welche Herr J. bis in das Zeitalter des Brahmaskultus der Insel verlegen zu müssen glaubt. Die alten Tempelruinen auf dem hohen Berge Ungarang lassen gar keinen Zweifel übrig in Betreff ihrer Bestimmung und ihres hohen Alters. Sie beweisen wie so viele andere in den Bergen zerstreut liegende Ueberbleibsel des Brahmakultus, daß derselbe die höheren und höchsten Punkte der Insel sich zu seinen Hauptpunkten außersehen hatte. Vielleicht war es dabei von Seiten der frommen Diener Brahma's auch ein wenig auf Täuschung der gläubigen Bekenner des Buddhaismus abgesehen, indem diese aus der Wolkenregion, von den Gipfeln der höchsten Berge herab, durch Vermittelung ihrer Priester die Mittheilung himmlischer Offenbarungen zu erwarten schienen. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts pflanzte ein arabischer Scheik die Fahne Mahomeds auf, und in Folge dieses Umstandes ging der Buddhaismus, der jetzt blos in einer einsamen Berggegend von Bantam nur noch eine kleine Anzahl von Bekennern zählt, rasch seinem Untergange entgegen. Die vormals heiligen Statuen von Durga, von Wisnuh und Siwah, bemerkt Herr Junghuhn, liegen nun verachtet und zerstückelt im Lande umher. So hat Alles seine Zeit auf Erden: Staatseinrichtungen und Religionsverfassungen ziehen vorüber und machen neuen Schöpfungen menschlicher Weisheit Platz, welche zuletzt dasselbe Schicksal zu erleiden haben. Der holländische Resident zu Kadu, in Mittel-Java, hatte den glücklichen Einfall, viele der in der Nähe und Ferne zerstreut liegenden indischen Götzenbilder (Abbildungen von Ganesa, Durga, vom Stier, vom Löwen u. A.) sammeln und in seinem großen und schönen Garten zu Magelang, dem majestätischen Gunung-Sumbing gegenüber, aufstellen zu lassen. Dieselben Götzenbilder, die sonst Tausende von gläubigen und frommen Gemüthern in die heiligste Stimmung versetzten, haben jetzt bei Gartenanlagen nach europäischer Art eine neue Bestimmung gefunden und dienen, wegen ihrer fratzenhaften Formen, zur Belustigung von Alt und Jung, und auch zur Verscheuchung von Vögeln, wozu sie vollkommen geeignet zu seyn scheinen. Einst Götter! jetzt Vogelscheuchen! seltsamer Wechsel der Dinge unter dem Monde! — Eine große blühende Landschaft, besäet mit Dörfern und ihren reizenden Umgebungen, breitet sich zwischen dem eben erwähnten Residenten-Garten und dem mächtigen, waldlosen Sumbing aus, dessen Gipfel von dem Standpunkte der Gartenterrasse gemessen, noch eine Höhe über 9000 Pariser Fuß hat. Der Garten selbst liegt 1180 Fuß über der Meeresfläche. — Wenn das Lichten der Waldungen einerseits ein Gewinn für die Kultur ist, so sind doch anderseits, wenn es zu weit getrieben wird, große Nachtheile damit verknüpft, wovon der entwaldete Sumbing Zeugniß ablegt. Auch in der heißen Zone äußern die Waldungen ihren unverkennbaren Einfluß auf die atmosphärischen Zustände und die Quellen; weßhalb deren Schonung und theilweise Wiederherstellung in den holzarmen Gegenden von Java im Interesse des Gesundheitszustandes und der landwirthschaftlichen Kultur sehr zu empfehlen seyn möchte. Uebrigens werden wir Veranlassung nehmen, im Verfolge unserer skizzirten Darstellung noch einige darauf Bezug habende Bemerkungen mit einfließen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Wissenschaftliches aus Kalifornien.) In der kaum fünf Jahre alten Stadt San Francisco ist im vorigen Jahre eine Akademie der Naturwissenschaften unter dem Titel „Carlifornia Academy of Natural Sciences“ gegründet worden. Kürzlich ist nun auch ein wissenschaftlich-literarisches Journal, unter dem Titel: „The Pioneer, or California Monthly Magazine“, hinzugekommen. Außerdem erscheinen in San Francisco dreizehn tägliche Zeitungen (worunter zwei deutsche) und mehrere Wochenblätter. Die neue Akademie hat sich übrigens bereits durch eine sehr wichtige und interessante Entdeckung eines ihrer Mitglieder in der literarischen Welt bemerklich gemacht. Herr Dr. W. P. Gibbons hat nämlich in der Sitzung dieser Akademie vom 13. Juni 1853 einen Vortrag über einen von ihm entdeckten Fisch gehalten, der seine Jungen nicht durch äußerliche Eier, sondern direkt zur Welt bringt. Es soll sogar fünf verschiedene Arten dieser neuen Fischgattung geben. Daß das Ganze kein amerikanischer Puff ist, wird durch Prof. Agassiz bezeugt, der im November-Hefte von Silliman's Journal über zwei Arten dieses Fisches berichtet, dem er den Namen „Embriotiocus“ beilegt. Herr Dr. Gibbons, der mit Recht die Priorität der Entdeckung für sich in Anspruch nimmt, protestirt jedoch gegen diese Benennung und will den lebendige Jungen gebärenden Fisch ganz einfach unter die „Labroides“ klassifizirt wissen.

(Deutschland hat keine Küche.) Der Verfasser von „The art of dining“, welches Werk unter dem Titel: „Gastronomische Studien“ in deutscher Bearbeitung (Dresden, Kunze 1853) erschienen ist, erzählt: „Als wir vor mehreren Jahren im Hotel de France in Dresden durch ein vortreffliches suprême de volaille erquickt, uns erkundigten, wem unsere Gesellschaft diesen Genuß zu verdanken hätte, erfuhren wir, daß der Koch zugleich der Eigenthümer des Hotels — ein Franzose, der ehemalige chef de cuisine eines russischen Ministers sey. Er lebte bereits seit achtzehn Jahren in Deutschland, sprach aber nur seine eigene Sprache, kein Wort von einer andern. „A quoi bon, Messieurs“, war seine Antwort, als wir hierüber unsere Verwunderung zu erkennen gaben, — „à quoi bon appeendre la langue d'un peuple qui ne possède pas une cuisine?“ Wozu die Sprache eines Volkes lernen, das keine Küche besitzt?“

(Frankfurt.) So wie der Reiseverkehr von Tag zu Tag im großartigsten Maßstab zunimmt, so vermehren sich auch die Nachweise über die vorhandenen Beförderungsmittel. Besonders bemerkenswerth unter den derartigen Veröffentlichungen ist, sowohl in Hinsicht auf Form, Inhalt und artistische Ausstattung, als auf Billigkeit des Preises der bei C. Knatz dahier erscheinende „Frankfurter Transport-Anzeiger.“ In demselben finden sich die Fahrtenplane über die Eisenbahnverbindungen in der Ausdehnung bis Leipzig, Berlin, Hamburg, Bremen bis Friedrichshafen am Bodensee und Basel, bis München, bis Paris, unter Bezeichnung der Anschlüsse nach Brüssel, Calais, Ostende, London rc.; es finden sich ferner darin die Nachweise über die hiesigen Brief-, Personen- und Güter-Posten, über die Dampfschifffahrten, über das hiesige Droschken-Fuhrwerk rc. Das einzelne Stück eines solchen Anzeigers kostet nebst elegantem Etui in Gold- und Silberdruck 6 kr.,

ohne Etui 3 kr. Im Abonnement bei jährlich 16—18 portofreien Lieferungen per Stadtpost 48 kr. Es liegt gewiß im Interesse des Publikums, dieß Unternehmen nach Thunlichkeit zu fördern und zu unterstützen.

Wilhelm Hebenstreit, vor Jahren ein in Wien renommirter Kritiker und Aesthetiker, und zur Zeit, als Schick die „Wiener Modezeitung" herausgab, Redakteur derselben, ist in Gmunden, wo er die letzten Jahre verlebte, nach einer langwierigen Krankheit gestorben.

Eine literarische Curiosität.

Als solche darf man einen dieser Tage in dem Verlage von H. L. Brönner in Frankfurt erschienenen Begleiter auf Wanderungen durch das Herzogthum Nassau wohl bezeichnen. Der Titel des Büchleins läßt allerdings einen willkommenen, in dem angedeuteten Umfange noch nicht vorhandenen und längst gewünschten Begleiter in die nassauischen Bäder und in die lieblichen Thäler des Taunus erwarten. Diese Erwartung wird noch gespannt durch ein gut geschriebenes auf einen Ausspruch A. v. Humboldt's Bezug nehmendes Vorwort, der in seinem Kosmos sagt: „Es gehört in die Leiden der Gegenwart, daß ein unseliger Hang zu inhaltloser, poetischer Prosa, zu der Leere so genannter gemüthlicher Ergüsse gleichzeitig in vielen Ländern verdienstvolle Reisende und naturhistorische Schriftsteller ergriffen hat." Beim Durchblättern des Büchleins selbst sieht man sich jedoch alsbald enttäuscht, da — mit Ausnahme der verhältnißmäßig reichlichen, jedoch oft sehr mangelhaften historischen Notizen — der übrige Inhalt weit entfernt ist, dem Wanderer als treuer Führer zu dienen. Im Gegentheil, er ist von der Art, daß Jedermann die Ueberschrift dieses Aufsatzes bei näherer Betrachtung vollkommen gerechtfertigt finden wird. Zur Erheiterung der freundlichen Leser und zum Beweis für die Richtigkeit des Gesagten nachstehend einige Proben. Seite 99 heißt es: Der große Feldberg ist der höchste Punkt im Lande, nach Stift 2721, nach Schmidt 2605, nach Thomae 2708 Fuß über dem Meere. Nach Berghaus vergleichender Gebirgskarte ist er höher als der Brocken und kommt unter den deutschen Bergen der Schneekoppe am nächsten (die angeführte Autorität ist zwar sehr annehmbar, doch hat der Herr Verfasser offenbar den schwarzwälder Namensvetter unseres Feldbergs für den Gipfelpunkt des Taunus versehen.) Dreimal höher als er sind Montblanc und Himalaya, fünfmal der Dawalagiri, viermal der Chimborazo. Die Aussicht von hier wird schon von Erasmus Alberus in dessen 1550 herausgegebenen Fabeln als reizend geschildert, und ist in ihrer Art mit der des Rigi zu vergleichen (für dieses schmeichelhafte Compliment des Herrn Verfassers möge sich unser Feldberg bestens bedanken), von welcher Cotta treffend bemerkt; eine größere Höhe würde den Umblick nicht wesentlich verschönern. Oben auf der Kuppe findet sich ein lose stehender Felsblock, der, wie die sämmtlichen Kuppen des Taunus, aus Quarz besteht (soll heißen Grauwacke, mit Vorbehalt der Rechte der zahlreichen nassauischen Basaltkuppen), 12 bis 14 Fuß in der Höhe und 20 Schritte (soll heißen gegen 100 Schritte) im Umfange mißt. — Der Herr Verfasser läßt nun noch Geschichtliches über den Brunhildenstein und den so genannten Dreimärker folgen und bemerkt schließlich, daß die Vegetation nach dem Gipfel hin sich ändere und Tannen nicht mehr gedeihten. Eine für den Wanderer sehr wünschenswerthe Notiz über den Gesichtskreis der Aussicht, über die Bedeutung der dermalen den Gipfel zierenden Signal-Pyramide, über die längst beabsichtigte Erbauung eines Hauses u. s. w. sucht man vergebens.

Nach obiger Probe reduziren sich anderweitig gemachte Bemerkungen von selbst auf ihren wahren Werth. So z. B. Seite 97, wo es nach einem Abriß der Geschichte der Burg Falkenstein am Schlusse heißt: „Die Ursache ihres Verfalls ist unbekannt. Ein zur Aussicht errichtetes Brettergerüst (ein solches hat auf der Burg Falkenstein niemals gestanden, der Herr Verfasser scheint das weiter abwärts nach Königstein zu stehende so genannte Dörr'sche Häuschen zu meinen) soll im tollen Jahr 1848 durch Frankfurter Turner beschädigt seyn." — Mit dem Wörtlein „soll" hat sich der Herr Verfasser zwar eine Hinterthüre offen gelassen. Seine Art, Geschichte zu machen, muß jedoch Allen, welche die guten Frankfurter im Allgemeinen und die gutmüthige Spezies der Frankfurter Turner insbesondere nur einigermaßen näher kennen, höchst lächerlich vorkommen.

Wir brechen hier ab und bedauern nur, daß der anonyme Herr Verfasser den mit der Herausgabe seines Werkchens vor Augen gehabten schönen Zweck für's erste verfehlt hat. Aug. Ravenstein.

Korrespondenz.

Darmstadt, 19. Mai.

Gestern fand die letzte Theater-Vorstellung vor den Sommerferien statt. Der Schluß der Saison war ein glänzender und brachte für unsere Darmstädter Verhältnisse des Schönen und Verlockenden fast zu viel, zumal in jetziger Zeit. Emil Devrient aus Dresden war noch zu vier Gastrollen eingetroffen; wir sahen ihn als Fiesco, Lord Rochester in der Waise von Lowood, Tell und Bolingbrook im Glas Wasser. — Der Ruf dieses Künstlers ist ein so festgestellter, seine ausgezeichneten Eigenschaften sind schon so vielfach öffentlich besprochen und gewürdigt worden, daß es gewiß überflüssig erscheint, hierüber noch etwas sagen zu wollen. Wir bemerken nur, daß seine herrlichen äußeren Mittel durch die Jahre kaum gelitten haben; diese sind an ihm spurlos vorübergegangen. Als Rochester und Bolingbrook, namentlich als letzterer, war derselbe unübertrefflich und rauschender Beifall lohnte ihn nach fast jeder Scene; Blumenkränze und Hervorrufen fehlten natürlich auch nicht. Frau Steck gab die Herzogin Malborough recht verdienstlich. — In der Rolle des Tell befriedigte uns Hr. Devrient nicht durchweg in gleichem Maße, so wahr auch Auffassung und Darstellung im Allgemeinen sind; es wurde der Eindruck hier und da durch zu starkes Auftragen, namentlich durch ein nicht wohlthuendes Forciren der Stimme geschwächt. — Unsere Hofmusik gab vor wenigen Tagen das letzte ihrer vier Abonnementskonzerte, gleich den früheren ausgezeichnet in Programm und Ausführung. Ein Konzert für vier Violinen von Maurer, Beethovens Sonate pathetique fürs Orchester eingerichtet von Hrn. Schindelmeisser, so wie Schuberts Wanderer und Erlkönig (gesungen von Frau v. Marra) mit Orchesterbegleitung sprachen sehr an; einen rauschenden Beifall erhielt die vortreffliche Execution von Beethovens lebensfrischer ächter Simfonie. Dank unserem werthen und unermüdlichen Schindelmeisser und allen Mitwirkenden für die herrlichen, früher hier vergeblich ersehnten Genüsse, welche uns in diesen vier Orchester-Konzerten geboten wurden. — Der nun im zwölften Jahre bestehende und tüchtig voranstrebende Mozartverein gab diese Woche sein zweites (Winter-) Konzert. Wir hörten in demselben eine noch sehr jugendliche Pianistin, Fräul. Julie von Pfeilschifter von hier in einem Mozart'schen Quartette, sowie eine Fantasie von Döhler vortragen. Fräul. Pfeilschifter besitzt ein sehr beachtenswerthes Talent; ihr Vortrag ist bereits correct und verständig, der Anschlag präcis, der Triller sehr egal und nett; wir dürfen ihr, wenn sie auf so solider Basis fortschreitet, eine gute Zukunft prophezeihen.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 23. Mai. (Gastdarstellung der Fräul. Schäfer, vom Stadttheater zu Leipzig.) Die Jungfrau von Orleans, romantische Tragödie in 5 Abth. und einem Vorspiel von Schiller. Johanna: Fräul. Schäfer.

Mittwoch, 24. Mai. Alessandro Stradella, Oper in 3 Akten von Flotow. (Gastrolle) Stradella: Hr. Benda, vom Theater zu Düsseldorf.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Dienstag, 23. Mai. Die Reise auf gemeinschaftliche Kosten, komisches Gemälde in 5 Akten, frei nach dem Französischen von L. Angely.

Donnerstag, 25. Mai. Der Hund des Aubri de Montidie, oder: Der Wald bei Bondi, historisch-romantisches Melodrama in 3 Abth. nach dem Französischen, Musik von Seyfried.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. - Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 124. Mittwoch, den 24. Mai 1854.

Jose Maria.

(Nach dem Spanischen von A. Marckhoff.)

(Fortsetzung.)

„Du bist ein guter Escribano (Advokat)“, sagte der Brigadier zu Jose Maria, „aber denke nicht, uns von unserer Pflicht abwendig zu machen: Deine Sache ist gerichtet, Kapitän, bevor sie gehört war. Drei Dinge: der Kerker, die Kapelle und der Galgen verlangen auf Erden nach Dir, um Dich zur Schwelle der Ewigkeit zu bringen; wenn Du dann einmal dort droben bist und Dich noch Deines Handwerks erinnerst, so stiehl dem heiligen Petrus die Schlüssel des Paradieses, um Deine Seele an einem besseren Orte als Deinen Köeper zu betten.“

„Diese Festigkeit ist eines Staatsmannes würdig, doch ahmt nicht die Prinzipien dieser Kaste nach, welche eine Tugend daraus macht, ihre großmüthigen Gefühle zu ersticken. Lasset mir die Freiheit; was liegt daran, ob ein Dieb mehr in Euren Gefängnissen seufzt: wird darum die Welt besser?“

„Ein Dieb wie Du wiegt tausend auf. Es wäre besser, allen Uebelthätern eines Gefängnisses die Pforten zu öffnen, als Dich zu Deiner Bande zurückkehren zu lassen.“

„So kann also Jose Maria nicht das geringste Abkommen mit Euch treffen? weder Bitten, noch Geld. . .“

„Spare Deine Bitten für Gott“, sagte der Mönch; „er allein ist in seiner unerschöpflichen Barmherzigkeit gnädig genug, um Dir verzeihen zu können.“

„Gib das Geld den Unglücklichen zurück, welche Du beraubt hast“, sagte der Brigadier, „und suche nicht Mikelets zu bestechen, welche ihre Pflicht thun.“

„Ich muß mich also darin ergeben, die Strafe der Verbrecher zu erleiden?“

„Das ist das Kürzeste“, erwiederte Cervino. „Spare Dir die Demüthigung, unnütz um Gnade zu flehen; das würde nur dazu dienen, die hohe Meinung zu vernichten, welche man von Deinem Muthe hegt.“

Jetzt traten Cervino und die Mikelets auf Jose Maria zu, um ihn zu ergreifen. Auf ihre Bewegungen Acht gebend, sprang der Räuber mit einem Satze in den Winkel, wo der Wirth lag, und mit ihm zurückkommend, rief er:

„Freund Perez, diese Herren wissen nicht, daß ich, obgleich ich in der Unterredung, welche ich mit Juana gehabt, Euer Vorhaben errathen, doch Euer Leben schonte, als ich Euch tödten konnte.“

„Wie, Perez“, sagte Cervino, „welche Gewaltthätigkeit hat sich der Bandit gegen Euch zu Schulden kommen lassen?“

„Um irgend eine strafbare Absicht gegen mich auszuführen“, entgegnete der Wirth, „hat er mich gebunden und geknebelt, nachdem er mich gezwungen, meine Kleider abzulegen, um sie selbst anzuziehen.“

„Hiermit erklärt sich der Empfang, welcher uns bei unserer Ankunft zu Theil geworden“, unterbrach Diego; „der Räuber hat sich als Küchenjunge verkleidet, um uns zu entkommen.“

„Ohne Zweifel geschah es aus dem Grunde, um nicht von Euch erkannt zu werden“, brachte Jose Maria mit Ironie hervor, „daß der Küchenjunge, sein Wort haltend, das Kostüm des Kapitäns wieder anlegte, den Ihr zu sehen solche Eile hattet.“

„Rechne Dir einen Zufall nicht als Verdienst an“, fuhr der Brigadier fort; „vielleicht warst Du im Begriff, zu Pferde zu steigen und in einer Staubwolke zu verschwinden, als Du wider Deinen Willen, wahrscheinlich von einer mühsamen Expedition ermüdet, vom Schlafe übermannt wurdest, der Dich uns ohne Vertheidigung überliefert.“

„Mikelets, genießt Euren Triumph; „doch wenn auch bei Euch meine Sache verloren ist, so lasset mich an die Gesinnungen des edlen Perez appelliren. . . Die mit seinem Interesse verbundene Etiquette erheischt von ihm, sich eben so großmüthig gegen mich zu zeigen, als ich es eben gegen ihn war.“

„Weiß ich“, sagte der Wirth, „welches Schicksal Deine Herrlichkeit mir bestimmt, wenn Du nicht in den Hinterhalt gefallen, der eine Aenderung zu meinen Gunsten bewirkte! Ich bin weit davon entfernt, mit mildem Handeln auf Das zu antworten, was Du Deine Großmuth nennst; wisse, im Gegentheil, daß ich von ganzem Herzen dazu beigetragen, mit Deinem Verderben die Heirath meiner Tochter und Cervinos zu besiegeln.“

„Ich werde mir Deine Worte merken, Perez, damit sie der Wind zu meinen Gefährten trage, welche meine Gefangennahme nicht ungerächt lassen werden.“

„Deine Gefährten sind nur mit Dir zu fürchten; ihr Kapitän in unserer Gewalt, existirt die Bande nicht mehr für uns.“

„Tritt zu den Mikelets, Ventero, damit ich alle meine Feinde übersehe. Sehr gut; Ihr seyd acht Tapfere, deren große Seele sich darin zeigt, daß Ihr mir Hände und Füße frei laßt, in dem Glauben, ich könne aus diesem Käfige nicht entwischen. Sehr gut! Jedermann fürchtet, sich zu kompromittiren, indem er zu meinen Gunsten einschreitet und zittert vor Freude bei dem Gedanken, ich werde die Einkünfte des Henkers vermehren.“

„Eine Person will Euer Verderben nicht und wird Alles wagen, um Euch zu retten!“ rief Juana, welche von ihrem Gemache aus Alles gehört und nun wie ein rettender Engel herbeikam, um ihn zu schützen.“

„Juana!“ sprachen zugleich Cervino, Perez und die Mikelets.

„Juana!“ rief Jose Maria mit Freude. . . „Juana, hätte ich nicht, bevor ich Jedermann anklagte, mich erinnern sollen,

daß es hier eine zarte Jungfrau gebe, welche mir bewiesen, wie sehr sie meine Rettung wünschte."

„Ihr hattet Recht, so zu denken", murmelte die Andalusierin, „doch wäre es besser gewesen, Ihr hättet mein Interesse für Euch benutzt, als mich zu zwingen, dadurch, daß ich offen Eure Vertheidigung übernehme, mein Glück aufs Spiel zu setzen."

„Genug, Freunde!" sprach Cervino, „laßt uns nicht länger die Zeit mit den elenden Rodomontaden dieses Banditen verlieren. Perez, gebt die Stricke her, mit denen der Räuber Euch gebunden!"

„Die Stricke und den Knebel", sagte der Wirth.

„Hijos (Kinder), zu mir! . ." rief der Bandolero.

Kaum erschallte dieser Ruf, als die Pilger (welche keine andern wie Jose's Gefährten waren) wie ein Sturmwind in das Gemach stürzten.

„Kapitän", sagten sie, „wir sind zu Eurem Befehl."

Auf diese plötzliche Erscheinung folgte allgemeine Bestürzung. Ein neuer Einfall der Mauren hätte keinen größern Schreck hervorgebracht. Von Natur tapfer, wollten die Mikelets ihre Haltung behaupten; als sie jedoch sahen, daß Widerstand vergeblich seyn würde, ließen sie sich entwaffnen.

Während sie ihre Waffen abgaben, wandte sich Jose Maria an Cervino:

„Deine Rechnung war falsch", sagte er; „um mich zu fangen, mußt Du früher aufstehen, als Du gethan. Glaubtest Du denn, Du grüner Fuchs, daß ich so gutwillig in die Schlinge gehen würde, welche Du mir gelegt? Wie Du siehst, kannte ich Dein Vorhaben und wußte meine Maßregeln gegen Dich zu nehmen?"

„Wir sind verloren!" riefen Cervino, Perez, Juana und Frey Domingo.

„Wir wissen, was uns erwartet", setzte Diego hinzu, in seinem und der Mikelets Namen sprechend, „lasse uns nun Zeit, unsere Handschuhe anzuziehen, um dem Tode die Hand zu reichen, wie es sich gehört."

„Excellenzen", unterbrach Jose Maria, „Ihr lasset Euch Gerechtigkeit widerfahren, bevor ich über Euer Loos entschieden; aber vielleicht könntet Ihr mich doch weniger streng in Betreff Eurer finden, als Ihr es selbst zu seyn scheint. Ihr habt Eure Pflicht gethan, deßhalb soll Euch nichts zu Leide geschehen; ferner begnadige ich Perez, da es Juana's Vater ist, und Frey Domingo, weil er ihr Beichtvater."

„Wenn ich so viel Ansprüche auf Eure Gnade habe", wagte die Andalusierin, „so verzeihet auch Cervino; ich werde niemals den Adel Eurer Gesinnung vergessen."

Und ohne eine Antwort abzuwarten, faßte Juana ihren theuren Mikelet an der Hand und kniete nieder, um Jose Maria für seine Großmuth zu danken; aber der Räuber nahm bei dem Anblicke der Beiden eine strenge Haltung an und sagte:

„Stehet auf, Ihr habt mir für nichts zu danken. Wartet damit, bis Alles zu Ende ist."

„Ihr seyd Herr unseres Schicksals", murmelte Juana.

„Lasset uns jetzt", fuhr der Kapitän fort, „dem Mahle die Ehre anthun, und nichts möge die Freude desselben stören; es können genug traurige Dinge sich noch ereignen, bevor Jeder es verdaut hat."

(Fortsetzung folgt.)

Natur und Leben auf der Insel Java.

(Von Dr. Wilhelm Dieffenbach.)

(Fortsetzung.)

Bei Ersteigung des Patuha (8463' hoch) berührte Herr J. das am Fuße dieses Vulkans gelegene Dörfchen Tjisondari, welches eine hohe Lage hat, nemlich 3555' über dem Meere, und von Reisfeldern umgeben ist, auf welche im oberen Theile des Thales weitläufige und üppige Kaffeepflanzungen folgen. Die Zahl der Kaffeebäume wird auf zwei Millionen angegeben, welche einen Ernteertrag von nahe 5000 Pikols (ein Pikols enthält 125 Pfund) Bohnen liefern. In einer Entfernung von drei Paalen oder einer Stunde ziehen sich diese Kaffeeplantagen hinauf bis zu der Gränze des Waldes. Auf einer Höhe von 7193 Fuß eröffnete sich der überraschende Anblick eines See's mit grünlich-weißem Wasserspiegel, der mit seiner waldigen Umgebung das Interesse der Besuchenden erregte. Der Wald erstreckt sich bis hoch hinauf, wird aber unscheinbarer je höher man steigt, indem die Bäume immer kleiner, krüppelicher werden und sich mit Moos überziehen, dessen zahlreiche Aeten auch den Boden bedecken. Der älteste Krater des Patuha ist ein fürchterlicher Abgrund von nahe 500 Fuß Tiefe. Auf dem nordwestlichen Abhange des Berges, in einer Höhe von 1400 Meter, sprudelt eine Schwefelquelle, die eine Temperatur von 30° R. hat. Das Wasser hat einen alaunartigen Geschmack, ist hell und riecht nach Schwefel. — Von dem oben erwähnten Dörfchen Tjisondari aus, wurde auch der Vulkan Tankuban-Prahu besucht, und zwar in den Tagen vom 23. bis 26. Juli 1837. Dieser Vulkan hat eine Höhe von 6130 Fuß, vom Meere an gerechnet. Nicht fern von dem Fuße des Tankuban-Prahu liegt das ansehnliche Dorf Bandong, 2350 Fuß über dem Meeresspiegel sich erhebend. Einige Paale nördlich von Bandong auf sanft gegen den Berg ansteigendem Boden liegt eine Theepflanzung mit einem hölzernen, mit Stroh gedeckten Gebäude das zur Theefabrik eingerichtet ist, und wo die Blätter, wie Herr J. hinzufügt, unter Anleitung eines Chinesen zubereitet werden. Der vorgezeigte Thee erschien ihm gut und von reinem Geschmack. — Weniger glücklich ist man mit der Einführung der Seidenzucht gewesen, wovon die mit der vorerwähnten Theepflanzung bei Bandong in gleicher Höhe liegende ausgedehnte Pflanzung von Maulbeersträuchen, welche eine Seidenmagnanerie umgeben, den Beweis liefert. Mit einem unverhältnißmäßig großen Kostenaufwand sind kaum nennenswerthe Resultate erzielt worden; denn in einem Zeitraume von zwei Jahren wurden überhaupt nur 50 Pfund Seide gewonnen. Die Hauptursache dieses mißlungenen Versuchs findet Hr. J. in der gleichmäßigen hohen Temperatur auf Java, die der Entwickelung der Seidenwürmer nicht günstig sey, indem diese zu ihrem Gedeihen einen Wechsel der Jahreszeiten, wie in Europa zu bedürfen scheinen. — Die Fortsetzung der Reise nach dem Gipfel des Prahu führte durch Kaffeepflanzungen nach dem Dorfe Lembang, welches südlich von diesem Berge auf einer Höhe von 4100 Fuß liegt und in gerader Richtung nicht weiter als sieben Paale von Bandong entfernt ist. 2400 Fuß höher als Lembang liegt der Gipfel des Vulkans, zu dem der Pfad durch bewaldete Abhänge führt, auf denen die Eiche, die Fichte und andere mit Lianen reichlich umschlungene Bäume gemischt durcheinander stehen. Eine bunte Mischung von Bäumen verschiedener Gattungen ist das charakteristische Kennzeichen der Waldungen auf Java, und gerade dadurch unterscheiden sie sich wesentlich von den Wäldern unserer Zone, wo öfters eine und dieselbe Baumart sich über weite Flächen ausbreitet. Die letzten Eruptionen, die mit wiederholten Erdbeben und heftigen Schlägen begleitet waren, hatte der Tankuban-Prahu in den Tagen vom 30. März bis zum 2. April. Dabei rauchte der Berg stark und während diese Phänomene sich entwickelten wurden auch einige Steine ausgeworfen. Schon am 4. April war der Vulkan wieder ruhig geworden. — Im Jahre 1772 warf der Papandayang seinen grünen Scheitel ab und gab sich als Vulkan zu erkennen; ein Ereigniß, welches 40 Dörfern den Untergang bereitete und gegen 3000 Menschen das Leben kostete. In seinem Krater sind eine Menge vulkanischer Erschei-

nungen zu bemerken, als Wasserpfützen, die, bei einer Temperatur von 62° R., durch die hervorbrodelnden Gasarten in kochender Bewegung erhalten werden; sodann Löcher, aus denen ein schlammiges Wasser krachend hervorspringt und kleine Schlamm- und Wasser-Vulkane, die gleich Fontänen sprudeln. Endlich steigen an anderen Stellen des Kraters aus goldgelben Löchern in Klüften Dampfsäulen in die Höhe, und zwar mit einer Gewalt, daß der Boden davon erbebt und der damit verbundene, dem Geräusch herabstürzenden Wassers gleichende Lärm weithin gehört wird. Seitdem der Papandayang sich als Vulkan zu erkennen gegeben hat, fährt er ununterbrochen fort, Dämpfe auszustoßen. — In gleich tückischer Weise gab der Galungung sich am 8. October 1823 plötzlich als Schlamm-Vulkan zu erkennen. Mittags zwischen 1 und 2 Uhr, nach einem furchtbaren Schlag, der die Erde erbeben machte und der durch den größten Theil der Insel Java dröhnte, öffnete sich der Berg und es stieg eine in der Atmosphäre weithin sich ausbreitende Dampfsäule empor, welche den Tag schnell in die Nacht verwandelte und die ganze Gegend in dicke Finsterniß hüllte. Glühend heißer Schlamm entströmte zugleich dem neu entstandenen Vulkan in solchen gewaltigen Massen, daß alle Flußbetten damit angefüllt, ganze Dörfer mit ihren Fluren überschwemmt und darunter begraben wurden. Das ganze furchtbare Elementarereigniß dauerte vom 8. bis 13. October und zerstörte 114 Dörfer. Vier Millionen Kaffeebäume gingen dabei zu Grunde und getödtet wurden: 4011 Menschen, 105 Pferde und 853 Rinder. — Bei der Reise auf den 10480 Fuß hohen ausgebrannten Vulkan Tjermai kam Herr J. durch Cheribon, einem von Chinesen und europäischen Abkömmlingen bewohnten Seestädtchen, wo einst ein Sultan residirte und das Land umher beherrschte. Dr. Junghuhn war der erste Europäer, der das mühsame Tagwerk einer Wanderung auf den hohen Tjermai unternahm. In einem von der Kultur verschont gebliebenen Walde, welcher sich an ein Dorf anlehnte, wurde ihm durch die Gefälligkeit der Einwohner ein seltsames Schauspiel geboten, welches ihn und seine Begleiter sehr belustigte. Auf einem kleinen runden Plätzchen im Walde, wo für die Gäste Stühle hingestellt waren, wurde ein Bambusrohr geschlagen, dessen hohle Töne sofort die ganze Affenbevölkerung des Waldes in Bewegung brachte. Die Thiere kamen schnell von den Bäumen herab und näherten sich in raschen Sprüngen dem Orte, wo Reis und Pisang zu ihrer Fütterung ausgestreut wurden. Es waren Affen von unterschiedlicher Gattung, kleine und große, welche sich auf die lächerlichste Weise gebähredeten, und durch ihre possirlichen Sprünge wie durch ihre Streitigkeiten die Zuschauer sehr unterhielten. Es war dieß eine Affenkomödie im Großen, die auch ihre Trommel, das Bambusrohr nämlich, und ihren Theaterdirektor hatte. Die langgeschwänzten Acteurs des Waldes erwarben sich durch ihre improvisirten Darstellungen den Beifall der Reisegesellschaft, die bei der Fortsetzung ihrer Tour in einzelnen Dörfern Feigenbäume von außerordentlicher Größe und Schönheit bemerkte. Einmal sah Herr J. einen, der 50 Fuß im Umfange maß. Der Feigenbaum gehört bei den Javanen zu den geheiligten Bäumen, er steht auf freien Plätzen in den Dörfern und ist mit Mauern oder Geländern umgeben. Weiter hinauf, auf einer Höhe von 1880 Fuß über dem Meere, ruht der Blick auf sanften plateauähnlichen Gebirgsvorsprüngen mit jungen Zimmetpflanzungen, die vor drei Jahren angelegt waren, gutes Gedeihen versprachen und bereits eine Höhe von 3 bis 5 Fuß erreicht hatten. Bei dem höher gelegenen Dorf Argalinga (4062 Fuß über dem Meere), am Ursprunge des Baches gleichen Namens, der durch drei ansehnliche Quellen seinen Zufluß erhält, liegt ein Garten, in welchem europäische Gemüse kultivirt werden. Hier, wie überall auf Java in gleicher Höhe gedeiht unsere Waldbeere sehr gut und trägt schmackhafte Früchte. Die Temperatur war Nachmittags 3 Uhr 17° Reaumur, nach Sonnenuntergang sank sie nicht unter 15,5° Reaumur. Die Kratermauer des Tjermai umgibt ein Rhinozerospfad.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die Napiers haben sich von jeher als wackere Haudegen bekannt gemacht. Man erzählt sich genug Anekdoten von der Bravour Charley's, der jetzt die Ostseeflotte kommandirt, und wie man weiß, ward der Generallieutenant Sir Ch. Napier, welcher in Spanien und namentlich in Ostindien sich Lorbeeren erwarb, eben so wegen seiner vielen Schmarren, die seinen Körper bedeckten, als wegen seiner Barockheit angestaunt. Diese Haudegen-Natur zeigte sich schon in dem Ersten, der den Namen Napier trug und der als der Stammvater dieses alten schottischen Geschlechts angesehen werden muß. Derselbe, Donald genannt, war der zweite Sohn des Grafen von Lennox und ward, während sein älterer Bruder zu Hause blieb, vom Vater dem Könige von Schottland gesandt, um ihm die Feinde, die das Land überzogen hatten, schlagen zu helfen. Als die Schlacht heiß war und viele der Schotten den Rücken wandten, entriß der tapfere Donald dem Bannerträger seines Vaters das Banner und entschied, tapfer voran kämpfend und durch sein Beispiel die Uebrigen entflammend, den Tag für seinen König, der nach der Schlacht den Führern des Heeres sagte: „Ihr habt Alle wacker gefochten, aber Einer ist unter Euch, der hat seines Gleichen (na pier, schottisch für no peer) nicht." Seit der Zeit führte Donald und seine Nachkommen den Namen Napier. Archibald Napier, einem Zweige dieses Geschlechts entsprossen, wurde 1627 vom König Karl I. wegen seiner unverbrüchlichen Treue gegen die Krone zum Lord ernannt.

Die Insel Nonnenwerth, deren Fläche im Jahre 1721 einschließlich der Böschung noch 123 Morgen betrug, hatte nach der Vermessung vom Jahre 1846 nur noch 52 Morgen 136 Ruthen und die Verminderung ging, besonders in Folge des durch die Dampfer erhöhten Wellenschlages, so schnell voran, daß das gänzliche Verschwinden der Insel drohte. Jetzt hat die k. Regierung den Uferbau an der nordöstlichen Spitze in die Hand genommen; das allmälige Verschwinden dieser durch romantische Lage und historische Erinnerungen so bemerkenswerthen Insel wurde sehr zu beklagen seyn.

(Coblenz, 19. Mai.) Eine aus vier jungen Engländern bestehende seltsame Reisegesellschaft traf vorgestern hier ein, welche die Fahrt von Paris hierher zu Wasser mit einem eigenen kleinen Ruderboot, „The Lady Margareth" genannt, zurückgelegt hat und nun mittels desselben auch eine Rheinreise zu machen beabsichtigt. Das Schiffchen ist aus ganz leichtem Tannenholz in Paris gebaut und wiegt nur 140 Pfd.; man kann es auch zum Transport über die Straßen auf vier kleine Räder setzen, die die Reisenden mit sich führen. Von Paris ging die Fahrt die Marne hinauf über Chalons, durch den Marnekanal bei Frouard, bei welcher Gelegenheit ein fünf Kilometer langer unterirdischer Kanal durchschifft wurde, sie fuhren sodann in die Mosel und gelangten über Nancy, Metz und Trier hierher. Heute fahren sie per Dampfboot, auf welches sie auch ihr kleines Fahrzeug hatten schaffen lassen, bis Mannheim und den Neckar hinauf bis Heilbronn.

(Coburg, 14. Mai.) In der letzten Sitzung unseres Landtags kam eine Vorlage der Staatsregierung zur Verhandlung, in welcher die Summe von 13,000 fl. zur Uebersiedlung des germanischen Museums auf die hiesige Festung postulirt war. Die Versammlung gab ihre Zustimmung zu der projectirten Verwendung der geforderten Summe.

Korrespondenz.

Düsseldorf, 21. Mai.

Gestern und namentlich heute war unsere Stadt von Fremden so fleißig besucht, wie seit langer Zeit nicht; denn die Eisenbahnzüge, besonders die von Köln eintreffenden, konnten die Passagiere kaum fassen, welche zu uns kamen, um die Album-Blätter in unserer Kunstausstellung zu sehen, welche durch die namhaftesten Künstler der Düsseldorfer Schule für den Prinzen von Preußen zu seiner silbernen Hochzeit angefertigt wurden. Bis jetzt sind circa 80 dieser Aquarelle und Zeichnungen vollendet, von denen die landschaftlichen Darstellungen an Zahl und Gehalt bedeutend hervorragen. Wir führen von denselben an: Trier, von Osw. Achenbach; die Loreley nebst einer Salmfischerei, von A. Achenbach; Burg Rheinstein, von Aug. v. Wille; Bacharach, von A. Schulten; Burg Stolzenfels, von Ald. Flamm; Coblenz und Ehrenbreitstein, von K. Abloff; Kloster Laach, von Prof. J. W. Schirmer; St. Apollinariskirche, von A. Weber; Ruine und Burg Godesberg, von Alex. Michelis; Bonn und Siebengebirge, von F. Hengsbach; Aachen, von H. Mevius; Köln und Deutz, sehr gewissenhaft ausgeführt, von Ab. Lasinsky; das Innere des hohen Chores des Kölner Domes, von A. Wegelin; Kirche zu Altenberg, von A. Keßler; Elberfeld, von W. Klein; Mühlheim an der Ruhr, von F. Heunert und eine sehr ansprechende Ansicht der Stadt Cleve, von Kokoek in Cleve. Unter Denjenigen, welche die 6 religiösen Gegenstände ausführten, nennen wir den Direktor W. v. Schadow, Karl Müller, Professor E. Deeger, Franz Ittenbach und Th. Mintrop. Der geschichtlichen Darstellungen sind 14, und zwar von folgenden Künstlern: Jos. Fay, Jos. Kehrer, Jul. Schrader, H. Stilke, W. Volkherdt, H. Mücke, H. Plüddemann, E. Leutze, W. Sohn, Prof. K. F. Lessing, L. Clasen, Ch. Gill, E. Hünten und G. Bleibtreu. Von den 13 verkörperten Sagen und Legenden müssen wir besonders „der Schwanenritter zu Cleve“, von Jul. Hübener und „Otto der Schütz“, von L. Blanc erwähnen. Dem letzteren Bilde, das sehr ansprechend und mit großem Fleiß behandelt ist, liegt das bekannte Gedicht gleichen Namens von Kinkel zu Grunde. Alle Besucher wurden durch das Bild besonders gefesselt und erinnerten sich mit Wehmuth des rheinischen Sängers, der weit, weit von der Heimath als Flüchtling lebt. Ferner lieferten in diesem Genre R. Sohn, Theod. v. Oer, E. Steinbrink, A. Chauvin, Karl Clasen, Prof. A. Ehrhardt, G. Mengelberg, M. Wiegemann, Prof. Ch. Köhler, Prof. Th. Hildebrandt und A. Siegert Beiträge. Von den neun Bildern aus dem Volksleben ziehen vor Allem an: Der Carneval in Köln, von A. Schröder; Wirthshaus- und Küferleben, von K. Hübner; das Mailehn an der Ahr, von A. Tidemand; und eine Weinlese, von Prof. J. Becker. Außerdem verdienen einer rühmlichen Erwähnung K. Jordan, K. E. Böttcher, F. Wischebrink, E. Geselschap, Th. Maaßen und J. W. Preyer. Das Titelblatt ist von Bendemann und das herrliche Zueignungsblatt durch D. Levy-Elkan ausgeführt worden. In den beiden Deckeln des Einbandes werden die Siegel rheinischer Städte in Bilder und Wappen in Elfenbein sinnig angebracht. — Man schätzt den Werth dieses Albums, das von den rheinischen Städten veranstaltet wurde, auf 15,000 Thlr. — Es hat befremdet, daß Künstler wie Lindlar, Lachenwitz, W. Kleinenbroich und G. Lange in diesem Album nicht vertreten sind.

Stuttgart, 20. Mai.

Gestern Abend begann der k. k. österr. Kammersänger Ander sein Gastspiel an hiesiger Hofbühne als Lyonel in Flotows „Martha“ bei vollem Hause mit außerordentlichem Beifall. Mehrmaliger Hervorruf und öftere stürmische Applause lohnten den vortrefflichen Künstler für seine Leistungen. Hr. A. besitzt eine wohlklingende weiche Stimme, eine vollendete Ausbildung, einen gefühlvollen Vortrag und verbindet damit ein Spiel, wie wir es, Roger ausgenommen, wohl selten bei einem Tenoristen finden. Morgen tritt er in „Lucia“ und am Montag, wo der Großherzog von Hessen-Darmstadt auf seiner Durchreise nach München das hiesige Theater besuchen wird, in „Lucretia Borgia“ als Gennaro auf. Seine nächst darauf folgende Parthie wird Stradella seyn. Ob Hr. Ander dann noch einige weitere Gastrollen geben oder ob er dann sogleich nach Karlsruhe zu seinem dortigen Gastspiel weiter reisen wird, scheint noch unbestimmt.

Darmstadt, 20. Mai.

Die längst gehegte Erwartung, daß dem am 13. März 1852 dahier verstorbenen großh. Oberbaudirektor, Dr. Georg Moller, ein Denkmal gesetzt werden würde, ist nun in Erfüllung gegangen. Dasselbe erhebt sich über seiner Begräbnißstätte an der südlichen Mauer des Friedhofs und wurde heute früh feierlich enthüllt. Ein ansprechender Männerchor, das Gebet „Du bist uns nahe“, versetzte die Anwesenden in die rechte Stimmung für die darauf folgende Rede des Hrn. Prof. Hessemer von Frankfurt, welcher des Hingeschiedenen wissenschaftliche und künstlerische Verdienste in gedrängten Zügen schilderte. Bei den Schlußworten trat das Denkmal aus seiner Hülle in der schönsten Morgenbeleuchtung hervor: man erblickte eine mit den Attributen der Baukunst geschmückte weibliche Figur in idealer Haltung, als sehr bezeichnenden bildlichen Ausdruck des Strebens des Verstorbenen. Von J. B. Scholl erfunden und ausgeführt, verdient dieses Denkmal zu den schönsten Zierden unseres Friedhofs gezählt zu werden. Am Fuße desselben stehen die Worte: „Dem Meister seiner Kunst errichtet von Freunden und Schülern.“ Geboren am 21. Januar 1784 zu Diepholz im Königreich Hannover, regte sich bei Moller schon frühzeitig der Drang für seine eigentliche Lebensbestimmung, welcher er unter Weinbrenner in Karlsruhe während eines fünfjährigen Unterrichts (von 1802 bis 1807) entgegengeführt wurde. Auf seiner Reise nach Italien, besonders durch seinen längeren Aufenthalt in Rom, machte er umfassende Kunststudien in der höheren Baukunst, welche auf seine nachmalige Thätigkeit als ausführender Baumeister nicht ohne Einfluß geblieben sind. Im In- und Auslande hat Moller manche bedeutende Baute ausgeführt, und mehrere der letzteren werden wegen ihrer Schönheit und inneren Zweckmäßigkeit besonders gerühmt. Durch die Herausgabe des Werks: „Denkmäler deutscher Baukunst“, hat er sich um die mittelalterliche architektonische Kunstperiode ein ganz besonderes Verdienst erworben. Wir übergehen die Aufzählung seiner übrigen schriftstellerischen Erzeugnisse, welche der Gegenwart und ihren Bedürfnissen zugewendet waren und nach dem Urtheile bewährter Praktiker sehr beachtenswerthe Entwürfe zu neuen Gebäuden, besonders Constructionen rc. enthalten sollen.

Bad Homburg, 21. Mai.

Heute ist bereits die zweite Kurliste ausgegeben worden, aus welcher eine sehr große Fremdenfrequenz ersichtlich ist; namentlich sind viele Engländer eingetroffen; das seit einigen Tagen sehr schöne Wetter kommt natürlich unserer jungen Saison zu statten, da es nichts Lieblicheres gibt, als unsere jungen Waldungen im frischesten Schmucke der wieder erwachten Natur. Unsere Hotels sind durch ein neues vermehrt worden, das dieser Tage eröffnet worden; es ist der „Kaiserliche Hof“, der unter Leitung seines Wirthes, des Hrn. Sturm, den Fremden allen Comfort bietet, den sie von einem Gasthofe ersten Ranges zu erwarten berechtigt sind. Die Einrichtung dieses neuen Gasthauses ist wahrhaft prächtig und Speisen und Getränke werden sehr gelobt.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 24. Mai. Alessandro Stradella, Oper in 3 Akten von Flotow. (Gastrolle) Stradella: Hr. Benda, vom Theater zu Düsseldorf.

Donnerstag, 25. Mai. (Gastdarstellung der Fräul. Schäfer, vom Stadttheater zu Leipzig) Donna Diana, Lustspiel in 4 Abth., nach dem Spanischen des Don August Moreto, von C. A. West. Donna Diana: Fräul. Schäfer.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Donnerstag, 25. Mai. Der Hund des Aubri de Montidie, oder: Der Wald bei Bondi, historisch-romantisches Melodrama in 3 Abth. nach dem Französischen, Musik von Seyfried.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. - Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 125. Freitag, den 26. Mai 1854.

Jose Maria.

(Nach dem Spanischen von A. Mardhoff.)

(Fortsetzung.)

Man setzte sich zu Tische, Mikelets und Banditen einander gegenüber, als wenn sie die besten Freunde von der Welt gewesen wären. Der Kapitän brachte halb ernst, halb scherzend einen Toast aus auf die Gesundheit des Brigadier, welchen dieser, sich auf die Lippen beißend, mit einem ähnlichen auf das Wohlergehen des Kapitäns erwiederte. Ihre betreffenden Gefährten ahmten diese gegenseitige Höflichkeit nach. Perez nahm die alte Guitarre von der Wand, und Räuber und Mikelets sangen improvisirte Lieder verliebten und politischen Inhalts; selbst der Mönch feierte das künftige Glück des Bräutigams in einer Kirchenmelodie.

Nachdem Jose Maria dieser Fröhlichkeit eine Zeit lang geduldig zugeschaut, lud er Cervino ein, da auch er jetzt ein Liedchen singen wolle, ihn mit der Guitarre zu begleiten, worauf er die Weise folgender Letrilla des spanischen Anakreons (Melendez Valdes) anstimmte:

> Adios, mi dulce vida,
> Filis, adios, que el hado
> Mi fin ha decretado;
> Y es fuerza ya partir. *)

„Mikelet", sagte der Kapitän, „Dein Spiel ist zu lustig für die Worte des Dichters, und paßt nicht zu der ernsten Weise, in der ich singe."

„Mag seyn", erwiederte Cervino: mein Herz theilt seine Fröhlichkeit meinen Fingern mit und läßt die Noten erklingen, ohne darauf zu achten, daß sie mit Eurer Stimme nicht harmoniren. Aber daran seyd Ihr selbst schuld, Don Jose; warum wählt Ihr denn bei so fröhlicher Gelegenheit so traurige Verse?"

„Um Dich zu lehren, Dem, was Du nicht fühlst, bessern Ausdruck zu geben, und daß Deine Dame, welche die Musik besser versteht als Du, herrlich begleiten wird; gib ihr die Guitarre."

Cervino, außer Fassung gebracht, legte das maurische Instrument in Juanas Hände. Jose Maria sang die zweite Strophe mit noch düsterem Tone als die erste:

> Adios! oh despedida!
> Ocrudo! amargo instante!
> Adios . . mi pecho amante
> Podrá sin té vivir? *)

„Eine trübe Vorbedeutung für Leute, welche nur daran denken, zu lachen", sagte Cervino. „Ich bitte Euch, fahrt nicht in diesem Tone fort, wenn Ihr uns nicht auch zu dem de profundis noch führen wollt."

„Glaube nicht zu scherzen", erwiederte der Kapitän; „an diesen Psalm will ich eben gelangen. Frey Domingo soll ihn für Dich singen."

„Was soll das heißen?" fragte die ganze Gesellschaft.

„Das bedeutet, die Todesstunde hat für diesen Mikelet geschlagen."

Dumpfes Schweigen folgte diesen Worten. Cervino erbebte, Juana ließ die Guitarre zur Erde fallen.

„Mache ein Ende mit mir", stieß Cervino hervor, welcher, nachdem der erste Schlag gefallen, eine für Leute, welche aus den höchsten Glücksträumen in die schreckliche Wirklichkeit geschleudert werden, ungewöhnliche Entschlossenheit wiederfand; „sprich mein Urtheil aus, ich bin bereit, als Dein Opfer zu sterben, und zwar mit mehr Muth, als Du gezeigt, wie Du in meiner Macht warst."

„Armer Thor! Ich hätte mich nicht so benommen, wie ich gethan, wenn ich wirklich in der Lage gewesen, Deiner Schonung zu bedürfen. Deinetwegen und nicht für mich ließ ich mich so weit herab, um Gnade zu bitten. Ich war entschlossen, ich wiederhole es, die Großmuth bis zur Unklugheit zu treiben, aber Du hast Dich selbst verurtheilt dadurch, daß Du mich verurtheiltest."

„Wohlan, Räuber, schone mich nicht; ich ziehe es vor, Dir den Tod als das Leben zu verdanken."

„Geliebter", murmelte Juana, „vergissest Du, daß meine Existenz an die Deinige gebunden ist? Erzürne ihn nicht, welcher Herr Deines Schicksals ist, und den wir vielleicht noch erweichen."

„Ich versuche es nicht."

„Keine Täuschung!" rief der Bandit; „Gerechtigkeit muß geübt werden. Spart alle weiteren Reden, ich habe nicht Lust, noch mehr Zeit mit unnützem Geschwätz zu verlieren. Mikelets, führt den Verurtheilten ab und hängt ihn; ich will es so, wenn Euch Euer Leben lieb ist."

Auf diese Worte hin ergriffen diese, welche wohl sahen, daß sie Jose's Befehle gehorchen mußten, von den übrigen Räubern gedrängt, ihren Kameraden und hingen ihn wie einen Verbrecher an die Decke des Gemachs. Als Cervino seinen Geist aufgege-

*) Leb' wohl, mein süßes Leben, Philis, leb' wohl; das Schicksal will, daß ich sterbe, und ich muß Abschied nehmen vom Leben.

*) Leb' wohl! Wie schrecklich ist doch der Augenblick einer grausamen Trennung. Leb' wohl! Wird mein liebend Herz ohne Dich leben können?

ben, ließ Jose Maria den Körper des Verurtheilten abnehmen, und sagte, sich an die Soldaten wendend:

„Nehmt Euren Waffenbruder hin, um ihn zu beerdigen, wo Ihr wollt, und besucht oft sein Grab, um Euch daran zu erinnern, auf welche Weise ich Verräther behandle!"

Mit der sterblichen Hülle Cervinos beladen, schickten sich die Mikelets an, nach dem Stalle zu gehen, um ihre Pferde zu holen und abzuziehen; doch Jose Maria trat ihnen entgegen mit den Worten:

„Sennores, meine Gefährten sind zu Fuße hierher gekommen, da sie darauf rechneten, Eure Pferde zu erhalten. Es würde weder gerecht noch klug seyn, wenn das nicht geschähe. Die Prophezeihung Cervinos: Ihr werdet nicht so von hinnen gehen, wie Ihr gekommen, muß erfüllt werden."

Und noch ehe die Mikelets antworten konnten, fuhr der Kapitän fort:

„Das ist nicht Alles; wenn die Indianer Herr ihrer Feinde geworden, beeilen sie sich, deren Haare abzuschneiden, um sich einen Siegesgürtel daraus zu machen. Weniger grausam als diese Wilden, denke ich nicht daran, Euren Häuptern ihren schönsten Schmuck zu entreißen; ich begnüge mich mit Euren Bärten."

Und ungesäumt ließ er den Soldaten die Bärte abnehmen. Voll Wuth und Scham über diese Mißhandlung von Seiten der Banditen verließen die Mikelets die Venta, ihren Kameraden auf einer aus Zweigen gebildeten Tragbahre mitnehmend.

Sobald Don Diego mit seinen Leuten sich entfernt hatte, kehrte Jose Maria in das Gemach zurück, wo Juana während der schrecklichen Hinrichtung ihres Geliebten knieend vor einem Kruzifixe zwischen Perez und Frey Domingo lag. Der Kapitän trat mit Würde auf sie zu und sagte:

„Meine Rechnung ist mit dem Mikelet geordnet, aber noch nicht mit Euch. Freund Perez, Du bist vor nichts zurückgewichen, um Gewinn in meinem Verderben zu finden, daher mußt Du sehen, wie Dein Ruin meiner Rettung folgt. Verlasset dieses Haus, in dem länger zu bleiben Gefahr für seine Besitzer seyn werde."

Und mit Juana, welche ihr Vater und Beichtiger unterstützten, hinausgehend, befahl Jose Maria seinen Gefährten, sich bereit zu machen, um auf die Höhen der Morena zurückzukehren. Kaum hatten sie die Pferde der Mikelets aus dem Stalle gezogen, um den Fuß in den Steigbügel zu setzen, als züngelnde Flammen aus den Fenstern des Wirthshauses schlugen.

(Schluß folgt.)

Natur und Leben auf der Insel Java.

(Von Dr. Wilhelm Dieffenbach.)

(Fortsetzung.)

Die Geänze der Ansiedlung der Javanen in dem Hochland setzt Herr J. zu 5000 Fuß an, einzelne Ausnahmen abgerechnet, und findet darin die Ursache der Erhaltung der höher liegenden Wälder in Regionen, die für den die Wärme liebenden Eingebornen zu kühl sind, und wo weder Reis noch Kokospalme gedeihen, noch Quellen entspringen, die nur in einer Höhe von 3000 Fuß, und unteehalb derselben, gewöhnlich vorzukommen pflegen. Die eigentliche Region der riesenmäßigen Fichten erstreckt sich bis zu einer Höhe von 6000 Fuß, da sie von da an allmälig seltener werden. — Auf der Reise von Batavia nach Samarang führte dee Weg unter andern auch durch das Landstädtchen Pegalongen, welches etwas weiter vom Seestrande entfernt ist, als Cheribon und aus kleinen einstöckigen Häusern von Stein und Bambushütten besteht, die von Fruchtbäumen und Kokospalmen umgeben sind und wie in einem Walde zerstreut umherliegen. Alleen von Tamarinden und Feigenbäumen fassen die Hauptstraße ein. Dieß ist der gewöhnliche Anblick javanischer Landstädtchen, welche, außer den Eingebornen, nur von wenigen Europäern (mit dem Residenten und einigen Beamten) bewohnt werden. Wie kamen, erzählt Herr Junghuhn, den 29. Apeil (1838) Nachmittags zu Ampel an, dem Landsitze des Hrn. Dezintjé, auf dem Fuße des Merbabu gelegen, der sich nach Osten hinausbreitet. Hier war Alles in dulci jubilo. Man feierte den Namenstag des Eigenthümers. Tigergefechte wurden gehalten, Champagner schäumte, Bajaderen tanzten und unaufhörlich, allen anderen Lärm übertäubend, eeklangen die Schläge des Gamelang's, in dessen Pausen man nur zuweilen eine lieblicheee, harmonischeee Musik Europa's vernahm. Es liegt dieser Ort 1973 Fuß über dem Meere. Das Hereenhaus ist mit einem Walle und einer festen Mauer umgeben, ein kleines Fort bildend, welches der Eigenthümer in den letzten Kriegen mit Erfolge gegen die javanischen Insurgenten vertheidigte. Schöne parkähnliche Anlagen, in denen zahlreiche Trupps zahmer Hirsche weiden, und die gewöhnlichen Gebüsche der Dörfer, die sich zwischen den Kaffeegärten und den Reisfeldern erheben, umzingeln den reizenden Landsitz des Herrn Dezintjé. — Kaum anderthalb Paale von Seragen beginnen ausgedehnte, von einer Menge Tigern und wilden Schweinen bevölkerte, undurchdringliche Graswildnisse, die in ihrer außerordentlichen Höhe einen Mann zu Pferde überragen und nur durch hineingehauene Pfade passirt werden können. — Die unzertrennlichen Gefährten der Chinesen in ihren Dörfern auf Java sind die Schweine, welche sie in Menge halten, während den Javanen, die kein Schweinefleisch essen, diese Thiergattung ganz fremd ist. Die grunzenden Vierfüßer und die ummauerten Häuser sind das charakteristische Kennzeichen eines chinesischen Kampong, das in seiner Umgebung die unverkennbaren Spuren der Betriebsamkeit seiner arbeitsamen Bevölkerung zeigt. Wir folgen Herrn J. nach dem Sindoro, der ein Vulkan von 9682 Fuß Höhe ist, und seinen infernalischen Charakter jetzt nur noch durch das brausende Geräusch von Schwefeldämpfen zu erkennen gibt, welche aus einer den Berg trennenden, großen Spalte von unergründlicher Tiefe hervordringen. Sie hat an den meisten Stellen nur eine Breite von 3 bis 6 Fuß, und ein hineingeworfener Stein wurde noch nach 40 Sekunden gehört, ohne jedoch, wie es schien, den Grund der Kluft erreicht zu haben. Nehmen wir 40 Sekunden als die Dauer der Bewegung überhaupt an, so würde sich hiernach eine Tiefe der Spalte von 24,000 Fuß ergeben; woraus man auf die ungefähre Tiefe des vulkanischen Herdes einen Schluß ziehen könnte. Gewaltige vulkanische Kräfte scheinen den mächtigen Sindoro gespalten zu haben. Auf dem Wege nach dem Gipfel fand Herr J. noch auf einer Höhe von 7000 Pariser Fuß angebautes Land, welches mit Zwiebeln bepflanzt war. Eine ähnliche Erscheinung des Landbaufleißes in anderen Gegenden des javanischen Hochlandes hat sich ihm auf einer solchen Höhe nicht dargeboten. Vielleicht ist jenes Zwiebelfeld der höchst kultivirte Punkt auf der ganzen Insel. — Der Lamongang, der eine Höhe von 4500 Fuß hat, ist, wie Herr J. meldet, einer von den wenigen Vulkanen, die in stetiger Eruption verharren, und welche nie aufhören, glühende Lava auszuschleudern. — In dem Gunong-Prahu ist der höchste Gebirgspaß von Java, der an der Stelle, wo er die Firste überschreitet, eine Höhe von 7000 Fuß hat. Das in der westlichsten Gegend des Hochlandes gelegene Dorf Batur, dessen Hütten größtentheils aus den Stengeln des Sacharum Klaga erbaut sind, ist von Feldern umgeben, auf denen Kartoffeln, Kohl, Zwiebeln und Tabak gebaut werden. — Das Plateau Diëng auf dem Gunung-Prahu besteht in einer großen Grasfläche, in deren Nähe Eingeborne bleibende Wohnsitze in ärmlichen Kampongs genommen

haben. Sie bauen Tabak und wohnen 6300′ über dem Meere. Diëng ist das höchst gelegene Dorf der ganzen Insel. Das Plateau ist öfter Morgens mit Reif bedeckt. — In üblem Rufe steht auf Java das in der Gebirgsgegend Sitfimat vorkommende sog. Todtenthal, in welchem beständig erstickende Gasarten ausströmen, die auf Menschen und Thiere tödtlich wirken. Ziegen, Hunde und Hühner, welche der Resident von Batjuras hineintreiben ließ, geriethen bald in Zuckungen und starben. Herr J. sah die Leiche eines Menschen darin liegen, der vor 14 Tagen absichtlich hinabgeklettert war, um seinem Leben ein Ende zu machen. — Machen wir einen Augenblick Halt und blicken zurück in die Gebirgsgegenden, in denen wir uns hin und wieder umgesehen haben. Ausgezeichnet durch ein mildes Klima, scheinen sie alle Annehmlichkeiten und Reize der gemäßigten Zone darzubieten. Für den europäischen Ansiedler würden sich in dem schönen, gesunden und fruchtbaren Hochland der Insel hoffnungsreiche Aussichten eröffnen, wenn die königl. niederländische Regierung die Auswanderung nach Java veranlassen und begünstigen wollte. Da herrscht staatliche Ordnung, Sicherheit und Ruhe, während z. B. in Mexico, wo ähnliche klimatische Verhältnisse stattfinden, eine Revolution die andere jagt, und ein dauernd geordneter bürgerlicher Zustand dieser Republik noch zur Zeit in das Reich der frommen Wünsche zu gehören scheint. — Einen weiteren Beweis für die ungemeine Fruchtbarkeit in dem Hochlande der Insel liefert ein, oberhalb Tjiceroa in einer Höhe von 3000 bis 3500 Fuß gelegenes großes Zuckerfeld, dessen üppiger Wuchs, wie Herr J. bemerkt, dem am Seestrande nichts nachgibt. Auf einer Seite wird die Pflanzung, die die höchste dieser Art auf der ganzen Insel ist, von Rosamalawäldern begränzt. Freilich zeitigt das Zuckerrohr auf dieser Höhe erst in 18 Monaten, während es am Seestrande schon in 8 bis 12 Monaten reif wird und geschnitten werden kann. Die ganze hoch gelegene Pflanzung, deren Eigenthümer Herr A. Doornik ist, umfaßt einen Flächenraum von 6000 Quadratfuß mit 14,400 Pflanzen, welche 42 Pikol (Centner à 125 Pfd.) Zucker zu liefern im Stande waren. Dieß glänzende Ergebniß seiner Plantagenwirthschaft, welches man in einer höheren Gegend kaum erwartet hatte, fand auf Java die wohlverdiente Anerkennung. Außer dem Reis bringt der Boden auch Kartoffeln hervor, die hier in Menge und von besonderer Güte gewonnen werden. Mit dem Anbau der Weinrebe ist man auf Java noch nirgends glücklich gewesen; möglich, daß man noch nicht die rechte Gebirgsgegend und das entsprechende Klima getroffen hat. In jenem Höhenlande, wo Herr A. Doornik angesiedelt ist, wuchert die Areng-Palme in Gruppen von 50 bis 100; aber einen noch lieblicheren Anblick als diese gewähren die Mangifera-Arten, deren dunkles Laub sich rund und schattig wölbt. Von den Kuli's, welche als Packträger zur Reisebegleitung gehörten, erstiegen einige einen Mangiferabaum und schüttelten ihn so stark, daß eine Menge Käfer, die unseren Maikäfern gleichen, herunterfielen. Sie sammelten dieselben ein, um sie Abends als Leckerbissen zu verzehren. Eine Art Heuschrecken wird von den Javanen ebenfalls gerne gegessen; jedoch müssen dieselbe vorerst geröstet seyn. — Bei seinem letzten Besuche des Gedé-Gebirges fand Herr J., daß ein ihm bekannter Landwirth, dem er früher dazu gerathen hatte, auf dem ziemlich flachen, aber höher als 5000 Fuß gelegenen Gipfel des Manellawangir ein großes Baumstück von europäischen Obstsorten (Aepfel, Birnen, Pflaumen und Aprikosen) angelegt hatte. Kein Berggipfel auf Java erreicht die Schneegränze, da diese nicht unter 12,000 Fuß zu suchen seyn dürfte. Herr Junghuhn gibt den Gebirgsbewohnern auf Java das Zeugniß einfältiger, aber gutherziger Menschen, die, wie wir sehen, manche hochcivilisirte Völker in ihren sittlichen Anlagen zu beschämen vermögen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Der Kölner Männergesangverein hatte am letzten Freitag (19. d.) die Ehre vor der Königin Victoria, dem Prinzen Albert und einem zahlreichen Kreise von Gästen zu singen. Das Conzert fand Abends gegen 10 Uhr in der Gemäldegallerie des Buckingham-Palastes statt. Die Königin hatte selbst das Programm aus zweiundzwanzig ihr vorgelegten Gesängen bestimmt und folgende neue Lieder zum Vortrag bezeichnet: Drei Volkslieder von Silcher (In einem kühlen Grunde — O Herzens schön Schätzerl — Jetzt gang i ans Brünelle); das Baritonsolo „Im Walde“ von Kücken; der „frohe Wandersmann“ und „Schlafe Liebchen“ von Mendelssohn; das „Trallerliedchen“ von Ries; „Lenzfragen“ von Lachner und das „Schwertlied“ von C. M. v. Weber. In den Pausen sprachen die höchsten Herrschaften wiederholt ihre Befriedigung mit den ausgezeichneten Leistungen des Vereins aus, wobei der Direktor, Herr Weber, die Gelegenheit ergriff, den tiefgefühlten Dank für das prachtvolle Ehrengeschenk an den Tag zu legen, das die Gnade Ihrer Majestät dem Vereine für seine vorjährigen Leistungen verliehen und das die Stadt Köln als ein ewig theures Pfand der höchsten Huld und Anerkennung deutscher Kunst durch eine Königin von England heilig den kommenden Geschlechtern aufbewahren werde. Zum Schluß des Conzertes stimmte der Verein das „Rule Britannia“ und „God save the Queen“ an. Der Verein wurde darauf zum Souper geladen, das an Trefflichkeit der Bewirthung und Aufmerksamkeit der Bedienung nichts zu wünschen übrig ließ und wobei Herr Mitchell (der englische Agent des Vereins) die Gesundheit Ihrer Majestät ausbrachte. Gegen 1 Uhr verließen die Sänger den Palast, voll von dem erhebenden Eindruck, den die so höchst ehrenvolle Aufnahme des Vereins und seines Dirigenten in der Residenz der mächtigen Herrscherin von Großbritannien in ihnen hinterlassen.

Eine Stelle über die „Stunden der Andacht“ von Zschokke verdient Erwähnung, die aus dem „Einsiedler-Kalender“ vom J. 1854 aus einer Abhandlung über den Eid ausgezogen ist und wortgetreu lautet: „Das ist allerdings ein kommodes Buch für die kommode Welt. Es hat für alle Presten und Schadhaftigkeiten der Seele ein Schlaftränklein. Alle möglichen Verbrechen, und auch der Meineidige, werden darin gar süß und angenehm getröstet. . . Ich wüßte nicht, ob ich nicht lieber einen Meineid begangen, oder die Stunden der Andacht aufgesetzt hätte.“

(Bukarest.) Die räuberischen Anfälle in unserer Umgegend mehren sich von Tag zu Tag. Auch Versuche von Menschenraub sind vorgekommen. Dieser Tage ging harmlos in der französischen Gasse ein ungefähr dreizehn Jahre altes Marchande-de-Modes Lehrmädchen mit einer Schachtel künstlicher Blumen, die sie bei einer Kundschaft abzugeben hatte. Da bog plötzlich über eine Straßenecke ein Fiaker, ein darin sitzender „Freiwilliger“ sprang aus dem Wagen, packte das Mädchen und nahm es gewaltsam in den Wagen. (Zu bemerken, daß jene Gasse eine sehr belebte ist.) Auf das Geschrei des Mädchens fielen zwei Herren den Pferden in die Zügel und befreiten das arme Geschöpf aus den Händen des Räubers, aber der Fiaker jagte sich Bahn durch die zusammengelaufene Menge, und weder er, noch der Freiwillige konnten mehr ausfindig gemacht werden. Das Mädchen wurde ihren Eltern zurückgestellt. — Die hiesige Polizei publicirt bereits seit mehreren Tagen, daß aus einem walachischen Hause ein vierzehnjähriges Mädchen abhanden gekommen sey. Da dasselbe bis zur Stunde noch nicht aufgefunden wurde, so läßt sich annehmen, daß selbes auf gleiche Weise geraubt worden seyn dürfte.

(Mergentheim, 17. Mai.) Am 9. d. M. war ein feierlicher Akt in der Deutschordensgruft der evangelischen Kirche zu Mergentheim. Das neue Denkmal für den Ordensbruder Andreas v. Hohenlohe, gestiftet von dem Fürsten Heinrich v. Hohenlohe-Kirchberg zu Petersburg, wurde in der Gruft aufgestellt und der evangel. Kirchengemeinde übergeben. Der Bevollmächtigte des Fürsten von Hohenlohe übergab das Denkmal mit einigen einleitenden Worten, wobei er bemerkte, daß dieses Denkmal nicht nur aus Pietät gegen den frommen Ahnherrn gestiftet worden, sondern auch den Zweck habe, die alten freundlichen Beziehungen zwischen der Stadt Mergentheim und dem Hause Hohenlohe zu erneuern und bis in die späteste Zeit dauernd zu erhalten. Das aufgestellte Denkmal wurde von dem Bildhauer Pfeifer aus Wertheim gefertigt und in schönem rothem Sandstein von Werbach ausgeführt. Es hat etwa 12 Schuh Höhe, 4—5 Schuh in die Breite. Die Arbeit macht dem Meister Ehre.

Korrespondenz.

München, 17. Mai.

Während der geräuschvollen Vorbereitungen zur großen Industrieausstellung hat die hiesige Künstlerschaft, wenn auch im Stillen, doch mit gleicher rastloser Thätigkeit fortgeschafft, um das Project einer allgemeinen deutschen Kunstausstellung allgemach zur Verwirklichung zu bringen. Bereits sind alle Vorbereitungen mit Umsicht getroffen, also daß gleichzeitig mit der Eröffnung der Industriehalle die Räume unseres prachtvollen Kunstausstellungsgebäudes sich erschließen, und ein Zeugniß werden ablegen können, über das künstlerische Streben, über die Kunsthöhe und Kunstrichtung in unserem gesammten deutschen Vaterlande. Nicht wenig hat zur Förderung der Sache die Loyalität unserer Regierung beigetragen, welche für die Gemäldezusendungen auf den bayerischen Staatseisenbahnen in gleicher Weise Taxbefreiung gewährte, wie für die Sendungen zur Industrieausstellung. Sind wir recht berichtet, so hat auch die badische Regierung ihre Erklärung in Absicht auf eine ähnliche Portovergünstigung bereits an die hiesige Künstlerschaft erlassen, und besteht Hoffnung, daß auch das betreffende österreich., preuß. und würtemb. Staatsministerium zu einem solchen dankbar anerkannten Akte sich bewogen finden werde. Diese Frage ist in so ferne von einiger Wichtigkeit, als die gegenwärtige Kunstausstellung neben der idealen auch noch die reale Tendenz hat, den Erzeugnissen der Kunst einen ungewöhnlich großen Absatz zu verschaffen. Je geringer die Regie- und Verwaltungskosten, desto bedeutender wird die aus dem Entree und den Loosverkäufen sich ergebende Summe seyn, welche ausschließend zum Ankauf tüchtiger Bilder verwendet werden soll. Die Auswahl der zur Verloosung bestimmten Gemälde ist einer von der Künstlerschaft bereits gewählter Jury überlassen. — Bereits beginnen die Anmeldungen auswärtigen Künstler über ihre Zusendungen. Auch in den Werkstätten der hiesigen Kunstjünger wird rüstig zu gleichem Zwecke geschaffen. Nichts destoweniger bieten auch die Ausstellungen unseres Kunstvereines fortwährend des Interessanten genug und liefern ein Zeugniß von der unermüdeten Künstlerthätigkeit in unsern Mauern. So hat erst in einer der letzten Woche Schön ein ziemlich bedeutendes, gut in der Farbe gehaltenes Bild ausgestellt, einen Meraner Scharfschützen aus dem Jahre 1848, den die Landwehrpflicht aus den Armen seiner betrübten Mutter und des ihn umschließenden Liebchens reißt. Den vielen fernen Freunden des Künstlers, welche ob seines langwierigen Augenleidens bekümmert waren, mag diese Nachricht als erfreulicher Beweis seiner Genesung gelten.

Berlin, im Mai.

Nach den Mittheilungen des hiesigen stat. Bureaus würde Preußen bei 4 Scheffel Getreide-Bedarf auf den Kopf 68 Mill. Scheffel überhaupt gebrauchen. „Der Bedarf einer Woche ist daher etwas mehr als 1⅓ Mill. Scheffel, dem Gewichte nach mehr als eine Million Centner; Berlin braucht für eine Woche etwa 25 bis 26,000 Centner. Eisenbahnzüge könnten 25,000 Centner allerdings rasch aus der Ferne bringen. Aber die 25,000 Centner müßten doch an dem Absendungsorte bereit liegen. Wäre dieß nicht, so bedürfte man etwa 500 bepackte Wagen, um eine solche Quantität auf Landwegen 1, 2, 3 oder 5 Meilen weit heranzuführen. Man hat daher vorgeschlagen, der Staat möge, wie in früherer Zeit der Fall war, große Vorräthe in Magazinen bereit halten. Unsere Militär-Verwaltung hat beispielsweise für die Besatzung Berlins den nöthigen Vorrath von Getreide in seinen Magazinen allerdings bereit liegen. Allein das ist der Bedarf für etwa 20,000 Menschen. Welche Magazine, welche Gebäude wären nothwendig um für 450,000 Menschen den Bedarf vorräthig zu haben!" Im südlichen Deutschland, namentlich in Bayern, sind solche Ideen in ganz neuester Zeit wieder angeregt worden.

Aus dem Nassauischen, 20. Mai.

Ein paar Worte über einen Verein, der seit verhältnißmäßig kurzem Bestehen kräftige Wurzel faßte, und seiner Tendenz, wie praktischen Einrichtung wegen, als Beispiel des Guten in Ihren allem wahrhaft Gemeinnützigen offenen Blättern aufgestellt zu werden verdient. Es ist der etwas über ein Jahr zu Weilburg bestehende Armen-Verein. Veranlassung zu dessen Gründung gab die unerhörte Hausbettelei, welche, durch die Lage der Stadt begünstigt, aller Wachsamkeit der Polizei Trotz bot. Empörend war obendrein das Unwesen, das u. A. mit dem erbettelten Brode getrieben wurde. In ganzen Säcken sammelten es die Schule versäumende Dorfkinder, um es anderwärts zu verkaufen, oder sie warfen sich mit Brodschnitten, oder zerschlugen dieselben endlich aus purem Muthwillen in die kleinsten Stücke u. s. f. Die von Hrn. Apotheker F. Rudio am 8. März 1853 erlassene Aufforderung zur Constituirung eines Armen-Vereins (nach Muster des zu Gießen bereits längere Jahre hindurch existirenden) fand daher, wie leicht zu denken, alsbald die beifälligste Aufnahme. Auch währte es nicht lange, so trat der Verein mit höherer Genehmigung ins Leben. Derselbe zählt nunmehr 91 Mitglieder und stehen in jeder Beziehung tüchtige Männer an der Spitze. Die Statuten zerfallen in 16 §§. — Sämmtliche Mitglieder des Vereins verpflichten sich, den Bettlern nichts mehr persönlich zu verabfolgen. Als Minimum der Beiträge werden wöchentlich 5 kr. festgesetzt. Dem Vereine, der das Gute mit allen Vereinen gemein hat, daß er die Kräfte Vieler zu Einem Zwecke sammelt, ist von Herzen ferneres Gedeihen zu wünschen. Die Wohlthätigkeit Einzelner ist recht schön, aber wie manchem Mißbrauche ist nicht die Gabe des nicht genugsam mit den Persönlichkeiten, den Ortsverhältnissen vertrauten Einzelnen ausgesetzt? Mehrmals mißbrauchte Güte schlägt alsdann leicht in Mißtrauen und Argwohn um; die Gaben fallen spärlicher, bis die gebende Hand sich zuletzt ganz zurückzieht. Bekanntlich sind nicht alle Bettler, die betteln, und man hat wohl zwischen Armen, die nicht arbeiten können (wie alte Leute, Kranke, ohne Schuld außer Arbeit Stehende), und Armen, die nicht arbeiten wollen, zu unterscheiden. (Den Letzteren fehlt der Reichthum des Fleißes.) Auch in den Gaben selbst irrt sich oft der einzelne Wohlthäter. Er gibt dem Einen Geld, während er ihm Arbeit — die beste Gabe — geben sollte u. s. w., kurz, der größere Segen eines Vereines liegt auf der Hand. Einsender spricht schließlich den Wunsch aus, daß seine Zeilen für andere Orte anregend wirken möchten.

F.

Frankfurt a. M.

Wir bringen hiermit zur allgemeinen Kenntniß, daß Mittwoch, den 31. Mai die Aufführung der Oper „Lohengrin" zum Benefize unseres thätigen Chorpersonals stattfinden wird, und geben uns der Ueberzeugung hin, daß sowohl die Wahl dieses großartigen Tonwerkes, wie auch der Zweck dieser Vorstellung bei unserem kunstsinnigen und humanen Theaterpublikum die wärmste Theilnahme hervorrufen wird.

Vieuxtemps, der vielgefeierte Violin-Virtuose, ist hier durchgereist, um sich zum Musikfeste nach Aachen zu begeben.

Theater-Anzeige.

Freitag, 26. Mai. Der Sonnwendhof, Volksschauspiel in 5 Acten von Mosenthal.

Samstag, 27. Mai. (Gastdarstellung der Fräul. Schäfer, vom Stadttheater zu Leipzig.) Faust, Tragödie in 6 Abth. von Goethe. Margarethe: Fräul. Schäfer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. - Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 126. Samstag, den 27. Mai 1854.

Jose Maria.

(Nach dem Spanischen von A. Marckhoff.)

(Schluß.)

Der Wirth sah, seine Brust zerfleischend, mit verzweiflungsvoller Miene die Frucht seiner zwanzigjährigen Arbeit zerstört. Was den Mönch anlangte, der in diesem traurigen Schauspiel ein Bild des Höllenfeuers sah, so zeigte er es den Räubern als Gegenstand der Furcht in Betreff ihrer Seelen.

Als Alles zu Asche geworden, nahm Jose Maria das Wort: „Ein schwarzes Kreuz", rief er, „soll den Platz von Perez Wohnung bezeichnen und Seinesgleichen belehren, was Verräther von mir zu erwarten haben."

„Wir sind quitt", sagte Perez; „die Züchtigung war der Beleidigung angemessen. Was soll aus meiner Tochter und mir, ohne Asyl und Brod, werden?"

„Beunruhige Dich nicht, Ventero. Meine Kameraden beklagen sich über ihren Küchenmeister: ich übertrage Dir sein Amt; doch da ein Mann Deines Gewerbes an gefährlicher Zerstreuung leiden könnte, so sage ich Dir vorher, daß Dein Magen alle Ragouts versuchen wird, ehe sie in den meinigen kommen."

„Ihr habt Rache genug geübt", murmelte der Mönch, „zwingt nicht noch den unglücklichen Perez, Euch in das Gebirge zu folgen."

„In Betreff Deiner, Frey Domingo", fuhr der Kapitän fort, „so will ich, da Dein Betragen mehr diensteifrig als eigennützig war, so will ich kein Feuer an Deine Zelle legen. Indem ich Dich nur nöthige, Deine müßige Existenz in ein thätiges Leben zu verwandeln, theile ich Dich meiner Bande zu, um uns nöthigenfalls Deine Dienste zu spenden."

Dann wandte er sich mit Schonung an Juana:

„Senora", sagte er zu ihr, „vergesset, daß Cervino für Euch gelebt; vergesset auch, daß ich lebe... Ich gehe, um Euch für immer die Begegnung eines Mannes zu ersparen, dessen Anblick nur dazu dienen würde, Euren Schmerz und Zorn wieder aufzuwecken."

„Bin ich nicht", fragte die Andalusierin, „Eure Gefangene um das Loos meines Vaters und meines Beichtigers zu theilen?"

„Donna", erwiederte der Kapitän, „wir müssen fort. Dort ist Cervino's Pferd. Unterwegs will ich Euch meine Absicht sagen."

Und Perez bedeutend, Juana in den Sattel zu heben, gab der Kapitän der Kavalkade das Zeichen zum Abzuge.

Der Marsch geschah schweigend, da Jose Maria seinen Leuten befohlen, sich aller Aeußerungen der Fröhlichkeit zu enthalten, um nicht den Schmerz des Mädchens, welches er geliebt zu vergrößern.

Man hatte ungefähr eine Meile zurückgelegt, als die Geliebte Cervino's, die ganze Klarheit der Gedanken wiederfindend, und ihre Rache höher als ihre Traurigkeit stellend, nach einer Pause reiflicher Ueberlegung begann:

„Ich habe mich in den Willen der Vorsehung ergeben, da ich jetzt, freilich zu spät, erkenne, daß der Himmel mir nicht bestimmt, mit dem Unglücklichen zu leben, dessen Tod mein Versprechen, ihm zu gehören, verursacht hat. Welchen Vorwurf ich Euch auch zu machen habe, so fühle ich doch, daß Ihr Eure Strenge hättet noch weiter treiben können: ich verdanke Euch ja das Leben meines Vaters und meines Beichtigers. Von dem meinigen rede ich nicht; ich danke Euch für die Erhaltung desselben nur in sofern, als ich nicht von den Personen, die ich liebe, getrennt seyn werde. Ihr führt Diejenigen in das Gebirge, von Denen getrennt zu seyn mir die Welt eine noch größere Einöde werden würde, als die Felsen, wo die Geier nisten; erlaubt mir also, ihnen zu folgen, ohne Euch darum zu beunruhigen, ob Eure Blicke mir Schrecken einflößen oder nicht. Wer weiß? Der Dank, welchen ich Euch schulden werde, läßt mich vielleicht das Unglück vergessen, das Ihr bereitet."

Ueber diese schnelle Umwandlung Juanas erstaunt, argwöhnte Jose Maria irgend eine Schlange unter Blumen. In seinem Mißtrauen durch die Zeichen des Einverständnisses bestärkt, welche zwischen dem Wirthe, seiner Tochter und dem Mönche gewechselt wurden, ließ er sich bezüglich der Wirkung, welche seine persönlichen Eigenschaften hervorbringen konnten, nicht blenden; er verlor es nicht aus dem Gesichte, daß er Cervinos Tod befohlen, und daß eine Spanierin niemals mehr lächelt, als wenn sie auf Rache denkt. Er antwortete daher:

„Dein Vater und Frey Domingo werden mich allein in die Morena begleiten. Muth und Geduld, Senora; ich habe nicht die Absicht, Euch ewig von ihnen zu trennen. Eines Tages werdet Ihr sie wiedersehen; aber so lange sie mit mir ihr Fegfeuer auf Erden durchmachen, paßt es nicht für Euch, unsere Lebensweise zu theilen. Ein Paradies wird sich für Euch öffnen: ich führe Euch dorthin..."

„Wohin wollt Ihr mich bringen?" fragte Juana voll Verwirrung.

„Ins Kloster der bereuenden Schwestern, zu der heiligen Stätte, deren Kirchthurm Ihr dort am Horizonte emporragen seht. Bald werden wir an ihrer Schwelle stehen, und dort errichte ich eine Scheidewand zwischen Euch und mir, um meinen Wünschen die Gelegenheit zu benehmen, stärker zu seyn als mein Wille. Beruhigt Euch, nie sollt Ihr mich wiedersehen!.. Eure Ruhe und mein Zartgefühl dictiren mir dieß gebieterische Gesetz. Aber wenn auch meine Augen Euch nicht mehr erblicken, so wer-

det Ihr nie aus meinem Geiste verschwinden. Wenn die Zeit Eure Thränen getrocknet, wenn irgend ein Mann, vornehm oder gering, Euch sein Herz und seine Hand bietet, Juana, rechnet stets auf meinen wohlwollendsten Schutz, eben so wie Euer Geliebter meinen unversöhnlichen Zorn fühlen mußte!"

Sey es, daß sie sich verrathen sah, sey es, daß sie die Worte des Banditen für aufrichtig hielt, so schien Juana mit der Hoffnung, sich zu rächen, auch die Kraft zu verlieren, welche sie aufrecht erhielt. Mit resignirender Ergebung in ihr Schicksal ließ sie ihr Haupt auf die Brust sinken und sprach kein Wort weiter.

Seit der Unterredung des Banditen und der Tochter des Venters war eine halbe Stunde verflossen, während dessen Perez nicht aufgehört, über seinen Verlust zu seufzen, und Fery Domingo gegen die Räuber tausend Verwünschungen zu schleudern. An der Pforte des Klosters angelangt, übergab der Kapitän, nachdem er die Andalusierin von ihrem Vater und ihrem Beichtiger hatte Abschied nehmen lassen, dieselbe den Händen der Oberin. Er versprach zugleich, noch denselben Abend 8000 Realen an das Kloster einzusenden, welche Juana als Mitgift dienen sollten, möge sie nun die Braut Gottes werden oder vorziehen, einem Manne ihre Hand zu reichen."

Nachdem dieß geschehen, eilte er mit seiner Bande und den beiden Gefangenen, die Höhen des Gebirges zu erreichen.

Nachdem Jose Maria noch einige Jahre sein Räuberleben fortgesetzt, ward er dessen überdrüssig und unterhandelte wegen seiner Begnadigung, welche ihm mehr aus Politik als aus Großmuth nebst seinen Kameraden zugestanden ward. Er begab sich nach Sevilla, wo er einige Zeit seinen Aufenthalt nahm; doch da die Pension, welche ihm das Gouvernement ausgesetzt, zu gering war, um den Bedürfnissen eines Mannes zu genügen, den der Müßiggang den eleganten Lastern der reichen und vornehmen Welt in die Arme warf, so sah er sich in die Nothwendigkeit versetzt, eine Anstellung als Escopetero bei der Administration der Posten zu übernehmen. Durch die Launen des Schicksals aus einem Räuber zum Gendarmen geworden, war es nun sein Amt geworden, die Wagen und die Maulthierzüge zu beschützen. Alles ging eine Zeit lang gut und ungeachtet seiner Bekehrung, welche seine frühern Collegen sicherlich als Abtrünnigkeit betrachteten, behielt er über sie einen Einfluß, der sie bewog, ihn zu schonen.

Ihn nicht für einen Beamten der Sicherheitspolizei, betrachtend, für einen feigen Ueberläufer, der wie Vidocq seine frühern Kameraden in die Falle zu locken suchte, sahen sie in ihm einen tapfern Waffenbruder, welcher nur das Banner gewechselt. Eines Tages indeß hielten einige zu Allem entschlossene Räuber die Diligence von Sevilla an, obgleich sich Jose Maria darauf befand. Von seinem Platze oben auf dem Verdecke des Wagens herab hielt dieser eine Anrede an seine ehemaligen Kameraden, und die Wirkung, welche er auf die Bandoleros ausübte, deren schwache Seite er kannte, war so groß, daß ihr Trotz sich in Unterwerfung verwandelte. Schon wollten sie sich zurückziehen und die reiche Beute im Stiche lassen, als der Chef der Bande, kühner als seine Gefährten, einen Schuß auf unsern Helden abfeuerte, welcher ihn zu todt zu Boden streckte.

Dieß war das traurige Ende dieses Coriolan's der Landstraße, und mit ihm ist der eigentliche Typus des höhern Räuberwesens in Spanien allmälig erloschen. Keiner seiner Nachfolger hat wieder Jose Marias Ruf in dem Grade und in der Weise erlangt, wie dieser ihn besessen.

Natur und Leben auf der Insel Java.

(Von Dr. Wilhelm Dieffenbach.)

(Schluß.)

So produktenreich und bevölkert auch Java ist, und so schwungreich sein Handel in den Städten, namentlich zu Batavia und in dem weiter östlich gelegenen Surabaya, betrieben wird, so würde man doch sehr irren, wenn man hieraus auf ein reges geselliges Leben, wie es in dem civilisirten Europa in Blüthe steht, schließen wollte. Zwar ist der gesellschaftliche Verkehr zu Batavia und Weltevreden eine Art Abglanz des europäischen, der auf das dortige Zusammenleben gerade kein ungünstiges Licht wirft; aber höher dürfte er wohl schwerlich anzuschlagen seyn. Zu Surabaya, wo Seefahrer fast aller Nationen sich die Hand bieten, und wo ein außerordentlich reger Handelsverkehr herrscht, möchte es in dieser Beziehung kaum etwas besser seyn. Die brennende Sonne des Aequators, die das ganze Jahr hindurch an ihrer Kraft nichts verliert, lähmt die Bequemlichkeit und Thatkraft der Eingebornen wie der Fremden, besonders der Europäer, die, gleich jenen, sich lieber der Ruhe in dem Schatten ihrer Wohnungen, oder dem Genusse eines erfrischenden Bades überlassen, als daß sie geneigt seyn sollten, einen durch höhere Geistesbildung veredelten geselligen Verkehr untereinander zu unterhalten. Es ist eine durch das heiße Klima leicht erklärliche Nationalanlage der Javanen, daß sie sich höherer Bildung, die in den Wissenschaften wurzelt, wenig oder gar nicht zugänglich zeigen. Ihre Literatur, die im Allgemeinen nicht ohne Werth ist, zeugt davon, wie auch ihr Pantons, kleine erotische Lieder, die die zärtlichste Liebe athmen. Hier die Uebersetzung eines solchen Liedchens, wie sie von Dr. Pfyffer mitgetheilt wird:

Ein Schüsselchen mit gekochtem Reis,
Ein weißes Kleid, dichtgeknöpft,
Ein Grab für uns Beide;
Im Himmel seh'n wir uns wieder.

Obgleich man bei den Javanen einerseits Hang zum Aberglauben findet, der sich durch Traumdeutereien, Weissagungen, Furcht vor Hexen und Gespenstern und andern Erscheinungen einer eingebildeten Geisterwelt zu erkennen gibt, so haben sie doch in dem Zustande einer halben Kultur, worin sie leben, ihre besonderen Unterhaltungen und Vergnügungen, denen sie sich mit Leidenschaft hinzugeben pflegen. Sie sind große Liebhaber der Jagd, besonders der Tigerjagd, auf welcher sie mit ihren Spießen bewundernswürdige Beweise von Muth und Tapferkeit ablegen. Auch veranstalten sie zu ihrer Unterhaltung öfter die seltsamsten Thierkämpfe, selbst kindische Spiele nicht ausgenommen. So lassen sie Ziegenböcke mit eingefangenen wilden Schweinen kämpfen. Der Sultan von Djocjokarta geht noch weiter und läßt zu seiner und seines Hofes besonderer Belustigung eine Menge verschiedener Thiere, als Hunde, Ochsen, Schweine, Tiger, Vögel und andere Thiere in einen Käfig zusammen sperren, die in ihrer buntschäckigen Vereinigung einen furchtbaren Lärm erheben. Dem Hazardspiel sind die Javanen durch alle Klassen hindurch leidenschaftlich ergeben. Diese ihre Neigung geht so weit, daß sie zu deren Befriedigung öfter Alles wagen, was sie in langer Zeit mit Fleiß und Sparsamkeit erworben haben. So viel Gleichmuth und friedliches Betragen sie gewöhnlich auch zu zeigen pflegen, so können sie durch gewisse Beleidigungen unter Umständen in ein solchen Grad von schnell sich äußernder Wuth versetzt werden, daß sie plötzlich Amok laufen, d. h. mit dem Dolche in der Hand, wie rasend das Weite suchen und Menschen und Thiere, die ihnen in den Weg kommen, ohne weiteres niederstechen. Das Schicksal des Rasenden ist, daß er verfolgt und niedergemacht wird. Im Uebrigen sind die Javanen freundlich, dienstfertig,

wahrheitsliebend und nicht ohne gewisse Talente, welche sie im bürgerlichen Leben deutlich zu erkennen geben. — Die javanischen Frauen, wenn sie in ihrer Art auch hübsch genannt werden können, sind harmlose Geschöpfe, die, in Ermangelung einer besseren Erziehung, kein dauerndes Interesse einflößen können. Daß sie aber gleichwohl nicht ganz ohne einen gewissen romantischen Schwung sind, davon weiß Dr. Ed. Selberg in seiner sehr lesenswerthen Schrift mehreres Interessante mitzutheilen. In ihrem Kreise kann der auf Java lebende Europäer sich wohl schwerlich eher glücklich fühlen, bevor er ein sogenannter „ostindischer Mensch" geworden ist, d. h. ein durch den vieljährigen Aufenthalt in den Tropenländern umgewandelter Mensch, der ostindisch fühlt und denkt, von der Heimath kaum noch träumt und die Rückkehr in dieselbe aufgegeben hat. Sonst ist das Heimweh bei den auf Java wohnenden Europäern ein ziemlich allgemein herrschendes Gemüthsleiden, welches sie durch sinnliche Freuden aller Art wohl betäuben, aber nie ganz unterdrücken können. Dieses Heimweh geht nicht selten in die schmerzlichste Sehnsucht nach dem geliebten Vaterlande über, wie Dr. Selberg wahrzunehmen Gelegenheit hatte. Uebrigens verzehrt sich das menschliche Lebenskapital unter der glühenden Sonne der Tropenländer schneller als in dem gemäßigten Himmelsstrich, und auch an diesem Umstande mögen sich für den in jenen Ländern wohnenden Europäer niederschlagende Gefühle knüpfen, die ihn lebhaft an das entfernt liegende, vielleicht für immer aufgegebene, theure Vaterland zu erinnern vermögen. Die Europäer von der wohlhabenden Klasse leben auf Java mit asiatischem Luxus und müssen darin eine Entschädigung für die Vergnügungen und Freuden der verlorenen Heimath finden.

Der bei weitem größere Theil der Insel Java steht unter königlich niederländischer Botmäßigkeit, während der kleinere Theil in zwei Striche, Surakarta und Djocjokarta, zerfällt; ersteres wird von einem Susuhunan oder Kaiser, letzteres von einem Sultan beherrscht. Die Regierungen beider Staaten sind, zum Glücke ihrer Unterthanen, im Laufe der letztverflossenen Jahrzehnte in eine Art Abhängigkeit von der niederländischen Regierung gerathen, und zwar insofern als dieselbe gewohnt ist, in dem einen wie in dem anderen der beiden Staaten den ersten Minister zu ernennen. Der Zweck dieser Maßregel springt in die Augen, hat aber weiter noch das nicht zu verkennende Gute, daß der Despotismus der beiden eingebornen Fürsten dadurch gemildert wird. Früher lag Arbeit und Erwerb in den beiden Fürstenländern darnieder, weil Niemand die unersättliche Habgierde der höchsten Machthaber reizen wollte; jetzt ist es darin anders geworden und der temperirende Einfluß der holländischen Regierung dürfte daher keinen Augenblick zu verkennen seyn. „Wenn je, — so äußerte sich einst ein Prinz, welcher in Diensten der holländischen Regierung stand, — das Land unter die Botmäßigkeit des Sultans oder Kaisers zurückkommen würde, so wären wir alle die unglücklichsten Menschen. Wir hätten kein Eigenthumsrecht, und keinen Schutz gegen Gewaltthätigkeiten mehr. Anstatt die Ehre zu genießen, mit dem Statthalter des Königs der Niederlande vertraulich an einem Tische zu sitzen, und mit demselben unsere Angelegenheiten besprechen zu können, müßten wir wieder wie Hunde in den Palästen jener Fürsten herumkriechen." Diese Aeußerung bedarf keiner Erläuterung. — Der Kaiser von Surakarta führt folgenden Titel: „Fürst der Fürsten, an die Welt genagelt, Landes- und Feld-Oberster, Diener des barmherzigen Gottes, Beschützer der Religion." — In seinen „Skizzen von der Insel Java" theilt Dr. Pfyffer ein den Despotismus der Regierung dieses Fürsten hinlänglich charakterisirendes Adelsdiplom mit, welches folgendermaßen lautet: „Allen unsern Sklaven, den Mächtigen, Statthaltern, und wie sie auch seyn mögen, denen erlaubt ist in unseren Städten und Ländern zu leben, wird anmit bekannt gemacht, daß Wir, erhabener Monarch, sitzend auf dem fürstlichen Throne von Sura-bi-karta, unseren niedrigen Sklaven, das gemeine Geschöpf, unseres kaiserlichen Anblicks gewürdiget haben, und denselben durch diesen Brief zum Edelmanne erheben, er demnach von allen unseren Sklaven als solcher zu erkennen sey. Damit er seiner neuen Würde gemäß leben könne, weisen Wir dem Kerl so viel Land und Leute an, als Uns gefällig ist und dienlich seyn wird." Seitdem übrigens die beiden Regenten von Surakarta und Djocjokarta sich die Ernennung ihrer ersten Minister durch das holländische Gouvernement gefallen lassen müssen, so haben sie, von einem weisen Mißtrauen geleitet, in diesem Umstande eine Veranlassung gefunden, sich mehr um die eigene Regierung zu bekümmern, welche sonst ihren Ministern fast ganz überlassen gewesen war.

Eine Anekdote von Carrel.

Der bekannte republikanische Parteiführer Armand Carrel, der 1836 im Duell mit Emil de Girardin das Leben verlor, hatte sich in der von Mina gebildeten Fremdenlegion an dem spanischen Revolutionskriege von 1823 betheiligt, wurde von seinen Landsleuten gefangen genommen und von zwei Kriegsgerichten zum Tode verurtheilt. Da er jedoch von neuem Appellation einlegte, so brachte man ihn nach Toulouse vor ein drittes Kriegsgericht, welches, wie man nicht bezweifelte, das Urtel der beiden ersten bestätigen würde. „Carrel", erzählt Dr. Véron in seinen „Memoires d'un Bourgeois de Paris", „saß im Militärgefängniß von Toulouse, wo er streng bewacht wurde. Einige ihm ergebene Freunde hatten jedoch einen Fluchtplan entworfen, den man am Vorabend desselben Tages auszuführen beschloß, an welchem er vor das dritte Kriegsgericht gestellt werden sollte. Ihre Maßregeln waren mit Wissen und Willen Carrel's getroffen worden, für den es sich darum handelte, sich einem fast gewissen Tode zu entziehen. Zur bestimmten Zeit erschien einer von den Freunden, um ihm zu sagen, daß Alles bereit sey, und daß die Flucht um eilf Uhr Abends vor sich gehen solle. „„Ich will aber jetzt nicht fort"", erwiederte Carrel, „„ich werde morgen vor dem Kriegsgericht erscheinen."" — „Aber warum dieser plötzliche Sinneswechsel?" — „„Ich wünsche Romiguière zu hören, der mich vertheidigen soll und der für die anderen Angeklagten mit so glänzender Beredtsamkeit gesprochen hat. Ich bin neugierig, zu sehen, wie er es anfangen wird, um meine Freisprechung zu bewirken. Es ist dieß die einzige Gelegenheit, die ich vielleicht haben werde, und ich möchte sie nicht gern versäumen. Wenn man mich dießmal wieder zum Tode verurtheilt, so können wir dann noch immer sehen, was zu machen ist."" — „Aber Du bist toll", entgegnete sein Freund, „wenn Du verurtheilt wirst, so wird man Dich mit doppelter Strenge bewachen, und wir werden alsdann vielleicht außer Stande seyn, unseren Plan auszuführen, dessen Erfolg heute gesichert ist." — „„Meiner Treu, um so schlimmer"", versetzte Carrel; „„aber was geschehen soll, muß geschehen."" Er blieb unbeugsam bei diesem Entschluß, und wider alles Erwarten wurde seine Hartnäckigkeit durch den Ausgang gerechtfertigt. Er hörte Romiguière und wurde freigesprochen." (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 24. Mai. Gestern früh starb hier in Folge eines Schlagflusses der Tenorist Ditt im Alter von einigen vierzig

Jahren, leider in sehr bedrängten Verhältnissen. Er hinterläßt eine Wittwe und zwei Kinder.

Korrespondenz.

Köln, 24. Mai.

Unsere Kornfelder stehen, was bei dem fruchtbaren Wetter nicht anders erwartet werden kann, schon theilweise in schöner Blüthe; am besten zeigt sich indeß der Weizen. Die Folge von dem erfreulichen Stand der Feldfrüchte, das Sinken der Getreidepreise, hat sich auch schon eingestellt. — Am Sonntage wird der Präses des Gesellen-Vereins, Hr. Colping, mit seinem Verein auf dem Gürzenichsaal erscheinen, um daselbst eine Vorstellung, meistens Declamir-Uebungen, zu veranstalten. — Daß vor einigen Tagen von einem Dampfboot ein Engländer bei einem Zusammenstoß zweier Schiffe in den Rhein dri Cand stürzte, als er sich auf die Lehne legte, haben Sie bereits mitgetheilt. In diesen Tagen sind zwei Anverwandte des Verunglückten hier eingetroffen, um Ermittelungen anzustellen, ob das Geländer des Schiffes baufällig gewesen.

Heidelberg, 21. Mai.

Hr. Laube aus Prag, jetzt in Weimar, gab uns zwei Konzerte, die uns berechtigen, ihn den größten lebenden Violinisten an die Seite zu stellen. Was ihn am meisten auszeichnet, ist nicht sowohl die Fertigkeit, mit der er auch die bedeutendsten Schwierigkeiten zu überwinden weiß, als die Energie seines Bogens und sein schöner, volltönender und zu Herzen gehender Gesang. Da der Künstler erst in dem Alter von 24 Jahren steht, so fällt es nicht schwer, ihm bei seinem rastlosen Streben eine bedeutende Zukunft vorauszusagen.

Darmstadt, 17. Mai.

Nach fast einjähriger Abwesenheit ist der großh. Hofmaler, Herr Hofrath Frisch, von seiner zweiten Reise in den Kaukasus kürzlich in unsere Mitte wieder zurückgekehrt. Ohne die jetzt im Süden von Rußland überall hin sich erstreckenden kriegerischen Unruhen, würde er seinen Aufenthalt in jenem interessanten Gebirgsland, welches dem Thier- und Landschaftszeichner so viel Bemerkenswerthes und Schönes bietet, wahrscheinlich noch verlängert haben. Den Weg von Tiflis bis hierher legte derselbe in 40 Tagen zurück. — Nachdem Hr. Karl Retz dahier im Sommer v. J. den Unfall erlitten hatte, seine Anstalt für Seidenbau durch Brand sehr beschädigt zu sehen, hat er nicht nur dieselbe ganz wieder hergestellen, sondern auch noch ein größeres Gebäude aufführen lassen, welches nach seinen räumlichen Verhältnissen einen erweiterten Betrieb der Seidenzucht zuläßt. Dieselbe wird dieses Mal etwas später beginnen können, da der Nachtfrost vom 24. auf den 25. April auch in unserer Gemarkung der gedeihlichen Entwickelung des Laubes der Maulbeerbäume merklich geschadet hat. Der hiesige neue Seidenbauverein erhält zwar keine Unterstützung aus Staatsmitteln, dürfte aber denn doch bei fortgesetztem beharrlichem Streben für die Folge die Befriedigung haben, für die Einführung eines so belangreichen Industriezweigs mit Erfolg thätig gewesen zu seyn. — Zwischen unserem Bahnhofe und der Stadt fand bisher der Verkehr meist auf der Rheinstraße statt, als dem kürzesten Wege, der beide miteinander verbindet. Die mit der Rheinstraße parallel laufende, gerade auf den Bahnhof ausmündende Bleichstraße blieb dabei ganz unberücksichtigt und konnte deren Eröffnung von dem Gemeinderathe nie erlangt werden, obschon die damit für das hiesige und das reisende Publikum verknüpften Vortheile gar nicht zu verkennen waren. Aus diesen Gründen haben sich die Bewohner der Bleichstraße zu einer unmittelbaren Eingabe an den Großherzog vereinigt, in der sicheren Hoffnung, daß ihrem so begründeten Wunsche die gebührende Berücksichtigung werde zu Theil werden. — Noch ein anderes Desiderium mag hier erwähnt werden, welches die Bewohner der Neustadt fast gleichmäßig zu theilen scheinen. Wir meinen den in den heißeren Sommermonaten fast allgemein fühlbaren Wassermangel an den öffentlichen Brunnen, der großentheils daher rührt, daß vielen Hausbesitzern von den Hauptleitungen Wasserabstiche für ihre Hofraithen und Gärten, in letzteren besonders zu Springbrünnchen und dergleichen Tändeleien, bewilliget worden sind. Wenn darin keine Aenderung eintritt, so wird die Wasserversorgung der Neustadt in der erwähnten Jahreszeit immer eine mangelhafte bleiben. — Nachdem die Frage der Gasbeleuchtung bei uns Jahre lang in Bewegung war, ohne zu einem bestimmten Abschlusse zu gelangen, ist uns endlich ein neues Licht aufgegangen, und wir sind nun sicher, die alten trüben Oellampen durch das neue glänzende Licht künftig ersetzt zu sehen.

Frankfurt a. M. 27. Mai.

Namens verehrlicher „Society of arts" zu London, hat der für die Zwecke dieses so gemeinnützlichen Vereins die rühmlichste Thätigkeit mit unermüdlichem Eifer entwickelnde Hr. Lehrer Franz Beussier zu Wiesbaden in diesen Tagen die sehr dankenswerthe Aufmerksamkeit geübt, auch in unserer Stadt eine Anzahl von Exemplaren des die bereits in öffentlichen Blättern angekündigte „Allgemeine Ausstellung von Gegenständen zum Gebrauche in Volks- und Gewerbeschulen" zur Beachtung empfehlenden gedruckten Rundschreibens *) erwähnter Genossenschaft an die geeigneten Anstalten mittheilen zu lassen, und es ist nun zu wünschen, daß auch unser Frankfurt durch entsprechende Einsendungen an der in Aussicht stehenden Exposition von Lehrmitteln aller Art sich betheiligen möge! In den „Bemerkungen für Einsender" heißt es ausdrücklich, daß „Alles, was sich nur auf Schulunterricht bezieht, vom kleinsten bis zum größten Artikel, angenommen wird," und so überlassen wir uns denn gerne der begründeten Hoffnung, es werde auch bei der in Rede begriffenen Gelegenheit unsere Vaterstadt es nicht versäumen, ihren wohlerworbenen Ruhm, daß sie Volkswohlfahrt hebe, und Gemeinersprießliches zu fördern suche, neuerdings zu bewähren und zu befestigen!

Kunstnotiz.

(Frankfurt a. M.) Auf unserer Bühne gastirt gegenwärtig Fräul. Schäfer vom Stadttheater zu Leipzig. Wir sahen dieselbe bis jetzt als Jungfrau von Orleans und Donna Diana und glauben, daß sie zu Denen gehört, welche einem vorausgegangenen sehr vortheilhaften Künstlerruf zu entsprechen im Stande sind. Uns ein Weiteres über Fräul. Schäfer vorbehaltend, sey hier nur bemerkt, daß sich ihre Darstellungen durch zwei Vorzüge auszeichnen, die namentlich beim Frankfurter Publikum, welches dem Ueberschwänglichen und Manierirten nicht hold ist, schwer in die Wagschale fallen, — wir meinen die Vorzüge eines natürlichen, von Verkünstelung und Effekthascherei sich fern haltenden, wohl durchdachten und gehörig bemessenen Spieles und eines klaren und sehr verständigen Redevortrags. Ueber die Tragweite des Talentes der Frl. Schäfer wollen wir nichts bestimmen; über ihre Einsicht und ihre künstlerischen Studien dürfen wir uns mit entschiedener Anerkennung aussprechen. Frl. Schäfer fand recht beifällige Aufnahme, die wir um so gültiger halten, als sie keine stürmische und gemachte war. Wie den Theaterfreunden, so glauben wir auch Hrn. Direktor Hoffmann diesen Gast, der in Spiel und Auffassungsweise an die hier so beliebt gewesene Flaminia Hofmann erinnert, zur wohlverdienten Beachtung empfehlen zu dürfen. **W.**

*) Dieses Rundschreiben kann auch bei der Red. d. Bl. eingesehen werden.

Theater-Anzeige.

Samstag, 27. Mai. (Gastdarstellung der Fräul. Schäfer, vom Stadttheater zu Leipzig.) Faust, Tragödie in 6 Abth. von Goethe. Margarethe: Fräul. Schäfer.

Sonntag, 28. Mai. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., Musik von W. A. Mozart. (Gastrolle) Tamino: Hr. Benda, vom Theater zu Düsseldorf.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Samstag, 27. Mai. Der Hund des Aubri de Montidier oder: Der Wald bei Bondi, historisch-romantisches Melodrama in 3 Abtheilungen.

Sonntag, 28. Mai. Sie ist verheirathet, oder: Junker, Waidmann und Taugenichts, romantisch-komisches Charakterbild mit Gesang in 4 Akten.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. - Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 127. Montag, den 29. Mai 1854.

Ein französisches Trappistenkloster. *)

(Nach dem Englischen von Dr. A. Heinze.)

An einem freundlichen Maimorgen des Jahres 1853 machte ich von St. Omer einen kleinen Abstecher nach dem Mont des Cats oder Mont des Chats, wie der Berg fälschlicher Weise auch genannt wird, da derselbe seinen Namen dem deutschen Volksstamm der Katten verdankt, welche hier vor Zeiten in einer Art von befestigtem Lager wohnten. Der Haupttheil des Berges liegt auf französischem Gebiete, der nördliche Abhang dagegen ist vlämisch.

Nach einer ziemlich beschwerlichen Wanderung auf den grundlosen Wegen von Steenewoorde bis zu dem Dorf Godewaersvelde erreichte ich endlich den Fuß des Berges und erklomm ohne große Anstrengung den Gipfel desselben. Eine prachtvolle Aussicht bot sich meinen Blicken dar, eine jener Landschaften, zu welchen man mit Entzücken zurückkehrt, nachdem man der Alpen- und Apenninenscenen müde ist. Doch heute habe ich ein ernsteres Ziel als Aussichten-Jagd. An dem nördlichen Ende des Mont de Cats steht ein einfaches, aber umfangreiches, mit Ziegeln und Schiefer gedecktes Gebäude von Backsteinen, und langsam, aber entschlossen schreite ich auf dasselbe zu, selbst wenn innerhalb seiner Mauern Gefahr zu befürchten wäre. Wer dieß Haus in einer frivolen Stimmung betreten kann, würde einen großen Mangel an Nachdenken und Gefühl verrathen. Denn was ist ein Trappistenkloster? Eine Stätte, welche achtundvierzig Menschen ein Obdach bietet, die der Welt und weltlichen Dingen so vollkommen abgestorben sind, wie sie es ohne wirklichen Selbstmord seyn können. Ihr Gelübde, welches sie an diese Stätte fesselt, ist ein Selbstmord des Herzens und hat in manchen Fällen vielleicht einen Selbstmord des Leibes verhindert.

Dort in jener Ecke ist die Eingangsthür mit der kleinen vergitterten Schau-Luke in der Mitte. Ueber derselben stehen groß und leserlich die Worte: Ecce, elongavi fugiens et mansi in solitudine (siehe, ich bin in die Ferne geflohen und bin in der Einsamkeit geblieben). Neben der Thür befindet sich ein kleiner Glockenzug, dessen Griff ein eisernes Kreuz bildet. Ich ergreife das Kreuz nachlässig mit der behandschuhten linken Hand; allein nur durch einen kräftigen Zug mit beiden Händen kann ein Novize seine Ankunft melden.

Die Luke thut sich auf und das Gesicht eines Mönchs erscheint. Als ich meinen Wunsch, das Kloster zu sehen, zu erkennen gab, drehte sich die Thür selbst in ihren Angeln. Als Erwiederung auf meinen Gruß warf der Mönch die Kapuze von dem glattgeschornen Kopf zurück, und eine schwache, tonlose, gedämpfte Stimme verkündete mir, daß mit Bewilligung des Superiors mein Wunsch nach Ablauf einer Stunde erfüllt werden solle.

Eine Stunde auf dem Gipfel des Mont des Cats vergeht an einem schönen Morgen sehr schnell. Ringsum in den Hainen drunten im Thal schlugen zahllose Nachtigallen so laut und unaufhörlich, daß meine Sinne von den süßen Tönen gleichsam berauscht wurden. Welchen Eindruck mögen diese auf die lauschenden Mönche machen? Oder lauschen sie denselben nicht? Verschließen sie ihr Ohr gewaltsam diesen Frühlingsklängen voll Lust und Liebe? Ich vermuthe es. Nachdem sie ihren bitteren Trank getrunken haben, verschmähen sie Alles das zu kosten, was ihnen sonst noch geboten wird. Sie haben einen Pfad betreten, dessen einziges Ziel der Tod ist. Alles, was neben demselben liegt, ist für sie nicht vorhanden.

Und doch gibt es hier so viel, was das Auge entzücken und das Herz anzuziehen vermag! Das liebliche Belgien und der reiche Hennegau mit seinen unerschöpflich fruchtbaren Ebenen und seinen grünen mit Mühlen gekrönten Hügeln! Dort liegt Poperinge, dort Ypern, Courtray, Menin und Cassel und zwischen ihnen zahllose Städtchen und Dörfer.

Die Stunde war vergangen und mit der rechten Hand erfaßte ich kräftig das eiserne Kreuz. Nachdem der Pförtner durch die Luke geschaut hatte, öffnete sich die Thür, neben welcher vier bettelnde Weiber und Knaben standen. Zweien derselben gab Jener kleine, in Papier gewickelte Stückchen Käse, welche so winzig waren, daß sie nicht Spenden von Seiten des Klosters, sondern Gaben persönlicher Mildthätigkeit zu seyn schienen. Das kleine Geschenk ward mit einer solchen Dankbarkeit empfangen, daß ich die Sous, welche ich in der Tasche hatte, unter die Bettelnden vertheilte. Die eine Frau küßte die Fläche ihrer Hand, ehe sie den Sou hinnahm und dankte mir in vlämischer Sprache.

Ich ward in eine kleine niedrige Vorhalle geführt, in welcher ein grüner Gartenstuhl stand. Die Thür ward vor der Außenwelt verschlossen, und der Pförtner geleitete mich in ein kleines Vorzimmer, welches mit vier Stühlen, einem Tisch, einem Glaskästchen voll Rosenkränze, Kreuze und Schaumünzen, die zum Verkauf bestimmt zu seyn schienen, und einigen Lithographien von verstorbenen heiligen Männern ausgestattet war. Drei Priesterhüte und drei Wanderstäbe deuteten an, daß der Superior Besuch hatte. Der Pförtner ließ mich einige Minuten allein und kehrte dann mit der Meldung zurück, daß Jener mir die erbetene Erlaubniß ertheilt habe. Während ich das Kloster in Augenschein nehme, werde mir eine Erfrischung bereitet werden.

Wir traten nun in das Innere des Gebäudes durch zwei Thüren, welche der Mönch-Pförtner mit einem Schlüssel öffnete,

*) Aus den „Household Words" von Ch. Dickens.

der an einem Riemen von seinem ledernen Gürtel herabhing. Mein Führer war einer von den fünf oder sechs Mönchen aus der Zahl der achtundvierzig, denen der süße Trost der Rede gestattet ist, aber dieß auch nur in so weit, als es die Pflichten seines Amtes erheischen. Unter den übrigen Trappisten, welche sprechen dürfen, hat der Superior unbeschränkte Freiheit; der Agent, welcher kauft und verkauft und alle Geschäfte abschließt, ist auch ziemlich ungebunden. Die Behauptung, daß den Trappisten ihr Gelübde verbiete, jemals eine Sylbe zu sprechen, ist nicht richtig. Bei passender Gelegenheit dürfen Alle den Superior anreden. Wenn sie bei der Arbeit sind, dürfen sie ebenfalls dem Knecht, oder dem Meier und selbst einem ihrer Brüder etwas Nothwendiges sagen; jegliche Unterhaltung aber und alles derselben Aehnliche ist dem Geist und der Regel des Ordens durchaus zuwider.

Als wir in den Gang traten, wandte sich mein Begleiter zu mir und sagte mit einer fast tonlosen Stimme:

„Wenn Sie noch etwas zu fragen oder zu bemerken haben, so ersuche ich Sie, es jetzt thun zu wollen, da im Hause selbst Schweigen beobachtet werden muß. In den Hofräumen und im Garten können wir unser Gespräch fortsetzen."

(Fortsetzung folgt.)

Lamartine's Selbstschau.

Lektüre für Alle.

Unter dem Titel „Lecture pour tous" hat Alphonse de Lamartine so eben eine Zusammenstellung von Auszügen aus seinen poetischen sowohl, als aus seinen prosaischen Werken, von den Méditations an bis zu den letzten Schriften, worin der Dichter seine Lebensschicksale mitgetheilt, herausgegeben. Es soll ein Familienbuch für Groß und Klein, besonders auch für das weibliche Geschlecht seyn. Der Verfasser hat eine geschmackvolle Auswahl getroffen und ist dabei mitunter strenger zu Werke gegangen, als der erbarmungsloseste Kritiker. Die dreiundneunzig Stücke, die das Buch enthält, können dafür aber auch als die Quintessenz von Lamartine's Werken betrachtet werden. Hören wir, was der Dichter selbst in der Einleitung über die Absicht und den Zweck seines Buches sagt:

„Die Intention dieses Büchleins ist schon in seinem Titel enthalten: „„Lektüre für Alle.""

„Damit ein Buch von Allen gelesen werden könne, bedarf es dreier Dinge:

„Erstlich muß dieses Buch zusammengedrängt, leicht transportabel, auf einen einzigen kleinen Band beschränkt und so allen Klassen von Lesern zugänglich seyn, welche Belehrung oder geistige Zerstreuung suchen.

„Zweitens darf das Buch nicht dasjenige im Auge haben, was die Menschen entzweit: die öffentliche Meinung, die Politik, den System- oder Parteigeist, sondern es muß sich ausschließlich an das wenden, was sie mit einander verbindet: an die Seele, an das Gefühl, an das Gewissen, an den angebornen und rechten Instinkt des Menschengeschlechts, an Alles, was Gott Offenbares, Uebereinstimmendes, Unzweifelhaftes in das Menschenherz gelegt hat, an Alles, was in der Universalsprache geschrieben ist, und diese Universalsprache ist das Gefühl.

„Drittens endlich muß das Buch frei von jedem Vorwurfe seyn. Da es bestimmt ist, aus der Bibliothek des Familienvaters oder der Mutter in die Hände der Kinder jedes Alters und jedes Geschlechts überzugehen, muß der Verfasser selbst auf das gewissenhafteste nicht allein jeden Gedanken und jedes Bild, sondern auch jedes Wort daraus entfernen, das die Durchsichtigkeit jenes Seelenkrystalles trüben könnte, den man Unschuld nennt, bevor er Tugend heißt. Ist eine einzige Seite in einem solchen Buche, die man ausreißen oder verdecken müßte, so ist das Buch verfehlt; Ihr thut besser, es nicht zu öffnen.

„Ich habe selbst diese Sorge für die Familie übernommen. Ich habe ohne Schwäche in Bezug auf mich selbst und ohne schwächliches Wohlgefallen an meinem literarischen Ruhm aus den sechzig Bänden meiner poetischen, literarischen, rhetorischen und geschichtlichen Werke die reinsten in Hinsicht des Gegenstandes und möglichst vollkommenen, was den Styl betrifft, ausgewählt, und wenn zufälligerweise eine Strophe, eine Phrase, ein Bild, ein Vers, ein Wort das Zartgefühl der Mutter des Hauses verletzen zu können schien, habe ich es der Sitte des häuslichen Herdes ohne Bedenken zum Opfer gebracht. Ich habe die Strophe weggelassen, ein unschuldigeres Bild gewählt, das Wort verbessert. Dieses Opfer hat mich Nichts gekostet, denn ich wollte, daß in einem solchen Buche nicht allein der Gegenstand immer makellos, sondern auch der Styl immer redlich sey.

„Ein Schriftsteller hat weit weniger Mühe und weit weniger Verdienst, als man denkt, wenn er sich auf diese Weise bei seinen Lebzeiten reduzirt, wenn er sich auf einen bescheidenen Platz im Gedächtniß seiner Leser beschränkt, und wenn er das auserlesenste an Gedanken, Gefühlen und Styl auszieht, um dadurch einige Zeit über sein Leben hinaus zu leben. Wollte Gott, daß viele andere Schriftsteller mir mit diesem Beispiel vorangegangen wären! Gibt es wohl Jemand, der in Jahrhunderten der Aufregung, der Leidenschaft und des Geräusches, wie die unsrigen, während einer langen literarischen, oratorischen, politischen Laufbahn viel gefühlt, gesprochen und geschrieben hat, der nicht gestrebt hätte, so sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen, bevor die Nachwelt ihm durch ihre Vorwürfe oder durch ihr Vergessen eine strengere Gerechtigkeit widerfahren läßt?

„Je fruchtbarer ein Schriftsteller ist, desto mehr Schlamm muß er auf seiner Laufbahn absetzen. Der Gedanke des Menschen, wer es auch sey, des Dichters, Redners, Moralisten Politikers, Historikers, ist immer der Gedanke des Menschen, d. h. der Ausfluß eines irrigen und beschränkten Wesens. Dieser Gedanke sprudelt weder in seiner ersten Woge, noch in allen seinen Wellen so klar, so geschmackvoll, so unverfälschbar hervor, als daß er würdig wäre, in die Urnen der Jahrhunderte aufgenommen zu werden, um das Menschengeschlecht zu befruchten. Nein, der Gedanke des durch die Himmelsgaben am meisten begünstigten Menschen ist ein Strom, der von einer größeren oder geringeren Höhe herabfließt, indem er sich sein Bett mehr oder minder tief in die Erinnerung des Menschen gräbt, der aber immer mit Schaum, Hefe und Sand vermischt ist, die man sich hüten muß mit dem Himmelswasser zu sammeln. Der Gedanke gleicht jenen südamerikanischen Flüssen, die mitten in einer Fluth von Schlamm Goldflimmerchen fortführen. Wenn der Herbst kömmt, wenn der Fluß zurücktritt, wenn das Wasser versiegt, steigt der Goldsucher hinab in das Bett des Flusses, läßt das Wasser abfließen, siebt den Sand durch, hebt das Glänzende auf, wirft die bloße Erde fort und zieht aus dieser ganzen Fluth nur jene seltenen Goldsplitterchen, um die Schätze der Menschen zu vergrößern.

„Das ist es, was ich für mich in diesem kleinen, noch viel zu umfangreichen Buch gethan habe. Machet es so, wie ich, lasset das übertretende oder getrübte Wasser abfließen und sammelt in Eurem Gedächtniß nur jenes wenige, eine Gold des Herzens, das Ihr nennet: ein edles Gefühl, einen schönen Vers, ein zartes Familienverhältniß, eine Thräne der Rührung für das Gute, Mitleid mit dem Schlechten, innige Betrachtung der Natur, Bewunderung ihres Urhebers, Ergebung in seine Schickungen,

Glauben an die Vorsehung, Ueberzeugtseyn von Eurer Unsterblichkeit.

„Das ist der Zweck dieses Buches; wenn Ihr nach Durchlesung desselben Euch besser fühlet, so wünschet dem Dichter keine andere Belohnung. Sein Ruhm ruht in Eurer Seele und nicht in dem, was Fama berichtet.“ (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Der Schiffbruch des Auswandrerschiffs „Powhatton.“

Ueber dieses schreckliche Ereigniß theilen amerikanische Blätter die folgenden Einzelheiten mit:

„Das Unglück fand an der Küste von New-Jersey bei Mannahawkin, Ocean County, während eines fürchterlichen Schneesturms in der Nacht vom 15. bis 16. April statt. Am 15. Abends rannte der „Powhatton“, nachdem er mit eingerafften Segeln vier Stunden lang in dem Sturme in der Nähe der Küste herumgetrieben war, fest auf eine der vielen Sandbänke, kaum einige hundert Schritt vom Strande, von wo aus der Wrackmeister Jennings mit seinen Leuten den ganzen Verlauf des Unglücks ansah. Die ganze Nacht hindurch und den Sonntag bis Nachmittags 4 Uhr saß das Schiff fest und während jede ausbrausende Woge es mit sofortiger Vernichtung bedrohte, sah man die unglücklichen Passagiere sich an Masten, Sparren, Raaen rc. anklammern, in furchtbarer Verzweiflung um Hülfe rufend, die ihnen nicht werden konnte. Die Brandung ging so hoch, daß jedes Boot im ersten Augenblick umschlagen mußte. Der Lebensrettungsapparat war nicht zur Hand, sondern 5 Meilen entfernt. Zwar schickte Jennings Booten darnach aus, allein von diesen fielen während der Nacht einige vor Erschöpfung um und als solcher endlich spät am Sonntag ankam, war Alles vorüber. — Zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags zertrümmerte eine mächtige Sturzsee die Bollwerke des Schiffes und in demselben Augenblicke wurden 50 bis 100 Menschen, die sich daran geklammert hatten, ins Wogengrab heruntergerissen. Der Capitain des Schiffes, Meyers, rief durch das Sprachrohr dem Wrackmeister zu: „Um Gotteswillen retten Sie diese Unglücklichen.“ Allein es war nicht möglich. Die meisten waren schon durch den Schlag der Welle getödtet worden und keiner von Allen kam mehr lebend an den Strand. — Nun fing das Schiff an, völlig auseinander zu brechen. Jede Woge riß weitere Stücke davon ab und die Leichen über Bord. Gegen sieben Uhr stürzten die Masten nieder und fast in demselben Momente brach der Rumpf aus einander und versank, so daß nicht eine Spur davon über Wasser blieb. Ein gellender entsetzlicher Todesschrei entrang sich der Brust der Ertrinkenden; dann folgte die Stille des Grabes. Einen Augenblick zeigte sich nur die Stelle, wo das Schiff gewesen, ein dunkles Gewimmel von Köpfen, Armen und Körpern, dann versanken sie und die Brandung spülte, eine nach der andern, die Leichen an den Strand. Ein einziger Mann scheint noch lebendig ans Ufer gekommen zu seyn. Man fand nämlich einen etwa dreißigjährigen wohlgekleideten Mann mit einem Kinde in den Armen auf den Sandhügeln, etwa 50 Yards vom Strande, erfroren. Derselbe muß also das Ufer lebend erreicht haben und aus dem Bereiche der Wogen gekrochen seyn, um sein und seines Kindes Leben zu retten; allein er sank erschöpft auf den Sand und erfror in der Nacht. Das Kind war fest in seine Arme geschlossen und schien ebenfalls vor Frost gestorben zu seyn. Kapitän Jennings erklärt, er habe niemals früher einen so entsetzlichen Anblick gehabt, noch könne er sich eines schrecklicheren Sturmes und so hoher Wogen erinnern. Die Leichen wurden zum Theil 20 bis 30 Meilen weiter südlich bis nach der Absecombucht gespült. Die meisten waren gräßlich zermalmt und entstellt; manche ganz nackt. Fast alle scheinen dem äußeren Ansehen nach deutsche Emigranten zu seyn. Ein junges, etwa zwanzigjähriges und noch im Tode schönes Frauenzimmer schien ihrer Kleidung nach den wohlhabenden Ständen in Deutschland zu gehören. Sie trug an der Hand zwei goldene Ringe mit den Buchstaben „P. S. u. B. S. 1854“. Bevor man die Leichen begrub, wurden alle Kennzeichen, die zu ihrer Identificirung dienen können, sorgfältig gesammelt. Den Bewohnern von Mannahawkin wird hohes Lob gezollt, daß sie für eine anständige Beerdigung der Leichen ihr Bestes thaten. Die Gräber wurden numerirt und in einer besondern Liste zu jeder Nummer alle Erkennungszeichen notirt, die man an der Leiche gefunden hatte. Die Kisten, Koffer und sonstige Effekten, die an den Strand geworfen wurden, sind gesammelt worden; sie sollen demnächst nach Neuyork geschafft, verkauft und aus dem Erlöse die Begräbnißkosten für die Verunglückten bestritten werden. — Der „Powhatton“ war ein schon 16 Jahre altes, sehr morsches Schiff. Möglicherweise würde ein neueres und festeres Schiff den Sturm überdauert haben.

Mannichfaltigkeiten.

Die beiden berühmten Politiker des „Kladderadatsch“, die Herren Müller und Schultze, führen in dessen neuester Nummer folgendes Gespräch: Müller: Warum stoppt denn der Russe die Donaumündungen so fest zu? Schultze: Weeßt du denn jar nischt von die Geographie? Von de Donau erhält das schwarze Meer seinen Wasserbedarf. Wenn nu der Russe die Donau nicht aus die Mündung herausläßt, so sitzen die vereinigten Flotten uf'n Sand. Müller: Nanu versteh' ich's erst. Wenn's man die Hinterpommern nich ooch so mit de Oder machen, von wejen die Ostsee.

Nach einer aus zuverlässigen Quellen zusammengestellten Uebersicht der Erzeugnisse der periodischen Presse in Berlin erscheinen im jetzigen Quartal 103 Zeitungen und Zeitschriften. Von politischen Zeitungen werden im Ganzen 45,450 Exemplaren gedruckt. Davon verbleiben in Berlin 21,682; der Rest wird außerhalb Berlins gelesen. Die Vertheilung der Summe der in Berlin verbleibenden Zeitungen auf die Einwohner ergibt, wenn man diese in runder Summe zu 400,000 annimmt, auf je 19 Einwohner 1 Zeitung. — In der letzten Kammersession hat sich, was hier bemerkt werden mag, der Debit der stenographischen Kammerverhandlungen gehoben, die Zahl der durch die Post debitirten Exemplare ist wenigstens auf 168 gestiegen, eine Ziffer, die, so gering sie ist, die der früheren Sessionen doch ansehnlich übersteigt. Die politischen Zeitungen Berlins haben in den beiden letzten Quartalen ohne Ausnahme an Abonnenten zugenommen.

(Waadt.) Hiesige Blätter melden das Wiedererscheinen des Schmetterlings, der den „Traubenwurm“ respektive die Traubenkrankheit erzeugt. Die naturwissenschaftliche Gesellschaft hat nun im ganzen Weinlande eine Anweisung zur Vertilgung dieses schädlichen Insekts verbreitet, welche dadurch bewerkstelligt werden soll, daß man es am Rebstock aufsucht und vermittelst kleiner Kneipzangen zerdrückt, ehe es seine Eier abgelegt hat, welches Letztere zur Zeit der Traubenblüthe geschieht.

Aus einer parlamentarischen Vorlage geht hervor, daß in den letzten sechs Monaten 11 aus englischen Häfen ausgelaufene Auswandererschiffe Schiffbruch gelitten und daß dabei 755 Menschen das Leben verloren. Eine Untersuchungs-Commission ist eingesetzt, um die nöthigen Maßregeln zur Sicherung des Auswanderer-Transports zu beantragen.

Der kürzlich in Altenburg verstorbene Staatsminister a. D., v. Lindenau, hat testamentarisch angeordnet, daß er im bloßen Anzuge, ohne Sarg, beerdigt seyn will.

Die letzte Zählung der Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Nordamerika gibt den gegenwärtigen Stand auf 25,647,000 Seelen an.

In Konstantine bereitet sich ein Unternehmen vor, das für den französischen Handel von hoher Bedeutung werden kann. Die große Karawane, welche jetzt dort ausgerüstet wird, soll unter dem Schutze der französischen Regierung nach Timbuktu gehen und von einigen Franzosen begleitet werden, welche die Hülfsquellen und Bedürfnissen Binnen-Afrikas erforschen und die dortigen Handelsleute mit den Vortheilen bekannt machen sollen, die sie durch den Besuch der algerischen Märkte erzielen werden.

Korrespondenz.

Mannheim, 23. Mai.

Der den Theaterbesuch beeinträchtigenden Hitze, die sich in der beschränkteren Räumlichkeit des Interimstheaters um so empfindlicher macht, arbeitet die Verwaltung durch Novitäten und Gastspiele mit Erfolg entgegen. Dem „Blitz“ von Halevy folgten am 14. d. M. die „Krondiamanten“ von Auber. Die in Bezug auf Gesangsfertigkeit und Spiel vorzugsweise schwierige Rolle der „Theophila“ fand an Frl. Rohn eine würdige Repräsentantin. Die durch die geeignete Persönlichkeit und Jugend unterstützte Anmuth ihres Spiels; ihr glockenreiner Triller, ihr elegantes Glissando und die Leichtigkeit und Correktheit ihrer Celleratur im Allgemeinen erwarben ihr Beifall auf Beifall und selbst die Ehre mehrmaligen Hervorrufens. Im Schauspiel machte „die Waise von Lowood“ bereits zweimal (am 7. und 21. d. M.) volle Häuser. Wer an das Drama keine höheren Anforderungen stellt als das Interesse und Spannende der Fabel, der wird eine Darstellung „der Waise aus Lowood“ gewiß nicht unbefriedigt verlassen, und namentlich nicht, wenn die Hauptrollen mit solcher Vollendung zur Anschauung gebracht werden, wie dieß hier der Fall war. Fräulein Emilie Heußer gab die Waise. Den Grafen Rochester gab Herr Devrient vom Stadttheater in Frankfurt, nach dem er vorher als „Egmont“ aufgetreten, und, wieder genesen, bei Wiederholung des Stücks, Herr Müller. Beifall und Hervorrufen zeichnete die Darstellungen der Waise und des Rochester zu wiederholten Malen aus. Ertrug man, gedachter Vorstellungen und ihrer Repräsentanten halber, mitunter ein russisches Dampfbad, die Wildauer zu hören hätte man sich das Fegfeuer gefallen lassen. Unwillkürlich wird man bei ihren Darstellungen zu Vergleichen mit Henriette Sontag und Jenny Lind hingerissen, kommt aber schließlich immer zu dem Resultat, daß sie unvergleichlich! Kaum hat man sich dafür entschieden, der Schauspielerin die Palme zuzusprechen, so stimmt sie einen so reizenden Triller an, daß das frühere Kunsturtheil sogleich über den Haufen geworfen wird. Sie entzückt eben so sehr durch die Natürlichkeit, in der sie als „Regimentstochter“ ihr Ausgleiten und ihren Fall — in die Arme eines jungen Mannes — beschreibt, als sie durch die Bravour des Ricci'schen s. g. Tadolinischen Walzers berauscht, der gleich dem Brief-Duett und dem Duett: „Du kommst in den Garten“ in Figaros Hochzeit Dacapo verlangt wurde. Als Nandl im „Versprechen hinterm Herd“, in welcher Rolle sie gestern, nachdem sie vorher die Isabella in „Robert der Teufel“ gesungen, schließlich auftrat, war sie so liebreizend natürlich, so voll gemüthlichen Humors, daß bei dem Zuschauer die Thräne des Wohlgefallens sich mischte mit den Ausbrüchen der wohlthuendsten Heiterkeit. Fräul. Wildauer riß das Publikum in ihren sämmtlichen Rollen zu den außergewöhnlichsten Beifallsbezeugungen hin, Blumenspenden und öfteres Hervorrufen mit eingeschlossen; sie hinterläßt eine künstlerisch schöne Erinnerung. Ihr wird Ander folgen und sein zweites Gastspiel auf hiesiger Bühne bis kommenden Freitag eröffnen.

Stuttgart, 24. Mai.

Einem von hier nach Ulm versetzten Stabsoffizier sind in der Nacht von vorgestern auf gestern auf dem Bahnhofe zu Ulm seine sämmtlichen Möbel, Kleider, Weißzeug, Betten u. s. w. verbrannt, welche in einem großen Auszugwagen verpackt auf einem Eisenbahnwaggon an diesem Tage spät Abends nach dort angelangt waren. Bei der Eisenbahn war dafür die Versicherung nicht genommen worden, so daß diese dafür nicht haftbar ist und bei der Mobiliarfeuerversicherung, bei welcher sie mit 4000 fl. versichert sind, war die Anzeige unterlassen worden, daß die Gegenstände aus dem seitherigen Lokal herausgebracht worden sind, daher auch diese nicht wohl entschädigungspflichtig seyn dürfte.

Dürkheim in der Pfalz, 23. Mai.

Der Schaden, welchen die Nachtfröste zu Ende v. M. an dem Haardlgebirge angerichtet haben, scheint sich wieder ausgleichen zu wollen. Die Schößlinge in den Weinbergen sind voll Samen, der bald zur Blüthe kommen wird. Die Feldfrüchte stehen so schön als man nur wünschen kann. Unser Curort, der zur Zeit der Traubenblüthe in einem Meer von Wohlgerüchen schwimmt, sieht bereits von nah und fern Fremde sich wieder einfinden, die sowohl Erquickung in der stärkenden reinen Luft, als Heilung in den Heilquellen unseres reizenden Curortes suchen. Bereits ist die nahe Ankunft des Königs Ludwig auf der Villa Ludwigshöhe angesagt und auch Dürkheim wird den hohen Gast in seinen Mauern sehen. Die Bahnen auf dem rechten und linken Rheinufer, sowie die von Paris beginnen unsrer herrlichen Gegend ihr Contingent von Touristen zu liefern.

Mainz, 24. Mai.

Das von dem Hause Spreng und Sonntag in Mannheim übernommene Werk der Gasbeleuchtung in unserer Stadt schreitet rasch vorwärts. Bereits sind in großen Strecken der Hauptstraßen die Röhren gelegt und die zur städtischen Beleuchtung erforderlichen Vorrichtungen getroffen. Der Stadtrath will nun diese Gelegenheit benützen, der schönsten und breitesten Hauptstraße, der großen Bleiche, welche in grader Linie unsere Stadt durchzieht, eine bedeutende Verschönerung zu verschaffen. Es sollen nämlich auf dieser Straße die Gaslampen von Kandelabern getragen und auf beiden Seiten Trottoirs errichtet werden, welch letzteren die dortigen Hauseigenthümer, in deren Interesse diese Einrichtung in hohem Grade liegt, natürlich auf ihre eigenen Kosten herzustellen hätten. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß dieselben sich gerne zu dieser sicherlich für sie rentablen Ausgabe verstehen werden, und wünschen nur, daß eine ähnliche Verschönerung auch den anderen drei Hauptstraßen, welche mit der großen Bleiche in Verbindung stehen und unseren Corso bilden, nämlich der Thiermarktstraße, Ludwigsstraße nebst Markt und der Rheinstraße, zugedacht wäre. — Nächsten Montag, den 29. d. M., findet hier die statutengemäße Generalversammlung der hess. Ludwigsbahn statt. In derselben wird eine Neuwahl des Verwaltungsrathes vorgenommen werden.

Konzert des Rühl'schen Gesangvereins.

(Drittes Abonnement-Konzert.)

Montag, 29. Mai 1854, Abends 7 Uhr, im Saale des Weidenbusches.
Mit Orchester-Begleitung.

„Passion nach dem Evangelium Johannes“,
von J. S. Bach.
(Dahier zum ersten Male.)

Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. sind in der Musikalienhandlung von C. A. André (Haus Mozart) und Abends an der Kasse zu haben.

Theater-Anzeige.

Montag, 29. Mai. Englisch, Lustspiel in 1 Act von Görner. Hierauf: Divertissement für die Harfe aus der „Stumme von Portici“, vorgetragen von Fräul. B. Steinhausen, Harfinistin der herzogl. Hof-Capelle zu Dessau. Zum Schluß: Die Komödie der Irrungen, Lustspiel in 3 Acten von Shakespeare.

Mittwoch, 31. Mai. Zum Benefiz für das Chorpersonale. Lohengrin, romant. Oper in 4 Akten von Richard Wagner. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. - Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 128. Dienstag, den 30. Mai 1854.

Ein französisches Trappistenkloster.

(Nach dem Engl. von Dr. A. Heinze.)

(Fortsetzung.)

Während wir den Gang durchschritten, öffnete sich eine Seitenthür und ein Mönch mit einem hölzernen Bein kam zum Vorschein, welcher sich vor mir verbeugte, aber ohne mir das Gesicht zuzuwenden, und dann sogleich weiter ging; ein Lächeln und ein halber Blick waren die einzigen Zeichen, daß sein Gruß mir gelte. Als wir in ein Zimmer am Ende des Ganges traten, verbeugte sich der darin befindliche Mönch mit demselben halben Seitenblick und setzte seine Beschäftigung, Leinenzeug zusammenzulegen, in einer Weise fort, als ob er ganz allein sey. Meinen Abschiedsgruß erwiederte er mit derselben Verbeugung, ohne mich anzuschauen, und wir verließen das Gemach, in welches ihn mein Begleiter wieder einschloß, wie dieser die Thür denn auch vorhin mit einem Schlüssel geöffnet hatte. Das nächste Zimmer war ein Raum, der in andern Gebäuden ähnlicher Art ein Versammlungs- oder Gesellschaftssaal heißen würde. Ringsum an den Wänden lief eine Bank hin und über derselben waren Borte angebracht, auf denen einige Bücher, ohne Zweifel Erbauungsschriften, standen. Am oberen Ende des Saals befanden sich erhöhte Sitze für den Abt und den Prior. Von Kissen, Teppichen oder andern Gegenständen der Bequemlichkeit war nicht die geringste Spur zu entdecken. Das Speisezimmer oder das Refectorium war mit derselben Einfachheit eingerichtet. Am obern Ende erhob sich eine niedere Estrade für jene beiden Würdenträger, während ringsumher einfache, von keinem Tuch bedeckte hölzerne Tische vor Sitzen standen, welche denen im Versammlungssaal ähnlich waren. Der Platz jedes einzelnen Mönchs war durch einen Becher, einen Topf und einen Wasserkrug von grobem glasirten Thon bezeichnet, und auf der Serviette, welche einen hölzernen Löffel, eine hölzerne Gabel und ein Einlegemesser in sich schloß, lag ein kleines hölzernes Plättchen, auf dem der Klostername des Eigenthümers stand.

Sobald ein Trappist sein Gelübde abgelegt hat, verliert er seinen weltlichen Namen und Titel. Er heißt dann Vater oder Bruder Aloysius, Hilarion oder Benedictus, je nachdem er diesen oder jenen Heiligen zu seinem Schutzpatron erwählt. Da ein Register von den Novizen und Mönchen gehalten wird, so ist mit dem Eintritt Jemandes in das Kloster dessen Spur nicht ganz und gar verloren; aber ohne jene Liste zu Rathe zu ziehen, wird man die früheren Namen der Mönche nie erfahren.

Im Sommer halten die Trappisten täglich zwei Mahlzeiten, weil sie dann schwere Arbeit verrichten; im Winter ist ihnen nur eine und eine halbe Mahlzeit erlaubt. Fleisch darf nur in Krankheitsfällen gegessen werden; Fische, Eier, Butter und Geflügel gehören zu den streng verbotenen Speisen. Ihre Nahrung besteht in Brod, Käse, Vegetabilien und Früchten, welche sie im Klostergarten ziehen. Kirschen, Birnen, Erdbeeren und Johannisbeeren werden in Menge geerntet. Ihr Getränk besteht in Wasser und in einer Pinte guten leichten Biers bei jeder Mahlzeit. Keiner der Trappisten, welche ich sah, schien unter dieser magern Kost zu leiden. Während der Mahlzeit liest Einer aus der Brüderschaft laut aus irgend einem Erbauungsbuche vor, wobei er vor einem Pult im Speisezimmer steht.

Das Schlafzimmer befindet sich eine Treppe hoch. Es ist ein geräumiges, luftiges Gemach, durch dessen Mitte eine Reihe hölzerner Verschläge oder Cabinete läuft, so daß rings umher ein Gang übrig bleibt. Ueber jedem Verschlag ist der angenommene Name des Inhabers auf einem Brettchen bemerkt, und der Eingang jedes einzelnen ist durch einen leinenen Vorhang verhüllt, welcher bei Tage des Luftdurchzugs wegen zurückgeschlagen wird. Jedes Bettgestell enthält nur eine Matratze, eine wollene Decke und eine Oberdecke; Betttücher werden nicht für nöthig erachtet. Die Mönche begeben sich zur Ruhe, ohne sich auszukleiden; damit sie zur bestimmten Stunde am folgenden Morgen schneller aufstehen können, müssen sie in demselben Anzuge schlafen, den sie während des Tages tragen. Sie gehen um 8 Uhr Abends zu Bette, stehen gewöhnlich um zwei Uhr des Morgens auf; an Sonntagen aber schon um ein Uhr und an Festtagen um Mitternacht, damit sie die vorgeschriebenen religiösen Uebungen vornehmen können. Für diese Beschränkung der Nachtruhe ist ihnen dagegen zur Sommerzeit und während schwerer Arbeit gestattet, um Mittag ein Stündchen zu schlummern. Eine große Glocke und eine mächtige Klapper unmittelbar neben dem Schlafsaal geben allmorgendlich das Zeichen zum Aufstehen.

Die Kleidung der Mönche besteht in einem groben braunen Talar mit spitzer Kapuze, in einem Unterkleide, Hosen, leinenen Strümpfen und dicken Schuhen. In diesem Anzug werden sie auch begraben; ein Sarg wird nicht für nöthig gehalten; man zieht dem Todten nur die Kapuze über das Gesicht und schaufelt dann die Erde über den Leichnam. Was auch die Regel anderer Klöster in früheren Zeiten gewesen seyn mag — hier und heutiges Tages ist die Behauptung, daß jeder Trappist täglich einen Theil seines eigenen Grabes grabe, nicht richtig. Der Kirchhof befindet sich im Garten und hat hinreichend Raum für fünfzig Gräber am Fuß eines künstlichen Hügels oder Calvarienberges, auf dessen Gipfel sich ein hohes Kreuz mit dem hölzernen Bilde Christi erhebt. Die Inschrift am Kopfende jedes Grabes ist auf ein hölzernes Täfelchen gemalt, welches an ein hölzernes Kreuz genagelt ist und enthält nur die Worte, daß Bruder Gregorius, bekehrt (nicht „geboren“) an dem und dem Tage, an dem und dem Tage gestorben sey.

Der Garten ist schön angelegt und ein Muster von Sauberkeit. Rings um denselben läuft eine Hecke von Stechpalmen und Hagedorn, welche mehr zu einem Schirm gegen die rauhen Winde als zu einem Verbergungsmittel zu dienen scheint. Die Mönche machen aus ihren Bestrebungen und Arbeiten kein Geheimniß, sondern jeder verrichtet sein ihm bestimmtes Theil, ohne sich darum zu kümmern, ob er beobachtet wird oder nicht. Im Garten befindet sich auch ein Bienenzaun, der eine ziemliche Anzahl von Körben enthält; dann und wann ein wenig Honig zu essen, ist eine erlaubte Schwelgerei.

Die Regel, innerhalb des Hauses zu schweigen, und ein gewisses niederdrückendes Gefühl, welches sich meiner bemächtigte, verhinderten jedes fortlaufende Gespräch; während unseres Rundganges erfuhr ich jedoch, daß sich im Kloster weder Engländer, noch Italiener oder Deutsche befinden. Die meisten Mönche sind Flamländer, die übrigen Franzosen. Daß der berühmte Opernsänger Ambrogetti sich hierher zurückgezogen habe, wußte mein Begleiter nicht und schien auch gar nicht geneigt, dieß einst vielbesprochene Ereigniß, falls es wirklich stattgefunden, zu verhehlen. Da es zehn oder zwölf Trappistenklöster in Frankreich gibt, so mag der berühmte Darsteller des Don Giovanni sich in ein anderes begeben haben. Es gibt hier Mönche, welche weder lesen noch schreiben können, aber vielleicht nicht mehr als zwei oder drei, und da die Zahl der Mönche, welche das Kloster versorgen kann, jetzt fast voll ist, so zeigt sich der Superior in Betreff der Novizen, welche er zuläßt, ungewöhnlich eigen.

Heimliche Flucht nach abgelegtem Gelübde ist zwar vorgekommen, aber nur sehr selten. Ein Gesetz, Jemanden zu zwingen, gegen seinen Willen zu bleiben, gibt es nicht; Jeder ist durch sein eigenes Gewissen an das Kloster gebunden. Da ein Jahr zur Prüfung (mitunter auch zwei) bestimmt ist, ehe das Gelübde abgelegt wird, so hat ein Novize hinreichend Zeit, sein Gemüth zu erforschen. Als mein Begleiter mir dieß mittheilte, hielt ich diese Frist für genügend, allein wenn man die Sache genauer erwägt, so genügt dieselbe nicht.

Ein Mann von heftigen Leidenschaften kann sich in einem Jahr nicht von dem Einfluß getäuschter Liebe, vereitelten Ehrgeizes, verwundeten Stolzes, tiefer Reue oder zeitweiliger religiöser Melancholie befreien, welche ihre Quelle vielleicht in körperlichen und vorübergehenden Ursachen gehabt haben mag. Ist er dann aber endlich zu dem gewöhnlichen Gemüthszustande zurückgekehrt, so muß die Reue, solch einen schrecklichen und unabänderlichen Schritt gethan zu haben, eine furchtbare Qual für für ihn seyn. Flucht möchte Jedem nicht allein wegen seiner auffallenden Tracht schwer werden, sondern auch deßhalb, weil er von allem Geld entblößt und von einer Bevölkerung umgeben ist, deren religiöse Gefühle solch eine Apostasie in hohem Grade verdammen würden. Welche Zwangsmaßregeln der Superior gegen einen Mönch, der in den Verdacht gekommen, daß er auf Flucht sinne, in Anwendung bringen dürfte, möchte ebenfalls schwer zu bestimmen seyn. Aber in dem Gesicht keines der Trappisten, welche ich sah, konnte ich das geringste Zeichen der Unzufriedenheit entdecken. Mehrere waren kräftige, junge, wohlaussehende Männer, und ich konnte nicht ohne Entsetzen an die dreißig oder vierzig Jahre denken, welche sie noch zu durchleben haben mochten.

Neben dem Kloster liegen die Oekonomiegebäude: Viehhöfe, Kuhställe, Kornspeicher u. dgl., welche die Mönche selbst verwalten. Kein weibliches Wesen wird auf dem Mont des Cats geduldet; die Trappisten melken die Kühe und bereiten die Butter selbst.

(Schluß folgt.)

Beleuchtung zweier Stambuler Briefe der Augsb. Allg. Zeitung.

⊗ **Konstantinopel, 11. Mai.**

Die muthwilligen Angriffe, welche sich die „Augsburger Allgemeine" in der orientalischen Frage schon oft gegen die Berichte anderer deutschen Blätter erlaubte, legen mir, als hiesigem Korrespondenten, die Pflicht auf, solche zurückzuweisen, und den Werth jener türkenfeindlichen Artikel gehörig zu beleuchten. Ich gebe hier die Antwort auf die zwei Stambuler Briefe der Augsburger „Allg. Ztg." v. 17. und 18. April 1854: Der Wahnwitz, um jeden Preis über das abgedroschene Thema „Konstantinopel" neue Variationen in die Welt zu schleudern, und durch anscheinend elegantes Phrasen-Geklimper das Ohr des Unkundigen zu bestechen, scheint den Verfasser zu einer Stylübung vermocht zu haben, deren wahren Werth zu enthüllen im Interesse der Wahrheit liegt. Nach einigen bunt durcheinander geworfenen, schwülstigen Bemerkungen über den Gesammteindruck Konstantinopels führt uns der Tourist plötzlich nach — Brasilien, wo wir in ihm wahrscheinlich den Botaniker und Topographen bewundern sollen und kehrt endlich auf weiten Umwegen wieder zum Bosporus zurück, um uns die 400 Jahre alte Neuigkeit zu sagen, daß man da „auf Ruinen" lebe, von denen jedoch zufällig der eifrigste Beschauer, mit Ausnahme einiger wenigen Denkmäler, keine Spur mehr zu finden vermag. Zur Vermeidung aller Illusionen soll sich ferner der Reisende „vom Bord des Dampfers aus mit der Vogelperspektive begnügen", was im Munde eines Militärs wirklich wunderbar klingt, denn eine Vogelperspektive vom wenig über den Meeresspiegel hervorragenden Verdeck nach den, mehrere hundert Fuß hohen Hügeln der Umgegend ist sicherlich eine neue Entdeckung, deren ausschließliche Nutznießung dem Verfasser auch ohne Privilegium verbleiben wird. Den alten Jeremiaden über schlechtes Pflaster, Schmutz u. s. w. folgt die eben so richtige, als schon oft gemachte Bemerkung, daß „Stambul etwas von einem großen Lager habe", und aus der Bauart (hölzerne Häuser) wird der seltsame Schluß gezogen, daß den Türken „ein wesentliches Moment, die Häuslichkeit fehle", für welchen sich nicht nur diese, sondern auch die deutschen Bewohner der Alpen, des Schwarzwaldes u. s. w. bedanken mögen. Das kupferne (gewöhnlich irdene) Kohlenbecken (Mangal) erscheint dem Touristen als „ein Symbol des Türkenthums", ungeachtet es auch in Griechenland, Italien rc. allgemein verbreitet und in der Türkei sogar in den meisten öffentlichen und sehr vielen Privatgebäuden durch die zweckmäßigeren Oefen verdrängt ist. Sodann geht unser neuer Orientalist auf das Familienleben über, und beweist uns seine völlige Unwissenheit in diesem weitläufig behandelten Kapitel gleich Anfangs dadurch, daß er die Frauen „plaudernd im Selamlek um den Tandur" sitzen läßt. Er weiß nämlich nicht einmal, daß Selamlyk die Benennung der ausschließlich den Männern, vom Herrn und allenfallsigen Gast bis zum letzten Diener, angewiesenen Abtheilung des Hauses ist, während die von den Weibern und Sclavinnen allein bewohnte und nur dem Herrn zugängliche Abtheilung Harem heißt. Was mithin vom weiteren Räsonnement über die Familie, welche, unserem Touristen nach, der Orientale nicht einmal dem Worte nach kennt, während die türkische Sprache zu dem alten Ehli ajal und ehli beit schon längst gerade noch das fränk. Familia adoptirt hat, nach solchen Proben von Gründlichkeit zu halten ist, überlassen wir dem Leser. Hierauf ergeht sich unser Forscher in flüchtigen Beschreibungen der Typen und Kostüme, wie wir sie schon oft lasen, und vermißt hier am Schlusse, vermuthlich in einem Rückfall von „Flaneur-Philosophie" das „erste Kennzeichen stätigen Fortschrittes und strebender Gesittung": die Mode!!! Man reibt sich die Augen, wenn man so etwas

liest und denkt mit ästhetischem Entsetzen an einen Kurden im Frack, einen Araber im Bonjour, einen Tscherkessen in seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen. Also die Narrheit des Abendlandes soll der Orient zu seinem Seelenheil gegen die alte, malerische, zweckmäßige Tracht der Väter eintauschen!

(Schluß folgt.)

Arago's Werke mit einer Einleitung von Humboldt.

Zu dem vor Kurzem ausgegebenen ersten Bande der Gesammt-Ausgabe von François Arago's Werken *) hat Alexander von Humboldt eine Einleitung geliefert, die der Verfasser jedoch, wie er sagt, nicht als eine Biographie oder ein „Eloge", sondern „als ein Tribut der Bewunderung und innigen Dankbarkeit, niedergelegt auf einem so eben geschlossenen Grabe", betrachtet wissen will. Humboldt erzählt, wie bereits vor dem Jahre 1809 der berühmte Mathematiker Lagrange seine Aufmerksamkeit auf den damals in Spanien mit der Messung des französischen Meridians beschäftigten zwanzigjährigen Arago gelenkt habe. Als Letzterer 1809, nach vielen, oft sehr gefährlichen Begegnissen und nach langer Gefangenschaft in einer spanischen Citadelle, nach Frankreich zurückkehrte, war Humboldt der Erste, der ihn in einem Schreiben beglückwünschte und ihm seine Freundschaft anbot. Arago berichtet darüber selbst in dankbarster Weise in seiner „Historie de ma jeunesse", welche, nebst biographischen Skizzen von Fresnel, Volta, Thomas Young, Joseph Fourier, James Watt und Carnot, den ersten Band seiner Werke füllt. Ueber die wissenschaftlichen Arbeiten Arago's spricht sich Humboldt in nachstehender charakteristischen Weise aus: „Die Menge und die Verschiedenheit seiner Arbeiten, welche sowohl die Physik des Himmels, als die der Erde zum Gegenstand haben, werden einst die Aufgabe, seine Biographie zu liefern, sehr erschweren. . . . Gewöhnlich hat das Publikum kein rechtes Vertrauen zu der Gründlichkeit von Arbeiten, die einen so verschiedenartigen Charakter haben, und besonders gefährlich erscheint die hochtrabende Bezeichnung: „connaissances universelles." Diese Bezeichnung ist aber auch immer am unrechten Orte. Baco, Newton, Leibnitz, Cuvier hatten sehr mannigfaltige (très variées), aber keine „universellen" Kenntnisse. Arago stellt sich durch die Ausdehnung und die Verschiedenheit seines Wissens an die Seite der größten Geister, deren sich die Wissenschaft zu rühmen hat." Die vorzüglichsten Entdeckungen Arago's auf dem Gebiete der Licht- und Farbenlehre, so wie auf dem der Elektrizität, datiren aus den Jahren 1811, 1820 und 1824. Seine Entdeckung der chromatischen Polarisation hat ihn zur Erfindung des Polariskops, des Photometers, des Cyanometers und anderer optischer Instrumente geführt. Seine Arbeiten über die Interferenz des Lichtes, deren Phänomene er mit seinem Freunde Fresnel gefunden, und besonders seine Denkschrift über die Theorie des Funkelns der Sterne, hält Humboldt für eine der schönsten Zierden der gesammelten Werke seines berühmten verstorbenen Freundes. Den Magnetismus durch Rotation entdeckte Arago in England, wo er mit Biot und Humboldt sich befand, um die Länge des Pendels zu vergleichen.

*) Oeuvres complètes de François Arago. Tome premier. Paris, Gide et Baudry, 1854.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin.) Der Börsen- und Waaren-Schwindel hat hier eine bisher ungekannte Ausdehnung erreicht. Die „Zeit" erzählt Folgendes: „Der Sattlermeister S.¹, der vor Kurzem im Berliner Thiergarten erschossen und erhängt gefunden wurde, (der Mann mußte, um seinen Zweck sicher zu erreichen, beide Todesarten zu vereinen) hatte nicht nur selbst bedeutende Schulden hinterlassen, sondern es sind auch kurz vor seinem Tode eine Menge falscher, von ihm in Kurs gesetzter, also jedenfalls auch gefertigter Wechsel zum Vorscheine gekommen. Schlauer Weise hatte S. die Verfalltage der falschen Wechsel gerade in die Tage der Leipziger Messe verlegt, wo er mit Gewißheit annehmen konnte, daß die Kaufleute, deren Namen er auf den Wechseln gefälscht hatte, nicht in Berlin anwesend waren. Auf diese Weise hat er nicht nur die Entdeckung seines Verbrechens verzögert, sondern es sind auch mehrere Berliner Kaufleute, in deren Abwesenheit die Wechsel-Klagen in ihren Wohnungen insinuirt wurden, in contumaciam verurtheilt worden, ja, es ist sogar die Appellationsfrist in manchen Fällen verstrichen, so daß sie, obwohl sie den rechtsgültigen Einwand, daß sie das Accept nicht geschrieben, zu machen sehr wohl berechtigt waren und die Abweisung der Kläger dann jedenfalls erfolgen mußte, jetzt unweigerlich für die gefälschten Wechsel Zahlung leisten müssen. Der Inhaber eines chemischen Instituts soll in Folge solcher Verurtheilungen bereits in die größte Verlegenheit gebracht worden seyn.

(Stuttgart, 20. Mai.) Manche unserer Gewerbtreibenden sind jetzt mit den letzten Zurüstungen für die Beschickung der Münchener Ausstellung beschäftigt. Eine sehr ansprechende Ausstellung seiner Waaren hat der Stockfabrikant Hedinger hier vorbereitet und gegenwärtig zur Besichtigung in seinem Hause aufgestellt: eine Sammlung von Stöcken aller Art. Dieselben sind in der geschmackvollsten Weise zusammengestellt, indem Herr Hedinger dazu ein Gestell benützte, das in künstlerischer Weise nach dem Entwurfe des Hrn. P. Wirth angefertigt wurde und nun, mit etwa 700 Stöcken geziert, nicht unähnlich einer Orgel mit ihren Pfeifen erscheint. Die manchfaltigste Auswahl findet sich hier und gibt einen Begriff des von Herrn Hedinger schwunghaft und durch Arbeitgebung an manche fleißige Hände auf dem Lande geführten Geschäftszweigs.

Nach einer statistischen Tabelle des englischen National-Instituts zur Rettung von Schiffbrüchigen betrug die Zahl der Schiffbrüche im Jahre 1853 beinahe 800 und es gingen dabei 870 Menschen zu Grunde. Dieses menschenfreundliche Institut hatte 7000 L. für Rettungsboote und 9000 L. für Prämien verausgabt, besitzt an den englischen Küsten jetzt 38 Stationen mit allen erdenklichen Rettungs-Apparaten und hatte zu Anfang dieses Jahres 600 L. Schulden.

Wir entnehmen dem Schreiben eines französischen Sergeanten an einen seiner Freunde folgende charakteristische Ergießungen über die Türkei: „Die Türken haben uns sehr gut aufgenommen, und wir haben unsere Bundesgenossen, die Engländer, so wie sie auf diesem Gestade ankamen, ebenfalls sehr gut empfangen. Wir sind durch unsere Lebhaftigkeit, Thätigkeit und Heiterkeit für diese braven Leute, Türken und Engländer, ein Gegenstand der Bewunderung. Wir haben so zu sagen singend ein Lager errichtet, das sie wie ein Wunderwerk betrachten. Unsere Zelte, unsere Straßen, die kleinen Gärten und Blumenbeete die unsere Wohnplätze zieren, sind das dauernde Ziel der neugierigen Besuche der Muselmänner. Den Canal, den wir angelegt haben, um eine ausgezeichnete Trinkwasser-Quelle in unser Lager zu leiten, haben sie für ein römisches Werk gehalten. In einem Tage haben nahezu 3000 französische Soldaten eine aus einem Fels hervorkommende vortreffliche Quelle, die sich in der Ebene verlor, wo sie nur Schlangen und Frösche nährte, anderthalb

Stunden Weges weit geführt. Sie fließt jetzt in unserem Lager, wo sie alle Welt tränkt und alle unsere Gärten wässert. Die türkischen Bürger, die in ihrer Schlafmützigkeit bloß daran denken, sich auszuruhen und ihre Pfeifen zu stopfen, sind von dieser Arbeit entzückt, die sie sich zu Nutze machen; sie trinken nicht mehr von dem faulen Wasser ihrer Cisternen, sondern sie kommen zu uns, um Wasser zu holen. Sie sind von unserem Charakter und von unseren Manieren entzückt. Ihre Frauen, die von ihren Männern unaufhörlich unser Lob hören, sind den ganzen Tag damit beschäftigt, das Gesicht an die Gitterfenster ihrer Wohnungen anzulegen, um uns vorbeikommen zu sehen."

Im russischen Heere scheint es Sitte zu seyn, den Armeebefehlen bei besonders feierlichen Gelegenheiten Lieder für die Soldaten beizufügen. So schließt der Tagsbefehl, welchen Fürst Gortschakoff am 11. April über die Besetzung der Dobrudscha an die Truppen des 3., 4. und 5. Korps erließ, mit folgenden Worten: „Dieser Befehl ist vor allen Compagnien, Escadronen, Batterien und Sotnia's zu verlesen und an alle Detachements zur Absingung des beigefügten Liedes zu versenden, das den Ausdruck unserer Gefühle und Pflichten enthält."

Korrespondenz.

Stuttgart, 29. Mai.

Fräul. Thate, vom herzgl. Hoftheater zu Braunschweig, beginnt heute ein Gastspiel an hiesiger Hofbühne als Maria Stuart in dem Trauerspiel von Schiller, und der Tenorist Steger von Wien am nächsten Sonntag als Raoul in Meyerbeers Hugenotten. Hr. Ander hat sein Gastspiel hier beendet.

Aus Rheinhessen, im Mai.

Was jüngst in einem Artikel der Didaskalia (Nr. 75 vom 28. März) gesagt und später in demselben Blatt, der Wahrheit ihr Recht gebend, wiederholt bemerkt wurde, davon habe ich mich dieser Tage persönlich überzeugt. Ich habe nämlich diejenigen Weine, welche am 2. Juni nächsthin in Nackenheim versteigert werden, mit zwei Freunden renommirter Weinhandlungen an den Fässern probirt. Das Urtheil derselben fiel dahin aus, daß die Steig- und Kaufliebhaber jedes etwaige Vorurtheil beseitigen möchten und diese Weine an den Fässern probiren sollten. Es werde sich dann bewahrheiten, daß diese rheinhessischen Gewächse den im Rheingau am 8. Mai 1854 versteigerten Weinen in wahrer Weingüte, sowit auch nicht in Preiseswerth, nachstehen dürften. Daß dann diese rheinhessischen Weinprodukte eben so mit Recht renommirt werden mögen, ist bloß die Absicht eines patriotisch gesinnten Rheinhessen.

Speyer, Ende Mai 1854.

Eine der großartigsten Schöpfungen Königs Ludwigs, die im Jahre 1845 im hiesigen Kaiserdome begonnenen Freskomalereien, mit deren Ausführung Meister J. Schraudolph beauftragt war, sind in der jüngsten Zeit vollendet worden und machen in ihrer Gesammtheit einen großartigen Eindruck auf die zahlreich herbeiströmenden einheimischen und fremden Besucher dieses ehrwürdigen Gotteshauses. Ueber die Schönheit der Ausführung, über die Genauigkeit der Zeichnung, über die Harmonie und Klarheit der Farben, über Gruppirung, Ausdruck u. dgl. besonders oder ausführlich zu sprechen, ist hier der Ort nicht; nur aufmerksam machen möchten wir die in nächster Zeit unsere Stadt besuchenden Fremden, deren Zahl an den bevorstehenden Pfingstfeiertagen bei der jetzt so vereinfachten Reisegelegenheit namentlich auch aus Frankfurt, Mainz, Darmstadt 2c. nicht unbedeutend seyn dürfte, daß sie während ihrer Anwesenheit hierselbst die Besichtigung dieses imposanten Kunstwerks nicht versäumen, dessen näheres Verständniß ein in der Wappler'schen Buchhandlung dahier erschienener Führer wesentlich erleichtert. Auch von den übrigen zahlreichen historischen Gebäulichkeiten und sonstigen Sehenswürdigkeiten unserer alten Bischofsstadt ist eine kurze geschichtliche Beschreibung im Verlag von G. L. Lang zu haben. Es dürfte sich demnach für die reiselustigen Bewohner der obengenannten Nachbarstädte wohl der Mühe lohnen, Speyer zum Zielpunkt eines Pfingstausflugs zu wählen. Der Kunst- wie der Naturfreund wird nicht unbefriedigt von hier scheiden.

Bad Homburg, 28. Mai.

Unter den zahlreichen Gästen von Auszeichnung, die in dieser Woche hier eingetroffen, befindet sich auch der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen; auch bemerkt man viele Engländer und Russen unter den Kurgästen. Die Orangenbäume sind seit einigen Tagen vor unserem Conversationshause aufgestellt und man bemerkt mit Vergnügen, welche Höhe sie erreicht haben. Die Parkanlagen schreiten rüstig vor und sind auch schon einige Alleen und Ruhebänke angelegt.

Literatur- und Kunst-Notizen.

(Theodor Parker.) Nordamerika wird oft eines gleichen Mißbrauchs des göttlichen Namens beschuldigt, wie er in der alten Welt häufig vorkommt, jedoch mit dem großen Unterschiede, daß dort die Staatsgewalt den kämpfenden Geistern und Dämonen freies Turnier gestattet, so lange sie nicht unmittelbar in ihr Gebiet eindringen. Sie geht von dem Standen aus, daß bei diesem Verfahren die Macht der Natur, Vernunft und Sittlichkeit einen, wenn auch langsameren, doch desto folgenreicheren Sieg erringen werde, als wenn sie von staatspolizeilichen Hülfstruppen unterstützt würde. Zu den glänzendsten Zeugnissen dieses allmäligen Sieges gehört das große Ansehen, welches sich der Prediger Parker in allen Theilen der Union erworben hat. Seine Schriften erscheinen jetzt auch in deutscher Uebersetzung bei Voigt und Günther in Leipzig (Bd. 1. Kritische und vermischte Schriften.) Wenn dieser echte Bote des Evangeliums das Christenthum des Lebens bei uns in Europa, im protestantischen Deutschland verkündigen wollte, so würden ihm Tausende von Herzen offen stehn, aber mindestens Hunderte von Kirchen durch ihre Pförtner verschlossen werden.

Zwölf klassische Dramen sollen nach den neuesten Berichten aus München den Stamm des Theater-Repertoires während der Industrie-Ausstellung bilden. Die dabei mitwirkenden, bereits öfter genannten Künstler haben sich mit dem verhältnißmäßig geringen Honorar von 100 fl. per Rolle sämmtlich zufrieden erklärt. Ein Regie-Comitee, durch allgemeine Wahl der Theilnehmer aus dreien aus ihrer Mitte zusammengesetzt, führt unter Assistenz des Regisseurs der Münchener Hofbühne des Herrn Hölken die Regie-Geschäften. Der k. Hoftheater-Oekonom Herr Kugler ist mit der Sorge für die Unterkunft und Aufnahme der Gäste beauftragt.

(Frankfurt a. M.) Um einem in viele Zeitungen und auch in unser Blatt übergegangenen Gerüchte zu begegnen, nach welchem der k. Hofopernsänger Herr Tichatscheck von dem Dresdener Hoftheater die nachgesuchte Entlassung erhalten hätte, wird aus sicherster Quelle mitgetheilt: daß es nicht die Absicht der königl. General-Direktion sey den derwalen noch bis 1. October 1857 dauernden Contract des Herrn Tichatscheck aufzulösen, da Letzterer noch im vollen Besitz seiner vortrefflichen Mittel und Stimme ist.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 30. Mai. Martha, oder: der Markt zu Richmond, Oper in vier Acten von Flotow. (Gastrolle) Lyonel: Herr Benda, vom Theater zu Düsseldorf.

Mittwoch, 31. Mai. Zum Benefiz für das Chorpersonale. Lohengrin, romant. Oper in 4 Akten von Richard Wagner. Mit aufgehobenem Abonnement.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Dienstag, 30. Mai. Ein Hausmittel, Lustspiel in 1 Aufzuge. — Tempora Mutantur, oder: Die gestrengen Herren, Lustspiel in 3 Aufzügen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. - Verantwortlicher Redakteur: J. F. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 129. Mittwoch, den 31. Mai 1854.

Ein französisches Trappistenkloster.

(Nach dem Engl. von Dr. A. Heinze.)

(Schluß.)

Einen Theil des erzielten Ertrages — in so weit es ihnen gestattet ist — verbrauchen sie im Kloster, das Uebrige wied verkauft. Zur Bewirthung der Fremden wird jedoch auch ein Theil zurückbehalten. Außerdem befinden sich eine Schmiede, eine Brauerei und eine Zimmermannswerkstätte oben, in welcher letztern allerlei nöthige und nützliche Dinge verfertigt werden. Der Hofraum ist reichlich mit Hühnern und anderem Geflügel versehen, obgleich die Mönche selbst nichts davon zu ihrem Unterhalt gebrauchen. Mit Erstaunen sah ich ein Paar schöner Pfauen vor den Augen der schweigenden Ascеten auf und nieder stolziren. Mit einer fast weltlichen Freude machte mich mein Begleiter darauf aufmerksam, welch einen prächtigen Anblick der entfaltete Schweif dieses majestätischen Vogels gewähre.

Auf vorherige Bitte und ertheilte Erlaubniß ist den Fremden (aber nur männlichen) nicht allein gestattet, das Kloster in Augenschein zu nehmen, sondern sie können daselbst auch für mehrere Tage Kost und Wohnung finden — fast ganz in der Weise wie auf dem St. Bernhard — falls sie sich den in dieser Beziehung aufgestellten Regeln fügen. Ihre Kost ist nicht auf die der Mönche beschränkt. Für einen Künstler möchte es wohl der Mühe werth seyn, acht Tage auf dem Mont des Cats zu verleben. Bezahlung wird für die Bewirthung nicht gefordert; Jeder hinterläßt bei seiner Abreise eine seinen Mitteln angemessene Summe für Das, was er und die Seinigen während ihres Aufenthalts verzehrt haben. Für die Unterbringung von Pferden ist droben gleichfalls Sorge getragen.

Nachdem ich Dasjenige gesehen hatte, was man mir gezeigt, ohne zu bitten, mich noch zu andern Räumen zu führen, ward ich schließlich in das Speisezimmer der Fremden geleitet, ein kleines Gemach, welches dem Empfangzimmer sehr ähnlich war. Bald darauf trug man mir ein gesundes Mittagsmahl auf, welches aus einer Fastensuppe von Sauerampfer und Brod — es war Freitag — aus Käse, Bohnen und Omelette, aus gutem Schwarzbrod, Butter und einer großen Kanne Bier bestand. Das letztere war von derselben Sorte, welches auch die Mönche trinken, und welches dem Brauer alle Ehre macht. Der Mönch, welcher mich bediente, war einer von den wenigen, denen das Sprechen gestattet ist; ein junger, etwa dreißigjähriger Mann mit einem gefälligen, offenen Gesicht, welches indessen durch Blatternarben und schlechte Zähne etwas verunziert war. Als er mich mit „Monsieur" begrüßte, erröthete er; eine Weile später aber begann er ganz unbefangen mit mir zu sprechen. Er hatte die Ordensgelübde vollständig abgelegt; sein Wesen war jedoch durchaus heiter, und auf seinem Antlitz konnte ich keine Spur von Schmerz oder Kummer entdecken. Als ich die Kämpfe erwähnte, welche die Menschen draußen in der Welt zu bestehen haben, und der wohlthätigen Folgen derselben gedachte, erwiederte er, daß sie in ihrem Kloster auch auf ihre Weise zu kämpfen haben und daß die Gnade Gottes die Hauptsache sey.

In Betreff zweier Punkte hatte ich ein Vorurtheil gegen die Trappisten gehegt. Man hatte mir erstens gesagt, daß auf dem Mont des Cats Alles reinlich und sauber sey, die Mönche selbst aber in Schmutz verkommen. Man könnte dagegen erinnern, daß persönliche Unreinlichkeit eine natürliche Folge bei Denjenigen sey, welche sich einem bußfertigen Leben geweiht haben, und daß es Fremden nicht zustehe, sich zu beklagen, da man sie nicht eingeladen habe, sondern nur dulde. Allein die Trappisten, welche ich sah, waren weder unreinlich noch unsauber. Manche gemeine Soldaten und Arbeiter würden bei näherer Betrachtung einen Vergleich mit ihnen nicht aushalten. Sie waschen sich allerdings nicht oft, allein dieß hindert nicht, daß sie sich dann und wann säubern. Ihre Unterkleider wechseln sie alle vierzehn Tage nur einmal; ihre Strümpfe hatten ein ganz reinliches Aussehen.

Zweitens hatte ich gehört, daß die Mehrzahl der Trappisten in ihrem Gesicht das Gepräge der Dummheit trügen und daß höchstens drei oder vier von Allen Klugheit und Geschick besäßen. In Betreff dieses Punktes hat man, wie ich glaube, aus der äußern Erscheinung einen falschen Schluß gezogen. Die Mönche gleichen Menschen, welche mit einer firen Idee behaftet sind. Aber eine fire Idee ist kein Beweis von Dummheit. Manche der wichtigsten Ereignisse in der Weltgeschichte sind durch Männer mit firen Ideen bewirkt, obgleich diese Ideen allerdings nicht unveränderlich in den Kreis der Mauern eines Klosters gebannt waren. Das Benehmen der Trappisten ist das von Personen, welche alle Communication mit Andern zu vermeiden wünschen — das ist ihre Regel, ihr Wahnsinn. Die schweigenden Mönche schauen Niemanden gerade ins Gesicht, sondern wenden ihren Kopf zur Seite. Sie behandeln jeden Fremden so, als ob er nicht da sey. Während ich mich im Schlafsaal befand, ging zufällig ein junger Mönch durch denselben. Seine Miene und sein Gang hätten nicht gleichgültiger seyn können, wenn das Gemach ganz leer gewesen wäre. Im Hofe sägten zwei Mönche einen Baum durch. Der tiefer Stehende wandte mir den Rücken, aber der andere, ein schöner, kräftiger Mann, der unmittelbar hoch aufgerichtet vor mir stand, würdigte mich eben so wenig eines Blickes, als er ein verwelktes, vom Wind unter seine Füße gewehtes Blatt in der tiefsten Einsamkeit des Waldes angeschaut haben würde. Ein Anderer, welcher ein Stück Bauholz maß, war in ähnlicher Weise ganz in seine Beschäftigung vertieft. Dasselbe war auch in der Schmiede der Fall. Der dort befindliche Mönch, den ein Knabe aus dem Dorf unterstützte, setzte seine Arbeit mit derselben Miene fort, gleich als ob kein

Fremder über die Schwelle geschritten sey. Diese Kälte und Geringschätzung aller weltlichen Erscheinungen sind als ein Mangel an Einsicht detrachtet worden. Mitunter wird dieß auffallende Benehmen unglaublich weit getrieben. Ein noch auf dem Mont des Cats lebender Mönch arbeitete einst in einem nahe gelegenen Walde. Sein Vater hatte auf ihn gewartet und trat an ihn hinan, um den Sohn, der für ihn verloren war, noch einmal zu sehen. Aber sein Gruß blieb unbeachtet. Der Mönch setzte seine Arbeit fort, schaute in die leere Luft und ignorirte hartnäckig die Gegenwart seines Vaters. Nach einem zweiten vergeblichen Versuch gab der Letztere sein Vorhaben auf und ging bitterlich weinend von dannen. Der Vater ist jetzt todt. Aber wenn der Sohn, wie es leicht möglich ist, durch irgend einen Uebergriff der väterlichen Gewalt veranlaßt worden war, die Gelübde abzulegen, wie bitter muß diese Sleafe für Jenen gewesen seyn!

Die Trappisten leiten ihren Namen von der Abtei La Trappe her, welche vier Stunden von Mortagne in der vormaligen Grafschaft Perche an den südlichen Gränzen der Normandie liegt. Diese Abtei ward von Rotroc III., einem der Grafen von Perche, im Jahre 1140 unter der Regierung Ludwig VII. gestiftet, als Innocenz II. auf dem päpstlichen Stuhle saß. La Trappe war anfangs wegen der Heiligkeit seiner Mönche berühmt, allein in spätern Zeiten verletzten sie die Gelübde in gröblicher Weise. Während der schrecklichen Kriege jener Periode ward die Abtei zu wiederholten Malen von den Engländern geplündert. Die Mönche hatten eine Zeit lang den Muth, zu bleiben, die sich stets erneuernde Gefahr zwang sie aber endlich, ihren Wohnsitz zu verlassen. Nach dem Abschluß des Friedens kehrten sie in ihr Kloster zurück, brachten aber alle die laxen Begriffe und Ansichten, welche sie in der Welt angenommen, mit dorthin. Im Jahre 1662 führte der Abbé de Rancé, welcher nach dem plötzlichen Tode der Madame de Montbazon, deren begünstigter Liebhaber er gewesen, ins Kloster eingetreten war, die strengsten Reformen in La Trappe ein. Die Lebensbeschreibungen de Rancé's, welche von seinen Anhängern und von plumpen Schmeichlern Ludwig XIV. verfaßt sind, haben durchaus keinen Werth als zuverlässige Quellen. Er starb 1700 in seinem 74. Jahr nach der Niederlegung seines Amtes mit dem Wunsch, dasselbe wieder zu bekleiden. Sein ganzes Leben ist voll von Widersprüchen. Er übersetzte den Anacreon und ward dann das Werkzeug, den Mönchen die schärfste Zucht aufzuzwingen.

Wer sind Diejenigen, welche sich den Trappisten auf dem Mont des Cats und an andern Orten anschließen? Die Encyclopédie sagt: „Dorthin ziehen sich Diejenigen zurück, welche geheime Verbrechen begangen haben und von Gewissensbissen gefoltert werden; Diejenigen, welche Melancholie und religiöse Scrupel beunruhigen, welche vergessen haben, daß Gott ein gnädiger Vater ist und welche in ihm nur den grausamsten aller Tyrannen erblicken; Dienigen, welche die Leiden, den Tod und das Opfer Jesu Christi für nichts achten und die Religion nur aus dem schrecklichsten Gesichtspunkt betrachten." Einer meiner Freunde sagte mir dagegen, daß manche der auf dem Mont des Cats lebenden Mönche frommgesinnte Flamländer seyen, die unglücklicher Liebe oder vereitelter Hoffnungen wegen in der Bitterkeit ihrer verwundeten Gefühle sich auf Lebenszeit in das Kloster begeben haben. Andere werden zu diesem Schritt veranlaßt, weil ihre innere Welt in einem zu grellen Gegensatz gegen die alltägliche äußere Welt steht. Es möchte schwer seyn, diese Frage vollkommen richtig zu beantworten; jedenfalls wird sich keine Antwort auf alle Fälle anwenden lassen.

Beleuchtung zweier Stambuler Briefe der Augsb. Allg. Zeitung.

(Schluß.)

Stambul, 9. Mai 1854.

„Im Orient gibt es Weiber, keine Frauen." Dieß ist, unserer Meinung nach, überall und immer der Fall, wenn die Männer Männer sind; treffen wir diese Erscheinung doch auch bei den christlichen Völkern (im Mittelalter) der Zeit des höchsten Bürgerglücks und bei den hochgebildeten Arabern von Cordova bis Bagdad, so wie sie uns die Geschichte schon bei den alten Römern und Griechern vorführt, ohne daß das Familienleben deßhalb niedriger gestanden wäre. Gnädige Frauen, welche die Frage des Cavaliero servente: „Qui est le Monsieur au coin du feu" mit „Ce n'est qui mon mari" beantworten, welche ihre Pantoffelritter systematisch der Laune, Eitelkeit und Prunksucht opfern, allmächtige Frauen, welche über Wohl und Weh von Tausenden verfügen — kennt der Orient freilich nicht; aber Weiber, die, durch vielleicht zu strenge Ueberwachung vor dem Falle bewahrt, ganz ihren Männern und Kindern im engen häuslichen Kreise leben, und ehrwürdig patriarchalische Familienzucht sind hier in jedem Hause zu finden. Bei dieser Gelegenheit bemerke ich auch, daß die so viel besprochene Vielweiberei nur bei den Reichen, wie auch anderwärts, eingeführt ist, und daß die unendliche Mehrheit der Mohamedaner nur Ein Weib haben. Nach langen Betrachtungen über den Frauenschleier geht unser gelehrter Forscher in eine detaillirte Beschreibung der Kleidungsstücke über, die er aber, da ihm das türk. Abc unbekannt ist, fehlerhaft benennt. So heißt z. B. der Frauenmantel nicht Feredge sondern Feredsche, das Beinkleid nicht Chalvar sondern Schalwar, Irrthümer, die wohl von ungeschickter Benützung eines türk.-franz. Wörterbuches herrühren und uns an das schauderhafte Türkisch der cynischen Dichtung vom 17. März erinnern. „Säbelbeine" dürfte unser gründlicher Forscher nicht nur bei Türkinnen bemerkt, sondern auch an der Spree in Fülle gesehen haben. Die daran geknüpften mathematischen Bemerkungen über den „regelmäßigen Schritt" der Frauen gereichen jedoch dem Scharfsinn des Entdeckers der neuen Vogelperspektive zur Ehre. Weniger scheint uns dieß der Fall mit dem Vergleich des Ganges der orientalischen Damen mit dem der Pferde, den er „Hochbügeln" („die Kniee zu hoch heben") nennt, und wir könnten nicht begreifen, wie der Seladon und Löwe von der Seine, der so zärtlich der dortigen hübschen Kaffeewirthstochter und der „Allgemeinen" gedenkt, in den Ton des Pferdemäklers herabsinken konnte, wenn wir nicht wüßten, daß er seit mehreren Monaten als Seïs *) den halbmondkollerischen, struppirten Miethpegasus der Augsburgerin durch die schmutzigen Straßen Stambuls treibt. Daß sich der Deutsche in Stambul „nie heimisch fühlt", ist wahr, und ebenso richtig die Behauptung, daß es, „kein ungemüthlicheres, heimathloseres Leben, als das öffentliche von Konstantinopel gibt." Falsch ist aber der hieraus gefolgerte Satz, daß auch die Eingebornen „einzeln und gesondert stehen", und der Schluß: „Es fehlt die Wurzel, weil die Blüthe fehlt", ist uns, die wir auf der Hochschule der Botocudos **) weder Pflanzenphysiologie noch Poetik studirten, völlig unverständlich, und wir betrachten mithin die Stambulerbriefe als den Erguß eines eitlen Herzens, das, von Plauderlust hingerissen, in gesuchten Phrasen über unbekannte Dinge schwätzt, und wünschen dem heldenmüthigen Türkenvolke Glück dazu, daß solche Modecivilisatoren und Schrittmesser es befehden, werden

*) Der Seïs, d. h. Reitknecht, läuft hier hinter dem Pferde seines Herrn her, um es anzutreiben oder diesen zu bedienen.

**) Botocudos, ein wilder Indianerstamm Brasiliens, der Stücke Holz in den Lippen und Ringe in der Nase trägt.

aber alle künftig gebotenen Stambuler Nebelbilder ruhig an uns vorübergehen lassen, zufrieden, der Wahrheit eine Gasse gebahnt zu haben. Ein Feind der Lüge.

Ein wahrer Roman aus den jüngsten Tagen.

Genf.

Es ist oft behauptet worden, daß unserer Zeit jener romantische Impuls fehle und daß selbst die Liebe nicht mehr jene Begeisterung hervorrufe, wie zu den Zeiten der Ritter, die unsere Leihbibliotheken mit den bekannten Ritter- und Räuberromanen versehen. Ein Ereigniß, das sich vor acht Tagen hier begab und dessen Hauptpersonen von uns gekannt waren, beweist das Gegentheil. Wir wollen solches — natürlich mit Verschweigung der Namen — Ihren Lesern mittheilen und berufen uns auf das Zeugniß des Genfer Publikums.

Vor etwa sechs Jahren verehlichte sich in Genf ein Herr P., Graveur und Atelier-Besitzer, mit einem Fräulein Evina B., die Tochter auch eines Graveurs und Atelier-Besitzers. Evina war eine schöne Brünette mit blauen Augen, damals 20 Jahre alt, und allgemein ihrer Schönheit wegen bewundert. Fleißige Romanlektüre hatte sie so sehr mit romanhaften Ideen angefüllt, daß sie bei ihrer Verheirathung darauf bestand, ihr Zimmer einzurichten wie Eugen Sue in seinem ewigen Juden das Zimmer der Adrienne von Cardoville beschreibt, was sie denn auch durch Ankauf alterthümlicher Möbel ausführte.

Nach einem Jahr wurde sie eines Knaben entbunden, allein sie war in Folge dessen während 18 Monate krank im Bette und deßhalb nahm ihr aufmerksamer Gatte einen Ouvrier-Graveur aus dem Atelier seines Schwiegervaters als Vorleser an, der bekannt war als guter und geläufiger Leser. S.—, dieß war der Namen des Ouvrier, war ein schöner Mann mit braunem Haar und einem kleinen Schnurrbart, schwarzem feurigen Auge und einer wirklichen Adonisgestalt, etwas kleiner, als die Dame selbst und um 3 Jahre jünger. Die Vorlesungen legten den Keim zu einer immer heftiger werdenden Liebe und die Romane weckten zugleich die Gluth und schürten die Flammen; allein die beiden Liebenden wußten ihr Geheimniß zu bewahren, bis ein Zufall sie verrieth.

S. hatte an dem Namenstage der Frau P. sein Portrait mit einem Briefe an sie gesendet, allein beides fiel in die Hände des Gatten. P., ein Mann, welcher zwar gut, allein etwas leicht von Charakter war, seine Gattin während der Zeit ihrer Krankheit vernachläßigt und sich in seinen Cercles vergnügt hatte, entschloß sich rasch, begab sich zu den Eltern seiner Gattin, zeigte ihnen das Portrait und den Brief, der Aufschluß über das Liebesverhältniß Beider gab. Nach gepflogenem Familienrathe begab sich P. zu seiner Gattin und stellte sie mit Schonung über das Vorgefallene zur Rede, allein sie erklärte ihm ohne Hinterhalt, „daß sie ihn, P., nie sehr geliebt habe und daß sie S. ewig lieben werde." Vergebens schlug ihr P. zu reisen vor, um ihre Gedanken abzuleiten, sie beharrte auf ihrem Dableiben. Vielleicht um die Aufmerksamkeit der Angehörigen abzulenken, oder das Vertrauen des Gatten auf die Treue seiner Frau zu sichern, oder wohl auch auf die Einreden seines Atelier-Besitzers B. hielt S. um dessen jüngere, 16jährige Tochter an, die ihm auch gewährt wurde. So standen die Verhältnisse und die Sache schien in ihrem ruhigen Gleise, die Parteien versöhnt.

Den 19. März d.J. machten die Eltern B. mit ihrer jüngern Tochter und den Gatten B. eine nach Genfer Art gebräuchliche Sonntagsparthie. Den andern Abend, den 20. verließ die Gattin P.'s Abends 8 Uhr die Wohnung mit dem Vorgeben, etwas zu besorgen. Auch S. hatte sein Atelier bei B. früher als gewöhnlich verlassen. Beide kehrten nicht mehr zurück.

Den 21. Morgens 7 Uhr fanden am Zusammenfluß der Rhone und Arve Arbeiter den Ouvrier S. mit zerschmettertem Gesichte noch lebend. Er schien sich aus dem Gehölze bis zum Ufer geschleppt zu haben, wahrscheinlich, um sich zu ersäufen; denn mehrere Messerstiche, die er sich beigebracht hatte, konnten seinem Leben kein Ende machen und der Pistolenschuß hatte nur das Antlitz zerrissen. Er mußte im Anfange noch so viel Kraft besessen haben, daß er mit Bleistift auf ein Stückchen Papier schreiben konnte, „man finde unweit von ihm eine Todte." Nach kurzem Suchen wurde dieselbe auch gefunden. Sie lag sorgfältig verschleiert auf ihrem Rücken, der Schuß aus einem Gewehre war in die Brust gegangen und schien sie schmerzlos getödtet zu haben. Bei ihr fand man einen Brief des Inhalts: „daß sie geglaubt habe, das Glück auf Erden zu finden; da man sie jedoch entdeckt habe, sey es verloren und sie suche es jetzt im Himmel." Sie sagte noch ferner darin, „daß sie Beide deßhalb beschlossen hätten, sich miteinander den Tod zu geben, um desto schneller vereinigt zu seyn."

Man wollte die Todte zu ihren Eltern bringen, allein die Familie weigerte sich, sie aufzunehmen und so wurde sie ins Hospital gebracht, wohin auch S. getragen worden war.

P. kam selbst dahin, um seine Frau anzuerkennen und vor den Anwesenden zu entschuldigen.

Den 23. wurden beide Opfer des Selbstmordes beerdigt.

Nach den ärztlichen Aussagen mußte die That um 5 Uhr Morgens geschehen seyn.

Ich hätte Ihnen diese Geschichte in üblicher Novellenform mit Gefühlsstimmungen, öctlichen und novellistischen Details ausschmücken können, allein ich ziehe vor, sie trocken und kurz zu geben, um dem Novellisten, der nach einem schönen Stoffe lechzt, hier das Feld offen zu lassen. Es muß vielleicht noch zu diesem Zwecke hinzugefügt werden, daß die Dame von stolzem Charakter, von Entschlossenheit war und daß der Plan des Selbstmordes sehr wahrscheinlich von ihr ausging. v. lb.

Mannichfaltigkeiten.

Aus Gallipoli hört man von einer „werthvollen" Arbeit der Stabsoffiziere des Generals Bosquet, welche die Wege zwischen Gallipoli, Adrianopel, Varna und Schumla aufgenommen haben. Oberst Desaint hat die einzelnen Sectionen zusammengestellt und die „descriptive Note" beigegeben, von welcher der „Moniteur" entzückt ist. Bei der Tüchtigkeit der französischen Topographen und Generalstabsoffiziere läßt sich an dem Werth der Arbeit nicht zweifeln, ihr Inhalt dürfte aber ein ziemlich trostloser seyn, denn wo nichts ist oder das, was ist, sich in einem völlig verwahrlosten Zustande befindet, möchte auch die descriptivste Note mehr ein „werthvolles Material", als ein besonderes förderliches Actenstück für das Portefeuille des kommandirenden Generals seyn. Was wir bis jetzt von militärischen Autoritäten über den Zustand der Straßen in Rumili und Bulgarili hören, läßt keinen besondern Erfolg für den Marsch der alliirten Auxiliartruppen erwarten. Marschiren und reiten die Colonnen auch allenfalls gerade aus, ohne sich an Straßen zu kehren, so kann das der immense Troß nicht in gleichem Maße, und von diesem hängt bei einem Marsche in Rumili Alles ab, denn Verpflegung, die dort nicht mit- und nachgeführt wird, hat man eben nicht, und die Auxiliartruppen sind vor allen Dingen an Sattseyn gewöhnt, was bei den türkischen nicht in gleichem

Maße der Fall ist oder sich wenigstens viel leichter bewerkstelligen läßt, als bei englischen oder französischen Truppen.

(Wehrzeitung.)

Frankfurter Theater.

Der Tenorist Steger aus Wien hat sein Gastspiel auf unserer Bühne auf drei Rollen beschränkt, weil unser Publikum sich bei seinen Vorstellungen nicht zahlreich genug betheiligte. Man hat der Seltenheit seiner kolossalen Stimm-Mittel und der Energie seines Vortrags die schuldige Bewunderung nicht versagt und ihm reichen Beifall gespendet. Ein überfülltes Theater ist aber während der schönen Jahreszeit hier stets eine seltene Erscheinung und wird es bleiben. Der Frankfurter ist nun einmal ein praktischer Mensch, der während der Sommerzeit den Freuden der schönen Natur, die rings um die Mainstadt ihre Reize in Fülle ausgebreitet und während des Winters den Genüssen der Kunst huldigt. Auch beim besten Repertoire und bei der trefflichsten Aufführung läßt sich bei uns, wie die Erfahrung längst bewiesen, in der schönen Jahreszeit nur ein sehr schwacher Theaterbesuch erzielen, zu welchem die durchreisenden Fremden oft einzig und allein das Contingent stellen müssen. Es ist kein triftiger Grund vorhanden, über diese der Theaterkasse freilich sehr unangenehme Erscheinung zu klagen, und würde die Klage auch zu nichts frommen. Dagegen möchten wir behaupten, daß der Kasse kein finanzieller Nachtheil erwüchse, wenn während der Sommermonate anstatt täglich etwa nur 4 bis 5mal wöchentlich gespielt und dadurch der Besuch des Hauses mehr concentrirt, sowie der Gehalt der Vorstellungen erhöht würde. Die Theater-Direktion scheint diese Ansicht nicht zu theilen und wir wollen ihr die unsrige zwar in bester Ueberzeugung wiederholen, jedoch keineswegs aufdrängen.

Das Gastspiel der Frl. Schäfer aus Leipzig, welche bis jetzt als Jungfrau von Orleans, Donna Diana und Gretchen in Faust aufgetreten ist hat uns eine jedenfalls sehr verdienstliche Künstlerin vorgeführt, deren Darstellungen zwar nicht zu denjenigen gehören, welche durch glänzende Mittel und starke Bühneneffecte imponiren und verblüffen, die aber geeignet sind, dem gebildeten Beschauer und sinnigen Kunstfreund Befriedigung zu gewähren und ein wohl gerechtfertigtes Interesse zu bieten.

Die Kunst des Mimen, die eine Menschen- und Charakter-Darstellung seyn, die dem Gedanken einen klaren und der Empfindung einen warmen Ausdruck verleihen, die das Schöne mit dem Wahren stets verbinden soll, ist heutigen Tages nur allzu oft in jene Uebertreibung und Effecthascherei verfallen, die sich von der Natur und Wahrheit entfernt und aus nur Aeußerlichkeiten statt des eigentlichen inneren Lebens, nur glänzenden Schein statt des geistigen Gehaltes, vorführt. Fräul. Schäfer hat sich die Aufgabe gestellt, durch ein einfaches und unverkünsteltes Spiel, durch klaren verständigen Redevortrag und durch Wahrheit der Empfindung ihre Gebilde geistig zu beleben, was ihr in dem Maße gelingt, daß sie einen jedenfalls wohlthuenden und befriedigenden, wenn auch nicht gerade bewältigenden Eindruck hervorbringt. Geniale Künstler kann ein Bühnen-Direktor nicht herbeizaubern; aber für solche zu sorgen, die Talent besitzen und etwas gelernt haben, ist er verpflichtet, und wir glauben, daß in Fräul. Schäfer eine unserer Bühne vortheilhafte Acquisition zu machen wäre.

Die Vorstellung der Donna Diana war eine vorzügliche, bei welcher der Gast (Fräul. Schäfer) besonders durch das vortreffliche Spiel der Herren Devrient und Wenzel unterstützt wurde. Herr Wenzel bekundete als Don Cäsar, daß er den Charakter, ganz im Sinne der schönen Dichtung aufgefaßt und verstanden und sich mit allen Feinheiten der Situationen und des Dialogs vertraut gemacht hat und Herr Devrient wirkte allseitig anregend und belebend durch die Frische eines liebenswürdigen und geistreichen Humors.

Der zur Wiederbesetzung des lyrischen Tenorfachs eben gastirende Herr Benda ist bereits als Stradella und Tamino aufgetreten, ohne wie sein Vorgänger Opposition gefunden zu haben. Ist Herr Benda auch noch kein fertiger Sänger, so besitzt er doch schöne Stimm-Mittel und wie es scheint künstlerische Befähigung. Sein Tenor ist nicht nur von wohlthuender Klangfarbe, sondern auch ausgiebig und noch frisch, mild und kräftig zugleich. Besonders zeichnet sich Herr Benda durch eine sehr reine Intonation und durch einen festen vom leidigen Tremoliren freien Ton aus. Als recht gelungen haben wir in Stradella die Salvator Rosa-Romanze und die Hymne am Schlusse des dritten Actes und in der Zauberflöte die Arie „dieß Bildniß" u. s. w.; sowie die zur Flöte zu bezeichnen, während wir den Gast vor Ueberbietung seiner Stimmmittel, wie z. B. in der Arie „Italia, mein Vaterland", zu warnen haben. So viel scheint uns bereits gewiß, daß Hr. Benda Mittel und Beruf zur Kunst genug besitzt, um beachtet und für ein Engagement in Aussicht genommen zu werden.

W.

Literatur- und Kunst-Notizen.

Bei Gelegenheit des neuerlichen Leipziger Gastspiels der Frau Gundy, früher Mitglied der Frankfurter Oper, sagt ein Berichterstatter: Die Rolle der Fides in Meyerbeers Prophet zählt zu den Aufgaben, an denen sich unsere heutigen dramatischen Sängerinnen von Ruf zu versuchen pflegen. Zu den vorzüglichsten Repräsentantinnen derselben gehört auch Frau Gundy. Meyerbeer verlangt für diese Rolle so viel, daß es nur Wenigen gelingen wird, ganz zu entsprechen. Abgesehen von der Schwierigkeit der Musik in der Technik, wie in der Auffassung, ferner davon, daß hier auch eine bedeutende Darstellerin erforderlich ist, muß hier ein bedeutender Stimm-Umfang, so zu sagen eine Vereinigung des Alt mit dem Sopran vorhanden seyn. Frau Gundy hat den Vortheil, die Parthie ohne Transponirung wiedergeben zu können und wird derselben hinsichtlich des musikalischen, wie des dramatischen Theiles in vollem Maße gerecht, was von Kennern wie von Freunden der Kunst überall Anerkennung gefunden hat. — Auch die Norma der genannten Sängerin wird in gleicher Weise als eine imponirende und in Gesang wie in Spiel ausgezeichnete Leistung hervorgehoben. Sie fand in dieser Rolle Gelegenheit, ihr großes Stimm-Material und ihr dramatisches Talent in seinem vollen Glanze darzulegen.

„Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte im Anschluß an die Verfassungsgeschichte der Stadt Worms, von Dr. Wilhelm Arnold. 1. Band. Hamburg und Gotha. Verlag von Fr. und A. Perthes. 1854." Das Werk, welches unter diesem Titel vor uns liegt, gibt in anschaulicher Darstellung und angenehmer Schreibart ein Bild von dem Leben und Treiben der Bürger in den Städten während einer Zeit, die wir so gerne die „gute, alte" nennen. Wir sehen, wie sich aus der Sitte das Recht hervorbildet, wie dieses die Mauer wird, hinter welcher nicht nur die Bürger, sondern auch die Herren selbst oft Schutz suchen und finden. Lebendig schildert der gelehrte Verfasser, wie das, was wir als ein Hergekommenes, Nothwendiges heute zu Tage gebrauchen und nützen, erst unter langen Kämpfen und Stürmen feste Wurzel schlug und im Volke erstarkte. Wer unter Geschichte mehr begreift, als das Erzählen und Wissen einzelner Thatsachen, wer unter Geschichte die Erzählung vom ganzem Werden der Völker versteht, der wird gewiß das vorliegende Werk als ein willkommenes Hülfsmittel zur Erweiterung unserer Kenntnisse und unseres Wissens begrüßen.

Der König von Bayern hat dem Dichter Hermann Lingg, dessen Gedichte eben von E. Geibel (Stuttg. und Tübing. 1854) herausgegeben wurden und von Moriz Carrière in der „Allg. Ztg." höchst günstig besprochen werden, für mehrere Jahre einen Gehalt von 500 Gulden ausgesetzt, damit derselbe in freier Muße an der Durchführung eines großen Eposplanes (die „Völkerwanderung", wovon in der Gedichtsammlung Proben gegeben werden) arbeiten möge. Lingg ist ein geborner Bayer aus Lindau.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 31. Mai. (Zum Benefiz für das Chorpersonale): Lohengrin, romantische Oper in 4 Akten von R. Wagner. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 1. Juni. (Gastdarstellung der Fräul. Schäfer.) Der Ball zu Ellerbrunn, Lustspiel in 3 Acten von Blum. Hedwig: Fräul. Schäfer. Vorher geht (zum ersten Male): Mein Glückstern, Lustspiel in 1 Act von Scribe, deutsch von C. Schlivian.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. - Verantwortlicher Redakteur: J. F. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 130. Donnerstag, den 1. Juni 1854.

Der Zweikampf am Markhügel.

(Ein Zeitbild. Mitgetheilt von J. H. Ludewig.)

I.

An einem Charfreitag-Nachmittag, . es ist schon lange her, standen unter der düsteren Wölbung des Galgenthores zu Offenbach am Main eine Anzahl sogenannter Altgemeinde-Bürger, das heißt solcher, die sich rühmten, die Abkömmlinge des Urstammes der Bewohner des Städtchens zu seyn und das Recht besaßen, im Markwalde, woran elf Orte Theil hatten, Holz zu fällen und Vieh zu weiden, wofür sie wiederum ihre Söhne zur Conscription geben mußten, während die Neugemeinde-Bürger lange hiervon verschont blieben, bis endlich zu Anfang des Jahres 1814 alle zusammen genommen wurden, um das kleine ysenburgische Heer zu bilden, das im zweiten Feldzug gegen die Napoleon'schen Truppen bei Selz neben den Frankfurtern sich wacker g halten.

Das erwähnte Stadtthor hatte seinen Namen von dem Hochgericht, das unweit des Schützenhauses sich erhob; zu jener Zeit entzog es dem Gasthause zum Engel das heitere Aussehen, welches demselben seit dem Abbruche des gewölbten Einganges, der ein Thürmchen trug, eigen ist. Unter diesem sogenannten Galgenthor war die Börse der Landwirthe Offenbachs, besonders an Sonn- und Festtagen, und vorzugsweise belebt war es an dieser Stelle, wann der Frühlingstag kam, an welchem zum ersten Male die Rinderheerde hinaus zur Weide getrieben wurde und die mit Bändern geputzten Farren sich streiten, mit andern Worten ein Stierduell aufführen mußten, um zu entscheiden, wer Sieger sey auf ein neues Weidejahr. Ein mit Meerlinsen bedeckter Tümpel in der Nähe des Thores war der Platz, wo gewöhnlich dieses Stelldichein den gemüthlichen Offenbachern, Alt wie Jung, eine Bürgerfreude gewährte.

So lebhaft, wie an irgend einem Feiertage vorher, war es hier an dem Charfreitage, mit dem unsere Erzählung beginnt. Die Patrizier der Landwirthschaft hatten sich am Engel in ziemlich großer Anzahl versammelt; das milde Wetter war die Ursache, daß auch die Jugend in harmloser Munterkeit daselbst ihr Spiel trieb, und daß man statt der Pelzmützen die stattlichen Siebenecke auf den Häuptern der Altgemeinde-Bürger sah, deren kurze Bundhosen mit blüthweißen Schürzen von Hausmacher-Linnen beschirmt waren, das Zeichen des Fleißes des Ackerwirthes und zugleich der Häuslichkeit seiner Ehegenossin, wie der Wohlhabenheit ihrer Schreine und Truhen.

Der Nachmittagsgottesdienst war schon vorüber, so daß es Niemand hätte auffallen können, wenn ein etwas anhaltender Lärm die ökonomischen Betrachtungen der Börsenmänner unter dem Galgenthor gestört haben würde. Und in der That nahm ein Gejubel, das, von Trompetenstößen untermischt, von dem „alten Fuhrweg" herschallte, plötzlich die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft besonders in Anspruch. Sie schritten längs des alten Grabens etwas vor, um die Geleitsstraße hinabsehen zu können. Daher kam jetzt ein Zug Reiter, deren Namen als Geleitsreiter sich vornämlich in Frankfurt noch länger erhielt. Die Männer vom Säbel kehrten von Oberrad zurück, wohin sie die Kaufleute aus dem Reich, welche am Mittwoch vorher zur Messe gezogen waren, begleitet hatten. Ihr Imbiß war eben in Oberrad, im Gasthaus zum Einhorn, dem gegenüber der Schlagbaum lag, wo die Begrüßung und Einholung von Seiten der Frankfurter Geleitsreiter stattfand, durch die ungeheure Heiterkeit etwas stärker und länger ausgefallen, als es sonst die Sitte erheischte. Damals war es übrigens auch nichts Seltenes, daß irgend die Herren der dabei befindlichen Deputation einen Haarbeutel nach Hause trugen und die Frankfurter Ritter des Geleits zum Affenthor (Avethor) hinein in die Stadt auf ihren Miethkleppern bäumelten.

Die Pferde hatten ihre lustigen Reiter bald an das Galgenthor getragen, wo diese anhielten, um von einem Manne Abschied zu nehmen, der, obgleich er keine Uniform trug, doch ein Militär zu seyn schien. Die Abschiedsscene ging schnell vorüber, und indem die Trompeter ein Tanzstücklein bliesen, ritt der anscheinende Militär durch die Thorwölbung, innerhalb welcher der aufmerksame Zöllner seinen Kopf aus dem kleinen Fenster reckte, um zu sehen, ob kein Pflastergeld zu erheben sey, denn von Chausseegeld war zu jener Zeit hier noch keine Rede, zumal der versumpfte Fahrweg zwischen Offenbach und Bieber, nach Seligenstadt und Aschaffenburg hinaus, für fünfzig Centner Fracht ein halbes Schock Ochsen oder ein Dutzend Pferde als Vorspann nöthig machte. Der Fremde jedoch schien auf den Zöllner nicht zu achten, sondern ritt langsam, gefolgt von einem kleinen Hunde, über den Markt, der Schloßgasse zu, wohin ihm ein Schwarm neugieriger Jungen nachlief, während die Alten hundert verschiedene Vermuthungen kundgaben über den Zweck seiner Anwesenheit in dem damals noch etwas stillen, das heißt nicht so wie jetzt lebhaften und geschäftsreichen, Orte.

Am Gasthause zum Ochsen, da, wo man es gegenwärtig zum Erbacher Hof nennt, hielt der Reiter an. Er war bereits vom Pferde gestiegen, als der Wirth Bauscher aus dem Hause trat und ihn freundlich einlud in das Gastzimmer, während der Hausknecht das Pferd zum Stalle führte.

Die Offenbacher hatten an diesem Tage nichts mehr zu arbeiten, was Wunder, wenn da fast Jedermann von dem fremden Reiter sprach und Abends beim Bier oder Wein Jeder am besten wissen wollte, von wem man spreche. Allein ungeachtet ganz

Offenbach schon am ersten Tage mit dem Zwecke seines Hierseyns bekannt seyn wollte, so war der fremde Herr doch schon acht Tage Bauschers Gast, ohne daß Jemand wirklich wußte, was ihn dahin gefühel hatte, eben so wenig, wie lange er im Ochsen zu verweilen gedenke, ob er in Offenbach oder in dessen Nachbarschaft Geschäfte habe und wie er heiße. Alles Dieß war den Bewohnern ein Räthsel. Auf einen langen Aufenthalt jedoch schloß man nicht, denn sein ganzes Reisegepäck bestand in einem einzigen Mantelsack von mäßigem Umfange, der nur für kurze Zeit berechnet schien; auch hatte sich kein anderer Gefährte ihm zugesellt, nur sein kleiner Hund war seine Gesellschaft bei Tag und bei Nacht. Da er durchaus keine Auskunft über sich gab, noch geben zu wollen schien, weder seinen Namen noch seinen etwaigen Titel nannte, und er auch weder von der Ursache seines Aufenthalts, noch von seiner Abreise sprach, — so ist leicht zu begreifen, daß ihn die Leute in dem Gasthofe gewissermaßen mit argwöhnischen Blicken betrachteten. Auch muß man wirklich bekennen, daß das Wesen des Fremden gar Manches an sich trug, vollkommen geeignet, wenn auch nicht gerade den Verdacht, doch die Neugier der Menge rege zu machen. Er war schweigsam, düster und zurückhaltend; er sprach selbst mit dem Wirthe nur, wenn er ihm einen nothwendigen Auftrag zu geben hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiben aus St. Louis.

St. Louis, 12. März 1854.

Herr Redakteur! Ein leiser Erinnerungsschauer durchbebt meine Glieder, indem ich den zweiten Correspondenzartikel für die „Didaskalia" beginne; — heute ist nämlich der 12. März, der Tag, an dem ich vor 2 Jahren mit einer Familie von sechs Personen den schönen Ufern des Maines „Lebewohl" sagte. Im Geiste stehe ich auf den Weinbergen Sachsenhausens und schaue hinab in die liebliche Gegend, wie ich es oft gethan. Im Rücken grüne Wälder, vor mir die blauen Berge des Taunus, das anmuthige Thal mit der reichen Handelsstadt zu meinen Füßen, folgen meine Blicke unwillkürlich dem Laufe des Flusses, der sich wie ein Silberfaden durch die blühenden Auen schlängelt, und ich rufe aus: „O, sie sind doch schön, die deutsche Lande und es ist gut darin zu wohnen!" Aber, o Jammer! da will es das tückische Geschick, daß ich in ein neben mir liegendes Buch sehe und die Worte lese: „Petersburgh is the residence of the Russian Emperor." Aller Enthusiasmus ist verschwunden, und ich fühle mich behaglicher denn je in dem sonnigen Missouri, an den Ufern des gewaltigen Mississippi-Stromes, innerhalb der Backsteinmauern des handelnden, rechnenden, politisirenden und biertrinkenden St. Louis; ja, hier wird auch viel, sehr viel Gerstensaft verschluckt, — der Stoff ist gut und 40,000 Deutsche vermögen in diesem Punkte schon etwas zu leisten. Wasser, Kautabak, Brandy, Whiskey u. s. w. überlassen sie in der Regel mit großer Resignation den Amerikanern und Irländern. Obgleich Essen und Trinken mit dem Wohle und Wehe der Menschheit in innigem Zusammenhange stehen, so will ich doch diesen Gegenstand als alltäglich bei Seite setzen und lieber von anderen Dingen reden. St. Louis zieht sich mehrere englische Meilen am rechten Ufer des Mississippi herauf und ward etwa vor hundert Jahren von einem unternehmenden Franzosen gegründet. Durch seine Lage begünstigt, gewann es im neunzehnten Jahrhunderte eine Bedeutung, durch welche es alle übrigen Städte des fernen Westens in den Hintergrund drängte. Gegenwärtig zählt es 120,000 Einwohner und, — wer sollte es glauben —! im Jahre 1832 nur 5800. Eine Andeutung im Kleinen über das Wachsthum des jungen Riesen auf der westlichen Hemisphäre! Viele Straßen von St. Louis durchschneiden sich in rechten Winkeln; vom Süden nach Norden ziehen die numerirten und von Osten nach Westen die mit besonderen Namen. Nicht alle sind in gutem Zustande, doch dürften einige, in denen die Geldaristokratie ihre Wohnstätte aufgeschlagen, mit den schönsten Straßen europäischer Residenzen einen vortheilhaften Vergleich aushalten, und was die Gebäude anbelangt, so sehen die Backsteinhäuser sehr zierlich aus, vornehmlich wenn hübsche, schwarzgelockte Amerikanerinnen an den Fenstern sitzen und Candy saugend, in der „holy bible" lesen; wer die Sache etwas weniger interessant macht, das sind die langbeinigen Yankees, welche hier und da ihre dünnen Gehwerkzeuge hinaus ragen lassen und in tabakkauender Andacht darüber Betrachtungen anstellen, wie in den Wochentagen auf die beste Weise das eilfte statt der am Sabbath beobachteten zehn Gebote zu prakticiren sey. Bei dem eingebornen Amerikaner ist Alles Spekulation, vom Kaltwassertrinken bis zur Politik und Religion; er strebt dem Anscheine nach nach himmlischen Gütern und hat dabei die irdischen im Auge; er ist heimlich Atheist und geht des Sonntags mit einem ellenlangen, frommen Gesichte zur Kirche, damit man ihn für einen guten Christen ansehe und ihm deßhalb Zutrauen im Handel und Wandel schenke; er ist oder wird Temperenzler, weil ihm die Kaltwasserleute Vortheil brachten oder bringen können, und als solcher trinkt er dann öffentlich Wasser und kann nicht ohne Abscheu vor einem deutschen Bierhause vorübergehen, während er sich in seinem Kämmerlein mit den stärksten Spirituosen traktirt u. s. w. Wie alle Städte der Union, so ist auch St. Louis mit einer Menge Kirchen versehen; aber, o Ironie des Geschickes! — je mehr Kirchen, desto weniger Frömmigkeit, je mehr Gesetze, desto weniger Sittlichkeit! Das ist wie in allen gleichen Fällen anderwärts auch auf den ganzen Umfang der vereinigten Staaten anzuwenden. Krasser Materialismus, Betrug, Gefühllosigkeit, Egoismus, Selbstüberschätzung, Blödsinn rc. findet man mit Religionsheuchelei und andern ähnlichen Dingen in auffallender Weise vereint. Freilich sind die Deutschen auch nicht ganz frei hiervon, und man hat unter den Methodisten, Papisten und andern Isten große Spitzbuben; doch kann unsern Landsleuten der Wohlthätigkeitssinn nicht abgesprochen werden. Als neulich die armen Einwanderer hungernd und frierend bei Cairo im Eise fest lagen, da waren es vor allen die Deutschen von St. Louis, welche mit rühmlicher Schnelligkeit den Armen Unterstützung und Hülfe an Geld, Lebensmitteln u. dergl. zu Theil werden ließen. Andere Städte ahmten diesem löblichen Beispiele nach. Der hiesige katholische Bischof, der Hunderttausende im Vermögen hat gab — nichts. Das „handelt nach meinen Worten, aber nicht nach meinem Beispiel" findet hier seine volle Anwendung. Diese Hartherzigkeit von Seiten eines Geistlichen, der nach seinem Reichthume zu urtheilen die christliche Heerde tüchtig geschoren haben muß, ist nicht zu entschuldigen; eben so wenig aber auch die Bemühungen Derjenigen, welche die üble Lage der Emigranten in Abrede zu stellen suchten. Man that dieß wohl nie aus gewohntem Oppositionsgeist gegen den „Anzeiger des Westens", in dessen Spalten die Deutschen zuerst zur Unterstützung ihrer Landsleute aufgefordert wurden. Die zwei andern dahier erscheinenden Zeitungen in unserer Sprache, die „demokratische Presse" und die „Tages-Chronik", gewöhnlich auch wegen des Einflusses, den eine gewisse von Geistesverfinsterung lebende Menschenklasse auf dieses Blatt ausübt, sehr passend „Nacht-Chronik" genannt, ergreifen jede Gelegenheit, gegen Alles, was von Hrn. H. Börnstein ausgeht, Widerspruch zu erheben, und doch ist nicht in Abrede zu stellen, daß er einer der talentvollsten Zeitungsschreiber der Union ist und daß ihm die hiesigen wohlthätigen Anstalten viel zu verdanken haben. So gründete er im Anfange des Winters 1852

die „philodramische Gesellschaft", welche in einer Reihe von sehr stark besuchten Vorstellungen der „deutschen Gesellschaft", dem „Frauenverein" rc. reichliche Zuschüsse übermachen konnte. Diese Uneigennützigkeit erkennen seine Gegner natürlich nicht an. Sie beschuldigen ihn des Eigennutzes, des Ehrgeizes, der Herrschsucht und Gott weiß, was noch mehr, bedenken aber nicht, daß es besser ist, der leidenden Menschheit, wenn auch aus Ehrgeiz, hülfreiche Hand zu reichen, als aus Neid, Bornirtheit oder Böswilligkeit in das Horn einer alten, verrotteten Clique zu blasen, die zum großen Theile bei allen politischen Actionen nur als die Schuppenträger amerikanischer Aemterjäger figurirte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die Zoll-Revenüen der Walachei ergeben sich aus den verschiedenen jährlichen Pachtsummen; diese betrugen im Jahre 1853 für Ein- und Ausfuhrzölle 3,160,000 Piaster, von Vieh 774,900, Talg- und Nierenfett 420,000, Salz zur Ausfuhr 2,500,000 und von den Blutegeln 127,500, zusammen also 7,549,400 Piaster. Was den Geldverkehr betrifft, so ist der Piaster, obgleich darnach gerechnet wird, in der Walachei ganz verschwunden; Para's findet man noch mitunter im kleinen Verkehr. Die gebräuchlichen Münzsorten sind österreichische und holländische Dukaten (erstere zu 32 Piaster, letzt zu 31 Piaster 20 Para gerechnet), österreichische Silbermünzen, meist Zwanziger (zu 2¼ Piaster oder 90 Para), russisches und türkisches Silbergeld (der Silberrubel zu 10 Piaster 20 Para) und in Braila auch spanische Thaler oder Colonnati.

(Berlin, 27. Mai.) In der heutigen Sitzung der Stadtverordneten-Versammlung berichtete Herr Veit über die hiesigen städtischen Volksbibliotheken. Am Schluß des letzten Quartals war die Zahl der die Bibliotheken Benutzenden nicht unbeträchtlich gestiegen; sämmtliche Bibliotheken hatten zu der genannten Zeit 10,000 Bände. Große Sorgfalt bei Benutzung der Bücher durch das Publikum hat sich auch dießmal durchgehends herausgestellt.

(Bünden.) In einem Sommerhäuschen bei Chur hat man einen von dem Idyllendichter Geßner herrührenden, mit Bleistift an die Wand geschriebenen Vers mit der Jahreszahl 1784 gefunden (damals sollen auch Matthisson, Klopstock und Louisa Brun bei dem Dichter Salis auf Besuch gewesen seyn.) Mit dem gefundenen Vers ging es aber noch schlimmer als mit dem gefangenen Vogel, dieser floh, als man den Hut weghob, jener wurde bei Restaurirung der Wand verwischt.

Miß Howard, die zur Zeit der Präsidentschaft Louis Napoleons vielgenannte, schöne Engländerin, soll den savoyischen Grafen Montleand geheirathet haben und dadurch mit dem sardinischen Königshause verwandt werden, da die Mutter Karl Alberts in zweiter Ehe mit einem Fürsten Montleand verehlicht wird.

In der gegenwärtigen Saison in London scheint Beethovens Fidelio die Lieblingsoper der Engländer geworden zu seyn. Sie wird gleichzeitig in der italienischen Oper zu Covent-garden, wo die Cruvelli die Hauptrolle singt, und im Drury Lane (Leonore: Caradori, Rocco: Formes, und Florestan: Reichart) unter fortwährender großer Theilnahme gegeben.

Die durch die beiden amerikanischen Kaufleute Peabody und Grunell ausgerüstete und durch Dr. Kane geleitete Expedition zur Aufsuchung des Franklin ist glücklich aus den Polarregionen zurückgekehrt, ohne irgend eine Spur des Verschollenen gefunden zu haben. Dafür sind aber die Beobachtungen naturwissenschaftlicher Art, welche der kühne und thätige Gelehrte zu machen Gelegenheit hatte, und die er bereits in seinem Tagebuche in New-York veröffentlicht hat, nicht gering anzuschlagen.

Großes Aufsehen macht in Köln eine Riesenauster, die Tridanea gigas. Dieselbe mißt 3 Fuß Länge, 2 Fuß Breite und 3 Fuß Höhe, und ihr Gewicht beträgt 406 Pfund. Die beiden Schalen sind inwendig schneeweiß und geben, wenn man mit dem Finger auf sie schlägt, einen metallnen Klang von sich. Man schätzt das Alter dieser Auster auf 2000 Jahren, eine Vermuthung, die durch die vielen Versteinerungen an der Außenseite kräftig unterstützt wird.

Die Cigarrenfabrikation in Bremen hat durch den Anschluß des Steuervereins an den Zollverein sich wesentlich vermindert. Die Fabriken haben sich sehr einschränken müssen, und mehrere Fabriken haben bereits Etablissements im Zollverein errichtet. Die Cigarrenfabrikation betrug im Jahre 1853 170 Millionen Stück, wobei etwa 2200 Personen Beschäftigung fanden, gegen 260 Millionen im Vorjahre. Außer den hier fabrizirten Cigarren wurden 1853 noch 3,233,000 Stück seewärts, größtentheils von Havanna, importirt. Die Total-Ausfuhr von Cigarren beläuf sich auf 176,560,000 Stück.

Das Journal de Débats meldet den Tod des Herrn Delsner-Monmerqué, Verfasser mehrerer Schriften in deutscher und französischer Sprache und langjähriger Correspondent des Journal des Débats, namentlich über deutsche Verhältnisse. Auf seiner letzten Reise nach Brasilien, wo er zum französischen Vice-Consul in S. Paulo ernannt worden, vom gelben Fieber befallen und schlecht geheilt, kehrte er nach Frankreich zurück, wo er am 29. April zu Montpellier starb.

In Betreff eines Brandunglücks in Erding am 14., 15. und 16. Mai hat sich die betrübende Thatsache herausgestellt, daß ein 16jähriges Mädchen die Anstifterin der verschiedenen Brände gewesen ist, welche von Pyromanie befallen zu seyn scheint. Sie selbst hat einen Beamten des dortigen k. Landgerichts zu den Plätzen geführt, an welchen sie Feuer gelegt hatte! Die Einwohner von Erding waren durch die so schnell auf einander folgenden Brände so in Schrecken versetzt, daß viele derselben mit ihrer beweglichen Habe ins Freie flüchteten. Die Brände selbst erfolgten in nachstehender Ordnung: Am 14. Abends 6 Uhr brannte das Hinterhaus des dem Bäckermeister Hrn. Kriner gehörigen Anwesens nieder. Am 15. Früh gegen 7 Uhr stand auch das Vorderhaus in Flammen, und konnte dieser Brand erst gegen Mittag gelöscht werden. Am Nachmittag desselben Tages brannte ein anderes Haus ab; am 16. gegen Mittag stand der Dachstuhl des Glasermeisters Hrn. Schödlmaier in Flammen; um Mittag brannte es außerhalb der Stadt und um 5 Uhr Abends fand man in der Stallung des Kafetiers Hrn. Driendl gleichfalls Feuer angelegt. Die von den k. Behörden ausgesendeten Patrouillen zur Aufgreifung verdächtiger Individuen nahmen mehrere Verhaftungen vor.

(München, 26. Mai.) Die Absperrung des westlichen Theiles der Sophienstraße, Behufs Errichtung des für die zur Ausstellung kommenden Maschinen zu errichtenden Gebäudes hat bereits stattgefunden. An dem Glaspalaste selbst nehmen die Ar-

beiten ihren schleunigen Fortgang. Von den Grundmauern desselben erheben sich bis zur Höhe von 10 Fuß Holzwände, welche nach Außen gelbbraun angestrichen und mit einem gußeisernen Gitterwerke umgeben werden. Längs der Glaswände werden Leinen-Vorhänge angebracht, die beliebig aufgezogen oder herabgelassen werden können, während das Dach selbst einen leichten weißgrauen Anstrich erhält, um zu verhüten, daß ein allzugrelles Licht einfalle. Das ganze Gebäude wird am 8. Juni vollendet dastehen, und am 15. Juni werden die Aufstellungsarbeiten beginnen.

Belletristische Neuigkeiten.

„**Männer und Frauen**", Novellen von Amely Bölte (2 Bde. Dessau, Gbr. Katz.) Sie erscheinen uns als Bruchstücke aus einer eigenthümlichen Innenwelt, die ihr Gegenbild in der Außenwelt sucht, aber häufig im Gegensatze zu dieser, wie auch zu der gewöhnlichen Romantik des Herzens steht. Nicht die Schönheit oder die Glut jugendlicher Gefühle walten in dem hier geschilderten Liebesglücke, sondern dieses erwächst aus anfänglicher Weltentsagung äußerlich und innerlich krankhafter Menschen und aus strenger Pflichterfüllung. Dabei werden die stärksten Gegensätze allzu leicht und flüchtig ausgesöhnt. Die große Unbefangenheit der Verf. in manchen natürlichen Dingen wollen wir nicht tadeln, da sie mit entschieden sittlicher Gesinnung Hand in Hand geht. Die Schilderung des heuchlerischen Muckers, der in einer Hansestadt ein „rauhes Haus" dirigiert, zeigt die Bekanntschaft der Erzählerin mit den Krankheiten der Gegenwart. Dagegen gehn die Mysterien der „Ahnfrau" über die Gränzen der heutzutage gestatteten Naivheit hinaus, wiewohl der Schlußsatz: daß tiefgewurzelte Vorurtheile nur durch Welterschütterungen geheilt werden, sehr richtig ist. Daß Vieles zu hastig und skizzenhaft und doch auch Vieles zu gedehnt erzählt wird, deutet auf Mangel an künstlerischer Sorgfalt. In mancherlei Gegensätzen dazu steht „**Afra Veit**", Roman von der Verf. der „Sommerreise" (2 Bde. Berlin, Schindler.) Der Styl ist überall sorgsam ausgearbeitet; nur wechselt die Ausdrucksweise des Ritterromans mit einer modernen, doch nicht der allermodernsten. In beiden Fällen vermissen wir hinlänglich gegenständliche Wahrheit, nie aber die gewandte Feder. Ueberall steht im Vordergrunde die Subjektivität der Verf., welche die Empfindungen und Reflexionen gern in die Breite ausmalt und den ernsten Epheu der Geschichte stets mit Blumen und Blümchen durchflicht. Der geschichtliche Hintergrund an sich ist sehr zeitgemäß gewählt: die Kämpfe der protestantischen Fürsten gegen den weniger als halbdeutschen Kaiser Karl V., der die größte That des deutschen Volkes, seine Befreiung von dem undeutschen Glaubensjoche, zu Nichte machen will. So hohen Werth die nationale Einigung der vielgetrennten deutschen Stämme haben würde, um diesen Preis darf sie nicht erkauft werden! So dachte Moriz von Sachsen, so denkt der deutsche Patriot noch heute. Ein „ritterlicher" Gegner dieser Ansicht wird durch „**Eigelind**", Normallustspiel von W. v. Merckel (ebds.) im Hohlspiegel abkonterfeit. Das gleichnamige Trauerspiel von O. v. Redwitz, das seinem poetischen Werthe nach eben so gut von Spieß, Veit Weber oder andern Webern gewoben seyn könnte, ist hier „aus dem Sanskrit eines Wiener Originals in das Prakrit deutscher Nation frei und getreu verdolmetscht." Nur wünschten wir diese Freiheit noch etwas weiter gehend, sowohl was den Anschluß an das Original, als die Seitenhiebe auf die Gegenwart betrifft. Uebrigens empfehlen wir das muntere Büchlein angelegentlich, nicht bloß den Gleichgesinnten, sondern auch den frommen Schaubühnen, auf welchen die echte red- und wahn-witzige Eigelind erschien.

Korrespondenz.

Vom badischen Oberrhein, 23. Mai.

Die Raschheit, mit welcher der diesjährige hohe Landtag zum Abschlusse kam, bildet auch hierin mit den „Vorsündfluthlichen" einen mächtigen Kontrast. Wenn wir der hohen Regierung, wie den Deputirten darum zum besondern Danke verpflichtet sind, indem durch so andauernden Fleiß dem Lande eine nicht geringe Kostenersparniß zu gut kommt, so haben wir uns dennoch einigermaßen gewundert, daß die Volksschule und deren Verhältnisse im Laufe der Verhandlungen in einem Momente nicht wenigstens berührt wurden, in welchem der geistliche Oberhirt so auffallend bemüht ist, „die Tochter" aufs Innigste mit „der heiligen Mutter", der Kirche, zu vereinigen. Der Gegenstand dürfte wichtig genug seyn, die Betrachtungen weiter auszudehnen. Welchen wichtigen Einfluß die Schule aufs Leben ausübt, ist allgemein anerkannt, eben so, wie Vieles sie zu thun und zu verantworten habe. Dafür gab man ihr in neuerer Zeit wenig mehr als Vorwürfe. „Sie wirkte an allem Unheil der letzten Jahre als erste Ursache mit." Ja, es hat Viele gegeben, welche eifrigst bemüht waren, dem gesammten Lehrerstande sogar die Revolution von 1849 aufzuhalsen, weil einige Mitglieder desselben (wie's aber leider in allen Ständen welche gab) in den Reihen der Rothen kämpften, und weil namentlich der „Volksführer" von einem früheren Lehrer redigirt wurde. Wie ungerecht ein derartiger Angriff, wegen Einigen Alle zu verurtheilen, ist, hat nun, nachdem die Parteileidenschaften und ihre Sprache verstummt, Jeder eingesehen. Klar ist, daß durch diese feindlichen Schlüsse die Wichtigkeit des Lehrerstandes vergrößert wurde und derselbe hätte gewinnen müssen, indem es gewiß noch nicht zur größten Unklugheit zu rechnen gewesen wäre, wenn man einen so „gefährlichen" Feind ins eigene Interesse gezogen haben würde. Allein dem Lehrerstande ein solches Zugeständniß von Wichtigkeit zu machen, schien gefährlicher, und es entstanden in der Schulgesetzgebung einige Abänderungen, welche von der früher angestrebten, gänzlichen Emancipation der Schule von der Kirche den entgegengesetzten Pol bilden. Daß der Herr Erzbischof den Lehrerstand ins Schlepptau zu nehmen gesonnen ist, sah und sieht Jeder, der nicht am Staar leidet. Man hört von Vielen, die eingeweiht seyn wollen, daß für die braven Lehrer die goldenen Tage erst dann erscheinen werden, wenn der Oberhirt das ganze Schulwesen leite. Speciell heißt es, würde alsdann der Lehrer als Meßner besonders bezahlt, da man ihm ferner nicht zumuthen will und kann, zwei Geschäfte für „einen" Gehalt zu besorgen 2c. Wer weiß, wie eine Besserstellung der Volksschullehrer, zumal in so theurer Zeit, zu wünschen wäre; wer weiß, wie mancher Lehrer, trotz allen Verordnungen, Monate lang auf die Auszahlung seines mageren Gehaltes zu warten hat, da die Gemeindekassen wohl nur Ueberfluß an Geldmangel haben, der wird es leicht begreiflich finden, daß sich so Mancher im Stillen nach den goldenen Zeiten des wieder zu errichtenden Mittelalters sehnt. Daß sich übrigens die hohe Regierung die Leitung der Volksschule so gerade aus der Hand winden lassen werde, wäre unseres Dafürhaltens das Unbegreiflichste, was im ganzen Kirchenstreite geschehen könnte; eben so auch nur die Theilung derselben. Wir sind der Ansicht, daß die Absichten der Kirchenbehörde hierüber entschleiert vorliegen, glauben jedoch, daß die hohe Regierung durch einige Abänderungen der Beaufsichtigung der Lehrer (bei welcher der Chicane allzugroßen Spielraum gelassen seyn dürfte) durch die Uebernahme der Besoldungen auf die Staatskasse und eine, wenn auch nur mäßige Erhöhung derselben, den gesammten Lehrerstand aus Liebe gewinnen und für alle Zeiten und Verhältnisse festigen würde. Oder haben die Lehrer durch ihr Verhalten in den letzten Jahren nicht die treueste Anhänglichkeit an Fürst und Vaterland, an Ordnung und Gesetz bewiesen, wogegen manch ihrer nächsten Vorgesetzten gerade für's Gegentheil wirkten? Sollten sie sich dadurch nicht gewürdigt haben, eine bessere Stellung unter den Dienern des Staates einzunehmen? und sollte es nicht an der Zeit seyn, die Glieder dieses Standes einem Einflusse mehr zu entziehen, der sich den Landesgesetzen mit solcher Halsstarrigkeit entgegensetzt? Hoffen wir, die hohe Regierung werde die Wichtigkeit des gegenwärtigen Augenblickes nicht verkennen und das Schulwesen einer ernsten Erwägung unterziehen!

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 1. Juni. (Gastdarstellung der Fräul. Schäfer.) Der Ball zu Ellerbrunn, Lustspiel in 3 Acten von Blum. Hedwig: Fräul. Schäfer. Vorher geht (zum ersten Male): Mein Glücksstern, Lustspiel in 1 Act von Scribe, deutsch von E. Schlivian.

Freitag, 2. Juni. Die Hugenotten, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeer. (Gastrolle) Margaretha: Frau Jagels-Roth vom Theater zu Rostock.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Donnerstag, 1. Juni. Das Lügen, oder: die Spiele des Zufalls, Lustspiel in 5 Acten von R. Benedix.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. – Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 131. Freitag, den 2. Juni 1854.

Der Zweikampf am Markhügel.

(Ein Zeitbild. Mitgetheilt von J. H. Ludewig.)

(Fortsetzung.)

Seit seiner Anwesenheit hatte der Fremde mehrmals einen Spazierritt gemacht und jedesmal der geräuschvolle Tritt seines Pferdes die beiden Töchter eines Hofrathes, der die Rechtspflege zu besorgen hatte, ans Fenster gelockt. Dieser Gerichtsherr war aber an jenen Tagen gerade in Amtsgeschäften abwesend, und so mußte auch seine Familie sich gedulden, erst später in das Geheimniß der merkwürdigen Begebenheit im Gasthause zum Ochsen einzudringen.

Als nun der Hofrath nach seiner Rückkehr zum ersten Male wieder die Gerichtsstube betrat, da schritt der eben so ehrliche als zutrauliche Amtsdiener Petri in seinem müllergrauen Rocke alsbald zu ihm hin.

„Was gibt's, Petri?" fragte der Hofrath, der in des Pedellen Gesicht las, daß sich etwas Besonderes zugetragen, von dem er noch keine Kunde erhalten. „Hat sich während meiner Abwesenheit irgend ein Unfall ereignet? oder ist etwas Böses begangen worden?"

„Das nicht, Herr Hofrath", versetzte Petri; „von Dergleichen habe ich nichts zu berichten. Aber haben der Herr Hofrath noch nichts von dem fremden Herrn gehört?" fragte er gedehnt, während sein Zopf, als ob er die Angst seines Trägers fühle, sich in wagerechte Richtung hob.

„Von welchem fremden Herrn?" fuhr ihn rasch der Gerichtsherr an.

„Ei", fuhr der Amtsdiener mit geschwätziger Zunge fort, „ich meine den fremden Herrn, der am Charfreitage im Gasthause zum Ochsen anlangte und sich noch immer hier aufhält, obgleich Niemand weiß, was er hier sucht. Wenn man aber der Wirthin glauben will, ja, die erzählt wunderbare Dinge von ihm."

„Und was sagt sie denn?" fragte der Hofrath.

„Sie meint, der Fremde sey vom Satan besessen", antwortete Petri; „auch behauptet sie, er habe den Bösen in Gestalt eines kleinen Hundes bei sich. Als sie einmal um Mitternacht, wo doch sonst jeder ehrliche Mensch sein Lager sucht, durch's Schlüsselloch guckte, hat sie den unheimlichen Gast gesehen, der bei einem Lichte, das ganz blau brannte, im Zimmer auf- und abschritt und sich mit der geballten Faust vor die Stirn und auf die Brust schlug; dabei hat er den Hund angeschaut und der Hund hat ihn wieder angeschaut, bis er sich endlich schwer aufseufzend in einen Lehnstuhl geworfen. Da hat er den Hund auf den Schooß genommen und ihm geliebkost; „armer Ali", sprach er dann, „du allein bist mir eben noch übrig", und da hat der Ali „ja" gesagt, oder etwas Dergleichen. Endlich aber, da hat er das Thier umarmt und geküßt, als ob es ein menschliches Geschöpf wäre. Das Alles, Herr Hofrath, scheint mir denn doch in der That ganz entsetzlich."

„Wenigstens höchst seltsam", bemerkte der Hofrath; „aber wir wollen später mehr darüber sprechen, die Amtsgeschäfte beginnen jetzt."

II.

Am nächsten Morgen trat Petri in die Amtsstube.

„Was gibts Neues?" fragte ihn der Hofrath mit lauernder Miene, allein der Diener wußte dießmal mit nichts aufzuwarten.

Nach kurzem Schweigen rückte der Amtsherr mit seinem Operationsplan heraus. „Petri, was meint Er, wenn Er einmal in den „Ochsen" gehen und dort auf meine Rechnung einen Schoppen trinken wollte? Wie?" fragte er.

„Kann geschehen, Herr Hofrath."

„Er darf auch zwei trinken und kann dann die Zeche von der Selbolder Reise dazu schreiben und Rechnung einreichen. Die Kosten werden von Staatswegen vergütet. Im Ochsen muß Er aber seine Augen überall haben, und doch thun, als ob Er sich um gar nichts bekümmere. Natürlich darf Er auch nicht vergessen, daß Er Ohren hat — verstanden?"

„Ja, Herr Hofrath."

„Ich meine, Er soll auszukundschaften suchen, was der Fremde im Ochsen eigentlich schafft. Hör' Er, Petri, im Vertrauen — Er weiß doch, daß sich starke Räuberbanden in der Gegend herumtreiben, und mir kommt der räthselhafte Mensch, obwohl ich ihn noch nicht gesehen habe, vor, wie ein Räuberhauptmann. Nun könnten wir vielleicht da einen gut Fang machen, wodurch Er sich bei unserem gnädigsten Fürsten in gewaltigen Respekt und sicher auch in lohnende Gunst bringen würde."

Nach einigen Minuten schon saß der Diener der Gerechtigkeit im Ochsen und wisperte Etwas heimlich mit der Wirthin, die am offenen Fenster ihren Platz hatte. Endlich ward er lauter, indem er sprach: „Frau Bauscher, also er reitet immer aus, ist selten daheim, wacht die ganze Nacht und treibt lauter bedenkliche Geschäfte?"

„Was er treibt, Herr Petri", versetzte die Wirthin, „das weiß ich nicht. Mit dem Ausreiten, das hat seine Richtigkeit. Auch heute ist er wieder seit Tagesanbruch fort."

„Ei, ei", sagte der Amtsdiener kopfschüttelnd, „was thut er denn da überhaupt hier? — Apropos", fügte er hinzu, „wissen Sie vielleicht seinen Namen?"

„Nein", antwortete die Wirthin, „wir heißen ihn nur den fremden Herrn. Anfangs hielt ich ihn für einen sehr bösen Menschen und glaubte, der kleine Hund, den er bei sich hat, das sey der Teufel. Nun aber habe ich doch eine andere Meinung

von ihm, denn er ist sanft, wie ein Lamm, thut keinem Menschen etwas und zahlt wie ein Cavalier, obgleich er nur wenig zu sich nimmt und den ganzen Tag außerhalb ist."

„Also hat er viel Geld — — ja, ja, der Hofrath hat Recht, das ist ein Räuberhauptmann", sprach der eifrige Pedell halblaut vor sich hin.

Die aufmerksame Wirthin hatte jedoch sein letztes Wort gehört und brach in den Schrei aus: „Ach Gott, ein Räuberhauptmann!"

Dieser Schreckensruf war von Vorübergehenden auf der Straße vernommen worden, und kaum waren einige Minuten verflossen, so hatte sich die Wirthsstube mit freiwilligen Hülfs-Truppen angefüllt, unter denen ein paar handfeste Metzger aus der Nachbarschaft ganz besonders ihre Dienste anboten.

„Wo ist der Spitzbub'?" rief der Nachbar aus dem Adler, der mit einem Holze bewaffnet war, mittels dessen die geschlachteten Thiere gekreuzigt werden.

Petri, der einsah, wohin er es durch ein Wort gebracht, suchte die Menge in der Gaststube mit aller Sanftmuth, so weit sie sein Naturell zuließ, zu begütigen, indem er vorgab, er habe gerade an einen Räuberhauptmann gedacht, den der Husar Hock Tags vorher im Ysenburger Wald aufgefangen. Das jedoch, was auf Befragen die Wirthin sagte, stimmte nicht ganz mit Dem, was Petri gesprochen, überein; ihre Aeußerungen bestärkten vielmehr noch den Verdacht, daß der Fremde ein Räuber sey, und so kam es denn, daß man sich bald darauf in der ganzen Stadt zuerst in die Ohren flüsterte und dann laut mittheilte, wie der Ochsenwirth eine Art „Cartouche" im Logis habe.

Einige Stunden nach dem erzählten Vorfalle trat Petri auf den Ruf der Schelle aus dem Vorzimmer des Amtslokals zu dem Hofrath ein. Letzterer fuhr den Diener etwas hart an. „Er hat mir meinen Plan verdorben!" rief er. „Denn jetzt, wo Jedermann das Geheimniß kennt, wird sich der Fremde hüten, in die Falle zu gehen."

„Das thut nichts, Herr Hofrath; wir erwischen ihn doch", erwiederte der Pedell, wie Einer, der seiner Sache gewiß ist. „Ich habe schon mit dem Husar Hock und auch mit dem Husar Nagel mich verabredet. Heute Abend passen wir ihm auf, und wenn er in unsere Hände fällt, kommt er sangsasong in den Brummstall. Der Fourier Neff ist dann Mann dafür, einen solchen Gauner zu bewachen, daß ihm das Durchbrechen vergeht."

„Wenn Er meint, daß Ihm sein Plan gelingt, so will ich Ihn mit Vorwürfen verschonen; aber mach Er seine Sache gut!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiben aus St. Louis.

St. Louis, 12. März 1854.

(Fortsetzung.)

Sie werden draußen wohl recht gut wissen, daß seit 1848 die politischen Verhältnisse der Deutschen eine etwas andere Gestalt anzunehmen begannen. Ehemals waren sie Werkzeuge, die man benutzte so lange man ihrer bedurfte und sie dann wieder verächtlich zur Seite warf —, nun aber sind sie in den letzten Jahren durch den unerwarteten Zufluß geistiger Kräfte zu einer Macht angewachsen, welche den Nativismus zittern macht, und vorzüglich ist es die deutsche Journalistik, die in dieser Beziehung jetzt eine bedeutende Rolle spielt. H. Börnsteins „Anzeiger des Westens" ist eines der einflußreichsten Blätter unserer Zunge in dem ganzen weiten Gebiete der vereinigten Staaten. Die Presse ist hier zu Lande bekanntlich so frei wie der Vogel in der Luft, und dieser Freiheit bedient man sich denn nach allen Richtungen hin. Die verschiedenartigsten Prinzipien werden vertheidigt und bekämpft und gerade durch diese Reibungen wird zuletzt die Wahrheit sonnenklar zu Tage kommen. Große, entscheidende Kämpfe stehen bevor. Die Abgeordneten zu Washington sind, wie die Zukunft lehren wird, nicht immer der Ausdruck des Volkswillens. Geld und Aemtersucht thut viel. — Außer dem Zeitungswesen kann von einer deutsch-amerikanischen Literatur noch nicht die Rede seyn. Die Zukunft wird auch dieß noch bringen, wie ich hoffe. Kurzsichtige Schafsköpfe haben zwar schon behauptet, nach und nach werde unsere schöne und kräftige Muttersprache ganz und gar verschwinden, allein Leute von Kenntniß und Beobachtungsgabe können dieser Meinung durchaus nicht beipflichten, und ich selbst muß mit den letzteren übereinstimmen, obwohl mein Urtheil wegen der Kürze meines Aufenthaltes diesseits wenig Gewicht haben dürfte. Im Winter von 1852—53 war ich Lehrer in der deutschen Sprache in einer Tag- und Abendschule, und ich hatte eine Klasse Amerikaner zu unterrichten. „Warum lernen Sie deutsch?" fragte ich einen Kaufmann, der bereits ein Vierziger war. „Die deutsche Sprache ist mir sehr nützlich", antwortete er; „ich muß jährlich einem Clerk 400 Doll. geben, weil vieler meiner Kunden das Englische nicht verstehen." In der Lage dieses Mannes befindet sich eine große Anzahl Eingeborene, die Geschäfte treiben. Aber im umgekehrten Falle ist auch eine gänzliche Unkenntniß des Englischen dem Fortkommen sehr hinderlich; darum sind diejenigen Eingewanderten, welche sich in Städten bleibend nieder zu lassen gesonnen sind, genöthigt, die kostspieligen Abendschulen zu besuchen, in denen es oft schauderhaft schläfrig und oberflächlich hergeht, und je mehr eine solche Anstalt in den Zeitungen gepriesen wird, desto schlechter ist sie in der Regel. Was wirklich gut ist, bedarf des Lobes nicht. Ueberhaupt baue man hier zu Lande in dieser Hinsicht auf die Angaben in öffentlichen Blättern durchaus nicht; denn fast ein Jeder sucht das Publikum auf diesem Wege zu humbugen, d. h. durch übertrieben lobpreisnerische Anempfehlungen die Aufmerksamkeit auf seine Sache zu lenken. Uebrigens fehlt es in den Städten der Union an Lehranstalten nicht. Privatschulen existiren eine Menge; leider aber wirken in denselben oft gänzlich unfähige Subjecte, die, mit einiger Kenntniß der englischen Sprache ausgerüstet, Wunder meinen, was für Weltkerle sie wären. In den vom Staate gegründeten Schulen darf kein Religionsunterricht ertheilt werden, daher sind sie den Herren Geistlichen ein Dorn im Auge, und namentlich ist es der kath. Clerus, der gegen sie ankämpft und als Werkstätten des Teufels verschreit, weil meistens selbstständig denkende Menschen in ihnen gebildet werden. Auch zahlreiche Gemeindeschulen gibt es. Ich selbst ward am 9. Januar d. J. zum Oberlehrer an der nördlichen Schule der Kirchengemeinde zum heil. Geist erwählt, nachdem ich diese Stelle zuvor einige Monate provisorisch bekleidet hatte. Diesen für das Publikum so unbedeutenden Umstand würde ich nicht erwähnt haben, wenn ich nicht gezwungen wäre, auch düstere Bilder an dem geistigen Auge der Leser vorübergleiten zu lassen, und hierdurch könnte sich Mancher, dessen Illusionen mit meinen Schilderungen nicht übereinstimmen, veranlaßt fühlen zu glauben, daß ich hier übel angekommen sey. Das wäre Irrthum; ich befinde mich hier in einer Stellung, wie sie mir in Deutschland nie zu Theil hätte werden können. Soll ich aber deßwegen, weil ich mit meiner Familie hier besser als drüben leben kann, zum Lobredner von Dingen werden, die nur zu tadeln sind? Die diesseitige Republik ist ein gutes, blühendes und reiches Land, das stellt Niemand in Abrede. Wer arbeiten will und kann, verdient viel mehr, als in Deutschland, und das ist, Leuten, die vorher darben mußten, schon genug. Wahr ist's auch, daß in den Ver-

einigten Staaten, viel Licht ist, aber e heller das Licht desto dunkler der Schatten. Doch zu etwas Anderem! —

Die Amerikaner verargen es den Deutschen sehr, daß sie so heftige Gegner der Sonntagsgesetze und der Temperenzsache sind. Bekanntlich sollen die Wirthe an Sonntagen keine Getränke ausschenken; aber, du lieber Himmel, in welch' großartigem Maßstabe wird dieses Verbot übertreten! Die meisten Kaffeehausbesitzer und Bierwirthe sind nämlich Deutsche, und da die Leute am Sonntage den meisten Durst zu haben scheinen — wenigstens unsere Landsleute in St. Louis; — so sieht man die Trinkstuben in hiesiger Stadt auch an diesem Tage zahlreich besucht, selbst während der Kirchenzeit. Das ist nun den Eingebornen ein großes Aergerniß; denn diese halten den Sabath für entheiligt, wenn an demselben nicht die Ruhe des Todes herrscht. Sie sähen es gern, daß die „Fremden" sich im Winter mit ihren Ladies um den Ofen setzen und in schweigender Gedankenlosigkeit in ein Traktätlein oder die Bibel stierten und im Sommer dreimal zur Kirche liefen und sich die übrige Zeit hindurch in ihre Häusee einschlössen, wie in manchen Staaten der Fall. Dieß wird aber das muntere Völklein in St. Louis nimmer thun. Das weiß besser, wozu man die schönen Sonntag-Nachmittage benützt und welchen Zweck die vielen Anstalten zur Erheiterung und zum Frohsinne haben. Während ein Theil der Amerikaner daheim Kalender macht, oder sich in den verborgenen Spielhöllen herumtreibt und die Irländer sich an Brandy und Whisky toll und voll saufen und einander blau und braun schlagen, eilen die Deutschen zu Fuß und zu Wagen außerhalb der Stadtgränzen nach den Caves (Felsenkellern), wo ihrer bei schäumendem Biere, bei Harmonie- und Tanzmusik einige vergnügte Stunden harren. Hier wird getanzt, getrunken, debattirt, für und gegen den „Anzeiger des Westens" gesprochen und Alles in einer Weise, daß sich ein deutscher Bürreaukrat darüber zu Tode ärgerte, wenn er es sehen und hören müßte. Selten trübt Streit diese heiteren Stunden. Sogar die Yankees gestehen ein, daß wir unsere Feste besser zu feiern wissen, als sie. In großen Gesellschaften trinkender Amerikaner geht es nicht gar leicht ohne Blutvergießen ab. Die starken Spirituosen berauschen schnell, dann gibts Wortwechsel und zuletzt werden Revolver und Bowie-Messer gezogen, Mord und Todtschlag ist das Ende. Glaube man nur nicht, daß alle sogenannten Gebildeten hiervon eine Ausnahme machten; auch diese führen meistens Waffen bei sich und machen öfters davon Gebrauch. Selbst den Repräsentanten zu Washington ist in dieser Hinsicht nicht zu trauen, und manchem unter ihnen dürfte es auf eine regelmäßige Fight nicht ankommen. Die Irländer aber übertreffen Alles, was in Rauferei geleistet werden kann. In ihrem Vaterlande, der Smaragd-Insel, in Druck und Armuth aufgewachsen, wird es ihnen bald hier zu wohl; sie werden übermüthig und streitsüchtig, und wenn Whisky vollauf vorhanden ist, können sie ohne Prügelei keine Stunde beisammen sitzen. Voriges Jahr feierten wir den 4. Juli, den Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung, an mehreren Plätzen heiter und gemüthlich. Um diesen Tag in eigenthümlicher Weise zu begehen, mietheten sich die Irländer ein Dampfboot und ließen sich den Fluß hinauf bis nach Alton fahren. Als sie am Abend hier an's Land stiegen, hatten unter ihnen acht verschiedene Schlägereien stattgefunden. Die Mehrzahl Derer, welche diese Vergnügungsreise mitgemacht, trug den anderen Tag die Spuren der Feierlichkeit im Gesichte. Mit den Deutschen suchen die Abkömmlinge der grünen Insel sehr gerne Händel, falls sie sich denselben überlegen fühlen; aber schon bei gleicher Anzahl tragen sie Bedenken, weil die Erfahrung sie gelehrt hat, daß die „Dutchmen" aus Allen, selbst aus Stuhlbeinen, mit angeborner Geschicklichkeit Waffen zu machen und diese sehr nachdrücklich zu gebrauchen wissen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Elberfeld, 29. Mai.) Im Angesichte einer abermals zahlreichen Menschenmenge trat Herr Henry Coxwell gestern Abend gegen 6 Uhr vom Johannisberge aus seine 233. Luftfahrt an. Die Auffahrt war doppelt interessant, weil neben Hrn. A. Küpper dessen zweite Tochter, Fräulein Mathilde die Begleiter des Hrn. Coxwell bildeten; sehr selten können Damen den Entschluß fassen, sich in die höheren Regionen zu begeben. In einer Höhe von 5000 Fuß wurden die Luftschiffer von einem ziemlich starken Schnee empfangen, welchem eine strenge Kälte folgte; die Gondel u. s. w. wurde mit Schnee bedeckt. Bedeutend niedriger und über Berge segelnd, wurde einmal durch den Reflex der Sonne der Anblick geboten, den eigenen Ballon im Schatten und einen schönen Regenbogen am Horizont zu erblicken. Ein sehr stürmischer Regen zwang die Luftschiffer sich bald nach 7 Uhr zwischen Hagen und Herdecke niederzulassen; so konnte leider die beabsichtigte weitere Tour nicht statthaben. Morgens zwei Uhr traf die Reisegesellschaft wieder hier ein.

(Berlin.) Wie wir erfahren, ist den Behörden von neuem die Anzeige zugekommen, daß in der Knaben-Beschäftigungs-Anstalt des mehrfach genannten Hrn. Malmene ein dreizehnjähriger Knabe an einer eisernen Kette gefesselt sich befinde und durch einen an der Kette befestigten Holzklotz am Entlaufen verhindert werden solle. Es soll hierdurch criminalpolizeiliches Einschreiten veranlaßt und von der Staatsanwaltschaft das Herbeiholen des Knaben und eine gerichtsärztliche Feststellung des Zustandes, in welchen ihn die Malmenesche Anstalt versetzt hatte, angeordnet worden seyn. Das Vergehen, durch welches der Knabe diese Behandlung sich zugezogen, soll darin bestanden haben, daß er häufig, unter dem Vorgeben, es mangle in der Anstalt an genügender Verpflegung, seine Zuflucht zu seiner Mutter genommen hat, während diese durch einen mit dem Besitzer der Anstalt geschlossenen Vertrag verpflichtet war, den Knaben dort zu belassen. Vorläufig ist der letztere von seiner Fessel befreit und, wie wir hören, seiner Mutter zur Verpflegung übergeben worden.

Von Interesse ist wohl folgende statistische Angabe: Unter dem Scepter des Sultans vereinigen sich überhaupt 35,350,000 Unterthanen; davon sind 20 Millionen Mohamedaner, wovon nur 3,800,000 in Europa leben, 13,730,000 Griechen und Armenier, wovon 11 eine halbe Million in Europa, 900,000 römische Katholiken, von welchen 260,000 in Europa, 170,000 Juden, von welchen 70,000 in Europa.

Herr Minister von Bodelschwingh hat bis zum Augenblicke des Todes sein volles Bewußtseyn behalten und den Trost gehabt, während der Dauer der Krankheit seine Gattin bei sich zu sehen. Am 19., Nachmittags, wurde die Leiche über Arnsberg nach Velmede gefahren, um in der Familiengruft beigesetzt zu werden. Ein großer Leichenzug aus allen Volksklassen gab ihm das Geleite bis an die Gränze des Weichbildes von Medebach.

(Luxus.) Bei einem Ballfest, das kürzlich der französische Gesandte in London gab und das die Königin von England mit ihrem Besuche beehrte, befanden sich auf der Tafel auch Kirschen, das Pfund zu sechs Thalern, und Pfirsichen, das Dutzend zu vierzehn Thalern.

(Winterleben in einer kleinen amerikanischen Stadt.) Im Winter ist die Kälte im Westen meist sehr bedeutend über 20 Grad R., aber dann beginnt auch die Ver-

gnügungszeit. Die Farmers kommen in hellen Haufen auf Schlitten mit Ochsen zur Stadt und die Städter unternehmen mit wahrer Leidenschaft Spazierfahrten. Selbst Kälte von 24 Grad und der schneidendste Westwind hält sogar die Frauen nicht ab, mit großen und kleinen Kindern meilenweite Ausflüge zu machen. Vergnügungssucht ist überhaupt unter den deutschen Frauen in amerikanischen kleinen Städten ein hervorstechender Charakterzug, und der Sinn für Häuslichkeit, den man bei dem Bürgerstande kleiner deutscher Städte häufig findet, gehört zu den Seltenheiten. Von höhern Genüssen kann natürlich die Rede nicht seyn. Die wichtigste Rolle spielen die öffentlichen Bälle, zu denen Jung und Alt, Honoratioren und Dienstboten sich drängen, wo man Großmütter mit den Töchtern und Enkelinnen um die Wette tanzen sehen kann und wo Kinder und Hunde, die sämmtlich mitgenommen werden, den Tanzenden unter den Füßen umherlaufen, bis die ersteren wenigstens, die Kinder, in der Garderobe auf Mänteln und Ueberziehern ausgestreckt, dem Schlafe anheimfallen.

Korrespondenz.

Köln, 30. Mai.

Heute feierte unsere Stadt ihr Dombau-Jahresfest, die vierte Hauptversammlung der hiesigen und auswärtigen Bauvereine. Die Feier begann im Dome mit einem feierlichen Hochamte welches der Weihbischof Dr. Baudry celebrirte und welchem der Cardinal-Erzbischof beiwohnte. Nach beendigtem Gottesdienste hielt der Justizrath Dr. Esser II. eine Anrede an den Erzbischof, während welcher die Enthüllung der bereits vollendeten Stickereien für das Domchor stattfand. Se. Eminenz dankte, sichtlich gerührt, für dieses vom Frauenverein dem Dome dargebrachte Geschenk, dem in der That keine zweite, so pracht- und werthvolle Gabe aus den letzten Jahren zur Seite gesetzt werden kann; denn die in Seide ausgeführten Stickereien, welche schon zwei Felder der Südseite des Chores bedecken, sind so fein und täuschend, daß man, selbst nur einige Schritte von denselben entfernt, dieselben für Bilder aus der altkölnischen Schule hält. Der Styl dieser Seidengemälde ist rein gothisch gehalten und erinnert lebhaft an die alten Glasgemälde der Nordseite, nur, daß sie unendlich zarter und feiner bis in kleinste Detail ausgeführt sind. Nach den Enthüllungsfeierlichkeiten ordnete sich ein Zug, bestehend aus einem Musikchor, der Vereinsfahne, den Gymnasiasten, dem Vereinsvorstande und vielen Mitgliedern, und bewegte sich zum Gürzenichsaale. Daselbst wurde zuerst das Lied: „Laßt Gesanges Jubel u. s. w." gesungen; dann nahm der Präsident des Central-Dombau-Vereins, Hr. Esser II. das Wort und sprach im Allgemeinen über die Wirksamkeit der Vereine und über die Bauthätigkeit. Er hob namentlich die Unterstützung von Seiten unseres Königs, des Königs Ludwig von Bayern und des bayrischen Dombau-Vereins hervor und machte die erfreuliche Mittheilung, daß die alte Sitte, im letzten Willen des Domes zu gedenken, wieder Eingang finde. In dieser Beziehung sind im letzten Jahre fast 2000 Thlr. der Dombaukasse überwiesen worden, und zwar von dem in Bonn verstorbenen Sulpiz Boisserée allein 800 und dem Dr. med. Horst 1000 Thaler. Pfarrer Thissen trug den Rechenschaftsbericht vor und führte u. A. an: Zu den 29,038 Thlrn., welche seit der letzten Generalversammlung eingezahlt wurden, hat Köln und Deutz allein 17,000 Thlr. beigetragen. Mehrere Vereine haben ihre Thätigkeit sistirt, andere haben sich dagegen gebildet und wirken für den Weiterbau. Die Grundform ist nun ergänzt, die Gewölbe werden in Angriff genommen und an dem nördlichen Thurm der Westseite baut man wacker voran. Nach Jahresfrist dürfte man, wenn die Beiträge reichlicher fließen, fast den Bau vollenden, die beiden Thürme ausgenommen.

Karlsruhe, im Mai.

Emil Devrient's Gastspiel.

Als die Krone der Genüsse, die uns in mittelbarer Folge des neuen Aufschwungs unserer dramatischen Kunstanstalt zu Theil geworden, müssen wir das Auftreten Emil Devrient's auf der hiesigen Bühne bezeichnen. In unserer vom Thalweg geistiger wie materieller Verkehrsströmung so weit seitab gelegenen Residenz mußte eine Erscheinung wie diese mehr noch als anderwärts phänomenartig wirken. Dergleichen ist allerdings hier noch nicht geschehen, kaum je von Einem, bevor ihn der Augenschein überzeugte, für möglich gehalten worden, denn in Emil Devrient ist das Imaginäre zur Erscheinung gebracht: in ihm steht ein Stück Ideal der darstellenden Kunst verkörpert vor uns. Wer ihn als Posa gesehen, konnte die lichtvollste Anschauung gewinnen, wie der Dichter vom Darsteller zu erklären, zu ergänzen sey. Nie sah man dieß transcendentale Gebilde des Schiller'schen Idealismus edler, ätherischer gefaßt und doch zugleich uns menschlich näher gerückt. — Das Pendant zu Jenem gab der Bolingbroke im „Glas Wasser": der antipodische Gegensatz eines Posa, die reine Realität in ihrer anmuthigsten Form, der humoristische Intrigant, der feine und sichre berechnende, die gegebenen Verhältnisse benützende und beherrschende Hof- und Staatsmann. Wir sahen diese Rolle wohl sonst so spielen, daß wir sagen mußten: leidlich, vielleicht auch recht brav gespielt. Aber eben nur gespielt, und es gibt Dinge, die sich nun einmal nicht spielen lassen. Wie anders war es, als Devrient auftrat! Hier drängt sich gleich der Eindruck auf: das ist der Mann von Geist, der Mann des high life, der auf den Höhen der Gesellschaft heimische. Wie er jetzt da droben sich bewegt, so würde er's wohl unter Umständen auch auf einem großen politischen Theater, auf den glatten Parkets eines Königsschlosses durchführen. — Diesen beiden großen Tableaux folgten zwei kleinere Gemälde aus dem Genrefache: Paul von Schaffeneck im „Majoratserben" und Arthur Durwood in „ein Arzt"; der gemüthliche Deutsche wie der barocke Engländer gleich vollendete Meisterstücke in Zeichnung und Colorit. Was hierbei, abgesehen von der lebenstreuen, das Gemüth in seinen Tiefen erfassenden Darstellung an sich um so gewaltiger zu bewunderndem Staunen hinriß, als es uns im Rahmen eines einzigen Vorstellungsabends vor Augen trat, ist die proteusartige Vielgestaltigkeit, deren Emil Devrient in einem Grade mächtig ist, wovon man bis dahin hier kaum eine Vorstellung hatte. Wer hätte in diesem englischen Original den unpolirten, gemüthreichen deutschen Landjunker, den feinen Bolingbroke, den Ideologen Posa wieder erkannt, — wer Einen von diesen wieder in dem edeln Bilde schlichten Sinnes, selbstbewußter Kraft, das uns Emil Devrient letztlich in seinem Tell entrollte? Noch stehen uns zwei genußreiche Abende bevor, an welchen er uns den Petruchio in der „gezähmten Widerspenstigen" und schließlich den Göthe'schen Egmont vorführen wird. Soweit sich aus dem bisher Gesehenen bereits auf die künstlerische Persönlichkeit Emil Devrient's schließen läßt, muß ihm namentlich der letztgenannte Charakter, um uns eines trivialen aber bezeichnenden Ausdrucks zu bedienen, gleichsam angegossen erscheinen. — Der Erfolg wächst von Vorstellung zu Vorstellung, in den brechend vollen Räumen des großen Hauses will sich der Beifallssturm nicht mehr beschwören lassen. Erfreulich ist zu sehen, wie die Mitglieder der hiesigen Bühne mit Erfolg bestrebt sind, durch die Tüchtigkeit ihrer Leistungen dem großen Meister auf das würdigste zur Seite zu stehen und im Zusammenspiel mit ihm die Wirkung der Scene nach Kräften heben zu helfen. Frau Thöne (Eboli, Herzogin Marlborough, Frau Stauffacher.) betheiligte sich in gewohnter Weise am Erfolg der betreffenden Abende. Namentlich zeichnete sich ihre Leistung in der zweiten Rolle durch Schärfe der Zeichnung und charakteristisches Hervortreten der ihr eignen Noblesse in Ton und Haltung aus. Rühmend ist ferner der Leistungen der Frau Schönfeld als Elisabeth und Anna, der HH. Schneider und Censentius als Stauffacher und Geßler zu gedenken. Von hervorragender Gediegenheit war das Spiel des Herrn Mayerhofer als Darmentier (Ein Arzt) und Attinghausen. Die Ensembles waren durchgängig aufs beste gelungen. — Ueber das Detail von Emil Devrient's Spiel sich kritisch zu verbreiten, wäre hier schon räumlich unthunlich. Zudem, was könnte über seine Kunstleistungen noch gesagt werden, das nicht schon zu tausend Malen in allen erdenklichen Variationen gesagt und wieder gesagt worden?

Theater-Anzeige.

Freitag, 2. Juni. Die Hugenotten, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeer. (Gastrolle) Margaretha: Frau Jagels-Roth, vom Theater zu Rostock.

Samstag, den 3., und Sonntag den 4. Juni bleibt das Theater geschlossen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. - Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 132. Samstag, den 3. Juni 1854.

Der Zweikampf am Markhügel.

(Ein Zeitbild. Mitgetheilt von J. H. Ludewig.)

(Fortsetzung.)

In demselben Augenblick ward an die Thür gepocht, und auf des Hofraths „Herein!“ trat ein Mann über die Schwelle, der sich Heim nannte und als Wirth zum „Stern“ kundgab.

Heim war ein Mann, der harte Thaler besaß, welche Menschen erweichen können, und der Amtsherr fragte ihn leutselig, was ihn auf die Gerichtsstube führe.

„Ei, sehen Sie, Herr Hofrath, die paar Gäste, welche Abends meine Wirthschaft besuchen und die ich gerade nicht nöthig habe, sind lauter Leimsieder, bei denen ich wenig oder gar keine Unterhaltung genieße. Daher gehe ich dann und wann nach Frankfurt und bleibe manchmal auf dem Rückweg in Oberrad ein bischen hängen. So war's auch gestern. Es schlug zwei Uhr, als ich am Markt ankam. — — Herr Hofrath, es schaudert mich, wenn ich daran denke.“

„Nun, Herr Heim, sprechen Sie schnell! Sie spannen meine Erwartung auf's Aeußerste.“

„Der Herr Hofrath werden wohl schon gehört haben, was man von dem Fremden bei Bauscher spricht. Eben in der vergangenen Nacht, da schlich eine sonderbare Gestalt um den Ochsen herum, die sich im Augenblicke meines Eintritts in die Schloßgasse wie ein schwarzer Klumpen an den Abweisstein von Bauschers Hofthor lehnte.“

„Da hat Sie vielleicht ein gewisser Nebel getäuscht.“

„Gewiß nicht, Herr Hofrath; denn obgleich die ganze Stadt in totaler Finsterniß, ohne irgend Licht, noch Leuchte, lag, so habe ich doch, als ich näher kam, recht gut bemerkt, wie die Gestalt nach dem oberen Stocke des Ochsens hinauslugte. Die Figur hatte so etwas Seltsames, daß ich sie mit einer mit Schauer vermischten Neugierde betrachtete. Ein Hut von ungeheurem Umfang, fast wie ein Regenschirm, schien derselben tief herein die Stirn zu bedecken, während ein weiter schwarzer Mantel alle Glieder verhüllte. Gerade an Görrensteins Haus blieb ich stehen, um einige Minuten lang abzuwarten, was da etwa geschehen sollte. Aber kaum hatte ich den Fuß zur Ruhe gestellt, so rauschte die Gestalt schnell an mir vorüber, und so rasch mein Blick sich nach ihr wandte und sie zu verfolgen suchte, so eilig war sie um die Ecke in der Glockengasse verschwunden. Die Falten ihres Mantels hatte sie weit auseinander geschlagen, so daß sie aussah, wie ein Geist der Finsterniß, der im Begriff, seinen Flug über die Dächer zu nehmen.“

„Ja, ja“, sprach jetzt der Hofrath nach einigem Nachdenken; „es wird nichts Anderes übrig bleiben, als daß die Bürger in der Gegend streifen müssen. — Herr Heim, versprechen Sie mir, eine Streifparthie in der Stadt anzuführen, welche den besondern Auftrag erhalten wird, auf den „Ochsen“ ein wachsames Auge zu richten. Sie kennen die Gestalt und werden Sie festzuhalten suchen.“

„Ich werde meine Schuldigkeit thun, geben Sie mir nur gehörig Mannschaft, Herr Hofrath“, erwiederte Heim, indem er sich empfahl und den mit verschiedenen Plänen beschäftigten Beamten allein ließ.

III.

Am Tage vorher, als man in Offenbach zum Fange eines Räuberhauptmanns sich rüstete, hielt ein junger Mann von angenehmem Aeußeren auf einem schönen Pferde vor einem Gasthause in Bieber an. Er warf einen Blick auf das Schild des Hauses und las: „Zur“ — —

„Ganz richtig“, sagte er vor sich hin, stieg ab und band sein Pferd an einen in der Mauer befestigten Eisenring. Im Hausgange begegnete ihm die Wirthin, die schnell aus der Küche geeilt und deren rechte Hand mit einem Schaumlöffel bewaffnet war. Ihre Gesichtszüge verriethen zwar nicht gerade Bösartigkeit, aber doch starke Herrschsucht, die jedoch den Angekommenen nicht zu kümmern schien, denn nach der üblichen Begrüßung fragte er rasch: „Was ich vor allen Dingen wissen möchte, ist, ob ich die Ehre haben kann, in Ihrem Hotel einige Zeit zu logiren?“

„Warum nicht?“ sprach die Frau vom Hause, und führte ihren Gast in den sogenannten Speisesaal, wo einige Tische standen, die mit eichenen Stühlen umstellt waren, deren Beine bei gewissen Gelegenheiten von den Gästen herausgebrochen und zum Taktschlagen gebraucht wurden.

Die Wirthin entschuldigte sich übrigens alsbald, daß sie in der Küche zu thun habe, weil das Fleisch aus dem Kochen gekommen sey und sie den Topf um einige Glieder der Herdkette niedriger hängen müsse, und wetterte dann draußen mit der Magd und einem eben heimkehrenden Knecht. Unterdessen hatte der Fremde Zeit, sich die Lokalität genauer zu besehen, wobei ihn ein an die Wand geschriebenes Notabene besonders interessirte, welches im Sinne ähnlich den heutigen sanften Wirthsplakaten: „Man bittet, bei Verabreichung ꝛc. sogleich zu bezahlen“, womit man bekanntlich andeuten will, daß nicht der Irrthum des Davonschleichens entstehen möge. Dieses Notabene, das für Den, der seinen letzten Groschen in den Nähten der Tasche suchen mußte, ein schreckliches Mene, Mene! war in Fraktur und dabei in recht verständlichem Style geschrieben und hieß: „Heut kann ich nicht borgen!“ — Dieser Avis au lecteur hatte die eigentliche recht appetitliche Benennung dieses Gasthauses ganz aus dem Gedächtnisse aller zur Einkehr Gebornen der ganzen

Gegend verdrängt, so daß Niemand anders sagte, als wir machen Halt odee nehmen Einen in „Heut kann ich nicht boegen."

Der Fremde konnte wohl über die Inschrift, welche die gewöhnliche Hospitalität ausdrückte, lächeln, denn er war sich einee gefüllten Böese bewußt; allein er dachte an die Vielen, welche bei solchen Probiersteinen des Geldbeutels ein schiefes Gesicht ziehen, und es stach ihn der Schalk, unter die bedeutsamen Woete mit stacken Kreidestrichen recht leserlich zu setzen: „Doch aber morgen."

Eben hatte ee die Verszeile vollendet und war im Begriff, seinen Aem von der Wand zurückzuziehen, als die Wirthin in der Thür erschien, wo sie wie festgebannt plötzlich stehen blieb, aber sogleich zum Worte kam, indem sie kreischte: „Wenn mie nur solche Leute aus dem Hause blieben! Dieser ist gerade ein solcher Naseweis wie Jener, welcher jeden Morgen angeritten kommt. Höeen Sie, junger Herr, lassen Sie die Hände von meiner Wand! Was geht es Sie an, wenn ich meinen Gästen im voraus bemeekbar mache, daß ich nicht deßhalb Wirthschaft betreibe, um für Nichts delikate Speissen zu servieen und meine Fässer leee zu zapfen!"

„Frau Gasthalterin", scheezte der Fremde, „Sie verstehen mich nicht. Ich hatte gedacht, es würde sich schöner ausnehmen, wenn man den Ausdruck Ihree Güte, nicht borgen zu wollen, gereimt lesen könnte. Das „Moegen" haben Sie ohnehin nicht zu fürchten, weil es nicht eintreten kann."

Die Wirthin lachte und eewiederte: „Meinetwegen mag dieß auch stehen bleiben, aber kein Mensch darf noch etwas Weiteres dazu schreiben."

„Mir wird es nicht einfallen, Ihee Poesie noch weiter auszuspinnen, wenn" — setzte der Fremde mit scharfer Betonung hinzu, „wenn nicht der Naseweis, wie Sie sagen, der jeden Moegen angeritten kommt, am Ende noch Etwas darunter schreibt. Wie meinen Sie?"

„Das wird er fein bleiben lassen, obwohl er Alles ausschnüffelt und sich nach manchen Leuten in der Umgegend fortwährend erkundigt", antwortete in zuversichtlichem Tone die Wirthin.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Olivenblatt.

Nach des Winters eis'gen Stürmen leuchtet mild die Frühlingssonne,
Wärmend dringt sie in die Herzen und verbreitet Lust und Wonne.
Wie die Saaten üppig peangen in dem schönsten Maiengrün,
Wie's im Wald so würzig duftet, wie die Bäume prächtig blühn!

Die noch jüngst erstarreten Wassee rauschen frei und ledig wieder,
Buntbewimpelt auf den Strömen fahren Schiffe auf und nieder;
Schwirrend duech die blauen Lüfte wiegt die Schwalbe sich im Flug,
Frohe Wandrer auf den Straßen, lust'ge Zecher in dem Krug.

Da urplötzlich — welche Wandlung! Schrecken naht sich allen Orten,
Durch die hoffnungsreichen Blüthen zieht ein kalter Hauch von Norden,
Nächtlich von ihm angeschauert, fallen sie ersterbend ab,
Eh' sie noch zur Frucht geworden fanden sie ihr frühes Grab.

Angst erfüllt die frohen Herzen, hin ist alle Frühlingswonne,
Und der Schatten kommt von daher — wo das Licht kommt und die Sonne!
Die Gesänge sind verklungen und verstummt die Fröhlichkeit,
Jeder fühlt das bange Nahen einer unheilschwangern Zeit.

Nie geseh'ne Heeressäulen ziehen nach dee Donau Strande,
Wo ein Kampf schier ohne Gleichen welterschütternd jäh entbrannte —
Offen steht das Haus des Janus und der Krieg hat freien Lauf,
Pochend an die rost'gen Pforten riß man sie gewaltsam auf.

Wo erbittert rohe Kräfte blutig mit einander streiten,
Sitzt das Recht nicht zu Gerichte, nur die Stärke wird entscheiden,
Denn nicht immer siegt die Sache, der allein der Sieg gebührt,
Oefter sieget Wer die meisten Opfer hin zur Schlachtbank führt. —

Und zeeronnen sind die Teäume eines Friedens ohne Ende,
Wo die Weisheit Völker-Zwiste ohne Schlachten lösen könnte;
Wo man nur zu geist'gen Kämpfen, nicht zum Tödten Schwerter wetzt,
Und nicht Menschen gleich wie Tiger wüthend aneinander hetzt.

Spottet nicht der frommen Männer, welche für den Glauben schwärmen,
Konnten sie das Herz des Czaren auch nicht lenken und erwärmen!
Kommen wird der Tag des Friedens, sicher kommen doch einmal,
Alles Große, alles Schöne war zuerst ein Ideal.

Aber diese Himmelsblüthe wurzelt selten nur an Thronen,
Sie entsprosset der Verbrüd'rung cultivieter Nationen,
Ein vered'lend Weiterschreiten thut sich aller Wegen kund,
Unbemerkt, doch ohne Rasten, wächst der große Völker-Bund.

Die Errungenschaft der Zeiten strömt in ein gemeinsam Bette,
Tausend unsichtbare Bande bilden eine Geisterkette —
Und so feieet Menschen-Bildung einstens ihren schönsten Sieg:
Nicht mehe Völker, die gesittet — nur Barbaren führen Krieg!

Offenbach, im Frühling 1854. Joseph Piecazzi.

Ein Schreiben aus St. Louis.

St. Louis, 12. März 1854.

(Schluß.)

Die Temperenzsache wird von unsern Landsleuten als lächerlich und entsittlichend betrachtet. In der That führt dieses Unwesen zu weiter nichts als zu Heuchelei und heimlichen Sünden. Die Mäßigkeit ist wohl eine sehr empfehlenswerthe Tugend, sie jedoch duech Gesetze in Bezug auf den Genuß geistiger Getränke ganzen Staaten aufzwingen zu wollen, ist ein Eingriff in die Rechte eines Menschen und in einer Republik, nach welcher der mächtige Steom der Auswanderung gerichtet ist, ein eitles und blödsinniges Unternehmen. Wie es mit manchen, vielleicht auch den meisten Temperenzler-Familien steht, wird folgende Anecdote darthun, welche viele deutsch-amerikanische Blättee brachten. Ein junger Mann aus dem Süden besuchte in einem der Neu-Englandstaaten nahe Verwandte. Als er am Morgen nach seiner Ankunft mit seinem Onkel allein im Zimmer war, winkte ihm derselbe, daß ee näher kommen möge. Dann öffnete der Alte einen Schrank, brachte eine Flasche von bedeutendem Umfange zum Vorschein, goß von der darin enthaltenen Flüssigkeit ein Glas voll und sagte: „Siehst Du Junge, ich und meine ganze Familie gehören zu den Temperenzlern; dennoch nehme ich zuweilen einen guten Schluck, und da ich weiß, daß ihr Leute im Süden sehr viel auf das Trinken haltet: so sch.nke Dir nun auch eins ein. Sage aber meinee Frau und meinen Söhnen nichts, die begnügen sich mit Wasser." Nach diesen Woeten leerte der Onkel auf einen Zug das ganze Glas Beandy. Eine gleiche Scene wiederholte sich bald nachher bei der Tante in der Küche

und den Jungen. Die Letzteren hatten ein Fäßchen in einem hohlen Baume verborgen. Der Art traktirt kam der Vetter aus dem Süden tüchtig benebelt zu Tische, was nicht der Fall gewesen wäre, wenn seine Verwandten nicht zu den Temperenzler gehört hätten. — Nun ein anderes Bild! —

Größere Contraste als sie das Leben und Treiben in den vereinigten Staaten darbieten, findet man wohl auf dem ganzen Erdenrund nicht mehr. Die Union ist das Land der Gegensätze. Bei einer großen Achtung, die der bedeutendste Theil der Bewohner vor den Gesetzen hat, sieht man die scheußlichsten Verbrechen begehen, Verbrechen, die, von gewissenlosen und pflichtvergessenen Richtern beurtheilt, nicht einmal derjenigen Strafe anheim fallen, die sie nach ihrer Größe und der Absichtlichkeit und Böswilligkeit der Ausführung in so hohem Grade verdient hätten. Es scheint, daß man den Amerikanern oft nicht mit Unrecht den Vorwurf mache, als würde bei ihren richterlichen Entscheidungen die Nationalität des Klägers und Beklagten in Erwägung gezogen. Marie Schubert, ein deutsches Mädchen, kaum einige Wochen in St. Louis, wurde in vorigem Jahre von einem Verwandten zu einem Balle eingeladen. Im munteren Kreise ihrer Landsleute freute sie sich des Lebens. Einige Stunden verflossen für die ganze Gesellschaft in fröhlicher Eintracht. Da drangen auf einmal einige amerikanische Rowdies in den Saal und fingen Scandal an, in Folge dessen sie vor die Thüre gesetzt wurden. Hier drehte sich ein Kerl, Namens Röver, um, zog einen sechsläufigen Rivolver und schoß dessen ganzen Inhalt in das mit Menschen gefüllte Tanzlokal. Marie Schubert, in's Herz getroffen, stürzte entseelt nieder; einige andere Personen wurden leicht verwundet. Nun, — und wie erging es dem Mörder? — Er wurde unter einigen Hundert Thaler Bürgschaft für sein Erscheinen vor Gericht gestellt und konnte dann ungehindert seinen Geschäften obliegen. „It is only a dutch girl!“ sagten einige ausgetrocknete Yankees. Vor einigen Monaten erfolgte die Entscheidung: — Röver, der Mörder, wurde um D. 500 gestraft. „Das ist der Preis des Blutes in St. Louis“, sagte selbst ein amerikanisches Blatt in äußerster Entrüstung. Arme Marie Schubert, wenn dieses irdische Drama von einer andern Welt begränzt wird, so mögen jene gewissenlosen Richter, die, Sentenzen aus der „holy bible“ im Munde, aber Dollars im Herzen, deinen Mörder so gelinde durchkommen ließen, erzittern! Deine Gebeine modern in einem Lande, das Du voll der schönsten Hoffnungen betratst, und der Wicht, welcher Deinem blühenden Leben ein Ende gemacht, geht frei umher, weil er Geld hat. Ja, wer in diesem Lande über Dollars zu gebieten hat, kann ungescheut seinen Nebenmenschen tödten, martern und verstümmeln; die Richter sind mitleidige, empfindsame und äußerst fromme Leute, — wie könnten die einen Eingebornen, Auserwählten die Schärfe des Gesetzes fühlen lassen! Vor ein paar Wochen wurde dahier eine Schandthat an einem Deutschen verübt, welche wenig ihres Gleichen hat. Ein Mann, W. D. Hoffmann mit Namen, der, aus Darmstadt gebürtig, bereits über 17 Jahre im Lande ist und sich als Schriftsteller nährte, machte vor zwei Jahren die Bekanntschaft des Amerikaners Baker, welcher sich damals in so schlechten Umständen befand, daß Hoffmann sogar die Hausmiethe für ihn bezahlte. Beider Verhältniß war ein freundschaftliches, bis vor Kurzem dem Yankee der Verdacht eingeflüstert wurde, der Deutsche habe verdächtige Absichten auf Mrs. Baker. Ein schändlicher Anschlag ward nun gemacht und ausgeführt. Den nichts ahnenden Hoffmann lockte man durch einen Brief in die Wohnung seines seitherigen amerikanischen Freundes, wo er dessen Frau im Bette antraf. Die zärtliche Freundin ergriff, als sie ihren angehenden Verehrer erblickte, einen Rivolver und schoß zweimal auf denselben, ohne ihn jedoch zu treffen. Hoffmann floh, ward aber von dem im Hinterhalte lauernden Baker und einer erkauften Rotte verfolgt, ergriffen, in's Haus geschleppt, dort geknebelt und gräßlich zerpeitscht. Vor den Richter Cady gebracht, wurde der schändliche Verbrecher gegen D. 300. Bürgschaft entlassen. Nach erfolgter Untersuchung stellte man ihn freilich für sein Erscheinen vor den Grand-Jury unter D. 5000. So human nun das System der Entlassung von Angeklagten gegen eine zu stellende Bürgschaft ursprünglich ist, die Praxis hat es in Amerika zu einem wahren Fluche des Rechtsganges gemacht. Nicht genug, daß nur Geld und viel Geld dazu gehört, Rechtansprüche durchzufechten oder ein Verbrechen straflos erklären zu lassen, kommt durch Parteilichkeit oder Bestechlichkeit der Polizeirichter dem Verbrechen und dem Gelde auch noch die Leichtigkeit zur Hülfe, eine Bürgschaft zu erlangen und so auf freien Fuß zu kommen. Ich brauche bezüglich des ersten Punktes nur an die Freisprechung der Dampfboot-Capitäne und Eisenbahnbeamten zu erinnern, die muthwillig oder durch Nachlässigkeit Hunderte von Menschenleben opferten und im Triumphe aus dem Gerichtssaale getragen wurden. In Betreff des zweiten Punktes, die Entlassung der Angeklagten gegen Bürgschaft, liegen außer den angeführten in neuester Zeit eclatante Fälle vor, die solchen Mißbrauch der Amtsgewalt vor dem Rechtsbewußtseyn des Volkes anklagen. —

Man sah die Polizeimannschaft von Cincinnati, die über eine friedliche Prozession mit Mordwaffen herfiel, gegen eine Bürgschaft von D. 100. für Jeden entlassen.

In Dorchester, Massachusetts, verlockt ein 15jähriger Bube einen jüngeren Schulkameraden zu einer Spazierfahrt, bindet ihn mit Hülfe eines andern im Walde nackt an einen Baum, peitscht ihn bis aufs Blut und läßt ihn hülflos zurück. Das jugendliche Ungeheuer ist aber der Sohn reicher Eltern und gegen D. 500. Bürgschaft kommt er auf freien Fuß. — Genug der Beispiele! In kurzer Zeit werden die Deutsch-Amerikaner dieses Unwesen zu beschränken wissen. —

Bevor ich meinen Brief schließe, dessen Beendigung und Absendung in Folge überhäufter Geschäfte um einige Wochen verzögert wurde, bin ich genöthigt, noch einige kurze Bemerkungen zu machen. Man wird oft von Leuten draußen angegangen, ihnen zu schreiben ob sie auswandern sollen oder nicht. Das ist eine lächerliche Zumuthung! Weiß man denn, wie sich Jemand hier, wo die beschränkten Begriffe der Heimath nicht mehr gelten, anstellen wird? Nur im Allgemeinen so viel: — junge, rüstige Leute, welchem Geschäfte sie auch angehören mögen, finden bei Fleiß und Mäßigkeit eine sorgenlose Zukunft, und denen ist zur Auswanderung zu rathen. Alte Leute und solche, die noch viel hinaus geschrieben haben wollen, daß sie kommen sollen und vermeinen, man könne ihnen einstweilen ein warmes Nest bauen, wohinein sie sich nach ihrer Ankunft nur zu setzen brauchten, mögen drüben bleiben. Ein Jeder hat sich hier seine Stellung selbst zu erkämpfen. Personen, die sich durch Kenntnisse und Wissenschaften hier nähren wollen, wie z. B. Lehrern und Geistlichen, rathe ich ernstlich, sich mit Zeugnissen zu versehen. Es wird immer darnach gefragt. —

Nun noch viele Grüße an alle Die, welche sich meiner noch in Freundschaft erinnern. G. Kaut.

Mannichfaltigkeiten.

(Bamberg, im Mai.) Unsere alte ehrwürdige Altenburg, wie sie die Volkssprache nennt, die Zierde der ganzen Gegend und einer der freundlichsten Vergnügungsplätze, lief in Folge einer Erdschichtenverschiebung Gefahr, einzustürzen, da bereits ein Theil der Ringmauern dem zusammengerollten Fundamente

nachgefolgt war. Der König hat bei seiner jüngsten Anwesenheit dahier sich persönlich von der dringenden Gefahr überzeugt und nun 3500 fl. aus dem Reichsreservefonde zur Wiederherstellung der Beschädigung und zur Beseitigung eines weiteren Einsturzes angewiesen, nachdem bereits mehrere Hunderte zu vorläufigen Schutzvorkehrungen aus Kreisfonds verwendet worden sind. Die Commune ist dem Beispiele gefolgt und wird durch Beisteuer von einigen Tausenden zur Erhaltung dieses herrlichsten Punktes des Frankenlandes gleichfalls beitragen.

(München, im Mai.) Unser von dem Großherzog von Weimar mit der Aufgabe, die alte Wartburg mit Wandgemälden zu schmücken, beauftragte, durch seine ächt deutschen Kompositionen und Gemälde in den weitesten Kreisen rühmlichst bekannte Prof. Herr Moriz v. Schwind, hat sich bereits von hier nach der Wartburg begeben, um dort seine Arbeiten zu beginnen. Der geniale Meister hat einen Cyclus von Gemälden aus dem Leben der heil. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, zu diesem Zwecke entworfen, deren Cartons die allgemeinste Bewunderung der hiesigen Kunstwelt hervorgerufen haben. Wohl kein anderer der jetzt lebenden deutschen Maler wäre zur Ausführung des oben erwähnten Auftrages so geeignet gewesen, als gerade Moriz v. Schwind, dessen tiefes Gefühl und feiner Sinn, sowie seine streng deutsche Kunstrichtung, verbunden mit ächt romantischer Auffassung, für die meisterhafte Ausführung gerade derartiger Vorwürfe die sicherste Bürgschaft bieten.

Korrespondenz.

Dresden, 25. Mai.

Es ist nun ungefähr ein Jahr verflossen, daß ein hiesiger intelligenter Kunsthändler, Herr A. Reichel, den Plan realisirte, eine „permanente Kunstausstellung“ (im Harmoniegebäude auf der Pirnaischen Gasse befindlich) zu eröffnen, und wir freuen uns aufrichtig, daß das Unternehmen einen so glücklichen Fortgang gehabt. Der Katalog weist bereits 1061 Nummern nach und Hr. Reichel ist fortwährend bemüht, die besten und neuesten Erzeugnisse der berühmtesten Künstler des In- und Auslandes hier zur allgemeinen Anschauung zu bringen. Der Raum dieser Blätter gestattet uns leider nicht, näher auf Einzelnes einzugehen; aber Reisende, die unsere Stadt besuchen, wollen wir angelegentlich auf diese Ausstellung aufmerksam machen. Die Eintrittspreise sind sehr gering, während nichts versäumt worden ist, auch das Aeußere der Lokalitäten so elegant als möglich herzurichten. Bei der Gelegenheit gedenken wir ferner der Ausstellung einer Folge von Gemälden und Zeichnungen von W. Wegener, welcher hochgeachtete Künstler namentlich als Thiermaler einen wohlbegründeten Ruf genießt und den man füglich, wie Otto Banck vorschlägt, den Hunde-Raphael nennen könnte. Für Auffassung und Wiedergabe des Thiercharakters besitzt Hr. Wegener einen wunderbaren Scharfblick und seine hierher gehörigen Zeichnungen sind Leistungen ersten Ranges. Zu dem großen Oelgemälde: „Der amerikanische Waldbrand“, das bei Gelegenheit einer frühern Ausstellung verdientes Aufsehen erregte, ist ein Gegenstück hinzugekommen, das eine Ueberschwemmungsscene in Ostindien darstellt. Die Ausstellung bietet des Interessanten sehr viel und befindet sich auf dem Saale der Brühl'schen Terrasse. — Unter den literarischen Gästen hatten wir kürzlich das Vergnügen, Heinrich König aus Hanau auf einige Tage in unserer Mitte zu sehen. Der berühmte Verfasser der „hohen Braut“, „Clubbisten von Mainz“ u. s. w., ist ein Mann Eingangs der 60r Jahre und seine persönliche Erscheinung eben so anspruchslos als liebenswürdig. Wie wir vernehmen, ist er mit Abfassung eines neuen großen historischen Romans beschäftigt, der in Cassel zur Zeit Jerome's spielt. — Alexander Wilhelmi hat ein neues zweiaktiges Lustspiel beendet; auch Ferd. Stolle, der bekanntlich in Grimma den „Dorfbarbier“ herausgibt, soll ein komisches Stück verfaßt und hier bei der Hofbühne eingereicht haben. — Mit vielem Vergnügen sieht man dem Gastspiel von Fräul. Emmy La Grua entgegen, das mit dem nächsten Monat beginnen wird. — Unsere „Leipziger Zeitung“ hat seit Anfang April in sofern eine Umgestaltung erfahren, als dieselbe jede Woche zwei wissenschaftliche Beilagen bringt, für welche namhafte literarische Kräfte zur Mitarbeiterschaft gewonnen worden sind.

Würzburg, 30. Mai.

Heute fand dahier die Aufrichtung des Denkmales an dem vormaligen Wohnhause des gefeierten fränkischen Geschichtschreibers Lorenz Fries, an dem Hause Distrikt II. No. 240, zur Zeit Eigenthum des Herrn Rechtsanwaltes Mohr, statt. Das Monument besteht in dem metallenen Wappenschilde des Fries, in Mitte zweier metallenen Tafeln, auf welchen sich die Inschrift mit vergoldeten Buchstaben befindet: „Hof zum großen Löwen, einst Eigenthum des Templer- und Johanniterordens erste Stätte der 1403 gegründeten Universität, deren erster Rector, Johann Zantfurt, hier ermordet wurde. Hier wohnten zwei Väter der fränkischen Geschichte, Michael von Löwen, Scholaster im neuen Münster, † 1355. Dann Mag. Lorenz Fries, fürstbischöflicher Rath und Secretär, Verfasser der Chronik des Herzogthums Ostfranken, geboren in Mergentheim 1491, gestorben zu Würzburg 1550 im Besitze dieses Hauses von 1524 an. Zu dessen Andenken errichtet vom Stadt-Magistrate 1854.“ — Zur Mitfeier dieser Denkmalweihe haben zwei Mitglieder des historischen Vereines, Magistrathsrath Heffner und Professor Reuß, eine aus archivalischen Quellen gemeinschaftlich verfaßte Denkschrift im Drucke herausgegeben, welche sich über die merkwürdigen Lebensverhältnisse und literarischen Verdienste des Fries, eines der vielseitigsten Gelehrten des sechszehnten Jahrhunderts, verbreitet, und als Beilagen einige interessante Volkslieder des fünfzehnten Jahrhunderts liefert. — Von Seite der k. Regierung ist nun auch der Befehl zur Restauration des sprachlich wichtigen Denksteines an der vormaligen Deutschordenskirche im Mainviertel hiesiger Stadt ergangen, eines Steininscriptes vom Jahre 1289 in deutscher Sprache, wohl eines der ältesten dieser Art in Deutschland. — Auch die Städte Abensberg und Aschaffenburg stehen im Begriffe, den in ihren Mauern gebornen berühmten Geschichtschreibern Johann Aventin und Lambert von Aschaffenburg, ehrende Gedächtnißmale zu errichten.

Wiesbaden, 2. Juni.

Bei der anhaltend so schönen Witterung bringt uns jeder Tag zahlreiche Fremden und Kurgäste. Im Mai und Juni ist der Aufenthalt hier besonders angenehm, da man von der Hitze, welche später oft so drückend wird, noch nicht belästigt ist. Das frische Grün der Saaten, Wiesen und Bäume, die milde erquickende Luft wirken ungemein wohlthuend, und unsere reizenden Umgebungen prangen gerade jetzt in ihrer lieblichsten Fülle. Diese Zeit unterstützt den Genuß der Brunnenkuren auf's Trefflichste; denn die täglich wachsende Freude an den Schönheiten der Natur erzeugt frohen Muth und heitere Laune. Es ist bekannt, daß im Frühjahre und im Beginne des Sommers bei Brunnenkuren schnellere und oft heilsamere Krisen herbeigeführt werden, als in der weiter vorgerückten Jahreszeit. Wer aber unsern Kurort während der Pfingsttage nur zur Erheiterung besucht, der wird hier Alles, was ihm eine solche verschaffen kann, vereinigt finden und eingestehen müssen, daß nichts versäumt wird, was dem Fremden den Aufenthalt bei uns angenehm zu machen im Stande ist.

Theater-Anzeige.

Samstag, den 3., und Sonntag den 4. Juni bleibt das Theater geschlossen.

Montag, 5. Juni. Gastdarstellung des Herrn Emil Devrient, k. sächs. Hof-Schauspieler zu Dresden. Hamlet, Prinz von Dänemark, Trauerspiel in sechs Abtheilungen von Shakespeare. Hamlet: Herr Emil Devrient. Ophelia: Fräul. Schäfer.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Samstag, 3. Juni. Das Weib des Soldaten, oder: der General des Kaiserreichs, Schauspiel in 5 Acten, nebst einem Vorspiel: „die Franzosen vor Wimpfen“, in 2 Acten von Heerman.

Montag, 5. Juni. (Zum ersten Male.) Eine fixe Idee, oder: der Todte in Verlegenheit, Komödie in 1 Act. Hierauf: Asinus asinum fricat, oder: die beiden Hofmeister, Vaudeville in 1 Act. (Zum Schluß:) Gänschen von Buchenau, Lustspiel in 1 Aufzuge. Nach der Vorstellung: Festball.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. - Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 133. Montag, den 5. Juni 1854.

Der Zweikampf am Markhügel.

(Ein Zeitbild. Mitgetheilt von J. H. Ludewig.)

(Fortsetzung.)

„Wo hat denn dieser Herr sein Quartier?" fragte der Fremde die Wirthin.

„Sein Quartier? Was geht mich das an! Er besucht jeden Tag meinen Gasthof, ißt und trinkt gut und bezahlt noch besser. Dafür erzähle ich ihm Allerlei und zugleich geht das Futter für sein Hündchen gratis drein."

„Es scheint sich da um einen guten Kunden zu handeln, und ich mag es nicht tadeln, daß Sie von ihm nicht aus der Schule sprechen. Allein Sie könnten mir doch sagen, wo er wohnt; ich werde erkenntlich seyn." Bei diesen Worten zog der Fremde eine Börse.

„Nein, Herr, ich lasse mich nicht durch Geld blenden!" versetzte die Wirthin.

„Liebe Frau Gasthalterin, es wird Ihnen bekannt seyn, daß sich mit einer Hand voll Louisdor's mehr ausrichten läßt, als mit einer Hand voll Heller. Nehmen Sie diese Kleinigkeit als ein Andenken von einem Manne, der es mit Ihnen recht wohl meint."

Diese letzten Worte begleitete ein Druck der Hand, und die Goldstücke, welche an dem Ballen der rechten Hand der Wirthin hinabglitten, wirkten auf ihre Nerven mit einer expansiven, man könnte sagen, mit einer magnetischen Kraft, und die ihrem Blute dadurch mitgetheilten zauberischen Wirkungen erweiterten mit sanfter Gewalt ihre Pulsadern und Herzkammern.

„Lieber, bester Herr! wenn Sie nicht ein so gar gutmüthiger Mensch wären, wahrhaftig, ich würde das Andenken von Ihnen nicht behalten, denn der Kukuk hole den Eigennutz, und mir gewährt ein Dienst, den ich einem herzensguten Menschen erzeigen kann, mehr Vergnügen, als alle Goldstücke der Welt."

Bei diesen Worten ließ sich die Wirthin auf einem Stuhle neben dem Fremden nieder. Einer langen Erzählung der Ersteren folgte eine leise Unterredung Beider. Endlich sprach er: „Also, Sie sorgen dafür, daß mir Ihr Vetter Melchior seinen Dreimaster leiht; ich werde alsdann, meinen Mantel um den Körper geschlagen, die Schnüre des Hutes lösen und ihn so tief ins Gesicht ziehen, als es nur immer möglich."

Und vor sich hin murmelte er noch: „In solcher Verkleidung wird mich Niemand, auch er nicht, erkennen. Ich werde nicht müde werden, zu erlauern, wann er heimkehrt, und ist mir dieß bekannt, dann weiß ich, um welche Stunde ich ihn finde; dann soll ihn der Arm der Liebe nicht lange mehr erwärmen!"

IV.

Das dicht am Main liegende, in seiner jetzigen Gestalt fast drei Jahrhunderte alte Schloß zu Offenbach, dessen innere (südliche) Seite meisterhafte Steinmetz-Arbeiten zieren und welche, natürlich in kleinerem Maßstabe, einem Theil des Otto Heinrich-Baues am Heidelberger Schlosse ähnlich sieht, ist wohl vielen unserer Leser bekannt. Nicht lieblich anzuschauen dagegen war früher der Eingang in den Schloßhof. An eine Brücke, die über einen schmutzigen, mit Sumpfpflanzen bedeckten Graben führte, stieß rechts ein Wachthäuschen, das zugleich ein Gefängniß enthielt, welches man, weil es mehr für „ehrsame Leute", gut bezeichnend den „Brummstall" nannte, während auf der andern Seite die Haftlokale für sonst Leute sich befanden.

Aus der kleinen Oeffnung des Brummstalls, die nächst der Brücke sich befand, vernahm man am Morgen nach dem Tage, an welchem der Hofrath seine bedeutsamen Operationen begonnen, ein Selbstgespräch, das von Zeit zu Zeit durch eigenthümliche Laute, wie sie die Hunde bei Freude-Aeußerungen von sich geben, unterbrochen wurde.

„Ich möchte doch wissen", so sprach Jemand in hartem Tone, „wer mir diesen Streich gespielt hat, daß man mich aufgefangen wie einen Räuber! Sollte vielleicht Malwina's Oheim? — aber der weiß ja nicht, wie nahe ich ihm bin. — Freund Albini, der mich den Geleitshusaren empfohlen und mir die Hand geboten, meinen Aufenthalt in der Nähe meiner Geliebten nehmen zu können, ist sicherlich kein Verräther. — In Offenbach habe ich keinem Menschen Leids gethan. Ich spiele daselbst ganz unschuldig den Sonderling und bezahle meinen Wirth für Dinge, die ich nicht bei ihm genieße, weil ich Gründe habe, auch anderwärts Geld aufgehen zu lassen. — Es ist zum Rasendwerden! Gestern Abend war ich endlich so glücklich, das herrliche Mädchen nach ihrer unfreiwilligen Flucht zum ersten Male wieder zu sehen, und da, da nahmen mich die Häscher gefangen! Wenn sie mir nur das Medaillon mit Malwinas Bildniß gelassen hätten —"

Das Knarren eines Schlosses und Riegels unterbrach in demselben Augenblick diesen Monolog. Zwei uniformirte Männer faßten den Redner links und rechts und führten ihn, dem sein kleiner Hund folgte, zum Verhöre.

Wer diesem Zuge nachging, der hörte aus einem der gegenüberliegenden Gefängnisse ein lautes Stampfen und Poltern, mit Flüchen und Verwünschungen untermischt, aus welchem alsbald ein Individuum geführt wurde, dessen Kleidung, ein langer Mantel mit aufgezogenem Kragen, über den ein Dreimaster gestülpt war, abenteuerlich aussah. Der Weg, den seine Begleitung mit ihm einschlug, ging ebenfalls zum Gericht.

Das Personal des Oberamtes zu Offenbach hatte an diesem Tage sich tüchtig gerüstet, um eine wichtige Verhandlung vorzunehmen, wobei es sich nicht um irgend eine scharfsinnige Inter-

pretation, sondern darum handelte, ob man einer unentdeckten Räuberbande auf die Spur gekommen sey. Deßhalb war das Vorzimmer mit Leuten bestellt, deren Beruf die Plempe an ihrer Seite kundgab. Alle erwarteten mit großer Spannung die Dinge, welche da kommen sollten. Da schritt der Amtsdiener Petri in das Gerichtszimmer, machte dem Hofrath sein Compliment und begann:

„Herr Hofrath, es ist gelungen! Sie können jetzt die Kerle zum Geständniß bringen. Wenn Sie meinen wegen Fünfundzwanzig — so will ich einstweilen den Profoß bestellen."

Hier machte der Oberamts-Richter eine abweisende Bewegung.

„Der Herr Hofrath hatten mir einen Wink gegeben, wie ich den Leuten, welche die Spitzbuben zu fangen beordert waren, Courage machen sollte. Drum hatte ich dem Einen, Sie wissen schon — einen Imbiß aus Ihrer Küche versprochen, von welcher ihm bekannt, daß darin gut geschmelzt wird, und da er lange Soldat gewesen, so kann er auch unterscheiden, ob es irgendwo nach Lunte oder nach Braten riecht. Dennoch wollte der Sappermenter nicht recht daran, denn er meinte, da könnte Mancher einen Stich davon tragen, und er wolle seiner Frau die Mühe ersparen, einen Andern zu heirathen. Hierauf gab ich ihm zu verstehen, daß es auch eine Belohnung an Geld absetzen werde; denn, versicherte ich, der eine Kapaun, der gefangen werden soll, ist fett, sehr fett. Meinen Sie, das hätte schon gezogen? O nein! Er gab zur Antwort: „Alles recht gut, lieber Petri, Alles recht gut; aber wenn der Kapaun wirklich fett ist, so wird ihm sein Fett im Brummstall schon schmelzen. Ihr wißt doch auch aus Erfahrung, daß für uns von den fettesten Braten kaum so viel Schmeer übrig bleibt, um den Schnurbart damit zu wichsen. Was soll ich mir überhaupt Hoffnung machen, seitdem mir der Dingsda, der Phrenolog, gesagt, daß ich, auf die Spitzen der Fußzehen gestellt, dennoch nicht den Himmel würde berühren können." — Es gehe ihn, ließ er sich weiter aus, zwar nichts an, und sey ihm ganz einerlei, ob Andere mit aufgestemmten Armen im Sorgenstuhl sitzen könnten (wie Sie zum Beispiel, Herr Hofrath), auch wisse er wohl, daß nicht alle Zähne bestimmt seyen, Weißbrod zu kauen; allein so viel wisse er doch, daß er längst verdient hätte, Wachtmeister zu werden. Und was meinen Sie, Herr Hofrath, was ich gethan habe? Nachdem ich bemerkt, daß all mein Zureden keinen Erfolg haben würde, so besann ich mich nicht mehr lange und versprach dem Burschen das Avancement. Aber, da hätten Sie sehen sollen, wie seine Katzenaugen funkelten, und wie er sogleich einen Plan fertig hatte, die Seehunde ins Netz zu ziehen! En avant, marche! sagte er und ging fort, indem er mir noch zurief: Petri, schlaft die kommende Nacht nicht zu fest; wenn ich Euch rufe, sind die Kapaune gefangen. — Richtig war's so, Herr Hofrath. Allein es hat dabei böse Hiebe abgesetzt. Der Eine, welcher im Ochsen logirt und zuerst umringt wurde, schlug zweien von unsern Leuten, die ihm am nächsten standen, dermaßen vor die Köpfe, daß ihnen Hören und Sehen verging, und bei der Festnahme des andern Kerls, der auch noch lachte, als sein Kamerad gebunden wurde, ging es eben so hart her, denn einer von den Streifern bekam das Nasenbluten und der Sternwirth, der auf Den mit dem großen Hut deutete und rief: Greift den Vagabund! hat heut' ein Aug', als ob's Einer blau und grün angestrichen hätte."

„Das sind, wie es scheint, gefährliche Subjecte", sprach der Hofrath. „Es ist gut, daß wir die Burschen eingefangen haben; sie beweisen, daß anderwärts Spitzbuben gerade auch keine Rarität sind. Petri, führ' Er jetzt Den, der im Ochsen logirte, herein."

(Fortsetzung folgt.)

Die Festung Silistria.

Silistria bildet ziemlich genau die Hälfte eines Kreises, dessen Durchmesser von 2000 Schritt nach der Donau zurückgekehrt ist. Der Platz wird von zehn Fortificationsfronten, jede 550 Schritt lang, umschlossen. Während des Feldzugs von 1828 und 1829 hatte derselbe, außer einigen leicht aufgeworfenen Logements vor den Thoren der Festung, keine andern Außenwerke als die Schanzen Liman- und Tschengell-Tabiassi, welche den Anschluß an die Donau bilden und hauptsächlich zur Bestreichung des Flusses bestimmt sind. Das Glacis war 2—4 Fuß hoch, der Graben 8—10 Fuß tief eingeschnitten. Escarpe und Contreescarpe waren in dieser Höhe mit Kalkstein revetirt. Auf der ersten erhob sich die 8 Fuß hohe, 20 Fuß starke Brustwehr, welche an der innern Böschung mit einer Palissadenreihe besetzt war. Die sehr steile äußere Böschung der Brustwehr der Bastionen war mit Flechtwerk aufgesetzt, die der Courtine mit Rasen bekleidet. Die Bastionen faßten zehn Geschütze, welche durch Scharten schossen, von denen auf jeder Face vier, in der Flanke aber nur eins standen. Die Bestreichung der ohnehin so kurzen Grabenlinien war daher sehr schwach. Nach der Wasserseite führten zwei, nach der Landseite eben so viele Thore, gegenwärtig aber nur eins, das Stambul-Kapu. Der Graben war auf keine Weise unter Wasser zu setzen, da die Sohle desselben über dem Donauspiegel liegt und nirgends ein Bach in denselben einmündet. Wir erwähnen bei dem Interesse, welches augenblicklich Silistria einflößt, diese wenigen Details, weil in der Hauptsache der Charakter der eigentlichen Umfassungswerke Silistrias auch heute noch derselbe ist, wie in dem vorerwähnten Feldzuge. Allerdings hat man Angesichts des drohenden Kriegs Vieles gethan, um die schadhaft gewordenen Wälle und Gräben auszubessern und zu verstärken; vorzugsweise ist es die Anlage mehrer aufgemauerter, neuer Forts, welche als selbstständige Außenwerke dem Platze eine größere Haltbarkeit verleihen, als er je zuvor besessen. Im Süden von Silistria tritt nämlich das bulgarische Plateau, 200 Fuß hoch und vollkommen eben, bis nahe an die Donau heran und senkt sich nicht schroffer zu derselben herab, als daß man überall auf der Böschung sich noch mit Artillerie etabliren könnte. Von diesen Höhen übersieht man auf 800 Schritt von der südlichsten Bastion entfernt vollkommen das ganze Innere dieser Festung bis zum Fuße der gegenüberliegenden, der Donau zugekehrten Kehlseite. Auf jenen Abhängen etablirten die Russen im vorigen Feldzuge, kaum 600 Schritt vom Hauptwall entfernt, ihre Batterien und beschossen die Werke nicht nur im Rücken, sondern enfilirten sich auch zum Theil der Länge nach. Hier lag deßhalb die schwache Seite der Festung und hier wählten deßhalb die Russen, deren eingeebnete Schanz- und Belagerungsarbeiten man zum Theil heute noch erkennt, während der Belagerung von 1829 ihre Angriffsfronte. General Kuzkowski, bei den Türken Muchlis-Pascha genannt, erkannte sehr wohl, daß, solange nicht auf den die Festung dominirenden bulgarischen Höhen einige selbstständige, starke Werke angelegt würden, der Platz selbst unhaltbar seyn würde. Ihm, dem das Heer der Pforte, namentlich dessen vorzüglichste Waffe, die Artillerie, Das verdankt, was es ist, gelang es, das als unumgänglich nothwendig Erkannte durchzusetzen, und so wurde der Bau zweier massiv aufgemauerter, mit bombenfesten Räumen und wohlgedeckten Batterien versehener detachirter Forts im Süden von Silistria, ungefähr 800 Schritt vom Hauptwall entfernt, in den letzten Jahren begonnen und vollendet und somit die schwächste Seite in die stärkste umgewandelt. Da bei der Breite der Donau von ungefähr 1000 Schritt das Feuer vom jenseitigen Ufer, ungeachtet es etwas tiefer liegt als das diesseitige, dem Platz sehr lästig werden

muß, so hat man hier wohlweislich die am meisten exponirten Werke aus Lehmeede aufgeführt und dieselben mit Flechtwerk und Rasen gut revetirt, und im Augenblick ist man, um jedem kräften Coup der Russen von der Wasserseite aus nachdrücklich begegnen zu können, damit beschäftigt, einige Blockhäuser und Erdwerke auf dem zwischen der Donau und der Nordfronte der Festung gelegenen, ungefähr 150 Schritt breiten Raume zu erbauen, um hierdurch eine bessere Bestreichung dieses Terrains und eine hartnäckigere Grabenvertheidigung zu erzielen. Zwar fehlt es Silistria an ausreichenden bombenfesten Räumen; allein die Türken sind gewohnt, dergleichen sich durch Eingrabungen und Eindeckungen in die Wälle zu verschaffen, in welchen auf gleiche Weise auch die Munitionsvorräthe untergebracht werden. Wenn schon ein großer Theil der Bewohner mit seinem werthvollern Eigenthum den stündlich der förmlichen Einschließung entgegensehenden Platz verlassen hat, so ist doch ein großer Theil der waffenfähigen Mannschaften derselben zurückgeblieben, um im Verein mit der aus zwölf regulären Regimentern bestehenden Besatzung sich an der Vertheidigung des reichlich mit einer schweren und trefflich bedienten Artillerie versehenen Platzes zu betheiligen. Commandant desselben ist Mussa-Pascha, unstreitig einer der besten höhern Offiziere der Pforte; die Leitung der artilleristischen Angelegenheiten steht unter dem Lieutenant Kracht, einem der preußischen Artillerie-Instructeuroffiziere im Dienste der Pforte. Die Belagerung von Silistria im Jahre 1828 mißlang bekanntlich gänzlich, und die Russen mußten mit dem Beginn des Winters einen, besonders an Artilleriematerial sehr verlustvollen Rückzug antreten. Die unumgänglich nothwendige Wegnahme dieses Platzes nöthigte die Russen zu einem fernern Feldzuge im Jahre 1829. Die zweite Belagerung von Silistria begann Mitte Mai 1829, und am 29. Juni capitulirte der damalige Commandant, Sert Mohamed-Pascha. Die Festung hatte seit der Einschließung 44, seit Anlegung der ersten Parallele 35, nach Vollendung der dritten Paralle 25 und, nachdem durch die ungeheuern Minensprengungen ein sturmrechter Ausgang gebildet worden, noch neun Tage sich gehalten. Dennoch war es nicht zum eigentlichen Sturme gekommen, der bekanntlich auf türkischen Breschen zu den mörderischsten Gefechten führt, sondern der Commandant capitulirte in Folge des Eindrucks, welchen die für die Türken unglückliche Schlacht bei Kulewtscha auf ihn ausübte. Bei der angedeuteten größern Haltbarkeit des Platzes, in welchem 1829 außerdem nur drei reguläre Regimenter lagen, läßt sich annehmen, daß sich derselbe dießmal mindestens 7—8 Wochen gegen eine regelmäßige Belagerung der Russen halten wird: ein Umstand, der für Completirung und Entwickelung der Streitkräfte der Alliirten von großer Bedeutung ist. Bis dahin dürfte sich Omer Pascha auf die Defensive beschränken, und selbst die äußerste Bedrohung von Silistria könnte ihn nur unter den allergünstigsten Chancen zu einer Offensivoperation bestimmen. (Weser-Z.)

Mannichfaltigkeiten.

Unter den vielen Pastetenbäckerladen in London machte besonders einer in der City gute Geschäfte, so daß, als der Besitzer starb, der gegenüberwohnende Bäcker um die Hand der Wittwe dieses blühenden Geschäfts anhielt. Sie gab ihm aber eine Kiepe, d. h. einen Korb. Der Bäcker, statt in unglücklicher Liebe zu verschmachten, buck Rache, d. h. er machte auch Pasteten und alle noch einmal so groß, als die der Wittwe gegenüber, so daß diese sehr bald bedeutend zurückkam. Der Bäcker buck mit Schaden, bis er das Geschäft der Wittwe todt gemacht haben würde, wie dieß oft der Fall ist im concurrirenden Kapitalgeschäftskriege. Die mit unverkauften Pasteten beladene Wittwe bekam eines Tages Besuch von einem Freunde ihres Verstorbenen, dem sie bitterlich ihr Leid über den Bäcker gegenüber klagte. „Well, Well, hm, hm!“ sagte der Gast, „ich denke, wie wollen dem Liebhaber drüben das Geschäft legen.“ Eines Morgens nun, als der Laden des neuen Pastetenbäckers voll von Kunden war, kommt ein schäbiges Subject herein, wirft zwei todte Katzen auf den Ladentisch und verschwindet wieder mit den Worten: „das ist nun die 35. und 36. diese Woche, macht zusammen 15 Schillinge. Sagen sie dem Meister, morgen würde ich mir das Geld holen.“ Die Gäste stoben auseinander, übergaben sich und stürzten in einen benachbarten Branntweinstempel. Von diesem Augenblicke an ruhte ein Fluch auf den Pasteten des Rache-Bäckers und er kam nie wieder auf, wohl aber die Wittwe, die natürlich ihren Erretter heirathete.

Man hat immer nur von den großen Pariser Bauten gesprochen, welche die Physiognomie der wichtigsten Theile dieses Weltplatzes verändert haben. Allein in allen größeren Städten Frankreichs werden ähnliche kolossale Werke ausgeführt, namentlich in Lyon, Marseille, Rouen, Havre, Bordeaux u. s. w. Ueberall sucht man Licht, Luft und reines Wasser zu gewinnen. Seit man in Paris das Beispiel gegeben und ein ganzes Stadtviertel niedergerissen hat, um es mit dem Gewinne großer Plätze und breiter grader Straßen wieder aufzuführen, geht man auch in den Departementsstädten mit gleicher Dreistigkeit ans Werk. Zwei politische Motive sind dieser Modernisirung der französischen Städte besonders günstig, die Wegräumung der Barricadenquartiere kann als prophylaktisches Polizeimittel angesehen werden, während man durch das Aufbauen vielen Händen Arbeit gibt. Nach den Mittheilungen des Constitutionnel wird die Stadt Lyon zu den neuen Stadtbauten nicht weniger als 12,265,000 Fr. als Subvention ausgeben. Der neue Handelspalast, der zur Hälfte von der Handelskammer bezahlt wird, und der alle mercantilen Aemter und Behörden aufnehmen soll, wird 3 Millionen kosten. Eine neue Straße von 22 Meter Breite wird von dem Theaterplatz nach der Place Bellecour durchbrochen, und sie soll für Lyon werden, was die Rivolistraße für Paris geworden.

(Englische Matrosen-Geschichten.) „Blue-Jackets“, so heißt eine eben erschienene Sammlung von Geschichten aus dem Leben britischer Seeleute neuerer Zeit. Der Verfasser meint, das Publikum könne vielleicht glauben, der alte seemännische Geist aus den Zeiten der Admirale Blacke und Nelson sey jetzt ganz verkommen, da seit vierzig Jahren kein tüchtiger Seekrieg gewesen. Er wolle jedoch beweisen, daß dem nicht so sey. Bei Aden, bei St. Jean d'Acre, in China, am Niger und Irrawaddi hätten Alt-Englands Blue-Jackets bewiesen, daß ihre Race nicht ausgestorben. Und die Geschichten, die der Verfasser hier zusammengetragen, dürften besonders jetzt, wo John Bull wieder ganz Außerordentliches von seinen Blaujacken erwartet, mit Interesse gelesen werden.

Aus einer vergleichenden Uebersicht des Ertrages der französischen Eisenbahnen im ersten Quartal von 1854 und 1853 geht hervor, daß Frankreich 4111 Kilometer, das heißt 1028 Stunden Schienenwege besitzt, die im diesjährigen Quartal 40,145,632 Francs abgeworfen haben. Im vorigen Jahre hatte es während der entsprechenden Periode nur 3898 Kilometer mit einem Ertrage von 32,634,856 Frcs. aufzuweisen. Zu bemerken ist, daß der gesteigerte Ertrag nicht ausschließlich von der Vermehrung der Schienenwege, sondern zugleich von erhöhter Communicationsthätigkeit herrührt, da der mittlere Ertrag eines Kilometers gleichzeitig von 8372 Frcs. auf 9765 Frcs., d. h. um 16$^{65}/_{100}$ Procent gestiegen ist. Am gewinnbringendsten waren: Paris-

Rouen, Grand-Central, Rouen-Havre, Nord, Paris-Lyon und Paris-St.-Germain. Am wenigsten tragen verhältnißmäßig die kleinen Lokal- und Zweigbahnen.

* Die „Revue suisse“ theilt einige interessante und authentische Details über die Herzogin und gegenwärtige Regentin von Parma, bekanntlich eine Tochter des ermordeten Herzogs von Berry, mit. Darnach ist diese vom Geschicke besonders heimgesuchte Fürstin eine Frau von erhabenem und ungewöhnlichem Charakter, von sehr entschiedenem Geschmacke für die Künste. Sie hat ein großes Talent zum zeichnen, liebt zu schreiben und ist sehr unterrichtet. Sie handelt und denkt nicht wie alle Welt; sie hat ein Bedürfniß nach Luft und physischer wie moralischer Bewegung. Sie machte oft lange Spaziergänge und ging selbst zuweilen am frühesten Morgen aus, um die Sonne aufgehen zu sehen (am Hofe allerdings gewiß eine fast unerhörte Seltenheit!) Die Maßregeln, welche sie bei ihrem Antritte der Herrschaft genommen, und vielleicht das ein wenig Excentrische ihres Charakters und ihrer Liebhabereien führen dahin, sie in Italien populär zu machen. Was ihren Gatten betrifft, so ist es eine allgemeine Offenkundigkeit, daß er viele Fehler hatte und seine Frau nicht gut behandelte.

Korrespondenz.

Bensberg in Rheinpreußen, 26. Mai.

Eine halbe Stunde von hier an einsamer Waldstelle befindet sich ein alter Begräbnißplatz, auf welchem eine Menge österreichischer Krieger ruhen, welche in den verhängnißvollen Jahren 1795—1796 bei dem Rheinübergange der Franzosen verwundet wurden und in dem zum Lazarethe eingerichteten hiesigen Schlosse, der jetzigen Kadettenanstalt, in Folge von Wunden und Fiebern starben. Ihre Zahl soll sich über 1500 belaufen haben. Auf Wunsch der österreichischen Regierung hat unsere Militärverwaltung den Begräbnißort, der Eigenthum eines hiesigen Privaten war, erworben und darauf ein passendes Denkmal aus Stein errichten lassen, welches jetzt vollendet und mit einem Eisengitter eingefriedigt ist. Nächstens soll dieses Denkmal feierlich eingeweiht werden. Der Kardinal Erzbischof von Köln hat bereits zugesagt, in Person ein feierliches Todtenamt für die dort Ruhenden abhalten zu wollen, und die Gesangvereine der Umgegend werden, mit Unterstützung dreier Militärmusikchöre, eine musikalische Messe aufführen, zu welcher eine Deputation österreichischer Offiziere und Soldaten aus Mainz angesagt ist. Das Fest wird im nächsten Monate vor sich gehen und Zeugniß ablegen von der innigen Verbrüderung der österreichischen und preußischen Heere.

Vom Niederrhein, im Mai.

In diesen Tagen ist in Köln eine Gesellschaft von Männern zusammengetreten, in der Absicht, einen Verein für die Geschichte des Niederrheins zu stiften. Wie erfreulich nun auch ein solches Unternehmen in einer Zeit ist, wo die meisten Gemüther, von Zaghaftigkeit ergriffen, nur in den Tag hineinleben, welchen Klang auch mehre an der Spitze stehender Namen z. B. der Lahne's haben, so müssen wir doch bedauern, daß durch dieses neue Unternehmen das Gute und Nützliche schwerlich gefördert, sondern daß durch Zersplitterung dasselbe gelähmt werden könnte. Seit einer langen Reihe von Jahren besteht nämlich schon ein solcher Verein für niederrheinische Geschichte, der seinen Hauptsitz in Bonn und der an der Hochschule ein Museum zusammengebracht, auch Jahrbücher herausgegeben hat, denen die gelehrte Welt eine Reihe der wichtigsten Aufschlüsse verdankt. Wie schön würde es nun seyn, wenn die in Köln tagenden Freunde vaterländischer Geschichte sich dem älteren Vereine anschlössen, dessen anerkennenswerthes Streben unterstützten und dessen Wirksamkeit vielseitiger gestalten wollten, statt in dieser bedenklichen Zeit Opposition zu bilden, zu schwächen und zu verwirren. Mögen die Herren den Bann, den Fluch des Partikularismus, der von jeher auf Deutschland gelegen, durch das österreichische Motto: viribus unitis, scheuchen!

Mainz, 1. Juni.

Die schönen Freitags-Concerte in unserer „neuen Anlage“ sind wieder in vollem Gange. Bereits hat die österreichische Militärmusik und dann am verflossenen Freitag die preußische ein zahlreiches Auditorium mit ihren so trefflichen Produktionen erfreut. Morgen wird abermals die österreichische Musik an die Reihe kommen und sofort während des Sommers beide Corps alterniren. Wie nun in der ganzen Umgebung unserer Stadt fast keine der an anderen Orten so wahrnehmbaren traurigen Spuren der letzten Aprilfröste zu bemerken sind, so steht auch unsere Anlage in dem herrlichsten Frühlingsschmucke, eben so sehr eine Zierde der prachtvollen Gegend, als ein weithin offenes Observatorium für die Reize derselben. Zu dem Landschaftspanorama, zu dem Anblicke auf den Halbzirkel, in welchem die Stadt am Rheine sich hinzieht, und auf den belebten Strom kam noch die Belebung durch die dicht vor der Anlage vorüberschnaubenden Locomotiven und die mit Passagieren gefüllten Waggons unserer Ludwigsbahn und als neue, sehr wesentliche Beigabe die nun vollendeten Promenaden des „Verschönerungsvereins“, welche an drei Punkten in die „neue Anlage“ einmünden und von da rings auf dem Glacis zwischen Neuthor und Gauthor und zwischen diesem und dem Münsterthor sich durch frischen blumenreichen Rasen, Gebüsche, Gehölz und Blumenanlagen hinziehen, reich an Punkten, welche die überraschendste Aussicht darbieten. — Schließlich haben wir eines Concertes zu erwähnen, welches die hiesige Liedertafel am verflossenen Sonntag Morgens in dem Akademiesaale des kurfürstlichen Schlosses aufführte und durch welches dieser Verein von Neuem Zeugniß gab von dem regen künstlerischen Streben, das den wohlverdienten Ruf desselben gründete und erhielt, wenn auch, wie überall, Ungunst der Zeiten und vorübergehende Zerwürfnisse seinem Wirken eine Zeitlang störend entgegentraten. Mit der Uebernahme des Direktorats durch Herrn Winkelmaier scheint eine neue Epoche für den Verein begonnen zu haben. Denn seit dieser Zeit schließen sich immer mehr wieder die bedeutenderen musikalischen Kräfte unserer Stadt mit regem Interesse demselben an und gibt sich eine Thätigkeit kund, welche an die der besten Tage der Gesellschaft erinnert und zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Die bei dem erwähnten Concerte aufgeführten Stücke waren 1) Große Symphonie No. 3 in D dur von Haydn, sehr gut von unserem Theater-Orchester und Mitgliedern der Liedertafel vorgetragen, 2) Meeresstille und glückliche Fahrt von Göthe und Beethoven, 3) Dithyrambe von Schiller, Musik von Rietz und zuletzt einige Chöre und Soli aus der „Schöpfung“ von Haydn.

Frankfurt, 3. Juni.

Unser Mitbürger, der hochgeschätzte Landschaftsmaler Heinrich Funk ist von S. Maj. dem Könige von Würtemberg zum Hauptlehrer für das Landschaftsfach an der Kunstschule in Stuttgart mit dem Titel und Rang eines Professors und der Mitgliedschaft in der Kunstschul-Direktion durch höchste Entschließung vom 30. Mai ernannt worden. Mit dem Abgange dieses gediegenen, bescheidenen und liebenswürdigen Künstlers verliert Frankfurt wieder eine seiner Kunstnotabilitäten.

Theater-Anzeige.

Montag, 5. Juni. Gastdarstellung des Herrn Emil Devrient, k. sächs. Hof-Schauspieler zu Dresden. Hamlet, Prinz von Dänemark, Trauerspiel in sechs Abtheilungen von Shakespeare. Hamlet: Herr Emil Devrient. Ophelia: Fräul. Schäfer.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Montag, 5. Juni. (Zum ersten Male.) Eine fixe Idee, oder: der Todte in Verlegenheit, Komödie in 1 Act. Hierauf: Asinus asinum fricat, oder: die beiden Hofmeister, Vaudeville in 1 Act. (Zum Schluß:) Gänschen von Buchenau, Lustspiel in 1 Aufzuge. Nach der Vorstellung: Festball.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. - Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 134. Dienstag, den 6. Juni 1854.

Der Zweikampf am Markhügel.

(Ein Zeitbild. Mitgetheilt von J. H. Ludewig.)

(Fortsetzung.)

Der Befehl des Hofraths wurde sofort vollzogen, und der Richter wendete sich folgendermaßen an den Gefangenen: „Welche Veranlassung führte Sie in diese Gegend? und wie ist Ihr Name?"

„Ich habe nichts darauf zu antworten."

„Sie streichen den Tag über in der Gegend umher und kommen Nachts spät nach Hause; dieß erregt Verdacht, und deßhalb müssen Sie sagen, wer Sie sind und welche Geschäfte Sie treiben!"

„Herr, machen Sie sich keine vergebliche Mühe; Sie erfahren von Beiden nichts."

„Sie haben auch einen Mitschuldigen — wer ist der?"

„Einen Mitschuldigen? Was soll das heißen?"

„Nun, wer ist denn Derjenige, der vergangene Nacht am Ochsen auf Sie gewartet hat?"

„Ich habe keinen Menschen geheißen, auf mich zu warten, und weiß daher nicht, von wem Sie sprechen."

„Also hartnäckiges Leugnen!" und zu den Dienern gewandt, herrschte der Hofrath: „Fort ins Gefängniß mit Diesem! Es ist nur gut, daß wir den Andern auch haben, — der wird eine gelähmere Zunge hereinbringen."

Doch dieß war nicht so; die Vernehmung desselben hatte so wenig Erfolg wie die des Ersteren, und er wurde wie Dieser in sein Haftlokal zurückgebracht.

V.

„Herr Kriegsrath, es ist nichts Anderes zu thun, als daß Sie eine Anzahl Goldstücke hergeben; sonst ist alle unsere Mühe umsonst gewesen", flüsterte in der Frühe desselben Morgens, an welchem das Verhör der beiden Gefangenen stattfand, eine hohe derbe Gestalt einem Manne zu, welcher diesem Unglücksboten leise seine Thür geöffnet hatte. „Nur schnell, schnell", drängte der Mahner, „denn da ist kein Augenblick Zeit zu verlieren!"

„Was soll das heißen, Burghold?" fragte der so eifrig Angeredete.

„Ich habe das so gemeint, Sie möchten sich schnell mit einer Anzahl Goldstücke auf den Weg nach Offenbach machen. Robert und Karl sind dort gestern Abend in Verhaft genommen worden. Die Sache an sich wäre gar nicht der Rede werth. Aber Sie kennen den Charakter Beider und fühlen wohl, wie nachtheilig Ihnen ein Gerede seyn würde, wenn dieselben genöthigt wären, den Beweggrund ihrer Anwesenheit in dieser Gegend kund zu geben."

„Das ist denn doch eine vermaledeite Geschichte! Demnach könnte gerade das Manöver, welches wir unsrerseits für zum Ziele führend hielten, das Verderben nach sich ziehen", sagte der Kriegsrath nicht ohne Bestürzung.

„So ist es! Darum rasch zur That! Ich habe meine Schuldigkeit gethan, jetzt thun Sie die Ihrige. Der Plan war sicherlich gut angelegt — sie mußten sich beide verderben, und Ihnen war der herrliche Preis — die schöne Malwina und das noch schönere Geld derselben. Der Husarenoffizier Friedmann hatte mir, als ich ihm in der Krone zu Seligenstadt beim Weine zutraulich that, ohne Weiteres mitgetheilt, daß Robert mit un Geleit geritten und dann in Offenbach zurückgeblieben sey. Warum, das wußte er zwar nicht, allein mir war es kein Geheimniß. Ich kam auch bald dahinter, daß Robert jeden Tag auf einem Umweg über Bieber hierherritt, und ließ es nicht daran fehlen, den Stachel der Eifersucht in Karl's Herz recht tief zu bohren, indem ich ihm zugleich den von ihm dankbar angenommenen Rath ertheilte, in dem bekannten „Heut kann ich nicht borgen" seine Wohnung zu nehmen und daselbst die Schritte des Verhaßten zu belauschen. Bei einer Begegnung, so rechnete ich, werden sie sich wie Tiger anfallen und zu Ihrem Vortheil zerfleischen. Der Wirthin zu Bieber hatte ich schon vor Karl's Ankunft Allerlei unter die Hand gegeben, versteht sich, mit dem strengen Bedeuten, das Anvertraute hübsch für sich zu behalten. Allein Sie wissen, daß die Leute, welche nicht genug Geist haben, um gut zu sprechen, auch nicht genug Urtheilskraft besitzen, um zu schweigen. So hatte ich auch nicht falsch geschlossen, als ich jene Frau in der Weise tarirte, denn sie hat noch viel mehr geschwatzt, als nöthig war, um Karl bis zur Wuth zu erhitzen. Er konnte fast die Zeit nicht erwarten, bis er in seiner Verkleidung steckte, um zu sehen, welchen Weg sein Feind Abends nähme. Aber schon beim zweiten Kundschaftsgange ward er leider mit jenem zugleich festgenommen."

„Nun, weßhalb aber hat man sie verhaftet?"

„Herr Kriegsrath, wäre die Sache sonst nicht so ernsthaft, so würden Sie darüber lachen. Stellen Sie sich vor: Bei der gegenwärtigen Unsicherheit der Landstraßen wird natürlich auch manchmal Einer am Kragen genommen, der ein ganz ehrlicher Kerl ist, aber durch etwas verdächtig scheint. Ein gleicher Grund waltete ob bei der Verhaftung der Genannten, und es wollen, wie ich heute bei Tagesanbruch auf Erkundigung vernommen, Manche dieselben sogar für Räuberchefs halten. Wenn nun, was ich ich aber von dem Richter nicht annehmen kann, bei eben diesem die gleiche Voraussetzung bestände, so würde sich die Haft der Beiden hinausziehen und damit der Plan, daß sich dieselben fern von der Heimath zu Nutz und Frommen des Herrn Kriegsrathes todtschießen möchten, vereitelt. Eilen Sie daher, um mit schönen Goldstücken nach Offenbach zu kommen und dort mittels eines solchen Hauptschlüssels die Thüren der Gefängnisse zu öffnen."

„Das soll also mit andern Worten heißen" — —

„Es soll weiter nichts seyn", fiel Burghold ein, „als daß

Sie sich Demjenigen, der die Beiden wieder aussiegen läßt, ein bischen dankbar bezeigen, was keinem Manne von seiner Erbensaat auffällig seyn kann. Jedenfalls werden ihm goldne Bildnisse des Königs Ludwig der Aufbewahrung werther erscheinen, als zwei verliebte Gecken, die einem Onkel seine reiche Nichte nicht gönnen."

Der Ort, wo dieses Zwiegespräch stattfand, war eine Viertelstunde von Offenbach entfernt, ein Zimmer des Gasthauses „zu den drei Schweizern" in Bürgel. Die schöne Lage des Hauses, dicht am Flusse, mit freier Aussicht auf einen Theil des lieblichen Mainthals, nach den Berger Höhen und wie nach Offenbach so weit über Frankfurt hinaus, abwärts der langen Bergreihe des Taunus, machte dasselbe zum angenehmen Aufenthalt. Der Name des Hauses ist schon längst mit seinem Schilde verschwunden und lebt vielleicht nur noch im Andenken Weniger, die sich erinnern, daß in den Räumen, wo nachmals Staudi's geschmackvolle und vielbesuchte Gartenanlage sich erhob, auch vordem ein gut Gläschen Wein verabreicht wurde und sogenannte „schöne" Gesellschaft anzutreffen war. An dem Tage, wovon wir eben erzählten hatten sich jedoch noch keine Gäste eingefunden, denn die Sonne war noch nicht lange aus ihrem Bette entstiegen, und der Kriegsrath hatte seine Wohnung daselbst, so daß seine Anwesenheit nicht mit der eines Gastes der Trinkstube verglichen werden konnte, obwohl er dieselbe fleißig besuchte und deßhalb bei dem Gasthalter in besonderem Ansehen stand. Heute aber schien er nicht sonderlich gut aufgelegt, denn als ihn sein Besuch wieder verlassen hatte, war er nachdenkend und es wollte ihm, nachdem er Toilette gemacht und dann zum Frühstück schritt, nicht wie sonst munden. Darum sah ihm der Wirth, welcher seinen Kopf wie im Bedenken hin und her wiegte, weit nach, als er, ein Rohr mit dickem Knopfe in der Rechten, dem Hofthore zuschritt und dann den Weg nach Offenbach einschlug.

Unterwegs überlegte der Kriegsrath, wo er den rechten Fleck zum Angreifen der kitzlichen Sache wohl finden könnte. „O Burgholo", murmelte er, indem er sich nach allen Seiten umsah, ob kein Mensch in der Nähe, der etwa in seinem Innern hätte lesen und ihm die Gedanken ablauschen wollen, „o Burgholo, welch ein Thor bist Du! Meinst Du, ich würde Das, was ich mit so viel Gefahren für mich erwerben will, Dir zur Hälfte als gute Beute überlassen? Du hast Dich in mir getäuscht. Freilich sollte Dir ein Lohn gebühren, weil Du schon eine ziemliche Reihe von Jahren meinen Wünschen gedient hast. Allein wenn ich's schärfer überlege, so finde ich, daß Du eben so lange, als Du ein Verräther an Deinem Herrn gewesen, von dem Gelde gelebt, das Dir aus meiner Hand zufloß. Warum also wäre ich Dir noch eine Verbindlichkeit schuldig, die über den Lohn, welchen Du regelmäßig empfangen, hinausginge? Nein, Burgholo, wir theilen nicht. Mein ist das Vermögen der Kinder meiner Schwester, die zu dem nicht eine leibliche gewesen. Was kümmert mich eine solche Verwandtschaft; überhaupt bei Seite mit jedem Skrupel! Der Vater meiner Schwester war ein reicher Kaufmann, und dieß kommt mir darum zu gute, weil der meinige ein wenig bemittelter Militär war. Und was soll aus Malwina werden? Sicherlich nicht meine Frau, Burgholo meint, es wäre mir mehr darum zu thun, die schöne Matke zu besitzen, als ihr Geld, weil er sich behaglich fühlt in der Anwartschaft auf einen guten Theil desselben. Nein, nein, das wäre des Sündenlohns zu viel. Ich verzichte auf Malwina, leiste Du Verzicht auf ihr Geld. Aber wohin soll sie gebracht werden, damit sie mir nicht schaden kann? — — Ja — wenn ich Jemand fände — der sie in Verwahrsam halten wollte — Malwina könnte ja eine Verrückte seyn — die Liebe hat sie schon melancholisch gemacht — der Schritt wäre kein großer und ein letzter bis zum Wahnsinn möglich! — Ha! Warum erschrecke ich vor diesem Gedanken? — Nein, dieser ist es nicht, was mich erbeben läßt. Robert ist es, den ich fürchte. Er wird die Geliebte suchen, und fände er ihren Aufenthalt, dann wären meine Tage gezählt. Fürs erste muß er aus der Nähe! Und Karl? Der wird mir nicht wehe thun, denn einestheils ist er von Malwina, obschon sie ihn achtet, nicht wiedergeliebt, und anderntheils hat ihn Burgholo am Gängelbande, an welchem er ihn überall hinleiten kann, wo Robert sich aufhält, weil er nur in dem Gedanken an die Vernichtung seines Nebenbuhlers athmet. Also, ich werde vor allen Dingen dem Beamten in Offenbach vorstellen, wie gefährlich es sey, einem Abenteurer den Aufenthalt in der Stadt zu gönnen, — und ist er davon gezogen, dann wird sich ein Plätzchen für Malwina finden. Freilich ist damit auch den beiden Verliebten die Gelegenheit entzogen, sich einander zu erwürgen. — Ja, ja, es wäre allerdings ein großer Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt, wenn Karl im Grabe schliefe, — denn wenn ich mit Burgholo nicht theile — Verrath würde alsdann ein Werkzeug der Rache, die mich zermalmen könnte. Indessen wird sich auch deßhalb Rath schaffen lassen; einstweilen aber muß die erste Handlung seyn, die beiden Gefangenen zu befreien — und wie? Nun, ich bin in ihrer Heimath bekannt, kenne ihre Familien und kann mich in meinen Aussagen, die ich zur Noth durch Hinterlegung einer Summe verbürge, auf die zuständigen Behörden beziehen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Gemälde-Ausstellung des rheinischen Kunstvereins vom Jahr 1854.

** Mannheim, 27. Mai.

Seit dem 11. d. M. ist die Ausstellung des rheinischen Kunstvereins dahier eröffnet und dauert bis zum 5. Juni. Wenn auch die bevorstehende Münchener Industrie-Ausstellung die quantitative Beschickung unserer Gemälde-Ausstellung nicht besonders beeinträchtigte, indem die Zahl der Bilder bereits bis zur Nummer 233 hinanreicht (vergangenes Jahr betrug sie trotz der spätern Zeit der Ausstellung nur 265); so läßt sich ein Einfluß in qualitativer Hinsicht dennoch nicht verkennen; indem der guten und bessern Bilder dieses Jahr weniger als früher. Die Historie im engern Sinn ist im Ganzen durch wenige Nummern vertreten, unter denen eine einzig nennenswerthe, nämlich: „Der Engel des Gerichts", von J. Jakobs in Gotha. Das Bild ist ausgezeichnet durch Farbe und Zeichnung — mit Ausnahme des erhobenen linken Arms in der Achselgegend; die Stellung ist plastisch und die Gewandung in edlem Style durchgeführt; nur mangelt dem Gesichtsausdruck, was vergangenes Jahr auch an dem Christus desselben Meisters ausgesetzt wurde, die Erhabenheit des Himmlischen; und ist die Muskulatur der Arme, die Faust namentlich, die das Schwert führt, im Verhältniß zur jugendlichen Gestalt und Physiognomie des Engels zu männlich. Immerhin aber ist der Totaleindruck dieses Gemäldes ein künstlerisch wohlthuender, erfreuender. Unter den historischen Bildern im weitern Sinne, dabei aber wenn auch nicht in Bezug auf Größe, doch wegen ungenügender und der Idee nicht entsprechender Charakteristik der darzustellenden historischen Person, schon an das historische G e n r e anstreifend, fällt allgemein in die Augen „König Enzio im Gefängniß", von Heinrich Hoffmann in Darmstadt, ein kolossales Bild, interessant in Bezug auf Gegenstand und Technik der Ausführung. Der Gesichtsteint, die Kerkerblässe, der melancholische Ausdruck in dem dunkelblauen Auge, der jugendlich sprossende Barbarossa-Bart sind mit überraschender Naturwahrheit wiedergegeben; eben so die sinnige Aufmerksamkeit, mit der der gefangene König dem Gesange seiner Lucia

lauschte, deren aufopfernder Liebe die Grafen Bentivoglio ihre Abkunft verdanken wollen. Das edle Mädchen hätte übrigens von dem Künstler wohl mit etwas mehr Schönheit ausgestattet werden dürfen, namentlich widerspricht die niedere Stirne der Idee des Gegenstandes. Diese Ausstellungen werden übrigens durch so viele Vorzüge überboten, daß die Bewunderung des Zuschauers vor diesem Bilde durchaus gerechtfertigt erscheint. Im historischen Genre begegnet uns ein Bild, welches viele Anziehungskraft auf die Blicke der Männerwelt übt, während Frauen und Jungfrauen sich scheu von demselben abwenden; es ist dieß „Joseph und Potiphars Weib“, von Toalmouche in Paris. Verzeichungen am verkürzten rechten Bein und der Hüftegegend abgerechnet, ist die Technik des Bildes bewunderungswerth, der Fleischton reizend, der Schleier, welcher die Blöße des verführerischen Weibes höchst nothdürftig verhüllt, durchsichtig zart. Warum sich jedoch der fliehende Joseph mit beiden Händen die Ohren verstopft, ist nicht abzusehen, da ihm ja nicht durch Sirenengesang Gefahr droht. Das Bild ist übrigens so üppig gehalten, daß es wohl in das Boudoir eines Junggesellen, aber nimmer in eine öffentliche Ausstellung paßt. Befahl ja sogar der Herzog von Orleans, als Vormund Ludwigs XV. den Kopf von Corregios Jo herauszuschneiden und den Körper zu verbrennen; was jedoch glücklicherweise unterblieb. Im Genre steht der durch seine „theure Zeche“ von jüngsther noch in gutem Andenken stehende R. S. Zimmermann in München oben an. Seine „Landleute im fürstlichen Schlosse“ sind voll Humor und Naturwahrheit, obgleich vielleicht hin und wieder zu carrikirt. Eine köstliche Figur bildet der dummstolze Lakai, der den Landleuten die Prunkgemächer des Schlosses zeigt und dabei mit unnachahmlichem Bedientenhochmuth auf Diejenigen herabblickt, deren Stand er doch früher selbst angehörte; denn der Bauer in Livree spricht sich specifisch in dessen Physiognomie aus, und gerade deßhalb wirkt diese Figur auch so drastisch. Recht ansprechend durch Gemüthlichkeit und in der Haltung der Hauptfigur an den „Brunnengast“ erinnernd, ist ferner das Pfarrgärtchen von D. Spitzweg in München. Im gemüthlichen oder naiven Genre oben an steht der „Geburtstag“ von Prof. Oppenheim in Frankfurt. Abgesehen von den technischen Vorzügen, ist es namentlich das Leben, die Wahrheit und die vollendete Charakteristik der Kinderphysiognomien, ein Gegenstand, der bekanntlich in der Malerei zu den schwierigsten zählt, was dem Bilde eine so allgemeine Anziehungskraft verleiht. Der kleine Lockenkopf, der seinen Geburtstagsstrauß überreicht und dabei nach dem Kuchen hinblickt, der eben durch das Schwesterchen zur Küche hineingebracht wird, ist reizend; gleicher Weise ein älterer Knabe, der seine Beglückwünschungsaufgabe bereits gelöst und nun, an die Wand gelehnt, in kindlichem far niente vor sich hinblickt, vielleicht auf die Schulstunde, vielleicht aber auch auf ein Stück Kuchen harrend; ein gesunder schöner Guck-in-die-Welt! Schade, daß das Bild nicht vollständig außer Zweifel setzt, wessen Geburtstag eigentlich gefeiert wird? Da die Voraussetzung oder Annahme, es handle sich bei Darstellung einer Geburtstagsfeier stets um die des Vaters oder der Mutter, so ziemlich allgemein und gleichsam instinktiv ist, so muß, wo von der Regel abgewichen und ausnahmsweise die Geburtstagsfeier der Schwester dargestellt wird, die Schwester als solche bestimmter bezeichnet oder charakterisirt werden, als es auf unserm Bilde der Fall ist; durch Hinzuthun der Mutter etwa! — Oder soll das liebliche, junge Frauenzimmer mit dem süßen Lächeln, das den Geburtstagsstrauß der Kleinen empfängt, am Ende doch die Mutter darstellen? Dann müßte sie, dem Aussehen nach, bereits im zehnten oder elften Jahre geheirathet haben. — Zu derartigen Controvers-Betrachtungen gab Oppenheims „Geburtstag“ außer den Ausdrücken der Bewunderung gleichfalls Veranlassung. Wir verweilten darum länger

[illegible] beizulegen, weil die gemachte Ausstellung durch eine [illegible] Bezeichnung im Katalog der Ausstellung leicht abzu[illegible] zu paralysiren wäre. So wohlthuend der Gegenstand der Oppenheimer'schen Darstellung, so abschreckend „die letzten Herbstblätter“ von Alphonse [illegible] in Paris. Zwar ist das Bild in technischer Hinsicht ausgezeichnet, aber eine Schwindsüchtige im Kuhstall, hinter deren Sessel die weinende Mutter, die ihr hinscheidendes Kind noch zu besuchen kam; gräßlich! Hübsch gemalt ist die „Siesta“ von August Wischer in München, dessen historisches Genrebild „Gaspar de Coligny von den Spaniern in Quentin überrascht ꝛc.“ zu großen Erwartungen berechtigt. Der Gegenstand aber ist langweilig: ein Mitglied der altfranzösischen Aristokratie, der in einem reich verzierten Sessel sein Mittagsschläfchen hält. Die Staffage ist hier bedeutender als das Bild selbst; die Blumenvase, der gestickte Teppich unter den Füßen des Schläfers, die Verzierungen des reichgetäfelten Salons zeichnen sich durch Eleganz und Pinselführung aus.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Denkmal des Großfürsten Wladimir in Kiew.) Am 17. September 1853 wurde in Kiew die kolossale Bronce-Statue des heiligen (Großfürsten) Wladimir auf dem vorher errichteten Piedestal enthüllt; sie ist von dem bekannten Akademiker der kaiserlichen Kunst-Akademie zu St. Petersburg, Baron Klot, gearbeitet und derselbe Künstler hat auch die Basreliefs am Piedestal aus Bronce gegossen. Das Denkmal befindet sich über dem Dnjepr, auf dem höchsten Gipfel des Alexander-Berges, an derselben Stelle, wo die Taufe des russischen Volkes stattgefunden haben soll, und besitzt eine Höhe von zehnthalb Faden (sechsundfünfzig Fuß engl.) Der Künstler gedachte durch die Darstellung des heil. Wladimir und der Basreliefs jenen heiligen Augenblick ins Gedächtniß zu rufen, wo die Russen die christliche Taufe empfingen, als der Großfürst, an dem Ufer des Dnjepr von der Versammlung der Priester, den Bojaren und aller Bewohner der Stadt, welche in die geweihten Wellen des Flusses getreten waren, umgeben, die Augen gen Himmel erhob und ausrief: „Herr Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, schau auf Deine neu getauften Kinder, verleih' ihnen wahrhaft, Dich als einigen Gott zu erkennen, und stärke sie in dem wahren Glauben, hilf mir gegen sichtbare und unsichtbare Feinde und breite aus Deinen heiligen Namen in den russischen Landen.“ Das Journal des Ministeriums der Volksaufklärung in Rußland (woraus Vorstehendes entlehnt ist) gibt in seinem Januar-Heft 1854 eine Abbildung dieses Denkmals, und die Kiew'sche Gouvernements-Zeitung enthält ein Gedicht von Berlaschkewicz unter der Ueberschrift: „Gedanken eines Kiewers vor der Statue des Großfürsten Wladimir.“

Das in der Berliner Vereinsbuchhandlung erschienene, höchst lesenswerthe Buch: „Berühmte Schriftsteller der Deutschen“, erzählt von Fr. v. Schiller's Besuch in Berlin vom Jahre 1804 Folgendes: „Schiller wurde am Tage nach seiner Ankunft zu einem ihm zu Ehren veranstalteten Mahle von dem Prinzen eingeladen, der mit liebenswürdiger Sorgfalt sich zuvor erkundigt hatte, welche Speisen und Weine (Montrachet, ein weißer Burgunder) dem Gefeierten besonders angenehm wären. Am nächsten Morgen war Iffland bei ihm und fand ihn nach einer schlaflosen Nacht sehr unwohl. „Haben Sie nichts zu lesen für mich?“ fragte ihn Schiller. — „Was hätt' ich, das ihnen nicht schon bekannt wäre?“ — „Etwas Neues, ein Manuskript vielleicht, das

Ihnen zugeschickt werden." — Kurz zuvor hatte Zacharias Werner seine „Söhne des Thales" der Berliner Theater-Direktion zugeschickt. Iffland, der den Verfasser nicht kannte, warf bis dahin kaum einen flüchtigen Blick auf das Manuskript. Als er nun in seinem Studierzimmer nach etwas suchte, fiel eben dieß ihm in die Hände und Schiller empfing es. Am nächsten Vormittag ward dieser wieder von Iffland besucht. „Wie haben Sie diese Nacht geschlafen, und wie geht es Ihnen heut?" — „Ganz gut", antwortete Schiller, „geschlafen hab' ich aber gar nicht!" — „Wie?" — Ja, wegen Ihres Manuskriptes bin ich die Nacht wach geblieben. Von wem ist's? — „Von einem gewissen Werner." — „Von einem gewissen Werner?" sagte Schiller heftig. „Ich möchte schon dieser gewisse Werner seyn. Das ist Ihr Mann, an den müssen Sie sich halten, wenn Sie etwas für die Bühne haben wollen. Ich mag nicht verbürgen, ob dieß Stück bei der Darstellung Effekt machen wird; aber fordern Sie ihn auf, einen Glaubenshelden in einem andern Stück zu schildern; Niemand kann es besser als er." So treffend erkannte Schiller in Werner's erstem Werke dessen poetische Eigenthümlichkeit. Ein damaliger Staatsminister hörte davon, versetzte Werner nach Berlin, und hier dichtete dieser seine „Weihe der Kraft."

Korrespondenz.

Hükeswagen in Rheinpreußen, 27. Mai.

Unser gewerbreiches Wupperthal, welches bisher nur durch Umwege und sehr schwierige Straßen mit der Rheinebene in Verbindung stand, wird sich bald durch eine zweckmäßige gerade Straße mit derselben und zwar durch das Dillthal verbunden sehen. Nächstens schon dürfte die beinahe vollendete Straße dem Verkehre übergeben werden; die Wichtigkeit dieser Verbindung ist den Geschäftsleuten bereits so einleuchtend geworden, daß dieselbe nicht mehr den Anforderungen zu genügen scheint, daß jetzt sogar eine Eisenbahn durch dasselbe Thal in Aussicht steht, welche die Elberfelder Bahn in Elberfeld träfe, anderseits sich den oberrheinischen Bahnen an der Sieg durch Siegen anschließen könnte.

Aus Rheinhessen, 28. Mai.

Einsender dieses hält sich für verpflichtet, diejenigen Korrespondenten nach Amerika, denen daran liegt, daß ihre Briefe möglichst rasch an die Adressaten gelangen, darauf aufmerksam zu machen, dieselben durch die Prussian closed mail abgehen zu lassen, aber nicht über Bremen. Derselbe ließ am 11. Dezember v. J. und am 1. Januar d. J. Briefe über Bremen, am 21. und 28. Febr. d. J. solche durch die Prussian closed mail abgehen. Alle vier Briefsendungen gelangten am 1. April zugleich an den Ort ihrer Bestimmung. Es sind freilich die Briefe über Bremen ein Viertel billiger, aber dafür kommen sie auch desto später an. Auffallend bleibt es, daß die hessischen Posten Briefe durch die Prussian closed mail zur Beförderung nicht annehmen, man also solche zu einer preußischen Post befördern lassen muß.

Bad Homburg, 4. Juni.

Unsere Sommersaison beginnt so eigentlich mit den Pfingsttagen, die zahlreichen Passanten tragen dann zur Lebhaftigkeit unseres Badelebens bei, und Nachmittags besonders gestaltet sich ein sehr freundliches Bild, wenn unsere treffliche Kurkapelle im Parke spielt. Der heutige Pfingstsonntag war, trotz des ungünstigen Wetters, sehr lebhaft und aus Frankfurt und der Umgegend waren ein zahlreiches Kontingent von Spaziergängern erschienen, die mit Bewunderung den heute zum ersten Male eröffneten prachtvollen Kaffeesaal (Café olimpique) betrachteten, der sehr geschmackvoll in schönem Marmorstück gearbeitet ist. — Die heutige Kurliste nennt schon an 8000 Kurgäste, an deren Spitze Ihre Maj. die Königin von Würtemberg mit Gefolge, der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen und der Prinz von Wasa. Daß die Anwesenheit dieser hohen fürstlichen Personen unserem Badeorte einen besondern Lüstre verleiht, versteht sich von selbst. Vieuxtemps hat in einem von der Badegesellschaft sehr besuchten Konzerte den Reigen unserer musikalischen Festins eröffnet. Die Kurbälle, die regelmäßig jeden Mittwoch stattfinden, nehmen am 7. d. ihren Anfang.

Drittes Abonnement-Concert des Rühl'schen Gesang-Vereins.

Abermals verdanken wir dem Rühl'schen Gesang-Verein die Einführung eines vortrefflichen, bisher bei uns nicht bekannt gewesenen Tonwerkes, und zwar der, in dessen dritten Abonnement-Concerte zur Aufführung gebrachten, J. S. Bach'schen Passionsmusik nach dem Evangelium Johannes. Nach dem einmaligen Anhören dieses Werkes können wir uns wohl nicht erlauben, eine strenge Parallele zwischen demselben und der durch Schelble hier eingeführten, und seitdem oft wiederholten, Bach'schen Passions-Musik nach dem Evangelium Matthäus ziehen zu wollen. Gleichwohl glauben wir aber jetzt schon wenigstens so viel aussprechen zu dürfen, daß die für uns neue Passions-Musik nicht weniger Schönes und Erhabenes in sich faßt als jene, uns schon länger bekannte. Wir müssen ihr sogar, und namentlich in den Chören, eine noch größere Kraft, einen noch höheren Schwung, eine kühnere Zeichnung anerkennen, als der Matthäuspassion, welche neben aller Fülle, sich mehr sanfteren Ausdrucksweisen hinneigt. — Die größeren technischen Schwierigkeiten der Johannespassion erschweren deren Ausführung allerdings um ein Bedeutendes, allein gerade durch diese werden andererseits Wirkungen erzielt, die außerdem schwerlich möchten erreicht werden können.

Recht sehr wäre es zu wünschen gewesen, daß diese beiden Werke von unseren beiden tüchtigen, und wacker rivalisirenden Vereinen, dem oben genannten und dem Cäcilien-Verein, in nahem Zeitraume zur Aufführung gebracht worden wären, und wir müssen und dürfen uns diesen sicherlich großen Genuß nunmehr auf nächste Wintersaison aufsparen und erwarten, da der Cäcilien-Verein dießmal gewiß nur ausnahmsweise in seinem Passions-Concerte den Tod Jesu von Graun aufgeführt hat.

Was nun die Aufführung des, wie schon bemerkt, ungewöhnlich schwierigen und wohl mit aus diesem Grunde wenig bekannten Werkes betrifft, so können wir hierüber wohl das Beste melden. Die Chöre wurden mit einer Präcision und einem Innenleben durchgeführt, wie wir es gerade nur wieder durch das frische Streben und den begeisterten Eifer dieses Vereins gewohnt sind. Die Solo-Choräle, schon in der Composition in erhabener Einfachheit und Milde dem Feuer und der Vielfältigkeit der kräftigen Chöre wirksam entgegengesetzt, repräsentirten diesen Gegensatz und die damit erstrebte Wirkung durch edle und feierliche und dabei wohldurchdachte Ausführung. Die Soli, welche zur Ehre des Vereins, sämmtlich aus dessen Mitgliedern und von Dilettanten besetzt werden konnten, wurden alle, trotz ihrer theilweisen ungewöhnlichen Schwierigkeiten befriedigend durchgeführt.

Wir glauben unsern kurzen Bericht nicht schließen zu dürfen, ohne dem Rühl'schen Gesang-Vereine unseren besten Dank auszusprechen, sowohl für die mannichfachen Kunstgenüsse, welche uns bis jetzt durch ihn geboten wurden, als auch für die angestrengte Thätigkeit und den regen Kunsteifer, durch welche es ihm und seinem unermüdlichen Dirigenten möglich werden konnte, uns in so kurzer Zeit mit so manchen, hier noch nicht gekannten Werken der größten Meister vertraut zu machen.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 6. Juni, bleibt das Theater geschlossen.

Mittwoch, 7. Juni. Zweite Gastdarstellung des Hrn. Emil Devrient, k. sächs. Hof-Schauspieler zu Dresden. Die Waise aus Lowood, Schauspiel in 2 Abth. und 4 Acten. Lord Rowland Rochester: Herr Emil Devrient. Mit aufgehobenem Abonnement.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Dienstag, 6. Juni. Des Teufels Zopf, Vaudeville-Posse in 3 Akten.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. - Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 135. Mittwoch, den 7. Juni 1854.

Der Zweikampf am Markhügel.

(Ein Zeitbild. Mitgetheilt von J. H. Ludewig.)

(Fortsetzung.)

Unter diesen Rathschlägen, die sich der Kriegsrath selbst gegeben, war er an dem Ankerbrückchen vor Offenbach angelangt, wo ihm ein Haufe junger Leute begegnete, die gerade aus dem Schloßhofe kamen, und sich von den beiden Räubern unterhielten, die man eben wieder unter Schloß und Riegel gebracht hatte. Seine Schritte wurden jetzt rascher, auch schien er vollkommen mit sich im Klaren zu seyn, was er thun wolle, denn über sein braunes Gesicht zog ein dämonisches Lächeln.

Im Amtslokale saß der Hofrath allein, als man den Kriegsrath vorließ. Ihre Unterhaltung wurde sehr leise geführt, denn im Vorzimmer gab man sich vergebens Mühe, nur einige Worte zu vernehmen, aus welchem zu deuten gewesen wäre, wer der eingetretene Herr wohl seyn möchte. Nach Verlauf etwa einer Stunde öffnete der Hofrath die Thür, indem er den Kriegsrath in das Vorzimmer begleitete und mit den Worten verabschiedete: „Die Caution ist überflüssig, denn einem Manne Ihrer Stellung schenken wir vollkommen Vertrauen. Petri“, sagte er dann, sich an diesen wendend, „theil' Er dem Gefangenen im Brammstall, Er kennt ihn ja, dem aus dem Ochsen, mit, derselbe habe Offenbach binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen. Warum, das geht den Herrn nichts an. Geb' Er Ebendemselben (bei diesen Worten reichte er dem Pedellen ein Päckchen) dieses Portrait, welches ihm bei der Arrestation abgenommen worden. Den anderen Gefangenen laß' Er etwas später heraus, damit es keinen Scandal gibt.“

„Hören Sie“, flüsterte der Kriegsrath, welcher den Amtsdiener die Treppe hinab begleitete, „das Portrait, welches Sie jenem Menschen geben sollen, ist das Bildniß meiner Tochter; überlassen Sie mir dasselbe, alsdann habe ich die Beruhigung, daß er sich seltener an sie erinnern und nicht mehr in diese Gegend kommen wird. Für andere Leute hat das Bildchen gar keinen Werth, gleichwohl aber gebe ich Ihnen recht gern zehn Laubthaler, wenn Sie es mir überlassen. — Wollen Sie eine Flasche Rheinwein mit mir trinken, so lassen Sie den Verhafteten noch ein Viertelstündchen warm sitzen. —“

Einen giftigen Blick, der zugleich tiefe Verachtung ausdrückte, schoß Petri auf den Kriegsrath, indem er rief: „Ich bin immer ein ehrlicher Mann gewesen und will es auch all meine Lebtage bleiben! Haben Sie mich verstanden?“

Bald jedoch faßte sich der Gekränkte wieder und sprach, als ob er mit dem Anerbieten einverstanden, beim Weggehen laut: „Ich komme in den Hirsch.“ In sich hinein aber murrte er: „allein wann, darauf sollst Du Elender lange warten!“

VI.

„Malwina! Malwina!“ mit diesem Ausrufe stürzte ein junger Mann in ein Zimmer des oberen Geschosses im Hause „zu den drei Schweizern“ zu Bürgel. Eine Dienerin, welche ihn hierher geführt, blieb in der Thüre stehen, die sie etwas beigezogen hatte, um unbemerkt zu bleiben.

„Robert, mein Robert!“ rief mit zitternder Stimme ein Mädchen, das vom Sitze aufsprang und den jungen Mann umarmte, der einige Minuten stumm vor dem Frauenbilde stand, das zwar keine solche Schönheit war, die für sich allein dem großen Meister Zeuris zum Modell hätte dienen, aber doch Anspruch auf den verhängnißvollen Apfel hätte machen können.

„Malwina“, begann jetzt der junge Mann, „wir haben nur wenig Augenblicke für uns. Dein Oheim, der, wie ich von einem treuherzigen Amtsdiener vernommen, mich sonderbarer Weise aus einer mir unerklärlich gewesenen Haft befreite, sitzt in Offenbach beim Weine, wo er den eben genannten biederen Mann erwartet, um ihn zu bestechen. Aber er harrt umsonst. Diese Zeit benutzte ich, um Dir einen Plan mitzutheilen, wie ich Dich aus den Händen Deines Quälers befreien kann. Heute Abend um neun Uhr werde ich an der Hofthüre dieses Hauses erscheinen — Du kommst und wir schlagen den Feldweg nach Bieber ein. Dort sorge ich vorher für ein Fuhrwerk. Von da reisen wir über Dieburg nach Aschaffenburg. Zittre nicht, denn Dein Peiniger wird Dich alsdann nicht mehr erreichen. Graf Albini ist mächtig genug, Dich zu schützen“.

„Robert, o wie glücklich würde ich seyn, wäre ich nur einmal aus der Gewalt dieses Grausamen! Aber wie kann ich ihm entfliehen? Alle meine Kleider verschließt er, und nur dann überläßt er mir, nach meinem Wunsche ein Gewand zu wählen, wann er selbst mich überwachen kann.“

„Wie magst Du besorgt seyn eines Kleides wegen, wenn es sich um unser Glück und besonders um den Genuß Deines freien Daseyns handelt?“

„O Robert, begreifst Du nicht, daß die Schicklichkeit gebietet, in einem anständigen Anzuge zu erscheinen? Denke Dir, ein Mädchen auf der Flucht in einem Nachtkleide! Selbst Deine Freunde würden den Stab über mich brechen, oder, wenn sie glimpflich im Urtheile, doch meiner spotten. Verschiebe daher unsere Flucht auf morgen Abend um die bestimmte Zeit. Ich werde dann mit Louisens Hülfe mich vorbereiten können.“

„Noch ist Dir nicht bekannt, Malwina, daß ich nicht länger mehr als vierundzwanzig Stunden in Offenbach mich aufhalten darf. Es scheint mir auch dieß das Werk Deines Oheims. Laß uns also keinen Augenblick verlieren! Ich werde ein Oberkleid für Dich zu erhalten suchen; für Geld wird sich schon finden, was ich wünsche. Und wäre es nicht, so wird mein Mantel genügen.

Dich allen Blicken zu entziehen, bis wir das Haus meines Freundes erreicht haben."

Ein Geräusch an der Thüre, welches das lauschende Mädchen beim Anlegen des Ohres an dieselbe verursachte, unterbrach die Liebenden. Malwina, welche, zur Thüre gehend, ihre Dienerin Louise sich entfernen sah, war zwar deßhalb nicht beunruhigt, weil sie auf die Treue dieses Mädchens vertraute; allein sie dachte an die Möglichkeit der alsbaldigen Rückkehr ihres Oheims und drängte Robert zum Abschiede, indem sie feierlich versprach, am Abend desselben Tages zur Flucht sich bereit zu halten.

Es war Nachmittag geworden, bis der Kriegsrath wieder nach Hause kam. In seinen Blicken lag etwas Tückisches, Schadenfrohes, das sich bald in einem unheimlichen Lächeln verlor, bald wieder stärker und von Zeit zu Zeit fürchterliche Bosheit verkündend, hervorschoß und über sein ganzes Angesicht die Spuren einer ungeheuren Bewegung verbreitete, die das Innere des Mannes beherrschte, der sonst so leicht seinen Gefühlen zu gebieten und sie zu verbergen verstand. Burghold, welcher während der Abwesenheit des Kriegsrathes im Gasthause zu den drei Schweizern gewesen und denselben zu sprechen gesucht hatte, war ihm auf dem Wege von Offenbach nach Bürgel begegnet und dann sein Begleiter bis zum Thore des Hauses. Vielleicht, daß ihm dieser eine unangenehme Nachricht gebracht. Jedenfalls schien etwas Außerordentliches vorgegangen, denn der Kriegsrath machte, was er noch nie gethan, dem Schultheißen einen Besuch und besprach sich lange mit demselben. Auch lieh er sich von seinem Wirthe eine Jagdflinte.

Inzwischen bereitete Malwina sich zur Flucht vor, und obwohl eine peinigende Unruhe, deren Grund ihr selbst ein Räthsel war, sie beherrschte, so glaubte sie dieselbe doch zu verbergen und sich sicher genug. In der That schien auch ihr Oheim nicht im geringsten ihre Aufregung zu bemerken; er war vielmehr sehr artig und sagte beim Weggehen, daß er heute Abend unten im Gastzimmer speisen werde, weil er den Besuch eines Freundes erwarte, den er zu Gast geladen.

Jetzt war es neun Uhr. Leise stieg Malwina die Treppe hinab. Niemand hatte sie gesehen. Auch im Hofe war es still. Unweit davon erblickte sie eine dunkle Gestalt, auf welche sie zueilte. Es war Robert, der ihr nicht Zeit ließ zu Fragen und Bemerkungen, sondern schnell einen langen Mantel um ihre Schultern warf, ihre Locken unter einen Mannshut, den er ebenfalls mitgebracht, barg und dann schnell links von der Straße abwärts in das Feld einbog. Voran lief seiner kleiner Hund, der, die Nase dicht am Boden, irgend eine Spur zu verfolgen schien.

Schon hatten sie die Anhöhe erreicht, welche man den Bieberer Berg heißt; in der Niederung vor demselben war ziemlich hohes Buschwerk, das aus den Stümpfen von Bäumen emporgeschossen, die einst zu dem holzreichen Markwalde gehörten, der leider allzufrüh, nicht der Nothwendigkeit, vielmehr frevelndem Uebermuthe erlegen, der sich im Recht wähnte, weil keine Aufsicht ihm wehrte. Eben schritten sie über mehrere Steine, die zum Uebergange des Grabens dienten, als Robert's Hündchen laut aufbellte und gegen das nahe Gebüsch sprang, welches sich in demselben Augenblicke bewegte. Malwina erschrack und stieß einen Schrei aus, als ein Mann, dessen Gestalt sich in einen langen Mantel und einen ungeheuren Hut verhüllt hatte, auf Robert losstürzte und ihn umfaßte, als ob er ihn zermalmen wollte. Robert, um des frechen Angriffs sich zu erwehren, packt den Gegner bei der Brust. Jetzt drängen sich beide einander; sie ringen, um sich gegenseitig zurückzustoßen. Kein Laut unterbrach den Kampf. Malwina war, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, bewußtlos niedergesunken. Endlich siegte die Gewandtheit Robert's über die Kraft seines Gegners; er warf ihn so gewaltig zu Boden, daß er ohne Bewegung auf der Stelle liegen blieb. Der Sieger schoß einen Blick auf ihn und sah, daß der K[illegible] seines Feindes gegen einen großen Stein geschleudert worden, die Augen desselben waren geschlossen und Todtenblässe bedeckte sein Antlitz. Robert hatte jetzt erst bemerkt, daß Malwina dem Ueberwundenen gegenüber lag. Er warf sich aufs Knie und strich ihr das schwarze Haar aus der Stirn, um zu sehen, ob ihr Zustand bedenklich sey. Dann netzte er ein Tuch in dem Wasser des Grabens und bestrich ihre Schläfe damit, und siehe, sie richtete das Haupt empor und schaute umher, als ob sie erwacht aus einem schweren Traume. „Malwina", sprach Robert, kehre zurück zur Besinnung, ich harre des Augenblickes, in welchem wir diese Stätte verlassen können, wo uns Verderben drohte. Fasse Dich!" —

(Fortsetzung folgt.)

Die Gemälde-Ausstellung des rheinischen Kunstvereins vom Jahr 1854.

** Mannheim, 27. Mai.

(Schluß.)

In der Landschaftsmalerei finden sich der bessern Bilder schon mehr. Ausgezeichnet in Farbe und Stimmung ist A. Heinlein's in München „Königsee bei aufsteigendem Gewitter"; daran reiht sich ein „Eisenhammer im Ober-Innthal in Tyrol" von W. Schleuchzer in München; eine „Landschaft mit Staffage", von Heidegger in München, ein kleineres Bild, dessen Technik viel an die Vorzüge der alten Landschafter erinnert; eine „Parthie vom Sognefjord" und „am Hardangerfjord in Norwegen", von A. Becker in Düsseldorf; eine „niederländische Landschaft", von Ch. van der Eycken in Löwen; „Bergschlucht, nach einem Gewitter", von Alf. de Fontenay in Paris, eine Allegorie auf den 2. December; der französische Adler, der die Schlange der Zwietracht resp. Revolution zerreißt; „Stadt und Citadelle von Sisteron", von A. Lapito in Paris; doch reicht dieß Bild an desselben Künstlers „Parthie aus dem Walde von Fontainebleau" nicht hinan, auch zieht sich über das Ganze eine gewisse Monotonie des Tons, eine neblicht bläuliche Färbung; bei der Winterlandschaft von L. Hermann: „Parthie bei Antwerpen", ist besonders die Eisdecke sehr schön gemalt und das gefrorne Element naturgetreu dargestellt. Ein Sonnenuntergang von Alb. Zimmermann in München erinnert durch Farbentiefe an Rottmann; unter den beiden Bildern von Ponthus Cinier in Lyon: „Ein Zufluß des Rheins" und „Ein Alpenthal" in Morgenbeleuchtung verdient letzteres den Vorzug; zu großen Erwartungen für die Zukunft berechtigt ferner eine mit einer gewissen genialen Leichtigkeit dargestellte Landschaft: „Gegend aus der Schweiz" von Jac. Reinhard in Mannheim, ein junger Mensch, der erst seinen 19. Geburtstag erlebt haben soll; als Vedute im engern Sinn verdient endlich auch noch lobender Anerkennung hinsichtlich des besondern Fleißes der Ausarbeitung ein Bildchen von mehr lokalem Interesse, nämlich: „Die ehemaligen Rheinmühlen bei Mannheim, treu nach der Natur aufgenommen", von Fr. Pose in Mannheim. Die Krone der dießjährigen Ausstellung findet sich in der Architekturmalerei und selbst den Laien fesselt das „römische Thor in Cordova", von F. Bossuet in Brüssel zu bewundernder Betrachtung; die Perspective ist so wundervoll gelungen, daß sich die verschiedenen Flächen förmlich verkörpert darstellen, so scheinen sie sich nach allen Richtungen selbst bis in den Rahmen des Bildes auszudehnen; wie schön und wahr ist das Licht an den Pfeilern des Thors, wie natürlich die Farbe des Steins, wie durchsichtig das Wasser, das unter den Bogen der steinernen Brücke hindurchfließt, wie lustig die Luft, wie lebendig die Figu-

ren, welch wohlthuende künstlerische Harmonie im Ganzen, welch weise Anordnung und Vertheilung! Ausgezeichnet in Perspective und Malerei des Mauerwerks, aber etwas monoton in Farbe ist ferner das „Innere des Doms zu Bamberg", von G. Osterwald in Köln; auch eine „Architektur mit Wintereffekt", deren Autor nicht im Cataloge verzeichnet ist, erregt mit Recht die Aufmerksamkeit des Beschauers durch das Anstrebende in den Gewölben und die gelungene Charakteristik des Winters. Von Portraits, die wenig vertreten sind, zeichnen sich durch sprechenden Ausdruck, Unbefangenheit in der Haltung und vorzüglich durch die Wahrheit des Colorits zwei weibliche Portraits von L. Coblitz in Mannheim aus. In der Thiermalerei verdienen der Erwähnung ein Pferdestall von Benno Adam und ein solcher von Albrecht Adam in München, der übrigens mit einem störenden Firnißglanze überzogen ist; eine Sennerin in der Almhütte butternd, von Geisen und Kühen umgeben, und ein „Almabzug im bayerischen Hochgebirg", von Fr. Voltz in München, nur sind die Felsen des letzten Bildes im Verhältniß zur sonstigen Ausführung etwas zu stiefmütterlich behandelt. In der Blumen- und Früchtemalerei oben an stehen „Blumen auf einem Altar", von Remillieux in Lyon durch Wahrheit und Farbenpracht; auch bei den Blumen- und Fruchtstücken von Amalie Kärcher in Karlsruhe finden sich mehr oder weniger dieselben Vorzüge. In der Bildnerei zeichnen sich durch Aehnlichkeit, geistige Auffassung, Charakteristik, fleißiges Modelliren und mitunter geniale Behandlung einzelner, dem Stoff widerstrebender Theile die Basrelief-Portraits von dem hiesigen Opernsänger Grimminger aus; weniger ist dieß bei den Büsten von J. Boller in Worms der Fall; gar nicht bei der Büste des Prinz-Regenten Friedrich von Baden, von P. Linz in Karlsruhe; wo der gänzliche Mangel an Modellirung um so mehr in die Augen fällt, weil die Büste über lebensgroß. Unter den Handzeichnungen berechtigen zwei große farbige Kreidezeichnungen von Touchemoulin in Strasburg zu großen Erwartungen, indem deren Schöpfer ein noch junger Mann. Man erkennt aus seinem: „Das dreiundvierzigste französische Linien-Regiment erstürmt Zaatha, 1849" und dem „Barrikadenkampf des zweiundsiebenzigsten Linien-Regiments in der Rue St. Denis, 4. December 1851", daß er seinen Horace Vernet tüchtig studirt hat. Das non plus ultra in Bezug auf Technik hat unstreitig Jules François in Paris in seiner Kreidezeichnung „Herodias", nach P. de la Roche geleistet; man zweifelt an der Möglichkeit der Handzeichnung, so fein ist die Behandlung des Bildchens. Wegen trefflicher Ausführung und wegen des anregenden Gegenstands verdient schließlich noch hervorgehoben zu werden Henriquet Dupont's Stich: „Hémicycle du Palais des beaux arts", nach P. de la Roche, eine Art Walhalla der gesammten Künstlerschaft von Malern und Bildhauern.

Aus dem Leben.

Von Dr. D. v. Fennee.

Coquetten, sowie elegante Tageshelden, haben gleiches Schicksal mit den Johanneswürmchen — sie glänzen nur kurze Zeit.

Keinen ehrenderen Dank gibt's oft, als den — Undank. Unsere Wohlthaten stehen uns und Andern recht klar durch ihn erst vor der Seele. Gleicherweise besteht die größte „Ehrenbezeigung" für uns oft darin, keine solche von gewissen Personen in Empfang nehmen zu müssen.

„Feinde nützen mehr, als sie schaden!" W[illegible] radox! Keineswegs. — Bestände der Nutzen auch nur in ve[illegible]rter, geschärfterer Wachsamkeit, größerer Klugheit von unserer Seite, so würden Feinde allein schon mehr nützen, als schaden.

Begehrst Du ein Hauptunterscheidungsmerkmal, um den Gebildeten vom Ungebildeten scheiden zu können, so höre! Betrachte und beobachte Beide, wiewohl gesondert, wenn sie Unrecht haben. Der Gebildete wird es erkennen und laut bekennen; der Ungebildete wird es durch Grobheit noch verdecken wollen — „er will noch Geld heraus haben."

Ehre, Du heiliges Wort! daß doch Alle, die Dich mißverstehen, die sich deßhalb oft selbst eine Schande „zur Ehre" anrechnen, Dich aus dem Munde ließen! Oder: wenn ich für einen unredlichen Kaiser stehlen würde, — hielt' mich dann wohl ein redlicher Bettler in Ehren?

Der Geistigniedere steht vor dem Geistighöheren wie jener Lakirer vor einem alten, aber berühmten, neu-gefirnißten Gemälde. „Recht gut gefirnißt!" war Alles, was er davon aussagte.

Die Leute verstehen am besten zu rathen, die sich selbst nicht zu rathen wissen. Es sind bejammernswerthe Schüler und wollen vortreffliche Lehrer seyn.

Dem Inhalt der Klingelbeutel gleicht der Gehalt der meisten Gesellschaften. Werden die Münzen gezählt — wie viele Heller kommen alsdann zum Vorschein!

Ein alter Geck, der die Rolle eines Jünglings oder jungen Mannes spielen will, gleicht einer Matrone, die durch Schminke die Jugendröthe ersetzen will.

Complimente, die zuletzt ein Orang-Outang erlernen könnte; nichtssagende, von einem noch weniger sagenden Lächeln begleitete, „unter dem Fabrikpreis" wohlfeile, zerfahrene Höflichkeitsredensarten; auswärts gedrehte Füße; schöne Kleidung — dieß Alles heißt bei Manchen „Bildung", und diese besitzen sie denn auch im vollendetsten Grade, denn daß ihr Geist zum Erbarmen öd' und brach liegt, daß ihr Herz mit Lastern, Untugenden, besudelt ist, — dieß natürlich gehört nicht zu ihrer „Bildung." Welch' eine schwierige Aufgabe nun, Leuten bezeichneter Art den Begriff von wahrer Bildung beizubringen! Welche schwierigere Aufgabe für sich selbst: wahre Bildung zu erlangen! —

Mannichfaltigkeiten.

Die Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden in Berlin, welche gegenwärtig dort seit 31 Jahren besteht, hat so eben einen Jahresbericht mit einer Uebersicht der Geschäfte der Gesellschaft veröffentlicht. Man erfährt daraus über den hier eingerichteten sonntäglichen Gottesdienst zur Bekehrung der Juden, daß derselbe mit Genehmigung Sr. Maj. des hochseligen Königs auf Anregung einer reichen irischen Dame, Miß Neville in Berville bei Dublin entstanden ist, einer Dame, welche Jahre lang durch Krankheit an das Lager gefesselt, ihr Vermögen der Bekehrung der Juden zu widmen beschloß. Sie setzte die Mittel zur Erbauung von 7 Kirchen und zur Errichtung von Schulen aus, in welchen jüdische Kinder christlich unterrichtet werden sollten, und bestimmte, daß der Gottesdienst

in hebräischer Sprache, mit Zugrundelegung der in das Hebräische übersetzten Liturgie der englischen Kirche abgehalten werden sollte. Das hiesige Comitee ist zwar auf die letztere Bestimmung nicht eingegangen, die Einrichtung wurde jedoch in anderer Weise zur Ausführung gebracht und 1833 zuerst von dem Prediger Ayerst ein Gottesdienst in der Heiligengeistkirche gehalten. Zur Errichtung einer jüdischen Schule ist es in Berlin nicht gekommen, wohl aber wurden solche auf Kosten der Miß Neville in Posen und Pinne eingerichtet. Der gegenwärtige Prediger der Gesellschaft in Berlin ist Hr. Kraft. Bemerkenswerth ist, daß durch den Prediger Kuntze, während seiner früheren Verbindung mit der Gesellschaft über 200 Juden in die christliche Kirche durch die Taufe aufgenommen worden sind.

Man schreibt aus Paris vom 31. Mai: „Vor einigen Tagen starb einer der ältesten Bewohner des Palais Royal. Es war ein ehemaliger Juwelier, der sich vor 35 Jahren von den Geschäften zurückgezogen und seit 32 Jahren das Palais nicht verlassen hatte. Alle seine Bedürfnisse befriedigte er in dem Bereiche desselben. Seine Vergnügungen bestanden in dem Besuch der Café's und der zwei Theater des Palais (Theater Français und Theatre du Palais Royal.) Er dinirte gewöhnlich bei einem der vielen Restaurants desselben und nach Tische nahm er seinen Café in der Redoute. Den Ideen der Bourgeoisie des vorigen Jahrhunderts huldigend, beschäftigte er sich sehr wenig mit religiösen Dingen, was in sofern für ihn paßte, als es im Palais Royal Alles, nur keine Kirche gibt. Seit dem Jahre 1840, wo die Spiele verboten wurden und der Glanz des Palais Royal zu Ende ging, soll er seines Lebens nie mehr recht froh geworden seyn. Er klagte fortwährend über den Verfall seines Paradieses. So nannte er das Palais."

---

* Wenn auch der ehrwürdige Arndt mit dem immerjungen Geiste seine Stimme in das unselige Gewirre des Tages mahnend und ermuthigen hat ertönen lassen, so wurden wir dadurch an früher ausgegangene Worte erinnert, die eben den jetzigen einen so besondern Werth verleihen. Wir können nun einmal das Wort des Menschen nicht anders als mit dem ganzen Menschen in Verbindung bringen, und eben dieß ist es, was uns gegen andere auch recht schön und verführerisch klingende Reden einen recht gründlichen Widerwillen hegen läßt. Freilich ändert sich auch Manches am Menschen im Laufe der Jahre; so aber doch nicht, daß derselbe einmal auf den Füßen gehe, ein andermal sich aber auf den Kopf zu stellen oder auf den Händen zu laufen habe. Wo aber Einheit des Charakters und der Rede, wo vor Allem unverdächtigste Uneigennützigkeit der Gesinnung vorhanden, da fühlt man sich wahrhaft gehoben und erquickt. Damit kann dann auch sich ein volles Maß gerechter Anerkennung verbinden; ja wird und muß es; denn die wahre Liberalität ist eben Anerkennung und die Barbarei besteht darin, daß man das Vortreffliche nicht anerkennt. In seinen „Erinnerungen aus dem äußern Leben" sagt Arndt nach einem vielfach für die Russen günstigen Urtheile noch Folgendes: „Sie mögen die Deutschen nicht, ja sie verachten sie. Das gebe ich ihnen nicht wieder, aber lieben könnte ich sie auch nicht, und unter ihnen leben möchte ich um Alles in der Welt nicht. Sie haben ein großes schweres Schicksal zu erfüllen gehabt, und haben es tüchtig bestanden. Ich glaube nicht, daß eine Weltumwälzung von ihnen ausgehen wird, auch wünsche ich sie nicht als Weltumwandler oder Weltwiederhersteller in meinem Vaterlande zu sehen — —."

Korrespondenz.

Aus dem Rheingau, im Juni.

Die Eisenbahnarbeiten im oberen Rheingau nahmen seither einen sehr raschen Fortgang. Auch wurde bereits in den letzteren Tagen das nöthige Feld im unteren Rheingau von der Gesellschaft angekauft und werden auch hier die Arbeiten in kürzester Frist in Angriff genommen werden. Die Eigenthümer haben allen Grund, mit der Taxation ihrer Felder zufrieden zu seyn, da sie im Allgemeinen über den Werth bezahlt werden, was ja gewöhnlich bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten geschieht. Nur hätte der Schadenersatz beim Minderwerth des übrigbleibenden Ackers, sowie der der Früchte nach dem jetzigen Preise oft höher gegriffen werden können. Dieser gute Kauf für den Besitzer und der hohe Arbeitslohn für den Taglöhner sind eine schätzbare Quelle, der großen Dürftigkeit für den Augenblick wenigstens etwas abzuhelfen. Denn es ist kaum denkbar, welche Noth und Elend in einzelnen Familien des Rheingaus herrscht. Die Feldfrüchte könnten nicht schöner stehen bei dieser günstigsten Witterung; das Korn blüht allbereits, die Kartoffeln und der Weinstock geben auch die besten Hoffnungen und doch ist noch kein Fallen, eher ein Steigen des Brodpreises vorzusehen. Schon sollen in den Ortschaften des jenseitigen Ufers für das Korn auf dem Halm 12 fl. per Malter geboten seyn. Nur eine friedlichere Zukunft und eine fortbleibende günstige Witterung könnten dieser Noth nachwirkend abhelfen.

Frankfurt, 8. Juni.

Eine ehrenhafte Erwähnung verdient eine von mehren für das Wohl ihrer Nebenmenschen besorgten Bürgern ausgehende Veranstaltung, die mit diesem Monat ins praktische Leben tritt und die sich schon jetzt eines so vielfachen Anklangs erfreut, daß deren gedeihliche Erfolge nicht beanstandet werden können. Wir meinen nämlich den dieser Tage gegründeten „Verein zur billigen Beschaffung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse." Im Wesentlichen gehen die Grundsätze des Vereins dahin, mittelst eines regelmäßigen wöchentlichen Beitrags von 12, 18 und 24 kr. ꝛc., sowie auch durch beliebige Extrabeiträge, den mit der Verwaltung des Vereins beauftragten Vorstand in den Stand zu setzen, im Verlaufe der bis zum Winter verfließenden Monate für die in der Zwischenzeit eingehenden Beiträge der Contribuenten so ansehnliche Vorräthe an Steinkohlen, Holz, Kartoffeln ꝛc. zu den billigsten Preisen einzuthun, daß ein jeder der Beitragenden beim Beginne des Winters seinen Bedarf je nach seinen Beiträgen durch vorgedachten Vorstand verabreicht erhält. Diese Veranstaltung wird hoffentlich den unvermöglichen Bewohnern Frankfurts sehr zum Frommen gereichen, weßhalb denn auch die Theilnahme daran sich sehr zu vervielfältigen verspricht.

Literatur- und Kunst-Notizen.

Geh.-Rath Dr. Tiedemann hat seine an anatomischen und physiologischen Werken überaus reiche Büchersammlung für 6000 fl. an die Harward-Universität zu Cambridge bei Boston in Nordamerika verkauft.

In England will die neuere deutsche Musik durchaus nicht ansprechen. Vor kurzem kam in London die Ouverture von Wagners „Tannhäuser" zur Aufführung und die Kritiker meinen, „das Beste darin begründe durchaus Wagners Anspruch auf Regeneration der Oper nicht." Ein Quartett von Schumann mißfiel trotz der trefflichsten Ausführung gründlich, man fand es trocken und langweilig und voll von Gedanken, welche eine Verarbeitung nicht verdient hätten.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 7. Juni. Zweite Gastdarstellung des Hrn. Emil Devrient, k. sächs. Hof-Schauspieler zu Dresden. Die Waise aus Lowood, Schauspiel in 2 Abth. und 4 Acten. Lord Rowland Rochester: Herr Emil Devrient. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 8. Juni. Die Hugenotten, große Oper in 5 Akten von Meyerbeer. (Gastrolle) Margaretha: Frau Zagels-Roth.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 136. Donnerstag, den 8. Juni 1854.

Der Zweikampf am Markhügel.

(Ein Zeitbild. Mitgetheilt von J. H. Ludewig.)

(Fortsetzung.)

„Wo ist Dein Feind, Robert?" unterbrach ihn das Mädchen.

„Er ist unschädlich — — doch eile, eile!" Mit diesen Worten hob er sie langsam vom Boden auf, und indem er sie mit seinem Arme unterstützte, verfolgten sie so schnell, als es der Zustand Malwina's erlaubte, den Weg der Flucht. Um Niemandes Aufmerksamkeit zu erregen, gingen sie, ohne weiter ein Wort zu wechseln; ihre Schritte wurden inzwischen rascher, in der Hoffnung, wenigstens bald den ersten Ort zu erreichen, von wo aus sie die Mittel zu schnellerer Reise sich bedienen könnten. Aber aus dieser Hoffnung riß sie die plötzliche Aufmerksamkeit des kleinen Ali auf irgend einen Gegenstand, den sie noch nicht erblickten. Sie befanden sich nun auf einer Strecke, wo kein Strauch ein Versteck vermuthen ließ, und wollten eben die Schärfe der Sinne ihres Begleiters in Zweifel ziehen, — da sahen sie in noch ziemlicher Entfernung mehrere Gestalten sich erheben, und eingedenk des kaum bestandenen Ueberfalls, wandten sie sich von dem Pfade ab, um sich hinter etwas höher liegenden Büschen zu verbergen. Aber es war zu spät. In schnellem Laufe nahmen vier Männer, die ihnen entgegen kamen, dieselbe Richtung, und noch ehe die Flüchtlinge einen Entschluß fassen konnten, waren sie erreicht.

„Da seht, ihr Leute, daß es wahr ist, was ich dem Herrn Schultheißen sagte! Dieses Mädchen ist eine Wahnsinnige!" so schrie in ungeheurer Wuth ein Mann, welcher der Unglücklichen Hut und Mantel abriß, während zwei mit Spießen bewaffnete Männer unbarmherzig auf Robert losschlugen. Doch hatten sie nicht leichten Sieg, denn erst, als noch die beiden Andern mit Flintenkolben ihm Brust und Rücken zerstießen, sank er mit lautem Schmerzensrufe zusammen.

Malwina sah ihn niederstürzen; sie glaubte, er sey ermordet; dieser schreckliche Gedanke bemächtigte sich mit einem Male ihrer ganzen Denkkraft; ihr Haar sträubte sich in die Höhe und ihre Augen nahmen jene Unbeweglichkeit an, welche allen Gesichtszügen den Charakter der Geistesabwesenheit gibt.

Entsetzt trat selbst der Mann einige Schritte vor ihr zurück, welcher sie eben erst eine Wahnsinnige genannt. Allein er faßte sich allsogleich wieder und sprach in höhnendem Tone: „Nun, ihr Leute, wollt ihr zweifeln, daß meine Nichte eine Närrin sey? Seht doch, wie sie sich gebärdet, und betrachtet den Anzug, in welchem sie vor Euch steht!"

Bei diesen Worten entstellte ein furchtbares Lächeln die schönen Züge Malwina's; ihre Augenwinkel wurden spitziger und die halbbedeckten Pupillen richteten sich starr auf ihren Peiniger, während ihre Stirn sich etwas zusammenzog und die Oberlippe plötzlich von der Unterlippe bedeckt wurde.

Jetzt trat der eine der Männer zu Dem heran, in welchem wir den Kriegsrath erkannt haben, und raunte diesem heimlich zu: „Ich werde nach dem Andern sehen; es scheint, daß er unterlegen ist."

„Ja, ja! thut dieß, Burghold!" versetzte halblaut der Angeredete, „und Ihr", so wandte er sich zu den beiden Spießträgern, bindet dieser Närrin die Hände und schafft sie nach Bürgel, damit wir dem Schultheißen noch heute die Sache anzeigen können."

Am Tage, der diesem Abend folgte, es war zur Vesperzeit, da schritt die Frau des Barbiers W. in das Gasthaus zum Ochsen in Offenbach. Man konnte in ihren freudevollen Blicken lesen, daß sie etwas für sich Angenehmes auf dem Herzen hatte, das sie gern Jemandem mitgetheilt hätte, wenn nur eine passende Frage deßhalb an sie gerichtet worden wäre. Die Frau Bauscher mochte ihr indessen angesehen haben, daß es ihr darum zu thun war, das volle Herz von dem Uebermaß der Wonne, das sie drückte, zu erleichtern.

„Nun", sagte die gesprächige Wirthin, „Frau W., Sie sind ein seltener Besuch."

„Ja, Frau Bauscher, sehen Sie, Unsereins kommt selten einmal zum Weintrinken. Aber mein Mann, der ein geschickter Doktor ist, hat die vergangene Nacht große Strapatzen ausgehalten, und da will ich ihm eine Flasche Wein gönnen, damit er mir erhalten bleibt, denn was sollte ich sonst mit meinen Buben anfangen?"

„Wer ist denn hier so gefährlich krank, daß die Hülfe Ihres Mannes in Anspruch genommen werden mußte?" fragte die Wirthsfrau.

„Ja, Frau Bauscher, Sie wissen, daß ich schweigen kann, und ich wüßte darum auch nicht, ob ich mich je entschließen könnte, jemand Anders als Sie von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Bedenken Sie, daß der Beruf eines Barbiers eben so kitzlich ist, als der eines Beichtvaters. Ein Barbier und natürlich auch ein Wundarzt, darf bei offnen Augen nicht sehen und mit der besten Zunge nicht schwätzen. Gewiß, Frau Bauscher, ich prahle nicht, wenn ich behaupte, mein Mann weiß so viel, als in dem dicksten Buche steht. Allein was er in den Häusern, in welche ihn sein Beruf führt, bemerkt oder endeckt, wirft er hinter sich, so daß man fast meinen könnte, der Höcker auf seinem Rücken sey der Schrank aller seiner Geheimnisse. Wahrhaftig, so schwer es ihm auch oft ankommt, Alles zu verschweigen, und keinen Menschen zu seinem Vertrauten zu machen, so verräth er doch nie ein Geheimniß; nur ich erleichtere ihm zuweilen seine Last, weil ich befürchte, daß er sonst außer dem Höcker auch noch einen Kropf bekommen könnte. Und was mich anbelangt, so weiß

ganz Offenbach, daß ich nicht von vielem Sprechen bin. Sie wissen ja, wenn Sie es nicht wären, da würde mein Mund auch über die Geschichte der vergangenen Nacht verschlossen geblieben seyn."

„Aber, Frau W.", fiel die Wirthin ein, „Sie haben mir ja noch gar nichts von der Sache erzählt."

„Nun, stellen Sie sich vor, kaum hatte gestern Abend mein Mann die Augen geschlossen, so schnarchte er auch sogleich, und das ist eine Harmonie, daß Gott erbarm! So sehr ich übrigens daran gewöhnt bin, konnte ich doch gestern Abend nicht einschlafen, und das war ein Glück, denn sonst hätte uns kein Mensch aus dem ersten Schlafe wecken können, wenn auch ich, wie mein Mann gethan hätte. Nach einigen Stunden wurde heftig an die Hausthüre geschlagen und gerufen: Herr W., Herr Barbier! Nun rüttelte ich meinen Mann und schrie in ihn hinein: Joseph, Joseph! Aber es half nichts, er ließ sich in seinem Schnarchen nicht stören. Da ersann ich ein anderes Mittel, ich kitzelte ihn und zog ihn an den Haaren, daß ich glaubte, es würde von dem Haarwuchs nichts bleiben als der kahle Boden. Endlich, nach einer halben Stunde, als die Schläge an der Hausthüre so stark wurden, daß die Hunde in Fechenheim heulten, da erwachte mein Joseph und flugs war er auch aus dem Bette. „Was gibt's?" rief er zum Fenster hinaus. „Kommt geschwind, es hat sich ein Herr, der gut bezahlt, die Achsel ausgefallen; bringt Instrumente, Pflaster und sonst, was nöthig ist bei Wunden und Beulen!" Das muß ich nun sagen, Frau Bauscher, wenn's gilt, dem Nothleidenden zu helfen, da ist mein Joseph der Erste; in zehn Minuten war er gerüstet und fort ging's, ohne daß ich wußte, wohin und zu wem. Aber wie habe ich auf seine Rückkehr gewartet, die ganze Nacht, den Morgen, bis vor einer halben Stunde, da kam er mit einer geheimnißvollen Miene. „Liebe Rosine", sagte er, diese Nacht und den Tag über habe ich viel erfahren. Sieh einmal, fuhr er lächelnd fort, indem er mir zwei große Goldstücke zeigte, von denen wir eben eins anbrechen wollen, und das ist erst das Handgeld. Rosine, du mußt schweigen, sonst kann's mir das Leben kosten. Der Fremde führte mich nach Bieber in „Heul kann ich nicht borgen"; dort liegen je in einem besonderen Zimmer zwei schrecklich zugerichtete junge Männer, der eine ist am Kopf stark und bedenklich beschädigt, und der andere hat sich wirklich die Achsel ausgefallen. Mit dem ersten war ich bald fertig, aber mit dem zweiten wollte es nicht recht gehen und nachdem ich ihn bis zum Morgen herumgezerrt hatte, da hat, Gott sey Dank! die Natur bei ihm selbst geholfen, denn er warf sich voll Aerger darob, weil ich so fleißig an ihm arbeitete, recht tüchtig auf die leidende Achsel herum, und, siehst Du, Rosine, was meine Kunst nicht vermochte, das that der Zufall, denn im Augenblicke der heftigen Erschütterung trat der Armknochen wieder in das Achselgelenk. Dieß war aber noch nicht Alles, von Bieber führte mich der fremde Mann, der mich hier abgeholt, nach Bürgel, zu einem schönen Mädchen — ich bin nicht eifersüchtig, Frau Bauscher, und habe deßhalb auch nichts dagegen — ja, zu einem schönen, schwarzen Mädchen, agte er. Dieses Geschöpf soll närrisch seyn und mußte ihr zur Ader gelassen werden."

„Wie ist denn der Familienname dieses unglücklichen Mädchens?" fiel Frau Bauscher ein.

„Alles ist ein Geheimniß; man weiß nichts Gewisses von ihr. Früher war sie bei einem ältlichen Herrn, der in den „drei Schweizern" logirt, und jetzt hat man sie in ein Kämmerchen gesperrt, in dem ein kleines Fenster sich befindet, vor welchem Eisenstäbe befestigt wurden. Ehe Sie an das Thor kommen zu Bürgel, können Sie das Fensterchen sehen, es hat die Aussicht auf den alten Graben an der Mauer.

Eben wollte Frau Bauscher noch eine Frage an des Wundarztes verschwiegene Ehehälfte richten, als dieser es beifiel, daß sie nur gekommen sey, um Wein zu holen. „Schnell, schnell!" rief sie, „geben Sie mir den Wein und wechseln Sie dieses Goldstück! Mein Alter wird über mein langes Ausbleiben ohnehin schon Eins geflucht haben."

Die Wirthin ging, das Verlangte zu geben, und als sie in die Hausflur zurückkam, da hatte die Barbiersfrau die Eile schon wieder vergessen und war gerüstet, ein neues Gespräch anzuknüpfen. Doch die Frau Bauscher, welche jetzt genug wußte, schnitt es kurz ab, indem sie die Klinke der Thür des Gastzimmers faßte und sprach: „nun ein andermal, Adieu!"

(Schluß folgt.)

Türkisches Haremleben.

Ueber die Langeweile und Flachheit des Haremlebens, schreibt Moritz Hartmann, ist schon viel geschrieben worden; was mir über dessen Gemeinheit und Lasterhaftigkeit angedeutet worden, zu wiederholen, widersteht meinem Gemüthe. Es ist ein schaudererregender Zustand, ein Zustand allertiefster Versunkenheit, in welchem der weibliche Theil dieses Volkes sein Leben verbringt, um den sich sein ganzer Gedanke bewegt. Und doch — es ist unbegreiflich — übt dieses Haremleben auf europäische Frauen oft eine außerordentliche Anziehungskraft aus und gibt es viele häßliche Haremsgeschichten, in denen europäische Frauen handelnd auftreten. Noch vor wenigen Jahren machte Madame M. viel von sich reden. Mad. M., eine geborne Italienerin, erregte sogleich nach ihrer Verheirathung mit dem Dr. M. die ganze Aufmerksamkeit Peras. Sie war von einer Schönheit, wie sie die Natur selten in so vollem Maße auf ein einziges Wesen auszugießen pflegt. Viele Anbeter und Bewunderer sammelten sich um sie; sie gefiel sich in dieser allgemeinen Bewunderung, und bald war ein Scandal ans Tageslicht getreten. Um ihn vergessen zu machen und seine Frau wieder in eine anständige Bahn zu bringen, reis'te Dr. M. mit ihr nach Italien und übergab sie der Hut ihrer Anverwandten. Aber in Italien setzte sie fort, was sie in Pera angefangen, und Herr M. glaubte endlich, sie selbst am besten bewachen und im Zaume halten zu können, und holte sie wieder aus Italien und brachte sie nach Pera. Nach wenigen Wochen entfloh sie aufs asiatische Ufer, bezog sich selbstständig in einer jener reizenden Villas hinter Skutari und eröffnete, angebetet wegen ihrer Schönheit, einen viel besuchten Liebeshof. Unter den Besuchern befand sich Mehemed Pascha, der jetzige Statthalter von Adrianopel, der so eben aus Paris zurückgekehrt. Hingerissen von den Reizen der schönen Italienerin, beschwor er sie, zum Islam überzugehen und ihm als seine Frau zu folgen. Mit Freuden nahm Madame M. den Vorschlag an und Mehemed richtete einen prächtigen Harem ein, den sie beherrschen sollte, und füllte ihn mit Sclavinnen und Sclaven. So verschwand sie für einige Zeit vom Schauplatze. Man erfuhr erst wieder etwas von ihr, als sie einst eine Krankheit heuchelte und ihren ehemaligen Gatten, Dr. M., kommen ließ, um sich ihm in ihrer Haremspracht zu enthüllen und ihn zu verhöhnen. Mehemed Pascha wurde in einer diplomatischen Mission nach London geschickt; seine Frau blieb in Konstantinopel. In dieser Zeit begann sie eine Intrigue mit einem Sclaven ihres Mannes; aber es war noch ein zweiter Sclave da, und der war als Zeuge zu fürchten. Das Weib Mehemeds ließ ihn ermorden oder — wie Andere behaupten — ermordete ihn mit eigener Hand. Der Geliebte warf in der Nacht den Leichnam in den Hafen. Aber die Strömung warf den Leichnam bald wieder ans Ufer, und schnell wurde der vielbekanntr Sclave erkannt und zurückgebracht in das Haus seines Herrn. Der Vorfall machte

großes Aufsehen. Die Weiber, welche die halbe Sclavin und die noch immer bewunderte Schönheit haßten, trugen zur Vergrößerung des Lärmes bei. Die Sclaven und die Sclavinnen des Hauses wußten Manches zu erzählen; es war ausgemacht: die Christin war die Mörderin und hatte die Ehe gebrochen. Ganz Konstantinopel war im Aufruhr, und Mehemed wurde von London zurückgerufen, daß er sein Hauswesen ordne, wie ihm nach dem Gesetze des Korans zustand. Auf welche Weise er es gethan, ist unbekannt. Von Mad. M. hat man seitdem nie wieder etwas erfahren.

Man kann wohl behaupten, ohne zu viel zu sagen, daß in dem Harem jedes anständige, jedes weibliche Gefühl so schnell zu Grunde gehe, wie in den schlechtesten Häusern, — ja, es wird im Keime erstickt und kommt nie dazu, erst zu Grunde gehen zu müssen, denn die Kinder werden im Harem erzogen. Da sehen sie nichts als Rohheit, gegenseitigen Neid, Cabalen und höchst verderbtes, lasterhaftes Leben, und hören sie nichts als die Sprache des inhaltlosesten Müßigganges, der unbewachten Schamlosigkeit. Welche heilsamen Gegeneindrücke werden diesen ersten Jugendeindrücken entgegengesetzt? Keine! Einige auswendig gelernte Koransätze machen oft die ganze Bildung der türkischen Frau. In den höchsten Ständen kommt zu all dem noch manche verbrecherische Sitte, die sich aus den Zeiten herschreibt, da man der Vermehrung der Seitenverwandschaft des Sultans Dämme setzen wollte. In seinem eigenen Harem hat zwar der regierende Padischah das zum Gesetz gewordene Morden abgeschafft — aber in den Harems der Schwäger geht es zu, wie in den Zeiten Selims II. Keine der Schwestern des Sultans weiß, was Mutterglück ist, und doch bleibt Mutter immer Mutter. Die an Halil Pascha verheirathete Tochter Mahmuds II., Schwester Abdul-Medschids, fiel in Wahnsinn und starb an Raserei, als man sie ihres Söhnleins beraubte. Armes Geschöpf! Sie wollte die Staatsraison nicht begreifen.

Kann bei diesen Zuständen ein Familienleben bestehen? und ohne die breite Basis der Familie, da jeder Herd einen Stein zu dieser Basis bildet, kann sich da ein Staat aufrecht erhalten? — Nein! er ist kein festbegründetes Haus, und die Türkei ist ein in den Lüften stehendes Haus, ist ein leicht angebundenes Zelt, und nicht nur darum, weil der Osmanli von Natur ein Nomade ist. Leopold Ranke hat einen trefflichen Versuch über den Verfall der Türkei geliefert, aber er hat, wie überall, bloß die politischen Zustände und Ereignisse berücksichtigt; die Bildungsstufe eines Volkes, die socialen, innersten Verhältnisse, die unmittelbar auf das Individuum wirken, berücksichtigt er selten. Der Grund des Verfalls der Türkei liegt zum großen Theil in den Harems und der Vielweiberei.

Mannichfaltigkeiten.

Moritz Hartmann erzählt in der Köln. Ztg. eine artige Anekdote von einem Derwisch, der mit ihm die Ueberfahrt von Smyrna nach Konstantinopel machte und von der türkischen Reisegesellschaft mit vieler Ehrerbietung behandelt und als ein großer Scheich bezeichnet wurde. Die Europäer an Bord fragten ihn, welchen von beiden Bundesgenossen der Türkei er vorziehe, ob den Engländer, od den Franzosen! Er wußte, daß er sich auf einem französischen Schiffe befand, und setzte voraus, daß er von Franzosen umgeben sey, und so sagte er denn, daß er in den Muth und in die Uneigennützigkeit Frankreichs größeres Vertrauen setze. Sofort stellte ihm ein boshafter Franzose sämmtliche anwesende Engländer als hohe englische Kapitäne vor. Der Derwisch war nur einen kurzen Moment verlegen, dann zuckte er die Achsel, verneigte sich demüthig und sagte: Wir sind ein armes, unwissendes Volk und wissen die Fremden nicht zu beurtheilen.

(Köln, 28. Mai.) Das Prachtalbum, welches von den rheinischen Städten dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen zu ihrer Jubelhochzeit wird überreicht werden, ist seit mehreren Tagen hindurch der öffentlichen Besichtigung in Düsseldorf ausgestellt gewesen, und hat die Beschauenden sowohl durch die Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit der künstlerischen Darstellungen, als durch den Fleiß der Ausführung in hohem Grade befriedigt. Das Ganze umfaßt 80 Aquarelle, und wird nach dem Geldwerthe auf 15,000 Thaler geschätzt. Die Darstellungen sind der Natur, der Geschichte und der Sage entnommen, und die vornehmsten Städte der Provinz, Aachen, Bonn, Düsseldorf, Elberfeld, Koblenz, Köln und Trier sind in demselben vertreten. Das Titelblatt ist von Professor Bendemann gemalt, und stellt das Rheinland in allegorischer Auffassung dar; das Widmungsblatt, welches besonders vortheilhaft durch seine Farbenpracht ins Auge fällt, ist eine sehr gelungene Leistung des in diesem Genre ausgezeichneten Levy-Elkan.

Vor Kurzem ist in London von A. Petermann ein amtlicher Bericht über den Fortgang der großen Expedition zur Erforschung des Innern von Afrika, während der Jahre 1850—53, erschienen. Das mit dem Glanze englischer Typographie ausgestattete Werk führt den Titel: „An acount of the progress of the expedition to Central-Africa, performed by order of Her Majesty's Foreign Office under Messrs Richardson, Barth, Overweg and Vogel, in the yars 1850—53. Consisting of maps and illustrations with descriptive notes, constructed and compiled from official and private materials by Augustus Petermann, F. G. R. S. etc." (London 1854.) Vier von den auf dem Titel genannten fünf Männern sind Deutsche, und Deutschland hat ein besonderes Interesse an dem Werke, welches zugleich ein Zeugniß für die gründlichen und genauen Forschungen des Verfassers ablegt, der als „Geograph der Königin" seit einigen Jahren in England mit Ehren wirkt. Das Werk enthält die präcis und unterhaltend gefaßte Darstellung der bisher erzielten Resultate der Entdeckungsreisen Richardson's und unserer drei Landsleute. Drei treffliche Karten sind für die Geographie Afrika's eine wichtige Bereicherung.

Folgende Geschichte beweist auf's Neue die alte und gerühmte Treue des Hundes. Das noch sehr junge Kind eines Chausseebeamten in der nächsten Nähe von Danzig befindet sich allein vor dem Hause im Freien, nur in der Gesellschaft des treuen Haushundes. Das Kind geht und kriecht vom Hause fort und nähert sich einem hohen, steilen Abhange. Als es diesem schon ziemlich nahe gekommen, sucht der Hund zunächst es an den Kleidern zurückzuhalten und zurückzutragen. Dieß gelingt ihm nicht. Er eilt zurück und fordert durch sein Geheul die Mutter des Kindes auf, ihm zu folgen. Von dieser nicht verstanden, wiederholt er sein Verfahren, das endlich Aufmerksamkeit erregt. Die Mutter folgt und findet ihr Kind nur wenige Schritte von jenem Abhange entfernt. Sie ergreift es, das nach einigen Minuten dem Tode verfallen wäre.

Herr Perthes in Gotha macht, da Alles in Stadt und Land Landkarten kauft, glänzende Geschäfte. Sein Landkartenhandel geht so schwunghaft, daß er nicht Hände genug hat, die Bestellungen zu fördern, die von allen Seiten eingehen.

Emil Devrient.

Frankfurt, a. M.

Am Pfingstmontag hat Emil Devrient bei überfülltem Hause sein Gastspiel als Hamlet eröffnet. Keines jetzt lebenden deutschen Schauspielers Name ist so bekannt und so populär geworden als dieser, und auch in unserer Mainstadt ist er von bestem Klang und wird sein Träger, so oft er hier erscheint, freudig begrüßt, und füllen sich dann alle Räume unseres sonst so oft verödeten Theaters. Shakespeares Hamlet vereinigt Alles in sich, was zu einem vollendeten Meisterwerk der dramatischen Kunst gehört, eine großartige in jeder Scene lebensvolle und kunstreich verschlungene Handlung, mannichfaltige, alle Richtungen des menschlichen Lebens und Strebens umfassende Charaktere, dramatische Situationen, die uns hier erschüttern und bewältigen, dort unsern Geist anregen und unser Herz rühren, eine Sprache, bei welcher fast jedes Wort gedankenschwer und bedeutungsvoll ist, Alles in Allem und Alles lauteres reines Gold, — das ist Hamlet, und dieses Trauerspiel wird für alle Zeiten eine unerschöpfliche Fundgrube, eine reiche Schatzkammer, eine unvergleichliche Kunststudie bleiben. Für den Schauspieler ist die Rolle des Hamlet in sofern eine Lebensaufgabe, als er alle Kräfte seines Genies oder Talentes, wie seines Fleißes und seiner Kunst in ihr concentriren und zur vollen Geltung bringen kann, und wenn irgend einer dieß gethan, so ist es Emil Devrient. Sein Hamlet ist das Gebilde urkräftiger Genialität, wie das Ergebniß langjähriger tiefer Kunststudien, eine harmonische Verschmelzung des Geistes und der Form, der Wahrheit und der Schönheit, der Natur und der Kunst. Hier tritt uns der düstere, melancholische Grübler, den seine stets wechselnden Gedanken nie zur That, seine Zweifel nie zum Entschluß kommen lassen, entgegen, und dieser Zwiespalt, dieser ewige Kampf, dieses Zerwürfniß mit sich und der Welt äußert sich bald in bitterm Humor, bald in aufwallender Leidenschaft, bald in sinniger Betrachtung, bald in elegischer Klage. Allen diesen Richtungen weiß Emil Devrient den wahren, ächt poetischen Ausdruck zu geben, indem er sich der Dichtung bis in in die kleinsten Nuancen anschließt. Wie er in der äußeren Erscheinung durch vollendete Mimik und Plastik, in jeder Stellung und Bewegung den Meister bekundet, wie er die zarten Gränzlinien des Schönen stets einzuhalten und der künstlerischen Form immer gerecht zu werden weiß, das ist zu bekannt und zu oft gesagt, um wiederholt zu werden. Devrient's Hamlet, durch geniale Inspiration vergeistigt, durch Kunststudien zur harmonisch abgeschlossenen und durchaus schönen Anschauung gebracht, darf nicht kritisch zerlegt, er muß gesehen und bewundert werden. Es wäre überflüssig, noch zu berichten, daß unser Publikum seinen gefeierten Liebling durch ein volles Maß von Beifall und Hervorruf auszeichnete. Da Devrient's Gastspiel dießmal nur ein kurzes seyn wird, so wollen wir nicht versäumen, den Theaterfreunden dieß zur Anzeige zu bringen. — Die Ophelia der Frl. Schäfer, der Polonius des Hrn. Reger und der Schauspieler des Hrn. Fr. Devrient dürfen nicht unerwähnt bleiben und wurden auch vom Publikum durch beifällige Anerkennung ausgezeichnet. W.

Korrespondenz.

Michelstadt, 29. Mai.

Mit dem so heiß ersehnten Eintritte der schönen Jahreszeit, die bei uns, inmitten des Odenwaldes, etwas später erscheint, als selbst in der so nahen Bergstraße, oder in dem noch näheren Mainthale, ist bereits in landwirthschaftlicher und gewerblicher Hinsicht in unseren Bergen und Thälern ein regeres Leben allenthalben sichtbar, und eben so beginnen auch schon die uns so erfreulichen Besuche von Reisenden und Touristen aus der Nähe und aus weiter Ferne. Wir hoffen, daß die drohenden Kriegszeiten, deren Nachtheile trotz unserer Entlegenheit uns leider doch recht fühlbar sind, uns manchen werthen Gast zuführen werden, der in stiller ländlicher Zurückgezogenheit von dem so erregten Treiben der großen Städte nur sich und seiner Gesundheit zu leben wünscht; und welcher Aufenthalt möchte sich besser dazu eignen, als unser schöner Odenwald mit seinen romantischen Bergen und heiteren Thälern, prangend in dem üppigsten frischesten Grün, das keine Spuren mehr zeigt von den Verderben drohenden Frostnächten des tückischen Wandelmonats, als insbesondere unser herrliches Mümmlingthal, dessen gewerbsame thätige Bewohner sich immer mehr bestreben, den Fremden, welche hierher kommen, den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, weßhalb auch Alle, die einmal hier waren, wenn es seyn kann, gerne wieder zu uns kommen. Schon beginnt sich unsere berühmte Wasserheilanstalt zu füllen (fast täglich kommen Gäste, unter denen bereits wieder mehrere Engländer sind), obgleich die Saison erst vor kurzem begonnen hat, — sie bewahrt treulich den Namen und weitverbreiteten Ruf ihres Gründers, des unvergeßlichen Dr. Scharfenberg, unter ihrem gegenwärtigen Direktor, dem Hrn. Dr. Spieß aus Frankfurt, den wir nun ganz den unsrigen nennen, da ihm unser Staats- und Gemeinde-Bürgerrecht verliehen wurde. Das verflossene Jahr lieferte so ausgezeichnete, oft wahrhaft überraschende Erfolge, daß wir in dem laufenden Jahre eine außerordentliche Frequenz zu hoffen wohl berechtigt sind. Die Räume, welche seither noch nicht ausgebaut waren (der große Speisesaal rc.), sind nun vollendet und Alles zur Aufnahme einer größeren Anzahl Gäste aufs beste und zweckmäßigste eingerichtet. — Seit einem Jahre ist in hiesiger Stadt wieder ein neues großartiges industrielles Etablissement entstanden. Unsere so thätigen und wahrhaft unermüdlichen Mitbürger, die Herren W. und C. Rexroth, haben nämlich nicht nur ihre in dem schwunghaftesten Betriebe stehende Tuchfabrik in den letzten Jahren durch bedeutende Neubauten sehr vergrößert und durch Aufstellung der neuesten Maschinen außerordentlich vervollkommnet — sie haben auch in einem zu diesem Zwecke erbauten großen dreistöckigen Gebäude eine Fournir-Schneidmaschine neuester Construction aufgestellt und eine Cigarren-Kistchen-Schneiderei damit verbunden. Eine Dampfmaschine von sechzehn Pferdekraft dient in Verbindung mit der vorhandenen Wasserkraft zum Betriebe dieses höchst interessanten Werkes. Eine Horizontalsäge liefert jeden Tag 3—400, und die (12 Fuß Durchmesser haltende Kreissäge gegen 1500 Quadratfuß Fournire von theils inländischen), theils fremden Hölzern.

(Schluß folgt.)

Darmstadt, 6. Juni.

Zur Feier des Geburtstags des Großherzogs wird den 9. d. ein solennes Festessen im Saale der vereinigten Gesellschaft stattfinden, wozu die Vorstände der Ministerien des Innern, der Justiz und der Finanzen Einladungen an die unterschiedlichen Klassen der Civilbeamten haben ergehen lassen. Zu demselben Zwecke wird Vormittags in der Stadtkirche ein feierlicher Gottesdienst abgehalten werden. Zum ersten Male werden alsdann auf dem Thurme dieser Kirche die gewaltigen Riesenfahnen flattern, deren Anschaffung wir der Freigebigkeit einer Anzahl unserer Mitbürger zu verdanken haben. — In der Provinz wird, zur Feier dieses Tages, der geschichtlich merkwürdige Breuberg mit seiner alten Burg zum festlichen Vereinigungspunkt für die gebildete Gesellschaft von Neustadt, Höchst rc. werden, wo die gesellige Unterhaltung bis zum Abend dauern, dann aber mit einem Balle in Neustadt endigen soll. Die kürzlich erschienene landschaftliche Ansicht von Breuberg, gezeichnet und lithographirt von Hrn. Riebstein, gibt die Natur im Bilde treu und schön wieder.

Literatur- und Kunst-Notizen.

Gutzkow hat dem Vernehmen nach den zweiten Theil von Goethe's „Faust“ für die Bühne bearbeitet und in Berlin bereits eingereicht. In Hamburg wurde bekanntlich kürzlich eine Bearbeitung dieses zweiten Theils von Dr. Wollheim nicht ohne Erfolg wirklich aufgeführt.

In Wien hat Laube Shakespeares „Antonius und Cleopatra“ in zweckmäßiger Bearbeitung aufführen lassen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 8. Juni. Die Hugenotten, große Oper in 5 Akten von Meyerbeer. (Gastrolle) Margaretha: Frau Jage:s-Roth.

Freitag, 9. Juni. Vorletzte Gastdarstellung des Hrn. Emil Devrient, k. sächs. Hof-Schauspieler zu Dresden. Don Carlos, Infant von Spanien, Trauerspiel in 5 Abth. von Fr. v. Schiller. — Marquis von Posa: Hr. Emil Devrient. Königin: Fräul. Claus. Prinzessin Eboli: Frl. Schäfer. Mit aufgehobenem Abonnement.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Donnerstag, 8. Juni. Vater Dominique, oder: der Essigmann mit seinem Schubkarren, ein Drama in zwei Akten von Mercier. — 's Lorle, oder: der Berliner im Schwarzwalde, Schwank mit Gesang in einem Akt von Wagens.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. - Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 137. Freitag, den 9. Juni 1854.

Der Zweikampf am Markhügel.

(Ein Zeitbild. Mitgetheilt von J. H. Ludewig.)

(Fortsetzung.)

VII.

Es war im August desselben Jahres, in welchem die schon erzählten Begebenheiten sich ereignet hatten. Ein klarer Morgen war aufgegangen und hatte sein mildes Licht über die Gefilde verbreitet. Da ritten mehre junge Leute den sandigen Fahrweg, der von Stockstadt herab sich nach Seligenstadt zog. Sie schienen sammt und sonders, bis auf Einen, der heitersten Laune sich hinzugeben. Am alten Thore des letztgenannten Städtchens wurde berathschlagt, in welchem Gasthaus Einkehr gehalten werden sollte. „Zum großen Löffel, zum großen Löffel!“ riefen die meisten und so wurden denn die Pferde dorthin gelenkt, wo es heute noch „zur Krone“ heißt. Bald klangen die Gläser lustig an einander und der perlende Wein zog ein in die Köpfe, daß sie warm wurden und die Trinklust zunahm. Selbst zum großen Löffel schritt Einer, der die Uebrigen denselben zu leeren zwang. Auch an Den wandte er sich, der nicht die allgemeine Heiterkeit theilte.

„Munter, Robert, munter!“ rief er. „Schau her in das Löffelbuch, aus welchem viel heitere Sprüchlein Dir entgegenlachen! Schau her, wie da Johann Hoffmann, ein Geleitsmann, schon im Jahr 1674 sagt:

„L'argent fait beaucoup,
Mais l'amour fait tout.“

Und Du willst Dich der Heiterkeit nicht hingeben, während ein Mädchen Dich liebt, wie man selten ein Frauenbild findet?“

„Sieh da“, rief ein Anderer, „da waren in denselben Jahre 1674 sieben lustige Brüder zusammen hier, wie wir heute auch sieben Zecher sind. Da lies:

„Ach! Wunder über Wunder,
Sieben fahren im Geleit herunter,
Haben einander gehänselt
Und ihren Beutel geschwänzelt!“

Robert aber vermochte nicht, die Heiterkeit zu zeigen, wie er es seinen Freunden zu gefallen gerne gethan hätte.

„Auf das Wohl Deiner Malwina!“ riefen nun mehre Stimmen zugleich.

„Ja“, ergänzte der Erste, „und sie möge bald den Mund zum Kusse Dir bieten! Laß jetzt genug seyn der Rückerinnerung an die letztvergangenen fünf Monate!“

„Wohl sprichst Du Wahrheit, allein ich kann mich nicht des Andenkens an jene traurigen Tage entschlagen, obwohl ich durch die Kundschaft, welche Du übernommen und redlich ausgeführt, der Gewißheit leben darf, daß Malwina gerettet werden kann. Es ist wahr, sie schreibt mir in dem Briefchen, das Du mir überbracht, daß sie geistig wieder genesen, aber, lieber Albini, sie fügt auch hinzu: Sey vorsichtig in Deinem Handeln, denn nach einem mißlungenen Versuche, mich zu retten, würde ich das Einsperren in ein Haus zu erwarten haben, bei dessen Namen schon mich ein vernichtender Schauder ergreift.“

„Pah, Du Kleinmüthiger, weißt Du nicht, daß es mehr Vorsicht erforderte, zu erforschen, ob Malwina noch geisteskrank, oder wieder gesund sey, und in letzterem Fall ihr Mittheilungen von Dir zu machen, als sie jetzt nöthig, um das leidende Mädchen zu befreien? Denke Dir, mehr als zwanzigmal mischte ich mich unter einen Haufen roher Knaben, bei denen öfter auch Erwachsene, welche vor dem Fenster Malwinas standen und sie als Närrin höhnten, bis sie nur einmal ihr Augenmerk vorzugsweise auf mich richtete. Endlich ward mir die Freude, daß sie mich gewahrte, so wie, daß sie mich verstanden, um welche Stunde Abends ich zur Stelle seyn wollte. An eine Stange heftete ich einen Zettel, auf welchem ich ihr Kunde von Dir gab, während ich in einer dünnen Rolle unbeschriebenes Papier und Bleifeder beifügte. Alles zusammen reichte ich ihr zwischen den Eisenstäben ihres Fensters. Einige Tage noch wiederholte ich meine Wanderung nach der Wohnung der Unglücklichen, und ich bemerkte, daß ihre Gemüthsstimmung schon milder geworden, indem ich sie zuweilen lächeln und den Zug des Schmerzes auf ihrem Gesicht sich vermindern sah. Und schreibt sie Dir denn nicht in dem Briefe, den sie am siebenten Abend, nachdem ich ihr das Schreibmaterial zur Hand gegeben, mir herabwarf, daß der Gedanke, Du seyst noch am Leben und würdest zu ihrer Rettung Schritte thun, ihr Muth gebe, mit stiller, wenn auch schwermuthvoller Ergebung sich in die Drangsale zu fügen, indem die Erlösungsstunde nicht mehr fern sey? Nicht wahr, so ist's? und Du wolltest zagen, Du, ein Mann, der sich in seinem Knabenalter schon dem Spiele der Waffen gewidmet? Auf, Robert, stoß an! Auf glückliche Entführung!“

„Du magst Recht haben, Albini, allein es will sich dessen ungeachtet nicht machen mit der Fröhlichkeit. Mein Herz ist zu tief verwundet, um schnell in freudiger Stimmung seyn zu können. Selbst wenn die Hoffnung, Malwina bald frei zu sehen, mich besonders erheitern könnte, so sind es dann zugleich wieder die trüben Bilder der Vergangenheit, welche die aufschwellende Knospe neuer Freude mit düsterem Flore umziehen. Ha, wenn ich mir den Abend unserer Trennung ins Gedächtniß rufe, wie das arme Mädchen erschüttert gewesen, wie die beiden Bettelvögte mit ihren Spießen mich gleich einem Hunde mißhandelten, und zuletzt der Mörder meines Glückes es versuchte, auch

Mörder meiner Person zu werden, so kann ich nicht fröhlich seyn!"

„Und dennoch solltest Du es; in der Vergangenheit leben wir nicht, wir nehmen aus ihr nur die Lehre für die Gegenwart, und nach dieser sollst Du handeln und munteren Herzens und Geistes seyn. Vor allen Dingen ist erforderlich, daß wir in der Nähe von Offenbach ein Quartier suchen, von wo aus wir unsere Manöver beginnen. Schade freilich, daß Lieutenant Friedmann erst in etwa acht Tagen mit dem Geleit herabkommt, er könnte uns am besten sagen, wo wir unser Zelt aufzuschlagen hätten. Doch, es wird auch ohne ihn ein sicheres Plätzchen sich finden. Ich halte übrigens für gerathen, daß wir nicht über Nacht in Seligenstadt lagern, sondern uns jetzt wieder auf den Sattel setzen und gen Frankfurt traben, um unterwegs da und dort zu sondiren, wo wir brauchbaren Boden finden."

„Recht so, Albini", sprach ein Anderer drein, „und dabei wollen wir besonders das Nest nicht vergessen, in dessen Name schon ein Fluch für lustige Leute liegt und wo unser Robert so leidvolle Tage verlebte — ich meine die Herberge: Heut kann ich nicht borgen."

„Getroffen!" riefen Alle.

„Was wäre es überhaupt, wenn wir auch dort noch uns ein bischen einkneipen, — werden wir doch wahrlich in einem Tage von Aschaffenburg bis Frankfurt kommen", so sprach wieder Albini, indem er die Zeche bezahlte und den Wirth ersuchte, die Pferde vorführen zu lassen.

Einige Minuten darauf war es so stille in der Gaststube zur Krone, daß man nichts hörte, als das Summen einiger Stechfliegen, die hier in der Nähe der Landstraße als Menschen- und Thierquäler ihr Wesen trieben.

(Fortsetzung folgt.)

Sebastopol.

Im Südwesten der Krim erstreckt sich eine kleine Halbinsel in das Meer hinein, dem Alterthume unter dem Namen der Herakleischen bekannt, auf der sich das alte Chersonesus erhob, einst berühmt durch seinen blühenden Handel und seinen Tempel der furchtbaren taurischen Diana, welcher alle Schiffbrüchigen geopfert wurden, die das Unglück hatten, an diese Küste verschlagen zu werden. Bei und neben den Ruinen dieser alten Handelsstadt erhebt sich nunmehr Sebastopol, durch seinen wohlbefestigten Kriegshafen die Beherrscherin des schwarzen Meeres, nach einem ehemals an der Nordseite des Hafens gelegenen tatarischen Dorfe auch Aktiar genannt, gegründet durch die Russen, welche, die Wichtigkeit dieser Lage wohl erkennend, Allem aufgeboten haben, sie uneinnehmbar zu machen. Hierbei unterstützte sie die Natur auf's Beste. In der Bucht von Sebastopol, deren Eingang auf der einen Seite das mit 104 Geschützen besetzte Fort Konstantine auf dem gleichnamigen Vorgebirge errichtet, auf der andern Seite das von dem jetzigen Kaiser erbaute starke Fort Alexander mit 84 Geschützen vertheidigt, und in unmittelbarer Nähe dieser Bucht liegen 9 Häfen, von denen drei innerhalb derselben sich befinden, nämlich die äußeren: Dwoinaia oder Doppelhafen, Kasatschaia oder Kosakenhafen, Kruglaia oder Rundhafen, Streletskaia oder Schießhafen, Pestschanaia oder Sandhafen und Karantinaia oder Quarantänehafen, und die inneren: Artilleriskaia oder Geschützhafen, Yugenaia oder Südhafen mit dem Nebenhafen Karateinaia oder Schiffswerfthafen, und der Schiffshafen zum Kalafatern der Fahrzeuge. Die Hauptbai, deren oberer Theil Awlika genannt wird, geht in durchaus südöstlicher Richtung auf eine Ausdehnung von 6 Werst oder beinahe eine deutsche Meile in das Land hinein und nimmt an ihrem äußersten Ende das aus dem Thale von Inkerman kommende schilfreiche Flüßchen Bizukauschen, an welchem das Schiffsbauholz liegt, auf. Die Breite der Bucht beträgt am Eingange 600 Klafter; weiterhin wechselt sie zwischen 300 und 800 Klafter; ihre Tiefe übersteigt nirgends 10—12 Klafter. Mit Ausnahme einer unbedeutenden Bank vor der kleinen Bucht Severnaia Hossa, die östlich vom Vorgebirge Konstantin am Eingange der Hauptbucht liegt, nirgends über 2 Klafter tief ist, und bei welcher von den Matrosen ein ergiebiger Fischfang getrieben wird, finden sich nirgends Klippen oder seichte Stellen; die sichere Einfahrt geben 2 Leuchtthürme an, von denen der eine an dem klippenumgebenen Vorgebirge Chersones steht, 113 Fuß hoch und beinahe 17 Meilen weit sichtbar ist, während der andere in der Tiefe der Bai sich 413 Fuß hoch erhebt und 28 Meilen weit gesehen werden kann. Etwa 750 Klafter von dem Eingange der Hauptbai entfernt zieht sich ein kleinerer Busen auf eine Strecke von $2^1/_2$ Weersten gegen Süden, der den Südhafen oder kleinen Hafen (Yugenaia) bildet und bei den Tataren sonst Kartaly-Kosch, d.i. Geierbai hieß; in dem schmäleren Theile, zu welchem er sich gegen Süden, einen kleinen Bogen bildend, verlängert, pflegen die abgetakelten Kriegsschiffe zu liegen, während in einer weiter östlich gelegenen kleineren Bucht, dem sogenannten Schiffshafen, das Kalafatern und Ausbessern der Schiffe vorgenommen wird. Die eigentliche Schiffswerfte, an welche sich neuerbaute Docks schließen, befindet sich an der kleinen Bucht, welche vom Südhafen unweit von dessen Eingang östlich sich abzweigt und dann auch in südlicher Richtung verläuft. Zwischen dem außerhalb der Hauptbucht und westlich von der heutigen Stadt gelegenen Quarantänehafen und dem noch westlicheren Schießhafen lag das alte von Heilenen aus Heraklea am Anfang des 6. Jahrhunderts v. Chr. erbaute Chersonesus. Diese älteste Stadt ward von den Skythen zerstört, erstand aber bald darauf herrlicher und schöner und hatte zu Strabo's Zeit bereits wieder einen Umfang von 40 Stadien oder etwa 1 deutschen Meile. Von Kaiser Diocletian, dem die Chersoniten namhafte Hülfe gegen den bosporinischen Fürsten geleistet hatten, erhielten sie Freiheit von allen Abgaben und von Kaiser Konstantin wurden ihnen für ihre Hülfe im Kampfe gegen die Skythen Freiheitsbriefe für ihre Schiffe zu Theil. Wladimir der Große eroberte Cherson im Jahre 988, gab es aber ungeachtet seiner Wichtigkeit als das Haupt aller Seeplätze in der Krim wieder zurück, nachdem er sich hier hatte taufen lassen. Beim Einfall der Tataren im 13. Jahrhundert gerieth die Stadt durch die wachsende Blüthe Kaffa's allmälig in Verfall, 1350 war sie noch frei und trieb namentlich mit Genua blühenden Handel, und 1578 standen noch die Mauern und ansehnliche Thürme der großen Stadt, deren Bauart und Umfang von außerordentlicher Pracht zeugte. Palas fand 1794 hier noch eine schöne Mauer aus Quadersteinen, die Reste zweier Thürme und einen herrlichen korinthischen Säulenknopf. Leider wurden die herrlichen Ueberreste dieses früheren Handelsemporiums meist zu den Neubauten in Sebastopol verwendet, so daß außer einigem noch vollständig erhaltenem Mauerwerk, aus rohen, mit Mörtel verbundenen Steinen bestehend, kaum noch Spuren der verschwundenen, einst so reichen und mächtigen Stadt vorhanden sind, die, so weit man sie noch zu verfolgen vermag, 4 Wersten längs der Küste einnehmen, während sie nach dem Innern zu die Breite von 1 Werst haben. Auf der Spitze, welche die südwestliche Seite des Quarantänehafens bildet, erhob sich einst die Citadelle der Stadt und auf dem Vorgebirge Chersones, dem alten Cap Parthenion, das auf dem äußersten Südwestpunkte des Doppelhafens emporsteigt, stand im Alterthume der Tempel der Diana, jener dämonischen Jungfrau, wie sie Strabo nennt, welcher blutige Menschenopfer fielen, durch die Geschichte der Iphigenie und ihres

Bruders Orestes auch der fernen Nachwelt wohlbekannt. Unfern der Stelle, wo das alte blutgedrängte Heiligthum sich erhob, befindet sich nunmehr auf steilem, 800 Fuß hohem Berge das höchst romantische St. Georgskloster, zu dem am Festtage dieses Heiligen eine Menge Griechen aus allen Theilen der Krim wallfahrten.

(Schluß folgt.)

Der Kaiser Nicolaus I. zu Hause.

„Nicolaus", erzählt Dr. Michelsen („The History of Nicolas I.") „steht frühzeitig auf und geht, nach einem kurzen Spaziergang, alsbald ans Tagesgeschäft. In seinem Arbeitszimmer herrscht die größte Ordnung; die Wände sind mit Gemälden von Regiments-Uniformen verziert. Das Meublement ist elegant aber nicht überreich; überhaupt sieht man nirgends eine Spur von nutzlosen Ornamenten. Das Mittagsmahl nimmt gewöhnlich nur wenig Zeit weg, denn es wird schnell aufgetragen und der Gerichte sind verhältnißmäßig wenige. Der Czar ißt stark, trinkt aber nur mäßig. Er raucht und schnupft nicht. Abends genießt er zwei oder drei Tassen sehr starken Thee und bringt dann die Zeit bis zum Schlafenlegen mit irgend einem Spiel zu. Trotz diesem regelmäßigen Leben, welches natürlich durch Besuche, Reisen u. s. w. unterbrochen wird, ist der Kaiser kein Sclave der Gewohnheit. Nach Denen, welche die beste Gelegenheit hatten, darüber zu urtheilen, ist sein Verhältniß zur Kaiserin eben so einfach als edel. . . Frauen sind aber nicht ohne Einfluß an seinem Hofe. Im Jahr 1846 tanzte ein junger Garde-Lieutenant mit Frau von Daschkoff eine Polka, und zwar so sehr zur Zufriedenheit dieser Dame, daß er bald darauf zu einem der Adjutanten des Czaren befördert wurde. Seine Freunde componirten eine neue Polka, die sie ihm unter dem ironischen Titel „Avancement-Polka" dedicirten. Im Betreff seiner Aeußerungen väterlichen Gefühls ist nie viel über den Kaiser gesagt worden, wenigstens zeigte er solches nicht auf eine lebhafte Weise, während seine Kinder noch jung waren. Die Großfürstin Olga, die verstorbene Prinzessin Alexandra und der Großfürst Constantin wurden oft als seine Schooßkinder bezeichnet; darf man jedoch nach dem äußeren Schein urtheilen, so herrscht in ihrem Verkehr mit dem Vater, als sie herangewachsen waren, stets viel Förmlichkeit und Ceremoniell. Custine bemerkt in seinem Werke „Rußland im Jahr 1839:" „Nicolaus vergißt seine Majestät blos im häuslichen Leben, wo er sich erinnert, daß des Mannes Glück unabhängig von Staats-Pflichten ist." Indeß herrscht doch in dem häuslichen Leben des Winter-Palastes eine Art von Coketterie. Personen, die mit der kaiserlichen Familie ziemlich bekannt sind, behaupten, daß, wiewohl Nicolaus seine Kinder zärtlich liebe, er doch gegen seine Söhne eine ernste kalte Haltung zeige, während das Benehmen gegen seine Töchter im höchsten Grade ritterlich sey; allerdings ist dieß ein Verhalten, welches er im Allgemeinen Damen gegenüber behauptet. Die leidende, kränkliche Kaiserin behandelt er mit der zärtlichsten Theilnahme, wir können keinen bessern Ausdruck finden. Wenn sie durch Unpäßlichkeit an ihr Zimmer gefesselt ist, besucht er sie sehr oft daselbst, und die Zeitungen, welche stets voll des Lobes seiner unveränderten Gattenliebe sind, berichteten bei einer Gelegenheit, daß er während des Aufenthaltes Ihrer Majestät in Neapel 1847 sie oft die Treppe hinauf in ihr Zimmer getragen habe. Während des Brandes des Winterpalastes 1836 benachrichtigte Graf Orloff seinen Herrn, daß das Feuer bereits das kaiserliche Privatgemach oder Arbeitszimmer zu ergreifen drohe und fragte ihn, was er daraus gerettet zu wissen wünsche, da keine Zeit zu verlieren sey. „Blos mein Portefeuille", lautete die Antwort, „es enthält die Briefe, welche mir die Kaiserin zur Zeit unserer Verlobung schrieb." —

Aus dem Leben.

Von Dr. D. v. Fenner.

Will Einer mein Freund seyn oder werden, so frag' ich ihn: „Kannst Du die Wahrheit reden und die Wahrheit hören?"

Etwas muß uns immer daran erinnern, daß wir Menschen sind, und wär's eine Mücke, die uns auf die Hand sticht!

Auch das Herz hat sein Gehör. Der wahrhaft Gefühlvolle vernimmt auch das Weinen ohne Thränen seines mit Kümmernissen kämpfenden Mitbruders.

Gerade so wie es ein Weinen ohne Thränen gibt, gibt's auch eine Lust ohne Lachen. Man könnte jenen Schmerz und diese Lust ein — lautes Schweigen nennen.

Fortschritt des Menschengeschlechts! — Süßer Glaube! Bittere Täuschung! — Fortschritt mit Hemmschuhen — so laßt uns sagen!

Das Leben kommt mir wie eine große Fabrik vor, in der jeder einzelne Arbeiter nur einen bestimmten Theil zur gemeinsamen Arbeitsaufgabe liefern muß.

Von Leuten, denen Alles „zum Lachen" ist, mag ich eben so wenig etwas wissen, als von solchen, die sich nur auf das Weinen verstehen. Scherz zu Scherz! Ernst zu Ernst!

Den größten Neid und den schlechtesten Willen findet man bei Unwissenden. Sie beneiden das Wissen Anderer, weil sie es nicht haben, wollen aber auch keine Größe als Größe gelten lassen, und verschmähen endlich aus falscher Scham guten Rath und Belehrung. In einer Sache aber sind sie bei der Hand: das Edle, Erhabene in den Staub zu ziehen. Dieses wird dadurch nicht schmutzig, nur die Hände der ohnehin Schmutzigen.

Mannichfaltigkeiten.

Daß auch die Luftballons neben dem Boulet asphyxant und der brennenden Seeoberfläche nicht ausbleiben würden, um ihre Dienste für das beabsichtigte Zurückwerfen Rußlands nach Asien anzubieten, ließ sich fast mit Gewißheit voraussehen. Die viel besprochenen, aber doch eigentlich verunglückten österreichischen Versuche bei Malghera gegen Venedig 1849 haben nicht abgeschreckt, denn in Paris ist bereits wieder ein rüstiger Speculant bei der Hand, um der Regierung eine ganze Flotille von Luftballons zu organisiren, und zwar mit dem ausgesprochenen Zwecke, die sämmtlichen Kriegshäfen Rußlands in Brand zu stecken. Wir sind trotz der mannichfach mißrathenen Versuche durchaus keine Verächter der Idee, den Luftballon für den Kriegsgebrauch zu benutzen, freilich nicht, um Kriegshäfen von oben herab zu zerstören, aber für Recognoscirungen und manche andere wichtige Hülfeleistung. Die Sache selbst hat keineswegs ihr letztes Wort gesprochen und wird sich später Beachtung erzwingen. Je-

denfalls ist es mit der Verhöhnung und dem Achselzucken dabei nicht abgemacht. Dergleichen braucht Zeit, um zur Reife zu gelangen, und ein glücklicher Moment ersetzt oft jahrelanges Grübeln.

Korrespondenz.

Michelstadt, 29. Mai.

(Schluß.)

Bei der bevorstehenden Industrie-Ausstellung in München werden mehrere Proben der Leistungsfähigkeit dieser Maschinen den Beweis liefern, daß der seit dem kurzen Bestehen dieses Etablissements bereits erworbene höchst vortheilhafte Ruf hinsichtlich der unübertroffenen Qualität des Fabrikats ein durchaus wohlverdienter ist. Sehr zahlreiche und bedeutende Bestellungen selbst aus weiter Ferne lohnen bereits die angestrengte Thätigkeit der Unternehmer, welche kein Opfer scheuten, um ihrem Werke diejenige Vollendung zu geben, die demselben einen ehrenvollen Platz unter den besten Anstalten dieser Art errungen hat. Ganz dasselbe ist mit gleichem Rechte von der Cigarren-Kistchen-Schneiderei zu sagen; die dazu aufgestellten Kreissägen liefern vielfach anerkannt ganz ausgezeichnete Arbeit, und werden jetzt schon täglich weit über tausend Stück fertig gemacht. — Zwei andere industrielle Etablissements in hiesiger Stadt sind erst im Entstehen, eine Streichhölzer- und eine Cigarren-Fabrik; es läßt sich noch wenig davon sagen, da gewissermaßen erst Versuche im Großen gemacht werden, welche später zur Errichtung genannter Fabriken führen sollen; doch sind die Unternehmer der ersteren (Straus und Lyon) bereits entschlossen, eigene Gebäude für die Fabrikation zu errichten. Wir begrüßen diese Unternehmungen alle als höchst erfreuliche Fortschritte zum Bessern, denn nur eine bedeutende und nachhaltige Hebung der Industrie ist im Stande, solche Zustände zu beseitigen, wie wir sie leider im verflossenen Winter und jetzt noch zu beklagen haben, und die nur durch Errichtung einer Suppenanstalt, so wie Austheilung von Kartoffeln und Brod beseitigt oder doch gemildert werden konnte. Das zu diesem Behufe zusammengetretene Comitee, an dessen Spitze der im Wohlthun wahrhaft unermüdliche erlauchte Graf Adalbert zu Erbach-Fürstenau steht, verwendet die eingesammelten, von sämmtlichen Mitgliedern des hohen Grafenhauses besonders reichlich bedachten Beiträge auf höchst zweckmäßige Weise, theils zu Stillung des dringendsten augenblicklichen Bedürfnisses, theils mit lobenswerther Rücksicht auf Nachhaltigkeit zur Errichtung oder Unterstützung von Arbeits-Anstalten. Möge des Himmels Segen das gute Werk krönen!

Heidelberg, 4. Juni.

Als Sitz der Wissenschaften ist die hiesige Stadt und Hochschule weit und breit nicht nur in Deutschlands Gauen berühmt, sondern, man darf wohl sagen eine europäische Notabilität. Allein in neuester Zeit versucht die Kunst allmälig hier immer mehr neben der Wissenschaft Raum zu gewinnen, was unserer Stadt und deren Einwohnerschaft bei dem immer mehr wachsenden Fremdenzufluß nur zum großen Vortheile gereichen kann. Vergangenen Winter hatte man manchen schönen Genuß in dem unter Hancke's Leitung sehr gut organisirten Schauspiel. Er leistete Alles, was man bei diesen Mitteln und Verhältnissen nur fordern kann, und erward sich allgemeine Zufriedenheit. Jüngst gab Hr. Nader aus Wien und Laub aus Prag ein Concert, unter Mitwirkung der Frau von Ulzs, der beiden HH. Heinefetter und Hrn. Stepan aus Mannheim, welches zu den vorzüglichsten gehörte, die seit langer Zeit hier statt fanden. — Auf dem Heidelberger Schlosse wird man von einer neuen Zierde überrascht. Hr. von Greimberg gab nämlich an die Meder'sche Kunsthandlung zwei von seinen acht Sälen der Alterthümerhalle daselbst ab, um dort Zeichnungen und Gemälde von lebenden Künstlern zur Beschauung auszustellen. Herr Mede hat nun mit feinem Geschmack diese zwei Säle dazu hergerichtet, und viele Zeichnungen von Verhas, von Eckert 2c, Kupferstiche von Greimberg, Frommel, Gemälde von Fries, Schmidt u. s. w. dort aufgestellt, welche für Liebhaber der neuern Kunst von Werth sind. Nur ist zu bedauern, daß dadurch die Einheit der Alterthümerhalle unterbrochen und auffallend gestört wird. Denn die sechs Säle mit den für das alte Schloß ganz passenden Gemälden, Waffen, Münzen, Schnitz- und Bilderwerken aller Art stehen hier ganz an ihrem Platz und machen auf den Beschauer einen tiefen Eindruck. Dieser Eindruck wird aber durch die zwei ganz im modernen Styl grundirten und arrangirten Säle, die in einem neuen Gebäude ganz vorzüglich zu nennen wären, sehr getrübt. So Altes und so ganz Neues, an diesem Orte so dicht neben einander gestellt, paßt einmal nicht zusammen, so große Vorzüge manche neuere Kunsterzeugnisse vor den alten sonst immer haben mögen.

Wiesbaden, 8. Juni.

Die üble Witterung am ersten Pfingstfeste und der kalte Morgen des zweiten hatten die an diesen Tagen so reiselustigen Leute von dem übrigens dermalen so reizenden Rhein abgewendet und unser näheres und wärmeres Wiesbaden mit Fremden wahrhaft überströmt. Besonders wurde außer dem Curhaus das der Eisenbahn so nahe gelegene schöne Hotel Düringer von diesem Strome dermaßen heimgesucht, daß das gewöhnliche und doch beträchtliche Bedienungspersonal nicht ausreichte. Dem Vernehmen nach sind am zweiten Pfingsttage an 8000 angekommene und abgegangene Passagiere auf der Eisenbahn befördert worden. Im Hotel Düringer sind angelangt der russische Gesandte Baron von Klinka und der nassauische General-Consul aus Newyork, Herr Kodde mit Gefolge. In dem benachbarten Schlangenbad befindet sich der berühmte Rechtsgelehrte von Savigny aus Berlin und ist für die nächsten Tage angesagt die Prinzessin Carl von Preußen. Hier in Wiesbaden ist die Ankunft der Curgäste seit gestern stärker geworden und sehen wir einer günstigen Cur entgegen. Die tägliche Aufführung der Regimentsmusik hinter dem Cursaal und die übrigen Verbesserungen und Verschönerungen tragen das Ihrige dazu bei.

Hanau, 1. Juni.

Unter der Theilnahme der ganzen Bevölkerung bewegte sich am Abend des 23. Mai ein großer Trauerzug aus allen Ständen und von jedem Alter nach dem Friedhof, um eine hochherzige Jungfrau, die sich durch edles Streben und Wirken die Hochachtung und Liebe aller Edeldenkenden im reichsten Maße erworben, zur letzten Ruhestätte zu geleiten. Die Verblichene war Fräul. Elise Osius, Tochter des geheimen Medizinalraths Osius. Im engeren Kreise die zärtlichste Tochter und treueste Freundin, war sie im weiteren den Nothleidenden Wohlthäterin und Lehrerin. Wo sie hinkam schwand Noth und Sorge. Wie vielen unglücklichen Familien hat sie geholfen; wie Vielen durch ihre Einsicht Mittel und Wege gezeigt, ihr klägliches Loos zu bessern, wie Viele hat sie ermuthigt und aufgerichtet! Obgleich schon länger leidend, ging sie selbst in die ärmlichsten Hütten zu dem größten Elend und Jammer, und verpflegte und tröstete selbst die Kranken. Als Vorsteherin des von der Behörde vor Kurzem aufgelösten neuen Frauenvereins hatte Elise Osius mit den anderen Mitgliedern eine Schule für Mädchen ins Leben gerufen, worin diese einige Stunden der Woche in nützlichen Arbeiten unterrichtet und ihr Geist gebildet wurde. Diese Kinder bethätigten nun ihre Dankbarkeit; auch sie schlossen sich dem Leichenzuge an; zwei Mädchen trugen einen Kranz, die übrigen Körbchen mit Blumen gefüllt. Nachdem der von jungen Männern getragene Sarg unter Trauermusik in die Gruft gelassen war, traten die jungen Mädchen bis an den Rand derselben und überschütteten den Sarg mit Blumen. Bei dieser rührenden Handlung blieb kein Auge thränenleer. Freundschaft, Hochachtung und Liebe hatten das Grab mit Kränzen geschmückt; allein den schönsten Kranz hat Elise Osius im Leben sich selbst geflochten, er wird ihren Namen immer umstrahlen. Ruhe ihrem Staub und Ehre ihrem Andenken!

Theater-Anzeige.

Freitag, 9. Juni. Vorletzte Gastdarstellung des Hrn. Emil Devrient, k. sächs. Hof-Schauspieler zu Dresden. Don Carlos, Infant von Spanien, Trauerspiel in 5 Abth. von Fr. v. Schiller. — Marquis von Posa: Hr. Emil Devrient. Königin: Fräul. Clans. Prinzessin Eboli: Frl. Schäfer. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 138. Samstag, den 10. Juni 1854.

Der Zweikampf am Markhügel.

(Ein Zeitbild. Mitgetheilt von J. H. Ludewig.)

(Fortsetzung.)

Inzwischen war es Nachmittag geworden und die Zechgesellschaft, die wir in Seligenstadt gesehen, hielt eine Strecke vor Bieber ihre Pferde an, um auf die Töne einer seltsamen Musik zu horchen.

„In der That“, rief Albini, „wäre es nicht heute Sonntag, so würde ich versucht seyn zu glauben, diese musikalischen Stoßseufzer seyen Signale zur Versammlung des Rindviehes im Orte. Aber vorwärts! Wir wollen uns überzeugen, für wen dieß Konzert veranstaltet worden.“

Und in raschem Trabe gings nach Bieber. Hier war Alles in der fröhlichsten Stimmung, denn die Feier der Kirchweihe hatte dem Ort ein besonders heiteres Aussehen gegeben. Am sogenannten Kreuz, da wo die Straße rechts nach der Kirche führt, stand ein Haufen Volks und inmitten desselben ein Kreis von Männern, die mit Hörnern und Rasselstöcken versehen waren und tüchtig tranken auf das Wohl des Herrn Markmeisters und all der Herren Schöffen. Es war dieß noch so ein Ueberbleibsel des Gerichts der Biebérer Mark, wobei nichts gethan wurde, als daß die Hirten der elf dazu gehörigen Ortschaften diesen oder jenen Ton auf einem Horn angaben, welcher ein Zeichen seyn sollte, daß einer oder der andere eines seiner Thiere vermisse, oder dergleichen; zugleich hatten sie ein kleines Examen bezüglich der Thierarzneikunde zu bestehen und ihre Theriakbüchsen zur Prüfung vorzuzeigen. In dem Kreise dieser Hirten hatten wiederum die schwarzgekleideten Schöffen der elf berechtigten Orte einen Kreis gezogen, innerhalb dessen der Markmeister stand und bei jedem Lebehoch, das die Hirten mit emporgehobenen Gläsern brachten, sein goldbetreßtes Hütchen schwang, während sein grüner Frack, mit carmoisinrother Auszeichnung, seine gelben Hosen und bis an die Kniee reichenden Stiefel, sowie namentlich der Hirschfänger an seiner Seite einen Genossen jener edlen Zunft, welche das wohlbekannte Latein spricht, erkennen ließen.

Dieses sonderbare Ceremoniell hatte übrigens, ungeachtet alle Blicke auf den Markmeister und seine nächste Umgebung gerichtet waren, doch nicht alle Anwesenden gleich lebhaft interessirt; denn der von Seligenstadt angekommenen Gesellschaft, die ihre Pferde in „Heut kann ich nicht borgen“ untergebracht hatte, standen zwei Männer gegenüber, die sich hinter die anderen Zuschauer etwas niederduckten und dabei ihr Auge unverwandt auf Robert richteten, während sie abwechselnd leise mit einander sprachen.

Als der Markmeister die Versammlung aufhob und die Leute sich verließen, da waren auf einmal auch diese Beiden verschwunden und selbst in dem erwähnten Gasthause nicht zu sehen, wo die Kirchweihe doch vorzugsweise ihre ganze Lustigkeit entfaltete, und die sieben fremden Gäste sich befanden, in deren Nähe die Wirthin sich ganz besonders zu schaffen machte.

Lange zwang sie sich, zu schweigen, endlich aber nahm sie das Schloß von ihrem Munde, der in dem Gebrauch der Sprachwerkzeuge eine seltene Geläufigkeit erlangt hatte, und fragte Albini, ob einer der Herren wohl nicht schon in ihrem Hause logirt habe, denn er käme ihr gar sehr bekannt vor.

„Sprechen Sie mit mir, liebe Frau?“ fragte der Angeredete.

„Gehorsamste Dienerin“, versetzte die Wirthin mit einer Verbeugung.

„Nun, da halte ich dafür, daß im Leben zwar nichts schöner, aber auch nichts gewöhnlicher ist, als daß eine Dame eine Mannsperson zu sprechen sucht; da ich jedoch in der Lage bin, daß außer meiner seligen Mutter noch nie ein Frauenzimmer mich zu sprechen verlangte, — so sehe ich auch keinen Grund, anders zu unserer Frau Wirthin zu sagen, als mit Jesus Christus: „Weib, was hab' ich mit Dir zu schaffen?“

Die Wirthin sah ihn verwundert an, und erst nach einigen Augenblicken begriff sie, daß sie in der Nähe dieser Gesellschaft nicht gern gesehen sey. Sie machte sich jetzt bei andern Gästen Beschäftigung, was um so nothwendiger war, da mehre derselben sich in den Haaren lagen und die Gläser als Wurfgeschosse gebrauchten. —

In „Heut kann ich nicht borgen“ war der Friede noch nicht vollkommen hergestellt, als schon einer der Beiden, welche bei dem Hirten-Examen so heimlich thaten, Bürgel erreicht hatte und seine Schritte zu den „drei Schweizern“ lenkte. Der Kriegsrath, welcher gerade mit gesenktem Kopfe, als sey er voll schwerer Gedanken, an einem Fenster stand, eilte Jenem entgegen und zog ihn in sein Zimmer.

„Nun, Burgbold“, fragte er rasch den Eingetretenen, „was gibts? Ihr kommt so eiligen Schrittes und seyd erhitzt —“

„Herr Kriegsrath, es hätte nicht erwünschter kommen können, als was der Zufall gethan. Robert, der, nur halb genesen, die Kur des Offenbacher Barbiers quittirt und Bieber vor einigen Monaten verlassen hatte, ist wieder angekommen und Karl, der aus den Händen eben jenes Wundarztes, den ich damals Nachts selbst geholt, nur nothdürftig geheilt entlassen ist, will sich mit ihm schlagen auf Leben und Tod. Es scheint dieß aber auch die höchste Zeit; die Komödie muß nun ein Ende nehmen, zumal neue Acteurs auf der Bühne erscheinen, welche Rollen gegen uns übernommen haben. Der unerschrockene Albini ist nebst noch fünf Andern Roberts Begleiter, und dieß deutet auf nichts Gutes, denn wo Albini ist, gilt es, einen kühnen Streich auszuführen. Was sollten diese Leute aus Nürnberg, Würzburg und Aschaffenburg auf der Kirchweihe zu Bieber zu schaffen haben,

wäre nicht ihre Absicht, Malwina dem Herrn Kriegsrath zu entreißen? Und dann könnte ein schlimmes Gericht über den Entführer kommen, und Die, welche man wahnsinnig nennt, ein verderbliches Zeugniß geben."

„Wie", fiel der Kriegsrath rasch ein, „Ihr könntet wähnen, daß einige Knaben mir Furcht zu machen im Stande wären?"

„Ja, und ich halte mich überzeugt, daß sie noch mehr vermöchten. Denn, Herr Kriegsrath, im Vertrauen, was sollte Burghold thun, wenn man ihm an den Leib rücken würde wegen eines Geständnisses?"

„Burghold wird nicht gegen sich selbst zeugen, und überdieß wie sollte er ein Thor seyn, wenn ihm die Hälfte der Beute zugetheilt wird?"

„Wohlan, Herr Kriegsrath, es ist endlich im Ernst zu fordern, was Sie mir schon längst verheißen. Vertröstungen gelten nicht mehr, für ein Trosteswort erhält man weder Speise noch Trank.. Ich habe das letzte Kapitel der Intrigue vorbereitet; Karl wird seinem Gegner folgen — das Ende naht. Aber bevor die Geschicke erfüllt seyn werden, fordere ich den verdienten Lohn."

„Gut, er soll Euch werden", versetzte der Kriegsrath mit freundlicher Miene. „Bereitet also die letzte Scene vor — ich halte Wort."

„Dann kann Alles zu Ihrer Zufriedenheit enden", erwiederte Burghold und verließ das Zimmer, um, wie er sagte, dem schweren Geschäfte nachzugehen.

„Thor", flüsterte der Kriegsrath, als er wieder allein war, „führe Du nur das Ende herbei, welches mir die beiden Knaben vom Halse schafft, und Du sollst Dich glücklich preisen, wenn Dir nicht der Prozeß gemacht wird."

Nach einigem Nachdenken fuhr er fort: „Ja, es wird nach Wunsch gehen, denn wer von Beiden auch Sieger bleibt, kann nur durch Flucht der Strafe entgehen, und ich bin im ungestörten Besitze der Erbschaft, besonders wenn Karl das Zeitliche segnet — gerade Der, den sich Burghold als Popanz gegen mich aufbewahrt hat. Ja, ja", schloß er mit Wohlbehagen, „es wird sich für mich ein sicheres Plätzchen finden", und schritt hinab in die Gaststube, um seine Phantasie-Gebilde beim gefüllten Glase noch schöner auszumalen.

(Fortsetzung folgt.)

Sebastopol.

(Schluß.)

Das heutige Sebastopol, welches gegen 10,000 Einwohner und mit den hier liegenden Marine- und Landtruppen selbst in Friedenszeiten gegen 30,000—40,000 Seelen zählt, liegt amphitheatralisch an den Kalksteinbergen, welche die Bucht von Süden und Osten umgeben, stufenweise bis zu einer Höhe von 200 Fuß über den Wasserspiegel emporsteigen, und mit dem gegenüberliegenden noch steileren Ufer der Bai gleichsam eine weite Schlucht bilden, so daß in kurzer Entfernung von der Küste selbst die höchsten Masten der Schiffe, welche sie birgt, nicht mehr zu sehen sind. Die Kasernen und Krankenhäuser für die Matrosen stehen auf der der Stadt gegenüberliegenden Seite des Südhafens; in einiger Entfernung davon befinden sich die Kasernen der Garnison, so daß alle diese Gebäude zusammen eine Art von Vorstadt bilden. Unfern davon, zwischen dem Süd- und dem von ihm ausgehenden Schiffswerftehafen befinden sich die Admiralität und die Wohnungen der Seeoffiziere. Jenseits der Stadt an der Geschützbai liegen die Artillerie-Kasernen, das Arsenal und das Mauthgebäude, an den anstoßenden ersten äußeren Hafen, der Quarantänebai, befindet sich das Kontumazhaus. In der Nähe der Admiralität erblickt man das Lusthaus Dworetz, welches im Jahre 1787 zur Aufnahme der Kaiserin Katharina II. hier erbaut wurde, und am Strande der Hauptbucht hin sieht man mehrere von Seeoffizieren errichtete freundliche Landhäuser und Meiereien, die dem Ganzen den Stempel einer ebenso belebten als reizenden Landschaft ausdrücken. Die eigentliche Stadt, welche gegen die Bucht hin durch das erst in neuerer Zeit errichtete Fort Nikolai mit 192 Geschützen und eine weiter westlich gelegene Batterie von 50 Kanonen geschützt wird, ist mit Ausnahme der erwähnten außerhalb derselben liegenden Kasernen u. s. w. kaum 1½ Werste lang und nur 1200—1500 Fuß breit; die Straßen sind theils miteinander gleichlaufend, theils durchschneiden sie sich in rechten Winkeln, so daß dadurch mehrere Quartiere gebildet werden. Die höheren Theile werden von den Bürgern bewohnt und enthalten den Marktplatz und die neuerbaute griechische Kirche, außer welcher es noch eine besondere für die Flottenmannschaft gibt. Den Eingang der Hauptbucht vertheidigen außer den beiden eben angeführten Werken, namentlich das Fort Alexander mit 84 Geschützen und das demselben gegenüberliegende Fort Constantin mit 104 Kanonen, welch letzteres noch unterstützt wird durch eine westlich gelegene Batterie von 17, und eine östliche von 120 Geschützen, wie andererseits das Fort Alexander durch eine Batterie von 51 Kanonen, die zugleich den Quarantänehafen bestreicht, unterstützt werden kann. Diese Werke, denen noch mehrere kleinere Batterien zur Seite stehen, sind auf eine Weise angelegt, daß gegen jede sich annähernde Schiffsabtheilung ein um so wirksameres Kreuzfeuer aus ihren 618 Feuerschlünden eröffnet werden kann, als sie sich nicht viel über den Meeresspiegel erheben und die Einfahrt selbst, wie schon angegeben, kaum 600 Klafter breit ist; außerdem werden sie bei einem allenfallsigen Vordringen einer feindlichen Flotte durch weitere, mehr im Innern der Bucht angelegte Batterien unterstützt, wie namentlich dem Fort Nikolai eine Bastion mit 80 Kanonen gegenüber liegt, die das Eindringen in den Südhafen vollkommen unmöglich machen kann. Auf der Landseite wird die Stadt durch eine mit Schießscharten versehene Mauer vertheidigt, die in eine Bastion mit 50 Geschützen endigt, und sicher kann angenommen werden, daß der Kommandant dieses wichtigen Platzes Allem aufgeboten haben wird, und namentlich auch auf der Landseite die Befestigungswerke zu vermehren. Die Befestigungen dieser wichtigen Hafenstadt, die jedoch keinen Handel treibt, da sogar durch den Ukas vom 15. März 1804 jedem Kauffartheischiffe, Fälle der äußersten Noth ausgenommen, das Einlaufen strenge untersagt ist, damit jede Veruntreuung von Flottenbedürfnissen verhindert werde, sind von einem weichen Kalkstein ausgeführt, der in der Nähe der Stadt gebrochen wird, und dem Muschelkalke sehr ähnlich ist, aus dem man auch Odessa erbaute. Dieser Stein ist so nachgiebig und mürbe, daß die feindlichen Kugeln in ihm wie in Sand stecken bleiben, und so trägt selbst das Material, das die Natur hier bietet, dazu bei, diesen festen Punkt, an dessen Vervollkommnung namentlich in den letzten Monaten mit eisernem Fleiße gearbeitet wurde, uneinnehmbar zu machen, während es allerdings die Frage seyn wird, ob nicht der Zahn der Zeit den porösen Stein, aus dem die Bastionen errichtet sind, durch langsame aber stetig fortschreitende Verwitterung zerstören und unaufhörlich neue kostspielige Ausbesserungen nöthig machen wird. Die Schiffswerfte, auf welcher jedoch nur kleinere Schiffe, wie Korvetten und Briggs, gebaut werden, erhält aus dem Innern der Krim das nöthige Holz, das hinsichtlich der Güte dasjenige aller andern Provinzen des russischen Reiches übertrifft, aber leider zum Bau von Fregatten und Linienschiffen wegen seiner geringen Länge nicht brauchbar ist. — Das Klima Sebastopol's ist sehr gesund; die Hitze wird durch die Land- und Seewinde, welche abwechselnd des Morgens und des Abends sich regelmäßig erheben und da-

durch auch den Schiffen das Ein- und Auslaufen erleichtern, abgekühlt. Dagegen ist der Mangel an gutem und gesundem Wasser eine große Unbequemlichkeit und trägt in Verbindung mit dem starken Verbrauche gesalzener Speisen sehr Vieles zur Erzeugung der skorbutischen Krankheiten bei, welche hier im Winter herrschen. Die einzige Quelle, welche gutes Wasser liefert, befindet sich am Eingange des Südhafens, in der Nähe der Kasernen, und ist ausschließlich für die Truppen bestimmt. Eine in neuerer Zeit angelegte Wasserleitung, welche Wasser aus dem Bizukauschen herbeiführt, vermag den Uebelstand nicht ganz zu heben.

(Staatsanz. f. W.)

Photographisches Album von J. Schäfer.

Wir haben schon im verflossenen Jahre in diesen Blättern auf die vortrefflichen und dabei sehr billigen Photographieen des Herrn Schäfer (Atelier auf dem Graben im Hause Knoblauch) nachdrücklichst aufmerksam gemacht und besonders den Vorzug hervorgehoben, daß der Künstler seine Portraite am liebsten ohne alle Retouche und Farbenauftragung fertigt.

Heute künden wir nun ein Unternehmen an, von dem wir überzeugt seyn dürfen, es werde nicht nur hier in Frankfurt, sondern auch überall, wo man wahre Kunst liebt, die ihm gebührende Anerkennung finden. Es ist, so viel wir wissen, das erste Unternehmen dieser Art und bezweckt, die Handzeichnungen berühmter älterer Künstler, die in den Museen vergraben liegen oder doch wenigstens nur selten zum Vorschein kommen können, in aller Kunstfreunde Hände und eignen Besitz zu bringen. Wer einige Kunstbildung besitzt, wird wohl wissen, welchen außerordentlichen Werth Originalzeichnungen berühmter Künstler haben; es werden heutzutage so viele Album's angelegt, in denen man Zeichnungen und Aquarelle lebender Künstler sammelt. Hier werden nun zu ähnlichem Zwecke Handzeichnungen der berühmtesten Meister, eines Raphael, A. Dürer, Rubens rc. dargeboten. Daß die Zeichnungen in photographischer Darstellung dem Originale gleich kommen müssen, liegt in der Natur der Sache; für die Tüchtigkeit der Ausführung bürgt der Name des Künstlers und die Proben beweisen, daß er auch bei diesem Unternehmen sich bewähren wird. Das Werk führt den Titel: Photographisches Album nach Original-Handzeichnungen älterer Meister aus den Sammlungen des Städel'schen Kunstinstituts zu Frankfurt a. M. Photographirt und herausgegeben von J. Schäfer. Druck von Ph. Hoffmann. Das Werk erscheint in 6 Lieferungen. Jede Lieferung à 3 fl. 30. enthält 3 Blätter in Folio in eleganter Ausstattung, Text und Einfassung in Golddruck. Die erste Lieferung ist bereits erschienen und enthält: 1) Raphael Santi: Studie zum Freskogemälde der Disputa in der Stanza della Segnatura im Vatikan. 2) Albrecht Dürer: Ein Exorcismus. 3) Cornelius Engelbrechtsen (von Leyden 1486—1533): Krankenpflege, ausgeführte Federzeichnung auf grau grundirtem Papier. Außerdem werden noch gegeben: Raphael Santi: ein Altarblatt und eine Studie zu dem Freskogemälde: Uebergabe der Dekretalien, im Vatikan; Rubens: Portrait seiner Frau als Studie zum Liebesgarten; Michel Angelo: Charakterköpfe, mit Rothstift; Meister Stephan von Cöln: Marienbild; Rogier von der Weyde: ein Herr vom Stande mit einer Papierrolle, mit Silberstift; A. van Dyk: Maler Adam Coster rc. rc.

Möchten andere Museen Aehnliches ins Werk setzen; es würde dieß für die Kunstfreunde eine willkommene Gelegenheit werden, sich mit geringen Kosten einen Schatz von Handzeichnungen berühmter Meister anzulegen. Nach dem Erfolg, den die Photographieen berühmter Baudenkmäler gehabt haben, dürfen wir auch für das Unternehmen des Herrn Schäfer eine ähnliche Gunst des Publikums hoffen.

Mannichfaltigkeiten.

(Jerusalem.) Ein jammervolles Privatschreiben aus der heiligen Stadt liegt dem St.-Anz. für Würtemberg vor, das die Unglücksberichte, welche die Zeitung des Judenthums bringt, nicht nur bestätigt, sondern auch glaubwürdige Zeugnisse des k. k. österreichischen Consulats beweisen, daß die Noth den höchsten Grad erreicht hat. Die orientalischen Zustände üben einen schrecklichen Rückschlag auf die Bewohner Palästina's. Nirgends mehr ist Getreide zu haben, und wenn je ein solches von den Seeplätzen landeinwärts gebracht werden soll, so kommen die Beduinen der Wüste und rauben es weg. Unter der deutsch-israelitischen Gemeinde Jerusalems wüthet der Hunger-Typhus, der, durch das dortige Klima unterstützt, verheerend seine Opfer fordert. Die Rabbinnen der heiligen Stadt haben einen Aufruf an die deutschen Israliten erlassen, in dem sie flehentlich um Hülfe rufen.

Im Staats-Irrenhause zu Utica (Staat New-York) befinden sich gegenwärtig nicht weniger als 424 Geisteskranke, von denen die Mehrzahl in Folge des Geisterklopfens verrückt geworden ist.

Eine Neuyorker Post vom 20. v. M. bringt ein ganzes Register von Schiffbrüchen. Es scheiterte der Black Hawk, der am 4. April mit 858 Auswanderern absegelte, im atlantischen Ocean und das Paketboot Montezuma mit 400 Passagieren, von Liverpool kommend, am Strande von Rockaway. Aus beiden Schiffen wurden sämmtliche Passagiere gerettet.

Die Königin von Spanien hat verfügt, daß die Minister, sie mögen nun in bürgerlicher oder Amtstracht erscheinen, als Zeichen ihrer Würde stets einen Stock mit goldenem Griff und dergleichen Quaste tragen sollen.

In Havre hat sich vor kurzem eine sehr ergötzliche Geschichte zugetragen. Von Hamburg war ein Schiff angekommen, auf dem 250 Kisten Champagner verladen waren. Es war deutsches Fabrikat, aber mit den Etiketten der ersten Häuser der Champagne und zwar täuschend nachgemacht, versehen und bestimmt, auf einem englischen Dampfschiff weiter versendet zu werden. Eines der französischen Häuser, dessen Firma gefälscht worden war, bekam davon Wink und schickte sogleich einen Bevollmächtigten nach Havre, auf dessen Requisition eine Untersuchung eingeleitet und befunden wurde, daß es fremdes moussirendes Getränk und die Fälschung vollständig war. Nach den Vorschriften der französischen Gesetze wurden sämmtliche 250 Kisten confiscirt. Frankreich zeigt in dieser Hinsicht eine viel größere Sorgfalt zum Schutze der Industrie, als bei uns in Deutschland geschieht, wo die Fabriken gar zu oft fremde Etiketten nachmachen und das Publikum auf die schmählichste Weise täuschen. Bei uns ist diese Täuschung erlaubt, wenn nur fremde Firmen nachgemacht werden, und man kümmert sich nicht darum, daß das deutsche Publikum betrogen wird.

Einer der Strauße, welche die Renz'sche Gesellschaft begleiten, hat zwei Eier gelegt. Mit dem einen wurde der Versuch gemacht, es durch die Brutmaschine ausbrüten zu lassen. Dieß Experiment ist auch vollständig gelungen, und das junge Straußchen soll sich ganz wohl befinden. Das andere Ei wurde von

einigen Mitgliedern der Renz'schen Gesellschaft verspeist und soll hingereicht haben, um sechs Personen zu sättigen.

In neuerer Zeit wird das Schlachten von Pferden, wie in Berlin, Wien rc. auch in Bayern immer ausgedehnter betrieben. Dabei steigt der Preis des Pferdefleisches allmälig und beträgt auf dem Lande bereits per Pfund 5 kr. In München und den Vorstädten wird das Pfund zu 4 kr. verkauft und findet so starken Absatz, daß bereits 4 Pferdeschlachtereien bestehen und eine fünfte eben errichtet wird, die mit einander jährlich über 500 Pferde verwerthen, so daß dieses erst seit wenigen Jahren in München bestehende Gewerbe jährlich 20,000 fl. am Orte umsetzt, ohne daß das Geschäft der übrigen Metzgereien einen Abbruch erlitte.

(Aus dem Rheingau.) Der sogenannte „Haasenberg“ bei Johannisberg, auf dem früher Herr Hofrath Delaspee eine Erziehungsanstalt und später dessen Sohn, Heinrich Delaspee, eine Waisen-Anstalt gründen wollte, ist jetzt in die Hände der Gebrüder Petry von Aulhausen und des Hrn. Anton Reiff von Soffenheim übergegangen, welche beabsichtigen, daselbst eine moussirende Rheinwein-Fabrik anzulegen.

Korrespondenz.

Köln, 6. Juni.

Die zweite Sängerfahrt des Kölner Männer-Gesang-Vereins nach England.

Heute, an dem Tage, an welchem unser Männer-Gesang-Verein seine zweite Sängerfahrt nach London beendete, gestatten Sie mir einen gedrängten, übersichtlichen Bericht über diese Concertreise. In der Nacht vom 5. zum 6. Mai trat der Verein seine Reise von hier über Aachen, Gent und Calais an und zwar in einer Stärke von 60—70 Mitgliedern, also nicht so reich vertreten, wie im vorigen Jahr. Daß dießmal weniger Mitglieder an der Fahrt Theil nahmen, ist hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß die Sänger einen vollen Monat ihren Berufskreisen entzogen wurden. Was die Aufnahme unsers Vereins in der britischen Hauptstadt anbelangt, so übertraf dieselbe sogar noch die vorjährige. Das Publikum empfing den Männer-Gesang-Verein im ersten Concerte wahrhaft enthusiastisch und spendete demselben fast bei jedem Auftreten reichlichen Beifall; die Königin Victoria hat ihrer hohen Anerkennung dadurch Ausdruck verliehen, daß sie dem Dirigenten, Herrn Weber eine mit Diamanten reichbesetzte Brustnadel verehrte und dem Verein 100 Pfund Sterling zu Vereinszwecken übersandte; zu den Kunstgalerien, Theatern, Concertsälen u. dgl. hatten die Mitglieder jederzeit freien Zutritt, so daß dieselben ihre Kenntnisse und Anschauungen über Kunst- und Musik-Verhältnisse erheblich zu erweitern Gelegenheit hatten. Solche Erfolge sind bei der Vollendung im Gesange, deren sich der Verein erfreut, erklärlich, namentlich da unsere Sänger durch den Beifall der vorigjährigen Concerte ermuthigt und sich zu weitern Fortschritten gedrängt sahen. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn wir es versuchten, den meisterhaften, noch von keinem andern Verein übertroffenen Vortrag des Männer-Gesang-Vereins zu schildern, von der Macht zu sprechen, die den Zuhörer ganz ergreift und fesselt, wenn er den Gesang dieses Chors wie auf den Schwingen des Orkans dahinrauschen hört, wenn er den im Gesang classischen Uebergang zum Piano wahrnimmt und dann den Tönen lauscht, die dem Zephyr angehören, der in die Harfe greift und wenn er der Virtuosität im pünktlichen Ein- und Absetzen aller Stimmen inne wird. Doch das ist allbekannt und wer den Verein noch nicht hörte, wird durch eine Beschreibung seiner Vorzüge nicht in den Stand gesetzt, sich ein treues Bild zu entwerfen. Wenn wir oben bemerkten, daß der Verein nicht in allen Concerten einen vollen Beifall fand, so ist das darin begründet, daß das Programm der Stimmung zu wenig entsprach, in welche der Brite durch den Krieg im Oriente versetzt worden ist. Man hat das auch in den englischen Zeitungen getadelt. Wenn „Lützow's wilde Jagd“ und „das Schwertlied“ von C. M. von Weber, „der Normannssang“, von Kücken, „Was ist des Deutschen Vaterland?“ von Reichardt, „Rule Britannia“, „God save the Queen“ u. dgl. Lieder zum Vortrag gelangten, dann wollte der Applaus kaum verstummen. Es ist auch in der That leicht erklärlich, daß ein reich bestelter Sänger-Chor in Kraftliedern erheblich mehr gefällt, als dann, wenn er sich in sentimentalen Liebesliedern, wie sie uns jedes Ständchen bringt, ergeht. Daß indeß die Bewohner an der Themse auch Sinn und Geschmack an einem guten Volksliede haben, ist hinlänglich in die Erscheinung getreten bei: In einem kühlen Grunde; Seemannslied zur See; O Herzens schön Schätzerl; Jetzt gang' i an's Brünnle; Scheiden; die drei Röslein; Bardenchor von Silcher und bei andern Componisten, deren Lieder sich zum Gemeingut des Volkes emporschwangen. Außerdem haben sich folgende Lieder eines besonderen Beifalls zu erfreuen gehabt: von Becker „das Kirchlein;“ von C. G. Reinhardt „Canzonetta;“ von F. Kuhlau „Unter allen Wipfeln ist Ruh';“ von F. Hiller „Abendgruß;“ von Mendelssohn „vom Grund bis zu den Wipfeln; der frohe Wandersmann; Wasserfahrt; Liebe und Wein; Hüte dich;“ von Kücken „Im Walde; am Neckar; am Rhein; junge Musikanten;“ von Marschner; „Brüder laßt uns fröhlich seyn!;“ von Kreutzer „Frühlingsnahen;“ von Gieschner „Hüte dich!;“ von Lachner „Sonnenschein; Lenzfragen;“ von Reissiger „Frühlingsliedchen;“ von Ries „Trollerliedchen;“ und von Zöllner „Doppelständchen“. In den während 18 Tagen in London gegebenen fünfzehn Concerten zeichneten sich als Solisten die HH. DuMont-Fier, Pütz, Oster, Bäumer und Klein vortheilhaft aus. — Trotzdem, daß die Eintrittspreise sehr erheblich waren (im vierten Concert eine halbe Guinee = 8 Thlr. 3½ Sgr.), so fand sich doch stets ein Publikum von 600 bis 800 Personen ein; daher glaubt man auch zu der Hoffnung berechtigt zu seyn, daß 10,000 Thlr. als Reinertrag zu guten Zwecken mitgebracht werden. — Am 28. v. M. reiste der Verein von London nach Bradford, Manchester und Liverpool, um auch daselbst fünf Konzerte zu geben. Die Erfolge standen denen in der Residenz nicht nach, erreichten sogar, was den Applaus anbelangt, in der erstgenannten Stadt bei einem Publikum von nahe an 2200 Personen eine Höhe, wie sie in London unsern Sängern kaum zu Theil wurden. Als einen ferneren schönen Beweis der Anerkennung bringt der Verein ein Geschenk der Frau Herzogin von Sutherland, eine schildförmig gearbeitete silberne Schüssel, auf welcher die Amazonenschlacht dargestellt ist mit der Inschrift: „To the noble Choral Union of Cologne by the Duchess of Sutherland in grateful remembrance of the pleasure given to her friends at Stafford House on the 27. Mei 1854.“ Hr. Mitchel verehrte Hrn. Direktor Weber eine prachtvolle Tabatière, während der Verein einen Pokal empfangen wird. Auf der Rückreise wurde noch ein Konzert und das letzte, das zweiundzwanzigste der Sängerfahrt, am 5. Juni in Lille zum Besten des dasigen Tonkünstler-Vereins gegeben. Heute traf der Verein, nachdem ihm die in Köln zurückgebliebenen Mitglieder bis Königsdorf mit einem vergoldeten Weinfaß entgegengefahren waren, in Köln an dem festlich geschmückten Bahnhofe wieder ein. Der Präsident des Central-Dombau-Vereins, Hr. Esser II., begrüßte die heimkehrenden Sänger in einer sinnigen Rede, in welcher er der Verdienste unserer Sänger gedachte und unter Andern anführte, daß diese Sängerfahrten eines der schönsten Blätter als Beitrag zu der Kunstgeschichte unserer Vaterstadt liefern würden.

Theater-Anzeige.

Samstag, 10. Juni. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth., Musik von C. M. v. Weber.

Sonntag, 11. Juni. Letzte Gastdarstellung des Hrn. Emil Devrient, k. sächs. Hof-Schauspieler zu Dresden. Ein Lustspiel, Lustspiel in 4 Aufz. von R. Benedix. Franziska Hainwald: Frl. Claus. Bergheim: Hr. Emil Devrient. Hierauf: Ein Arzt, Lustspiel in 1 Akt. Arthur: Hr. Emil Devrient.

Bockenheimer Sommer-Theater.

Samstag, 10. Juni. Carl XII. auf Rügen, historisches Lustspiel in 4 Akten.

Sonntag, 11. Juni. Residenz- und Provinzschwindler, oder: Ordnung regiert die Welt, Posse mit Gesang in 4 Aufz. von R. Rauch und W. Hausen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. - Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 139. Montag, den 12. Juni 1854.

Der Zweikampf am Markhügel.

(Ein Zeitbild. Mitgetheilt von J. H. Ludewig.)

(Fortsetzung.)

VIII.

Im Gasthause zum Einhorn in Oberrad war lustiges Treiben. Es war Geleitstag, und die Geleitsreiter jubelten beim Weine; auch viele Andere sprachen daselbst zu, während eine Menge Menschen auf der Straße hin- und herwogten.

„Geleitsstöckchen! wer kauft?" rief eben ein Knabe in der Nähe des Thores, das den Eingang zum „Einhorn" bildete, als Robert mit Albini und dem Lieutenant Friedmann aus demselben heraustrat, um einen Augenblick das Gewoge auf der Straße anzuschauen.

„Gib mir ein Geleitsstöckchen!" sprach ein Mann, der dicht am Thorwege stand. „Wie viel kostet das Stück?"

„Drei Kreuzer, lieber Herr, und wenn Sie mir mehr geben wollen, ist's mir noch lieber", erwiederte der Knabe, der dem Manne einen Stock hinreichte und einen Sechsbätzner dafür empfing.

„So viel ist ein Haselstöckchen werth, das dazu dienen soll, dem Herrn Robert den Rücken auszuklopfen", sprach der Mann, indem er Ersteren, der sein forschendes Auge auf ihn warf, mit einem höhnenden Blicke ansah.

„Kennen Sie mich nicht? Sehen Sie mich an, Herr Robert, ich bin Der, welcher Ihnen an jenem Abend an der Bieberer Höhe begegnete und zuerst den Weg der Flucht versperrte, und nun bin ich hier, um Ihnen zu sagen, daß von Zweien nur Einer im Besitze Malwina's seyn kann."

„Wohlan, dieß Zusammentreffen mag das letzte seyn. Morgen früh um acht Uhr finden wir uns an derselben Stelle, wo Sie mich meuchlings überfielen."

„Und mit welchen Waffen schlagen wir?" fragte Karl.

„Ich wähle den Säbel."

„Gut, ich erscheine."

Nach diesen Worten entfernte sich Karl, und Albini bemerkte, daß in einiger Entfernung ein Mann sich zu ihm gesellte.

„Robert", sprach er dann, „siehst Du dort den Menschen? Der ist mir längst zuwider. Schon in Nürnberg erkannte ich in ihm den Mephistopheles Deines Feindes, der sicherlich ein besserer Jüngling wäre, hätte ihn nicht jener Bösewicht mit seinen Krallen gefesselt."

„Und welche sind Deine Vermuthungen?" fragte Robert.

„Das Verhältniß der Beiden zu einander ist mir bis heute noch räthselhaft. Zwar nennt er jenen Burghold Oheim, allein mich will es bedünken, als ob die angebliche Blutverwandtschaft eine fingirte sey. — Höre, Robert", fuhr er nach einigen Augenblicken fort, „ich werde morgen, bevor ihr zu den Waffen greift, die Frage an Deinen Gegner richten, mit wem eigentlich Du Dich schlagen sollst. Er wird antworten und mir Gelegenheit zu weiteren Forschungen geben. Für heute wollen wir indessen noch ein bischen guter Dinge seyn und unsere Kameraden deßhalb wieder aufsuchen." Mit diesen Worten zog Albini seinen Freund in das Gasthaus, wo der Jubel bis zum Abend dauerte.

Am andern Morgen, als des Zwielichts grauer Flor dem Auge die Fernsicht noch verhüllte, sah man zwei Gestalten auf dem Wege von Bürgel nach der Bieberer Höhe schreiten. Anfangs wandelten sie schweigsam neben einander hin, bis sie der Anhöhe näher waren.

„Es ist lustig", sprach jetzt die eine der Gestalten, deren Umrisse zwei starkgewachsene Männer erkennen ließen, „ja, ja, es ist wirklich lustig, daß die verliebten Narren sich schon so früh den Federn entwinden wollen, um sich todt zu schlagen."

„Für Sie, Herr Kriegsrath, ist dieß allerdings eine belustigende Erscheinung. Aber die Duellanten werden doch mit andern Gefühlen diese Stelle betreten, an der wir eben angekommen sind. Wir wollen nun hier abwarten, was da geschehen wird; das Gebüsche daneben reicht hin, uns den Augen Anderer zu verbergen. Uebrigens werden immer noch einige Stunden vergehen, ehe die Leute hier sich einfinden, um einen blutigen Gang zu machen; unterdessen haben wir Zeit, unsere Angelegenheit ins Reine zu bringen."

„Wie?" fragte betroffen der Erstere; „wir wären mehre Stunden zu früh an Ort und Stelle? Und wir sollten uns hier in der kalten Morgenluft hinter einem Busche langweilen?"

„Die Sache soll Ihnen nicht langweilig werden, Herr Kriegsrath; denn wenn ich Sie vermochte, das Duell mit anzuschauen und von dem Ende desselben sich selbst zu überzeugen, so geschah dieß nur in der Absicht, mich vorher erst meines Lohnes zu versichern. Sie haben mir gestern Ihr Wort gegeben, mir heute in der Frühe die bewußten Hypotheken und Werthpapiere behändigen zu wollen, und zwar mit dem ausdrücklichen Versprechen — vor dem Zweikampf. Ich fordere jetzt, was mir schon längst gebührte! — Nun, Sie schweigen?"

„Weil ich nicht Worte finden kann, ein solches Mißtrauen zu strafen. — Die Papiere liegen in meiner Wohnung, ausgefertigt, um in Eure Hände überzugehen. Hegt Ihr irgend Zweifel, so können wir die Sache sogleich abmachen, indem wir zurückkehren."

„Das würde heißen, Burghold in die Schlinge locken und ihn dann festhalten. Nein, Herr, wir schließen hier ab. Die Rechnung mit mir habe ich gemacht, — ich verzichte nunmehr auf den Antheil des schmählich erworbenen Geldes, aber auch Sie sollen es nicht genießen. Wir Beide bleiben hier zur Stelle, bis die

Betrogenen ankommen; ich werde mich bei denselben anklagen und ihre Verzeihung erflehen, und der Herr Kriegsrath fällt alsdann der Gerechtigkeit anheim."

„Ha, Verräther, Du willst Dich lossagen von dem Vertrage, Deinen Schwur brechen!" rief, bleich vor Schreck und Wuth, der Andere.

„Elender, Du hast mich meines Versprechens entbunden, indem Du mir den Antheil der Beute vorenthältst. Auch der Löwe verliert die Geduld und wird blutgierig gleich dem Tiger, wenn ihm sein Futter entrissen werden soll."

„Nun, wenn dieß die Ursache Deines Zornes ist, so will ich allein zurückgehen und hierher bringen, was Dir von der Beute, wie Du sagst, gehört."

(Schluß folgt.)

Die Türken.

Nach Dickens' Household Words von W. F.

Immer noch denkt man sich den Türken als einen Menschen mit einem fürchterlichen Bart, der einen krummen Säbel an der Seite trägt, mehr Frauen hat als er zählen kann, den ganzen Tag Tabak raucht und dabei die Bequemlichkeit eines Stuhles verschmäht. Der famose Blaubart wird in der Regel für einen Türken gehalten, und in der That werden alle schrecklichen Ungeheuer in unseren Kinderschriften als Türken dargestellt. Wer Jemanden in England „einen artigen Türken" nennt, macht ihm kein Kompliment, ja in der Türkei selbst will Niemand ein Türk geheißen seyn; er nennt sich Osmane, denn in seinen Augen ist der Türke ein Barbar.

Der Türke oder Osmane der Gegenwart ist himmelweit von jenem wilden Menschen verschieden, wie er in der Vorstellung des Volkes lebt. Er ist durch seine Erziehung dazu angehalten worden, den Gesetzen dieselbe Achtung zu zollen wie seiner Religion, und jene als einen Theil dieser zu betrachten; er hat in der Regel nur ein Weib, und wenn er in zorniger Stimmung nach Hause kommt, so läßt er seine Frau nicht in einen Sack nähen und in den Bosporus werfen. Es liegt nicht in seiner Gewohnheit, Leute im Dunkeln niederzustoßen; er ist nicht immer hartherzig und grausam; er kann in seinem Umgange sehr anständig seyn und ist weit davon entfernt, es mit seinen moralischen Ansichten — d. h. in denjenigen moralischen Ansichten, die er als solche anerkennt — nicht genau zu nehmen. Das Gesetz schützt sein Weib gegen Grausamkeit oder Vernachlässigung; und seine Aussichten, sich zu einer Stellung emporzuschwingen, hängen ausschließlich von seinen eigenen Anstrengungen ab. Nicht erbliche Gesetzgeber können ihn von dem Staatsdienst ausschließen; auch als Sohn einer Sclavin kann er Kammerherr des Palastes werden. Jedem steht in der Türkei jede Stellung offen.

Die Beschreibung der Türkei und ihrer Bewohner von Montesquieu hat längst ihre Bedeutung verloren. Als er schrieb, war freilich das Eigenthum nicht geachtet, gab es freilich kein Civilgesetz, hatte die Sclaverei das Volk herabgewürdigt und die Vielweiberei alle Reinheit des socialen Lebens zerstört. Doch in den letzten fünfzig Jahren, unter der Herrschaft des jetzigen Sultans und seines Vorgängers, ist eine große Veränderung eingetreten. Der Koran ist von Neuem ausgelegt worden, und dieß hat der großen Sache des menschlichen Fortschrittes wesentliche Dienste geleistet. Seine Weisungen an die Gläubigen haben die Einführung der Künste des westlichen Europa außerordentlich erleichtert, und um der modernen Kriegswissenschaft beim Volke Eingang zu verschaffen, wurde den Mohamedanern begreiflich gemacht, daß man sich auch der Waffen des Feindes bedienen dürfe, um ihn zu vernichten. Die Provinzen, die sonst durch unaufhörliche Bürgerkriege verwüstet wurden, die durch den Wechsel der über dieselben herrschenden Pascha's stets eine Beute der Raubluft oder der Plünderungssucht und Rohheit bewaffneter Banden waren, die von außen her dieselben überfielen, stehen jetzt unter dem Einflusse von Konstantinopel. Beamte, die Geschenke erpressen und Recht und Gerechtigkeit verkaufen, sind jetzt der ganzen Strenge des Gesetzes unterworfen. Das Feilbieten der Sclaven auf offenen Märkten ist unterdrückt, und des Sclaven selbst nimmt sich die Regierung so schützend an, daß gegenwärtig kein Herr seinen Sclaven grausam behandeln darf. Ein neues und mildes Gesetzbuch ist entworfen, und der Handel nach französischem Muster eingerichtet worden. Man sieht hieraus, daß der gegenwärtig geborene Türke (wie wir ihn noch immer nennen wollen) durchaus nicht auf einen so barbarischen Schauplatz tritt, wie der war, auf welchem sein Großvater eine Rolle spielte. Freilich umgibt ihn noch kein Lichtmeer von Aufklärung, aber ein vielversprechender Schimmer.

Die Sorgfalt, mit welcher die Osmanen ihre Frauen und Töchter von allem öffentlichen Leben ausschließen, wird in Konstantinopel immer noch beobachtet. Einen Türken nach seiner Frau oder seinen Töchtern fragen, heißt ihn tödtlich beleidigen. Wenn er auf sie anspielt, nennt er sie „das Haus", und er sagt dann wohl, daß sich das Haus wohl befinde. Eben so zeigt er seinen Freunden die Geburt einer Tochter mit den Worten an, „eine Verschleierte" oder „eine Fremde sey ihm geschenkt worden." Der Koran lehrt ihn, sein Weib zu ehren, er lehrt ihn, zu glauben, daß sie mit ihm der himmlischen Freuden werde theilhaftig werden. Diese Lehre widerlegt den allgemein verbreiteten Irrthum, als glaubten die Mohamedaner selbst, das Weib habe keine Seele. Die Vielweiberei ist bis auf diesen Tag in der Türkei gestattet, aber sie ist mit so bedeutenden socialen und religiösen Schwierigkeiten verknüpft, daß sie selten ist. Der Koran erlaubt freilich dem Muselmann, vier Frauen zu haben, aber er rechnet es ihm auch als Verdienst an, wenn er sich nur mit einer begnügt. In Konstantinopel haben die Ulemas, die Regierungsbeamten, die Offiziere der Land- und Seemacht, die Kaufleute und Handwerker in der Regel nur eine Frau. In den Provinzen ist es sogar ganz allgemeine Regel, nur eine Frau zu besitzen. Gegenwärtig rechnen es sich alle höheren Staatsbeamten als Verdienst an, nur eine Frau zu heirathen, um hierdurch dem Volke ein gutes Beispiel zu geben. Dann ist das Weib auch durchaus keine Sclavin. Sie ist in ihren Gemächern die oberste Herrin. Sie kann den Besuch von Freundinnen und ihren männlichen Verwandten empfangen; sie darf zu jeder Tageszeit verschleiert und ihn Begleitung ausgehen, und ihr Ehemann fragt sie bei allen seinen Angelegenheiten um Rath. Sie ist durchaus nicht, wie wir so oft gelesen haben, nur eine geputzte Puppe, sie steht vielmehr dem Hauswesen vor, und die Gesetze schützen sie vor Mißhandlungen. Der Muselmann ist gesetzlich verpflichtet, sein Weib seinem Range gemäß zu erhalten; wenn er dieß nicht thut, steht ihr das Recht auf Scheidung zu. Wenn er sie heirathet, gibt er ihren Verwandten ein Geschenk, statt von ihr, wie bei uns, eine Mitgift zu erwarten. Die Sorge für seinen Haushalt ist ihr überlassen, und wenn er arm ist, beschäftigt sie sich in ihren Mußestunden mit Spinnen. Sie hat dem Gesetze zufolge das ausschließliche Recht, ihre Kinder zu erziehen — die Mädchen bis zu ihrer Verheirathung, die Knaben bis zu ihrem Eintritte in eine der öffentlichen Schulen. Wenn sich in der Brust des Osmanen eine zarte Saite befindet, so ist es die, welche stets in ihm erklingt, sobald er den Namen der Mutter vernimmt. Frauen dürfen sogar den Dienst des Imam versehen und Gebete hersagen, und unter außerordentlichen Umständen dürfen sie selbst mit politischer Gewalt ausgerüstet werden. Nichts desto weniger ist das Weib in der Türkei noch nicht frei. Das Gesetz gestattet ihr, entfernte Verwandte jährlich einmal zu sehen, wenn ihr Gatte häufigere Besuche verbietet; selbst ihre na-

hen Verwandten sind demselben gesetzlichen Einspruch unterworfen. (Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben.

(Von Dr. J. v. Fenner.)

Alle Welt nennt das Licht schön, und das ist es auch; allein gar nichts besonders Erfreuliches erblick' ich in dem Umstande, daß es oft nur vorhanden zu seyn scheint, uns das Dunkel so recht deutlich und klar erkennen zu lassen.

Ein Heiterer kann weit eher eine traurige, als ein Trauernder eine heitere Miene vertragen.

Wir sind nun doch einmal Gras — was scheuen wir uns vor der Sense?

Den Meisten ist Vergnügen eine — Arbeit; den Wenigsten Arbeit ein — Vergnügen.

Warum hat man bis jetzt noch keine Culturgeschichte der Menschheit nach ihren Mordwaffen geschrieben?

„Baares Geld lacht!" — Das ist reine Schadenfreude vom Gelde, denn es denkt: „Was wirst Du noch — weinen, wenn ich fort bin!"

Wir Alle reisen zwar durch's Leben, aber auf die verschieschiedenste Weise. Diese richtet sich nach Stand, Alter und andern Verhältnissen des Reisenden, und aus alle Dem entspringen und fließen die tausenderlei Anschauungen des Lebens, färben sich die Freuden und Leiden desselben. Der Eine reist als Kind oder Jüngling; der Andere als Mann oder Greis; der Eine reist mit Paß, aber ohne Geld; der Andere mit Geld, aber ohne Paß. Uebrigens ist das Geld auch ein guter Paß.

Mannichfaltigkeiten.

Der Brunnenarbeiter Giraud in Lyon, von dem wir schon früher berichtet und dessen schreckliches Schicksal die ganze französische Presse beschäftigte, ist nun doch an den Folgen jener zwanzigtägigen Verschüttung gestorben; man hatte ihm bereits ein Bein abnehmen müssen und auch das andere war nicht zu retten. Selbst von Paris aus war kürzlich ein Arzt nach Lyon abgegangen zur Consultation, aber man hatte nur wenig Hoffnung. Die mit den damaligen Erdarbeiten zur Befreiung des Unglücklichen beschäftigt gewesenen Pioniere und Ingenieure haben sämmtlich Ehrenzeichen und Medaillen und die übrigen Arbeiter Geldgeschenke erhalten. Man zeigt auch schon auf den Boulewards ein Rundgemälde, auf welchem die ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende dargestellt ist.

Der Wiener Correspondent der Times schreibt: Ein österreichischer Offizier höhern Ranges, der viel Gelegenheit hatte, die Russen im Gefecht zu sehen, spricht mit höchster Anerkennung von ihrem kaltblütigen Muth. Ein großer Fehler ihres Systems ist aber, daß den untergeordneten Befehlshabern wenig oder gar keine Selbstbestimmung vergönnt ist, und daß in Folge dessen in einem Feldzuge unzählige Menschenleben unnöthig hingeopfert werden, bloß weil die erlassenen Verhaltungsvorschriften buchstäblich erfüllt werden müssen. Während des Krieges von 1849 war ein russisches Regiment dem mörderischen Feuer einer ungarischen Batterie ausgesetzt, welches ganz hätte vermieden werden können, wenn man die Truppen etwas rechts gezogen hätte, wo der Grund niederer war. Man machte den Oberst aufmerksam darauf, aber er antwortete: er habe vom Obercommandanten Befehl mit dem Regiment da zu bleiben wo er stehe, bis auf weitere Ordre.

(Paris, 30. Mai.) Fräulein Rachel, von ihrer St. Petersburger Reise seit längerer Zeit zurück, erschien gestern zum ersten Mal wieder auf den Brettern des Theatre Français in Phädra von Racine. Nach dem, was zwischen ihr und dem Theatre Français während ihres Aufenthalts in St. Petersburg vorgegangen, war man sehr darauf gespannt, wie das Publikum die Undankbare aufnehmen werde, die eine Bühne verlassen will, auf welcher sie ihren europäischen Ruf gegründet und wo sie als Selbstherrscherin regiert, und der sie ihre Geschwister und andere oneröse Bedingungen octroyirt. Die Plätze wurden zu fabelhaften Preisen verkauft, der Zudrang war ungeheuer; sie selbst trat vor das glänzend besetzte Haus etwas zaghaft, mit bebendem Herzen! Aber ein Sturm von Applaus empfing die Künstlerin, und wider Aller Erwartung ließ sich auch nicht ein Zeichen des Mißfallens hören, nach jeder Scene und nach jedem Act wurde die Künstlerin gerufen, und Diejenigen, die ihre Plätze mit schwerem Gold in der Hoffnung bezahlten, einem kleinen Scandal beizuwohnen, sind gänzlich betrogen. Der Kaiser und die Kaiserin beehrten die Vorstellung mit ihrer Gegenwart. Wenn dieser Empfang die Künstlerin nicht anders gestimmt hat, so ist sie noch immer entschlossen, sich von der Bühne zurückzuziehen, und folglich im nächsten Monat ihr dießmal entscheidendes Gesuch um Abschied abermals dem Minister einzureichen; man rechnet aber auf ihre Passion für die Kunst, die ihr nicht erlauben wird unthätig zu seyn, da es ihr nach den Statuten des Theatre Français verboten ist, anderswo zu spielen, wenn sie ihren Abschied genommen hat. (A. Z.)

Es ist bereits früher einer Erfindung des Lithographen Herrn Schreiner in München Erwähnung geschehen, die für die Vervielfältigung kostbarer, nur einzelnen sehr vermöglichen Personen zugänglicher Kunstwerke der Oelmalerei einerseits, und zur Verdrängung schlechter fabrikmäßig gehudelter Bilder, und hierdurch zur Hebung und Veredlung des Geschmackes auch in den niedrigen Volksklassen anderseits, von unberechenbarer Tragweite ist. Wir meinen damit die von Hrn. Schreiner gemachte Erfindung, mittelst der drei einfachen Farben blau, roth und gelb jedes Oelgemälde in größter Treue durch lithographischen Oeldruck wiederzugeben. Drei Jahre anstrengendster Arbeit haben nun diese Erfindung zu einer so vollendeten Ausbildung gebracht, daß Herr Schreiner in der That Ausgezeichnetes liefert. Alle Farben erscheinen auf diesen Kopien in vollkommener Sättigung und feinster Nuancirung, so daß selbst ein geübtes Auge beim ersten Anblicke ein Originalgemälde vor sich zu haben glaubt, und sich erst überzeugen muß, daß einzelne Partien des Abdruckes nicht mit erst später aufgesetzter Farbe behandelt sind. Wir können auf diese von unserem Landsmanne gemachte Erfindung mit Recht stolz seyn; sie wird sich rasch Bahn brechen, denn durch sie und durch die Wohlfeilheit, mit welcher Herr Schreiner die einzelnen Abdrücke abzulassen im Stande ist, wird es nun jedem auch nur einigermaßen Bemittelten möglich, seine Wohnung mit wirklich guten Bildern zu schmücken. Wie wir vernehmen, wird Herr Schreiner einige Proben dieser seiner Erfindung bei der bevorstehenden großen allgemein deutschen Industrieausstellung zur Ausstellung bringen und wir zweifeln nicht daran, daß sie die vollste Anerkennung aller Beschauer finden werden.

Breetenborn. Ich globe abder doch nu, daß der jüngste Tag bald da is, wenn de Welt durch Feier untergehen soll.

Nudelmüller. Warum?

Breetenb. Nu, weil's iberall brennt — de Wälder brennen — de Städte un Dörfer brennen — de Staatskassen sin abgebrannt — dazu de brennenden Fragen un ich fir meine Person habe jetzt och immer brennenden Durscht.

Nudelm. Laß es gut seyn, Breetenborn, das Feier kann nich um sich greifen — es wärd iberall zu viel — gepumpt.

Emil Devrient.

Emil Devrient hat sein dießmal leider nur kurzes Gastspiel als Lord Rochester in der Waise von Lowood und als Marquis Posa bei jedesmal in allen Räumen gefülltem Hause und unter jenem Beifall, der ihm als treuer Begleiter folgt, fortgesetzt. Man hat diesen Mimen oft beneidet, weil die Natur ihn so reich mit ihren besten Gaben beschenkt, weil sie ihn mit einer so liebenswürdigen und immer jugendlich erscheinenden Persönlichkeit ausgestattet, weil sie seiner Stimme einen jeder Modulation fähigen und in's Herz jedes Hörers sich einschmeichelnden Klang verliehen, weil sie ihm Alles gegeben, um ihn zu einem Repräsentanten des Schönen und des Idealen zu machen. Wenn wir es aber auch gelten lassen, daß die Natur recht viel für ihn gethan und daß die Muse ihm schon an der Wiege gelächelt hat, so müssen wir ebenso anerkennen, daß er sich solcher Gaben würdig gemacht durch den Ernst und die Ausdauer seines edeln unermüdeten Kunststrebens und durch jenen Fleiß, ohne welchen selbst Genie oder Talent nichts Ausgezeichnetes zu vollenden vermögen. Wir bewundern in E. Devrients Darstellungen nicht nur die Fülle seiner äußeren und inneren Begabung, sondern eben so sehr die harmonische Abrundung und das künstlerische Detail seiner Gebilde. In letzterer Beziehung sind seine Leistungen immer Muster von Kunststudium und bis in alle Einzelnheiten mit einer Sorgfalt ausgeführt, die uns Achtung und Anerkennung abgewinnen müssen. Diese Kunststudien sind um so höher anzuschlagen, als sie heutigen Tages immer seltener werden und als man glaubt, mit einem Aufwand von glänzenden Mitteln und einem genialen Anflug allein ausreichen und jedes tiefere Eindringen entbehrlich machen zu können. Mögen daher unsere jüngeren Schauspieler Emil Devrient nicht sowohl um Dasjenige beneiden, was ihm die Natur freundlich geschenkt, als vielmehr die Treue und Pietät seines Strebens und Fleißes sich aneignen!

Wie E. Devrient in seinem Marquis Posa das ideale Gepräge des hochherzigen Schwärmers für Freiheit und Menschenwohl mit dem Ausdruck der Wahrheit und Natur eines in der Wirklichkeit des Lebens stehenden Charakters zu vereinigen, wie er alle Details mit seiner Künstlerhand auszumalen und im kleinsten Punkte die größte Kraft geltend zu machen weiß, das fand auch dießmal so große Anerkennung, daß er bei offener Scene durch Hervorruf und Blumenspenden ausgezeichnet wurde. Als Lord Rochester gab er uns das meisterhafte und fein nuancirte Charakterbild eines Mannes, der unter rauher Hülle den edeln Kern verbirgt und dem die Erfahrung eines vielgeprüften Lebens einen oft bittern Sarkasmus gegeben, aber die Wärme und Hingebung eines gefühlvollen Herzens nicht genommen hat. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß dem gefeierten Gaste auch hier der lebhafteste Beifall gespendet wurde. Denselben theilte mit ihm Frl. Genelli, deren Jan Eyre hier so beliebt geworden und in welcher die junge Darstellerin bekundet, daß sie eine poetische Auffassung besitzt und mit einer Innigkeit und Hingebung spielt, die eben so anregend als zum Herzen dringend sind.

W.

Korrespondenz.

Leipzig, 2. Juni.

Unserem letzthin gegebenen Versprechen gemäß erhalten Sie heute einen gedrängten Bericht über die Gastdarstellungen, in welchem Herr Direktor Wirsing seit einigen Wochen diejenigen fremden Künstler dem hiesigen Publikum vorführt, die an Stelle der im nächsten Herbste ausscheidenden Mitglieder unserer Oper treten sollen. Im Tenorfache gastirten Hr. Resler von Presburg und Hr. Damke aus Freiburg im Breisgau, jener einmal, dieser dreimal. Ersterer sang den Lyonel in der Oper „Martha", konnte es aber zu keiner allgemeinen Anerkennung bringen, da er, wiewohl mit einer hübschen, indessen noch sehr der Ausbildung bedürftigen Stimme begabt, doch noch zu auffällig den Anfänger verrieth. Hr. Damke sang zweimal den Arnold im „Tell" und einmal den Johann von Leyden im „Propheten" und bewies sich allerdings als routinirter Sänger und Darsteller, doch hat ihm der holde Lenz mit seiner Blüthenzeit bereits den Rücken gekehrt. Das Falsett scheint wenig ausgebildet zu seyn, und die Höhe wird durch übermäßiges Forciren etwas unangenehm. Als Arnold wurde er ziemlich wohlwollend aufgenommen, weniger wollte es ihm jedoch im Propheten, wo sich die Stimme sehr rauh und unbiegsam zeigte, gelingen. Ein Herr Mayer, ebenfalls aus Freiburg im Breisgau, welcher den Tell sang, war sowohl im Gesang wie auch in der Darstellung dieses Heldencharakters durchaus ungenügend. Hr. Burger, dessen wie schon in unserem letzten Berichte Erwähnung thaten, trat in seiner zweiten Gastrolle als Beaumanoir in der Oper „Templer und Jüdin" auf, war aber dieser Parthie in keiner Weise gewachsen, da ihm alle Fähigkeiten abgehen, die schwierigen Recitative derselben zu bemeistern. Seine dritte Gastrolle: Marcell in den „Hugenotten" bewies leider, daß weder seine Stimme, noch seine Schule, noch seine Darstellung ihn dazu befähigen, das Fach eines ersten Bassisten an unserer Bühne würdig zu vertreten. Es bestätigt sich demnach vollkommen, was wir schon in unserem letzten Bericht über Hrn. Burger ausgesprochen: die Stimme entbehrt in der mittleren und tieferen Lage aller Kraft und Markigkeit, die Gesangesmethode ist äußerst mangelhaft, und von der Auffassung und Darstellung eines Charakters wird auch ein nachsichtsvoller Beurtheiler nur wenige Spuren bemerken. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß Hr. Direktor Wirsing mit der Wiederbesetzung der ersten Fächer kein besonderes Glück hat, und daß das Publikum die Unzulänglichkeit der ihm vorgeführten Gäste sehr gut erkennt, beweisen die leeren Häuser, namentlich bei den Vorstellungen der Hugenotten, in denen Frau Schreiber-Kirchberger (Valentine), Fräul. Tonner (Margaretha von Valois) und Hr. Burger (Marcell) gastirten. Trotz dieser drei Gäste war das Publikum so klein, daß wohl kaum mehr als die Tageskosten eingegangen seyn dürften. Frau Schreiber-Kirchberger, eine sehr tüchtige Koloratursängerin, ist für dramatische Parthien wie Valentine nicht ausreichend, auch scheint ihre Stimme seit ihrem Hierseyn vor vier Jahren etwas gelitten zu haben, wenigstens hat sich ein bedeutendes Tremuliren eingestellt, was wir früher nicht bemerkten. Fräul. Tonner sang die Margaretha von Valois wohl nur, um die Vorstellung überhaupt möglich zu machen, denn die Schwäche ihrer Stimmmittel hatte ja schon vor einem Jahre die Kündigung ihres Engagements an hiesiger Bühne veranlaßt.

(Schluß folgt.)

Deutsche Tonhalle.

Auf das im November v. J. erlassene Preisausschreiben wegen eines Quintettsatzes für Blasinstrumente sind uns zwölf Bewerbungen rechtzeitig zugekommen, welche wir nun den erwählten drei Herren Preisrichtern, jedem insbesondere, zur Beurtheilung zusenden, deren Ergebniß wir demnächst anzeigen werden.

Die Bewerbungszeit um den kürzlich ausgesetzten Preis für drei Abendmahl-Gesänge endet mit dem Monat August d. J., wobei übrigens die Satzungen der Tonhalle das Nähere bestimmen, welche, sowie die zweite Jahresübersicht derselben, durch Buch- und Musikalien-Handlungen bei K. F. Heckel hier zu beziehen sind oder auf freie Briefe beim Gezeichneten.

Mannheim, 3. Juni 1854. Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Montag, 12. Juni. Gastdarstellung der Fräulein Wildauer, k. k. Hofopernsängerin aus Wien. Linda von Chamounix, große Oper in drei Acten von Proch. Linda: Fräulein Wildauer. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 140. Dienstag, den 13. Juni 1854.

Der Zweikampf am Markhügel.

(Ein Zeitbild. Mitgetheilt von J. H. Ludewig.)

(Schluß.)

„Der Herr Kriegsrath wage es nicht, von der Stelle zu gehen, es möchte sonst Burgholds Faust ihm ein Hinderniß in den Weg legen."

„Wahnsinniger Mensch, Du drohst vergebens — ich gehe ohne Deinen Willen", so sprach der Bedrohte mit anscheinendem Gleichmuthe, und wandte sich um. Da aber sprang Burghold vor ihn hin und schlug die Finger seiner linken Hand in die weiße Halsbinde des Kriegsraths, während er mit der rechten ihm einen heftigen Stoß auf die Brust versetzte. Der Angegriffene ächzte tief, allein er war nicht überwunden. Er umfaßte seinen Gegner mit dem einen Arm, während er mit dem andern sich des Druckes erwehrte, den Burgholds linke Faust, die sich krampfhaft zusammengezogen, ihm an der Kehle verursachte. Einige Minuten standen sie so unbeweglich — endlich gelang es dem Kriegsrath, sich loszumachen. Drauf sah er sich in der Gegend um, doch sein Auge konnte kein menschliches Wesen erspähen, dessen Hülfe er hätte anrufen können. Er versuchte seinem Gegner zu entfliehen, aber dieser holte ihn bei den ersten Schritten schon ein und umschlang ihn mit seinen Armen, um ihn zu Boden zu werfen. Auch jetzt blieb der Kampf unentschieden. Beide hielten sich fest und schienen ein Jeder des Momentes zu erwarten, wo er den Andern niederzuwerfen vermöchte. Kein Wort vernahm man, keinen Schmerzenslaut, nur das Gestöhne der Wuth. Fast eine Viertelstunde lang hatten sie gerungen und waren inzwischen an eine kleine Vertiefung gekommen — da glitten in der bethauten Haide ihre ermüdeten Füße aus, und zusammen verschlungen, wie sie gestanden, lagen sie im niederen Grase. Nicht lange jedoch, so erhob der eine der Kämpfee den Kopf und alsbald darauf die Faust, ein dumpf klatschender Schlag folgte, und der Kriegsrath, welcher sich oben hingearbeitet, schien Sieger. Burghold ließ, als ob er von dem Schlage gänzlich betäubt, seine Arme sinken und fuhr mit der Hand nach der Gegend seines Herzens, während der Kriegsrath im Siegeswahne frischen Athem schöpfte. Aber es war nur ein Augenblick, da fuhr er mit einem lauten Schrei empor, denn sein Gegner, der unversehens ein Messer aus der Brusttasche gezogen, hatte ihm eine tiefe Wunde beigebracht. Burghold, noch nicht zufrieden, faßte ihn abermals und warf den halb Ohnmächtigen zu Boden, den er, auf ihm knieend, erstickte. Eine Zeit lang noch lauschte er auf irgend ein Lebenszeichen seines Feindes, und als er sich überzeugt, daß ihm der Mund auf ewig geschlossen, da wandte er sich in eiligen Schritten gen Bürgel.

Doet stürzte er nach der Wohnung eines Geistlichen, der, durch die französische Revolution aus dem Elsaß vertrieben, hier sein Domicil genommen hatte. Heftig klopfte Burghold an die Thüre.

„Wer stöet mich in meinen Arbeiten?" rief es im Zimmer.

„O, öffnen Sie schnell, von einer Minute hängt das Leben zweier Menschen ab!"

Der geistliche Herr, welcher nur mit der süßen Arbeit eines sanften Morgenschläfchens oder einem angenehmen Hinbrüten beschäftigt, war einer von Denen, welche ihren Beruf begriffen haben, und säumte daher nicht, bei den letzten Worten sich in Schlafrock und Pantoffeln zu werfen. In die halb geöffnete Thür schritt Burghold. — Nach einiger Zeit eilte der Geistliche zum Vorstand des Ortes und alsbald mit diesem und noch andern Männern nach dem Markhügel hinauf, wo der Verabredung zufolge Robert und Karl mit ihren Beiständen und Zeugen zur bestimmten Stunde erschienen.

„Meine Herren", rief ihnen der Geistliche entgegen, „Sie werden sich nicht duelliren, nachdem sich Andere schon für Sie geschlagen haben. Treten Sie heran; hier (mit der Hand nach dem erwürgten Kriegsrath deutend) liegt ein Gerichteter!"

Das Erstaunen aller Anwesenden wuchs im Verlaufe der Erzählung des Geistlichen, der genau mittheilte, was ihm Burghold vertraut hatte. Die beiden Gegner, Robert und Karl, reichten sich tief erschüttert die Hände und der Letztere weinte an der Brust Dessen, den er verderben wollte, seinen Schmerz aus über das teuflische Spiel, das ein angeblicher Freund mit ihm getrieben.

Man kam überein, was geschehen, auch dem Gerichte in Offenbach mitzutheilen, und um den Vorfall überhaupt bekannt zu machen, hatte sich die ganze Gesellschaft mit noch andern Personen am Nachmittage in dem kleinen Saal des Gasthauses zum Ochsen versammelt, wo der freundliche Albini die Anwesenden zum Anstoßen auf das Wohl der Glücklichen ermunterte.

Zwischen Robert und Karl saß Malwina mit noch vom Leid gebleichten Wangen, aber im Auge das Feuer der Wonne. An der Thüre stand die Wirthin mit gefalteten Händen, während der biedere Amtsdiener Petri, der schon dem Gläschen zugesprochen hatte, den kleinen Ali liebkos'te. Mit dem Geistlichen unterhielt sich der Hofrath erst leise, endlich sprach der Letztere: „Herr Pfarrer, wüedezes Ihnen belieben, den Hergang der Sache laut zu erzählen, so könnten dieselbe doch auch diejenigen der hier anwesenden Personen, denen sie noch gänzlich fremd, zugleich mitvernehmen."

„Wie Sie wünschen, mein Here", erwiederte der Angeredete und begann sofort: „In Nüenberg lebte vordem eine reiche Kaufmannswittwe, die einen Wittwer, einen Offizier, heirathete. Beide brachten je ein Kind in die Ehe, der Mann einen Sohn, den wir als den ermordeten Kriegsrath kannten, und die Frau eine Tochter. Letztere vermählte sich später mit einem Kaufmanne,

der zu dem Vermögen, das sie von ihrer Mutter ererbte, durch glückliche Speculationen noch große Summen erwarb. Längere Zeit kinderlos, gebar diese Frau eine Tochter, die wir in Fräulein Malwina vor uns sehen, und zwei Jahre darauf einen Sohn. Dieser war jedoch erst ein Jahr alt, als seine Eltern starben und der Kriegsrath die Vormundschaft über beide Kinder erhielt. Jetzt spann derselbe einen Plan, sich des Vermögens seiner Mündel zu versichern. Ein damals noch junger Diener des Hauses, Burgbold ist sein Name, sollte denselben ausführen helfen. Von Seiten des Kriegsrathes war es dabei auf nichts Geringeres abgesehen, als den Knaben aus der Welt zu schaffen. Doch der Eigennutz Burgholds war sein Erhalter; er raubte das Kind und gab es seiner Schwester im bayrischen Hochlande zur Pflege, welche nach einigen Jahren aus diesem Leben schied, ohne das Geheimniß Jemand mitgetheilt zu haben. Man hielt den Knaben für ihr Kind. Als er herangewachsen, ließ ihm Burgbold in Nürnberg selbst eine bessere Erziehung geben; er ward Ingenieur und zwar auf des Kriegsraths Kosten, der überhaupt an Burgbold seit dem Tage des Knabenraubes entsprechende Subsidien zahlen mußte, mit dem Versprechen, daß, falls er sich seiner Zeit Malwinas entweder auf eine passende Weise entledigen, oder sie ihm ihre Hand und damit das Vermögen reichen würde, letzteres zur Hälfte seinem Helfershelfer zufallen sollte. Burgbold hatte sich den Knaben für diesen letzten Augenblick aufgespart, um dem Kriegsrath ein Schreckmittel vorzuhalten, wenn er etwa wortbrüchig hätte werden wollen. Inzwischen war Malwina herangewachsen und hatte Wohlgefallen an einem jungen Manne, der auf Urlaub in Nürnberg einige Zeit sich aufhielt. Aber dieser war es nicht allein, der seine Augen auf das liebliche Mädchen gerichtet; auch Burgbold's Pflegling entbrannte für Malwina, und der angebliche Oheim nährte die Gluth seines Neffen, um den Kriegsrath zu einer Entscheidung zu drängen. Sie kamen überein, den beiden jungen Männern, die sich aus Ursache der Zuneigung für Malwina gegenseitig haßten, Veranlassung zu einem Zweikampfe zu geben, der mit dem Tode des Einen und der Flucht des Andern enden sollte. Um in Nürnberg deßhalb alles Aufsehen zu vermeiden, zwang der Kriegsrath Malwina zu einer Reise und nahm seine Wohnung in Bürgel. Von hier aus schrieb, wie man erwartet hatte, die Entführte an den Liebling ihres Herzens, und ihre Dienerin Louise, mit welcher Burgbold ein intimes Verhältniß unterhielt, zeigte letzterem das Schreiben, ehe es zur Post kam. Er hatte bald erfahren, wo Malwina's Geliebter wohnte, und es war ihm ein Leichtes, dessen Gegner in dieselbe Gegend zu führen. Burgbold wollte jedoch nicht so bald den Tod Dessen, der ihm bisher als Mittel gedient, denn obwohl er in ihm den Haß gegen seinen Nebenbuhler nährte, so empfahl er ihm, entgegen der Uebereinkunft mit dem Kriegsrathe, doch zugleich aufs angelegentlichste, sich keiner Waffe gegen ihn zu bedienen, als nur in ordentlichem, vorher verabredetem Kampfe. Er wurde gebraucht, die Flucht Malwina's an dem Markhügel aufzuhalten, von welcher Burgbold durch Louise in Kenntniß gesetzt war. Er sollte endlich den ernsten Gang thun auf Leben oder Tod — da wandte sich das Geschick und Der, welcher mit Hohnlachen dem Untergang der beiden jungen Männer entgegensah, mußte auf derselben Stelle mit seinem eignen Genossen einen Kampf aufnehmen und in demselben unterliegen. Malwina hat dadurch ihren Bruder, Karl, und Robert statt eines Feindes einen Freund gefunden."

„Und wo ist Burgbold, von dem Sie dieß Alles vernommen?" fragte der Hofrath.

„Ich vermuthe, daß er sein Grab in den Fluthen des Mains gesucht."

„Dann ist für den Arm der Gerechtigkeit nichts mehr zu thun und das Schicksal versöhnt."

Die Türken.

Nach Dickens' Household Words von W. F.

(Fortsetzung.)

Der Osmane in seinem Hause ist daher kein Blaubart, sein Weib ist keine Sklavin. Doch hält er in seinem Hause Sklaven, die er eben so kauft, wie man Schafe kauft. Diese Sklaven werden sehr gut behandelt und können sich durch mäßige Anstrengung ihre Freiheit erwerben. Der Sohn einer Sklavin ist jederzeit frei. In der That befinden sich diese Sklaven etwa in derselben Lage, wie die Leibeignen in Rußland, nur werden sie besser behandelt. In der Türkei ist der Herr gesetzlich verpflichtet, seine Sklaven zu nähren und zu kleiden; er darf sie aber nicht schlecht behandeln, auch kann er sie weder verhindern noch zwingen zu heirathen. Sie sind eigentlich Diener, die keinen Lohn bekommen, und in den meisten Fällen ihren Herren sehr ergeben. Die Lage der Sklavinnen ist indessen noch barbarisch genug, und es macht auf jeden civilisirten Menschen einen abschreckenden Eindruck, wenn er Gelegenheit hat, ihr Schicksal zu beobachten, namentlich aber den abscheulichen Handel, der mit ihnen getrieben wird. Doch der Sohn einer Sklavin ist frei und hat mit dem Kinde hochgestellter Eltern dieselben Aussichten; denn in der Türkei gibt es keine Aristokratie.

Man erzählt sich, daß der Khalif Omer eines Tages seine feine Leinwand, die er aus Yemen erhalten, unter die Moslims vertheilte. Jeder erhielt ein gleich großes Stück, und Omer behielt für sich selbst nicht mehr, als jeder Einzelne erhalten. In ein Gewand gehüllt, das er sich aus seinem Antheil hatte machen lassen, betrat er eine Rednerbühne und ermahnte die Moslims, den Krieg mit den Ungläubigen zu wagen. Doch sofort erhob sich ein Mann, unterbrach den Khalifen und sagte:

„Wir werden Dir nicht gehorchen."

„Warum nicht?" fragte Omer.

„Weil Du Dich von uns Allen durch eine besondere Parteilichkeit unterscheidest."

„In welcher Weise?" fragte der Khalif.

„Höre: Als Du vorgegeben, die Leinewand gleichmäßig unter uns theilen zu wollen, hast Du uns getäuscht, denn unsere Stücke haben nicht ausgereicht, ein Gewand daraus zu machen, gleich dem Deinigen. Dazu bist Du ein Mann von großer Gestalt und hast also genug zurückbehalten, um Dich von Kopf bis zu Fuß zu kleiden."

Omer wandte sich zu seinem Sohne und sagte: „Abdallah, antworte diesem Manne."

Hierauf erhob sich Abdallah und erklärte: „Als Omer, der Fürst der Gläubigen, den Wunsch hegte, sich aus seinem Stück Leinewand ein Kleid machen zu lassen, fand er, daß es nicht ausreiche. Ich dagegen fand mein Theil für mich zu groß und gab ihm, was ich zu viel hatte."

„Sehr gut", entgegnete der Mann; „in diesem Falle wollen wir Dir gehorchen."

Derselbe Geist, der sich in dieser Anekdote abspiegelt, herrscht bis auf diese Stunde. Alle Männer sind von Hause aus in der Türkei gleich; und wenn einer Minister der auswärtigen Angelegenheiten wird, so kann man überzeugt seyn, daß er ein gutes Recht auf diesen Posten hat. Nur die Herrschergewalt ist eine erbliche, und nur die Familie des Sultans trägt einen anerkannten Familiennamen und verzeichnet genau ihre Nachkommen. Man findet demnach auch Bezeichnungen, wie z. B. „Ibrahim, der Sohn des Pantoffelmachers", als ganz gewöhnliche im Lande. Der einzige anerkannte Stand ist der der Regierungsbeamten, die sämmtlich, wie in Rußland, militärischen Rang haben. Das übrige Volk ist in zwei verschiedene Klassen getheilt — in Geschäftsleute und Handwerker. Die Handwerker sind, wie in den anderen Kon-

tinentalstaaten in verschiedenen Korporationen oder Esnafs vereinigt, darin jede einen Aufseher oder Kiaya hat. Diese Korporationen sind sehr zahlreich, wie die Mützenmacher, Pfeifenspitzenfabrikanten, Wasserträger, Bootsleute und andere; die Korporation der Bootsleute ist eine der stärksten; sie sind die Fuhrleute Konstantinopels und rudern in ihren kleinen lakirten Kaiks auf dem Bosporus umher. Sie sind sämmtlich Beliars oder unverheirathete Abenteurer, die ihre Heimath an der asiatischen Küste auf zwei oder drei Jahre verlassen und sich in Konstantinopel so viel Geld verdienen, um nach dieser Zeit in einer gewissen Wohlhabenheit nach ihren entfernten Geburtsorten zurückzukehren. Es ist deßhalb auch ihr Hauptzweck, so ökonomisch wie möglich zu leben, und zu dem Ende vereinigen sich ihrer fünf oder sechs miteinander, miethen sich ein großes Zimmer, wofür sie monatlich etwa 20 Piaster (1 Thlr. 2½ Sgr.) zahlen, und in demselben besitzt jeder seinen Teppich und sein Bettzeng. Dann geben sie zu gleichen Theilen eine gewisse Summe an einen alten Mann, der ihnen das Zimmer in Ordnung hält und ihre Speisen zubereitet. Dieser alte Mann sorgt für sie auf das Gewissenhafteste und ist bei Streitigkeiten ihr Schiedsrichter. Auf solche Weise machen diese schlauen Burschen in kurze Zeit ihre bescheidene Ernte und kehren heim, es sey denn, daß sich der eine oder der andere von ihnen durch seltenes Talent zum Kapudan-Pascha emporschwänge.

(Fortsetzung folgt.)

An Justinus Kerner, beim Tod seiner Gattin.

Ist sie kalt die Hand, die Dir hienieden
Ach so lieb, so unentbehrlich war?
Ist's entschwebt zum süßen ew'gen Frieden
Zu der Sel'gen kampfentrückter Schaar?
Dieses Herz, das allen Schein gemieden,
Aller Selbstsucht, alles Eiteln baar?
Nie sich selbst — stets nur für Andere lebend,
Allen Liebe, nichts als Liebe gebend!

Ja, so ist's! Was Dich schon lang bekümmert,
Ist geschehn! Die Scheidestunde schlug!
Und im schönen Sarge — leicht gezimmert —
Liegt der Leib, der schwere Leiden trug!
Und im stillen Grabe liegt zertrümmert
Die geliebte Hülle! — Reif genug
Durfte nun ihr unvergänglich Leben
Froh empor ins Land des Lichtes schweben!

Wohl unheilbar wär' die Trennungs-Wunde
Für Dein Herz, in dieser armen Welt!
Würde nicht die dunkle Scheidestunde —
Von des Glaubens Sonnenlicht erhellt!
Klänge nicht das Wort aus heil'gem Munde,
Das mit Himmelstrost den Busen schwellt:
„Selig sind, die in dem Herren sterben,
Denn sie sind der Auferstehung Erben!"

Durch ihr Sterben hat sie nichts verloren,
Abgelegt nur, was vergänglich ist!
Durch des Todes Nacht zum Licht geboren,
Ist der Tod Gewinn Dem, der ein Christ!
Hat das beste Theil sich auserkoren!
Süße Ruhe sie nun dort genießt.
Und, was leiblich auch nicht mehr hienieden,
Ist deßwegen nicht von uns geschieden!

Wer — wie Du — weiß, daß das äußre Leben
Nur ein Schein- und Schattenleben ist, —
Wem wie Dir — das geist'ge Schau'n gegeben,
Wer des Daseyns ew'gen Grund ermißt,
Bleibt nicht an zerstörter Hülle kleben,
Ob auch schmerzvoll seine Thräne fließt!
Ewig eins mit den entschwundnen Lieben
Weiß er: Staub muß auch als Staub zerstieben.

Nur ein Klein's! so wirst Du wiedersehen,
Die die Freude Deines Herzens war?
Jahr' und Tage kommen und vergehen,
Und auch Dir kömmt bald das Ruhejahr!
Nach der äußern Trennung kurzen Wehen
Wird die Frucht der Prüfung offenbar!
Und die Hoffnung sieht den Tag schon grauen
Wo, was Gott bereitet, wir dann schauen!

Hast Du, lieber Kerner, oft gesungen,
Sinnvoll, ernst, Dein melancholisch Lied!
Ist so heimwehreich der Ton erklungen,
Wenn ein brechend Herz vom Herzen schied!
Ist's in Lust und Scherz Dir kaum gelungen,
Dich bei Becherklang in Lied' und Fried' —
Von Melancholien loszusagen
Und die Harfe fröhlicher zu schlagen!

O so laß nun Deine Saiten rauschen
Wie von Himmelsgeistern froh berührt,
Daß wir, — Auferstehungsliedern lauschen,
Wie es Gottes Kindern nur gebührt;
Wollst Cypressen nun um Palmen tauschen,
Die die Hand der Ueberwinder ziert!
Was die Seligen im Himmel singen,
Davon laß die Harfe nun erklingen!

Feldberg, den 2. Mai 1854. Pfarrer Schneider.

Mannichfaltigkeiten.

Die Medaille, welche die Stadt Coblenz zur Erinnerung an die silberne Hochzeit des Prinzen und der Frau Prinzessin von Preußen in der Loos'schen Medaille-Münze zu Berlin hat prägen lassen, gibt auf der einen Seite die Bildnisse des hohen Paares, auf der andern die allegorische Darstellung „Rhein und Mosel", welche auf Befehl des Königs durch den Bildhauer J. Hartung von Coblenz, in Marmor ausgeführt worden ist und im königl. Schloßgarten zu Coblenz aufgestellt wird. Im Abschnitt ist das Wappen der Stadt Coblenz angebracht. Als Umschrift stehen die Worte: „die Stadt Coblenz" und an beiden Seiten des Wappens: „zur frohen Erinnerung an den 11. Juni 1854."

Haydn war einst in einer Gesellschaft, in der sich zu gleicher Zeit noch mehrere namhafte Tonkünstler befanden. Es wurde die Frage aufgeworfen: was wohl die innere Kraft, wenn sie in der anhaltenden Arbeit ermattet und sonst unterlegen sey, am schnellsten und besten wieder beleben und stärken könne? Einer von den anwesenden Tonkünstlern sagte: in solchem Falle helfe er sich mit einer Bouteille Champagnerwein; ein anderer äußerte: er suche sich, wenn er sich abgespannt vom Arbeiten fühle, wieder aufzumuntern in der Gesellschaft; Haydn, den man jetzt auch befragte, welchen Stärkungsmittels denn er sich bei seinen vielen Arbeiten

bediene, antwortete bescheiden: er habe in seiner Wohnung eine kleine Hauskapelle, dahin gehe er und bete, wenn er sich ermattet fühle. Und dieses Mittel habe seine stärkende Wirkung bei ihm noch niemals verfehlt.

(Reden ist Silber, Schreiben — Tinte.) Ein Jurist sagte kürzlich: „Bekämpfe man doch so viel wie möglich im Rechtsverkehr die Feder! Sie ist schuld an dem abscheulichen Wahlspruche unserer Praxis: Quod non est in actis, non est in mundo! (Was nicht in den Acten steht, kommt bei Erwägung eines Rechtsfalles gar nicht in Betrachtung!) Es handelt sich um eine Appellation. Der Oberrichter liest nur die Acten und unwillkürlich ist er von der Auffassung des Unterrichters gefangen. Gewöhne man sich doch, im Rechtswesen immer höher und höher das lebendige Wort zu achten! Eine einzige Confrontation betheiligter Parteien wiegt Stöße von Papier auf."

Korrespondenz.

Leipzig, 2. Juni.

(Schluß.(

Urber brr Vorstellung der „Hugenotten" schien übrigens ein eigener finstern zu schweben, denn außer Hrn. Wiedemann (Raoul), der gerade sehr gut disponirt war, und Frau Günther-Bachmann (Urbau) kounte man durchaus nichts Lobenswerthes herausfinden. Das Soldatenlied des Bois Rose im dritten Akte wurde von einem Choristen sehr traurig abgeorgelt, während der angehende Tenorist Hr. Klaus sich in gemüthlicher Ruhe unter den Zuschauern im Partere befand. Findet etwa Hr. Klaus, der doch noch Anfänger ist, es jetzt schon untrr seiner Würde, zeitweise eine solche Parthie zu übernehmen, oder steht es nicht in der Macht der Direktion, ihn dazu zu veranlassen? Wir glauben, daß noch mehrere solche Vorstellungen dem hiesigen Publikum alle Lust am Theaterbesuch verleiden werden. Die einzigen genußreichen Abende in der letzten Zeit verschaffte den Theaterfreundrn das Gastspiel des k. Kammersängers Hrn. Mitterwurzer aus Dresden. Das war Jedem ein willkommenes Gastspiel und für die Theaterkasse, welche in Folge der letzten Einnahmen, besonders im Schauspiel, der galoppirenden Schwindsucht zu verfallen drohte, war Hr. M. ein rettender Arzt. Seine Gastrollen (Tell zweimal, Wolfram im Tannhäuser, Vampyr zweimal, Templer und Don Juan zwrimal) fanden stets vor vollem Hause und unter steigendem Enthusiasmus des Publikums statt. Gesang und Spiel des Hrn. Mitterwurzer sind gleich ausgezeichnet, und sein Tell, Vampyr und Don Juan werden hier in dauernder Erinnerung bleiden. Derselbe wurde übrigens auf das Beste von den Mitgliedern unserer Bühne, Frl. Mayer, und den Herren Wiedemann, Schott, Behr und Schneider unterstützt, und besonders gelungen war die Vorstellung des Don Juan, welcher hier zum ersten Male mit den Original-Recitativen aufgeführt wurde. Im Opernfache müssen wir noch erwähnen, daß der Baß-Veteran und Meistersänger Staudigl als Bertram in Robert dem Teufel sein Gastspiel begann, adrr nicht, wie in früheren Jahren, Triumphe feierte, sondern bei einem halb besetzten Hause nur einen succès d'estimo errang. Schule und Darstellung sind, wie immer, vorzüglich, aber die Stimme hat in Bezug auf Wohlklang und Metall der Zeit ihren bedrutenden Tribut bezahlrn müssen. Hr. Staudigl wird, nach der Anzeige der Direktion, seine ferneren Gastrollen in den sogenannten Bons-Vorstellungen geben, für welche der Eintrittspreis auf zwei Fünftel des gewöhnlichen Eintrittspreises herabgesetzt ist. Daß Hr. Staudigl, der sich sonst nur bei erhöhten Preisen hören ließ, in diesen Bons-Vorstellungen (das Palerre-Billet zu 4 Ngr.) singt, erregt allgemeinrs Erstaunrn. Aeußert vielleicht auch in der Kunst die Konkurrenz ihre Wirkungrn? — Hr. Regisseur Rudolph ist nun, wie wir hören, bestimmt in Karlsruhe engagirt und verläßt zum Herbst die hiesige Bühne. Seit etwa drei Wochrn ist unser Sommertheater eröffnet, der Besuch desselben in den Wochentagen jedoch der Art, daß Denjenigen, die grrn bequem sitzen, hierzu die ausgedehnteste Gelegenheit geboten wird. Man braucht kein Rechenmeister wie Dase zu seyn, um auf den ersten Blick dir Zuschauer zu zahlen. Sonntags tritt allerdings ein günstigeres Verhältniß für die Kasse ein. Man scheint hier bereits den Geschmack am Sommertheater verloren zu haben.

Sool-Bad Nauheim, 8. Juni.

Am verflossenen Montag ist das neue provisorische Conversationshaus eröffnet worden, und damit unserem Badeorte, der sich schon längst eines bedeutenden Rufes in medizinischer Beziehung erfreut, auch der nöthige Comfort und die Bequemlichkeit geworden, die bisher vermißt wurden. Ein zahlreiches Publikum aus Frankfurt und der Umgegend hatte sich eingefunden, um der Eröffnung beizuwohnen, und man mußte allgemein gestehen, daß in so kurzer Zeit alles Mögliche geleistet worden war, und daß der provisorische Cursaal sowohl in Bezug auf Geschmack als Eleganz den Bedürfnissen der Curgäste in jeder Beziehung genügt. Ein sehr schön möblirter Ballsaal, ein Lesecabinett, mehrere Conversationszimmer rc. sind darin enthalten, und bereits waren die Verehrer der Terpsichore zu einem sehr besuchten Balle dort versammelt. Die unter der Leitung des Kapellmeister Neumann engagirte Curkapelle leistet Vorzügliches, auch die Restauration des Cursaales wird von allen Fremden als in gastronomischer Beziehung sehr gut gerühmt, kurz wir glauben, daß unser rühmlich bekanntes Soolbad diese Woche als den Anfangspunkt bezeichnen kann, von wo aus es auch als Luxusbad in den Annalen der Badewelt eine Stellung einnehmen wird! Unsere zweite Curliste ist bereits erschienen, und zählt viele Curgäste trotz der leider anhaltend schlechten Witterung, die hoffentlich bald ein Ende nehmen wird.

Wiesbaden, 11. Juni.

Die griechische Kapelle mit ihren fünf vergoldeten Thürmen ist dermalen schon so weit ihrer Vollendung entgegengeführt, daß sie von allen Curgästen und Reisenden als ein prachtvolles Kunstwerk erachtet und bewundert wird. — Auch der Bau der evangelischen Kirche schreitet nachgerade in seinrm gediegenen Charakter weiter, und schon sieht man die Schiffwände und die beiden vorderen Thürme sich erheben. — Am 13. d. M. wird nach langer Unterbrechung Lohengrin wieder gegeben. — Dem General-Consul Koppe von Newyork, der durch seine humane Zurechtweisung so vieler tausend Auswanderer sich ein großes Verdienst um die leidende Menschheit erworben hat, wurde gestern Abend zum Willkomm im Vaterlande in seinem Absteigequartier Hotel Düringer eine Serenade von einem Theil des hiesigen Theaterpersonals dargebracht. — Am 15. d. M. wird im hiesigen Schauspielhause ein Vocal- und Instrumental-Concert von den Herren k. k. Kammersänger A. Ander, großherzogl. weimar'schen Kammervirtuosen Laud und dem Baritonisten Ratkowsky stattfinden.

Neu-Isenburg, 9. Juni.

Der Geburtstag Sr. königl. Hoheit des Großherzogs von Hessen wurde in diesem Jahre dahier mit besonderer Festlichkeit begangen. Der gr. Bürgermeister Schäfer ließ die Militärmusik des 1. bayr. Jägerbataillons zu diesem Behufe hierherkommen, welche bei dem vorgeschriebenen liturgischen Gottesdienste sehr erhebend mitwirkte. — Am Mittage fand ein Festessen statt, bei welchem sich der Hr. Pfarrer, gr. Bürgermeister, sämmtliche Gemeinderäthe, der ref. Kirchenvorstand und der Assistent an der ersten Schule betheiligten. Geeignete Toaste, welche von Bürgermeister Schäfer rc. ausgrbracht wurden, trugen sehr viel zur Erheiterung des Festes bei.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 13. Juni. Gastdarstellung der Fräulein Schäfer. Preciosa, Schauspiel in vier Acten von Wolf. Preciosa: Fräul. Schäfer.

Mittwoch, 14. Juni. Benefiz-Vorstellung des Herrn Fr. Devrient unter gefälliger Mitwirkung des Herrn Emil Devrient, k. sächsischer Hof-Schauspieler zu Dresden. Ein Glas Wasser, oder: Ursachen und Mitwirkungen, Lustspiel in fünf Acten von Cosmar. Bolingbroke: Hr. E. Devrient. Königin Anna: Fräul. Claus. Mit aufgehobenem Abonnement.

Bockenheimer Sommertheater.

Dienstag, 13. Juni. Stadt und Land, oder: der Viehhändler aus Ober-Oesterreich, Posse mit Gesang in vier Acten von Kaiser.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — ntwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 141. Mittwoch, den 14. Juni 1854.

Düsteres Treiben.

(Von L. Vogel.)

I.

Wo ein Hafen für Schiffsleute, da stehen gewiß auch Wirthshäuser nicht weit davon. Das Völkchen der Schiffsleute hat immer trockene Keheln, immer Durst, und das Erste, wenn sie ans Land steigen, das Letzte, wenn sie das Land verlassen, ist stets ein herzhafter Trunk. Häufig auch läßt der rechte Wind und das rechte Wetter zum Aufbruch auf sich warten, und das kann Tage lang dauern, immer aber heißt es, augenblicklich bereit seyn, und wo könnten das die Schiffsleute besser als im Wirthshaus. Wo also ein Hafen ist, müssen Wirthshäuser nicht weit davon stehen.

Dieß ist auch im Bregenz am Bodensee der Fall. Um den Hafen her zieht sich eine Reihe von Wirthshäusern — Pinten —, in denen das Schiffsvolk verkehrt, sammt dem ganzen thätigen und müßigen Anhange von Menschen, den das in einem Hafen herrschende Leben und die dabei vorkommenden Handleistungen versammelt. Es ist dieß im Durchschnitt ein rohes Völkchen, ungeschlacht und mit so manchem Paragraphen der bürgerlichen Gesetzgebung zerfallen. In Bregenz gehören zu diesem Anhange auch die gewerbsmäßigen Schmuggler des Voarlbergs, die hier theils an ihren arbeitslosen Tagen schlemmen, theils auch in geschäftlichem Verkehr mit dem Schiffsvolke stehen, das zumeist auch nicht allzu gewissenhaft ist, um den Nebenverdienst des Schmugglens zu verschmähen.

In einer der am Hafen stehenden Pinten, die gleichwohl schon etwas versteckt lag, befand sich eine aus dem eben geschilderten Schlage von Menschen zusammengesetzte Gesellschaft lustig bei einander. Der lustigen Gesellen mochte etwa ein Dutzend seyn, die das enge niedrige Zimmer mit nur zwei Tischen in Beschlag genommen hatten und dem weißen und rothen Tyroler des Wirthes tüchtig zusprachen, dem des Tyrolerlandes edle Weine trinkt man hier für wenige Kreuzer den Schoppen. Das Füllen der leeren Schoppen besorgte der Wirth zu den „heiligen drei Königen", wie das Schild der Pinte lautete, in pflichtgetreuester Weise, so daß die meisten Gäste schon lange des süßen Weines Geist verspürten. Die Unterhaltung wurde dessen ungeachtet nicht über die Maßen laut geführt, denn um was sie sich drehte, war nicht gerade für die Ohren aller Menschenkinder gemacht.

„Es war aber heute gerade als ob's die Kerls gerochen hätten, daß wir ein paar Tausend Cigarren an Bord führten", meinte der eine Schiffer im Gespräch; „zwei Stunden lang ging Keiner von der Stelle, und das Herüber- und Hinüberlugen nahm den ganzen Tag kein Ende."

„Na, wir haben auch unsern Spaß dabei gehabt", bemerkte lachend ein Kamerad des Vorigen, „denn die Kerls lugten noch lange, als das Geschäft schon längst besorgt war."

„Und wie fingt Ihr's denn an, um das Zeug an's Land zu bringen?" frug ein Schmuggler dazwischen.

„Wir sind mit unsern Kniffen und Pfiffen schnell fertig", entgegnete der erste Schiffer. „Stöckle mußte über Mittag ein paar Schoppen Tyroler für die Hafenwächter springen lassen, und dabei vergaßen sie in einem Augenblick warmen Gesprächs das Aufpassen — und das Geschäft war gemacht."

„Wäre euch recht gewesen, wenn sie euch erwischt hätten", nahm ein zweiter Schmuggler das Wort, „denn warum pfuscht ihr andern ehrlichen Leuten ins Handwerk."

„Auch noch erwischen! Das hätte nur gefehlt, wo es sich bloß um eine Gefälligkeit handelte."

„Aus Gefälligkeit?!" rief der Vorige wieder; „pfui, schämt euch, wenn ihr erst aus Gefälligkeit zu schmuggeln anfangt, dann verderbt ihr uns das Handwerk doppelt."

„Du weißt ja, Krüger, daß unser Schmuggeln nicht viel sagen will, und wir euch das Brod nicht wegnehmen", versetzte Stöckle. „Dießmal war's aber wirklich eine nicht zu vermeidende Gefälligkeit für einen Geschäftsfreund in Konstanz, der seinem hiesigen Commissionär ein Präsent machte."

„Aha", lachte ein dritter Schmuggler, „die Herren müssen sich auch manchmal unter einander abfinden. Aber Gefälligkeit hin, Gefälligkeit her, so ganz leer seyd ihr dabei doch nicht ausgegangen."

„Was will ein Teinkgeld heißen, das nicht einmal dazu reichen würde, um allen Wein zu bezahlen, der heute in den heiligen drei Königen durch die Gurgel gejagt wird. Doch damit ihr seht, daß wir nicht so sind, so trinkt einmal aus, und heda, Wirth, auf meine Rechnung die Gläser gefüllt!"

Der Aufforderung Stöckle's wurde von allen Seiten bereitwillig entsprochen, der Inhaber der heiligen drei Könige füllte die Gläser wieder und die Zechenden stießen auf gute Freund- und Kameradschaft an.

„Das laß ich gelten, Du hast Lebensart, Stöckle", hob Krüger an, „und schmuggelt nur zu im Hafen, deßhalb bleiben wir doch gute Freunde."

„Ihr wißt wohl", warf einer der Schiffer ein, „daß im Hafen nicht viel zu holen ist."

„Nein, ich danke für das Geschäft", bemerkte ein Schmuggler, „da lob' ich mir's über den Rhein, wenn's auch etwas kitzlicher ist."

„Vivat die Schweizergränze!" riefen mehrere Schmuggler zugleich. „Dort blüht unser Weizen! Wo wären wir armen Tröpfe sonst!"

„Hat aber auch Mancher schon da oben ins Gras beißen

müssen, der sonstigen Ungelegenheiten nicht zu gedenken", [illegible]gte Krüger hinzu.

„Ja, wie zum Beispiel unser gute[illegible] [illegible]uder Schnellfuß."

„Den hatt' ich gerade auch [illegible] Sinne."

„[illegible], Schnellf[illegible]?" frug Stöckle, sich wie besinnend.

„Nun, Ihr ken[illegible] [illegible]och Krause'n, den wir Schnellfuß nennen, weil er eine [illegible] Dampfmaschine in den Beinen hat."

„Richtig, richtig, kenn' ihn wohl", entgegnete Stöckle, „nun, was ist's weiter mit Dem?"

„Nun, der arme Teufel, so schnell er auch zu Fuß war, wurde doch einmal von den Gränzern abgefangen, und lag achtzehn Monate bei Wasser und Brod in Eisen, während Frau und Kind betteln gehen mußten. Vor ein paar Tagen ist er erst losgekommen, hat sich aber noch nicht wieder unter uns sehen lassen."

„Das hat der Gränzer Selbing schwer auf dem Gewissen", warf ein Schmuggler ein.

„Hol' der Teufel alle diese Spürnasen, die andern ehrlichen Leuten das Leben sauer machen", rief Stöckle.

„Sachte, sachte, Bruderherz", versetzte Krüger, „das paßte doch nicht ganz in unsern Kram."

„Wie so nicht?" riefen fast sämmtliche Zechcumpane zugleich.

„Na seht mal an, wenn es keine Gränzer und Mauthner gäbe, so käme doch Alles frei ins Land, und brauchte nichts geschwärzt zu werden. Was sollte nun da aus Unsereinem werden? Keinen Groschen gäb's mehr zu verdienen!"

„Von diesem Gesichtspunkte aus hab' ich's wirklich noch nicht betrachtet", fiel einer der Kameraden des Vorigen ein. „Also müssen wir Schwärzer eigentlich froh seyn, daß der Kaiser den Rhein durch Gränzer und Mauthner hüten läßt."

„Allerdings, mein' ich, daß wir's müssen", fuhr Krüger fort, „und ich dächte, jeder Andere müßte das auch einsehen. Allein erwischen lassen darf man sich nur nicht, und überhaupt ist auch beim Begegnen des Nachts von zärtlicher Freundschaft keine Rede. Du verstehst mich schon, Ignaz?"

„Vollkommen!" lächelte der Andere verstohlen.

Das Erscheinen eines neuen Ankömmlings, der eben zur Thür hereintrat, brachte das Gespräch ins Stocken.

Der Eingetretene war in einen fadenscheinigen Mantel gehüllt, dessen aufgeschlagener Kragen zur Zeit das Gesicht genug verhüllte, um es nicht erkennen zu lassen. Die Zechgesellschaft schien etwas verlegen, der Fremde ließ sie aber nicht lange in dieser Verlegenheit, sondern warf bald seinen Mantel ab, worauf von allen Seiten der Name „Schnellfuß" erklang und die alten Freunde und Genossen sich zu Händedruck und Umarmung nach langer Trennung herandrängten.

„Einen Schoppen, Vater Huber", befahl, nachdem die erste Begrüßung vorüber, Krüger dem Wirth, „einen Schoppen, damit sich Bruder Schnellfuß einmal laben kann, denn in den letzten achtzehn Monaten wird er nicht viel Tyroler zu sehen bekommen haben."

„Gottlob, daß es überstanden ist", sagte Schnellfuß, der sich in dem Kreise seiner Kameraden schnell wieder heimisch fühlte; „indeß sprecht mir von der Geschichte nicht viel, weil ich an die Zeit nicht erinnert werden mag."

(Fortsetzung folgt.)

Die Türken.

Nach Dickens' Household Words von W. F.

(Fortsetzung.)

Die Kapitalisten und Landeigenthümer sind ernste und würdevolle Männer; dabei aber ganz besonders von Vorurtheilen erfüllt. Sie überwachen ihre landwirthschaftlichen oder sonstigen Geschäfte, sind sehr besorgt für ihre Familien, erzeigen den Nachbarn eine verschwenderische Gastfreundschaft, sagen ihre Gebete her, spenden reichlich mit den Gaben, erziehen ihre Kinder und erfreuen sich mit dem geliebten Tschibuck (Pfeife) des Kef, d. h. jener unwiderstehlichen, müßigen Träumerei, welcher sich der Moslim, indem er mit untergeschlagenen Beinen auf einem prächtigen Teppich sitzt, so gern hingibt. Diese Klasse sieht auf den Fortschritt in ihrem Vaterlande mit hoffnungslosen Blicken. „Und wenn die Pflanzen selbst dem Arzte ihre Heilkräfte offenbarten, dennoch würde ihm keine sagen, daß sie die Kraft besitze, einem Leichname neues Leben einzuhauchen. Sultan Abdul Medschid ist ein solcher Arzt, aber das Reich ist ein Leichnam. Alle wahren Moslims werden zu Grunde gehen." So denken die Männer dieser Klasse, und die Reichen unter ihnen geben ihren Verwandten den strengen Befehl, daß sie nach ihrem Tode ihre Leichname auf dem großen Kirchhofe von Scutari in Asien bestatten lassen, damit die Ungläubigen die Ruhe ihrer Gebeine nicht stören, wenn sie von Stambul Besitz genommen haben. Diese Klasse ist sehr zahlreich im türkischen Reich. Sie hält alle Reformen der letzten fünfzig Jahre für eben so vergebliche Versuche wie die, einem Leichname Leben einzuhauchen. Dieß sind die türkischen Tories, die sich nach der guten alten Zeit zurücksehnen, nach der tyrannischen Paschawirthschaft, nach den Sklavenmärkten auf den Plätzen Konstantinopels, mit einem Worte, nach jener Zeit, wo man Unterdrückung und Unrecht aus den Satzungen des Koran vertheidigte. Sie sind ein matter Typus von dem Türken, wie ihn sich in Europa das Volk denkt. Man schreibt ihnen die Tugenden zu, welche den Araber charakterisiren: Gastfreundschaft, religiösen Eifer und ein ängstlich moralisches Leben; doch sind sie auch als verschmitzt bekannt, und als grausam, sobald sie gereizt werden. Der Fatalismus dieser Türken ist bekannt, und sie sehen mit Resignation und ohne Murren ihr Besitzthum untergehen. Dem dieser Klasse angehörigen Türken ist die Lehre von der Vorausbestimmung tief eingeprägt, und er drückt dieß in vielen allgemeinen Sprüchwörtern aus: „das Blut, das vergossen zu werden bestimmt ist, kann nicht in den Adern zurückgehalten werden." „Wenn das Schicksal hereinbricht, wird das Auge der Weisheit blind." „Sobald die Pfeile des göttlichen Willens von dem Bogen des Schicksals entsandt sind, können sie nicht durch den Schild der Vorsicht abgewehrt werden."

Diese Sprüchwörter sind unter den alten Türken ganz allgemein verbreitet, und obgleich die aufgeklärten Osmanen der Gegenwart aufgehört haben, diese fatalistischen Irrthümer zu lehren, so behaupten sie doch in den verschiedenen Gebieten des Sultans ihren Einfluß und lähmen die Energie des Volks. Während jedoch auf der einen Seite dieser Fatalismus den Fortschritt der Osmanen verhindert, verleiht er ihm auf der andern eine besondere Würde. Der Osmane vom alten Schlage verräth niemals Bestürzung oder einen hohen Grad von Freude, er läßt sich niemals vom Schmerz niederbeugen. Wenn eine Feuersbrunst sein Haus zerstört hat, so sagt er ruhig: „Es war bestimmt." Wenn er auf den Tod darnieder liegt, vollzieht er ruhig seine Abwaschungen, wiederholt seine Gebete, verordnet, im festen Glauben an seinen Propheten und an seinen Gott, daß sein Haupt gegen Mekka gewendet werde, und stirbt!

Doch gibt es auch Osmanen, welche die Reformen des Sultans aus allen Kräften unterstützen und sehnlichst wünschen, daß das türkische Reich mit den civilisirten Staaten Europa's in engen Verkehr trete. Mit welchen Schwierigkeiten sie dabei gegen die strenggläubigen Türken der alten Schule zu kämpfen haben, kann man schon daraus zur Genüge erkennen, daß dieselben sich der Einführung der Pockenimpfung widersetzen. Lange Zeit ertrugen die gläubigen Osmanen die Verheerungen der Kinderblattern und

glaubten in allem Ernste, daß das von der Fortschrittspartei dagegen vorgeschlagene Mittel gegen die Lehren des Koran verstoße. Endlich entdeckte glücklicherweise Achmed Fethi Pascha, daß, als zur Zeit des Propheten eine gewisse Stadt von der Pest heimgesucht ward, Mohamed sofort eine Vorsichtsmaßregel anordnete, indem er befahl, daß Niemand die Stadt betrete noch dieselbe verlassen dürfe. Dieser Befehl des Propheten wurde dem Volke ins Gedächtniß gerufen, und nun gestattete dasselbe, die Aufstellung von Quarantänegesetzen und die Einführung der Pockenimpfung. Doch trotz aller dieser Schwierigkeiten haben die aufgeklärten Männer der Türkei wacker gestritten, um einen Staat absoluter Barbarei zu dem einer verhältnißmäßigen Civilisation emporzubringen. Vor dreißig Jahren waren noch rücksichtslose Confiscationen, tyrannische Einkerkerungen, willkürliche Richtersprüche, ein organisirtes System allgemeiner Beraubung, Bestechlichkeit in jedem Zweige der Verwaltung und ein grausames Plünderungssystem der Pascha's an der Tagesordnung. Gegen alle diese Unordnung, gegen alle diese Abscheulichkeiten haben die türkischen Reformer mit männlichem Muthe gekämpft, und wenn gegenwärtig das osmanische Reich immer noch an Barbareien leidet, die einen grellen Kontrast zu den Fortschritten der Civilisation bilden, so muß nichts destoweniger der Fortschritt, den es während der letzten dreißig Jahre aus einem Zustande der Anarchie zu dem der Ordnung und Gesetzlichkeit gemacht hat, uns mit der Hoffnung erfüllen, daß die „Ungläubigen", welche die Muselmanen so weit geführt haben, sie auch weiter der Aufklärung zuführen werden. Die Unterthanen des Sultans haben Achtung vor jedem Gesetz, sobald es erlassen ist. Es bildet dieß einen Theil ihrer Religion und jeder Einzelne bemüht sich nicht nur, dem Gesetze zu gehorchen, sondern er überwacht auch in dieser Beziehung seinen Nachbar. Es ist demnach auch, so wunderbar es auch klingen mag, das Schmuggeln ein, in der Türkei unbekanntes Verbrechen.

Die Verfassung des türkischen Reichs ist in zwei gewaltigen Foliobänden enthalten, bekannt unter dem Namen Multèqua. Sie ist ursprünglich in arabischer Sprache geschrieben, und zwar von dem gelehrten Scheikh Ibrahim Halebi, der 1549 zu Konstantinopel starb. Dieß Werk enthält alle mohamedanischen Gesetze von der Zeit des Propheten an. Es handelt von der Religion, von der Moral, so wie von den bürgerlichen und politischen Rechten. Die Darstellung ist so einfach, daß diese Gesetze keine zwanzig sich widersprechende Auslegungen zulassen. Dieß Gesetz wurde in die türkische Sprache übersetzt und ist im Jahre 1824 auf Befehl der Pforte revidirt worden. Die Multèqua zerfällt in acht verschiedene Gesetzbücher; in den religiösen, politischen, militärischen und bürgerlichen Coder, ferner in den Coder des Civil- und Kriminalprozesses, den Strafcoder, den Handelscoder und einen Coder, der Bestimmungen über die Jagd enthält.

Der religiöse Coder schreibt den Gläubigen genau die Gebete und Ceremonien vor und bestimmt das moralische Verfahren der Osmanen, indem er ihre Mildthätigkeit, ihre Kleidung, ihre Diät und ihre Spiele gewissen Regeln unterwirft. So ist jedem Mohamedaner untersagt, Schweinefleisch oder das Fleisch eines Thieres, das nicht getödtet worden ist, eines Esels oder Maulesels oder irgend einer Amphibie zu essen. Tabak, Opium und Kaffee sind gestattet, obgleich einige strenge Mohamedaner diese Luxusartikel in eine Klasse mit dem Wein bringen und sie die vier Säulen nennen, die das Zelt eines Wollüstlings tragen.

Der Civilcoder enthält Bestimmungen über die Behandlung der Sclaven, über die gegenseitige Ansprüche, die Mann und Frau in der Ehe haben, und über die Nachfolge im Eigenthum. Die Zahl der Sclaven wird in der Türkei täglich geringer. Der Krieg füllt die entstehende Lücken nicht mehr aus, und der öffentliche Sclavenhandel ist, wie bereits erwähnt, im ganzen osmanischen Reiche verboten. Die revidirte Multèqua gestattet dem Sclaven, vor Gericht Zeugniß abzulegen, und gibt ihm vor dem Gesetz gleiche Rechte mit seinem Herrn. Oft erhebt er sich zu einer ausgezeichneten Stellung im Staate, und er ist nicht wie in Amerika, eine allgemein verabscheute Kreatur.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die Prinzessin Aurelia Ghika sagt in ihren „Denkwürdigkeiten vom walachischen Donauufer": Es gibt Nationen, die einmal das ganz besondere Vorrecht haben, malerisch zu seyn. Die Walachen gehören zu dieser Zahl, und es wundert mich sehr, daß das Volk noch nie einen Maler hervorgebracht hat. Alles ist hier ein Bild. Der Mahallas, die Häuser in den Vorstädten in ihrer Abgeschlossenheit und mit ihrem Grün, bilden eine Reihe von Landschaften, die man nicht beschreiben kann. Man muß das sehen und empfinden; der Geist wird davon ebenso gefesselt, wie der Blick. Hier geht eine Frau vorbei, dort hat sich ein Mann neben einer Quelle hingekauert und trinkt aus seinem Holzbecher, wieder ein Bild. Der Pope in der strengen Ehrbarkeit seines Kostüms und mit seinem langen Bart ist ein neues Bild. Der Händler, der seine Kunden anlockt, der Kürschner, der in ernsthafter Erhabenheit vor dem Laden sitzend, ihn ruhig erwartet, ist ein anderes Bild; immer und überall ein Bild. In gewissen Dispositionen der Gewandung liegen Reminiscenzen der christlichen Kunst, und ich kann mir förmlich einbilden, daß mir ein leiblich daher wandelnder Giotto, oder Cimabue entgegen käme. Ich brauche nicht zu sagen, daß das Malerische sich nur bei den niederen Ständen findet, denn das ist überall so. Die höheren Stände haben keine Eigenthümlichkeit und erscheinen dem Künstler und dem Reisenden ebenso farblos, wie in Paris und in London.

An der Leipziger Messe kam ein Berliner Stutzer zu dem berühmten Schneidermeister Pancratius Schmidt und wünschte einen Frack. Nach welcher Façon, frug Pancratius, ist er Ihnen gefällig, nach französischer, englischer oder deutscher? Der Berliner, welcher bei keiner der Großmächte anstoßen wollte, erwiederte rasch: Machen Sie mir ihn neutral.

Es ist nicht das erste Mal, daß die orientalische Frage vor den Bundestag kommt. Am 9. Mai 1828 zeigte der russische Gesandte von Anstett die Kriegserklärung seines Gebieters an die Pforte an und erhielt am 16. eine Antwortsnote des Inhalts: „Dem deutschen Bunde konnte nicht entgehen, daß die Differenzen mit der ottomanischen Pforte traktatenmäßig begründete Beschwerden in sich faßen, welche auf diejenige volle Genugthuung Anspruch geben, die den verletzten Rechten jeder Zeit gebührt. Wenn diesen zufolge Se. russ. kais. Maj. nur mit Bedauern zu einer Kriegserklärung gegen die Pforte geschritten sind, um ihren gerechten Beschwerden Abhülfe zu verschaffen, so muß der deutsche Bund mit Sr. Maj. zwar beklagen, daß die Drangsale des Krieges nicht verhindert werden konnten; er findet aber in den Grundsätzen der Mäßigung, zu welchen sich Se. Maj. bekennen, so wie in dem allgemeinen Bedürfniß nach Frieden die sicherste Bürgschaft, daß Sr. kais. Maj. die baldige Herstellung des Friedens gelingen werde." Wenn man diese Note mit der von den beiden Großmächten in der Bundestagssitzung vom 24. Mai d. J. abgegebenen Erklärung zusammenhält, so sieht man, wie sehr sich seitdem die Verhältnisse geändert haben — selbst in Deutschland.

In der Havana raucht Alt und Jung, Mann und Weib, wiewohl das Rauchen unter den vornehmen Damen, in Gesellschaft wenigstens, etwas aus der Mode gekommen ist; besucht man aber eine Dame, so ist das Erste, daß sie einen Negerjungen mit Cigarren für den Gast und einer silbernen Kohlpfanne, die auf den Tisch gestellt wird, herbeiruft. Viele Herren aber vertrauen ein so kostbares Gut den näschigen Negern nicht an, sondern führen den Schlüssel zum Cigarrenkästchen stets bei sich, an einer Schnur um den Hals hangend. Es gibt Raucher, die 30—40 Cigarren täglich consumiren; es erklärt sich daraus, daß dort eben kein Ort ist, wo man nicht raucht. Im Allgemeinen raucht der Spanier mehr Cigarretten (cigarros), die er selbst kunstreich in Papier wickelt, als Cigarren, wie wir es nennen (tabacos). — Sowie Feuer und Wasser in der ganzen Welt als erste Lebensbedürfnisse jedem Mitmenschen freigebig geboten werden, so ist in der Havana besonders die Verpflichtung, dem Ersten Besten Feuer zu geben, heiliges Gesetz, und wer die Ansprache: „Su candela“ (Ihr Feuer) überhören oder gar ablehnend beantworten wollte, würde sich Insulten aussetzen, als ein ganz barbarischer Mensch. Vielmehr sucht der Spanier mit einer gewissen Coquetterie der Höflichkeit etwas darin, auch dem zerlumptesten Menschen, der ihn in der Straße anhält, vorausgesetzt, daß er ein Weißer ist, die Cigarre willig zu überlassen.

(Der wandernde Braten.) Ein Engländer, Dr. Lee, der Leibarzt des Fürsten Woronzow war, hat eben ein Buch „über die letzten Tage des Kaisers Alexander und die ersten des Kaisers Nicolaus“ herausgegeben, in welchem er unter andern ein Seitenstück zu den bekannten gemalten Dörfern Potemkins erzählt. Als der Kaiser Alexander 1821 die Militärkolonien in der Krim besuchte, trat er in jedes einzelne Colonistenhaus und fand überall auf dem Tisch eine gute Mahlzeit angerichtet, bei welcher ein gebratenes Ferkel die Hauptrolle spielte. Fürst Wolchonsky, der den Kaiser begleitete, argwöhnte eine Täuschung durch die Verwaltung, schnitt unbeachtet in einem Hause dem Ferkel das Schwänzchen ab und steckte es in die Tasche. Im nächsten Hause stand richtig wieder ein gebratenes Ferkel auf dem Tische, aber es fehlte ihm das Schwänzchen. Da äußerte der Fürst gegen den Kaiser: „Der Braten scheint ein alter Bekannter zu seyn“, und als der Kaiser fragte, was er damit meine, zog er das fehlende Schwänzchen aus der Tasche. Der Braten war immer rasch aus einem Hause in das andere befördert worden. Aber Fürst Wolchonsky hatte bitter zu bereuen, was er gethan: nicht nur wurde der Administrator jener Militärcolonien sein Todfeind, auch dem Kaiser mißfiel die Enttäuschung und Wolchonsky zog sich seines Gebieters völlige Ungnade zu.

Korrespondenz.

Suggenthal, 12. Juni.

Wir lesen in fast allen Zeitungen die Ankündigung und Empfehlung einer Menge von Kurorten groß und klein, welche alle ihren Nutzen oder ihre Annehmlichkeiten, auch mitunter beides vereint haben mögen. Nichts destoweniger suchen Manche vergebens ein Plätzchen darunter, wo sie in stiller Behaglichkeit von den Berufs- oder häuslichen Geschäften ausruhend, sich selbst und den heiteren Naturgenüssen ungestört leben können, ohne durch das überraffinirte sogenannte Bade-Leben der meisten Badeorte genirt, oder durch die Isolirtheit der Lage auf sich selbst beschränkt zu seyn. — Einsender dieses gehört zu denselben, und glaubt den Freunden seines Geschmacks einen Gefallen zu erzeigen, wenn er sie auf das in dieser Beziehung ausgezeichnete Bad „Suggenthal“ aufmerksam macht, das von Jahr zu Jahr in immer weiteren Kreisen die wohlverdiente Anerkennung findet. — Am Eingang des weithin bekannten herrlichen Waldkircher-Thales, umringt von üppigen Fluren mit Matten und Wäldern aller Art abwechselnd, finden wir in geringer Entfernung von Freiburg, der Hauptstadt des gesegneten Breisgaues, das freundliche Etablissement des Herrn Reich, wo Einfachheit und Biederkeit uns wohlthuend ansprechen. Die Quelle ist schwefelhaltig. Die Bäder sind neu und gut eingerichtet und sorgfältig bedient; die Zimmer mit behaglicher Bequemlichkeit ausgestattet, haben sehr schöne Aussicht; Küche und Keller bieten Alles auf, um unseren Anforderungen bei verhältnißmäßig billigem Preise in jeder Weise zu entsprechen. — Mit rühmlicher Aufopferung hat der Besitzer seit wenig Jahren für die Unterhaltung seiner Gäste durch mannichfache Anlagen in der Umgebung des Bades sowohl, als durch Spaziergänge in dem nahen Tannenwald, durch Gartenanlagen, Ruheplätzchen ꝛc. gesorgt. Für weitere Ausflüge, deren Anzahl nicht unbedeutend ist, und die einen seltenen Reichthum von Naturschönheiten bieten, steht uns sein bequemer Gesellschaftswagen oder eine Chaise um wenig Geld zu Gebot. Das Serauer Thal mit der berühmten Hochburg; das Glotterthal mit seinem beliebten Weine; das Elzthal mit Waldkirch, Collnau, Elzach ꝛc.; St. Peter; das Simonswälderthal mit dem malerischen Falle des Zwöribach, und endlich der 3,900 Fuß hohe Kandel bieten dem Touristen die interessantesten Ausflüge. — Die treue Anhänglichkeit und regelmäßige Wiederkehr derjenigen Gäste, welche einmal die Annehmlichkeiten dieses lieblichen Ortes kennen lernten, so wie der zahlreiche Besuch der Freiburger an schönen Sonn- und Feiertagen beurkunden genugsam die Wahrheit unserer Schilderung von Suggenthal.

Literatur- und Kunst-Notizen.

Es wird Denjenigen, welche sich mehr für Dorfgeschichten, als für romantische Erzählungen interessiren, willkommen seyn, daß die Verlagshandlung von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. aus den sehr bändereichen gesammelten Erzählungen von W. O. v. Horn einen Auszug gemacht hat, welcher die sämmtlichen rheinischen Dorfgeschichten des beliebten Verfassers in vier schön ausgestatteten Bänden enthält. Diese Dorfgeschichten sind mit Recht sehr beliebt geworden, da sie sich nicht nur durch den Reiz einer anziehenden Erfindung und einer wenn auch nicht mannichfaltigen, so doch sehr lebendigen Charakterschilderung, ganz besonders aber durch die Gemüthlichkeit, mit welcher W. O. v. Horn zu erzählen und seine handelnden Personen uns nahe zu rücken weiß, auszeichnen. Wir haben in dieser Beziehung als vorzüglich anziehende Stücke der neuen Sammlung hervorzuheben: Aus der Schmiede, die Deserteure, die Elser, das Mailehen, der Freiersmann, die Geschichte von den zwei Müllerskindern, der gespenstige Stollen und eine rheinische Schmugglergeschichte. Die genannte Ausgabe ist mit schönen Illustrationen von Prof. L. Richter geziert.

Ueber die Sängerin Jenny Ney liest man in den Berliner Nachrichten bei Anzeige von deren Gastspiel: „Diese Sängerin gehört jetzt durch ihre so schöne, als kraftvolle Stimme, ihre treffliche Schule für colorirten und getragenen Gesang, ihren gefühlvollen Vortrag und ein dem jedesmaligen Charakter, den sie gibt, entsprechendes, wahrheitsgemäßes Spiel zu den ersten deutschen Sängerinnen und reiht sich in obigen Beziehungen den Künstlerinnen Wagner, Köster und, will man die Cruvelli zu deutschen Sängerinnen zählen, würdig an. Jenny Ney war früher beim k. k. Hofoperntheater in Wien engagirt, wo sie zur Zeit noch nicht ersetzt ist und sehr vermißt wird; jetzt ist sie beim Hoftheater in Dresden angestellt, das sie, durch einen glücklichen Coup, im Augenblick eines Direktionswechsels, wo ihr Contract gerade zu Ende ging, erbeutete und mit einer Gage von 5000 Thlr., wie man sagt, auf Lebenszeit, anstellte.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 14. Juni. Benefiz-Vorstellung des Herrn Fr. Devrient unter gefälliger Mitwirkung des Herrn Emil Devrient, k. sächsischer Hof-Schauspieler zu Dresden. Ein Glas Wasser, oder: Ursachen und Wirkungen, Lustspiel in fünf Acten von Cosmar. Bolingbroke: Hr. E. Devrient. Königin Anna: Fräul. Claus. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 15. Juni. Zweite Gastdarstellung der Fräulein Mathilde Wildauer, k. k. Hofschauspielerin und Hofopernsängerin aus Wien. Marie, oder: die Regimentstochter, komische Oper in 2 Acten von Donizetti. Marie: Fräulein Wildauer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 142. Donnerstag, den 15. Juni 1854.

Düsteres Treiben.

(Von L. Vogel.)

(Fortsetzung.)

So wenig jedoch auch Schnellfuß von seinem Aufenthalte im Zuchthaus sprechen wollte, so wurde er doch durch die Theilnahme seiner Freunde zu wiederholten Malen auf die ihm unangenehme Erinnerung zurückgeführt, wie es eben das Gespräch mit sich brachte, und wohl auch der lang entbehrte Wein, dem er unter häufigen Anstoßen tüchtig zusprach.

„Nun, und haben sie Dir den Geschmack am Handwerk nicht verdorben?" frug, nachdem längere Zeit von Diesem und Jenem gesprochen worden, Krüger.

„Nein, Bruderherz, das gerade nicht. Und was bleibt Unsereinem auch Anders übrig?! Lieber heute als morgen wieder anfangen. Ich sehne mich nach thätigem Leben und nach ein paar Batzen, für die es immer Verwendung gibt."

„Na, wenn's so steht, so kann Dir schon geholfen werden", ließ sich Krüger mit halb gedämpfter Stimme vernehmen. „Wir haben just für morgen Nacht eine Expedition vor, zu deren Besprechung wir uns hier eingefunden. Da kannst Du gleich mitmachen, ein Mann wie Du ist stets willkommen, und ein paar Batzen wird's wohl auch abwerfen."

„Topp", rief Schnellfuß, „es gilt mir gerade recht, und vielleicht wisch' ich gelegentlich auch dem Selbing, diesem Schurken, durch den ich ins Zuchthaus kam, eins aus."

Es war mittlerweile spät geworden, die Schiffsleute zogen sich ermüdet einer nach dem andern zurück, die Schwärzer aber rückten näher zusammen und führten noch längere Zeit mit flüsternden Stimmen ein Gespräch, das die morgende Expedition zum Gegenstand hatte.

II.

Die österreichische Seite des Rheinthals ist der eigentliche District des Schmugglervolks. Dort hat es seine Heimath, in allen Dörfern Freunde, Verbindungen, Schlupfwinkel und Depots. Was der Schmuggler verdient, gibt er leicht aus, und so hat er sich unter einer Bevölkerung, die von Haus aus arm ist, Sympathien erworben, die seinen Feinden, den Gränzwächtern, durchaus abgehen. Die Obliegenheiten der Letztern sind den meisten Menschen so unangenehm und widrig, daß sich überhaupt im Allgemeinen bezüglich der Schmuggelei eine ziemlich laxe Moral gebildet hat.

Als Schnellfuß mit seinen Freunden nach der in der Pint zu den heiligen drei Königen verbrachten Nacht aufbrach, nahm, um kein Aufsehen zu erregen, Jeder einzeln seinen Weg nach dem am Rheine gelegenen Dorfe St. Johann Höchst. Eins der unscheinbarsten Häuschen des Dorfes diente hier den Schmugglern als Quartier, unter dessen armseligen Mauern sie in sichern Kellerräumen ihre werthvollen Waaren bargen. Von Einbruch der Nacht an öffnete sich von Zeit zu Zeit geräuschlos eine Hinterthür des Häuschens, um die verdächtigen Gestalten der Schwärzer einzulassen. Nach und nach waren Alle eingetroffen, auch Schnellfuß, der hier weitere alte Bekannte wieder zum ersten Male traf und von Allen freudig begrüßt wurde.

Die Schmuggler befanden sich in einem düster erleuchteten Kellerversteck mitten unter den weiter landeinwärts zu schaffenden Waaren, und obschon auch hier wieder der unvermeidliche Weinkrug fortwährend unter ihnen kreiste, so ging es doch äußerst still zu. Einer oder der Andere verließ zeitweise den Keller, entweder um den Weinkrug neuerdings zu füllen, oder nach dem Wetter zu spähen, oder sonst nach außen zu kundschaften, ob die Luft rein.

„Es will bei diesem Geschäfte kein rechtes Glück seyn", meinte Krüger, im Gespräch auf die umherliegenden Waarenballen und Pakete deutend. „Seit vierzehn Tagen liegt nun all das Zeug hier, über den Rhein herüber schafften wir's glücklich, aber von da ab hat sich kein günstiger Augenblick mehr gezeigt, um den Quark weiter zu bringen."

„Die Gränzer hatten eben etwas von tüchtiger Beute gewittert", fiel einer der Schmuggler ein, „und so galt es zwanzigfache Vorsicht."

„Ach, wenn das Wetter nur halbweg ein anständiges Schmuggelwetter gewesen wäre", bemerkte ein Zweiter, „so hätten wir ihnen doch ein Schnippchen geschlagen. Allein eine Nacht immer sternenheller als die andere! — Es war wirklich zum Verzweifeln, und als ich gestern die ersten Wolken über den Pfändler heraufsteigen sah, fiel mir's wie ein Stein vom Herzen. Bei alledem ist es übrigens immer noch kein rechtes Wetter."

„Hilft nichts", versetzte Krüger, „einmal muß daran gegangen werden. Zeit haben wir kaum noch zu verlieren. Wenn das Zeug nicht spätstens binnen drei Tagen in Feldkirch ist, so ist's um unsere Reputation geschehen und kein Mensch will mehr mit uns zu thun haben."

„Na, wird sich schon machen", nahm Schnellfuß das Wort; „ich denke doch am ersten Abend nicht gleich Unglück zu haben, wenn auch mein guter Freund Selbing", fügte er höhnisch hinzu, „draußen umherlungert."

Während die Schwärzer eine vorgerücktere Stunde der Nacht zum Aufbruch erwarteten, spann sich das Gespräch in dieser Weise fort, und wurde erst durch die Rückkehr zweier ausgesandten Späher unterbrochen.

„Nun, kann's losgehen?" rief Krüger den Eintretenden entgegen. „Ihr macht aber ein Paar Gesichter, als ob Euch Einer Wasser in den Wein gegossen hätte. Da trinkt erst einmal und dann sprecht."

„Es gefällt mir auch nicht ein bischen heute Nacht", hob der Eine der Angeredeten an. „Im Wirthshaus unten im Dorfe,

wo sonst immer die Gränzer liegen, hat sich heute kein Einziger sehen lassen. Alle auf den Beinen! Der Wirth meinte noch vor einen halben Stunde zu mir: Vincenz, wenn Du etwa diese Nacht was vorhast, so nimm Dich in Acht."

„Und das Wetter ist eigentlich gar kein Wetter", fügte der Andere hinzu. „Alle fünf Minuten lang bricht der Mond durch die Wolken, daß es hell wie am Tage wird und die Fledermäuse fast verdutzt aus der Luft herunterfallen. Gerad herausgesagt, ich für meinen Theil bin nicht von der Parthie."

Diese Nachrichten wurden natürlich nicht sehr beifällig von den Schmugglern aufgenommen. Einige eilten aus dem Keller auf den Hof hinaus, um selbst nochmals nach dem Wetter zu sehen; Alle kamen mit bedenklichen Gesichtern wieder und Keiner wagte, geradezu zum Aufbruch zu rathen. In längerem Hin- und Herreden berieth man nun, was zu thun sey, und da wirklich alle Aussichten zu ungünstig schienen, so wurde beschlossen, trotzdem daß die Zeit drängte, das Geschäft noch um eine Nacht aufzuschieben. Der Unmuth machte sich darüber in heftigen Worten Luft, allein das Ueberlegen rieth eben zum Aufschub.

Am wenigsten mit dem gefaßten Entscheid einverstanden war Schnellfuß.

„Ich will gerade eure Vorsicht nicht mißbilligen", rief er zuletzt, „allein, was mich anbelangt, so muß ich nach so langer Zeit heute wieder ein Probestück machen; das verlangt die Ehre. Ich also werde es versuchen, und bis Dornbirn denke ich wohl zu kommen."

„Thu's nicht, Schnellfuß", mahnten Einige ab; „was liegt an einem Bündel, das Du etwa glücklich durchbringst, wenn alles Andere hier bleiben muß. Und dann ist's wirklich eine verzweifelte Nacht zum Schmuggeln bei all Deinen schnellen Füßen, abgesehen davon, daß Du Dich auch noch nicht wieder ins Geschäft eingeschossen hast."

Schnellfuß, dessen Ehrgeiz durch den letztern Grund gerade erst recht aufgestachelt wurde, ließ es sich jedoch nicht ausreden, ein Probestück, wie er's nannte, abzulegen, und als man ihm endlich nach längerem Zögern willfahrtete, nahm er einen ziemlichen Pack, der Seidenwaaren enthielt, unter den Arm und machte sich auf den Weg.

(Fortsetzung folgt.)

Die Türken.

Nach Dickens' Household Words von W. F.

(Schluß.)

Der türkische Unterthan darf einer, ihm nicht verwandten Person mittelst Testaments nicht mehr als den dritten Theil seines Eigenthumes vermachen. Das übrige gehört rechtsmäßig seinen nächsten Verwandten. Wenn er zwei oder drei Verwandten von gleich naher Verwandtschaft mit sich hinterläßt, so wird sein Eigenthum unter sie getheilt, wobei die männlichen Verwandten den doppelten Theil von dem erhalten, was den weiblichen bestimmt ist. Die Multèqua enthält sehr strenge Bestimmungen über die Unverletzlichkeit des Hauses eines Gläubigen. Keine Haussuchung darf unter irgend einem Umstande in Konstantinopel vollzogen werden ohne einen geschriebenen Befehl vom Großvezier. Diesen Befehl muß der vollziehende Beamte bei sich tragen und außerdem, im Fall es ein Türke ist, von dem Imam der Nachbarschaft, im Fall es ein Grieche oder Armenier ist, von dem Obern seiner Kirche, und im Fall es ein Jude ist, von dem Rabbiner begleitet seyn; doch mag es das Haus eines Muselmann oder eines Ungläubigen seyn, kein Beamter darf die Gemächer der Frauen betreten, bevor diese dieselben verlassen haben.

Der Strafcodex, der jetzt im ganzen osmanischen Reiche in Kraft ist, wurde im Jahre 1840 erlassen. Es ist eine große Verbesserung gegen den alten Strafcodex, der die Todesstrafe den Händen der kleinen Tyrannen in den Provinzen überließ. Der erste Artikel dieses neuen Strafgesetzbuchs erklärt, daß der Sultan verheißen habe, über keinen seiner Unterthanen die Todesstrafe zu verhängen, der nicht von kompetenten Richtern verhört und dem bestehenden Gesetze gemäß verurtheilt worden ist; und ferner bedroht dieser Artikel jeden Vezier mit der Todesstrafe, der hinfort auf eigene Verantwortlichkeit einem Unterthan das Leben nehmen sollte, und „wäre es das eines Schäfers." Das Strafgesetzbuch setzt ferner Todesstrafe auf Anreizung der osmanischen Unterthanen zur Revolution, auf Meuchelmord und auf Widerstand gegen die Polizei bei Ausübung ihrer Pflicht, sobald dieser Widerstand eine tödtliche Wunde zur Folge hat. Raub wird mit siebenjähriger Kerkerhaft bestraft; Staatsbeamte, die nicht redlich ihrem Dienste vorstehen, sind mit Gefängniß oder Verbannung, deren Dauer sich nach dem Grade des Vergehens richtet, bedroht, und alle Unterthanen des Sultans sind verpflichtet, jeden Missethäter, der ihnen in die Hände fällt, der Gerechtigkeit zu überliefern. Diesem Gesetz zufolge sind alle Unterthanen des Sultan's gleich vor den Augen des Richters, ohne Rücksicht auf Abstammung der Religion.

Im Jahre 1846 wurden die berühmten Talimati O'moumieh publizirt. Es sind dieß Beschlüsse, welche die Ermächtigungen der Regierungsbeamten, die Verwaltung des Nationalschatzes und die Organisation der Polizei reguliren. Im Jahr 1850 erließ die türkische Regierung, als eine Fortsetzung ihrer Reformmaßregeln, ein Handelsgesetzbuch, das 350 Artikel enthält und den inneren, wie den auswärtigen Handel des Reichs ordnet.

Aber alle diese gesetzlichen Bestimmungen und Beschlüsse, wenn gleich von großer Bedeutung, sind wahrscheinlich nicht im Stande, jene Revolution hervorzubringen, welche im osmanischen Reiche von der durchgreifenden Reform des Erziehungswesens zu erwarten steht. Der erste September 1845 ist ein denkwürdiger Tag in der osmanischen Geschichte; an diesem Tag wurde an der Stelle der alten Janitscharen-Kasernen der erste Stein zur großen türkischen Universität gelegt. Die Erziehung wurde den Händen der mahomedanischen Priesterschaft genommen und die Jugend in der großen Wahrheit der Welt unterrichtet. Von jener Zeit an muß jeder Türke sein Kind in die Schule schicken, und der Staat selbst übernimmt die Sorge für seinen Unterricht. Demnach ist gegenwärtig jeder Vater, sobald sein Kind das sechste Jahr erreicht hat, gezwungen, sich bei dem Monkhtar, oder Municipalchef seines Ortes zu melden, und den Namen seines Kindes in das Register der Mekteb oder Primärschule einschreiben zu lassen, es sey denn, daß er genügend nachzuweisen vermag, daß er die Absicht hat und die Mittel besitzt, dasselbe im Hause zweckmäßig unterrichten lassen zu können. Um auch die arbeitende Klasse zur Beobachtung dieses Gesetzes zu zwingen, darf kein Geschäftsmann oder Handwerker einen Knaben als Lehrling annehmen, der nicht durch ein Zeugniß der Primärschule nachweist, daß er den vorgeschriebenen Unterricht genossen. Dieser Unterricht beschränkt sich auf Lesen, Schreiben, Rechnen und auf die Grundsätze der Moral und Religion. Im Jahre 1851 gab es allein in Konstantinopel nicht weniger als 396 Primärschulen, die von 22,700 Schülern besucht wurden. Diese Primärschulen sind in vierzehn Gruppen getheilt, und an jeder dieser Gruppen steht ein Comitee, das jede Schule beaufsichtigt, das Fortschreiten derselben ordnet und Bericht darüber erstattet.

Ein türkischer Knabe besucht in der Regel vier oder fünf Jahre die Primärschule, nachher, sobald ihm der Vater einen höheren als den Elementarunterricht geben lassen will, tritt er in die Lehranstalten für Jünglinge, in die Mektebi ruddie. Diese Sekundär-

Schulen sind eine neue Schöpfung, doch schon im Jahre 1851 gab es sechs, die 870 Schüler zählten. In diesen Schulen erhält die türkische Jugend eine vorurtheilsfreiere Erziehung. Sie wird in der arabischen Grammatik und Syntax, in der Orthographie und Satzbildung, in der heiligen und osmanischen Geschichte, in der Universalgeschichte, in der Geographie und Arithmetik, so wie in den Anfangsgründen der Geometrie unterrichtet, und zwar, wie in den Primärschulen auf Kosten des Staates. Die Wissenschaften, welche auf der türkischen Universität gelehrt werden, sind im Allgemeinen dieselben, in welchen auf den europäischen Universitäten unterrichtet wird. Doch gerade auf diesem Reformfelde hat der Sultan eine mächtige Partei zu bekämpfen und zu überwinden. Der alte türkische Geist, den die Ulemas aufrecht zu halten sich bemühen, muß ausgerottet werden, und dieß kann nur dadurch geschehen, daß in der Türkei, wie überall, die Wissenschaft von der Bigotterie getrennt werden muß. Den Regierungs-Unterrichtsanstalten sind in neuester Zeit noch zwei für sich bestehende Akademien für Landwirthschaft und Thierarzneikunde hinzugefügt worden.

Einen grellen Gegensatz zu dieser, von Seiten der Regierung entwickelten Energie bildet die allgemeine Trägheit des türkischen Volks. Die Industrie der Türkei ist zu gänzlicher Unbedeutendheit herabgesunken. Einst versorgten die türkischen Manufakturen die großen Märkte des Ostens; ja einige Industrieartikel gingen selbst nach europäischen Ländern; jetzt reichen diese Industrieerzeugnisse nicht einmal für den inneren Bedarf aus. Im Jahre 1812 waren zu Scutari und Turnova nicht weniger als zweitausend Webstühle für Muslinstoffe thätig, im Jahre 1841 zählte man dagegen kaum noch zweihundert. Anatolien, Diarbeko und Brussa waren ehemals berühmt wegen ihrer ausgezeichneten Sammet- und Seidenzeuge, jetzt produciren sie etwa ein Zehntel von dem, was sie vor vierzig Jahren producirten. In der europäischen Türkei gibt es einige bedeutende Fabrik-Etablissements: die Eisenhämmer von Samagor und Fognitza in Bulgarien und Bosnien und die Waffenfabriken zu Mostar und Travnik. Die Waarenlager, so wie der Karavanenhandel von Bagdad und Aleppo sind ebenfalls von Bedeutung; doch hält dieß Alles den allgemeinen Verfall der Industrie nicht auf, da der türkische Fabrikant eigensinnig das alte, kostspielige System beibehält und deßhalb durch die Concurrenz der westeuropäischen Fabrikanten von seinen alten Marktplätzen verdrängt worden ist. Nur eine Hülfsquelle bleibt der Türkei, um den empfindlichen Folgen der Industrie-Abnahme zu entgehen, und diese ist die unerschöpfliche Fruchtbarkeit des Bodens, der, mit Fleiß und Sachkenntniß bebaut, sie zur bedeutendsten Kornkammer der Welt machen würde. Auf diese große Hülfsquelle hat die Regierung in neuester Zeit ihre Aufmerksamkeit gerichtet, und daß sie dem Gegenstande alle Sorgfalt widmet, dafür spricht die Errichtung der landwirthschaftlichen Akademie.

Daß die alten Türken sich mit den Reformen befreunden werden, ist nicht zu erwarten, aber das unter den Reformen heranwachsende Geschlecht, die Söhne Derer, die alle Neuerungen hassen, wird eine andere Zeit über das türkische Reich herbeiführen; die weiten Ebenen des osmanischen Reichs werden einst goldene Ernten bringen, die Handwerker von Brussa und Anatolia werden wieder in erhöhtem Grade thätig seyn, und in den Webstühlen von Scutari werden sich dann nicht mehr die Spinnen einnisten.

Zur Charakteristik des russischen Volks.

In einer kürzlich erschienen englischen Schrift über Rußland („Russia as it is“), von Morell, befindet sich folgende, wie uns scheint, treffende Charakteristik des russischen Volkes:

„Es ist allen mit der Geschichte der europäischen Völker vertrauten Beobachtern bekannt, daß die Slaven im Allgemeinen und die Russen insbesondere kein gewöhnlicher Menschenschlag sind. Nicht zu läugnen ist, daß Letztere, als Diplomaten, wie als Krieger, große Geschicklichkeit und unverkennbare Tapferkeit an den Tag gelegt. Obwohl ihr gegenwärtiges Verhältniß, wie ihre Geschichte der Vergangenheit, sehr dunkle Schattenseiten darbietet, muß man doch anerkennen, daß ihre Fehler, eben so wie ihre Tugenden, von ungewöhnlicher Art sind. Das russische Volk zeigt sich nach keiner Richtung hin mittelmäßig oder kleinlich. Die Ausschweifungen seiner Adeligen sind eben so kolossaler Natur, wie die Habgier seiner Beamten und der Branntweinrausch seiner Leibeignen. Ein solches Volk, wie viele Fehler es auch haben mag, kann doch niemals verächtlich erscheinen. In der That ist sein Fleiß, seine Geschicklichkeit und Nachahmungskunst unverkennbar, und wenn wir mit dem Czaren anfangen und zu dem Mujik hinabsteigen, so nehmen wir wahr, daß Peter der Große, was Energie des Willens und Thätigkeit in der Verwaltung betrifft, alle Nebuhler hinter sich läßt, während der Mujik scharfsinniger als irgend einer seiner Standesgenossen von anderem Volksstamme und schlauer als selbst der Jude ist.

„Napoleon war der Ansicht, daß, nächst den Franzosen, die Russen die besten Truppen auf dem Festlande seyen, und in der That haben sie in Schlachten sowohl, als bei anderen Gelegenheiten, stets eine große Bravour an den Tag gelegt. Obwohl die Meinungen hinsichtlich ihrer physischen Entwickelung sehr widersprechend lauten, wird doch zugegeben, daß Rußland eine große Anzahl schöngebauter Männer erzeugt; die Frauen erscheinen zwar im Allgemeinen unbedeutend, doch wenn sie schön sind, werden sie auch für sehr liebreizend gehalten.

„Viele Episoden ihrer Geschichte scheinen darzuthun, daß die Russen ein düsteres, blutdürstiges und rachsüchtiges Volk sind, und es kann nicht geläugnet werden, daß, wenn einmal ihre Leidenschaften aufgestachelt sind, ihre Wuth keine Gränzen kennt. Andererseits erscheint aber das Volk auch überaus freundlich und zuvorkommend; ja, selbst wenn sie betrunken sind, zeigen die Russen nicht die Wildheit anderer Nationen, sondern vielmehr eine lächerliche Zärtlichkeit und Zuthulichkeit. In der That kann es nur eine sehr gelehrige, gehorsame und ordnungliebende Raçe seyn, die sich so ruhig dem schrecklichen Despotismus von Herrschern unterwirft, wie die Russen bereits deren mehrere gehabt haben. Zu ihren Tugenden gehört vornehmlich auch ihre große Anhänglichkeit an das Vaterland und ihre Verehrung für den Kaiser, den sie mit Recht als den besten, wiewohl oft irregeleiteten Freund seines Landes und Volkes betrachten.

„Obwohl sich sonach die Russen durch viele gute Eigenschaften auszeichnen, dürfen wir doch, als wahrheitstreue Berichterstatter, nicht verschweigen, daß sie auch sehr große Fehler haben. Ihr Scharfsinn artet nur zu leicht in Lug und Trug, ihr Gehorsam in Sclavensinn aus; ja, in keinem anderen Lande der Welt ist die Würde des Menschen so wenig geachtet, als in Moskowien. Ihre Tapferkeit im Felde äußert sich zuweilen auf empörende, grausame Art, und ihre Verschlagenheit in der Diplomatie ist von Doppelzüngigkeit und Intrigue kaum zu unterscheiden. Obwohl nicht ohne Verstand und Witz, sind doch ihre Kenntnisse und ihre Bildung gemeinhin sehr oberflächlich. Aeußerlich fromm und auf den Lippen voll religiöser Salbung, fehlt es den Russen in der Regel an aller höheren und tieferen Gotteserkenntniß; ein krasser Materialismus lastet schwer auf diesem historischen Volke, welches der übrigen Welt gegenüber der Ausdruck der brutalen Gewalt im Gegensatze zur intelligenten Macht des westlichen Europa geworden. Leider hat Rußland von seiner ursprünglich asiatischen Barbarei einen häßlichen Ueberrest behalten, während es von der europäischen Civilisation bloß die nachtheiligen Seiten entlehnt hat.

Daher kömmt es denn auch, daß Rußland ein schreckenerregender Feind und zugleich ein höchst gefährlicher Freund ist."

Mannichfaltigkeiten.

(Amerikanisches Theaterwesen.) „Im Allgemeinen", äußert sich ein Reisender, „gehören die Theater nicht zu den sehenswürdigsten Merkwürdigkeiten Nordamerikas. Auf den Theatern von Newyork rc. werden sehr lustige Possen aufgeführt von der derbsten Komik mit ganz lokaler Färbung." Die Tragödie betreffend, sagt unser Gewährsmann: „Stets las ich auf dem Anschlagezettel in Begleitung großer fast maßloser Lobeserhebungen den Namen des Schauspielers und der Schauspielerin, welchen die Hauptrollen zugetheilt waren, aber nie den Namen des Verfassers. Dieß allein beweist, daß die Tragödie in den Vereinigten Staaten keine literarische Existenz hat. . . Vorzüglich schadet dem amerikanischen Bühnenwesen das Vorurtheil eines respectabeln Theiles der Gesellschaft gegen das Theater, eine der Hauptursachen, welche es verhindern, sich zu der Würde zu erheben, die es erreichen kann. Von einer Art moralischen Tadels getroffen, muß es sich an die große Menge wenden. Die Kunst aber gleicht darin dem Menschen: sie bedarf der Achtung, um sich selbst zu ehren."

König Maximilian von Baiern hat für das Radetzky-Album ein eigenhändig geschriebenes Denkblatt nachstehenden Inhalts eingesendet: „Ein kluger, erfahrener und zugleich entschlossener Feldherr ist der edelste Stein in der Krone seines Monarchen. In seiner Hand liegt die Rettung oder das Verderben des Vaterlandes. München, den 17. Mai 1854. Max."

Korrespondenz.

Aus Thüringen, 7. Juni.

Der „Sängerbund an der Saale", eine zahlreiche Vereinigung von Liedertafeln feierte gestern in der Nähe von Kösen bei Naumburg sein diesjähriges Sängerfest. Schon am frühen Morgen hatten sich die Mitglieder der verschiedenen Liedertafeln mit ihren Bannern auf der Rudelsburg, dem bestimmten Sammelplatze, eingefunden, wo nach einer kurzen, aber herzlichen Ansprache des Herrn Hunger aus Merseburg die Proben der Chorlieder vorgenommen, wacker gezecht und trotz der rauhen Witterung viel gelacht und gescherzt wurde. Um 12 Uhr bewegte sich der Zug, mit dem Musikcorps an der Spitze, nach der oberhalb Kösen befindlichen Buchenhalle, einem herrlichen Waldplätzchen, das, amphitheatralisch sich emporhebend, ganz geeignet ist, eine so zahlreiche Menschenmenge, die sich hier zusammengefunden hatte, bequem in sich aufzunehmen. Es war ein prächtiger Anblick, die vielen Hunderte von Menschen unter dem dichten Laubdach himmelanstrebender Buchen sich lagern und den Dingen, die da kommen sollten, entgegenharren zu sehen. Als endlich die Mitglieder der Liedertafeln sich vorschriftsmäßig aufgestellt hatten, hieß sie Herr Bergrath Bax aus Kösen mit kurzen Worten im Namen seiner Gemeinde herzlich willkommen, worauf der Dirigent des Sängerbundes, Herr Musik-Direktor Claudius, den für ihn bestimmten Platz einnahm und der Gesang mit dem Chorlied: „Singet dem Gesang zu Ehren", von C. M. v. Weber, begann. Sämmtliche Piecen wurden mit rühmlicher Präcision vorgetragen. Von den Gesängen, welche die Liedertafeln einzeln aufführten, waren manche Stimmen nicht genugsam vertreten und der Abstand zwischen diesen Einzelgesängen und den Chorliedern war auffallend. Der Beifall, den die Sänger ernteten, blieb längere Zeit ein mäßiger; erst bei dem Vortrage des von Claudius componirten Liedes: „Ich möcht' es tief in alle Rinden schneiden", brach der Enthusiasmus so vollständig durch, daß dieser Gesang nochmals wiederholt werden mußte. Diesen Gesängen reihte sich abermals eine kurze Rede des Herrn Rath Hunger an, worauf der Sängertag mit Arndt's „Deutsches Herz verzage, nicht!" von Claudius beschlossen wurde. Gegen 4 Uhr brach der Zug nach Kösen auf, wo im dasigen Kuchengarten das Chorlied von Eichendorff: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?" componirt von Mendelssohn, gesungen und darauf zum Festmahl im Kursaal geschritten wurde, nachdem kurz vorher noch der Gesang: „So rückt denn in die Runde!" von Eichendorff, komponirt von Mendelssohn die Herzen erfreut hatte.

Heidelberg, 13. Juni.

Gestern hatten wir einen Theaterabend, der in den friedlichen Annalen des hiesigen Bühnenlebens nur wenig seines Gleichen haben dürfte. Die Aufführung von Scribes Glas Wasser fand unter Mitwirkung des Herrn Emil Devrient, der Frau Thöne aus Karlsruhe und der Fräul. Franke statt. Der Andrang war so ungeheuer, daß unser kleines Theater wahrhaft erstürmt wurde und der Eintritt im eigentlichen Sinne des Wortes erkämpft werden mußte. So viel Menschen wie heute sind in diesem Tempelchen Thaliens wohl noch nie beisammen gewesen Es wäre überflüssig, von den Kunstleistungen und den Erfolgen E. Devrient's zu reden; jene sind allbekannt und diese wirklich einzig, so daß E. Devrient's Name eine unumschränkte Gewalt auszuüben scheint. Der Beifall war stürmisch und von einem wahren Platzregen von Blumen und Kränzen begleitet. Mit dem Genannten theilte Frau Thöne, die als eine ausgezeichnete Schauspielerin bekannt ist und Fräulein Franke die Ehre des Abends und die Huldigungen des hochbegeisterten Publikums.

Mannheim, 11. Juni.

An das Gastspiel von Mathilde Wildauer und Alois Ander aus Wien reihte sich nach einem Zwischenraum von nicht vierzehn Tagen — der uns außer der erstmaligen Aufführung der „Badekuren" auch eine abermals von entschiedenem Erfolge begleitete Wiederholung der Novität: „Ein Gasthaus, oder: Irrthum führt zum Ziel", brachte, — unter dem Gestrigen ein Konzert des großh. sachsen-weimar'schen Kammervirtuosen Ferd. Laub, welches zu erneuter enthusiastischer Ovation der Kunst Veranlassung wurde. An Körpergröße kaum an weiland Pipin hinanreichend, ist der junge Laub trotzdem ein Heros auf der Violine und seine Striche so kräftig wie weiland des Ersten Streiche. Er verhält sich in seiner markigen Weise analog wie der Historienmaler zum Genremaler. Vollendeter Virtuose, ist ihm das Virtuosenthum nur Mittel zum Zweck; Kunststücke sind nur die Himmelsleiter, sein Himmel ist die Kunst. Trotz der unübertrefflichen Correctheit, dem Perlenden seiner chromatischen Läufe, der Reinheit seiner Octavengänge, seiner Octave-Doppeltriller u. s. w., bleibt sein gediegener Vortrag (Violinconcert von Mendelssohn) sein wohlthuender markiger Ton, der in der Tiefe einen vollständigen Orgelcharakter hat, doch immerhin Hauptgegenstand der Bewunderung; er ist mehr als Virtuose und nichts destoweniger als solcher den ersten Größen ebenbürtig. Laub und Ander, der jenen durch den Vortrag mehrerer Lieder unterstützte, erregten einen Kunstjubel, wie man sich nicht erinnert ihn vorher hier gehört zu haben. Des Applaudirens und Hervorrufens wollte gar kein Ende werden.

(Berichtigung.) In Nr. 139 der Didask. lies unter der Ueberschrift: „Aus dem Leben" statt: F. v. Fenner — D. v. Fenner.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 15. Juni. Zweite Gastdarstellung der Fräulein Mathilde Wildauer, k. k. Hofschauspielerin und Hofopernsängerin aus Wien. Marie, oder: die Regimentstochter, komische Oper in 2 Acten von Donizetti. Marie: Fräulein Wildauer.

Freitag, 16. Juni. Auf allgemeines Verlangen: Gastdarstellung des Herrn Emil Devrient, k. sächsischer Hof-Schauspieler zu Dresden und als dessen letztes Auftreten: Wilhelm Tell, Schauspiel in 5 Abtheilungen von Fr. v. Schiller. Tell: Hr. Emil Devrient. Hedwig: Fräul. Claus. Mit aufgehobenem Abonnement.

Bockenheimer Sommertheater.

Donnerstag, 15. Juni. Residenz- und Provinzschwinderl, oder: Ordnung regiert die Welt, Posse mit Gesang in 4 Aufzügen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 143. Freitag, den 16. Juni 1854.

Düsteres Treiben.

(Von L. Vogel.)

(Fortsetzung.)

III.

Die Nacht war, wie schon geschildert: Mond und Wolken stritten um die Herrschaft am Firmamente.

Schnellfuß verließ mit seiner Bürde vorsichtig das Haus, warf dann, von einem nahestehenden Baume gedeckt, einen spähenden Blick in die Weite hinaus, und huschte hierauf an der Hecke, die den zum Hause gehörigen Garten umschloß, hin, um seinen Marsch zu beginnen.

Niemand kannte so gut wie er das Terrain, das er betrat. Jeder Baum und Strauch, jeder Graben und Hügel, kurz jedes Plätzchen, das ihn den Blicken irgend Unberufener entziehen konnte, war ihm bekannt.

Eine halbe Stunde mochte er etwa gegangen seyn. Vom Dorfe Gaissau herüber schlug es ein Uhr, Schnellfuß bebte, um sich blickend, leis zusammen. „Es war um dieselbe Stunde und fast an demselben Flecke", sprach er bei sich, „wo ich das Unglück hatte, auf Selbing zu stoßen. Verteufelte Erinnerung!" setzte er weiterschreitend unbehaglich hinzu.

„Halt! Gestanden!" gellte es in diesem Augenblicke an sein Ohr.

Schnellfuß stand, wie vom Blitze gerührt, kalter Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, diese Stimme war ihm nur allzu bekannt — er befand sich dem Gränzwächter Selbing abermals gegenüber. Nicht daß Schnellfuß das Begegnen mit Selbing gefürchtet hätte, nein, er hatte sich während seiner achtzehnmonatlichen Haft sogar glühend darnach gesehnt, allein daß es gerade heute seyn mußte, heute in der ersten Nacht, wo er wieder seinem Gewerbe nachging, wo er außerdem, seinen Stock abgerechnet, ohne alle Waffe war, das überraschte ihn unheimlich. Er verlor gleichwohl nicht lange den Kopf; ein naher Strauch mußte ihn zuerst den Blicken des Gränzers entziehen, und einem Wurme gleich, schlüpfte er jetzt, jede dunkelschattige Parthie des Terrains benutzend, fort.

Selbing, der die Listen der Schmuggler seit langer Zeit kannte, ließ sich in der Verfolgung nicht irre machen, wobei ihm die Richtung, welche der flüchtige Schmuggler einschlug, dessen von Zeit zu Zeit über der Ebene auftauchende Gestalt verrieth. Bisweilen schoß der Gränzer dabei eine Kugel ab, die dem Schmuggler drohend um den Kopf pfiff, ihn an die Nähe seines Feindes erinnerte und dadurch zu erneuten Anstrengungen antrieb. Die Behendigkeit seiner Füße kam dem Verfolgten hier nur halb zu Nutzen, da er, um sich dem Geschoß des Gränzers möglichst wenig auszusetzen, seinen Weg immer im Zickzack unter Benutzung der ihm durch ihren Schatten bergenden Stellen nehmen mußte. So dauerte die Verfolgung eine ziemliche Weile fort, und bald beleuchtete sie der Mond mit seinem bleichen Lichte, bald versteckte er sich wie scheu hinter den dunkeln Wolken.

Nach Verlauf von vielleicht einer Stunde erreichte Schnellfuß die Moorgründe, welche sich zwischen St. Johann Höchst und Fussach hinziehen.

Zu einer Zeit, über welche uns alle historischen Nachrichten fehlen, müssen die Ufer des Bodensees wesentliche Veränderungen erlitten haben, und durch viele Anzeichen als ausgemacht wird angenommen, daß die Wasser des Sees einstmals einen nicht unbeträchtlichen Theil des nun trocken liegenden Rheinthales bedeckten. Die beiden noch vorhandenen Lochseen, eigentlich nur Sümpfe, die unter einer geringen Wasserhöhe unergründlichen Morast verbergen, werden zu solchen Anzeichen gezählt. Merkwürdig ist bei ihnen, daß sie keinen sichtbaren Zufluß haben und ihre Wasserfläche mit der des Bodensees beständig gleiche Höhe hat. Eine Quadratstunde Land ist um die Lochseen her mit nichts als Moor bedeckt; keine menschliche Wohnung steht hier aufgerichtet, und Wind und Wetter theilen sich allein in die Herrschaft über diese öden Gründe. Nur wenige dieser Strecke genau kundige Menschen gibt es, die Schmuggler und Gränzer gehören zu ihnen, doch auch sie begeben sich nicht ohne Lebensgefahr auf dieses Terrain, das eine bei jedem Tritte zitternde Decke bildet und den Fehltretenden rettungslos verschlingt. Durch die Moore, die häufig mit einem leichten grünen Teppich trügerisch bedeckt sind, führen nur schmale Pfade und einzelne passirbare Stellen, die dem Aussehen nach nicht zu unterscheiden von den Verderben bringenden.

Als Schnellfuß sich den Mooren gegenüber sah, athmete er leichter auf. Er zog seinen Pack fester an die Schulter heran, warf einen Blick nach seinem Verfolger zurück und eilte dann dem Terrain zu, von dem er sich Rettung und Sicherheit versprach. Eine Kugel hörte er noch hinter sich pfeifen, dann trat der Mond, die Wolken vollständig besiegend, hervor und deutlich lagen, von ihm beleuchtet, die Moore da.

Keiner hatte sie wohl so oft passirt als Schnellfuß; sicher und behend schwebte er über den gefährlichen Boden, bald rechts, bald links sich wendend und springend, immer vorwärts. Allein auch der Gränzer folgte ihm, und auch er befand sich nicht zum ersten Male in den Mooren. Der verfolgte Schwärzer blickte von Zeit zu Zeit hinter sich, die Entfernung messend, die ihn von seinem Feinde trennte. Er rechnete darauf, daß derselbe in der Kenntniß des Terrains weniger bewandert seyn möchte als er, und deßhalb bald von weiterer Verfolgung abstehen würde. Indeß schien dieß nicht der Fall zu seyn, und Selbing die begonnene Jagd beharrlich fortsetzen zu wollen, denn wenn Schnellfuß den Blick auch nicht zurückwandte, hörte er doch unaufhörlich durch die Stille der Nacht, daß ihm der Gränzer noch nachsetzte.

So ging es eine ziemliche Weile fort, als es plötzlich dem Schmuggler still hinter ihm geworden zu seyn dünkte. Er kehrte sich um und gewahrte seinen Verfolger nicht mehr, so weit er auch die Blicke über die Moore schweifen ließ. Der athemlos Gehetzte schien jedoch im ersten Augenblicke noch nicht zu trauen, er fuhr sich mehrmals mit der Hand über die Augen, als es aber immer und immer still über den Mooren blieb, wurde ihm leichter um's Herz und er murmelte die Worte vor sich hin: „Was zum Geier muß aber aus meinem guten Freunde Selbing geworden seyn? Sollte er am Ende gar . . .“

Das Wort erstarb ihm auf den Lippen, denn eben drang ein schrillender Hülferuf über die Fläche her und gleichzeitig entdeckte sein noch immer suchendes Auge den verhaßten Feind.

(Schluß folgt.)

Die gegenwärtig herrschende Theuerung.

Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ bringen unter obiger Rubrik den nachstehenden Artikel, der nicht nur durch seine treffenden Bemerkungen und die klare Erkenntniß der Zeitverhältnisse sich auszeichnet, sondern auch wegen der Wichtigkeit des hier behandelnden Gegenstandes das lebhafteste Interesse zu erregen geeignet seyn dürfte:

Eine Hoffnung, mit welcher sich die überwiegend große Mehrzahl der Menschen in unsern theuern, kriegerischen Tagen tröstet, ist die Aussicht auf Rückkehr der Wohlfeilheit der Lebensmittel. Für wie berechtigt diese Hoffnung auch gehalten werden mag, sie schrumpft bei näherer Betrachtung auf ein sehr bescheidenes Maß zusammen, und es dürfte zeitgemäß seyn, daran zu erinnern, daß triftige Gründe vorhanden sind, welche jene Erwartung wahrscheinlich zunichte machen.

Die Ursachen der seit vorigem Sommer besonders in den mittlern und untern Schichten der Bevölkerung so schmerzlich empfundenen Theuerung liegen tiefer als in der Mangelhaftigkeit der vorjährigen Ernte und in dem Ausbruch des Kriegs gegen Rußland. Allerdings muß ein Theil des Preisaufschlags der Lebensmittel diesen beiden vorübergehenden Umständen beigemessen werden, aber außer ihnen sind andere bleibende Erscheinungen vorhanden, welche in Deutschland einen bedeutenden Rückgang der Preise sehr unwahrscheinlich, wenn nicht geradezu unmöglich machen. Erwägen wir nur folgende Umstände:

In den meisten europäischen Staaten übersteigen seit den letzten Jahren die Ausgaben die Staatseinnahmen. Infolge dessen wird die Steuerkraft der Bevölkerung mehr und mehr in Anspruch genommen. Der Bürger ist genöthigt, den Segen des Friedens und der öffentlichen Ordnung, die Sicherheit des Eigenthums, die ungestörte Handhabung der Gesetze theurer zu bezahlen als früher; seine Leistungen für den Staat, die directen und indirecten Steuern, welche er zu erlegen hat, nehmen zu. Was er sich und den Seinigen entziehen muß, um es in die Staatskasse zu geben, das sucht er wenigstens theilweise dadurch zu ersetzen, daß er seine Arbeit, bei nur gleicher Güte, höher zu verwerthen strebt. Er schlägt den Ausfall seines Nettoverdienstes auf seine Producte und kommt seinem Schaden soviel wie möglich nach.

Die Zunahme der Bevölkerung und der wachsende Bedarf an Lebensmitteln aller Art sprechen ebenfalls für die Annahme, daß ein bedeutendes Sinken der jetzigen Lebensmittelpreise in Deutschland nicht wohl erwartet werden darf. Die deutsche Bevölkerung hat sich in letzter Zeit alldreijährlich ungefähr um eine Million Seelen vermehrt; dabei sind die Bedürfnisse vervielfältigt worden und der Luxus ist in allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft bedeutend gestiegen. Auf dem platten Lande führte ferner die Befreiung des Bodens, die Ablösung der gutsherrlichen Rechte, der Servituten, Hand- und Spann- oder Robottdienste zur Selbstständigkeit der mittlern und kleinern Grundbesitzer. Somit wuchsen die Bildung, der Wohlstand und die Bedürfnisse auch auf dem Lande. Auch durch die Gründung des deutschen Zollvereins und durch dessen Erweiterung hat sich die Industrie in Deutschland außerordentlich rasch entwickelt. Deutschland reiht sich schon den modernen Industriestaaten an, neben seinem Ackerbau nimmt die Fabrikation einen großen Theil der Arbeitskräfte und Capitalien in Anspruch.

Deutschland gehörte lange Zeit hindurch und gehört wohl noch augenblicklich zu denjenigen Ländern, in welchen sich billig leben läßt. Die Engländer kamen und kommen zu uns, nicht bloß, um ihre Zeit angenehm hinzubringen, sondern auch, um Ersparnisse zu machen. Man braucht in England durchschnittlich noch einmal soviel Geld zur Bestreitung seiner Lebensbedürfnisse als in Deutschland. Diese Wohlfeilheit war und ist theilweise noch eine Folge der niedrigen Löhne für alle Arten von Dienstleistungen. Mit der Ausbildung unserer nationalen Industrie ist aber eine Steigerung der Lohnverhältnisse verbunden. Lange Zeit hindurch hat man alle Mittel aufgeboten, die Löhne auf ihrem niedrigen Stande zu erhalten. Ein großer Theil der Menschen lebte unter dem Niveau der Existenz, d. h. verkümmerte bei unzureichenden Löhnen. Die Arbeitskräfte ziehen sich aber, wie das Capital, dahin, wo sie am vortheilhaftesten verwerthet werden. Benjamin Franklin sagte, der niedrige Arbeitslohn sey einer der größten Fehler in der politischen Gesellschaft Europas; er kündigte Deutschland schon vor siebzig Jahren eine Erscheinung an, von deren Größe wir jetzt täglich Zeugen sind: die Auswanderung. Auch diese Auswanderung, welche dem Vaterlande jährlich mehr denn 200,000 wohlhabende Deutsche und viel qualificirte Arbeitskräfte entzieht, ist einer der Gründe für die Geltendmachung der hier aufgestellten Ansicht. Sie verringert das Angebot von Arbeit und vermehrt die Nachfrage, steigert aber dadurch die Löhne. Diese Erscheinung zieht sich durch alle Phasen des ganzen großen Industrieprocesses. Der Kampf um Erhöhung der Löhne steht mit der Steigerung aller Lebensmittelpreise im genauesten Zusammenhange.

Alle Rohstoffe und Halbfabrikate sind seit den letzten drei Jahren mehr und mehr im Preise gestiegen. Die Rindshaut z. B., welche der deutsche Gerber aus Buenos Ayres bezieht, um sie zwei Jahre lang in seiner Grube dem chemischen Proceß der Verbindung des Gerbstoffs mit der Hautzelle auszusetzen, kostet heute die Hälfte mehr als vor zwei Jahren. Eine natürliche Folge des Aufschlags der Rohproducte ist die Vertheuerung des Fabrikats. Aber der Schuhmacher, welcher sein Sohlenleder theurer einkauft als früher, kann mit dem Preise seiner Schuhe und Stiefeln nicht so rasch in die Höhe gehen wie der Gerber, der sein Leder dem Handel übergibt. Der Spinner ist gezwungen, den Aufschlag zu zahlen, der auf dem Liverpooler Baumwollmarkt eingetreten ist; er kann seine Twistmühle nicht feiern lassen, um auf billigere Preise zu warten; er würde die Zinsen seines Capitals verlieren. Auch der Weber muß seine Stühle im Gang erhalten; er bewilligt dem Spinner, wiewohl mit Sträuben, den Zuschlag. Der Handel dagegen will günstigere Conjuncturen abwarten, schränkt sich eine Zeit lang ein, bis er sich überzeugt, daß der Aufschlag der Preise bleibender zu seyn verspricht. Den Consumenten dieß begreiflich zu machen, ist schwer. Diese sind gewohnt, diesen oder jenen Stoff um einen gewissen Preis zu kaufen und wollen sich nicht in die Höhe schrauben lassen. Erst nach und nach gewöhnt sie der Handel, die höhere Foderung zu bewilligen. Das Bedürfniß gibt den Ausschlag. Dieser Proceß der Erhöhung der Preise vom Rohstoff an bis zum Fabricat hat in den meisten Fällen etwas außerordentlich Zähes, denn er stößt bei jedem Schritt auf

den Widerstand der Käufer. Aber er wird beendet, oft nach Jahren erst; und einmal durchgebildet, ist er nicht leicht wieder rückgängig zu machen. Geht das Aufschlagen der Preise zähe und langsam von statten, so ist das Abschlagen derselben noch trägerer Natur. Wäre die wohlthätige Concurrenz nicht, so würden alle Preise um so fester und ständiger seyn, als sie höher sind. Mit dem Preisaufschlage haben sich übrigens die Zahlungsmittel vermehrt, so daß im Allgemeinen daran kein Mangel ist und die Bedürfnisse befriedigt werden können.

Aber nicht alle Welt ist in der Lage derjenigen Producenten, welche, wie der Handwerker, Fabrikant und Landmann, für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse sorgen. Nicht Jeder kann in der Erhöhung der Preise für seine Leistungen Ersatz für Das suchen, was er Andern mehr zu zahlen gezwungen wird. Der Beamte, der Soldat, der Künstler, der Schriftsteller können nicht, wie der Lohnarbeiter seinen Lohn, ihren Gehalt im Verhältniß zu den theuern Lebensbedürfnissen steigern. Sie trifft die Theuerung am härtesten und für sie gibt es nur eine weise Sparsamkeit und Einschränkung in den Tagen der Noth als Linderungsmittel.

Die herrschende Theuerung wird durch eine gute Ernte und durch Beendigung des ausgebrochenen Kriegs gegen Rußland gemildert, aber nicht beseitigt werden. Es wäre eine Täuschung, wollte man sich mit der Wiederkehr der frühern billigen Zeiten trösten. Es thut Noth, daß jede Familie sich die Gründe klar macht, welche gegen die Berechtigung solcher Erwartung angedeutet worden sind. Man wird dann vielleicht zu dem Schlusse kommen, daß der heutige Zustand ein Uebergang zu besseren Zeiten ist, zu größerer Thätigkeit und Production, zu geregelterm Haushalt im Großen wie im Kleinen, zu praktischer Erziehung und zur Milderung des Mißverhältnisses zwischen den Besitzenden und Nichtbesitzenden.

Die gegenwärtige Theuerung hat relativ etwas Gutes: sie ist ein begleitendes Moment unserer volkswirthschaftlichen Fortschritte. Ihre Vorzüge werden erkannt werden, wenn die Steigerung der Preise erst nach allen Seiten hin durchgebildet ist. Darüber können aber noch Jahre vergehen und es ist daher für Jedermann sehr weise gethan, diesen Uebergang durch Haushaltung und Sparsamkeit sich minder empfindlich zu machen.

Mannichfaltigkeiten.

(Mond-Photographien.) Die Aufmerksamkeit der Astronomen und Geologen richtet sich in unsern Tagen wieder einmal vorzugsweise auf die Erforschung des Mondes. Die Gesellschaft der englischen Naturforscher hat die neuesten Fortschritte in der Daguerreotypie benutzt und Photographien von sechs Fuß Durchmesser von dem Vollmonde nehmen lassen; andere in noch größerem Maßstabe zeigen gewisse Gebirgstheile. Auf diesen treuen Nachbildungen bemerkt man, daß die ganze Mondscheibe von langen schmalen und glänzenden Streifen durchzogen ist, welche in ununterbrochener Folge über die Höhlen, Thäler, Berge und Krater gehen und die man noch nicht zu erklären und zu deuten weiß.

(Eßlingen, 12. Juni.) Gestern Abend ereignete sich in unserer Gegend wieder ein neuer Selbstmord. Ein neunzehnjähriger Bursche aus Zell stahl zwei Brodlaibe bei einem Bäcker; aus Furcht vor der Strafe, die man ihm in einem grausenhaften Lichte dargestellt haben soll, legte er sich auf die Schienen des heranbrausenden Zuges, der seinem Leben schnell ein Ende machte.

(Eine Modenhandlung.) Schomberg-House ist die berühmteste Modenhandlung in London. Indien, China, Frankreich und England senden ihre reichsten und schönsten Stoffe hierher. Es ist seit einem Jahrhundert vom britischen Hofe und der englischen Aristokratie mit Besuchen beehrt worden. Da, wo Georg III. mit seinen Töchtern in höchst eigener Person zu kaufen pflegte, kann man jetzt seine Abkömmlinge die äußerst elegante Anordnung der kostbarsten Stoffe, Seidenzeuge, Cashemire u. s. w., bewundern sehen. Das Gebäude, in seinem jetzigen Zustande ist seinem Zwecke so entsprechend eingerichtet, daß die kauflustigen Schönen in jeder Abtheilung Alles überschauen können, was die Mode in den verschiedenen Branchen für die nächste Zeit verlangt. Eine halbstündige Wanderung durch die prachtvoll ausgestattete Zimmersuite reicht hin, um sich einen vollständigen Ueberblick des Neuesten und Schönsten zu verschaffen, was Erfindungsgeist, Geschicklichkeit und Fleiß für die Bekleidung der vornehmen Damenwelt hervorbringen können. Die feinsten Gewebe, die glänzendsten Farben, die zarteste Nüancirung, Blumen, treu der Natur nachgeahmt und dabei unverwelkbar, die feinsten Spitzen, so fein, daß sie dem Hauche eines Zephyrs nicht widerstehen zu können scheinen, irische Guipüre von unvergleichlicher Arbeit u. s. w. beschäftigen und entzücken das prüfende Auge.

(München, 13. Juni.) Nach den Mittheilungen des Organs des Central-Landwirthschafts-Vereins für Bayern macht die künstliche Fischzucht in Bayern recht gedeihliche Fortschritte. Es sind aus der hiesigen Fischerzeugungsanstalt bereits 40,000 Fische aus der Familie der Salme vertheilt worden, und dürfte diese Fischgattung binnen wenigen Jahren schon in ganz Bayern verbreitet seyn. Auch die Zucht des Amaul, des Barsches und des Wallers wird nun in Angriff genommen. Nicht uninteressant ist ferner die Notiz, daß sich dermalen gegen fünfzig Personen mit der künstlichen Fischbrütungsmethode in Bayern befassen.

(Bonpland, Humboldts Reisegefährte, lebt noch.) In einem Briefe vom 26. Dec. 1853 schreibt er: „Wenn es möglich wäre, meine beiden Besitzthümer am Uruguay zu verkaufen, ich würde nicht anstehen, sie loszuschlagen. Ich kehrte dann nach Paris zurück, um die wenigen meiner Freunde, welche noch am Leben sind, wiederzufinden und meine Beobachtungen zu veröffentlichen; dann sähe ich ruhig meiner letzten Stunde entgegen. Ich hoffe alle meine Sammlungen zu vereinigen und möglich bestens zu ordnen. Mein Wunsch wäre, sie selbst nach Paris zu bringen, der Regierung für das naturhistorische Museum anzubieten und mit denen vereint zu sehen, die ich in Gesellschaft des berühmtesten und geehrtesten Reisenden, meines vortrefflichen und besten Freundes, des Hrn. Alexander von Humboldt, in den Aequinoctialgegenden gemacht habe. Bis ich meine Sammlungen zusammengebracht, werde ich freilich mein zweiundachtzigstes Jahr vollendet haben.“

(Ehrensold als Existenzmittel.) Man hat berechnet, daß Meyerbeer trotz der glänzenden Einnahmen, die seine Opern ihm in Paris verschafften, doch in einer Vertheilung derselben auf Jahre nicht mehr als jährlich 1000 Thaler eingenommen haben würde. Rechnet man von anderweitiger Verwerthung dieser Opern noch 500 Thaler hinzu, so würde Meyerbeer mit der jährlichen Einnahme von 1500 Thalern etwa die Existenzmittel eines preußischen Landgerichtsrath gewonnen haben und für sein Alter noch immer nicht vor Mangel geschützt seyn. Die Summen, die der productive ästhetische Kopf für ein einzelnes Werk erhält, hören sich oft bedeutend an. Man vergißt aber, daß Werke solchen Werthes und solchen Ertrages nur in großen Zwischenräumen erscheinen können, während Monat um Monat das Leben immer gleiche Bedürfnisse stellt.

Frankfurter Theater.

An Gastspielen waren wir wohl noch nie so reich, wie in jüngster Zeit. Theils zur Wiederbesetzung erledigter Fächer, theils als renommirte Größen kommen die Gäste, drängen, verdrängen und überbieten sich. Die Sommerabende im Freien waren seither noch so unerquicklich, daß sie dem Theaterbesuch und den Gastspielen nur förderlich seyn konnten. Dieß ist besonders Hrn. Emil Devrient zu statten gekommen, der freilich auch beim schönsten Wetter volle Häuser zu machen pflegt und von den Theater-Direktoren fast mehr noch, als vom Publikum, begrüßt und gefeiert wird. Bei seiner vierten Vorstellung (Bergheim in „Ein Lustspiel", von Benedix und Arthur in „Ein Arzt") mußte das Orchester ausgeräumt werden, und bei der fünften (Bolingbroke in „Ein Glas Wasser"), die unter seiner gefälligen Mitwirkung zum Vortheil seines hier so beliebten Neffen Fr. Devrient gegeben wurde, hatten wir abermals ein wohlbesetztes Haus. Heute wird der geschätzte Gast als Wilhelm Tell definitiv zum letzten Male auftreten, was in sofern auch geschehen muß, damit dieß Gastspiel mit dem bereits eröffneten der Fräul. Wildauer nicht in einer für beide Gäste unangenehmen Weise collidire. Zwei ausgezeichnete Gäste auf ein Mal, das mag in Wien und Berlin angehen, in Frankfurt a. M. aber wäre es doch des Guten zu viel, oder die Theater-Direktion müßte die unerhörte Großmuth entfalten, dem verehrten Publikum den freien Eingang zu verstatten.

Was Fräul. Mathilde Wildauer betrifft, so ist diese geniale Künstlerin zwar als eine Zierde der k. k. Oper und des Schauspiels in Wien gefeiert, aber hier zu Land dem größeren Publikum noch wenig bekannt. Der Erfolg ihres ersten Auftretens bei uns als Linda von Chamounix war so glänzend, der Beifall so enthusiastisch, daß ihr Name bald auch hier zu einem klangvollen und vollgültigen werden wird. Die Beifallsbezeugungen wollten kein Ende nehmen und man konnte sich nicht darüber einigen, ob Fräul. Wildauer mehr den Hörer oder den Beschauer bewältige, ob sie größer sey als Sängerin oder ob als Darstellerin, ob man mehr die Genialität und das Feuer ihrer Auffassung oder mehr die Natur und Wahrheit ihres herrlichen, ergreifenden Spieles zu bewundern habe. Man ist nicht zu weit gegangen, wenn man sie hinsichtlich der Energie und des poetischen Aufschwungs, welche sie in Gesang und Spiel entfaltete, mit einer Sophie Löwe, hinsichtlich ihrer Anmuth und Lieblichkeit mit einer Henr. Sontag in Vergleichung gebracht hat. Als Linda von Chamounix hat Fräulein Wildauer die ganze Scala der Empfindungen, der glücklichen, wie der schmerzlich bewegten, der hoffenden, wie der erbangenden Liebe, des jungfräulichen Stolzes, der kindlichen Pietät, des zerrissenen und gebrochenen Herzens so meisterhaft durchgespielt, daß sie den Anforderungen der Wahrheit und der Schönheit in gleichem und in vollem Maße entsprochen. Wir müssen gestehen, daß Spiel und Gesang sich hier in höchster Potenz vereinigen und, wenn Fräul. Wildauer fortfährt, wie sie begonnen hat, was wir kaum bezweifeln, so wird ihr Gastspiel den glänzendsten berühmter Vorgängerinnen nicht nachstehen. In unserem nächsten Berichte werden wir über die weiteren Erfolge der Fräulein Wildauer berichten.

Die Wiederbesetzung des Rollenfachs der Fräul. Janauschek dürfte von der Theater-Direktion in sehr reifliche Erwägung gebracht werden, da es sich hier um die Frage handelt, von welcher die Erfolge unsres Schauspiels am meisten abhängen. Die Direktion hat hier das Votum des Publikums, wie nicht minder ihr eigenes Interesse zu beachten. Was Fräul. Schäfer anbelangt, so halten wir sie zwar für keine hervorragende Erscheinung und glauben auch, daß die Tragweite ihres Talentes nicht gerade ausgedehnt und dem einer Janauschek nicht gleichmäßig ist, halten sie aber für eine sehr verständige, auf gute Kunststudien gestützte und durch sorgfällig abgerundete Leistungen, so wie durch ein unverkünsteltes Spiel sich jedenfalls vortheilhaft auszeichnende und gut verwendbare Schauspielerin. W.

Korrespondenz.

Köln, 8. Juni.

Gestern trat der Dom-Bau in ein neues Stadium, indem der erste Gurtbogen des südlichen Querschiffes aufgesetzt wurde, welchem heute der zweite folgen soll. Im Laufe des Sommers dürften die übrigen Bogen dieses Querschiffes nach einander steigen, so daß später die Gewölbgräte folgen, die Gewölbe ausgemauert werden können. Wir wollen hoffen, daß die Zeitwirren den Bau nicht beeinträchtigen werden, daß er so rasch fortschreitet als bisher. Der Baumeister, Geheimerath Zwirner, welcher Wochen lang leidend war, ist jetzt wieder hergestellt, um dem Baue mit allem Eifer vorstehen zu können. — Die nach Adolph Schrödters Zeichnung gefertigte Stickerei, welche die rheinischen Damen für den Prinzen von Preußen bestimmt haben, sind jetzt durch Meister Stefan in Holzschnitzwerk eingefaßt und aufgestellt, und werden von allen Kennern und Freunden des Schönen bewundert. Die Beiträge zu diesen, wie zu den andern Fest-Angebinden für genannten Fürsten, sind in den Rheinlanden so reich geflossen, daß nach Abzug sämmtlicher Kosten noch mehre Tausend Thaler übrig blieben, welche nach dem Wunsch des Prinzen zu milden Stiftungen verwendet werden sollen.

Bad Soden, 11. Juni.

Unsre neueste Kurliste weist eine Frequenz von 431 Kurgästen nach, eine Zahl, welche zu den schönsten Hoffnungen für diese Saison berechtigt, wenn in Betracht gezogen wird, daß die bisherige Witterung der Badefrequenz überhaupt nicht günstig war, insbesondere aber von dem Besuche des hiesigen Kurortes, der seine Gäste hauptsächlich auf die Bewegung im Freien hinweist, abhalten mußte. Nach den bereits früher gemachten Bestellungen auf Wohnungen darf Soden in diesem Sommer auf reichlichen Besuch von Fremden rechnen, wenn nur zuvörderst die liebe Sonne ihre belebende Wärme uns zusenden wollte. — Wenn überhaupt aber von öffentlichen Blättern weniger anpreisende Nachrichten über das hiesige Bad gebracht werden, als dieß von anderen, ihrer inneren Bedeutung nach Soden keineswegs übertreffenden Bädern geschieht, so ist der Grund hierzu lediglich darin zu suchen, daß Soden in seinem eigenen sowohl als im Interesse seines Kurpublikums bestrebt ist, seinen bescheidenen ländlichen Charakter beizubehalten, daher künstlich hervorgerufene, prunkende Anziehungsmittel, wie z. B. die Errichtung einer Spielbank u. dgl., nicht im Einklange mit der sonstigen natürlichen Einfachheit des hiesigen Kurortes gefunden werden können, dieser aber gleichwohl der Genugthuung sich zu erfreuen hat, daß die Heilkraft seiner Quellen und die stärkende Luft seiner anmuthigen Lage von Jahr zu Jahr an Ruf im fernen Auslande gewinnt. — Dem Beobachter kann es auch nicht entgehen, daß man Seitens der Verwaltung bemüht ist, dem inneren Kurleben den nach Lage der Verhältnisse möglichsten Aufschwung zu geben. So kann — die auch dieses Jahr vorgenommenen Verbesserungen und Verschönerungen im Innern sowohl als in der Umgebung des Ortes, insbesondere der Promenaden ꝛc. ungerechnet — das kürzlich ins Leben gerufene und verhältnißmäßig gut ausgestattete Lesecabinet als ein erheblicher Fortschritt bezeichnet werden. Ebenso wird der Umstand, daß die Actiengesellschaft die Restauration im Kurhause in eigne Verwaltung genommen hat, ohne hieraus eine Finanzspeculation machen zu wollen, sicher zur Befriedigung derjenigen Klasse des Kurpublikums gereichen, welche zunächst das Kurhaus als Centralpunkt der Conversation betrachtet, so wie überhaupt noch manche andere zweckmäßige Einrichtungen in nahe Aussicht gestellt und nur besonderer Umstände halber nicht schon für diese Saison zur Ausführung gekommen sind.

Theater-Anzeige.

Freitag, 16. Juni. Auf allgemeines Verlangen: Gastdarstellung des Herrn Emil Devrient, k. sächsischer Hof-Schauspieler zu Dresden und als dessen letztes Auftreten: Wilhelm Tell, Schauspiel in 5 Abtheilungen von Fr. v. Schiller. Tell: Hr. Emil Devrient. Hedwig: Fräul. Claus. Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 17. Juni. Dritte Gastdarstellung der Fräulein Mathilde Wildauer, k. k. Hofschauspielerin und Hofopernsängerin aus Wien. Robert der Teufel, (2. und 4. Act.) Isabella: Fräul. Wildauer Hierauf: Das Versprechen hinterm Herd, eine Scene aus den österreichischen Alpen. Nandel: Fräul. Wildauer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 144. Samstag, den 17. Juni 1854.

Düsteres Treiben.

(Von L. Voget.)

(Schluß.)

Ein dämonisches Lächeln überflog das Gesicht des Schmugglers, als er den Gränzer in einen der trügerischen Moorgründe gestürzt erblickte, und er sich nun vor aller Verfolgung sicher sah. Er kehrte langsam bis zu der Stelle zurück, wo Selbing den unglücklichen Schritt auf dem beweglichen Boden gethan hatte und bis zum halben Körper schon eingesunken, nun ohne fremde Hülfe nicht mehr herauskommen konnte.

„Ah, siehe da, Selbing, hob der Schmuggler mit verschnaufender Stimme an, indem er seinen Pack abwarf und sich darauf setzte, während er zugleich den Schweiß von dem purpurgerötheten Gesichte abwischte. „Siehe da, Selbing, das war ein langer und harter Lauf. Weißt Du, daß Du mich ordentlich hast springen machen, und daß ich ohne Deinen Purzelbaum Dir schwerlich entwischt wäre."

Der Gränzer bebte krampfhaft zusammen, als er jetzt erst Schnellfuß erkannte, von dem er sich begreiflicher Weise wenig Gutes versprechen konnte. Die augenblickliche Gefahr drängte indeß jeden andern Gedanken zurück, von Minute zu Minute fühlte sich Selbing tiefer einsinken, und so rief er mit flehender Stimme: „Zieh mich heraus, bester Schnellfuß, ich bitte Dich inständig."

„Das pressirt nicht; wir haben Zeit, ein bischen mit einander zu schwatzen", versetzte ruhig der Schmuggler. „Du hättest übrigens heute einen schönen Fang gemacht, Selbing", fuhr er fort; „lauter Seidenzeug habe ich hier in meinem Pack, so daß es für Dich schon der Mühe lohnte, einen Lauf durch die Moore zu wagen. Armer Schlucker, daß Dir's so schlecht bekommen mußte."

„Um's Himmelswillen, hilf mir", flehte der Gränzer, siehst Du nicht, wie ich immer tiefer sinke!"

„Ah was, dummes Zeug!" spottete der Schmuggler. „Hör' einmal Einer den närr'schen Kerl, der von mir aus seinem Loche gezogen zu werden verlangt, und wenn er kaum heraus wäre, meine Waare nehmen würde und mich vielleicht mit. Nein, nein, so dumm sind wir nicht. Erst will ich meinen Pack in Sicherheit bringen und dann wieder kommen und sehen, ob Du noch da bist. Mach' Dich aber inzwischen so leicht als möglich, denn so wahr ich Schnellfuß heiße, Du sinkst zusehends ein."

„Jesus Maria, habe Mitleiden", wimmerte der Gränzer, dem der Schlamm schon bis an die Brust ging; „habe Mitleiden, reiche mir nur Deinen Stock und ich bin gerettet. Ich habe ein Weib und Kinder, und . . ."

„Und ich, habe ich nicht auch Weib und Kinder?" fiel Schnellfuß auffahrend ein. „Frugest Du denn aber darnach, Selbing, als Du mich erwischtest und dem Gerichte überliefertest, obschon ich bittend auf den Knieen vor Dir lag. Achtzehn Monate habe ich im Kerker sitzen müssen, Wasser und Brod war meine gewöhnliche Kost, und mein kleiner Hausstand ging zu Grunde, so daß Weib und Kinder betteln gehen mußten. Wie hab' ich Dich damals angefleht, und wo war denn bei Dir das Mitleiden, das Du jetzt von mir verlangst?!" Ein wildes und bitteres Lächeln verzog die blassen und zitternden Lippen des Schmugglers, während er so langsam nacheinander alle Gründe aufzählte, die ihn feindlich gegen den Gränzer stimmten, dessen Leben in seine Hand gegeben war.

„Ich mußte meine Pflicht erfüllen und leid genug hat mir's gethan, daß es für Dich so schlimm ausfiel", jammerte der Gränzer. „Trag' mir's nicht nach, Schnellfuß, und reich mir das Ende Deines Stocks, . . ich beschwöre Dich, sieh', schon stecke ich bis an den Hals darin. . . O, mein Gott, mein Gott, rette mich, Schnellfuß, und ich gebe Dir Alles, was ich mein nenne."

„Willst Du schwören, mir meine Waaren nicht zu nehmen und mich immer frei durchzulassen, so oft Du mir begegnest?" frug Schnellfuß. „Immer, hörst Du? . . . schwöre und ich rette Dich!"

„Ich will Dich mit dem Pack, das Du bei Dir hast, frei gehen lassen", entgegnete der geängstigte Gränzer, „allein ich kann nicht schwören, Dich immer ungestört schmuggeln zu lassen."

„Gut dann, so bleib, wo Du bist", sagte der Schwärzer, indem er aufstand und sich langsamen Schrittes zu entfernen begann.

„Hülfe! Hülfe! Hierher, Kameraden, hierher!" schrie der unglückliche Selbing, der voller Schrecken und Verzweiflung den verhängnißvollen Augenblick nahen sah, wo er lebendig in den bodenlosen Abgrund, über dem er nur an einem Faden schwebte, verschwinden mußte.

„Wozu schreist Du denn so laut?" höhnte der wieder einige Schritte zurückkehrende Schmuggler. „Wir sind allein, Niemand kann Dich hören, denn kein lebendes Wesen befindet sich außer uns Beiden in den Mooren. Es hilft Dir nichts, daß Du Deine Kehle so anstrengst. . . Du willst nicht gerettet seyn, . . gut . . das ist Deine Sache, lebe wohl, . ." und mit diesen Worten entfernte sich Schnellfuß von neuem.

„Halt, halt", schrie der verzweifelte Gränzer, der mit dem davon gehenden Schmuggler die letzte und einzige Hoffnung, die ihm blieb, um dem entsetzlichen Tode zu entrinnen, schwinden sah. „Halt, halt, Schnellfuß, ich willige in Alles ein, und schwöre bei Allem, was mir heilig ist, Dich nie mehr anzuhalten; . . . rette mich nur!"

„Na, das läßt sich wenigstens hören", sagte der abermals rückkehrende Gränzer und reichte dem Versinkenden nun seinen Stock zu.

Die Augen Seibings glühten schon von Glück und Hoffnung, als der rettende Stock ausgestreckt war, dessen Ende er gleich berühren sollte. In dem Augenblicke aber, wo er darnach langte, zog Schnellfuß den Stock plötzlich wieder zurück.

„Nein", sagte er kalt dazu, „es ist zu spät! Ich habe nachgedacht, daß man weder den Worten noch den Schwüren eines Gränzers trauen darf. Stirb drum, stirb! Du mußt, denn nur ich könnte Dich retten, und ich will nicht!"

Bitten, Thränen, Beschwörungen, Alles war vergeblich. . . . Der Schmuggler entfernte sich langsamen Schrittes."

Jetzt fing es vor den Augen des Gränzers zu nachten an und rasend durchzuckte es seinen Kopf. Immer tiefer zog ihn des eigenen Körpers Schwere hinab, seine kreischende Stimme hallte weithin, abwechselnd ächzend und röchelnd. Ein langer fürchterlicher Verzweiflungsschrei störte dann zum letzten Male die tiefe Stille, die in den Mooren herrschte.

Der Kopf des unglücklichen Gränzers war unter dem Moorschlamme verschwunden; hierauf versanken die Arme, die er krampfhaft gen Himmel streckte, als wolle er um Mitleid und Hülfe flehen; endlich die weißen, vom Todeskampf und der Verzweiflung zusammengeballten Hände; und darüber schloß sich der verhängnißvolle und bewegliche Boden, ohne die geringste Spur zurückzulassen, so wie sich das Wasser über seine Opfer schließt.

Still und öd lagen die Moore im bleichen Mondlichte da, und der rachsüchtige Schwärzer setzte seinen Weg langsamen und sichern Schrittes fort, ohne Bedauern und Gewissensbisse zu empfinden.

Das Verbrechen in den Mooren würde wahrscheinlich nie ans Tageslicht gekommen seyn, wenn nicht der Mörder — denn das war er — sich eines Tages in trunkenem Zustande sich seiner That gerühmt hätte.

Kurze Zeit hierauf wurde des Schmugglers Leichnam unweit des Rheins, von mehr als zwanzig Bajonettstichen durchbohrt, gefunden. Die Gränzer hatten ihren Kameraden gerächt.

K a n u t.

Herr Kanut in der Halle saß,
Der König dreier Landen,
Von Fürsten, Grafen und Vasall'n
Umsessen und umstanden.

Und als nun Meth und süßer Wein
Den Herrn die Zungen lösten,
Da floß wie Honig es vom Mund
Den Großen und den Größten.

Den König Kanut rühmten sie,
Den Nimmerkampfesmüden;
Heil, Heil, es preist dein Siegesglück
Der Norden und der Süden!

Sie sprachen da: „Es beugen sich
Dir Völker, Land und Meere,
Und alle sie vollbringen Die
Was auch Dein Wort begehre!"

Der König lächelt still für sich
Und spricht: „So laßt das Loben,
Bringt meinen Thron an's Meere hinaus,
Ich will das Wort erproben."

Und hundert Hände sind bereit,
Der Stuhl wird fortgetragen,
Hinaus zum kühlen Meeresstrand,
Wo auf die Wellen schlagen.

Herr Kanut blickt' auf's Meer hinab,
Allein er saß am Felsen,
Er sieht, wie nah und näher sich
Die braunen Wasser wälzen.

Es ist die Zeit der hohen Fluth,
Die Herr'n, sie sehn's mit Grausen;
Der König unbeweglich bleibt,
Wie auch die Wogen brausen.

Die Großen nahen flehend sich:
„Die Fluth wird Euch erreichen!"
Der König ruft: „Das Land ist mein,
Zurück mußt', Meer, Du weichen!"

Doch netzt die Fluth des Königs Fuß,
Ha, wie die Schmeichler beben!
„O König, König rette Dich,
„Du spielst mit Deinem Leben!"

Herr Kanut hebt vom Sitze sich:
„Ich wollt' das Wort erproben;
Seht, es gehorcht Land und Meer
Nur Gott im Himmel oben."

Frankfurt a. M. N. Adler.

Englisches Urtheil über deutsche Frauen.

Der englische Musiker Chorley, der seit 1839 wiederholt Deutschland bereiste, hat ein Buch über „moderne deutsche Musik" herausgegeben, worin er auch über deutsches Leben manche Bemerkung macht und besonders den deutschen Frauen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Nachdem er über Berliner Zustände und F. Mendelssohn's Schwester gesprochen, äußert er: „Im Allgemeinen ist die Solidität der musikalischen Bildung bei den Frauen Deutschlands eines der sichersten Zeugnisse für die tiefe Wurzel, welche diese Kunst in jenem Lande geschlagen hat. Denn man vergesse nicht, daß diese Bildung sich in einer Gesellschaft findet, wo die Aufgabe der Hausfrau, welche von unserer weiblichen Erziehung immer zu sehr fern gehalten worden ist, mit der anmuthigsten Anspruchslosigkeit durchgeführt wird, wo jedes Zimmer Zeichen des Fleißes trägt, den seine weiblichen Einwohner auf Stickerei-Arbeiten verwenden, und wo in jedem Kreise ein Engländer die sicherste Aussicht hat, von seinen radebrechenden Versuchen in der deutschen Sprache dadurch erlöset zu werden, daß er sich klar und elegant in seiner eigenen Sprache angeredet findet. Wie trotz der Zeitverschwendung durch frühe, häufige und lang hingezogene Mahlzeiten die deutschen Frauen auf Stühle, Ottomanen und Ofenschirme so manche Scenen aus Scott's Romanen, so manche Sentenzen aus der Sprache der Blumen sticken, wie sie daneben so manche Sprachen sprechen und die Musik so gründlich verstehen können, das ist ein Räthsel, welches ich bis jetzt nicht habe lösen können." Das bekannte volkswirthschaftliche englische Blatt, der „Economist", gibt, bei Beurtheilung des Buches, zu dieser Stelle folgenden Zusatz: „Wir wundern uns, daß M. Chorley nicht eher und nicht selbst die Lösung dieses Räthsels gefunden hat: wir wollen ihm auf die Spur helfen. Die Ursache, weßhalb die deutschen Frauen für alle diese mannichfaltigen Beschäftigungen und Geschicklichkei-

ten Zeit gewinnen, liegt einfach darin, daß sie selten oder nie unthätig sind, daß man sie in ihren Erziehungs-Instituten nicht lehrt, wie sie graziös sitzen und die Hände in den Schooß legen, sondern vielmehr, wie sie ihre Finger zweckmäßig und nützlich gebrauchen. Sie fangen sehr früh an, ihre Zeit gut zu benutzen und zu lernen, so daß zu der Zeit, wo englische junge Ladies in eine sogenannte „Vollendungsschule" eintreten, oder Lehrer zu Hause haben, die ihre Erziehung „vollenden", das deutsche Mädchen schon längst ausgebildet ist, und seinen Platz an der Seite seiner Mutter als thätiger häuslicher Beistand, oder selbst als die Regentin des Vaterhauses einnimmt, daneben Musik treibt und singt, liest und stickt, und zwar in ihren Mußestunden, als eine Erholung von nothwendigeren, vielleicht nicht minder angenehmen Beschäftigungen."

Mannichfaltigkeiten.

In den „Folies dramatiques" trug sich Sonnabend ein komischer Vorfall zu. In einem Stück „Caniche" spielt ein Hund eine Rolle mit. Der Hund mußte dem Schauspieler Arnold ein Stück Zucker aus dem Munde holen. Statt dessen aber biß der Hund dem Schauspieler ein Stück von der Nase weg. An Fortspielen war nicht zu denken und der Vorhang mußte fallen.

In Paris fischten kürzlich Seineschiffer den Leichnam eines jungen auffallend schönen Mädchens auf; der Anzug deutete darauf hin, daß sie den höhern Ständen angehöre, am Halse war ein Band befestigt, an welchem sich folgendes in Wachsleinwand eingeschlossenes Schreiben fand: „Ich gehöre einer achtungsvollen Familie an; ich war fünf Jahre alt, als meine Mutter starb, und bin jetzt 20 Jahre alt; da mein Vater nicht allein leben konnte und wünschte, daß ich unter weiblicher Aufsicht erwachse, so verheirathete er sich wieder, ich bekam eine Schwester und von dem Augenblick an wurde meine Stiefmutter, die bis dahin mir gut gewesen, gleichsam eine Art Teufel, der sich an meine Schritte heftete. Da sie die ganze Liebe meines Vaters ihrer Tochter zuwenden wollte, bemühte sie sich, mich in seinen Augen als ein Mädchen voller Laster und Mängel darzustellen. Das Studium war mein Trost. Neidisch auf meine Fortschritte und wohl ahnend, daß ich eines Tages ihre Tochter durch Talente verdunkeln möchte, steigerte meine Stiefmutter ihre Mißhandlung; jeden Tag erlitt ich Marter und mein Vater selbst, von seiner Frau betrogen, entzog mir seine Liebe. Ich zürne ihm nicht, so wenig wie meiner Schwester, dem guten Kinde. Ich verzeihe auch jener Frau, die mich so sehr gequält, ich will sterben, Gott wird mir mein Opfer anrechnen. Vergebens wäre es, wollte man nachforschen, wer ich bin, denn ich wohnte ferne von Paris, ich wollte nur durch diese Zeilen die Ursache meines Todes mittheilen, damit sie jenen Vätern zur Warnung diene, die durch eine zweite Heirath ihren Kindern eine Stiefmutter geben. Das Beispiel meines Leidens ist nicht selten."

Von dem heurigen Kirschensegen an der bad. Bergstraße meldet das „Mannh. J.", daß einzelne Gemeinden (z. B. Dossenheim und Handschuchsheim) jede circa 30,000 fl., im Durchschnitt jeder Landwirth 200 fl. lösen wird. Käufer aus verschiedenen Gegenden sind angelangt, die per Pfund 3 bis 4 kr. bezahlen und dann die Kirschen nach Würtemberg, Baiern, Hessen, Frankfurt, sowie den Rhein hinab nach Holland und England verbringen. Die Reben sollen bis jetzt an der Bergstraße wenig versprechen, die Zwetschen durch die letzten kalten Morgennebel gelitten haben.

Ein hervorstehender Zug im geselligen Leben der Deutschen in Amerika sind die über das ganze Land sich verbreitende Vereine, namentlich die Sänger- und Turnvereine. Wo zehn Deutsche nahe bei einander wohnen, da kann man sicher darauf rechnen, daß sie sich bald durch ein äußeres Band vereinigen; entweder sie bilden einen Spielklubb, einen Singverein oder einen Turnverein und schließen sich dem in der nächsten Stadt bestehenden Hauptvereine, welcher wieder mit Kreisvereinen in Verbindung steht, an. Diese gesellige Vereinigung liegt gleichsam in der Natur des Deutschen und wird in Amerika um so mehr zum Bedürfniß, weil sonst Mancher vereinzelt dastehen und in dem großen Lande ewig fremd bleiben würde. So aber dehnt sich ein Netz von Vereinen über das ganze Land; fast jeder Deutsche — er müßte denn im Urwald wohnen — gehört einem der bestehenden Vereine an, und man kann wohl sagen, daß durch die Begründung und immer weitere Ausdehnung der geselligen Vereine, die in allen Theilen der Union zerstreut lebenden Deutschen immer enger verbrüdert und zu einem nationalen Ganzen vereinigt werden. — Auch das noch im Anbau begriffene Texas entfaltet ein so reges deutsches Leben und die dortige deutsche Bevölkerung enthält so viele geistige Elemente, daß Musik, Gesang, Lehranstalten, Literatur, geselliger Umgang und gute deutsche Sitte wohl nirgends häufiger angetroffen werden, als dort.

(Verleumdungs-Prozesse französischer Schriftsteller.) In einem von Jules Janin gegen den Redacteur und die Herausgeber des Pariser „Figaro" angestellten Verleumdungs-Prozeß entschied das Zuchtpolizei-Gericht (Tribunal Correctionel) von Paris in seiner Sitzung vom 19. Mai, daß der Haupt-Redacteur Dollingen und die beiden Herausgeber Villemessant und Jouvin jeder in eine Strafe von 500 Francs, sowie alle Drei in die Kosten des Prozesses, zu verurtheilen, weil sie in ihrem Blatte vom 2. April 1854 einen Artikel aufgenommen, in welchem behauptet worden war, daß Jules Janin als junger Journalist gleichzeitig für zwei Blätter von entgegengesetzter Farbe, für die „Quotidienne" und den damaligen „Figaro" gearbeitet, wobei er unter Anderem den Dichter des „Fils de l'homme", Barthélemy, auf der einen Seite arg mißhandelt und auf der anderen bis in den Himmel erhoben habe. Das Gericht erkannte in dieser Beziehung eine schwere Injurie, indem Jules Janin dadurch als ein doppelzüngiger Mensch bezeichnet worden, der gleichzeitig nach zwei Seiten hin kokettirt und seine Freunde verrathen habe.

In einem französischen Gränzdorf fand dieser Tage ein wunderliches Duell statt. Ein Engländer und ein Deutscher, welche im Spiel Differenzen gehabt, geriethen in so lebhaften Streit, daß ein Duell die Folge war; der Engländer schoß zuerst und verfehlte seinen Gegner; dieser wollte schießen, als der Engländer plötzlich rief: Halten Sie ein, ich kaufe Ihnen Ihren Schuß ab. Der Preuße und sein Sekundant waren nicht wenig darüber verwundert, meinten aber, daß sich die Sache machen ließ. Der Engländer war reich und war bereit dazu, tausend Pfund seinem Gegner zu zahlen, womit die Sache zu beiderseitiger Zufriedenheit abgemacht war.

Den 31. Mai starb in Beride (Schweiz) eine Frau, die hundert Jahre, zwei Monate und siebenzehn Tage alt geworden ist und bis auf den letzten Augenblick aller ihrer Sinne mächtig war. Sie hatte keine Leidenschaft als für den Kaffee und starb beim Lesen.

(Waldenburg, O. A. Oehringen.) In hiesiger Gemeinde feierte am zweiten Pfingsttag ein Ehepaar seine goldene Hochzeit. Dieses Ehepaar erschien vor dem Altar in der alten hohenlohischen Kleidung, der Jubelgreis in dem derzeit fast ganz verschwun-

denen Anzug, mit kurzen ledernen Beinkleidern, schwarzen Strümpfen, Schuhen mit Schnallen — aus der alten Zeit hat er ein Paar stattliche Waden herübergebracht —, die Frau in der noch vielfach getragenen großen Haube, reich mit Bändern geziert. In die Kirche und aus derselben wurde das Paar von Söhnen und Enkeln, Brautjungfern und Hochzeitsknecht begleitet, letzterer war derselbe, welcher schon vor 50 Jahren in der gleichen Eigenschaft das Paar begleitet hatte, und die Brautjungfern waren Töchter der indeß verstorbenen einstmaligen Brautjungfer. Unter dieser Begleitung nun zeichneten sich die Gestalten des Jubelpaares keineswegs durch Gebrechlichkeit, gebeugte Haltung oder sonstige Spuren des Alters aus, obwohl der Greis 74 Jahre und die Frau 72 Jahre zählt, sondern im Gegentheil durch gesundes, rüstiges, stattliches Aussehen, und einen Umfang, wie sich kein zweites Paar in der Gemeinde findet; nur das schneeweiße Haar beurkundete das hohe Alter. Die Gemeinde nahm sichtbaren Antheil an der Feier.

In Rußland erschienen in diesem Jahre 95 Zeitungen und 66 Journale und periodische Blätter gelehrter Gesellschaften, davon 67 Zeitungen und 48 Journale in russischer Sprache, 15 Zeitungen und 10 Journale in deutscher, 2 Zeitungen und 6 Journale in französischer, 3 Zeitungen in englischer, 1 Zeitung in polnischer, 1 Zeitung in italienischer, 2 Journale in grusischer, 2 Zeitungen in lettischer, 3 Zeitungen zugleich in russischer und deutscher, 1 Zeitung zugleich in russischer und polnischer Sprache.

Mathilde Wildauer.

Ausgezeichnete Talente und Leistungen im Bereich der dramatischen Gesangskunst sind selten, wie sie es wohl auch früher gewesen sind. Daß sie indessen immer noch vorhanden und immer wieder von Neuem erscheinen, davon haben wir durch eine Reihe von Gastspielen in den letzten Jahren uns überzeugt und eben wird es durch das der Fräulein Wildauer wiederum bestätigt. Wir finden hier eine innige Verschmelzung von Gesang und Spiel; von technischer Fertigkeit und poetischem Ausdruck, von Kunst und Natur. Die Stimme dieser Sängerin gehört nicht zu den großartigen und gewaltigen, ist aber überaus lieblich, klangvoll und zarter Modulationen fähig, und somit sind denn auch die seelenvolle Lyrik und die heitere Anmuth das eigenthümliche Wesen ihrer Kunst. Ihre zweite Gastrolle, die Regimentstochter, gehört ganz in dieses Gebiet und wurde in allen Theilen meisterhaft ausgeführt. Das frische, heitere und neckische Soldatenkind im ersten, die noble Repräsentation des feinen Salonlebens im zweiten Acte waren gleich trefflich und mit jenen zarten Uebergängen und Nuancirungen ausgestattet, die sich mit Lust beschauen, aber nur schwer beschreiben lassen. Als Glanzpunkte der Leistung müssen wir den schwungreichen Vortrag des Soldatenliedes, den tief ergreifenden Abschied von den Kriegsgenossen und die reizende Einlage am Klavier hervorheben, in denen sie eben so sehr durch die Wahrheit und Tiefe der Empfindung, wie durch die Virtuosität und den Geschmack des Gesanges wirkte, in beiden Beziehungen an Henr. Sontag erinnernd. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Anmuth der persönlichen Erscheinung und eine wahrhaft glänzende Garderobe, in der sie im zweiten Acte auftrat, zum harmonischen Ganzen reichlich beitrugen. Auch heute bekundeten die enthusiastischen Zeichen des Beifalls, welche von dem in allen Räumen gefüllten Hause gespendet wurden, daß man bei uns ausgezeichnete Kunstleistungen nach Verdienst zu würdigen immer bereit ist.

Wenn wir unseren Gästen die gebührende Anerkennung zuwenden, so ist es Pflicht, solche auch dem bei diesen Gastspielen mitwirkenden Personal unserer Oper nicht zu versagen, und sey demnach namentlich der HH. Dettmer, Auerbach und Roberti gedacht, welche in Linda von Chamounix und in der Regimentstochter Fräul. Wildauer durch Gesang und Spiel trefflich unterstützten. Herr Benda (Tonio) ist zwar noch kein fertiger Sänger und bleibt ihm zur künstlerischen Ausbildung noch Manches zu erstreben übrig, besitzt aber einen wohlthuenden Tenor von beträchtlichem Umfang, eine reine Intonation und einen Vortrag, welcher Empfindung bekundet. Möge Herr Benda durch eifriges Streben den künstlerischen Gebrauch seiner Stimm-Mittel immer sicherer zu machen sich bemühen.

W.

Korrespondenz.

München, 11. Juni.

Gleichwie das ohrenbetäubende Gehämmer im Glaspalaste verstummt, so ist auch in unserer Stadt momentane Stille eingetreten; der Fremdenbesuch hat, bis auf Geschäftsreisende, fast ganz aufgehört — Alles spart sich auf die Industrieausstellung. Ich konnte einen Blick in das Innere jenes Tempels der modernen Göttin „Industrie" werfen; zwischen die eisernen Säulen kommen Laubguirlanden; die Wappen der 39 deutschen Vaterländer prangen in brillantem Farbenreiz, die kolossalen Becken der drei Springbrunnen stehen bereit, um die Wassermasse, die eine Dampfmaschine im Betrag von achthundert Maß per Minute auftreibt, aufzunehmen. Schon herrscht lebhafter Verkehr auf der vom Bahnhof zum Industriegebäude führenden Zweigbahn und die in letzterem abgeladenen Colli mehren sich stündlich. Das berüchtigte Münchener Straßenpflaster wird thunlichst restaurirt, alle alten Häuser erhalten einen neuen Farbenputz und die Victualienpolizei wird zur Verhütung einer Uebertheuerung reorganisirt. Viele Privaten richten entbehrliche Zimmer in Stand und Schreiner und Tapezierer haben alle Hände voll zu thun. In der „Künstlerstube" wird lebhaft über die deutsche Kunstausstellung debattirt, und dem bekannten artistischen Schriftsteller Dr. Förster, der in dem genannten Kreise nicht mehr beliebt scheint, wurde die Abfassung des Katalogs aus der Hand gewunden und einem in Staatsdiensten befindlichen Kunstfreunde übertragen. Diese Kunstausstellung verspricht, nach der Masse der Anmeldungen aus allen Himmelsgegenden zu schließen, sehr ergiebig und ein ebenbürtiges Seitenstück zur Industrie-Ausstellung zu werden. — Dr. Dingelstedt ist in ein Schweizerbad gegangen, um seine Kräfte zu restauriren für das im Juli und August beginnende concentrirte Musterschauspiel deutscher Nation. Uebrigens sahen wir auch ohne Beiziehung fremder Kräfte vergangene Woche eine wahre Mustervorstellung über die Bühne gehen. Es war Shakespeare's große Tragödie „Richard III." worin Herr Haase (der demnächst ein Gastspiel in Frankfurt eröffnet) die Titelrolle gab. Dieser jugendliche, gediegene, gebildete Künstler, Sohn des ersten Kammerdieners des vorigen Königs von Preußen, ist ein Schüler Ludwig Tiek's; der berühmte Greis fand seine Lieblingsunterhaltung darin, diese artistische Pflanze zu pflegen und den immer fließenden Born seiner Belehrungen einem empfänglichen Gemüth zuzuwenden. Haase hat die Rolle des Richard, physisch wie geistig eine gigantische Aufgabe, in wirklich bewundernswerther Weise durchgeführt. Er ist für das in neuerer Zeit lässige Publikum zum wahren Anziehungspunkt geworden.

Theater-Anzeige.

Samstag, 17. Juni. Dritte Gastdarstellung der Fräulein Mathilde Wildauer, k. k. Hofschauspielerin und Hofopernsängerin aus Wien. Robert der Teufel, (2. und 4. Act.) Isabella: Fräul. Wildauer. Hierauf: Buch III, Kapitel I, Lustspiel in 1 Act, Lucilie: Fräulein Wildauer. Zum Schluß: Das Versprechen hinterm Herd, eine Scene aus den österreichischen Alpen. Nandl: Fräulein Wildauer.

Sonntag, 18. Juni. Gastdarstellung des Herrn Haase, vom Hoftheater zu München. Neu einstudirt: Die Räuber, Trauerspiel in 5 Acten von Schiller. Franz von Moor: Herr Haase. Amalie: Fräul. Schäfer.

Montag, 19. Juni. Vierte Gastdarstellung der Fräulein Mathilde Wildauer, k. k. Hofschauspielerin und Hofopernsängerin. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Acten von Mozart. Susanna: Fräulein Wildauer. Mit aufgehobenem Abonnement.

Bockenheimer Sommertheater.

Samstag, 17. Juni. Residenz- und Provinzschwindler' oder: Ordnung regiert die Welt, Posse mit Gesang in 4 Aufz.

Sonntag, 18. Juni. Künstlers Erdenwallen, oder: Sängerin und Näherin, Posse in 4 Abth.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 145. Montag, den 19. Juni 1854.

Das Fest der Gräfin von Valendys (Valangin.)

(Aus „Geschichten und Sagen aus der Schweiz“, in Dichtungen von J. J. Reithard. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt.)

Als kaum in's stille Morgengrauen
Die erste Röthe sich ergoß,
Verließen schon zwei edle Frauen
Im Val de Ruz ihr kleines Schloß.
Die Eine alt, doch nicht gebrechlich,
Voll Majestät — ob auch gebückt;
Die And're jung, und unaussprechlich
Mit jedem Liebreiz ausgeschmückt.

Die greise Frau ist Wilhelmine,
Die Herrscherin von Valendys;
Und die sie stützt, ist Katharine,
Ein Enkelkind, das Gott ihr ließ.
„Großmutter“, fragt mit sanftem Dringen
Die holde Maid: „warum so früh?
Warum, bevor die Vögel singen?
Ihr seyd zu alt für solche Müh'!“

— „Und Du zu jung!“ spricht die Matrone
Und lächelt sanft, ihr zugekehrt,
Indeß ein Strahl aus heil'ger Zone
Ihr würdig Angesicht verklärt:
„Die achtzigste Geburtstagsfeier,
Mein Kind, hat heute mir getagt,
Und gestern hat mein alter Meier
Des Dorfes Elend mir geklagt;

Er sprach von Frost und Hagelschlage,
Von kargem Brod und schwerer Last,
Daß ich — gerühret von seiner Klage —
Zur Stunde den Entschluß gefaßt:
Vom Morgen früh bis in die Späte
Zu wandern durch die Herrschaft mein,
Und was mein schwacher Fuß beträte
Von Zins und Zehnten zu befrei'n.

Traun, einen langen Weg zu machen
Bin ich bereit, wenn's Gott gefällt;
Ihm, der da mächtig in den Schwachen,
Sey der Erfolg anheimgestellt!“

Die Dame spricht's und, treu geleitet —
Mit ihrer Enkelin im Bund,
Die gleichen milden Sinnes — schreitet
Sie rasch durch Feld und Wiesengrund.

Sie achtet nicht der Glieder Zittern
Und nicht, wie oft der Athem stockt,
Und nicht, wie manche Schaar von Schnittern
Sie zum Gespräche traulich lockt;
Sie achtet nicht der steilen Raine,
Die sie hinauf-, hinunterklimmt;
Sie achtet nicht der rauhen Steine,
Des Schweißes nicht, in dem sie schwimmt;

Sie achtet nicht der Sonnenstrahlen —
Ein heil'ger Wille macht sie fest;
Sie will sich selbst den Pacht bezahlen,
Den sie dem armen Volk erläßt.
Erst als herab vom Himmelsraume
Die Strahlen senkrecht niedersprüh'n,
Vergönnt sie unter einem Baume
Sich kurze Rast auf weichem Grün.

Dann, neugestärkt zum frommen Werke,
Umwandelt rüstig sie den Bann,
Daß kaum, trotz jugendlicher Stärke,
Ihr die Gefährtin folgen kann.
Der Abend naht, und Wolken ballen
Sich über'm Chaumont dick und schwer;
Der Donner rollt, und Tropfen fallen,
Vom Sturm getrieben, hin und her;

Allein die Kraft, die wunderbare,
Die alte feste Treu am Wort,
Führt sie, trotz ihrer achtzig Jahre,
Sogar durch Sturm und Regen fort.
Der Himmel hellte sich, als hätte
Das edle Opfer ihn gerührt;
Schon hat die Sonn' ihr gold'nes Bette
Am stolzen Reigenhaupt *) berührt.

Doch erst als hell die Sternenfunken
Am blauen Himmel sich enthüllt,
Ist Wilhelminens Kraft gesunken;
Allein ihr Wort — es war erfüllt:

---

*) Fête de eaux

Gesichert ist auf alle Zeiten
Des Volkes Schweiß, des Dorfes Glück;
Und jubelnd tragen die Befreiten
Die edle Frau in's Schloß zurück.

Und mit verklärter Engelsmiene —
Belohnt für jegliche Beschwer —
Schwebt überselig Katharine,
Ihr treuer Schutzgeist, nebenher.
Wer nennt den Dank, den tiefen, reichen,
Der dreie Frauen hob und pries?
Traun, ein Geburtsfest sonder Gleichen
War das der Gräfin Valendys!

Spaziergänge am Bodensee.

I.

Der St. Gebhartsberg.

Hier und da findet sich auf der Erde ein Plätzchen, das die Natur mit verschwenderischer Pracht ausgestattet, über welches sie das Füllhorn ihres Segens geschüttet, gleich als wollte sie den Menschen entschädigen für die an andern Stellen waltende Einförmigkeit. Es sind dieß die geweihten Stätten der Natur, zu denen Tausende wallfahrten wie der Fromme nach San Loretto oder Compostella; Stätten, weit heiliger als diese, weil sie alle Pilger in einem Kultus vereinigen, in dem Kultus des ewig Schönen.

Eins jener freundlichen Plätzchen, jener vom Himmel hoch begünstigten Spannen ist auch das Land um den Bodensee, dessen Wogen zwischen unserm Vaterlande und der uns stamm- und sprachverwandten Schweiz rauschen. Die Natur hat hier jedoch nicht nur einen freundlichen Wurf gethan, sondern auch einen kecken, und wenn sie nicht in ihrer Mannigfaltigkeit unendlich wäre, so könnte man zu dem Glauben versucht seyn, sie hätte sich hier auf wenigen Quadratmeilen in ihren Gebilden erschöpft, hätte in den engen Rahmen des Bodensees ihre schauerlichen Reize und ihre lachenden Schönheiten mit einem Schlage zusammendrängen wollen.

Welche Abwechselung, welche Mannichfaltigkeit an den Ufern des Sees und in den an sie stoßenden Thälern. Das östliche Gestade, rauh und steil, aber malerisch wie kein anderes; rauher noch der dahinter aufsteigende Bregenzerwald mit seinen wildschönen Partien, von denen eigentlich dieses Gestade nur eine Fortsetzung ist. Ungleich milder als dieses sind die südlichen und nördlichen Ufer, jene am Fuße der Appenzeller Gebirge, diese die Ausläufer der großen sich ins Herz von Schwaben erstreckenden Ebene, beide reich an Obst und Wein, und mit wenigen Ausnahmen trefflich angebaut. Sie alle übertrifft der westliche Theil des Sees und der Untersee, mit den Inseln Mainau und Reichenau, wo schon des tiefern Südens üppiges Pflanzenleben beginnt und mildere Lüfte über lachende Auen und Gärten wehen. Zu dem Allen füge man aufwärts das gesegnete Rheinthal, das sich zuletzt zum steilen, schaurigen Schlund verengert, und abwärts die Strecke bis Schaffhausen, wo der königliche Rhein tosend und schäumend in gewaltigem Sprunge über die sich ihm entgegenstemmenden Felsen setzt, — und man hat auf kleinem Raume ein unendlich reiches Bild der schöpferischen Natur. —

Wer war am Bodensee und hätte nicht den St. Gebhartsberg besucht! Hier, wo das Auge sich unmittelbar in den See taucht, wo das Ohr die Wellen dumpf an den Ufern branden hört!

Der Gebhartsberg ist die letzte, sich gegen den Bodensee vordrängende Zacke des Bregenzerwaldes. Ehedem stand hier das von dem schwedischen Feldherrn Wrangel im dreißigjährigen Kriege zerstörte Schloß Hohenbregenz, jetzt steht auf dem alten Grundgemäuer nur noch das Kirchlein, zu dem fromme Katholiken schon seit langer Zeit, besonders aber am St. Gebhartstage wallfahrten. In dem von einer Mauer umschlossenen Vorhofe der Kirche steht ein Wirthschaftshäuschen, an dessen obern Stock ein Söller angebaut ist, und hier liegt eins der prachtvollsten Panoramen vor dem Auge aufgerollt.

Der Gebhartsberg mag ungefähr 800 Fuß über dem Spiegel des Bodensees liegen; ein gut unterhaltener Weg zieht sich durch Tannen und niedriges Gebüsch bis zu seinem Gipfel, so daß man im vollen Sinne des Worts spazierengehend hinangelangt. Auf der entgegengesetzten Seite fällt er jedoch fast senkrecht hinunter und sieht an seinem Fuße die aus dem Bregenzerwalde kommende Aach vorüberfluthen.

Viele Tausende besuchen jährlich den Berg. Sein Kirchlein ist das Ziel der Frommen, die hier ihre gläubigen Gebete zum Himmel senden, ungleich größer aber ist die Zahl Derer, welche unbekümmert um das Kirchlein, kommen und hinauseilen auf den Söller, ihrerseits andächtig in dem weit größern Tempel der Natur.

Wer, wenn er reizende Fernsichten aufsucht, wird nicht den Moment eines Sonnenauf- und Niedergangs wählen?! In diesen Momenten ist die Erde doppelt schön, und der Willkommen wie der Scheidegruß des Tagesgestirns leiht ihr einen zauberischen Schmelz. Auch auf dem Gebhartsberge ist ein Sonnenaufgang einer jener seltenen Genüsse, die nie übersättigen, die ewig neu und überraschend bleiben.

Aus dem Dunkel, in welches die Nacht die riesige Alpenwelt hüllt, tauchen zuerst einige der entferntesten, doch höchsten Punkte auf. Noch liegt zu unsern Füßen das Rheinthal im nächtlichen Versteck, während schon die ersten Strahlen der Sonne um die im Hintergrunde des gesegneten Thales aufgethürmten Kuppen spielen. Der Brandner Ferner, die Calanda, die Grauhörner mit dem Monte luna und der Säntis trinken zuerst das Gold der Sonne; unter ihren Spitzen wogt noch Alles undeutlich durcheinander. Das ist das Glühen der Alpen, das Leuchten der Ferner. Wie nun die Sonne höher und höher steigt, tauchen die Umrisse der weniger bedeutenden, doch immer noch ansehnlichen Höhen empor, zeichnen sich die Formen der Gebirgszüge schärfer ab. Wenn auch um einige Spitzen noch Nebelwolken irren, — um die Canisfluhe, das Hochälpele, den Staufen und Kuhberg, um des Säntis mächtige Vasallen: den Hohenkasten, den Kamor und Gäbris zittert schon das purpurne Licht der Sonne. Nicht lange mehr dauert es und die Sonne hat auch in den tiefgelegenen Gegenden die Nebel hinabgedrückt, die Aussicht wird frei und trunken irrt nun das Auge durch das romantische Thal, welchem der durchbrausende Rhein seinen Namen gibt.

Unterdessen hat die Königin des Tages ihre Strahlen über das ganze Land gesendet, und von dem abgerundeten Panorama des Rheinthals schweift jetzt der Blick hinüber auf den See und dessen Ufer. Von Bregenz bis Ludwigshafen zeigt sich dieser in seiner ganzen Länge von 18 Stunden; völlig offen liegt die deutsche Seite da, Städte und Dörfer, Flecken und Weiler, Villen und Kirchen, umgeben von prangenden Fluren und Rebenbepflanzten Hügeln wechseln ab; in weiter Ferne verschwimmen die Burgen des Höhgaues mit dem Firmamente, nur die näher gelegene Waldburg ist noch deutlich zu unterscheiden. Fast zu den Füßen des Beschauers schaut Lindau, die Inselstadt, aus den Wellen empor, weiterhin das verjüngte Friedrichshafen, das alte Meersburg, das ebenso alte Ueberlingen; die meisten der umher liegenden Orte

spiegeln sich seit länger als einem Jahrtausend in den Fluthen des Sees ab.

Das schweizer Ufer ist nicht in der Ausdehnung sichtbar wie das deutsche. Hinter dem blühenden Vordergrunde ziehen sich ansehnliche Hügel bald bis an's Gestade hervor, verdecken dieses und lassen es erst wieder in der Nähe von Konstanz sichtbar werden. Das uralte, geschichtlich so merkwürdige Konstanz steht da, wo der Rhein aus dem Bodensee tritt, nicht weit davon badet sich auch die Insel Mainau, die Perle des Bodensees, in der kühlen Fluth. Hinter dem fernen Konstanz aber taucht noch der Untersee mit der nicht minder lieblichen Reichenau auf.

Was sind aber solche Schilderungen, wie ich sie hier versuchte, der imposanten Natur gegenüber, wo überall Reichthum und Fülle. Hehrer Begeisterung voll stand ich an jenem Morgen auf dem kleinen Söller und konnte mich nicht sättigen an dem farben- und formenreichen Schauspiele. So oft ich zurücktrat, immer wieder zog es mich hinaus, und immer wieder entdeckte ich neue Herrlichkeiten, neue Pracht.

Nun fing es an, sich an den Ufern des Sees zu regen; hier und da tauchte am Horizont ein weißes Segel auf, aus nahen und fernen Buchten kamen große Marktschiffe hervor, den eben beginnenden Wind benutzend, um ihre Fracht den Städten zuzuführen. Jetzt kündet die Glocke die sechste Stunde, und aus dem Hafen Lindau's arbeitete sich das majestätische Dampfboot heraus, seine gewöhnliche Morgenfahrt antretend. Lange Furchen ließ der Schlag seiner Räder auf der Oberfläche des Sees zurück; hinter ihm her durch die Luft zog sich wie ein dünner Faden der feiner langen Esse entfliehende Rauch; so schnell und immer schneller eilte es dem schweizer Ufer zu, gegen Rorschach, seinen Bestimmungsort.

Das Erscheinen des Dampfboots versetzte mich mit einem Schlage in die Prosa der Gegenwart, erinnerte mich daran, daß ich ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts sey. Da oben in den ersten Stunden des Tages kann man es wahrlich vergessen!

Es ist etwas Eigenes um den schöpferischen Genius der Menschheit, ohne Ruhe und Rast streift er nach allen Seiten hin, schlägt aus allen Steinen Funken. Was heute als neu angestaunt ist, wird morgen als allgewöhnlich kaum beachtet; häufig wird das kaum Begonnene noch vor der Vollendung zerschlagen. Die Menschheit, möchte man sagen, wird von der Ungeduld mit sich verzehrt, und gierig zu finden und zu entdecken, nimmt sie sich kaum Zeit, des Entdeckten und Gefundenen froh zu werden. Und wie stolz ist dabei die jedesmalige Generation auf ihr Werk! Freilich ein bischen stolz zu seyn hat der Mensch schon Ursache, er, der sogar mit der Natur den Kampf beginnt und sie zum Oeftern den Kürzern ziehen läßt. Sehen wir nicht, wie er ihr ein anderes Gepräge aufdrückt, sie förmlich umstürzt, bezwingt und, brauchte er auch Jahrhunderte dazu, aus borysthenischen Wäldern Paradiese zu schaffen weiß.

Was zum Beispiel that er denn anders an dieser Stelle? Muthig und unverdrossen ließ er sich in den Kampf mit der rauhen Natur ein; Schritt vor Schritt drängte er sie zurück, bis endlich das blühende Gelände, das prangende Ufer rings um den See aus dem hervorging, was einige römische Schriftsteller zu Julius Cäsars Zeiten als einen trüben Sumpf, von unwirthbaren Wäldern umgeben, erwähnen.

Mannichfaltigkeiten.

(Coblenz, 12. Juni.) Gestern wurde aus einem hochgelegenen Garten am Rhein unterhalb Coblenz ein schöner einfacher Hof um die Sonne beobachtet, der sich dadurch auszeichnete, daß zugleich ein zweiter größerer, aber horizontaler Ring sich zeigte. Dieser Ring war blau und weiß, von der Breite der Sonnenscheibe und fast scharf begränzt. Er ging durch die Sonne, durchschnitt also den Ring des eigentlichen Hofs an zweien Stellen und blieb von 9 Uhr 10 Minuten, wo er zuerst wahrgenommen wurde, bis 9½ Uhr Vormittags mit dem Hofe in wechselnder Stärke sichtbar. Sein Durchmesser bestimmt sich durch den damaligen Stand der Sonne. Der Durchmesser des, wie gewöhnlich mit den Regenbogenfarben glänzenden Hofs um die Sonne war, nach oberflächlicher Schätzung, fast um zwei Drittel kleiner. Die Atmosphäre war bei + 10 Gr. (Reaumur) mit Höhenrauch ziemlich stark erfüllt, den ein kräftiger Westwind seit Tagesanbruch aus der Gegend wegzutreiben begonnen, welche er längere Zeit und besonders Tags zuvor, bedeckt hatte. Aehnliche Ringe sind schon früher, aber, wie es scheint, nur selten beobachtet worden, namentlich von Lowitz zu Petersburg am 29. Juni 1790. Von Nebensonnen, welche damals auf und neben dem horizontalen Ringe standen, war bei der heutigen Erscheinung nichts zu sehen.

(Rheingau, 14. Juni.) Am 24. soll zu Johannisberg die in Lebensgröße aus Einem Steine ausgeführte Statue des heiligen Johannes des Täufers, welche der Fürst von Metternich durch Bildhauer Geertz zu Löwen in Belgien anfertigen ließ, eingeweiht werden, und Prof. Dr. Riffel die Einweihungsrede übernommen haben. Die Statue wird auf dem freien Platze vor der Kirche, einem mit Bäumen umgebenen Oblonge, aufgestellt.

Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß zur Zeit des Sturms von Achulgo (1839) ein Sohn Schamyls als ganz junges Kind von den Russen gefangen und nach Petersburg gebracht wurde, um dort in russischer Weise erzogen zu werden. Einem Gerüchte zufolge wäre es ihm später gelungen, aus der Gefangenschaft zu entkommen und sich zum Vater in seine heimathlichen Berge zu flüchten. Wie jedoch aus folgender Notiz hervorgeht, lebt der Sohn des heldenmüthigen Imam noch immer in Rußland, wo man nicht ohne Erfolg bemüht gewesen, ihn zu denationalisiren und in ein gefügiges Werkzeug der moskowitischen Politik zu verwandeln. „Im Hause des Generals Olenin in Torjok", schreibt Herr Bulgarin in der „Sjewernaja-Pischela", „lernte ich neulich den Lieutenant Schamyl kennen, einen Sohn des berühmten Häuptlings der uns feindlichen Bergbewohner. Der junge Schamyl gerieth als Kind in russische Gefangenschaft, wurde im ersten Kadettencorps erzogen und dient jetzt im Uhlanen-Regiment des Großfürsten Michael Nikolajewitsch, trägt aber noch immer seine Nationaltracht. Er ist ein äußerst bescheidener junger Offizier, wird von Jedermann geliebt und ist von der leidenschaftlichsten Ergebenheit (?) für Rußland beseelt! In seinem Herzen ist er ein vollkommener Russe und sein feurigster Wunsch ist, daß seine wilden Landsleute sich dem russischen Scepter unterwerfen mögen." (??)

(Marine-Lexikon.) Bei Hachette in Paris ist kürzlich ein eben so kompendiöser als praktischer „Dictionnaire universel et raisonné de Marine", herausgegeben von A. S. de Montferrier, erschienen. Dieses Lexikon ist kein bloßes Wörterbuch, sondern ein wissenschaftlich gehaltener Kommentar aller in der Marine vorkommenden Kunst-Ausdrücke. Es werden darin unter Anderem die Grundsätze der Schiffbaukunde dargelegt; die nautische Astronomie wird vollständig abgehandelt, und die Manöver bei der Schiffs-Führung, wie bei den Evolutionen zur See, werden in faßlicher Weise erklärt. Einer Uebersicht des französischen Seerechts reiht sich eine kurze Geschichte der Marine an.

Ein Werk ähnlicher Art würde vielleicht auch in Deutschland jetzt eine willkommene Erscheinung seyn.

Am 13. d. M. ist in Berlin, 55 Jahre alt, die Wittwe Albert Lortzings gestorben, „nach langen Leiden", wie die Todesanzeige besagt.

Im Jahre 1539 gab es so viel Wein, daß sich der Reim erhielt:

Tausend fünfhundert dreißig und neun
Galten die Faß mehr als der Wein.

Statt nun den alten geringen Wein auszuschütten, kam ein Gutsherr auf den Gedanken, ihn durch seine Bauern in der Frohne austrinken zu lassen. Sie mußten in der Woche einen Tag zusammenkommen; ungemessen strömte der Wein in die durstigen Kehlen der Bauern und erhitzte ihre Köpfe. Händel und Verwundungen gab es dann genug, und die Strafen trugen dem Edelmann als Gerichtsherrn mehr ein, als wenn er den Wein verkauft hätte.

In San Francisco erscheint seit Kurzem eine chinesische Zeitung: „Die Goldenen Berg-Nachrichten." Die Lettern des himmlischen Reichs, sagt der „Herald", sehen wunderlich aus; man glaubt, eine hundertfüßige Spinne sey aus einem Dintenfaß heraus über einen Bogen unbeschriebenes Papier gelaufen. Merkwürdig ist, daß, trotz der labyrinthischen Verworrenheit des himmlischen Alphabets, fast alle in Californien angesiedelte Chinesen — etwa 25,000 — lesen und schreiben können.

Ein industriöser Berliner Victualienhändler hat unter dem Rubrum: „da es ihm schlecht gehe", die Stadtverordneten-Versammlung in corpore zu Gevattern gebeten. Die tribuni plebis sind aber über die höfliche Bitte zur Tages-Ordnung übergegangen und haben den Pathenbrief ad acta geschrieben.

Korrespondenz.

München, 11. Juni.

In den Sitzungsräumen unserer Assisen, wo sich schon so viele schaurige Dramen abrollten, kam zum ersten Male auch ein von gedungenen Banditen ausgeführter Mord zur Verhandlung. Fünf Personen sitzen auf der Anklagebank: Maria Aschmaier, Bäuerin vom Weinbergerhof, 35 Jahre alt, nebst ihren Stiefeltern Martin und Elisabeth Holzheier, beide 63 Jahre alt; hinter ihnen die beiden Banditen: Besenbinder Michael Kammerer und der ehemalige Weber und Wildschütze Lampert Denkl. Maria Aschmaier, ein hübsches Bauernweib, war im August v. J. erst 23 Wochen verheirathet und guter Hoffnung (während ihrer Untersuchungshaft wurde sie von einem Knaben entbunden), faßte aber so tiefe Abneigung gegen ihren Mann, daß sie mit ihm schlechterdings nicht mehr leben wollte. Die Stiefeltern, auf deren Zureden die Heirath zu Stande gekommen, gaben ihr den Trost, daß es schon „solche Lumpen" gebe, die den verhaßten Gatten um ein Geringes „wegputzen" würden. Sie hielten Wort und bestellten die genannten Kerle. Maria Aschmaier selbst zeigte ihnen von ferne das Opfer. Am 3. September wurde der Blutvertrag im Walde abgeschlossen. Die Banditen verlangten 100 Gulden, was aber den Stiefeltern „zu theuer" schien, indem sie meinten, 3 Karolin wären „auch genug". Schon am folgenden Tag wurde P. Aschmaier auf dem Heimwege durch einen Schuß, doch nur leicht, verwundet. In seiner Einfalt zeigte aber der Unglückliche das mißlungene Attentat nicht an. Am 3. October kamen die beiden Banditen wieder auf den Weinbergerhof, während der thätige Aschmaier auf dem Felde arbeitete. Sie wollten wieder auf ihn schießen, aber der Schwiegervater protestirte, „weil die schönen Pferde scheu werden könnten"! Die Banditen versteckten sich nun im Hause, um die Rückkehr P. Aschmaier's abzuwarten und dann über ihn herzufallen. So geschah es. Der arglose Bauer, der nach vollbrachter Arbeit sein Haus betreten wollte, ward von einer Kugel niedergestreckt. Er raffte sich wieder auf, sprang auf einen neben dem Hause befindlichen Verschlag und vertheidigte sich von diesem herab gegen seine Mörder. Wohl eine Viertelstunde dauerte der Kampf, und er, ein Mann von herkulischer Kraft, wäre trotz des erhaltenen Schusses über Beide Herr geworden, wenn ihm nicht einer der Banditen in den Rücken gekommen wäre und ihm durch einen jähen Schlag mit dem Gewehr den Kopf zerschmettert hätte. Vergebens hatte der Unglückliche seinem Weibe gerufen: „Mach' auf, aus ist's mit mir". Niemand wollte ihn hören. Maria Aschmaier und ihre Stiefmutter hatten bei verschlossenen Fenstern und Thüren den Vorgang abgewartet, den Schuß, das Schreien des Opfers und das Schlagen mitangehört. Auch dieses verstummte und einen Augenblick herrschte Todtenstille. Da klopfen die Mörder an der hintern Hausthüre, bringen der Frau den Kastenschlüssel ihres erschlagenen Mannes und strecken die blutigen Hände aus, um den Lohn zu empfangen. Maria Aschmaier gab ihnen aber nur 18 Kronthaler. Den Mördern gefiel diese Reduktion ihres Lohnes nicht, sie gaben sich aber endlich zufrieden und verlangten nur noch eine Suppe, die ihnen gekocht wurde. Der Leichnam wurde vor dem Hause liegen gelassen. Der alte Holzheier zeigte selbst an, sein Schwiegersohn sey von unbekannten Personen erschlagen worden. Die saubere Familie kam aber bald in Verdacht und Haft. Die blutige Leiche war gräßlich anzuschauen; der ganze Kopf in mehr als 30 Knochenstücke und Splitter zertrümmert und selbst die Nasenknochen und das Unterkiefer abgeschlagen. Die Verhandlung währte zwei Tage und endete damit, daß sämmtliche 5 Angeklagte, die sich mit roher Gleichgültigkeit zeigten, zum Tode verurtheilt wurden.

Literatur- und Kunst-Notizen.

(Frankfurt a. M.) Soeben geht uns die allen hiesigen Theaterfreunden gewiß höchst erfreuliche Nachricht zu, daß die mit Fräulein Janauschek angeknüpften Unterhandlungen und deren Wieder-Engagement für die hiesige Bühne in Aussicht stellen und daß die hier so hochgeschätzte Künstlerin schon in der ersten Hälfte des nächsten Monats wieder hier auftreten wird. Möge die Hoffnung, Fräul. Janauschek wieder die unsrige nennen zu dürfen, recht bald in Erfüllung gehen, was um so gerechtfertigter erscheint, als die seitherigen Gastspiele uns bis jetzt kein Talent, was dem der Genannten zur Seite gestellt werden könnte, vorgeführt haben, und als die Erfahrung in jüngster Zeit genugsam bewährt hat, daß beim Engagement von neuen Bühnenmitgliedern das Theater sich einer Verbesserung seines Personals nicht zu rühmen hatte.

Der mit Recht so beliebten „Krebbel-Zeitung" hat sich neuerlich eine „Sonnenstich-Zeitung" oder vielmehr nur ein diesen Titel führendes fliegendes Blatt angeschlossen. Der Verfasser und Herausgeber dieser Blätter ist durch seinen geistreichen Humor und seinen kerngesunden, naturwüchsigen Frankfurter Lokalwitz genugsam bekannt. Wie er in jenem früheren Blatte die kleinen Leiden und Freuden unseres Winterlebens und der großen Eisfeste auf dem Main, so hat er in diesem die Pfingstlust im Wäldchen meisterhaft geschildert und bis in die kleinsten Details wahrhaft ergötzlich abconterfeit. Wir können nur wünschen, daß der talentvolle Humorist nicht feiern, sondern uns recht oft mit den Gaben seines Humors erfreuen, sowie seiner Zeit die bis jetzt zerstreuten Kinder seiner Laune sammeln und vereinigt herausgeben möge, da sie als Beiträge zur Frankfurter Volks- und Sittengeschichte dauernden Werth haben.

Santa Casa. Episode aus Goethe's Jugendzeit. Eine Novelle von A. Lacy, wird ins Englische übersetzt.

Theater-Anzeige.

Montag, 19. Juni. Vierte Gastdarstellung der Fräulein Mathilde Wildauer, k. k. Hofschauspielerin und Hofopernsängerin. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Acten von Mozart. Susanna: Fräulein Wildauer. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redacteur. J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 146. Dienstag, den 20. Juni 1854.

Liebe und Selbstliebe.

Nach Dickens' „Household Words" von W. F.

Zur Zeit, als die Republik Venedig auf der höchsten Stufe ihrer Macht stand, und als sie sich zugleich auch, wie jeder andere Staat Italiens, durch Beschützung und Pflege der Künste in hohem Grade auszeichnete, erhielt Paolo Zustana von dem Marquis Bembo den Auftrag, ihm zur Ausschmückung seiner Galerie einige Bilder zu malen. Auf die Aufforderung des Marquis, der über den jungen Künstler — er war etwa dreißig Jahre alt — einen sehr günstigen Bericht erhalten hatte, war Paolo von Rom herbeigekommen. Paolo war ein schöner Mann, von mittlerer Größe, ernstem und blassem Gesicht; er hatte schwarze Augen, einen kleinen Mund, einen sauber gestrichenen Schnurrbart, einen kurz gelockten Backenbart und eine Stirn, die viel Geist verrieth. Doch hatte sein Wesen etwas Schroffes an sich; er machte nicht viel Worte, und in seinem Auge lag etwas Unstätes, das eben nicht dazu beitrug, die Zahl seiner Freunde zu vermehren. Die ihn aber näher kannten und denen er sein Vertrauen geschenkt — was nur selten geschah — hingen ihm mit inniger Liebe an. Er war, aber auch edel und hochherzig; seine Zeit, seine Börse, sein Rath stand stets seinen Freunden zu Diensten; doch über Alles ging ihm seine Kunst; ihr war er mit ganzer Liebe zugethan. Tag und Nacht dachte er nur an seine Kunstschöpfungen; ja in Rom hatte man ihn sogar für einen an geistiger Störung Leidenden gehalten, denn er hatte sich nicht damit begnügt, den ganzen Tag im Attelier seines Meisters zuzubringen und zu arbeiten, sondern während der Nacht verbarg er sich gleichsam in der Vorstadt, in einem halbverfallenen Hause, wohin er keinen seiner Freunde einlud und das Niemand außer einer alten Wärterin, die ihn seit seiner Kindheit kannte, betreten durfte. Man glaubte allgemein, der Künstler habe ein großes Gemälde unter der Hand und arbeite selbst während der Nachtzeit daran oder denke über die Composition desselben nach. Selten verließ er seinen Versteck vor der Mittagszeit, kehrte auch früh nach demselben zurück, nachdem er einen flüchtigen Besuch da oder dort gemacht, da er die Einladungen seiner Gönner doch nicht ganz von der Hand weisen konnte.

Nachdem er in Venedig angekommen, führte er dieselbe Lebensweise fort. Er hatte seine Zimmer im Palast Bembo; hier speiste er; doch, sobald es dunkel wurde und nicht große Gesellschaft war, hüllte er sich in seinen Mantel, nahm eine Maske vor, legte die Hand an den Griff seines Schwertes und ging fort. Er bestieg eine Gondel, ließ sich bis an eine gewisse enge Gasse fahren, schlich in dieselbe hinein und verschwand im Schatten der hohen Häuser. Niemand machte über diese Lebensweise irgend eine Bemerkung; er erfüllte seine Pflicht; er benahm sich fein, liebenswürdig und ehrerbietig gegen seine Gönner; er war auch galant gegen die Damen, aber nichts weiter. Er machte nicht die leisesten Anstrengungen, sich die Gunst Derer zu erwerben, in deren Nähe er sich bewegte. Es schien ihm recht, so unbemerkt wie möglich zu bleiben.

Doch gab es eine Person, welcher dieser schroffe und sonderbare Charakter ein hohes Interesse einflößte. Der Marquis hatte eine Tochter, die in ihrem sechzehnten Jahre, aus eigennützigen Beweggründen, an den alten Oheim des Dogen verheirathet worden war. Der Tod hatte sie von dem aufgezwungenen Gatten befreit, und Clorinda war eine schöne Wittwe von einundzwanzig Jahren, die reich, unabhängig und dabei geistreich und von entschiedenem Charakter, den Entschluß gefaßt hatte, sich zum zweiten Male zu verheirathen, hierbei aber nicht auf den Willen ihrer Verwandten, sondern auf ihre eigene Neigung zu sehen. Vom ersten Augenblicke an hatte sie Paolo mit günstigen Blicken betrachtet; er nahm ihre Zuvorkommenheit mit kalter Freundlichkeit auf, und stellte nur selten seine Arbeit ein, um sich mit ihr zu unterhalten. Sie bat ihn, durch Unterricht ihre unvollkommene Kenntniß über Malerei zu verbessern, und er verstand sich bereitwillig dazu, beschränkte sich jedoch streng auf die nothwendigen Bemerkungen. Sie kam jetzt täglich in die Gallerie in Begleitung ihres Kammermädchens und las oder malte, während Paolo ganz von seiner Kunst in Anspruch genommen zu seyn schien. — Eines Tages stand Clorinda hinter ihm; sie hatte ihn eine ganze Stunde hindurch mit geduldiger Aufmerksamkeit beobachtet, und während dieser Zeit hatte Paolo auch nicht ein Wort gesprochen. Plötzlich machte Clorinda eine Bewegung und rief:

„Wie schön!"

„Nicht wahr, Signora?"

„Ueberaus schön!" entgegnete sie, überrascht sowohl über das Benehmen des Künstlers als auch über den Enthusiasmus, mit dem er auf seine eigene Schöpfung sah.

„Ich fühle mich hoch geehrt durch Euren Beifall", sagte Paolo, legte seine Palette bei Seite und blickte mit übereinandergeschlagenen Armen voll wirklichen Entzückens auf das Bild, Cupido und Psyche darstellend.

Es war das Antlitz eines Weibes — eines Mädchens, von schüchterner Leidenschaft angeregt und zärtlich, gleichsam Alles um sie mit ihrer Schönheit erfüllend —, welche Clorinda so wunderbar ergriffen hatte. Das goldene, herabwallende und in der Sonne glänzende Haar, die weiße, schmale aber ausgezeichnet geformte Stirn, das dunkelblaue Auge, welches mit bewundernder Liebe auf den peinigenden Gott gerichtet war, die von blühender Gesundheit strahlenden Wangen, dann ein Mund und ein Kinn, geformt, wie man es an vollendeten griechischen Statuen sieht, dieß Alles erfüllte Cloeinda mit Bewunderung und sie glaubte niemals etwas so Göttliches gesehen zu haben.

„Ach“, sprach sie mit einem Seufzer, „ihr Maler seyd abscheuliche Feinde der Frauen. Wer wird noch auf die Wirklichkeit blicken, nachdem er ein so göttliches Ideal gesehen!“

„Es ist Wirklichkeit“, entgegnete der Maler. „Ich male aus dem Gedächtniß.“

„Unmöglich! Ihr habt die Schönheiten von fünfzig Mädchen in dieser wunderbaren Schöpfung vereinigt.“

„Nein“, sagte der Künstler ernst, „dieß Gesicht existirt. Ich sah es auf den Bergen Siciliens. Schon oft vorher habe ich es gemalt, aber niemals ist es mir so gelungen, wie jetzt.“

„Ich würde die Welt darum geben, das Original zu sehen“, antwortete Clorinda. „Ich verehre ein schönes Weib. Es ist das größte Meisterstück des Schöpfers.“

„Vollkommen wahr, Signora!“ bemerkte Paolo und wandte sich wieder dem Bilde zu.

Frauen, die unter Italiens tiefblauem Himmel und in jener Luft geboren sind, die Dichtkunst, Malerei, Musik und Liebe athmet, werden von anderen Gefühlen und Trieben geleitet, als wir in unserem kälteren und praktischeren Norden. Clorinda wollte nicht warten, bis Paolo sie bewundern würde; sie liebte ihn, und jeder Tag steigerte ihre Leidenschaft. Sein unbezweifeltes Genie, seine kluge Stirn, so wie sein edles Antlitz hatten ihre lang zurückgehaltenen und schlummernden Gefühle erweckt. Sie selbst war ein Weib von hohen Geistesgaben und hatte in den Genüssen, die Petrarcha, Dante, Ariosto und Boccaccio bieten, geschwelgt. Jetzt fühlte sie, und wie tief sie fühlte, wußte sie allein. Justana jedoch blieb unempfindlich gegen alle ihre Reize: gegen ihre Freundschaft und ihren herablassenden Ton, wie auch gegen ihren Geist und ihre Schönheit. Er sah, außer ihrer Liebe zu ihm, Alles an ihr, er bewunderte sie und achtete sie hoch. Aber seinem Herzen blieb jede Spur einer Neigung fremd.

(Fortsetzung folgt.)

Goldene Zeit.

(Aus dem Frühling meines Lebens. Gedichte von Dr. J. D. C., Brugger. Heidelberg, Bangel und Schmitt.)

Wann kommt denn wohl die goldne Zeit? —
So fragen immer sich die Leute,
Und denken nicht, daß sie ist heute,
Kommt nimmer sonst in Ewigkeit.

Ist das denn keine goldne Zeit,
Wo man genießt des Lebens Freuden,
In hoher Wonne, fern von Leiden,
Von Trübsal und von Traurigkeit?

Ist das denn keine goldne Zeit,
Wo Sang in Deutschlands Gau'n ertönet,
Das Leben sich mit Lust verschönert
Durch Biedersinn und Munterkeit?

Ist das denn keine goldne Zeit,
Wo Lieb' und Freundschaft uns umschlingen,
Wo Sieg das Licht strebt zu erringen
Im Kampf mit Nacht und Dunkelheit?

Ist das denn keine gold'ne Zeit,
Wo Friede herrscht in Deutschlands Auen
Und Völker stolze Denkmal' bauen
Den Großen der Vergangenheit?

Drum freuet euch der gold'nen Zeit,
In der ihr lebt und webt zur Stunde,
Preist sie im Lied und gebt noch Kunde
Der Nachwelt von dem gold'nen Heut'.

Der Kirchenkrieg.

Wenn die ernst-milden, erhebenden, feierlichen Töne der Glocken sonst am letzten Wochentage einluden, den Tag des Herrn in dessen Hause zu begehen, alsdann folgte Groß und Klein, Hoch und Nieder, Jung und Alt willig diesem Zurufe. Das Haus des Herrn war ein Haus des Friedens; der Priester des Herrn kein in Priesterkleider gesteckter Krieger. Anders jetzt! Von liebe-leeren Streitpredigten und unchristlichen Verdammungen hallen die Tempel wieder; der gleichgültige Beter wird ein noch gleichgültigerer; das der Andacht, der Liebe, der Tröstungen der Religion bedürftige, danach sich sehnende, danach schmachtende Gemüth fühlt sich abgestoßen und tief verletzt, und nur der Gehässigkeit-Suchende findet Befriedigung, da ihm Haß genug als Nahrung geboten wird, der Verdorbene, Schlechte, wird also noch verdorbener und schlechter, fester und bestärkter im Gegentheile aller Tugenden. Am meisten doch zu bedauern ist die Jugend, sie, deren Herz ohne Falsch und Arg sein soll, und die methodisch-mechanisch für's Arge dressirt wird. Man redet ihr nicht von der Liebe zu Eltern, zu Geschwistern, zu Fürst und Vaterland; man spricht bloß von der Liebe zur „Kirche“, jenem ewig wiederholten Abstractum. Woher — ich frage Euch — soll später eine Generation von Männern kommen, die praktisch jene hohen Pflichten bethätigen soll?

Alles Gesagte ist die Folge des unseligen Kirchenhaders. Nicht genug, daß Spaltungen im Inneren ein- und derselben Kirche eingetreten sind, eine Partei-Zerrissenheit, wie noch nie, herrscht, eine Kirche befehdet auch die andere, und — was das Schlimmste: die Kirche kriegt mit dem Staate. Wir wollen es kurz sagen: sie will Staat seyn. (Schon weiß kein katholischer Beamter, wem er gehorchen soll!)

Nicht Jeder steht auf der Stufe, daß er das Wissen dem Glauben vorzieht; die Religion ist für Viele, oder besser gesagt: der Religions-Cultus, ein unabweisbares Bedürfniß (dieß weiß auch die Priester-Partei sehr wohl), doch ob das Ansehen der Religion selbst durch Kirchenkriege gefördert werden kann, — dieß steht dahin. Durch Zwang kann man den Menschen zu Manchem bringen und bewegen, nur nicht zu Dem, was er, wenn er edleren Sinnes ist, verabscheut und verabscheuen muß. Kirchenläufer sind noch keine fromme Christen. — Auch ist es leicht, die Menge zu gewinnen, die Menge, die seit dem Jahre 1848 zuerst von der Revolution, sodann von der Reaction, der staatlichen, und nunmehr von der priesterlichen „Fortschritts-Partei“ lohgerber-mäßig bearbeitet wurde, und somit ein Beispiel zu ihrer leichten Bearbeitung statuirte. Hetzen ist leicht, Worte und Handlungen verdrehen, eine Flamme zu löschen aber oft gar schwer. — (Oder will man nicht löschen?)

Zum Kirchenkriege ist der Zeitpunkt gut gewählt. Alle Augen sind nach Osten gerichtet, woher das freundliche Licht der Sonne kommt, das eben verdunkelt werden soll. Dort, wie bei uns, soll es Nacht werden. Gott sprach: „es werde Licht!“ seine Priester aber rufen: „es werde Nacht!“ — (Beiläufig: es ist lächerlich, an eine Allianz der griechisch-katholischen und römischen Kirche zu glauben.) Wiegen wir uns Alle, wie wir da sind, nicht in sorglosen Schlummer. Es kommen noch trübere Zeiten. Gott möge aber abwenden, daß aus dem Geplänkel eine Schlacht, aus dem Kirchenkriege ein Religionskrieg entstehe! Sicher steht nur in

dieser Zeit, wer die ewig-helle Lehre des größten Weisheitslehrers, unbeirrt, auf das Leben, auf seine Mitmenschen und sich anwendet, die Religion lebt, Gott „im Geiste und in der Wahrheit" anbetet; klug aber thut ein Jeder, der, wenn er auch seiner Kirche treu bleibt, doch nie von dem Grundsatze Christi in allen seinen Thaten und Handlungen abweicht: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist!" Zum Beschlusse aber nur noch die eine Frage: so Viele leben oft unter einem Dache, friedlich und einträchtig, — warum sollten Staat und Kirche nicht unter einem Dache und Fache friedlich leben können? Die Geschichte beweist es, daß sie es konnten; zum Können gehört aber freilich der — gute starke Wille; zu diesem wieder, daß man die Kraft der Milde besitzt, den Sinn der Verzeihung, die Macht der Versöhnungsliebe. Kein gegenseitiges Vorwerfen und Verfolgen, Anfeinden und Hassen, — ein Händereichen, eine Liebe!! Den Glauben laßt in tausend und aber tausend Artikel zerfallen, raubt Keinem das Heiligthum seines Glaubens, doch bewahret Alle und glaubet und übet Alle das Ewig-Eine: die Liebe!

Die Abstammung der heutigen Griechen.

Das Geschlecht der Hellenen ist in Europa ausgerottet. Schönheit der Körper, Sonnenflug des Geistes, Ebenmaß und Einfalt der Sitte, Kunst, Rennbahn, Stadt, Dorf, Säulenpracht und Tempel, ja sogar der Name ist von der Oberfläche des griechischen Kontinents verschwunden. Eine zweifache Erdschichte aus Trümmer und Moder zweier neuen und verschiedenen Menschenracen aufgehäuft, decket die Gräber dieses alten Volkes. Die unsterblichen Werke seiner Geister und einige Ruinen auf heimathlichem Boden sind heute noch die einzigen Zeugen, daß es einst ein Volk der Hellenen gegeben habe. Und wenn es nicht diese Ruinen, diese Leichenhügel und Mausoleen sind, wenn es nicht der Boden und das Jammergeschick seiner Bewohner ist, über welche die Europäer unserer Tage in menschlicher Rührung die Fülle ihrer Zärtlichkeit, ihrer Bewunderung, ihrer Thränen und ihrer Beredtsamkeit ausgießen, so hat ein leeres Phantom, ein entseeltes Gebilde, ein nicht in der Natur der Dinge existirendes Wesen die Tiefen ihrer Seele aufgeregt. Denn auch nicht ein Tropfen ächten und ungemischten Hellenenblutes fließt in den Adern der christlichen Bevölkerung des heutigen Griechenlands. Ein Sturm, dergleichen unser Geschlecht nur wenige betroffen, hat über die ganze Erdfläche zwischen dem Ister und dem innersten Winkel des peloponnesischen Eilandes ein neues, mit dem großen Volksstamme der Slaven verbrüdertes Geschlecht von Bebauern ausgegossen. Und eine zweite, vielleicht nicht weniger wichtige Revolution durch Einwanderung der Albanier in Griechenland hat die Scenen der Vernichtung vollendet. Scythische Slaven, illyrische Arnauten, Kinder mitternächtlicher Länder, Blutsverwandte der Serbier und Bulgaren, der Dalmatiner und Moskowiten sind die Völker, welche wir heute Hellenen nennen und zu ihrem eigenen Erstaunen in die Stammtafeln eines Perikles und Philopömen hinaufrücken. Archont und Mönch, Ackerbauer und Handwerker des neuen Griechenlands sind fremde Ueberzügler, sind in zwei historisch verschiedenen Zeitpunkten von den mitternächtlichen Gebirgen nach Hellas herabgestiegen. Und das Wort Grieche selbst bezeichnet heute nicht mehr, wie ehemals, die zwischen dem Tempethal und den Strömungen des Euratos angesiedelten Kinder Deukalion's, sondern alle jene Völkerschaften, welche im Gegensatze mit der Lehre Mohamed's und der römischen Kirche Gesetz und Glauben vom Patriarchalthrone zu Byzanz empfangen haben. Der Arnaut von Suli und Argos, der Slave von Kiew und Veligosti in Arkadien, der Bulgar von Triaditza und der christliche Räuber von Montenegro haben mit Skanderbeg und Kolokotroni gleiches Recht auf Namen und Rang eines Griechen. Das Band, welches sie gemeinschaftlich umschlingt, ist stärker als die Bande des Blutes, es ist religiöser Natur und gleichsam die Scheidewand zwischen der Kaaba und dem Lateran. Die Erkenntniß dieser Dinge ist von großer Bedeutung jetzt, wo die Herrschaft über das menschliche Geschlecht von den lateinischen und germanischen Völkern zu weichen und auf die große Nation der Slaven überzugehen scheint. Was die Natur während eines mehrhundertjährigen Zeitraums, unbelauscht von menschlicher Neugierde, unter jenem Himmelsstriche gemischt und geschaffen hat, tritt heute vollendet unter die Blicke der erstaunten Welt. Und das große Volk der slavo-arnautischen Christen von Byzanz erhebt sich von Messenien bis Archangel als eine blutsverwandte kompakte Masse, als ein neugeschaffener und von einem Geiste beseelter Riesenkörper plötzlich aus dem entflohenen Nebeldunst des illyrischen Kontinents. (Fallmerayer, Vorrede zur Geschichte der Halbinsel Morea, 1830.)

Mannichfaltigkeiten.

Am 7. Juni, Morgens 2 Uhr, brach in Stadt-Kyll am Rhein ein Feuer aus, welches von dem Sturmwinde derart gefördert wurde, daß in Zeit zweier Stunden 51 Wohnhäuser mit ihren Oekonomie-Gebäuden, im Ganzen circa 100 Gebäude, niedergebrannt waren. Erhalten sind circa 6 Häuser innerhalb der Ringmauer und die außerhalb derselben gelegenen Gebäude. Ungefähr 50 Stück Schafe, circa 6 Stück Rindvieh und 2 Ulanenpferde hat das Feuer aufgezehrt. Kein Menschenleben hat der Brand gefordert, wenn man nicht hierher rechnen will einen Junggesellen in den dreißiger Jahren, der am 7., nachdem das Feuer gelöscht, in einem Brunnen erstickt ist. Dieser Mann warf beim Brennen seine und der Seinigen Kleidungsstücke in einen Brunnen, um dieselben zu retten. Später, da er bemerkte, daß aus dem Brunnen Rauch aufstieg (der aus dem Hause in dem Brunnen sich gesammelt hatte), ließ er sich in denselben, die Kleidungsstücke zu holen — er kam nicht zurück; sein Bruder stieg ihm nach, ihn zu retten — beide blieben unten; ein Dritter ließ sich hinunter — auch dieser kam nicht herauf. Jetzt wurden kräftigere Rettungsversuche gemacht und es gelang, die drei Unglücklichen herauszuarbeiten; der am ersten hinunter Gestiegene gab jedoch bald den Geist auf; die beiden Andern liegen noch gefährlich darnieder. Unter den verbrannten Gebäuden befindet sich auch die Kirche.

Auf der Great-Western-Bahn wehte einem Herrn, der den Kopf zum Fenster hinaussteckte, der Luftzug den neuen Hut vom Kopfe. Ohne Besinnen nahm er das neue Lederfutteral dazu aus den Dachriemen des Waggons und warf es hinterher. Als die Reisegefährten ihn erstaunt über das Motiv zu dieser, auf den ersten Blick so thöricht scheinenden Handlung fragten, sagte er gelassen: O, es ist Alles in Ordnung. Wenn den Hut ein Erdarbeiter oder Eisenbahnwärter findet, so würde er ihn entweder auf seinem fettigen Kopf oder in der Hand an diesem regnerischen Tage nach der Station getragen haben, und da wäre er denn gewiß verdorben gewesen. Nun aber die Hutschachtel dabei liegt, wird er so vernünftig seyn, ihn hinein zu thun, und auf der Schachtel steht sogleich meine Adresse, so daß man ihn mir nach London schicken wird. Und so — wie ein neugieriger Bristoler bei seiner Rückkehr auf der Station erfuhr — geschah es wirklich. Der geistesgegenwärtige Reisende aber hatte sich ruhig, mit der Reisemütze hinter den Ohren, nach seiner Explication in die Ecke gelehnt.

Bücherschau.

Reisebilder, Natur- und Kulturgemälde aus allen Zonen und Welttheilen. Nach den vorzüglichsten neueren Reisewerken bearbeitet, von E. Scheuermann. Zweiter Band. Schaffhausen, bei Joh. Friedr. Schalch.

Der Unterricht in der Erdbeschreibung ist heutigen Tages so unerläßlich geworden, daß er selbst in keiner Dorfschule mehr fehlen darf. Soll er aber ein wahrhaft ergiebiger und auch geistig anregender werden, so muß zur trocknen Belehrung der Landkarte und zur Nomenclatur das lebendige Element der Länder- und Völkerkunde sich gesellen. Zu diesem Behufe wird das vorliegende treffliche Werk, dessen ersten Band wir bereits in Nr. 270, 1852, besprochen haben, Lehrer und Lernenden gleich nützlich und willkommen seyn. Aus den vorzüglichsten Reisewerken und Schriften zur Länder- und Völkerkunde hat der Herausgeber eine eben so reiche, als interessante Auswahl getroffen, die nach den Welttheilen und einzelnen Ländern derselben geordnet ist und uns die Hauptmomente aus dem Leben und Treiben der Völker, ihrer Kultur, ihrer Sitten und Gebräuche, sowie Schilderungen der Länder, des Bodens, der klimatischen Verhältnisse u. s. w. vorführt. Das Werk zerfällt in zwei starke Bände und ist im Verhältniß seines Umfanges so billig, daß seine Anschaffung dadurch sehr erleichtert wird, weßhalb wir es in jeder Beziehung bestens empfehlen können.

Briefsteller für die weibliche Jugend, von C. E. Hartmann. Vierte Auflage, nach des Verfassers Tode bearbeitet von Gg. A. Winter. Leipzig, bei J. T. Wöller.

Dieses namentlich in Nord-Deutschland sehr bekannte und verbreitete Buch zerfällt in drei Hauptabschnitte, von denen der erste eine Anleitung zum Briefschreiben, der zweite eine Sammlung von Briefen und Aufsätzen und der dritte eine Auswahl von Muster-Briefen aus den Werken klassischer Autoren enthält. Was die Muster-Briefe der zweiten Abtheilung anbelangt, so verbreiten sich solche über alle im Familien- und Geschäftsleben vorkommende Fälle. Obwohl im Ganzen ihrer Aufgabe entsprechend, wäre doch zu wünschen, daß viele derselben nicht nur einfacher und natürlicher, sondern auch gedrängter gehalten wären. Man soll die Jugend daran gewöhnen, ihren Gedanken und Anschauungen einen klaren, ihren Empfindungen einen unverkünstelten Ausdruck zu geben, alle Phrasemacherei zu vermeiden und nicht nach langen Redensarten zu suchen, wo kurze Worte ausreichen. Die Mustersammlung der dritten Abtheilung enthält viel Schönes, würde aber unsers Bedünkens gewonnen haben, wenn sie sich etwas weniger mit den Schriftstellern aus einer frühern Periode der Literatur und dagegen mehr mit denen aus der Neuzeit beschäftigte. Wir wollen das gute Alte zwar nicht gering schätzen, dürfen aber auch dem guten Neuen seine Berechtigung nicht nehmen lassen. Es heißt bei diesem Briefsteller: „Prüfet Alles und das Beste behaltet.“ Wer dieß versteht, der wird ihn mit Nutzen gebrauchen können.

W.

Korrespondenz.

Hamburg, 11. Juni.

Endlich ist nach Verlauf von 5 Wochen der Mörder entdeckt worden, welcher in der Nacht vom 7. auf den 8. Mai den Doppelmord an der Wittwe Jacobs und ihrer Tochter in dem Breitengang verübt hat. Der Mörder ist ein von hier gebürtigter Drechslergeselle Namens F. Timm, der erst seit einem halben Jahre aus der Lehre und noch keine 20 Jahre alt ist. In den letzten Wochen hatte sich Timm viel umhergetrieben und sich zugleich sehr verdächtig gemacht durch sein wirres Benehmen und bei ihm gesehenes Geld. Auf deßfallsige Anzeige seiner Miethsleute wurde er eingezogen und nachdem man bei Durchsuchung seiner Sachen noch blutbefleckte Wäsche und einen, wahrscheinlich im Kampfe mit den unglücklichen Schlachtopfern zerrissenen Rock aufgefunden hatte, wurde er gestern mehrere Stunden scharf ins Verhör genommen und ihm die aufgefundenen Beweise seines schauderhaften Verbrechens vorgehalten, worauf er seine doppelte Mordthat eingestand. In der Ausführung des beabsichtigten Raubes wurde er gestört durch wiederholtes Klopfen an die Hausthür, und er mußte sich mit den in der Eile vorgefundenen 30 Thlrn. begnügen.

Aus Rheinhessen, im Juni.

Nachträglich zu jenem Artikel der Didaskalia Nr. 128 vom 30. Mai 1854 findet sich das darin Gesagte nunmehr zur Genüge bewahrheitet; denn diese fragliche Weinversteigerung am 2. Juni in Nackenheim war sehr zahlreich besucht und fiel nach allgemeiner Anerkennung glänzend aus. — Die vorzüglichen, mitunter ausgezeichneten Qualitäten dieser Weine animirten zu steigenden Geboten und wurden zu gegenseitiger Zufriedenheit sämmtlich losgeschlagen, dabei ein halb Stück 1853r circa zu fl. 1005 und 230 Maß für fl. 750. Somit werden die rheinhessischen Weinprodukte renommirter und die Absicht des patriotisch-gesinnten Rheinhessen ist erreicht.

Mainz, 8. Juni.

Seit lange wurde keine so interessante Weinversteigerung abgehalten, als die der Erben des Geheimeraths Dr. Creve in Eltville am 1. d. M. Dieselbe war reich an Raritäten; neben neueren Weinen bot sie solche von 1794, 1806, 1811, 22, 41, 42, 46 u. s. w. Vom ersten wurde die Ohm zu 165 und vom 22r gar zu 425 fl., also das Stück zu $3187^1/_2$ fl. abgegeben und $^1/_2$ Stück 1846r mit 1400 fl. bezahlt. Außer dieser Versteigerung fanden in der verflossenen Woche noch 5 andere, 4 im Rheingau und eine in Nackenheim (Provinz Rheinhessen) statt, welche alle ebenfalls überraschende Resultate lieferten. So die vom 30. Mai zu Eberbach und Tags darauf zu Rüdesheim, wo die herzogl. Domanialweine dort von 1852 und hier von 1853 vergeben wurden. Von den letzteren kam $^1/_2$ Stück zu 1345 fl. und $3^7/_8$ Ohm Aßmannshäuser Rothwein zu 900 fl. weg, trotzdem, daß bis dahin, wo derselbe im Handel brauchbar wird, noch geraume Zeit erforderlich ist. Bei der freiherrlich Langwerth v. Simmer'schen Versteigerung zu Eltville am 1. d. wurde für jedes von 2 halben Stücken 53r 900 fl. erlöst. Aber die Resultate der an demselben Tage zu Eltville abgehaltenen Thurneyßen'schen Versteigerung übertreffen Alles, was im Weinhandel Derartiges erlebt wurde. Eine Partie Weine, welche vor vier Wochen aus freier Hand zu 2700 fl. zu haben waren, kamen bei derselben auf 4650 fl.! Einen nicht minder glänzenden Erfolg hatte endlich die gestern zu Nackenheim stattgefundene Versteigerung der Weine des Herrn J. A. Ackermann von Mainz. Die sämmtlichen Weine hatten eine Süße, Feinheit und Eleganz, welche sie in dieser Beziehung den besten Rheingauern nicht nachstehen und den Käufern als im hohen Grade erwerbungswerth erscheinen ließen, weßhalb sie sehr rasch und zu enormen Preisen abgingen. 1846r wurde das Stück mit 875 bis zu 1956 fl. und von dem 52r 318 Maß mit 1005 fl. bezahlt, Preise, wie sie noch kein rheinhessischer Gutsbesitzer bis dahin erzielte, und welche beweisen, daß die Producte unserer Provinz immer mehr die Anerkennung der Handelswelt finden.

Bad Homburg, 18. Juni.

Unsere Kursaaladministration bietet Alles auf, um den zahlreichen Badegästen alle die Unterhaltungen zu bereiten, welche die aus den größeren Residenzstädten kommenden Kranken zu Hause zu finden gewohnt sind. So fand im Conversationshause am jüngsten Freitag eine musikalische Soiree statt, in welcher Aloys Ander sang, der uns zeigte, wie seine herrliche Stimme, trotz seiner längeren Krankheit, nicht an Klang und Wohllaut verloren hat. In demselben Konzert hörten wir eine junge talentvolle Harfenistin, Fräul. Steinhausen, deren schöne Leistung freundliche Anerkennung fand. Die Königin von Würtemberg mit ihrem Gefolge wohnte dem Konzerte bis zum Schlusse in der Hofloge bei. Auch die hier anwesenden Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, der Fürst von Lippe, der Prinz Wasa ꝛc. waren im Konzert anwesend. — Der bekannte Humorist Saphir ist gegenwärtig hier. — Nächster Tage werden wir Mathilde Wildauer hören.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 20. Juni. (Gastdarstellung des Hrn. Haase, vom Hof-Theater zu München.) Faust, Tragödie in 6 Abth. von Göthe, Musik von R. Baldenecker. Margaretha: Frl. Schäfer. Mephistopheles: Hr. Haase.

Mittwoch, 19. Juni. Fünfte Gastdarstellung der Fräulein Mathilde Wildauer, k. k. Hofschauspielerin und Hofopernsängerin.

Bockenheimer Sommertheater.

Dienstag, 20. Juni. Mathilde, Schauspiel in 4 Akten von R. Benedix.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 147. | Mittwoch, den 21. Juni | 1854.

Liebe und Selbstliebe.

Nach Dickens' „Household Words“ von W. F.

(Fortsetzung.)

Erst vor kurzem hatte Clorinda bemerkt, daß Paolo sich früh aus dem Palast entferne, geheimnißvolle Wege gehe und stets mit Anbruch des Tages zurückkehre, so daß man ihn schon in früher Stunde bei seiner Arbeit traf. Plötzlich flog ihr der Gedanke durch den Kopf, daß er in Venedig irgend eine Person, der er seine innigste Neigung zugewendet, gefunden haben müsse, und daß er jeden Abend zu ihr eile, um zu ihren Füßen den zärtlichen Liebhaber zu spielen. Eifersucht bemächtigte sich ihrer. Eine ganze Nacht verbrachte sie schlaflos im Nachdenken; sie überlegte hin und her, was zu thun sey, und als sie sich erhob, fühlte sie sich fieberhaft aufgeregt und matt. An jenem Tage gab sie vor, sie sey krank; sie hütete ihr Zimmer und schloß sich mit ihren Büchern ein.

Etwa eine Stunde nach dem Eintreten der Dunkelheit drückte sich Paolo den Hut tief in die Augen, warf seinen Mantel um, legte seine Maske an, stieg in die Gondel, die seiner wartete und fuhr ab. Auf der entgegengesetzten Seite des Kanals lag eine andere Gondel, deren Vorhänge dicht zugezogen waren. Kaum hatte sich das Fahrzeug des Künstlers in Bewegung gesetzt, als jenes nachfolgte. Paolo, der, seitdem er sich in Venedig befand, niemals beobachtet oder verfolgt worden, nahm davon keine Notiz. Die beiden Gondeln fuhren demnach neben einander hin, ohne daß von der einen oder der andern her eine Bemerkung gemacht wurde, und die, in welcher sich Zustana befand, hielt an der gewöhnlichen Stelle an, der Künstler stieg aus und verfolgte seinen Weg. Sofort sprang aus der andern Gondel ein Mann, ebenfalls in einen Mantel gehüllt und maskirt, einen mit Federn geschmückten Hut auf dem Kopfe, der, indem er ganz dicht an der Mauer hinschlich, jenem folgte. Der Fremde schien, als er die schmutzigen Wände und kleinen Läden, in denen besonders alte Kleider, Lumpen und sonstige für den kleinen Handel bestimmte Gegenstände feilgeboten wurden, erblickte, überrascht, und aus Besorgniß, er könnte die Spur des Andern verlieren, folgte er ihm dicht auf dem Fuße nach.

Plötzlich verschwand Zustana. Der Andere ging rasch vorwärts und bemerkte noch, daß jener in einen dunkeln Baumgang getreten war und mit schweren Tritten eine finstere Wendeltreppe emporstieg. Vorsichtig folgte der Fremde, hielt mit Paolo gleichen Schritt und tastete mit den Händen umher, um auf dem rechten Wege zu bleiben. Zustana stand erst still, nachdem er den höchsten Theil des Hauses erreicht hatte. Er steckte einen Schlüssel in eine Thür, ein Lichtstrahl ward gesehen, und er verschwand, nachdem er die Thüre hinter sich verschlossen. Der Fremde stand einen Augenblick unentschlossen still. Das Haus war von einer Terrasse, gleich einem Walle umgeben; er schlich behutsam fort und befand sich in freier Luft; indem er sich nun gleich einem mitternächtlichen Diebe geräuschlos fortbewegte, erreichte er einen Platz, von wo er die Fenster des Zimmers, in welches Zustana getreten war, genau sehen konnte. Stöhnen und Seufzer des Fremden, der hinter eine Art von Pfeiler hingesunken war, verriethen in ihm die Gräfin, und sie hatte durch diese Laute ihrem gepreßten Herzen Luft gemacht in Folge einer überraschenden Entdeckung.

Das Zimmer, in welches sie blickte, war hell erleuchtet und geschmackvoll möblirt, und an dasselbe — denn Clorinda konnte es so deutlich sehen, als ob sie im Zimmer selbst wäre — stieß ein kleines Schlafgemach, und dicht am Bette saß eine alte Frau, die Anstalten traf, zu Zustana ein Kind zu bringen. Dieser hatte sich eben der Umarmung eines schönen jungen Weibes, einfach und geschmackvoll gekleidet, entzogen, und dieß Weib war das Original der Psyche, welche Clorinda zu großer Bewunderung hingerissen hatte. Jetzt war ihr Alles klar; jener Blick, den sie für ein tiefgefühltes Entzücken über seine eigene Schöpfung gehalten, hatte dem geliebten Original gegolten.

Das Kind, ein schöner Knabe, kaum ein Jahr alt, wurde Zustane gebracht, der es innig küßte. Jetzt merkte man an ihm keine Schroffheit; jetzt stand er nicht als Künstler, als hochbegabter Schöpfer da, sondern als zärtlicher Gatte. Er lächelte, streichelte dem Bübchen die Wangen, ließ dessen kleine Händchen mit seinen Fingern spielen und brach dann in ein recht frohes, glückliches Lachen aus; nun wandte er sich zu der entzückten Mutter, umarmte sie noch einmal und zog sie zu einem Tische, der am geöffneten Fenster stand.

„Welche Fortschritte hast Du heute gemacht?“ fragte der glückliche Künstler.

„Sieh her“, antwortete das junge Weib, indem sie ihm ein Schreibebuch überreichte und dabei den etwas rauhen Dialekt eines sicilianischen Landmädchens hören ließ. „Ich denke wenigstens, ich kann jetzt eine Seite ziemlich gut schreiben.“

„Vortrefflich!“ fuhr der Maler lächelnd fort. „Meine Eleanora ist eine wahrhafte kleine Zauberin. Eine zierlichere Handschrift wirst Du kaum jemals sehen. Ich brauche Dir keinen Unterricht mehr zu geben.“

„Aber das Lesen“, sagte das junge Weib und sprach dabei wie eine furchtsame Schülerin. „Darin werde ich mir wohl niemals Deinen Beifall erwerben.“

„Du hast stets meinen Beifall“, rief Zustana; „nur mußt Du Dich von Deiner Aussprache frei zu machen suchen.“

„Ich will mich bemühen“, entgegnete Eleanora ernst, und indem sie ein Buch ergriff, begann sie zu lesen, zwar mit der Unvollkommenheit einer jungen Schülerin, aber so eifrig, so zierlich

und mit so sichtbarer Anstrengung, seinen Beifall zu erringen, daß der Künstler, als sie aufhörte, sie innig an sein Herz drückte und mit entzückten Blicken und in zärtlichem Tone ausrief: „Mein Weib, wie innig, innig liebe ich Dich!“

An einem Sommermorgen stand ein junger Mann, mit einem Ränzel auf seinem Rücken, einem Paar Pistolen in seinem Gürtel und einem Stab in seiner Hand, dessen er sich beim Erklimmen der Anhöhen und Berge und beim Ueberschreiten der Gebirgsbäche bedient hatte, auf der Spitze eines Hügels, von dem aus man eine kleine, aber reizende Ebene übersah. Sie bestand zur Hälfte aus Wiese, zur Hälfte aus Weideland; hier und da sah man Bäume, einen sich dahin schlängelnden Bach, kleine Anhöhen, sowie grüne und grasreiche Stellen; jenseits der Ebene erhob sich ein hohes Gebirge, an welchem ein dunkelfarbiger Fichtenwald gleichsam hing; das Ganze wurde von der heiteren Sonne Siciliens erleuchtet, welche die ganze Natur überfluthete und sich über sie ergoß, als wäre ein violetfarbiger, metallener Schleier über sie ausgebreitet. Nachdem der Jüngling die herrliche Landschaft fast eine halbe Stunde in stillem Entzücken betrachtet hatte, stieg er langsam auf einem gekrümmten Pfade herab, der zu dem Ufer des Baches führte. Plötzlich vernahm er das Geklingel von Schafglocken und Hundegebell, und er blickte um sich, um zu entdecken, woher der Schall komme. In einem schmalen Winkel des Weidelandes, nicht weit von dem Flüßchen, sah er eine Heerde und im Schatten eines großen Baumes saß ein junges Mädchen.

Er nahte sich der Hirtin, da er seines Weges nicht sicher war. Sie war ein junges Mädchen von sechzehn Jahren, dasselbe wunderbar schöne Wesen, welches Clorinda sowohl auf der Leinwand, wie in der Dachstube zu Venedig so entzückt hatte. Das Auge des Künstlers strahlte vor Freude, sein Herz fühlte sich von einer namenlosen Bewegung ergriffen. Er sprach mit ihr und sie antwortete in ängstlichem, aber sanftem Tone. Er vergaß seine beabsichtigte Frage; er ergoß sich über die reizende Landschaft, über den Genuß, in solchem schönen Lande zu wohnen und über die Reize eines so sorglosen und ruhigen Lebens; er fragte sie, ob er nicht in der Nachbarschaft ein Zimmer würde erhalten können, um dort zu wohnen, bis er eine Reihe von Skizzen aufgenommen. Das Mädchen hörte mit Aufmerksamkeit und Interesse eine halbe Stunde zu, während welcher Zeit er mit seinem Zeichenstift beschäftigt war. Sie entgegnete ihm dann, ihr Vater würde ihm sehr gern ein Obdach in seinem kleinen Hause anbieten, wenn er sich mit der ärmlichen Wohnung und der dürftigen Kost begnügen wolle. Er nahm das Anerbieten mit vielem Danke an und zeigte ihr dann sein Skizzenbuch.

„Heilige Jungfrau!“ rief sie, als sie sich selbst erkannte.

„Gefällt es Euch?“ sagte der Künstler lächelnd.

„O, es ist schön! Wie könnt Ihr nur so etwas mit dem Zeichenstift machen? Kommt rasch und zeigt es dem Vater!“

Der junge Mann folgte ihr, wie sie langsam ihre Schafe daher trieb, und befand sich bald im Angesicht eines kleinen Hauses mit einem Gärtchen, welches sie als das ihres Vaters bezeichnete. Sie hielt die Zeichnung in ihrer Hand und betrachtete sie mit unendlicher Freude. Unfähig, ihre Gefühle länger zurückzuhalten, lief sie fort, betrat das Haus und verschwand. Zustana — denn er war es natürlich — lachte, als er den Hirtenstab der ungestümen jungen Schäferin aufhob und, mit Hülfe des treuen Hundes, die geduldigen Thiere heimwärts zu treiben begann. In etwa zehn Minuten erschien Eleonora wieder, begleitet von ihrem Vater und Bruder, sowie von ihrer Schwester; es waren gewöhnliche sicilianische Bauern, auch nicht im Entferntesten der schönen Perle ähnlich, die das liebliche Thal von Arnola dem menschlichen Auge verbarg. Alle waren von dem Bildniß überrascht und empfingen den Künstler mit roher Gastfreundschaft.

(Schluß folgt.)

Protestantischer Kirchengesang.

(Frankfurt, im Juni.) Der Zweck der gottesdienstlichen Erbauung in unseren protestantischen Kirchen ist nicht nur der, den Geist zu erleuchten, sondern besteht auch darin, das Gemüth zu erheben. Die Erleuchtung und Belehrung werden erzielt durch Gebet und Predigt, deren Inhalt auf das lautere Evangelium gestützt und von dem Ausdruck eines frommen Glaubens durchdrungen sein muß. Die Erhebung des Gemüths ist mit der geistigen Erbauung, wenn diese die rechte ist, zwar schon an und für sich innig verknüpft wird aber durch die auch äußerlich feierliche Begehung des Gottesdienstes erhöht und gesteigert. Die festlich geschmückten Räume eines Gotteshauses, die feierlichen Klänge der Orgel und des herzerhebenden Gesanges tragen nicht wenig dazu bei, das Gemüth des Hörers empfänglicher zu machen und zur Andacht zu stimmen. In diesem Sinne hat man der Verbesserung und Erweiterung des Gesanges in den protestantischen Kirchen in neuerer Zeit eine ganz besondere Beachtung gewidmet und haben sich zu diesem Behuf an vielen Orten protestantisch-kirchliche Gesang-Vereine gebildet. Auch in unserer Stadt ist ein solcher für gemischten Chor unter dem Namen „Verein für protestantischen Kirchengesang“ unlängst ins Leben getreten, und darf man von seiner Wirksamkeit einen schönen Erfolg erwarten, da er unter der Leitung des Hrn. Jakob Bischoff sich eines kunsterfahrenen und tüchtigen Dirigenten erfreut. Die Aufgabe des Vereins besteht nicht darin, große Tonwerke aus dem Gebiete der älteren und neueren Kirchenmusik einzustudieren und zu executiren, sondern ist einzig und allein dahin gerichtet, die Feier des protestantischen Gottesdienstes vorzugsweise an den hohen protestantischen Festtagen und bei festlichen Veranlassungen durch gediegene Aufführung vorzüglicher geistlicher Gesangsstücke, welche sich den bestehenden Liturgieen möglichst anzuschließen haben, zu unterstützen und dadurch zu deren würdiger Begehung, wie zur Erhebung des Gemüths beizutragen. Diese Aufgabe ist eine eben so rühmliche als dankenswerthe, da man weiß, wie mancherlei Schwierigkeiten sich seither immer vorfanden, wenn es zu dem eben angedeuteten Zweck die Vereinigung hierzu nicht vorbereiteter Gesangskräfte galt. Eine befriedigende Probe seiner Leistungen legte der Verein bereits an den Pfingstfeiertagen ab, und zwar am ersten Festtage in der St. Katharinenkirche, und am zweiten in der St. Paulskirche. Die nächste Aufführung soll, wie wir hören, in einigen Wochen in der Weißfrauenkirche stattfinden und beabsichtigt man, nach und nach in allen protestantischen Kirchen, sowohl lutherischen als reformirten Bekenntnisses, zu singen, zu welchem Zwecke der Vereinsvorstand sich mit den betreffenden Kirchenvorständen verständigen wird. Indem wir dem Verein den besten Fortgang wünschen, fügen wir noch bei, daß er auch in den Gemeinden, denen er seine Wirksamkeit leiht, diejenige Anerkennung und Stütze finden möge, welche sein schönes und edles Streben verdient.

Aus der Kunstwelt.

(Frankfurt, 14. Juni.) Heute war das Atelier des Hrn. von der Launitz auf specielle Einladung seinen vielen Freunden geöffnet. Der geistreiche, unablässig schaffende Künstler hatte

eine Reihe vollendeter Modelle ausgestellt, die demnächst galvanoplastisch ausgeführt werden sollen. Vor Allem fesselte die colossale Statue, die den russischen Volksstamm repräsentirt. Sie zeigt eine überaus lebendige Charakteristik neben genialer Idealisirung. Ein wunderliches Spiel des Zufalls will, daß diese Statue, eine Mittelgattung von Porträt und Idealstatue, gerade jetzt nach England kommt, wo sie neben den Repräsentanten der anderen Nationalitäten, wenn wir nicht irren, in den Garten des eben jetzt eröffneten Glaspalastes aufgestellt werden soll. Vier andre, halb lebensgroße Statuen, Pagen, die als Dadophoren einen Tanzsaal in Rom zieren sollen, stellen sinnreich die vier Nationalitäten: Italiener, Deutsche, Niederländer und Franzosen dar. Es sind liebliche, graziöse Knabengestalten, äußerst fein charakterisirt. Außerdem sprachen uns besonders die verschiednen Zeichnungen von Fontänen an, die der Künstler für den Glaspalast bestimmt hat. Es ist bekannt, daß die eine der Zeichnungen den Preis vor denen aller andern Künstler bei den Bestellern in London davongetragen hat. Sie würde, ausgeführt, das größte Meisterwerk in dieser Art seyn; die Ausführung möchte aber wohl, wegen der ungeheuren Kosten, auf große Hindernisse stoßen. Die meisterhafte Composition des Werkes nur einiger Maßen genügend zu schildern würde den Raum dieser Blätter überschreiten; auf die geistreichste Weise hat der Künstler in derselben Englands Größe und Stolz versinnlicht und auf überraschende Weise Architektur, Sculptur und Natur in seinen Dienst genommen. — Besonders erfreut es uns noch, das vollständige Gutenbergsmonument, das chef d'oeuvre des Künstlers, einmal wieder zu sehen, besonders da wir aus seinem Munde die Gewißheit erhielten, daß nun endlich zur Aufstellung des Denkmals der Anfang gemacht worden ist. Wir begreifen nicht, wie man noch einen Augenblick über den Platz für dasselbe hat in Zweifel seyn können, nachdem man die herrliche Wirkung bei seiner ersten Aufstellung gesehen hat. Es gehört in der That fast mehr als Unkunde dazu, wenn man befürchtet, daß die beiden Monumente sich beeinträchtigen könnten. Neben diesen verschiednen neuen Werken grüßten uns die alten Bekannten, Chinesen, Indianer, Mohren ꝛc. Wir danken dem Künstler für den hohen Genuß, den er uns und vielen Andern bereitet hat, und möchten nur wünschen, daß seine Schätze noch allgemeiner zugänglich gemacht werden könnten.

Gestern sind die Säle des Städel'schen Kunstinstituts nach mehrwöchentlicher Pause wieder geöffnet worden. Es empfingen uns eine Reihe neuer Kunstwerke. Zunächst eine Nordlandsgegend in Mitternachtsonnenbeleuchtung von Fr. Saal. Man schaut von den Bergen Nordlands in die Alpenwelt Lapplands, ein Chaos von schroffen Gletscherbergen in greller Purpurbeleuchtung durch einige Hochseen unterbrochen. Wir gestehen, daß wir mehr überrascht und beängstigt, als erquickt waren, und nicht zugeben können, daß die Kunst so grelle Effekte, auch wenn sie sich in der Natur darbieten sollten, wiederzugeben berufen sey. Es scheint uns dieß über die Gränzen der poetischen Wahrheit hinauszugehen. Zwei Landschaften von Fritz Bamberger in München zeugen von dem glücklichen Streben dieses Künstlers. Die eine größere, das Schlachtfeld bei Hastings, überrascht durch die Eigenthümlichkeit der Natur und die Harmonie der Stimmung mit dem geschichtlichen Geist, der über dieser Gegend schwebt. Die Ausführung ist großartig und der düstre Effekt bei einer historischen Landschaft der Art wohl gerechtfertigt. Das andre kleinere Bild, „Gegend bei Algesiras" ist heiter, wenn auch nicht einfacher; wir würden es dem andern vorziehen. Möchte der Künstler sich vor Extremen hüten; sie führen gar zu leicht zur Manier. Ein Schlachtfeld von Schreyer ist mit großer Wahrheit und Virtuosität gemalt. Ein großes historisches Bild von Winterwerb, „Samson und Delila", beweist, mit welcher Energie der noch junge Künstler vorwärts strebt. Das Bild bietet im Technischen große Vorzüge und ist sehr tüchtig gemalt; in der Auffassung möchte man vielleicht mehr sinnliche Leidenschaft, eine entsprechendere Energie wünschen. Der „strümpfeflickende Alte" von Schalk ist ein sehr gelungenes Genrebild. Auch Engel hat wieder ein größeres Genrebild geliefert, „zechende Bauern", sehr humoristisch aufgefaßt und bis ins Kleinste sorgfältig ausgeführt. — Sehr erfreut waren wir, 10 Photographieen der Handzeichnungen des Städel'schen Instituts ausgestellt zu sehen, die, wie wir neulich berichtet hatten, in das photographische Album des Hrn. J. Schäfer gehören. Sie werden gewiß zur Förderung dieses tüchtigen Unternehmens beitragen.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein sorgfältiger Briefschreiber.) Eine bisher noch unbekannte Anekdote von J. J. Rosseau theilen die Blätter für lit. Unterh. mit: „Rousseau, der wie so manche Andere an der krankhaften Einbildung litt, daß jedes Billetchen von seiner Hand der Nachwelt so heilig sein werde wie eine Reliquie, schickte niemals einen Brief in erster Schrift ab, sondern entwarf seine Briefe erst im Concept, feilte an jedem Ausdruck und erst wenn er glaubte, daß das Schreiben stylistisch vollendet sey, machte er davon eine Reinschrift, die nicht bloß gelesen, die auch gedruckt zu werden verdiente. Nun geschah es eines Tages, daß er in einer wichtigen Angelegenheit einen Brief erhielt, dessen Inhalt ihn nöthigte, ihn sogleich unter den Augen des auf die Erwiederung wartenden Bedienten zu beantworten. Gegen seine Gewohnheit händigt er die Antwort dem Bedienten in der Rohschrift ein. Kaum aber ist der Bediente auf der Straße als Rousseau einige Stellen einfallen, die nach seiner Ansicht nicht stylistisch sauber ausgedrückt und der Nachbesserung bedürftig seyen. In großer Hast stürmte er dem Bedienten auf der Straße nach, erreicht ihn, reißt ihm den Brief aus den Händen und befiehlt ihm, seiner Herrschaft zu sagen, daß er Rousseau nicht angetroffen habe und daß er mithin auch keine Antwort bringen könne.

In Paris wird wird eine ungeheure Schneiderwerkstätte zur Verfertigung der Uniformen der wieder ins Leben gerufenen kaiserlichen Garde eingerichtet. Der Kriegsminister hat die sofortige Absendung eines Schneidergesellen aus jedem der französischen Regimenter nach Paris befohlen. Diese 200 Arbeiter werden binnen einigen Tagen in der Hauptstadt eintreffen und hier unter die Befehle der Schneidermeister der in Paris garnisonirenden Korps gestellt werden. Mit den Schneidern der Pariser Regimenter und denen, die aus dem Civil werden zu Hülfe genommen werden, wird eine Versammlung von etwa 2000 Schneider zusammen kommen, deren Nadeln in kurzer Zeit das Werk der Uniformirung der kaiserlichen Garde gelungen seyn wird, namentlich da strenger Befehl zur Beeilung der Arbeit gegeben ist.

(Nothsteuer.) Die gefährliche Lage, in welche namentlich die Schraubenschiffe durch den Verlust des Steuers versetzt werden, hat in England den Vorschlag hervorgerufen, jedes Schiff schon bei der Erbauung mit einem einfachen Nothsteuer zu versehen. Zu diesem Zwecke soll eine senkrechte Kupferplatte an dem Hintertheil des Schiffes an einer senkrechten Drehungsachse befestigt werden, welche durch eine Stopfbüchse in das Innere des Schiffes geführt wird. Die Verlängerung dieser Stange bis zum Deck des Schiffes, sowie das Anbringen eines Querarms soll erst in Nothfällen, wenn das Steuer zur Anwendung kommt, vorgenommen werden.

Mad. George Sand bewohnt gegenwärtig fast beständig ihr Schloß Nohant. Sie hat dort ein kleines Theater errichten lassen, wo ihre Stücke einstudirt und probirt werden. Die Lebensweise auf Schloß Nohant ist ruhig und patriarchalisch. Madame George Sand hat von ihrem Vermögen 10—12,000 Frcs. Rente und gibt sie zu wohlthätigen Zwecken aus. Sie ist stets liebreich mit den Bauern, läßt sie an ihrem Tische sitzen, hört sie an und ermuntert sie, tröstet sie in ihren Krankheiten und gibt ihnen Arzeneien. Ihr Haushalt ist durchaus nicht vornehm. Das Mobiliar zeugt mehr von einer kindlichen Pietät der Hausherrin, als von ornamentalem Geschmack. Man sieht dort Handarbeiten, Zeichnungen, Andenken glücklicher Jugendjahre. Den größten Theil ihrer Zeit widmet die berühmte Frau literarischen Arbeiten.

In Weimar ist das störende **Beichtgeld** abgeschafft und zur Compensirung des dadurch entstehenden Ausfalles in der Besoldung der städtischen Geistlichen eine Besteuerung der Kirchengemeindeglieder eingeführt worden.

Bücherschau.

Unser Vaterland, herausgegeben von Fr. **Körner**, Leipzig, Avenarius und Mendelssohn.

Diese Zeitschrift liefert für Schule und Haus ein reichhaltig schönes Material, das zur Förderung nationaler Bildung tauglich ist: Biographien, deutsche Geschichtsscenen, Schilderungen aller Art vaterländischer Merkwürdigkeiten u. s. w. Nicht die Excentricitäten der Tropenländer oder Polarzonen, sondern Land und Leute der Heimath in schlicht gemüthlich populärer Darstellung werden uns hier vorgeführt, so daß dieß Unternehmen in seiner Tendenz, Liebe und Achtung für's deutsche Vaterland zu erwecken und zu verbreiten, trotz der Zeitwirren freundlichst zu begrüßen ist. Für die Gediegenheit Dessen, was es bringt, bürgen die Namen vieler ausgezeichneten Mitarbeiter.

Die nützlichsten und nothwendigsten französisch-deutschen Gespräche, Redensarten und Wörtersammlungen, für den Umgang, den Geschäftsverkehr und das Reisen. Leipzig, bei Ed. Wengler.

Zu der bereits sehr großen Anzahl von Dialogen zur Erlernung der französischen Sprache gehört auch die vorliegende Sammlung, die sich für den praktischen Gebrauch und namentlich für Geschäftsleute und Reisende ganz besonders eignet. — In demselben Verlag sind noch zwei ähnliche Sammlungen, eine englisch-deutsche und eine italienisch-deutsche erschienen. W.

Korrespondenz.

London, 10. Juni.

Ein Abend im Drury Lane Theater.

Nachdem seit erstem Mai die deutsch-italienisch-englische Opernentreprise im Drury Lane Theater die Opern Norma, Lucrezia Borgia, Sonnambula, Fidelio, Freischütz, Fra Diavolo und Don Juan, durchgängig mit vielem Beifalle und meistens bei gut besetztem Hause gegeben hatte, ging auch die Oper Lucia von Lammermoor mit der Besetzung der Lucie durch Fräul. Bury und des Edgard durch den hier so sehr beliebten englischen Tenoristen Sims Reeves in die Scene, und hatte vornehmlich durch die vollendete Leistung der Fräul. Bury einen großen Erfolg, so daß die Direktion die zweite Wiederholung dieser Oper auf den 10. Juni festsetzte. Der Tenor Sims Reeves, seit einiger Zeit etwas angegriffen, sagte nichts destoweniger am Tage vor der Vorstellung auf die officielle Anfrage der Direction das Singen zu; am darauf folgenden Morgen, also am Tage der Vorstellung erklärte er jedoch, wegen Unwohlsein nicht singen zu können, was die Direction in große Verlegenheit setzte, da Niemand zu finden war, der den Edgard italienisch und ohne Orchesterprobe zu singen bereit war. Die Direction beschloß daher den hier für die deutsche Oper engagirten Tenor Hrn. Pecz, vom Hoftheater zu Darmstadt, darum anzusprechen; doch dieser war nicht zu finden, da er sich, die Verlegenheit der Direktion nicht kennend, wie die meisten Mitglieder und der größte Theil des Orchesters zur Eröffnung des neuen Crystallpalastes nach Sydenham begeben hatte. Endlich, eine Stunde vor dem Anfange der Vorstellung, als die Direction bereits Bruchstücke aus Lucia und andern Opern zu geben beschlossen hatte, erschien Hr. Pecz, wie durch eine Ahnung getrieben, im Theater. Von allen Seiten bestürmt, willigte er nach langem Widerstreben endlich ein, den Edgard zu singen, wo bei ihm der Umstand, daß er der italienischen Sprache einigermaßen mächtig und vor ungefähr 8 Jahren den Edgard italienisch studirt hatte, sehr zu statten kam. — Als nun, statt des Sims Reeves, des Abgotts der Londoner, Hr. Pecz vor dem Publikum erschien, gab es eine der stürmischsten Scenen, die je in einem Theater statt hatten. Ein Theil des Publikums empfing ihn mit Applaus, ein anderer, namentlich der auf den Gallerien befindlich, mit Zischen und Pfeifen; so oft das Duett beginnen sollte, wurde der Lärm von beiden Theilen des Publikums ärger. Als nun Hr. Pecz abtreten wollte, trat einer der Mitdirektoren vor das Publikum, setzte demselben die Ursache der veränderten Besetzung auseinander und machte es auf die dahin zielende Affiche aufmerksam, die theils im Theater theils an den verschiedenen Kassen angeklebt war; als hierauf das Publikum sich beruhigte, wurde die Vorstellung fortgesetzt, und zwar durchaus nicht zum Nachtheile des Hrn. Pecz, denn er errang im Verlaufe derselben durch seine ausgezeichnete L istung den größten Erfolg. Schon die Solostellen des Duetts wurden mit enthusiastischem Beifall und jeder Actschluß mit Hervorrufen belohnt. Nach dem Fluche mußte das Orchester eine Zeit lang einhalten, um das Publikum austoben zu lassen. Noch beifälliger wurde die Sterbescene aufgenommen. Fräul. Bury gab als Lucia eine in jeder Hinsicht vorzügliche, ja wir können sagen vollendete Leistung. Uebrigens hatte Hr. Pecz die Direction bereits zwei Abende bevor aus ähnlicher Verlegenheit gerettet, indem er am Tage der Vorstellung wegen plötzlich eingetretenem Unwohlseyn des Hrn. Reichardt den Part des Florestan im Fidelio ohne Probe übernahm, den er ebenso beifällig durchführte, als Tags darauf den Sever in der Norma, worin Mad. Caradori als Norma einen wahren Triumph feierte. — Von den andern bis jetzt gegebenen Opern hatten Fidelio, Freischütz, Sonnambula und Don Juan durch die vorzüglichen Leistungen der Damen: Bury (Zerline und Amina) und Rudersdorf (Agathe, Donna Anna und Fidelio) und der HH. Formes (Rocco, Leporello, Caspar) und Pasque (Don Juan) den meisten Erfolg. In Vorbereitung sind die Entführung, die Stumme, Robert, Hugenotten und Oberon.

Bad Weilbach, 18. Juni.

Unser Bad, durch die Vortrefflichkeit seiner Thermen, welche specifische Heilmittel gegen so manche Krankheiten sind, rühmlichst bekannt, besitzt in der vorzüglichen Einrichtung seiner Bäder, in der reizenden Umgebung und in seinen comfortablen Etablissements so wesentliche Anziehungspunkte, daß sich die Frequenz mit jedem Jahre steigert. Mit der rühmlichsten Aufopferung ist seit der letzten Saison das Kurgebäude von Außen bedeutend verschönert worden. Herrliche Anlagen rc. in der Umgebung des Bades bieten den Gästen die freundlichsten Promenaden. Die nur wenige Minuten entfernte Taunus-Eisenbahn machen es dem Kurfremden möglich zur Abwechselung auch öfters statt des geräuschlosen Landlebens die Vergnügungen und Annehmlichkeiten der Städte zu genießen. Das freundliche Wicker mit seinem beliebten Weine; Flörsheim mit seinem köstlichen Bier bei Fr. Messerschmidt zur Karthause u. s. w. bieten dem Touristen die herrlichsten Ausflüge.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 21. Juni. Fünfte Gastdarstellung der Fräulein Mathilde Wildauer, k. k. Hofschauspielerin und Hofopernsängerin. (Zum ersten Male wiederholt.) 1) **Eine quittirte Rechnung**, oder: der Herr im Hause, Original-Lustspiel in 1 Aufzuge. 2) (Zum ersten Male.) **'s erschti Busserl**, a klans Borg'spiel zum letzt'n Fenstlern. Rosel: Fräul. Wildauer. 3) **'s letzte Fensterln**, Alpenscene in 1 Act. Rosel: Fräul. Wildauer. 4) **Drei Jahre nach'n letzt'n Fensterln**, Alpenscene in 1 Act. Rosel: Fräul. Wildauer.

Donnerstag, 22. Juni. Sechste Gastdarstellung der Frl. Mathilde Wildauer. Marie, oder: Die Regimentstochter, Oper von Donizetti (2. Akt). Marie: Frl. Wildauer. Hierauf: **Das Versprechen hinterm Herd.** Nandel: Frl. Wildauer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 148. Donnerstag, den 22. Juni 1854.

Liebe und Selbstliebe.

Nach Dickens' „Household Words“ von W. F.

(Schluß.)

Zustana nahm seine Wohnung bei den sicilianischen Bauern, bemühte sich, ihnen zu gefallen, und dieß gelang ihm. Schon nach wenigen Tagen wurde er der beständige Begleiter Eleanoras. Sie gingen zusammen fort; er zeichnete, sie sah nach ihren Schafen, und beide plauderten mit einander. Paolo fand sie gänzlich ungebildet, in jeder Beziehung unwissend, weder des Lesens noch des Schreibens kundig, und beschränkt, wie dieß bei Naturen dieser Art in der Regel der Fall ist. Doch entdeckte er eine Fülle von Anmuth und eine solche Schärfe des Verstandes in ihr, daß er sofort erkannte, nur allein die Verhältnisse hätten sie zu Dem gemacht, was sie war. Paolo liebte sie innig.

Er befand sich etwa vierzehn Tage zu Arnola, als er mit sich im Klaren war. An einem heiteren Morgen, nachdem sie ihre gewöhnliche Beschäftigung begonnen, sprach er zu ihr:

„Eleanora, ich liebe Dich von ganzer Seele; ich verehre Dich, ich bete Dich an; Du bist des Künstlers Ideal von Liebenswürdigkeit; Dein Geist bedarf nur der Ausbildung, um eben so reizend zu seyn, wie Dein Körper. Willst Du mein Weib werden? Willst Du meinen Herd zu Deinem Herde, mein Vaterland zu Deinem Vaterlande, mein Leben zu Deinem Leben machen? Ich bin ein Künstler; ich arbeite für mein Brod, aber ich fühle in mir die Kraft, Reichthümer zu erwerben. Sprich, willst Du die Meinige werden?“

„Ich will es“, antwortete das Mädchen, die keinen Begriff davon hatte, die Gefühle des Stolzes und der Freude, die sie bewegten, zu verbergen.

„Aber Du kennst mich nicht. Ich bin eifersüchtig und argwöhnisch, ich bin stolz und empfindlich. Du bist schön, Du bist liebenswürdig; Andere werden Dich mir streitig machen wollen. Ich würde den Papst erschlagen, wenn er die Hand nach Dir ausstreckte, ich würde den Kaiser tödten, wenn er Dir ein Geschenk anböte. Du bist ein einfaches Landmädchen; Die, in deren Kreisen ich mich bewege, dürften über Deinen Mangel an Bildung, wie man sie in den Städten besitzt, lachen; sie dürften Dich darüber verhöhnen, daß Du nicht die Vorzüge und Laster der Stadtdamen besitzest; ich werde Jeden, der über Dich lacht oder Dich verhöhnt, zum Zweikampfe herausfordern. Du mußt demnach, wenn Du die Meinige seyn und mich glücklich machen willst, nur für mich allein, getrennt von allen Männern, leben; Du mußt kein anderes Daseyn kennen als das meinige; Du mußt alle Gesellschaft meiden, allen Verkehr mit Deinen Genossen; ich muß Deine Welt, Dein Leben, Dein ganzes Wesen seyn.“

„Ich will seyn, wie es Dir am meisten gefällt“, sagte das Mädchen mit sanftem Tone.

„Aengstigt Dich das Bild, was ich jetzt entwarf, nicht?“

„Willst Du mich auch stets lieben?“ fragte sie schüchtern.

„So lange ich lebe, mein Ideal, meine Göttin! Eleanora, so lange ich athme!“

„Mache mit mir, was Du willst“, entgegnete sie.

Einen Monat später waren sie getraut, und es erfüllte ihre Eltern mit Stolz, daß ihre Tochter zu einer solchen Stellung erhoben worden war. Im Herbst gingen sie nach Rom, wo Paolo mit Hülfe einer treuen, ihm ergebenen Wärterin für eine geheime Wohnung gesorgt hatte. Hier lebte er ihr ganz, widmete ihr jeden Augenblick, in welchem er nicht seiner Kunst oblag, und begann ihre Ausbildung systematisch. Er fand in ihr eine fähige und eifrige Schülerin, und zu der Zeit, von der wir sprechen, besaß Eleanora bereits alle die geistigen Vorzüge, wie sie durch den beständigen Umgang mit einem Manne von Geist erworben werden können. Doch außer seinem Hause war Paolo Zustana ein unruhiger und unglücklicher Mensch; er lebte in beständiger Furcht, sein Kleinod könnte entdeckt werden; er sah mit geheimer Ungeduld die Mängel, an denen sein geliebtes Ideal noch immer litt; er fühlte den Zwang, der sie immer noch an ihre Gemächer fesselte; er sehnte sich darnach, ihr Luft und Freiheit zu geben; aber er fürchtete, daß mächtige und gewissenlose Männer sie sehen könnten; er befürchtete, sich mit ihrer bäuerlichen Abkunft und ihrer unvollkommenen Ausbildung lächerlich zu machen. Dieß war die Quelle der Schattenseiten in seinem Charakter.

Es war am Nachmittage des nächsten Tages, als Zustana, der eben wieder, um die Psyche zu vollenden, einige Pinselstriche gemacht hatte, ganz in Anschauung derselben versunken war. Er hielt den Pinsel in der Hand, trat etwas zurück und prüfte aufmerksam sein Werk.

„Sie ist schön! Die Gräfin Clorinda hat Recht“, rief er aus.

„Nicht ganz so schön, wie das Original“, antwortete eben jene Dame in leisem Tone.

„Gerechter Himmel!“ rief Paolo, wandte sich bleich und wildbewegt um und fuhr in stummer Bestürzung zusammen.

Es war Eleanora, die, erröthend, zitternd und scheu sich etwas im Hintergrunde auf den Arm der Gräfin lehnte, über deren Gesicht ein freundliches und zugleich schwermüthiges Triumphlächeln flog.

„Seyd nicht erzürnt, Signor Zustana“, sagte sie; „ich allein trage die Schuld. Ihr habt meine Neugierde in Bezug auf das Original dieses Bildes aufgestachelt. Ihr sagtet, es existire. Ich brachte Eure geheimnißvollen Wege sofort mit etwas in Zusam-

menhang, das mir darüber Aufschluß geben würde. Ich folgte Euch in verflossener Nacht bis an Euer Haus, ich sah dieß schöne Geschöpf und begriff die Gründe, warum Ihr sie abgesondert von der Welt haltet. Diesen Tag ging ich früh aus, um sie zu sehen; ich erzwang mir den Weg zu ihr. Theils durch Drohungen, theils durch Liebkosungen entlockte ich ihr die Wahrheit. Signor Paolo, Euer Verfahren ist in hohem Grade selbstsüchtig: um Euch vor eingebildeten Uebeln zu bewahren, verdammt Ihr diesen Engel zum Gefängnißleben, beraubt Ihr sie der Luft und Freiheit, der eigentlichen Elemente eines sicilianischen Mädchens; verhindert Ihr sie, sich der mannichfachen Segnungen zu erfreuen, die Gott für uns Alle spendet; beraubt Ihr uns des Glückes, ein so göttliches Antlitz und einen so vortrefflichen Geist zu bewundern. Aber, werdet Ihr sagen, ist sie nicht so schön, um Leidenschaften zu erregen, und wiederum so einfach, um zum spöttischen Lächeln anzureizen? Signor Paolo, sie ist zu edel, um nicht das erste Wort einer frechen Leidenschaft mit Verachtung zurückzuweisen, und sie hat Bildung genug, um Alles zu lernen, was zu einer Dame gehört, und was dem Weibe eines geistvollen Mannes geziemt, sobald Ihr nur gestatten wollt, daß sie in die Welt treten darf. Ihr selbst seyd elend; Euer Leben ist Euch eine Qual. Ich, die Freundin, die Vertraute, die Schwester dieses edlen und unschuldigen Weibes, erkläre Euch hiermit, daß Ihr Eure Lebensweise ändern müßt."

„Gräfin, Ihr habt mich überwunden", rief Zustana, der die Wahrheit ihrer Worte empfand und zugleich fühlte, daß ihr edles, feiner Eleanora so ergebenes Herz schon die Mittel finden würde, sich selbst von ihrer unglücklichen Leidenschaft zu heilen. „Macht mit Ihr, was Euch beliebt. Wenn die Gräfin Clorinda, das einzige Kind meines edlen Beschützers, mein Weib ihre Schwester nennt, so wird ihr meine Eleanora für ihre Lebenszeit angehören."

Das Ergebniß dieser Scene war ein natürliches. Zustana gab seinen Argwohn und seine Unruhe auf. Eleanora wurde allgemein bewundert, und als zehn Jahre später der Künstler, nachdem er seine Bilder für die Galerie des Palastes vollendet, seinen bleibenden Wohnsitz in Venedig nahm, erschien seine Gattin als eine Dame, die sich durch Bildung wie Natürlichkeit auszeichnete, fähig, in den höheren Kreisen die Stellung zu behaupten, zu welcher sie das Talent ihres Gatten und die Freundschaft Clorinda's erhoben hatten. Clorinda blieb, so lange sie lebte, Eleanora's treue Freundin, glücklich in dem Bewußtseyn, daß sie das dauernde Glück zweier liebenden Herzen gegründet hatte, die unter dem Einflusse von Argwohn und Furcht, wie auch durch das Ausschließungssystem, zu dem eines von ihnen seine Zuflucht genommen, endlich für immer unglücklich geworden seyn würden.

Glücklich und nützlich in der Welt kann nur Der seyn, der sich in ihr bewegt. Wenn es nicht unsere Pflicht wäre, der Welt anzugehören, würden wir uns gewiß nicht in derselben befinden.

Wie veredelt man das Volk?

Wie hebt und fördert man eine würdige Feier des Sonntags? Wie entvölkert man die Trinkstuben und bahnt den Weg für mildere Gefühle und unschuldige Vergnügungen?

Guizot sagte einmal dem Herausgeber: „die öffentliche Sicherheit in Paris ist nie besser gestellt, als wenn die Theater fleißig besucht sind. Wohlfeile und gute Theater fördern die Sittlichkeit des Volks und halten es von niedrigen Ausschweifungen ab, die nur zu leicht die Quelle der Verbrechen sind."

Aus London schreibt man uns, daß auch dem großen, dem Krystallpalast der ersten Weltindustrieausstellung nachgebildeten Sydenhampalast die Bestimmung gegeben werden soll, ein würdiger Sonntagssammelplatz des Volks zu werden.

„Ich denke, der den Pflanzen gewidmete Theil wird ganz besonders anziehend und reizend seyn. Das Ganze ist von Sir Joseph Paxton feenhaft gedacht; Blumen und Gewächse aller Zonen werden hier prangen, die stolze Palme und die heimische Schlingpflanzen sich vereinen und herrliche Gruppen bilden; bunt schillernde Vögel werden von Ast zu Ast flattern und plätschernde Springbrunnen die Atmosphäre erfrischen. Die Nachahmungen der ägyptischen und assyrischen Bauten, die Memnonssäule, die Sphinxe, geflügelten Löwen u. s. w. sprachen mich weniger an, so großartig sie auch an und für sich sind; für solche Massen schien mir selbst die Dimension des Sydenhampalastes nicht hinzureichen; sie bedürfen eines Zaubergewandes von reiner, blauer Luft, sie gehören den flachen, sonnigen Ländern an und können wohl nur dort, wo ihr Schatten eine Wohlthat ist, völlig gewürdigt werden. Dagegen bildet das Pompejische Haus mit seiner harmonischen Farbenpracht ein anziehendes Ganzes; es befriedigt, man hat ein treues Bild gesehen; nicht minder erfreulich wird der Löwenhof der Alhambra seyn. Die „Höfe" mit den verschiedenen Sculpturen werden eine reiche Sammlung von Abgüssen enthalten, ebenso jene mit Fragmenten der verschiedenen Bauarten. Man könnte Stunden damit zubringen, wollte man Alles aufzählen, was in diesen Räumen aufgenommen und dem Besucher vorgeführt werden soll, für den man auch die vortrefflichsten Kataloge für jede besondere Abtheilung, und zwar zu dem mäßigen Preise von je 3 Pence, vorbereitet. Diese werden gewiß viel zur Belehrung beitragen, da sie von wahren Kunst- und Sachverständigen verfaßt werden, z. B. jener der modernen Sculptur von Mrs. Jameson. Dieser Name bürgt für Gediegenheit und Vollkommenheit der Arbeit. Wer müde geworden ist von Allem, vom Suchen nach Dem, was seine Individualität am meisten anspricht, der wird auf den Balcon ins Freie treten können und sich bald erquickt erholt fühlen. Wundervolle Anlagen werden das Gebäude umgeben und über diese hinweg Landschaften von Anmuth und Reichthum das Auge entzücken. Wenn es auch nicht einem Jeden gelingen wird, den höchsten Gewinn aus dieser zusammengedrängten Welt zu ziehen, so wird doch Keiner ganz ohne Nutzen Sydenham besucht haben oder unbefriedigt und unerfreut von dannen gehen. Man kann dem Unternehmen, auf dem kein Vorwurf der Engherzigkeit ruht und wo die schönsten patriotischen Gefühle zum Handeln anceiferten, nur den allerbesten Erfolg wünschen. Und gewiß, es wird seinem Zwecke entsprechen; es wird nicht bloß Vergnügen bieten, es wird die Bildung der Nation befördern helfen. Möchte ich ein guter Prophet seyn! Es wird mehr als alle Mäßigkeitsvereine dazu beitragen, die Trinkhöhlen zu entvölkern. Dann wird das schöne große Glashaus erst ein wahres Recht auf seinen Namen eines ersten Volkspalastes gewinnen."

(Gutzkow's Unterh. am häusl. Herd.)

Die Augenheil-Anstalt in Darmstadt.

(Aus dem Großherzogthum Hessen, im Juni.) Um armen oder wenig bemittelten operationsfähigen Augenkranken den Weg der Heilung zu eröffnen, hat der praktische Arzt, Herr Dr. Küchler in Darmstadt, bereits im Jahre 1835 daselbst eine Augenheil-Anstalt gegründet, welche dermalen noch von demselben nicht allein mit unermüdlichem Eifer, mit wahrer Hingebung der Liebe, sondern auch mit den glücklichsten Erfolgen geleitet wird. So sind im Jahre 1853 nach dem uns vorliegenden fünfzehnten Jahresberichte über die genannte Anstalt unter Anderem geheilt worden: durch Operation des grauen Staars 15 Fälle; durch

Operation des Schielens 3 Fälle; durch künstliche Pupillenbildung 1 Fall; Flügelfell 5 Fälle; Thränenfistel 1 Fall (auch die rückständigen vom Jahre 1852 geheilt); Ein- oder Auswärtswendung der Augenlieder 2 Fälle; durch Operativbehandlung von Eiterauge, Hornhautbruch, schweren Entzündungen 13 Fälle; Operation von Schwamm-, Blut-, Krebs-, Knorpel- und Balggeschwülsten am Augapfel und dessen Umgebung 10 Fälle. Ferner sind vor Kurzem aus der erwähnten Anstalt innerhalb 14 Tage, während welcher Zeit wir uns darin täglich mehrere Stunden aufgehalten haben, folgende 3 Personen, die am grauen Staar gelitten, entlassen worden: Jakob Fornoff aus Stierbach, 54 Jahre alt, in 14 Tagen geheilt; Margaretha Metzger aus Gimbsheim, 10 Jahre alt, blind geboren, in 11 Tagen geheilt; und des Heinrich Markloff's Ehefrau aus Köppern, 54 Jahre alt, in 18 Tagen geheilt. Sodann wurden während unseres vierzehntägigen Aufenthaltes in derselben weiter entlassen: Katharine Ruppel aus Oberseibertenrode, 10 Jahre alt, von einer mehrjährigen Verbildung des linken Auges durch einige Operationen geheilt; Philipp Schniring aus Guntersblum, 15 Jahre alt, von einem Gefäßüberzug über den beiden Augen in 8 Tagen beinahe geheilt; und Theodor Eck aus Offenbach a. M., 17 Jahre alt, durch zwei Operationen vom Schielen in 12 Tagen geheilt und hierdurch der mit dem Schielen in Verbindung gestandenen Mangel an Ausdauer der Sehkraft bis zur Entlassung aus der Anstalt beinahe ganz beseitigt. Zur Zeit unserer Abreise von Darmstadt blieben drei Persenen, welche am grauen Staar leiden, in Heilung zurück, nämlich: Georg Weikart aus Gimbsheim, 11 Jahre alt (wir hatten uns davon überzeugt, daß demselben immer mehr Licht kommt); Konrad Berres aus Gimbach, 12 Jahre alt, blind geboren (das linke Auge war geheilt, das rechte noch in Pflege); Franz Rehn I aus Gimbsheim, 80 Jahre alt (das linke Auge war ebenfalls geheilt, das rechte noch in Pflege). Elisabethe Schäfer aus Korksheim, welche 19 Jahre alt ist und an Verschließung der Pupillen leidet, war von allen Personen, welche wir sahen, die einzige, bei welcher eine Heilung noch nicht sichtlich war. — Solche Resultate sind natürlich nur bei einer so sorgfältigen Pflege und Aufsicht möglich, wie sie in der oben erwähnten Anstalt stattfindet. Während nämlich die Leidenden von einer Wärterin und einem Chirurgen, der zugleich Oberkrankenwärter ist, mit vieler Aufmerksamkeit gepflegt und fortwährend beaufsichtigt werden, besucht Herr Dr. Küchler jeden Augenkranken in der Regel täglich dreimal. Außerdem kommt derselbe auch so oft und stets mit der größten Bereitwilligkeit zu den Leidenden, so oft dieß von dem einen oder anderen derselben gewünscht wird. Hauptsächlich wegen dieser außergewöhnlichen Besuche ist von besonderer Wichtigkeit, daß die Augenheil-Anstalt sich in einem Hintergebäude der Wohnung des Herrn Dr. Küchler befindet. Die Operationen werden natürlich immer von dem Gründer und Leiter der Anstalt selbst und zwar mit einer Ruhe, Vorsicht und Sicherheit ausgeführt, welche wahres Vertrauen zu ihm erwecken. Ueberhaupt kann es jeden Menschenfreund nur freuen, daß Herr Dr. Küchler eine Anstalt ins Leben gerufen hat und dieselbe in der hier nur angedeuteten Weise leitet, in welcher hauptsächlich die armen oder wenig bemittelten operationsfähigen Augenkranken Hülfe finden sollen und auch vermöge der allgemein anerkannten Geschicklichkeit ihres Gründers und Leiters finden *können*, wie Hunderte von Beispielen faktisch beweisen. Und um recht vielen Augenkranken zu helfen, ist die mittlere Einlagesumme für Wohnung, Wartung, Pflege, Kost, Arzenei, wundärztliche und ärztliche Behandlung während einer Heilungsperiode von 3 bis 8 Wochen nur auf 12 bis 15 Gulden gesetzt, während alle unbemittelten Augenkranken unentgeltlich behandelt werden. Ein solches wahrhaft menschenfreundliche Institut, das seit seinem Bestehen schon so viele Leidenden von ihren Uebeln erlöst und dadurch gar manche Familie von einer schweren Sorge befreit hat, verdient gewiß alle Anerkennung und namentlich auch diejenige Unterstützung bemittelter Menschenfreunde, durch welche auch die ärmsten Augenkranken in den Stand gesetzt werden, von dieser wohlthätigen Anstalt Gebrauch zu machen.

An den Kölner Männer-Gesangverein
bei seiner Rückkehr aus England.

Gruß Euch, Ihr Sanges-Brüder von dem Rheine,
Am Ausgang zweimal ruhmgekrönter Fahrt!
Auf Euch blickt stolz der Sänger-Bund am Maine,
Denn seine Ehre auch habt Ihr gewahrt.

Fürwahr, wie sehr wir Eurer Kunst vertrauten,
Viel besser noch habt Ihr die That vollbracht:
So zog einst Orpheus mit den Argonauten,
Den Sieg erringend durch der Töne-Macht!

Doch nicht um's goldne Vließ habt Ihr gestritten
An Colchis' fernem, unwirthbarem Strand,
Das *deutsche Lied* erklang im Land der *Briten* —
Und fester wob sich zweier Völker Band.

Hier galt es nicht, sich feindlich zu bekriegen,
Von mild'rer Art war *Eure* Mission,
Die *Herzen* nur erobern und besiegen
Habt Ihr gewollt im mächt'gen Albion.

Und seine ernsten, freiheitsstolzen Söhne
Gewann und rührte deutsche Sangeskunst,
Victoria selbst beugt sich der Macht der Töne
Und schenkt besiegt Euch huldvoll ihre Gunst.

Denn was der Deutsche fühlt und was er liebet,
Was sehnend er erstrebt und was er flieht,
Was ihn erfreuet und was ihn betrübet,
Das flüstert, wogt und rauscht in seinem Lied. —

Die Zeit ist ernst — die Aussicht fahl und trübe,
Im Osten tagt ein blutig Morgenroth;
Laßt wirken uns für *Eintracht* und für *Liebe* —
Jetzt mehr als je thun sie uns Allen Noth.

Der Sänger-Bund knüpft enge Bruderbande,
Er schließt aus seinem Kranze keinen aus —
Und nicht allein in unser'm Vaterlande,
Auch über seine Gränzen weit hinaus! —

Wir blicken stolz und mit gehob'nem Muthe
Auf Euch — ein Vorbild jeglichem Verein,
Eu'r Wahlspruch: „Durch das Schöne stets das Gute" —
Er soll's für alle deutschen Sänger seyn!

Offenbach. Joseph Pirazzi.

Mannichfaltigkeiten.

Die Erziehung jedes Einzelnen läuft durch drei Instanzen: Schule, Haus und Leben. Was die beiden ersten mehr nur als Grundlage gelegt, soll letzteres reifen und zeitigen. Wie oft wir auch schon über die strenge Zucht jener zu klagen Ursache zu haben glauben, das Leben selbst ist doch für die Meisten ein viel rauherer und eindringlicherer Zuchtmeister. Aus einem naheliegenden

genden Grunde. Dort ist es noch die berechnende und zumal die liebende Hand, welche die jungen Schößlinge in Pflege nimmt; ein besorgtes Auge wacht über sie; ein gemeinschaftliches Interesse verbindet; hier aber ist des Abstoßenden mehr als des Liebkosenden, der vertrauensvollen Hinneigung weniger als der argwöhnischen Abwehr und Absperrung. Wie Wenige gibt es, die im Verkehr der großen Menschengesellschaft über das Maß ihrer polizeilichen und staatlichen Verpflichtungen hinaus erkennen, wie folgenreich auch der Einzelne durch Wort und That und ganzes Gebahren fortwährend an dem schwächern oder minder gut situirten Nebenmenschen erzieht und erziehen kann und soll, gut oder schlecht!

In einem Dorfe bei Sarrealbe, im Mosel-Departement, ist das eigenthümlich gräßliche Verbrechen vorgekommen, daß ein Bauer, Namens Brodberger, welcher bei der Conscription zum Soldaten gezogen worden, seinen leiblichen Vater ermordete — weil nach französischem Gesetz der einzige Sohn einer Wittwe von der Militärpflichtigkeit frei ist.

In Italien hat man jetzt angefangen, die Erbsenschoten, welche bisher auf die Düngerhaufen geworfen wurden, zur Alkoholfabrikation mit Vortheil zu benutzen.

Halbgebildet ist Der, dessen Geistesentwickelung mit [den aufgenommenen Kenntnissen nicht gleichen Schritt hält.

Frankfurter Theater.

Mathilde Wildaurr.

Die Licht- und Schattenseiten der Gastspiele sind oft besprochen und bekannt; aber welche von beiden auch vorwalten mögen, so sind doch nun einmal Gastspiele durchaus nothwendig, wenn während der schönen Jahreszeit der Theaterbesuch unterhalten und belebt werden soll. Das stehende Personal einer Bühne, so trefflich es auch seyn mag, reicht im Sommer nicht aus und muß durch fremde Kräfte unterstützt werden. Die Theaterfreunde haben es demnach mit Dank anzuerkennen, daß Hr. Director Hoffmann dießmal für anziehende Gastspiele wenn auch fast zu reichlich gesorgt hat. Zu diesen gehört das der Fräul. Wildauer, welche in Scenen aus „Robert der Teufel“, als Isabella, und im „Versprechen hinterm Herd“ als Nandl, sowie in „Figaro's Hochzeit“ als Snfanna weiter aufgetreten ist. Die Zusammenstellung einer Isabella und einer Nandl an einem Abend ist zu heterogen, als daß der innere und äußere Widerspruch von zwei so verschiedenartigen Rollen kunstgerecht ausgeglichen und in harmonischen Einklang gebracht werden könnte. Hier muß die eine oder die andere Leistung überwiegen und wir glauben der letzteren (Nandl) den Vorzug geben zu müssen. Die Partie der Isabella liegt nicht im Kunstbereich unseres Gastes. Uebrigens war der Vortrag der Gnaden-Arie recht ausdrucksvoll und charakteristisch gehalten. — Die Stimme der Fräul. Wildauer gehört nicht zu den großen und imponirenden, zeichnet sich aber durch Intensivität, wohlthuende Klangfarbe und leichte Höhe aus; durch Kunststudien ist diese Sängerin dahin gelangt, mit geringeren Mitteln zu bewirken, was Andere mit größeren oft nicht vermögen. Gesang und Darstellung gehen dabei Hand in Hand, sich einander ergänzend und unterstützend. Als jugendliche Liebhaberin längere Zeit bei dem Burgtheater engagirt, trat sie erst später am Kärnthnerthortheater als Sängerin auf. Hieraus erklärt sich, wie sie nach beiden Seiten hin so Treffliches zu leisten vermag. Die Gestaltungen der Fräul. Wildauer gehören dem Gebiete der Genremalerei und dem höheren Soubrettenfache, nicht dem großen dramatischen Style an. Beide gleich ausgezeichnet zu vertreten, als Primadonna und als Soubrette gleichmäßig zu glänzen, ist unmöglich. Indem wir der Nandl der Fräul. Wildauer den Preis des obengenannten Abends zuerkennen, theilen wir hierin die Anerkennung des Publikums, welches diese in Gesang und Spiel gleich vortreffliche Leistung mit enthusiastischem Beifall hinnahm und ebenso den überaus anmuthigen und reizenden Liedervortrag, als die meisterhafte Ausführung und liebenswürdige Nuancirung des Genrebildes der Sennerin bewunderte. Nicht minder trefflich und nicht minder beifällig aufgenommen war Fräul. Wildauer als Susanne, in welcher Rolle sie sich als eine Meisterin im Soubrettenfach bekundete, wofür sie alle Eigenschaften in seltener Vollendung besitzt. Sie mußte Dacapo singen und wurde durch Hrn. Roberti durch wohlnuancirten Gesangsvortrag unterstützt. Hr. Roberti hat sich neuerlich wieder in verschiedenen Partien als ein im Repertoire unserer Oper vielseitig verwendbares, und einzugreifen stets bereites Mitglied bewährt und dabei recht beifällige Aufnahme gefunden. — Im Versprechen hinterm Herd darf die verdienstliche Mitwirkung der HH. Baumann, Leser und Hassel nicht unerwähnt bleiben. **M.**

(Schluß folgt.)

Homburg vor der Höhe und seine Umgebungen

ist der Titel eines Büchleins, dessen Verfasser, Georg Schudt, sich mit der Herausgabe desselben ein wahres Verdienst erworben hat. Da Homburg in immer steigendem Grade ein Anzugspunkt für Gäste aus der Nähe und Ferne wird, so ist es wohl am Orte, auf diese zweckmäßige Erscheinung aufmerksam zu machen. Besonders erfreulich ist es, daß der Saalburg, mit deren Ausgrabung man gegenwärtig beschäftigt ist, eine längere Beschreibung gewidmet ist. Gerade jetzt, wo diese Ausgrabungen noch im Gange sind, möchte ein Besuch dieser historisch-merkwürdigen Stätte von größerem Interesse seyn, als vielleicht später, wo dieselbe in eine Anlage nach modernem Styl umgewandelt seyn wird. Den Besuchern der Saalburg ist zu rathen, ihren Rückweg nach Homburg über den verhältnißmäßig selten besuchten Marmorstein (an der Hand der Ravenstein'schen Karte der Umgegend von Frankfurt oder eines ortskundigen Führers von der Saalburg auf schönen Waldpfaden in einer guten halben Stunde zu erreichen) zu nehmen. Der Marmorstein ist ein gewaltiger, in fünf kolossalen Bruchstücken einen Berghang bedeckender Quarzfels, der in Hinsicht der Mannichialtigkeit seiner Formen und seiner malerischen Gruppirungen jedenfalls dem ihm verwandten Felsenmeer im Odenwald voransteht, wenn er auch der Großartigkeit des letzteren entdrhrt. Vom Marmorstein nach Homburg gelangt man über Dornholzhausen in einer Stunde.

Korrespondenz.

Lahnstein, 13. Juni.

Es ist bereits in öffentlichen Blättern erwähnt worden, daß die prächtigen Schloßtrümmer von Lahneck in den Besitz einer englischen Familie übergegangen sind, welche in unserer Stadt ihre Wohnung aufgeschlagen. Das Haupt der Familie hat nun den Wiederaufbau des Schlosses begonnen, der, dem Stolzenfels gegenüber, diesem Theil des Rheines einen bedeutsamen Schmuck verleihen dürfte. Gegenwärtig baut man aus dem Lahnthale einen bequemen Fahrweg zu der Burg und reinigt man die Trümmer von dem Schutte. In der Kapelle hat man den gut erhaltenen Fußboden gefunden und ist unfern derselben auf eine niedersteigende Wendeltreppe gestoßen, die wahrscheinlich zu den Gewölben führt und den Schatz ans Tageslicht führen könnte, der nach der Sage auf dieser Burg bis hierhin allen Wünschelruthen getrotzt hat.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 22. Juni. Der Apotheker und der Doktor, Komische Oper in 3 Acten.

Freitaag, 23. Juni. Letzte Gastdarstellung der Fräulein Mathilde Wildauer, k. k. Hofschauspielerin und Hofopernsängerin. Marie, oder: die Regimentstochter, Oper von Donizetti (2. Akt). Marie: Frl. Wildauer. Hierauf: Doktor Robin, Lustspiel in 1 Act. Zum Schluß: Das Versprechen hinterm Herd, eine Scene aus den österreich. Alpen. Nandl: Frl. Wildauer. Mit aufgehobenem Abonnement.

Bockenheimer Sommertheater.

Donnerstag, 22. Juni. Das Gefängniß, Lustspiel in 5 Acten von R. Benedix.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 149. Freitag, den 23. Juni 1854.

Der Schmied von Surawa.

(Aus: „Geschichten und Sagen aus der Schweiz", in Dichtungen von J. J. Reithaed. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt.)

Der Blasbalg gahrt, die Esse sprüht,
Das Eisen knistert rothgeglüht;
In schweeer Zange dreht's der Schmied
Und singt dabei ein böses Lied.
Ein böses Lied von Brand und Blut.
Der alte Schmied, er sang es gut,
Er sang es gut, trotz Müh' und Schweiß
Aus vollem Hals, der wilde Greis.

Da tritt beim letzten Abrndschrin
Ein Jüngling in die Werkstatt ein,
Mit Ränzel tritt er ein und Stock
Und braunem wallendem Gelock:
„Gott grüß' Euch, Meistee!" spricht er keck;
„Da steh' ich auf dem alten Fleck,
Wo — Zang' und Hammer in der Hand —
Ich noch vor wenig Jahren stand.

Aus deutsch- und wälschen Landen kehr'
Ich gen Surawa wieder her;
Es zog mich heim; nun will ich, traun,
Mir eigen Nest und Wesen bau'n!"
Da blitzt des Alten Aug' vor Wuth
Noch heißer als der Esse Gluth;
Doch zwingt er sich zum Lächeln schnell:
„Willkomm, Du wackerer Gesell!

Fürwahr, fürwahr, Du thatest klug!
Der Arbeit trifft sich hier genug;
Auch bin ich alt — kaum mag ich mehr:
Dee Hammer wiegt mie schon zu schwee.
Schon wiegt der Hammer mie zu schwer —
Drum Segen Deiner Wiederkehe!
Komm mit herauf ins Wohngemach
Und nimm vorlieb mit Trunk und Dach.

Verschlaf' bei mir die erste Nacht!
Dein altes Lager ist gemacht;
Dort leg' Dich hin und streck' Dich aus
Und denk', Du sey'st im Vaterhaus!"

Der Jüngling folgt mit trautem Sinn;
Bald sitzen sie im Stübchen drin —
Ihm mundet Brod und Käs und Wein
Und dann dee Schlaf im Kämmerlein.

Der Meister wünscht ihm sanfte Ruh',
Und riegelt selbst die Thüre zu:
„Ruh' friedlich, Sohn, und ungeneckt,
Selbst wenn Dich Balg und Hammer weckt!
Kann seyn, daß ich schon morgen früh
Die Funken dort ans Fenster sprüh':
's ist eine Arbeit, die zum Schluß
Ich in der Eile bringen muß!"

Der Alte geht und lacht und murrt,
Schnallt fester sich den Ledergurt,
Steigt in die Schmiede dann zurück,
Durchkramt sein Eisen — Stück für Stück.
Ein langgestabtes wählt er dann,
Stößt's in die Gluth, so tief ee kann,
Und tritt den Balg und schürt den Brand
Und drillt die Stange flinkee Hand.

Und als es glühte — roth wie Blut —
Riß er das Eisen aus der Gluth,
Schwang's in den Lüften, wie ein Blitz,
Und hämmert's auf dem Ambos spitz.
Und als es war, wie es gesollt,
Und als es war, wie er's gewollt,
Da lacht er grimm in sich hinein:
„So wird es g'rad nach Wunsche seyn!

„So wird es g'rad nach Wunsche seyn,
Vom Widerpart mich zu befrei'n;
Eh' noch die nächste Stunde schird,
Ist in Sueawa nue Ein Schmied!"
Er dehnt sich auf dem Ambossitz,
Prüft mit der Hand den Eisenspitz,
Doch als im Dorf es Zwölfe klang —
Hei, wie er frisch zur Esse sprang!

Den Eisenstab, den er gekürt,
Stößt in die Gluth er, frisch geschürt,
Und tritt den Balg und facht den Brand
Und teillt den Stab in flinker Hand.
Und als das Eisen roth wie Blut,
Reißt er's heraus mit stummer Wuth;
Treppauf dann leise däuselt er,
Die glüh'nde Stange voe ihm hre.

Die leuchtet knisternd seinem Gang;
Und als er in die Kammer drang,
Fiel all' das grelle, rothe Licht
Auf's stille Jünglingsangesicht
Und auf die unbewachte Brust,
Die stolz sich hob in Traumeslust. . . .
Da — plötzlich, wie ein Wetterstrahl
Senkt sich hinein der rothe Stahl;

Senkt zischend sich hinein der Stahl. —
Der Jüngling zuckt in kurzer Qual —
Ein weißer Dampf — ein gellee Schrei —
Ein dumpf Gestöhn — dann war's vorbei.
Dann war's vorbei. Doch grinsend schaut
Der finst're Greis und spottet laut:
„Nun bist Du todt, der erst noch roth,
Mir aber bleibt mein täglich Brod!"

Und siegreich schwingt er seinen Hut
Und seinen Stab voll Blut und Gluth;
Die Funken fahren in den Lein,
Die Kammer steht in Flammenschein.
Da strebt hinaus der wilde Greis;
Doch ein Gesicht, wie Schnee so weiß,
Und eine Brust, vom Stahl durchbohrt,
Sperrt ihm die Thür, läßt ihn nicht fort.

Und heiß und heißer leckt der Brand,
Schon faßt die Lohe sein Gewand,
Sie ringelt zischend sich um ihn —
Er kann nicht flieh'n und kann nicht flieh'n!
Und seine Angst durchheult die Nacht;
Die Nachbarn sind darob erwacht;
Sie kamen eben, als das Dach
Des alten Schmieds zusammenbrach.

Man fand ihn, kohlschwarz, wie die Nacht.
Doch Jener, den er umgebracht,
Lag unberührt vom Flammenhauch,
Ein Gotteszeug', in Schutt und Rauch.
Den Alten hat man gleich verscharrt
Am Ort, da er gefunden ward;
Doch der ermordete Gesell
Empfing ein Grab an heil'ger Stell'.

Waldrosen wachsen d'rauf und d'ran
Und Myrth' und blauer Genzian;
Doch auf des Mörders Grab gedeiht
Kein edles Blust in Ewigkeit.
Da geht allnächtlich, schwarz und stumm,
Der Meister von Surawa um;
Bewacht den Ort, wo er gehaust,
Das glüh'nde Eisen in der Faust.

Reisen eines Engländers in Sibirien.

Der gegenwärtige Kreuzzug des Westens gegen das Czarenreich hat natürlich, wie in Deutschland und Frankreich, so auch in England eine Unzahl Schriften hervorgerufen, in welchen die innere und äußere Lage, die politischen, sozialen und militärischen Verhältnisse Rußlands, der Charakter seines Beherrschers und seiner Regierung mit größerer oder geringerer Ausführlichkeit besprochen werden. Die wenigsten von diesen Publicationen können auf einen bleibenden Werth Anspruch machen; ihrer Mehrzahl nach sind es bloße Compilationen, die zur Abhülfe eines augenblicklichen Bedürfnisses von literarischen Handlangern auf Bestellung spekulativer Buchhändler fabrizirt werden. Indessen finden sich auch manche darunter, welche unsere Kenntniß des russischen Staates oder einzelner Theile desselben wesentlich bereichern. In diese Kategorie gehört die Beschreibung einer Reise durch ein Land, welches von gewöhnlichen Touristen nur selten betreten wird und ihnen auch nicht immer zugänglich ist: wir meinen Sibirien. *) Der Verfasser, ein gewisser Hill, hat auf einer dreijährigen Reise um die Welt dieses kolossale russische Botany-Bai ziemlich genau untersucht, und obwohl seine Schilderungen desselben sich allerdings nicht mit den wissenschaftlichen Arbeiten eines Humboldt, Ledebour und Erman vergleichen lassen, so gewähren sie doch eine recht anziehende und belehrende Lektüre und haben noch den Vorzug, daß sie aus einer neueren Zeit herrühren, in welcher die Zustände Sibiriens durch die Ausbeutung der Goldwäschereien eine ganz veränderte Gestalt gewonnen hatten.

Herr Hill verließ Moskau im Jahre 1847 und begab sich zuerst nach Nijni-Nowgorod, um der großen Messe beizuwohnen, die den Mittelpunkt bildet, von welchem der russische Handel sich nach den verschiedenen Regionen Europas und Asiens verzweigt Es wurde ihm dort die Erlaubniß bewilligt, seine Reise nach Sibirien auszudehnen, welches er in der ganzen weiten Ausdehnung von Westen nach Osten, vom Ural bis zur chinesischen Mauer und zum Meer von Kamtschatka, durchzog. So hatte er vielfache Gelegenheit, die eigenthümlichen Naturverhältnisse dieses Landes, die Sitten und die Lage seiner Bewohner und die Einwirkung der Central-Regierung auf dieses entfernte Anhängsel des Reiches kennen zu lernen. Die reinste, ursprünglichste Barbarei und die künstlichste Civilisation stehen hier schroff neben einander; europäisch gebaute Städte ruhen im Schatten der Urwälder, und an ihren Thoren sieht man die Lagerplätze wilder Nomaden, und während in den Palästen der glücklichen Goldsucher eine verschwenderische Gastfreiheit herrscht, leidet ein großer Theil der Bevölkerung die bitterste Noth, indem alle arbeitsfähigen Männer sich in die Goldgruben drängen, das Land unbebaut lassen und dadurch eine unglaubliche Theuerung erzeugen.

Der Sommer ist in Sibirien eben so heiß, wie in den Tropenländern, und die wolkenlosen Nächte, mit dem vom milden Licht des Mondes beleuchteten Sternenhimmel, bringen einen magischen Eindruck hervor. Bei der ersten Annäherung des Herbstes stellt sich jedoch der Frost ein; Alles bereitet sich vor auf den langen, strengen Winter, und als unser Verfasser nach Tomsk gelangte, war er froh, sich hier einigermaßen von seinen Strapazen erholen und frische Kräfte zur ferneren Reise sammeln zu können. Er wurde von dem Gouverneur sehr zuvorkommend aufgenommen und begleitete denselben zu einer Soiree bei einem der reichsten Priisken- (Goldgruben-) Besitzer, von der er folgende Beschreibung gibt:

„Ich muß gestehen, daß ich selten eine größere Ueberraschung empfunden oder von angenehmeren Gefühlen durchdrungen war, als in diesem Augenblick. So lange gewohnt, in den elenden Hütten der Bauern einzukehren und die Art von Gesellschaft zu treffen, die dem Reisenden in den Dörfern Sibiriens begegnet, schien mir selbst der mäßige Grad von Wohlstand, den ich mitunter fand, an Luxus zu gränzen; aber der unerwartete Glanz und das festliche Gepränge dieses Gemachs erinnerten mehr an die Abendgesellschaften der reichen Bewohner Moskaus und Pe

*) Travels in Siberia. By S. S. Hill. Longmann & Co. 2 vols.

terburgs, als an irgend Etwas, das ich mir von einem sibirischen Gastmahl vorgestellt hätte.

(Schluß folgt.)

Die Enthüllung eines Denkmals zwischen Bensbach und Gladbach.

Köln, 13. Juni.

Kurz nach der Schlacht bei Jemappes, im Jahre 1794, wurden zweitausend verwundete Oesterreicher nach Bensberg in das jetzige Kadettenschloß gebracht, das damals zum Spitale eingerichtet worden war. Als die Blessirten zum größeren Theil in der Genesung begriffen waren, brach eine Seuche unter ihnen aus, welche die meisten von ihnen hinwegraffte. Die Leichen der Krieger wurden ferne von ihrer Heimath, einige Stunden vom Rheinstrom, zwischen Bensberg und Gladbach, an einem Orte begraben, den man bis jetzt den kaiserlichen Kirchhof nannte und den bis zum gegenwärtigen Jahr nur ein einfaches Holzkreuz mit der Jahreszahl 1794 bezeichnete. Nachdem nun gerade sechzig Jahre sich seit jener Schlacht der Vergangenheit anschlossen, erinnert man sich in Oesterreich der Todten, die am feenen Rheinstrone schlafen und faßte den Entschluß, jenen vaterländischen Kriegern ein Monument zu errichten. Zu dem Feste der Einweihung trafen der k. k. Feldmarschall-Lieutenant Baron von Mertens, Gouverneur von Mainz, der General Ritter von Schmerling, vier Stabsoffiziere, vierzehn Offiziere, vierundzwanzig Mannschaften vom Feldwebel abwärts aus den Besatzungen von Mainz, Frankfurt, Rastatt und Ulm und ein österreichischer Feldkaplan in den letzten drei Tagen hier ein. Dieselben begaben sich heute in der Begleitung des General-Lieutenants v. Schack, der General-Majore Engels, v. Cayhengst und v. Cranach, von fast sämmtlichen Stabsoffizieren und anderen Offizieren aus Köln, nebst einem Bataillon, zusammengesetzt aus dem 17., 30. und 33. Regiment, einer Batterie von vier Geschützen, einer Schwadron des 8. Cürassier-Regiments und den betreffenden Militär-Musikchören zum kaiserlichen Kirchhofe, um daselbst der Enthüllung des Denkmals beizuwohnen. Ferner waren zugegen: der Regierungs-Präsident von Köln, Hr. von Möller, der Bürgermeister von Bensberg, die Zöglinge der Cadettenschule, eine Compagnie des Kölner Veteranen-Vereins und die Sängervereine von Bensbach und Gladbach, die durch hiesige Sänger verstärkt waren.

Nach 9 Uhr trafen die Deputationen an dem Denkmal ein. Dasselbe wird durch eine gothische Säule repräsentirt. Vorn liest man die Inschrift: Ruhestätte österreichischer Krieger. 1794; auf der Rückseite: Errichtet 1854 von Franz Joseph, Kaiser von Oesterreich; auf einer Seite erblickt man den kaiserlichen Doppeladler und auf der andern in einem Wappen eine Zusammenstellung von Waffen.

Die Feier wurde dadurch eröffnet, daß sich der General-Lieutenant von Schack an von Mertens wandte und in einer kurzen Rede mittheilte, es sey ihm der ehrenvolle Auftrag geworden, zu erklären, daß Se. Maj. der König dem Kaiser von Oesterreich diese Stätte für die Todtenfeier und das Monument zuschenke und die Bestimmung erlassen habe, daß der jedesmalige Direktor des Cadettenhauses den Platz zu überwachen habe.

Nachdem von Mertens gedankt, weihte der Pastor von Bensberg, Hr. Schrödter, das Denkmal ein, während die Gesangvereine einen Choral vortrugen. Daran reihte derselbe eine Rede, in welcher er erwähnte, daß die Entschlafenen dem Gedächtnisse fast entschwunden seyen, da habe der jugendliche Kaiser sich ihrer erinnert. Daran knüpft er die Bemerkung, daß das Denkmal mit seinem Kreuz auf dem Haupte ein ächt christliches sey und daß man den Platz ehren und achten müsse, wo die Krieger ruhten.

Nun wurde auf der waldigen Anhöhe am kaiserlichen Friedhofe eine Messe von Pastor Schrödter im Beiseyn von acht Geistlichen gelesen. Nach dem Gottesdienste sprach der österreichische Feldkaplan Dank unserem Könige für die Ruhestätte, Dank den Bensbergern und den andern Anwesenden für ihre Theilnahme und knüpfte daran die Hoffnung, daß sich die Sympathien zwischen den preußischen und österreichischen Kriegern, die hier so schön zu Tage getreten sey, zum Frieden und der Ruhe Deutschlands auch fürder bethätigen möchten. Die Kadetten machte er darauf aufmerksam, es in ihr Herz zu schreiben, wie man den braven Krieger ehre.

Jetzt folgten die Infanterie-Salven und dazwischen die Kanonenschüsse.

Als die Geschütze verstummt waren, überreichte der Architekt Schmidt von hier, der das Monument ausgeführt hatte, dem General-Lieutenant von Schack den Schlüssel, welcher das um das Denkmal errichtetete Gitter erschließt; von Schack legte denselben in die Hand des Baron von Mertens und dieser übergab ihn der Obhut des Direktors der Cadettenschule, und damit war die Feier zu Ende.

Mannichfaltigkeiten.

Die Auswanderung nach Amerika zeigt in diesem Jahre eine so gewaltige Zunahme, daß z. B. von Antwerpen aus in den ersten 5 Monaten auf 51 Schiffen 12,956 Auswanderer befördert wurden, während im ganzen vorigen Jahre von dort aus nur 15,262 befördert wurden, und die Bremer und Hamburger Alles aufbieten, um den Strom auf deutsche Häfen zu beschränken. Ein sonst empfehlenswerther „praktischer Leitfaden für Auswandernde" von C. Winderlich (Bremen, bei J. G. Heyse) geht sogar so weit, zu verlangen, daß sich kein Deutscher „beikommen lassen sollte, einen ausländischen Hafen zu wählen." Es wird ein erfreulicher Triumph deutscher Solidität seyn, wenn es den Bremischen und Hamburgischen Rhedern gelingt, daß ihnen vor den Havrern, Antwerpenern, Rotterdamern und Liverpoolern in der Regel der Vorzug gegeben wird, aber das Deutsch oder Nicht-Deutsch kommt in Geld-Angelegenheiten, wo bekanntlich die Gemüthlichkeit aufhört, nur erst in zweiter Linie. Bremen ist übrigens auf dem besten Wege, sich mehr und mehr eine überwiegende Geltung auf diesem Gebiete zu verschaffen.

(Paris.) Diejenigen die Paris seit einiger, wenn auch nur kurzer Zeit nicht gesehen haben, erkennen es nicht wieder; so ist in der jüngsten Zeit in allen Stadtvierteln niedergerissen und gebaut worden, ja die Pariser selbst, wenn sie seit einiger Zeit in gewisse Stadtviertel nicht gekommen sind, kennen sich nicht mehr aus, und Schreiber dieses, der ein ganzes Jahr hindurch die Straße St. Honoré bewohnt hat, wußte nicht in welcher Weltgegend er sich befinde, als er neulich auf den Trümmern seiner ehemaligen Wohnung stand. Zweihundert Häuser sind abermals verschwunden, als des neuen Louvre's unwürdig, den man mit anständigen und seiner würdigen Nachbarn umgeben will. Freilich sind unsere Baumeister und Planemacher nicht immer mit dem ersten Wurf glücklich, aber „es fällt kein Gelehrter vom Himmel" und „doppelt reißt's nicht."

Der Schatz der Weltweisheit ist schon lange gehoben. Er braucht nur noch scharf ausgeprägt und in allgemeinen Umsatz gebracht zu werden.

Frankfurter Theater.

(Schluß.)

Friedrich Haase.

Das Gastspiel des k. bayr. Hofschauspielers Friedrich Haase soll einerseits während des Urlaubs unserrs Reger Störungen im Repertoire beseitigen und andererseits uns mit einem Künstler bekannt machen, dessen Name bereits ein klangvoller geworden ist. Aus der Bildungsgeschichte desselben ist uns bekannt, daß er gründliche Vorstudien gemacht, sich in feinen und hochgebildeten Kreisen bewegt und des bildenden Einflusses eines L. Tiek u. A. erfreut hat. Seine Darstellungen tragen das unverkennbare Gepräge einer Klarheit und Einsicht, die nur das Ergrdniß eines gebildeten Geistes und gediegener Studien seyn können, während die feine Abrundung und Noblesse der persönlichen Erscheinung und Haltung den Mann von gutem Ton bekunden. Ohne diese Grundlagen würde ein Talent, wie das des Hrn. Haase, wohl auf Abwege gerathen seyn; denn seine Eigenthümlichkeit, so weit wir solche aus zwei Rollen zu erkennen vermochten, hat etwas Excenteisches, das ihn leicht zu Extremen und zu Ueberschreitungen verleiten könnte und das ganz besonders der Beherrschung und des Zurückhaltens der ungestümen Kraft bedarf. Dazu kommt noch, daß Hr. Haase gerade jetzt in dem angehenden Mannesalter steht, wo das Bewußtseyn der Keaft den Becher gerne überschäumen läßt. Wir sahen den Gast als Franz von Moor und als Mephistopheles, uud geben der ersteren Leistung den Vorzug. Die Rolle des Franz von Moor verstattet ein reiches Maß von leidenschaftlicher Aufwallung und verträgt ein starkes, ja selbst ein grelles Colorit; denn der Charaktee dieser mit Allem zerfallenen, von Sinnlichkeit und Egoismus, von Haß und Bosheit durchglühten Natue hat etwas Wildes und Dämonisches. Dieß wußte Hr. Haase vortrefflich und mit genialem Aufschwung hervorzuheben; er wußte das dämonische Element, die leidenschaftliche Energie, den kecken Uebermuth zu veranschaulichen, wußte uns ein düsteres und erschütterndes Nachtstück vorzuführen. — Die Rolle des Mephistopheles verlangt dagegen mehr Zurückhaltung. Es ist auch hier ein düsteres, dämonisches Wesen zu veranschaulichen; abee es tritt uns mehr durch das Wort als durch die That, mehr reflectirend, als handelnd entgegen. Mephistopheles bemeistert seine Aufwallungen und steht über jeder Leidenschaft, ist mehr negativ als positiv, mehr Spöttee als Zerstöeer; er verhöhnt die Welt nnd die Menschen, ohne sich mit ihnen viel in Kampf einzulassen; er hat infernalische Gedanken, aber diese sind ihm auch ausreichend, um zu zerstören. Wenn er den Schüler entläßt, indem er dessen Streben nach Gottähnlichkeit verhöhnt, so hat er an diesrm Hohne schon genug. Hr. Haase geht in seiner Darstellung des Mephisto unseres Bedünkens zu weit, macht den Sarkasmus zu drastisch, die Ironie zu ungestüm, den kalten ironischen Teufel zu feurig, zu aufwallend. Ist der Mephistopheles, wie ihn unser Rrger spielt, ein zu nüchternrr, bemessener und fast bürgerlicher Teufel, so halten wir den des Hrn. Haase für einen zu glühendrn, seine Aufwallung nicht genug bemeisternden, zu ungestümen. Sind wie nun mit dieser Auffassungsweise des Gastes auch nicht einverstanden, so haben wir doch nicht nur die Einheit und Konsequenz der Duechführung, sondern auch die geistvolle, mitunter freilich etwas nach Effekt haschende Behandlung des Dialogs mit großem Lobe anzuerkennen. Hr. Haase ist jedenfalls ein Darsteller, drr aus innerer Eingebung, nicht nach Angelerntem, spielt und sich über das Niveau der gewöhnlichen Bühnenroutine erhebt. Etwas Ueberschäumen des Bechers seiner Inspiration wollen wir ihm gern zu gut halten. „Wär' ich besonnen, hieß' ich nicht der Tell.“ Seinem ferneren Gastspiel sieht man jedenfalls mit Interesse entgegrn und ließ es das inmitten so vielee Gastspiele freilich nur schwach vertretene Publikum an Zeichen des lebhaftesten Beifalls und Hervorruf nicht fehlen.

W.

Korrespondenz.

Köln, 18. Juni.

Man hegle schon seit einer Reihe von Jahren bei uns den Wunsch. der König Ludwig von Bayern möge unsere Stabt mit einem Besuche beehren, damit sich dir Gelegenheit böte, demselben einen tief gefühlten Dank für die unserm Dome im Jahre 1848 übersandten Fenster mit den herrlichen Glasgemälden aussprechen zu können. In den nächsten Tagen, am 26., 27. und 28. d. M. wird jener hohe Gönner unseres Domes in unserer Mitte verweilen. Der Central-Dombau-Vorstand ist brreits eifrig darauf bedacht, diese Tage recht schön für den werthen Gast zu machen. Die Mitglieder desselben werden sich nach Remagen begeben, um daselbst den König schon zu empfangen und nach der Metropole der Rheinprovinz zu begleiten. Am 27. wird der Männer-Gesang-Verein im Casino ein Gesang-Concert geben, in welchem dem König Ludwig die schönsten Lieder vorgetragen werden. An sonstigen Festlichkeiten wird es nicht fehlen. — Am Freitag Abend wurde in der General-Versammlung des Männer-Gesang-Vereins Mittheilung übrr die Resultate der zweiten Sängerfahrt nach London gemacht. Der Rechenschaftsbericht sprach sich dahin aus, daß in den Concerten ungefähr 36,706 Thlr. eingenommen und 16,906 Thlr. ausgegeben wurden. (Wie hoch sich die Kosten beliefen, wird einleuchten, wenn wir anführen, daß die Miethe für ein Concert-Lokal in Exeter Hall 226²/₃ Thle. betrug.) Der Nettoertrag betrug nach Abzug fernerer Kosten und des Antheils des Herrn Mitchel circa 9000 Thlr. Davon erhielt der Dom 6666²/₃ Thle. Der Rest wurde zur Anschaffung eines neuen Flügels, für eine Vergnügungsreise des Vereins nach Remagen, für die Vereinskasse und zu ferneren Vertheilungen reservirt. Von Liverpool ist schon eine Dankadresse für dir Concerte, welchr der Verein daselbst veranstaltete, eingetroffen, und von einem Unbekannten wurde in Folge der Concertreise dem Verein eine Aeoline verehrt. — Köln hat nun auch sein Sommer-Theater und zwae in dem nahen Städtchen Mülheim; das Gartenlokal ist geräumig, die Bühne mit ihren schönen Decorationen von den beiden Künstlern Kleinendroich und Meister freundlich und das Personal spielt recht wacker, namentlich ist es Hr. Dill, der sich bereits die Gunst des Publikums in hohem Grade zu gewinnen wußte.

Köln, 19. Juni.

Nachdem gestern mehrere heftige Gewitter die nördliche Provinz durchzogen und in Flammersheim und Brühl einschlugen, scheint mit dem heutigen Tage ein Wendepunkt in dee nassen Witterung eingetreten zu seyn; denn seit langer Zeit haben wir nun endlich einen regenfreien Tag gehabt. Der Blitz schlug, wie man hier erzählt, gestern während des Gottesdienstes in die Flammersheimer Kirche ein; aber zum Glück haben sich keine andere Unfälle ereignet, als einige Quetschungen, welche durch das augenblickliche Gedränge hervorgerufen wurden. Der Schlag, welchrr in ein Haus in Brühl traf, war ein kalter.

Stuttgart, 19. Juni.

Gestern ist Adams komische Oprr „Giralda“ zum ersten Male hiee zur Aufführung gekommen und hat zwae keinen stürmischen, abee doch immee solchen Beifall gefunden, daß die Oper sich auf dem Repertoir halten wird. Frl. Garrigues trat darin zum letzten Male als Gast auf. Ein Engagement ist nicht zu Stande gekommen; dagegen wird versichert, unsere von früher her so beliebte Mad. Palm sey wieder für das Fach der ersten Sängerin für längere Zeit engagirt oder wenigstens ihr Engagement ernstlich in Unterhandlung. — Gestern begann der Renz'sche Circus hier seine Vorstellungen mit bestem Erfolg.

Bad Homburg, 21. Juni.

Wir hörten heute in einem Privatsalon eine reizende, jugendliche, sehr hoffnungsvolle Sängerin von 17 Jahren, Fräulein Ottilie Schmitz, Tochter des Kapellmeisters gleichen Namens, und hat solche die Zusage unserer Kurhausadministration erhalten, in einem der nächsten Concerte mitzuwirken. Es ist jedenfalls eine große Auszeichnung für diesrs jugendliche Talent, in einem Concerte zu singen, in welchem Kunstgrößen ersten Ranges wie Vieuxtemps, Aloys Ander, Mathilde Wildauer, Frau Palm-Spatzer, Marra, Lagrange, Roger etc., (welche letztere in Kurzem hier sich hören lassen werden und bereits zum Theil engagirt sind) ihre Talente entfalten.

Theater-Anzeige.

Freitag, 23. Juni. Letzte Gastdarstellung der Fräulein Mathilde Wildauer, k. k. Hofschauspielerin und Hofopernsängerin. Marie, oder: die Regimentstochter, Oper von Donizetti (2. Akt). Marie: Frl. Wildauer. Hierauf: Doctor Robin, Lustspiel in 1 Act. Zum Schluß: Das Versprechen hinterm Herd, eine Scene aus den österreich. Alpen. Nandl: Frl. Wildauer. Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 24. Juni. Gastdarstellung des Hrn. Haase, k. bayr. Hofschauspieler zu München. Die beiden Klingsberg, Lustspiel in 4 Akten. Graf Klingsberg, der Vater: Hr. Haase.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 150. Samstag, den 24. Juni 1854.

Bilder aus dem Eheleben.

(Aus: „Champagnerschaum", Erzählungen und Novellen von Kathinka Zitz. Mainz, Faber'sche Buchhandlung.)

I.

Ehelicher Briefwechsel.

Der Freiherr von Fügen an seine Gemahlin Blanka.

Wien, am 16. October 1838.

„Ich befehle Dir, in der kürzesten Frist zu mir zurückzukehren; eine schnelle und gänzliche Unterwerfung unter dieses Gebot vermag allein eine eben so plötzliche als unschickliche Abreise zu entschuldigen. Dein Eheherr

Albert von Fügen.

„N.-Sch. Bedenke, daß die Gesetze für mich sind. Ich werde sie nöthigenfalls anrufen, es ist vielleicht das einzige Mittel, Dich zu Deiner Pflicht zurückzuführen."

Blanka Sander an Albert von Fügen.

Linz, am 23. October 1838.

„Sie wagen es, mich an meine Pflichten zu erinnern, Sie, der alle Pflichten mit Füßen getreten hat! Sie wollen die Gesetze, die Menschen, die Welt anrufen, um sich Ihres Opfers wieder zu bemächtigen. Sagen Sie mir doch, welche Gesetze, welche Menschen, welche Welt ich anrufen kann, um mich Ihren schändlichen Ränken zu entziehen? denn ich weiß Alles, mein Herr, ich habe Alles gehört. Ich begreife nicht, wie ich vor Abscheu und Entsetzen, nicht auf der Stelle todt geblieben bin.

„An dem Abend vor meiner Abreise, an welche ich nicht im Entferntesten gedacht hatte, suchte ich Sie . . die Diener sagten mir, Sie wären im Garten, ich ging dahin . . Ich berührte Sie fast, ohne daß Sie meine Nähe ahnten. Sie waren nicht allein, und aus Furcht, unbescheiden zu seyn, wollte ich mich eben wieder zurückziehen, als einige von Ihnen ausgesprochene Worte mich an meinen Platz fest bannten! Sie wiederholten diese Worte zweimal . . und ich weiß nicht, wie es kam, daß ich nicht laut aufgeschrieen habe, daß ich nicht sinnlos zu Boden stürzte, ich weiß nicht, woher ich die Kraft nahm, in mein Zimmer zurückzukehren. . . O, wie sehr habe ich gelitten! Ich liebte Sie zwar nicht, was Sie mir oft vorgeworfen haben, aber ich verachtete Sie doch auch noch nicht, ich konnte Sie ansehen, ohne zu erröthen, denn ich erfuhr an jenem Abend, daß man sich auch eines Vergehens schämen kann, welches man nicht selbst begangen hat.

„Alles ist aus zwischen uns, Herr von Fügen, Sie werden mich nie wiedersehen. Trennen wir uns, und, ich bitte darum, machen wir das Publikum nicht zum Vertrauten unserer Streitigkeiten.

„Lassen Sie mich allein das Unglück beweinen, Sie gekannt zu haben; erlauben Sie mir, das Kind, dem ich das Leben geben werde, in der Ruhe meiner Vaterstadt, ferne von dem Geräusch und den Leidenschaften der Residenz, zu erziehen — um diesen Preis, mein Herr, ja, um diesen Preis werde ich Ihnen noch einige Dankbarkeit schulden.

„Leben Sie wohl, ich sage es ohne Zorn und Groll: Vergessen und Verzeihen sey unser Wahlspruch; denn, o mein Gott! wer kann hienieden sagen: Ich habe nie gefehlt!

„Ich danke Ihnen dafür, daß Sie erriethen, daß ich mich bei meiner Familie befinde. Mein Vater, der die Zerrüttung Ihrer finanziellen Verhältnisse kennt, hatte mich längst zu sich berufen.

„Daß die Gesetze für Sie sind, ist mir bekannt, Sie haben mich schon früher damit bedroht, und indem Sie vor dem Gerichte Ihre Frau als Ihr Eigenthum in Anspruch nehmen, wird sie Ihnen ohne Weiteres zugesprochen werden, denn Sie haben keine Vorschrift des Ehegesetzes offenbar überschritten. Sie haben mich beleidigt, aber nicht . . geschlagen. . . Mein Herz blutete ob Ihren Kränkungen, aber mein Körper trug keine Spur derselben an sich. . . Sie gaben mir Nebenbuhlerinnen, aber Sie haben sie nicht in das eheliche Haus geführt; Sie sind gemein und ehrlos in meinen Augen, doch was liegt daran, da Sie in den Augen des Gesetzes nicht straffällig geworden sind?

„Sie sehen, mein Herr, daß ich mir keine Täuschungen vorspiegele, daß ich das Loos kenne, das mich erwartet, und daß, wenn ich mich sträube, es darum geschieht, um es länger hinaus zu ziehen.

„Nur Bitten bleiben mir übrig: Albert, haben Sie Mitleid mit mir! im Namen meiner Thränen, die ich in der Stille der Nächte vergoß, im Namen meiner entblätterten Jugend, meiner zerstörten Zukunft, im Namen aller meiner frohen Erwartungen, die in bittere Täuschungen verwandelt wurden, geben Sie mir meine Freiheit wieder, und ich will vergessen, daß die reine Jungfrau, die fast noch ein Kind war, Ihnen von der Mutter als Gattin übergeben ward, will vergessen, daß ich noch jetzt als junges Mädchen von Liebe träumen könnte.

„Sollten übrigens weder Bitten noch Drohungen etwas über Sie vermögen, sollte ich, um meine Freiheit zu erlangen, eben so offenherzig seyn müssen, als Sie roh gewesen sind, so soll mich auch das nicht abhalten. Erfahren Sie denn ein Geheimniß, das ich selbst dem Grabe nicht anvertrauen wollte, das ich mir selbst verbergen möchte, wenn es möglich wäre, und ziehen Sie jeden beliebigen Vortheil daraus: Ich bin eines braven Mannes unwürdig . . ich habe Sie verrathen . . betrogen . . mein Herr!

Blanka."

Albert von Fügen an Blanka.

„Ich kann nicht an die Entschuldigung glauben, welche Sie mir auf so liebenswürdige Weise darbieten, meine Gnädige! . . . Du schuldig seyn? Wie konntest Du voraussetzen, daß ich in eine so grobe Falle gehen würde.

„Einige Tage nach Empfang dieses Briefes wirst Du Dich bereit halten, mir zu folgen. Ich habe bereits meinen Paß besorgt und werde einen Befehl des Staatsanwaltes erlangen, der die Beamten Deiner Vaterstadt verpflichtet, mir Beistand zu leisten, in dem Falle, als Du Dich widersetzen solltest.

„Keine menschliche Gewalt kann Dich meinem Willen entziehen; die Gesetze sind da.

„Auf baldiges Wiedersehen, schöne Widerspenstige.

Albert von Fügen."

II.

Eine bürgerliche Familie.

Der sinkende Tag warf einen ungewissen Schein auf vier Frauen, die in einem geräumigen Gemache des untersten Stockes eines Hauses der Stadt Linz versammelt waren.

„Ottilie", unterbrach plötzlich eine von ihnen das Schweigen, das seit einem Augenblick herrschte, „zünde Du selbst die Lampe an, ohne Kathi zu rufen, die ihr Nachtessen zu machen hat. . . Dein Vater bleibt heute sehr lange aus."

„Es hat noch nicht sieben Uhr geschlagen, Mutter", erwiederte Ottilie, indem sie aufstand und eine an der Zimmerdecke befestigte Lampe auf den bereits gedeckten Tisch herabzog; „aber das Wetter ist so schlecht und düster, daß es früher als gewöhnlich Nacht geworden ist."

Die angezündete Lampe verbreitete ein helles Licht, welches seinen Schein auf die im Zimmer versammelten Personen warf.

Die erste, welche gesprochen hatte, mußte, nach ihrem eiskalten Aussehen und nach der Wichtigkeit zu urtheilen, welche sie in das unbedeutendste ihrer Worte legte, die Hausfrau seyn. Sie mochte etwa fünfundfünfzig Jahre alt seyn; ihre Züge, die, einzeln betrachtet, nicht unangenehm waren, bildeten das mißfällige Ganze derjenigen Personen, die niemals jung gewesen sind; kalt und trocken, galt Frau Sander in den Augen des Publikums, welches nur nach dem Außenschein urtheilt, für eine würdige, vernünftige Frau voll Charakterstärke; man rühmte sie als eine der tugendhaftesten und achtbarsten Frauen der Stadt Linz.

Neben Frau Sander saß eine alte Nonne, deren wunderbare Schönheit weder die Jahre, noch langes Leiden gänzlich verwischt hatten; groß und wohlgestaltet, erhielt sie durch ihre schwarze Tracht etwas ungemein Anziehendes; sie sah so weiß unter ihrer weißen Stirnbinde, so würdevoll und imponirend in ihrer groben Kleidung aus; die Hände, die aus den weiten Aermeln hervorsahen, waren so schön und zart geblieben, daß die ganze Erscheinung dieses Weibes Achtung und vielleicht eine Art Mitgefühl einflößte. Sie war die Schwester der Frau Sander, welche in einer Stadt am linken Rheinufer zu Hause war, die unter französische Oberherrschaft kam; in früher Jugend in ein Kloster gesteckt, hatte sie 17.., im 16. Jahre ihres Alters, ihre Gelübde abgelegt, welche 1793 die französische Revolution wieder löste; doch zu fromm, um sie zu brechen, hatte sie sich mit der Priorin ihres Klosters in das Rheingau zurückgezogen, wo diese Letztere begütert war. Dort hatten sie, ferne von der Welt, fast in klösterlicher Stille gelebt; aber nachdem die Priorin 1835 gestorben, war Schwester Charitas zu ihrer Schwester gegangen, welcher sie Kostgeld bezahlte. Man räumte ihr das Zimmer der ältesten Tochter Blanka ein, die sich kurz zuvor an den Freiherrn von Fügen verheirathet hatte und ihrem Manne nach Wien gefolgt war.

(Fortsetzung folgt.)

Reisen eines Engländers in Sibirien.

(Schluß.)

Die Hausfrau kam uns entgegen, als ich dem General in das Zimmer folgte, und die Empfangs-Ceremonie ging mit allen Zeichen eines herzlichen Willkommens vor sich. Wir machten der freundlichen Wirthin unsere Verbeugung, und die schöne Welt von Tomsk war jetzt vor uns. Wir fanden eine Reihe hell erleuchteter Gemächer, mit munteren Gästen gefüllt, die den Tag in derselben Weise feierten, wie es bei ähnlichen Anläßen in den größten Städten Europas üblich ist, indem sich Jeder das Zimmer wählte, das zu dem ihn ansprechenden Zeitvertreib bestimmt war. In dem, welches wir zuerst betraten, tanzten die jungen Leute zu den Tönen eines Musik-Corps; in dem anstoßenden saßen auf weichgepolsterten Stühlen und Kanapes Diejenigen, die eine ruhige Unterhaltung vorzogen; in einem dritten war für solche Gäste gesorgt, die die kleinen Reizmittel lieben, welche Karten, Schach und das Damenbrett darbieten, und Viele wandelten in den Gemächern auf und ab, wobei nach Landessitte jedes Geschlecht sich getrennt von dem anderen hielt. Ueberall reichten Bediente Eis und eingemachte Früchte herum; Champagner floß in Strömen und stand in bis zum Rande gefüllten Gläsern auf den Präsentirtellern. Nachdem der General mich der Gesellschaft vorgestellt hatte, setzte er sich an den Spieltisch, während ich meine Zeit sehr angenehm in dem zur Unterhaltung bestimmten Zimmer verbrachte. Unter den Theilnehmenden an dieser glänzenden Versammlung der feinen Welt von Tomsk bemerkte ich zu meinem Erstaunen mehrere Personen, die wegen politischer Vergehen nach Sibirien verbannt waren und von denen man im westlichen Europa glaubt, daß sie zur Arbeit in den Bergwerken verurtheilt sind. Obgleich diese sich ohne Zwang unter die übrige Gesellschaft mischten, so schien es doch, als ob sie entweder durch ein Gefühl der Schicklichkeit in Bezug auf ihre Lage oder durch die begreiflicherweise aus derselben hervorgehende Gemüthsstimmung veranlaßt wurden, sich ohne Ausnahme der Betheiligung an den rauschenden Vergnügungen des Ballzimmers zu enthalten. Der Abend schloß mit einem Souper, welches aus den leckersten Gerichten und einem Ueberfluß der köstlichsten Weine Europas bestand, denen man so herzhaft zusprach, daß, wenn die guten Wünsche der Gäste für die Dame, deren Geburtstag gefeiert wurde, sich, wie wir nicht zweifeln dürfen, nach der Menge der von ihnen konsumirten Speisen und Getränke abschätzen lassen, Frau Astaschew in dieser Hinsicht gewiß nicht zu klagen hatte."

Wie der Verfasser berechnet, wandern alljährlich etwa zehntausend Menschen über die Uralgebirge nach Sibirien. Viele von den Verbannten führen ihre Weiber und Kinder mit sich; aber gegen zweitausend kommen um, ehe sie ihren Bestimmungsort erreichen! Die Sträflinge zerfallen in fünf Klassen, wovon die schwereren Verbrecher ihr ganzes Leben in den Bergwerken zubringen, während die minder Gravirten nach ihrer Ankunft als freie Kolonisten leben und Ländereien erhalten, die sie für eigene Rechnung bebauen können. Die einzigen Beschränkungen, denen sie unterworfen sind, bestehen darin, daß sie ohne besondere Erlaubniß ihren Aufenthaltsort nicht verlassen oder sich mit einem anderen Erwerbszweig als Ackerbau beschäftigen dürfen.

Eine noch eigenthümlichere Erscheinung als diese sibirische Verbannten-Welt bietet die Doppelstadt Kjachta und Maimatschen dar, die an der Gränze des chinesischen und russischen Gebietes liegt und nur durch eine Reihe von Palisaden getrennt ist. Auf der einen Seite befindet sich ein hübsches russisches Städtchen, in welchem ein lebhafter Handelsverkehr zum Belauf von vielen Millionen jährlich betrieben wird, und das hohe Thor, das in die chinesische Stadt führt, ist der einzige gesetzliche Eingang von Rußland nach China. Der Kontrast, der sich hier kundgibt, ist,

wie unser Reisende versichert, im höchsten Grade auffallend: auf der russischen Seite Jugend, Wachsthum und immerwährende Veränderung — auf der chinesischen Hinfälligkeit, Unbeweglichkeit und ein starres Festhalten an der althergebrachten Routine. Ueberhaupt ist Herr Hill ein großer Verehrer Rußlands; er lobt sogar die bureaukratische Eintheilung des Handelsstandes in Gilden oder Zünfte und räth allen Ernstes, die Brandmarkung der Verbrecher wieder einzuführen! Der russische Volkscharakter erscheint ihm, mit alleiniger Ausnahme der Tschinowniks, im günstigsten Lichte; der Despotismus ist ihm ein väterliches Regierungssystem; kurz, er legt Ansichten an den Tag, die im gegenwärtigen Augenblick am allerwenigsten auf Anklang hoffen dürften und die allenfalls auf Rechnung der gastfreien Aufnahme zu stellen sind, die ihm, wie es scheint, während seiner Reise überall zu Theil wurde.

(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Die Kaiserwürde in Rußland.

Die russischen Kaiser betrachten sich tradionell als Nachfolger der byzantinischen Imperatoren, weßhalb es auch sehr natürlich erscheint, daß sich der Kaiser Nikolaus in seinen bekannten Unterhaltungen mit dem englischen Botschafter, Sir H. Seymour, gegen die Idee der Wiederherstellung des byzantinischen Reichs ausgesprochen. Der Freiherr v. Harthausen sagt in seinen (dem Artikel des Herrn G. de Beaumont über Rußland und Amerika zum Grunde gelegten) „Studien" *) von dem historischen Gedanken der russischen Kaiserwürde:

„Der Volksczar der Russen, ursprünglich der Vater, das Haupt des Stammes und des Volkes, ward bereits als „Großfürst von Moskau" zu den Königen Europas gezählt. Schon Iwan der Schreckliche verlangte jedoch höhere, als bloß königliche Ehren. Peter I. nahm für immer den seitdem allgemein anerkannten Kaiser-Titel an. Allein dadurch sollte nicht eine neue Würde geschaffen seyn. Das byzantinische oder oströmische Kaiserthum war untergegangen; man wollte damit also seine Wiederherstellung und Erneuerung andeuten. Wie einst das alte Rom und das weströmische Kaiserthum untergegangen und nach Jahrhunderten durch Karl den Großen wiederhergestellt wurde, indem auf ihn und seine Nachfolger im deutschen Reiche die römische Kaiserwürde übertragen ward, so sollte nun das vor Jahrhunderten untergegangene oströmische Kaiserthum wiederhergestellt und die byzantinische Kaiserwürde auf die russischen Czaren übertragen seyn. Wie der Schwerpunkt der abendländischen Kirche bei den romano-germanischen Völkern gefunden wird, so sucht man jetzt den der morgenländischen bei den slawischen Volksstämmen und insbesondere bei den Russen nachzuweisen. — Allerdings wurden diese und ähnliche Ansprüche nicht direkt aufgestellt, aber sie sind hinlänglich angedeutet, indem man den römischen Doppel-Adler als Reichssiegel annahm und sich dem Auslande gegenüber als Schutzherr der gesammten orientalischen Kirche gerirte."

(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Mannichfaltigkeiten.

(Franzosen und Engländer.) Vor einiger Zeit befanden sich in Petersburg ein bekannter französischer Schriftsteller und ein vornehmer Engländer, die in freundschaftlichen Verhältnissen zu einander standen. Einst kamen sie auf die Vorzüge ihrer Landsleute zu sprechen und der Franzose behauptete, die Franzosen wären klüger und scharfsinniger als die Engländer. Der Engländer widersprach nicht geradezu, wollte die Behauptung aber auch nicht ganz zugeben. Der Franzose hielt ein Tagebuch, in welches er Alles eintrug, was er den Tag über gesehen und gehört hatte. Am Morgen nach jener Unterredung erschien ein angesehener Russe bei dem Franzosen und sagte: „Sie halten ein Tagebuch über Das, was Sie beobachten; das sieht die Regierung sehr ungern. Ich rathe Ihnen, Ihr Tagebuch sofort zu verbrennen, sonst setzen Sie sich jedenfalls Unannehmlichkeiten aus, ja Sie werden vielleicht ganz im Stillen nach Sibirien gebracht." Der Franzose warf seine Papiere augenblicklich in das Feuer, das sie verzehrete. Abends besuchte ihn sein englischer Freund, dem er den Vorgang erzählte und gestand, wie sehr ihn die Besorgniß ängstige, eine unfreiwillige Reise nach Sibirien machen zu müssen. Der Engländer antwortete phlegmatisch. „nun sehen Sie den Unterschied zwischen Engländer und Franzosen sehr deutlich; wäre das einem Engländer begegnet, so würde er bedacht haben, ob die Drohung wahrscheinlich sey oder nicht; jedenfalls hätte er sein Tagebuch nicht sofort verbrannt. . . Ich schickte den russischen Herrn, um mich zu überzeugen, wie Sie sich benehmen würden und Ihnen einen unwiderstehlichen Beweis von dem Unterschiede zwischen unsern beiden Nationen zu geben. . . Mein Tagebuch ist nicht verbrannt und enthält heute den Bericht über diesen Vorgang."

(Bern.) Der Juli wird der dießjährige Festmonat der Schweiz. Für höhere Kunstleistungen versammeln sich die schweizerischen Musiker in Sitten, um unter Richard Wagners Leitung eine Symphonie von Beethoven und eine Cantate von Mendelssohn aufzuführen. Die eidgenössischen Sängerchöre werden sich zu einem großen Wettkampfe in Winterthur versammeln; zu diesem Volksfeste werden daselbst bereits die großartigsten Vorbereitungen getroffen. Die Turner treffen sich in Freiburg; die Naturforscher tagen in St. Gallen; die Prediger berathen in Basel. Soll aber dieser Festcyklus ohne Störung vollendet werden, so muß der Himmel, der uns einen kalten Mai und einen nassen Juni brachte, günstiger werden.

(Hechingen, 13. Juni.) Die alte Zollerburg, deren Wälle im verwichenen Jahre vollendet wurden, beginnt jetzt allmälig über ihre Wälle emporzusteigen. Nächstens dürfte das Lust- und Jagdschloß, welches die Fürstin von Hechingen auf den Trümmern aufgebaut, ganz verschwinden, um den Raum zu klären, wo das neue alterthümliche Schloß sich erheben soll. Die Wälle krönen den Zollerberg in einem regelmäßigen Sechseck, die Burg jedoch wird streng mittelalterlich gehalten werden. Nach ihrem Baustyle wird sie, was sie durch ihre Lage ist, eine der gebietendsten Bauten der Neuzeit. Auf dem gewaltigen Vorsprungkegel der rauhen Alp gelegen, wo sie einen malerischen Gegensatz zu dem milderen Neckarthale bildet, wird sie landschaftlich ebenfalls zu dem Schönsten gehören, was Deutschland aufzuweisen hat, trotzdem, daß die Gegend gerade durch keinen Fluß getränkt wird.

Nirgends scheint ein größerer Mangel an Raum zu seyn, als in Magdeburg, denn vor einigen Tagen fand ein dasiger Bewohner keinen andern Platz zum Erhängen als — in seinem Kleiderschranke. — Eine in derselben Stadt befindliche Hebamme feierte das Fest ihres 50jährigen Dienstjubiläums; sie hat in dieser Zeit bei nicht weniger als 3752 Entbindungen Beistand geleistet und sich demnach um die Menschheit vielfach verdient gemacht.

*) Dritter Theil, S. 210.

Korrespondenz.

Schwetzingen im Großh. Baden.

In jüngster Zeit haben wir uns des Besuches vieler Naturfreunde aus der Nähe und Ferne zu erfreuen gehabt. Wenn schon die Zahl derselben gegen die frühere Zeit aus mehrfältigen nahe liegenden Gründen eine Verminderung erlitten hat, so scheint sich doch der Besuch wieder steigern zu wollen. Wer nach anstrengender Arbeit Erheiterung sucht und dem Reisevergnügen Zeit und Mittel widmen kann, wird auch in der That hier Alles vereinigt finden, was ihn befriedigen kann. Freunde der Kunst wie der Natur kehren nie ohne Befriedigung von diesem freundlichen Aufenthaltsorte zurück, der eines Besuches in den Sommermonaten, während welcher auch die Wasserkünste alle Tage dem Auge des Beschauers vorgeführt werden, vollkommen würdig ist. Reisende, die Versailles und den Londoner Park aus eigener Anschauung kennen, haben gefunden, daß der Schwetzinger Garten in vieler Hinsicht eine Vergleichung mit jenen Glanzpunkten der europäischen Gartenkunst aushalten kann und daß er eine solche, wenn man dabei die rechten Maßstäbe zur Beurtheilung anzulegen nicht vergißt, überhaupt nicht zu scheuen hat.

Herborn, 17. Juni.

Die dießjährige Generalversammlung und Preisvertheilung des „Vereins nassauischer Land- und Forstwirthe“, welche am 13. und 14. Juni hier gehalten wurde, fand eine sehr lebhafte Theilnahme. Die Zahl der Mitglieder ist im letzten Jahre um 200 gestiegen. Die Stadt Herborn hatte ihren Gästen einen festlichen Empfang vorbereitet; die Häuser waren mit Blumen, Laubwerk und Fahnen geschmückt. Geschützesdonner kündigte jeden der beiden Tage an. Der erste Tag war den inneren Angelegenheiten des Vereins gewidmet. Der vom Sekretär Prof. Thomä verlesene Jahresbericht bekundete erfreuliche Fortschritte des Vereins, denen der Präsident Hr. Magdeburg die Versicherung beifügte, daß das nächste Jahr noch schönere Resultate liefern werde. Für die Viehzuchtpreise wurde freie Concurrenz beschlossen, so jedoch, daß der Concurrent je nur einen Preis erhalten könne. Es wurden fl. 200 als Stipendium für junge Leute zur gründlichen Erlernung des Obstbaues ausgesetzt. In den Verhandlungen über die Erweiterung des landwirthschaftlichen Institutslokals zu Wiesbaden wurde auch die mögliche Verlegung des Instituts berücksichtigt. Zum Schlusse hielt Dr. Dünkelberg einen sehr interessanten Vortrag über die Verbesserung der Ackerfelder und Wiesen durch Dränage. Abends brachte der Herborner Gesangverein dem Präsidenten Hrn. Magdeburg eine Serenade. Ungeachtet des ungünstigen Wetters am zweiten Tage ließen sich die Preisrichter in ihrem schwierigen Geschäfte nicht stören. Um 3 Uhr wurden auf dem Marktplatze von der Tribüne aus sämmtliche Preise für Dienstleute, Hirten, Tabaks- und Obstbauer, Lehrer, Vieh- und Bienenzüchter vertheilt.

Darmstadt, 16. Juni.

Das Ausstellungslokal der alljährlich in neuen Schöpfungen zu uns zurückkehrenden wandernden Gemälde-Gallerie des „rheinischen Kunstvereins“ läßt in räumlicher und optischer Beziehung viel zu wünschen übrig, und aus diesem Grunde möchte dem hiesigen Vorstande die Auswahl eines andern, diesen beiden auffallenden Mängeln abhelfenden, geeigneteren Lokals angelegentlich zu empfehlen seyn. Im Vergleich zu den früheren Jahren haben die Ausstellungen besagten Vereines sowohl an Zahl als an Werth der Stücke bemerkbar verloren, statt daß wir gerade uns des Gegentheils gewärtigen zu dürfen glaubten. Wir können darin kein Frühlingszeichen für ein neu erwachendes, fröhlich gedeihendes Kunstleben in Deutschland erblicken. — Der schöne große Brunnen auf dem Mathildenplatze, der lange Zeit trocken lag, ist seit Kurzem seiner hydraulischen Bestimmung wiedergegeben worden und entsendet seine unterirdischen Wasserschätze aus vier Löwenrachen in das untere Bassin, während das obere eherne Becken (eine Art Miniaturbild von dem ehernen Meer im Tempel Salomo's) durch einen springenden Strahl gefüllt wird. Die Wiederherstellung dieses Brunnens mit neuer Leitung (eine Arbeit des Herrn Stadtbaumeisters Louis) steht mit der bereits in der Ausführung begriffenen Verbesserung unserer Feuerlöschanstalten in naher Verbindung. Man scheint nämlich erkannt zu haben, daß bei einem in der Neustadt unter ungünstigen äußeren Umständen ausbrechenden Brande diesem Stadttheile große Gefahr drohen könnte, weil er bisher kaum andere Wasservorräthe hatte, als die, welche die laufenden Brunnen spendeten. In Folge dessen sollen große unterirdische Cisternen angelegt werden, welche mit den öffentlichen Brunnen durch Leitungen verbunden sind und von ihnen den benöthigten Zufluß erhalten. Die an den geeigneten Stellen angebrachten Feuerkrahnen werden die Orte anzeigen, wo im Augenblicke der Gefahr Wasser zum Löschen gleich in Menge zu haben ist. Unser Gemeinwesen wird dadurch sehr gewinnen und der dießfälligen thätigen Fürsorge unseres Gemeinderaths sind wir dafür zum freundlichsten Dank verpflichtet.

Aus dem Rheingau, 21. Juni. — Eingesandt.

In der Didaskalia vom 20. d., No. 146, ist ein Artikel aus Mainz vom 3. Juni zu lesen, worin die Rheingauer Weinversteigerungen besprochen werden, und in welchem es unter Anderem heißt: „Aber die Resultate der an demselben Tage zu Eltville abgehaltenen Thurneyßen'schen Versteigerung übertreffen Alles, was im Weinhandel Derartiges erlebt wurde. Eine Partie Weine, welche vor vier Wochen aus freier Hand zu 2700 fl. zu haben waren, kamen bei derselben auf 4650 fl.!“ Hieran ist nur wahr, daß 4650 fl. gelöst wurden und allerdings der Versteigerer mit diesem Erlös zufrieden zu seyn Ursache hatte; daß aber diese Weine vier Wochen vorher zu 2700 fl. zu kaufen gewesen wären, ist unwahr, einestheils, weil dieselben durch Sachverständige bei weitem höher taxirt waren, und anderntheils, weil der Versteigerer, (was der Berichterstatter, welcher so gut unterrichtet seyn will, leicht hätte erfahren können) die besseren Jahrgänge seiner Weine niemals aus freier Hand verkauft, sondern stets mittelst Versteigerung verwerthet. Das Gemeldete beschränkt sich also ganz einfach auf eine günstige Versteigerung.

Eine Frage.

Ein graues Kleid nur hat die Nachtigall,
Wenn silberhell auch tönen ihre Lieder;
Dem Schmetterlinge fehlet, ach! der Schall,
Wie farbenprächtig glänzet sein Gefieder.
Darum das Leid im Lied der Nachtigall?
Darum der Tod auf Schmetterlingsgefieder?

Moritz Reich.

Berichtigung.

In Nro. 149 d. Bl. ist in der Rubrik wie im Text des Artikels: „Die Enthüllung eines Denkmals“ u. s. w. anstatt Bensbach — Bensberg zu lesen.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 24. Juni. Gastdarstellung des Hrn. Haase, k. bayr. Hofschauspieler zu München. Die beiden Klingsberg, Lustspiel in 4 Akten. Graf Klingsberg, der Vater: Hr. Haase.

Sonntag, 25. Juni. (Auf allgemeines Verlangen.) Gastdarstellung der Fräulein Mathilde Wildauer, k. k. Hofschauspielerin und Hofopernsängerin. 1) Linda von Chamounix, Oper von Donizetti. (2. Act. Marie: Fräul. Wildauer. 2) Der bengalische Tiger, Lustspiel in 1 Act. 3) Das Versprechen hinterm Herd, eine Scene aus den österreich. Alpen. Nandl: Frl. Wildauer.

Montag, 26. Juni. Gastdarstellung des Hrn. Haase. Die Wahnsinnige. Harleigh: Hr. Haase. Lady Anna: Frl. Schäfer. Hierauf: Der Hofmeister in tausend Aengsten, Lustspiel in 1 Act. Magister Lassenius: Hr. Haase.

Dienstag, 27. Juni. (Auf Verlangen.) Lohengrin, romantische Oper in 4 Acten von R. Wagner.

Bockenheimer Sommertheater.

Samstag, 24. Juni. Ein kleiner Irrthum, Lustspiel in 1 Act. — Der Tapezier, Intermezzo aus der Oper „Fanchon, das Leiermädchen“, in 1 Act. — Die Erholungsreise, Posse in 1 Act.

Sonntag, 25. Juni. Lisette, oder: Borgen macht glücklich, Lustspiel in 1 Act. — Der Dorfbarbier, komische Oper in 2 Acten.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 151. Montag, den 26. Juni 1854.

Bilder aus dem Eheleben.

(Aus: „Champagnerschaum", Erzählungen und Novellen von Kathinka Zitz. Mainz, Faber'sche Buchhandlung.)

(Fortsetzung.)

Obgleich sehr geachtet, fand Charitas nur wenig Liebe in dem Hause ihrer Schwester; diese war ärgerlich über ihre geistige Ueberlegenheit; den Schwager, einen gutmüthigen, offenherzigen, barschen Mann, langweilte sie, und Blanka und Ottilie, die beiden Töchter des Hauses, welche in ihr nur eine ernste Person sahen, die den Vergnügungen abhold war, fürchteten sie sehr. Von diesen war die Jüngere mit Allem bekleidet, was der Luxus Theueres, was die Mode Abgeschmacktes finden konnte. Ein reiches Stirnband hob eine niedere, schmale Stirne hervor, auf welche krause Haare von röthlich schwarzer Farbe in verdrehten Ringeln herabfielen; ein Kleid von hellem Musselin zeichnete spitzige eckige Formen ab, und ein Spitzenkragen ließ durch sein durchsichtiges Gewebe ein Paar knochigte Schultern erblicken, wovon die eine bedeutend höher als die andere, der ganzen Person den Anschein einer Buckeligen gab; außerdem war ihre Haut schwarz und rauh, so daß sie eben so unangenehm zu sehen, als wenig einladend zum Berühren war.

Nichts zeigte an, daß die Aeltere die Schwester der Jüngeren war. Blanka's schwarze, glänzende Haare erhoben noch ihren blendend weißen Teint, obgleich ihre Züge, in welchen eine himmlische Jungfräulichkeit ausgedrückt war, etwas gelitten hatten. Ihre Gestalt schien etwas von ihrer früheren eleganten Haltung verloren zu haben, hatte aber an Grazie dadurch gewonnen. Ihr Anzug war einfach, als sey sie ihrer Schönheit bewußt. Das ganze Wesen dieser jungen Frau erinnerte an die Nonne; aber obgleich die Uebereinstimmung ihrer Charaktere diese beiden Personen einander hätte näher bringen sollen, so vermieden sie sich beständig, als hätten sie gefürchtet, die Eine, daß ihr ein schreckliches Geheimniß entschlüpfen, und die Andere, daß sie es errathen möge.

Ein starker Schlag mit dem Klopfer machte die Hausthüre erzittern, dann drehte sich die Thüre schwerfällig auf ihren Angeln, indem sie ein sonores Echo in der Tiefe des gewölbten Ganges wach rief. Die vier Frauen bebten zusammen.

„Mein Mann hat Verlust bei der Wasserassekuranz gehabt", sagte Frau Sander kalt und ohne die Augen von dem Strumpf zu erheben, den sie eben stopfte.

„Vielleicht hat ein Schiffbruch stattgefunden" . . bemerkte das häßliche junge Mädchen, indem es seine Lektüre in Saphirs Humorist einen Augenblick unterbrach.

„Wir haben so schlechtes Wetter seit einigen Tagen", fügte die Nonne leise hinzu.

Die vierte allein sagte nichts; sie stand auf, um ihrem eintretenden Vater entgegen zu gehen.

Es war ein sehr kleiner, kurzer, dicker Mann, dessen stark colorirtes Gesicht die Heftigkeit seines Charakters verrieth.

„Verdammter Südwestwestwind!" sagte er, indem er seiner Tochter Blanka Hut und Stock gab. „Das Schiff, das ich fast allein versichert habe, und das seit drei Tagen hier seyn sollte, läßt nichts von sich hören noch sehen. Ich werde großen Verlust erleiden."

Mit geöffnetem Taschenbuch stand der Assekurant am Tische und setzte bei dem Schein der Lampe lange Zifferreihen unter einander, die er zusammenaddirte.

Das aufgetragene Essen machte, daß Jedermann die Arbeit bei Seite legte. Jedes nahm seinen gewohnten Platz ein, der Mann neben der Frau, Blanka neben ihrem Vater, Ottilie neben der Mutter, die Nonne zwischen den beiden Schwestern.

Die Mahlzeit ging vorüber, wie alle Familienmahlzeiten; der Mann sprach von seinen Geschäften, die Frau von ihrer Haushaltung; es waren stets dieselben Gegenstände und fast dieselben Worte; eine Meinungsverschiedenheit erhob sich über die Art und Weise, wie der Rindsbraten tranchirt werden müsse, und erneuerte sich, so oft Rindsbraten auf den Tisch kam.

An jenem Abend ging Alles zu wie gewöhnlich, und als das Mahl vorüber und der Tisch abgedeckt war, nahm Sander seinen Hut, um noch ein wenig in das Theater zu gehen, in welches er abonnirt war, als Ottilie, welche das Zimmer seit wenigen Augenblicken verlassen hatte, mit einem Brief in der Hand zurückkam, während sie die andere Hand in ihrer Schürzentasche versteckt hielt.

„Man setze sich und höre mir zu; es ist ein Brief von meinem Schwiegersohn", sagte Sander, indem er seinen Hut wieder hinlegte und den Brief erbrach, den ihm Ottilie übergeben hatte; „ein Brief von Deinem Manne, Blanka."

Ein leises Zittern verkündigte allein, daß ihn Blanka verstanden hatte.

Alle setzten sich mit mehr oder minderem Eifer und nahmen die Arbeit wieder vor, mit welcher sie vor dem Nachtessen beschäftigt gewesen, während Sander den Brief mit den Augen überlief.

„Dein Mann kommt, Blanka!" sagte er, indem er weiter las.

Blanka antwortete nichts, sie wußte es, aber sie ward blaß wie eine Leiche. Frau Sander nahm das Wort:

„Gewiß", sagte sie, indem sie eine Masche aufzunehmen suchte, welche durch die ganze Ferse gefallen war; „gewiß will er seine Frau holen. Sie wird in diesem Falle wohlthun, ihm ohne Widerspruch zu folgen."

„Niemals!" sagte Blanka mit einer Festigkeit, die an Verzweiflung gränzte; „niemals kehre ich zu Herrn v. Fügen zurück."

„Und warum, wenn's beliebt?" fragte Frau Sander, indem sie ihre dicken, runden und geistlosen Augen auf ihre Tochter heftete. „Ich schicke Dich nicht fort, aber wenn Dein Mann Dich in Anspruch nimmt, so ist es Deine Pflicht, ihm zu gehorchen; eine Frau ist nur glücklich, indem sie ihre Pflichten erfüllt."

Als Blanka im Begriff war zu antworten, legte der Vater seine Hand auf ihren Arm und sagte ihr leise: „Glaubst Du denn, daß ich es Dir an etwas würde fehlen lassen, Kind? — Thue, was Deine Mutter haben will, und verlasse Dich im Uebrigen auf mich."

„Vater!" erwiederte Blanka laut, trotz den Zeichen, daß sie schweigen möge, welche ihr der gute alte Mann gab; „Vater, mein Mann und ich sind auf immer getrennt! . . . Lieber den Tod, als ihn!" fügte sie mit aufeinander gepreßten Zähnen hinzu.

„Es ist also Ernst, armes Kind?" hob Herr Sander wieder an; „es sind also Dinge vorgegangen, die ich nicht weiß? . . . Laß hören, Blanka, vertraue uns Alles an. . . Ich verspreche Dir, daß es unter uns bleiben soll."

Als Blanka stumm blieb, fuhr der Assekuranzunternehmer fort: „Wohlan, ich will Dir helfen", und mit gedämpfter Stimme setzte er hinzu: „Ich merke, was los ist . . Fügen hat irgend eine kleine Untreue an Dir begangen."

Blanka antwortete nicht.

„Das ist vom Uebel, Kind! Aber unter uns gesagt, in der Zeit, in welcher wir leben, darf man nicht zu anspruchsvoll seyn."

„Die Männer sind doch immer nachsichtig für derlei Fehler", versetzte Frau Sander und erhob ihre ausdruckslosen Augen zu ihrem Manne.

„Stille, Frau!" antwortete Sander, indem er die Brille abnahm und sie mit der größten Vorsicht rein wischte.

„Hat er Dir Kleider, Schmuck oder Vergnügungen versagt?" fragte Ottilie.

„In der That", sagte Frau Sander, „als sie Blankas Schweigen und leidende Verlegenheit bemerkte, wenn ich nicht wüßte, daß Fügen ein zu feiner Mann ist, um seine Frau zu schlagen . . ."

„Wie, armes Weib! . . Hätte er Dich . ." Ein mit beiden Händen geführter Schlag mit dem spanischen Rohr auf den Fußboden vollendete den Gedanken des Assekurators.

„Nein . . nein . . o mein Gott! nein!" sagte die junge Frau mit einem sonderbaren Lächeln.

„Wenn Du nicht sagst, was vorgefallen ist, so können wir es nicht errathen, Kind!" sagte der Vater theilnehmend.

„Wozu denn auch?" warf Frau Sander ein; „es gibt keine genügenden Ursachen, um seinen Mann zu verlassen."

„O ja, Mutter, es gibt welche" . . rief Blanka, deren ganze Seele in dem Ausdrucke ihrer Stimme lag.

„Warum läßt Du Dich alsdann bitten, sie uns mitzutheilen?"

„Weil" . . sagte Blanka — sie überlief mit den Augen den Kreis ihrer Zuhörer — „weil" . . wiederholte sie noch einmal, wie Jemand, der sich zum Sprechen zwingt. . . Aber das Aussehen ihrer Mutter war so eiskalt, das der Nonne so streng, und in der Miene ihres Vaters lag eine so einfache, offenherzige Gutmüthigkeit, daß alle Worte, die ihr bereits auf den Lippen schwebten, sich wieder in die Tiefe ihres Herzens zurückdrängten. — „Nein, ich kann nicht", sagte sie, „Niemand von Euch würde mich verstehen. . . Aber, Vater . . wenn Sie meinen Tod nicht wollen, so verhindern Sie ein Zusammentreffen mit meinem Mann."

Die Hand ihres Vaters mit einer fast krampfhaften Bewegung an die Lippen drückend, erhob sie sich alsdann und verließ das Zimmer.

„Stille, Mutter!" sagte Ottilie, nachdem Blanka hinausgegangen war. Und indem sie ihr einen Brief zeigte, den sie in der Schürzentasche verborgen hatte, setzte sie mit dem Ausdruck boshafter Freude hinzu: „Von Wien . . aber nicht von dem Schwager, und an Frau von Fügen adressirt."

„Das ist sonderbar!" sagte Frau Sander nachdenkend, während Ottilie das Siegel erbrach, den Brief entfaltete und sich zum Lesen anschickte.

„Ja, lese Fügens Brief zu Ende", sagte Sander, als er ein Schreiben in den Händen seiner Tochter erblickte. „Uebrigens will ich Euch ein Geheimniß mittheilen. — Fügen sitzt Schulden halber im Gefängniß. Aber . . lese nur, Ottilie, lese . . Ihr werdet sehen, daß er es selbst in der Nachschrift ankündigt."

Ohne den Irrthum ihres Vaters zu widerlegen, las Ottilie mit lauter Stimme:

„Sie haben die richtigen Lebensansichten nicht, gutes Kind."

Nach diesem Eingang erhob sich die Nonne und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen.

Ottilie schien ihre Abwesenheit nicht zu bemerken und fuhr fort.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tempel und seine Insassen.

Der Tempel in Paris ist nicht mehr! eben jetzt haben sie ihn vollends eingerissen und zerstört!

Wenn von dem Tempel in Paris die Rede ist, muß sich der Leser nicht etwa die kleinern oder größern Umrisse eines Gebäudes vorstellen. Der Tempel bildete für sich eine kleine Stadt inmitten von Paris, umschloß das ganze reiche Besitzthum von Kirchen, Palästen, Häusern, Gärten, Höfen u. s. w., welches der ehemalige mächtige Orden der Tempelritter hier besaß. Von ihnen auch führte dieser Theil der französischen Metropole den Namen. Die Zeit hat arg an dem Tempel genagt, und Stück um Stück von ihm losgelöst, bis wir jetzt seine letzten Mauern in Trümmern sinken sahen.

Und welch reiches Stück Geschichte knüpft sich an diese Mauern! Als der Tempel zu Anfang des 13. Jahrhunderts erbaut wurde, stand der Orden der Tempelritter noch in voller Blüthe. Von den Königen Frankreichs begünstigt, bauten sie ihren Ordenssitz in Paris zu einer wahren Festung aus, welche den Schätzen der Könige sowie diesen selbst mehr als einmal Schutz gewährte. Philipp der Schöne widerstand 1396 hinter den Mauern des Tempels einem furchtbaren Volksaufstande; derselbe Philipp aber vernichtete einige Jahre später mit Feuer und Schwert den Orden der Templer. Ihr Erbe fiel den Johannitern zu, von denen es wiederum an die Malteser überging. Unter diesen verlor der Tempel nicht an Umfang, wohl aber an seiner alten Berühmtheit, und die neuen Insassen spielten eine nur wenig hervorragende Rolle.

Zur Zeit der Regentschaft des Herzogs von Orleans war der Tempel einer der Mittelpunkte für die Schön- und Lebegeister der großen Hauptstadt, und den materiellen wie den geistigen Genüssen des Lebens wurde daselbst in raffinirtester Weise gehuldigt. Voltaire nahm in seiner Jugend an diesen Versammlungen Theil, und später, 1765, als der Prinz von Conti Großprior des Malteserordens war, fand Jean-Jacques Rousseau, gegen den ein Verhaftsbefehl ausgefertigt worden, hier Schutz. Die Verleihung solchen Schutzes gehörte zu den alten Privilegien des Tempels.

Im Jahre 1779 fanden wegen Baufälligkeit die ersten Veräußerungen am Tempel statt, welche sich theilweise wiederholten, bis die Revolution von 1789 den Orden der Malteser gänzlich unterdrückte und all sein Besitzthum für Nationalgut erklärt wurde. Während einiger Zeit blieb hierauf der Tempel ohne alle Verwendung, bis er endlich 1792 von der constituirenden Versammlung die traurige Bestimmung erhielt, der königlichen Familie zum

Gefängniß zu dienen. Ludwig XVI., Marie Antoinette und Madame Elisabeth gingen von hier aufs Blutgerüst, das Kind Ludwig XVII. starb daselbst und dessen Schwester verließ den Tempel nur, um gegen die von Dumouriez den Oesterreichern überlieferten Volksrepräsentanten ausgewechselt zu werden.

Nach diesen königlichen Insassen nahm der verwegene Jakobiner Santerre in einem Theile des Tempels auf kurze Zeit seinen Sitz. Unter dem Direktorium und dem Konsulat wurde der Tempel wiederum als Staatsgefängniß benutzt, wo wechselsweise die Anhänger der königlichen Familie wie die extremen Republikaner eingekerkert wurden. Der Communist Babeuf; der englische Admiral Sidney Smith, dem es jedoch nach zwei Jahren zu entkommen gelang; der größte aller Neger, Toussaint-Louverture; die Deportirten des 18. Fructidor; Cadoudal, Moreau, die Gebrüder Polignac, Pichegru; General Malet, der während des russischen Feldzugs die kaiserliche Regierung in Paris durch einen kühnen Handstreich zu stürzen versuchte, — sie Alle und viele Andere noch gehörten mit- und nacheinander zu den Insassen des Tempels.

Die Bedürfnisse des neuen Paris zerbröckelten unausgesetzt den alten Tempel, dessen Räumlichkeiten dabei in der verschiedenartigsten Weise benutzt wurden. So dienten Theile davon unter dem Kaiserreiche als Kavalleriekaserne, die später zum Kultusministerium bestimmt wurden. In den Jahren 1814 und 15 schlugen die siegreichen Alliirten hier eins ihrer Hauptquartiere auf; den Soldaten folgten Nonnen, die unter Ludwig XVIII. ihren Einzug hielten, bis die Februarrevolution von Neuem den Tempel ausfegte.

Welch wechselvolle Scenen sah der Tempel im Verlauf der Zeit! Welche Seufzer mögen hier gen Himmel gestiegen seyn! Das moderne Paris, wo man viel schneller vergißt als sonst anderswo, kümmert sich jedoch wenig um die Vergangenheit des Tempels. Es lebt fortwährend in der Gegenwart, in dem vollen üppigen Treiben des Tages, und von dem Tempel weiß es wenig mehr, als daß in der Budenwelt um die sogenannte Rotonde des Tempels her der Abhub von Paris lagert: der Abhub an Menschen wie an Sachen! Dieß sind in unserer Zeit die Insassen des Tempels geworden.

Wo früher die stolzen Templer hausten, hat der Trödelhandel von Paris seinen wunderlichen Sitz aufgeschlagen, von dem man, wenn man die Rue de Temple passirt, den ersten Vorgeschmack bekommt. Doch ahnt man hier noch nicht, was Alles jene 1500 Trödelbuden und Stände dahinten, die von einer Unzahl verschiedener Gänge durchschnitten werden, in ihrem Innern bergen. Unter ihren Bewohnern befinden sich hauptsächlich viele Deutsche, Juden und Leute aus der Normandie, neben denen alle Die, welche in dieser oder jener Klasse der bürgerlichen Gesellschaft Schiffbruch gelitten haben, hier noch eine Existenz finden. Man begegnet hier Leuten, die durchaus kein Vorurtheil mehr haben, und wenn es hinwiederum in diesem sonderbaren Quartier auch rechtschaffene Leute gibt, so muß die Bedingung, unter welcher sie allein zu leben vermögen, doch ihren Widerwillen gegen das Laster zurückdrängen. Man kann im Tempel nicht leben, ohne das Laster zu berühren. Es werden hier allerdings auch ehrliche Geschäfte gemacht, vorzugsweise aber solche, welche gesetzlich nicht gestattet sind.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Ein interessanter Fall kam vor den Assisen des Departements der Arriége vor. Die Angeklagte war ein junges Mädchen von 19 Jahren, Margarethe Maria, der Kläger ihr früherer Bräutigam, Anglade, blind, in Folge von Schwefelsäure, welche seine Braut ihm absichtlich ins Gesicht gegossen hatte. Man schaudert vor der That, doch man höre: Margarethe Maria war die Verlobte Anglade's, die öffentlichen Anzeigen bei der Mairie waren schon geschehen. Der Bräutigam beredete sie, ihre Stellung als Dienstmädchen zu St. Ibars zu verlassen, um die letzten Wochen vor der Hochzeit bei einer Verwandten von ihm zu wohnen. Dieß that sie und ihr Bräutigam benutzte die dort günstige Gelegenheit, sie zu verführen. Nach der That erklärte er ihr, er werde sie nicht heirathen. Jetzt gerieth das Mädchen außer sich: sie beschwor ihn mit Bitten und Thränen. Alles umsonst. Da verübte sie in der Verzweiflung die That der Vergeltung. Als der Erblindete ihr vor Gericht gegenübertrat, brach sie in heftige Thränen aus und rief: „Glaube mir, Anglade, ich leide mehr als Du, Dich in diesem Zustande zu sehen!—Das Unglück habe ich nicht gewollt! Ich wollte Dir die Säure nur auf die Wangen spritzen. Heirathe mich jetzt! Du weißt ich bin gesund, arbeitsam, ich will Dich ernähren und pflegen." Anglade aber wies sie zurück. Vom Richter über sein schändliches Benehmen gegen das Mädchen befragt, erklärte er: „Sie sey eine Plaudertasche, die Alles wieder erzähle, was sie Beide sprächen und thäten; deßhalb habe er sie nicht heirathen wollen und wolle sie auch jetzt nicht!" Nach einer beredten Vertheidigung des unglücklichen Mädchens durch ihren Rechtsbeistand sprach die Jury sie völlig frei. Alle jungen Mädchen, die in der Sitzung zugegen waren, umgaben sie und wünschten ihr Glück. Sie blieb in Thränen und konnte sich von dem treulosen Bräutigam, dessen durch sie verschuldetes Unglück sie tief schmerzte, kaum losreißen.

(Auch eine Industrie.) Bekanntlich geben die Zeitungen der neuen Welt eine reiche Ausbeute höchst amüsanter Annoncen, die sehr häufig in Form von Briefen entweder an das Publikum oder an den Herausgeber der Zeitung abgefaßt sind. Von allen Anzeigen und Anerbietungen, die durch derartige offene Briefe dem leselustigen Publikum vorgelegt werden, scheinen die Heirathsgesuche, mögen sie nun von Männern oder von Frauen ausgehen, jedenfalls am meisten zu interessiren und was in Europa unbekannt seyn dürfte, auch noch dazu einträglich zu seyn. So hat z. B. in dem Louisviller „Demokraten" ein junger Mann aus Leavensworth eine Lebensgefährtin gesucht und schreibt jetzt an den Redakteur der Zeitung, er sei mit dem Erfolge seines Heirathsgesuches außerordentlich zufrieden, da ihm die Inserationsgebühr reichliche Zinsen getragen habe. Er gibt an, daß nicht weniger als 794 Briefe, dreizehn Daguerreotypbilder leidiglich hübscher Damen, zwei goldne Fingerringe, siebzehn Haarlocken, ein silberner Fingerhut, zwei Dutzend werthvoller Hemdenknöpfe und ein zierliches Bändchen Gedichte, von zarten Händen übersendet, ihm zugekommen.

(Der Thee für den Kaiser von China.) Der Thee, welcher für die kaiserliche Familie von China bestimmt ist, wird mit der äußersten Sorgfalt behandelt. Man zieht ihn in einem besonderen Garten, der bewacht wird, damit sich kein Mensch und kein Thier demselben nahe. Die Wege in diesem Theegarten werden täglich gekehrt, und man sorgt ängstlich dafür, daß ja kein Schmutz auf die Blätter falle. Naht sich die Zeit der Ernte, so müssen sich die Arbeiter des Genusses der Fische enthalten, damit ihr Athem die Blätter nicht verderbe, sich dreimals des Tages warm baden und überdieß dennoch die Blätter mit Handschuhen abpflücken. Auch bei der späteren Zubereitung verfährt man mit gleich ängstlicher Vorsicht.

Im Berner Tageblatt kündigt ein Wirth mit Bezug auf die stattgehabte Versöhnung der Parteien „Fusionswein“ und „Fusionswürste“ an. Letztere dürften schmackhafter seyn als ersterer.

Nur den wenigsten Leuten, welche Bier trinken, dürfte es bekannt seyn, daß der Name dieses Getränkes aus dem Lateinischen und zwar aus dem Zeitworte „bibere“ (trinken) abgeleitet ist oder auch nur seyn soll. Auf diese Ableitung verweist Grimm in seinem deutschen Wörterbuche.

Tagesliteratur.

Ein Werk von keineswegs bloß ephemerem Werthe ist das „Kriegstheater“ (Lpz. Lorck), dessen beide erste Bände die Türkei und Süd-Rußland geschichtlich und statistisch schildern. Sie enthalten namentlich: Molbech's Geschichte der Türken in Europa bis zum Beginne unseres Jahrhunderts; die russ. türk. Feldzüge 1828—29 von Chesney, der die wichtigsten Schauplätze selbst bereiste und seine Mittheilungen aus den Quellen schöpft; Michelsen über die Reformperiode (seit 20 Jahren) und die Statistik der Türkei, der viele merkwürdige Einzelheiten zusammenstellt; die Krim von Oliphant, aus einem größeren, sehr viel gelesenen Werke des Verf., der Rußland im Jahre 1852 bereiste; Odessa u. s. w. von Brooks, der Süd-Rußland als Commissionär einer englischen Zeitung bereiste, wie gleichermaßen O'Brien, dessen Beobachtungen hier mitgetheilt werden, die Donaufürstenthümer im Jahre 1853; Reise durch Albanien, Bulgarien und Serbien von Smyth, der durch seine gewandte Anschmiegung an mancherlei Nationalitäten auch in sonst sehr unwirthlichen Oertlichkeiten interessante Beobachtungen machen konnte. Dieß Verzeichniß erweist hinlänglich die wohlgetroffene und reichhaltige Auswahl, welche dieser neue Zuwachs der „Hausbibliothek“ zu guter Stunde bietet. No. 3 der ebds. ersch. „Illustrirten Conversationshefte“ schildert den Finnischen Meerbusen und enthält Karten und Abbildungen von Kronstadt, Bomarsund, Helsingfors, Wiborg u. Riga. Von Callot's „Orient u. Europa“ (Lpz. Kollmann) ist Bd. 3 (mit Ch.) erschienen, dessen Inhalt gleiche Farbe mit dem seiner Vorgänger (s. Bib. No. 104) trägt. Wir lauschen mehr ergötzt, als gläubig, den Gefahren, welche in der herrlichen Konstantinopolis bald dem Leben, bald dem Herzen des ritterlichen Wanderers drohten. Einige Angaben, wie z. B. über die neugriechische Sprache, hat der Vf. nicht aus den sichersten Quellen geschöpft. — „Denkerbriefe (frz. lettres d'un penseur) vom walachischen Donauufer“ von Prinzessin Aurelie Ghika, nebst einem Briefe an die Verfasserin von Friedrich Paalzow (Brl., Fr. Duncker). Diese Briefe einer interessanten, in Bukarest verheiratheten Gascognerin berühren ihr Adoptivvaterland nur wenig, (ein Beispiel in Bib. No. 141), lassen übrigens kaum Etwas aus dieser und jener Welt unberührt. Sie sprühen in vielfarbigen Funken, wie das schönste Feuerwerk — das kein dauerndes Licht zurückläßt. Die Verf. scheint die Oberflächlichkeit des französischen Enthusiasmus und der französischen Religiosität einzusehen, bleibt aber beiden hingegeben und verdient die galante Zurechtweisung des Herausgebers. Ihre Urtheile sind nach französischer Weise mit vielem Aplomb ausgesprochen, und ihr Accent deutet auf weltbestimmende Wahrheiten. Das ganze Buch gehört der besten Gesellschaft, welcher das tiefgründliche Denken und Empfinden unbequem ist, und die die Wehen des neuen Zeitraums mit einigen Phrasen erschöpfend zu charakterisiren glaubt — Ein „Offener Brief an Nikolaus I.“ (Lpz., Remmelmann) verweist denselben auf das Weltgericht der Geschichte, mit warnenden Belegen aus der russischen im Besonderen, und ist kräftiger abgefaßt als die „Epistel an den Czaren“ von K. Beck. (Brl. Schindler.) Ein „Neutrales Wort über Preußens Neutralität“ (Ebds.) will die letztere in unbedingter, nach unserer Ansicht weder räthlicher, noch möglicher Weise, regt aber viele wichtige und noch unerledigte Fragen an. Christophilos Alethes schildert „Die Lage der Christen in der Türkei und das russische Protectorat“ (Brl., Rauh) nach persönlichen Beobachtungen als Freund des Christenthums und der Wahrheit, wie der angenommene Name andeutet. Ob aber seine wohlgemeinten politischen Vorschläge im hohen Rathe der Geschichte Berücksichtigung finden, bezweifeln wir. Eine uns näher liegende kirchlich-politische Lebensfrage betreffen drei Briefe „Das christliche Gewissen und die erzbischöfliche Auflehnung“ (Karlsr., Braun), welche die Aufruhrpartei in Baden nach göttlichem und menschlichem Rechte richten, den alten Erzbischof jedoch schonend behandeln. Gleichzeitig kommt uns der neueste Hirtenbrief des Letzteren zu, in welchem er sich fortwährend mit Christus (!) vergleicht und die bekannte Mentalreservation beim Unterthaneneide (den stillschweigenden Vorbehalt des unantastbaren Priesterthums) zum Schilde nimmt. — Angelegentlich empfehlen wir die von Pflicht und Ehre eingegebene „Denkschrift über die confessionellen Wirren Kurhessens“ von Heppe (Cassel, Fischer), ob wir gleich auf den Inhalt hier nicht näher eingehen können.

Korrespondenz.

Heidelberg, 20. Juni.

Mit nächster Zeit wird in dem benachbarten Dorfe Walldorf (bei St. Ilgen) eine Stiftung ins Leben treten, wie nicht manche Stadt eine aufweisen mag. Nämlich die Erziehungsanstalt für arme Kinder und Verpflegungsanstalt für arme Greise, welche unser in Nordamerika verstorbener Krösus der Neuzeit, Landsmann Johann Jacob Astor, der in Waldorf geboren, in seinem Letzwillen stiftete. Das Gebäude zu dieser Anstalt steht schon unter Dach, bildet eines der herrlichsten Schlösser der Umgegend und bietet besonders den Reisenden auf der Eisenbahn eine neue Schau. Da die Gelder zur Einrichtung längst bereit liegen, die Verwaltung der Stiftung ernannt und geordnet ist, so dürfte bald auch deren innere Wirksamkeit beginnen. Mögen noch viele unserer Auswanderer Astors werden und dann in ihrem Reichthume auch ihrer alten Heimath gedenken!

Darmstadt, 21. Juni.

Unser fleißiger Dr. H. Künzel wird demnächst mit einem Werke erster Bedeutung für die hessische Haus- und Landesgeschichte hervortreten, wozu er seit Jahren das Material gesammelt und die ernstesten Studien gemacht hat. Noch mehr, das Werk greift auch in die Weltgeschichte ein, denn es handelt sich um den Mann, dem England den Schlüssel zum Mittelmeere verdankt, um den Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, 1669—1705, kais. Feldmarschall, spanischen Granden erster Klasse, Vicekönig und Generalkapitän von Catalonien, Ritter des goldnen Vließes ꝛc., den Eroberer nicht nur von Gibraltar, sondern auch den heldenmüthigen Vertheidiger der Feste ein Jahr hindurch, gefallen beim Sturm auf den Montjouy bei Barcelona. Sein Leben, von den englischen Geschichtschreibern jener Periode sehr oberflächlich behandelt, ist hier aus theilweise noch unbenutzten Aktenstücken deutscher und englischer Archive und aus dem reichhaltigen Briefwechsel des Helden mit Gründlichkeit und patriotischer Wärme dargestellt. Das Werk wird 30—40 Bogen umfassen, mit dem Bildniß des Landgrafen und dem Plane von Gibraltar geziert seyn und für die Unterzeichner 3 fl. kosten. Der Verleger ist Scriba in Friedberg, bei welchem gleichzeitig ein populäres Unternehmen desselben Verf. in 6 Heften zum Preise von je 24 kr. ausgegeben werden soll, ein Sammelwerk aus bewährten Schriftstellern unter dem Titel: „Geschichte von Hessen, insbesondere Geschichte des Großherzogthums Hessen und bei Rhein, in Chronik- und Geschichtsbildern, in Liedern, in geographischen Skizzen, in Mundarten, Volksliedern, Sagen und einer Geschichte Hessens in Uebersichten. Dr. Str.

Theater-Anzeige.

Montag, 26. Juni. Gastdarstellung des Hrn. Haase. Die Wahnsinnige. Harleigh: Hr. Haase. Lady Anna: Frl. Schäfer. Hierauf: Der Hofmeister in tausend Aengsten, Lustspiel in 1 Act. Magister Lassenius: Hr. Haase.

Dienstag, 27. Juni. (Auf Verlangen.) Lohengrin, romantische Oper in 4 Acten von R. Wagner.

Mittwoch, 28. Juni. Gastdarstellung des Hrn. Roger, erster Tenor der großen Oper zu Paris. Die weiße Frau, Oper in 3 Akten, Musik von Boieldieu. Georg: Hr. Roger (in deutscher Sprache). Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspreisen.

Druck und Verlag von Heiler und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 152. Dienstag, den 27. Juni 1854.

Bilder aus dem Eheleben.

(Aus: „Champagnerschaum", Erzählungen und Novellen von Kathinka Zitz. Mainz, Faber'sche Buchhandlung.)

(Fortsetzung.)

III.

Brief eines Liebhabers aus dem neunzehnten Jahrhundert.

„Sie haben die richtigen Lebensansichten nicht, gutes Kind! — Ich gebe zu, daß Ihr Schicksal traurig ist, aber warum wollen Sie sich nicht über dasselbe erheben? Mit Geist macht man, mit Energie beherrscht man sein Schicksal. Ihre schöne Seele, die so rein und keusch ist, träumt von einer idealen Welt, und da Sie sich nirgends finden, so erfüllt Sie das mit Unwillen.

„Wenn Sie mich nicht liebten, so würde ich Ihre Abreise begreifen; aber Ihre Seele, die sich so offenherzig in Ihren Zügen spiegelt, daß sie Ihnen die Möglichkeit benimmt, irgend etwas zu verhehlen; Ihre Stimme, welche bei meiner Annäherung erstirbt; Ihr Blick, der mich auf eine Weise meidet, die nicht natürlich ist; das Zittern Ihrer Hand, wenn sie die meinige zufällig berührt . . . verräth das Alles nicht Ihre Liebe! Und wie sollten Sie mich nicht lieben, mich, der Sie so sehr liebt?

„Ja, Blanka! Ja, dieser kalte positive Mensch, der so viel gelebt hat, obgleich er noch nicht dreißig Jahre alt ist, dieser Mann, der sich seines blasirten Herzens rühmte, der nachdachte, statt zu fühlen, der selbst seine Leiden zergliederte, dieser Mann hat, als er Sie sah, die Wärme der Jugend, die ersten Illusionen der Liebe wieder gefunden. Nur ist ihm aus allen Prüfungen der Vergangenheit eine Fähigkeit geblieben, die, sich zu beherrschen.

„Vor zehn Jahren, Blanka, würde ich Sie mit derselben Liebe, die ich jetzt empfinde, verfolgt, kompromittirt, vielleicht verdorben haben; jetzt aber, indem ich meine Leidenschaft und Ihre Verzweiflung beurtheile, will ich Sie überzeugen; indem ich Ihnen die Dinge aus dem richtigen Gesichtspunkt zeige, will ich Sie zu mir zurückführen.

„Ich sage es Ihnen voraus, daß meine Moral eine trostlose ist; aber ich richte meine Worte auch an eine Frau, deren Lage eine verzweiflungsvolle ist.

„Sie haben mich aufgeopfert, Blanka! und wem, ich frage Sie? Der Welt? was ist dieser an Ihrer Aufopferung gelegen? ihr gilt nur die Heuchelei; ein öffentliches Skandal ist das Einzige, was sie nicht verzeiht, und zwar wegen des Beispiels — das ist Alles.

„Ich wiederhole es Ihnen, Sie haben mich der gesellschaftlichen Convenienz geopfert. — Mag ein Jeder die Phrase übersetzen, wie er will, ich übersetze sie nicht, ich erkläre sie.

„Die Convenienz hat Sie, das junge Mädchen, mit einem ebenfalls jungen Manne verbunden, der Ihnen anzustehen schien; die Convenienz ließ mich eine Gemahlin nehmen, die mir in Hinsicht des Alters, des Vermögens und der Schönheit ebenfalls anstand. Was war aber das Ergebniß dieser Convenienz? daß Sie an einen Wüstling, einen Narren geschmiedet sind, und ich mit einer Närrin verheirathet bin; — daß Sie genöthigt waren Ihren Mann zu fliehen, und ich, meine Frau in das Irrenhaus sperren zu lassen; — kurz, daß wir Beide unglücklich sind.

„Wären wir Protestanten, so könnten wir hoffen durch eine Doppelscheidung dahin zu gelangen, unsere Liebe durch das Gesetz heiligen zu lassen. Doch nur gemeine Seelen lassen sich durch Verhältnisse beherrschen, erhabene Geister beherrschen sie.

„Kehren Sie hierher zurück, Blanka: nicht durch Schwüre will ich Ihnen meine Liebe beweisen, sondern durch meine Handlungen, durch mein Leben. Kehren Sie zurück! Dasselbe Schicksal, eine gleiche Lage, Alles vereinigt uns. Kommen Sie, und verlassen Sie sich auf mich, Blanka! Das Wort eines Liebhabers gleicht einer Ehrenschuld, die man unverzüglich bezahlt, selbst in dem Augenblick, wo man einen Wechsel protestiren läßt.

„Ich hoffe viel, Blanka; Sie leiden, Sie lieben mich, und was mehr ist: Sie haben einen schlechten Gatten.

Egon, Graf von Gallenberg."

IV.

Sonderbares Mißverständniß.

„Das ist ein sonderbarer Brief", sagte Sander mit nachdenkender Miene; „das Ende gleicht dem Anfange gar nicht, und wären zwei Briefe von Wien angekommen, so würde ich, Gott verzeihe mir, glauben, daß ein Anderer als mein Schwiegersohn, geschrieben, was Du uns eben gelesen hast."

„Wie bist Du doch so einfältig", rief Frau Sander mit einem merklichen Achselzucken. „Freilich sind zwei Briefe angekommen, und dieser da ist nicht von Fügen."

„Von wem ist er denn?" fragte der Wasserassekuranzmann ruhig.

„Ih nun, von einem Liebhaber!" schrie Frau Sander ihrem Manne ins Ohr, der seine Frau anstarrte, als habe er das Gesagte nicht verstanden. „Hörst Du's, Fabian, von einem Liebhaber. Wo hat das Weib nur solche lasterhafte Grundsätze hergenommen? . . Gewiß nicht aus meinen Beispielen", setzte sie hinzu, indem sie sich hoch aufrichtete. „Fabian, ich habe nie das Laster gekannt, hatte stets Abscheu vor demselben, und bei Gott, ich werde es in meinem Hause nicht dulden. Ich hoffe, Du wirst mir die Liebe anthun, die abscheuliche Creatur aus meinen Augen zu jagen. Alles geht mir im Leibe herum bei dem Gedanken, sie wieder zu sehen."

„Sie fortjagen", wiederholte Sander, der von der ganzen

Rede seiner Frau nur dieses eine Wort begriffen hatte. „Und wohin soll sie denn gehen?"

„Was liegt mir daran, wohin sie geht?" kreiste Frau Sander; „mag sie hingehen, wohin sie will, aber so viel ist gewiß, daß eine solche Creatur nicht länger unter meinem Dache bleiben darf. Ottilie, rufe sie her."

„Stille!" rief Sander, indem er diesen Ausruf mit einem heftigen Stockschlag auf den Stubenboden begleitete: „Stille! und Niemand rühre sich von der Stelle."

Er begann zu begreifen, und der furchtbar klingende Ton seiner Stimme verbreitete eine Art Schrecken um ihn her. Vor Bewegung zitternd, hob er nach einem Augenblick wieder an: „Arme Blanka: Nein . . ich kanns nicht glauben . . . Mein Herz ist zermalmt." — Dann den Kopf wieder erhebend, den ein schmerzlicher Seufzer niedergedrückt hatte, affektirte er eine Ruhe, welche seine bebenden Lippen Lügen straften, und sagte, indem er sich an seine Frau wandte; „Marianne, ich gestehe Dir, daß ich diesen Brief nicht recht verstanden habe. . . Aber gleichviel", fuhr er heftig fort, als er sah, daß seine Frau sich zum Sprechen anschickte, „ich brauchte ihn nicht zu verstehen. Blanka kann einen Fehler begangen haben, das geht uns nichts an, wir dürfen sie nicht verurtheilen. Wir haben das arme Ding so schlecht verheirathet! . . ."

„Ist das ein Grund, um sich schlecht aufzuführen?" unterbrach ihn seine Frau, die ihn bis jetzt mit den Zeichen der lebhaftesten Ungeduld angehört hatte.

„Es ist nicht einmal eine Entschuldigung, Marianne, ich weiß das, aber es ist eine Folge davon."

„Unterstehe Dich, ihr Betragen zu billigen."

„Stille, Weib! und höre mich an, wenn ich spreche", sagte der Assekurator in einem so gebieterischen Ton, wie ihn seine Frau gar nicht an ihm gewöhnt war. „Mag Blanka schuldig seyn oder nicht, so bleibt sie immer unsere Tochter. Bedenke, daß es am Ende jenes Briefes heißt: „Ich hoffe viel, denn Sie haben einen schlechten Gatten!" . . Wir haben ihr diesen Gatten gewählt, gegeben in einem Alter, wo man das Leben noch nicht kennt, wo man noch so rein ist, daß man das Böse nicht begreift; in einem Alter, wo zu meiner Zeit die Mädchen noch in die Schule gingen . . . im sechzehnten Jahre."

„Fabian, höre mich an", versetzte Frau Sander. „Ich sage Dir, wenn diese Creatur noch einen Tag in meinem Hause bleibt, so gehe ich aus demselben fort."

„Und ich gehe mit Dir, Mutter!" bestätigte Ottilie, die bis jetzt noch nichts gesagt hatte.

Zum großen Erstaunen der Mutter und Tochter erhob sich Sander und sagte kalt:

„Mein Haus steht allen meinen Kindern, meiner ganzen Familie offen; wem es nicht darin behagt, der kann gehen. . . Aber ich habe nie einen Dienstboten fortgejagt, und sollte mein Kind fortjagen . . Gib mir den Brief, Ottilie.

„Was wollen Sie damit machen, Vater?"

„Ihn wieder versiegeln und ihn Blanka geben", sagte Sander, indem er den Brief wieder in seinen Umschlag steckte. Glücklicher Weise ist das Papier nicht zerrissen, man kann nicht vermuthen, daß er geöffnet ward . . . Auch wird ihre Verwirrung, wenn sie die Schrift erkennt, sie verhindern Betrachtungen über das Siegel anzustellen. .. Armes Kind! Armes Kind!" murmelte er, indem er das Zimmer verließ. „Ich würde den Verlust einer Schiffsladung diesem schrecklichen Abend vorgezogen haben! . . . Arme Blanka!"

V.

Häusliche Quälereien.

Seit jenem Vorgange hatte Alles in Sander's Haus, wenigstens äußerlich, den gewöhnlichen Anschein wieder gewonnen. Frau Sander hatte ihrer Tochter keinen Vorwurf gemacht. Bei Anhörung jenes Briefes, der alle ihre Ideen verwirrt hatte, einen Augenblick aus ihrem Charakter heraus gegangen, war sie bald wieder in ihre gewöhnliche Indolenz verfallen. Doch wie alle schwache und rachsüchtige Menschen, die nicht den Muth haben, offen zu handeln und die sich wegen des ihnen auferlegten Zwangs durch tausend kleine Quälereien rächen, die ihrem ausersehenen Opfer schrecklicher sind, als eine offenbare Rache, suchte sie jeden Augenblick tausend Bedrängnisse, tausend kleinliche Tyranneien auszuüben, wozu Blankas prekäre und abhängige Lage Veranlassung gab; meistens waren es Stichelworte, die ihr Ziel niemals verfehlten.

Blanka setzte dieser Qual eine himmlische Geduld entgegen, und nur ein Seufzer oder eine Thräne verrieth zuweilen, was sie litt. Sie sah wohl, daß man Alles wußte, aber indem sie die Verrätherei und Indiskretion ihrer Schwester tadelte, wußte sie ihr sowohl, als ihrer Mutter, dennoch Dank für das Stillschweigen, welches sie gegen sie beobachteten. Sie fühlte fast Dankbarkeit für die Nonne wegen ihrer kalten Zurückhaltung.... Man sah, daß ein Nichts, daß der geringste Schein von Hoffnung sie neu belebte: hörte ihre Mutter auf sie zu quälen, sie auf allzu harte Weise fühlen zu lassen, daß sie ihr zur Last war; richtete sie einige Worte ohne Bitterkeit an sie, mit demselben ungekünstelten Ton, mit welchem sie mit ihrer Schwester und den andern Familiengliedern redete, so ward die junge Frau sogleich heiter und freundlich.

Ach! ich will nicht sagen diese Augenblicke der Güte, sondern vielmehr diese Augenblicke der Faulheit ihrer Mutter, hielten nicht lang an; der Henker setzte seine Folterinstrumente wieder an und das Opfer ergab sich mit Ergebung in sein Schicksal.

„Sie ist meine Mutter! sie ist zwar sehr grausam, aber sie ist meine Mutter!" sagte sie; und Herz und Vernunft zu Hülfe rufend, schloß sie ihre Klagen in sich und erstickte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tempel und seine Insassen.

(Schluß.)

Die nach der Rue de Temple liegenden Stände sind, schon des dort herrschenden lebhaftern Verkehrs wegen, die bessern. Mit der Entfernung von hier mindert sich aber sowohl die gute Lage als auch das noch erträgliche Aussehen der Buden, und je weiter man in's Innere und in die schmalen Gänge dringt, desto unheimlicher wird das Treiben.

Die vier Abtheilungen, in welche das ganze Quartier zerfällt, haben sich in die verschiedenen Arten des Trödelhandels getheilt, und führen in der officiellen Sprache des Tempels dem entsprechende Namen. So wird die erste und wohlgeordnetste Abtheilung „Palais Royal" genannt, um damit den hier herrschenden Glanz und Luxus anzudeuten. In dieser Abtheilung findet man auch nur Modeartikel, gefärbte seidene Kleider, Damenhüte, gewaschene Handschuhe, Putz und Flitter jeder Art, Faschingskram, Gold und Silberschmuck, unächte Perlen und falsche Steine, kurz alle jene Gegenstände, mit deren Hülfe ein gewisser Schlag von Personen beiderlei Geschlechts die wirklich elegante Welt von Paris zu copiren sucht und oft auch täuschend copirt.

Den zweiten Rang im Tempel nimmt der Fahnenplatz oder „Flora-Pavillon" ein, wo insofern eine gewisse bürgerliche Solidität herrscht, als man hier Tand- und Flitterwaaren vergebens sucht, sondern meistens auf Möbeln, Betten, Matratzen, Vorhänge, Wäsche und Kleidungsstücke von bescheideneren Stoffen stößt.

Die dritte, wieder eine Stufe tiefer stehende Abtheilung führt

den sonderbaren Namen „der fliegende Floh" und bildet einen unermeßlichen Stapelplatz von Lumpen und altem Eisen. Die Insassen dieser Abtheilung kaufen und verkaufen Alles, was bei den Händlern der beiden ersten Abtheilungen keinen Kurs hat.

Auf der letzten Stufe endlich steht der „Schwarzwald", der aus nicht viel Anderm als Niederlagen von altem Schuhwerk besteht.

Im fliegenden Floh und Schwarzwalde wird allen Herrlichkeiten zweifelhaften Ursprungs der letzte anlockende Firniß der Verkäuflichkeit wieder gegeben. Die alten Kleider, Uniformen und Hüte erhalten hier wieder ein erträgliches Aussehen, d. h. ihre Wunden werden scheinbar geheilt, freilich um bei der geringsten Berührung auf's Neue aufzubrechen. Die schrecklichsten Lappen erhalten hier noch ein zierliches Aussehen. Der Schwarzwald ist die Heimath der Schuhe mit Pappsohlen und der mit schwarzer Kreide ausgebesserten Fracks. Wehe daher dem Unglücklichen, der sich zum Kaufe verlocken läßt. Diese Beinkleider hier sind ein leeres Trugbild, jene fast neue Weste dort ist ein ausgebessertes Nichts. Der Bedauerungswürdige, der sich am Morgen vielleicht einen ganz passabel aussehenden Hut kauft, sieht dessen Krempe am Abend sich von selbst loslösen.

Auch das kleinere Wuchergeschäft hat seinen Sitz im Tempel, wo überhaupt kein Geschäft verschmäht wird, an dem Etwas zu verdienen ist. Die Industriellen, reiche wie arme, haben außerdem stets einen Gehülfen oder eine Gehülfin an der Hand, welche die Kunden verlocken oder im Bieten hinauftreiben muß. Den fliegenden Floh und den Schwarzwald kann man dabei nicht passiren, ohne von den an Schmeichelwörtern wie Schimpfreden unerschöpflichen Trödlerinnen, die ein ganz eigenes Kauderwelsch sprechen, angerufen zu werden. Sobald sich Jemand zeigt, erkennen diese Leute schon in ziemlicher Ferne die Wunden seines Paletot, die schwachen Seite seiner Hose und die Gebrechen seines Hutes. Ist er an ihrem Stande noch nicht vorüber, so ist er ein schöner, ein lieber Herr; ist er aber einige Schritte darüber hinaus, so heißt er ein Lump, ein Kerl, der sich nicht einmal einen Hut zu kaufen vermag. Wehe ihm besonders, wenn er häßlich ist oder ein Gebrechen an seinem Körper hat, die Templerinnen sind dann in beleidigten Spottnamen unerschöpflich.

Die Leute im Tempel kaufen übrigens ebenso gern als sie verkaufen, denn sie wissen, daß es ihnen nie an Abnehmern fehlt. Es ist ein fortwährendes Schachern und Mäkeln, bei dem wie auf der Börse auch die Zwischenhändler nicht fehlen. Zwischen der Börse und dem Tempel ist überhaupt manche Aehnlichkeit vorhanden, und der ganze Unterschied ist vielleicht nur ein Bischen mehr oder weniger Schmutz. Der Schwindel, die Habsucht, die lügenhaften Illusionen finden sich hier wie dort; an beiden Orten werden Wucherer und Betrüger groß gezogen. Oft begegnet man in beiden sogar denselben Persönlichkeiten, indem sich mancher Schuhhändler vorfindet, der früher als kecker Spekulant in eleganter Equipage zur Börse fuhr, und hinwiederum hat mancher Herr, der jetzt kolossal in Actien macht, früher hinter einem Schuhhaufen im fliegenden Floh gestanden. Eins hat der Trödelmarkt im Tempel vor der Börse voraus. Im Tempel gibt es nämlich keine Bankerotte, da man nur gegen baar kauft und verkauft.

Rolandseck.

So traurig einsam, edler Bogen?
Der wüsten Winde offnes Spiel?
Durch Dich sind, seit die Burg verfiel,
Jahrhunderte dahin gezogen.

Im unermeßnen Himmelsraum
Schwebst Du, gleich einem schönen Traum;
Als eine Wölbung hingebaut,
Durch die das Auge Gottes schaut.

Ob zu der Zeit, als ringsum das Gemäuer
Dich fester noch dem Irdischen verband,
Ein Gottesstrahl durch Dich den Eingang fand?
Wer öffnet uns der Vorwelt dunklen Schleier!

Hier, wo es in mir wogt und schauert,
Wie Offenbarung durch die Seele zieht,
Hier hat ein edles, liebendes Gemüth
Des Lebens schönste Stunden einst vertrauert.

Ob Frühlingslüfte durch dich drangen,
Ob ringsum Alles Liebe lacht',
Vor seinem Auge blieb es Nacht,
„Bis dort des Klosters Fenster klangen."

Und wie des Himmels reine Bläue,
Jetzt deine kühne Wölbung füllt,
So stehst du da: ein herrlich Bild,
Von fester edler Männertreue.

Karl Eduard.

Mannichfaltigkeiten.

Der Haupt-Braunstein-Bezirk in der Mitte des Herzogthums Nassau, zwischen den Städten Runkel und Limburg gelegen, bietet ein großartiges Bild industrieller Thätigkeit dar. Die weiten Felder sind mit Gruben und kleinen Häusern übersäet. Hunderte von Wagen führen den Braunstein an die Ufer der Lahn, wo wieder Tausende von Arbeitern beschäftigt sind, die Steine zu zerschlagen, zu waschen, in Fässer zu verpacken 2c. Die Lahn wird freilich durch dieses Waschen auf Stunden weit zu einer dunkeln Brühe, die Gemeinden rings herum aber immer wohlhabender, indem zugleich der Ackerboden dieser Gegend zu dem fruchtbarsten des Landes gehört. Auch mineralische Farben werden immer mehr entdeckt. Obgleich die Walkererde-Gruben zum Theil in untüchtigen Händen sind, so bezieht doch ein großer Theil Deutschlands die nassauische Erde für seine Fabriken.

Schon spürt man auch in Rußland den Krieg bis in die kleinste Hütte hinein schwer genug. Mehr, immer mehr Soldaten! befiehlt der Kaiser. Die Rekrutirung geht zu langsam und angeblich zur Beschleunigung derselben hat er Befehle ertheilt, die bei der ohnehin verhaßten Aushebung der Willkür und Grausamkeit Thor und Thür öffnen. Schon werden die Leute bis zum 37. Jahre ausgehoben, lauter Familienväter, die den Ihrigen für immer verloren sind. Die kaiserliche Ukase fahren wie ein arger Schreck durch das ungeheure Reich.

Im gegenwärtigen Sommersemester studiren in Gießen 404. Davon widmen sich der evangelischen Theologie 52, der Rechtswissenschaft 119, der Medizin 101, der Chirurgie 2, der Thierarzneikunde 10, der Kameralwissenschaft 41, der Architektur 1, der Forstwissenschaft 15, der Philosophie und Philologie 54, der Pharmacie und Chemie 29. Im abgelaufenen Wintersemester waren dort 380, es ist also eine Vermehrung der Frequenz von 24 eingetreten.

(Ulm.) Das „Anzeigeblatt von und für Ulm“ enthält folgende Anzeige: „Es ist wegen tiefster Armuth und Hungersnoth eine noch ganz neue Gießkanne zu verkaufen. Näheres D 355.“

L. Cassels: „Kaufmann in Geschäft und auf dem Comptoir.“

(Zweite, umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage von Albert Meyer, Lehrer der Handelswissenschaften in Mainz. — Verlag von J. G. Wirth Sohn in Mainz. 1854.)

Wir brauchen der Geschäftswelt nicht erst lebhaft das seit längerer Zeit rühmlich bekannte Cassel'sche Werk zu signalisiren. Tausende von tüchtigen und gebildeten Geschäftsmännern haben daraus ihre gründlichen Kenntnisse und ihre Gewandtheit im Rechnen und Buchführen geschöpft. Durch die allgemeine Anerkennung seines Werthes war das Cassel'sche Buch in letzter Zeit vergriffen und bei stets andauernder Nachfrage sah sich die Verlagshandlung zu einer neuen Auflage veranlaßt, wozu sie sich, da der Verfasser seitdem gestorben, nach neuen tüchtigen Kräften umsehen mußte: keine leicht zu beseitigende Schwierigkeit, da es sich hier nicht um einen Abdruck der ersten, vielfach veralteten Ausgabe, sondern um deren Umgestaltung und Vermehrung im Sinne der fortgeschrittenen Wissenschaft und praktischer Bedürfnisse handelte. Der Verleger hat in Hrn. Albert Meyer, Vorsteher einer vortrefflichen Schulanstalt und Lehrer der Handelswissenschaften in Mainz, als Bearbeiter des Cassel'schen Werkes, eine Wahl getroffen, die wir eine durchaus glückliche und in allen Theilen wohlgelungene nennen dürfen. — Hr. Meyer hat sich bereits seiner übernommenen Aufgabe in theoretischer wie praktischer Beziehung vollständig gewachsen gezeigt: er hat in den bisher erschienenen Abtheilungen des umgearbeiteten Werkes sich als ein denkender und geübter Sachkenner bewiesen, der zugleich mit den Bedürfnissen des Unterrichts und des Geschäftslebens innig vertraut, in dem neubearbeiteten Werke nicht nur dem Lehrenden und Lernenden einen von wissenschaftlichem Geiste durchdrungenen, gründlich erschöpfenden Leitfaden darbietet, sondern auch dem Bedürfnisse des Geschäftsmannes jederzeit durch klare und sichere Auskunft entgegenkommt. Schon ein flüchtiger Blick in das Inhaltsverzeichniß beweist die vollständige Aufnahme und Verarbeitung alles Dessen, was nach allen Seiten hin die Grundlage des Geschäftsverkehrs, sey es für den Handelsmann oder für den Capitalisten, bildet. Wir sind überzeugt, daß sich diese neue Ausgabe des Cassel'schen Werkes auf lange Zeit hinaus als unentbehrlich erweisen und daß sie ihrem jetzigen Bearbeiter, A. Meyer, einen ebenso ehrenvollen Namen unter den Fachschriftstellern, als seiner Tüchtigkeit im Lehren eine angemessene Wirksamkeit in bedeutenderen Kreisen verschaffen wird. L.

Korrespondenz.

Dresden, 22. Juni.

Ebenso neu als interessant ist die kürzlich von Paris hier angelangte große „Stereoskopensammlung“ des Herrn Beckmann, deren Bilder den verschiedenartigsten Gegenständen, der Wirklichkeit, dem Landschaftlichen und Architektonischen entnommen sind. Dem Mangel der daguerreotypischen und photographischen Bilder, daß sie die Illusion der plastischen Erscheinung nicht gewähren konnten, ist bekanntlich durch das Stereoskop, von dem Professor Wheatstone erfunden, auf eine sehr glückliche Weise abgeholfen. Der Anblick macht einen überraschend schönen Eindruck; denn nicht das vollendete Bild der Farbe oder des Stiches kann eine so lebensvolle Anschauung geben, wie das Bild jener Stereoskopen. Hr. Beckmann wird wahrscheinlich von hier zur Münchener Kunst- und Industrie-Ausstellung gehen; wo jedoch sich auch derselbe hinwenden möge, er darf mit seinen Kunstwerken gewiß überall der gastlichsten Aufnahme sicher seyn. — Einen Concurrenten (freilich ganz anderer Art) hat die vorgenannte treffliche Sammlung vor wenig Tagen durch die Ankunft der großen Menagerie des Hrn. Kreutzberg (früher van Aken) erhalten, die man wohl ohne Uebertreibung jetzt als die größte in Europa bezeichnen darf und die daher die Schaulust in hohem Grade auf sich zieht. Der Beschauer wird nicht nur durch die Zahl, Schönheit und Seltenheit der Thierexemplare, sondern vor allen Dingen auch durch die meisterhafte Dressur in Erstaunen gesetzt. — Dem hiesigen Bühnenleben mich zuwendend, so ist das Gastspiel von Fräul. Emmy La Grua als hervorragend zu nennen. Die junge Sängerin begann vor ungefähr drei Jahren ihre theatralische Laufbahn am hiesigen Hoftheater und hat sich in kurzer Zeit einen glänzenden Namen erworben, so daß sie gegenwärtig am k. k. Hoftheater in Wien eine hohe Stellung einnimmt. Wir hörten sie bis jetzt als Fidelio, Donna Anna, Valentine und Agathe; das Publikum erwies Fräul. La Grua alle die Ehren, mit welchen man Künstlerinnen dieses Ranges auszuzeichnen pflegt. Im „Freischütz“ machte eine junge Anfängerin, Fräul. B. Weber, als Aennchen den ersten theatralischen Versuch, der sehr glücklich ausfiel und ein beachtenswerthes Talent bekundet. Indem ich mir vorbehalte, nächstens über das Schauspiel Einiges zu berichten, erwähne ich nur noch, daß Dr. Wilhelm Wolfsohn, bereits durch sein geistvolles und mit dem günstigsten Erfolg hier gegebene Drama „Czar und Bürger“ vortheilhaft bekannt, in diesen Tagen ein neues 5actiges Schauspiel beendet hat. — Unter den literarischen Neuigkeiten, die jüngst von hier ausgegangen, mache ich auf den „Leitfaden der allgemeinen Literaturgeschichte“ von Dr. J. G. Th. Gräße (Hofrath und Bibliothekar des Königs) aufmerksam, welches Werk bei W. Baensch in Leipzig erschienen und zum Gebrauche für höhere Bürger- und Realschulen bestimmt ist. Der gelehrte Hr. Verfasser, durch seine größern Werke auf diesem Gebiete längst in den weitesten Kreisen bekannt, hatte insofern keine leichte Aufgabe, als er in seinem Buche von verhältnißmäßig geringem Umfange eine zusammenhängende Darstellung der allgemeinen Literaturgeschichte von der ältesten bis auf die neueste Zeit gegeben hat. Schließlich sey noch eines Vortrags über die Bewegungsheilmethode (schwedische Heilgymnastik) gedacht, der seit Kurzem gedruckt vorliegt und den Dr. med. Ferdinand Flemming jun. zum Verfasser hat; der genannte praktische Arzt hat sich angelegentlich mit dieser Heilmethode beschäftigt und bereits erfolgreiche Curen damit erzielt, wie aus dem mitgetheilten Berichte zu ersehen ist.

Wiesbaden, Ende Juni.

Trotz der nicht ganz günstigen bisherigen Witterung belebt sich unsere Saison mehr und mehr; die Heilkraft unserer Quellen, die Schönheiten unserer reizenden Natur bewähren ihre alte Anziehungskraft; Seitens der Kurhausverwaltung werden verschiedene große Projecte noch in diesem Sommer in Angriff genommen werden; die Trinkhalle wird endlich eine Wahrheit werden; der Platz vor dem Kurhause und dieses selbst wird großartig erweitert und verschönert. Die erhöhten Zuschüsse, welche die Verwaltung den Bedürfnissen der Bade-Industrie anzupassen genöthigt ist, werden auch den Kunstanstalten der Stadt, namentlich dem Theater, zu gut kommen. Die Gastspiele in diesem beginnen jetzt. Der Tenorist Ander hat den Reigen in einem Konzert eröffnet und den Ruhm seines Namens glänzend bewährt. Am letzten Donnerstag hat Fräul. Rutschmann vom Karlsruher Hoftheater ihr Engagementsspiel als Lucia von Lammermoor begonnen und glänzenden Erfolg gehabt. Das sonst indifferente Publikum bezeigte Fräul. Rutschmann den lebhaftesten Beifall und gab auch noch durch mehrmaligen Hervorruf zu erkennen, daß es in ihr eine Künstlerin sehe, geeignet, das Fach einer Bravoursängerin an unserem Theater mit Auszeichnung zu begleiten. Herr August Gerstel von Stuttgart und Fräul. Lucilie Grahn sind zunächst berufen, den Gastspielreigen fortzusetzen. Wir werden auf diese Kunstgenüsse später zurückkommen.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 27. Juni. (Auf Verlangen.) Lohengrin, romantische Oper in 4 Acten von R. Wagner.

Mittwoch, 28. Juni. Gastdarstellung des Hrn. Roger, erster Tenor der großen Oper zu Paris. Die weiße Frau, Oper in 3 Akten, Musik von Boieldieu. Georg: Hr. Roger (in deutscher Sprache). Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspreisen.

Bockenheimer Sommertheater.

Dienstag, 27. Juni. Mathilde, Schauspiel in vier Acten von R. Benedix.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 153. Mittwoch, den 28. Juni 1854.

Bilder aus dem Eheleben.

(Aus: „Champagnerschaum", Erzählungen und Novellen von Kathinka Zitz. Mainz, Faber'sche Buchhandlung.)

(Fortsetzung.)

Durch Ottiliens Schwatzhaftigkeit, hatte das Geheimniß jenes Briefes die Schwelle des elterlichen Hauses überschritten; man theilte sich unter dem Siegel der Verschwiegenheit den Inhalt desselben mit, der, von Mund zu Mund gehend, mit den bei solchen Gelegenheiten unvermeidlichen Commentaren versehen ward, und die skandalöse Aufführung von Sanders ältester Tochter, erregte bald eine allgemeine Mißbilligung in der ganzen Stadt. Blanka ahnte nicht, welche Gespräche über sie im Umlauf waren; aber sie bemerkte bald mit eben so viel Erstaunen als Bitterkeit, die Entfernung, in welcher sich die weiblichen Bekannten des Hauses von ihr hielten; ihre neugierigen, hochmüthigen Blicke, ihre Affektation aufzustehen und sich einen andern Platz zu suchen, sobald Blanka irgendwo erschien; das sichtliche Bestreben, den Kopf abzuwenden, um sie nicht grüßen zu müssen, wenn sie an ihnen vorüberging. — Auch versammelte dieses Stadtgeklatsch einen ganzen Schwarm Anbeter um sie . . . denn die Männer sind einmal so! die Ankündigung eines weiblichen Fehltritts gleicht dem Programm zu einem öffentlichen Fest; Jedermann glaubt das Recht zu haben, zugelassen zu werden: der Engel ist gefallen, er gehört dem Teufel an.

Aber alle diese Verletzungen, diese beständigen Kämpfe, diese stete Furcht von einem stechenden Wort, einer beleidigenden Geberde, einem beschimpfenden Blick, das Alles wurde zu oft wiederholt für Blanka's Zartgefühl; ihre Gesundheit begann zu leiden; eines Morgens beim Erwachen nahm sie mit Schrecken wahr, daß das Kind, welches sie unter ihrem Herzen trug, kein Lebenszeichen mehr gab; acht Tage später gebar sie ein todtes Mädchen.

Es dauerte lange bis sie genaß; da aber während ihrer Krankheit die Mißhandlungen aufgehört hatten, da Mutter und Schwester nicht in ihr Zimmer kamen, da die Nonne sie sorgfältig pflegte, ohne sich eine Bemerkung zu erlauben, da Fügen, noch immer im Gefängniß, nichts von sich hören ließ, besonders da ihr Vater und Kathi, eine alte Magd, die sie erzogen hatte, sie nicht verließen, sich einander ablösten und nur freundliche Worte zu den Ohren der Kranken dringen ließen — eine harmonische Musik für die leidende Seele — so ward Blanka endlich wieder gesund.

Aber ach! es harrte ihrer ein Unglück, größer als alle andern, die sie bisher erreicht hatten. Eines Tages, als sich Sander wie gewöhnlich auf sein Assekuranzbureau begab, ward er vom Schlag gerührt und todt in seine Wohnung zurückgebracht.

VI.

F o l g e n.

Schon dreimal hatte sich Blanka schaudernd zu Bette gelegt, indem sie bedachte, daß ihr Vater todt sey; schon dreimal war sie aufgestanden mit der schmerzlichen Gewißheit, daß sie ihn nie mehr sehen würde, als am Morgen des dritten Tages Ottilie ganz schwarz gekleidet in ihrem Zimmer erschien und ihr bedeutete, daß die Mutter mit ihr zu sprechen wünschte.

„Du mußt mein Haus verlassen", sagte die Mutter beim Eintritt Blankas. „Ich weiß alle Einwürfe, die Du mir machen wirst: daß Dein Mann ein Wüstling ist, ein Spieler, daß er Dich an Allem Mangel leiden läßt, daß er sogar Deinen Schmuck auf dem Pfandhaus versetzt hat; ich weiß das Alles, aber es geht mich nichts an; meine Ansicht ist die, daß der Platz einer verheiratheten Frau bei ihrem Manne ist. Ich kenne nur die Pflicht; Du aber vernachlässigst Deine Pflicht, indem Du noch länger von ihm entfernt bleibst, und ich würde gegen die meinige sündigen, wenn ich Dich länger behielt, da er Dich zurückverlangt. Nach Allem bleibt Dein Mann immer Dein Mann."

Diese letzte Phrase war immer der Schluß und gleichsam das Siegel von Frau Sanders Reden. Uebrigens hätte sie noch lange fortsprechen können, denn durch die Erinnerung an die Vergangenheit und die Furcht vor der Zukunft beengt, vermochte Blanka keinen Ausdruck zu finden, um ihre Gedanken mit Kälte zu erklären. Sie hatte wohl den Anschein des Unwillens, aber keine Gründe; denn sie wußte, daß ihre Mutter ihren gerechten Klagen, ihren Befürchtungen, ihr ewiges: „Nach Allem bleibt er immer Dein Mann!" entgegensetzen würde.

Als sie hinreichende Kraft erlangt hatte, um sprechen zu können, sagte sie:

„Das ist leider wahr! Aber habe ich diesen Mann gewählt? — Waren Sie es nicht, Mutter, die ihn mir aufgedrungen hat?"

„Und wenn ich es gethan habe, was beweist das? . . . Ich glaubte wohl zu thun; wenn ich geirrt habe, so ist es nicht meine Schuld."

„Das ist wieder wahr, Mutter! Aber da ich an dem sterbe, was nicht Ihre Schuld ist, glauben Sie nicht verpflichtet zu seyn, auch einige Folgen davon zu tragen?"

„Das will ich auch", gab die Wittwe zur Antwort, „da, nachdem ich Dir eine Ausstattung und Mitgift gegeben, und ich Dir folglich nichts mehr schuldig bin, ich mich dennoch verpflichte, Dir Deine Rückreise zu bezahlen, und Dir außerdem eine jährliche Zubuße von zweihundert Gulden zu geben."

„Behalten Sie Ihr Geld, Mutter", sagte Blanka halb unwillig, halb bittend, „und schenken Sie mir dagegen Ihren Schutz, Ihre Freundschaft."

„Du bist weder des einen noch der andern würdig", sagte die

Wittwe hochmüthig. „Danke mir für mein Stillschweigen. Du kennst meine Grundsätze und folglich weißt Du, was ich gelitten habe, indem ich Dich so lange in meinem Hause duldete."

„Mutter!" rief Blanka, deren Wangen sich mit dunkler Röthe bedeckt hatten, „Sie haben mich verurtheilt, ohne mich zu hören. Bitten Sie Gott, daß er am Tage des letzten Gerichts minder unerbittlich für Sie sey, als Sie es für mich sind."

„Hast Du nie einen andern Mann geliebt, als den Deinigen?" fragte Frau Sander mit feierlichem Ernst.

Blanka ward bleich und begann zu zittern; sie zögerte einen Augenblick, bevor sie sprach, als hätte die Gewalt ihrer Empfindungen sie des Gebrauchs der Sprache beraubt; aber bald ihre Energie und Festigkeit wieder findend, erwiederte sie mit thränenden Augen, doch ohne Nachdruck in der Stimme:

„Es gibt gewisse Dinge, Mutter, über welche ich Sie bitte, keine Frage an mich zu richten; das Vertrauen läßt sich nicht erzwingen; das Unglück hat seine Schamhaftigkeit wie jedes andere Gefühl. Ein geheimer Instinkt, der Ausdruck Ihres Gesichts, der Ton Ihrer Stimme, macht mir das Blut zu Eis erstarren; es ist mir unmöglich, Ihnen zu antworten."

„Ich begreife das", sagte die Wittwe mit einem verächtlichen Lächeln.

„Gerade weil Sie es nicht begreifen würden, Mutter", sagte Blanka seufzend, „drum können Sie, für welche die Bahn des Lebens stets in gerader Linie ging, Sie, die sich nie an einem rauhen Stein angestoßen, mich nicht begreifen; man muß selbst gelitten haben, um die Leiden Anderer beklagen zu können. Doch Sie sind meine Mutter", fügte sie hinzu, indem sie die Hand ihrer Mutter ergreifen wollte, die sie trocken zurückzog; „seyen Sie nicht unerbittlich. Ich fürchte mich vor der Verlassenheit, in welche mich Ihre Strenge stürzen wird. . . O Mutter! behalten Sie mich aus Mitleid bei sich; wenn Sie es nicht aus Liebe vermögen, so thun sie es aus Menschlichkeit . . wenigstens aus Barmherzigkeit."

Auf diese rührende Bitte erwiederte Frau Sander kalt:

„Mein Entschluß ist unerschütterlich; Du kehrst zu Deinem Mann zurück."

„Das ist unmöglich!" sagte Blanka, indem sie sich erhob und ihre Thränen abtrocknete; „zwischen meinem Mann und mir befindet sich eine unübersteigliche Kluft; ich kann, ich darf Ihnen dieses Geheimniß nicht enthüllen, es ist zu schändlich."

„Du mußt Dich dennoch dazu entschließen", sagte Frau Sander, indem sie ebenfalls aufstand; denn ich bin Herrin in meinem Hause und befehle Dir, es zu verlassen."

„Sie jagen mich fort!" sagte Blanka erstarrt. Und irre Blicke auf ihre Mutter werfend, wiederholte sie in der größten Verwirrung: „Sie jagen mich fort! O Mutter! bevor Sie das Kind, das er liebte und schätzte, aus dem Hause Ihres Mannes jagen, hätten Sie wenigstens warten sollen, bis sein Leichnam in dem Grabe erkaltet ist . . aber er ist noch nicht kalt", sagte sie noch einmal mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Seelenangst.

„Ich jage Dich nicht fort", sagte Frau Sander, auf deren ausdruckslosem Gesichte nichts zu lesen war, als die Anstrengung, welche ihr dieses lange Gespräch verursachte; „ich jage Dich nicht fort, ich ersuche Dich nur, mein Haus zu verlassen."

„Wohlan denn, nein, ich gehe nicht", sagte Blanka in Verzweiflung, „ich bleibe da. . . Mein Mann sitzt im Gefängniß, er ist unfähig, mich zu ernähren und zu beschützen; Sie sind meine Mutter, Sie sind mir Zuflucht schuldig; ich habe kein anderes Obdach, als Ihr Haus, kein anderes Brod, als dasjenige, welches Sie mir schuldig sind. — Mutter!" fügte sie bleich und zitternd hinzu, „ein Weib kann schwach seyn, kann einen Fehltritt begehen, aber bei wem soll sie Nachsicht finden, wenn nicht bei ihrer Mutter? . . O, haben Sie Mitleid, Mitleid mit mir."

„Ich habe kein Mitleid mit dem Laster", antwortete Frau Sander, indem sie auf die Thüre zuschritt; „es flößt mir Abscheu ein, wo ich es finde; überhebe mich also Deiner Gegenwart, und das je eher, je besser."

Und sich majestätisch entfernend, ließ sie Blanka in der größten Niedergeschlagenheit.

„Warum Dich auch nicht rechtfertigen, Nichte?" sagte eine Stimme, die so sanft war, daß sie das Herz der jungen Frau erwärmte.

„Weil", erwiederte Blanka, ohne sich von der Stelle zu regen, „weil ich in den Augen meiner Mutter, und vielleicht auch in den Ihrigen, schuldig bin. Schwester Charitas, nur Gott, der in den Herzen liest, kann mich freisprechen."

VII.

Der Ehemann.

Den Tag nach jenem Auftritt war eine Person weniger in dem Sander'schen Hause; es war die Tochter des Verstorbenen. Die Nonne warf einen suchenden Blick um sich, als sie sich an den Frühstückstisch setzte, und als sie Blanka nicht sah, fragte sie, wo sie wäre.

„Fort!" antwortete Frau Sander und schenkte ihrer Schwester Kaffee ein.

„Wohin?" fragte Schwester Charitas weiter.

„Weiß ich es? . . Nun, wo gehst Du denn hin?" rief Frau Sander, als sie sah, daß ihre Schwester aufstand, ohne das Frühstück anzurühren.

„Blanka suchen", erwiederte Schwester Charitas ruhig, indem sie auf die Thür zuschritt.

„Doch nicht, um sie mir zurückzuführen?" sagte die Wittwe auffahrend.

„Nein, sondern um da zu bleiben, wo sie ist!" sagte Charitas.

„Du, so fromm und gut, Du wolltest der schuldvollen Person Schutz gewähren, Schwester?" sprach die tugendhafte Frau Sander.

„Ich weiß nicht, ob ich fromm und gut bin", erwiederte die Nonne sanft, „ich bin nur nachsichtig, nichts weiter. — Ich weiß nicht, ob Blanka schuldig ist", hob sie darauf mit etwas lauterer Stimme an, „aber sie ist unglücklich! Das ist Alles, was ich zu wissen brauche. Lebe wohl, Schwester."

Sie verließ das Haus und verbrachte den Tag damit, an allen Thüren anzuklopfen, wo sie Blanka zu finden hoffen konnte. Sie wagte zwar nicht, nach ihr zu fragen, aber sie kannte den Geist der Stadt hinreichend, um zu wissen, daß man ihr nach der ersten Begrüßung sogleich sagen würde: Ich habe Frau von Fügen an dem und dem Ort, zu dieser Stunde gesehen. — Aber Niemand hatte sie gesehen, Niemand sprach von ihr. Sie hoffte von ihr, als es bereits dunkel geworden, daß sie nach Haus zurückgekehrt seyn würde und ging ebenfalls dahin.

(Fortsetzung folgt.)

Der Glaspalast zu Sydenham.

Der Glaspalast von 1851, sagt das Journal des Debats, war erschienen und verschwunden wie eine Theaterdekoration; er hatte den Glanz des Glases, aber auch dessen Vergänglichkeit. Aber auch diese Leichtigkeit der Glas-Architektur hat ihre besondern Vortheile, man möchte sagen, sie sey gerade für eine Zeit der Lokomotion, wie die unsrige, geschaffen worden. Wie der Glaube Berge versetzt, so versetzt die Industrie Häuser. Der alte Glaspalast ist nicht gestorben, er ist wieder aufgelebt und zwar unter einer völlig neuen Form. Der, den wir 1851 sahen

und welcher schon durch seine riesenhaften Verhältnisse in Erstaunen setzte, war bloßes Kinderspiel in Vergleich zu demjenigen, der jetzt vollendet und feierlich eingeweiht worden ist. Um von seiner Größe eine Idee zu geben, braucht nur gesagt zu werden, daß das Querschiff, d. h. jene große Centralwölbung, welche im alten Gebäude zwei herrliche Bäume des Hyde-Park überdachte, heute einem der Flügel des neuen Palastes zum Querschiffe dient. Das Glasdach, welches sich über dem Schiffe erhebt, zählt 120 Fuß im Durchmesser. Von welcher Seite man sich auch London nähern mag, und in der Stadt selbst überall, wo man etwas mehr ins Freie schauen kann, sieht man am Horizonte jene ungeheure Glasmasse, welche am Firmamente wie ein Feenpalast funkelt. Man sieht sie, wenn man von Frankreich auf der Dover- oder Brighton-Eisenbahn kommt; man sieht sie, wenn man auf der Themse fährt; man sieht sie, wenn man in den Londoner Parks lustwandelt. Der neue Palast steht etwa zwei Stunden von London, man kann jetzt zu ihm mittelst der Brighton Eisenbahn oder mittelst Wagen gelangen. Bald wird man aber auf einer besondern Zweigbahn, welche bloß für den Transport von Passagieren nach dem Glaspalast bestimmt ist und in die Gärten desselben münden wird, hinfahren. Die Stelle ist sehr verständig auf einer Anhöhe und in der Mitte einer jener herrlichen Landschaften gewählt, welche aus England einen Garten und zwar einen englischen Garten machen. Man kann sich nicht besser die allgemeine Ansicht des Palastes vorstellen, als wenn man sich an die phantastischen Gemälde Martins, welche die Sündfluth, das Gastmahl Belsazars, den Thurmbau von Babel und andere biblische Gegenstände darstellen. Man hat die nämlichen Verhältnisse riesenhafter Gebäude vor sich, welche die ausschweifende Phantasie eines Malers erdenken kann, deren Verwirklichung man aber niemals erwartet hätte. Dieses erstaunliche Unternehmen ist einzig die Schöpfung der Privat-Industrie; es ist ein Actienunternehmen und die Regierung hat Nichts zur Vollendung desselben gethan. Der neue Glaspalast hat bereits über eine Million Pfd. Sterl. gekostet, aber er wird nicht, wie sein Vorgänger, ein vorübergehendes Werk seyn, sondern er soll als ein permanentes Gebäude stets der Ausstellung der Erzeugnisse der Industrie und der Kunst geöffnet bleiben. In dieser Beziehung ist er ein in England völlig neues Werk. Bekanntlich bringen die Engländer dem, was nicht materiellen Nutzen verspricht, nicht gern Opfer. Die Eigenschaften der Arbeitsamkeit und der erzeugenden Thätigkeit, welche aus ihnen das reichste Volk von der Welt gemacht haben, sind nicht geeignet, aus ihnen zugleich das kunsteifrigste zu machen. Was also dieses Unternehmen vor allen andern in England auszeichnet, ist der Umstand, daß den Künsten ein immerwährender Tempel geöffnet ist. Der Glaspalast zu Sydenham ist ein Museum und zwar ein Museum für die ganze Weltgeschichte; denn alle Meisterwerke der Kunst von den ersten Zeiten bis auf unsere Tage werden in demselben (durch Abbildungen) vertreten seyn. Der artistische Theil ist unter Leitung eines in Europa durch seinen Geschmack berühmten Mannes, des Mr. Owen Jones, der auch mit der Dekoration des Ausstellungsgebäudes im Hyde-Park beauftragt war, ausgeführt worden. Mr. Owen Jones hat mit Mr. Digby Wyatt die Runde durch ganz Europa gemacht, um von allen Meisterwerken der Skulptur Abgüsse zu nehmen. So findet man in Sydenham die Venus von Milo und die Kunstschätze des Parthenon wieder. Die Gärten, welche die enthusiasmirten englischen Blätter mit denen der Semiramis vergleichen, werden freilich erst in einigen Monaten fertig seyn können, aber man kann sich schon einen Begriff von ihrer Größe und Schönheit machen. Im Schiffe des Gebäudes ist bereits eine vortreffliche botanische Sammlung zusammen und niemals haben in der That exotische Pflanzen und Bäume in einem solchen kolossalen Treibhause gestanden. Sir Joseph Parton, der Erfinder der Glas-Architektur, ist auch der Schöpfer dieses neuen wunderbaren Tempels der Industrie und der Künste.

Paskiewitsch.

Von bedeutenden Persönlichkeiten kann man mehrfach hören. Erst aus einer Reihe Zügen entwickelt sich ein Gesammtbild. Ohne Zweifel aber ist Fürst Paskiewitsch der bedeutendste Feldherr auf dem östlichen Kriegsschauplatze und die Welt ist mit Recht gespannt auf die Wirkungen seines militärischen Genies und seines Namens.

Iwan Golowin äußert sich in seinem „Rußland unter Nikolaus I." in folgender Weise über den russischen Feldmarschall: „Paskiewitsch, Graf von Eriwan, Fürst von Warschau, hat einen europäischen Namen und einen unbestreitbaren militärischen Ruhm. Sein Feldzug in Persien ist bewundernswürdig, und der in der asiatischen Türkei geführte eine bittere Kritik des Kriegs diesseits des Bosporus. Es ist wahr, er hatte es mit wenig an den Krieg gewöhnten Truppen zu thun. Das Glück spielt gewiß eine große Rolle in seinen Unternehmungen; aber, wie Suwarow sagte, dem man auch vorwarf, er sey nur glücklich: das Verdienst muß wohl auch einigen Antheil an ununterbrochenen Siegen haben. Man mußte seine Zuflucht zu Paskiewitsch nehmen, um den Krieg in Polen zu vollenden, und seine Ankunft erhob den Geist der Armee wieder. Die von den Polen begangenen Fehler sind unverkennbar; aber sie rauben dem Verdienste Paskiewitsch's sehr wenig, da er sie ebenso zu benützen, wie die seinigen wieder gut zu machen gewußt hat. Statthalter von Polen geworden, war er auf diesem Posten glücklich genug gewesen, die allzu große Strenge seines Herrn zu mildern." — Paskiewitsch ist geboren 1779 zu Mohilew an der Gränze von Lithauen, also ein Pole. Er diente im Heere des polnischen Helden Koszinsko und war einer der wenigen Offiziere, welche die Nationalfarbe gegen die schwarze Kokarde vertauschten, bei welcher Gelegenheit er dem Namen seiner aus Sibirien stammenden Familie Paske das russenübliche witsch anhing. Durch seinen Uebergang erwarb er sich die Gnade Paul's I. und in der That sehen wir ihn im russischen Dienste ein rasches Avancement machen. Im Jahre 1812 ist er bereits Generalmajor und Kommandant einer Brigade unter dem Befehl des Fürsten Bagration. Durch die bekannten Ereignisse kam er 1814 mit nach Paris, wo er ein recht ergötzliches Leben geführt haben soll. Der Umstand, daß er zweimal wie durch ein Wunder aus größter Lebensgefahr gerettet wurde, erregte wie bekannt die Aufmerksamkeit Alexander's, der davon hörte und ihn seines Glückes wegen liebgewann. Auch heute setzte Rußland auf des Feldherrn beständiges Glück seine Hoffnung, eine um so größere, je mehr der Gegner zu werden drohen. Freilich ist Paskiewitsch jetzt schon sehr alt, und nach dem aus eigener Erfahrung geschöpften Ausspruche eines Gekrönten soll „das Glück die Greise nicht lieben." Aber das Glück wird überall als eine Frau abgebildet und Frauen haben viele Launen!

Mannichfaltigkeiten.

(Bischofsreuth [in Niederbayern], 17. Juni.) In dieser Woche haben zwei Mütter, die nur einige Schritte von einander entfernt wohnen, jede drei gesunde Kinder zur Welt geboren, die eine zwei Knaben und ein Mädchen, die andere zwei Mädchen und einen Knaben. Beide Mütter befinden sich wohl.

Der Kaufmann Joseph Ochs von Fürth — darf, der Rechte Dritter unbeschadet — den Familiennamen „Oxford“ annehmen. So meldet die N. M. Z. amtlich.

Korrespondenz.

Baden-Baden, 25. Juni.

Wenn auch die klimatische Beschaffenheit unseres Thales uns die schlechte Witterung weniger fühlbar machte, und wir verhältnißmäßig mehr freundliche Junitage hatten, als andere Orte, so ist doch die beständigere Temperatur, die seit wenigen Tagen hier herrscht, dem Badeleben sehr günstig gewesen, und seit Anfang dieser Woche ist an unserem Conversationshause des Abends das bunte Treiben bemerklich, welches eine europäische Berühmtheit erlangt hat, und das in seiner Mannichfaltigkeit und seinem eigenthümlichen Charakter so lebhaft an das bewegte Leben der Seinestadt erinnert. Was wir nicht erwartet hatten, daß nämlich die Russen uns diesen Sommer besuchen würden, ist dennoch eingetroffen. Unsere heutige Kurliste nennt eine Anzahl Russen vom höchsten Range, die mit den hier anwesenden Franzosen und Engländern so freundlich verkehren, daß man nicht glauben sollte, ihre Landsleute ständen sich im fernen Osten feindlich gegenüber. — Baden-Baden ist ein stilles Asyl, wohin die Stürme der Politik nicht dringen. Die neuen Salons unseres Conversationshauses gehen ihrer Vollendung entgegen und sollen sehr glänzend und prachtvoll werden. Das reiche Ameublement derselben wird in Paris gefertigt. Auch unsere Umgebung wird durch neue Anlagen noch mehr verschönert, namentlich nach Lichtenthal zu, die der berühmten Allee würdig sind. Das heutige Badeblatt (Generalliste) zählt an 8000 Fremde auf, worunter sich auch der Erbgroßherzog und der Prinz Adolph von Meklenburg-Strelitz befinden. Die hohen Herrschaften werden längere Zeit hier zur Kur verweilen. Der greise König von Würtemberg ist ebenfalls zur Kur hier anwesend, und sein frisches, kräftiges Aussehen in so hohem Alter erregt Erstaunen. Auch die Königin von Würtemberg wird hier erwartet.

Mannheim, 24. Juni.

Nachdem der Improvisator Hr. M. Volkert aus Schwabach vor einigen Jahren schon in andern Gegenden unsres Landes Proben seines Improvisationstalentes und seiner dichterischen Begabung abgelegt, so entspricht derselbe dem durch die Presse und Privatmittheilungen rege gemachten Wunsche, ihn zu hören, nun auch bei uns. Bereits an mehreren Abenden bewährte er den ihm vorangehenden Ruf als Improvisator inmitten einer wegen ihres Humors und ihrer Kunstfreundlichkeit auch in der Ferne bekannten geschlossenen Gesellschaft, und dieser Tage nun auch vor einem größeren Publikum beiderlei Geschlechts im Saale des Harmoniegebäudes. Hr. Volkert zeichnete sich in seinen Stegreif-Gedichten eben so sehr durch Reimfertigkeit, schöpferische Thätigkeit und Combinationsgabe, wie durch Humor und je nach der Natur des zu behandelnden Gegenstandes durch Tiefe aus, und verbindet mit den Vorzügen der Schlagfertigkeit, wissenschaftlicher und literarischer Bildung auch den eines entsprechenden Vortrags und sonoren Sprachorgans. Hr. Volkert wird, dem Verlangen, ihn zu hören, in ausgedehnterem Maße zu genügen, noch im Theater oder in einem Konzerte auftreten.

Bad Nauheim, im Juni.

Seit Eröffnung des Kursaals regt sich hier ein neues Leben, das unzweifelhaft den Platz umgestalten und mit der Zeit auf das Niveau der renommirtesten Bäder heben wird. Nicht, als ob der heilkräftige Segen, den die hiesigen Soolquellen in Ueberfluß zu Tage geben, von gestern sey; nicht, als ob man die trefflichen Badeeinrichtungen selbst erst jetzt geschaffen; nur das Behagen, die Annehmlichkeit, das Badeleben ist es, dessen Beginn wir erst von jetzt an datiren können. Es liegt in der Zeit und in ihren vielen Ansprüchen, daß leider selbst für eine Heilanstalt diese Factoren und ihr Product, der Luxus das Rivalisiren, den Ruf überhaupt bedingen, und es bedarf ein Bad dieses Rufes, um es für die leidende Menschheit als einen Gewinn im Großen betrachten zu können. Schon lange besitzt Nauheim eine Saline und Salzquellen in vielbekannter Mächtigkeit; zum Bad machte es erst der Tag, an dem vor mehreren Jahren ein gewaltiger Sprudel dampfend und milchweiß brodelnd aus dem Schooß der Erde brach und das Thal überfluthete. Bei den vielen Anforderungen, die an jeden Staat gemacht werden, geschah für die Benutzung des über Nacht gekommenen Reichthums bis jetzt verhältnißmäßig wenig, bis unsere Regierung endlich der Unternehmungslust, deren Hebel jetzt fast überall unentbehrlich sind, auch hier freie Bahn gab. Von einer sorgsamen Brunnendirektion am Ort vertreten, fördert sie in allen Verhältnissen die Gestaltung und Abklärung, welche bei dem lebhaften Andrängen der Concurrenz für die neue Richtung so nöthig erscheint. — Die von dem Unternehmen in überraschender Schnelligkeit bis zur Errichtung der Kurgebäude hergestellten Säle zunächst dem Kurgarten und der Promenade zeigen den besten Geschmack und den feinen richtigen Sinn für die Erfüllung des nächsten Bedürfnisses. An Wohnungen fehlt es nicht; ein großer Gasthof ist der Vollendung nahe, eine Verkaufshalle und viele Neubauten sind im Entstehen; von allen Seiten etabliren sich neue Geschäfte, um der Frequenz des Bades, die bereits eine namhafte genannt werden darf, zu genügen. — Die hiesigen Wasser bedürfen für die kranke Welt, die in den HH. Physikus Dr. Bode und Dr. Erhardt dahier die tüchtigsten Aerzte findet, keine Anpreisung. Sie sind von den bekannten Soolquellen die kräftigsten und reichsten. Kein Bad hat eine Therme von 26 Gr. R. in der Wärme, wie sie der in nächster Nähe steigende große Sprudel ausgibt; nirgends findet sich eine so mächtige Gasausströmung für rheumatische, für Augen- und Ohrenleiden, wie sie hier geboten wird. Dazu kommen zwei Trinkquellen, die mehr Kohlensäure und deßhalb einen besseren Geschmack haben, als andere. Bei solchen Vorzügen ist für Nauheim eine große Zukunft gewiß, als Heilbad jedenfalls; ob auch als Luxus-, als Modebad, muß die Zeit und der Geschmack, wie die Thätigkeit der Unternehmer lehren. Die bisherigen Einrichtungen, das engagirte Orchester, Küche und Keller 2c. lassen das Beste erwarten.

Wiesbaden, 24. Juni.

Die in diesen Blättern früher schon einmal erwähnte große Ausstellung von Schulgegenständen in London geht ihrer Ausführung in großartigem Maßstabe entgegen. Unter den Ländern, welche in derselben repräsentirt seyn werden, befinden sich außer England und Deutschland noch Frankreich, Holland, Belgien, die Schweiz, Holstein, Schweden, Rußland, die Insel Malta und Nordamerika. In den meisten derselben haben sich die Regierungen der Sache angenommen, unter deren Leitung sich allenthalben Comitee's zur Berathung, zur Einsammlung und Fortschickung betreffender Gegenstände gebildet haben. Die Zusendungen sind so reichlich ausgefallen, daß der vorgesehene Raum der St. Martins Hall kaum zureichend ist. Außerdem werden aus all diesen Ländern Abgeordnete nach England gesandt werden, um als Examinatoren und Berichterstatter über die Ausstellung die gemeinnützigen Resultate derselben auch auf ihre Länder übertragen zu können und dem während der Ausstellung stattfindenden großen Schul-Congreß beizuwohnen. Die Eröffnung findet am 4. Juli statt; doch können auch noch während des Laufes des ganzen nächsten Monates Einsendungen, sowohl direct, als unter der schon früher, namentlich in Annoncen des „Frankfurter Journals“ mitgetheilten Adresse der Geschäftsführung in Wiesbaden gemacht werden, und ist solches insbesondere Seitens Deutschlands noch sehr zu wünschen, indem man von diesem einer ganz besonderen Betheiligung entgegen sieht.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 28. Juni. Gastdarstellung des Hrn. Roger, erster Tenor der großen Oper zu Paris. Die weiße Frau, Oper in 3 Akten, Musik von Boieldieu. Georg: Hr. Roger (in deutscher Sprache). Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspreisen.

Donnerstag, 29. Juni. Gastdarstellung des Hrn. Haase, k. bayr. Hofschauspieler in München und neu einstudirt: Clavigo, Trauerspiel in 5 Akten von Goethe. Carlos: Hr. Haase.

Freitag, 30. Juni. Zweite Gastdarstellung des Hrn. Roger, erster Tenor der großen Oper zu Paris. Lucia von Lammermoor, große Oper in 3 Akten, Musik von Donizetti. Edgar: Hr. Roger (in deutscher Sprache). Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspreisen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 154. Donnerstag, den 29. Juni 1854.

Bilder aus dem Eheleben.

(Aus: „Champagnerschaum“, Erzählungen und Novellen von Kalhinka Zitz. Mainz, Faber'sche Buchhandlung.)

(Fortsetzung.)

Als Charitas an die Hausthüre der Wittwe Sander klopfte, fielen ihre Blicke auf das gegenüberstehende Kloster der barmherzigen Schwestern, es schien ihr als habe sie einen Schatten unter dem gewölbten Bogen des Hauptportals dahin schleichen und verschwinden sehen.

Ottilie, welche ihr die Thüre öffnete, verhinderte sie, dieser Bemerkung weiter nachzuhängen.

„Ist Blanka zu Hause?“ war ihre erste Frage.

„Welch ein Gedanke, Tante!“ versetzte Ottilie.... „Aber Sie treten ja nicht herein? Sie scheinen sehr müde! Ruhen Sie wenigstens aus.“

„Ich kann nicht ruhen noch rasten, bis ich Deine Schwester gefunden habe“, entgegnete die Nonne. Und sie wandte sich, um ihre Wanderung von neuem anzutreten.

Die Thüre fiel hinter ihr zu.... Aber wohin sollte sie gehen? Da stand sie vor der Thürschwelle ohne zu wissen, wohin sie ihre Schritte lenken sollte. Als aber ein entfernter Seufzer bis zu ihr drang, erinnerte sich Schwester Charitas des Schattens, den sie bemerkt hatte, als sie bei ihrer Schwester anklopfte und plötzlich kam ihr der Gedanke, daß es ihre Nichte seyn könnte, und mit dem Namen Blanka auf den Lippen, eilte sie ohne Zögern unter die gewölbte Klosterthüre.

„Meine Mutter, meine Schwester und die Base sind beisammen“, sagte Blanka indem sie die Hand ihrer Tante ergriff und sie neben sich auf die Bank zog, auf welcher sie saß ... „ich höre fremde Stimmen, es ist Besuch da ... sie plaudern ... aber gewiß kein Wort von mir ... O, mein Gott! wenn mein Vater noch lebte, so würde ich nicht aus dem älterlichen Hause ausgestoßen seyn ... ich könnte auch an jener Thüre anklopfen und sie würde sich für mich öffnen ... Nein, Tante, was ich leide, ist unmöglich zu beschreiben.“

Und ohne zu bedenken, welche Besorgniß sie ihrer Tante den Tag über eingeflößt haben mußte, noch sich deßhalb zu entschuldigen, lehnte sie ihr Haupt an den Busen der Nonne und brach in Thränen aus.

Eine Thräne, die kalt auf ihre Stirn herabfiel, machte, daß ihr Schmerz mittheilender wurde.

„Sie weinen, Tante! O, verhehlen sie es nicht! Ihre Thränen sind mir wohlthätig“, hob Blanka, durch dieses Zeichen von Theilnahme erleichtert, wieder an. „Endlich bedauert mich Jemand, endlich habe ich ein Herz gefunden, das in die Schläge meines Herzens einstimmt.... O Tante, meine gute Tante!“

Beide Frauen weinten lange miteinander, dann sagte Blanka:

„Meine Mutter hat mich fortgejagt, ich ging ohne ihrer Grausamkeit zu widerstreben ... es würde doch vergebens seyn.... Ich habe mir ein Zimmer gemiethet ... hier ganz in der Nähe.... Aber da ich in der Einsamkeit allzu sehr litt, so ging ich auf den Kirchhof ... an das Grab meines Vaters, wo ich lange geweint und gebetet habe. Im Nachhausegehen befiel mich ein unwiderstehlicher Drang, an dem Hause meines Vaters vorbei zu gehen, das Haus, die Fenster zu betrachten ... ich konnte ja an einem derselben meine Mutter, meine Schwester erblicken... Aber in dem Maße als ich näher kam, stockte mir der Athem ... mir war als müßte Jedermann auf meiner Stirne lesen, daß mir der Eintritt in das älterliche Haus untersagt ist, wie man ehedem den Exkommunizirten den Eintritt in die Kirche versagte. Ich wartete daher den Abend ab, bevor ich mich heran wagte.... O, wie schlug mir das Herz! ... Endlich erreichte ich die Straße, und hier versteckt vor allen Blicken, drangen meine Augen in das Zimmer, das ich noch gestern so traurig, so öde gefunden, und in welchem ich heute um den Preis meines Blutes seyn möchte... Es ist Besuch da ... hören Sie ... sie lachen ... sind heiter, während ein Glied dieser Familie in der Erde fault und das andere hier auf der Straße weint.“

„Stille, Blanka! wir sind nicht allein“, sagte die Nonne. In der That zeichnete sich im Schein des aufgehenden Mondes das Profil eines Mannes auf den Klostermauern ab. Kaum hatte Blanka die Augen auf dieses Profil geworfen, als sie sich zitternd erhob, die Hand der Nonne ergriff, und mit einer Stimme, die der Schrecken verdumpfte, ausrief: — „Mein Mann!“

Die Nonne kannte den Herrn von Fügen nicht, aber nach Allem, was sie von ihm gehört hatte, und besonders nach dem Entsetzen, das sich bei der Nennung seines Namens jedesmal in Blankas Zügen abspiegelte, hatte sie sich ein furchtbares Bild von ihm entworfen; der Mann der vor ihr stand, hatte durchaus keine Aehnlichkeit mit der Schöpfung ihrer Phantasie.

Es war ein sehr kleiner, aber wohlgestalteter Mann von brauner Farbe; sein Gesicht war hübsch, seine Haltung voll Anmuth. Seine weißbehandschuhten Hände hielten eine Lorgnette, die er auf die Gruppe der beiden Frauen gerichtet hielt. Nach Blankas Ausruf trat er ihr näher, verbeugte sich auf die artigste Weise von der Welt und sagte:

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau! ich bin ein Mann von feiner Bildung, wie Sie wissen, und Sie haben nicht die geringste Unannehmlichkeit von mir zu befürchten. Vorhin hier angekommen, war ich eben im Begriffe, mich zu Ihrer Mutter zu begeben, um mich nach Ihrer Wohnung zu erkundigen. Der Zufall hat mir gedient; Ihre Stimme, die ich erkannte, verrieth mir ihre Gegenwart... Aber ich bitte, erholen Sie sich ... es ist mir leid, daß ich so ohne Vorbereitung vor Ihnen erschienen bin.“

Sich sodann an die Nonne wendend, deren Miene das größte Erstaunen ausdrückte, fügt er mit einem Lächeln und in dem leichtesten Tone hinzu:

„Sie sind ohne Zweifel Schwester Charitas, ehrwürdige Frau? und Ihr Erstaunen ist mir daher erklärlich . . nach der vortheilhaften Schilderung, welche meine Frau gewiß nicht ermangelt hat, von ihrem Manne zu entwerfen, erwarteten Sie in mir wenigstens ein abscheuliches Ungeheuer, einen Menschenfresser, einen Blaubart zu erblicken. . . Sie sehen jetzt, was das Vorurtheil ist . . während ich ein ganz gutmüthiger Mensch bin, der rasend verliebt in eine Frau ist, die mir in der That mehr Ehre anthut, als ich verdiene, indem sie mich mit ihrem wohlconditionirten Haß überschüttet. Doch Vergebung, fromme Schwester, ich halte Sie mitten in der Straße auf. . . Darf ich beiden Damen meinen Arm anbieten, um sie nach Hause zu geleiten?“

Er schwieg mit vorgebeugtem Körper, mit gekrümmtem Arm, ohne daß ihm eine Antwort zu Theil ward. Blanka schien in eine Bildsäule verwandelt und die Nonne betrachtete wechselweise das Entsetzen, welches in allen Zügen ihrer Nichte ausgedrückt war, und diesen jungen Mann, dessen sanfte Stimme, dessen feine Manieren dieses Entsetzen keineswegs begründeten.

In Folge dieses Stillschweigens richtete Fügen das Wort jetzt besonders an seine Frau:

„Komm', Blanka, nimm meinen Arm an.“

Und da er sich anschickte, Blankas Hand zu ergreifen, um sie in seinen Arm zu legen, wich die junge Frau erschrocken zurück.

„Rühren Sie mich nicht an, mein Herr!“ rief sie aus.

„Wie Sie wollen, gnädige Frau!“ sagte er, ohne irgend eine Aufregung zu offenbaren. „Und Sie, ehrwürdige Schwester, schlagen Sie ebenfalls meine Führung aus? . . Ich bin Ihr Neffe, Sie dürfen mir den Arm geben.“

„Ich danke“, erwiederte die Nonne trocken. — Und ohne sich ihre Absicht mitgetheilt zu haben, begannen Tante und Nichte ziemlich rasch fortzugehen, obgleich das Zittern, welches Blankas Körper durchbebte, sie fast bei jedem Schritte straucheln ließ.

„Du bist starrköpfig, Blanka!“ sagte Fügen in einem halb vertraulichen, halb galanten Ton, indem er neben ihr herging. „Du schlägst meinen Arm aus, gibst mir nicht einmal Antwort; da ich Dich aber sprechen muß, so bitte ich Dich, mir Zeit und Ort zu unserem Gespräch zu bestimmen.“

Die drei Leute waren vor der Thüre eines großen Gebäudes angelangt. Blanka drehte sich gegen ihren Mann und sagte mit so viel Festigkeit, als sie ihrer Stimme zu geben vermochte:

„Hier, mein Herr!“

„Hier?“ wiederholte Fügen, indem er die einsame Straße und die Schildwache betrachtete, welche vor der gegenüberstehenden Kaserne mechanisch auf- und abschritt. „Das ist ein sonderbarer Ort zu einer Zusammenkunft. Doch es sey, da Sie es wünschen, schöne Frau. — Hören Sie mich an, ich sage Ihnen ohne Umschweife, daß ich nach Linz gekommen bin, um Sie zu holen; ist es Ihre Absicht, mir zu folgen?“

„Nein, nein Herr!“ erwiederte Blanka fest.

„Guter Rath kommt über Nacht!“ erwiederte Fügen mit anscheinender Sorglosigkeit; „morgen werde ich die Ehre haben, Sie zu sehen.“

„Ueberheben Sie sich dessen“, sagte Blanka sehr aufgeregt.

„Auch das“, unterbrach sie Fügen, indem er mit seiner Lorgnette spielte. „Doch werde ich Ihnen einen Gesandten schicken, einen meiner Freunde, den Grafen Egon von Gallenberg, dem ich meine Freiheit verdanke und der mich hierher begleitet hat.“

Fügen grüßte die beiden Frauen achtungsvoll und entfernte sich, indem er eine Arie aus dem schwarzen Domino trällerte.

Als die Hausthüre geöffnet ward, begaben sich Tante und Nichte, von einer vorleuchtenden Magd begleitet, in das Zimmer, welches Blanka gemiethet hatte.

Blanka ließ sich sogleich auf einen Stuhl fallen. Ihren Zügen waren die Spuren der höchsten Angst eingedrückt, und doch bestand diese Angst nicht aus lauter Schmerz . . sie war mit einem Schimmer von Verwirrung und Freude vermischt.

„Egon hier!“ sagte sie, vergessend, daß sie nicht allein war. Dann die große Gestalt der Nonne mit dem bleichen Gesichte wahrnehmend, die sie mitleidig betrachtete, wandte sie sich hastig an dieselbe:

„Haben Sie jemals gelitten, Tante?“ fragte sie.

„Mein Leben lang“, antwortete Schwester Charitas mit einem Blick, der noch mehr ausdrückte, als ihre Worte. „Du kannst mir daher Alles vertrauen.“

„Ihnen, die so rein und heilig ist!“ sagte Blanka weinend. „Ich wage es nie.“

„Und welch Verdienst habe ich, rein und heilig zu seyn?“ sagte Schwester Charitas; „habe ich je geliebt? mein Leben floß ohne Hinderniß dahin. Weiß ich, wie ich einen Sturm ertragen haben würde? . . Vertraue mir Alles an, Blanka, denn ich begreife Alles; die Freuden und Kümmernisse dieser Welt haben sich meinem Herzen offenbart, als hätte ich sie selbst empfunden.“

„Sie kennen mein Unglück, Tante“, sagte Blanka mit brennenden Wangen; „ich werde Ihnen daher nur mittheilen, in wie ferne ich gefehlt habe. . . . Sie haben vorhin den Grafen von Gallenberg nennen hören! . . . Kalt und ernst war er von allen Männern, welche das Haus meines Mannes besuchten, der Einzige, der mir wenig Aufmerksamkeit schenkte; von allen Freunden meines Mannes war er der Einzige, der mich weder mit Anbetung noch Huldigung verfolgte; eben deßhalb, oder aus einer unerklärlichen Sonderbarkeit des Herzens, war er wider Willen der Einzige, mit dem ich mich beschäftigte; ich wog seine Worte, seine Handlungen. War ich allein, so schloß ich die Augen und rief mir sein Bild zurück; ich verstopfte meine Ohren, damit kein Geräusch zu ihnen gelänge und sie den sanften Ton einer Stimme länger in sich behielten; ich ward ungeduldig, wenn eine andere Stimme, als die seinige, die Stille unterbrach, welche ich um mich verbreitet hatte. . . Graf Gallenberg ist verheirathet; seine Frau ist wahnsinnig; ich kenne sie nicht. Da er sie nicht länger bei sich behalten konnte, so hatte er sie eben in einem Irrenhaus untergebracht, als mein Mann eines Tages zu mir sagte:

„Egon ist sehr betrübt, daß es zum Aeußersten mit seiner Frau kommen mußte. Er wird einige Zeit nicht in Gesellschaften erscheinen, wird selbst sein Haus nicht verlassen. Erzeige mir einen Dienst, Blanka. Er hat Wechsel von mir, die morgen fällig sind; es ist demüthigend für einen Mann, einen andern um etwas zu bitten; thue mir den Gefallen, zu ihm zu gehen . . mit ihm zu reden. . . Ich werde die Papiere in acht Tagen einlösen, das kannst Du ihn versichern. Thue mir den Gefallen, liebe Blanka.“ — Ich wagte weder ja noch nein zu sagen; ich fürchtete, mein Mann möge die Ursache meiner Zögerung entdecken; er nahm aber mein Stillschweigen für Einwilligung, stand auf und gab mir die Adresse des Grafen. — Als er fort war, kleidete ich mich zu dem Besuch an. — Ich zitterte wie ein Espenblatt, als ich mich zu ihm begab; meine Stimme war kaum verständlich, als ich seinen Kammerdiener fragte, ob er zu Hause sey und ihm meinen Namen nannte, um mich bei dem Grafen zu melden. — Er war allein und im Hauskleide. Ich hatte ihn nie anders, als in großer Toilette gesehen; ich kann Ihnen nicht beschreiben, was in mir vorging, als ich ihn so sah. Es scheint, daß meine Bestürzung so sichtlich war, daß er sich verbunden glaubte, ihr zu Hülfe zu kommen, ohne jedoch seine ernste Würde aufzugeben; er ermuthigte mich mit so achtungsvoller Liebenswürdigkeit, er war so zurückhaltend und doch so voll Artigkeit, daß

ich mich des übernommenen Auftrags zu entledigen vermochte. — Er nahm die Entschuldigung meines Mannes sehr gut auf, versprach zu warten, und als ich aufstand, um mich zu entfernen, versuchte er keineswegs, mich zurückzuhalten, sondern er gab mir das Geleite bis zur Hausthüre, als hätte ich noch meinen Wagen gehabt und er sich für verbunden gehalten, mir beim Einsteigen behülflich zu seyn.

„Sonderbar, liebe Tante! ich war zufrieden und unzufrieden mit ihm; ich fühlte, daß er nicht anders handeln konnte gegen eine noch sehr junge Frau, welche als Bittende zu ihm kam, und dennoch verletzte mich dieser kalte zurückhaltende Empfang. Ich sehe jetzt ein, daß ich eine Thörin war."

(Schluß folgt.)

Die Lukmanierbahn.

Im Norden und Süden der Schweiz haben die Eisenbahnen ihre Netze zur Belebung des Handels und Verkehrs ausgespannt; an sie die verbindenden Fäden zu knüpfen, durfte nicht länger verschoben wurden, wollte man nicht mitten in der bewegten Strömung rings umher wie eine Art öden Eilandes liegen bleiben. Die gewaltigen Felsmauern der Alpen und ihr Berglabyrinth, einst der beschwerliche, aber unumgängliche Uebergangspunkt für die Römerzüge der alten deutschen Kaiser, heute Zielpunkt fast noch zahlreicherer Touristenzüge, würden bei der sonst allenthalben so gesteigerten Reisebequemlichkeit am Ende zum Gegenstande von Leiden, Beschwerlichkeiten und märchenhaften Abenteuern geworden seyn, wie sie nur immer einst den Italien-lüsternen „Barbaren" des Nordens begegnet seyn mochten. Ist es doch auch so gar lange nicht her — drei bis vier Jahrzehnte, — daß erst die meisten der Alpenpässe aus höchst umständlichen und gefährlichen Uebergängen zu sorglos befahrenen Wegen geworden! Heute genügen auch diese nicht mehr. Wo irgend ein Land oder Ländchen sich gegen den allgemeinen Zug abschließen wollte, da fragt der Verkehr gewaltig wenig darnach; mit einem kaum zu beachtenden kleinen Zeitverluste sucht er sich seinen Weg außen herum, findet ihn auch sicher, und läßt — die Chinesen in ihrer eingebildeten Glückseligkeit zur Seite liegen.

Man würde sich im Unrecht befinden, wollte man glauben, die Schweiz habe wirklich erst des unaufhaltbaren äußern Andrangs bedurft, um den praktischsten Gedanken des modernen Verkehrs in Fleisch und Blut aufzunehmen. Die Idee einer Eisenbahn über die Alpen ist nicht aus der Ferne geholt und nicht so sehr neu; sie beschäftigt schon seit mehr als einem Jahrzehnt den Geist eines der ausgezeichnetsten Ingenieure. Oberst La Nicca in Chur hat ihr ein ungewöhnliches Talent und eine unermüdliche Thatkraft gewidmet, um sie endlich nicht nur von den Technikern und Fachmännern acceptirt, sondern auch von der unentbehrlichen Finanzwelt accreditirt zu sehen. Man muß die hier in Betracht kommenden Localitäten wenigstens oberflächlich kennen, um sich einen Begriff von dem Umfange und den Schwierigkeiten der Vorstudien für das große Werk zu machen. Eine Reihe von Jahren wurde darauf verwendet, die Beschaffenheit des Bodens der Thäler zwischen Bodensee und den italienischen Seen zu untersuchen, sowie von allen nöthigen Bauten Pläne und vollständige Darstellungen zu liefern. Der ursprüngliche Plan fand seine natürliche Gränze in dem Terrain. Die Eisenbahnen vertragen nur ein bestimmtes Maximum von Steigung. Auch den obersten Rücken der Alpen mit seinen steilen Abdachungen mittelst einer Eisenbahn zu übersteigen, mußte kaum möglich erscheinen. Das Mittel zahlreicher Zickzacklinien, weit ausholender Wendungen, das zudem den Weg unendlich hätte verlängern müssen, war hier von der Natur enger Thäler gleichfalls aufs höchste erschwert oder unmöglich gemacht. So war denn das frühere Project dahingegangen, sich der trennenden Alpenmauer auf der einen und der andern Seite nur bis zu gewissen Punkten mit Locomotiven zu nähern, und zwar nördlich bis Dissentis, das noch immer mehr als 3000 Fuß über dem Meere liegt, südlich bis Olivone im Blegnothale. Die zwischen beiden Punkten liegende Strecke in einer Länge von 29 Kilometern (etwa $3\frac{1}{2}$ deutsche Meilen) hätte mittelst schiefer Ebenen und anderer noch künstlicherer Mittel überwunden werden sollen. Allein abgesehen von auch hierbei noch ganz ungewöhnlichen Steigungen von $3\frac{1}{2}$ bis 5 Procent, entfernte dieses Project nicht eine andere Schwierigkeit, welche die Verbindung überhaupt beinahe als eine höchst problematische erscheinen lassen mußte. Leiden schon die gewöhnlichen Straßen über die Alpen einen großen Theil des Jahres hindurch unter den Unbilden des Winters, seinen in diesen Regionen in unglaublicher Menge sich anhäufenden Begleitern, dem Schnee und Eise, so mußte eine bei der projectirten Uebersteigung so außerordentliche Verlängerung des Weges die klimatischen Hindernisse und Störungen noch bedeutend vermehren, und damit dem Unternehmen gerade jener Vortheil verloren gehen, der in seiner möglichsten Unabhängigkeit von Wind und Wetter gelegen hätte. Ja, könnte man Berge versetzen! Zum Glück aber hat dieß die so ungewöhnlich fortgeschrittene Entwickelung auf dem technischen Gebiete überflüssig gemacht; man läßt die Berge stehen, und gräbt sich durch sie hindurch. Immer aber ist ein kleiner Unterschied, einen Hügel von einigen hundert Fuß Höhe zu durchgraben, oder eine in die Regionen des ewigen Schnees ragende Alpenmauer. La Nicca schreckte auch vor diesem Gedanken nicht zurück, und wendete, einerseits die großen Inconvenienzen des ersten Planes nicht verkennend, andererseits von den Fortschritten im Tunnelbauwesen ermuthigt, sich nun zu dem Plane eines Alpentunnels. Hierbei kam es denn natürlich zunächst darauf an, wo diese riesige Erhebung zwischen den nördlichen Thälern und den lombardischen Ebenen am schmalsten, dünnsten seyn möchte. Eine sorgfältige Untersuchung ließ sowohl in dieser Hinsicht wie in Bezug auf die geologische Beschaffenheit den rhätischen Hochalpenstock Lukmanier am geeignetsten erscheinen. Ein Durchbrechen des Berges in beträchtlicher Höhe würde ziemlich alle obenerwähnten Nachtheile, nämlich bedeutende Steigerungsverhältnisse und die Calamitäten eines Alpenwinters gegen sich gehabt haben. Im Verhältniß der Länge des Tunnels mußten jene sich vermindern, und die Möglichkeit, die ganze Bahn für den Lokomotivenbetrieb geeignet zu machen, wachsen. So kam man zu einem Tunnel von circa 25,000—29,000 Meter, der das Steigungsmaximum von $2\frac{1}{2}$ Proc. nirgends übersteigt, ja noch darunter bleibt; denn innerhalb jener beiden Summen handelt es sich um zwei verschiedene Richtungen. Die eine zwischen St. Agatha unterhalb Disentis und Campora oberhalb Olivone würde eine Länge von 25,675 Meter (1 Meter ungefähr 3 Par. Fuß) ergeben, die zweite zwischen St. Agatha und Olivone selbst 28,735 M. Zahlreiche Schächte, welche der Bau nöthig machen wird, werden von der Configuration und geologischen Beschaffenheit des Terrains ungemein begünstigt; auch läßt letztere, da man es mit einem größtentheils plutonischen Gebirge zu thun hat, keinen großen Wasserzudrang befürchten, und wird eben so nirgends eine Ausmauerung des Tunnels nöthig machen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Als Rossini auf dem Gipfel seines Ruhmes stand und seine Musik alle Bühnen der Welt beherrschte, jedoch ehe er den „Tell"

geschrieben hatte, war er keineswegs auf seine Compositionen stolz, wie folgender buchstäblich wahrer Vorfall beweiset. Ein Cardinal besuchte ihn einst in Neapel und machte ihm Complimente. Was that Rossini? Er zog den Rock aus, riß sogar das Hemd von der Brust herunter und sagte: „Meine Musik rühmen Sie nicht, bewundern Sie die Schönheit meiner Körperformen und die Vollendung meines Gliederbaues."

Frankfurter Theater.

Zu den Darstellungen des Franz Moor und des Mephistopheles hat das fortgesetzte Gastspiel des Hrn. Haase die des alten Klingsberg und des Lord Harleigh in „Die Wahnsinnige" gefügt. Wenn wir diese neben einander betrachten, so müssen wir Hrn. Haase das Zugeständniß machen, daß er das wesentlichste Erforderniß eines Charakterdarstellers, nämlich Mannichfaltigkeit der Gestaltung, besitzt. Mit der Kunst des Proteus wohl vertraut, weiß er schon in der äußeren Erscheinung uns jedesmal einen andern Menschen vorzuführen, welchem er dann ein anderes inneres Leben beizugesellen versteht. Die beiden Charaktere des alten Klingsberg und des Harleigh waren nicht nur scharf begränzt, sondern auch in consequenter Haltung ausgeführt, jener als der frivole Roué, aber zugleich als Mann von feinem Abschliff und liebenswürdigen Manieren, dieser als ein Lebensbild von psychologischer Bedeutung, das durch geistige Verbindungen motivirt werden muß. Nach dem Eindruck, den uns bis jetzt die jedenfalls eigenthümlich und selbstständig gehaltenen Leistungen des Hrn. Haase gemacht, dürfen wir ihn den bedeutendsten Befähigungen der heutigen jüngeren Künstlerschaft beizählen. Diese Ansicht scheint auch die der hiesigen Theaterfreunde zu seyn, welche den Gast durch den lebhaftesten Beifall auszeichnen.

Dem kaum zu Ende gegangenen Gastspiel der Fräul. Wildauer hat sich schon wieder ein anderes, das des gefeierten Roger, angeschlossen. Indem wir der Fräul. Wildauer nochmals unsern Dank für die heiteren Kunstgenüsse ausdrücken, die sie uns bereitet hat, fügen wir schließlich die ganz richtige Parallele des Referenten eines auswärtigen Blattes bei, welcher u. A. bemerkt: „Die Ney wird Sie erschüttern, erheben; die Wildauer wird Sie erquicken, erheitern. Die ergreifenden ernsten Gebilde der Ersteren werden Ihnen Thränen der Rührung, die allerliebsten heitern Gebilde der Letzteren Thränen der Freude entlocken. Die Ney wird mehr Ihren Geist, die Wildauer wird mehr Ihr Herz gefangen nehmen. Doch Vergleiche hinken, und M. Wildauer weiß auch zu rühren und zu erheben, und jeder ihrer Darstellungen, ob heiter oder ernst, ist der Stempel von Wahrheit und Natur aufgeprägt." Fräul. Wildauer hat allen Freunden des Schönen erheiternde und ungetrübte Kunstgenüsse bereitet, sowie der Theaterkasse Vortheile gebracht, die in der gegenwärtigen Jahreszeit sehr hoch anzuschlagen sind.

Bücherschau.

(Frankfurt.) Die im Verlag von Meidinger Sohn und Comp. dahier erscheinende „deutsche Bibliothek", Sammlung auserlesener Originalromane, hat soeben den 8. Roman mit L. Bechstein's „Dunkelgraf" versandt. Laut einer Ankündigung des Verlegers werden die drei letzten Romane der ersten Serie bis Ende Oktober d. J. in geregelter Folge erscheinen, und zwar zunächst der „Sonnenwirth" von Hermann Kurz, dem talentvollen Dichter von „Schiller's Heimathsjahre"; sodann die „Freimaurer" von G. Kühne und zum Schluß der „Musikantenthurm" von Robert Prutz. — Dieses Unternehmen, welches vor nicht einem Jahr unter der Redaktion von Otto Müller ins Leben trat, und allseitig, sowohl von der Presse wie von dem Publikum mit lebhafter Theilnahme begrüßt wurde, hat schon jetzt durch den Erfolg die Voraussetzung gerechtfertigt, die der Verleger im ersten Programm aussprach, daß nämlich der gediegene deutsche Roman sehr leicht die Concurrenz mit dem französischen und englischen Uebersetzungsfabricat auszuhalten vermag, wenn er nur zu demselben Preise geboten wird wie jenes! Wie wir aus guter Quelle vernehmen, sind von den beiden ersten Romanen „Afraja" und „Charlotte Ackermann" schon über 8000 Exemplare abgesetzt, ein Resultat, dessen sich gewiß nur wenige Uebersetzungen aus dem Französischen, Englischen und Schwedischen in Deutschland rühmen können. Allerdings gehören jene beiden Romane auch zu dem Besten, was die neuere deutsche Literatur in diesem Fache aufzuweisen hat. Es läßt sich erwarten, daß die nachfolgenden Werke ihren Vorgängern an dichterischem Werth nicht nachstehen werden. Von Kühne's „Freimaurer" und dem „Sonnenwirth" von H. Kurz sind schon früher in der „Europa" und dem „Morgenblatt" Bruchstücke veröffentlicht worden, die Ausgezeichnetes erwarten lassen. Der „Dunkelgraf" von L. Bechstein wird, abgesehen von seinem sonstigen Werth, schon um deßwillen lebhaftes Interesse erwecken, als er jene mysteriöse Geschichte von dem unbekannten Grafen zu Eishausen in Thüringen behandelt, die vor einigen Decennien so großes Aufsehen in ganz Deutschland machte, und in allen Zeitungen Gegenstand der verschiedenartigsten Erörterungen gewesen ist.

Korrespondenz.

Köln, 26. Juni.

Heute wurde die vom christlichen Kunst-Verein veranstaltete Ausstellung altdeutscher und italienischer Gemälde im Kaufhaussaale Gürzenich eröffnet. Im Katalog findet man schon 337 Gemälde verzeichnet, die Zahl wird indeß auf 450 steigen. Die Ausstellung wurde beschickt aus den Gallerien der Herren: von Ammon, Landgerichtsrath Baumeister, Becker, Leonard Beckers, C. Bourel, Brasseur, Max Clové von Bouhaden, Dr. Dormagen, H. Düster, Ph. Engels, J. Essingh, Joh. Fr. Fromm, Ed. von Groote, Haan, Th. Kamper, A. Kolping, W. Ludowigs, G. Menden, J. J. Merlo, Jos. Nakotenus, M. Neven, Oppenheim, J. A. Ramboux, Seld, Karl Stein, Weyer, der Frau Leven und Schaaffhausen, aus der Andreas-Kirche und dem Priester-Seminar. Bei dieser Ausstellung, die sehr reich und gut vertreten ist, namentlich was die altkölnische Schule anbelangt, hat es sich gezeigt, welcher Reichthum an alten Gemälden in unserer Stadt noch vorhanden ist. Als Perle der Ausstellung darf man ein im Priester-Seminar vor kurzer Zeit durch Brasseur entdecktes Bild bezeichnen. Dasselbe stellt Maria mit dem Kinde in Lebensgröße dar, von Engeln umgeben. Man schrieb anfänglich das Bild dem Meister Stephan zu, der das berühmte Dombild machte; Hr. Brasseur aber ist der Ansicht, daß dieses Kunstwerk ältern Ursprungs und daß dasselbe unstreitig den hervorragendsten Erzeugnissen der alten Schule beizuzählen sey. Es wäre zu wünschen, daß diesem Gemälde im Dome ein Platz angewiesen werde, dem es gewiß zur Zierde gereichte. Man begegnet in der Ausstellung u. A. folgenden Malern: Lucas Cranach, J. van Calcar, Barth Bruyn, Lucas van Leiden, H. Holbein, Mabuse (Maria mit dem Kinde), J. Schoreel (Christus am Kreuze), Alb. Dürer, Hemling, Giovanni Bellini, dem Meister der Passion, der früher unter dem Namen Israel Meckenem bekannt war (Maria mit dem Jesukind auf dem Halbmond sitzend, zur Seite Engel, unten Apostel), Quintin Messis (die beiden Wucherer), J. van Eyck, Meister Stephan, dem Meister des Dombildes, Meister Wilhelm, Meister Christoph, Joh. Messis, Pet. Christophsen (Scene aus dem Leben des heiligen Eligius: ein Juwelier, Goldstücke machend, hinter ihm eine Frau und ein Mann), und Hubert van Eyck.

Bockenheim.

Am 29. d. M. wird Frau Roth-Leclerc ein Gastspiel auf unserem Sommertheater eröffnen, das wohl auch für Manchen aus dem nachbarlichen Frankfurt von Interesse seyn dürfte, und zwar in Erinnerung an eine frühere Periode der Frankfurter Bühne, welcher die Obengenannte als Frl. Leclerc angehörte und bei der sie das Fach einer ersten jugendlichen Liebhaberin bekleidete. Wir empfehlen das genannte Gastspiel einer freundlichen Beachtung.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 29. Juni. Gastdarstellung des Hrn. Haase, k. bayr. Hofschauspieler in München und neu einstudirt: Clavigo, Trauerspiel in 5 Akten von Goethe. Carlos: Hr. Haase.

Freitag, 30. Juni. Zweite Gastdarstellung des Hrn. Roger, erster Tenor der großen Oper zu Paris. Lucia von Lammermoor, große Oper in 3 Akten, Musik von Donizetti. Edgar: Hr. Roger (in deutscher Sprache). Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspreisen.

Samstag, 1. Juli. Letzte Gastdarstellung des Hrn. Haase und zum Vortheil für denselben. Der Jude. Schewa: Hr. Haase. — Der gerade Weg der beste. Elias Krumm: Hr. Haase. Abonnement-Vorstellung Nro. 178.

Bockenheimer Sommertheater.

Donnerstag, 29. Juni. Der Vicomte von Letorieres.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 155. Freitag, den 30. Juni 1854.

Bilder aus dem Eheleben.

(Aus: „Champagnerschaum“, Erzählungen und Novellen von Kathinka Zitz. Mainz, Faber'sche Buchhandlung.)

(Schluß.)

„Nach acht Tagen“, fuhr Blanka fort, „schickte mich mein Mann abermals zu ihm, um einen neuen Aufschub zu erlangen. Er empfing mich auf dieselbe Weise, ganz mit derselben Miene, mit derselben kalten, förmlichen Höflichkeit; nur sprach er viel von seinem häuslichen Kummer mit mir. Dann das Gespräch abbrechend, als hätte nicht er es herbeigeführt, beschuldigte er sich eines Mangels an Energie, klagte er, daß er sich von dem Schicksal habe beherrschen lassen, während es in der Natur des Mannes liege, Alles zu beherrschen; nachdem das Gespräch sich eine Zeitlang um Vergnügungen und Tagesereignisse gedreht hatte, setzte er hinzu, daß sein Leben künftig nur noch zweien Dingen geweiht seyn würde. . . . Als ich mich jetzt erhob, um fort zu gehen, sagte er lächelnd. . . Doch, Sie werden ihn morgen sehen, Tante! unterbrach sich Blanka mit strahlenden Augen, Sie werden sich überzeugen, daß ein unbeschreiblicher Zauber in seinem Lächeln liegt, welches seinen ernsten Zügen Milde, und selbst seiner Stimme einen ganz andern Ton gibt.“ — „Er sagte mir also“ fuhr Blanka voll Beschämung fort, weil sie sich unwillkürlich durch die Bewegung ihres Herzens hatte hinreißen lassen, „er sagt mir also: „Ich gebe Ihrem Gemahl noch eine Frist von acht Tagen, und zwar, wie ich glaube, nur um das Glück zu haben, Sie nach Verlauf derselben abermals bei mir zu sehen, gnädige Frau!“ . . . O, liebe Tante, wie darf ich es jetzt wagen, Ihnen diese dritte Zusammenkunft zu erzählen?“

„Wie man sich seinem Beichtvater mittheilt, der unser Bekenntniß in seinen Busen aufnimmt, um das allerhöchste Wesen für uns um Vergebung zu bitten“, erwiederte die Nonne.

„So will ich denn Ihnen beichten“ sagte Blanka, indem sie vor ihrer Tante niederkniete. „Hören Sie mich an, und möge Sie meine demüthige Stellung und die Scham, die ich ob diesem Geständniß empfinde, von der Aufrichtigkeit meiner Reue überzeugen. — Kaum war ich bei dem Grafen eingetreten, so verriegelte er die Thüre. — „Blanka“, sagte er, „es gibt Frauen, und Sie gehören zu ihrer Zahl, welche lieben und an ihrer Liebe sterben, Frauen, die man während des ganzen Lebens auf beiden Knieen bittet, ohne Etwas von ihnen zu erlangen.“ — Ueber diese Sprache erstaunt, die so neu von ihm und für mich war, sah ich ihn an. Nein ich hatte ihn nie zuvor gesehen, Tante; ein göttlicher und zugleich kühner Abstrahl glänzte in seinen Zügen, sein Gesicht schien von einem himmlischen Lichte verklärt zu seyn. Er ergriff meine Hand, und bevor ich aus der Betäubung zu mir gekommen, welche mir seine Worte verursacht hatten, fühlte ich mich von seinen Armen umschlossen und ein Kuß fiel brennend heiß auf meine Stirne. — „Mein Herr“! rief ich, mich von ihm loszumachen strebend. Aber er hielt mich fest und leise flüsterte er mir zu: „Süßes Kind! ich liebe Dich, ich schwöre es Dir! Wenn Dich Jahre voll Liebe und Geduld erweichen könnten, so würde ich warten! . . .“ „Seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen, Tante“! schloß Blanka mit ersterbender Stimme.

Da sie nach einer halben Stunde ihre Erzählung nicht wieder aufgenommen hatte, so begriff die Nonne das Gefühl, welches sie niederdrückte und zu schweigen zwang.

„Gehe jetzt zu Bette, liebes Kind“! sagte sie. „Sammle neue Kräfte im Schlaf; Du wirst ihrer morgen bedürfen.“

Blanka ließ sich auskleiden wie ein Kind; aber in dem Augenblicke wo sie im Begriff war, in das Bett zu steigen, ward an ihre Thüre geklopft, und die Worte: im Namen des Gerichts! drangen durch das Schlüsselloch.

Eine Stunde später, fuhr ein von mehreren Gerichtsdienern zu Pferde umringter Wagen, in welchem sich zwei schwarzgekleidete Frauen befanden, durch das Thor von Linz und schlug den Weg nach Wien ein.

Ein eleganter Reisewagen fuhr hinten nach, in welchem sich Niemand als ein kleiner junger Mann von brauner Gesichtsfarbe befand.

Fügen hatte gelogen, Graf Egon von Gallenberg war nicht in Linz.

VIII.

Der Käufer und der Verkäufer.

In Wien angelangt, reichte Blanka eine Scheidungsklage ein, und während der Prozeß eingeleitet ward, zog sie sich als Kostgängerin in ein Kloster zurück.

„Das dauert lange“, sagte sie eines Tages bleicher als gewöhnlich und in großer Aufregung in ihrer Zelle auf- und abgehend, „das dauert lange“, wiederholte sie, indem sie sich in gerader Haltung vor die Nonne hinstellte, die sie mit Angst betrachtete: „mich däucht, das Urtheil könnte längst gesprochen seyn.“

„Hast Du Hoffnung, Kind?“ fragte Schwester Charitas zögernd.

„Keine! . . und dennoch, Tante! . .“ sagte Blanka mit Nachdruck.

„Kind!“ hob die Nonne wieder an, „wie das Urtheil auch ausfallen mag, Du hast mir versprochen, Muth zu haben.“

„Und fehlt es mir an Muth?“ fragte Blanka, deren Augen einer Lampe glichen, die noch einmal aufflackert, bevor sie erstirbt.

Auf einmal rief Blanka: „Es kommt Jemand!“

In der That wurden eilige Schritte im Gange hörbar, die Thüre wurde barsch aufgerissen und Graf Gallenberg erschien.

„Ich habe gewonnen!“ rief Blanka, indem sie ihm entgegeneilte.

„Würde ich ohne Ihren Befehl erschienen seyn, wenn dem so wäre, gnädige Frau?" sagte der Graf mit einem traurigen Ausdruck.

Blanka fiel vernichtet auf einen Stuhl.

Einige Minuten herrschte tiefes Stillschweigen, dann sagte der Graf:

„Ich befand mich in Prag, als ich die Kunde Ihres Prozesses vernahm; den Ausgang voraussehend, reiste ich in aller Eile ab; ich kam heute Morgen an; mein erster Gang war auf das Gericht."

„Und Sie haben es gewagt..?" sagte Blanka, kaum athmend.

„Sie haben das Gesetz angewendet, gnädige Frau! Keine der von Ihrem Anwalt angeführten Thatsachen konnte eine Scheidung begründen."

„Und ich bin verurtheilt, wieder mit diesem Manne zu leben?" fragte Blanka mit zusammengepreßten Zähnen und hochaufathmender Brust.

„Ich war der Meinung, gnädige Frau, daß es besser für Sie sey, diese Nachricht aus dem Mund eines Freundes, als durch die Gerichtsdiener zu hören. Der Freiherr von Fügen erwartet seine Gemahlin."

„Ich bin bereit", sagte Blanka aufstehend... „Werden Sie mitgehen, Tante?" fügte sie hinzu, indem sie sich traurig an Schwester Charitas wandte.

„Es ist erst ein anderer Wille zu befragen", sprach die Nonne mit trauriger Resignation.

„Das ist wahr", sagte Blanka, die noch immer ungewöhnlich bleich war, auf deren Stirne jedoch eine feste Willenskraft strahlte.

Dann nahm sie den Arm des Grafen, verließ das Kloster mit ihm und stieg in den Wagen, den er mitgebracht hatte; keines von Beiden öffnete den Mund, bis der Wagen still hielt.

Herr von Fügen erwartete seine Frau auf der Freitreppe im Hofe seines palastähnlichen Hauses. Blanka bezeigte nicht das geringste Erstaunen bei seinem Anblick; sie nahm sogar den Arm, den er ihr bot, um sie in den Salon zu geleiten; sie setzte sich auf einen Stuhl, den er ihr zurecht rückte, und fuhr einige Mal mit der Hand über die Stirne; ihre Pulsadern klopften mit unglaublicher Schnelligkeit.

„Seyn Sie mir willkommen, meine Theure!" sagte Fügen, der kaum seine Freude zu bewältigen vermochte. „Haben Sie Dank, bester Graf, ich werde nie vergessen, was ich Ihnen schuldig bin." Und sich zu seiner Frau wendend, setzte er hinzu: „Du bist zu Hause, liebe Freundin; herrsche hier als unumschränkte Gebieterin."

„Genug, mein Herr!" sagte Blanka trocken. „Wenn ich hierher gekommen bin, ohne abzuwarten, bis mich die Gerichte dazu zwangen, so geschah es, weil mir noch ein Mittel auf Sie zu versuchen übrig blieb... Das Urtheil ist zwar gesprochen, aber ich kann appelliren, und ich erkläre Ihnen, daß mich keine Rücksicht zurückhalten soll, ich werde Alles sagen. Ich gestehe Ihnen jedoch, daß ich es vorziehen würde, nicht zu diesem äußersten Mittel schreiten zu müssen. Von dem Vermögen, welches mir mein Vater hinterlassen hat, verlange ich nur einen Jahrgehalt von sechshundert Gulden von Ihnen; behalten Sie das Uebrige und lassen Sie mich mit meiner guten Tante an irgend einem abgelegenen Orte leben, wo ich niemals etwas von Ihnen hören kann."

„In der That.. liebe Frau?.." stotterte Fügen, indem er sich zu einem Lächeln zwang.

„Bleiben Sie, Herr Graf," sagte Blanka zu Gallenberg, welcher Miene machte, fortzugehen; „lassen Sie mich nicht allein mit diesem Menschen. Ich habe ihm etwas zu sagen, wozu ich eines Zeugen bedarf. — Graf Gallenberg", fügte Blanka, auf den Grafen zugehend, hinzu, indem sie ihre eine Hand auf seinen Arm legte und mit der andern auf ihren Mann deutete: „Wissen Sie, wer der Mann ist, für welchen ich Sie dreimal um Schonung bat, der Mann, den Sie aus dem Gefängniß befreiten und zu welchem Sie mich zurückgeführt haben?.. Er ist ein Elender!.. Erfahren Sie Alles, ich will Ihnen Alles erzählen, während der Unwille meine Stirne noch hinreichend färbt, damit man nicht eine andere Röthe, die der Scham, darauf bemerkt; ich will Ihnen Alles sagen, damit Sie es Andern wieder sagen und mich Lügen strafen, wenn ich schwach genug seyn sollte, es je zu läugnen... Eines Abends sprach dieser Mensch mit einem andern seines Gelichters.. er sagte.. o mein Gott! gib mir die Kraft auszureden.. er sagte: Pah! wenn man eine hübsche Frau hat, so hat man immer eine Hülfsquelle.. er betet Blanka an.. er ist unermeßlich reich... — Sie verstehen.. das ist der Mensch, dem Sie mich ausgeliefert haben, Graf Gallenberg."

Der Graf mußte Blanka unterstützen; sie hatte alle ihre Kräfte zusammen genommen, um diese Worte auszusprechen; als sie gesprochen waren, schien ihre Energie mit ihrer Kraft zu verschwinden.

Fügen brach in ein lautes Gelächter aus.

„Und weißt Du, wer der Mann ist, von dem ich sprach, Blanka?.. Es ist dieser da", sagte er, indem er auf den Grafen zeigte.

Blanka riß sich aus den Armen des Grafen und maß ihn mit einem zernichtenden Blick von dem Kopf bis zu den Füßen.

„Also", sagte sie mit dem Ausdruck tiefen Unwillens, unendlicher Bitterkeit, „also stehe ich zwischen dem Verkäufer und dem Käufer! Gott, Gott!" fügte sie hinzu, indem sie die schönen Augen und die Arme zum Himmel erhob, „erbarme Dich meiner!"

Der Graf trat einen Schritt nach Blanka hin, die entsetzt vor ihm zurückbebte.

„Kommen Sie mir nicht zu nahe!" rief sie aus.

„Blanka!" sagten ihr Mann und der Graf gleichzeitig, denn sie waren erschrocken wegen des gereizten Zustandes, der aus allen Zügen der jungen Frau sprach. — Sie wollten ihre Hand ergreifen.

„Rührt mich nicht an", stieß Blanka, den Kopf verlierend, heraus, indem sie immer weiter vor den gegen sie ausgestreckten Armen zurückwich. Die Thüre stand offen; sie entfloh durch dieselbe und verschwand. — Die beiden Männer sahen sich einander an.

„Sie sind ein Schurke!" sagte der Graf von Gallenberg zu Fügen.

„Ich weiß nicht, wer hier der größere Schurke ist", erwiederte Fügen, „ob Derjenige, der kauft, oder Derjenige, der verkauft."

„Es war keine Vorsätzlichkeit von mir", sagte der Graf unwillig; „mein Herz allein hat gesprochen."

„Ich that es aus Noth", entschuldigte sich Fügen. „Aber was ist aus Blanka geworden?" fügte er hinzu; „eilen wir, sie aufzusuchen; wir können das Weitere nachher besprechen."

Und in derselben Absicht vereint, verließen die beiden Männer das Zimmer, um Blankas Zimmer aufzusuchen.

Diese war nicht weit gegangen; so wie sie die beiden Männer nicht mehr vor Augen hatte, blieb sie stehen, drückte beide Hände vor ihre Stirne und suchte ihre Gedanken zu sammeln, ihren Muth zu beleben. Fügens Stimme brachte sie zu sich selber, indem sie sie mit neuem Schrecken erfüllte. Sie begann zu fliehen, ohne zu wissen wohin. Eine Stiege war vor ihr; sie stieg hinauf; da sie aber Schritte hinter sich hörte, so verdoppelte die Angst ihre Kräfte, sie flog gleichsam von Stufe zu Stufe, welche kaum von ihren Füßen berührt wurden. Am Ende der Thüre be-

fand sich ein langer schmaler Gang, durch welchen sie ihren Lauf fortsetzte.

„Blanka! Blanka!" tönten die Stimmen zweier Männer hinter ihr, die sie verfolgten, ohne sie erreichen zu können. „Blanka! nur ein Wort."

Aber Blanka war taub und blind; sie vernahm nichts, als das Geräusch der Schritte Derer, die im Begriffe waren, sie zu erreichen; sie sah nur nach einem Ausweg, um einem Gatten zu entrinnen, den sie verabscheute und verachtete; um einem Geliebten zu entgehen, den sie anbetete und verachtete — und so lief sie denn immer fort. Am Ende des Ganges befand sich ein offenes Fenster, und da die Schritte immer näher kamen und kein anderer Ausweg da war, so stieg sie auf die steinerne Brüstung des Fensters und stürzte sich hinaus.

Am andern Tag las man in der Zeitung:

„Eine junge Dame, die bereits mehrfache Zeichen von Geisteszerrüttung gegeben, hat sich gestern zu einem Fenster im vierten Stockwerk ihres Hauses herausgestürzt und fiel auf das Pflaster in dem Augenblick, als ihr Gemahl in Gesellschaft eines Freundes nach Hause kehrte. Als man sie aufhob, war sie bereits todt.... Dieser frühzeitige Todesfall hat eine achtbare Familie mit Trauer erfüllt. Man hegt ernstliche Besorgnisse für das Leben des Mannes, der untröstlich über den Verlust seiner Gattin ist."

Die Lukmaniereisenbahn.

(Schluß.)

Da die Zeit ein sehr wichtiger Factor bei derartigen Arbeiten ist, so sey bemerkt, daß man für die erstere Richtung eine Baudauer von 2½, für die zweite von 5 Jahren berechnet hat, jedenfalls also etwa 6 Jahre für die Vollendung des kolossalen und großartigen Werkes ausreichen werden, wofern nicht sinnreiche Maschinen auch noch diese Zeit abkürzen. So wird eben jetzt aus Amerika berichtet, daß ein Herr Tallot eine neue Maschine zur Durchbrechung der Tunnels erfunden habe, deren Kombination der Schneidewerkzeuge, ihr Spiel und die Entfernung der abgearbeiteten Steine wahrhaft bewundernswürdig sey. Versuche mit dem größten Erfolge hätten den Beweis festgestellt, daß die härtesten Felsen und Urgesteine der neuen Erfindung nicht widerstehen könnten. Die Maschine wird von Dampfkraft getrieben, kann in 2 Stunden ein Stück von 17 Fuß im Durchmesser 3 Fuß tief aushöhlen und wiegt ohne Dampfmaschine und Kessel 75 Tonnen. Die Kosten des Lukmaniertunnels können selbstverständlich nicht gering seyn; sie sind für die erstere Richtung auf ungefähr 23 Millionen Frs. veranschlagt, für die zweite etwas höher. An der ganzen Bahn hat sich bekanntlich Sardinien, einschließlich der besondern Theilnahme Genuas, mit 22 Millionen Frs. betheiligt, und neuerdings haben auch die englischen Einzahlungen und Kautionen stattgefunden, so daß die Bahn die beste Aussicht ihrer Verwirklichung hat, während der allerdings kostbare Tunnel nach Ueberwindung der bedeutenden Arbeiten wenigstens zu einem klaren Resultate führen und die auf andern Wege nie endenden Schwierigkeiten durch Elementarereignisse, soweit dieß überhaupt möglich ist, abschneiden wird. Recht lebhaft wird man dabei aber wieder daran erinnert, wie großartige Unternehmungen und Schöpfungen in der Regel in dem Haupte eines einzigen energischen und begeisterten Mannes ihren Ursprung nehmen. Die Massen sind wenig geeignet zur einheitlichen Erfassung einer großen schöpferischen Idee; ihr Wirkungskreis beginnt erst bei der Ausführung, die freilich nur zu oft den Reformator bereits auch als Märtyrer gesehen hat.

Die Lukmanierbahn führt uns in einem der schönsten Theile der Schweiz wieder an unsern Rhein, dessen Thal ein überhaupt ein so hohes historisches Interesse und so lange den natürlichen Canal zur Vermittlung zwischen dem Norden und Süden gebildet hat. Die Mehrzahl der Römerzüge ging durch das Rheinthal; in der Nähe seiner Quellen finden sich die Pässe des Bernhardin, Splügen, des Julier, Septimer, von dem bald der eine, bald der andere auch von den deutschen Kaisern gewählt wurde. Auch der Lukmanier (so heißt eigentlich der Paß selbst, nicht ein einzelner Berg, und den Namen deutet man entweder als Mons lucidus wegen seiner im Sonnenschein erglänzenden weißen Felswände, oder als Mons lucumonius von den tuskischen Volkshäuptern, den Lucumonen) hat seit urdenklichen Zeiten als Uebergangspunkt gedient, obgleich diese niedrigste Alpeneinsenkung von ungefähr sechstausend Fuß heute im elendesten Zustande kaum den Saumthieren und Heerden einen guten Weg bietet. Schon der Glaubensbote Columban scheint mit seinen Schülern diesen Pfad eingeschlagen zu haben und im 8. Jahrhundert sind die Karolingischen Fürsten mit ihren Heerhaufen hier hinüber ins Land Italia gezogen, wie später noch mancher Kaiser. In Chur war für diese der letzte Rast und Ruhepunkt für die weiteren Gefahren und Anstrengungen. Die Rhein- und Lukmanierstraße geht so ziemlich aus der Hauptmasse Deutschlands gegen die Mitte des nördlichen Italiens hin; an diesem Punkte also wird eine Sammlung der Strahlen des deutschen und italienischen Eisenbahnnetzes und deren Verbindung immer am geeignetsten erscheinen. Auch in Oesterreich, das bisher diesem Projecte nicht günstig gewesen und bei dem Streite darüber an der „A. Allgemeinen Zeitung" zumeist eine beredte Fürsprecherin gefunden, scheint sich neuerdings die Meinung für dasselbe als ein glückliches und ausführbares umgewandelt zu haben. Wenn aber einmal das flüchtige Dampfroß sich in Thäler erhebt, welche fast nur die Heimath der Gemsen und Adler, ja in ihrem Hintergrunde noch den zottigen Bären hegen, um dann durch die gewaltigen Massen der höchsten europäischen Naturmauer nach Süden zu dringen, wird sich vor den erstaunten Augen der Reisenden ein so wunderbares Stück Eisenbahn entfalten, wie es kaum ein zweites geben möchte. Ein andermal vielleicht soll uns der Leser freundlich an die Quellen unseres Rheins, zu seiner schäumenden Jugend, in die schaurigen Schluchten und Gletscherhöhen ihrer Umgebung folgen. Dr. L.

Mussa Pascha,

gewesener Commandant von Silistria.

Die Belagerung Silistrias, welche in der Geschichte des gegenwärtigen Krieges die schönsten und interessantesten Blätter füllt, wird auch für ewige Zeiten den Ruhm eines Helden verkünden, der eben in dem Augenblick, als er zu dem Allmächtigen wegen der Abwendung großer Gefahr dankend sein Gebet gerichtet, von einer Kugel tödtlich dahingestreckt ward. Es war am 2. Juni. Am Tage vorher waren aus Petersburg Befehle angelangt, das türkische Saragossa um jeden Preis zu nehmen. An dem Horizont der russischen Militärglorie, die in neuerer Zeit so innig mit dem Namen Paskiewitsch verbunden, stiegen finstere Gewitterwolken auf. Der Czar zürnte bereits, und wenn der Czar zürnt, wird auch das Opfermesser bereits geschliffen. Umsonst sind alle blutigen Stürme auf jene Veste gewesen, deren Schlüssel von der russischen Diplomatie schon im Voraus zum Brennusschwert bestimmt waren. Es handelte sich nicht mehr um das Leben von Soldaten, sondern um den langbewahrten Nimbus russischer Waffensiege, um den Lorbeer und die Existenz jener Kriegsanführer, deren bloßer Name schon im Herzen der Krieger als eine Muthoffenbarung und Siegeszuversicht geklungen. Noch waren die traurigen Berichte von dem an 29. und 31. Mai fruchtlos

und verlustreich erfolgten Sturme nicht in der Newastadt angelangt; ein Verzweiflungskampf mußte schnell gewagt werden; die Siegesbotschaft konnte noch die Hiobspost ereilen; in Rußland trägt die Unglücksnachricht Blei an den Füßen. Von allen Seiten stürmten Heeresmassen gegen die Forts, während die Flottille die Stadt bombardirte. Mörderisch war der Kampf, bewundernswerth der Türke; die Russen flohen. Die Sieger erkauften jedoch um schweren Preis den blutig errungenen Lorbeer; sie hatten ein Holocaustum geopfert. Mussa Pascha stammt aus einer Handelsfamilie und ward 1810 zu Salonik geboren. Er widmete sich schon frühzeitig der militärischen Laufbahn. Talent und Verdienst fanden stets in der Türkei gerechte Anerkennung und der wackere Kriegsmann gelangte rasch zu dem Grade eines Divisions-Generals und Vorstandes des Artilleriecomitees. Seine äußere Gestalt war imponirend und edel; sein hoher ritterlicher Sinn ward allgemein bewundert. In allen seinen Handlungen und Reden war eine gewisse Energie erkennbar, die zuweilen selbst bis zur Exaltation emporloderte. Man kannte ihn als einen Mann, der das Selbstbewußtseyn des Muthes und der Ehre mächtig in seiner Brust getragen und nur der Gelegenheit bedurfte, um die glänzendsten Proben davon abzulegen. Wohlunterrichtet und mit Leichtigkeit auch die Feder führend, hatte Mussa einen Kriegscodex zu schreiben begonnen, in welchem einer der ersten Artikeln folgendermaßen lautet: „ein jeder Platz- oder Festungs-Commandant, der capitulirt, ehe noch 40 Tage seit der Eröffnung der Laufgräben vorübergegangen, wird erschossen." Mussa Pascha ist edel gestorben, wie er gelebt, für sein Vaterland und seinen Herrscher und die Türkei beweint in ihm einen ihrer hingebendsten und für ihre Vertheidigung glühendsten Söhne. Er war ein hochherziger Mann, der auf allen Posten, wohin ihn das Vertrauen seines Kaisers rief, stets seine Pflicht erfüllte und von Allen, die unter seinen Befehlen dienten, geliebt wurde; er war ein erfahrener, muthiger, ehrlicher und frommer Soldat. Mussa Pascha hinterließ eine Wittwe und sechs unmündige Kinder ohne alles Vermögen. Der Sultan hat die Waisen unter seine Obhut genommen.

Bücherschau.

(Frankfurt.) Im Verlage von Meidinger Sohn und Comp. dahier sind erschienen: „Wendische Weiden", von Eduard Ziehen. Diese Erzählungen bieten das doppelte Interesse der Schilderung von Sitten, Gebräuchen und sonstigen Eigenthümlichkeiten aus dem Volksleben, wie von anziehenden und die Theilnahme des Lesers fesselnden Begebenheiten. Während bei den verschiedenen Völkerstämmen Deutschlands eine alte Sitte nach der andern verschwindet, halten die Wenden mit großer Pietät an den Gebräuchen ihrer Vorfahren fest. Der Verfasser, dessen Angehörige zum Theil seit vielen Jahren unter den Wenden wohnen und der diesen Völkerstamm genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte, gibt hier einen Cyclus von Erzählungen, in welchen die Haupteigenthümlichkeiten jenes Volkes geschildert sind, und zwar namentlich der auf dem linken Ufer der Niederelbe wohnenden wendischen Bevölkerung. Da die Weiden zu den Lieblingsbäumen der Wenden gehören, so hat der Verfasser nach ihnen seine Erzählung benannt. Es sind Dorfgeschichten, in denen die kleinen Leiden und Freuden eines friedlichen und nach außen hin nur wenig erregten Lebens sich in ernsten und heiteren Bildern abspiegeln und die nicht nur den sinnigen Beobachter, sondern auch den gewandten Darsteller bekunden. Wer gern aus dem lauten Weltgewühl einmal zur Seite tritt, um sich friedlicher Beschauung hinzugeben, dem dürfen wir diese Sammlung von Dorfgeschichten bestens empfehlen und bürgt schon für deren Werth der Name ihres dem lesenden Publikum bereits rühmlich bekannten Verfassers.

W.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 25. Juni.

Unter dem Titel: „Jugendklänge", haben die Hinterbliebenen des vor einigen Jahren verstorbenen Kanzlisten Gustav Kieme, eines sehr talentvollen jungen Mannes, dessen hinterlassene Gedichte in einem Bändchen in Commission der H. Ritter'schen Buchhandlung erscheinen lassen, die sich hier einer sehr günstigen Aufnahme erfreuen und auch anderwärts empfohlen zu werden verdienen. Wahre Religiosität, innige Kindes- und Geschwisterliebe, begeisterte Vaterlandsliebe und ein stets reges Naturgefühl sprechen von Herzen zu Herzen aus den gemüthvollen Gedichten, deren Form und Inhalt erkennen lassen, daß der Verfasser zu großen Hoffnungen berechtigte. Einen wehmüthigen Reiz verleiht den Gedichten G. Kieme's die sie durchziehende Todesahnung, wir dürfen sagen, die an mehreren Stellen ausgesprochene, durch körperliche Umstände keineswegs bedingte Ueberzeugung von einem frühen Ende, welche indessen seiner sonst heiteren Lebensansicht keinen Eintrag that. Wir glauben den Leserinnen dieses Blattes einen Dienst zu erweisen, sie auf diese „Jugendklänge" aufmerksam zu machen.

Mainz, 25. Juni.

Vorgestern wurde eine Frau mit einem Kinde, mit welchem sich jene aus Verzweiflung in den Rhein gestürzt hatte, durch den muthvollen Beistand zweier Schiffer glücklich gerettet. Der Mann jener Frau, ein hiesiger Bürger, war vor kurzem nach Amerika gegangen und hatte sie mit mehreren Kindern im Elend zurückgelassen, dem sie mit ihrem jüngsten Kinde durch den verzweifelten Schritt entgehen wollte.

Frankfurt a. M.

Wir erfahren soeben, daß unser Liederkranz kommenden Dienstag in den schönen, gastlichen Räumen der Mainlust ein großes Concert zum Besten der Mozartstiftung zur Ausführung zu bringen gedenkt. Die Concerte des Liederkranzes im Freien haben wir zu unserem Bedauern mehrere Jahre hindurch entbehren müssen. Früher bildeten sie stets einen Hauptanziehungspunkt für alle Classen der Bevölkerung und Alt und Jung pflegte damals in fröhlichen Schaaren unserer Mainlust zuzuwandern, um unter schattigen Bäumen ein Lied aus frischer Brust zu vernehmen. Wir heißen das Vorhaben unseres Liederkranzes im Voraus aus vollem Herzen willkommen und täuschen uns wohl nicht, wenn wir die frühere lebendige Theilnahme unserer Mitbürger an demselben auch heute voraussetzen. — Das Programm soll Vorzügliches, darunter eine Hymne von Fr. Schubert, größere Chöre von C. M. v. Weber, Mendelssohn, Panny, Zöllner, Bischoff rc. enthalten und wird, mit großer Sorgfalt einstudirt, ohne Zweifel einen reichen musikalischen Genuß gewähren. Auch scheint in akustischer Beziehung, die früher in der Mainlust Manches zu wünschen übrig ließ, dießmal vortrefflich gesorgt zu seyn; wie wir hören, hat die Direction der hiesigen Dampfschleppschifffahrts-Gesellschaft mit dankenswerther Bereitwilligkeit für den Festabend eines ihrer großen Boote zur Verfügung gestellt, das, reichgeziert, in dem sogenannten kleinen Maine, dicht an der Mainlust vor Anker gehen soll und, mit dieser durch eine Brücke verbunden, auf seinem Decke sämmtliche Mitwirkende zur Aufführung vereinigen wird; die vorzügliche Kapelle unseres Linienbataillons wird die Chöre begleiten und dadurch den Effect wesentlich erhöhen. — Wir wünschen dem Liederkranze, daß ihm auch der Himmel am kommenden Dienstag ein freundliches blaues Auge zuwenden möge. Unser Publikum wird, das hoffen wir, das Bestreben des Vereines, eines unserer Institute, die Mozartstiftung, in ihrem Bestande zu heben, durch zahlreichen Besuch des Concertes anzuerkennen und zu fördern sich gedrungen fühlen.

Theater-Anzeige.

Freitag, 30. Juni. Zweite Gastdarstellung des Hrn. Roger, erster Tenor der großen Oper zu Paris. Lucia von Lammermoor, große Oper in 3 Akten, Musik von Donizetti. Edgar: Hr. Roger (in deutscher Sprache). Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspreisen.

Samstag, 1. Juli. Letzte Gastdarstellung des Hrn. Haase und zum Vortheil für denselben. Der Jude. Schewa: Hr. Haase. — Der gerade Weg der beste. Elias Krumm: Hr. Haase. Abonnement-Vorstellung Nro. 178.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 156. Samstag, den 1. Juli 1854.

Die Belagerung von Leyden.

(Historische Novelle von A. Heinze.)

1.

Am 25. Mai des Jahres 1574 saßen um die neunte Abendstunde in einem großen Gasthause der Stadt Leyden mehrere wohlhabende Bürger beim vollen Becher und unterhielten sich von den Kriegsereignissen der jüngst verflossenen Zeit, welche manches niederländische Herz mit banger Besorgniß erfüllt hatten. Vor Allem war es die unglückliche Schlacht auf der Mooker Haide, unweit Nymwegen, wo Ludwig von Nassau, der Bruder des Prinzen Wilhelm von Oranien, am 14. April von den Spaniern aufs Haupt geschlagenworden war, welche von den Anwesenden mit großer Lebhaftigkeit besprochen wurde.

„Hätten wir nichts als den Verlust von einigen Tausend Söldlingen und von einer Anzahl Geschütze und Fahnen zu beklagen, so würde der Schlag leicht zu überwinden seyn", sagte ein reicher Kaufmann Namens Brouwer; „aber daß zwei Brüder unseres hochherzigen Prinzen, die beiden tapfern Grafen Ludwig und Heinrich von Nassau, im Kampf gefallen sind — das wird den Feinden mehr nützen als zehn Siege!"

„Ja, diese unglückliche Schlacht hat viele Hoffnungen vernichtet", erwiederte der Stadtschreiber van Hout. „Die Operationen unserer Heere sind dadurch für längere Zeit gehemmt — und wer weiß, welche Gefahren uns in der nächsten Zukunft drohen!" fügte er mit besorgter Miene hinzu. „Als der spanische Oberst Valdes am letzten Tage des März die Belagerung unserer Stadt aufhob und unverrichteter Sache abzog, entstand ein Jubel, als ob wir nun in alle Ewigkeit nichts mehr zu fürchten hätten — aber mir ahnt, seine Fahnen werden eher wieder im Angesichte Leyden's wehen, als wir denken! Und wenn er wiederkommt, so wiederholen sich vielleicht in unserer Stadt die Gräuelscenen von Zütphen und Naarden!"

„Ihr seht zu schwarz, lieber Hout", entgegnete sein Freund und Tischnachbar Dietrich Koster, ein angesehener Handelsherr. „Sollte Valdes oder irgend ein anderer spanischer Befehlshaber wieder zu einer Belagerung heranziehen, so wird der Prinz von Oranien uns nicht verlassen. Kann er uns auch nicht gleich zu Hülfe kommen, so dürfen wir doch mit Sicherheit darauf rechnen, daß dieß nach Verlauf von einigen Wochen geschehen wird; eine mehrwöchentliche Belagerung können wir zur Noth schon aushalten."

„Ich glaube nicht, daß die Feinde in der nächsten Zeit gegen Leyden etwas unternehmen werden", meinte Brouwer. „Die spanischen Truppen haben ja gleich nach der Schlacht auf der Mooker Haide eine Meuterei angestiftet und wüthen jetzt, aller Bande des Gehorsams ledig, in dem unglücklichen Antwerpen. Ehe der Oberstatthalter so viel Geld zusammenbringt, um ihnen den rückständigen Sold auszuzahlen, ist der Herbst vor der Thür, und dann haben wir jedenfalls keine förmliche Belagerung mehr zu fürchten."

„Das ist auch meine Meinung", sagte ein begüterter Schiffseigenthümer Namens Peiler. „Bevor die Spanier nicht ganz Nordholland und alle Städte an der Maas und am Rhein erobert haben, werden sie Leyden nicht angreifen."

„'S ist wirklich zum Lachen, wie gottergeben ruhig die hochweisen Herrn schwatzen!" flüsterte ein kleiner verwachsener, schielender Krämer Namens Martin Schoof seinem Nachbar Grendel, einem wohlhabenden Goldarbeiter, zu, welcher mit ihm an dem untern Ende des großen Tisches saß, an dessen oberem Brouwer, van Hout, Koster und Peiler Platz genommen hatten. „Wenn sie wüßten, daß . . ."

„Um Gotteswillen! so sey doch still!" unterbrach ihn Grendel mit ängstlicher Miene. „Hier sind wir begeisterte Liebhaber der Freiheit."

„Obgleich es mir nicht glaublich scheint, daß uns in der nächstens Zukunft Gefahr droht", fuhr Brouwer fort, „so meine ich doch, daß unsere Behörden wohlgethan haben würden, wenn sie einige Anstalten zur Vertheidigung der Stadt getroffen hätten. Wir sind ja fast wehrlos."

„Das ist nur zu wahr", nahm Grendel mit erheucheltem patriotischen Eifer das Wort. „Die kleine Anzahl Schützen wird die stürmenden Spanier nicht aufhalten."

„Nicht einmal die Schanzen, welche die Feinde im vorigen Herbst aufgeworfen haben, hat man zerstört!" rief der Bucklige mit höhnischer Miene. „Sollten die Spanier wiederkommen — was Gott verhüten möge! — so werden sie sich gewiß sehr freuen daß wir die Werke ihrer Hände so respectirt haben."

„Die Schanzen würden doch sehr bald wieder aufgeworfen, seyn", entgegnete Koster, indem er den buckligen Krämer mit mißtrauischen Blicken betrachtete. „Der Hauptübelstand ist, daß wir nicht mit Mundvorräthen und Munition versehen sind. Wenn ich zu befehlen hätte, so ließ ich sofort Beides in Menge in die Stadt schaffen. Vorsicht schadet nicht — heißt's im Sprichworte."

„Ihr habt Recht, Koster", erwiederte der Stadtschreiber van Hout, welcher mit dem vorsitzenden Bürgermeister van de Werff sehr befreundet war; „ich werde darauf hinzuwirken suchen, daß das Versäumte so schleunig als möglich nachgeholt wird. Gott gebe, daß es nicht zu spät ist!"

„Meint Ihr, daß die Bürger Leydens so wenig Muth und Standhaftigkeit besitzen, daß sie auf die erste Aufforderung der Sieger von der Mooker Haide die Stadt übergeben werden?" rief Peiler. „Ich denke, wir werden uns auch ohne volle Magazine zu vertheidigen wissen."

Es war, als ob dem Stadtschreiber und seinem Freunde Ko-

ster das Gespräch nicht behage, denn beide verließen nach einer Weile mit freundlichem Gruß rasch das Gastzimmer und schritten durch die nächtlichen Gassen ihrem Hause zu. Die übrige Gesellschaft setzte die Unterhaltung mit großem Eifer fort.

Eine Stunde später stürzte plötzlich ein junger Bürger athemlos und mit verstörtem Gesicht herein und schrie mit durchdringender Stimme:

„Die Spanier kommen! Die Spanier kommen!"

Das war ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel. Alle Gäste sprangen erschrocken von ihren Sitzen auf und umringten den Ankömmling, um die unheilvolle Kunde noch einmal aus seinem Munde zu vernehmen.

„Die Spanier haben heute einen tüchtigen Marsch gemacht!" flüsterte der Bucklige seinem Kumpan ins Ohr. „Hätt's nicht gedacht, daß sie schon in dieser Nacht hier seyn würden."

„Dießmal soll der Oberst Valdes nicht unverrichteter Sache wieder abziehen", entgegnete Grendel mit bedeutsamer Miene.

Als der Unglücksbote einigermaßen wieder zu Athem gekommen war, erzählte er den in ängstlicher Spannung horchenden Gästen:

„Als ich vor einer halben Stunde von Leyderdorp nach der Stadt zurückging, war mir's auf einmal, als hört' ich vor mir in der Ferne ein seltsames Getöse wie von vielen Schritten und dazwischen ein dumpfes Summen und Brausen, als ob eine große Volksmenge heranzöge. Je weiter ich ging, desto lauter und vernehmlicher ward das Geräusch. Ich stand still und horchte und grübelte, was das zu bedeuten habe — da sah ich beim dämmrigen Licht des Mondes plötzlich den alten Wachter von Leyderdorp hastig dahergelaufen kommen, der mir im Vorübereilen zurief: „Wenn Euch Freiheit und Leben lieb sind", so haltet Euch hier nicht auf! Die Spanier ziehen von Norden in dichten Massen heran — der Vortrab wird noch in der nächsten halben Stunde erscheinen!" So eilte ich denn rasch weiter und sah auch bald darauf in der Ferne Waffen im Mondschein blinken. Es muß eine ganz beträchtliche Heeresmasse im Anzuge seyn, denn das Stimmengebrause war gewaltig."

Es würde schwer seyn, die Aufregung zu beschreiben, welche diese Worte hervorriefen. Das, was so Manche vor einer Stunde noch für kaum möglich gehalten hatten, war jetzt geschehen — die Spanier rückten zu einer abermaligen Belagerung Leydens heran.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tscherkessen Bitte.

In den Tuilerien woget buntes, schimmerndes Gedränge,
Gleich dem alten Kaiserhofe liebt der neue das Gepränge.

Auf dem Throne sitzt der Neffe schweigsam und mit ernsten Mienen,
Denkt er wohl, daß hier sich Drohnen schmücken mit des Oheims Bienen?

Während über'n goldbedeckten Hofstaat seine Blicke gleiten,
Mag ihm vor die Seele treten Gold als Götze dieser Zeiten?

Goldnes Kalb, dem Alle räuchern, Börsenleute, Zeitungsschreiber,
Senatoren, Generale, wie die Männer so die Weiber!

Geld ist Herrscher jetzt im Frieden, Geld bedarf's, um Krieg zu führen! —
Doch der Kaiser winkt, den Sendling fernen Lands hereinzuführen.

Und es nahet der Tscherkesse, welcher Stahl statt Goldes träget,
Stolz und männlich sind die Züge, wie die Freiheit nur sie präget.

„Großer Sultan! Glück und Segen wünsch ich Dir aus Schamyls Munde,
Wie der Hauch des West's erquickend, kam von Dir ihm frohe Kunde.

Wie der Westhauch, Deine Flotten bringend uns auf Meereswogen:
Wider unsern alten grimmen Todtfeind ist Dein Schwert gezogen.

Daß nun strahlender des Sieges Sonne aufgeh' und der Rache,
Ueberbring' ich Schamyls Bitte, seiner gilt sie, Deiner Sache!

Zehentausend Flinten sind es, welche unser Führer fodert,
Daß der Kaukasus den Russen als Vulkan entgegenlodert!"

„Ehre Schamyl! Meinen Gruß ihm, Gruß des Freundes laß' ich melden,
Labsal ist es, eine Bitte zu erfüllen solchem Helden!

Nimm die Flinten, nimm die besten, so wie sie Vincennesjäger
Führen, in Tscherkessenhänden sicher sichern Todes Träger.

Aber will der Waffenbruder keine größere Bitte wagen?
Da das Höchste selbst der Tapfern Tapferstem nicht zu versagen!

Reich ist euer Land an Helden, aber arm dafür an Golde,
Bring' Schamyl von meinen Schätzen, euren Tapferen zum Solde!"

Doch der Berge Sohn erwiedert: „Herr, wir haben Vollblutpferde,
Mais und Korn für uns're Krieger trägt genug der Heimath Erde.

Uns're Krieger aber kämpfen, ohne daß sie Sold empfangen.
Für die Freiheit, für den Glauben Martyrkronen zu erlangen!"

Adolf Doerr.

Das Fest der Rosière in Nanterre.

Am Sonntag muß der gute Pariser Spießbürger mit Weib und Kind aufs Land, nicht weil es schön Wetter, sondern weil es Sonntag ist. Auch gratulirt sich die ganze Umgebung von Paris zu dieser löblichen Gewohnheit, und um die Concurrenz nicht zu groß zu machen, haben sich die nächsten Ortschaften dahin verstanden, daß jede an einem andern Sonntag den Parisern ein Extra-Fest in der Art unserer Kirchweihfeste anbietet. Eines der interessantesten dieser Feste, die dieses Jahr viel vom Regen zu leiden haben, ist wohl die Krönung der „Rosière", die alljährlich am Pfingstsonntage zu Nanterre, einem kleinen Ort auf dem Wege von Paris nach St. Germain, statthat, der als Geburtsort der heiligen Genoseva, Schutzpatronin von Paris, in besonderer Verehrung steht. Dasjenige Mädchen des Ortes und vielleicht des Kreises, die als die tugendhafteste und bravste erkannt worden, wird an diesem Feste mit einer Rosenkrone feierlich bekränzt, verheirathet, und mit einer anständigen Aussteuer von Municipalitätswegen beschenkt. Zu diesem Ende zog von Paris das Capitel der Kirche St. Geneviève (Panthéon) nebst Sängern und Sängerinnen mit den sonst in Nanterre, jetzt aber in obengenannter Kirche aufbewahrten Reliquien der heiligen Genoseva, nach Nanterre um das Fest durch ihre Gegenwart zu verherrlichen. Die „Rosière", eine starke häßliche Bauernmagd, was freilich ihr Verdienst bedeutend schmälert, wird in der Kirche feierlich gekrönt, und hierauf führt man sie in feierlicher Procession in den Hof des Pfarrhauses, wo sich ein Brunnen, befindet dem die Legende eine Heilkraft für Augenübel zuschreibt, die er dem Umstand zu danken haben soll, daß die blinde Mutter der heiligen Genoseva durch

Waschen der Augen mit dem Wasser dieses Brunnens ihr Augenlicht wieder gefunden. Die Suppen des Herrn Pfarrers müssen gut seyn und viele Augen haben, wenn sie aus diesem Wasser gemacht werden, aber die gläubige Menge läuft hinzu, um das wunderthätige Wasser für einige Sous zu kaufen. Es scheint übrigens, daß das Pfarrhaus die Geburtsstätte der Patronin von Paris ist, denn — es findet sich an der Mauer seines Hofes folgende Inschrift: Ici je suis née, 3. Janvier 422. Nachdem die Versammlung sich um den Brunnen aufgestellt, und mehrere Psalmen zu Ehren der Heiligen in die Lüfte gesendet, setzt sich der Zug wieder in Bewegung und durchzieht den ganzen Ort. Abends gibt es überall Festlichkeiten und Tanz, die am Pfingstmontag noch bis spät in die Nacht fortgesetzt werden. Ausnahmsweise war das Wetter der Rosière günstig und verschonte sie, wenn auch nicht den ersten, doch den zweiten Tag ihres Festes mit Regen.

Aphorismen.

(Aus: „Bilder ohne Rahmen. Heidelberg im Verlag von Carl Winter“).

— (Große und kleine Geister.) Wenn ein großer Geist leuchtet, wie eine Sonne, so drehen sich um ihn die kleinen Geister, wie Planeten. Sie scheinen aber nur, weil die Sonne scheint.

— (Lange und kurze Zeit.) Was ist doch der Mensch! Eine Lebenslänge wird ihm zum Traume, und ein Augenblick in diesem Traume wird ihm oft zu einer Ewigkeit.

— (Ruhe und Leben.) Es gibt eine lebendige Ruhe und eine ruhige Lebendigkeit. Willst du jene sehen, so belausche die Natur; die andere siehst du an einem strebenden, ringenden Geiste, der ein Christ geworden.

— (Weltweisheit.) Die Systeme der Weltweisen sind eine Gliederung unzähliger Gelenke an einer großen Kette. Seit Jahrtausenden mehren sich diese Ringe. Jeder ist in sich selbst ein fertiges Ganzes, doch auf der einen Seite angereiht an den vorhergehenden, die andere einer neuen Entwicklung darbietend. Endlich wird auch diese Kette abgeschlossen werden. Was wird sie seyn? Eine Kette, keine Freiheit!

— (Jungfrau.) Eine kaum aufgeblühte Jungfrau ist ein Brief ohne Siegel und Adresse. Laßt sie lieben und sie hat Beides. Dann ist sie oftmals ein solcher Brief, welcher früher gelesen, als geschrieben wird.

— (Stolze Geister.) Ihr stolzen Geister, die ihr immer nur nach der Größe, der Höhe dieses Lebens strebt, setzet euch immerhin auf die hohe Firnen, starret sie an — die eisige Schönheit, schauet herab in die stillen Thäler zu euren Füßen! Oben weht es frisch und frei, aber kalt um euch; oben stehet ihr einsam — hoch, — groß, — klein, — wie ihr wollt. Ich gehe lieber im Thale, wo die Blumen sprießen, wo Herzen schlagen und Augen sprechen.

— (Gedächtniß und Treue.) Was im Kopfe Gedächtniß ist, das ist im Herzen Treue. Was im Kopfe vergessen ist, das ist im Herzen verlassen.

— (Poesie und Lebensalter.) Poesie ist eine wechselvolle Einheit. Hier siehst du sie als ein harmloses Kind, mit den treuen, vielversprechenden Augen, den Schalk in den Zügen — jetzt den Ernst großartiger Ahnung, — es spielt! — — Dort steht die Jungfrau, glühend wie eine frische Rose, das anmuthigste Gewand um die keuschen, schönen Glieder, in dem lieblichen Antlitz blühet der Hauch erster Liebe, und durch eine heimliche Thräne stiehlt sich eine träumerische Wehmuth ans Tageslicht. — Jetzt siehst du den Mann! Sein Daseyn ist Kraft. Um die hohe Stirne die hellen Gedankenblitze; das Leben fluthet um ihn; die Wellen schwellen und steigen, — manche bis ans Herz; sein Blick liegt darauf — ruhig, fest, licht! — Suchst du nun den Greis? Wohlan, ich will dir ihn zeigen. Sieh' jene hohe Gestalt! Ungebeugt, ungebrochen! Alt ist er, weil er reif ist, nicht reif, weil er alt ist. Um die silberhellen Locken spielt der Wind; sie lispeln von dem Schmerze dieses Lebens, aber morgenröthliche Rosen jener Welt eilen sie zu schmücken. Im Auge glänzt die Ewigkeit; vor ihren Pforten ruhen seine Erwartungen. Um seinen feinen Mund spielt kindlicher Liebreiz mit dem Siege des Helden. Und wenn dir's bei seinem Antlitz zum Händefalten wird, so glaube, daß du ihn gefunden hast.

Mannichfaltigkeiten.

Der vor einiger Zeit auf dem Vesuv verunglückte Bremer Delius hatte sich zu weit gegen den Krater vorgewagt; da dort der Boden ziemlich locker ist, schälte sich ein Lavastück los und rollte ihm zwischen die Beine; er gleitete aus und stürzte etwa 20 Fuß tief hinunter, ohne sich äußerlich nur im Geringsten zu verletzen. Innerlich muß er dagegen eine sehr schwere Verletzung erhalten haben, die nach anderthalb Stunden den Tod nach sich zog. Bis Stricke rc. beigeschafft waren, vergingen beinahe zwei Stunden, und er wurde schon todt wieder heraufgezogen. Vom Schwefeldampf war er nicht erstickt und behielt die völlige Geistesgegenwart bis zu seinem Ende, denn er sprach aus dem Berge heraus mit seinem Freunde und hatte sich seinen Shawl unter den Kopf gelegt, wie er auch gefunden wurde. Er wurde auf dem protestantischen Friedhof beerdigt.

Wegen der häuslichen Arbeiten, mit denen die Schüler öfters belastet werden, hat der preußische Unterrichts- rc. Minister von Raumer neuerdings an die Provinzial-Schul-Collegien und Regierungen eine Circular-Verfügung erlassen, der Niemand seinen Beifall wird versagen können, dem über die einschlagenden Verhältnisse ein Urtheil zusteht. Der Minister weist zunächst darauf hin, daß es hauptsächlich auf den geistigen Verkehr mit den Schülern in der Lehrstunde selbst ankomme, die Arbeiten zu Hause sollten den Unterricht nur ergänzen, wären aber keineswegs das Wichtigste und es dürfte dabei nicht in mechanischer und ordnungsloser Weise verfahren werden, wie leider oft geschieht, so daß der Schüler vor lauter Heften, Abschriften, Reinschriften rc. gar nicht zum Denken kommt und der Lehrer nicht einmal zum Corrigiren der Arbeiten. Der Minister behauptet mit vollem Recht, daß die unverhältnißmäßige Zunahme häuslicher Arbeiten in der Regel für ein Zeichen gelten könne, daß es den betreffenden Lehrern an Sinn und Geschick fehlt, die Lehrstunde ihrer Bestimmung gemäß zu benutzen, ja, daß in vielen Fällen darin die Ursache ungenügender Fortschritte der Schüler zu suchen ist. Die Direktoren der höheren Lehr-Anstalten sollen veranlaßt werden, diese Angelegenheit — auch in Bezug auf die Anfertigung sogenannter Straf-Arbeiten — sorgfältig zu regeln und zu überwachen.

Die bekannte Sängerin Cruvelli schenkte ihrem Dienstmädchen, das eben erst vom Lande nach Paris gekommen war, ein Billet zur Aufführung der Hugenotten von Meyerbeer. Nach der Vorstellung fragte die Künstlerin den dienstbaren Geist: „Wie hab' ich Dir gefallen?“ — „Mir ganz gut; aber das Publikum war nicht zufrieden, denn Sie mußten ja alle Augenblicke Dasselbe zweimal singen.“

(Kissingen, 23. Juni.) Die Kurliste weist bis zum 22. Juni gegen 1200 Badegäste nach. — Gestern Abend traf Mad.

Jenny Goldschmid, geborne Lind, dahier ein; ihr Aufenthalt wird sich auf vier Wochen erstrecken.

Die Initialen der im orientalischen Kriege betheiligten Mächte bildet das Wort „Töpfer" und fast will es scheinen, als wollten jene dieses gebrechliche Erzeugnisse liefernde Geschäft hierbei nachahmen. Soll die Türkei der Topf seyn, der hergestellt werden muß, so wollen wir abwarten, welche Nation dabei ihr Theil am besten besorgt, ob ihn der Franzose hübsch polirt, der Oesterreicher gut slowakisch in Draht steckt, der Russe mit gutem Hanf die Schlinge zum Aufhängen macht, der Preuße zum Färben gutes Berlinerblau verwendet, oder der Engländer ihn schön in's Feuer setzt und glacirt.

Das in englischen Blättern angekündigte „große Musikfest", welches die „Harmonic Union" in London zum Besten des dortigen deutschen Hospitals gab und für das sie zur Aufführung das Oratorium: „Christus, der Friedensbote", von Emil Naumann, gewählt hatte, fand am 14. Juni in Exeter Hall unter des Komponisten eigener Leitung vor einer Zuhörerschaft von über 2000 Personen statt und fand bei dem Publikum großen Beifall. Der noch jugendliche Komponist begleitet dermalen eine Stelle bei dem königlichen Domchor in Berlin und erhielt seine hauptsächlichste musikalische Ausbildung durch Moritz Hauptmann in Leipzig und Franz Messer in Frankfurt a. M.

Korrespondenz.

Limburg a. d. L., 20. Juni.

Es ist eine angenehme Pflicht der Presse, wenn sie von Anstalten, Instituten und Vereinen berichten kann, welche sich in der gegenwärtigen Zeit der Noth und Bedrängniß eine Erleichterung der Last, die insbesondere den Mittelstand drückt, und eine gegenseitige Hülfleistung zur Aufgabe gestellt haben. Eine solche gemeinnützige Anstalt aber darf der hiesige Kranken- und Sterbeverein, der seinen Mitgliedern in den Tagen der Krankheit eine nicht unbeträchtliche Unterstützung zukommen läßt und im Falle ihres Todes für ihre anständige Beerdigung sorgt, genannt werden. Für viele Ihrer Leser dürften darum einige nähere Mittheilungen über diesen Verein nicht unwillkommen seyn, hier und da möchte vielleicht auch durch dieselben die Idee zur Gründung eines Vereines ähnlicher Tendenz angeregt werden. Im Herbste des Jahres 1851 vereinigten sich 47 Bürger unserer Stadt und versprachen sich gegenseitige Unterstützung für die Dauer der Erkrankung und Uebernahme der Sorge für die angemessene Bestattung der Verschiedenen. Bei der Rechnungsablage im October 1853 zählte der Verein bereits 264 Mitglieder und verfügte über eine durch einen wöchentlichen Beitrag von drei Kreuzern, der von den Mitgliedern entrichtet wurde, zusammengeschossene Summe von 1163 Gulden und 30 Kreuzern. Der hierin nicht inbegriffene Betrag des Eintrittsgeldes, das im Anfange auf zwei Gulden für den Kopf berechnet, für die später Eingetretenen aber nach Verhältniß der Lebensjahre erhöht wurde, belief sich auf 824 Gulden und 28 Kreuzer. Für Unterstützung der kranken und arbeitsunfähigen Mitglieder waren bis dahin 836 fl. und 6 kr. verwendet, mit 186 fl. und 40 kr. aber die Kosten der Verwaltung bestritten worden. Der Rest im Betrage von 932 fl. und 5 kr. ward als Kapitalstock angelegt. Wenn man bedenkt, daß diese Kranken- und Sterbekasse einem jeden der erkrankten Mitglieder eine tägliche Unterstützung von 24 kr. verabreicht, außerdem aber noch die Kosten der ärztlichen Behandlung bestreitet, so leuchtet der praktische Nutzen und die Bedeutung dieses Institutes von selbst ein und es bedarf darum keiner weiteren Beweise für dessen Zweckmäßigkeit und zeitgemäßes Streben. Ferner verdient noch erwähnt zu werden, daß zwei Vorstandsmitglieder, welche monatlich abwechseln, verpflichtet sind, die Kranken wöchentlich wenigstens einmal zu besuchen und sich nach ihrem Befinden, sowie nach ihren Bedürfnissen und Wünschen zu erkundigen. Eine erfreuliche und aufmunternde Anerkennung seiner wohlthätigen Wirksamkeit ist dem Vereine vor einigen Wochen von Seiten eines hochgeachteten und reichen Menschenfreundes, des Hrn. Dr. Busch, zu Theil geworden, indem derselbe die Kasse des Vereines mit einem ansehnlichen Geldgeschenke im Betrage von 500 Gulden bedachte, sowie es auch keinem Zweifel unterliegt, daß die Wirksamkeit des Vereines in nächster Zukunft durch einen recht zahlreichen Beitritt neuer Mitglieder eine allseitigere Ausdehnung und Bedeutung erlangen wird.

Frankfurt, im Juni.

Herr J. Hellermann.

Der Direktor der orthopädischen Heilanstalt für Sprachleidende und Schielende, Hr. Joh. Hellermann, der seit einigen Jahren in unserer Stadt seiner Berufsthätigkeit obliegt, wie vordem längere Zeit in Petersburg und Mainz, zeigte am 9. d. M. bei einer öffentlichen Vorstellung in seinem Unterrichtslokal weitere Resultate seines Heilverfahrens, mittelst der von ihm erfundenen Sprech- und Sehgymnastik. Mehrere, der von ihm geheilten Stotternden und Schielenden, verschiedenen Alters, von 7 bis 49 Jahren, fremde und hiesige, hatten sich erboten, ihre Fortschritte öffentlich zu zeigen. — Ein Sachkundiger sagt im hiesigen „Volksboten", vom ärztlichen Standpunkte aus, unter Anderem Folgendes über diese Vorstellung: „Zuerst sprachen und lasen Etliche, die früher in mehr oder minder hohem Grade gestottert hatten, sehr befriedigend und mit guter Articulation. Sodann zeigten zwei Männer und zwei Knaben die Fortschritte, welche sie, namentlich mittelst der von Hrn. Hellermann angegebenen Sehscheibe zur Beseitigung ihres Schielens gemacht hatten. Diese Sehscheibe ist eine große Tafel, auf welcher Punkte, Linien und Kreise angegeben sind, welche mit beiden Augen gleichmäßig zu verfolgen der Wille der Leidenden allmälig gelehrt wird. Bei Zweien war von dem früheren Schielen nichts mehr zu sehen, bei den drei Anderen war es nur noch in sehr geringem Grade vorhanden. In ganz schweren Fällen wird die operative Heilung des Schielens (Durchschneidung eines oder des anderen Augenmuskels) immerhin noch nothwendig seyn; eine gymnastische regelrechte Uebung der Augenmuskel, wie die von Herrn Hellermann befolgte, scheint aber auch dann nicht minder wichtig zu seyn, um eine vollkommen richtige Stellung und Bewegung der Augen zu erzielen und namentlich zu erhalten; — in gelinderen Fällen wird sie ausreichen." — Es war interessant zu hören, wie die geheilten Stotternden, nach Regeln der Kunst, sicher, mit kräftiger Articulation und schöner Betonung, fließend lasen, und zu sehen, wie willig die Augen der geheilten Schielenden dem Kommando und Taktstabe des Hrn. H. vor der Sehscheibe folgten, und dem beobachtenden Blick des Publikums Stand hielten. — Von besonderem Interesse war die, am Schlusse der Sitzung vorgenommene Heiloperation an einem in hohem Grade stotternden Knaben, der noch nicht in Behandlung war. Nachdem der Knabe, auf die Frage „wie heißt Du" seinen Vornamen „Balthasar" unter heftigem Stottern endlich herausbrachte, zeigte ihm Hr. H. die Sprechordnung, von Laut zu Laut, von Sylbe zu Sylbe, und der Knabe konnte, wenn auch noch langsam, doch ohne den geringsten Anstoß seinen Namen aussprechen. — Diese Lehrmethode, welche bereits schöne Resultate geliefert hat, und in den letzten Jahren noch wesentlich vervollkommnet worden ist, wird gegenwärtig nur in Frankfurt gelehrt.

Theater-Anzeige.

Samstag, 1. Juli. Letzte Gastdarstellung des Hrn. Haase und zum Vortheil für denselben. Der Jude. Schewa: Hr. Haase. — Der gerade Weg der beste. Elias Krumm: Hr. Haase. Abonnement-Vorstellung Nro. 178.

Sonntag, 2. Juli. Dritte Gastdarstellung des Hrn. Roger, erster Tenor der großen Oper zu Paris. Die weiße Frau, große Oper in 3 Akten. Georg: Hr. Roger (in deutscher Sprache). Abonnement-Vorstellung No. 179 und erhöhten Eintrittspreisen.

Bockenheimer Sommertheater.

Samstag, 1. Juli. Das Weib des Soldaten, oder: der General des Kaiserreichs, Schauspiel in 5 Acten, nebst einem Vorspiel: die Franzosen vor Wimpfen, in 2 Acten.

Sonntag, 2. Juli. Unverhofft, Posse mit Gesang in 3 Acten.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 157. Montag, den 3. Juli 1854.

Die Belagerung von Leyden.

(Historische Novelle von A. Heinze.)

(Fortsetzung.)

Einige Zweifel an der Wahrheit des Gemeldeten, welche sich hie und da erhoben, wurden nur zu schnell durch mehrere andere Unglücksboten verscheucht, die sämmtlich die Aussage des jungen Bürgers bestätigten.

In wilder Hast stoben alle Gäste auseinander.

An demselben Abend, ehe noch irgend Jemand eine Ahnung von dem Heranzuge der Spanier hatte, saß der Bürgermeister Peter van de Werff mit seiner neunzehnjährigen blühenden Tochter Gertrud in dem im Erdgeschoß seines stattlichen Hauses befindlichen Speisezimmer und unterhielt sich mit ihr von längstvergangenen Tagen. Auf eine geschickte Weise wußte er das Gespräch allmälig auf die vor zehn Jahren verstorbene Mutter Gertrud's zu lenken — er hatte sich vorgenommen, an diesem Abend eine Angelegenheit mit seiner Tochter zu bereden, welche ihm sehr am Herzen lag.

Die von dem milden Strahl der Lampe beleuchteten beiden Gestalten boten ein anziehendes Bild heiterer Ruhe und stillen Friedens dar. Der Bürgermeister Peter Adrianszoon van de Werff war ein Sechziger mit ehrwürdigem grauen Haupt. Aus seinen freundlich ernsten, regelmäßigen bleichen Gesichtszügen sprach ein biederer, mannhafter, fester Sinn, und wer ihm in die klaren blauen Augen schaute, der fühlte sich gleichsam aufgefordert, ihm mit Vertrauen und Liebe entgegenzukommen, denn er sah, daß der treuherzige Greis auch ihm Beides zu schenken bereit sey. Er war allen Freunden des Vaterlandes theuer, da er sich gleich von Anbeginn des Krieges an mit Wort und That eifrig der guten Sache angenommen hatte. Mit unerschrockenem Muth hatte er, ohne die Gefahr zu achten, welcher er sein Leben aussetzte, für den Prinzen von Oranien, seinen edlen Freund, in ganz Holland Geldbeisteuern zu einem Feldzuge gegen den Herzog von Alba gesammelt. Daß er jetzt an der Spitze der städtischen Behörde stand, war eine unschätzbare Wohlthat für Leyden, wie sich aus dem Verlauf dieser Erzählung ergeben wird.

Seine Tochter Gertrud war in körperlicher Beziehung ganz das Ebenbild ihrer verstorbenen Mutter: ihr schlanker Wuchs, ihre anmuthige Haltung, ihre edlen, ausdrucksvollen Züge, ihre schwärmerischen dunklen Augen und ihre glänzenden braunen Haare — Alles erinnerte ihren greisen Vater an die treue Gefährtin seiner frohen Mannesjahre. Von dem Letztern hatte sie dagegen den festen, muthigen Sinn geerbt, welcher da noch ruhig die Gefahr erwartete, wo hundert Andere ihres Geschlechts schon zitterten und zagten.

Nachdem der Greis seiner Tochter ein Bild von seiner glücklichen Ehe mit der verstorbenen Gattin entworfen hatte, sagte er mit einer ungewöhnlichen Bewegung:

„Heute vor achtundzwanzig Jahren verlobte ich mich mit Deiner treuen Mutter, liebe Gertrud. . . .“

„O, weßhalb sagst Du mir das erst jetzt“, unterbrach ihn das Mädchen mit vorwurfsvollem Ton. „Den Tag hätten wir auf irgend eine Weise festlich begehen müssen!“

„Wir können ihn noch feiern, Gertrud — wir können ihn noch feiern“, erwiederte ihr Vater wehmüthig lächelnd, indem er die blühende Tochter zärtlich anblickte. „Die Feier, welche ich im Sinn habe, ist zwar ganz eigenthümlicher Art, aber nichts destoweniger würde sie mir erfreulicher seyn, als alle andern Festlichkeiten, welche Du etwa hättest veranstalten können. — Gertrud, meine Tage sind gezählt“, fuhr er nach einer kurzen Pause mit unmerklich zitternder Stimme fort, „jede neue Sonne kann dem Vaterlande, dieser Stadt, meinem Haupte Unglück bringen — wenn ich von hinnen gerufen würde, so ständest Du allein, ganz allein auf der Welt! Du würdest mir eine Centnerlast vom Herzen nehmen, wenn Du . . . wenn Du Dir bald einen Beschützer erwähltest!“

„Was könnte Dir und mir für Unglück drohen, lieber Vater?“ fragte Gertrud mit einiger Verlegenheit. „Alle Kriegsstürme sind ja bis jetzt glücklich an dieser Stadt vorübergezogen — der Himmel wird uns ja auch in Zukunft gnädig behüten.“

„Die Jugend sieht Alles im Schimmer rosiger Hoffnung — das Alter erblickt Alles im grellen Licht der Wirklichkeit“, entgegnete der Greis seufzend. „Ich freue mich Deines zuversichtlichen Muthes, womit Du der Zukunft entgegenschaust — aber mir genügt das nicht. — Sage mir offenherzig, liebe Gertrud, kennst Du Keinen, dem Du Deine Hand reichen möchtest? Wende Dich nicht ab, Gertrud — ich werde Dich nicht zu einer Heirath zwingen — aber es würde mich unendlich freuen, wenn meine und Deine Wünsche in diesem Punkte zusammenträfen. Ich glaube bemerkt zu haben, daß Adrian, der Sohn meines alten Freundes, des Rathsherrn Dietrich van Teilingen, Dir . . . Ah! Dein Erröthen sagt mir, daß Du ihn beachtet hast — ihm nicht abgeneigt bist. . . .“

„Ich halte ihn für einen ehrenwerthen jungen Mann“, sagte das Mädchen mit steigender Verlegenheit.

Der Greis schaute sie einige Sekunden forschend an und versetzte darauf mit ernster, fast sorgenvoller Miene:

„Liebeständeleien passen nicht zu dieser sturmbewegten Zeit, Gertrud — ein schwaches Weib bedarf heutzutage eines treuen, bewährten Freundes und eines muthigen Beschützers! Sage mir darum aufrichtig — ist Dir irgend Jemand lieber als Adrian van Teilingen?“

Gertrud schwieg eine Weile, gleich als ob sie sich scheue, dem

Vater ihr Herz zu offenbaren, dann aber erwiederte sie freudigen Blickes mit fester Stimme:

„Adrian ist mir der liebste von Allen, die ich kenne."

„Gott sey gelobt, daß ich diese Worte aus Deinem Munde höre, meine geliebte Tochter!" rief der Greis mit verklärter Miene. „Ich habe lange, lange diesen Augenblick herbeigesehnt. Nun mag kommen, was da will — weiß ich doch, daß Du nicht verlassen auf Erden dastehst, wenn ich die Augen schließen!"

„Aber lieber Vater, sage Adrian um Gotteswillen nicht, daß ich Dir dieß gestanden habe", bat Gertrud mit glühenden Wangen.

In diesem Augenblick ertönten draußen auf der Hausflur plötzlich laute Stimmen.

„Laßt mich hinein — ich mache keinen feierlichen Besuch!" rief eine wohlklingende, kräftige Mannsstimme dem Diener zu. „Ich will und muß Deinen Herrn sprechen und sollt' ich mir mit Gewalt einen Weg zu ihm bahnen!"

„Gott, das ist Adrians Stimme!" rief Gertrud erschrocken. „Was mag er zu dieser Stunde von Dir wollen? Wenn er nur nicht der Bote irgend eines Unglücks ist."

Kaum hatte sie diese Worte gesagt, als die Thür aufgerissen ward und Adrian van Teilingen, ein hochgewachsener, stattlicher junger Mann von dreißig Jahren mit frischen Wangen und blondem Lockenhaar, in wilder Hast hereinstürzte. Als er Vater und Tochter eilig begrüßt, rief er noch ganz außer Athem:

„Wißt Ihr's schon — die Spanier ziehen in dichten Massen gegen unsere Stadt heran!"

Für einen Augenblick ward ein Zug des Schreckens auf dem Antlitz des ehrwürdigen Greises sichtbar — aber dann richtete er sich plötzlich stolz empor, gleich als ob er zum Kampf auf Leben und Tod gestählt sey.

„Ist die Nachricht, welche Du uns bringst, vollkommen wahr, lieber Adrian?" fragte er mit festem Tone.

„Leider ist sie es", versetzte Adrian mit finsterem Blick. „Ich wollte dem schrecklichen Gerücht, welches in der Stadt umlief, nicht glauben und eilte selbst vor das Thor — in unabsehbaren Reihen wälzten sich die Feinde von Norden daher — — es war mir, als ob jede im Mondschein blitzende Waffe mich ins tiefste Herz träfe!"

„Was wird aus unserer armen Stadt werden!" sprach Gertrud leise vor sich hin, den Blick schmerzlich zum Himmel erhebend.

Während einiger Sekunden herrschte eine bange Stille in dem friedlichen, vom milden Lampenlicht erhellten Gemach.

Der Greis brach zuerst das Schweigen. Er streckte beide Arme aus und sagte mit feierlichem Ton:

„Adrian — Gertrud! reicht mir Eure Hände! Ich weiß nicht, was meiner harrt — das Vaterland ruft mich — ich kann jeden Augenblick im Dienst desselben oder als ein Opfer blutgieriger Rache fallen — jede andere Sorge muß ich jetzt von meiner Brust wälzen. Adrian, ich weiß, daß Dir meine Tochter seit Jahren über Alles theuer ist! Hier hast Du sie — ich übergebe sie Dir, dem Sohn meines alten treuen Freundes, in dieser ernsten Stunde! Schirme ihr Haupt, so lange Du es vermagst — Gertrud vertraut Dir und schätzt Dich über Alles — jetzt muß ich es sagen, mein theures Kind — ihre Liebe wird Dir Muth und Kraft verleihen, mannhaft allen Gefahren zu trotzen."

„Mein Leben für Euch in jedem Augenblick, geliebte Gertrud!" rief Adrian freudig, indem er des Mädchens Hand ergriff. „Sagt es mir selbst, daß Ihr mir Euer Herz geschenkt habt, und hohen Muthes tret' ich Tausenden von Feinden gegenüber."

„Ja, mein Vater hat die Wahrheit gesprochen", versetzte Gertrud mit bewegter Stimme. „Mein Geschick leg' ich vertrauensvoll in Eure Hände."

Eine lange innige Umarmung besiegelte den Bund der beiden treuen Herzen.

„Nun können wir freudig dem Tod ins Angesicht schauen", sagte der Greis nach einer Pause mit feuchten Augen. „Was die kommenden Tage uns auch bringen mögen — unsere Pflicht sey uns das Höchste — haben wir die erfüllt, dann können wir getrost unser Haupt dem Todesstreich bieten, oder wenn dieser neue Sturm glücklich vorüberziehen sollte, in heiterer Ruhe die Freuden genießen, welche uns das Leben noch gewährt. — Und jetzt komm, Adrian", fuhr er mit entschlossenem Ton fort, „jetzt wollen wir thun, was Vaterlandsliebe und Pflicht von uns fordern. Noch vor Tagesanbruch müssen die ersten und nothwendigsten Vertheidigungsmaßregeln getroffen werden. Morgen werd' ich mit Hülfe aller gutgesinnten Bürger die kräftigsten Anordnungen zum Schutz der Stadt machen."

(Fortsetzung folgt.)

Beruf und Bildung des Weibes.

Auch die Frauen bedürfen wie die Männer einer Vorbildung für's Leben, um ihre Stellung darin gehörig ausfüllen zu können. Zum Theil übernimmt zwar das Leben selbst, die Gesellschaft oder auch das Haus, dieses Geschäft, aber doch nicht immer und oftmals nicht auf die rechte Weise. Auch reicht die Bildung, welche Schulen oder Erziehungsanstalten dem ins Leben eintretenden Mädchen mitgeben, zu diesem Zwecke selten aus, bedarf wenigstens der Wiederauffrischung und Fortsetzung. Es geht den Frauen auch darin oft wie den Männern, daß sie Manches gelehrt bekommen, was sie für ihren eigentlichen Lebensberuf nicht brauchen können und dagegen Vieles nicht lernen, was sie so nöthig brauchten. Aber den Mann zwingt der äußere Beruf und leitet ihn zugleich an, das Versäumte nachzuholen, bei den Frauen fehlt dagegen nur zu oft im spätern Leben diese Anleitung und dieser Anstoß von außen, und so bleiben sie gar häufig von jener Bildung fern, welche gleichwohl erst die Frau vollständig zu dem macht, was sie seyn soll.

Der Beruf der Frau ist ein dreifacher, denn 1) sie soll einem Hausstande, einem kleinern oder größern, einem eigenen oder fremden vorstehen; 2) sie soll die Erziehung von Kindern als Mutter oder Schwester, als Verwandte oder Erzieherin von Fach leiten; 3) sie soll Mitglied eines geselligen Kreises seyn und als solches ihren Platz ausfüllen, von dem engsten, traulichsten Kreise der Familie an bis zu den weitesten Kreisen der großen Gesellschaft. Jede dieser Berufsstellungen erfordert zu ihrer rechten Ausfüllung eine entsprechende Bildung, d. h. die Erwerbung gewisser Kenntnisse und die Fähigkeit, diese richtig anzuwenden.

Zur zweckentsprechenden Führung eines Haushaltes gehören Kenntnisse von den Naturkräften und Naturprozessen, ebensowohl derjenigen, die außerhalb, wie auch derjenigen die innerhalb des menschlichen Körpers vor sich gehen, und welche bei den hauswirthschaftlichen Verrichtungen fast jeden Augenblick in Betracht kommen, wie bei Erzeugung von Wärme und Licht, bei der Wahl, Zubereitung und Aufbewahrung der Nahrungsmittel, bei Beurtheilung der Luft, Temperatur, Wohnung und Kleidung u. s. w.

Eine naturgemäße leibliche und geistige Erziehung der Kinder richtig leiten zu können, setzt aber eine Kenntniß vom menschlichen Körper insofern voraus, als erst durch diese die Gesundheit gehörig bewahrt, die Krankheit verhütet und in ihrer Ausbreitung nicht selten gehemmt, das Organ für geistige Thätigkeit richtig erhalten und bearbeitet werden kann.

Die Frau als Gesellschafterin, als Lebensgefährtin des Man-

nes und als Mitglied eines Familienkreises muß von dem, was in der Welt vorgeht, von dem, was den Mann beschäftigt und interessirt, wenigstens so viel kennen, um ein Verständniß dafür, ein Mitinteresse daran zu haben. Die gebildete Frau muß auch über die Gegenstände, welche in der größern Gesellschaft besprochen zu werden pflegen, über die allgemeinern Interessen des Lebens, der Kultur, der Menschheit, wenigstens soweit unterrichtet seyn, um, wenn auch nicht allemal selbst mitzusprechen, doch mit ihrem Geiste und Gefühle an dem Gespräche sich betheiligen, nöthigenfalls auf dasselbe eingehen zu können. Sie muß daher wenigstens einige allgemeine Begriffe von dem Kulturleben der Menschheit haben, d. h. von dem, was der menschliche Geist geschaffen und erstrebt hat, was er täglich noch schafft und erstrebt, von den Fortschritten der Menschheit in Kunst, Wissenschaft, Sitte, Erfindungen und Entdeckungen u. s. w.

Bei der Erwerbung dieser Kenntnisse von der Natur und ihren Kräften, von der menschlichen Kultur und ihren Ergebnissen, kommt es durchaus nicht darauf an, eine große Masse derartiger Kenntnisse einzusammeln und das Gedächtniß damit zu überfüllen; es bedarf nur weniger, aber recht ausgewählter, recht verstandener und recht angewandter Begriffe von dem, was zu wissen und zu kennen nöthig ist. Eine gebildete Frau soll darum noch keine gelehrte seyn, — (die sogenannten gelehrten Frauen sind sehr oft nicht wirklich gebildete) — sie soll nicht mit einer Masse, vielleicht unverdauten oder oberflächlich angelernten Wissens kokettiren, sondern sie soll das, was sie weiß, ganz wissen und im Leben anzuwenden verstehen, dadurch aber die Fähigkeit erlangen, durch eigenes Beobachten und Nachdenken sich selbst weiter zu bilden. Es ist ein wesentlicher Mangel in der Bildung so vieler Mädchen und Frauen unserer Zeit, daß sie, vielleicht im Besitze von Kenntnissen mancherlei Art, auch gewisser äußerer Formen und conventioneller Redensarten, doch des selbstthätigen innern Geistes- und Gemüthslebens entbehren, welches erst die wahre Bildung ausmacht und welches das weibliche Geschlecht in allen möglichen Verhältnissen liebenswürdig macht.

Darin besteht die allein wahre und allein vernünftige Emancipation der Frauen, daß sie eine solche innere Bildung statt der nur zu häufig blos äußerlichen, eine wahre Seelen- und Herzensbildung statt der bloßen Dressur des Gedächtnisses und Verstandes erstreben, daß sie sich einen offenen Sinn für die sie umgebende Natur und deren Schönheiten, sowie auch deren ernste Zwecke, ein Verständniß und ein aus diesem hervorgehendes tiefes und warmes Interesse für die Bestrebungen der Menschheit, für die Fortschritte der Kultur, kurz für das Leben und seine mannigfach wechselnden Erscheinungen, für seinen Ernst, wie für seine heitern Seiten, aneignen.

Durch eine solche Bildung wird die Frau eine tüchtige Hausfrau, eine sorgsame und für ihre Sorgfalt von den schönsten Erfolgen belohnte Erzieherin, eine liebenswürdige Gesellschafterin, eine beglückende und beglückte Lebensgefährtin des Mannes, kurz das, was die Frau seyn soll und bei ernstem Streben so leicht werden kann. (Fr. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

(Winsen, a. d. Luhe, 19. Juni.) Auf ihrer Durchreise von Lüneburg nach Harburg verweilte die k. Familie auch auf dem hiesigen festlich geschmückten Bahnhofe. Der Empfang von Seiten der Bewohner und der Tausende, die aus den weiten Amtsbezirken hergekommen, war so herzlich wie überall. Am meisten schienen JJ. MM. durch die naive Volksthümlichkeit unserer Vierländer erfreut zu seyn. Ein kleines Mädchen überreichte einen Korb mit Erdbeeren mit der Anrede: Fru Königin! Ick bringe Se hier een paar Erdbeeren; tehn satt eten is't nich, wenn Se datt wüllt, möt Se mit öhren lütten Gören to uns kamen." (. . . „Zum Sattessen ist es nicht, wenn Sie das wollen, müssen Sie mit ihren kleinen Kindern zu uns kommen.") — Ein alter Bauer stand gelehnt mit dem Rücken am k. Wagen, als die Ankunft des Kronprinzen seine Aufmerksamkeit auf diesen lenkte. „Junge, wo heest Du?" — „Ernst", war die einfache Antwort des Königssohnes. — „Gott erhalte Dich!" der Wunsch unseres Landmannes, und die Königin schloß die Scene mit den Worten: „Das war ein guter Wunsch!" Mit milder Freundlichkeit nöthigte die Königin alle Nahestehenden, den prachtvollen Waggon zu besehen, und buchstäblich wurde er mit Blumen überschüttet. Früchte und Erzeugnisse aller Art unserer Heimath trug man hinein. Hier waren junge Tauben und saubere Körbchen mit üppigem Grün und Blumen umkränzt, dort junge Hühner, ähnlich decorirt; hier ein junger Lachs und wiederum dort die buntfleckige Forelle. Kleine Mädchen unterhielten die Prinzessinen und beschenkten sie mit duftenden Sträußchen.

(Aus Schlesien, 19. Juni.) Die gestrigen Zeitungen bringen einen „Steckbrief" nach einem Tagearbeiter und Colporteur aus Neurod (bei Glatz), der vor einigen Tagen seine Frau und seine beiden Kinder ermordet hat. Wüßte man von der Gräuelthat weiter nichts, als was man eben im „Steckbrief" lies't, so ginge man am liebsten mit Schweigen darüber hinweg. Allein die Correspondenzberichte aus Neurode beleuchten den grausigen Hintergrund der Blutscene von einem Gesichtspunkt, der es der Presse zur Pflicht macht, mit einem lauten caveant consules vor die Oeffentlichkeit zu treten. Es scheint nämlich keinem Zweifel unterworfen, daß hier Hungersnoth einen vierfachen Mord erzeugt hat; Urban, dieß ist der Name des Unglücklichen, ist nicht weiter gesehen worden, und hat sich vermuthlich auch entleibt. Er war ein rechtlicher und leidenschaftsloser Mann, der seine Familie innigst liebte. Aber er konnte, trotz aller Anstrengung, kein Brod mehr für sie beschaffen, und auch die Frau vermochte nirgends Arbeit für den Webstuhl aufzutreiben. Die Klagen über den Nothstand in der Provinz sind aber schon seit längerer Zeit sehr laut geworden, und eine That, wie die gemeldete, ist wohl geeignet, die tiefsten Besorgnisse über diese Klagen zu erwecken, zumal die Erinnerung an die furchtbare Hunger-Epidemie, welche in Schlesien vor einigen Jahren gewüthet hat, noch nicht erloschen ist. Es ist freilich kein Leichtes, einer so allgemein verbreiteten Noth, wie sie die jetzige Theuerung hervorgerufen, Abhülfe zu verschaffen. Allein dieser fortwährend noch steigenden Theuerung wird durch irgend eine Maßregel von oben bald entgegengetreten werden müssen, und schon lassen sich Stimmen vernehmen, welche ein Ausfuhrverbot für Getreide verlangen. Das würde die Sache auf keine Weise bessern, gewiß ist jedoch, daß die ungeheure Getreideausfuhr nach Oesterreich die Preise in der letzten Zeit gewaltig in die Höhe getrieben hat, und zwar namentlich seitdem in Polen das Ausfuhrverbot nach Krakau erlassen worden ist. (A. Z.)

(Carlsberg (Kanton Grünstadt), 24. Juni.) Heute Morgen wurde ein 9jähriges Mädchen aus unserer Gemeinde, das im Gebüsch gras'te, durch den Waldhüter Wittich vom Erlenbacher Forsthaus, der dasselbe wegen seines grauen Kleides für einen Fuchs hielt, geschossen. Im ersten Schrecken, da er glaubte, das Kind sey todt, hat Wittich dann auch sich selbst erschossen. Er hinterläßt eine zahlreiche Familie. Das Mädchen wird wahrscheinlich mit dem Leben davonkommen.

In den letzten 12 Monaten räumte der Sensenmann unter den mexicanischen Generalen auf; es starben nicht weniger als 12

Brigade- und 5 Divisionsgenerale. Der letzte war der ehrenwerthe Nikolas Bravo (22. April), einer der Helden des Unabhängigkeitskriegs, der die allgemeine Achtung des Landes genoß, zu den höchsten Würden im Staat gelangte, und sich weniger durch hervorragendes Talent als Wohlwollen und strenge Rechtlichkeit auszeichnete. Seine Gattin, mit der er in glücklicher Ehe gelebt, starb an demselben Tage, drei Stunden früher als er.

Der Tenorist G. Roger.

(Frankfurt a. M.) Es ist den französischen und italienischen Sängern ein glücklicheres Loos gefallen, als den deutschen; denn während bei diesen der Umfang ihres Repertoires und die möglichst große Anzahl der Rollen ihren Werth bestimmt, ist es jenen vergönnt, sich in einem enger begränzten Gebiet zu bewegen und ihre ganze Kraft auf ein Dutzend Rollen zu concentriren. Der Sänger, der auf hundert von Parthien und fortwährend auf die Einstudirung von neuen hingewiesen ist, kann nimmer zur Vollendung gelangen. Zu den Glücklichen, die ihre Gebilde nicht nach der Quantität abzumessen haben, sondern denen es vergönnt ist, sich in jedes derselben ganz einzuleben und es geistig zu verarbeiten, zu diesen gehört G. Roger, und er ist nicht nur der Glückliche, sondern auch der Auserwählte, den die Natur reich ausgestattet und die Muse vielfach beschenkt hat. So sind denn die beiden Rollen, in denen er besonders glänzt, die des Georg in der „weißen Frau" und des Edgardo in der „Lucia von Lammermoor", wahrhaft vollendete und jeden Freund des Schönen gewiß hochentzückende Meisterwerke der Kunst. Nicht vereinzelte Eigenschaften und Vorzüge sind hier zu bewundern, sondern die Harmonie, die Vergeistigung und die poetische Verklärung des Ganzen sind es, die uns bewältigen, die unser Gemüth erheitern, rühren und erheben. Dort Georg, der heitere Günstling des die Jugend liebenden Glückes, der gern die rosigen Lippen der Freude küßt und heute nicht nach dem Morgen fragt, der noch jugendlich zu lieben, zu hoffen und zu schwärmen weiß, dem die Vergangenheit ein bunter und die Zukunft ein goldner Traum ist, — und hier der edle Edgardo, den die Vorurtheile der Welt um das Glück seines Lebens betrogen haben, der die treuste Liebe zum Opfer bringen und ihr entsagen muß, der ein so schweres Opfer aber nicht überleben kann, sondern der vorangegangenen Geliebten in das Land des Friedens freiwillig folgt, — beide erscheinen durch Roger in Ton und Wort, in Bild und Klang, in musikalischem und in dramatischem Ausdruck, in Mimik und Plastik ganz vergeistigt, poetisch verklärt, harmonisch abgeschlossen und meisterhaft vollendet bis in die kleinsten Schattirungen, bis in die zartesten Modulationen. Wir haben größere Stimmen, größere Coloratur schon kennen gelernt, aber höhere Einheit, Vergeistigung und poetische Weihe noch nicht. Roger ist ein Sänger, den man nach seinen einzelnen Eigenschaften und nach seinen Stimmmitteln nicht bemessen muß, dessen herrliche Gebilde in ihrer Totalität aber jedes Herz bewältigen, jedem Auge Thränen der Freude, wie des Schmerzes entlocken und jeden Verehrer des „beau idéal" wahrhaft entzücken werden. Wer ihn gesehen und gehört hat, der wird diesen Worten der Huldigung, einem in gleichem Maße genialen Sänger und Darsteller dargebracht, gewiß beistimmen, und wir empfehlen daher trotz der erhöhten Eintrittspreise sein fortgesetztes Gastspiel aufs Wärmste, da es erhöhte und gewiß seltene Kunstgenüsse bietet. Enthusiastischer Beifall und Blumenspenden wurden dem gefeierten Gaste zu Theil.

Die Rollen der Anna und der Lucia wurden von Frau Anschütz so vortrefflich ausgeführt, daß sie an eine poetische Geistesverwandtschaft zwischen ihr und dem gefeierten Gaste erinnerten. Eine Unähnlichkeit zwischen Frau Anschütz und Hrn. Roger besteht indessen darin, daß dieser eine bis zur höchsten Klarheit und Deutlichkeit ausgebildete Pronunciation besitzt, während jene bei allen ihren übrigen Vorzügen einer deutlicheren und verständlicheren Aussprache sich zu befleißigen hätte. Auch die Herren Dettmer (Gaveston) und Baumann (Dickson) waren in Gesang und Spiel beide gleich verdienstlich und fanden sehr beifällige Aufnahme.

W.

Frankfurt a. M., 1. Juli.

Die niederländischen Blätter kündeten uns unlängst den Besuch eines werthen Gastes an, der Mad. Hagenaar, der reichbegabten, vollendeten Sängerin, deren Namen wir als dem Glanzpunkte in den Berichten über die musikalischen Soireen der kunstsinnigen Metropole der Niederlande zu begegnen gewöhnt sind. Mad. Hagenaar ist nach dem einstimmigen Urtheile der Kunstkritiker eine der vollendetsten Concertsängerinnen und geschicktesten Gesanglehrerinnen, und dieß Urtheil ist bestätigt durch den steten Beifall, den das sonst so schwer zu befriedigende Publikum der Weltstadt Amsterdam seinem Liebling spendet. Mad. Hagenaar, auf einer Kunstreise nach dem südlichen Deutschland begriffen, ist, wie wir vernehmen, vor einigen Tagen in Frankfurt eingetroffen. Wir wünschen, daß uns bald Gelegenheit geboten werde, ihr reiches Talent zu bewundern.

Wir haben schon früher zu verschiednen Malen auf die tüchtigen, in Auswahl und Ausführung rühmlich hervortretenden Leistungen des lithographischen Instituts der HH. May und Wirsing hingewiesen. Es freut uns, wahrzunehmen, daß sie nun auch dem Bedürfniß der Schulen ihre Aufmerksamkeit und Sorgfalt zuwenden. Es ist gewiß ein schönes Ziel der Kunst, dem frischen, für das Schöne sehr empfänglichen heranwachsenden Geschlechte den Umgang mit schönen Formen und Gebilden, und die Uebung an denselben darzubieten. In dieser Richtung ist das genannte lithographische Institut mit einem umfassenden Werke hervorgetreten, von dem uns schon eine Reihe von 15 Heften zu 6 Tafeln vorliegen. Es führt den Titel: Figuren, Landschaft, Thiere, Blumen, Ornamente. Zeichenvorlagen für alle Fächer. Ihm voraus geht ein kleineres Elementarwerk: Zeichenvorlagen zum gründlichen Elementarunterricht nach Entwürfen eines erfahrenen Lehrers. Letzteres, ausgeführt unter der Leitung eines Lehrers an der ersten Bürgerschule unserer Stadt, der vieljährige Erfahrung zur Seite hat, gibt in vier Heften (24 Blättern) in sehr praktischer systematischer Ordnung eine vollständige Anleitung zum Zeichnen und Schattiren. Es möchten sich diese Hefte besonders für Mädchenschulen sehr brauchbar erweisen. Die Zeichnungen sind sehr genau, sauber und schön ausgeführt und der billige Preis von 24 Kreuzern für 6 Blätter macht sie allen Anstalten und Privaten zugänglich. Das größere Werk gibt dann als Fortsetzung eine zweckmäßige Anleitung für die verschiednen Zweige der zeichnenden Kunst, zunächst Figuren, d. h. von den einzelnen Gliedern aufsteigend zum menschlichen Körper; ebenso Landschaften mit den einzelnen Blatt- und Baumarten beginnend. Thiere, wieder mit den Theilen der Hausthiere anfangend; Blumen; Ornamente; jede einzelne Form in bloßer Zeichnung und dann in Schattirung. Auch hier ist überall Liebe und Sorgfalt in der Auswahl und Durchführung wahrzunehmen. Man sieht deutlich, daß das Ganze von einem Künstlergeiste geleitet wird. Das Unternehmen hat namentlich im Ausland schon rege Anerkennung gefunden. Wir zweifeln nicht, daß es auch bei uns Geltung erhalten und manches Schlechte oder wenigstens Unkünstlerische verdrängen wird. — In derselben Anstalt ist vor Kurzem eine Zeichnung unsres genialen Humoristen Schrödter in Farbendruck erschienen, zwar nur ein einfaches Adreßblatt der Gebrüder Peter Arnold Mumm in Frankfurt und G. H. Mumm in Rheims, aber zu einem heitern Kunstblatt erhoben, durch die Phantasie Schrödters und durch die meisterhafte Ausführung. Der Farbendruck ist in Kreidemanier ausgeführt und es sind dabei 7 Platten angewendet. Die äußerst gelungene Ausführung dieses Blattes, das man wohl bald überall sehen wird, wo der vortreffliche Wein der Gebr. Mumm hinkommt, läßt uns den Wunsch aussprechen, es möchten doch auch die 4 wahrhaft genialen Zeichnungen Schrödter's, „Rheinwein", „Punsch", „Maiwein" und „Champagner" in ähnlicher Weise vervielfältigt werden. Diese Blätter würden gar Vielen eine liebe Erinnerung seyn an die vortrefflichen Originale und in allen heitern Kreisen gerne aufgenommen werden.

Theater-Anzeige.

Montag, 3. Juni. (Auf Verlangen). Gastdarstellung des Herrn Haase, k. bayer. Hofschauspieler zu München. Die beiden Klingsberg, Lustspiel in 4 Acten. Graf Klingsberg: Hr. Haase.

Dienstag, 4. Juli. (Neu einstudirt.) Der Alpenkönig und der Menschenfeind, romantisch-komisches Märchen in 3 Acten. Die neuen vorkommenden Dekorationen sind von dem Theatermaler Herrn Hoffmann. Die Einrichtung der neuen Maschinerien sind von dem neuengagirten Maschinenmeister Herrn Prewitz.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 158. Dienstag, den 4. Juli 1854.

Die Belagerung von Leyden.

(Historische Novelle von A. Heinze.)

(Fortsetzung.)

Als die Bewohner Leydens am folgenden Morgen von den Wällen und Thürmen aus die Umgebungen der Stadt überblickten, sahen sie alle umliegenden Orte von den Feinden besetzt, so daß ihnen jede Verbindung mit den benachbarten Städten abgeschnitten war.

Den Oberbefehl über das aus siebentausend Spaniern, Wallonen und Deutschen bestehende Belagerungsheer führte der Oberst Francisco de Valdes, welcher mit seinen Truppen den Sieg über den Grafen Ludwig von Nassau hatte erringen helfen und welcher bald darauf von dem Oberstatthalter Requesens befehligt worden war, die im März aufgehobene Belagerung von Leyden wieder zu beginnen. Aus dem Stift Utrecht war er nach dem Haarlemer Meer aufgebrochen, hatte sein Heer, sein Geschütz und seinen Proviant auf den dazu bereit gehaltenen Fahrzeugen eilig auf das westliche Ufer desselben geführt und war darauf in Eilmärschen gegen Leyden gezogen. Sein Hauptquartier nahm er in Leiderdorp, einem nordöstlich von der Stadt gelegenen großen Dorfe; die ihm untergebenen Hauptleute mußten mit ihren Fähnlein die übrigen Orte der Umgegend besetzen.

In der Stadt wurden mit Tagesanbruch sogleich die wirksamsten Vertheidigungsanstalten getroffen. Ueberall offenbarte sich der regste Eifer, die bedrohte Freiheit zu retten. Unter Denjenigen, welche in diesen Tagen der Gefahr mit unerschütterlichem, kühnem Muth und unermüdlicher Thätigkeit für das Wohl der bedrängten Stadt sorgten, standen der Bürgermeister van de Werff, Johann van der Does, ein eben so ausgezeichneter Staatsmann als Gelehrter und Krieger, und Dietrich van Bronkhorst oben an, welcher Letztere von dem Prinzen von Oranien zum Befehlshaber der Stadt ernannt worden war.

Da die geringe Zahl von Schützen, welche die Besatzung Leydens ausmachten, zur Vertheidigung der Hauptposten der Stadt bei weitem nicht ausreichte, so wurde aus den kampffähigen Bürgern eine Art von Miliz gebildet, welche in fünf Fähnlein getheilt war, an deren Spitze die erprobtesten Krieger als Hauptleute standen. Den Oberbefehl über die gesammte bewaffnete Macht erhielt der hochherzige Johann van der Does.

Der Prinz von Oranien hatte der Stadt auf die Nachricht von dem Wiederbeginn der Belagerung gerathen, einige Fahnen englischer Söldner, welche in den benachbarten Ortschaften standen, zur Vertheidigung der Stadt herbeizurufen, allein diese Truppen gingen fast alle zu den Spaniern über; nur ein kleines Häuflein schlug sich auf die Seite der bedrängten Bürger. In demselben Schreiben, worin der Prinz den letzteren diesen und andre weise Rathschläge ertheilte, verhieß er ihnen auch einen Entsatz, und obwohl er denselben erst nach Verlauf von drei Monaten versprach, so erfüllte diese Zusicherung dennoch alle Herzen mit Muth; Jedermann hegte die feste Zuversicht, daß der Prinz Alles aufbieten werde, um sein gegebenes Wort zu lösen.

Während die Bewohner Leydens unter einander wetteiferten, die Ordnungen und Befehle ihrer Behörden und Vorgesetzten auszuführen, waren die Feinde Tag und Nacht beschäftigt, rings um die Stadt Schanzen aufzuwerfen und alle umliegenden Orte so stark als möglich zu befestigen. Alles deutete darauf hin, daß es dießmal auf einen Kampf auf Tod und Leben abgesehen sey.

Da die Spanier bei der Belagerung von Haarlem und Alkmaar bereits zu ihrem größtem Schaden die Erfahrung gemacht hatten, daß die Niederländer mit edler Begeisterung Alles für die Vertheidigung ihrer heiligsten Rechte opferten, so schien es ihnen räthlich, bevor sie zum Aeußersten schritten, den Weg der Güte einzuschlagen und zu versuchen, ob sie die Stadt durch Unterhandlung zu gewinnen vermöchten.

Einige Zeit nach der Umzingelung Leydens erging nämlich eines Morgens eine Aufforderung an sämmtliche Bürger, sich zu einer Versammlung vor dem Rathhause einzufinden und über die Friedensanträge abzustimmen, welche der Stadt von verschiedenen Seiten gemacht worden seyen. Dieser Aufforderung leisteten denn auch Alle, denen es ihre Dienstpflichten gestatteten, bereitwillig Folge.

Eine stürmischere Versammlung hatte lange nicht innerhalb der Mauern Leydens stattgefunden.

Noch vor Eröffnung der Berathung offenbarte sich eine gewisse Spaltung unter den Bürgern. Die überwiegende Mehrzahl war dem Prinzen von Oranien und der Sache der Freiheit ergeben und stand dem edlen Bürgermeister van de Werff und dem Rath, in welchem sich nur zwei bis drei Mißvergnügte fanden, treu zur Seite; ein kleines Häuflein dagegen, an dessen Spitze der Rathsherr Johann van Dissel, der reiche Handelsherr Sebastian van Loom, ein begüterter Brauer Namens Dietrich Kaar und einige andere Kaufleute und Handwerker standen, hielt es heimlich mit den Spaniern und suchte das Streben der obersten Behörde und deren Anhänger auf alle Weise zu verdächtigen. Diese beiden Parteien, von denen jede einen besonderen Platz einnahm, betrachteten einander mit mißtrauischen und verächtlichen Blicken und harrten in gespannter Erwartung des Zeichens zur Eröffnung der hochwichtigen Berathung, welche über das Geschick der Vaterstadt entscheiden sollte.

Endlich trat der Bürgermeister van de Werff hervor und sprach mit würdevoller Ruhe:

„Wir haben Euch rufen lassen, geliebte Mitbürger, um Eure Meinung in Betreff mehrerer Schreiben zu vernehmen, welche

uns gestern zugegangen sind und in welchen uns die günstigsten Friedensbedingungen gestellt werden, wofern wir die Stadt übergäben. . . ."

„Ja, ja! Frieden! Uebergabe! Frieden!" schrie die spanischgesinnte Partei.

Ein drohendes Murren und mehrere gebieterische Stimmen der Patrioten verwiesen die Ungestümen zur Ruhe und der Bürgermeister fuhr mit gemessenem Ernst fort:

„Hier ist ein Schreiben von dem spanischen Statthalter der Provinz Holland, worin dieser uns auf das dringendste räth, den Friedensanträgen, welche der Befehlshaber des Belagerungsheers uns machen werde, Gehör zu schenken und das Wohl vieler Tausende nicht auf eine unverantwortliche Weise zu opfern. Und hier ist ein Schreiben des Letztern, des spanischen Obersten Francisco de Valdes, worin derselbe uns Sicherheit des Lebens und des Eigenthums und das Privilegium, von einer Besatzung verschont zu bleiben, feierlich verheißt, falls wir uns bereit finden ließen, die Stadt zu übergeben."

„Das ist eitel Spiegelfechterei! Wir wollen von keiner Uebergabe hören! Man belügt uns, um uns hernach zu morden! Wir fürchten uns nicht vor den spanischen Prahlern! Laßt sie versuchen, ob sie uns etwas anhaben können! Keine Unterhandlungen — Kampf! Kampf!" erscholl es aus dem Mund der Patrioten, welche sich um den Bürgermeister und den Rath geschaart hatten.

„Es sind noch mehr Briefe da! still! still!" riefen einige Stimmen von der spanischgesinnten Partei.

„Auch haben wir noch verschiedene Schreiben von ehrenwerthen Bürgern dieser Stadt empfangen", fuhr der Bürgermeister ruhig fort, nachdem der Lärm verbraust war, „welche der drohenden Kriegsgefahr den Rücken gewandt haben und sich gegenwärtig in Amsterdam und Brüssel aufhalten. Diese unsere Mitbürger beschwören uns, Leben und Eigenthum nicht einer thörichten Einbildung zu opfern, sondern . . ."

Der Schluß seiner Rede verhallte in einem lauten Zornesausbruch der Patrioten.

„Wir wollen nichts von den Glippers*) hören!" schrie Alles mit drohenden Gebärden. „Die Schurken sind schändlich davongelaufen, weil sie es mit den Spaniern hatten! Sie sind bestochen und wollen uns verrathen! Die Feinde sind nicht so schlimm als diese heimtückischen Heuchler!"

Die Worte der Spanischgesinnten, welche ihre Genossen vertheidigten, verloren sich in dem mächtigen Geschrei ihrer empörten Gegner, wie sich ein Wassertropfen im Meer verliert.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ritt nach Silistria. **)

Da sich keine Aussicht darbot, daß bei Schumla etwas Wichtiges vorfallen würde, und die Routine des Feldlagers längst das Interesse der Neuheit verloren hatte, so beschloß ich, in Gesellschaft eines anderen englischen Offiziers, des Capitäns Butler, vom Ceylonschen Jägerregiment, den türkischen Vorposten in der Dobrudscha einen Besuch abzustatten. Wir machten uns daher am 4. v. M. auf den Weg und ritten nach Kosludschi, eine Entfernung von achtundvierzig (englischen) Meilen. Sobald man über die Ebene von Schumla hinausgekommen, die sich fünfzehn Meilen weit in der Richtung nach Jenibasar ausbreitet, erhält das Land ein mehr bewaldetes Ansehen; doch ist der Boden noch immer flach oder vielmehr wellenförmig und besteht aus einer Reihe von großen Ebenen, die nur in langen Zwischenräumen von einem oder zwei Dörfern unterbrochen werden. Kosludschi ist ein ziemlich unbedeutender Ort von etwa fünfzehnhundert Einwohnern und liegt an dem Fuß einer kleinen Hügelkette. Der nächste Tagemarsch von dreißig Meilen brachte uns nach Hadsch-Oglu-Basardschik, wohin wir durch eine waldreiche, aber schlecht bewässerte, sehr schwach bevölkerte und fast unangebaute Gegend gelangten. Unterwegs trafen wir mit mehreren langen Zügen von Ochsenwagen zusammen, auf welchen die unglücklichen Bulgaren ihre Laren und Penaten von den bedrohten Wohnungen nach den schützenden Mauern Schumlas führten. Bei unserer Ankunft in Basardschik ließen wir uns bei Mehemet Pascha, einem Chef der Baschi-Bozuks melden, der in diesem Bezirk commandirt und an den wir ein Empfehlungsschreiben von Omer Pascha hatten. Er schien ein kluger, einsichtsvoller, kleiner Mann und erwies uns während unseres Aufenthalts viel Artigkeiten.

Basardschik liegt am Rande einer sanft aufsteigenden Anhöhe und ist an drei Seiten von ähnlichen Erhöhungen umgeben. In diesem Augenblick hat sie ein höchst trauriges Ansehen, indem sie vor einem Monat etwa zur Hälfte abbrannte; der Rest ist von den Einwohnern verlassen, die Baschi-Bozuks haben sich mitsammt ihren Pferden in den zerstörten Häusern eingerichtet und bilden jetzt mit den halbverhungerten Hunden und Katzen die einzige Bevölkerung einer schönen Stadt, die früher zwischen sechstausend und achttausend Seelen beherbergen mochte. Man glaubt eine Stadt zu sehen, die von einem furchtbaren Fluch betroffen worden und sich in eine Behausung von Raubthieren verwandelt hat, mit welchem Namen man einige ihrer gegenwärtigen Bewohner bezeichnen kann, die träge durch die Straßen einherschlendern Sie haben wahrhafte Banditenmanieren und starren die Vorübergehenden mit finsteren Blicken an. Während unseres Abendspazierganges sprang plötzlich eine wilde Figur aus den Ruinen eines Hauses hervor und fordert mit folgenden Worten Almosen: „Im Namen Gottes, Ihr Ungläubigen! gebt mir zu essen."

Nachdem wir einen Tag hier verweilt, setzten wir unsere Reise fort, von einer kleinen, aus unseren Freunden, den Baschi-Bozuks, bestehenden Escorte begleitet, die uns Mehemet Pascha mitgegeben hatte. Wir gedachten, wo möglich, mit einem Streifcorps zusammenzutreffen, welches, wie er uns sagte, um diese Zeit von Bairamdere ausmarschiren sollte. Etwa eine Meile von Basardschik kamen wir an einem jener Grabhügel vorbei, welche eine so merkwürdige Erscheinung in diesem Lande bilden und mehr als einem Gelehrten Stoff zu den kühnsten Hypothesen geliefert haben, die mich der Mühe überheben, eine neue Theorie über ihren Ursprung aufzustellen. Gegenwärtig werden sie als Station für die von Basardschick ausgesandten Vedetten benutzt, und da sie in Zwischenräumen von sechshundert bis achthundert Yards gefunden werden und sich zwanzig bis dreißig Fuß über die Umgegend erheben, so sind zu diesem Zwecke vortrefflich geeignet. Wir kamen auf unserer Reise durch herrliche Ebenen, die aber gänzlich verwüstet waren und alle Spuren der Kriegsschrecken an sich trugen, man sah nur verbrannte, zerstörte und verlassene Dörfer, unbestellte Fluren und eine menschenleere Einöde. Die hierzulande so unentbehrlichen Brunnen waren verschüttet und vermehrten den traurigen Eindruck, den eine solche Scene hervorbrachte. Wie man uns sagte, befindet sich die ganze Dobrudscha in diesem Zustande, und in der That hatte es den Anschein, als wäre das Land schon der Schauplatz eines langen Feldzuges gewesen. Nicht die Feinde jedoch hatten diese Dörfer abgebrannt, sondern Mustafa Pascha selbst auf seinem Rückzuge

*) Glippers: Weggeschlichene, Ausreißer.

**) Aus einem vom 11. Mai datirten Schreiben des jetzt in der Festung eingeschlossenen „Own Correspondent" der „Times", eines englischen Offiziers, der, wie er bemerkt, sich dem damaligen Gouverneur von Silistria, Mussa Pascha, für die Dauer der Belagerung zur Verfügung stellte.

von Matschin, wobei ihm die Baschi-Bozuks getreulich beistanden. Gegen Abend begegneten uns mehrere Abtheilungen der Letzteren auf ihrem Marsche nach Süden, von welchen wir erfuhren, daß die Truppen sich nach jenem Scharmützel mit dem Feinde zurückzögen und bereits durch Bairamdere passirt wären.

Als wir uns diesem Orte näherten, hielten wir zwei von den Reitern an, welche das von ihren Kameraden Mitgetheilte bestätigten und versicherten, daß die Giaur Pasewink (d. h. die Russen) ihnen nachkämen. Während wir mit ihnen sprachen, hörten wir rechts ein gellendes Geschrei und sahen ein paar einzelne Reiter den jenseits der Stadt befindlichen Hügel herabsprengen. Dieß waren, wie man uns sagte, Kosaken, und während wir sie durch unsere Fernröhre betrachteten, ritt ein starkes Detachement Cavallerie aus der Schlucht hervor, von welchem das Geschrei ausging. Es war ein Corps irregulärer arabischer Reiterei, das von einer nach der Gegend von Karassu unternommenen Recognoscirung zurückkehrte: eine wilde Schaar, mit gebräunten, aber schönen Gesichtern und dunklen, durchdringenden Augen, die unter ihrem bunten Kopfschmuck hervorblitzten, der in Verbindung mit den von ihren Schultern lose herabhängenden gestreiften Mänteln, ihrer ungeordneten Linie ein lebhaftes und pittoreskes Ansehen verlieh. Wir wendeten unsere Pferde, um uns diesem Corps anzuschließen. Von einem Offizier desselben erfuhren wir, daß sie ein Gefecht mit den Russen gehabt, in welchem sie vier Feinde getödtet und Einen zum Gefangenen gemacht hätten. Er theilte uns ferner mit, daß sie schon vierundzwanzig Stunden im Sattel wären; statt aber ihre Pferde zu schonen und die erschöpften Kräfte derselben zu berücksichtigen, stürmten alle Augenblick einige Reiter mit verhängtem Zügel einher, indem sie ihre Säbel und Lanzen schwangen und wie Wahnsinnige brüllten. In der kurzen Zeit, die wir bei ihnen verbrachten, hatten wir Gelegenheit, die Wirkung eines solchen Verfahrens auf ihre Pferde zu beobachten: zwei von diesen muthigen kleinen Thieren stürzten nämlich vor unsern Augen todt zu Boden.

Unterdessen war die Nacht eingebrochen, und das ganze Regiment eilte im scharfen Galopp davon, uns die Sorge überlassend, den Weg nach seinem Lager allein zu finden. Wir ritten langsam nach, indem wir unsere Pferde, die unser persönliches Eigenthum waren, nicht übermäßig anstrengen wollten. In bedeutender Entfernung sahen wir die Lagerfeuer brennen; da sie aber gelegentlich durch die Unebenheiten des dazwischenliegenden Bodens verdunkelt wurden, so begannen wir zu fürchten, daß wir uns geirrt hätten, und daß das vermeintliche Licht ein bloßer Irrwisch sey. Wir kamen also überein, uns auf unseren müden Pferden noch fünf Minuten lang fortzuschleppen und dann für die Nacht am Wege zu bivouakiren, obgleich ein feiner Regen niederfiel. Nach Ablauf dieser Frist begegnete uns indeß ein von dem Befehlshaber des Regiments abgefertigter Bote, der uns benachrichtigte, daß der Oberst die Ankunft zweier Reisenden erfahren habe und sie bitten lasse, sich nach seiner Hütte zu bemühen. Man kann sich die Freude denken, welche diese Kunde bei verspäteten Wanderern hervorbringen mußte; unser Führer zeigte uns einen näheren Weg, der mitten in das Lager hineinführte, wo die wilden Söhne der Wüste in malerischen Gruppen umherlagen und die lästigen Giauren mit halb träger, halb neugieriger Miene anstarrten. In der Hütte des Obersten fanden wir herzlichste Aufnahme und er erschien uns nicht ohne Grund als der beste Freund, den man nach einem langen Tagemarsch treffen könnte, da er uns während des Aufenthalts in seinem Lager mit ächter Gastfreiheit behandelte. Indem er uns, wie gewöhnlich, mit Pfeifen und Kaffee tractirte, unterließ er es nicht, zugleich für unsere dringenderen Bedürfnisse zu sorgen: er befahl, eines der leeren Häuser im Dorfe, dicht neben dem seinigen, für uns in Stand zu setzen und einen reichlichen Theil seiner eigenen Rationen dahinzuschaffen, worauf wir unserem freundlichen Wirth gute Nacht wünschten und unser neues Quartier aufsuchten. Es übertraf bei weitem unsere Erwartungen; der Fußboden der Hütte war zwar von Lehm, aber doch reinlich, und ein helles Feuer loderte auf dem Herde, bei dessen Schein wir unser einfaches Mahl mit einem Appetit verzehrten, wie er durch langes Fasten und einen Ritt von 54 Meilen erzeugt werden konnte. Am folgenden Morgen statteten wir dem Obersten einen Besuch ab und trafen ihn mit seinem Hauskaplan (einem tanzenden Derwisch!) beim Frühstück. Als wir ihm sagten, daß wir nach Silistria zu gehen wünschten, ohne erst nach Basardschik zurückzukehren, consultirte er darüber seinen geistlichen Rath, der, den Mund voll Pilav, erklärte, daß es geradezu unmöglich sey. So nahmen wir denn Abschied von dem barmherzigen Samariter, dessen Name, Muhammed-Bei, uns unvergeßlich bleiben wird und trafen im Laufe des Tages wieder in Basardschik ein.

Früh Morgens brachen wir von Neuem nach Silistria auf und übernachteten in Kurtpanari (Karabunar?), wo ein ehrlicher alter Türke uns auf's Gastfreundlichste bewirthete. Das Diner wurde in ächt türkischer Weise, ein Gericht nach dem anderen, aufgetragen: zuerst kam Suppe, welche Jeder löffelweise aus der Terrine nahm, dann eine gebratene Ente, dann gebratnes Lammfleisch, dann ein ungeheurer flacher Kuchen, dann Kabobs (Hammelcoteletten), dann Eingemachtes, nach welchem wir uns mit der Hoffnung schmeichelten, daß unsere gastronomischen Arbeiten beendigt seyen; zu unserem Schrecken wurde jedoch als Finale noch ein mächtiger Pilav aufgetragen. Das einfache, ungekünstelte, aber höfliche und gesittete Benehmen des alten Herrn, sowie die ganze Einrichtung seines Haushalts verrieth den Türken vom alten Schlage und erinnerte uns an die Beschreibungen von den Sitten der Feudalzeiten, mit dem sehr erwünschten Unterschiede, daß uns der Genuß einer Pfeife trefflichen Tabaks nicht versagt wurde. Andern Tages erreichten wir wohlbehalten Silistria.

Parceval Deschênes,

der Commandant des französischen Ostseegeschwaders, ist 1790 geboren, steht also im 64. Jahre. Er trat unter dem Admiral Latouche-Treville in die Marine und wohnte als Fähndrich der Schlacht von Trafalgar auf dem Bucentaur bei. Von jener Schlacht schrieb er damals sehr interessante Details nieder, die man noch jetzt lesen kann, obwohl sie nicht ohne Parteilichkeit abgefaßt sind. Gerade auf dem Bucentaur ist hiernach das hitzigste Handgemenge gewesen, nachdem das Schiff vollständig rasirt, ohne Masten und Tauwerk zuerst von 5, später sogar von 7 englischen Fregatten beschossen wurde. Im Jahre 1815 wurde der junge Parceval von der neuen Regierung beauftragt, den Barbaresken-staaten die Rückkehr des Königs anzukündigen. Er nahm bei dieser Gelegenheit mehrfache Pläne der afrikanischen Küste auf, die später gute Dienste geleistet haben. Hierauf ward er noch zu besonderen Missionen nach Brasilien, nach den Antillen u. s. w. verwendet, und erlitt vor Guyana einen vollständigen Schiffbruch, wo nur er mit 6 Anderen von der Besatzung das nackte Leben rettete. Bekannter wird sein Name erst 1830, wo er als Fregattencapitän der algierischen Expedition beiwohnte. Ueberall zeichnete sich Parceval durch persönliche Tapferkeit und namentlich durch kaltblütige Unerschrockenheit im Moment der höchsten Gefahr aus. Bei der Belagerung von St. Jean d'Ulloa commandirte er die „Iphigenia". Der Admiral Baudin nennt in seinem Bericht über diese glänzende Waffenthat den Namen Parceval in erster Reihe, und erwähnt vorzüglich mit großem Lobe den günstigen Einfluß, den derselbe auf die Soldaten ausübe. 1846 wurde er Viceadmiral,

und noch in demselben Jahre Marinepräfect von Toulon an Baudin's Stelle; endlich im Mai dieses Jahres Commandant des dritten französischen Geschwaders. Parceval Deschênes ist ein kräftiger Mann von hoher Statur, seine ganze Erscheinung kündet den Feldherrn an, dabei ist er außerordentlich beliebt und seine Leutseligkeit ist in der Marine sprichwörtlich geworden: „freundlich wie Parceval". Jeder, der ihm nur einmal im Leben nahe getreten ist und mit ihm gesprochen hat, kann sein liebenswürdiges Benehmen nicht vergessen. Noch rühmen ihm die Franzosen eine andere Tugend nach: „il sait dépenser ses appointements". Der Admiral ist nämlich gastfrei wie Keiner, sein Beutel war von je seinen Cameraden geöffnet, sein Haus in Paris ist eines der heitersten und besuchtesten der Hauptstadt. Er ist ein prächtiger Tischgenosse und stets der Witzigste an jeder Tafel, mit einem Wort Kriegsheld und Gentleman, wie man nur selten einen findet.

Große musikalische Soiree in Soden zum Besten des dort gestifteten Krankenhauses aller Confessionen.

Am 28. v. M. fand dieselbe unter gefälliger Mitwirkung der Fräul. Heislitz, des großherzoglich weimarschen Kammervirtuosen Hrn. F. Laub und des Hrn. H. Henkel im dortigen Kursaale statt. Das versammelte Publikum spendete allen Nummern den lebhaftesten Beifall. Fräul. Heislitz sang eine Arie aus den Hugenotten und zwei Lieder, welche schöne Stimmmittel und einen edlen Vortrag bekundeten. Hr. Henkel accompagnirte auf dem Piano mit vortrefflicher Präcision.

Den Glanzpunkt des Abends bildete das meisterhafte Spiel des Hrn. Laub, der in der großen Behandlungsweise seines Instrumentes, in der kühnen Bewältigung aller technischen Schwierigkeiten und durch seinen eigenthümlich poetischen Vortrag alle Zuhörer zur Bewunderung hinriß. Wahrlich Laub ist ein außerordentlicher Geiger; der die Mechanik seines Instrumentes in seltenem Grade beherrscht, dessen Cantilene voll Seele und Anmuth, dessen Stretto voll Kraft und Feuer ist und der dabei die Gränzen des Schönen strenge einzuhalten versteht.

Im Vortrage der Sonate von Beethoven, in welcher Hr. Henkel mit ihm ausgezeichnet concertirte, wie in der Rêverie von Vieuxtemps, in der Fantasie aus Lucia, wie im Papageno-Rondo legte er seine Meisterschaft glänzend an den Tag. In einem für Piano und Orgue expressio arrangirten Quintettsatze von Mozart, sowie in der Meditation über eine Präludie von Bach für Piano, Orgue expressiv und Violine arrangirt, spielte ein Dilettantin aus Frankfurt die Orgue und überwand alle Schwierigkeiten dieses Instrumentes mit einer so ausgeprägten Eigenthümlichkeit, daß ihr Spiel das höchste Erstaunen erregte.

Wir halten uns verpflichtet, allen Mitwirkenden den herzlichsten Dank für diesen musikalischen Festabend hierdurch nachzusenden.

Da Herr Laub im Laufe des nächsten Winters auch in Frankfurt ein Concert geben wird, so werden Sie dieß Urtheil über ihn gewiß bestätigt finden.

K o r r e s p o n d e n z.

B a d H o m b u r g, 2. Juli.

Das schöne Sommerwetter, das wir im Juli in unserem Clima gewöhnt sind, bleibt leider noch immer aus; die Sonne kämpft vergebens mit den düstern trüben Wolken, die den Horizont umlagern; kein blauer Himmel ist seit einigen Wochen sichtbar. Unsere Badeadministration sucht durch die Annehmlichkeiten des Salonlebens, die trotz alledem sehr zahlreich hier anwesenden Kurgäste (unsere heutige amtliche Kurliste nennt einen Fremdenstand von 2450 Personen) für den Mangel der guten Witterung zu entschädigen und keine Kunstgröße zieht an dem Taunus vorüber, die wir in unseren Concertsälen nicht hören. So sang gestern der gefeierte R o g e r hier vor einem ebenso zahlreichen als gewählten Publikum, nächsten Dienstag singt P i s c h e k, dann die Marra, die Lagranga ꝛc. Sie sehen, für die Freunde des Gesanges und der Tonkunst fehlt es hier nicht an Unterhaltung. Im Konzerte Rogers wurde uns auch eine junge 17jährige Mainzerin, Frl. Ottilie S c h m i t z vorgeführt. Diese Kunstnovize verbindet eine hübsche Stimme mit einer sehr fertigen und gewandten Coloratur und berechtigt zu den freundlichsten Hoffnungen.

B a d K ö n i g s t e i n am Taunus, 2. Juli.

Seit der eingetretenen warmen Witterung ist unser junger Badeort zahlreich besucht und namentlich aus Frankfurt treffen viele Gäste ein, welche in unserer überaus schönen und romantischen Gegend, ferne dem Geräusche einer großen Stadt, der Ruhe und Erholung zu leben suchen. Fast sämmtliche Fremde sind Wassergäste, welche der weitverbreitete Ruf unserer K a l t - W a s s e r - H e i l a n s t a l t hierherführt. Auch heuer hatten wir auf's neue Gelegenheit, uns von den heilsamen Wirkungen des kalten Wassers zu überzeugen, indem die Wasser-Heilmethode des als Wasserarzt rühmlich bekannten Hrn. Dr. P i n g l e r sich an Leidenden jeder Art auf's Erfolgreichste bewährte. — Für Bequemlichkeit und Annehmlichkeit der Fremden ist hierorts die größte Sorge getragen. Freundliche und elegant eingerichtete Zimmer, sowie vortreffliche Restaurationen lassen nichts zu wünschen übrig, und verdienen in dieser Beziehung die Bestrebungen der Herren P f a f f, C o l l o s e u s, J. S ö h n g e n ꝛc. besonderer Erwähnung. — Möchte eine dauernde schöne Witterung unserer Badesaison förderlich seyn!

Konzert des Liederkranzes zum Besten der Mozart-Stiftung.

(Dienstag, den 4. Juli, in der Mainlust.)

P r o g r a m m.

1) H y m n e, „Herr unser Gott", achtstimmiger Chor mit Instrumental-Begleitung von Fr. Schubert.
2) S e r e n a d e, „Traget sanft" aus Cosi fan tutte von Mozart.
3) J ä g e r c h o r aus Euryanthe mit Instrumental-Begleitung von C. M. v. Weber.
4) S c h w e r t l i e d, Chor, componirt von C. M. v. Weber.
5) F e s t g e s a n g an die Künstler, mit Begleitung von Blechinstrumenten, componirt von Mendelssohn-Bartholdy.
6) H e r b s t a m R h e i n, Chor mit Instrumental-Begleitung von Panny.
7) Z i g e u n e r c h o r aus Preciosa mit Instrumental-Begleitung von C. M. v. Weber.
8) W a l z e r, Chor mit Instrumental-Begleitung von Bischoff.
9) R h e i n w e i n l i e d, Chor mit Instrumental-Begleitung von Zöllner.
10) B u n d e s l i e d, Chor mit Begleitung von Bischoff.

Anfang 7 Uhr. — B e i u n g ü n s t i g e r W i t t e r u n g f i n d e t d a s K o n z e r t a n d e r n T a g e s, d e n 5. J u l i, s t a t t. — Eintrittspreis 30 kr.

T h e a t e r - A n z e i g e.

Dienstag, 4. Juli. (Neu einstudirt.) D e r A l p e n k ö n i g u n d d e r M e n s c h e n f e i n d, romantisch-komisches Märchen in 3 Acten. Die neuen vorkommenden Dekorationen sind von dem Theatermaler Herrn Hoffmann. Die Einrichtung der neuen Maschinerien sind von dem neuengagirten Maschinenmeister Herrn Prewitz.

Mittwoch, 5. Juli. Letzte Gastdarstellung des Hrn. R o g e r, erster Tenor der großen Oper zu Paris. D i e H u g e n o t t e n, große Oper in 5 Akten, Musik von Meyerbeer. Raoul: Hr. Roger (in deutscher Sprache). — Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspreisen.

Bockenheimer Sommertheater.

Dienstag, 4. Juli. D e r L i e b e s b r i e f, Lustspiel in 3 Aufzügen. — A s i n u s a s i n u m f r i c a t, oder: Die beiden Hofmeister.

Druck und Verlag von H e l l e r und R o h m. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. H a m m e r a n.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 159. Mittwoch, den 5. Juli 1854.

Die Belagerung von Leyden.

(Historische Novelle von A. Heinze.)

(Fortsetzung.)

Als man sah, daß der Bürgermeister sich abermals zum Reden anschickte, legte sich der Sturm und van de Werff sprach:

„Meine sowie des gesammten Rathes Meinung ist, daß wir den Friedensanträgen kein Gehör schenken, da wir auf das Wort des edlen Prinzen von Oranien bauen dürfen, welcher uns einen Ersatz verheißen hat. Er würde es als eine unverantwortliche Feigheit und als einen Verrath an der guten Sache betrachten, wenn wir dem Feinde die Thore öffnen und ihm eine Stadt überliefern wollten, deren Bürger sich durch Muth und Begeisterung in so hohem Grade auszeichnen."

Ein donnerndes Beifallsgeschrei von Seiten der Patrioten folgte diesen Worten, welche mit einem zuversichtlichen und freudigen Ton gesprochen worden waren. Als dasselbe aber verhallte, trat Sebastian van Loom aus dem Haufen der Spanischgesinnten hervor und sagte:

„Ich meine, wir sollten auf billige Bedingungen eingehen und Frieden schließen — der Oberst Valdes hat uns ja Leben und Eigenthum durch feierliche Zusage gesichert."

„Ja, das ist auch meine Meinung!" riefen einzelne Stimmen aus der Menge.

„Weßhalb sollen wir erst kämpfen, um Frieden zu erhalten?" nahm der reiche Brauer Kaar das Wort. „Günstigere Bedingungen als die, welche der Oberst Valdes uns stellt, werden wir gewiß nicht erkämpfen."

„Habt Ihr denn nie gehört, daß der erste Grundsatz unserer Feinde heißt: Ketzern und Rebellen braucht man nicht Treu und Glauben zu halten?" rief Adrian van Teilingen mit edlem Zorn. „Jene Friedensanträge sind nichts als eine Falle! Lassen wir uns bethören, so ist unser Verderben gewiß!"

„Ja, ja! die Friedensvermittler sind von den Spaniern erkauft!" riefen die Patrioten.

„Womit wollt Ihr Euch denn vertheidigen?" fragte Sebastian van Loom. „Womit wollt Ihr die Tausende sättigen, wenn die Belagerung sich in die Länge zieht?"

„Ja, zeigt uns Lebensmittel für ein ganzes Jahr und Munition und Geschütz und Truppen", rief ein anderer Spanischgesinnter, „dann sind wir bereit, Gut und Blut für die Vertheidigung der Stadt zu opfern!"

„Noch können wir Leben und Eigenthum retten", fuhr Sebastian van Loom fort; „haben wir aber einmal den Kampf begonnen, so werden wir schwer dafür büßen müssen, daß wir die ehrenvollen Friedensbedingungen trotzig zurückgewiesen haben. Wer es gut mit dieser Stadt meint, trete auf meine Seite! Noch ist es Zeit, das Verderben von uns abzuwenden!"

Nach diesen Worten entstand eine mächtige Bewegung unter allen Anwesenden. Die Vorstellungen der Spanischgesinnten, welche in mancher Beziehung vollkommen gerecht zu seyn schienen, machten auf manche Patrioten einen sichtlichen Eindruck, und als die ersteren dieß gewahrten, forderten sie immer kecker und trotziger, daß man die Friedensbedingungen unverweilt annehmen solle.

Der Tumult ward immer ärger; es schien, als ob die Erbitterung beider Parteien über kurz oder lang in offnen Kampf übergehen werde.

Da trat plötzlich der angesehene Handelsherr Dietrich Koster aus dem Haufen der Patrioten, und auf den Stille gebietenden Ruf der letzteren verstummte das wilde Geschrei.

„Liebe Mitbürger, schenkt mir eine Weile Gehör!" sagte der geachtete Handelsherr. „Laßt Euch nicht zu leidenschaftlichen Worten hinreißen — mit Worten und Schmähungen werden wir nicht zum Ziel kommen. Laßt Thatsachen aus der jüngsten Vergangenheit reden — die werden Euch sagen, was Ihr wählen müßt: Uebergabe oder Kampf. Ich will Euch einen Tag aus meinem Leben schildern — dann mögt Ihr einen Beschluß fassen. Vor etwa neunzehn Monaten befand ich mich zum Besuch bei meinem Bruder in Naarden, welcher dazumal noch mit Weib und Kind in dieser Stadt wohnte", fuhr er nach einer kurzen Pause fort. „Man lebte dort im tiefsten Frieden; Niemand dachte daran, daß das kleine Naarden jemals die Eroberungslust der Spanier reizen werde. Da hieß es auf einmal, Don Friedrich de Toledo, der Sohn des Herzogs von Alba, sey mit einem starken Heer in Geldern erschienen, habe Zütphen in einen Schutthaufen verwandelt und ziehe rasch gegen Naarden heran. An Gegenwehr war nicht zu denken, und Gnade flehend eilten ihm zwei Abgesandte entgegen. Sie mußten ungehört dem Zerstörer Zütphens folgen, welcher die Stadt von allen Seiten einschloß. Nichts Gutes ahnend, entfloh der Eine, der Andere ward mit dem Befehl zu seinen Mitbürgern zurückgeschickt, daß diese eine Deputation in das Lager zu senden haben, damit die letztere in feierlicher Weise um Gnade bitte. Diesem Befehl ward unweigerlich Folge geleistet und voller Hoffnung eilten sieben der vornehmsten Einwohner nach dem Lager. Unweit der Stadt begegnete ihnen der spanische Oberst Julian Romero mit einer Schaar von vierhundert Söldnern und erklärte ihnen, daß er von Don Friedrich bevollmächtigt sey, über das Schicksal Naardens zu entscheiden. So überreichten sie ihm denn knieend und gnadeflehend die Schlüssel der Stadt, und er sicherte ihnen durch einen Handschlag das Leben und das Eigenthum sämmtlicher Einwohner zu. Sie zogen darauf mit Romero und seiner Schaar in die Stadt, und die arglosen Bürger wetteiferten mit einander, die Spanier auf das Beste zu bewirthen. Mein Bruder und seine Gattin boten in ihrer

Freude, daß der drohende Sturm so glücklich vorüber gezogen sey, Alles auf, um ihre Gäste zu stärken und zu laben, und diese betrugen sich nicht wie Feinde, sondern wie Freunde."

„Einige Stunden nach Mittag wirbelten die Trommeln, und alle Bewohner der Stadt wurden aufgefordert, ohne Waffen in der Hospitalkirche zu erscheinen, damit sie dort dem Könige den Eid der Treue leisteten. Jedermann beeilte sich, dieser Aufforderung nachzukommen, und da ich das Ehrenbürgerrecht in Naarden besaß und durch mein Wegbleiben kein Mißvergnügen erregen wollte, so begleitete ich meinen Bruder nach der Kirche."

„Als alle Bürger versammelt waren und sich nach einander Glück wünschten, so leichten Kaufs davonzukommen, erschien plötzlich ein Priester und rief mit lauter Stimme: „Bürger Naardens! gedenkt des Heils Eurer unsterblichen Seele! Noch in dieser Stunde werdet Ihr vor dem Thron des Allmächtigen stehen!" Diese furchtbaren Worte und das hundertfache Angstgeschrei aus dem Munde der Verrathenen, welches denselben folgte, klingen noch jetzt oftmals bei Nacht durch meine Träume, daß ich bestürzt emporfahre und wähne, ich stehe noch in der Hospitalkirche in Naarden!"

„Einige Minuten später stürmten die spanischen Söldner mit gezückten Schwertern herein und begannen hohnlachend eine Metzelei unter den vierhundert Wehrlosen, welche Kannibalen Schande machen würde. Ich stand mit meinem Bruder neben einem der Altäre — an Entrinnen oder an Vertheidigung war nicht zu denken — rings um uns her ertönte das Jammergeschrei der zum Tode Getroffenen und strömte das Blut in Bächen — — wir hielten uns für verloren. Einer der Unmenschen holte schon zum Stoß gegen meinen Bruder aus — da fiel es mir plötzlich ein, daß ich eine Börse voll Goldstücke bei mir trage, welche ich zum Ankauf eines neuen Schiffes hatte verwenden wollen. Ich riß sie hervor, warf sie den Henkern zu und schrie: „Zwanzigmal so viel sollt Ihr haben, wenn Ihr mich und meinen Bruder verschont. Ich bin ein reicher Kaufmann aus Leyden — das Lösegeld soll Euch nicht entgehen!" Gierig griffen sie nach dem funkelnden Golde — sie forderten das Doppelte von Dem, was ich ihnen geboten, und als ich es ihnen versprach, nahmen sie meinen Bruder und mich in Schutz und führten uns aus dem geschändeten Gotteshause, damit wir ihnen in dem gräßlichen Tumult nicht entschlüpften. Wir flehten um Gnade für die Familie meines Bruders, aber die Unmenschen riefen lachend: „Für die werden schon Andere sorgen!""

(Fortsetzung folgt.)

Die Slaven der Türkei.

Unter diesem Titel ist ein aus dem Französischen des Cyprien Robert übersetztes Buch erschienen (Stuttgart, F r a n c k h 'sche Verlagshandlung), welches gegenwärtig lebhaftes Interesse zu erwecken geeignet seyn dürfte. Es ist die Frucht eines jahrelangen Aufenthaltes unter den Slaven des Orientes und soll dem Leser über die acht Millionen Berg-Bewohner, welche auf dem Balkan vom adriatischen bis zum schwarzen Meere hin leben, nämlich über die Serbier, Montenegriner, Bosniaken, Albanesen und Bulgaren genaue Kenntniß verschaffen. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, ihren gegenwärtigen Zustand, ihr häusliches und öffentliches Leben, ihre Provinzen und ihre Städte zu schildern, ferner die Erzeugnisse ihres Landes, ihren inneren und äußeren Handel, sowie die Vortheile auseinander zu setzen, welche aus ihrer Regeneration für Europa entspringen würden. Bei Erzählung der gleichzeitigen Geschichte dieser kriegerischen Völkerschaften ist auch in Erwägung gezogen worden, auf welche Art sich denselben eine naturgemäße Stellung und jene politische Existenz anweisen ließe, die sie seit vierzig Jahren durch so viele, entweder von uns nicht recht begriffene oder gänzlich ignorirte, Aufstände fordern.

Wir lassen nun aus dem genannten Buche einige Skizzen zur Charakteristik der in demselben geschilderten Völkerschaften folgen:

I.

Die Montenegriner.

Im siebenzehnten Jahrhundert bestand nach venetianischen Berichten dieses kleine Volk kaum aus 20—30,000 Seelen. Als es seinen Kampf gegen die Franzosen, die Herren von Dalmatien begann, zählte es gegen 50,000. Zwanzig Jahre später schrieben ihm Statistiker schon 75,000 Individuen zu; endlich erklärte 1835 die Grlista, der officielle Kalender von Cettina, daß das Land 100,000 Einwohner umfasse. Wenn man den Territorialzuwachs von Czernagora in Anschlag bringt, so kann ohne Uebertreibung das wirkliche Minimum dieses freien Volkes auf 120,000 Seelen festgesetzt werden. Mit mehr Gewißheit kennt man die Anzahl seiner Krieger. Das Kontingent der vier Nahias (Czernagorazischen Departements) beträgt 9000 Gewehre oder streitbare Männer, von denen 3500 auf Katunska, 2000 auf Riethka, 1000 auf Liechanska und 2500 auf Czernitza-Nahia kommen. Dem Kontingent dieser vier Departements muß man das der Berda noch beizählen. So heißen die sieben Berge welche das montenegrinische Gebiet umgeben. Diese Berge gehören nicht zum Czernagora, aber die Stämme, welche dieselben bewohnen, sind Bundesgenossen jener Republik. Die Gesammtbevölkerung der sieben Berda ist vielleicht eben so groß als die der vier Nahias miteinander. Obwohl die Grlista von 1835 blos 15,000 streitbare Krieger zählt, so nahm doch die dalmatische Zeitung von Zara im Dezember 1838 bei ihrer Schätzung der czernagorazischen Kriegsmacht keinen Anstand, dieselben auf 19,500 gut exercirter Krieger anzugeben. Das ist zu wenig, wird man sagen, um ein Land zu vertheidigen! Aber man treffe die Felsen der Gränze nur mit einer einzigen Kugel, so wird es auf allen Seiten von Armen und Karabinern wimmeln, Greise, Kinder und sogar Weiber werden sich erheben, ihr werdet eben so viele glühende Feinde haben als es Menschen auf dem Gebirge gibt. Der Czernagora hat kein regelmäßig constituirtes Volk; es ist ein Insurgentenlager, das sein Leben im Krieg und seine Freude in der Rache sucht.

Dieses Land ist bis jetzt dermaßen allen Gebräuchen der Gesellschaft im Oriente fremd geblieben, daß das Bürgerrecht zum großen Aergernisse der übrigen Serben daselbst Menschen von allen Religionen ertheilt wird. Die lateinischen Katholiken sind sehr zahlreich, man nimmt aber auch Türken auf, die eine eigene Klasse bilden und brüderlich neben den Christen kämpfen, ohne jedoch ihren Glauben an den Koran aufzugeben und ihre Moschee zu verlassen.

Die westlichen Nachbarn der Czernagorazen halten sie indeß für äußerst abergläubisch; der Montenegriner meint, wie sie sagen, es sey ihm Alles erlaubt, sobald er den Mönchen den Zehnten gebe und mit den Klöstern den Tschetas theile. Bei den orientalischen Christen hingegen gilt er und zwar mit Recht für einen Freigeist. In der That bekümmern sich die Republikaner vom Czernagora, in den Strudel des politischen Lebens hineingezogen, und nur mit Krieg und Eroberungsplänen beschäftigt, wenig um den Himmel. Ihre Klöster sind weit ärmer als die in den übrigen Ländern der Türkei, und während bei den andern Serben, Jemand, der des Jahrs nicht wenigstens einmal communicirte, als ein Giaur verschrien würde, übersteigt bei den Czernagorazen die Zahl derer, welche niemals communiciren, bei weitem die der eifrigen Christen. Die Bergbewohner verachten indeß die heiligen Geheimnisse durchaus nicht; wenn sie gewisse Religionsübungen unterlassen, so ge-

schieht dieß nur aus Gehorsam gegen die Kirche, welche die Sakramente jedem Bergbewohner verbietet, der ein Gefühl des Hasses hegt und welche die öffentliche Abbüßung zur Pflicht macht, wenn dieser Haß gestillt ist. So ist die Communion einem Mörder auf 20 Jahre untersagt.

Der Czernagoraze findet diesen Zustand der Buße für sein abenteuerliches Leben sehr bequem und zieht ihn den minder freien und weniger leichten der wahren Gläubigen vor. Der größte Theil jener Krieger vergißt endlich sogar das Vater Unser und von dem ganzen Christenthum wissen sie oft kaum mehr als das Fasten und das Zeichen des Kreuzes; aber je größer ihre religiöse Unwissenheit wird, eine desto tiefere Einsicht gewinnen sie in das militärische und politische Leben.

Jeder Stamm hat indeß eine Kirche und öfters sogar mehrere; außerdem gibt es vier bis fünf Klöster, unter welchen die von Ostrog und Moratcha die bedeutendsten sind. Der ganze Czernagora besitzt nur 15—20 Mönche, denen etwa 200 Popen zur Seite stehen, selbst in dem Kloster von Cettina befindet sich blos ein einziger Priester. Diese Geistlichen führen ein sehr strenges Leben und unterscheiden sich von den griechischen Mönchen nur durch ihre Kopfbedeckung, welche in dem rothen Feß besteht, der mit einem seidenen Tuche in Gestalt eines Turbans umwunden ist. Der Vladika selbst, das religiöse und politische Oberhaupt des Landes, kleidet sich wie die andern Geistlichen, daher heißt er in der Türkei der schwarze Mönch.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Der gefeierte Dichter und Hofschauspieler Feodor Löwe in Stuttgart hat von dem Großherzog von Hessen die goldene Medaille am Bande für Kunst und Wissenschaft erhalten. Herr Löwe ist der Dichter der weithin bekannten „Fahnenwacht".

Den Schluß der letzten interessanten Wettrennen in Berlin machte das Jagdrennen. Pferde und Reiter hatten 21 Hindernisse, Gräben und Hürden zu überwinden. Das schwierigste Hinderniß war ein 12 Fuß breiter Graben, vor dem sich eine $3^1/_2$ Fuß hohe Hürde befand, die das Pferd hinderte, seinen gewaltigen Sprung abzumessen. Für ein und zwar das theuerste Pferd, einen englischen Renner, war der Sprung ein Salto mortale; es stürzte und brach den Rückgrat. Das prächtige Pferd war kurz zuvor von dem Fürsten Sulkowski für fast 12,000 fl. gekauft worden. Mehrere Renner arabischer Züchtung überwanden wie spielend die Hindernisse.

Die Frau des Marschalls Ney sagte zu dem Kaiser Alexander von Rußland, als er in Paris eingezogen war: Majestät, Sie sind der Retter von Europa. Jetzt ist sie wieder eine gute Bonapartistin und sagte zu Louis Napoleon bei seiner Thronbesteigung dieselben Worte. Dieser aber gab zur Antwort: wenn ich nicht Napoleon wäre, so wünschte ich Alexander zu seyn.

Die Kirchengemeinde Näfels (Kanton Glarus) hatte am 11. v. M. ein schwieriges Wahlgeschäft zu vollziehen. Es handelte sich um die Wahl von vier Himmelträgern, welche ledigen Standes seyn sollten. Da man den gewählten jungen Herren zur Pflicht machen wollte, während ihrer Amtsdauer nicht heirathen zu dürfen, so erfolgten eine Menge Ablehnungen. Daraus sey zu entnehmen, daß die Näfelser lieber das Kreuz tragen als den Himmel.

(Berlin.) Am 27. v. M. früh um 2 Uhr starb hier, in Folge wiederholter Schlaganfälle, eine unserer hochgeehrtesten Mitbürgerinnen, die Wittwe Amalia Beer, geborne Liepmann Meyer Wulff, in dem 88. Jahre ihres Lebens. Die Verstorbene, durch ihren seltenen Wohlthätigkeitssinn und hohe Vaterlandsliebe, ihre Gastlichkeit und ihren Edelmuth, in den weitesten Kreisen bekannt, hatte den Schmerz, ihren trefflichen Gatten, Jacob Herz Beer, und drei ihrer Söhne, darunter den dramatischen Dichter Michael Beer, Heinrich und Wilhelm Beer sich vorangehen zu sehen und gewiß nur einen Ersatz dieser herben Trübsale in der Verehrung ihres berühmtesten, ältesten Sohnes Meyerbeer. Was und in wie verschiedenen Wirkungskreisen die Hingeschiedene geleistet und thätig gewesen, wie in ihrem Hause sich alle Berühmtheiten sammelten und wie sie es aufstrebenden Talenten eröffnete, wie sie hier ermuntert, dort gefördert und vielfach geholfen hat: — das Alles ist zu bekannt, um noch weiter hier angeführt zu werden. Nur an ihre hingebende Aufopferung für die in den Freiheitskriegen Verwundeten, an ihre, in jener Zeit der Erhebung geleistete, werkthätige Hülfe möge hier noch erinnert werden. Des hochseligen Königs Maj. hatte auf den Vorschlag der verewigten Prinzessin Wilhelm, der nunmehr Hingeschiedenen den Luisen-Orden verliehen, wie sie sich denn auch vielfacher Gnaden-Erweise des Königs rühmen durfte. Ihr Andenken wird gesegnet bleiben.

Dem preußischen Handelsminister Herr v. d. Heydt ist während seines Aufenthalts in Salzbrunn vor einigen Tagen der eigenthümliche Unfall zugestoßen, daß ihm von einem aus Breslau nach Salzbrunn gekommenen Glücksritter eine Chatouille gestohlen wurde, in welcher sich die Orden des Ministers befanden. Der Diebstahl wurde zum Glück bald entdeckt, auch der Thäter leicht ermittelt. Es war der Sohn eines Breslauer Schullehrers, der mit Hülfe eines angemaßten adeligen Namens — er nannte sich von Maliszewsky — in Salzbrunn gewinnbringende Abenteuer suchte.

* (Kapitän Sutter.) Ueber den ersten Finder des kalifornischen Goldes (früher Offizier der Schweizergarde Karls X.) theilt die vom Juli an nach erweitertem Plane unter Redaktion von Dr. F. Bran zu Jena und Dr. L. W. Fischer zu Frankfurt erscheinende „Minerva" folgende interessante Notiz mit: „Hr. Sutter besaß in Kalifornien ein kleines Königreich von vierzig Quadratmeilen, dessen Waldungen er speculativ benutzen wollte, und indem er eine hydraulische Sägmühle anlegte, hatte er das Unglück, Goldminen zu entdecken. Denn als man in Erfahrung gebracht, daß dieser Kanton Gold enthalte, da strömten die Abenteurer aus allen Weltgegenden schaarenweis dahin, ruinirten und umwühlten seinen Grund und Boden. Seit dieser Zeit erntet der unglückliche Besitzer auf seinem Dominium höchstens Flintenschüsse. Er ist jetzt, wie man sagt, im Begriff, bei der amerikanischen Regierung eine Entschädigung zu beantragen."

Für Viele dürfte die Notiz von Interesse seyn, daß in Folge einer im Fahrplan der rheinischen Bahn am 1. Juli eingetretenen Aenderung sich nunmehr die Strecke von Mainz bis Brüssel ($55^1/_2$ Meile) vom Morgen zum Abend zurücklegen läßt. Wenn man nämlich mit dem Köln-Düsseldorfer Dampfer Mainz Morgens 6 Uhr verläßt, trifft man um 2 Uhr Nachmittags in Köln ein, und der um 3 Uhr von dort abgehende rheinisch-belgische Zug trifft um 10 Uhr Abends in Brüssel ein. Von Hamm bis Brüssel (52 Meilen) ist die Reise jetzt noch leichter in Einem Tage zu machen.

(Leipzig, 28. Juni.) Glaubwürdigem Vernehmen nach soll an des geschiedenen Friedrich Schneider's Stelle Kalliwoda als Musikdirektor nach Dessau berufen werden.

Gastspiel des kgl. bayer. Hofschauspielers Fr. Haase.

(Frankfurt a. M.) Wie Alles, was inneren Werth besitzt, durch seine eigene Kraft und Bedeutung zu steigender Anerkennung gelangt, so hat auch das Gastspiel des genannten trefflichen Mimen ein stets wachsendes Interesse erweckt und den Beifall der Freunde des Schönen immer mehr für sich gewonnen. Die Theilnahme für dasselbe würde noch größer seyn, wenn die Theaterfreunde durch überhäufte Gastspiele in jüngster Zeit nicht allzusehr in Anspruch genommen worden wären. Der geschätzte Gast ist weiter aufgetreten als Carlos in „Clavigo", als Schewa im „Juden" und als Elias Krumm in „der grade Weg, der beste". Wenn ein Charakterdarsteller vor Allem dadurch wirken muß, daß er seine Rollen auseinander zu halten und jeder derselben ein eigentliches Gepräge zu geben weiß, so hat Herr Haase dieser Aufgabe in ihrem ganzen Umfange entsprochen und in jeder der genannten Rollen uns ein anderes, in Spiel, Maske und äußerer Haltung ganz verschiedenes Bild vorgeführt. Seinen Carlos haben wir als eine von Geist durchdrungene und ächt künstlerische Gestaltung zu bezeichnen. Es ist hier nicht die Aufgabe, einen kalten, herzlosen Intriguant darzustellen, sondern einen für Clavigo sich warm interessirenden Freund, der aber nicht den Eingebungen einer weichen Empfindsamkeit, sondern nur denen des klaren und ruhig abwägenden Verstandes folgt und diese in den Vordergrund stellt. Hier gilt es, feine Gränzlinien einzuhalten, um auf der einen Seite nicht abstoßend zu werden und auf der andern die Theilnahme der Freundschaft nicht zu sehr hervortreten zu lassen. Herr Haase wußte vortrefflich zu vermitteln. Ganz ausgezeichnet war er in der großen Scene des vierten Acts, in welcher er allen Beziehungen und Nuancirungen der egoistischen Lebensansichten aus den Kreisen der höheren Gesellschaft und des überaus gedankenreichen Dialogs gerecht wurde. An einigen Stellen hätten wir nur dem allzuraschen Fluß seines Dialoges etwas mehr Zurückhaltung gewünscht. Wenn es Herrn Haase in der Rolle des Schewa gelang, dem Beschauer das Bild eines vom Alter gebeugten und hinfälligen Greises vorzuführen dessen von Menschenliebe und Dankbarkeit so warm durchglühtes Herz seine äußerlich gebrochene Kraft noch aufrecht hält und sie sogar thatkräftig belebt, so verdient dieß um so mehr Anerkennung, als der Darsteller noch in dem Stadium des frischen Lebensalters steht und daher einzig und allein durch künstlerische Gestaltung seine Aufgabe lösen mußte, was ihm auch trefflich gelang und wobei nur eine im Ganzen etwas stärkere Tonausgebung zum Behuf leichterer Verständlichkeit zu wünschen gewesen wäre. Die Rolle des Elias Krumm gehört zu denjenigen, die, ohne chargirt gespielt zu werden, wirkungslos bleiben und bei denen es sich nicht um Natur und Wahrheit, sondern um Bühneneffekte und ergötzliche Zuthaten in Spiel und Diction handelt. Hier nennt der Eine zu viel, was dem Andern zu wenig dünkt, aber die Erheiterung des Publikums bleibt bei derartigen Humoresken die Hauptsache. In den genannten Rollen fand der Gast eine überaus beifällige Aufnahme und wurde sowohl bei offener Scene, wie nach den Aktschlüssen wiederholt gerufen. — Wenn bei Besprechung dieser Gastspiele unserer hiesigen Bühnenmitglieder nicht gedacht wird, so soll dadurch dem Verdienst derselben nicht zu nahe getreten werden. Mangel an Raum verbietet uns, diesen Berichten eine weitere Ausdehnung zu geben. Doch werden wir bei der Wiederkehr unsers ständischen Repertoirs das Versäumte nachzuholen nicht unterlassen.
W.

Korrespondenz.

Aus dem Rheingau, Ende Juni.

Am 26. Juni, des Nachmittags um 3 Uhr, entlud sich über die Gemarkung Rüdesheim, am heftigsten in der Gegend der bekannten Brömserburg, ein aus Südwest kommendes und von Hagel begleitetes Gewitter. Die ältesten Leute wollen noch kein solches Wetter erlebt haben. Der Regenguß war ein förmlicher Wolkenbruch. Der Schaden der Früchte und besonders an Weinbergen ist unberechenbar. Man schätzt ihn über 100,000 Gulden. Das Wasser riß die Weinstöcke aus der Erde und flötzte dieselbe, die hier nur wenig hoch auf Felsen liegt, fort. Felsenstücke, über zwei Centner schwer, stürzte die Wassergewalt in den Hof eines naheliegenden Hauses und bis in den Rhein. Die Kartoffelstöcke liegen blos, und die Frucht ist überschwemmt. Der Andrang des Wassers war so stark, daß es nicht blos in die Keller floß, sondern selbst bis in die Zimmer stieg und einige Häuser stark beschädigte. Der Weg von Rüdesheim bis Asmannshausen, längs des Rheines, ist so verschüttet, daß er auf längere Zeit unbrauchbar ist. — Anfangs dieser Woche wurde Nachts mittels Eindruchs durchs Fenster in einem Gartenpavillon des sogenannten Grisgartens bei Eberbach das sämmtliche Meublement gestohlen. Die Kissen des Kanapees und Stühle schnitten die frechen Diebe auf, nahmen die Roßhaare heraus und brachten, nachdem sie die Gartenmauer überstiegen hatten, ihren Raub in Sicherheit. Ueber die Thäter hat man bis jetzt nur Muthmaßungen. — Vor einigen Tagen soll ein armer, alter Mann aus Lorch, der Abends nicht aus dem Feld heimgekehrt war, des andern Morgens todt im Freien aufgefunden worden seyn. Die ärztliche Untersuchung ergab, daß er aus Altersschwäche und Hunger gestorben.

Mainz, 30. Juni.

Unsere Bühne hat, nachdem Hr. Baier ein Jahr lang deren Leitung in Händen gehabt, abermals eine neue Direktion und zwar in der Person des Hrn. Ernst, eines beliebten Mitglieds unserer vorjährigen Gesellschaft, erhalten. Wir haben bereits Mehreres über die Thätigkeit desselben wegen Zusammensetzung einer neuen Gesellschaft vernommen und hoffen darnach auf ein günstiges Resultat nach dieser wesentlichen Seite hin, nicht weniger aber in Bezug auf die Theilnahme, welche in der kommenden Saison dem Theater von Seiten des Publikums werden wird. Mehrere Umstände sprechen für diese Erwartung. Vorerst wird unser so schönes Theatergebäude in den Zuschauerräumen, die seit der Erbauung desselben, also über zwanzig Jahre, keiner durchgreifenden Restauration unterworfen worden, vollständig und entsprechend renovirt und neu decorirt werden. Dazu kommt die Erleuchtung des Theaters mit Gas, welche in der dießjährigen Saison in's Leben treten und für Viele ein Anziehungspunkt mehr zum Besuch des Theaters seyn wird. Ein Drittes ist die sichere Aussicht auf ein bedeutendes Sinken der Lebensmittelpreise, deren Höhe bisher Schuld an dem fortwährend sehr schwachen Besuche der letzten Plätze des Theaters und damit an einem sehr merklichen Ausfalle in der Einnahme desselben war. Die erwähnte Renovation des Innern des Theaters ist bereits vom Stadtrathe vergeben. Dasselbe wird also bald wieder ein des prachtvollen Gebäudes würdiges Ansehen erhalten und eine neue Zierde unserer Stadt werden. Einen Wunsch, von Vielen bereits laut geworden, möchten wir hier aussprechen. Es ist der, daß bei dieser Gelegenheit dem so wichtigen Platze, dem Parterre, die Rücksicht zugewendet würde, den Sitzen die bis jetzt mangelnden Rücklehnen zu geben.

Cronberg, 30. Juni.

Bei Ertheilung der Concession zur Anlage der Frankfurt-Homburger Bahn war die gleichzeitige Ausführung einer Zweigbahn von hier nach Oberursel zur Bedingung gemacht. Die Erfüllung dieser Verbindlichkeit soll jedoch auf solche Schwierigkeiten gestoßen seyn, daß das ganze Project, auch der Hauptbahn, in Frage gestellt wird, wenn die von den Unternehmern nachgesuchte Entbindung von Anlage der Zweigbahn von der Staatsregierung versagt werden sollte. Aus dieser Veranlassung hatte sich gestern zur Einsichtsnahme an Ort und Stelle einer unsrer höchsten Staatsbeamten hierher verfügt, und ist man nunmehr auf das Resultat gespannt; obgleich über die von dieser Zweigbahn für unser Städtchen zu erwartenden Vortheile die Stimmen sehr getheilt sind.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 5. Juli. Letzte Gastdarstellung des Hrn. Roger, erster Tenor der großen Oper zu Paris. Die Hugenotten, große Oper in 5 Akten, Musik von Meyerbeer. (Gastrolle) Margaretha: Frau Ingels-Roth. Raoul: Hr. Roger (in deutscher Sprache). — Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspreisen.

Donnerstag, 6. Juli. Gastdarstellung des Hrn. Haase, k. bayr. Hofschauspielers zu München. Clavigo, Trauerspiel in 5 Abth. von Göthe. Carlos: Hr. Haase. Hierauf: Der Hofmeister in tausend Aengsten, Lustspiel in 1 Akt nach dem Französischen bearbeitet von Th. Hell. Laffenius: Hr. Haase.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 160. Donnerstag, den 6. Juli 1854.

Die Belagerung von Leyden.

(Historische Novelle von A. Heinze.)

(Fortsetzung.)

„Streng bewacht“, fuhr Koster fort, „sahen wir nur aus der Ferne die namenlosen Gräuelthaten, welche nach dem Blutbad in der Kirche nun in den Häusern verübt wurden. Ich vermochte vor rasendem Grimm und Herzweh kaum zu athmen, und mußte doch schweigen, um meinem Bruder das Leben zu retten! Als die Henker gegen Abend endlich des Mordes überdrüssig waren, erhielt mein Bruder auf sein unablässiges Flehen zuletzt die Erlaubniß, in Begleitung seiner Hüter nach seinem Hause gehen zu dürfen — — er fand einen Schutthaufen und daneben die Leichname seines Weibes und seiner Kinder! Es war ein Glück, daß er besinnungslos niederstürzte, er würde sonst den Schergen geflucht und dadurch das Verderben auf sein und mein Haupt herabbeschworen haben. — Ich löste uns Beide — er zog nach Deutschland — — ich blieb hier, und werde hier bleiben, so lange es in den Mauern Leydens noch Männer gibt, welche vor keinem Kampf mit treulosen Verräthern zurückbeben! Und wer da nun zu sagen wagt“, schloß er seine Rede, „daß ich nur mit einem einzigen Wort die Wahrheit verletzt habe, der trete hervor und zeuge gegen mich! Was in Naarden geschehen, ist ja auch Andern bekannt!“

Eine Todtenstille von einigen Minuten folgte den Worten Kosters, denen Alle athemlos gelauscht hatten — es war, als ob das Entsetzen alle Hörer in Stein verwandelt habe. Dann aber brach urplötzlich ein tausendstimmiges Geschrei los.

„Kampf bis zum letzten Athemzug!“ donnerte es durch die Lüfte. „Die Feigen mögen zu den Spaniern gehen und sich morden lassen — wir trotzen allen Gefahren!“

Das kleine Häuflein der Spanischgesinnten wagte kein Wort der Erwiderung und schlich mit scheuen Blicken von dannen.

Der Wille der Bürger war sonach der, die Friedensanträge unbedingt zurückzuweisen, und auf den Vorschlag Johanns van der Does sandte man dem Obersten Valdes als Antwort auf sein Schreiben ein großes Blatt Papier, welches nur folgende lateinische Worte enthielt:

Fistula dulce canit, dum volucrem decipit auceps.*)

um den Spaniern zu zeigen, wie wenig man ihren schönen Versprechungen traue.

Damit waren die Würfel gefallen: den Bewohnern Leydens blieb nun nichts anders übrig, als unerschrocken und muthig den Angriff des furchtbaren Feindes zu erwarten und bis auf den letzten Mann im Kampfe auszuharren.

*) Die Pfeife tönt lieblich, während der Vogelsteller den Vogel berückt.

2.

Wenige Tage nach den so eben erzählten Ereignissen begab sich Gertrud van de Werff eines Abends nach dem Hause ihrer Tante, einer bejahrten, wohlhabenden Wittwe, bei welcher sie häufig die Abendstunden hinzubringen pflegte. Da sich diese noch bei einer kranken Freundin befand, so ging sie in den neben dem Hause gelegenen Garten und wandelte einsam in demselben auf und nieder.

Es war ein schwüler Sommerabend. Die Sonne war bereits untergegangen; der Himmel hing voll dunkler Wolken, welche langsam von Westen gen Osten wanderten. Ringsum war Alles todtenstill — nur dann und wann spielte ein leiser Hauch des warmen Sommerwindes in den Kronen der laubigen Gartenbäume, welche zwischen den duftenden Blumen standen.

Plötzlich war es dem Mädchen, als ob sich im Hintergrunde des Gartens ein ungewöhnliches Geräusch hören lasse. Sie horchte und spähte, vermochte aber nichts zu entdecken. In der Meinung, das Säuseln des Laubes habe sie getäuscht, setzte sie ihr Lustwandeln fort, kaum aber war sie einige Schritte gegangen, als es auf einmal stark hinter ihr im Gebüsch rauschte. Sie wandte sich erschrocken um und sah zu ihrer Bestürzung die Gestalt eines Mannes vor sich, in welchem sie trotz der Dämmerung sogleich ihren Jugendfreund Philipp van Dissel, den Sohn des spanischgesinnten Rathsherrn, erkannte, der früher häufig im Hause ihres Vaters aus- und eingegangen, seines wüsten Lebens wegen aber von dem letztern auf eine etwas offenherzige Weise fortgewiesen worden war. Im Hause seines Vetters, des reichen Kaufmanns Sebastian van Loom, stehend, welcher ein Nachbar von Gertruds Tante war, hatte Philipp das Mädchen allein im Garten erblickt, und da er eine heftige Neigung für sie gefaßt hatte, so glaubte er den günstigen Zeitpunkt benutzen zu müssen, um ihr Das mitzutheilen, was er auf dem Herzen hatte.

Gertrud wollte rasch in das Haus eilen, allein Philipp hielt sie mit flehender Gebärde zurück und sagte mit sanftem Ton:

„Verzeiht mir meine Verwegenheit, Gertrud — aber ich mußte Euch sprechen — — ich habe Euch ein Geheimniß zu entdecken, welches für Euch von der größten Wichtigkeit ist. Ich wage viel, sehr viel, daß ich hier in den Garten Eurer Tante dringe — aber um Euretwillen. . . .“

„Habt Ihr mir wirklich ein Geheimniß von Wichtigkeit anzuvertrauen“, unterbrach ihn Gertrud, welcher sein aufgeregtes Wesen ein unheimliches Gefühl einflößte, „so redet — Ihr werdet hoffentlich keiner langen Zeit dazu bedürfen.“

„Nur wenige Minuten, Gertrud“, erwiederte Philipp, „obgleich

Ihr Eurem Jugendfreund, wie es einst wohl geschehen, williger Gehör schenken könntet!“

„Wenn ich hier mit Euch rede, so ist das schon mehr, als ich verantworten kann“, versetzte das Mädchen kalt. „Beeilt Euch, sonst muß ich gehen.“

„Gertrud, es wird eine böse Zeit kommen“, begann Jener darauf mit sichtlicher Verwirrung; „der Oberst Valdes soll geschworen haben, nicht eher von hinnen zu ziehen, als bis Leyden ein Schutthaufen sey — Euer Vater wird . . . wird viel leiden müssen — er hat eine schwere Verantwortlichkeit auf sich geladen — Ihr werdet allein stehen — Eure Tante kann Euch nicht schützen, wenn . . .“

„Was sollen diese Reden?“ unterbrach ihn Gertrud, welche vor seinen glühenden Blicken scheu zurückwich; „mein Vater wird mich zu schützen wissen, wenn es noth thut.“

„Nein, nein — er kann es nicht!“ fuhr Philipp mit steigender Aufregung fort. „Er ist ein bejahrter, schwacher Mann — man grollt ihm heimlich — — ja, Gertrud, er hat Feinde, viele Feinde — — Ihr werdet einer kräftigen Stütze bedürfen, wenn es zum Aeußersten kommt! — Gertrud — die Zeit drängt — Ihr kennt mich von Jugend auf, Ihr wart mir einst gewogen — ich habe Euch nie vergessen, selbst da nicht, wo Euer Vater mir plötzlich sein Wohlwollen entzog — sagt mir, ob es Euch möglich ist, mich zu lieben. . . .“

„Das also ist das große und wichtige Geheimniß, um dessentwillen Ihr in die Besitzung einer einsamen Wittwe dringt!“ rief Gertrud mit kaltem und höhnischem Ton. „Nein, Philipp — unsere Wege gehen nicht zusammen! Ihr seyd nicht mehr Derjenige, welchen ich als Jugendfreund schätzte — Euer wildes Leben hat mich schon längst mit Abscheu erfüllt!“

Der Sohn des Rathsherrn machte eine heftige Bewegung und mit gepreßter Stimme stieß er hervor:

„O, der schmeichelnde, glatte Adrian van Teilingen gefällt Euch wohl besser als ich.“

„Und wenn er mir wirklich gefiele“, erwiederte das Mädchen, indem sie sich stolz emporrichtete, „Ihr würdet ihn nicht aus meinem Herzen verdrängen!“

Philipps Mienen nahmen nach diesen Worten plötzlich einen Ausdruck wilder Wuth an; seine Hände ballten sich krampfhaft und aus seinen dunklen Augen leuchtete ein unheimliches Feuer. Er wollte davonstürzen, kehrte aber in demselben Augenblick wieder um, ergriff des Mädchens Hand und rief mit verzweiflungsvoller Gebärde:

„Gertrud — ich liebe Euch mit Allgewalt — stoßt mich nicht von Euch — — Ihr stürzt Euch und Euren Vater ins Verderben! Erhört mich! Noch ist es Zeit — — Adrians Liebe bringt Euch den Tod!“

Gertrud riß sich unwillig von ihm los und rief, dem Hause ihrer Tante zueilend:

„Ich verachte Euch und Eure Drohungen! Wagt Ihr es noch einmal, in diesen Garten einzudringen, so werde ich Leute zu Hülfe rufen, welche sich nicht darum kümmern, daß Ihr der Sohn eines Rathsherrn seyd.“

Philipp sah ihr einige Secunden in maßlosem Grimm nach; dann murmelte er zähneknirschend vor sich hin:

„Gott sey Dank — mein Geheimniß ist nicht über meine Lippen gekommen! Ist meine Vermuthung gegründet — liebt sie den hochmüthigen Adrian van Teilingen, so sey Gott Euch gnädig!“

Damit stürzte er hastig fort, schwang sich über die Mauer, welche den Garten von dem Hofe seines Vetters trennte und eilte Rache brütend heim.

(Fortsetzung folgt.)

Die Slaven der Türkei.

(Fortsetzung.)

Auf keinem Punkte des Erdballs herrscht vielleicht eine so vollständige Gleichheit als in Czernagora; aber das Princip der Gleichheit, wie es von den Slaven aufgefaßt und angewendet wird, bedroht die Rechte und die Existenz der Familien nicht, wie die Theorien, die man in Frankreich auf das gleiche Princip baut. Jeder Serbier bleibt bei dem Genusse seiner Unabhängigkeit, dem Interesse Aller ergeben; er trennt sich beinahe niemals von seinen Eltern. Darum sind auch die Familien so zahlreich, daß oft eine einzige hinreicht, um ein Dorf von mehreren Hunderten von Häusern zu bilden, deren Einwohner sämmtlich mit einander verbrüdert sind und denselben Namen führen, so daß sie sich nur durch den Taufnamen unterscheiden. Jede Familie hat ein Oberhaupt, das sie selbst gewählt hat, und das ihre Angelegenheiten leitet. Dieses patriarchalische Leben erzeugt die engste Wechselbeziehung zwischen den Verwandten, und keiner derselben kann beleidigt werden, ohne daß sogleich alle Uebrigen seine Vertheidigung übernehmen. Daraus entsteht dann die Erbrache und eine Menge von Fehden zwischen den Familien: krankhafte Folgen eines hervorstechend conservativen Princips. Das durch diese Kriege hervorgerufene Uebel ist glücklicher Weise nicht ohne Gegengewicht geblieben; sie haben bei dem Czernagorazen das Gefühl seiner persönlichen Würde bekräftigt; sie haben ihn jeden Streit mit seinen Mitbürgern als ein großes Unglück betrachten gelehrt; im Feuer seines Zornes hört man ihn ausrufen: Ne ou krv, bog ti i sveti Jovan! im Namen Gottes und des heiligen Johannes, wir wollen uns nicht schlagen! — Ein Gesetz, das der verstorbene Bladika erlassen, schildert den Stolz dieses Stammes; ein Czernagoraze, sagt dieses Gesetz, der einen seiner Mitbürger mit dem Fuße oder mit dem Tschibuk schlägt, kann von dem Beleidigten getödtet werden, ohne daß dieser weitere Folgen zu befürchten hätte, als wenn er einen Dieb erschlagen würde, der auf der That ertappt wird. Wenn der Beleidigte seinen Zorn zurückhält, so soll ihm der Beleidiger fünfzig Dukaten als Entschädigung und ebensoviel als Buße an das Tribunal bezahlen.

Es ist vielleicht überflüssig, zu bemerken, daß es in Czernagora keine Bettler gibt. In Fällen der Dürftigkeit, welche nur zu häufig sind, wendet sich der Arme mit stolzer Zuversicht an den Reichen, und entlehnt Brod oder Geld, das er ihm zu einer bestimmten Zeit wieder zurückzugeben verspricht, oder wogegen er seine schönen Waffen als Pfand hinterlegt. Die Kaufläden von Budwa und Cataro sind voll von Waffen, welche auf diese Art verpfändet wurden, ohne wieder eingelöst worden zu seyn.

Der Krieg gegen die Muselmannen ist für die Gebirgsbewohner beinahe ein täglicher Brauch; Greise und Kinder, Alles eilt mit Begeisterung zu diesem Kampfe wie zum Märtyrerthum. Selbst die Lahmen lassen sich auf den Schauplatz tragen; hinter einem Felsen liegend, laden sie ihre Gewehre und feuern auf den Feind. Dieser Krieg ist so blutig, daß er beinahe stets mit dem Untergange des größten Theiles Derjenigen endet, welche daran Theil nehmen. Der Todte, den man nicht auf dem Schlachtfelde findet, wird von diesen Wackern als der größte Unglückliche betrachtet; die Verwandten sagen von einem Kranken, der eines natürlichen Todes stirbt, er sey von Gott, dem alten Mörder getödtet worden! — od boga, starog krvnika. Der größte Schimpf, den man einem Montenegriner anthun kann, wird in den einfachen Worten ausgedrückt: „ich kenne die Deinigen, alle deine Vorfahren sind in ihrem Bette gestorben.“

Selbst die Mönche tragen Waffen, gehen in den Kampf und halten in ihren Klöstern die Angriffe der Muselmannen aus. Den Weltlichen noch näher stehend als die Mönche, haben die Popen den langen Bart und die schwarze Toque abgelegt, welches sie in

den übrigen serbischen Ländern tragen müssen; sie scheeren sich wie die Krieger das Kinn und die Hälfte des Kopfes, und unterscheiden sich von ihren Beichtkindern durch keine besondere Kleidung. Bei allen Kämpfen anwesend, nehmen sie auch an den Familien-Fehden Theil; aber da die Kirche ihren Dienern verbietet, Blut zu vergießen, so ziehen sie es vor, gleich unsern alten Lehenbischöfen, die Kämpfenden anzufeuern, oder den Feind mit Knütteln niederzuschlagen, anstatt ihn mit schneidenden Waffen anzugreifen. Im Kriege führt jeder seine Lebensmittel und seine Munition bei sich, die er sich selbst gekauft hat. Die Pulvermagazine, welche der Wladika hält, werden dem Volke nur in Fällen der dringendsten Noth geöffnet. Man beschuldigt die Czernagorazen, sie unternähmen ihre Kämpfe blos aus Raubgier. Zweifelsohne machen die Armen oft die Tscheta in das türkische Gebiet in der Absicht, sich Heerden und Geld zu verschaffen; dagegen führen die Reichen ihre Streifzüge aus keinem andern Grunde aus, als um sich Ruhm zu erwerben, indem sie ihrem Vaterlande dienen.

II.

Die Serbier.

Im Westen von der Saw und der Drina, im Norden von der Donau, im Osten von der Timok, im Süden von Bosnien und Macedonien begränzt, umfaßt der kleine Staat, welcher seit 1830 das Fürstenthum Serbien heißt, nur ein Gebiet von 1300 Q.-Meilen mit 80—90,000 Einwohnern. Man kann in der Errichtung dieses Fürstenthums kaum etwas Anderes sehen, als die erste Concession, welche die von dem türkischen Reiche abgefallenen Großen der Ungeduldigsten unter jenen fünf Millionen Unterdrückter, bewilligten, aus denen gegenwärtig der serbische Stamm besteht, mit Inbegriff desjenigen Theiles, welcher vormals nach Ungarn auswanderte. Kühn gemacht durch den glücklichen Erfolg und von Tag zu Tag sich der Freiheit würdiger erzeigend, werden die Serbier nicht säumen, dem Sultan neue Concessionen zu entreißen. Das Fürstenthum Serbien bildet also nur den Embryo eines Königreichs, das eines Tags groß und mächtig zu werden bestimmt ist, wenn es sich bis an die physischen Gränzen ausdehnt, welche in den griechischen Gebirgen und dem adriatischen Meere der dasselbe bewohnenden Race vorgezeichnet sind. Außerhalb dem eigentlichen Serbien leben mehrere Millionen Menschen, theils römische Katholiken, theils Schismatiker, aber alle in brüderlichem Vereine, welche lange Zeit hindurch eine selbstständige Regierung hatten, und nun seit einem halben Jahrhunderte unbeachtete, aber heldenmüthige Versuche machen, um, wenn nicht eine vollständige Unabhängigkeit, doch wenigstens ihre Nationalität wieder zu erlangen. Diese Leute, welche die Blicke nach dem serbischen Fürstenthume, wie nach einem rettenden Leuchtthurme wenden, sind leider über ein schmales und ungewöhnlich langes Gebiet zerstreut. Der serbische Stamm nimmt den dritten Theil der europäischen Türkei und den ganzen Süden Ungarns ein. Seine Provinzen in der Türkei sind Bosnien, die Herzegowina, ein Theil Macedoniens, das nordöstliche Albanien, der Czernagora, und das eigentliche Fürstenthum Serbien; im Kaiserthum Oesterreich bewohnt der Serbe Dalmatien, Kroatien, Slavonien, einen Theil Istriens, die Militärgränze, den Banat, Syrmien und die Küste der Donau von der Batschka bis nach St. Andreas bei Ofen. Alle diese Provinzen bildeten im Mittelalter eine so mächtige nationale Einheit, daß die Krale oder serbischen Könige eine Zeitlang den Titel Kaiser des Orients führten, und daß es wie später bei Polen einer Verbindung ihrer Nachbarn bedurfte, um sie zu demüthigen. Da dieser so sehr decimirte Stamm noch gegenwärtig fünf Millionen Individuen zählt, sollte man nicht zu glauben geneigt seyn, er werde, sobald er durch eine Conföderation seine zerstreuten Glieder wieder vereinigt und eine minder prekäre Existenz erlangt, die Zahl seiner Kinder alsbald verdoppeln?

Unter der türkischen Herrschaft war das serbische Fürstenthum in zwölf Paschaliks oder Nahias getheilt, mit den Hauptorten Belgrad, Chabacz, Waliewo, Sokol, Uschicza, Poschega, Rudnik, Kragujewacz, Schagodina, Gieczka, Smederewo und Tschupria *). Diese zwölf Städte durch ein Netz von 1231 Dörfern miteinander verbunden, hingen sämmtlich von einem Großwessir, der seinen Sitz auf der Festung Belgrad hatte, ab. Jetzt sind nationale Regenten an die Stelle der Paschas getreten und die Türken besetzen nur noch mit einigen tausend Mann die Festungen Belgrad, Smederewo und Sokol, Feudalruinen mit Zugbrücken, eisernen Thoren, dünnen und sehr hohen Mauern, umgeben von kleinen runden Thürmchen, welche oben an den Wällen dahängen wie Schwalbennester und den Kugeln nicht lange widerstehen würden. Sogar die Festung Sokol, welche man für unüberwindbar hält, da der Felsen, auf dem sie steht, sich in den Wolken birgt, würde durch Batterien auf den sie beherrschenden hohen Bergen vor Ablauf einer Stunde beschossen und in Staub verwandelt seyn. Auch die türkischen Garnisonen dieser Schlösser, die völlig in der Hand der Serben sind, hüten sich wohl, dieselben zu beleidigen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Osnabrück, 21. Juni.) Hier macht eine Bekehrungs- und Entführungsgeschichte viel von sich reden. Ein Arbeiter in der Mönnich'schen Tapetenfabrik, katholischen Bekenntnisses, hatte von seiner ersten Frau, die protestantisch gewesen, eine gleichfalls protestantische Tochter, und heirathete abermals eine Protestantin, die aber durch gehörige Bearbeitung zum katholischen Glauben überging. Die Tochter sollte nun auch convertiren, wollte aber nicht, sondern versuchte die Flucht zu ihrer in Köln wohnenden protestantischen Großmutter. Ihr Platz auf der Post war belegt und bezahlt, der Wagen sollte abfahren, als der Gärtner Haney, als eifriger Katholik bekannt, herbeieilte und das Mädchen wieder nach Haus brachte. Hernach soll die Bekehrung vollzogen seyn, aber schwerlich mit freiem Willen der Convertitin, und schließlich soll ein Geistlicher, der viel auf Proselytenmacherei gibt, sie in ein Kloster oder derartiges katholisches Institut escortirt haben, abermals gegen ihre eigene Entschließung. (Z. f. Nordd.)

(Koblenz, 29. Juni.) In dem eine Stunde von hier gelegenen Orte Vallendar hat sich gestern ein sehr beklagenswerther Fall zugetragen. Zwei Kinder daselbst, welche sich veruneinigt, wurden handgemein, als sich auch bald die Mütter derselben in den Streit mischten und gehörig zerzaus'ten. Jede der letztern schreie und ruft um Hülfe, worauf sogleich der Mann der einen Frau herbeispringt und ebenfalls drein schlägt; dieß sieht der Mann der andern, der nicht weit davon beschäftigt war, eine Sense zu dängeln; er eilt also ohne Weiteres mit dem Hammer, den er in der Hand hat, herbei und schlägt damit sogleich dem andern Manne dermaßen vor die Stirne, daß derselbe augenblicklich todt niederstürzt.

(Nürnberg, 30. Juni.) Im hiesigen geheimen k. Archiv ist man auf eine arge Veruntreuung gestoßen, und der betreffende

*) Wir schreiben diese Namen und alle serbischen Wörter sowie sie von den Eingebornen geschrieben werden, ohne uns an die fehlerhafte Orthographie unserer Journale und Reisenden zu binden.

Beamte bereits seit längerer Zeit suspendirt. Wichtige Dokumente, unersetzbare Bücher und Manuscripte sind an Trödler als altes Pergament, alte Acten als Maculatur verkauft worden, und ohne Zweifel meistens verloren gegangen. Es befinden sich darunter nicht weniger als 109 sogenannte Kaiserdiplome (auch 24 Stück ganz goldene, sogenannte Streichnadeln an denselben sind verschleudert worden), kaiserliche Freiheiten und Privilegien der Reichsstadt Nürnberg betreffend; ferner 104 andere Urkunden, Nürnberger Verhältnisse betreffend; aus dem ehemaligen Ansbacher Archiv 19 Urkunden, Verträge mit den Markgrafen enthaltend; dann 27 Manuscripte und Saalbücher (auch das Todtenbuch von 1571 — 73), Handzeichnungen und Kupferstichplatten. Außerdem fehlen noch 332 alte Akten. Von einem Kaufmann war angezeigt worden, daß bei ihm fortwährend altes Pergament zu kaufen sey; dieß war natürlich Lockspeise für unsere Antiquare, welche alsbald sahen, was das käufliche Pergament zu bedeuten habe, und so kam diese grobe Unterschlagung zu Tage.

Korrespondenz.

Edenkoben in der Pfalz, Ende Juni.

Unser benachbartes Bad Gleisweiler, welches auch im Laufe des jüngst verflossenen Winters beständig eine nennenswerthe Anzahl Kurgäste beherbergte, füllte sich heuer früher mit Patienten als in allen vorhergehenden Jahren. Von nah und fern strömt den Wasserheilanstalten eine Masse Kranker zu, Kranker vorzüglich aus den höheren Ständen, welche seit Jahren mit Medikamenten hinlänglich, jedoch fruchtlos Bekanntschaft gemacht haben, und die zur Wiedererlangung ihrer Gesundheit weniger derjenigen Heilmittel bedürfen, gegen welche unser Gaumen schon von Natur aus Widerwillen hat, als vielmehr solcher, die zur Erhaltung eines gesunden Lebensprocesses unumgänglich nothwendig sind. Interessant ist es zu sehen, wie Leute mit ganz verweichlichtem Körper, und solche, welche in Folge einer sitzenden Lebensweise mit relativ zu starker geistiger Anstrengung erkrankt sind, durch die einfachsten Naturmittel, insbesondere durch ein einfaches diätisches Verhalten, durch häufig vorgenommene körperliche Bewegung in gesunder Bergluft, durch den Gebrauch des frischen Quellwassers unter ärztlicher Aufsicht schnell erstarken, und oft in kurzer Zeit von den hartnäckigsten chronischen Leiden befreit werden. — Bei der jährlich zunehmenden Anzahl der Wasser- und Molkenheilanstalten darf es uns nicht wundern, wenn unter sonst gleichen Verhältnissen diejenigen Etablissements den Vorzug vor andern behaupten, deren Lage eine anerkannt gesunde, deren Umgegend eine reizende genannt werden muß. Und wem ist es wohl unbekannt geblieben, daß grade Gleisweiler diese Prädikate im höchsten Grade verdient? — Den Königen Maximilian und Ludwig von Bayern waren die schönsten Punkte der Pfalz nicht fremd geblieben. Bereits in den Jahren 1844 und 1847 beglückte der Erstere als Kronprinz Bad Gleisweiler mit wiederholten Besuchen, deren letzter sich auf drei Tagen ausdehnte. — Die Aehnlichkeit des oberen Haardtgebirges mit einigen Stellen Italiens, welche dem König Ludwig theuer geworden, hatte schon im Jahre 1852 dessen Project zur Reise gebracht, in späteren Jahren seinen Sommeraufenthalt in unserem Deutschitalien zu nehmen, und sich in der Nähe von Gleisweiler eine Villa zu schaffen. Vor zwei Jahren zum ersten Male brachte dieser Monarch die schöne Jahreszeit daselbst zu, und sowie damals dessen erster Ausflug von der Ludwigshöhe nach Bad Gleisweiler ging, und sich in Gesellschaft der Königin Therese, des Großherzogs und der Frau Großherzogin von Hessen-Darmstadt, der Erzherzogin Hildegard von Oesterreich, der Herzogin von Modena öfters wiederholte, so galt auch im Laufe dieses Sommers einer der ersten Besuche Seiner Majestät dem Gründer der genannten Heilanstalt, dessen sinnig geschmückte Hallen dem allverehrten Fürsten ein freundliches „Willkommen" entgegen winken. Im Kreise der Seinigen gefällt sich König Ludwig darin, humane Schöpfungen zu würdigen, und mit den aus den verschiedensten Ländern Europas dort zusammenströmenden Kranken sich eben so liebevoll zu unterhalten, als derselbe dem schlichten Landmanne sich auf das Herablassendste nähert und dem Armen Trost und Hülfe spendet, welche letztere sich unter Anderem wiederum darin äußerte, daß Ihre Majestät die Königin die dürftigsten Gemeinden der Umgegend, unter welche auch das Dorf Gleisweiler gehört, vor einigen Tagen mit der Summe von je hundert Gulden beschenkte. Gott segne unsere königlichen Wohlthäter und erhalte dieselben noch lange im besten Wohlseyn; dieß der innigste Wunsch der Pfälzer, dieß das Gebet des Gesammtvaterlandes!

Frankfurt a. M., 4. Juli.

Der Vorstand des Vereins zur Errichtung und Unterhaltung der hiesigen Krippen hat seinen zweiten Rechenschaftsbericht durch den Druck veröffentlicht, aus welchem wir ersehen, daß diese Anstalten bereits schöne Erfolge gehabt und eine gedeihliche Rückwirkung auf den Haushalt Derer, welche sie in Anspruch nehmen, geäußert haben. Namentlich die Krippe in Sachsenhausen ward sehr bald reichlich bevölkert. Vom 13. Juni v. J. bis 30. Juni d. J. waren 75 Kinder in derselben, wovon 49 unter 1 Jahr, 20 von 1—2 Jahren und 6 von 2—3 Jahren; im Durchschnitt wurden täglich 14¾ gebracht, im Ganzen waren es 3862 Verpflegungstage. Während nun in Sachsenhausen die Krippe raschen Fortgang nahm, hatte die in Frankfurt viel zu bestehen, bis sie nur ein Lebenszeichen von sich geben konnte. Durch Hindernisse der verschiedensten Art konnte dieselbe erst am 1. Dezember v. J. ins Leben treten; allein auch sie fing an sich rascher zu bevölkern, als die wärmere Jahreszeit eintrat und es waren öfter 13 Kinder an einem Tag in derselben aufgehoben und die Zahl der aufzunehmenden mehrte sich täglich. — Schließlich bemerken wir noch, daß der Besuch der Krippen einem Jeden gestattet ist; die Anschauung derselben, sowie die Art, wie die Kinder dort gehalten werden, wird Diejenigen, welchen sie nutzbar sind, auffordern, sie in Anspruch zu nehmen, und Andere bewegen, ihre Beisteuer in Geld oder sonst brauchbaren Dingen nicht zu versagen.

Heute, Donnerstag, den 6. d. M., wird Hr. Seibert unter Mitwirkung des Musikcorps des Frankfurter Linienmilitärs eine Abendunterhaltung auf der Mainlust geben, worin er humoristische Vorträge und Musik verbindet. Nach Berliner Blättern verspricht diese ganz neue Art des Vortrags einen ergötzlichen und angenehmen Genuß.

Konzert-Anzeige.

Durch die Gefälligkeit unserer Theater-Direktion und die Mitwirkung mehrerer unserer ersten Opern-Mitglieder und Virtuosen ist unserem verdienstlichen Orchester-Mitglied Hrn. Ripperger eine große musikalische Matinee zugesagt worden, auf die wir um so mehr aufmerksam machen, da mit dem bevorstehenden Kunstgenuß zugleich eine altcollegialische Humanität von Seiten der Mitwirkenden verbunden ist. Die dringende Einladung zu diesem Konzert dürfte daher sowohl durch die mitwirkenden Kräfte, wie durch deren milden Tendenz gerechtfertigt seyn. Näheres über Ort und Zeit wird demnächst bekannt gemacht.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 6. Juli. Gastdarstellung des Hrn. Haase, k. bayr. Hofschauspielers zu München. Clavigo, Trauerspiel in 5 Abth. von Göthe. Carlos: Hr. Haase. Hierauf: Der Hofmeister in tausend Aengsten, Lustspiel in 1 Akt nach dem Französischen bearbeitet von Th. Hell. Lassenius: Hr. Haase.

Freitag, 7. Juli. Indra, romantische Oper in 3 Akten von Fr. v. Flotow.

Bockenheimer Sommertheater.

Donnerstag, 6. Juli. Residenz- und Provinzschwindler, oder: Ordnung regiert die Welt, Posse mit Gesang in 4 Aufzügen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 161. Freitag, den 7. Juli 1854.

Die Belagerung von Leyden.

(Historische Novelle von A. Heinze.)

(Fortsetzung.)

Mehrere Wochen später stand Adrian van Teilingen, der als Lieutenant dem Fähnlein der bewaffneten Bürger zugetheilt war, welches der tapfere Hauptmann Schot befehligte, eines Abends kurz vor Mitternacht neben einem der Stadtthore, wo er mit einer starken Abtheilung seiner Leute die Wache hatte, und schaute in Gedanken versunken in die dunklen Gassen hinein, deren hohe Giebelhäuser finster zum Himmel emporragten.

Weit und breit war Alles still — das Rauschen des Wassers in den Kanälen und von Zeit zu Zeit ein Ruf der Wachen in der Ferne waren die einzigen Laute, welche das Ohr in dem tiefen Schweigen der Nacht zu vernehmen vermochte.

Adrian dachte an die Zukunft seiner Vaterstadt und an das endliche Geschick seines Heimathlandes.

„Weßhalb wird all das namenlose Elend über dieß einst so glückliche Land gebracht?“ sprach er seufzend bei sich. „Einzig und allein deßwegen, um den Ehrgeiz, die Habsucht und die Herrschsucht einiger Nichtswürdigen zu befriedigen, welche im Namen des fernen Königs die unerhörtesten Gräuelthaten verüben! Wird jemals ein Tag kommen, welcher mein zertretenes Heimathland von diesen Geißeln der Menschheit befreit?“

Als er noch so bei sich sprach, meinte er in der Ferne hastige, aber leise Schritte längs der Stadtmauer zu vernehmen. Da schon mehrfach Versuche gemacht waren, bei nächtlicher Weile dem Feinde Nachrichten zu überbringen und ihn von der steigenden Noth in der Stadt in Kenntniß zu setzen, so zog Adrian rasch sein Schwert, befahl einigen seiner Leute, ihm so geräuschlos als möglich zu folgen, und eilte lautlosen Schrittes nach der Gegend, wo er eine verdächtige Bewegung wahrgenommen hatte.

An der Mauer hinschleichend, bemerkte er plötzlich in einiger Entfernung zwei dunkle Gestalten, von denen die eine auf der Leiter emporkletterte, welche die andere an die hohe Stadtmauer gelehnt hatte. Rasch sprang Adrian auf die beiden Verräther los; der drunten Stehende lief hastig von dannen, der Andere wollte schnell die letzten Sprossen der Leiter ersteigen und sich über die Mauer schwingen, glitt aber aus und stürzte jäh von der Höhe herab. Adrian und seine Leute ergriffen ihn — er hatte sich das Genick gebrochen. Die letztern trugen ihn nach dem Wachtgebäude, und als man seine Kleider durchsuchte, fand man einen Brief darin, welcher an den Obersten Valdes gerichtet war und folgendermaßen lautete:

> „Geduldet Euch nur noch einige Wochen — die Vorräthe sind bald zu Ende — dann werden die trotzigen Krämer schon zahm werden. Wenn der günstige Zeitpunkt kommt, sollt Ihr weitere Nachricht empfangen. Wir wagen viel und darum rechnen wir auf Eure Dankbarkeit.“

Die Unterschrift bestand in drei seltsamen Charakteren, welcher Keiner zu entziffern vermochte.

Adrian steckte den Brief zu sich, befahl seinen Leuten, die Leiche, deren Gesichtszüge Niemand kannte, fortzuschaffen, und beschloß, den Vorfall nicht allein seinen Vorgesetzten, sondern auch seinem väterlichen Freunde, dem Bürgermeister van de Werff, am folgenden Tage umständlich mitzutheilen.

In dieser Absicht begab er sich, sobald es ihm seine Dienstpflicht erlaubte, nach dem Hause des Letztern, wo er zu jeder Stunde Zutritt hatte, seitdem er mit Gertrud verlobt war. Er fand Vater und Tochter bei einem so frugalen Frühmahl, wie es der ärmste Handwerker vor der Belagerung verschmäht haben würde.

Nachdem er Beide aufs herzlichste begrüßt hatte, sagte er mit spöttischem Ton, indem er den Brief an den Obersten Valdes hervorzog und dem Bürgermeister überreichte:

„Die Feinde scheinen den Kampf mit Männern zu fürchten; Hunger und Verrätherei sollen ihnen unsere Thore öffnen — aber, so Gott will, werden sie auch durch diese Mittel nicht zum Ziel gelangen.“

Und darauf erzählte er Alles, was in der verflossenen Nacht vorgefallen war, und sprach den Verdacht aus, daß die spanischgesinnte Partei in der Stadt eine verrätherische Verbindung mit den Feinden unterhalte.

„Das gilt mir schon längst als gewiß“, entgegnete der Bürgermeister, nachdem er das Schreiben mit scharfen Blicken geprüft und Adrians Bericht angehört hatte. „Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht einige von Denen, welche bei der letzten Versammlung vor dem Rathhause das Wort führten, aus schnödem Eigennutz an dem Verderben unserer guten Stadt arbeiten!“

„Es geziemt sich zwar nicht, daß ich mich in dergleichen Angelegenheiten mische“, nahm Gertrud schüchtern das Wort, „aber vielleicht könnte Das, was ich zu sagen habe, einiges Licht auf den Vorfall mit dem Briefe werfen.“

Hierauf berichtete sie das Gespräch, welches sie vor einigen Wochen mit dem Sohn des spanischgesinnten Rathsherrn van Diffel geführt und welches sie bis dahin aus übergroßer Aengstlichkeit ihrem Vater und dem Geliebten verschwiegen hatte und meinte, daß die Drohungen Philipps sich gewiß auf irgend einen verrätherischen Plan stützten, um welchen derselbe wisse.“

„Ja, seine Sippschaft möchte mich und Andere, die es gut mit dieser Stadt im Sinne haben, je eher je lieber verderben!“ rief der edle Greis schmerzlich aus. „Ich traue ihnen und ihrem Anhange Alles zu! Gebe Gott nur, daß ich bald irgend ein Zeugniß ihrer Schuld in die Hände bekomme, dann werd' ich ihrem verruchten Treiben schon ein Ende machen! Bis jetzt haben

wir keine Beweise — aber wir wollen unsere Wachsamkeit verdoppeln, vielleicht entdecken wir bald etwas, was sie dem Arm der Gerechtigkeit überliefert."

„Hätten diese Nichtswürdigen nur nicht einen so furchtbaren Bundesgenossen an dem Hunger", sagte Adrian, indem er mit finsterm Blick im Zimmer auf- und niederschritt. „Wie lange wird es noch dauern, und die wenigen Vorräthe an Lebensmitteln sind aufgezehrt! Die kleinen Vortheile, welche wir bei unsern Ausfällen dann und wann errungen haben, vermögen die täglich wachsende Unzufriedenheit nicht zu beschwichtigen, welche durch die Entbehrungen aller Art hervorgerufen wird."

„Ist die Noth denn schon so groß geworden?" fragte Gertrud mit ängstlicher Miene. „Sagtest Du nicht vor einigen Tagen, lieber Vater, daß noch ein ansehnlicher Vorrath von Lebensmitteln da sey?"

„Ich sagte es, um Dir nicht nutzlos Betrübniß zu verursachen, meine Tochter", versetzte der Greis mit wehmüthigem Ton. „Da aber Adrian einmal gesagt hat, was Du über kurz oder lang doch erfahren haben würdest, so magst Du denn auch die volle Wahrheit erfahren. Ja, Gertrud — der Feind innerhalb unserer Mauern, der Mangel, beginnt furchtbarer zu werden als der außerhalb derselben. Wäre die Mehrzahl der Bürger nicht so patriotisch gesinnt, es stände vielleicht schon schlimmer, als es bis jetzt der Fall ist! Der Prinz von Oranien kennt unsere Lage — das ist mein Trost — er wird uns in unserer Noth nicht verlassen."

„Was mich am meisten wurmt, ist, daß die übermüthigen Schützen, welche wir zwei Monate lang gefüttert haben, nun auch davongegangen sind, weil ihnen die magere Kost nicht mehr behagt", rief Adrian mißmuthig.

„Was sollten wir mit unzufriedenen Söldnern?" entgegnete der Bürgermeister. „Das, was zu ihrem Unterhalt erforderlich war, kommt jetzt den Bürgern zu Gute."

In diesem Augenblick stieß Gertrud plötzlich einen freudigen Schrei aus und eilte mit beflügelten Schritten ans Fenster.

„Eine Brieftaube! Eine Brieftaube!" rief sie jubelnd aus, indem sie die gefiederte Botin ergriff und das Schreiben, was dieselbe am Halse trug, eilig losband.

„Der Brief ist von dem Prinzen!" rief der Greis mit verklärter Miene, als er die Schriftzüge erblickte. „Gott gebe, daß er uns frohe Kunde bringt!"

In freudiger Hast löste er das Siegel — athemlos hingen die Blicke der beiden Liebenden an seinem Munde.

„Gott sey gelobt, die Rettung naht!" rief er triumphirend, nachdem er die ersten Zeilen gelesen hatte. „Der Prinz hat den Ständen von Holland den Vorschlag gemacht, die Deiche zwischen der Maas, der Yssel und dem Rhein zu durchstechen und das ganze Land zwischen Leyden und Rotterdam unter Wasser zu setzen, damit er uns durch eine Flotte Entsatz bringen kann. Die Stände sind auf den Vorschlag eingegangen, und zu Rotterdam, Gouda und Delft rüstet man schon die Schiffe aus, welche uns retten sollen."

Wie die von Klippen bedrohten Schiffer in dunkler Nacht jubelnd das helle Leuchtthurmlicht begrüßen, so begrüßten das liebende Paar und der hochherzige, patriotische Greis diese Himmelsbotschaft, welche allen ihren Bedrängnissen ein Ende machen sollte, und frohlockend eilte der Letztere mit Adrian sogleich von dannen, um der ganzen Stadt die hochwichtige freudenreiche Nachricht mitzutheilen.

„Der Prinz naht mit Entsatz!" flog es von Mund zu Munde und alle Herzen wurden von neuer Hoffnung belebt. In allen Häusern und auf allen Gassen, in den Wachtstuben und auf den Wällen ward der kühne Plan des Prinzen von Oranien besprochen; die Wenigen, deren schändliche Absichten derselbe zu durchkreuzen drohte, wagten es nicht, offen ihr Mißvergnügen über diese Wendung der Dinge zu äußern, da die freudige Stimmung zu allgemein war.

Die ungeheuern Schwierigkeiten, welche dem Plan des Prinzen von Oranien im Wege standen, brachten die Glücklichen in ihrer Freude nicht in Anschlag — der süße Trost: „Es naht ein Retter!" ließ keine trüben Gedanken in ihrer Seele aufkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Slaven der Türkei.

(Schluß.)

Das gegenwärtige Serbien ist in 17 Nahias oder Departements eingetheilt. Mit Ausnahme von Belgrad, das etwa 10,000 Seelen zählt, Uschicza, welches 5000 Einwohner hat und Schagodina, das eben so viel zu haben scheint, besitzen die übrigen Hauptorte nicht über 2000 Einwohner. Im Allgemeinen bestehen die serbischen Städte nur aus Haufen von Hütten oder hölzernen Boutiquen, mit Pallisaden umgeben, aber durch keine regelmäßige Straße miteinander verbunden, denn die Wege dieses Landes sind noch Fußwege, die kaum über Berge und Thäler laufen. Indeß geht die große Straße von Oesterreich nach Constantinopel über Schagodina, Tschubria, Deligrad, Alexinacz und Nicha, und belebt diese Einöden, in welchen das Erscheinen von Reisenden einige Industrie entwickelt hat. Im Uebrigen gibt es nur wenig Chausseen, auf welchen Fuhrwerke passiren können wie die von Belgrad nach Smederewo, sowie von Belgrad über Schabacz und Waliewo bis nach Bosnien. Das Innere des Landes ist für jeden Fremden, der europäische Bequemlichkeit nicht missen kann, noch unzugänglich. Die Ufer der Donau bieten mehr Gelegenheit zur Circulation dar; aber Oesterreich, das die neuen Kommunikationswege durch die Donau eröffnet hat, ist auch das einzige Land, welches davon Vortheil zieht. Serbien muß, weil es noch kein einziges Dampfschiff hat, den österreichischen Spekulanten die ganze schöne Küste überlassen, welche sich von Belgrad bis nach Widdin ausdehnt, und über deren Fruchtbarkeit ein Reisender vor wenigen Monaten sagte: „Man könnte keine von der Natur begabtere, angenehmer gelegene, glücklicher mit Wäldern und urbaren Gefilden gemischte, besser bewässerte und in jeder Hinsicht besser bedachte Gegend treffen. Ich will nur das herrliche, auf den Landkarten so falsch angezeigte Thal *) von Ipek anführen, welches mit der Limagne und dem Gresivaudan eine Vergleichung aushalten könnte." Er hätte hinzufügen sollen, daß diese Limagne und dieses Gresivaudan der Türkei noch mit Forsten bedeckt sind, und daß man daselbst fast nur Hirten begegnet. Daher besteht der Handel des Fürstenthums blos in Vieh, von dem der größte Theil nach den deutschen Märkten ausgeführt wird. Der einzige wichtige Stapelplatz des Landes ist Belgrad, welches als türkische Stadt nur traurige Ruinen darbietet und als slavische Stadt erst im Werden ist. Aber dieses Nest vom Sturme gepeitschter, weißer Adler, wie die Piesmas es nennen, scheint dazu bestimmt, in der Zukunft eine nicht minder bedeutende Rolle zu spielen, als vor hundert Jahren, wo es ein Versammlungsort der Armeen Europas und Asiens war. Wenn hingegen der Friede fortdauert, könnte es als das Emporium von drei erneuerten Nationalitäten, Pesth, Belgrad und Galacz eines Tages, vermöge der Dampfschifffahrt, mit den blühendsten Häfen Europas rivalisiren.

*) Blanqui, den wir hier citiren, scheint das Thal von Pek mit dem von Ipek zu verwechseln, während er einen Irrthum der Geographen zu berichtigen glaubt.

Eine neue etwa 16 Toisen breite Straße, die aber zur Regenzeit mit Rasen und Sümpfen bedeckt ist, ist bei günstigem Wetter für Gefährte tauglich und kann die Reisenden von Belgrad nach Kragujewacz führen. Diese kleine Hauptstadt der abgefallenen Dynastie besteht kaum aus 300 Häusern. Von mehreren Hügeln beherrscht, kann sie nicht vertheidigt werden; aber ihre Einwohner finden eine natürliche Festung an dem Berge Rudnik, dessen Strebepfeiler mit ungeheuren Wäldern bedeckt und mit Abgründen umgeben sind, welche der Feind nicht übersteigen kann. Der Konak des Fürsten Milosch und seiner Kinder ist jetzt verlassen; von serbischen Künstlern waren Frescogemälde darin angebracht, welche bizarre Scenen aus dem kriegerischen und häuslichen Leben darstellten; der Saal des Divans ist noch mit feinen Teppichen und feinen reichen Tapeten geschmückt. Von dem Hofe, der durch hohe Pallisaden geschützt ist, tritt man in kleine Moscheen, welche Milosch für seine lieben Ottomanen erbauen ließ. In der Kirche befinden sich noch immer die Throne der zwei Repräsentanten, der Kirche und des Staates, des Wladika und des Knäasen. Der Thron des Knäasen oder weltlichen Fürsten ist reich mit serbischen Wappen überdeckt; auch stehen darauf in slavischer Sprache folgende Worte: Dein Eifer, o Herr, verzehrt mich alle Tage meines Lebens, eine Sakramentenformel, welche auf das Diadem eines jeden König-Priesters geschrieben wird. Alle diese Monumente sind seit der letzten Revolution völlig verlassen. Nur das serbische Gymnasium setzt ununterbrochen seine Kurse in der Philosophie und in mathematischen Wissenschaften fort, Benennungen, welche Dem ein wenig großsprecherisch erscheinen, welcher weiß, wie es hier um diese wissenschaftlichen Fächer steht; aber in diesem Lande gehört wenigstens das Studiren nicht, wie in dem gebildeten Europa, unter die Zahl der theuern Vergnügungen. Die Hirten verlassen ihre Heerden und kommen zu den Schulbänken, wo sie die Eklogen Virgils und die Rhapsodien Homers unentgeltlich hören. Der Arme, welcher sich nicht selbst ernähren kann, nimmt bei einem Kaufmann Dienste und besorgt seinen Laden oder gräbt in seinem Garten. Nachdem er dieses Geschäft vollendet hat, kann er während den Vorlesungen in den Klassen sogar über den Söhnen eines Senators sitzen. Abends begnet man in den benachbarten Gehölzen oder an den Ufern der Lebinicza jenen rauhen Kindern der Musen, welche noch in ihren Hirtenlumpen stecken und österes schon Greise sind. Mit lauter Stimme ihre Lektionen hersagend, geben sie sich alle Mühe, ihrem harten Kopfe die Geheimnisse der Wissenschaft und der klassischen Poesie einzuprägen. Wird die Zukunft dieses unbeachtete und geduldige Streben nicht belohnen? *)

Die Bewohner der Städte waren dem doppelten schlimmen Einfluß der türkischen Sitten und des deutschen Luxus ausgesetzt; nur die Landleute bewahrten in seiner Kraft den Typus der serbischen Nationalität, einen gerade dadurch, daß er tief slavisch ist, ausgezeichnet orientalischen Typus. Der Stammesgeist, dieses Princip der asiatischen Gesellschaft, ist in Serbien noch nicht erloschen; man sieht in einigen Distrikten die verbündeten Familien sich in Brüderschaften (Bracztwa) gruppiren. Jede diese Brüderschaften (oder Tribus) hat einen Präsidenten, der unter dem Namen Knes oder Hospodar zugleich den Friedensrichter und Patriarch der ganzen Kneischina oder des Distriktes ist, welchen der Tribus inne hat. Die Würde eines Knesen ist an einigen Orten von der Wahl abhängig, an andern erblich; aber diese Erblichkeit setzt keineswegs einen Grundadel voraus, da dasselbe Blut in den Adern aller Kinder des Tribus fließt, welche nur eine Familie bilden und sämmtlich gleich edel sind. Auch gehen die Tendenzen solcher Gesellschaften auf die Demokratie. Wenn das aristokratische System gemeiniglich die Frucht der Eroberung und der von einer kriegerischen Race verübten Unterdrückung ist, so scheint in der That das Familienleben der ursprüngliche Zustand der von dem fremden Joche noch freien Völker zu seyn. Eine solche patriarchalische Organisation findet man auch bei allen eingebornen Stämmen Europas, wie bei den Illyriern, Galliern und sogar ersten Bürgern Roms, wo der Tribus unter dem Namen der tarquinischen, serbischen, appischen Familien u. s. w. die Grundlage der Kurien und den Wall der Volksfreiheiten bildete. Das Familienleben entwickelt bei fortschreitender Civilisation ein mächtiges bürgerliches Element, welche die stärkste Garantie der Nationalitäten ist. Diese ehrwürdige und natürliche Form unserer ersten Gesellschaften findet sich gegenwärtig blos noch in der Türkei; aber Diejenigen, welche dieselbe bewahrt haben, treiben sich in einem solchen moralische Chaos herum, und huldigen zum größten Theile dermaßen den socialen Theorien des Auslandes, daß man sich schwerlich der Hoffnung hingeben darf, der Familiengeist werde lange seinen Einfluß in der europäischen Welt behaupten. Das Land, wo dieser Geist mit der größten Energie hervortritt, ist der Czernagora; der serbische Stamm hat auf diesem Gebirge einen besonders kühnen und kräftigen Charakter. An der Donau hingegen wird die nationale Energie durch den überwiegenden Einfluß deutscher Ideen gleichsam paralysirt. Daher die unaufhörlichen Kämpfe der an der Donau wohnenden Serben gegen ihre Landsleute vom Gebirge.

Da jedoch ein Volk nie ganz seine Natur verläugnet, so finden sich auch Züge des Familienlebens sogar bei den Serben an der Donau. Das Landvolk schaart sich daselbst instinktmäßig in Familiengruppen zusammen, von denen jede einen Repräsentanten, einen besonderen Hospodar erwählt, aber verleitet durch das Beispiel der walachischen Bojaren und der ungarischen Magnaten, mißkennen diese Hospodaren die Pflichten, welche einen solchen Gemeindevater an seine Adoptivkinder binden und streben darnach, sich von dem Volke abzusondern. Auf der andern Seite sucht die Centralgewalt des Landes, verwundert über die Vorzüge der europäischen Polizei, Väter und Kinder gleich zu machen, oder mit andern Worten, das Volk und die Hospodaren durch eine gleichförmige Verwaltung zu regieren. Sie hebt die Privilegien der Volkshäupter auf, indem sie den Städten und Dörfern Knesen und Beamte gibt, die nicht von ihnen erwählt wurden; mit einem Worte, sie bedient sich des Absolutismus, anstatt die Autorität einer friedlichen Präsidentschaft über jene Hirten des Volkes auszuüben, welche sich um den obersten Hospodar, wie die Könige der Iliade um Agamemnon gruppiren. Mag auch ein Abendländer über die Idee dieser homerischen Organisation lächeln — es kann jene stolze Geringschätzung sich mit einem serbischen Fürsten nicht vertragen. Tausend Beispiele beweisen, daß die Serben eine Beleidigung gegen ihre alten Gebräuche nie ungeahndet lassen werden. Milosch wäre, abgesehen von seinen vielen tyrannischen Handlungen, schon deßwegen gefallen, weil er das Gemeindeleben bekämpfte und nicht begriff, daß die Serben, wie sich ein muselmännischer Schriftsteller ausdrückt, die Araber Europas sind.

Dieses Volk, dessen Charakter sich durch eine unmäßige Freiheitsliebe auszeichnet, und das von slavischen Publicisten die volksthümliche Nation des Orients genannt wird, bildet in der That eine wahre Republik: allein es ist eine orientalische Republik, welche nicht wie die europäischen Demokratien, die Subordination des eigenen Selbst unter die Familie, zu der man gehört, ausschließt. Die Gleichheit, nach welcher die Serben trachten, besteht nicht darin, daß man sich insgesammt in die Reihen der Bauern stellt, sondern darin, daß sich alle für Edelleute halten. Fragt jene Landleute, ob es Adelige unter ihnen gebe: „Ja", werden sie antworten, „wir sind Alle (mismo swibla goradni)." Der

---

*) Seit kurzer Zeit nach Belgrad verlegt, macht das serbische Gymnasium reißende Fortschritte und wird bald eine wirkliche Universität werden.

Hospodar ist nicht edler als Diejenigen, deren Interessen er verwaltet und die, wenn er schlecht regiert, an seine Stelle entweder seinen Sohn oder einen andern seiner Verwandten erwählen. Dasselbe Recht, welche dieses Volk bei seinen einzelnen Hospodaren in Anspruch nimmt, übte es auch von jeher gegen den obersten Hospodaren aus, bei aller Anerkennung der erblichen Gewalt. Gegen jedes Joch sich auflehnend, ohne Journale und ohne Hauptstadt, die ihm als Norm dienen könnte, schreibt es seinen Gebietern das Gesetz vor. Die Energie des Serben offenbart sich wie die des Löwen, nicht gleich beim ersten Anlasse; ohne Widerspenstigkeit und ohne Murren vollbringt er die schwersten Dinge. Ein neuer Gedanke, ein Wunsch des Volkes fliegt, wie durch unsichtbare Telegraphen von Dorf zu Dorf, dann entsteht jene dumpfe Unruhe, welche Denen, die im Oriente lebten, so gut bekannt ist, und die nur ganz sachte zunimmt, ehe sie eines Tages wie ein Gewitter losbricht. Unbezähmbarer Stolz, mächtige Vaterlandsliebe und das Streben nach ruhmvollen Thaten, ein feuriger Muth, der die Geduld nicht ausschließt, dieß sind, kurz gefaßt, die Eigenschaften des serbischen Volkes.

Mannichfaltigkeiten.

(Offenbach, 4. Juli.) Ein Mittel zur Erholung hat bisher hier gefehlt, um welches das freundliche Bockenheim viel beneidet wurde, — ein Sommertheater. Nunmehr aber soll ein solches auch hier errichtet werden, und zwar in dem großen Garten des Hrn. Zeitter zum Bayrischen Hof. Man erwartet, daß dasselbe in kurzem hergerichtet und dann sofort darin gespielt werden wird. — Ein anderes Bauproject in Offenbach, zu einem von dem vorigen verschiedenen Zwecke, betrifft ein neues Krankenhaus, nachdem das bisherige nicht mehr Raum genug zur Aufnahme von Kranken bietet. Das neu zu erbauende wird ganz in der Nähe des bisherigen, an der Sprendlinger Chaussee, aufgeführt werden, und ist bereits ein großer Garten, der als Bauplatz und zur Erholung der Wiedergenesenden dienen soll, angekauft worden. Wie man vernimmt, sind die Baukosten dieses neuen Hospitals auf ungefähr 35,000 fl. veranschlagt. (Han. Z.)

Der Historienmaler und Professor an der Akademie der freien Künste zu Stockholm, Joh. Gustav Sandberg, ist am 26. Juni, 72 Jahre alt, gestorben.

Auf den belgischen Eisenbahnstationen Brüssel, Antwerpen und Ostende werden vom 1. Juli an direct Billets nach Berlin, Leipzig, Dresden und Harburg und zurück ausgegeben, welche einen Monat lang vom Tage der Ausgabe an gelten und einen längern Aufenthalt in den einzelnen Städten zulassen.

Literatur.

Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Achte Lieferung. (Schluß des ersten Bandes.)

Wir haben den Lesern dieser Blätter bisher Bericht von den einzelnen Lieferungen erstattet; heute können wir ihnen die Beendigung des ersten Bandes dieses unvergleichlichen Nationalwerkes anzeigen. Mit dem Buchstaben D wird Wilhelm Grimm die specielle Redaktion des Werkes übernehmen; bis hierher hat dieselbe J. Grimm geleitet, der deßhalb in der umfassenden Vorrede das Wort genommen. Sein edler Sinn, seine warme Liebe zum Vaterlande, seine gänzliche Beherrschung des Stoffes hat aus dem, was man für das trockenste Ding unter der Sonne halten sollte, aus der Vorrede zu einem Wörterbuch, die interessanteste Lektüre gemacht. Die unermeßlichen Schwierigkeiten des Riesenwerks, zu dem die Vorarbeiten 1837 bei der Vertreibung der Brüder aus Göttingen begonnen haben, gehen aus der Vorrede recht deutlich hervor. Aermere Sprachen kleinerer Völker haben auf Kosten der Regierungen durch Akademien, die sich der Aufgabe ganz und ungestört widmen konnten, ihre Wörterbücher erhalten; die Last des deutschen Wörterbuchs ruht allein auf den Schultern der Gebrüder Grimm und ihrer freiwilligen Mitarbeiter, welche aus Liebe zu ihnen oder zur Sache der Wörtersammlung aus einzelnen Schriftstellern sich unterzogen. Unter den 83 Mitarbeitern bemerken wir nur zwei in Oesterreich, den „aus dem Auslande" 1849 berufenen Professor Hahn und den Herrn v. Karajan, beide in Wien. Dennoch wird das von Privatmännern geschaffene deutsche Wörterbuch alle ähnlichen Arbeiten andrer Völker überflügeln, so groß die Schwierigkeiten auch sind, welche die maßlose und maßlos benutzte Fähigkeit unsrer Sprache, neue Zusammensetzungen zu bilden, dem Abschluß entgegensetzen. Ueber die Grundsätze, welche bei der Aufnahme solcher Composita eingehalten wurden, spricht sich die Vorrede in taktvoller Weise aus. Andre höchst interessante Partien derselben sind die Geschichte der Entwickelung der deutschen Sprache, die kritische Geschichte der deutschen Wörterbücher, und die Besprechung der heutigen irrationellen und verwirrten Orthographie. Besonders beachtenswerth sind die Worte, welche ein so deutschgesinnter und die Sprache umfassender Mann wie J. Grimm über den übertriebenen Purismus äußert, welcher auch heute sich wieder so sehr spreizt: „Der Ausländerei und der Sprachmengung soll das Wörterbuch keinen Vorschub, sondern will ihr allen Abbruch thun; geflissentlich aber auch die Abwege meiden, auf welche von unberufenen Sprachreinigern gelenkt worden ist. Ohne an der Schönheit und Fülle unserer Sprache selbst wahre Freude zu empfinden, strebt dieser ärgerliche Purismus das Fremde, wo er seiner nur gewahren kann, feindlich zu verfolgen und zu tilgen; mit plumpem Hammerschlag schmiedet er seine untauglichen Waffen." „Die Vorrede schließt mit folgenden begeisterten Worten: „Deutsche, geliebte Landsleute, welches Reichs, welches Glaubens ihr seyed, tretet ein in die euch allen aufgethane Halle eurer angestammten uralten Sprache, lernet und heiliget sie und haltet an ihr, eure Volkskraft und Dauer hängt in ihr. Noch reicht sie über den Rhein in das Elsaß bis nach Lothringen, über die Eider tief in Schleswig-Holstein, am Ostseegestade hin nach Riga und Reval, jenseits der Karpathen in Siebenbürgens altdakisches Gebiet. Auch zu euch, ihr ausgewanderten Deutschen, über das salzige Meer gelangen wird das Buch und euch wehmüthige, liebliche Gedanken an die Heimathsprache eingeben oder befestigen!" — Und solchen Mann darf man in Deutschland mit wenig geändertem Namen in einer jämmerlichen Posse dem Spotte Derer preisgeben, welche von seinen unermeßlichen Verdiensten um unsre Sprache und Nation keine Ahnung haben! W. St.

Korrespondenz.

Wiesbaden.

Die Sängerin Fräul. Rutschmann von Karlsruhe, von deren Gastspiel ich Ihnen unlängst schrieb, ist in Folge des glänzenden Erfolges, den sie auch in ihrer dritten Gastrolle, der Desdemona im Othello, hatte, für die hiesige Bühne engagirt worden. Die wichtigste Stelle bei der Oper — das Fach der Coloratursängerin — ist dadurch sehr glücklich besetzt. — August Gerstel von Stuttgart, ein alter lieber Bekannter der Wiesbadener und vieler Fremden, die seit Jahren unser Bad besuchen, hat gestern als Valentin im Verschwender sein Gastspiel unter den schmeichelhaftesten Beifallsbezeugungen eröffnet.

Theater-Anzeige.

Freitag, 7. Juli. Indra, romantische Oper in 3 Akten von Fr. v. Flotow.

Samstag, 8. Juli. Letzte Gastdarstellung des Hrn. Haase, k. bayr. Hofschauspielers zu München. Hamlet, Trauerspiel in 6 Abth. von Schlegel. Hamlet: Herr Haase. Ophelia: Fräulein Schäfer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 162. Samstag, den 8. Juli 1854.

Die Belagerung von Leyden.

(Historische Novelle von A. Heinze.)

(Fortsetzung.)

Als die Sonne dieses frohen Tages versunken und in der Stadt Alles still geworden war, schlichen mehrere dunkle Gestalten, eine nach der andern, in kurzen Zwischenräumen in ein alterthümliches hohes Giebelhaus, welches in einer engen Gasse lag und von einem ziemlich großen Hofe umgeben war, in dessen Hintergrunde mehrere unansehnliche Gebäude standen. Es war das Haus des wohlhabenden Brauers Dietrich Kaar, welcher zur Partei der Spanischgesinnten gehörte und bei welchem sich diese in der letzten Zeit mehrmals versammelt hatten, um das „Wohl" der Stadt zu berathen. Da man fürchtete, im Wohnhause von den Nachbarn belauscht zu werden, so hatte man eins der Nebengebäude zum Versammlungsort gewählt, ein im äußersten Winkel des Hofes gelegenes halbverfallenes, leeres Waarenmagazin, in welchem sich nur ein einziges Zimmer befand, vor dessen Fenstern sich eine hohe Mauer erhob, so daß man nur vom Rande der letztern und von dem Dach des benachbarten Hauses in dasselbe hineinschauen konnte. Dieß Zimmer stand mit einem kellerartigen Gewölbe in Verbindung, welches zwei Thüren hatte; die eine führte in das erstere und die andere, welche stets verschlossen war, in einen schmalen dunklen Gang, der zwischen dem Hofe des Brauers und dem seines Nachbars hinlief.

Nachdem sich die Eingeladenen sämmtlich eingefunden hatten, begann die Berathung, welche sich darum drehte, auf welche Weise man den kühnen Plan des Prinzen von Oranien vereiteln könne.

„So schwierig und abenteuerlich das Vorhaben des Prinzen auch ist", nahm Sebastian van Loom das Wort, „so ist die Möglichkeit des Gelingens dennoch nicht zu läugnen. Er und seine Anhänger führen Das, was sie sich einmal vorgenommen, mit einer solchen Hartnäckigkeit aus, daß sie lieber Tausende opfern, als nur einen Fingerbreit von dem Wege abweichen, auf dem sie ihrem Ziel zustreben. Wir müssen daher den Obersten Valdes sofort davon in Kenntniß setzen, damit er die nöthigen Vorsichtsmaßregeln ergreifen kann."

„Wäre es nicht besser, wenn wir ihn zu bewegen suchten, schon in den nächsten Tagen einen Sturm zu unternehmen?" fragte Philipp van Diffel, welcher seit dem Gespräch mit Gertrud van de Werff ein warmer Freund der Spanier geworden war. „Wir werden dann gewiß Mittel finden, uns eines Thores zu bemächtigen und die Stürmenden einzulassen."

In diesem Augenblicke öffnete eine in ein weites Gewand gehüllte Gestalt behutsam mit einem Nachschlüssel die Thür, welche von dem dunklen Gang in das Gewölbe führte, schlich lautlosen Schrittes nach dem entgegengesetzten Ende desselben und legte das Ohr lauschend an die dünne Thür, welche sie von den Berathenden trennte.

„Ich glaube nicht, daß Valdes sich jetzt schon zu einem Sturm verstehen wird", entgegnete Kaar. „Seyd der Belagerung von Haarlem lassen die Spanier erst den Hunger eine tüchtige Niederlage unter den Vertheidigern der Stadt anrichten, welche sie gewinnen wollen, dann haben sie leichtes Spiel."

„In dem Fall können wir ihm ja die Stadt durch eine List überliefern, versetzte Philipp. „Ehe der Prinz von Oranien kommt, müssen die Spanier Herren Leydens seyn, das ist ein Punkt, den wir niemals aus dem Auge verlieren dürfen."

„Diesem Vorschlage stimme ich vollkommen bei", sagte der Goldarbeiter Grendel; „denn bei einem allgemeinen Sturm würden wir am Ende eben so viel leiden, als die Anhänger des Prinzen. Wenn wir die letztern nicht zur Uebergabe der Stadt zu zwingen vermögen, so muß eine List uns zum Ziel führen."

„Da der Prinz von Oranien selbst bei der kräftigsten und allseitigsten Unterstützung seinen Zweck unmöglich vor Ablauf mehrerer Wochen erreichen kann", sagte Sebastian van Loom, „so wird voraussichtlich bis dahin eine ganz außerordentliche Noth in der Stadt entstehen. Jetzt würden alle Versuche, unsere Gegenpartei einzuschüchtern oder zu entkräften, vergebens seyn, weil dieselbe durch die Aussicht auf Rettung neue Anhänger unter der Zahl Derer gewonnen hat, welche ihr vor kurzem noch grollten; verzögert sich die Ankunft der Flotte des Prinzen aber und ist die Noth auf den höchsten Gipfel gestiegen, so tritt die Masse der Unzufriedenen sogleich auf unsere Seite und wird uns in unserer Forderung, die Stadt zu übergeben, auf's nachdrücklichste unterstützen. Daß wir unterdessen darauf sinnen, wie wir durch List dasselbe Ziel eher erreichen, ist ein Vorschlag, den ich durchaus nicht verwerfe."

„Ja, ja, das ist das Beste!" riefen Alle.

„Der Plan Looms hat außerdem noch den Vortheil, daß wir als die Retter der Stadt angesehen werden, falls wir die Uebergabe zur Zeit der höchsten Noth erzwingen", meinte Kaar.

„Nur keinen Sturm! nur keinen Sturm!" rief der bucklige Krämer Schoof mit ängstlicher Miene. „Was haben wir sonst davon, daß uns Leben und Eigenthum gesichert und außerdem eine respectable Belohnung für unsere Ergebenheit gegen die spanische Regierung versprochen ist?! Sind die wilden Kriegsknechte einmal im Morden und Plündern und Brennen, so verschonen sie weder Freund noch Feind!"

Philipp van Diffel schaute den zaghaften Krämer mit verächtlichem Lächeln und sagte:

„Wer sich fürchtet, etwas Großes zu unternehmen, sollte lieber gar nicht aus seinem Schneckenhaus hervorkriechen!"

„Bis jetzt haben wir einträchtig gehandelt, laßt uns auch ferner fest zusammenhalten!" nahm Loom das Wort, dem Philipps höhnische Miene mißfiel. „Wir wissen jetzt, was wir zu thun haben, drum wollen wir die Zeit nicht länger mit unnützen Reden verschwenden. Sollte irgend ein Vorfall in den nächsten Tagen eine neue Berathung erheischen, so kommen wir sogleich wieder zusammen. So oft Ihr zur Linken neben Kaars Hausthür drei neue Tonnen stehen seht, so stellt Euch des Abends zwischen elf und zwölf Uhr hier ein."

Nach diesen Worten verließen Alle das öde Zimmer, schlichen leise über den Hof in das Haus des Brauers und gingen von dort einzeln nach einander ihren Wohnungen zu.

Als Alles ringsumher still geworden war, eilte die verhüllte Gestalt ebenfalls davon, schlüpfte durch die kleine Thür in den dunkeln Gang, verschloß dieselbe aufs sorgfältigste und verschwand in einer schmalen, finstern Gasse.

3.

So riesenhaft der Plan zur Rettung Leydens auch war und so große Opfer er auch erforderte, so ward derselbe dennoch mit Begeisterung von den Bewohnern der Provinz Holland aufgenommen, da er ihnen aufs neue einen glänzenden Beweis von dem unerschütterlichen Muth und dem unvergleichlichen Scharfblick des Prinzen von Oranien gab. „Wüßte die Geschichte auch nichts von diesem Fürsten zu erzählen als jenen Vorschlag", sagt ein Geschichtschreiber des niederländischen Befreiungskampfes, „so wären wir schon dadurch berechtigt, ihm einen Platz in der Reihe der seltenen Geister anzuweisen; denn ein gewöhnlicher Kopf hätte nie einen solchen Gedanken gefaßt." Eine Fläche von zehn Meilen Landes, welche einst mit ungeheuern Mühen und Kosten durch riesige Deiche vor der Wuth der Wellen der Ströme und des Meeres gesichert worden war, sollte mit Allem, was der Fleiß der Menschen dem Boden abgewonnen hatte, nun in einen See verwandelt werden, damit dessen Fluthen die rettende Flotte nach der bedrängten Stadt trügen und zugleich die Feinde verschlängen. Das Opfer an Deichen, Früchten und Gehöften belief sich nach ungefährer Schätzung auf sieben Tonnen Goldes, aber die hochherzigen Holländer sagten: „Lieber ein verdorbenes Land als ein verlornes!" und freudig schritt man aller Orten zur Ausführung des gigantischen Unternehmens.

Die Bewohner von Seeland, wo die Freiheit ihre ersten Triumphe gefeiert hatte, wurden zu thätiger Unterstützung des kühnen Planes aufgefordert, und bereitwillig sagten sie Schiffe, Geschütze, Munition und Matrosen zur Bemannung der Fahrzeuge zu. In Rotterdam, Delft und Gauda ward Tag und Nacht an der Ausrüstung von zweihundert leichten glatten Ruderschiffen gearbeitet, welche nur achtzehn bis zwanzig Zoll tief gingen, mit zwei Kanonen besetzt waren und zur Aufnahme von Vorräthen für die Leydner dienen sollten. Mehrere größere Fahrzeuge und eine Art von schwimmender Batterie sollten nebst dem wohl mit Geschützen und kampferprobten Matrosen versehenen Geschwader die Bedeckung dieser Proviantflotte bilden.

Der Prinz von Oranien betrieb und beaufsichtigte die Rüstungen auf das Eifrigste, und zu Anfang des Monats September waren dieselben schon so weit gediehen, daß man einen Tag bestimmen konnte, an welchem die kühne Fahrt beginnen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Feldzeugmeister Freiherr Heinrich v. Heß.

Im gegenwärtigen Augenblicke, in welchem Aller Augen auf Oesterreich, seine Armeen und Feldherren gerichtet sind, dürfte es von Interesse seyn, sich über die Persönlichkeiten der Letztern zu unterrichten. Wir geben nach dem „Soldatenfreunde" vorerst die Biographie des neuernannten Obercommandanten.

Feldzeugmeister Freiherr Heinrich v. Heß, Großkreuz des k. österr. Leopold-, Commandeur des Maria-Theresien-Ordens, Militärverdienstkreuz, Generalquartiermeister Sr. Maj. des Kaisers und Königs der Armee, geheimer Rath, Inhaber des 49. Infanterie-Regiments rc., einer im 16. Jahrhunderte geadelten Familie angehörig, ist im Jahre 1788 zu Wien geboren, trat 1805 bei dem Infanterie-Regiment Ignaz Gyulai als Fähndrich ein und war während des Friedens beim Generalstabe in Zutheilung und wurde 1809 zum Oberlieutnant im Generalquartiermeisterstabe befördert.

Im Schlachtberichte von Deutsch-Wagram bewies die namentliche Erwähnung, daß Oberlieutnant Heß die Beachtung des hohen Heerführers erregt habe. Noch im selben Jahr rückte er zum Capitänlieutenant vor, blieb aber in Verwendung des Generalstabes, war bei der Verfassung des Kriegs-Journals, an der Ausarbeitung der Armeedislocation und Edirung von Memoiren der Landesbeschreibung thätig. Der 1. April 1813 rief ihn als Hauptmann in den Generalstab, in welcher Stellung er die folgenden Feldzüge bei der Armee in Deutschland mitmachte, und an der Seite des F. M. L. Grafen Bubna zu einer diplomatischen Sendung nach Dresden bestimmt wurde. In der Relation der Schlacht bei Leipzig geschah seiner ehrenvoll Erwähnung, und in Anerkennung dessen empfing Hauptmann Heß das Ritterkreuz des k. österr. Leopoldordens und des k. russischen Wladimirordens 4. Klasse. 1814 befand sich Heß in Thätigkeit bei der leichten Division des F.-M.-L. Grafen Bubna, und auch hier ernteten seine ausgezeichneten Dienste in den Gefechten bei Genf, St. Julien und Lyon volle Würdigung. Im Feldzuge 1815 stand Heß im großen Hauptquartiere, wurde Major und nach Beendigung der Kriegswirren dem Centralkriegsbureau zugewiesen. 1822 wurde er zum Oberstlieutenant ernannt, und mit der Stelle eines Militär-Commissärs der Occupationstruppen, mit dem Sitze zu Turin bekleidet. 1829 wurde er Oberst und Commandant des 2. Kaiser Alexander Infanterie-Regiments und 1831, in Befolgung des Rathes des Erzherzogs Karl, mit der Uebersetzung in den Generalstab zum Generalquartiermeister des mobilen Armeecorps in Oberitalien berufen.

Hier, wo dem pedantischen Drillsystem, das in der Residenz und den Provinzen mit unbegreiflicher Liebe gegen jeden höheren Schwung im militärischen Gebiete gepflegt wurde, aufs Unerbittlichste der Krieg erklärt ward, durch Erlasse, welche den Tagsbefehl in den Rang der Literatur erhoben, wo Geist, Humanität, liebevolle Sorge den Befehlshaber zum Vater, das Band der hier wie nirgends innig gehegten Kameradschaft die Truppen zur Familie umwandelten, — hier säte Heß, was in den Tagen von Custozza und Novara so reiche Ernte trug. — Der Entwurf einer neuen Feld- und Manöver-Instruction für die Infanterie, Cavallerie und Artillerie nach den Andeutungen Radetzky's war sein erstes Werk.

Im Jahre 1834 wurde Oberst Heß zum Generalmajor und Brigadier in Mähren ernannt, erhielt mehrere fremde Orden, und sah sich unterm 15. September 1840 mit der Leitung der Geschäfte des Generalquartiermeisterstabes, als Nachfolger Rothkirchs, beauftragt. Von seiner die Inspicirung des deutschen Bundestruppen-Contingentes betreffenden Entsendung, wozu ihn nebst den hohen geistigen Eigenschaften seine gewinnende Persönlichkeit besonders befähigte, zurückgekehrt, vermählte sich Generalmajor Heß — bereits Wittwer einer im Jahre 1826 geschlossenen, im Jahre 1828 durch den Tod gelöst'en Ehe, mit der Tochter seines Betters, des damaligen Appellationspräsidenten Freiherrn v. Heß — mit Maria Anna Freiin von Diller.

Im Jahre 1841 überreichte er das Glückwunschschreiben seines Kaisers in die Hände des zur Regierung gelangten Sultans Abdul-Medschid, und erhielt bei dieser Gelegenheit den türkischen Verdienstorden höherer Klasse. Am 3. Februar 1842 zum Feldmarschalllieutenant mit Beibehaltung seiner Anstellung befördert, verlieh ihm die Gnade des Monarchen das 49. Infanterie-Regiment und stellte ihn im Mai des verhängnißvollen Jahres 1848 als Chef des Generalstabes der Armee in Italien auf wohlbekannte Gefilde an die Seite seines Meisters, des ergrauten Feldmarschalls. — Heß entwarf nach Eintreffen des Nugent'schen Corps jenen kühnen Plan zu dem raschen Marsche nach Mantua, Curtatone und Vincenza. Die Ableitung der sardinischen Armee von Verona war der eine, Umgehung ihrer Verschanzungen in der Linie des Mincio mittelst Durchbrechung des äußersten rechten Flügels des Heeres und des schwächsten Schanzenpunktes war der zweite, endlich Besiegung des Feindes — oder freies Spiel, um im Gegenfalle wieder nach rückwärts mit Erlangung eines Vorsprunges operiren zu können — mit anderen Worten — Ueberlistung des Gegners, wenn, ihn zu schlagen Unmöglichkeit wäre, war der dritte Hauptzweck der Bewegung der Armee nach Mantua.

Der Kaiser anerkannte das Verdienst des Generals durch die Verleihung des Ritterkreuzes vom Theresienorden. Bei Kündigung des Waffenstillstandes Seitens der Sarden im März 1849 unterlegte Heß den Entwurf jenes fünftägigen Feldzuges, der in den Annalen der Kriegsgeschichte unter die außerordentlichen Werke der größten Kriegsmeister gezählt werden wird.

Die Worte Radetzky's in seinem Berichte über diesen Feldzug lauten: „In voller Anerkennung der gediegenen Dienstleistung der wirkenden Glieder meines Hauptquartiers nenne ich von selben vor Allen meinen Generalquartiermeister F.-M.-L. Heß. Diesem — ich bezeuge es hiermit vom ganzen Herzen — gebührt der bei Weitem größte Antheil an den Erfolgen, die die Waffen des Kaisers in dem letzten Feldzuge errungen haben. Alle Verhältnisse mit klarem Auge überschauend, den rechten Zeitpunkt schnell erkennend und rasch benützend — stets den höchsten Zweck vor Augen, hatte er mein volles Vertrauen, und ich führte — ihn an der Seite — die Armee zum gewissen Sieg: das Heer wußte dieß und siegte."

Nach der Schlacht von Novara übersandte der Kaiser dem Feldmarschall-Lieutenant die Insignien des Großkreuzes vom Leopold-Orden, laut Antrages des Ordens-Capitels erhielt er das Commandeurkreuz des Maria-Theresien-Ordens, fast alle Souveräne Europas schmückten ihn mit ihren Dekorationen; er wurde zum Feldzeugmeister, zum Chef des Generalstabes der gesammten kaiserlichen Armee ernannt und in den Freiherrnstand des Reiches erhoben.

Mannichfaltigkeiten.

Der Weimarischen Zeitung schreibt man von der Unstrut vom 23. Juni: „Ein Colporteur der thüringischen Tractätchengesellschaft, der gegenwärtig mit einem Handwagen von Dorf zu Dorf zieht, betreibt sein Geschäft auf eine eigenthümliche Weise. Er begibt sich nämlich während der Unterrichtsstunden in die Schullocale und stellt mit einer gewissen Bestimmtheit an die Lehrer das Ansinnen, die Kinder nach Hause zu schicken, damit sie sich mit Geld versehen und seine Schriften kaufen können. Diejenigen Lehrer aber, welche nicht hierauf eingehen, verläßt er mit den drohenden Worten: „Nun, ich werde über Sie berichten!"

(Die Engländer und Franzosen in Varna.) Aus einem von der Times veröffentlichten Briefe aus Varna vom 14. erhellt, daß diese Stadt sich die Franzosen völlig umgewandelt haben. Es erneuert sich in Varna das Schauspiel, welches bereits in Gallipoli statt gefunden hat, wo gleichfalls Alles im Nu nach französischem Muster zurechtgestutzt wurde. In Varna haben sie jetzt alle Mauern umgerissen, Läden geöffnet und den Straßen Namen gegeben. Man hat jetzt eine Straße Oran, Jusuf, Ibrahim, eine Poststraße und den Corso. Die Franzosen finden in Folge der von ihnen getroffenen Vorkehrungen überall ihre Offiziere, ihre Büreaus u. s. w. sehr leicht, während im Gegentheil Niemand weiß, wo die englische Post ist, wo der englische General wohnt oder wo man das englische Hospital zu finden hat. Kaufleute aus Algier, Oran, Marseille, Toulon und Konstantinopel haben Wein- und Liqueurschenken eröffnet. Ueberall werden Bratwürste, geräucherte Zungen, eingemachte Sachen verkauft und auf dem Aushängeschilde eines Hauses lies't man in riesenhaften Buchstaben: Restaurant de l'Armée d'Orient pour Messieurs les Officiers et Sousofficier. Die Straßen wimmeln von Menschen und man spielt Domino in einer Menge improvisirter Kaffeehäuser à la française. Zwischen den Soldaten der beiden Armeen besteht das herzlichste Einvernehmen. Die englischen Offiziere haben in ihrem Lager aller Arten sports organisirt. Dort erfreut sich John Bull am Wettrennen mit Pferden und Maulthieren, am Wettlaufen und Wettspringen. Diese Spiele versammeln stets einen großen Zuschauerkreis. Der Eintrittspreis beträgt einen Piaster (25 Centimes) und was aufkommt, fällt dem Sieger als Preis zu.

(Mannheim, 2. Juli.) Ein Beispiel abscheulicher Rohheit haben wir dieser Tage über den Ocean herüber vernommen. Die Leser erinnern sich noch eines Brandunglücks, welches den Gasthof zum russischen Hof dahier vor etwas mehr als Jahresfrist stark beschädigte, mit Ruin bedrohte. Die Ursache des Brandes konnte nicht ermittelt werden. Mittlerweile war der Hausknecht des Gasthofes nach Amerika ausgewandert, und von dort her nun kam die Kunde, daß dieser des Brandes Ursache gewesen sey. Das Schreien einer Hauskatze hatte den Menschen längere Zeit molestirt; da hatte er das Thier eingefangen, über und über betheert, und in Flammen gesetzt. Anstatt außer dem Hause zu verenden, wie ihr Quäler erwartet hatte, war das brennende Thier in der Todesangst in jene Gerümpelkammer aufwärts geklettert, wo der Brand ausbrach und viele leicht entzündbare Gegenstände aufgespeichert waren. Dort war auch das Gerippe des Thieres nach gelöschtem Brande gefunden worden, ohne daß man begreiflicher Weise ahnen konnte, daß es auf diese Art umgekommen war.

Dem Vernehmen nach beabsichtigen die Berliner Eisenbahndirektionen während der Industrie-Ausstellung in München Extrazüge zu ermäßigten Preisen dahin zu veranstalten. Der erste derartige Zug soll Mitte Juli abgehen und für Hin- und Rückfahrt, so wie für den Aufenthalt in München, acht Tage, gewährt werden.

Dem Turiner Parlamento vom 22. Juni wird geschrieben, daß das Grabmal des Heruler-Königs Odoacer in Ravenna von Arbeitern aufgefunden worden sey, welche die Leiche in goldener Rüstung liegend fanden, die sie in Stücke zerbrochen und diese heimlich verkauften. Die Sache wurde jedoch bekannt und führte zu genaueren Nachgrabungen, in deren Folge noch einige Kostbarkeiten und eine Inschrift zum Vorschein kam, in welcher bestätigt wird, daß hier König Odoacer bestattet sey.

In Neudietendorf haben 60 Pastoren der strengen Richtung aus preußisch-Sachsen und den sächsischen Herzogthümern ihre jährliche Conferenz gehalten. Auf ihr wurden unter a. A. folgende Sätze aufgestellt und angenommen: Die Erbsünde ist wahrhafte Sünde und verdammt von Gott. Der neu wiedergeborene Mensch hat keinen freien Willen zum Guten, also auch nicht zur Bekehrung, vollbringt aber das Böse mit Willen. — Es ist auch der gläubigen Vernunft nicht nachzugeben, wenn sie sich weigert, anzuerkennen, daß wir verdammt seyen, und es unmenschlich findet, das ganze menschliche Geschlecht als der Verdammniß anheimgefallen anzusehen. Der religiöse Schulunterricht soll sich auf das Auswendiglernen des Katechismus beschränken.

In Lausanne werden Blasebälge verfertigt (Soufflets Gontier), um die Weinstöcke mit trockenem Schwefel bestreuen zu können. Ein Reblandbesitzer hat diese Schwefelung zur Vorsicht bei zwei Jucharten Reben angewendet und sie gar nicht theuer gefunden.

Das Vaudeville-Theater, eines der berühmtesten von Paris, hat Bankerott gemacht und ist geschlossen worden.

Korrespondenz.

Würzburg, 4. Juli.

Ich erlaube mir, Ihnen einen Bericht über die mehrtägigen Feste zu liefern, welche aus Anlaß der Eröffnung der Bahnstrecke von hier bis Schweinfurt statt hatten und an welchen unser König, Hr. Minister v. d. Pfordten und viele der höchstgestellten Beamten Bayerns, sowie auch Frankfurts und anderer benachbarten Staaten Theil nahmen. Ist auch unsere Stadt noch nicht vollständig in das große Bahnnetz getreten, da die wichtigste Strecke von hier bis Frankfurt erst gegen den Herbst eröffnet werden kann, so bestimmte doch die Wichtigkeit des Ereignisses unsere städtischen Behörden, keine Kosten zu scheuen, um den Tag der Eisenbahneröffnung zu einem feierlichen zu machen. Auf sehr passende Weise bestimmte man einen Theil der hierfür ausgeworfenen Gelder zu Geschenken an Arme, denen sie in der theuern Zeit sehr zu statten kamen; das Uebrige wurde für Decorationen und Zuschüsse zum Festdiner verwendet. Das schlechte Wetter, welches die zwei ersten Tage des Festes über herrschte, störte vielfach das schaulustige Publikum, den Zug der Gewerbe und Zünfte, die Gesangsproductionen und die Gartenfeste, so daß man nur auf die Festbälle und Festessen beschränkt blieb, welche, da hohe Personen denselben anwohnten, natürlich mehr oder weniger in den Gränzen der Etikette sich halten mußten, so daß jene ungezwungene Heiterkeit sich nicht entfalten konnte, welche vor Jahren z. B. das große Gesangfest in hiesiger Stadt so berühmt gemacht hat. Essen und Trinken blieb die Losung, und nur der Ausflug der Liedertafel am dritten Tage nach dem Veitshöchheimer Schloßgarten bot auch einige weniger materielle Genüsse. Das Schützenfest währte noch einen Tag länger; der Hauptpreis wurde von Schweinfurt gewonnen. Unserm Hrn. Bürgermeister folgte die Anerkennung für die Veranstaltung des Festes auf dem Fuße, denn er wurde vom Könige eigenhändig mit einem Orden dekorirt. — Die Eisenbahn nach Schweinfurt wird nun von dem Publikum schon fleißig benutzt; leider sind auch schon einzelne Unglücksfälle vorgekommen, denen Unvorsichtigkeit und Unkunde mit dieser neuen Fahrgelegenheit mehrentheils zu Grunde lag. — Zur Industrie-Ausstellung in München, die Mitte dieses Monats eröffnet wird, strömen viele Zusendungen hier durch. Ein Erlaß des Herrn Ministers von Reigersberg, wonach Vagabunden, Gaukler, Schauspieler und politisch anrüchige Personen keine Pässe nach München erhalten sollen, erregte, dieser sonderbaren Zusammenstellung wegen, Verwunderung. Kaiser Napoleon soll, heutigen Nachrichten zufolge, auch zur Industrie-Ausstellung nach München kommen.

Aus dem Großherzogthum Baden, 5. Juli.

Wer es noch nicht gesehen, wie groß die Noth unter den untern Volksklassen ist, hat nur nöthig, die Gegenden des Neckars des Großherzogthums Baden flüchtig zu durchreisen, jenes sonst so sehr gesegneten Landes; die hohlen Augen und die blassen Wangen der Fordernden werden ihn davon überzeugen. Auf unserer Wanderschaft hatten wir am 3. d. M. Gelegenheit, die fröhlichen Gesichter zu sehen, welche die Drescher wie die Umstehenden, überhaupt die Bewohner der einzelnen Ortschaften an den Tag legten, da die erste Wintergerste, welche in jenen Gegenden fleißig angebaut wird, gedroschen wurde. Nun, hieß es, gibt's doch endlich wohlfeiler Brod! Am Sonntag, den 2. d. sahen wir, wie Leute im Felde damit beschäftigt waren, die einigermaßen zeitigen Aehren der Gerste abzuschneiden, um sie auszudreschen, zu rösten und zu mahlen. Die Früchte stehen allüberall ausgezeichnet schön; Gerste und Spelz in einer seit Jahren nicht gesehenen Größe und Kraft. Der Himmel muß nur günstig werden, damit die gute Aussicht zur Wirklichkeit werde. Fleißige Landwirthe haben ihr reichlich ausgefallenes Heu bereits eingeheimst; trotz der Ungunst des Wetters wußten sie es heimzuführen; Gleichgültige sehen mit betrübtem Herzen zum wolkenvollen Himmel. Die Hoffnungen auf Obst sind ganz dahin und auch der Hopfen ist in gar vielen Gegenden durch den Mehlthau verdorben. Die Kartoffeln prangen in schönster Kraft. Gebe der Himmel, daß die Hoffnung auf eine gesegnete Ernte in Erfüllung gehe; es thut wahrlich recht noth!

Darmstadt, 2. Juli.

Daß aufstrebende junge Kunsttalente unseres Vaterlandes auch jenseits des Rheines in der großen Hauptstadt des Westens, wo Künste und Wissenschaften in hoher Blüthe stehen, eine freundliche Aufmunterung finden, davon überzeugten wir uns erst letzthin, als Herr Louis Chate von hier, der sich dem Fache der musikalischen Composition zugewendet und hier und in Frankfurt seine Studien gemacht hat, für eine der französischen Armee gewidmete, bei Andree in Offenbach erschienene Grand Polca militair von dem Kaiser Napoleon, welchem er ein Prachtexemplar übersendet hatte, ein anerkennendes Schreiben in den wohlwollendsten Ausdrücken erhalten hat. Außerdem hat unser junger Landsmann noch mehrere andere Piecen componirt, welche in der erwähnten Musikalienhandlung herausgekommen sind. — In der vorigen Woche ging die Dreistigkeit eines Diebes so weit, daß er in einer Vorstadt am hellen Tage durch das offene Fenster einer Wohnung ebener Erde einstieg; er wurde jedoch in seinem verbrecherischen Vorhaben überrascht, ergriff die Flucht durch die Gärten und blieb in den Glasscherben einer Mauer hängen, wo er sofort festgenommen und der zuständigen Behörde überliefert wurde. — Gestern machte ein Soldat in der Infanteriekaserne seinem Leben durch einen Gewehrschuß ein Ende. Ein unbedeutender Vorfall soll hierzu die Veranlassung gegeben haben. — Bei der empfindlichen Theuerung der Nahrungsmittel hat man auf unserem Wochenmarkte schon öfters eine gewisse Gereiztheit der Käufer bemerkt, welche bisweilen leidenschaftliche Auftritte zur Folge hatte. Einen solchen erlebten wir erst gestern, als eine hiesige Frau mit einem Landmanne wegen des Ankaufs neuer Kartoffeln in Streit gerieth und in Folge des Haders von diesem mit dem Kumpfenmaß einen solchen Schlag auf den Kopf erhielt, daß sie niederstürzte und in einem fast bewußtlosen Zustande nach Hause getragen wurde.

Theater-Anzeige.

Samstag, 8. Juli. Letzte Gastdarstellung des Hrn. Haase, k. bayr. Hofschauspielers zu München. Hamlet, Trauerspiel in 6 Abth. von Schlegel. Hamlet: Herr Haase. Ophelia: Fräulein Schäfer.

Sonntag, 9. Juli. (Neu einstudirt): Marie-Anne, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Abtheil. nebst einem Vorspiel: Der Hochzeitstag, nach Dennery und Mallian, deutsch von Dräxler-Manfred. (Gastrolle) Marie-Anne: Frau Ander, vom deutschen Theater in Pesth.

Bockenheimer Sommertheater.

Samstag, 8. Juli. Doktor Wespe, Lustspiel in 5 Akten von R. Benedix.

Sonntag, 9. Juli. Der Dippegucker, oder: In der letzten Dutt find sich Alles, Lokal-Lustspiel in 2 Aufzügen von C. Hopfe. — Die Erholungsreise, Posse in 1 Akt nach dem Französischen von J. B. Mand.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 163. **Montag, den 10. Juli** **1854.**

Die Belagerung von Leyden.

(Historische Novelle von A. Heinze.)

(Fortsetzung.)

Um dieselbe Zeit langten auch die seeländischen Schiffe unter den Admirälen Ludwig Boisot und Joost de Moor vor Rotterdam an. Sie wurden mit unendlichem Jubel begrüßt, und Jung und Alt strömte herbei, um die muthherzigen, verwegenen seeländischen Matrosen, die freiheitsglühenden Meergeusen, den Schrecken aller Spanier, von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Sie wareu entsetzlich anzuschauen. Die riesenhaften, muskulösen trotzigen Gestalten, die narbenreichen grimmigen Gesichter und die blitzenden Augen sagten Jedem, daß sie den Spruch: „Lieber türkisch als papistisch!" der die silbernen Halbmonde ihrer Hüte zierte, jeden Augenblick mit wilder Freudigkeit gegen Tausende von Feinden zu bewähren bereit seyen. Die Wörter Furcht und Gefahr waren ihnen unbekannte Klänge; der stete Kampf mit dem empörten Meer und den verhaßten Spaniern, bei welchem Namen schon ihre Faust unwillkürlich Schwert- und Messergriff umklammerte, hatte ihren Körper gleichsam in Stahl verwandelt; Haß und Rache waren die einzigen Gefühle, welche in ihren Herzen lebten — da man niemals Mitleid und Menschlichkeit gegen sie geübt, so waren diese Gefühle auch längst aus ihrer Brust verbannt.

Am eilften September war endlich Alles zur Abfahrt bereit, und mit reichen Vorräthen für die unglücklichen Bewohner Leydens beladen, lichtete die gesammte Flotte unter dem tausendstimmigen Jubelgeschrei der Bevölkerung Rotterdams und der umliegenden Gegend die Anker und steuerte durch die ersten durchstochenen Deiche ihrem Bestimmungsorte zu.

Es ist nicht der Zweck dieser Erzählung, die ungeheuern Schwierigkeiten zu schildern, welche die rettende Flotte täglich und stündlich zu überwinden hatte, um all die Untiefen zu passiren, all die feindlichen Schanzen zwischen Rotterdam und Leyden zu erobern und all die Dämme zu durchstechen, welche den Fluthen den Zugang zu der belagerten Stadt versperrten — und darum kehren wir nach der letztern zurück, um die dortigen Zustände und Begebenheiten darzustellen.

Seit der heimlichen Zusammenkunft der Spanischgesinnten im Hause des Brauers Kaar waren mehrere Wochen verstrichen. Durch die frohe Aussicht auf Rettung waren die Gemüther aller Patrioten neu belebt worden; aber nur zu bald dämpfte die täglich steigende Noth die allgemeine Freude, nnd die Spanischgesinnten rüsteten sich im Stillen, ihren Schlag gegen die Behörde der Stadt auszuführen.

Als Adrian van Teilingen eines Abends durch die menschenleeren Gassen dem Hause von Gertruds Tante zuschritt, wo er dann und wann mit der Geliebten zusammenzutreffen pflegte, um im traulichen Gespräch für einige Stunden die trübe Gegenwart zu vergessen, däuchte es ihm, als schleiche ihm Jemand in einiger Entfernung nach. Da ihm eine solche Verfolgung schon zu wiederholten Malen aufgefallen war, so blieb er stehen, um seinen Verfolger zu erwarten. Allein dieser stand gleichfalls still. — Adrian vermochte wegen der Dunkelheit nicht zu unterscheiden, ob er in ein Nebengäßchen geschlüpft sey, oder sich hinter einem der Erker versteckt habe.

„Mag der feige Schurke thun, was er will, ich werde mich nicht weiter um ihn kümmern!" sprach Adrian verächtlich vor sich hin, indem er seinen Weg fortsetzte. „Ein Feigling ist selbst zum Meuchelmörder kaum tauglich, da dieser mitunter sein Leben wagen muß."

Adrian fand Gertrud und ihre Tante in einem geräumigen, zierlich ausgestatteten Zimmer, dessen Fenster auf den Garten gingen, und ward von Beiden als ein langerwarteter lieber Gast aufs herzlichste bewillkommnet. Arm in Arm mit der Geliebten neben der ehrwürdigen Matrone sitzend, fühlte er sich so glücklich, daß all die Sorgen, Mühseligkeiten und Entbehrungen, mit welchen er nebst tausend Andern in dieser schrecklichen Zeit zu kämpfen hatte, ihm wie ein schwerer Traum vorkamen, der für immer entschwunden ist.

Die freudige Zuversicht, womit er von der Zukunft sprach, theilte sich unvermerkt auch Gertrud und ihrer Tante mit, und alle Drei plauderten so heiter und fröhlich, als gäb' es keine Noth und keine Kriegsschrecknisse in der Welt.

Während die Drei über den Bildern einer erträumten glücklichen Zukunft die furchtbare Gegenwart vergaßen, schwang sich eine kräftige Mannsgestalt über die Mauer, welche den Garten von Gertruds Tante von dem Hofe des Kaufmanns Sebastian van Loom trennte, schlich lautlosen Schrittes an den dichten Gebüschen hin, trat an eins der Fenster und schaute in das trauliche Zimmer.

Beim ersten Blick in dasselbe zuckte er, wie von einem Dolchstich getroffen zusammen und murmelte zähneknirschend mit geballter Faust:

„Tod und Teufel! da sitzen sie! Jetzt ist Alles aus — Rache, grimmige Rache sey jetzt mein einziges Streben!"

Es war Philipp van Dissel, welcher seinem glücklichen Nebenbuhler schon zu wiederholten Malen des Abends heimlich nachgeschlichen war, um sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob derselbe mit Gertrud verlobt sey oder nicht; denn der alte Bürgermeister van de Werff hatte es der drohenden Zeitverhältnisse wegen für angemessen erachtet, nur seinen und Adrians nächsten Verwandten die Verlobung seiner Tochter mitzutheilen, so daß

nur ein unbestimmtes Gerücht von derselben in der Stadt umlief.

Mit unheimlich glühenden Augen starrte er fort und fort die beiden Liebenden an; es war, als ob er ihre Herzen mit seinen Blicken durchbohren wolle. Er horchte in fieberhafter Aufregung, was sie redeten und hörte, daß Adrian sagte:

„Wie auf die lange finstere Winternacht endlich doch der sonnenhelle, freundliche Morgen folgt, so wird auch nach diesen schweren Unglückstagen eine freudenvolle Zeit kommen, welche uns süßen Lohn für all die ausgestandenen Leiden bringt."

„Und wenn sie Andern erscheint, Dir soll sie nicht erscheinen!" sprach der Lauschende ergrimmt vor sich hin, indem er die geballte Faust drohend gegen seinen glücklichen Nebenbuhler erhob. „Ich werde die ersten Spanier in die Stadt führen und dann sollst Du mir nicht entgehen!"

Nach diesen Worten eilte er geräuschlos von dannen, schwang sich über die Mauer und stürmte in das Haus seines Vetters, mit welchem er sich über eine Stunde aufs eifrigste unterhielt.

Als die Bürgermeister und Rathsherren am folgenden Morgen auf dem Stadthause versammelt waren und sich darüber beriethen, auf welche Weise dem wachsenden Mißvergnügen und der daraus entstehenden Uneinigkeit unter den Bürgern am besten und wirksamsten zu begegnen sey, erhob sich in einer der nach dem Rathhause führenden Gassen plötzlich ein verworrenes Geschrei. Ein Trupp von fünfzehn Männern kam dahergeschritten, und hinter ihm drein wälzte sich ein tobender Haufen von Menschen aus den verschiedensten Klassen des Volks, welcher theils aus Freunden und theils aus den Feinden jener Fünfzehn zu bestehen schien, da den letztern bald die schmeichelhaftesten und bald die gehässigsten Namen zugerufen wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Münchener Ausstellung.

Im Glaspalast ist man bereits vollauf mit allmäliger Aufstellung des reichen Materials beschäftigt, und wer die scheinbar verworrene Thätigkeit im Innern des Gebäudes betrachtet, möchte zweifeln, wie sich daraus die geschmackvollste Ordnung entwickeln wird. Die Orgel am Westende der obern Gallerie ist bereits aufgestellt, von den drei Brunnen sind zwei bereits ganz fertig. Es soll bestimmt seyn, an zwei Tagen den Eintrittspreis auf 30 Kreuzer, an den übrigen auf 12 Kreuzer zu setzen. Diese dem Zwecke in hohem Grade entsprechende Billigkeit erregt gleichwohl andererseits die Befürchtung einer Ueberfüllung von Besuchenden, da der Raum für dieselben im Mittelschiff nur 20 Fuß Breite hat. Die Zusendungen zur Gemäldeausstellung, die wahrscheinlich mehrere Tage später als die Industrieausstellung eröffnet wird, gehen täglich ein, und bürgen für einen außerordentlichen Reichthum derselben. Die architektonische Gesammtwirkung des Glaspalastes ist feenhaft; es ist ein luftiges, leichtes Eisenschloß, mit übereinander gethürmten, von schlanken Säulen gehaltenen, durchsichtigen Wänden, verschiedenen Vorsprüngen und Ausladungen, vorherrschend aber ein Bild des horizontalen Systems, mit langhingestreckten wagrechten Linien, zwischen denen die feinen Perpendicularlinien nur als bescheidener, das herrschende System verstärkender Gegensatz auftreten. Den Meisten, die 1851 in London waren, gefällt er um vieles besser, als der dortige Glaspalast, dessen Transsept, mit dem hohen Tonnengewölbe, einen disharmonischen Gegensatz zu den Grundlinien bildete; auch erscheint der hiesige, dem Erz nachgebildete grünliche Anstrich des Eisens wegen seines soliden Aussehens vortheilhafter, als der blauweiße in London. Der Bauplan ist das Werk des Oberbauraths A. v. Voigt, die Durchführung des Baues wurde Hrn. Cramer Klett, einem großen Fabrikbesitzer in Nürnberg übergeben, und dieser überließ seinem Werkführer, Herrn Werder, die Angabe und Ausführung sämmtlicher Constructionen. Der Hauptkörper des Gebäudes hat ein vom Westen nach Osten projektirtes Kreuz zum Grundriß, dessen lange Seite sich unter rechtwinkligen Ausladungen und Abstufungen zuspitzt und 800 Fuß lang ist, während die kurze oder Querseite einfach rechtwinklig sich abschließt und 280 Fuß lang ist. Die Breite dieser Kreuztheile beträgt 160 Fuß und der Gesammtflächeninhalt 134,400 Quadratfuß. (Der Londoner Glaspalast war 1929 Fuß lang und 426 Fuß breit, und umfaßte einen Flächenraum von 836,193 Quadratfuß.) Zwei Säulenreihen an jeder Seite, von 20 Fuß Säulenweite, theilen diesen Raum (den Haupt- und Querbau) in fünf Schiffe; doch ist die doppelte Säulenreihe auch an den schmalen Seiten des Querbaues vorübergeführt. Im Aufriß zeigt das Gebäude verschiedene Abstufungen, die niedrigste 34 Fuß hoch, die von der Umfassungswand gebildet wird; die zweite erhebt sich über der dieser Wand nächsten Säulenreihe und umfaßt das innere Seiten- und das Mittelschiff, und ist 60 Fuß hoch; die dritte endlich gehört dem Querbau (Transsept), jedoch nur auf einer Länge von 160 Fuß, das heißt in der ganzen Breite des Hauptbaues und ist 80 Fuß hoch. (Im Glaspalast in London waren die Seitenschiffe $43\frac{1}{2}$ Fuß, das Hauptschiff $48\frac{1}{4}$ Fuß, das Transsept 112 Fuß hoch.) Das Material, aus welchem das Gebäude besteht, ist im Wesentlichen Gußeisen und Glas; von Holz sind nur die untersten Wandbekleidungen und Dielen, die Treppen, die Geländerbarren, die Fensterrahmen und einiges Andere. Den Haupthalt gewähren viereckte, gußeiserne, hohle, am Fußende in gemauerte Stühle eingelassene Säulen, deren 124 in der Umfassungswand, 175 in Innern stehen. Sie haben höchst einfache, aus einer Art Füllhörner gebildete Capitäle, sind an den Kanten durch Viertelrundstäbe abgefaßt und tragen mittelst gußeiserner, gitterartig construirter Sprengwerke, welche sowohl das 80 Fuß breite Mittelschiff, als die 20 Fuß breiten Säulenweiten überspannen, die Bedachung, die um den rascheren Abfluß der Tagwasser zu gewinnen, *grabenartig* construirt, aus gußeisernen Rahmen *zusammengesetzt* und mit mattgeschliffenem Glas eingedeckt ist, und die ihren kleinen flachen Giebel nach vorn wie eine Mauerkrone um das ganze Gebäude legt, vor welcher her in jeder Abstufung eine Gallerie läuft, um das Dach an jedem Punkt immer leicht zugänglich zu haben. Die Tagwasser werden durch die hohlen Säulen nach den, vor dem Beginne des Baues gelegten Abzugsgräben geleitet. Zur Vermehrung des Ausstellungsraumes sind im Innern zwei Gallerien angebracht; die eine in einer Höhe von 18 Fuß in dem äußern Seitenschiff, auf gußeisernen Consolen und hölzernen Balken ruhend; die andere in dem inneren Seitenschiff, von gußeisernen Spanngittern, von der Construction der Sprengwerke getragen; in einer Höhe von 34 Fuß Treppen befinden sich an beiden Enden des Haupt- und beiden Enden des Querbaues. Die Haupteingänge sind an der Nord-, die Ausgänge an der Südseite. Für die k. Familie ist ein eigener Eingang am Ostende der Nordseite, nebst anstoßendem Vorzimmer, bereitet. Rechts und links der Haupteingänge sind die Commissionszimmer und die Garderobe; die Restauration ist am Westende. Um das Verhältniß des aufgewendeten Materials schätzen zu können, dürften einige Angaben von Interesse seyn. Im Ganzen sind 30,000 Centner Eisen verwendet, wobei jedoch die zweite, erst zuletzt eingefügte Gallerie nicht gerechnet ist. An Glas hat der Palast 215,794 Q.-F., oder 78,000 Glastafeln. Die Haltbarkeit der eisernen Verspannungen, die als Gallerieträger dienen, wurde erprobt mit einem Gewicht von 350 Centner; die der Spanngitter, die nur die Säulen, zusammenhalten, mit einem Gewicht von 200 Centner. (Bf. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

Wie man sich doch irren kann! Von Angora wußte die Welt, daß dort die feinsten Ziegen wachsen; von den feinen Leuten wußte sie nichts. Lord Raglan und St. Arnaud kennen sie aber. Kam ein lustiges Häuflein von 60 prächtigen Ziegen herangesprungen, grade als sie eine Cigarre zum Fenster heraus rauchten, und meckerte respektvoll hinauf. Fünf Hirten stiegen feierlich die Treppe herauf zu den fremden Herren. „Wir sind Männer von Angora und gute Mohamedaner; wir grüßen Euch und bringen 60 Ziegen vom feinsten Stamme England und Frankreich zum Ehrengeschenk für Eure Hülfe, und zum freundlichen Zeugniß, daß — hier stockten die Männer von Angora. Daß? — fielen St. Arnaud und der Lord fragend ein, — daß Allah keiner Ziege den Schwanz zu lang wachsen läßt! schlossen die Männer, sich tief mit gekreuzten Armen neigend, ihre Rede.

(Posen, 27. Juni.) Der hiesige Schwimmlehrer Carl Eduard Anders hat einen einfachen Apparat erfunden, welcher in jedem Strom gegen die Gefahr des Ertrinkens schützt. Dieser Apparat besteht aus drei hohlen Blechgeschirren, von denen jedes die Gestalt und den Umfang eines Quart-Maßes besitzt. Das Geschirr wird mittels eines Riemens an der Brust befestigt, und jeder Nichtschwimmer vermag damit durch das tiefste Wasser bequem in senkrechter Stellung zu gehen. Der Kopf und beinahe die Hälfte der Brust bleibt über der Wasserfläche. Es bleibt sich gleich, ob der Körper entkleidet oder völlig bekleidet und mit schweren Gegenständen belastet ist. Das ganze Instrument wiegt kein Pfund und kostet keinen Thaler. Es ist leicht transportabel, weil die einzelnen Gefäße in einander geschoben werden können, und vertritt endlich vollständig das bekannte militärische Kochgeschirr der Soldaten im Felde. Auf höhere Veranlassung hat Anders bereits mehrere Proben in der Warthe, wo der Strom am heftigsten ist und acht Fuß Tiefe besitzt, vor der hiesigen Generalität abgelegt. Jeder Zuschauende bezweifelte anfänglich den Erfolg und dieser gelang auf eine überraschende Weise. Ein vollständig bekleideter und armirter Musketier, an dessen Tornister das Gewehr, der Säbel und der Mantel befestigt waren, marschirte circa 4000 Schritt im tiefsten Strome, ohne dabei eine Hand bewegen zu dürfen. Es wurden jedesmal Nichtschwimmer dazu ausgewählt. Somit ist nunmehr das Problem gelöst worden, daß Heeresabtheilungen ohne Pontons über einen tiefen Fluß marschiren können.

Von Auers polygraphisch-illustrirter Zeitschrift liegen bereits drei Hefte vor. Sie führt den Namen Faust, dem Gutenberg'schen Faust zu Ehren, und obwohl sie nicht unter der Firma der k. k. Staatsdruckerei (Regierungsrath v. Auer) erscheint, so weiß man doch, daß sie das Unternehmen dieses genialen Mannes ist, der namentlich durch die Entdeckung des Naturselbstdrucks in den polygraphischen Künsten einen Fortschritt gemacht hat, welcher dem Sprung vom Kartendruck zu den beweglichen Lettern sich kühn an die Seite stellen kann. Der neue Faust, welcher Kunstbeilagen aus mehr als 30 Druckfächern bringen wird, gibt ein Prachtwerk, welches sich als Triumphpforte an die Schwelle einer neuen Zeit für die Leistungen der Presse stellt.

(Rauchen und Schnupfen.) Das Werk des Professor F. Tiedemann „Geschichte des Tabaks und anderer ähnlicher Genußmittel" ist ein ebenso gelehrtes Buch als es eine angenehme Unterhaltung gewährt. Der Verfasser hat seinem Gegenstande nach allen Seiten hin ein eindringendes und scharfes Studium gewidmet und bringt neben den ernsteren gelehrten Untersuchungen eine Fülle von Beobachtungen und Winken leichterer Art. Aus dem Abschnitte, welcher vom Reiz und dem Anziehenden des Tabaks handelt, mag hier nur Folgendes mitgetheilt werden: In Deutschland ward der Tabak früh ein wichtiger Handelsartikel. Im siebenzehnten Jahrhundert wurde es Mode, Tabak zu schnupfen und zu kauen. Geistliche eiferten Anfangs gegen diese Neuerung, besonders Tabakschnupfen in der Kirche. Solches erhellt u. A. aus einem Vorfall, der in der Biographie des originellen Jacob Sackmann erzählt ist; sie erschien im Jahre 1840 zu Celle. Ein Advokat aus Hannover, der dem Schnupftabak sehr zugethan war, hatte sich in der Kirche des Dorfes eingefunden und nahm während der Predigt öfters eine Prise. Als dieß Sackmann bemerkte, hielt er inne und rief dem Advokaten zu: „Schnüffler, giff Gottes Wort die Ehre und hebe Di!" Da der Advokat sitzen blieb und fortfuhr zu schnupfen, hielt Sackmann wieder inne und rief mit stärkerer Stimme: „Schnüffler, ick sage Di nochmals, giff Gottes Wort die Ehre und hebe Di!" Da der Advokat auch gegen diese Aufforderung taub blieb und im Schnupfen fortfuhr, rief der erzürnte Pastor den Kirchendienern zu: „Hans und Kuns, kümmt doch und hebt mi den Schnüffler da vom Platze, damit he weet, det he in de Kerke is!" Der Advokat fand nicht für gut, die Ankunft der handfesten Männer abzuwarten und verließ eilig die Kirche. — Was den Einfluß des Rauchens und Schnupfens auf die Gesundheit anlangt, so gibt das Buch darüber beruhigenden Aufschluß. Namentlich wird ein mäßiger Genuß des Rauchens für erwachsene Personen als ein so unschädlicher erklärt, daß sie sogar von der Sorge für ihre Zähne losgesprochen werden. Der Tabakrauch greift die Substanz derselben nicht an.

(München, 5. Juli.) Von den Notabilitäten des deutschen Theaters, welche wir demnächst auf unserer königl. Hofbühne werden auftreten sehen, sind bereits einige hier eingetroffen, darunter die Herren Döring und Liedtke aus Berlin.

Und doch mußte er sterben! In Berkshire ist das ehemalige Unterhausmitglied Hr. Benyon de Beauvoir, mit Hinterlassung von $7\frac{1}{2}$ Mill. Pf. St. (nahe an 50 Millionen Thaler) mit Tod abgegangen. Wie viele Millionen hätte der Mann wohl gegeben, um noch länger leben zu können?

Freunde weniger beschwerlicher Bergfahrten werden mit Vergnügen vernehmen, daß gegenwärtig eifrigst daran gearbeitet wird, ein sieben Schuh breites, sehr bequem angelegtes Sträßchen von Küßnacht nach Rigi zu führen, das demnächst vollendet seyn wird. Dieser Weg nach dem berühmten Höhenpunkt führt bei der Ruine der Geßlerburg vorbei, und verdient wegen der herrlichen Aussicht auf den Zuger- und Vierwaldstätter-See, gegen Luzern hin, besonderer Berücksichtigung.

(Göppingen, 5. Juli.) Einem seit vielen Jahren in hiesiger Kunstmühle dienenden Mädchen wurden von einem Rade, das ihr Kleid faßte, beide Füße und Arme abgerissen. Trotzdem lebt sie heut Abend noch und ist beim Bewußtseyn und folglich auch in der Empfindung der selbstverständlich schrecklichen Schmerzen.

Zu den vielfachen Wirren, in denen unsere Zeit befangen ist, kommen auch die orthographischen. Es steht in der That mit denselben so schlimm, daß man aus einem fehlenden oder überflüssigen h, e, c, t, gar nicht mehr beurtheilen kann, ob eine Briefstellerin orthographisch richtig schreibt oder nicht. Das mag schon manchem jungen Mann Kopfbrechen gemacht haben. Ihm soll jetzt geholfen werden. Wie die „W.-Z." mittheilt, wird eine

Conferenz von Schulmännern zur Anbahnung einer möglichst gleichen Handhabung der Orthographie an den höheren Schulen Hannovers im August zusammentreten.

Vom 1. August an müssen sämmtliche Fabriks-Camine in London (8000 an der Zahl) mit einer Vorrichtung versehen werden, durch welche der Rauch in denselben verzehrt wird. Somit hat endlich die Themsestadt Aussicht, der dicken Rauchhülle, welche Jahr aus, Jahr ein über ihr lag, ledig zu werden. Die Verpflichtung, solche Rauchverbrenn-Apparate einzuführen, wäre wohl auch in anderen Städten im allgemeinen Interesse wünschenswerth.

Literatur.

Der Chronist Friedrich Lucä. Ein Zeit- und Sittenbild aus der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts. Nach einer von ihm selbst hinterlassenen Handschrift bearbeitet und mit Anmerkungen nebst einem Anhange versehen von Dr. Fried. Lucä. Frankfurt, bei Brönner.

Der Herausgeber dieser Handschrift sagt am Schlusse der Vorrede: „Heutigen Tags wird unsern Lesern und Leserinnen in gebundener und ungebundener Rede so manche verweichlichte, aller Natur und Wahrheit entfremdete Unterhaltung geboten, daß sich's der Unterzeichnete zum wirklichen Verdienste rechnet, diese in einfachen Rahmen der Wahrheit gefaßten Lebens- und Reiseschilderungen, die zugleich einen trefflichen Beitrag zur Sittengeschichte früherer Tage liefern, den Ueberschwenglichkeiten neuerer Vollblutgeister entgegenzustellen." Der Berichterstatter kann diesen Worten nur beipflichten. Der Verfasser dieser vortrefflichen Selbstbiographie war einer jener Kernmenschen voll markiger Kraft und naturwüchsiger Frische, wie die Gegenwart derer nicht viele aufzuweisen hat. Die treuherzige und naive Weise, mit der er und zwar in einer für seine Zeit bewundernswerth reinen Sprache seine Erlebnisse schildert, weder seine Stärke noch seine Schwäche verhehlt, muß ihm die Herzen der Leser gewinnen. Doch auch abgesehen von der fesselnden Persönlichkeit des Verfassers, es entrollt sich in seinen Aufzeichnungen allerdings ein ziemlich vollständiges Zeit- und Sittenbild aus der zweiten Hälfte des so denkwürdigen und zum Theil noch nicht gehörig erhellten siebenzehnten Jahrhunderts. Das Universitätsleben, die confessionellen Umtriebe, Hof- und Volkssitten, Notabilitäten der damaligen Zeit, Reisen durch Deutschland, (auch durch Frankfurt kam der Verfasser) in die Niederlande und Polen mit mannichfaltigen abenteuerlichen Begegnissen erhalten die Aufmerksamkeit in fortwährender Spannung. Selbst kleine Züge werfen hier oft ein überraschend helles Licht auf die Zustände jener Zeit. Die von dem Herausgeber (einem Nachkommen des Verfassers) mit anerkennungswürdiger Sorgfalt und Gründlichkeit beigefügten Notizen geben die nöthigen Erläuterungen. Von großem Interesse ist auch der Anhang, der u. A. einen Briefwechsel Lucäs mit Leibnitz enthält. Möchte diese gesunde Kost recht Vielen behagen, und das ebenso unterhaltende als belehrende Buch im Strom der literarischen Erscheinungen nicht spurlos verschwinden, sondern eine weite Verbreitung und einen zahlreichen Leserkreis finden

Korrespondenz.

Hanau, im Juli.

Unsere Industrie wird zur Münchener Ausstellung einige Proben senden, die überraschen werden. Der Kaufmann D. Lindenbauer ist bis jetzt in Deutschland der Einzige, der Gelatin in vorzüglicher Güte fabricirt, jenen feinen (französischen) Leim zu Appreturen, zur Schönung des Weins, zur Herstellung künstlicher Blumen 2c. Um das Fabrikat, das als Medium nicht leicht gefällig darzustellen ist, zu zeigen, hat L. dasselbe in verschiedener Güte und Farbe in der Form eines Fensters vereinigt. — Emailleur M. Krug bringt farbenbunte Emaillen, deren Desseins nicht durch Malerei, sondern durch die Fabricationsbehandlung des Stoffs hergestellt sind. Neben diversen Blumen findet sich darunter ein volles Bouquet. — Von Beruns du Fais (Leisler) werden Teppiche ausgelegt, die nach amtlicher Bescheinigung 25 Jahre (wenn ich nicht irre) im Zimmer gelegen haben und fast ihre volle Farbenfrische 2c. zeigen. In Bijouterien, Gavüeen 2c., die jedoch nicht in dem Maße auftreten, wie man vielleicht dachte, wird Hanau seinen alten Ruf bewähren.

Bad Homburg, 6. Juli.

Das große Konzert am 4. im Saale unseres Conversationshauses hat unsere Salons besonders gefüllt. Der auch bei Ihnen noch im besten Andenken stehende Sänger Pischek, so wie die aus den Leipziger Gewandhauskonzerten und vom Aachener Musikfest her rühmlichst bekannte Konzertsängerin Mad. Sophie Förster, waren die musikalischen Sterne, die an diesem Abende glänzten. Hr. Pischek ist als Liedersänger bekannt; zu seinem Lobe etwas zu sagen, ist also unnöthig. Mad. Förster zeigte heute, daß sie ihres bedeutenden Rufes vollkommen würdig ist; eine volltönende, frische, starke Stimme, eine sehr schöne Coloratur und eine anmuthige Persönlichkeit zeichnen diese Sängerin besonders aus, und es wäre jeder Bühne zur Acquisition dieser Künstlerin Glück zu wünschen. — Die Fremdenzahl steigt täglich und der gestrige Ball war durch den Glanz der Toiletten besonders hervorragend. Die Reunions dansants finden während der Saison jeden Mittwoch statt und werden auch von der höheren Gesellschaft aus Frankfurt sehr besucht.

Literatur- und Kunst-Notizen.

Ueber einen deutschen, in Italien gebildeten Bariton, Herrn Guglielmi, wird seit einiger Zeit in den geachtetsten französischen und englischen Journalen viel gesprochen. Von Rossini empfohlen, kam er nach Paris und machte durch seine vorzügliche Stimme und vortreffliche Methode in Konzerten großes Aufsehen. Man vergleicht den Timbre seiner Stimme mit dem Tamburini's in seiner Glanzperiode.

Halevy hat eine neue phantastische Oper auf einen Text von St. Georges vollendet.

(Dresden, 2. Juli.) Gestern trat im Hoftheater Fräul. Ney nach ihrer Rückkehr vom Gastspiele in Berlin zum ersten Male wieder unter großem Beifall des Publikums auf, und zwar in ihrer höchst ausgezeichneten und vollendeten Leistung als „Frau Fluth" in Nicolai's Oper: „Die lustigen Weiber von Windsor".

Unter dem Titel: „Christians des Siebenten Hof, oder: Struensee und Karoline Mathilde" erscheint in Kopenhagen eine Darstellung der merkwürdigen Begebenheiten jenes Zeitraumes nach ältern und neuern Quellen und mündlichen Ueberlieferungen von Zeitgenossen. Der Verfasser (in dänischer Sprache) nennt sich L. J. Flamand; die Herausgabe geschieht in Heften.

(Wien, 3. Juli.) Die deutsche Saison hat gestern auf die ehrenvolle Weise mit Boieldieus „Weißer Frau" begonnen. Wie that es dem durch krassen Lärm oft bis zur Unleidlichkeit gemarterten Ohr wohl, anstatt banaler und trivialer Phrasen sich an einer geistvollen, pikanten und doch äußerst melodiösen Musik erladen zu können, statt Manierirtheit ächter Gesangskunst zu begegnen. Fräul. Wildauer, das erste darstellende Talent der Wiener Oper, Fräul. Therese Schwarz, die Herren Ander und Draxler sind in ihren Parthien in genannter Oper auf das Vortheilhafteste bekannt. Es war wohl nur ein Act der gerechtesten Würdigung, daß genannte Künstler bei ihrem Erscheinen auf das Herzlichste begrüßt, im Laufe des Abends auf das Beifälligste ausgezeichnet wurden. Neu waren in der dießmaligen Aufführung nur Fräul. Tietjens in der Titelrolle und Hr. Erl als Dickson.

Theater-Anzeige.

Montag, 10. Juni. Der Alpenkönig und der Menschenfeind, romantisch-komisches Märchen in 3 Abth., Musik von Kapellmeister Wenzel Müller.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 164. Dienstag, den 11. Juli 1854.

Die Belagerung von Leyden.

(Historische Novelle von A. Heinze.)

(Fortsetzung.)

Vor dem Rathhause blieben Alle eine Weile stehen, und unter wachsendem Tumult ward von der einen Parte eine kurze Berathung gehalten, welche damit endete, daß jene Fünfzehn in das Gebäude eilten und Einlaß in das Versammlungszimmer der Stadtbehörde begehrten. Als dieß ihnen verweigert wurde, drangen sie mit Gewalt hinein, und Einer derselben — es war der Brauer Kaar — trat vor und redete Bürgermeister und Rath mit kecker Miene also an:

„Ihr habt uns vor mehreren Wochen die Verheißung gegeben, es werde eine Flotte zu unserer Rettung erscheinen — wo ist dieselbe? Statt der versprochenen Hülfe ist die Noth auf den höchsten Gipfel gestiegen und Elend und Seuche raffen täglich eine Masse von Menschen hin. Gebt uns Lebensmittel, daß wir und unsere Kinder nicht Hungers sterben — könnt Ihr das nicht, so tretet mit dem spanischen Befehlshaber in Unterhandlung und erbietet Euch gegen billige Bedingungen zur Uebergabe der Stadt."

„Ja, Brod oder Uebergabe!" wiederholten die vierzehn Andern mit trotzigem Ton.

„Wir stehen hier im Namen von dreihundert achtbaren Bürgern", nahm Sebastian van Loom das Wort, „und verlangen, daß unsere Forderung nicht mit einem gnädigen Wohlwollen heute über vier Wochen in Berathung genommen oder mit einem mitleidigen Achselzucken abgewiesen wird! Gebt uns den Beweis, daß die erwartete Flotte, an deren Daseyn jedoch sehr Viele zweifeln, binnen drei Tagen hier seyn wird, und wir wollen ruhig heim gehen und das allgemeine Mißvergnügen über das Verfahren der städtischen Behörde nach Kräften zu beschwichtigen suchen — vermögt Ihr uns diese Zusicherung aber nicht zu geben, so sendet einen Unterhändler in das spanische Lager, damit dem schrecklichen Zustand in der Stadt ein Ende gemacht wird. Der Jammer ist nicht länger mit anzusehen!"

„Ja, das verlangen wir!" schrieen die Uebrigen.

„Noch können wir billige Bedingungen vom Obersten Valdes erhalten", fuhr Loom fort, „da noch kein Blut geflossen ist. Er hat von einem zum andern Tage gehofft, daß die Stadt sich ergeben werde, und hat darum gewiß keinen allgemeinen Sturm unternommen; seit einigen Tagen werden aber im Lager alle Vorbereitungen dazu getroffen, und wenn der Oberst die Nachricht von der Annäherung der Flotte des Prinzen von Oranien erhält, so wird er sogleich stürmen lassen, und dann ist keine Schonung und Gnade mehr zu erwarten. Die Flotte würde dann statt unserer blühenden Stadt nur einen Haufen rauchender Trümmer finden."

„Schon manche niederländische Städte haben sich den Spaniern ergeben", hob Kaar wieder an, „ohne daß die letztern sich an dem Leben und Eigenthum der Bewohner vergriffen hätten. Wo diese ein gutes Gewissen gehabt haben, ist ihnen selten ein Leides geschehen. Es scheint aber, daß unsere Behörde eben kein gutes Gewissen hat", fügte er mit höhnischem Ton hinzu, während seine Genossen in ein spöttisches Gelächter ausbrachen; „da sie sich fürchtet, den wiederholten Gnadenverheißungen zu trauen, welche ihr von den Spaniern gegeben sind! Welchen andern Grund könntet Ihr sonst haben, den allgemeinen Klagen Euer Ohr zu verschließen?"

„Was Ihr gesündigt habt, wollen wir und andere Bürger nicht büßen!" schrie der ganze Haufe mit wachsender Frechheit. „Wir haben schon mehr ertragen, als Andere gethan haben würden!"

„Die Forderungen dieser ehrenwerthen Männer verdienen allerdings eine ernstliche Erwägung", nahm der zweite Bürgermeister Gerhard van Weikendam das Wort, welchen die Patrioten einer geheimen Sympathie für die Spanier beschuldigten. „Seit elf Tagen haben wir keine Nachricht empfangen, wo sich die Flotte befindet und ob sie wirklich gegen die ungeheuern Schwierigkeiten ankämpft, welche sie zu besiegen hat, ehe sie uns Rettung zu bringen vermag. Das Elend in der Stadt hat mein Herz schon lange mit unaussprechlichem Kummer erfüllt — ich will nicht schuldig seyn an dem Tode so vieler meiner Mitbürger — — ich rathe daher, daß man Unterhandlungen mit dem spanischen Befehlshaber anknüpft."

„Dieser Ansicht bin auch ich", sagte der Rathsherr van Dissel; „die Verantwortlichkeit, welche wir auf uns laden, wenn wir bei unserm Widerstand beharren, ist zu groß!"

Zwei andere Rathsherren nickten beistimmend mit dem Kopfe, wagten es aber nicht, ihre Stimme zu erheben.

Ein banges Schweigen von einigen Secunden herrschte im Saal; das Schicksal Leydens schien entschieden zu seyn.

Da erhob sich plötzlich der Bürgermeister van de Werff, schaute die fünfzehn Abgesandten mit festem Blick an und sprach in edler Begeisterung:

„Ich habe einst dieser Stadt geschworen, zu allen Zeiten das Beste derselben befördern zu wollen, und was ich geschworen habe, das werde ich unverbrüchlich bis zum letzten Athemzuge halten. So lange ich weiß, daß Tausende unserer Landsleute bei Tag und Nacht mit den Elementen und den Feinden ringen, um uns und die Unsrigen aus dem schrecklichen Zustande zu erlösen, worin wir uns befinden, so lange halt' ich den Gedanken an die Uebergabe für einen Verrath an der Stadt. Die Nachwelt soll den Namen van de Werff nicht mit einem Fluch aussprechen — sie

müßte es aber, wenn ich so schwach wäre, Eurem Drängen nachzugeben. Habt Ihr es mit Euern Genossen und Helfern beschlossen, mich um meiner Treue willen zu morden, so thut es — ich zittre nicht vor dem Tode! Sterben muß ich doch einmal — ob mich Eure Hand oder die des Feindes erwürgt, gilt mir gleich. Hier ist mein Körper, theilt ihn unter Euch und sättigt Euch daran, so weit er zureicht."

Diese Worte, welche mit der ganzen Würde und unerschrockenen Freudigkeit eines hochherzigen, edlen Mannes gesprochen wurden, der sich bewußt ist, allstund nur das Wohl seiner Mitmenschen im Auge gehabt zu haben, brachten eine mächtige Wirkung hervor. Die ganze Rathsversammlung — selbst die drei oder vier Spanischgesinnten in derselben — stimmte, von Bewunderung hingerissen, mit freudiger Begeisterung dem ehrwürdigen Greise bei, der im unerschütterlichen Vertrauen auf die verheißene Hülfe kühnlich den entfesselten wilden Leidenschaften trotzte.

Die Fünfzehn wagten kein Wort der Erwiederung und verließen, gleichsam niedergedrückt von der Größe des edlen Greises, den Versammlungssaal, den sie in der gewissen Zuversicht betreten hatten, daß ihre Verrätherei den Sieg davontragen werde.

Als die Sitzung beendet war und der Bürgermeister aus dem Rathhause trat, ward er mit Jubel von einer dichtgedrängten Menschenmenge begrüßt. Einer der Rathsherrn hatte gleich nach dem Abzuge der Fünfzehn heimlich den Saal verlassen und den Erfolg der Worte van de Werff's mehreren Patrioten mitgetheilt, welche dann schnell alle Anhänger der guten Sache zusammenriefen und mit ihnen nach dem Rathhause eilten, um dem muthigen Greise durch begeisterten Zuruf einen Beweis ihrer hohen Verehrung zu geben.

Der Gefeierte wollte eben seinen Freunden für ihr Vertrauen und für ihre Liebe danken und sie zu fernerem Ausharren ermahnen — da schlug plötzlich ein dumpfer Donner an das Ohr der jubelnden Menge.

Alles verstummte und schaute sich ängstlich fragend an.

Aber einige Sekunden später donnerten alle Geschütze auf den Wällen der Stadt den Gegengruß, und nun brach die zagende Menge in ein tausendstimmiges Jubelgeschrei aus.

„Die Flotte naht! die Flotte naht!" jauchzte Alles, und in wilder Freudigkeit stürmte Jung und Alt nach den Wällen, um sich an dem Anblick der rettenden Schiffe zu laben.

Und als die jubelnden Schaaren die Wälle erreichten, da sahen sie fern im Süden eine Reihe weißer Segel, welche im hellen Mittagssonnenschein freundlich schimmerten und glänzten. Dieser Anblick erfüllte selbst die verzagtesten Herzen mit neuer Hoffnung, und Angesichts der weißglänzenden Segel schwor man sich einander, Alles und Jedes zu erdulden und freudigen Muthes in den Kampf zu gehen, wenn die Feinde zum Sturm schreiten sollten.

Welche Entschlossenheit und Begeisterung in jenen Tagen in der unglücklichen Stadt herrschten, geht aus einer Antwort hervor, die ein vom Hunger ausgemergelter Bürger einem der Feinde gab, welcher ihn und seine Kameraden auf den Wällen in einem Anflug von Menschlichkeit aufforderte, sich durch die Uebergabe der Stadt vor dem Hungertode zu schützen.

„Wenn uns der Hunger quält, so haben wir einen linken Arm, welchen wir verzehren können; der rechte genügt zur Führung des Schwertes!" rief er dem Spanier zu. „Ehe wir uns Euren Henkershänden überliefern, zünden wir unsere Stadt an und begraben uns unter ihren Trümmern."

(Fortsetzung folgt.)

Der Zigeunerberg bei Granada.

Wenn man unter „Paradies" sonst nichts versteht als einen feenartigen Garten, so hat kein Land der Erde mehr Anspruch auf diesen Namen als Andalusien.

Der Eindruck, welchen Andalusien auf den Besucher macht, ist um so bezaubernder, als er vorher durch das reizlose Castilien gekommen ist. In Castilien sieht man nur von der Sonne verbrannte Ebenen, mit spärlichen Halmen von fahlgelbem Ansehen und Sträuchern, an denen das Laub abgestorben; dazu kahle Gebirge und wasserleere Flüsse, deren ausgetrocknetes Bett den Sommer über als Landstraße dient, so daß der erstaunte Reisende anstatt über die Brücke weg unter die Brücke weg fährt, und an Stelle der Wasserwogen ihn nur Staubwogen umwirbeln. Weithin ist Alles öd und dürr, und wenn man diese traurigen Gefilde erblickt, fragt man sich unwillkührlich, von was die Bewohner dieser Strecken wohl leben. Freilich brauchen sie auch zum Leben sehr wenig. Ihnen genügt eine Handvoll Oliven als tägliche Nahrung, und den Baum, der diese gibt, trifft man in einzelnen Gruppen überall an, gleich als habe die Natur in dieser Wüstenei wenigstens nicht ganz sorglos für den Menschen seyn wollen.

Wie anders ist es dagegen, wenn man Granada näher kommt, wo eine üppige Vegetation mit ihren glänzenden Laubformen und süßen Wohlgerüchen ergötzlich eine neue Welt verkündigt. Längs der Straße ziehen sich in dichten Reihen prachtvolle Lorbeer- und Orangenbäume hin, gegen deren kräftiges Laub die heißen Strahlen der Sonne nichts vermögen. Schlanke Palmen mit breiten und anmuthigen Fächerkronen steigen stolz empor, dazwischen riesige Aloen mit ihren fleischigen und stachelichen Blättern, während hingegen von den Granatenbäumen die halbaufgesprungenen rosigen Früchte einladend herabwinken. Die Natur lacht dich hier an und jauchzt dir entgegen, und Alles athmet Freude und Wollust: Dieß ist nicht mehr Europa, das trübe und grämliche; dieß ist der Orient, der üppig glänzende mit all seiner Sinnlichkeit und Träumerei!

So liegt Granada da und das Sonnengebirge, auf welchem die geheimnißvolle Alhambra steht. Die Alhambra ist zu oft beschrieben worden, um daß ich noch eine Schilderung versuchen möchte. Nur Einiges sey gesagt: Aus einem mit Säulen umgebenen Hofraum, in dessen Mitte sich ein von Orangerie und Myrthensträuchen eingefaßtes Bassin — wo die Frauen badelen — befindet, gelangt man durch einen Gang nach einem andern Hofe, der die berühmte „Löwenfontaine" enthält. Zur Rechten dieses Hofes liegt der „Saal der Abencerragen"; zur Linken das „Gemach der beiden Schwestern"; aus letzterm führt ein Gang in den „Balsamsaal", wo die Sultaninnen einen Theil des Tages zubrachten. Wenn Du Dich hier einige Zeit deinen Träumen, was diese nun öden Mauern wohl ehedem Alles an unverschleierten Schönheiten umschlossen, überlassen hast, so tritt dann an den kleinen gewölbten Bogen, der diesem Gemach zum Fenster diente und laß Deine Blicke frei hinaus schweifen.

Bewunderung und Schreck ergreift Dich vielleicht zugleich, denn der kleine Fleck auf welchem Du stehst, schwebt mitten in der Luft, einem Adlerneste auf hoher Felsenspitze gleich. Unten im Abgrund wälzt der Darro sein weniges Wasser über Fels und Stein; gegenüber und in einiger Entfernung von der Höhe, wo Du stehst, erhebt sich ein anderes Gebirg, — der Albaycin. Der Anblick desselben ist höchst sonderbar. Mit wilden Feigenbäumen und tausenden von höhlenartigen Löchern bedeckt, kann man den Albaycin ebenso gut mit einem großen Igel wie mit einem ungeheuern Schwamme vergleichen; letzteres wohl noch mehr,

da das Auge hauptsächlich von der Unzahl Löcher in Anspruch genommen wird.

In diesen, von ihnen selbst ausgehöhlten Löchern hausen die Gitanos, welchen Namen in Spanien die daselbst noch zahlreich vorhandenen Zigeuner führen, und die hier mehr noch als anderswo ihr orientalisches Gepräge beibehalten haben.

Nachdem mein Reisegefährte und ich noch das nah gelegene Generalife, ein ehemaliges Lustschloß der maurischen Könige, besucht hatten, beschlossen wir so schnell wie möglich hinabzusteigen, bei der nächsten Brücke den Darro zu überschreiten und dem Albaycin einen Besuch abzustatten.

Am Abend vorher hatten wir einige Stunden unweit Granada in einer „Posada" zwei Gitanos und eine Gitana angetroffen, welche vor uns den „Zorongo", einen sehr ausdrucksvollen und unterhaltenden Tanz aufgeführt hatten. Nach dieser Probe maurischer Grazie waren wir nur um so begieriger mit den Zigeunern nähere Bekanntschaft zu machen.

Als unser Führer jedoch diese Absicht unter uns besprechen hörte, macht er ein noch dümmeres Gesicht als gewöhnlich und suchte uns, ohne sich eines unheimlichen Grauens erwehren zu können, von unserm Vorsatz abzubringen. Bei uns steigerte dieß nur die Lust und wir erklärten ihm bestimmt, daß wir den Albaycin besuchen wollten. Er weigerte sich, uns dahin zu führen.

„Wir haben Dich aber doch bezahlt!" sagte ich zu ihm.

„Das wohl, allein nicht, um auf den Albaycin zu gehen."

„Auf den Albaycin oder sonst wohin, was liegt daran?!"

„Die Polizei selbst kommt nicht auf den Albaycin."

„Wohl möglich, deßhalb können wir aber drum hingehen."

„O nein! Meinetwegen mögen Sie gehen, ich gehe nicht mit."

„Und wenn wir Dir den Tag doppelt bezahlen?"

„Nein, auch dann nicht! Nein, nein!"

Es ist wahr, nach dem, was man uns schon vorher gesagt hatte, war es nicht rathsam, die Gitanos zu besuchen; die Besten von ihnen sollten nichts taugen; wenn auch die Männer sich zum Theil als Maulthierscheerer, die Frauen als Tänzerinnen, Wahrsagerinnen oder Amulettenverkäuferinnen ernährten, so sey doch im Grunde ihr eigentliches Metier das Stehlen; der Albaycin sey überhaupt der Aufenthaltsort der nichtsnutzigsten Landstricher und Hallunken. Das Alles und vieles Andere noch hatte man uns gesagt, und wir zweifelten auch nicht im Geringsten an der Wahrheit dieser Angaben, nur hatten sie aber unsere Neugier desto reger gemacht. Und weiter schien uns der Contrast, an dem gleichen Tage aus der reizenden Alhambra auf den verrufenen Albaycin zu gerathen, so außerordentlich, daß wir uns noch mehr angezogen fühlten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Ein merkwürdiges Dorf ist Fort Augustus am Caledonia-Kanal in den nördlichen schottischen Hochlanden. Als eine auffallende Thatsache meldete jüngst das „Ladies-Journal", daß alle Läden zu Fort Augustus von jungen unverheiratheten Frauenzimmern gehalten werden, alle frisch, hübsch und 20 Jahre alt. Nun kommt der „Iverneß Advertiser" vom 20. Mai d. J. und bringt etwas noch viel Merkwürdigeres, das vielleicht die Ursache, nicht die Wirkung des oben erwähnten Umstandes ist. Nicht allein sind alle Frauenzimmer in den Läden zu Fort Augustus unverheirathet, sondern auch der Profoß, der Prediger, der Schullehrer, der Arzt, der Inspektor, der Schleusenwärter, der Zolleinnehmer, der Bäcker, der Fleischer, der Schuster, der Schneider, der Zimmermann, der Dudelsackpfeifer und der Fiedler dieses höchst merkwürdigen Orts — sie Alle, ohne Ausnahme, seltsam genug, leben in lediger Glückseligkeit!

(Aus dem Amtsbezirk Villingen, 27. Juni.) Wie man hört, so ereignete sich vorgestern in der benachbarten Amtsstadt folgender Vorfall: Ein etwa 8jähriges Mädchen einer armen, aber thätigen Familie, die einen der alten Festungsthürme Villingens bewohnt, wurde von seiner Mutter wegen Zerbrechens eines Glases bestraft, und mit weiterer Züchtigung durch die Hand des Vaters, wenn dieser nach Hause komme, bedroht. Die Angst vor neuer Strafe trieb nun das Kind in den obersten Theil des Thurmes, wo es sich zunächst in eine Schießscharte flüchtete, und von hier aus zuletzt, um dem herbeikommenden Vater zu entfliehen, den Sprung in die etliche achtzig Fuß tiefer gelegenen Stadtgraben wagte. „Armes Kind!" wird mancher Leser ausrufen, und Niemand dürfte es glauben, daß eben dieses Mädchen sich gleich am folgenden Tage wieder bei seinen Gespielen auf der Gasse einfand und gewissermaßen blos mit dem Schrecken davon kam! Und doch soll es so seyn. Freilich mag die Grabensohle weich seyn und auch das Kleidchen des Kindes als Fallschirm gewirkt haben; immerhin wäre es aber doch ein bedeutendes Wagstück, eine derartige Flucht wiederholt zu versuchen.

Der Lloyd berichtet: „Einer der schönsten literarischen Namen des verflossenen Jahrhunderts wurde soeben in einem traurigen Proceß genannt. Der treffliche Verfasser von dem berühmten Werke „Paul und Virginie" hatte zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, denen er die Namen der Helden seines unsterblichen Romans gegeben. Seine väterlichen Illusionen gewahrten in dem lebhaften Geiste Paul's die schönsten Hoffnungen für dessen Zukunft, die jedoch durch ein unglückliches Ereigniß furchtbar getrübt wurden. Herr Paul v. St.-Pierre ward nämlich vor kurzer Zeit von einer Gehirnkrankheit derart befallen, daß er Idiot geworden. In eine Heilanstalt gebracht, wurde er dort von einer seiner Familie ganz unbekannten Person häufig besucht, die dem Geisteskranken eine Generalvollmacht zur Verwaltung seines Besitzthums entlockte. Nachdem jedoch das Vermögen des Idioten bei solcher Verwaltung bedeutend gelitten, sahen sich die Verwandten genöthigt, einer gerichtlichen Einschreitung Folge zu geben. Der richterliche Spruch ging in der That auch dahin, daß Herr v. St.-Pierre wegen seines completen Idiotismus unvermögend sey, sein Eigenthum zu verwalten oder dießfallsige Vorkehrungen zu treffen. Zu gleicher Zeit ward auch Herr Lebon bestimmt, das Besitzthum sowie die Person des bürgerlich todt Erklärten zu beaufsichtigen."

(Freiburg. — Schweiz.) In Châtel-St.-Denis hat der Pfarrer in der Kirche, wo die Schulprüfung und die Preisvertheilung stattfand, das Altarssakrament verschlossen und die Chorlampe ausgelöscht, um das Heilige nicht mit dem Profanen zu vermischen. Was mag sich wohl ein Mensch unter Religion vorstellen, dem ein Schulfest nicht als religiös erscheint? (Zürich. Ztg.)

(Breslau.) Vor einigen Tagen hat die wahrscheinlich älteste Druckerei in Deutschland, die Stadt- und Universitäts-Buchdruckerei von Graß, Barth und Comp. dahier, das Jubiläum ihres 350jährigen Bestehens gefeiert. Ihr ältester Druck, eine Legende von der heiligen Hedwig, datirt aus dem Jahr 1504.

(Düsseldorf, 5. Juli.) Der schöne helle Stern, den man jetzt nach der Abenddämmerung ziemlich tief am südöstlichen Himmel, und bald nach Mitternacht etwa 17 Grad hoch am südlichen Himmel sieht, ist der größte der Planeten, Jupiter. Er steht

gegenwärtig im Sternbilde des Schützen, und kann von Denen, die ihn noch nicht kennen, leicht dadurch aufgefunden werden, daß er am 10. Juli, 6. August, 3. September, 30. September, 27. October, 24. November und 22. December dieses Jahres in der Nachbarschaft des Mondes stehen wird.

(Berlin.) Im Erdgeschoß eines Hauses der Charlottenstraße zeigte sich, während die Familie sich im Zimmer befand, plötzlich eine Schlange von beträchtlicher Stärke und Länge. Man verfolgte sie, sie verschwand jedoch durch ein Loch in der Mauer, man grub nach, fand jene zwar nicht, aber ein Nest mit zwei Jungen. Jener Stadttheil hat einen sehr feuchten, unsicheren Boden, so daß auch dort in der Nähe einige Häuser gesunken sind, die abgetragen werden müssen.

(Hannover, 8. Juli.) Der Bürgermeister Hantelmann in Emden wirkt auf verschiedene Weise dem übermäßigen Branntweingenuß entgegen, indem allen Torfschiffern und deren Beauftragten bis zu 10 Thlrn. untersagt wird, gebrannte Wasser zu verabreichen. Ferner bittet er alle Arbeitgeber der Stadt dringend, ihren Arbeitern keinen Branntwein mehr zu geben und vertraut gern den Mitbürgern, daß sie dem Magistrate in seinem Bestreben, dem schweren Unheil des übermäßigen Branntweingenusses entgegenzuarbeiten, bereitwillig und wirksam zu Hülfe kommen werden.

(Genf.) Wie der N. Thurgauer-Zeitung geschrieben wird, hat sich hier ein alter, schmutziger, geiziger Junggesell, ein Millionär, aus Verzweiflung darüber, daß er einige tausend Franken in Spekulation verspielt hat, selbst das Leben genommen. Da er ein Verwandter der berühmten Frau von Staël war, so erbt der reiche Herzog von Broglie die hinterlassenen Millionen.

(Berlin.) Wir haben, wenn wir der „D. B. H." glauben dürfen, noch die Veröffentlichung von Briefen Goethes zu erwarten, welche zu dem Bedeutendsten gehören, was der Dichter geschrieben hat. Es sind die Briefe an Frau Kästner — „Werthers Lotte" — die bisher nur aus Privatrücksichten unveröffentlicht geblieben sind. Jetzt denken die Kästner'schen Erben ernstlich an die Herausgabe.

Korrespondenz.

Hochheim a. M., 7. Juli.

Was guter Wille und vereinte Kraft vermag, haben wie aus dem Rechnungsabschluß unsrres Frauenvereins pro 1853/54 ersehen. Duech Vermittlung dieses Vereins, drm eble Frauen an dee Spitzr stehen, sind vom Nov. 1853 bis incl. Juni a. c. an die hiesigen Armen vertheilt worden: 1476 Laib Brod fl. 552. $8\frac{1}{4}$ kr., $32\frac{1}{2}$ Malter Kartoffeln fl. 96. 24 kr., 542 Essen fl. 90. 20 kr., so daß sich die Wirksamkeit des Verrins in dem kurzen Zeitraume von einem halben Jahre über eine Einnahmr und Ausgabe von 738 fl. $52\frac{1}{4}$ ke. erstreckt. — Für ein Städtchen von 2300 Einwohnern gewiß viel und ein nachahmungswerthes Beispiel hochherziger Opferwilligkeit! Es muß den Hochheimern überhaupt nachgerühmt werden, daß ihre Gaben zu Wohlthätigkeitszwecken, Verschönerungen u. dgl. stets reichlich und ohne Unterlaß fließen. Auch die hiesigen Angestellten sind freundliche Geber; sie gedenken bei dem reichen Gottessegen fortwährend ihree armen Brüder. Herr P. allein legte unlängst 200 fl. für die Armen in die Hände des Herrn Pfarrverwalters. Wo solche Thaten sprechen, da bedaef es keiner weitern Worte. Lucas 10. K. 37 V.! — Der in Beilage d. 5. Juli zu Nro. 159 näher bezeichnete, straßenräuberisch angefallene Handwerksbursche liegt noch immer hoffnungslos darnieder und sind die Thäter gestern an das Criminalgericht zu Wiesbaden abgeführt worden.

Mainz, 8. Juli.

In der verflossenen Woche, einer durch fast beständigen Regen sehr trübseligen, haben sich hier an verschiedenen Tagen deei junge Leute, ein Bronzearbeiter, ein Schneider und ein Gomaßast aus Worms erschossen. — So günstig das Wetter dieser Woche für die Fruchtspeculation schien, so ungünstig war es in der That für viele Speculanten. Die Früchte erlitten sämmtlich einen sehr bedeutenden Preisrückgang. Der Preis des Korns fiel an einem Tage um 7 fl. per Malter, und selbst für den so gesunkenen Preis wollten sich keine Abnehmee finden. Aehnlich in den andeeen Fruchtgattungen. Dee heutige Preis für den 4pfündigen Laib Brod, ermittelt nach den Durchschnittspreisen der Frucht in den letzten acht Tagen, ist 18 kr., also gegen vorige Woche um 2 kr. niedriger. — Herr Carl Weiser von hier, durch sein eifriges und erfolgreiches Streben für die Verbesserung des Löschwesens in unserem Lande bekannt und dafür durch vielfache Beweise der Anerkennung von Seiten der städtischen und Staatsbehörden sowie selbst von unserem Landesfürsten belohnt, hat in seinem unermüdlichen Wirken, das bisher nur nach der praktischen Seite hin sich geltend gemacht, nun auch den Weg der schriftstellerischen Thätigkeit betreten. Ein sehr ausführliches, gründliches Werk über Löschwesen, mit großem Fleiße von ihm bearbeitet, liegt zum Drucke bereit. Dasselbe umfaßt das Löschwesen in allen seinen Theilen, erläutert und geschmückt durch etwa 150 sehr sorgfältig ausgeführte und in hohem Grad gelungene Zeichnungen von der Hand des Verfassers, gibt eine gedrängte Geschichte des Löschwesens, gründliche Behandlung der Werkzeuge (Lösch- und Rettungsgeräthe), sowie der Exercitien mit den betreffenden Signalen und eine vollständige Theorie des Löschens selbst nach dee Verschiedenheit der Brände, die nach allen möglichen Katrgorien (als Brände im Keller, in Etagen, im Dachstuhl, in Scheuern, Stallung, Remisen und Laboratorien, großer Brand, Wiesen- nnd Waldbrand) abgehandelt sind. Wir zweifeln nicht, daß dirses Werk, welches einen bei uns Deutschen bis jetzt noch lange nicht gebührend beachteten wichtigen Gegenstand der Sicherheitspolizei mit Gründlichkeit und tiefer Sachkenntniß behandelt, seinen Weg finden und der Gesellschaft von Nutzen, sowie dem Verfasser zur Ehre gereichen wird.

Darmstadt, 8. Juli.

Den beiden ersten Beamten der Gemeinden des Großherzogthums ist eine äußere Auszeichnung verliehen worden, welche für den Bürgermeister darin besteht, daß derselbe an rothem Band eine silberne Medaille in Function zu tragen hat, welche auf der einen Seite das Brustbild des Großherzogs, auf der andern Seite einen Eichenkranz zeigt. Dee erste Beigeordnete dagegen hat auf seiner Medaille, statt des Bildes, das großherzogliche Staatswappen und auf der Rückseite wieder den Eichenkranz. Beide Medaillen sind, was Aehnlichkeit des Bildes und gediegene Ausführung anlangt, ausgezeichnet schön ausgefallen und haben dem Verfertiger, unserem jungen Mitbürger Christian Schnittspahn, Sohn des großherzoglichen Hofjuweliers S. dahier, allgemeines Lob erworben. Derselbe befindet sich gegenwärtig zu Berlin, wo er an der Akademie der bildenden Künste, unter des Hrn. Professor K. Fischer Leitung, seine Studien eifrig fortsetzt. Der hoffnungsvolle junge Mann, dem wir zu seinen ferneren Erfolgen Glück wünschen, machte zwei Jahre lang seine Vorstudien an der Münchener Akademie, ehe ee sich nach Berlin begab, wo er jetzt schon seit anderthalb Jahren weilt und daselbst zu seiner höheren Ausbildung noch längere Zeit sich aufzuhalten beabsichtigen soll.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 11. Juli. Mathilde, Schauspiel in 4 Acten von R. Benedix. (Gastrolle) Mathilde: Frau Ander, vom deutschen Theater in Pesth.

Mittwoch, 12. Juli. Des Teufels Antheil, große Oper in 3 Acten.

Bockenheimer Sommertheater.

Dienstag, 11. Juli. Herr und Sclave, Drama in 2 Acten. — Der reisende Student, oder: Das Donnerwetter, musikalisches Quodlibet in 2 Acten.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 165. Mittwoch, den 12. Juli 1854.

Die Belagerung von Leyden.

(Historische Novelle von A. Heinze.)

(Fortsetzung.)

4.

Während in dem bedrängten Leyden Hunger, Elend und Seuchen wütheten und Tausende wegen der höchsten und edelsten Güter des Lebens mit unerschütterlichem Muth namenlose Qualen erduldeten, ward in einer der benachbarten Städte kurze Zeit nach den oben erzählten Vorgängen eines Abends ein prächtiges Fest gefeiert, wo Hunderte in einer Stunde Das verschwelgten, womit sich die unglücklichen Bewohner Leydens tagelang hätten laben können. Es war im Haag, welcher Ort sich seit elf Monaten in der Gewalt der Spanier befand. Der spanische Oberst Baldes, welcher sich während der Belagerung oft in dieser Stadt aufhielt, hatte hier eine junge niederländische Dame Namens Johanna van Balkenwyk kennen gelernt, die in Leyden geboren und erzogen, nach dem Tode ihrer Eltern aber von ihrem Oheim an Kindes statt angenommen worden war, welcher letztere im Haag wohnte, daselbst ein großes Haus machte und der spanischen Regierung ergeben war. Baldes hatte eine heftige Neigung für Johanna van Balkenwyk gefaßt und diese hatte seine Huldigungen bis dahin auch mit sichtlichem Wohlgefallen aufgenommen, da ihr Oheim dem Obersten sehr gewogen war und sich nicht undeutlich hatte merken lassen, daß ihm ihre Verbindung mit dem letztern sehr erwünscht seyn werde.

Johannas Oheim hatte die spanischen Offiziere der vor Leyden stehenden und im Haag liegenden Regimenter häufig in seinem Hause auf das freigebigste bewirthet, und so gab Baldes denn zu Ehren der schönen Niederländerin an diesem Abend ein glänzendes Fest, zu welchem alle angesehenen spanischgesinnten Bewohner der Stadt und die Offiziere sämmtlicher Truppen eingeladen waren, welche die Besatzung des Ortes und das Belagerungsheer vor Leyden bildeten.

In den prächtigen Sälen wogten die reichgekleideten, von Gold und edlen Steinen schimmernden Gäste in Schaaren auf und nieder. Ueberall Scherz und Lachen, Becherklang und Musik, Lust und Freude — es war, als ob Trauer und Schmerz unbekannte Gefühle in diesen von tausend Kerzen erhellten Räumen seyen.

Und dennoch war dem nicht so; aber Niemand ahnte, wessen Herz in dem allgemeinen Jubel so bange pochte.

In einem an den Hauptsaal stoßenden kleinern Zimmer saß eine Anzahl spanischer Offiziere und unterhielt sich lachend und zechend von kühnen Abenteuern, von ruhmvollen Heldenthaten und von Eroberungen fester Städte und spröder Schönen.

„Eh' ich den niederländischen Boden betrat, meint' ich, es gäbe nur reizende Frauen in Spanien und Italien", sagte der Hauptmann Lopez Galli; „aber, bei Gott! in diesem kalten Lande gibt es Schönheiten, vor denen manche spanische Sennora die Segel streichen muß!"

„Und unser tapfrer Führer hat sich wahrlich nicht die häßlichste unter den Schönen erlesen", rief der Oberst Borgia, welcher mit seinem Regiment die große Schlange bei dem Dorfe Lammen, einem der wichtigsten festen Punkte in der Umgebung Leydens, besetzt hielt. „Wenn meine Seele des Neides fähig wäre — ihn würde ich beneiden."

„Liebt die schöne Johanna van Balkenwyk ihn denn wirklich?" fragte Pedro Giaccone, ein Hauptmann von Borgias Regiment. „Die niederländischen Damen sind räthselhafte Wesen; sie lieben und gestehen es nicht. Ein Liebesgeständniß muß man förmlich im Sturm erobern!"

„Wenn ihre Liebe so heiß ist, wie die des Obersten Baldes, so wird der Priester bald den Segen über ein glückliches Paar sprechen!" erwiederte Borgia lachend. „Ihre veilchenblauen, schwärmerischen Augen, ihre zarten, mit einem feinen Roth behauchten Wangen, ihre dunkelblonden Locken, ihr süßes Lächeln und ihre klare Silberstimme haben seinen armen Kopf so verrückt, daß er um ihretwillen den Kampf mit der ganzen Hölle nicht scheute. Sollte sich irgendwo ein Nebenbuhler blicken lassen, so könnte dieser nur gleich sein Testament machen."

„Die Liebe ist eine Tochter des Himmels — aber der Segen des Priesters, der will mir nicht behagen", meinte ein anderer Offizier Namens Martin d'Ayala. „Wer einmal das lustige Kriegsleben gekostet hat, der kann's im Ehejoch doch nicht aushalten!"

„Wer mag sich in das Kampfgetümmel stürzen, wenn er fürchten muß, daß die Kugel, welche ihn niederstreckt, aus einer glücklichen Gattin eine Wittwe macht?" rief Giaccone.

„Ja, es geht nichts über das freie Soldatenleben!" sagte Lopez Galli. „Heute gezecht und gejubelt, und morgen in die Schlacht gestürmt — das ist das schönste Leben auf der Welt."

„Darum ist mir's heut' auch so wohl!" entgegnete Martin d'Ayala. „Ist dieß Fest verrauscht, so beginnt der Waffentanz drüben bei Leyden."

„Ich kann die Stunde kaum erwarten, wo die Trompeten und Trommeln zum Sturme rufen", sagte Giaccone. „Vier Monate haben uns die frechen Krämer Trotz geboten — morgen sollen sie's erfahren, wie spanische Krieger einen solchen Trotz züchtigen. Von mir hat keiner der Uebermüthigen Gnade zu erwarten."

„Und wenn alle Teufel der Hölle den trotzigen Krämern Hülfe kämen — ihre Stadt wird unser, ehe wieder die Sonne sinkt", rief der Oberst Borgia. „Meine Leute sind so erbittert, daß sie sich eher in Stücke zerhauen lassen, als daß sie auch einen einzigen Zoll zurückweichen."

„Die Wasserratten werden einmal fluchen, wenn sie nach einigen Wochen mit ihren Wallnußschalen angeschwommen kommen und die spanischen Fahnen auf den Wällen wehen sehen!“ lachte Galli.]

In diesem Augenblick trat ein junger wohlgewachsener Mann in der Kleidung eines Offiziers von Borgia's Regiment in das Zimmer, blieb unweit der Thür stehen und spähte scharf nach allen Seiten umher. Als er des Obersten Borgia's ansichtig wurde, ging er rasch auf diesen zu und machte ihm heimlich ein Zeichen.

Der Oberst erhob sich darauf, führte den Offizier in einen Winkel des Zimmers und sprach eine Weile sehr angelegentlich mit ihm, aber so, daß keiner der zechenden Spanier ein Wort zu vernehmen vermochte.

Einige Minuten später eilte der Unbekannte raschen Schrittes von dannen und war bald im dichten Schwarm der Gäste verschwunden.

„Ist ein neuer Offizier in Euer Regiment getreten, Oberst?“ fragte Lopez Galli, welcher den Fremden mit mißtrauischen Blicken betrachtet hatte.

Borgia gab ihm einen Wink und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr, worauf Jener beifällig mit dem Kopfe nickte und ein Gespräch mit seinem Nachbar Ciaccone begann, gleich als ob er diesen, dem die Erscheinung des unbekannten Offiziers auch aufgefallen war, an weitern Fragen verhindern wolle.

Die fröhlichen Gespräche und Scherze begannen von neuem; die Aussicht auf den am folgenden Tage stattfindenden Sturm schien die allgemeine Lust nur noch zu erhöhen.

Plötzlich rief Borgia, indem er in den anstoßenden Saal deutete, seinen Kameraden zu:

„Seht, da thront die Königin des Festes inmitten ihrer Bewunderer! Aber Alle vermögen ihren holdseligen Lippen kein Lächeln zu entlocken — das vermag nur Valdes — wo mag er seyn? Es ist gefährlich, die Auserwählte seines Herzen zu vernachlässigen.“

„O, Valdes hat heute den Wirth zu spielen“, meinte Ciaccone. „Da wird er Manches thun müssen, was er gern Andern überließe.“

„Eine reizendere Königin des Festes hätte Valdes nicht finden können“, sagte Martin d'Avala, indem er die schöne Niederländerin mit Bewunderung anblickte. „Vor ihrer Schönheit erbleichen alle übrigen Damen im Saal, wie die Sterne vor der hellen Sonne erbleichen!“

Johanna van Valkenwyk war die Königin des Festes in einem viel höheren Sinn, als die Offiziere ahnten.

Während die letztern sich noch in Lobeserhebungen über ihre Reize ergingen, trat aus dem Kreise der Bewunderer Johannas ein einfach gekleideter bejahrter Mann auf diese zu und bat sie um eine kurze Unterredung unter vier Augen. Es war ein Freund ihres verstorbenen Vaters, Namens Adrian van Alburg, welcher in Delft wohnte und gegenwärtig bei ihrem Oheim zum Besuch war, der ihn dem Obersten Valdes als den väterlichen Freund seiner Nichte vorgestellt hatte.

Verwundert, was der Greis ihr mitzutheilen habe, trat sie mit ihm in eine Fensternische; der letztere reichte ihr darauf ein Blättchen Papier und sagte:

„Les't dieß, Johanna — es kommt von Admiral Boisot.“

Johanne entfaltete das Blättchen und fand darauf die Worte:

„Kann sich Leyden nur noch einige Tage halten, so hoffe ich mit Zuversicht, die unglückliche Stadt zu retten.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Zigeunerberg bei Granada.

(Fortsetzung.)

Gleichwohl machte uns die hartnäckige Weigerung unsers Führers einen Augenblick lang betroffen und wir sahen einander fragend an, im nächsten Momente jedoch stand unser Entschluß schon wieder fest. Ich hatte in unserm Führer gleich von Anfang an keinen Helden erkannt, und theilte meinem Freunde meine Meinung mit, daß ein derartiger Hasenfuß gaz leicht ungeheure Gefahr vermuthen möge, wo keine Spur davon vorhanden. Länger besannen wir uns hierauf freilich nicht mehr und nahmen uns nur noch vor, nicht ohne Behutsamkeit zu Werke zu gehen. Unser Führer strich sein Geld ein, verließ uns mit einem: „Behüte Sie Gott!“, und frischen Muthes wendeten wir uns dem Albaycin zu.

Ein halbe Stunde lang kletterten wir auf steilen Fußpfaden unter wilden Feigenbäumen entlang den Berg hinan, ehe wir auf die von der Alhambra aus gesehenen Höhlen stießen, an deren Eingängen wir auch Zigeuner, oder vielmehr Zigeunerinnen, gewahr wurden. Es waren sonderbar anzusehende Figuren: die Kinder ganz nackend, die Frauen in Lumpen gehüllt. Männer waren wenige oder gar keine zu sehen; vermuthlich hielten sie im Innern der Höhlen ihre Siesta, wie dieß in ganz Spanien der Brauch ist.

Die Hautfarbe der Zigeuner spielt stark ins Ziegelrothe, ihr Gesicht ist sehr breit mit stark vorspringenden Backenknochen; die feurigen Augen sind von schwarzen buschigen Brauen überschattet; die Nase ist in der Regel stolz geformt.

Ein langes altes Weib mit halbgrauen Haaren, die uns an ihrer Höhle vorüberkommen sah, brummte etwas zwischen den Zähnen, da sie ohne Zweifel darüber erstaunt war, daß Fremdlinge es wagten, das Reich der Gitanos zu betreten.

Dann und wann bemerkten wir an den Eingängen der Höhlen Gruppen von drei oder vier Mädchen, die im Kreise hintereinander herum saßen.

Mehrere nackte Kinder kamen auf uns zu und streckten bettelnd die Hände aus, in die wir einige kleine Kupfermünzen, Quartos, fallen ließen. Zu unserm Unglück brachten sie dieselben ihren Aeltern, die uns nun ihre ganze junge Brut auf den Hals schickten.

Wie der Zucker die Fliegen anzieht, so sahen wir uns schnell von einem nach unserer Kupfermünze begierigen Zigeunerschwarm umwimmelt, der den Quartos bald ein Ende machte. Unsere Versicherungen, daß wir nichts mehr hätten, fruchteten wenig; das kleine Volk kauderwelschte auf uns los und hing sich durstigen Blutigeln gleich an unsere Beine.

Da wir keine Quartos mehr hatten, so opferten wir einige Reales, die kleinste Silbermünze Spaniens. Doch war dieß von uns nicht klug gethan, denn die Zahl der Kinder vermehrte sich nun erst recht, und zu den kleinern gesellten sich größere, die auch ihren Theil haben wollten. Eine schreiende Menge umschwirrte uns, und die vor den Höhlen sitzenden Frauen warfen gierige Blicke wie beutewitternde Panther auf uns. Zu spät bedauerten wir unsere unüberlegte Freigebigkeit.

Der Gedanke, uns dieser gierigen Meute zu entledigen, hatte sich meines Freundes sowie meiner zugleich bemächtigt, und so schwenkten wir, die Zigeuner zur Rechten lassend, plötzlich einen Fußpfad zu unserer Linken ab, von welchem wir uns Rettung versprachen.

Kaum waren wir aber zwanzig Schritte weit gekommen, wo der Pfad eine Wendung machte, als uns ein schlank gewachsener Junge von 15 oder 16 Jahren, stolzen Aussehens trotz seiner Lumpen, den Weg vertrat und sich auf seinen großen Stock stützend nur das eine Wort sprach: „Einen Quarto!“

Diese Art zu Betteln gefiel uns zu wenig, und indem wir weiter wollten, versetzten wir einfach: „Wir haben nichts mehr!" Der Junge bestand jedoch nachdrücklicher auf seinem Verlangen und rief: „Einen Quarto, Senores, einen Quarto!"

Währendem war auch das kleine Volk wieder herbeigekommen und verdoppelte sein Geschrei.

Entschlossen, unsere Börsen nicht weiter in Anspruch nehmen zu lassen, wiederholten wir kurz und trocken: „Wir haben nichts mehr!" allein der unverschämte Junge ließ sich nicht irre machen, verlangte einen Quarto, und schien uns mit seinem Stocke den Weg versperren zu wollen.

Mein ungeduldiger werdender Freund riß ihm denselben aus der Hand und wir setzten unsern Weg fort.

Der hierüber wüthende Junge stieß jetzt einen lauten Schrei aus, in welchen die ganze Kinderschaar einstimmte. Als die Frauen, die uns mit den Augen gefolgt waren, dieses Geschrei hörten und von weitem den erhobenen Stock sahen, glaubten sie, oder stellten sich, als glaubten sie, daß wir ihre Kinder schlügen, weßhalb sie denn ihrerseits ebenfalls zu schreien anfingen.

Alles, was wir seit unserer Ankunft auf dem Albaycin gesehen und gehört, hatte ein für uns feindseliges Gepräge. In diesem Augenblicke schien die Sache zum Ausbruch kommen zu wollen, und die ganze Bettlerbande erwartete vielleicht nur einen Vorwand, oder sogar nur eine Gelegenheit, um uns einen bösen Streich zu spielen.

Die durch das Geschrei der Frauen in ihrer Siesta gestörten Gitanos kamen aus ihren Höhlen hervor wie die Würmer nach dem Regen; wir sahen, daß die Weiber unter heftigen Handbewegungen auf sie lossprachen und sie, zweifelsohne mit sehr wenig Unparteilichkeit von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzten.

Unsere Lage war keineswegs angenehm. Wir trugen die ganze, zu unserer Reise bestimmte Summe Goldes bei uns, und wenn die Zigeuner dieß witterten, so war unser Schicksal entschieden: man würde uns nicht Leben, gewiß aber den Kern des Lebens genommen haben.

(Schluß folgt.)

Ein Erdbeben.

Das „Boletin Extraordinario del Gobierno del Salvator" entwirft eine ergreifende Schilderung des **Erdbebens**, das am 16. April die Stadt **Salvator** heimgesucht hat. Gegen halb zehn Uhr Abends erfolgte ohne alle warnenden Vorzeichen ein gewaltiger Stoß, der allgemeines Entsetzen verbreitete. Viele Familien flohen sogleich aus ihren Wohnungen und lagerten auf den Marktplätzen, andere betteten sich für die Nacht in den Hausböfen. Endlich gegen 11 Uhr Abends begann der Erdboden so furchtbar zu bäumen und zu wanken, daß binnen 10 Secunden die ganze Stadt in Trümmern lag. Das Krachen der Häuser und Kirchen betäuble das Ohr der entsetzten Bewohner, während die aus den Ruinen aufsteigenden Staubwolken den Himmel in ein Leichentuch von undurchdringlicher Finsterniß verwandelten. Kein Tropfen Wasser war zur Labung der Halberstickten und Verschmachtenden zu haben, denn alle Brunnen und Quellen waren versiecht oder verschüttet. Der Glockenthurm der Kathedrale riß im Sturz einen großen Theil der Kirche mit zu Boden. Die Thürme der San Francisco-Kirche zerschmetterten einen Theil des dazu gehörigen Palastes. Die Santo Domingo-Kirche ward unter ihren Thürmen begraben, das Assumptions-Collegium sowie das neue Universitätsgebäude demolirt; die Merced-Kirche klaffte in der Mitte auseinander und ihre Mauern fielen nach Außen zur Erde. Von den Privathäusern blieben einige stehen, alle jedoch wurden unbewohnbar; und merkwürdig ist, daß die stehen gebliebenen Mauern alten, die eingestürzten modernen Ursprungs waren. Das Zerstörungswerk war, wie bemerkt, in den ersten 10 Secunden vollbracht; denn die nachfolgenden Stöße, obgleich von furchtbarem unterirdischem Donner begleitet, richteten verhältnißmäßig wenig Unheil an, denn der erste Stoß war ein Todesstoß gewesen und hatte wenig mehr zu thun übrig gelassen. Grausenhaft erhaben war jene unvergeßliche Grabesnacht unter dem todtschwarzen Himmelszelt, da das ganze Volk auf den Knien in dichten Haufen lag und zu Gott um Erbarmung flehte, oder in herzzerreißenden Lauten nach verloren geglaubten Kindern, Eltern und Geschwistern schrie; dabei die blitzschnellen und ungleichen Erdbewegungen, jedes Herz mit unbeschreiblichem Schreck erfüllend; die Atmosphäre von vulcanischem Schwefelgeruch verpestet und durch erstickendes Staubgewölk verfinstert. Wenigstens ein Viertheil der Bewohner hielt man für begraben, allein die Regierungsmitglieder, die auf den Schreckensschauplatz eilten, um zur Beruhigung der Nation Gewißheit zu erlangen, fanden, daß der Verlust an Menschenleben geringer ist als man befürchtet hatte. Wahrscheinlich wird die Zahl der Todten nicht 100, und die der Verwundeten nicht 50 übersteigen. Unter letzteren ist der Bischof, der einen Schlag auf den Kopf erhielt; der gewesene Präsident, Senor Duenas; eine Tochter des Präsidenten, und die Frau des Secretairs der gesetzgebenden Kammer. Die Erdbewegungen dauern noch immer fort, mit gelegentlichen heftigen Erdstößen, und die Bewohner, in der Angst, daß ein plötzlicher Vulcan-Ausbruch die Stadt ganz und gar begraben oder verschütten dürfte, eilen von dannen.

Mannichfaltigkeiten.

(**Bern.**) Der Schw. Handels-K. schreibt: Von Büren wurde seiner Zeit berichtet, daß man um Mitternacht von der Brücke daselbst ein herzzerreißendes Kindergeschrei gehört habe, ohne dessen Bedeutung zu erfahren. Das Räthsel ist nun gelöst. Eine übelbeläumdete Frau, die einer benachbarten Gemeinde angehört, kam mit einem unehelichen vierjährigen Kinde aus Amerika zurück, ein anderes trug sie unter dem Herzen. Sie erhielt zwar von ihrer Gemeinde einige Unterstützung, die aber zum täglichen Unterhalt nicht hinreichte. Als die Unglückliche weder Unterkommen noch Nahrung erhielt und nicht wußte, wo übernachten, ging sie auf die Brücke bei Büren, band ihr Kind an sich fest und stürzte sich um Mitternacht in die Aare. Der Mark und Bein durchschneidende Hülferuf des Kindes wurde zwar vernommen, allein — zu spät. Der dreifache Mord war vollendet. Am Richen bei Solothurn wurden die Leichname aus dem nassen Grabe gezogen.

Am 13. Juni hat ein entsetzlicher Sturm in Toulouse und der Umgegend bedeutenden Schaden angerichtet. Die Stadt war eine Stunde lang in die tiefste Finsterniß versetzt. Der Hagel hat die Fenster, Laternen und Dachziegel zertrümmert und der Blitz das Arsenal, eine Caserne, ein Bibliothek-Gebäude und andere Punkte der Stadt getroffen, deren Straßen Wasserströmen glichen. In den umliegenden Gemeinden wurden die Gärten, Weinberge und Felder gänzlich verheert, so daß an keine Ernte zu denken ist. Auf den Landstraßen fand man umgestürzte Fuhrwerke und todte Pferde. In zwei nahen Dörfern wurden drei Kinder, das eine in den Armen der Mutter, vom Blitze erschlagen!

Die Gemahlin des russischen Generals Osten-Sacken hat von dem Haupte des Schiffs-Cadetten, welchem am „Tiger" beide Beine abgeschossen wurden, so daß er während des Transports

nach Odessa starb, nach seinem Tode eine Locke abschneiden lassen, um sie seinen Anverwandten nach England zu überschicken.

(Basel.) Bereits spricht man von andern großartigen Geschenken, die demjenigen des Herrn Merian-Burkhardt zur Linderung der Theurung nachgefolgt sind. — Es sollen ferner gegeben haben: Hr. Bürgi-Wüst 25,000 Fr., Hr. H. Mähli-Stehlin 23,000 Fr., Hr. Iseln-Reichenstein 22,000 Fr., Hr. Jb. Lindenmeier 25,000 Fr., Hr. F. Häußer bei St. Johann Schwibbogen gab 30,000 in badischen Staatsobligationen.

Belletristische Neuigkeiten.

„Die schwarze **Mare**", Bildee aus Lithauen vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder" (Temme). 3 Bde. (Lpz., H. Schulze.) Der Dichter versetzt den Leser an die äußersten Gränzen Preußens zu einem nicht zahlreichen, aber höchst merkwürdigen Volksstamme. Die Lithauer in Preußen bildeten mit den in Rußland (Großlithauen), wie mit den Letten und den eigentlichen Preußen (Prusai) einst ein durch Abstammnng und durch politisch-religiöse Organisation verbundenes Volk, dessen Sprache unter allen lebenden der sog. indogermanischen Familie am Schönsten und Vollständigsten erhalten, übrigens den slavischen zunächst verwandt ist. Nur die Preußen haben sie bald nach der Reformation gegen die niederdeutsche umgetauscht, die übrigen Stammverwandten reden sie bis heute in mehreren Mundarten. Neuerdings bereiste Schleicher aus Prag preußisch Lithauen, um Volk und Sprache unmittelbar kennen zu lernen; unser Verf. wohnte längere Zeit dort und ist ein trefflicher Beobachtee. Er schildert das sein Volk nach allen seinen Beziehungen und ebenso seine uns Westländern exotisch erscheinenden Wohnplätze aufs Anschaulichste; dazu kommt der Reiz romantischer Abentheuer und Verwickelungen, die sich aber auch immer an gegebene Scenerie und Sitte anschließen. Die große Ausführlichkeit der Darstellung ist bei der Neuheit des Gegenstandes vollkommen an ihrem Orte und der Leser folgt ihe mit steter Spannung. Das Schicksal der Heldin erfüllt sich in tragischer Weise, seinem Beginne und ihrem Charakter gemäß. Auch noch ein besonderes Interesse für die Gegenwart bieten die Streiflichter, die auf Preußens Beziehungen zu Rußland fallen. — „Für stille **Abende**", Erzl. von Widmann (Brl., Fr. Duncker.) Füglich bezeichnen wir diese Erzählungen als Fortsetzung einer früheren, in Dib. 1852 No. 301 angezeigten Sammlung Gerne folgen wir den traumhaft vorüberschwebenden Umrissen, in welchen nur einzelne Theile als vollständige Bilder hervortreten. Im Ganzen der Gegenwart ferne liegend, deuten sie doch manchmal sinnig auf dieselbe hin, ja die eingeflochtenen schönen Lieder gehören ihr weit mehr an, als der Charakter der Sprecher, der Umgebung und der angenommenen Zeit verträgt. Die „Abende" werden oft zu düsteren Nächten voll Entsagung und Selbstüberwindung, doch nicht ohne hülfreiche Geistee. Einleitung und Einkleidung stehn in ansprechender Verwandtschaft mit dem eigentlichen Inhalte. — „Ein **Redekampf** in Florenz", dramatisches Gedicht von Schücking (Brl. Schindler.) Das Stück spielt untee Lorenzo von Medicis, als Florenz die neue Heimath der aus Griechenland geflüchteten Musen geworden war. Unser Dichter erkennt an, daß selbst das tief gesunkene Byzanz noch reich genug an geistigen Schätzen war, um mit den Resten seines Schiffbruchs dem Abendlande unschätzbare Geschenke zu machen; gleichwohl läßt er einen Griechen nur als Intriguenmeister auftreten. Im vollen Besitze jener Bildung verficht die reizende Faustine den verkannten Frauenwerth in meisterhafter öffentlicher Rede gegen einen jungen Frauenverächter, der ihr fast nur mit einer häßlichen chronique scandaleuse der biblischen Frauen entgegnet und dennoch von den Preisrichtern mit Zustimmung unsres Dichters gekrönt wird. Freilich wird sie eigentlich mehr als Weib durch des Gegners Individualität besiegt und ebenso endlich des Siegers Siegerin. Mehrere ihrer raschen Schritte sind passiver und unbesonnener, als der Grundriß ihres Charakters erwarten ließ; die dadurch begünstigte Häufung der Verwicklungen entschädigt nicht hinreichend dafür. — „Neuer **Reineke Fuchs**" von Glaßbrenner. 2. verb. Aufl. (Frankf., Meidinger.) Derselbe Reineke, welchem ein witziger Gesinnungsverwandter jüngst sogar in einem Kirchenblatte ein günstiges Leumundszeugniß ausstellte, erscheint hier als neuaufgenommener Günstling der Mächte, die ihn eine Zeit lange verkannt und verbannt hatten. Seine Kenntniß der Schwächen aller Geschöpfe, seine unbegrenzte Freisinnigkeit in der Wahl seiner Mittel und seine Erhabenheit über alle sittlichen Vorurtheile stellten seine Unersetzlichkeit glänzend heraus. Der Styl seines Biographen ist allerdings zu derb für die gute Gesellschaft und für unsre zartbesaiteten Lyriker; doch kommen einzelne wahrhaft dichterische Bilder vor, wie das der Nachtigall, aus deren Tönen das „frühere Herz" des verwirrten Königs zu diesem spricht. Für die nähere Kenntniß des Inhaltes dürfen wir den Lesern aus mancherlei Gründen nicht vorgreifen — Das „Kunst- und **Unterhaltungsblatt**" von Sax (Stuttg., lit.-artist. Anstalt) enthält in Heft 2—5 u. A. eine humoristische Skizze gegen das Hagestolzenthum von Luise Pichler, die ihrem trefflichen Romane „Friedrich der Einäugige" bald einen „Konradin" folgen lassen wird; einen körnigen Aufsatz „das gute Alte" von L. (Luckenbein) gegen die Fälscher der Geschichte; eine Novelle von A. v. Sprecher, die den jüngsten Kampf der Szekler in Siebenbürgen gegen das Haus Oesterreich uns Zeitgenossen in Erinnerung bringt, indem unseee Blicke aufs neue jenem Lande zugewendet sind. Unter den Stahlstichen nennen wir die Bildnisse von Hackländer und F. Löwe. Die Mannichfaltigkeit dieser Zeitschrift hat durch kritische Bücheranzeigen einen lobenswerthen Zuwachs gewonnen.

Korrespondenz.

Köln, 6. Juni.

Der General-Major v. Caphengst wurde heute so feierlich begraben, wie seit circa 15 Jahren keine Militärperson. Den Leichenzug eröffnete ein Musikchor; dann folgten eine Escadron Kürassiere von Deutz, ein zweites Musikchor, das zweite Bataillon des 17. Inf.-Reg., drei schwere Geschütze, der Adjutant des Verstorbenen mit dessen Orden auf einem seidenen Kissen, ein offener Leichenwagen, Söhne des Verstorbenen, sein Leibpferd, das Offiziercorps, ein Adjutant des Prinzen von Preußen, viele Civilbehörden und 20 Equipagen. Die Menschenmenge, welche vorauf, nach- und nebenher wogte, war so groß, wie man sie sich seit zwanzig Jahren nicht zum Friedhofe hat bewegen gesehen. Dee schwarz drapirte Sarg wurde in ein durch Eigenlaub-Guirlanden reich geschmücktes Grab gesenkt und der Garnisonsprediger Hungar hielt eine ergreifende Grabrede, die er damit eröffnete, daß er anführte, ein Krieger, um welchen die Armee und das Vaterland traure, habe das Schwert mit dee Palme des Friedens vertauscht. Dann *führte* der Redner aus, daß der Verewigte seinem Könige ein treuer Soldat gewesen und daß sein Herz von einem äußerst seltenen Mitgefühl für die Leiden und Noth seiner Mitmenschen erfüllt war. Nachdem noch ein Trauerchoral von einem Musikchor vorgetragen war und der Prediger zu entsprechenden Psalmen überging, beendigten drei Gewehe- und eben so viele Geschütz-Salven diese selten so großartige Todtenfeier. Wir fügen unserem Berichte noch einige Notizen aus dem Leben des Verstorbenen bei: der General-Major v Caphengst wurde im Oct. 1795 in Berlin geboren, wo sein Vater Majoe und Adjutant des Prinzen Heinrich war. Zehn Jahre alt trat er in das Berliner Cadettenhaus, wurde 1812 Lieutenant und focht in den Schlachten bei Bautzen, Dresden, Leipzig, Brienne, Arcis und Paris für die Freiheit des Vaterlandes. Seine Brust wurde mit folgenden Orden geschmückt: mit dem eisernen Kreuz zweiter Klasse, dem russischen St.-Wladimir-Orden vierter Klasse, mit der Schleife, dem Dienst-Auszeichnungs-Kreuz, dem rothen Adler-Orden dritter Klasse mit der Krone und dem großh. sachs.-weimar'schen Falken-Orden zweiter Klasse. In der Schlacht von Leipzig errang sich von Caphengst durch seine seltene Tapferkeit den russischen Ehrendegen.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 12. Juli. Des Teufels Antheil, große Oper in 3 Acten.

Donnerstag, 13. Juli. Deborah, Volksschauspiel in 4 Abtheilungen von Mosenthal. (Gastrolle) Deborah: Frau Ander, vom deutschen Theater zu Pesth.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 166. Donnerstag, den 13. Juli 1854.

Die Belagerung von Leyden.

(Historische Novelle von A. Heinze.)

(Fortsetzung.)

Ein Strahl seliger Freude flog über das liebliche Angesicht des Mädchens, und in gespannter Erwartung fragte sie hastig:

„Wann habt Ihr dieß Schreiben empfangen?"

„Vor einer Viertelstunde", lautete die Antwort. „Einer meiner Geschäftsfreunde hat es mir durch einen Eilboten gesandt."

„Tausend Dank, mein theurer väterlicher Freund", entgegnete Johanna, indem sie dem Greise das Blättchen wieder überreichte und ihm heftig bewegt die Hand drückte: „Ich weiß, was ich zu thun habe."

Der Letztere wandte sich darauf mit scheinbar gleichgültiger Miene von ihr ab und schritt langsam nach dem entgegengesetzten Ende des Saales; Johanna aber hob den Blick flehend gen Himmel und sprach leise aus tiefstem Herzen vor sich hin:

„Gott, Du hast mir Schönheit verliehen — so versichert man mir es wenigstens täglich und stündlich — laß sie heut in doppeltem Glanze strahlen, damit ich den drohenden Sturm von den heimathlichen Räumen abwende — dann mag sie untergehen!"

Und stolzen Schrittes trat sie wieder in den Schwarm der freudeberauschten Gäste, welche sich beeiferten, ihr ihre Huldigungen darzubringen, und ließ die Blicke spähend durch den prächtigen Saal gleiten, gleich als ob sie Jemand suche.

„Weßhalb schaut die Königin meines Festes so düster auf die Schaaren ihrer entzückten Bewunderer?" ertönte da plötzlich eine Stimme dicht neben ihr, und als sie sich umwandte, sah sie den Obersten Francisco Valdes, einen stattlichen, ritterlich schönen Mann von fünfunddreißig Jahren, vor sich stehen.

Johanna blickte ihn eine Weile forschend an und fragte darauf:

„Sollte Euch der Grund meiner Trauer wirklich so unbekannt seyn, Herr Oberst?"

„Es schmerzt mich tief, daß mein Scharfblick nicht so weit reicht, als Ihr mir zutraut, edles Fräulein", versetzte Valdes mit aufrichtiger Bekümmerniß. „Daß meine Befehle, ein fürstliches Fest Euch zu Ehren herzustellen, so unvollkommen . . ."

„O, schweigt", unterbrach ihn Johanna. „Eben dieser Glanz erfüllt meine Seele mit Trauer, wenn ich . . ."

Hier hielt sie plötzlich inne, blickte eine Weile sinnend vor sich nieder und fuhr dann mit mühsam erkämpfter Ruhe fort:

„Ihr habt mir oft versichert, daß Eure Liebe zu mir unendlich sey . . ."

„Ich habe Euch nie heißer geliebt, als in diesem Augenblick, wo ich von Euren Lippen vernehmen soll, welch ein Loos mir beschieden seyn wird", unterbrach sie Valdes mit leidenschaftlichem Ton, indem er stürmisch ihre Hand ergriff und einen feurigen Kuß darauf drückte.

Die schöne Niederländerin entzog ihm sanft die Hand und versetzte mit ruhigem Ernst:

„Bis jetzt hat sich Eure Liebe zu mir nur durch Worte kundgegeben, Herr Oberst; ehe Ihr mir nicht durch Thaten beweist . . ."

„Was soll ich thun? Gebietet über mich!" fiel ihr der Spanier freudig in die Rede.

„So wendet die Vernichtung von der Stadt ab, in welcher ich das Licht der Welt erblickte und die ersten glücklichen Tage der Jugend verlebte!" erwiederte Johanna rasch mit festem Ton.

Valdes fuhr erschrocken zusammen.

„Leyden ist Eure Vaterstadt?" fragte er nach einer Pause mit beklommener Stimme.

„Ja, so ist es!" versetzte Johanna ruhig.

„Gott! welch eine schreckliche Entdeckung!" stieß der Spanier schmerzlich bewegt hervor.

„Ihr habt den Befehl ertheilt, daß morgen ein allgemeiner Sturm auf die unglückliche Stadt unternommen wird?" fragte die schöne Leydenerin.

„Ja — ich habe den Befehl ertheilt", erwiederte Valdes seufzend.

„Nun, so beweist mir denn, daß Ihr mich liebt, und versprecht mir, keinen Sturm auf meine Vaterstadt unternehmen zu wollen!" sagte Johanna mit gebieterischem Ton.

„Johanna — Alles, Alles fordert von mir, nur dieß nicht!" rief Valdes mit flehender Gebärde.

„Nur dieß kann mir einen überzeugenden Beweis von Eurer Liebe geben", versetzte Johanna ruhig.

Der Spanier schwieg — in seiner Brust wogte ein Meer von widerstreitenden Gefühlen.

„Habt Ihr meine unglückliche Vaterstadt etwa noch nicht genug gepeinigt, daß Ihr zu all dem Elend auch noch das Blutvergießen und Mord und Brand hinzufügen wollt?" fuhr die Niederländerin mit vorwurfsvollem Tone fort. „Wenn Ihr ein menschliches Herz in Eurer Brust trügt, so würdet Ihr keinen Kampf mit Männern beginnen, welche vor Hunger und Entkräftung das Schwert kaum mehr zu schwingen vermögen! Als die Bürger Leydens noch in voller Kraft auf den Wällen standen und Euch und Euern Kriegern Trotz boten — da wagtet Ihr es nicht, einen Sturm zu unternehmen — jetzt habt Ihr den Muth dazu gefunden."

„Jedes Eurer Worte dringt wie ein Dolchstich in mein Herz, Johanna!" rief Valdes mit dem Ausdruck des höchsten Schmerzes. „Wüßtet Ihr, welche Qual mir Eure Forderung bereitet, Ihr würdet sie nicht gethan haben!"

„Meint Ihr, daß mir der Anblick der rauchenden, mit Leichen-

bedeckten Trümmer meiner Vaterstadt Freude bereiten wird?" fragte Johanna mit unsäglich bitterem Ton.

Valdes entgegnete keine Sylbe, aber man sah es seinen zuckenden Gesichtszügen an, welch ein Kampf in seiner Seele vorging. Sein Feldherrnruhm stand nicht allein auf dem Spiel, sondern er hatte seinen Soldaten bereits die Plünderung Leydens zum Ersatz für den rückständigen bedeutenden Sold versprochen und hatte von ihrer wilden Leidenschaftlichkeit Alles zu erwarten, wenn er den Befehl zum Sturm widerrief.

„Lebt wohl, Herr Oberst — wir sind für immer geschieden! Ich sehe, daß Eure Versicherungen von ewiger Liebe nichts als ein leerer Wortschwall waren!" rief Johanna und wandte sich zum Gehen.

„Bleibt, Johanna — bleibt!" stieß Valdes heftig hervor.

„Wollt Ihr mir den Wunsch gewähren — den einzigen Wunsch, durch dessen Erfüllung Ihr mir die Aufrichtigkeit Eurer Gesinnungen beweisen könnt?" fragte Johanna, indem sie den Spanier mit pochendem Herzen anschaute.

„Und darf ich, wenn ich Euch diesen Wunsch gewähre, die Hoffnung hegen, daß Ihr mein Herz nicht von Euch stoßen — daß Ihr einst auch meine Wünsche krönen werdet?" fragte Valdes in gespannter Erwartung.

„Wer aus Liebe zu mir ein Opfer zu bringen vermag, welches ihm schweren Kampf kostet, der darf auch auf meine Gegenliebe rechnen", erwiederte Johanna, indem ein leiser Freudenstrahl über ihr Angesicht flog.

„Hier habt Ihr meine Hand zum Pfande — ich werde keinen Sturm auf Eure Vaterstadt unternehmen", sagte der Spanier mit entschiedenem Ton.

Johanna ergriff die dargebotene Rechte und versetzte mit tiefer freudiger Bewegung:

„Ich danke Euch, Oberst — Eure Menschlichkeit und Eure Liebe werden früher oder später belohnt werden! Haltet Euer Wort — ich halte das meinige!"

Damit eilte sie raschen Schrittes von dannen.

Valdes blickte ihr einige Secunden entzückt nach und rief dann begeistert aus:

„Sie wird mein! Um diesen Preis geb' ich allen Ruhm dahin! Was ich verlieren kann — ihre Liebe wird mir Alles tausendfach ersetzen!"

Mit diesen Worten mischte er sich wieder unter seine Gäste, um deren Fröhlichkeit zu theilen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Zigeunerberg bei Granada.

(Schluß.)

Indessen schritten wir ruhig und ohne unsere Schritte zu beschleunigen weiter und gelangten auch, trotz der uns belästigenden Kinderschaar, den abwärtsführenden Wegen zu, auf welchen wir weiter gingen, nicht ohne einige Unruhe, ob wir so wohlfeil davon kommen möchten.

Die Sache fing jedoch an bedenklicher zu werden. Der ganze Berg war in Bewegung gerathen und glich einem bedrohten Ameisenhaufen oder einem in Wuth gerathenen Bienenschwarm. Wir hörten von allen Seiten Schreien und Rufen, und die Verwünschungen und Drohungen ließen sich darin leicht erkennen. Es kam sogar schon zu mehr als Drohungen, denn man begann einige wilde stachlichte Feigen nach uns zu werfen. Dem Kampfe auszuweichen war hart, ihn aufnehmen — bedenklich. Es galt klug und gefaßt zu seyn, um von dem immer mehr in Aufruhr gerathenen Albaycin glücklich herunter zu kommen.

Da die abwärts führenden Pfade sich im Zickzack schlängelten, so schlenderten wir an den Stellen, wo die Zigeuner uns sehen konnten, in sicherer Haltung fort, als ob wir uns nicht viel um sie kümmerten, und bisweilen schleuderten wir ihnen sogar eine ihrer Feigen wieder zu, nicht sowohl jedoch aus kampflustiger Absicht, als um unsere Geringschätzung zu erkennen zu geben. So oft wir aber eine Stelle des Weges erreichten, die uns den Blicken und Würfen der Gitanos entzog, beschleunigten wir unsere Schritte, bis wir ihnen wieder in Sicht waren, und dann langsam weitergehend den kleinen Krieg von Neuem anfingen.

Das Unglück wollte, daß ich mit einer Feige einen Zigeuner traf, in dem Augenblicke, wo sie vielleicht noch Berathung hielten, ob sie über uns herfallen sollten oder nicht. Diese Feige entschied die Berathung; die Zigeuner stießen ein gräßliches Geschrei aus, statt der Feigen flogen nun Steine, die Männer begannen uns mit ihren Stöcken nachzusetzen, und wir selbst sprangen so gut es ging die steilen Abhänge des Albaycin hinunter.

Schon geriethen wir gegen unsere Verfolger in Nachtheil, als ein günstiger Zufall der Sache eine andere Wendung gab.

Bei einer neuen Biegung des Weges stießen wir nämlich auf eine Quadrille d. h. auf zwei Zigeuner und zwei Zigeunerinnen, welche in Granada ihre Tanzkünste zu produciren pflegten und eben aus der Stadt zurückkehrten. Drei von ihnen waren gerade die gleichen, welche Tags vorher den Zorongo vor uns getanzt hatten. Wir hatten ihnen lebhaften Beifall gezollt, zwei harte spanische Thaler gegeben und die Tänzerin hatte auf meine Einladung von meiner gefrornen Limonade getrunken. Um auch ihren sonstigen Talenten Ehre zu erweisen, hatte ich mir zuletzt noch von ihr wahrsagen lassen, und dafür zu den beiden Thalern einige Silbermünzen gefügt. Kurz, die Zigeuner hatten mit uns zufrieden seyn können, und erschienen uns daher auch als wahre Retter in der Noth.

Ich machte ihnen in gebrochener Sprache, so gut es möglich war, begreiflich, um was es sich handelte; wir hätten nämlich in Erinnerung an sie und ihren Tanz, den Albaycin besuchen wollen; hätten dort den kleinen Kindern ihrer Landsleute erst alle unsere Quartos, dann alle unsere Realen gegeben und sähen uns jetzt, zum Lohn dafür, mehr oder weniger in Gefahr gebracht.

Es ist gut überall Freunde zu besitzen: die Quadrille nahm uns unter ihren Schutz, wozu die höchste Zeit war, da unsere Verfolger anlangten. Die beiden Tänzerinnen beeilten sich, mit der den Frauen eigenthümlichen Geistesgegenwart, uns den Arm zu bieten, die eine meinem Freunde, die andere mir.

Als diese schönen Sachwalterinnen unsern ankommenden Verfolgern erklärten, wie wir Freunde seyen, änderte sich die Scene vollständig; aus Feinden wurden wir nun Gäste, mußten mit der ganzen Zigeunerbande den Berg wieder hinansteigen und in einer ihrer räucherigen Höhlen, wo eine Mahlzeit bereitet wurde, uns niederlassen und mit ihnen essen.

In diesen Löchern herrschte ein entsetzlicher Geruch, in welchem der den Zigeunern anhängige Geruch nach Rothwild vorherrschte, während es dazwischen zugleich ranzig und sauer roch, vermuthlich von ihren Hauptnahrungsmitteln her.

Ausflüchte waren unmöglich, wir mußten die Mahlzeit der Zigeuner theilen, und ihre Gastfreundschaft war uns fast so schrecklich wie vorher ihre Feindschaft. Was man uns zu essen und zu trinken reichte, weiß ich nicht, wohl aber, daß es etwas ganz Abscheuliches war.

Der die Basis aller spanischen Mahlzeiten bildende klassische „Puchero", ein Gemisch von Kuh- und Schaffleisch, Huhn, Schweinswürsten, Speck, Kohl, großen gelben Erbsen, Liebesäpfeln, Safran und hauptsächlich spanischen Pfeffer, das Ganze mit Schweineschmalz zubereitet, hatte uns schon wenig gemundet; allein was soll ich erst von dem Puchero, den uns die Zigeuner

versetzten, sagen?! Sein Anblick und sein Geruch waren gleich widerwärtig, und doch mußten wir essen und trinken, und versuchten es sogar, ohne eine Miene zu verziehen, da uns die Zigeuner nach ihrer Art wahrhaft festlich bewirtheten.

Mehr noch als der Puchero widerte mich das dazu gereichte Getränk an, in welchem es mindestens ebenso viel zu essen als zu trinken gab, allein meine schöne Tänzerin trank mir zu, die andere war gegen meinen Freund ebenso artig, und so mußten wir wohl oder übel trinken.

Mit Ausnahme unserer beiden reizenden Beschützerinnen, und vielleicht noch zwei oder drei andern Mädchen, konnte man sich nicht wohl eine wildere und verdächtigere Gesellschaft denken. Männer, Frauen, Kinder, Alle waren entsetzlich anzuschauen, und dazu ihr Geschrei, ihre rohen Sitten und über Alles immer ihr abscheulicher Geruch!

Um uns für die Mahlzeit einigermaßen zu entschädigen, baten wir unsere beide Freundinnen sowie die zwei Tänzer, den Zorongo noch einmal vor uns zu tanzen, wozu sie sich auch bereitwillig erklärten. Alle Cachuchas, Boleros und Fandangos wollen neben diesem Zorongo nichts heißen, und selbst der Ole und Zapatendo sind nüchterne Tänze dagegen. Der Schluß des Festes war mithin für uns angenehmer als der Anfang.

Als wir uns endlich erhoben, um nach Granada aufzubrechen, gab uns die ganze Gesellschaft das Geleite, und zwar nicht mehr mit Feigen- und Steinwürfen oder gar Stockschlägen, sondern unter den größten Freundschaftsbezeugungen, die mit der gewöhnlichen Formel schloßen: „Gott behüte Sie!" Alle diese Taugenichtse waren unsere dicksten Herzensfreunde geworden.

Gleichwohl schien es uns angenehm, als wir am Fuße des Berges anlangten, den Albaycin hinter uns hatten und uns wieder in Granada befanden mit heiler Haut und unserer Barschaft. Im Ganzen waren wir mit unserm Ausfluge zufrieden, denn außer der Zigeunermahlzeit war uns kein Unfall zugestoßen; einen Augenblick hatten wir zwar gefürchtet, bestohlen oder gar todtgeschlagen zu werden, allein am Ende konnten wir uns doch über nichts beklagen.

Ueber Stenographie.

Unter dem Titel: Stenographischer Lehrmeister. Dresden 1854, H. H. Grimm's Verlag, erschien endlich das, von sehr vielen Lehrern der Stenographie sehnsüchtig erwartete Werkchen des, als tüchtigen Stenographen und praktischen Lehrer der Stenographie bekannten Professor's Franz Wigard in Dresden, weßhalb wir nicht versäumen, das sich für diese Kunst interessirende Publikum hierauf aufmerksam zu machen.

Der Verfasser, einer der ältesten Schüler des unvergeßlichen Meisters der Stenographie, Gabelberg's, gründete bereits 1835, von der königl. sächsischen Regierung berufen, eine stenographische Anstalt, Behufs der Aufnahme der landständischen Verhandlungen in Dresden, von welcher Zeit ab sich derselbe auch dem praktischen Unterricht in der Stenographie widmete. Wenn nun ein solcher Mann, dessen Leistungen selbst, ebenso wie die seiner Schüler, von den sächsischen und preußischen Stände-Versammlungen vielfache Anerkennung fanden, seine auf eine 20jährige Erfahrung gegründete Unterrichtsmethode in den uns vorliegenden „stenographischen Vorlegeblättern" der Oeffentlichkeit übergibt, so läßt sich von vornherein wohl schon annehmen, daß er nur etwas Gediegenes reiflich erprobt und endlich bewährt Gefundenes hier niedergelegt haben wird.

Diesen Erwartungen hat z. Wigard dem Urtheile Fachverständiger nach auch aufs vollkommenste entsprochen. Nach seiner, im stenographischen Publikum bekannten schönen Handschrift liegen uns 50 sehr sauber und correct lithographirte Vorlegeblätter vor, welche dem Schüler auf die einfachste und schnellste Weise und in der möglichst kürzesten Stundenzahl allmälig fortschreitend die Erlernung der Stenographie leicht und bequem möglich machen. Diese Vorschriften empfehlen sich aber auch für die Lehrer der Stenographie, und zwar dadurch, daß sie das Vorschreiben auf der Tafel ersparen, was Manchem sehr lästig ist, weil Jemand immerhin ein sehr tüchtiger Lehrer und Stenograph seyn kann, dabei aber doch eine sehr unschöne Hand schreibt, was auf die Handschrift des Schülers oft sehr nachtheilig einwirken kann. Endlich erspart der Lehrer auch das Vorschreiben der Uebungsschrift, also auch da viel Zeit und Mühe, welche er besser zu Erklärungen beim Unterricht selbst verwenden kann.

Nach dieser von Wigard befolgten Methode bekömmt der Schüler bereits nach der zweiten oder ersten Doppelstunde ganze Wörter zusammengesetzt zu schreiben und zu lesen, er lernt gleich praktisch durch Schreiben, Theorie und Regeln; die in Wortbilder vereinigten Buchstaben, welche ihm anfangs wie unbegreifliche Hieroglyphen erschienen, werden in ihrer Zusammensetzung so klar und ihre Verbindung miteinander erscheint dem Lernenden so interessant, daß er gleich nach den ersten paar Stunden begierig seiner Vervollkommnung entgegeneilt. Natürlich wird ihm dieß ohne einen Lehrer nur schwer gelingen, mit Hülfe eines der bewährtesten Lehrbücher der Stenographie zwar leichter, doch am schnellsten kommt ein Anfänger zum Ziele, wenn er die Erklärungen eines tüchtigen, praktischen Stenographen und Lehrers zur Seite hat, was uns aus den gemachten Erfahrungen Solcher bestätigt wird. Ein uns bekannter Kammer-Stenograph gab uns die Versicherung, es sey bei nur etwas ernstlichem Willen und einigem Fleiß in ungefähr zwanzig Stunden möglich, mit Hülfe eines Lehrers so viel von der Stenographie zu erlernen, daß man alle Aufzeichnungen, Abschriften, Briefe und so weiter sehr leicht und bequem in stenographische Schrift niederschreiben könne. Die Erlernung der Stenographie sey wirklich nicht so zurückschreckend schwer, im Gegentheil ihr Studium sehr interessant, auch die verschiedenen Altersklassen der hierzu Lusttragenden keineswegs hindernd, indem man selbst Kammer-Stenographen in Function sieht, welche erst in spätern Jahren sich diesem Fach gewidmet und dennoch sehr Tüchtiges leisten. Auch selbst junge Damen sind mit ihrer Wißbegierde nicht zurückgeblieben, und haben mit gutem Erfolge die Stenographie erlernt, um den schönen und interessanten Römerinnen zu den Zeiten Ciceros und des Kaisers Octavius Augustus den Ruhm, zu ihren brieflichen Mittheilungen die Stenographie benutzt zu haben, nicht allein zu überlassen.

Möge demnach das jüngste Werk Wigard's ganz besonders dazu beitragen, daß die Stenographie, über deren großen Nutzen im bürgerlichen Leben — ganz abgesehen von ihrem Gebrauch als Redezeichenkunst bei öffentlichen Verhandlungen — man viel zu wenig klare Vorstellungen sich macht, immer mehr und mehr verbreitet werde, auf daß sie den Nutzen für recht Viele bringe, welchen der Verfasser bei seiner mühevollen Arbeit ganz besonders im Auge hatte!

Mannichfaltigkeiten.

Aus Dublin meldet der Telegraph ein in unserer Zeit selten gewordenes Verbrechen: einen gewaltsamen Entführungsversuch, von einem reichen Liebhaber begangen. Am 2. Juli fuhr Miß Arbuthnot mit ihren Verwandten zur Kirche nach Rathsonan (bei Clonmel), als sie von Hrn. John Carden, einem Gutsbesitzer,

überfallen wurde, der sechs bis sieben Vermummte (wahrscheinlich seine Pächter) im Gefolge hatte. Der Troß war mit Messern, Knütteln ꝛc. bewaffnet und zu Pferde. Die Schöne war schon aus dem Wagen gehoben und ein Theil ihrer männlichen Beschützer kampfunfähig gemacht, als der Lärm die Diener des nahen Hauses zu Hülfe rief und der Entführer mit seinen Knappen die Flucht ergriff; Hut, Stock und zur Hälfte seinen Rock ließ er auf dem Schlachtfelde zurück. Nach einem andern Bericht ist Hr. Carden von seinen Verfolgern ereilt worden und sitzt hinter Schloß und Riegel in Cashel.

Literarisches.

(Leipzig, 1. Juli.) In der hiesigen Verlagshandlung von J. J. Weber ist so eben ein „Illustrirter Alpen-Führer“ erschienen, dessen gediegener Inhalt und künstlerische wie äußerlich elegante Ausstattung auf das Schönste hermoniren. Zweihundert Illustrationen, darstellend die interessantesten Punkte der großartigen Alpenwelt, zwanzig Routenkarten sowie eine Uebersichtskarte der Schweiz, entworfen von dem in seinem Fache ausgezeichneten Geograph-Ingenieur J. G. Heck, und ein vortrefflich ausgeführtes Panorama von Rigi-Kulm schmücken dieß Werk, dessen Text aus der gediegenen Feder eines bewährten Kenners schweizerischer Naturschönheiten geflossen ist. In der That, dieß Werk ist ein wirklicher „Alpen-Führer“, ein deredter Cicerone, der Dem, welcher sich seiner Leitung überläßt, nicht nur mit den lieblichen, wildromantischen und schreckenerregenden Naturwundern des Schweizrrlandes, sondern auch mit Hauptmomenten seiner Geschichte, und insbesondere mit dem Charakter, den Sitten und Gebräuchen seiner Bewohner in unterhaltender und lehrreicher Weise bekannt macht. Mit einem Worte, es vereinigt dieser „Alpen-Führer“ Alles in sich, was der die Schweiz Bereisende nur irgend zu wissen wünschen kann. Auch für das Praktische ist gewissenhaft Sorge getragen, denn in der Einleitung erhält man die genauesten Nachweise über das Paß- und Zollwesen, über Münzen, Maße und Gewichte, über die Transportmittel, über das Fußreisen und über Gasthöfe und Wirthshäuser ꝛc. Die Ausstattung ist, wie schon erwähnt, die eleganteste, und doch beträgt der Preis — das Buch umfaßt 710 Octavseiten — nur 3 Thaler, wofür man das Werk auf das Sauberste eingebunden erhält.

Gleichzeitig mit dem „Alpen-Führer“, aber für sich bestehend, ist ebenfalls bei J. J. Weber eine schöne „Illustrirte Reisekarte der Schweiz“ von J. G. Heck erschienen, die durch die sorgfältigste Ausführung und Benutzung der besten und neuesten Quellen, namentlich der neueren Blätter der großen topographischen Karte der Schweiz von Dufour, der topographischen Karte von St. Gallen und Appenzell von Ziegler u. s. w., sich in hohem Grade auszeichnet und unbedingt zu den richtigsten und besten Karten gehört, die man in diesem Maßstabe (1/400000) über die Schweiz hat. Auch diese Karte soll gleichsam ein Führer durch die Schweiz seyn, und dieser Zweck ist theils durch herrliche Kartons der besuchtesten Gegenden und Städte, welche wie reizende Landschaften die Karte umgeben, theils durch Genauigkeit in den Ortslagen und der übrigen topographischen Darstellungen, ferner durch Deutlichkeit und Schärfe des Stichs, durch passende Auswahl der Schriften sowie angemessenes und deutliches Kolorit möglichst vollständig ereicht werden.

Der „Alpen-Führer“ sowie Heck's „Reisekarte“ sind Allen, welche mit Nutzen die Schweiz bereisen wollen, mit vollem Rechte als die besten Hülfsmittel hierzu zu empfehlen.

Korrespondenz.

Karlsruhe, Anfangs Juli.

In unserer Residenz, die bekanntlich ohnedem nicht zu den geräuschvollsten gehört, ist mit dem Beginn der Theaterferien eine merkbare Vermehrung der gewohnten Stille eingetreten. Das Theater bildet hierorts ungleich mehr als anderwärts einen Hauptfaktor des öffentlichen Lebens, und war vollends in den letzten Wochen durch Emil Devrient's und Ander's Gastspiel gleichsam der Brennpunkt des Tages-Interesses geworden, das durch die Fülle neuer und großartiger Anschauungen bis zum Schluß in reger Spannung erhalten wurde. Ueber anderwärts längst Bekanntes und Besprochenes auch von hier sich vernehmen zu lassen, dürfte an Werth etwa dem Bemühen gleich kommen, Wasser in den Ocean zu tragen, und mag uns daher wohl füglich erlassen bleiben. Wir können uns lediglich darauf beschränken, den betreffenden Kunstnotabilitäten die selbstverständliche Wirkung ihrer ungemeinen Leistungen als einen neuen Posten im reichhaltigen Verzeichniß ihrer Erfolge zu Buche zu tragen. Gestatten Sie uns dagegen, uns in Kürze über eine Reihe bedeutender Produktionen im Gebiete des dramatischen Gesangs zu äußern, die für uns bleibenden Werth haben, indem sie uns nur als Musterstücke dessen vorgeführt wurden, was uns durch eine Reihe von Jahren in ungehemmter Fülle zur Anschauung kommen soll: die Gastvorstellungen des Fräuleins Garrigues, die unserer Bühne sicherm Vernehmen nach auf zehn Jahre gewonnen ist. Schon ihr erstes Auftreten als Fidelio war von einem Erfolge begleitet, dem selbst durch die Concurrenz eines Ander, der die Partie des Florestan sang, in keiner Weise Eintrag geschah. Im Gegensatz zu den meisten Notabilitäten der deutschen Oper ist es bei Fräul. Garrigues nicht sowohl der Zauber des Gesanges, der den Hörer hinreißt und alles Uebrige übersehen läßt: es ist der seelenvolle Ausdruck, der in drastischen Momenten den musikalischen Effekt erhöht, es ist die Gewalt der durch die höchste Kunstweihe geläuterten Naturwahrheit und Lebenfülle des Spiels, was das Auditorium zu enthusiastischer Bewunderung hinreißt und diese wahrhaft geniale Künstlerin zur Zierde unserer Oper macht. Mehr als irgend Eine ist es diese Erwerbung, wofür man der umsichtigen Leitung unseres Kunstinstituts allseitig und einstimmig Dank weiß. Fräulein Garrigues gastirte nach der genannten Leistung als Norma, Recha, Rezia mit gleicher Fülle und Berechtigung des Erfolgs, und beging zum Schluß in der Reprise des Fidelio ihr erstes Debüt. — Unser Schauspiel hat unter der sachkundigen und in's kleinste Detail eingreifenden Leitung Eduard Devrient's eine bedeutende Wegstrecke zum Ziele des an Vollkommenheit menschlich Erreichbaren zurückgelegt. Das Ensemble in den letzten Vorstellungen aus dem Gebiete des klassischen Repertoirs gehört wohl mit zum Höchsten, was künstlerischer Verstand zu erzielen vermag. Den ersten Act in Egmont, die Volksscenen im Tell könnte man als bewegliche Bilder von meisterhafter Gruppirung bezeichnen. Die Koryphäen unseres Schauspiels, unter welchen die geistvolle Charakterdarstellerin Frau Thöne in erster Reihe zu nennen, zeichnen sich fortwährend durch die Gediegenheit ihrer Leistungen aus. Bei diesem Anlasse dürfte es auch am Platze seyn, der Probevorstellungen zweier hier einheimischen Anfängerinnen zu gedenken. Ein vielversprechendes junges Talent, Fräulein Josephine Senpet producirte sich als Feodora (in dem von Kotzebne eigens für Probeversuche verfaßten gleichnamigen Stück), als Riekchen in Ifflands Jägern und als Armgart in Wilhelm Tell mit Bethätigung entschiedenen Berufes. Ihr namentlich in den tiefern Chorden starkes und klangvolles Organ scheint sie vorzugsweise auf das heroische Gebiet hinzuweisen. — Mehr für das elegische Genre befähigt zeigte sich Fräulein Ebert, die bei ihrem erstmaligen Auftreten als Griseldis sich eines dreimaligen Hervorrufs zu erfreuen hatte. — Für den Wiederbeginn der Vorstellungen sind verschiedene Novitäten, worunter Mosenthals „Sonnwendhof“ in Vorbereitung. Dem Vernehmen nach gedenkt uns die Direktion gegen den Winter hin mit der Aufführung des Sommernachtstraums zu überraschen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 13. Juli. Deborah, Volksschauspiel in 4 Abtheilungen von Mosenthal. (Gastrolle) Deborah: Frau Ander, vom deutschen Theater zu Pesth.

Freitag, 14. Juli. (Zum ersten Male.) Man sucht einen Erzieher, Lustspiel in 3 Acten. Frei nach dem Französischen von A. Bahn. (Hierauf zum ersten Male.) Der Stiefvater, Lustspiel in 1 Act. Nach Laurencin und Marc-Michel. Frei bearbeitet von M. A. Grandjean.

Bockenheimer Sommertheater.

Donnerstag. 13. Juli. Der Pariser Taugenichts, Lustspiel in 4 Acten. — Das Salz der Ehe, dramatischer Scherz in 1 Act.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 167. Freitag, den 14. Juli 1854.

Die Belagerung von Leyden.

(Historische Novelle von A. Heinze.)

(Fortsetzung.)

Die spanischgesinnte Partei in Leyden hatte durch den Triumph des Bürgermeisters van de Werff und durch das Erscheinen der rettenden Flotte in der Ferne einen empfindlichen Schlag bekommen, als aber gleich darauf ein starker Nordostwind eintrat, welcher die Fluthen von dem überschwemmten Lande fort trieb und dadurch der Flotte ein weiteres Vordringen für die nächste Zeit unmöglich machte, so erhoben die Mißvergnügten ihr Haupt aufs neue und beschlossen, ihren Willen um jeden Preis durchzusetzen. Ihr Haß gegen den edlen van de Werff steigerte sich von Tage zu Tage; während sie auf das Verderben der Stadt sannen, beschuldigten sie ihn, daß er der Urheber alles Unglücks sey und Leyden zu vernichten strebe.

Den hochherzigen Greis bekümmerte dieß aufs tiefste, aber er wich keinen Finger breit von der Bahn ab, die er einmal betreten hatte und die ihm allein die rechte däuchte.

Als er eines Abends mit Adrian van Zeilingen von einer langen Berathung heimkehrte, welche er mit den vornehmsten Patrioten gehalten und in welcher man verschiedene Beschlüsse zur kräftigen Unterdrückung des rebellischen Geistes gefaßt hatte, sah er einen Mann am Posten der Hausthür lehnen. Er machte seinen Begleiter darauf aufmerksam und sagte:

„Sieh nur, Adrian — man scheint mir Wachen vor's Haus zu stellen, damit man weiß, ob ich daheim bin oder nicht!"

Adrian riß sogleich sein Schwert aus der Scheide und rief mit zornflammenden Augen:

„Genade Gott dem Schurken, wenn er sich nicht verantworten kann!"

Damit schritt er rasch voraus und fragte mit barscher Stimme:

„Was macht Ihr hier?"

Keine Antwort.

„Redet! Was macht Ihr hier in dunkler Nacht vor dem Hause des Bürgermeisters van de Werff?" rief Adrian in steigender Erbitterung.

Abermals keine Antwort.

„Seyd Ihr zu mundfaul, um mir Rechenschaft zu geben, so soll Euch meine Klinge Luft machen!" schrie Adrian.

Die unheimliche Gestalt gab keinen Laut von sich.

Von einer entsetzlichen Ahnung ergriffen, sprang Adrian auf den regungslos Dastehenden zu und packte ihn bei der Brust — er hielt eine Leiche in der Hand.

In demselben Augenblick erschallte in einiger Entfernung ein lautes Hohngelächter und zwei Männer liefen rasch die Gasse hinab.

„Den verruchten Streich haben die nichtswürdigen Verräther Euch gespielt", rief Adrian schaudernd, indem er die Leiche in einen schmalen dunklen Gang unweit des Hauses trug, damit ihr Anblick keinen der Vorübergehenden erschrecke. „Wenn es einen gerechten Gott im Himmel gibt, so können jene Schurken nicht ungestraft bleiben!"

Der Greis vermochte vor Erschütterung keine Sylbe zu erwiedern; als er sich aber mit Adrian in seinem friedlichen Gemach befand, sagte er mit wiedergewonnener Fassung:

„Nimm meine Diener mit Dir, Adrian, und sorge dafür, daß der Todte ein ehrliches Begräbniß erhält. Mein Herz blutet bei dem namenlosen Elend rings um mich her — aber ich kann Das, was Pflicht und Ehre mir gebieten, nicht dem Mitleid opfern! Die Nachwelt wird es mir vielleicht danken, daß ich der Stimme desselben nicht gehorcht habe."

Nach diesen Worten winkte er Adrian, sich zu entfernen, und der Letztere ging, um den Auftrag des Greises zu vollziehen. —

In derselben Nacht waren die Spanischgesinnten abermals zu einer Berathung in dem leeren Waarenmagazin neben dem Hause des Brauers Kaar versammelt. Sie hatten sich dießmal in größerer Zahl als gewöhnlich eingefunden, da man in dieser Nacht — es war die nämliche, in welcher das Fest im Haag stattfand — Alles zu dem entscheidenden Schritt vorbereiten wollte, den man am folgenden Tage zu thun gedachte.

Nachdem man darüber berathschlagt hatte, auf welche Weise man sich, ohne Aufsehen zu erregen, der Person der vornehmsten Patrioten bemächtigen könne, fragte Sebastian van Loom:

„Wer von Euch will den Trupp anführen, welcher van de Werff gefangen nehmen soll?"

Dieser Frage folgte ein allgemeines Schweigen; es war, als ob sich Jeder scheue, dem hochherzigen Greis mit bewaffneter Hand gegenüberzutreten.

„Wenn Niemand den Muth dazu hat, so will ich es selbst thun", sagte Loom mit spöttischem Ton. „Ich werde schon mit ihm fertig werden!"

„Horch! war das nicht ein verdächtiges Geräusch in dem Gewölbe nebenan?" rief da plötzlich einer der Anwesenden. „Geht einmal hin, Kaar, und seht nach, ob vielleicht einer Eurer Dienstboten lauscht."

„Die sind längst zur Ruhe gegangen", versetzte der Brauer; „außerdem hat das Gewölbe nur diesen Ausgang hier und eine kleine Thür, welche stets fest verschlossen ist. Es wird irgend ein Thier durch die Zuglöcher gesprungen seyn und ein leeres Faß umgestoßen haben."

Der Vorsicht halber begab er sich aber trotz dieser Versicherung in den anstoßenden Raum, leuchtete mit einer Lampe hinein und untersuchte die nach dem schmalen, dunklen Gange führende Thür. Dieselbe war fest verschlossen.

„Wenn Ihr wirklich ein Geräusch drinnen vernommen habt", sagte er, wieder in das Berathungszimmer tretend, zu seinem ängstlichen Mitverschwornen, „so rührt es von keinem menschlichen Wesen her. Es ist nirgends etwas zu sehen, und der jenseitige Ausgang ist verschlossen."

Darauf ward die Berathung in aller Ruhe fortgesetzt.

Man würde sich gewiß nicht einer solchen Sicherheit hingegeben haben, hätte man geahnt, wer in dem anstoßenden Gewölbe athmete.

Kaum hatte der Brauer Kaar die Thür wieder verriegelt, als dieselbe in ein weites Gewand gehüllte Gestalt, welche bereits die erste Zusammenkunft der Spanischgesinnten belauscht hatte, vorsichtig aus einer großen umgestürzten Tonne hervortrat, deren Boden ausgeschlagen war und die so lag, daß man nur von der Wand aus in das Innere hineinschauen konnte und lautlosen Schrittes wieder der Thür zueilte und in ängstlicher Spannung den Worten der Verschwornen lauschte.

„Wer hat heute Nacht die Wache am Kuhthore?" fragte Loom.

„Zwanzig Mann vom Fähnlein des Hauptmanns Montfort", antwortete Grendel.

„Sind viele Patrioten unter den Zwanzig?", forschte Jener weiter.

„Etwa die Hälfte derselben hält streng zu denselben", erwiederte Grendel. „Auf fünf bis sechs Mann können **wir** mit Gewißheit rechnen."

„Wer hat die Waffen vertheilt?"

„Philipp van Diffel", lautete die Antwort.

„Dann wird es gewiß mit der gehörigen Umsicht geschehen seyn", sagte Loom. „Er ist der Eifrigste von uns Allen."

In diesem Augenblick ließen sich hastige Schritte draußen im Hofe vernehmen und einige Sekunden später trat der Belobte rasch herein.

„Wie ist es Euch ergangen?" riefen Alle wie aus Einem Munde, indem sie den Eintretenden in gespannter Erwartung anschauten.

„Ganz nach Wunsch — ich komme direkt aus dem Haag", entgegnete Philipp.

„Aus dem Haag?!"

„Ja, aus dem Haag", versetzte Jener ruhig. „Die Herren Offiziere, Baldes an der Spitze, waren zu einem lustigen Fest geritten oder zu einer Hochzeit — ich habe mich nicht mit langen Nachfragen aufgehalten — und da eilte ich ihnen auf dem schnellsten Pferde nach."

„Habt Ihr denn mit dem Obersten Baldes gesprochen?" fragte Loom.

„Nein, nur mit dem Obersten Borgia, in dessen Regimente ich morgen Offiziersdienste thun werde", erwiederte Philipp. „Borgia commandirt die Truppen in der Schanze bei Lammen und wird mit seinen Leuten den Sturm eröffnen. Was wir durch diesen etwa verlieren, wird uns doppelt ersetzt."

„Ist der Sturm denn auf morgen unwiderruflich beschlossen?" forschte Jener. „Unser Unternehmen würde vielleicht schlimm ausfallen, wenn wir nicht von den Spaniern unterstützt werden."

„Der Oberst Baldes hat bereits die angemessensten Befehle dazu ertheilt", entgegnete Philipp. „Ein Kanonenschuß in der Schanze bei Lammen wird Euch das Zeichen geben, daß der Angriff beginnt — ich gehe noch vor Tagesanbruch ins Lager zurück. Zwischen vier und fünf Uhr steht Peter Klier Wache am Kuhthor — der läßt mich ungehindert passiren."

Nachdem noch mehrere andere Punkte besprochen worden waren, trennten sich die Verschwornen, um nach kurzer Ruhe an ihre verschiedenen Posten zu eilen.

Die lauschende Gestalt verschwand auf dieselbe Weise wie bei der ersten Zusammenkunft der Spanischgesinnten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schweinfurt-Würzburger Eisenbahn.

Der Bahnhof in Schweinfurt ist unmittelbar am Main gelegen und durch hohe Ufermauern und zwei eiserne Hebekrahnen mit der Mainschifffahrt in Verbindung gesetzt. Der Bahnhof enthält das große Hauptgebäude mit überdecktem Perron, dann eine Ladehalle, eine Wagenremise und das neue Hauptzollamtsgebäude. Außerhalb des Bahnhofes überschreitet die Bahn den Marienbach und zieht sich dann mittelst eines 382 Fuß langen Stollens unter der Brückengasse von Schweinfurt durch, tritt dann zwischen der großen städtischen Kunstmühle und der südlichen Stadtseite in das Mainflußbett, in welchem dieselbe in hoher Aufdämmung und mit starker Steinversicherung auf der linken Böschungsseite bis an die circa ¼ Stunde unterhalb befindliche Mainkrümmung geführt ist und dann das Mainthal verläßt, um den zwischen Schweinfurt und Würzburg befindlichen Berghöhenzug zu ersteigen. Die Bahn führt nun zu der Station Bergrheinfeld, wo sie sich mit der Schweinfurt-Würzburger Staatsstraße kreuzt, und weiter zur Station Weigolshausen. Von Weigolshausen bis zur nächsten Station ist hinsichtlich des Baues der Bahn zu bemerken: zunächst der 63 Fuß hohe Uebergang über das Zeitlebener Thal mit großer Durchfahrt, dann vor Eßleben ein 2400 Fuß langer und 33 Fuß tiefer Einschnitt, endlich in der Nähe von Opferbaum ein zweiter Einschnitt durch den sogenannten blauen Hügel von 2000 Fuß Länge und 74 Fuß größter Tiefe. Die nächste Station ist Bergtheim. Von dort bis zur Station Seligenstadt überschreitet die Bahn die Wasserscheide, welche 240 Fuß über der Bahnhoflinie in Schweinfurt und 344 Fuß über jener in Würzburg liegt und senkt sich dann in fortwährender Neigung wieder gegen das Mainthal hinab. Zwischen Seligenstadt und der folgenden Station Rottendorf ist die Führung der Bahn durch das enge und gewundene Thal des sogenannten Landleiten-Grabens mit mehrmaligen Thalübergängen und Felseneinschnitten besonders zu merken. Von Rottendorf weiter finden wir die schwierige Bahnführung durch das vielfach gewundene Thal des Landleiten-Baches mit mehreren Thalüberbrückungen und Felseneinschnitten, dann die hohe Aufdämmung und den großen Einschnitt durch den sogenannten Faulenberg mit 86 Fuß größter Tiefe und 3400 Fuß Länge. Von der Station Rottendorf an bis zum westlichen Ende des Einschnittes durch den Faulenberg senkt sich die Bahn mit einem Gefälle von 1 Fuß auf 120 Fuß, dann von hier bis zur Einfahrt in den Bahnhof zu Würzburg mit einem weiteren Gefälle von 1 auf 97 Fuß abwärts. Schwere Güterzüge haben bei der Bergfahrt dieser Strecke eine Vorspannmaschine nöthig, weßhalb zwischen Rottendorf und Würzburg die Legung eines Doppelgeleises nöthig war. Von Schweinfurt nach Würzburg ist die Aussicht auf eine äußerst fruchtbare Landschaft mit vielen Dörfern sehr angenehm; einzelne Partien, wie namentlich die abwechselnden Panoramen auf den Main zu, sind wahrhaft entzückend. Am Ende des Faulenberg-Einschnittes ist die Aussicht über die Stadt Würzburg so schön, daß der Reisende bedauern muß, daß die Raschheit der Lokomotive ihn dieses Bild nur einen Augenblick genießen läßt. Die Wärterhäuschen zwischen Schweinfurt und Würzburg sind noch provisorisch, die Stationsgebäude dagegen meist vollendet. Sie zeichnen sich, wie alle derartigen Gebäude auf den bayerischen Staatseisenbahnen, durch mit musterhafter Solidität gepaarte Freundlichkeit aus. Der Bahnhof in Würzburg ist noch im Bau begriffen. Die kolossalen Dimensionen des Haupt-

gebäudes, welche sich schon jetzt überblicken lassen, zeigen, daß die königliche Staatsregierung hier ein Gebäude errichten läßt, welches den ersten derartigen Bauten der Welt würdig zur Seite gestellt werden kann. Der Leser wird sich einen Begriff davon machen können, wenn wir hervorheben, daß das aus herrlichen Quadersteinen zu errichtende Hauptgebäude eine Einsteighalle von 364 Fuß Länge und 81 Fuß Breite mit vier Geleisspuren enthält. Mit dem Hauptgebäude werden außerdem noch ein großes Maschinengebäude mit Werkstätten, eine Ladehalle und eine Wagenremise verbunden seyn. Wie bei der Herstellung der übrigen bayerischen Staatsbahnen, so hat sich auch bei dem Baue der Schweinfurt-Würzburger Bahn die Energie der Staatsregierung und der Eifer und die große Leistungsfähigkeit der bayerischen Ingenieure gezeigt. Die Beendigung der Bahn hat dadurch beschleunigt und die Eröffnung derselben um ein Bedeutendes vor dem anfänglich festgesetzten Termine stattfinden können. Die Schwierigkeiten des Baues der Bahn von Schweinfurt bis Würzburg waren, wie aus den vorstehenden kurzen Andeutungen hervorgeht, nicht klein; die Schwierigkeiten auf der Strecke von Würzburg bis Aschaffenburg waren größer, aber sie sind auch überwunden, und sobald die Schienenlegung vollendet ist, wird auch diese Strecke dem öffentlichen Verkehr übergeben werden. Längstens wird das bis zum 1. Oktober der Fall seyn; denn der ganze Strom des Verkehrs von dem westlichen nach dem östlichen Deutschland und weiter nach der unteren Donau und dem Orient wird dann seine Richtung über Aschaffenburg und Würzburg nehmen.

Im Liebeskreise.

Der West durchwehet leise
Die Laube, grün und kühl;
Das Haupt, das sorgenheiße,
Leg' ich auf moos'gen Pfühl.
Die bunten Falter fliegen,
Froh, durch den Blumengrund;
Die emf'gen Immen schmiegen
Sich an der Rose Mund.

Das Lied, das von den Bäumen,
Lustlockend, dringt und rein,
Zum Schlummern oder Träumen
Und Dichten lädt's wohl ein.
Doch ringsum, wo das Leben
Ist selber ein Gedicht,
Ein schöneres zu geben —
Das kann der Dichter nicht.

Wer theilt der Laube Zweige?
Bist Du es, liebes Kind,
An Mutterhand? Komm', reiche
Die Händchen mir geschwind!
O, laßt euch herzen, drücken!
Ist doch mein Herz euch ganz!
Kommt, laßt uns Blumen pflücken
Zu einem Liebeskranz!

Der soll im stillen Zimmer,
Wenn's wintert, stürmt und schneit,
Erinnern uns noch immer
An Liebesfrühlingszeit.

Zu, flüstern soll er leise:
„Der hat ein festes Zelt,
Der still im Liebeskreise
Sich gründete die Welt."

Dr. Daniel v. Fenner.

Mannichfaltigkeiten.

(Aargau.) Ein Einsender des Schweizerboten wurde letzter Tage in der Gegend von Seengen von einem Weib angebettelt, deren linke Hand einen sonderbar klirrenden Ton von sich gab. Bei näherer Untersuchung zeigte sich dann folgende Merkwürdigkeit: Um den Knöchel der linken Hand ging ein schwerer eiserner Ring, welcher mit einem tüchtigen Vorlegeschloß kunstgemäß verschlossen war. An diesem Ring ist ein Glied einer Kette, und an diesem eine eiserne Tafel von wenigstens ½ Pfund Gewicht angebracht, auf welcher Folgendes mit der Jahreszahl 1845 zu lesen ist: „durch dieses Täfelein wird angezeigt, daß diese Frau im Amtsblatt ist wägen schlechter Aufführung, war ihr Vater schuld. J. Ulrich Suter von Niederhallwil." Interessant ist zu hören, daß Derjenige, der der Frau die Schandtafel angeschmiedet, der eigene Gatte derselben ist, der noch vor nicht langer Zeit in der aargauischen Zuchtanstalt Aarburg seine Lehrzeit gemacht hat.

Die „H. N." meldeten aus Peterburg von dem Schtschegoleffcultus. Die Petersburger Zeitungen bringen einen handgreiflichen und nicht uninteressanten Beweis dafür. Der schon in Deutschland bekannte Brief des Großfürsten an den Helden von Odessa ist in der Ursprache noch überschwänglicher als die Uebersetzung wiedergab. So nennt er ihn am Schluß „Golubtschik Schtschegoleff", was wörtlich zu Deutsch „mein Täubchen Schtschegoleff" lautet. Drei andere Adressen, gleich enthusiastisch, bringt die „Petersb. Ztg.", darunter die des Gen.-Adjutanten Rostowzow mit der komischen Titulatur: „Mein lieber Schtsch., jetzt hochverehrter Alex. Petrowitsch." Indeß ist dieser Hort und Anker russischer Bombardierkunst doch wohl nicht ganz ausreichend, und so gibt ihm das „Journal de Petersb." im Feuilleton einen noch kräftigeren, höheren Beistand. Es bringt nämlich einen im vollem Ernst gehaltenen Artikel über boulets intelligens, in dem es aus einem Journal „l'Innominato" mittheilt, daß der professeur Puffenmacher très-connu" die große Entdeckung gemacht, daß alle leblosen Körper dieselbe schlummernde Intelligenz wie die tanzenden Tische hätten, das Eisen besonders, und daß also durch geeignete Manipulation jeder Artillerist seinem Wurfgeschoß eine specielle Bestimmung nach seinem Willen auferlegen könne, so daß, wenn er der Kugel commandire „homicide point ne seras", diese sich alles Blutdurstes enthalte und erst recht noch im umgekehrten Falle. Die Mystification ist für ein amtliches Blatt stark genug.

Die Amme des Prinzen von Wales war die Frau eines Dieners in Claremont Palace, dem zeitigen Wohnsitz der Orleans, Namens Brough. Sie mußte vor der Zeit entlassen und durch eine andere Amme ersetzt werden, weil sie, wie es in den Berichten heißt, den Vorschriften der Aerzte zuwider gehandelt und die Nahrung beeinträchtigt hatte. Vor einiger Zeit schöpfte ihr Mann Verdacht gegen ihre Treue, weil sie sich so viele Geschäfte in London machte. Er ließ sie bewachen, erhielt den Beweis, daß sie einen lüderlichen Lebenswandel führte, und kündigte ihr daher an, daß er sich von ihr trennen werde. Einige Stunden nachher schnitt sie ihren sechs Kindern den Hals ab und versuchte dasselbe

ohne vollständigen Erfolg an sich selbst. Der Schauplatz dieser Unthat ist das Dorf Esher.

(Freiburg, 4. Juli.) Mit dem gestern Mittag von Haltingen hier ankommenden Bahnzug transportirte ein Gendarm einen Züchtling nach Mannheim. Herwärts von der Kaltenherberg sprang der Letztere, obschon beide Hände gefesselt und während der Zug im vollen Laufe war, aus dem Güterwagen, in dem er sich mit dem Gendarmen befand. Der Gendarm sprang ihm sogleich nach, stürzte aber bei dem Sprung, durch sein Gewehr gehindert, zu Boden, während welcher Zeit der Verbrecher einen Vorsprung gewann und sich wahrscheinlich in dem nahen Rebberge verbarg. Bis jetzt wurde er nicht mehr eingebracht. Weder der Gendarm, noch, wie es scheint, der Gefangene, haben durch diesen gewagten Sprung Schaden erlitten.

Die Wiener Zeitung berichtet über ein gräßliches Unglück, das der Orkan, der am 30. Juni wüthete, auf dem Traunsee bei Gmunden zur Folge gehabt hat. An jenem Tage versammelten sich sämmtliche Fischer der Umgegend zu der üblichen sogenannten Reinankenschwebe, einem gemeinschaftlichen, jährlich stattfindenden Fischzuge, dessen Ausbeute an alle Theilnehmer vertheilt wird. Als die Schiffe auf offenem See waren, erhob sich binnen wenigen Minuten und ohne alle Vorzeichen der wüthende Sturm, sodaß neun Fischer, sämmtlich Familienväter, deren einige acht und neun Kinder hinterlassen, ums Leben kamen. Ueberdieß sind viele Schiffe und Netze zu Grunde gegangen, welche das ganze Betriebscapital dieser Leute ausmachen und deren Verlust um so empfindlicher ist, als ein einziges Netz auf 120—130 fl. C.-M. zu stehen kommt.

Das Landes-Oekonomie-Collegium in Preußen ist zu der Ueberzeugung gekommen, daß eine Verminderung derjenigen Bäume herbeigeführt werden müsse, auf denen die Schmetterlinge vorzugsweise ihre Eier legen und die Raupen am besten gedeihen. Es sind dieses die Pappelbäume, mit denen bekanntlich die Mehrzahl der Chausseen bepflanzt ist. Das Collegium hat daher den Beschluß gefaßt, einen Antrag dahin zu stellen, daß die Pappeln von den Chausseen gänzlich entfernt und an Stelle derselben Obstbäume gepflanzt werden.

Korrespondenz.

Stuttgart, 11. Juli.

Der Circus von Renz behauptet durch seine außerordentlichen Leistungen hier fortwährend seine Anziehungskraft und hat trotz Noth und Theuerung jeden Tag ein volles Haus; ja, es strömen sogar aus ziemlich weiter Ferne Neugierige hierher, um den Circus zu besuchen, in welchem in der That in Beziehung auf Pferdedressur, höhere Reitkunst und Gymnastik Wunderdinge zu schauen sind. Am 17. wird Hr. Renz hier seine letzte Vorstellung geben und alsdann nach München abreisen, um während der Industrieausstellung dort zu verweilen.

Wiesbaden, 13. Juli.

Obwohl die gegenwärtigen Zeitverhältnisse, die nachtheilige Einwirkung der Kriegsereignisse, die allgemeine Theuerung und das andauernd ungünstige Wetter den Besuch der Bäder im Allgemeinen beeinträchtigen, so hat sich doch unsre Kurstadt in dieser Beziehung weniger als andere zu beklagen und weisen unsere Kurlisten eine bereits sehr zahlreiche Frequenz nach. Die hiesigen Bade- und Gasthäuser sind mit Fremden gefüllt, theilweise sogar überfüllt und jeder Tag führt uns neuen Zuwachs herbei. So bewährt Wiesbaden unter allen Umständen den fest begründeten Ruf seiner heilkräftigen Thermen und wird Denen, welche Genesung suchen, solche zu spenden nicht unterlassen. Wenn nun diese Heilkraft sich fortwährend erweist, so sucht man anderseits den Kurgästen ihren hiesigen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen und werden die reizenden Umgebungen unserer Stadt und die Anlagen unseres Kurparks mit jedem Jahr verschönert. Die letzteren sind besonders in den Nachmittagsstunden belebt, wo hinter dem Kursaal unsere treffliche Militärmusik durch die Gediegenheit ihrer Leistungen und ihr reiches und mannichfaltiges Programm anziehende Kunstgenüsse bereitet. Auch unser Theater bietet im Schauspiel, wie in der Oper viel Anziehendes. So wurde am 10. d. M. R. Wagners Lohengrin zum Vortheil der Fräul. Storck, einer hier mit Recht sehr beliebten Sängerin, gegeben. In der Parthie der Elsa bekundete sie einen von lyrischer Innigkeit beseelten und ausdrucksvollen Gesang, welcher durch allgemeinen Beifall und Hervorruf anerkannt wurde. Außer der Beneficiantin zeichneten sich Fräul. Köhler (Ortrud), als eine gute und im Besitz eines ausgedehnten Repertoirs stehende Sängerin bekannt, deren bevorstehender Abgang von unserer Bühne sehr bedauert wird, Hr. Peretti (Lohengrin), der besonders als dramatischer Darsteller und Sänger Verdienstliches leistet, Hr. Minetti, dessen schöne Baritonstimme einen wohlthuenden Eindruck macht, sowie die HH. Schiffbenker (König) und Kühnle (Heerrufer) sehr vortheilhaft aus. Die großen Schwierigkeiten der musikalischen Ausführung und eines tüchtigen Ensemble's dieser Oper sind bekannt und um so mehr muß die hiesige Vorstellung derselben als eine in ihrer Totalität sehr gelungene und musikalisch abgerundete hervorgehoben werden, was besonders in Beziehung auf das präcise und kräftig durchgreifende Zusammenspiel unseres Orchesters volle Geltung hat. Die Aufführung fand sehr beifällige Aufnahme, sowie denn die Wagner'sche Musik überhaupt hier beliebt ist. In den nächsten Tagen wird schon wieder eine seiner Opern „der fliegende Holländer" zur Aufführung gelangen.

Frankfurt a. M.

Der Verein für geistliche Musik, dessen Bestehen und Leistungen schon mehre Blätter rühmlich besprochen, hat seinem Direktor Hrn. Heinrich Henkel an dessen Trauungstage (8. Juli) einen aus dem Atelier des Hrn. Silberarbeiter Hessenberg hervorgegangenen, kunstvoll ausgearbeiteten Taktir-Stab überreichen lassen und die kirchliche Trauung durch erhebenden Gesang verherrlicht. In dieser schönen Anerkennung von Seiten des Vereins und in der dadurch kundgegebenen Beliebtheit des mit anerkannter Befähigung und Uneigennützigkeit wirkenden Direktors erblicken wir die erfreulichsten Bürgschaften des Gedeihens dieses jungen Vereins.

Kunstnotiz.

(Mainz, 5. Juli.) Im verflossenen Winter starb dahier der pensionirte Pfarrer Heinrich Rahke mit Hinterlassung einer bedeutenden und werthvollen Sammlung von Oelgemälden, welche am 24. Juli d. J. und die folgenden Tage dahier öffentlich versteigert werden. Dem letzten Willen des Verstorbenen gemäß fällt der größte Theil seines Vermögens (und dieß besteht fast ausschließlich aus fraglicher Sammlung) wohlthätigen Anstalten und Armen anheim, und ist schon um deßwillen eine starke Betheiligung von Seiten des Publikums zu wünschen. Jeder Kunstliebhaber hat Gelegenheit, diese herrliche Sammlung, die großentheils mit ganz vorzüglich gearbeiteten und vergoldeten Rahmen versehen ist, anzusehen, da selbe vom 10. bis 22. dieses Monats (Sonntags ausgenommen) im hiesigen Kunstvereinslokale ausgestellt ist. Außerdem befindet sich eine kostbare Sammlung von Kupferstichen, mehrere Gruppen der berühmten Höchster Porzellanfiguren 2c. dabei. Wir verfehlen daher nicht, vorerst auf diese Ausstellung aufmerksam zu machen. Ein Katalog ist in der Buchhandlung von Wirth Sohn hier gratis zu haben.

Theater-Anzeige.

Freitag, 14. Juli. (Zum ersten Male.) Man sucht einen Erzieher, Lustspiel in 2 Acten. Frei nach dem Französischen von A. Bahn. (Hierauf zum ersten Male.) Der Stiefvater, Lustspiel in 1 Act. Nach Laurencin und Marc-Michel. Frei bearbeitet von M. A. Grandjean.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 168. Samstag, den 15. Juli 1854.

Die Belagerung von Leyden.

(Historische Novelle von A. Heinze.)

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen herrschte eine ungewöhnliche Bewegung in den Gassen der Stadt. Kleine Trupps von bewaffneten Bürgern durchzogen dieselben nach allen Richtungen, und hier und da vor den Häusern standen einzelne bleiche abgezehrte Gestalten und horchten ängstlich in die Herbstmorgenstille hinein.

In einem Zimmer im obern Geschoß des Kaar'schen Hauses, von welchem man einen Theil der Südhälfte der Stadt übersehen konnte, waren um die neunte Morgenstunde mehrere der Verschwornen versammelt und harrten in größter Spannung des Signals aus dem spanischen Lager.

„Ist Philipp van Diffel glücklich durchs Thor gekommen?" fragte Kaar nach einer langen Pause den Goldarbeiter Grendel.

„Ich weiß es nicht", versetzte dieser, „ich habe noch Keinen von der Wache am Kuhthor gesprochen."

„Bürgermeister und Rath sind schon versammelt", sagte der Krämer Schoof; „wenn sie nur nichts gewittert haben!"

„Possen! von den Unsrigen wird doch Niemand den Angeber spielen", rief Kaar.

In ängstlichem Schweigen horchten Alle, ob der Kanonenschuß noch nicht herübertöne.

„Das Zeichen bleibt lange aus", sagte Grendel endlich. „Wenn Philipp van Diffel in seiner Hast den Obersten Borgia nur recht verstanden hat!"

„Ach, ich wollte, es käme gar nicht zum Sturm!" rief der bucklige Schoof. „Man hat uns zwar Ersatz versprochen — aber, du lieber Gott, wer tarirt nach dem Brand unserer Häuser unser Eigenthum?! Ich habe immer dagegen gestimmt und mich endlich nur der Mehrheit gefügt, weil Loom sagte, wir allein könnten nichts durchsetzen. Aber warum . . ."

Er vermochte seine Rede nicht zu vollenden. Sein „Warum" verhallte in dem Schall heftiger Schläge gegen die Hausthür, welche man aus Furcht vor Ueberraschung verschlossen hatte.

Alle schauten sich bestürzt an.

Von neuem donnerte es heftiger als zuvor gegen die Thür, daß es dumpf durchs Haus dröhnte und laute Stimmen begehrten Einlaß.

„Ach, unser Plan ist gewiß entdeckt!" jammerte der bucklige Krämer.

„Schnell die Waffen fort!" rief Kaar. „Werft sie in jenen dunklen Wandschrank. Ich will hinabgehen und zusehen, wer es ist — eine fernere Weigerung, zu öffnen, könnte uns verdächtig machen."

Damit eilte er rasch die Treppe hinunter und öffnete, fuhr aber bestürzt zurück, als er den Hauptmann Schot und Adrian van Zeilingen mit einer starken Abtheilung bewaffneter Patrioten erblickte.

„Gelt! Ihr habt uns nicht erwartet?!" rief Adrian mit höhnischem Lachen dem Brauer zu, indem er mit seinen Begleitern ins Haus trat, welche letztere sich Kaar's sogleich versicherten. „Eure Base, die Begnine, ist zwar gut katholisch und hält es mit den Spaniern, aber der Verrath, den Ihr begehen wolltet, schien ihr doch zu schändlich. Sie hat Euch bei Euern Zusammenkünften belauscht und uns Eure verruchten Anschläge mitgetheilt. Wenn die Spanier stürmen, werden sie uns wohlgerüstet finden. Wir hätten Euch schon früher fangen können, hielten es aber für besser, Euch Alle auf einmal und auf frischer That zu greifen. Der elende Philipp van Diffel ist uns leider entwischt — bei den Spaniern wird ihm aber auch kein Glück blühen!"

Alle im Hause Befindliche wurden darauf festgenommen und ins Gefängniß geführt. An Widerstand konnte keiner der Spanischgesinnten denken, da man Aller Namen kannte und Alle zu gleicher Zeit ergriff.

Die Gefahr im Innern war somit glücklich abgewandt, aber die Gefahr, welche von außen drohte, erhielt Aller Gemüther so in Spannung, daß man der beseitigten kaum mehr gedachte. Da man durch die Begnine natürlich auch das Vorhaben des Obersten Baldes erfahren hatte, so harrte man in Wehr und Waffen von einer Stunde zur andern auf das Signal zum Sturm, und als dieß nicht erfolgte, wähnte man, daß die Spanier auf irgend eine Weise die Entdeckung der Verschwörung erfahren und deßhalb auch den Angriff von außen aufgegeben hätten.

Hätten die Patrioten ahnen können, welch' ein holder Schutzgeist die Gefahr von ihnen abgewendet, sie würden sich manche bange Stunde erspart haben.

5.

Obgleich die Bewohner Leydens auf diese Weise zwei drohenden Gefahren entgangen waren, so hatte sich damit die Aussicht auf baldige Rettung nicht vermehrt. Der Wind wehte fort und fort aus Nordosten und zwang die Flotte, unthätig auf der Nordaa zu verweilen; in der Stadt trat die Noth in einer immer gräßlicheren Gestalt auf und raffte die gänzlich Entkräfteten zu Hunderten hin, und die Verzweiflung der Ueberlebenden wuchs mit jeder Stunde.

Der einzige Trost der erbarmungswürdigen Einwohner waren die weißglänzenden Segel der Flotte, welche sie von den Wällen aus in der Ferne erblicken konnten und welche ob den Häuptern ihrer heißersehnten Retter flatterten.

Welch ein Himmelsklang den Unglücklichen daher das Jubel-

geschrei: „Westwind! Westwind!" seyn mußte, das sich am acht- undzwanzigsten September plötzlich in der Stadt erhob, ist leicht zu erachten.

„Westwind! Westwind!" hallte es von Mund zu Mund, und die bleichen Lippen umspielte ein freudiges Lächeln, und aus den halberloschenen Augen leuchtete ein Strahl seliger Hoffnung.

Die Fluth hatte den günstigen Wind gebracht, und die bis dahin vom Lande ferngehaltenen Meereswogen brausten jetzt mit Macht heran und überschwemmten weit und breit die ganze Gegend.

„Nun wird die Flotte in wenigen Tagen hier seyn!" rief Einer dem Andern zu. „Die tapfern Seeländer und die Wellen werden die Spanier schon verjagen!"

Am zweiten Tage vernahm man auch den Donner der Kanonen bei dem Dorf Zoeterwoude, und aus den bald darauf dort aufsteigenden Flammen schloß man, daß die Spanier von dort vertrieben worden seyen. Die einzige Schwierigkeit, welche die Flotte noch zu überwinden hatte, war die große Schanze bei dem Dorfe Lammen, welche außerordentlich fest und mit einer beträchtlichen Truppenmenge besetzt war.

Der Angriff von Seiten der Flotte auf diesen festen Punkt erfolgte auch am zweiten October, hatte aber einen ungünstigen Erfolg, da das Schreiben, worin man die Belagerten zu einem Ausfall aufgefordert, von den Spaniern aufgefangen worden war.

In banger Erwartung harrten die Bewohner Leydens von einer Stunde zur andern auf ein Siegeszeichen — es erfolgte nicht.

Endlich brachte eine Brieftaube die Nachricht, daß der Admiral Boisot den Angriff auf die Schanze bei Lammen am nächsten Morgen mit doppelter Macht erneuern werde und daß derselbe dabei auf einen Ausfall der Bürger rechne.

Diese Kunde beseelte die Halbtodten mit dem Muth der Verzweiflung, und mit Aufbieten der letzten Kräfte rüsteten sich Alle, welche noch im Stande waren, Schwert und Hellebarde zu schwingen, zu einem allgemeinen Ausfall mit Tagesanbruch.

Als der Morgen graute, erschien plötzlich ein Knabe bei dem Befehlshaber der Wache an einem der südlichen Thore und erzählte demselben, daß er in der vergangenen Nacht etwas Seltsames gesehen habe: eine lange Reihe dunkelrother Sterne sey langsam über die Felder bei dem Dorfe Lammen gezogen und endlich verschwunden.

Bei dieser Erzählung ward der Kommandant der Wache von einem freudigen Gedanken ergriffen. Er drückte dem Knaben ein funkelndes Geldstück in die Hand und sagte:

„Lauf' einmal rasch hinüber nach Lammen und sieh zu, ob die Spanier noch dort sind! Du sollst dreimal so viel zur Belohnung erhalten, wenn Du unverzagt drauf los gehst! Sind die Feinde nicht mehr da, so winke uns mit dem Hute."

Der Knabe eilte keck auf die Schanze zu; in gespannter Erwartung schaute ihm die Wachmannschaft nach.

„Er winkt! Er winkt!" schrieen da plötzlich Alle laut und freudig auf. „Die Spanier sind entflohen! Die Spanier sind entflohen!"

Um volle Gewißheit zu haben, sandte man noch einen Bürger hinaus, aber auch dieser fand die Schanze leer.

Mit Jubelruf eilte man nun in die Stadt, und auf der Stelle rückte der Hauptmann Gerhard van der Laan mit seinen Schützen nach Lammen, besetzte die Schanze und meldete das frohe Ereigniß von hier aus dem Admiral Boisot.

(Schluß folgt.)

Ein Denkmal für Oken.

Während einer unserer bedeutendsten Gelehrten die seltenen Schätze seiner Lieblingswissenschaft, die sonst erst den Nachlaß der Gelehrten zu bilden pflegen, schon bei Lebzeiten veräußert, um seine alten Tage vor Mangel zu schützen, wissen vielleicht die wenigsten Leser, daß ein anderer Koryphäe der Wissenschaft, dem ein nicht unähnliches Schicksal beschieden war, als Grundbesitzer gestorben ist, und zwar als Besitzer eines der reizendsten Plätzchen, das man sich nur denken und wünschen kann. Wir selbst kamen zur Kenntniß dieses Umstandes erst gelegentlich einer anspruchslosen Feier, die dem Andenken des von uns gemeinten trefflichen Gelehrten gewidmet war. Um zu dessen langjährigem Sanssouci zu gelangen, müßte sich der Leser, zieht er anders nicht eine mehrstündige Fußwanderung an dem reichbewohnten, vom sanftesten Grün der Weinberge, Obstgärten und kleiner Wiesengründe überkleideten Ufer eines smaragden heraufblickenden Sees vor, entschließen, mit uns in Zürich den schnellen Dampfsegler zu besteigen und über die unter den goldenen Sonnenblitzen zitternde Fläche des schönen Sees dahin zu gleiten. Am rechten Seegestade zieht sich als Gegenstück der linksseitigen eine mäßig hohe bewaldete Bergkette hin. Wo sie zu ihrer bedeutendsten Höhe im sogenannten „Pfannenstiel" sich erhebt, um dann dort gegen ein feuchtbares, wohlangebautes welliges Flachland, hier gegen den See abzufallen, verlassen wir das Schiff bei dem langgestreckten großen und schönen Dorfe Meilen (bekanntlich gewähren alle Orte an diesem lieblichen See einen ungemein freundlichen und wohlhäbigen Anblick). Etwa 1200 Fuß ohne große Mühe und in anmuthig wechselnder Landschaft ansteigend, erreicht man das Ziel — buchstäblich den Landsitz unsers verstorbenen großen Landsmannes Oken. Aber wolltet Ihr nun verwundert ausschauen nach einer, wenn auch nur bescheidenen Villa, einem kleinen Tusculanum etwa in Form eines Schweizerhäuschens, wie es sich eine halbhundertjährige Thätigkeit in Wort und Schrift hätte erworben haben können, so müßte Euer Auge unbefriedigt zurückkehren. Oken machte in dieser Hinsicht keine Ausnahme von der ziemlich allgemeinen Regel für die Arbeiter mit ihrem geistigen Kapitale. Eine Enttäuschung müssen wir uns schon gefallen lassen; indeß trägt sie zugleich einen Trost in sich. Das Tusculanum des Naturforschers war nichts anders als ein rauher Felsblock auf der Kuppe des Berges, einer jener jener „Findlinge", wie sie in allen Größen über die ebene Schweiz verstreut sind, einst von dem Muttergestein im Hochgebirg abgerissen, von einer noch nicht genügend vermittelten Kraft fortgeführt, und da und dort auf Hügeln und im Thal abgesetzt wurden. Dieß ist indeß der geringste Reiz dieses stillen Plätzchens, das von der Touristik noch nicht emancipirt und wohl selten von ihr heimgesucht ist. Sein Zauber liegt in einer wundervoll reichen Aus- und Fernsicht, die gar wohl mit den zu diesem Zwecke besuchteren Punkten der ebenen Schweiz wetteifern kann, in manchen Einzelheiten sie wohl auch übertrifft. Ein äußerst mannichfaltiges Panorama breitet sich von hier vor dem entzückten Blicke aus, von der anmuthigen Idylle in Vordergrund und nächster Umgebung, über die stattlicheren Höhen der Voralpen bis zu den gewaltigen Trägern ewigen Schnees und Eises, die ihre vielgestaltigen Gipfel in weitem, imposantem Halbkreise gen Himmel ragen lassen. Vom hohen Alpstein im Appenzeller Lande ziehen sie sich, Grat an Grat, Spitze an Spitze, dahin bis zur majestätischen Jungfrau im Berner Oberlande.

Das war denn nun freilich eine Stelle, würdig, von einem solchen Forscher und Freunde der Natur zum Lieblingsplätzchen gewählt zu werden. Oken kaufte sich die paar Fuß unfruchtbaren Landes, um den Findlingsblock, um einen schönen Punkt der Erde

sein Eigenthum nennen zu können und ihn Allen zugänglich zu machen. Aber nicht weniger glücklich will uns der Gedanke erscheinen, hier das Gedächtniß einer Persönlichkeit festzuhalten, die eine so ausgezeichnete Stelle in der Geschichte der Naturwissenschaften einnimmt und stets einnehmen wird. Die Idee ward einfach ergriffen, als die Wittwe nach dem Tode des Gatten das kleine Besitzthum verkaufen mußte. Ein Dr. Wille faßte sie auf, fand Anklang damit bei seinen Mitbürgern; ein Verein bildete sich, kaufte den Platz, richtete ihn her und schloß sein anspruchsloses Werk mit einem gleich einfachen Erinnerungszeichen. Eine eiserne Platte mit erhabenen Buchstaben ward in eine Seite des Felsblockes eingefügt, und verkündet nun dem Besucher die Stelle, wo der große Naturforscher sich so gerne in den Anblick einer freundlichen und erhabenen Natur versenkt hatte. Die Tafel trägt folgende Inschrift:

Dem großen Naturforscher,
welcher der Ruhm der Züricher Hochschule,
dem unabhängigen Manne
Lorenz Oken,
geb. 2. Aug. 79., gest. 11. Aug. 51.
haben an seinem Lieblingsplatze,
Einwohner von Meilen, diese Denktafel
errichtet.

Einfach wie diese Ausführung, die dadurch den bei so mancher andern Denkmalsetzerei so unerquicklichen Zeitverlust und lahmen Fortgang (Beispiele liegen nahe) umging, war auch die Einweihung. Aber der Himmel hatte dazu — leider in diesem Sommer eine Ausnahme! — sein schönstes und ein wahres Sonntags-Wetter geschickt am 25. Juni. Man hat überhaupt kein weiteres Aufheben von der Feier gemacht, keine Anzeige erlassen, kein Programm entworfen. Wer sich nicht gemerkt hatte daß eine derartige Erinnerung im Werke (ich habe Ihnen vor Monaten davon Mittheilung gemacht), und darnach seine Maßregeln getroffen, hörte erst post festum wieder von der Sache. So waren auch von der wissenschaftlichen Welt Zürichs nur wenige Glieder anwesend; und die Bemerkung eines Blattes über die mangelnde (richtiger sehr schwache) Vertretung der „deutschen Kolonie" in jener Stadt bei der Feier zu Ehren ihres Landsmannes rief sogar eine kleine Zeitungsfehde hervor. Nun, zum Glücke braucht man sich über Oken's Landsmannschaft nicht gerade zu streiten. Fand er auch am Abend seines Lebens noch mancher Widerwärtigkeit, die ihm ein ächtfreier Geist und eine unerschütterliche Ueberzeugungstreue zugezogen, an Zürichs neubegründeter Hochschule die seinem hohen Talente gebührende Aufnahme, Ruhe und einflußreichen Wirkungskreis, so gehört sein Verdienst doch allen Nationen an, und sind, mögen auch die Schweizer ihn gerne und mit wohlerworbenem Rechte den „Ihren" nennen, der Grundzug seines männlich unabhängigen Charakters, die geniale Auffassung seiner Wissenschaft, in der er, mit Geringachtung äußerlicher Vortheile, ganz lebte und webte, ächt deutsche Züge, so selten sie im Ganzen geworden seyn mögen. Die Festrede, welche der obengenannte Dr. Wille zwischen Einleitung und Schluß durch kräftigen Männergesang gehalten, stellte recht wacker zusammen, was über den edlen Todten gesagt werden kann, und der Vergleich mit zwei fast gleichzeitig in Deutschland geborenen großen Genossen seiner Wissenschaft, welche aber die Gunst der Verhältnisse äußerlich so ganz anders stellen sollte, mit Cuvier und Alex. v. Humboldt, ward glücklich und ergreifend durchgeführt. Allerdings lag schließlich die ganze Bedeutsamkeit stiller Weihe in den Worten: „Ihn, den Sohn armer Bauern, haben Ehre und Reichthum nie gelockt, aber er ist frei geblieben! Sein einfaches Denkmal hier haben ihm schlichte Dorfbewohner der freien Schweiz errichtet; aber diese Denktafel steht 2600 Fuß über dem Meere; die freie Welt umrauscht sie; rund umher glühen am Morgen und Abend die Schneewipfel des Hochgebirges und sie blickt hernieder auf den schönen See und die Insel, auf der die Gebeine Ulrichs von Hutten ruhen!"

Zahlreich hatte sich die Bevölkerung der Umgegend eingefunden, und der größere Theil erwartete auf dem Okenplatze, wo eine Reihe Tische aufgeschlagen waren, den Untergang des an diesem Tage so freundlichen Gestirns. Leuchtend traten die fernen Riesenhäupter am Horizont hervor, als hätten auch sie mit ihrer im letzten Abendglanze rosig erglühenden Pracht den Stunden einer prunklosen Erinnerung eine erhabenschöne Weihe ertheilen wollen. †

Mannichfaltigkeiten.

Die kriegerischen Ereignisse in den Donauländern haben den Freunden der protestantischen Mission Veranlassung gegeben, die Lage des Protestantismus in der Türkei mit der in Rußland zu vergleichen. In der Türkei ist im Laufe der letzten 20 Jahre die Bibel in einer fast unglaublichen Anzahl verbreitet worden. In mehr als 20 Städten und Dörfern bestehen protestantische Gemeinden, die aus der griechischen Kirche hervorgegangen sind. Unter den Armeniern sowohl in Konstantinopel als auch im Innern des Landes zeigt sich eine sehr günstige Bewegung für die Reformation. Fünfundsechzig Lehrer verbreiten die Wahrheit des Evangeliums unter der Jugend. In Konstantinopel bestehen 14 solcher Schulen. Jede religiöse Verbindung ist in der ganzen Ausdehnung des Landes erlaubt. In Konstantinopel, in Bucharest, bis zur Occupation der Russen, sowie in andern Städten wird die heilige Schrift in den Sprachen des Morgenlandes, namentlich in der türkischen Sprache gedruckt; von 40 verschiedenen Niederlagen wird die Bibel daselbst verkauft, und zahlreiche Boten und Agenten durchziehen alle Provinzen des Landes mit derselben Freiheit, womit katholische sowohl als protestantische Missionäre Europas und Amerikas ihres Amtes daselbst warten. In Rußland dagegen ist keinerlei religiöse Verbindung erlaubt. Es ist verboten, die Bibel in russischer Sprache zu drucken oder sie einzuführen, mit Ausnahme der englischen, französischen, italienischen, deutschen Sprache, also in den Sprachen des Abendlandes. Selbst den zwei Millionen Juden Rußlands ist die Einführung des alten Testaments in hebräischer Sprache aufs bestimmteste verboten. Die evangelische Mission ist durchaus verboten, wenigstens seit dem Tode des Kaisers Alexander, der bekanntlich in diesen Dingen sehr tolerant und dem pietistischen Protestantismus geneigt war. In den zwanziger Jahren wurde von den russischen Behörden gegen die mährischen Brüder wie gegen die schottische Missionsgesellschaft eingeschritten. Selbst in der Tartarei und in Sibirien an der Gränze der chinesischen Tartarei wurde das früher geduldete Missionswerk im Jahre 1841 aufgehoben.

Eine Versteigerung Schwarzer in Charleston beschreibt Ampère also: Eine Familie Schwarzer sah ich auf dem Markte auf einem Karren postirt, als ginge es zum Schaffot. Daneben war eine rothe Fahne aufgesteckt. Die Neger und Negerinnen sahen ganz gleichgültig drein. Der Ausrufer strich unter vielen Späßen die Eigenschaften eines Negers heraus: „Sehr intelligent! Gärtner vom besten Wasser!" Die Käufer traten an die Männer und Frauen, Mädchen und Kinder heran, öffneten ihnen den Mund und besahen sich die Zähne. Dann wurde geboten und zugeschlagen. Zwanzig Schritte davon ward gleichzeitig auf dieselbe Weise ein Pferd verauctionirt; der Mensch ward mit 69, das Pferd mit 71 Dollars bezahlt.

(Ein Riesenschiff der Vorzeit.) Der König von Aegypten, Ptolemäus Philopator, ließ ein Schiff bauen, das 420 Fuß lang, 56 Fuß breit und vom Kiel bis zum Vordertheil 72 Fuß hoch war. Es war mit 4000 Ruderern, 400 Dienern und 2820 Seeleuten bemannt. Nach der jetzt gewöhnlichen Berechnungsart müßte es 6445 Tonnen gehabt haben.

(Wiesloch, 10. Juli.) Gestern Nachmittag wurde die feierliche Einweihung des Astorhauses in dem benachbarten Marktflecken Walldorf vorgenommen. Der Stifter ist, wie vielen Lesern bekannt seyn wird, der in Walldorf arm geborene, durch seine Thätigkeit und Umsicht im Handel aber zum Krösus gewordene Astor. In seinem letzten Willen gedachte er seines Geburtsortes und bestimmte ein bedeutendes Kapital zur Errichtung eines Hauses, welches als Kleinkinderschule, als Erziehungsanstalt für die Jugend und als Zufluchtsort für das Alter dienen soll. Das Kapital wird zum Unterhalte sämmtlicher Aufgenommener und Aufzunehmender hinreichen.

In New-York hat ein Buchhändler das große Theater auf dem Astor-Platze, eines der schönsten Gebäude in der Stadt, für 246,000 D. gekauft, um das Ganze als Buchverkaufslokal zu benutzen. Es wird jedenfalls das größte in der Welt, denn der Mann gedenkt 120,000 Bände darin aufzustellen.

Literatur.

Das Herzogthum Nassau in malerischen Original-Ansichten u. s. w. Darmstadt, G. G. Lange. Nr. 10 und 11. (Doppelheft).

Beschauen wir das vorliegende Heft! Biebrich, die rhein heitere herzogl. Residenz, winkt uns gleich auf dem ersten Bilde so traut-befreundet zu, daß gewiß Alle, die das Glück haben, des nie genug zu preisenden Rhein-Stroms Nachbarn zu seyn, eine innige Rhein-Sehnsucht ergreift. Ist doch der Rhein auch uns, was dem Alpenkinde seine Alpen! Der zweite Stahlstich bringt Rüdesheim mit seiner „Brömserburg" und seinem „Niederwalde"; der dritte Lorch, das Städtchen mit der Rebe rothem Blute und der wildromantischen Sage von der „Teufelsleiter". Dietz a. d. Lahn stellt sich auf dem nächstfolgenden Blatte dar. Eine ächte Lahn-Natur, Lahn-Landschaft — mild-wild! Fünftes Bild: Der Dom zu Limburg, ein edler Bau, auf Felsen, gleich der Kirche Christi, gegründet. Kloster Arnstein, Strafanstalt für katholische Priester, — auf dem sechsten Bilde, trägt die düsteren Züge der Buße und Reue. Der Text, welcher bis ins Detail geht, handelt noch von Wiesbaden, und zwar zumeist von den Kriegs-Erlebnissen der Taunusbäder-Königin. — Wir rufen des Bergmanns Gruß: „Glück auf!" dem immer schöner sich gestaltenden Werke zu.

Dr. D. v. F.

Korrespondenz.

Karlsruhe, im Juli.

Bei dem steigenden Bedürfniß an Brennmaterial für die Fabriken und Gewerbe, insbesondere für die stehenden und beweglichen Locomotiven zu Wasser und zu Lande, und bei der damit im unzertrennlichen Zusammenhange stehenden Erhöhung des Preises der Brennstoffe, erregten die bei Berghaupten, unfern Offenburg, am Ausgange des Kinzigthales gegen die Rheinebene hin, gelegenen mächtigen Steinkohlenlager (72 Millionen Cubikfuß) bei sachkundigen Männern eine um so größere Aufmerksamkeit, als dieselben bisher nur lässig betrieben worden waren und keineswegs eine ihrem großen Umfange nur einigermaßen entsprechende Ausbeute im Interesse der Industrie geliefert hatten. In Folge der dießfälligen, auf vorausgegangene bergmännische Untersuchungen gegründete Wahrnehmungen, hat sich vor einiger Zeit eine Actien-Gesellschaft zum ausgiebigeren Betrieb jener Steinkohlenlager mit einem Geschäftscapital von 500,500 fl. gebildet, und hat deren Abbau bereits mit erhöhtee Thätigkeit in Angriff nehmen lassen. War es bisher schon möglich, die frühere Ausbeute von 200 Centnern auf 300 per Tag zu heben, so steht ein noch ungleich größerer Rohertrag in Aussicht, wenn erst die projektirten Dampfmaschinen in Thätigkeit getreten seyn werden. Für diesen Fall sind von dem, mit den geognostischen Verhältnissen der Gegend genau vertrauten Herrn Berginspektor Daub nicht weniger als 700,000 Centner berechnet worden, welche jährlich zu Tage gefördert werden könnten. In Berücksichtigung dieser Zahl und bei Annahme eines, wie wir glauben, nicht zu hoch gegriffenen Profitsatzes per Ctr., dürfte die neue Actiengesellschaft leicht einen jährlichen Reinertrag von 70,000 fl. zu erwarten haben. Uebrigens hat es die Energie der Direktion bereits möglich gemacht, daß schon an Aufstellung einer Dampffördermaschine aus Eschweiler bei Aachen gearbeitet werden kann.

Literatur- und Kunst-Notizen.

Wir haben nachträglich noch über den Schluß des Gastspiels des Herrn Haase aus München zu berichten. Er trat zuletzt als Hamlet auf und bestätigte dadurch die von uns schon hervorgehobene Mannichfaltigkeit seiner Kunstleistungen. Der Hamlet des Hrn. Haase weicht von denen seinen Vorgänger wesentlich ab. Wir haben in dieser Rolle bis jetzt das reflektirende Element, die bittere Ironie und den strengen Ernst des mit sich und seiner Umgebung zerfallenen Mannes gesehen; Hr. Haase dagegen hob den heftiger aufgeregten, noch jugendlich erglühenden und träumerischen Jüngling mehr hervor. Bei ihm stand die elegische Gemüthsstimmung, die warme Betheiligung des Herzens im Vordergrund und wenn seine Vorgänger mehr durch Schärfe und Präcision der Zeichnung zu wirken suchten, so wirkte er mehr durch die Wärme des Colorits. Diese Auffassung hat insofern viel für sich, als sie die Schwäche und Unfähigkeit zur That des Dänenprinzen motivirt. Vortrefflich war das Spiel des Gastes namentlich im dritten Acte in der Scene mit Ophelia und im vierten in der mit seiner Mutter. Schließlich sey noch bemerkt, daß Hr. Haase als Magister Lassenius ein höchst gelungenes Genrebild dieses alten, vertrockneten, dabei aber höchst gutmüthigen Pedanten hinzustellen wußte und daß dem bekannten Lustspielchen durch die treffliche Mitwirkung des Hrn. Stotz und der Fräul. Dettmer, die hier zur Entfaltung ihres Talentes und eines jugendlich naiven und frischen Spiels Gelegenheit fand, ein erneuter Reiz verliehen wurde. — Wenn wir den Totaleindruck dieses Gastspieles, welches an neun Abenden uns ganz verschiedenartige Charaktere vorführte, zusammenfassen, so können wir der ungetheilten Anerkennung des Publikums und der Kritik nur beistimmen und wiederholen, daß Hr. Haase zu den vielbefähigten und durch tüchtige Kunststudien sich auszeichnenden Darstellern der gegenwärtigen deutschen Bühnen gehört, der nur noch hinsichtlich einer harmonischen Bemessung und Ausgleichung seines Sprachorgans einige Abrundung zu erstreben hat, um selbst den strengsten Anforderungen zu genügen. Wie wir vernehmen, wird Hr. Haase im nächsten Frühjahr einen abermaligen größeren Rollencyclus auf der hiesigen Bühne geben.

Theater-Anzeige.

Samstag, 15. Juli. Der Sonnwendhof, Volksschauspiel in 5 Acten.

Sonntag, 16. Juli. (Neu einstudirt.) Der Glöckner von Notre-Dame, romantisches Drama in 6 Tableaux. (Gastrolle) Esmeralda: Frau Ander, vom deutschen Theater in Pesth.

Bockenheimer Sommertheater.

Samstag, 15. Juli. Der Dippegucker, oder: In der letzte Dutt find't sich Alles, Local-Lustspiel in 2 Acten. — Ein Hausmittel, Lustspiel in 1 Act.

Sonntag, 16. Juli. Die Wiener in Berlin, Liederspiel in Act. — Drei Feen, Lustspiel in 2 Acten.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 169. Montag, den 17. Juli 1854.

Die Belagerung von Leyden.

(Historische Novelle von A. Heinze.)

(Schluß.)

Um dieselbe Zeit, als man am Thor die beglückende Kunde erhielt, saß Gertrud van de Werff einsam in ihrem Zimmer und dachte mit bebendem Herzen daran, daß sie in der nächsten Stunde den Geliebten vielleicht zum letzten Mal in die Arme schließen werde. Gleich nach Tagesanbruch sollte der entscheidende Kampf beginnen — Adrian hatte mit einem heiligen Eide gelobt, entweder als Sieger oder nimmer zurückzukehren — das sonst so muthige Mädchen erlag fast dem Schmerz.

Da schlugen plötzlich verworrene Stimmen und Glockengeläut an ihr Ohr.

„Gott! jetzt naht der entsetzliche Augenblick!“ rief sie verzweiflungsvoll aus und sank vernichtet auf einen Stuhl nieder. — „Aber das ist kein Kampfgeschrei!“ fuhr sie nach einer bangen Pause fort, indem sie pochenden Herzens ans Fenster eilte. „Mir ist, als hört' ich Jubel in der Ferne! Und die Glocken klingen so hell und freudig — das ist nicht das dumpfe Sturmgeläut! — Der Jubel wächst von Minute zu Minnte — — Gott! wenn der Augenblick der Rettung erschienen wäre!“

Als sie noch so zwischen Furcht und Hoffnung schwankte, erschallten plötzlich kräftige Schritte auf der Hausflur, und in der nächsten Sekunde stürzte Adrian mit freudeverklärtem Angesicht herein und rief:

„Wir sind befreit! Wir sind befreit! Die Spanier sind entflohen und die Flotte naht mit vollen Segeln!“

Auf Gertruds Vater machte die Freudenbotschaft einen wunderbaren Eindruck. Er faltete die Hände, blickte mit feuchten Augen zum Himmel empor und sprach mit zitternder Stimme:

„Herr Gott! ich danke Dir, daß Du mein greises Haupt bis zu dieser Stunde gnädig beschirmt hast, wo ich gerechtfertigt vor das Angesicht meiner Mitbürger treten kann!“

In Begleitung seiner Tochter und Adrians eilte er dann nach dem Kanal, um den Jubel der Geretteten zu theilen und Zeuge von der Ankunft der Flotte zu seyn.

Worte vermögen keinen Begriff von dem Entzücken zu geben, welches die Herzen der Bewohner Leydens in dieser Stunde erfüllte. Niemand fragte, wie und wodurch die Stadt so plötzlich gerettet worden sey — die Gewißheit: „Wir sind gerettet!“ ließ keinen andern Gedanken aufkommen.

Der Grund von dem plötzlichen Abzuge der Spanier war aber, daß Valdes, welcher sich mit den übrigen spanischen Befehlshabern der einzelnen festen Punkte gegen die zwei furchtbaren Feinde, die erbitterte Mannschaft der Flotte und die stets wachsenden Fluthen, nicht hatte halten können, dem Obersten Borgia den Befehl gesandt hatte, die Schanze bei Lammen aufzugeben und schleunigst den Rückzug anzutreten. Borgia zögerte noch; als aber gleich darauf ein großes Stück der Leydener Stadtmauer, welche die Fluthen unterminirt hatten, mit entsetzlichem Getöse einstürzte, so wähnte er, die Bürger zögen zu einem verzweifelten Ausfall heran, und ergriff in größter Eile die Flucht. Die brennenden Lunten der Spanier waren die „dunkelrothen Sterne“ gewesen, welche der Knabe über die Felder hatte dahinwandern und verschwinden sehen.

Unter dem tausendstimmigen Jauchzen einer unzähligen Menschenmenge ankerte die Flotte um acht Uhr Morgens vor der Stadt. Es war entsetzlich und herzerfreuend zugleich, die entzückten Mienen der Geretteten zu sehen, welche, dem Grabe Entstiegenen ähnlich, sehnsüchtig die zitternden Hände ausstreckten, um Brod und andere Lebensmittel zu erhaschen, welche ihnen von den im tiefsten Herzen erschütterten Ankömmlingen zur Stillung des quälendsten Hungers zugeworfen wurden.

Die Anführer der Flotte und die gesammte Mannschaft wurden auf eine wahrhaft stürmische Weise mit Freudenbezeugungen und Danksagungen überhäuft, und in langem Zuge geleitete man sie zur Kirche, wo ein feierlicher Gottesdienst gehalten ward, welchem später Festlichkeiten und Lustbarkeiten aller Art folgten.

Am nächsten Tage kam der Prinz Wilhelm von Oranien selbst von Delft herüber und dankte dem wackern Bürgermeister van de Werff nebst dessen Anhängern und allen wohlgesinnten Bürgern für den hohen Muth und die unerschütterliche Standhaftigkeit und Treue, womit sie im Unglück ausgeharrt.

Die Spanier hatten noch an demselben Morgen, wo die Flotte vor der Stadt erschienen war, die ganze Umgegend geräumt. Die Besorgniß des Obersten Valdes, daß er für den Widerruf des Befehls zum Sturm werde büßen müssen, war nur zu gegründet. Seine Truppen empörten sich, nahmen ihn gefangen, kündigten ihren Hauptleuten den Gehorsam auf, wählten sich einen Führer aus ihrer Mitte und zogen nach Haarlem, Amsterdam und Utrecht, um diese Städte zu erstürmen und zu plündern und sich so einen Ersatz für die Beute zu verschaffen, welche sie in Leyden zu machen gehofft hatten. Sie konnten indessen nichts gegen die drei Städte ausrichten, und als es dem Obersten Valdes bald darauf gelang, die erforderliche Summe zur Bezahlung ihres rückständigen Soldes von dem königlichen Oberstatthalter Requesens zu erhalten, unterwarfen sie sich ihm wieder und bezogen die Winterquartiere bei Maestricht.

Trotz dieser unangenehmen Folgen reute es den Obersten Valdes nicht, daß er die Bitte der edlen Johanna van Walkenwyk gewährt hatte, denn diese hielt auch ihrerseits, was sie versprochen und reichte dem stattlichen Spanier später die Hand.

Einige Tage nach der Befreiung Leydens fand man bei der Zerstörung der feindlichen Schanze zu Lammen den Leichnam Phi-

lipps van Dissel. Die zahlreichen Wunden in Kopf und Brust ließen vermuthen, daß die Spanier, in der Meinung, seine Verrätherei an seiner Vaterstadt sey nur ein Vorwand zum Spioniren gewesen, ihn in ihrer Erbitterung über den unglücklichen Erfolg der Belagerung ermordet hatten.

Die Verschwornen in der Stadt wurden noch einige Zeit gefangen gehalten; auf Bitten des edlen Bürgermeisters van de Werff empfingen sie später die Freiheit wieder, mußten aber geloben, den Boden Hollands zu verlassen und denselben nie wieder zu betreten.

Der Stadt Leyden ward zum Dank für den bewiesenen Heldenmuth und für die großen Opfer, welche sie gebracht, von dem Adel und den Ständen der Provinz Holland das Privilegium zur Gründung einer Universität ertheilt, die denn auch später trotz dem Kriegsgetümmel in den Niederlanden dort gestiftet ward und deren Ruhm bald ganz Europa erfüllte.

Noch in demselben Jahr führte Adrian van Teilingen Gertrud als seine Gattin heim.

„Wer weiß, wie lange uns die kaum errungene Freiheit bleibt", sagte er zu ihrem Vater. „Laßt uns darum vereint das Glück genießen, welches uns die Gegenwart und die nächste Zukunft verheißen! An der Seite einer liebenden, treuen Gattin werd' ich mit doppeltem Muth allen Stürmen trotzen, welche in späterer Zeit vielleicht gegen uns heranziehen."

Der edle Greis willigte freudig ein, und der Tag der Vermählung seiner Tochter war ein Freudentag für alle Bewohner der Stadt, welche ihn mit Recht dankbaren Herzens als den Urheber ihres neuen Glückes verehrten.

Der Krieg wüthete noch lange Jahre in den Niederlanden, aber Leyden ward nie wieder der Schauplatz desselben. Die Wunden, welche die Belagerung der Stadt geschlagen hatten, heilten im Laufe der Zeit, und was die Bewohner verloren, gewannen sie bei dem raschen Aufblühen der ganzen Provinz Holland doppelt wieder.

Der denkwürdige Tag der Befreiung aber ward alljährlich als ein hohes Freudenfest gefeiert.

Der russisch-türkische Krieg in Europa, 1828 und 1829. *)

I. Der Feldzug von 1828.

Wenn wir nachstehend einen gedrängten Ueberblick des russisch-türkischen Feldzugs aus den Jahren 1828 und 29 folgen lassen, so glauben wir nicht nöthig zu haben, darauf hinzuweisen, wie sehr dieser Feldzug zu Vergleichungen mit dem gegenwärtigen Krieg Gelegenheit bietet, weßhalb wir nicht zweifeln, daß dieser Rückblick unsern Lesern von Interesse seyn wird.

Nachdem Rußland der Pforte am 28. April den Krieg erklärt hatte, gingen das 6. und 7. russische Armeecorps am 7. Mai über den Pruth. Das 3. Corps blieb einstweilen in Reserve. Das 7. Corps wandte sich gegen Braila, das 6. unter General Roth besetzte die große und kleine Walachei. Diese drei Corps waren zusammen etwa 65,000 Mann stark. Die Türken waren weder gerüstet noch sonst auf den Krieg vorbereitet. Die letzten Reformen des Sultans hatten große Unzufriedenheit hervorgerufen. Die Formation der regulären Armee (des Nizam) an Stelle der am 15. Juni 1826 vernichteten Janitscharen war noch im Werden. Bosnien, Serbien, die Donaufürstenthümer und Egypten stellten keinen Mann zur Armee; — die türkische Flotte war zum größten Theil am 20. October 1827 bei Navarino vernichtet.

Am 11. Mai waren 18,000 Russen mit einem Belagerungstrain von 100 Geschützen vor Braila eingetroffen, — am 19. begann die förmliche Belagerung unter dem Großfürsten Michael; später erschien der Kaiser Nicolaus selbst bei der Armee. — Braila zählte damals 24,000 Einwohner, welche etwa 7000 wehrhafte Männer zur Vertheidigung stellten. Die Stadt war durch acht Bastionen und eine Citadelle befestigt, hatte aber keine Außenwerke und keine Casematten zum Schutz der Garnison gegen Bomben. An Proviant und Munition war kein Mangel; man hatte 278 Kanonen und Mörser. Die Stärke der Besatzung ist nicht zu ermitteln. — Am 25. Mai hatten die Russen die erste Parallele vollendet, — am 6. Juni die dritte, welche nur 150 Fuß von der Contrescarpe (dem äußeren Rande des Grabens) entfernt war. Jetzt begann der Minenkrieg. Bis zum 15. waren vier große Minen fertig, nach deren gleichzeitiger Sprengung die Colonnen zum Sturm vorziehen sollten. Da jedoch nur zwei Minen wirklich gezündet hatten, so mißlang der Sturm und kostete den Russen an Todten und Verwundeten 3 Generale, 34 Offiziere, 1980 Unteroffiziere und Soldaten. Am 17. Juni capitulirte die Garnison, erhielt freien Abzug und begab sich nach Silistria, um sich dort später noch hartnäckiger zu schlagen.

Während dieser Zeit hatte das 3. Corps den Uebergang über die Donau bei Isaktscha vorbereitet. Da die Niederungen um diese Jahreszeit überschwemmt sind, so hatte man viel Zeit damit verloren einen 6000 Schritt langen Damm durch dieselben bei Satunowo aufzuwerfen. Am 8. Juni konnte die Donau nach geringem Widerstand von Seiten der Türken passirt werden. Die kleinen Festungen Tultscha, Matschin, Hirsowa und Kustendsche fielen den Russen leicht in die Hände, doch rückten dieselben nur langsam vor, da das 7. Corps nach den Capitulations-Bedingungen noch bis Ende Juni vor Braila festgehalten wurde. Die Türken gewannen hierdurch Zeit sich zu sammeln und soll ihre Stärke später bei Schumla am 30. Juli 40,000 Mann (nach Anderen 31,800 Mann Infanterie und 13,000 Mann Cavallerie) betragen haben. Die türkische Artillerie war noch mit Ochsen bespannt.

Die Russen gingen jetzt auf der Straße über Basardschik gleichzeitig gegen Varna und Schumla vor und waren am 11. Juli mit dem Hauptcorps (etwa 24,000 Mann) in Basardschik. Die Avantgarde hatte schon am 8. ein Gefecht bei Koslutsche bestanden, ein Corps wurde gegen Varna vorgeschickt. Der General Roth erhielt Befehl mit der Hälfte des 6. Corps von der Walachei aus, bei Oltenitza über die Donau zu gehen, um Silistria einzuschließen. Da er aber auf lebhaften Widerstand stieß, so war er gezwungen über Hirsowa zu gehen und langte erst am 21. Juli, 11,000 Mann stark, vor Silistria an. In der Walachei blieb nur der General Geismar mit der anderen Hälfte des 6. Corps. Nachdem die russische Hauptarmee Pravadi besetzt, und am 20. ein Gefecht bei Jeni Basar bestanden hatte, rückte dieselbe, etwa 30,000 Mann stark, gegen Schumla vor. Schumla, eine Stadt von 40,000 Einwohner, ist weniger eine Festung als ein verschanztes Lager, da die Höhenzüge, welche die Stadt umgeben, mit zusammenhängenden Werken versehen sind. — Da die Russen viel zu schwach waren, die Stadt einzuschließen, so konnten sie nicht verhindern, daß der Besatzung beständig Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse auf Kameelen in langen Reihen zuge-

*) Die nachfolgende kurze Zusammenstellung ist zum Theil der Darstellung des englischen Obersten Chesney in Lorck's Hausbibliothek, welche sich mehr durch das Eingehen in manche, zum Theil von dem Verfasser selbst erlebte Einzelheiten, als durch strenge Kritik auszeichnet; hauptsächlich aber dem klaren und übersichtlichen Werkchen von Junck: der russisch-türkische Krieg rc. (Cassel 1854 bei Bertram. Preis 22½ Sgr.) entnommen, welches hiermit allen Zeitungslesern und Militärs, welche nicht unmittelbar aus der Quelle schöpfen wollen, bestens empfohlen wird.

führt wurden. Zu ihrer eigenen Sicherheit warfen die Russen Redouten auf, deren Zahl sich zuletzt auf 27 belief, und man war froh, sich der wiederholten kecken Ausfälle zu erwehren. Als am 3. August der Kaiser mit einigen Truppen nach Varna abging, kam man ganz in die Defensive, welche später in eine bloße Beobachtung überging. Menschen und Thiere litten dabei von der Hitze und der mangelhaften Verpflegung. Der Soldat lebte nur von Zwieback und dem Fleisch magerer Ochsen. Da die Hitze die Gegend versengt hatte, so war aus Mangel an Fourage der Abgang an Pferden ungeheuer, — zwei Drittel der Cavalleristen war unberitten. Es fehlte an Wasser zum Waschen, Scorbut und Krätze waren nicht selten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Ein Correspondent der „A. Z." schreibt diesem Blatte aus Varna: Dieser Tage hatte ich Gelegenheit die Meinung eines englischen Offiziers über die Zukunft der Türkei zu hören. „Die Türkei, sagte derselbe ungefähr, ist siech und liegt in den letzten Zügen, man muß ihr deßhalb aufhelfen, sie mag es danken oder nicht, gleichviel, es wird sich machen lassen, wenn man den verderblichen Einfluß Rußlands in Bezug auf dieselbe abschneidet, alle dem entgegenstehenden Verträge annullirt, und sie unter dem Schutz von Gesammt-Europa auf eine gänzlich andere Basis stellt und nach europäischem Schnitt regenerirt. Das wird freilich viele Opfer kosten, allein es handelt sich weniger um die Türkei als um das Zurückweisen ihres russischen Erben. Wir werden das Land allen Einwirkungen der Cultur öffnen, in wenigen Jahren werden Straßen und Eisenbahnen das Land durchschneiden, Bergwerke, Fabriken und Manufacturen werden beginnen, der Handel wird sich beleben und so der Credit sich vermehren, und mit dem Allem werden Cultur und Wohlhabenheit in dem gesegneten, aber gänzlich verkümmerten Land von selbst ihre Kreise weiter und weiter ausdehnen. Gesetzgebung, deren erstes Princip Gleichstellung aller Unterthanen der Pforte ist, und so lange es nöthig der Schutz einer europäischen Armee und Flotte, werden das gesteckte Ziel erreichen lassen". — So sehr wir mit alle Dem einverstanden sind, was uns der Engländer in Bezug auf Rußland sagte, so will es uns doch scheinen, daß er bei obiger Radicalcur mehr das Land an und für sich als seine Bewohner osmanischen Ursprungs im Auge hat. Das herrliche und gesegnete Land ist zu Allem zu machen, aber nur unter nichttürkischen Händen, und gelingt jenes Project, so hört die eigentliche Herrschaft der Türken von selbst auf, weil 10 Millionen christlicher Bewohner sich auf die Dauer von $2^{1}/_{2}$ Millionen Türken weder unterdrücken noch beglücken lassen werden. Es handelt sich in diesem Falle nur noch um die Dynastie Osmans.

Der Schweizerische „Eidgenosse" meldet folgenden Vorgang: Jüngst sollten die Beerdigungsfeierlichkeiten einer Jungfrau stattfinden. Ihr Grabkreuzchen war übungsgemäß mit einem Kränzchen geziert. Der seeleneifrige Herr Stadtpfarrer Rickenbach riß aber mit Entrüstung das Kränzchen vom Kreuze und sprach: „Man kann kein Kränzchen auf dem Kreuze einer Weibsperson dulden, die vier uneheliche Kinder zur Welt gebracht hat." Die Anwesenden standen theils betroffen, theils entrüstet da und schwiegen, vom Schmerz über die Verlorene und die Verdammungssucht des Eiferers überwältigt. Kurz nachher ließ Herr Rickenbach die Verwandten vor sich rufen und sagte ihnen: Es sey ihm leid der am Beerdigungstag ihrer Verwandten stattgehabten Kränzligeschichte wegen; er habe sich nämlich in der Person geirrt. Die Verwandten haben nun Klage beim Regierungsrath geführt.

(Hall, 12. Juli.) Der hiesige Kunst- und Handelsgärtner Karl Dürr hat in diesem Frühjahre einen Versuch mit der Anpflanzung von Fausts Sechswochenkartoffel gemacht, welcher ein sehr befriedigendes Resultat geliefert hat. Derselbe steckte zu Anfang des Mai 10 Stücke dieser Sorte von der Größe einer Haselnuß in gewöhnliches Ackerland aus und erntete davon zu Ende Juni nicht weniger als 66 Stücke völlig reife, schöne Kartoffeln von mittlerer Größe, glatter Haut und gelblich weißer Farbe. Diese neue Kartoffel, die aus Guatemala in Centralamerika stammt und in Norddeutschland bereits einige Verbreitung gefunden hat, verdient auch bei uns nicht blos wegen ihrer Fruchtbarkeit, sondern hauptsächlich wegen ihrer frühen Reife, in deren Folge sie der Krankheit weniger unterworfen ist, alle Beachtung.

(Halle.) Auch die Bibliotheken unserer deutschen Gelehrten scheinen von der Sucht befallen zu werden, nach Amerika auszuwandern. Nachdem vor Kurzem die Bibliothek des in Berlin verstorbenen Professor Neander für Rochester im New-York-Staate angekauft worden, ist unlängst auch die von dem verstorbenen Konsistorialrath Thilo hierselbst hinterlassene Bibliothek in neun großen Kisten per Eisenbahn nach Hamburg abgegangen, um von da über das Meer transportirt zu werden. Wie wir hören, ist dieselbe durch die Vermittlung eines hier gegenwärtig sich aufhaltenden jungen Amerikaners für das Yale-College zu New-Haven in New-England für 2300 Thaler angekauft worden. Sie umfaßte etwa 4000 Bände und enthielt namentlich viele Schriften, die für Kirchenhistoriker von hohem Interesse sind, so daß in dieser Beziehung ihr Verlust für Deutschland zu beklagen ist.

Es werden zehn Jahre her seyn, da warb in Nantes ein junger Advokat, der seinen ersten Prozeß gewonnen hatte, um die Hand des reichsten Mädchens. Der Herr Papa war äußerst erstaunt über den kecken Freiwerber und musterte ihn vom Kopf bis zu den Füßen. Ich kenne Sie nicht! — Ich glaube es; aber in drei Jahren werde ich der gesuchteste Anwalt der Provinz seyn; in wieder drei Jahren in der Deputirtenkammer in Paris sitzen und in wieder drei Jahren Frankreich als Minister regieren helfen! Verlassen Sie sich darauf! — Dem Vater und der Tochter gefiel der junge Mann, er erhielt keinen Korb und er selber hielt Wort. Er ward rasch nach einander Advokat und Anwalt der Orleans, Deputirter in der Nationalversammlung und halber Sozialist, schwärmerischer Bewunderer des Napoleon'schen Staatsstreichs, Präsident der gesetzgebenden Versammlung und endlich vor wenig Tagen, als Persigny abtrat, Minister des Innern. Es ist Billault.

(München, 11. Juli. — Die Mustervorstellungen am hiesigen Hoftheater.) Wir gehören nicht zu jener Klasse von Leuten, denen der Enthusiasmus so gerne den Kopf abreißt, aber die heutige Darstellung der „Braut von Messina" mußte selbst den Blasirtesten begeistern. Das Horazische „Nil admirari" ward zur Unmöglichkeit, und um den Leistungen der einzelnen Künstler, wie der Darstellung im Ganzen gerecht hier zu seyn, um die Bewunderung zu erklären und zu beschreiben, mit welcher wir bis zum Uebermaße erfüllt wurden, bedürften wir neuer Worte und Maße, denn auch die kräftigsten der gangbaren Lobesworte und Ruhmesreden reichen nicht hin, dieß auszudrücken, und den erzeugten Eindruck wiederzugeben. Das war eine wahre Mustervorstellung, ein nie gesehener Wetteifer, und wenn wir Preise zu vertheilen hätten, wir wären in die Lage versetzt, Je-

dem einen solchen reichen zu müssen. Der Beifall war ein dem gewaltigen Eindruck der Dichtung wie Darstellung entsprechender getragen von der höchsten Begeisterung. Das Haus war fast in allen Räumen dicht besetzt.

(Paris.) Scribe's und Masset's neue komische Oper: „Des Teufels Braut" hat zwar trotz der Albernheit des Sujets gute musikalische Situationen, es ist aber eine flache Arbeit, die schwerlich lange das Publikum anziehen wird. Die Pariser Bühne besitzt eine merkwürdige Anzahl Teufelsgeschichten. Da sind: Le fils du diable und die Frau des Teufels, die Violine, die sieben Schlösser, der Antheil, die Memoiren des Teufels, Robert der Teufel, der Teufel von Sevilla, der Teufel in Paris, der Teufel in der Schule, der hinkende, der verliebte Teufel, le diable à quatre, le diable couleur de rose, der Teufel auf Ferien — anderer Stücke nicht zu gedenken. Sehr auffällig fehlt in dieser Sammlung le pauvre diable.

Zu Paris sind Raoul Rochette und Emil Souvestre der Letztere an einem Herzleiden, gestorben.

Korrespondenz.

München, 12. Juli.

In der Voraussetzung, daß es für einen großen Theil der Leser der „Didaskalia" von Interesse seyn wird, Berichte von einem ihrer Mitbürger zu lesen, dem es vergönnt ist, einige Wochen hier in dem Glaspalast den größten Theil des Tages zuzubringen, lasse ich nachstehende Mittheilung an Sie abgehen: Noch ist vor und in dem Ausstellungsgebäude Alles beschäftigt, Kisten und Kasten zu transportiren, an die Plätze zu schaffen, in die 1. und 2. Gallerie hoch hinauf zu winden, auszupacken, zu ordnen, zu sortiren, aufzustellen, zu dekoriren, so daß Jemand, der nichts davon versteht, glauben müßte, es herrsche hier ein chaotischer Wirrwarr. Dem ist aber durchaus nicht so, denn überall haben die Mitglieder der königl. Commission, an der Spitze den Staatsrath v. Fischer, in eigener Person durch die Mitglieder des Comitees Alles angeordnet, was die Ausstellung fördert und erleichtert. Die Eröffnung wird, wie das auch schon bekannt, am 15. d. mit dem üblichen und der Wichtigkeit des Unternehmens entsprechenden Pompe stattfinden, worüber die hiesigen Blätter ohne Zweifel eine detaillirte Beschreibung liefern werden, weßhalb ich darauf nicht zurückzukommen brauche. — Sonntag bleibt die Ausstellung geschlossen, wird am Montag wieder geöffnet und dann der Rest der Woche noch dazu benutzt werden, um die überaus große Zahl der Nachzügler zu placiren, die man eben nicht ausschließen konnte, gerade weil ihre Zahl zu groß und weil dadurch auch das wahre Bild des Standes unserer Industrie beeinträchtigt worden wäre. Viele Aussteller, die Großartiges liefern, konnten in dem gegebenen Termin nicht fertig werden; aber viele mögen auch aus wenig lauteren Gründen so spät nachkommen. Hier muß ich denn auch schon die allgemein ausgesprochene Ansicht anführen, daß von Seiten der k. Commission Alles aufgeboten wird, um nicht allein den Anforderungen der bereits anwesenden Commissären aller deutschen Staaten, sondern auch den Wünschen der einzelnen Aussteller aufs bereitwilligste zu entsprechen. Die Industrie-Ausstellung wird eine Unmasse Fremden von nah und fern hierherführen, die, dessen sind wir überzeugt, mit größter Befriedigung von München scheiden werden, denn wenn es hier auch gar nichts zu sehen gäbe, als nur die Ausstellung, lohnt es sich schon, die Reise hierher zu machen, und wir glauben, daß es die Pflicht der öffentlichen Blätter ist, bei jeder Gelegenheit auf die Wichtigkeit und das Interesse des Besuchs der Ausstellung aufmerksam zu machen.

(Schluß folgt.)

Naumburg, 13. Juli.

Seit dem 3. d. M. ist hier die zweite dießjährige Schwurgerichts-Saison des Naumburger Kreises eröffnet; die bis jetzt vorgekommenen Fälle beschränken sich auf die gewöhnlichen Vergehen von Diebstahl, Betrug, Meineid rc. und boten kein sonderliches Interesse. In der vorgestrigen Sitzung jedoch wurde die Anklagebank von einem jungen hübschen Mädchen aus der dienenden Klasse eingenommen. Dasselbe war in der Gegend von Merseburg gebürtig und stand unter Anklage eines versuchten Mordes. Dieser ungewöhnliche Fall hatte ein zahlreiches Publikum in den Sitzungssaal gelockt, um der interessanten Verhandlung beizuwohnen. Aus der Anklage ergab sich, daß die Angeklagte gänzlich unbescholten war und ein Liebesverhältniß mit einem jungen Manne, einem Handwerksgesellen, gehabt, welcher ihr unter dem Vorwande, sie heirathen zu wollen, einen großen Theil ihrer Baarschaft abgelockt hatte. Als sie jedoch weitere Ansprüche ihm versagt hatte, brach dieser das Verhältniß mit der Angeklagten und kurz darauf hatte sie Gelegenheit, ihren bisherigen Liebhaber mit einem andern Mädchen sich führen zu sehen, über welche Treulosigkeit sie so aufgebracht wurde, daß sie ihn zu ermorden beschloß. In dieser Absicht hatte sie sich mit einem Küchenmesser in sein Quartier einzuschleichen gewußt und sich zur Nachtzeit in seine Schlafkammer begeben, wo sie über den schnarchenden Schläfer herfiel und ihm die Gurgel durchzuschneiden bemüht war. Der junge Mann erwacht jedoch darüber, packt die Mörderin, ruft nach Hülfe, und alsbald wird sie festgenommen. Die Angeklagte erzählte diese Umstände mit naiver Unbefangenheit, und gab an, daß nur die Eifersucht sie zu diesem Schritte verleitet habe. Ihr ehemaliger Liebhaber war als Zeuge zugegen. Die Geschwornen sprachen das Schuldig, und der Gerichtshof verurtheilte die Angeklagte zu einer 10jährigen Zuchthausstrafe. Sogleich traten jedoch die Geschwornen zu einer vertraulichen Berathung zusammen und entwarfen eine Petition an den König um gänzliche Begnadigung der Verurtheilten, welche die tiefste Reue an den Tag gelegt und ihr Vergehen in öffentlicher Sitzung ihrem ehemaligen Liebhaber abgebeten hatte. Man zweifelt nicht, daß der König das Gesuch um Begnadigung erfüllen wird.

Hanau, 10. Juli.

Vor wenigen Tagen hat das Verfahren einer Mutter gegen ihren Sohn die Bewohner unserer Stadt sehr erregt. Ein Mann, dessen Eltern in einem gewissen Wohlstand leben, hatte in letzterer Zeit, in Folge der hohen Brodpreise oft nicht so viel, um sich und seiner Familie den Hunger stillen zu können. Dieß veranlaßte ihn, in die Wohnung seiner Eltern einzusteigen und von allda gefundenen 16 Laib Brod 8 mitzunehmen. Seine Mutter, welche diese Entwendung gewahr warde, machte bei der Behörde Anzeige davon und erhielt 7 Brode zurück, während das achte schon verzehrt war. Der Richter hatte gewünscht, daß die Mutter Milderungsgründe eintreten lassen möchte; allein sie verlangte, daß ihr Sohn, der sich nebst seiner Familie, freilich nicht auf dem gehörigen Wege, an dem Brode der Eltern einmal gesättigt hatte, nach dem Gesetze bestraft werde, und er erhielt sechs Monate Zuchthaus, welche Strafe er bereits angetreten, begleitet von dem Bedauern des Publikums, das ihn bei seinem Transporte durch die Stadt beschenkte.

Frankfurt, 14. Juli.

Unsern Opernfreunden steht ein großer Kunstgenuß bevor, indem die rühmlichst bekannte Primadonna am k. k. Hoftheater in Petersburg, Madame Lagrange, am 24. d. M. ein Gastspiel auf unserer Bühne beginnen wird. — In Folge des anhaltenden starken Regens ist der Main bis auf 5 Schuh gestiegen.

(Berichtigung.) Didask. Nr. 164 letzte Seite d. Hochheim, 7. Juli, 8 Z. v. u. lies „Forensen" statt „Angestellten", d. i. außerhalb und nur zeitweise dahier wohnende Weingutsbesitzer.

Theater-Anzeige.

Montag, 17. Juli. Gastdarstellung der Fräul. Schmidt, vom Hoftheater zu Hannover. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Acten. Marie: Fräul. Schmidt.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 170. Dienstag, den 18. Juli **1854.**

Zu spät.

(Aus dem Englischen nach Dickens' Household Words.)

„Hier, nimm diese Schleifen und diesen Brief für ihn", sagte mir Amalie mit zitternder Stimme, als ich bereits im Schlitten, zur Abreise vorbereitet, saß. „Möge Deine Reise rasch und glücklich von statten gehen." Peter trieb die Pferde an und bedeckte mich mit einem Schnee-Schauer; in wenigen Minuten hatte ich Petersburg hinter mir, und vor mir lag eine in eine Schneedecke gehüllte Wildniß.

Und wohin eilte ich? Durch die eisige Region Sibiriens nach Ochotsk zu dem verbannten Jugendfreunde. „Rascher, Peter, rascher durch diese trostlose, todtenstille Gegend! Sieh', hier sind die Spuren eines Raubthiers; die Pferde wittern dasselbe; wie sie zittern! So, nun sind wir in Tobolsk."

Eine halbe Sonne geht auf. Die weiße Ebene liegt vor mir, schimmernd in Millionen von Krystallen. Wenige verkrüppelte Fichtenbäume werfen ihre geisterhaften Schatten über die Schneewüste dahin, deren äußerste Gränzen sich in den rothen Strahlen einer matten Sonne abspiegeln. Alles trägt das Todesurtheil des kaiserlichen Richterspruches an sich. Rascher, Peter, rascher durch diese entsetzliche Einöde. So, nun sind wir in Jakutsk.

Wo keine Sonne aufgeht, kann man nichts beschreiben. Vorwärts, Peter! Eine Welt ohne Sonne gleicht dem Grabe. Die ewige Eintönigkeit ist die traurige Stille des Todes. Ha, sieh' dort das Nordlicht! Das ist eine vorübergehende Freude! Vorwärts, Peter, vorwärts!

Nach einer traurigen Reise von sechs Wochen bin ich endlich in Ochotsk. Ich überreiche meine Depeschen dem Gouverneur und zugleich setze ich ihn von dem Zweck meiner freiwilligen Reise in Kenntniß. Er ist ein Mann, der für seine Stellung ganz geeignet ist. Den Brief von seinem Sohne in Petersburg empfing er kalt und nur durch eine Bewegung mit der Hand stellte er mich seiner Tochter vor.

Nachdem er den Befehl gelesen, erbot er sich, mich zu der Wohnung meines Freundes zu begleiten und ihm persönlich die Gnade des Kaisers zu eröffnen; denn ich war es, der meinem Freunde den Befehl zu seiner Freilassung überbrachte.

„Wenn es Ihnen Ihre Dienstpflicht nicht durchaus vorschreibt, so gestatten Sie mir, dem Grafen Paul diese Botschaft allein zu überbringen", sagte ich dem Gouverneur. „Es sey so", antwortete er, schüttelte mit dem Kopfe und befahl einem Soldaten von der Wache, mich zu geleiten. Die Aufregung, in welcher ich die kurze Strecke bis zur Hütte des Verbannten zurücklegte, entmuthigte mich gänzlich. Mein Herz pochte stürmisch. Seltsame Gestalten traten vor meine Augen, die unaufhörlich in Thränen schwammen. Eine furchtbare Ahnung, ähnlich der, welche mich ergriffen hatte, als ich zu Petersburg zwei Tage auf den kaiserlichen Befehl wartete, bemächtigte sich meiner, aber in höherem Grade. Ich war gezwungen, mich am Arme meines Führers aufrecht zu erhalten.

„Dieß ist die Hütte des Grafen Paul."

Ich dankte ihm und er zog sich zurück.

Es war etwa um drei Uhr Nachmittags, als ich die Thüre öffnete. Der seit sechs Jahren in der Verbannung Lebende stand vor mir, in gebeugter Stellung und halb angekleidet, damit beschäftigt, die Haut eines Zobels zu reinigen.

Ich hatte die Thüre in der Voraussetzung geöffnet, daß er mich nicht erkennen würde; aber kaum hatte er seine Blicke auf mich gerichtet, als er mich bei meinem Namen nannte, und ich war im Begriff, ihn zu umarmen. Meine Thränen benetzten seine Kleider, in meinem Herzen tobte ein Sturm. Aber sein Herz blieb kalt; ich umarmte ein Marmorbild, seine Arme schlangen sich nicht um mich, seine Augen blieben thränenleer. Tief erschüttert und entsetzt trat ich einige Schritte zurück und blickte ihn an, als ob ich ihn fragen wollte; doch gleichgültig machte er sich wieder an seine Arbeit, als ob sich nichts besonders ereignet hätte und als ob ich sein täglicher Leidensgefährte sey. Ruhig sagte er: „Ich bin eben damit beschäftigt, meine Pelze für die nächste Ablieferung vorzurichten", und weiter sprach er kein Wort. Er fragte mich nicht, warum ich hierher gekommen sey; er fragte weder nach seiner Mutter, noch nach seiner Amalie; schweigend und wie Einer, der in der Welt Alles aufgegeben, setzte er seine Arbeit fort.

„Paul, theurer Paul!" rief ich und streckte meine Arme gegen ihn aus; aber sie sanken unwillkürlich nieder, als er mich mit einem Blicke theilnahmloser Gleichgültigkeit ansah. Er drückte offenbar Ungeduld über meine Gegenwart aus. Ich versuchte, ihn von seiner Arbeit abzubringen, doch er bemerkte kurz: „Ich bin beschäftigt."

Der Gouverneur kam zu mir, als ich zurückgekehrt war.

„Seit länger als drei Monaten", sagte er, „duldet er nicht, daß sich ihm Jemand nahen darf; seinen kleinen Haushalt besorgt er sich selbst; den für die Regierung bestimmten Tribut an Pelzwerk legt er auf die Thürschwelle, stets in gehöriger Anzahl und Qualität, und jetzt hat er seit den letzten vier Wochen kein Wort gesprochen. Ich lasse ihn seinen eigenen Weg gehen, weil ich bemerkt habe, daß er fest entschlossen ist, seine Freiheit niemals anzunehmen, und daß nichts Anderes als diese vorgefaßte Idee ihn beschäftigt. In der Zubereitung seines Tributs ist er so pünktlich, daß die von ihm abzuliefernde Anzahl mit bewunderungswürdiger Genauigkeit stets voll ist. Er ist niemals im Rückstande gewesen."

„Wir müssen ihm noch seine Freiheit bekannt machen", bemerkte ich.

„Wenn Sie es nicht schon gethan haben, so können wir ihm den betreffenden Befehl zusenden, oder Sie können ihn morgen um dieselbe Zeit wieder besuchen. Vielleicht macht die Nacht einen günstigen Eindruck auf ihn."

„Warum nicht früher?"

„Weil er um Mitternacht auf die Jagd geht und nicht vor nächstem Mittag zurückkehrt."

Der Gouverneur lud mich in sein Haus und zu seiner Tafel ein, und obgleich ich von der Reise und den jüngsten Erlebnissen im höchsten Grade angegriffen war, so befand ich mich doch Abends an seinem Theetische.

„Ich habe niemals aus dem Urtheilsspruche recht klar erkennen können", sagte er, „welcher Art das Verbrechen des Grafen ist. Zuerst zählte ich ihn zu den Staatsverbrechern aus dem Jahre 1825; aber später habe ich aus seinem Tagebuch, aus seiner Jugend und seinen ungewöhnlichen Entbehrungen eine andere Ansicht gewonnen, und ich fühle wirklich tiefes Mitleiden mit ihm. Ich habe auch ferner erfahren, daß sein Vater nach Amerika geschickt, seiner Mutter aber gestattet worden ist, in Petersburg zu bleiben."

„Ein Jahr vor dem Tode des Kaisers Alexander", entgegnete ich, „studirten Graf Paul und ich zu Göttingen. Ich hing ihm an mit inniger Verehrung, die sich mehr auf die seltenen Vorzüge seines Geistes, als auf die Weichheit und Güte seines Herzens gründete. Wir hegten die günstigsten Hoffnungen von seinem Fleiße und seinen Talenten, besonders da er keine Neigung zeigte, sich dem revolutionären Geiste Ungarns hinzugeben, sondern sich mit Plänen trug, auf andere Weise jenem unterdrückten Lande zu helfen. Er zeichnete sich in jedem Zweige der Wissenschaft aus, sowohl in Philosophie wie in Sprachforschung, und in allen Leibesübungen galt er seinen Mitschülern als Vorbild und Muster. Seines Vertrauens und seiner Achtung konnte ich mich in hohem Grade rühmen, weniger seiner innigen Freundschaft. Kurz vor dem Tode des Kaisers rief ihn sein Vater nach Petersburg zurück. Ein Jahr später kehrte auch ich nach Hause zurück und erfuhr jetzt erst das Schicksal seines ganzen Hauses. Die Mitglieder desselben waren in die Verbannung geschickt worden. — Warum? — blieb wie gewöhnlich ein Geheimniß."

(Schluß folgt.)

Der russisch-türkische Krieg in Europa, 1828 und 1829.

(Fortsetzung.)

Etwas günstiger gestalteten sich die Dinge für die Russen mittlerweile vor Varna. Zwar hatte sich das Corps, welches zuerst am 14. Juli vor der Stadt erschienen war, nach einem unglücklichen Gefechte bis Kosludsche zurückziehen müssen. Als aber Ende Juli ein Theil der russischen Flotte mit der 7. Division von Anapa eintraf, übernahm Fürst Mentschikoff das Commando, und eröffnete am 3. August die eigentliche Belagerung. — Varna hatte damals 25,000 Einwohner. Die Befestigung bestand aus einem Erdwall mit 10 Bastionen und einem alten Kastell, das indessen nur als Pulvermagazin diente. Der Graben war schmal und trocken, Außenwerke und bedeckter Weg fehlten, dagegen hatten die Türken drei Lünetten und eine Schanze vor der Festung aufgeworfen. Der zwei Meilen lange Deona-See, welcher im Süden der Stadt mittelst der Deona und einer sumpfigen Niederung mit dem schwarzen Meere zusammenhängt, erschwert die Belagerung dadurch, daß der Angreifende, wenn er die Festung einschließen will, gezwungen ist, sich in einer Weise zu theilen, daß beide Flügel sich nur durch einen starken Tagemarsch Hülfe leisten können. Am 5. August traf auch der Kaiser von Schumla mit der schon erwähnten Verstärkung ein, ging aber alsbald zu Schiffe nach Odessa, um die Nachsendungen von Verstärkungen zu betreiben und blieb daselbst vom 8. August bis zum 2. September. — Am 6. August wurde die erste Parallele eröffnet. Da die Flotte wegen des flachen Grundes nicht nahe genug herankommen konnte, um durch ein Bombardement mitzuwirken, so wurden ihre schwere Geschütze an's Land gebracht, um den von Braila heranziehenden Belagerungstrain zu ersetzen. Bis zum 10. August hatten die Russen zu ihrem Schutze 8 Redouten errichtet, doch war die Stadt von Süden so wenig eingeschlossen, daß noch am 15. und 16. etwa 7000 Türken von Schumla her in die Festung einrücken konnten. Die Besatzung wurde hierdurch auf etwa 20,000 Mann gebracht, einschließlich der wehrhaften Einwohner. Bei einem Ausfall am 21. wurde Fürst Mentschikoff verwundet, an seiner Stelle übernahm Fürst Woronzow das Commando. Am 8. September kehrte der Kaiser mit den Verstärkungen, 16 Bataillone der Garde, von Odessa zurück. Das Belagerungscorps zählte jetzt etwa 20,000 Mann und konnte nunmehr die Festung auch im Süden durch ein detaschirtes Corps auf der Landzunge von Galata nothdürftig eingeschlossen werden, seine Verpflegung bezog das Corps von der Flotte. Am 10. September waren die Belagerer nur noch 50 Schritte von der Contreescarpe entfernt, der Minenkrieg begann. Am 15. September wurde eine Bastion durch eine Mine in Bresche gelegt. Jetzt erst traf der Belagerungstrain von Braila ein; derselbe hatte also $2^1/_2$ Monate gebraucht, um den Weg von circa 36 Meilen zurückzulegen, vorausgesetzt, daß er gleich nach dem Fall von Braila in Bewegung gesetzt war. Am 28. September setzten sich die Russen in einem Bastion fest, der Minenkrieg dauerte fort, die Türken machten wiederholt die heftigsten Ausfälle. Die Versuche zum Entsatz der Festung waren bisher von Seiten der Türken sehr lässig betrieben. Jetzt endlich rückte Omer Brione mit 20—25,000 Mann von Aidos zum Entsatz heran. Am 30. September kam es bei Kur Tepe zwischen ihm und dem Prinzen Eugen von Würtemberg, welcher von Schumla zur Hülfe herangezogen wurde, zum Gefecht, in welchem der Prinz verwundet wurde und die Russen 1400 Mann verloren. Die Unthätigkeit mit welcher hierauf Omer Brione eilf Tage lang in seinem verschanzten Lager bei Hassanlar verblieb und sich nach dem Fall von Varna zurückzog, läßt sich nur daraus einigermaßen erklären, daß er die Russen für viel stärker hielt und in diesem Glauben dadurch bestärkt wurde, daß diese ihrer Seits den Angriff auch nur in vollständiger Unkenntniß über die Stärke der Türken unternommen hatten. Es ist jetzt wohl nicht zu bezweifeln, daß ein entschiedenes Vorgehen Omer Brione's genügt hätte, um den Fall von Varna zu verhindern. — Am 3. Oktober mißlang ein Sturm, welchen die Russen in zwei Colonnen gegen die Festung unternahmen, etwa 300 derselben wurden in einer Sackgasse niedergemacht. Zwei Tage darauf ward durch eine Mine ein zweites Bastion zerstört, in welchem sich die Russen gleichfalls festsetzten. Am 6. daraus geworfen, nahmen sie es am 7. wieder. Die Türken vertheidigten jetzt die nächstgelegenen Häuser. Da endlich capitulirte Jussuf Pascha am 10. Oktober mit etwa 5—7000 Mann. — Es ist vielfach behauptet, daß hiebei Verrath mit im Spiele gewesen sey, da Jussuf gewußt habe, daß ihm die Absetzung bevorstehe. Gewiß ist, daß ein Theil der Türken sich in das Kastell warf und dort am 11. noch freien Abzug erhielt. Die eigentliche Belagerung hatte 70 Tage gedauert, die Festung hielt sich noch 27 Tage nach Herstellung der ersten practikablen Bresche; die Russen hatten 6000 Mann durch Krankheit und im Gefecht verloren.

Es bleibt jetzt nur noch das Wenige nachzuholen, was inzwischen auf den übrigen Theilen des Kriegstheaters geschah. General Roth war, wie schon erwähnt, am 21. Juli vor Silistria ein-

getroffen. Die Stadt zählte etwa 24,000 Einwohner, ist aber zur Festung wenig geeignet, da sie von den Höhen im Süden so vollständig beherrscht wird, daß man hineinsieht. Der Graben war nur 15, mitunter nur 10 Fuß tief, permanente Außenwerke, Ravelins (Lünetten dicht vor der Courtine oder dem Verbindungswall zwischen zwei Bastionen) und gedeckter Weg waren nicht vorhanden. Die Besatzung, zur Hälfte aus den waffenfähigen Einwohnern bestehend, mochte 12,000 Mann zählen. Da die Russen zu einer regelrechten Belagerung viel zu schwach waren, so beschränkten sie sich zunächst darauf, eine Defensiv-Stellung auf den Höhen im Süden der Stadt zu nehmen. Bis zum 18. August hatten sie eine Kette von Redouten zu ihrem Schutz hergestellt. Am 11. September, nachdem 3000 Türken von Rustschuck eingetroffen waren, machte die Besatzung einen großen Ausfall, doch ohne erheblichen Erfolg. Am 15. September traf das 2. Armeecorps unter Tscherbatoff, 18,000 Mann stark, aus Rußland vor der Festung ein, und gleichzeitig wurde das Belagerungsgeschütz die Donau heraufgebracht. Den Abmarsch des General Roth nach Schumla benutzten die Türken wieder zu einem Ausfalle. Krankheit und Mangel an Lebensmittel schwächten in der Folge die Kräfte des Belagerers, und als das russische Corps vor Schumla am 16. Oktober den Rückmarsch, gefolgt von den Türken, antrat, (am 19. hatte man bei Aidoschta ein höchst nachtheiliges Arriergarden-Gefecht zu bestehen) sah man die Nothwendigkeit vor sich, die Belagerung aufzuheben.

(Fortsetzung folgt.)

Münchener Briefe.

(München, 14. Juli.) Man muß, wie Ihr Berichterstatter, in einem Hause der Sophienstraße zu München wohnen, um die ganze Geschäftigkeit des lebendigen Treibens zu beobachten, welches die auf morgen bevorstehende Eröffnung der deutschen Industrie-Ausstellung in die auch sonst, namentlich während des Sommers, nicht eben vereinsamte Hauptstadt an der Isar gebracht hat. Vom frühen Morgen an strömen Menschenmassen in die Umgegend des Karlsthors und sammeln sich an dem Prachtgebäude, welches die Mustererzeugnisse des deutschen Gewerbfleißes aufgenommen hat. Der Ausstellungspalast steht im botanischen Garten mit der vorderen Front nach der Sophienstraße, welche den Garten in weitem Bogen umspannt, die Westseite des Gebäudes liegt nach dem Karlsplatze, die Ostseite nach der Louisenstraße und die hintere Front desselben ist der Elisenstraße zugekehrt, welche an der Südseite des Gartens hinläuft. Der Palast bildet einen Langbau, welcher in der Mitte von einem Querbau (Transept) durchschnitten wird und an beiden Enden in mehreren Vorsprüngen und Einschnitten in Kreuzesform ausläuft. Die Länge des ganzen Gebäudes beträgt 800 Fuß, die Breite der Seitenflügel beträgt 160 Fuß, das Transept hat eine Längen-Ausdehnung von 280 Fuß. Der gesammte Flächenraum umfaßt 134,400 Q.-F., die Gallerie 38,000 Q.-F., zusammen 172,800 Q.-F. mit 80,000 Q.-F. Tischraum. Zwei Säulenreihen an jeder Seite theilen den Haupt- und Querbau des Glaspalastes in 5 Schiffe. Das mittlere Schiff des Langbaues ist 80 Fuß breit und eben so hoch, die beiden Seitenschiffe haben eine Höhe von 34 Fuß und eine Breite von 40 Fuß. An der nördlichen Front des Transepts gegenüber der Arzisstraße befinden sich die beiden Haupt-Eingänge; es sind die einzigen für das besuchende Publikum. An der Sophienstraße ist noch ein dritter Eingang für den Hof. Von den sechs Ausgängen befinden sich zwei an der Sophienstraße und vier gehen an der hinteren Front nach dem botanischen Garten hinaus. Alle Einfahrten geschehen durch die Arzisstraße, alle Abfahrten durch beide Theile der Sophienstraße. Durch die Haupt-Eingänge gelangt man in das Vestibule, aus welchem zwei Thüren, die nur den mit Billets versehenen Personen sich öffnen, in den Hauptraum führen. Die übrigen Besucher der Ausstellung nehmen ihren Weg durch sechs enge Passagen, durch welche nur immer eine Person gehen kann. Am Ende jeder dieser Passagen ist ein Kreuz, welches dem Besucher nach der Bezahlung des Eintrittsgeldes geöffnet wird. Zur Aufstellung der großen Maschinen mußte noch ein besonderes Gebäude von 70,000 Q.-F. errichtet werden, da der Raum des Hauptgebäudes bei der nicht vorhergesehenen großen Betheiligung für nicht ausreichend befunden wurde. In diesem Nebengebäude ist ein Raum von 3000 Q.-F. abgesondert, der zur Aufstellung der Glasmalereien dienen soll. Die Kunstausstellung, welche man ursprünglich in das Industrie-Gebäude aufzunehmen beabsichtigte, konnte in demselben keinen Platz mehr finden und findet daher in dem Kunstausstellungsgebäude statt. An Eisen wurde zu dem ganzen Bau über 30,000 Centner verwendet, an Glas hat der Palast 78,000 Tafeln oder als Totalfläche dargestellt 215,794 Q.-F. Von der Haltbarkeit des Baues in allen seinen Theilen hat man sich durch umfassende Prüfungen überzeugt.

(München, 14. Juli.) Das rege Leben, das wir uns von der großen Ausstellungsepoche versprochen, beginnt sich zu entfalten. Schon ziehen zahlreiche Schaaren von Fremden durch die Straßen und der Zuspruch bei den klassischen Merkwürdigkeiten Münchens, wie auch bei seinen nicht minder klassischen Bierquellen ist ein enormer. Diesen Abend treffen die allerhöchsten Herrschaften hier ein und Alles ist gespannt auf die morgige Eröffnung des Glaspalastes. Noch vor drei Tagen war ich in demselben, und, wenn die Masse der noch zu beendigenden Arbeit erledigt wird, so ist es eine staunenswerthe Leistung. Der Eindruck ist von den mittleren Galerie-Ecken so wie auch vom Pult der großen Orgel aus ein grandioser. Da rauscht in der Mitte der gewaltige Springbrunnen, da stehen die colossalen Statuen Jeffersons und Henrys, von der hiesigen Erzgießerei für Washington gegossen; da ragt ein ungeheurer Obelisk von blendend weißer Seife empor; da wechseln plastische Gruppen in Erz und Marmor. Leider konnte dieser mittlere Gang nicht wie in London den großen Gegenständen allein, und der Raum links und rechts dem lustwandelnden Publikum überlassen bleiben, sondern es mußten noch zahlreiche Tische zur Unterbringung der verschiedensten Waaren aufgestellt werden. Die glänzenden Gold- und Silberarbeiten, die pyramidalisch gruppirten Tücher und Zeuge und Teppiche, die Maschinen und Garnituren — Alles dieß, mit einem Blick übersehen, macht einen feenhaften Eindruck. Will man nun ins Detail eingehen und durchstreift man noch so fleißig alle Winkel- und Eckenparterre, sowie auf der ersten und zweiten Galerie, immer gelangt man wieder an einen neuen Ort, immer bieten sich dem Auge wieder Dinge dar, die man noch nicht gesehen. — Auch die ehernen Thore des Kunstausstellungsgebäudes sind noch geschlossen, nur die Ausstellung dramatisch-künstlerischer Kräfte Deutschlands, die uns der originelle Unternehmungsgeist Dingelstedts in den herrlichen Räumen des Hoftheaters ins Leben gerufen hat, ist bereits in vollem Zuge. Nicht mit einem Male wurde der Cyclus dieser Mustervorstellungen aufgeschlossen, es gingen zwei Vorstellungen gleichsam als Stimulanzen vorher: „Dorf und Stadt" und Sheridans „Lästerschule". Das Zusammenspiel der Frau Haitzinger (Bärbel) und der Fräul. Neumann (Lorle) im ersten Stück war ein wirklich unübertreffliches; der Humor der Frau Haitzinger, der liebenswürdige, zarte, durch die feinste Nuancirung gehobene Dialog der Frl. Neumann versetzte das Publikum in anhaltende Extase. Diese Vorstellung war gleichsam der zündende Schlag für alles Folgende. In der „Lästerschule" glänzte abermals Fräul. Neumann und Hr. La-

Roche durch Natürlichkeit, Deutlichkeit, Frische, kurz alle Vorzüge einer kernhaften, ächt deutschen Darstellung. Nach diesen äußerst glücklichen Anfängen begann nun die Reihe der eigentlichen Gesammtgastspiele mit der „Braut von Messina." Der hier anwesende Pariser Journalist Baschet (bekannt als Verfasser mehrerer trefflicher Balletsujets) versicherte, daß in Frankreich eine aus derartig vollendeten Kräften combinirte Vorstellung nicht möglich sey. Als Frau Rettich (Isabella) mit Emil Devrient (Manuel) zur Rechten und Hendrichs (Cäsar) zur Linken unter dem Thore des Königsschlosses von Messina erschien, wurde dieses dreifache Gestirn großer Künstler mit einem wahren Sturm begrüßt. Die Palme dieses Abends errang weitaus Fr. Rettich, durch ihr ebenso von Gefühl überströmendes wie in den tragischen Momenten durch den höchsten Heroismus getragenes Spiel. Daß Devrient und Hendrichs ihre Meisterschaft gleichfalls bewährten, läßt sich denken, wenn auch vielleicht gerade dieses verbrüderte Rollenpaar nicht am geeignetsten dazu war. Herr Anschütz sprach den ältern, Herr Schneider aus Karlsruhe den jüngern Chorführer. Von Münchenern reihte sich den Ehrengästen Fräul. Damböck als Beatrice an. — Als zweite Gesammtgastspielvorstellung gab man Lessing's „Minna von Barnhelm." Das Entzücken des Publikums conzentrirte sich dieses Mal auf Döring (Wirth). Eine solche fabelhafte Lebhaftigkeit, eine solche Häufung der komischen Effekte, wie sie der berühmte Meister der Charakterdarstellung hier offenbarte, war uns in der That etwas Neues. Das ist wahrer Humor, das ist Mimik! Man vernimmt allgemein, daß um dieser einzig dastehenden Leistung willen die Vorstellung nach Rückkunft des Königs wiederholt werden soll, womit dem allgemeinsten Verlangen entsprochen würde. Frau Dahn, unsere einheimische, vor manchem Nachwuchs durch Intelligenz so sehr sich auszeichnende Schauspielerin, gab die Minna, Fräulein Neumann mit trefflicher Schalkhaftigkeit die Franziska, Herr Kaiser aus Hannover den Wachtmeister. Ein köstliches Charakterbild lieferte Herr La-Roche als Just. Der Tellheim ward dem jungen Liebhaber Schneider aus Karlsruhe anvertraut. Das Haus war von Fremden und Einheimischen überfüllt. Der Beifall, ganz dem hohen Interesse entsprechend, welches von hier und auswärts für diese Mustervorstellungen an den Tag gelegt wird.

Mannichfaltigkeiten.

Vor den Assisen zu Brüssel ging dieser Tage ein Prozeß zu Ende, welcher seit länger als 8 Tagen die Theilnahme der Hauptstadt fesselte. Der Notar Schötters wurde für schuldig erkannt, das Testament des verstorbenen Rentners Robyns in betrügerischer Weise gefälscht und Bestimmungen aufgenommen zu haben, die der Testator nicht diktirt. Die Hauptfrage wurde von der Jury nur mit einfacher Majorität bejaht, worauf der Assisenhof sich der Majorität der Jury anschloß. Bei Verlesung des Verdiktes zerfloß der Angeklagte in Thränen; er wurde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit und zur Ausstellung am Pranger, und die Schwägerin des verstorbenen Testators, welche für schuldig erkannt wurde, die Fälschung des Testaments veranlaßt zu haben, zu lebenslänglicher Einsperrung verurtheilt.

Man schreibt aus Westphalen vom 9. Juli: „Auch wir haben hier fortwährend viele Gewitterschauer gehabt, die aber den Feldfrüchten noch keinen Schaden gebracht haben. Mündliche und briefliche Nachrichten aus den verschiedensten Gegenden Westphalens melden einstimmig den Stand der Feldfrüchte als ganz vorzüglich, so daß wir bis jetzt auf eine reiche und volle Ernte hoffen dürfen. Nur der Heuernte war die regnerische Witterung ungünstig. Auch die Kartoffeln haben bis jetzt noch ein gutes Aussehen."

Charlotte Birch-Pfeiffer hat den Roman Chr. Birchs: „Marguerite, eine Geschichte aus zwei Welttheilen", zu einem Schauspiele verarbeitet, das im Herbst vom Stapel laufen soll.

Korrespondenz.

München, 12. Juli.

(Schluß.)

Nicht allgemein bekannt ist es, daß man von Frankfurt aus am besten einen Platz auf der Eisenbahn bis Ulm nimmt, wodurch man noch den Vortheil hat, 50 Pfund Gepäck frei mitnehmen zu können. Zu Ulm angekommen, muß man am Gepäckwagen den Gepäckschein abliefern und bekommt dann gegen ein Doureur die Bagage in das Gepäck Bureau für den Augsburg-Münchener Zug abgeliefert, so daß man mittlerweile Gelegenheit hat, das Billet zur Fahrt nach München zu lösen und danach in das Gepäck-Bureau zu eilen und für das Gepäck zu zahlen, denn auf der Strecke nach München ist gar kein Gewicht frei. Hier soll nun stets ein großes Gedränge herrschen, denn ein Jeder will zuerst befördert seyn, weil die Conducteure zur Eile mahnen und doch Niemand den Zug versäumen mag; in Augsburg werden die Wagen auch noch einmal gewechselt. Da die bayerische Regierung für die Ausstellung mit nicht genug dankbar anzuerkennender Loyalität gesorgt hat, so müßte diesem Mißstande, (gelinder läßt es sich nicht bezeichnen), dadurch abgeholfen werden, damit man schon in Frankfurt Billete bis München nehmen könnte, wobei man sich, wenn es denn nicht anders wäre, auch die Bagage von Ulm bis München extra bezahlen ließe und im Interesse des reisenden Publikums den Eisenbahn-Verwaltungen etwas mehr zu verrechnen gäbe. Daß eine Ermäßigung der Fahrpreise zur Industrie-Ausstellung eine wesentliche Förderung des Unternehmens seyn würde, unterliegt keinem Zweifel, und wir hoffen, daß auch dieser in sich gerechtfertigte Wunsch von den betreffenden Behörden in Erwägung gezogen und mit der Frage über die beschleunigtere Tour eine günstige Erledigung finden werde.

Bad Homburg, 16. Juli.

Es war uns so eben vergönnt, der Probe von dem morgenden Konzert der berühmten Sängerin La Grange beizuwohnen, und wir müssen gestehen, daß der große Ruf, der dieser Sängerin vorhergeht, in der That gegründet ist. Welche Stimme! welcher Reiz in dem Vortrag! welche Coloratur! Wir gehören nicht zu den Enthusiasten, aber wir müssen gestehen, Anna de la Grange steht als Sängerin unerreicht da; ihre Stimme, ihre Gesangsmanier, ihre Schule machen einen imposanten, mächtigen Eindruck. Wir halten es daher für Pflicht, in Ihrem vielgelesenen Blatte auf diese Künstlerin hinzuweisen, da sie auf Ihrem Theater, nach dem hiesigen Konzerte, zwei Vorstellungen geben wird und dem Publikum von Frankfurt somit ein großer Genuß bevorsteht.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 18. Juli. (Zum ersten Male wiederholt.) Man sucht einen Erzieher, Lustspiel in 2 Acten. Frei nach dem Französischen von A. Bahn. Hierauf (neu einstudirt): Der Weg durchs Fenster, Lustspiel in 1 Act.

Mittwoch, 19. Juli. Martha, oder: Der Markt zu Richmond, große Oper in 4 Abtheil. von Flotow. (Gastrolle) Nancy: Fräulein Schmidt, vom Hoftheater zu Hannover.

Bockenheimer Sommertheater.

Dienstag, 18. Juli. Rataplan, der kleine Tambour, Lustspiel in 1 Akt. — Ein kleiner Irrthum, Lustspiel in 1 Akt. — Nummer 777, Posse in 1 Akt.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 171. Mittwoch, den 19. Juli 1854.

Zu spät.

(Aus dem Englischen nach Dickens' Household Words.)

(Schluß.)

„Ich bemitleide Graf Paul“, sagte der Gouverneur. „Er wird für sich selbst von der Gnade des Kaisers keinen Gebrauch machen.“

„Warum glauben Sie das?“

„Ein Mann, der aus einer so hohen Stellung herabgestürzt ist, wird nach überstandenem Exil völlig ungeeignet für die Gesellschaft. Graf Paul fühlt dieß, und er hält, wenn ich mich nicht irre, auf einer schwarzen Tafel über seinem Bette eine strenge Rechnung. Meine Tochter und ich haben ihn sorgfältig beobachtet. In den ersten beiden Jahren seiner Verbannung bot er seine nackte Brust beständig der Kälte dar, um, wie er sagte, sein glühendes Herz abzukühlen, während seine Thränen die erstarrte Erde befeuchteten; er verschmähte die gewöhnliche Speise und stürzte sich mit der größten Kühnheit in den Kampf mit den wildesten Thieren. Im dritten Jahre bat er um Tinte und Papier, das er mit ganz zwecklosen Schriftzeichen und den Worten „Vaterland, Tod, Rache“ anfüllte. Im fünften Jahre seiner Gefangenschaft sammelte er in einer Nacht Alles, was er geschrieben hatte, zusammen und verbrannte es zugleich mit seinen wenigen Büchern. Von dieser Zeit an hat er nie wieder gelesen oder geschrieben, nie einen Klagelaut, nie einen Seufzer hören lassen, nie wieder eine Thräne vergossen. Er ist jetzt kein zurechnungsfähiges Wesen mehr.“

„Von allen seinen Schriften“, sagte die Tochter, „besitze ich nur ein einziges Blatt, das er mir aus seinem Tagebuche vor vier Jahren gab, zu einer Zeit, als er unsere Gesellschaft noch nicht mied.“

Nachdem ich sechs Stunden im Bette gelegen, thaute ich mit meinem Athem das Eis an meinen Fensterscheiben auf, um eine Aussicht auf die Gegend zu gewinnen, aus welcher Paul von der Jagd heimkehren würde. Ich beobachtete jedes lebende Wesen, das vorüberging, bis ich endlich gegen zehn Uhr Vormittags den Grafen Paul erblickte, der langsam und ermüdet nach seiner Hütte zurückkehrte. Er warf die Jagdtasche mit den getödteten Thieren und seine großen Pelzstiefeln vor der Thüre ab und trat mit niedergesenktem Gewehr in die Hütte.

Zu derselben Zeit, wie Tags zuvor, stand ich wiederum vor ihm. Er lag halb angekleidet auf seinem Bette und starrte gedankenlos die nackten Wände an. Auf dem Tische stand sein noch nicht zubereitetes Mahl, nahe am Kopfende seines Lagers hing sein Gewehr und im Kamin war kein Feuer. Ich kniete an seinem Bette nieder, ergriff seine Hand und rief ihn bei seinem Namen; er bewegte krampfhaft seine Lippen, aber seine Augen verriethen keine Bewegung.

„Paul! die Welt steht Dir wieder offen. Hier ist der Gnadenbrief des Kaisers!“ Seine Lippen bewegten sich wiederum. Er öffnete und schloß rasch seine Augen, um die letzte — die einzige Thräne zurückzudrängen, und sagte: „Zu spät!“

In diesem Augenblicke wandte ich meine Augen auf die schwarze Schiefertafel über seinem Bette. So wie ich auf dieselbe blickte, zog er rasch seine Hand aus der meinigen zurück und schloß seine Augen. Die Tafel war in drei Spalten getheilt. Die erste enthielt den Monat Januar mit seinen Wochen und Tagen; die zweite den Monat Februar, und die dritte den Monat März bis zum achten Tage; von diesem Tage an bis zum einundzwanzigsten, der mit großen Ziffern geschrieben war, befand sich nichts. Der ganze übrige Theil der dritten Spalte war leer, so daß es schien, als sollte vom einundzwanzigsten März an nichts mehr auf die Tafel geschrieben werden.

„Deine Mutter und Amalie senden Dir diese Zeichen ihrer unveränderten Liebe, und auch Fürst Annoskoi hat sein Wohlwollen gegen Dich in einem eigenen Handschreiben ausgedrückt. — Wollen wir nicht, mein theurer Paul, unsere Reise heimwärts antreten? Vielleicht morgen?“

Ohne ein Wort zu erwiedern, erhob er sich vom Bette und schrieb an die Tafel: „Der neunte März.“ Sein Blick schien mir zu sagen, dieß solle die einzige Antwort auf Das seyn, was ich gesprochen. Er kehrte sein Gesicht der Wand zu, gleichsam um anzudeuten, daß er allein zu seyn wünsche. Ich legte die Briefe auf den am Bette stehenden Tisch, brachte das Feuer in Brand und verließ, von entsetzlicher Angst gefoltert, die Hütte.

Dem Gouverneur, der vor der Hütte gewartet hatte, theilte ich Das mit, was sich eben ereignet. Am nächsten Morgen früh gegen zwei Uhr sah ich, wie er sich aus seiner Hütte stahl. Er schien matt und hinfällig zu seyn, und auf meine Bitte gab der Gouverneur einem Manne den Auftrag, den Grafen Paul zu beobachten und zu überwachen. Etwa um die zweite Nachmittagsstunde kehrte er zurück. Er war erschöpft und brachte keine Jagdbeute mit. Kaum in die Hütte getreten, sank er auf sein Lager.

Als ich bei ihm eintrat, waren seine Augen geschlossen und sein Gesicht, auf dem etwas Unheimliches und Düsteres lag, gegen den Kamin gewendet. Die Briefe und die Bandschleifen waren unberührt geblieben. Gegen neun Uhr Abends öffnete er die Augen, ergriff die Tafel und schrieb auf dieselbe den Tag des Monats — den zehnten —, dann gab er mir ein Zeichen, daß ich mich entfernen möchte. Am elften gegen Mitternacht stand er, wie gewöhnlich, auf, um auf die Jagd zu gehen, sank aber wieder auf sein Bette zurück. Mit großer Anstrengung erhob er sich gegen Mittag desselben Tages wiederum von seinem Lager, legte die vorgeschriebene Anzahl Felle zur Ablieferung hin, schrieb auf

die Tafel „den elften“ und schleppte sich nach seinem Lager zurück.

So lag er acht Tage, starr und unbeweglich und wies alle Hülfe von menschlicher Hand zurück. Vergebens kniete ich an seinem Bette und weinte und bat ihn; vergebens suchte die sanfte Stimme der Tochter des Gouverneurs sich Eingang bei ihm zu verschaffen; vergebens boten der Arzt und der Geistliche Alles auf.

Mir bangte vor dem einundzwanzigsten, dem von ihm selbst bestimmten Todestage. Um die fünfte Nachmittagsstunde des gedachten Tages lag er in den letzten Zügen; an seinem Bette befanden sich der Gouverneur, seine Tochter und der Arzt; ich stand am Fußende. Er athmete noch, doch seine Augen waren geschlossen. Kurz vor sechs Uhr öffnete er die Augen und es leuchtete das letzte Lebensfeuer aus ihnen hervor; er hob seine Hand empor und machte den Andern ein Zeichen, daß sie sich entfernen möchten. Sie gingen, und ich blieb zurück; er sah mich nicht; etwa fünf Minuten später richtete er sich plötzlich halb im Bette auf, holte schwer und tief Athem und sank wieder nieder. Ich drückte ihm die Augen zu und betete über seinem Leichnam. Die letzten Worte, die er gesprochen, klingen mir noch in den Ohren: „Zu spät!“ W. F.

Der russisch-türkische Krieg in Europa, 1828 und 1829.

(Fortsetzung.)

Der Winter stellte sich sehr früh ein, Anfang November ging die Donau mit Eis. Als dann ein letzter Versuch, die Besatzung durch ein 48stündiges, ununterbrochenes Bombardement zur Uebergabe zu bewegen, fehl schlug, wurde am 10. November der Rückzug angetreten. Die Wege waren grundlos, so daß das schwere Geschütz nicht fortzubringen war und den Türken größtentheils in die Hände fiel. Man ging bei Hirsowa über die Donau und bezog in der Moldau und Walachei Winterquartiere, die Garden gingen nach Bessarabien zurück. Ein Theil der Russen hielt Varna, Pravadi und Bassardschick besetzt, ohne von den Türken im Laufe des Winters ernstlich beunruhigt zu werden.

In der Walachei hatte General Geismar im Laufe des Sommers mehrfache Gefechte mit dem Pascha von Widdin zu bestehen gehabt. Nach einem für die Russen höchst nachtheiligen Gefecht bei Csorn am 27. September, dessen Fortsetzung am folgenden Tage zu befürchten stand, wurden die Türken in der Nacht vom 27. auf den 28. in ihrem Lager, wo sie sich sorglos der Ruhe überlassen hatten, überfallen, geschlagen und bis Kalafat verfolgt, welches bald darauf in die Hände der Russen fiel. Diese nahmen im Laufe des Winters auch noch Turnu, Giurgewo dagegen blieb in den Händen der Türken.

Der Gesammte Verlust der Russen in diesem Feldzuge wird, vielleicht etwas übertrieben, auf 40,000 Mann und 30,000 Pferde geschätzt. Die Hartnäckigkeit der Vertheidigung der Türken in den Festungen und die entschiedene Abneigung sich kriegsgefangen zu ergeben, erklärt sich zum Theil daraus, daß Pferde und Waffen den unregelmäßigen Truppen gehören und meistens ihr ganzes Eigenthum ausmachen.

II. Der Feldzug von 1829.

Die Russen hatten während des Winters das Mögliche gethan, die Lücken wieder auszufüllen, doch sollen die vier Armeecorps (die Garden blieben zurück) mit Einschluß von 22 Kosaken-Regimentern nur 68,000 Mann mit 300 Geschützen gezählt haben; nach Anderen belief sich die Gesammtstärke auf 142,000 Mann mit 540 Geschützen. Den Oberbefehl übernahm General Diebitsch, der Kaiser blieb daheim. Varna war stark verproviantirt, 2000 Kameele sollten den Marsch zu Lande erleichtern, doch findet sich keine Angabe, ob sie wirklich zur Verwendung gekommen sind. — Die Türken hatten so wenig gethan, daß sie nicht einmal die Laufgräben und Redouten vor Silistria und Schumla zerstört hatten. — Bosnien, Serbien und Egypten stellten wieder keine Truppen. Am 21. März hatte der neue Vezier, Reschid Pascha, erst 10,000 Mann in Schumla. Die ganze verwendbare Stärke soll 36,000 Mann Infanterie, 10,000 Mann Cavallerie und 100 von Ochsen gezogene Geschütze betragen haben.

Die Feindseligkeiten wurden damit eröffnet, daß sich am 15. Februar ein zu Sewastopol eingeschifftes Regiment durch einen Handstreich in den Besitz von Sizeboli setzte. Die Stadt ist ziemlich fest, liegt jenseits des Balkans und hat den sichersten und besten Hafen an der Westküste des schwarzen Meeres. Der Sultan gab Befehl den Platz wieder zu nehmen; ehe aber die Türken so weit gerüstet waren, hatten die Russen Zeit gehabt, sich aufs Beste festzusetzen. Ein am 9. April unternommener Angriff mißlang vollständig, und blieben die Russen von da an im ruhigen Besitz.

Anfang Mai ging Diebitsch bei Hirsowa und Kalerasch über die Donau, stand am 8. bei Czernawoda und wandte sich dann gegen Silistria, wo er am 17. eintraf. Zur selben Zeit war der Großvezier, etwa 20,000 Mann stark, gegen Pravadi, welches die Russen während des Winters besetzt gehalten und befestigt hatten, zum Angriff vorgegangen. Da aber eine Depesche von ihm an Hussein Pascha in Rustschuk, in welcher er denselben zur Mitwirkung aufforderte, den Kosacken in die Hände gefallen war, so fand er die Russen vorbereitet und ging nach Schumla zurück. — Ende Mai rückte der Großvezier zum zweiten Mal mit etwa 40,000 Mann (nach anderen Angaben 33,000 Mann, unter welchen sich viele Milizen befanden, mit 56 Geschützen) gegen Koslutsche vor und machte einen zweiten erfolglosen Angriff auf Pravadi. Während er hier ziemlich unthätig stehen blieb, verließ Diebitsch am 5. Juni Silistria (die fernere Belagerung dem General Krassowski überlassend) und schob sich zwischen den Vezier und Schumla. Am 11. Juni griff er mit etwa 28,000 Mann und 146 Geschützen die Türken in dieser ungünstigen Stellung bei Kulewtscha an. Die Schlacht dauerte von Morgens 8 Uhr bis Nachmittags 4 Uhr und neigte sich Anfangs entschieden zu Gunsten der Türken. Als aber um diese Zeit mehrere Pulverwagen der Türken in die Luft flogen, entstand Verwirrung unter ihnen, die bald in völlige Flucht überging. Die Anfangs erbeuteten 6 russischen Kanonen fielen mit der gesammten türkischen Artillerie und Bagage den Russen in die Hände. Der Verlust an Todten und Verwundeten mochte auf beiden Seiten ziemlich gleich 3000 Mann betragen, — die Russen geben den ihrigen auf 2500 Mann an. Die Türken entkamen aufgelös't durch die Wälder nach Schumla, trafen daselbst jedoch zum Theil erst nach Wochen ein. Am 23. Juni, nachdem einige Verstärkungen eingetroffen waren, zählte die Armee bei Schumla wieder gegen 30,000 Mann. — Diebitsch rückte sofort gegen Schumla vor, recognoscirte schon am 13. die Stadt, wagte aber doch nicht zum Sturm vorzugehen. Am 15. trafen die russischen Zelte ein, und bezogen die Russen alsdann ein förmliches Lager, um den Fall von Silistria und das Heranrücken der dadurch verfügbar werdenden Verstärkungen abzuwarten. Während des hieraus entstehenden Stillstandes trat ein friedlicher Verkehr zwischen den beiden sich gegenüber stehenden Heeren ein.

(Fortsetzung folgt.)

Münchener Briefe.

(München, 15. Juli.) Der heutige Tag hat nunmehr die früher so weit verbreiteten Besorgnisse, welche in Bezug auf eine Verzögerung in Eröffnung der Industrie-Ausstellung hie und da noch immer gehegt wurden, ein für allemal zerstreut; die feierliche Eröffnung ist heute vor sich gegangen und von Montag an wird die Ausstellung dem Besuche des Publikums freigegeben. Wir versuchen es nicht, die kleine Völkerwanderung zu schildern, welche schon vom frühen Vormittage an aus allen Theilen Münchens und des mehrmeiligen Umkreises in den Umgebungen des Industrie-Palastes machte und, zu immer dichter geschaarten Massen angeschwellt, uneinnehmbar jeden Platz behauptete, von dem ein Blick auf die Aeußerlichkeit der Eröffnungsfeier vergönnt war. Der Zutritt zu dem Glaspalaste selbst, war in Folge k. Anordnung auf eine bestimmte Auswahl von Personen beschränkt, die von der Ausstellungs-Commission mit besonderen Einlaßkarten versehen wurde. Man fürchtete ein zu großes Andringen, und gewiß nicht mit Unrecht, denn was von eingeladenen Gästen nicht so glücklich war, zu Wagen durch die Arzisstraße bis zum Eingange vorzudringen, mußte sich mühsam zu Fuß einen Weg durch die enggeschlossene Volksmenge bahnen. Wie der rothe Faden zog gegen 11 Uhr die Reihe der vorschriftsmäßigen schwarzen Fracke und weißen Halsbinden sich durch den Menschenknäuel zu beiden Eingängen und entwickelte sich dann auf den Galerien des Ausstellungs-Gebäudes, wo neben der Mannichfaltigkeit der Uniformen des Militärs und der Staatsbeamten auch der Glanz reicher und geschmackvoller Damen-Toiletten seinen Platz fand. Gegen 11 Uhr versammelten sich die k. Minister und Staatsräthe des ordentlichen Dienstes, das diplomatische Corps, der Präsident und die Direktoren der Regierung von Oberbayern, die Mitglieder der Ausstellungs- und Beurtheilungs-Commission, die Commissäre und Bevollmächtigten der an der Ausstellung theilnehmenden Staaten nebst den Communal-Vorständen Münchens und den Vorständen der landwirthschaftlichen und gewerblichen Kollegien im Querschnitte des Ausstellungs-Gebäudes, während draußen zwischen dem Haupt-Eingange und dem für den k. Hof reservirten Eingange eine Kompagnie des Infanterie-Leib-Regiments mit Fahne und Musik Aufstellung nahm. Der Staatsminister des Handels und der öffentlichen Arbeiten, Dr. v. d. Pfordten und der Vorstand der Ausstellungs-Commission, Staatsrath v. Fischer, begaben sich gegen 12½ Uhr an den Eingang des Empfangszimmers der k. Majestäten, um dieselben zu erwarten und einzubegleiten. Alsbald erschienen die hohen Herrschaften nebst den Mitgliedern der k. Familie und umgeben von einem glänzenden Gefolge. Nachdem dieselben in den bereit gehaltenen Salon eingeführt worden, begaben sie sich unter Voraustritt der Ausstellungs-Commission und der Hofbegleitung zu dem im Querschiffe des Gebäudes errichteten Throne. Sobald J. M. auf dem Throne Platz genommen und das Gefolge sich geordnet, richtete der Minister v. d. Pfordten an den König eine kurze Ansprache über die Veranlassung und den Zweck der Ausstellung, mit der Bitte, derselbe wolle geruhen, die allgemeine deutsche Industrie-Ausstellung im feierlichen Umzuge durch das Ausstellungs-Gebäude zu eröffnen. Dieser Umzug erfolgte in der Ordnung, daß die Herren der Hofbegleitung mit dem Architekten, dem Bau-Unternehmer und den Mitgliedern der Ausstellungs-Commission den höchsten Herrschaften voranschritten, während die Staatsminister und das diplomatische Corps und die übrigen, früher im Querschiffe versammelten Personen sich denselben anschloßen. Nach dem feierlichen Umgange nahmen die Majestäten wieder auf dem Throne Platz, worauf der König durch den Minister des Handels die Ausstellung für eröffnet erklären ließ. Die höchsten Herrschaften verweilten dann noch längere Zeit in dem Ausstellungs-Gebäude und begaben sich sodann in das Empfangszimmer, wo die Vorstellung der fremden Ausstellungs-Commissäre, sowie sonstiger Fremden von Auszeichnung stattfand. Bei ihrer Ankunft waren Ihre Majestäten draußen durch die Musik des Infanterie-Leib-Regiments begrüßt worden. Beim Eintritte derselben in das große Mittelschiff des Glas-Palastes stimmte das auf der Gallerie aufgestellte, sehr zahlreiche Musikcorps nach einer Fanfare die National-Hymne an und wechselte später mit einer schönen Orgel in Ausführung verschiedener Festmusiken. Noch lange nach dem Schlusse der Feierlichkeit bewegte sich die glänzende Festversammlung in den weiten Räumen der wahrhaft feenartig ausgeschmückten Glashalle. Jeder suchte wenigstens im flüchtigen Ueberblicke die hervorstechenden Schönheiten der Ausstellung zu erhaschen. Auch die drei, mit vielem Geschmacke im Ausstellungsgebäude angelegten Fontainen, welche während der ganzen Festlichkeit ihr Wasser ausstrahlten und plätschernd in die Basins fallen ließen, fanden viele Aufmerksamkeit und Beifall. Der k. Hof entfernte sich erst gegen 3 Uhr. Beim Austritte wurden Ihre Majestäten wie bei ihrer Ankunft von der draußen versammelten Volksmenge mit enthusiastischen Lebehochrufen begrüßt. Auch als die hohen Herrschaften um 2½ Uhr die Hallen des Glaspalastes betraten, schallte ihnen der Jubelruf der Festversammlung entgegen.

Mannichfaltigkeiten.

In der nächsten Zeit erscheint der „Briefwechsel Goethes mit Karl August“, herausgegeben von Hofmann von Fallersleben, der sich jetzt in Weimar niedergelassen hat. In anderer Weise interessante Briefe erschienen kürzlich in Paris, die „Briefe Linné's an Jussieu.“

In der Korrespondenz Joseph Bonaparte's (von der zehn Bände erschienen sind) findet sich auch folgende Aeußerung des Kaisers Napoleon: „Wenn man veranlaßt ist, von seinen Streitkräften zu reden, so muß man bis zur Furchtbarkeit übertreiben, indem man die Zahl verdoppelt oder verdreifacht, dagegen muß man, wenn man von der Stärke des Feindes redet, dieselbe um ein Drittel oder die Hälfte vermindern, denn im Kriege ist Alles moralisch.“ — Eine ähnliche Aeußerung von ihm ist: der Krieg muß den Krieg nähren.“

Neuere Beobachtungen haben dargethan, daß die Einwirkung des Mondes eine Hauptveranlassung der Erdbeben ist. Man erklärt den Umstand in derselben Weise wie Ebbe und Fluth. Wie der Mond das Meer anziehe und so Fluth mache, wirke er auf das Flüssige oder Teigartige des Erd-Innern, das, wie das Meerwasser, in Folge davon steige und falle, also fluthe und ebbe.

Die sämmtlichen Pariser Theater haben im vorigen Jahre 9 Million 740,000 Francs eingenommen und davon an die Armenanstalten 875,619 Frcs. abgegeben. Bei der komischen Oper allein betrug diese Abgabe über 100,000 Francs.

Im Amte Interlaken (Schweiz) ist ein neuer Apostel aufgetreten, der sich als Anhänger der Mormonensekte in Amerika ausgibt. Aufsehen machte eine Taufhandlung, die er bei Nacht und Mondschein an der Aare vornahm, wobei beide Geschlechter sich entkleidet ins Wasser begaben.

Alle die Tausende von Lesern der Allg. Zeitung haben sich vorgenommen, einen Abstecher nach der Lüneburger Haide und namentlich nach Celle zu machen. Das ist kein Wunder; ein Weitgereister erzählt mit Begeisterung, wie er dort, die schöne Leserin ausgenommen, die schönsten deutschen Mädchen und die schönste deutsche Sprache getroffen habe, und das schönste Mädchen nehme sich hundertmal schöner aus, wenn es schön spreche. Unwillkürlich falle Einem das alte Wort ein: „In Sachsen, wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen", womit nicht das Königreich Sachsen, wo „in Trähsen tes peste Teitsch geredt wert", gemeint sey, sondern das alte Niedersachsen, und zunächst Hildesheim und Celle. Der begeisterte Reisende rühmt das glänzende lichtbraune Haar, die dunkelblauen, stark bewimperten Augen, die voll geschwungenen Brauen, das fein geformte Gesicht mit dem kleinen Munde. Vor den prächtigen titianischen Bildern in Venedig seyen ihm allemal die Celler Mädchen eingefallen. Dazu die schlanken Gestalten, die anmuthigen Formen und der leichte und graziöse Gang auf zierlichem Fuß — und die volle, runde, wohltönige, ungezierte deutsche Sprache. — Also!

Passagiere des untergegangenen Auswandererschiffes „Black Hawk", das von Liverpool nach Newyork mit deutschen, englischen und irischen Auswanderern gehen sollte, geben eine entsetzliche Schilderung von der Rohheit und Bestialität des Schiffscapitäns und Steuermanns. Beide hatten ihre größte Freude daran, die Passagiere zu peinigen und zu verhöhnen. Selbst als das Schiff untergegangen war und man nichts als das nackte Leben gerettet hatte, fuhren sie in ihrer Grausamkeit fort, peitschten die Passagiere blutig, ließen die Frauen entkleiden und verhöhnen, die Nackten schwarz anstreichen und mit Licht brennen, auf andere ließen sie Wasser gießen und sie abscheuern u. s. w.

(Dresden, 13. Juli.) Das tragische Schicksal zweier Ladenmädchen erregt hier ungewöhnliches Aufsehen. Dem Vernehmen nach hatte vor einiger Zeit in einem hiesigen Verkaufslokal eine Summe Geldes gefehlt, und man hatte geglaubt, gegen die beiden Ladenmädchen, Friederike Hellinger aus Oelsnitz und Auguste Eisen aus Lommatzsch, Verdacht schöpfen zu müssen. Diese Mädchen hatten bisher sich eines vollkommen guten Rufes zu erfreuen gehabt, und das Publikum spricht sich auch bezüglich des jetzt ihnen Beigemessenen dahin aus, daß ein Verdacht gegen sie unbegründet gewesen seyn möge. Am 1. Juli nun hatten sich die Mädchen aus ihrer Wohnung entfernt, unter Umständen, die eine Selbstentleibung vermuthen ließen. Sie oder ihre Leichname wurden deßhalb polizeilich gesucht. Am 7. Juli ist es den bezüglichen Nachforschungen gelungen, die Leichen in der Elbe aufzufinden. Die befreundeten Mädchen hatten sich mit Stricken zusammengebunden und so vereint den Tod gesucht und gefunden. Sollten sie in der That ganz unschuldig gewesen seyn, so läge hier wiederum eine höchst ernste Warnung vor für alle solche Menschen, welche voreilig geneigt sind, einem ihrer Mitmenschen den Verdacht eines Vergehens beizumessen, das schließlich auf ganz andere Weise seine Erledigung findet. Man spricht in unserer Zeit so viel von Erstarkung des kirchlichen christlichen Lebens, daß es auch an der Zeit wäre, an menschlichem, christlichem Vertrauen zu wachsen.

Was wohl Napoleon dazu sagt? In Paris bauen sie einen Gasthof auf Actien, so groß und prächtig, wie's keinen in Europa gibt. Die Kosten sind schon jetzt auf 17 Millionen veranschlagt und wenn er fertig steht, wird die Rechnung noch größer seyn. Aber wie nennen wir den Gasthof? „Hotel Napoleon!" schlug ein Aktionär vor. Man stimmte ab und Napoleon fiel mit allen gegen die Eine Stimme durch. Warum? Sind die Aktionäre Republikaner? Gott bewahre! nur praktische Leute. Ein so kostspieliges Unternehmen baut man nicht auf den Namen Napoleon, sagen sie, ein Schild ist keine Kleinigkeit für ein Wirthshaus; das darf nicht übers Jahr wechseln. Der Wirth in den Tuilerien wechselt, die Tuilerien bleiben; nennen wirs also „Hotel des Tuileries"! So geschah's.

Korrespondenz.

Vom Taunus, 17. Juli.

Seit lange können wir uns eines Sommers nicht erinnern, in welchem uns eine so segensreiche Erndte in Aussicht gestanden, als in dem heurigen. Alles prangt in überschwenglicher Fülle; die Halmfrüchte strotzen voll markiger Körner und ihr Halm überschreitet Menschenhöhe. Was die Futtergewächse anbetrifft, so sind dieselben durch die häufigen warmen Gewitterregen ungemein saftig aufgeschossen, so, daß der Klee bereits dem zweiten Schnitt erlag. Auch eine sehr ergiebige Kartoffelerndte steht für uns in froher Aussicht; denn an dem außergewöhnlich hohen Kraute derselben befinden sich jetzt schon 18—20 Knollen von der Dicke eines Hühnereis. Der Ertrag der Obsterndte scheint im Allgemeinen für uns mager zu werden, da die Raupen einzelne Ortschaften unserer Umgebung etwas mitgenommen; von den Kastanien, die kaum am Verblühen, läßt sich Weniges noch mit Bestimmtheit voraussagen. Die allgemeine Befürchtung, daß sich die Halmfrüchte in Folge der anhaltenden Nässe für die Dauer legen würden, ist bis jetzt noch ohne Grund, da die wenigen sonnigen Tage sie schon wieder aufgerichtet. Die anscheinend sich günstig gestaltende Witterung hat uns auch wieder eine reiche Anzahl von Besuchern zugeführt, welche theils nur als Passanten unsere romantische Gegend durchwandern, theils als ständige Gäste bei uns verweilen. So sind wieder der Feldberg, Falkenstein, Königstein, Eppstein, Cronberg und Cronthal am verflossenen Sonntag die Sammelpunkte für zahlreiche Besucher gewesen, welche sich in letzterer Zeit durch die stets drohende Witterung bei uns etwas spärlich einfanden. Besonders ist es auch in diesem Jahre von den Bädern unserer nächsten Umgebung Cronthal, was wieder durch eine ganz ausnehmend üppige Natur sich auszeichnet, hier, wo Hygea dem Leidenden den überschäumenden Becher der Gesundheit reicht, und aus dem Schooße der Erde das Element für die vegetative Schöpfung quillt. Vor einigen Tagen besichtigte auch Dr. Löwe mit seinem Assistenten die trefflichen Quellen daselbst und unternahm die Vorarbeiten zu einer genauen chemischen Analyse. So wollen wir sehen, welches das Resultat dieses tüchtigen Analytikers ist, denn seit dem Jahre 1830 sind keine Untersuchungen mehr über die Brunnen geführt worden, während welcher Zeit dieselben durch eine sehr zweckmäßigere Fassung doch offenbar sehr gewonnen haben.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 19. Juli. Martha, oder: Der Markt zu Richmond, große Oper in 4 Abtheil. von Flotow. (Gastrolle) Nancy: Fräulein Schmidt, vom Hoftheater zu Hannover.

Donnerstag, 20. Juli. Gastdarstellung des Hrn. Lußberger, vom k. k. Hofburg-Theater in Wien. (Neu einstudirt): Die gefährliche Tante, ein Original-Lustspiel in 4 Abth. von Albini. Freiherr von Emmerling: Hr. Lußberger. Adele Müller: Frau Ander.

Freitag, 21. Juli. Gastdarstellung der Frau Anna de la Grange, erste Sängerin der kais. Oper zu St. Petersburg, welche bei ihrer Durchreise nur zwei Vorstellungen geben wird. Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Acten von Rossini. Rosine: Frau A. de la Grange. — Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 172. Donnerstag, den 20. Juli 1854.

Mein Traum.

(Aus dem Englischen nach Dickens' Household Words.)

Ich habe meinen Lesern eine Geschichte zu erzählen, die sie, ganz nach ihrem Belieben, entweder glauben oder gegen die sie eine ganze Batterie wissenschaftlicher Erörterungen aufpflanzen mögen. Ich kann in der Sache keine unparteiische Meinung haben, da ich selbst dabei betheiligt bin. Ich will versuchen, die Geschichte so mitzutheilen, wie ich sie erlebt habe.

Ich bin in einer der mittleren Grafschaften Englands, meilenweit vom Meere entfernt, geboren, und zwar in einem geräumigen altmodischen Hause, dessen oberes Stockwerk über dem unteren herüberhing und dessen Eingangsthür sich im Hintergrunde eines tiefen Vorbaues befand. Querbalken und Fußböden, sowie alle Tische, Bänke, Kleiderschränke, überhaupt alle Möbel, waren von schönem Eichenholz; einiges davon sah zwar plump und ungeschickt aus, war aber mit ganz artigem Schnitzwerk versehen.

Meine ersten Begriffe von der biblischen Geschichte verdanke ich der Bettstelle meiner Mutter, die ebenfalls von Eichenholz und mit Schnitzwerk verziert war, mit den Gestalten von Engeln, von Adam und Eva, der Schlange und der heiligen Jungfrau und dem Jesuskinde. Das Haus hieß immer noch die alte Halle, obgleich es wenig besser war als eine Meierei. Es lag in einiger Entfernung von der Landstraße; ein Thorweg an der Straßenseite führte nach einem gepflasterten Platz, auf dessen einer Seite sich eine Reihe von Schoppen mit Karren, Pflügen und landwirthschaftlichen Geräthen befand, während auf der andern Seite, in einem geräumigen Meierhof, ein Teich für das Vieh war, umgeben von Ställen, Scheunen und sonstigen Wirthschaftsgebäuden, die alle den alten sächsischen Stempel, wie ich ihn nie anderswo gesehen habe, an sich trugen. Aus einer Seitenpforte des Meierhofes trat man in einen großen Garten, der vor dem Hause sich ausdehnte. Dieser Garten hatte mehrere mit Sand bestreute Wege und Rasenplätze, die mit zierlich verschnittenen Luxusbäumen eingehegt waren. Hinter dem Garten befand sich ein großer Obstgarten, der unter anderen einige alte Maulbeerbäume enthielt, die meine Schwester und ich mit einer gewissen Ehrfurcht betrachten mußten. An den Obstbäumen gränzten bebaute Felder und Wiesen, die sämmtlich meinem Vater gehörten. Außer einigen wenigen Hütten, die von den Dienstleuten der Meierei bewohnt wurden, sah man kein anderes Wohnhaus.

Mein Vater und meine Mutter waren gegenseitig verwandt und beide die Nachkommen derselben alten sächsischen Familie, die schon lange vor der Eroberung*) dieselben Ländereien besaß. Im Laufe der Jahrhunderte war diese Besitzung bis auf die kleine Pachterei zusammengeschmolzen, in der ich geboren war. Wir hatten keine Verwandten außer einem Oheime, einem Kaufmanne in Liverpool, von dem ich öfters sprechen hörte; aber er war der Sprößling eines entfernten Zweiges, und wurde, da er sich dem Handel zugwendet, als einer betrachtet, der alle Ansprüche, für ein Mitglied der Familie gehalten zu werden, verwirkt habe.

Ich war der einzige Sohn und hatte eine Schwester, die zwei Jahre jünger als ich war, ein sanftes, schönes Kind mit langen, goldenen Locken. Sie hieß Edith. Der einzige Unterricht, den ich erhielt, bestand darin, daß ich zwei Jahre hindurch eine lateinische Schule besuchte, ein wunderbares, altes Institut, das von einem Geistlichen geleitet wurde, der allen Knaben des Kirchspiels Ledgeley Laver, Lateinisch und einige Gelehrsamkeit beibrachte. Die Zahl der Schüler betrug außer mir selbst etwa ein Dutzend, und obgleich der Lehrer so viel gesunden Sinn hatte, uns Schreiben, Arithmetik und einige allgemeine Unterrichtsgegenstände zu lehren, so brachten wir es darin doch nicht weiter als Tom Thumb, der dem König Arthur das Geld aus dem Schatze stahl, das, wie bekannt, nur in drei Silberpfennigen bestand. Meine Schulkameraden waren die Söhne kleinerer Landwirthe, und sie kamen nur zeitweise, d. h. sobald man ihrer zu Hause nicht bedurfte.

Meine Schwester Edith besuchte nie eine Schule; sie war immer zu Hause bei der Mutter und wurde zur Thätigkeit angehalten. Da wir beständig hörten, daß wir die Nachkommen der ältesten Familie der Grafschaft seyen, so gewöhnten wir uns daran, uns eine geheimnißvolle Bedeutung beizulegen.

So wuchsen wir auf, fanden aber unsere Lebensweise nicht langweilig, obgleich meine Schwester niemals, ausgenommen, wenn sie zur Kirche ging, das Haus verließ. Als ich sechzehn Jahre alt war, war ich noch nicht weiter als bis Drayton Ledgeley, unserem Marktstädtchen, gewesen, wiewohl dieß von Ledgeley Laver nur zwölf Meilen entfernt war. Damals liebten es die Leute noch nicht so, wie jetzt, auf Reisen zu gehen und sich herumzutreiben.

Ich mochte etwa fünfzehn Jahre alt seyn, als mir der Vater eines Tages aus der Stadt ein Geschenk mitbrachte, ein Buch, das Reisebeschreibungen enthielt. Ich erhielt es als Belohnung für einige landwirthschaftliche Arbeiten, die ich in einer ihm sehr zusagenden Weise vollbracht hatte. Es war das erste neue Buch aus einem Laden, das ich jemals besessen, und ich las daraus Abends laut vor, während mein Vater am Kamin saß und Taback rauchte und Mutter und Schwester mit Spinnen und Stricken beschäftigt waren.

Das Buch machte einen gewaltigen Eindruck auf mich und erfüllte meinen Geist mit Gedanken an die fremden Erdtheile und mit dem Wunsche, mit ähnlichen Dingen zu thun zu haben wie Die, über welche ich gelesen. Der Abend, an welchem ich das

*) Die Eroberung Englands durch Wilhelm von der Normandie fällt ins Jahr 1066.

Buch auslas, war der 31. Januar, ein Datum, das den Andern wie auch mir selbst sehr gut im Gedächtniß geblieben ist. An dem Abende ging ich, wie gewöhnlich, zu Bette und hatte einen langen, in sich zusammenhängenden Traum, einen Traum, wie ich ihn niemals vorher noch nachher gehabt. Ich träumte, daß mein Oheim zu Liverpool nach mir geschickt hatte, und daß ich für ihn eine lange Geschäftsreise unternehmen sollte; und ich stand auch bald an einem Quai, wo sich Hunderte von Schiffen befanden, mit ihren dünnen, aufrechtstehenden Masten, die einem Walde von Pappelbäumen im Winter glichen. Ich wußte, daß es Schiffe waren, obgleich ich nie eins gesehen hatte. „Dieß ist Liverpool", hörte ich Jemand sagen, doch erinnere ich mich nicht, daß ich mich irgendwie um meinen Oheim oder sein Geschäft bekümmerte. Ich ging über mehrere Schiffe fort auf eins, das außerhalb der Docks lag; Matrosen gingen hier nach allen Richtungen umher, und es herrschte einige Verwirrung. Ein reich vergoldetes Brustbild eines Weibes befand sich an einem Ende des Schiffes, mit der Unterschrift „Phoebe Sutliffe", und ich glaubte, dieß sey das Portrait der Phoebe Sutliffe. Ich hatte vorher weder die See noch ein Schiff gesehen, und doch überraschte mich der Anblick beider nicht. Ich sah hinaus auf die grünen Wogen, die gegen die Seiten des Schiffes schlugen, und so weit mein Auge reichte, erblickte ich nichts als Wasser. Es kam mir vor, als ob das Alles in der Ordnung und natürlich sey, und die Sonne schien in herrlichem Glanze auf einige kleine Boote mit ihren weißen Segeln.

(Fortsetzung folgt.)

Der russisch-türkische Krieg in Europa, 1828 und 1829.

(Fortsetzung.)

Silistria hatte eine Besatzung von 13,000 Mann. Nachdem die Russen, wie schon erwähnt, am 17. Mai vor der Festung eingetroffen waren, und die im vorigen Jahre von ihnen errichteten Erdwerke unzerstört gefunden, konnten sie am 18. Mai die Belagerung, trotz wiederholter Ausfälle der Türken, unter der technischen Leitung des Generals Schilder, da wieder aufnehmen, wo sie im Spätherbst stehen geblieben waren. Am 13. Juni ward der Besatzung die Nachricht von der Niederlage der Türken bei Kulewtscha mitgetheilt, und dieselbe zur Uebergabe aufgefordert. Um die Wahrheit zu erfahren, schickte der zweite Befehlshaber (der erste war alt und ohne Energie) zwei Tauben, eine weiße und eine schwarze, an den Vezier nach Schumla, mit dem Ersuchen, die erstere fliegen zu lassen, wenn die Niederlage nicht wahr, die letztere, wenn sie wahr wäre. Trotzdem, daß die schwarze Taube nach Silistria zurückkehrte, wurde die Vertheidigung muthig fortgesetzt. Am 20. Juni war der Belagerer am Graben angekommen und sprengte einen Theil der Contreescarpe durch Minen in die Luft. Bei einem Ausfall der Türken am 22. schleuderten sie irdene Töpfe, welche am Boden mit Pulver bedeckt und darüber mit brennendem Pech gefüllt waren, gegen die im Graben befindlichen Russen, was sich von so großer Wirkung erwies, daß die Russen aus dem Graben vertrieben wurden. Gegen die Minen des Belagerers legten die Türken Gegenminen an, doch gelang es den Russen am 26., fast die ganze Front einer Bastion zu öffnen und dieselbe zu besetzen. Die Türken bildeten durch eine neue Brustwehr einen Abschnitt dagegen. Da es aber anfing an Munition zu fehlen, so wurde capitulirt, und streckten am 29. Juni, nach einer Vertheidigung von 43 Tagen, gegen 9000 Mann mit 238 Stück Festungsgeschütz die Waffen. Den Russen soll der Angriff 115 Offiziere und 2566 Mann an Todten und Verwundeten gekostet haben.

Am 2. Juli traf die Nachricht im russischen Lager vor Varna ein. Ursprünglich war es Absicht gewesen, nach der Einnahme von Silistria, Russchuk zu belagern; ermuthigt durch den Sieg bei Kulewtscha, beschloß Diebitsch jetzt, die moralische Wirkung dieser Schlacht auf die Türken zu benutzen und kühn über den Balkan zu gehen. Am 13. Juli traf das Belagerungscorps von Silistria ein und blieb unter General Krassowski zur Beobachtung vor Schumla stehen. Alsdann machte Diebitsch mit seiner ganzen Stärke eine Demonstration gegen Schumla, um dadurch den Vezier zu veranlassen, einen Theil seiner Truppen aus den Balkon-Pässen zur Verstärkung von Schumla herbei zu rufen. In der Nacht vom 13. auf den 14. trat er sodann mit der Hauptmacht von etwa 30,000 Mann, den Marsch in zwei Colonnen, die Türken über die Richtung desselben möglichst im Ungewissen lassend, über den Balkan an. Die erste Colonne unter General Roth wurde über Dewna dirigirt und sollte sich auf der Straße von Varna nach Burgas der Küste entlang ziehen. Die zweite Colonne unter General Rüdiger sollte auf der Straße von Pravadi nach Aidos das Gebirg überschreiten; das zweite Corps folgte als Reserve auf beiden Straßen. Der hier in Frage kommende Theil des Balkans ist nicht so sehr hoch (2—3000 Fuß) als unwegsam, bewaldet und dünn bevölkert, doch fehlt es auch nicht an tief eingeschnittenen Thälern, welche sich zur Vertheidigung eignen. Die Soldaten wurden für den Marsch möglichst erleichtert, sie marschirten in Mützen und leinenen Beinkleidern, den Mantel gerollt über der Schulter, im Tornister nichts als ein Hemd, dagegen für 10 Tage Lebensmittel. (Nach anderen Angaben trug der Mann nur für 4 Tage Lebensmittel, und wurde der Proviant für weitere 10 Tage nachgeführt.) Die Schwierigkeiten, welche die Russen zu überwinden hatten, entstanden ihnen weniger vom Feinde, als aus der schlechten Beschaffenheit der Wege; selbst die Colonne an der Meeresküste mußte mitunter 4000 Arbeiter verwenden, um die Straße für Geschütz und Fuhrwerk gangbar zu machen. Eine vom Vezier detachirte Abtheilung von 10,000 Mann kam zu spät, um den Russen den Paß von Kjöprikiöi am Kamtschik zu verlegen und so trafen beide Colonnen an diesem Flusse nur auf etwa 3000 Türken, welche nach geringem Widerstand zurück wichen. Am 19. überschritt der General Roth diesen Fluß. Der General Rüdiger, welcher noch ein schwer zu passirendes Defilé vor sich hatte, fand es gerathener, sich den Kamtschik abwärts dicht an Roth heranzuziehen. Am 22. Juli traf man am Nadir ein, am 23. sah man im Busen von Burgas die Flotte vor sich liegen und begrüßte sie und die darauf befindlichen Lebensmittel mit Jubel. Am 24. wurden Ahjole und Burgas unter Mitwirkung der Besatzung von Sizeboli besetzt, die Russen waren jetzt, 9 Tage nach dem Aufbruch des Hauptquartiers von Schumla, bei Rumelikiöi, 12—13 Meilen von Varna versammelt. Am 25. hatten sie bei Aidos ein unbedeutendes Gefecht mit etwa 10—12,000 Türken zu bestehen, welche ihnen am 21. der Vezier von Schumla aus, nachgesendet hatte.

(Schluß folgt.)

Münchener Briefe.

(München, 17. Juli.) Ueber den Aeußerlichkeiten des Ausstellungsgebäudes und dem großartigen Schauspiele der Eröffnungsfeier haben wir bisher versäumt, der bei Anordnung des Ganzen betheiligten Kräfte, sowie der Art und Weise zu gedenken, in welcher die Massenhaftigkeit des so bunten und verschiedenartigen Ausstellungsstoffes den Regeln der Einfachheit unterworfen und den Formen einer klaren und gefälligen Uebersichtlichkeit angepaßt wurde. Die k. bayer. Regierung hatte zur Leitung des ganzen

Ausstellungswesens eine Commission niedergesetzt, an deren Spitze der Staatsrath von Fischer steht. Die Commission zerfällt in zwei Haupt-Abtheilungen, von denen die eine die Finanzen verwaltet, die andere mit Ausführung des Technischen der Ausstellung betraut ist. Bei dieser letzten Abtheilung haben fünf Comitees die Besorgung der verschiedenen Geschäfte übernommen. Dem ersten liegt die Empfangnahme der Ausstellungs-Gegenstände ob. Es ist auch heute noch in Wirksamkeit, indem täglich neue Sachen anlangen, denen nach den Bedingungen des Raumes und der Zeit auch die möglichste Berücksichtigung nicht versagt wird. Das zweite Comitee hat die Beaufsichtigung der Tische. Zu dem inneren Ueberwachungsdienste selbst werden außer einer großen Anzahl von niederen Beamten, Militär-Personen und namentlich Artilleristen verwandt, die überall im Gebäude, sowohl im unteren Raume als auf den Gallerien aufgestellt sind, und in einem leicht zu übersehenden Umkreise dafür Sorge tragen, daß die Ausstellungs-Gegenstände vor Verletzung und Berührung sicher gestellt bleiben. Das dritte Comitee hat die Vertheilung des Raumes, die Aufstellung und Decoration übernommen. Was die letztere betrifft, so ist sie keine so einheitliche, nach einem durchgängigen Typus ausgeführte, wie dieß bei der Berliner Ausstellung der Fall war, indem verschiedene Kreise von Gewerbtreibenden eigene Decoratenre abgeordnet haben, die nach ihrem Geschmacke und nach den besonderen Zwecken ihrer Auftraggeber die Stoffe geordnet. Das vierte Comitee für innere und äußere Sicherheit der Ausstellung befindet sich vorzugsweise in militärischen und polizeilichen Händen. Draußen am Gebäude sind in bestimmten Zwischenräumen Militärwachen aufgestellt, welche beständig patrouilliren, während im Innern Tag und Nacht Löschmannschaften in Bereitschaft stehen, um bei jeder Feuersgefahr sofort zur Hand zu seyn. Die Löschanstalten sind, wie man versichert, vortrefflich eingerichtet, so daß in wenigen Augenblicken an allen Stellen des weiten Baues Wasserschläuche in Gang gesetzt werden können. Das fünfte Comitee war für Abfassung des Kataloges eingesetzt. Der vorliegende Katalog der allgemeinen deutschen Industrie-Ausstellung ist unter Leitung des Ministerialrathes Dr. von Herrmann abgefaßt. Derselbe ist 368 zweispaltige Groß-Oktav-Seiten stark. In der Hauptabtheilung des Kataloges sind die Aussteller jedes Staates nach den Gruppen geordnet, in welche ihre Gegenstände gehören, und die verschiedenen deutschen Staaten reihen sich in alphabetischer Folge an einander. Die zweite Abtheilung, der sogenannte Waaren-Index, enthält eine alphabetische Aufzählung der ausgestellten Gegenstände, wo bei jeder Waare die Aussteller mit ihren Katalog-Nummern nach Staaten gesondert aufgeführt werden. Die dritte Abtheilung, der Namen-Index, gibt das alphabetische Verzeichniß aller Aussteller unter Beifügung ihrer Wohnorte und Katalog-Nummern. Sämmtliche Ausstellungsgegenstände sind in zwölf Gruppen geordnet, welche der Katalog folgendermaßen angibt: Erste Gruppe: Mineralien und Brennstoffe. Zweite Gruppe: Landwirthschaftliche Rohprodukte und Erzeugnisse der ersten Zurichtung. Dritte Gruppe: Chemisch-pharmaceutische Stoffe und Produkte, dann Farbwaaren. Vierte Gruppe: Nahrungsmittel und Gegenstände des persönlichen Verbrauchs. Fünfte Gruppe: Maschinen. Sechste Gruppe: Instrumente. Siebente Gruppe: Webe- und Wirkwaaren, Leder und Bekleidungs-Gegenstände. Achte Gruppe: Metallwaaren und Waffen. Neunte Gruppe: Stein-, Ird- und Glaswaaren. Zehnte Gruppe: Holzwaaren und kurze Waaren verschiedener Art. Elfte Gruppe: Papier-, Schreib- und Zeichnungsmaterial und Druck. Zwölfte Gruppe: Alle Leistungen der bildenden Künste, die der Ausstellung zufallen. — Die Gesammtzahl der Aussteller beträgt 6588, davon kommen auf Bayern allein 2331, auf Oesterreich 1477, auf Preußen 767, auf Sachsen 462, auf Würtemberg 443, auf Hannover 158, auf Kurhessen 132, auf das Großherzogthum Baden 180, auf das Großherzogthum Hessen 148. Gar nicht vertreten ist Mecklenburg-Schwerin und durch einen Aussteller wird das Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz repräsentirt. — Heute Mittag 12 Uhr wurde die Ausstellung gegen ein Eintrittsgeld von dreißig Kreuzern auf einige Stunden dem Zutritt des Publikums freigegeben. Vormittags 10 Uhr langten Ihre Majestäten der König Max und die Königin Marie vor dem Glaspalast an und nahmen die Ausstellung etwa 1½ Stunde lang in Augenschein.

Mannichfaltigkeiten.

(Das neue Pianoforte.) Es ist bekanntlich viel davon die Rede gewesen, daß sich Liszt ein Pianoforte ganz neuer Art in Paris bauen lasse, aber man hielt die Sache für einen Puff. Das Instrument ist indeß wirklich fertig und kürzlich im Beiseyn von Thalberg, Halevy, Berlioz, Thomas und andern musikalischen Celebritäten im Saale Herz geprüft worden. Es fand nicht nur Beifall, sondern Bewunderung und man glaubt es werde in dem gesammten Pianofortewesen eine Umwälzung hervorbringen. Erfunden und gebaut wurde es von Alexander und Sohn nach Wünschen, die Liszt ausgesprochen hatte. Das neue System ist übrigens, wie alle wirklich nützlichen Erfindungen, sehr einfach und läßt sich an allen andern Pianofortes anbringen. Die Haupteigenthümlichkeit daran ist das Fortklingen der Töne, welches mittels eines kleinen Blasebalgs bewirkt wird, den eines der beiden Pedale in Bewegung setzt, welches man nach 15—30 Takten einmal bewegt. Unter der Claviatur liegt ein schmaler hölzerner Riegel und wenn man die Harmonie nachklingen lassen will, ohne die Tasten mit den Händen zu berühren, so drückt man jenen Riegel leicht mit dem rechten Knie (für den Discant) und mit dem linken (für den Baß.) Der aushaltende Ton erlöscht von selbst, sobald man einen andern anschlägt ohne daß man etwas anders thut, als den Riegel zu halten. In solcher Weise kann man den Ton, so lange als man will, klingen und die Wirkung der Schwingungen fortdauern lassen; man kann den einen Ton halten und mit den beiden freien Händen weiter spielen; man kann z. B. im Baß einen ganzen Accord fortklingen lassen und im Discant mit beiden Händen alle möglichen Variationen etc. dazu spielen und umgekehrt. Andere Vorzüge des neuen Instrumentes sind der Wegfall des Klapperns der Hämmer, Verbesserung des Tones, der runder, gleichmäßiger und reiner geworden, bessere Verbindung der Töne.

(Die Erfindung der Dampfmaschine als Trauerspielstoff.) Unter Die, welche zuerst die Benutzung des Dampfes als Triebkraft ahneten, gehört bekanntlich Salomo de Caus, Baumeister des Kurfürsten von der Pfalz, der schon 1625 in seinem Werke „die bewegenden Kräfte“ davon schrieb, in Deutschland aber keine Beachtung fand und sie bei dem Cardinal von Richelieu suchte. Ein junger Norweger hat diesen Märtyrer seiner Erfindung in einem Trauerspiele auf die Bühne gebracht. Darin findet sich folgende Scene: De Caus wird für verrückt gehalten und deßhalb im Bicetre eingesperrt; Richelieu aber möchte gern Näheres von der neuen Kraft wissen, die Caus erfunden haben will und veranstaltet ein Zusammentreffen mit demselben. Der Physiker setzt ihm die Wirkungen des Dampfes auseinander und malt ihm die Folgen, welche die von der neuen Kraft bewegten Maschinen haben müßten. Er gibt prophetisch ein Bild von unserer jetzigen Zeit. Richelieu wird ergriffen, glaubt und ist überzeugt, daß de Caus nicht wahnsinnig sey. Der Erfinder wird sodann entlassen und geht in der freudigen Hoffnung, die Freiheit zu er-

langen und mit Richelieus mächtiger Unterstützung seine Ideen vielleicht ausführen zu können. Richelieu dagegen berechnet sodann, welche Vortheile und Nachtheile ihm und seinem politischen Systeme die durch die Dampfkraft bewirkte Umänderung der Lage Europas bringen würde. Er wägt beide gegeneinander ab und kommt zu dem Resultate, daß der Absolutismus keinen größeren Gegner haben könnte, als eben die Macht des Dampfes. Er schaudert vor den Bildern von Völkerfreiheit, welche die Folge einer solchen gewaltigen Neuerung seyn würde, läßt darum de Caus wieder für wahnsinnig erklären, und der Unglückliche wurde ins Irrenhaus zurückgeführt.

(Wien.) In den abgelaufenen ersten sechs Monaten des gegenwärtigen Jahres wurden auf den fünf Theatern Wiens 63 Novitäten gegeben, und zwar: im Hofburgtheater 12, im Hofoperntheater 6, im Karlstheater 11, im Theater an der Wien 19, im Josephstädtertheater 15. Im Ganzen kamen um drei Novitäten mehr zur Aufführung, als in derselben Periode vorigen Jahres.

Die Ueberschwemmung in Sachsen hat schrecklich gehaust. Statt vieler Berichte einer aus Grimma. „Hundert Wohnungen sind zerstört, Mauern, Wände, Oefen, Feueressen zusammengestürzt. Seit 1771 hat die Mulde nicht so hoch gestanden. Von Vormittags 8 Uhr bis Abends 6 Uhr ist die Mulde mit den Rübsen- und Heuerndten des Muldethals bedeckt gewesen. Der Schulpachter hat einen Verlust von 6000 Thalern, die hiesige Mühle viele tausend Thaler, die Wachsbleiche, deren Besitzerin, da sie ihr Eigenthum nicht verlassen wollte, von Offizieren gerettet wurde, 4000 Thaler. Der Rasen ist zwei Ellen hoch mit Schlamm bedeckt, in der Klosterkirche stand das Wasser eine Elle hoch."

Der König von Hannover hat eine neue Sammlung Compositionen veröffentlicht auf Liedertexte von Schiller, Heine u. A.

Ein Künstlerfest.

** Frankfurt, 16. Juli. Dem scheidenden Freunde, Professor Heinrich Funk, zu Ehren haben die Künstler unserer Stadt vorigen Samstag, den 15. Juli, ein Abschiedsfest veranstaltet. Dem Wunsche des bescheidenen Mannes Gehör gebend und jede, auch die geringste Feierlichkeit unterlassend, zogen sie, begünstigt vom freundlichsten Sommerwetter, in Schaaren an einen, bei ihnen besonders beliebten Nachbarort und unter Gesang und Spiel flogen heiter die Stunden hin. Durch die klare Sommernacht geleiteten sie den treuen Freund zur Stadt zurück, wo dann unter herzlichen Wünschen ihm der Abschiedstrunk dargebracht wurde. Möge das, was Professor Hessemer bei dieser Gelegenheit im Namen aller Künstler in warmer, geistvoller Rede sprach, in Erfüllung gehen und der wackere Künstler in seinem neuen Wirkungskreise alles Das finden, was dem Künstler unentbehrlich ist zu freudigem Schaffen! Von hier nimmt er die Achtung Aller mit, die ihn kennen zu lernen Gelegenheit hatten; seine vielen Freunde werden ihn schwer vermissen, denn er war als Künstler und Mensch gleich tüchtig. Und auch er scheidet mit schwerem Herzen aus der Stadt, die ihm während eines zwanzigjährigen Aufenthaltes zur Heimath geworden ist. Stuttgart, das ihn nun als Professor an der Kunstschule aufnimmt, bringt ihm fürs Erste nur einen alten, treuen Freund, den auch bei uns noch durch seine vielen hier ausgeführten gedankenreichen und mit Meisterschaft gemachten Genrebilder wohlbekannten Heinrich Rustige; wir zweifeln aber nicht, daß seine Anspruchslosigkeit und sein aufrichtiges, männlich gediegenes Wesen ihm auch dort bald viele Freunde zuführen wird. Wir wünschen ihm dieß von Herzen und rufen ihm ein inniges Lebewohl zu.

Das Diorama in Frankfurt a. M.

Bei dem täglich sich mehrenden Fremdenverkehr und der endlichen Wiederkehr der sonnigen Tage halten wir es für unsere Pflicht, das fremde und einheimische Publikum auf das erst seit vorigem Jahre bestehende Diorama auf dem Gallusfelde dahier aufmerksam zu machen. Es ist dieß Institut eine wahre Zierde unserer Stadt und verdient die allseitigste Beachtung, da es eine Quelle mannichfachen und interessanten Kunstgenusses ist. Es ist schade, daß Viele, die nicht gerade in großen Städten sich aufgehalten und dort diese Anstalten kennen lernten, gar nicht dessen Bedeutung zu würdigen wissen und es, bevor sie es gesehen, nur nach dem Namen schließend mit Panorama, Cyclorama, Rundgemälde und dergleichen gewöhnlichen, oft werthlosen Sehenswürdigkeiten verwechseln und so sich von dem Besuche abhalten lassen. Die Dioramen, welche bis jetzt nur Paris, London, Petersburg, Köln und Frankfurt a. M. aufzuweisen haben, sind auf Leinwand in außerordentlich großen Dimensionen gemalt, (die hiesigen sind 76 Fuß lang und 18 Fuß hoch), werden ohne Vergrößerungsgläser gesehen und beruht deren Wirkung einzig und allein auf der perspectivischen Zeichnung, dem Colorit und dem von hinten und oben einfallenden Tageslicht. Die hier aufgestellten Gemälde, der Vierwaldstädtersee und die Schlacht bei Kulm, sind in ihrer Art ganz ausgezeichnet und Künstler von allen Richtungen haben sich mit ungetheilter Anerkennung über die meisterhafte Ausführung ausgesprochen. Der Vierwaldstädtersee ist von überraschend schöner und poetischer Wirkung und die Macht der Täuschung so stark, daß Gebildete und Weitgereiste mit Entzücken den Genuß erneut fanden, den ihnen die Alpennatur in ihrer erhabenen Pracht gewährt hatte. Die Schlacht bei Kulm wirkt zwar nicht durch Wechsel und Zauber der Beleuchtung, aber durch die große Wahrheit und die gediegene künstlerische Ausführung des Terrains, sowie durch die Treue und Lebendigkeit der Scene. — Wir empfehlen dieß Kunstinstitut der warmen und lebhaften Betheiligung aller Freunde des Schönen und dem wiederholten Besuch derselben, der durch die sehr billigen Abonnementsbillete bedeutend erleichtert ist.

Literatur-Notiz.

(Führer nach und in München.) Unter diesem Titel ist in der Offizin von Carl Knatz dahier ein empfehlenswerther Leitfaden zur Reise nach und von München und Besichtigung der Stadt der deutschen Kunst erschienen. Derselbe enthält die Fahrplane und Tarife deutscher Eisenbahnen und Dampfschiffahrt, eine Eisenbahnkarte, den Stadtplan von München, worauf das Ausstellungsgebäude besonders bemerklich gemacht ist; Nachweis der Sehenswürdigkeiten sowie der Droschkentaren von München. Der Führer ist in ein elegantes, durch Gold- und Silberdruck verziertes Etui in Westentaschenformat eingelegt, auf welchem die Ansicht des Münchener Ausstellungsgebäudes sich befindet. Der Preis für den Führer sammt Etui beträgt 12 kr. und ist demnach gewiß als sehr billig zu bezeichnen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 20. Juli. Gastdarstellung des Hrn. Lußberger, vom k. k. Hofburg-Theater in Wien. (Neu einstudirt): Die gefährliche Tante, ein Original-Lustspiel in 4 Abth. von Aldini. Freiherr von Emmerling: Hr. Lußberger. Adele Müller: Frau Ander.

Freitag, 21. Juli. Gastdarstellung der Frau Anna de la Grange, erste Sängerin der kais. Oper zu St. Petersburg, welche bei ihrer Durchreise nur zwei Vorstellungen geben wird. Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Acten von Rossini. Rosine: Frau A. de la Grange. — Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.

Bockenheimer Sommertheater.

Donnerstag, 20. Juli. Die Waise aus Berlin, oder: Ein Mädchen für Alles, parodistische Posse in 2 Abtheilungen und 3 Acten.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 173. Freitag, den 21. Juli 1854.

Mein Traum.

(Aus dem Englischen nach Dickens' Household Words.)

(Fortsetzung.)

Als das Schiff sich zu bewegen begann, rief uns eine laute und helle Stimme zu, anzuhalten, und alsbald kletterte ein junger Mann mit einer Reisetasche von wunderbarer Gestalt an der einen Seite des Schiffes aus einem kleinen Boote empor; er kam ganz nahe an die Stelle, wo ich stand. Es war ein schöner junger Mann mit einem Schnurrbarte und seinen Kopf bedeckte eine fremdartige Mütze.

Wir begannen mit einander zu sprechen, aber ich erinnere mich nicht mehr des Gegenstandes, worüber wir sprachen. Plötzlich erhob sich ein fürchterlicher Sturm und es wurde pechschwarz um uns; ich hörte das schreckliche Heulen des Windes, aber ich fühlte keinen Wellenstoß, wie ich es wohl erwartet haben sollte. Endlich vernahmen wir ein furchtbares Krachen; ein anderes Schiff war gegen uns angerannt und wir wurden unter dem Kiel desselben begraben. Ich befand mich im Wasser; der junge Mann war dicht an meiner Seite; er schob mir ein Hühnerbehältniß, wie es sich in der Regel auf den Schiffen befindet, zu, und wir schwammen ganz heiter und ruhig auf einige Felsen zu, die um eine schöne grüne Insel herumlagen, die eben die Sonne beschien. Als wir uns den Felsen näherten, glichen dieselben den Ruinen eines alten Schlosses. „Dieß sind die Scarlet-Felsen auf der Insel Man", sagte mein Gefährte, „hier wohne ich und dort drüben liegt das Haus meines Vaters."

Als wir die Felsen erklimmt und den Rasenplatz auf denselben erreicht hatten, glaubte ich, ich würde vor Mattigkeit keinen Schritt mehr thun können. Ein weißes Haus mit grünen Fensterläden und umgeben von einem niedrigen Walle, lag ganz in der Nähe, aber ich konnte mich nicht rühren und lag ermattet auf dem Boden, obgleich ich Alles wußte, was um mich vorging. Mein Begleiter rief einigen Leuten zu, die herbeikamen und die er sofort nach dem weißen Hause schickte. Wenige Minuten darauf stand neben uns ein schönes junges Mädchen, in einem weißen Gewande, mit langen schwarzen Locken. An ihrer Seite befand sich ein alter Mann.

„Wie kommt Ihr hierher?" fragte der Alte. „Wir wurden von einem andern Schiffe in den Grund gerannt und schwammen der Küste zu; doch dieser junge Mann hier ist bis auf den Tod ermattet. Gebt ihm eine Herzstärkung."

Die junge Dame neigte sich eben über mich hin, richtete mein Haupt empor und streckte die Hand nach einem Trinkgeschirr aus, als der Felsen, auf dem wir uns befanden, zu zittern begann und mit furchtbarem Grkrache in das Meer stürzte.

Das Krachen erweckte mich. Ich sprach aus dem Bette, ohne im Augenblicke zu wissen, wo ich war. Das entsetzliche Geräusch, das ich in meinem Traum gehört hatte, dauerte noch fort. Plötzlich stürmte mein Vater ins Zimmer und rief: „Komm, komm! Rette Dich! Das Haus stürzt zusammen!" Ich befand mich in namenloser Bestürzung. Ich wußte weder, wo ich war, noch ob Alles eine Fortsetzung meines Traumes sey. Doch mein Vater schleppte mich fort und wir flüchteten uns in die Küche.

Ein schrecklicher Sturm wüthete; jeder Stoß desselben schien das Haus über den Haufen werfen zu wollen. Große Stücke des Schornsteins stürzten mit fürchterlichem Getöse hernieder, und in demselben Augenblicke wurden die Küchenfenster zertrümmert. Meine Mutter und eine Magd knieten in einer Ecke und beteten, während mein Vater und ich uns bemühten, eine Fensterlade von starkem Eichenholz zuzumachen. Endlich gegen Morgen ließ die Wuth des Sturmes nach und wir konnten hinausgehen, um zu sehen, welche Verheerung er angerichtet. „Gott möge allen Unglücklichen helfen, die in dieser Nacht auf der See waren!" sagte meine Mutter in tiefer Bekümmerniß. Ich war ganz außer mir, denn ich war ja Einer von Denen, für welche meine Mutter betete. War ich denn nicht auf dem Meere gewesen? Und hatte ich denn nicht Schiffbruch gelitten? War denn nicht Alles eben so wirklich, wie die Scene jetzt vor mir? Mich überfiel eine große Angst, denn ich glaubte nichts Anderes, als daß ich einer Hexengewalt verfallen sey, von der mir so viel erzählt worden war und an die wir in diesem Theile des Landes Alle glaubten. Indessen sagte ich nichts und begleitete meinen Vater, als er hinausging.

Die Verheerung, die sich uns zeigte, war außerordentlich groß. Von der Scheune war das Dach herabgestürzt worden und der Boden war mit Backsteinen, Dachziegeln und Baumästen bedeckt. Alles Bleiwerk von dem Dach war abgerissen und hing gleich Eiszapfen herab. Der Garten war verwüstet und im Obstgarten hatte der Sturm sowohl zwei von unsern ehrwürdigen Maulbeerbäumen, wie auch eine schöne alte Ulme und noch verschiedene Fruchtbäume entwurzelt.

Der Sturm war immer noch stark und machte es nicht gerathen, daß wir uns außerhalb aufhielten, da immer noch von Zeit zu Zeit Steine, Dachziegel und Baumäste herabfielen. Der angerichtete Schaden war unbeschreiblich groß, und noch Jahre nachher gedachte man im Lande dieser fürchterlichen Nacht.

Einige Wochen hindurch waren wir mit der Wiederherstellung Dessen, was der Orkan verwüstet, zu sehr beschäftigt, als daß man mich besonders hätte beachten können; doch zuletzt beklagte sich mein Vater, daß ich zu nichts tauge, und daß ich mich zu der Arbeit anließe, als ob ich verdutzt sey. Meine Mutter stimmte dem bei und meinte, ich sey seit jener fürchterlichen Nacht nicht mehr derselbe, und fragte mich ängstlich, ob ich mir den Kopf verletzt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Der russisch-türkische Krieg in Europa, 1828 und 1829.

(Schluß.)

Am 28. Juli, nach 3tägiger Ruhe in der gegen 25,000 Einwohner zählenden Stadt Aidos, traten die Russen, 25,000 Mann stark, mit 96 Geschützen den weiteren Marsch auf Adrianopel an, indem sie sich zunächst gegen Selimnia (Slivno) und Jamboli wendeten. An ersterem Orte versuchte eine türkische Abtheilung, welche wiederum vereinzelt vom Vezier aus Schumla abgesendet war, den Russen den Weg zu verlegen, wurde aber geworfen. Da man aber auch in Jamboli auf den Feind gestoßen war, so trat ein kurzer Stillstand ein. Am 12. August waren einige Verstärkungen von Sewastopol über Sizebolt eingetroffen und entschloß sich Diebitsch, trotz seiner geringen Stärke, bei der allgemeinen Demoralisation der Türken, auf Adrianopel vorzugehen, um dort wo möglich den Feind zu dictiren. In Selimnia ließ er nur eine schwache Besatzung zurück, um ihm den Rücken gegen Schumla zu decken, und brach dann am 14. August gegen Adrianopel auf. Bei diesem kecken Beginnen kam ihm der gänzliche Mangel an Kundschaftsdienst bei den Türken sehr zu Statten. Sie schätzten seine Stärke auf 100,000 Mann, während die Gesandten in Constantinopel dieselbe auf 60,000 Mann schätzten. Um nicht die Tundscha nicht vor Adrianopel überschreiten zu müssen, hatte man das Flußthal verlassen und litt auf der dürren Höhe, da die Türken alle Brunnen zerstört hatten, sehr empfindlich an Wassermangel. Die Hitze war unerträglich, die Fieber griffen um sich, und traf man denn am 19. August, etwa 20,000 Mann stark, vor Adrianopel ein. Die Stadt zählte 80,000 Einwohner, 12—14,000 Türken hatten sich zur Vertheidigung zusammengefunden, dennoch capitulirte man am 20. gegen die Erlaubniß, frei in die Heimath zurückzukehren, nur nicht in der Richtung nach Constantinopel. Die Russen zogen also ohne Schwertstreich in die zweite Stadt des Reiches ein, doch schienen sich bei der plötzlichen Ruhe nach überstandenen Strapatzen die Krankheiten (Ruhr) erst recht entwickeln zu wollen. Am 1. September wurden die Friedensunterhandlungen unter Mitwirkung des außerordentlichen preußischen Gesandten, General Müffling, eröffnet. Als dieselben aber ins Stocken zu gerathen drohten, entschloß sich Diebitsch zu einer Demonstration gegen Constantinopel. Am 7. September ließ er ein Corps über Wisa nach Media am schwarzen Meere, (15 Meilen von Constantinopel) ein anderes nach Enos am ägäischen Meere, zur Verbindung mit der Flotte im mittelländischen Meere, vorgehen. Das Centrum rückte bis Eski Baba, die Avantgarde bis Cariftan, (18 Meilen von Constantinopel) die Kosacken streiften bis Rodosto. Am 14. September machte endlich der Friede von Adrianopel der peinlichen Lage der Russen ein Ende. Daß er zu Stande kam, lag türkischer Seits, neben der Ueberschätzung der russischen Streitkräfte, in der unzufriedenen Stimmung der Hauptstadt, wo man zudem eine Plünderung durch die eigenen, vollständig aufgelösten Truppen besorgte; russischer Seits aber darin, daß dem Kaiser die Schwäche seiner Armee zu gut bekannt war, um ihn nicht alle harten Bedingungen vermeiden zu lassen.

Wenig fehlte übrigens, so hätte das Auftreten des Pascha's von Scutari noch im letzten Augenblick den Frieden vereitelt. Derselbe, ein alter Janitschar und erbitterter Gegner aller Reformen, entschloß sich jetzt, doch dem Sultan zu Hülfe zu kommen, und rückte mit 30—40,000 Mann über Sofia gegen Philippopel vor. Zunächst rief Diebitsch die Truppen aus der Walachei gegen ihn zu Hülfe, welche unter General Geismar bei Rahowa über die Donau gingen und sich bei Sofia im Rücken des Pascha's aufstellten. Dieser fügte sich dann schließlich in den Friedensschluß.

Der Verlust der Russen in diesem Feldzuge wird auf 50,000 Mann und 20,000 Pferde geschätzt. Die Türken hatten sicherlich nicht so viel Leute verloren und leiden überhaupt schon deßhalb weniger durch Krankheiten, weil sie reinlicher sind. Am 20. November brachen die Russen von Adrianopel auf, um bei Burgas Winterquartiere zu beziehen, 5000 Kranke mußten in den Spitälern zurückgelassen werden.

Nbr.

Eine arabische Tragödie. *)

Es lebte in Bagdad ein junger Mann von ungewöhnlicher Schönheit, Namens Abd-er-Rahman-ben-Ismail. Seine ausnehmende Schönheit hatte ihm den Beinamen des „Brillanten" verschafft. Außerdem hatte er auch noch die Gabe der Poesie.

Die Frau des Chalifen El-Ulid-ben-abd-el-Melik, bekannt unter dem Namen Umm-el-Benine, verliebte sich in diesen jungen Mann so leidenschaftlich, daß sie krank wurde. Täglich ließ sie ihn holen, nahm ihn in ihr Zimmer und versteckte ihn, so oft sie von Jemanden gestört zu werden fürchtete, in einen Koffer. Das war ihr gewöhnliches Verfahren.

Eines Tages erhielt der Chalif einen goldenen Halsschmuck, mit kostbaren Steinen besetzt, zum Geschenk; hocherfreut sagte er: „Den geb' ich meiner Frau." Sogleich rief er einen seiner Eunuchen und befahl ihm, den Halsschmuck der Sultanin zu bringen.

Er ging, um den Auftrag auszuführen; da er die zum Gemach der Sultanin führende Thür offen fand, dachte er einen Augenblick nach. Was hat das zu bedeuten? fragte er sich. Dieß vor sich hinsprechend, legt er die Thür an, hebt sich auf die Zehen und hört Gelächter. . . Er lauscht, mit dem Ohr sich gegen das Zimmer neigend, aus dem das Geräusch kömmt. — Sein Blick trifft auf die Augen des jungen Mannes, der vor Entsetzen bleich wie der Tod wird. Rasch bringt Umm-el-Benine ihn in den Koffer; aber der Sklave hat Alles gesehen. Er zeigt den Halsschmuck und sagt: „Gebieterin, ich bitte Dich um einen Stein aus diesem Schmuck." Entrüstet über diese Kühnheit, ruft die Sultanin ihm zu: „Entferne Dich aus meinen Augen unreines Geschöpf!"

Wutherfüllt ging der Sklave geradeweges zu seinem Herrn und sagte ihm: „Herr, ich habe eben einen Mann bei Deiner Frau gefunden; ich habe sie beide in dem und dem Zimmer gefunden. Bei meinem Anblick ist der Mann in Bestürzung gerathen, und die Sultanin hat ihn schnell in den und den Koffer versteckt." Er beschrieb ihm gleichzeitig den Koffer.

Ueber diese Worte geräth El-Ulid-ben-abd-el-Melik in Wuth gegen seinen Diener: „Du lügst, ungläubiger Hund!" schrie er ihm zu. Er gab sodann den Befehl, ihm den Kopf abzuschlagen. Man ergreift ihn, und einen Augenblick darauf rollte der Kopf auf der Erde. Als die Hinrichtung beendigt ist, erhebt sich der Chalif, legt seine Pantoffeln an und begibt sich in die Wohnung seiner Frau. Sie war eben damit beschäftigt, ihr Haar in Ordnung zu bringen. Er tritt ein und setzte sich ihr gegenüber auf den Koffer, welchen der Sklave ihm bezeichnet hatte. Nachdem die Unterhaltung eröffnet ist, sagt er zu ihr: „Woher kömmt es, daß Du eine so große Vorliebe für dieses Zimmer hast?" — „Weil ich meine Kleider darin habe", erwiederte sie. „Gut, das mag seyn", versetzte der Chalif; — „darf ich hoffen, daß Du mir von den Koffern, die Du in Deinem Zimmer hast, einen wirst abtreten wollen?" — „Nimm, mein Gebieter, welchen Koffer Du willst, nur den nicht, auf welchem Du sitzest." — „Den aber gerade möchte ich haben; Du mußt ihn mir geben." — Nach-

*) Nach der Revue de l'Orient, April 1854.

dem sie einen Augenblick gestutzt, sagt sie: „Gut denn; er ist Dein!"

Auf ein Zeichen des Chalifen erschienen die Neger. „Nehmet diesen Koffer", sagte er ihnen, „tragt ihn in den Audienzsaal und wartet auf mich."

Während die Sklaven den Befehl des Herrn ausführten, zeigte sich auf dem Angesicht der Sultanin eine unbeschreibliche Verwirrung. „Was hast Du denn, daß Deine Gesichtszüge sich so verändern?" sagt El-Alid; „vielleicht liegt dieser Koffer Dir sehr am Herzen?" — „Verzeih, mein Herr, ich hänge nicht an diesem Gegenstande. . . Wenn ich Dir ein wenig aufgeregt erscheine, so kömmt es daher, daß ich eben ein plötzliches Unwohlseyn empfunden." — „Gott wird Dich heilen", sagte der Chalif, indem er sich entfernte.

Als er in den Audienzsaal eintrat, fand er den Koffer auf die Erde gestellt. „Hebet den Teppich auf", befahl er den Negern, „und grabet ein Loch, so groß, daß ein Mann hineinkann. Als die Grube fertig war, winkte er, den Koffer heranzubringen und an den Rand der Grube zu stellen. Dann sprach er, den Fuß auf den Koffer stellend, die folgenden Worte: „Es ist mir eine Mittheilung gemacht worden; wenn sie wahr ist, so wird Deine Kleidung Dein Leichentuch, diese Kiste Dein Sarg seyn, und Gott ist es, der Dich opfert. Wenn die Mittheilung falsch ist, so begrabe ich einen Koffer, und es ist dabei nichts verloren, als einige Bretter." Während er dieß sprach, gab er dem Koffer einen Stoß und derselbe gleitete auf den Boden der Grube. — „Gott verzeihe mir", fügte El-Alid hinzu, indem er eine Hand voll Erde auf den Koffer warf.

Die Neger schütteten die Grube zu, ebneten den Boden und legten den Teppich darüber. Der Chalif saß zu Gericht bis zur Zeit des Frühstücks und trat dann in seine Wohnung, wo die beiden Gatten ihre Seelen in eine gemeinsame Freude versenkten, als wenn nichts zwischen ihnen vorgefallen wäre. Sie lebten in Frieden mit einander bis zum Tode.

Mannichfaltigkeiten.

Auf der ganzen Ostküste Süd-Amerikas, von Pernambuco bis Buenos-Ayres, findet man bereits seit längerer Zeit den deutschen Kaufmannsstand zahlreich vertreten. Nicht allein in den dortigen deutschen Komptoirs sind die Stellen vorzugsweise mit deutschen Handlungsgehülfen besetzt, sondern man trifft deren auch in den brasilianischen, englischen und französischen Komptoirs. In den La-Plata-Staaten befinden sich namentlich viele Hamburger und Rheinländer, da Hamburg und Köln mit jenen Ländern in besonders lebhaftem Handelsverkehr stehen. Köln versendet dorthin Erzeugnisse der rheinländischen Industrie und bezieht dagegen Häute, eines der Haupt-Producte der La-Plata-Provinzen. Der den Hansestädten aus der Wanderung ihrer Jugend nach fernen Handelsplätzen erwachsende Nutzen ist allbekannt. Es kann daher zu Wanderungen dieser Art aufgemuntert werden, da sich für die Ausdehnung unseres Handels-Verkehrs mancher Vortheil davon erwarten läßt, ohne daß dem Mutterlande, wie durch das Auswandern permanenter Ansiedler, ein Verlust an Vermögen und Arbeitskräften zugefügt wird.

Eine wohlhabende, schon ziemlich bejahrte Berlinerin fing ein Liebesverhältniß mit einem Franzosen an, welcher sich in Berlin als Künstler ernährt und vielfach dadurch Aufmerksamkeit erregt hat, daß er sich mit Orden aller Art, namentlich französischen, belgischen, spanischen, toskanischen, päpstlichen, brasilianischen geschmückt hat. Der Franzose versprach der Frau die Ehe, obwohl er bereits verheirathet ist, indem er seine Ehefrau nur für seine Wirthschafterin ausgab. Da seine Frau nur französisch spricht, die Liebhaberin aber nur der deutschen Sprache mächtig war, so konnte ein Verrath zwischen beiden Damen nicht vorfallen. Der Franzose überredete endlich seine Geliebte, mit ihm nach England zu gehen, nachdem sie vorher ihr Vermögen flüssig gemacht hatte. Dort wollten sich Beide verheirathen und dann ihr Glück in Amerika versuchen. Zuerst wandten sich die beiden Liebenden nach Hamburg, wo sich der Franzose schon unter allerlei Vorspiegelungen in den Besitz eines Theiles des Vermögens der Frau setzte, dann nach London. Hier war bereits Alles zu der angeblichen Heirath vorbereitet, als eines Tages der mit Orden geschmückte Franzose ganz verstört zu seiner Braut kam und dieser vorspiegelte, daß seine frühere Wirthschafterin plötzlich die Rechte einer Ehefrau beansprucht habe und daß die englische Polizei die neue Braut arretiren wolle. So plump diese Komödie auch war, so ließ sich die verblendete Frau doch überreden, auf einem bereit liegenden Schiffe von England nach Amerika vor der Londoner Polizei zu fliehen und den Bräutigam zu London zurückzulassen, von wo dieser mit dem Gelde schnell nachfolgen wollte. Natürlich dachte der Franzose gar nicht daran, nachzufolgen, sondern er ging mit dem erschwindelten Vermögen nach Berlin zurück, wo er mit seiner wirklichen Ehefrau friedlich fortlebte. Die betrogene Frau aber sah sich plötzlich ohne Geld und ohne Bräutigam an Amerikas Ufer versetzt und es gelang ihr nur durch den Zufall, sich in New-York eine erträgliche Existenz zu bilden. Sie wandte sich aber, als sie endlich den ihr gespielten Betrug merkte, von Amerika aus an die Berliner Criminal-Polizei. Diese hat den verübten Betrug denn auch wirklich festgestellt und den ordenssüchtigen Franzosen ins Gefängniß gebracht.

Die Zeitungen bringen schauerliche Berichte von großen Ueberschwemmungen, von welchen fast das ganze Königreich Sachsen in Folge heftiger Regengüsse heimgesucht worden ist. In Leipzig ereignete sich an dem Hauptregentag übrigens auch eine komische Scene. Nachmittags 5 Uhr war nämlich die dortige Bürgerwehr zu ihrer jährlichen großen Revue ausgerückt, begleitet von einer ungeheuern Menschenmenge, besonders Frauen, ungeachtet die nach dem Exerzierplatze führenden Wege gerade die von der steigenden Fluth am meisten bedrohten waren. Hinaus war man noch mit ziemlich heiler Haut gekommen, während der Revue aber stieg das Wasser so schnell, daß ein nasser Rückzug unausbleiblich wurde. Ein gleichzeitig entstandenes falsches Gerücht vom Ausbruch eines Feuers in der Stadt steigerte noch die Verwirrung; an Revue dachte kein Mensch mehr, die Bürgerwehr trat einen mittelmäßig geordneten Rückmarsch an, das Publikum wälzte sich der Stadt zu. Nach dieser war mittlerweile der eine Weg gänzlich unpassirbar geworden, und der andere bot nur mit Hülfe von Pfosten und Brettern einen nothdürftigen Uebergang, der, da Alles vorwärts drängte und drückte, für Viele mit einer Wasserpartie endigte; dem größern Theil des Publikums blieb keine andere Wahl, als gleich durch das Wasser zu waten.

(Entstehung eines Königsnamen.) Wie Gerstäcker in seinem eben erschienenen Romane „Tahiti" erzählt, entstand der Königstitel Pomare in folgender Art. Der König Otu erkältete sich einst in der Nacht im Lager und bekam Husten; deßhalb nannte Einer der Höflinge die Nacht „Hustennacht" (von po Nacht und mare Husten); dem König gefiel dieß neue Wort und beschloß von Stund an sich selbst so zu nennen und der Name oder Titel ist erblich auf seine Nachkommen übergegangen.

Der Altkönig oder Altkim.

Zwar nicht der höchste, aber gleichwohl von der Mainebene aus als der eigentliche Bergriese des Taunus erscheinende Höhenpunkt, erhebt sich 2461 Par. Fuß über die Meeresfläche, während der große Feldberg eine Höhe von 2721 Fuß erreicht. Den jetzt in der Schreibart, aber noch keineswegs im Munde des Volkes üblichen Namen Altkönig führt der Berg mit Unrecht, wenn man diese Benennung von alt, all = hoch, erhaben, und Kim, Kin = Kamm, Kuppe, Kopf, ableitet. Im Mittelalter hieß er Altkim, Altkin, Alken, woraus später Altkün, Altking und zuletzt Altkönig entstand. Was den Berg als besonders interessant erscheinen läßt, ist neben der ausgezeichneten Fernsicht, die er gewährt, sein im Ganzen noch wohl erhaltener Ringwall. Beide waren aber bis noch vor kurzem nur sehr mangelhaft zu genießen, da dichte Waldung die Kuppe des Berges bedeckte. Jetzt aber, wo der Steindacher Wald abgeholzt und die junge Pflanzung erst im Entstehen begriffen ist, findet sich der Besucher des Altkim gegen früher aufs angenehmste durch die großartige Aussicht überrascht, welche im gegenwärtigen Augenblick durch Nichts behindert ist. Zu wahrer Bewunderung sieht man sich aber hingerissen durch den Anblick der nun in ihrer ganzen Ausdehnung offen daliegenden urgermanischen Ringwälle, deren einer von 400 Schritt Länge die eigentliche Kuppe umschließt, während ein zweiter von etwa 1600 Schritt Länge den anliegenden Hochrücken einfaßt. Ueber den Ursprung der Ringwälle, deren sich im Taunus noch mehrere finden, schwebt bis jetzt noch Dunkel; daß sich aber innerhalb derselben den Göttern geweihte Stätten befanden, daß man dort zu Friedenszeiten Feste und Volksberathungen pflog, während sie im Kriege als Bollwerke dienten, scheint ziemlich wahrscheinlich zu seyn. So wie sich diese riesigen Ueberreste einer urkräftigen jedoch barbarischen Baukunst jetzt nach zwei Jahrtausenden darstellen, bilden sie an den meisten Stellen einen 10 bis 15 Fuß im mittelhohen Wall von roh und trocken übereinander gelegten Steinblöcken mit verschiedenen Eingängen.

Sollte nun, wie Einsender dieses nicht bezweifelt, die so eben geschilderte, schon im nächsten Sommer nicht mehr so ganz günstige Beschaffenheit des Gipfels des Altkim Natur- und Geschichtsfreunde zu einem Ausfluge dahin veranlassen, so möge schließlich noch bemerkt seyn, daß man den Berg am besten von Cronberg aus besteigt, indem man zuerst dem nach dem Fuchstanz (und weiterhin nach dem Feldberge) führenden Fahrwege folgt und dann rechts einen Holzweg einschlägt, der in seiner weiteren Verbindung mit Waldpfaden ziemlich bequem bis zum Gipfel führt. Sollte man indeß den Pfad verlieren, so liegt darin weiter keine Gefahr, da man alsdann nur der Steigung folgend sich durch den nicht allzudichten Wald leicht Bahn brechen kann. Am besten ist es allerdings, einen kundigen Führer mitzunehmen. Zur Besteigung von Cronberg aus genügt für rüstige, geübte Fußgänger eine Stunde, während in $1^1/_2$ Stunden selbst Damen und Kinder den Gipfel bequem erreichen können.

Aug. Ravenstein.

Literatur.

Wiesbaden und Biebrich mit den nächsten und interessantesten Umgebungen. Ein Führer rc. Gabe freundlicher Erinnerung.

Geschmückt mit einer Reihe, von den besten Künstlern ausgeführter Stahlstiche, liegt dieses sehr schön ausgestattete, im Verlage von G. G. Lange in Darmstadt so eben erschienene Werk vor uns, als dessen Verfasser sich in der Vorrede Aloys Henniger zu erkennen gibt. Der Verfasser hat es verstanden, den reichen Schatz gediegener Materialien, welcher ihm vorlag, äußerst zweckentsprechend zu verarbeiten, und in das Gewand einer gediegenen Sprache gekleidet, dem Leser vorzuführen, so daß dieses Buch wohl eines der besten ist, welches über das reichgesegnete Wiesbaden geschrieben wurde. Henninger's Darstellungsweise hält zwischen jenen überschwänglichen Ergießungen, welche Alexander von Humboldt als „inhaltlose poetische Prosa" tadelt, und jener trockenen Beschreibung, die den Leser nicht zu fesseln vermag, glücklich die Mitte. Man sieht es dem Buche an, mit welcher Liebe sich der Verfasser seiner Arbeit unterzogen hat, die keine kleine war, wie die zahlreichen Citate und Noten zur Genüge beweisen und die eine genaue Kenntniß der Quellen voraussetzte. Dem Fremden muß daher dieses Buch ein sehr willkommenes seyn. Auch dem Einheimischen wird es eine ansprechende Lektüre gewähren, besonders dadurch, daß es dieses oder jenes seiner Lieblingsplätzchen durch des Dichters liebliche Schilderung darin verherrlicht findet. Bei diesem Streben, möglichst Vollendetes zu liefern, wird es gewiß nicht fehlen, daß der von uns hier besprochene Führer, von allen Seiten freudig begrüßt, eine zahlreiche Verbreitung findet, was wir im Interesse des lesenden Publikums recht sehr wünschen!

Die glückliche Gemeinde zu Friedensthal, oder Andeutungen, durch welche Mittel es Friedensthal dahin brachte, daß daselbst Wohlstand und Zufriedenheit herrscht, von Dr. F. J. Ennemoser (Lehrer zu Alzey). Vierte Auflage. Kaiserslautern bei J. J. Tascher.

Vorstehende Schrift zeigt in geeigneter Weise, wie die Verhältnisse des Mittelstandes und der ärmeren Klassen verbessert werden können. Die rasche Aufeinanderfolge der Auflagen und die große Verbreitung der Schrift legt den Beweis ab, daß es dem Verfasser gelungen seyn muß, viel Gutes und Zweckmäßiges zur Verbesserung der menschlichen Verhältnisse gesagt zu haben. Es bleibt darum sehr zu wünschen, daß diese Schrift einen immer größeren Leserkreis finden möge.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 18. Juli.

Seit dem Eintritt der günstigen Witterung ist in unsere Kurstadt ein reges Leben getreten, das sich noch täglich mehrt. Der vorgestrige Sonntag war der belebteste der bisherigen Saison. Die Eisenbahnzüge kamen und gingen mit je zwei Locomotiven. Ungeachtet der sehr thätigen und aufmerksamen Wirthschaft des Kurwirths Duensing reichte das Personal kaum hin, die Masse der Fremden zu befriedigen, zumal da nunmehr Nachmittags (1 Uhr und 4 Uhr) Tafel d'hot stattfinden. Tags vorher war der zweite Reunionsball ebenfalls überfüllt. Die Verschönerung der im reichsten Goldschmucke verzierten Räume dieses Saales soll 18,000 fl. gekostet haben. Der Speisesaal hat gleichfalls bedeutende Verschönerungen erhalten. — Unter den vielen angesehenen Fremden und Kurgästen bemerkt man im Hotel Düringer, den General-Lieutenant von Pfuel aus Berlin, die Fürsten Trubetzkoy und Scherbatoff aus Petersburg, Baron von Rothschild aus Frankfurt a. M., Baron von Budberg aus Dresden und Graf Hamilton, Statthalter und Generalmajor aus Stockholm; im Adler: den General-Lieutenant von Bonin und Handelsminister von der Heydt aus Berlin; in den Vierjahreszeiten: den Grafen zu Dohna-Schlieben, Rittergutsbesitzer aus Preußen und den Fürsten Constantin von Lubomirski aus Warschau; in der Rose: den Grafen Solms-Laubach und den Fürsten von Solms-Lich. — Nachdem am 14. d. M. im Reunionssaale Fräul. Bertha Steinheim ihr schönes Spiel auf der Pedalharfe mit großem Beifall aufgenommen sah, setzte uns im gestrigen großen Konzerte des Theaters der fünfzehnjährige Pianist Carl Pallat in ein wahres Erstaunen über die Fortschritte und künstlerische Entwickelung, die er seit seinem vorjährigen Auftreten unterdessen unter der Leitung des Herrn Kapellmeisters Lux zu Mainz gewonnen hat.

Theater-Anzeige.

Freitag, 21. Juli. Gastdarstellung der Frau Anna de la Grange, erste Sängerin der kais. Oper zu St. Petersburg, welche bei ihrer Durchreise nur zwei Vorstellungen geben wird. Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Acten von Rossini. Rosine: Frau A. de la Grange. — Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.

Samstag, 22. Juli. Gastdarstellung des Herrn Lußberger, vom k. k. Hofburg-Theater in Wien. (Neu einstudirt): Der alte Magister, Schauspiel in 4 Abth. von R. Rauch. Magister Reisland: Hr. Lußberger.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 174. Samstag, den 22. Juli 1854.

Mein Traum.

(Aus dem Englischen nach Dickens' Household Words.)

(Fortsetzung.)

Thatsache war es, daß mein ganzer Lebenslauf gestört war und daß ich in denselben nicht wieder einzulenken vermochte; ich konnte meinen wunderbaren Traum nicht vergessen. Ich war von der liebenswürdigen jungen Dame und ihrer Mutter, die mir wirklicher erschienen, als die Leute, die ich täglich sah und mit denen ich täglich sprach, getrennt worden, und ich fühlte mich einsam und elend. Das weiße Haus am Abhange, die Scarlet-Felsen, was war aus ihnen geworden? War das Haus wirklich von der See verschlungen worden? Beständiges Mißbehagen und Unruhe rieben mich fast auf. Die einzige Hoffnung, die mich aufrecht erhielt, war die, daß ich endlich wieder einmal denselben Traum haben und durch ihn erfahren möchte, was aus ihnen Allen geworden. Aber ich träumte nicht wieder davon und fing zuletzt an, meine Ruhe zu verlieren. Jeder Tag trat mir der Traum lebhafter vor die Seele, und wenn ich mir dachte, daß ich jene beiden Wesen nie wieder sehen würde, so war es mir, als ob mein Herz vor Sehnsucht brechen müßte. Zuletzt nahm die Veränderung, die mit mir vorgegangen, einen so beunruhigenden Charakter an, daß ein Arzt gerufen wurde. Er schüttelte den Kopf, als er mich sah, und meinte, man müsse mich von Hause fortschicken und mir Zerstreuung und Vergnügen verschaffen, oder ich würde in eine geistige Krankheit verfallen. Die Ansicht des Arztes machte auf meinen Vater und meine Mutter einen tiefen Eindruck; sie waren ganz verwirrt, und während sie noch darüber in Zweifel waren, ob die empfohlene Zerstreuung nicht dadurch zu erreichen sey, daß ich den Vater begleitete, wenn er zu Markte ging, oder daß ich auf einen Tag einen Besuch in der Stadt Ledgeley Drayton machte, traf ein Brief in unserem Hause ein. Nun war aber ein Brief in unserem Hause ein großes Ereigniß, und ich glaube, mein Vater hat in seinem Leben niemals mehr als drei erhalten. Er würde auch den in Rede stehenden Brief erst in den nächsten vierzehn Tagen erhalten haben, wenn nicht einer der Dienstleute nach der Stadt geschickt worden wäre, um Arzenei für ein Pferd zu holen und das Postbureau nicht zufällig dicht dabei sich befunden hätte.

Der Brief, in einer deutlichen, aber steifen Handschrift geschrieben, war von meinem Oheim zu Liverpool; er berichtete darin, er fange an alt zu werden, habe keine Kinder und wünsche mich zu sehen; er und mein Vater hätten sich einander weniger gesehen, als es sich eigentlich für Verwandte schicke. Er bedürfe Jemandes, der nach der Insel Antigua reise und dort seine Plantage beaufsichtige, und wenn mich mein Vater ihm auf eine kurze Zeit überlassen wolle, so sollte mir dieß nicht zum Schaden gereichen. Eine Hundertpfundnote war zur Deckung der Reisekosten und zu einigen Geschenken für meine Mutter und Schwester eingeschlossen.

Natürlich erhoben sich Schwierigkeiten, auch wurden verschiedene Einwendungen gemacht, aber ich hörte das magische Wort „Liverpool", welches den ersten Anfang meines Traumes bildete, und ich bestand entschlossen und leidenschaftlich darauf, gehen zu wollen. Ich setzte meinen Willen durch, und obgleich ich mich niemals von Hause entfernt hatte, so war ich doch überzeugt, daß ich meinen Weg schon finden würde. Ich konnte mich vor Ungeduld kaum fassen, bis ich abreiste. Mein Vater begleitete mich bis zur Post, und ich erreichte ohne irgend einen Unfall Liverpool, ganz von der wunderbaren Idee erfüllt, daß ich Alles, was ich jetzt sah, schon vorher gesehen hatte.

Mein Oheim war ein kleiner, dürrer alter Mann, der schnupftabakfarbige Kleider, grauseidene Strümpfe und silberne Schnallen trug. Er empfing mich sehr freundlich und nahm mich gleich mit, um mir die Merkwürdigkeiten zu zeigen, wie er sie nannte. Aber die Docks waren durchaus nicht das Einzige, was ich zu sehen wünschte. Mein Oheim hatte die Ansicht, oder vielmehr die Marotte, daß ich, da ich auf meines Vaters Besitzung aufgewachsen sey, nothwendigerweise wissen müsse, wie eine Plantage zu verwalten sey, und in Folge dieser Ansicht unterrichtete er mich eines Tages, daß er beabsichtige, mich nach Antigua zu senden. Ich erhielt meines Vaters Genehmigung, und mein Oheim unterwies mich in Bezug auf Das, was ich zu thun hätte, wenn ich dort angekommen sey. Ich war im Hause des Vaters dazu angehalten worden, unsere Arbeiter zu überwachen, und wußte, wie mein Vater sie behandelte, und so schien mir das, was mein Oheim von mir forderte, nicht etwas mir Fremdartiges zu seyn.

Eines Morgens beim Frühstück las mein Oheim einen Brief, der ihm sehr zu gefallen schien; er rieb sich die Hände und sagte:

„Nun, mein Junge, nach dem Frühstück wollen wir hinabgehen und Deinen Platz nehmen. Ich wollte Dich erst mit der „Heiteren Anna" reisen lassen, aber es scheint, daß die „Phoebe Sutliffe" zuerst absegeln wird."

Ich legte meine Hand an die Stirn und wußte nicht, ob es Traum oder Wirklichkeit war.

Acht Tage darauf befand ich mich am Bord der „Phoebe Sutliffe", die eben aus dem Hafen auslief, gerade an solchem Tage und inmitten einer solchen Scene, wie ich sie in meinem Traum erlebt hatte. Aber etwas befiel mich, woran ich nicht gedacht und wovon ich nicht geträumt hatte, ich wurde seekrank; eine sehr unangenehme Sache, die eine Zeit lang Alles aus meinem Kopfe verbannte, nur nicht das Gefühl der größten Unbehaglichkeit.

(Schluß folgt.)

Briefe aus dem Badeleben.

I.

* **Wiesbaden**, 16. Juli. Du klagst über meine Saumseligkeit im Briefschreiben, und Deine Klagen sind gegründet. Ich will Dich nicht mit langen Entschuldigungen belästigen, sondern lieber gleich um Verzeihung bitten. Du sprichst gern von Deiner Welt- und Menschenkenntniß und wirst demnach auch wissen, daß man nichts häufiger hinauszuschieben pflegt, als die Zurückgabe von geliehenen Büchern, das Abstatten von schuldigen Besuchen und das Beantworten von freundlichen Briefen. Wir wollen Das nun auf sich beruhen lassen. — Das seither andauernde Regenwetter war zu Spaziergängen und zu Landpartien nicht einladend. Der Humorist **Saphir** hat vor Jahren eine launige und geistvolle Betrachtung geschrieben über das Thema „Endlich hat es doch geregnet.“ Ich würde, wenn mir sein Witz und seine bunten Wortspiele zu Gebote ständen, jetzt seinen Antipoden spielen und über das „Endlich hat es doch nicht geregnet“ mich humoristisch auslassen. Ganze Wochen, in denen der Himmel gar nicht müde wird, uns mit seinen Regengüssen zu überschütten, sind überall langweilig und selbst bei Denen nicht beliebt, die unter den Arbeiten ihres Berufs aus ihren vier Wänden kaum herauskommen; aber für einen Badegast sind sie nun vollends unausstehlich und können ihn zur Verzweiflung bringen. Was soll ein Badegast beim Regenwetter mit dem lieben langen Tag anfangen, wie soll er die Zeit los werden, die zwar nichts kostet und doch das kostbarste Gut ist, wie soll er die Ungeduld, an der wir Alle reicher sind, als an der so köstlichen Geduld, wie soll er seine Mißstimmung und seinen Aerger bemeistern? Heutigen Tages gibt es zwar Viele, welche Philosophie studirt haben und sich demnach, wie es scheint, über das schlechte Wetter leicht beruhigen könnten; aber die Philosophie ist diejenige Wissenschaft, die ihre Freunde gerade dann im Stiche läßt, wann diese ihrer am meisten bedürfen; sie lehrt logisch denken, verhindert aber das unlogische Handeln nicht. Du wirst sagen, daß der Badegast beim Regenwetter, wenn er dann einmal ein ungeduldiger Mensch ist, sich mit seinen Freunden und Bekannten unterhalten oder ein anziehendes Buch lesen könne. Wenn wir Bücher lesen wollen, so können wir daheim bleiben. Der Arzt schickt uns zur Erholung, zur Wiederherstellung unserer leiblichen Gesundheit ins Bad. Da müssen wir denn vor Allem die Bücher beseitigen; denn diese gerade sind es, die zur Erkrankung und Erschlaffung des Menschengeschlechtes so viel beitragen. Es gibt jetzt mehr Bücher als Menschen, mehr Leser als Denker, mehr Lehrer als Schüler. Einen Sonnenaufgang zu sehen oder in friedlicher Waldeinsamkeit allein mit sich und seinen Gedanken den Lärm der Welt bis auf die Erinnerung zu vergessen, das halte ich für erhebender und herzstärkender, als einen Band von lyrischen Gedichten zu lesen, deren Verfasser die Natur nach stereotypen Redensarten abschildern, welche Einer dem Andern nachschreibt und die eben gerade der Natur und Wahrheit ermangeln. Der Badegast hat mit dem Wasser eo ipso schon genug zu thun, um sich mit Büchern, deren Inhalt dem nassen Elemente meist so nahe liegt, viel befassen zu dürfen. Je mehr er liest, desto weniger wird er genesen. — Aber die Unterhaltung? — Nun die wäre insofern schon mehr zu empfehlen, als sie wenigstens immerhin etwas Lebendiges ist und als Goethe's Wort immer wahr bleibt:

> Die schlechteste Gesellschaft läßt Dich fühlen,
> Daß Du ein Mensch mit Menschen bist.

Die Unterhaltung mag gelten, doch wenn sie zu lang dauert, wird sie meistens langweilig, verliert ihre Spitze, kommt auf die bekannten Gemeinplätze, wird breit und wiederholt sich und wird am Ende für beide Contrahenten zu einer anstrengenden Arbeit. Jeder will seine Schuldigkeit thun, und doch kann Keiner stundenlang geistreich und anziehend genug seyn. Ueberhaupt bin ich, mein lieber Freund, der Ansicht, daß einem Badegast der Umgang mit einem geistreichen Manne weit weniger zu empfehlen ist, als der mit einem angenehmen Schwätzer. Die Letzteren, wenn sie es nicht gar zu arg treiben, sind mir in einem Badeort stets die liebsten Gesellschafter gewesen. Sie regen den Zuhörer nur wenig auf, verursachen ihm kein Kopfweh, bringen ihn nicht in Zwiespalt mit seinen Gedanken, nicht in Zerwürfniß mit seinem Herzen, verlocken ihn nicht auf die Irrwege reformatorischer Weltansichten und machen ihm endlich das Bergsteigen dadurch leichter, daß sie ihn des Sprechens überheben. Auf die angenehmen Schwätzer lasse ich durchaus nichts kommen. Jeder Gastwirth sollte einige derselben in seinen Diensten haben, um sie bei Tafel oder bei den Spazierfahrten seiner verehrten Gäste zu verwenden; sie würden sich bei sonst mäßigen Ansprüchen an Küche und Keller gewiß gut rentiren. Aber **angenehme** Schwätzer müssen es seyn, was ich stark hervorheben muß im Gegensatz zu den **unangenehmen**, deren es leider auch viele gibt. Es sind diejenigen, die immer nur von sich selbst, von der Wichtigkeit ihrer kleinen Person, von ihren hohen Gönnern und Freunden, von ihrer feinen Toilette, von ihrer Beliebtheit beim schönen Geschlecht reden und die zu einer wahren Landplage werden, wenn sie auf Theater und Konzerte kommen. Ich hätte Dir, mein lieber Freund, über das Kapitel der angenehmen und unangenehmen Schwätzer noch Manches zu sagen, was ich aber unterdrücke und für mich behalte, da ich nicht versichert bin, ob Du mich am Schluß meiner Abhandlung den angenehmen oder den unangenehmen Schwätzern beizählen würdest. Um wieder in die rechte Tonart zurückzukommen, lenke ich nach Dem, was ich oben gesagt habe, zurück und wiederhole, daß ich im Bad weder viel lesen noch sonderlich geistreich seyn will und daß mir unter allen Umständen schönes Wetter lieber ist als schlechtes, Sonnenschein lieber als Regen. Es ist trübselig, wenn ein Kurgast sich von seinem Regenschirm nicht trennen darf, wenn er ihn an den Brunnen, auf die Promenade, zur Tafel, in den Kursaal, ins Theater, kurz überall mitnehmen und wie seinen besten Freund und Führer beachten muß. Endlich hat der Himmel seinen aschgrauen Mantel abgelegt und sich wieder in sein heiteres, tiefblaues Gewand gekleidet; der Kurgast ist wieder ein freier selbstständiger Mensch geworden, der sich vom Despotismus des Regenschirms emancipirt hat. Doch wir wollen unserer Freude einen nicht allzu jubelnden Ausdruck geben, denn die warmen, sonnigen Tage werden auch ihre unangenehme Seite haben, und vielleicht klagen wir in einigen Tagen eben so sehr über die drückende Hitze, wie wir seither über den Regen geklagt haben. Die Menschen können das Klagen nun einmal nicht lassen. Wir sehnen uns nach besseren Zuständen, und wenn sie erscheinen, wenn das geträumte Glück da ist, so wissen wir es nicht zu benutzen, nicht mit Mäßigung zu ertragen. Das Paradies, wenn wir je einmal hinein kommen, wird uns mit seiner Seligkeit und seinem erhabenen Frieden wohl schwerlich für die Dauer genügen können. Doch genug für heute, das Schreiben hat mich ermüdet, — leicht könnte das Lesen Dich auch ermüden.

W.

Münchener Briefe.

(**München**, 19. Juli.) Endlich ist das Innere des Ausstellungsgebäudes dem Schaulustigen, der die 30 Kreuzer Eintrittsgeld nicht scheut, zugänglich. Schlag 12 Uhr öffnen sich seit Montag, den 17. d. M., die großen Pforten des Glaspalastes. Die draußen bereits in großer Zahl versammelten Besucher strö-

men in das Vestibule, drängen sich nach den vier schmalen Passagen, die aus dem Vestibule in das Innere führen, und nachdem sie hier das Eintrittsgeld erlegt, öffnet sich ihnen das am Ende der schmalen Gänge befindliche Holzkreuz, welches sie bisher noch von dem Innern des Palastes absperrte. Der erste Eindruck, den die Ausstellung auf den Eintretenden macht, ist ein fast überwältigender. Das Auge sucht nach einem Ruhepunkt, es wird durch tausend Dinge gefesselt, durch tausend andere abgezogen. Von allen Seiten bunte leuchtende Farben, glänzend polirte Metalle, spiegelnde Gläser. Die Springbrunnen entsenden ihre Wasserstrahlen, die plätschernd in die Becken zurückfallen; von verschiedenen Räumen der Gallerie rauschen die Töne der dort aufgestellten Orgeln hernieder und aus dem Nebenhause hört man das dumpfe Brausen einzelner Dampfkessel. Auch das utile cum dulci ist nicht vergessen. Eine allerliebst decorirte Conditorei liegt im Hintergrunde des Transsepts und eine reich ausgestattete Restauration befindet sich rechts vom Eingange am Ende des Langbaues. Ehe wir an die Beschreibung des Arrangements der verschiedenen Gruppen gehen, müssen wir zum besseren Verständniß noch einmal das Gebäude selbst nach seinen inneren Theilen ins Auge fassen. Bekanntlich ist der Glaspalast ein Längenbau von 800 Fuß, der von einem 240 Fuß langen Querbaue durchschnitten wird. Der Längenbau besteht, wie bereits berichtet, aus einem 80 Fuß hohen Mittelschiff, an welchem sich der Länge nach niedrigere Seitenschiffe hinziehen. — Jedes dieser beiden Seitenschiffe wird durch eine Säulenreihe in zwei Abtheilungen getheilt, und da diese Säulen der Länge nach durch eine Bretterwand verbunden sind, so entstehen an jeder Seite des Hauptlängenschiffes 2 lange Gänge. Von den einzelnen Säulen, die das Hauptschiff zu beiden Seiten abgränzen, sind nach der Zwischenwand der Seitenschiffe Querwände gezogen, welche die nach innen liegende Hälfte der beiden Seitenschiffe in kleinere Räume oder Nischen abtheilen, in denen die stofflich gleichartigen Gegenstände nach den einzelnen Ländern aufgestellt sind. Eben so sind die nach der Außenwand des Baues zuliegenden Hälften der Seitenschiffe in verschiedene Räume abgetheilt. Nur das Hauptschiff ist nicht durch Querwände unterbrochen, sondern der ganze Länge nach liegt es frei zu beiden Seiten des Transsepts. In allen diesen Räumen sind die Ausstellungsgegenstände nach Gruppen geordnet, zu deren geregelter Anschauung ein genauer Blick auf die gesammte Eintheilung des Stoffes wie Raumes nothwendig ist. Der Katalog ist der Faden, der den Wanderer durch das zauberhafte Labyrinth führen soll. Für jetzt ist dieß aber noch mit mancher Mühe verbunden, da viele Gegenstände noch gar nicht angekommen sind, andere erst aufgestellt werden, und selbst von den aufgestellten viele nicht die ihnen durch den Katalog bestimmte Nummer enthalten, sondern noch mit Anmelde- und Einlieferungsnummer versehen sind. Außerdem sind die im Katalog verzeichneten zwölf Gruppen nicht in der dort angegebenen Reihenfolge aufgestellt, sondern die Natur der Gegenstände und die Räumlichkeit sind hier maßgebend gewesen. Treten wir durch den Haupteingang in das Innere, so haben wir zunächst zur linken Hand in dem an der Vorderfront liegenden Nebenschiffe die Mineralien und Brennstoffe, sowohl in ihrer rohen Gestalt als in ihrer ersten Zurichtung; dieselben bilden die erste Gruppe des Katalogs. An der anderen Seite dieses Nebenschiffes zur Rechten des Eintretenden befinden sich Lösch- und Rettungsapparate sowie ähnliche in die Gruppe der Maschinen gehörende Arbeiten. Schreitet man im Transsept weiter vor, so hat man in dem an das Hauptschiff angränzenden Nebenschiff zur Linken die Metallwaaren, Waffen, Schneidewerkzeuge, Pfeilen und dergleichen, welche die achte Gruppe im Kataloge bilden. Diese Gruppe breitet sich über das Nebenschiff hinaus in das Hauptschiff und den Transsept aus. In der Fortsetzung des Nebenschiffes zur Rechten vom Eingange aus, ist dem Papier-, Schreib- und Zeichnungsmaterial sowie den Drucksachen der Platz angewiesen. Auch diese Gruppe erstreckt sich über das Nebenschiff hinaus in den Querbau und ins Hauptschiff. Gehen wir weiter in dem Transsept, so dehnt sich vor uns zur Rechten und Linken das Hauptschiff aus, in dessen Mitte die große Fontaine steht, welche die drückende Atmosphäre des Glashauses wenigstens in ihrer nächsten Umgebung angenehm abkühlt. — Zu jeder Seite des großen Springbrunnen stehen in einiger Entfernung noch zwei kleinere. Im Hauptschiff sind in langer Reihe durch ihre Größe hervorragende Kunstwerke aufgestellt, namentlich haben hier die plastischen Werke, in so weit sie in die Ausstellung gehören, ihren Standort gefunden. Diese Werke gehören zur zwölften Gruppe. Man findet andere Gegenstände derselben Gruppe fast in sämmtlichen unteren Räumen des Gebäudes aufgestellt. Sodann befindet sich in dem Hauptschiff Vieles, was zu den benachbarten Gruppen in den Nebenschiffen gehört, dort aber nicht mehr Platz finden konnte, oder aber durch Größe und Schönheit hervorragend ist. Verfolgen wir unseren Weg durch den Querbau nach der Hinterwand des Gebäudes bis zu dem an das Länggebäude gränzenden Nebenbau, so dehnt sich zur Linken weithin die Gruppe der Holz- und kurzen Waaren aus. Sie nimmt den linken Theil des Nebenschiffes ein und breitet sich über einen Theil des Transsepts und des Hauptbaues aus. Zur Rechten steht in derselben Ausbreitung die Gruppe der Stein-, Ird- und Glaswaaren. In der hintersten Abtheilung des Nebenschiffes, die an die Rückwand des Palastes anstößt, sind zur Linken, sowie in einem Theil des Transsepts die Eßwaaren und Gegenstände des persönlichen wie häusli en Verbrauchs aufgestellt. Zur Rechten stehen Wagen, und ähnliche unter der Gruppe der Maschinen aufgezählte Gegenstände. Der größte Theil der Maschinen befindet sich im Längenbau vom Eingange rechts am äußersten Ende und im daran stoßenden Nebenbau. In diesem Nebenbau hat man auch einen kleineren Raum für die Glasmalereien abgegränzt. Von den zwei Galerien gehört die oberste den Wirk- und Webestoffen, Kleidungsstücken und Lederwaaren, die auch noch einen Theil der unteren einnehmen. Auf der unteren Galerie sind die zur zweiten Gruppe gehörenden landwirthschaftlichen Rohprodukte und Erzeugnisse der ersten Zurichtung aufgestellt. An diese schließt sich die dritte Gruppe, welche die chemisch-pharmaceutischen Stoffe und Produkte, sowie auch Farbewaaren enthält. Dann folgt die sechste Gruppe mit den Instrumenten, theils musikalischen, theils astronomischen und physikalischen, theils chirurgischen. Wir schließen hiermit, um demnächst die bedeutendsten Erscheinungen in den einzelnen Gruppen zu besprechen.

Mannichfaltigkeiten.

Von Fürst Gortschakoff und Baron Mayendorff entwirft ein Berliner Berichterstatter der O. D. P. folgende Schilderung: Was den Fürsten Gortschakoff betrifft, an dessen Person eine so ernste Wendung der neueren Geschichte geknüpft ist, so müssen Sie sich denselben nicht etwa als eine so herrische Persönlichkeit denken, wie etwa Fürst Mentschikoff oder Graf Orloff. Er ist ein ganz cordialer, lebensfrischer Mann, schlau, gewandt, glatt, ein Altrusse, aber einer, der sein Russenthum inwendig trägt; nach Außen jedoch als der offenste, zugänglichste Mann sich zeigt, ein Freund heitern Lebens, ein Freund der Künste, selbst Kunstkenner und Gemäldesammler. Während Baron Mayendorff ganz den Charakter des Deutschen zeigt, der Alles ernst und gründlich auffaßt, die Sachen sich tief zu Herzen nimmt, und, wie wir ihn hier kennen, wahrscheinlich einen Theil der Krankheit, die ihn

jetzt nach Gastein drängt, durch die Aufregung und den Kummer über die üble Wendung der Angelegenheiten seines Souveräns sich zuzog, wird Fürst Gortschakoff scheinbar Alles von der leichtesten Seite nehmen und behandeln wie ein Franzose. Ich habe wiederholt die Ehre gehabt, in Gesellschaften Herrn Baron Mayendorff zur Zeit, wo er hier Gesandter war, zu sehen und obgleich wir Deutschen in einer gewissen Scheu vor russischen Diplomaten groß gewachsen sind, so hat mich dieser wahrhaft ausgezeichnete Mann stets angezogen. Es gibt in der modernen Diplomatie wenige Männer, die eine so profunde Gelehrsamkeit besitzen, wie Baron Mayendorff. Seine Kenntnisse in Geschichte und Geographie stehen ganz im Verhältnisse zu der Größe des Weltreichs, dessen diplomatischer Vertreter er ist. Auch ist er Kunstkenner, aber nicht bloß jener Kunst, die man zufällig auf Reisen kennen lernt, sondern der Kunst und ihrer Geschichte. Er ist kein Büchermann à la Bunsen und auch keine mysteriöse Encyclopädie, wie der selige General Radowitz, er ist ein Mann der lebendigen Wissenschaft und ich schätze mich glücklich, in dem Momente, wo er von den Geschäften einer Macht sich zurückzieht, die wir Deutsche als unsere Erbfeindin betrachten müssen, aus der Ferne jener Hochachtung einen Ausdruck leihen zu dürfen, die er in den hiesigen Kreisen, wo man außer dem Diplomaten auch den Mann kennen lernte, zurückgelassen hat.

Im Jahre 1814 brauchte man mit der Courier-Post 106 Stunden von Lyon nach Paris und seit der Anlage der Eisenbahnen machte man 1852 den Weg in 18 Stunden und jetzt seit dem 10. Juli sogar in 10 Stunden. Bei der Probefahrt machte man die Strecke mit Aufenthalt in 9 Stunden 59 Minuten.

(Wiesbaden, 19. Juli.) Morgen wird auf der hiesigen Bühne der „fliegende Holländer" von Richard Wagner zum ersten Male gegeben. — Heute ist die berühmte Tänzerin Lucile Grahn hier eingetroffen.

• (Frankfurt a. M., 20. Juli.) Nach den hier eingegangenen Mittheilungen von München erfreuen sich die von Frankfurt ausgestellten Gewerbs- und Kunstgegenstände der besonderen Aufmerksamkeit der Besuchenden. Das aus der Steinpappe-Fabrik von A. Boch und Comp. von hier gelieferte Buffet fand den Beifall J. Maj. der Königin in solchem Grade, daß sie den Ausstellungscommissär Jungé beauftragte, sofort nach Frankfurt telegraphiren zu lassen, ob und zu welchem Preise das Buffet ihr abgelassen werden könne.

Belletristische Neuigkeiten.

„Sakontala", lyrisches Drama von Hoeppel (Wiesb., Ritter.) Der sinnige Dichter, dessen lyrische Leistungen in No. 287 der Didaskalia v. J. ihre Anerkennung fanden, bietet den deutschen Frauen das berühmte indische Drama in einer seiner inneren Schönheit würdigen Form. Wie ferne es auch nach Zeit, Ort und manchen Sitten dem christlichen Europa der Gegenwart steht, so nahe wiederum durch Zartheit und Innigkeit der edelsten und gebildetsten Empfindungsweise unserer und jeder andern Zeit. Schon das erste Blatt gibt reichliches Zeugniß für diese Eigenschaften, wie für die Kunst des Bearbeiters. Das Ganze steht durch seinen lyrischen Charakter in einem, gewiß Vielen wohlthuenden, Gegensatze zu den mehr episch aufgeregten und anderseits oft philisterhaft stagnirenden Stimmungen unserer Tage. Wie ferne steht Sakontalas (Sakuntalas) echt indischer Seelenverkehr mit den Blumen und dem ganzen Naturleben von den theils vorbereiteten, theils schon geopferten Menschenhekatomben unseres Jahrhunderts! Aber kaum minder fern auch in seiner Innigkeit und Einfachheit von der „Blumistrerei" unserer modischen Treibhauspoesie! Auch die sehr zierliche Ausstattung des Büchleins verdient unsere schließliche Erwähnung. — In vielfachem Contraste mit dieser Reliquie steht ein fünfbändiger Roman, der uns zufällig zugleich vorliegt: „Stella" von Schrader (Lpz., Kollmann.) Der gedehnte Eingang, in welchem viel gebetet und geliebäugelt wird, ließ uns einen seicht und matt hinfließenden Strom wässeriger Romantik befürchten. In der Azurgrotte von Capri lernten wir in einer Smugglerstochter und einem Douanier das erste Liebhaberpaar des Stückes kennen. Ihre Naivität und feine Gespensterfurcht gaben Beiden kein sonderlich heldenhaftes Ansehen, und wir freuten uns, daß sie nicht die wirklichen Helden der Erzählung blieben. In der That fanden wir uns gegen alles Vermuthen allmälig lebhafter fortgezogen und oft sogar in erwartungsvoller Spannung, jedoch minder durch einzelne Personen, als durch Verhältnisse und Verwickelungen ganzer Gruppen. Dazu kommt für viele Leser noch die Anziehungskraft starker Färbung im Schönen, wie im Häßlichen, und ausgezeichnete Studien plastischer Reize. Ein Russe (Keraskoff) ist ein Teufel ersten Ranges und zugleich ein intriguanter Ueberall und Nirgends. Figuren und Dekorationen wechseln zur rechten Stunde, wenn auch bisweilen dabei die Machinerie sichtbar wird; und Räthsel und Ueberraschungen drängen einander. An Ueberfülle leidet die Anwendung von anderthalb Doppelehen und einem Doppelgängerpaar, sowie die aristokratische Entpuppung mancher räthselhaften Gestalten. Wohl aber waltet am Ende die dichterische Gerechtigkeit ganz folgerecht in der Azurgrotte mit Feuer und Schwert, und wir bedauern nur, daß nicht auch der elende Graf Palavicini vor unsern Augen zur Hölle fährt.

Anna de la Grange.

(Frankfurt a. M.) Anna de la Grange, erste Sängerin der k. Oper zu St. Petersburg und zugleich als die erste der gegenwärtigen Koloratur-Sängerinnen durch den ihr vorausgehenden glänzenden Ruf gefeiert, wurde am Abende des Tages ihres Eintreffens in unserer Stadt durch ein Ständchen begrüßt, das ihr durch das jetzt hier anwesende Musikchor des k. preußischen 8. Kürassier-Regimentes vor ihrem Absteigquartier (Hotel de Russie) dargebracht wurde. Bei der am folgenden Tage stattgehabten Orchesterprobe machte sie wahres Furore, sowohl durch den außerordentlichen Umfang und die seltene Höhe ihrer herrlichen Sopranstimme, als ganz besonders durch ihre großartige Bravour und die Vollendung ihrer Koloratur. Diese, sowie namentlich ihr Stacato und ihr Triller, sollen in gleicher Vollendung hier noch nicht gehört worden seyn und den Gipfelpunkt technischer Meisterschaft erreichen. Da Frau de la Grange nur zwei Vorstellungen geben wird, so halten wir es für Pflicht, alle Gesangsfreunde auf den großen und seltenen Kunstgenuß, den dieses leider nur zu kurze Gastspiel bietet, aufmerksam zu machen. Unser Bericht über ihr erstes Auftreten im „Barbier von Sevilla" wird im nächsten Blatte folgen.

Theater-Anzeige.

Samstag 22. Juli. Gastdarstellung des Herrn Lußberger, vom k. k. Hofburg-Theater in Wien. (Neu einstudirt): Der alte Magister, Schauspiel in 4 Abth. von R. Rauch. Magister Reisland: Hr. Lußberger.

Sonntag, 23. Juli. Der Weltumsegler wider Willen, Posse in vier Acten. (Gastrolle) Ludwig: Fräul. Schmidt, vom Hoftheater zu Hannover.

Montag, 24. Juli. Letzte Gastdarstellung der Frau Anna de la Grange, erste Sängerin der kais. Oper zu St. Petersburg. Norma, große Oper in drei Abtheilungen. Norma: Frau de la Grange (in italienischer Sprache). Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.

Bockenheimer Sommertheater.

Samstag, 22. Juli. Die Waise aus Berlin, oder: Ein Mädchen für Alles, parodistische Posse mit Gesang in 2 Abth. und 3 Akten.

Sonntag, 23. Juli. Der Dippegucker, oder: In der letzte Dult find't sich Alles. — Das Salz der Ehe, dramatischer Scherz in 1 Akt. — Ball nebst Gartenbeleuchtung.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 175. **Montag,** den 24. Juli **1854.**

Mein Traum.

(Aus dem Englischen nach Dickens' Household Words.)

(Schluß.)

Als ich mich etwas erholt hatte, ging ich auf das Verdeck und alsbald fiel mir eine Reisetasche in die Augen, deren ich mich sehr wohl erinnerte. Ein schöner junger Mann in einer Militärmütze lehnte gegen die Seite des Schiffes und beobachtete einen Schwarm Seemöven; ich erkannte ihn sofort wieder. Wir standen neben einander und er redete mich an, wie ich es erwartet hatte. Ich war begierig, zu erfahren, welcher Art unsere Unterhaltung seyn würde, da ich mir bis jetzt niemals ins Gedächtniß zurückrufen konnte, was wir bei unserem früheren Zusammentreffen — das heißt in meinem Traume — gesprochen hatten. Unsere Unterhaltung war die gewöhnliche junger Männer. Wir begannen mit der Jagd auf Seemöven und kamen zuletzt auf die Jagdvergnügungen im Allgemeinen. Er theilte mir mit, er stehe in der Armee, sey großentheils außerhalb — in Ceylon, Canada, Gibraltar — gewesen und gehe jetzt nach Antigua, wo sich sein Regiment befinde. Ich war entzückt, dieß zu hören, und wartete in stummer Verwunderung, wie viel von meinem Traume sich noch ferner zur Wirklichkeit gestalten würde.

Nachmittags stellte sich ein dicker Nebel ein, der nach und nach so dicht wurde, daß wir nicht mehr über das Schiff wegsehen konnten. Er schlug vor, wir sollten hinabgehen. „Nein", sagte ich, „ich gehe nicht hinab! Ihr vergeßt, wie bald das Schiff gegen uns anlaufen und uns in den Grund bohren kann." Eine Todesangst erfüllte mein Herz, als ich mir dachte, daß sich der schreckliche Augenblick, der uns bevorstand, verwirklichen werde.

„Was sprecht Ihr da?" sagte er im Tone großer Ueberraschung. „Vielleicht kommt das Schiff nicht", bemerkte ich, „aber es ist besser, wenn wir auf dem Verdeck bleiben."

Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, als unser Schiff aufstieß. Ich erinnere mich noch, wie ich das schreckliche, zerschmetternde und zermalmende Krachen vernahm, als ob alle Planken, gleich Pappendeckeln, in tausend Stücke zertrümmert worden wären. Dieß dauerte nur eine Sekunde. Ich erhielt meine Sinne nicht eher wieder, bis mich eine peinliche schmerzliche Empfindung erweckte. Ich war auf einen niedrigen scharfen Rand der Felsen geworfen worden; jenseits der Felsen sah ich Wiesen und Häuser, die im hellen Mondschein vor mir lagen. Mir war die Besinnung nur auf einige Augenblicke zurückgekehrt, und mir ist von jetzt an nichts weiter erinnerlich geblieben, als daß ich mich endlich in einem Bette befand, das mit weißen Vorhängen versehen war. Ich versuchte meinen Arm zu erheben, wurde aber ohnmächtig vor Schmerz. Ich lag, ich weiß nicht wie lange, in einer beunruhigenden Erstarrung, hatte nur eine dunkele Idee davon, daß sich Leute um mich bewegten, und war nicht im Stande, mich zu bewegen oder meine Augen zu öffnen.

Endlich kam mein Bewußtseyn zurück und ich verlor es nicht wieder. Eine alte Frau, die an meinem Bette saß, erzählte mir, das Meer hätte mich auf die Scarlet-Felsen, auf der Insel Man, geworfen. Man hätte mich für todt aufgehoben und in ihr Häuschen getragen, und der Arzt habe streng befohlen, daß ich kein Wort sprechen dürfe. Sie reichte mir einen Löffel voll, ob Speise oder Arzenei, kann ich nicht sagen, und ich fiel wieder in Schlaf.

Als ich wieder erwachte, erblickte ich meinen Gefährten am Bord des Schiffes. Neben ihm stand das schöne Mädchen aus meinem Traume!

„Lebe ich oder träume ich wieder, wie schon einmal vorher?" fragte ich.

„Ihr lebt und werdet hoffentlich noch lange leben; Ihr träumt nicht; dieß ist meine Schwester Agathe, die alle Hände voll zu thun hat, um uns beide zu pflegen, obgleich ich besser davon gekommen bin, als Ihr. Sobald Ihr Euch bewegen könnt, werden wir Euch in das Haus meines Vaters schaffen, aber bis dahin müßt Ihr Euch ruhig verhalten."

„Aber sagt mir, ich beschwöre Euch, ist nicht das weiße Haus, worin Euer Vater wohnt, von der See verschlungen worden, als die Klippe hinabstürzte?"

„Nichts von Allem! Es steht noch, wo es gestanden hat, und nun kein Wort weiter."

Kurze Zeit darauf wurde ich in das Haus meines Freundes geschafft, welches auf einem Hügel, etwa eine Viertelmeile von den Felsen entfernt, lag und dasselbe weiße Haus war, das ich in meinem Traume gesehen hatte. Der Vater meines Freundes war der Oberst Panton, der, auf Halbsold stehend, hier mit seiner Tochter lebte. Sein Sohn und ich waren die Einzigen, die aus der schrecklichen Katastrophe der „Phoebe Sutliffe" gerettet waren.

Natürlich verlor ich keine Zeit, meine Eltern wie meinen Oheim von Allem zu unterrichten, blieb aber im weißen Hause, bis ich vollständig hergestellt war. Ich erzählte Agathen im Vertrauen meinen Traum, und ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß ich selbst zur Erfüllung meines Geschickes beitrug und mich in sie verliebte. Sie erwiederte meine Liebe und ihr Vater gab seine Einwilligung zu unserer Verbindung, sobald wir in das gehörige Alter getreten seyn würden.

Als ich nach Hause reiste, begleitete mich ihr Bruder und er verliebte sich in meine kleine Schwester Edith, wogegen weder sie noch sonst irgend Jemand den leisesten Einspruch erhob. Friedrich und Edith sind längst verheirathet und sind sehr glücklich. Ich ging endlich nach Antigua und wurde dort länger zurückgehalten, als mir lieb war.

Nach meiner Rückkehr am Ende des zweiten Jahres heirathete

ich Agathen, und sie ist das beste Weib, das man jemals finden kann.

Mein Oheim starb im letzten Jahre und hinterließ mir sein ganzes Vermögen, von dem ich, wie ich hoffe, einen verständigen und weisen Gebrauch machen werde.

Obgleich meine Lebensbahn sich ganz unvorhergesehen so glücklich gestaltet hat, so will ich doch Niemandem rathen, sich dem Wunsche hinzugeben, daß sich seine Zukunft in einem Traume abspiegeln möchte. Endlose Träume haben keine Bedeutung und führen zu nichts; doch was meinen Traum betrifft, so ist er genau so zur Wirklichkeit geworden, wie ich es erzählt habe.

W. F.

Briefe aus dem Badeleben.

II.

* Wiesbaden, 18. Juli. Du hast mir in Deinem freundlichen Schreiben vom 16. d. M., das ich soeben nochmals durchlesen habe, Deine Befürchtung mitgetheilt, daß ein Badegast aus Mangel an Beschäftigung von Langweile sehr gequält und um die gehörige Ausfüllung der ohnehin so langen Sommertage oft in Verlegenheit seyn müsse. In Deiner Befürchtung bist Du zu weit gegangen und hast übersehen, daß man gar viel Zeit verlieren kann, wenn man nur will. Davon abgesehen ist der Kurgast mit einem Bummler von Profession nicht zu verwechseln; denn während dieser plan- und zwecklos umherschlendert und à tout prix die Zeit todtzuschlagen sucht, hat jener in seinem Arzte einen Mentor, der ihm Manches, ja oft zu viel zu thun gibt und auf strenge Befolgung seiner Vorschriften dringt. So müssen wir mit dem sechsten Glockenschlage des Morgens schon nach dem Brunnen eilen und, ob es uns schmecken möge oder nicht, die Fluthen der Najade in unsern nüchternen Magen hinunterstürzen. Das Unangenehme dieses wäss'rigen Frühstücks wird dadurch etwas gemildert, daß man es in Gesellschaft genießt. In Gesellschaft läßt sich der Mensch, wie Du aus Erfahrung wissen wirst, viel gefallen, ist artig und geduldig, fügsam und rücksichtsvoll. Für den sinnigen Beobachter hat dieses Leben am Kurbrunnen viel Anziehendes. Der Morgen am Kurbrunnen bietet den Anblick eines bunten Wogens und Treibens. Hier erscheint mit bedächtigem Schritt und in ernster Haltung ein in seinen engen Beinkleidern sich steif bewegender Engländer, den freilich in jüngster Zeit fast unvermeidlichen Regenschirm, auch wenn es nicht regnet, doch unter dem Arm tragend, dort ein leichtfüßiger Franzose in seiner weiten Blouse; hier kommt Einer wie auf Springfedern herangeschnellt, und nebenan schleppt sich das Siechthum an der Krücke einher; hier flattert eine junge Sylphide heran, der nichts fehlt, um liebreizend zu seyn, als das frische Roth der Wangen, dort keucht der dicke watschelnde Mynheer wie eine Locomotive, welcher der Dampf ausgegangen. Hier sieht man bedächtige Matronen, dort Engelsköpfchen, welche an die von Raphael erinnern, hier einen wohlbeleibten Pachter Feldkümmel, dort einen hageren Professor, dem man die Stubengelehrsamkeit auf den ersten Blick anmerkt, hier einen redseligen Berliner, dort eine im Sturmschritt heraneilende Tochter Albions. Jedes Alter, jeder Stand und hundert Völkerschaften sind hier vertreten. Welche Contraste in diesen mannichfaltigen Bildern! Welch' verschiedenartiger Ausputz der Herren- und Damenwelt, welche bizarre Morgen-Toilette! Dabei ein Schwirren und Summen, ein Begrüßen und Befragen, ein Durcheinander von allerei Sprachen und Dialekten, das an die Zeiten des babylonischen Thurmbaues erinnert. Für einen humoristischen Genrebildner ist hier reicher Stoff vorhanden. Die nun folgenden Morgenstunden werden mit dem Bade, dem Frühstück, dem Lesen einer Zeitung, der Toilette ausgefüllt und mit einem Spaziergange in dem reizenden Kurgarten oder auf eine der benachbarten Anhöhen beschlossen. Um dem vorstehenden Bilde aus dem Gewühl der Badegäste am Kurbrunnen ein anderes gegenüber zu stellen, und zwar eins aus dem immer frischen und erhebenden Naturleben, will ich Dich jetzt auf eine der Anhöhen führen, die Wiesbaden umschließen. Eine wahrhaft entzückende, herrliche Aussicht auf die Stadt und deren nähere und fernere Umgebungen bietet die Erbenheimer Höhe. Links schweist der Blik des Beschauers über eine prachtvolle Ebene mit reichen Aehrenfeldern, langen Alleen von Obstbäumen und weiter unten mit saftig grünen Wiesen bedeckt; rechts wallt das Taunusgebirg malerisch mit seinen waldgekrönten Kuppen dahin. Dort grüßt den Beschauer der herrliche Rheinstrom und entfaltet sich ein Tableau, welches A. Henninger in seinem eben erschienenen trefflichen Buche über Wiesbaden also beschreibt: „Dort wälzt der Rhein majestätisch seine Fluthen zwischen blühenden Städten und Dörfern entlang und erhebt mit seiner breiten Spiegelfläche mächtig den Reiz des herrlichen Bildes, in dessen Vordergrund, wie hingezaubert, sich die Stadt mit ihren Pallästen und Prachtgebäuden, Straßen und Landhäusern, Gärten und Baumgängen ausdehnt, während jenseit des Stromes in duftiger Ferne die gesegneten Gaue der Pfalz mit den dunkelen Höhen des Donnersbergs verschwimmen, der, einer ruhigen Wolke gleich, am blauen Horizont zu schweben scheint."

Ein alter Arzt hat als die besten Mittel zur Erhaltung der Gesundheit Wasser, Bewegung in freier Luft, Diät und Gemüthsruhe empfohlen. Die zwei ersten hat der Kurgast in reichem Maße; das dritte, das man überall haben kann, sollte er nicht minder beachten. Eine Einrichtung unserer modernen Kultur macht es ihm jedoch ungemein schwierig, diätetisch zu leben, und dieß ist die Einrichtung der Tables d'hôtes. Für den Kurgast sind sie ein nothwendiges Uebel, — ein Uebel, weil sie in einer Stunde wieder verderben, was man in einem Tage gut gemacht hat, weil ihre verlockenden Genüsse stärker sind, als die besten Entschlüsse und weil zur Mäßigkeit eine Selbstbeherrschung gehört, die nur Wenige besitzen, aber ein nothwendiges Uebel, weil man an Table d'hôte ein paar Stunden auf höchst angenehme Weise los wird, weil man hier seine Freunde und Bekannte findet, seine Ausflüge für den Abend verabredet und eine angenehme Unterhaltung hat. Die Nachtheile einer Table d'hôte kann man freilich, gleich denen mancher Bücher, dadurch beseitigen, daß man mit weiser Auswahl genießt und die Tragweite seiner Verdauungskraft gehörig zu bemessen weiß. Das setzt aber außer der so seltenen Tugend der Mäßigkeit auch gastronomische Studien voraus, die man nicht von Jedem fordern kann. Nicht Jeder hat die trefflichen Vorschriften gelesen, welche L. Kalisch dem alten Edelmann seinem Sohne gegenüber in den Mund legt. Der Kurgast würde aber schlecht fahren, wenn er sich nach ihnen richten wollte; denn sie sind nicht geeignet, zur Mäßigkeit zu ermahnen, sondern auf das Raffinement des Genusses berechnet. Ueber dieses Thema, worüber schon viele Bücher geschrieben sind und das in neuerer Zeit zu einer Wissenschaft geworden, die man Gastronomie nennt, hier nur einige ganz allgemeine Andeutungen. Rindfleisch ist, wie bekannt, eine gute Gabe Gottes, die man schätzen soll. Mit eitlem Gemüsen, womit sich schon manches fromme Menschenherz den Magen überfüllt hat, soll man sich nicht viel einlassen. Noch weniger soll man sich mit Hülsenfrüchten befassen. Erbsen, Bohnen und die Hoffnung erfreuen nur das Herz, wenn sie grün sind; wenn sie welk und gelb werden, gehören sie für's Volk. Feines Geflügel und gute Kapaunen sind dringend zu empfehlen, während Mehlspeisen schon mit mehr Auswahl genossen werden müssen und nur als Lückenbüßer zu betrachten sind. Karthäuserklöße sind das einzig Gute, was wir dem Mönchthum zu verdanken haben. Dem Bra-

ten soll man die verdiente Aufmerksamkeit nicht entziehen, aber im Genuß von Ragouts, die doch in der Regel keinen eigentlichen Charakter haben, soll man vorsichtig seyn, weil sie den Schmeichlern gleichen, die es nur selten gut meinen. Beim Dessert ist am meisten Vorsicht nöthig, weil bei ihm das Gespräch am lebendigsten ist und man sich darum am leichtesten vergessen und so des Guten leicht zu viel zu thun kann. — Was endlich die dem Kurgast besonders zu empfehlende Gemüthsruhe betrifft, so ist diese freilich ein köstliches, aber auch ein seltenes Gut. Wer immer ruhig bleiben kann, bei den kleinen und großen Aergernissen dieses Lebens, beim eiteln Gespräch mit Thoren, die so oft das Unsinnigste behaupten, bei den tausend Eitelkeiten des Tages und den verschrobenen Ansichten, die sich in dem gesellschaftlichen Verkehr in den Vordergrund drängen, bei den Empfindlichkeiten leicht verletzter Selbstsucht, bei der Kriecherei und Gesinnungslosigkeit, der Scheinheiligkeit und Verstellung so vieler Menschen, bei der Verworrenheit der Begriff von dem, was wahr und schön ist, wer bei diesen und hundert andern ähnlichen Dingen ruhig zu bleiben und seinen Aerger zu bemeistern weiß, der ist zu beneiden, und ist er ein Kurgast, so ist er oft gesünder, als der Arzt, der ihn gesund machen zu können sich einbildet. Doch ich gerathe ins Philosophiren, und das soll, das will ich nicht. Ich schließe demnach meinen Brief und enteile meiner engen Zelle, um draußen im Grünen auf andere Gedanken zu kommen. W.

Münchener Briefe.

△ **München**, 20. Juli. Die **Ausstellung** ist nun eröffnet; Ihr sachverständiger Berichterstatter wird über Bedeutung und Werth ihres Inhaltes urtheilen, ich habe nur von der äußeren Physiognomie Akt zu nehmen. Der Glaspalast wird derzeit fast nur von Fremden besucht, da die Masse der hiesigen Bevölkerung ihre immerhin große Neugierde noch bis zum Anbruch des „Zwölfertages" zu zähmen sucht. Von außen ist das Gebäude freilich fortwährend von Leuten umlagert, die bei jeder sich öffnenden Seitenthüre hineinspähen, um etwas von der Herrlichkeit im Fluge gratis zu erschnappen. Gegen die Sonnenseite ist der Palast mit endlosen Segeltüchern geschützt und das Glas der Decke mit einem Anstrich überzogen, aber doch beträgt die Wärme auf den Galerien fast immer zwischen 20 und 25 Graden. Eine desto wohlthuendere Kühle weht von den Fontainen, deren mittlere ihren mächtigen Strahl fast bis zum Plafond emporschickt. Das ganze ungeheure Arragement bietet von oben gesehen ein Musterbild der Ordnung und bis zur Stunde auch der Reinlichkeit; die Aufseher sind förmlich militärisch organisirt und stellen sich nach dem Schluß (5 Uhr Nachmittag) in Reihe und Glied vor den Vorgesetzten auf. Die Controle der Besucherzahl wird durch einen ähnlichen Mechanismus wie in London gehandhabt, bestehend in Rädern, zwischen deren Drehbalken man eintritt, welche Bewegung mit einem verhältnißmäßig vorrückenden Zeiger in Verbindung steht. — Der große „Glückshafen" zum Besten der Armen findet den ganzen Tag über unglaublichen Andrang (bereits sollen um 7000 Gulden Loose abgesetzt seyn). Es gibt da die ergötzlichsten Scenen; so gewann eine Bierbrauerin vom Lande mit einem Loos eine prächtige Stockuhr, ein Student einen werthvollen Stutzen, ein Bauer ein Klavier, das ihm sogleich ein Jude abkaufte, ein Geistlicher eine sehr elegante Wiege u. s. w. Die umstehenden Volkshaufen, welche die Gewinner umringen, haben immer zu belachen oder zu bewundern. — Hat der Fremde den Tag über fleißig mit Kopf und Augen gearbeitet und die Industrie- wie auch die Kunstausstellung besucht, so streiten sich auch Abends noch mehrere Magnete, ihn anzuziehen. **Renz** mit seinem berühmten Circus, **Robins** Zaubersalon, das Hoftheater mit seinen Mustervorstellungen und die Sommerkeller mit ihrer freien Luft und frischen Bieren. Da hält die Wahl freilich schwer; aber wie sie sich auch beim Einzelnen entscheide — überall trifft man Alles voll Menschen. Für **sämmtliche** Gesammtgastspiel-Vorstellungen sind alle Sitzplätze, Parquet wie Logen vergriffen! Man opfert die abendliche Erholung in freier Luft diesen in der That seltenen und merkwürdigen Kunstgenüssen.

Wir sahen nun ferner „Nathan" mit dem gefühlvollen Anschütz in der Titelrolle, Frau Rettich als liebenswürdige Sittah, Frau Haizinger als Daja, Herrn Liedcke als Tempelherrn, La Roche als Laienbruder. Unser einheimischer Jost lieferte als Patriarch von Jerusalem, angethan mit feierlichem Schmuck, mit sinnlich verschmitzten Mienen spielend und fanatische Blicke sprühend, ein ganz pikantes Charakterbild; unser Christen als Derwisch, ein ächter Naturmensch erntete gleichfalls enormen Beifall. — Im „Faust" trug Fräul. Seebach von Hamburg als Gretchen die Palme davon. Das ist eine perfekte, jugendliche, tragische Liebhaberin, eine jetzt so seltene und von Herrn Laube für Wien glücklich erworbene Erscheinung. Hendrichs (Faust) schien auch in dieser Partie sich mehr der plastischen Ruhe als des höheren Aufschwunges zu befleißen. Döring gab den Mephisto in humoristischer, wirksamer Weise. Emil Devrient hatte die kleine Rolle des Valentin übernommen. Interessant war auch die gestrige Vorstellung der „Emilia Galotti", worin Hendrichs mit graziöser Noblesse den Prinzen, Haase mit Meisterschaft den Marinelli, Frau Rettich vortrefflich die Orsina, die höchst achtungswerthe Frau Dahn-Hausmann aus München die Emilia, Fräul. Denker von hier die Claudia, Herr Kaiser von Hannover den Odoardo gab. Als die glänzendste Seite der Vorstellung möchte ich neben Haase's Marinelli Emil Devrient's Appiani bezeichnen; das war edler Anstand, gefühlvolle Männlichkeit in kurzen, treffenden Zügen. Auch in die kleineren Rollen hatten sich mehr oder minder große Namen vertheilt, z. B. Anschütz — Camillo Rota; Döring — Bandit; Lidcke — Maler; Herr Schneider aus Karlsruhe — Bedienter.

Mannichfaltigkeiten.

Das große Bedürfniß Englands, sagt der englische „Economist", sind gegenwärtig Lumpen. Ein gleicher Mangel an Lumpen zeigte sich in den Vereinigten Staaten, wo für die Entdeckung eines Stoffes, der an die Stelle der Lumpen treten könnte, eine Prämie ausgesetzt worden ist. Der Papierverbrauch durch das lesende und schreibende Publikum der beiden Länder ist jetzt so groß, daß nicht genug Lumpen, um die verlangte Quantität Papier zu fabriziren, herbeigeschafft werden können. Die Papierpreise steigen und deßhalb haben einige Provinzialblätter ihren Preis erhöhen müssen. Der britische Minister des Auswärtigen hat, auf die Vorstellung eines Papierfabrikanten, die britischen Consuln und die anderen britischen Agenten im Auslande mittelst eines Zirkulairs aufgefordert, Erkundigungen einzuziehen, ob nicht irgend eine Substanz von faseriger und klebriger Beschaffenheit in den Ländern, wo sie residiren, erzeugt würde und zu billigen Preisen gekauft werden könne. Bis jetzt ist keine Antwort hierauf eingegangen, aber der Schritt der englischen Regierung bezeugt sattsam, welche Wichtigkeit dieselbe der Papierfrage beimißt.

Nach amtlichen Berichten betrug in Frankreich die Zahl der Selbstmorde in den 27 Jahren von 1826 bis 52 im Ganzen 71,418; von 1826 bis 1830 kamen auf jedes Jahr weniger als 2000, von 1831 bis 1844, mit zwei Ausnahmen, zwischen 2- und

3000 und von 1845 bis 1852 mehr als 3000 Selbstmörder: letzteres Jahr zählte die meisten, nämlich 3674.

Anna de la Grange.

(Frankfurt, a. M.) Beim Erscheinen einer vielgepriesenen, von uns noch nicht durch eigene Anschauung gekannten Künstlergröße pflegen wir von Enthusiasten die Behauptung zu vernehmen, etwas so Außerordentliches, so Vollendetes sey noch nicht da gewesen und sey darum des höchsten Preises werth. Solche Bewunderung ist durch die Frische des neuen Eindrucks erklärt. Indessen ist des Vortrefflichen schon viel dagewesen und kaum bleibt noch etwas Neues zu erobern übrig. Wir sollten uns vielmehr darüber freuen, daß das Schöne nicht ausstirbt und daß immer wieder neue Träger desselben, neue Verherrlicher der Kunst hervortreten, welche nicht an einzelne stolze Namen geknüpft ist. — Die Kunstleistung von Anna de la Grange als Rosine im „Barbier von Sevilla" ließ uns eine hohe Meisterin im Fache des colorirten italienischen Gesanges bewundern, die alle Glanzpunkte desselben vereinigt. Was eine Therese Milanollo auf der Violine ausführt, das executirt sie mit ihrer bewunderungswürdiger Kehlenfertigkeit und mit einer Abrundung und Virtuosität, die wahrhaft Staunen erregen. Diese perlende, bald mächtig aufsprudelnde, bald zart hingehauchte, bald durch ihre Kühnheit und Energie überraschende, bald durch Anmuth und süßen Schmelz den Hörer entzückende Coloratur, diese in den höchsten Tonlagen meisterhaft ausgeführten Triller, dieses in seiner Art einzige Stacato, diese auf den Gipfelpunkt gesteigerte Bravour stehen dem Besten, was wir auf diesem Gebiete der Gesangskunst bis jetzt gehört haben, nicht nach. Unübertroffen sind die Vollendung des Trillers, des Stacato und der wundersamen Leichtigkeit der Uebergänge und Verschmelzung aller Tonlagen. Die Einlage am Clavier von Erkel und die „Mazurka" von Schuloff erregten einen Beifallssturm, der nicht enden wollte. Da Frau de la Grange nur noch einmal und zwar als Norma auftreten wird, so mögen es die Gesangsfreunde nicht versäumen, sich mit einer Künstlergröße bekannt zu machen, deren Virtuosität mit Recht gepriesen und nach Verdienst bewundert wird. W.

Korrespondenz.

Baden-Baden, im Juli.

Unwillkürlich übt es seinen Reiz aus, wenn man in unserem pikanten Badeort herumschlendert und die palastähnlichen Gasthöfe betrachtet, denen man es schon von außen ansieht, daß Luxus und Comfort zusammenwirken, um das dolce far niente mit eben so lachenden Kränzen zu schmücken, wie sie einst der römischen Genußsucht in Bajä zuwinkten. In der That, die Aurelia Aquensis ist ein modernes Bajä, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Freuden und Bequemlichkeiten vervielfältigter seyn mögen, als dort. Wenigstens fragt es sich gar sehr, ob in dem alten Bajä irgend eine Villa so stattlich und elegant hergestellt war, als das erkerreiche Victoria-Hotel, ob es mit dieser Speisekarte, diesem Behagen der inneren Einrichtung, dieser homerischen Schnellfüßigkeit der Kellner wetteifern durfte. Auch das Conversationshaus mit seinen blinkenden Sälen, auch die Trinkhalle mit Götzenbergers Fresken flößt Dir Bewunderung ein. Aber das gesunde Gefühl wird dieser Herrlichkeiten bald überdrüssig. Es sagt Dir, daß in dem flitternden Glanz doch keine Poesie wohnt, noch weniger am grünen Tisch. Was auch eine eitle Kunst verschwendet hat, um Baden fashionabel zu machen, es verschrumpft Angesichts seiner wundervollen, reinen und milden Umgebungen. An den Pforten des Schwarzwalds gelegen, stellt sich dieß Thal und seine goldgrünen Matten und dunklen Waldberge schon an und für sich als ein kleines Paradies dar. Für mäßige Anstrengung belohnen den Spaziergänger entzückende Aussichten von dem alten Schloß und von Schloß Eberstein. Der Geroldsauer Wasserfall, der Merkur, das Murgthal und so manche andere Perle der Naturschönheit fesselt das Gemüth mit mächtigeren und edleren Eindrücken, als diejenigen sind, welche ihm in der Stadt begegnen. Wer aber im Thale Badens natürliche Anmuth und Frische aus erster Hand, ohne Störung und doch mit der Kunst schwesterlich vermählt genießen will, der lasse sich den Aufenthalt in Lichtenthal empfohlen seyn. Eigentlich bezeichnet der etwas unbestimmte Name nur das Nonnenkloster am Fuß des Cäcilienbergs. Im weiteren Sinn aber begreift er die ganze Strecke von diesem Punkte aus bis nach Baden. Hier zieht sich eine halbe Stunde lang die Allee schöner, hochwipflicher Bäume fort, welche links und rechts eine ununterbrochene Folge von lieblichen Bildern zur Seite hat. Hier murmelt die krystallhelle Oos mit ihren Tausenden von silbernen Sprudeln, überbaut von zahlreichen Brückchen; die zu den einladendsten Landsitzen, Schweizerhäusern und Gartenanlagen hinüberführen. Hier weht eine tieferquickende, milde, flüssige Luft — ein wahres Bad der Gesundheit. Hier fließen die köstlichen Brunnen, der eine auf der Wiese, der andere unter Baumesdunkel, wo ein Frühtrunk unter Vogelgrüßen trefflicher mundet als entsiegelte Weine im Zimmer. Ja, es ist ein lichtes Thal, ein Thal, wo ein unentweihtes Licht leuchtet. In dem Einen Rahmen vereinigt sich eine Fülle zarter Grazien, die nie ermüden, sondern, heute gesehen, sich morgen wieder selbst verjüngen. In den Gärten, welche die Ufer der Oos begränzen, läßt sich die Wonne des Landes eben so gemüthsruhig und befriedigt genießen, als im abgelegenen Dorf. Dabei bedarf es lediglich eines Spaziergangs oder einer Fiakerfahrt durch die Doppelreihe preiswürdiger Bäume, um sich alsbald mitten in den Schooß der kleinen, aber prächtigen Stadt zu versetzen. Die Vortheile der Lage, welche ein Aufenthalt in Lichtenthal gewährt, treten besonders in der Gegend des „Ludwigsbades" hervor. Dieses Hotel ist nicht sowohl glänzend, als comfortabel, sowohl in seinem Inneren, als in den dazu gehörigen Anlagen. Sein Besitzer, Hr. Pfäfflin, und dessen durch häusliche Tugenden gezierte Familie verstehen es, dem Gast die Tage, welche er bei ihnen verbringt, durchaus angenehm, gemächlich und gemüthlich zu machen. Treffliche Speisen und Getränke, musterhafte Reinlichkeit und billige Preise tragen dazu nicht wenig bei. Der Einsender, welcher dieses Zustandes eben froh geworden ist, fühlt sich gedrungen, in dankbarer Anerkennung darüber öffentlich ein Wort zu sagen. Das Horazische Carpe diem ist ihm dort so wohl gelungen, daß er auch Andern eine Villegiatur bei Hrn. Pfäfflin gerne gönnt und wünscht. Y.

Anstalt zur Nachweisung von Arbeit.

Zeil No 8 im Zeughaushofe, geöffnet von 10—1 Uhr und von 3—5 Uhr.

(Thätigkeitsbericht über die Monate März, April Mai 1854. — Die Besorgungen geschehen unentgeltlich.) Es haben sich in den vorstehenden 3 Monaten bei der Anstalt neu angemeldet: 25 männliche und 30 weibliche Arbeitsuchende. Beschäftigt wurden in derselben Zeit: 142 männliche und 703 weibliche Individuen und zwar: 63 Taglöhner, 2 Caffee- und Mandelbeleser, 3 Lehrlinge, 3 Laufburschen, 4 Wasserträger, 7 Gärtner, 1 Aufseher, 3 Bedienten, 6 Abschreiber, 15 Colporteure, 1 Buchhalter, 2 Meßhelfer, 7 Hausknechte, 8 Krankenwärter, 1 Zapfjunge, 1 Ackerknecht, 3 Packer, 2 Begießer, 2 Auslaufer, 2 Federschleißer, 4 Kutscher, 1 Zimmerbohner, 1 Rechnungsträger, 1 Kleiderreiniger, 1 Raddreher, 2 Teppichreiniger, 1 Pferdeknecht; ferner: 228 Putzfrauen, 84 Waschfrauen, 38 Mädchen zur Aushülfe, 242 Näherinnen, 1 Kinderfrau, 2 Spitzenstopferinnen, 42 Mädchen für Monatsdienst, 18 Büglerinnen, 8 Etiquettenschneiderinnen, 2 Jäterinnen, 1 Laufmädchen, 3 Stickerinnen, 1 Krankenwärterin, 2 Zuschneiderinnen, 2 Haushälterinnen, 2 Fabrikarbeiterinnen, 9 Strickerinnen, 1 Ladenmädchen, 1 Blumenmacherin, 16 Kleidernäherinnen, 4 Deckenstepperinnen.

Die über die Arbeitsleute bis jetzt eingelaufenen Zeugnisse lauten sehr befriedigend. Durch die herrschende Theuerung hat sich die Zahl der Arbeitsuchenden merklich gesteigert. Möchte die hiesige Einwohnerschaft die Lage dieser Arbeitswilligen durch Arbeitsbestellungen möglichst erleichtern!

J. P. Wagner. Dr. Matti.

Theater-Anzeige.

Montag, 24. Juli. Letzte Gastdarstellung der Frau Anna de la Grange, erste Sängerin der kais. Oper zu St. Petersburg. Norma, große Oper in drei Abtheilungen. Norma: Frau de la Grange (in italienischer Sprache). Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.

Bockenheimer Sommertheater.

Montag, 24. Juli. Der Wittwer, Lustspiel. — Die weibliche Schildwache, Vaudeville. — Gänschen von Buchenau, Lustspiel.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 176. **Dienstag,** den **25. Juli** **1854.**

Blanka.

Aus dem „Nederlandsche Museum“ übertragen von
Gottfried Doermann.

I.

Auf dem Kastell St. Elmo wehte die dreifarbige Flagge; ganz Neapel war in Bewegung: die französischen Truppen waren in die Hauptstadt eingerückt.

Unter den Einwohnern herrschte eine sehr verschiedene Stimmung. Während die Lazzaroni, die sich im Sonnenschein wärmten, neugierig die bis dahin nie gesehene Erscheinung der Garde-Grenadiere angafften, die in geschlossenen Rotten vorbeimarschirten, und Andere mit einem Freudengeschrei, das deutlich ihre Unzufriedenheit mit der bisherigen Regierung zu erkennen gab, sie begrüßten, schlichen wieder Andere mit verbissener Wuth umher und murmelten Flüche und Verwünschungen gegen die Soldaten, wobei sie jedoch vorsichtig umschauten, ob auch Jemand in der Nähe sey, der ein solches Benehmen bemerken könnte.

Nachdem die Franzosen die wichtigsten Plätze und die Thoren besetzt hatten, begann man an die Unterbringung der übrigen Truppen zu denken, welche bis dahin in geschlossenen Quarre's auf den Straßen bivouakirt hatten, um jede aufrührische Volksbewegung zu unterdrücken.

Obgleich jedoch die Hauptstadt sich bereits unterworfen hatte, währte doch der kleine Krieg noch immer fort; bewaffnete Banden, von kühnen und erfahrnen Parteigängern angeführt, durchkreuzten das Land; durch ihre Lokalkenntniß begünstigt, wagten sie sich oft bis an die Thore von Neapel und machten die Anfuhr von Lebensmitteln besonders schwierig. Aus diesem Grunde erhielten verschiedene Bataillone Befehl, in den näher oder ferner von der Stadt liegenden Dörfern Kantonnements zu beziehen, auf solche Weise eine Vorpostenkette zu bilden und dadurch die Fourage-Konvois und Transporte aller Art, welche von dem im Felde stehenden Heere aus die Kommunikation mit der Hauptstadt unterhielten, gegen jeden Ueberfall zu schützen. Da indessen dieser Dienst nichts weniger als angenehm und sehr anstrengend war, so wurden die dazu detachirten Bataillone oft abgelös't, und bald kam denn auch die Reihe an das sechsundneunzigste Linienregiment, bei welchem der Hauptmann St. André stand, ein junger, doch tüchtiger Offizier, der seine Kapitäns-Epauletten auf dem Schlachtfelde erworben hatte. Seine Kompagnie war dazu bestimmt, eine Meierei, welche etwa anderthalb Stunden von Neapel lag und in dieser Richtung den vordersten Posten bildete, zu besetzen.

Die Truppen waren erst Nachmittags nach ihrem Bestimmungsorte aufgebrochen und hatten einen sehr anstrengenden Marsch zu bestehen; es war daher bereits Abend, als sie ihr Ziel erreichten.

Die Meierei hatte eine entzückende Lage am Fuße des Vesuvs; aus den Fenstern des, nicht unansehnlichen, Hauses genoß man die Aussicht auf das Meer, an dessen Säume die große Stadt sich ausbreitete; auf den schönen, in der ganzen Welt berühmten Meerbusen von Neapel mit seinen blauen Wellen, aus denen die Insel Capri und Ischiá mit ihrem Hellgrün in der Gluth der untergehenden Sonne hervorglänzten.

Der Kommandant der abgelös'ten Truppen ertheilte dem Hauptmann St. André die erforderlichen Anweisungen, und Dieser versäumte nicht, so gut es bei der Dämmerung noch möglich war, die Gegend zu erkennen und die Posten zu untersuchen, um selbst sich zu überzeugen, ob die nöthigen Sicherheitsmaßregeln gehörig getroffen seyen. Erst nachdem er seiner Verpflichtung gehörig genügt und den einzelnen, am Fernsten ausgestellten Posten die größte Aufmerksamkeit anempfohlen hatte, kehrte er in den Meierhof selbst zurück, wo bereits die Soldaten eifrig beschäftigt waren, sich in ihrem neuen Aufenthalt so angenehm wie möglich einzurichten.

Die Meierei war von einer Mauer umgeben und für den Fall eines unerwarteten Angriffs sehr gut zu einer hartnäckigen Vertheidigung geeignet. Auch hier nahm der junge Befehlshaber alle Maßregeln, um gegen neuen plötzlichen Ueberfall gesichert zu seyn und machte seine Offiziere auf diejenigen Punkte aufmerksam, die zu einer Vertheidigung am besten sich eigneten. Allein von Seiten der Truppen, welche vor ihm die Meierei besetzt hatten, war bereits alles Thunliche geschehen, die Gebäude in den Zustand zu versetzen, der ihnen die größtmöglichen Hülfsmittel verschaffte, im Fall wirklich der Feind einen Versuch machen möchte, das kleine Detachement zu überrumpeln. Die Fenster des Erdgeschosses waren barrikadirt und mit Schießscharten versehen, und Alles lag bereit, auch die Thür in diesen Zustand zu setzen, während die Mannschaft, um im Fall eines Allarms, unverzüglich zur Stelle zu seyn, in zwei großen, auf dem Hofe stehenden Scheunen schlief, ohne jedoch ihre Waffen abzulegen.

Nachdem St. André seine Pflichten als Soldat erfüllt hatte, begab er sich in sein Zimmer im Erdgeschosse.

II.

Die Bewohner der Meierei hatten zwar bei Ankunft der Franzosen die Flucht ergriffen; da es indessen bald bekannt wurde, welche strenge Kriegszucht im französischen Heere gehandhabt werde, und insbesondere in einem Lande, welches Napoleon vielleicht schon damals mit seinem prophetischen Blicke für einen seiner Brüder bestimmt hatte, so waren jene ebenfalls zurückgekehrt, hatten sich so gut wie nur zulässig in ihr Loos gefügt und

die fremden Gäste so höflich und zuvorkommend als möglich behandelt.

Kaum befand sich denn auch St. André in seinem Gemache, als ein junges Mädchen — ihrer Kleidung nach zu urtheilen die Tochter des Hauses — gefolgt von einer alten Dienstmagd, eintrat, um das Abendessen des Offiziers aufzutragen; denn, obgleich die Truppen für ihre eigenen Bedürfnisse sorgen mußten, ließen die Bewohner es doch nicht an Aufmerksamkeit für die Offiziere fehlen, um sich die Gunst und das Wohlwollen derselben zu sichern.

St. André war ein junger, wohlgebildeter Mann, der mit der hohen Begeisterung, welche damals Frankreichs Söhne beseelte, den Kriegerstand gewählt hatte. Doch wenn man vierundzwanzig Jahre zählt und so wohl aussieht, wie Kapitän St. André, dann denkt man noch auf andere Eroberungen, als jene auf dem Schlachtfelde, und es schlummern in der Brust des Soldaten noch andere Wünsche als die Begierde nach Ruhm und Ehre.

So sprang denn St. André, als das junge Mädchen so unerwartet in sein Zimmer trat, mit jener ritterlichen Galanterie auf, die der Franzose selbst im wilden Gewühl des Lagers im Felde nicht verliert; er gab die halb liegende Stellung auf, welche er, als er sich allein befand, angenommen hatte, um von den Strapatzen eines beschwerlichen Marsches auszuruhen.

Lächelnd und zugleich erröthend bemerkte das Mädchen diese Höflichkeit, welche sie vielleicht bei den früheren Kameraden des Kapitäns nicht gespürt hatte, und ließ einen Augenblick ihre großen, klaren Augen mit unverkennbarem Wohlgefallen auf der schlanken Gestalt des Offiziers verweilen.

„Bon soir, Signor Capitano“, sagte sie, und ihr gebrochenes Französisch erschien dem jungen Mann in diesem Augenblicke lieblicher, als der Gesang der Prima Donna, die er Abends zuvor in dem Theater San Carlo gehört, wo zu Ehren der Franzosen eine große Oper gegeben worden.

St. André erwiederte lebhaft den Gruß der schönen Italienerin und bat dann recht höflich um Entschuldigung für die Mühe, welche er und seine Leute in ihrem Hause verursachten, worauf das junge Mädchen kurz, aber höflich, antwortete. Da sie inzwischen der Magd beim Tischdecken geholfen hatte, wünschte sie dem jungen Hauptmann eine gesegnete Mahlzeit und entfernte sich, jedoch nicht ohne an der Thür noch einmal verstohlen nach dem Fremden sich umgesehen zu haben.

„So wahr ich in der nächsten Schlacht meine Epauletten als Bataillonschef zu verdienen hoffe — das ist ja ein allerliebstes Mädchen!“ sprach St. André in sich, sobald er allein war. „Wer hätte wohl gedacht, daß ich an diesem entlegenen Orte ein so herrliches Abenteuer erleben würde, denn die Kleine hat nicht umsonst mir den Blick zugeworfen, als sie an der Thür war, oder ich müßte mich schlecht auf die Koketterie eines weiblichen Herzens verstehen. Nun, ich will mir, als ein verständiger Feldherr, meine Zeit zu Nutze machen. Ich habe noch drei Tage vor mir, denn heute ist es gewiß zu spät, auch bin ich todtmüde und das taugt nicht, wenn man eines jungen Mädchens Herz erobern will!“

Er ward in seinem Selbstgespräch gestört durch das Eintreten der Offiziere seiner Compagnie, welche mit ihrem Befehlshaber zusammen speisen sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Sängerfest in Winterthur.

I.

Am 14. Juli d. J. Abends um 6 Uhr stand ich mit tausend andern Menschenkindern harrend am Bahnhofe Zürichs. Um ihn und in den nahen schattigen Baumgängen des Schützenplatzes, der sich mit seinen alten Baumriesen und dem schlanken Geäste jüngeren Gebüsches zwischen die grünen Fluthen der rasch dem See enteilten Limmat und das veränderliche Waldkind Sihl hingelagert hat, wogte eine bunte Menge jeden Alters und jeden Standes. Alle, und ich darunter, warteten auf die Ankunft der eidgenössischen Sängerfahne, die von Basel eintreffen sollte. Dieß verzögerte sich; das mitkommende Centralcomitee und der Männerchor von Basel hatten auf ihrem Wege eine Reihe freundlicher, aber zeitraubender Begrüßungen durchzumachen. Man hatte eine Stunde über die ursprüngliche Bestimmung seine Ungeduld zu bezähmen; aber man that es mit einer bewundernswerthen Ruhe bis hinab auf die Ammen und Kindermädchen, die sich mit ihren Pflegbefohlenen an dem Zaune des Bahnhofes niedergelassen hatten und durchaus keine Lust zeigten, mit ihrem in Zürich allgemein gebräuchlichen Fuhrwerke für die kleine ohnehosige Generation aus der allmälig sich herabsenkenden Abendkühle von dannen und nach Hause zu ziehen. Dieses ruhige, vernünftige Abwarten von Etwas, das unsere zappelndste Ungeduld nicht um eine Sekunde früher herbeiführen kann, das aber sicher eintreffen muß, habe ich bei ähnlicher Gelegenheit noch nirgends so gefunden wie in der Schweiz. Daher sey dieses Zuges erwähnt. Wir Deutsche verlieren gerade bei solchen Kleinigkeiten ungemein leicht unsere Ruhe und Geduld, die doch sonst so probefest sind; und Mancher von uns würde harrensmüde, vielleicht mit der weisen Bemerkung: Es ist ja nicht der Mühe werth! davoneilen und die kostbaren Viertelstunden besser hinter dem — Biertische verwenden zu können glauben. Den guten Zürichern schien es aber doch der Mühe werth zu seyn, und statt sich zu vermindern, mehrte sich die Zahl der Harrenden. Endlich ertönte ein Kanonenschuß; aus dem Schützenhause setzte sich der lange Anzug der Züricher Sängervereine in Bewegung; die Zuschauermenge kam in größeren Fluß. Ein dreifaches Hurrah begrüßte die Eisenbahn-Ankömmlinge; jubelnd stimmte das Publikum, so ziemlich die ganze Bevölkerung der Stadt, ein. Die große eidgenössische Mutterfahne mit dem Kreuze auf rothem Grunde wallte neben den in Größe bescheideneren Genossen, von einer kräftigen Faust getragen. Im Ehrengeleite der drei Sängervereine Stadtverein, Harmonie und Sängerbund ging es in die Stadt zurück; da ward dem gefeierten Gaste noch eine Begrüßung. Vom Balkon des stattlichen „Hotel du Lac“ wehte das Sternenbanner der Vereinigten Staaten; ihr Consul schwenkte der Bundesgenossin den Hut entgegen; ein tausendfaches Hurrah war die Erwiederung aus der Kopf an Kopf dicht gedrängten Menschenmasse. Der Abend einte die Sänger nahe der Stadt in freundlicher Gartenanlage; Berner und Bündtner hatten sich mittlerweile dazugesellt. Andern Tages zog die gefeierte Fahne weiter dem Festplatze zu, halbwegs begleitet von einer berittenen Eskorte der Züricher Vereine bis Baltenschweil, wo das Comitee von Winterthur sie in Empfang nahm.

Die einleitenden Vorbereitungen eines Festes gehören oft so wesentlich zu diesem selbst, daß sie uns bereits seinen Charakter und seine Bedeutung andeuten. Ist ja bei manchen Feierlichkeiten das Aeußere, das Drum und Dran sogar die Hauptsache! Und anderntheils wieder sind wir schnell bereit, es „Volksfest“ zu nennen, wenn etwas mehr Menschen als ein Wirthshauslokal fassen kann, sich zusammenfinden, ein paar Zelte und Buden aufgeschlagen sind, die wandernden kunstlosen Genüsse für Auge und Ohr sich dabei einstellen und überhaupt in Allem etwas mehr gethan und genossen wird als gewöhnlich. Man hat uns an bescheidene Anforderungen gewöhnt. In Wahrheit vermögen wir aber nur da ein eigentliches „Volksfest“ zu erblicken, wo eine bestimmte Erinnerung, ein scharf ausgeprägter positiver Zweck eine ungewöhnliche Zahl Menschen aller Stände versammelt, und um

den eigentlichen Kern sich die reiche Fülle von Lust und Freude nur wie der golden schimmernde Rahmen um ein schönes Gemälde herumzieht. Erinnerung und Zweck aber müssen auch naturwüchsig, ungekünstelt und ungezwungen aus Geschichte, Leben und Bildungsstufe des Volkes selber hervorgegangen seyn. Nur dann wird solche Feste auch der warme Pulsschlag, die Natürlichkeit eines aus sich selbst hervorquellenden Lebens durchwallen, sie einerseits veredeln, anderseits nicht in jene Ungebundenheit hinabsinken lassen, die uns so oft in widerwärtigster Gestalt entgegentritt, wo große gemischte Massen sich ausnahmsweise einer fessellosen Lust überlassen können.

(Fortsetzung folgt.)

Münchener Briefe.

(München, 21. Juli.) Auf dem Ausstellungsgebäude weht heute wieder über den Farben der vereinigten deutschen Staaten die große bayerische Flagge. Man erwartete zu heute den Besuch des Königs von Würtemberg; derselbe wird aber erst in einigen Tagen eintreffen, um die Ausstellung in dem ganzen Glanze vollendeter innerer Ordnung zu sehen. Zum nächsten Dienstag, den 24. steht der Besuch des Königs und der Königin von Preußen in Aussicht. Während rechts vom Haupteingange des Glaspalastes noch zahlreiche Hände mit dem Auspacken und der Aufstellung neu angekommener Gegenstände beschäftigt sind, wenden wir uns nach der allgemeinen Uebersicht über die Gesammtgruppirung nunmehr gleich links vom Eingang näher zu der ersten Gruppe, welche die Mineralien und Brennstoffe umfaßt. Den ersten Platz in ihr nehmen die Erze und Metalle ein, welche so geordnet sind, daß jedes Roh-Metall zugleich durch die ersten Stadien seiner Zurichtung hindurch verfolgt werden kann. In dieser Weise reihen sich zum Beispiel an die Eisenerde und den Eisenstein das Roheisen und der rohe Guß, das Schmiedeisen und die Schienen, der Stahl, das Blech und die Drähte. Aehnlich ist die Folgeordnung auch bei den übrigen Metallen durchgeführt.

Die Mineralien sind, jedes Stück in einem besonderen Kästchen, mit einem Nachweiszettel versehen, auf grünen Tischen ausgestellt, während die Produkte der Bearbeitung, je nach der Natur des Gegenstandes sich entweder ebenfalls auf den Tischen oder an den Wänden oder in freistehenden Gruppen geordnet befinden. Namentlich sind die Wände des Ausstellungs-Raumes mit ungeheueren Tafeln von Eisen-, Kupfer- und Messingblech geschmückt, während große Bande von Stab- und Schmiedeisen in Pyramiden-Form sich an besondere Gestelle lehnen und in langer Reihe auf einer Erhöhung zur Seite große Rollen von Drähten und Metallröhren liegen. In der Mineralien-Abtheilung sind besonders Sachsen und Oesterreich stark vertreten, ersteres namentlich in Bezug auf die Erze, und letzteres in Bezug auf die aus der Erzbereitung hervorgegangenen Gegenstände. Aus Sachsen und zwar von der k. Mineralien-Niederlage in Freiberg sind unter No. 5665 zwei Mineralien-Sammlungen, die eine von 192, die andere von 400 Stücken, eingesandt, ebenso noch 2 allgemeinere geognostische Sammlungen von 200 und 260 Stücken. Die Mineralien sind nach Breitau, die geognostischen Sammlungen nach dem Systeme von Kotter geordnet. Gleicherweise hat das sächsische Bergamt zu Freiberg aus den Gruben des Freiberger Reviers eine Reihe von Erzgangstufen, namentlich Silbererzstufen und Kupfererzstufen ausgestellt. Auch aus Baden, und zwar vom Heidelberger Mineralien-Comptoir, ist unter No. 158 eine Mineralien-Sammlung von 80 Stücken nebst Katalog eingegangen. Unter No. 158 stellen sich kolossale Galmeystücke aus den Gruben der Berg- und Hütten-Besitzer Gebrüder Reinhardt zu Wiesloch in Baden dar. Schaustoffe von dem Blei- und Silberbau der Bezirke Klausthal und Zellerfeld, die Produkte der Erz-Aufbereitung bis zur vollendeten Wascherarbeit und endlich Producte des Blei- und Silber-Hütten-Prozesses hat das hannoverische Bergamt zu Klausthal unter No. 2761 geliefert. Vom deutsch-englischen Bergwerksvereine im Münsterthale im badischen Oberrheinkreis sind Bleiglanzstufen unter No. 42 eingesandt worden. Ebenso drei Stufen mit gediegenem Silber und ein Brandstück Fein-Silber von 70 Mark. Unter No. 5360 befindet sich sehr schönes Kupferglas mit buntem Kupfererz, sowie Rosetten-Kupfer, Phosphor-Chalzid und gediegenes Kupfer aus den Gruben St. Josephsberg, eingeliefert von der anonymen Gesellschaft für rheinischen Bergwerk- und Kupfer-Hüttenbetrieb zur Sternerhütte bei Linz am Rhein, im preußischen Regierungsbezirk Koblenz. Unter No. 5672 hat der sächsische Kupferhammer Grünthal schöne hartgewalzte, dünne Kupferbleche, Kesselschalen, Hutschalen und ovale Schalen ausgestellt. In der Eisen-Industrie ist besonders Oesterreich stark vertreten; namentlich sind es die süddeutschen Landestheile des Kaiserstaates: Steiermark, Kärnthen und Krain, welche zahlreiche Sortiments von Eisen- und Stahlproducten geliefert haben. Die Firma Roßthoen und Dickmann in Kärnthen hat eine Auswahl von Achsen und Schienen ausgestellt und einen Preis von tausend Gulden auf das Zerbrechen der Achsen gesetzt. Sehr reichhaltig ist auch die Firma Mayr aus Leoben repräsentirt, und zwar mit Locomotiv-Achsen, Kesselblechen, geriffsten Blechen, Radreifen, Façon- und Nagel-Eisen, sowie Stahl für Spiralfedern, Druckfedern und Sägeblätter, durch rohen und raffinirten Cementstahl und rohen Kisterstahl. Ein reiches Sensenlager hat Christoph Weinmeister in der Wasserleith bei Knittenfeld in Steiermark geliefert. Von nicht metallischen Mineralien sind die zu Baumaterialien sowie zu plastischen Arbeiten dienenden reichlich vertreten, namentlich haben die k. Bau-Inspectionen zu Zweibrücken, Kaiserslautern und Speyer Sammlungen von Steinen für Bildhauer und Steinmetzen geliefert. Die k. Bau-Inspection von Landshut hat Kalk und Sandstein-Quadern, die von Passau, Straubing und Deggendorf haben Granit, Kalk und ähnliche Materialien eingesandt. Die Bau-Inspectionen von München und Weilheim stellten Lehm, Mörgel und Gyps aus, die von Reichenhall und Berchtesgaden Proben von Marmor und Sandstein. Cement-Mehl und Cement-Tafeln sind aus Oesterreich und aus Oberbayern mehrfach vorhanden. Dachschiefer und Schablonen verschiedener Größe hat das bayerische Bergamt Steben geliefert; die verschiedenen Arten mit Schiefer zu decken sind vom Schieferdecker Sauer aus München an einem zierlichen Kirchenbau-Modell dargelegt worden. Salz ist in verschiedenen Arten ausgestellt. Namentlich hat Berchtesgaden zahlreiche Proben von Steinsalz vom großen $2^1/_2$ Fuß hohen Würfel bis zum feinsten Kochsalz geliefert. Auch die Brennstoffe sind in zahlreichen Sortiments vertreten. Namentlich Sachsens Bergwerke haben ganze Sammlungen eingesandt, von denen die aus den Zwickauer Kohlenwerken die vollständigste ist. Auch das Steinkohlenwerk im Plauen'schen Grunde bei Dresden hat zahlreiche Proben von Cinder, Koaks und Kohlen zusammengestellt. Die vorhandenen Torf- und Torfkohlen-Proben sind meistens aus Oberbayern gekommen. Von den der Gruppe 1 beigefügten geognostischen und Bergwerkskarten zeichnen sich besonders die beiden Karten aus, welche unter Aufsicht des sächsischen Ober-Bergamtes von den Professoren Neumann und Kotta bearbeitet und von der Berg-Akademie zu Freiberg herausgegeben worden sind. Es sind eine geognostische Generalkarte des Königreichs Sachsen und der angränzenden Ländern in einem Blatte und eine geognostische Spezialkarte desselben Ländergebiets in 11 Blättern; beide zeichnen sich auch durch schönen Druck und lebhafte Farbe aus. Zu ihnen gesellt sich ein Tableau der Profile des Zwickauer-Kohlen-Gebirges. Von der bayerischen General-Bergwerks- und Salinen-

Administration in München ist eine schöne Karte des Urgebirges an der bayerisch böhmischen Gränze und eine geognostische Aufnahmskarte des Erzreviers von Bodenwöhr ausgestellt. Beide, ursprünglich aus mehreren Blättern bestehend, stellen sich auf weiter Leinwandsfläche als Ganzes dar.

Mannichfaltigkeiten.

Zu dem am 15. und 16. Juli in Braunschweig begangenen sechsten Liederfeste des „Elmsängerbundes" hatten sich 27 Vereine mit 40 Fahnen und Standarten eingefunden.

Der Pariser Constitutionnel kündigt an, daß er Lamartine's Geschichte des ottomanischen Reichs in 6 Bänden, die er seinen Abonnenten als Prämie offerirt, um 120,000 Fr. käuflich an sich gebracht hat.

(München, 19. Juli.) Unter den gegenwärtig hier anwesenden Notabilitäten der Kunst befinden sich auch die Herren Kapellmeister Spohr von Kassel, Lindpaintner von Stuttgart, der Pianist Moscheles u. s. w. Die Anzahl der hier ankommenden Fremden steigert sich von Tag zu Tag.

Es dürfte nur Wenigen bekannt seyn, daß die Mutter der verstorbenen Henriette Sontag (Gräfin Rossi) noch am Leben ist; dieselbe hat ihren Wohnsitz in Dresden. Ein Bruder der berühmten Sängerin ist ein talentvoller Schauspieler und unter dem Namen Holm an der Schweriner Hofbühne engagirt; auch eine jüngere Schwester, Nina Sontag, hatte sich dem Theater gewidmet, die weltliche Laufbahn aber bald mit dem Kloster vertauscht. Für Biographen der Sontag wird es noch von Interesse seyn, daß nicht, wie allgemein angenommen wird, 1805, sondern 1803 das Geburtsjahr der Sängerin, dieselbe also im einundfünfzigsten Lebensjahr gestorben ist.

(Amoltern, Baden, 20. Juli.) So eben zeigte Hr. Posthalter Birmelin von Königschaffhausen (am Kaiserstuhl) bereits reife Trauben an seinem Rebkehle; in wenigen Tagen erreichen sie die vollständige Süße. (Freib. Z.)

Korrespondenz.

Mannheim, 20. Juli.

Die Resultate des Geschäftsbetriebs der im Lauf des Jahres 1847 dahier gegründeten „Handwerker-Bank", die den Zweck hat, hiesigen Handwerkern und andern Bürgern zu ihrem gewerblichen Betriebe verzinsliche Geldanlehen unter der Bedingung successiver Rückzahlung in kleineren Beträgen zu machen, waren zufolge des unlängst in der Generalversammlung erstatteten Rechenschaftsberichts des Geschäftsführers, Rentmeister Nestlen, so glänzend, daß dadurch verschiedene Erweiterungen des Geschäftsbetriebs beschlossen werden konnten. Wir heben hierunter namentlich hervor: die Einführung von Darlehn zur Entlassung des liegenschaftlichen Eigenthums, durch sogenannte Annuitäten, Renten, Tilgungsrenten oder Tilgungszinsen, wie sie hier benannt werden. Dadurch daß bei Geldaufnahmen gegen Verpfändung von Liegenschaften das geliehene Capital nicht theilweise, sondern nach einer zum Voraus bestimmten Aufkündigungsfrist nur im Ganzen abgetragen werden kann, kommt der Schuldner selten in die Lage, seine verpfändeten Liegenschaften frei zu machen. Um dieß nach Möglichkeit zu erleichtern, haben an verschiedenen Orten verschiedene Corporationen dahin wirkende Einrichtungen getroffen. Diese bestehen der Hauptsache nach darin, daß der Schuldner einen höhern als den gewöhnlichen Zins bezahlt und daß der höhre Zinstheil nebst dessen Zins und Zinseszins demselben als Capitalabtragung zugeschrieben und also an dem geliehenen Capitale abgerechnet wird. Auf diese Weise wird z. B. bei 4½ Prozent ein Darlehn von 100 fl. durch jährlich 23 fl. in 5 Jahren; durch jährlich 9 fl. 30 kr. in 15 und durch jährlich 6 fl. 30 kr. in 28 Jahren getilgt u. s. w. Die wohlthätige Folge dieser neuen Einrichtung wird seyn, daß die Gemeinde in einer Reihe von Jahren viele kleine Eigenthümer besitzt, welche durch eigene Kraft sich von Schulden befreien konnten, und daß dadurch der Wohlstand mehr und mehr zunehmen wird. Was den seitherigen Geschäftsbetrieb der Handwerkerbank anlangt, so steigerte sich die Zahl der gewöhnlichen Darlehn von ursprünglich 62 auf 377 im Gesammtbetrag von 51,930 fl. Im Ganzen sind seit der Gründung der Handwerkerbank 2308 Darlehn mit einer Gesammtsumme von 179,917 fl. gegeben und noch nichts verloren worden; und es hat sich dabei das ursprüngliche eigne Vermögen der Bank im Betrag von 526 fl. an Geschenken auf 3631 fl. vermehrt. So großartige Resultate durch verhältnißmäßig unbedeutende Opfer der Gründer der Bank dürften doch wohl geeignet seyn, zur Gründung weiterer derartiger Anstalten, wie die hiesige Handwerkerbank anzuspornen.

Bad Homburg, 23. Juli.

Die wahrhaft tropische Hitze, die seit einigen Tagen hier herrscht, erfüllt nicht nur unsere Landleute mit Freude, die ihre Mühe dießmal reichlicher als seit Jahren belohnt sehen, auch auf die Taunusbäder ist das italisch warme Wetter von Einfluß und unser liebliches Bad hat sich in dieser Woche in ungewöhnlicher Weise gefüllt; während bis jetzt der reichere Bürgerstand bei uns weniger vertreten war, da das anhaltende Regenwetter ihn vom Reisen abhielt, ist er jetzt in großer Anzahl hier eingetroffen und namentlich Berlin, Leipzig und Dresden haben uns ein zahlreiches Contingent von Besuchern geliefert. Aber auch die hohe Aristokratie ist in vielen ihrer Repräsentanten hier anwesend und so zählen wir die Gemahlin des verstorbenen Königs von Preußen, die Fürstin von Liegnitz, den Fürsten Radziwill, den brasilianischen Gesandten am belgischen Hofe, Chevalier von Segueira, die Gräfin Kisseleff, den Fürsten Joussoupow, den Fürsten Hugo zu Hohenlohe und viele Andere zu unseren Badegästen. Die berühmte Sängerin Madame de la Grange wird auf Verlangen der Kurgäste, welche der Administration mehrfach ihren Dank für den Genuß, den ihnen diese Künstlerin bereitet, lebhaft aussprachen, nächsten Sonnabend ein zweites Konzert im Conversationshause geben; in demselben wird auch der bekannte Pianist Alfred Snell, der die leider nun verblichene Henriette Sontag bekanntlich auf ihrer Kunstreise in Amerika begleitet hat, sich hören lassen; der nächste „Mittwochsball" scheint, nach den Anforderungen für Billete, besonders besucht zu werden.

Bensheim, 20. Juli.

Die unsere schöne Bergstraße und ihre reizenden Seitenthäler besuchenden Blumenfreunde macht man besonders auf das im gräflich Schönberger Schloßgarten gegenwärtig in voller Blüthe stehende prachtvolle Nelkensortiment aufmerksam, dem bekanntlich seit Jahren schon die allgemeine Bewunderung zu Theil geworden ist. Und in der That dürfte auch dieser gänzlich aus eigener Zucht des freundlichen Hofgärtners Storck bestehende Nelkenflor in Seltenheiten, Schönheit und reichhaltiger Mannichfaltigkeit wohl nicht seines Gleichen finden.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 25. Juli. Gastdarstellung des Herrn Lußberger, vom k. k. Hofburg-Theater in Wien. (Neu einstudirt): Der Königslieutenant, romantisches Zeitbild aus Goethe's Jugend in 5 Aufz. von C. Gutzkow.

Mittwoch, 26. Juli. Auf vielseitiges Verlangen wird Frau Anna de la Grange, erste Sängerin der kais. Oper zu St. Petersburg, noch eine Gastdarstellung geben. Der Barbier von Sevilla. Rosine: : Frau de la Grange. — Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.

Bockenheimer Sommertheater.

Dienstag, 25. Juli. Bürgerball nebst Gartenbeleuchtung.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 177. Mittwoch, den 26. Juli 1854.

Blanka.

Aus dem „Nederlandsche Museum“ übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

Aus den Worten des Kapitäns St. André kann der Leser auf seinen Charakter schließen, und wenn man ihn für leichtsinnig und von sich selbst eingenommen halten will, so müssen wir leider gestehen, daß man ihn nicht falsch beurtheilt. Der Krieg bietet wenig Gelegenheit, das weibliche Herz in der Nähe kennen zu lernen, und der Soldat, an leichte Siege gewöhnt, weil er gewöhnlich blos mit solchen weiblichen Wesen in Beziehungen kommt, deren Grundsätze minder streng sind, beurtheilt das schöne Geschlecht nach Denen, die er hat kennen lernen. So war's auch mit St. André. Sein Herz war nie für eine tiefere, dauerndere Neigung empfänglich gewesen; er glaubte auch nicht, daß Jemand dazu im Stande sey, obgleich er sonst der gutmüthigste Mensch von der Welt war, dem es nie eingefallen wäre, Jemandem absichtlich leid zu thun.

Das Gespräch bei Tische war so lebhaft, wie es nur unter jungen Männern seyn kann, welche nicht nur Kameraden, sondern auch Freunde und deren Wünsche alle auf dasselbe Ziel gerichtet sind. Da der feurige italienische Wein den jungen Kriegern köstlich mundete, so machte die Flasche häufig die Runde, bis endlich der Kapitän bemerkte, es sey nicht rathsam, allzu lange aufzubleiben, weil man nicht wissen könne, was die Nacht bringen werde. Dieß hatte zur Folge, daß die Andern sich entfernten, dem Hauptmann gute Nacht wünschten und ihn allein ließen.

Nicht ohne die Hoffnung, seine schöne Wirthin nochmals zu sehen, hatte St. André seinen Stuhl ans Fenster gestellt, in der Erwartung, man werde kommen, um den Tisch abzudecken; doch dießmal hatte er sich getäuscht: bloß die alte Magd trat ein, um dieß zu verrichten und zugleich zu fragen, ob der Offizier noch Etwas wünsche. Dieser, einigermaßen verdrießlich über die fehlgeschlagene Erwartung, antwortete verneinend, und da es schien, daß seine Hoffnung nicht werde erfüllt werden, beschloß er, sich zur Ruhe zu begeben. Nachdem er die Thür gut verschlossen und noch einen Blick auf den vom Monde beleuchteten Hof geheftet, um zu sehen, ob die Schildwache auf ihrem Posten stehe, warf er sich ganz angekleidet auf sein Bett.

III.

Die Nacht verging ohne irgend eine Störung. Als St. André am folgenden Morgen erwachte, war sein erster Gedanke das schöne Mädchen, das er am vorigen Abend gesehen und deren Bild ihn selbst während der Nacht im Traume nicht verlassen hatte. Nachdem er die Pflichten, welche sein Dienst ihm auferlegte, erfüllt, begann er ernstlich zu bedenken, was er thun solle, um die schöne Italienerin wieder zu sehen und überließ sich gänzlich diesen Gedanken mit der gewöhnlichen Sorglosigkeit eines Franzosen.

Der Zufall, oder — wie er es sich einbildete — nicht der Zufall, sondern das junge Mädchen selbst erfüllte seinen Wunsch; denn als er in der frischen Morgenluft im Garten sich erging, gewahrte er am Ende desselben eine weibliche Gestalt, welche ihm Diejenige zu seyn schien, die er suchte. Er richtete seine Schritte dahin und, näher gekommen, bemerkte er, daß er sich nicht geirrt hatte.

Es war Blanka — denn wir wollen ihr diesen Namen ferner geben, obgleich sie in der Umgegend noch unter einem andern Namen bekannt war, den man ihr wegen ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit beigelegt hatte. Man nannte sie „die Blume des Vesuvs“, und wahrlich, nie entwickelte sich eine schönere Blume unter Italiens Himmel, als diese üppige Gestalt mit ihren großen glänzenden Augen und den dunkeln Locken. Und dabei konnte man kein liebreizenderes, freundlicheres Mädchen sich denken. Sie schien durchaus unbekannt mit ihren Vorzügen, und wenngleich kein Kind mehr, besaß sie doch noch alle Heiterkeit und Unschuld eines Kindes. So war sie zu der Zeit, worin wir sie unsern Lesern vorstellen; so war sie, als an jenem Morgen der Hauptmann sie im Garten traf.

Wir haben St. André's Charakter bereits geschildert. Er war, bei seinem Leichtsinn, gefühlvoll und gutmüthig, und gewiß würde er, wenn er hätte ahnen können, welch ein meilenweiter Unterschied zwischen Blankas Herzen und jenem der Frauen bestand, welche er bis dahin kennen gelernt, — gewiß würde er dann nie ein so grausames Spiel mit der Jungfrau getrieben haben. Doch bald genug, nachdem er einige Worte mit ihr gewechselt, hatte er eingesehen, daß diese Eroberung nicht so leicht von statten gehen werde, als er im ersten Augenblick gedacht. Aber nur um so eifriger verdoppelte er seine deßfallsigen Bemühungen, bis endlich der Tag seiner Ablösung gekommen war und er nach Neapel zurückkehren mußte.

Nicht ohne ein Gefühl von Eifersucht sah St. André den Offizier, der das ihn ablösende Korps befehligte, einrücken. Er fürchtete, diesem würden seine Bemühungen bei Blanka besser gelingen, als ihm, dem Scheidenden. Er dachte nicht im mindesten daran, daß er auf ihr unschuldiges Herz tiefen Eindruck gemacht, daß diese ihn liebte, so warm und innig, als nur die erst erwachte Liebe eines Mädchens es vermag, das unter Italiens glühendem Himmel geboren ist.

Von diesen Gedanken erfüllt, sah er mit Sehnsucht dem Tage entgegen, an welchem die Reihe, diesen Posten zu beziehen, sein Regiment wieder treffen würde und er seinen Kameraden den

Vorschlag machen könnte, an dessen Stelle die Meierei zu besetzen. Dieser, der eben nicht sehr darauf verpicht war, der Hauptstadt und ihren Vergnügungen Lebewohl zu sagen und seine Zeit in einer langweilenden Einsamkeit zuzubringen, gab gern seine Einwilligung. So sah denn St. André die holde Jungfrau wieder.

Die Franzosen hatten unmittelbar nach Besetzung der Hauptstadt alle möglichen Schritte gethan, jedem ferneren Widerstande des Volkes zuvorzukommen. Auf Befehl des französischen Generals ward es entwaffnet und die revolutionäre Partei, die es mit den Franzosen hielt, auf alle Weise begünstigt. Nichts destoweniger dauerten die Scharmützel in den Gebirgsgegenden noch immer fort und wurden namentlich von Seiten der Neapolitaner mit gränzenloser Erbitterung geführt, ja, die Anzahl der Feinde der Republik nahm täglich zu. Transporte wurden erbeutet, Kuriere angehalten, kleinere Truppenabtheilungen mußten über die Klinge springen und der glückliche Erfolg steigerte den Muth der Neapolitaner, welche ihre Streifzüge sogar bis an die Thore der von den Franzosen besetzten Stadt ausdehnten.

Der dem Kapitän St. André anvertraute Posten war aus gedachtem Grunde gefährlicher denn je geworden, und ungeachtet der Veranlassung, die ihn nach der Meierei geführt und seine Gedanken so mannichfach beschäftigt hielt, versäumte er doch nicht, alle möglichen Vorsichtsmaßregeln zu nehmen. Allein gerade die einsame Lage des Meierhofes schien den Neapolitanern zu günstig, um nicht einen Versuch zur Vernichtung der darin liegenden Hand voll Feinde zu wagen. Durch ihre Spione hatten sie die Stärke dieser Mannschaft genau erkundet; sie wußten den Tag, an welchem die Ablösung stattfinden sollte und hatten gerade eine solche Nacht zu der beabsichtigten Ueberrumpelung bestimmt, weil zu vermuthen stand, daß die Soldaten, durch den langen Marsch ermüdet, sich in dieser Nacht früher als sonst der Ruhe überlassen würden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Sängerfest in Winterthur.

(Fortsetzung.)

Nur die Schweiz, möchte ich behaupten, kann Volksfeste der hier gemeinten Art feiern, die ebenso wenig von irgend einer Seite her befohlen oder wenigstens instruirt, noch in ihrer selbstständigen Entwicklung beanstandet, beschränkt oder gehemmt sind. Wer die Menschen kennt, weiß aber auch, das das selbstgegebene Gesetz erhebt und nur das ohne unser Zuthun aufgelegte belästigt. Und in der That dürfte dem nur etwas aufmerksamen Beobachter nicht entgangen seyn, daß der Schweizer trotz seines ungezwungenen, ja nicht selten derben Auftretens bei solchen Gelegenheiten zahlreicheren Zusammenkommens in der Regel sich eines sehr achtenswerthen Taktes befleißigt, der um so weniger der Scheu vor den bewaffneten Wächtern der öffentlichen „Ruhe und Ordnung" zuzuschreiben ist, als ja gerade deren Abwesenheit oder nothdürftige Vertretung es ist, was den Versammlungen hier ein weiteres eigenthümliches und von andern so verschiedenes Gepräge gibt. Ich will an dieser Stelle sogleich beifügen, daß ich mit einiger Verwunderung, namentlich am zweiten Tage, wo eine tüchtige Sommertemperatur ganz geeignet war, entschuldbar „viel Durst" zu erzeugen, dessen auffälligere Spuren vermißte. Zum Bilde des Ganzen gehört diese Bemerkung, und darum möge sie mir der Leser nicht verübeln. Ich habe immer geglaubt, man lerne Natur und Charakter eines Volkes besser an diesen noch frisch aus dem Boden sprudelnden Quellen seines Gebahrens kennen als bei dem flüchtigen Gange durch seine Hotels, seine Salons und conventionellen Zirkel.

Ehe ich ein möglichst getreues Gemälde der beiden eigentlichen Festtage aufrolle, gestatten Sie mir noch einige Worte über den Ort. Kaum konnte für den Zweck eines heitern Sängerfestes ein freundlicherer gewählt werden. Im Kranze seiner grünen mit Laubholz gekrönten und mit einer edlen Rebe umpflanzten Hügel liegt das schöne Städtchen oder die Stadt Winterthur gar lachend und anmuthig längs der Eulach, die sich wenig weiter in das wildere Bergwasser der Töß ergießt. Eine selbst in der regsamen Schweiz besondere industrielle Betriebsamkeit hat seine freundlichen Bewohner, deren geselliger Ton eines guten Rufes genießt, wohlhabend und reich gemacht. Davon zeugen nicht bloß die zahlreichen Fabriketablissements; auch die zierlichen Gärten und geschmackvollen Landhäuser seiner nächsten Umgebung, vortreffliche Gemeindeinstitute und die im Aeußern schon für sich sprechende sorgfältige Pflege für das Schulwesen. Die saubere Stadt hat die enge Schranke ihrer alten Mauern und Gräben durchbrochen; auf dem Schutte des Mittelalters die schattige Behaglichkeit schöner Promenaden angelegt und mitten in das Grün ihr großartiges Gebäude für die Jugendbildung gebaut. Ich mache gern den sichtbaren Umfang der materiellen Sorgfalt zum Maßstab für die geistige; und selten nur wird man sich hierin irren; am wenigsten da, wo kaum wohl allem Uebrigen nach an die bloße Befriedigung einer verschwenderischen Laune oder Eitelkeit gedacht werden kann. So wenig man beim Anblick einer verfallenen Scheune an einen fleißigen und sorgsamen Landwirth denken wird, so wenig wird man sich täuschen, schließt man bei einer luft- und lichtlosen Schule auf einen ähnlichen Inhalt zurück. Um so erfreulicher, wo das Gegentheil zu sehen ist. Die Gegend Winterthurs entbehrt auch nicht eines hohen historischen Interesse. Wo in enger Schlucht zwischen den bewaldeten Hügeln die oft gefährliche Töß ihre wilden Wasser am Felsen bricht, erhebt sich noch wohlerhalten die alte Kyburg, einst Sitz eines mächtigen Geschlechtes, das Namen und Güter an Habsburg gab, in dessen kaiserlichem Titel der erstere heute noch steht, während letztere längst anderem Geschick gefolgt. Rudolph von Habsburg war der Erbe des Oheims von Kyburg. Heute bewohnt ein Pole die Räume, welche eine Zeitlang auch die deutschen Reichskleinodien umschlossen hatten. Etwas weiter hinab an der Töß liegt das gleichbenannte Dorf. Die Reste seines alten Klosters machen allmälig den Bauten der modernen Industrie Platz; aber in diesem Kloster brütete einst Agnes von Ungarn, des an der Reuß ermordeten Albrechts Tochter, über den Planen einer blutigen Rache, deren Spuren zum Theil noch in den Trümmern gebrochener Burgen weit und breit im Lande umher sichtbar sind. Die heilige Stätte ward reich von dem Gute Schuldiger und Unschuldiger. Ueber Winterthur, wo jetzt das weit ausgedehnte Pfarrdorf Ober-Winterthur, stand der Römer berühmtes Vitudurum, über das einst die Heerstraße von Vindonissa her zur römischen Gränzfestung ad fines (Pfyn) und an den Bodensee lief. So ist hier ein reicher Boden für Sage und Geschichte.

II.

Die gute Stadt Winterthur hatte sich in ihr schönstes Festkleid geworfen und Alles gethan, was den Sängergästen zum Beweise einer freundlichen Aufnahme dienen konnte. In das frische Grün der Ehrenpforten war ein bunter Blüthenschmuck eingewoben, der in recht geschmackvoller Weise hundertfach an den öffentlichen Gebäuden, an den schönen Bronnen und vielen Privathäusern wiederkehrte. Nur die doch meist hölzerne Festpoesie hatte sich nicht häufig eingestellt und wir wußten ihr dieß aufrichtig Dank, da Blatt und Blume und die lebendige Freundlichkeit der wackern Gastfreunde bessere und hinreichende Poesie boten. Der Eingang des Festplatzes ließ uns folgenden Vers lesen, mit dem man sich gerne in Uebereinstimmung erklären wird:

Für einen Festschmuck, Freunde, konnten wir nicht sorgen,
Er liegt in Sängers Herz, ein reicher Schatz, geborgen:
O nimm es rasch heraus, das Kleinod reiner Freude,
Und setze es noch ein in unser Festgeschmeide!

Leider zeigte sich das Wetter, das in den Vortagen viel Gutes versprochen hatte, in seiner dießjährigen Laune dem Beginne des eigentlichen Festes (am 16. d., einen Sonntage dem Kalender, aber nicht dem Himmel nach) wieder ungnädiger. Den Besuch selbst schien es kaum beschränkt zu haben. Als ich durch den trüben Regenmorgen dahinfuhr, strömte es trotz dieser Ungunst zu Wagen und Fuß von allen Seiten dem Festorte zu. Unwillkürlich kamen mir des Dichters Worte in den Sinn:

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint —

war auch der Himmel kein griechisch blauender, sondern ein recht trüber nordischer. Den Schweizer aber schrecken solche kleine Leiden wenig; und je näher der Stadt, desto dichter wurden die Schaaren und dem äußern Mißgeschick hielt die frohe Erwartung und innere Freudigkeit überreichlich das Gleichgewicht, und kaum wohl hat ein einziger Verein sich zurückhalten lassen. Ich kam gerade noch zur feierlichen Uebergabe der eidgenössischen Fahne an das neue Centralkomitee. Daß es dabei nicht ohne ein paar Reden, nicht ohne einige Anspielungen auf die Zeitverhältnisse abging, braucht kaum erwähnt zu werden. Auch das mußte man in der Ordnung finden, daß einer der Redner das Fest gegen den Vorwurf der unpassenden Zeit zu wahren suchte; fiel es doch allerdings mit seinem Sange und Jubel in Tage, die mit ihrem Ernste und ihrer Bedrängniß keinen Platz für jene zu lassen schienen! Gleichwohl bedarf es im Grunde einer besondern Rechtfertigung? ist es ein Verdienst, mitten im Glücke dem Uebermuthe den Zügel schießen zu lassen, und bei der Flucht der launischen Göttin demüthig den Kopf zu hängen? oder ist es männlicher, der trüben Gegenwart eine muthige Stirne, ein tapferes Herz und eine fleißige Hand zu zeigen und daneben sich ein paar Tage nicht des Vergessens, wohl aber der Erhebung über die Bedrängniß des Augenblicks zu retten? Dabei darf man nicht aus dem Auge verlieren, was ich bereits angedeutet, daß es sich bei einem wahren Volksfeste nicht um den sorglosen Jubel von ein paar Stunden handelt, sondern seine Bedeutung tiefer gegriffen seyn will und dann den weitergehenden veredelnden und nationalen Einfluß nicht verkennen läßt. Dann ist Gesang oder was immer den Namen zum Feste hergeben mag, gewissermaßen nur der Punkt, um den die Krystalle anschießen.

(Schluß folgt.)

Henriette Sontag.

Henriette Sontag war die europäische Bühnen-Nachtigall und Göttin eines vorigen Jahrzehnts, deren reizende Erscheinung, bezaubernde Töne, Triller und Passagen hinter den idealisirenden Lampen der Bretterwelt hervor halb Europa in die freudigste Bewegung setzten, die Zeitungsschreiber in hitzige Federkriege verwickelten, Dichter und Dichterlinge zu Sonetten begeisterten, und die sogar die Heldin eines Romans: „Henriette, die schöne Sängerin“ wurde. Sie war 1803 in Coblenz geboren, wo die Eltern, Schauspieler, sie für die Bühne erzogen. Schon im 5. Jahre erschien sie als Salome im Donauweibchen. Nach dem Tode ihres Vaters (1817) bereiste sie mit ihrer Mutter mehrere Bühnen und kam von Darmstadt nach Prag, welcher Stadt Henriette die künstlerische Ausbildung ihrer Stimme verdankt. Ihr erstes Auftreten als Sängerin im 12. Jahre war ein Triumph, wie jedes nochmalige Spiel. Nach Wien zur deutschen Oper berufen bildete sie sich nach Mad. Fodor-Mainville vollends aus, und entzückte das Wiener Publikum bis 1824, in welchem Jahre die Oper sich auflös'te und mit welchem der welthistorische Ruhm der reizenden Sängerin begann. Sie brachte durch einige Gastrollen in Leipzig (Euryanthe) das ganze Publikum außer sich; die Zeitungen wurden poetisch und verkündeten ihren Ruhm aller Welt. Sie wurde mit Mutter und Schwester am neuen königsstädter Theater in Berlin angestellt, und die Berliner klatschten, jauchzten und jubelten, und der Hof ernannte sie zur königl. Hof- und Kammersängerin. Im Sommer 1826 erschien sie auf der Pariser Bühne, und Paris war Feuer und Flamme. Ueberall vergöttert, begab sie sich über Frankfurt und Weimar, wo sie bei Göthe speiste, nach Berlin zurück, welches sie schon 1827 trauernd wieder abreisen sah nach Paris und London, wo sie 1828 und 1829 in der italienischen Oper sogar die stolzen Briten zur Huldigung zwang. Im J. 1830 gewann sie Berlin wieder mit 6000 Thlr. jährliche Gage. Von hier machte sie noch einige triumphirende Kunstreisen nach Warschau, Petersburg, Moskau u. s. w.; worauf sie ihre Hand dem sardinischen Geschäftsträger im Haag, Grafen Rossi, gab, dem sie auf seinen verschiedenen Gesandtschaftsposten im Haag, beim deutschen Bunde in Frankfurt a. M., in Petersburg, Berlin folgte. In der neuesten Zeit hatte die Gräfin Rossi die Bühne von neuem betreten und zwar 1849 zuerst in London, worauf sie auch in Paris wieder öffentlich aufgetreten war.

Mannichfaltigkeiten.

Der russische Kaiser mit seinen Getreusten und Vertrautesten hatte seine Sommerresidenz Peterhof bei Petersburg bezogen. Es war eine schöne, laue, die erste russische Sommernacht; schlafen konnte Niemand: durch die stille Nacht herüber drangen leise ferne Töne zu dem kaiserlichen Ohre; das waren keine russischen Weisen! Die Höflinge sahen sich an und sprachen lauter, aber der Kaiser hörte und fragte doch: was ist das? und antwortete sich ohne Worte selber; denn eben trug der Abendwind die Töne des God save the King und des Rule Britannia vernehmlich herüber. Der alte Napier hatte auf seinen Schiffen vor Kronstadt dem Kaiser die Ueberraschung bereitet. Es war der Vorabend des kaiserlichen Geburtstages.

Korrespondenz.

Leipzig, 15. Juli.

Noch immer eeiht sich Gastspiel an Gastspiel auf unseeer Bühne und ein Abend, an dem eine Vorstellung ohne Gast stattfindet, gehört jetzt zu den Seltenheiten. Die Heeren Härling von Breslau, welcher als Hamlet und Don Carlos, und Brunner vom Hoftheatee in Braunschweig, dee als Maequis Posa und Wallenstein auftrat, fanden beim Publikum keine günstige Aufnahme und eeisten nach iheen beiden Gastspielen gleich wieder ab. Hr. Schneider vom Hoftheatee in Oldenburg gab den Shylock im „Kaufmann von Venedig“ und den Herrn von Glittern in Töpfers Lustspiel: „Der reiche Mann odee die Wasseekue“ — und bekundete den routinirten Schauspieler älterer Schule, dem aber im Allgemeinen eine schärfere Ausprägung und Durchführung eines Charakters mangelt. Ee eentete Beifall und Hervorruf und dürfte für unseee Bühne, wo das Chaeakter- und Intriguantenfach nur mittelmäßig besetzt ist, eine willkommene Acquisition seyn. Ein jugendlicher Liebhaber, Hr. Karlowa von Braunschweig, der als Philipp Barneveldt in Dingelstedt's: „Das Haus Barneveldt“, und als Max Piccolomini gastirte und sich vielen Beifalls zu eefreuen hatte, ist vom Sep-

tember an für das Fach der jugendlichen Liebhaber engagirt. Er ist im Besitze einer einnehmenden Persönlichkeit und eines hübschen angenehmen Organs und berechtigt bei seiner Jugend, wenn er mit Beharrlichkeit und Fleiß in seinen Studien eine gewisse Bescheidenheit verbindet, zu schönen Hoffnungen. Hr. Staudigl, welcher längere Zeit gastiren sollte, schloß nach der dritten Rolle sein Gastspiel und reiste in aller Stille ab, nachdem alle Welt darüber einig war, daß seine Zeit vorüber sey. Wir gehen nun zu dem Gastspiel des Hrn. Steger, vom k. k. Hofoperntheater in Wien, über und müssen gestehen, solch riesige Stimmmittel bei einem Tenor noch nicht gehört zu haben; schade, daß die unselige Manier der neueren italienischen Schule, das häufige Tremuliren, dem Gesammterfolg seiner Leistungen Abbruch thut. Er sang den Edgardo in „Lucia Lammermoor", Lyonell in „Martha" und Arnold im „Tell", und müssen wir dieser letzteren Parthie den Preis zuerkennen. Im Duett mit Tell und im Terzett auf dem Rütli war sein Gesang von der großartigsten Wirkung und wirkliche Beifallsstürme belohnten diese herrliche Leistung. Er ist ein wahrer Heldentenor, dem nur mehr Maßhalten und mehr künstlerisches Bemessen zu wünschen wäre. In einer Wiederholung von Mozarts Zauberflöte, worin Frau Gundy als Königin der Nacht viel Beifall erntete, sang unser Bassist, Herr Schott, den Sarastro so vorzüglich, daß er mit stürmischem Applaus und Hervorruf belohnt wurde; den wackeren Sänger, der nun bald sein neues Engagement am königl. Hoftheater zu Hannover antritt, werden wir gewiß später oft vermissen. Eine herrliche Erscheinung in unserer, an schönen und gesunden Stimmen so armen Zeit ist Herr Theodor Formes vom k. Hoftheater in Berlin, der bereits zweimal als George Brown in der weißen Dame und Gennaro in Lucretia Borgia und zweimal als Masaniello in der Stummen von Portici hier auftrat und große Sensation hervorrief. Die Stimme des Hrn. Formes eignet sich mehr für lyrische Partien, besitzt jedoch auch bedeutende Kraft, ist von sehr reinem Wohlklang und tüchtig geschult; überhaupt ist sein Gesang natürlich schön, ohne alle Manier oder Unart, und quillen die Töne gleichmäßig schön bis zum hohen a und b ohne Anstrengung aus der Brust hervor. Wir sind in Zweifel, welcher von den drei Partien des Hrn. Formes wir den Preis zuerkennen sollen; er war in jeder gleich ausgezeichnet. In der Stummen von Portici wurde der geschätzte Gast von Hrn. Schott (Pietro) und Frau Günther-Bachmann (Fenella) auf das Trefflichste unterstützt, und wurden alle drei nach den Actschlüssen hervorgerufen. — Bei Gelegenheit des hiesigen Thomanerfestes hatten wir zugleich das Vergnügen, den ehemaligen Zögling der Thomasschule, nunmehrigen k. würtembergischen Hofschauspieler Hrn. Gruner, an vier Abenden auf unserer Bühne bewundern zu können. Er spielte den Nathan, Franz Moor, Pfeffer in No. 777 und Mephisto in Göthe's Faust und zeigte sich als bedeutenden Charakterdarsteller, wenn auch mitunter einige Manierirtheit nicht in Abrede zu stellen ist. Von ganz besonderem Eindrucke war seine Deklamation von Schillers Gedicht: die Glocke, das wir noch nie so meisterhaft vortragen hörten. Nach dreimaligem, sehr beifällig aufgenommenen Gastspiel ist Herr Denzin vom Stadttheater zu Düsseldorf für das komische Fach engagirt worden. — Ueber unser Sommertheater wollen wir so lange schweigen, bis die Regenzeit aufgehört hat. Zum Schlusse noch die, für unsere Opernverhältnisse nicht sehr erfreuliche Nachricht, daß der tüchtige Dirigent und Kapellmeister Hr. Julius Rietz nun auch zum 1. September die hiesige Bühne verläßt, um eine mehrjährige, sehr vortheilhafte Anstellung als Dirigent und Oberleiter der hiesigen Gewandhaus-Konzerte anzutreten. Wir glauben wohl, daß es ihm gelingen werde, die seit einigen Jahren vom Glanzpunkt ihres Ruhmes bedeutend herabgesunkene Anstalt wieder zu heben, da ihm während der Sommermonate Zeit geboten ist, tüchtige Talente für die Konzertsaison zu acquiriren und so den Mängeln abzuhelfen, über die schon seit längerer Zeit bitter geklagt wird.

L i t e r a t u r.

Geschichte, Länderkunde und Tagesfragen.

„Geschichte der **englischen Republik** bis zum Tode Cromwells" von Fr. Guizot. M. L. K. (Lpz., Lorck) Der Verf. dieses ausführlichen Werkes hat ein so bedeutendes Stück Geschichte persönlich handelnd und leidend mit erlebt, daß seine Auffassung jenes merkwürdigen Zeitraums unsere Aufmerksamkeit verdient. Seine eigentliche geschichtliche Stellung läßt so ziemlich die rechte Mitte in seiner Kritik erwarten, und es überrascht uns nicht, daß er zwar von den „Königsmördern" spricht, aber doch „die Stuarts und die Anarchie" als Cromwells Eden nebeneinander stellt. Sein Urtheil über Letzteren (gleich dem über Robespierre eine der schwierigsten Aufgaben) hat er an mehreren Orten, wie S. 64, 290, 416, ausgesprochen und begründet. Er sagt u. A. „Cromwell war ein ehrgeiziger und selbstsüchtiger, obgleich wahrhaft großer Mann, der beschränkte und hartherzige Fanatiker zu seinen Werkzeugen hatte". Ihm gegenüber hebt der Verfasser H a r r y V a n e's republikanische Sinnesreinheit und C a p e l l s royalistische Märtyrertreue hervor; Cromwells Verfahren gegen Letzteren bietet ein psychologisches Räthsel. Den Glaubenszwang Cromwells gegen die Kindererziehung im elterlichen Hause selbst rügt Guizot, scheint aber nicht zu wissen, daß im heutigen Preußen und Bayern traurige Seitenstücke dazu vorkommen. Mit großem Interesse lesen wir, daß damals den katholischen Iren Gewissensfreiheit geboten, aber mit Recht die Lossagung von dem weltlichen Gehorsam gegen den Souverän in Rom auferlegt wurde. Damals wie jetzt, wußte die römische Leibgarde dem bethörten Volke zu seinem Unheil Religion und Kirchenherrschaft — die stärksten Gegensätze! — listig als Eines und das Selbe darzustellen. — Die heutigen Umtriebe dieser herrschsüchtigen Partei gegen den Staat und das Wohl der menschlichen Gesellschaft werden in einer bei Fromman in Jena erschienenen Schrift „Das **Reich Gottes** und Staat und Kirche" kräftig beleuchtet. Sie ist zunächst gegen eine Schrift H i e s c h e r s gerichtet, welche zwar nicht den scandalösen Charakter einer neueren von K e t t e l e r's über denselben Gegenstand trägt, aber doch die wiederholte Inconsequenz ihres Verfassers und die Sophistik der Partei hinlänglich bezeugt. Mit Recht mißt die Jenenser Schrift der Auflehnung der oberrheinischen Bischöfe eine nicht bloß örtliche Bedeutung bei; ihr Inhalt und ihre allgemein verständliche Form empfehlen sie Jedem, dem es um Wahrheit und Klarheit zu thun ist. — Die dritte Lieferung der von P a a l z o w herausgegebenen „**Aktenstücke** der russischen Diplomatie" (Berlin, Fr. Duncker) enthält eine Einleitung über die Fragen der heiligen Stätten, Depeschen der russischen Diplomatie von 1825—30, deren Schriftenwechsel mit der ottomanischen Pforte bis zum Ende der Menschikoff'schen Sendung und Eröffnungen des russ. Kabinets bis zum Ende des J. 1853. — Eine Reihe kleinerer Schriften über „Europas b r e n n e n d e F r a g e n" (Leipzig, J. A. Romberg) schildert in Nr. 1 „**Rußlands** wahre Lage", in Nr. 2 „das **schwarze** Meer und die **Ostsee**". Eine möglichst thatsächlichste und unparteiische Entwickelung erleichtert das Urtheil des Lesers, ohne ihm vorzugreifen. So werden Rußlands allmälige Eroberungen nach Zeit und Umfang aufgezählt, aber auch Belege dafür gegeben, daß es seine Errungenschaften denn doch nicht unter allen Umständen festhält. Die Vergleichung seiner Kräfte nach Quantität und Qualität mit denen seiner Gegner ist nicht geeignet, die Russenfreunde zu ermuthigen. Nr. 2 ist ein zweckmäßig geordnetes Handbüchlein über jene wichtigen Seegebiete und ihre Gestade; Zeitungsleser können es bei jeder beliebigen Karte benutzen. Die einzelnen Nummern sind (zu 12 Sgr.) getrennt verkäuflich.

(Schluß folgt.)

(B e r i c h t i g u n g.) Der Pianist, der am nächsten Samstag in Bad Homburg im Konzerte der Madame d e l a G r a n g e mitwirkt, heißt nicht S n e l l, wie es durch einen Druckfehler in dem gestrigen Berichte aus Bad Homburg irrig hieß, sondern A l f r e d J a e l.

T h e a t e r - A n z e i g e.

Mittwoch, 26. Juli. Auf vielseitiges Verlangen wird Frau Anna d e l a G r a n g e, erste Sängerin der kais. Oper zu St. Petersburg, noch e i n e Gastdarstellung geben. D e r B a r b i e r v o n S e v i l l a. Rosine: : Frau de la Grange. — Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.

Bockenheimer Sommertheater.

Mittwoch, 26. Juli. D a s b e m o o s ' t e H a u p t, oder: Der lange Israel, Schauspiel in 5 Acten von R. Benedix.

Druck und Verlag von H e l l e r und R o h m. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. H a m m e r a n.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 178. Donnerstag, den 27. Juli 1854.

Blanka.

Aus dem „Nederlandsche Museum" übertragen von
Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

IV.

An der äußersten Spitze der zum Schutz des Detachements ausgestellten Posten stand ein junger Soldat der Republik. Vielleicht träumte er von seiner Geliebten in der Vaterstadt, die er verlassen, um der Fahne zu folgen; oder von Ruhm und Ehrenzeichen, die er in diesem Kampfe zu erwerben hoffte; er hatte das Gewehr abgesetzt und starrte nachsinnend den hellen Sternenhimmel an. Plötzlich weckte ein leises Geräusch im Gebüsche zu seiner Seite ihn aus seinen Träumereien. Er wandte sich rasch um, in der Absicht, das „qui vive!" zu rufen; aber noch ehe er die Worte über die Lippen zu bringen vermochte, war ein Mann, der, im Dunkel von ihm unbemerkt, in seine Nähe gekrochen, mit der Schnelligkeit einer wilden Katze auf den jungen Soldaten zugesprungen, und dieser, dem ein spitziges Messer das Herz durchbohrt hatte, sank unter dumpfem Stöhnen nieder.

Doch nicht alle französischen Schildwachen hatten sich der Sorglosigkeit überlassen; denn als die Neapolitaner auf dieselbe Weise die andern Posten aus dem Wege zu räumen gedachten, ertönte laut das Wachtgeschrei und das Knattern von Gewehrschüssen gab den Nahenden zu erkennen, daß ihre Erwartung, das Detachement unbemerkt überrumpeln zu können, vereitelt sey. Sie drangen indessen so ungestüm weiter vor, daß die Franzosen kaum Zeit gewannen, sich auf die Wache zurückzuziehen, welche jedoch durch ein gut unterhaltenes Musketenfeuer die vordersten Angreifer so lange im Zaum hielt, bis ihre in der Meierei liegenden Kameraden im Stande waren, ihnen zu Hülfe zu kommen. Allein die Uebermacht, mit welcher die Neapolitaner die Franzosen angriffen, war zu stark, als daß letztere daran denken konnten, sich dagegen im offenen Felde zu vertheidigen, vielmehr sich lediglich auf die Erhaltung des Hauptgebäudes beschränken mußten.

St. André befand sich an der Spitze seiner Compagnie und feuerte seine Leute zum kräftigsten Widerstande an, während das lebhafte Feuer, das aus allen Fenstern des Hauses die Neapolitaner traf, diese bald belehrte, die Eroberung des Gebäudes werde ihnen nicht so leicht werden. Zwar versuchten sie im ersten Anlauf die verschanzten Thüren einzunehmen, sahen sich jedoch bald mit großem Verlust zurückgeschlagen.

Die Franzosen wußten übrigens sehr wohl, daß sie, wenn sie ihren Feinden in die Hände fielen, rettungslos verloren seyen; sie hatten daher beschlossen, ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen, während sie zugleich mit Gewißheit vorhersehen konnten, daß, sobald die ihnen zunächst stehenden Truppen ihr Gewehrfeuer vernähmen, ihnen Verstärkung würde zugesandt werden. Aber auch ihren Angreifern konnte dieß nicht unbekannt seyn, und um ihren Zweck baldmöglichst zu erreichen, beschlossen sie, die Gebäude, obgleich Eigenthum eines ihrer Landesgenossen, in Brand zu stecken. Ihre Absicht gelang nur allzu gut. In kurzer Zeit entstieg die Flamme dem Dache einer an das Haus stoßenden Scheune, während ein ununterbrochenes Gewehrfeuer die Löschungsversuche der Franzosen vereitelte. Bald darnach stand auch das Hauptgebäude in Flammen und der Zustand der Franzosen ward mit jedem Augenblick mißlicher.

„Es bleibt nichts Anderes übrig, meine Tapferen, als daß wir versuchen, uns durchzuschlagen, wenn wir nicht in den Flammen umkommen oder in die Hände dieser Menschen fallen wollen, welche kein Mitleid mit uns haben werden", sprach St. André, als er gewahrte, daß die Flammen sich immer mehr ausdehnten. „Muth, meine Kinder! unsere Sachen stehen so schlecht noch nicht und Ihr sollt sehen, wie diese feigen Italiener vor den französischen Bajonetten zurückbeben!"

Schweigend schaarten sich die Franzosen zu diesem letzten Rettungsmittel in Ordnung, während ihr Anführer selbst sich an die Spitze der kleinen Kolonne stellte. Die verschanzten Thüren wurden aufgerissen und eine Salve Gewehrfeuer schaffte den kühnen Soldaten einigermaßen Platz; mit gefälltem Gewehr vorrückend, erreichte der tapfere Trupp wirklich das freie Feld.

Anfangs schien es, das kühne Unternehmen der Franzosen werde mit günstigem Erfolge gekrönt werden, denn der geschlossene Angriff hatte die ungeregelten Banden der Neapolitaner in Verwirrung gebracht. Allein wenngleich sie es nicht wagten, sich Mann gegen Mann mit ihren Feinden zu messen, schlug doch Kugel gegen Kugel in das kleine Häuflein der Franzosen, welche den Gewehren ihrer Feinde einen unfehlbaren Zielpunkt darboten.

Bei einer solchen Gelegenheit vermag allein das kaltblütige, ruhige Vertrauen des Befehlshabers dem Soldaten Kraft und Ausdauer zu verleihen. Vertrauensvoll heftet er seinen Blick auf den Offizier, der schon so oft ihn zum Siege geführt; er liest auf dessen Antlitz das Geschick, das seiner harrt.

Der junge Hauptmann sah die Größe der Gefahr ein; er selbst hatte kaum noch eine schwache Hoffnung auf Rettung; aber er fühlte, was seine Pflicht gebot. Auf seinem Gesichte war jene ernste Ruhe und Gelassenheit zu lesen, die dem Manne geziemt, wenn er einer Gefahr entgegengeht, einer Gefahr, deren Umfang ihm bekannt ist und die er nicht leichtsinniger Weise zu gering achtet. Fest und ernst war seine Stimme, als er rief: „Vorwärts, meine Tapferen, vorwärts! Ihr seht, diese feigen Italiener sind vor Euern Bajonetten gewichen. Vorwärts! wir wollen ihnen zeigen, daß wir Franzosen sind!"

Doch die Neapolitaner, ermuthigt durch den schnellen Abzug

der Franzosen, die ihr Feuer nicht fortsetzten, drangen immer dichter und dichter gegen die kleine Kolonne an, welche sie durch einen geschlossenen Angriff vernichtet haben würden, als St. André, der jetzt den rechten Zeitpunkt gekommen glaubte, plötzlich „Halt!“ und „Feuer!“ kommandirte. Diese, aus so geringer Entfernung gegebene Salve hatte völlig die beabsichtigte Wirkung. Die Vordersten und Muthigsten der Angreifer fielen, während die Andern, hierdurch bestürzt, zurückprallten, um ihren Angriff auf die vorige Weise zu wiederholen.

V.

Die Compagnie verfolgte inzwischen ihren Weg so rasch als möglich, nachdem es ihr auf die gedachte Art gelungen war, die Bahn einigermaßen zu säubern, als ihr Befehlshaber von einer Flintenkugel getroffen ward, so daß er unter dumpfem Stöhnen zur Erde stürzte. Dieses Unglück verursachte einigen Aufenthalt bei der kleinen Kolonne. Die Voltigeure drängten sich um den Verwundeten; sie wollten ihn aufheben und weiter tragen, was jedoch St. André nicht zuließ.

„Laßt mich, Kameraden! laßt mich liegen“, sagte er, „es hilft doch zu nichts; ich fühle, daß meine Wunde tödtlich ist. Seht nur, wie Ihr am besten fortkommt, fragt nicht nach mir. Vorwärts!“

Trotzdem weigerten sich die tapferen Soldaten durchaus, ihren wackern Anführer zu verlassen, bis dieser endlich sich an den im Range auf ihn folgenden Offizier, der jetzt das Kommando übernommen, mit dem Ersuchen wandte, den Soldaten zu befehlen, ihn seinem Schicksal zu überlassen. Als aber auch dieser sich dem Verlangen der Voltigeure: ihn nicht zu verlassen, anschloß, willigte der Kapitän darein, daß man ihn noch eine Strecke Weges weiter tragen und dann in einem dicht bewachsenen Wäldchen niederlegen solle, in der schwachen Hoffnung, daß die Feinde ihn dort nicht bemerken und es dadurch vielleicht möglich seyn würde, ihn, wenn sie Verstärkung erhalten hätten, wieder zu finden und seine Leiche nicht jenen raubgierigen Banden zu überlassen, vielmehr ihm ein ehrliches Soldatenbegräbniß zu verleihen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Sängerfest in Winterthur.

(Schluß.)

Nicht läugnen läßt es sich, daß gerade die Schweizer in der Entwicklung ihrer politischen, socialen und materiellen Zustände, die sie auf allen diesen Gebieten einen unbestreitbaren Fortschritt machen ließ, die Gelegenheit zu solchen Volksfesten zu ergreifen verstanden. Hierin liegt ohne Zweifel auch ihr culturhistorisches Interesse und ihre Bedeutung auch über die engeren Gränzen der Heimath hinaus. Was speciell Sängerfeste betrifft, so ist ein vervollkommneter und veredelter Gesang ebenso als Ursache wie Rückwirkung zu betrachten. Auch hier hat das A das B im Gefolge und sofort, die erste That die folgenden. Als die Uebergabe des eidgenössischen Sängerbanners im gewaltigen Tonstrome der mehr als zweitausend Sänger von dem einfach schönen Liede: „Rufst Du mein Vaterland“ eingeleitet wurde und am Schluß wieder alle Stimmen das „Brüder, reicht die Hand zum Bunde“ voll und kräftig ertönen ließen, da war es nicht mehr allein das Technische des Gesanges, das einen gewaltigen Eindruck hervorrief, sondern hatte der Inhalt eine geistige und nationale Wechselwirkung zwischen den Ausführenden und Zuhörern hergestellt, die fortklang und fortklingen wird. Dieß war es auch, was oben an die griechischen Spiele erinnern ließ; und in Wahrheit sind diese eidgenössischen Feste eine Art moderner olympischer und isthmischer Spiele, bei denen sich ein Zusammenwachsen des Volkes vielleicht besser und organischer vorbereitet und erfüllt, als durch manche andere Institution. Der gleiche Gedankengang leitete wohl bei der Inschrift an einem der Thorbogen, und ich kann mich daher nicht enthalten, die charakteristischen alten Worte hier wiederzugeben:

> Die Friheit thuot üch zieren,
> Darumb gend Gott die Ehr!
> Sollend ihr die verlieren,
> Sie würd üch nimmermehr!
> Thuod üch zusammenhalten
> In Freud und Einigkeit,
> Als üern fromme Alten
> Betrachtend Bundt und Eydt.

Solche Anklänge blieben denn natürlich auch im Laufe der beiden Tage gelegentlich nicht aus, und in dieser Weise aufgefaßt, die ihre volle Berechtigung hat, wird es nicht außer, sondern eher recht an der Zeit erscheinen müssen, ein derartiges Fest zu feiern. Denn wann gerade wäre es geeigneter, auch die äußeren Zeichen der Zusammengehörigkeit zu vermehren als in den Tagen, die „uns nicht gefallen“ wollen und uns ernster als andere mahnen, was Noth thut, sie zu ertragen und ihre drohenden Gefahren zu überwinden? Und warum sollten wir es ihnen nicht gönnen, wenn sie an eine der Empfangspforten schreiben zu können glaubten:

> Das ist der Eidgenossen Losungswort,
> Daß jeder wohl sich fühlt an jedem Schweizerort?

Dieses Wohlgefühl war es denn auch, das die Stadt so heitergastlich bis auf ihre Umgebungen hinaus mit Grün und Blumen, mit Fahnen und Wimpeln geschmückt hatte und trotz des ungünstigen Himmels die Tausende der froh sich durcheinander bewegenden Menschen durchzog, die ihre Lust auch dem zürnenden Wetter abstahlen und dafür am zweiten Tage reichlich entschädigt wurden. Den Ehrendienst bei der ganzen Festfeier, bei den Zügen der Sänger versahen die jungen Kadetten von Winterthur mit einer Präcision, deren sich auch alte Soldaten nicht hätten zu schämen brauchen, aber auch mit einer Achtung von Seite des Publikums, wie sie nur immerhin einer bewaffneten Macht im Dienste der „Ruhe und Ordnung“ hätte zu Theil werden können. Auch dieß ist eine erwähnenswerthe Eigenthümlichkeit. Es fällt Niemanden ein, diese jugendliche Vorschule für das Bürgerkriegerthum zum Gegenstand eines unzeitigen Scherzes zu machen. Ihre Artillerie hatte sich in der Nähe der Festhütte eine gar artige kunstgerechte Schanze für ihre Geschütze erbaut und ließ von da heraus deren Donner strenge nach dem Programme erschallen. Die ebenso stattliche wie zierliche Festhalle, die 250 Fuß lang und 95 breit, der erste Bau dieser Art in der Schweiz war — ein Haupt- und zwei Seitenschiffe mit schöner Façade, innen Galerien, Tribüne und Sängerbühne — bewährte sich vollkommen in Hinsicht auf Akustik und Sicherheit. Ein leichter und doch fester Holzbau, der bequem und ohne gegenseitige Hinderung, die oft selbst bei unsern Dauerbauten so unangenehm ist, etwa 7000 Personen fassen konnte und an den Galerien herum die Vignetten schweizerischer Dichter und Sänger, eines Lavater, Müller, Zschokke, Geßner, Nägeli, Salis, Schnyder von Wartensee, Bodmer, Haller rc., sowie die Namen der bisherigen sechs Festorte enthielt, machte er in der That seinen Meistern alle Ehre.

Am Nachmittag fand der Wettgesang der 19 dabei concurrirenden Vereine statt. Nicht alle gewählten Lieder vermochten uns auf gleiche Weise anzusprechen; aber wacker und präcis wurden alle vorgetragen. Natürlich, daß die zahlreicheren Vereine bei den großen Raumverhältnissen am besten durchgreifen mußten; indeß

ließ sich richtige Auffassung und ein edler Wetteifer im Vortrage bei keinem verkennen. Als eigenthümlich schroff und rauh wie ihre Berge wollte man den Gesang der Urner aus Altorf gefunden haben, übrigens die Ersten aus den Urkantonen, die ein eidgenössisches Sängerfest besucht haben, was wohl weniger dem alten verschiedenden Sondergeist als der minderen Pflege regelrechten Gesanges zuzuschreiben seyn möchte. Außer den wettsingenden Vereinen waren wohl noch 60 andere Vereine zugegen, deren Fahnen sich um die große eidgenössische schaarten. Der zweite Nachmittag brachte die Gesammtaufführung unter Methfessel's erprobter Leitung, der eben erst von dem Musikfeste in Sitten herbeigeeilt war. Sie führte uns Kompositionen von Beethoven („Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre" von unserm trefflichen Gellert, der, wenn ich nicht irre, auch dem Gesangsbuchs-Bannstrahle unserer modernen Orthodoxen verfallen ist), Baumgartner (das tiefgefühlte: „O mein Heimathland"), Abt's „Frühlingslied", Nägeli's „Nation", Methfessel (Kinkel's innig ernstes: „Es ist so still geworden"), Mendelssohn („Was uns mit als treue Brüder") Kreutzer („Waffentanz") u. A. vor. Ein paar Tausend Stimmen machten denn freilich, waren auch nicht alle Kompositionen Perlen und Edelsteine, einen großartigen Eindruck; aber doch nicht so überwältigend als Manche erwartet hatten.

An der Spitze des Kampfgerichts befand sich der jugendliche Greis Schnyder von Wartensee, dem nach dem alten Sprüchworte, daß fälschlich Todtgesagte recht lange leben, das bekannte Todttelegraphiren recht wohl bekommen zu seyn scheint, und der mit sichtlichem Behagen seine Freude zu erkennen gab, einstweilen noch die irdischen Chöre der Schweizersänger, statt die Hymnen der himmlischen Heerschaaren zu hören. Auch bei der Preisvertheilung vor dem schönen Knabenschulhause an der Promenade fehlte sein gemüthlicher Witz über die gelieferte Schlacht „ohne Trompeter und andere Peter, ohne Pairhanse und andere Großhanse" nicht, den ich mir aus seinem hier gesprochenen Luzernerdeutsch freilich erst verdeutschen lassen mußte. Es waren viele und reiche Ehrengaben eingegangen, auch von Schweizern in der Fremde, aus Havre, Liverpool, Manchester, um zu zeigen, daß „am Meeresstrand das Vaterland noch treue Söhne habe", wie es auf dem schönen Becher aus Havre hieß. Das prachtvollste Stück war aber doch ein kunstvoll gearbeiteter Pokal, eine Gabe der Winterthurer, der mit einem Hundert Flaschen trefflichen Neftenbachers von dem Hügel, auf dem das Schloß des unglücklichen Freiherrn v. Wart gestanden, das einst mit seinem Herrn, dem Zeugen des unseligen Kaisermordes, der blutgierigen Rache der ungarischen Königin zum Opfer gefallen, als erster gekrönter Preis der immer siegreichen Harmonie in Zürich zu Theil wurde, wie der zweite dem Stadtsängerverein von da. Von Stuttgart hatte eine Dutzend Sänger den Gruß des schwäbischen Sängerbundes gebracht; — es war die einzige deutsche Fahne, — sie nahmen als Andenken dieser Tage, die schöner gewesen als sie jetzt „in Aranjuez" seyn würden, ein prächtiges Trinkhorn mit von dannen. Auch die wackern Festleiter wurden bedacht; Methfessel mit dem Becher von Manchester, der Festpräsident Pfarrer Schmid von Winterthur, ein trefflicher Redner, mit einer Uhr und u. A. Veteran Schnyder von Wartensee mit dem Becher des Frohsinns von St. Gallen, das auch zum nächsten Festort gewählt wurde.

Ich unterlasse es, Ihnen das mächtig brausende Leben der beiden Abende in der glänzend erleuchteten Festhalle zu schildern. Wer könnte auch ein Meer regelloser Stimmfluthen (Frohsinn und Freude waren die einzige Regel) zerlegen! kein Toast konnte sich Bahn brechen; nur des Präsidenten dem Vaterland ausgebrachter machte sich ziemlich verständlich. Soll ich aber den Gesammteindruck in Kürze nochmals zusammenfassen, so kann ich nur einen höchst günstigen eingestehen. Durfte der heimathliche Redner die vaterländischen Feste, die das Volk sich selbst gegeben, mit Recht als die köstlichste Perle in der Krone des Volkes bezeichnen und ihre Bedeutung gerade in einer Zeit äußerer Gefahr und innerer Noth hervorheben, so mußte sich doch auch jeder Andere an der einfach würdevollen, von keinem Mißton gestörten Feier, an dem heiter bewegten Leben eines frohen, freien Volkes herzlich erfreuen, in der Atmosphäre von Sang und Klang, Grün und Blüthen sich wohl fühlen. Es war freie, selbstgeschaffene und sich selbst beherrschende Lust, und kein Besucher wird die beiden Tage in dem freundlichen Winterthur für verloren achten. †

Münchener Briefe.

△ München, 24. Juli. Das Publikum gewährt dermalen im Theater ebenfalls ein Schauspiel, fast eben so selten, wie das Gesammtgastspiel auf der Bühne, nämlich: an wolkenlosen Sommerabenden, bei mehr als 20 Grad Hitze ein gedrängt volles Haus. Es ist gewiß: solche Vorstellungen waren noch nicht da und kommen hier nicht wieder, darum fahre wohl frische Abendluft! Man will lieber schmachten, als diese in der That merkwürdigen Kunstgenüsse versäumen. Der letzte Freitag brachte uns den Egmont, mit neuer Einschaltung der Scenen zwischen Margaretha und Machiavelli, wodurch die Alba'sche Execution vorbereitet wird und das ganze Bild an historischer Abrundung wesentlich gewinnt. Fräul. Seebach als Klärchen feierte einen großartigen Triumph; ich wage nicht zu entscheiden, nach welcher Richtung hin sie genialer ist, ob in den naiv-gemüthvollen, launigneckischen Nuancen, oder in den tragischen Situationen. Alle Saiten der weiblichen Seele, die zarten wie die wildbrausenden der Leidenschaft, stehen ihrem Darstellungstalent zu Gebote. Hendrichs spielte den Egmont mit Kraft und Feuer, aber auch mit feinem Schönheitssinn, namentlich in den Bewegungen; Emil Devrient den Oranien mit wahrhaft geistreicher, edler Auffassung. Da sahen wir die berühmte Scene zwischen Egmont und Oranien in einer Vollendung und Klarheit, daß auch längst bekannte Worte und Gedanken, in solcher Weise zur Anschauung gebracht, neuen hohen Genuß boten. Frau Rettich lieferte als Margaretha wieder eine neue Probe ihrer Bildung und Intelligenz. Der Alba des Herrn Kaiser hatte nichts Imposantes; Döring gab den Vansen mit schärfster Charakteristik; Anschütz den Buyk, Soldaten Egmonts, mit wunderbarer Frische. Der gestrige Sonntagsabend, bei uns sonst der „großen Oper" geweiht, mußte dießmal der tragischen Muse überlassen werden: „Maria Stuart", füllte das Haus in allen Räumen; Frau Rettich (Königin Elisabeth) führte diese große Parthie mit ungeschwächten physischen wie geistigen Mitteln durch, vollendet in der Totalität, wie im Detail. Würdig stand ihr unsere einheimische Damböck als Maria zur Seite. Emil Devrient zeigte als Leicester abermals, wie er alle Rollen zu beherrschen und eben deßhalb die Intention der Dichtung bis in die kleinsten Fasern zur effektvollen Anschauung bringen kann. Hr. Liedtcke besitzt für Mortimer die einnehmendste, edelste Persönlichkeit; die Rolle bietet für den nüchternen Geschmack unserer Zeit zwar wenig Positives, aber Liedtcke hat sich in ihren poetischen Geist versenkt, und dieß jugendliche Feuer, die unbedachte Schwärmerei Mortimers so gelungen vorgeführt, daß er alle Herzen für dieselbe gewann, sich aber als vollendeten Schauspieler manifestirte. Döring zeichnete den strengen Burleigh, Anschütz den milden Schrewsbury mit eindrucksvollen Zügen. — Heute wurde auf allerhöchsten Befehl den fremden Künstlern und Berichterstattern im Foyer des Theaters ein Mittagsmahl gegeben.

Mannichfaltigkeiten.

Bis zum Schluß des Jahres 1853 hatte man in Deutschland und Oesterreich auf 1176 Meilen Eisenbahnen. Der Dienst auf denselben wurde von 1700 Locomotiven, von denen 835 im Ausland, 865 aber in Deutschland, etwa 400 allein in Berlin von Borsig gebaut worden sind. Hinsichtlich des Maschinenbaues gibt jetzt Deutschland weder den Engländern noch den Amerikanern und Belgiern etwas heraus.

Frankfurter Theater.

Anna de la Grange.

Wenn Anna de la Grange als Rosine im „Barbier von Sevilla" ihre Gesangsvirtuosität in vollem Glanze strahlen ließ und die Musikfreunde zur Bewunderung ihrer außerordentlichen Bravour hinriß, so fand sie als Norma Gelegenheit, sich auch von der dramatischen Seite als wahre Künstlerin geltend zu machen. Seit Sophia Löwe haben wir während zwei Jahrzehnten alle großen und kleinen Sängerinnen der Zeit als Norma auf der hiesigen Bühne gesehen und erst neuerlich hat Jenny Ney in dieser Partie einen so mächtigen Eindruck hervorgebracht. Neues und Ueberraschendes kann uns in dieser Rolle nicht mehr geboten werden; man kann das Schöne und Treffliche nur in erneuerter Entfaltung uns bieten. Frau de la Grange hat es gethan und dafür eine ebenso enthusiastische Aufnahme gefunden, wie ihre gefeierten Vorgängerinnen. Der dramatische Ausdruck ihres Gesanges wurde der Empfindung, wie der Leidenschaft gleich gerecht, und wie sie dieser einen gewaltigen Aufschwung zu geben wußte, so jener Wahrheit und Wärme, beide aber durch ein künstlerisch abgerundetes Spiel getragen. Vergleichen dieser Norma mit andern wollen wir uns überheben. Das Schöne ist mannichfaltig. Der Schwerpunkt der Norma unseres Gastes liegt auf der musikalischen Seite und halten wir ihre großartige Technik, in welcher aller Glanz der Virtuosität, Kraft und Anmuth, Ausdruck und Geschmack harmonisch vereinigt sind, für unübertroffen. Der vortrefflichen Kunstleistung angemessen, war der Beifall enthusiastisch und konnten selbst die erdrückende Hitze und Schwüle, denen man fast erlag, ihn nicht beeinträchtigen.

Jacob Lußberger.

Wenn die Vorgenannte ein Contingent von Enthusiasten und Bewunderern um sich schaart, so versammelt dieser Gast, unser Landsmann und früheres Mitglied unserer Bühne, einen kleineren Kreis von Freunden und Verehrern, deren Beifall eben so herzlich, als durch das Talent des Gastes gerechtfertigt ist. Hr. Lußberger erinnert uns an hiesige Bühnenzustände, welche, wir können es sine ira et studio und, ohne Widerspruch zu befürchten, sagen, erquicklicher und kunstwürdiger waren, als die gegenwärtigen. Doch nicht in unserer Mainstadt allein, fast überall in Deutschland ist das Bühnenwesen mehr oder minder zerrüttet, die darstellende Kunst mehr oder minder verfallen. Jacob Lußberger, seit einer Reihe von Jahren Mitglied des Wiener Hofburgtheaters, gehört jener guten alten Schule an, die nie veraltet, huldigt jener Wahrheit, die immer gültig bleibt und jener Kunst, die sich zur höchsten Aufgabe gestellt hat, natürlich zu seyn. Dieß sind die Grundzüge von Lußbergers Darstellungen, die am schärfsten ausgeprägt sind, wo es die Gestaltung von schlichten, biedern und gemüthvollen Charakteren mit einer Beimischung von kerngesundem Humor und deutscher Geradheit gilt. Was die äußere Kunstform betrifft, so ist diese eben so schlicht und unverkünstelt, aber gründliche und tüchtige Studien bekundend. Wer die Poesie und ihren Humor in friedlichem, behaglichem, wir möchten sagen in bürgerlichem Kreise liebt, dem werden Lußbergers Gebilde eine ungetrübte Befriedigung, ein Gefühl ruhigen Behagens, eine klare, geistige Anschauung bereiten. Wir begrüßen herzlich den lieben Gast. Wie er uns und der Kunst, so sind wir ihm und der edeln Richtung, die er vertritt, treu geblieben. W.

Literatur.

Geschichte, Länderkunde und Tagesfragen.

(Schluß.)

„Die Resultate des ersten Kriegsjahres und ein Blick in die nächste Zukunft" (Gratisbeilage des „Wanderers"; Wien, Sommer) wollen keinen faulen Frieden und werden von der Ueberzeugung geleitet, daß die Seemächte mit Unrecht Oesterreich und Deutschland nur für ihre Begleiter halten würden, letzteren vielmehr die Hauptrolle der Zukunft vorbehalten sey. Die Stimmung des Verfassers gegen Griechen und Polen ist nicht frei von Vorurtheilen. Ob, wie er andeutet, die Nordamerikaner den mitunter auch gegen sie geübten Uebermuth Rußlands züchtigen helfen werden, steht nach den neuesten Nachrichten dahin. — Der vierte und letzte Band von Callots „Orient und Europa" (mit TK, Leipz., Kollmann, verg. Did. Nr. 104. 151.) ist wohl der interessanteste von allen. Die Scenerie wird noch weit fremdartiger, indem wir den Wanderer nach Aegypten begleiten. Mit gewohnter Lebhaftigkeit bewegt er sich dort unter allen Klassen der unendlich gemischten Bevölkerung. Wir sehen ihn „mit Frauen sich vertragen, mit Männern gut sich schlagen", letzteres zumal für Oesterreichs Ehre und Dynastie. Seine Ueberschätzung der alten Aegyptier schreiben wir seiner poetischen Erregbarkeit zu Gute. — Ein „Compendium des kleinen Krieges für Infanterie- und Kavallerie-Offiziere" 2. Auflage (Düsseldorf, Kaulen) vereinigt nach dem uns vorliegenden Zeugnisse eines Sachkenners Bündigkeit und praktischen Werth. Obschon zunächst für die Vorkämpfer des künftigen Weltfriedens zu Fuße und zu Pferde bestimmt, weckt es auch das Interesse des mittelbar betheiligten Bürgers und zeigt ihm, daß jenes furchtbar ernste Schachspiel eben so gut seine Kunstregeln und Berechnungen hat, wie das friedliche in seinem Klub oder „Kolleg."

„Schulatlas" von Völter. Neu umgearbeitete Auflage. (Eßlingen, Weychardt). Jetzt, wo jedes Zeitungsblatt die Aufmerksamkeit des Lesers auf Lage und Beschaffenheit der zahlreichen Kriegsschauplätze richtet, und wo ohnehin der riesenhafte Wachsthum der Reisemittel bald kaum noch Eldorado und Schlaraffenland als terrae incognitae übrig lassen wird: gewinnt die Geographie sammt ihren Hülfswissenschaften täglich an Ausdehnung, sowohl ihres Inhaltes, als ihrer Jüngerschaft. Der vorliegende Atlas von 24 Blättern großen Formates mit vielen Randzeichnungen und Nebenkärtchen gehört zu den schönsten Neuigkeiten jenes Gebietes. Wir legen um so größeren Werth auf seine ungemein sorgfältige Darstellung der physikalischen Verhältnisse, weil die politischen Umrisse leicht einer großen „Revision" unterliegen könnten, welche die Naturgränzen und Nationalitäten mitunter mehr zu Rathe zöge, als die bisherigen Weltvertheiler thaten. Indessen vermissen wir ungern für die politischen Interessen des Tages Sonderkarten von Ostindien, Persien und China, die jedoch aus dem größeren Handatlas von Völker hinzugenommen werden können. Auch geschichtliche Erinnerungen aus der Vorzeit sind berücksichtigt worden. Ueberhaupt hat die Technik in der großen Mannichfaltigkeit des Stoffes eine schwierige Aufgabe der Darstellung gelöst. — Die rühmlich bekannte „statistische Tafel" von O. Hübner (Lpz., H. Hübner) ist in der 3. verb. und verm. Auflage ihrer deutschen Ausgabe erschienen. — Michaelis hat in einem Werke über „Deutschlands Eisenbahnen" (Lpz., Volckmar) mit großer Sorgfalt nach officiellen Quellen die bisher nur zerstreuten und oft unzuverlässigen Angaben über die Eisenbahnen in wohlthuender Deutlichkeit zusammengestellt, namentlich über deren Geschichte, Statuten, Anlagekapitalien, Reservefonds, Ausdehnung, Frequenz und Ertrag, bauliche und technische Beschaffenheit. Für die Wichtigkeit des Werkes genüge die Bemerkung: daß in unserem Vaterlande 1700 Wägen der Kraft des Dampfes folgen und mit ihnen nicht bloß die Masse der Reisenden, sondern auch die Pläne und Sorgen der Actionäre, der Industriellen, der großen und kleinen Oekonomen, Kaufleute und Rentiers, und jetzt auch der Strategen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 27. Juli. Gastdarstellung des Hrn. Lußberger. (Neu einstudirt): Der Königslieutenant, romantisches Zeitbild aus Goethes Jugend, in 5 Aufz. von C. Gutzkow. Graf Thorane: Herr Lußberger.

Freitag, 28. Juli. Der Maurer und der Schlosser, komische Oper in 3 Acten, Musik von Auber.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 179. Freitag, den 28. Juli 1854.

Blanka.

Aus dem „Nederlandsche Museum" übertragen von Gottfried Dormann.

(Fortsetzung.)

Willig trugen die Soldaten ihren geliebten Anführer weiter, und als sie ein dichtes Gebüsch nahe am Wege erreicht hatten, ward St. André's Wunsch erfüllt. Umsichtig verbargen die wackeren Männer ihren verwundeten Hauptmann in dieses Versteck, in der allerdings nur schwachen Hoffnung, ihm bald Hülfe schaffen zu können. Alsdann setzten sie ihren Weg unter dem fortwährenden Gewehrfeuer der Neapolitaner fort, die es jedoch nicht wieder wagten, der kleinen Schaar zu nahen, desto eifriger aber ihr aus der Ferne ihre Kugeln zusandten.

Die Franzosen sahen ihren Weg mit Blut bezeichnet; fast bei jedem Schritte ward Einer aus ihrer Mitte verwundet, und glücklich durfte der sich schätzen, dem noch so viel Kraft blieb, daß er sich inmitten seiner Kameraden fortzuschleppen vermochte und nicht hülflos liegen bleiben mußte, um in die Hände der Feinde zu fallen, welche mit grausamer Kaltblütigkeit sich beeiferten, dem um Gnade Flehenden den Stahl in die Brust zu stoßen.

Eine Stunde etwa hatte dieser unglückliche Marsch gedauert, und unter dem Häuflein, das noch den Zug fortsetzte, war fast Keiner, der nicht aus einer oder mehreren Wunden blutete — als die Vordersten des Trupps in weiter Ferne eine Truppenabtheilung im Geschwindschritt näher kommen sahen. Nach der Richtung, welche sie einschlugen, mußten es Freunde seyn, und die freudige Hoffnung, welche dieß bei Jedem erregte, ward bald zur Gewißheit.

Der Offizier, der die dem angegriffenen Posten zunächst lagernde Abtheilung befehligte, war durch das Gewehrfeuer benachrichtigt, daß St. André überfallen worden; er hatte sofort die übrigen Posten davon in Kenntniß gesetzt und war, nachdem er einige Verstärkungen zusammengezogen, unverzüglich aufgebrochen, um seinen hartbedrängten Kameraden zu Hülfe zu eilen. Er erschien noch zu rechter Zeit, um das Häuflein vor gänzlicher Vernichtung zu schützen.

Aufrichtiges Freudengeschrei erschallte aus dem Munde dieser tapfern Krieger, als sie sich mit ihren Kameraden vereinigten. Wunden und Erschöpfung vergessend, wandten sie mit jenen sich gegen den Feind. Die Dunkelheit machte es jedoch unmöglich, zu erkennen, wie stark die Italiener waren; allein der Widerstand, den sie boten, schien es ziemlich gewiß zu machen, daß sie im Stande seyen, ihren errungenen Vortheil zu behaupten: aus diesem Grunde mußte der kommandirende Offizier sich mit einem geordneten Rückzuge und einer kräftigen Vertheidigung gegen die ihm auf den Fersen folgenden Feinde begnügen. Die unglücklichen Verwundeten, worunter der Kapitän, mußten daher ihrem Schicksal überlassen werden.

Doch ehe der Tag anbrach, hatten die Neapolitaner, als sie sahen, daß sie ihren Zweck nicht erreicht hatten, zum Rückzug geblasen und, von der Dunkelheit begünstigt, diesen so glücklich ausgeführt, daß die Franzosen durchaus nicht wußten, was aus ihren Feinden geworden. Da man einen Hinterhalt fürchtete, so ward eine ziemlich starke Abtheilung Morgens auf Rekognoscirung ausgesandt und dieser gesellten sich einige Freiwillige von St. André's Kompagnie bei, in der Hoffnung, ihren Hauptmann lebend oder todt auf der Stelle zu finden, wo sie ihn in voriger Nacht zurückgelassen.

Zu ihrem Erstaunen fanden sie das Gebüsch — es war wohl das nämliche, denn sie hatten es sich zu gut eingeprägt — ganz leer, und obgleich sie den umliegenden Wald in allen Richtungen durchkreuzten und nichts unversucht ließen, um einige Aufklärung hinsichtlich des Looses ihres Hauptmanns zu erlangen, zeigte sich dennoch nicht das Mindeste, was sie einigermaßen auf die Spur hätte leiten können. Unverrichteter Sache mußten sie zurückkehren, um ihren Kameraden den unglücklichen Erfolg ihrer Bemühungen mitzutheilen.

Als am Abende desselben Tages der Feldwebel dem Regiments-Adjutanten den Rapport überbrachte, stand darauf unter Andern:

„Vermißte: 1) Kapitän St. André. Da dieser schwer verwundet auf dem Rückzuge liegen bleiben mußte, so ist zu vermuthen, daß er vom Feinde getödtet worden."

VI.

Doch der Kapitän St. André war nicht todt. Die wilde, mordgierige Schaar der Neapolitaner hatte ihn nicht bemerkt, als die Compagnie den Platz verließ, wo er zurückblieb. Sie waren an ihm vorübergegangen. Allein der junge Mann hatte kaum noch so viel Kraft und Bewußtseyn, daß er sich darüber zu freuen vermochte; dann sank er in tiefe Ohnmacht.

Als er wieder zu sich kam, war es heller Tag. Er lag auf einem reichen Mooslager, unter einem großen Kastanienbaum, und als er seine Augen seitwärts wandte, bemerkte er neben sich, an den Stamm des Baumes gelehnt, eine weibliche Gestalt. Es war — Blanka.

Höchst überrascht, stieß er einen lauten Schrei aus. Als sie, hierdurch geweckt, den jungen Mann aufrecht sitzen sah, blickte sie ihn zärtlich und zugleich erfreut an.

„Himmel! Sie leben! Heilige Mutter Gottes, habe Dank!" rief sie aus.

Auf des Kapitäns Fragen erzählte sie ihm nun, daß sie, nachdem die Franzosen das brennende Haus verlassen, anfangs nicht gewußt habe, wohin sie sich wenden solle, denn ihr Vater — wir

haben dem Leser noch nicht mitgetheilt, daß Blanka schon als Kind ihre Mutter verloren — aufs Aeußerste erbittert über die Zerstörung seines Hauses, welche er den Franzosen zuschrieb, habe mit seinen Knechten sich seinen Landsleuten angeschlossen und an dem Kampfe gegen die Franzosen Theil genommen; sie selbst habe, von einer unbestimmten Ahnung getrieben, mit Beseitigung aller weiblichen Furcht, sich dem Kampfplatze genähert; sie habe den Kapitän verwundet nnd bewußtlos im Gebüsche liegend gefunden und nur mit Mühe habe sie zwei Knechte ihres Vaters, welche sie glücklicherweise unter dem unordentlichen Haufen erblickt, beredet, den Verwundeten nach einer entlegenen und größere Sicherheit gewährenden Stelle zu schaffen.

Dankbar drückte St. André seiner schönen Retterin die Hand und versuchte dann, aufzustehen; aber obgleich Blanka ihn, so gut es anging, verbunden hatte, war er doch durch den erlittenen Blutverlust zu sehr erschöpft, um sich auf den Füßen erhalten zu können. Nun war guter Rath theuer; denn die Jungfrau wollte den durch sie Geretteten nicht verlassen, ohne ihm die nöthigen Mittel, weiter zu ziehen, verschafft zu haben. Doch die Zeit verging, und wollte sie ihn nicht der Gefahr ausgesetzt sehen, daß seine Wunde jeden Augenblick sich verschlimmerte, — denn seine Schmerzen wurden je länger je heftiger —, so mußte endlich Etwas geschehen. Mit dem Versprechen, möglichst bald zurückzukehren, entfernte sie sich, und obgleich selbst äußerst ermüdet, achtete sie doch darauf nicht, in der Hoffnung, den Mann zu retten, den sie so sehr liebte. Ihre Bemühungen wurden denn auch mit dem glücklichsten Erfolg gekrönt.

VII.

Als der Tag zu Ende ging, sahen die französischen Vorposten einen Mann in Offizier Uniform, auf einem Maulthier reitend, sich ihnen nahen; er ward unterstützt von einem jungen Mädchen, das des Thieres Zügel hielt. Es waren St. André und Blanka. Mit Freudengeschrei begrüßten die Soldaten, sobald sie ihn erkannten, einen Offizier, der sowohl von seinen Kameraden als von seinen Untergebenen wegen seiner Tapferkeit geliebt und geachtet war.

Als sie in Neapel angekommen, wurde St. André's Wunde von einem Chirurgen untersucht; zum Glück war sie nicht gefährlich und Alles verhieß Hoffnung auf baldige Genesung des Leidenden. Dieser wollte lieber in seiner Wohnung verbleiben, als sich ins Lazareth bringen lassen. An einer liebreichen, aufmerksamen Wartung fehlte es ihm nicht, denn Blanka war bei ihm geblieben und verpflegte ihn mit all der sanften Sorgfalt und Aufmerksamkeit, wozu allein das weibliche Geschlecht im Stande ist.

Wir gehen über den nun folgenden Zeitpunkt schnell hinweg.

Ohne an die Zukunft zu denken, lebte Blanka mit dem Manne ihres Herzens gänzlich im Genusse der Gegenwart. Sie hatte seit dem Tage, an welchem die Neapolitaner den Meierhof überfallen, ihren Vater nicht wiedergesehen, denn dieser hatte sich den Lazzaronis beigesellt, welche noch immer den hartnäckigsten, blutigsten Widerstand boten.

(Schluß folgt.)

Münchener Briefe.

(München, 24. Juli.) Von den Mineralien und Metallen der ersten Gruppe gehen wir zu den auch lokal damit verbundenen Metallwaaren und Waffen der VIII. Gruppe über. Die Decoration dieses Theiles der Ausstellung ist durchgängig sehr schön und gewährt einen prächtigen Anblick. Links vom Transsept in dem vorderen Raume des großen Mittelschiffes prangten auf rosa oder grün überzogenen Tischen und Gestellen der Glanz der silbernen Tafelaufsätze, Theeservicen und Armleuchter, umgeben von Sammlungen von Schmucksachen sowie von geschmackvollen Gruppirungen kleiner Geschirre und Zierrathen. Mehr zurück die Erzeugnisse der Neusilber-Fabrikation, abwechselnd mit den zierlichsten Sortimenten von Kupfer-, Messing-, Tomback- und Zinnwaaren, während die Waffen, Werkzeuge und sonstigen Eisengeräthe zwischen den schönsten Gußsachen theils auf den drei Tischen, an den Wänden der Seitennischen in anziehenden Gestaltungen sich darbieten. Die VIII. Gruppe ist auf der ganzen Ausstellung diejenige, in welcher die lebhafteste Betheiligung von Seite der betreffenden Industrie-Zweige sich kund gibt. Sie zählt im Ganzen 1069 Aussteller, von denen auf Oesterreich 300, auf Preußen 137, auf Bayern 383, auf Sachsen 39, auf Würtemberg 64, auf Baden 20, auf Hannover 18, auf Kurhessen 40, auf das Großherzogthum Hessen 12 und auf Hamburg ebenfalls 12 kommen. Unter den in ihr vereinigten Metallwaaren nehmen die Eisen-, Stahl- und Messerschmiedwaaren, sowie die Schneidwerkzeuge und Feilen die erste Stelle ein. Die reichhaltigsten Sortimente davon haben Preußen und Oesterreich geliefert; in bedeutender Ausdehnung sind auch Bayern und Würtemberg vertreten. Namentlich hat das k. würtembergische Hüttenamt Wasser-Alfingen schöne Proben von Eisengußwerken, bestehend in architektonischen Gegenständen, Grabmonumenten, Gartengeräthen, zierlich ausgearbeiteten Oefen und Kochherden, sowie Tischen, Stühlen, Bänken und Kandelabern eingeliefert. Von der fürstlich Dietrichstein'schen Schichtamts-Direktion zu Ransko in Böhmen sind von Gußsachen besonders geschmackvolle Gaskandelaber und Spindeltreppen mit schönem Bronce-Anstrich ausgestellt. Aus der von Bleul'schen Fabrik zu Sayn bei Koblenz ist namentlich eine äußerst zierlich gearbeitete Volière von Gußeisen zu erwähnen. Die Firma: Gebrüder Gienand zu Eisenberg in der Pfalz hat eine reiche Sammlung von Salon-Sophas, Stühlen, Gartentischen und kleinerem Geräthe geliefert. Einen würdigen Platz behaupten die Schlosserarbeiten und besonders erregen die zahlreichen feuerfesten und gegen Einbruch gesicherten Geld- und Documenten-Spinden, sowie die mit künstlichem Verschlusse versehenen Schränke und Kisten die Aufmerksamkeit des Publikums. Viele Anerkennung finden hier zunächst die vom k. Hof-Kunst-Schlosser Arnheim in Berlin ausgestellten Geldschränke. Ihnen reihen sich die Geld- und Papier-Spinden von Consentius und Comp. in Magdeburg an. Erwähnung verdienen außerdem namentlich noch die Arbeiten von Schlossermeister Stockel aus Hof, sowie die von der Firma Wertheim und Wiese in Wien, und endlich ein schöner Schrank vom Hofschlosser Lüders in Braunschweig. Die Abtheilung der Messerschmiedwaaren und der sich ihnen anschließenden Schneid-Werkzeuge, sowie der Sägen, Feilen, Schrauben und Nadeln, ist sehr reich und mannichfaltig ausgestattet. Die hervorragendsten Sortimente von Messerschmiedwaaren und Schneidinstrumenten sind aus Preußen und Oesterreich gekommen. Von den preußischen stehen diejenigen aus der Rheinprovinz als die bedeutendsten oben an, und unter den letzteren zeichnen sich durch Mannichfaltigkeit der Auswahl wieder die von Elberfeld und Remscheid am meisten aus. Ganz besonders in die Augen fallend sind die Sortimente von Hobeln, Beisseln, Hobel-Eisen, Sägen und Feilen, welche Arns, sowie die Sortimente von Feilen, welche Manesmann und Korts von Remscheid aufgelegt haben. Die zahlreichen österreichischen Aussteller auf diesem Gebiete gehören größtentheils der Stadt Steyer und ihrer Umgebung an. Es sind in ihren Sammlungen namentlich alle Arten von Messern stark vertreten. Von andern bedeutenden Sortimenten ist das von Anton Fischer aus St. Egidi sehr reich an Messern und Feilen, während große Auswahlen von Feilen auch aus Wien und Gratz, Sensen und ähn-

liche Schneidewerkzeuge aber besonders aus Kärnthen und aus Steiermark eingegangen sind. Auch Würtemberg hat in diesem Industriezweige viel geliefert. Besonders sind von Fuchs aus Reutlingen und Holz aus Tuttlingen elegante Tafelbestecke und Tranchirmesser vorhanden. Instrumente zum Zucker- und Tabakschneiden hat Klinger aus Ulm eingesandt, während Sensen, Sicheln und Strohmesser von Haucheisen aus Stuttgart kamen, von wo außerdem noch bedeutende Auswahlen von Feilen am Orte sind. Sehr umfassend ist das höchst geschmackvoll geordnete Lager von Schneidewerkzeugen aller Art, welches die Gebrüder Dettmar aus Heilbronn aufgestellt haben. Schrauben-Sortimente sind von Uhlenburg und Comp. zu Opladen im Regierungsbezirke Düsseldorf, Metall-Nägel aller Art von Zusatz in Gotha, Nähnadel-Proben von Prinz in Aachen, sowie vom Schwabacher Nadel-Vereine. Die metallenen Geschirre und Geräthe, welche nun folgen, nehmen einen großen Raum ein. Von den zinnernen oder verzinnten Löffeln, bis zur goldblechenen Kaffeemaschine und dem künstlich gearbeiteten Tafel-Aufsatze finden sich in den verschiedensten Ausstellungen alle Zweige dieser Industrie auf das reichste vertreten. Zunächst ist von Kupfer und Kupfer-Bronce-Geschirren eine bedeutende Auswahl vorhanden. Vergoldete Bronce-Lüstres hat May in München geliefert, während reizende Nippsachen in Bronce von Glanz in Wien eingesandt wurden. Von dem bayer'schen Bergamt Bodenwöhr ist ein von Kupfer gearbeiteter Altar von bedeutendem Umfange aufgestellt. Ferner bemerkt man schöne, in Kupfer getriebene Reliefs mit bildlichen Darstellungen von Silberarbeiter Jörg in Weilheim. Unter Messingsachen sind besonders zahlreich die Leuchter und Lampen vertreten. Unter den Ausstellern finden Marold in München, Kolb in Stuttgart und Bertram in Ulm viele Aufmerksamkeit. Aus Berlin ist auf diesem Gebiete merkwürdigerweise fast gar nichts eingesandt. Dagegen steht die Berliner Industrie auf dem Gebiete der Neusilber-Fabrikation durch die Reichhaltigkeit ihrer Probelagern oben an. Erwähnung verdienen namentlich die Firma Jürst, während von Möhring in Berlin zahlreiche galvanoplastisch versilberte Gegenstände und unter diesen besonders Reliefs und Leuchter eingesandt worden. Die zum Theil sehr prächtigen Gold- und Silbersachen, welche in verschiedenen Gruppen im Mittelschiffe ausgestellt sind, befinden sich theils unter Glasglocken und in Etuis, theils stehen sie frei. Umfangreiche Sammlungen von größeren Arbeiten, wie Cruzifixe, Monstranzen, Kelche und Festpokale haben Bachmann aus Wien, Wollenweber aus München, Peters aus Berlin und Klaus aus Neustadt in der Rheinpfalz geliefert. Unter den zahlreichen Sortimenten kleinerer Siegelringe heben wir die von Höfer aus Wien hervor. Bijouterieen hat besonders die würtembergische Handelsgesellschaft und die Firma Weithmann und Rödiger in Hanau geliefert. Kehren wir aus dem Hauptschiffe in die Seitennischen zurück, so begegnen wir hier glänzenden Sammlungen von Waffen und Gewehren. In erster Reihe ist wegen des Reichthums ihrer Ausstellung die Armatur-Fabrik von Jäger in Elberfeld zu nennen, welche eine große Auswahl von Cuirassen, Helmen und Pickelhauben aufgestellt hat. Von der würtembergischen Gewehrfabrik in Oberndorf sind Scharfschützen-Büchsen, Kolben-Pistolen und Dreh-Pistolen eingesandt, welche vielfache Anerkennung finden. Eine Sammlung von Gewehrläufen, Flinten und Pistolen, gediegener und eleganter Arbeit ist von Roth in Suhl geliefert. Auch von Wien sind vielfache Sachen eingesandt. Sehr zierlich ausgestattete Gewehre hat Lebeda Sohn in Prag geliefert. Werfen wir noch einen Rückblick, sowohl auf die Zahl der an der VIII. Gruppe betheiligten Aussteller als auf die Mannichfaltigket und Gediegenheit der in ihr enthaltenen Gegenstände, so kennen wir nicht anders sagen, als daß diese Gruppe mit den ersten Glanzpunkt der ganzen Ausstellung bildet.

Die Gräfin Rossi-Sontag in Amerika.

Und nun dort für immer! Nicht mehr im Triumphzuge von Provinz zu Provinz, von Stadt zu Stadt ziehend, alle Herzen erfreuend, alle edleren Gemüther unwiderstehlich an sich fesselnd, nicht mehr dem Ruhme des deutschen Namens, der deutschen Kunst in der neuen Welt Anerkennung und Huldigung gewinnend; ihre Lippen sind verstummt, ihre Augen geschlossen auf ewig.

Während auf telegraphischem Wege und durch die Zeitungen die Trauerbotschaft von ihrem plötzlichen Tode uns nur allzuschnell ereilte, schreckhaft überraschte, treffen bei den Freunden auf dem langsameren Wege gewöhnlicher Postverbindung eigenhändige Briefe der Freundin ein, welche sie wenige Tage vor ihrem Tode in heiterster Stimmung, im Vollgefühl gesunder Kraft und im frohen Bewußtseyn des Glückes, nur ein einziges Mal von einer trüben Vorahnung bewegt, schrieb.

„Meine Stimme", schreibt sie einem ihrer ältesten und getreuesten Verehrer aus Merico, den 2. Juni, — „ist besser als je und die Kräfte unbegreiflich frisch nach all diesen entsetzlichen Anstrengungen und Fatiguen." — Einem anderen Freunde schreibt sie ebenfalls aus Merico: „Ich gehe jetzt zum tragischen Fach über, weil man mich darin hier rein vergöttert. Mein Succeß als Künstlerin übersteigt Alles, was ich bis jetzt in der alten und neuen Welt erlebt habe. Ich finde dieß Land hier paradiesisch schön, und den Enthusiasmus glühend tropisch, wie den Himmel."

Nur, wenn sie ihrer Kinder gedenkt, an denen ihr Herz mit zärtlichster Liebe hing, für die sie mit edelster Hingebung das heldenmüthige Unternehmen wagte, dann füllen sich ihre Augen mit Thränen, sie muß die Feder aus der Hand legen, sie kann vor Wehmuth und Sehnsucht nicht weiter schreiben. Die Gräfin Rossi hinterläßt vier Kinder, von denen der älteste Sohn in Wien lebt und Attache bei der sardinischen Gesandschaft ist; der zweite Sohn ist in einer Erziehungsanstalt in Aschaffenburg, die beiden Töchter in einer Kloster-Pension in Richmond bei London. Bis zum 19. d. M. hatten die Kinder noch keine Nachricht von dem Vater, welcher sich in Merico befindet, und erfuhren die Schreckensnachricht durch die Zeitungen. An eine Abreise der Kinder war nie gedacht. Die Geldangelegenheiten der Frau Gräfin befinden sich in den Händen des sehr zuverlässigen Bankierhauses Christ in Newyork.

Einen tief empfundenen Seelenschmerz bereitete ihr die Nachricht von dem in einem Zeitraume von wenigen Jahren erfolgten Tode ihrer beiden intimsten Freundinnen, der Frau von Massow und der Gräfin Pückler. Nicht ohne vorahnendes Gefühl, daß sie den beiden Freundinnen vielleicht bald folgen werde, schreibt sie dem Freunde, der ihr die Mittheilung von dem Tode der Gräfin Pückler machte: „Ich vermied es bis jetzt, dem lieben Freunde in der Heimath auf die mich tiefbewegende Mittheilung zu antworten, weil ich mich nicht stark genug fühlte zu so schmerzlichen Erinnerungen. Es ist in fünf Jahren das zweite theure Wesen, das ich — ach! aus weiter Ferne zu Grabe getragen sehe. Möchten sich doch diese beiden ausgezeichneten Frauen dort oben wieder finden, um vereint in ihren Gebeten meiner zu gedenken. Friede ihrer Asche! Vielleicht bin ich bald die dritte in diesem Kleeblatte." — Ach! nur zu bald hat sich diese trübe Vorahnung erfüllt. Am 19. Juni wurde die vielgefeierte und nun vielbeweinte Henriette Sontag in die Gruft gesenkt.

Aus einem Briefe des Dr. jur. von Schädtler aus Merico vom 2. Juni, den die „Berl. Nachrichten" mittheilen, ersehen wir, daß sie in Merico den größten Enthusiasmus erregt und daß die Kränze, welche ihr dort um die strahlende Stirn gewunden

wurden, glänzender und reicher als an irgend einem anderen Orte der Welt waren.

Mannichfaltigkeiten.

(Kissingen, 23. Juli.) Noch in keinem Jahr hatte der hiesige Badeort einen größern Triumph seiner Frequenz als gerade in der dießjährigen Saison, während dieses Jahr die Zeitverhältnisse für Bäder so mißlich sich gestalten. Der Präsentstand war gestern 1500 Personen und fortwährend treffen die Fremden so zahlreich ein, daß unsere Straßen stets von neuen Gästen belebt sind. Aus Amerika allein weist unsere Kurliste zwanzig Gäste auf.

(Vom Main.) Der Kornschnitt hat in den Rhein- und Maingegenden überall begonnen. Die neue Frucht ist von vorzüglicher Güte und verspricht auch in der Menge eine sehr reiche Ernte. Nicht minder günstige Aussichten bieten sich für den Weizen und man glaubt noch vor der Einbringung der Ernte einen Rückgang seines Preises auf fl. 12 per Malter erwarten zu dürfen.

Korrespondenz.

Dresden, 21. Juli.

Wie man vernimmt, wird nun noch Herr Dawison nach München zu den Mustervorstellungen gehen, um daselbst mitzuwirken; bis jetzt ist vom hiesigen Hoftheater nur Emil Devrient dort. Uns dünkt, daß Franz Dingelstedt's großartiges Unternehmen seitens mancher Theaterdirektion doch bereitwilligere Förderung verdient hätte! Behufs der Berichterstattung für die sächsische offizielle Presse ist von hier Herr Otto Bank nach München gegangen, dessen Briefe in der „Leipziger Zeitung" und dem „Dresdner Journal" jene Schauspieldarstellungen bei Weitem ausführlicher und geistvoller behandeln, als es bis jetzt in den übrigen deutschen Blättern geschehen. — Fräul. Wilhelmi, die nun unserm Hoftheater von Neuem angehört und im Personale eine längst gefühlte Lücke auszufüllen bestimmt ist, hat bis jetzt zwei Antrittsrollen gegeben und zwar trat die Künstlerin als Donna Diana und Beatrice in „Viel Lärm um Nichts" auf. War auch bei dem erstgenannten, leider zu oft gesehenen Lustspiele der Besuch nur mittelmäßig, so hielt sich doch der Beifall sehr lebhaft, nachdem Fräul. Wilhelmi gleich in der ersten Scene mit rauschendem Applaus empfangen worden war. Sehr besucht war Shakespeare's Lustspiel und der Erfolg für Fräul. Wilhelmi ein glänzender und ehrenvoller, was auch von der Darstellung des Benedict durch Herrn Heese zu sagen ist. Die Beatrice der Künstlerin verrieth die sorgfältigsten Studien und Auffassung und Durchführung dieses seltsamen Frauencharakters trugen ein geistvolles und consequentes Gepräge. Daß Fräul. Wilhelmi eine sehr angenehme Bühnenerscheinung ist, der zugleich die eleganteste und ausgesuchteste Toilette zu Gebote steht, ist in der Theaterwelt hinlänglich bekannt. — Gutzkow, den Sie nächstens in Frankfurt sehen werden, soll ein neues Drama beendet haben. Wilhelm Wolfsohn's 5aktiges Schauspiel führt den Titel: „Ein Herr von tausend Seelen" und spielt in Rußland. Dr. Wolfsohn, aus Odessa stammend, ist derselbe, der eine russische Literaturgeschichte verfaßt und die Novellendichter seines Vaterlandes so vorzüglich übersetzt hat. Von literarischen Gästen verweilen jetzt hier: Adolf Frankel, der Verfasser des „Tannhäuser", und August Lewald aus Stuttgart. — Unter dem Pseudonamen Carl Viktor (v. Paussner) führte kürzlich ein junger Ungar seine eigenen Compositionen hier in mehreren Gartenconzerten mit dem Chor des Musikdirektors Kirsten vor. Die Tonschöpfungen des jungen liebenswürdigen Componisten, der, wie wir vernehmen, auch Schauspieler ist, bekundeten ein höchst bedeutendes Talent, auf das hiedurch weitere Kreise aufmerksam gemacht seyn mögen. — Die große Kreutzberg'sche Menagerie befindet sich zur Zeit noch hier, hat aber mehrere schöne Exemplare kürzlich verloren (man schätzt den Schaden auf 10,000 Rthlr.) und der Eigenthümer ist gegenwärtig auf der Reise, um seine immer noch vorzügliche Sammlung wieder zu vervollständigen.

Mannheim, 22. Juli.

Beethoven hat nach der Schröder-Devrient eine neue Hohepriesterin für die Darstellung seiner Leonore im Fidelio gefunden; es ist die k. sächsische Hofopern- und Kammersängerin Jenny Ney. Von der Natur mit außerordentlichen Stimmmitteln begabt, der technischen Schwierigkeiten des Gesangs vollkommen Meisterin, ist sie zugleich eine Tragödin, wie sie zur Verwirklichung der Idee des Fidelio erfordert wird. Fräul. Ney trat vergangenen Donnerstag in gedachter Rolle dahier auf und drängte alle Erinnerungen an frühere Darstellerinnen dieser Rolle in den Hintergrund. Sie riß das Publikum zu ganz außergewöhnlichen Beifallsbezeugungen, zu mehrmaligem Hervorrufen unmittelbar nach einander hin; sie ergriff bis zu Thränen, deren sich selbst die Brust von Eisen nicht erwehren konnte; die Erinnerung an ihre Darstellung ist unauslöschlich in die Herzen eingegraben. — V. Lachners Portrait, auf Stein gezeichnet von C. Lang, ist unlängst im Verlage der Musikalienhandlung von C. F. Heckel herausgekommen und findet der frappanten Aehnlichkeit wegen bei den vielen Bewunderern und Freunden der V. Lachner'schen Compositionen, unter denen gegenwärtig die neuesten Quartette: „Grüveilchen" und „Rheinlied" wahres Furore machen, willkommene Aufnahme. — In gedachtem Verlage sind fast gleichzeitig die ersten Hefte einer Sammlung auserlesener „Schnaderhüpfeln, Volks- und Gebirgsmelodien mit Text in oberbayerischer Mundart, für eine oder zwei Singstimmen, für eine oder zwei Zithern oder für eine Singstimme mit Zitherbegleitung arrangirt und herausgegeben von J. B. Treu" erschienen, auf welche aufmerksam zu machen wir nicht unterlassen, da die Zither im Süden weithin beliebt ist, andrerseits aber „Treu" durch seine „praktische Zitherschule u. s. w." sich bereits als einen Meister dieses Instruments bewährte.

Wiesbaden, 26. Juli.

Nachdem Fräul. Lucilie Grahn, erste Solotänzerin der großen Oper zu London, unter Mitwirkung des Herrn Balletmeisters Ambrogio, vom kurfürstlichen Hoftheater zu Kassel, gestern ihre erste Gastdarstellung gegeben und das gutbesetzte Theater sie wieder um einen neuen Siegeskranz reicher gemacht hatte, indem sie sämmtliche Anwesende zur Bewunderung hinriß, wird sie noch zwei Gastdarstellungen geben. Einen weiteren Kunstgenuß sehen wir in dem von Frau Sophie Förster unter gefälliger Mitwirkung des Herrn Dalle-Aste, Mitglied der italienischen Oper in Paris, im großen Saale des Kurhauses am 28. Juli auszuführenden Concert mit um so mehr Anerkennung entgegen, als Frau Förster den gesammten Reinerlös dieses Conzertes für die in dieser Zeit schwer bedrängten Armen unserer Stadt bestimmt hat.

Friedberg, 25. Juli.

Die Ernte, durch die nunmehrige trockene und warme Witterung außerordentlich begünstigt, ist in unserer gesegneten Wetterau im vollen Gang und ihr Ertrag übertrifft alle Erwartungen; demungeachtet und trotz des allerwärts eingetretenen Abschlags sind hier die Brodpreise am Samstag neuerdings in die Höhe gegangen; daß die theuer eingekauften Vorräthe dieses erheischen, wird als Grund angegeben, und doch möchte behauptet werden können, daß unsere Bäcker zu klug sind, um, zumal in jetziger Zeit des Abschlags, große Vorräthe zu halten und zusammen vielleicht keine zehn Malter über den Bedarf der laufenden Woche aufzuweisen im Stande seyn möchten. Ueberhaupt haben wir hier, mitten in fruchtbarster Gegend, vor allen Bewohnern unserer Provinz den Vorzug der höchsten Brodpreise. Auch das feinere Mehl hat im Detailverkauf immer noch die seitherigen hohen Preise, und wäre zu wünschen, daß auch die Mehlhändler zu einem angemessenen Abschlag angehalten würden. — In dem benachbarten Niederwöllstadt ist ein im Felde beschäftigter Mann, vom Sonnenstich befallen, plötzlich todt geblieben.

Theater-Anzeige.

Freitag, 28. Juli. Der Maurer und der Schlosser, komische Oper in 3 Acten, Musik von Auber.

Samstag, 29. Juli. Letzte Gastdarstellung des Hrn. Lußberger. (Neu einstudirt): Adrienne Lecouvreur, Drama in 5 Abtheilungen. Adrienne Lecouvreur: Frau Auder. Michonnet: Hr. Lußberger.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 180. Samstag, den 29. Juli 1854.

Blanka.

Aus dem „Nederlandsche Museum“ übertragen von Gottfried Overmann.

(Schluß.)

Die Franzosen hatten Neapel zu einer unabhängigen Republik erklärt und sich bemüht, den neuen Freistaat so viel wie möglich zu organisiren. Nun erschien im Monat Mai der Befehl für die französischen Truppen, die Stadt zu räumen und nur das Kastell St. Elmo, die Insel Capri und die Festung Gaeta blieben von ihnen besetzt. Das Regiment, in welchem St. André diente, war nicht hierzu bestimmt, sondern erhielt Marschordre.

An dem unglücklichen Tage, an welchem ihr Geliebter ihr diese schreckliche Nachricht mittheilte, erwachte Blanka aus ihren wonnigen Träumen. Sie bestand darauf, dem Kapitän zu folgen, doch dieser lehnte es beharrlich ab. Zwar hatte er sie nie getäuscht durch trügerische Versprechen, welche er nicht zu halten gedacht; aber sie hatte diese eben so wenig ausbedungen, sie hatte mit dem vollsten Vertrauen sich ihm hingegeben und den thörichten Wahn gehegt, daß seine Liebe der ihrigen gleich und daß er, eben so wie sie, bereit sey, Alles zu thun, was zu ihrem beiderseitigen Glück erfordert werde. — Doch Blanka hatte sich getäuscht.

Als der Tag des Abschieds gekommen war, versuchte sie nochmals, durch Thränen und Bitten ihn zu bewegen, sie mitzunehmen; allein gerade die Gründe, welche sie anführte, um Eindruck auf ihn zu machen, dienten ihm zum Vorwande, ihre Bitte abzulehnen. Sie hatte ihm mitgetheilt, daß sie ein Pfand der Liebe unter ihrem Herzen trage; — er versprach ihr, baldmöglichst zurückzukehren — doch was nützte ihr das Versprechen? Er gab ihr Gold, eine große Summe, hinreichend, um sie auf lange Zeit vor Mangel zu schützen — doch was nützte ihr das Gold? Er selbst war es, den sie verlangte, ihn und seine Liebe.

Und doch gelang es ihm durch die Schmeichelworte, welche er an sie richtete, — jene Worte, denen sie stets so gern gelauscht — sie wenigstens einigermaßen zu beruhigen, und eigentlich war sie selbst es mehr als er, welche ihrem Herzen die beruhigende Ueberzeugung ausdrang, der Mann, den sie so sehr geliebt, werde sie nicht auf immer verlassen, vielmehr zu ihr zurückkehren.

So schieden sie von einander.

VIII.

Es ist bekannt, daß mit dem Abzuge der Franzosen aus Neapel auch plötzlich der ephemere Freistaat zusammenstürzte, der lediglich auf die Bajonette der französischen Truppen gegründet war. Der Kardinal Ruffo rückte unverzüglich mit seiner Bande nach Neapel vor und am 14. Juni befand sich diese Stadt in seiner Macht. Das Morden währte mehrere Tage. Am 30. Juni erschien König Ferdinand und sein Minister auf der Rhede von Neapel. Ohne die Hauptstadt zu betreten, hob er die Konstitution auf, entriß der Stadt ihre sämmtlichen Freiheiten und Privilegien, und nun begann jene Schreckenszeit, in welcher die Häupter aller der Unglücklichen, welche sich für die Konstitution erklärt hatten, auf dem Blutgerüste fielen.

Blanka hatte inmittelst keine Theilnahme an diesen Ereignissen empfunden, welche alle Bürger mit Schrecken und Entsetzen erfüllten. Sie ward zu sehr durch ihren eigenen Kummer, durch eigenes Leiden in Anspruch genommen, und zu der Trauer über die Trennung von dem geliebten Manne gesellte sich die Betrübniß über den Tod ihres Vaters, der in einem Scharmützel mit den Franzosen das Leben eingebüßt hatte. Doch die Hoffnung hielt sie immer noch aufrecht.

Allein vergebens harrte sie von Tag zu Tag auf Nachrichten von St. André. Sie suchte sich selbst zu überreden, daß es bei dieser Lage der Dinge eine Unmöglichkeit sey, Briefe vom französischen Heere zu erhalten; doch es verging ein Tag nach dem andern; die Schwermuth, welche sich ihrer allmälig bemächtigt hatte, steigerte sich in immer heftigerem Grade und ging endlich in völlige Melancholie über.

Die Unglückliche hatte eine Zuflucht bei einem ihrer Verwandten in Neapel gesucht und dieser hatte sie zwar bereitwillig aufgenommen; anstatt aber sie durch Trost, dessen sie so sehr bedurfte, aufzurichten, überlud er vielmehr die Aermste mit den heftigsten Verwünschungen.

Wenige Tage vor der Zeit, in welcher Blanka Mutter werden sollte, ward sie von einem starken Nervenfieber ergriffen. Das Kind, das sie während ihrer Krankheit zur Welt brachte, war todt, doch ihre kräftige Konstitution siegte. Langsam genas sie, als sie aber endlich vom Siechbette sich erhob, traf das Schicksal sie gewaltig: ihre geistigen Kräfte waren zerrüttet! Bald mußte sie der Sorgfalt der barmherzigen Schwestern überlassen werden, welche sie in ein Kloster führten, wo derartige unschädliche Geisteskranke Aufnahme fanden.

Sie verfiel allmälig mehr in einen Zustand stillen Irrsinns, und da sie ganz unschädlich war, konnte man ihr größere Freiheit gönnen, als Anderen. Sie machte davon Gebrauch, um Tage lang vor dem Klosterthore zu sitzen und in die Ferne zu starren, als ob sie Jemanden erwarte. Wenn dann die Nacht herangekommen war und sie in ihre Zelle zurückkehrte, sagte sie, traurig den Kopf schüttelnd, zu der barmherzigen Schwester, die sie versorgte, ihr Bräutigam sey noch nicht angelangt, wie lange sie auch auf ihn gewartet habe; morgen aber werde er gewiß kommen.

Und so lebte sie, so that sie alltäglich!

IX.

Der zwölfte Mai des Jahres 1807 war erschienen. Ganz Neapel hatte sich in Bewegung gesetzt; die Straßen waren fest-

lich mit Blumengewinden geschmückt; von den Forts und den im Hafen liegenden Schiffen ertönte Geschützesdonner. Joseph, Napoleons Bruder, hielt als König von Neapel seinen Einzug.

An der Spitze eines Linien-Regiments, welches den Zug schloß, ritt dessen Obeest, ein junger, schöner Soldat in glänzender Uniform auf einem prächtigen Pferde, dessen Ungeduld der geschickte Reiter kaum zu zügeln vermochte.

Der Zug kam an dem Kloster der barmherzigen Schwestern vorüber. Die arme Wahnsinnige war dießmal nicht vor der Thüee; man hatte sie im Hause gehalten, damit sie in dem Volksgewühl nicht verletzt werden möchte. In dem Augenblick, wo das Regiment vor dem Kloster anlangte, vernahm man aus einem oberen Fenster das duechdringende Geschrei: „Er kommt! er kommt!"

Die Augen der Menge sowohl als der vorbeiziehenden Soldaten richteten sich dorthin. Auch der Oberst schaute hinauf; doch in demselben Augenblick stürzte die Frau, die den Schrei ausgestoßen, von oben auf die Straße herab. Sie blieb auf der Stelle todt, doch ihr zitternder Körper fiel fast inmitten der Straße gerade vor das Pferd, was der Oberst ritt, so daß das heftig geschreckte Thier sich bäumte und seinen Reiter würde abgeworfen haben, wenn dieser mit weniger fester Hand die Zügel geführt hätte.

Dieß war das Wiedersehen Blankas und ihres Verführers!

Der Oberst St. André warf einen Blick auf ihre entstellte Leiche. Er erkannte sie sogleich, schauderte, drückte dann den Federhut tiefer auf die Stirn und nach seinem mit fester Stimme ertheilten Befehl öffneten sich die Glieder und das Regiment zog vorbei an den traurigen Ueberbleibseln der unglücklichen Blanka.

Im Sommer 1854.

Die Sonne glüht, die Früchte eeifen,
Von Hoffnung ist die Brust erfüllt.
O laß das Auge freudig schweifen
Hinaus auf's heitere Gefild.
O, welche Fülle, welcher Segen,
Winkt uns da überall entgegen!

Die Ernte naht; der Schnitter Hände —
Wie regen sie sich ungemein,
Den Segen jenee Fruchtgelände
Zu bringen in die Scheunen ein.
Doch sieh', der Gaben eeiche Massen,
Vermögen solche kaum zu fassen!

Kannst Du die Freude wohl eemessen,
Den Dank in jedes Armen Brust?
„Fürwahr, Gott hat uns nicht veegessen!"
Ruft ee und athmet auf in Lust.
Und allee Kummer, alle Klagen,
Verschwinden ob den schönen Tagen.

Ja, reich bist du in deinem Segen,
Du heißersehnte Erntezeit!
O möchtest du auch alleewegen
Verscheuchen Noth und Traueigkeit,
Daß Jeder auf der deutschen Eede
Des Segens auch theilhaftig werde!

Frankfuet. Karl Haetmann.

Briefe aus dem Badeleben.

III.

(Wiesbaden, 20. Juli.) Kurz ist das Leben des Menschen und sein Andenken ist bald veeschwunden, seine Name bald verklungen, wenn ihn der Engel des Todes abgerufen hat. In den Herzen Derjenigen, die ihn geliebt haben, in den Kreisen, in denen er gewirkt hat, auf dem Fleckchen Erde, wo er segensreich gewaltet, wird ihm manche stille Thräne der Theilnahme geweint, manches stille Wort der Anerkennung nachgerufen; aber bald kommen Andere, die ihn vergessen machen, und bald ist sein Gedächtniß verweht, wie ein welkes Blatt vom herbstlichen Sturme verweht wird. Nur die Großen und Mächtigen der Erde und nur die Gewaltigen, die durch Geist und Genie herrschen, lassen ihre Namen von Geschlecht zu Geschlecht forttönen, jene durch stolze Prachtgebäude und Mausoleen, die man ihnen, ob nach Verdienst oder nicht, errichtet, diese durch die Schöpfungen ihres Geistes und die Werke ihres Genies, die noch dauernder sind, als Erz und Marmor. Auch Wiesbaden besitzt jetzt einen bald ganz vollendeten Prachtbau, der die Erinnerung an eine edle mit glänzenden Voezügen des Geistes und Gemüthes ausgestattete Fürstin bewahren wird. Die griechische Kapelle, die sich auf einer Anhöhe des Nerobeeges erhebt, ist den irdischen Resten der verblicheren Herzogin Elisabeth Michailowna, Großfürstin von Rußland, als letzte Ruhestätte geweiht, ein Denkmal, gleich bewunderswerth durch seine Bauart, wie ehrwürdig durch seine Bestimmung. Nach zwei Seiten von Wald begränzt, dessen gewaltige Eichen und Buchen es feierlich umrauschen, nach den andern auf die Stadt, und ihre malerische Umgebung und auf ein weites Panorama schauend, welches der Rhein, wie ein Silberband durchzieht und aus welchem eine herrliche, mit Dörfern und Städten geschmückte Ebene herübergrüßt, erhebt es sich majestätisch und schon aus weiter Ferne dem Auge sichtbar. Das Gebäude ist von Baumeister Hoffmann aufgeführt, welcher nach Rußland gesendet wurde, um ähnliche Tempel im byzantinischen Style durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Auf mächtigem Unterbau ruhend, sind seine Mauern aus schweren Quadern von hellgrauem Sandstein errichtet, und tragen eine gewaltige Kuppel nebst vier kleineren aber ähnlichen Seitenthürmen. Die Kuppeln sind vergoldet und mit dem Kreuz, dem Zeichen des christlichen Glaubens, ebenfalls vergoldet, versehen. In den großen Feldern der von marmornen Säulen unterstützten Kuppel erblickt man auf Goldgrund, zwölf schwebende Engel. Die großen Zwickelfelder unter derselben schmücken, gleichfalls auf Goldgrund, die kolossalen Bilder von vier Evangelisten und Bilder von vier Propheten. Den Fries zieren zwölf Adler, welche Blumengehänge tragen. Die Wände des Tempels sind mit Marmor bekleidet und mit Stukkaturarbeiten, Medaillons u. s. w. verziert. Auch die aus Metall gegossenen, mit kleinen Figuren reichlich versehenen Thüren zur Sakristei und zur Gruft sind ausgezeichnete Einzelnheiten des prachtvollen Bauwerks. Die genannten bildlichen Darstellungen der Engel, der Evangelisten und Propheten, wie die anderen malerischen Ornamente machen ebenso der poetischen Idee, wie der trefflichen künstlerischen Ausführung ihres Meisters, des Professor Hopfgarten, hohe Ehre. Im Innern des Tempels wird rüstig gearbeitet und man sieht der baldigen Vollendung entgegen, welche den Feeunden der Kunst einen seltenen Genuß bereiten wird, ganz abgesehen von der bewältigenden Poesie und Schönheit des Totaleindrucks.

Beim Rückweg nach der Stadt hatte ich von der Hitze schon ziemlich auszustehen und hätte mich fast, wenn ich mich nicht vor mir selbst geschämt hätte, nach den kaum überstandenen Regentagen zurückgesehnt. Die Natur scheint, wie die Menschen, die Contraste und die Extreme zu lieben, aber gerade hierin

liegen die Elemente des Fortschrittes. Hätte einer viel Tugenden und keine Fehler, so würden ihn jene nicht zum Handeln kommen lassen und wenn sich Verstand und Thorheit, Ueberlegung und Leidenschaft nicht bekämpften, so würden wir gar oft in Stillstand gerathen. Die goldne Mittelstraße mag der beste Weg seyn, aber sie scheint mehr für Götter, als für die unvollkommnen Menschen bestimmt. Auch der Fortschritt ganzer Völker ist nur durch den Kampf der Extreme befördert worden. Die heißen Sommertage kann man hier in Wiesbaden nur des Morgens und des Abends genießen; ihre mittleren Stunden muß man wie der Spanier und Italiener der Siesta und dem far niente, das man aber hier nicht das dolce nennen kann, widmen. So machte ich es heute, und erst als der Sonnenwagen seine Bahn fast vollendet hatte, entschloß ich mich zu einem Spaziergange durch das liebliche Thälchen, welches sich dem Kuegarten anschließt und nach der Dietenmühle und Sonnenberg führt. Es ist ein anmuthiges Idyll, und wer den murmelnden Bach, ein friedliches Ruheplätzchen an demselben, wer frischgrüne Matten und schattiges Buschwerk liebt, wer sich gern aus dem Geräusch der Welt zurückziehen und in die Traumwelt des arkadischen Schäferlebens versetzen will, der wird oft nach diesem Thale wandern, um dann erfrischt und erquickt heimzukehren. Ist er zu einer lyrischen Herzensergießung angeregt worden, so mag er sie immerhin in Reime fassen; doch ist's jedenfalls gut, wenn er sie ungedruckt läßt.

Für den Kurgast und jeden hieeher kommenden Fremden sind auch der neue Geißberg und der Bier- oder Felsenkeller auf der Bierstädterhöhe besonders anziehend. Von beiden Orten aus genießt man eine herrliche Aussicht über die Stadt und deren Umgebungen sowie nach dem thurmgekrönten, goldenen Mainz und auf den vielgeliebten und vielbesungenen Rhein hinüber. Auf dem Geißberg wird dem Besucher der edle Rebensaft, auf dem Felsenkeller das erfrischende Gebräu aus Hopfen und Malz gespendet. Ueber den Werth von beiden Getränken und welchem von ihnen der Vorzug gebühre, wurde neulich im heiteren Freundeskreise gestritten. Man konnte sich anfänglich nicht vereinigen, da von den Streitenden die persönlichen Ab- und Zuneigungen mit der Sache selbst verwechselt wurden, so streitet man über Schiller und Göthe, über Klassisches und Romantisches, über England und Frankreich, über Sonst und Jetzt, über Republik und Monarchie und über hundert andere Dinge, die man einander unbedingt entgegenstellt. Alles aber hat seine Licht- und Schattenseiten, seine eigenthümliche Sphäre, seine eigene Tragweite und Begränzung. Der König Gambrinus hat in neuerer Zeit seine Herrschaft weit über Bayern hinaus, er hat sie über alle Gauen, so weit die deutsche Zunge klingt, siegreich ausgedehnt. Er beschränkt sich nicht mehr auf die schmutzige Bierschenke, auf den halb zerlumpten Kittel, auf die Gelage der Handwerksburschen und Studenten, er hat die feine Gesellschaft, den Luxus des modernen Wirthschaftssalons und die Kunst in sein Bereich gezogen; es wird ihm heute von Leuten gehuldigt, die früher mit Verachtung auf ihn herabsahen. Diese Ausdehnung seiner Herrschaft hält gleichen Schritt mit der Verbesserung seines Erzeugnisses, mit dem größeren Comfort seiner Lokale. Wir wollen gerecht seyn. Bier ist ein willkommenes Labsal an heißen Tagen und auch an kalten, wenn man durstig ist. Durst ist die erste Bedingung, um es mit Lust zu genießen und zu keinem anderen Getränke schmeckt die Cigarre besser, als zu ihm. Wer also durstig ist und den Mund gern voll nimmt, wessen Durst sich oft erneuert und nicht so leicht zu stillen ist, bei wem der Genuß die Begierde des Genießens nur stachelt, der greife zum Bierglas. Bei diesem plaudert sichs behaglich über allerlei Dinge, über Stadtneuigkeiten, über Krieg und Theuerung; es paßt zum Alltagsrock und ins Alltagsleben. Der edle Rebensaft hat einen andern Wirkungskreis, eine festliche Bestimmung. Er soll uns über die Prosa des Lebens und aus den engen Schranken der Alltäglichkeit erheben, unsere Phantasie beflügeln, unser Herz erwärmen; bei Jubelfesten aller Art soll er den eigentlichen Maitre de plaisir machen und uns zu Toasten, Glückwünschen und schwunghaften Reden begeistern, uns wenigstens schöne Worte ins Ohr flüstern, wenn uns große Gedanken gerade nicht zu Gebot stehen sollten; er soll die Glocken der Erinnerung läuten, wenn alte Freunde von vergangenen Tagen reden, und die der Hoffnung, wenn junge sich von den goldenen Träumen ihrer Zukunft unterhalten; er soll die Stunde des Scheidens erleichtern, die des Wiedersehens verschönern, soll den Muthlosen aufrichten, den Trauernden erheitern, dem Belasteten für eine kurze Frist wenigstens seine Bürde abnehmen. Dem Dienste des Gambrinus mögen die eigentlich durstigen, die alltäglichen Stunden angehören, die höheren und festlichen Stunden seyen mit den Rosen der Poesie und mit Weinlaub geschmückt! In wiefern aber diese und ähnliche Dinge in Badebriefe gehören, darüber habe ich mich bei Dir zu rechtfertigen und werde es demnächst thun. Unterdessen lebe wohl!

W.

Mannichfaltigkeiten.

Nach einer in der „Neuen preußischen Zeitung" enthaltenen sehr detaillirten statistischen Zusammenstellung der Stärke der sämmtlichen Streitkräfte der europäischen Großmächte können mobil ins Feld stellen: Rußland 774,000 Mann mit 1640 Geschützen, Frankreich 300,000 Mann mit 684 Geschützen, England 70,000 Mann, Oesterreich 250,000 Mann mit 584 Geschützen, Preußen 300,000 Mann mit 792 Geschützen, die übrigen deutschen Bundesstaaten 180,000 Mann.

Korrespondenz.

Vom Neckar, 16. Juli.

Beleuchtung der Schrift: „Das Recht und der Rechtsschutz der katholischen Kirche in Deutschland von Freiherr v. Ketteler, Bischof von Mainz." Unter diesem Titel erschien bei H. Hogrefe in Mannheim eine Druckschrift, welche die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt in hohem Grade auf sich zieht, da sie mit ebensoviel ruhiger Würde als juristischem Scharfsinn geschrieben ist. Sie verhält sich zu der an Druckseiten ungleich reicheren Schrift des Herrn v. Ketteler wie Astronomie zur Astrologie. Wie wenig genau es Hr. v. Ketteler in seiner Anklageschrift, „daß die katholische Kirche in unserem deutschen Vaterlande, den Eingriffen der Landesregierungen in ihre Rechte gegenüber, ohne allen öffentlichen Rechtsschutz sey", mit dem Thatsächlichen nimmt, das erhellt aus dem in No. 162 und 163 der „Karlsruher Ztg." enthaltenen Aufsatze „zur Beurtheilung der neuesten Schrift des Bischofs von Ketteler über den Kirchenconflict" schlagend, wo die S. 19 u. s. w. enthaltene v. Ketteler'sche Darstellung der badischen Geschichte aus den Jahren 1830—1840 eine aktenmäßige Widerlegung oder Berichtigung findet. So fern von Sachtreue Herr v. Ketteler aber hier, so inkonsequent und willkürlich behandelt er die rechtliche Frage; das wird in der oben angeführten „Beleuchtung" seiner Schrift in gedrängten logischen Zügen dargethan. Um den Forderungen des Herrn v. Ketteler gerecht zu werden, müßte man das deutsche Reich wieder herstellen; er negirt alle historische Berechtigung des modernen Staatsrechts und fußt in seinen Deduktionen lediglich auf die Satzungen des westphälischen Friedens und des Reichsdeputations-Hauptschlusses und nennt die Säkularisation z. B einen Raub, während nach S. 7 der „Beleuchtung" Mediatisirung, Absetzung von Regenten, die noch überdieß schlecht gewirthschaftet haben den Congressen, Reichstagen u. dgl. nicht bestritten war und selbst die katholische Kirche die mannichfaltigsten Absetzungen in Frankreich, die noch dazu von viel schlechterer Quelle ausgingen, wohl anerkannt, somit auch eine Fortbildung des historischen Rechts anerkannt hat. Nun hat aber die katholische Kirche im Allgemeinen, die nirgends ein Patrimonium Petri hatte, gar Nichts an Vermögen eingebüßt. Das

Recht der katholischen Kirche, heißt es, ist zweifacher Natur, so weit es nämlich nach Außen auftritt. Das rein religiöse Gebiet entzieht sich völlig den äußern Rechtsverhältnissen des Staats und der Schutz auf diesem Gebiete kommt allein von Gott. Das Recht nach Außen aber ist theils ein reines Privatrecht, welches Recht die katholische Kirche als s. g. moralische Person ausübt; theils juris publici und in sofern tritt die Kirche mit den Staaten in ein von Rechten und Pflichten begränztes Verhältniß. In Bezug auf die Privatrechtsverhältnisse üben nun jene verschiedenen moralischen Personen, wie „Kirchenfabriken", „Heiligenfonds", „Stiftungen zc." nach Landesgesetz ihr Eigenthumsrecht unter demselben Schutze aus, wie jeder Eigenthümer. Die unabhängigen ordentlichen Gerichte sind der Schutz für alle diese Rechte. Die katholische Kirche als solche hat aber keine solche Rechte, denn sie hat kein Eigenthum in Deutschland, kein Patrimonium Petri als den Kirchenstaat. Was die Säkularisation betrifft, so wurden hauptsächlich solche Ländereien säkularisirt, über welche geistliche Körperschaften öffentliche Rechte, Hoheitsrechte ausübten. In Bezug auf diese Rechte befinden sich die einzelnen Körperschaften, Bisthümer u. dgl. nur in der Lage der mediatisirten oder entthronten Fürsten; die katholische Kirche als solche ist nicht im mindesten von der Säkularisation berührt. Auch bei Einziehung von Gütern, über welche nicht öffentliche, sondern Privateigenthumsrechte ausgeübt wurden, fand kein Raub statt. Nicht die einzelnen Mitglieder dergleichen aufgehobener Körperschaften, wie Klöster u. s. w. litten darunter. Ihnen wurde nichts genommen, sondern nachdem diese versorgt, die Anstalten selbst aber aufgehoben waren, da wurde, nachdem der Eigenthümer nicht mehr existirte, das herrenlose Gut eingezogen. Die Geschichte hat gelehrt, wie heilsam die Aufhebung der zahlreichen Klöster und Stifter war. Nachdem die Existenz des Schutzes der Kirche in privatrechtlicher Beziehung nach allen Seiten hin dargethan ist, geht der Verfasser der Beleuchtung der v. Ketteler'schen Schrift zu dem öffentlichen Recht über, indem er sagt: „Im öffentlichen Recht gibt es auch Gewaltthaten und Vernichtungen, welche durch langjährigen Bestand, durch erfolgreiche und ersprießliche Lebensfähigkeit historisches Recht werden, ohne daß die mangelhafte Entstehungsursache des Rechtes dieses selbst vernichtet zc." — Wenn nun aber an dem Rechtsbestand vieljährig dauernder Verhältnisse Niemand mehr zweifelt, dann ist es nicht gestattet, das Unbequeme der Verhältnisse durch Berufung auf die Entstehung zu beseitigen. („So hat der Radikalismus den Adel aufheben wollen, so will der Herr Bischof mit der Wiener Congreßakte umspringen"). Nach einem Vierteljahrhundert der großartigsten und folgenschwersten Umwälzungen in Europa bedurfte es einer klaren und festen Bestimmung, um Europas Verhältnisse wieder zu ordnen. Wer konnte dieß natürlicher und mit mehr Recht und Kraft thun, als Diejenigen, welche die Unordnung bezwungen hatten. Diese haben in der Wiener Congreßacte das moderne europäische Staats- und Völkerrecht festgesetzt, eine neue Ordnung in Europa aufgerichtet. Die Kirche tagte dabei nicht mit, hat aber auch als solche an der Wiederherstellung der Ordnung keinen Theil genommen. Ihre segensreiche Wirksamkeit konnte erst nach wiederhergestellter äußerer Ordnung aufs neue beginnen, und sie muß daher die thatsächlich bestehende Ordnung, welche ihr eine Wirksamkeit wieder ermöglichte, dankbar anerkennen, sie mußte auf dem bestehenden Boden ihre neue Wirksamkeit entfalten; sie durfte den Boden nicht wieder wankend machen. Sie begann auch in der That in dieser Weise und jetzt erst betritt sie den Weg der Uebergriffe und Gewaltthätigkeiten. Findet nun die Kirche in dem an Stelle von Kaiser und Reich getretenen Landesherrn und der Verfassung oder in andern Stücken beim Bunde den verlangten Schutz nicht, so hat sie nicht Schutz für ein Recht, sondern für einen Uebergriff verlangt. — So folgt der Verfasser der Beleuchtung der von Ketteler'schen Schrift diesem Schritt für Schritt, widerlegend nicht mit schönklingenden langen Redensarten oder Sophismen, sondern in bündiger logischer Kürze und fordert diesen schließlich auf, die schlimmen Freunde seiner Partei von einem Verfahren abzuhalten, „auf welches nicht die Schlechtesten in Deutschland bei aller Ehrfurcht vor der Kirche, mit tiefer moralischer Verachtung herabsehen."

München, 25. Juli.

Die früheren Berichte in Betreff der Beurtheilungs-Commissionen waren durchaus nicht exact, und wir glauben der großen Anzahl der Aussteller einen nicht unwesentlichen Dienst zu erweisen, wenn wir das für sie so wichtige Verzeichniß der Prüfungs-Ausschüsse nach einem uns zugegangenen offiziellen Exemplar mittheilen. Man ersieht daraus, daß Professor Dr. von Hermann den Vorsitz übernommen und Dr. R. Wagner als Sekretär fungiren wird. Die zwölf Gruppen sind sehr verschieden zusammengesetzt, sowohl in Bezug auf ihre numerische Stärke, wie auch in Bezug auf die Abgeordneten aus den verschiedenen deutschen Gauen. Bayern hat natürlich das stärkste Contingent geliefert und zwar auf 2331 Aussteller 37 Commissäre, Oesterreich 1477 A. 23 C., Preußen 767 A. 13 C., Sachsen 609 A. 10 C., Würtemberg 443 A. 10 C., Hannover 158 A. 3 C., Kurhessen 132 A. 2 C., Großh. Darmstadt 159 A. 3 C., Oldenburg 29 A. 3 C., Hamburg 78 A. 2 C., Frankfurt 45 Aussteller 1 Commissär. — Die Beurtheilungs-Commissionen, nach den verschiedenen Klassen der Waaren in Gruppen und Unterabtheilungen gegliedert, haben bereits seit dem 17. d. M. ihre Wirksamkeit begonnen, und wie wir wahrzunehmen Gelegenheit hatten, arbeiten dieselben mit großer Thätigkeit, um das ihnen übertragene wichtige Werk in möglichster Kürze zu vollenden; denn mehr der HH. Commissärer können ihren gewöhnlichen Berufspflichten sich nicht allzulang entziehen; dann aber ist es auch der ausdrückliche Wunsch des Herrn Vorsitzenden, daß das Resultat in vier Wochen vorgelegt werden könne. Die Bestimmung, daß die Beurtheilungs-Commissäre, die zugleich Aussteller sind, auf jede Auszeichnung verzichten müssen, wird nach einem von den Vorsitzenden der Ausschüsse gefaßten Beschlusse, eine Abänderung erleiden. Obgleich nicht anzunehmen ist, daß daraus ein Mißbrauch entstehen werde, so wäre es doch wohl am besten gewesen, man hätte die frühern deßfallsigen Vorschriften, die gewiß vorher reiflich geprüft und erwogen worden sind, in Kraft gelassen.

Frankfurt a. M.

Die Ruhestätte des am 27. November 1851 in Nerothal bei Wiesbaden verstorbenen, noch nicht ersetzten und noch nicht vergessenen Philipp Breuer, der eine Zierde unserer Bühne und ein wahrhaft würdiger Priester Thaliens gewesen, sie schmückt auf unserem Friedhofe jetzt ein schöner Grabstein, den wir der Pietät seiner Verehrer und besonders eines seiner vertrauten Freunde, des Herrn Albert Sorückmann, verdanken. Nachdem die bald nach Breuers Tod eröffnete Subscriptionsliste einen nur mäßigen Ertrag geliefert hatte, mit welchem der Ruheplatz des Verstorbenen angekauft wurde, lag das Grab zwei Sommer lang unbezeichnet am Wege, bis der obengenannte Freund, dem Drange seines Herzens folgend, selbst ein einfaches, aber schönes Zeichen der Erinnerung entwarf und zur Ausführung bringen ließ. Dieser uneigennützigen Freundestreue fühlen wir uns zu eben so aufrichtigem, als lebhaftem Danke verpflichtet. Eine Platte von rothem Sandstein, ein längliches Viereck bildend, ruht auf einer Unterlage von Granitstücken. Wir sehen zu Häupten derselben eine Lyra von einem Lorbeerkranz umwunden, die in sinniger Weise das edle Streben und den errungenen Preis andeutet und deren meisterhafte Ausführung die kunstfertige Hand des Stifters bekundet. Darunter vermerkt eine Inschrift Namen, Alter und Todestag des leider! zu frühe aus unserer Mitte Geschiedenen. So hat nun unser Friedhof ein rührendes Zeichen der Erinnerung und der Dankbarkeit mehr erhalten, welches das Andenken an einen hochverehrten Künstler, das in vielen Herzen lebt, auch äußerlich verkündet und in würdiger Weise bewahrt. Ruhe seinen irdischen Ueberresten und Ehre seinem gefeierten Namen! W.

Theater-Anzeige.

Samstag, 29. Juli. Letzte Gastdarstellung des Hrn. Lußberger. (Neu einstudirt): Adrienne Lecouvreur, Drama in 5 Abtheilungen. Adrienne Lecouvreur: Frau Ander. Michonnet: Hr. Lußberger.

Sonntag, 30. Juli. Der Weltumsegler wider Willen, Posse in 4 Akten von Räder. (Gastrolle) Ludwig: Fräul. Schmidt, vom Theater zu Hannover.

Bockenheimer Sommertheater.

Samstag, 29. Juli. Künstlers Erdenwallen, oder: Sängerin und Näherin, Posse in 4 Abtheilungen.

Sonntag, 30. Juli. Die Champagner-Schuld, oder: Ein Fehltritt aus Freundschaft, Lokalposse in 2 Abtheilungen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. K. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 181. Montag, den 31. Juli 1854.

Mirabeaus Tod.

Welch Haus ist dieß, wo man von früh bis spat sich dränget?
Wer ist der Sterbende, an dessen Lippen hänget
Das ewig lebende Paris?
Ist es ein Pantheon? Hat Purpur ihn begleitet
Als König, welcher nun von seinem Reiche scheidet,
Das ihn als Alexander pries?

Es ist kein Pantheon. Doch in des Ruhmes Hallen
Wird bald des Hauses Herr einkehren und vor Allen,
Als Erster in dem Pantheon.*)
Ein König ist er nicht, doch werth, daß man vergleiche
Mit Alexander ihn; aufwiegt sein Erbe Reiche: —
Es ist die Revolution!

Die Menge theilet jetzt, die stets als Trauerwolke,
Um diesen Oeta hängt, ein Mann, entstammt dem Volke:
„Für mich", ruft er, „das Todesloos!
Gesundes, fremdes Blut kann Sterbende beleben,
So sagt die Wissenschaft. Ich will ihm meines geben."
Es war ein Wahn, doch göttlich groß.

Und von dem Kissen hebt das bleiche Haupt der Kranke,
Im großen feuchten Aug' blitzt einmal der Gedanke,
Der lebenschaffende, noch auf,
Er, der als Pallas oft dem Haupt des Zeus entsprungen,
Der mit dem Donnerkeil des Worts die Welt bezwungen.
Dem Arzt Cabanis winkt er d'rauf.

„Cabanis, der mein Arzt und mehr mein Freund gewesen,
Auf, zeige mir den Brief und laß in ihm mich lesen,
Ich meine jenen, den mir schrieb
Natur, um über Tod und Leben abzusprechen;
Der Tod soll den Achill nicht in die Ferse stechen,
Er komm' als Genius, nicht als Dieb!

Du schweigst, Du kehrst Dich ab. Beredt ist dieses Schweigen.
Fort mit den Tränken dann, schafft Flöten her und Geigen,
Umgebet mich mit Blumenduft!
Ich lebte als ein Held und sterbe als ein Weiser.
Schafft Blumen, Freunde, her und schüttet grüne Reiser
Dem Herakles auf seine Gruft!

*) Mirabeau war bekanntlich der Erste, der im Pantheon beigesetzt wurde.

Weint, Freunde, nicht um mich! o wenn Ihr Klag' erhebet
Sey's eher um Euch selbst, weil Ihr mich überlebet.
Nach mir die Sündfluth! ruf' ich aus.
Die Widerstrebenden verschlingt sie wir nicht minder
Die sie entfesselten, gleich wie Saturn die Kinder
Im mordeerfüllten Götterhaus.

Glaubt Ihr, auf eine Welt des Lasters, der Bedrückung
Folgt die der Freiheit nach, der Gleichheit, Volksbeglückung,
Der ehernen die goldne Zeit?
Titanen waren wie zum Weltsturm auserlesen
Für diese Zeit im Kampf der Laster und Ideen.
Titanen sind dem Sturz geweiht!

Ich lieg' im Vorderkampf, getragen auf dem Schilde,
Die ew'ge Freiheit zeigt die lächelnden Gefilde
Des Sterbenden verklärtem Blick.
Der Hauch, der mich beseelt, will ich Ihr wiedergeben,
Mit Aristides bald und Plato werd' ich leben: —
Drum, Freunde, Blumen und Musik!" —

Erfüllt ward sein Gebot. Bald tönte von Gesängen,
Von Flötenspiel das Haus, indeß auf seinen Gängen
Die Menge betend lag umher.
Die Blumen dufteten um's Bett mit lindem Fächeln;
Die Fenster standen auf. — Ein Aufblick noch, — ein Lächeln,
Und dann war Mirabeau nicht mehr.

Adolf Doerr.

Ein russisches Polizei-Abenteuer.

In einer kürzlich erschienenen Broschüre, die, obwohl unter dem schreckhaften Titel: „Die Knute und die Russen", über die „Organisation Rußlands" sich dennoch sehr mild ausspricht und namentlich dem persönlichen Charakter des Czaren mit aller Verehrung begegnet, wird eine pikante Anekdote erzählt, die wir hier im Auszuge mittheilen. Vor einigen Jahren befand sich Hr. B., der Bruder eines der „tapfersten französischen Oberoffiziere" — der Verfasser, ein Herr von Lagny, ist selbst Franzose — in Petersburg. Er war seit etwa vierzehn Tagen in der Hauptstadt, als eines Morgens ein Polizeibeamter bei ihm eintrat und ihm unter den höflichsten Formen folgende Mittheilung machte: Se. Maj. der Kaiser aller Reußen habe indirekt vernommen, daß Hr. B. mit seinem Bruder eine sehr starke Korrespondenz unterhalte, worin er seine „eigenen Ansichten" über die Verhältnisse dieses Landes ausspreche. Da lasse denn Se. Majestät ihm sagen, daß sein

Briefe sich unterwegs leicht verlieren könnten, und daß Se. Maj. es deßhalb klüger fänden, wenn er dieselben selbst nach Paris brächte. Nach diesen Worten überreichte der Polizeibeamte Hrn. B. die sämmtlichen Beiefe, die er in Petersburg geschrieben, nebst einem oedmungsmäßigen Passe und fügte hinzu: „Unten voe dem Hause erwartet Sie ein reisefertiger Wagen. In zwei Stunden werden Ihre Koffer gepackt seyn, und wir werden abreisen.“ Hr. B., ohne im Mindesten überrascht zu seyn — denn er wußte, daß solch ironische Art, die Leute abzufertigen, „in den Gewohnheiten der russischen Polizei liegt“ —, antwortete in demselben Tone: Seine Majestät komme seinen Wünschen entgegen. Er habe auf dem Punkte gestanden, die Staaten Sr. Majestät zu verlassen, allein er habe Rußland nicht veelassen wollen, ohne zuvor den Czaren aller Reußen gesehen zu haben, und er würde es seiner Lebtage bedauern, wenn er dazu nicht mehr die Zeit haben sollte. „Machen Sie sich deßhalb keinen Kummer“, entgegnete der Beamte. „So lange wir Ihre Koffer in Bereitschaft setzen, werde ich die Befehle Sr. Maj. einholen.“ Hierauf übergab er einige auf ein Blatt seiner Brieftasche geworfene Zeilen dem Kosaken, in dessen Begleitung er erschienen war, und nach einer halben Stunde kam der Kosak mit demselben Billet zurück, worauf der Kaiser mit eigener Hand geschrieben hatte: „Bewilligt. Morgen früh um 10 Uhr im Michel'schen Reithaus. Die Equipage hat Ihnen zu folgen.“ Der Polizeibeamte ließ nun Hrn. B. den ganzen übrigen Tag allein und kam erst am andern Morgen mit dem Reisewagen zurück. Im Nu wurde das Gepäck aufgeladen, und Hr. B. fuhr mit seinem unfreiwilligen Cicerone nach dem Reithause. Der Kaiser war bereits da und musterte ein Infanterieregiment. Nach der Revue stieg man wieder in den Wagen und mit vier neben einander gespannten Steppenpferden ging es im Galopp davon. Alles ging gut, bis zur Gränze. Allein kaum waren die Schlagbäume passirt, als der Wagen hielt und Hr. B. nebst seinem Gepäcke Morgens 1 Uhr, mitten im November und bei einer empfindlichen Kälte, auf die Straße gesetzt wurde. Se. Majestät, sagte ihm der Polizeibeamte, befasse sich mit solchen Reisen nie weiter, als bis an die Gränze seiner Staaten. Jetzt sey es Sache des Königs von Preußen, ihm die Mittel zur Reise nach Frankreich zu verschaffen.

Münchener Briefe.

(München, 25. Juli.) An die VIII. Gruppe schließt sich in der hinteren Hälfte des Mittelschiffes links vom Transsepte, sowie im inneren Theil des hinteren Nebenschiffes die X., welche die Holzwaaren und sogenannten Kurzen-Waaren in sich vereinigt. Ihre Aufstellung ist der Art, daß die kleineren und feineren Gegenstände, wie die Spielsachen, die Fischbein-, Elfenbein- und Bernstein-Arbeiten, zum großen Theil unter Glaskästen, sich auf langen Tischen im Hauptschiffe befinden, wäheend die Korb-, Meubel- und sonstigen Holzwaaren in den Seitennischen ihren Platz haben. Die Gesammtzahl der Aussteller in dieser Gruppe beträgt 751; davon kommen auf Oesterreich 102, auf Preußen 30, auf Bayern 396, auf Sachsen 18, auf Würtemberg 56, auf Baden 180, auf Frankfurt a. M. 3 und auf Hamburg 17. In der bedeutend überwiegend süddeutschen und namentlich der bayerschen Ausstellerzahl wiederholt sich die besonders auch in der Maschinen-Abtheilung mehrfach bestätigte Erfahrung, daß umfangreiche und schwere Gegenstände, der Schwieeigkeit des Transportes wegen, meistens nur aus der Nähe zu öffentlichen Ausstellungen gebracht werden. Was die einzelnen Theile der X. Gruppe selbst betrifft, so ist zunächst unter den zubereiteten Hölzern eine bedeutende Auswahl von Fournieren aus der Fournier-Schneide-Anstalt von Schlobach und Moegenstern in Böhnitz bei Leipzig vorhanden. Grobe Holzwaaren wie Mulden, Schaufeln, Schuhleisten und Holzschuhe sind vorzugsweise aus Bayern selbst geliefert worden. Auch die Böttcher- oder Schäffler-Waaren stammen meist aus Bayern, nur 3 nicht bayerische Böttcher haben sich an der Ausstellung betheiligt. Aufmeeksamkeit erregt eine schöne Arbeit von Oppermann in Würzburg. Sie besteht aus einem Trinktische, worauf ein kleines Fäßchen von Holzpokalen umgeben, die inwendig eine Glas-Einlage haben. Alles in massivem Style aus kernigem Eichenholze und unpoliet. Auch in Tischlerarbeit ist Bayern am stärksten vertreten; während Preußen nur 10, Oesterreich nur 20 Aussteller von solchen Arbeiten aufweisen können, hat Bayern deren mehr als 100. Mit großem Geschmacke sind die Meubles meist in wohl decorieten Zimmern eingeordnet, zu denen man die Seitennischen duech schöne Tapezierarbeiten umgeschaffen hat. Mehrere dieser Ameublements ziehen fortwährend große Massen von Schaulustigen an. So hat Fortner von München ein Sortiment von Meubles ausgestellt, die zur Ausstattung eines Eisenbahn-Salons für höchste Herrschaften gehören. Die Arbeit ist ohne Luxus, aber sie fesselt durch ihre Gediegenheit und ihre harmonische Zusammengehörigkeit. Dicht daneben befinden sich von demselben Meister ein Zitherschrank und Zithertisch, sowie ein kunstvoller Pretiosenschrank, der nach einer Zeichnung von Tolz gearbeitet ist. Eine andere Nische enthält Meubles für ein Arbeitszimmer von Glink in München. Schöne Meubles in altdeutschem Style sind von mehreren Meistern geliefert worden. So von Sperl in Stadtamhof ein Schreibtisch mit Büchergestelle von Eichenholz; ebenso von Wild in Regensbueg ein Tisch mit 6 Stühlen. Die Sekretäre und Schreibtische sind in großer Zahl voehanden, daeunter sehr in die Augen fallende von Stelzner aus Bayreuth, aus Nußbaum gearbeitet. Leverenz aus Hannover hat einen in chenesischer Weise lakirten Sekretär ausgestellt, der viel besichtigt wird. Sehr reich ist die Zahl der ausgestellten Arbeitstische und nicht minder groß die Sortimente von Kanapes, Sophas, Fauteuils und Tabacrets, die namentlich auch durch den Glanz ihrer kostbaren Ueberzüge in Seidenstoffen und Stickereien die Aufmerksamkeit der Damen fesseln. Der Tischlermeister Pössenbacher und dee Tapezirer Steinmetz haben ein äußerst zierlich gearbeitetes Gardinenbett ausgestellt, welches vielen Beifall findet. Das Gestell ist im alten Styl von Eichenholz mit Schnitzwerk, die Decke und die äußeren Vorhänge mit grünem Seidendamast, während zu beiden Seiten an den Oeffnungen weiße Gardinen mit feinen Kanten angebracht sind. Drechslerarbeiten aus Holz, Elfenbein und Bein sind in der reichsten Mannichfaltigkeit vertreten. Die feinsten und zierlichsten kommen fast durchgängig aus Nürnberg und Fürth. Sehr schön gearbeitete Beinwaaren haben auch die Firmen Wittich und Comp. zu Geislingen in Würtemberg ausgelegt. Geschnitzte Elfenbein-Broschen und ähnliche Gegenstände sind von Stoll in Ulm. Unter den Schnitzarbeiten in Holz und Koek fallen besonders 2 Stücke von dem Hofkoch Cassebohm in Oldenburg ins Auge, die Burg Rheinstein und einen Blumentisch darstellend. Als ein bedeutendes Werk auf dem Gebiete der Koekschnitzarbeit erscheint das Rathhaus und die Peterskirche in Löwen von Carstan, akademischen Künstler in Beelin. Künstlich bearbeitetes Fischbein haben Völker in Meissen und Dellesant in Augsburg ausgestellt. Bernsteinarbeiten aller Art sind von Betz und Milke in Worms in besonders reicher Auswahl vorhanden. Nürnberg hat wieder große Soetimente von Meerschaumköpfen und andern Pfeifenköpfen geliefert. Unter den lakirten Waaren, die in mannichfachen Prachtexemplaren vertreten sind, zeichnen sich namentlich auch die Arbeiten der Firma Stobwasser in Berlin aus. Bereits hat J. M. die Königin von Bayern Einiges davon eingekauft. Andere schöne Sortiments kommen von Rau und Comp. von Göppingen, sowie von Oeffner in Eßlingen.

Unter den Produkten der Wachsbildnerei stehen die Leistungen von März in München hervor, der namentlich Gruppen aus der heiligen Geschichte geliefert hat. Die Ausstellungen der Spielwaaren ist so reichlich assortirt, daß man wohl selten eine größere Auswahl so schöner Gegenstände auf diesem Gebiete beisammenfinden konnte. Hier Thiere in Lebensgröße, mit natürlichen Fellen bekleidet, dort Jagdstücke in Blei mit zierlichen, kaum zollgroßen Figuren, Puppen in allen Arten und Kostümen, Burgen und landwirthschaftliche Gruppen aus Blei und Blech, Bauspiele, Soldaten, vollständige Equipagen, humoristische Figuren, Grotesken, kurz Alles, was auf diesem Gebiet jemals erdacht wurde, ist hier vertreten und Nürnberg bleibt es in erster Linie, welches auch hier wieder seinen alten Ruhm bewährt. Ihm zunächst die Nachbarstadt Fürth. Ueberhaupt müssen wir bemerken, daß beide Städte sich außerordentlich lebhaft betheiligt haben. Wir begegnen ihren Namen in fast allen Gruppen. Unter den Nürnberger Ausstellern von Spielsachen nennen wir nur Ammon, Heß, Kronberger und Rosenbauer, die namentlich sehr gelungene größere Arbeiten in Blei und Blech geliefert haben.

An die X. Gruppe gränzt in der hintern Abtheilung des linken Seitenschiffes die IV., welche die Eßwaaren und Gegenstände des persönlichen und häuslichen Verbrauchs enthält. Man hätte gerade keine plastischen Kunstwerke in der Ausstellung von Wachslichtern, Seifen, Cigarrenkisten und Weinflaschen vermuthen sollen und doch sind sie vorhanden. Namentlich hat die Seife das Material zu den geschmackvollsten Gruppirungen sowie zur Nachahmung vollständiger Bildhauerarbeiten liefern müssen. Ein Gegenstand dieser Seifenbildnerei ist sogar für würdig erachtet worden. in der langen Reihe der plastischen Kunstwerke im Hauptschiffe des Glaspalastes eine Stelle einzunehmen. Es ist dieß ein Obelisk von mehr als 16 Fuß Höhe und 2 Fuß Durchmesser an der Basis, der ganz aus alabaster-weißer Seife aufgebaut und von einer Guirlande umschlungen ist, die in vielfarbigen schön ausgearbeiteten Blättern, Blüthen und Früchten, alle gangbaren Sorten seiner Seife repräsentirt. In großen vergoldeten Buchstaben prangt in der Guirlande die für die Seifensieder doppelt bedeutsame Inschrift: „Der Verbrauch der Seife bildet den Maßstab für die Kultur der Völker!" Urheber dieses sinnreichen Kunstwerkes ist Hr. Korn in München. Ein anderes Werk aus Stearin, einen Altar darstellend, stammt aus der chemischen Fabrik von Münzing in Heilbronn. Unter den Seifenfabrikaten zeichnen sich noch zwei Tischplatten aus der Fabrik von Hirmer in München aus, die in ihrer Zusammensetzung aus bunten Toiletten Seifen eine täuschende Nachahmung des Marmors bilden. Die vierte Gruppe weist außerdem noch Figuren aus Chocolade auf, von denen namentlich diejenigen von Conditor Mayrhofer in München vielen Beifall finden. Ein großes Jagdstück aus Chocolade hat Rottenhöfer in München gefertigt; auch die Figuren und Gruppen von Timäus, und Jordan in Dresden verdienen Erwähnung. Auf die Einzelnheiten der Conditor-Materialwaaren, der Weine, Delicatessen, Tabak und Cigarren, sowie der Mahlprodukte, der Sago- und Reisproben kann der Berichterstatter um so weniger eingehen, als die Güte dieser Dinge sich nicht mit dem Auge, sondern nur mit der Zunge erforschen läßt, und dafür bietet die Ausstellung nur den Prüfungs-Commissionen Gelegenheit.

Beachtenswerth dürfte es seyn, daß in Bezug auf Eßwaaren, Conserven Oesterreich am stärksten vertreten ist; dann erst folgt Bayern, welches die Ausstellung in seiner Mitte hat. Aus Preußen befindet sich auf diesem Gebiete nur ein einziger Aussteller, die Firma Weil aus Berlin, welche mit eingemachtem Obst und Gemüse vertreten ist. In Tabak und Cigarren sind Bayern und Preußen am stärksten vertreten, Oesterreich nur unbedeutend, und sehr unbedeutend, was die Zahl der Aussteller betrifft, Hamburg und Bremen. Die Güte der Waaren bleibt, wie gesagt, für den Laien Geheimniß.

Mannichfaltigkeiten.

(Düsseldorf, 24. Juli. Gestern ereignete sich hier ein höchst bedauerlicher Auftritt. Ein hannoveranischer Offizier, welcher seines zerrütteten Geistes wegen in eine rheinische Irrenanstalt gebracht werden sollte, wurde in unserer Stadt, während er bereits im Wagen saß, von einem Wuthausbruche ergriffen. Seine Begleiter waren nicht stark genug, ihn zu halten. Er stürzte aus dem Wagen, griff alle Umstehenden an und mißhandelte sie. Mehreremale stürzte er bei seinen heftigen Bewegungen zu Boden und verletzte sich das Gesicht so stark, daß er unaufhörlich blutete. Doch hieß es, der Wahnsinnige sey endlich bezwungen und weiter transportirt worden.

Bei Gelegenheit einer im „Athenäum Français" mitgetheilten Uebertragung von Briefen E. T. A. Hoffmann's an seinen Jugendfreund Hippel sagt der französische Uebersetzer Champfleury in seinem Vorworte: „Es herrscht in dieser Jugend-Korrespondenz ein so tiefes Gefühl, daß man den Humoristen Hoffmann selten oder gar nicht darin erkennt, was gewiß ein merkwürdiges Kennzeichen der nachfolgenden Briefe ist, für deren Uebertragung die französische Sprache leider nicht genug jener schwankenden, idealen, seraphischen Ausdrücke besitzt, an welchen die deutsche Sprache so reich ist und die jeden gewissenhaften Uebersetzer zur Verzweiflung bringen können."

Der beste Beweis von dem Vertrauen, welches man in das steigende Gedeihen der Stadt San Francisco (in Californien) setzt, ist der Stand der Schuldscheine (Bonds), welche 10 prC. Zinsen tragen und jetzt nominell über pari stehen, in Wirklichkeit aber gar nicht mehr zu haben sind. Das steuerbare Eigenthum beläuft sich auf 25 Millionen, die städtische Einnahme auf 950,000 Dollars, die Ausgabe auf 900,000. Die Staatsschuld beträgt $1^1/_2$ Millionen. Es erscheinen täglich 13 Zeitungen, darunter eine deutsche und eine französische. Es existiren sechs Theater, verschiedene Konzerthallen, 19 Kirchen oder vielmehr Bethäuser, 20 öffentliche Freischulen, in denen etwa 3000 Kinder unterrichtet werden. Die Stadt hat jetzt 16 Feuer-Compagnien, welche sehr gut sind und ein großes Feuer fast unmöglich machen; eine Gas-Compagnie — kurz, so ziemlich Alles, was man von einer großen Stadt erwarten kann.

Das Pyrenäen-Bad Biaritz, in welches der Kaiser und die Kaiserin der Franzosen sich begeben haben, ist besonders durch eine Naturerscheinung merkwürdig: seine Grotten. Sie befinden sich in der Nähe des Dorfes Biaritz, zwei französische Meilen südöstlich von Bayonne. Man kommt aus weiten Entfernungen nach Biaritz, um dort die Seebäder zu brauchen. Die Küste ist tief eingerissen; die Fluth steigt sehr hoch, und die vom Nord- und Westwinde aufgestauten Wellen, die sich an den Klippen brechen, bringen dort ein unaufhörliches, tobendes Geräusch hervor. Ihr Gewicht und ihre fortwährenden Bewegungen haben den Erdboden, gegen den sie ihre Wuth auslassen, nach allen Seiten zerrissen und unterhöhlt, und die auseinander gehäuften Bruchstücke der Küste bilden, mannichfach geformt, imposante Massen.

Zwei neue Inseln sind — laut Privat-Nachrichten aus den Molukken vom Anfang dieses Jahres — in der Nähe der

Insel Keji aus der See gestiegen. Wie aus Java vom 7. Januar geschrieben wird, ist man der Meinung, daß dieses merkwürdige Phänomen mit dem schrecklichen Erd- und Seebeben in Verbindung gestanden, welches jene Gegenden am 26. November 1852 so furchtbar heimsuchte. Der Boden dieser neugebornen Inseln ist noch immer weich und von Goldfarbe. Der (holländische) Gouverneur der Molukken beabsichtigte, sofort ein Dampfschiff nach dem Fleck abzusenden, um die Inseln gehörig untersuchen zu lassen. Das Ergebniß ist noch unbekannt.

Der unlängst verstorbene Raoul Rochette, Professor der Archäologie, Mitglied des Instituts von Frankreich, beständiger Secretair der Pariser Akademie der schönen Künste und langjähriger Redakteur des Journals des Savans hatte in seinem Testament ausdrücklich angeordnet, daß an seinem Grabe keine Rede gehalten werden solle. Er habe, heißt es darin, sein ganzes Leben hindurch von diesem profanen Brauche gelitten, zu dem er sich für Andere hergeben mußte, und wolle an seinem Grabe bloß die Gebete der Kirche und die Betrübniß der Freundschaft vernommen wissen.

Kürzlich wurde in Paris die von Armand Bertin, dem verstorbenen Haupt-Redacteur der „Debats“ nachgelassene und namentlich an werthvollen Ausgaben aus dem 17. Jahrhundert reiche Bibliothek verkauft. Der Gesammt-Erlös betrug 125,000 Fr. Es wurden Preise von 3900, 3130, 2099, 1800, 1500 und 1065 Fr. bezahlt. 1800 Fr. zahlte die kaiserliche Bibliothek für einen Pantagruel in kl. 8.

Korrespondenz.

Stuttgart, 27. Juli.

In hiesigen Blättern ist wiederholt darauf hingewiesen worden, daß die Nichttheilnahme des Hrn. Hofschauspielers Grunert an den Mustervorstellungen zu München daher komme, daß ihm in höherem Auftrage der Wunsch ausgedrückt worden sey, sich der Theilnahme zu enthalten, wofür der Grund darin gesucht werden müsse, daß nicht auch an andere hiesige Bühnenmitglieder Einladungen ergangen seyen. Sollte nun wirklich ein solcher Wunsch gegen Hrn. Grunert ausgesprochen worden seyn, so wäre dieser sicherlich in etwas ganz Anderem zu suchen, als darin, daß nicht auch an andere Mitglieder Einladungen ergangen sind (was indeß nicht einmal ganz richtig ist, da auch an Fräul. Wilhelmi, die damals unserer Bühne noch angehörte, eine solche Einladung ergangen war), nämlich mit viel mehr Wahrscheinlichkeit darin, daß man höhern Orts wegen der für nicht besonders dankbar angesehenen Art der Entfernung des jetzigen Münchener Hoftheater-Intendanten aus seiner hiesigen Hofstelle etwas mißstimmt sey. Indeß ist die Stellung des Hrn. Grunert hier von der Art, daß, wenn er wirklich Theil hätte nehmen wollen, er dieß trotz des königlichen Wunsches (nicht Befehls) hätte thun können, wenn ihm wirklich viel daran gelegen gewesen wäre.

Nürnberg, 26. Juli.

Die von der k. k. Leopold.-Carolinischen Akademie der Naturforscher durch die Munificenz des Fürsten Anatol Demidoff zur Feier des Geburtstages der Kaiserin Alexandra von Rußland gestellte botanisch-pomologische Preisfrage hat am 13. Juli l. J. ihre Erledigung gefunden. Unter mehreren eingelaufenen Bewerbungen wurde die Schrift mit dem Motto: „Nil aeternam sub sole“ (Verfasser; Dr. Tessen, Lehrer an der landwirthschaftlichen Academie zu Eldena bei Greifswald) prämiirt; die Schrift mit dem Motto: „Natura dedit hominibus plantas ad fruendum“ (Verfasser: Friedr. Jac. Dochnahl, Pomolog und Herausgeber der „Pomona“, in Radolzburg bei Nürnberg), als die zweitbeste anerkannt und mit einer Belohnung ausgezeichnet. Jene wird später in dem laufenden Bande der Verhandlungen der Akademie abgedruckt und diese in kürzester Zeit als besonderes Werk zur allgemeinen Oeffentlichkeit kommen.

Hamburg, 26. Juli.

Das heutige Tagesgespräch dreht sich um die Seitens der Direktion der vereinigten Theater den Mitgliedern des Theaters und Orchesters gemachte Eröffnung, daß sie, die Direktion, sich außer Stand finde, ihren Verpflichtungen gegen die Mitglieder nachkommen zu können; Mit dieser Erklärung verband die Direktion Maurice-Wueda den Vorschlag, daß die Mitglieder vom 1. August d. J. an bis zum 1. April 1855 auf Theilung spielen, und sich an der Passivsumme von 103,000 Mark Courant = 41,200 pr. Courant betheiligen möchten. Das zur Erwägung dieser Vorschläge niedergesetzte Comitee Seitens des Theater-Personals berief heute eine Versammlung sämmtlicher Mitglieder des Theaters und Orchesters, in welcher es Bericht auf die Ablehnung der gemachten Vorschläge beantragte, welcher Antrag zum Beschluß erhoben wurde. Es dürfte nun leicht der Fall seyn, daß die Theater-Direktion der deutschen Handelsmetropole Hamburg den Skandal einer Insolvenz-Erklärung dem übrigen Deutschland zum Besten geben wird.

Literatur- und Kunst-Notizen.

(Frankfurt, a. M.) In der zweiten Hälfte des Monats August wird Hr. Hendrichs auf der hiesigen Bühne eine Reihe von Gastrollen geben. Bei dieser Veranlassung werden wir auch eine Nichte desselben, Fräul. Josephine Hendrichs, kennen lernen. Sie ist eine Schülerin ihres gefeierten Oheims und hat in Berlin im vorigen Jahre ihre ersten theatralischen Versuche gemacht. Ihr neuliches Gastspiel auf der Regensburger Bühne ist mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen worden. Zuerst unter Mitwirkung ihres Onkels, bevor dieser zu den Mustervorstellungen nach München abreiste, trat sie auf als Agnes Bernauer (Herzog Albrecht), Clärchen (Egmont), als Jane Eyre (Waise aus Lowood) und Lorle (Dorf und Stadt) und später ohne denselben als Jolanthe, Kunigunde in „Hans Sachs“ und als Mathilde. Fräul. Hendrichs ist für die Aachener Bühne engagirt. Wir sehen dem demnächstigen Auftreten unserer jungen Landsmännin, sowie dem Gastspiel ihres Oheims auf der hiesigen Bühne mit lebhaftem Interesse entgegen.

Aus vielen Schweizer Blättern ersehen wir, daß die Gastspiele von Ira Aldridge auf dortigen Bühnen die größte Sensationen gemacht haben. Ueber seine Leistungen als „Othello“, „Shylock“ und „Macbeth“ lesen wir die glänzendsten Berichte, besonders über die letztere Rolle, von welcher bemerkt wird, daß sie große, tieferschütternde Momente habe, die wohl nicht übertroffen werden können. Auch seines köstlichen Genrebildes des „Mungo“, des Negers auf der untersten Stufe wird mit Auszeichnung gedacht.

In Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M. ist ein nur zwei Bogen starkes Schriftchen erschienen, das den Titel führt: „Grundzüge der Erziehung und des Unterrichts in den Kleinkinderschulen zu Frankfurt a. M.; zugleich eine Anleitung für Eltern, ihre Kinder erziehlich zu unterrichten und für die Schule vorzubereiten“, auf das wir nicht nur Schulvorsteher von Kleinkinderschulen und Lehrer und Lehrerinnen an denselben, sondern zugleich jene Eltern aufmerksam machen, denen es an Gelegenheit fehlt; ihre Kinder einer guten Kleinkinderschule anzuvertrauen und denen es am Herzen liegt, ihre kleinen Lieblinge nützlich zu beschäftigen und sie für den späteren Schulunterricht zweckmäßig vorzubereiten und denselben eine religiöse und moralische Grundlage zu geben. Die 7 Abschnitte, welche in diesem Schriftchen behandelt werden, sind: Belehrungen über religiöse Wahrheiten; Uebungen des Anschauungs-Vermögens; Uebungen des Gedächtnisses; Lautiren; Kopfrechnen; Singen; Nachzeichnen.

Theater-Anzeige.

Montag, 31. Juli, bleibt das Theater geschlossen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 182. Dienstag, den 1. August 1854.

Zwei Nächte in Südamerika.

Aus dem „Nederlandsche Museum“ übertragen von Gotefried Overmann.

I.

„Ein herrlicher Platz zu unserem Nachtquartier!“ rief ich aus, indem ich vom Maulthier stieg und Arme und Beine ausstreckte, die von dem langen Ritt ziemlich steif geworden waren. Es war, allem Anscheine nach, ein reizendes Fleckchen, eine enge Bergschlucht, von Mahagonibäumen beschattet. Mein Reisegefährte nickte beifällig mir zu.

Unsere trägen mexikanischen Maulthiertreiber und Diener sprachen kein Wort, sondern sie begannen unsere Lagerstätten zu bereiten. Die verfl..... Schuste! Und hätten wir uns auch in einem Sumpf, neben einem Alligator niedergelegt, sie würden, glaube ich, ihren Mund noch nicht geöffnet haben. Diese Mexikaner, von halb indianischer, halb spanischer Abstammung, zwischen welcher auch noch ein wenig Negerblut läuft, stören sich so wenig an die Gefahren und Plagen ihres Landes, daß sie durchaus nicht begreifen, wie Fleisch und Blut anderer Menschen empfindlicher ist, und daß Muskitos und „vomito·prieto“, wie sie ihre höllische Landeskrankheit nennen, keine Kleinigkeiten sind, geschweige denn Schlangen, Alligatoren und dergleichen liebe Geschöpfchen.

Ich war nach Mexico gekommen mit einem jungen Virginier, Jonathan Rowley, sechsundzwanzig Jahre alt, mehr als sechs Fuß hoch, mit herkulischen Muskeln ausgestattet. Man hatte uns Vieles von den Schönheiten des Landes erzählt; allein wir hatten die Hauptstadt erreicht und, mit Ausnahme einiger Gegenden bei Vera-Cruz, nichts gesehen, was die hochtrabende Beschreibung der mexikanischen Landschaften, welche wir so mannichfach vernommen, zu rechtfertigen vermochte.

Wir waren indessen noch nicht weit südwärts gelangt, als die Gegend eine andere Gestalt annahm und unsere aufs höchste gespannten Erwartungen weit übertraf. Ganze Wälder von Palmen, Orange-, Citronen- und Bananen-Bäumen nahmen die Thäler ein; Sümpfe und Niederungen waren mit Mahagonibäumen und riesigem Farrnkraut bedeckt. Alles war hier kolossal: die Berge ungeheuer hoch, die Thäler durchschnitten mit Schluchten von 100 bis 1000 Fuß tief und mit dem üppigsten, abwechselndsten Grün bekleidet.

Doch dieses heiße Klima bringt auch viel Nachtheiliges mit sich. Allerlei Ungeziefer, das tödtliche Fieber dieses Himmelsstrichs, machen die Thäler für zwei Drittel des Jahres unbewohnbar. Dennoch gibt es Gegenden, die beziehungsweise von diesen Plagen befreit sind: wahre Paradiese von so erhabener Schönheit, daß es ein wirklicher Hochgenuß ist, dort zu leben und zu athmen. Das Herz springt gleichsam auf vor Freuden und der Anblick dieser bezaubernden Pracht und Herrlichkeit entzückt die Seele.

Die berühmteste dieser gesegneten Landschaften ist das Thal von Waxaca, mit den beiden Bergdistrikten von Mistecca und Zapoteca, welche alle übrigen an Schönheit übertreffen. In diesem endlosen Thale, das fast dreihundert (englische) Meilen lang ist und von den höchsten Bergen Mexikos eingeschlossen wird, befanden wir uns jetzt.

Die Güte des nordamerikanischen Geschäftsträgers in der Hauptstadt hatte uns alle Erleichterungen verschafft, um einen Landstrich zu durchziehen, der nur selten von einem fremden Fuße betreten wird. Wir besaßen zahlreiche Empfehlungsschreiben an die Alkaden und Behörden der Städte und Dörfer, welche freilich in den südlichen Provinzen von Mexiko nur spärlich vorkommen; wir erhielten nöthigenfalls Escorte; alle mögliche Hülfe und Unterstützung sollte uns verliehen werden. Da aber weder die Regierung noch Se. Excellenz der Herr Gesandte Gasthöfe und Häuser hinzustellen vermochten, wo es deren keine gab, so waren wir oft genöthigt, in freier Luft unser Nachtquartier zu nehmen, mit dem blauen Himmel über uns! Wahrlich! ein glänzender Anblick: dieser Himmel mit seinen, dem nordischen Sommer unbekannten Sternbildern, weil jeder Stern, durch die Wirkung der Atmosphäre, größer und heller funkelt.

Während unsere Hängematten an den untersten Zweigen eines Baumes befestigt wurden — denn in diesem Theile von Mexiko ist es wegen der Schlangen und kriechenden Thiere nicht rathsam, auf bloßer Erde zu schlafen — hatte der Koch unter den nahen Felsen ein Feuer angelegt, und bald war ein Iguan, den wir an diesem Tage geschossen, an den Bratspieß gesteckt. Es gewährt einen sonderbaren Anblick, dieß Thier, welches einem Drachen und einer Eidechse gleicht, beim Schein des Feuers herumdrehen zu sehen, und sein abschreckendes Aeußere könnte Einem alle Eßlust benehmen; wir aber wußten aus Erfahrung, daß ni ts besser schmeckt, als ein gebratener Iguan. Wir beschlossen unser Mahl mit einem Zuge aus der Rumflasche und stiegen sodann in unsere Hängematten; die Mexicaner legten sich auf den Boden, mit dem Kopfe auf die Sättel der Maulthiere — und bald genossen Herren und Diener eines ruhigen Schlafs.

II.

Es war ungefähr Mitternacht, als eine unbeschreiblich drückende und ängstliche Empfindung, durch die Schwere der Luft verursacht, mein Erwachen herbeiführte. Diese Luft schien nicht mehr zum Athem geeignet und umringte uns ganz wie giftige Dünste, die plötzlich aufgestiegen sind. Aus der Tiefe der uns

umgebenden Schlucht rangen sich dicke, erstickende Nebelwolken empor: das vomito prieto; das Fieber selbst in Nebelgestalt. In demselden Augenblick, während ich nach Luft schnappte, ließ eine Wolke sich auf mich herab, und Tausende von Stichen, wie von glühenden Nadeln, drangen in jeden unbedeckten Theil meines Körpers. Mechanisch streckte ich die Hände aus und schloß sie wieder, durch welche Bewegung ich Tausende von Muskito's zerdrückte, deren Summen mich beinahe betäubte. Die Luft war im buchstäblichen Sinne mit Schwärmen dieser Insecten bedeckt und meine Angst bei ihren wiederholten Angriffen ist nicht zu beschreiben. Es war eine wahre ägyptische Plage.

Rowley, dessen Hängematte ungefähr zehn Schritte von der meinigen entfernt war, ließ sich jetzt vernehmen: ich hörte ihn stoßen und schlagen, schnauben und fluchen, was unter anderen Umständen possirlich gewesen wäre; doch damals war die Sache zu ernst, um darüber zu lachen. Gequält von den Muskitos und dem durchdringenden giftigen Nebel, der immer dichter ward, befand ich mich in einem wahren Fieber, bald brennend vor Hitze, bald bebend vor Kälte, mit vertrockneter Zunge, zitternden Augenlidern und glühendem Kopfe.

Es fiel etwas Schweres zu Boden. Es war Rowley, der aus seiner Hängematte sprang. „Zum Henker! wo sind wir?" fragte er. „Sind wir ober oder unter der Erde? Waren oder sind wir im merikanischen Fegfeuer? Ja, wir sind gewiß darin, so gewiß, als es Schlangen in Virginien gibt. Holla, Arrieros! Paolo! Matteo!"

In demselben Augenblicke vernahm ich einen Schrei der Angst und des Schreckens, wie ich weder früher noch später jemals Aehnliches gehört — einen Hülferuf wie von einer Frau in höchster Noth und tödtlichster Gefahr, in einer Entfernung von nur wenigen Schritten. Ich sprang aus meiner Hängematte und sah zwei weißgekleidete Frauen an mir vorüberfliegen, die im herzzerreißendsten Ton um Hülfe riefen: „Secorro, secorro, per Dios!" — Drei bis vier abscheuliche Gestalten, welche nichts Menschliches hatten, hüpften oder flogen mit gewaltigen Sprüngen den Flüchtigen auf dem Fuße nach. Zwar konnten sie wohl nichts Anderes als Menschen seyn, die jedoch so schrecklich, so überirdisch und unnatürlich aussahen, daß ihre Erscheinung selbst den Muthigsten zittern machen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Münchener Briefe.

(München, 28. Juli.) Wir gehen von der X. zur IX. Gruppe über, welche rechts vom Transsepte die Hälfte des Mittelschiffes, sowie einen Theil des Seitenschiffes einnimmt und die Irden-, Stein- und Glaswaaren enthält. Was zunächst die Irdenwaaren betrifft, so sind dieselben in allen Gattungen von dem rohesten Ziegel und dem gewöhnlichsten Kochgeschirre bis zum feinsten Porzellan in der reichlichsten Auswahl vertreten. Ziegeln und Mosaikmuster von gebrannter Erde hat namentlich die Firma Wiesbach aus Wien gesandt, schöne Figuren, Vasen und Trinkgeschirre aus gebranntem Thon wurden vom Professor Volz in München ausgestellt. Oefen der verschiedensten Form, zum Theil mit schön gearbeiteten Figuren geziert und häufig sehr kostspielig ausgestattet, finden sich aus verschiedenen Gegenden Deutschlands, zumeist aber aus Bayern selbst, hier vereinigt. Hervorstechend sind darunter die weißglacirten vergoldeten Oefen von Gebrüder Spiermann aus Hamburg. Von den Schieferarbeiten ist besonders ein runder ausgelegter Schiefertisch von Oertl in Ludwigsstadt zu erwähnen. Die Porzellanwaaren, sowie die feinen Glas- und Crystallwaaren haben ihren Platz in dem Hauptschiffe, dem sie an dieser Stelle einen nicht geringen Glanz verleihen. Porzellan-Servicen, zum großen Theil mit Malereien geziert und meistens stark vergoldet, befinden sich auf langen parallel nebeneinander stehenden Tischen, auf deren terassenförmig aufsteigenden Gestellen nicht selten noch herrliche Vasen und Fensterbilder prangen. Unter den vorhandenen zahlreichen Sortimenten von Porzellan nimmt das von der preußischen Porzellan-Manufaktur zu Berlin ausgestellte einen hervorragenden Platz ein. Namentlich die darunter befindlichen 8 Vasen von 2—7 Fuß Höhe, mit schönen Gemälden nach Kaulbach, Kolbe und andern Meistern geschmückt, werden vom Publikum vielfach mit beifälliger Anerkennung betrachtet. Sehr brillant ist auch die österreichische Porzellan-Manufaktur in Wien vertreten; besonders sind von ihr schöne Porzellangemälde in Rahmen eingesandt worden. Ebenso hat die sächsische Porzellan-Manufaktur in Meißen viele ausgezeichnete Gegenstände zur Schau ausgestellt und nicht minder ist die Fabrik in Nymphenburg bemüht gewesen, durch ein Sortiment der ausgesuchtesten Waaren die Tüchtigkeit ihrer Leistungen zu bekunden. An die Porzellansachen schließen sich die Crystallwaaren und bunt schimmernden Glasarbeiten in ähnlicher Ausstellung an. Sehr reich und wahrhaft glänzend ist auf diesem Gebiete Böhmen repräsentirt, zu dessen Hauptausstellern der Hof-Glashändler Hofmann in Prag, sowie die gräflich Harrach'sche Glasfabrik Neuwelt gehören. Herrliche Transparentbilder in buntem Glas sind von Schmitzberger in München geliefert worden. Spiegel befinden sich in der Ausstellung fast nur aus bayerischen Fabriken. Aus Preußen haben lediglich die Aachen- und Stollberger Aktiengesellschaft und ebenso aus Oesterreich sich nur zwei Fabriken daran betheiligt. Die meisten Spiegel stammen aus Nürnberg und Fürth.

Der IX. Gruppe gegenüber, in der Vorderseite des Hauptschiffes, sowie in der inneren Abtheilung des Nebenschiffes, rechts vom Eingange befindet sich die XI. Gruppe mit den Papier-, Schreib- und Zeichnungsmaterialien sowie den Drucksachen. Eine ziemlich reiche Auswahl von Proben erstreckt sich noch bis in den Transsept hinein. Globen sind nur von fünf Ausstellern geliefert worden und zwar aus Bayern von der Firma Abel-Klinger in Nürnberg, welche Globen der verschiedensten Größe und Construktion auch in verschiedenen Sprachen, bald auf besonderen Gestellen, bald zum Verpacken in Kisten und Schachteln geliefert hat. Aus Hannover ist von Schof, Oberlehrer in Klausthal, ein gläserner Himmels-Globus mit Zubehör geliefert; aus Oesterreich hat Schönninger, Buchbinder in Wien, verschiedene Erd- und Himmels-Globen, sowie Annuar-Sphären ausgestellt. Unter seinen Arbeiten befinden sich auch ein Mond-Globus, der schon als Unicum auf der Londoner Industrie-Ausstellung vielfache Aufmerksamkeit erregte. Aus Preußen haben Raimar und Kratz in Berlin Globen eingesandt. Unter den Kartenwerken rühren die bedeutendsten Arbeiten vom topographischen Bureau des General-Quartiermeisterstabes in München her. Die größte unter denselben ist der topographische Atlas von Bayern diesseits des Rheines, im Maßstabe von 1—50,000, in 100 Blättern, die zu einer Wandkarte vereinigt sind; sodann eine Terrainkarte von Bayern diesseits des Rheines in 15 Blättern und eine Ortskarte derselben Landestheile, ebenfalls in 15 Blättern. Unter den zahlreichen andern beachtenswerthen Länderkarten nennen wir nur noch die Karten von Bayern und den angränzenden Gebieten aus der Kunstanstalt von Piloty und Löhle, Ewalds Erdkarten von Junghaus und Venator in Darmstadt und die aus der lithographischen Anstalt von Justus Perthes in Gotha hervorgegangenen Arbeiten. Forstkarten hat das Forsteinrichtungs-Bureau im bayr. Finanz-Ministerium geliefert. Von technologischen Karten sind besonders die Leistungen des Dr. Stolle in Berlin hervorzuheben, deren Zweck ist, die Verbreitung einzelner Zweige der

Industrie, wie die Bodenkultur zu veranschaulichen. Von seinen Karten befindet sich auf der Ausstellung eine Uebersichtskarte der Eisenproduktion auf der ganzen Erde, sowie Uebersichtskarten der Zucker-Produktion, der Rübenzucker-Produktion, des Weinbaues und des Tabaksbaues, die beiden ersteren auch in französischer Ausgabe. Unter den anderen Gegenständen dieser Gruppe fesseln die Kupferstiche, sowie die Kunstdrucke vielfach die Aufmerksamkeit. Von der Staatsdruckerei in Wien ist in diesem Fache unbestritten das Reichhaltigste eingesandt worden, nämlich 100 Tafeln in Rahmen, 150 verschiedene Druck-Gegenstände, 12,000 Stempel und Matrizen, 80 Holzschnitte und Aehnliches. Der Vorsteher der Wiener Staatsdruckerei scheint schon seit Jahren vielseitige Anerkennung gefunden zu haben; wenigstens deuten darauf die 18 Orden hin, mit denen geschmückt er der Eröffnungsfeier beiwohnte. Ordenskundigen Leuten fielen die 18 Klein-Kreuze, in drei Reihen geordnet, auf. Eine alsbaldige Erkundigung führte auf die Identität der damit geschmückten Persönlichkeit. Auch von Haase's Söhnen in Prag sind schöne Kunstdrucke geliefert worden. Namentlich ein Christuskopf und außerdem das Porträt des Kaisers Franz Joseph in Farbendruck. — Die Buchbinderarbeiten finden sich in sehr großer Mannichfaltigkeit und sehr glänzenden Proben vertreten. Außer mehreren kostbaren Missalen erfreuen sich besonders die Cotta'schen Pracht-Ausgaben von Göthe, Schiller und Humboldt eines vielseitigen Beifalls. Ebenso gewählt und geschmackvoll erscheinen die Galanteriearbeiten und unter diesen namentlich die Sortimente von Kopp in Berlin, Felgiebel aus Schönberg in der Oberlausitz und Kugler in Nürnberg.

Deutschland im 18. Jahrhundert.

So heißt ein Werk des Professors Biedermann, von dem eben der erste Band (Leipzig, J. J. Weber, 2½ Thlr.) erschienen ist, die Frucht bewundernswürdigen Fleißes und riesenhafter Studien, welches den Gebildeten der Nation in anziehender Sprache, mit reichem Detail, das Vaterland schildert wie es in politischer, materieller und socialer Hinsicht im vorigen Jahrhunderte war. Hier eine kleine Probe: „In Bezug auf Hausgeräth und Kleidung erscheint die Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts viel mannigfaltiger und ungleichartiger als die heutige. Auf dem Lande und in den untern bürgerlichen Klassen behielt man noch größtentheils die alten vaterländischen Stoffe, Tuch und Leinwand, sammt den einfachen altväterischen Schnitten bei. In der Wohnstube, dem gewöhnlichen Aufenthalte der Familie, fand man Meubles aus feinen, aber meist inländischen Holzarten, die Stühle mit grünem Tuch beschlagen, die großen Tische mit demselben Stoffe bedeckt, dazu ebenfalls große Fenstervorhänge. Die nur selten geöffnete Visitenstube hatte als besonderen Putz Familienporträts, auch wohl Figuren von Fayence oder Porzellan. Erst in den neunziger Jahren wurden Mahagonimeubles, moderne Spiegel und Vorhänge allgemein gebräuchlich. Dagegen hatte in den höheren Klassen und leider auch in einem Theile des Bürgerstandes ein bedenklicher Luxus der Trachten sich ausgebreitet. Die „chamarirten", brodirten, seidenen und sammetenen Westen, Hosen und Röcke der Männer, die Frauentrachten aus eben solchen Stoffen mit ähnlichen Verzierungen, die mit Gold- und Silber gestickten Schuhe und Pantoffeln, Handschuhen und Taschen, die seidenen Strümpfe, dazu die mancherlei meist aus Paris kommenden Mittel zu künstlicher Erhaltung auch wohl Ergänzung der natürlichen Schönheit und Wohlgestalt, die Degen mit goldenen, silbernen, Stahl- und Porzellangriffen, die Stöcke mit goldenen Knöpfen, die goldenen und silbernen Tabatièren, die Etuis, Pomaden- und Schwammbüchsen von Silber, welche die Herren führten, die silbernen, bisweilen mit Steinen verzierten Schuhschnallen, die Spitzenjabots und Manschetten, im Anfange des Jahrhunderts die oft sehr theuren Perrücken, deren ein Mann nach der Mode mehrere zum Wechsel haben mußte, später der Puder und der unerläßliche tägliche Besuch der Haarkünstler, muß die Tracht zu einer sehr kostspieligen gemacht haben. Die viel häufigern Visiten, welche man zu machen pflegte und bei denen gewöhnlich allerhand Erfrischungen und Näschereien vorgesetzt wurden, vermehrten ebenfalls die Kosten der Haushaltung, wogegen allerdings die Besuche öffentlicher Gasthäuser damals seltener waren. Lady Montague schildert das Leben der vornehmen Kreise in Wien (1716) als äußerst luxuriös. Acht bis zehn große Empfangzimmer waren bei den Gesellschaften, die man gab, geöffnet, alle mit reich verzierten Thüren und Fenstern, mit Meubles, wie man sie anderwärts kaum in fürstlichen Palästen fand, mit Tapeten von der feinsten Brüsseler Arbeit, ungeheuern Spiegeln in Silberrahmen, Bettvorhängen, Stuhl- und Sophaüberzügen und Fenstervorhänge von dem reichsten Genueser Damast und Sammet mit Goldtressen und Stickereien, mit kostbaren Gemälden, reichen Tafelaufsätzen von chinesischem Porzellan und mächtigen Kronleuchtern von Bergkrystall. Bei großen Diners sah die erstaunte Engländerin fünfzig Gänge auf Silber serviren und achtzehn verschiedene Sorten der feinsten Weine herumreichen." (Allg. Moden-Z.)

Mannichfaltigkeiten.

(Schwyz.) Am 27. v. M. Vormittag um halb 12 Uhr stürzte das letzten Montag vor acht Tagen aufgerichtete und bereits unter Dach stehende Kurhaus auf Rigi-Scheidek unter gewaltigem Krachen und zum großen Entsetzen sämmtlicher Kurgäste zusammen. Dasselbe hatte bis zum Dachstuhl eine Höhe von 40 Fuß, seine Länge betrug 84 Fuß und seine Breite 30 Fuß. Die noch unausgefüllten Zwischenräume zwischen den Balken ließen einem furchtbaren Sturmwinde ungehemmten Durchgang, und da das große Dach fast ganz zugedeckt und geschindelt war, so fand die gewaltige Sturmeskraft solchen Widerstand, daß das ganze Gebäude zu wanken begann, die noch nicht trockenen Brustmauern erschüttert wurden und das Ganze in wenigen Sekunden zusammengestürzt war. In einem Augenblick war die fröhliche Heiterkeit der vielen Kurgäste, deren um 80 hier weilen, in tiefes Entsetzen verwandelt. Zum Glück wurde bei dem so schnell erfolgten Sturz kein Mensch auch nur im Geringsten beschädigt. Die Arbeiter hatten sich beim herannahenden Sturme vom Gebäude entfernt und sämmtliche Gäste waren im alten Kurhause, welches, obwohl schon mit dem neuen verbunden, keinerlei Beschädigung erlitt und so fest gebaut ist, daß es nicht einmal wankte.

Ueber das Erdbeben, welches in der heurigen Osternacht die Hauptstadt San Salvador des gleichnamigen central-amerikanischen Staates gänzlich zerstörte, bringt jetzt die Allgemeine Zeitung aus Moritz Wagners Feder eine ausführliche Beschreibung. Der Tourist war um die Schreckenszeit in Salvador anwesend. Auch er bestätigt, daß die Zerstörung der Stadt eine totale ist und auch nicht einziges Haus verschont blieb. Man mag sich von der Furchtbarkeit der Katastrophe einen Begriff machen, wenn man hört, daß bis zum Abend des Ostermontags nicht weniger als 120 Erdstöße beobachtet worden waren.

In der türkischen Armee hat ein bekannter Offizier aus der schleswig-holsteinischen Armee, Major Aller, eine Anstellung als

Oberst gefunden. Er mußte zwar den Namen Hayder-Bey, den er oft vergißt, aber nicht den Turban annehmen. Major Aller war von dem Herzog von Coburg, seinem Kriegskameraden, bei dem englischen Gesandten warm empfohlen.

In Newyork ist die Schwester Kossuths, die verwittwete Wesselenyi, gestorben — in Hunger und Noth.

Die Cholera, welche in Paris abgenommen hat, tritt in der Champagne um so stärker auf. In einer Gemeinde bei Epernay ist der Schulmeister aus lauter Angst davon gelaufen. Der Rector hat ihn auf einen Monat suspendirt und ihm mit Absetzung gedroht, wenn er nicht unverweilt auf seinen Posten zurückkehre. Wenn nur der Champagner nicht angesteckt wird.

Frankfurter Theater.

Wir haben unsern verehrten Gast und Landsmann Hrn. Jacob Lußberger, vom Wiener Hofburgtheater, als Baron Emmerling, Magister Reißland, Michonnet und Graf Thorane (Königslieutenant) gesehen, welch letztere Rolle namentlich so sehr ansprach, daß für heute eine Wiederholung derselben stattfinden wird. Nachdem wir Hrn. Lußbergers Kunstleistungen, welche sich durch die Wahrheit und Natur ihrer Auffassung, wie durch die Correctheit und sorgfältige Abrundung eines trefflich nuancirten Spieles auszeichnen, bereits nach Verdienst gewürdigt haben, bleibt uns noch zu berichten, daß besonders sein Königslieutenant Sensation machte. Diese Rolle ist eine schwierige Aufgabe, weil in ihr die Schönheitslinien leicht zu überschreiten und dem äußerlichen Effekt leicht zu viel Concessionen zu machen sind. Der Gast wußte vortrefflich zu vermitteln zwischen Ernst und Humor, wußte jedes Extrem wohl zu vermeiden und dem Ausdruck des für Schönheit und Poesie empfänglichen und warmen Herzens eben so gerecht zu werden, als dem der männlichen Kraft und der soldatischen Energie. Diese glückliche Vermittelung, die Wärme und Innigkeit seiner Darstellung, die meisterhafte Nuancirung aller Einzelnheiten sprachen so an, daß Hr. Lußberger durch oft wiederholten Beifall und mehrmalige Hervorrufung belohnt wurde. — Fräul. Genelli war als Wolfgang von Goethe nicht nur eine liebenswürdige Erscheinung, sondern spielte auch mit einer Hingebung und Innigkeit, die sich zwar mit der Eigenthümlichkeit des jungen Goethe, wie wir ihn aus „Dichtung und Wahrheit" kennen, nicht ganz in Einklang bringen, aber durch die Zeichnung des Charakters, wie er in Gutzkows „Königslieutenant" vorliegt, rechtfertigen läßt. — Die Darstellungen des Rath Goethe, der das stolze Bewußtseyn des Frankfurter Patriziers veranschaulicht, durch Hrn. Reger, die der Räthin, einer eben so klaren als gemüthvollen Frau durch Fräul. Haase, die des Mack durch Hrn. Hassel, der nur mitunter dem Bühneneffekt zu viel Spielraum verstattete, die des Professor durch Hrn. Werkenthin und der Margaretha durch Fräul. Turba waren geeignet, die genannte Vorstellung zu einer recht anziehenden zu machen. — Von der der „Adrienne Lecouvreur", die sehr viel zu wünschen übrig ließ, hätten wir des Rühmlichen nur wenig zu berichten. Eine Bühne, welche die Titelrolle nicht vorzüglich gut besetzen, nicht durch eine geistreiche und in jeder Beziehung liebenswürdige Repräsentantin der Adrienne glänzen kann, sollte die Aufführung dieses Stückes schon darum lieber unterlassen. Fehlt der Reiz dieser Rolle, so fehlt Alles, wie viel mehr, wenn auch das Andere noch fehlt. Die Vorstellung konnte nur wenig ansprechen.

Die Reihe der Gastspiele auf unserer Bühne, die sich freilich durch Ueberhäufung beeinträchtigen, wird nächster Tage durch das der Frau v. Marra-Vollmer, der Gattin unseres hier so beliebten Herrn Vollmer, einen neuen Zuwachs erhalten. Diese Sängerin hat einen überall fest begründeten und auf den ersten Bühnen des In- und Auslandes bewährten Künstlerruf und nimmt unter den heutigen Coloratur-Sängerinnen eine hervorragende Stellung ein. Ihre außerordentliche Kunstfertigkeit, wie der Geschmack ihres Vortrags sind von den competentesten Beurtheilern anerkannt, wie sie überall des Beifalls der Gesangsfreunde sich zu erfreuen gehabt habe. Dieß Gastspiel demnach bestens empfehlend, werden wir auf dasselbe ausführlicher einzugehen Gelegenheit finden. W.

Korrespondenz.

Darmstadt, 24. Juli.

Die auf die Pflanzenwelt jetzt so wohlthätig wirkende heiße Julisonne ist gefährlich für die Feldarbeiter, welche vom frühen Morgen bis zum späten Abend ihren brennenden Strahlen ausgesetzt sind. Bald werden wir wieder vom Sonnenstich und andern plötzlichen Erkrankungen hören, welche die unvermeidliche Folge davon sind. Die Hitze wirkt aber auch nicht selten deprimirend auf die Seelenkräfte des Menschen und zwar so, daß dadurch in Verbindung mit andern körperlichen und Seelenleiden, der Kranke seinem traurigen Zustande durch einen selbstgewählten Tod rasch ein Ende macht. Hier und in der Gegend erlebten wir in der vorigen Woche einige derartige tragische Fälle. Ein pensionirter Hautboist, Vater einer zahlreichen Familie und körperlich sehr leidend, wurde in der kleinen englischen Anlage des Gartens der Knabenarbeitsanstalt todt gefunden. Des Lebens peinliche Noth, obwohl sie durch Beweise thätiger Freundschaft, besonders von seinen ehemaligen Kollegen, einige Linderung fand, mag auch einen guten Antheil an diesem tragischen Ereigniß gehabt haben. — Zu Höchst im Odenwalde erhängte sich am 20. d. in seiner Wohnung im älterlichen Hause der 24jährige Schulcandidat G., nachdem er, um allein zu seyn, seine Mutter zu einem Ausgange zu veranlassen gewußt hatte. Tiefe Schwermuth, hervorgegangen aus seinem äußerst wankenden Gesundheitszustande und aus des Lebens drückenden Verhältnissen, scheint ihn zunächst dazu bestimmt zu haben. — Bei dem außerordentlichen Andrange von Badenden an unserem „großen Woog" ist es kein Wunder, wenn bisweilen Einer ertrinkt, oder der Gefahr des Ertrinkens nahe kommt. Gestern früh fand seinen Tod in diesem, durch seine Tiefe gefährlichen Weiher, ein braver junger Mann Namens Wiemer von Bessungen, der Commis in einer hiesigen Buchhandlung und die Stütze seiner Mutter war. Viel Theilnahm erregt sein unglückliches Ende, wie nicht weniger der Umstand, daß er im Begriff war, in der Kürze nach Dresden abzugehen, wo er seinem regen Gefühl kindlicher Pflichterfüllung in noch höherem Grade hätte genügen können. Der Rettungskahn im Woog, dessen Nützlichkeit sich in früheren Jahren vollkommen bewährt hat, scheint in neuerer Zeit ganz in Abgang gekommen zu seyn. Seine Wiedereinführung wäre im Interesse der Sicherheit der Badenden sehr zu wünschen. Die Nachenspazierfahrten während der Badezeit und auf den Badeplätzen sollten dagegen, als sehr unpassend, gänzlich unterbleiben. Vielleicht wäre es auch möglich, dem wilden Knabengetümmel auf der Insel einigermaßen Einhalt zu thun und die unruhigen Jungen in den Schranken der Ordnung zu halten. Bei der jetzigen heißen Jahreszeit möchte zur Ueberfahrt nach der Insel ein mit einer zeltenartigen Bedachung versehener Nachen, der Schutz gegen die Sonnenhitze gewährt, das passendste Fahrzeug seyn, dessen baldige Herrichtung und Einführung wir hiermit im Interesse des zahlreichen Badepublikums dem Unternehmer angelegentlichst empfehlen wollen.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 1. August. Gastdarstellung des Hrn. Lußberger, vom k. k. Hofburg-Theater in Wien. (Auf Verlangen.) Der Königslieutenant, romantisches Zeitbild aus Göthe's Jugend in 5 Acten. Graf Thorane: Herr Lußberger.

Mittwoch, 2. August. Erste Gastdarstellung der Frau Marie von Marra-Vollmer. (Neu einstudirt.) Die Puritaner, große Oper in 3 Acten. Elvira: Frau M. v. Marra-Vollmer.

Bockenheimer Sommertheater.

Dienstag, 1. August. Buch III, Kapitel I, Lustspiel in 1 Act. — Der Rechnungsrath und seine Töchter, Original-Lustspiel in 3 Aufzügen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 183. Mittwoch, den 2. August 1854.

Zwei Nächte in Südamerika.

Aus dem „Nederlandsche Museum“ übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

Rowley und ich standen eine Weile wie vernichtet bei dieser sonderbaren Erscheinung; aber ein zweites Angstgeschrei gab uns unsere Geistesgegenwart zurück. Eine jener Frauen war ausgeglitten oder vor Erschöpfung und Schrecken hingesunken und lag wie ein Klumpen zu Boden. Das Kleid der Andern war in den Klauen eines der Teufel oder was sie sonst seyn mochten; Rowley sprang mit einem Schrei vor und führte mit seinem Messer einen gewaltigen Stich gegen das Ungeheuer. Gleichzeitig war auch ich, ohne zu wissen, wie, mit einem dieser Ungethüme in den Kampf gerathen. Allein der Streit war ungleich. Erfolglos stachen und hieben wir mit unseren Waffen; unsere Feinde waren gedeckt und geschützt durch eine harte, stachelichte Haut, durch welche unsere scharfen spitzigen Messer nur mit Mühe drangen; überdieß umklammerten sie uns mit langen, muskulösen Armen, die in Hände und Nägel ausliefen, stark und scharf wie Adlerkrallen. Ich fühlte diese fürchterlichen Klauen in meinen Schultern, als das Unthier mich packte und wie ein Bär mich an sich drückte, während das halb menschliche, halb thierische Gesicht mich angrins'te und beummend seine langen, scharfen, weißen Zähne zeigten, die, nahe vor meinen Augen, gräßlich knirschten.

„Gott im Himmel! das ist fürchterlich. Helft, Rowley, helft mir!“

Doch Rowley war, trotz seiner Riesenstärke, hülflos wie ein Kind in seines Feindes Armen. Ich sah ihn wenige Schritte von mir im Kampf mit Zweien, während er nach seinem Messer suchte, das ihm entfallen war.

Und wo waren mittlerweile unsere Maulthiertreiber während all der Zeit? Waren sie auch angefallen? Warum standen sie uns nicht bei? — All' diese Zeit? Es war keine Zeit, es waren nur wenige Sekunden, auf einem Platze von einigen Fuß breit, bei dem matten Lichte der Sterne und des verkohlten Restes unseres entfernten Feuers.

„Ha, das war getroffen!“ Ein Stoß, mit der Kraft der Verzweiflung geführet, drang tief in die Seite meines Gegners. Aber theuer sollte ich diesen Stoß bezahlen! Mit einem Schrei des Schmerzes und der Wuth preßte das Ungeheuer mich fester an seinen abscheulichen Körper; tiefer gruben seine scharfen Klauen sich in meine Schultern ein und rissen das Fleisch auf. Schrecklich stieg meine Angst; es ward dunkel vor meinen Augen; das Bewußtseyn verließ mich. Noch hörte ich zwei — vier — ein Dutzend Flinten- und Pistolenschüsse, worauf ein gewaltiges Jauchzen und lautes Gelächter folgte. Das Scheusal, das mich festhielt, prallte zurück. In diesem Augenblick kam ein Arm an meinen Augen vorüber: ein Blitzstrahl, ein Schrei, und ich fiel zur Erde, befreit aus der Umarmung meines Widerparts. Ferner entsinne ich mich nichts mehr. Erschöpft von Schmerz, Anstrengung und Schrecken, betäubt von den giftigen Ausdünstungen, fiel ich in Ohnmacht.

III.

Als ich wieder zum Bewußtseyn gelangte, lag ich, gut bedeckt, unter einer schattenreichen, aus Blättern und Zweigen gebildeten Laube. Es war Tag, die Sonne schien hell und Blumendüfte erfüllten die Luft; bunte Kolibris flatterten umher und funkelten in den Sonnenstrahlen.

An meinem Lager stand ein mir unbekannter merikanischer Indianer und bot mir in einer Kokosschale einen Trank, den ich begierig einschlürfte. Dieser Trank, Citronensaft mit Wasser vermischt, erfrischte mich sehr.

Während ich sodann, obgleich mit Mühe und Schmerz, auf meinem Arm mich erhob, schaute ich um mich her und entdeckte eine Scene voll Leben und Gewühl, die ich mir nicht zu erklären vermochte.

Der Abhang des Hügels, an welchem ich ruhte, war eine Art Lagerplatz geworden. Eine Anzahl Pferde und Maulthiere grasten in Freiheit, oder sie waren an Bäume gebunden, mit Futterhaufen vor sich. Einige trugen zierliche Reitsättel, andere Packsättel, wahrscheinlich für die Menge Kisten und Koffer, welche ringsumher auf dem Boden lagen. Verschiedene Gewehre lehnten hier und da an den Bäumen und zwölf bis fünfzehn Mann waren beschäftigt, einige Säcke zu füllen oder das Gepäck auf die Maulthiere zu laden; Andere lagen rauchend im Grase, noch Andere saßen um das Feuer und kochten.

Nahe bei einer Hängematte war eine zweite, in welcher ein Mann lag, in eine Decke gehüllt, den Rücken mir zugewendet, so daß ich sein Gesicht nicht erblicken konnte.

„Was soll das bedeuten? Wo bin ich? Wo ist Rowley? Wo sind unsere Führer?“

„Non entendio“, antwortete mein brauner Mundschenk, indem er den Kopf schüttelte und freundlich lächelte.

„Wo sind wir?“ fragte ich nun in spanischer Sprache.

„Im Thal von Chiluatan, zehn Meilen von Tarifa.“

Der Mensch, der auf dem Bette neben mir lag, wandte sich um. Wer konnte es seyn? Sein Gesicht glich einem Stücke rohen Fleisches, mit Blut bedeckt; seine Züge waren nicht zu unterscheiden.

„Wer seyd Ihr? wer seyd Ihr?“ rief ich.

„Rowley“, war die Antwort. „Rowley war ich früher, wenn diese Teufel mich nicht vertauscht haben.“

„Sie haben Euch wahrhaftig vertauscht!“ rief ich mit ausge-

lassenem Gelächter. „Guter Gott! haben sie ihn lebendig skalpirt, oder was ist sonst geschehen? Das ist Rowley nicht!"

Der Mexikaner, welcher dem Manne, der sich Rowley nannte, zu trinken gab, öffnete einen Mantelsack und nahm daraus einen kleinen Spiegel, den er mir vorhielt. Nun fiel mir's ein, was mit uns geschehen und ich überzeugte mich, daß der Mann neben mir, mit der Maske von rohem Fleisch, wirklich mein Gefährte Rowley sey. Ich meinerseits war, wo möglich, noch ärger entstellt; meine Lippen, meine Nase und mein ganzes Gesicht waren fürchterlich aufgeschwollen und ganz unkenntlich. Ich zitterte unwillkürlich vor Abscheu und Ekel gegen mein eigenes Angesicht.

Die schreckliche Nacht in der niedrigen Ebene; die dicken vergifteten Dünste; der wüthende Anfall der Muskitos, deren Stiche nebst dem darauf folgenden Fieber mit Entzündung uns so entstellt hatten: dieß Alles trat jetzt vor meinen Geist. Doch die Frauen, der Kampf mit den Thieren, Ungeheuern, Indianern oder was sie sonst gewesen, blieb mir immer noch ein Räthsel. Ein Traum war es nicht gewesen: an Rücken und Schultern litt ich gewaltige Schmerzen von den Wunden, welche die Ungeheuer mir mit ihren Klauen beigebracht hatten und ich fühlte, daß meine Glieder mit feuchten Umschlägen verbunden waren. Ich raffte all mein Spanisch zusammen, um die Indianer nach einer Erklärung darüber zu fragen, als ich plötzlich eine große Bewegung auf dem Lagerplatze gewahrte.

Einige Personen, unter denen ich unsere Arrieros und Diener erkannte, kamen aus den hohen Farrenbüschen zum Vorschein und schleppten etwas nach sich herbei. Verschiedene Weiber, die meisten junge, reizende Geschöpfe, deren schlanke Gestalten in den flatternden, malerischen Schleier und in ein Oberkleid gehüllt waren, gingen voraus, indeß sie oft mit einer Art Abscheu und zugleich Freude umschauten; Alle trugen Rosenkränze, deren Kügelchen schnell durch ihre Finger glitten, während sie das Kreuz küßten oder es an den Busen drückten.

„Un zambo muerto! un zambo muerto! (ein todter Zambo)", riefen sie, als sie näher kamen.

„Han matado un zambo? (Ihr habt einen Zambo getödtet)", wiederholte mein Wärter in freundlichem Tone.

Sie waren uns ganz nahe gekommen. Die Weiber traten hinzu, hüpfend und jauchzend: „Ein todter Zambo, ein todter Zambo!"

Und nun erblickten wir inmitten der sich öffnenden Gruppe einen unserer furchtbaren Feinde der vorigen Nacht.

„Gütiger Himmel! was ist das?" riefen Rowley und ich zugleich. „Ein Teufel?"

„Perdonen vos sennores — un zambo mono — muy terribles los zambos. — Es sind fürchterliche Affen, diese Zambos."

„Affen?" rief ich aus.

„Affen?" wiederholte Rowley, indem er sich ein wenig aufrichtete. „Affen? Affen? Beim Himmel, wir haben mit Affen gefochten und sie haben uns schön zugetakelt!"

Das Lächerliche der Sache war noch stärker als sein Aerger und der Schmerz seiner Wunden und Stiche; er fiel hintenüber auf das Lager von Bananenblättern und Leintüchern und lachte so viel, als sein geschwollenes Gesicht und seine, zwei Würsten nicht unähnlichen, Lippen ihm gestatteten.

(Fortsetzung folgt.)

Münchener Briefe.

(München, 29. Juli.) Von der XI. Gruppe wenden wir uns zu der sehr ausgedehnten V., welche die ganze Hälfte des rechten Langbaues, sowie den ganzen Nebenbau einnimmt, und sämmtliche Maschinen nebst den Wagen und den Lösch-Apparaten umfaßt. Unter den Lösch- und Rettungsapparaten, die gleich rechts vom Eingange aufgestellt sind, befinden sich namentlich 2 besonders erwähnenswerthe. Der eine stammt von Metz in Heidelberg und besteht in einer Stadtspritze, die mit allem, bei Feuersgefahr nöthigen Materiale, versehen ist. Darunter namentlich ein Apparat, welcher bestimmt ist, einem in Flammen und Rauch hineindringenden Menschen vermittelst eines an seiner Lederkleidung befestigten Schlauches Luft zuzuziehen. Der andere Apparat, der einen ziemlich ähnlichen Zweck verfolgt, ist von Engelhardt in Fürth angefertigt. In der Ausstellung der Wagen dürfte kaum ein Exemplar der jetzt gangbaren Arbeiten fehlen, doch wollen Kenner im Ganzen die hier befindlichen Exemplare nicht als brillante Leistungen bezeichnen. Aufmerksamkeit erregt ein großer Coupe- und Mylordwagen von Mängelbir in Aachen. Mehrere große Gallakarossen sind von der würtembergischen Handelsgesellschaft eingesandt. Andere große Kutschen haben Plank in Wien und Siewert in Berlin ausgestellt. Mehrere Chaisen sind von Böhner in Nürnberg, eine leichte Kalesche von Eckl in München und eine sogenannte Americaine von Schneider und Maier in Karlsruhe am Orte. Was nun das Gebiet der eigentlichen Maschinen betrifft, so ist hier Bayern stärker vertreten als Oesterreich und Preußen zusammengenommen. Bayern zählt nämlich in der V. Gruppe 121 Aussteller, Preußen deren 56, Oesterreich 53, Sachsen 40, Würtemberg 31, Baden 9, Hannover 6, Frankfurt a. M. 2 und Hamburg 6. Hervorragend ist unter den sächsischen Ausstellungsorten besonders Chemnitz, von wo zahlreiche und bedeutende Spinn- und Haspelmaschinen geliefert wurden. Unter den Ausstellern dieses Ortes ragt duch die Mannichfaltigkeit und Schönheit seiner Arbeiten der Maschinenbauer Hartmann hervor. Auch von Zimmermann und Böhme aus Chemnitz wurden gute Sachen eingesandt. Von preußischen Städten sind Berlin und Aachen am bedeutendsten vertreten. Von Berliner Ausstellern erwähnen wir die Firmen Rabe, Franke, Sigel, Thomas und Bonardel, die großen Maschinen-Fabeiken von Borsig, Freund, Egels und Wöhler haben nichts eingesandt. Aus Aachen betheiligten sich besonders die Fabriken von Moser, Nolten, Uhle und Berken mit Maschinen für Wollen- und Baumwollenspinnerei an der Ausstellung. Aus Oesterreich sind vorzugsweise den Landbau angehende Maschinen eingetroffen. Von den 5 Lokomotiven, welche sich auf der Ausstellung befinden, ist die eine von Maffei aus dem Eisenwerke Hirschau in München, eine andere von Egesdorff aus Linden bei Hannover, zwei aus der Maschinen-Fabrik zu Eßlingen in Würtemberg und eine aus der Maschinenbauanstalt der Wien-Raaber Eisenbahn. Aus Preußen ist im Fache der Lokomotive gar nichts eingegangen. Die k. bayr. Zeughaus-Haupt-Direktion hat 2 in der Gieß- und Bohranstalt zu Augsburg gearbeitete Kanonenröhren — 24-Pfünder — nebst Lafetten ausgestellt. Zu den Maschinen sind auch die Baumodelle gerechnet worden. Dieselben haben ihren Platz meistens auf der untern Galerie. Vielen Beifall findet unter ihnen das Modell des Bamberger Domes von Modelleur und Buchbinder Fuß in Bamberg, welches sogar unter den plastischen Kunstwerken des Hauptschiffes aufgestellt worden ist. Ein anderes, bemerkenswerthes ist das Modell der Offenburger Kinzigbrücke vom Modelleur Veith in Offenburg und Werkführer Uhrmeister in Bruchsal ausgeführt. Sehr groß ist die Zahl der Modelle von Wasser-Fahrzeugen aller Art, unter denen sich von Obrist-Lieutenant außer Dienst, Martens in Stuttgart das Modell eines französischen Linienschiffes befindet. Unter den landwirthschaftlichen Anlagen und Geräthen entlehnten Modellen, welche die bayr. Staatsgutsverwaltung in Schleißheim aufgestellt hat, zeichnen sich namentlich ein Drainir-Satz mit vollständigem Apparat, sowie das Modell einer Käserei durch Sauberkeit und

Schönheit der Arbeit aus. Dieselben sind von Joseph Anselm, Lehrer an der Ackerbauschule zu Schleißheim, sowie von seinen Schülern gearbeitet. — Modelle von Bergwerken und Gruben-Vorrichtungen hat das hannover'sche Berg- und Forstamt Klausthal geliefert. Viel Interesse erregt ein Fischbrütapparat vom Münchener Universitäts Professor Dr. Fraas. An die Maschinen und Modelle der V. Gruppe reihen sich auf der unteren Galerie sofort die II. und III. Gruppe. Die II. enthält die landwirthschaftlichen Rohprodukte, sowie die Erzeugnisse der ersten Zurichtung, nämlich Halm- und Hülsenfrüchte, Oelfrüchte und sonstige Sämereien, ferner Hanf, Flachs und deren Surrogate; Roh-Tabak, Karden, rohe Häute u. s. w. An der Einlieferung derartiger Produkte haben sich aus Bayern 48 Aussteller, aus Preußen 22, aus Oesterreich 22, aus Sachsen 23, aus Baden 2, aus dem Großherzogthum Hessen 3 und aus Kurhessen 2 betheiligt. Unter den ausgestellten Gegenständen sind die Sortimente von Wolle und Flachs die umfangreichsten und am meisten in die Augen fallenden. In beiden Zweigen der landwirthschaftlichen Produktion hat Bayern verhältnißmäßig nur Geringes geliefert. In Bezug auf Wolle ist Preußen am meisten vertreten, und seine Produkte nehmen nach dem Urtheile bewährter Kenner in jeder Hinsicht eine hervorragende Stelle auf der Ausstellung ein. Die preußischen Aussteller von Wollen gehören fast sämmtlich der Provinz Schlesien und hier wiederum vorzugsweise dem Regierungsbezirke Oppeln an. Wir begegnen hier den Namen aller bekannten Schafzüchter, wie Lichnowsky, v. Prittwitz und Freiherrn v. Littwitz. Auch Sachsen hat herrliche Wollproben ausgestellt. Die Zahl der preußischen Wollaussteller beträgt 13, die der sächsischen 10, der hannoverschen 5, Bayern hat 4 und Oesterreich nur 3. Neben der Wolle nimmt der Flachs eine hervorragende Stelle in dieser Gruppe ein. Auch in diesem Zweige ist Bayern nur schwach vertreten; denn es sind aus ihm nur 3 Aussteller hervorgegangen, während Sachsen deren 4, Preußen deren 5 und Oesterreich deren 8 hat. Unter den preußischen Flachsproben sind besonders diejenigen hervorzuheben, welche der geheime Oberfinanzrath v. Viebahn im Namen des preußischen Flachsbau-Vereines eingesandt hat. Unter den Ausstellern von Rohtabak ist in der ersten Linie der Oberforstmeister v. Manteuffel, von Koldig in Sachsen zu nennen. Die verschiedenen Getreidearten sind durchgängig nur wenig und meist nur aus nächster Nähe vertreten. Die III. Gruppe mit den chemisch-pharmaceutischen Stoffen und den Farbwaaren, welche an die II. gränzt, ist gerade nicht geeignet, das Interesse des Publikums in weiteren Kreisen zu fesseln. Fast nur die Fachleute wenden diesen Gegenständen ihre Aufmerksamkeit zu. Einige derselben sprechen durch die gefällige Form ihrer Ausstellung an. So befindet sich namentlich der größte Theil der Farben in langen feinen Glasbüchsen, die nach den verschiedenen Nuancen geordnet, pyramidenförmig aufgestellt sind, die crystallisirten Salze zeigen sich in der Form von Schalen, Kronen und anderen ansprechenden Gestaltungen, die das Auge auch des Sachkundigen auf sich ziehen. In dieser Gruppe ist Bayern durch 85, Preußen durch 46, Oesterreich durch 66, Sachsen durch 11, Würtemberg durch 26, Hannover durch 9 und ebenso Sachsen-Coburg-Gotha durch 9 Aussteller vertreten. Unter den Sortimenten chemischer Präparate zeichnet sich durch reichhaltige Mannichfaltigkeit die Sammlung aus der chemischen Fabrik von Minhaus bei Koblenz aus. Ebenso nimmt das Sortiment der chemischen Fabrik zu Neusalzwerk in Westphalen eine bedeutende Stelle ein. Von den österreichischen Produkten sind die Chemikalien von Wagemann und Säckel bedeutend. Schöne Farben-Sortimente sind von Puscher und von Gabemann in Nürnberg, schönes Ultramarin von Wolf in Schweinfurt ausgelegt worden. Unter den reichen Siegellackproben verdienen diejenigen von Winter in Wien und Säger in Nürnberg vorzugsweise erwähnt zu werden.

Mannichfaltigkeiten.

Des Wallfisches Vermögen ist bewundernswerth, in ungeheure Tiefe des Meeres hinabzusteigen und den fast unbegreiflichen Druck der über ihm befindlichen Wassermasse auszuhalten. Scoresby, der viele Jahre hindurch die Wallfischfahrer begleitete, um die Naturgeschichte dieser Riesen des Oceans zu erforschen, war Zeuge, als ein Wallfisch von einem Boote aus harpunirt wurde und augenblicklich das eine englische Meile lange Seil in die Tiefe nach sich zog. Die Lage der Mannschaft im Boote war sehr kritisch; entweder mußten sie nun das Seil abschneiden und den ansehnlichen Verlust ertragen oder sie mußten riskiren, von dem Wallfische unter das Wasser gezogen zu werden. Die Mannschaft begab sich in den hintern Theil des Boots, um dadurch dem Zuge des Wallfisches das Gegengewicht zu halten, denn der Vordertheil wurde so stark abwärts gezogen, daß der Rand kaum noch einen Zoll über dem Wasser war. Das Boot schwankte eine zeitlang auf und ab, bewegte sich aber nicht von der Stelle, wo es die Harpune geworfen. Der Wallfisch mußte also augenblicklich senkrecht in die Tiefe hinabgeschossen seyn, weil er in anderer Richtung auch das Boot nach sich gezogen haben würde. Die Mannschaft wurde durch ein rechtzeitig herbeikommendes Hülfsboot aus der gefährlichen Lage errettet. In der Tiefe von einer englischen Meile beträgt der Druck der darüber befindlichen Wassermasse 30,000 Pfund auf den Quadratzoll und wie viel Zoll nimmt nicht der Körper des Ungeheuers ein!

Von dem sehr lebhaften Reiseverkehr zwischen München, Freising und Landshut kann man sich eine Idee machen, wenn man aus einer officiellen Beschreibung der königl. Regierung erfährt, daß auf jener Roule in jeder Woche nicht weniger als 31 Stellwagenfahrten stattfinden.

Ein englischer Offizier von dem Geschwader, das im bothnischen Meerbusen kreuzt, schreibt in seinem Tagebuche: „Es ist ein sonderbares Stück Meer, und die Effekte der unregelmäßigen Lichtbrechung sind sehr merkwürdig. Neulich Morgens sahen wir einen Leuchtthurm hoch in der Luft über uns, und als wir auf der Karte nachsahen, lag er volle 50 — 60 (12 — 15 österreichische) Meilen von uns entfernt. Schiffe erscheinen, wenn sie fast noch eine Tagereise von Einem entfernt sind, bald mit 3 Rümpfen, bald ohne Segel und einen Augenblick darauf ganz mit Segeln bedeckt. Bald scheint ein halb Dutzend Schiffe eins über dem andern zu schwimmen, alle so groß wie der mächtigste Dreidecker, und wenn man in die Nähe kommt, ist es ein winziger Küstenfahrer. Wir sind nur ein paar Breitegrade vom Polarkreise; die Sonne geht erst um 10 Uhr Abends unter und um 2 Uhr Morgens bereits wieder auf; die ganze Zeit, während sie unter dem Horizonte ist, haben wir helles Tageslicht.

Der Zeitungsabsatz in den Provinzen der preußischen Monarchie stellt sich nach amtlichen Ermittelungen so, daß nicht die Rheinprovinz, wie man anzunehmen geneigt seyn möchte, die größte Zahl von Zeitungen verbraucht, sondern die Provinz Sachsen. Hier kömmt auf 19 Köpfe eine Zeitung, in Brandenburg auf 22, in Pommern auf 23, dann erst kommt die Rheinprovinz mit 28, Westphalen mit 31, Preußen mit 33, Schlesien mit 35 und endlich Posen mit 40.

In Ludwigsburg ist dem Heilbr. Tagbl. zufolge in dem jetzt einem Offizier gehörigen Hause des früheren Revierförsters im Osterholze eine Anstalt zum künstlichen Ausbrüten von Hühner-Eiern eingerichtet worden, worin man hofft, sobald die Sache ge-

hörig im Gang sey, täglich zweitausend Stück junge Hühner liefern zu können.

Zu Bordeaux wurde am 20. Juli gegen 3 Uhr Morgens ein Erdbeben verspürt, welches ungleich heftiger als das vor zwei Jahren war. In manchen Häusern sprangen die Thüren auf und wurden die Möbel von der Stelle gerückt. Auch in Perigueux wurde das Erdbeben um dieselbe Zeit verspürt.

Das englische Ministerium hat vierzig Preise, jeden zu 8 Pfd. St., ausgesetzt, um vierzig Schülern Gelegenheit zu geben, die künftigjährige Pariser Welt-Ausstellung zu besuchen. Alle Schüler der oberen Klassen aller Schulen des vereinigten Königreiches können um die Preise concurriren. Jeder Schüler, der einen Preis davonträgt, ist gehalten, einen Bericht über die Ausstellung einzusenden.

(Ein Rettungs-Floß.) Alle Auswanderer-Schiffe sollen, nach einer Bestimmung des Hauses der Gemeinen in England, von jetzt an das Parrattsche Rettungsfloß führen. Es besteht aus Röhren von Kautschuk, die von Leinwand und Netzwerk dergestalt umgeben sind, daß mittels Querbarren, woran das Netzwerk befestigt ist, das Ganze in sehr kurze Zeit zu einem platten Fahrzeug entfaltet werden kann, welches fähig ist, im Falle eines Schiffbruchs, hundert Personen und darüber sicher mitten durch Brandung und Wogen zu retten.

Die Verfasserin von „Onkel Toms Hütte" hat die Schilderung ihrer Erlebnisse in Europa und besonders in England als Reisebeschreibung in zwei Bänden herausgegeben. Sie ist hier überall mit Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit aufgenommen worden, deßhalb nennt sie ihre Beobachtungen auch: „Sonnige Erinnerungen an fremde Länder." („Sunny Memories of Foreign Lands. By Mrs. Harriet Beecher Stowe. 2 vols.") Sie hat in England Alles scharmant gefunden, die Portraits allein ausgenommen, die man dort von ihr angefertigt hat, zu denen, wie sie meint, die Sphinx im British Museum gesessen haben müsse.

Aus Jamaica bringt die westindische Post wieder Cholera-Berichte, namentlich aus den Distrikten von St. Anna und St. Thomas in the Vale; und so heftig war die Krankheit in ersterem, daß die Pimento-Ernte aus Mangel an Arbeitern sehr spärlich ausfallen dürfte. Was fliehen kann, flieht aus dem verpesteten Bezirk. In Barbados war die Cholera nicht minder heftig; viele von den Truppen waren ihr zum Opfer gefallen; Straßen und Werften sind menschenleer; der Gouverneur hat alle Gefängnisse öffnen lassen; es heißt sogar, daß er die Polizeibehörde auflösen wird. An einem einzigen Tage (28. Juni) wurden 311 Leichen verscharrt, und die Zahl der Verstorbenen während der letzten 14 Tage wird auf 5000 angegeben. Unter der weißen Bevölkerung ist die Sterblichkeit nur gering; sie hat auch in der Stadt nachgelassen; dafür wühlet sie um so schonungsloser auf dem Lande.

Der Münchener Palast ist bedeutend kleiner als der Londoner, aber größer als der New-Yorker Glaspalast. Der Londoner Bau war 1920 Fuß lang und 426 Fuß breit und umfaßte einen Flächenraum von 836,193 Quadratfuß. Der New-Yorker Palast hatte, beide Schiffe zusammen gerechnet, eine Länge von 606 bayerischen Fuß, also etwa ein Viertel weniger als das Münchener Gebäude. Die Breiten beider stellen sich ziemlich gleich, indem ersterer 155 Fuß maß, letzterer aber, sich 160 Fuß in der Breite ausdehnt. Hiernach berechnet sich der innere Flächenraum des New-Yorker Baues auf 121,056 Quadratfuß, während der Münchener 134,400 enthält. Zum New-Yorker Gebäude waren 27,000 Zentner Eisen und 42,533 Quadratfuß Glas erforderlich. Diese bedeutende Abweichung von den 275,795 Quadratfuß des Münchener Palastes beruht darin, daß das New-Yorker Gebäude mit Metall, das Münchener, der besseren Beleuchtung wegen, mit Glas bedacht ist.

(Von der Mosel, 20. Juli.) Eine englische Bierbrauerei, welche seit einigen Jahren an unserm Strome bei dem Orte Mesenich, mitten im Weinlande, erstanden ist, verspricht an Großartigkeit alle derartigen bis jetzt in Deutschland existirenden Etablissements zu übertreffen. Es sind bei dieser Brauerei bis jetzt bereits mehrere tausend Ohm Porter allein zum Export nach Australien bestellt. Da die jetzigen Gebäulichkeiten zu diesem großen Etablissement nicht ausreichen, so läßt die Gesellschaft auf dem jenseitigen Moselufer bedeutende Neubauten und namentlich zu Kellerräumen ausführen, in welche mittelst eines auf der Sohle des Moselflußbettes hinzuleitenden Gutta-Perchaschlauches das Bier aus der Brauerei geleitet wird.

Literatur.

In diesen Tagen ist ein Werk vollendet worden, das abermals ein Zeugniß für deutschen Fleiß und deutsche Ausdauer gibt. Es dieß ist das alttestamentarische Bibelwerk des Dr. Ludwig Philippson in Magdeburg. Die erste Lieferung erschien im Jahre 1839, und jetzt liegt es mit der 96. Lieferung abgeschlossen vor. Sicher gereicht es sowohl der Verlagsbuchhandlung (Baumgärtner in Leipzig) als dem Herausgeber zur Ehre, daß sie sich durch den wechselnden Gang der Zeit nicht haben stören lassen, das Werk zu beenden, welches von der wachsenden Theilnahme des Publikums begleitet worden. Es enthält in ausgezeichneter Ausstattung den hebräischen Text, eine neue, auf die besten Uebersetzungen sich stützende deutsche Uebertragung, welche eben so sehr nach Treue wie nach Schönheit des Ausdrucks ringt, eine ausführliche Auslegung in deutscher Sprache und mehr als 500 der feinsten Illustrationen über naturhistorische, antiquarische und topographische Gegenstände. Besonders ist es die Auslegung, welche dem Werke einen ausgezeichneten Platz gewähet. Denn diese bringt, nach der Erörterung des Zusammenhangs und des allgemeinen Gedankeninhalts, die besten Erklärungen aus den Talmudim, Midraschim und Rabbinen, wie aus den christlichen Exegeten, sucht den Wortsinn aufzuhellen, sammelt aus den besten Reisewerken die dahin gehörigen Notizen, stellt z. B. über die Gesetze an passender Stelle alles Dahingehörige zusammen, und zeigt die Fortbildung in der Tradition, und dieß Alles eben so gründlich für den Gelehrten wie faßlich für jeden Gebildeten. In Einleitungen zu allen Büchern der Schrift wird über die Idee, den Lehrinhalt, die Tendenz, den Verfasser und die Form jedes Buches verhandelt. So finden Lehrer und Prediger aller Confessionen einen reichen Schatz in diesem Bibelwerke, und können wir es namentlich jüdischen Gemeinden zur Anschaffung für ihre Lehrer als Hülfsmittel beim Bibelunterrichte empfehlen. Mögen überhaupt begüterte Israeliten einen Ehrenpunkt in dem Ankauf dieses, mit einem großen Kostenaufwande hergestellten Werkes finden!

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 2. August. Erste Gastdarstellung der Frau Marie von Marra-Vollmer. (Neu einstudirt.) Die Puritaner, große Oper in 3 Acten. Elvira: Frau M. v. Marra-Vollmer.

Donnerstag, 3. August. Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Acten von Laube.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 184. Donnerstag, den 3. August 1854.

Zwei Nächte in Südamerika.

Aus dem „Nederlandsche Museum" übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

Ich hatte große Mühe, mich zu überzeugen, daß der vor mir liegende todte Körper nie mit einer menschlichen Seele begabt gewesen. Es war demüthigend, zu sehen, wie nahe dieser Affe unserem eigenen Geschlechte verwandt gewesen war. Ohne den Schwanz hätte man ihn für einen unserer Prairie-Jäger, in einen Pelz gehüllt, halten mögen, und selbst das Gesicht drückte mehr bösartige Leidenschaft, als thierischen Instinkt aus. Füße und Schenkel glichen denen eines kräftigen Mannes; die Beine waren mager und krumm, wie man dieß oft bei Negern sieht; die Armmuskeln lagen blos, wie Peitschenschnüre; die Nägel waren so lang als Tigerkrallen. Daher denn auch kein Wunder, daß wie im Kampf mit diesen Bestien unterliegen mußten: kein Mensch war im Stande, ihnen zu widerstehen. Die Arme des todten Affen glichen so vielen Bündeln Schnüre, lauter Muskeln und Sehnen, und die Hände waren so fest in einander geschlossen, daß die vereinigte Kraft von acht bis zehn Merikanern und Indianern nicht im Stande war, sie zu trennen.

Was in unserm nächtlichen Abenteuer noch dunkel geblieben, wurde jetzt aufgeklärt. Unser Führer bekannte, er habe in seiner Dummheit oder Nachlässigkeit zugegeben, daß wir unser Nachtlager bei einem jener verpesteten Moräste aufschlugen, welche in der ganzen Provinz berüchtigt sind. Kurz nachdem wir eingeschlafen, kam ein Trupp merikanischer Reisender und ließ sich in unserer Nähe nieder, jedoch auf einer Anhöhe, wo sie nicht den pestartigen Dünsten und den Muskitos, welche Rowley und mich so sehr gequält, ausgesetzt waren. In der Nacht wurden zwei Frauen, welche sich ein wenig vom Lagerplatze entfernt hatten, von den Zambos oder menschenähnlichen Affen, die in mehreren Gegenden Südamerikas häufig vorkommen, angefallen; vergeblich nach ihren Freunden sich umsehend, ergriffen sie die Flucht, ohne zu wissen, wohin, doch glücklicherweise in der Richtung unseres Bivouaks. Ihr Geschrei, unser Rufen, das Kreischen und höllische Grinsen der Zambos zog die Merikaner zu unserem Beistande herbei. Die Affen wagten keinen zweiten Angriff; verschiedene waren verwundet, doch blos dieser Eine auf dem Kampfplatze geblieben.

IV.

Die Merikaner, unter welche wir gerathen waren, kamen von Zapoteca, um Cochenille einzusammeln. Es war ein äußerst gutherziges Völkchen. Was sie auch für uns thaten: es schien ihnen noch nicht genug, besonders den Weibern, und unter diesen wieder die Beiden, die wir aus der Gewalt der Affen befreiten. Allerdings hatten sie wohl Ursache dazu und ihr Loos konnte man sich nicht schrecklich genug denken, wenn sie uns nicht begegnet wären und die Merikaner dadurch Zeit gewonnen hätten, uns zu Hülfe zu eilen.

Sie erzeigten uns alle mögliche Aufmerksamkeit; sie fächelten uns mit Palmblättern Kühlung zu; wir wurden erfrischt mit labenden Getränken, unsere Wunden sorgfältig verbunden, unsere von den Stichen der Muskitos aufgeschwollenen Gesichter und Glieder mit Balsam und Pflanzensäften bestrichen; kurz, man konnte sich keine sorgsamere Wärterinnen wünschen.

Bald fühlten wir uns besser und im Stande, uns aufzurichten und umherzuschauen; doch vermieden wir sorgfältig, einander anzusehen, denn wir vermochten den schreckenerregenden Eindruck nicht zu überwinden, den unser aufgeschwollenes, blutiges, ekelhaftes Aeußere auf uns selbst machte. Von unserer Anhöhe herab übersahen wie den ganzen Sumpf, der unser Unglück herbeigeführt hatte. Da lag er, dampfend gleich einem großen Kessel; unaufhörlich entstiegen ihm dichte Nebel. Zur Linken sah man Klippen und Felsenmauern aus einer bodenlosen Tiefe sich erheben, gleichsam schwimmend auf diesem Nebelsee. Geier und andere Raubvögel umschwebten mit heiserm Kreischen den tiefen Pfuhl oder ließen sich auf den Gipfeln hoher Palmen nieder. Aus dem Sumpfe selbst vernahm man das Quaken, Schnauben und Plätschern von Fröschen, Alligatoren und sonstigen lieben Thierchen, welche darin wohnen mochten.

Die Luft war ungemein schwül und drückend. Von Zeit zu Zeit hörte man es in der Ferne donnern. Wir vernahmen, wie die Merikaner über die Fortsetzung der Reise sich beriethen, wogegen unser leidender Zustand die größte Schwierigkeit darbot. Wie wir aus ihren Gesprächen entnehmen konnten, wollten sie uns ungern in dieser gefährlichen Gegend in einem hülflosen Zustande und mit Führern und Dienern zurücklassen, denen wenig zu trauen war. Es schienen jedoch dringende Gründe vorhanden, weiter zu ziehen.

Bald danach kamen die ältesten Merikaner, welche die Aufsicht über die Karawanen zu führen schienen, zu uns und fragten, wie es uns gehe und ob wir im Stande seyn würden, uns auf den Weg zu begeben; sie setzten hinzu, es seyen viele Anzeichen vorhanden, welche einen nahen Sturm verkündeten und das nächstgelegene Haus oder Zufluchtsort sey mehrere Meilen entfernt.

Wir fühlten uns allerdings noch schwach und hungrig; indem wir aber, der Gewalt der Umstände weichend, den Merikanern sagten, daß wir in einer halben Stunde bereit zum Ausbruch seyn würden, verlangten wir von unseren Dienern etwas zu essen. Allein unsere neuen Freunde kamen uns zuvor und brachten uns ein Stück eines gebratenen Iguans und einen Becher aus Kokosnuß mit Kaffee, welches Beides uns trefflich schmeckte. Inzwi-

schen waren unsere Führer und die Mexikaner eifrig beschäftigt, unser Gepäck aufzuladen und Alles zum Aufbruch vorzubereiten.

Kaum aber hatten wir unsere Mahlzeit begonnen, als wir einen Mann, in jeder Hand einen Zweig haltend, dem Hügel herablaufen sahen. Sobald er sich zeigte, ließen die Mexikaner Alles liegen und versammelten sich um ihn.

„Siete horas! (sieben Stunden)“, rief der Mann. „Mehr nicht!“

„Nicht mehr als sieben Stunden?“ wiederholten die Zapotecaner ängstlich. „Die heilige Jungfrau steh' uns bei! Wir brauchen mehr als zehn Stunden Zeit, um das Dorf zu erreichen.“

„Was soll das Alles bedeuten?“ fragte ich Rowley.

„Ich weiß es nicht; es wird wohl indianische Windbeutelei seyn.“

„Que es esto? (was gibts denn?)“ fragte ich gleichgültig.

„Was es gibt?“ entgegnete einer der Zapotecaner, ein alter Mann mit bleichem, doch wohlgebildetem Gesichte. „Binnen sieben Stunden haben wir einen Wolkenbruch und Sturm.“

„Laßt uns eilen, ums Himmels willen, eilt Euch!“ riefen ein Dutzend Mexikaner, indem sie uns ein paar grüne Zweige vor die Augen hielten.

„Was bedeuten diese Zweige?“

„Sie sind von dem Sturmbaum, der das Unwetter vorhersagt“, war die Antwort.

Und Männer und Weiber, Führer und Diener liefen in äußerster Verwirrung umher unter dem Geschrei: „Auf! Marsch! Rasch, rasch, oder wir sind Alle verloren!“ und eiligst sattelten und bestiegen sie ihre Maulthiere. Ehe Rowley und ich recht begriffen, was mit uns geschah, waren wir bereits von unserer Mahlzeit hinweggerissen und in den Sattel gehoben. Ein so verwirrtes Durcheinanderlaufen, eine so verzweifelte Hast, habe ich nimmer gesehen. Männer und Weiber, Pferde und Maulthiere wimmelten durch einander, schrieen, zankten und stießen sich; allein in alle diesem Rumor ging dennoch wenig Zeit verloren, und in drei Minuten nach dem ersten Zeichen zum Aufbruch flohen wir in langem, ungeordneten Zuge dahin.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mumien-Erbse.

Mannheim, 25. Juli.

Ein Jahrzehnt ist es her, seit in England eine Erbsensorte wieder zum Daseyn zurückgebracht wurde, welche gegen 3000 Jahre verschollen gewesen und mit dem Namen Mumien-Erbse belegt wurde, weil sie in der hermetisch verschlossenen Vase eines ägyptischen Sarkophags aufgefunden worden war. Dieser Sarkophag wurde durch Sir Gardiner Wilkinson dem britischen Museum überreicht; und die erwähnte Vase von dem Bibliothekar des verstorbenen Herzogs von Sussex, Herrn Pettigren in Gegenwart von Urkundspersonen und verschiedenen Alterthumsforschern geöffnet. Darin fanden sich außer einer Anzahl von Weizen- und Wickenkörnern ꝛc. auch Erbsen, welche von kolophoniumgelber Farbe, gänzlich eingeschrumpft und so hart wie Stein waren. Die Keimfähigkeit des Mumien-Weizens war bereits Thatsache und natürlich war die gelehrte Welt begierig, solche auch an den Mumien-Erbsen zu erproben. Nach vergeblichen Mühen und vielen mißlungenen Versuchen gelangte endlich Herr Grimstone, der Erfinder des aus Kräutern fabrizirten Augentabaks und Besitzer des großen Kräutergartens zu Highgate durch ein ebenso rationelles als sorgsames Verfahren zum Ziel. Er bereitete eine Erde, möglichst der durch den Nilschlamm befruchteten ägyptischen Erde ähnlich und pflanzte in diese den noch vorhandenen Rest der Mumien-Erbsen, drei Stück an der Zahl. Nach Verlauf von 30 Tagen, während welcher eine unausgesetzte sorgfältige Pflege beobachtet wurde und bei Anwendung von Mistbeetwärme zeigte sich endlich der Erfolg dieser wohlüberlegten Behandlung, indem eine der Erbsen einen Keim trieb, der sich bald zum Pflänzchen entwickelte. Dieses war jedoch sehr schwächlich und beinahe ohne alle Farbe, so daß wenig Hoffnung auf langes Leben vorhanden war. Die Kunst mußte der Natur wieder zur Hülfe kommen und siehe da, die Pflanze entwickelte sich weiter, blühte und brachte 19 Schoten hervor, welche der „Times“ zufolge 85 Körner enthielten, die aber nur klein und unvollkommen ausgebildet waren, wie natürlich übrigens das Interesse der Botaniker und der wissenschaftlichen Welt überhaupt in hohem Grade in Anspruch nahmen. Im folgenden Jahre 1845 wurden 55 dieser wieder zum Leben gebrachten Erbsenkörner geradezu im Freien gepflanzt, wo sie vollkommen gediehen und einen guten und reichlichen Ertrag lieferten. Von da an gelangte die Mumien-Erbse in England zu größerer Verbreitung; einige Körner derselben, direkt bezogen, wurden sogar auch schon im Jahre 1846 bei Bremen, in dem Garten des Henry Plate Esqu. gepflanzt; nichts desto weniger aber gehört die Mumien-Erbse trotz der mehrfachen Vortheile ihrer Anpflanzung, sogar jetzt noch in Deutschland zu den Seltenheiten; und die vor einigen Monaten hier in Mannheim gepflanzten und nun zur vollkommnen Pflanze herangewachsenen Exemplare der Mumien-Erbse erregen daher seit einiger Zeit schon fortdauernde Aufmerksamkeit. Der Samen wurde durch den bekannten Erfinder des schon bei mehreren elektrischen Telegraphen in Anwendung gebrachten s. g. Zeiger- oder Rotationssystems, Herrn Farbely, von Herrn Grimstone direkt erlangt und in dem Garten des Gärtners Stengel und in jenem des Maschinenmeisters Meister der Erde anvertraut. Am ersten Platze insbesondere, wo eine größere Anzahl von Mumien-Erbsen gepflanzt wurde, steht nun die Pflanze in den verschiedenen Stadien ihres Wachsthums; und wenn die Blüthe auch nicht glockenförmig ist, wie es in früheren Beschreibungen heißt, oder gar einer Winde ähnlich, so unterscheidet sie sich doch immerhin wesentlich von der Blüthe der gemeinen Erbse, indem die s. g. Fahne (vexillum) nicht umgebogen ist, wie bei den übrigen Papilionaceen, sondern aufrecht stehend sich an die Flügel (alae) anschließt, ähnlich einer noch nicht vollkommen verschlossenen gewöhnlichen Schmetterlingsblüthe. Die beiden Flügel (alae) und das Schiffchen, (carina) welches die diadelphisch verbundenen Staubfäden umschließt, haben in Form und Gestaltung nichts Abweichendes und es kann, trotz des erwähnten nicht umgebogenen Blüthenblattes, doch keinen Augenblick bezweifelt werden, daß die Mumien-Erbse gleich den übrigen den Papilionaceen beizählt. Die Farbe der Blüthe ist weiß, kaum merklich mit Grün unterlaufen und kommt in Büscheln aus den Seiten der Stengel hervor. Die Schoten sollen, frühern Beschreibungen nach, die Form eines Schwanenhalses und schließlich die eines türkischen Säbels haben; hier unterscheiden sie sich nicht merklich von der gewöhnlichen Erbsenschote, höchstens durch die Fülle der Kerne; derartige Abweichungen von der ursprünglichen Formation sind bei klimatischen und terrestrischem Wechsel nichts Außerordentliches. Die Mumien-Erbse gehört zur Gattung der Zwerg-Erbsen, sie wird nur 3—4 Fuß hoch, ist dabei aber so ergiebig, daß jede Erbse — die Mumien-Erbse wird nämlich einzeln und nicht in der Zahl von je 5—10 Stück, gleich der gewöhnlichen Erbse gepflanzt — gegen hundert und mehr Schoten treibt, die je 6—10 tüchtige Kerne enthalten. Das Maximum der bei den hiesigen Mumien-Erbsen vorkommenden Schotenzahl beträgt jedoch nur etwa die Hälfte, da die frühere nasse Witterung die Fruchtentwicklung beeinträchtigte. Die ägyptische Erbse gedeiht nämlich vorzugsweise in heißen Jahrgängen und während z. B. in der tropischen Hitze des Jahres 1845 der größte Theil der andern Erbsensorten zu Grunde

ging, wurde jene nicht im Geringsten in ihrem Wachsthum gehemmt oder in ihrer Fruchtbarkeit verkürzt. Aus diesem Grunde dürfte sie sich dann auch zur Frühzucht in Treibhäusern und zur künstlichen Zeitigung eignen, um so mehr, als sie nur ein mäßig hohes, übrigens ausnahmsweise kräftiges und fast keiner Stütze bedürfendes Kraut treibt. Was die Qualität der Mumien-Erbse anlangt, so soll sie in Bezug auf Wohlgeschmack alle andern Sorten übertreffen, dem äußern Ansehen nach sich jedoch von den bekannten kräftigen Erbsensorten nicht merklich unterscheiden. Bald wird man Gelegenheit haben, sich auch hier und in der Folge selbst in weiteren Kreisen davon zu überzeugen, da die in Aussicht stehende Frucht in dem erwähnten Mühlau-Garten größere und anderweitige Anpflanzungen der Mumien-Erbse ermöglicht und die aufgezählten Vorzüge deren Anbau und Zucht befürworten. F. L.

Münchener Briefe.

(München, 31. Juli.) Die VI. Gruppe, welche sich ebenfalls auf der unteren Galerie befindet, umfaßt Instrumente verschiedener Art, namentlich aber Meßwerkzeuge und Waagen, astronomische und musikalische Instrumente. Die Gesammtzahl der Aussteller für diese Gruppe beläuft sich auf 476; davon kommen auf Bayern 172, auf Oesterreich 92, auf Preußen 50, auf Sachsen 34, auf Würtemberg 31, auf Hannover 14, auf Baden 24, auf Frankfurt a. M. 7 und auf Hamburg 9. Unter den Meßwerkzeugen sind besonders die Nivellir-Instrumente der astronomischen Werkstätte des polytechnischen Instituts in Wien zu nennen, von denen eine bedeutende Anzahl in verschiedenen Formen und Größen vorhanden ist. Waagen der mannichfaltigsten Art und zu den verschiedensten Zwecken sind besonders aus Bayern selbst geliefert. Unter den optischen und astronomischen Instrumenten nimmt ein riesiges Fernrohr von März und Sohn in München den ersten Platz ein. Es hat 12 Zoll Oeffnung, 18 Fuß Brennweite und ist seiner kolossalen Ausdehnung, wie seiner schönen Arbeit wegen unter die großen plastischen Kunstwerke des Mittelschiffes aufgenommen worden. Ein anderes Fernrohr von März mit 72 Zoll Brennweite befindet sich auf der Gallerie. Von Baader in München befindet sich ein in Messing gearbeitetes Tubus, der seiner großen Schärfe und Klarheit wegen gerühmt wird. Auch die astronomische Werkstätte des Wiener polytechnischen Instituts hat einen schönen Tubus geliefert, der sich auf 2 Rädern bewegt. Unter den Musik-Instrumenten verdient zunächst eine große, von Zimmermann in München gearbeitete, Orgel Erwähnung. Eine kleinere ist von Buttner in Nürnberg ausgestellt. Dieselbe hat 10 Register und 2 Cylinder-Blasbälge; ein Orgelwerk von 7 klingenden Registern ist von Orgelbauer Schäfer in Gmünd verfertigt. In Bezug auf die Einsendung von Fortepianos hat namentlich Oesterreich und Würtemberg sich hervorgethan, besonders ist die würtembergische Handelsgesellschaft auch auf diesem Gebiete sehr thätig gewesen. Unter den Meistern, welche Sachen eingeliefert, ragt zunächst die Firma Dieudonne und Blädel aus Stuttgart hervor. Ihr schließen sich Kühnhauser und Schiedmayer aus Stuttgart, Haegele und Lutz aus Aalen, Raim und Günther aus Kirchheim an. Von den österreichischen Ausstellern sind in erster Reihe zu nennen Schneider und Seyffert aus Wien. Aus Leipzig ist die Firma Breitkopf und Härtel sehr würdig vertreten. Ferner hat Blücker und Leideritz vortreffliche Pianofortes geliefert. Von preußischen Ausstellern nennen wir Adam aus Wesel und Westermann aus Berlin, welch' letzterer ein Flügel-Fortepiano von Palysander geliefert. Aus Hannover ist Rittmüller und aus Frankfurt a. M. André besonders durch einen schönen Mozart-Flügel vertreten. Viele dieser Musik-Instrumente sind sehr kostbar gearbeitet und namentlich mit Schnitzwerk reich geschmückt. Die Preise der einzelnen Flügel steigen von 500—2000 Thaler. Unter den Blas-Instrumenten nehmen die österreichischen die erste Stelle ein. Eine besondere reiche Auswahl hat die Instrumenten-Fabrik von Cerveny in Königsgrätz, dann Stowasser in Wien und Schamal in Prag geliefert. Ein Sortiment schön gearbeiteter Violinen ist von Baader in Mittenwald ausgestellt. Mehrere Mandoren und Mandolinen, sowie Zithern, von Tiefenbrunner in München geliefert. Auch aus der Zitherfabrik von Gleitz in Berlin sind Zithern vorhanden, während Uhlich in Chemnitz sehr hübsche Harmonikas eingesandt hat.

Wir wenden uns jetzt zur VII. Gruppe, welche die ausgedehnteste von allen ist. Sie nimmt nicht nur einen großen Theil der untersten, sondern auch die ganze oberste Galerie ein, und umfaßt außer den Wirk- und Webwaaren, alle Bekleidungsgegenstände, sowie die Lederwaaren und das Rohleder. Die Stoffe sind auf der obersten Galerie ausgelegt, während den Kleidungsstücken, sowie den Lederwaaren die unterste angewiesen ist. Auch die größte Anzahl von Ausstellern vereinigt sich in dieser Gruppe. Sie beläuft sich im Ganzen auf 2127; davon kommen aus Bayern 588, aus Oesterreich 550, aus Preußen 261, aus Sachsen 239, aus Würtemberg 170, aus Hannover 51, aus Kurhessen 31, aus Baden 60, aus Frankfurt 9 und aus Hamburg 11. Der ordnende Sinn hat auch hier die Ausstellung im Ganzen geschmackvoll durchgeführt. Während die Kleider auf besonderen Gestellen oder auf den Formen von Gliederpuppen die Feinheit des Schnittes und die Sauberkeit der Arbeit dem Auge des Beschauers darbieten, befinden sich Stiefel und Schuhe in zierlichen Gruppen zusammengestellt, und zum Theil, gegen Staub geschützt, in besonderen Glasschränken vereinigt. Unter den ausgestellten Kleidungsstücken tritt eine reiche Auswahl von Militär-Uniformen, welche Greiner in München geliefert hat, hervor. Ausgezeichnete Pelzwaaren für Herren und Damen sind von Wassermann und Jahn in München ausgestellt. Kirchen-Ornate hat Casaretto in Crefeld und Galgner in Kempten eingesandt. Unter den Damen-Strohhüten findet das Sortiment von Nössel aus Frankfurt a. M. vielen Beifall, während unter den Herrenhüten die Sortimente von Hauck in Leipzig, Reis in Aachen und Christian in Wien beliebt worden. Reiche und geschmackvolle Sortimente von Schuhen und Stiefeln hat Demmer in Wien, Mohr und Horn, sowie der Hofschuhmacher Andresen aus Berlin geliefert; Letzterer wieder seine auch von London her bekannten schönen Arbeiten mit Holzstiften; darunter eine Sammlung von Stiefeln und Leisten für verwachsene Füße. Außer zahlreichen bayerischen Ausstellern, welche auf dem Gebiete der Stiefel-Fabrikation ebenfalls Bedeutendes geleistet, sind noch die Lager von Dinges und Lechner in Mainz zu nennen. Unter den Glace-Handschuh-Lagern ist dasjenige von Boulogne und Budan in Prag am reichhaltigsten ausgestattet. Von den Sattler-, Riemer- und Taschner-Waaren werden die Sättel von Papperitz in Dresden, die Stahlfedern-Sättel von Tofft in Wien und die Geschirre und Sättel von Mayer in München gelobt. Schöne Reisekoffern sind von Großkopf in Wien, von Kotz in München und zierliche Damenkoffern von Eckstein in Würzburg gefertigt. Unter den Ausstellern von Posamentirer-Waaren ragen namentlich Ebel in Berlin und Hetzner in Wien hervor. Vielen Beifall finden die schönen Blumen- und Feder-Arbeiten, die sich in reichster Auswahl auf der Ausstellung befinden. Auch J. Maj. die Königin von Bayern hat denselben wiederholt ihre Aufmerksamkeit gewidmet und namentlich aus dem schönen Sortimente von Louis aus Berlin mehrfache Ankäufe gemacht. Mit Auszeichnung wird besonders noch die Blumenfabrik von Rummel in Ulm genannt. Gummiwaaren sind vorzugsweise aus der bekannten Fabrik von Fonrabert. Unter dem gegerbten Leder finden die Safiane und Marokins von Becke

in Mühlhausen, von Samson und Fleischl in Wien, sowie von Doeninger in Würzburg (?) mehrfache Anerkennung. Stiefel-Leder, lakirtes Leder und andere lakirte Stoffe sind von Polar und Schön in Prag in ausgezeichneter Qualität eingesandt worden.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Besuch bei Heinrich Heine.) Heinrich Heine ist auf seinem Krankenlager vor einigen Wochen wieder von einem deutschen Landsmanne besucht worden. Der Dichter liegt, wie die Berliner Montags-Zeitung berichtet, noch immer in seinem gegen das Tageslicht abgesperrten Gemach, dessen widerwärtige Atmosphäre, da es nur selten gelüftet werden kann, die aus freier Luft Eintretenden qualvoll berührt. An jedem Morgen wird in eine offen gehaltene Wunde im Nacken eine Dosis Morphin gestreut, um die Schmerzen des Kranken in die Gränzen des Erträglichen zu bannen. Eine nahrhafte Diät hält die Kräfte des Kranken aufrecht. Er genießt Morgens eine aus Milch, Chocolade und Reis zubereitetes warmes Getränk, und zu Mittag gebratenes Geflügel, Kalbscoteletts, leichtes Gemüse u. dgl. m. Eine Flasche feinen Bordeauxweines muß im Verlaufe des Tages die ermattenden Lebensgeister auffrischen. Neben seinem Bette liegt ein Päckchen loser Blätter in Octavformat, und etwa zwanzig zugespitzte Faber'sche Bleistifte. Wenn sich Heine aufgelegt und stark genug zum Arbeiten fühlt, beschreibt er die Blätter mit dicken halbzollgroßen Buchstaben, und wechselt die Bleistifte, wenn sie stumpf geworden sind. Er erzählte unserem Landsmanne, daß er neulich im Stande gewesen sey, fünf Stunden hinter einander zu arbeiten. Als dieser nun fragte, ob er das nicht als eine Gnade von Gott ansehe, antwortete Heine, getreu seinem Charakter: „Der liebe Gott macht Experimente mit mir, aber ich wünschte, er hätte sich einen Andern dazu ausgesucht!"

Gethsemane ist — wie ein Reisender erzählt — ein beinahe viereckiger Platz, dessen Westseite 160, dessen Nordseite 150 Fuß Länge hat. Er war bis noch vor Kurzem ein offener Platz, bis ihn die Lateiner, weil seine Bäume durch Pilger und Wanderer zu sehr der Zerstörung ausgesetzt waren, mit einer ziemlich hohen und festen Mauer umziehen ließen. Er ist gehörig geebnet, mit Blumenbeeten geschmückt und zerstreut stehen in ihm acht uralte Olivenbäume, ein paar Fuß hoch unten mit Steinen umgeben. Sie können wohl gegen 1000 Jahre alt seyn. Zwar hat Titus während der Belagerung von Jerusalem alle Bäume in der Umgegend abhauen lassen; da aber der Olivenbaum die Eigenthümlichkeit hat, daß, wenn er gefällt wird, immer wieder aus seiner Wurzel neue Reiser ausschlagen und zu neuen Bäumen erstarken, so kann man wohl annehmen, daß die, welche jetzt den Ort beschatten, Abkömmlinge jener seyn mögen, unter welchen einst der Herr mit seinen Jüngern wandelte.

Am Todestag der Königin Louise von Preußen wurden in der Hof- und Garnisonkirche zu Potsdam sieben unbescholtene Brautpaare durch den Hofprediger Dr. Krummacher getraut und jedes Paar mit einer Aussteuer von 100 Thalern aus der Louisenstiftung beschenkt.

Nach dem Corriere Mercantile waren zu Genua im Laufe einer einzigen Woche über 500 Savoyarden zur Uebersiedlung nach Nordamerika eingetroffen.

Korrespondenz.

Hamburg im Juli.

Sie wünschen von Zeit zu Zeit Buntes aus unserer bunten Weltstadt Hamburg, einem der Hauptagenten der producirenden und consumirenden Erde, dieses kleinen Sternes, den Gott unter seinen Trillionen Sternwelten so bedeutsam ausgezeichnet. Nun, ich will in diesen Berichten so bunt und zusammenhanglos seyn wie das Treiben auf dem berühmten „Jungfernstieg", über den die Fremden, die vielen Gäste von fern und nah, entzückt sind, wenn sie aus seinen großen Hotels umher- und über die Innen- und Außen-Alster blicken, oder ihn selbst zu Fuß und in stattlichen Carossen beleben helfen. Denn die Zauber dieses offnen und lauten Stadtsalons binden und sammeln Alles wieder, was Verkehr und Geschäft streng getheilt: die Einheimischen aus ihren Comptoiren und die Fremden von ihren Ausflügen nach Blankenese, Eimsbüttel, Eppendorf, Wandsbeck ꝛc., von dem mastenreichen, tausendflaggenden Hafen und den zahllosen zierlichen und prächtigen Villen an der Elbe und Alster. In der Stadt selbst besuchen die Fremden nur die summensummende Börse, die Gewölbe des Luxus, das Stadt- und Thalia-Theater, die Austern- und Hummer-Keller. Dafür, daß die Fremden Hamburgs Kunstschätze nicht besuchen, führen sie die nicht zu bestreitende Ursache an, daß solche nicht vorhanden sind. — Wir leben eben in einer Handelsstadt, deren Mittelpunkt die Börse ist, neben welcher die Musen nur als „kleine Leute" gelten, wie man die Nichtbesitzenden hier heißt. Dennoch ist Hamburg nicht so materiell, wie es verschrieen; es herrscht hier nicht nur, wie Heine sagt, Banco's Geist, sondern eine Bildung, die sich aus Hamburgs täglicher Correspondenz mit allen Welttheilen entwickelt und die, der staubigen und abstracten Bücherweisheit anderer Städte gegenüber, als ein lebendiger, schöpferischer Geist zu bezeichnen ist. Auch haben sich hier, von unsern einheimischen, eifrig und rühmlich thätigen Männern der Wissenschaft und Kunst abgesehen, literarische Kräfte von auswärts angesammelt, deren öffentliches und persönliches Wirken nicht ohne Einfluß bleiben kann. Ich nenne Ihnen, dem Alphabet nach geordnet, nur die Namen W. Bernhardi, Ad. Glaßbrenner, Rob. Heller, J. Mendelssohn, F. Wehl, Ernst Willkomm und Ludwig Walesrode. Von diesen ist Robert Heller, da er Redacteur des Feuilletons der in jedem Hause befindlichen „Hamburger Nachrichten", journalistisch am einflußreichsten, ergo am meisten angefeindet. Alle, die von ihm gelobt werden, preisen sein Urtheil als ein außerordentlich feines und gediegenes, die meisten der Musiker, Maler, Schauspieler aber, deren Leistungen R. H. tadeln muß, finden, da ihre eigene Feder dazu nicht ausreicht, „gute Freunde", welche in Broschüren und Winkelblättern zwei Fliegen mit Einer Klatsche schlagen, nämlich: Rache an H. nehmen und zugleich ihren Auftraggebern Lorbeerkränze aufsetzen. Es ist sehr einleuchtend, daß der Redakteur eines täglich erscheinenden und „über Alles" schreibenden Feuilletons nicht so unfehlbar wie der Papst seyn kann, und auch ich finde daher Manches an ihm zu rügen; z. B. seine Antipathie gegen die die Wissenschaft popularisirenden Werke, seine oft gesuchten Adjectiva und die zu rhapsodische Behandlung des Theaters. Im Ganzen aber muß man anerkennen, daß Robert Heller eine gewandte, elegante Feder führt, geistvoll beobachtet und charakterisirt, daß sein Feuilleton (wie dieß schon englische Blätter bemerkten) zu den interessantesten und belebtesten deutscher Zeitungen gehört, und er sich speciell für Hamburg das Verdienst erworben hat, die Theilnahme des kaufmännischen Publikums für die Literatur unseres deutschen Vaterlandes zu erhöhen, eine Aufgabe, für welche sich allerdings hier in neuerer Zeit schon Gutzkow, G. Marggraff und F. Wehl bemühten, aber schon darum nicht mit gleichem Erfolge wie Heller, weil ihnen das mächtige Organ der „Nachrichten" fehlte.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 3. August. Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Acten von Laube.

Freitag, 4. August. Zweite Gastdarstellung der Frau Marie von Marra-Vollmer. Marie, oder: Die Regimentstochter, komische Oper in 2 Acten. Marie: Frau M. v. Marra-Vollmer. Mit aufgehobenem Abonnement.

Bockenheimer Sommertheater.

Donnerstag, 3. August. Der Weiberfeind, Lustspiel in 1 Akt. Der Liebesbrief, Lustspiel in 3 Aufzügen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 185. Freitag, den 4. August 1854.

Zwei Nächte in Südamerika.

Aus dem „Nederlandsche Museum" übertragen von Gottfried Doermann.

(Fortsetzung.)

Die Eile und die Spannung unseres schnellen Rittes schien unsere Schmerzen zu betäuben oder machte, daß wir sie vergaßen; wir dachten kaum mehr an das Fieber oder an die Stiche und Bisse der Muskitos. Es war ein Ritt auf Leben und Tod und unsere Pferde hielten gut aus, als hätten sie gewußt, was von ihrer Schnelligkeit abhing.

In der Verwirrung hatten wir, anstatt unserer Maulthiere, Pferde bestiegen. Es waren treffliche Thiere. Ich bezweifle, ob unsere Virginier sie hätten müde reiten können, und das will viel sagen. Alle ihre Bewegungen waren gleichmäßig, leicht und anscheinend ohne irgend einige Anstrengung; wie spielend, schienen sie alle die mannichfachen Hindernisse auf unserm Wege zu überwinden. Ueber Berg und Thal, durch Sümpfe und Schluchten behielten sie stets denselben festen Tritt; wie Katzen erkletterten sie jähe Abhänge; wie Schlangen ließen sie sich von den steilen Felsen herabgleiten, während sie mit außergewöhnlicher Kraft fortrannten, wenn der Boden günstig war, und das Alles in einem so bequemen Gange, daß wir es kaum fühlten.

Wir würden in den hohen spanischen Sätteln wie in Armstühlen gesessen haben, wären wir nicht oftmals auf so viele Hindernisse gestoßen. Unser Weg schien mit umgefallenen Bäumen und eingestürzten Felsenblöcken besäet zu seyn. Häufig mußten wir halten und den Kopf bücken unter die Schlingpflanzen, die über unserm Pfade hingen und oft durchmengt waren mit Dornen von der Länge eines Armes. Diese Dornen steckten an den Bäumen, gleichwie eben so viele braune Bajonette, und ein Mensch, der dagegen geritten wäre, hätte sich daran gewiß wie an Stahl gespießt. Dennoch zogen wir auf indianische Art weiter, den beiden Führern folgend, welche den Zug eröffneten und uns einen Weg durch Gesträuch bahnten, durch welches kaum eine Katze hätte schlüpfen können, und der sich zwischen Mangrove-Bäumen, Mimosen, hohen Farrnkräutern und Cactus mit ihren dornigen, wohl zwanzig Fuß großen Blättern, hindurchwand.

Oft bot die Beschaffenheit des Bodens uns Gelegenheit, die ganze Marschkolonne zu überschauen. Das Malerische dieses Anblicks entzückte uns. Vorauf die Führer, welche umsichtig und allenthalben auf der Lauer waren, wie Soldaten, die einen Hinterhalt fürchten; dann die reizenden Gestalten der Frauen, die, über ihre Pferde hingebeugt, nicht selten Stücke ihrer Mantillas und Schleier an den Zweigen und Dornen mußten hängen lassen. Aber es war keine Zeit vorhanden, malerische Ansichten zu bewundern und wir wurden stets fortgetrieben durch das Angstgeschrei der Mexikaner. „Vamos, per Dios, vamos!" riefen sie, wenn das geringste Zeichen der Erschlaffung sichtbar ward, und bei diesen Worten flogen unsere Thiere, als hätten sie den Inhalt verstanden, mit erneuertem Eifer, mit erhöheter Schnelligkeit weiter.

V.

So ging es fort über Berg und Ebene, durch Wald und Sumpf. Dieses Thal von Maraca könnte man eben so wohl eine Bergkette nennen. Es erheben sich hier Hügel, wohl 2000 Fuß über den Boden und 4000 bis 5000 Fuß über das Meer; doch diese verschwinden und werden zu Ebenen, wenn man sie mit den riesenartigen Bergen vergleicht, welche das Thal von allen Seiten umringen. Und welchen glänzenden Ring bilden sie, diese kolossalen Berge, in ihrer so mannichfaltigen Verschiedenheit an Gestaltung und Farben! Hier glitzern sie wie geschmolzenes Gold, dort wie dunkle Bronze; weiter unten sind sie mit den mannichfachsten Schattirungen von Grün bedeckt, mit Scharlach und Purpur, mit Violett und Hellgelb, mit Himmelblau und glänzendem Weiß, von jenen Tausenden blühender Gewächse umzogen, zwischen welchen der mächtige Palmbaum seine grüne Krone wohl hundert Fuß hoch erhebt. Ferner erblickt man die Mahagonibäume, die verschiedenen Cactus-Arten und, höher noch, die immer grüne Eiche — kurz: eine fortwährende Abwechselung von Pflanzen, Blumen, Bäumen und Luft.

Wir waren fünf Stunden im Sattel gewesen und hatten uns bereits dreimal in einem andern Klima befunden: zuerst in einem kalten, dann in einem gemäßigten, bald wieder in einem heißen. In letzterem befanden wir uns jetzt, triefend von Schweiß, glühend und verschmachtend vor Hitze. Wir waren von einer neuen Pflanzen- und Thierwelt umgeben. Der Storar und die Mangroven, sowie die Farrenkräuter, fanden wir hier so groß als gewöhnliche Bäume, während letztere die Höhe von Kirchthürmen erreichten.

In den Gebüschen an unserer Seite waren zahllose schwarze Tiger; wir sahen diese feigen, schleichenden Thiere zu Dutzenden; ferner Iguans, Eichhörnchen und Panther, wilde Schweine, Schakals und Affen von allerlei Art und Gestalt, welche uns von jedem Baumstamm drohend angrinsten. Doch, was ist dort rechts, was so weiß gegen die dunkelblaue Luft und die broncefarbigen Felsen absticht? — Eine Stadt Namens Quidricovi.

Wir waren nunmehr etwa fünfzehn Meilen weit geritten und dachten, wir würden jetzt wohl den „Aguas" oder Sturzfluthen, die unseren Freunden so viel Angst eingeflößt, entwichen seyn, und Rowley, welcher keuchend und murrend weiter ritt, meinte, unsere Pferde dürften jetzt wohl einige Minuten Athem schöpfen. Das Klettern und die beständige Abwechselung des Fortschreitens, welche der Zustand des Weges oder vielmehr des Fußpfades nöthig

machte, war gewiß für Menschen und Thiere äußerst ermüdend. An ein Gespräch war gae nicht zu denken. Wie hatten genug zu thun, dafür zu sorgen, daß wir nicht Arme und Beine brachen, oder daß uns die Zähne oder Augen ausgeschlagen wurden, während wir zwischen Hohlwegen duech Moräste und Strauchwerk, über Felsen und Baumstämme ritten; durch Mimosen und Gestrüppe, durch Dornen und Schlingpflanzen verstrickt und festgehalten, — was auf einem Gemälde sich sehr schön ausgenommen hätte, in der Wirklichkeit aber verteufelt täștig wae.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Fest der Kunst.

(**München**, 25. Juli.) Auf Befehl und im Namen Sr. Maj. des Königs waren die anwesenden fremden Künstler und Künstlerinnen, welche im Gesammt-Gastspiele mitwirken, die beiden Herren Regisseure und einige höhere Beamten des k. Hoftheaters, sowie die anwesenden Vertreter der deutschen und französischen Presse gestern zu einem Diner geladen, welches im Foyer des k. Hoftheaters stattfand. Der Salon, in welchem das Diner veranstaltet worden, war mit Zierpflanzen, zwischen welchen die Büsten II. Majestäten des Königs und der Königin aufgestellt waren, reich und sinnig geschmückt. Es war ein eigenthümlicher Reiz, die Künstler und Künstlerinnen, welche uns im Gesammt-Gastspiel so Großes und Herrliches geboten haben und noch immer bieten, in so engem Kreise versammelt zu sehen. Eine fröhliche und festliche Stimmung herrschte bald unter den Anwesenden. Der erste Toast wurde von dem königl. Hoftheater-Intendanten Dr. Dingelstedt auf Se. Maj. den König in folgenden Worten ausgebracht:

„Wenn ich die hochgeehrte Versammlung auffordere, auf das Wohl Se. Maj. des Königs mir Bescheid zu thun, so erfülle ich damit nicht bloß die Pflicht des Dieners gegen den Gebieter und des Gastes gegen den Hausherrn, sondern ich spreche aus, was uns alle in diesem festlich-feierlichen Augenblicke bewegt und erhebt. Ja, König Maximilian soll leben: — der, die glorreiche Sendung Seines Allerdurchlauchtigsten Vaters herrlich fortsetzend und ergänzend, neben die Marmortempel und Bilderhallen Münchens den ersten Industriepalast des gesammten Deutschlands stellt, — der, abweichend von den vorherrschenden Neigungen des Tages, gerade die ernstere Dicht- und Schauspielkunst, die wie Aschenbrödel neben den stolzen Schwestern in Staub und Dunkel zu sitzen pflegt, in das Sonnenlicht Seiner Königlichen Gnade hervorzieht, — der, selbst empfindend wie ein Dichter und Künstler, auch den Künstler persönlich schätzt, hebt, liebt und um Seinen Thron die Fürsten der Wissenschaft, wie die Paladine der Kunst an Seiner Tafelrunde, ein ächt ritterlicher König Arthus versammelt, — — ja, König Maximilian der Zweite von Bayern lebe hoch!"

Mit freudigem Hochrufe stimmten Alle in diesen Toast ein. Hierauf brachte der königl. sächsische Hofschauspieler Hr. Devrient folgenden Toast auf den königl. Hoftheater-Intendanten Hrn. Dr. Dingelstedt aus:

„Wenn wie zuerst aus voller, begeisterter Seele dem erhabenen Könige unsern ehrfurchtsvollen Dank zu Füßen gelegt, — denn Seiner gnädigen Berufung verdanken wir die erhebenden und fruchtbringenden Tage für unsere Kunst, — so knüpft sich daran wohl zunächst das Dankgefühl gegen einen Mann, in dem der Gedanke des allgemeinen Zusammenwirkens deutscher Künstlerkräfte entsprang und der mit Muth und Standhaftigkeit, durch alle Brandungen und Klippen hindurch, seinen großen Plan zur Ausführung gebracht. Was als ein schönes Traumbild in jeder Künstlerbrust geschlummert, an dessen Verwirklichung — gestehen wir es frei uns ein — wohl Keiner ganz geglaubt, wir sehen es ins Leben gerufen durch einen Geist, dem Deutschland längst seine Verehrung, seine volle Anerkennung dargebracht und der sich nun mit festem Griffel in die ehernen Tafel der Kunst- und Bühnengeschichte eingezeichnet hat. Ihm erhebe ich dieses Glas, auf den die Künstlerwelt von nun an mit gedoppelter Anhänglichkeit und Liebe blickt. Er lebe, er wirke, sein reicher Geist erfreue, befruchte und beglücke noch lange um sich her! Es gilt dem Manne, auf den wie Alle stolz sind, es gilt Franz Dingelstedt!"

Hellen Anklang fanden diese Worte in dem dreimaligen Hoch, welches sie begleitete. Einer der folgenden Toaste galt J. M. der Königin Marie, welchen auszubringen die k. k. Hofschauspielerin Frau Rettich aus Wien gar liebenswürdig für sich beanspruchte. Die übrigen Toaste galten zumeist dem Feste des Tages in seinen mannichfachen Beziehungen zur Kunst.

Ein Toast des Redakteurs der „Europa", Hrn. Kühne, galt der Eintracht aller Künste. Namens der feanzösischen Persse brachte Hr. Armand Baschet einen Toast aus, in welchem er der deutschen Schauspielkunst seine Huldigungen brachte und den Wunsch hervorhob, bei der großen Pariser Ausstellung im nächsten Jahre die Meisterwerke der deutschen dramatischen Dichter durch ihre in München vereinten vortrefflichen Darsteller auch in die Seinestadt hinübergeführt zu sehen.

Auch das freundliche Entgegenkommen, welches die fremden Kunstgäste sowohl in den hiesigen Kunst- und Bürgerkreisen gefunden, wurde nicht vergessen, und Hr. Anschütz aus Wien brachte, mit ausdrücklicher Bezugnahme darauf, ein Hoch auf das „freundliche liebe Bayern" aus. Wie freudig und festlich die Stimmung auch war, so sollte das Fest seine schönste und höchste Weihe doch erst nach sechs Uhr empfangen, wo S. Maj. der König die Anwesenden mit Allerhöchstseinem Besuche überraschte. Das dreimalige Hoch, welches Sr. Maj. entgegen scholl, war ein Jubel der Begeisterung. „Bitte, lassen Sie sich doch ja nicht stören", sagte Se. Maj. der König zu den Aufstehenden, als Er herein trat, und Allerhöchstderselbe nahm dann an der Tafel Platz zwischen der Gattin des Hrn. Hoftheater-Intendanten, dem Hrn. Anschütz aus Wien und Hrn. Devrient aus Dresden. Als Se. Maj. der König Platz genommen hatte, leerte Allerhöchstderselbe ein Glas mit den Worten: „Auf das Gedeihen der deutschen Schauspielkunst!" Alle waren tief ergriffen von diesen Worten; lag doch in ihnen ausgesprochen die ganze, warme, schützende Theilnahme des erhabenen Monarchen an der Kunst im Allgemeinen und an der Bühnenkunst insbesondere. Der Hr. Hoftheater-Intendant lieh darauf den Gefühlen aller Anwesenden Ausdruck in warmen Worten des Dankes an Se. Maj. den König, nicht, wie er ausdrücklich hervorhob, in seiner Eigenschaft als Hoftheater-Intendant, sondern als Genosse der Anwesenden, als selbst künstlerisch Wirkender. Se. Maj. der König unterhielt sich nun auf das freundlichste und herablassendste mit den in Seiner Nähe Befindlichen, nahm darauf an dem andern Ende der Tafel Platz zwischen den Damen Rettich und Haizinger aus Wien und Fräul. Seebach aus Hamburg, und verließ dann nach einem Verweilen von beinahe einer Stunde, begleitet von einem nicht minder begeisterten dreimaligen Hochrufe, wie beim Empfange, den Salon wieder. Alles war von der herablassenden Freundlichkeit Sr. Maj. des Königs entzückt. Um halb acht Uhr war das Fest zu Ende. Es war ein schönes Fest, schön durch seine Veranlassung — das Gesammt-Gastspiel — und doppelt schön durch die persönliche Theilnahme des kunstsinnigen königl. Mäcens, dem wir, wie so vieles Andere, auch das Hohe und Herrliche des Gesammt-Gastspiels verdanken. Unvergeßlich wird das gestrige Fest Allen seyn, welche ihm beizuwohnen das Glück hatten. (Neue Münch. Ztg.)

Die Gräfin Rossi-Sontag in Amerika.

Dem unter obiger Rubrik in No. 179 d. Bl. enthaltenen, auszugsweise den „Berl. Nachrichten" entnommenen Bericht lassen wir nachstehend ein Schreiben folgen, welches das genannte Blatt mittheilt.

„Mexico, 17. Juni 1854. Im Auftrage des Grafen Rossi erfülle ich die traurige Pflicht, Ihnen den Verlauf der Krankheit der Gräfin Rossi mitzutheilen, da er selbst durch das erschütternde Ereigniß zu betäubt und niedergeschlagen ist, um Ihnen schreiben zu können. Am 11. Juni, Nachmittags zwischen 5 und 6 Uhr, ward die Gräfin von der hier herrschenden Cholera-Epidemie befallen: augenblickliche Hülfe machte es möglich, das Uebel für kurze Zeit zu beherrschen; es trat jedoch am folgenden Tage mit stärkeren und beunruhigenderen Symptomen, wenngleich noch ohne die sonst vorkommenden bedrohlichen Krampfanfälle, auf. Die ersten Aerzte der Stadt wurden zugezogen und der Hausarzt wachte des Nachts bei der Kranken, der Graf selbst und vier Wärterinnen waren unabläßlich mit ihrer Pflege beschäftigt. Am 15. des Morgens trat eine Reaction ein, deren Symptome uns mit Freude und Hoffnung erfüllten, die aber leider! nur von kurzer Dauer waren. Noch an demselben Abend traten Congestionen nach dem Kopfe ein, die Kranke phantasirte, und während der Nacht erkannten die Aerzte ein ausgebildetes Typhusfieber. Mehr und mehr umschleierte sich der Geist der Kranken, so daß von ihr die Gefahr der Krankheit nicht erkannt und ihrem Herzen die schwerste Betrübniß, die Sorge um die geliebten Kinder, erspart wurde. Die schönsten Traumgestalten der Kindheit und Jugend schienen um die verklärte Seele zu spielen; Besinnung irdischen Daseyns kehrte seit der Nacht vom 15. zum 16. nicht mehr zurück; ruhig und ohne Schmerzen entschlummerte die liebenswürdigste aller Frauen, die ruhmgekrönteste aller Sängerinnen, am 17. Juni, Nachmittags 3 Uhr.

Der Graf Rossi wird die Leiche seiner Gemahlin, die einstweilen in dem Pantheon der Kirche San Francisco beigesetzt wird, nach dem Hafen von Vera Cruz bringen, von wo sie nach Deutschland eingeschifft werden soll. Der Graf selbst geht zunächst nach New-York, um die Angelegenheiten seiner Gemahlin zu ordnen, und gedenkt, im August nach Europa zu seinen Kindern zurückzukehren.

Wir sind von dem schmerzlichen Verluste auf das Tiefste ergriffen, ganz Mexico trauert und in Europa wird der so gerechte Schmerz noch größer seyn. — Alle, welche das Glück hatten, die Verstorbene näher kennen zu lernen und sie gekannt haben, wissen die Größe des Verlustes zu würdigen. Morgen werden wir ihrer irdischen Hülle das Geleit zur Kirche S. Francisco geben, wo sie einstweilen beigesetzt werden soll. Die Trauer um die Dahingeschiedene wird sich nicht nach Tagen und Wochen abmessen lassen; sie wird bei Denen, die sie gekannt haben, nur mit dem letzten Athemzuge ihres Lebens aufhören."

Diesem Briefe beigeschlossen war ein Blatt der Zeitung von Mexiro vom 18. Juni, welches nachstehende Todesanzeige enthält. Das Blatt erschien mit einem Trauerrande und einer Vignette: einen weinenden Engel, welcher ein Grabkreuz mit einem Lorbeerkranze schmückt, darstellend. Die in spanischer Sprache abgefaßte Anzeige lautet:

„Tod der Sgra. Sontag."

„Mit dem tiefgefühltesten Schmerze zeigen wir an, daß heut Nachmittag 3 Uhr in dieser Hauptstadt nach sechstägiger, schmerzhaftester Krankheit die Sennora Enriqueta Sontag, Condesa de Rossi, gestorben ist. In Europa, wie in Amerika, wird der unersetzliche Verlust, welchen die Kunst hierdurch erlitten hat, beklagt werden. Niemals wird das Andenken an die gefeierte Sängerin erlöschen, welche mit ihrer Berühmtheit als Künstlerin die achtungswerthesten Eigenschaften als Sennora und Familienmutter vereinigte."

„Während wir das Glück hatten, sie auf der Bühne zu bewundern, bekannten wir beständig unser Unvermögen, ihr Talent und ihre Kunst vollkommen zu würdigen; heut fehlen uns die Worte, die Bitterkeit (la amargura) auszudrücken, mit welcher unser Herz erfüllt ist bei dem Verschwinden dieses musikalischen Gestirns, welches an unserem Horizonte wie ein leuchtendes Meteor erschien."

„Für Meriko war es eine traurige Bestimmung, innerhalb seiner Mauern die ausgezeichnete Gräfin Rossi sterben zu sehen. Die allgemeine Betrübniß, welche dieser Verlust hervorrief, kann einzig und allein nur mit dem Enthusiasmus verglichen werden, welchen das Erscheinen der Sgra. Sontag auf der Bühne erregte. Die Tugenden, mit denen diese ausgezeichnete Frau geschmückt war, bereiteten ihr aller Orten die herzlichste Aufnahme. Der Leichnam wird heut Abend 5 Uhr nach dem Pantheon von S. Fernando gebracht werden. Das Theater wird zum Zeichen der Trauer für diesen Abend geschlossen seyn."

Mannichfaltigkeiten.

Wer ist fleißig? Der kürzlich verstorbene französische Naturforscher Arago nannte jeden Tag, an welchem er nur vierzehn Stunden lang arbeitete, einen Ruhetag, jeden aber, dem er nicht vierzehn Stunden der Arbeit widmete, einen Faullenzer! Wie viele Menschen würden nach dieser Ansicht Aragos wohl Anspruch auf das Beiwort „faul" in der Welt haben?

In Hull war vor einigen Tagen das Ablaufen eines Schiffes im Viktoria-Dock von einem Unglück eigener Art begleitet. Eine außerordentliche Menschenmasse hatte sich herbeigedrängt, um das Schauspiel zu sehen und trotz der getroffenen Anstalten der Polizei das Deck des Schiffes überfüllt. Als dieses nun von den Helgen hinabglitt, kam es durch das Hinstürzen von mehr als 400 Personen nach der einen Seite in eine schaukelnde Bewegung und schlug um, wodurch die ganze menschliche Ladung in das Wasser geschleudert wurde. Den Anstrengungen vom Lande aus gelang es, fast alle lebendig wieder aus dem Wasser zu ziehen; indeß bleibt der Verlust von vier Menschenleben zu beklagen.

Die zu München am 18. Juli eröffnete allgemeine deutsche Kunstausstellung enthält 376 Oelgemälde, 23 Aquarell-, Porzellan- und 1 Glasgemälde, 32 Cartons und Handzeichnungen, dann eine Anzahl Kupferstiche rc., im Ganzen 594 Kunstwerke.

Die Prozesse wegen Bruches eines Heiraths-Versprechens sind in England an der Tagesordnung. Die Entschädigung, welche den Mädchen zugesprochen wird, richtet sich nach den Glücksumständen des Ungetreuen und nach dem wirklichen Schaden, den die Verlassene erlitten hat. Hätte doch das Mädchen während der Zeit vielleicht eine andere Partie machen können und hat sie nicht wirklich durch ihr Warten auf die Erfüllung des Heiraths-Versprechens an Jugend und Reizen eingebüßt? Jugend und Reize werden vom Richter nach Pfund Sterling abgeschätzt, und die dem Frauenzimmer zuerkannte Entschädigungssumme kann ihm dann als Mitgift für die andere Partie zu gute kommen und den getreuen Lustragenden für den Verlust der ersten Liebe und der frischesten Reize schadlos halten. (Praktisch auch für andere Länder.)

Eine schweizerische Buchhandlung kündigt einen „Eidgenössischen Briefsteller und Geschäftsfreund“ an, der unter seinem reichen Inhalte auch Muster zu „Drohungs-Schreiben“ enthält, eine uns bis jetzt in dem briefstellernden Literaturfache unbekannte Rubrik. Wenigstens gehört diese neue Gattung gewiß nicht zu den „guten Briefen.“

Korrespondenz.

München, 1. August.

Ausstellung, Fremdenverkehr, Alles ist im vollem Zuge. Auch die Frequenz des Glaspalastes hat sich in den letzten Tagen auf mehr als 4000 Besucher per Tag gesteigert. Die Mustervorstellungen im Hoftheater sind zu Ende; wir sahen noch „Cabale und Liebe“, worin sich Emil Devrient als Ferdinand, Döring als Wurm, Fräul. Seebach als Louise, besonders hervorthaten, und Göthe's „Clavigo“ mit Hendrichs als Clavigo und Döring als Carlos, die Seebach als Marie. Hiezu als Dreingabe das Kleist'sche Lustspiel: „Der zerbrochene Krug“, worin Döring als Dorfrichter Adam ein überaus belustigendes Genrebild lieferte. Die Theilnahme des Publikums überstieg bis zum letzten Augenblick alle Erwartung und mußte selbst bei den Wiederholungen von „Cabale und Liebe“ und von „Faust“, mit welchem der Cyclus schloß, die Kasse durch Wache vor dem Andrang geschützt werden. Während Fräul. Seebach und Devrient für sich allein bedeutende Triumphe feierten, hat sich anderseits ergeben, daß den Wienern in corpore die Palme zufällt: sie haben das meiste und überwiegende Contingent gestellt: die Damen Rettich, Neumann, Haitzinger, die Herren Anschütz und La Roche. Das Unternehmen hat noch eine weitere Zukunft und dürfte wohl bei einer andern Gelegenheit an einem noch bedeutenderen Orte in vergrößertem Maßstabe wiederholt werden.

Hamburg, 31. Juli.

Mit dem „Sonnwendhof“ im Stadttheater und mit dem „Bräutigam aus Merico“ und „Eine Nacht auf Wache“ im Thalia-Theater wurden heute die Vorstellungen in beiden Theatern geschlossen. Morgen findet keine Vorstellung mehr statt. Wie lange Hamburg ohne Thalia-Tempel seyn wird, weiß man nicht. Eine heute Mittag im Comptoir der Börsenhalle anberaumt gewesene Versammlung von Mitgliedern unserer haute volée, in welcher über die Mittel und Wege, wie die Theater-Angelegenheit am besten zu arrangiren sey, berathen werden sollte, blieb resultatlos, weil nur sehr wenige Matadore sich dazu eingefunden hatten.

Köln, 31. Juli.

Man hat schon seit einer Reihe von Jahren die Ansicht ausgesprochen, daß ein Sommertheater in Köln oder seiner nächsten Umgebung ein dringendes Bedürfniß sey; aber trotzdem hat man bis zu diesem Frühjahr es nicht versucht, in einem derartigen Unternehmen seine Gelder anzulegen. Herr Clef war der erste, und er hat nicht schlecht speculirt, als er die HH. Dill, Ludwig und Hamel und Frau Dill, Welsendorf u. A. engagirte. Den ganzen Sommer hindurch vermögen die Schiffchen die Kölner kaum alle zu fassen, welche nach Mühlheim in die Comödie fahren; jedesmal spielt das Personal vor einem Publikum von 1200 bis 1500 Personen, und an den übrigen Wochentagen finden sich auch immer einige hundert Theaterbesucher ein. Der günstige Ruf, dessen sich die Leistungen des Sommertheaters erfreuen, hat für den Direktor schon mehrere Einladungen für den Winter veranlaßt, namentlich von Antwerpen und Brüssel. In den nächsten Tagen wird Herr Clef deßhalb eine Reise antreten, um Engagemente für die beiden Städte abzuschließen. Es ließ sich denken, daß ein derartiger Erfolg die Speculation wach spielen würde. Das ist geschehen; denn die Direktion des städtischen Theaters, Herr Röder, hat bereits den Gertrudenhof in Köln gewonnen, um auch während der heiteren Jahreszeit zu spielen. Es wird allerdings ein zweites Theater dem ersten Abbruch thun; aber dieses wird immer noch gut bestehen können, da der größte Theil unserer Einwohner einen Ausflug in die Nachbarschaft mehr liebt, als innerhalb der Stadt Kunstgenüssen nachzugehen. Hr. Röder hat ferner mit Hrn. Stollwerck einen Contract abgeschlossen, nach welchem das Lustspiel aus dem Stadttheater im nächsten Herbst in das ehemalige Vaudevilletheater verlegt wird. Hr. J. M. Farina hat eine komische Oper „Richmodis von Aducht“ geschrieben (man gedenke der Kölner Legende von der vom Tode erstandenen Frau und der beiden Schimmel auf dem Neumarkt), die demnächst zum Besten der Stiftung einer Freistelle an der rheinischen Musikschule von Dilettanten ausgeführt wird. — Gestern machten unsere musikalische Gesellschaft, die Liedertafel und Mitglieder anderer Vereine auf dem Boot „der Prinz von Preußen“ eine Sängerfahrt auf dem Rheine bis zum Schloß Argenfels, unterhalb Hönningen. Der Besitzer des Schlosses gestattete den Sängern und Sängerinnen den Einzug in das Schloß. Für diese Fahrt, an welcher Marschner, Hiller, H. Dorn, Rod. Benedix, Alfred Meißner u. A. musikalische Notabilitäten Theil nahmen, hatten Marschner und Dorn mehrere neue Lieder componirt, Jener ein Zigeunerlied. Aus der neuen Oper von H. Dorn: „Die Nibelungen“, wurde ein Chor mit Soli vorgetragen.

Darmstadt, 4. August.

Nekrolog.

Heute vor siebenzig Jahren wurde ein Mann geboren, dessen Andenken in unzähligen Herzen fortleben wird. Möge es der dankbaren Freundschaft erlaubt seyn, einige Worte über ihn zu sagen. Hr. Obermedicinalrath Dr. Graff war 1784 den 4. August zu Friedberg geboren. Schon im Knabenalter des Vaters beraubt, erfüllte die jugendliche Brust das Verlangen, seiner Familie bald eine Stütze zu werden. Mit einer Willenskraft, mit einer Ausdauer, die sonst nur dem spätern Alter eigen ist, widmete er sich den Studien und wußte dabei noch Zeit zu gewinnen, seine jüngeren Geschwister zu unterrichten. Sein edles Streben wurde mit ungewöhnlichem Erfolge gekrönt. Im noch nicht vollendeten zwanzigsten Jahre gewann er, nachdem er in Würzburg und Jena studirt, die Doktorwürde und widmete sich von dieser Zeit an mit ganzer Seele dem schönen, aber mühevollen Berufe des Arztes. Nachdem er eine Reihe von Jahren in Nidda gewirkt und dort alle Herzen gewonnen hatte, kam er nach Darmstadt, um als Direktor des Medicinalcollegs, als Direktor des Hospitals, als erster Physikatsarzt und zugleich auch noch als praktischer Arzt in einem weiteren Kreise segensreich zu walten. Die Verdienste hier aufzuzählen, die er in seinen verschiedenen Stellungen sich erworben, wäre nicht in seinem Geiste. Wer ihn kannte, weiß ja ohnedieß seinen Werth zu schätzen; weiß, wie er, selbst in seiner höhern Stellung, der Anspruchlosigkeit und Offenheit seines jugendlichen Alters treu geblieben, — wie er ein halbes Jahrhundert hindurch jedem Leidenden, der Hülfe bei ihm suchte, ein rettender, und wo Rettung unmöglich, wenigstens ein tröstender Engel war, — wie die, oft rauhe Berührung mit der Außenwelt die Milde seines Wesens nicht hatte verwischen können. Leider sollte er am heutigen Tage nicht mehr die Zeichen der Liebe und Verehrung seiner Familie und seiner Freunde empfangen. Der Tod entriß ihn ihrem Kreise am Morgen des 18. Juni, nachdem wenige Tage zuvor ein Schlaganfall seine Kraft gebrochen. Zwar schon an der Schwelle des Greisenalters, war seine geistige wie seine körperliche Kraft vorher noch ungeschwächt und sein Herz schlug noch mit jugendlicher Wärme für alles Edle und Große. Möchte es seinem verklärten Geiste jetzt vergönnt seyn, alle Die zu erkennen, die sein Andenken hienieden segnen!

Theater-Anzeige.

Freitag, 4. August. Zweite Gastdarstellung der Frau Marie von Marra-Vollmer. Marie, oder: Die Regimentstochter, komische Oper in 2 Acten. Maria: Frau M. v. Marra-Vollmer. Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 5. August. Erste Gastdarstellung des Hrn. Hendrichs, k. preuß. Hofschauspieler zu Berlin und der Fräul. Hendrichs vom Königsstädter Theater zu Berlin. Die Waise von Lowood, Schauspiel in 5 Akten. Lord Rochester: Hr. Hendrichs. Jeane Eyre: Fräul. Hendrichs.

Sonntag, 6. August. Zweite Gastdarstellung des Hrn. Hendrichs, k. preuß. Hofschauspieler zu Berlin. (Neu einstudirt): Struensee, Trauerspiel in 5 Abth., Musik von Giacomo Meyerbeer. Graf Friedrich Struensee: Hr. Hendrichs. Caroline Mathilde: Frau Ander.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 186. Samstag, den 5. August 1854.

Zwei Nächte in Südamerika.

Aus dem „Nederlandsche Museum" übertragen von
Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

„Vamos! Vamos!" Vorwärts um Gotteswillen!" ertönte es wieder und dieß Geschrei ward von den Mexikanern in durchdringendem gellem Tone wiederholt, der uns die Ohren zerriß und die Pferde erschreckte und weiter trieb. Vorwärts, vorwärts! durch Dornen und Stauden, die unser Gesicht und unsere Kleider zersetzten. Wenn das noch einige Zeit dauert, so sind wir unbekleidet. Es ist ein wahres Wettrennen: voran die beiden Anführer, die sich bücken, winken, biegen, bald nach einer, bald nach der andern Seite, wie ein Paar Mandarinen oder indianische Götzenbilder; hinter ihnen ein Zapotecaner in seinem malerischen Mantel; dann einige Weiber, ferner verschiedene Zapotecaner. An Rang- oder Höflichkeitsbezeigungen wurde nicht gedacht. Rowley und ich, welche fortwährend unter den letzten gewesen waren, beschlossen den Zug.

„Vamos, vamos, por la santissima! las aguas, las aguas!" riefen zwanzig Stimmen zugleich.

Verfluchte Narren, schweigt doch mit Euerm ewigen Vamos! Wir können keine zwei Meilen vom nächsten Dorfe entfernt seyn, wovon Ihr gesprochen habt und es sind keine Anzeichen von so dringender Gefahr vorhanden. Zwar ist die Luft drückend; allein das rührt von den Dünsten dieses verfluchten Sumpfes her, an welchem wir jetzt vorüber reiten und von woher wir das Schnauben der Alligators und der großen Frösche hören. Dort sitzen die lieben Thiere; einige schauen uns nach und heben ihre allerliebsten Köpfchen und Schwänzchen aus dem Schlamm hervor. Diese Nachbarschaft ist eben nicht von den angenehmsten, doch glücklicherweise ist der Fußpfad fest und dauerhaft, sorgfältig angelegt, gewiß von indianischen Arbeitern; denn nur Indianer können in einem solchen pestartigen Dunste leben, arbeiten und reisen. — Gottlob! wir haben den Sumpf hinter uns und sind wieder auf festem Waldboden, inmitten von Jahrhunderte alten Palmen und Mahagonibäumen. Aber — was ist denn das?

VI.

Eine neue, prachtvolle Landschaft eröffnet sich plötzlich unseren staunenden Blicken; sie scheint gleichsam in einer durchsichtigen Luft zu schweben. Von allen Seiten umringen uns Berge, diese links in tiefen Schatten, jene rechts wie riesenhafte Gestalten, mit Licht überströmt, in einer Herrlichkeit und Pracht, die übernatürlich schien, und jeder Baum, jeder Zweig in seiner eigenen herrlichen, frischen Färbung.

Vor uns lag das Thal in seiner ganzen südlichen Ueppigkeit und Schönheit: eine Fülle von Blumen und Blüthen, die bis zum höchsten Gipfel der Palmen hinauf reichten, von denen einige zu einer Höhe von 150 bis 180 Fuß aufgeschossen waren. Tausende, ja Millionen blühender Schlingpflanzen wanden sich von den Farrenkräutern nach den Baumstämmen, von diesen um die Zweige bis zum höchsten Wipfel empor und senkten sich von dort in anmuthigen Gewinden hernieder. Es schien uns ein Zauberspiel, als wir aus des Waldes Dunkel plötzlich in die glänzende Beleuchtung, in die glühenden Farben des herrlichen, vor uns liegenden Thals hinabschauten.

„Misericordia, misericordia, las aguas, las aguas!" riefen und jammerten die Mexikaner in den verschiedensten Tönen der Verzweiflung und des Entsetzens. Wir blickten um uns her — was konnte es seyn? — wir sahen nichts, als blos zwischen den beiden Bergen, die als mächtige Vorgebirge das Thal umgaben, ein kleines Wölkchen. „Was ist das? Was bedroht uns?"

Ein Dutzend Stimmen antwortete uns: „Im Namen der heiligen Jungfrau! vorwärts, vorwärts! Jetzt ist keine Zeit zum Sprechen. Wir müssen noch zwei Stunden zurücklegen und binnen einer Stunde überfällt uns der Regen!"

Und wieder begannen sie den heulenden, kreischenden Chor: „Misericordia!" und riefen die Jungfrau Maria und alle Heiligen und Engel an.

„Sind die Kerle toll?" brummte Rowley, „und wenn auch der Regen kommt, so wird er uns doch nicht aufschlucken. Ein Tropfen Wasser oder etwas mehr oder weniger macht nichts aus. Seyd Ihr Leute von Zucker oder von Salz? Ich habe so oft in den Vereinigten Staaten nasse Kleider geholt und unsere Platzregen sind doch auch kein Kinderspiel!"

Während wir um uns her blickten, berührte uns unwillkürlich die plötzliche Veränderung des Himmels. Das dunkle, goldne Blau war verschwunden und von einem matten, glimmernden Grau ersetzt. Selbst die Beschaffenheit der Luft hatte gewechselt. Sie war weder warm noch kalt, doch ihre Milde und Leichtigkeit nicht mehr zu spüren; sie drückte und lag schwer auf uns. Bald sahen wir die dunkle Wolke allmälig hinter den Hügeln aufsteigen und dann sich ausbreiten, bis sie über dem Thale hing, gleich einem ungeheuern Nachtvogel, dessen Schwingen auf den beiderseitigen Bergen ruhten. Ganz nahe zu unserer Rechten erblickten wir die Mauern und Dächer von Quibricovi.

„Warum gehen wir nicht auf die Stadt los?" rief ich dem Anführer zu, „wir können nicht weit mehr davon seyn!"

„Mehr als fünf Stunden!" entgegnete er kopfschüttelnd und mit ängstlichem Blicke auf die Wolke, die immer dunkler und drohender sich ausdehnte. Sie schien ein fürchterliches Ungethüm, das sich mit seinen Klauen fortzog und weit ringsum seinen ungeheuern Schatten warf über Berg und Thal, über Wald und

Schlucht, und Alles in Nacht und Finsterniß hüllte. Rechts und hinter uns zeigten sich die Berge noch roth und golden durch die Gluth des Sonnenlichtes; zur Linken und vor uns aber war Alles schwarz und finster. Mit Einem Blicke schauten wir das tiefste Dunkel und den hellsten Tag, die einander begegnen, sich aber nicht vermischen. Es war ein sonderbarer, Unheil verkündender Anblick!

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus dem Badeleben.

IV.

Wiesbaden, 4. August. Wenn die in der jüngsten Zeit so überaus beschleunigten und in jeder Beziehung so sehr erleichterten Kommunicationen durch Eisenbahnen und Dampfschiffe den Reiseverkehr unendlich gesteigert haben, so sind die Vortheile desselben auch den Bädern und Kurorten zu statten gekommen. Ihre Zahl ist jetzt schon so groß, daß man allein mit ihrem Namensverzeichniß ein kleines Buch füllen könnte, und jedes Jahr bringt deren neue. Wie in früheren Zeiten Heiligenbilder und Reliquien, so thun heutigen Tages die kalten und warmen Gewässer ihre Wunder. Die Gläubigen werden nicht aussterben, nur wird der Glaube ein anderer; das Wunder bleibt aber immer des Glaubens liebstes Kind. Wiesbaden könnte von solchen Wundern auch manche erbauliche Geschichte erzählen. Wer jetzt hierher kommt, der wird Mühe haben, in den obwohl sehr zahlreichen Bade- und Gasthäusern ein Unterkommen zu finden und wird erstaunen über das vielbewegte Treiben und Drängen am Kurbrunnen, unter den Kolonnaden und in den schönen Anlagen, die den Kursaal umschließen.

Am lebhaftesten ist dieser Verkehr in den Nachmittagsstunden zwischen 4—6 Uhr, wo die von großer Militärmusik ausgeführten Konzerte im Grünen das Kurpublikum heranziehen, und diese Konzerte lassen wirklich kaum etwas zu wünschen übrig, sowohl was die Reichhaltigkeit ihrer Programme, als was die Präcision, die Frische und Abrundung des Vortrags und Zusammenspiels betrifft. Die Musik ist eine Universalsprache der Empfindung, für welche alle Herzen empfänglich sind, und was uns in alten Sagen von ihrer Zaubergewalt erzählt wird, das scheint sich mit jedem Tage zu erneuern und zu erweitern. Doch sind auch hier die Ansprüche des Hörers größer geworden. Die Zeiten der Anspruchslosigkeit sind vorüber, wo man einem Orgelmann in der Abenddämmerung durch alle Straßen der Stadt nachzog, wo man vor einer Harfenspielerin und ihrem alten Vater, dem Flötenspieler, im Mondschein wie verzaubert stand, wo das Posthorn, das seinen „Prinz Eugen, der edle Ritter" aus der Ferne herüberklingen ließ, noch entzückte und wo ein Paar auf Baß und Geige kratzende Dorfmusikanten einen lyrischen Dichter noch begeistern konnten. Wenn es wahr ist, was ein Professor der Aesthetik gesagt hat, daß das Schöne nicht in den Dingen außer uns, sondern nur in uns, nur in unserer Auffassung und Empfindung liegt, so hätten jene Harfnerinnen und Dorfmusikanten eben so viel geleistet, als gegenwärtig unsere Sängerinnen und Virtuosen leisten. Es kommt Alles auf den Maßstab an, womit wir messen; aber jede Zeit hat nun einmal ihren eigenen. Du hättest der Disputation beiwohnen sollen, die wir heute bei Kaffee und Cigarre, von den Klängen eines Lanner'schen Walzers umrauscht, hinter dem Kursaal führten. Wir stritten darüber, ob dem deutschen, italienischen oder französischen Gesang der Siegeskranz gebühre. Wir würden besser gethan haben, jedem von ihnen das Seine zu lassen, und was mich betrifft, so thue ich das immer gern. Der Deutsche singt, um vor Allem die Schönheit und noch mehr, um die Kraft und Fülle der Stimme geltend zu machen, dann aber, um den Gefühlen seines Herzens einen ergreifenden und rührenden Ausdruck zu geben, und wenn er hier den rechten Ton trifft und sich nicht in schmachtende Sentimentalität verliert, so bin ich Deutscher genug, um mit meiner Huldigung nicht zurückzubleiben. Der Italiener singt, um die schönen Formen des Gesanges, um die Lieblichkeit der süßen Melodie, um den Reiz der Verzierungen, um die Kunst des Gesanges hervorzuheben und auf diese kommt es ihm mehr an, als auf den innern Kern und geistigen Gehalt; er will bewundert seyn, während der Deutsche rühren will. Der Franzose singt, um des Gedanken-Ausdrucks, um der Verständlichkeit des Wortes willen und er singt oft um so besser, je weniger Stimme er hat. Der Deutsche ist Meister im Lied, der Italiener in der Arie, der Franzose im pikanten Vaudeville und in den niedlichen Kleinigkeiten des Salons. Der deutsche Gesang ist tief und elegisch, wie das deutsche Herz, der italienische heiter und anmuthig, wie der hesperische Himmel, der französische klar und lebensfrisch, wie der Geist seines Volkes. Hätten wir statt beim Kaffee beim Champagner disputirt, so würde ich als gütlichen Vergleich einen Toast ausgebracht haben auf die harmonische Verschmelzung des deutschen Gemüths, des französischen Geistes und der schönen italienischen Form. So viel ist gewiß, daß wir von einander lernen können und daß namentlich unsere deutschen Sänger und Sängerinnen, wenigstens die Mehrzahl derselben, noch recht viel zu lernen haben, was einerseits die Gesangskunst, was die Form und Methode betrifft, anderseits hinsichtlich der Deutlichkeit ihrer Pronunciation, da man gar häufig nicht zu erkennen vermag, in welcher Sprache sie singen. Vielen von ihnen pflegt die Stimme über den Kopf zu wachsen und der Geist in der Formlosigkeit unterzugehen. Den befiederten Sängern des Waldes kann man einen wilden Schlag nicht zum Vorwurf machen, da sie bei einem Bordogni oder Garcia nicht in die Lehre gegangen sind, aber den unbefiederten Sängern ohne Form und Regel muß man einen guten Lehrmeister dringend empfehlen. Ein Dichter soll Verse machen, ein Schriftsteller richtig schreiben, ein Maler zeichnen, ein Schneider nähen gelernt haben, und einem Sänger sollte man erlassen singen zu lernen?

Wenn ich Dir von der Heilkraft der Wiesbadener Thermen noch nichts erzählt habe, so wirst Du mir darüber keinen Vorwurf machen. Es gibt, wie Börne gesagt hat, viele Krankheiten und nur eine Gesundheit, und weil Du diese hast, so werden Dich jene, da Du kein Arzt bist, nicht interessiren. Sollte es dennoch der Fall seyn, so gehe nur zum nächsten Buchhändler; er wird Dir wenigstens ein Dutzend Badeschriften aus und über Wiesbaden auf Dein Verlangen vorlegen. Für den Laien eine unerquickliche Lektüre! Wenn man sich in solche Bücher vertieft, so wird man am Ende krank bei der besten Gesundheit. Wohl Dem, der des Arztes nicht bedarf! Ein Dr. juris sagte beim Jubiläum eines Dr. medicinae, seines Freundes, indem er diesem zutrank: „Wohl mir, daß ich Dich, wohl Dir, daß Du mich nie gebraucht!" — Solltest Du aber einen Führer für Wiesbaden und seine Umgebung, der mehr für Gesunde, als für Kranke geschrieben ist, einmal brauchen, so kenne ich keinen besseren, als den von Aloys Henninger, der ganz neuerlich mit schönen Illustrationen geziert, im Verlage von G. G. Lange in Darmstadt erschienen ist. Dieser Führer hat unter andern Eigenschaften auch die, daß er nicht langweilig ist, daß er nicht zwanzig Worte macht, wo deren zehn genügen, daß er seinen Stolz nicht in deutscher Gründlichkeit und Gelehrsamkeit sucht und daß man ihn nicht erst ins Deutsche zu übersetzen braucht, um ihn zu verstehen. Daß A. Henninger für den Taunus und dessen Bäder schwärmt darf Dich nicht wundern. Ist doch das schöne Nassau seine Heimath, und darum ruft er:

Schwing hoch, o stolzer Taunus,
Schwing hoch den blauen Hut
Und grüße mir das Eden
Das Dir am Herzen ruht!

Wie auch Wiesbaden während der Saison mit Kurgästen meist reichlich bevölkert und häufig überfüllt ist, so kann doch der hiesige Aufenthalt ein wohlfeiler genannt werden. Die Stadt ist ziemlich groß und Wohnungen in Bade-, Gast- und Privathäusern sind in reicher Auswahl vorhanden. Nicht minder reichlich ist für alle Bedürfnisse des Lebens, des mannichfaltigsten Luxus, der Toilette, des Amüsements u. s. w. gesorgt. Die Concurrenz der Geschäftsleute unter einander bewirkt, daß man Alles um ziemlich billigen Preis haben kann. Wie nun Derjenige, der auf Oekonomie angewiesen ist, hier sehr einfach und billig seine Badekur bestreitet, so finden dagegen auch Solche, die darauf studiren, sich raffinirte Genüsse zu verschaffen, Gelegenheit genug. Diese werden ihre Guineen, Napoleons- und Friedrichsd'or, Pistolen und Dukaten, Silbermünzen und Papiergelder aus aller Herren Länder schon an den Mann bringen, wofern sie nicht das Mißgeschick haben, wie einer meiner Freunde, dem es neuerlich arrivirte, daß in einem hiesigen Hotel ersten Ranges ihm ein anhalt-dessauischer Fünfthaler-Schein mit dem Bemerken zurückgewiesen wurde, daß dieses Papier hierorts nicht in Umlauf sey. Sollte dem wirklich so seyn, so wäre das die Achillesferse im Wiesbadener Geldverkehr und hätte die vielgepriesene Weltkurstadt sich mit den genannten Fünfthaler-Scheinen so bald als möglich vertraut zu machen. W.

Münchener Briefe.

(München, 1. August.) Bei einer Glüh-Hitze von 26—27° draußen im Schatten, die im Mittelschiffe des Glaspalastes durch die Fontainen in angenehmer Weise abgekühlt wird, treten wir nun in die gesteigerte Temperatur der obersten Galerie, welche namentlich vom weiblichen Publikum besucht, und von den Damen als der eigentliche Bazar der Ausstellung angesehen wird. Es befinden sich hier außer den Garnen sämmtliche gewebte und gewirkte Stoffe, sowie die Färberei- und Drucksachen. Die Dekoration der Galerie ist nach der Natur der ausgestellten Gegenstände eine sehr verschiedenartige und bietet durch ihre Abwechslung dem Auge ebenso abwechselnde, als anziehende Bilder. Die Galerie ist theils durch Querwände in Nischen, theils durch Längenwände in ausgedehnte Gänge getheilt, von denen der innere durch den weiten Raum des Gebäudes selbst, der äußere durch die Wandfenster sein Licht erhält. Ueberhaupt ist die Lichtvertheilung im ganzen Glaspalaste eine äußerst glückliche; wir haben nirgends, selbst nicht hinter oder unter der Treppe eine dunkle Ecke bemerkt. Ueberall dringt durch die klaren Seitenwände ein helles Licht ein, dessen greller Schein oben im Dache durch ein geeignetes Anlaufen oder Bestreichen der Glasscheiben in einer dem Auge sehr wohlthuenden Weise gedämpft wird. Von den Wänden der Nischen herab, wie von den langen Zwischenräumen hängen in bunter Farbenabwechslung die Tücher, die Shawls, die Wollen- und Baumwollengewebe, wie auch zahlreiche Seidenstoffe. Drinnen in den Nischen, sowie unterhalb an den Längswänden sind meistens in Form von Ladentischen Gestelle angebracht, auf denen die kleineren Gegenstände, wie die Knopfwaaren, die Weißstickereien, die Kanten und Spitzen, die Bänder und Hauben, vielfach unter Glaskästen, in reizender Zusammenstellung geordnet sind, daneben die Behältnisse mit den feinen Seiden- und Wollenstoffen, während die Fadenseide, sowie die Leinen-, Wollen- und Baumwollengarne in den mannichfaltigsten Gestaltungen von Pyramiden, Rollen und Säulen aufgeschichtet sind. Bei der großen Mannichfaltigkeit schon der verschiedenen Gewerbszweige, welche an dieser Gruppe betheiligt sind, müssen wir uns bei der Uebersicht von ihrem Inhalte nur auf das Hauptsächlichste und Hervorstechendste beschränken. Was zunächst die Tuchfabrikation betrifft, so ist hierin vorzugsweise Oesterreich vertreten. Unter seinen Ausstellern glänzen namentlich die böhmischen und mährischen Fabrikanten, an deren Waare namentlich auch die Güte der Färbung gerühmt wird. Ganz besondere Aufmerksamkeit erregen die klaren und glänzendweißen, rothen, weiß-grauen, orangen und grünen Tücher, welche die privilegirte Fein-Tuch-Fabrik zu Namiest in Mähren geliefert hat. Zahlreiche, schöne Fabrikate sind auch aus Brünn gekommen. Von böhmischen Tüchern sind diejenigen aus der Stadt Reichenberg eben so zahlreich als mannichfaltig vertreten. Reichenberg zählt allein 73 Tuch-Aussteller und außerdem noch einige Fabrikanten, welche andere Wollenwaaren für diese Gruppe geliefert. Von Preußen sind nur Elberfeld und Aachen, sowie noch einige rheinische und schlesische Firmen, endlich die Firma Steinberg in Luckenwalde und die Gebrüder Busse in Potsdam zu nennen. Die Aussteller haben in der Güte der Waaren die preußische Tuchfabrikation bewährt, aber sie werden durch den Reichthum der Sortimente von den Oesterreichern bei weitem übertroffen. Fast die ganze hintere Längsseite der oberen Galerie ist von den dicht geschichteten Gehängen österreichischer Tuche und sonstiger feiner Wollengewebe angefüllt. Von würtembergischen Städten sind besonders Metzlingen und Reutlingen durch die Firmen Keim, Fink, Müller und Uber vertreten. Baumann in Göppingen und einige würtembergische Fabrikanten haben Buckskins geliefert, die in einzelnen Proben auch von den preußischen Ausstellern in schöner Qualität vorhanden sind. Bayern selbst hat sich an der Tuch-Ausstellung bei weitem nicht so hervorragend betheiligt als dieß in anderen Branchen zu Tage tritt. Von den sächsischen Tuchfabriken sind besonders die Sortimente derjenigen von Kamenz, Bischofswerder, Döbeln, Großenhain, Längenfeld und Werdam zu nennen; doch mangelt auch in ihren Probelagern die Mannichfaltigkeit der Auswahl. Wie an Tüchern, so hat auch in Seidenwaaren aller Art Oesterreich eben so schöne, als massenhafte Proben geliefert. Gesponnene und Rohseide ist besonders aus Roveredo in trefflicher Qualität vorhanden. Unter den Einsendern stehen die Firmen Andelberger, Prost, Kolle und Suppatini oben an. Ihnen zunächst bleibt Chwala in Wien und Liebig in Reichenberg zu nennen. Großen Beifall finden die Seidenstoffe von Schoppen in Wien, sowie von Schick und Lippmann in Prag. Hall in Wien hat prachtvolle Seiden-Meubelstoffe in den verschiedenartigsten Mustern eingesandt. Glatte Seide ist von Reichert in Wien in bedeutender Auswahl am Orte. Schöne halbseidene Meubel- und Wagenstoffe, Seidenwaaren aus Landseide gefertigt, und rohe inländische Seide hat die Firma J. A. Hese in Berlin ausgestellt. In Seidensammt hat Bayern nur eine Probe geliefert. Aus Oesterreich sind vier Fabriken vertreten. Unter den preußischen Ausstellern befindet sich namentlich der geheime Commerzienrath Dirgarth aus Viersen mit einer herrlichen Auswahl von Stücksammt in allen Breiten bis zu 70 Zoll, sowie mit Sammtbändern, Westen- und Hutplüschen. Aus anderen Staaten ist in dieser Branche gar nichts eingegangen. In Wollenshawls macht Bayern durch die Menge seiner Aussteller Oesterreich und Preußen Concurrenz; was aber die Güte der Waaren betrifft, so stehen auch hier wieder einige Wiener Firmen an der Spitze. Vielen Beifall von Seiten der Damenwelt finden die Waaren von Haydter und Kubos in Wien, auch den preußischen Fabrikaten von Oppenhof und Hardung in Berlin wird Anerkennung gezollt. Schwere und leichte Wollenstoffe sind namentlich von Schick und Lippmann in Prag; prachtvolle Imperial-Damaste und Satin de laine von Pressel in Chemnitz. Auch andere Fabri-

ken aus Chemnitz, sowie von Reichenberg und Frankenberg haben in diesem Artikel die Ausstellung reich bedacht. Große Wollenteppiche sind von den Firmen Lichtmauer in Wien in sehr schöner Auswahl vorhanden. Halbwollenstoffe von Westhausen und Bachhausen in Wien, sowie große wollen- und wollenseidene Fichü's von Köchlin in Lörrach. Fadenseide und Klinggarn hat die badische Spinnerei am Hohenstein bei Schiltach eingesandt. Schöne Baumwollenstoffe, gefärbt, gebleicht, wie ungebleicht, zu Mannsröcken wie Frauenkleidern sind von Weiß in Nürnberg geliefert. Auch aus Baden kamen mehrere große Lager von Baumwollenstoffe, namentlich gestrickte Baumwollemwaaren in besonders guter Auswahl von Montfort in Emmerding, Herman in Güntherthal und Köchlin in Zell. Baumwollene Bett- und Beinkleiderzeuge sind von Baum in Nürnberg, Flanell und Molton namentlich von Zeller 'in München ausgestellt. Durch schöne Färberei in Seide, Wolle und Baumwolle zeichnen sich die Sachen von Prinz in Augsburg und Glimmer in München auk. Unter den Drillwaaren nimmt die Firma Doentl in Kulmbach eine hervorragende Stelle ein. Shirtings sind besonders aus dem Großherzogthum Baden vertreten, namentlich durch die Firmen Iselin aus Schönau und Geigi aus Steinen. Im Gebiete der Leinengarne und Leinengewebe ist es wiederum Oesterreich, welches die reichsten Sortimente darbietet. Leinene Webewaaren lieferte in schöner Auswahl Prutscheck in Brünn, eben so die gräflich Harrach'sche Fabrik zu Panowitz in Mähren und Höhnig-Söhne in Mährisch-Schönberg, welch' letztere Firma besonders auch durch feine Batist-Leimwand vertreten ist. Von preußischen Leimwandfabriken sind die westphälischen nur durch einige Herforter und die Bielefelder Firmen Springmann, Piderct, Callbrunn, Pollhof und Westermann vertreten, die zum Theil sehr schöne Waaren eingesandt. Schlesische Leinwand ist von Websky und Hartmann aus Wästerwaldsdorf, sowie von Völkl in Langenbielau in schönen Sortimenten ausgestellt. In Bezug auf Weißstickereien nimmt Würtemberg den ersten Platz ein; namentlich haben die Firmas Neuberger-Söhne und März in Stuttgart, sowie Neuberger und Mayer n Ulm und Maisch in Ravensberg herrliche Sachen eingesandt.

Mannichfaltigkeiten.

Die außergewöhnliche, fast tropische Hitze hat in Paris eine schon im vorigen Jahre aufgekommene Mode allgemein gemacht, nämlich das Tragen der Fächer von Männern; sie gehören zu den Unentbehrlichkeiten der Toilette. Diese Mode hat einen lucrativen Industriezweig ins Leben gerufen, denn die Fächer werden zu Tausenden à 20 Centimes an allen Enden der Stadt feilgeboten.

(Ulm, 21. Juli.) Auf dem Acker vom Merzler Gröner fand man eine interessante Kuriosität — 7 Aehren auf Einem Halm. Der Finder schmückte damit seinen Hut, Allen zum sichtbaren Zeichen, welche Fruchtbarkeit dieses Jahr auszeichnet. Anno 1817 ward hier auch eine solche Aehre gefunden und ihrer Merkwürdigkeit wegen hinter Glas und Rahmen gethan. Sie war der Friedensbote, welche den Verzweifelnden zurief, daß die Noth ein Ende habe. So wäre denn auch in diesem Jahre ein solcher Prophet auf Ulmer Markung erstanden.

Die Ausbeute der Steinkohlen in den belgischen Provinzen Hennegau, Lüttich und Namur ist in den letzten drei Jahren von 6,234,142 auf 7,171,550 Tonnen gestiegen.

Korrespondenz.

Hamburg, 3. August.

Unsere Theater-Angelegenheit ist vorläufig wieder arrangirt. Das Comitee der Aktionäre des Stadttheaters hat sich entschlossen, versuchsweise für eigene Rechnung das Theater fortzuführen. Aus der Mitte der Schauspieler, welche sich verpflichten mußten, im Thalia-Theater nicht ferner zu spielen, ist eine Direktion aus fünf Mitgliedern ernannt worden. Das Comitee verpflichtete sich, dem gesammten Theater-Personale gegenüber, die für Monat Juli rückständige Gage, zum Belauf von 23,000 Mark Courant (= 8,800 Rthlr.), zu zahlen. Der Bevollmächtigte dieses Comitee's, Herr Ernst Merck, früheer Reichsminister, that in der Versammlung den Ausspruch: „das „Thalia-Theater" könne nicht fortbestehen!" Wähend nun auf der Bühne des Stadttheaters die Vorstellungen in dieser Woche beginnen werden, bleibt das Thalia-Theater für längere Zeit, wenn nicht für immer, geschlossen.

Darmstadt, 2. August.

Seit dem 6. v. M. sind wir hier um einen verdienten Künstler ärmer geworden. An diesem Tage starb der großherzogliche Hofbildhauer Herr Johann Baptist Scholl, der als ein thätiger und schaffender Künstler nicht bloß seinen Mitbürgern, sondern auch in weiteren Kreisen bekannt war. Seine Vaterstadt war Bamberg, wo er im Jahre 1784 geboren wurde, und wo er den ersten Jugendunterricht erhalten hatte. In den Jahren 1809 bis 1813 lebte er in Aschaffenburg. Seine Kunstwerkstätte hatte er in Mainz aufgeschlagen, als er von da, 1817, durch den Großherzog Ludwig I. in der Eigenschaft als Hofbildhauer nach Darmstadt berufen wurde. In den 37 Jahren, welche er bereits unter uns lebte, hat er viel Schönes und Edles geschaffen, vollkommen geeignet, ihm in der Erinnerung seinen ehrenvollen Namen zu sichern. Viele Grabmäler auf dem hiesigen Friedhofe legen Zeugniß ab von Scholl's rastlos thätiger Hand, und darunter befinden sich mehrere, welche durch Größe und Composition besondere Ansprüche auf die Aufmerksamkeit des beschauenden Kunstfreundes haben. Die vor noch nicht langer Zeit auf dem Theaterplatze unserer Stadt errichteten Statuen von Philipp dem Großmüthigen und Georg I. sind aus seinem Atelier hervorgegangen, wie er auch in Mainz, Wiesbaden (Schloß), Aschaffenburg (pompejanisches Haus) und in Speyer (Dom) Spuren seiner künstlerischen Thätigkeit zurückgelassen hat. In letzterem steht bekanntlich das schöne Grabmal des Kaisers Adolph von Nassau, wozu unser Scholl die vier geflügelten Löwen aus schwarzem Marmor geliefert hat. Man hat auch von ihm eine colossale Marmorbüste des verstorbenen Großherzogs von Frankfurt. Das dem Andenken des Miterfinders der Buchdruckerkunst, Peter Schöffer in den dreißiger Jahren zu Gernsheim gesetzte Standbild erwähnen wir schließlich mit einer um so größeren Befriedigung, als Scholl dadurch seinen künstlerischen Beruf am meisten bethätigt zu haben scheint. Er war gerade 70 Jahre alt geworden. Sein Hintritt ist nicht blos von den Verehrern der Kunst, sondern auch von Allen, die ihn persönlich kannten, aufrichtig betrauert worden.

Theater-Anzeige.

Samstag, 5. August. Erste Gastdarstellung des Hrn. Hendrichs, k. preuß. Hofschauspieler zu Berlin und der Fräul. Hendrichs vom Königsstädter Theater zu Berlin. Die Waise von Lowood, Schauspiel in 5 Akten. Lord Rochester: Hr. Hendrichs. Jeane Eyre: Fräul. Hendrichs.

Sonntag, 6. August. Zweite Gastdarstellung des Hrn. Hendrichs, k. preuß. Hofschauspieler zu Berlin. (Neu einstudirt): Struensee, Trauerspiel in 5 Abth., Musik von Giacomo Meyerbeer. Graf Friedrich Struensee: Hr. Hendrichs. Caroline Mathilde: Frau Ander.

Bockenheimer Sommertheater.

Samstag, 5. August. Die Champagnerschuld, oder: Ein Fehltritt aus Freundschaft, Lokalposse in 2 Acten.

Sonntag, 6. August. Omer Pascha in Frankfurt, Posse mit Gesang in 3 Acten. — Der Weiberfeind, Lustspiel in 1 Act.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 187. Montag, den 7. August 1854.

Zwei Nächte in Südamerika.

Aus dem „Nederlandsche Museum" übertragen von
Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

Und wahrlich, der Anblick war Unheil verkündend! Die Thierwelt schien ihn eben so sehr zu fürchten, als wir selbst. Die schnatternden Papageien, die hüpfenden, schwatzenden Affen, alle Vögel und Vierfüßler flatterten und sprangen kreischend, schreiend und brüllend umher, als suchten sie Schutz vor einer nahenden Gefahr. Selbst unsere Pferde begannen zu schaudern und zu keuchen; sie wollten nicht vorwärts, sie schnoben und zitterten, kurz: das ganze Thierreich gerieth in Bewegung, wie von einem Alles bewältigenden Schrecken getrieben. Der Wald wimmelte von lebenden Geschöpfen. Woher kamen diese Alle? Von jeder Seite vernahm man das Heulen und Schnauben der wilden Thiere, das ängstliche Schreien und Zirpen der Vögel. Geier und Falken, welche noch vor wenigen Minuten hoch in der Luft schwebten, flatterten jetzt kreischend in den Zweigen der Mahagonibäume; Alles lief, rannte oder flog: Affen und Tiger, Iguans, Vögel und Insekten.

„Vamos! por la santissima! Vorwäets, oder wir sind Alle verloren!"

Und wir ritten, ja wir flogen weiter; weder Felsenstücke noch Baumstämme, weder Dornen noch Sträuche hemmten unser wildes Rennen. So ging es fort, bald steigend, bald abwärts, in verzweifelter Hast, um einer Gefahr zu entfliehen, deren Beschaffenheit uns nicht sehr deutlich ist, die wir uns aber als entsetzlich groß vorstellen. Ein fürchterlicher, scheckenerregender Feind ist die dunkle Wolke, die immer näher kommt, immer größer und schwärzer sich gestaltet. Wenden wir den Blick hinter uns, so trifft uns noch der letzte Strahl der blutrothen Sonne, die im nächsten Augenblick in der ungeheuern Wolke verschwindet.

Wir eilen stets vorwärts. Gruppen von Tigern und Affen, klein und groß, Eichhörnchen und Schakals nahen sich uns, Schutz suchend, und als sie diesen nicht finden, rennen sie heulend in den Wald zurück. Es weht kein Lüftchen; aber die ganze Natur, Bäume und Pflanzen, Menschen und Thiere, scheinen vor Angst zu zittern und zu schaudern. Unseee Pseede schwitzen und stöhnen, während sie mit aufgesperrten Nüstern und funkelnden Augen, an allen Gliedern bebend und halb rasend vor Angst fortrennen; ihre Sprünge und ihr Laufen gleichen mehr jenen eines gejagten Tigers, als eines Pferdes.

VII.

Die Gebete und Ausrufungen der Merikaner währten inzwischen ununterbrochen foet, bald lispelnd, bald winselnd, dann seufzend auf allerlei Weise; die erdfahle Farbe des höchsten Entsetzens lag auf eines Jeden Gesicht. Einige Augenblicke herrschte unter uns eine Todesstille, eine unnatürliche Ruhe; es schien, als hielten die Elemente den Athem ein, um ihre Kräfte zu einem gewaltigen Ausbruch zu sammeln. Danach vernahm man ein dumpfes, wehklagendes Getöse, was aus den Eingeweiden der Erde zu kommen schien. Diese Warnung war nicht zu verkennen.

„Halt, halt!" riefen wir den Führern zu, „laßt uns hier Schutz vor dem Sturm suchen."

„Vorwärts, weiter! ums Himmelswillen, oder wir sind verloren!" war die Antwort.

Dem Himmel sey Dank! Der Pfad wird breiter — wir gelangen an einen Abhang — wir sind außerhalb des Waldes. Wäre der Sturm gekommen, als wir noch unter den Bäumen dahin zogen, so hätten die fallenden Zweige und Aeste uns zerschmettert. Wir befinden uns an einer Schlucht im Thale.

„Geschwind, geschwind!" riefen die Merikaner. „Madre de Dios! Dios! Dios!"

Und wohl mochten sie Gott anrufen in diesen Augenblicken des Schreckens. Die riesige Wolke öffnete sich und warf feurige Zungen aus — gespensterartige weiße Flammen, welche auffallend und schaueelich gegen den dunkeln schwarzen Hintergrund abstachen. Darauf folgte ein Donnerschlag, von dem die Erde erbebte; dann eine Pause, in welcher man nichts vernahm, als das Schnauben unserer Pferde, die den Hohlweg durchrannten und die steile Seite eines Hügels zu erklettern suchteu.

Und wieder öffnete sich die Riesenwolke, und zum zweiten Male waed Alles beleuchtet. Bald danach wieder ein Donnerschlag und unmittelbar daeauf, als wären die Thüren seines Kerkers plötzlich aufgerissen, entfesselte sich der Sturm in seiner ganzen Wuth und Kraft und brach und zerschmetterte und trieb vor sich her Alles, was ihm widerstand. Die Bäume des Waldes zitterten und wankten einen Augenblick, als wollten sie der Wuth des Orkans widerstehen — allein vergebens! bald stürzten viele tausend Morgen der größten Bäume unter fürchterlichem Krachen, gleich dem Donner schweren Geschützes, darniedee, die Zweige zermalmt, die stärksten Wurzeln aus dem Boden gerissen. Es war nicht mehr ein Wald, sondern ein Chaos, ein Ocean von Zweigen, Aesten und Sträuchern, die umhergewälzt und geschleudert wueden wie Wellen des Meeres, oder in die Luft zerstreut wie Stoppeln, und diese Luft war verdunkelt von Staub, Blättern und Aesten.

„Gott sey uns gnädig! Rowley, wo seyd Ihr?"

Keine Antwort. — Barmherziger Gott! was mag aus ihnen Allen geworden seyn?

Eine zweite Windsbraut, ärger noch als die erste! Können die Berge dieser widerstehen? stürzen sie nicht ein? Bei dem Al-

mächtigen! das thun sie. Die Erde erbebt wieder, unser Hügel wankt und weicht, die Luft wird dick und erstickend — voll Staub, Salpeter und Schwefel. Wir stehen schwankend da. Alles ist finster wie die Nacht. Wir sehen nichts, wir hören blos das Heulen des Orkans, den Donner und das Krachen der hinstürzenden Bäume, der zerbröckelten Zweige.

Plötzlich legt sich der Sturm und Alles wied ruhig, doch so schnell, daß der Wechsel schreckenerregend und unnatürlich erscheint. Kein Laut ist vernehmbar, als das Aechzen und Krachen der Bäume, mit denen die Erde bedeckt ist. Es war gleich einer plötzlichen Unterbrechung in einer Feldschlacht, während welcher der Donner des Geschützes und das Gewehrfeuer aufhört und man nur noch das Jammern der Verwundeten, das Seufzen und Röcheln der Sterbenden vernimmt.

Jetzt höet man den Knall eines Pistols, dann noch einen — einen dritten — hundert — tausend. Es ist der Regen, „lasaguas", die Schüsse sind Regentropfen; doch welche Tropfen! — jeder ist so groß wie ein Hühnerei, Sie treffen uns so gewaltig wie Hagelschloßen — betäubend und verblendend. Bald unterscheidet man keine Tropfen mehr: die Schleusen des Himmels sind geöffnet; es ist wedee Regen noch Wolkendruch, sondern ein Meer, Wasserfälle, Niagaras!

Der kleine Hügel, auf dem ich stehe, wird vom Wasser überschwemmt; der Hügel sinkt unter meinen Füßen. In zehn Sekunden bin ich in dem Hohlwege, der in ein Strombett verwandelt worden; mein Pferd ist fort, ich weiß nicht, wohin. Der Einzige, den ich noch spüre, ist Rowley, gleichwie ich ohne Pferd und gegen den Strom ankämpfend, der uns bis an die Brust reicht und ungeheure Zweige und ganze Bäume mitschleppt, die uns jeden Augenblick umwerfen, uns wider die Felsen schleudern können.

Wie entweichen diesen Gefahren — Gott weiß, wie? — und thun unser Möglichstes, dem Strom zu widerstehen und den Rand des Hohlweges oder vielmehr des Strombettes zu erreichen. Doch selbst dann, wenn uns dieß gelänge, ist dieser Rand so steil, daß wie ihn ohne Hülfe nicht erklettern könnten, von wo sollte uns Hülfe kommen? Von den Merikanern ist nichts zu sehen oder zu hören; wahrscheinlich sind sie Alle ertrunken oder zerschmettert. Sie waren höher oben auf dem Hügel als wir und sind daher gewiß mit größerer Gewalt vom Strom fortgerissen worden.

Mit einem bessern Loose durften auch wir uns nicht schmeicheln! Erschöpft von unserm Ritte, geschwächt durch das Fieber und durch Alles, was wir in voriger Nacht ausgestanden, befanden wir uns in einem Zustande, der uns einen längern Kampf mit den wüthenden Elementen unmöglich machte. Gegen einen Schritt, den wir gewinnen, verlieren wir zwei. Das Wasser steigt; schon gelangt es unter unsere Arme. Es ist fruchtlos, länger Widerstand zu bieten — unser Loos ist entschieden!

„Rowley! Alles ist vorbei — laßt uns sterben wie Männer. Gott sey unseren Seelen gnädig!"

(Schluß folgt.)

Auch eine Schwiegermutter.

Die Leipz. Modeztg. erzählt die nachstehende tragische Geschichte. „In einem der reizendsten Häuser bei Paris entwickelte sich vor einigen Wochen ein Drama, das Alles übersteigt, was wir Schreckliches im Familienleben kennen. Drei Personen waren dabei betheiliget, ein Ehepaar und die Mutter dee Frau. Der Mann, ziemlich hochgestellt, gegen vierzig Jahre alt, war herzlos und höhnisch, die junge Frau liebenswürdig und schön, ein sanftes Opfer ihres Tyrannen, ihre Mutter, eine Frau mit Spuren früherer Schönheit, von muthigem, energischem Charakter, deren Jugend von heftigen Leidenschaften bewegt wurde, die viel geliebt, sich immer mit einem geheimnißvollen Schleier umgeben, durch excentrisches Wesen ausgezeichnet hatte und nun ihre Tochter über Alles liebte. Dee Mann stand auf sehr gespanntem Fuße mit der Schwiegermutter. Eines Tages erhielt sie, wie oft schon, einen verzweiflungsvollen Brief der Tochter und sie eilte zu derselben. „Ich ertrage dieses Leben nicht länger, Mutter", sagte sie, „und ziehe den Tod weit vor." — „Mein Wagen steht am Thor", antwortete die Mutter; „fahre nach Paris." — „Ich werde doch zurückkommen müssen." — „Nein." — „So holt mein Mann mich ab." — „Das werde ich verhindern." — „Du weißt ja aber, Mutter, daß er durchaus nicht in eine Trennung willigen will." — „Ich werde ihn dazu bringen." Die Tochter ließ sich bewegen und fuhr fort. Nach einer Stunde etwa kam der Mann. „Wo ist meine Frau?" fragte er. — „In ihrem Zimmer und unwohl. Wollen Sie nicht zu ihr gehen?" — „Erst muß ich essen." Es war Mittagszeit und er ging mit der Schwiegermutter in das Speisezimmer, wo angerichtet wurde. Sie sprachen wenig mit einander. Bei dem Dessert befahl die Schwiegermutter den Domestiken sich zu entfernen und erst wiederzukommen, wenn sie gerufen werden würden. „So haben Sie wichtige Dinge mit mir zu besprechen?" fragte der Mann. „Ich stehe zu Diensten." — „Es handelt sich um meine Tochtee; ich spreche zum letzten Male mit Ihnen darüber. Lesen Sie den Brief da, den ich heute von ihr erhalten habe." Der Mann las und gab den Brief mit kaltem Lächeln zurück. „Sie wissen", sagte die Schwiegermutter darauf, „wie sehr ich meine Tochter liebe und können also ermessen, wie sehr es mich schmerzt, sie so unglücklich verheirathet zu haben. Ich trage die Schuld, ich will also versuchen wieder gut zu machen. Ich habe bereits von einer Trennung gesprochen.." — „Ich werde sie nicht zugeben." — „Wenn ich Ihnen aber die Mitgift ließe?" — „Gleichviel, ich will die Frau behalten." — „Um ein Opfer zum Quälen zu haben!" — „Aus welchem Trauerspiele haben Sie diese Redensaet?" — „Aus dem unserigen . . Sie versagen also die Teennung?" — „Mit aller Bestimmtheit." — „Und es ist dieß Ihr letztes Wort?" — „Das letzte." — „Meine Tochter wird abee doch gerettet werden." — „Ach, was könnten Sie thun?" — „Alles, selbst mein Leben für sie hingeben." — „Das klingt ja großartig! Auf Ihr Wohl, schöne Frau Schwiegermama!" Er schenkte ihr ein und trank. Sie trank auch. „Sterben also wollen Sie für die Tochter?" fuhr er dann höhnisch foet." — „Ja, ich werde für sie sterben, aber nicht allein." — „Der Tausend! Das wird ja hochtragisch. Sie wollen mich doch nicht morden? Das möchte ich wohl sehen." — „Sie werden es sehen." — „Sie wollen mich also wirklich umbringen?" — „Es ist schon geschehen und ich fühle, daß ich sterbe . . Sie haben nicht lange mehr zu leben." — Der Mann speang mit einem Schrei des Entsetzens auf und eilte den hereindringenden Dienern entgegen, aber ehe ee die Thüre erreichte, beach er zusammen und unter Zuckungen gab er den Geist auf, ohne ein Wort sprechen zu können. Die Schwiegermuttee hatte bereits den Geist aufgegeben, vorher aber einen offenen Beief auf den Tisch gelegt, in dem es hieß: „man suche die Ursache unseres Todes nicht zu ergründen. Mein Schwiegersohn und ich waren des Lebens überdrüssig und nahmen Gift in dem Weine, den wir tranken. Meine Tochter möge mir verzeihen und füe mich beten!"

Zur Getreidefrage.

Die letzten Jahre haben wiederholt das Bedürfniß einer landwirthschaftlichen Statistik dargethan. In einigen Staaten geschieht

in dieser Hinsicht regierungsseitig Mancherlei; allein daß es im Allgemeinen nicht ausreicht, hat eben das letzte Jahr gezeigt. Auf die Thätigkeit der Presse ist hiebei (ohne ihre Schuld, da zunächst auf die flüchtige Kost des Tages angewiesen) deßhalb nicht viel und nicht mit großer Sicherheit zu rechnen, als sie zumeist doch nur local gefärbte Berichte und oft nur nichts weniger als wohlbegründete Correspondenteneinfälle bringt, oberflächliche Beobachtungen und Einzelmeinungen. Daher sehen wir vor der Ernte gemeiniglich in den Zeitungen die glänzendsten Hoffnungen und die schwärzesten Befürchtungen im bunten Wechsel niedergelegt. Dieselbe Ungewißheit für Konsumenten und Producenten zieht sich in der Regel auch während der Ernte, nach derselben und so wieder bis zur nächsten Ernte hin. War die Ernte eine ausreichende? werden die Preise steigen oder fallen? müssen sie ungewöhnlich hoch oder erträglich steigen? sind Vorräthe wirklich vorhanden oder fehlt es daran? Diese und ähnliche Fragen wiederholen sich in einer der wichtigsten Angelegenheiten, deren Einfluß jeder Einzelne unterliegt, in jeder Woche, bei jedem Markttage — aus dem einzigen Grunde, weil es an festen positiven Anhaltspunkten fehlt, oder, wo auch solche vorhanden, diese nicht in zweckmäßiger Weise benutzt resp. in einer Zweifel und Ungewißheit möglichst (ganz wird es der Natur der Sache nach nie geschehen können) beseitigenden Weise zur öffentlichen Kenntniß gelangen. Ohne eine genaue fortlaufende Statistik der Ernteerträgnisse, ohne sorgfältige, umfassende Untersuchungen wird der hier von uns ins Auge gefaßte Zweck nie erreicht werden und nie eine möglichst gleichmäßige Vertheilung, eine Ausgleichung der Nahrungsprodukte — das Hauptmittel gegen ungewöhnliche Schwankungen — zu Stande kommen können. Mit dem Klarsehen auf diesem Gebiet wird ebenso die oft grundfalsche speculative Kombination, wie eine Masse jener Verwirrungen dahin fallen, wie sie sich in dem Geschrei über Wucher und dergleichen aussprechen und meist nur in verderblichster Weise gerade das Gegentheil bewirken, nämlich den hier doppelt wohlthätigen und unentbehrlichen Handel und Verkehr lähmen und irre machen. Denn ich kann mich wohl etwa des Kaffees und dergleichen entschlagen, kann das Rauchen seyn lassen, kann mich überhaupt von so manchen „Bedürfnissen“ emancipiren, nimmermehr aber vom Brode. Hier nun, (um nicht Alles dem Staate zu überlassen und von ihm zu erwarten), zur Erhebung rechtzeitiger, gründlicher statistischer Daten wäre vor Allem den landwirthschaftlichen und gemeinnützigen Vereinen ein recht ergiebiges, dankbares Feld geöffnet; hier ließen sich Lorbeer sammeln, die einer Feier und der Festessen werth wären. Wir wissen wohl, daß hier Mancherlei bereits geschieht, Systematisches und Zweckentsprechendes aber wenig oder nichts. Wann jene Untersuchungen am besten angestellt würden, wird die Erfahrung bald an die Hand geben. Unmittelbar nach der Ernte wird sich zunächst die Qualität der Ernte am zweckmäßigsten erheben lassen, später der quantitative Ertrag der Körner. Hoffen wird, daß in diesem Jahre der volkswirthschaftliche Zweck sich am besten durch eine reiche Ernte erfüllt! immerhin aber mögen diese kurzen Andeutungen nicht verloren seyn. Dr. L.

Münchener Briefe.

(München, 3. August.) Wir kommen nun zu den Gegenständen der XII. und letzten Gruppe, welche die Kunstwerke, soweit sie in der Ausstellung Aufnahme gefunden, umfaßt. Es sind nicht große Meisterwerke, mit denen wir es hier zu thun haben, sondern künstlerische Arbeiten, welche theils durch das Material und seine Behandlung der Industrie nahe stehen, theils aus ornamentalen Rücksichten einen Platz im Glaspalaste erhalten haben. Doch finden sich unter ihnen auch manche werthvolle Stücke in Erzguß, Marmor, Gyps und Schnitzwerk vor. Bei der Ausstellung dieser Werke war das Haupt-Augenmerk darauf gerichtet, die hervorragenden großen Figuren und Gruppen gleichsam als Mittelpunkt der Gesammtausstellung in die Mitte des Hauptschiffes zu bringen, so daß dieselben dort in langer Reihe sich aneinander schließen, während die kleineren Sachen durch den ganzen unteren Raum des Palastes zerstreut sind. Von den 141 Ausstellern dieser Gruppe gehören 77 Bayern an; aus Preußen haben sich 20, aus Oesterreich 11, aus Sachsen 3, aus Hannover 6, aus Baden 2 und aus Frankfurt a. M. 1 betheiligt. Wir wenden uns unter den kleineren Gegenständen zu den schönen Schnitzarbeiten und treffen hier sogleich auf ein vielbewundertes Kunstwerk des verstorbenen Korbschnitzers Franz Anselm aus Aschaffenburg, das Amphitheater in Nismes darstellend. Das äußerst zierlich ausgeführte Modell, welches getreu den heutigen Zustand dieses geschätzten Ueberrestes römischer Baukunst wieder gibt, ist von den Angehörigen des Künstlers eingesandt worden. Unter den Holzschnitzwaaren befinden sich namentlich 2 schön gearbeitete Hausaltäre in Zederholz von Bildhauer Halbig in Würzburg und Werndel in München. Vorzügliche Photographien, sowohl Porträts als Landschaften und Gebäude, hat der Photograph Hanfstengl von München geliefert, andere sind von Löcherer, Christfeld und Fröhlich in München, während der Glasermeister Hildebrand und der Glasmaler Böhm schöne Glasmalereien ausstellten. Von Freiherrn von Minutoli in Liegnitz wurden 95 Daguerreotypen aus den Sammlungen des Minutolischen Instituts zur Veredlung der Gewerbe und ebenso eine Sammlung von Photographieen eingesandt. Die meisten vorhandenen Statuen und Büsten sind von Zinkguß, nur wenige von Erzguß oder Marmor. Unter den Zinkgußsachen sind zuvörderst die ciselirten und galvanisirten Arbeiten hervorzuheben, zu denen namentlich auch eine Nachbildung der Kiß'schen Amazone im verkleinerten Maßstabe gehört. Sehr Vollkommenes hat auf diesem Gebiet Geiß aus Berlin geleistet; auch von v. Polt in Berlin sind gute Sachen da. Sodann hat Widmann in München eine Jägergruppe gearbeitet, welche von F. v. Müller in Zink gegossen ist. Eine andere Arbeit von Widmann, den Schild des Herakles nach Hesiods Beschreibung darstellend, ist von Krlig in Dresden galvanoplastisch ausgeführt. Von den Erzgüssen sind vor Allem die von F. v. Müller, Vorstand der königl. bayr. Erzgießerei, gegossenen kolossalen 13 Fuß hohen Statuen der Amerikaner Henry Jefferson zu nennen. Der Bildhauer Löb von München hat auf dem Gebiete der Gypsbildnerei schön gearbeitete Brunnenmodelle geliefert, namentlich Danaiden-, Wallroß- und Schwanenbrunnen, sowie das zu demselben Zwecke bestimmte Bild des mit einer Schnecke spielenden Knaben. Von Hönig in München ist eine Gruppe, Amor und Psyche und eine andere, Bachus und Ariadne. Unter den Marmorwerken ragt die von Xaver Schwanthaler gearbeitete große Gruppe: „König Otto in Mitte des wieder beruhigten Hellas“ hervor; sie ist zur Giebelgruppe für die Propyläen bestimmt. Derselbe hat auch einen Salvator mundi, sowie größere und kleinere Gypsstatuen ausgestellt. Ein schönes Relief in cararischem Marmor, die drei Frauen am Grabe darstellend, ist von Lossow in München gearbeitet. Die Stuttgarter Künstler Pelargus und Gullenstein haben mehrere größere Thiergruppen und Jagdscenen in broncefarbiger Gypsbildung ausgestellt. Noch andere Thiergruppen stammen aus Würtemberg und sie gehören sicherlichst zu den anziehendsten und amüsantesten Gegenständen der ganzen Ausstellung. Es sind die auch in London so beifällig aufgenommenen Arbeiten des in seiner Kunst, ausgestopfte Thiere in sprechenden Situationen zu Gruppen zu verbinden, augenblicklich vielleicht einzig dastehenden Hrn. Roquet in Stuttgart. Wir finden hier in wirklich überraschen-

der Naturtreue sowohl Scenen aus dem Thierleben selbst als Parodiem auf die Schwächen und Seltsamkeiten menschlichen Thun und Treibens, indem die Thiere als Träger des spottenden Humors erscheinen. Z. B. zwei junge Füchse mit dem Corpsbande auf der Mensur, von zwei Mardern sekundirt, während der Hase als Paukarzt beschäftigt ist, einem andern Fuchse die gespaltene Nase zu heften. Von lebenswahrem Effekte sind aber solche Scenen, in denen z. B. Reinecke seinen nach Speise verlangenden Jungen ein Huhn zum Futter bringt, oder wo zwei Marder ein Eulennest überfallen. Reinecke's Thaten, wie sie der Dichter beschreibt, haben mehrfach den Stoff zu höchst komischen Scenen hergegeben. Leider können wir auf die Einzelnheiten hier eben so wenig eingehen, als bei anderen Gruppen. Wir haben uns darauf beschränken müssen, beim Gesammt-Ueberblicke nur die Hauptsachen hervorzuheben und sind dabei bestrebt gewesen, aus jedem Gebiete das Hervorstechende nicht blos wie es dem Laien, sondern wie es auch zahlreichen Fachmännern als gediegenes Werk in die Augen fiel, nach Gebühr zu würdigen. Bereits seit acht Tagen hat die amtliche Prüfungs-Commission unter Zuziehung zahlreicher sachkundiger Beurtheiler aus den gewerblichen Kreisen ihre Arbeiten begonnen. Alle seither laut gewordenen Urtheile stimmen darin überein, daß auch diese Ausstellung in beinahe sämmtlichen Zweigen deutscher Gewerbsamkeit einen erfreulichen Fortschritt kund gibt. Doch scheint es leider, als würden die auf der Ausstellung selbst zu sammelnden Erfahrungen verhältnißmäßig nur Wenigen zu Gute kommen. München liegt zu entfernt von den großen Mittel- und Kreuzpunkten des deutschen Verkehrslebens, um größeren Massen von Interessenten, namentlich auch des niederen Gewerbestandes aus dem nördlichen und mittleren Deutschland den Besuch der Ausstellung thunlich erscheinen zu lassen. Die Bevölkerung Münchens selbst und seiner näheren Umgebung ist im Großen und Ganzen aber augenscheinlich mehr anderen Genüssen, als der Freude an den Schätzen des Glaspalastes, zugewandt. Die geringe Theilnahme während der ersten Woche nach der Eröffnung ließ sich mit dem hohen Eintrittspreis von einem halben Gulden per Person entschuldigen. Damals besuchten durchschnittlich 13—1500 Menschen täglich das Gebäude. Wenn indessen jetzt nach Eintritt des mäßigen Preises von zwölf Kreuzern für die Person die Summe der täglichen Besucher die Zahl von 2000 kaum erreicht oder doch nur wenig überschreitet, so zeigt sich darin ein entschiedener Mangel an Theilnahme, welcher doppelt bedauerlich bleibt, sowohl im Hinblicke auf die Interessen der Industrie selbst, als im Hinblick auf die großartigen Veranstaltungen, welche zur würdigen Aufnahme der Erzeugnisse vaterländischer Gewerbsamkeit mit ungeheuerem Kosten-Aufwande getroffen worden sind.

Gastspiel der Frau v. Marra-Vollmer.

Frankfurt a. M. Die überhäuften Gastspiele fangen an, ihre unangenehmen Seiten herauszukehren. Man wird blasirt und steigert die Anforderungen immer höher. Am Ende wird uns nichts mehr befriedigen können. Nach Jenny Ney mit ihrem gewaltigen Stimmenfond und ihrer dramatischen Kraft, nach Mathilde Wildauer mit ihrer anmuthigen Frische und erwärmenden Innigkeit, nach Anna de la Grange mit ihrer unübertroffenen Coloratur und Virtuosität ist nun Marie von Marra-Vollmer a l'ordre du jour. Ihr Künstlerruf ist ein fest begründeter, ihre Gesangsleistungen sind hervorragend, und nichts destoweniger fand sie bei ihrem ersten Auftreten eine Opposition, die jedoch nur in sofern einige Berechtigung haben konnte, als sie dem Stimmenfond der Sängerin galt. Dieser war wohl nie ein wuchtiger und gewaltiger und hat jetzt in den mittleren und tieferen Tonlagen an Frische und Wohllaut des Klangs abgenommen, während die höheren Töne noch sehr klangreich und ausgebend sind. Was dagegen die Kunst des Gesanges betrifft, so leistet Frau von Marra wahrhaft Ausgezeichnetes und entfaltet eine Bravour und Fülle der Technik, eine Meisterschaft der Coloratur, denen man Anerkennung und Bewunderung zu zollen nicht umhin kann und die sie Sängerinnen ersten Ranges zur Seite stellen. Dieß bekundeten namentlich die Einlagen am Klavier in der Regimentstochter, die sie mit allem Glanze der italienischen Gesangschule vortrug und womit sie stürmischen Beifall gewann. Parthien, wie die der Marie in der Regimentstochter, welche mehr dem leichten und heiteren Genre als den tiefen tragischen Erschütterungen angehören, mehr auf Virtuosität, als auf dramatische Kraft hingewiesen sind, dürften sowohl der künstlerischen Eigenthümlichkeit als den Stimmmitteln der Frau von Marra am geeignetsten seyn und sie als eine treffliche Sängerin der italienischen Schule bewähren, deren Coloratur sich durch Zierlichkeit, Leichtigkeit und Glanz der Fiorituren auszeichnet. Wie wir vernehmen, steht bei diesem Gastspiel der Frau v. Marra ein Engagement für die hiesige Bühne keineswegs in Aussicht; wäre aber diese vorhanden, so dürfte sie unserer Oper wohl nur zur Zierde gereichen und ihr eine schon so lange vermißte aber sehr nothwendige würdige Repräsentantin der italienischen Gesangschule zuführen. — In den „Puritanern" zeigte Hr. Hardtmuth (Sir Richard Forth), daß er einen schönen Bariton von edler und wohlthuender Klangfülle besitzt und gute Gesangsstudien gemacht hat. Spiel und Darstellung bedürfen noch der Ausbildung. Hr. Dettmer (Sir Georg) fand oft wiederholten und verdienten Beifall, den man dem dramatischen Werth seiner Darstellung und der Wärme seines Gesangvortrags nicht versagen konnte. — Was Hrn. Benda betrifft, den wir neuerlich als Lord Arthur und als Tonio hörten, so erfordern seine Stimmmittel eine kunstgerechte Verwendung und ein vorsichtiges Maßhalten, da sie weder Anstrengung noch Ueberbietung vertragen. Besondern Fleiß hat Hr. Benda dem Dialog zuzuwenden, der allen Ausdrucks ermangelt und noch sehr den Anfänger verräth.

W.

Korrespondenz.

Mannheim, 4. August.

Noch weilt der Improvisator Herr M. Volkert in unserer Nähe und legt bald hier, bald in den umliegenden Orten Rheinbayerns weitere Beweise seines überraschenden Improvisationstalentes ab; auch wurde demselben während seines Aufenthalts in Edenkoben die Ehre einer Audienz bei König Ludwig auf Ludwigshöhe zu Theil. Hier gab Volkert am 25. v. M. im Aula-Saale eine, trotz der tropischen Hitze immerhin zahlreich besuchte, improvisatorisch-musikalische Soiree. Unterstützt wurde er dabei durch die mit besonderer Auszeichnung aufgenommenen Liedervorträge der Fräulein Rohn und die Quartettvorträge der Herren Schlösser, Rocke, Stepan und Ditt. Auch bei dieser Gelegenheit entzückte der süße Duft von V. Lachner's „Herbstveilchen", und sein „Rheinlied" mußte auf stürmisches Verlangen Dacapo gesungen werden. Die nächste gesellschaftliche Unterhaltung, welche uns Herr Volkert erst vorgestern wieder vorführte, ging von dem „Sängerbund", einem unter Herrn Werle's Leitung zu künstlerischer Bedeutung herangediehenen Dilettantenvereine, aus. Chorgesänge, Quartette und Improvisationen mischten sich hier im bunten Wechsel in die Freude des Abends und erhöhten die Lust des gesellschaftlichen Beisammenseyns, schließlich bis zu einer improvisirten Eratofeier. Unter Volkerts Improvisationen erregte namentlich „ein Kleinstädter in großen Städten" ungetheilte Heiterkeit; unter den Gesangsvorträgen aber wurden besonders ausgezeichnet die Chöre „Aennchen von Tharau", „blauer Montag" von Kücken und „zum Liebchen" von V. Lachner; und die Quartette: „Mutterseelen allein" und Kücken's schwäbisches Volkslied „Mädle ruck, ruck, ruck ꝛc." vierstimmig eingerichtet von Herrn Werle. Es wurde dieses Quartett stürmisch Dacapo verlangt und wiederholt mit herzlichem Beifall aufgenommen.

Theater-Anzeige.

Montag, 7. August. (Zum ersten Male wiederholt.) Mein Glücksstern, Lustspiel in 1 Act von Scribe, deutsch von C. Schlivian. (Hierauf): Die Zillerthaler, Liederspiel in 1 Act. (Zum Schluß): Herrn Hampelmann's Landparthie nach Königstein. Localscizze in 1 Act und 4 Tableaux.

Druck und Verlag von Hellee und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 188. Dienstag, den 8. August 1854.

Zwei Nächte in Südamerika.

Aus dem „Nederlandsche Museum" übertragen von
Gottfried Overmann.

(Schluß.)

Rowley war einige Schritte weiter wie ich. Er antwortete nicht, sah mich jedoch mit gelassenem, trübem Blick an. Dann gab er seine Bemühungen, dem Strom zu widerstehen und den Gipfel des Abhangs zu erreichen, auf, schlug die Arme über die Brust und schaute um sich, als wollte er der Welt ein letztes Lebewohl sagen. Die Fluth trieb ihn bald abwärts bis zu mir hin — als plötzlich ein wildes „Hurrah!" über seine Lippen kam und er von neuem das Wasser bekämpfte, um mit aller Gewalt in dem ungleichen, schlüpfrigen Strombette festen Fuß zu fassen.

„Tenge, tenge!" riefen verschiedene Stimmen, die wie von Geistern aus der Luft zu kommen schienen; zu gleicher Zeit pfiff mir Etwas um die Ohren und versetzte mir einen tüchtigen Schlag ins Gesicht. Mit dem Instinkt eines Ertrinkenden griff ich nach dem uns zugeworfenen Lasso. Rowley war nahe bei mir und ergriff ihn ebenfalls. Der Lasso ward stark angezogen und mit dessen Hülfe erreichten wir festen Grund und begannen den Rand der Schlucht zu erklettern, der aus glatten Steinen bestand auf welchen man nur mit Mühe eine Stütze für den Fuß zu finden vermochte.

Gott gebe, daß der Lasso stark genug sey! er muß eine schwere Last tragen. Rowley wiegt nahe an zweihundert Pfund und ich bin auch nicht so leicht wie ein Federchen. An einigen Stellen bei unserm Aufsteigen sind die Felsen so steil und glatt wie eine Mauer, so daß wir mit unserer ganzen Schwere am Lasso hängen, der, je länger, je mehr sich dehnt und kracht und dünner wird. Blos ein Paar Streifen von gedrehter Kuhhaut sind zwischen uns und dem schrecklichen Tode gegen die scharfen Klippen und in den schäumenden Gewässern der Tiefe!

Doch der Lasso hält aus, und bald ist die größte Gefahr vorüber. Wir können auf eine Felsenspitze oder Baumwurzel den Fuß setzen; noch ein Ruck über die rohen Granitsteine, dann noch einer — ein Sprung, ein letzter, kräftiger Ruck — und „Viva!" Wir wurden unter die Arme gefaßt, in die Höhe gezogen, niedergesetzt und fielen dann erschöpft zu Boden, umringt von den Zapotecanern, Führern, Arrieros und Frauen, welche, nebst den Maulthieren, in einer Art Grotte Schutz vor dem Orkan gefunden hatten.

Von hier aus blickten sie in die Ebene hinab, wo sie Rowley und mich entdeckten, als wir um Erhaltung unseres Lebens mit dem Strome kämpften, und so waren sie denn, indem sie mehrere Lasso's zusammenknüpften, im Stande, uns zu Hülfe zu eilen und uns zu retten. Es war indessen noch die Frage, ob diese Hülfe noch zeitig genug eingetroffen sey. Das Leben schien aus unserem Körper entflohen nach alle Dem, was wir ausgestanden; wir vermochten kein Glied zu rühren und lagen hülflos und erstarrt, während es vor unseeen Augen schimmerte und wir nicht recht wußten, was mit uns geschah. Ermattung, Fieber, das Eintauchen in kaltes Wasser, während wir äußerst erhitzt waren, ferner die Leiden allerlei Art, die wir im Laufe der letzten zwanzig Stunden bestanden, Alles das hatte uns gänzlich erschöpft.

Die Mexikaner begaben sich bald wieder auf die Reise, mit Ausnahme von Vieren oder Fünfen, welche mit unseren Wegweisern und Dienern bei uns blieben.

Das Dorf, wohin wir zu ziehen gedachten, war blos eine Stunde entfernt; allein wir waren nicht im Stande, diese geringe Strecke zurückzulegen. Die gutherzigen Zapotecaner gaben uns Wein, entledigten uns der durchnäßten, triefenden Kleider und wickelten uns in Decken. Wir fielen in tiefen Schlaf, der den ganzen Abend und einen großen Theil der Nacht anhielt und uns dermaßen erquickte, daß wir eine Stunde vor der Morgendämmerung aufzustehen vermochten, freilich nur langsam und unter heftigen Schmerzen an unseren verwundeten und zerquetschten Gliedern bei jedem Stoß und jeder Bewegung unserer Maulthiere, auf welchen wir mehr hingen als saßen.

VIII.

Unser Weg führte uns über Höhen und Tiefen; beständig stiegen wir auf- oder abwärts. Bald gelangten wir an das Ende der Gegend, welche durch den Sturm Tags zuvor verheert worden, und nach einem Ritte von ungefähr einer Stunde hielten wir auf dem Rücken einer steilen Bergwand, an deren Fuße, wie unser Führer versicherte, das gelobte Land, die lang ersehnten Hütten, lagen.

Während die Arrieros das Geschirr ihrer Thiere untersuchten und vor dem Absteigen das Gepäck in Gleichgewicht hingen, saßen Rowley und ich, in weite mexikanische Mäntel gehüllt, auf unseren Maulthieren und starrten nach dem Morgenstern, wie er allmälig abnahm und immer bleicher wurde. Plötzlich ward im Osten der Himmel klarer und es erschien in Westen ein glänzender Punkt, nicht größer wie ein Stern, und doch war's keiner: er hatte einen hellrothen Schein. Darauf zeigte sich ein ähnlicher Lichtstreif neben dem ersten, der bald einer feurigen Sonne glich, welche gleichsam die versilberten Gipfel der mit Schnee bedeckten Berge umschloß. Und kaum hatten wir dieß gewahrt, als fünf, zehn, zwanzig Bergspitzen von der nämlichen rosigen Gluth umflossen erschienen; darauf wurden sie Oriflammen ähnlich, die am Himmel hin und her schwebten, während feurige Streifen und Funken sie umsäumten, welche gleichsam von Berg zu Berg flogen und diese, als eben so viele Feuerzeichen, anzündeten. Kaum

waren fünf Minuten verflossen, seit die entlegenen Berge sich als hohe Riesen gezeigt hatten, deren silberweiße Kleider wie mit Sternen besäet erschienen; jetzt glich die ganze Bergkette glühenden Vulkanen, welche sich aus der Finsterniß erhoben, die ihre Seiten und Grundfesten noch bedeckte, als sichtbare, wundervolle Zeugen der Allmacht Dessen, der da gesagt hat: „Es werde Licht!" und es ward Licht.

Auf den Höhen war überall heller Tag, flammender Sonnenschein. Hier und dort brachen Lichtströme durch die Klüfte und Vertiefungen der Berge und dann entstand ein merkwürdiger Kampf. Die Schatten der Finsterniß schienen zu leben und sich zu bewegen und mit den hellen Strahlen zu streiten, bis auf sie herabfielen und sie von der waldreichen Höhe verdrängten, sie zerrissen und zerstreuten wie Spinnengewebe, so daß stufenweise zuerst das Dunkel- und Hellblau der Tamarinden und Chirszapotas zum Vorschein trat, darauf das glänzende Grün des Zuckerrohrs, noch tiefer das Dunkelgrün des Nopal, endlich das Weiß und Grün, Gold und Hellgelb der Pomeranzen und Citronenbäume, und am tiefsten die schweren Fächerpalmen, Datteln und Bananen, Alles funkelnd von Millionen Thautropfen, die darüber hingen, wie ein mit Diamanten und Rubinen besäeter Schleier! Und immer noch herrschte dichte Finsterniß in dem ganz nahe liegenden Thale.

Schweigend und unbeweglich saßen wir da im Anstaunen dieser zauberhaften Erſ einung.

Da stieg die Sonne höher und eine Lichtfluth erleuchtete das ganze einige hundert Schritte unter uns liegende Thal — ein wahrer Lustgarten, wie eine nordische Phantasie ihn sich nicht vorzustellen vermag; ein Garten von Zuckerrohr, Baumwollenstauden, Vogelbäumen, untermischt mit Granaten und Lauben von Orange-, Feigen- und Limonenbäumen, Riesen in ihrer Art und alle weit höher aufschießend als die Eiche in den Vereinigten Staaten. Jeder Baum war ein ganzer Kräutergarten, eine Blumenpyramide, bis zu den äußersten Zweigen mit Blüthen bedeckt. Alles war Licht, Frische und Schönheit; jeder Gegenstand schien im goldnen Lichtstrom zu hüpfen und zu tanzen. Es war ein irdisches Paradies, neu aus des Schöpfers Hand hervorgegangen, und beim ersten Anblick konnten wir keinerlei Spur von Menschen entdecken. Doch bald erblickten wir zu unseren Füßen das Dorf, die kleinen steinernen Häuser, mit Blumen überwachsen und unter Bäumen versteckt, so daß kaum ein Fuß breit Dach oder Mauerwerk zu unterscheiden war. Selbst die Kirche lag unter einem Kranze von Pomeranzenbäumen verborgen und Lianen und andere Schlingpflanzen hatten sich um das Kreuz auf dem viereckigen weißen Kirchthurme gewunden.

Während wir dieses bezaubernden Anblicks genossen, begann es im Dorfe lebendig zu werden. Einem Schornstein entstieg aufwirbelnd ein blaues Rauchwölkchen und die Morgenglocke läutete zum Gebete. Unsere Mexikaner fielen auf die Kniee, bekreuzten sich und sprachen ihr Gebet. Wir entblößten unsere Häupter und sandten Dankopfer empor zu Gott, der in der Stunde der Gefahr uns beigestanden und der sich uns offenbarte in seinen herrlichen Werken.

Die Mexikaner erhoben sich. „Vamos, Sennores!" sagte Einer von ihnen, den Zaum meines Maulthiers ergreifend. „Ins Dorf, zum Frühstück!"

Langsam stiegen wir hinab ins paradiesische Thal.

Der deutsch-österreichische Telegraphenverein.

Die Zeitschrift des deutsch-österreichischen Telegraphenvereins, deren Herausgabe auf der letzten Telegraphenconferenz in Berlin verabredet worden ist, brachte in ihrem ersten Hefte eine Darstellung des Entstehens und der allmäligen Ausbildung des Vereins mit einem Abdrucke der bisher vereinbarten drei Vereinsverträge und einer Uebersicht der am 1. Januar 1854 in Betrieb befindlichen Linien und Stationen des Vereinsnetzes. Man entnimmt daraus, daß, nachdem seit 1848 in mehren deutschen Staaten Telegraphenlinien auf Staatskosten ausgeführt waren, sich bald allseitig das Bedürfniß kund gab, den Uebergang der Depeschen von den Linien des einen auf die des andern Staates durch Verträge zu sichern und zu erleichtern. Am 3. Oktober 1849 kam zuerst zwischen Oesterreich und Preußen eine solche Vereinigung zu Stande, und ähnliche Verabredungen wurden zwischen Oesterreich und Bayern, sowie 7 zwischen Preußen und Sachsen getroffen.

Bei der raschen Ausdehnung der Linien und der Zunahme des Verkehrs erwiesen sich diese vorläufigen Anordnungen bald als unzureichend, und es entwickelte sich allmätig die Idee einer engeren Vereinigung. Von dem österreichischen Handelsminister, Freiherrn v. Bruck, wurde zuerst die Durchtelegraphirung der Depeschen angeregt. Andererseits ging vom preußischen Ministerium der Vorschlag auf Einführung eines gemeinsamen Tarifs und übereinstimmender Normen für den Betrieb aus. In diesen beiden Vorschlägen waren die Grundzüge des deutsch-österreichischen Telegraphenvereins gegeben. Es konnte nicht entgehen, daß die durch Annahme desselben vermittelte engere Einigung ihre volle Bedeutsamkeit erst dann haben würde, wenn sie sich auf das Telegraphennetz ganz Deutschlands erstrecke. Es wurde daher zunächst die bayerische und sächsische Regierung zur Theilnahme an den Verhandlungen aufgefordert, und Commissäre der vier Staaten traten in Dresden zu einer Conferenz zusammen, um gemeinsame Normen für den Betrieb der ihnen angehörigen Telegraphenlinien zu entwerfen. Das Ergebniß dieser Conferenz war der Vertrag vom 25. Juli 1850 über die Bildung des deutsch-österreichischen Telegraphenvereins, welcher am 1. Oktober 1850 in Kraft trat. Die Erfahrungen des ersten Jahres rechtfertigten die von dem Vereine gehegten Erwartungen vollständig; sie hatten indessen auch gezeigt, daß derselbe noch mancher Verbesserung fähig sey, und es wurde deßhalb auf der zweiten deutschen Telegraphenconferenz, welche am 1. Oktober 1851 in Wien zusammentrat, und außer von den schon gedachten vier Staaten auch von der würtembergischen Regierung, die sich dem Vereine angeschlossen hatte, beschickt wurde, ein Nachtragsvertrag (14. Oktober 1851) abgeschlossen, der den Dresdener Vertrag in wesentlichen Punkten modificirte und ergänzte. Die dritte deutsche Telegraphenconferenz trat am 2. September 1853 in Berlin zusammen. Der Telegraphenverein hatte inzwischen durch den Beitritt des Königreichs Hannover und des Königreichs der Niederlanden eine wesentliche Erweiterung erhalten. Ein zweiter Nachtragsvertrag war das Ergebniß dieser Conferenz. Er trat bekanntlich mit 1. Januar d. J. in Wirksamkeit. — Das deutsch-österreichische Telegraphennetz bestand bis zum Anfang dieses Jahres aus folgenden Linien: 1) den kais. österreichischen von $674^{4}/_{5}$ Meilen Länge, mit einer Gesammtlänge der Drähte von $1015^{1}/_{5}$ Meilen und 58 Telegraphenstationen; 2) der königl. preußischen Linien von 505 Meilen Länge, mit $780^{2}/_{5}$ Meilen Drahtlänge und 51 Stationen; 3) den königl. bayerischn Linien von 224 Meiten Länge, $276^{1}/_{2}$ Meilen Gesammtlänge der Drähte und 26 Stationen; 4) den königl. würtembergischen Linien von 43 Meilen Länge, mit $66^{1}/_{5}$ Meilen Drahtlänge und 5 Stationen; 5) den königl. sächsischen Linien, $58^{1}/_{5}$ Meilen lang, mit $75^{1}/_{10}$ Meilen Drähte und 8 Stationen; 6) den königl. hannoverischen Linien von $39^{1}/_{2}$ Meilen Länge bei gleicher Länge der Drähte, mit 3 Stationen; endlich 7) den k. niederländischen Linien von $45^{2}/_{5}$ Meilen Länge mit $75^{4}/_{5}$ Meilen Länge der Drähte und 7 Stationen. Das gibt zusammen eine

Gesammtlänge der Vereinslinien von 1590 Meilen mit einer Gesammtlänge der Drähte von 2328 geographischen Meilen.

Volkesrohheit.

Daß das Wuchergeschrei mehr schadet als nützt, dafür braucht es für vernünftige Menschen keines Beweises mehr, dagegen dürften sich Viele noch gar nicht träumen lassen, bis zu welchen Exzessen eine durch das Wuchergeschrei fanatisirte Masse verhetzt werden kann. Wir entheben deßhalb der Union von St. Malo folgendes, den Bildungszustand der niedern Volksklassen in Frankreich nicht günstig bezeichnendes Sittengemälde. Donnerstag den 1. Juni abhin traf die Eier- unter Butterhändlerin Martin von St. Brieuc (Cotes-du-Nord) auf dem Markt von Dinan ein, um zwei- oder dreihundert Pfund Buchweizen zu kaufen. Sie ist die arme Mutter einer zahlreichen Familie, welche sie mit Noth und Mühe erhält. Durch ihre in Dinan nicht übliche Kleidung fiel sie auf, und bald ging es von Mund zu Mund: Eine Vorkäuflerin, eine Vorkäuflerin. Die Schreier trieben sie erst vom Markte weg, indem sie ihr zuriefen, sie sey auch eine von Denjenigen, welche das Volk verhungern lassen wollen. Umsonst suchte sie sich zu rechtfertigen; die Lärmer ließen sich nicht nehmen, was sie sich einmal in den Kopf gesetzt hatten, und die gute Frau zog sich in ein Gasthaus zurück, wo sie ihr Mittagsmahl einnahm und sich wieder zur Abreise rüstete. Unterdessen gab das Gerücht dem Verkauf der Frau Martin immer größere Bedeutung — von 2000 Pfund Korn kam es zu 12,000, die die Unglückliche gekauft haben sollte, und die Wuth stieg mehr und mehr gleich einer Meeresfluth. Plötzlich erhob sich der Ruf: Man muß sie mit Ruthen hauen, daß sie daran denkt, und mehrere Stimmen riefen: Wo ist die Vorkäuflerin, wir wollen ihr die Ruthe geben. Die arme Martin hörte zitternd an allen Gliedern das wüthige Geschrei. Die einer Wittwe angehörige Wirthschaft, in welcher sie sich noch immer befand, wurde von einer Menge von wenigstens 300 Personen belagert. Ein junger Kellner, Namens Duguen, trat vor die Thür und machte die Lärmer aufmerksam, wie feig und roh es sey, eine arme Hausmutter zu verfolgen, — dafür wurde er aber von einer Gevatterin sofort als der Knecht der Vorkäuflerin bezeichnet. Duguen ließ sich noch nicht einschüchtern (aus solchen Kellern hat man vor einem halben Jahrhundert Generale gemacht), sondern rief: „Ihr dummen Thiere, habt nicht so viel Verstand als das Hemd, das an eurer Haut klebt.“ Jetzt war's aber Zeit für den Knaben, an die Retirade zu denken. Um das Haus nicht in Schaden zu bringen, kam endlich die sogenannte Vorkäuflerin im Vertrauen auf ihr gutes Recht auf die Straße hinaus. Sogleich wurde sie von mehreren Männern und Frauen gepackt. Von den letztern rief eine, Julienne Merienne: Schlagt die Frau nicht, sondern überlaßt mir das Geschäft. Wirklich exekutirte dann auch die freiwillige Profosin, als wenn sie bei einem Henker die Lehrzeit gemacht hatte und applizirte der von andern Weibern nackt gelegten Frau eine Tracht von Hieben. Die Masse war aber mit der ersten Exekution noch nicht befriedigt; das Opfer der Brutalität wurde über einen Karren gelegt, mit Händen und Füßen gepufft, an den Haaren gerissen, bis sie ohnmächtig wurde. In diesem Augenblick kam ein wackerer, kräftiger Bauer daher, mit Namen Harrault: derselbe nahm sich der armen Martin an: Ich kenne diese Frau, sagte er zu Denen, welche auf sie einschlugen, sie ist Mutter von 5 Kindern, und für eure Heldenthat soll euch der Teufel holen. Dann zeigte er dem grausamen Gesindel seine Fäuste und nahm die Bedrängte unter seinen Schutz. Zum Glück kam auch die Gensdarmerie herbei, und das Lumpenpack lief auseinander. So wurde die Frau gerettet, für welche in einer andern Gasse bereits zu einer ähnlichen Behandlung ein Haufen Nesseln zusammengetragen war. Dieser Exzeß wird nächstens von den Gerichten von St. Malo beurtheilt werden. Solche Scenen von der Gasse dürfen nicht gleichgültig übersehen werden, man muß sie im Gegentheil scharf ins Auge fassen, selbst den Kindern davon reden, um ihnen zu zeigen, wie der Wahn die Menschen verthieren kann. Das Wuchergeschrei spielt heute die gleiche Rolle, welche sonst der Hexenglaube spielte. Wer würde je geglaubt haben, daß im Jahr 1854 und unter einem galanten Volk, wie Frankreich, eine schwache Frau auf offener Straße mit Ruthen gepeitscht werden könnte! Es geht dieses ganz gegen die Natur dieses Volkes — aber der Fanatismus, in welcher Gestalt er vorkommt, ist und bleibt eben immer eine Verunstaltung der Menschennatur. (Zürch. Ztg.)

Münchener Briefe.

†† München, 5. August. Heute fand auf der reizend gelegenen Menterschwaig das solenne Diner statt, welches die Ausstellungs-Beurtheilungs-Commissäre dem Herrn Staatsminister v. d. Pfordten zu Ehren veranstaltet hatten. Nachdem man sich in dem Eisenbahnhof-Local versammelt, fuhr man um drei Uhr mit einem Extrazuge ab, passirte bei Hesellohe die schon in ihrem ersten Entstehen großartige Brücke über die Isar, und vereinigte sich in dem Festlocale, wo in dem Garten 3 Tafeln für etwa 200 Personen bereit standen. Nach den üblichen Toasten auf das Wohl des Königs, (dem auch die fremden Industriellen mit um so größerer Wärme sich anschlossen, da der König jeden Tag den täglich im Glaspalast Anwesenden sattsam Gelegenheit gibt, sich von seinem Interesse für die Industrie zu überzeugen, was auch in gleichem Maße von der Königin gesagt werden kann); auf das Wohl der deutschen Fürsten, folgte der Toast auf das Wohl des Herrn Ministers, dessen Verdienste mit warmen, beredten Worten geschildert wurden, wobei man nur recht sehr bedauerte, daß der Herr Minister wegen Unwohlseyns verhindert war, dem Feste beizuwohnen. Dann kamen die Toaste auf das Wohl der Vorstände der Ausstellungs-, sowie der Prüfungs-Commission und die Ausstellungs- und Prüfungs-Commissäre und es schlossen sich an: Toaste auf die Aussteller, auf die deutsche Industrie und Rhederei, auf die deutschen Arbeiter und so fort. — Zu den Toasten, die am meisten Anklang fanden, gehört dann noch der des Hrn. Grafen v. Yisch und als gelungener Schlußstein der des Hrn. Ministerial-Assessors Pfretzschner: „auf die deutsche Kunst, die es nicht verschmäht, mit der Industrie Hand in Hand zu gehen!“ Unter den Anwesenden, darunter die Regierungs-Commissäre von Oesterreich, Preußen, Sachsen, Würtemberg, Thüringen'scher Zollverein, Oldenburg, Baden, Nassau und Frankfurt, befand sich auch Mr. Dyke, den man wohl als den Vice-Präsidenten der Weltausstellung in London bezeichnen kann, sowie zwei Abgeordnete von Frankreich, Mr. du Four, und Comte Reinhard. Mr. Dyke hielt zuerst seinen Speech und drückte im Namen Englands seine Sympathien für die deutsche Industrie aus; ihm folgte Mr. du Four, der sich der französischen Sprache bediente, um, mit einigen Abschweifungen auf das Gebiet der Politik (unter Anderm, daß man Krieg führe, um den für die Industrie unentbehrlichen Frieden zu erlangen), die deutschen Industriellen aufzufordern, sich recht lebhaft bei der Ausstellung 1855 in Paris zu betheiligen. Die Stimmung beim Feste war durchgehends eine heitere, ungezwungene, und Manchem mochte es noch zu früh seyn, als man um 7 Uhr aufbrechen mußte, um wieder per Eisenbahn die Rückreise anzutreten. Einem Jeden aber wird das Zusammen-

seyn so vieler Industriellen, (bei welchen gewiß viele inter e Bekanntschaften angeknüpft wurden, um später weiter verfolgt zu werden, und wo so manches Gute, Wünschenswerthe besprochen und dessen Ausführbarkeit bei einigem consequenten Zusammenwirken als möglich dargestellt wurde) unvergeßlich bleiben und mit zu den angenehmsten Rückerinnerungen an den Aufenthalt in München gehören.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Die von uns schon vor zwei Monaten gestellte Aussicht auf die Wiedergewinnung von Fräul. Janauscheck für die hiesige Bühne hat sich nun verwirklicht. Fräul. Janauscheck ist unserem Schauspiel wieder gewonnen und wird am 4. September in: „Die Geschwister" von Raupach ihr erneutes Engagement eröffnen.

Antwerpen wird Ende August das vierhundertjährige Bestehen seiner Kunst-Akademie feiern, und zwar in großartiger Weise sowohl von Seiten der Stadt als der Akademie selbst und der dort bestehenden wissenschaftlichen Vereine. Das Fest soll zwei oder drei Tage dauern, und es sind nach allen Seiten Einladungen ergangen, um dasselbe würdigst zu begehen. Die Stadt bietet den geladenen Gästen die vollste Gastfreundschaft.

Der letzten englischen Volkszählung gemäß gab es im vereinigten Königreich Großbritannien und Irland 111 Männer und 200 Frauen, die über 100 Jahre alt waren. Das Alter in allen diesen Fällen variirte zwischen 100 und 119 Jahren.

Korrespondenz.

Mannheim, 29. Juli.

Gäste für das eigentlich dramatische Fach sehen wir hier ziemlich selten, indem die Oper vor Allem protegirt ist, auch die besten Kräfte besitzt. Herr Lachner versteht es, gute Kräfte zu erwerben, soweit sie mit unseren Mitteln zu erlangen sind. Anders ist es beim Schauspiel, wo das Comitee sich noch nicht bewährt hat. Es ist in letzter Zeit das Charakterfach erledigt worden und deßhalb sahen wir einige Gäste die auf Engagement spielten. Unter diesen zeichnete sich besonders Herr Schwarz vom ständischen Theater in Graz aus, der in Michel Perrin und dem dreißigsten November in letzter Woche allgemeinen Beifall erhielt und mehrmals gerufen wurde. Kurz zuvor wurde für dieses Fach aber Herr Allmann engagirt, obschon sein Spiel nicht den mindesten Beifall erhalten hatte, weßhalb man sich allgemein über das Engagement wunderte. Unsere Bühne wird im neuen Locale noch einige Erwerbungen machen müssen; übrigens hat es bis dahin noch Zeit, indem erst gegen den Jahresschluß der Neubau seine innere Einrichtung vollendet haben wird. — Wie Sie wohl schon gehört haben werden, hat unser Maschinist Mühldorfer einen Antrag nach Hannover erhalten und zwar mit bedeutend höherem Gehalt, obschon er dort nicht so viel Urlaub und freie Zeit, um fremde Theater einzurichten, haben dürfte. Man glaubt daher, daß Mühldorfer es vorzieht, hier zu bleiben, wo er die Grundlage zu einem schönen Vermögen erwarb und ansässig ist. Uebrigens glaubt ein großer Theil der Bewohner, daß gerade durch Anwesenheit Mühldorfers zu viel Werth auf äußeres Gepränge, Maschinerie, Dekorationen u. dgl. gelegt wird, was viel Geld kostet, und daß nach Mühldorfers Weggang die eigentliche Kunst wieder mehr hervortreten werde. Jedenfalls ist es richtig, daß Mannheim von seinem aus früheren Zeiten bekannten geläuterten Kunstsinn sehr vieles verloren hat und die Vorliebe für Ohrengekitzel und äußeres Schaugepränge die Oberhand bekam. Hoffentlich ziehen in das neue Gebäude wieder die ächten Musen ein und wird mit der Zeit für eine tüchtige Leitung der Bühne gesorgt. Vom 31. an wird die Bühne auf kurze Zeit geschlossen, obschon der dafür angegebene Grund (zu große Hitze) mit dem Tage jener Anzeige wegfiel. Dann dürfte das Tivolitheater in Ludwigshafen auch mehr besucht werden, als bisher, wo freilich der übertriebene Preis des Biers (4 Kreuzer für den Schoppen gegen sonst übliche $2^{1}/_{2}$ Kreuzer), die Hauptursache ist, daß der Direktor so schlechte Geschäfte macht.

Mannheim, 5. August.

Ueber unserem Theater scheint ein eigener Unstern zu walten. Nicht nur daß der Bau sehr langsam vorwärts geht und bedeutend größere Summen in Anspruch nimmt, als veranschlagt waren, auch Tod und Krankheiten suchen uns heim. So starb gestern der seit langem hier beliebte Schauspieler Henkel, während heute die Nachricht von dem gefährlichen Erkranken der Frau Schröder-Gerlach, welche sich auf einer Urlaubsreise befindet, eintraf.

Wetzlar, 4. August.

Das Festprogramm zu der vom hiesigen Kreisvereine für Landwirthschaft und Gewerbe auch für dieses Jahr beschlossenen Thierschau und Preisvertheilung ist bereits erschienen und wird zufolge desselben das Fest künftigen Donnerstag, den 10. d. M., in dem nahe bei der Stadt Wetzlar belegenen romantischen Waldbezirke „Finsterloh" unter angemessener Feierlichkeit und Ausstattung abgehalten werden. Der Festzug geht vom Versammlungsplatze vor der Stadt durch dieselbe nach dem Festplatze gegen 9 Uhr Vormittags: voran die Reiter, diesen folgen zu Wagen das Musikchor, die Mitglieder des Fest-Comitees, der Ausschuß des Vereins, die Preisrichter, der Gesangverein und die übrigen Wagen nach Anordnung des Fest-Comitees, welchen sich alle andern Theilnehmer beliebig anschließen. — Für die schönsten geputzten Festwagen sind mehrere Preise ausgesetzt, und damit die Heiterkeit gefördert werde, finden während der Thierschau und Preisvertheilung Vorträge des Gesangvereins, Harmoniemusik und Volksbelustigungen mit Tanz statt. An diesem so schönen Volksfeste werden sich auch dieses Mal, wie von allen Seiten versichert wird, viele auswärtige Freunde der Landwirthschaft betheiligen.

Bad Homburg, 5. August.

Der treffliche Gesundheitszustand, der in unserem schönen Thale herrscht, hat uns in den letzten Tagen eine ungewöhnliche Menge Fremder, namentlich Franzosen, zugeführt und wir erinnern uns nie eines solchen Luxus, eines solchen Glanzes der Toiletten, einer so gewählten Gesellschaft aus den höchsten Kreisen der haute volee. Die heutige Kurliste nennt einen Präsenzstand von 5060 Gästen, abgerechnet die täglichen zahllosen Passanten, die mit Eisenbahn und Privatwagen hier eintreffen. Nächst dem Konzerte der Frau von Marra am 7., in welchem der berühmte Bariton Cimino und der Tenorist Auerbach von Frankfurt mitwirkt, gibt am 8. d. der Vicomte Alfred de Caston im Conversationshause eine Vorstellung von Zauberkünsten aus dem Gebiete der Physik und Mathematik, die ebenfalls einen großen Theil unseres Badepublikums versammeln dürfte, da man Außerordentliches von den Leistungen dieses Mannes erzählt.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 8. August. Fünfte Gastdarstellung der Fräul. Schmidt. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von W. A. Mozart. Cherubin: Fräul. Schmidt.

Mittwoch, 9. August. Dritte Gastdarstellung des Hrn. Hendrichs, vom k. preuß. Hoftheater zu Berlin und der Fräul. Hendrichs, vom Königsstädter Theater zu Berlin. Herzog Albrecht, Trauerspiel in 5 Acten. Albrecht: Hr. Hendrichs. Agnes Bernauerin: Fräul. Hendrichs.

Bockenheimer Sommertheater.

Dienstag, 8. August. Das Nachtlager in Granada, große Scene, Arie, Romanze und Duett. — Familien-Zwist und Frieden, Lustspiel in 2 Acten. — Der Pole und sein Kind, oder: Der Feldwebel vom vierten Regiment, Liederspiel in 1 Act.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 189. Mittwoch, den 9. August 1854.

Die Grundelcher.*)

Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Volksleben; erzählt von W. O. von Horn.

1.

Ein Gespräch an der Hinterthüre und eins bei'm Bäckerjakob.

Wenn ich auch den Namen des Hunsrücker Dorfes nennen wollte, wo das Gespräch an der Hinterthüre und das beim Bäkkerjakob statt hatte im Jahre 1793, so hülfe es doch den Leserinnen und Lesern, die ich, wenn ichs gewiß wüßte, gerne wohlgeneigte nennen würde, rein nichts; denn das darf ich als gewiß annehmen, daß die Wenigsten das liebe, frischgrüne, schöne Hochland genau kennen, wo es passirt ist, und noch weniger die dortigen einzelnen Dörfer. Ich verbürge aber die Wahrheit von Zeit, Ort und Personen, wie das nur Einer kann, der, wie ich, die Geschichte erlebt hat an Ort und Stelle, und die Personen kannte, wie ein Nachbar den andern.

In dem Dorfe nun kommts uns lediglich auf vier Häuser an und die drinnen wohnten. Die standen aber auch einander so nahe, daß sich die Bewohner schier in die Fenster sehen konnten, und das war das Pfarrhaus mit seiner hohen Treppe; das Haus des Leinwebers Kirchmeier, das links neben dem Pfarrhaus stand und behäbig aussah; das Haus des langen Conrad, welches grade Kirchmaiers Haus gegenüber stand, und rechts neben dem Pfarrhaus das des Bäckers, der ein Schwager von Kirchmeier war. Ich bemerke, daß hinter den Häusern ansehnliche Ställe und Scheunen standen mit Höfen, Gärten und Wiesengärten dran, die der Hunsrücker „Pütz" nennt, weil in der Regel der Brunnen darinnen ist, und daß die drei Bauern mit zu den Bestſtehenden des Dorfes gehörten, der lange Conrad aber unbestritten der Reichste darunter gewesen ist, denn er hatte an Aeckern und Wiesen das reichste Gut im Dorfe, zwölf Kühe im Stalle und zwei Paare glänzendfetter Zugochsen dabei.

Der Abend, an dem meine Erzählung anhebt, war stichdunkel. Am Himmel war kein Sternlein sichtbar und es stand Neumond im Kalender, also auch am Himmel. Zudem war Gewölk überall ausgebreitet und der Nebel lag dick auf dee Gegend. Die Halbtroll*) war lange noch nicht da. In Kirchmeiers war's dunkel, denn er saß bei seiner Gesellschaft in Bäckers und seine Frau und die drei Kinder waren ohne Zweifel in der Spinnstube irgend eines andern nahen Hauses. In Bäckers schien das Licht wolkig durch den Nebel auf die Gasse, wie auch aus dem Pfarrhofe, wie man das Pfarrhaus nannte, denn das „Heerchen"**) saß, wenn man auch nicht durch die Fenster gucken konnte, doch sicherlich mit der dicken Jungfer Mariamerlehne***) und ihren sieben Katzen am Ofen und schlief, wie das so seine Gewohnheit war nach einem gutbesetzten Nachtessen, wo er, so klein er auch war, eine unermeßliche Klinge schlug und mit Moselwein nachhalf, der übrigens kein Untermoseler war, weil der an einer natürlichen Säure einen nachtheiligen Ueberfluß und beträchtlichen Mangel an Geist hat. Im Hause des langen Conrad, wie der Mann genannt wurde zum Unterschied vom kurzen Conrad, seinem Vetter, dem an der Länge abging, was Jener, bei einer auffälligen Leibesdürrheit, im sechsfüßigen Ueberfluß hatte, ich sage, im Hause des langen Conrad war nur noch in der Küche Licht, weil die schöne Aengel oder, wie die Leute es aussprachen: Engel, was ursprünglich Angelika hieß, entweder noch spühlte oder es nicht that. Hätte man ins Küchenfenster sehen können, so würde sich Letzteres als wahr herausgestellt haben, da alles Geräthe blank und rein, an seinem Orte stand. Auf dem Herde, wo das Feuer längst ausgeglommen hatte, stand das Licht, und neben dem Herde das Spinnrad, dessen Rocken neben dee Scheibe lag; aber die Engel war nicht zu sehen. Bei so bewandten Umständen war sie auf dem Sprunge, in die Spinnstube zu gehen, mußte aber noch eine Privatabhaltung haben. Letztere bestand darin, daß sie ein Ständchen an der Hinterthüre mit Jemanden hatte. Diese Hinterthüre war eine gebrochene, das heißt, aus zwei Theilen bestehende Thüre. Das Untertheil derselben war geschlossen, aber das Obertheil offen. In der Teune stand die Engel und außerhalb derselben ein junger Mann von etwa gleichem Alter, wie das Mädchen.

Es war Kirchmeiers Martin, unstreitig der schönste Bursche im Dorfe, wie ohne Zweifel Engel das schönste Mädchen unter ihren Gespielinnen war. Beide unterredeten sich, aber fröhlich war die Unterredung nicht, das konnte man wahrnehmen an dem Tone und der Haltung. Martin, eine ungemein kräftige Gestalt, lehnte auf der unteren Thorhälfte und Engel hatte den Zipfel ihrer blaulinnenen Schürze in der rechten Hand und fuhr gar oft

---

*) Ueber die Form und Bedeutung des Wortes dieß: Der Hunsrücker liebt es, die Pluralendung auf r zu bilden, auch wenn sprachlich die auf n geboten wäre; der Namen Grundelcher wird einem kleinen, sehr scheuen und beweglichen Fisch in den Hunsrücker Bächen beigelegt. Daß man die Soldaten des französischen Revolutionsheeres so nannte, war ein allgemeiner Volksspott.

*) Trollen, Volksausdruck füe Spinnen. Halbe Troll heißt eine gegen neun Uhr Abends einfallende Unterbrechung des Spinnens, bei welcher die Mädchen einer, Spinnstube die der andern besuchen.

**) Landesüblich für Herrchen, wie man die katholischen Geistlichen nennt.

***) Es sind die Namen: Maria, Margaretha, Helena in Einen landesüblich zusammen gezogen.

zum Auge, um sich eine herabrieselnde Thräne wegzutrocknen. Die Vertraulichkeit dieser abendlichen Unterredung fand ihre Berechtigung darin, daß sie Beide, mit Einwilligung ihrer Väter, Verlobte waren, deren Verehelichung aber nur darum noch hinausgeschoben ward, weil Beide noch sehr jung waren. Erst im nächsten Jahre sollten ihre Wünsche gekrönt werden, wenn der Friede blieb und die Franzosen nicht ins Land brächen, wozu grade jetzt die Aussichten waren.

„Ach, lieber Gott", hob Engel seufzend an und ihrer melodischen Stimme konnte man das leise Beben und den schmerzlichen Ton anhören, „was soll das noch werden? Siehst Du, Martin, mein Vater hat kein Sitzfleisch mehr daheim. Morgens ist die Suppe kaum gegessen, so greift er nach dem Rocke im Schranke und nach der Pelzkappe und dem Stock und dann gehts in die Stadt. Abends kommt er wieder und oft ißt er nicht einmal mit mir, dem Knecht und der Magd, so eilt er schon wieder in Bäckers, von dannen er erst um elf, ja zwölf Uhr zurückkehrt. So gehts alle Tage, die Gott kommen läßt. Um seine Haushaltung, um sein Vieh kümmert er sich nicht mehr; was Knecht und Magd thun, sicht ihn nicht an. Es ist ein rechtes Glück, daß wir braves Gesinde haben und die Arbeiten draußen alle gethan sind, bis auf kleine, die der Knecht thut. Er versäumt Alles, um der gottlosen Franzosen willen."

Martin hörte stumm zu. Endlich sagte er ebenfalls seufzend: „Es ist betrübt, Engelchen; aber da läßt sich nichts machen; wenn man ihm Vorstellungen machte, dann wär' erst recht Feuer im Dache."

„Es ist wahr", entgegnete Engel, „und ich sag' Dir's auch nicht darum, daß Du es thun solltest. Das ginge gradeaus gar nicht. Ich klage Dir nur meine Noth. Ich fürchte selbst, Dein Vater, der ihn, wie mir die Bäckersbas sagte, manchmal ordentlich abkappt, macht sich ihn zum Feinde und dann — ach, Martin, — dann ist's aus mit uns, denn er hat einen harten Kopf, den keine Menschenseele bricht. Die Jungfer Mariemerlehn erzählte mir, das Heerchen habe ihn neulich dazwischen gehabt und erschrecklich gekapitelt; aber was hat's gefruchtet? — Er fuhr dem alten Manne arg über das Maul und fluchte über ihn, wie ein Türke, und noch heute darf man ihn nicht nennen, sonst gehts aufs neue los. Freilich ließ sich das Heerchen das nicht gefallen und rieb ihm den Kümmel, daß er endlich beschämt stille wurde; aber er drückte nur seinen Zorn in die Brust hinab, wo er nur um so wilder wurde. Seitdem flucht er über die Pfaffen, daß es Einem angst und bange wird und sagt es frisch heraus, die Franzosen hätten Recht, daß sie ihnen die Köpfe abschlugen, und so lange das nicht bei uns auch geschähe, würde es nicht gut."

„Die Haut schaudert Einem, von einem Christenmenschen solche Reden zu hören", sagte Martin.

„Ja wohl, Martin. Meinst Du aber, die Zurechtstellung des Heerchens habe ihn auf andere Wege gebracht? Leider ist er schlimmer und heftiger geworden."

„Leider ja", versetzte Martin. „Das hab' ich auch meinem Vater gesagt und ihn gebeten, er sollt's doch zum einen Ohre hinein und zum andern hinausgehen lassen, wenn Dein Vater so haselirt, und zwar um — unsretwillen; aber, Du weißt, mein Vater ist gut gesinnt und hat die Landesherrschaft lieb; dabei ist er auch hitzig, und da kommt manchmal auf den groben Klotz ein grober Keil. Er bleibt auch nicht aus Bäckers, wie ihn auch meine Mutter bat, hinter die ich mich gesteckt hatte. Freilich — es ist sein Schwager und Kumpeer*) und Special von Kindesbeinen an, und seit er verheirathet ist, arbeitet er bis neun Uhr und dann geht er in Bäckers und hat da im Sorgstuhl am Ofen seinen herkömmlichen Platz. Mir ists dabei nicht heimlich, wenn ich denke, daß sie einmal auf einander platzen mit harten Worten."

Engel schluchzte leise. „Und dabei", sagte sie, „gewöhnt er sich ans Spielen und Branntweintrinken."

„An alle dem Unglücke ist der Schimmel schuldig, der lumpige Advokat in der Stadt", versetzte Martin, „der nur im Trüben fischen will. Der hat Deinen Vater so angeködert, daß er nicht mehr los kann. Meinst Du denn, gute Engel, er nähme sein Wort zurück?"

„Ach, — er hat's ausgestoßen im Zorne, gestern Abend!" schluchzte sie.

„Großer Gott!" rief Martin erschüttert aus.

(Fortsetzung folgt.)

*) Kumpeer = Compère = Gevattermann.

Ein Münchener Bilderbogen.

(Farbenskizze von Dr. Daniel v. Fenner.)

Wenn München, das schöne, in Musik gesetzt werden könnte, so müßten zwei B vorgesetzt werden: Bilder und Bier. Durch beide Dinge unterscheidet sich nämlich München von vielen anderen Städten. — Dieß als Vorbemerkung. — Die Residenz des Königs v. Bayern trägt den unverfälschten Typus einer katholischen Stadt. Fast jedes Haus, jedes Häuschen, jede Kirche, jedes Kirchlein, zeugt davon. Hier — eine Maria, dort ein Christus, bald al fresco, bald als Statuette. Wer möchte diese fromm-katholischen Sitte tadeln oder unschön finden? — Liegt nicht etwa Poesie darin, die Stätte der Geburt und des flüchtigen Weilens auf der vergänglichen Erde mit Erinnerungen an Unvergängliches zu zieren und zu bezeichnen? Liegt aber auch nicht Poesie darin, Bier zu trinken und an den königlichen Erfinder des Gerstensaftes, Se. Maj. Gambrinus, von Gottes Gnaden, zu denken? Aber weiter im Texte!

Es gibt viele Städte, die sich sehr gut ohne den Namen irgend eines Fürsten nennen lassen. München und König Ludwig sind und bleiben ein's. Wahrlich, der König, um dessen Krone sich der Lorbeer liebend schlang, hat sich ein monumentum gesetzt, „aere perennius." Ich müßte einen Fremdenführer abschreiben, wollte ich jede einzelne Münchener Kunstsehenswürdigkeit als Beleg zum Gesagten aufführen. Doch nehmen wir zum Beispiel die bekannten Arcaden, in welchen sich Poesie und Malerei die Hände zu reichen wußten. Bezeichnend für Geist und Talent Königs Ludwig's erschienen mir hier insbesondere die tiefen Distichen:

Tivoli.

Zwei Jahrtausende fast verschwanden, seit Properz gestorben;
Liebe, die ihn durchdrang, lebet beständig im Thal.

Und:

Florenz.

Florenz, dir fehlt das, was Rom hat, und diesem just, was du besitzest,
Wenn ihr beide vereint, wär's für die Erde zu schön.

In einer Stadt, wie München, müßte man übrigens Jahre lang leben, um Alles würdigen zu können. —

Die Ausstellung fand vielfache Tadler. Die alte Geschichte vom Bauern und seinem Esel! Was mich in derselben besonders ansprach, waren die Thier-Carricaturen; hier — ein Duell zwischen Thieren; dort eine Kätzchen-Kaffeegesellschaft; hier ein zärtliches Rendez-vous zwischen — Hund und Hasen; dort eine Katzenmusik oder ein Ständchen u. s. w. Steht man nun als unausgestopfter Mensch vor den ausgestopften Thieren, so weiß man wahrlich nicht, ob die Thiere

eine Satyre auf uns oder wir eine Satyre auf die Thiere bilden.

Da wir gerade bei etwas Humoristischem sind, so erwähne ich die Münchener **Volkstheater**. Ich besuchte zwei Vorstellungen in den zwei verschiedenen Theatern. Wer Freund eines „blühenden Unsinnes" ist, muß hierher kommen. Ich sah:

„Eine Posse in der Türkei,
oder:
der dicke Ali-Hatschi-Latschi-Datschi und die schöne Mohrin Ilzara-Mata-Lala";

ferner:
„Bier, Bock und Schöps,
oder:
Ein verwunschener Brauer."

Am Tage meiner Abreise gab man:

„Da raherte Birnbam,
oder:
Bader, Müllerbua und Husar."

Will man nicht über den Unsinn eines Stückes lachen, so muß man jedenfalls **über die Lacher lachen**.

Vom **Volkstheater** „in der Au" zur **Kirche** in der Au — dieser Sprung ist nicht weit. Ich erinnere mich nicht, je ein schöneres, zur Erbauung stimmenderes Kirchlein geschaut zu haben. Ich meine, wenn viele Protestanten hinein kämen, — so müßte Mancher katholisch werden. Dieses herrliche, durch die Glasmalereien hervorgebrachte Helldunkel! — Ja, hier läßt sich's beten! Interessant ist auch das Dach der Kirche, das von Weitem unbedeckt aussieht. —

Auffallend für jeden Fremden mag wohl der Dialect der Münchener und die Bezeichnung der verschiedenartigen Gegenstände seyn. „Was wünschen's?" — „Haben's schon g'schafft?" — „Weinstritzel; „Kellerfleisch (Rindfleisch)"; „a Spitz (1 Schoppen)" deuten neben dem Kaffee, welchen man aus **Gläsern** trinkt, die von unseren Sitten und unserer Sprache abweichende Art und Gewohnheit an.

Eigenthümlich und originell sind die **Ständchen**, welche am Vorabende eines Namenstages Mädchen von Sängern gebracht werden. (Tag's darauf findet jedesmal Ball für **sämmtliche Namensgenossinnen** statt.)

Daß das Bier Viele in München reich gemacht hat, sieht man an den **Palästen der Bierbrauer**. — Vor allen Läden zeichnen sich des Abends durch brillante Beleuchtung die **Conditoreien** aus. — Das Münchener Straßenpflaster bemüht sich, sein Möglichstes zur Verbreitung der **Stiefeln** und **Schuhe** beizutragen, deßgleichen die vielen Sandwege. —

Mein letzter Gang in München galt dem **Todtenhofe**. Ich freute mich von Herzen, daß die Lebenden der Todten nicht vergaßen. Nur ein's brachte einen leisen Schauder bei mir zu Wege: die allzu sichtbare Ausstellung der Leichen. Freilich lag da ein kleiner Engel, noch lächeind über den Kuß, den ihm ein anderer Engel gegeben; freilich lag da der Kleine, blumengeschmückt, kerzenumstrahlt; — dagegen boten andere Verstorbene wieder zu abschreckende Bilder des Todes.

Auch finde ich es im höchsten Grade unschön und geschmacklos, schöne Monumente gewissermaßen mit hölzernen Wandschränken zu umkleiden. —

Ein Ausflug nach dem an die Rheinufer so sehr erinnernden „Starnberger-See" (Würm-See) krönte die Genüsse der Reise und hatte ich Baden, das schöne Würtemberger Land u. s. w. hinzugenossen, so kehrte ich über Würzburg, Nürnberg, Aschaffenburg rc. nach Frankfurt zurück. Ein kurzes Erholungsstündchen gönnte ich mir übrigens noch in München, bevor ich den Eisenbahn-Waggon bestieg. Ich schlummerte und träumte gar süß von all den Herrlichkeiten, die ich gesehen, und als ich aufwachte, — was fiel von meinem Bette auf den Boden des Zimmers? Ein schweres Plümeau, auf dem die Gestalten von **Eisele** und **Beisele** sich gedruckt befanden. —

Sollte ich noch einige Bemerkungen meinen Bemerkungen beifügen, so beständen sie darin: 1., daß München noch sattsam Raum für Fremde bietet (ein eigenes Verzeichniß von Wohnungen ist erschienen), und: 2., daß man dem Ausstellungsgebäude einen freundlicheren Anstrich hätte geben sollen.

Die Erinnerung an München wird übrigens zu den liebsten meines Lebens gehören. —

Mannichfaltigkeiten.

(**Vehse's Geschichtsbuch in England.**) Von Vehse's Geschichte der deutschen Höfe sind kürzlich die „Memoirs of the Court of Prussia" in englischem Gewande erschienen. Uebersetzer ist Herr Franz C. F. Demmler, ein in England eingebürgerter Deutscher, der ein tadelloses Englisch schreibt. Das Buch findet natürlich auch drüben sehr viel Leser. Es ist nur zu bedauern, daß die Engländer, die sonst selten ein deutsches Geschichtswerk übersetzen und lesen, dadurch einen falschen Begriff von deutscher Geschichtschreibung bekommen, die sie, nach Lesung des Vehse'schen Buches, mit dem Memoirenkram der Franzosen, mit der Historiographie eines Alex. Dumas, in Einen Topf werfen werden. Der Charakter des großen Friedrich, den Vehse eben so, wie die Portraits der Männer des Tabakskollegiums oder des Religions-Edikts, aus Anekdoten zusammengelesen, ist den Engländern glücklicherweise aus gediegeneren, historischen Auffassungen, namentlich durch das Werk des Lord Dover, seit längerer Zeit bekannt.

(**München, 3. August.**) Die Mitglieder unserer musikalischen Akademie veranstalten eine Reihe von großen Konzerten im Hof- und Nationaltheater, deren erstes schon am 7. ds. stattfindet. Auch die vereinigten Musikkorps des Landwehr-Regiments unserer Hauptstadt werden aus Anlaß der Industrie-Ausstellung eine große Festproduktion, und zwar im Prater geben.

Vor kurzem wurde 1000 Wahnsinnigen in einem englischen Irrenhause ein Festessen gegeben. „Das Benehmen der Festessenden", sagt der Bericht darüber, „war tadellos. Nur an Einem Umstande merkte man, daß bei den Leuten doch nicht Alles richtig war: kein einziger Verrückter betrank sich."

Herrmann Hendrichs.

(**Frankfurt a. M.**) Herr Hendrichs, auch dießmal wie früher in seiner Vaterstadt herzlich begrüßt, hat sein Gastspiel auf unsere Bühne mit dem Lord Rochester eröffnet und als Struensee fortgesetzt. Bei Gelegenheit der sogenannten Mustervorstellungen in Bayerns Hauptstadt brachte die Neue Münchener Ztg. „**Künstler-Skizzen**". Der über Hrn. Hendrichs, für den Raum unseres Blattes zu ausführlich, entnehmen wir das Nachstehende: „Hendrichs gehört zu den Künstlern, die bei klarer Anschauung ihrer Aufgaben, diese in eben so klarer Weise zur Gestaltung bringen. Man wird bei seinen Darstellungen sich stets wohlthuend angezogen fühlen von der Ruhe, mit welcher er den Charakter anlegt, und die nur dann erhöhtem Feuer weicht, wenn die Situation des Augenblicks den Künstler begeisternd aufregt. Man kann bei seinen Darstellungen kaum bestimmen, wo sich Natur und Kunst berühren. — Die Gefühlsweise, die er in seinen Kunstgebilden zur Anschauung bringt, ist stets die des Mannes, — niemals das Kokettiren

mit den „Molltönen der Rede“, die mehr oder weniger immer einen lamentabeln Beigeschmack haben. Was anderseits seinen Humor, wo ihn die Situation erfordert, betrifft, so ist dieser ein im Kern überaus gemüthlicher, und in seiner Anwendung jenen witzelnden Ton vermeidender, vor dem die Behaglichkeit im Zuschauer nicht aufkommen könnte. Diese gemüthliche Färbung, durch welche vorzugsweise süddeutsche Künstler Erfolge zu erringen pflegen, ist besonders hervorzuheben. Nur selten hat uns ein Künstler, wie er, deutlich gemacht, daß die Kunst innig verwandt ist mit dem Schönen, eben darum, weil er erkannt, daß sich das Schöne nur im Zustande der Ruhe und der Klarheit denken läßt. Die geistigen Vorzüge werden bei diesem Künstler in seltener Weise durch glänzende Naturgaben unterstützt. Vor Allem ist es das schöne klangreiche Organ, das harmonisch sich jedem Wechsel des Ausdrucks schmiegsam fügt, und Elegisches und Heroisches in gleicher Reinheit und Schönheit wiedergibt. Dann die ausdrucksvolle Mimik, die in Momenten der Leidenschaft, wie in denen der Ruhe sich ausprägt und nicht minder seine stets in den Formen des Schönen gehaltene Plastik.“ — Indem wir durch diese Andeutungen das Gastspiel unseres hochgeschätzten Landsmannes einführen und uns eine weitere Besprechung desselben vorbehalten, wollen wir vorläufig nur noch berichten, daß Herr Hendrichs bei seinem ersten Auftreten als Lord Rochester von dem in allen Räumen gefüllten Hause freudig begrüßt und im Verlaufe dieser Rolle, wie in der folgenden Vorstellung, des Struensee, durch den lebhaftesten Beifall und wiederholte Hervorrufung ausgezeichnet wurde. — Mit ihm gastirt seine Nichte und Schülerin Frl. Jos. Hendrichs, welche die Jane Eyre spielte. Auf der Bühne ihrer Vaterstadt durch den Oheim eingeführt, konnte der Nichte ein herzliches und aufmunterndes Entgegenkommen von Seiten des Publikums nicht fehlen, das sich durch einstimmigen Beifall und Hervorruf bekundete. Der weitere Verlauf des Gastspiels dieser noch jugendlichen Darstellerin wird uns Gelegenheit geben, das Verdienstliche, was sie bereits leistet, hervorzuheben und dasjenige, was sie noch zu erstreben hat, nachzuweisen.

Korrespondenz.

Hamburg, 4. August.

Heute wurde die Theater-Direktion, Maurice-Wurda, in Folge eines richterlichen Spruches, und eines Senatsdecrets, aus dem Stadttheater polizeilich ausgesetzt und der provisorischen Direktion Lachner (Kapellmeister), Rottmayer (Oberregisseur), Lindemann (Bassist), Haus und Inventarium von dem Comitee der Aktionäre zur Benutzung übergeben und so werden morgen die Vorstellungen im Stadttheater wieder beginnen, mit dem Schröder'schen Lustspiele: „Stille Wasser sind tief.“ Zu dieser Wiedereröffnung hat Herr Dr. Töpfer einen Prolog gedichtet. Sonntag folgt „Don Juan“ und Montag „Faust“. Das Thalia Theater bleibt geschlossen, und da nach erfolgter gerichtlicher Insolvenz die nicht ausbleiben wird und kann, dieses Theater seine Conzession verliert, so wird es wohl sammt Inventarium zum öffentlichen Verkauf kommen. Die von dem Comitee der Actionäre des Stadttheaters eröffnete Subscription zur Aufbringung der rückständigen Juli-Gage für die Mitglieder der Theater hat einen sehr günstigen Erfolg gehabt und die Summe von 25,000 Mark Courant reichlich gedeckt. In allernächster Zeit wird das Comitee eine neue Concurrenz zur Uebernahme des Stadttheaters ausschreiben.

Hamburg, 5. August.

Die heutige Wiedereröffnung des Stadttheaters fand bei vollem Hause statt. Ein starker Applaus folgte dem Prolog, gesprochen von Hrn. Köckert, eben so dem trefflichen Spiele. Die provisorische Direktion wurde gerufen. Gegen 12 Uhr Nachts brachte das Chorpersonal dem österreichischen General-Consul, Hrn. Ernst Merck, welcher für die so schnelle Wiedereröffnung des Theaters die größte Anstrengungen gemacht hatte, ein trefflich arrangirtes Ständchen.

Gräfrath in Rheinpreußen, 1. August.

Unser Städtchen bleibt in neuester Zeit nicht zurück hinter seinen Nachbarstädten, dem reichen Elberfeld, dem gewerbfleißigen Solingen. Keineswegs ausgezeichnet durch einflußreiche Lage, noch durch Handelsgeist belebt, verdankt es seinen Namen, seinen Wohlstand lediglich dem Streben eines einzigen Mannes, dem als Augenarzt gemein bekannten Dr. de Leuw. Jahr aus Jahr ein ist dessen Haus von Leidenden aller Himmelstriche umlagert, welche zum größten Theile geheilt oder doch gelindert unsere Gegend wieder verlassen. Gewöhnlich bleiben diese Leidenden Wochen, Monate, ja einige Jahr lang hier wohnen, um unter dem Einflusse unserer Bergluft und der Hand des Arztes rascher und dauernder zu genesen. Auf solche Weise beherbergen wir fast mehr Fremde, als irgend ein deutscher Badeort; wir zählen gegenwärtig über 400 Fremden, aus allen Zonen zusammengeweht, welche bei uns wohnen. Da der verdienstvolle Augenarzt sich jetzt einen seiner Söhne zum Gehülfen herangebildet und beide im Vereine ein Hospital für Augenleidende hier gegründet haben, dürfen wir hoffen, daß der Zudrang der Fremden von Nachhaltigkeit seyn und nicht so bald aufhören werde. Anerkennungswerth ist neben der Menschenfreundlichkeit der Aerzte die Uneigennützigkeit, mit welcher sie auch unbemittelte Leidende aufnehmen, Arme sogar mit bedeutenden Opfern pflegen und unterstützen.

Literatur- und Kunst-Notizen.

(Frankfurt a. M.) Der berühmte Klaviervirtuose und Componist Charles Voß von Paris ist, von seiner italienischen und egyptischen Reise zurückgekehrt, durch unsere Stadt gekommen. Sein hiesiger Aufenthalt konnte nur ein sehr kurzer seyn, da er seine Rückreise nach Paris, wo er bis zum 8. d. M. erwartet wird, zu beschleunigen hatte.

(Wien.) Flotow schreibt für das Hofopern-Theater eine neue Oper, deren Hauptrolle für Fräul. Wildauer bestimmt ist. Außerdem werden die Herren Ander, Beck, Draxler und eine junge Sängerin Camera, die bei dieser Veranlassung zum ersten Male auftritt, mitwirken.

An Ernst Maschek,

Direktor der helvetischen Konzerte.

Hast Du auf ewig denn dem Alpenlande
Valet gesagt, wo Du, im Reich der Töne
Als Meister hochverehrt, Helvetiens Söhne
An Dich gefesselt hielt'st durch Zauberbande?

Fand'st Du am Rhein, am Main, am Donaustrande
Der Liebe mehr? Macht Dir die blonde, schöne,
Blauäugige germanische Kamöne
Das Thalgefild zum bessern Vaterlande?

O kehr' zurück! An jenen Lustgestaden,
Wo sich im See Savoyens Alpen baden,
Harrt Deiner man mit sehnlichem Verlangen.

Horch! Die Schalmei, sie tönt, Dich einzuladen;
Das Morgenroth glüht auf der Berge Wangen,
Und jubelnd wird Dich Alt und Jung empfangen!

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 9. August. Dritte Gastdarstellung des Hrn. Hendrichs, vom k. preuß. Hoftheater zu Berlin und der Fräul. Hendrichs, vom Königsstädter Theater zu Berlin. Herzog Albrecht, Trauerspiel in 5 Acten. Albrecht: Hr. Hendrichs. Agnes Bernauerin: Fräul. Hendrichs.

Donnerstag, 10. August. Dritte Gastdarstellung der Frau Marie von Marra-Vollmer. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Akten von Bellini. Amine: Frau M. von Marra-Vollmer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 190. Donnerstag, den 10. August 1854.

Die Grundelcher.

Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Volksleben; erzählt von W. O. von Horn.

(Fortsetzung.)

Es trat eine Pause ein, in der man nur Engels leises Weinen hörte.

Da richtete sich Martin auf und fragte mit lebhaftem Ausdruck: „Engel, nimmst Du einen Andern, sag'?"

„Nie, nie!" rief das Mädchen.

„Gib mir Deine Hand, Engel", bat er.

Sie reichte sie ihm.

Er drückte sie kräftig und sagte: „So wahr Gott uns sieht, werde ich nie eine Andere zum Altare führen, als Dich, und lieber ledig sterben."

„O, auch ich!" rief das Mädchen begeistert.

„So laß Gott walten, Engel, und hoff' auf ihn, wie ich. Ist es sein heiliger Wille, so können uns Menschen nicht scheiden und — will Er's nicht — so hilft uns der Väter Jawort auch nicht."

Sie drückten sich noch einmal die Hand, so recht aus Herzensgrunde, und dann eilte Martin das schmale Gäßchen hinunter. Engel trat in die Küche und am Herde sank sie betend auf ihre Kniee. Lange lag sie so — Alles um sich vergessend; dann stand sie auf; wusch sich mit frischem, eiskaltem Wasser das schöne Gesicht, um die Spuren ihrer Thränen den Blicken der Menschen zu verbergen, nahm ihr Rad, zündete ihr Handlanterchen*) und eilte ins Nachbarhaus, wo man sie schon lange erwartet hatte im Kreise der Spinnerinnen.

Während dieses Gespräches fand ein anderes in Beckers statt, wo sich heute früher, als sonst, die herkömmliche Abendgesellschaft versammelt hatte. Bäcker Jakobs Stube war niedrig, wie alle Hunsrücker Stuben sind. Ein schwerer Durchzug- oder Tragebalken lief mitten durch und trug die Balken des oberen Geschosses. In der Ecke stand der viereckige Ofen, bestehend aus fünf Eisenplatten von beträchtlicher Dicke, an der in erhabener Darstellung vorn und zu beiden Seiten biblische Geschichten sichtbar waren und zwar vorne Simson, wie er mit des Esels Kinnbacken die Philister schlug; rechts, wie er die Schwänze der Füchse zusammenband, um die Fluren der Philister zu verbrennen, und links, als er die Tragesäulen des Hauses seiner Feinde zusammenriß. Ueber dem Ofen war das Reck, wo nasse Leinwand und Kleider getrocknet wurden. Zur rechten Seite des Ofens lief eine breite Bank bis zur Thüre, auf welcher jeden Abend der Bäckerjakob sein Schläfchen hielt, da er des Backens wegen Morgens gar frühe heraus mußte. Auf der andern Seite stand der Sorgsessel, in dem der Kirchmeier ein altes Recht hatte, zu sitzen. In der Stubenecke, dem Ofen gegenüber, stand der lange und breite Tisch von Kirschbaumholz, daran die Gäste saßen, welche gewöhnlich aus dem langen Conrad, dem Schusterpeter, einem verdächtigen Menschen, der, statt sein ehrlich Handwerk zu treiben, lieber lunge te und wildbiebte auch im Geruche stand, als habe er mit der Räuberbande des Schinderhannes, die in diesen Gegenden lange genug ihren Schauplatz gehabt hatte, in einer vertrauten Verbindung gestanden, und drei Nachbarn bestand, welche nicht eben den Ruf hatten, als seyen sie die besten Haushälter und Hausväter.

Bäckerjakobs Frau, denn Kinder hatte das Ehepaar nicht, war in der Regel in der Spinnstube, wo auch ihre Schwägerin, Kirchmeiers Frau, zu spinnen pflegte, denn wie die Männer, so waren auch die Frauen Ein Herz und Eine Seele. Während der Bäckerjakob schlief, versah Kirchmeier den Wirthdienst durch Einschenken von Bier und Branntwein und Einkassiren des Geldes, wenn nicht der Betrag auf der Schiefertafel angekreidet wurde, welche hinter dem Ofen hing. Eine Oellampe erleuchtete die Stube. Unter den Gästen ragte der Vater der schönen Engel hervor, wie einst Saul über Israel, nämlich eines Kopfes Länge, aber er machte sich auch außerdem bemerklich durch ein entsetzliches Qualmen aus seiner Pfeife, durch ein überlautes Wortführen und durch heftiges Aufklopfen auf den Tisch, wenn er seinen Worten einen besondern Nachdruck geben wollte. Letzteres haßte Niemand mehr, als der Bäckerjakob, weil er manchmal dadurch erschreckt, von der Bank auffuhr, auf welcher er der Länge nach zu liegen pflegte. Er schalt dann entweder laut, fluchte auch einmal oder brummte nur und legte sich knurrend wieder zum Schlafe, der denn auch innerhalb weniger Sekunden wieder eintrat, was man an einem langgezogenen Schnarchen deutlich wahrnehmen konnte.

An diesem Abend war das schon dreimal passirt. Beim ersten Male hatte er blos gebrummt; beim zweiten Male gehadert, daß des langen Conrad miserabele Gewohnheit ihn nicht ruhen lasse; beim dritten Male aber hatte er heiduckenmäßig geflucht. Dieß letztere war von Erfolg. Der lange Conrad mochte es mit dem Bäcker nicht verderben; denn er war auch durch lange Gewohnheit, seine Abende hier zuzubringen, in der Lage, sich nur hier wohlzufühlen, und — anderswo mochte man ihn nicht leiden und gab ihm das nicht undeutlich zu verstehen.

Es gehörte zu den Bedürfnissen Conrads, jeden Abend die Neuigkeiten aus Frankreich, besonders aus Paris, an den Mann zu bringen, die er am Tage in der Stadt, theils von seinem Freunde, dem Winkeladvokaten Schimmel, gehört, der ein übertriebener Franzosenfreund war, theils aus der Koblenzer Zeitung schöpfte, die der Adlerwirth hielt und die damals Einer schrieb, dem man hernachmals nicht ansah und anhörte, daß er es hielt

*) Handlaterne.

mit den Halsabschneidern in Paris, und der, nachdem er mehrmals die Farben gewechselt hatte, nichts mehr davon wissen wollte. Aus diesem heillosen Blatte sogen damals die Franzosenfreunde oder sogenannten Patrioten ihr Gift, das sie dann überall hin aussprützten und die leeren Köpfe toll zu machen suchten. So gings auch dem langen Conrad, der kein eigenes Urtheil hatte, und es sich zur Ehre achtete, von dem hochweisen Herrn Schimmel seines Vertrauens gewürdigt zu werden.

Heute war Conrad wieder, wie alle Tage, in der Stadt gewesen, und kramte nun alle die Geschichten bausbäckig aus, die er vernommen oder gelesen haben mochte, und deren Hauptkern darauf hinauslief, daß die Franzosen bald kämen, um auch dem Lande am Rheine das Heil zu bringen, das sich in den drei Schlagworten kund gab: Freiheit, Gleichheit, Bruderliebe! Man konnte es ihm anhören, daß der hochgepriesene Herr Consulent Schimmel ihm Alles gehörig ausgelegt und auf die herrschenden Zustände angewendet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kaltwasserheilanstalt zu Michelstadt im Odenwald.

Den heilsamen Einfluß des kalten Wassers auf die Erhaltung oder Wiederherstellung der Gesundheit beweisen oder auch nur auf's Neue hervorheben zu wollen hieße Wasser in den Fluß tragen; alle Aerzte sind längst darüber einig, wenn sie auch noch, je nach dem Systeme, dem sie huldigen, über das Maß und die Ausdehnung dieses Einflusses in ihren Ansichten auseinandergehen mögen. Auch die eigentlichen Heilanstalten, die sich nur oder doch vorzugsweise mit der Kaltwasserkur befassen, bedürfen keiner Befürwortung mehr; es vermehrt sich ihre Zahl von Jahr zu Jahr und Tausende von Leidenden werden von ihren allopathischen Aerzten in dieselben geschickt, um für bestimmte Uebel Heilung zu erlangen. Wohl aber kann im Interesse der leidenden Menschheit nicht oft und nachdrücklich genug hervorgehoben werden, daß man die Kaltwasserkur doch ja nicht für eine leichte, im Grunde ziemlich indifferente Kur nehmen solle, die, wenn sie nicht helfe, auch nicht schaden könne, bei der es also im Ganzen gleichgültig sey, wo und bei wem man dieselbe mache; daß vielmehr diese Kur, in ihrer ganzen Energie gleichmäßig bei den verschiedensten Leiden angewendet, ebenso wohl den Organismus auf die Dauer zerrütten, als sie, mit Vorsicht gebraucht, der Natur ihre alte Reactionskraft gegen alle Störungen des Lebensprozesses wieder verleihen könne; daß gerade diese Heilmethode eine sorgfältige Individualisirung verlange und daß es daher von der größesten Wichtigkeit sey, zu prüfen, welche Anstalt Dem entspreche und in wie weit der Arzt derselben durch allseitige Kenntnisse und Erfahrungen im Gebiete der Heilwissenschaft überhaupt und durch den Ernst der Ueberzeugung in seiner speciellen Methode volles Vertrauen verdiene. Wir wollen, ohne uns auf wissenschaftliche Begründungen und Erörterungen einzulassen, in Kurzem die Punkte hervorheben, auf die es uns bei dieser Heilmethode hauptsächlich anzukommen scheint, sie werden zum Theil auch bei jedem andern Heilverfahren angewendet und sollten eigentlich einen wesentlichen Theil bei jeder naturgemäßen Lebensweise bilden. Tüchtige, regelmäßige und mannichfaltige Bewegung im Freien neben genügender Nachtruhe, eine kräftige und reichliche, aber einfache Kost ohne erhitzende Ingredienzien sind unerläßlich zur Stärkung der überreizten Nerven und zur Wiederherstellung der gestörten Magen- oder Hautthätigkeit, der Quelle der meisten Krankheiten. Darauf soll außerdem noch insbesondere das Wasser in verschiedenartiger Anwendung wirken. Den Hauptbestandtheil der Kur bildet das Uebergießen mit frischem Brunnenwasser unmittelbar nachdem der Körper durch Einwickelung in Schweiß gerathen ist. Es ist dieß das Prinzip der russischen Bäder, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß dort die Reaction eine freiwillige, hier eine gezwungene, von außen aufgedrungene ist. Dazu kommen, im Lauf des Tages Regen- oder Strahlenbouschen und Vollbäder oder auch Bäder für einzelne leidende Theile des Körpers, je nach der Art der Krankheit und der Kraft des Kranken verordnet; und endlich der häufige, jedoch nicht übermäßige und ebenfalls individuell berechnete Genuß eines kräftigen, reinen Bergwassers. In der That, wer je die Behandlung und die Lebensweise der Kranken in einer soliden Anstalt der Art beobachtet hat, wird gestehen, daß eine solche Kur nicht abschreckend sey, vielmehr schon durch ihre Einfachheit Vertrauen erwecken müsse. Die Methode ist aber nicht das Einzige, die man bei der Wahl der Anstalt, der man sich anvertrauen will, im Auge behalten muß; nicht unwesentlich sind auch die örtliche Lage derselben, sowie die geselligen Einrichtungen. Die vernünftigste Anwendung der Methode wird an Erfolg verlieren, wenn die örtlichen Verhältnisse nicht unterstützen oder gar aufhebend entgegentreten. Ein freundliches Gebirgsthal, nicht zu nah dem Verkehr der großen Welt und der Ueppigkeit des städtischen Genusses; ein bequemes, geräumiges Kurhaus, das dem Arzte eine leichte Ueberwachung der Kurgäste gestattet und eine strenge Durchführung der für Alle, Kurgäste oder Besuchende, vorgeschriebenen Diät möglich macht; reichliche Mittel zu geselliger Unterhaltung und, soweit dieß in einzelnen Fällen thunlich ist, ein freundliches Zusammenleben, ohne Zwang: dieß und noch manches Andre sind nicht unwesentliche Bedingungen zum rechten Erfolge dieses Heilverfahrens. Aus vollster Ueberzeugung können wir die Anstalt in Michelstadt als eine solche empfehlen, die alle diese Bedingungen erfüllt. Wir treten hier in eines der größesten und schönsten Thalbecken des Odenwaldes; durch reiche immer frische Wiesen schlängelt sich das klare Wasser der Mümmling, und gibt dem Thale Leben und Fruchtbarkeit. An ihren Ufern ziehen sich die wohlhabenden Städtchen Erbach und Michelstadt, durch Pappeln verbunden hin und anschließende Dörfer nehmen den übrigen Raum an den Ufern ein, sodaß es dem Abends von der Höhe Herabsteigenden, wenn er das weithin von vielen Lichtern durchleuchtete Thal erblickt, zu Muthe wird, als trete er in eine weite Stadt mitten in den Bergen. Die stattlichen Schlösser von Erbach und Fürstenau, die im Süden und Norden den Schauenden freundlich begrüßen, flößen das Interesse ein, das dem sinnenden Menschen die Zeugen einer thatkräftigen Vergangenheit darbieten; während stattliche Fabrikgebäude und Eisenhämmer und Eisenschmelzen mit ihren Schornsteinen und Hochöfen daran erinnern, daß man nicht abgeschlossen sey von dem großartigen industriellen Treiben der Gegenwart. Und richtet man den Blick empor, so locken von allen Seiten vollbewaldete Höhen in die reine Bergluft, in die von Erdbeeren und Heidelbeeren duftenden Wälder, nach den Kuppen hinauf, wo der Blick bis zum Taunus und Donnersberg und der dazwischenliegenden paradiesischen Rheinebene schweift. Unerschöpflich ist hier der Reichthum an Spaziergängen; jede Kraft findet hier ihre entsprechende Aufgabe, jede Neigung ihr Genügen. Wer die Einsamkeit liebt, ist mit wenig Schritten aufwärts allein; wer sich am belebten Bilde freut, braucht es kaum zu suchen, er ist mitten inne.

Dem Bequemen oder schwerer Bedrückten bieten sich die bequemen, ja eleganten Thalwege, die prächtigen Gänge im nahen Fürstenauer Park zur mühelosen erquickenden Promenade dar; dem Kräftigen winkt das Eulbacher Schloß in seinem Jägergewande, mit seiner großartigen Parkanlage und der künstlichen Ruine an dem stillen Weiher, die, ein rührendes Denkmal eines ächten Fürsten, in Zeiten der Noth zur Beschäftigung der Armen erbaut, auf ihrer Zinne eine köstliche Aussicht eröffnet über den reichen Park und die unzähligen Waldkuppen nach den fernen

Bergen des Taunus und des Hardtgebirges. Und beiden, den Bequemen wie den Rüstigen dient die reizende Sophienhöhe zu einem gemeinschaftlichen kleinen Nachmittagsausfluge. Leichter und schwieriger, auf gerader Straße und auf Umwegen, zu Fuß und zu Wagen erreicht man diese Anhöhe, die, im Westen zwischen den beiden Städtchen sich erhebend, das ganze Thal beherrscht und einen entzückend schönen Ueberblick gewährt. Jenseits des Flüßchens, am nördlichen Ende des Städtchens erhebt sich das solide, räumige neue Kurhaus, das letzte Werk des leider zu früh geschiedenen Gründers der Anstalt, mitten in den neuen, geschmackvollen Anlagen, die von der Landstraße sich bis zu den Bergen hinaufziehen. Das Haus beherbergt bequem 80 Kurgäste, während das dicht daranstoßende alte Kurhaus deren noch 30 fassen kann. Große und kleine, elegante und einfache Zimmer dienen dem verschiedenen Bedürfniß; der hintere Querbau enthält, durch das erhöhte Parterre und den ersten Stock durchgehend, einen großen kühlen Saal, der als Speisesaal und zur geselligen Vereinigung der Gäste vorzügliche Dienste leistet.

Durch diese räumlichen Einrichtungen ist es möglich, einen der vornehmsten Zwecke zu erreichen. Sämmtliche Kurgäste können in demselben Hause vereinigt wohnen und stehen unter der beständigen Aufsicht des Arztes, dessen Hülfe sie zu jeder Stunde, bei Tag und in der Nacht, in nächster Nähe haben. Die Anstalt bildet durchaus ein abgeschlossenes Ganzes für sich. Jeder, der sie betritt, sey er Kurgast oder Besuchender, muß sich der Ordnung des Hauses unterwerfen und sich den vorgeschriebenen Lebensregeln fügen. Jede Versuchung bleibt ferne und sogar die Nachbarschaft bis in die Dörfer hinein, die von den Gästen besucht werden, wirkt im Interesse der Anstalt, die sie als eine Segensquelle für die ganze Umgegend anerkannt. Die Familie des Gründers und der vorstehende Arzt bilden den Mittelpunkt der Gesellschaft, die ganz das Ansehen einer großen Familie hat. Freundliche Sorgsamkeit und zuvorkommendes Wesen derselben wirken wohlthuend auf die ganze Gesellschaft. Man erkennt leicht, daß die Vorsteherin in den höheren Zirkeln einer großen Stadt aufgewachsen ist, denn sie verkehrt leicht mit allen Klassen und versteht es, auch eine so gemischte Gesellschaft in heiterer Unterhaltung und angenehmen Spielen zu vereinigen. Und auch in ernsten Anliegen findet der Kurgast an ihr eine theilnehmende, erfahrene und muthige Frau, die von keiner Mühe zurückscheut. Unermüdet thätig während des Tages für das Oekonomische der Anstalt, weiht sie gerne noch den Abend der geselligen Erheiterung; dann ordnet sie Spaziergänge an, Ausflüge nach den Ortschaften; ländliche Abendessen im Freien, auch wohl an besonderen Tagen größere Ausflüge nach dem herrlichen Lindenfels, nach dem Krähberg, dem Fürstenauer Sommersitze, nach Eulbach, selbst nach Waldleiningen, dem prächtigen neuen Schlosse mitten in köstlicher Waldeinsamkeit, und nach dem vielgepriesenen Amorbach. Ist das Wetter ungünstig, dann wirds lebendig im Saale und unter Spiel und Tanz vergehen rasch die Stunden. So fehlt es hier nicht an Erheiterung; Natur und Kunst, Geist und Gemüth wirken Hand in Hand. Der gute Geist und die humane Gesinnung, die von den Vorstehern ausgeht, wirkt auch auf das zahlreiche Dienstpersonale und man wird nicht leicht irgendwo gefälligere, angenehmere Diener und Dienerinnen finden. Wie großen Werth dieß gerade bei dieser Kurmethode hat, wird Jeder begreifen, der sie kennt. Der nunmehrige Vorsteher der Anstalt, Hr. Dr. Wilhelm Spieß, ein vielgeübter Arzt, der eine Reihe von Jahren eine bedeutende Stellung in Petersburg eingenommen und auf großen Reisen mannichfache Erfahrungen gesammelt hat, ist aus Ueberzeugung ganz in Geist und Wesen seines Vorgängers eingegangen und hat sich durch seine rationelle Behandlungsweise und seine ruhige, einfache Haltung das Zutrauen der Gäste in hohem Grade erworben. Möge denn diese vortreffliche Anstalt das Vertrauen, das sie mit Recht genießt, behaupten, und Scharfenbergs, des genialen Arztes und edeln Menschenfreundes, Andenken nicht nur in den Herzen der vielen, dankbaren Menschen, denen er Hülfe gebracht hat, sondern auch in seinem eignen, großartigen Werke fortblühen!

Ueber Stenographie.

In Bezug auf Nr. 166 d. Bl., woselbst das Lehrbuch des Prof. Wigard zur Erlernung des Gabelberger-Systems der Stenographie sehr empfohlen wurde, erlaubt sich Einsender dieses allen Denen, welche sich für die Vervollkommnung der Schreibekunst interessiren, mitzutheilen, daß es seit 1849 ein System der Stenographie für die deutsche Sprache gibt, nämlich das des Dr. L. Arends zu Berlin, welches selbst Alexander von Humboldt dahin beurtheilt hat, daß er ihm den Vorzug gäbe, sowohl vor dem Galbelberger'schen als dem Stolze'schen System.

Wird in der erwähnten Ankündigung des Lehrbuchs von Prof. Wigard hervorgehoben, daß sogar zwanzig Unterrichtsstunden zur Erlernung des dort behandelten Systems genügen können und daß dieses auf fünfzig Tafeln zusammengestellt sey, so läßt sich zum Vortheil des Arends'schen Systems, welches auf einigen wenigen rationellen Prinzipien beruht, anführen, „daß dieses ganze System, mit allen Regeln und Bestimmungen, auf einem halben Bogen gewöhnlichen Schreibpapiers Platz findet, und daß sechs bis zehn Unterrichtsstunden hinreichen, dasselbe zu erlernen und langsam schreiben zu können.“ — Die weitere Uebung, um diese Schrift mit Leichtigkeit und ohne alles Nachdenken, wie man es von jeder Schrift verlangen muß, ausführen zu können, wird man sich dann noch, eben so wie bei der Erlernung des Gabelberger-Systems, nach Verlauf der zwanzig Unterrichtsstunden, anzueignen haben; indessen wird dieses bei dem Arends'schen System viel leichter fallen, weil dasselbe inneren Zusammenhang und größte Einfachheit mit der Möglichkeit leichter Behandlung des Zuges verbindet.

Mannichfaltigkeiten.

Dem Vernehmen nach ist es der Polizei zu Berlin gelungen, einer großartigen Betrügerei auf die Spur zu kommen, welche sich auf ein ganz neues Feld der verbrecherischen Industrie geworfen hat. Es hat sich nämlich eine Gesellschaft Speculanten gebildet, welche sich systematisch damit beschäftigt haben, die englische Lebensversicherungs-Gesellschaften zu betrügen. Diese Speculanten sind im Lande umhergereist und haben sich hochbetagte kranke jüdische Leute aufgesucht. Durch Bestechung von Beamten haben sie sich falsche Atteste verschafft, in denen diese Leute als gesund und viel jünger bezeichnet wurden, als sie wirklich sind. Dann sind zur Versicherung dieser Personen geschritten. In einem zur Sprache gekommenen Falle war ein 82jähriger Pferdehändler auf die Höhe von 20,000 Thalern als 50jähriger Mann versichert worden. Bald nach der Versicherung starb der Mann, und die Gauner-Gesellschaft hat in Berlin die versicherte Summe vor einigen Wochen gehoben. In einem anderen Falle war eine hochbetagte Frau unter ähnlichen Umständen auf die Höhe von 31,000 Thalern versichert. Die Polizei kam der Sache auf die Spur, und es sind Theilnehmer dieses betrügerischen Complots sowohl in Berlin, als auch in Görlitz und in der Nähe von Frankfurt a. d. O. verhaftet worden. Unter den Verhafteten befindet sich auch der Bürgermeister einer Provinzialstadt, welcher sich zur Ausstellung der falschen Atteste hat verleiten lassen. Der größte Theil

des in solcher Weise betrügerisch erworbenen Geldes soll durch die Schnelligkeit und Umsicht, mit welcher die Polizei eingeschritten ist, wieder herbeigeschafft worden seyn.

Korrespondenz.

Bern, 6. August.

Der Zufluß von Fremden ist in diesem Sommer ungewöhnlich stark. Auf Rigikulm übernachten seit vierzehn Tagen durchschnittlich über hundert Reisende aller Nationen, worunter selbst Mulatten. Die beiden Gasthöfe auf der Spitze dieses Lieblingsberges aller Touristen genügen nicht mehr zur Aufnahme der Reisenden; schon ist wieder Platz für einen neuen Gasthof abgesteckt. Das Berner Oberland wimmelt von Fremden; die Pensionshäuser am Genfer See sind dicht besetzt. Auch von Besteigungen hoher Berge hört man wieder; der Nimbus, der früher damit verbunden war, verschwindet von Jahr zu Jahr, seit man weiß, daß Jeder, der ein Paar gute Beine, keinen Schwindel und gerade kein Hasenherz hat, sie unternehmen kann. Die höchste Spitze des Titlis bestieg sogar eine Frau Pfarrerin aus Frankfurt a. M.; dem Herrn Pfarrer dagegen wurde es unterwegs schwindlig, so daß er nicht hinauf kam. Die Engländer sind in diesem Jahre nicht stark vertreten; dagegen wimmelt es von Deutschen, die nun mit den in Lindau, Friedrichshafen und Basel auslaufenden Eisenbahnen unser Land gar leicht erreichen. Nordamerikaner sieht man auch viele. Den Wirthen ist das reiche Inselvolk am liebsten. — Die Conferenz der Abgeordneten der Kantone Bern, Freiburg, Solothurn, Waadt, Neuenburg für die Juragewässer-Correction, welche letzte Woche in Bern stattfand, hat einen bedeutenden Schritt zur Realisirung des großen, gemeinnützigen Werkes gethan. Sie beschloß, durch das Zusammenwirken des Bundes und der Kantone die Correction der Juragewässer nach den Vorschlägen der Herren Pestalozzi, Sauerbeck und Hartmann auszuführen. Die drei Seen, nämlich der Neuenburger-, Bieler- und Murtner-See sollen 4 bis 5 Fuß tiefer gelegt, und dieß Unternehmen bis in zehn Jahren vollendet werden. Die Kosten betragen 6,160,000 Fr., woran der Bund 1,600,000 Fr., das Uebrige die Kantone zu tragen haben. Man hofft auf die Zustimmung des Bundes und der Kantone. — Bei dem furchtbaren Brande, der letzthin das St. Gallische Dorf **Kappel** fast ganz verzehrte, bewies der Gemeindeammann Bösch eine rühmenswerthe Gesinnung. Er befand sich auf dem Gemeindehause, beschäftigt, Bücher und Dokumente eiligst zusammenzuthun und zu flüchten. Indessen brachte man ihm wiederholt die Hiobspost, daß auch sein eigenes Haus in Flammen stehe. Hr. Bösch antwortete mit sichtbarer Ruhe, er wolle vorerst das fremde, ihm anvertraute Eigenthum der Wittwen und Waisen in Sicherheit bringen. Wirklich wurde dasselbe auch ganz gerettet, während Hrn. Bösch Alles verbrannte. Zur Linderung des großen Unglücks regt es sich in allen Kantonen. Glarus hat eine Steuersammlung von Haus zu Haus angeordnet. In der Westschweiz haben sich bereits viele Komitees zur Abnahme von Liebesgaben gebildet; in Zürich bereitet man ein Konzert vor.

Wiesbaden, 5. August.

Die Frequenz unserer Badesaison ist seit einigen Wochen über alle Erwartung gestiegen und befindet sich jetzt im Culminationspunkt. Betrachtet man die Massen von Gästen aller Nationen, die Morgens am Brunnen promeniren, die unsere Badeanstalten benutzen, die unsere großen comfortablen Hotels und unsere zahlreichen, fortwährend neu entstehenden Landhäuser und Privatwohnungen bevölkern, die unsere Kunstanstalten, unsere Kuranlagen und all die schönen Punkte der nächsten Umgebung zum Vergnügen und zur Erholung benutzen, so hat man ein Bild eines wahrhaft großstädtischen Lebens, das sich von diesem noch dadurch besonders vortheilhaft unterscheidet und dasselbe ergänzt, daß es mit dessen Aehnlichkeiten und mancherlei Vorzügen den Genuß eines milden Climas und die Reize einer herrlichen Umgebung verbindet. Kriegslärm und Theuerung haben diesen blühenden und gesteigerten Zustand unserer Saison deßhalb auch nicht im mindesten zu erschüttern vermocht — Beweis genug, wie festbegründet Wiesbadens Ruf ist, welche Anziehungskraft seine Lage, seine Quellen, seine Ausstattung als Kurort in jeder Beziehung ausüben. Daß große Bauungen zur Vergrößerung und Verschönerung des Kursaals und seiner Umgebung noch in diesem Jahre beginnen werden, ist schon in einer früheren Mittheilung gesagt worden, ebenso daß die Kurgäste im nächsten Jahre ihr Wasser unter dem schirmenden Dach einer großen Glashalle trinken werden. Als durchaus nothwendig bei all diesen in einem neueren regsameren Geiste der Bevölkerung entspringenden Projecten stellt sich indessen dar: daß die Ausführung derselben fern von allen kleinlichen Rücksichten nach einem großartigen, den veränderten Verhältnissen unseres Kurorts völlig entsprechenden Maßstabe stattfinde. Das Kurhaus selbst wird demnach in Zukunft nicht wie bisher aus einem Conglomerat von verhältnißmäßig kleinen, den Zwecken eines großen Conversationshauses nur dürftig entsprechenden Localitäten bestehen dürfen; es wird vielmehr nach einem, wie wir hören, auch bereits vorliegenden, umfassenden Generalplan wenn auch nach und nach ganz neu hingestellt werden; die Zurücklegung des Weihers, die Gewinnung eines größeren Platzes hinter dem Kurhause, die Anlage von Hallen, die Vergrößerung aller seiner Theile im Maßstab der großen Colonnaden wird die Grundlage seiner Metamorphose bilden. Zweckmäßig werden die Colonnaden selbst, das Theater, die Trinkhalle, die näher und entfernt liegenden Bade- und Hotels-Etablissements damit in passende Verbindung gebracht werden können. — Die griechische Capelle ist ihrer Vollendung nahe; ihre herrliche Lage und der Aufwand von Geschmack und Kunst, der ihre Umgebung mit dem hehren und gewaltigen Eindruck der inneren Ausstattung in Harmonie bringen soll, wird diesen Ort zu einem der besuchtesten machen. — Sehr interessant und anziehend ist die von dem hiesigen Kunstverein alljährlich veranstaltete Gemälde-Ausstellung auch in diesem Jahre wieder. Die besten Meister und Schulen Deutschlands sind hier vertreten. — Die dramatische und musikalische Muse wird nicht müde, auch in diesem Sommer viel Abwechslung zu gewähren. Den mit dem reichsten Beifall begleiteten Gastspielen des ausgezeichneten Baßbuffo und Komikers August Gerstel aus Stuttgart und der Hofopernsängerin Fräul. Rutschmann aus Karlsruhe, welch' letztere ein Engagement bei der hiesigen Bühne antritt, folgte das einer der würdigsten Priesterinnen Terpsychore's, der Fräul. Lucile Grahn. Ihre graziösen, geistreichen und namentlich im mimischen Ausdruck vollendeten Kunstleistungen fanden auch hier die glänzendste Aufnahme; nur ihre letzte Rolle, die der Fenella wollte nicht ansprechen — und sie schien auch in der That mehr improvisirt als gründlich studirt und geübt zu seyn, wovon alle übrigen Leistungen der großen Künstlerin so sprechende Beweise lieferten. Der fliegende Holländer, die dritte der Wagner'schen Opern, die unsere Bühne seit etwas mehr als Jahresfrist bringt, hat sich mit Herrn Minetti, Herrn Thelen und Fräul. Stork in den Hauptparthien, seinen Geschwistern Tannhäuser und Lohengrin würdig angereiht. Gegenwärtig gastirt das gutrenommirte Künstlerpaar Schönfeld aus Karlsruhe im Schauspiel und zugleich wird der Bassist Dalle Aste, von der großen italienischen Oper zu Paris einen Cyclus von Gastrollen beginnen. Die Abendconzerte hinter dem Kursaal am Freitag Abend gewähren bei dem großen Zusammenfluß von Zuhörern und den gediegenen Leistungen unserer Regimentsmusik eine höchst interessante Unterhaltung und dürften regelmäßig fortgesetzt den berühmten Freitagsmusiken in der Mainzer-Anlage eine Concurrenz bieten.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 10. August. Dritte Gastdarstellung der Frau Marie von Marra-Vollmer. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Akten von Bellini. Amine: Frau M. von Marra-Vollmer.

Freitag, 11. August. Vierte Gastdarstellung des Hrn. Hendrichs, vom k. preuß. Hoftheater zu Berlin und zum Vortheil für denselben. **Faust**, Tragödie in 6 Abtheilungen von Goethe, Musik von Lindpaintner und dem Fürsten von Radziwill. Faust: Hr. Hendrichs. Margaretha: Fräul. Hendrichs, vom Königsstädter Theater zu Berlin. Mit aufgehobenem Abonnement.

Bockenheimer Sommertheater.

Donnerstag, 10. August. Sie ist verheirathet, oder: Junker, Waidmann und Taugenichts, romantisch-komisches Charakterbild mit Gesang in 4 Akten.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 191. Freitag, den 11. August 1854.

Die Grundelcher.

Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Volksleben; erzählt von W. O. von Horn.

(Fortsetzung.)

Der Schusterpeter und die drei Andern hörten mit offenem Munde zu, als der lange Conrad in hohem Eifer die drei Schlagworte: Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe, erläuterte und also sprach:

„Freiheit thut uns noth! In dem verdammten Churpfälzerlande darf man sich gar nicht mucken, so haben sie Einen am Kripps und stecken Einen in das Nest im Bolles.*) Holt sich Einer Holz, so haben ihn die Waldhüter am Lappen; schießt Einer einmal ein Häschen oder einen Rehbock, Hui! dann mag er zusehen, wie er mit blauen Malen davon kommt."

„Bei meiner Seele, das ist wahr!" rief der Schusterpeter aus.

„Ich meine dann", fuhr der lange Conrad fort. „Und wenn man dem Landschreiber in die Knuppen fällt, so wird man vollends gezanselt, daß Einem die Haare ausgehen. Das muß ein Ende nehmen und wirds! Alles muß veraccist werden, was man hat, und wenn die Ernte geräth, kommt der Pfaff und zehntet mit Einem, daß man vollends toll wird. Die faulen Bäuche verzehren unser Mark und wir haben nichts frei, als Luft und Wasser!"

„Hör' mal, Conrad", sagte Kirchmeier, „man kann doch Dein Gewäsche kaum anhören. Mein Nachbar ist ein Calvinischer, der hat eine Bibel, darin ich manchmal lese, wenn ich Sonntags Mittags bei ihm maje **); da stehts klar wie die Sonne, daß der Zehnte eine göttliche Ordnung ist und schon im alten Testament gebräuchlich war. Von was soll denn das Heerchen leben?"

„Mag's stehen, wo's will!" rief Conrad; „mir ist's einerlei. Recht ist's nicht und die Franzosen, die gescheiter sind, als wir, haben ihn abgeschafft und die Pfaffen dazu. Unserer braucht sich nicht von meinem Verdienst zu mästen und seiner Köchin Katzen zu füttern. Er soll Arbeit thun, wie ich sie thue, dann hat er zu leben! Guckt einmal vor's Dorf hinaus! Der Pfarracker ist das schönste, beste Land in der Gemarkung und der holt noch den Zehnten! Das Pfarrland muß getheilt werden und der Pfaff fort! Alle zehn Tage haben die Franzosen einen Ruhetag gemacht; das ist genug, und da predigt der Ortsvorstand, aber nicht der Pfarrer. Wir sind gescheit genug, und können's auch!"

„Prächtig!" sagte Kirchmeier. „Erst den Pfaffen fort; dann das Gut getheilt; dann den Sonntag abgeschafft; dann den lieben Herrgott dazu, und es ist Alles fertig. Predigen kannst Du, Conrad; aber wenn's nicht besser ist, als Dein Geschwätze hier, so jagen sie Dich mit den Hunden aus der Kirche!"

Die Bauern lachten.

Conrad schluckte die spottenden Pillen in stillem Zorne hinunter und that, als hätte er's nicht gehört. Er kannte des Kirchmeiers scharfe Pfeile und mochte fürs Erste nicht tiefer mit ihm in den Text kommen. Er wandte sich an seine Gesellen und fuhr fort:

„Nicht nur die Freiheit gefällt mir an den Franzosen, wo Jeder machen darf, was er will, auch die Gleichheit. Hört nur einmal: Da ist Jeder Bürger und damit ists am Ende. Die Beamten wählen sie sich und sie sind ihresgleichen; denkt mal an uns! Vor dem Landschreiber, ja, was sag' ich, vor dem Amtsreiter, muß man den Deckel oder die Kappe auf eine halbe Stunde weit abziehen, sonst stecken sie Einen ein oder rippen Einen mit Geld, daß Einem die Augen thränen. Man meint, der Mensch wäre ein König! Büßt er Einen für einen Frevel, so muß man sich für die gnädige Straf' höflichst bedanken. Thue es, wer Lust hat! Aber ein Ende muß es nehmen, so wahr ich Conrad heiße!"

Damit schlug er auf den Tisch, daß das Licht umgefallen wäre, wenn es nicht Einer noch zeitig erhascht hätte. Der Bäcker fuhr kerzengrade in die Höhe und rief im wildesten Zorne: „Rebellst Du wieder, Du langer Narr! Ich vertreib' Dirs noch! Es wär' mir nicht zuviel, ich nähme Dich am Kripps und würfe Dich zur Thüre hinaus!"

„Das brauchst Du nicht", antwortete zornig der lange Conrad. „Wenn ich gehen will, gehe ich."

„Laß ihn, Jakob", begütigte Kirchmeier, „ich hab' noch ein Nüßchen mit ihm zu knacken heut. Er war wieder in der Stadt bei dem Schimmel, dem Lumpen. Da hat er wieder Weisheit geholt. Ich will Euch eine Geschichte erzählen. Paßt mal auf: Drunten in Fankel, an der Untermosel, wo der Saueremus wächst, den Ihr Alle kennt, da der Faller im Lamm davon zapft, da war ein Schulmeister, der einen Buben hatte, der nicht auf die Nase gefallen war. Läßt ihn der Pastor rufen und sagt: Herr Schulmeister, der Bub könnt' Pastor werden. Ich will ihn Latein lehren, das kostet Ihn nichts; dann kommt er ins Seminar und das kostet auch nichts und er wird Pastor. Denkt Euch die Ehre! Und wenn Er alt ist und vom Dienst kommt, hat Er gute Tage bei dem Herrn Sohn! Dem braven Manne gefällt das und der Bub geht zum Heerchen und lernt Latein und Allerhand, was dazu gehört, und es kostet nichts. Der Bub hatte Grütze im Kopfe und machte sich köstlich, gewann aber einen erschrecklichen Hochmuth und sah auf seinen braven Vater herab, wie auf einen Lumpen. Nun kommt er ins Seminarium; aber das gefällt ihm nicht. Er steigt Nachts zum Fenster heraus und treibt, was Gott verboten hat. Meint Ihr, das ginge so! Prosit! Der Krug geht

*) Wahrscheinlich von Police, Polizeigefängniß.

**) Majen, bei Einem vertraulich sitzen und plaudern.

so lange zum Brunnen, bis er bricht. Und der brach bald. Sie jagen ihn fort. Der arme Vater war trostlos. Was soll' nun aus dem Strick werden? Schulmeister? Das war ihm zu wenig. Da geht er zu einem Kaufmann in die Lehre, hat aber lange Finger und bemaust die Theke. Der jagt ihn auch fort. Was nun? Er kommt in die Stadt, und da er eine schöne Handschrift schreibt, nimmt ihn unser Landschreiber an und in Dienst; aber dem macht er auch Lumpenstreiche und er muß ihn auch fortjagen. Nun wird er Schriftenmacher, Advokatenschreiber, Winkeladvokat, Ferkelstecher, hetzt Land und Leute hinter einander und denkt, wenn die Franzosen kommen, dann blüht Dein Weizen! Da kannst Du im Trüben fischen und da Du schreien kannst, wählen sie Dich zu einem Aemtchen! Das ist der Herr Schimmel, von dem der Conrad seine Weisheit zapft."

„Das lügst Du in Deinen Hals!" schrie Conrad.

„St!" winkte der Bäckerjakob; alle Welt weiß, daß es wahr ist. Der predigt ihm von der Freiheit, die der Schinderhannes hatte, nämlich zu nehmen, wo Etwas zu kriegen war; von der Gleichheit, weil ihn Niemand achtet und kein rechtschaffener Mann in der Stadt mit ihm umgeht —"

„Was?" schrie Conrad außer sich; „ich gehe mit ihm um, also bin ich kein rechtschaffener Mann?"

„Das hab' ich nicht gesagt, und Du bist mir ins Wort gefallen", fuhr der Kirchmeier fort. „Ich wollte noch sagen, Narren beteten seine lüderliche Weisheit an. Und wenn Du das thust, so hab' ich die Meinung, Du seyest ein Narr und damit Holla!"

Jetzt sprang wüthend der lange Conrad auf und faßte den Kirchmeier an der Brust. Damit war er aber übel gefahren, denn, wie lang er auch war, er hatte weder Kräfte, noch Muth, es sey denn, daß er, wie jetzt, in Wuth gerathen wäre. Der Leinenweber aber war ein Mann von kräftiger Statur und gesunden Kräften. Er sprang aus dem Sorgstuhle auf und — Conrad lag der Länge nach in der Stube.

Ruhig setzte sich Kirchmeier wieder. Conrad schäumte, aber zu einem zweiten Anfall fehlte ihm der Muth. Er schimpfte heillos und rief: „Meinst Du, Dein eckiger Bub sollte meine Engel kriegen? Ja; eher soll sie ins Kloster gehen. Ich sage Dir auf hiermit. Mit Einem, der Einen anfällt, wie der schwarze Peter, will ich nichts mehr zu thun haben. Es ist ab."

Er nahm seine Mütze und rannte nach der Thüre.

„Warte ein wenig, mein lieber Conrad", sagte der Bäcker in heillosem Spotte, „ich leuchte Dir, daß Du die Thüre findest! Kommst Du aber jemals auf den Gedanken, wieder über meine Schwelle zu kommen, so leuchte ich Dir anders."

Damit nahm er das Licht, machte die Thüre auf, verbeugte sich tief und ließ den Wüthenden hinaus.

Dann machte er die Thüre zu, setzte das Licht wieder auf den Tisch und legte sich auf die Ofenbank, wo er bald wieder fest eingeschlafen war.

(Fortsetzung folgt.)

Reisebilder aus der Walachei.

Bucharest.

Wer die einförmige Ebene von Giurgewo bis Bucharest mit dem ziemlich gut bestellten Postwagen durcheilt hat, ist gewiß nach der Langenweile der Fahrt durch den Anblick der in einer langen Linie vor den müden Blicken sich dehnenden Hauptstadt auf's Angenehmste überrascht worden. Bucharest gewährt aus der Ferne einen wirklich imposanten Eindruck, unzählige Thurmspitzen erstrahlen im Glanze der nachmittägigen Sonne, und ringsherum auf der weiten Fläche schimmern durch das Grün des Laubwerks in glänzendem Weiß die metallgedeckten Paläste der Bojaren. Aber das herrliche Bild ist rasch vergessen, die vielen erbärmlichen Hütten und Baraken, welche, sobald man das Weichbild der Stadt betritt, sich neben den schönen und oft auch geschmackvollen Wohnhäusern der Bojaren dahinziehen, verlöschen schnell den großen Eindruck, den die Fernsicht auf den Reisenden hervorbrachte. Man tröstet sich, glaubt man doch gewiß eine angenehme Unterkunft in einem der vielen Hotels zu finden, deren großartige Namen, wie Hotel de France, l'Europe, Hotel de Paris, Stadt Wien u. s. w. alle Bequemlichkeiten erwarten lassen, aber wiederum Täuschung! Der Postwagen hat zwölf bis fünfzehn Reisende befördert, und der eine Gasthof besitzt nur fünf, der andere höchstens 6—8 Zimmer, und auch diese sind zum größten Verdrusse des ermüdeten und hungrigen Reisenden alle, und zwar meistens von russischen Offizieren besetzt; man fährt von einem Gasthofe zum andern, vergebens; endlich finden sich in einem sogenannten Chan einige leere Zimmer. Ich und mein Gefährte waren ausnahmsweise so glücklich, in dem schmutzigsten und schlechtesten Gasthofe in Bucharest, dem Chan Manuk auf dem Marktplatze corte vecchio, ein paar freie Zimmer zu bekommen. Unsere Betten bestanden in Strohsäcken und Polstern von gleichem Material; überhaupt entbehrten wir jeder Bequemlichkeit, wie sie in Deutschland im geringsten Provinzstädtchen zu finden ist, und das in einem Lande, wo orientalische Sitten, wenn auch nicht auf Pracht, doch wenigstens auf Gemächlichkeit schließen ließen. Aber die Nacht rückte heran, wir mußten uns zufrieden geben, ruheten uns in den schlechten Betten nach Möglichkeit aus, und wurden, als kaum der Morgen anbrach, durch das Geschrei von zahllosen Lebensmittel-Verkäufern aufgeweckt, die ihre Waaren auf den Gängen des Gasthofes feilboten. Schlechter noch als das Lager war die Bedienung. Ueberhaupt scheinen Redseligkeit und Zuvorkommenheit gegen Fremde keine Haupttugend der Walachen zu seyn, denn ihre Antworten bestehen entweder in einem eigenthümlichen Schnalzen mit der Zunge oder in, wie ich beobachtete, dem ganzen Volke eigenen Handbewegungen, die eine gewisse Verächtlichkeit durchblicken lassen und den Reisenden höchst unangenehm berühren. Ich eilte auf die Gasse. Ein seltsames Gemisch aller Nationen wühlte in den schmutzigen engen Straßen hin und her, ohne jedoch die theils angeborne, theils jedem sich dort Ansiedelnden bald gewohnte Trägheit zu verleugnen. Am frühen Morgen erblickt man nur Geschäfts- und Arbeitsleute, überhaupt nur Menschen der unteren Stände auf den Straßen; die Bojaren und alle den bessern Klassen Angehörige gehen fast nie zu Fuß, da dieß bei dem unendligen Koth, Unrath und Staub beinahe unmöglich ist. In den Hauptstraßen wechseln die schönsten Kaufläden und Bazars, wo man die reichsten Erzeugnisse und Stoffe aller Welttheile aufgehäuft findet, mit unzähligen Delikatessen- und Zuckerbäckerläden für alle Stände berechnet und lassen auf die Genäschigkeit des Volkes schließen. Bucharest besitzt fast keine Prachtbauwerke; unter den dreihundertsechszig und einigen Kirchen — darunter eine katholische und eine evangelische — zeichnet sich bloß die Metropole aus. Das neue Theater ist nach dem Mailänder Vorbilde gebaut. Unangenehm berührt der Anblick der vom letzten Brande herstammenden zahlreichen Brandstätten, welche fast in allen Straßen sich vorfinden und nicht eigentlich Ruinen, sondern mit Schmutz und Unrath gefüllte Orte sind, nebenbei aber einer Menge von Zigeunerfamilien zum Aufenthalte dienen, die hier in abenteuerlichen Gruppen ihr Lager aufgeschlagen haben. Die Wohngebäude der Bojaren sind meist ebenerdig oder höchstens mit einem Stockwerk versehen; dabei gefällig, bald einfach, bald verziert, und ähneln fast durchgehends den Landhäusern, wie man sie in der Umgebung großer Städte bei uns sehr häufig findet. Der scharfblickende Reisende erkennt in dem Abgesonderten und Eigenthümlichen dieser

Bauart vielleicht nicht mit Unrecht ein Abbild des Charakters und schroffen Kastengeistes der Bevölkerung.

Kartoffeln.

* Mit der Entwicklung des Menschengeschlechts geht das Auftauchen oder Verschwinden größerer Lebensprozesse, (wie weitverbreitete Krankheiten), allgemeiner über weite Strecken ausgedehnter Bedürfnisse (wir erinnern an den Tabak, Thee, Kaffee u. A.), erfolgreicher Erfindungen, die entweder eine ungewöhnliche Vervollkommnung erlangen oder durch andere neue fast vollständig verdrängt werden (man denke an den Dampf für Eisenbahnen, Schiffe rc.) — Hand in Hand. Zu den verbreitetsten Lebensmitteln gehört die Kartoffel. Seitdem diese Frucht von einer verheerenden, sie zum Genusse unfähig machenden Krankheit in oft sehr umfassender Weise ergriffen worden, beschäftigt uns der Gedanke, daß es sich nunmehr nicht sowohl mehr um eine Heilung und Entfernung des Uebels, als um das Ende der Herrschaft der Kartoffel als allgemeines Nahrungsmittel handle (ähnlich etwa, wie es immer wahrscheinlicher wird, daß das Gold das Silber verdrängt und jenes in überraschender Menge vorhanden seyn dürfte.) Es ist unsre Ueberzeugung, daß große Epidemien im Bereiche der Menschheit sowohl wie im Leben der Vegetation, an sich schon vielfach verwandt, ihre Gränze nicht von der Kunst erhalten, sondern, wie ihre Entstehungsursache, so auch den Keim ihrer Vernichtung, ihres Wiederverschwindens, in sich selber tragen. Näheres gehört nicht hierher. Was nun die Kartoffeln betrifft, so denkt man schon seit längerer Zeit daran, sie durch ein anderes ähnliches Lebensmittel ebenso allgemein zu ersetzen, als sie verbreitet sind. Leicht ist dieß selbstverständlich nicht; und dann scheint es fast, als sey es eben eine Eigenthümlichkeit solcher Stoffe, welche für allgemeinere Lebensmittel oder Genüsse bestimmt scheinen, daß ihre Auffindung mehr auf dem Wege des Zufalls als des Forschens und eigentlichen Suchens sich ergebe. Mehrere Versuche dieser Art haben kein nachhaltiges Resultat gehabt. Neuerdings will man glücklicher gewesen seyn. Im Pariser Pflanzengarten vermehrt man nämlich seit vier Jahren eine chinesische Pflanze, Dioscorea japonica, deren Wurzelknollen einen Ersatz der Kartoffeln bilden sollen. Sie überwinden bis 14 Grad Kälte, werden 2 Pfund schwer, und seyen von feinerem Geschmack als die Kartoffeln. Die Familie der Dioskoreen, zu welcher die genannte D. japonica zählt, würde nun allerdings schon ihre Empfehlung in sich tragen. Die Wurzeln der verschieden Arten der sogenannten Yamswurzel (Dioscorea) sind jetzt schon in den Tropengegenden Asiens, Australiens und zum Theil auch in Afrika und Amerika häufig und im Großen angebaut und auf den meisten Südseeinseln Hauptnahrung. Frisch besitzen alle eine gewisse Schärfe und Bitterkeit, die sich aber durch Einweichen im Wasser, Kochen und Braten verliert und dann ein sehr mehliges und wohlschmeckendes Nahrungsmittel zurückläßt. Auch die D. japonica wird in ihrer Heimath auf gleiche Weise kultivirt und benützt. Die Wurzel einiger Arten wird ungemein schwer, zuweilen bis 30 Pfund. Sollte mithin, wie es nach den Versuchen im Pariser Pflanzengarten der Fall zu seyn scheint, auch die Akklimatisirbarkeit der Pflanze für uns Europäer genügend nachgewiesen werden, so gewinnt es an Wahrscheinlichkeit, daß sie allerdings zum allmäligen Ersatz unserer Kartoffeln bestimmt seyn könnte und verdient sie eine ernstliche Aufmerksamkeit und Erwähnung. Dr. L.

Aus der Schatzkammer des Lebens.

Mögen wir immerhin vom Kopfe rühmen, daß wir ihm alle herrlichen Eroberungen auf dem weiten Gebiete des menschlichen Wissens verdanken, dem Herzen müssen wir darum nicht weniger den höhern Preis des Verdienstes zuerkennen, da es diesen gepriesenen Eroberungen erst ihren wahren Werth verleiht, indem es sie, im schönen Vollgefühl der reinsten Menschlichkeit, zu einem Gemeingut erhebt, dessen Wohlthaten, gleich den Strahlen der Sonne, segnend und erwärmend über Alle ausströmen.

Der Neid muß doch die schmutzigste aller Leidenschaften seyn, weil jede andere, selbst die verbrecherischste, noch zuweilen die Eitelkeit besitzt, sich der Welt in ihrer Nacktheit zu zeigen; diese aber sorgfältig ihre ekelerregende Häßlichkeit in die krebsschädigen Falten einer gemeinen Seele zu verbergen strebt. —

Die Menschen gestehen wohl die Kurzsichtigkeit ihres physischen, nie aber die Blödsinnigkeit ihres geistigen Auges, wahrscheinlich um nicht merken zu lassen, daß ihr Urtheil und Tadel in Ansehung der Menschen und Dinge ungerechtfertigt sey. —

Der Haß bedarf schon darum einer sorgfältigen Selbstüberwachung, weil er sich so leicht zu Aeußerungen und Handlungen hinreißen läßt, die ihn tief unter den Gegenstand herabsetzen, über welchen er sich zu erheben glaubt.

Wie möchte es wohl mit der Liebe der meisten Menschen beschaffen seyn, wenn sie aufhörten, sich in dem Gegenstande ihrer Liebe selbst zu lieben? —

Der Scheidekünstler der Leidenschaften findet, daß die Eifersucht ein bedeutendes Quantum mehr Eitelkeit und Eigenliebe als Liebe enthält. —

Es kommt in unserm anständigen Jahrhundert selten ein Laster zur Welt, wozu nicht die Tugend Gevatter stehen oder wenigstens ihre Namen hergeben müßte. — Dr. G. M.

Mannichfaltigkeiten.

Ein deutscher Künstler berichtet aus den Vereinigten Staaten: Viel Glück macht der Kupferstich nach Leuthe's Gemälde; „Washington's Uebergang über den Delaware." Noch mehr Absatz fände er, wäre er recht bunt illuminirt — Farben thun's. Bildhauer und Bildschnitzer finden hier einen ergiebigen Boden'; denn mit jedem Tage steigt der Luxus im Inneren der Häuser, in Möbeln rc., und zwar in einem Maßstabe, von dem man sich in Europa schwerlich einen Begriff macht. Dekorationsmaler werden auch Glück machen, wissen sie nur für's Auge zu arbeiten und sind sie im Stande, die Launen der Yankee-Nabobs zu befriedigen. Höhere Kunstansichten und wie die Dinge heißen, für welche man daheim schwärmt, sind hier Kontrebande, bringen keine Dollars und die sind doch bis jetzt noch das Endziel des ganzen nordamerikanischen Daseyns. Deutsche Mittelmäßigkeiten — sie müssen jedoch mit der Farbe zu handtieren wissen — können hier Absatz für ihre Handarbeiten finden, namentlich in Schweizer-Landschaften und derben Genrebildern, dürfen sich aber keinem amerikanischen Spekulanten anvertrauen; denn der tölpelhafteste Yankee barbirt, wo es um die Dollars geht, den gescheidtesten Deutschen über den Löffel.

Neue Romane.

„Fritz Stilling“, Erinnerungen aus dem Leben eines Arztes von Galen. 4 Bde. (Lpz., Kollmann). Dieser „Halbroman“ bildet eine, nicht immer harmonische, Mischung von ächt deutschen, gemüthvollen, abee auch hinlänglich breiten Memoiren mit überschwänglicher Romantik. Jene gehöeen theils dem Privatleben an, theils der Geschichte der sogenannten Befreiungskriege. Diese letzteren gewinnen nicht bloß dnrch die jetzt so veränderten Stellnngen der Völker ein nenes Interesse, sondern auch viele einzelne Kriegsscenen werden uns zum ersten Male von den Standpunkten des Arztes und des mitfühlenden Menschen aus beschreiben. Vielleicht verflicht sich anch in die Hof- nnd Jesniten-Intriguen ein Theil neueree Wirklichkeit, jedoch geräth eben hier der romantische Pegasns in tolle Sprünge. Viel anziehender sind die gemüthlichen und launigen Schilderungen ans dem stillen Klosterleben, sowie ans den Häusern eines Amsterdamer Bardiers und eines herzoglichen Leibarztes, mitunter auch Professorenbildnisse aus Berlin. Wir würden des Verf. gesunden nnd harmlosen Hnmoe noch mehr preisen, wenn nicht auch er disweilen das Maß verlöre. Die an sich oft schönen Farben sind nicht bloß in der Darstellungsweise, sondern auch in dem Inhalt der Charaktere, den des Helden eingeschlossen, ungleich gemischt. Letzteree ist zn gutmüthig nnd nicht fest genug, um uns in seiner letzten Factotumsrolle wahr zu erscheinen. Namentlich stimmt seine eingeständliche Plauderhaftigkeit nicht zu seinen delikaten Missionen. Trotz aller dieser Mängel wird auch der prüfende Leser sich bald ergötzt, bald gerühet finden. — „Bleakhouse“ von Boz (Dickens), a. d. Engl. von Seydt, in zwei Ausgaben bei Lorck und bei Weber in Leipzig. Die letztere hat den schöneren, den Augen wohlthätigeren Druck, und zahlreiche Illustrationen voraus; die erstere größere Wohlfeilheit nnd die bereits früher von uns gerühmte Charakteristik des Dichters von J. Schmidt. Ueber den Inhalt ließe sich ein Bnch schreiben; wir müssen uns mit folgenden Bemerkungen begnügen. Die Heldin (Esther) verdankt ihr Daseyn einem unglücklichen und für viele Personen verhängnißvollen Liebesbunde, dessen beklagenswerthestes Opfer Esthers Mutter ist. Die Härte des Dichters gegen diese fällt um so mehr auf, da er sonst oft frauenhaft weich, versöhnend und vergebend ist, wie zum Beispiel gegen Skimpole's à l'enfant frisirte Selbstsucht und Richard's unmännliche Haltlosigkeit, und so gegen eine Reihe theils aus Eitelkeit und Eigennutz, theils aus übermäßiger Selbstentäußerung entstandener Sünden. Ihre Entschuldigung dnrch Originalität oder vielmehr Absonderlichkeit reicht nicht aus; vielmehr hängt diese selbst den edlen Naturen nicht zu ihrem Vortheile an. Aber dieser Sucht des Dichters, Gutes nnd Böses in grotesker Weise zu übertreiben, stehn glücklicherweise zahlreiche Vorzüge gegenüber: ein Reichthum der sinnreichsten und liebenswürdigsten Gestaltungen; Harmonikalaute aus den tiefsten nnd zärtesten Seelengeheimnissen; die Kunst des Dichters, das Holdeste und Innigste, wie das Unseligste und Fremdartigste mit geisterhaftem Hauche und Flüstern Seele und Nerven des Lesers durchbeben zu lassen; sein redliches Streben, alles rein Menschliche, das Recht der Naturwahrheit und des Seelenadels, die Würde des emporstrebenden Bürgerthums den Vorurtheilen seinee Landsleute und anderer Leute, dee Ausschließlichkeit des Geburtsadels, der Heuchelei der inneren Mission und der Muckerei, wie dem Dandythum in der Religion und zugleich in der Irreligiosität, als siegende Gewalten entgegenzustellen, und die Mißbräuche in Gesetzen und Sitten seines Vaterlandes ergreifend zu schildern. Bekanntlich hat schon früher dieses Streben unseres Dichters nicht bloß die Anfmerksamkeit des Publikums, sondern auch die reformirende Thätigkeit der Behörden auf öffenlliche Anstalten und Einrichtungen gelenkt. Anderswo werden solche Schriftsteller als „Unzufriedene“, wenn nicht gar als „Socialisten“ und noch Schlimmeres mißliebig.

Korrespondenz.

Bingen, 9. August.

Heute ereignete sich hiee ein ergreifendes Schauspiel. Ein Individnum setzte sich anf die Brustwehr der Nahe-Brücke und stürzte rücklings in den hoch angeschwollenen Strom. Hunderte von Menschen, die an dem heutigen Markttage auf den sich dort vereinigenden Landstraßen im Nu zusammenliefen, riefen um Hülfe, ohne daß Einer im Stande war, diese zu bringen, da kein Fahezeug in der Nähe war. Durch das außergewöhnliche Schreien kam ein Arbeiter aus einer nahe gelegenen Gerberei, Jos. W. aus Büdesheim, herbeigeeilt, stürzte sich sofort mit dee Kleidung ins Wassee, und es gelang demselben, den bereits mit dem Tode ringenden Schwimmenden zu erfassen und zu retten. Diese, mit Gefahr und Aufopferung seines eigenen Lebens ausgeführte kühne und edle That eines braven jungen Mannes verdient wenigstens eine öffentliche Belobung nnd Anerkennung.

Bad Homburg, 8. Augnst.

Durch das am 7. d. zum Besten der Kleinkindeebewahranstalt stattgehabte große Conzert wurde sowohl diesem nützlichen Institute ein namhafter Zuschuß zugewendet, als auch den anwesenden Kurgästen ein großer Genuß bereitet. Frau von Marea-Vollmee, die gegenwärtig bei Ihnen in Frankfurt gastirt, fand außerordentlichen Beifall nnd das schöne russische Lied von Delwing „Die Nachtigall“, mußte sie anf Verlangen wiederholen. Auch Ihr erster Tenor, Hr. Auerdach, der eine Arie von Mehül, sowie einige Lieder sehe schön und mit viel Gefühl voetrug, wurde beifällig aufgenommen; eben so wurde die Leistung des italienischen Bariton Cimino rauschend applaudirt. Das Konzert war in jedee Beziehung ein gelungenes und wurde durch nusere eühmlichst bekannte Kurkapelle aufs beste unterstützt. — Die Soiree des Magiers de Castro im Prinzensaale war besucht. Sowohl seine Knnst im Gebiete der Physik, als seine mnemotechnischen Leistungen erregten Erstaunen und wurden mit großem Interesse betrachtet.

Kunstnotiz.

(Frankfnrt a. M.) Der Pianist Alfred Jael, den wir schon im Jahr 1848 bei seinen ersten künstlerischen Ausflügen hier zu hören Gelegenheit hatten, weilt jetzt, von seiner amerikanischen Reise zurückgekehrt, wieder, jedoch nur füe einige Tage, in unserer Stadt. Auf seiner Rundreise durch die Vereinigten Staaten, die ee theilweise im Verein und unter Mitwirkung in den Konzerten von Henriette Sontag machte, erregte sein eben so technisch vollendetes, wie schwungreiches Spiel überall die größte Sensation und sind die amerikanischen Zeitungen voll seines Lobes. Seine neuesten Klavier-Kompositionen veedanken den Opern von Richard Wagner, zu dessen wärmsten Verehrern er gehört, ihr Entstehen. In einem Privatkreise hörten wir ihn seine große Phantasie für das Pianoforte über Motive aus „Lohengrin“ und „Tannhäuser“ vortragen und hatten eben so sehr die außerordentliche Bravour zu bewundern, als wir das geschmackvolle und schwungreiche Spiel anerkennen mußten. Diese Compositionen werden die Behauptung, daß aus den Wagner'schen Opern füe den Pianisten nicht viel zu holen sey, widerlegen und den weiter vorgeschrittenen Freunden des Klavierspiels willkommen seyn. Da Hr. Jael im November wieder nach Frankfurt zu kommen gedenkt, so weeden sich die Musikfreunde von dem Werth der angedeuteten Tonstücke, wie von der Virtuosität ihres Componisten überzeugen können.

Frankfurt, 10. August.

Unseren kunstliebenden und schaulustigen Lesern können wir die angenehme Mittheilung machen, daß in bevorstehender Herbstmesse die ausgezeichnete Kunstreitergesellschaft des Hrn. Renz, welche in dee letzten Zeit in München so verdiente Aufmerksamkeit erregte, hier ihren großen Circus aufschlagen lassen wird, und zwar in den an das Friedbergerthor gränzenden, an die Stadt abgetretenen früheren von Bethmännischen Garten. Hr. Renz und seine ausgezeichnete Gesellschaft steht hier noch von seinem letzten Hierseyn im besten Andenken; er hat sein Personal noch bedeutend vermehrt, und bringt auch zwei schöne Elephanten mit, die gleichfalls in seinem Cirrus ihre Künste produciren dürften.

Theater-Anzeige.

Freitag, 11. August. Vierte Gastdarstellung des Hrn. Hendrichs, vom k. preuß. Hoftheater zu Berlin und zum Vortheil füe denselben. Faust, Tragödie in 6 Abtheilungen von Goethe, Musik von Lindpaintner und dem Fürsten von Radzewill. Faust: Hr. Hendrichs. Margaretha: Fräul. Hendrichs, vom Königsstädter Theater zu Berlin. Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 12. August. Lucretia Boegia, große Oper in 3 Akten von Donizetti.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 192. Samstag, den 12. August 1854.

Die Grundelcher.

Eint Geschichte aus dem Hunsrücker Volksleben; erzählt von W. O. von Horn.

(Fortsetzung.)

Man hätte denken sollen, die getreuen Gesellen des langen Conrad wären nun auch abgezogen; aber es fiel ihnen nicht ein. Eine Weile schwiegen sie mäuschenstille; dann griff der Schusterpeter nach der Karte, die auf dem Fensterbrett lag, und sie begannen ohne Weiteres ein Spielchen zu machen, das ihren Gedanken eine andere Richtung gab.

Kirchmeier aber saß stille in seinem Sessel. Es zog ein Leid durch seine Seele, daß es so weit gekommen war; denn er gedachte an seinen braven Martin und an die seelengute Engel und ihre Liebe, die nun keine Hoffnung mehr vor sich hatte. Conrad war, wie alle Feigen, rachsüchtig, und es war vorauszusehen, daß er den ihm wiederfahrenen Schimpf nie vergab und nie vergaß.

„Und doch! Konnte es anders kommen?“ sagte er zu sich. „War nicht Conrad ein Mensch, mit dem nicht mehr zu leben war? Konnte sein Martin mit ihm zurechtkommen? Mußte nicht der brave Junge heute oder morgen mit ihm zerfallen? Besser dann jetzt, als später!“

Eigennutz von Kirchmeiers Seite hatte die Verbindung nicht geschlossen. Conrad ließ sich eher von diesem Beweggrunde leiten; denn es war ortskundig, daß Bäckers ein Testament gemacht und Martin zum Haupterben eingesetzt hatten, und Bäckers waren sehr reiche Leute.

Als es zehn Uhr schlug, kam die Bäckerin heim. Sie wußte schon Alles, aber entstellt, weil Conrads Erzählung die Quelle war. Sie sah unmuthig ihren Bruder an und sagte:

„Was hast Du denn angefangen?“

Da erzählte ihr Mann, der wach geworden war, die Geschichte, wie sie sich zugetragen, und da meinte sie denn, der Bruder habe sich seiner Haut wehren müssen, und es sey eben so gekommen, wie es habe kommen müssen. „Ich sage tausend Mal“, schloß sie, „lange Brautstände taugen nicht viel! Und mit dem langen Franzosennarren ist's nicht auszuhalten! Nur die Kinder thun mir leid, die haben sich so lieb!“

„Ach, was!“ meinte der Schusterpeter, der den Mantel nach dem Winde zu hängen verstand, „das gibt sich wieder! Und wenn sichs nicht gibt, so kriegt der Martin eine Frau, wo er will und die Engel eben so einen Mann, und die trüben Augen waschen sie sich am Brunnen bald aus, daß Niemand mehr etwas dran sieht! Das ist meine Meinung.“

„Die Du für Dich hättest behalten können, Pechvogel“, sagte ärgerlich der Bäcker, „denn es hat Dich Niemand darum gefragt. Ueberhaupt wär mir's lieber, Ihr ginget Alle zusammen Abends wo anders hin. Ich bin schon lange die Wirthschaft satt. Ich ziehe morgen mein Schild ein. Was brauch' ich mich wachklopfen zu lassen? Ich hab' zu leben auch ohne die Lumpenkreuzer und will Abends schlafen!“

„Gottlob“, sagte darauf seine Frau, „daß Du einmal zur Einsicht gekommen bist. Das war schon lange her mein Wunsch; denn ich hatte auch des Haselirens genug und des Kartens, aus dem nur schlechte Streiche hervorgehen. Nur das hätt' ich wünschen mögen, daß Du gestern so geredet hättest, dann wäre vielleicht nicht geschrhen, was geschehen ist und des Herzeleids wär' weniger gewesen. Scheiden und meiden thut weh!“

II.

Alle Versuche mißglücken, nur Einer nicht.

Wie ein Lauffeuer flog die Kunde durchs Dorf, der Kirchmeier habe dem langen Conrad handgreiflich die Freiheit und Gleichheit und Bruderliebe deutlich gemacht. Wenigstens drei Viertheile des Dorfes freuten sich darüber, aber aus den verschiedensten Beweggründen.

Alle gönnten schon dem langen Conrad, den eigentlich Niemand von Herzensgrunde leiden mochte, daß ihn der Kirchmeier getroffen; allein auch da lagen verschiedene Gründe des Uebelwollens vor. Viele aber freuten sich der Trennung der Kinder, weil sie Hoffnungen darauf bauten für ihre Söhne oder ihre Töchter. Engel, wie Martin, waren, wie man zu sagen pflegt, Parthien, die zu den wünschenswerthesten gehörten.

Zur Ehre des Dorfes aber muß es gesagt werden, daß es auch Leute gab, die die Trennung der braven jungen Leute bedauerten, und dazu gehörte vor Allen das Heerchen und die Jungfer Mariemerlehn, seine dicke Köchin, die es mit Engel gar zu gut meinte und auch mit Martin.

Es war bei dem Heerchen nicht allein das Gebot der Pflicht, zu versöhnen das Getrennte, sondern auch ein Bedürfniß seines gutmüthigen Herzens. Er hätte gerne sehen mögen, daß der brave, besonnenere Kirchmeier auf den langen Conrad seinen Einfluß behauptet hätte, weil er Gutes davon hoffte für diesen; dann aber hätte er auch gerne das bravste Paar im Dorfe als Mann und Frau gesehen, weil diese Zweie gewiß einen recht christlichen Häusstand würden gegründet haben und zum Vorbild vieler Andern.

Er ließ sich daher heimlich den Kirchmeier kommen und erforschte von ihm, wie sich Alles zugetragen, und dann sandte er den Schullehrer, der auch Küster war, zu dem langen Conrad und ließ ihn zu sich citiren.

Da hätte man denn nun wieder schwören mögen, der Mann der Freiheit und Gleichheit würde nicht gekommen seyn, weil er eben nur fluchen konnte auf die Pfaffen, die er mindestens Alle

wollte eines Kopfes kürzer machen; aber das war nun ein wahres Räthsel. Als der Schulmeister in die Stube trat, wurde Conrad weiß, wie eine Leiche. Er war schon sprungfertig, nach der Stadt zu eilen, um Neues zu erfahren. Der Schulmeister, der ihn auch kannte, erwartete, daß er ihn mit harten Worten traktiren würde; aber er ließ dem Herrn Pastor einen guten Morgen sagen und er würde kommen. Das war gegen alles Erwarten und Verhoffen, und der Schulmeister traute seinen Augen und Ohren nicht; denn der lange Rebeller, wie ihn die Bauern nannten, war die Höflichkeit und Zuvorkommenheit selbst. Er richtete dem Pastor Alles gehörig aus und der wunderte sich selbst darüber nicht wenig. Endlich kam er denn auch und sah gerade nicht bärbeißig aus.

Der Pfarrer schärfte ihm zuvörderst das Gewissen; dann zeigte er ihm schon diese eine und erste Folge seiner unseligen Gesinnung; wies ihn hin auf das Unglück der Kinder und forderte ihn dringend zur Versöhnung auf, damit nicht beide unglücklich würden.

Dießmal aber hatte sich der Pastor in ihm verrechnet. Als er den Hergang erzählte, wuchs seine Wuth wieder bis zur Raserei. Nachdem der Pastor ihn von allen Seiten angefaßt und nirgends eine Pforte zum Herzen gefunden hatte, ließ er am Ende auch die Hoffnung sinken, diesen Menschen, der in seinem Ehrgeize unerweichbar sich erwies, der Versöhnung zu gewinnen. Er entließ ihn mit den herzerschütternden Mahnungen; allein sie blieben wirkungslos.

Aber im Nebenstübchen horchte Jemand, dem diese Angelegenheit auch zu schaffen machte, nämlich die Jungfer Mariemerlehne. Sie horchte aber nicht, wie sie es sonst pflegte, um doch, da sie zum geistlichen Haushalt gehörte und nicht das unwichtigste Stück desselben zu seyn sich vermaß, auch ein wenig die Herzensgeheimnisse der Pfarrgenossen kennen zu lernen, sondern entschieden in Uebereinstimmung mit den Absichten des Heerchens. Versöhnen wollte sie, wieder zusammenbringen das Getrennte und es dauernd einigen.

Soviel hörte sie, daß wenig Hoffnung war; allein ihr wollte es scheinen, als ob das Heerchen einen Punkt viel zu frühe berührt habe, nämlich das Leid der jungen Leute. Das schlaue Weib rechnete besser, als ihr Herr, glaubte es wenigstens, indem sie so folgerte: So lange noch die schöne Engel die blühenden Rosen auf den Wangen hat und die Augen noch so sonnenklar leuchten, glaubt der lange Conrad an kein Leid; aber wenn die Wangen bleich, die Aeugelein trübe sind, dann siehts der Alte, und dann ist's Zeit für mich, anzurücken mit den Waffen meiner beweglichen Rede, der noch kein Männerherz Widerstand geleistet hat, selbst das des Heerchens nicht, und Das will etwas sagen, weil man mit dem seinem Kopfe Wände durchrennen könnte, ehe er nachgibt. Die Berechnung, so ferne sie auf die Zeichen tiefen Leides gegründet war, betrog Mariemerlehne nicht. Das zeigte sich schon nach einigen Tagen auffallend genug, um von Jedem bemerkt zu werden, der es nicht absichtlich unbemerkt lassen wollte, wie der lange Conrad.

(Fortsetzung folgt.)

Spaziergänge am Bodensee. *)

Von L. Vogel.

II.

Auf Schweizererde.

Wenn man bei Rheineck über den Rhein setzt, und Oesterreich verlassend die Schweiz betritt, so wird Einem jedenfalls gleich etwas leichter um's Herz als auf dem Ufer, das man im Rücken hat. Durch die Berggruppe, die man unmittelbar vor sich sieht, wird man sofort an die Worte erinnert, welche der größte Dichter eben jenes Oesterreichs sang:

„Im Schweizerlande da springen die Quellen frei empor,
Frei schweben die segelnden Wolken und singender Vögel Chor,
Frei blickt vom Firn die Gemse auf krachende Wetter hinab,
Und freie Weste flüstern um freier Helden Grab."

An den Abhängen jener Berggruppe, am Stoß und bei Wolfhalden, schlugen die Appenzeller ihre beiden großen Freiheitsschlachten gegen Oesterreich, brachen die verachteten Bauern und Hirten das Joch der übermüthigen geistlichen und weltlichen Herren im blutigen Kampfe. Die Erinnerung an jene Kämpfe hat sich in der Schweiz unter den einfachsten Leuten bis frisch herein in die Gegenwart bewahrt, und fast zu häufig muß man sich von der Tapferkeit der alten Eidgenossen erzählen lassen.

Weit mehr als auf dem rechten Ufer des Sees hatte sich aber auch hier auf dem linken das Ritterwesen eingenistet und lebhaftere Erinnerungen sind in Folge davon zurückgeblieben. Da waren im vorderen Rheinthal die Burgen Grünenstein, Buchenstein, Wichenstein, Zwingenstein, Grimmenstein; da saßen Edle auf Altstädten und Balgach, auf Bernang, Rheineck und Blatten; und weiter längs des Sees zog sich eine Kette von Burgen, deren eine immer stattlicher war als die andere; so Warteck und Wartensee, Falkenstein, Rorschach, Sulzberg, Steinach, Mammertshofen, Moosburg, Güttingen und wie sie alle hießen am Gestade und tiefer hinein in das Innere des Landes.

Wie ein Märchen liegt jene Zeit hinter uns, die man oft mit schillernden Farben auszumalen versucht hat, weil viele ihrer Sünden von muthigem Kampf- und Waffenspiel, untermischt mit Minneliedern der ritterlichen Sänger, welche zumal im 12. und 13. Jahrhunderte hier sangen, übertönt wurden. Man zeigt uns dann nur die ehernen Heldengestalten der Alten, allein bei ihrem Uebermaß von Muth und Tapferkeit vergessen wir ihr Uebermaß von Rohheit nicht, und ich wenigstens kann einer Zeit, wo die Menschenwürde noch auf eine kleine Anzahl Familien beschränkt war, keinen besondern Geschmack abgewinnen. Die Appenzeller Bauern konnten's auch nicht; und das Ritterthum, das von da an, wo der erste Habsburg den deutschen Kaiserthron bestieg, wie allerwärts auch am Bodensee zu siechen begann, erhielt von ihnen den tödtlichen Streich versetzt. Der Appenzeller Freiheitskrieg führte die Zerstörung der meisten Edelsitze herbei, ohne daß diese sich aus dem Schutt erhoben, da das Volk der Hirten keine Zwingburgen mehr auf den bewaldeten Hügelkuppen dulden wollte. Wunder braucht das gerade nicht zu nehmen, denn die Herren, geistlich wie weltlich hatten's darnach getrieben.

Untergegangen sind fast alle diese Geschlechter, Träger so manchen stolzen Namens; meist zerfallen sind die Schlösser, die so trotzig auf die Felsen und Höhen hingestellt waren, durch die grauen Ruinen pfeift schaurig der Wind, wuchernde Schlingpflanzen kriechen an ihnen hinan und lichtscheue Eulen hausen darin. Einige sind modernisirt worden, in andern, wo hier und da eine Mauer der zerstörenden Zeit widerstand, haben sich spätere Geschlechter wohnlich einzurichten gesucht, und jedes Jahrhundert hat von dem ursprünglichen Baue etwas genommen und etwas hinzugefügt. So gut es immer ging, hat sich dann der Bauer in den alten Ritterburgen eingerichtet, und in den Räumen, wo ehedem Schwerter klirrten und Speere gebrochen worden, tönt jetzt des Dreschflegels einförmiger Takt oder der Holzart dröhnender Schlag. Mir gefällt's so lieber!

Die alten Schweizer erkämpften ihre Freiheit mit Morgensternen, die neuen haben die Büchse zur Nationalwaffe erkoren. Ziehst Du längs des Sees auf Schweizererde dahin, so hörst Du's

*) Vergl. No. 145 d. Bl., der St. Gebhardtsberg.

gewiß, zumal des Sonntags, lustig krachen. So in Rheineck, Rorschach, Arbon, Romanshorn und in jedem Dörfchen fast bis Konstanz hinab. Die Büchse ist des Schweizers Stolz und seinen Schützenruf darf man nicht in Zweifel ziehen, im Uebrigen haben aber die am Bodensee wohnenden Schweizer, besonders die Thurgauer, noch ziemlich deutsches Wesen an sich. Der Deutsche, sonst nicht allzu gut in der Schweiz angesehen, wird hier freundlich und herzlich empfangen; zieht er die Heerstraße dahin, so findet er im Wirthshause eines jeden Dorfes einen guten und wohlfeilen Schoppen Wein, den ihm eine hübsche Frau Wirthin oder Wirthstöchterlein freundlich mit einem „Wohl bekomm's" reicht; Brod, das stets auf dem Tische steht, mag er dazu essen so viel er will. Ist ein Thurgauer aber auch nur halbwegs sein Freund geworden, so spricht er gewiß nicht bei ihm ein, ohne daß eine Flasche vom Besten aus dem Keller geholt wird. Oft hört er dann sicher auch die betheuernde Redensart: „Ich will ein Ketzer seyn, wenn s' nicht wahr ist!" die offenbar aus den Zeiten stammt, wo hier die Reformation Platz griff, und sich jetzt, hauptsächlich von der reformirten Bevölkerung gebraucht, desto komischer ausnimmt. Einen freundlichen Eindruck macht die Pflege, welche die Thurgauer den Blumen zukommen lassen; jedes Häuschen hat seinen Blumengarten, und nicht geringer Stolz wird darin gehegt, die Fenster mit den schönsten Blumen im Garten geschmückt zu haben.

Freilich ist der Thurgau auch ein gesegnetes Stückchen Land, wenigstens der an den See gränzende Theil. So weit das Auge blickt entdeckt es nichts als Rebgelände und Obstwaldungen. Wandert man dann hier zur Zeit der Pfingsten, wenn die Bäume blühen, so erscheint, von einem Hügel aus gesehen, das ganze Land buchstäblich wie mit Schnee bedeckt; Alles weiß, silbern und glitzernd weithin. Schüttelt der Wind endlich die Blüthe herunter, sind Wiesen und Wege wie weiß besäet. Kommt dann der Herbst, die Zeit des Mostens, wo die Traube, der saftige Apfel und die süße Birne gepreßt wird, so geht es zwar lustig her, wird jedoch drum für eine böse Zeit gehalten, weil der gährende Saft nur allzu leicht die Sinne benebelt, so daß es häufig zu blutigen Raufereien kommt, und die süßen Gaben des Herbstes fast immer mit einigen Menschenleben bezahlt werden. In der Nähe von Konstanz, vor dessen Thoren die mit Wirthshäusern gesegneten Dörfer Kreuzlingen, Egelshofen und Emmishofen stehen, nehmen die Deutschen an den Freuden und Leiden des Herbstes ihren gebührenden Theil.

Nicht weit unterhalb Konstanz beginnt das Gestade pittoresker zu werden als es von Arbon aus bis dahin ist. Die Hügel drängen sich mehr ans Ufer hervor, der Weg läuft höher; abwärts hat man den Untersee, die Insel Reichenau in der Mitte, zur Seite; aufwärts ein Panorama von sommerlicher Fülle. Nirgends am Bodensee gibt es eine zweite Stelle, wo wie hier Schloß an Schloß sich reiht, und ein Sitz mit dem andern um die prachtvollste Lage und Fernsicht zu wetteifern scheint. Wohl wurden auch hier im Laufe früherer Jahrhunderte Burgen gewaltsam gebrochen oder vom Zahn der Zeit zerstört, immer aber erhoben sich wieder neue auf oder neben den Trümmern; Burgen sind es zwar nicht mehr, — denn da ist kein tiefer Graben und keine hohe Mauer, die sie umgibt; kein finsterer Thurm ragt über sie hinaus und keine Fallbrücke wird mehr rasselnd aufgezogen. Das moderne Schloß ist's, das jetzt freundlich aus dem prangenden Grün emporragt, und dessen Bewohner auf diesem friedeathmenden Fleckchen meist Ruhe vor dem Getümmel der großen Welt sucht.

Die Namen Wolfsberg, Arenenberg, Saienstein, Eugensberg, Sandegg wecken hier eigenthümliche Erinnerungen. Auf dieser anmuthigen Spanne Erde wohnte nach dem Sturze des ersten Napoleon ein Theil der Napoleoniden viele Jahre lang in ländlicher Zurückgezogenheit. Die Exkönigin von Holland, Hortense, hatte für sich und ihren Sohn Ludwig Napoleon das reizende Arenenberg zum Sitze auserkoren, und bildete daselbst den Mittelpunkt jenes Häufleins von Verwandten und Freunden des Kaisers, welches sich nach dem Getümmel eines glanzvollen Lebens an die stillen Ufer des Untersees geflüchtet hatte. Auf Wolfsberg wohnte der bekannte Oberst Parquin, der treue Genosse Ludwig Napoleons.

Die Leute aus der Umgegend wissen von dem gegenwärtigen Kaiser der Franzosen gar Mancherlei zu erzählen, sowohl aus seiner Knabenzeit als später, wo er als junger Herr, dem es zu keiner Zeit an Anhang fehlte, Geld unter die Leute zu bringen wußte. Er hatte sich als Lebemann einen Namen in der Gegend gemacht und Niemand traute ihm zu, daß er mit politischen Plänen schwanger ginge. Inmitten aller Vergnügungen aber wurde auf Schloß Arenenberg ganz still das Unternehmen auf Straßburg berathen, bei dessen Kunde fast alle Welt mitleidig die Achseln zuckte. Das Schicksal hat sich später dem ehemaligen Besitzer Arenenbergs günstiger erwiesen; das Schloß verkaufte er bald nach dem Tode seiner Mutter, am Untersee wohnen jetzt keine Napoleoniden mehr, aber die Schlösser stehen noch immer bereit zur Aufnahme gefallener Größen.

Nicht in jenen Schlössern herrscht jedoch ächtes Schweizerleben; um das zu finden, muß man sie verlassen, muß z. B. von Arenenberg hinuntersteigen nach Ermatingen, dessen bescheidene Häuser sich auf einer hervorspringenden Landzunge in des Ufersee's stiller Fluth abspiegeln. Es ist Sonntag, fröhliches Leben herrscht, die unvermeidlichen Büchsen knallen, — draußen im See steht die Scheibe, nach welcher geschossen wird. Ein Wirthshaus am Rande des Wassers nimmt uns auf. Dichtes Reblaub bildet ein grünes Dach über uns und gibt Schutz vor der Sonne, ohne jedoch die Aussicht nach der lieblichen Reichenau zu versperren. Beim perlenden Wein im Glase verplaudert sich da schnell ein Stündchen nach dem andern, bis die saubere Wirthin ein Abendgericht von gebackenen Fischen aufträgt, deren Vorzüglichkeit am ganzen See unbestritten ist. Wie die Abendschatten sich über Land und Wasser lagern, wird's stiller, der letzte Büchsenschuß verhallt, und Mann an Mann um die Tische her nehmen die Schützen Platz. Draußen schwimmen einzelne Nachen umher, kräftiger Männergesang ertönt; Vaterland, Freiheit, Liebe, Wein wird abwechselnd gepriesen. Leider vergingen sich die Männer in der Schweiz meistens allein und lassen ihre Frauen daheim, so daß wir eins der schönsten Elemente des deutschen Gesellschaftslebens stets schmerzlich vermissen.

Mannichfaltigkeiten.

Eine auffallende Erscheinung zeigt sich seit etwa acht Tagen auf der Elbe, in der Gegend von Wittenberge. Es ist ein solches Sterben unter den Fischen, daß man den Fluß mit Tausenden von todten bedeckt sieht. Die schönsten und größten Aale z. B. erblickt man auf dem Wasser und am Ufer mit dem Tode kämpfend. Der Grund dieses Uebels ist bis jetzt nicht ermittelt, die Anhäufung der todten Fische aber so groß, daß die Luft durch deren Fäulniß im Sonnenbrand, förmlich verpestet wird, und die Behörden haben Anstalten treffen müssen, die Fischleichen zu sammeln und zu vergraben.

In Wien gibt es einen Zeitungsschreiber, der zum österreichischen Nationalanlehen 60,000 fl. zeichnen konnte. Dieser Krösus unter den Journalisten ist der Eigenthümer und geniale Redakteur des „Lloyd", Herr Warrens.

Frankfurter Theater.

Fräul. Josephine Hendrichs, durch das Gastspiel ihres Oheims auf unserer Bühne eingeführt, sahen wir bereits als Jane Eyre und Agnes Bernauer. Der letzteren Leistung glauben wir den Vorzug geben zu müssen, wie wir denn diese befähigte junge Darstellerin besonders für das tragische Fach und für warmen Gefühlsausdruck geeignet halten. In beiden Rollen bekundete sie des Meisters gute Schule, die nicht auf nur äußerliche Bühneneffekte, sondern auf innere Wahrheit und Natur abzielt. Ein einfaches und unverkünsteltes Spiel bleibt immer am wirksamsten und dieses hat sich Fräul. Hendrichs bereits in einer Weise, welche Anerkennung verdient, zu eigen gemacht. Die edle Weiblichkeit, die herzinnige Hingebung treuer Liebe wußte sie schön und wahr wiederzugeben, wie ihr nicht minder der Ausdruck eines festen Muthes und einer thatkräftigen Entschlossenheit gelang. Als Jane Eyre hätten wir ihr Spiel im ersten Akte bei aller hier erforderlichen Aufregung doch gleichmäßiger und weniger übersprudelnd gewünscht, so wie auch im zweiten und dritten noch etwas mehr Rückhalt ihrem Herrn und Gebieter gegenüber am rechten Orte gewesen wäre. Zur besondern Beachtung glauben wir unserem jugendlichen Gaste empfehlen zu müssen, nach größerer Klarheit und Deutlichkeit der Diction, nach mehr Bemessenheit und Ruhe der Auseinandersetzung zu streben und jene Hast, jenes Uebersprudeln, denen sich die noch jugendliche Ungeduld so gerne hingibt, zu vermeiden. An Beifall als verdienter Lohn für das bereits rühmlichst Geleistete, wie als Aufmunterung zu eifrigem Fortstreben fehlte es der freundlich aufgenommenen Darstellerin nicht.

Der Herzog Albrecht des Hrn. Hendrichs ist ein Kunstgebilde, dem auch der strengste Kritiker eine unbedingte Huldigung nicht versagen dürfte. Dieser Charakter ist für die persönliche Erscheinung, für die äußeren Mittel, wie für die künstlerische Eigenthümlichkeit des Hrn. Hendrichs so zusagend, daß Natur und Kunst hier innig sich vereinigen und ein vollendetes Ganzes bilden, das an Schönheit und Poesie überaus reich ist. Die ritterliche Kraft, der edle Stolz, die treue Hingebung der Liebe, der tiefe Seelenschmerz, die gerechte Entrüstung über erlittenes Unrecht werden so vortrefflich dargestellt, daß sie Jeden bewältigen, rühren und erschüttern müssen. Hendrichs ist ganz der ritter- und minnigliche Held der Dichtung, in den zarten elegischen Momenten, wie in denen der Kraft und Mannrswürde gleich meister- und musterhaft, aber im vierten Akte und namentlich da, wo ihn die Schmerzenskunde vom tragischen Ende seiner Agnes erreicht, ist sein Spiel und der ganze Ausdruck desselben unnachahmlich schön und ergreifend. Es folgte dieser Scene stürmischer Beifall, sowie die ganze Darstellung auf jeden Freund des Schönen einen tiefen Eindruck zu machen nicht verfehlen konnte. Ueber den gleichfalls und besonders im letzten Acte trefflichen Struensee unseres Gastes haben wir beim vorjährigen Gastspiel desselben bereits ausführlich berichtet. Sein Lord Rochester in der „Waise von Lowood" unterscheidet sich von Denen, die wir in dieser Rolle gesehen, des Friedrich und Emil Devrient, dadurch, daß diese im zweiten Akte den Lord schroffer und abstoßender halten, während Hendrichs diese Züge mildern zu müssen glaubt. Beide Auffassungen haben etwas für sich und beide lassen sich, zumal in einem Stücke der Frau Birch-Pfeiffer, rechtfertigen; — die der beiden Devrient ist drastischer und bühnenwirksamer, die von Hendrichs einheitlicher und die Extreme des Charakters vermittelnder. Beide haben sehr gefallen und wir wollen sie demnach neben einander stellen, nicht über- oder unterordnen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Aus dem Rheingau, 9. August.

Unter den vielen Leiden, an denen dermalen unser Gau laborirt, hat sich neuerdings noch ein recht leidiger Gast gesellt. Es ist dieß das sogenannte gastrische Fieber, welches mehr oder minder fast in allen Gemeinden dahier verbreitet ist. Uebt es auch gerade auf das Mortalitätsverhältniß, indem wir recht tüchtige und fleißige Aerzte besitzen, keinen besondern Einfluß, so ist doch eine solche Erscheinung immerhin zu beklagen, weil sie meistens nur die ärmere Bevölkerung trifft. — Unser Gau geht einer harten, durch die seitherigen Weinmißjahre herbeigeführten, Krisis entgegen. Der an und für sich schon große Geldmangel, und die bedeutende Zahlungsunfähigkeit, die sich hier allerwärts kund gibt, werden noch größer, seitdem nun auch heuer wieder alle Aussichten auf eine reiche Weinernte verschwunden sind. Die naßkalte Witterung während der Blüthezeit hatte den sanguinischen Hoffnungen unserer Winzer ein schnelles Ende bereitet. Um Ihnen einen Maßstab von der dießjährigen Ernte, die Quantität anlangend, zu geben, kann ich versichern, daß in circa 6 Morgen, welche in guten Jahren 10 Stück Wein und mehr abwarfen, heuer kaum 1 Stück geerntet werden dürfte. Im untern Gaue, wo Gewitter und Hagel auch ihr Möglichstes gethan haben, fällt die Ernte noch schmäler aus. Uebrigens kann das, was von Elementarereignissen und Witterungsverhältnissen unversehrt geblieben ist, wenn auch wenig, doch gut werden, da die gegenwärtige Witterung eine erwünschte genannt werden kann. — In Folge der dießjährigen schlechten Herbstaussichten beginnen dagegen die Preise der lagernden Weine allmälig zu steigen. Die vorjährige Crescenz, die sich herrlich gestaltet, und die, da die guten Sorten (der 1846., 1848. und 1849.) bereits vergriffen sind, die bestexistirende Sorte ist, gewinnt immer mehr sowie an Güte, so auch an Werth. Ueberhaupt alle alten, wenn auch noch so geringen, Vorräthe werden für den Consumo aufgesucht und gut versilbert. Ein Glück für unsere Winzer, daß wenigstens die lagernden Producte schöne Preise haben. — Mit unserer Getreideernte dürfte es bald abgemacht seyn. Sie fällt hier, wie überall, höchst befriedigend aus, was einen nachhaltigen Einfluß auf die hier immer noch hohen Brodpreise ausüben dürfte. Diese anlangend, hatte das Kreisamt in Rüdesheim unlängst einen fulminanten, aus den Umständen gerechtfertigten Erlaß über den Brodverkauf in das Publikum geschleudert, der allenthalben mit der größten Aufmerksamkeit gelesen und weiter verbreitet wurde. Diese Behörde macht sich überhaupt in Handhabung der Ordnung und Billigkeit für unser Gau sehr verdient. — Leider haben wir auch dieses Jahr wieder faule Kartoffeln, und dieß namentlich bei den Frühsorten. Da man diese gegen andere Jahre heuer gar frühe hinausgeschafft hatte, wodurch sie gerade bei angehender Reife von dem schlechten Wetter überfallen wurden, so gibt man sich der gegründeten Hoffnung hin, daß die Spätsorten weniger an diesem Uebel leiden werden, was wir im Interesse der Armen, denen die Kartoffel fast das einzige Nahrungsmittel ist, wünschen wollen.

Conzert in Heidelberg.

Eine wahre Begeisterung rief unter dem kunstliebenden Publikum in Heidelberg ein Conzert hervor, was unter der Leitung des Herrn Musikdirektors Schmitz aus Mainz im großen Musenmssaale vor einer zahlreichen und ausgewählten Gesellschaft gegeben wurde. Die Conzertgeberin war die Tochter des Musikdirektors Schmitz, Fräul. Ottilie Schmitz. Im Alter von 17 Jahren, im Besitze einer jugendlich schönen Gestalt, macht schon ihre erste liebliche Erscheinung großes Aufsehen; Fräul. Schmitz ist eine wirkliche Coloratursängerin mit einer Frische des Tones, mit einer Kraft, einem Metall und Umfang der Stimme, mit einer durch und durch gediegenen Gesangsbildung, so daß sie, von ihrem Vater meisterhaft auf dem Piano begleitet, bei allen Anwesenden einen stürmischen, hier sehr seltenen Beifall hervorrief. Einen ganz besonderen Anklang fanden zwei, von Herrn Schmitz componirte und von seiner Tochter vorgetragene Lieder, eine Bravourarie von Verdy aus der Oper „Rigoletto" und die berühmte Polka der verstorbenen Henriette Sontag. In Mainz, Bad Homburg, an diesem Orte in Verbindung mit dem ersten Pariser Tenoristen Roger, und in andern Städten erntete die bescheidene Künstlerin, wie hier, den wohlverdienten Beifall. Wir sind gewiß, daß ihr überall, wo sie auftritt, dieselbe Theilnahme, dieselbe Auszeichnung, wie in unserer Musenstadt, wird. X.

Theater-Anzeige.

Samstag, 12. August. Letzte Gastdarstellung der Fräul. Schmidt. Lucretia Borgia, große Oper in 3 Acten von Donizetti.

Sonntag, 13. August. Fünfte Gastdarstellung des Hrn. Hendrichs. Hamlet. Hamlet: Herr Hendrichs. Ophelia: Frau Ander.

Montag, 14. August. Letzte Gastdarstellung der Frau von Marra-Vollmer. Marie, oder: Die Regimentstochter. (2. Act.) Marie: Frau von Marra-Vollmer. (Hierauf zum ersten Male): Angela, Liederspiel in 1 Act von R. Benedix. Angela: Frau von Marra-Vollmer.

Bockenheimer Sommertheater.

Samstag, 12. August. Der Rechnungsrath und seine Töchter. — Das Fest der Handwerker.

Sonntag, 13. August. Der Korporal. — Die weibliche Schildwache.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 193. Montag, den 14. August 1854.

Die Grundelcher.

Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Volksleben; erzählt von W. O. von Horn.

(Fortsetzung.)

Die reizende Engel war tiefgebeugt. Sie sah bleich und es lag ein so rührender Schmerz in des Mädchens Zügen, Augen und Wesen, daß nur ein verhärtetes, befangenes Gemüth davon unberührt bleiben konnte.

Jetzt war es Zeit für Jungfer Mariemarlehne, mit ihrer Batterie anzurücken, und sie that es ohne Aufschub. Sie paßte dazu den Augenblick ab, als Conrad aus der Stadt einmal früher zurück kam, als sonst.

Da trat sie zu ihm, setzte sich zum Ofen und begann so hinten herum ihrem Ziele zuzusteuern. Das war ganz klug, ganz pfiffig angelegt und berechnet, allein sie vergaß, mit wem sie es zu thun hatte. Sie drückte auf ihre eigenen Thränendrüsen und das Kummerwasser floß in Strömen die Wangen herab. Damit konnte sie nun längst nach Herzensverlangen verfahren, viel oder wenig, wie sie wollte, und war fast noch alle Male zum Ziele gekommen. Hier aber war's umsonst, daß ihre Thränenbäche flossen. Conrad wies sie ab mit nicht sehr höflichen Worten. Sie solle sich um sich bekümmern, meinte er, um ihre eigenen Angelegenheiten, und sich nicht in die anderer Leute mischen; das komme wohl von Amtswegen dem Heerchen zu, nicht aber seiner Köchin und so weiter.

Dieser letzte Punkt traf die Eitelkeit der geistlichen Schaffnerin tief und blutig ins innerste Herz. Sie war gewöhnt, sich als einen Theil des Pfarrhauses geehrt und geachtet zu sehen, und sie galt etwas bei den Weibern und richtete für das Heerchen viel aus im Dorfe, namentlich wenn es galt, die Stolgebühren einzukassiren und die Beichteier und dergleichen. Nun fuhr ihr auf einmal der lange Conrad mit dem Beweis unter die Nase, daß das Alles nichts sey. Das wurmte ihr entsetzlich. Die Thränen stockten, als wäre eine Schleuse vorgeschoben worden, urplötzlich. Sie lief kirschroth an, ja die Nase fast wie die eines wälschen Hahnes, ins Blaue fallend; ihre kleinen Augen schossen Blitze der Vernichtung auf den „langen Rebeller", der es auch hier wagte, einer anerkannten Behörde den Gehorsam zu versagen; ihre fleischigen Fäuste ballten sich und faßten Posto auf den Hüften, und dann begann, gleich einem Wolkenbruche, der Strom der Rede daher zu brausen, aber nicht in zarten, weichen, kirrenden Worten, sondern in zornblitzenden Ausrufungen und Herzensergießungen, die den langen Conrad Anfangs verdutzten, dann aber, als sie sich von Augenblick zu Augenblick steigerten, in ein so ausgelassenes Gelächter ausbrechen ließen, daß die Wände davon widerhallten. Mariemarlehne schoß mit aufgehobenen Armen gegen ihn, als wolle sie ihm in die Haare fallen, aber sie besann sich auf halbem Wege eines offenbarlich Bessern, sprach den Fluch über ihn aus und schoß zur Thüre hinaus, und Conrads Gelächter folgte der fliehenden Feindin, die eine solche Behandlung nie mehr vergessen zu wollen sich vornahm, und dem langen Rebeller offenen und heimlichen Krieg ankündigte.

Wenn auch nicht grade so, doch anders fuhren Andere ab, die den Frieden herstellen wollten. Der lange Conrad gewann nachgerade die Ueberzeugung, es stecke hinter allen diesen Versuchen Niemand anders, als Kirchmeier, der seine That bereue, weil die Heirath seines Sohnes dadurch zu Grunde gegangen sey, und das machte ihn um ein Großes hartnäckiger und übermüthiger. Er setzte seine Gänge nach der Stadt fort und verbot seiner Engel jeden Verkehr mit Martin.

Das war ein Verbot, welches sich nicht auf die Augen ausdehnen konnte. Die Häuser lagen einander gegenüber. Nun kam es, daß, wenn die tiefbetrübte Engel in der Oberstube etwas zu thun hatte, allemal der Martin droben in der Oberstube stand. Da gabs denn einen stillen Verkehr aus der Ferne. Martin wagte endlich einen Versuch, der vollkommen gelang; er war aber nicht auf die Versöhnung mit dem Vater gerichtet, sondern auf die Erhaltung der Verbindung mit der Tochter. Zwischen dem Hause des langen Conrads und dem Nachbarhause nämlich führte ein Reuel oder ein schmales Gäßchen hinauf, durch welches man vermittelst einer Schwenkung unbemerkt an die bekannte Hinterthüre gelangen konnte. Paßte man auf, daß Niemand es sah, so war ein Sprung hinreichend, es zu erreichen und auf die Hinterthür konnte Niemand sehen.

Als die bleiche Engel Mittags in der Oberstube stand, hielt ihr Martin acht seiner Finger entgegen. Das Mädchen verstand, daß das acht Uhr bedeutete und das Weitere verstand sich von selbst. Sie nickte bejahend und es war abgemacht.

Conrad kam zeitig von seinem Gange nach der Stadt zurück und eilte in Schusterpeters Haus, wo fortan die Abendmaje stattfand. Dort saß er bis elf Uhr niet- und nagelfest. In der Spinnstube war man gewohnt, daß Engel allemal spät kam. So fiel auch ihr Ausbleiben nicht auf. Punkt acht Uhr stand Martin an der Thüre und trat in die Tenne, wo ihm Engel entgegentrat.

Laut weinend sank das Mädchen an seine Brust. Alles erzählte sie ihm, was bis jetzt vorgefallen und wie alle Versuche der Versöhnung mißglückt seyen.

„Das konnte ich mir denken", erwiederte Martin, „und es wäre besser gewesen, sie hätten die erste Hitze verrauchen lassen. Denn nun glaubt er gewiß, das Alles gehe von uns aus, und wird nur um so hartnäckiger."

Lange sprachen sie so mit einander und gelobten sich ewige Treue — da regte sich's draußen im Höfchen und eine Gestalt wurde sichtbar.

Engel stieß einen unterdrückten Schreckensruf aus und Martin stand starr vor Schrecken.

Doch ihre Angst wurde um Vieles gemildert, als sie die Stimme der Jungfer Mariemarlehne erkannten.

Sie war im Nachbarhause gewesen und hatte bei einem Blicke nach den Fenstern von Kirchmeiers Oberstube Martin erblickt, dessen Augen auf die Fenster von Conrads Hause mit einem ganz besondern Ausdrucke gerichtet waren. Darauf sah sie die acht erhobenen Finger und der Erfahrenen im geheimen Verkehre kamen ihre eigenen Jugenderinnerungen ins Gedächtniß. Sie hatte so einst auf des Heerchens letzter Pfarrstelle mit einem Geliebten Abreden getroffen. Diese Erinnerungen waren freilich bitter, denn der Treulose hatte sie sitzen lassen; aber sie vermittelten doch hier das rasche Verständniß. Nun betrachtete sie in Gedanken die ihr genau bekannten Oertlichkeiten und kam dann zu dem sichern Ergebniß, Reuel und Hinterthüre seyen die einzigen Verkehrswege. So war sie denn unbemerkt vor acht Uhr an die Stelle geschlichen. Ihr Zweck aber war der wohlwollendste für das Paar. Mit Rath und That ihnen zu dienen, um dem alten Conrad einen Streich der Rache zu spielen, das war ihre Absicht, und das wollte sie ihnen sagen.

Sie trat rasch herein und flüsterte: Erschrecket nur nicht, ich bins und will Euch nur sagen, daß Ihr beharren sollet; ich stehe Euch bei. Habt nur unbedingtes Vertrauen zu mir. In der Oberstube dürft Ihr aber nicht mehr Euch Zeichen geben, denn wie ichs in Winklers Stube gesehen habe, könnten's auch andere Augen sehen und Euch verrathen. Vertraut mir nur Alles, was Ihr auf dem Herzen habt. Ich besorge Eure Botschaften, spionire für Euch Alles aus und will Tag und Nacht für Euch sorgen, daß der alte Rebeller Euch nicht trennen soll, komme, was da wolle!"

Der Schrecken der beiden Ueberraschten schwand bei solchen Zusagen schnell und gab einem befriedigenden Gefühle Raum. Alles wurde verabredet und sie trennten sich alle Dreie. Da war denn auch ausgemacht worden, daß in Mariemarlehen's Stübchen im Pfarrhofe, wohin Martin leicht und ungesehen gelangen konnte, am Sonntag Mittag allemal eine Stunde des Wiedersehens stattfinden sollte, da Engel ohne Anstand die alte Jungfer besuchen konnte, wie sie es seit Jahren gethan an den Sonntagen. Das Heerchen war dann auf dem Filialdorfe und kam allemal erst gegen Abend zurück. Froh und glücklich verließ sie den Winkel und Martin führte sie den Reuel vorsichtig hinunter, daß sie, bei ihrer Wohlbeleibtheit nicht in unangenehme Lagen käme.

(Fortsetzung folgt.)

Spaziergänge am Bodensee.

Von L. Vogel

III.

Eine Gondelfahrt nach der Mainau und Reichenau.

Ruhig blaut der Himmel über dem Wasser, ein Lüftchen, stark genug, um ein Segel zu schwellen, streicht über den klaren Spiegel, — der erfahrene Schiffersmann am Strande bürgt für gutes Wetter, ... was liegt da näher als eine Gondelfahrt?!

Bald treiben wir draußen in leichter Barke, der Wind bläht das Segel auf und leis plätschernd läßt das kleine Steuerruder eine lange Furche zurück. Weit ringsum ist es auf dem Wasser ruhig und wie ausgestorben, nur selten begegnet man einer andern Barke, denn die Anwohner des Sees scheinen an dieser Art Fahrten kein Behagen zu finden. Auf einen eifrigen Angler oder Jäger stößt man allenfalls noch, allein auch das nicht zu oft, da Fisch und Geflügel gegen frühere Zeiten bedeutend abgenommen haben und mancher Tag keine Beute ergibt. Wer dergestalt Vergnügen sucht, findet oft die tödtlichste Langweile; allein so ganz zwecklos auf dem Wasser umhertreiben, nur in den Himmel hinauf oder in die Fluth hinabstarren, kann man doch auch nicht. Also wohin? . . . . Der Tag ist wonnig-schön und ladet zum Genusse! Wohin?

„Wie wär's mit einer Fahrt nach der Mainau?"

Von Widerspruch war keine Rede und unser Nachen tanzte dem schmalen und langen Arme des Bodensees zu, der den besonderen Namen „der Ueberlingersee", von der Stadt Ueberlingen, führt.

Die Mainau, die Perle des Bodensees, das lieblichste seiner Eilande, liegt halbversteckt in dem tiefen Busen, welchen das Wasser nach Ueberlingen hin bildet. Dem Ufer sehr nahe gelegen, ringt sie sich als Insel nur langsam von demselben hervor und nur allmälig sieht man sie aus der Fluth emportauchen. Anfangs, wenn der Nachen noch fern von dem freundlichen Gestade, und das Auge noch nicht den Fruchtbaum von der Rebe, die Wiese vom Acker und Garten zu unterscheiden vermag, winkt schon einladend über dem grünen Laube das prächtige Schloß auf dem höchsten Punkte der Insel. Die glänzenden Mauern des Schlosses zeichnen sich scharf ab von dem grünen, es umgebenden Kranze, der seinerseits endlich von der ihn benetzenden klaren Fluth eingerahmt wird.

Nun nähert sich die Barke dem Gestade, das Gesammtbild verliert an Umfang, wofür jedoch zum Ersatz deutlicher die Gegenstände hervortreten. Was früher nur dunkelgrüner Grund war, zeichnet sich jetzt in vereinzelten Parzellen ab. Zwischen Mauern von üppigem Laubwerk tauchen einzelne weiße Häuschen hervor; an andern schlingt sich die Rebe hinan, schmiegt sich um den Giebel, der ihr die Last, der an den Strahlen einer milden Sonne reifenden Trauben, tragen hilft; dort steht eine Mauer, ein Thurm, dichtes Epheugewinde umklammert den verwitterten Stein; darüber hin strecken stämmige Obstbäume ihre fruchtbeladenen Aeste, die sich unter der Last ihrer Schätze beugen. Unter den kräftigen Baumstämmen ziehen sich Aecker und Wiesen hin, und ein Meer von Blumen strömt in den Gartenanlagen einen die ganze Atmosphäre durchschwängernden Duft aus, den ein lauer Wind berauschend dem Schiffer entgegenträgt.

Jetzt landet der Kahn und der Ankömmling springt an das zauberische Gestade, wo ihn dunkle Arkaden und schattige Laubgänge aufnehmen. Wo Du hier gehst und stehst, träuft der Segen des Himmels auf Dich herab, und der Boden unter Deinen Füßen gleicht einem grünen, blumengestickten Teppiche. In den Büschen und Kronen der Bäume jauchzen und jubeln Tausende von Sängern, über die blühenden Gefilde hin gaukeln Schaaren von glänzendfarbigen Faltern, goldpurpurne Käfer surren umher, und hier und da huscht eine silberschillernde Eidechse von einem Stein zum andern. Die Mainau hat etwa eine halbe Stunde im Umfange, und kein Fleckchen ist auf ihr, wo nicht der Boden zu Nutz oder zur Freud etwas trägt.

Das Schloß ist in Hufeisenform erbaut, nach modernem Geschmack, der durch nichts verkündigt, daß einst die Ritter des deutschen Ordens hier nahe an 6 Jahrhunderten hausten. Das Schicksal der Insel war unter ihnen im Durchschnitt nicht sehr stürmisch, und oft verschonte der Zorn des Menschen diesen Garten, während um ihn her die Furien des Krieges losgelassen lo-derten. Die Herren Schweden setzten sich indeß im dreißigjährigen Kriege auf der reizenden Spanne Landes fest und zogen auch erst nach Abschluß des westphälischen Friedens wieder ab. So wie die Mainau jetzt ist, kann sie als eine Schöpfung des Fürsten Esterhazy gelten, der sie nach Auflösung des deutschen Ordens einige Zeit lang besaß.

Ich ließ es Abend werden, ehe ich den Balkon des Schlosses betrat. Es lag keins jener unumfaßbaren Gebilde vor mir, wie sie auf andern Punkten am See sich darbieten und wo alle Partien großartig durcheinander verschwimmen. Die dunkeln Massen des Voralbergs, die sich hinter Lindau und Bregenz erhoben, und der Säntis mit seinen Vasallen weiter rechts, auch der sich undeutlich in der Ferne verlierende große Kessel des Sees, schienen nicht in das Bild zu gehören, das an dem waldigen Hügelrand des schwäbischen Ufers einen reizenden Rahmen hatte. Das Schönere lag zu nah, um daß man in die Ferne schweifen mochte. Das Auge begnügte sich mit den geschlossenern Formen des Ueberlingersees; in die Straßen des Städtchens Meersburg schaut man fast hinein, das eben so alte Ueberlingen liegt nicht viel weiter, zwischen beiden eine Reihe von freundlichen Dörfern und Weilern, hinter denen weiter landwärts einige Schlösser zwischen Berg und Wald hervorragen. Der Rahmen zu dem Allen war vergleichsweise beschränkt, und doch zog ich ihn mir immer eng und enger, bis nur noch die paradiesische Mainau übrig blieb.

Man muß sie sehen, wie jetzt die Sonne ihr letztes Gold über sie hinwarf, das gleichzeitig die Wellen unten gierig tranken; im dunkeln, dann matter werdenden Purpur glühten alle Fenster, rosafarbige Wolkenschiffchen irrten am Firmamente umher, von magischem Glanze wogte es in den Wipfeln der Bäume, die, von einem sanften Westwind bewegt, harmonisch dazu rauschten. Noch lange, nachdem der feurige Sonnenball dem Auge entschwunden war, sandte er, je nachdem sich Wolkengebilde formirten, einzelne Strahlen wie Raketen am Himmel empor, mischte in einem Gewölk plötzlich noch alle Farben zusammen, wob hier und dort noch eine goldene Franse und ließ fast ebenso schnell Alles wieder verglühen. Die Mainau hatte ihr festliches Gewand inmitten dieses feenhaften Schauspiels angethan; die Blumen, bevor sie sich schlossen, hauchten noch einmal ihren ganzen Duft aus, würzig strömte es vor Allem aus den Rosenbüschen heran, einzelne Glühkäfer begannen zu schwärmen, fernher tönte Abendgeläute und in der Nähe begann im dunkeln Hain die Nachtigall ihren melodischen Gesang.

(Schluß folgt.)

Ein Abenteuer auf dem schwarzen Meer.

Das „Journal des Debats" erzählt folgenden wenig bekannten Vorfall aus dem Leben des Kaisers Nikolaus: Der russische Monarch hatte sich im Jahre 1828 persönlich bei der Armee eingefunden, welche nach einer 62tägigen Belagerung die Einnahme von Varna erzwang.

Varna hatte eben nach einer hartnäckigen Belagerung kapitulirt. In Begleitung seines Bruders, des Großfürsten Michael, und mehrer Generale schiffte sich Kaiser Nikolaus am 14. Oktober 1828 auf dem Linienschiffe „die Kaiserin Mutter" ein, um von Varna nach Odessa zu segeln. Das Schiff wurde von einem englischen Seemann, dem Kapitän A. Court, befehligt. Graf Nesselrode, seine Kanzlei und die fremden Legationen, welche damals dem Hauptquartiere folgten, hatten sich auf dem „Panteleimon" eingeschifft. Nun war damals eine Fahrt auf dem schwarzen Meere eine sehr gewagte Sache. Zu den Eigenthümlichkeiten des schwarzen Meeres gehören übrigens nicht etwa die Stürme; diese sind auf jedem anderen Meere auch kein Kinderspaß und hier nicht häufiger als anderswo. Nur ist das Bett des schwarzen Meeres sehr enge, so daß es im Falle eines Sturmes an Raum fehlt, wie die Seeleute sagen, vor dem Winde zu fliehen, und wo man überdieß Gefahr läuft, an das Ufer getrieben zu werden, was insbesondere in Kriegszeiten für ein vom Sturm angefallenes Schiff unter Umständen sehr mißlich werden kann.

Kaiser Nikolaus und sein Gefolge hatten kaum die Rhede verlassen, als sich ein gewaltiger Sturm erhob, der die beiden Schiffe furchtbar peitschte. Später wurde der Himmel ganz schwarz und hüllte die beiden Schiffe in einen dichten Nebel, in Folge dessen das eine Schiff das andere ganz aus dem Gesichte verlor. Die Wellen gingen entsetzlich hoch und der Sturm tobte so gewaltig, daß die Maste und die Segelstangen in Splitter zertrümmert wurden. Die Dunkelheit der hereinbrechenden Nacht vermehrte noch die Verwirrung, welche ohnedieß schon auf dem kaiserlichen Schiffe herrschte. Am nächsten Morgen war der Nebel eben so dicht, wie am vergangenen Tage. In der Nacht des zweiten Tages besorgte man, daß das Schiff ans türkische Ufer getrieben werde, was dem Kaiser Nikolaus unter den damaligen kriegerischen Verhältnissen sicherlich unangenehm gewesen wäre.

Am Morgen des dritten Tages war das Schiff bereits in einem so schlechten Zustande, daß man darüber berathschlagte, ob es nicht am gerathensten wäre, in den Bosporus einzulaufen, um dann wenigstens das Leben des Kaisers zu retten. Diese Idee wurde jedoch verworfen und man beschloß, lieber das Aeußerste zu wagen, ehe man den Selbstherrscher aller Reußen in die Nothwendigkeit versetzen wollte, der Gefangene des Sultans zu werden. — Mittlerweile erlitt das Schiff, auf welchem sich die fremden Legationen und die Kanzleien eingeschifft hatten, wo möglich noch härtere Drangsale. Ohne Steuerruder, ohne Raaen, ohne Lebensmittel und ohne Vorräthe drohte es in jedem Augenblicke unterzusinken. Man stelle sich unter solchen Umständen die traurigen Figuren des Grafen Nesselrode und des diplomatischen Corps vor, da diese Herren doch wahrscheinlich sammt und sonders nicht an die Gefahren und Schrecknisse eines Seesturmes gewöhnt sind und daher doppelte Angst empfanden. Die Russen beteten schon die Sterbegebete, und in ihren langen Röcken, wie in Leichentücher, eingewickelt, lagen sie verzweiflungsvoll auf dem Boden dahingestreckt und mochten gegen die Wuth des Windes und der Wellen nicht hoffnungslos kämpfen. . . . Erst nach acht Tagen wurde der Wind gefügiger. Das Schiff, auf welchem sich der Kaiser befand, landete nach unerhörten Anstrengungen in Odessa, während das Schiff mit den vor Hunger, Kälte und Ermüdung halbtodten Diplomaten glücklich in Sebastopel Anker warf.

Mannichfaltigkeiten.

Die letzte Nachricht von dem in Afrika befindlichen schwedischen Naturforscher Charles John Anderson, diesem unternehmenden Reisenden, datirte vom 13. Juni 1853 auf 21° 56′ S. Br. und 20° 45′ L., oder gerade von dem Punkte, wo Hr. Galton und er auf ihrer letzten Entdeckungsreise genöthigt gewesen, umzukehren. Als Hr. Anderson diesen Brief schrieb, war er auf dem Wege nach dem großen See N'gami, da er aber nur Eingeborne zu Bedienten mit sich hatte, die sich schon im Voraus tückisch und unwillig gezeigt hatten, weiter landwärts vorzubringen, und weil keine Nachricht seitdem über ihn und seine Angelegenheiten eingelaufen waren, so fürchteten seine Freunde, daß es ihm wie so vielen anderen afrikanischen Reisenden ergangen und daß er ein Opfer des Klimas oder der wilden Thiere geworden. Jetzt liest man in der Capzeitung vom 23. März d. J., daß Hr. Anderson den von ihm gesuchten großen See erreicht habe. Er ist also der Erste, der von Afrikas Westküste aus zum N'gami-See gedrungen ist.

Bekanntlich hat die k. k. österreichische Regierung um das Bestreben zur Wiederbewaldung öde liegender Hochgebirgsflächen aufzumuntern, für die gelungensten Aufforstungen, Preise von 400,

300, 200 und 100 Stück Ducaten genehmigt. Eine große Zahl von Bewerbern hat seitdem Aufforstungsflächen für die Preisconcurrenz bezeichnet, und es macht sich dießfalls unter den Grundbesitzern ein lebhafter Wettstreit bemerkbar. Die Aufforstung muß im Jahre 1856 beginnen, und der Hauptsache nach im Jahre 1859 beendet seyn. Die Preiszuerkennung erfolgt im J. 1867.

Frankfurter Theater.

(Schluß.)

Wenn wir der künstlerischen Verdienste und der beifälligen Aufnahme der so zahlreichen Gäste, welche dieser Sommer uns zugeführt hat mit verdienter Auszeichnung gedacht haben, so werden wir jetzt, wo die Gastspiele zu Ende gehen, an die Vorzüge der unserer Bühne angehörigen Mitglieder zu erinnern Gelegenheit finden. Unter diesen steht Frau Anschütz in erster Reihe. Von einer Urlaubsreise zurückgekehrt, trat sie dieser Tage in „Figaro's Hochzeit" wieder auf und wurde mit allen Zeichen freudiger Theilnahme begrüßt. Ihre „Gräfin Almaviva" ist in Gesang und Darstellung ein vollendetes Kunstgebilde, an dem man sich zu erfreuen nicht müde wird, ein von Adel und Anmuth ganz durchdrungenes, wahrhaft poetisches Bild. Wie man den seelenvollen, herrlichen Klängen Mozart's keinen ergreifenderen Ausdruck geben, so kann man weibliche Würde und Poesie des Gemüths nicht edler darstellen, als Beides von Frau Anschütz geschieht. In der großen Arie im zweiten Act, wie in dem herrlichen Brief-Duett entfaltet Frau Anschütz jenen Zauber, der nur durch die innigste Verschmelzung von Kunst und Natur wirksam wird und der Mitempfindung Aller gewiß ist. Wir haben Sängerinnen gehört, die durch gewaltige Stimmmittel und glänzende Virtuosität uns Bewunderung abnöthigten; Frau Anschütz weiß vor Allem die Sympathie des Herzens zu gewinnen, wobei aber die musikalische und künstlerische Trefflichkeit der Leistung keineswegs fehlt. Indem auch wir Frau Anschütz auf's beste begrüßen, hoffen wir uns recht oft an den poetischen Kunstgebilden, deren ihr reiches Repertoire so viele zählt, erfreuen zu können. — Rühmend anzuerkennen haben wir in der Vorstellung der Hochzeit des Figaro auch die Verdienste der Damen Hoffmann (Susanne), Elise Schmidt (Cherubin), sowie der Herren Dettmer (Figaro) und Roberti (Almaviva). Wie wir vernehmen, geht das Engagement des Letzteren demnächst zu Ende. Ohne Ueberschätzung Dessen, was Hr. Roberti leistet, glauben wir doch auf seine vielseitige Verwendbarkeit in der Oper hinweisen und das Bedenken geltend machen zu müssen, daß es mit unsern beiden jüngeren Baritonisten nicht leicht werden dürfte, der Anforderung an ein mannichfaltiges Opern-Repertoire zu entsprechen. Man möge dieß wohl erwägen, so lange es noch nicht zu spät ist.

Frau von Marra hat ihr Gastspiel als Amine fortgesetzt und bewiesen, daß gediegene Leistungen sich immer und überall Bahn brechen. Ihre Amine war durch Anmuth und Empfindung eines lyrischen Gesangvortags, wie durch musikalische Trefflichkeit und geläuterten Geschmack gleich ausgezeichnet und wurde mit einem Beifall aufgenommen, dessen Einstimmigkeit um so vollgültiger ist, als er von einem Auditorium gespendet wurde, welches in jüngster Zeit des Vorzüglichen so viel gehört hat, daß es ein kaum noch zu befriedigendes und für gewöhnliche Gesangsleistungen ganz gleichgültiges geworden ist. Frau von Marra hatte sich ihr Terrain hier zu erkämpfen und scheint aus diesem Kampfe als entschiedene Siegerin hervorzugehen. W.

Deutsche Tonhalle.

Durch ein Vereinsmitglied, den Herrn Verfasser beigehenden Gedichts, sind wir veranlaßt und in Stand gesetzt, für die preiswürdigste Composition dieses Gedichts für eine Singstimme und Klavier den Preis von sieben Ducaten hiermit auszuschreiben, ohne Eigenthumsanspruch an irgend eine der Bewerbungen um denselben zu machen. — Demnächst wird der Verein ein Ausschreiben betreffs einer Symphonie besonders erlassen.) — Die Bewerbungen um diesen Preis, mit einem deutschen Spruch versehen, wollen uns, maßgeblich der Vereinssatzungen (14), im Monat November d. J. frei zugeschickt werden, begleitet mit einem versiegelten Zettel, der Namen und Wohnort des Verfassers enthält, außen denselben Spruch führt und einen Künstler nennt, welchen der Einsender als Preisrichter wählt. Die Satzungen sind auf freie Briefe oder Handelswegen bei den Herren Geschäftsfreunden der Tonhalle zu beziehen, nämlich bei Herrn Magistrats-Sekretär Becker in Würzburg, Hrn. Musiklehrer Deland in Rostock, Hrn. Grützmacher, Lehrer am Musik-Conservatoire in Leipzig und Hrn. Musikverleger G. W. Körner in Erfurt, auch bei dem Gezeichneten und den Herren Fr. Götz und K. F. Heckel hier.

Mannheim, August 1854. **Der Vereins-Vorstand.**

An eine Blume — das Herz.

Blätter wanken, Wolken ziehn,
Keine Dauer kennt das Leben.
Mit dem Flug der Stunden fliehn
Gram und Lust, von ihr gegeben.
Welkend steht die Sommerau,
Wenn sich mild das Grab bemooste,
Wehmuth ist Dein Blüthenthau,
  Leid im Troste!

Dennoch ob der Wolkenbahn,
Ob dem Zeitenkreis, der Schwüle
Und dem bunten Erdenwahn
Walten ewige Gefühle!
Sey die Sonne noch so fern,
Nimmer wird ihr Abbild scheiden.
Hoffnung ist dein Blüthenstern,
  Trost im Leiden!

Und ein Hauch, so frühlingsmild,
Weht herab aus lichten Räumen,
Läßt im Leben, läßt im Bild
Uns vom ewig Schönen träumen.
Trinkend diese Himmelsluft
Einen sich die Gottestriebe.
Herz, es ist dein Blüthenduft
  Glaub' und Liebe.

Friedr. Götz.

Literatur-Notiz.

Die jedenfalls sehr rühmlichen Bestrebungen, die deutsche Sprache von Fremdwörtern so viel als möglich zu reinigen, haben einen dankenswerthen Zuwachs erhalten durch eine kleine Sammlung von „kaufmännischen Briefen" und zwar namentlich von Umlauf- oder Rundschreiben. Wenn schon oft behauptet wurde, daß die kaufmännische Sprache von fremden Ausdrücken nicht wohl zu befreien sey, so hat der Verfasser hier den Beweis geliefert, daß doch wenigstens viele derselben durch deutsche Wörter zu ersetzen sind, ohne deßwegen unverständlich oder gedehnt zu werden. Wir gehören nicht zu den unbedingten Puristen, gestehen aber gerne zu, daß eine verständige Vermittelung hier manches Verdienstliche leisten und manches ganz überflüssige Fremdwort durch ein entsprechendes deutsches verdrängen kann, weßhalb wir denn auch die kleine Sammlung des Herrn F. F. (Druck von Carl Knatz) der Beachtung zu empfehlen nicht unterlassen wollen.

Theater-Anzeige.

Montag, 14. August. Letzte Gastdarstellung der Frau von Marra-Vollmer. Marie, oder: Die Regimentstochter. (2. Act.) Marie: Frau von Marra-Vollmer. (Hierauf zum ersten Male): Angela, Liederspiel in 1 Act von R. Benedix. Angela: Frau von Marra-Vollmer.

Druck und Verlag von Hetter und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 194. Dienstag, den 13. August 1844.

Die Grundelcher.

Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Volksleben; erzählt von W. O. von Horn.

(Fortsetzung.)

Als Mariemarlehne dem Pfarrhofe zuschritt, schlug sie ein Schnippchen in die Luft. Ist mir auch der erste Versuch bei dem Narren und Grobian mißlungen, sagte sie zu sich selbst, so gelang doch Einer über alle Maßen! Wart' langer Rebeller, ich drehe Dir doch eine Nase, und ich müßte nicht Mariemarlehne seyn, wenn ich es nicht dahin brächte, daß die Zweie doch noch ein Paar werden! — Warte nur!

Beruhigter im Bewußtseyn solchen gewichtigen Beistandes, verließ Engel ihr Haus und ging in die Spinnstube, wo man sie theilnehmend und liebevoll empfing.

Martin ging ebenfalls frohet heim, als er weggegangen war Seine Engel blieb ihm treu, das stand felsenfest, und nun vertraute er Gott, er werde gewiß Alles zum Besten lenken. Conrad aber ahnte nichts von Dem, was hinter seinem Rücken geschah und rannte sich nur tiefer in seine unseligen Vorstellungen hinein.

Der Winkeladvokat Schimmel wußte ihn recht gut zu seinem Vortheile zu benutzen; denn, abgesehen davon, daß er durch des langen Conrads sehr lebhafte Anhänglichkeit sich einen breiten Fuß im Volke zu machen suchte, er ging auch auf Anderes aus.

Schimmel war ofe ohne Geld. Durch seine Franzosenliebe hatte er sich alle braven Leute entfremdet, und so viel Geld er sonsthin mit Rath und That, mit Wühlerei und Hetzerei, mit Schriftenmachen und Briefeschreiben verdient hatte, so seicht floß diese Quelle, seit er diese unbeliebte Seite herauskehrte. Nun gehts mit solchen Leuten so, daß sie sich selbst immer tiefer in den Sumpf hinein arbeiten und es gar nicht merken, daß er ihnen an den Kragen geht. Sie räsonniren sich hinein, bis sie nicht mehr rückwärts können, und dann gehts vorwärts ohne Ueberlegung Dessen, was folgen könnte, nämlich das Zurückziehen aller ehrlichen Leute, die allgemeine Mißbilligung und Verachtung, und, wenn sie von der Theilnahme und dem Veetrauen Anderer ihr Brod verdienen — am Ende der Mangel. Glückt's dann nirgends mehr bei den braven und gescheidten Leuten — nun, so suchen sie sich Tagediebe und — Simpel, an diesen sich festklammernd. Tagediebe haben aber selten Viel zu geben, daher müssen die Simpel herhalten, an denen noch etwas zu rupfen ist.

So ist ihm denn der lange Conrad, der ihn bewunderte und verehrte, ins Netz gerathen, das Schimmel klug über dem Kopfe des langen Rebellers, wie er seit seinem Umgange mit Schimmel hieß, zuzog, ohne daß es dieser merkte. Das Mittel war der sogenannte „Ambitionszipfel", was zu deutsch „der Hochmuthszipfel" heißt. An dem, den der reiche Bauer gerne aus der Rocktasche als rothen Taschentuchzipfel heraushängen ließ, faßte ihn der kluge Schelm und — er hatte ihn.

Alle Welt redete ihn mit „Ihr" an, Schimmel per „Sie". Alle Welt sagte schlechthin: Wie gehts, Conrad? Herr Schimmel aber sprach mit Nachdruck: Herr Conrad. Weitschweifig räsonnirte Schimmel über die „Herrschaft", daß sie den Tüchtigsten, Verständigsten im Dorfe nicht zum Schultheißen gemacht; „aber", sagte er, „so gehts! Die Esel nimmt man dazu, weil die alle Säcke tragen; jene würfen die ab, die ihnen zu lästig dünkten; schlügen einmal hinten aus. Darum setzt man sie zurück. Das wird anders werden, wenn die Franzosen kommen. Dann gilt Verdienst und Brauchbarkeit und das gesunde, verständige Volk wird seine rechten Vertreter wählen. „Man muß sich nur", setzte er flüsternd zu Conrad sich neigend, hinzu, „man muß sich nur einen Anhang verschaffen und das sich auch etwas kosten lassen. Das kommt Alles doppelt wieder, bei." Hörte Conrad seinem unsinnigen Gewäsche, das Alles unterst zu oberst kehrte, mit offenem Munde zu, so klopfte er ihm auf die Schulter und sagte: „Sie sind der Mann, der mich versteht; der meine erhabenen Gedanken und Ansichten zu fassen weiß. Sie allein sind ein Mann von Einsicht!" Dann war Conrad außer sich vor Entzücken und Herr Schimmel ließ sich erbitten, mit ihm eine Flasche „Rheiner" oder guten Obermoseler zu trinken; eine Wurst oder ein Stück Schinken zu essen, wie man es im Wirthshause eben haben konnte. Und beehrte Herr Schimmel seinen Freund Conrad mit seinem tiefsten Vertrauen, und sagte ihm, er sey augenblicklich in Geldverlegenheit, da er die vornehmen Herren, die ihm Geld schuldeten, nicht geradezu vor den Kopf stoßen wolle, so war das eine Ehrensache, den verehrten Freund nicht stecken zu lassen. Er gab, so lange er hatte, und sprach gut für ihn, wenn's ihm etwa fehlte. Herr Schimmel sagte dann: „Wenn unsere Erntezeit kommt, gibts volle Garben!" Conrad verstand schon, was er meinte, lächelte ahnungsvoll und nickte glücklich Beifall zu.

Bisweilen ging auch der Stoff der Unterredung aus; dann schlug einer der Spießgesellen des Herrn Schimmel ein Spielchen vor und Conrad konnte nicht zurückbleiben. Wurde er dann gerupft bis auf den letzten Flaum, so borgte der Wirth Geld. Sie ließen ihn wieder Etwas gewinnen, um ihn recht hitzig zu machen und ihn desto sicherer um Alles zu bringen, was auch regelmäßig gelang.

Die gute Engel wurde das nie gewahr; denn mit des Vaters Geldschränklein, das neben seinem Bette an der getäfelten, braunen Wand befestigt war, erhielt sie nie Bekanntschaft. Sie sah nur, wie er einen Wagen voll Frucht nach dem andern in die Stadt auf den Fruchtmarkt brachte, auch wohl Geld hinein ins Schränklein legte, aber, wenn er herausnahm, benutzte er stets ihre Abwesenheit, weil noch ein Rest von Gewissensscheu dennoch übrig geblieben war und er es fühlte, wie e[…] das vortreffliche Kind um das Seine brachte.

Niemand im Dorfe erfuhr auch, wie es eigentlich stand; denn der Wirth schwieg weislich stille, weil es sein Vortheil war. Die Spießgesellen lachten nur heimlich unter sich über den langen „Simpel", wie sie ihn nannten und hielten reinen Mund, weil es ihr Vortheil erst recht war.

So kam der lange Conrad tief hinein in ein Gewebe von Unheil, an dem seine Kurzsichtigkeit den Zettel hergab, und Schimmel und seine Gesellen den Einschlag mit spitzbübischem Vorbedacht. Ihm die Augen aber zu öffnen, war vergebliche Mühe, und wer's versuchen wollte, hatte unerfreulichen Lohn zu erwarten.

(Fortsetzung folgt.)

Spaziergänge am Bodensee.

Von L. Vogel.

III.

Eine Gondelfahrt nach der Mainau und Reichenau.

(Schluß.)

Und wieder trägt uns andern Tags die Barke über die schimmernde Fluth; des Segels bedarf es heute nicht, denn der Weg geht unter der Brücke bei Konstanz weg, wo der auf eine kurze Strecke zum Fluß werdende See den Nachen von selbst lustig vorwärts treibt, dem Untersee zu, dieser letzten Erweiterung der Wassermasse. Die Fahrt ist kurz, keine Stunde dauert es, als sich die Ufer schon wieder zum See ausdehnen und die Reichenau vor uns liegt. Dorthin steuert der Nachen und legt an's Ufer.

Wenn der Mainau der Preis der Lieblichkeit gehört, so wurde die Reichenau dafür mit dem größeren Ueberflusse beglückt. Jene ist ein träumerischer Sitz für vornehme Herren, diese ein gelobtes Land, wo Milch und Honig fließt, für 1500 arbeitsame Menschen. Hier sind die Herren des Bodens Männer mit schwieligen Händen; Bauern und Arbeiter, groß und klein, reich und behäbig; nur Armuth, wie sie anderwärts vorkommt, ist auf der Reichenau unbekannt.

Die Insel ist etwa 3/4 Stunden lang und 1/2 Stunde breit, und läßt sich von der Hohenwart, wo ein Privatmann ein niedliches Luginsland erbaute, am bequemsten überschauen. Die Reichenau bringt Alles hervor, was der Mensch zur Leibesnahrung und Nothdurft bedarf; ihr größter Reichthum besteht aber in ihren Rebgeländen, die auch die ganze Insel als einen von Wasser umgebenen Weinberg erscheinen lassen. Daneben reiht auch die Feige und edlere Früchte des Südens, an welchen überhaupt der wärmende Strahl der Sonne hier lebhaft mahnt.

Die gegenüber liegenden Ufer der Schweiz breiten sich in voller Deutlichkeit aus. Es ist die Staffage, die man an den freundlichen Punkten des Sees überall findet, dazwischen Klöster, Kirchen und Schlösser; Weiler, Dörfer, Flecken und Städte in geordnetem Durcheinander. Etwas öder ist die Fernsicht nach der deutschen Seite, der man sich eben deßhalb auch weniger zukehrt; zwischen hüben und drüben aber gestaltet sich der See immer beckenartiger, bis er endlich zum Strom geworden nun ungeduldig seine Fluthen dahin wälzt. Es ist kein Nachtheil in meinen Augen, daß die Reichenau etwas Prosaisches an sich hat, allein sie hat dieß, und vielleicht kommt das von den mehreren Hundert Stück Hornvieh, her, die mit auf der Insel gezüchtet werden. Es ist ganz natürlich, daß unter solchen Umständen die ganze Insel nicht von einem Balsamduft durchströmt seyn kann wie z. B. die Mainau. An einzelnen reizenden Parkanlagen und idyllischen Gärten fehlt es auf der Reichenau nicht, im Ganzen aber ist es wirklich ein Stück von des Lebens glücklicher Prosa, die hier vorwaltet.

Wie schon jetzt war schon früher der Weinbau der vornehmste Nahrungszweig der Reichenauer, obwohl die Rebe, welche hier besser als anderswo gedeiht, fast überall in der Umgegend früher gepflanzt wurde, und erst im 9. Jahrhundert auf der Insel zu blühen anfängt. Die alten Chroniken lassen überhaupt Reichenau noch im 8. Jahrhundert mit wildem Gestrüpp und wuchernden Schlingpflanzen bedeckt seyn, in denen sich giftiges Gewürm und Ungeziefer vor den Strahlen einer Sonne verborgen hielt, welche selten durch die über der Insel lagernden trüben Nebel brach. Erst als der heilige Pirminius die Insel betrat, entwich all das giftige Gewürm und Ungeziefer, und der Bau eines Klosters, womit der Grund zu der nachmaligen berühmten Abtei Reichenau gelegt wurde, ließ nun nicht lange auf sich warten. Damals und geraumer Zeit darnach glaubte man noch durch Aufopferung eines Theils seiner irdischen Glücksgüter sich den Himmel erkaufen zu können, und Hoch und Niedrig beeilte sich, seinen zeitlichen Reichthum zum Besten der frommen Klosterbrüder loszuwerden. In ihren schönsten Tagen war die Abtei Reichenau an Macht, Reichthum und Ansehen so gewaltig, daß sie ihres Gleichen in ganz Allemanien nicht hatte. Nicht bestritten kann der Reichenauer Abtei das Verdienst werden, in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens für das Culturleben am See und weit darüber hinaus Vieles geleistet zu haben, allein wie das Mönchthum im Allgemeinen, überlebte sich auch Reichenau, dessen Verfall überdieß durch die Verschwendung der Aebte und Zänkereien der Mönche beschleunigt wurde.

So ging die berühmte Abtei endlich unter, und von allem Glanze und Reichthum ist wenig von Belang übrig geblieben, was in der Münsterkirche aufbewahrt wird, woselbst auch eines Kaisers Gebeine, die des dicken Karls, angeblich modern. Die in der Sakristei aufbewahrten Reliquien nimmt sich selten ein Fremder die Mühe zu sehen, von der reichen Bibliothek ist aber nichts übrig gebieben. Zur Zeit des Conzils in Konstanz wurde sie stark von den dort anwesenden Theologen benutzt, die, wie es mit Büchern jetzt noch geht, so manches Werk nicht wieder zurückgaben.

Wo sonst die Mönche sich wohl befanden, lassen jetzt wir profanen Menschen es uns gut seyn. Verloren hat die Welt nichts dabei, auf der Reichenau ist sogar der Wein seitdem besser geworden, da man es an zahlreichen Veredelungsversuchen nicht fehlen ließ. Die Reichenauer verkaufen ihn auch nicht alle, sondern trinken gern selbst mit davon, wobei sie häufig von der Sorte bei Lindau erzählen, wo einmal ein früherer Jahrgang, da Niemand davon trinken wollte, zum Kalklöschen genommen wurde. Der Kalk soll ausgezeichnet gehalten haben.

Aus der Schatzkammer des Lebens.

Man hat nur ein unbestreitbares Recht, das an Andern zu tadeln, was man sich selbst nicht verzeihen möchte.

Wer mit den Narren nicht fertig wird, kann mit den Weisen nicht auskommen. Was beweist mehr, daß wir Verstand besitzen, als wenn wir mit Leuten leben können, die gar keinen haben!

Alle behaupten: „Nur der Tugendhafte könne wahrhaft glücklich seyn", und doch — (sonderbarer Widerspruch in den Ueberzeugungen und Handlungen der Menschen!) — will Jeder glücklich werden, bevor er noch tugendhaft geworden.

An die Verzweiflung einen Maßstab legen, heißt den dunkeln Abgrund der Seele ermessen wollen.

In der Einsamkeit geräth unser Verstand, im Kreise der Philister unser Geschmack, in der großen Welt unser Charakter und in schlechter Gesellschaft unser Herz auf Ab- und Irrwege.

Um seinen Nachbar mit Billigkeit beurtheilen zu können, müßte man wenigstens 365 Tage in seiner Haut gesteckt und ein Jahr lang aus seinem Kopf und Herzen heraus philosophirt haben. Da aber solche Operationen nicht möglich, was soll er nun von unserm und der Welt Urtheil über ihn denken? Dr. G. M.

Mannichfaltigkeiten.

Ein interessanter Provocationsprozeß schwebt jetzt beim Berliner Stadtgericht. Ein wohlhabender Brasilianer, welcher sich hier seit einiger Zeit als Fremder aufhält, führt einen Sklaven bei sich. Dieser Sklave beansprucht gegenwärtig seine Freiheit, weil es in Preußen keinen Sklaven gibt. Derselbe will sich anderweitig vermiethen und hat deßhalb eine Provocationsklage gegen seinen Herrn eingeleitet, damit dieser seine angeblichen Rechte beweise. Das Stadtgericht hat die Klage auch angenommen und den Justizrath Straß dem Sklaven als Kurator bestellt. Ein Prozeß dieser Art ist bisher hier noch nicht verhandelt worden. Nach dem alten Landrecht bleiben den Fremden ihre Rechte an den Sklaven, welche sie bei sich führen, vorbehalten, nur dürfen sie solche nicht gefährlich mißhandeln. Es fragt sich nun, ob diese Bestimmung durch neue Gesetze aufgehoben ist. Wenn dieses auch nicht der Fall ist, so fragt sich weiter, wie will der Herr sein Recht an dem Sklaven hier beweisen, da die Zeugen für den Kauf hier gar nicht zu beschaffen sind. Man ist auf den Ausgang des Prozesses sehr gespannt.

Einige Locomotivführer österreichischer Bahnen haben auf ihren Maschinen einen sehr einfachen Apparat in Anwendung gebracht, um den ganzen Zug und die von demselben berührten Schienen beobachten zu können. Derselbe besteht in zwei beweglichen Seitenspiegeln, welche den Zug, die Schienen und die Bahnstrecke genau reflectiren.

Den 3. Juli, so erzählt die „Temesvarer Zeitung", haben fünf Frauenzimmer freiwillig in das k. k. Militär eintreten wollen und sich deßwegen beim Magistrate in Neusatz gemeldet. Dieselben, vier Mädchen von 15—23 Jahren und eine Wittwe von 21 Jahren, sämmtlich der dienenden Klasse angehörig, wurden den 5. Juli neuerdings berufen, und über die Veranlassung und Beweggründe ihrer Meldung befragt. Sie gaben an, gehört zu haben, daß auch Frauenzimmer gegenwärtig in das k. k. Militär aufgenommen werden, deßhalb hätten sie sich entschlossen, da sie lieber in der Armee dienen wollen, als in dem ihnen lästigen Dienste bei Privatpersonen zu stehen, in das k. k. Militär einzutreten, um bei der Monturs-Commission Dienste zu leisten; im Falle aber dieß nicht genehmigt werden sollte, so wären sie entschlossen, entweder bei dem Infanterie-Regimente Caronini, oder zu den Husaren sich freiwillig assentiren zu lassen. Es scheint, daß Abenteuerlust die Ursache jener, obwohl ganz ernstlich gemeinten Meldung gewesen war. Es wurde aber jenen fünf „Frauenzimmern" zu ihrem größten Leidwesen bedeutet, daß das Gerücht der Aufnahme von Frauenzimmern in das k. k. Militär ein falsches gewesen sey.

(Berlin, 8. August.) Die Ferien-Deputation des Criminalgerichts verhandelte gestern gegen einen, zwar erst 14 Jahren alten, aber dennoch bereits wegen Diebstahls bestraften Knaben, weil er durch wiederholte Diebstähle an rohem Fleisch und Speck aus Schlächterbuden rückfällig geworden war. Der Angeklagte gestand die ihm zur Last gelegten Vergehen ein, behauptete aber, aus Hunger gestohlen und deßhalb das rohe Fleisch gegessen, den Speck aber, um ihn sich für künftigen Hunger aufzubewahren, vergraben zu haben. An den von dem Knaben angegebenen Stellen wurde der gestohlene Speck auch wirklich ausgegraben, und der Vater des Angeklagten bestätigte, daß sein Kind aus Hunger habe stehlen müssen, da er ihm, seiner großen Armuth wegen, nichts zum Essen habe geben können, und jedes Mitglied seiner starken Familie allein sehen müsse, wo es Nahrung für sich herbekomme. Unter diesen Umständen war der Staatsanwalt der Ansicht, daß eine Bestrafung des Angeklagten nicht eintreten könne, und beantragte dessen Freisprechung. Der Gerichtshof nahm jedoch mit Bezug auf die Vorbestrafungen des Angeklagten an, daß derselbe nicht ohne Unterscheidungsvermögen gehandelt habe, welcher Umstand nach dem Gesetz allein die Nichtbestrafung schuldiger Kinder rechtfertige, und verurtheilte ihn zu sieben Tagen Gefängniß.

In Astleys Hypodrom in London wird seit Wochen ein Spektakelstück aufgeführt, welches damit schließt, daß Kaiser Nikolaus gefangen in Dover landet, sich dort auf die Erde wirft, den Boden küßt und dem Himmel dankt, „daß er im freien constitutionellen England ist." Das Publikum klatscht wüthend Bravo. Es ist ohne Widerrede das naivste von allen Hauptstädten Europas.

Wie eine Bekanntmachung im „Schles. Kirchenblatt" kund thut, ist es im Werke, jetzt vollständig organisirte Pilgerreisen nach dem heiligen Lande, drei im Jahre einzurichten. Die Lloydgesellschaft soll sich zur Hälfte der Transportkosten verstehen, und der Gesammtaufwand, incl. 30 Tagen Aufenthalt an allen denkwürdigen Punkten Palästinas, sowie auf der Rückreise Besuch in Rom, auf 4—500 Rthlr. pro Person veranschlagt seyn. Nach diesem Preisunterschied wandern natürlich auch die Pilger in zwei Klassen getheilt zum Grabe des Herrn. Die österreichische Regierung wird im nächsten Frühjahr ein Hospiz für diese Gäste in Jerusalem eröffnen. Uebrigens macht man dem Plane von Paris aus bereits Concurrenz, wo drei Klassen Andächtiger für 800, 1000 und 1200 Francs die Reise von Marseille aus machen können. Am nächsten Tage der katholischen Vereine soll die Sache zum Beschluß gedeihen.

Für die Bier-Producenten und Biertrinker scheint sich dieses Jahr als ein äußerst ergiebiges anstellen zu wollen. Während nämlich noch vor wenigen Wochen in Baden und in der Pfalz der Durchschnittspreis der Gerste auf der enormen Höhe von 17 fl. pro Maller gestanden hat, ist derselbe jetzt auf die Summe von 7 fl. 30 kr. gefallen, für welch letzteren Preis eine Neuwieder Bierbrauerei eine ziemlich Quantität von dorther erstanden hat. Auch erwartet man ein bedeutendes Fallen des Hopfenpreises, da die dießjährige Ernte eine weit günstigere zu werden verspricht, als dieß im vorigen Jahre der Fall gewesen.

„Mein Herr, Sie scheinen den Unterschied der Klassen nicht zu kennen!" sagte eine Dame in einem Eisenbahn-Coupé zweiter Klasse zu einem Herrn, der sich trotz ihrer Einsprache eine Cigarre ansteckte. — „O, meine Gnädige, der Unterschied ist mir hinlänglich bekannt", lautete die Antwort, „in der 1. Klasse maltraitiren die Passagiere den Schaffner, in der 3. Klasse maltraitiren die Schaffner den Passagier und in der 2. Klasse maltraitiren die Passagiere sich unter einander."

Musikfest in Mainz.

Die Liedertafel zu Mainz, welche schon in früheren Jahren mehrere ähnliche Feste, zur Förderung der Tonkunst und zur Unterhaltung der vielen Theilnehmenden, mit dem glücklichsten Erfolge ausführte, unternahm es in diesem Jahre wieder einmal ein Musikfest ins Leben zu setzen, das nach den bis jetzt getroffenen Einleitungen sich den frühern würdig an die Seite zu stellen verspricht.

Nach dem aufgestellten Programm findet Samstag den 26. l. M. (August) der Empfang der mitwirkenden auswärtigen Vereine, am Sonntage (27.) aber das eigentliche Musikfest statt. Am letzteren Tage wird nämlich Vormittags um 10 1/2 Uhr in der Fruchthalle, einem Locale, welches in accustischer und räumlicher Beziehung nichts zu wünschen übrig läßt, und für dessen festliche Ausschmückung die betreffende Commission jetzt schon Anstalten trifft, das Oratorium „Das Weltgericht“ von Fr. Schneider, aufgeführt, ein Werk, welches sich vorzüglich durch seine imposanten Chöre und herrliche Instrumentation zu einer großartigen Production eignet, und dessen Wahl eine um so glücklichere genannt werden muß, als der Reinertrag des Festes den Hinterbliebenen des Componisten zugewendet werden soll. Obgleich außer den hiesigen Gesangskräften nur die Singvereine der benachbarten Städte zur Mitwirkung eingeladen wurden (einer weiteren Ausdehnung stand vorzüglich der wohlthätige Zweck des Unternehmens entgegen) und von diesen einige sich anzuschließen verhindert sind, so wird dennoch die Anzahl der hierbei mitwirkenden Sänger und Sängerinnen eine sehr beträchtliche seyn, da von außen namentlich mehrere Vereine der Städte Frankfurt, Offenbach und Wiesbaden sich dem Unternehmen kunstfreundlichst angeschlossen haben. Die Solopartien finden sich in den besten Händen; auch hat das so tüchtige Orchester des Wiesbadener Theaters seine Mitwirkung bereitwillig zugesagt. Am nämlichen Tage (27. August) findet des Nachmittags um 4 Uhr eine musikalische Zusammenkunft in der neuen Anlage statt, bei welcher die Militärmusik, in Abwechselung mit den verschiedenen Gesangvereinen, neue musikalische Genüsse verschaffen wird. Am Abende schließt dann ein brillanter Ball in der Fruchthalle das Fest.

Bei der warmen Theilnahme, die sich bereits von allen Seiten gezeigt hat, läßt sich von einer Mobilmachung so bedeutender musikalischer Kräfte gewiß ein glänzendes Resultat dieses Friedenswerkes, durch welches der Gedanke an die orientalische Frage auf einige Tage zurückgedrängt wird, nicht bezweifeln. —r—

Korrespondenz.

Wiesbaden, 13. August.

Unser Theater behauptet sich siegreich gegen das warme meist schöne Wetter, gegen die grüne Flur der Spielbank, wie gegen sonstige Ergötzlichkeiten der Badesaison. Nachdem Lucilie Grahn, die gefeierte Priesterin Terpsichore's, fortgeschwebt, holte das Publikum den Teufel ins Theater, nämlich Hr. Dalle Aste als Bertram in Meyerbeer's „Robert“, ein Baß-Teufel, dessen schöne Stimme und ächt künstlerischer Gesang sicher noch viele Seelen verführen wird. Würdig ihm zur Seite standen unsre ausgezeichnete Primadonna Fräul. Storck, die als Alice das Auditorium mit Recht zu enthusiastischem Beifall hinriß, sowie Hr. Peretti (Robert) und Fräul. Köhler (Isabella). Im Schauspiel gastirten Hr. und Frau Schönfeld vom Karlsruher Theater; sie gefielen, ohne sich jedoch besonderer Aufmerksamkeit zu erfreuen, da ihre Leistungen diejenigen unserer heimischen Talente nichtsweniger als verdunkelten. Unsere Bühne hat überhaupt, sowohl im Schauspiel wie in der Oper, eine für die Verhältnisse bedeutende Kunststufe erreicht, welche die uns besuchenden Kunstkenner anerkennen, und wofür auch die Wiesbadener der betreffenden Commission und der artistischen Direktion, von dem tüchtigen Darsteller Carl Grabowsky geführt, Dank wissen.

Bad Homburg, 13. August.

Unser Bad hat einen solchen Ruf erlangt, es sind so viele Fremde aus allen Weltgegenden hier versammelt, daß es gerechtfertigt erscheint, wenn die Presse von dem Leben und Treiben hier während der Saison Notiz nimmt; denn es ist im gegenwärtigen Augenblick ein wahrhaft großartiges, und man braucht nur einen Blick in unsere Kurliste zu werfen, um sich zu überzeugen, welche große Zahl von Fremden aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft jetzt hier anwesend sind, man braucht nur in unsere Salons zu treten, um von der wahrhaft fürstlichen Pracht, die in denselben herrscht, überrascht zu werden. Die größten Kunstnotabilitäten lassen sich in unsern musikalischen Soireen hören; unsere neuen Parkanlagen steigen mit Zauberschnelle aus der Erde: kurz, es ist hier ein Saisonleben, wie man es wohl in wenig andern Badeorten in so großartigem Maßstabe findet. Unsere heutige Kurliste nennt einen Präsenzstand von 4160 Kurgästen, und täglich treffen neue hier ein; unsere Gasthöfe sind stets gefüllt und auch die Privatwohnungen haben nie so viele Bewohner gehabt, als in diesem Sommer. — Nächsten Sonnabend singt der berühmte Formes hier und auch Jenny Lind wird noch in dieser Saison unsere Gäste entzücken.

Neuenhain, bei Soden, im August.

Unser auf der Vorhöhe des Taunus, minder rauh als Königstein, dabei aber doch lüftiger als Soden gelegenes freundliches Dörfchen mit seinen drei Linden, erfreut sich eines immer wachsenden Besuches Seitens solcher Leidenden, die zunächst auf einen ländlichen Aufenthalt bei angemessener Luftveränderung angewiesen sind. Noch vor wenig Jahren lag das Dorf noch abseits der Straße, und nur das allbekannte, von seinem Besitzer so genannte Batzenhaus öffnete gleichsam als vereinzelter Vorposten dem Vorüberziehenden seine gastliche Pforte. Jetzt hat sich die Scene geändert, und an der besuchten Landstraße zwischen Soden und Königstein steht jetzt der „Taunus“ mit mehr ländlicher Wirthschaft, das elegantere Cafe nebst Restauration zu den „drei Linden“ und das mehr auf die miethweise Aufnahme von Kurgästen berechnete Gasthaus „zur schönen Aussicht.“ Namentlich in letzterem hat sich auch diesen Sommer eine recht nette Kurgesellschaft zusammen gefunden. Die Zahl sämmtlicher Gäste, welche einen längeren Aufenthalt theils in den genannten Etablissements, theils im Dorfe selbst genommen haben, beträgt bis jetzt bereits 31. Bei dem zu erwartenden günstigen Spätsommer dürfte sie noch bedeutend höher steigen, da überhaupt nicht gerade die Schwüle des Hochsommers, sondern mehr die Frische des Herbstes, besonders bei Nervenleidenden einen wohlthätigen Einfluß übt.

Literatur-Notiz.

Unter dem Titel „Das Elternhaus und die Kleinkinderschule“ erscheint im Verlag von C. W. Leske in Darmstadt eine Monatsschrift, welche der besten Empfehlung würdig ist. Ihr Herausgeber ist der auf dem Gebiete der Kleinkinderschule rühmlichst bekannte J. Fölsing aus Darmstadt, der es wahrhaft ernst und wohl mit der Sache meint und hier von einem Vereine von gleichgesinnten Kinderlehrern trefflich unterstützt wird. Die genannte Monatschrift hat sich die Aufgabe gestellt, Haus und Schule, Mütter und Lehrer zum gemeinsamen Wirken zu vereinigen und sie wechselseitig anzuregen. Die bereits vorliegenden sieben Hefte enthalten Abhandlungen, Lehrstoffe, kleine Erzählungen, Kinderlieder, musikalische Beilagen u. s. w., um so verdienstlicher, als sie der Praxis entnommen und dem Bedürfniß entsprechend sind. Da Kleinkinderschulen überall bestehen und eine immer weitere Verbreitung gewinnen, so dürfte diese Schrift Lehrern und Eltern gleich willkommen seyn.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 15. August. Lucia von Lammermoor, große Oper in drei Abtheilungen. Raimund: Herr Cesar, vom Theater zu Pesth.

Mittwoch, 16. August. Sechste Gastdarstellung des Hrn. Hendrichs, vom k. preuß. Hoftheater zu Berlin und der Fräul. Hendrichs, vom Königstädter Theater in Berlin. Dornen und Lorbeer, oder: Das ungekannte Meisterwerk, Drama in 2 Abtheilungen. Rolla: Herr Hendrichs. Hierauf: Doktor Robin, Lustspiel in 1 Akt nach dem Französischen des Premaray von W. Friedrich. Garrick: Herr Hendrichs. Mary: Fräul. Hendrichs.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 195. Mittwoch, den 16. August 1854.

Die Grundelcher.

Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Volksleben; erzählt von W. O. von Horn.

(Fortsetzung.)

III.

Wie's mit den Rothmänteln ging.

Mittlerweile gestalteten sich die Verhältnisse sehr ernst.

Droben, an der churtrierischen Gränze gings schon Piff! Paff! und die französischen Kugeln fanden schon deutsche Herzen, um sie zum Stillestehen zu bringen, wo es denn aber auch nicht fehlte, daß eben so gut deutsche Kugeln einen der freiheitstollen Franzosenschädel trafen, daß das rechte Sonnenlicht hineinschien und eine gesunde Luft hineindrang, die freilich dann nichts mehr halfen.

Leider hatte in den Städten dort herum die Freiheitsschwindelei viele Köpfe toll gemacht, die nur Heil und Segen von den Franzosen erwarteten, und es waren nicht Alle Schelmen, wie der Herr Schimmel, aber hirnkraxl waren sie doch Alle. Nur im Volke fanden sie keinen Anklang, es sey denn, daß es hin und wieder ein langer Conrad gewesen wäre. Wie das Volk am alten Glauben mit eiserner Treue hielt, so auch am alten „Herrn" und alten Recht. Dieß zeigte sich besonders auf dem pfälzischen Hunsrück, wo das Volk derb und fest, bieder und treu stand und nicht wankte, wenn auch hin und wieder Einer toll wurde, wie Conrad. Die waren verabscheut, sogar gehaßt von den Bessern, wenn sie sich auch einen kleinen Anhang zu verschaffen wußten, wie Conrad in seinem heimathlichen Dorfe an dem Schusterpeter und dessen zwei Freunden.

In früheren Zeiten, als Conrad noch ein ordentlicher, treuer und fleißiger Mann war, hätte er es sich für eine Schande und Schmach gerechnet, mit Menschen umzugehen, die man im Dorfe mit dem brandmarkenden und wegwerfenden Namen: „Schmachtlappen" bezeichnete. Jetzt war es theils Noth, theils berechnende Klugheit, ihre Gesellschaft zu suchen: Noth, weil er kein Haus mehr hatte, wo er majen konnte, ohne daß er die bittersten Pillen zu schlucken bekam und derbe Zurechtweisungen und Warnungen dazu; berechnende Klugheit, weil er den Satz seines Freundes, des Herrn Schimmel, wohl begriffen, man müsse sich Anhang verschaffen, damit man seiner Zeit, wenn die rechte Erntezeit komme, eine Stütze in der Gemeinde habe. Spottende Bemerkungen machten ihn nicht irre; er krakeelte wohl dagegen und wies sie mit Grobheit zurück. Das verfing aber nichts, gar nichts. Die Waffen kehrten sich immer wieder gegen ihn, bis er zuletzt ganz unverwundbar, hieb- und stichfest wurde, und es sich gar nicht mehr zu Herzen zog, daß sich die ganze übrige Gemeinde von ihm mit Abscheu und Aergerniß abwandte.

Eben so kalt und theilnahmlos war er gegen den stillen Kummer seines eigenen Kindes. Wie hätte er sich um solche Kindereien kümmern können, wo er mit wichtigen Dingen sich beschäftigen mußte, nämlich damit, wie künftig das „gemeine Beste" müsse wahrgenommen und gepflegt werden; wie es mit dem Gemeindegut und namentlich mit dem Gemeindewald, dem Laubscharren, Holzholen und dergleichen Dingen müsse gehalten werden, was Alles bisher heillos war verpfuscht worden und nun mit den Franzosen ins rechte, beste Gleise kommen mußte. Daß er dabei so recht im Sinne der drei Gesellen sprach, die Freunde vom Nehmen waren und alle Dreie gerne ernteten, wo sie nicht gesäet hatten, versteht sich von selbst.

Unter den geschilderten Umständen ist es begreiflich, daß das Einrücken der wilden Rothmäntel, wie das Volk die Croaten und Sereczaner benannte, welche auf dem Hinterhunsrück standen, verschieden beurtheilt wurde. Das Volk im Allgemeinen sah in ihnen eine Stütze, einen Wall gegen die Franzosen. Wenn es sie auch fürchtete und ihr Ruf kein glänzender war, so war es doch bereit, ein Opfer zu bringen und sie ins Quartier zu nehmen, weil es einmal Nothwendigkeit war. Man liebte sie nicht, und hatte, wie es aus ihren alten Standquartieren verlautete, auch eben keinen zureichenden Grund dazu, aber man wollte über die Menschen hinaus auf die Sache sehen, der sie dienten, und das entschied am Ende doch.

Anders war es bei Conrad und seinen Freunden. Die haßten die Sache und die Menschen dazu, die ihr dienten; die fluchten und haselirten über die wälschen Hunde, wie sie sie nannten, weil das Volk jede Sprache, die nicht deutsch ist, selbst eine deutsche Mundart, die ihm nicht leicht verständlich ist, wälsch zu nennen pflegt.

Lange schon hatte man gemunkelt: „Wir kriegen Rothmäntel." Allein, da es so lange dauerte, waren Viele wieder, zu ihrer Beruhigung, zweifelhaft geworden.

Da rasselten eines schönen Morgens zwei Trommeln und eine Compagnie Rothmäntel rückte ins Dorf ein.

Vor dem Pfarrhof war der einzige freie Platz des Dorfes. Hier stellten sie sich auf, und nicht nur die liebe Jugend, die bei solchen Anlässen nie fehlt, sondern Alt und Jung stand da, die mit Schrecken erwarteten wilden Gesellen anzusehen, die so gräulich weit heim hatten, Heiden waren, Türken sogar; die so gräulich bewaffnet waren; so gar nicht aussahen, wie die Christenmenschen hier herum; die so absonderliche, fremde Kleidung trugen; so wild und grausam drein sahen, so menschenfresserig und deren Sprache Einem in die Ohren klang, wie höllische Musik. Was hatten sie lange Flinten! Was Pistolen! Was Messer! Und die rothen Mäntel sahen aus wie puringig Blut!

Ueber viele Rücken rieselte es eisig kalt und Manchem wurde es gruselig bei solchen Gedanken und solchem Anblick.

Auch der lange Conrad stand da, und er, dem es ohnehin am Muthe fehlte, empfand ein räthselhaftes Zittern in den langen Beinen; aber er stemmte sie fest auf und bezwangs; nur allein das Schuckern und Frösteln bezwang er nicht; aber er ließ es nicht merken und sah, alle seine Kraft zusammenraffend, bärbeißig und dabei spöttisch die Rothmäntel an, als wollte er sagen, so eine ganze Compagnie jagten drei Franzosen in die Flucht. Er schwieg indessen weislich, damit doch Niemand seine vermessenen Gedanken erführe und am Ende so ein wilder Rothmäntel es doch verstünde.

Der Schultheiß brachte nun die Hausnummerzettel, die ausgetheilt wurden. Der Offizier, der ein Deutscher war, kam in den Pfarrhof. Der lange Conrad wollte sich nichts vergeben, und nicht, wie andere Bauern, den Rothmänteln die Zettel lesen und sie zurechtweisen. Er schlenderte, die Hände in den Hosensäcken, langsam seinem Hause zu.

Plötzlich erhielt er einen Kolbenstoß in den Rücken, daß er laut aufschrie. Ein Rothmantel hatte den Schlendernden auf diese eindringliche Weise um seine Zurechtweisung ersucht.

Conrad fuhr kreidebleich vor Schrecken, Schmerz und Zorn herum und wollte eben in eine Fluth von Schimpf ausbrechen, als er in eins der wildesten Rothmäntelgesichter blickte, das ihn mit blitzfunkelnden Augen ansah und etwas daherwälschte, was er nicht verstand. Der Schrecken aber, den ihm dieß Gesicht brachte, überbot Alles und schlug seinen Zorn schnurstracks nieder. Seine Gesichtsmuskeln nahmen den Ausdruck zuckersüßer Freundlichkeit an. Er blickte in den Zettel und sagte mit stockendem Herzschlage: „Ach, Herr Rothmantel, Sie haben Ihr Quartier bei mir."

Ein lautes Gelächter von einigen Bauern, die Zeugen des Auftritts und Hörer dieser Rede waren, jagte eine Zornglut in Conrads Angesicht. Sonst würde er losgeschlagen haben, wenigstens mit nicht sehr glimpflichen Reden, jetzt aber schlug jener Eindruck des Rothmantels und die Furcht vor einem zweiten Kolbenstoß jede andere Regung nieder und ein giftiger Zornblick nach Jenen genügte seinem Rachegefühl. Er deutete auf sein nahes Haus.

Der Rothmantel verstand das Zeichen, gab dem langen Conrad einen Stoß, daß er zur Seite fuhr und sicherlich der Länge nach hingestürzt wäre, wenn nicht Kirchmeiers Hauswand glücklicher Weise so nahe gewesen wäre, daß nur seine rechte Schulter damit in eine unangenehme Berührung kam.

Der Rothmantel, eine zwar untersetzte, aber ungemein robuste Gestalt, schritt rasch an ihm vorüber, der Thüre zu und Conrad hinter ihm drein.

(Fortsetzung folgt.)

Spaziergänge am Bodensee.

Von L. Vogel.

IV.

Langenargen.

Wer immer nur die große Straße zieht, etwa mit seinem „Handbuch zur Reise rc." in der Tasche, und jedesmaliges Nachtquartier in einem comfortabeln Gasthof ungern mißt; wer überhaupt selbst auf der Reise noch an dem uns von den Engländern überlieferten prosaischen Wahlspruch: „Zeit ist Geld!" festhält, der geht manches genußreichen Moments verlustig, zu welchen ein säumig dahinziehender Wanderer kommt, ehe er sich's versieht.

Was könnte Jener auch der Uferstrecke des Sees, welche zu Würtemberg gehört, Anziehendes abgewinnen?! Eine gewisse Einförmigkeit und Oede lagert über ihr, die man vielleicht um so schneller hinter sich zu haben wünscht, als drüben überm See die Schweiz einladend entgegen winkt. Hier ist der Boden meist morastig, Wald nicht viel, dafür Wiesen, einzelne Höfe, Weiler dazwischen, die Bewohner selbst nennen ihre Behausungen die „Einödhöfe". Der große Zug der Reisenden begnügt sich daher mit den zu Friedrichshafen empfangenen Eindrücken und läßt die Uferstrecke rechts und links unberührt liegen. Verdenken kann ich's ihm gerade nicht, denn sie bietet ihm nur wenig mehr als Friedrichshafen, allein so ganz zu bedauern hätte er's darum nicht, wenn er ein Stückchen weiter ostwärts am Ufer hinzöge, nach Langenargen, dem alten, dem die hier in den See mündende Argen zu seinem Namen verholfen hat.

Das kleine Argen (Argona), wie früher der schon im achten Jahrhunderte entstandene Ort kurzweg hieß, hat von seiner Burg aus alter Zeit so viel zu erzählen, daß man sich dort unwillkürlich in die Vergangenheit versenkt. Die Geschichte des berühmten Geschlechtes Montfort, welches im 13. Jahrhundert den Ort käuflich an sich brachte, spielt an dieser Stelle mit, wie es denn auch Einer dieses Hauses war, der im Jahre 1343 den Bau der Veste Langenargen vollendete, eine Veste, bei deren Anlegung Natur und Kunst sich die Hände reichten. Auf der in dem See auslaufenden Landspitze, halb von Wasser umgeben, erhob sich das Schloß stolz und fest, seine Zinnen in dem nassen Elemente, das ihm zur Vertheidigung diente, spiegelnd. Die tettnangische Linie der Grafen von Montfort hielt hier häufig Hof.

Theuer und lieb ist mir mein Jahrhundert. Ein ächtes Kind der Zeit habe ich mich in seine Wehen hineingelebt und sehe es keinem seiner Vorgänger nach. Wo ich aber einem Reste verschwundener Jahrhunderte begegne, so raste ich drum gern einen Augenblick und versetze mich unter andere Geschlechter, andere Zeiten, andere Herrlichkeit! . . . . So stieg ich auf die Ruinen des alten Schlosses, um welche rings jetzt Flora für ihre lieblichen Kinder von dem Boden Besitz genommen hat.

Wie stattlich muß die Fernsicht von den Zinnen des Schlosses gewesen seyn! Im Südosten Lindau und Bregenz, jenes in den klaren Fluthen schwimmend, dieses gelehnt an den dunkeln Pfänder; weiterhin der Bregenzer Wald düster und ernst; dann das freundliche offene Rheinthal mit seinen ziemlich steil aufsteigenden Seitenwänden. Gegenüber der Rorschacher Berg, an seinem Fuße das Städtchen gleichen Namens; weiter rechts selbst die Thürme von St. Gallen sichtbar. Und das Alles von dem Zuge des Säntis und den Glarner Alpen begränzt. Das saftige Grün, das die Gestade des Sees ziert, wird dunkler und dunkler, je höher es sich an die Berge hinanzieht; Schnee und Eis hüllt die letzten Kuppen ein, — dann nichts als des Himmels luftiges Blau! Bis nach Konstanz hinab und drüber hinaus schweift endlich das Auge trunken das Schweizerufer entlang.

Es ist wahr, wenn so ein alter Ritter sich eine Burg baute, wählte er nicht den schlechtesten Fleck dazu. Hier in Langenargen vereinigte sich die malerische Lage mit der festen, nur daß das Schloß häufig von der Gewalt des Wassers litt und fortwährend Reparaturen nothwendig waren. Die Burg ist nun dahin, wie das Geschlecht, das sie lange trug: Montfort, ein stolz klingender Name, der geraume Zeit an den Ufern des Sees Gesetze vorschrieb! Hier erbleichte der Stern des Hauses, der drüben am Rhein glänzend aufgegangen war, nicht weit von hier sollte er gänzlich erlöschen. So wenig ich, mit bürgerlichem Blute in den Adern, Bewunderer der romantischen Zeit bin, so laß ich mich doch manchmal von der Geschichte jener Geschlechter fesseln, deren sich das Vaterland mit Stolz erinnert, und etwas wie Wehmuth packt mich, wenn ein solches Geschlecht erlischt, der zerbrochene Schild mit dem Letzten in die Gruft gesenkt wird. Doch nur dann rührt mich solches Ende, wenn der Letzte im Stehen stirbt, mit

allen Ehren, ward auch das Glück ihm untreu, wie dem letzten Hohenstaufen, der seiner Jugend glücklichste Tage ebenfalls an den Ufern des Sees verlebte. Aber die letzte Stunde des Hauses Montfort ist etwas unritterlich, das Geschlecht muß ohne Apotheose bleiben, denn — Montfort macht bankrott!

Es bedurfte eines langen Zeitraums, ehe es soweit kam, allein um den soliden Glanz des Hauses Montfort war es schon zur Zeit der Reformation geschehen; unaufhörliche Theilungen minderten das reiche Erbe, nie endende häufig unglückliche Fehden minderten das Ansehen, Verschwendung und schlechte Wirthschaft einzelner Familien schwächten die alte Macht; die goldene Unabhängigkeit mußte aufgegeben werden, die Noth zwang die Montforts, andern mächtigern Fürsten um Sold zu dienen. Es ging ihnen, wie es so vielen deutschen Adelsfamilien ging. Der dreißigjährige Krieg schlug den Montforts, welche zu den treuesten Anhängern des Kaisers gehörten, noch tiefere Wunden; die siegreichen Schweden, in deren Gewalt auch Langenargen gefallen war, gingen mit den montfort'schen Besitzungen schonungslos um.

Von nun an ging es schnell rückwärts. Kein Ende nahm die Noth, von Sparsamkeit war nicht die Rede; die Juden schossen Geld zu hohen Zinsen vor, und zur Wiederbezahlung mußte Parcelle um Parcelle verklopft werden. Anton III., ein sinnloser Verschwender, vollendete den Ruin des Hauses, nachdem er vorher noch einige Jahre lang ein glanzvolles Leben in Langenargen führte. Die alten Festungswerke ließ er 1720 abtragen, auf den alten Grundmauern ein neues Schloß aufführen, Garten und Park anlegen, Alles à la française wie es damals die Mode wollte. Auch in anderer Beziehung wurde à la française gelebt, und lustig und hoch ging es in dem Schlosse am See her; Fest reihte sich an Fest, Gäste von nah und fern füllten Tag ein, Tag aus die wirthlichen Hallen; was nicht verbankettirt wurde, nahmen die Bauten und Künstlerbelohnungen in Anspruch, denn wie alle Verschwender war oder wollte Anton auch ein Mäcen seyn. Die ungestümen Gläubiger machten dem lustigen Treiben bald ein Ende; die Herren von Montfort wurden unter Curatel gestellt und mußten sich mit einem bescheidenen Jahrgelde begnügen, dessen Zahlung später Oesterreich übernahm, als es für geleistete Vorschüsse die montfort'sche Habe, auf die es schon lange spekulirte, übernahm, und den übrigen Gläubigern noch 40 bis 60 Procent auszahlte. Der Bankerott war hiermit fertig, der letzte Montfort aber starb 1787 in Tettnang. Das Schloß seiner Väter ließ Bayern, das in Folge der zu Anfang dieses Jahrhunderts eintretenden Territorialveränderungen auf einige Zeit in Besitz dieses Ufertheils gerieth, auf Abbruch versteigern, seit welcher Zeit es auch Ruine geblieben ist.

Noch stehen Reste der alten Mauern trotzig in den See hinaus, und auf den äußersten Spitzen befindet man sich so recht mitten drin in der vollen Wassermasse. Bei ruhigem Wetter rieselt sie leis umher, friedlich hüpfend und kosend, weit imposanter ist es aber hier, wenn der See rast, wenn der Föhn aus dem Rheinthal losgelassen, nach der schwäbischen Ebene herüber stürmt. Der Tag war schon von früher Morgenstunde an schwül, der kundige Schiffersmann schüttelt bedenklich den Kopf. Gegen Mittag beginnt „der Vorluft" zu wehen an, das sichere Vorzeichen des herannahenden Sturmes; die Schiffe draußen, die es noch ermöglichen können, suchen schleunigst das Ufer zu gewinnen. Vom ersten Zittern und Kräuseln der Oberfläche an, sieht man die Fluth in immer tiefere Bewegung und Wallung gerathen; erst langsamer, dann rascher folgt Stoß auf Stoß; . . . . die Wellen fangen an lebhafter zu springen, sich rascher übereinander zu stürzen; . . . . wo nicht des Sandes flaches Gerölle den Wässern freien Spielraum zum Fluthen läßt, schlagen sie dann grollend an und springen hoch und immer höher; . . . . heulend jagt der Sturm darüber hin; . . . . der ganze See, mehrere Klafter tief aufgeregt, brandet nun wild umher, und schleudert halb in Schaum verwandelt, seine Wogen mit silbernen Kronen donnernd ans Ufer; . . . . die empörte Wassermasse umzischt rasend Mauer und Wall, bäumt sich zerschellend an und wirft Milliarden Tropfen in dichtem Regen weit über das Steinwerk hinein. —

Hier vom Lande ist gut in den Sturm der Gewässer hineinschauen, allein dem armen Schiffersmann draußen auf dem See mag der Himmel gnädig seyn. Mancher Mann wurde da unten still auf dem Grunde gebettet, manches Schifflein der Raub des zürnenden Elements. Dann wenn die Gefahr wild an den Menschen herantritt, ist er freigebig mit Gelübden, die er freilich häufig wieder vergißt, wie es auch den Hunderten von Lindauern erging, die am 18. Juli 1841, mit dem Dampfboot auf einer Lustfahrt nach Konstanz begriffen, durch einen der fürchterlichsten Stürme mehrere Stunden lang in Todesgefahr versetzt wurden. Sie sollen damals alles Mögliche gelobt haben, und mehrere Jahre lang fand an dem Tage auch ein regelmäßiger Dankgottesdienst statt. An dem Schreckenstage selbst aber thaten sich die Lindauer, als sie endlich noch in Konstanz glücklich anlangten, obwohl, wie die Fama sagt, mit in den traurigsten Zustand versetzten Hosen, noch wacker gütlich, und auf das Zittern und Beben der vermeintlichen Todesstunde wurde fröhlich gezecht und getanzt.

Mannichfaltigkeiten.

In einer jüngsten bibliographischen Anzeige findet sich nachfolgendes höchst wichtiges Werk angekündigt: Elektromagnetischer Liebestelegraph oder neue Zeichensprache zur Verständigung unter Liebenden und Andern. Seitenstück zur Blumensprache. Nebst Andeutungen zu einer geheimen Korrespondenz unter zwei, besonders liebenden Personen.

Eine Londoner Sängerin, Frau Sainville, verspricht in ihrer Konzertanzeige (in der Times) den Inhabern von numerirten Sitzplätzen als Gratisbeigabe ihr Portrait und die Künstlerin will es am Schlusse jedem Einzelnen selbst überreichen. Gut speculirt!

Die „Preuß. Corresp." schreibt: Unter den neuesten Erfindungen verdient ein Apparat zur Rettung auf der See hervorgehoben zu werden, welchen Hr. Deale in London ersonnen hat. Der Apparat ist so eingerichtet, daß sowohl Menschen, wie Effekten, z. B. werthvolle Papiere, Gelder, Prätiosen u. s. w. bei Schiffbrüchen dadurch gerettet werden können. Der Erfinder, der von der Königin Victoria ein Patent zur ausschließlichen Anfertigung desselben erhalten hat, nennt ihn „Ocean float" (etwa „Meerschwimmer"). Die Größe des Apparats ist verschieden (1 bis 3½ Fuß lang), und er hat die Kraft, mit 3 Centnern beschwert, noch sechs Personen auf beliebige Zeit schwimmend zu erhalten. Mit dieser Erfindung ist der Unzuverlässigkeit vorgebeugt, der man bei Auswerfung einer zerbrechlichen Glasflasche, um von einem sinkenden Schiffe Nachricht zu geben, sich ausgesetzt sieht. Der zur Beförderung von Auswanderern konzessionirte Hauptagent, Herr C. Eisenstein, hat ein Exemplar dieses Apparats in seinem Comptoir (Neue Grünstraße Nr. 13) zur Ansicht ausgestellt (in Berlin?) und ist bereit, nähere Aufschlüsse darüber zu geben.

In polnischen Blättern findet sich die Notiz, daß die erste polnische Zeitung, welche in Warschau erschienen, den Titel führte: „Gewöhnlicher polnischer Merkur, die Geschichte der ganzen Welt in sich fassend, zu allgemeiner Belehrung." Die erste Nummer dieses Blattes wurde am 20. Mai 1661 ausgegeben, und der Redacteur desselben war Johann Alexander Gorzyn.

(Paris.) Der bekannte Emil de Girardin geht mit dem Plane um, in den elysäischen Feldern einen „Club-Palast" zu bauen, der eine Art „Pension" für bemittelte Leute seyn soll, die für 5000 Francs jährlich in diesem Palaste leben sollen, wie sie es sonst mit dem Doppelten nicht vermöchten, denn sie sollen schöne Wohnung, sehr gute Tafel, Gesellschaft oder Einsamkeit nach Belieben, Equipage, Garten, Musik, Bälle ꝛc. da finden. Freilich ist dazu ein Anlagecapital von 12 Millionen Francs erforderlich und man zweifelt einigermaßen, ob sich Actionäre finden.

Korrespondenz.

Köln, 13. August.

Die St. Sebastianus-Schützengilde feiert heute, morgen und am künftigen Sonntag auf ihrem Schießstande ihr erstes großes Schützenfest. Von nah und fern werden heute Nachmittag auswärtige Schützen eintreffen und um einen silbernen Preisstern schießen; auf den Vogel, um den einheimische Mitglieder concurriren, ist ein prachtvolles Silber-Pokal als Preis ausgesetzt. Während des Preis-, Vogel- und Sternschießens spielen zwei Musikchöre, eines zum Tanz in dem nahen Schützenlocal. Am ersten Tage findet ein Fest- und am zweiten ein Königsball statt. — Die Polyhymnia, unser zweiter Männer-Gesang-Verein, der nach Berufung seines Dirigenten, Herrn Eisenhut, zu einer Musik-Direktorenstelle keine bedeutenden Fortschritte machte, war so glücklich, einen der hervorragendsten Zöglinge der rheinischen Musikschule als Dirigent zu gewinnen und vervollkommnet sich nunmehr unter der Leitung des Herrn Haan, den man sehr häufig in der nächsten Umgebung des Herrn F. Hiller sieht, in jeder Versammlung mehr und mehr, so daß derselbe den Hoffnungen ganz entsprechen wird, die er auf dem Gesang-Concurs zu Düsseldorf veranlaßte.

Aus dem Rheingau, 12. August.

Aeußerst lebhaft beschäftigt man sich dermalen in unserm Gaue mit der wichtigen Frage, wie dem stets wachsenden Pauperismus auf geeignetem Wege begegnet werden könne. Sowie alle Stimmen darüber einig sind, daß die gegenwärtige große Noth nicht wenig in dem Mangel an hinreichendem Ackerlande ihren Ursprung habe, eben so ist man auch einig in dem Punkte, daß diesem Mangel am besten dadurch abgeholfen werden könne, wenn man zur Cultur passendes Waldland ausstocke und, in Ackerland umgewandelt, unter die ärmeren Gemeindebürger vertheile. Welche Folge eine solche Ausstockung für die Gemeinden unseres ganzen Gaues, die ja doch alle fast Ueberfluß an Waldland haben, äußern würde, davon geben bereits zwei Gemeinden, Winkel und Hallgarten, die glänzendsten Beweise. Letztere Gemeinde namentlich producirt bereits auf ihrem früher aus dem Walde gewonnenen Ackerlande mehr Getreide und sonstige Lebensbedürfnisse, als die Producenten für ihren eigenen Consumo brauchen. Sicherm Vernehmen nach folgen andere Gemeinden, namentlich Oestrich, das mit Neujahr abermals ein Quantum Waldland zu vertheilen beabsichtigt, diesen schönen Beispielen der Hebung unserer materiellen Zustände. Ausreichendes Ackerland und industrielle Unternehmungen, wie die Eisensteinbergwerke der Oestricher, Mapper und Johannisberger Gewerkschaften und neuerdings die Bauten an der Rheingauer Eisenbahn dürften ihrerseits auch nicht verfehlen, eine bessere Zeit herbeizuführen. Bekannt ist es, welche große Vortheile und welchen Verdienst die Eisensteinbergwerke bereits schon unserer Bevölkerung gebracht haben und noch bringen. So viel steht überhaupt fest, daß der Bergbau in unserm Gaue in einer nicht mehr so fernen Zeit eine hohe Bedeutung erlangen wird, indem alle entdeckten und bereits in Betrieb genommenen Eisensteinlager äußerst reichhaltig sind, und indem noch immer fort neue Schürfungen vorgenommen und neue Entdeckungen gemacht werden. Fast unsere ganzen Wälder und Höhen sind von Eisensteinlagern durchzogen, so daß man sich jetzt darüber wundert, daß diese Schätze so lange unbeachtet bleiben konnten. — Was unsere Eisenbahn anbelangt, so scheint bis jetzt noch immer ein dunkles Geschick über ihr zu walten. Während die Strecke von Biebrich bis Eltville bereits, in so weit es die Erdarbeiten anbelangt, fertig ist, hört man einerseits, daß sie auch nicht weiter fortgeführt würde, andernseits dagegen will man sie nur bis Rüdesheim gebaut wissen. Ueberhaupt coursiren über das Eisenbahnproject so verschiedenartige Gerüchte, daß es schwer fällt, etwas Constatirtes herauszufinden. Nur das Eine scheint wohl wahr zu seyn, daß die Eisenbahn, wie sie bereits begonnen, trotz aller widersprechenden Gerüchte, auch ausgebaut wird. — Die von den Zeitungen gebrachte Mittheilung der gegenseitigen Concessionen, welche zwischen der preußischen und nassauischen Regierung in dieser Beziehung in naher Aussicht stehen sollen, dürfte, wenn sie sich bestätigt, alle Zweifel lösen. — Die Höhen unserer romantischen Gebirge werden diesen Sommer, wie wir zu erfahren Gelegenheit haben, von Fremden recht frequentirt. Besonders ist es der Niederwald, der, aus dem Besitz des Grafen Bassenheim in die Hände Seiner Hoheit unseres Herzogs übergegangen, wodurch er viel gewonnen hat, immer noch die fremden Wallfahrer nach seinen reizenden Höhen zieht. Auch andere Punkte werden häufiger wie ehedem besucht, und man will sie deßhalb auch dem Geschmack und Schönheitssinn der Fremden entsprechender machen.

Mainz, 1. August.

Unter den vielen musikalischen Genüssen, welche uns die letzte Zeit brachte, müssen wir insbesondere zweier Orgelconzerte, von unserm, sowohl als Componisten, wie als meisterhafter Orgelspieler hinlänglich bekannten Fried. Lux in Mainz veranstaltet, gedenken. — Daß die Orgel, von Meisterhänden gehandhabt, wirklich die Mutter aller Instrumente ist, indem sie dieselben in ihrem gewaltigen Organismus sämmtlich beschließt und repräsentirt, ist uns bei dieser Gelegenheit wieder auf's Neue zum Bewußtseyn gekommen. — Unter den trefflichen Gesangstücken und Orgelcompositionen, die uns Herr Lux in geschmackvoller Auswahl vorführte, müssen wir besonders die von ihm selbst componirten Variationen über: „O sanctissima!" hervorheben. Der Eindruck derselben war ein überwältigender und fiel das Publikum nach Beendigung derselben in die Beifallsäußerung des Orchesters enthusiastisch ein. Gleichzeitig wurde dem Componisten ein Lorbeerkranz mit der Devise:

„Leben athme die bildende Kunst,
Geist fordr' ich vom Dichter, —
Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus!

geschmückt, zugeworfen, und der Moment war, bei der Bescheidenheit des Meisters ein überaus rührender. Möge Herr Lux uns recht bald einem ähnlichen Genuß zu Theil werden lassen.

Hanau, im August.

Die Wetterauische Gesellschaft für die gesammte Naturkunde hielt am 9. d. in dem von der Staatsregierung ihr im hiesigen Gymnasium eingeräumten Local ihre öffentliche Jahresversammlung ab, zu der sich die Mitglieder, insbesondere aber Nachbarstädte, zahlreich eingefunden hatten. Nach Begrüßung der Theilnehmer durch den hiesigen Direktor Herrn C. Rößler (das auswärtige Direktorat führte Hr. Dr. Spieß zu Frankfurt) wurden über Alex. von Humboldt (von Baumeister Arnd), über Höhenrauch (von Schulinspektor Röder) und über Achsendrehung der Erde (von Dr. Batz), Vorträge gehalten. Der von dem ersten Sekretär Röder gegebene Jahresbericht gab das beste Zeugniß von dem Bestand und der Wirksamkeit des Vereins, dem der dahier bestehende medicinisch-pharmaceutische mit seiner namhaften Bibliothek als Section sich in diesem Jahr angeschlossen hat. Schließlich wurden neue Mitglieder creirt und die Abendstunden bei einem erquicklichen Mahl im Gasthof zum Riesen zugebracht.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 16. August. Sechste Gastdarstellung des Hrn. Hendrichs, vom k. preuß. Hoftheater zu Berlin und der Fräul. Hendrichs, vom Königstädter Theater in Berlin. Dornen und Lorbeer, oder: Das ungekannte Meisterwerk, Drama in 2 Abtheilungen Rolla: Herr Hendrichs. Hierauf: Doktor Robin, Lustspiel in 1 Akt nach dem Französischen des Premaray von W. Friedrich. Garrick: Herr Hendrichs. Mary: Fräul. Hendrichs.

Druck und Verlag von Helter und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 196. Donnerstag, den 17. August 1854.

Die Grundelcher.

Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Volksleben; erzählt von W. O. von Horn.

(Fortsetzung.)

Als der Rothmantel über die Schwelle trat, pickte ein junges Huhn, das schon zu legen begonnen hatte, einige Brosämlein in der Hausflur, welche ihm Engels Hand gestreut hatte. Blitzschnell warf er das Gewehr auf den Rücken, zog sein breites, langes, scharfes Messer heraus, und ehe Conrad noch daran gedacht hatte, was er mit dem Messer machen wolle, lag der Kopf des schönen, jungen Thierchens zu des Rothmantels Füßen und im Todeskampf tummelte sich das Thier, bis es in Zuckungen und heftigem Flügelschlag endete. So lange wartete der Rothmantel und Conrad in Schrecken und Wuth hinter ihm. Er war stumm vor Entsetzen und Aerger.

Die Bauern, die ihn ausgelacht hatten, sahen zu und riefen halb im Zorn, halb spottend: „Faß' ihn, Conrad!"

Aber wer ihn nicht faßte und nur froh war, daß er das gefährliche Messer wieder in die Lederscheide schob, war Conrad.

Der Rothmantel faßte das Huhn und schritt in die Stube, in welche ihm Conrad nicht ohne Entsetzen folgte.

Dort angelangt, deutete er auf Conrad, dann auf den Boden und gurgelte dabei entsetzliche Laute.

Conrad verstand, daß er fragen wolle, ob er der Hausherr sey, und nickte.

Der Rothmantel warf ihm das Huhn vor die Füße und machte ein Zeichen, das Conrad verstand. Er solle nämlich das Huhn rupfen und braten. Dann hob er die Hand gegen den Mund, und auch dieses Zeichen war verständlich: er hatte Durst.

Conrad war gebeugt durch Das, was er seit den wenigen Augenblicken der Bekanntschaft mit seinem wilden Hausgenossen erlebt hatte.

Er bückte sich gehorsam, hob das Huhn auf und trug es in die Küche, wo Engel weinend stand; denn gerade dieß perlgefleckte Hühnchen hatte sie sich gezähmt. Es nahm sein Futter aus ihrer Hand; es kam, wenn sie ihm: Pipi! rief, zu ihr, wo sie seyn mochte; es war ihr Lieblingshuhn, und nun hatte sie sehen müssen, wie es der Unmensch mordete; nun sollte sie es rupfen und braten!

Conrad, der das wußte und den Zusammenhang errieth, sagte: „Sey nur still, Engel, und thu's, der Kerl ist ein halber, wenn nicht ein ganzer Satan!"

Er legte das Huhn auf den Herd, wo es die Magd wegnahm, die Engels Leid um das schöne, zahme Thierchen theilte, und Conrad ging an den Schrank, wo er vorsorglich einen Krug mit Rheiner Dresternbranntwein stehen hatte, den er sich erst kürzlich von einem Händler gekauft, schenkte ein ordentliches Glas voll und trug es in die Stube.

Dort hatte sich's der Rothmantel bequem gemacht. Am Zapfenbrett, das auf zwei Seiten der Stube unter einer Diele hinlief, auf der allerlei Geräthe stand, hing der grausig rothe Mantel, die rothe Mütze, das Gewehr und der Tornister. Die Pistolen lagen aber je zwei Zapfen der Länge nach, denn sie hatten sehr lange Läufe und kurze, gebogene Schäfte und Kolben. Nur das furchtbare Messer steckte in dem blau und roth gewirkten Gürtel. Er drehte emsig an seinem schwarzen Schnurrbarte, der eines halben Fingers lang, an den Mundwinkeln hinaus in die freie Luft stand und ihm ein entsetzenerregendes Ansehen gab.

Dieß Gesicht hatte dem langen Conrad erscheinen wollen, als könne es nur lachen, wenn Einer den Hals etwa gelegentlich bräche, aber er sah jetzt, daß er sich doch geirrt hatte, denn der Rothmantel zog den breiten Mund noch breiter, als er das ansehnliche Glas voll wasserhellen Branntweins erblickte und schmunzelte dabei so gräulich freundlich, daß es den Conrad wieder eiskalt überlief. Er nahm ihm das Glas ab und in Einem Gedanken war es leer, daß auch nicht eine Thräne übrig blieb.

Er reichte ihm das Glas wieder, machte das Zeichen mit der hohlen Hand gegen den Mund noch einmal und deutete auf die Thüre.

„Das geht gut!" dachte Conrad mit Entsetzen; aber an ein Weigern wagte er gar nicht zu denken. Er ging langsam und seufzend der Thüre zu. Als er in die Küche kam, seufzte er noch einmal und goß das Glas wieder voll.

„Engel", sagte er kleinlaut, „was das gibt, weiß Gott!"

Er ging wieder hinein.

Dießmal lächelte der Rothmantel noch grausiger, schlug ihm derb auf die Schulter und sagte: „Gut, Vater!"

Das Glas Branntwein verschwand eben so schnell, wie das erste; aber der Rothmantel schien die Stärke des Branntweins zu fühlen und forderte keine Erneuerung der Gabe für dießmal.

Engel trat jetzt schüchtern herein und stellte ihm Butter, Käse und Brod auf den Tisch, damit der vom Marsche Ermüdete etwas esse, ehe das Mittagessen käme, welches durch das zu bratende Hühnlein sich verspätete.

Ihn anzusehen wagte sie nicht, und es war gut, daß sie es nicht that, denn sie würde einem glühenden Blicke begegnet seyn, der sie mehr würde erschreckt haben, als des Rothmantels Zornblick ihren Vater.

Der starke, schnell hinabgestürzte Branntwein begann indessen bei dem Rothmantel seine Wirkung geltend zu machen. Seine Bewegungen wurden in dem Maße unsicherer, als er sich bestrebte, diesen Zustand zu verdecken; die wilden Regungen seiner Natur aber wurden noch entfesselter, als sie es ohnedem in nüchternem Zustande waren. Mit unsichern Schritten trat er zum

Tische, und indem er sich auf die Bank fallen ließ, rief er: „Bauer, Schnapps!"

Der lange Conrad ging, um ihm abermals ein Glas zu holen, während der Rothmantel mit dem Gedanken an das bildschöne Mädchen, sich der Speisen bediente.

Conrad brachte den Branntwein, der eben so schnell, wie der frühere verschwand. Jetzt wurde die Forderung erneuert.

Das kam denn doch dem Bauer zu oft. Sein Krug war auf der Neige. Er meinte, allerdings richtig, der Rothmantel habe genug, womit aber der immer trunkener werdende Rothmantel durchaus nicht übereinstimmte.

„Du hast für dießmal genug!" stieß unwillig Conrad heraus.

Verstand ihn der Rothmantel oder begriff er die unwillige Miene und die versagende Handbewegung, welche die Worte begleitete; wie dem auch mag gewesen seyn, über den Sinn der Worte, des Gesichtsausdruckes und der Handbewegung blieb dem Rothmantel kein Zweifel und dieß weckte seinen Zorn.

Wüthend sprang er auf, um seinen auflodernden Grimm an dem Bauern auszulassen, allein in demselben Augenblick trat Engel in die Stube. Sie sah, wie der Rothmantel sein Messer im wildesten Zorne zog und ein gellender Angstschrei zitterte durch die Luft. Der Stich, den der Rothmantel geführt, hatte Conrad getroffen. Er taumelte gegen den Ofen. Jetzt aber waren des Rothmantels Gedanken plötzlich einer andern Richtung gefolgt. Er stieß das Messer in die Scheide und taumelte auf das Mädchen zu, das verzweifelnd ihrem blutenden Vater zu Hülfe eilte.

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Gänsekiel.

In Band II, No. 37 der „Unterhaltungen am häuslichen Herd von Karl Gutzkow" wurde im Allgemeinen darauf hingewiesen, daß in Deutschland die Bücherproduction größer sey als im Auslande und daraus natürlich folge, daß die einzelnen Bücher bei uns weniger Absatz als z. B. in Frankreich und England finden, obgleich man im Verhältniß bei uns mehr Bücher kaufe als in jenen Ländern. Ein nur flüchtiger und oberflächlicher Blick in die Statistik des Buchhandels gibt dafür die thatsächlichen Belege.

Frankreich liefert an Büchern von nur einiger Bedeutung, — also mit Ausnahme der Zeitschriften, Jahresberichte, Sitzungsprotokolle, Flugschriften, Kataloge, Tractätchen u. s. w. — monatlich nicht mehr als im Durchschnitt 100 Werke auf den Markt. Im ersten Quartal dieses Jahres erschienen z. B. nur 302 Bücher, welche im „Catalogue Mensuel des nouveautés" von Renouard aufgenommen wurden. Darunter sind aber auch nur 16 Uebersetzungen (aus dem Lateinischen, Italienischen, Englischen, Schwedischen und Deutschen), das Uebrige sind Originalwerke.

England liefert ungefähr das Doppelte, d. h. monatlich ungefähr 200 Werke von Bedeutung. Im ersten Quartal dieses Jahres erschienen z. B. nach Longman's „Monthly list of new books" 615 Bücher, darunter nur 14 Uebersetzungen. Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß der englische Katalog im Verhältniß ziemlich viel Bücher aufzählt, welche ursprünglich in Nordamerika erschienen, also streng genommen nicht zur Literatur Englands gezählt werden können, wodurch die Bücheranzahl sich theilweise reducirt und das Verhältniß zwischen dem englischen und französischen Büchermarkt sich um so mehr ausgleicht, als auch umgekehrt viele in England gedruckte Bücher theilweise für Amerika berechnet sind und ihren Absatz dahin finden.

Betrachten wir aber den deutschen Büchermarkt, so stellt sich für den ersten Anblick ein wahrhaft erschreckendes Plus heraus. Der erste Vierteljahrskatalog von 1854 zeigt nicht weniger als — 2100 Nummern, also das Viertehalbfache von England, das Siebenfache von Frankreich. Im ganzen vorigen Jahre gab der deutsche Katalog 9600 Nummern an. Diese Zahl reducirt sich allerdings und immerhin auf die Hälfte, wenn man alle die Zeitschriften, Adreßbücher, Sitzungsberichte, Kataloge, Flugschriften, Separatabdrücke, Landkarten u. s. w. in Abzug bringt, welche der deutsche Katalog von Hinrichs mit sorgsamster Genauigkeit sämmtlich mit aufzählt. Nehmen wir zur größten Sicherheit anstatt 9600 nur 4800 wirkliche bedeutendere Verlagswerke an, so gibt diese Zahl noch immer das Doppelte der englischen und das Vierfache der französischen Verlagswerke. Allerdings reducirte sich auch diese Zahl wiederum ziemlich auf die Hälfte, wenn wir alle Uebersetzungen ins Deutsche in Abzug bringen wollten, so daß in der That Deutschland nicht mehr Originalwerke liefert als England. Doch müssen bei der Statistik des Büchermarktes die Uebersetzungen (leider oft die gangbarsten Artikel) natürlich mitgerechnet werden. Hierbei ist noch in Anschlag zu bringen, daß in Deutschland außer den Originalwerken und Uebersetzungen auch viele ausländische Werke in der Originalsprache gelesen und gekauft werden — namentlich französische und englische Bücher, — ein Schicksal, welches die deutschen Bücher im Auslande weit weniger trifft, so daß der Absatz deutscher Bücher nach dem Auslande (mit Ausnahme des Exports nach Amerika) kaum in Anschlag zu bringen ist, während die Einfuhr der fremden Literatur nach Deutschland sehr bedeutend in die Wagschale fällt. Eine genaue Statistik würde hierüber Aufschlüsse geben können.

Soviel ist gewiß, daß die Berücksichtigung, welche die ausländische Literatur in Deutschland findet, unverhältnißmäßig groß gegen die Theilnahme ist, welche das Ausland an der deutschen Literatur nimmt. Die Uebersetzungsfabrik wird in Deutschland ebenso großartig betrieben, als der Nachdruck in Belgien bisjetzt betrieben wurde, und diese Fabrikation von Uebertragungen von Romanen u. s. w. auf die möglichst wohlfeilste Weise schadet dem Absatz guter Werke außerordentlich. Wenn sich auch unser ästhetisches Gefühl dagegen sträubt, müssen wir dennoch die Thatsache zugeben, daß ein großer Theil des deutschen Publikums die Unterhaltungslektüre entweder nach der Wohlfeilheit — wie Materialwaaren — oder nach der Ausstattung — wie Buchbinderwaaren — einkauft und daher die Spekulation mit Uebersetzungen auf Löschpapier oder mit Lyrik auf Velinpapier, mit Randzeichnungen und Goldschnitt, gegenwärtig die beste ist. Das Letztere erscheint paradox, da die Ausstattung solcher Werkchen zuweilen sehr kostspielig ist; doch finden wir den Schlüssel zur Lösung dieses Räthsels in der Thatsache, daß nicht nur die Honorarzahlung an junge Lyriker u. s. w. für manche Buchhändler ein längst überwundener Standpunkt ist, sondern daß in vielen Fällen solche Werkchen sogar auf Kosten des Verfassers gedruckt und dem betreffenden Buchhändler nur scheinbar in Verlag, factisch aber in Commission gegeben sind. Es stellt sich hier ein ganz ähnliches Verhältniß wie bei dem Notenverlag heraus. Unter den vielen Opus 1 und 2 — sechs Lieder, drei Klavierstücke, eine Phantasie, einen Walzer oder dergl. enthaltend, — welche jährlich erscheinen, dürfte selten eins gefunden werden, welches honorirt wurde, dürften sich aber sehr viele finden, welche auf Kosten des Componisten durch alle Sortimentshandlungen Deutschlands den Krebsgang unternahmen.

Bei dieser Ueberproduktion in einigen Fächern — namentlich in Lyrik, Novellen, Kinderschriften, populär-wissenschaftlichen Werken, Schulbüchern, Reiseliteratur, Dramen und Erbauungsschriften — ist es natürlich, daß das einzelne Buch verhältnißmäßig geringen Absatz findet. Es gibt sehr viel Bücher, welche in nicht mehr als 4—500 Exemplaren gedruckt werden und dennoch niemals eine zweite Auf-

lage erleben können. Nehmen wir in runder Summe 5000 jährlich erscheinende Werke und im Mittel an, daß jedes Buch eine Auflage von 1000 Exemplaren zähle, so würden in Deutschland jährlich fünf Millionen Bücher producirt, ein Satz, der offenbar zu klein ist und durch aufrichtige Angaben der Verleger und Drucker — die übrigens nicht immer zu erwarten sind — sich bedeutend steigern dürfte. Hierzu rechne man die oben ausgeschiedene Artikel, Flugschriften, Journale u. s. w., die mindestens ebenfalls auf fünf Millionen Exemplare anzuschlagen sind, schlage dazu die eingeführten ausländischen Bücher, Journale u. s. w., und dann behaupte man noch, daß der Deutsche nichts kaufe! Schon bei diesem geringen Anschlag kommt auf jeden vierten Deutschen ein Buch oder Journal, wenn wir 40 Millionen Deutsche annehmen. Wie viele Deutsche gibt es nun aber, die thätsächlich kein Buch kaufen können! Daraus folgt natürlich, daß die bücherkaufenden Deutschen im Verhältniß eine ganz respektable Quantität consumiren müssen.

Daß einzelne Werke, zufolge ihres wirklichen Gehalts oder infolge des Modegeschmacks, sehr bedeutende Auflagen erleben und demnach eine außerordentliche Verbreitung finden, ist bekannt. Wir rechnen dahin einige unserer Klassiker, namentlich Schiller und Göthe, Humboldt's „Kosmos" u. s. w. Andererseits einige Lyriker, namentlich Heine, Geibel und Redwitz. Geibel's Gedichte werden jetzt ungefähr in 20—25,000 Exemplaren in Deutschland verbreitet seyn, — aber „Onkel Tom" in nicht viel weniger. Ein solcher verhältnißmäßig großer Absatz einzelner Werke hindert natürlich den Absatz von mindestens zehn andern im gleichen Genre.

Interessant ist es, zu beobachten, wie in letzterer Zeit das Ausland die bessern Werke der deutschen Feder mehr und mehr berücksichtigt und wie namentlich England es sich angelegen seyn läßt, durch Uebersetzungen auf eine größere Verbreitung hinzuwirken. Die Auswahl deutscher Werke, welche England übersetzt, ist oft bunt genug. So erschienen in den letzten Monaten z. B. folgende deutsche Werke in englischer Sprache: Hildebrandt's „Winter in Spitzbergen", eine Kinderschrift; „Das Leben Luther's", von G. König; Krummacher's „Parabeln"; das Düsseldorfer „Künstleralbum"; Gerstäcker's „Reisen"; Oehlenschläger's „Corregio"; von Schmid's „Jugendschriften"; Schlesinger's „Spaziergänge in und um London". Sehr viele englische Uebersetzungen werden auch schon von der deutschen Autoreneitelkeit von Deutschland aus höchst geflissentlich angeregt, wie wiederum eine große Anzahl Recensionen, die in englischen Blättern über deutsche Bücher erscheinen, von englisch schreibenden Deutschen verfaßt und aus Deutschland hinüber vermittelt sind. Die Art, wie unsere Poeten bei St. René Taillandier sich über die „Revue des deux mondes" einzuführen wissen, ist bekannt genug. Frankreich nimmt weit weniger Antheil an der deutschen Literatur; es berücksichtigt weit mehr die Erscheinungen der romanischen Sprachen, namentlich die englischen und italienischen Werke. Wir finden hierin einen neuen Beweis, daß England uns in Beziehung auf Cultur und Nationalität verwandter ist als Frankreich, welches trotz seines Elsaß die deutschen Bildungselemente vielfach ignorirt und das exclusiv Romanische möglichst festzuhalten sucht. Im ersten Quartal dieses Jahres erschienen z. B. in Frankreich nur fünf Uebersetzungen deutscher Werke, und zwar: Ranke's „Französische Geschichte"; ein medizinisches Werk von Skoda in Wien; Kant's „Metaphysik der Sitten"; Brentano's „Leben der heiligen Jungfrau" und — „Von Babylon nach Jerusalem", von Gräfin Hahn-Hahn. Solche Thatsachen sind charakteristisch für den Geschmack von Frankreich und nicht schmeichelhaft für die deutsche Literatur. Desto angelegener lassen es sich unsere deutschen Verleger seyn, der französischen Literatur nach allen Richtungen hin zu schmeicheln.

Mannichfaltigkeiten.

* (Eine Schweizerstimme über das Münchener Volksleben.) Ein schweizer Besucher der Münchener Ausstellung läßt sich über das Münchener Volksleben, „das wesentlich ein Bierleben genannt werden müsse", u. A. also vernehmen: „Fragt man einen Münchener Bürger nach der Kunstausstellung, so ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß er das nicht weiß; fragt man nach dem besten Bier, so wird er die Hofbrauerei anrathen oder den „Löwenbrau", oder den Oberpollinger; und wenn man München kennen lernen will, so muß man einige dieser Locale sehen. Betreten wir den Oberpollinger, der im Jahr für circa 40,000 fl. Bier auswirthet, so gewahren wir da fünf Säle, von denen der erste schon ziemlich düster ist, aber doch etwas wie Tageslicht hat; in den übrigen herrscht auch um die Mittagsstunde bloß Dämmerung; allein trotzdem werden diese Säle von Morgens 9 Uhr bis Nachts 1 oder 2 Uhr nie leer; unaufhörlich ist ein Mann mit dem Ablassen des Biers beschäftigt und eine Menge von Kellner und Kellnerinnen tragen dasselbe den Gästen hin; da ist ein Dunst und eine Hitze, ein Rauch und ein Duft, von dem auch die belebteste Wirthschaft in der Schweiz keinen Begriff geben kann. Und unter diesen lärmenden Männern sitzen — horribite dictu — auch Damen, in deutscher Gemüthlichkeit wetteifernd mit dem rohern Geschlecht und sich oft als tüchtige Kämpen — wenigstens nach unsern Begriffen — einreihend unter die gewaltige Fahne Gambrinus. Der erste Eindruck, den eine solche Wirthschaft auf einen Schweizer macht, ist gewiß in der Regel eher unangenehm als angenehm, aber das müssen wir zur Ehre der Münchener sagen, roh geht es an einem solchen Orte deßwegen nicht her; die Leute sind freundlich und zuvorkommend. Handel und Streit haben wir nicht gefunden; und dann ist allerdings das Bier auch gar zu gut!"

Neun Zehntel der Tausende, die sich im Glaspalaste in München drängen, sind Freunde des Schwurgerichts, aber alle haben Humor genug, um über die Schwurgerichtsscene aus dem Thierreich in lauten Jubel auszubrechen. Ein junges, neugebornes Ferkelchen ist Staatsanwalt und klagt an; Hase, der Arme und Furchtsame, muß Verbrecher seyn in Ketten; Hofhund macht den Kerkermeister, Reinecke Fuchs den Fürsprecher des Angeklagten mit schalkhaft schlauer Miene, als sey hier wirklich was zu vertheidigen. Die Geschwornen aber, lauter Käuzchen, sind in langer Reihe eingeschlafen und sprechen, werden sie aufgeweckt, sicherlich ihr Urtheil, wie's ihnen der Herr im Schlafe eingegeben. — Das ist eine von den 30 bis 50 köstlichen Gruppen ausgestopfter Thiere aus Stuttgart.

Ein ungarischer Pächter hat eine neue Bereitungsart von Brod erfunden, wobei die Eichelfrucht in Anwendung kommt. Die Eicheln werden nämlich getrocknet, geschält und dann zu Mehl verrieben, worauf man es mit ordinärem Kornmehl vermischt. Das durch diese Manipulation gewonnene Brod ist zwar von dunklerer Farbe als das gewöhnliche Roggenbrod, schmeckt aber vortrefflich und soll so gesund seyn, daß nach der Versicherung des Erfinders schon manche Schwindsüchtige durch den fortgesetzten Genuß desselben vollständig geheilt wurden.

In Preußen wird jetzt die Verordnung, daß Staatsdiener nicht leichtsinnig Schulden bewirken sollen, mit besonderer Strenge aufrecht erhalten. Es sind schon einige Beamte aus diesem Grunde aus dem Staatsdienst entlassen worden.

Als ein Seitenstück zu dem Wahnglauben des italienischen Volkes, daß den Dampf der Eisenbahnzüge als Ursache der Traubenkrankheit betrachtet, theilt die Bündner-Zeitung mit, daß in der Herrschaft und in Chur bei der Expropriation des Bodens für die zu bauende Eisenbahn es gar nichts Seltenes sey, daß die Eigenthümer neben der Entschädigung für den expropriirten Boden und den Minderwerth des übrig bleibenden auch noch eine solche dafür ansprechen, daß der Dampf der Eisenbahnzüge den Ertrag der anstoßenden Bodenstücke vermindern werde!

Verein der deutschen Reinsprache.

Seit unserem letzten Berichte hat sich der Verein wieder erweitert, indem er jetzt über 1200 Mitglieder in 205 Ortschaften zählt. Je mehr man diesen Gegenstand kennen lernt und ihn in seinen wichtigen Folgen zu würdigen weiß, desto mehr wird man sich von seinem Nutzen in Betreff der Volksbildung und Volksaufklärung überzeugen. Davon haben wir schon mehrere Proben von bedeutenden Schulmännern und Lehrern an öffentlichen Volks-, Bürger- und Mittelschulen erhalten, die sich mit großer Zufriedenheit über den Erfolg ihrer Bemühungen in dieser Rücksicht äußerten. Es ist auch begreiflich, daß, wenn man die Kinder schon auf die Fremdwörter und ihre Nachtheile aufmerksam macht und ihnen gute deutsche Wörter statt derselben darbietet, so daß sie auch wissen, was sie sagen und nicht blos wie Papageien nachplappern, bei ihnen der Sinn für deutsche Reinsprache und für das Verständniß derselben geweckt wird. Die Lehrer aller Anstalten könnten hier außerordentlich viel Gutes wirken, wenn sie mit Liebe und Eifer Hand an dieses schöne Werk legten, wie es bereits manche zu thun angefangen haben, welche ihre Kinder die deutsche Sprache auch mit deutschen Ausdrücken lehren und sie nicht mit Subject, Prädikat und Copula Nominatio, Genitiv u. s. w. plagen. Schon viele Lehrer sind dem Vereine beigetreten, der in allen Gauen Deutschlands immer mehr Anhänger findet. Alle Sprachfreunde ladet ein

Heidelberg, den 10. Erntemonat 1854. Der Vorstand:
Wr. (Dr.) Brugger.

Korrespondenz.

Paris, 11. August.

Die längst anerkannte Thatsache, daß die Eisenbahnen die verschiedenen Völkerschaften näher miteinander in Verbindung setzen und dem nationalen Exklusivismus entgegenarbeiten, bewährt sich vielleicht in keinem Lande des civilisirten Europa so sehr, als in Frankreich. Die Eisenbahnen haben aus den Franzosen, die sonst kaum „la belle France“ kannten, eine reisende Nation gemacht. Der beste Beweis hierfür ist wohl der Umstand, daß in den letzten Jahren hier mehrere Etablissements entstanden, die ausschließlich dem reisenden Publikum zu gut kommen. Unter diesen Etablissements zieht keines so sehr die Aufmerksamkeit aller Fremden auf sich, als die riesige Eisenbahn-Druckerei von Napoléon Chaix. In einem palastartigen Gebäude sind an 600 Setzer und Drucker beschäftigt, alle diejenigen zahllosen Schriftsachen herzustellen, welche Eisenbahn-Gesellschaften und Eisenbahnreisende bedürfen. Wenn man weiß, wie unwissend die Franzosen über Alles waren, was das Ausland betrifft, so muß man es als ein förmliches Ereigniß betrachten, daß eine französische Verlagshandlung Werke herzustellen unternahm, welche in dieser Richtung Alles leisten, was die besten Erscheinungen Deutschlands in England leisten. Dahin gehört vor allen Dingen das livret-Chaix, welches jetzt in Frankreich in eben so vielen Tausend Exemplaren circulirt, als Bradshaw's Railway Guide in England. Das livret-Chaix ist das einzige französische Eisenbahnbuch, welches allmonatlich sämmtliche französische, deutsche und englische Eisenbahnkurse nach den amtlichen Quellen der betreffenden Länder bringt. Nicht minder verdienstlich sind die Guides Chaix, Reisehandbücher für alle Länder Europas, welche von Eingebornen dieser Länder bearbeitet sind. So sonderbar es klingen mag, so ist es doch wahr, daß diese Guides Unica in der französischen Literatur sind, denn sie sind frei von den traditionellen geographischen Schnitzern der frühern französischen Reisebücher. Kurz, man trifft jetzt einen reisenden Franzosen ebensowenig ohne sein livret und sein guide Chaix, als man einen reisenden Engländer ohne red book und Bradshaw findet. Man muß Frankreich früher gekannt haben, um die kulturhistorische Tragweite dieser literarischen Revolution würdigen zu können.

Magdeburg, 10. August.

Der hiesige Buchhändler Emil Baensch hat für das der Kaiserin von Rußland überreichte Prachtexemplar der in seinem Verlage erschienenen dreibändigen „Geschichte der Stadt Magdeburg“ eine prachtvolle goldene Dose unter Aeußerung des „besonderen Wohlwollens“ J. Maj. erhalten. Schon früher erhielt derselbe für überreichte Prachtexemplare des nämlichen Werkes von dem Könige von Preußen die große goldene Huldigungsmedaille, sowie von dem Herzoge von Anhalt-Bernburg eine kostbare Busennadel mit dem Namenszuge Sr. Hoheit in Brillanten.

Dürkheim a. H., 15. August.

Die herrliche Witterung der letzten Wochen hat auf den Weinstock einen sichtbaren Einfluß gehabt. In sonnigen Lagen sind die Trauben ausgewachsen; hier und da beginnen die Beeren hell zu werden. Obgleich kein voller Herbst zu erwarten ist, finden sich doch schöne, gesunde Trauben genug, um einer frequenten Traubenkur entgegenzusehen. Das Soolbad war diese Saison stark besucht. Unter den Hunderten von Kurgästen befanden sich mehrere namhafte Personen, wie der königl. hannoversche Kriegsminister General Brandes, der königl. bayer. General v. Krazeisen, der königl. bayer. Regierungsdirektor v. Bettinger; auch Ihre Maj. der König Ludwig und die Königin Therese, der Großherzog und die Großherzogin von Hessen-Darmstadt, mit zahlreichem Gefolge erfreuten unsern Kurort mit ihrem hohen Besuch. Der Regierungspräsident, Herr von Hohe, kam mit seiner Familie wiederholt hierher. Die Kurerfolge waren ausgezeichnet. Unsere Umgebung ist durch einen gothischen Thurm auf dem nahen Fuchsmantel verschönert worden, von welchem Punkte man eine der schönsten Ansichten, die das reizende Haardtgebirge bietet, genießt. Die milde, reine Luft dieser Gegend ist für viele Fremde und Leidende ein wahrer Lebensbalsam. Da epedemische Krankheiten hier gar nicht vorkommen, so empfiehlt sich Dürkheim als Aufenthalsort besonders zu solcher Zeit, wo anderwärts verheerende Uebel grassiren. Cholera z. B. ist noch niemals in unser glückliches Thal gedrungen.

Königstein am Taunus, im August.

Gegenüber der allgemeinen Klage über Theuerung und Noth freut es uns, trotz der dießjährigen, den Kurorten ungünstigen Witterung, referiren zu können, daß die hiesige Kur- und Badewirthschaft im Vergleich gegen die vorderen Jahren, sich einer steigenden Frequenz erfreut. Das von dem herzogl. Medicinal-Assistenten Hrn. Dr. Pingler dahier zur Anwendung gebrachte Heilverfahren mit Wasser nach dem milden Dr. Rausse'schen Prinzip ist von den besten Erfolgen gekrönt. Auch in diesem Sommer wurde für viele bedeutende Uebel Hülfe dahier gesucht und gefunden, für welche die Medizin nicht mehr ausreichend war. Die neuen Bäder sind von durchgreifender Wirkung, ohne gerade unangenehm zu seyn. Die Luft dahier ist sehr rein, stärkend, die Gegend wunderschön. Jeden Mittwoch ein Ball, dazwischen Konzerte und Festlichkeiten. Da die Privathäuser eben wohl zur Aufnahme von Kurgästen geeignet sind, ist an bequemen schönen Wohnungen kein Mangel.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 17. August. Robert der Teufel, große Oper in 5 Haupt- und einer Zwischenabtheilung. (Gastrolle) Isabella: Frau Jagels-Roth.

Freitag, 18. August. Siebente Gastdarstellung des Hrn. Hendrichs, vom k. preuß. Hoftheater zu Berlin. Hamlet, Trauerspiel in 6 Abtheilungen. Hamlet: Herr Hendrichs. Ophelia: Frau Ander

Bockenheimer Sommertheater.

Donnerstag, 17. August. Comptoir-, Postbureau- und Wirthshaus-Wirren, oder: Der Confusionsrath, Posse in 3 Abtheilungen. — Das erste Debut, dramatischer Scherz.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 197. Freitag, den 18. August 1854.

Die Grundelcher.

Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Volksleben; erzählt von W. O. von Horn.

(Fortsetzung.)

Drüben, in der Oberstube des Kirchmeierischen Hauses stand Einer, der mit pochendem Herzen die Vorfälle in Conrads Hause beobachtet hatte. Die Gasse war schmal genug und die Fenster so hell und rein, daß er Alles genau sah, was drüben voeging. Es war Martin.

Es war eine Ahnung in seiner Seele gewesen, als er Zeuge der Mißhandlung war, die Conrad von dem wüsten Rothmantel erlitt, daß es da wohl schwerlich ohne schlimme Händel abgehen würde. Als aber der Rothmantel Engels schönem, zahmem Hühnchen den Kopf abhieb, da zuckte es ihm durch alle Glieder und er wäre hinüber gesprungen, den Unhold zu züchtigen, wenn ihn nicht seine Mutter um Gotteswillen gebeten hätte, keine Händel mit den blutdürstigen Heiden anzufangen. Sie wollten Gott danken, sagte sie, wenn sie mit dem ihrigen in Frieden zurechtkämen; aber der war ein stiller, manierlicher Mensch, dem Alles im Hause und bei Tische recht war. Da war nichts zu fürchten. Kaum hatte sich Martin davon überzeugt, als er auf die Lauer in die Oberstube ging. Da war denn sein Zorn und seine Erregung von Minute zu Minute gewachsen. Er zitterte am ganzen Leibe vor Zorn und Aufwallung und wäre schon wieder hinüber gerannt, wenn er nicht der Mutter hätte folgsam seyn müssen; aber jetzt, als er des Rothmantels Klinge blinken sah; als der lange Conrad taumelnd gegen den Ofen sank; als er Engels Schrei hörte, da hielt ihn keine Macht der Erde mehr. Er ergriff des Vaters Knotenstock, der aus einem graden, wilden Aepfelbäumchen gemacht war, und in drei mächtigen Sätzen war er drüben und stieß die Thüre zu Conrads Stube auf.

Grade, als er eintrat, rang die schöne Engel mit sinkender Kraft mit dem glühenden Unholde, und von der Magd gestützt, lag blutend und bleich Conrad auf der Ofenbank.

Der Rothmantel sah gar nicht die kräftige Gestalt, welche in die Stube stürzte; aber er fühlte alsbald den muskelkräftigen Arm, der ihn von Engel wegriß und in die Stube schleuderte.

Einen Augenblick lag ee da, ohne zu wissen, was ihm geschehen war; aber dann raffte er sich auch auf, riß sein Messer aus der Scheide und wollte Martin niederstoßen; aber der gewaltige Knotenstock traf ihn auf den unbewehrten Kopf, daß er zurückschlug und regungslos dalag.

Das Alles war das Werk weniger Minuten.

Engel war außer sich. Das Haar wallte aufgelöst um das schöne Gesicht; ihre Kleidung war zerrissen, das Tuch, welches die keusche Brust deckte, weggerissen. Dieß war das Erste, was sie ergriff, um sich zu verhüllen, dann eilte sie auf den Vater zu, dem das Blut in Strömen unter der Weste und dem Kamisol herausquoll.

Diese Auftritte waren jedoch von noch Jemand beobachtet worden, nämlich drüben im Pfarrhofe von Jungfer Mariemarlehne, die nun plötzlich in die Stube stürzte, wo der Hauptmann in freundlichem Verkehre mit dem Heerchen bei einer Flasche Obermoseler saß.

„Da drüben ist Mord und Todtschlag!“ schrie sie verzweifelnd. „Der Rothmantel hat den Bauer erstochen und mißhandelt die schöne Engel!“

„Wo?“ rief der Hauptmann und schnallte seinen Säbel um.

„Ich will Euch hinführen“, rief Mariemarlehne. „Eilt aber, Herr Hauptmann, ehe es zu spät ist!“

Dieser Mahnung bedurfte es nicht. Der Hauptmann kannte seine Leute und sein menschenfreundlich Herz wollte Arges gerne verhüten.

Die dicke Schaffnerin des geistlichen Herrn ging ihm viel zu langsam. Als er auf die Treppe des Pfarrhauses kam, hörte er das Jammern in Coneads Hause und trat bereits in die Stube, ehe die Wohlbeleibte nue die Stiege herabgestiegen war.

„Was gibts hier?“ rief er mit einer Donnerstimme in die verworrenen Töne hinein, die hier laut wurden, wo schon mehre Bauern eingetreten waren.

Martin, der eben Conrad entkleidet und auf das Bette gelegt hatte, erkannte den Offizier und trat ihm mit Ehrerbietung entgegen. Mit kurzen Worten erzählte er den Hergang und schloß mit den Worten: „Den Soldaten hab' ich erschlagen, Herr Hauptmann; ich überliefere mich Ihnen hiermit.“

„Ach, Gott!“ rief Engel, Alles vergessend, „er hat nicht angefangen! Er hat mich von dem Unhold befreit, der meinen Vater gestochen hat und auch ihn ermorden wollte. Da hat er ihn mit dem Stocke getroffen. Herr Hauptmann, er ist wahrhaftig unschuldig!“

„Sey ruhig, mein Kind“, sagte der Hauptmann. „So ein Rothmantelkopf ist nicht so leicht eingeschlagen. Es riecht hier stark nach Branntwein, und der wird am Ende mehr gethan haben, als der Stock.“

Er trat zu Conead. „Zeige mir Deine Wunde!“ sagte er und untersuchte nun mit kundiger Hand die Wunde des Bauern.

„Du kannst von Glück sagen“, versetzte er, „daß der Klapka trunken wae. Nüchtern hätte er Dich sicherer getroffen. Es hat nichts zu sagen. Das Messer ist auf einer Rippe abgeglitten. Es wird bald geheilt seyn.“

„Nun trat er zu dem Rothmantel, der noch immer regungslos da lag; befühlte den blutenden Kopf und sagte zu Martin: „Du hast ihn wacker getroffen, das ist wahr; aber todt ist er nicht.“

Dann trat er zum Fenster und rief einige Soldaten, die mit einem Haufen Bauern, Weibern und Kindern vor dem Hause standen, daß sie den Profoß und den Chirurgen holen sollten.

Das Zimmer war mittlerweile so voller Menschen geworden, daß man sich kaum rühren konnte. Sie blickten angstvoll in des Offiziers Gesicht, denn sie zitterten für Martin, besonders sein Vater, der bleich, wie eine Leiche, dastand, und seine Mutter, die schluchzend um Gnade für ihren Sohn bat.

„Seyd nur ruhig, Leute“, sprach der Hauptmann. „Dießmal ist es gut gegangen und der junge Mensch kommt straflos davon, aber hütet Euch, mit den Soldaten Händel anzufangen, es könnte sonst ein zweites Mal nicht so werden. Der Klapka ist nicht todt, und ist ein Unhold, den ich kenne. Es ist nicht das erste Mal, daß er solche Händel anfängt. Ee wird seiner Strafe nicht entgehen. Nun aber geht in Eure Wohnungen und haltet Frieden. Ist aber ein Soldat ungebühelich, so kommt zu mir und ich werde Recht schaffen!“

Des Hauptmanns Befehls leerte die Stube. Auch Martin ging mit seinen Eltern weg und alsbald erschienen der Chirurg und der Profoß.

„Untersucht den Klapka!“ befahl der Hauptmann.

Der Chirurg gehorchte.

„Der hat einen guten Fang bekommen“, sagte er, „und ein Kopf, der weniger hart als der seine, hätte leicht nicht mögen Widerstand leisten. Dießmal kommt er mit einer guten Schmarre davon. Er ist nur betäubt und völlig trunken dabei.“

„So verbindet ihn!“ speach der Hauptmann.

Das geschah, und als es geschehen und er mit Wasser angewaschen war, schlug er die Augen auf und rief lallend: „Wo ist er?“

„Profoß“, gebot der Hauptmann, „legt dem Schurken Handschellen an, und dann fort mit ihm bis auf Weiteres an einen sichern Ort und laßt ihm vom Feldwebel zwei Mann Wache geben.“

„Nun, Chirurgus, untersucht den Bauern hier und verbindet ihn!“

Das geschah unter schmerzhaft verzogenen Mienen und manchem Ausruf des Schmerzes, denn der Chirurg ging nicht eben sehr zart mit seinem Patienten um.

Der Rothmantel, welcher noch völlig betrunken war, widersetzte sich alles Ernstes dem Profoß und dem Hauptmanne.

„Auch das noch?“ rief der Hauptmann und seine Klinge flog wie ein Blitz durch die Luft und sauste flach auf dessen Rücken, daß sich der Rothmantel unter den mächtigen Streichen bog.

„Schließt ihn krumm!“ befahl glühend voe Zorn dee Offizier und der Profoß stieß den Unhold zum Zimmee und Hause hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Deutschland vor hundert Jahren.

In dem bereits erwähnten trefflichen Buche „Deutschland im 18. Jahrhundert, von Professor Biedermann“ lesen wir: „Das Reisen war im vorigen Jahrhunderte ein sehr aristokeatisches Vergnügen, insofern es viel Zeit und Geld erforderte; in anderee Hinsicht freilich wieder das Gegentheil, wenn man die Unbequemlichkeit in Betracht zieht, welchee der verwöhnteste und reichste Aristokrat auf einer Reise durch Deutschland damals sich unterwerfen mußte. Der arme Handwerksbursche kann jetzt ungleich schneller, sicherer und mit größerer Bequemlichkeit Reisen von Hunderten van Meilen machen als vor hundert Jahren der reichste Baron. Es gehörte in jenen Zeiten ein großer Entschluß dazu, sich auf eine weite Reise zu begeben und man darf sich daher nicht wundern, wenn selbst Gelehrte von europäischem Rufe wie z. B. Kant ihr Leben beschlossen, ohne jemals den nächsten Umkreis ihres Wohnortes überscheitten zu haben. Eine Reise Schlözers nach Süddeutschland und Italien erscheint in dessen Briefen wie ein Ereigniß und da er vollends beschließt, die Tochter mitzunehmen, so erregt dieser heroische Entschluß in den weitesten Keeisen kopfschüttelnde Bewunderung. Schlözer las ein besonderes „Reisecollegium“ für seine reichen und vornehmen Zuhörer in Göttingen. Darin berechnete er die Reisekosten für eine Person zu einem Dukaten auf die deutsche Meile. Das gäbe auf die Tour von Leipzig nach Frankfurt 130—140 Thalee, während man diese Reise jetzt mit dem vierzehnten Theil dieses Aufwandes luxuriös macht. . .

Es erregt fast ein ungläubiges Lächeln, wenn man lieset, wie im vorigen Jahrhundert ein Brief von Frankfurt bis Berlin nicht weniger als neun Tage brauchte und einer von München bis Augsburg, der jetzt in 3—4 Stunden befördert wird, nicht unter zwei Tagen an seine Adresse gelangte. Dazu kam noch die Langsamkeit und Unregelmäßigkeit der Bestellung von angekommenen Briefen am Orte selbst. Sogar in der preußischen Residenz beschwerte man sich, daß Briefe oft erst 1—2 Tage nach ihrer Ankunft abgegeben würden und eine besondere Verordnung von 1770 schärfte den Briefträgern ein, die Briefe vom Postamt nicht blos einmal, sondern zweimal abzuholen. . .

Bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts zeigte sich die schamloseste und ausgebreitetste Bettelei. Schaarenweise zogen gesunde, starke Leute von Ort zu Ort, von Land zu Land, Musik machend, Almosen fordernd, nach Befinden auch stehlend und raubend. Ganze Familien mit all' ihrem Hausrathe sah man auf einer beständigen Wanderschaft. Die verschiedensten Gesellschaftsclassen lieferten ihr Contingent zu diesem Proletariate. Noch 1747 klagt die markgräflich badische Regierung über das häufige Umherziehen von „bettelnden Edelleuten, deren Weibern, Wittwen und Waisen, Offiziers und deren Angehörigen, Pfarrern und Schullehrern, entlassenen Beamten, Bekehrten, reisenden Sängern und Studenten, Musikanten ꝛc.“ Nach mehe als einem vollen Menschenalter war dieß Uebel noch immer sehr groß. Die Kreisstände Schwabens verbanden sich 1784 zur Foetschaffung aller auswärtigen Bettler, namentlich dee „Convertiten, Waldbrüder, angeblichen italienischen Geistlichen, Prinzen vom Berge Libanon, Offiziers mit ihren Frauen und Töchtern, Brandcollektanten ꝛc.“ Noch im Jahre 1803 wurden in Leipzig 8436 fremden Bettlern öffentliche Almosen geschenkt darunter Summen von $^{1}/_{2}$—3 Thäler an „Personen aus höheren Ständen.“ Garve erzählt von einem Bettlerorden in Schwaben, den sogenannten „Freileuten“, welche nichts thaten als betteln und sich damit entschuldigten, daß sie keine Arbeit gelernt hätten. In Bayern mußte man in den 80. Jahren vier Regimenter Cavallerie aufbieten, um die über das ganze Land verstreuten fremden Bettler aufgeeifen zu lassen. Den Hausbesitzern auf dem Lande und in den Städten droheten die Bettler laut und offen mit Brandstiftung, sie drangen auch wohl mit Gewalt in die Stuben ein und gingen nicht eher fort, bis man sie befriedigt hatte. Freilich gab es damals auch gar viele, welche der Fürbitte eines bettelnden Landstreichees eine segenbringende, oder seinem Fluche eine unheilbringende Kraft beimaßen ꝛc.“

Die Alands-Inseln.

Am Anfange des zur Ostsee gehörigen bothnischen Meerbusens liegt eine Gruppe von 80 bewohnten Inseln und mehr als 200 unbewohnten Klippen, die Küste Finnlands gleichsam mit der von

Schweden verbindend. Es sind dieß die Alands-Inseln, in neuester Zeit auch für den Fernstehenden dadurch wichtig geworden, daß England und Frankreich sie zur ersten Ausschiffung und Aufstellung des Operationsheeres auserseheen haben, welches sie unter günstigen Umständen nach dem nahen Finnland oder vielleicht auch nach Esthland zu werfen gedenken. Vier Sunde oder Meerengen führen durch diese Gruppe von kleinen Eilanden und Klippen, deren Flächenraum zusammen nur 22 Quadratmeilen zählt und von kaum 15,000 Seelen bevölkert wird, nach dem bothnischen Busen; der erste dieser Sunde, von der finnischen Seite an gerechnet, heißt Skiftet und verengert sich bis auf eine halbe Meile; der zweite heißt Lappwesi und hat eine Breite von nicht ganz ³/₄ Meilen; der dritte, Delet genannt, ist 1 Meile breit, der vierte endlich, welcher die Gruppe von Schweden trennt und bei weitem der größte ist, heißt Alands-Haff und ist an seiner schmalsten Stelle, zwischen Ekerön und Upland, 7 Meilen breit. Der ganze Archipel besitzt den Scheeren-Charakter, wie wir ihn an den Küsten Schwedens und Norwegens finden, und wie er dem Norden allein fast ausschließlich eigen ist. Zahlreiche, aneinander gereihte, tief eindringende Meerbusen sind umgeben von unzähligen Klippen, Erdzungen und Inseln, welche den Zugang zu ihnen gefährlich machen; die ganze Landschaft scheint in kleine Felsen zerschnitten, zwischen denen enge Thäler gleich Kanälen fortlaufen; Entfernter von den größeren Eilanden steigen die Felsen nur noch als Klippen über die Wasserfläche empor und einige Meilen im Meer sind sie kaum noch durch die wildkochende Bewegung der Wellen kenntlich, wenn diese bei Sturmwinden über die bereits von der Wasserfläche bedeckten Klippen hinstürzen. Kleinere Fahrzeuge machen zwischen diesen zerrissenen Klippenmassen und steilen Wänden ihre Küstenreisen und sind in diesen Windungen, selbst wenn das Meer stark bewegt ist, sicher beim Segeln; aber der Schiffer muß Breite und Tiefe eines jeden dieser Kanäle genau kennen, er muß mit der Lage zahlloser geborstener und untergesunkener Felsen genau vertraut seyn, sonst droht ihm die größte Gefahr. Die sehr guten, von Natur festen Häfen, welche sich auf den größeren Eilanden finden, dienen der russischen Scheerenflotte zur Hauptstation, indem zugleich physikalische Ursachen dazu beitragen, jene Häfen am längsten benutzbar zu machen. Wegen der dort sich kreuzenden Strömungen des finnischen und bothnischen Meerbusens frieren die Schiffe nämlich sehr spät ein, und im Frühjahr löst sich daselbst das Eis am ersten wieder. Außerdem macht es die geographische Lage der Eilande möglich, daß von dort aus die Russen jede Bewegung der schwedischen Flotte und alle in den Mälarsee einlaufenden Schiffe leicht beobachten können, während ihre eigenen geschützt sind. Die eigentliche Alands-Insel, das Haupteiland der ganzen Gruppe, ist 3¹/₂ Meilen lang, 3 Meilen breit, hat einen Umfang von 10 Meilen, eine fast runde Gestalt und zählt über 9000 Einwohner; die gleichnamige Hauptstadt der Insel ist von den Russen neu angelegt und hat eine Bevölkerung von ungefähr 3200 Seelen. Im Innern des Eilandes erheben sich der Getaberg und der Asgårdaberg, beides rothe grobwürfelige Granitmassen, zu einer Höhe von 400—500 Fuß; an sie schließen sich eine Menge niedrigerer Hügel, zwischen denen zahlreiche Bäche den tiefen Buchten zuströmen, in welchen die Schiffe einen guten Ankergrund finden. Auf der Ostküste der Insel, dem Eilande Wardö gegenüber, liegt die Festung Bomarsund, welche auf der Seeseite durch starke Werke gedeckt ist, einen ziemlich großen Umfang hat und — wenn wir anders den neuesten Nachrichten Glauben schenken dürfen — von nicht einmal 3000 Mann gegen die anstürmende vereinte Macht Englands und Frankreichs vertheidigt wird, deren Schiffe hier eine herrliche Rhede von 20—50 Klafter Tiefe finden werden. Nebstdem finden sich auf dem Archipel noch einige andere befestigte Punkte, so Presta und die nach Schweden zugewendete Klippe Signilskär, wo auch ein Telegraph steht. — Die Bewohner der Alands-Inseln, welche im Jahre 1809 durch den Friedensschluß zu Fredrikshamn, gleich Finnland, Osterbothnien, den Kemi- und Tornealappmarken, von Schweden an Rußland abgetreten werden mußten, sind nach Sprache und Abstammung Schweden, und nähren sich von Ackerbau, Viehzucht, Fischerei und Seefahrt. Das Klima, obgleich sehr strenge im Winter, ist gesund. Der Boden hat wenig Dammerde, einen steinigen Untergrund und vermag daher in trockenen Jahren die schmachtende Vegetation nicht zu nähren. Selten kann man das 7. Korn als Ertrag annehmen. In einzelnen durch Bäche bewässerten Thälern finden sich gute Weideplätze, hier und da auch kleine Waldungen, meist aus Tannen bestehend; doch kommt auch die Fichte, die Erle und die Birke vor. An jagdbaren Thieren traf man früher den Wolf, den Luchs und den Fuchs ziemlich häufig; jetzt sind diese Thiergattungen fast ausgerottet. Dagegen finden sich viele Arten von Vögeln, worunter gegen 40 Arten Seevögel. — Nächst der Hauptinsel Aland finden sich nur noch 10 etwas größere Eilande in dieser Inselgruppe; es sind dieß die Inseln Lemland, Ekerö, Rumlinge, Lumperland, Wardö, Hummersön, Degerön, Enklinge, Helsön und Stattunga.

(Staatsanz. f. Würtemb.)

Frankfurt.

(Einem Freunde.)

Komm' her zu mir, mein Freund, und schau'
Die Stadt, so schmuck und zauberschön,
Gelegen in des Maines Gau,
Umkränzt von blauen Bergeshöhn.
Sie sind ein duft'ger, fester Gurt,
Der hold sich um das Holde reiht,
Würdig der Franken alten Furt,
Längst durch des Sängers Lied geweiht.

Was Edles all' das Herz beseelt,
Was frische Kraft dem Geist' verleiht,
Geh' hin und sieh', ob's Frankfurt fehlt,
Ruhm, Ehre, ihm für alle Zeit!
Doch Du, o vielgeliebte Stadt,
Dem Sänger bleibe treugeneigt,
Der dieses lose, kleine Blatt
Als Gabe Dir der Liebe reicht!

Soden. Dr. Daniel v. Fenner.

Mannichfaltigkeiten.

Die Leute in London sind fast so wehmüthig, daß sie ihren Rauch verlieren sollen, wie die Grönländer, wenn ihnen Wallfischthran ausgeht. In allen Schornsteinen muß der neue Rauchverzehrer angebracht werden, kein Schlot soll mehr rauchen. Sie klagen, so ein Schlot ohne Rauch nehme sich gar traurig aus, wie eine Peitsche ohne Riemen, wie ein Soldat ohne Gewehr; man müsse sich aber an Alles gewöhnen, sogar daran, daß die Rauchsäulen nicht mehr die Landschaft, die Augen, die Wäsche und die Farbe verderbe.

Paris hat jetzt eine halbamtliche medicinische Zeitschrift. Der Unterrichtsminister hat nämlich die von Herrn Dechambre redi-

girte „Wochenschrift für Medicin und Chirurgie“ (Gazette hebdomadaire de médicin [et de chirurgie) unter die Leitung eines Ausschusses von fünf ordentlichen Professoren der Medicin gestellt, welche, auf Vorschlag des Decans der medicinischen Facultät, der Minister zu ernennen hat. Die bezeichnete Wochenschrift wird in ihrem amtlichen Theile regelmäßig alle neu erlassenen, auf den Unterricht und die Ausübung der Medicin und Pharmacie bezüglichen Decrete, Verordnungen, Circulare und Instructionen veröffentlichen.

In der Walachei circulirt jetzt allgemein die durch den Druck veröffentlichte Prophezeihung, die der Metropolit der Moldau, Bamamin, im Jahre 1814 in walachischer Sprache herausgab, in welcher gesagt wird, daß nicht die Russen, sondern die Oesterreicher für die Schirmherren der Fürstenthümer auserseheu sind.

(Die Muttersprache.) Wir haben eine heilige Scheu vor Allem, was sich auf unsere Mutter bezieht, auch vor unserer Muttersprache. Frivole Begriffe drücken wir lieber in einer fremden aus.

(München, 14. August.) Durch das Gesammtgastspiel an unserer Hofbühne soll der Hoftheaterkassa ein reiner Gewinn von 18,000 fl. erwachsen seyn. Die Gäste hatten sich bekanntlich durchgehends mit einem Honorar von nur 100 Gulden per Rolle begnügt.

Der französische General Herzog von Elchingen, ein Sohn des Marschalls Ney ist in Gallipoli plötzlich gestorben. Sein Sohn Michel Ney, der den orientalischen Feldzug als Unteroffizier im 7. Dragonerregiment mitmacht, ist beurlaubt worden, um das Herz seines Vaters nach Frankreich zu bringen.

Gastspiel von Herrmann Hendrichs.

(Frankfurt a. M.) Nach dem Loed Rochester, Struensee, Herzog Albrecht (zweimal), gab Herr Hendrichs den Faust und zur sechsten Vorstellung den Rolla in „Dornen und Lorbeer“ und den Garrick in „Doktor Robin“. Das zweiactige Drama „Dornen und Lorbeer“ wird sich noch lange auf den Bühnen halten, da es Rollen besitzt, welche für jeden Darsteller sehr dankbae sind und in denen der hervorragende feine Künstlerschaft bewähren kann. Namentlich gilt dieses von dem Helden des Stückes, dem Bildhauer Rolla. Ueber das, was hier wahre Poesie und was nur Bühneneffekt ist, wollen wie nicht abrechnen; jedenfalls bleibt die Lösung der gestellten Aufgabe eine eben so ergiebige als schöne. Herr Hendrichs löst sie um so meisterhafter, als sie ganz im Bereich der ihm eigenthümlichen Kunstrichtung liegt. In Rolla spiegeln sich alle Leiden und Freuden des Künstlerlebens ab, alles Hoffen und Erbangen, Vertrauen und Verzagen eines gereizten Gemüthes, welche sich in den alten Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit nicht finden und die ruhige Betrachtung mit den Aufwallungen der Phantasie und des Herzens nimmer ins Gleichgewicht bringen kann. Diesen sich stets erneuenden Kampf, diese gleichsam fieberhafte Unruhe, dieses Zerwürfniß mit sich selbst, wußte Herr Hendrichs vortrefflich wieder zu geben; er wußte uns innige Theilnahme abzugewinnen für diese edle, aber leidende Natur und wußte dessen Freuden und Schmerzen zu den unsrigen zu machen. Wer das Wahre mit dem Schönen, das Rührende mit dem Erschütternden so zu vereinigen, das künstlerische Maß fortzuhalten, der Nuancirung aller Einzelheiten und Uebergänge von einer Empfindung zur andern so gerecht zu werden versteht, wie unser Gast, dem wird Jeder das Zugeständniß einer in allen Theilen künstlerischen Leistung um so bereitwilligee machen, als auch die Formen der äußern Erscheinung mit dem inneren Gehalte harmoniren. Oft wiederholter Beifall und Hervorruf lohnten die vortreffliche Darstellung, was wir auch von der des sehr anziehenden Genrebildes des „Doktor Robin“ und „Garrick“ sagen können. — Würdig zur Seite standen dem geehrten Gaste in „Dornen und Lorbeer“ Herr Reger, dessen „Meister Michael“ durch klare und kräftige Charakteristik, wie durch gedankenreiche Diction sich auszeichnete, und Fräul. Genelli, deren „Steffano“ wir den besten Leistungen dieser vielbegabten und geistvollen jugendlichen Darstellerin, beizählen müssen. Wo es ein frisches Heraustreten, wo es poetischen Schwung und Energie der Auffassung gilt, da ist Fräul. Genelli ganz an ihrem Platze und wie sie selber erregt ist, so weiß sie den Beschauer anzuregen. Auch Fräul. Deltmer als Leonore fand wohlverdienten Beifall, da sie in äußerer Repräsentation, wie durch Wahrheit und Wärme der Empfindung ihre eben nicht ganz leichte Aufgabe zu lösen, und zu bekunden wußte, daß ihr eifriges und gut geleitetes Kunststreben eine für ihr noch so jugendliches Alter bereits recht rühmliche Stufe erreicht hat. — Auch die kleineren Rollen des Stückes waren gut besetzt. — Auf die Vorstellung des „Faust“ müssen wir wegen Mangel an Raum, sowie auf das weitere Gastspiel von Fräul. Hendrichs später zurückkommen. W.

Literatur-Notiz.

Von dem „Lehrbuch der Geographie“ für Gymnasien und Bürgerschulen von Dr. E. Th. Pistor (Darmstadt, bei E. W. Leske) ist die fünfte Auflage erschienen. Der Werth und die praktische Brauchbarkeit dieses Buches sind anerkannt und durch die wiederholten Auflagen bestätigt. Es zeichnet sich dadurch aus, daß es mehe als ein treckenes Namensverzeichniß ist. Von den einzelnen Erdtheilen und Ländern gibt es eine gedrängte, jedoch möglichst genaue Uebersicht, ein anschauliches Bild, wobei jede Weitläufigkeit und nur ermüdende Nomenclatur vermieden ist. Besonders klar und und leicht begreiflich ist auch die allgemeine Geographie, als die eigentliche Grundlage aller geographischen Kenntniß, behandelt. Das Buch ist bereits in so vielen Schulen und Lehranstalten eingeführt und hat seine Brauchbarkeit so bewährt, daß es keiner weiteren Empfehlung bedarf.

Deutsche Tonhalle.

Dieser vaterländische Verein zur Förderung der Tonkunst setzt durch dieses sein siebentes Preisausschreiben auf diejenige Original-Composition einer Symphonie (mit den üblichen vier Sätzen) für vollständiges Orchester den Preis von zweihundert Gulden rhein. aus, welche von den zu erwählenden Preisrichtern aus den einkommenden Bewerbungswerken als das Preiswürdigste erkannt wird, und mit dessen Krönung wir den dritten Jahrtag des Vereins würdig zu feiern gedenken.

Die Bewerbungen in Partitur, an deren keine der Verein ein Eigenthumsrecht anspricht, wollen im Monat Februar 1855 „der deutschen Tonhalle“ hierher und frei zugeschickt werden, jede mit einem deutschen Spruch versehen und von einem versiegelten Zettel begleitet, der außen denselben Spruch führt und einen Tondichter benennt, welchen der Einsender, dessen Namen und Wohnort in dem Zettel zu bemerken ist, als Preisrichter wählt.

Im Uebrigen wird sich auf die Vereinssatzungen (14) bezogen, nach welchen wir auch das Ergebniß dieses Ausschreibens seiner Zeit bekannt machen werden.

Mannheim, 11. August 1854. Der Vereins-Vorstand.

Theater-Anzeige.

Freitag, 18. August. Siebente Gastdarstellung des Hrn. Hendrichs, vom k. preuß. Hoftheater zu Berlin. Hamlet, Trauerspiel in 6 Abtheilungen. Hamlet: Herr Hendrichs. Ophelia: Frau Ander.

Samstag, 19. August. Der Brauer von Preston, komische Oper in 3 Acten.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 198. Samstag, den 19. August 1854.

Die Grundelcher.

Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Volksleben; erzählt von W. O. von Horn.

(Fortsetzung.)

Als ob nichts geschehen sey, wandte sich der Hauptmann zu dem Chirurgen. „Wenn ich recht gefühlt habe, glitt der Stich auf einer Rippe ab und fuhr dadurch auf der dritten wieder heraus. Euer Gnaden haben das so richtig erkannt, wie ein Mann der Kunst“, sagte der Chirurg.

Der Offizier lächelte.

„S'ist doch nicht lebensgefährlich?“ fragte angstvoll das Mädchen.

„So wenig, als wenn ich Dir einen Kuß gäbe!“ entgegnete der Chirurg und das erröthende Mädchen fuhr zurück voll Entsetzen.

Der Verband war schnell angelegt, die nöthigen Verhaltungsregeln gegeben und beide gingen weg.

Mariemarlehne stand fortwährend bei der besorgten Engel. Jetzt, als die Stube leer war, hob sich ihre Brust frank und frei. Sie stützte die dicken Hände auf die Hüften und sagte: „Das muß ich sagen, es ist doch eine alte Lehr', daß Unglück das Menschenherz offenbaret! Unser Herr Hauptmann ist ein Mensch nach dem Herzen Gottes, wie ein David, wenn er auch schon keine Harfe hat. Ein prächtiger Mann, dem ich aber auch mit Plaisir die besten Bissen kochen, braten und backen will! Der soll reden von der Mariemarlehn' ihrer Kunst und Gunst, und wenn auch das Heerchen scheel dazu sehen sollte, das lieber Alles allein ißt und auf den Grundsatz hält: Selbstessen macht fett. Solch einen Herrn muß man ehren, der verdients. Aber auch der Martin! Da sieht man's, wer es gut meint und treu; der hat nicht drauf geachtet, wie unholdig Ihr gegen ihn seyd, Conrad! Ist gleich zu Hülf' gekommen und hat Euch und der lieben Engel das Leben gerettet. Es ist gar keine Rede davon. Der Heide, der Rothmantel, hätte Euch alle Beide mit seinem Messer massakrirt. Nun, Conrad, jetzt noch Eins! Das ist der erste Lohn Eurer Franzosennarrheit und die erste Frucht vom Herrn Schimmel seiner Saat. Nun geht in Euch! Legt die Narrheit ab und gebt die Engel dem Martin wieder! Geht in Euch, sag' ich!“

„Geht Ihr zum Tempel hinaus“, schrie da in giftiger Wuth der lange Conrad, „oder ich springe aus dem Bette und schmeiß Euch hinaus!“

Und er machte Miene, das Wort wahr zu machen.

Mariemarlehne dachte schnell daran, ihre Haut zu salviren. Doch in der Thüre drehte sie sich nochmals um, und als sie sah und hörte, daß er über den schnellen Fluchtversuch in ein lautes Lachen ausbrach und ruhig im Bette lag, floß eine Fluth von Straf- und Schimpfreden über ihre Lippen, darunter „langer Rebeller“ die glimpflichste war. Dann schlug sie die Thüre zu und rannte zornig von dannen.

Was es mit dem Rothmantel gab, brachte Mariemarlehne doch heraus, denn der Herr Profoß, dem sie, wenn er zu dem Herrn Hauptmann ging, dann und wann ein gebraten Hähnlein oder zwei in Papier gewickelte Krammtsvögel zusteckte, war so dankbar, ihr die herbe Strafe zu melden, die in vierzig und einem Hiebe mit gesalztem Haselstock und in vierwöchentlichem Arrest bei Wasser und Brod bestand. Das that ihrem gerechten Herzen vollauf genug, und auch das fügte er noch hinzu, daß, wenn sie auch noch länger, als die Strafzeit daure, hier bleiben, er doch nicht wieder herkäme, denn, setzte er hinzu, er ist ein abscheulicher Mensch, der es nicht ließe, Rache zu nehmen, und sollte er dem Bauer das Haus über dem Kopfe anstecken!

Jungfer Mariemarlehne schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und der Herr Profoß, der einen gewaltigen Appetit nach dem Gebratenen hatte, welches ihm die Freundin zugesteckt, sintemal es gar zu lockend roch, empfahl sich bestens, küßte die fette Hand, die ihm wohl that, und ging.

IV.

Was sich während Conrad's Kur zutrug.

Das war eine feine Geschichte mit dem langen Conrad!

Der Chirurgus, der ihn ordentlich hudelte und keineswegs säuberlich mit dem Knaben Absalom umsprang, gab ihm auf, bei der mittlerweile eingetretenen nassen und kalten Witterung, ja nicht aus dem Bette zu gehen. Ob das bei seiner Wunde nöthig war, oder ob der Bäckerjakob, bei dem der Chirurgus im Quartier lag, ihm den Streich spielte, kam niemals ans Tageslicht, obgleich das kuriose Lachen des Chirurgus auf so etwas schier schließen ließ; kurzum, der Chirurgus hatte es befohlen, und die Todesfurcht des langen Conrad war groß genug, in dem Befehle etwas Unübertreibares zu erkennen; aber wer könnte die endlose Ungeduld des Kranken beschreiben? Brachte doch jetzt jeder Tag Neuigkeiten von den Franzosen; kam doch die Koblenzer Zeitung alle Tage nach der Stadt; saß doch Herr Schimmel, der Barbier, der Schneider und der Apotheker, alle zusammen seine Spezial- und Meinungsgenossen, beim Glase Wein und er lag hier und hatte Schmerzen und Ungeduld und durfte keinen Tropfen Wein oder Branntwein trinken.

Einmal hatte er den Schusterpeter expreß nach der Stadt gesendet, damit er höre, wie es stehe, aber der war dreiviertel trunken heimgekommen und erzählte Stadtgeschichten und Dummheiten, aber von den Franzosen wußte er nichts; nichts von Paris; nichts davon, wie es an der Gränze aussähe. Das ärgerte ihn so, daß er den Schusterpeter, den Einzigen, der ihn besuchte, zur Thür hinausjagte und ihm das Haus verbot.

Nun lag er vollends allein da und schlief oft am Tage und durchwachte die Nacht. Es gab keinen Fluch im Reich, den er nicht über die Rothmäntel ausstieß — wenn er allein war; denn sonst hätte er es nicht gewagt, aus Furcht, es möge weiter getragen werden und am Ende herauskommen, und sie übten Vergeltungsrecht an ihm.

Mehrmals besuchte ihn das Heerchen, aber der war ein unwillkommener Gast, denn er predigte ihm Reue, Buße, Besserung und davon wollte er nichts hören; er mahnte ihn, Friede mit Kirchmeier zu schließen, und das war vollends ein Kapitel, das ihm zuwider war.

So blieb denn am Ende auch das Heerchen weg und so saß er keinen Menschen, als seine gute Tochter, die mit der Geduld eines Engels alle die Launen ihres Vaters trug. Selbst die Magd wurde kopfscheu vor dem Gebrummel und Geschimpfe und machte sich, wenn ihre Arbeit gethan war, mit dem Spinnrade aus den Reisern.

Manchmal in stillen Nächten kam ihm der Gedanke, er sey doch am Ende selber die Schuld und Ursache, daß, was sonst die Leute überall und immer so getreulich thaten, ihn gar Niemand besuche; aber er war so von seiner Unschuld durchdrungen, daß er ähnliche Gedanken mit aller Macht von sich wieß, wenn sie einmal ungerufen kamen.

„Der ist Dir doch eine wahre Drangsal", sagte Mariemarlehne, wenn die arme Engel ihr klagte. Freilich vertheidigte dann das gute Kind auch den Vater wieder, der doch viel Pein und Langweile ausstehe, aber Mariemarlehne ließ sich nicht irre machen und sagte: „Hätte er nicht mit den braven Kirchmeiers Händel angefangen und sich das ganze Dorf verfeindet, es stünde anders um ihn. Es ist ein Glück für Dich", fuhr sie fort, „daß Du doch als einmal mit Deinem Martin zusammenkommen und so neue Kräfte für Deine Geduldsprobe sammeln kannst."

Engel erröthete zwar, aber sie konnte ja der getreuesten Freundin vollkommen vertrauen, die ohnehin Alles genau wußte.

Es war auch wirklich so, wie Mariemarlehne sagte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Krim.

Ueber diese Halbinsel gibt das Journal des Debats folgende Notizen: „Die Krim, der taurische Chersones der Griechen ist eine Halbinsel, welche fast eben so groß wie Sicilien ist, von der einen Seite vom schwarzen Meere und von der andern vom asowschen Meere bespült wird, 35 Meilen von Norden nach Süden oder von Precop bis zum Cap Saritsch mißt und eine Breite von 50 Meilen vom Cap Karam-Run am schwarzen Meer bis nach dem Cap Jenikale am asowschen Meere hat, wobei die Ostseite der Krim, die Halbinsel Kertsch, mitgerechnet ist. Die Krim hängt mit Südrußland nur durch die schmale Landzunge von Precop zusammen, deren Breite nur anderthalb Meilen beträgt. Dieser Isthmus ist seit sehr alten Zeiten durch einen breiten und tiefen, mit einer starken Mauer versehenen Graben durchschnitten und eine kreisförmige Abzweigung dieses Grabens umgibt die Wälle von Precop, einem sehr starken Platze, wo die Tartaren drei denkwürdige Belagerungen der Russen abhielten, welche des Ortes sich endlich unter der Regierung der Kaiserin Katharina II. bemächtigten. Die Befestigungswerke sind geblieben; allein die entvölkerte Stadt zählt nur noch 3 bis 4000 Einwohner. Der südliche Theil der Krim, ein Dritttheil der Halbinsel, ist bergig; dieser Theil bietet entzückende Landschaften, fruchtbare Thäler und ein herrliches Klima dar. Die andern beiden Dritttheile sind eine Fortsetzung der ungeheuern Steppe, welche sich in Südrußland von Odessa bis über Astrachan ausdehnt. In der Krim bringen einige Theile der Steppe ein dichtes Gras hervor und dieser Boden eignet sich zum Getreidebau. An anderen Theilen ist das Gras nur spärlich und kurz, und an noch anderen ist der Boden mit Sand und Kieß bedeckt, die ihn völlig unfruchtbar machen. Der Winter ist in der Steppe strenge wegen der eisigen Winde, welche von Hochasien kommen, dagegen ist der Sommer so brennend, daß überall das Gras verdorrt und die sparsamen Gewässer eintrocknen. Wenn man aus der Steppe in die bergige Gegend tritt, wird man von dem unerwarteten Gegensatz ihres Anblicks, namentlich je weiter man dem Meere sich nähert, betroffen. Da dehnen sich lachende und malerische Thäler aus, welche mit den schönsten der Schweiz verglichen werden können und dabei den Vortheil eines milderen Klimas haben. Von der Bergkette vor den verderblichen Nordostwinden geschützt, bringt das Land alle uns bekannten Obstbäume hervor, welche Früchte von besserer Qualität tragen. Dort wachsen Bäume, welche nur im Süden Europas gedeihen, wie der Lorbeer-, der Oliven-, der Feigen- und der Granatbaum. Diese 30 Meilen lange Küstenstrecke ist die schönste Eroberung, welche die Russen im Süden ihres großen Reiches gemacht haben und die einzige Gegend, die ein wirklich gemäßigtes Klima hat. Der gelehrte Pallas, dem die Kaiserin Katharina zum Lohn für seine Verdienste ein Gut in der Krim geschenkt hatte, beschreibt mit ersichtlichem Vergnügen die Landschaften dieses Theiles der Halbinsel. „In diesen schönen Thälern, sagt er, sind die Obstbäume die gewöhnlichsten im Walde oder vielmehr der Wald ist nur ein großer sich selbst überlassener Obstbaumgarten. Man sieht darin mannatragende Eschen, Terpentinbäume, Kappernbäume wild wachsen. Die wilden oder gezogenen Weinstöcke erheben sich um die Wette über die höchsten Bäume wie Lianen und bilden Guirlanden und natürliche Lauben. Die Verbindung dieses lieblichen Grüns mit den steilen vielgestaltigen Felsen, den Quellen und Wasserfällen, welche überall ihr Rauschen vernehmen lassen, endlich die Aussicht auf das Meer und seine gränzenlose Ferne machen diese Thäler zu den malerischsten und reizendsten, von denen die Phantasie nur träumen kann." Darum sind denn auch alle Städte, welche in diesem Theile der Halbinsel liegen, mit Landhäusern, Schlössern und Parks umgeben, wo die russischen großen Edelleute und die reichen Kaufleute die schöne Jahreszeit hinbringen, froh, die Felsen Sebastopols, die Steppen Odessas, Khersons und Kubans verlassen zu haben, um Schatten Quellen und unbekannte Früchte zu finden. Dampfer bringen alljährlich eine Menge Besucher nach der Krim. Die meisten der schönen Landhäuser gehören Kaufleuten aus Odessa, welche, so lange der Krieg dauert, den Ausflug nach der Krim entbehren und den Sommer in ihrer Stadt bleiben müssen, welche die Winde der Steppe mit Staubwolken heimsuchen. Sebastopol gehört nicht mehr zu jener glücklichen Region, weil die felsigen und unfruchtbaren Bereg dort zu niedrig geworden sind, um genügenden Schutz gewähren zu können. Indeß ist das Klima doch immer noch milder als in der Mitte der Krim und der Hafen friert im Winter nicht zu wie der von Odessa.

Das Leichenbegängniß der Frau Henriette Sontag.

Ueber das Leichenbegängniß der Madame Sontag bringen die merikanischen Zeitungen ausführliche Beschreibungen, welchen wir folgende Angaben entnehmen: Der Sarg, mit einem schwarzen Bahrtuche bedeckt, worauf ein silbernes Kreuz, eine Lyra und ein Kranz von Dreifaltigkeitsblumen lagen, wurde von den Mitgliedern der deutschen philharmonischen Gesellschaft getragen, den-

selben Männern, welche die große Künstlerin bei ihrer Ankunft in der Hauptstadt mit Freude und Nationalstolz begrüßt hatten. Der Sarg wurde in der Kirche von San Fernando, dem Pantheon von Mexiko, beigesetzt. Außerdem folgten der Leiche der Cäcilienverein, die Künstler der beiden Opern-Corps, beinahe alle mexikanischen und auswärtigen Diplomaten, sehr viele Civilbeamte und Militäroffiziere, das ganze editorielle Corps und eine Menge von Personen, unter denen sich jeder irgend bekannte Maler, Bildhauer, Dichter und Schriftsteller befand. Der ganze Leichenzug bewegte sich zu Fuße und eine sehr große Anzahl leerer Kutschen folgte. Die Leiche wurde in das Innere der Kirche gebracht, welche von Zuschauern, meistens Damen, vollkommen gefüllt war, und nach Beendigung der Leichen-Ceremonien der katholischen Kirche, sang die deutsche Liedertafel den Abschiedsgesang am Grabe. Baron Gagern las eine deutsche Trauerrede vor und Don Pantaleon Tovar eine spanische. Abends 8 Uhr wurde die Leiche beigesetzt. (Newyork. Handelsz.)

Sprüche

von Leopold Feist.

(Aus Gutzkow's „Unterh. am häusl. Herd.")

Aus lichtem Raum wird unser Blick
Nicht in das Dunkle dringen können;
Doch aus dem Dunkeln wohl zurück,
Wo hell des Lichtes Strahlen brennen.
Es lernen Andre uns im Glück,
Doch Andre wir im Unglück kennen.

Was du wirkst, bewirkt die Natur,
Aber wie du wirst, die Erziehung;
Kannst du groß nicht werden, dann nur
Gut zu werden, sey deine Bemühung.

Willst du mit Bequemlichkeit
Auf der Erde leben,
Mußt du der Bequemlichkeit
Erst den Abschied geben.

Willst du mit Freiheit wandern
Durchs Erdenleben hier,
Verpflichte nie dich Andern,
Doch immer Andre dir!

Nein — Dem nur nicht verpflicht' dich,
Deß Herz du nicht gewannst,
Und den du nicht aufrichtig
Auch wieder lieben kannst!
Doch dort zu seyn verbunden,
Wo Freundschaft dich umflicht,
Wo Liebe du gefunden,
Das drückt die Seele nicht!

Niemals wird die Zukunft also werden,
Wie Vergangenheit es offenbart;
Neues zwar geschieht nicht auf der Erden,
Doch das Alte stets auf neue Art.

Ach, wir würden wohl fest gewaffnet seyn gegen das Schicksal,
Träf's nur zum zweiten Mal uns, wie's uns zum ersten Mal traf!

Mannichfaltigkeiten.

Ein Professor in Rostock hatte über die Entstehung der ägyptischen Pyramiden geschrieben und suchte zu beweisen, daß sie nicht Werke der Kunst, sondern lediglich Erzeugnisse der schaffenden Natur wären. Professor Lichtenberg in Göttingen behauptete, dieses Buch könne nicht besser widerlegt werden, als wenn man in einer dagegen zu schreibenden Abhandlung zu beweisen suchte, daß des Rostock'schen Professors Schrift nichts als eine unwillkürliche Krystallisation der Tinte sey.

Neuliche Nachgrabungen in Syrakus haben zu sehr wichtigen Entdeckungen geführt. Man wollte wissen, daß die Insel Ortygia früher mit dem syrakusischen Festland in unterseeischer Verbindung stand. Jüngste Arbeiten, unter Leitung des für Antiquität hochverdienten Fürsten di St. Elia und eines Herrn Cavallero machten nun das Vorhandenseyn eines Aquäducts zur Gewißheit, der bis zur Tiefe von 110 Palmen in die Erde geht, und an dem Punkt, wo man mit den Grabungen angelangt ist, 15 Fuß unterhalb der Meeresfläche sich befindet. So würde das Wunderwerk der Neuzeit, welches unter dem Themsebett durchzugehen sich rühmt, seinen Erstlingsnimbus verlieren, wenn in den ältesten Zeiten syrakusische Thatkraft das Wasser unter dem Laccischen Hafen hindurch zur Insel hinübertrieb, und die Mythe von Alpheios, der zur Nymphe Arethusa in Liebe entbrannt, sie auf unterirdischem Wege besuchte, hätte ihre historische Erklärung gefunden.

(Mainz, 16. August.) Das Programm des am 27. d. bevorstehenden großen Musikfestes wird dadurch eine wesentliche Bereicherung erhalten, daß auf den 28. eine solenne Lustfahrt mit Militärmusik nach Neustadt a. d. Haardt stattfinden soll, zu welchem Behufe die hessische Ludwigsbahn einen besonderen Train de plaisir anordnet, welcher den Theilnehmern dieses Vergnügen zu einem sehr ermäßigten Preise gestattet. Bleibt das Wetter günstig, so dürfte zweifelsohne eine ungewöhnlich starke Betheiligung in Aussicht stehen.

Ein neuer Industriezweig hat sich im Herzogthum Nassau gebildet; in Ransbach nämlich werden jetzt Holzschuhe gemacht, die ganz die Form lederner Schuhe haben, und eben so leicht sind, wie diese. Sohlen und Falten sind sogar, scharf gezeichnet, angebracht, mit einem Glanzlack angestrichen, so daß sie wie gewichst aussehen. Sie drücken den Fuß in keiner Weise, sind spottbillig und können Allen empfohlen werden, die viel in Nässe zu stehen oder zu gehen haben; ferner Landleuten, im Winter in Scheunen und Ställen u. s. w. Der Verfertiger hat die Kunst in Belgien erlernt, arbeitet mit zwei Gesellen und kann kaum die Nachfrage befriedigen. Wer Lust hat, solche Schuhe zu kaufen, wende sich nur direkt an Hrn. Fabrikanten Wilhelm Steuber zu Ransbach, Justizamts Selters.

Man hat in Paris mit Schwalben einen ähnlichen Versuch wie mit Brieftauben gemacht. Sechs derselben wurden aus ihren hiesigen Nestern auf der Eisenbahn so schnell als möglich nach Wien transportirt. Dort bracht man unter ihrem Bauch ein dünnes Papier an, welches 1510 Worte enthielt, und ließ sie um 7¼ Uhr Morgens nahe an der Donau fliegen. Zwei derselben langten schon um 12 Uhr 54 Minuten, eine dritte um 2 Uhr 20 Minuten, die vierte um 4 Uhr Nachmittags in Paris an; die beiden letzten scheinen sich verloren zu haben.

(Kassel, 11. August.) Heute Mittag gegen 12 Uhr zog ein starkes Gewitter über Oberzwehren und ein Blitzstrahl schlug die Ehefrau und ein Kind des Taglöhners Heinr. Kraft todt; ein anderes aber wurde schwer verwundet. Das Unglück geschah vor Oberzwehren an der Gorbacher Straße unter einem Birnbaum. Die Frau nebst ihrem Manne hatten in der Nähe Gerste geschnitten und letztere mit den Kindern lief unter diesen Baum, um Schutz vor Regen zu suchen; sie hatte aber den Platz kaum erreicht, als ein Blitzstrahl ihr Leben endete. Das eine Kind, welches noch einige Minuten lebte, trug der Vater sogleich nach Hause, woselbst dasselbe jedoch alsbald starb.

In London wird das Gesetz gegen den Rauch mit aller Strenge durchgeführt; es müssen alle Kamine, selbst die Schlote der Dampfer auf der Themse, ihren Rauch selbst verzehren. Seit der allgemeinen Einführung der Steinkohlen in London um das Jahr 1400, und besonders in den letzten 40 Jahren, hatte die Stadt keinen recht heiteren Himmel mehr gesehen. Die Stadt soll in wenigen Tagen seit Einführung des Gesetzes schon ein heiteres Ansehen gewonnen haben und jetzt bald die düstere Monotonie ihrer meisten Straßen verlieren. Doch gibt es Engländer, denen dieser Rauchqualm ein Bedürfniß, nach dem sie sich eben so sehr sehnen, wie die Südländer nach der Sonne.

Ein preußischer General wurde aufgefordert, an der Stelle seines Vorgängers in einen, sehr engen Parteiinteressen dienenden politischen Verein einzutreten. Er antwortete: Ich kenne nur zwei Vereine, das große Vaterland von 16 Millionen und mein Armeecorps.

Kladderadatsch scherzt über den Rückzug der Russen: Müller: Weeßt de schonst des Allerneueste? Schultze: Nee. Was denn? Müller: De Russen sind über'n Pruth jejangen. Schultze: Des soll des Allerneueste sind? Des is ja schonst über'n Jahr her! Müller: Nee, allewilewieder 'mal! Schultze: Des muß se doch sehr jut jefallen haben, daß se sich des Vergnügen so ofte machen!

In Paris ist Hr. von Norvins, Verfasser einer geschätzten Geschichte Napoleons, im Alter von 83 Jahren gestorben; er war noch bei den letzten Wahlen der Akademie als Bewerber aufgetreten.

(Landshut, 7. August.) Dieser Tage trug sich in der Nähe von Murnau ein recht trauriges Unglück zu. In einem benachbarten Dorfe war ein Diebstahl begangen worden; ein Gendarm aus Murnau glaubte in einem verdächtigen Subjekte den Langfinger entdeckt zu haben, der denselben verübt hatte. Er eilte ihm auf freiem Felde nach. Der vermeintliche Dieb wollte durch die Loisach schwimmen, der Gendarm sprang ihm in's Wasser nach; allein Beide fanden darin den Tod.

Naturwissenschaftliche Neuigkeiten.

An die Spitze derselben stellen wir die dritte und letzte Abtheilung der „Physiologischen Briefe“ von C. Vogt (Gießen, Ricker; vergl. No. 113 der Did.) Sie bespricht die „Zeugung und Entwickelung“ in ernster und unbefangener Haltung, und enthält wiederum eine Fülle der feinsten und folgenreichsten Beobachtungen, welche durch gute Abbildung anschaulich gemacht werden. Der Verf. verwirft die sog. generatio aequivoca, ohne ihre Nothwendigkeit bei dem allerersten Individuum jeder Gattung zu berühren. Vielleicht weisen die hier verhandelten ersten Stadien der thierischen Embryonen den Weg; jedenfalls müssen wir auch bei dem Urbeginne jeder Gattung nicht ein plötzliches Entspringen, sondern ein allmäliges Werden aus herangereiften Factoren annehmen. Indem der Verf. die früher in ihrer Vollendung geschilderten Organe nun auch in ihrem Entstehn und Wachsen darstellt, führt er so schlagende Beweise gegen die Beseelung des Gehirns von außen her, daß nur noch der stumpfsinnigste Supranaturalismus widerstehn wird. Dagegen beschränkt er vielleicht den Bereich der Willensfreiheit allzu sehr, obgleich seine Statistik der menschlichen Thätigkeiten und Gewohnheiten alle Beachtung verdient. Von allgemeinem Interesse ist seine Stufenleiter der Bevölkerungsklassen nach ihrer Lebensdauer, sammt seinen physiologischen Bemerkungen über Aerzte, Geistliche, Schullehrer und Adelige. Bei seiner harten und gewiß einseitigen Charakteristik des Alters gegenüber der Jugend müssen wir bedenken, daß Vogt an letzterer leidet, wie Andre an ersterem. Für einen Meister der Wissenschaft (und das ist er) läßt er, doch minder in diesem Buche, seine Subjectivität zu häufig durchleuchten. — Eine Ergänzung zu Vogt's Schlußbande gewährt der 4. Band des empfehlungswerthen Werkes „Aus der Natur“ (Lpz., Abel) durch einen Aufsatz über die Befruchtung der Pflanzen, deren tiefere Begründung zum Theile jüngeren Datums ist, als die der animalischen Fortpflanzung. Ganz ungesucht ergibt sich aus dieser besonnen Darstellung die Verwandtschaft der lebensreichsten Organismen auf Erden: der Pflanzen und der Thiere. Bei beiden bleibt übrigens noch ein wichtiger Punkt dunkel genug: Die Mitwirkung des Samens zu der neuen Bildung, während der gewiß überall bereits vor der Befruchtung vorhandene Keim seine Entwickelung nach derselben der Beobachtung leichter zugänglich macht. Die ferneren Abhandlungen besprechen die Atmosphäre, namentlich auch die Kohlensäure in derselben, wobei noch einige offene Fragen bleiben; das Stereoskop und das Pseudoskop; den Diamagnetismus, wie zuerst Faraday den weitausverbreitetsten ostwestlichen (äquatorialen) Magnetismus im Gegensatz zu dem nordsüdlichen (polaren) benannte; endlich über das Steinkohlengebirge, einen die vormenschliche Erdgeschichte, wie die Bildung der Gegenwart gleichermaßen angehenden Gegenstand. — Eine neue Zeitschrift für populäre Naturkunde, „Das Weltall“, (1. Quartal mit Abbild. Leipz., Weigel), ähnelt in unterhaltender und belehrender Abwechslung der „Natur“; ob auch in den Grundansichten und in deren folgerechter Durchführung, wird sich später deutlicher zeigen. Schaller berührt bedenkliche Sätze, wie; die Zwiefachheit der Seele in und außer dem Körper; Bewußtseyn und Wille als absolutes Schiboleth und Wahrzeichen des Menschen; das Ahnungsvermögen u. s. w., ohne seine eigensten Ansichten bis jetzt deutlich auszusprechen. Jedenfalls sind seine Beiträge zu der noch so wenig aufgehellten Lehre vom Schlafe und Traume dankenswerth. Beiträge lieferten u. A. beide Tschudi's, Giebel über Belemniten und die geflügelten Thiere; Osterwald über Bäume; Irmisch über Blumen; Baer über Heliochromie. Dazu kommen noch viele unterhaltende Miscellen.

(Schluß folgt.)

Theater-Anzeige.

Samstag, 19. August. Der Brauer von Preston, komische Oper in 3 Acten.

Sonntag, 20. August. Achte Gastdarstellung des Hrn. Hendrichs, vom k. preuß. Hoftheater zu Berlin und der Fräul. Hendrichs, vom Königstädter Theater in Berlin. Die Waise aus Lowood, Schauspiel in 2 Abtheilungen und 4 Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer. Lord Rochester: Herr Hendrichs. Jane Eyre: Fräulein Hendrichs.

Bockenheimer Sommertheater.

Samstag, 19. August. Eines Hochzeitstags Fatalitäten, Lustspiel in 2 Aufz. — Die Rückkehr des Landwehrmannes, oder: Der Kurmärker und die Picarde. (Zweiter Theil.)

Sonntag, 20. August. Der Fleischhacker von Oedenburg, oder: Das Weiberegiment, Lustspiel mit Gesang in 3 Acten. — Das erste Debut, dramatischer Scherz mit Gesang in 1 Act.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 199. Montag, den 21. August 1854.

Die Grundelcher.

Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Volksleben; erzählt von W. O. von Horn.

(Fortsetzung.)

Schlief der alte „Knotterer“, wie ihn Mariemarlehne nannte wegen seines steten Zankens, so schlich sich Engel hinaus an die Hinterthüre, und keine fünf Minuten stand sie da, so war auch schon Martin bei ihr, denn sie durfte nur nach Kirchmeiers Oberfenster blicken und auf die fragende Gebärde des dort regelmäßig um diese Zeit auf ein Zeichen harrenden Martins mit dem Kopfe nicken, so war die Sache in Ordnung.

Das wußten auch fast alle Leute und Niemand fand es außer der Ordnung. Der Eine, der es hätte verrathen können, wenn er es gewußt hätte, der Schusterpeter, durfte nicht mehr über Conrads Schwelle kommen und schlug sich nun auch entschieden zu seinen Gegnern.

Endlich konnte der Chirurgus, auch wenn er gewollt hätte, ihn nicht mehr länger ins Bette bannen, denn die Wunde war heil, und nun wurde Conrads Loos in eben dem Grade besser, als das Martins und Engels schlimmer; denn jetzt war es mit dem Zeichengeben am Ende; jetzt war es auch am Ende mit dem Sichsehen und Sichsprechen; Conrad saß am Fenster oder lag am Fenster den ganzen Tag und trug seine Haft um so geduldiger, als er doch Leute sah und mit ihnen ein paar Worte wechseln konnte. Jedermann nämlich mußte er doch sagen und klagen, was ihm der Chirurgus, der Pflasterkasten, für eine ächt rothmantel'sche Rechnung gemacht habe. Dafür, meinte er, hätte er sich den alten Conz von Wesel oder den alten Heidelberg aus der Stadt können kommen lassen und dazu in einer Kutsche zu vier Pferden. Der solle kriegen, was ihm gebühre! meinte er. Wo der eckige, grobe und dumme Mensch aus Inneröstterreich nur das Rechnen gelernt habe? Gegen den sey der Schulmeister nur ein Schulbub, der zu addiren anfange. Er konnte es einmal gar nicht verwinden und in seinem Leben hatte ihn kein Geld so geschmerzt, als dieses. Der Chirurgus hatte ihn aber auch über die Maßen geschröpft!

Die Bauern gönnten es ihm alle von Herzen. Engel selbst konnte sich oft des Lachens kaum erwehren, wenn er so ohne Ende das alte Lied ableierte. Man sah recht, daß es ihm ein Dorn in der Seele war, den er gar nicht herausziehen konnte.

Endlich war die Zeit der Prüfung für ihn, für Engel und Martin vorbei. Zwar hätte er schon lange nach der Stadt gehen können; aber der Chirurgus sagte zu ihm: Der Klapka liegt in der Stadt im Quartier bei dem Herrn Schimmel. Kommst Du dahin, so sticht er Dich Knall und Fall mitten ins Herz hinein, und dann hat das Verbinden und Heilen ein Ende. Das machte ihn kopfscheu und mehrte nur seine Ungeduld; aber mit diesem Rothmantel mochte er nicht mehr zusammen kommen.

Endlich rasselten eines Tages die Trommeln. Die Rothmäntel zogen ab, und wem sie nichts mitnahmen, konnte von Glück sagen.

Wenn auch alle Leute froh waren, mit Ausnahme der Jungfer Mariemarlehne, die den Herrn Profeß wirklich liebgewonnen hatte, da er auch deutsch reden konnte, so war doch ohne Zweifel Conrad der froheste, und dem Chirurgus, der ihn lachend grüßte, machte er eine Faust und sandte ihm von wegen der Rechnung etwas nach, was kein Mensch für einen Glück- oder Segenswunsch würde gehalten haben.

Als das Bataillon nach seiner Muthmaßung zum einen Thore der Stadt draußen war, schritt er zum andern hinein und trat mit seliger Freude in Herrn Schimmels Stube.

Der freute sich, ihn zu sehen, und meinte, heute müsse er zu Feier des Wiedersehns ein paar Fläschlein Enkircher setzen. Das war Conrad zu thun bereit, weil sein Herz sich des Umgangs des alten Freundes freute.

„Aber wie sind Sie denn mit dem Hunde von Rothmantel zurechte gekommen, liebster Herr Schimmel?“ fragte er.

„Ich?“ gegenfragte Schimmel. „Hab' ja keinen im Quartier gehabt!“

„Nun, lüg' auch, Du Spitzbube von Pflasterkasten!“ rief Conrad voll Grimm.

„Ja, der hat Sie recht genarrt, Herr Conrad“, sagte der Schimmel, „und geprellt dazu. Wahrscheinlich stecken Ihre guten Freunde dahinter! Er hats im Wirthshause erzählt und ich habs mit eigenen Ohren gehört und ihm tüchtig den Kümmel gerieben.“

Jetzt war das Aergern erst recht am langen Conrad. Nur die guten Nachrichten, daß die Franzosen bald kämen, trösteten ihn über solche Schmach und Ungemach.

Wirklich stand es sehr schlimm, und Das, was Conrad erhoffte und viele Tausende mit Entsetzen dachten, rückte näher und näher.

In dem Verhältnisse Engels und Martins aber war trotz der trüben Aussichten keine Aenderung vor sich gegangen. Treu hielten sie in Liebe an einander und hofften mit Gottes Hülfe auf eine Erfüllung ihrer treuen Wünsche, in welche dunkle Ferne sie sich auch ziehen mochte.

Der Schrecken vor den Franzosen war allgemein.

In jedem Hause wurden Verstecke bereitet, darinnen man das Weißzeug, wie man dort zu Lande das Linnen nennt, möchte verbergen können. Wo in einem Hause ein sogenanntes heimliches Gemach war, da verbarg die ganze Verwandtschaft das Beste ihrer Habe. Was man glaubte in die Erde vergraben zu können, wurde mit sorgfältigster Heimlichkeit vergraben.

Martin half, als zuverlässiger und treuer Mensch, dem Pastor seine Sachen verbergen, denn im Pfarrhause war ein sogenanntes heimliches Gemach. Dahinein brachten auch Kirchmeiers ihre besten Besitzthümer und heimlich trug Engel dieß und jenes zu Mariemarlehne, die es ihr verbarg; denn ihr Vater wurde wahrhaft rasend, wenn sie etwas vom Verbergen sagte.

„Meinst Du, die Franzosen seyen solche Strolche, wie die Rothmäntel? Die bringen uns Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe, aber ans Plündern denkt Keiner", sagte er.

„Aber die Grundelcher?" gegenredete Engel.

„Hast Du auch schon den verdammten Spott- und Schimpfnamen für unsere Befreier im Munde?" rief er zornig. „Laß mich ihn nicht mehr aus Deinem Munde hören. Ihr Menschen seyd alle blind und toll. Ihr wißt nicht, was uns fehlt; drum begreift Ihr auch nicht, was wir zu hoffen haben. Aus und in meinem Hause darf einmal nicht das Geringste, aber auch nicht das Beste versteckt werden. Ich lasse den Schlüssel in meinem Geldschränklein stecken, wenn sie kommen; denn das sind Ehrenmänner!" — So faselte und fabelte Conrad tagtäglich und jede Einrede machte nur die Sache schlimmer.

Das Schlimmste war die Lage des Dorfes.

Hoch lag's und besonders die neue, weiß angestrichene Kirche leuchtete in weite Ferne und trat um so greller hervor, als rings dunkle Wälder sich hervorhoben, die sich ziemlich weit verbreiteten.

Erscheint doch der an und für sich waldrauhe Hunsrück aus der Ferne noch walddichter, als eben meist Wälder die rauhen und weiten Fluren und Wiesenflächen umgeben, und sie in dieser Weise dem Blicke gänzlich entziehen, während man zu glauben geneigt ist, die Wälder zögen sich unabsehbar fort.

Ganz nahe bei dem Dorfe, fast es berührend, zog sich die Heerstraße vorbei, die von Trier, und überhaupt aus dem Moselthale, über den Hunsrücken nach dem Rheine führt. Da konnte es gar nicht ausbleiben, daß, kamen die Franzosen, das Land zu erobern, die Masse der Armee an dem Dorfe vorüberzog, und wenn es da auch am eigentlichen Plündern durch die Nachzügler würde gefehlt haben, die Opfer, welche das Dorf im geregelten Gange des Durchzugs herbe leiden mußte, waren einer Plünderung verwandt.

Kam es aber zu einem entscheidenden Kampfe, so war es nicht ohne Grund, zu befürchten, daß gerade dieß Dorf ein Hauptpunkt werden würde, um das die kriegführenden Armeen einen heftigen Kampf eingehen würden.

Hierdurch gestalteten sich bei den Vernünftigern die Aussichten trübe und immer trüber. Nur Conrad sah frohlockend der kommenden Zeit entgegen, die ihm die Befriedigung langgenährter Hoffnungen verhieß.

(Fortsetzung folgt.)

Mussa Pascha, der Vertheidiger Silistria's

Zur Zeit der Belagerung Silistria's wurden Gerüchte über einen bei Mussa Pascha, dem tapferen Kommandanten der Festung unternommenen Bestechungs-Versuch laut, um ihn auf dem Wege des Verraths zur Uebergabe der Festung zu bewegen. Wenngleich der heldenmüthige und keinen Augenblick erlahmende Widerstand der Garnison und der Ausgang der Belagerung die beste Widerlegung ist, so erscheint doch die nachfolgende der „Allg. Z." aus Rustschuck gegebene Darstellung von Interesse, weil sie einerseits eine Charakteristik Mussa Pascha's enthält und andererseits auch über die Stellung nähere Auskunft gibt, welche Oberst Grach in Silistria eingenommen hat. Der „Allg. Z." wird geschrieben:

Lassen wir die folgenden einfachen Thatsachen reden, wie wir sie aus dem Munde des Obersten Grach erhielten, der während der denkwürdigen Belagerung keinen Augenblick von Mussa's Seite wich, und als dessen Rathgeber und rechter Arm sein volles Vertrauen besaß. Zuerst heben wir ganz besonders hervor, daß während der eigentlichen Belagerung, oder richtiger gesagt, nach Beginn der Feindseligkeiten gegen den Platz auf dem rechten Donauufer jede Unterhandlung mit dem Gegner abgebrochen, und nur zeitweise zu dem Zweck noch ein russischer Parlamentär angenommen wurde, wo es sich nach den mehrfach abgeschlagenen Stürmen auf die Arab-tabia um die Beerdigung der massenhaft umherliegenden Todten handelte.

Die mehrfachen Unterhandlungen mit dem Gegner vor und während des ersten Beginns der Belagerung bezogen sich ausschließlich auf den Antrag des russischen Generals: die Festung zu übergeben, um nicht unnütz Blut zu vergießen. Wie dieser Antrag beantwortet worden, dafür reden unläugbare Thatsachen, und wo das unnütze Blut vergossen wurde, darüber ist heute Niemand mehr im Zweifel. Wir haben nunmehr den Charakter der Art und Weise, wie diese Unterhandlungen gepflogen wurden, hier näher auseinander zu setzen. Dieselben wurden zu all und jeder Zeit, wo sie statthatten, und zwar auf Mussa's Befehl, durch den Oberst Grach persönlich geführt, der unter türkischem Namen die russischen Parlamentäre empfing. Man bediente sich hierbei der türkischen Sprache, und wenn schon Oberst Grach dieser Sprache vollkommen mächtig ist, so bediente er sich dennoch aus naheliegenden Gründen des stets anwesenden amtlichen russischen Dragomans Hadschi-Tanaff, Einwohner aus Kalerasch, frühern türkischen Rajah. Zugegen waren bei diesen zeitweisen Unterhandlungen von türkischer Seite abwechselnd: Hassan-Bey, ein Verwandter des Civilgouverneurs von Silistria, Alisch-Bey, Sohn jenes Gouverneurs, Rifat-Bey, der Schwager von Mussa, und ein türkischer Kapitain Riza-Effendi. Alle diese Herren hatten den gemessensten Befehl von Mussa, nur als Zeugen der Unterhandlungen zugegen zu seyn und sich jeder wörtlichen Betheiligung an derselben zu enthalten. Diese Unterhandlungen wurden demgemäß vor Zeugen lediglich durch den Oberst Grach geführt, und da ein anderer Rapport oder gar ein schriftlicher Austausch zwischen dem Kommandanten von Silistria und dem russischen General zu keiner Zeit statt hatte, und von Mussa selbst ein derartiger Bezug mit wahrhaft skrupulöser Sorgfalt fern gehalten wurde: so liegt es auf der Hand, daß, wenn irgend etwas gesprochen worden wäre, was sich auf die ausgesprochene Zumuthung, resp. auf eine angetragene Bestechung bezöge, dieses dem Oberst Grach nicht hätte entgehen können. Die Ehrenhaftigkeit und Pflichttreue dieses Mannes bedarf keiner nähern Darlegung, sie ist anerkannt, und um so redender bewiesen, als der Oberst in Folge seines vertragsmäßigen Verhältniß mit dem türkischen Gouvernement als Artillerie-Instrukteur keineswegs verpflichtet war, eine Funktion in einem belagerten Platz, wie er sie hatte, und mit der größten Hingebung, Umsicht und Bravour ausfüllte, zu übernehmen. Nur sein freier Wille bestimmte ihn dazu, und seine Anhänglichkeit an Mussa, der mit wahrer Verehrung an ihm hing, und so zu sagen nichts that ohne seinen Rath zu hören. Oberst Grach stand also ganz im Verhältniß eines Volontär-Offiziers da. Nicht minder darf man sich von der Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue der oben angeführten Zeugen versichert halten, und wo nach dem Gesagten noch irgend ein Zweifel aufsteigen sollte, da dürfen die Manen Mussa's mit freiem Blick an das Urtheil des russischen Offiziers André appelliren, der ausschließlich seitens seines Armee-Kommando's die erstattgehabte Unterhandlung leitete. Wir vertrauen der Ehrenhaftigkeit dieses Offiziers, daß er Mussa Pascha volle Gerechtigkeit widerfahren lassen wird.

Ob man russischerseits einen Versuch hat machen wollen,

Mussa auf dem Weg der Bestechung zur Pflichtverletzung zu verleiten — das wagen wir nicht zu entscheiden. Thatsache aber ist es, daß russische Parlamentärs mehrfach das Ansuchen stellten: bald Mussa Pascha, bald den Civilgouverneur, bald ein oder den andern in Silistria ansässigen wohlhabenden türkischen Einwohner persönlich zu sprechen, eine Forderung, die als gänzlich unstatthaft, weil unmilitärisch, von Oberst Grach selbst rundweg abgeschlagen wurde.

Folgender Charakterzug möge endlich zur Genüge zeigen, mit welcher Vorsicht und Gewissenhaftigkeit Mussa in allen Dingen, die eines Drehens und Deutelns fähig waren, dem Gegner gegenüber verfuhr. Eines Tages nämlich übersandte der russische General bei Gelegenheit einer Unterhandlung an Mussa drei mit eingemachten Früchten gefüllte Gläser. Dieselben wurden dem Parlamentär abgenommen und den Ueberbringern, mehreren Kosacken, jedem zur Belohnung ein Goldstück eingehändigt. Wohl wissend, daß derartige Dinge sehr oft benutzt worden sind, um auf geheime Weise Briefe zu befördern, trug Oberst Grach Sorge, daß diese seltsame Gabe Mussa vor versammelten Zeugen eingehändigt wurde. Letzterer ließ alsbald in Gegenwart derselben alle Gläser öffnen, den Inhalt ausschütten und auf das allergenaueste untersuchen: „denn" sagte er, „ich traue den Russen nicht, und man kann nicht wissen, was sie im Schilde führen." Der Inhalt stellte sich indeß als gänzlich unverfänglich heraus. Mussa Pascha war in allen Dingen sehr einfach, hatte sehr wenig Bedürfnisse, und, es ist thätsächlich wahr, hinterließ nach seinem Tode Schulden. Was seine Rechtschaffenheit in administrativen Dingen charakterisirt, dürfte besonders der Umstand seyn, daß er die mit Mehl, Früchten, Zwieback und Fleisch gefüllten Magazine einer steten persönlichen und so strengen Kontrole unterwarf, daß Offiziere aus seiner Umgebung ihm hiegegen, als nicht mit seiner Funktion verträglich, Vorstellungen machten. „Wem", war seine Antwort, „könnte ich eine so wichtige Angelegenheit mit voller Beruhigung überlassen?" Seinen Anordnungen war es denn auch zu verdanken, daß während der ganzen Dauer der Belagerung der Preis des Brodes nur um wenig Pfennige aufschlug. Ein gleiches Pflichtgefühl beseelte Mussa in Bezug auf seine unmittelbaren Dienstpflichten. Unermüdlich sah man ihn täglich zweimal die Batterien und Werke des ihm anvertrauten Platzes revidiren, eine bei türkischen Generalen sonst nicht allzugewohnte Sache. Gegen General v. Kutzkowsky (Muchles Pascha) bezeigte der Pascha eine Ergebenheit und Dankbarkeit, die ihn sehr oft das ehrende Geständniß thun ließ: „Alles, was ich zu leisten vermag, verdanke ich ihm", und demgemäß ehrte er in ihm seinen Lehrer und Bildner. Seine technischen Kenntnisse waren weniger auf theoretischem Weg, als durch lange Praxis erworben, und wie redlich ihm die Entwickelung und Fortbildung der von Kutzkowsky und seinen Offizieren organisirten türkischen Artillerie am Herzen lag, das hat Mussa da am evidentesten bewiesen, wo sich ihm als Präsident des Artillerie-Konseils ein geeigneter Wirkungskreis bot. Noch müssen wir, gestützt auf die Mittheilung des Oberst Grach, erwähnen, daß Mussa keine Korrespondenz außerhalb Silistria hatte, und daß sein Sekretär, Reschid Effendi, der sich augenblicklich in Omer Paschas Umgebung befindet, ein eben so einfacher als unbescholtener Mann war. Im Winter, noch vor der Belagerung von Silistria war es, wo Mussa während eines Diners, bei dem die Rede auf eine etwaige Belagerung dieses Platzes kam, in Gegenwart des Oberst Grach und des sardinischen Generalstabs-Offiziers Cureni die Worte äußerte: „Ich werde den Platz nicht lebendig verlassen!" Mussa hat treulich Wort gehalten: inmitten der Wälle, die er so glänzend vertheidigt, erhebt sich der Grabhügel des Gefallenen, sein schönstes Monument sind die ungebrochenen Wälle, seine stummberedte Freisprechung vom leisesten Verdacht aber sein Tod inmitten der Erfüllung ernster Pflicht.

Die Ruine Falkenstein und deren Erhaltung.

Wer, wie die meisten Kurgäste, nicht im Stande ist, den steilen Altkönig und den hohen Feldberg zu ersteigen, um eine Gesammtansicht der herrlichen Taunusgegend zu gewinnen, findet keinen reizenderen und zugleich großartigeren Fernblick in dieselbe, als auf der Ruine Falkenstein, die den höchsten Kuppen des schönen Gebirgs so malerisch zur Seite liegt. Ein herrliches Panorama von Bergen und Hügeln, die eine weite, wahrhaft paradiesische Thalebene umgränzen, entfaltet sich da vor dem überraschten Blicke, aus welcher etwa 70 Städte, Flecken und Dörfer, dem Auge zählbar, hervorschimmern, unter denen sich majestätisch, im Mittelpunkt, gleichsam als die alma mater aller, das schöne Frankfurt erhebt:

„— — — — — — — Die werthe Stadt,
Die reich ist aller Güter und edle Bürger hat."

Gerne wandern daher die Kurgäste von Soden, Cronthal, Königstein und selbst von Homburg nach dieser lieblichen Höhe, zu deren Füßen sich das Dörfchen Falkenstein hinschmiegt; gerne fliegen aber auch Frankfurts Bewohner in den schönen Lenz- und Sommertagen nach diesem reizenden Punkte aus, um Erholung von ihren Berufsgeschäften zu suchen, die erquickende Bergluft zu athmen und das Auge schwelgen zu lassen in der herrlichen Fernsicht. Wie Mancher hat hier ein Bild dieser paradiesischen Landschaft eingesaugt, das sich nie verwischt, das er nie vergessen kann.

Von der stattlichen Burg im Hintergrunde, wo einst ein mächtiges Dynastengeschlecht in stolzen Gemächern wohnte, wo die Wiege zweier ausgezeichneten Kirchenfürsten stand, sind zwar nur spärliche Trümmer geblieben — Trümmer, die an die alte Herrlichkeit kaum mehr erinnern. Und doch gewähren gerade diese kargen Ueberreste dem auch von Frankfurt aus so reizend vor den Blicken daliegenden Dörfchen Falkenstein einen eigenthümlichen Reiz! Steht nicht der alte Thurm über demselben, wie ein ernster Wächter, in den Wipfeln des keck empor wachsenden Gehölzes verborgen und doch darüber hinschauend, um jeden lustigen Gebirgswanderer sogleich zu erspähen und seine Ankunft dem Burggeist zu melden?

Während ich in diese Betrachtungen versunken war, fiel plötzlich ein Stein von einer nahen Mauerkante herab und erschreckte mich durch die Wucht seines Falles nicht wenig. Dadurch veranlaßt, sah ich mich näher in dem Gemäuer um, und muß gestehen, meine Verwunderung über die schöne Aussicht von der Burg war nun nicht größer als jene über die traurige Einsicht in die Baufälligkeit dieses ehrwürdigen Denkmals vergangener Tage. Schade, daß die Ruine, die eine Zierde dieser Berghöhe und der ganzen Gegend bildet, vollends zerfallen soll, dachte ich und wäre mit Wehmuth von der reizenden Stätte geschieden, hätte ich nicht in Schöff Usener's interessanten Ritterburgen folgende Stelle gefunden: „Die Burg zerfiel und die Zerstörung, von der Zeit begonnen, beförderten Menschenhände. Das letzte bis dahin von einem Leinenweber bewohnte Häuschen ward in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts abgebrochen, damit es nicht, baufällig und dem Einsturz nahe, hinab auf das am Fuße des Felsens liegende Dörfchen stürzen möchte. Der noch später wohl erhaltene, jedoch dachlose Thorthurm und ein Theil der Mauern, besonders jene, welche den Eingang zum Thor von Außen deckte und vor solchem einen Vorhof abschloß, wurde ungefähr um das Jahr 1816 niedergerissen und die Steine zu einem Försterhaus im Dörfchen verwendet. Doch ward später die Zeit wieder in ihre Rechte eingesetzt und weitere Zerstörung durch Abbruch verboten. Endlich im Jahre 1842 erwarb sich eine Anzahl von Privaten in

Frankfurt, mit Erlaubniß der Regierung, das Verdienst, die baufälligen Theile befestigt, gefährliche Stellen durch Mauern geschützt und den Thurm, der nur in der Höhe eine Thüröffnung hatte und bis dahin aus dichter Mauer bestand, von seinem Fuße an aufwärts durchbrochen und zugänglich gemacht zu haben."

Hiernach dürfte eine öffentliche Erinnerung, wie sehr Zeit und Menschenhand indessen wieder zerstörend an der Ruine gewirkt, gewiß nicht erfolglos bleiben und diese sey denn hiermit gerichtet an alle freundlichen Besucher Falkensteins und insbesondere an dessen hochherzige Verehrer in der schönen Mainstadt, damit die vorhandenen Trümmer wenigstens in ihrer jetzigen Gestalt erhalten und der Nachwelt überliefert werden.

Die ehrenwerthe Redaction dieses Blattes, deren Sinn für die Denkmäler der Vorzeit sich schon oft durch interessante Mittheilung aus diesem Bereich bekundet hat, wird gewiß bereit seyn, freundliche Schärflein zur „Erhaltung der Ruine Falkenstein" zu vermitteln, wenn sich, was wünschenswerth wäre, eine Gesellschaft zu diesem Zwecke bilden würde.

Auch meine Genossen in den benachbarten Bädern werden diesen Zeilen gewiß ihre theilnehmende Beachtung nicht versagen.

Ein Kurgast A. D. T.

Mannichfaltigkeiten.

Dem Londoner Athenaeum zufolge ist unter den Gelehrten der englischen Hauptstadt eine Subscription eröffnet worden, um dem berühmten deutschen Chemiker Hrn. v. Liebig einen Beweis ihrer Anerkennung zu geben. Diese Subscription hat mehr als 1000 Pfd. Sterl. aufgebracht. Für die Hälfte dieser Summe soll ein prachtvolles silbernes Tafelservice gekauft werden, welches im Laden der Herren Hund und Roskells zu London ausgestellt ist.

Naturwissenschaftliche Neuigkeiten.

(Schluß.)

Johnston's bekannte „Chemische Bilder aus dem Alltagsleben" liegen uns zwiefach vor: in einer Uebersetzung, die Bd. 3 von Lock's „Naturwiss. Hausbibliothek" in gewohnter schöner Ausstattung und Wohlfeilheit bildet; und in einer illustrirten Bearbeitung von Wolff „Die Chemie des täglichen Lebens" als No. 4 ff. der „Naturwiss. Volksbücher" (Brl. Fr. Duncker). Dieß praktische Werk bespricht die Lebenserscheinungen in und um uns, namentlich die zur Erhaltung unseres Daseyns gehöeigen: Lebensluft, Speisen und Getränke, nach Wesen und Wirkungen. Außer dem diätetischen Zwecke: die wichtigsten Bedingungen des Daseyns und Wohlseyns zu erläutern, hat es auch den geistigeren: die Förderung des bewußten Lebens, statt des gedankenlosen Vegetirens, somit die Förderung der Menschenwürde. Wer die Natur des Körpers, wie seiner Erhaltungsmittel nicht kennt, läuft Gefahr, das Leben zu verkümmern oder zu verschwenden. Erst der Schluß des Werkes wird uns des Verf. Theorie ganz überblicken lassen. — Als Bd. 4 der naturwiss. Hausb. erschien „Die Erde, die Pflanzen und der Mensch. Naturschilderungen von J. F. Schouw" 2. A., nebst einer Skizze über den Verf. und seinem schönen Bildnisse. Seine liebenswürdige Individualität leuchtet auch aus diesen äußerst mannigfaltigen Aufsätzen hervor, die in zweckmäßiger Auswahl und Anordnung eine populäre Pflanzengeographie (Schouw's Hauptfach) bilden, jedoch auch den Eigenthümlichkeiten der Menschen und der Landschaften gebührende Aufmerksamkeit widmen Der Verf. zieht der Forschung bescheidene Gränzen und will mit einer Art von frommer Entsagung die „Planmäßigkeit im Haushalt der Natur" nur im Kleinen nachweisen. Gleichwohl gehören seine Beobachtungen zu den Staffeln der Jakodsleiter, auf welcher der forschende Mensch bis über die alten Himmel hinaufsteigt, in sicherer Ruhe und Allmäligkeit, nicht im Sturmschritte der alten Giganten, dafür aber auch ohne ihre Gefahr. Wir empfehlen Schouw's Buch auch als Familienbuch für die längeren Abende. — Ganz verwandter Art ist Bd. 2 von Körner's „Weltspiegel" (Halle, Delbrück; vergl. unsere Anzeige in No. 53 der Did.) Unter dem Titel „Weltgeschichtliche Bilder aus dem Alltagsleben" bespricht dieß Bändchen in unterhaltender Weise Geschichte und Geographie des Kaffees, Thees, Zuckers, Tabaks und der Kartoffel. — Der beliebte Diätetiker C. v. Nußdorf hat eine „Diätetik, für gebildete Frauen bearbeitet" (Berl., Schindler) herausgegeben. Er will das „schöne Geschlecht" dieses Ehrennamens werth wissen. Wir dürfen seinen Rathschlägen für das Schönwerden kaum dieß allgemeine Zutrauen der Bedürftigen wünschen, weil die Last der Verantwortlichkeit sein Leben, wenigstens seinen Frieden gefährden würde. Um allzugroßen Zulauf von ihm fern zu halten, verrathen wir, daß er mit der Schönheit des Körpers auch die der Seele eng verbunden wissen will und nur für diese Zweieinigkeit Rath ertheilt. Deßhalb geht auch seine Diätetik über den sinnlichen Bereich in die Gebiete der Sittenlehre und der ästhetischen Bildung über. Seinem Publikum entspricht auch die gefällige und ausführliche Redeweise.

Korrespondenz.

Worms, 18. August.

Zum Behufe der Renovation der Denkmäler in der israelitischen Gemeinde zu Worms, worüber früher bereits in diesen Blättern berichtet wurde, nahm der Prediger der hiesigen Gemeinde, Dr. Lewisohn, Abschrift von vierzig Epitaphien des israelitischen Friedhofes, die er in kurzem in einer besonderen Schrift mit begleitenden biographischen Skizzen veröffentlichen wird. Das älteste Epitaph ist aus dem Jahre 905 christl. Zeitrechnung und gehört somit zu den ältesten noch vorhandenen Denkmälern in hiesiger Stadt. Von den Grabschriften israelitischer Friedhöfe, die bis jetzt von Andern, wie Zunz u. A. veröffentlicht worden sind, war das älteste aus den Jahren 1083. — Gedachte Schrift wird im Verlage von Joseph Baer in Frankfurt a. M. erscheinen.

Literatur-Notiz.

Mozart's Sonaten, für Pianoforte allein, haben nicht nur ihren anerkannten klassischen Weeth, sondern sind auch durch verhältnißmäßig leichte Ausführbarkeit allen Klavierspielern zugänglich; sie bieten dem Dilettanten, wie dem Musiker von Fach durch ihre Schönheit und Lieblichkeit die angenehmste Unterhaltung. Die Verlagshandlung von J. André in Offenbach veranstaltet eine neue Ausgabe dieser Sonaten, welche allen Musikfreunden gewiß höchst willkommen ist, indem sie sich auszeichnet 1) durch deutliche Lesbarkeit, durch gestochene Noten und durch nicht zu gedrängten Stich; 2) durch Correctheit und dadurch, daß die einzelnen Sonaten von allen eingeschlichenen Zusätzen und Abänderungen befreit und nach den Original-Manuscripten hergestellt werden; 3) durch schönen Druck auf gutem weißem Papier und 4) durch Billigkeit des Preises. Die vollständige aus zwanzig Nummern bestehende Sammlung aller Sonaten kostet nur fl. 6., und brochirt in zwei Bänden fl. 6. 18 kr. In gleicher Weise erscheinen in demselben Verlag auch Beethoven's Sonaten, für Pianoforte allein, in acht Lieferungen zu fl. 7. 45 kr., oder brochirt in 2 Bänden à fl. 8. 6 kr. Indem wir somit beide Ausgaben allen Klavierspielern empfehlen, sind wir gewiß, daß jeder Käufer mit Befriedigung dieselben in seine musikalische Bibliothek einreihen wird.

Theater-Anzeige.

Montag, 21. August. Indra, romantische Oper in 3 Acten von G. Putlitz.

Dienstag, 22. August. Neunte Gastdarstellung des Hrn Hendrichs, vom k. preuß. Hoftheater zu Berlin und zum Benefiz für denselben. Macbeth, Trauerspiel in 5 Abth., Musik von Spohr. Macbeth: Hr. Hendrichs.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 200. Dienstag, den 22. August 1854.

Die Grundelcher.

Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Volksleben; erzählt von W. O. von Horn.

(Fortsetzung.)

V.

Sie kommen!

Dumpfe Gerüchte, wie ein dumpfes Hämmern, welches man am Abend hörte, verkündigten das Nahen eines Ereignisses, welches auf zwanzig Jahre das schöne Rheinland vom Herzen des deutschen Vaterlandes reißen sollte. Die Armee, welche die Franzosen zurückhalten sollte, wich über den Rhein zurück, und Knaben, die auf den Kirchthurm gestiegen waren, riefen: „Die Franzosen kommen; wir sehen sie über die Höhe kommen!"

Es war so. Schon am Abend vorher waren sie in die nahe Stadt eingerückt und die Vorposten erschienen am Morgen in der Nähe des Dorfes, wo sie an der Ecke eines Hochwaldes, in dessen Nähe Schlagwald war, standen.

Der Schrecken lähmte Jedermann. Nur der lange Conrad war voll Entzücken. Mit einem großen Kruge Brantwein, Brod und Würsten, da er kurz erst ein fettes Schwein geschlachtet hatte, eilte er an die Waldspitze, wo die Vorposten standen, um das Willkommen zu feiern mit den längst von ihm sehnsüchtig Erhofften. Auf ihr: Qui vive! das hell und langgedehnt ausgestoßen wurde, antwortete er, wie er es von Herrn Schimmel gelernt hatte, mit: Bon ami! Und sie ließen ihn näher kommen.

Er erschrack aber doch heftig, als er, näher tretend, ihre zerlumpte Kleidung sah und ihre Bewaffnung; denn höchstens Fünfe bis Sechse von ihnen hatten Gewehre, die Andern Stöcke und dergleichen. Am Schlimmsten stand es um Schuhe und Stiefel, denn die hingen in Fetzen von den Füßen und verdienten den Namen der Schuhe oder Stiefel nicht.

Sogleich nahmen sie ihm den Krug ab, das Brod und die Würste, und ließen sich's schmecken; Einer aber, der mit scharfem Augenmaße mochte gefunden haben, daß sein Fuß und der des langen Conrad in der Länge so ziemlich im Einklang sey, trat hinter ihn, faßte ihn unter den Armen, wie es Knaben zur Lust und Kurzweil thun, um Einen auf die Erde zu setzen, und nöthigte ihn, sich zu setzen.

Conrad lachte herzlich über die gemüthliche gute Laune der Franzosen und die schnelle Kameradschaft, in die man mit ihnen käme, und setzte sich ohne Anstand nieder; aber er machte denn doch ein etwas einfältiges Gesicht, als der Franzose nun die Stellung wechselte, vor ihn hintrat, sein Bein ergriff und ihm den Stiefel auf die freundlichste Weise auszog. Eben so geschah es mit dem andern, und Conrad, der sich von seinem Erstaunen gar nicht erholen konnte, wagte es nicht, irgend eine Einwendung zu machen, so seltsam ihm denn doch der französische Spaß vorkam. Nun schleuderte der Franzose seine entsohlten Schlappen vor ihn hin, deutete darauf und dann auf seine Füße, während er die noch neuen, ihm prächtig passenden Stiefel anzog und sie seelenvergnügt betrachtete.

Das war für Conrad sehr unangenehm und war doch auch, trotz der gemüthlichen Art und Weise des Tauschverfahrens, gar nicht recht, da er mit so treuem Gemüthe gekommen und ihnen ein köstliches Frühstück gebracht hatte. Wollte er indessen nicht baarfuß heimgehen, so blieb keine Wahl, er mußte die zerrissenen Schlappen des Franzosen anziehen, die nur vermittelst einer an der Stelle, wo die Ferse Raum finden sollte, festgemachten und über der Reihe zu bindenden Kordel den einzig möglichen Halt am Fuße gewannen.

Daß die Franzosen ihn mit ungeheurer Lustigkeit auslachten, besonders, da er das einfältige verblüffte Gesicht gar nicht in freundliche Falten bringen konnte, und den Zorn über die unartige Behandlung für seine Zuvorkommenheit nur mühsam zu unterdrücken vermochte, war ihm, der in dem Ehrenpunkte äußerst kitzlich war, höchst unangenehm.

Während des ungleichen Tauschverfahrens war der Krug geleert, die Würste und das Brod verschwunden; die gute Laune des Pikets aber ungemein erhöht. Einige von ihnen traten zu ihm heran und begannen, seine Taschen zu untersuchen. Viel Geld hatte er nicht bei sich, allein sie waren auch mit dem wenigen zufrieden, was sie fanden. Conrad zog ein noch saureres Gesicht und drückte die vorwitzigen Hände zurück. Sie klopften ihm aber lachend auf die seinen und nicht eben so, wie man es im Scherze etwa zu thun pflegt. Es that in der That wehe und ließ auf Ernst schließen.

Jetzt entdeckte Einer die silberne Uhr, welche Conrad in einer kleinen Tasche trug, und wollte sie herausziehen. Das kam denn doch Conrad etwas zu dick. Er schlug dem Franzosen derb auf die Hand und trat einen Schritt zurück; allein das war das Signal, daß sie ihn ergriffen und hinlegten und ihn aufs Genaueste untersuchten, die Uhr und Alles nahmen, was sie brauchen konnten, Messer, Feuerzeug, Pfeife und Tabaksbeutel und dergleichen Dinge, die ein Bauer bei sich zu führen pflegt.

Conrad hatte die Sache erst noch für Scherze eigner, französischer Art gehalten, und sich mit dem Sprüchlein zu trösten versucht: Landesart, Landessitte; allein jetzt gingen ihm die Augen auf. „Ei, die soll ja dieser und der!" rief er, sprang auf und lief, so gut er mit seiner ungewohnten und völlig unbrauchbaren Fußbekleidung konnte, dem Dorfe zu. Sie lachten ihm nach, folgten aber nicht.

„Was war das?" sagte er tief aufathmend zu sich selbst, als er weit genug entfernt war und ihm Keiner folgte. „Was war das? — Sind das die Bringer der Freiheit, Gleichheit und Brü-

derschaft? Ja, Brüderschaft! Die haben schöne Brüderschaft mit mir gemacht! Ei, Du sollst ja! Haben mir Stiefel, Geld, Uhr, Messer, Pfeife, in Summa Alles genommen! Und das ist der Dank für mein Entgegenkommen?" — Er schüttelte den Kopf, kratzte sich hinter dem Ohre und schüttelte wieder den Kopf. „Die hätten mich völlig ausgezogen, wenn ich mich nicht aus den Reißern gemacht hätte! — Doch — es sind ja Vorposten und darunter mögen auch Tagediebe seyn! Was kann das edle Volk für solche Stricke? — Item — was sag' ich, wenn ich ins Dorf, wenn ich zu meiner Engel komme? O wär's doch stichdunkle Nacht, daß Niemand meine Schlappen sähe! Die Uhr merkt Keiner; auch weiß Keiner, was sie mir gemaust haben. Darüber kann ich stille schweigen; aber die Schlappen, die Schlappen!" — Er sann eine Weile nach, dann schlug er ein Schnippchen in die Luft und rief mit pfiffigem Ausdruck: „Richtig! O der lange Conrad ist nicht so dumm, wie er aussieht! Ich sage, ich hätte ihnen aus purinziger Liebe und Freude über ihr Kommen meine Stiefel geschenkt, weil der Herr Corporal durch einen Unglücksfall die seinen verloren habe! Das ist prächtig!"

Nun schritt er rüstig dem Dorfe zu; aber Conrad hatte vergessen, daß auf der andern Seite der Hochwaldsspitze, wo das französische Piket stand, ein dichter Schlag sich hinzog; hatte nicht daran gedacht, daß die Neugierde den in allen Schtichen wohlerfahrenen Schusterpeter nicht ruhen ließ, bis er in der Nähe die „Grundelcher" gesehen und beobachtet hatte, was zwischen Conrad und ihnen etwa vorginge, zumal er sich davon nicht viel Extra's träumen ließ, und sich glücklich gepriesen haben würde, Dem, der ihm auf eine so schmachvolle Weise die Thüre gewiesen, auf irgend eine Weise eine Schmarre anzuhängen und einen Denkzettel.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus „Flandrisches Album"
von F. v. Wolffers.

I. Die Capuciner.

„Das ehemalige Capuciner-Kloster lag unserem Hause gegenüber und hatte lange Zeit mit demselben in Verbindung gestanden. Selten ging beim Großvater ein Nachmittag ohne einen Besuch der frommen Väter vorüber. Erwähnte mein Oheim solches in der Gegenwart der Vonckisten, so verfehlten diese Gottlosen nie auf den Sansculottismus der frommen Väter, oder den üblen Geruch, den sie verbreiteten, anzuspielen. „Es hatte sich", erzählte mein Oheim, „unter andern eines Kindertages begeben, daß ich mit meiner Schwester, (wir gingen täglich im Kloster aus und ein) mich zu einem herzensguten Pater mit Namen Polycarpus begab: ich hatte den dreieckigen Hut meines Vaters auf, seinen großen Rock, der mir von hinten majestätisch nachschleppte und seinen Hirschfänger angelegt; meine Schwester trug Kleidungsstücke der Mutter. Ich hatte oft des Paters Messe gedient, und er ersuchte mich, nachdem er uns sehr belobt und bewundert, ihm auch heute diesen Dienst zu leisten. Ich begab mich also in die Sakristei, gefolgt von der Schwester, die mich zum Altar begleitete, ohne daß der gute Pater etwas dagegen einzuwenden gefunden. Nun war aber die Kirche der Capuciner jeden Morgen der Versammlungsort der vornehmen Welt. Man denkt sich leicht das allgemeine Gelächter, wie wir dem Pater vorausschreitend an's Altar treten. Wir ganz unbefangen, der Pater ebenfalls. Meine Mutter war außer sich vor Zorn, sie war eine äußerst würdige Frau, sie gab der ganzen Stadt den Ton an, und sah nun ihre Kinder vor ihren Augen der Schadenfrohheit der andern Damen, (es mochte um ihren Rang sie beneidende darunter seyn), Preis gegeben! Wie die Messe zu Ende war, führte uns Pater Polycarpus auf seine Zelle, und beschenkte uns reichlich mit allerlei getrockneten Früchten, mit Bilderchen und sonstigen Kleinigkeiten. Zu Hause aber erwartete uns die Kehrseite des Spaßes. Der Vater und die Mutter eines Tages wurden ihrer Herrlichkeiten entblößt und auf ihr Zimmer verwiesen. Der Pater kam mit einem derben Verweis der Mutter davon."

Dieses Familienleben, dieser vertraute Umgang, der zwischen den Klösterlingen und der höhern Welt bestand, gab oft Veranlassung zu den sonderbarsten Auftritten. So zum Beispiel gab der eben erwähnte Pater, von der Kanzel herab, einer vornehmen Dame unserer Stadt einen Verweis, weil sie seiner Predigt nicht die gebührliche Andacht zu schenken schien, und da entspinnt sich stante pede in der Kirche der originellste Streit zwischen dem Prediger und der Dame, diese letztere ihn ersuchend, sie nie mehr mit seinem Besuche zu belästigen, sie habe so schon für ihren Keller Liebhaber genug. Kurzum eine Scene zum Todtlachen, und deren gab es ins Unendliche.

Aus dem Capuciner-Leben wußte mein Oheim überhaupt viel Interessantes; so erzählte er z. B. Folgendes: Ein Pater war, nach der damaligen Sitte, auf einem Dorfe zum Predigen eingeladen worden, und begab sich in der Begleitung eines Kloster-Bruders an einem Sonntagmorgen dahin. Unterwegs dürstet ihn, und er labt sich bei einem Bauer an einem Glase Buttermilch. Es war heiß, und der arme Mann erkältete sich die Eingeweide beim Trinken. Wie er ankommt, befindet er sich außer Stande, die Kanzel zu betreten. Gehet, Bruder, sprach er zu seinem Begleiter, und erzählet der Versammlung, wie es mir gegangen und wie ich bedaure, sie nicht zum Guten ermahnen zu können; sie möchte aber erwägen, daß es heute das Erinnerungsfest wäre an den Tag, an welchem Christus das große Wunder gewirkt, daß er mit fünf Broden und fünf Fischen fünftausend Menschen gespeist. Der Bruder geht, richtet die Botschaft gut aus, endigt aber damit, daß er fünf Menschen mit fünftausend Broden und fünftausend Fischen speisen läßt, wobei die Versammlung in ein allgemeines Gelächter ausbrach. Der Bruder kehrt ganz glücklich über die Zufriedenheit seines Auditoriums zum Pater zurück, dem er über den guten Erfolg berichtet. Unglücklicher! schnaubt ihn der Pater an, du hättest das Gegentheil sagen sollen; gehe und mache vor der Versammlung deine Dummheit gut. — Daß mir nicht einfiele, Herr Pater! antwortete der Bruder. Wollte ich den Leuten so etwas weiß machen, dann lachten sie mich vollends aus. Solches und Aehnliches erzählte aber mein frommer, seliger Oheim, wenn er guter Dinge war."

II. Der Mistral.

„Ich hatte in meiner Jugend zum ersten Mal das Meer im kalten Norden zu Terneuzen gesehen. Ich sah es zum zweiten Mal, wie es unter den Strahlen der Südsonne einer unermeßlichen Golddecke glich, und ich sollte es in seiner schrecklichen Majestät bewundern, wie es durch den verheerender Wind der afrikanischen Wüste in seinen Tiefen aufgewühlt und gegen die Felsenufer der Provence geschleudert wurde. Das herrlichste Wetter hatte bis jetzt meine Reise begünstigt. Ich konnte nicht genug mich an dem schönen Schauspiele weiden, welches Marseille darbietet von der Promenade, die die städtischen Behörden auf der Ostseite haben anlegen lassen und die sich terassenmäßig bis zu den Felsen hinaufwindet, auf welchen das Fort notre Dame de la garde gebaut ist. Man umfaßt von dort mit einem Blick die Stadt, den Hafen, das Meer und die von unzähligen Bastiden gekrönten Hügel. Eines Tages, wo es ungewöhnlich schwül gewesen, sah ich im Hafen die Matrosen bedenklich die Köpfe zusammenstecken. Als ich mich erkundigte, hieß es, daß man jeden Augen-

blick den Mistral erwarte. Da ich glaubte, daß es ein Schiff sey, welches etwa ausgeblieben, fragte ich näher und erhielt unter schallendem Gelächter den Bescheid, es sey der afrikanische Wind, welcher wohl nicht länger ausbleiben und drei bis vier Tage lang allen Schiffen im Hafen das Handwerk legen würde. Am Abend bewegte ein leises Wehen die bis jetzt bleischwere todtstille Luft. In der Nacht wehte es ziemlich stark, am Morgen aber hatte der Sturm die höchste Spitze erreicht, die Straßen waren leer. Ein Regen von Steinen und Ziegeln fiel von den Häusern und nur mit Lebensgefahr konnte man sich hinaus wagen. Da ich aber doch dann und wann Jemand vorübergehen sah, der der Gefahr trotzte, gewann meine Neugierde die Ueberhand und ich kam glücklich auf dem Fort notre Dame de la garde an. Ich werde nie die Großartigkeit dieses Schauspiels vergessen, welches sich dort vor meinen Augen ausbreitete. Der Wind donnerte förmlich, es war mir, als ob der Felsen, auf dem ich stand, durch ein gewaltiges Erdbeben erschüttert worden wäre. Das Meer glich einem beweglichen Alpengletscher. Dicht vor dem Hafen kämpften zwei Schiffe, welche der Sturm ereilte, den Kampf der Verzweiflung, und vergebens strengten sich vom Ufer herbeigeeilte Matrosen an, mit ihren Booten in die See zu gehen. Das eine Schiff, ein Engländer, wie ich später erfuhr, verschwand unter dem Felsen, auf welchem ich mich befand und ging mit Mann und Maus verloren. Viermal sah ich die Flamme zur Seite des Schiffes aufschlagen, es war das Feuer der Nothschüsse. Das andere Schiff wurde unweit des Lazareths an den Strand geworfen und die Mannschaft gerettet. Vom Hafen erhob sich das wilde Geschrei der Matrosen, welche unter übermenschlichen Anstrengungen ihre Schiffe vor dem Zusammenstoßen zu schützen suchten. Die Bäume der Promenade beugten sich bis zur Erde vor dem furchtbaren Orkan, den man Mistral oder vento Maestrale nennt, weil er über alle anderen Winde das Scepter zu führen scheint."

Okens Denkmal.

Das Denkmal Okens, bestehend aus der mit dem Geburts- (1. August 1779) und Sterbetag (11. August 1851) versehenen kolossalen Erzbüste desselben auf einem Postamente von Eklogit, im Ganzen 13 Fuß hoch, zur Aufrichtung seit dem 1. November fertig.

Der Aufrichtung desselben auf dem Eichplatz in Jena stellten sich indessen von Seiten der Gemeindebehörde der Stadt Jena Schwierigkeiten hinsichtlich des Areals entgegen, welche zugleich gerechte Bedenken wegen der Sicherung des Kunstwerkes vor Beschädigung erregten. Wir sahen uns daher genöthigt, die bereits mit der städtischen Behörde verabredete Uebereignungsurkunde desselben zurückzunehmen, und das Denkmal der Universität Jena zum ewigen Eigenthum und Aufrichtung desselben auf einem der Universität angehörenden Platze unter der alleinigen Bedingung der Erhaltung desselben anzubieten. Das Geschenk ist von der Universitätsbehörde mit Dank angenommen, und die Büste interimistisch von uns in der akademischen Aula aufgestellt, die Vollendung der Aufrichtung des Postaments nebst der Büste aber verschoben worden, bis die vorliegenden Pläne zur Herstellung eines neuen akademischen Gebäudes, welche zugleich den Ort der Aufstellung des Denkmals bestimmen sollen, zur Ausführung genehmigt sind.

Da hierdurch der Endpunkt und Abschluß unseres Geschäftes noch nicht bestimmt und die Berechnung sämmtlicher, hoffentlich durch die Beiträge gedeckten Kosten noch nicht gegeben werden kann, so beeilen wir uns, den hochverehrten Interessenten dieses patriotischen Anerkennungszeichens ächter deutscher Wissenschaft im Nachfolgenden die bei uns zur Errichtung desselben eingegangenen Beiträge mit der Versicherung dankbarlichst zu quittiren, daß zur würdigen Vollendung des Werkes von unserer Seite nichts versäumt werden wird.

Jena, 14. August 1854.

Dr. D. G. Kieser. Dr. E. Huschke.
Dr. Fr. Wilh. Theile.

Summarisches Verzeichniß der Beiträge zum Okendenkmale.

Versammlung der Naturforscher und Aerzte im Jahre 1851 zu Gotha, nebst Herzogthum Gotha 232 Rthlr. 13 Sgr., Großherzog von Weimar 100 Rthlr., Herzog von Coburg-Gotha 100 Rthlr., Herzog von Meiningen 85 Rthlr. 17 Sgr. 2 Pf., Louis Napoleon 53 Rthlr. 10 Sgr., Großherzogthum Baden (Constanz, Freiburg, Heidelberg) 68 Rthlr. 1 Sgr., Bremen 22 Rthlr., Bayern (Ansbach, Bamberg, Culmbach, Erlangen, Fürth, Kissingen, München, Nürnberg,) 226 Rthlr., Braunschweig 25 Rthlr., Coburg 10 Rthlr. 24 Sgr., Feankfurt a. M. 15 Rthlr. 20 Sgr. 6 Pf., Frankreich 41 Rthlr. 27 Sgr., Hamburg 55 Rthlr. 4 Sgr., Hessen, Kurf. (Marburg) 7 Rthlr., Hessen, Großh. (Gießen) 14 Rthlr., Hannover (Göttingen, Emden, Hildesheim, Lüneburg) 63 Rthlr. 5 Sgr., Holstein (Kiel) 6 Rthlr. 12 Sgr., Oesterreich (Prag) 42 Rthlr. 24 Sgr. 9 Pf., Polen (Warschau) 32 Rthlr. 11 Sgr., Reuß-Greiz 1 Rthlr., Rußland (Moskau) 24 Rthlr., Schweiz 9 Rthlr. 22 Sgr. 6 Pf., Sachsen, Königr. (Leipzig, Dresden, Freiberg) 181 Rthlr. 15 Sgr., Preußen (Berlin, Bonn, Halle, Breslau, Suhl, Greifswald, Görlitz, Königsberg) 190 Rthlr. 6 Sgr., Sachsen-Weimar (Weimar, Jena) 114 Rthlr. 20 Sgr., Schweden (Stockholm) 26 Rthlr. — Summa des Ganzen ohne die Stückzinsen 1743 Rthlr. Pr. Cour.

Mannichfaltigkeiten.

(Christliche Dramen.) Eichendorff macht in einem soeben erschienenen Buche ein großes Wesen von den uns fehlenden christlichen Dramen. Aber was in aller Welt haben Christus, die Jünger und das Evangelium mit der Bühne gemein? Ist irgend etwas in der Lehre Jesu für den Begriff und das Wesen des Dramas vorgesehen? Wen nach speciell christlichen Dramen gelüstet, der müßte in der Lehre Jesu irgend eine Verbindung nachweisen können zwischen ihr und der Bühne überhaupt. Ein ächter Christ im Eichendorff'schen Sinne gibt ein so thörichtes Verlangen auf und verbindet nicht Ideenkreise, die nicht zusammengehören.

(Nürnberg, 17. August.) Am 13. August stürzte früh 3½ Uhr der 95 Fuß hohe Thurm an der Pfarrkirche zu Hebertsfelden, k. Landg. Eggenfelden, ein, der auch einen Theil von der Kirche mit einschlug. Sämmtliche Kirchenparamente konnten noch vor dem Einsturze des Thurmes gerettet werden, auch die vier Glocken kamen unbeschädigt davon. Weitere Unglücksfälle kamen nicht vor.

Der im Bade Ischl dieser Tage verstorbene Direktor des Theaters in der Leopoldstadt zu Wien, Hr. Carl (Bernbrunn), war am 7. Nov. 1789 zu Krakau geboren. Als Knabe kam er in die k. k. Ingenieurakademie nach Wien, die er im Jahre 1804 als Lieutenant verließ. Seine Vorliebe für das Theater bestimmte ihn, dem Militärstande zu entsagen, und sich der Bühne zuzuwenden.

Nachdem er in München, wo er zum ersten Male auftrat, einige Zeit gespielt, übernahm er die Leitung des Isartheaters. Im J. 1820 kam er nach Wien, um das Theater an der Wien zu pachten. Im J. 1839 brachte er das Leopoldstädter Theater käuflich an sich und im Jahre 1847 begann er den Bau des Carltheaters. Universalerbin ist seine Gattin.

Ein Kunst- und Handelsgärtner zu Bonn ist mit einem anderen Verwandten Erbe von 3 Millionen Francs geworden, die ein steinreicher, in Holland verstorbener Anverwandter hinterlassen hat. Außer diesem Vermächtnisse soll der Verstorbene 5 Millionen Francs zu milden Stiftungen verordnet haben.

Ein bekannter Reisender mit offenem, 'hellen Aug' für Land und Leute und Zustände, ist in dem Thüringer Wald dem Wingolf begegnet, nicht, wie einer meinen könnte, einem schrecklichen Thiere, sondern einer Studenten-Verbindung. Die Leute nennen sich auch Christogermanen und sahen ganz anders um sich, wie andere Leute und Studenten; die Züge waren nicht so heiter und unbefangen, die Augen blickten nicht so gesund und frei; sie tranken Bier und hauptsächlich Milch, trugen bunte Biermützen und schwarze, blanke Schläger, obwohl sie das Duell verwerfen. Im Burghof der Wartburg schlossen sie einen Kreis und sprachen laute, lange Gebete und hielten gepfefferte Reden „von dem Teufel in der Welt", von Trug, Verrath und Hinterlist und von dem Wingolfschwur. Vieles sah äußerlich aus wie Student, war's aber nicht; sie sprechen nicht wie solche, die's erfassen wollen, sondern die's erfaßt haben, die christliche Wahrheit nämlich und reden, als ob sie die alleinigen Inhaber wären. So jung sollen sie schon vom „geistlichen Hochmuthsteufel" arg geplagt seyn und sich ein Ding zurecht gemacht haben, das sie „Christliche Wissenschaft" nennen und Quark und Unsinn, was nicht hinein paßt. Auf den Reisenden machte der Wingolf, der auf vielen deutschen Universitäten nicht ohne Gunst bestehen soll, einen beängstigenden Eindruck — den Eindruck jugendlicher Zeloten.

Korrespondenz.

Karlsruhe, 16. August.

Am gestrigen Abend wurde unsere Bühne mit Lessings „Nathan" wieder eröffnet. Die Vorstellung war in allen ihren Theilen eine wohlgelungene. An Präzision und Lebendigkeit des Zusammenspiels, wie an gediegener Durcharbeitung der einzelnen Rollen war diese Aufführung des Lessing'schen Meisterwerkes ein glänzendes und verheißungsreiches Zeugniß für den Fortgang der Neugestaltung unserer Bühne. Das zahlreiche Auditorium folgte derselben mit einer Theilnahme, welche einen sprechenden Beleg für den überhaupt unverkennbaren Umschlag der öffentlichen Stimmung zu Gunsten der früher vielfach mißkannten Bestrebungen der artistischen Leitung abgeben konnte. — Mit der Haupt- und Titelrolle beging der bisherige Regisseur des Leipziger Theaters, Herr Rudolf, sein hiesiges Debüt. Seine Leistung zeugte von einem überwiegenden künstlerischen Verstande, dem eine glückliche, äußere wie innere Begabung zur Verfügung steht. Der Beifall, der stets der Parabel von den drei Ringen zu folgen pflegt, war wenigstens hier nicht allein auf Rechnung des Dichters zu schreiben. Vorzüglich war ferner die Darstellung des Templers durch Herrn Schneider, der gleich dem Debütanten gerufen wurde. Die Rolle des Klosterbruders in den Händen des Herrn Mayerhofer zählt mit zu den besten dieses hoch und vielseitig begabten Darstellers. Auch die Leistungen der Damen Schönfeld und Baldenecker als Recha und Daja verdienen rühmende Anerkennung, und Fräulein Seupel brachte die Sittah in einer Weise zur Geltung, welche bereits einen bedeutenden Grad künstlerischer Reife bekundete.

Mainz, 19. August.

Unser bevorstehendes Musikfest verspricht eine, wenn auch nicht großartige, doch recht genußreiche Festlichkeit, da man Ersteres nach den Zeitverhältnissen absichtlich zu vermeiden sich angelegen seyn ließ. Samstag, den 26. August, werden die Gäste, die durch die festgebenden Vereine nach Kräften in hiesigen Familienkreisen eingeführt und bewirthet werden, im Laufe des Nachmittages festlich eingeholt; des Abends nach Eintreffen des 6 Uhrzuges der Taunusbahn eine Generalprobe abgehalten, an die sich dann eine gesellige Abendunterhaltung der Gesanggenossen schließen soll. Sonntag frühe findet die Aufführung des „Weltgerichts von F. Schneider" statt, während Nachmittags durch die einzelnen Vereine, abwechselnd mit unseren trefflichen Militärmusiken, in unserer reizenden Anlage Lieder im Freien vorgetragen werden sollen. Am Abend werden die weiten Räume der geschmackvoll hierzu eingerichteten Fruchthalle zu einem großartigen allgemeinen Balle die Festgenossen vereinigen, denen die Eintrittskarten hierfür wie zur Besichtigung der städtischen Ausstellungen und Sammlungen gleich beim Eintreffen übergeben werden. Montag, den 28. d. M., fährt endlich ein train de plaisir zu ermäßigtem Preise zu einem Ausfluge nach Neustadt an das Haardtgebirge, in dessen paradiesischer Gegend auf der berühmten Maxburg (Schloß Hambach) ein zweifellos äußerst genußreicher Tag bei munterem Gesang, Spiel und köstlichem Haardtwein verlebt werden soll. Anmeldungen fröhlicher Sänger sind bereits in Menge eingelaufen und die Fülle von Fremden, die vor Cholera und sonstigen Belästigungen sich in Schaaren nach unserem stets gesunden, freundlichen und fröhlichen Mainz herüber begeben, werden des Festes heiteren Lebensgenuß erhöhen, wie auch selbst mit um so mehr Interesse daran Theil nehmen.

Literatur-Notiz.

Seitdem man der zahllosen Sammlungen von lyrischen Gedichten überdrüssig geworden, haben sich in neuester Zeit viele unserer jungen Dichter der romantischen und epischen Poesie zugewendet. In dieser Gattung sind verschiedene altdeutsche Dichtungen bearbeitet und in moderne Formen übertragen worden, wie u. A. die eben vor uns liegende von Tristan und Isolde von Friedrich Roeber (Elberfeld, bei Julius Bädecker). Dieses Gedicht gehört seinem Inhalt nach zur romantischen Dichtkunst, erscheint hier aber in der Form von dramatischen Arabesken. Der Bearbeiter bekundet ein schönes poetisches Talent, sowohl was die Schilderungen des äußern und innern Lebens, als was die kunstgerechte Ausführung und Verknüpfung betrifft; dabei ist die metrische Form schön und die Diction leicht fließend und gefällig. Das althochdeutsche romantische Gedicht Tristan und Isolde gehört zum Sagenkreis des König Arthus und der Tafelrunde; es stammt aus dem 13. Jahrhundert und sein Ursprung ist englisch. Es ist in alle romanischen und germanischen Sprachen übergegangen und seit Gottfried von Strasburg vielfach bearbeitet worden. W.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 22. August. Neunte Gastdarstellung des Hrn. Hendrichs, vom k. preuß. Hoftheater zu Berlin und zum Benefiz für denselben. Macbeth, Trauerspiel in 5 Abth., Musik von Spohr. Macbeth: Hr. Hendrichs.

Mittwoch, 23. August. (Zum ersten Male wiederholt): Mein Glücksstern, Lustspiel in 1 Act. Hierauf: Der alte Bürgercapitän, oder: Die Entführung, ein heroisch Frankforter borjerlich Lustspiel in 2 Acten.

Bockenheimer Sommertheater.

Dienstag, 22. August. Waldeinsamkeit, Lustspiel in 1 Act. — Dreiunddreißig Minuten in Grüneberg, oder: Der halbe Weg, Possenspiel in 1 Akt. — Die Versuche, oder: Die Familie Fliedermüller, musikalisches Quodlibet in 1 Act. — Lebende Bilder mit bengalischer Beleuchtung.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 201. Mittwoch, den 23. August 1854.

Die Grundelcher.

Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Volksleben; erzählt von W. O. von Horn.

(Fortsetzung.)

So war der Schusterpeter denn mit der Schlauheit eines Fuchses und so leise wie ein Marder, der das schlafende Huhn beschleichen will, in dem Schlage fortgekrochen, das nasse Laub und Moos nicht achtend, bis er an eine Stelle gekommen war, wo er, ohne entdeckt zu werden, die Stelle überschauen konnte, wo die bereits erzählten Begebenheiten stattgefunden hatten und deren Augenzeuge er vollständig war.

Als endlich der ausgeplünderte Conrad, seinen leeren Krug und sein Körbchen im Stiche lassend, sich salvirte, da kroch der von Lachen schier berstende Schusterpeter so leise zurück, wie er gekommen war, und, durch den Wiesengrund laufend, erreichte er das Dorf, ehe Conrad, der ohnehin in seiner Selbstbetrachtung noch verweilte, nur in die Nähe desselben kommen konnte.

Die meisten Bauern wußten, daß der Schusterpeter spioniren war und standen auf einem großen Haufen bei einander. Jetzt endlich sahen sie ihn gestreckten Laufes nahen, und Arges vermuthend, schlugen die Herzen in banger Erwartung Dessen, was er berichten würde.

Endlich nahte er und wollte sich ausschütten vor Lachen.

So bang es den Dorfbewohnern auch war, so wirkte doch Schusterpeters Erzählung so unbezwinglich komisch, daß der ganze Haufen in ein unmäßiges Gelächter ausbrach, dessen Macht noch nicht erloschen war, als Conrad auf dem Fahrwege langsam sich nahte, und nur mit Vorsicht auftretend, die trocknen Stellen des Weges aus Gründen aufsuchte, welche nicht in seinem Willen, sondern in dem sohlenlosen Zustande seiner Fußbekleidung lagen.

„Sie sind da!“ rief er dem Haufen zu, „und Ihr thut wohl, daß Ihr so fröhlich seyd! Das sind Leute!“

„Freilich“, versetzte der Bäckerjakob, der ein rechter Ulzvogel war, „wir freuen uns im Voraus auf Das, was Du, ihr Freund, bereits an ihnen profitirt hast. Wo sind denn Deine Stiefel?“

Conrad erschrack, als der Ton, in dem der Bäckerjakob sprach, an sein Ohr schlug. Sollte der etwas wissen?

„Ich hab' — sie — dem Herrn — Corporal — geschenkt, weil — er die seinen verloren hatte“ — stotterte Conrad.

„Deine silberne Uhr auch?“ fragte der Bäckerjakob, „und Dein Geld, Dein Messer, Pfeife, Tabak und Feuerzeug? Du bist ein treuer Freund“, fuhr er fort, „und ich habe Dir recht Unrecht gethan, denn ich hielt Dich immer für einen Erbsenzähler. Aber, gelt Conrad, das Schenken bei den Franzosen ist anders, als bei uns? Hier zu Lande wartet Einer, bis man ihm Das gibt, was man ihm schenken will. Die Franzosen nehmen sich's selber!“

Conrad sah unter sich, wie ein Hühnerdieb. Aller Muth entsank seiner bekümmerten Seele, denn er erkannte, daß sie Alles aufs Genaueste wußten. Wie das zuging, war ihm ein Räthsel. Als er aber in Schusterpeters Gesicht blickte und überdieß dessen nasse Kleidung sah, blieb ihm kein Zweifel, wo er den Verräther zu suchen habe.

„O Du langer Pfiffikus“, rief der Bäckerjakob, „meinst uns ein Märlein aufzutrumpfen? Nein, wir wissen Alles; wie sie Dir die Stiefel auszogen, Dich hinlegten und Dir Alles nahmen, aus Dankbarkeit für Dein Frühstück! Geh', trag ihnen noch eins, so nehmen sie Dir auch Weste und Camisol! Das also sind Deine gepriesenen Freunde? Ihr Männer“, sagte er, sich zu den hinter ihm stehenden und kichernden Bauern wendend, „wir wollen den langen Narren und Esel, der so schön geprellt und gehänselt wurde, einmal auslachen.“

Da brauste ein Gelächter auf, das weithin ins Dorf schallte und alle Leute auf die Fenster lockte, und das gar nicht enden wollte.

Conrad schäumte vor Zorn. Er ballte beide Fäuste und sprang auf den Bäckerjakob los. Unglücklicher Weise aber war der Boden schlüpfrig und Conrad hatte in seinen Schuhen keinen Halt; er glitt grade vor dem Bäckerjakob, der ihn festen Blickes erwartete, aus, und schlug der Länge nach in den Koth der Straße.

Noch unmäßiger brauste jetzt das Gelächter des Haufens auf, und aus jedem Fenster, in dem Frauen und Kinder lagen, fand es ungemessenen Widerhall.

Conrad sah zum Stücke ein, daß hier nichts mehr zu hoffen sey; fluchend und tobend erhob er sich, und von dem endlosen Gelächter begleitet, eilte er, so gut er mit seinen Schlappen konnte, in sein Haus, dessen Thüre er, laut hallend, ins Schloß warf.

Engel, die das Alles mit angesehen hatte, weinte laut über des Vaters Schmach. Nur Eins tröstete sie, weder Martin, noch Kirchmeier waren bei dem Haufen, und selbst an das Fenster war nicht einmal Jemand von ihnen gekommen.

Conrad riß die Thüre auf und ließ sich vor Zorn laut heulend auf das Bette fallen.

Gerne hätte er den Verlust seiner Uhr, seiner Stiefel und all der nothwendigen Dinge, welche ihm die „Grundelcher“ genommen hatten, ertragen, aber eine solche Schmach war noch nicht erhört worden, sie brach ihm schier das stolze Herz!

Draußen wurde es allmälig stille. Der bittere Ernst, die trostlose Aussicht, welche Conrads Mißgeschick denn doch für Alle in sich schloß, machten dem komischen Eindruck den Rang schnell streitig und Alle gingen in ihre Wohnungen, um Das noch zu verbergen, was die Raubgier der „Grundelcher“ etwa reizen konnte. Die Nacht ging in banger Besorgniß vorüber.

In Conrads Hause war diese bange Besorgniß noch durch eine andere vermehrt worden, die recht bang und schwer auf Engels Herz fiel.

Die Gemüthserschütterungen, welche der hingeschwundene Tag gebracht hatte, waren denn doch selbst für Conrad zu stark gewesen, um ohne alle Wirkung und Folgen zu bleiben.

Er schickte, nachdem die erste, allzuheftige Wallung vorüber war, Engel hinaus und legte sich in das Bette, wo er, wie ein Kind, zu weinen anfing.

Engel horchte mit angstvoll bebendem Herzen an der Thüre. Sie hörte sein Schluchzen; sie vernahm sein Stöhnen und Wehklagen. Endlich öffnete sie die Thüre halb, sah herein und fragte, ob sie hereinkommen dürfe.

Er nickte blos mit dem Kopfe.

„Was ist Euch denn, lieber Vater“, sagte sie sanft und besorgt und die hellen Thränen rannen über die zarten Wangen des schönen Mädchens herab.

„Ach“, sagte er, „ich habe entsetzlich Kopfweh. Mein Herz glüht und ich friere, daß ich zittere.“

„Ich will Euch leichten Kamillenthee kochen“, sagte sie. „Ihr habt ja auch nichts zu Mittag gegessen? Habt Ihr denn keinen Appetit?“

„Nein, gar keinen“, sagte er; „aber Thee kannst Du mir kochen.“

Sie ging in die Küche; kochte Thee und brachte ihn. Er trank, aber es half nur wenig. Der Frost verlor sich zwar, aber die trockene Gluth im Kopfe theilte sich dem ganzen Körper mit. Er trank, ohne daß sich sein Durst milderte, eine Menge Wasser. Er warf sich in qualvoller Unruhe von einer Seite auf die andere, und kein wohlthätiger Schlaf kam in sein Auge.

Engel stellte ihr Spinnrad in die Nähe des Bettes und weilte bei dem Vater. Sie zog den Vorhang vor, daß das Licht nicht sein Auge träfe und ihm lästig würde, und spann dann, und mit dem Faden spann sie manchen schweren Seufzer mit hinein, manche bange Ahnung ihrer Seele. Erst nach Mitternacht schien sich seine Gluthhitze zu brechen und Schlaf einzutreten; aber nur wenige Minuten währte dieser unruhige, erquickungslose Schlaf. Dann fuhr er auf aus schweren Träumen und an den irren Worten hörte sie mit sorgenschwererem Herzen, daß er es bald mit den ihn beraubenden Franzosen, bald mit dem ihn ausspionirenden Schusterpeter, bald mit dem ihn verhöhnenden Bäckerjakob, bald mit den ihn auslachenden Bauern in wildem Durcheinander zu thun hatte. Manchmal schimpfte er auf den Herrn Schimmel, der ihn betrogen habe. So verging in wilden Phantasien die lange Nacht und erst gegen Morgen schlief er, völlig entkräftet, ein und auch Engels müde Hand sank sammt dem Faden ihres Rockens herab auf den Schooß, das Köpfchen sank auf die Brust und der Schlaf der Erschöpfung legte sich auf ihr Auge, in dessen langen Wimpern noch eine Thräne zitterte.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Berliner Straßenzettel.

Nach den Urkunden und Schriften, welche über die Berliner Straßenzettel vorhanden sind, haben auch diese stummen Verkündiger des lauten und vielfarbigen Lebens der großen Stadt ein langes vorgeschichtliches Daseyn, eine Zeit des Friedens und der Harmlosigkeit, gehabt. Die vorhandenen Urkunden zeigen uns das Jahr 1825 an, in welchem diese Periode zu Ende ging, Kampf und Streit in die friedliche Welt einbrachen. In diesem Jahre nämlich hatte der Besitzer eines Hauses in einer der lebhaftesten Gegenden der Stadt dasselbe äußerlich mit aller Sorgfalt säubern und ihm nach den Gesetzen der Schönheit einen kostbaren Anstrich geben lassen, wodurch es die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden in hohem Grade auf sich zog. Das entging dem speculativen Geschäftssinn der Zettelträger nicht. Schnell waren sie bei der Hand, und versahen die frisch prangenden Wände mit ihren Artikeln, in der richtigen Voraussetzung, daß diese Aufmerksamkeit, welche man dem schönen Hause schenkte, diesen zu Gute kommen müsse. Vielleicht mochten sie sich gar schmeicheln, der, von dem Eigenthümer vorgenommenen Verschönerung durch ihre Zettel den Stempel der Vollendung aufzudrücken, indem sie wohl versucht waren, dieselben für Schönheitspflästerchen zu halten, welche die damals herrschende Mode verlangte. — Und gewiß galten in jener Zeit die schwarzen Pflästerchen auf der blühenden Wange einer holden Schönen für eine liebliche Zierde, warum hätte man nicht nach demselben Geschmack einen Straßenzettel an der frischen Wand für Schmuck halten sollen?! — Der schönheitsliebende Wirth jedoch hatte einen reineren ästhetischen Geschmack und erkannte in den, an das frisch abgeputzte Haus geklebten Zetteln keine Schönheits-, sondern nur gemeine Zugpflaster für diesen und jenen kundigen Geschäftsmann, welche seine Augen ungemein beleidigten. Er verbot deßhalb diesen vermeintlichen Verschönerungsversuch ernstlich, ließ sein Verbot, um demselben den gehörigen Nachdruck zu geben, auf ein blechernes Täfelchen schreiben und dasselbe an die Ecke des Hauses nageln. Das nun war das Zeichen zu einer allgemeinen Kriegserklärung gegen die Straßenzettel, es bedurfte nur dieses Anstoßes, um dem geheimen Unwillen gegen sie den lautesten Ausdruck zu geben. So geschah es, daß nach dem gegebenen Beispiel sogleich über zehn Hauseigenthümer ihre Häuser von den angeklebten Zettel säubern und die Stelle, wo diese gesessen, ebenfalls mit einem auf ein blechernes Täfelchen geschriebenen Verbot gegen das fernere Zettelankleben setzen ließen, worauf von Tag zu Tag mehr Hauseigenthümer ihre Häuser mit Anschlägen des Inhalts: „Hier dürfen keine Zettel angeschlagen werden!“ versahen. Man kann leicht denken, daß die Zettelträger durch diese Erscheinung sehr überrascht und erschreckt wurden. Mit Furcht und Bangen meinten sie in der ersten Bestürzung weiter nichts zu sehen als den Untergang ihres Geschäfts, und nicht so schnell ging es, ehe sie sich wieder mit dem Kernspruch der Berliner Volksphilosophie: „Bange machen gilt nicht!“ zu trösten vermochten. Sicher aber würden sie sich in ihren Hoffnungen auf eine glücklichere Wendung getäuscht haben, wenn nicht die Polizei-Intendantur im Interesse des öffentlichen Verkehrs und materiellen Vortheils der Stadt für das ungehinderte Fortbestehen der Straßenzettel mit großer Energie aufgetreten wäre und eine Verordnung zur Schlichtung des unverhofft entstandenen Straßenzettelstreites erlassen hätte. Die Zettelträger hatten das Vergnügen, diese Verordnung selbst zu verbreiten, und verklebten mit derselben die von den Hauseigenthümern angeschlagenen Verbote. Indessen aber dauerte trotz dieser Verordnung von Seiten der Hauseigenthümer, namentlich solcher, deren Häuser an den Straßenecken standen, der Kampf gegen das Zettelankleben heimlich und offenbar fort, bis zum Jahre 1829, wo sich ein Mann hervorthat, der ein Mittel zur Beseitigung des Straßenzettelstreites gefunden zu haben meinte. Seines Zeichens ein Zimmerpolier, hielt er es nicht unter seiner Würde, sich mit den, nun schon sehr in Verruf gekommenen Straßenzetteln zu befassen, um als Friedensstifter sein Schärflein zum Wohl der Menschheit beizutragen, und dafür, wie er sich wohl geheim gestand, die blanken Thaler zu empfangen. In einer ehrerbietigen, vom 28. Dezember 1829 datirten, gutstylisirten Eingabe an die Polizei-Intendantur legte er seinen Plan über eine neue Ordnung der Straßenzettel dar, und bat um die Erlaubniß zur Ausführung desselben. Nach diesem

Plane beabsichtigte er die wilden Vögel des papiernen Groß-Viel-geschreis von den Ecken der Häuser, den Baumstämmen und Brunnenröhren, wo sie jetzt zuweilen in recht unanständiger Weise herumflatterten, einzufangen und in Käfige zu sperren, welche er sogar Behufs einer schnellen Herbeiführung des Friedensschlusses und zum Beweise seiner uneigennützigen Absicht (wie er vorgab), in Form von Drahtgitterspinden unentgeltlich zu liefern und eben so ohne jede Entschädigung an die Häuser zu nageln sich erbot. Ein abschläglicher Bescheid, welchen er bald auf seine Eingabe empfing, machte ihn in seinem Vorhaben nicht irre. Seinen Plan schärfer ins Auge fassend und mit Beharrlichkeit verfolgend, suchte er sich darauf von mehreren Hauseigenthümern die Erlaubniß, an ihre Häuser Drathgitterspinden Behufs der Aufnahme von öffentlichen Anzeigen nageln zu dürfen, zu verschaffen. Dabei ging er so geschickt zu Werke, daß er schon nach einigen Tagen von mehr als 30 Hauseigenthümern diese Erlaubniß schriftlich hatte. Nun reichte er die Listen derselben nebst einer Wiederholung seines Bittgesuchs der Polizei-Intendantur ein: auch wandte er sich zugleich mit einer Immediat-Eingabe an des Königs Majestät, und hob in derselben besonders hervor, daß durch die Ausführung seines Planes die Bäume der schönen Lindenpromenade von den unschönen Zetteln befreit werden würden. Die Eingabe fand Allerhöchsten Orts eine gnädige Berücksichtigung, und so gelang es dem zuerst Verlachten bald, seinem Ziele näher zu kommen, indem ihm, was er so dringend wünschte, erlaubt wurde, einen anschaulichen Beweis seiner neuen Erfindung zu geben. — Kraft dieser Erlaubniß versah er versuchsweise an einem schönen Märztage des Jahres 1830 die beiden Seiten der Hausthür des Collegienhauses des k. Stadtgerichts (Königsstraße No. 19) mit Drahtgitterspinden zur Aushängung der öffentlichen Anzeigen. Der Versuch fand Beifall und der Erfinder wurde nun zur Belohnung mit der Erlaubniß, seine Erfindung durch die ganze Stadt zu verbreiten, von der Polizei-Intendantur beglückt, wobei ihm jedoch die ausdrückliche Bedingung gestellt wurde, nur an die Häuser derjenigen Eigenthümer ein Drathgitterspinde zu nageln, welche ihm dazu ihre Einwilligung nicht verweigerten.

Diese Erlaubniß war dem speculativen Mauerpolier Grund genug, sein bisheriges Geschäft aufzugeben und Zettelträger zu werden. Als solcher sah er nun auch wirklich die goldene Hoffnung von einem reichen Verdienst, welche er sich früher gemacht, in Erfüllung gehen, denn bald besaß er gegen 100 Drathgitterspinden, die kaum zu der Ausführung der ihm täglich zugehenden Aufträge hinreichen wollten. Obwohl nun der glückliche Erfinder von den verschiedenen Angriffen und Kriegslisten seiner Collegen, die er durch seine Speculation in ihrem Verdienst sehr beeinträchtigte und durch das Streben nach Alleinherrschaft ebenso in ihrem Ehrgefühl verletzt hatte, Manches erleiden mußte, so gelang es ihm doch zuletzt, durch vortheilhafte Privatverträge seine Concurrenten zu beruhigen. Er vereinigte sich mit ihnen dahin, daß sie ihm die Drathgitterspinden abpachteten und zu deren Benutzung einen Schlüssel von ihm empfingen. Nachdem dieß geschehen, war endlich Friede im Reiche der Straßenzettel und der Eigenthümer der Drathgitterspinden erreichte wirklich dabei so eine Art Oberherrschaft in demselben. In der Blüthe seines Glückes aber rief ihn der Tod ab. Er hinterließ seiner Wittwe 176 Drathgitterspinden, welche mit denselben das einträgliche Geschäft bis zu ihrem auch bald erfolgenden Tode fortsetzte, wo ihre Tochter die Erbin der Erfindung ihres seligen Vaters ward und ebenso durch ihre Schönheit, wie durch das einträgliche Erbe viele Bewerber fand. Einem ehr- und tugendsamen Tischlergesellen gelang es, sie heimzuführen und dadurch von der Behörde die Erlaubniß zur Betreibung des Zettelträgergeschäfts mit den als Morgengabe empfangenen Drathgitterspinden zu erhalten. Obwohl sich jetzt noch ein älterer Zettelträger Drathgitterspinden machen ließ, so gewährte doch dem jungen Zettelträger die Erbschaft seiner Frau bei einem fleißigen Betriebe seines Geschäfts guten Ertrag bis zum Jahr 1848, wo die Drathgitterspinden in Verfall geriethen. In dieser Zeit, wo fast Alles seine Schranken zu brechen sich bestrebte, durchbrachen auch die Straßenzettel ihre Gitter und machten sich zur Straßenliteratur. Als solche thaten sie groß und wichtig, und erwuchsen sogar zu einer gewissen Schreckensherrschaft, welche sie nicht selten durch die Größe ihres äußeren Umfangs zu bekunden suchten. Schnell genug verloren sie diese ungewöhnliche Bedeutung, und was ihnen aus dieser ihrer denkwürdigsten und unbestreitbar wichtigsten Epoche geblieben, ist weiter nichts, als die zuweilen sehr in die Augen fallende äußere Größe, die natürlich nicht für ein Drathgitterspind paßt, und die Unordnung. (Berl. Nachr.)

Mannichfaltigkeiten.

Die vierzehnte Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten, die im vorigen Jahre wegen besonderer Verhältnisse ausgesetzt wurde, wird in den Tagen vom 25. bis 28. September d. J. zu Altenburg stattfinden. Für Diejenigen, welche an derselben Theil zu nehmen wünschen, haben in der kürzlich erlassenen Einladung der Präsidenten der Versammlung, Schulrath Foß zu Altenburg, Gymnasialdirektor Eckstein zu Halle und geheimer Rath Freiherr von der Gabelentz zu Poschwitz bei Altenburg sich bereit erklärt, darauf bezügliche Anfragen und Wünsche entgegenzunehmen und zu erledigen.

Das Serail, (Residenzpalast des Sultans) in Konstantinopel hat einschließlich der Gärten, Maeställe, Divansäle und Rüstkammern einen Umfang von zwei Stunden und enthält mehr als zehntausend verschiedene Wohnzimmer. An öffentlichen Bädern besitzt Konstantinopel 134. Höhere Lehranstalten mit freiem Unterricht und Pflege der Schüler gibt es in Konstantinopel 5[illegible]8. Elementarschulen mit ebenfalls unentgeltlichem Unterricht 12[illegible]7.

Die „Zeit“ erzählt: „Am 15. August hat die Ehefrau eines Malers in der alten Schönhauserstraße zu Berlin eine merkwürdige Mißgeburt zur Welt gebracht. Es ist dieß ein wenige Wochen zu früh gebornes Kind, welches bis zum Nabel einen menschlichen Körper, von da ab aber den Schwanz eines Fisches hat, ohne daß derselbe jedoch mit Schuppen bedeckt ist. Zwischen den Fingern des sonst ganz wohlgebildeten Kindes befinden sich Fischhäute. Eine halbe Stunde nach der Geburt verstarb das Kind noch in Gegenwart des Geburtshelfers Dr. Hoffmann.“

Zu Paris ist in Angelegenheiten der großen Oper eine Commission niedergesetzt worden, um über die Ansprüche der Besitzer der Freibillets zu entscheiden. Es ergibt sich, daß die Zahl dieser Besitzer sich auf 1700 beläuft. Wenn man nun bedenkt, daß das Gebäude nicht mehr als 3100 Zuschauer aufnehmen kann, so verhält sich die Zahl der zahlenden Zuschauer zu der der nicht zahlenden, wie $45^1/_3$ zu $54^2/_3$.

Die Sängerin Grisi hat sich in England in Begleitung des Sängers Mario dieser Tage auf dem „Baltic“ nach Newyork eingeschifft, um in den Vereinigten Staaten eine Reihe von Gastrollen zu geben.

In Oldenburg soll das aufgelöste Hoftheater als Privatunternehmen wieder ins Leben gerufen werden. Es heißt, daß der

bisherige Hofschauspieler Jenke I. unter Subvention der groß Chatoullekasse die Direktion übernehmen werde.

Korrespondenz.

Bad Homburg, 22. August.

Am verflossenen Samstag hatten wir hier eines der glänzendsten Konzerte der Saison. Der berühmte Bassist Carl Formes von London, der Bariton Lefort von Paris und Frl. Bochkolz-Falconi waren es, welche uns durch ihre schönen Talente einen sehr genußreichen Abend bereiteten und wahre Triumphe feierten. Das Publikum war so zahlreich, daß statt des großen Marmorsaals, wo die Konzerte sonst sind, der japanische Saal gewählt werden mußte. Es waren an 600 Personen im Konzerte anwesend, worunter die Elite unserer Badegesellschaft. — Großes Aufsehen machte heute ein Magnetiseur Namens Regazzoni, der eine „Soirée de Magnetisme“ im Prinzensaale veranstaltete und mit zwei Personen, die er vor einem zahlreichen Publikum in magnetischen Schlaf brachte, ganz Außerordentliches leistete. — Die Frequenz ist fortwährend im Steigen; bis unter den Giebel hinauf sind die Zimmer besetzt und täglich kommen neue Gäste an, da der Gesundheitszustand unseres Bades auch viele Leute anzieht, die den Gesundheitszuständen ihrer Heimath entfliehen. Unsere Saison dürfte daher sich dießmal sehr verlängern. Nächsten Freitag singt Pischek und Roger zusammen in einem Konzerte, was wir den Musikfreunden Ihrer Stadt anzuzeigen nicht verfehlen wollen.

Frankfurt, 20. August.

Gestern, von einer Tour nach München zurückgekehrt, hörte ich mit Erstaunen, wie sehr man hier das Bestehen der Cholera in jener Residenz vergrößert und dieselbe gewissermaßen zur Seuche gemacht hat, wodurch Viele sich abhalten lassen, München zu besuchen. — Die Münchener Behörde hat nie das Bestehen der Cholera daselbst in Abrede gestellt; sie hat vielmehr von Zeit zu Zeit die Anzahl der vorgekommenen Fälle, sowie die Todesfälle darunter bekannt gemacht; officiell weiß also ein Jeder, daß diese Krankheit in München herrscht; im gewöhnlichen Leben merkt man jedoch nichts davon. Man spricht dort davon nur wenig. Alles gehet seinen gewöhnlichen Gang, und braucht sich deßhalb Niemand vom Besuche dieses Ortes abhalten zu lassen. Die Fälle, welche dort vorgekommen sind, fielen in der alten Stadt vor; bis zu meiner Abreise war aber in dem neuen Theil, wo der Bahnhof, der Glaspalast, die Ausstellungen und alle Sehenswürdigkeiten sich befinden, kein Fall vorgekommen, sondern erfreute sich dieser Theil der besten Gesundheit, und sind überall hier Privatwohnungen selbst Tagweise zu billigem Preise zu bekommen. Was die Ausstellung selbst betrifft, so wird gewiß keinen Besuchender, welcher berücksichtigt, daß dieselbe eine deutsche Industrie-, und nicht wie die in London, eine Weltausstellung, ist, dieselbe unbefriedigt verlassen. Sie bietet vielmehr ein erfreuliches Zeichen, wie sehr die deutsche Industrie vorgeschritten ist, und namentlich muß dieses einen Jeden an der österreichischen auffallen, welche mit der von allen anderen deutschen Staaten nicht allein concurrirt, sondern dieselben in vielen Artikeln selbst überholt hat, und sicherlich die meisten Preise erhalten wird. Schon diese allein lohnt eine Reise nach München. Außerdem findet dort die erste allgemeine deutsche Kunst-Ausstellung statt, wovon der Katalog 537 Nummern, sehr schöne neue Gemälde, enthält. Sehr zu bedauern ist es, daß Preußen sich dabei beinahe gar nicht, und bei der Industrie-Ausstellung nur in einem sehr kleinen Grade betheiligt hat. Hätte eine größere Betheiligung Seitens Preußen stattgefunden, so würde die Erbauung eines zweiten Glaspalastes nöthig geworden seyn, da bereits der jetzige, welcher an Quadratfläche nur ein Drittheil kleiner als der Londoner ist und 210,000 Quadratfuß enthält, schon jetzt nicht genügt hat, sondern es mußten für die Maschinen noch zwei Hallen gebaut werden. Von den 6588 Ausstellern hat Preußen mit 16 Millionen Einwohner nur 767 Aussteller geliefert, während Würtemberg mit kaum dem Zehntheil der Einwohner, 443 Aussteller hat, und die anderen deutschen Staaten im Verhältniß zu Preußen sowohl nach der Bevölkerung, als vorzüglich nach der bedeutenden Industrie, welche dort herrscht, die erste Stelle ausfüllen müßte, steht es in der letzten Reihe, selbst unter der Landgrafschaft Homburg, welche mit circa 24,000 Einwohner 11 Aussteller hat! Hätte Preußen in gleichem Verhältniß wie die andern deutschen Staaten gesandt, so würde die Ausstellung in München selbst die in London an Größe überflügelt haben. Doch verdient sie, wie sie ist, von jedem Deutschen besucht zu werden, und braucht sich, wie erwähnt, Niemand durch die Cholera abhalten zu lassen, da dieselbe in München gar nicht in dem Grade herrscht, wie das Gerücht hier geht.

(Frankfurt a. M.) Einem Berichte in der Nass. Allgemeinen Zeitung über die gegenwärtige Kunstausstellung in Wiesbaden entnehmen wir Nachstehendes über unsern Landsmann, den Maler Hasselhorst: „Auf Hasselhorst's Bild sehen wir die Hagar trostlos hingesunken, sie hat ihren hinsterbenden Knaben getragen, bis ihr die Kräfte schwanden, verzweifelnd ringt sie die Hände und richtet sie den thränenüberströmten Blick zum Himmel, der seine sengenden Gluthen erbarmungslos auf die welken, schlaff niederhängenden Glieder des in ihrem Schooß gebetteten Knaben fallen läßt. Es ist der Gipfelpunkt ihres Elendes, den kein Schimmer von Hoffnung mildert. Die Darstellung ist bei aller Einfachheit der angewendeten Mittel ergreifend durch die Wahrheit des Ausdruckes, durch die Natürlichkeit der Bewegung. Außerdem zeichnet sich das Gemälde durch correcte Zeichnung, meisterhafte Behandlung und harmonische Farbengebung aus. Landschaft und Luft sind trefflich gehalten. Es ist eines der besten Bilder der Ausstellung. Von demselben Künstler ist auch eine Kohlenzeichnung: „das Frühstück des Bonvivant“, ausgestellt, die an Feinheit der Ausführung und Sicherheit der Behandlung ihres Gleichen sucht. Aus dem Bildchen spricht bei aller Feinheit der Andeutungen ein köstlicher Humor. Eine gleich liebenswürdige Laune zeigt die gelungene Photographie eines größeren Gemäldes dieses talentvollen Künstlers. Es ist die Scene aus Shakespeares Heinrich IV. mit Falstaffs berühmter Erzählung: So lag ich aus, so führt ich meine Klinge, als vier Kerle in Steifleinen auf mich eindrangen. Gegenwärtig ist Herr Hasselhorst mit einer größeren Composition aus Shakespeare's Kaufmann von Venedig beschäftigt, die sich gleichfalls durch geistreiche Anordnung der Gruppen auszeichnet. Sie fixirt den Moment nach Porcia's Richterspruch.“

Literatur-Notiz.

Das Aufsehen, welches die Opern von Richard Wagner gemacht haben, hat nicht nur verschiedene Schriften aus dem Gebiete der musikalischen Kunstkritik, sondern auch andere zur besonderen Beleuchtung der seinen Operntexten zu Grunde liegenden Sagen hervorgerufen. Besonders gilt dieß vom „Tannhäuser“. Diese Sage ist nicht nur kritisch beleuchtet, sondern auch verschiedentlich neu bearbeitet worden. Die Tannhäuser-Lectüre ist noch immer à l'ordre du jour, was ein eben erschienenes lyrisch-romantisches Gedicht in vier Gesängen von R. Pauk (Brüssel und Leipzig, bei August Schnee) darthut. Die neue Bearbeitung ist in schönen Versen geschrieben, die man mit Vergnügen liest; man wird ihr deßhalb auch manche Breite wohl zu gut halten, so z. B. die überaus lange Rede der Frau Venus im ersten Gesang. Das Benehmen des heiligen Vaters, wie es im dritten Gesang geschildert wird, und die Reue und Buße desselben machen einen störenden Eindruck, da sie nicht nur unsagenhaft, sondern auch ganz und gar in Widerspruch mit der päpstlichen Autorität und Unfehlbarkeit stehen. Für das Schönste der ganzen Dichtung halten wir deren Einleitung, in welcher die Zaubergewalt der Phantasie in lebensvollen Bildern und frischen Farben uns vorgeführt wird. M.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 23. August. (Zum ersten Male wiederholt); Mein Glücksstern, Lustspiel in 1 Act. Hierauf: Der alte Bürgercapitän, oder: Die Entführung, ein heroisch Frankforter borjerlich Lustspiel in 2 Acten.

Donnerstag, 24. August. Erste Gastdarstellung des Hrn. Pischek. Don Juan, große Oper in 2 Acten, Musik von Mozart. Don Juan: Hr. Pischek. (Gastrolle) Donna Elvira: Frau Jagels-Roth.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 202. Donnerstag, den 24. August 1854.

Die Grundelcher.

Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Volksleben; erzählt von W. O. von Horn.

(Fortsetzung.)

Der Tag kam endlich. Magd und Knecht standen auf, fütterten das Vieh und thaten ihre Arbeit.

Die Magd, welche den Zusammenhang kannte, auch durch den Schalter in der Wand in die Stube geblickt hatte, sagte zu dem Knechte:

„Peter, die arme Engel hat die ganze Nacht gewacht, denn das Feuer im Ofen glüht noch. Thue langsam und gönn' ihr die wohlverdiente Ruhe, bis der Alte erwacht. Die Morgensuppe will ich kochen."

Sie fachte leise das Ofenfeuer wieder an und kochte die Suppe, ohne daß Engel erwachte, da auch Conrad noch schlief.

Plötzlich aber fuhr Engel in die Höhe und sah verwirrt um sich; auch Conrad fuhr auf und fragte: „Was ist das?"

Trommelwirbel tönte durch das Dorf grausig und wild.

Engel sprang von ihrem Rade auf und eilte an das Fenster. Sie schlug angstvoll die Hände zusammen und rief: „Himmel und Franzosen!" — Und mit einem Angstschrei sank Conrad in die Kissen zurück.

Der Trommelwirbel schwieg.

Ein wilder Tumult wurde hörbar. Einzelne Schüsse knallten dazwischen. Händeringend sah man die Frauen aus den Häusern eilen. Jammergeschrei hallte dazwischen — kurz, es war ein Zustand völliger Verwirrung im ganzen Dorfe.

Bald darauf fuhr auf einen Kolbenstoß die Thüre auf und fünf bis sechs Franzosen, Räubern ähnlich sehend in ihrer grausigen Verwilderung, stürzten in das Zimmer und auf das Bette zu. Einer setzte dem Kranken das Bajonet auf die Brust und rief: „Geld, Bauer!" Ein Anderer drang auf Engel ein und schrie: „Geld! Geld!"

In der Angst ihrer Seele deutete Engel und zugleich ihr Vater auf das Schränkchen an der Wand. Die Franzosen stürmten alle dahin und schlugen es auf; nur Einer, dem die Reize Engels mehr in die Augen leuchteten, als das Geld, nahte sich ihr, um sie mit seinen Armen zu umfassen; aber das in der Verzweiflung riesenstarke Mädchen stieß ihn mit solcher Gewalt zurück, daß er rücklings auf die Erde stürzte. Das geladene Gewehr mochte er mit dem Fuße berührt haben, es entlud sich und der Schuß flog am Kopfe eines Andern vorüber in die Wand.

Engel, ihre Lage erkennend und Alles vergessend, benutzte die Verwirrung des Augenblicks und den die Stube erfüllenden Pulverdampf und entsprang durch die Thüre. Vor dieser stand zitternd die Magd.

„Fort! fort!" rief in wilder Verzweiflung das erschütterte Mädchen und zog die Magd mit sich hinaus und in wilder Hast eilten sie willenlos durch den Garten und Grasgarten, über Zaun und Hecke springend, ins Freie und dann links über die Aecker in das Dunkel des nahen, dichten Kiefernschlages, wo schon vor ihnen andere junge Frauen und Mädchen Zuflucht gesucht und gefunden hatten.

Der Franzose war aufgestanden und hatte in wildem Zorne nach Engel gesucht, während die Andern sich so schnell als möglich in das Geld theilten. Da sie über Erwarten viel gefunden und aus Erfahrung belehrt, glaubten, der jedenfalls für sehr reich gehaltene Bauer werde noch mehr versteckt haben, begannen sie ihm zu drohen und ihn zu mißhandeln. Sie rissen ihn aus dem Bette, stießen und traten ihn; aber er mochte versichern, wie er wollte, sie verlangten mehr Geld. Als er endlich von all den Mißhandlungen ohnmächtig niedersank, rissen sie, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, das Bette heraus, durchwühlten es bis auf den Boden der Bettlade, zogen dann die Bettleinwand ab und ließen Alles so liegen. In der Stube war jeder Winkel durchsucht und Alles, was brauchbar war, mitgenommen worden.

Jetzt stürmten sie in das Haus. Hier fanden sie den Knecht, den sie für den Sohn des Hauses hielten und mit sich schleppten. Er sollte ihnen zeigen, wo das Geld sey. Als er das nicht konnte, wurde er unmenschlich mißhandelt, bis er einen Augenblick wahrnahm und sich losriß und entsprang. Eine Kugel, die sie ihm nachsandten, traf ihn nicht. Aber nun begann ein Treiben, das nur mit dem alles Unheil solch eines Thuns bezeichnenden Worte „Plündern" ausgedrückt werden kann.

Jeder Winkel wurde durchsucht, jeder Schrank, jede Truhe erbrochen. Alle Hemden, Stiefel, Kleidungsstücke Conrads, des Knechtes, Engels und der Magd in Bündel gepackt, gebunden, geschnallt und zum Mitnehmen bereit gemacht. Selbst Lebensmittel und namentlich Fleisch wurde mitgenommen und dann brach die räuberische Horde auf, um die Landstraße wieder zu gewinnen.

Drei Stunden hatten hingereicht, die Bewohner des Dorfes aller derjenigen Habe zu berauben, die sie nicht versteckt hatten, und selbst manche Verstecke waren den scharfen Blicken der Plünderer nicht entgangen und ausgeleert worden. Kein Haus war verschont geblieben; kein Mensch ohne gröbere oder gelindere Mißhandlung. Eine junge Frau, die mit Aufbieten aller Kraft der Verzweiflung mit einem Franzosen gerungen hatte, war in der Wuth von ihm erstochen worden, daß sie augenblicklich ihr Leben aushauchte. Ueberall her tönte lautes Jammergeschrei. Man sah blutende Männer und Frauen ihren Häusern entfliehen. Kinder eilten heulend über die Straßen und flohen vor das Dorf hinaus, wo schaarenweise Männer und Frauen standen, nichts Geringeres erwartend, als daß die Unmenschen, von denen das Dorf wim-

mekte, dieß noch, als Krone ihrer Schandthaten, in Brand stecken würden.

Auch Kirchmeiers hatten ihr Haus müssen ausrauben sehen. Martin, der den ersten Eindringling wieder hinausgeworfen hatte, entging durch besondere Fügung der Vorsehung dem Schusse, der ihm galt, und dem sogleich eine Kugel aus einer zweiten Flinte folgte; er entsprang durch die Hinterthüre, die er heftig ins Schloß warf und die nur ein Kundiger leicht öffnen konnte, den Verfolgern. Er sprang dann über die Haimbuchenhecke der „Pütz“ oder des Wiesengartens und mußte sich auf die entgegengesetzte Seite des Waldes flüchten, den Engel glücklich drüben erreicht hatte. Seine alten Eltern verließen durch die vordere Thüre das Haus und ließen die Unholde drinnen schalten und walten, wie es die meisten der Bewohner des Dorfes hatten thun müssen. Jeder konnte nur an sich selbst denken und Rettung seines Lebens suchen.

Erst da, als man sie, beladen mit dem geraubten Gute, abziehen sah und sie weit genug entfernt waren, wagten es die armen Geplünderten, wieder zu ihren Wohnungen zurückzukehren. Martin war einer der Ersten, die sich ins Dorf wagten. Der marternde Gedanke an seine Eltern und Geschwister, an seine theure Engel, an ihren kranken Vater, ließ ihm keine Ruhe mehr. Engel hatte ihm am vorigen Abend, wo er sie nur einen Augenblick gesprochen hatte, ihre Besorgniß um ihres Vaters Gesundheit mitgetheilt; er hatte das Licht die ganze Nacht brennen gesehen und Engel bei ihrem Spinnrade wachen. Er selbst war, von Sorgen gefoltert, zu keinem Schlafe gekommen und hatte sich in seinen Kleidern gegen Morgen auf sein Bette geworfen, von dem ihn der Lärm der plündernden Franzosen und das Jammergeschrei aufschreckte.

Für Engels Sicherheit war er von dem Augenblicke an ohne Sorge, in dem er sie mit der Magd entfliehen gesehen, ohne daß sie verfolgt wurde; aber er hatte den Schuß in ihrer Stube, den Schrei der Verzweiflung gehört, und wer sagte ihm, ob sie nicht verwundet, vielleicht gefährlich getroffen sey. Eben, als er hinüber und ihr nacheilen wollte," um sich zu versichern, daß ihr nichts geschehen sey, drangen die Plünderer in seine elterliche Wohnung.

(Fortsetzung folgt.)

Neueste Entdeckungen in Afrika.

Das Innere Afrikas ist uns bis dahin in gewisser Beziehung fremder gewesen, als die uns zugewandte Mondhälfte. Indessen scheint es in unseren Tagen den vereinten Anstrengungen des religiösen Eifers, des Handelsgeistes und der wissenschaftlichen Forschung, die mit allen Mitteln unserer Civilisation ausgerüstet sind, gelingen zu wollen, die letzten Schleier zu heben, die lang geheimen Räthsel zu lösen. Anerkennungswerth ist es, daß, obschon die Anregung zu den Entdeckungen nur von England ausgehen, auch Deutsche sich an denselben betheiligen, und dabei Großes geleistet haben. Bekanntermaßen entdeckte Dr. Krapf (1851) den Riesenberg Kalimanjaru unter dem 3. Gr. S. B., und auf diesem Berge die Quellen des Niles, die man früher weit nördlicher annahm. Ein englischer Missionär, Dr. Livinston, ist nach neueren Berichten vom Kap der guten Hoffnung auf das innere Afrika abermals eingedrungen, ist bis zum 14. Gr. S. B. (also sechs Grad weiter als er auf seiner ersten Reise gekommen), vorgerückt. Er schildert die durchzogenen Lande, die in der Regenzeit auf ungeheure Strecken sich mit Wasser bedeckten, als sehr fruchtbar und bevölkert. In dieser Regenzeit hatte er wie sein Gefolge am Fieber gelitten; nun hoffte er auf dem Chobleflusse rascher fürder zu gelangen, Benguela zu erreichen und von dorten weiter vorzudringen. Dr. Vogel ist unterdessen in Bornu glücklich angekommen, hat in der Wüste blos zwei Kameele verloren, und berichtet, daß er in Kulka eine Staatsumwälzung erlebt und mit dem neuen Herrscher freundliche Beziehungen angeknüpft hätte. Er hat die Höhe des Tschadsee, dieses großen Binnensees auf 850 Fuß über dem Meeresspiegel festgestellt, woraus hervorgeht, daß dieser See nicht mit dem Nil in Verbindung stehen kann, wie man früher anzunehmen pflegte. Er gibt die Höhen der Wüste, nordwestlich des Sees, auf 1200 Fuß an. Das innere Afrika um diesen See gleicht einer unermeßlichen Fläche, so daß die Ströme, besonders der Tschadda, keine Fällen und Strömschnellen darbieten können. Daher wird der in England ausgerüstete Dampfer, „die Plejade“, die, durch Schrauben getrieben, nur fünf Fuß tief in Wasser geht, welche am 1. Juli an der Mündung des Kowara seyn sollte, seinem Zwecke vollständig entsprechen und die afrikanischen Ströme und deren Lauf bestimmen. Die Fahrt in Booten, welche bis dahin versucht wurde, hat durch die zahllosen Mühseligkeiten viele kostbare Leben weggerafft, welche der schnellziehende Dampfer glücklich über alle Gefahren tragen wird. Es steht zu hoffen, daß die „Plejade“ auf dieser 5. Nigerbeschiffung die Reisenden Barch und Vogel aufnehmen und heimführen wird, welche gegen Weihnachten mit ihren Gefährten in England eintreffen könnten.

Von der zirkassischen Küste.

Die „Times“ enthält einen interessanten Bericht von der zirkassischen Küste, aus dem wir Nachstehendes entnehmen: Die russischen Forts liegen zehn englische Meilen auseinander und sind eins wie das andere, am Ausfluß eines kleinen, nicht schiffbaren Gebirgsbaches gelegen und von behauenem Sandstein aufgeführt. Da die Zirkassier keine Kanonen haben, so war die Hauptgefahr, gegen die man sich vorzusehen hatte, die Sturmleiter. Die Mauern sind daher viel höher als an europäischen Festungswerken. Sie haben Schießscharten für Musketen und an jeder Ecke einen ausspringenden Thurm mit Geschützen auf Drehscheiben. Ein oder zwei Mörser im innern Hofe vollenden die Ausrüstung. Die Besatzung, 500 bis 1000 Mann stark, lag in hölzernen Kasernen. Ein starkes Pallisadenwerk umschließt den Garten und einige Außengebäude. In diesen militärischen Gefängnissen waren die Russen blokirt und wenn sie einmal Futter für ihr weniges Vieh holen wollten, so rückten sie in Schlachtordnung aus, mit Geschütz und aufgepflanztem Bajonnet. Zwischen den Forts kreuzten Kanonenboote und sperrten die Küste hermetisch ab. Zollhäuser in Suchum Kaleh und andern Hauptplätzen erhoben Abgaben von aller Einfuhr. Die Türken aus Trebisond scheinen hauptsächlich den Handel betrieben zu haben. An der ganzen Küste findet man sie zerstreut, sie haben zirkassische Tracht, Sprache und Weiber angenommen. Nun die Zöllner davon gelaufen sind, sieht man hier und da ein großes Boot von Trebisond mit lustiger rother Flagge auf den Strand gezogen. Die Eingebornen kommen auf ihren wilden Gebirgspferdchen herbei und bringen Korn in Säcken von Ziegenfell. Ihre hohen Lammfellmützen, ihre Tuniken mit Patronen ausgenäht, ihre langen Büchsen in einem Lederüberzuge und das blitzende Pistol im Gürtel kontrastiren seltsam mit dem bunten Baumwollenhemde des türkischen Matrosen. Man setzt sich auf die Erde; der Türke füllt ein hölzernes Gefäß mit Salz und schüttet es aus; der Zirkassier füllt dasselbe Gefäß zweimal mit Korn. Geld ist fast ganz unbekannt. Salz und ungebleichter Kattun (Americalne) vertreten die Stelle. Ein paar Pappeln, hier und da ein Rosenstrauch oder eine hagere Katze sind die einzigen lebenden Wesen, die man beim Eintreten in die Forts findet; al-

les Andere ist Ruin und Verwüstung. Verkohlte Balken bezeichnen die Stelle der Kaserne; ein Haufen behauener Steine, halbverschütteter Kanonen und eiserner Lafettenräder zeigen, wo ein Thurm stand. Die Zerstörung von Werthen von Hunderten und Tausenden von Pfunden, erfüllt den Beschauer mit Bewunderung. Schiffslasten auf Schiffslasten von Kartätschen und Hohlkugeln sind wie aus einem Füllhorn ausgestreut, haben nach allen Seiten hin den Boden gepflastert und machen den Fuß straucheln. Seit zwanzig Jahren hat Rußland gearbeitet, diese halsstarrigen Bergbewohner zu gewinnen, zu unterwerfen, zu civilisiren, zu belehren — mit Kartätschen. Kein Mißlingen brachte es von der Kur ab. Und wenn Rußland fünfzig Jahre so fortkurirt, es wird nichts ausrichten. Die meisten Häuptlinge, die ich gesehen, trugen Wundennarben. Die Petersburger Blätter haben von dem geordneten Abzuge erzählt; der Augenschein lehrt das Gegentheil. Man hat die Forts mit einer befremdeten Eilfertigkeit geräumt. In Suchum Kaleh ist nicht weniger als Alles zurückgelassen. Es ist ein reizender Platz in dieser Jahreszeit. Die Russen müssen es mit großem Bedauern verlassen haben. Man schlendert in diesen verlassenen Häusern umher und sucht aus den Büchern und dem Hausrath, die ringsumher verstreut sind, auf die Lebensweise der Bewohner zu schließen; es ist ein Gefühl wie in Pompeji. Besonders zog mich eine Schule an. In demselben Schreibheft russisch, georgisch, syrisch, türkisch, griechisch. Ob man den russischen Knaben lehrt, daß das alles Ein Land ist? Die schwarzen Brode der Militärbäckerei liegen unberührt auf den Brettern; kein hungriger Abasse hat sich an dem widerwärtigen Gebäck vergriffen. Berge von Mehl verfaulen und der halbgeknetete Teig und der umgestoßene Topf mit Hefe bezeugen, wie plötzlich die Arbeit unterbrochen. Auf dem Hügel über der Stadt ist ein schönes Hospital, befestigt und mit Kanonen besetzt. Auch hier ist die Zerstörung von Eigenthum und Archiven ungeheuer. Ein gelehrter Blutegel, mit dem ich umherwanderte, machte sich an ein Journal. Die meisten Krankheitsfälle waren Scorbut. Offenbar verfaulten diese elenden Sclaven unter dem vereinigten Einfluß der schlechten Nahrung und des fremden Klimas. Die Cirkassier verkauften ihnen selten ein Stück Vieh und nie unter dem doppelten Preise; die Gärten lieferten kaum für die Offiziere hinreichendes Gemüse. Der arme Teufel von Soldat verkam in Scorbut bei seinem schwarzen Brod und hin und wieder einem Stück Pökelfleisch.

Der Bankerott des Hamburger Stadtheaters.

Dieser in Theaterkreisen Aufsehen machende Vorfall ist betrübend genug. Die Herren Wurda und Maurice haben eine Reihe von Jahren das größere und kleinere Hamburger Theater gemeinschaftlich verwaltet. Vor einigen Wochen stellten sie ihre Zahlungen ein.

Hamburger Blätter legen diesen Unfall den dortigen Behörden zur Last. Sie wären wiederholt angegangen worden, etwas für den Bestand beider Theater aus den Mitteln der Stadt zu thun; man hätte ihnen das Beispiel des Frankfurter Senats angeführt, der seit einem Jahre einige Tausend Gulden in die Verwaltung des dortigen Theaters einschieße; alle deßfallsigen Bitten wären vergebens gewesen.

Die Ursachen des endlichen Zusammenbrechens dieser beiden Bühnen liegen aber tiefer. Seit zwanzig Jahren erben sich am Hamburger Stadttheater künstliche Voraussetzungen fort. Ein Inventarium wird zu übermäßigem Preise von einer Direktion an die andere überliefert. Das Haus, in dem gespielt wird, schlägt sich den Actionären zu einem immer gleichbleibenden Preise an. Endlich war anfangs das großartigere Eröffnen der Thaliabühne ein eben so großes Mißgeschick für's Stadttheater wie später die Verschmelzung mit ihm.

Eine Ausführung dieser Mißstände würde hier nicht möglich seyn. Wir begnügen uns nur mit der Thatsache selbst. Die vielen Hoftheater haben den Bestand guter Stadttheater nur dann möglich gemacht, wenn die Städte die Garantie übernehmen. Das Uebrige zum Verfall thut die Zeit selbst. Ihr Sinn ist flüchtig, ihr Geschmack blasirt. Die Eisenbahnen machen dem Pfahlbürger, der sonst selten weiter kam als bis zur Hauptstadt seiner Gegend, jetzt möglich, die Theater von Wien, Berlin und Paris zu sehen. Wer läßt sich da noch genügen an den Leistungen seines bescheidenen Wohnorts!

Aber auch die Direktionen solcher Anstalten machen Mißgriffe. Sie folgen zu sehr dem Strudel der Mode. Sie machen nur das Außergewöhnliche zur Tagesordnung. Immer Gäste, immer Possen, immer Ballets und Allotria. Eine solche Anstalt geht zu Grunde. Schon seit zehn Jahren ist in Hamburg die Theaterkost überreizend mit ewigen Mixed Pickles und Cayennepfeffer zugerichtet gewesen. Eine solide Repertoirebildung existirte schon lange nicht mehr. Kein Wunder, daß ein solches System, das übrigens schon älter als die Direktion der Herren Wurda und Maurice ist, endlich zusammenbrechen mußte.

(Gutzkow's Unterh. am häusl. Herd.)

Mannichfaltigkeiten.

Man schreibt aus Remagen vom 31. Juli: „Die vierzehntägige Apollinaris-Andacht, welche schon seit dem Jahre 1213 besteht und in diesem Jahre während ihrer ganzen Dauer vom herrlichsten Wetter begünstigt wurde, ist gestern zu Ende gegangen. Wenn auch die Zahl der Pilger, welche zur Verehrung des heiligen Bischofs und Märtyrers Apollinaris hieher gekommen sind, in diesem Jahre jene von manchem Vorjahre bei weitem nicht erreicht, so läßt sich doch mit einiger Gewißheit annehmen, daß an den Haupttagen: Sonntag, den 23., etwa 15,000, und gestern nicht weniger als 10,000 Menschen hier gewesen sind. Ungeachtet der großen Hitze ist in Remagen selbst kein Pilger erkrankt, doch sind auf der Reise einige Fälle vorgekommen, wo die Leute durch unvorsichtiges Trinken plötzlich starben."

Die vor etwa sieben Jahren in Heraklea, auf halbem Weg vom Bosporus nach Sinope, entdeckten Steinkohlenlager zeigen sich fast zu Tage in einer Ausdehnung von 60 Meilen und dabei sehr mächtig. Die Engländer und Franzosen haben jetzt mit etwa 100 Mann die Bebauung der Minen in Angriff genommen. Der Nutzen dieses Fundes ist sehr groß; für die Flotten im schwarzen Meere ergibt er allein einen Gewinn von 100,000 Pfd. Sterling.

Wenige Tage vor seinem Tode schenkte der Pascha von Aegypten dem zoologischen Garten in London ein weibliches Nilpferd, welches in Begleitung eines Aegypters mit dem „Ripon" angekommen ist. London besitzt jetzt allein in Europa ein Paar dieser so seltenen Thiere, deren Fang außerordentlich beschwerlich ist und ganze Distrikte am oberen Nil Monate lang in Athem hält, wenn sie zur Jagd aufgeboten werden.

Seit 1795 bis 1852 prägte Frankreich für 1626 Millionen Gold und für 4512 Mill. Silber; im Jahre 1853 für 330 Mill. Gold und nur für 20 Mill. Silber. — Ein starker Schritt zur Goldwährung hin!

Lehmann: Na, wat sagste dazu, Pietsch, daß des Hamburjer Theater bankrott is?

Pietsch: Na, wat soll ick dazu sagen, als deß des vor des reiche Hamburg en Skandal is.

Lehmann: Wer meenste denn nu, wer des Theater übernehmen, wer Direktor werden wird?

Pietsch: Jedenfalls Admiral Napier.

Lehmann: (erstaunt) Was? Worummen Napier?

Pietsch: Weil der sich hält, ohne deß er was einnimmt.

Um ein Gesammturtheil über die türkische Armee abzugeben, so kann man sagen, daß sie überaus brav gegen den Ungläubigen, genügsam und willig ist, und viel Anlage für das Lokalgefecht hat; sie ist aber nicht handlich, zum Manövriren ungeschickt, für Rückzüge unbrauchbar. Ihre Stärke liegt in der Vortrefflichkeit ihres Rohmaterials, ihre Schwäche in ihrer Führerschaft, die um so schlechter wird, je mehr sie sich vom Gemeinen entfernt. Vom europäischen Heerwesen hat sie die äußern Formen entlehnt, aber nur die niedersten sich zu eigen gemacht; sie ist mit Einem Wort keine Schlachtenarmee.

Korrespondenz.

Dresden, 20. August.

Vor einiger Zeit gab hier im Saale von Thieme's Hotel Herr Friedrich Baumfelder, Sohn des hiesigen verdienstvollen Garnisonschuldirektors, mit Unterstützung von Fräul. Marie Wirck und den Chören der HH. Kunze und Hartung eine musikalische Matinee, zu welcher ein Kreis von Zuhörern besonders eingeladen worden war. Der junge, höchst talentvolle Componist, der seine Studien auf dem Leipziger Conservatorium gemacht, führte dabei verschiedene seiner Tonschöpfungen, unter Anderm auch eine Symphonie in F vor. Das Auditorium erkannte das Gebotene in seinem vollen Werthe an, und man darf dem bescheidenen jungen Tondichter ohne Uebertreibung ein sehr günstiges Prognostikan für die Zukunft stellen. Herr Fr. Baumfelder wird für jetzt in seiner Vaterstadt bleiben, um seine Studien weiter fortzusetzen. — Das Hoftheater wird infolge des überaus schmerzlichen Verlustes, den Sachsen durch den Tod seines allverehrten Königs erlitten, mehrere Wochen geschlossen bleiben. Fr. Hebbel's „Judith", bereits zur Aufführung vollständig vorbereitet, wird nach der Wiedereröffnung die erste Novität seyn. Der Dichter des genannten Trauerspiels verweilte kürzlich auf seiner Rückreise nach Wien einen Tag hier und Alle, die ihn kennen lernten, sind entzückt von seiner liebenswürdig-anspruchlosen persönlichen Erscheinung. Fräul. Wilhelmi wird die Titelrolle und Hr. Dawison den Holofernes in Hebbel's Tragödie geben. — Einen der ausgezeichnetsten jüngern Bildhauer, Carl Beyer (geb. 1812 in Lunzenau), hat Dresden am 2. August d. J. durch den Tod verloren. Der Dahingeschiedene, zuletzt mit den plastischen Arbeiten am neuen Museum beschäftigt, erfreute sich auch im Privatleben der allgemeinsten Achtung. — Die hiesige Kunstausstellung ist seit einigen Wochen eröffnet. Ich habe mir bei meinem gestrigen flüchtigen Besuche nur einige der ausgestellten Werke angesehen, und da muß ich denn zunächst unter den Portraits die des Herrn Gliemann erwähnen. Er ist unter den jüngern Kunstgenossen ohne Zweifel der bedeutendste, der in kurzer Zeit einen ruhmgekrönten Namen erhalten wird. Vortreffliche Thierstücke haben die Herren Guido Hammer und W. Wegener, wie auch C. Seybicke geliefert. Aeltere Meister, wie J. Hübner, Ernst Oehme, haben ebenfalls ihres Namens würdige Gemälde ausgestellt; dasselbe gilt von den anatomischen Tafeln des Herrn W. Hartig. Nächstens vielleicht ein Mehreres über die genannte Ausstellung.

Darmstadt, 21. August.

An der Legung der Gasröhren durch unsere Stadt wird seit kurzem unausgesetzt thätig gearbeitet, und wie es heißt, so werden wir schon zu Anfang December die neue bessere Beleuchtung haben. — Das großherzogliche Hoftheater soll in der ersten Hälfte des kommenden Monates wieder eröffnet werden. Neue Künstlerkräfte werden eintreten, und wenn nun noch das „neue Licht" hinzukommt, so kann es der darstellenden Kunst an glänzenden Erfolgen nicht leicht fehlen. — Das Uebel der Theuerung macht sich bei uns fortwährend in den hohen Fleischpreisen geltend, die bei der einen oder anderen Sorte ihren höchsten Stand noch nicht erreicht zu haben scheinen. Auch das Lagerbier war seit dem Frühjahr um einen Kreuzer im Preise gestiegen und kostet der Schoppen vier Kreuzer. In Folge dieses fatalen Umstandes scheinen sich stillschweigend zahlreiche Mäßigkeits- und Enthaltsamkeits-Vereine gebildet zu haben, welche sich den Genuß dieses Getränkes nur ausnahmsweise und ziemlich eingeschränkt zu gestatten schienen. Der geringe Verbrauch und die großen Vorräthe in den Kellern vertrugen sich auf die Dauer nicht zusammen und so kam es denn, daß ein Brauer am 16. d. M. das Fest des ermäßigten Bierpreises bei klingendem Spiele mit seinen Gästen feierte. Andere folgten seinem Beispiel und zapften den Schoppen zu drei Kreuzer, den alten Preis, dessen Wiederkehr die Folge der beharrlichen Enthaltsamkeit des Publikums zu seyn scheint.

Wiesbaden, 21. August.

Die Erfolge, welche dramatische Künstler bei Gastspielen an fremden Bühnen erzielen, lassen je nach den Rollen, in denen aufzutreten ihnen verstattet ist, und nach der Zusammensetzung des Publikums, welches Interesse an ihren Darstellungen und Erfolgen nimmt, eine sehr verschiedene Auffassung zu. Das Wiesbadener Publikum selbst ist im Sommer im Theater sehr schwach vertreten, die fremden Besucher dagegen unterhalten sich köstlich bei unseren ihre Erwartungen weit übertreffenden Theater-Vorstellungen, ohne deßhalb in die Lärmposaune tobenden Beifalls zu stoßen. So kommt es, daß öfters die gediegensten Leistungen einheimischer wie fremder Künstler, namentlich in Schauspielvorstellungen, wegen ihres im Sommer verhältnißmäßig etwas schwächeren Besuches, nicht den stürmischen Beifall finden, der z. B. einzelnen Opernvorstellungen zu Theil wird, die den Reiz der Musik und des Gesanges für sich haben und uns fast alljährlich, wie auch heuer, die Gastspiele der größten Gesangskünstler bringen. Die Ansicht des Herrn Korrespondenten: Wiesbaden, vom 15. August, über das Gastspiel des Hrn. und der Frau Schönfeldt vom Karlsruher Hoftheater müssen wir deßhalb nothwendig berichtigen unter Anführung der Thatsache: daß beide Künstler eine glänzende Aufnahme gefunden, daß sie wiederholt und Frau Schönfeldt sogar in offener Scene gerufen und bei den gelungensten Scenen durchgängig mit dem wärmsten Beifall geehet worden sind. — Achtbare gastirende Künstler, wie Hr. und Frau Schönfeldt, müssen im Sommer dem hiesigen Theater immer willkommen seyn und den einsichtsvolleren und anerkannt tüchtigen Mitgliedern unserer Bühne ist es und kann es in der That nur angenehm seyn, tüchtige Künstler anderer hervorragender Bühnen während dieser Zeit mit sich in Concurrenz treten zu sehen. Gegenwärtig gastirt der Baß- und Künstlerheros Carl Formes bei uns. Die Wunderkraft seiner mächtigen Stimme, die Zartheit und der Schwung des Vortrags und die Vortrefflichkeit der dramatischen Darstellung haben hier, wie überall, den großen und bescheidenen Künstler zum Mittelpunkt der Unterhaltung gemacht. Die Mitwirkung unserer engagirten Künstler im „Fidelio", in der „Zauberflöte" und einem Konzert, worin bis jetzt Formes aufgetreten ist, eben so in den „Hugenotten" und der Oper „Tell", in denen der Bassist Dallé-Aste unter ehrenvollster Anerkennung seiner Meisterschaft als dramatischer Gesangskünstler Abschied nahm, haben diese Vorstellungen zu wahren Musteen gemacht, von denen die strengsten auswärtigen Kunstkenner versichern, daß sie sich mit jeder andern Bühne messen können. — Unsere Saison ist noch im schönsten Flor; unser Klima, das den unheimlichen Gast, die Cholera, bis jetzt stets fern gehalten hat, wird manchen Flüchtlingen zum Troste dienen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 24. August. Erste Gastdarstellung des Hrn. Pischeck. Don Juan, große Oper in 2 Acten, Musik von Mozart. Don Juan: Hr. Pischeck. (Gastrolle) Donna Elvira: Frau Jagels-Rath.

Freitag, 25. August. Zehnte und vorletzte Gastdarstellung des Herrn Hendrichs, königlich preußischer Hofschauspieler zu Berlin. Das Leben ein Traum, Schauspiel in 5 Abtheilungen. Roderich: Herr Hendrichs. Rosaura: Frau Ander.

Bockenheimer Sommertheater.

Donnerstag, 24. August. Der Corporal, Posse in 2 Acten. Die Rückkehr des Landwehrmannes, oder: Der Kurmärker und die Picarde (zweiter Theil), Genrebild mit Gesang und Tanz.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 203. Freitag, den 25. August 1854.

Die Grundelcher.

Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Volksleben; erzählt von W. O. von Horn.

(Fortsetzung.)

Als Martin in das Haus durch die Hinterthür trat, bot sich ihm ein entsetzenerregender Anblick heilloser Zerstörung dar. Kisten und Schränke waren erbrochen; Thüren und Deckel zerschlagen und zersprengt. Eine Menge Küchen- und anderes Geräthe lag in Trümmern umher. Was Werth hatte, war weg. Kleider, Schuhe, Weißzeug, Lebensmittel, sofern sie tragbar waren, hatten sie geraubt. Das Haar sträubte sich bei dem Anblicke empor. Er eilte durch alle Räume des Hauses, er rief angstvoll die Namen seiner Lieben. Niemand antwortete und die Angst des Todes durchbebte sein Herz; aber ein Augenblick des Besinnens ließ ihn grade darinnen aber die beruhigende Gewißheit finden, daß sie glücklich entflohen seyen und daher wohl die wüthende Zerstörungssucht der Plünderer ihre Nahrung gezogen habe, daß sie eben Niemanden mehr fanden, von dem sie Geld erpressen konnten.

Einige Augenblicke stand der Jüngling rathlos da. Es wirbelte ihm im Kopfe. Die Gedanken jagten und kreuzten sich, ob zu Furcht oder Hoffnung Grund sey?

Da gedachte er des verlassenen Conrads und eilte hinüber in das Haus, in dem die Stille des Todes und eine beispiellose Zerstörung herrschte. Hier schienen die Plünderer noch wilder gehaust zu haben. Die Betten lagen zerstreut und theilweise waren sie selbst aufgeschnitten und ihres Federninhalts entledigt, der umherlag und bei jedem Luftzuge aufwirbelte.

In der Wohnstube war das nicht geschehen. Nur heraus hatten sie das Bette geworfen, daß es regellos umherlag. Wo aber war der Kranke? — Er eilte in die Stube und hob die Federdecke auf, die auf dem Boden lag. Ein leises Wimmern hatte ihn dorthin geführt. Da lag er auf dem Boden, unfähig sich zu rühren. Der Frost hatte ihm so viel Kraft gelassen, die ihm nahe liegende Federdecke über sich zu ziehen. Er starrte Martin wirre an und mochte ihn für einen der Plünderer halten, der wiedergekehrt sey, seinem elenden Daseyn ein Ende zu machen.

„Um Gotteswillen, Conrad, wie find' ich Euch hier?“ rief er aus und stand starr vor Schrecken vor ihm.

Jetzt erkannte ihn Conrad.

„Ach“, jammerte er, „bist Du es, Martin? Sind die Unmenschen fort. Ach, erbarme Dich meiner und lege mich weicher; ich halt es nicht länger aus, und der Frost tödtet mich. Wo ist Engel? Ach, wo ist mein Kind?“

„Seyd ruhig, Engel ist gerettet!“ rief Martin. „Sie entfloh nach dem Walde, ich sah es.“

„Gott sey gelobt!“ sagte er matt.

Martin machte sich so schnell als möglich daran, das Bette wieder herzustellen, was ihm bis auf die nöthige Leinwand, welche die Plünderer weggerissen hatten, gelang. Nun trug er den Kranken in das Bette, deckte ihn recht warm zu und eilte dann, Feuer in den Ofen anzuzünden, damit es warm im Zimmer werde. Auch stellte er einen Topf mit Wasser bei, damit, wenn Engel zurückkehre, sie wenigstens im Stande seyn möge, ihm Kaffee oder der Art etwas zu bereiten.

Nun eilte er wieder in die Stube und sagte Conrad, er müsse ihn nun eine Weile allein lassen, da er seine Eltern und Geschwister suchen müsse, von denen er nichts wisse und auch Engel suchen wolle.

Damit war der Kranke einverstanden und reichte ihm, dankend für seine Liebe, die Hand.

Martin eilte in hellem Laufe dem Walde zu. Da war Alles so stille, als athme kein lebendes Wesen darin.

Martin stand einen Augenblick verwirrt und beängstet stille. Da war es ihm, als höre er das unterdrückte Weinen eines Kindes.

„Wo seyd Ihr?“ rief er dann mit aller Kraft. „Ich bin Kirchmeiers Martin! Die Franzosen sind fort. Kommt schnell zurück zu Euern Wohnungen!“

Da regte sich's im Walde überall, als hätte ein Zauberschlag Leben und Laute in diese Grabesstille und Grabesruhe gebracht. Hier und dort kamen Menschen, meist Greise, Frauen und Kinder heraus; aber auch Männer und Jünglinge und Jungfrauen, deren manche Tücher um den Kopf gebunden hatten mit deutlichen Spuren von Blut, manche trugen einen Arm in einer Binde, andere hinkten an Stöcken, alle aber zitterten vor Frost, da sie nur leicht und theilweise halb bekleidet entflohen waren, und kein Feuer zu zünden wagten, um ihren Zufluchtsort nicht zu verrathen.

Martin hatte das Glück, seine Eltern und Geschwister unversehrt wieder zu finden, und auch Engel kam unter den Frauen hervor und ihre leuchtenden Blicke kündigten ihm ihre Freude an, ihn ohne Schaden wieder zu sehen. Sie drängte sich an ihn heran und fragte mit angstvollem Beben: „Warst Du bei meinem Vater? Lebt er noch?“

Ihr Herz wurde leichter, als er ihr sagte, wie er ihn gefunden und was er ihm gethan.

Sie drückte seine Hand, sah ihm einen Augenblick mit unsäglichem Gefühle ins Auge und flog dann, wie das flüchtige Reh des Waldes, über Aecker und Wiesen hinaus, dem Dorfe zu, das sie vor Allen, die ihr nacheilten, erreichte.

Auch von der andern Seite des Dorfes gab jetzt der stille Wald Die wieder, welche in ihm Zuflucht gesucht.

Ueberall sah man solche, die den theuern Räumen des Hauses wieder zueilten und nach Eltern und Geschwistern, nach Gatten

und Kindern suchten. Unaussprechlich war die Freude, der Dank gegen Gott, wenn sie sich fanden.

Nur Einer sank jammernd auf die blutige Leiche seines jungen Weibes, die wie eine Lilie da lag und ihm nur den einen Trost ließ, daß sie rein hinüber gegangen war zu ihrem Herrn.

Ihr eigenes Leid vergessend, eilten die Nachbarn und Freunde zu dem Armen, der sein ganzes, junges Glück zertrümmert sah; er war kaum einen Monat mit ihr verbunden gewesen und sie hatten sich so lieb gehabt.

Ergreifend war es, als am andern Tage die schöne Leiche ins stille Grab gelegt wurde. Das ganze Dorf folgte wehklagend und trauernd dem Gatten, dessen Schmerz keine Thräne mehr hatte; ergreifend waren die Worte, die der greise Pastor aus tiefbewegtem Herzen sprach und nie waren Trostworte wärmer seinem Herzen entquollen, als an diesem Grabe.

Tiefe Trauer lag auf dem Dorfe. Manchem war die geringe Habe ganz entrissen worden und fast nackt und blos standen sie im Leben, um wieder ein mühsam Ringen mit Armuth und Noth von vornen an zu beginnen. Keiner war ohne bittere, schwere Verluste davon gekommen.

Und blickten die Armen hinaus in die nahe Zukunft, wie lag sie drohend und trübe vor ihnen? Kam doch noch eine ganze Armee von Feinden hier vorüber! Welche Leiden, welche Opfer standen noch in Aussicht!

Zwar keine Plünderung erlitt das Dorf mehr; wohl aber folgte Einquartierung fast täglich auf einander. Eine Lieferung von Frucht und Pferdefutter folgte der andern; eine Kriegssteuer und Brandschatzung der andern, bis der Wohlstand erschöpft war bis auf die Hefen.

Ein anderes Unglück aber sollte sie treffen, an das sie nicht gedacht.

Der Armee der Franzosen folgten starke Züge von Schlachtvieh. Durch schlechte Behandlung, Uebermüdung, Erkältung und alle die übeln Einflüsse, welchen die Thiere ausgesetzt waren, entstand eine Seuche, die in entsetzlicher Schnelle sich über den ganzen Landstrich des Hunsrückens, dessen Bewohner in der Viehzucht eine Quelle ihres Wohlstandes erkannten, verbreitete.

Furchtbar waren die Verheerungen der Seuche. Kein Rind blieb davon verschont und in weniger, als acht Tagen war im Dorfe auch nicht eine einzige Klaue Rindvieh mehr. Das schlug die Armen fürchterlich. Wie sollte der Ackerbau betrieben werden? Wie wollten die Familien bestehen? Das waren Fragen, die eine Tragweite hatten, daß das Herz vor ihr erbebte.

Als Engel, nachdem sie, wie im Fluge, heimgeeilt war, in die Stube trat und die entsetzliche Verwirrung sah, schrie sie laut auf. Conrad richtete sich matt im Bette auf und streckte ihr seine Hand entgegen. Er war keines Wortes mächtig; aber man sah, er dachte einmal wieder an seinen Gott, denn er faltete die Hände und blickte stumm nach oben. Es war das Dankgebet des wiedererwachten Vaterherzens für das Kind, das ihm Gott gerettet hatte.

Engel fiel ihm um den Hals und weinte heiße Thränen. Auch sie dankte dem Herrn für ihre Rettung aus der Hand der Unmenschen.

Als sie sich endlich aufrichtete, sah sie, daß das Linnen auf dem Bette fehlte.

„Haben die Unholde das Weißzeug mitgenommen?“ fragte sie voll Schrecken.

„Ach“, antwortete die Magd mit lautem Weinen, „kommt einmal hinauf und seht, wie es droben aussieht! Alle Kisten und Kasten sind leer, Alles zertrümmert und zerschlagen!“

Engel eilte hinauf.

Ueberall sah sie die Bestätigung Dessen, was die Magd verkündigt hatte, und auch sie weinte laut und kehrte zum Vater zurück, dem sie Alles erzählte.

„Sey stille, Kind, wir leben noch und Gott wird weiter helfen“, flüsterte er matt.

„O welch ein Glück ist es, Vater“, sagte Engel, „daß ich Euch nicht folgte und Alles unversteckt ließ! Wie weit wären wir jetzt? Kein Hemd könnte ich Euch bieten, kein Betttuch!“

„Hast Du versteckt?“ fragte er.

„Ja“, sagte Engel, „drüben im Pfarrhofe ist das Meiste in Sicherheit.“

„Gottlob!“ sagte er. „So hole nur das grade Nothwendigste und laß das Andre drüben. Die Spitzbuben könnten wiederkommen.“

Engel horchte auf. Spitzbuben hatte er die Franzosen genannt! Das war Etwas, was auf eine Sinnesänderung schließen ließ!

(Fortsetzung folgt.)

Geselliges Leben in München.

Wenn man das idealistische München eine Kunststadt nennt, so muß das materielle eine Bierstadt heißen. Es ist in der That kein leerer Wahn, daß der berühmte Bierkönig, vulgo Rex cerevisiae Gambrinus, hier eine höchst zahlreiche, stillbegeisterte, ruhig trinkende Gemeinde von Verehrern besitzt, von denen jeder je nach den ihm vom Himmel verliehenen Gaben eine Anzahl Seidel mit dem bekannten braunen Getränk vertilgt, die sich nach Umständen auf fünf bis zehn Maß, mitunter sogar noch darüber hinaus erstreckt. Erkennt man den Engländer an der Theemaschine, den Holländer an der weißen irdenen Pfeife, den Rheinländer am Schoppen, den Schwaben am Knödel, so unterscheidet sich der Bayer von allen durch das Seidel.

Man erzählt, daß die Nomadenvölker ihr Vermögen durch die Menge ihres Viehes bezeichnen, der amerikanische Ansiedler bestimmt seinen Reichthum nach dem Ackerbestande, der Indianer nach den Skalps, die er seinen Feinden abnahm, und so berechnet innerlich der veritable Bayer seinen Besitz und sein Einkommen nach den Gläsern Bier, die er sich zu Gemüthe führen kann. Der Genuß dieses National-Trankes ist sein Hauptvergnügen. Soll er einmal ins Theater gehen, so fällt ihm ein, daß ein Billet so viel kostet, wie zehn bis fünfzehn Seidel Bier. Soll er eine Reise machen, dann überschlägt er die Hunderte Gläser, die er, ohne sich hetzen und zu haspeln, dafür verzehren darf. Will seine Frau ein neues elegantes Kleid haben, so beginnt er auch hier wieder seine Calculation, und das Resultat ist, daß der Gerstensaft besser sey, als Seide und Wollenstoffe, die doch nur äußerlich zieren, während die Malzflüssigkeit innerlich wohl thut. Summa Summarum, unser gute Münchener begibt sich nach irgend einem Brauhaus, um seine praktische Philosophie zur That zu machen.

Man kann sich denken, daß unter diesen Umständen das Familienleben nicht zu der höchsten Blüthe gelangt, so sehr es auch die Blüthe jedes wirklich gebildeten Volkes seyn müßte. Die Frauen sollen in der That kein sehr beneidenswerthes Loos haben, weßhalb denn die Ehen nicht immer die glücklichsten seyn mögen. Der Gemahl muß zur bestimmten Zeit in die Kneipe, und macht die Gemahlin eine Scene, so wünscht er sie in Gottes Namen zum Kuckuck, der übrigens in vielen Fällen auch nicht ausbleibt, indem er die Gestalt eines jener Gesellen annimmt, welche die Italiener Cicisbeo zu nennen pflegen. Jedenfals wird aber die Sittlichkeit der bayerischen Hauptstadt nicht immer in das beste Licht gestellt. Und das ist eine Sache, die uns durchaus nicht ge-

stellen kann. Ihre Gründe und Ursachen wollen wir nicht erst erforschen, sondern uns freuen, daß es am Rhein und in Norddeutschland besser gestellt ist, weil wir darin eine höhere Stufe der Intelligenz und sittlichen Bildung erblicken. So ist es natürlich fast eine Unmöglichkeit, die Münchener in ihren häuslichen Kreisen zu sehen, weil sie keine solche besitzen.

Ganz anders steht es mit denjenigen Münchenern, welche, an anderen Orten geboren und erzogen, später übersiedelten, indem sie meistens als Angestellte, Gelehrte und Künstler in die bayerische Hauptstadt kamen. Bei ihnen findet man eine freundliche, lebendige, anregende und ausgedehnte Geselligkeit. Diejenigen, deren Stellung es erlaubt, haben bestimmte Abende, an denen man ungenirt zusammen kommt, um sich zu sehen und zu unterhalten. Es geht dort zu, wie in Berlin und Paris. Man erscheint und geht nach Belieben. Die Natural-Verpflegung ist dabei natürlich Nebensache. Es bedarf nicht des schweren Geschützes hoch beladener Tische, die von feinen Leckereien und kostbaren Weinen strotzen, wie es in den großen Handelsstädten so oft für nöthig erachtet wird, um eine behagliche Stimmung in den Kreis zu bringen. Man versammelt sich eben nicht des Essens und Trinkens oder der Austern, der Leberpasteten und des Champagners wegen, sondern um Geist an Geist zu bilden, um Gedanken an Gedanken zu schleifen, um Empfindung an Empfindung zu läutern. Thee, Backwerk, Bier, Butterbrod mit Fleisch dienen — den Magen zu stillen, während Wein schon zu den seltenen Dingen gehört. Desto üppiger quillt der Wein der Unterhaltung in diesen noch frischen, jugendlichen Kreisen, die bis jetzt wenigstens noch nicht abgestumpft, blasirt und affectirt sind. Offenbar haben die Berufungen geistvoller Männer der Wissenschaft und Literatur, welche von König Max ausgingen, einen trefflichen Einfluß gehabt, denn diese Gesellschaften sind für München fast alle ziemlich neu und ungekannt. Möchten sie darum eine solche Dauer haben, daß sie bei dem sonst gutmüthigen und wohlwollenden bayerischen Volke Propaganda machen können!

Bei Dingelstedt ist an jedem Samstag Soirée. Ich besuchte dieselbe zu verschiedenen Malen und fand stets eine interessante Gesellschaft. Meine Bekanntschaft mit dem Theater-Intendanten rührt aus dem Jahre 1842, wo wir uns in Paris trafen und gute Tage mit einander verlebten. Ich fand in ihm ganz den Alten wieder. Er war charmant, liebenswürdig, elastisch, geistreich, wie er mir in unserem Verkehr stets vorkam und wie ich ihn auch vor zwei Jahren verlassen hatte. Eine solche Persönlichkeit ist durch und durch geeignet, einen behaglichen Kreis um sich zu versammeln, da ihr die leichtflüssigen Gesellschaftsformen munter und angenehm zu Gebote stehen. In diesem Falle kommt noch hinzu, daß er von seiner Gattin, welche bei dem deutschen Publikum als Fräulein Jenny Lutzer im besten Andenken steht, durch ganz ebenbürtige Eigenschaften unterstützt wird. Und so bewegte sich in den eleganten und geräumigen Salons eine Menge von Leuten, von denen fast jeder einen mehr oder minder bekannten Namen besitzt. Was diese Gesellschaften besonders interessant machte, das waren die Schauspieler und Schauspielerinnen, die sich zu den Mustervorstellungen versammelt hatten und die hier gewisser Maßen ihren natürlichen Vereinigungspunkt fanden. Alle jene Gestalten, die ich schon auf der Bühne Revue passiren ließ, zeigten sich hier in ihrem bürgerlichen Kleide und entwickelten mehr oder weniger anziehende Seiten. Außerdem sah ich dort auch Grunert aus Stuttgart, dem es durchaus nicht wohl war, daß er einem höheren Befehl zufolge sein Licht unter den Scheffel stellen mußte. Zur Erheiterung der Gesellschaft trug Frau Haitzinger nicht wenig bei, indem sie einige Gedichte des anwesenden Franz von Kobell im pfälzischen Dialekte vortrug, während ihr Mann, obgleich er schon hoch in den Jahren steht, verschiedene Schubert'sche Lieder mit einem so seltenen und tiefen Ausdruck sang, daß er alle Anwesenden zur Begeisterung fortriß. Frau Rettich gab ebenfalls einige treffliche Leseproben. Ich halte indeß die Musik für ein besseres Bindemittel solcher Geselligkeit und gebe deßhalb dem wunderbar fertigen und klangvollen Gesang, den Frau Dingelstedt so frisch, munter und hinreißend entwickelte, den Vorzug. Ihre Stimme besitzt noch immer einen so wunderbaren Ton, ihre Volubilität ist so groß, und das Feuer, mit dem sie singt, so sprühend, daß man bedauert, sie nicht mehr auf der Bühne zu besitzen; denn eine solche Nachtigall gehört eigentlich in die immerblühenden Frühlings-Gärten der Kunst, welche durch Theater und Concerte vertreten werden.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Der Alligator als Hausthier.) Am 11. Mai 1854 beschwerte sich Miß Eliza Garry in New-Orleans vor Gericht über Ernest Dosler, daß er in seinem Hofe, den sie öfter passiren müsse, einen großen Alligator (amerikanisches Krokodil) halte, vor dem sie sich fürchte. Der vorgeladene Dosler gab dagegen an, daß die Lady das Thier stets mit Steinen, Schlacken, Holz u. s. w. werfe, worauf die Lady Bürgschaft stellen mußte, den Alligator künftig in Ruhe zu lassen.

Das Türkenthum ist kein organisches Gebilde, es hat nichts Entwicklungsfähiges, es hat keine Zukunft. Die Türken sind, um es kurz zu sagen, nichts als eine, durch ein eigenthümliches Reglement, den Koran, verbundene Soldateska, deren Gros in Asien, deren Avantgarde in Rumelien campirt. Der Koran ist allerdings ein Reglement im weitern Sinne, das außer den Disciplinarvorschriften auch die Lagerordnung 2c. enthält. Man kann die Türken daher wohl discipliniren, soweit das blos durch die Strafe möglich ist, man kann sie aber nicht civilisiren. Da das Reglement nur durch seinen überirdischen Charakter Autorität genießt, so darf man es nicht antasten, denn man zerstört damit die Disciplin, und ein Heer ohne Disciplin ist das schrecklichste, was es gibt.

---

* In Frankreich glaubt man ein sicheres Heilmittel gegen die Cholera in dem schwefelsauren Strychnin (starker Giftstoff) gefunden zu haben. Man gibt es in sehr kleinen, nach der Schwere des Falls steigenden Dosen in einer passenden Einhüllung. Ein Stück Eis in den Mund soll das Ausbrechen des Mittels verhüten. Dabei werden in schweren Fällen Blutegel unter die Brust gesetzt. Als Getränk Orangenblätterthee. Einfaches Strychnin ist früher schon gegen die unheimliche Krankheit ziemlich fruchtlos angewendet worden; das schwefelsaure Strychnin soll aber gegen Cholera ganz das leisten, was das schwefelsaure Chinin gegen Wechselfieber (bekanntlich wollen einige Pathologen eine Verwandtschaft zwischen der Cholera und dem Wechselfieber annehmen.)

Den kürzlich stattgehabten Theater-Bankerotten hat sich jetzt auch das Josephstädter Theater in Wien, Direktor Megerle, angeschlossen. Der Passivbestand beträgt 213,000 Gulden Conventionsmünze. — Von dem ebenfalls fallirten Rostocker Theater kamen unlängst zwei der ersten Darsteller durch Stettin; sie waren von Rostock zu Fuße gegangen und machten sich, mit $1^1/_2$ Thaler in der Tasche, welche ihnen durch die Aufopferung einer Collegin geworden waren, ebenfalls wieder zu Fuß nach Berlin auf den Weg.

Das Meininger Tageblatt enthält folgenden Erntebericht von der Rhön: Auf den hohen Bergen, wie in den fruchtbaren Thälern hier steht in diesem Jahre ein seltener Erntesegen, und können die Rhönbewohner namentlich auch auf den Höhen aus vollster und freudigster Ueberzeugung in die günstigen Ernteberichte von andern Gegenden einstimmen. Das Korn stand außerordentlich dick und die Aehren sind voll und schwer; Waizen, Hafer und Gerste und namentlich die Kartoffeln versprechen eine sehr gute Ernte. Die ältesten Leute wissen sich eines solchen Reichthums in allen Fruchtgattungen nicht zu erinnern. Dieser Reichthum wird ja hoffentlich der Noth einen kräftigen Damm entgegensetzen und ängstliche Gemüther ermuthigen! Der letzte Regen hat wenig nachtheilig gewirkt, und den geringen Schaden, den er hier und da wohl an dem Korn angerichtet, hat er an den Kartoffeln und den nach Regen lechzenden Wiesen mehr als ersetzt. Der ewige Segenspender wird uns ja wohl gutes Wetter zur Ernte senden, damit wir all den reichen Segen auch gut heimbringen.

Die Photographie findet jetzt eine besondere Anwendung bei den für die Wissenschaft so interessanten Darstellungen des Sonnenmikroskops. Man hat nämlich versucht, dieselben photographisch wiederzugeben, und der bisherige Erfolg, wenn er auch noch der Vervollkommnung bedarf, hat sich doch schon als lohnend herausgestellt.

Zu einem säumigen und nachlässigen Kellner sagte ein Gast, der ungewöhnlich lange Zeit auf das von ihm bestellte Bier warten mußte: „Kellner, Sie müssen sich verheirathen, denn zum Garçon taugen Sie nicht!"

Frankfurter Theater.

Die neunte Gastrolle des Hrn. Hermann Hendrichs war Macbeth. Nachdem wir den Gast in diesem, wie im vorigen Jahre in einem ausgedehnten Rollencyclus oft zu sehen und genau kennen zu lernen Gelegenheit hatten, haben wir seine Kunstleistungen am vollgültigsten und hervortretendsten gefunden im Fache der Helden und der tragischen Liebhaber. Hier kommen ihm nicht nur seine Persönlichkeit, sein edler Anstand, der Ausdruck von Kraft und Würde seiner Plastik und der Umfang seines klangreichen Sprachorgans, welches aller Modulationen fähig und in allen Stimmlagen gleich schön ist, überaus zu statten, sondern bewegt er sich auch hier in der ihm eigenthümlichsten Sphäre seines Talentes. Sein Herzog Albrecht, Struensee, Roderich, Rolla, Macbeth u. A. sind dramatische Gebilde, welche in seltener Vollendung und Meisterschaft dastehen und hinsichtlich der Anlage und folgerechten Durchführung der Charaktere, wie der trefflichen Behandlung der Einzelheiten und der künstlerischen Nuancirung den Ruf des Meisters bekunden und bethätigen. Kraft und Würde, Wahrheit und Wärme der Empfindung im Verein mit einer schwungreichen Diction und einem trefflich abgerundeten Spiel machen hier einen Totaleindruck, der jeden Freund des Schönen ergreifen und bewältigen muß. So wirkte auch sein „Macbeth", dessen Darstellung durch wiederholten Beifall und Hervorruf anerkannt wurde. Hier löste er die Aufgabe, vom ersten Erwachen des sündhaften Wunsches bis zur schauderhaften That und bis zu der ihr folgenden Angst und Gewissensqual uns durch alle Stadien der Empfindung und Leidenschaft zu führen und die inneren Kämpfe zu veranschaulichen; hier mußte er die tragische Höhe und Würde stets zu behaupten und die Gränzlinien des Schönen in den ruhigeren, wie in den erregteren Momenten immer einzuhalten und ein Ganzes zu gestalten, wie es der darzustellende Charakter verlangt. — Mit dem Gast theilten die Kränze des Abends Herr Reger, dessen „Macduff" als eine gediegene Leistung erkannt ist. Fräul. Haase hatte auf die Rolle der „Lady Macbeth" eine rühmliche Sorgfalt verwendet und verdient deßhalb Anerkennung, wenn auch die hier gestellte Aufgabe die Tragweite ihres Talentes und die ihr zu Gebote stehenden Mittel überschreitet. Uebrigens ist Fräul. Haase eine verdienstliche und im Repertoir unseres Schauspiels vielseitig und gut verwendbare Darstellerin. Auch die Herren Meck (Duncan), Blattner (Banquo) und Wallmer (Malcolm) sind zu erwähnen. Es bleibt nur zu bedauern, daß die Zahl der Verehrer der tragischen Muse und des klassischen Dramas eine verhältnißmäßig kleine geworden ist gegenüber jener weit überwiegenden Majorität von Schau- oder Hörlustigen, welche sich nur Lärm- und Effectstücken oder dem Ohrenkitzel der modernen Oper und der verblüffenden Kehlfertigkeit ihrer Sänger und Sängerinnen zuwenden und den Sinn für Ernstes und Höheres verloren haben.

Da die lange Reihe der seitherigen Gastspiele nun zu Ende geht und ein gutes mannichfaltiges Repertoire wieder Platz greifen muß, so hoffen wir, daß auch die sogenannte Spieloper die verdiente Berücksichtigung finden wird. In ihrem Bereich ist des Anziehenden viel vorhanden und gute Aufführungen sind bei uns zu bewerkstelligen, da wir die betreffenden Rollen durch die Herren Benda, Baumann, Dettmer und Hassel und die Damen J. Hoffmann, Turba und Röhrig gut zu besetzen vermögen. — Nach dem Verstummen der Operngäste dürfte besonders Frau Anschütz uns zu entschädigen wissen. In jüngster Zeit hat sie durch ihre „Lucia" und „Indra" erneuert bewiesen, daß sie Poesie und Anmuth der Darstellung mit seelenvollem Gesang und kunstgebildetem, geschmackvollem Vortrag vereinigt und nicht aufhört, eine Zierde unserer Oper zu seyn. Ihre Kunst bleibt immer frisch und erquickend, weil sie dem Herzen entströmt und ein geistiges Anrecht auf unsere Huldigung stets bewährt.

W.

Korrespondenz.

Cronberg, 23. August.

Mit Recht wird von Strasburg aus bei der immer näher rückenden Cholera auf unsern Taunus aufmerksam gemacht. Wir halten es für unsere Pflicht, in dieser Beziehung den Aufenthalt in Cronberg besonders hervorzuheben, da hier seit mehr wie Menschengedenken keine epidemische Krankheit geherrscht hat (leider ist im vorigen Jahrhunderte unser Rathhaus mit sämmtlichen Papieren verbrannt, sodaß wir gar nicht mehr ermitteln können, wann die letzte aufgetreten ist.) Es beruht dieß gewiß in der herrlichen Lage Cronbergs, in seiner milden, reinen Luft, und besonders in dem vortrefflichen, fast chemisch rein zu nennenden süßen Wasser, und in dem allgemein als Haustrank benutzten Cronthaler Mineralwasser. Sollten die jetzt häufig vorkommenden Fälle von Nervenfieber, Cholerine rc. in der Stadt sich mehren oder gar die Cholera wirklich auftreten, so ist gewiß Cronberg als der beste Landaufenthalt zu empfehlen. — Was unsere Zweigbahn zur Frankfurt-Homburger Eisenbahn anbelangt, so hört man, daß davon abgesehen, und eine Chaussee gebaut werden soll. Wenn es früher in einem Blatte hieß, in Cronberg seyen die Stimmen getheilt wegen dieser Zweigbahn, so müssen wir dem entschieden widersprechen. Es herrscht hier nur Eine Stimme, nämlich daß nur eine Zweigbahn der Gesellschaft und Cronberg nutzen kann; man läßt sich sonst bequemer und billiger und eben so schnell hier Omnibus mitten in die Stadt bringen. Die Produkte des Taunus, z. B. Bau- und Werkholz, Bausteine, Kohlen, Eisensteine rc. bleiben freilich zurück.

Theater-Anzeige.

Freitag, 25. August. Zehnte Gastdarstellung des Hrn. Hendrichs, königlich preußischer Hofschauspieler zu Berlin. Das Leben ein Traum, Schauspiel in 5 Abtheilungen. Roderich: Herr Hendrichs. Rosaura: Frau Auber.

Samstag, 26. August. Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbachischen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Ch. Birch-Pfeiffer.

Sonntag, 27. August. Zweite Gastdarstellung des Hrn. Pischek. Faust, große romantische Oper in 2 Abth., Musik von Spohr. Faust: Hr. Pischek. Erstes aufgehobenes Meß-Abonnement.

Montag, 28. August. (Zu Goethe's Geburtsfeier und bei festlich erleuchtetem Hause.) Elfte und vorletzte Gastdarstellung des Hrn. Hendrichs und der Fräul. Hendrichs): Egmont, Trauerspiel in 5 Abth. von Goethe. Die zur Handlung gehörige Musik ist von L. van Beethoven. Egmont: Hr. Hendrichs. Clärchen: Frl. Hendrichs.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 204. Samstag, den 26. August 1854.

Die Grundelcher.

Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Volksleben; erzählt von W. O. von Horn.

(Fortsetzung.)

Jetzt brachte die Magd den Kaffee, den Jungfer Mariemarlehne dargeliehen hatte, und das warme belebende Getränke that dem Kranken wohl; ein starker Schweiß trat ein und mit ihm eine Besserung und dann ein erquickender Schlaf.

Engel ging nun mit der Magd und dem Knechte daran, die Ordnung im Hause so weit möglich wieder herzustellen. Der Schreiner wurde gerufen; es wurde genagelt und geleimt und nach wenigen Tagen sah es wieder wohnlich in den meisten Räumen des Hauses aus.

Conrad war auf dem Wege der Genesung.

Engel saß bei ihm und spann, und jetzt, wie auf lange hinaus, war nur von dem Ereigniß der Plünderung die Rede und was mit ihr zusammenhing.

„Ja", sagte er, „als Du weg warst und die Unholde sich von dem Schrecken erholt hatten, den ihnen der plötzliche Schuß bereitet, kamen sie an mein Bette und meinten, ich hätte Geld darin verborgen. Sie setzten mir das Bajonet wieder auf die Brust und drohten, mich zu erstechen. Dann warfen sie mich aus dem Bette hier auf die Erde, daß mir die Sinne vergingen. Was weiter geschah, weiß ich nicht. Als ich aber erwachte, fielen zwei Schüsse und ich dachte, sie hätten Dich todt geschossen und wieder fiel ich vor Schrecken in Ohnmacht. Ich kam wieder zu mir selbst, als Alles todtstille im Hause war. Die Stubenthüre stand auf und ich zitterte vor Frost. Gottes Güte hatte es so gefügt, daß die Bettdecke nahe bei mir lag, sonst wär' ich vor Kälte gestorben. Endlich hörte ich Jemand kommen. Es war der gute Martin, der mich nun ins Bette hob und Feuer in den Ofen machte und Dich und seine Leute suchen ging. Wie mag es nur Kirchmeiers gegangen seyn? Weißt Du es nicht?"

„Nein", sagte Engel, „Ihr habt mir's ja verboten, hinüber zu gehen!"

„Ach, Engel, mein Kind", rief er bewegt, „das that ich, als ich noch durch heillose Thorheit verblendet war. Gott hat mich gedemüthigt, und die Augen aufgethan, als Martin mich zu retten kam, aus dem entsetzlichen Zustande, in dem ich war. Geh' hinüber und sage ihnen, ich habe Dich selber geschickt."

Engel faltete die Hände und blickte mit ein paar Freudenthränen im Auge nach oben. Sie dankte dem Herrn für diese Sinnesänderung ihres Vaters; dann eilte sie hinüber zu Martins Eltern.

Dort waren sie beschäftigt, die grausen Spuren der Zerstörung zu vertilgen, wie es in Conrads Hause schon geschehen war. Ueberrascht erblickten sie die fremde Erscheinunz di s Mädchens. Engel fiel weinend der Mutter ihres Martin um den Hals und sagte:

„Mutter, mein Vater hat mich selber geschi t, nach Euch zu sehen! Gott hat sein Herz gewendet. Er ist geh.ilt von seiner Franzosennarrheit und bereuet Alles, was geschejen ist. Ach Gott, wenn das Unglück das hervorgebracht hat, so will ich die Angst und Schrecken und Alles, was wir verloeen haben, segnen!"

Martin hörte, vor Freude bebend, diese Worte.

„Dürfen wir denn wieder hinüber kommen?" fragte die Mutter.

„O gewiß, kommt nur, und es wird Alles wieder gut", rief die glückliche Engel.

„Und Du, Kirchmeier", sagte die Mutter, ihn fragend ansehend, „wie steht's mit Dir, willst Du verzeihen?"

„O, Du närrisch Weib", rief Kirchmeier aus. „War ich denn je ein Feind Conrads, so lange er redlich dachte, redete und handelte? Erst da wurde ich sein Gegner, als er ganz närrisch wurde und man das schandbare Geschwätz von dem Franzosenzeug nicht mehr anhören konnte, ohne daß einem ehrlichen Christenmenschen die Galle überschoß. Und wär's noch seine eigene, wenn auch querköpfige Meinung gewesen, man hätt's noch immer ertragen können; so aber war's von dem grundschlechten Schimmel ihm lediglich eingetrichtert und er käuete es nur wieder. Das ging Einem gegen das Kamisol und da hab' ich nicht schweigen können, mochte auch kommen, was da wollte; aber wenn Deine Frage Dein Ernst wäre, Frau, so könnt' ich Dir aus Herzensgrunde falsch werden!"

„Nun, die Mühe brauchst Du Dir nicht anzuthun, Alter", lachte die Mutter und griff ihn bei der Hand, ihn fortziehend über die Straße in Conrads Haus, an sein Bett.

„Da bring' ich ihn Dir, Conrad", sagte sie, „daß Du ihm die Hand reichest und er Dir. Im Unglück thut Eintracht und Friede noth. Du bist geheilt von der Franzosenliebe und mein Kirchmeier hat Dir dann keinen Widerpart mehr zu halten, und es wird Alles gut."

„Ja, gestern und heut' hat Gott mir die Augen geöffnet und ich sehe nun klar, und weiß, wer es gut mit mir meint", sagte Conrad. „Gib mir Deine Hand, Kirchmeier, Kumpeer und guter Nachbar! Verzeih' mir, daß ich toll war und thöricht! Ich komme zurück von meinen Abwegen und will christlich wandeln vor Gott. Sey mir wieder gut! Das Alte soll vergessen seyn!"

„Amen!" sagte Kirchmeier und drückte seine Hand.

„Wo ist denn die Engel und der Martin?" fragte er.

„Ja, wo werden Die seyn?" rief die Mutter aus. „Die haben sich so lange nicht gesehen, daß sie wohl viel sich zu erzählen haben werden!"

„Da seyd Ihr sehr irre, Nachbarin", sagte Mariemarlehne,

die leise hinter Kirchmeiers eingetreten und mit Rührung Zeuge der Sinnesänderung Conrads gewesen war. „Die haben sich alle Tage an der Hinterthür gesehen und gesprochen und auch als einmal Sonntags bei mir im Garten oder im Pfarrhof. Das Heerchen sagte: Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden! So hab' ich auch gedacht und mich der armen verlassenen Kinder angenommen, die sich einander so lieb haben. Nichts für ungut, Nachbar Conrad! Ich komme denn auch, Euch die Hand alter Freund- und Nachbarschaft zu bieten, wenn Ihr mich auch schon so hart beleidigt habt, wie es in dieser Welt noch Niemand gethan hat; aber eine geistliche Schaffnerin muß auch ein geistlich, das heißt, ein versöhnlich Herz haben!"

Sie reichte ihm die Hand hin, die Conrad herzlich drückte.

„Ruft mir die Kinder!" bat er.

Das geschah und hocherröthend trat Engel herein und Martin hinter ihr.

Conrad drohte mit dem Finger. „Eben hab' ich gehört, wie es hinter meinem Rücken herging. Nun, es soll verziehen seyn, wenn Ihr brave Eheleute werden wollt?"

„Gewiß!" rief Martin freudig aus und Engel barg ihr glühend Antlitz an der Mutter Brust.

„Die Jungfer Mariemarlehne kann's dem Heerchen ansagen, daß er sie den nächsten Sonntag ausruft. Es ist zwar eine schlimme Zeit zum Heirathen, das ist wahr, aber ich denke, Engel bedarf eines Schutzes, der stärker ist als der meine in solchen Zeiten! Martin hats an dem Kopfe des Rothmantels erprobt, und davor hab' ich Respekt. Gebe Gott, daß sie ihn nicht mehr braucht!"

„Ja wohl", versetzte Jungfer Mariemarlehne, und durch die Verbindung der Gedanken wurde sie von dem Rothmantel auf den lieben Herrn Profoß gelenkt. Sie seufzte tief auf und sagte dann: „Nun, die Franzosen haben die Rothmäntel gut und schier zu Heiligen gemacht. Sie waren auch nicht alle so schlimm, wie Euerer. Der Herr Profoß zum Beispiel, war ein ganz vorzüglicher Mann. Auf den laß ich nichts kommen!"

(Schluß folgt.)

Geselliges Leben in München.

(Schluß.)

An Gelehrten und Schriftstellern fehlte es auch dem Dingelstedt'schen Kreise nicht, einige andere Gesellschaften aber trugen mehr das Gepräge, daß dieses Element in ihnen vorwiegend sey. Besonders anziehend waren in dieser Beziehung die Soireen des Geheimen Legationsrathes Dönniges, dem die Wissenschaft und Literatur in München besonders viel zu danken hat, da er nicht wenig zur Berufung all jener Männer beitrug, welche gegenwärtig der bayerischen Hauptstadt zum Ruhme und zur Zierde dienen. Und so sah man bei ihm auch fast die meisten Persönlichkeiten, deren Vorgänger er war, nämlich Liebig, den weltberühmten Chemiker, Pfeuffer, den trefflichen Arzt, v. Siebel, den Physiker, W. H. Riehl, den originellen und geistreichen Social-Gelehrten, Moriz Carriere, den Aesthetiker und die Dichter Franz Dingelstedt, Emanuel Geibel, Friedrich Bodenstedt, Franz von Kobell und Paul Heyse, denen sich noch manche Auswärtige, wie unter Anderen Gustav Kühne, anschlossen. Das kräftige, männliche Wesen des Wirthes, dem eine feine, geistreiche Gattin zur Seite steht, belebte auch diesen Kreis in angenehmster Weise. Eine ähnliche, noch zahlreichere Gesellschaft fand ich in den Salons des Freiherrn von Liebig, die zum Theil aus den genannten Personen, theilweise aus Künstlern jeder Art bestand, denen sich noch besonders viele Ausländer anschlossen. Ich kann es nicht ausdrücken, wie sehr mir bei dieser Gelegenheit dieser ausgezeichnete Gelehrte auffiel. Selten habe ich eine classisch edlere und in jeder Beziehung ansprechendere Erscheinung zu Gesicht bekommen. Wer hätte nicht seine trefflichen Bücher gelesen und bewundert, in denen er der sonstigen deutschen Gewohnheit entgegen die schwierigsten wissenschaftlichen Probleme in einfach schönem Style auseinander setzt! Mit derselben Andacht war ich am Morgen einer Vorlesung gefolgt, in welcher er sich in seltener Klarheit über die Gährung ausdrückte. Und nun erschien er als einer jener Weltmänner, denen nicht die verfeinerte Form der Gesellschaft, sondern die ächte Humanität jene liebenswürdige, einfache Art und Weise verliehen hat, die uns Geist und Herz in gleicher Weise anmuthet. Er war nicht blos Fachgelehrter, wie die meisten deutschen Professoren es sind, er war Mensch im besten Sinne, der sich auch mit Kunst und Literatur beschäftigt, und sich durch ihre Werke erquickt, um sich für seine schwierige Forschungen zu stärken. Eine andere freundliche und wohlthuende Erscheinung ist der Geheimerath Thiersch, bei dem ich gleichfalls einen hübschen Abend verbrachte. Daß bei einem Manne, der sein ganzes reiches Leben den Griechern und Römern widmete, die Humaritāt ihr sicheres Asyl gefunden habe, läßt sich denken. In diesem Hause wehte wirklich ein hellenisches Element. Und es war auch ein ganz südlicher Abend. Aus dem Gartensaale trat man zwischen die Gebüsche der hübschen Anlage, die sich hinter demselben erstreckte. Auf den Tischen brannten Lampen und beleuchteten die vertrauten Gruppen der Männer, Frauen und Mädchen, die sich lebhaft unterhielten. Es war eine Art Akademie, die der würdige greise Philosoph mit freundlichen Reden anregte und erfreute. Unter den Gelehrten ist auch noch Friedrich Bodenstedt anzuführen, bei dem ich in einer kleinen Gesellschaft war, die Mirza Schaffy mit Funken seiner Weisheit und seine Frau mit Liedern, welche wie der Schlag eines Waldvogels klangen, würzten.

Im Kaulbach'schen Hause gab es gleichfalls sehr vergnügte Abende. Obgleich der Herr desselben sich in Berlin aufhielt, um dort die Ausführung seiner Fresken zu leiten, so fanden die Fremden und einheimische Bekannte und Freunde dort eine gastliche Aufnahme durch die treffliche Gattin des Künstlers. In der That eignet sich die Wohnung auch ausnehmend gut zur Hospitalität. Das zierliche Haus, welches ein weiter Garten umgibt, und die schönen Zimmer, welche edle artistische Werke ausschmücken, geben dem Eintretenden sogleich eine behagliche Stimmung. Es wehte mich etwas an, was ich so oft in den Häusern der Düsseldorfer Freunde empfunden hatte. Man sah, daß es Allen vergnüglich und munter ums Herz war. Jener Ton klang, der fast immer klingt, wenn sich bildende Künstler zusammenfinden. Freilich beim näheren Zusehen gewahrte man auch eine Menge von Münchener Celebritäten. Da war Philipp Foltz, der Historienmaler, Engelbert Seibertz, der den Faust illustrirte, Eugen Schäffer, der Kupferstecher der Madonna della Sedia, der Schlachtenmaler Dietz, die Kunstschriftsteller E. Förster und Teichlein und manche Andere. Die Musik wurde durch Moscheles und seine Familie, der aus Leipzig herüberkam, vertreten. Uebrigens fehlte es zugleich nicht an an einer Menge von anderen Gelehrten, die ich schon in den früher geschilderten Kreisen aufgeführt habe.

Schließlich muß ich noch eines Mittagsmahl erwähnen, das auf Befehl des Königs im Foyer des Hoftheaters gegeben wurde und zu dem Dingelstedt die anweseuden Künstler, die bei den Muster-Vorstellungen mitwirkten, so wie einige Schriftsteller einlud. Die Aufmerksamkeit, welche die Majestät hier den Vertretern der Bühne zollte, ehrt den Fürsten nicht minder, als Diejenigen, welche diese Anerkennung betraf, zumal da diese Aeußerung gewisser Maßen einen officiellen Charakter erhielt. —

Viele andere müßigen Stunden, in denen man überdieß zu essen und zu trinken gezwungen war, „um die Begierde des Tranks nnd der Speise zn stillen", wurden nach der Art und Weise der

Bayern zugebracht, d. h. man ging ins Wirthshaus, bei welchen Gelegenheiten man gleichfalls eine Menge von interessanten Bekanntschaften zu machen oder die gemachten fortzusetzen pflegte, denn München wimmelte von Celebritäten aller Art. Freilich kam man selten zum behaglichen Genuß der Persönlichkeiten, man konnte sich nicht aussprechen, genießen, kennen lernen. Es war ein flüchtiges Begegnen, das oft mit einem raschen Aneinandervorübergehen begann und endete, aber es hatte doch sein Schönes und Anregendes, so viele Leute zu sehen, von denen man Bücher gelesen, Bilder gesehen und Musik gehört hatte. Die Grüße, die auf diese Weise gewechselt wurden, waren deßhalb nicht minder herzlich, denn es galt stets auf ein Wiedersehen in ruhiger Zeit. Von Schriftstellern, die in München ansäßig sind, begegnete ich noch J. Mai, dem Dichter der Zenobia, und Melchior Meyer, dem Verfasser einer Agnes Bernauerin. Mit Hackländer, der den Tag vor meiner Abreise eintraf, sah ich mich nur einige Momente. Dr. Kolb von der Allgemeinen Zeitung war mehrere Mal im Theater. Besonders reichlich war die Musik vertreten. Von Moscheles ist bereits die Rede gewesen. Eine der angenehmsten Begegnungen war mir Niels Gade, der treffliche dänische Tondichter, dessen Musik uns oft so seltsam anmuthig anwehte, wie die uralten Mährchen des Nordlandes, und den ich längst kennen zu lernen gewünscht hatte. Die alten trefflichen Ludwig Spohr aus Kassel und Lindpaintner aus Stuttgart wurden mir aus der Ferne gezeigt. Wie könnte ich erst die bildenden Künstler alle nennen, mit denen hier und dort ein Wort geredet wurde! Adam, Piloty, Hainlein, Schleif, Albert Zimmermann waren unter ihnen. Und erst die Künstlerkneipe, in welche das Stubenvoll übergegangen ist! Ich kann unmöglich alle Namen recapituliren.

Daß es an solchen Orten, wo unser Herr Gott seinen Arm herausstreckt, wie man am Rhein von den Wirthshäusern sagt, in München nicht fehle, versteht sich von selbst. Glücklicher Weise kann man auch überall hingehen, ohne sich zu compromittiren, denn hier gibt es keine Vergnügungsorte erster, zweiter, dritter und letzter Klasse. Hier gilt wie im Don Juan kein Stand und Namen. Der Vornehme sitzt neben Geringen, der hohe Staatsbeamte neben dem schlichten Arbeiter. So ein Brau- und Bierhaus kann sagen wie der erste Restaurateur: Kommt alle zu mir, ich werde euch restauriren. Wer hier nach Tisch hübsch elegant bei Tambosi Kaffee oder Eis genommen hat, der geht nachher in den Frühlingsgarten oder in das englische Kaffeehaus, um sich am Bier zu erlaben, worauf er noch eine so unzählige Menge Kneipen durchmachen kann, daß es unmöglich wäre, alle gangbaren Namen in Einem Athem zu nennen. Will er fein schließen und im Hirsch, in der Traube, im bayerischen Hofe sein Souper einnehmen, oder will er, wie wir es einen schönen Abends versuchten, ein gutes Beefsteak und ein treffliches Bier im Hotel Leberwurst unter Gevatter Schuster und Schneider einnehmen — gleichviel! — kein Mensch macht ihm einen Vorwurf darüber, Und das hat etwas menschlich Hübsches. (Köln. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

(Die jetzigen Moden für Herren.) Wie vor einigen Jahen die Tuchfabrikanten sich bemühten, neue Muster für Westen zu ersinnen und als Erzeugnisse ihrer Phantasie gestickte Blumen-Bouquets oder Blumentöpfe mit Pflanzen, oder Menschenfiguren, in Tuch gewirkt, verfertigten und alsdann mit gutem Gewinnste an jeden Dandy verkauften; so scheint es jetzt darauf abgesehen zu seyn, die abnormsten Muster auf Beinkleider zu produciren. Gewirkte Blumenguirlanden oder Arabesken, von den Hüften abwärts laufend, gehören bereits zu den täglichen Erscheinungen. Was aber vielleicht alles bisher Dagewesene übertreffen mag, ist ein Kleidungsstück, das vor kurzem in Broadway (New-York) an einem jungen Manne gesehen wurde. Der Grund dieses Beinkleides war von grauer Farbe; vom rechten Stiefel erhob sich ein Bild, die Höhen von Gibraltar darstellend, oben wehte stolz die britische Flagge deren oberer Theil durch die darüber liegende Weste verdeckt ward. Der linke Flügel diente dem Berge Vesuv als Basis, der gerade im Ausbruch begriffen war; die Lava rollte fürchterlich über sein linkes Knie herab. Wenn diese Moden noch mehr um sich greifen, können wir nächstens Herren mit dem einen Beine weiß, mit dem andern schwarz, oder vielleicht gar mit einem an der vordern Seite und zwar der Länge nach ganz schwarzen, an der hintern Seite ganz rothen Anzuge auf unseren Straßen promeniren sehen. Hoffen wir indeß, daß diese geschmacklosen Variationen der Mode nunmehr bald ihren Höhepunkt erreicht haben und daß man zu der Ueberzeugung gelangen wird, Einfachheit im Anzuge und nicht Sucht, jede extreme Mode mitzumachen, verleiht einem Manne das wahre Ansehen eines Gentleman.

(Marseille, 18. August) Wir haben am 15. August Nachmittags ein seltenes Beispiel wahrer Menschenliebe erlebt, ein würdiges Gegenstück zu jenem des russischen Bauers, welcher in Moskau einen Menschen vom obersten Dache des brennenden Theaters herabholte. In einem Hause in der Rue Beauveau brach nämlich im Innern desselben eine sehr heftige Feuersbrust aus. Pompiers und Truppen mit den Behörden eilten sogleich hülfebringend herbei, als plötzlich am Fenster des vierten Stockes eine mit lauter Verzweiflung ringende junge Frau erschien und Miene machte, sich herunter zu stürzen, denn sie konnte nicht mehr zur Thüre hinaus, wo die Flammen ihrer warteten, und der Rauch schon in ihr Zimmer drang und sie zu ersticken drohte, denn sie war eingeschlossen. Man schrie ihr zu, zu warten, und holte Leitern, welche bis zum ersten Stocke gingen; die oben harrende Frau, vom hereindringenden Rauche immer mehr gedrängt, stellte sich auf das Fenstergestelle, um herunter zu springen; da kam plötzlich ein Mann mit einem großen Strick um den Leib aus einem nahen Kaffeehaus, kletterte die Leiter bis zum ersten Stocke, und dann (mir verging Hören und Sehen, wie ich dieses sah) klimmte er, wie kaum Affen es thun können, an der Dachrinne bis zum zweiten Stock, wo er wieder Boden faßte, und dann so weiter, bis er im Angesichte von Tausenden zitternden Zuschauern das kühne, fabelhafte Wagestück glücklich ausführte und am vierten Stocke ankam, die junge, in Ohnmacht gefallene Frau mit dem Stricke um seine Schultern band und nun das noch übernatürlichere Wagestück hinunterrutschend durch ein Wunder Gottes glücklich ausführte. Zur Erde angekommen, legte er seine Bürde nieder, und ein langer Jubelruf und Umarmung der versammelten Menge bezeugte die Bewunderung seines Edelmuthes. Dieser Mann verdient das Ehrenkreuz. Er nennt sich Veran, ist Schiffskapitän, welcher mit seinem Schiffe gerade an diesem Morgen von Arles hier ankam. Er war ganz erstaunt, daß man ihn für diese ihm ganz unscheinbare That vor Bewunderung beinahe erdrücken wollte.

Der Dünkel der Türken ist mehr national als muselmanisch. Aber wer hat denn diese Türken so hochmüthig machen helfen? Doch wohl ihre Unterworfenen, über deren moralische Eigenschaften, was Armenier und Gräcoslaven anbelangt, gewiß keine Meinungsverschiedenheit obwaltet. Vom Armenier sagt der Türke, er habe den Schnabel eines Falken und das Herz eines Hasen; aus welchem Volk vorzugsweise die Insassen des männlichen Harems recrutirt werden, ist wohl bekannt.

Ein eigenthümlicher Industriezweig gewinnt in Berlin immer weitere Verbreitung. Es ist dieß der künstliche Guß von Steinen. Um die Wichtigkeit dieser Erfindung gehörig würdigen zu können, muß man sich in den steinarmen märkischen Sand versetzen, der den Bezug der für die Bürgersteige erforderlichen Granitplatten aus dem fernen Schlesien zu einem für unsere Verhältnisse fabelhaften Preise nothwendig macht. Durch eine einfache Mischung gelingt es, ohne irgend eine Zuthat von Feuer, nicht blos alle Arten von Steinen, vom weichen Sandstein an bis zum härtesten Granit, sondern dieselben auch in allen Formen und Gestalten zu gießen. Dieser Steinguß zeichnet sich dabei nicht blos durch seine Dauerhaftigkeit vor dem Naturgestein aus, sondern läßt sich namentlich auch weit leichter poliren. Der Unterschied im Preise ist so bedeutend, daß ein Pappenfabrikant seine Fabrik damit inwendig um den billigen Preis von zweihundert Thalern bekleiden ließ, während die natürliche Steinbekleidung ihn das Fünf- oder Sechsfache gekostet hätte.

Korrespondenz.

Brühl bei Köln, 23. August.

Unser an den Vorbergen der Eifel gelegenes Landstädtchen war heute so bewegt, wie nie im ganzen Jahre. In allen Straßen, um das königliche Schloß und in den freundlichen Waldanlagen des Thiergartens wogten Gruppen von Fremden; denn der sieg-rheinische „Lehrer-Verein" feierte sein Jahres-Gesangfest. Die Haupt-Aufführungen fielen auf den Morgen und fanden in der Seminarkirche statt, wo sich einige Hundert Lehrer, die Seminaristen und gegen 150 mitwirkende Kinder aus verschiedenen Schulen des Regierungsbezirks versammelt hatten. Es wurden die 6stimmige Missa solemnis Papae Marcelli, das 2chörige Alma redemtoris mater und der 8stimmige 2chörige Psalm Jubilate Deo, von Palestrina; ein 6stimmiges Lied von Joh. Eccard, und der 7stimmige Psalm Exaudi Deus von Joh. Gabrieli auf eine so vollendete Weise zum Vortrag gebracht, daß die Gesänge für Kenner und Nichtkenner von großem Interesse waren. In diesen Compositionen weht indeß auch ein eigener Geist und das Mittelalter spricht aus diesen Tonverbindungen in die Gegenwart herüber. Zwischen diesen Sängen und den neueren Liedern macht sich ein Contrast geltend, der durch das Wort nicht ausgesprochen werden kann; daher sah man auf diesen Gesangfesten alljährlich den einen oder andern bedeutenden Componisten der Gegenwart, dießmal den Kapellmeister F. Hiller. Daß der Eindruck, den diese alten Compositionen hervorrufen, bald an Interesse verlieren, wenn man sie oft hören würde, darüber sind sich viele Kenner einig. Es dürfte deßhalb der Versuch, die neuere Kirchenmusik durch die ältere zu verdrängen, wozu man gerade jetzt geneigt ist, leicht fehlschlagen; für Kinder sind diese Schöpfungen zu anstrengend und zeitraubend und Männer können dieselben allein nicht ausführen, da in Italien in der Regel Castraten beim Vortrage verwendet wurden. — Der Musikdirektor Reichardt, Componist des Liedes vom deutschen Vaterland, ist von unserer philharmonischen Gesellschaft zum Ehrenmitglied ernannt worden. — Die größten Componisten Deutschlands beehren fortwährend den Kölner Männer-Gesangverein mit ihren Besuchen, in wenig Monaten sah derselbe Abt, Tschirsch, Kücken, Dorn, Liszt, Neukomm, Marschner und Reichardt, und alle sprachen sich mit Begeisterung über die Leistungen des Vereins aus. — In diesen Tagen kommt im Stollwerck'schen Theater in Köln eine durch den alleräch testen Farina (die andern behaupten auch ächt zu seyn) gedichtete komische Oper: „Richmodis van Aducht" zur Aufführung, auf welche man allgemein gespannt ist.

Darmstadt, 21. August.

Bei dem Ueberflusse von Getreide, von dem wir uns allenthalben umgeben sehen, leiden wir fortwährend an hohen Brodpreisen, die jetzt schon in der dritten Woche bei uns stabil geworden sind, indem fünf Pfunde der ersten Sorte fortwährend 22 Kreuzer kosten. Das der zweiten Sorte ist seit heute sogar um einen Kreuzer im Preise gestiegen und gilt jetzt 19 Kreuzer. — Hin und wieder ist von der zunehmenden Kartoffelnerderbniß die Rede, jedoch nur theilweise und je nach der besonderen Beschaffenheit der Lage der mit dieser Frucht bepflanzten Grundstücke, so daß aus jener allerdings unwillkommenen Erscheinung noch keine schlechte Ernte gefolgert werden kann. Würde die Kartoffel während ihres Wachsthumes mit mehr Sorgfalt behandelt, so würde ihr Erkranken, selbst in nassen Sommern, eine viel seltenere Erscheinung seyn. Auf das Reifen der Saaten und die Beschleunigung der Ernte wirkte die tropische Hitze vom 20. bis 28. Juli mächtig ein. Die während dieses sonnigen Zeitraumes auf dem großherzoglichen Catasterbureau beobachteten täglichen höchsten Thermometerstände waren folgende: 24°,8 Reaumur; 26°,2; 27°,0; 26°,4; 26°,6; 27°,4; 24°,8; 24°,3; 19°,4. Der Monat Juli im Jahre 1852 zeichnete sich ebenfalls durch seine große Hitze aus, mit dem Unterschiede jedoch, daß dieselbe damals länger dauerte und der heißeste Tag am 17. Juli war, der diesjährige aber auf den 25. Juli fiel, wo wir die vorhin bemerkten 27°,4 hatten. Die heiße Jahreszeit, die leider nur von kurzer Dauer ist, hat auch bei uns ihre eigenthümlichen Reize, die nur mit dem hohen Sommer des mittäglichen Europas verglichen werden können. Dort aber weiß man die schönen Sommernächte besser zu nützen, als in unseren Gegenden, wo die herkömmliche Polizeistunde, wenn sie geschlagen, die Leute gleich gähnen macht und sie, trotz Mondschein, Sternenglanz und der lieblichsten Wärme, ohne Weiteres nach der Nachtmütze greifen läßt. Wir haben kein Recht, uns über die Kürze des menschlichen Lebens zu beklagen, wenn wir das Schöne, was uns Natur, Kunst und Wissenschaft bieten, gleichgültig an uns vorübergehen lassen.

Frankfurt a. M.

Am 24. d. M. wurde Mozarts „Don Juan" gegeben. Das Haus war in allen Räumen überfüllt. Wenn dieser zahlreiche Besuch dem herrlichen Meisterwerke galt, dessen ewige Jugend und Schönheit sich in wundersamer Frische erhalten, so nicht minder einem Gaste, der bei uns immer willkommen und freudig begrüßt ist, dem gefeierten Baritonisten Pischeck. Die glänzende Aufnahme, welche dieser geniale Sänger unlängst bei dem großen Musikfeste in Rotterdam gefunden, hat den Kränzen seines Ruhmes einen neuen beigefügt. Die Meisterschaft seiner Gesangsbildung, die Energie seines schwungreichen lebensvollen Vortrags, die Ausgiebigkeit seines noch immer mächtigen Stimmfonds bewährten sich auch heute wieder, namentlich in dem Champagnerliede, welches stürmisch Dacapo verlangt wurde. Es hieße Allbekanntes wiederholen, wenn wir Pischecks Don Juan nochmals besprechen wollten. Solche Leistungen und Erfolge machen jeden kritischen Nachweis überflüßig. Das dießmal leider nur kurze Gastspiel des Genannten wird sich, da derselbe in Stuttgart erwartet wird, auf nicht mehr als drei Rollen erstrecken.

Theater-Anzeige.

Samstag, 26. August. Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbachischen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Ch. Birch-Pfeiffer.

Sonntag, 27. August. Zweite Gastdarstellung des Hrn. Pischeck. Faust, große romantische Oper in 2 Abth., Musik von Spohr. Faust: Hr. Pischeck. Erstes aufgehobenes Meß-Abonnement.

Montag, 28. August. (Zu Goethe's Geburtsfeier und bei festlich erleuchtetem Hause.) Elfte und vorletzte Gastdarstellung des Hrn. Hendrichs und der Fräul. Hendrichs): Egmont, Trauerspiel in 5 Abth. von Goethe. Die zur Handlung gehörige Musik ist von L. van Beethoven. Egmont: Hr. Hendrichs. Clärchen: Frl. Hendrichs.

Bockenheimer Sommertheater.

Samstag, 26. August. Cäsario, oder: Die bekehrte Spröde, Lustspiel in 5 Acten.

Sonntag, 27. August. Waldeinsamkeit, Lustspiel in 1 Act. — 33 Minuten in Grüneberg, oder: Der halbe Weg, Possenspiel in 1 Act. — Die Versuche, oder: Die Familie Fliedermüller, musikalisches Quodlibet in 1 Act. — Lebende Bilder mit bengalischer Beleuchtung.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 205. Montag, den 28. August 1854.

Die Grundelcher.

Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Volksleben; erzählt von W. O. von Horn.

(Schluß.)

VI.

Ende gut, Alles gut.

Mit der Sinnesänderung Conrads hatte es seine vollste Richtigkeit. Nach acht bis zehn Tagen konnte er wieder außer dem Bette seyn und bald darauf wieder ausgehen.

Sein erster Gang war in den Pfarrhof zum alten Heerchen. Dem bat er herzlich und so reumüthig seine viele Unart in Wort und That, ins Angesicht und hinter dem Rücken ab, daß der alte brave Geistliche ihm gerne den Erlaß gab. Als er ins Ermahnen kam, er solle nun ja nicht mehr mit dem schlechten Schimmel verkehren, sagte Conrad ernst: „Spart die Mühe, Hochwürden, mir eine Bußpredigt zu halten; mir hat sie Einer hier, im Herzen, im Gewissen gehalten, der versteht's besser, als Ihr, und seine Worte sind wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt. Ich hab' sie gehört, und sie haben mir den harten Sinn nicht nur gebrochen; sie haben mir auch die Augen aufgethan, daß ich erkannt habe mein Unrecht und meine Thorheit. Ich bin geheilt!" Da drückte ihm das alte Heerchen die Hand und sagte: „Der so mächtig zu Dir geredet hat, der halte seine Hand über Dir in Ewigkeit. Amen."

Darauf ging Conrad zum Bäckerjakob, daß er auch mit diesem Frieden schlöße. Der nahm ihn auch mit Freuden auf.

Als endlich die drei Sonntage um waren, hielten Martin und Engel eine ganz stille Hochzeit, bei der nur die allernächsten Verwandten waren, wie es sich geziemte in solch Drangsale aller Zeit. Aber die Armen vergaß die holdselige junge Frau nicht. Die beschenkte sie reichlich und manch Gebet stieg zum Himmel für ihr Glück.

Es kamen wohl noch schwere, sehr schwere Zeiten. Die Viehseuche leerte auch Conrads Ställe; die Einquartierung, die Brandschatzungen und Kriegssteuern, das Stocken alles Handels und Verkehrs, es waren herbe Schläge; aber Conrad sagte zu seinen Kindern: „Gott will uns züchtigen, weil ich es verdient habe, aber auch damit wir den Segen besserer Zeiten desto mehr zu schätzen wissen."

Endlich waren die herben Jahre vorüber. Zwar trugen sie alle das verhaßte Franzosenjoch mit Widerwillen, aber sie trugen es mit Ergebung und bei treuem Fleiß und Gottes Segen heilten die alten Wunden wieder aus und Conrad und Kirchmeier erlebten die Zeit, daß die Macht der Franzosen gebrochen wurde und das schöne Rheinland wieder ein frischblühend Glied des deutschen Vaterlandes wurde.

Churpfalz wurde zwar zu Grabe getragen und mit ihm das morsche, alte Reich; das empfand besonders Kirchmeier schmerzlich; als aber das Land an Preußen kam, da war er doch im Herzen froh, denn er sagte, der alte König ist ein frommer Herr. Der hat auch etwas von den Plünderern, den Franzosen, den Grundelchern, erfahren, und das ist eine Schule, darinnen das Herz aufblicken lernt zu Dem, der da Alles wohl zu machen weiß. Conrad war ein ganz anderer Mensch geworden. Mit dem Heerchen hielt er gar gute Freundschaft und würde ihm den Zehnten gerne fortgegeben haben, wenn ihn nicht die Franzosen aufgehoben hätten. Er ging auch gar nicht mehr aus majen, sondern blieb zu Hause und der Kirchmeier und der Bäckerjakob kamen zu ihm und Martin majen und die beiden Frauen, Martins Mutter und die Bäckerin, kamen zu Engel in die Spinnstube, wohin denn auch die Jungfer Mariemarlehne kam, die sich bei Engel heimlich zum Zweiten als Gevatterin anbot, da beim Ersten die Großeltern zu dieser Ehre kamen.

In die Stadt ging Conrad nur, wenn er mußte. Schöffe mochte er nicht werden und lehnte es ab, als sie ihn wirklich einmal gewählt hatten.

Auch vom Schusterpeter ist zu rühmen, daß er wieder Sitzfleisch bekam und auf dem Handwerk arbeitete. Dadurch stellten sich seine Verhältnisse wieder gut.

Wie es aber dem Herrn Schimmel ging, das erzählte eines Abends in der Maje der Kirchmeier also: „Was zum Lumpen geboren ist", sagte er, „muß sich vor den Papiermachern hüten! Der Herr Schimmel fing, als die Franzosen kamen, des Kukuks sein Spectakel an. Er nahm das Maul so voll zum Lobe der Franzosen, daß es ihnen selber zu arg wurde. Damit meinte er, sich eine fette Suppe zu verdienen. So lange sie ihn brauchen konnten, ließen sie ihn plaudern, schreien, machen; aber nun kam er und wollte zum Lohne seiner Treue ein Amt haben und kein kleines. Da fragten sie ihn, ob er auch französisch parliren könne? Holla! da war's just Matthäus am letzten; denn davon verstand er in Summa nichts.

„Dann können wir Dich auch nicht brauchen! hieß es und — siehe da, aus dem Freunde wurde ein Feind. Schaden konnte der Mensch weniger, als seiner Zeit nützen. Man ließ ihn gehen. Nun wollte er sein altes Geschäft wieder anfangen und Schriften machen für die Leute, die etwas bei den Herren zu suchen hatten, aber da hieß es: die müssen französisch seyn! Und es haperte abermals.

„Die guten Freunde hatten sich schon lange von ihm losgemacht. Der Wirth, der ihm viel geborgt, wollte Geld und der Schimmel hatte keins. Siehe da, eines schönen Morgens hatte der Herr Schimmel die Platte geputzt, das heißt, er war flöten

gegangen. Wohin er war, wußte Niemand, ja es fragte auch eigentlich Niemand darnach, als der Schneider, der auch ein Rebeller gewesen war, und ein Schuster, die ihm beide geborgt hatten, weil sie glaubten, er würde ein hohes Amt bei den Franzosen kriegen, und — der Wirth, der übrigens am schlimmsten in die Seite sah, wo der Geldsäckel ist. Er, wie die beiden Andern sahen bei Zeiten ein, daß sie nichts Besseres thun könnten, als ihre Schuldposten von Herrn Schimmel in den Schornstein zu schreiben, wo sie wenigstens die Hühner nicht auskratzten.

„Nun war ich gestern in der Stadt und als ich einen Schoppen Bier trank und mein Stück dazu aß, kam der Krämer Boldi auch herein und setzte sich dazu und trank Eins. Kam' da auch die Red' auf den Herrn Schimmel.

„Wo mag der schöne Vogel hingeflogen seyn? fragte ich.

„Das kann ich Euch sagen, Kirchmeier, versetzte da der Herr Boldi. Vor etwa drei Wochen oder mehr war ich in Koblenz, wo ich einen Prozeß am Landgericht hatte. Geh' ich durch die Rheinstraße. Da kommt Einer daher am Stocke, dem die Sonne durch den Rock und den Leib schien, und da kein Polizeidiener in der Nähe war, was er genau erkundschaftet haben mochte, trat er zu mir, zog das zerrissene Hütlein von den schneeweißen Haaren und sagte: „Ach, Herr Boldi, schenken Sie mir etwas, mich hungert so!"

„Nun wieß die blaurothe Nase auf etwas Anderes, als Hunger. Ich sage: woher kennet Ihr mich denn?

„Aber, wie ich ihm in das Gesicht sehe — ist es der Herr Schimmel!

„Da hab' ich ihm ein Gröschlein gegeben, wofür er sich bedankt hat und ist schnurstracks in ein nahes Schnappshaus gesegelt.

„So steht's mit dem Herrn Schimmel!" sagte der Herr Boldi, bezahlte sein Getränk und ging.

„Ich aber dachte: Wer zum Lumpen geboren ist, muß sich vor dem Papiermacher hüten!"

Und damit schloß der Kirchmeier seine Erzählung.

Die deutschen Eisenbahn-Verwaltungen an der französischen Gränze.

(Aus einem Reisebriefe im Magazin f. d. Literatur d. Auslandes.)

. . . . Die Wanderkonferenz der deutschen Eisenbahn-Verwaltungen hatte dießmal ihren jährlichen Zusammentritt an dem äußersten südwestlichen Saume des deutschen Vaterlandes, in Baden-Baden, anberaumt, wohin auch Abgeordnete der Eisenbahnen des benachbarten Frankreich und der Schweiz gekommen waren. Du hast mich oft bereits nach den Resultaten dieser alljährlichen General-Conferenzen gefragt, und das Positive, das ich Dir darüber zu berichten wußte, war in der That nicht von Erheblichkeit. Gleichwohl halte ich diesen Verein, wie jeden anderen, der, gleich ihm, seine Mitglieder aus den verschiedenen Gauen des deutschen Vaterlandes rekrutirt, und der, unter ungetrübter Wahrung der besonderen Landes- und Stammes-Interessen, die festere Knüpfung wenigstens eines gemeinsamen Bandes bezweckt, für wahrhaft ersprießlich in moralischer, wie in materieller Hinsicht. Ich darf, mich in dieser Beziehung auf einen zweiten, in Deutschland bestehenden großen Verein berufen, nämlich auf die Corporation der deutschen Buchhändler mit ihrer Leipziger Börse, die, in ähnlicher Weise zusammengesetzt, ohne den oft eigensinnigen, partikularistischen Neigungen Zwang anzuthun, doch unbestritten ein gemeinsames nationales Interesse fördert. Wahrlich, es ist nicht blos der erleichterte und auf bewundernswerthe Weise überall hin mit gleicher Schnelligkeit sich vertheilende Büchervertrieb, den wir dem deutschen Buchhändler-Vereine zu verdanken haben, sondern wesentlich ist es auch dieser Verein, der den Gedanken der Gemeinsamkeit der deutschen Literatur in Deutschland selbst, wie im Auslande wach erhält und zum Bewußtseyn sogar der spottlustigsten Verhöhner deutscher Einigkeit und Nationalität bringt. Was keiner noch so mächtigen deutschen Coalition bisher gelungen, das hat dieser unscheinbare Verein deutscher Buchhändler erwirkt: daß man nämlich weder in Paris, noch in Kopenhagen, weder in London, noch in St. Petersburg an der Einigkeit deutscher Bestrebungen und an der Beachtenswürdigkeit deutscher Beschlüsse zweifelt. Es liegt etwas ungemein Sittliches und daher auch Achtunggebietendes in der Vereinigung nationaler Kräfte zu einem gemeinsamen Ziele, sey dieses nun geistiger oder materieller Art, und deßhalb hat auch unser Verein, deutscher Eisenbahn-Verwaltungen durch seine bloße Existenz schon Gutes gewirkt, abgesehen davon, daß er sich durch Aufstellung allgemeiner Grundsätze in Bezug auf die Vollendung des deutschen Eisenbahnnetzes, so wie hinsichtlich des durchgehenden Verkehrs auf den deutschen Vereins-Bahnen, für welche er auch die Grundzüge eines allgemeinen Güter-Tarifs und Transport-Reglements, sowie eine vergleichende Statistik, ausgearbeitet, reale Verdienste um Handel und Verkehr in Deutschland erworben hat.

Gleichwie dem deutschen Buchhändler-Börsenverein, so kömmt auch dem Vereine deutscher Eisenbahn-Verwaltungen der Umstand sehr zu Statten, daß er mit keinerlei Mißtrauen der deutschen Regierungen um seine Existenz zu kämpfen hat. Diese kommen ihm vielmehr überall mit dem größten Vertrauen entgegen, und in Wien wie in Hamburg, in Berlin wie in Stuttgart, in Dresden wie in Nürnberg, und in Aachen wie in Baden-Baden ist er mit einer Einmüthigkeit des Wohlwollens begrüßt worden, wie sie in unserem divergirenden, antagonistischen Staaten- und Volksleben sonst nicht leicht einem deutschen Unternehmen zu Theil wird. Ueberall erkannte man dem Verein eine nationale Bedeutung zu, und selbst der verstorbene Fürst Felix Schwarzenberg, dem wohl Niemand irgend eine Schwärmerei für das Deutschthum zugetraut hat, sprach von deutscher Einigkeit und deutschem Gefühl, als er an der von der kaiserlichen Munifizenz den Vertretern des deutschen Eisenbahn-Vereins im Schlosse von Laxenburg bereiteten Fest-Tafel die Gäste seines Souverains begrüßte.

Auch darin darf wohl eine Anerkennung der nationalen Bedeutung des Vereins gefunden werden, daß bei mehreren General-Conferenzen, namentlich in Aachen, in Stuttgart, in Berlin und in Baden-Baden, Abgeordnete ausländischer Eisenbahnen (der belgischen Staatsbahn, der französischen Nord- und Ost-Bahn und des eben entstehenden Schweizer-Bahnnetzes) erschienen waren, um den Verhandlungen beizuwohnen und direkte Verbindungen mit einzelnen Verwaltungen anzuknüpfen. Es konnte nicht fehlen, daß auch hierbei wieder, wie in fast allen deutschen Verhältnissen, nördliche und südliche Gegensätze mit einander in Berührung kamen: im Norden wirbt nämlich die rheinische Eisenbahn im Vereine mit der belgischen Staatsbahn und der französischen Chemin de fer du Nord, und im Süden bewerben sich die badische und die würtembergische Staatsbahn im Vereine mit dem französischen Chemin de fer de l'Est, um die Vermittelung des deutschen Verkehrs mit Paris und mit dem westlichen Europa überhaupt. Doch bei richtiger Auffassung der gegenseitigen Verhältnisse, wie sie eben der Verein seinen Mitgliedern möglich macht und erleichtert, bei allgemeiner Anerkennung des Grundsatzes, daß jede Concurrenz ihre natürlichen Gränzen hat, die nicht ungestraft überschritten werden können, wird der Norden dem Süden und eben so der Süden dem Norden den ihm gebührenden Antheil an der Vermittelung des ostwestlichen Verkehrs neidlos überlassen. Allerdings wird jede der betheiligten Parteien dahin streben müs-

sen, die Wege, soweit sie eben innerhalb ihrer natürlichen Gränzen liegen, von allen Hindernissen und Verzögerungen des Verkehrs zu befreien. Und dazu werden wiederum die kleineren geographischen Verbände, welche sich innerhalb des Vereins gebildet und die ihrerseits auch bereits manches Gute erreicht haben, das Ihrige beitragen.

Bemerklich mache ich bei dieser Gelegenheit, daß der süddeutsche Verband dem mitteldeutschen gegenüber den Vortheil für sich geltend zu machen weiß, daß im Süden kein sogenannter Postzwang existirt, Eisenbahnen und Posten vielmehr meistens in einer und derselben Hand sind, so daß der französische Absender, der seine Waaren über Straßburg gehen läßt, keiner anderen Vermittelung, als der Eisenbahn, bedarf, während derjenige, der über Aachen und Köln extradirt, wenn seine Waaren nicht über zwanzig Pfund wiegen, dafür sorgen muß, daß diese an der deutschen Gränze von der Eisenbahn auf die Post übergehen. Natürlich gibt diese Betrachtung auch da, wo sie gar nicht maßgebend zu seyn braucht, den Ausschlag für die Versendung über Straßburg, daß die Franzosen überhaupt gewohnt sind, als das Ausgangsthor nach Deutschland anzusehen, während sie Frankfurt a. M. als dessen Haupt-Eingangsthor betrachten.

Die große Wasserleitung in Berlin.

Die Vorarbeiten zu der von der englischen Gesellschaft für Berlin zu gründenden Wasserleitung schreiten schneller vorwärts, als man es erwartet hatte. Auf dem Hauptbetriebsplatze vor dem Stralauer Thor entwickelt sich eine enorme Thätigkeit, eine stattliche steinerne Mauer umzieht bereits den 17 Morgen großen Platz und eine besondere Eisenbahn führt vom Spreeufer aus zum Transport der Baumaterialien auf diesen Platz, so daß es fast den Anschein hat, als solle hier eine förmliche Stadt gegründet werden. Die Hauptröhrenlegung, welche aus doppelten Röhren von dem enormen Durchmesser von 30 bis 40 Zoll besteht, ist bereits bis zum Stralauer Platze fertig gelegt. Die Zweigröhrenlegung ist auf der ganzen Friedrichsstadt bereits erledigt. Die betreffenden Arbeiter haben sich bereits eine solche Gewandtheit angeeignet, daß die Arbeiten sehr schnell vorrücken. Mit dem 1. Juli 1855 wird demnächst das große segensreiche Werk, welches jedes Haus Berlins an das Ufer des fließenden Wassers verlegt, sicherlich vollendet seyn. Die Baupläne zu den einzelnen Arbeiten sind jetzt sämmtlich festgestellt. Auf dem Platz vor dem Stralauer Thor wird dicht an der Straßenfront außer zwei Wohnhäusern für das Beamten-Personal das großartige Maschinengebäude aufgeführt. Dasselbe enthält eine ganze Reihe von Dampfmaschinen, welche zusammen etwa 1500 Pferdekraft haben. Hinter dem Maschinenhause werden sechs große Bassins von einem Umfange von mehreren Morgen ausgegraben. Von diesen Bassins enthält das eine das ungeläuterte Spreewasser, welches aus einem unter dem Maschinenhause fortlaufenden Tunnel von den Dampfmaschinen hinangetrieben wird, die vier nächsten Bassins, welche mit Kies und Steinen zum Theil ausgefüllt sind, dienen zur Filtrirung des Wassers und das sechste Bassin dient zur Aufnahme des geläuterten Wassers. In diesem Zustande wandert das Wasser nun nochmals unter die Pumpen der Maschinen und wird solches nun in die Röhrenleitung nach der Stadt hingetrieben. Diese Röhrenleitung besteht aus zwei Systemen, von denen eins auf dem linken, das andere auf dem rechte Spreeufer liegt. Die Hauptröhrenleitung geht vom Stralauer Thor nach dem Alexanderplatz, von dort nach dem Dönhofsplatz und von dort im Kreislauf zurück; von dieser Hauptleitung aus werden alle Nebenleitungen gespeist. Der mächtige Druck, den die Maschinen am Stralauer Thor auf das ganze Röhrensystem üben, findet seinen Ausgangspunkt und seine Regulirung in dem großen Sammelbassin, welches auf dem Windmühlenberg zwischen dem Prenzlauer und Schönhauser Thor angelegt ist. Dort steigt in einem höchst geschmackvoll angelegten Thurme ein etwa einen Fuß im Durchmesser haltendes Leitungsrohr zu einer Höhe von 200 Fuß über dem Spiegel der Spree empor und dasselbe krümmt sich dann in das Bassin hinab, um dem überflüssig gehobenen Wasser einen Ausgang zu gewähren. Da das Bassin auf der Höhe des Berges etwa 100 Fuß über dem Wasserstande der Spree liegt, so dient solches zugleich zu einem mächtigen Hülfsreservoir, um wieder bei der Speisung der Röhren, namentlich, wenn im Hauptwerk einmal eine augenblickliche Stockung entsteht, mitzuwirken. Hiermit werden die Grundzüge des großartigen Unternehmens, wie solches jetzt definitiv festgestellt ist, bezeichnet seyn.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein neuer Conversationston.) Die Gespräche sind bei den Kalmücken um so langsamer, je mehr sie eine Person ehren wollen. Wenn Fremde von Rang dem Kalmückenfürsten vorgestellt werden, läßt dieser zwischen Frage und Antwort immer fünf Minuten verstreichen, und von einem Zeremonienmeister wird dem Reisenden bedeutet, daß er es eben so machen solle. Der Zweck dieser uns wunderbar scheinenden Sitte ist ein lobenswerther: man will dem Sprechenden Zeit zur Sammlung und zum Nachdenken lassen, damit der Inhalt seiner Worte um so tiefer und inhaltsreicher werde und das Gespräch nicht in leeres Geschwätz ausarte. Die alte Regel: „Erst denken, dann reden!" wird also besser bei uncivilisirten Nomaden als in den verschiedenen Metropolen und Metropölchen der Intelligenz befolgt.

Man schreibt aus London: „Das Gesetz gegen die heimlichen Spielhäuser ist seit Dienstag, dem 1. August, in Kraft. Sobald der Polizei, die ein Haus untersuchen will, der geringste Widerstand geleistet wird, betrachtet sie das Haus als ein Spielhaus und der Vorsteher desselben kann bis zu 500 L. oder einem Jahr Gefängniß bestraft werden. Die Hälfte der Strafe fällt dem Angeber zu, die andere den Armen der Pfarre, in welcher das Haus liegt."

(Bücherluxus.) Es ist eine ziemlich häufig gehörte Klage, daß unsere Reichen und Vornehmen nicht mehr wie sonst ansehnliche Geldsummen auf den Ankauf von Büchern verwenden; wir wollen dieß nicht bestreiten, aber daran erinnern, daß sonst der Ankauf von Büchern ein Luxus war, den sich nur Könige und Fürsten gestatten konnten, während die Zahl der Bücherkäufer sich mehr als vertausendfacht hat. Ludwig XI. mußte einmal sein gesammtes Silbergeschirr verpfänden, ehe ihm die medizinische Fakultät zu Paris die Manuscripte des berühmten arabischen Arztes Rhazi nur lieh; ein Herzog von Orleans kaufte eine lateinische Bibel, die in rothes Leder gebunden war, für 3600 Frcs.; Philipp der Kühne mußte für „die goldene Legende" 7500 Frcs. zahlen; auf der Pariser Bibliothek befindet sich eine Bibel, die man auf hunderttausend Frcs. schätzt. Sie ist auf Pergament geschrieben und enthält fünftausend hundert und zweiundzwanzig schöne Miniaturen mit verzierten Initialen. Bei solcher Pracht und Kostbarkeit der Bücher mußte die Welt der Poesie, der Geschichte und Philologie dem Volke verschlossen seyn.

Ein junger Engländer, Namens Blackwell, erstieg am 3. August den Montblanc.

Die ägyptische Eisenbahn von Alexandria nach dem Nil ist vollendet und wird eine Strecke von 66 engl. Meilen befahren. Im nächsten Jahr hofft man die Bahn bis Kairo fortgeführt zu haben.

Aus ganz Frankreich lauten die Ernteberichte äußerst günstig. Die Weinernte ist aber völlig verloren, was um so trauriger, wenn man erwägt, daß Frankreich 6,000,000 Bewohner zählt, die meist blos auf den Weinbau hingewiesen sind.

Korrespondenz.

Leipzig, 24. August.

Da die Cholera gegenwärtig Süddeutschland heimsucht, so dürfte es wünschenswerth seyn, die auf langen Erfahrungen beruhenden Ansichten eines durch seine Tüchtigkeit weitbekannten Mannes, des hiesigen Prof. Dr. Bock, über das Wesen, die Entstehungsursache und Heilung dieser Krankheit zu hören. Ich gebe sie hier in kurzem auf Grund eines neulich von ihm gehaltenen Vortrags wieder. Die Cholera besteht in einer plötzlichen Entmischung des Blutes, und zwar der Art, daß die wässerigen Theile des Blutes mit einem Male aus dem Blute in Magen und Darmkanal treten und sowohl durch Erbrechen wie durch den Stuhl entleert werden. Diese Flüssigkeit hat eine grauliche, reiswasserähnliche Farbe. Je länger diese Ausscheidung des Wassers aus dem Blute dauert, desto dicker wird der Rückstand des Blutes, desto träger rinnt dasselbe; die Wärmeentwickelung hört auf, die Extremitäten werden kalt, blau, es stellen sich Krämpfe ein, das Herz und der Puls schlagen immer matter und zuletzt nicht mehr fühlbar und schließlich erfolgt der Tod. Ermittelt ist diese plötzliche Blutentmischung noch nicht, auch hat die Medicin bis jetzt kein Mittel entdeckt, ihr sofort zu begegnen. Die Heilarten sind bekanntlich bis jetzt sehr verschieden angewendet worden, doch hat keine Anspruch auf sicheren Erfolg. Wahrhaft rationell, weil dem Wesen der Krankheit angepaßt, ist wohl, nach Ansicht des Prof. Bock, die nachstehende: Der von der Cholera Befallene legt sich sofort ins Bett, deckt sich sehr warm zu und beginnt nun in Massen heißes Wasser zu trinken, um dem Blute möglichst schnell und viel davon zuzuführen und es zu verdünnen und flüssiger durch die Adern zu machen. Hat das Herz schon begonnen, matter und matter zu schlagen, so ist zu dessen Erregung dem Wasser ein mäßiger Zusatz von geistigem Getränk, gleichviel was, zu geben. Das Trinken muß aber unausgesetzt fortgesetzt werden. Zur Löschung des innern Hitzegefühls trinkt man dann und wann etwas kaltes Bier, am besten reines bayrisches. In dieser Weise geht die Behandlung fort, bis das Erbrechen und der Durchfall nachlassen, und sie werden es erfahrungsgemäß jedesmal, wenn sofort damit eingeschritten wird. Doch ist nun die Gefahr noch nicht vorbei. Viele von der Choleragefahr Befreite sterben doch, wenn nicht der Harnstoff, der sich ansammelt, da während der Krankheit kein Urin gelassen wird, entfernt wird. Auch hierzu bedarf es eines reichlichen Genusses von heißem Wasser, das leichter die Gefäße der Nieren durchdringt. Sobald der Kranke wieder Urin zu lassen im Stande ist, ist er auch als gerettet zu betrachten. Es ist also wiederholt zu beachten, daß der Genuß von heißer Flüssigkeit in größtmöglicher Masse zu geschehen hat, und daß nicht eher damit aufzuhören ist, als bis, auch nach dem Aufhören des Brechens und des Durchfalls, auch der Urin entfernt ist. Das völlige Ermatten bei den von der Cholera Genesenen ist am schnellsten zu heben durch den Genuß von kräftiger Fleischbrühe, rohen Eiern und guter Milch. Was aber vor Allem zu beachten ist, das ist die Vorbauung gegen diese Krankheit, und hier hat die reiche Erfahrung des Professors Bock gefunden, daß Niemand zur Zeit, wo die Cholera in einem Orte herrscht, davon befallen wurde, der sofort eine breite, flanellene Binde um den Leib trug, namentlich aber des Nachts. Denn es ist beobachtet, daß jede Erkältung des Unterleibes während des Schlafes durch Aufdecken oder Bloßliegen, zur Zeit der Cholera, diese zum Ausbruch bringt, wo die Disposition dazu vorhanden war. Keiner, so versichert Professor Bock, der eine solche Binde trug, wurde cholerakrank; dagegen traf er keinen der viel Erkrankten, der eine Binde getragen hatte. Der Genuß von Obst, Gurken, Melonen und aller der Früchte, die man sonst während der Cholera nicht genießen zu dürfen glaubte, findet er für erlaubt, natürlich, wie immer, mit Mäßigkeit, wie denn die Mäßigkeit überall die Mutter des Wohlseyns ist. Gegen alle medizinischen Reizmittel, während des Verlaufs der Cholera, gegen Kampfer rc., erklärt sich Professor Bock auf's entschiedenste. Sie erregen das Herz zu einer furchtbaren Thätigkeit, die mit seiner Erlahmung endet.

Freiburg, 18. August.

Vor Kurzem hat ein Werkchen die Presse verlassen (in Commission in der Braun'schen Hofbuchhandlung in Karlsruhe zu haben) das wir mit Recht jedem Land-, Reb- und Forstwirthe, Gärtner und Gartenfreunde bestens empfehlen zu können glauben. Es führt dasselbe den Titel: „Grundzüge der Kultur der Pflanzen, zunächst zur festen Begründung einer physiologischen populären Erklärung der Kartoffelkrankheit von C. Löffler, provisorischem Universitäts-Gärtner zu Freiburg im Breisgau." Die Veranlassung zur Ausarbeitung dieser kleinen Schrift war die Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen, auf Theorie und Thatsachen begründeten Erklärung der nächsten Ursache der Kartoffelkrankheit und die Widerlegung der bis jetzt durchaus irrthümlichen Ansichten hierüber. Pilze, Flechten oder gar wie neuerlichst Vorster aus Coesfeld gethan, einen angeblich neu entdeckten gelben Vielfuß (Sulus flavus?!) als Krankheitsursache anzunehmen, sey ein Irrthum, der den Landmann von seinem Ziele, die Krankheit zu verhindern, abführe, woraus ihm natürlich großer Schade erwachse. Die einzige Erklärungsweise, worauf allein eine erfolgreiche Heilmethode zu gründen, ist die physiologische. Darum bespricht der Verfasser auch zuerst die Pflanze im Allgemeinen in physiologischer und morphologischer Beziehung und legt hierdurch einen Grundriß einer jeden Culturmethode nieder. Er verbreitet sich dann über die Kartoffelpflanze und ihre Erkrankung insbesondere, und gibt endlich das Verfahren an, wie diese letztere verhindert werden könne. Die Verrichtungen der Pflanze, denn hierauf beruht ja, wie bereits bemerkt, Alles, theilt er in die des oberen und unteren Theiles. Die des unterirdischen Theiles besteht in der Aufnahme der Mineralien oder festbleibenden Nahrungsstoffe, der die Zersetzung und Befähigung der Aufnahme vorhergehen muß; ferner die Aufnahme der sich verflüchtigenden Stoffe durch die Wurzeln. Er zieht hierauf die Verrichtung des Wassers in Betracht, und bezeichnet als die Verrichtung des oberirdischen Theiles der Pflanze die Aufnahme der flüchtigen Nahrungsstoffe, dann vorzugsweise die Ausscheidung der Stoffe durch die Blätter. Dieser Auseinandersetzung folgt eine nähere Betrachtung der Einwirkung des Sauerstoffes und des Lichtes auf die Pflanze. Im morphologischen Theile bespricht der Verfasser die Laubblatt-, Frucht- und Samenbildung. Bei der Betrachtung der Kartoffelpflanze und der ihre Krankheit erzeugenden Potenzen führt der Verfasser zuerst die Bildung und Anhäufung der edleren Stoffe außer der Frucht und dem Samen zur Beschauung vor; weist dann die nothwendigen Bedingungen zur Stärkemehlbildung nach und zeigt, wie unter gewissen Einflüssen sowohl die Stengel und Blätter als die Knollen zersetzt werden müssen. Zum Schlusse gibt er das Verfahren an, wie die Kartoffelkrankheit verhindert werden kann. Wenn wir das vorliegende Schriftchen mit den besseren aus der Unzahl der Schriften über die Kartoffelkrankheit vergleichen, so können wir nicht umhin, zu gestehen, daß die nächste Ursache der Kartoffelkrankheit, nach unserer Ansicht, bis jetzt von Herrn Löffler allein aus dem einzig wahren Gesichtspunkt erklärt und seine Methode, die Krankheit zu verhindern, als durchaus rationell angegeben worden ist. Wir können deßhalb diesen ganz populär gehaltenen Schriften nur einen recht großen und ausgebreiteten Leserkreis wünschen.

Dr. Wt.

Theater-Anzeige.

Montag, 28. August. (Zu Goethe's Geburtsfeier und bei festlich erleuchtetem Hause.) Elfte und vorletzte Gastdarstellung des Hrn. Hendrichs und der Fräul. Hendrichs): Egmont, Trauerspiel in 5 Abth. von Goethe. Die zur Handlung gehörige Musik ist von L. van Beethoven. Egmont: Hr. Hendrichs. Clärchen: Frl. Hendrichs.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 206. Dienstag, den 29. August 1854.

Ein dunkles Blatt.

Aus einem noch ungedruckten Werke: „Lebenswirren."

„Waidmannsheil! Herr Baron!" klang eine tiefe, etwas rauhe Stimme.

„Ihr Wunsch kommt zu spät, Herr Forstwart!" erwiederte es in wohllautender Weise aus jugendlichem Munde.

Mit diesen Worten trafen sich von entgegengesetzter Seite aus dem Gebüsche tretend, das den schwarzen Hochwald hie und da unterbrach oder unter ihm aufgeschossen war, zwei jagdmäßig gekleidete, aber sonst sichtlich sehr verschiedene Männer. Der Eine, über die Blüthe der Jahre hinaus, war untersetzter, kräftiger Statur; kurzes schwarzes Haar umgab eine Stirne, über die schon manches Wetter gezogen zu seyn schien; die dunkelgebräunten Wangen zeugten von häufigem und langem Aufenthalte im Freien; ein schwarzer, nicht gerade sorgfältig gepflegter Bart umrankte Lippen und Kinn, und unter buschigen Augenbrauen leuchtete ein Paar feuriger, düstrer Augen über die Nacht eines Antlitzes das, ohne ursprünglich etwas Abstoßendes zu haben, in diesem Augenblicke doch dem Beschauer keinen angenehmen Eindruck machen konnte. Der Andere war das gerade Gegenstück der eben geschilderten Persönlichkeit. Eine schlank aufgeschossene Gestalt, wenige Jahre über die Gränze, wo der Knabe zum Jüngling wird, gab er das gefälligste Bild jugendlicher Schöne und Elasticität. Ein frisches rosenwangiges Antlitz, fast mädchenhaft, wenn nicht die übrigen Formen die nahende männliche Kraft und Fülle gezeigt hätten, ward von reichem goldgelbem Haare umwallt, das in beweglichen Locken den schönen Kopf umspielte. Ein muthwilliger, fast kecker Zug um die von keimendem Barte kaum beschattete Lippe ward gemildert von dem ungemein gutmüthigen und freundlichen Ausdrucke, der aus den hellbraunen Augen leuchtete, in jedem Worte sich kund gab. Alles lebte an dieser anmuthigen Jünglingserscheinung; diese reine, glatte Stirne hatte noch kein Zweifel, keine Sorge, kein Schmerz des Lebens gefurcht; dieses fröhlich glänzende Auge noch keine Frage an die Zukunft gestellt; die heitere Gegenwart war das frische Element, in dem diese jugendliche Seele sorglos badete. Heute noch, nach vielen, vielen Jahren, steht die Gestalt vor uns im Morgenglanze des Lebens, da das Schicksal wollte, daß wir sie niemals, außer einmal eine kurze Zeit, anders sehen sollten.

„Sie sind glücklicher gewesen, als ich!" fuhr der jüngere der beiden Jäger fort, indem er ohne alle Mißgunst auf die sichtlich gefüllte Jagdtasche des Andern deutete und zugleich heiter lachend auf seine eigene leere schlug.

„Das Schußglück ist auch das einzige Glück noch, das mir treu zu bleiben scheint" — erwiederte Felsburg (so wollen wir den älteren nennen), nicht ohne einen Ton in seiner Stimme, der jeden andern Hörer, außer seinem jungen sorglosen Begleiter, hätte unangenehm berühren müssen.

„Ach! sehen Sie nicht so schwarz, Herr Forstwart! Ihre Beute wird da, wo man uns erwartet, große Freude machen, während der unglückliche Uso mit seiner leeren Tasche nicht für Gelächter und Spott zu sorgen hat" — scherzte der Jüngling im Weitergehen, ohne den Mißmuth seines Jagdgenossen zu beachten oder zu verstehen, wie es schien.

Die Beiden traten aus dem Walde. Es war ein frischer, klarer Herbstmorgen. Die Sonne hatte die letzten Nebel siegreich verjagt und sandte nun aus klarer Bläue ihre wohlthuenden Strahlen über die in glitzernder Diamentenpracht schimmernden Auen und Felder. Buntes Laub raschelte von den Bäumen; weiße Fäden flogen in der Luft als sichere Anzeichen weiterer schöner Tage. Jugend und rascher Gang ließen die Pulse des Jünglings lebendiger schlagen, die Schönheit des Morgens entzückte sein Auge; vergangenes Waidmannsglück oder Unglück boten Stoff genug, und so schritt er in munterm Plaudern neben seinem mehr schweigsamen und hörenden Begleiter her. Wo ihnen Jemand begegnete, gab es heitern Gegengruß, und selbst die Arbeiter auf dem Felde, welche die letzten Herbstfrüchte einheimsten, ließen eine Zeit lang die fleißigen Hände ruhen, und schauten, namentlich der weibliche Theil, mit Wohlgefallen der stattlichen Jünglingsgestalt nach, ob sie ihnen schon nicht unbekannt war, mit Kopfschütteln aber wohl auf seinen finstern Genossen. Wo der Jäger auch noch Forstmann dabei ist, besteht ein gar hochwichtiges Verhältniß zwischen ihm und dem Landmanne in forstreichen Gegenden. Jener ist der Bewahrer unendlicher Schätze für den letzteren; in seiner Hand kann Wohl und Wehe liegen. Die beschränkte freie Wiese läßt das Waldgras aufsuchen; Blätter und Nadeln des Forstes kann der Landmann für Anderes nicht entbehren. Ob und wie er es bekomme, hängt aber gar oft von der Laune des gestrengen Herrn Försters ab; und auch hier heißt es nicht gar selten: „Der Kaiser ist weit!"

Unsere Bekannten hatten nicht gar weit zu gehen, als sich über Hecken und Bäumen die bescheidenen Dächer eines kleinen Walddorfes zeigten. Von ferne schon tönte ihnen ungewöhnliches Geräusch von Menschenstimmen entgegen, und beim Näherkommen entfaltete sich im Glanze der milden Herbstsonne eine belebte Scene. Am Rande eines Teiches herrschte ein reges Treiben; barhäuptige und barfüßige Männer liefen mit Netzen hin und wieder; eine Schaar meist blondhaariger Buben jubelte und schrie oder kollerte den Rand des Teiches hinab und machte ihre Bocksprünge. Die Ankömmlinge wurden schon von ferne freudig begrüßt von einer kleinen Gruppe Herren und Damen, aus deren Mitte ein langer hagerer Mann mit wohlwollendem Gesichte, dessen grüner Rock kaum den Jagdmann durch die Farbe verrieth,

entgegenrief: daß sie eben recht kämen zu dem reichen Fischzuge. Man gesellte sich zu einander; das Glück der Morgenjagd ward zu untersuchen verschoben auf bessere Muße; denn schon ragten allenthalben die Segler der nassen Tiefe, mehr oder weniger riesige Karpfen, mit ihren befloßten Rücken über das immer spärlicher werdende Wasser hervor und bewegten sich dichtgedrängt und schwerfällig in dessen letztem Tümpel.

Ein solcher Fischfang ist ein kleines Fest für den Eigenthümer und die nächste Umgebung. Der freie Fang mit Angel oder Netz mag Manchem besser gefallen; ähnlich wie die Einzeljagd auf Wild des Waldes und der Fluren männlicher und weniger grausam erscheinen mag als das Niederschießen gehetzter Thiere bei einer Treibjagd. Der Liebhaber wird uns aber für jede Art besondere Vorzüge anzupreisen vermögen. Genug, wir haben es bei dem hier in Betracht kommenden Vergnügen etwa nur mit der Grausamkeit zu thun, die in der Angst der armen Fische begründet ist, wenn sie sich allmälig ihres Lebenselementes beraubt sehen. Aber sind denn am Ende nicht alle Genüsse des Menschen, der sich so gerne den Herrn der Schöpfung nennt, aus den Qualen seiner Mitgeschöpfe bereitet!? Die Teichfischerei gewährt die ihr eigenthümliche Befriedigung, den Jahreswachsthum der beflossten Wasserbewohner mathematisch berechnen zu können; ja ein scharfes Auge erkennt, möchte man sagen, besonders stattliche Gesellen in der sonst unterscheidungslosen Schaar, auch ohne daß sie gezeichnet sind, und freut sich lächelnd ihres Gedeihens. Das Geschäft selbst ist zuletzt fast ein müheloses, nur muß man den Schmutz nicht scheuen; und doch gibt selbst er dazwischen seinen Beitrag zur allgemeinen Lust, wenn etwa ein Fischer, unvorsichtiger oder zu weit hinauslangend, in dem nachgiebigen Schlammboden das Gleichgewicht verliert und unwillkürlich mit ganzer Länge seinen eigenen Abdruck macht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Slaven der Türkei. *)

III.

Die Bosniaken.

Zwischen den Gebirgen Griechenlands und dem Fürstenthum Serbien erstrecken sich slawische Provinzen, welche, wenigstens scheinbar, die unmittelbare Obergewalt des Sultans anerkennen. Diese Provinzen bezeichnet man im Allgemeinen unter dem Collectivnamen Bosnien, und es sind ihrer drei: das eigentliche Bosnien, die Herzegowina und Türkisch-Croatien. Die im Verhältniß zu der Ausdehnung des Landes nur sehr schwache Bevölkerung beträgt nicht über zwölfmalhunderttausend Seelen, was kaum dreihundert Einwohner auf eine Quadratmeile gibt, aber sie besteht meistens aus unbezähmbaren Hirten, welche die unzugänglichsten Pässe des türkischen Reiches beherrschen. Serbier nach Sprache und Gebräuchen, unterschieden sich die Bosniaken indessen stets von ihren Landsleuten am Donaustrande durch einen roheren Charakter; auch behaupten sie, es gebühre ihnen der Vorrang vor den andern Serbiern durch den Adel und die Reinheit ihres Ursprungs. In der türkischen Geschichte unter dem Namen Botzinaki, wie die Serbier der Donau unter dem der Triwalles bekannt, glauben sie allen andern Slawen im morgenländischen Reiche vorangegangen zu seyn; sie sprechen sogar von zahlreichen, zwischen ihren Voreltern und den fürstlichen Familien der gothischen Stämme geschlossenen Heirathen, denen sie Könige, wie Ostriwoi und Swewland, gaben, als die Nation der Gothen vom fünften bis zum siebenten Jahrhundert Europa durchwanderte. Eine übermäßige Vorliebe für örtliche Freiheiten mußte der äußeren Unabhängigkeit der Bosniaken schaden; sie theilten sich von selbst in verschiedene souveräne Staaten, wie das Banat Dalmatien und das Königreich Rama oder Ober-Bosnien. Die Magyaren benützten diese Theilung und bemächtigten sich des Landes, welches nur von einem Könige regiert wurde, der ein Vasall des Souveräns von Ungarn war. Am Ende des vierzehnten Jahrhunderts gelang es diesem kleinen König, sich völlig zu emancipiren, aber seine alten Beschützer setzten ihm zugleich einen Mitbewerber um die Regierung entgegen, der ihn nöthigte, die Türken Thraciens zu Hülfe zu rufen, und das magyarische Protectorat mußte dem ottomanischen Protectorat weichen, das seitdem Bosnien beherrscht.

Die Reihenfolge von Ereignissen oder vielmehr von Intriguen, welche die Bosniaken dazu gebraucht hatten, um muselmännische Intervention nachzusuchen, gereicht der lateinischen Christenheit durchaus nicht zur Ehre. Die beständigen Drohungen der Cardinäle und Bischöfe Deutschlands in diesen Ländereien hatten endlich die Masse der Bevölkerung gegen die Religion gleichgültig gemacht, die sie durch eine Schaar von Ehrgeizigen auf eine so unwürdige Weise ausgebeutet sah. Die Ketzerei der Bogomilen (Erwählte Gottes), einer Secte von Gnostikern, welche die Dreieinigkeit, die kirchliche Hierarchie und die Göttlichkeit Christi leugneten, hatte bereits den orthodoxen Glauben in Bosnien und Albanien mächtig erschüttert. Diese Bogomilen, die Vorläufer der Reformirten, von den Griechen Katharer oder reine Christen, und von den lateinischen Chronikschreibern Patareni (ein Wort, das keinen Sinn gibt) genannt, trugen nicht weniger als das griechische Schisma dazu bei, die Unduldsamkeit der deutschen Bischöfe hervorzurufen, und die Eroberungen des Islamismus in Bosnien zu erleichtern. Rom und das heilige deutsche Reich hatten die großen Familien nur dadurch an ihre Sache gefesselt, daß man ihnen um den Preis ihrer Bekehrung Lehensrechte über die schismatischen Bauern bewilligte; diese Familien, die man in der Religion ein Mittel zeitlicher Herrschaft zu sehen gelehrt hatte, traten vom Papst zum Mahomed über, und erhielten auf diese Art alle ihren Herrenrechte über die Bauern, welche sie nicht nachahmen wollten. Die in den Städten wohnenden Kaufleute, der Mehrzahl nach Katharer, machten sich kein Gewissen daraus, die Apostasie der vornehmen Katholiken nachzuahmen. Von dieser Zeit gab es in Bosnien eine muselmännische Majorität, welche, nothwendig gegen Europa feindselig gesinnt, den Sultanen durchaus kein Mißtrauen einflößte und von der Pforte leicht die Bestätigung aller ihrer Privilegien erlangte.

Die lateinischen Missionäre versichern, die bosniakischen Muselmänner halten sich, wie die von Albanien, durchaus nicht strenge an den Koran, und es wäre ein Leichtes, sie zum christlichen Glauben zurückzubringen. Diese Behauptung scheint im Widerspruch mit dem Fanatismus zu stehen, mit dem die Bosniaken ihre gegenwärtige Religion gegen jeden Angriff vertheidigen. Der Islamismus, wie ihn die Bosniaken ausüben, nähert sich nun mehr dem christlichen Cultus, als dem Islamismus der Türken, und man konnte natürlich die Bekehrung der Ersteren für minder schwierig halten als die der Osmanlis. So hat jede Familie den von ihren christlichen Voreltern erwählten Heiligen als Schutzpatron beibehalten; man feiert den heiligen Peter, den heiligen Elias, den heiligen Georg; ein muselmännischer Vater, dessen Kind krank ist, läßt in einem benachbarten Kloster Messen für dasselbe lesen; ein junger Beg führt insgeheim die Popen auf das Grab seines Vaters, und heißt sie hier Gebete verrichten. Die Bosniaken haben nicht, wie die andern Muselmänner, die Vielweiberei angenommen, und in einigen Bezirken treiben sie es sogar so weit, daß sie ihre Frauen, wie die Christinnen, unverschleiert oder

*) Vergl. Didaskalia No. 159—161.

wenigstens mit theilweise entblößtem Gesichte ausgehen lassen. Man muß dabei anerkennen, daß diese Muselmänner mehr Achtung vor ihren Frauen haben und mehr Rücksicht auf sie nehmen, als die christlichen Serbier. Diese Achtung vor dem schwächeren Geschlecht hat bei ihnen der Familie stärkere Grundlagen gegeben, als bei den Türken. Zum Unglücke haben in einem Lande, wo das niedere Volk, auf den Raja-Stand herabgedrückt, kein Gegengewicht gegen die Gewalt der Vornehmen in die Wagschale zu legen vermag, die häuslichen Tugenden der Bosniaken nur dazu gedient, das bei ihnen durch die Germanen des Mittelalters eingeführte aristokratische Element zu befestigen. Uebrigens hat der Geist des Orients die Keime dieses Feudalwesens bis in ihre Tiefe modificirt.

Dieselben Bande, welche in früheren Zeiten Bosnien mit dem Königreich Ungarn vereinigten, verknüpfen es gegenwärtig mit dem Reiche des Sultans, dem es mehr ein Bundesgenosse als unterthan ist. Die Bosniaken verwalten ihre Angelegenheiten selbst, bezeichnen der Pforte die Pascha's, welche sie haben wollen, und die immer Eingeborene sind. Der Wessir, die einzige Behörde ottomanischen Ursprungs im Lande, ist hiervon auszunehmen; seine Autorität wird auch unablässig angefochten, und er lebt gleichsam blockirt in seiner Citadelle Trawnik, da ihm der Aufenthalt in der Hauptstadt durch die Constitution untersagt ist, die er nur im Falle eines Bürgerkrieges zu verletzen sich erdreistet. Als Stellvertreter des Sultans ist ihm das militärische Gouvernement der Provinz übertragen, aber unter der Aufsicht zweier hoher eingeborner Würdenträger. Der Eine ist der Groß-Kadi oder Mollah, das Haupt der bosniakischen Ulemas und der Bezirks-Kadis, an den jeder Raja von den Sprüchen der untergeordneten Richter appelliren kann. Der Andere ist der Großwojewode, der, von allen Kapitänen erwählt, unter dem Titel Alai-Beg, das Obercommando über die nationale Armee führt, und die Vollstreckung der Urtheile der bosniakischen Tribunale leitet.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Der Münchener Glaspalast ist ein in jeder Beziehung kostbares Gebäude; der Werth aller ausgestellten Gegenstände beläuft sich auf 14 Millionen Gulden und die Summe der Feuerversicherung auf vier Million bei vier deutschen Gesellschaften. Die Kosten für Verwaltung, Dienstpersonal belaufen sich auf mehr als 300 Gulden täglich; die Kosten des Baues sind vorläufig auf 1,300,000 Gulden berechnet; es müßte demnach bei den festgesetzten Eintrittspreisen von 30 und 12 Kreuzern die Zahl der Besucher ungefähr die Höhe von 25 Million erreichen, wenn die Baukosten gedeckt werden sollen. Das gedruckte Verzeichniß besteht aus 368 doppelspaltigen Zeilen.

* Der gegenwärtige König von Sachsen, Johann, ist durch seine Uebersetzung und Erklärung von Dante's Divina comedia berühmt. Ueber den Werth derselben hat man u. A. das authentische Urtheil des verstorbenen Kaspar Orelli, der sich bei seinen Vorlesungen über Dante ganz an die Erklärung und Uebersetzung des Prinzen Johann anschloß, welche dieser beste Kenner für die weitaus gelungenste erklärte, zu der er wenig hinzuzusetzen wisse. Außerdem ist Johann bekanntlich einer der gründlichsten Kenner des Rechtes und in dieser Richtung bereits vielfach thätig gewesen.

Unter den Erzeugnissen der Berliner Industrie haben sich in jüngster Zeit die Arbeiten der Vergolder Ruf erworben. Nachdem schon seit einiger Zeit bedeutende Bestellungen auf Goldleisten von Amerika bei Goldleisten-Fabrikanten gemacht worden sind, ist kürzlich auch ein Auftrag auf 500,000 Fuß Goldleisten in den verschiedensten Mustern aus Süd-Amerika eingegangen, mit dessen Ausführung mehrere Fabrikanten beschäftigt sind.

Der französische Minister des Ackerbaues, des Handels und der öffentlichen Arbeiten hat bekannt machen lassen, daß nach unumstößlichen Erfahrungen frisches trockenes Heu, sowie Zwiebeln die Kornböden von den sogenannten Kornwürmern schützen, wenn man, sowie das Korn aufgeschüttet wird, auf die Speicher frisches Heu und Zwiebeln legt, oder auch den Boden mit Zwiebeln einreibt.

(Die Kunst, populär zu schreiben.) Ein Lessing, ein Franklin, ein Lichtenberg haben gezeigt, daß man die tiefsten Begriffe in der Sprache des täglichen Lebens entwickeln könne. Ein neuester Beweis, wie sich scharfe philosophische und andererseits populäre Form der Darstellung keineswegs ausschließen, sondern in einem Individuum beisammen finden können, schien uns für die Mittheilung interessant. „Die Gesellschaft des öffentlichen Wohls" in Genf hatte im vorigen Jahre eine Preisfrage „Ueber das gegenseitige Verhältniß von Recht und Pflichten als sittliche Grundlage des Lebens in Bezug auf das Wohl der Individuen und Völker" ausgeschrieben und dabei eine populäre Form als wünschenswerth, jedoch nicht als absolute Bedingung bezeichnet. Von den sechs hierauf eingeschickten Denkschriften erklärte die zu ihrer Prüfung ernannte Commission von Gelehrten und Beamten Genfs mehre als sehr vorzüglich, stellte aber eine derselben, die in philosophischer Form gehalten war, sogleich vor alle übrigen. In der allgemeinen Versammlung der Gesellschaft erhielt diese Denkschrift einstimmig den Hauptpreis, eine andere aber in populärer Form das Accessit; und bei Eröffnung der versiegelten Zettel ergab es sich, daß beide gekrönte Preisschriften von einem und demselben Verfasser, dem Genfer Professor Monnard, herrührten.

Vom Kapitän Inglefield, der zur britischen Franklin-Expedition nach dem Eismeer abgeschickt wurde, sind Berichte aus Disco-Eiland von Ende Juni eingetroffen. Der Winter war dort strenger denn seit vielen Jahren gewesen, und es ist noch zweifelhaft, ob er durch die Baffins-Bai wird bis Beechy-Eiland vordringen können, in welchem Falle die eingeeisten Nordpolfahrer, namentlich Maclure und Collinson, noch einen Winter auf dem Eise zubringen müßten. Die großen Eisberge jedoch, die in den letzten Monaten, von Norden kommend, im atlantischen Ocean getroffen wurden, lassen vermuthen, daß das Becken der Baffins-Bai um diese Jahreszeit wieder schiffbar seyn dürfte.

England hat jetzt im Ganzen 225,318 Meiereien, von denen zwei Drittel 111 Acker bebauen, 771 aber mehr als 1000. Die größten liegen in Südosten, wo man auf 2000 Pächter 2 Millionen Acker Land zählen kann. Es beschäftigen 170 Pächter jeder mehr als 60 Knechte, die Mehrzahl, 40,650, haben deren aber nur 5 und 16,501 halten jeder 10 Knechte, was 311,707 Dienstboten ergibt.

(Eine Riesenstatue Shakespeares.) Man geht in England mit dem Plane um, Shakespeare eine Statue zu errichten, mit der nur etwa die Bavaria sich soll messen können. Die Statue soll aus Erz gegossen werden und eine Höhe von hundert Fuß erhalten. Das hohle Innere will man in drei Stockwerke theilen, jedes bestehend in einem Saal von 15 Fuß Höhe und 80 Fuß im Umfange. An den Seiten dieser Säle sollen Basreliefs, Sce-

nen aus den Werken des Dichters, angebracht werden. In dem Saale des ersten Stocks sollen sich überdieß die Statuen der Königin Victoria und des Prinzen Albert befinden. Aus einem der Stockwerke zum andern soll eine Wendeltreppe führen; das oberste würde den Kopf bilden, von dem aus man durch die Augen (von zwei Fuß Größe) ganz London, das großartigste Panorama, überblicken könnte. Das ganze Innere der Statue soll von oben, durch den Kopf, dessen oberer Theil von starkem Glase gebildet werden wird, und durch zahlreiche Oeffnungen in den Falten des Mantels beleuchtet werden, die man von unten nicht sehen würde. — Die Statue soll auf einem Unterbaue von Granit mit Bronzethüren ruhen und auf dem Primrose-Hügel aufgestellt werden. In dem zweiten Saale will man eine Sammlung von Büsten großer Dichter und Schriftsteller aufstellen. — Der Plan ist von einem jungen Bildhauer entworfen worden und er scheint in England großen Beifall zu finden.

Korrespondenz.

Baden-Baden, 26. August.

Unter den Badeberichten in Ihrem vielgelesenen Blatte darf wohl die Königin der Bäder, unser reizendes Baden-Baden, nicht vergessen werden, und besonders jetzt, wo die Saison hier ihren Höhepunkt erreicht hat, wo die Fremdenzahl hier am größten ist, und wo sich ein Bild entfaltet, wie man es an keinem andern Orte findet. Die heutige Kurliste nennt 28,689 Personen, und jeden Tag treffen über 500 Fremde ein, da der treffliche Gesundheitszustand, der hier herrscht, gar Viele bestimmt, hier ein Asyl zu suchen und einige Tage in unserem herrlichen Thale zu verweilen. Heute ist Prinz Peter von Oldenburg und Familie hier eingetroffen und wird einen längeren Aufenthalt hier nehmen, auch unser Prinz-Regent und der Prinz und die Prinzessin von Preußen sind noch hier anwesend; der Erbgroßherzog von Mecklenburg hat heute Baden verlassen. — Die Verschönerungen unseres Conversationshauses schreiten rasch vor; zu diesen gehört namentlich das neu eingerichtete Lese-Cabinet und die Bibliothek und Buchhandlung von Marx, die an ähnliche Etablissements in Paris erinnern, wo man stets alle in Baden anwesenden Kunst- und Literatur-Notabilitäten vereint trifft und wo man eine reiche Auswahl der neuesten Schätze der Literatur aller Länder findet. Die neuen Salons werden an Pracht und Luxus Alles übertreffen, was man in dieser Beziehung kennt. — Gestern fand ein großes Konzert statt, in welchem Vivier und Bazzini mitwirkten und das von der Elite der Badegesellschaft besucht war.

Soden, 25. August.

Um unsren Dank öffentlich gegen die Künstler aussprechen zu können, welche wir gestern Abend im Kursaal zu hören Gelegenheit hatten, erwähnen wir eines Konzertes, das zum Besten des hier gestifteten „Krankenhauses für Arme aller Confessionen“ stattfand. Mit einem Trio von Marschner, das wegen Unwohlseyns eines der zur Mitwirkung sich erbotenen Künstler in der Eile gewählt worden war, wurde die Soirée, obwohl eine Probe nicht möglich gewesen, durch trefflichen Vortrag der Herren Lutz (Piano), Eliason (Violine) und Siedentopf (Violoncell) eröffnet. Das schöne Spiel des Letzteren erfreute uns besonders in dem Adagio, und hatten wir nur zu bedauern, daß nicht alle Theile des Trios zur Ausführung kamen. Dafür entschädigte jedoch die berühmte Johanna Wagner, außer der zweiten Nummer des Programms, „Wanderers Ungeduld“ von Schubert noch durch ein weiteres Lied. — In einer im Konzertstyle gehaltenen Fantasie für Violine bekundete Herr Eliason wiederholt seine bekannte Meisterschaft, indem er die in einem in E moll einleitenden Adagio vorkommenden Doppelpassagen so täuschend spielte, daß man zu glauben versucht war, zwei Violinen zu hören, und dann in Variationen E dur überging, welche die richtige Steigerung zum Schlusse zuließen. Die größte Anerkennung von Seiten des Publikums war seinem Spiele ein würdiger Lohn. Zum Schlusse trug Fräulein Wagner vier in lieblicher Form gehaltene „Kinderlieder“ von Taubert in anmuthiger Weise vor, während ihr ein stürmischer Applaus dankte. Endlich verdient das in den meisten neueren Compositionen bekanntlich ohnehin schwierige und hier ohne alle vorherige Verständigung ganz unvorbereitet übernommene Accompagnement des Herrn Lutz ebenfalls einer ehrenden Anerkennung, wobei der Pianist durch die äußerst angenehm elastische Spielweise eines Mozartflügels vortheilhaft unterstützt wurde, an welchem wir, außer seinem schönen Ton, namentlich die gediegene Stimmhaltung hervorheben, welche sich trotz des Transportes hieher und des unausgesetzten Gebrauchs in dem Konzerte bis zum Schlusse immer gleich hielt, obwohl, wie wir vernommen, der schöne Flügel in Frankfurt und nicht mehr hier gestimmt worden war. — Außer den mitwirkenden Künstlern gebührt übrigens ein ganz besonderer Dank für den Genuß unserm wackeren Bade-Commissär Hrn. Vogler, der mit vielem Eifer und Aufopferung das Konzert veranstaltet hatte. Möchten bei den jetzt länger werdenden Abenden die Gäste unseres gesundheitspendenden Thales, welche gern noch ferner hier weilen, auch noch öfter durch gleich erfreuliche Genüsse unterhalten werden!

Frankfurt a. M.

Wir kommen nicht in Gefahr zu viel zu sagen, wenn wir die Kunstleistungen der Musik-Gesellschaft unter der Leitung ihres Direktors, des Herrn Hugo Hünerfürst aus Dresden, als außergewöhnliche und in jeder Beziehung ausgezeichnete der Beachtung der Musikfreunde auf's Wärmste empfehlen. So viel gute Musik wir hier zu hören fortwährend Gelegenheit haben, so wurden wir doch durch Das, was uns dießmal geboten ward, wahrhaft überrascht und in reichem Maße befriedigt. Diese Leistungen werden sich, wie alles Vorzügliche bei unserm kunstliebenden Publikum bald eindringlicher, als wir es hier vermöchten, von selbst einführen. Das Programm des ersten Konzertes am 27. d. M. im Harmonie-Saale brachte Ouverturen und größere Musikstücke aus Opern, Tänze und Märsche. Wir wissen nicht, ob wir der seltenen Präcision, Kraft und Abrundung des Zusammenspiels oder ob der trefflichen Behandlung und dem gediegenen Spiel der einzelnen Instrumente den Vorzug geben sollen. Hier läßt sich das alte Wort „Einer für Alle und Alle für Einen“ mit Recht anwenden und hier überraschen uns eben so sehr die Einzelnheiten, wie uns der Totaleindruck bewältigt. Musikstücke, wie der Marsch aus Tannhäuser, die verschiedenen Tänze und die Ouverture aus Tell und Fra Diavolo sind uns so frisch und lebensvoll, so aus einem Gusse und so anregend wohl noch nicht zu Gehör gebracht worden und machen diese Ausführungen sowohl der musikalischen Tüchtigkeit der Einzelnen, wie dem Talente und der Energie ihres Direktors die größte Ehre; wie sie denn auch von dem wenn auch dießmal noch kleinen Auditorium mit stürmischem Beifall aufgenommen wurden. Man wird sich bald überzeugen, daß wir zur Empfehlung dieser trefflichen Kunstleistungen nicht zu viel gesagt haben, und man wird den Gästen verdiente Anerkennung und zahlreichen Besuch gewiß nicht vorenthalten. Schließlich machen wir noch darauf aufmerksam, daß der Harmonie-Saal, in welchem das genannte erste Concert stattfand, durch ein neues, großes Wandgemälde, die Schlacht bei Sinope darstellend und durch neue und sehr geschmackvolle Dekoration sich wiederum wahrhaft verschönert hat und dadurch namentlich der Aufmerksamkeit der uns gewiß zahlreich besuchenden Meßfremden bestens zu empfehlen ist. W.

Literatur- und Kunst-Notizen.

Von F. Fränkel und F. M. Friedmann wird bereits ein „Gedenkbuch der verlebten Tage während der deutschen allgemeinen Industrie-Ausstellung in München“ angekündigt, das Mitte November d. J. erscheinen soll.

Zu London ward am 12. August eine Uebereinkunft zwischen Belgien und Großbritannien unterzeichnet, deren Zweck ist, gegenseitig das literarische und künstlerische Eigenthum zu garantiren und den Tarif für Bücher, Kupferstiche, Musikalien u. s. w., welche von dem einen Lande nach dem anderen geschickt werden, zu regeln.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 29. August. Letzte Gastdarstellung des Herrn Pischek. Das Nachtlager in Granada, romantische Oper in 2 Abth. Ein Jäger: Herr Pischek.

Mittwoch, 30. August Robert der Teufel. (Gastrolle) Isabella: Frau Jagels-Roth. Zweites aufgehobenes Meß-Abonnement.

Bockenheimer Sommertheater.

Dienstag, 29. August. Cäsario, oder: Die bekehrte Spröde.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 207. Mittwoch, den 30. August 1854.

Ein dunkles Blatt.

Aus einem noch ungedruckten Werke: „Lebenswirren."

(Fortsetzung.)

Der Ertrag des Fischzuges war, wie schon erwähnt, dießmal ein besonders reicher. Deß freute sich die ganze Gesellschaft bis hinab zum kleinsten Barfüßer des Dorfes; die Einen, weil ihnen die dadurch gesteigerte gute Laune des alten Herrn geselliges und Familienbedürfniß war; Andere, weil eine solche Gelegenheit leicht ein oder das andere Gesuch mit gegründeterer Hoffnung auf günstigen Bescheid anbringen ließ, und die barfüßige Dorfjugend, weil auch für sie im Verlaufe des Tages Allerlei abfiel. Nachdem denn die gewonnenen Fischvorräthe gehörig gewogen und registrirt, sortirt und für die Ueberwinterung anderwärts weggebracht, eine Zahl stattlicher spiegelnder Dickbäuche aber für das Bedürfniß des Tages zurückbehalten waren und bereits den Weg in die heute besonders in Anspruch genommene Küche der bescheidenen Dorfschenke gefunden hatten, setzte sich die kleine Gesellschaft, Angehörige des Oberförsters, untergeordnete Forstleute seines Bezirkes und geladene Freunde aus der Umgegend, dorthin in Bewegung. Jetzt erst wurden die Jagderfolge unserer Eingangs Bekannten einer gründlichen Prüfung unterworfen, um so mehr, als auf sie bezüglich des ländlichen Mittagsmahls besonders reflectirt worden war. Namentlich die beiden muntern Töchter des Oberförsters, für diesen Tag Oberaufseherinnen der Küche, widmeten der Untersuchung eine große Genauigkeit, die bei dem Forstwarte zu allseitiger Zufriedenheit und Belobung, um so mißlicher aber bei unserem jungen Freunde Uso von P. ausfiel. Seine leere Tasche zog ihm manche scherzhaft spitzige Rede der Mädchen zu, worunter auch der Titel eines Sonntagsjägers nicht fehlte, den er doch in der That sonst nicht verdiente. Gutmüthig ließ er den Spott über sich ergehen und tröstete vor der Hand damit, daß er seine allerdings unverzeihlichen Jagdsünden wenigstens Abends als Tänzer so viel als möglich gut machen wolle. Damit gab man sich denn in so weit zufrieden, obgleich der Verlauf des Tages noch manchfache Gelegenheit zu heitern und muthwilligen Anzüglichkeiten gab.

Die obere Stube des kleinen, aber reinlichen Wirthshauses diente als Speisesaal. Man hatte in der Eile die weißen schmucklosen Wände mit den späteren Blumengaben des Herbstes und dem frischen, duftigen Grün des Waldes verziert, was einen ungemein freundlichen Anblick gewährte. Solche ländliche improvisirte Vergnügungen haben einen eigenthümlichen Reiz. Die vorausgegangene kleine Beschwerde des kürzeren oder längeren Marsches, die frische Luft des Morgens in einer vorgerückteren Jahreszeit bewirken ein eigenes Wohlbehagen, eine elastischere Regsamkeit, die von der kurz erscheinenden, milden Herbstsonne nur erhöht werden und von der ermattenden Hitze eines Sommertages nichts wissen. Geistige und körperliche Funktionen befinden sich in einer gewissen Harmonie, und namentlich die letzteren stehen unter dem Einflusse einer sanften Erregung, die ein gutes Mahl als einen der ersehntesten Abschnitte des Tagesverlaufs erscheinen lassen. So befand sich denn unsere Gesellschaft, vielleicht mit Ausnahme eines Einzigen, in der besten Stimmung, um die Anordnungen des gastfreundlichen Bewirthers in ihrem vollen Werthe zu würdigen. Heiterkeit kreiste um die lange wohlbesetzte Tafel; in gleicher Weise ward der treffliche Mokkatrank aus einfachsten Tassen von sehr verschiedener Form geschlürft, um dann so bald als möglich dem Verlangen der jugendlichen Mitglieder — die Jugend ist ungeduldig — Platz zu machen. Die Tische wurden auf die Seite geräumt, soweit sie nicht in einer Ecke zur Verfügung der älteren Herren gestellt werden mußten, die daran ihre Pfeife schmauchten, und der bal champêtre begann. Einige Geigen und Clarinetten dörflicher Virtuosen bildeten das bescheidene Orchester. Wenn man jung ist, nimmt man es nicht so genau mit den Brettern, auf denen man schleift und dreht, und der Musik, nach der man sich bewegt. Tänzer und Tänzerinnen waren gerade recht genug vorhanden für die Größe des Tanzplanes; die hübschen Töchter des alten Herrn hatten Freundinnen, die es nicht über's Herz hätten bringen können, der Einladung zu einem solchen ohnehin seltenen Vergnügen zu widerstehen, und die angränzenden Reviere lieferten der jüngern Männer genug, die auch hier nicht zurückbleiben durften. So wogte es denn in übermüthiger Lust innerhalb der grüngeschmückten Wände hin und her, und die alten Herren durften wohl oft die Köpfe näher zusammenstecken und sich wegen der tollen geräuschvollen Lust um sie her die bedächtigeren Worte von den Lippen haschen. Natürlich war unter diesem muntern Volke die Krone unser junger Freund Uso. Manches Mädchenauge leuchtete höher auf, wenn er sich nahte und zum Tanze bat; manches folgte verstohlen der blühenden, freundlichen Gestalt, die sich sorglos in die Fluthen des brausenden Lebens warf, ohne daß eine der Tänzerinnen sich einer besonderen Auszeichnung hätte rühmen können; er war gleich freundlich gegen Alle.

Unter den Theilnehmern des einfachen Vergnügens war offenbar nur Einer, dessen Gedanken nicht von der Gegenwart eingenommen waren. Felsburg, den wir gleich beim Beginne unserer kleinen Erzählung in wenig freundlicher Stimmung getroffen, ward kaum von der Anwesenheit einzelner Bekannten und Kameraden bewogen, jene hinter ein minder düsteres Aeußere zu verbergen. Keiner wußte, was den sonst gleichfalls muntern Mann seit kurzem so verändert habe, oder behielt eine naheliegende Vermuthung für sich. Dem Hauswesen des Oberförsters stand nämlich bei dem Mangel einer Hausfrau eine rüstige und tüchtige Beschließerin vor, ein goldhaariges Mädchen mit frischen Wangen, das, ob-

gleich nicht mehr in der ersten Jugendblüthe stehend, doch wohl noch mancher männlichen Huldigung entgegensehen durfte. Kein Makel trübte ihren Ruf, und bei der gutmüthigen Jovialität des alten Herrn war im Hause fast kein Unterschied zwischen ihr und seinen Töchtern. Alle Welt aber wußte um das Verhältniß zwischen Felsburg und dem Mädchen, das längst zu einer bleibenden Verbindung geführt haben würde, hätte jener nicht noch immer vergebens einer längst verdienten Beförderung entgegen gesehen, die zur Gründung eines eigenen Herdes nöthig schien. So mochte denn Mancher diesem noch ungelösten Umstande den Trübsinn des wackern Forstwarts zuschreiben. Ganz konnte er indeß sich der Theilnahme an dem Vergnügen der Andern doch nicht entschlagen; dieß litt schon die muntere Braut nicht. Sobald es aber anging, entzog er sich dem heiteren Treiben wieder und nahm schweigsam seinen Sitz in entlegener Ecke ein, oder verschwand wohl unbemerkt auf längere Zeit ganz aus der Stube. Draußen aber, im Lichte des Mondes, der unterdessen seine Silberlichter auf die ruhige Landschaft, auf Wald und Flur gestreut, mochten gleichwohl keine milderen Gedanken in die Seele des Jägers gekommen seyn; denn beim Zurückkehren hätte, wer Zeit zum Beobachten gehabt, seine Züge noch düsterer, seine Augen noch unheimlicher leuchten sehen können. Was aber war es, daß ihr unbeobachteter Blick sich unablässig Einem zuwandte, an die Ferse Eines fesselte, den jeder Andere zu allerletzt mit einem unfreundlichen Gedanken in Verbindung gebracht hätte? Die Jugend und Schönheit eines allbeliebten Jünglings war es, der Felsburgs Auge grollend zu folgen schien; und tanzte er nun gar mit seiner Braut, da verzog ein garstiges Grinsen des Jägers dunkles Antlitz. Einmal nur — Uso hatte eben mit einer reizenden Tänzerin eine weniger gekannte und schwierige Solotour zur lautesten Bewunderung Aller vollendet — schienen Felsburgs Gefühle Worte suchen zu müssen. Während Alle noch auf das schöne Paar schauten, murmelte er vor sich hin: „Er muß sein Augapfel seyn! — Durch den Sohn an den Vater!"

Erst spät brach die heitere Gesellschaft auf, um nach allen Seiten hin den Heimweg zu suchen. Der Mond beleuchtete ihn. Die kleinere Schaar, deren Ziel das weiter entlegene Forsthaus war und zu der auch Uso als Besuch des alten Herrn gehörte, scherzte und lachte im Nachgenusse des frohen Abends durch den Wald, dessen uralte Tannen manche Neckerei unterstützten oder ein zärtlicheres Wort begünstigten. Auch mancher frische Sang hätte die schlafenden Waldgeister wecken können oder das ruhende Wild.

(Fortsetzung folgt.)

Wenzel und Ruprecht.

(Nach einer rheinischen Sage.)

Da war einmal ein Kaiser, der hieß Herr Wenzeslaus,
War ungern beim Regieren, doch gern bei Saus und Braus;
Am Königsstuhl zu Rhense hielt der einst gute Rast,
Den Becher mit zwei Fäusten hielt allwegs er umfaßt.

Inmitten all der Zecher Herr Churfürst Ruprecht saß
— Mit Neid des Kaisers Krone und Scepter stets er maß! —
Zu ihm gewandt, sprach Wenzel: „Hört, habt Ihr bessre'n Wein,
Dann soll Euch auf der Stelle die deutsche Krone seyn!"

„Ho, ho", rief Churfürst Ruprecht, „mein Kaiser, nur gemach!
Wein gab uns Aßmannshausen; jetzt gibt ihn Bacharach!
Leert darum die Pokale, Ihr Herr'n, und sagt mir dann:
Welch' Tröpflein Euch genehmer durch Kehl' und Gurgel rann!"

Aus! Ein! Ein! Aus! — So währt es die liebe, lange Nacht;
Kein Aug' fiel zu, ein Jeder hielt treulich seine Wacht.
Zum Schlusse rief der Kaiser — schon war es lichter Tag —
„Herr Ruprecht, Ihr seyd Kaiser! Es bleibt so, wie ich sprach!" —

D'rauf füllten sie die Becher, frisch, Alle bis zum Rand:
„Ein Hoch dem neuen Kaiser", scholl's, „und dem Vaterland!" —
Herr Ruprecht doch beschenkte, bevor er ließ den Rhein,
Herrn Wenzel mit vier Fudern voll Bacharacher Wein.

Dr. D. v. Fenner.

Die Slaven der Türkei.

Die Bosniaken.

(Schluß.)

Die Sitten der Bosniaken sind äußerst streng. Ueberal leben die zwei Geschlechter getrennt; in der Kirche scheidet ein Verschlag das Schiff der Frauen von dem der Männer; bei einem Feste beschäftigt sich der Familienvater nur mit seinen männlichen Gästen und läßt seine Frau am Ende der Tafel die Personen ihres Geschlechts bedienen. Eine Jungfrau erhält nie liegende Gründe zur Mitgift, sondern nur ein, gewöhnlich unbedeutendes, Geschenk. Obgleich sich die christlichen Bosniaken hart und tyrannisch gegen ihre Frauen benehmen, so sieht man doch nicht selten in den muselmännischen Städten, daß der Raja feige sein Lager dem Spahi abtritt, und von Seiten des Herrn Beleidigungen duldet, die er unbarmherzig mit dem Tod bestrafen würde, wenn der Beleidiger ein Raja wäre, wie er. Anderer Seits sind die Spahis, stets bereit, christliche Frauen zu verletzen, gegen ihr eigene Gattinnen von einer ganz außerordentlichen Empfindlichkeit. Ein Raja, den man auf einem Ehebruch ertappt, wird auf der Stelle gehenkt oder gesteinigt; die ungetreue Frau stirbt gewöhnlich unter den furchtbarsten Martern, und ihr Gatte vermöchte ihr nicht das Leben zu retten, wenn es auch in seinen Wünschen läge. Uebrigens kommen Verbrechen dieser Art äußerst selten vor, denn, da sie sich nur aus Liebe, und nachdem sie sich von der gegenseitigen Neigung überzeugt haben, heirathen, so haben die bosniakischen Eheleute eine natürliche Anhänglichkeit an einander, und die Monogamie, an welche sie sich trotz den schlafferen Maximen des Korans binden, ist für sie ein sicheres Pfand häuslichen Glückes. Unter den Familien, sowohl den christlichen als den muselmännischen, welche auf abgeschiedenen Plateaux wohnen, ohne in Berührung mit den Reformatoren in fränkischer Weise zu kommen, ist das Privatleben reich an bewunderungswürdigen Zügen und man kann diese einfachen, edlen Sitten nicht beobachten, ohne erstaunt und beinahe erschrocken über alles Das zu seyn, was eine trügerische Civilisation dem Menschen an Tugenden und Glück entzieht.

Die Bosniaken verbinden große Tapferkeit mit einer hartnäckigen Anhänglichkeit an ihre alten Gebräuche; diese Starrköpfigkeit verleitet sie oft zu Handlungen der Falschheit und Grausamkeit, welche durchaus nicht in ihrer Natur liegen. Außerdem lieben sie das Geld mehr, als man dieß erwarten sollte; aber sie bedienen sich desselben, um schöne und reiche Gewänder und besonders Waffen von glänzender Ciselirarbeit zu kaufen. Für die Poesie und den Krieg geboren, verachten sie die Weichlichkeit und den Luxus; auf Erden durch den Säbel und den Gesang zu glänzen, darin besteht ihr Ehrgeiz; ein Leben ohne Heldenthum können sie nicht begreifen. Doch trotz dieser großartigen Eigenschaften steht der Bosniake an Intelligenz unter dem Slawen der Donau und des adriatischen Meeres, er ist weniger aufgeklärt, leichtgläubiger und weiß sehr häufig sein eigenes Interesse nur

sehr schlecht zu unterscheiden. Auch hat der Aufflug religiöser und patriotischer Begeisterung, der die anderen Serbier in ihren bewunderungswürdigen Kämpfen gegen die Türken entflammte, und sie gleichsam zu den Spaniern des Orients stempelte, Bosnien nur schwach in Bewegung gesetzt.

Die gewöhnliche Nahrung der Bosniaken ist beinahe dieselbe, wie beim Polen und beim südlichen Russen. Bei den Einen wie bei den Andern kommt es wenig auf die Qualität der Lebensmittel an, wenn nur viel vorhanden ist. Mais und Buchweizen werden mittelst einer kleinen Handmühle zermalmt, und aus dem, mit Milch vermischten Mehle macht man eine Suppe, die man Kulia nennt; wird sie mit Fett zubereitet, so heißt sie Kuwelian; das am häufigsten vorkommende Gericht ist nur ein einfaches Kascha oder Haberkrütze. Das Brod, Pita oder Tanka genannt, ist eiförmig, sehe klein und wird unmittelbar vor dem Essen in irdenen Gefäßen oder auf gegossenen Platten gebacken; den Luxus der Oefen und Bäckereien kennt man nur in den Städten. Das Fleisch wird in freier Luft an hölzeenen Spießen gebraten; das Geschirr ist ebenfalls alles von Holz. Im Winter hat man nur gesalzenes Fleisch und eine Art von Sauerkraut, das man in Tonnen gäheen läßt. Die Kartoffel, welche während der schlimmen Jahreszeit so viele Hülfsmittel bietet, wied von den Muselmännern als eine gemeine Speise, als eine Naheung der Feanken verachtet. Nachdem sie sich den Winter hindurch nur mit erhitzenden Speisen ernährt haben, ernähren sie sich im Sommer fast ausschließlich mit Wassermelonen, Kürbißen, Gurken, rothen Rüben und ungeheuern weißen Rüben, die sie meistens roh verzehren. Christen und Türken trinken Sliwowitza (Zwetschgenbeanntwein), als ob es Wasser wäre. Der Boden um die Dörfer her ist ganz mit Zwetschgenbäumen bepflanzt, die zur Bereitung dieses Getränkes bestimmt sind, welches den, den rauhen Gebirgen Bosniens von der Natur versagten, Wein ersetzt. Die Kinder haben kein anderes Getränke als Wasser, obgleich es in diesem Lande sehr kalt ist und heftige Kolik veranlaßt.

Die Krankheiten sind gewöhnlich entzündlicher Art und rühren meistens von Erkältungen her. In letzterem Falle läßt sich der Bosnika zue Ader, trinkt heißen Branntwein mit Pfeffer oder Schießpulver gemischt, wickelt sich in seinen Schafpelz und sucht zu schwitzen. Wohl gibt es in Bosnien einige europäische Aerzte im Solde dee Paschas, im Allgemeinen zieht man ihnen aber die eingeborenen Aeskulape vor. Diese Heilkünstler beobachten ein ganz sonderbaees Verfahren bei ihren Kuren. Um, zum Beispiel, einem von Taubheit bedeohten Menschen das Gehöe zurückzugeben, stecken sie ihm das Ende einer hohlen Kerze von gelbem Wachs in das Ohr, zünden die Kerze am untern Ende an, und lassen sie ganz brennen, während der Kopf des Kranken so warm als möglich eingewickelt wird. Diese Operation erneuert man bis zur völligen Heilung. Oft stellen diese Zauberer, wie die griechischen Astrologen, ihren Patienten die Nativität. Sie schreiben in slawischer Sprache seinen Namen, den Namen seines Vaters, die seiner Familie und seines Stammes nieder; da nun jeder slawische Buchstabe eine numerische Quantität darstellt, so addiren, dividiren, multipliciren sie mit allen diesen Zahlen, und entdecken die befreundeten Gestirne und die feindlichen Planeten des Kranken, und nach diesen Ergebnissen stellen sie die Behandlung fest. Diese Zauberer sind auch Chirurgen, und sehr erleuchtete Mediziner bezeugen, daß sie dieselben äußerst gründlich Wunden haben heilen sehen, die, auf europäische Weise behandelt, nothwendig die Amputation zur Folge gehabt hätten. Dagegen vermögen sie nichts gegen innere Krankheiten; wenn ein Bosniake an einer solchen Krankheit leidet, so beeilt sich die Familie, ihn auf ein Pferd zu setzen und in das nächst gelegene Kloster zu bringen, wo die Mönche ganz ruhig das Evangelium über seinem Haupte lesen, während ihn das Fieber schüttelt. Das Gebet des Vladika der Montenegriner betrachtet man als das wirksamste von allen Mitteln in diesem Falle; da es aber, besonders in Kriegszeiten, gefährlich seyn könnte, mitten aus Bosnien den Beistand von Gottes Lieblingsprälaten zu reklamiren, so begnügt man sich, ihm den Mantel des Kranken zu schicken, damit er über dieses Gewand seine kostbaren Segnungen verbreite.

Die Wohnungen der Bosniaken sind gewöhnlich nur große Hütten von Thon und Holz, mit Stroh und Lindenbast bedeckt, und besteden aus meheeren kleinen Gelassen, die sich alle nach einer mittleren Stube öffnen. Diese Stube ist der Familiensaal und enthält den Herd, der bei den Armen nichts Anderes, als ein weiter, mitten im Zimmer in die Erde gegrabener, Keeis ist. Hier wied das Essen gekocht; hier setzen sich Alle, Brüder, Schwestern und Verwandte, Abends auf Bänkeh, um zu plaudern; sie umgeben den Großvater oder den Alten der Familie, der mit seiner alten Gefährtin der natürliche Wächter des Herdes ist. Bei den Reichen und in den Städten liegt dieser Saal gewöhnlich im ersten und einzigen Stocke des Hauses; er bietet einen eleganten, von Fenstern umgebenen und in einem die Straße beherrschenden Vorsprung angebrachten, Divan. Das einzige Geräthe, das in diesen Wohnungen an Europa erinnert, sind die deutschen Oefen von gebrannter und glacirter Erde; sie sind massiv, beinahe so hoch als die Stube, und werden Babura genannt. Diese Wohnungen dienen nur für den kalten Winter; sobald der Frühling naht, errichtet der Bosniake in seinem Garten, auf dem Wege oder im feeien Felde, Zelte von Laubwerk, um seine Mahle darin einzunehmen und um die Nacht darin zuzubeing.n. Er hegt eine gränzenlose Verachtung gegen alle Bequemlichkeiten des Lebens; er wüede sich schämen, eines Bettes zum Schlafen zu bedürfen; sein Mantel dient ihm als Decke, er streckt sich im Winter auf etwas Maisstroh und im Sommer auf dem Grase dee Wiesen aus. Man begreift, daß bei solchen Sitten das Gepäcke eines Heeees sich leicht transpoetieen läßt; auch sieht man, wie sich Armeecorps von zwanzig- bis dreißigtausend Mann wie durch einen Zauberschlag zusammenschaaren, und mit der Geschwindigkeit des Blitzes von einer Gränze Bosniens zur andern fliegen. Dieser Zustand der Dinge ist allerdings auf dem Punkte, vor dee europäischen Disciplin zu verschwinden; auf die freiwilligen Bewegungen der eingeborenen Krieger folgt der geregelte Marsch des Nizam; der passive Gehorsam sucht immer mehr die Stelle einer anaechischen Freiheit einzunehmen. Den Paschas zum Trotze, dienen indessen die Faidas zwischen den Kapitänen und die Thaten dee Haiducken immer noch als Lieblingsthema für die Volksgesänge. Einige Fragmente von Piesmas, die auf einen der berühmtesten Haiducken der letzten Zeit, Tomitsch Mijat, gedichtet worden sind, werden den Begriff von dem socialen Leben der Bosniaken vervollständigen. Die erste von diesen Piesmas beschreibt die Moba, eine Versammlung von Frohnpflichtigen, welche beschäftigt sind, für den Spahi zu ernten.

Mannichfaltigkeiten.

Das Augsb. „Tagblatt" erzählt eine eigene Cholerakur. Ein Schmiedmeister verspürte Nachts unter heftigen Schmerzen das Heranrücken dieses unheimlichen Gastes', da läßt er rasch seine Gesellen wecken, diese müssen in der Esse ein tüchtiges Feuer anmachen, und nun gehts an ein Schmieden, als sollt' der Bavaria ein Gürtel zusammengeschweißt werden. Der Meister selber hämmert darauf los, wie der böse Feind, bis der Schweiß in Strömen an ihm herunterrinnt. Dann legt er sich schleunigst wieder ins Bett, und wie er am andern Morgen aufsteht, ist er frisch

und wohlauf. Probatum est — möchte man hinzufügen, wie bei jener bekannten Anekdote — aber nur bei einem Grobschmied.

(Celle, 24. August.) In den letzten Tagen traf hier die betrübende Nachricht von dem Tode des hiesigen Malers Dankwerth ein. Er war zur Industrie-Ausstellung nach München gereist, überstand dort ein gastrisches Fieber und starb an der Cholera.

England ist bekanntlich das Land, wo es die meisten alten Jungfern gibt. Der neue Censusausweis bestätigt diese alte statistische Erfahrung. Es sind im vereinigten Königreich 359,969 unverheirathete Frauenzimmer von vierzig Jahren und darüber registrirt, außerdem 1,407,225 Jungfrauen, die ihr Lebensalter unter vierzig angegeben (nicht beschworen) haben, Junggesellen zwischen zwanzig und vierzig Jahren gibt es 1,413,912. In der Liste der weiblichen Bevölkerung figuriren 88 Schriftstellerinnen, 18 weibliche Redakteure und Journalisten, 643 Schauspielerinnen, 135 Tänzerinnen und 16 Reiterinnen. Unter der weiblichen dienenden Klasse sind registrirt 675,311 Individuen als „Dienstboten im Allgemeinen", 55,935 Hausmädchen, 48,806 Köchinnen, über 50,000 Haushälterinnen und an 40,000 Kindermädchen. Die Zahl der weiblichen Aushülfdienstleute ist auf 55,423 angegeben.

Der Buchhändler Routledge in London gibt die Zahl der von ihm verkauften Exemplare Bulwer'scher Romane in folgender Weise an: Pelham 35,000 Exemplare, Paul Clifford 27,000, Eugen Aram 27,000, Rienzi 23,000. Die letzten Tage von Pompeji 23,000. Die Pilger am Rheine 18,500. Der letzte Baron 18,000 und Ernst Maltravers 18,000 Exemplare.

(Frankfurt a. M.) Der Verein für Frankfurts Geschichte und Kunst hat soeben das sechste Heft seines „Archivs für Frankfurts Geschichte und Kunst" ausgegeben. Er bildet mit den Vereinen ähnlicher Tendenz des historisch und geographisch so eng verbundenen Gebietes zu Kassel, Darmstadt, Mainz und Wiesbaden einen Gesammtverein, unter dessen Leitung eine Beschreibung der deutschen Gaue im Druck erscheinen wird. Der erste Band, den Gau Welterau enthaltend, von dem durch seine fleißigen Forschungen bekannten Archivar Dr. Landau in Kassel ist bereits vollendet. — Die zum Dr. Senckenbergischen medizinischen Institut gehörige, vor 80 Jahren erbaute Anatomie ist neu hergestellt und erweitert worden und sollte in ihrer jetzigen Gestalt bei dem Reichthum ihrer Sammlungen von keinem Arzte, der Frankfurt berührt, unbesucht bleiben.

Auf seinem Landsitz Jouy-aux-Arches bei Metz ist in seinem 72. Jahr General Paixhans gestorben. Er war eine anerkannte Notabilität im Gebiet der Kriegswissenschaften, und ein Geschütz, welches in den neuern Kriegen eine große Rolle spielt, trägt bekanntlich seinen Namen.

Korrespondenz.

Mainz, 27. August.

Der erste Tag unseres Musikfestes ist nun vorüber. Noch wogt es in dem kolossalen, prachtvoll dekorirten Festlokal, in dem vor zwei Tagen noch Fruchtmarkt abgehalten wurde, und das heute, wie durch Zauber, in einen glänzenden Konzert- und Ballsaal verwandelt ist, von der großen Menge geschmückter Tänzer und Tänzerinnen, und auf den Straßen ist regstes Leben, vermehrt noch durch die Anziehung der Meß-Sehenswürdigkeiten, deren dießmal so viele hier sich zusammengefunden. Von dem Abende dieses geräuschvollen, vielfach und schön bewegten Tages vermögen wir nur den Gesammteindruck zu schildern. Das große Konzert des heutigen Morgens, aufs zahlreichste besucht, hat in den dargebotenen Kunstgenüssen alle Erwartungen übertroffen, war, was Leitung und Ausführung in allen Theilen betrifft, eine durchaus und vollständig gelungene Production, die den Mitwirkenden zur größten Ehre gereicht. Der Beifall, der den Solis wie den Chören und namentlich dem verehrten Künstler, Hrn. C. Formes, welcher zwei Baßarien (eine aus Freischütz und eine aus Elias) mit bekannter Meisterschaft vortrug, zu Theil wurde, war ein allgemeiner und begeisterter. — Das Musikfest am Mittag in der neuen Anlage, bot dadurch den zahllosen Besuchern einen besonderen Reiz, daß wohin man sich wandte, das bewegteste Leben sich zeigte, das durch den heiteren Himmel und das entzückende Panorama, welches von dort den Blicken sich darbietet, den glänzendsten Rahmen erhielt. In dieses Leben schallten die Töne der Musik und die Lieder der Sänger der verschiedenen Vereine, und als Echo der tausendstimmige Beifall der Zuhörer. — Aus Anlaß dieses Festes wurde heute auch die Ausstellung von Industrieerzeugnissen, welche zu Preisen in der großen Geld- und Industrie-Lotterie, die in unserm Lande veranstaltet wurde, bestimmt sind, begonnen.

Literatur- und Kunst-Notizen.

Am 20. August als am Geburtstage des Kurfürsten ist die neue Oper des jungen Hofkapellmeister J. J. Bott: „der Unbekannte" zum ersten Male auf der Kasseler Hofbühne gegeben worden. Die Kasseler Zeitung bezeichnet diese Aufführung als ein Ereigniß. Enthusiastischer Beifall begleitete die Oper von Anfang bis zu Ende, ebenso mehrmaliger Hervorruf des Componisten und des Dichters. Das Textbuch von Biderhofer, nach einem Drama aus dem Französischen, ist mit großer Bühnenkenntniß behandelt. Was die Musik betrifft, so charakterisirt sich dieselbe dadurch, daß in ihr Melodienreichthum vorherrscht, daß der Styl ein edler, ächt deutscher ist, und daß der dramatische Effekt von Act zu Act sich steigert.

Von der vielfach bekannten Schrift: „Die glückliche Gemeinde zu Friedensthal rc." von Dr. Fr. Jos. Ennemoser ist bereits eine fünfte, mit der vierten gleichlautende, von dem Drucker J. Gottsleben in Mainz schön ausgestattete Auflage bei J. J. Tascher in Kaiserslautern zu 42 Kreuzer erschienen.

Herr Emil Devrient hat am 20. d. M. in Breslau einen Gastrollencyclus begonnen, der dießmal auf längere Zeit den Künstler daselbst beschäftigen wird. — In Nürnberg wurden, wie man von da berichtet, in einer Woche zwei Dramen von Leonhard Wohlmuth mit durchgreifendem Erfolg gegeben, nämlich „Mozart", Künstlerlebensbild in vier Acten, und „Elisabeth von Bayern", Trauerspiel in fünf Acten. Das erstgenannte Drama soll frei von jener stereotypen Phraseologie seyn, welche dieß Genre bei uns in der letzten Zeit mehr oder weniger in Verruf gebracht hat. — Nach Wiener Mittheilungen wird die artistische Leitung des dortigen Carl-Theaters an Herrn J. Nestroy übergehen.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 30. August Robert der Teufel. (Gastrolle) Isabella: Frau Jagels-Roth. Zweites aufgehobenes Meß-Abonnement.

Donnerstag, 31. August. Zwölfte und letzte Gastdarstellung des Hrn. Hendrichs und zum Benefiz für denselben. Don Carlos, Infant von Spanien, Trauerspiel in 5 Abth. von Schiller. Marquis von Posa: Hr. Hendrichs. Fürstin Eboli: Frau Ander. Abonnement-Vorstellung Nro. 229.

Bockenheimer Sommertheater.

Donnerstag, 31. August. Die Wette um ein Herz, oder: Künstlersinn und Frauenliebe, Lustspiel in 4 Aufz. mit Gesang.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 208. Donnerstag, den 31. August 1854.

Ein dunkles Blatt.

Aus einem noch ungedruckten Werke: „Lebenswirren."

(Fortsetzung.)

Eine der lieblichsten Erinnerungen meiner frühen Jugend würde mir das Forsthaus am Walde gewesen seyn, hätte sich ihr nicht so manches dunkle Blatt eingewebt. Auf der sanften Höhe am Rande eines fruchtbaren und reizenden Thales gelegen, war es in dem engeren Kranze von Gärten und Fruchtbäumen und beschattet von einem alten Weinstocke, der seine Fenster mit einem grünen Schleier umgab, selbst nur die Vorhalle zu dem frischen belebenden Hauche des Waldes, dem Dufte seines Schwarzholzes, dem grünen Schatten seiner Buchen, die in reizender Vermischung einige hundert Schritte von dem Hause beginnend sich weithin über ein welliges Hügelland mit sanfteren Einbuchtungen und tieferen Schluchten zogen. Der weitausgedehnte, damals noch dichtere und wildreichere Wald hieß nur der „Forst"; im großen freundlichen Forsthause wohnte sein Hüter, Pfleger und Verwalter mit dem Titel eines Oberförsters. Ausdehnung und Werth des Waldes machten diese Stelle zu einer sehr bedeutenden. Was aber dem Hause selbst seit langem in der ganzen Gegend einen besonderen Ruf bereitet hatte, war die Gastfreiheit seiner Bewohner. Namentlich der alte Herr, dessen Bekanntschaft wir bereits gemacht haben, war das Wohlwollen und die Güte selbst. Wer kam, war willkommen; und es kamen gar Viele im Laufe schöner Sommer und anmuthiger Herbste, sey es zum freundschaftlichen Besuche oder zu einem waidmännischen Gange durch die weiten Jagdreviere auf allerlei Wild. Vor und nachher bot das gastfreie Haus Rast und Ruhe und volle Schüsseln. An lauen Frühlingsabenden ward in den feuchten Niederungen des Forstes auf einsam ziehende Schnepfen gelauert; wenn der Wind über die Stoppeln ging, auf den flüchtigen Hasen und die scheue Kette der Rebhühner Jagd gemacht; ein andermal dem gelenken Sprunge des schlanken Rehes oder der vorsichtigen Klugheit des stolzen Damhirsches ein blutiges Ende bereitet; wohl auch am frühesten Morgen dem liebenden Balzen des Auerhahnes nachgeschlichen. Auch glänzende Fasanen verirrten sich zuweilen aus dem mehrere Stunden entfernten fürstlichen Gehege unter den freien Dom des Waldes. Wie der Vater in jenen Jahren noch ein eifriger Jäger aus Liebhaberei war und dem Oberförster seit langem befreundet und vertraut, so waren dieß Genüsse, die ich in seiner Begleitung oft theilen durfte, sobald ich ein Gewehr gebrauchen konnte und die Schule es erlaubte. So war ich in der Familie des Försters von frühe wie zu Hause, seine Söhne und Töchter mir Gespielen der Jugend. Es war gar heimisch da draußen im weiten Obstgarten auf weichem Rasen oder im Schatten des Waldes mit so mancher waidmännischer Erinnerung besonders glücklicher Jagden aus deren fürstlichen Blüthezeit, als wenige Stunden davon noch der üppige Hof eines Landesherrn residirte, oder einer schaurigeren Erinnerung an kecke Wilddiebe, deren Rache oder Fall! Mitten aus der schwarzen Umgebung dunkler Tannen streckte ein Buchenwald sein helles Grün hervor. In der Nähe seines stärksten Stammes, unter dessen weiten Aesten gab und gibt wohl heute noch ein einfaches Denkmal Zeugniß von einer solchen That dunkler Rache — ein Jäger und sein treuer Hund hatten dort am Bleie eines Wildschützen verblutet —; Geheimniß ruhte damals noch auf dem Ereignisse, das erst in späterer Zeit die Beichte eines Sterbenden enthüllt haben sollte; es war aber hinüber und herüber im Laufe der Jahre nicht allein geblieben, und dieß gewissermaßen der unheimliche Flecken, der auf dem sonst so schönen Walde ruhte. Als mich die höhere Schule weiter entführt hatte und ich nur seltener, in Ferienzeiten, die traulichen Räume des Forsthauses wieder heimsuchte, da geschah es wohl, daß wir uns fast fremder gegenüberstanden; denn dem gleichfalls der Kindheit Entwachsenen traten schlank aufgeschossene Gestalten der Töchter und scheuere Märchenaugen in jenem Stadium, wo das Kind sich zur Jungfrau entfalten will, entgegen; gar bald aber hatte sich die alte Traulichkeit, das heimische „Du" wie von selbst wieder gefunden.

Hat nicht mancher der Leser schon Familien kennen gelernt, in denen oder ihrer Umgebung ein finsteres, unerklärliches Verhängniß zu walten scheint? Umsonst fragen wir nach dessen Grund. Sey es, daß die tieferen Beziehungen, vielleicht ein einziger alter, längst vergessener Irrthum oder Fehler, uns entgehen — genug, unsern Fragen wird keine Antwort. Wir sehen Alles vor uns, was menschliches Irren, ja vielleicht nur Verhältnisse, wie sie uns hundert Mal im Alltagsleben ohne besondere Folgen vorkommen, verlöschen und wieder gut machen könnte — gesellige Tugenden, wahre Herzensgüte, Redlichkeit und Wohlwollen im Berufe; aber das Glück fehlt; es wendet dem verfehmten Hause den Rücken; und nach Jahrzehnten suchen wir vergebens die schuldlosen Genossen desselben unter den Glücklichen. Etwas von diesem unbegreiflichen Geschicke ruhte auf der Familie des wackern Oberförsters, obgleich, was wir hier andeuten, sich größtentheils erst später, als die hier geschilderten Vorgänge, erfüllte. Wie aber auch diese nicht ohne Beziehung darauf erschienen, wird der Verlauf lehren.

Ein häufiger wochenlanger Gast im Forsthause war der Forstmeister des größeren Bezirks. Herrn v. P. ward unbestritten von Allen, die ihn kannten, der Ruhm eines eben so eifrigen, wie tüchtigen und glücklichen Jägers gelassen; über seine andere Eigenschaften gingen die Meinungen mehr auseinander. Nicht ohne eine gewisse Gutmüthigkeit, wo das Bereich seiner Liebhabereien berührt wurde, ein trefflicher Gesellschafter, nur nicht immer von zartester Natur, galt er sonst für barsch, rauh und willkürlich im

eigenen Hause (wovon man Vieles zu erzählen wußte), wie gegen seine Untergebenen. Theilweise reihte er selbst unter die sonderbarsten Käuze, die es geben kann. Aus einer Zeit stammend, wo die Büchse so ziemlich den Inbegriff aller forstmännischen Kenntnisse bildete, man wohl auch im Besitze des Adels durch einen guten Schuß ein Glück machen konnte, wohin alles Talent und aller Fleiß vergeblich rang, mag des stattlichen alten Herrn Barschheit zuweilen nur der Deckmantel des Mangels von Kenntnissen gewesen seyn, wie sie damals anfingen, nach der früheren Waldwirthschaft höchst nothwendig zu werden. Genug, der Forstmeister, in früheren Jahren offenbar auch ein sehr schöner Mann und auch später noch gerne sich seines Glückes bei den Damen rühmend, konnte liebenswürdig seyn, war es aber nicht immer. Unser Oberförster hatte übrigens einen großen Stein bei ihm im Brette; denn der Vorgesetzte liebte nicht nur die Jagd, sondern besonders auch die Freuden der Tafel, die denn natürlich gelegentlich seines geschäftlichen Besuches im Forsthause aufs beste versehen war. Jener Umstand ließ es auch niederstehenden Forstbediensteten sehr annehmbar erscheinen, in unmittelbarer Nähe des Oberförsters oder mindestens in seinem Reviere angestellt zu seyn, da des Letzteren Wort etwas galt und eine raschere Beförderung oder eine Verbesserung soviel als sicherte.

(Schluß folgt.)

Das Mainzer Musikfest.

Was der Schauspieler, mit Göthe redend, so oft und gern von sich zu sagen pflegt, kann auch der Sänger von seiner Kunst behaupten: Weder dem Mimen noch dem Sänger flicht die Nachwelt Kränze. Die Töne verhallen. Wenn der Mund des Liedes Ende verkündet, ist's aus; wenn die Hand von den Saiten läßt, haben sie geklungen. Mit den Kränzen der Nachwelt ist es überhaupt ein eigen Ding. Sie sind nicht zu verachten, aber die Gegenwart hat keinen Genuß davon, und doch auch ihr Recht an Blumen und Blüthen. Auf diesem Boden des Rechts an den geselligen Freuden, an den Kunstgenüssen, an des Lebens Mai, haben Alle gestanden, die das eben beendete große Mainzer Musikfest mit erlebten, und nun zu ihrem ernsteren Beruf zurückgekehrt sind. Sie werden dieß Erinnerungsblättchen nicht verschmähen und darin keine gelehrte Kritik der künstlerischen Leistungen erwarten, über welche sich viel Gutes und Belehrendes sagen ließe, zu welchem aber hier der Ort nicht ist.

In vielen Dingen bleibt sich der Deutsche immer treu. Am treuesten hält er's mit Sang und Klang, mit diesem lieblichen Geschwisterpaar, das ein so guter Begleiter durch's menschliche Leben ist. Ein solcher Act der Treue war das Mainzer Musikfest, dessen Glanz-Momente hier, ein Echo aus der Ferne, zusammengefaßt werden.

Der Himmel hatte offenbar seinen Segen zu dem guten Gedanken gegeben, von dem sich die Stifter des Festes, trotz aller drohenden Gewitterwolken, leiten ließen, um die befreundeten Jünger des Sanges und der Töne, nach langer Trennung wieder zu vereinen zu einem gemeinschaftlichen großen Feste. Der Zweck desselben war um so löblicher, als sich mit ihm die Absicht verband, das Andenken eines geschiedenen Tondichters auch in praktischer Weise an dessen Hinterbliebenen zu offenbaren.

Dieser doppelte Zweck ist vollständig und ohne alle Störung erreicht.

Die Theilnahme am Mainzer Musikfest war groß und lebhaft. Schon am Tage vor dem Feste, am Samstag den 26. August, trafen viele Theilnehmer und Zuhörer des Festes an Ort und Stelle ein. Die Mainzer Fruchthalle bildete den Mittelpunkt, in welchem sich, einen fröhlichen Tag lang, das Dichten und Trachten, Sehnen und Streben von Tausenden vereinigte. Die Stadt hatte ein heiteres Gepräge und auf allen Gesichtern las man die Spuren freudiger Erwartung. Die Halle selbst war in sehr geschmackvoller, sinnreicher Weise ausgeschmückt und hergerichtet. Man muß es den Mainzern nachrühmen, daß sie einen ganz eignen Sinn für das äußere Verschönern besitzen und die Kunst verstehen, in solchen Fällen weder durch Ueberladung zu ermüden, noch durch Kargheit zu verletzen. Aus der staubigen Fruchthalle mit ihren Getreidesäcken, war ein Konzertsaal geworden, wie er kaum größer und passender zu finden seyn dürfte. Die Fahnen und Fähnlein, das frische Grün bildeten zu dem mächtigen ernsten Gebälk einen lieblichen Gegensatz. Die breiten Gänge, die bequeme Eintheilung der verschiedenen Plätze, des Erfrischungstisches, der Ein- und Auswege machten den Eindruck der Behäbigkeit.

Auf der großen Sängertribüne versammelten sich Abends zu einer Generalprobe die Liedertafeln und das gesammte Orchester. Wer Gelegenheit hatte, dieser Probe zu lauschen, mochte, ohne Aengstlichkeit über das Gelingen, dem nächsten Tage entgegensehen. Wenn auch der gewissenhafte Musikdirektor Winkelmeier, dessen meisterhafter Leitung die schwierige Aufgabe anvertraut war, mehrfache Wiederholungen anstellen ließ, hörte man doch, daß Chor und Einzelgesang ihrer Sachen im Einzelnen und im Ganzen völlig sicher und die zahllosen begleitenden Instrumente in guten Händen waren. Nach der spät endenden Probe saßen die Freunde und Genossen noch theils in der Fruchthalle, theils im rheinischen Hof und andern berühmten Gasthäusern der alten Stadt Mainz im heitern Gekose, bei klingendem Glase und schallendem Liede. Hierbei darf nicht unerwähnt bleiben, daß ein dreifach besetztes Quartett des Frankfurter Liederkranzes, welches sich nach der Probe in der Fruchthalle hören ließ, den rauschendsten Applaus fand, sowohl wegen der seltenen Uebereinstimmung der dabei thätigen Stimmen, als auch namentlich durch den reinen und präcisen Vortrag, der sich bei scharfer Nuancirung von jeder Manierirtheit fern zu halten weiß. Namentlich machten sich diese Vorzüge geltend bei einem von Fr. Messer componirten überaus zarten und sinnigen Quartett („Du bist die Ruh"). Das war nach gethaner Arbeit ein köstlich Nachtmahl, bei dem manche durstende Lippe sich an dem edlen Traubensaft labte und für den kommenden Tag stärkte. Und solche Stärkung war nöthig, denn am Sonntag ging's heiß her.

Um 10½ Uhr begann in der gefüllten Festhalle, in welcher die Zahl der Anwesenden sich auf nahe an 3000 Köpfe belaufen mochte, das Konzert mit der Fest-Ouverture von Beethoven in C, die von etwa 150 Instrumenten, dem Wiesbadener Theater-Orchester in Verbindung mit dem Mainzer und mehren andern Instrumentalisten, vortrefflich ausgeführt wurde, und auf die Versammlung ersichtlich einen tiefen Eindruck hervorbrachte, der durch zwei Vorträge erhöht wurde, welche der berühmte Sänger Carl Formes folgen ließ. Seine Arie „In diesen heiligen Hallen" war einer der schönsten Glanzpunkte des Konzertes. So viel männlicher Ernst und seelenvolles Wohlwollen, so viel Wärme und Schönheit ist wohl selten in Einer Stimme vereinigt vernommen worden, als in diesem schönen Liede aus dem Munde des erwähnten Gastes. Auch mit einer zweiten Arie, aus dem Oratorium „Elias" erquickte Carl Formes die dankbare Versammlung, die unermüdlich dem Hauptstücke, Friedrich Schneider's großem „Weltgericht" von Anfang bis zu Ende lauschte. Die Aufführung dieses Oratoriums war meisterhaft und in jeder Beziehung gediegen. Wenn man bedenkt, daß von eigentlichen Generalproben dieses großen Tonstückes keine Rede seyn konnte, weil die Mitwirkenden erst Abends zuvor theilweise von auswärts und ermüdet eintrafen, so muß man bekennen, daß der musikalische Bildungsgrad der Einzelnen, wie die Sicherheit und Ruhe der Ober-

leitung die Anerkennung vollkommen verdienen, welche sie gefunden haben.

Die Zahl der Sänger, welche an dem Oratorium Theil nahmen, mag sich auf circa 500 belaufen. Gekommen waren von Offenbach die Offenbacher Sängertafel unter Leitung des Herrn Dillenberger, von Frankfurt der Frankfurter Liederkranz unter Leitung des Herrn Gellert und die Germania unter Leitung des Herrn H. Reeb, von Wiesbaden ein Theil des dortigen Cäcilienvereins unter Leitung des Herrn Auer; diese hatten sich vereint mit dem Mainzer Kirchenmusikverein und der Mainzer Liedertafel unter Leitung des Hrn. Winkelmeier. An den Solopartien nahmen Theil Fräul. Storck von Wiesbaden, Hr. Stepan von Mannheim, Hr. Messert von Mainz, Hr. Leser von Frankfurt und zwei junge Sängerinnen aus dem Mainzer Gesangverein.

Nach dem Schluß dieses Haupttheils des ganzen Musikfestes zerstreuten sich die Gäste und Zuhörer, um an den endlosen Tafeln in den großen Speisesälen der Mainzer Hotels das Mittagsmahl einzunehmen, und sich zu überzeugen, daß troß der Klagen über mangelhafte Weinernten doch noch Hülle und Fülle an Traubensaft am Rheinufer zu finden ist, und Mainz sich sein altes Beiwort „das Goldene" im Wein nicht rauben läßt. — Im „Rheinischen Hof" namentlich ging es hoch her. Die Offenbacher und Frankfurter Sänger hatten hier ihr Absteigequartier genommen und wurden bei der Tafel Seitens eines Mainzer Herrn warm begrüßt. Dieß gab das Signal zu einer Reihe von Toasten. Der Präsident des Frankfurter Liederkranzes, Herr Dr. Ponfick, erinnerte daran, wie Mainz es war, welches vor 17 Jahren durch das noch in frischem Andenken stehende, großartige Guttenbergsfest den ersten Impuls zu einer Reihe von größeren Festen gab, deren Fortsetzung, durch die Ereignisse der Zeit unterbrochen, mit dem heutigen Tage neu beginnen möge. J. Pirazzi von Offenbach begrüßte die Mainzer mit einem sinnigen Gedichtchen, worauf ein Mitglied des Mainzer Comite's mit einem Hoch auf alle Mitwirkende erwiederte. Den Schluß machte ein äußerst gemüthliches, offenbar ertemporirtes Hoch in Knittelversen auf die Aurea Moguntia, das von Hrn. W. Ewald aus Darmstadt ausgebracht wurde.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Der junge Mann, welchem der Sultan seine Tochter gab, ist im Alter von 22 Jahren, klein von Statur, unansehnlich, von wenig sagenden Gesichtszügen; er trägt jede orientalische Freundlichkeit in den Zügen, welche so verführerisch für die Fremden ist und den oberflächlichen Beobachter so leicht zu einem allzu günstigen Urtheil über die Türken verleitet. Er hat etwas französisch gelernt, seine sonstige Erziehung bietet aber nichts Außergewöhnliches. Der Sultan hat ihn schon vor 4 Jahren zu dem höchsten Range im Staate, Muschir (Marschall) erhoben, er sitzt im Staatsrathe, ohne bestimmte Beschäftigung, und bezieht 5000 fl. C. M. monatlichen Gehalt. Sein Name ist Ali Ghalib Pascha; Ali war sein Name, der Beiname Ghalib (Sieger) wurde ihm gegeben, weil sich Viele um die Sultanin beworben haben und er der Auserwählte war. Das Verhältniß, in welchem er zum Sultan jetzt steht, sichert dem jungen Schwiegersohn eine fortdauernde Gunst, so lange die Sultanin lebt und sie ihn liebt; stirbt sie, so wird er aus dem Palaste verjagt und alle Geschenke, welche er seiner Frau gemacht, fallen dem kaiserlichen Schatze zu. In früherer Zeit mußten die Schwiegersöhne 14 Tage nach der Vermählung allein die Stadt verlassen und kamen häufig erst nach Jahren zurück; dieß geschah, um die Kinder zu vermeiden, welche nach altem Gebrauche nicht am Leben bleiben durften, um keine Thron-Prätendenten zu haben. Jetzt läßt man der Sultanin den Mann und gestattet den Mädchen zu leben, die Knaben sterben jedoch in der Regel plötzlich. Der Schwiegersohn des Sultans hat die Ausgaben für sich und seine Dienerschaft zu bestreiten, die Sultanin erhält sich selbst; der Mann bedarf jedoch großer Summen, um ihr entsprechende Aufmerksamkeiten zu erweisen. Um sich von diesen Kosten einen Begriff zu machen, genügt die Thatsache, daß der Sohn des verstorbenen Abbas Pascha, dem der Sultan eine seiner jüngsten Töchter, die jetzt 7 Jahre zählt, versprochen hat, seiner Braut jetzt schon monatlich 50,000 fl. C.-M. Nadelgeld schickt.

(Wien.) Dem greisen Pater Joachim Haspinger, der die Tyroler im Kriege von 1809 kommandirte, im Jahre 1848, im Alter von 75 Jahren, mit den tyroler Landesvertheidigern abermals an die Gränze Italiens zog und seit mehreren Jahren als Defizienten-Priester in Döbling bei Wien lebte, ist durch kaiserliche Huld eine Freiwohnung in der k. k. Sommerresidenz Mirabell bei Salzburg verliehen worden.

* Der „Newyorker Herald", eine in Amerika vielgelesene, in Europa nicht unbekannte Zeitung, beschäftigt nach zuverlässigen Berichten im Ganzen nicht weniger als 637 Köpfe, von ihren Redaktoren hinunter bis zu den Ausläufern und Boten, welche die vollendeten Blätter auf die Post tragen.

In Petersburg kam bei dem neulichen Umzug mit den Trophäen von dem Siege des Generals Wrangel über die Türken in Kleinasien der Fall vor, daß man mehrere Personen verhaftete, weil sie behaupteten, diese Fahnen (grünseiden mit Halbmond und Sternen) seyen dieselben, die schon früher einmal durch die Straßen getragen wurden.

(Königsberg, 18. August.) Von dem hier lebenden Dr. Scheibler, der seit Jahren dem Studium der Mechanik und Physik mit größtem Eifer obliegt, ist eine Erfindung festgestellt worden, die — falls sie sich vollständig bewährte — einen Umschwung aller Verkehrsverhältnisse herbeiführen und die bisherige Art der Telegraphie fast entbehrlich machen würde. Dr. Scheibler hat nämlich eine Vorrichtung erfunden, mittelst deren man im Stande ist, nicht nur Briefe, sondern auch Briefpackete von geringem Gewichte in 30 bis 35 Sekunden pro Meile zu befördern. — Dem Vernehmen nach wird Dr. Scheibler zunächst der preußischen Regierung das Anerbieten stellen, ihm seine Erfindung, von deren leichter praktischer Ausführbarkeit er durch wiederholt angestellte Versuche überzeugt ist, abzukaufen. Der Vortheil, den die Lösung dieses Problems vor der Telegraphie hätte, bestünde darin, daß telegraphische Depeschen doch nur einzeln — hier aber etwa 100 Briefe auf einmal befördert werden könnten.

Auch das himmlische Reich erhält jetzt Gas. Von London aus ist ein kleiner Gas-Apparat nach Hong-Kong geschickt worden, der fünfzig Flammen speisen kann.

Aus Rom wird uns berichtet: „Seit Friedrich Overbeck seine Gattin durch den Tod verlor, ist seine Richtung noch innerlicher geworden. Er componirt auch jetzt mehr, als er durch den Pinsel ausführt. In Allem, was er schafft, tritt uns vorzüglich eine unendliche Sehnsucht nach dem Jenseits entgegen. Der hier schon mehrere Jahre lebende Bildhauer Hoffmann aus

Köln ist mit seiner Familie zu Overbeck in den Palast Cenci gezogen und hat zugleich die Sorge seines Hauswesens mit übernommen."

Die französische Zollverwaltung hat jetzt die Jahres-Uebersicht von Frankreichs auswärtigem Handel im Jahre 1853 der Oeffentlichkeit übergeben, aus der wir folgende Angaben über den Gesammtwerth der Ein- und Ausfuhr aus und nach den zehn Staaten und Staaten-Complexen, mit denen Frankreich in den gewichtigsten Handels-Verbindungen steht, hervorheben. Der Werth der Einfuhr aus England betrug 106, der der Ausfuhr 426 Millionen Franken; die Einfuhr aus den vereinigten Staaten 150, die Ausfuhr 275; die Einfuhr aus Spanien 42, die Ausfuhr 66; die Einfuhr aus der Schweiz 43, die Ausfuhr 58; die Einfuhr aus Brasilien 16, die Ausfuhr 34 Millionen. Diesen Staaten gegenüber überragt die Ausfuhr Frankreichs den Werth das dafür Eingeführten bedeutend, wogegen sie den nachstehend aufgeführten Staaten gegenüber sich im Nachtheile befindet. Der Werth der Einfuhr aus Belgien betrug in demselben Jahre 166, der der Ausfuhr 141 Millionen; der Einfuhr aus Sardinien 106, die Ausfuhr 74; die Einfuhr aus dem deutschen Zollverein 70, die Ausfuhr 49; die Einfuhr aus Rußland 67, die Ausfuhr 16; die Einfuhr aus der Türkei 58, die Ausfuhr 21 Mill. Franken.

* Unter den Geschenken, welche der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika dem japanischen Kaiser übersandte, befand sich auch eine Eisenbahn mit Dampfwagen in kleinem Maßstabe und ein electro-magnetischer Telegraph. Am 24. März dieses Jahres waren alle Vorkehrungen getroffen, daß diese Maschinen durch amerikanische Ingenieurs mit Zuziehung japanischer Gelehrten in Thätigkeit gesetzt werden konnten. Der Dampfwagen brauste einher zur Verwunderung aller Zuschauer, der Großen wie der Gemeinen. Die größte Bewunderung erregte aber der Telegraph, als derselbe zu schreiben begann, und, nachdem er vorab in englischer Sprache geredet, sich auch in japanischer Sprache ausdrückte. Ehrfurcht und Andacht erfaßte alle Japanesen. Beide Erfindungen waren hiermit auf den Inseln eingeführt und werden dort bald den Sieg europäischer Gesittigung vollenden helfen.

Korrespondenz.

Gießen, 29. August.

Nachdem erst vor wenig Wochen ein sehr geachteter braver Bürger, ein Maurer mit anderen Arbeitern zugleich von einem Gerüste auf dem neuen Bahnhofe gestürzt war und, während die andern auch schwer genug verletzt wurden, seinen Tod gefunden hatte, eine zahlreiche Familie in nichts weniger als günstigen Verhältnissen zurücklassend, nimmt ein anderer sehr tragischer Fall von ehegestern die allgemeine Theilnahme in Anspruch. Ein achtbarer Bürger, der spät Abends von einem benachbarten Vergnügungsorte nach der Stadt zurückkehrt, wird nahe vor dem Neustädter Thore von etwa fünf jungen Burschen geneckt, und kömmt, da sie trotz seiner Warnungen fortfahren, mit ihnen in Streit, der sich damit endet, daß der Bürger, ein Mann von schon vorgerückten Jahren, einen der Angreifer mit dem Messer so verwundet, daß dieser wenige Augenblicke darauf verschieden ist. Wenn es wahr ist, daß der unglückliche Thäter immer ein unbescholtener Mann gewesen, und daß die Angreifenden ihn in den Graben geworfen und schwer gemißhandelt haben, so erklärt sich einerseits die unglückselig rasche That, wie andererseits die allgemeine Theilnahme an dem Unglücklichen, der schwer und so ganz muthwillig gereizt worden zu seyn scheint. Die Untersuchung wird das Nähere herausstellen.

Mainz, 29. August.

Zum Troste für die jetzt um die vergangenen schönen Tage des Musikfestes Trauernden, zum Troste auch für Die, welche sich an den zahlreich dargebotenen Meßsehenswürdigkeiten erfreuten, wird die Nachricht gereichen, daß mit kommendem Samstag unser Theater in dem neu und prachtvoll restaurirten Hause wieder eröffnet werden wird, und zwar mit „Das Lied von der Glocke" von Schiller, Musik von Lindpaintner (mit lebenden Bildern); hierauf Ouvertüre zur Oper „Ferdinand Cortez" und zum Schlusse „Wallensteins Lager". Diesem ersten Debut werden noch fünf andere Probevorstellungen folgen und hierauf am 12. Sept. diejenigen des Abonnements beginnen. Mit Ausnahme des Herrn Ernst, (jetzt Direktor) und dessen Frau, der Herren Keller, Kaftee, Dessoir und mehrer Chormitglieder besteht auch die diesjährige Gesellschaft aus lauter neuen Mitgliedern, von denen jedoch mehrere, wie Herr und Frau Rennert von früheren Jahren her bei dem hiesigen Theaterpublikum im besten Andenken stehen. Als Kapellmeister ist Herr Carl Reiß und als Chordirektor Herr Zwicker engagirt. Die nächsten Tage werden uns Gelegenheit dieten, zu beurtheilen, in wie weit die von der neuen Direktion getroffene Wahl der neuen Mitglieder eine glückliche war.

Literatur-Notizen.

(Frankfurt a. M.) Ein so eben bei F. B. Auffarth erschienenes Schriftchen: „Lebensregeln zum Schutze gegen die Cholera" von Dr. med. Wilh. Stricker glauben wir der verdienten Beachtung empfehlen zu dürfen. Der Verfasser hat bei demselben die besten Schriften, wie namentlich das treffliche Buch von Dr. K. Pfeufer: „Zum Schutze wider die Cholera" benutzt. Vor Allem hat er darauf aufmerksam gemacht, daß eine sorgfältige Diät ein Hauptmittel sey nicht nur gegen die bereits eingetretene, sondern auch gegen die drohende Krankheit. Auf strenger Beobachtung der hier erforderlichen Maßregeln beruht weit mehr, als die Meisten glauben. Richtige diätetische Ansichten sind überhaupt noch lange nicht so verbreitet, wie sie es verdienen. Außerdem hat der Verfasser die zu beachtenden Regeln leicht übersichtlich und dadurch zum Gebrauch sehr geeignet gemacht. Man erfährt aus diesem sehr lehrreichen Schriftchen, wie man sich bezüglich der Speisen, der Getränke, der Kleidung, der Wohnung u. s. w., sowohl gegen die eintretende, wie auch gegen die bereits eingetretene Krankheit zu benehmen, was man zu thun und was zu unterlassen hat. Da das Heftchen nur wenige Kreuzer kostet, so ist die Anschaffung desselben auch der ärmeren Volksklasse ermöglicht.

Für Lehrer und Lernende der französischen Sprache dürfte die von Louis Borgin bearbeitete Tabelle der französischen Conjugationen sich als sehr zweckmäßig erweisen. Auf einem einzigen Blatte ist hier Alles zusammengestellt, was zur vollständigen Kenntniß der Zeitwörter nöthig ist. Mittelst dieser Tabelle kann man alle französischen Zeitwörter, regelmäßige sowie unregelmäßige, conjugiren. Da das Zeitwort der wichtigste Theil einer Sprache ist, so ist der große Vortheil dieses vollständigen, leicht überblicklichen und sehr billigen Blattes, das bei F. B. Auffarth in Frankfurt a. M. zu haben ist, einleuchtend.

Von der in der Darmstädter Mundart geschriebenen Lokalposse: „Datterich", die im Großh. Hessen populär geworden, ist im Verlag von C. Scriba in Friedberg neuerlich die zweite Ausgabe erschienen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 31. August. Zwölfte und letzte Gastdarstellung des Hrn. Hendrichs und zum Benefiz für denselben. Don Carlos, Infant von Spanien, Trauerspiel in 5 Abth. von Schiller. Marquis von Posa: Hr. Hendrichs. Fürstin Eboli: Frau Ander. Abonnement-Vorstellung Nro. 229.

Freitag, 1. Sept. Ein Lustspiel, Lustspiel in 4 Acten von R. Benedix. Maria Hainfeld: Frau Ander.

Bockenheimer Sommertheater.

Donnerstag, 31. August. Die Wette um ein Herz, oder: Künstlersinn und Frauenliebe, Lustspiel in 4 Aufz. mit Gesang.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 209. Freitag, den 1. September 1854.

Ein dunkles Blatt.

Aus einem noch ungedruckten Werke: „Lebenswirren."

(Schluß.)

Um so mehr mußte es befremden, daß des wackern Försters Empfehlung für seinen Forstwart Felsburg so wenig zu wirken schien, obgleich der Gourmand von Forstmeister noch einen besondern Grund der Dankbarkeit hätte haben sollen, da Felsburgs Braut es war, die für den guten Tisch sorgte, und gegen die selber der alte Herr durchaus keine unbegründete Abneigung an den Tag legte. Felsburg selbst war ein langjährig erprobter tüchtiger Forstmann, und, wenn auch von etwas rauher und verschlossener Natur und daher nicht gerade geliebt, doch von Allen geachtet und gerne gesehen, da seine rauhe Außenseite keineswegs einer recht redlichen Gutmüthigkeit entbehrte. Was war es nun, das den alten Jäger, gewissermaßen bei einiger Aehnlichkeit mit seinem eigenen Charakter, doch gerade gegen diesen Mann so einnahm, daß kein warmes Wort seines nächsten Vorgesetzten seine fast haßende Abneigung mildern konnte? Ob er sich selbst darüber Rechenschaft geben konnte? ob auch hier ein unbegreifliches Schicksal im Spiele? wir haben darüber nie Aufklärung erhalten. Aber wie sich Felsburg, im Grolle gerechtfertigter fehlgeschlagener Hoffnungen, gegen den Forstmeister selbst immer mehr verbitterte, so zeigte der sonst rauhe Mann gegen seinen Oberförster eine unbeschreibliche Anhänglichkeit, eine fast kindliche Weichheit. Einmal, scheint es, war er heimlicher Ohrenzeuge einer ihn betreffenden Unterhaltung zwischen den beiden Vorgesetzten, bei welcher der wackere Oberförster mit warmem Wohlwollen seine Parthie nahm, der Andere aber in seiner barschen Weise und übelsten Laune jede Empfehlung mit den Worten zurückwies: „Felsburg sey ein wilder Mensch und ihm im Tode zuwider." Hätte der Vater ahnen können, was er vielleicht mit diesen Worten unterschrieb!?

Also war, wie man schon errathen haben wird, der Sohn des Forstmeisters, und zwar der einzige und der gerechte Stolz des Vaters, so unähnlich er ihm war oder vielleicht eben deßhalb. Sah er doch seine eigene Jugend in ihm noch glänzender aufgelebt! Und um des Sohnes willen, dem Niemand gram seyn konnte, verzieh Mancher des Alten schroffe Härten.

Seit jenem heiteren Tage im kleinen Walddorfe sind Monate vergangen. Der Winter hatte das sonst so gesellige Forsthaus zumeist sich auf seine Bewohner beschränken lassen. Tiefer Schnee deckte Wald und Flur; aber auch dieser war gegangen vor dem warmen Hauche des Frühlings. Der Frühling selbst hatte dem Sommer Platz gemacht, und schon fing der Wind wieder an, über die Stoppeln zu gehen, wo erst noch dichte Halme ihr schweres Haupt geneigt; bereits auch begann das Laub sich in jene bunte Farbenpracht zu kleiden, die den nahenden Herbst kündet. Durch das gewohnte Leben im Forsthause war unterdeß manch finstrer Schatten gegangen, wie eine trübe Vorbedeutung, Allen ein Räthsel, aber ein drückendes. An dem Forstwarte Felsburg, Genossen des Hauses, war eine ungewöhnliche Veränderung eingetreten. Der kräftige Mann sah sich nicht mehr gleich. Einem finsteren, schweigsamen Brüten war ein Zustand gefolgt, von dem man ungewiß seyn konnte, ob er mehr psychischer oder körperlicher Natur sey. Er wankte mehr als er ging; die Kleider schlotterten nachlässig um die abgezehrte Gestalt, die bisweilen wie von einem Fieberschauer geschüttelt wurde; die Augen schauten hohl aus dem bleichen, vom verwilderten Barte umgebenen Gesichte. Dieser Zustand konnte nicht verfehlen, auch auf die übrige Umgebung störenden und verdüsternden Einfluß zu üben, zumal eine ihm nahestehende Person auch den Andern so lieb und werth war. Und hätte man auch nur entfernt den eigentlichen Grund einer so seltsamen Lage entdecken können! Denn getäuschte Hoffnung, gekränkter Ehrgeiz konnte allein hier nicht erklären, da es für beide tröstenden Zuspruch des wackern Vorgesetzten gab, der nicht ohne Grund eine baldige Aenderung zum Bessern in dieser Hinsicht erwarten durfte. Aber diese harte, eiserne Natur mußte eine stärkere Macht gepackt haben, eine finstere, unheimliche, mit der er einen heftigen Kampf kämpfte, bis die eine oder der andere gesiegt haben würde. Welche Entschlüsse mochten in diesem heißen Gehirne kreisen, heute geboren, morgen vielleicht mit dem Aufgebote aller Kraft wieder gebannt, um andern Tags wieder die gierigen Krallen nach einer stürmisch wogenden Menschenseele auszustrecken! Wer könnte die Gifttropfen zählen, unter denen dieses Herz, rauh, aber ursprünglich gut, sich zusammenkrampfte in unendlichem Weh! Nur Eine Hand wenigstens schien die unbekannte Wunde nicht zu reizen, schien auf Augenblicke mildes Oel auf ein stürmendes Meer zu träufeln — der wackere Oberförster. Ward seinem wohlwollend fragenden Blicke, seinem beruhigenden Worte auch keine eigentliche Antwort und Erklärung, so folgten ihnen doch scheinbar eine kurze Zeit größere Ruhe, Momente der Fassung. Zuweilen aber auch warf es den Armen tagelang auf das Lager, und doch hatte der Arzt gar bald erkannt, daß er hier nichts zu thun habe, die Hülfe wo anders her kommen müsse. So als einst der Oberförster am Lager seines siechen Untergeordneten saß und ihm milde zusprach, drückte dieser ihm die Hand, streifte die Aermel zurück und sagte, die skelettartig abgemagerten Arme zeigend: „Sehen Sie, das Feuer zehrt — bald wird es zu Ende seyn!" Ein Ende kam, aber ein schreckliches!

Wie sonst, war Also der öftere und stets willkommen geheißene Gast im Forsthause. Wer sollte sich an der blühenden Jugendschöne nicht erfreuen! Nicht leichtsinnig ist die glückliche Jugend; sie hat nur vom Leben — und sollen wir nicht sagen: zum Glück! — noch nicht den Sinn zugetheilt erhalten, fremdes Lei-

den voll zu fühlen oder sich davon in der eigenen Lust und Freude irre machen zu lassen. Wohl mögen manchmal zum einsamen Lager, wo eine Menschenseele in Schmerzen rang, die Töne jugendlicher Fröhlichkeit und Ausgelassenheit gedrungen seyn. Ob sie die Pfeile geschärft und noch mehr vergiftet? — wir wissen es nicht, und ahnen es nur.

An einem schönen Morgen zu Ende des August saß die Familie des Oberförsters im untern geräumigen Zimmer des Forsthauses. Das Frühstück war eben beendet, der alte Herr in Geschäften weiter gegangen, und nur die junge Welt noch plaudernd sitzen geblieben; am gewohnten Platze zu Häupten des Tisches der Thüre gegenüber saß Uso, lächelnden Antlitzes, in heiterer Schöne die blonden Locken zurückwerfend. Wie er hier fast zu Hause und nach der minder strengen Weise der Jäger hatte er den Rock abgestreift. Schon ward der herbstlichen Wiederkehr des Fischzuges gedacht, alte Erinnerungen lachend aufgefrischt — — da flog die Thüre des Zimmers von hastiger Hand auf, und auf der Schwelle zeigte sich Felsburgs verwilderte Gestalt mit der Doppelbüchse an der Wange; — ein fürchterlicher Moment! nur ein Moment — ein stummer; — Schrecken fesselte die Zungen Aller! Ein Schuß — er hatte sein Ziel nicht verfehlt! — Lautlos sank Uso's Haupt auf die reine Lindenplatte des Tisches vor ihm; ein Blutstrom aus dem Herzen nahm das bleiche Antlitz mit der Lockenfülle auf.

Der Mörder war verschwunden. Wenige Stunden darnach fanden arme Holzleser den Unglücklichen am Rande des Waldes; die zweite Kugel hatte ihm von eigener Hand das Haupt zerschmettert.

Das Mainzer Musikfest.

(Schluß.)

Nachmittags versammelte sich Vornehm und Gering, Arm und Reich auf der herrlichen Anlage, wo die Liedertafeln und Musikchöre abwechselnd Vorträge hielten. Fröhlich wogten Alt und Jung hier durcheinander, bis es Zeit war, sich zum großen Festball in der hellerleuchteten, schön geschmückten Fruchthalle zu rüsten. Das Innere dieses großen Gebäudes bot jetzt einen Anblick dar, der gegen das ruhige Bild während des Morgens sehr abstach, aber nicht minder reizend und fesselnd war. Die rauschenden Töne zum wirbelnden Tanz, die vielen jugendlichen schönen Gesichter, die leichte Beweglichkeit der Tänzer, die Blumen und Toiletten, das harmlose Gekose und die ungebundene Heiterkeit machten diesen Theil des Festes zu einem schönen Schluß. Auch hier bewährte sich der gute Ruf, in welchem Mainz wegen seiner geselligen, gastfreundschaftlichen und lebensheiteren Vorzüge steht. Die Freude war allgemein. Sie sollte damit noch nicht zu Ende seyn.

Leider waren viele willkommene Gäste, liebe Freunde und Theilnehmer genöthigt, zu ihren Berufsgeschäften zurückzukehren, und verhindert, die große Sängerfahrt mitzumachen, welche am Montag stattfand.

Gegen 9 Uhr Morgens schien ganz Mainz auf der Wanderung zur hessischen Ludwigsbahn zu seyn. Die Verwaltung derselben hatte einen Festzug gen Neustadt an der Haardt eingerichtet und durch Ermäßigung der Taxe auf 1/3 des gewöhnlichen Preises der Fahrt eine volksthümliche Theilnahme gesichert. Ueber 2000 Fahrbillette waren dazu ausgegeben worden. Auch an diesem Tage lachte der Himmel heiter. Kurz nach 9 Uhr setzte sich der imposante, von zwei stolzen Dampfrossen geführte Zug von vierzig Waggons in Bewegung. Das Geräusch der vielen Eisenräder übertönte die kräftige Blechmusik, welche den Festzug begleitete der ohne andern als kurzen Aufenthalt in Worms und Ludwigshafen kurz nach 12 Uhr in dem reizend gelegenen Neustadt anlangte.

Der Neustädter Cäcilienverein empfing die Ankommenden. Vom Schießhause ertönten Böllerschüsse und in den Straßen des Städtchens flatterten Fahnen und lachten heitre Mienen aus allen Häusern. Drei Tausend Hungrige und Durstige suchten nun Unterkommen, Speise und Trank und fanden Alles, was sie suchten. Um 2 Uhr setzte sich der Sänger- und Musikzug vom Schützenhause aus in Bewegung, zog durch die Stadt nach der Haardt, wo der gastfreundliche Besitzer der herrlichen Anlagen die Eingänge zu seinen feenhaft gelegenen, mit unendlich vielen schattigen Schlangenwegen bis zum Gipfel des romantischen Gebirgs durchschlungenen Park geöffnet hatte. Einzeln oder in Gruppen pilgerte die zahlreiche Gesellschaft, die Mühe des Steigens nicht achtend hinauf, um sich oben an der großartigen Fernsicht in das paradiesische Land der Pfalz, in die blauen Haardtgebirge, in die grünen Rebgelände zu laben.

Nach den musikalischen Genüssen des verflossenen Tags that dieser Blick in die stille Natur gar wohl. Ungern trennte sich Jeder von der schönen Haardt. Aber die Stunde des Scheidens schlug. Um 5 Uhr gings mit dem unermüdlichen Pfeifer, mit den Fahnenträgern und dem Musikchor wieder hinab, und eine Stunde später rollten die Räder wieder auf den Eisenschienen zum Rheine zurück. Im Westen glühte der Abend-Himmel, und rief den Scheidenden mit rosigem Munde Grüße nach. Die freundlichen Einwohner des Städtchens jubelten ihr Ade mit geschwungenen Hüten. Unterwegs flatterten Fahnen, brannten Festfeuer in den Stationen, und seelenheiter, wie der ganze Zug gegangen, traf er Abends kurz nach 9 Uhr in Mainz wieder ein, ohne daß während der Fahrt irgend eine Störung oder ein Unfall vorgekommen wäre.

So endete das schöne Mainzer Musikfest, an das sich wohl Jeder mit ungetrübtem Vergnügen noch lange erinnern wird. Möge es seinen Zweck erfüllen: den Sinn für Sang und Klang am Rheine und Main neu beleben, die Bande der Freundschaft und Liebe festen und den Schmerz um den geliebten Meister mildern. Auf Wiedersehn im nächsten Jahr! —

Eine große Bequemlichkeit für Kauflustige in St. Petersburg.

Als der Engländer Hill die Hauptstraßen Petersburg durchwanderte, fiel ihm ganz besonders die Unzahl von Malereien (Schildern) auf, welche an den Wänden der Häuser ausgehängt sind oder fast jeden Fensterladen bedecken, und zwar vom Erdgeschoß bis fast zum Dache hinauf; von Schrift (geschriebenen Firmen), um die Gewerbe der Bewohner anzuzeigen, war sehr wenig zu bemerken. „Alles und Jedes wird durch diese gemalten Schilde ausgedrückt und angedeutet; will man Zucker, Kaffee u. dergl. kaufen, so braucht man nicht der russischen Sprache mächtig zu seyn, man darf nur auf die Schilde an den Häusern blicken und man wird bald gemalte Theekisten, Zuckerhüte u. s. w. gewahren, bisweilen begleitet von allerlei amüsanten Nebenfiguren, welche die Erzeugung und Bereitung der Waaren darstellen, z. B. Neger, die Zuckerrohr schneiden, Chinesen, welche Theeblätter rollen u. s. w. u. s. w. Wünscht man Schuhwerk zu kaufen, so wird man bald hier und da Schilde sehen, worauf Schuhmacher mit der Ahle in der Hand oder Käufer, welche Schuhe anprobiren, abgebildet finden. Verlangt man nach einer Tasse Thee oder Kaffee, so deuten Schilde mit Darstellungen von Kaffeegeschirr die Restauration an, wo man diese Getränke in vorzüglicher

Qualität erlangen kann. Flaschen und Wein einschenkende Aufwärter, versteht sich Alles gemalt, bezeichnen die Weinhäuser. Fuhrwerk von der einfachen Karre bis zur Equipage, geeignet für einen Kaiser, Alles figurirt hier. Mehr als einmal, in der That, wenn ich keinen Führer bei mir hatte, mußte ich den Verkäufer hinter seinem Ladentisch hervorrufen, um ihm unter den vielen auf seinem Aushängeschilde dargestellten Artikeln denjenigen zu bezeichnen, dessen ich bedurfte. Und man kann zu Gunsten der russischen Schildmaler behaupten, daß der Fremde durch ihre Abbildungen selten irre geführt wird. Nur einmal kam mir ein Fall von Verwechselung vor. Einer meiner Freunde nämlich wollte ein Paar Handschuhe kaufen, und als wir dem Händler diesen, wie es uns schien, auf seinem Schilde dargestellten Artikel andeuteten, überreichte er uns gleich darauf ein Paar Beinkleider, doch war der Irrthum gleich beseitigt, indem wir statt der Beine die Hände in die Hosen steckten, um uns dem guten Manne verständlich zu machen; er begriff uns augenblicklich und brachte das Gewünschte."

Mannichfaltigkeiten.

(Ergötzliche Kanzelpolemik.) Die katholischen Priester in Turin haben es seit einiger Zeit für praktisch gehalten, in vier Hauptkirchen der Stadt sogenannte „Conferenzen" d. h. polemische Vorträge gegen den Protestantismus zu halten. Die Sache wurde jedoch dem Publikum so langweilig, daß die Conferenzen immer schwächer besucht wurden und die Advokaten der Kirche auf ihren Kanzeln vor leeren Bänken declamiren mußten. Da sind nun die Priester auf einen guten Einfall gekommen, um nicht nur selbst gehört zu werden, sondern die protestantischen Lehren in den Augen wenigstens des ungebildeten Volkes möglichst lächerlich machen zu können. Man stellt statt Einer zwei Kanzeln in die Kirche, die eine gegenüber der andern. Zwei hierzu wohl einstudirte Cleriker besteigen dieselben und der eine muß die Rolle des „Protestanten", der andere die des „Sohnes der Kirche" spielen. Der „Protestant" hat seine Rede zuerst zu halten, bringt darin möglichst viel Dummheiten vor und stellt die Hauptsätze des Protestantismus so plump und schief hin, daß das Publikum oft darüber in helles Gelächter ausbrechen muß. Nun kommt der Sohn der Kirche, führt seinen Vorredner glänzend ab absurdum, verherrlicht das alleinseligmachende Dogma und legt seinen Hörern endlich, wenn er seines Triumphes sicher ist, die Frage vor, ob sie ihr ewiges Heil der von ihm vertheidigten Kirche oder der deutlich widerlegten Ketzerlehre anvertrauen wollten. Das unterhält und macht für einige Zeiten volle Kirchen. (Prot. Kirchenz.)

Den protestantische Bischof Gobat (aus Basel stammend) von Jerusalem schreibt von dort: „Sogar im Einzelnen scheinen die Moslems nach und nach die mildere Gesinnung des Sultans anzunehmen; denn selbst die wenigen Russen, die hier geblieben sind, läßt man vollkommen ruhig. Allerdings haben unsere protestantischen Freunde seit dem letzten Oktober ziemlich viel zu leiden gehabt; aber es war auf Anstiften des griechischen Klosters hier, das den Moslems dort bedeutende Geldsummen gab, damit sie die Protestanten unterdrücken sollten. Was den großen Krieg zwischen der Türkei und Rußland betrifft, so fühlen wir uns Alle glücklich, von Herzen beten zu können, daß der Herr der Heerschaaren unseren wohlwollenden Sultan und seine Verbündeten segnen und schützen wolle gegen Ungerechtigkeit und Wahrheitshaß. Nicht weil die Christen und besonders die griechischen, unterdrückt werden, wollte sich Rußland in ihre Sache mischen, denn sie genießen mehr Freiheit jetzt, ich will nicht sagen als die Protestanten, sondern als die Griechen selbst in Rußland, oder die Protestanten in katholischen Ländern, sondern es fürchtet, die jetzt freie Predigt des Evangeliums möchte Eingang bei den Gliedern der griechischen Kirche finden. Ich habe gegenwärtig etliche und dreißig mohamedanische Kinder in meinen Schulen, die treu im ganzen Worte Gottes unterrichtet werden. Könnte so etwas unter Rußlands Botmäßigkeit geschehen? . . . . Erst neulich (17. Mai) ist an den Tag gekommen, daß vor vier Jahren ein Patriarch einen Mann schändlich umbringen und seine Frau in ein Kloster einsperren ließ, um sich ihrer zwei kaum erwachsenen Töchter zu bemächtigen. Ich wußte zwar schon, daß er zwei solche Mädchen hatte, aber nicht, wie er dazu gekommen war. Wenn die Türken schlecht sind, so haben sie die meisten ihrer Schlechtigkeiten von den Griechen gelernt."

Die englische Post zahlt den verschiedenen Eisenbahnen jährlich für den Transport der Post-Felleisen 327,000 L.

Der gewaltigste Mann in Spanien ist Espartero, der Siegesherzog. In seiner Hand ruht ein gut Theil des Schicksales jenes Landes. Er ist ein prächtiger Mann von 60 Jahren, mit dem Stempel geistiger Energie auf Stirn und Auge. Durch die geleisteten Dienste ist er der erste unter allen lebenden spanischen Generalen. Er ist ein guter Kamerad der Soldaten und setzte oft, wenn er sie leiden sah, sein Vermögen gegen die Lieferanten ein. Reich gelangte er zum Oberkommando und verließ dasselbe mit sehr beträchtlich gemindertem Vermögen. Als er sich mit der einzigen Tochter eines sehr reichen Banquiers vermählte, hatte er nur seinen Rock und seinen Degen. Seiner armen Verwandten hat er sich nie geschämt. Eines Tags während seiner Regentschaft war große Abendgesellschaft im königlichen Schlosse. Man kündigt einen Oheim und zwei Basen des Regenten an. Der Oheim war ein armer Untereinnehmer aus der Provinz und dessen Töchter schlichte Nähterinnen. Der Siegesherzog eilte seinen Verwandten entgegen, umarmte sie und entzückte Alles durch sein herzliches Benehmen gegen die armen Leute.

Das gesammte stehende Heer der Vereinigten Staaten zählt jetzt 10,329 Mann, unter denen 3 Generale. Es besteht aus 2 Regimentern Dragoner zu 1303 Mann, 4 Regimentern Artillerie zu 2985 Mann und 8 Infanterie-Regimentern zu 4495 Mann. Die übrigen gehören zum Genie- und topographischen Corps und zu den verschiedenen Verwaltungen.

Zu dem in Königsberg zu errichtenden Kant-Denkmal sind bis jetzt im Ganzen 2182 Thlr. 24 Sr. 6 Pf. eingekommen; eine gar kleine Summe, an welcher beinahe zwei Jahre gesammelt und die durch 213 Posten aufgebracht ist. Königsberg, der Geburts- und Aufenthaltsort des großen Weltweisen, hat nur 816 Thlr. 8 Sgr. beigesteuert. Wenn sich nicht bald eine regere Theilnahme zeigt, wird das Denkmal schwerlich bei der im Jahre 1855 stattfindenden 600jährigen Jubelfeier Königsbergs nach dem vorhandenen Project zur Aufstellung kommen; denn die Kosten sind auf 6—7000 Thaler berechnet, wenn, wie man hofft, Se. Maj. der König das Metall gibt.

* Lord Aberdeen scheint bei seiner verwunderlichen Ansicht über die Ungefährlichkeit Rußlands sich gerade nicht als großen weltgeschichtlichen Statistiker zu erweisen. Besser dürften Diejenigen rechnen, welche Folgendes gefunden: In etwa 500 Jahren ist die russische Gränze gegen Wien, Berlin und Paris um 700 englische Meilen vorgerückt, gegen Konstantinopel um 500, gegen Teheran um 1000. In ein und der andern Weise erworben hat Rußland innerhalb jenes Zeitraums: von Schweden mehr als die,

sem an Land geblieben, von Polen ein Gebiet so groß wie Oesterreich, in der Tartarei wie die Türkei, Griechenland, Italien und Spanien zusammengenommen; von der Türkei in Asien eine Landfläche wie alle kleinen deutschen Staaten, von Persien ein Gebiet in der Ausdehnung Englands. Man nenne uns doch eine Zeit, in der, und ein Reich, von dem an der Gränze der Civilisation Aehnliches erreicht worden! Gewiß, Rußland ist ungefährlich! aber nur wie ein Gewitter, vor dem man sich klugerweise in den Schutz eines guten Blitzableiters begeben oder hat begeben können.

Die periodische Literatur vom niederländischen Ostindien besteht seit 1852, wo die Regierung die Ermächtigung zur Herausgabe mehrer Journale oder periodischen Blätter neben der amtlichen Zeitung von Java ertheilte, zu Batavia aus zwei neuen holländischen Blättern, wovon eines, der Bote von Java, welcher wöchentlich zweimal erscheint, eines ziemlichen Rufes genießt. Zu Sourabaya bestehen drei Blätter, wovon eines in chinesischer und malayischer Sprache; Samarang hat ein Wochenblatt und Macassar (Celebes) ein Journal. Die schöne Literatur ist durch zwei Revuen vertreten.

L i t e r a t u r.

Das Teleskop für die Jugend. Zum Schul- und Hausgebrauch von Ferdinand Naumann, Lehrer in Dresden. Mit fünf Sterntafeln und einer Abbildung des Mondes. Dresden, 1854. Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei von F. F. Meinhold und Söhne.

Mit großem Vergnügen machen wir auf obiges Büchlein aufmerksam, welches uns die Räume des Himmels erschließt und uns mit dessen Wundern bekannt macht. Wenn eine Wissenschaft geeignet ist, den menschlichen Geist zu fesseln und das Gemüth zu erheben, so ist es die Astronomie, denn „der Himmel ist", wie unser Hebel so schön und richtig sagt, „ein großes Buch über die göttliche Allmacht und Güte, und es stehen viele bewährte Mittel darin gegen den Aberglauben und Sünde." Es ist daher wünschenswerth, daß die Jugend frühzeitig angeleitet werde, in diesem heiligen Buche zu lesen, wodurch später einem gründlichen Studium dieser erhabenen Wissenschaft die Bahn gebrochen und die Liebe zu derselben erweckt wird. Unser würdiger Verfasser hat die sich gestellte Aufgabe, „die Jugend mit dem Sonnengebiete und dem Weltmeere des Himmels bekannt zu machen", nach unserm Dafürhalten sehr glücklich gelöst. Seine Darstellung ist faßlich, doch fehlt ihr die belebende Wärme nicht, und wir sind gewiß, daß er die jungen Leser anregen und geistig höchst nützlich beschäftigen wird. Seine mit Sachkenntniß und Liebe unternommene Arbeit erfreut sich daher gewiß einer großen Theilnahme. Die beste Empfehlung des Buches möchten die Worte des berühmten Verfassers des Kosmos, A. v. Humboldt, seyn, der sich brieflich folgendermaßen über das Werkchen äußert: „Ich habe Ihr Teleskop für die Jugend viel durchblättert, und bin durch die Art des Vortrags, wie durch den fleißig zusammen getragenen Inhalt überzeugt worden, daß die Herausgabe als Jugendschrift sehr wünschenswerth wäre." — Die Ausstattung des Buches, sowie die beigegebenen Abbildungen sind ebenfalls zu loben.
W. K.

K o r r e s p o n d e n z.

Köln, 27. August.

Im Selbstverlag des Herrn Franz Kreuter ist in diesen Tagen zu einem großen topographischen Werke das erste Heft unter dem Titel: „Wanderung durch das mittelalterliche Köln, mit steter Berücksichtigung seiner Geschichte u. s. w. von Franz Kreuter" ausgegeben worden. Das Unternehmen ist in seiner Art in unserer Vaterstadt ganz neu; denn während früher von verschiedenen Verfassern nur einzelne Zweige der Geschichte Kölns bearbeitet wurden, umfaßt der jetzige Herausgeber alle Branchen in einer Vollständigkeit, die in jeder Beziehung Auskunft ertheilt. Das erste Heft, das nicht allein für den Kölner, sondern auch für den Freund der alten Geschichte sehr lehrreich ist, bringt nur einen Theil „zur Geschichte des Domhofes", auf welchem jeder Fuß für die vaterstädtische Geschichte classischer Boden ist. Nachdem Kreuter die Sitten, Gebräuche und Zustände zur Zeit der Ubier geschildert hat, kommt er zu einem Absatz, der ihm und seinem Werke zur Ehre gereicht; die Worte heißen: „Welcher Menschenfreund, wenn er die Geschichte durchblättert und mit Schaudern die Folgen des Aberglaubens bei den cultivirten Völkern verfolgt, segnet nicht die Einfalt des rohen Wilden, der glaubt, was er nach seiner Individualität nur glauben kann, und was jeder der Seinigen mit derselben Ueberzeugung glaubt, der aber in seiner Einfalt nicht das Spielwerk anderer ihm an Geist überlegener Menschen ist, die seine Fähigkeiten unterdrücken, und ihn in dem Zustande seiner Rohheit zu erhalten suchen, um nach ihren Absichten ihn zu lenken?" Möchte das schöne Unternehmen nach Verdienst unterstützt werden, möchte jede Stadt einen so begabten Schreiber ihrer Geschichte finden! — Heute wurde zum zweiten Male die hier gedichtete und arrangirte komische Oper „Richmodis van der Aducht und der Sängerkrieg auf dem Neumarkt" im Stollwerk'schen Theater unter großem Andrang gegeben. Das Süjet ist kurz folgendes: Der Gemahl der Frau Richmodis kehrt aus dem Kreuzzug heim. Seine Frau stirbt während des Festmahles an einer Fischgräte, wird begraben und lebt wieder auf, als die Todtengräber sie ihrer Kostbarkeiten berauben wollen. Ihr Gemahl veranstaltet als Auferstehungsfest „den Sängerkrieg auf dem Neumarkt". Die Musik ist wer weiß wie vielen Opern, aber nur den besten, entnommen. Sie werden daraus ersehen, daß dieses Werk als Travesti einer unserer sinnigsten Sagen aufgefaßt werden muß. Vom Standpunkte des Kölners ist die Oper als höchst gelungen zu bezeichnen; von ästhetischer Seite dürften sich der Häkchen manche aufzählen lassen. Die Aufführung war überaus gelungen und hat gezeigt, welche Schätze von musikalischen Dilettanten unsre Stadt in sich birgt; namentlich zogen die Herren Simons, Pütz, Dü-Mont und Sturm die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und zwar nicht allein durch ihren meisterhaften Gesang, sondern auch durch ihr wahrhaft kunstgerechtes Spiel. Herr Karl Simons, der sich als Baritonist für die Bühne ausbildet, wird im nächsten Winter seine erste Gastreise nach Süddeutschland antreten und sich bald eines bedeutenden Rufes unter den deutschen Sängern erfreuen. In der genannten Oper trug er unter ungewöhnlichem Beifall das von Johann Kinkel componirte Lied: „Ein junges Lämmchen weiß wie Mehl" (Schnee) vor. — Vor der Eröffnung der Theater-Saison wird Oliva Pepita zu einem Gastrollencyclus hier eintreffen.

Die Ruine Falkenstein und deren Erhaltung.

Da sich in Folge des in dieser Zeitschrift am 21. August, in obiger Beziehung erschienenen Artikels eine Gesellschaft gebildet hat, welche für die Ausbesserung obiger Burg nach Kräften zu wirken beabsichtigt, so ist die Redaktion dieses Blattes bereit, beliebige Beiträge zu erwähntem Zweck in Empfang zu nehmen, und an den Verein zu übermitteln, wogegen Karten ausgegeben werden, um den seither unzugänglichen Thurm unentgeltlich besteigen zu können.

Der Zutritt in die Ringmauern der Ruine bleibt übrigens nach wie vor für jeden Besuchenden frei und offen.

T h e a t e r - A n z e i g e.

Freitag, 1. Sept. Ein Lustspiel, Lustspiel in 4 Acten von R. Benedix. Maria Hainfeld: Frau Andee.

Samstag, 2. Sept. Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg, große romantische Oper in 3 Acten von R. Wagner.

Sonntag, 3. Sept. (Zum ersten Male): Das Lied von der Glocke von Schiller, mit lebenden Bildern und Musik von Lindpaintner. Hierauf: Der Brauer von Preston, komische Oper in 3 Acten, Musik von A. Adam. Drittes aufgehobenes Meß-Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 210. Samstag, den 2. September **1854.**

Am La Plata und auf dem Meere.

Nach Th. Savie.

Wenn man die alten spanischen Berichte von der Entdeckung Amerikas liest, so steht man anfangs wie geblendet von den Erfolgen dieser muthigen und begeisterten Eroberer, denen nichts zu widerstehen vermochte, bis man bei weiterm Ueberlegen sich nicht des Mitleids für die eingebornen Stämme erwehren kann, die in ihrer ruhigen Abgeschiedenheit so plötzlich gestört und überall besiegt wurden. Was waren diese Völker, deren Geschichte wir nie kennen werden, vor der Ankunft Columbus'? Wo sind jene noch weit ältere hingekommen, die, nach den aufgefundenen Spuren zu schließen, vielleicht vor dem Beginn unserer Zeitrechnung auf einem glanzvollen Culturpunkt standen? Diese für uns neue Welt war mithin im Gegentheil so alt, daß sie bei dem ersten Zusammenstoß in Trümmer sank. Einzelne Stämme und selbst ganze Nationen sind so schnell verschwunden, daß der Wissenschaft keine Zeit übrig blieb, sich näher mit ihnen zu beschäftigen. Der europäischen Civilisation selbst ist es dabei nicht gelungen, die Nachkommen jener unwissenden und verschmitzten Indianer umzuprägen, und unter den unfügsamsten Stämmen, welche noch immer hartnäckig jede Berührung mit den Weißen fliehen, finden sich Charaktere, die in ihrer Weise heldenhaft sind, und durch Muth, Resignation und Todesverachtung an das classische Alterthum erinnern. Verurtheilt, in einem ungleichen Kampfe unterzugehen, verschwinden sie, ohne eine Erinnerung zu hinterlassen, geräuschlos von dieser Erde, wo ihre Vorfahren herrschten. Für diese Kinder Amerikas gibt es keine Nachweit.

Das tragische Ende eines Stammoberhauptes, eines Caziken der Pampas, wollen wir hier erzählen. Die Hauptbegebenheit, so unwahrscheinlich sie auch klingt, gehört der Geschichte an; zwar ist sie alt, denn sie spielt vor einem Jahrhundert, allein die Völker, die in jenen fernen Strichen unberührt von der Civilisation leben, ändern sich nicht, und was vor einem Jahrhunderte wahr war, kann für die eingebornen Stämme des südlichen Amerikas noch heute gelten.

I.

Südlich von Buenos-Ayres, so weit sich die Pampas vom Rio Colorado bis zum Rio Negro erstrecken, leben seit Jahrhunderten die Puelche-Indianer. Mehrere ihrer Stämme sind zwar zu verschiedenen Zeiten mit den Spaniern in Bündniß getreten; gewöhnlich rechnet man aber die Puelche zu den „wilden Indianern", wie denn auch weder die Zeit noch die Nachbarschaft einer civilisirten Nation ihr wildes Naturell zu zähmen vermocht hat. Oft schon erstreckten sich ihre Einfälle bis in die Nähe der Hauptstadt von Rio de la Plata; einem Orkan ähnlich, durchbrausten sie die Gefilde und verschwanden wieder in ihren endlosen Ebenen, um plötzlich von neuem auf einem anderen Punkte zu erscheinen.

Zu der Zeit, wo unsere Erzählung spielt, gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, erstreckte ein unternehmender und listiger Cazike seine Verheerungen von den Ufern des La Plata an, östlich von Buenos-Ayres, bis zu dem Orte Pergamino. Einige Jahre lang hatte er sich ruhig verhalten, als er wieder zu den Waffen griff und mehr als dreihundert berittene Krieger unter seine Befehle versammelte.

An einem kühlen Junitage (in jener Hemisphäre ist dieß die Zeit des Winters) lagerte die Indianerbande an den Ufern eines Flüßchens, welches seine spärlichen Wässer ruhig durch die unermeßliche Ebene trieb. Während die angebundenen Pferde sich das junge Gras ringsum schmecken ließen, lagen die Indianer, ihre Lanzen neben sich, zur Ruhe ausgestreckt auf dem Boden. Einige große Raubvögel wiegten sich hoch oben an dem grauen Himmel, im Uebrigen glich die einsame Steppe einem ungeheuern grünwogigen See, dessen Ufer dem Blicke entschwanden.

Plötzlich zeigte sich am Horizonte ein Strauß, der, im schnellsten Trabe daher eilend, das Gras mit seinen kurzen Flügeln peitschte. Die Indianer richteten sich, auf ihre Hände gestützt, behutsam empor. Mit vorgestrecktem Hals und spähendem Auge suchten sie den Feind zu entdecken, vor welchem dieser behende und furchtsame Vogel etwa fliehen mochte. Eine kleine Staubwolke ließ sich in der Ferne bald deutlich unterscheiden. Der Cazike warf seinen Kriegern einen flüchtigen Blick zu, den diese sogleich verstanden; mit einem Sprunge saßen sie zu Pferde, die langen Lanzen in den Händen und dicht an einander gereiht. Die Puelche zogen sich hierauf zurück, um nicht entdeckt zu werden, und machten erst am Fuße einer kleinen Anhöhe Halt. Kein Wort wurde unter ihnen gewechselt. In der einen Hand die dreifache mit Kugeln versehene Schlinge, mit welcher sie auf eine Entfernung von zwanzig Schritt einen Feind zu umschlingen wissen, in der andern die mit Straußenfedern verzierten Lanzen, saßen sie auf ihren ärmlich aussehenden, jedoch alle Strapatzen ertragenden Pferden. Keine Spur von Aufregung ließ sich in den platten Gesichtern dieser Rothhäute lesen, die einer auf Beute lauernden Geierschaar glichen.

Am fernen Horizonte bewegte sich mittlerweile eine Reitertruppe, welche von der Puelchenhorde durchaus abstach. Es war eine Compagnie spanischer Soldaten, gebräunt von der Sonne und der Luft der Pampas, doch noch jener gesicherten und kecken Haltung voll, welche die ersten Eroberer der neuen Welt auszeichnete. Die Spanier ritten in geschlossener Ordnung einher, die Lanze auf den Steigbügel gestützt, die Karabine am Sattelknopfe

hängend, die Brust in einen Harnisch von Büffelleder gehüllt und die gekrümmten Säbel an den großen Stiefeln herabklirrend. Die Einen trällerten andalusische Liedchen vor sich hin, Andere streichelten mit der Hand die Pferde, welche die Beschwerden manches harten Feldzugs mit ihnen getheilt hatten, und richteten schmeichelnde Worte an sie, wie solche von den in der Gesellschaft des Menschen lebenden Thieren verstanden werden.

Hinter dieser kriegerischen Schaar ritt ein kleines Häuflein Kaufleute und Pächter, nebst einigen Frauen, lauter vorsichtige Reisende, welche die Gelegenheit benutzt hatten, um mit den Reitern durch die Pampas zu ziehen und sicherer nach Buenos-Ayres zu gelangen. Entgegen den der Disciplin unterworfenen Soldaten, welche nur halb laut sprachen und in Reih' und Glied ritten, überließ sich diese Nachhut dem lebhaftesten Gespräch und hielt auf nichts weniger als Ordnung.

„Gewiß, meine Herrschaften", sagte mit gewichtiger Miene ein dicker Mann, dessen Kleidung reich mit Spitzen besetzt war, über welchen eine goldene Kette hing, „gewiß, Senores, den größten Edelstein in der Krone Spaniens bildet Peru. Als Se. Excellenz der Vicekönig in Lima einzog, pflasterten wir den Weg, den er zurückzulegen hatte, mit Silberbarren.*)"

„Euer Gold wird alle werden", versetzte ein Colonist von Chile; „es wird Euern Händen entschlüpfen, während Chile stets sein Getreide bauen wird, ohne seiner Kupferminen zu gedenken."

„Meinet Ihr denn", fiel ein Reiter mit langen Sporen ein, „daß diese Ebenen nicht auch ihre unerschöpflich reichen Minen haben? Ich allein, Senores, zähle auf meiner Besitzung ungefähr 3000 Stück Rinder und eine Heerde von 1500 Pferden andalusischer Raçe."

„Gold ist das letzte Wort menschlichen Reichthums", entgegnete voller Wichtigkeit der Peruaner.

„Das Volk nährt sich von Brod und nicht von Metall", erwiederte der Chilene.

„Ein Stück frisches oder gesalzenes Ochsenfleisch gehört auch dazu", sagte lebhaft der Besitzer der dreitausend Stück Rinder.

„Ruhe dahinten", rief der Anführer der Soldaten; „wenn Ihr so vielen Lärm machl, jage ich mit meinen Reitern davon und lasse Euch inmitten der Pampas allein."

(Fortsetzung folgt.)

*) Geschah wirklich im Jahre 1682.

Neucaledonien.

Diese Insel, deren Besitznahme von Seiten Frankreichs im Pariser Moniteur vom 14. Februar l. J. amtlich verkündet wurde, liegt zwischen 20° 10' und 22° 26' südlicher Breite und zwischen 161° 35' und 164° 35' östlicher Länge, hat bei einer mittleren Breite von 15—18 eine Länge von 65—80 Meilen und ist nach Neuholland die größte Insel des stillen Meeres. Eine bis 3000 Fuß hohe Gebirgskette durchschneidet sie in ihrer ganzen Länge von Südwesten nach Nordosten und unterscheidet sich auffällig von den übrigen, großentheils ebenen Inseln des stillen Oceans. Ihren Namen erhielt sie, in Erinnerung an das schottische Gebirgsland Caledonien, von dem Weltumsegler Cook, der sie in Gemeinschaft mit Forster d. Ae. am 4. Sept. 1774 entdeckte. Ein Jahrzehnt später wurde La Perouse von Ludwig XVI. mit zwei Schiffen eigens zur Erforschung Neucaledoniens entsendet, von welchem Cook und Forster eine sehr günstige Schilderung entworfen hatten. La Perouse verunglückte jedoch nahe am Ziel seiner Reise und ließ nichts weiter von sich hören. Die französische Nationalversammlung entsendete am 9. Februar 1791 unter der Führung des Ritters Bruny d'Entrecasteaux zwei Schiffe zur Auffindung La Perouses. Die Bemühungen d'Entrecasteaux's, der am 16. April 1792 in Neucaledonien landete, blieben jedoch erfolglos, wiewohl er, von dem berühmten Naturforscher La Billardière unterstützt, die Insel in allen Richtungen durchforschen ließ. Unter dem Kaiserreich war Europa in der eigenen Heimath vollauf beschäftigt; Neucaledonien fiel in gänzliche Vergessenheit, aus der es auch nach hergestelltem Weltfrieden nicht so bald wieder gezogen wurde. Erst die lange nachher von Billardière, Kapitän Rossel und Ritter Fréminville veröffentlichten, durchgehends günstig lautenden drei Berichte über d'Entrecasteaux's Expedition lenkten zu Anfang der vierziger Jahre die Aufmerksamkeit der französischen Regierung neuerdings auf Neucaledonien. Am 19. Dez. 1843 setzte La Ferrière, Kommandant des Bucephale, daselbst eine aus fünf Geistlichen bestehende katholische Mission ans Land, welche durch Einführung des Christenthums die wilden Eingeborenen civilisiren und derart die Besitznahme und die Kolonisation vorbereiten sollte. Die Eingeborenen, ein gutmüthiger, arbeitswilliger und bildsamer Menschenschlag, zeigten sich anfangs willig, lernbegierig, und das Werk der Mission machte rasche Fortschritte. Doch gewann das alte Naturell zuweilen wieder die Oberhand über die bessern Regungen, welche die Missionäre zu erwecken suchten. Namentlich konnten sie der Vielweiberei und dem Gelüste nach Menschenfleisch nicht ganz entsagen. Die Missionäre konnten wiederholt nur durch die Flucht ihr Leben retten. Zwei derselben, ebenso zwei Offiziere und zwölf Matrosen der Alcmène, welche sich zu weit ins Innere des Landes vorgewagt, wurden 1847 von getauften und ungetauften Caledoniern gemüthlich verspeis't. Die Beharrlichkeit der Missionäre siegte jedoch über diese Gefahren und Schwierigkeiten. In der zehnten südlich von Neucaledonien gelegenen, zu demselben gehörenden Fichteninsel fanden sie eine Zufluchtsstätte und einen empfänglichern Boden, und als sie 1850 von hier mit mehr als hundert eingeborenen Neubekehrten und einigen neuen europäischen Mitgliedern nach Neucaledonien selbst zurückkehrten, war ihre Wirksamkeit auch hier erfolgreicher. Zu Ende 1853 hatten sie bereits einen großen Theil der auf 50,000 Seelen geschätzten Bevölkerung zum Christenthum bekehrt, von der Vielweiberei und dem Genuß des Menschenfleisches ent-, an Bekleidung gewöhnt, zur Betreibung des Ackerbaues und der Viehzucht angeleitet. Bei dem sehr günstigen Klima und der Fruchtbarkeit des Bodens lassen diese Gewerbszweige den besten Erfolg hoffen. Die Verschiedenheit des Klimas, der Lage und des Bodens der einzelnen Inseltheile läßt hoffen, daß alle Pflanzen der heißen und die meisten Pflanzen der gemäßigten Himmelsstriche daselbst gut fortkommen werden. An Sandel-, Fichten und anderem kostbarem Holz, wie an verschiedenen Baumharzen, liefert die Insel schon jetzt einen bedeutenden Vorrath. Auch wurde ein starkes Lager von Dünger entdeckt, der trefflicher als das peruanische Guano seyn soll. Außerdem sollen die Gebirge sehr goldhaltig seyn. Auf der Westseite hat die Insel nur den St. Vincents-, hingegen auf der Ostseite sechs Häfen: Balade, Pouebo, Yenguène, Kuana, Kanalah und Nakety. Die ersten Ladungen erfolgten in Balade, welcher Hafen lange Zeit der einzig besuchte blieb; in neuerer Zeit ist jedoch Yenguène der besuchteste geworden. Die Besitznahme der Insel für Frankreich wurde am 24. Sept. 1853 von dem Gegenadmiral Febvrier-Despointes vollzogen. (S. M.)

Sonst und jetzt.

Als im Jahre 1791 die britische Regierung den Krieg zwischen Rußland und der Türkei vermitteln wollte, und dazu alle diplomatischen Künste anwandte, wurde sie deßwegen von der Opposi-

tionspartei im Unterhause gar bitter getadelt. Unter andern Thatsachen las der berühmte Oppositionsredner Grey einen langen Brief vor, den der Großvezier an den englischen Gesandten bei der Pforte, Sir Robert Ainslie, geschrieben hatte, von dem wir bloß zur Charakteristik der damaligen Zeit, und zur Vergleichung mit der jetzigen, einige Stellen ohne Beisatz noch Bemerkung ausheben wollen.

„Der Großherr führt für sich Krieg", so hebt das merkwürdige Schreiben an, „und macht für sich Friede. Er kann seinen Sclaven, seinen Dienern und seinen Unterthanen trauen, er kennt ihre Gesinnungen, hat ihre Tugenden erprobt, und kann sicher auf ihre Treue rechnen; eine Tugend, die schon lange aus eurem Winkel von Europa verbannt ist. Wenn alle anderen Christen die Wahrheit sagen, so kann man sich doch nicht auf die Engländer verlassen; sie kaufen und verkaufen das ganze Menschengeschlecht.

„Wie kommt ihr nun zu dem Anerbieten, unsere Vermittler bei Rußland zu werden? Warum wollt ihr einem Reiche, das nach eurem Ausdruck von Ungläubigen bewohnt wird, Dienste leisten? Wir brauchen weder eure Freundschaft, noch eure Hülfe, noch eure Vermittelung.

„Geld ist eure Gottheit, und daher ist der Handel Alles bei euren Ministern und bei eurer Nation. Kommt ihr denn, uns an Rußland zu verkaufen? Nein! Laßt uns selbst unsern Handel machen.

„Der Großherr hat keinen Verkehr mit eurem Hofe; er braucht und will auch keinen. Wünscht ihr hier zu bleiben, entweder als Spion, oder wie ihr euch selbst nennt, als Gesandter eures Hofes, so mögt ihr meinetwegen, so lange ihr Euch gehörig betragt, mit den Gesandten der andern christlichen Nationen auf gleichem Fuße leben; aber wir brauchen euren Beistand nicht, weder zu Lande noch zur See; weder eure Rathschläge noch eure Vermittelung.

„Was ihr mit Rußland zu thun habt, wissen wir nicht, und bekümmern uns auch nicht darum. Unsern Streit mit diesem Hofe denken wir so zu endigen, wie es uns am Besten dünkt, und wie es mit den Maximen unserer Gesetze und Staatspolitik übereinstimmt. Weg also mit eurer Vermittelung zwischen der Pforte und Rußland. Es ist immer eure Sache gewesen, das ganze Menschengeschlecht in Streit zu verwickeln, und hernach, vermöge eurer Treulosigkeit, davon Nutzen zu ziehen. . . . Wir wollen von euch nichts mehr hören, deßhalb befehlen wir euch, auf diese Schrift nicht wieder zu antworten."

Mein Trinkkamerad.

(Am Geburtstag meines Vaters.)

Kellner, heut' vom besten Wein
Eine Flasche bringe!
Aber deutscher muß es seyn,
Und ein Glas, das klinge!

Sitzen sie im Vaterhaus
Fröhlich heut' beim Mahle,
Bei Gesang und Blumenstrauß
Und beim Festpokale,

Laß auch ich mir's nehmen nicht,
Hier im fremden Lande
Mitzufeiern, still und schlicht,
Wie es thun Verbannte.

Und, weil Alle fremd wir hier,
Kellner geh', und rufe
Dort den alten Bettler mir,
Auf des Hauses Stufe.

Bring' ihm, was die Küche hat,
Daß er sich dran labe,
Und noch einmal esse satt,
Eh' er geht zu Grabe.

Und nun, Alter, komme her,
Laßt uns trinken, trinken!
Ist die eine Flasche leer,
Dürfen wir nur winken.

Komm', und trink und stoße an:
Alle Menschen leben!
Unsre Väter oben an,
Und auch wir daneben!

Zürich, 5. August. Carl Scholl.

Mannichfaltigkeiten.

(Telegraphie.) Die in Oesterreich von Herrn Professor Hlubek, welcher die Verpflanzungs-Arbeiten an der südlichen Staatsbahn leitet, angeregte Idee, die Telegraphenleitungsdräthe auf lebenden Bäumen statt der jetzigen Säulen zu befestigen und zu diesem Ende längs der Bahn in angemessenen Zwischenräumen jene Baumarten anzupflanzen, welche sich mit der Zeit für solche Zwecke vorzugsweise eignen werden, hat die Zustimmung des Handels-Ministerium erhalten. Auf Grund dessen sind die kaiserlichen Eisenbahn-Betriebsbehörden angewiesen worden, bei Anlage und Erweiterung der Baumpflanzungen auf diesen Zweck Bedacht zu nehmen, und unter Beachtung der Boden- und klimatischen Verhältnisse die geeignetsten Baumgattungen zu wählen, überhaupt auf das Gelingen dieser mit namhafter Kostenersparniß verbundenen Neuerung in jeder Weise thätig einzuwirken. In Frankreich, Italien und zum Theil auch in Deutschland hat man diese Art der Telegraphenleitung unbeanstandet durchgeführt, ja sogar Drähte mitten durch die Zweige und das Laubwerk der Bäume gehen lassen.

* „Postheiri", der schweizerische Kladderadatsch äußert sich unter der Ueberschrift: „Was in Spanien eigentlich vorgeht", in folgender ergötzlicher Weise, wobei man sich erinnern möge, daß der mit Fiasko abgetretene spanische Kriegsminister Blaser ein geborener Schweizer ist. „Der Königin Isabella wurde von ihrer Mutter Christine eingeblasen, die Konstitution umzublasen, weßhalb sie den General Blaser zu ihrem Minister machte. Der Wind begann jedoch anderswo zu blasen; von Odonnell und andern Generalen wurde ein Aufruhr angeblasen. Nun wurden von Blaser die Truppen zusammengeblasen, um der Rebellion das Lebenslicht auszublasen. Sein Heer aber zerstreute sich wie auseinander geblasen; die Hoffnungen der Königin zerplatzten wie Seifenblasen und nach kurzem mußte Blaser auf dem letzten Loche blasen. Die spanische Nation aber verneigte sich und sprach: Majestät, jetzt können Sie mir blasen." — Zugleich eine Probe von dem Reichthum an Begriffen der sich im Deutschen an ein einziges Wort knüpfen kann.

— Die literarisch-artistische Abtheilung des österreichischen „Lloyd", von der bereits verschiedene sehr anerkennenswerthe Unternehmun-

gen ausgegangen sind, hat die Herausgabe einer neuen, für alle Kunstfreunde gewiß höchst interessanten Production begonnen, welche sich zur Aufgabe stellt, die bedeutendsten Schätze der Gemälde-Gallerien Wiens durch Stahlstich nachzubilden und auf diese Weise auch Denen, welchen die Gelegenheit, die Originale kennen zu lernen, versagt ist, eine Anschauung von diesen Meisterwerken zu verschaffen. Der Preis der einzelnen Lieferungen, in welchen die Sammlung erscheint, ist überdieß so billig gestellt, daß dieselbe gewiß eine ausgedehnte Verbreitung finden wird. Eine jede Lieferung der unter dem Titel „die Kunstschätze Wiens" erscheinenden Sammlung bringt für je 10 Silbergroschen drei Stahlstiche nebst entsprechendem Text zur Geschichte und Erläuterung der Gemälde.

Frankfurter Theater.

Nachdem Herr Hendrichs weiter als Roderich im „Leben ein Traum" und als Egmont aufgetreten, so hat derselbe sein Gastspiel als Posa (12. Gastrolle) am 31. d. M. beschlossen. Auch in diesen Rollen wurde er durch alle Zeichen des lebhaftesten Beifalls anerkannt. Ohne in eine detaillirte Besprechung dieser Vorstellungen einzugehen, sey hier nur wiederholt hervorgehoben, daß das Talent und die Kunststudien des geschätzten Gastes im Fache der Helden und der tragischen Liebhaber am Glänzendsten hervortreten, da, wo es den Ausdruck männlicher Thatkraft und ritterlichen Stolzes, wie den der Leidenschaft und vor Allem eines edeln unverkünstelten Gefühls gilt. Vorherrschend reflectirende, in scharfen Umrissen der Negation und Ironie gehaltene Charaktere sagen seiner Eigenthümlichkeit weniger zu, und wird auch die Heimath des Herzens bei ihm nicht zur Fremde des Kopfes, um mit Börne zu reden, so bleibt doch bei ihm die Wärme der Empfindung immer vorwaltend. Schließlich haben wir Herrn Hendrichs noch dafür zu danken, daß er uns eine Reihe von klassischen und seit längerer Zeit nicht gegebenen Dramen wieder vorgeführt und dadurch für uns das Interesse an seinen Darstellungen noch erhöht hat.

Ueber Fräulein Josephine Hendrichs, durch ihren Oheim und Lehrer in das Künstlerleben eingeführt, können wir auf bereits Gesagtes zurückweisen. War ihr Clärchen in „Egmont" auch dem Umfang dieser schwierigen Aufgabe noch nicht entsprechend, so ist doch anzuerkennen, daß sie im Ganzen ihre Aufgabe wohl verstanden und mit einer Hingebung gespielt hat, aus welcher ihre Empfänglichkeit für das Schöne zu erkennen war. Als besonders gelungen dürfen wir ihr Spiel in den Scenen des dritten Aktes mit Egmont und in denen mit Brackenburg hervorheben. Was ihre weiteren Kunststudien betrifft, so möge sie besonders die Ausbildung ihres nicht sehr ausgiebigen Sprachorgans im Auge behalten und sich vor jeder Ueberstürzung in der Rede, wie im Gefühlsausdruck zu wahren suchen. Klarheit des Dialogs und künstlerische Ruhe selbst in den Momenten der Aufregung sind unerläßlich, aber nur durch den Ernst eines ausdauernden Fleißes zu erlangen. Das Gastspiel von Fräul. Hendrichs fand beifällige und verdiente Aufmunterung.

In einem dießmal nur kurzen Gastspiele hörten wir unsern hier stets willkommenen Pischek als Don Juan, Faust und Jäger im Nachtlager. Pischeks Künstlerruf steht fest und könnte man darüber nur Bekanntes wiederholen. Seine Stimme besitzt noch immer dieselbe Vollkraft, die ihr stets eigen war, sein Gesang noch immer dieselbe Energie, Kraft und Anmuth. Der Vortrag in der ersten Scene des Faust „Der Hölle selbst will ich Segen entringen", in dem Duett mit Röschen, „Folg' dem Freunde mit Vertrauen" und in der Arie „Liebe ist die zarte Blüthe", wie in den großen Gesangsscenen im Nachtlager bekundete diese Vorzüge und wurde mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen. Gewisse Manieren und Verzierungen, welche sich Pischek in seinem Gesange erlaubt, werden zwar durch kunstvollen Vortrag zur Geltung gebracht, darum aber von dem strengeren Kunstrichter nicht entschuldigt. Schließlich noch die Anfrage, ob bei Wiederholung einer Vorstellung des Nachtlagers, dieser herrlichen und ächt deutschen Oper, es nicht zweckmäßig wäre, die lange und wirklich etwas langweilige Tenorarie ein für allemal zu streichen. W.

Korrespondenz.

Mainz, 30. August.

Heute wurde hier, wie in unserem ganzen Lande, das Geburtsfest unserer Großherzogin gefeiert. Der Schmuck von Flaggen und Fahnen war, wie bei ähnlichen Festen, eben so die kirchliche Feier, welche in dem Dome, sowie in der protestantischen Kirche begangen wurde, dort durch ein Hochamt mit Tedeum und dem Liede „Salvum fac" hier durch Gesang und Festrede. Mittags vereinigte sich eine größere Anzahl von Beamten und anderen Bürgern in der Neuen Anlage zu einem Festmahle, das diesen Namen in jeder Beziehung in vollem Maße verdiente. Gebührte dem Mahl selbst, wie den sinnigen, geschmackvollen Decorationen das größte Lob, so war der Geist, der sich unter den Versammelten kundgab, ein wahrhaft festlicher und für den Gegenstand der Feier begeisterter. Festlieder, eigens für diesen Tag gedichtet, die sich des Beifalls der Versammelten in hohem Grade zu erfreuen hatten, wechselten mit Toasten, welche sämmtlich Zeugniß gaben von der Begeisterung der Versammelten. Von wahrhaftem Enthusiasmus, dichterischem Schwunge und oratorischer Vollendung zeugten die Toaste des Hrn. Obergerichtspräsidenten Dr. Pitschaft, welcher auch bei dem Mahle präsidirte und zuerst auf die gefeierte Fürstin, so wie später aus Anlaß des zweiten Liedes auf deren königlichen Vater, den wahrhaft deutschen und in der Geschichte der Kunst und Wissenschaft stets mit Verehrung genannten König Ludwig von Bayern, den er „die Vereinigung von Augustus, Mären und Horaz" nannte, und auf unsern Ministerpräsidenten, Frhrn. v. Dalwigk, den langjährigen Chef der Administration unserer Provinz, zu allgemeinem Enthusiasmus fortreißende Toaste ausbrachte. Außer denen des Hrn. Dr. Pitschaft wurden noch eine Anzahl anderer, ebenfalls sehr warm gesprochener und eben so aufgenommener Trinksprüche ausgebracht, unter andern von den Herren Obergerichtsräthen Glanprecht und Henka und dem Herrn Bezirksgerichtsrath Krämer auf das gesammte Großherzogthum, das sich unter der großh. Regierung eines so reichen Segens erfreue, auf den Herrn Präsidenten Pitschaft und auf den verstorbenen Obergerichts-Präsidenten Herrn Aul. Spät erst trennte sich die heitere Gesellschaft, Alle mit dem Bewußtseyn, ein schönes Fest gefeiert zu haben.

Kunstnotiz.

(Amsterdam, 29. August.) Wir sehen einer interessanten Wintersaison entgegen. Zwei deutsche Opern- und zwei deutsche Schauspielunternehmungen werden hier vorbereitet. Direktor de Vries subskribirte für die Schauburg auf die Ankündigung einer großen deutschen Oper, mit den Gastspielen des Besten, was deutsche Sängerschaft bieten kann. Wir werden sehen, ob er sein Versprechen halten wird. Direktor Goltdammer engagirte still und emsig eine deutsche Oper für sein hochdeutsches Theater. Seine Thätigkeit im vergangenen Jahre trug viel dazu bei, dem deutschen Bühnenelemente hier eine akkreditirte Basis zu verschaffen. Zu seiner Operngesellschaft hat er auch ein deutsches Schauspiel und Vaudeville engagirt, welche hier beständig spielen werden, während die Oper auch Rotterdam, Arnheim ꝛc. besuchen wird. Noch ein weiteres Unternehmen entriren die Herren Schumann und von Lire in ihrem Vaudevilletheater, wo deutsche und holländische Vorstellungen abwechseln.

Theater-Anzeige.

Samstag, 2. Sept. Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg, große romantische Oper in 3 Acten von R. Wagner.

Sonntag, 3. Sept. (Zum ersten Male): Das Lied von der Glocke von Schiller, mit lebenden Bildern und Musik von Lindpaintner. Hierauf: Der Brauer von Preston, komische Oper in 3 Acten, Musik von A. Adam. Drittes aufgehobenes Meß-Abonnement.

Bockenheimer Sommertheater.

Samstag, 2. Sept. Fröhlich, musikalisches Quodlibet in 2 Aufz. Lebende Bilder mit bengalischer Beleuchtung.

Sonntag, 3. Sept. Die Frankfurter Masse, oder: Amor macht auch Geschäfte, Posse in 3 Acten. — Ehestands-Exercitien.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 211. Montag, den 1. September 1851.

Am La Plata und auf dem Meere.

Nach Th. Savie.

(Fortsetzung.)

Der Offizier, welcher so sprach, war ein hübscher junger Mann von kriegerischem Aussehen mit kleinem schwarzen Schnauzbart. Er ritt im letzten Gliede neben einer jungen, äußerst anmuthigen Dame, welche von einem schneeweißen Renner getragen wurde. Nachdem der Offizier den Andern ihren Lärmen verwiesen hatte, wandte er sich an seine reizende Nachbarin:

„Ein Wort genügt, um diesen amerikanischen Papageien Schweigen aufzuerlegen", sagte er lächelnd; „allein Sie werden sehen, wie ihr Streit gleich von neuem wieder beginnen wird."

„Wenn ich daran denke, Don José", meinte die junge Dame, „daß ich vielleicht in sechs Monaten meine schönen Berge von Granada und die Thürme der Alhambra wiedersehe, so will mir der Kopf vor Freude schwindeln. . . Ach, wie mir diese Ebenen langweilig und ermüdend vorkommen!"

„Mich erinnern sie an die Ebenen längs des Guadalquivir zwischen San Lucar und Sevilla", versetzte der Kapitän.

„Nur fehlen die reizenden Orangeriewälder darin", bemerkte lebhaft die junge Dame.

„Donna Antonina", sagte der Offizier mit gedämpfter Stimme, „schmähen Sie die Pampas, soviel es Ihnen beliebt; ich, ich liebe sie, weil ich oft in ihnen gekämpft habe, und besonders weil ich in ihnen die kostbarste Perle Amerikas fand. . ."

„Dieß Compliment würde bei den Damen von Sevilla Glück machen", fiel Antonina lächelnd ein; „doch reiten wir ein wenig zu, denn Tante Martha macht schon große Augen, daß wir drei Schritt zurückgeblieben sind."

Indem sich die Beiden der Reisegesellschaft wieder näherten, trällerte Don José ein Liedchen vor sich hin und grüßte dann mit zuvorkommender Höflichkeit die Tante Martha.

„Senora", hob er an, „haben Sie die Güte, eine Minute abzusteigen und erlauben Sie Ihrem gehorsamsten Diener, Ihre Sattelriemen etwas fester zu schnallen. Wir sind auf einem Feldzuge begriffen, erlauchte Dame, und wenn uns irgend etwas Schlimmes zustoßen sollte, so könnten Sie von einem so schlecht befestigten Sattel leicht herabfallen."

Die Duena ergriff voller Würde die Hand, welche ihr der junge Kapitän reichte, um ihr beim Absteigen behülflich zu seyn. Dieser brachte den Sattel in Ordnung, schnallte ihn fest, half der Dame Martha wieder aufsteigen und grüßte dann, sich tief verneigend, so daß die weißen Federn seines grauen Hutes fast die Erde berührten. Donna Martha, deren gute Laune durch so viel Artigkeit zurückgekehrt war, trabte leicht neben dem Kapitän Don José einher, wobei sie sich einigermaßen stolz aufblähte und ihren Fächer mit gesuchter Grazie bewegte.

„Mein Kind", sagte sie zu Antonina, als sie sich wieder neben dieser befand, „der Kapitän Don José ist wirklich ein artiger Cavalier, wie man ihn sich nicht zuvorkommender und höflicher denken kann."

In dem Augenblicke, wo Donna Martha diese letzten Worte aussprach, ertönte ein furchtbares Gebrüll, das wie aus der Erde hervorzugehen schien; die Spanier bebten zusammen, ihre Rosse bäumten sich. Es war das kreischende tanggezogene Geschrei, welches der Indianer der Pampas, wenn er zum Angriff schreitet, ausstößt. In demselben Momente stürzten sich die Puelchen in geschlossener Colonne auf das kleine Häuflein Spanier.

Von der ersten flüchtigen Bestürzung zurückgekommen, feuerten die Spanier ihre Karabiner auf die nackte Schaar der Wilden ab. Das Feuer brachte unter diesen die gewöhnliche Wirkung hervor; eine ziemliche Zahl stürzte nieder, um nicht wieder aufzustehen; die Andern wichen rasch zurück und kehrten eben so schnell zu einem neuen Angriff, wobei ihre scharf zugespitzten Lanzen manchen spanischen Harnisch durchbohrten. Don José befand sich in der vordersten Reihe und mähte mit seinem langen Degen die Feinde rechts und links darnieder; in dem Augenblicke aber, wo die aus Kaufleuten und Frauen bestehende Nachhut sich in die Mitte des Geschwaders zu retten versuchte, fiel der Kazike wie der Blitz über sie her. Dem Tiger ähnlich, der seine Beute mitten unter einer Heerde Gazellen auswählt, ließ er sein Pferd über die auf dem Boden umher liegenden Leichen setzen, mit einem Sprunge erfaßte er die Mähne des weißen Renners, welchen Antonina ritt, umfaßte das junge Mädchen kräftigen Arms und jagte mit seiner köstlichen Beute davon, hinaus in die Ebene.

„Hülfe! Hülfe! Don José! Zu uns, Herr Kapitän!" schrie Donna Martha verzweiflungsvoll; retten Sie die Nina!"

Das durchdringende Geschrei der Duena übertönte das Getöse des Kampfes. Der tapfere Kapitän steckte seinen Degen ein, griff nach einer Karabine, drückte sich den Hut fester ins Gesicht und stürmte, von einigen seiner Leute begleitet, wie eine Windsbraut fort. Der große Haufen der Wilden zog sich in südlicher Richtung zurück, während der Kazike allein nach der entgegengesetzten Seite zu floh.

„Jesus Maria!" jammerte Donna Martha, ihren Fächer mit krampfhafter Hand bewegend, „so setzt Ihr Andern doch auch dem Räuber nach! Was thut Ihr denn hier? Wollt Ihr meine Antonina von diesen Wilden entführen lassen?"

„Wenn wir uns in der Ebene zerstreuen", versetzten die Soldaten, „so werden die jetzt fliehenden Wilden einen neuen Angriff versuchen. . . Und wer sollte weiter auch unsere Verwundeten schützen?"

„Und wer uns?" fielen die Kaufleute und andern Frauen ein. Wollt Ihr, daß man uns hier ohne Schutz zurückläßt?"

„Verwünscht sey dieser Nachtrab von Weibern und Schwätzern!" murrten zornig einige verwundete Soldaten. Dieses Volk hat uns in Unordnung gebracht und ist daran schuld, wenn wir zeitlebens Krüppel bleiben."

„Die Schwätzer", rief Donna Martha, „sind Diejenigen, welche durchaus hier bleiben wollen. . . Seht Ihr nicht, wie weit Don José den Seinigen voraus ist?!"

Während die Duena so sprach, versuchte sie, durch ihre eigenen Reden aufgeregt, ihr friedliches Roß vorwärts zu treiben; dieses jedoch schien keine Lust zu einem Ritt in die Ebene zu haben und verweigerte hartnäckig den Gehorsam. Donna Martha mußte mithin darauf verzichten, dem tapfern Kapitän zu folgen, der, die Sporen in die Weichen seines edeln Andalusiers gesetzt, mit verhängtem Zügel dahinflog.

Don José hatte seine Beute hinter sich gelassen und kam dem Kaziken merklich näher, der alle Mittel anwandte, um sein Pferd anzufeuern und sich so der Verfolgung zu entziehen. Er hätte nur seine Beute loszulassen brauchen, das junge Mädchen vom Pferde herab ins Gras hin gleiten lassen, um seinen Verfolger aufzuhalten und sich selbst zu retten. Weit entfernt hiervon, und wie, um den kühnen Spanier zu verspotten, schwang er triumphirend sein breites Messer, und stellte sich, als wolle er es dem jungen Mädchen ins Herz stoßen. Er schien durch diese drohende Bewegung sagen zu wollen: Wenn Du mich berührst, so stirbt sie! Als er weiter sah, wie Don José sich näherte, setzte er seine Wurfleine in Bereitschaft, schwenkte die furchtbare Waffe über dem Haupte und schleuderte sie dann mit solcher Kraft hinter sich, daß die Kugeln an den Enden der Leine pfeifend die Luft durchschnitten.

(Fortsetzung folgt.)

An die Phantasie.

(Aus „Tannhäuser". Eine Sage in vier Gesängen, von R. Paul. Brüssel und Leipzig, bei August Schnee.)

Die Du so gern, von Zauberlicht umgeben,
Vor jedem jungen Herzen lächelnd schwebst,
Und es so leicht empor vom niedern Leben
Zu höhrer Wonne bessern Daseyns hebst,
O Phantasie, in Deinem Strahlenglanze
Wie malt die Jugend sich die Welt so schön!
Du läßt vor ihr, umfaßt von buntem Kranze,
Bei flücht'ger Stunden leichtbeschwingtem Tanze
Des Lebens Bilder auf und nieder gehn.

Das Vaterhaus, der stille Blumengarten,
Die bunte Wiese und der dunkle Hain,
Und treue Aeltern, die sein sorgsam warten,
Dieß Weltall schließt des Knaben Träume ein,
Du, Göttin, leitest seine Kinderspiele,
Führest ihn voll Huld auf weicher Rosenbahn,
Und später noch, im wilden Weltgewühle,
Wehn ladend ihn die seligsten Gefühle
Vom stillen Ländchen seiner Kindheit an!

In Jünglings-Herzen weckst Du Ideale,
Du hauchst Begeistrung in des Sängers Lied,
Du reichst der Liebe nectarvolle Schale,
Dein ist des Schönen göttliches Gebiet;
Du bringst dem Dulder der Verheißung Kunde,
Von besserm Leben in der Sel'gen Chor,
Und hältst, ein Trosteswort im Rosenmunde,
Als Priesterin selbst in der Todesstunde
Dem Gläubigen Dein Crucifix noch vor!

Wenn längst des Knaben Traumgebild zeronnen,
Des Jünglings Geistesflug am Boden liegt,
Wenn, was vom Leben sich der Mann gewonnen,
In bitter Täuschung rettungslos versiegt,
Wenn Alles welkt, sich jeder Kranz entblättert,
Und weit umher des Lebens Rosen streut,
Wenn, von des Schicksals wildem Sturm umwettert,
Das letzte Rettungsboot am Fels zerschmettert,
Kein Helfer willig seine Hände beut;

Dann glücklich Der noch, dem in letzten Nöthen
Durch Wolkennacht Dein leuchtend Feuer blinkt
Und mit verjüngter Hoffnung Morgenröthen
Trotz Wogensturms zu neuen Ufern winkt!
Du bist's, die ihm, die letzte Kraft zu regen,
Dem Element zum Trotz, das ihn umstürmt,
Noch Leucotheens Schleier hältst entgegen,
Ihn schützend um sein sinkend Haupt zu legen,
Deß Zauberkraft ihn vor — Verzweiflung schirmt.

Und ist's zu spät, und bleibt kein Ausweg offen,
Und schreitet unerbittlich her der Tod,
Dann schmückst Du noch mit letztem schönsten Hoffen
Sein Sterbelager — Schlachtgefild — Schaffot!
Umsonst nicht ist, was Du gestrebt, gelitten,
Umsonst hier nicht Dein Haupt zum Opfer fällt,
Das, was mit Deinem Herzblut Du erstritten, —
O könntest höh' re Gnade Du erbitten! —
Blüht einst noch für Dein Kind, Dein Volk, die Welt!

So fiel einst Egmont muthig, voll Vertrauen,
So sinkt manch Edler, Tag für Tag, ins Grab,
Wohin die thränumflorten Augen schauen,
Ruft Noth und Kümmerniß die Besten ab.
Verkannt, verschmäht, verachtet und geringe
Wankt manches stolze Herz dem Tode zu,
Dem höh'rer Lohn gebühret im Weltenringe,
Und dem nichts blieb, das liebend es umfinge,
Kein Freund, kein Bruderherz — nur Du, nur Du!

Sultan Abdul Medschid Khan.

Der Großherr ist nicht älter als einunddreißig Jahr. Wiewohl sein Geburtstag nicht mit völliger Bestimmtheit auszumitteln ist, hat es viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß er am 23. April 1823 geboren wurde (bei den Muhamedanern der 11. Schaban 1238 nach der Hegyra). Dem entspricht nicht sein Aeußeres, welches auf einen Vierziger eher, wie auf einen angehenden Dreißiger schließen läßt. Diesen bleichen Wangen sind zwar noch keine tiefen Falten eingegraben, aber sie sind keineswegs mehr jugendlich aussehend; um die äußeren Augenwinkel herum sind jene strahlenförmige Runzeln bereits sichtbar, die den Eintritt in ein reiferes Mannesalter bezeichnen, und nur der Bart, wie mir scheinen will, mit seinem feinen Haar, entspricht noch der Weichheit jüngerer Jahre. Auf den Porträts wird Sultan Abdul Medschid meistens idealisirt; mir will scheinen, daß man seine Nase, die zwar nicht übergroß ist, immerhin aber äußerst markirt hervor-

tritt, zu schmal zeichnet. Im Widerspruch mit Moritz Hartmann muß ich gestehen, daß mir die Form des Gesichts vom Padischah sehr orientalisch und auch wesentlich türkisch erscheint, aber jenem osmanischen besonderartigen Typus verwandt, der aus den Heirathen der Vornehmen mit Circassierinnen entstanden ist. Ihm liegt, ungeachtet seiner Kränklichkeit und des Uebermaßes in mancherlei Genüssen ein unverkennbarer Adel in den Zügen, um Augen und Mund. Auf wen des Sultans Antlitz einen anderen Eindruck machte, der brachte es wohl zu eng mit der Haltung seiner ganzen Gestalt zusammen, die allerdings keineswegs würdevoll, im Gegentheil als ein Bild immenser Schwäche und Hinfälligkeit und Mangel an Schönheit erscheint. Abdul Medschid sitzt gedrückt zu Pferde und mit einem nicht wiederzugebenden Ausdruck halb von Mißbehagen, halb von Ermattung. Man erkennt, daß er von den Leidenschaften des Vaters (Mahmud II.) in dieser Hinsicht wenig geerbt und daß sich in ihm kein Abglanz jener wilden Begierde nach physischen Thaten erhalten hat, die den Vernichter der Janitscharen im Fluge von Baschik-Kasch nach Kiathane reiten und manches edle Roß aus Arabistan todtjagen ließ.

Wenn man den Hünkier (Würger, der am meisten im Gebrauch befindliche Name für den Sultan unter der türkischen Bevölkerung) stehend sieht, wird man gewahr, daß seine Größe unbedeutend ist und kaum das mittlere Maß erreicht. Aber meinem Gefühl nach ist seine Haltung zu Fuß edler wie die im Sattel. Mit einer feinen Hand hält er beim Hinaufsteigen auf die Stufen der breiten Treppe, die von seinem Palais (Tscheraghan) zum Meer herniederführt, die Farben seines dunkelfarbigen weiten Mantels gefaßt, die andere Hand ist in die Hüften eingelegt, gleichsam, um den beim Hochheben wankenden Körper mehr zu unterstützen. Langsam freilich ist der Schritt, aber nicht eine Bewegung erscheint plump oder eckig. Die ganze Erscheinung verräth durch alle Hinfälligkeit hindurch, welche sie umgibt, dennoch den vornehmen, hochstehenden, wenn auch nicht den gebietenden, herrschenden Mann und höchsten Chef eines großen, kriegerischen Volkes.

Es ist bezeichnend für die ganze Art des Sultans Abdul Medschid, daß er sich am häufigsten im Wagen zeigt, den seine Vorgänger wohl nie oder nur selten bestiegen. Die Etiquette leidet nicht, daß die Achsen desselben Fuhrwerks, welches den Beherrscher der Gläubigen zum Insassen hat, noch ein anderes Menschenschenkind tragen. Daraus geht die Nothwendigkeit hervor, daß der Padischah die Zügel in eigner Person führt. Er liegt nicht, wie man vermuthen möchte, in dem Fond des Wagens, nach hinten überlehnend, sondern sitzt vorgebeugt und führt die beiden herrlichen Pferde mit besonderer Aufmerksamkeit, jeden Stein inmitten des Weges, der den Rädern ein Anstoß werden könnte, sorgsam vermeidend. Rechts und links vom Wagenschlage schreitet ein Reitknecht in dem bekannten blauen Rock mit dem hellen Schnurenbesatz. Sie brauchen sich nicht zu übereilen, denn das Ganze geht meistens wie ein Leichenzug daher. Unmittelbar hinter dem Wagen reiten die Kammerherren und wer sich sonst im Gefolge befindet; es mögen wohl in der Regel fünfzig Cavaliere seyn; zwanzig Lanciers schließen hinter diesen den Zug.

In Erstaunen müßte es setzen, wenn in dem fraglichen Körper des Monarchen, hinter diesen braunen, etwas matten, aber unendlich mild schauenden Augen ein energischer Geist, etwa wie der des Sultan Mahmud, aufgerichtet stände. Es ist das nicht der Fall. Auf dem Throne Osmans saß entschieden noch nie ein Fürst, dem die Wildheit und schreckende Kraftfülle des türkischen Charakters fremder gewesen wäre. Abdul Medschid soll das Ebenbild seiner Mutter in dieser Hinsicht seyn. Vom Vater hat er im Gesicht zwar Züge, im Innern keine. Unzählige Anekdoten belegen dieß. (Granzb.)

Mannichfaltigkeiten.

(Die Volksküchen in Sachsen.) Die Nothwendigkeit der Volksküchen, d. h. allgemeiner, sehr billiger Speiseanstalten dürfte sich bei jeder durch Krieg, Ausfuhr, übele Ernte und Ueberschwemmung bewirkten Theuerung als nöthiges Mittel zur Abwehr von allgemeinen Uebelständen herausstellen. Je zeitiger man derartigen Uebeln begegnet, um so erfolgreicher ist die Hülfe. Ein treffliches Vorbild einer solchen Einrichtung ist in Freiberg an der Mulde. Eine Anzahl achtbarer Bürger dieser Stadt haben im Knotenpunkte des Verkehrs, am Marktplatze, anfänglich durch freiwillige Gaben eine Volksküche errichtet, welche sich jetzt selbst erhält. Ihre Aufgabe ist, eine der gewohnten Kost ähnliche, möglichst schmackhafte und nahrhafte Speisung zu möglichst billigem Preise zu liefern. Die Erfüllung dieser Aufgabe überwacht ein Ausschuß der Bürger, welcher zunächst den in der Anstalt befindlichen Koch beaufsichtigt und in Lohn nimmt. Die Anstalt besitzt ihr Speisehaus und genügende Gelder zu Einkäufen in Masse. Der Speisesaal ist bequem und fast elegant eingerichtet und zeichnet sich durch musterhafte Reinlichkeit aus. Berauschendes Getränk darf nicht verabreicht werden, nur Wasser, welches in großen Glasflaschen immer auf den Tischen steht. Ein sehr breites Fenster nimmt einen großen Theil der Scheidewand zwischen Speisesaal und Küche ein und erlaubt den Gästen, sich von der ausgezeichneten Reinlichkeit in der Küche mit eignen Augen zu überzeugen. Die Diener sind von Kopf bis zu den Füßen in weißes Linnen gekleidet. Die Portionen werden am Fenster vor Aller Blicken vermessen und abgewogen. Täglich sind zur Auswahl zwei Gerichte da, ein frisch bereitetes und das gewärmte vom vorigen Tage. Eine Portion Fleisch kostet 6, eine Portion Gemüse 6, eine Portion Brod 3 Pfennig. Um gleiche Preise kann das Essen in Geschirren geholt werden. (Dorfz.)

(München, 30. August. Die Cholera hat auch hier zu chemischen Untersuchungen der atmosphärischen Luft Veranlassung gegeben. Dieselben sind von dem Universitätsprofessor und Akademiker Dr. Vogel vom 10. bis zum 20. August zunächst dem Universitätsgebäude am Ende der Ludwigsstraße angestellt worden, in welchem Stadttheile gleich von Anfang die meisten Cholerаerkrankungen vorgekommen waren. Das Ergebniß dieser Untersuchungen ist, daß weder die Zusammensetzungen der Luft in Bezug auf ihren Gehalt an Sauerstoff und Stickstoff, noch die Menge der in ihr enthaltenen Kohlensäure eine Abweichung von dem normalen Zustande, also eine Ursache für das Auftreten der Krankheit erkennen läßt. Die Spuren von Kohlenwasserstoffgas aber, auf dessen Ausscheidung die größte Sorgfalt verwendet wurde, waren äußerst gering (0,0014 Wasserstoff und 0,0011 Kohlenstoff), und Dr. Vogel zieht daraus mit größter Bestimmtheit den Schluß, daß der Cholerakrankheitsstoff nicht in Form einer gasartigen Kohlenwasserstoffverbindung in der Atmosphäre vorhanden sey. Er neigt sich daher am Schluß seines Berichtes zu der Ansicht hin, daß das Cholera-Miasma ein fester isolirbarer Bestandtheil der Atmosphäre sey, organische Gebilde, welche in Form unsichtbarer Flocken in der Luft schweben, und die dem Zuge von Menschen und sogar von Effekten folgen. Dr. Vogel stellt nun gegenwärtig in seinem Laboratorium Versuche an, von denen er hofft, daß sie hierüber einige Aufklärung geben werden. (Schw. M.)

Von Interesse dürfte die Notiz seyn, daß das Postamt Danzig im Verlauf von 14 Tagen über 8000 Briefe, resp. für die vereinigte Ostseeflotte bestimmt und von derselben kommend, befördert hat.

(Taf und Tic der Pariser Schauspieler.) Die Emotion, vor dem Publikum zu erscheinen, die Angst vor dem Herauftreten, haben die guten Schauspieler, gerade die talentvollen, mit d.n tapfersten Soldaten gemeinschaftlich, welche im ersten Augenblicke, wo sie ins Feuer müssen, sich einer gewissen Bewegung nicht erwehren können. In der Schauspielersprache heißt das der Taf. Lemaitre hilft sich bei außerordentlichen Gelegenheiten dadurch, daß er eine Flasche Bordeauxwein in einem Zuge leert und er heißt das noyer le taf. Tisseraud vom Odeon knöpft sich den Rock auf und zu, legt die Handschuhe ab und zieht sie wieder an. Numa geht mit großen Schritten auf und ab und Geoffroy drückt sich die Stirn an der Wand. Arnal knirscht mit den Zähnen und ficht mit den Armen herum wie ein Don Quixote gegen die Windmühlen. Dieser hat neben seinem Taf noch den Tic, daß das Zubehör der Scene unverändert dasselbe bleiben muß. Ein zur Seite gerückter Stuhl bringt ihn aus der Fassung. In einem Vaudeville hatte er mit einem dünnen Spazierstöckchen zu erscheinen. Der Anordner konnte die gewöhnliche Gerte nicht finden und schob eine andere unter. Arnal merkt die Vertauschung und erklärt, nicht auftreten zu wollen, wenn man ihm nicht seinen Stock verschaffe. Der Regisseur mußte endlich vor's Publikum und diesem ankündigen, daß Herr Arnal wegen plötzlich eingetretener Unpäßlichkeit seine Rolle nicht weiter spielen könne. Fräulein Rachel sitzt lautlos mit ineinandergeschlungenen Armen und mit niedergeschlagenem Blicke auf einem Stuhle. Sie sieht und hört nicht, was um sie her vorgeht.

(Der trauernde Wittwer.) „Nein, sagen Sie mir doch, Herr Hutzelmeyer, warum sind sie denn nicht bei der Beerdigung Ihrer seligen Frau gewesen? Die ganze Stadt hat sich d'rüber aufgehalten!" „Ich hab' halt mein Laden nicht verlassen können, Herr Dinkelfinger; Sie wissen ja: die Geschäfte gehen dem Vergnügen vor!"

Die ägyptische Eisenbahn von Alexandrien nach dem Nil ist vollendet und wird, eine Strecke von 66 englischen Meilen, befahren. Im nächsten Jahre hofft man die Bahn bis Kairo fortgeführt zu haben.

(Frankfurt, 31. August.) Ein in jüngster Zeit erst erfundener Stoff, das amerikanische Ledertuch, ist ganz geeignet, die Aufmerksamkeit der betreffenden Gewerbtreibenden auf sich zu ziehen, indem derselbe alle Eigenschaften des Leders besitzt und sich bereits in mannichfacher Weise als solid und dauerhaft bewährt hat. Namentlich sind Tapezierer, Sattler rc. auf dieses Erzeugniß, von dem sich ein Depot bei Herrn L. Springer dahier befindet, aufmerksam zu machen, da sie dasselbe vielseitig verwenden können. Es ist in allen Farben vorhanden und hat ein Aussehen wie der feinste Saffian.

Das jetzt im Bau begriffene Phönix-Theater in New-York wird nicht allein hinsichtlich der Größe, sondern auch in Betreff der reichen Decoration das erste in den Vereinigten Staaten seyn. Die lichte Höhe des Zuschauerraumes beträgt 64 Fuß englisch; das Parquet und die drei Logenreihen enthalten 3500 Sitzplätze, während das Gebäude im Ganzen 4500 Menschen fassen kann. Die Bühne hat von vorn eine Weite von 60 Fuß; das Orchester hat Raum für 100 Personen. In eigenthümlicher Weise ist dem amerikanischen Comfort Genüge geleistet; der eine Rang ist nämlich mit Speisesälen umgeben, welche an fast allen Punkten eine vollkommene Uebersicht der Bühne gestatten, um die Tafelfreuden mit denen des Schauspiels gleichzeitig genießen zu können. Diese Hallen enthalten 1000 Sitzplätze. Um das Unternehmen einträglich zu machen, ist eine der Hauptfronten des in weißem Marmor aufgeführten Gebäudes zu Waarenlagern eingerichtet. Die Gesammtkosten des Bauwerks sind auf 300,000 Dollars veranschlagt.

Korrespondenz.

Mainz, 31. August.

In Folge einer Aufforderung von Seiten der städtischen Behörde von Worms wurde daselbst zu Anfang dieses Jahres von Herrn Carl Welser von hier eine Feuerwehr nach dem bewährten Muster der hiesigen organisirt. Das junge Institut, welches unter der Leitung des dort lebenden Bruders des Herrn Weiser steht, hat sich bereits trefflich bewährt und wird Sonntag, (3. Sept.) ein großes Manöver abhalten, zu dem alle Ortsvorstände des Kreises Worms, so wie die Feuerwehren von Mainz, Mannheim, Heidelberg, Carlsruhe, Speyer u. s. w. eingeladen sind. Diese Corps werden sich auch in Masse zu diesem Feste, das in hohem Grade Nachahmung verdient, einfinden. Das vervollkommnete Feuerlöschwesen, ein so wichtiger Zweig der öffentlichen Sicherheitspolizei, gewinnt durch derartige Acte immerhin an Boden in den Gemeinden, und die Feuerwehren, diese Corps, welche großentheils aus Bestandtheilen der Turnvereine sich gebildet und die praktische Anwendung der Turnerei auf Zwecke des öffentlichen Wohls zur Aufgabe sich gestellt, gewinnen ebenso an Corporationsgeist, festem Zusammenhalt, wie an Eifer für die Sache und an fortschreitender Vollkommenheit, weßhald wir nicht verfehlen wollten, die allgemeine Aufmerksamkeit dem erwähnten Feste, das wohl auch hier eine Nachahmung finden wird, zuzuwenden.

Neu-Ysenburg, 30. August.

Der Geburtstag Ihrer königl. Hoheit unserer Großherzogin Mathilde wurde heute dahier mit einem liturgischen Gottesdienste gefeiert. Auch versammelte sich am Abend der großh. Ortsvorstand, mit dem Bürgermeister Schäfer an der Spitze, der reformirte Kirchenvorstand u. m. A. Ein Toast, vom Herrn Bürgermeister auf die erlauchte Fürstin ausgebracht, sowie ein von J. Schäfer auf diesen Tag verfaßtes und vorgelesenes Gedicht, trugen viel zur Verschönerung des Festes bei.

Frankfurt a. M.

Herr Hugo Hünerfürst und die unter seiner Leitung stehende Musikgesellschaft haben unsere Stadt wieder verlassen, da sie durch ihre Verpflichtungen nach Dresden zurückgerufen wurden. Der glänzende Erfolg, der ihren Kunstleistungen zu Theil geworden, hat bewiesen, daß wir über den Werth der letzteren nicht zu viel gesagt haben. Die Concerte der genannten Musikgesellschaft auf der Mainlust, im Harmonie-Saal und auf dem Schwager'schen Felsenkeller hatten sich eines überaus zahlreichen Besuchs und eines Beifalls, wie er nur dem Vorzüglichen gespendet wird, zu erfreuen und allgemein wird bedauert, daß es den geschätzten Gästen nicht vergönnt war, länger hier zu verweilen. Wir hegen die Hoffnung, daß sie über's Jahr zu uns wiederkehren. Was Herrn Hugo Hünerfürst betrifft, einen Schüler des Leipziger Conservatoriums, so besitzt derselbe nicht nur gediegene musikalische Kenntnisse, sondern auch ein für sein Genre seltenes Talent des Arrangirens, Componirens und Dirigirens, und wäre diesem Manne eine feste, seiner Fähigkeit entsprechende Stellung bei einer Kapelle oder einem Musikverein zu wünschen. Für den Genuß, welche die Genannten uns bereitet haben, sey ihnen der wohlverdiente Dank dargebracht.

Theater-Anzeige.

Montag, 4. Sept. (Neu einstudirt): Die Geschwister, Schauspiel in fünf Acten. (Antrittsrolle) Eugenie: Fräulein Janauschek.

Druck und Verlag von Helfer und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 212. Dienstag, den 5. September 1854.

Am La Plata und auf dem Meere.

Nach Th. Savie.

(Fortsetzung.)

Don José wäre durch den Wurf jedenfalls umgerissen worden, wenn er sich nicht schnell niedergebückt hätte; so indessen kam er noch mit einem Stoße davon, der ihm nur einen vorübergehenden Schwindel verursachte. Sein von den Kugeln getroffener Hut flog weit hinter ihm zurück. Er richtete sich hierauf voller Energie, wie sie der Anblick einer außerordentlichen Gefahr muthigen Männern einflößt, empor, erhob seinen Karabiner mit ausgestrecktem Arm und gab Feuer, indem er die Worte dazu hauchte: „So möge mir San Jago helfen!"

Der prachtvolle weiße Renner, welcher den Indianer und Antonina trug, wälzte sich im Staube und das bewußtlose Mädchen entglitt den Armen des Kaziken, der sich mit funkelndem Auge aufrichtete, bereit den Kampf Mann gegen Mann aufzunehmen. Mittlerweile sammelten sich jedoch die zurückgebliebenen Spanier um ihren Anführer, der Wilde wurde durch mehrere Lanzenstiche verwundet, dann entwaffnet und hierauf fest geknebelt.

Als Antonina wieder zu Sinnen kam, sah sie sich in den Armen Don José's, der ihr die ferne am Horizonte fliehende Horde der Puelchen zeigte. Da die Spanier keinen Ueberfall mehr zu besorgen hatten, so begannen sie die Ebene zu durchstreichen, wobei sie nach einigen Minuten ein Dutzend unberitten gemachter oder verwundeter Indianer entdeckten, welche sich in dem hohen Grase versteckt hielten. Als Don José mit dem besiegten Kaziken wieder zu der Karawane stieß, fand er daher schon mehrere gefangener Wilde vor, welche auf den Todesstreich gefaßt waren. Laute Freudenbezeugungen begrüßten die Rückkehr des jungen Mädchens und des tapfern Kapitäns. Donna Martha, welche während der ganzen zuletzt geschilderten Vorgänge nicht aufgehört hatte zu jammern, stieß jetzt ein Siegesgeschrei aus, sank aber gleich darauf tief bewegt und weinend in die Arme ihrer Nichte. Die beiden Frauen hielten sich geraume Zeit lang umschlungen; nach den heftigen Gemüthsbewegungen, denen sie so eben erst ausgesetzt gewesen, war ihnen das Weinen ein Bedürfniß.

„Kommandant", fragten die Soldaten, „was sollen wir mit all den gefangenen Spitzbuben beginnen?"

Der junge Kapitän, der die Absicht seiner Leute errieth, versetzte nach kurzem Besinnen: „Ich weiß, Kinder, daß diese Menschen nie Pardon geben; allein sie sind auch Wilde und Heiden; wir, die wir Christen sind, wollen großmüthiger seyn. Man wird sie in dem Gefängniß zu Buenos-Ayres unterbringen, wo sie nicht viel Platz wegnehmen und der Gouverneur wird über ihr Loos entscheiden."

Indem Don José den Gefangenen das Leben schenkte, gab er nicht nur einem rein menschlichen Gefühle nach, sondern wollte zugleich auch der Donna Antonina und ihrer Tante das blutige Schauspiel einer militärischen Execution ersparen.

Unterdessen stellte sich die Ordnung unter der so plötzlich angegriffenen kleinen Schaar wieder her; die Leichname der im Kampfe gefallenen Indianer blieben als Beute für die Geier liegen, der Zug aber setzte sich wieder in Marsch, nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit, denn nichts ist geeigneter, den Menschen ernst zu stimmen als die Erinnerung an eine jüngst überstandene Gefahr. Diejenigen Soldaten, welche ihre Pferde verloren hatten, stiegen hinter ihren Kameraden auf, die Verwundeten fanden in ihren Schmerzen einigen Trost an dem Gedanken, daß sie die ruhmreichen Zeichen eines glücklichen Gefechts an ihrem Körper trugen.

Inmitten der Spanier marschirten zu Fuß und mit Stricken gebunden elf gefangene Indianer, die das Loos des Krieges ihrem heimischen Boden entriß. Der Kazike, den man an der silbernen Binde erkannte, mit welcher sein flatterndes schwarzes Haar umschlungen war, ging voran; sein Auge schweifte spähend in die Ferne, ob nichts vielleicht die Rückkehr seiner Krieger zu neuem Angriff verkünde. Er achtete es nicht, wie das aus seinen Wunden träufelnde Blut das Gras der Pampas purpurn färbte, und schien über sein Unglück eben so bestürzt wie über seine Niederlage beschämt.

Don José ließ dießmal die Kaufleute und Frauen den Soldaten voranziehen. Antonina wagte nicht, sich umzusehen, so viel Schrecken verursachte ihr der Anblick der Wilden, deren gellendes Geschrei noch in ihrem Ohre wiederhallte, und die noch zu frische Erinnerung an die Gefahr, der sie eben erst entronnen war. Bleich und zitternd verbarg sie das Gesicht in den Falten ihrer Mantille und hielt sich nahe bei ihrer Tante Martha.

„Komm nur wieder zu Dir, mein Kind", sagte die Duena, „und danke Gott, daß er Dich aus einer so großen Gefahr gerettet hat. Es ist ja nun vorüber. Ich auch habe meinen Fächer bei der Geschichte verloren, und muß so allem Anstand zuwider in Buenos-Ayres meinen Einzug halten; bin aber drum gefaßt... Frisch, Nina, hast Du kein Wörtchen für den wackern jungen Mann, der Dich gerettet?"

Das junge Mädchen blickte den Kapitän Don José so sanft an, daß dieser sich für seine That hinlänglich belohnt hielt: „Senorita", sagte er, sich voller Würde verbeugend, der Ruhm, den Feind besiegt zu haben, wiegt die Scham nicht auf, daß ich durch Ueberraschung meine Reihen von ihm durchbrechen ließ." Dann wandte er sich mit lauter Stimme an den dicken Peruaner, welchen seit dem Begegnen mit den Puelchen die Angst stumm gemacht hatte: „Nun Senor", meinte er, „wenn das Gold das-

köstlichste der Metalle ist, so werden Sie doch zugeben, daß zu gewissen Zeiten das Eisen und Blei auch ihre Verdienste haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Slaven der Türkei.

(Aus: Die Slaven der Türkei, aus dem Französischen von Cyprien Robert. (Stuttgart, Frankh'sche Verlagshandlung).

IV.

Die Albanesen.

Auf der westlichen Gränze der griechisch-slawischen Welt lebt ein Volk, das, beständig unter den Waffen, im Schooße der ottomanischen Provinzen eine wahre Krieger-Kaste bildet, und nicht minder furchtbar, dabei aber freier ist, als die militärischen Kasten von Mittel-Asien. Dieses Volk, das jeder Zeit einen überwiegenden Einfluß im Reiche ausgeübt hat, liefert der Türkei die besten und beinahe ihre einzigen Truppen. Dieser Soldaten-Stamm sind die Albanesen, buchstäblich die Weißen, oder, nach dem wahren Sinn des orientalischen Ausdrucks, die unabhängigen Menschen. Ihre Nationalität, geheimnißvollen Ursprungs, geht bis in die Zeit der Pelasger zurück, und die griechischen und slavischen Racen haben ohne Zweifel in Albanien ihre Wiege gefunden. Das Volk der Weißen erstreckte sich wirklich einst über den größten Theil der griechisch-slavischen Halbinsel, wo sein Aufenthalt durch albanesische Namen mehrer Städte und Flecken beurkundet wird, welche heut' zu Tage von Serbiern oder Hellenen bewohnt sind. Man trifft sogar noch auf mehren Punkten Bulgariens, Macedoniens und Bosniens alte Dörfer, wo die Albanesen mit den Zinzaren (man bezeichnet mit diesem Namen die Stämme, welche zugleich griechisch und slavisch sprechen und sich durch Heirathen unter Familien der beiden Racen gebildet zu haben scheinen) vermischt sind. Obgleich über ein so weites Gebiet ausgebreitet, nimmt die albanesische Race doch sichtbar ab, und man dürfte gegenwärtig kaum mehr als anderthalb Millionen Albanesen auf diesem Boden zählen, der, vor vierzig Jahren, unter Ali von Janina noch zwei Millionen ernährte.

Dem civilisirten Europa näher gelegen, als die Mehrzahl der anderen Länder des Orients, da es von Italien nur durch einen schmalen Kanal getrennt ist, müßte Albanien vom Westen einen wohlthätigen Einfluß annehmen, und dennoch ist dieß derjenige Theil der Türkei, welcher am meisten Elemente der Barbarei enthält. Woher rührt diese Erscheinung? Einige werden den Grund in dem System der Stämme und Clans zu sehen glauben, das sich in Albanien halsstarriger gezeigt hat, als in den übrigen ottomanischen Provinzen. Man hätte Unrecht dieser Ursache die Barbarei der Albanesen zuzuschreiben. Diese Barbarei hat nicht einfach zum Prinzip das Stamm-Leben, sondern das Krieger-Stamm-Leben, den unruhigen Geist der Ortas oder Horden. Die Hartnäckigkeit dieses Volkes, sogar im Schooße des Friedens die militärischen Sitten zu behaupten, hat bei ihm jede sociale Entwickelung in Fesseln gehalten. Da es den Krieg nicht nach außen tragen kann, wie das wüste Arabien, so hat es gegen sich selbst reagirt; es hat sich mehr und mehr durch kleine Kämpfe unter Familien decimirt, welche in seinen Reihen weite Breschen öffneten, durch die sich die Bewohner benachbarter Länder hineinziehen, und sich vermehrend haben diese unmerklichen Invasionen stufenweise Albanien zwei fremden Einflüssen, einerseits dem slavischen, andererseits dem hellenischen unterworfen, die sich gegenwärtig diesen Boden der Gesetzlosigkeit streitig machen.

Die albanesische Race bezeichnet sich selbst durch zwei Haupt-Namen: der Name Mirdit, vom persischen Mardait (brav) abstammend, gehört gegenwärtig dem edelsten Theile der Bevölkerung an, und scheint wie die Wörter Germane, Slave, Franke, ursprünglich ein Ehrentitel gewesen zu seyn; der Name Skipetars (Bewohner der Felsen) bezeichnet das Volk im Allgemeinen.

Hippokrates hat die Albanesen vollkommen charakterisirt, wenn er sagt: „Alle Diejenigen, welche ein bergiges, unebenes, mit Wasser versehenes, häufigem Wechsel in den Jahreszeiten unterworfenes Land bewohnen, müssen nach den Gesetzen der Natur von hoher Statur, sehr geeignet zu körperlichen Uebungen, voll Muth und von wildem, unbändigem Charakter seyn." Um den Albanesen genauer und in seiner Eigenthümlichkeit zu bezeichnen, kann man hinzufügen, daß er kleine Augen, dünne Augenbraunen, eine spitzige Nase, eine ungeheuer gewölbte Brust, und im Uebrigen einen magern und nervigen Körper hat. Mit wunderbarer Geschmeidigkeit der Muskeln ausgerüstet, hat er in Gang und Haltung das etwas theatralische Aussehen eines Athleten des Alterthums. Obgleich voll Geist besitzt er doch nur mittelmäßige Anlagen zu Verstandesarbeiten; er ist vor Allem Soldat. Schweizer des Orients verkauft er sein Blut an alle Fahnen und dient allen Herren mit gleicher Treue. Man findet ihn unter den Garden des Papstes und im Palast von Neapel, wie in den Serailen von Bagdad, Cairo, Marocco und in den Sälen der moldauischen und walachischen Bojaren.

Jedes Jahr finden freiwillige Anwerbungen in Albanien statt. Jeder reiche Einwohner hat das Recht sich zum Buluk-Baschi oder Kapitän zu machen; er wirbt Leute mittelst einer unter ihnen abgemachten Summe, und führt sodann diese Bande von Abenteurern fort, die seine Adoptiv-Familie geworden ist und mit der er in der Ferne plündert oder sich in die Dienste fremder Fürsten und Paschas begibt. Die Adoptivväter theilen Alles, Anstrengungen und Freuden, mit ihren Kindern, von denen sie sich nur durch reichere Waffen und ihre Tracht von Gold- oder Silberbrocat unterscheiden. Der Sold der Buren (Braven), welche diese kleinen Familien bilden, beträgt gewöhnlich sieben bis neun Franken monatlich, ohne Nahrung. Sehr zum Rauben geneigt, nehmen sie gewöhnlich den Bauern die wenigen Lebensmittel, deren sie zu ihren frugalen Mahlen bedürfen. Im Kriege kennt ihre Gierde keine Gränzen; sie fallen über jeden Besiegten mit dem Rufe her: „Aspra! aspra! irilon, rilon, kairilon! (Geld! Geld! oder Hiebe, Hiebe!) Im Gefechte wissen sie die geringsten Vortheile des Bodens zu benützen; instinktmäßig kennen sie alle Stratageme des Parteigänger-Krieges; sie wissen vortrefflich den Feind durch falsche Märsche zu täuschen, durch rasche Angriffe unversehens in die Enge zu treiben, mit geringer Mannschaft ein ungeheueres Terrain durch ein Netz von kleinen Posten zu bedecken, welche insgesammt mittelst eines unermüdlichen Vortrabs mit einander in Verbindung stehen. Wenn sie ihre Hinterhalte legen, so hängen sie ihre Mützen und Mäntel häufig in einer Richtung auf, die derjenigen gerade entgegengesetzt ist, wo sie sich selbst verbergen. Auf dem flachen Bauche liegend oder hinter Bäumen gekauert, fassen sie ihren Feind mit einer erstaunlichen Sicherheit des Auges. Bekommen sie ihn lebendig, so wird er Sklave, ist er todt, so wird sein Kopf abgeschnitten, eingesalzen von den Siegern weggeschleppt und auf einem Spieße in ihren Dörfern aufgesteckt. Dieß ist auch bei den katholischen Buren gebräuchlich.

(Fortsetzung folgt.)

Poesie.

Nennt mir den Engel, der sich nieder
Vom Himmel zu der Erde schwang;
Der hohe, süße Himmelslieder
Den Sterblichen, den armen, sang!

Nennt mir ihn, der am Wiegenbette
Von je, so freundlich-lächelnd, stand
Und eine duft'ge Rosenkette
Um's kleine Schlummerlager wand!

Nennt ihn, der eine Myrthengabe
Bereit hält für die holde Braut;
Verklärt, verklärend an dem Grabe
Nach sanften Sternen, hoffend, schaut!

Nennt ihn, der in des Tempels Hallen
Die Kerzen zündet, strahlen-klar,
Und glaubens-treue Schaaren wallen
Läßt zum geheiligten Altar;

Der um des Südens stolze Auen
Des Frühlings bunten Teppich schlägt,
Und zu des eis'gen Nordpols Gauen
Die funkensprüh'nde Fackel trägt;

Der auf des Meeres Spiegelwellen
Das Schiff zum frohen Hafen lenkt,
Doch bei dem Sturmesruf', dem gellen,
Die Fahne der Empörung schwenkt;

Der in der Kornflur gold'nen Halmen
Der Armuth die Erlösung zeigt;
Des Himmelsfriedens grüne Palmen
Den wuthentbrannten Streitern reicht;

Der Gold dem Golddurst'gen spendet
Und Thronen Glanz und Herrlichkeit,
Doch des Gefang'nen Leiden endet,
Im Traum, im Tod', — zu rechter Zeit;

Der Herzen, die sich meiden, hassen,
Zu altem Bunde neu vereint,
Und der, wenn sie sich, frisch, umfassen,
Der Rührung stille Thräne weint!

Ihr schweigt? — Wohl könnt ihr All' Ihn nennen,
Für den in trauter Harmonie
Die Herzen freudeflammend brennen —
Der Engel, er heißt: Poesie.

Dr. Daniel v. Fenner.

Mannichfaltigkeiten.

(Dortmund, 28. August.) Heute Nachmittag geschah auf dem hiesigen Schützenplatze ein Unglück, welches schrecklich werden konnte. Ein Brettergerüst, für die Musikanten bestimmt, war von einer Menge anderer Menschen bestiegen worden, als eben verschiedene sogenannte Volksbelustigungen im Gange waren. Unter dem Gerüste war ein Raum, der als Restauration benutzt wurde und ebenfalls eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Menschen beherbergte. Das ohnehin leicht gebaute Gerüst konnte das größere Gewicht nicht tragen und brach zusammen, wobei sowohl die Herabstürzenden, als die unten Befindlichen verletzt wurden. Die meisten sind jedoch mit unbedeutendern Quetschungen davongekommen. Eine Frau aber und ein Kind sind lebensgefährlich beschädigt, so daß man an Beider Aufkommen zweifelt.

(Zweibrücken, 1. Sept.) Ein amerikanischer Reisender verlor in den letzten Tagen in Mainz seine Brieftasche mit Werthpapieren im Betrag von etwa 25,000 Gulden. Der ehrliche Finder, ein Arbeiter in der Dingler'schen Fabrik dahier, händigte dieselbe mit ihrem so bedeutenden Inhalte seinem Fabrikherrn Christian Dingler ein, welcher sogleich die geeigneten Schritte veranlaßte, so daß der Eigenthümer nunmehr wieder im Besitze der bedeutenden Summe ist. Der Name des Finders ist Ludwig Faber von hier, welcher auf der Hierherreise von Würzburg, wo er als Fuhrwesenssoldat beurlaubt wurde, den Fund gemacht hat. Gewiß ein rühmenswerthes Beispiel von Ehrlichkeit aus der armen Klasse.

In der 322. Versammlung des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues in Berlin theilte Prof. Koch mit, daß die Baumwolle in den Abfällen, welche bei Spinnereien gewonnen werden, zum Treiben der Pflanzen den Pferdemist hinsichtlich der Wärme-Erzeugung weit übertreffe. Ein Beet, das den Abend vorher angelegt war, hatte den Nachmittag bei der Untersuchung nicht weniger als 45 Grad im Innern. Herr Hofbuchdrucker Hänel in Magdeburg, dem die Ehre gebührt, die Baumwolle zuerst hier in Anwendung gebracht zu haben, theilte sein Verfahren mit. Es wurde beschlossen, daß der Verein ein paar Centner solcher Baumwollen-Abfälle aus Magdeburg beziehen solle, um selbige dem Hrn. Inspektor Bouche im botanischen Garten für genaue Versuche zur Verfügung zu stellen.

Die in Philadelphia erscheinende „Freie Presse" hat unter allen deutschen Zeitungen der alten und neuen Welt den berühmtesten Feuilletonisten. Denn in dem Feuilleton derselben erscheint jetzt: „Wilhelm Meister's Lehrjahre. Ein Roman von Johann Wolfgang Göthe."

Nachdem die unterirdischen Telegraphen-Leitungen sich wegen der Feldmäuse und anderer Thiere, welche die Umhüllung der Drähte zernagten, als unpraktisch erwiesen haben und deßhalb überirdische, auf Stangen befestigte, angelegt worden sind, stellt sich auch jetzt für die überirdische Telegraphen-Einrichtung in einem Thiere, dem graubunten Specht, ein zerstörender Feind ein. Bei einer Revision der Berlin-Hamburger Telegraphen-Linie fanden sich nämlich in der Nähe von Paulinenaue (Eisenbahn-Haltepunkt zwischen Nauen und Friesack, wo die Linie ein kleines Laubholz-Gebüsch durchschneidet) alle Telegraphenstangen, so weit jenes Gebüsch reicht, mehr oder weniger, einige aber ganz erheblich von dem graubunten Specht beschädigt. Die Vögel kehrten stets wieder zu den angehackten Stangen zurück, und diese konnten nur durch Bestreichen mit Theer gegen vollständige Zerstörung geschützt werden. Auch von der thüringischen Linie sind ähnliche Meldungen eingegangen. Zwischen Kassel und Melsungen haben sich an mehreren Orten Stangen gefunden, an welchen Spechte Löcher von etwa 3 Zoll Durchmesser und entsprechender Tiefe ausgearbeitet hatten.

Soweit man hört, soll der verstorbene Geh. Rath Professor v. Schelling ununterbrochen bis an das Ende seines Lebens an der Ausarbeitung seines Systems gearbeitet und auch mit anderen philologisch-ästhetischen Arbeiten sich beschäftigt haben, so daß seine hinterlassenen Papiere die endliche Befriedigung der so lang hingehaltenen Erwartungen den Gelehrten nun bringen dürfte

Der „Globe" erzählt folgende, hoffentlich nicht wahre Geschichte, die sich im Staate Mississippi zugetragen haben soll: „Ein Pflanzer war von einer widerlichen Krankheit befallen. Die Geschwüre, an denen er litt, waren so ekelhaft, daß ihn alle seine Freunde im Stiche ließen. In seiner Verlassenheit und in seinem

Schmerzen pflegte ihn ein Mädchen, eine seiner Sclavinnen, mit Liebe und Ausdauer, verband seine Wunden und verrichtete alle Dienste als Krankenwärterin bei ihm, bis er endlich genas. Von Dankbarkeit und Zuneigung gegen seine Wohlthäterin beseelt, nahm er sie mit sich nach Cincinnati in Ohio, ließ daselbst eine Freilassungs-Urkunde ausfertigen, kehrte darauf nach Mississippi zurück und heirathete das Mädchen unter Beobachtung aller gesetzlichen Formen. Die Beiden lebten viele Jahre hindurch glücklich zusammen und sahen eine Schaar von Kindern an ihrer Seite aufwachsen. Als der Mann auf dem Todtenbette lag, vertheilte er sein Vermögen testamentarisch zwischen seiner Frau und seinen Kindern. Seine Brüder jedoch traten auf die Kunde von seinem Tode hin auf und beanspruchten das Vermögen. Die Wittwe und die Kinder wären empört über dieses Ansinnen. Sie wurden verhaftet, und die Gültigkeit der oben erwähnten Heirath kam vor dem Richter Sharkley (ein schöner Name; denn Shark heißt auf deutsch Haifisch) zur Sprache. Derselbe entschied, die ganze Sache sey als ein an dem Sclaven-Gesetze verübter Betrug anzusehen, und das Vermögen komme den Seitenerben zu. Die Wittwe ward von den Brüdern ihres verstorbenen Mannes verkauft. Die Kinder wurden öffentlich versteigert, und sowohl Mutter wie Kinder arbeiten jetzt in Ketten oder schlummern in Sclavengräbern."

(Gasthäuser in Amerika.) In seinen „Reisen in Nordamerika" sagt Moritz Wagner Folgendes über diesen Gegenstand, von dem die Reisehandbücher Unzuverlässiges angeben: Die amerikanischen Hotels von bekanntem Rufe in Neuyork, z. B. das Astor-House und ähnliche, sind großartig und theuer, aber ohne das rechte Comfort nach englischem Begriffe und dem Deutschen unbehaglich. Deutsche Gast- und Wirthshäuser gibt es in großer Zahl, aber es ist auch nicht eines darunter, das mit einem rheinischen oder schweizerischen Gasthof zweiten Ranges den Vergleich aushielte. Reinlichkeit, Comfort und gute Bedienung sucht man vergebens. Privat-Boardinghäuser in amerikanischen Familien sind noch am meisten zu empfehlen. Hier lebt man still, bequem und nicht zu theuer, hat auch gute Gelegenheit, das häusliche Leben der Amerikaner zu beobachten und englisch zu lernen. Der gewöhnliche Preis in einer der schönen Seitenstraßen der Broadway ist 6 bis 7 Dollars wöchentlich.

(St. Marc Girardin über die Wartburg.) Einem Artikel über die Wartburg im „Journal des Débats" (vom 8. Juli) aus der Feder des Herrn St. Marc Girardin entlehnen wir Nachstehendes: „Die von dem regierenden Großherzog von Sachsen-Weimar restaurirte Wartburg wird für die Geschichte Deutschlands, besonders des Mittelalters, dasjenige seyn, was der Palast von Versailles für die Geschichte Frankreichs, besonders unter Ludwig XIV., ist. Die Wartburg wird nach Vollendung ihres gegenwärtigen Restaurationsbaues vier verschiedene große Momente der deutschen Geschichte vertreten; erstlich das Ritterthum und den Ursprung des sächsischen Fürstenhauses, zweitens die katholische Zeit mit der heiligen Elisabeth, drittens die Poesie des Mittelalters mit den Minnesängern, und viertens endlich den Protestantismus mit Luther. Ein Denkmal wie die Wartburg verdient es, als Restaurator einen so literarisch gebildeten und kunstsinnigen Fürsten wie den Großherzog von Sachsen-Weimar zu besitzen und als ersten Gast in seinen hergestellten Mauern einen solchen wissenschaftsfreundlichen und wahrhaft unterrichteten Monarchen wie den König von Preußen zu begrüßen. Der Besuch, den der König von Preußen zu Anfang Juni d. J. der Wartburg abgestattet, ist von ziemlich langer Dauer und ein sehr aufmerksamer gewesen. Er hatte den Tag vorher in Eisenach übernachtet, wo er mit den erlauchten Gästen zusammentraf, die das dortige Schloß bewohnen, und von wo aus er gleich am nächsten Morgen die Wartburg besuchen konnte. Der König hat den von dem Großherzoge mit dem Bau beauftragten Architekten viel Aufmunterndes gesagt und den Plan dieser intelligenten Restauration außerordentlich belobt. Se. Majestät sagten, als sie die Wartburg verließen: „Ich habe hier noch sehr viel gelernt in Bezug auf unser Mittelalter, das ich bereits vollkommen zu kennen glaubte." Es gibt dieses Wort recht lebhaft den Eindruck wieder, welchen der Besuch der Wartburg auf den König gemacht, und es ist darin zugleich die treffendste Anerkennung der Idee des Großherzogs enthalten." (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Korrespondenz.

Wiesbaden, 1. Sept.

Der Artikel über das Mainzer Musikfest in der gestrigen Nummer Ihres Blattes meldet, daß sich neben anderen Gesangvereinen auch ein Theil des hiesigen Cäcilienvereins unter meiner Leitung an dem Feste betheiligt habe. Zur Berichtigung dieser Angabe sey Folgendes bemerkt. Der hiesige Cäcilienverein hat bei der Aufführung des Weltgerichts in seiner Gesammtheit (etwa 45 Damen und 35 Herren, zusammen etwa 80 Personen) mitgewirkt. Derselbe steht unter der langjährigen und vortrefflichen Leitung des Herrn Collaborator Vogler. Der Unterzeichnete ist Dirigent des unter dem Namen „Quartett-Verein" dahier bestehenden Männer-Gesangvereins, dessen Mitglieder zum großen Theil auch dem Cäcilienverein angehören. Er hat als solcher den von den Wiesbadener Sängern in den Anlagen vorgetragenen Männerchor dirigirt, und mag dieser Umstand wohl jene irrthümliche Angabe verursacht haben. W. Auer.

Literatur- und Kunst-Notizen.

(Bad Homburg, 30. August.) Nachdem im Laufe der ihrem Ende sich zuneigenden Saison eine Reihe der bedeutendsten Notabilitäten aus der musikalischen Welt den hiesigen Kurfremden vorgeführt worden ist, erfreute gestern eine junge Künstlerin, die in diesen Blättern schon mehrfach rühmlichst erwähnt wurde, einen kleinen, aber gewählten Kreis durch den Vortrag mehrerer Gesangstücke in einer musikalischen Matinee. Fräul. Ottilie Schmitz aus Mainz bewährete auch gestern die bei ihrem frühern Auftreten hier, in Heidelberg und anderwärts anerkannten Vorzüge einer klangreichen, trotz ihrer Jugend ungemein kräftigen Stimme und einer guten Schule, die namentlich in Coloraturpartien sich vortheilhaft entfalteten.

Für die Zeit der Eröffnung der großen Pariser Ausstellung von 1855 componirt Louis Lacombe in Paris eine große Festoper. Dieses Festspiel hat den Titel: Le Progrès des Siècles. Das eigenthümliche Werk nennt der Componist nicht eine Oper, sondern Epopée lyrique, da es mehr aus einzelnen Tableaux, als aus eigentlichen Acten besteht.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 5. Sept. Indra, romantische Oper in 3 Acten von G. Putlitz. Musik von Friedrich v. Flotow.

Mittwoch, 6. Sept. Das Lied von der Glocke, von Friedrich v. Schiller. Mit lebenden Bildern, ausgeführt von den Mitgliedern der Bühne. Musik von Lindpaintner. Vorher: Die Memoiren des Teufels, Lustspiel in 3 Acten von Th. Hell. Drittes aufgehobenes Meß-Abonnement.

Bockenheimer Sommertheater.

Dienstag, 5. Sept. Der Platzregen als Eheprocurator. — Guten Morgen Vielliebchen. — Lebende Bilder mit bengalischer Beleuchtung.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 213. Mittwoch, den 6. September 1854.

Am La Plata und auf dem Meere.

Nach Th. Savie.

(Fortsetzung.)

II.

Die kleine Karawane und ihre tapfern Begleiter langten bald in Buenos-Ayres an. In ihre Quartiere zurückgekehrt, ruhten die Soldaten von den Strapatzen einer langen Expedition aus, wobei sie die überstandenen Gefahren bald vergaßen und sich zu neuen Thaten vorbereiteten. Don José fand Briefe aus Europa vor, die ihn zu seiner Familie zurückriefen. Obwohl es ihm schwer fiel, das abenteuerliche Leben, das seinem unternehmenden und kecken Charakter zusagte, aufzugeben, so wurde das ihm auferlegte Opfer doch durch die Hoffnung, die Reise nach Europa in Antoninas Gesellschaft machen zu können, sehr erleichtert. Donna Martha und ihre Nichte erwarteten in Buenos-Ayres die nahe Abreise eines Schiffes, das sie nach Spanien führen sollte. Als sie vernahmen, daß der junge Offizier mitreisen würde, fürchteten sich die beiden Damen weniger vor der Langweiligkeit einer weiten Seereise. Donna Martha stellte sich und ihre Nichte unter den Schutz Don José's, und der Kapitän tröstete sich darüber, der Cavalier der Duena seyn zu müssen, da er zugleich der der anmuthigen Antonina wurde.

Während diese drei Personen, mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt, sich oft von dem Vaterlande unterhielten, das sie bald wiedersehen sollten, und während Don José und die durch ihn gerettete Antonina sich dem Zauber einer keimenden Liebe überließen, schmachteten die Indianer im Gefängniß. Man hatte sie in keinen Kerker geworfen und auch nicht mit Ketten beladen; es war ihnen gestattet, in einem großen, der Luft und Sonne zugänglichem Hofe sich aufzuhalten, allein die Pampas mit den grünen Flächen breiteten sich nicht mehr vor ihnen aus, ihre Füße berührten das Gras der Steppe nicht mehr und ringsum waren sie von großen unübersteiglichen Mauern eingeschlossen. In ihre langen Decken eingehüllt, brachten sie den Tag schweigend und unbeweglich in einem Winkel des Hofes zusammengekauert zu. Der Galop eines in der Nähe des Gefängnisses vorüberkommenden Pferdes brachte von Zeit zu Zeit ihr Herzblut in Wallung. Aehnlich dem gefangenen Adler, der hinter seinem Eisengitter die Schwalben lustig fliegen sieht, betrachteten sie in stummem Schmerze die über ihren Häuptern am Himmel irrenden Wolken. Der Unmuth verzehrte diese an keine Arbeit gewöhnten wilden Söhne der Natur, wie der Rost das Eisen verzehrt. Sie dachten an nichts als an die Freiheit, ohne welche der Wilde nicht leben kann. Auch andere Gefühle mischten sich in ihren Schmerz; in irgend einem Winkel der Steppe hatten sie Frauen, Kinder, die sie vielleicht nie wieder sehen sollten, und diese zerrissenen Bande verursachten ihnen unsägliche Leiden. Zu stolz, um laut zu klagen, verbargen sie ihren Schmerz unter der Maske der Gleichgültigkeit. Der Kazike hatte in seiner Jugend einige Worte spanisch gelernt, allein niemals antwortete er den Gefangenwärtern, mochte diese sich höhnend oder theilnehmend äußern.

Seit drei Monaten befanden sich die Indianer im Gefängnisse, und man hatte sie fast schon vergessen, als ein besonderes Ereigniß sie von neuem in Scene brachte. England hatte eben Spanien den Krieg erklärt. Eine kleine englische Eskadre unter den Befehlen des Commodore Anson segelte nach den Südküsten Amerikas, wo sie sich mit einer größern, vom Admiral Vernon commandirten Flotte vereinigen sollte. Zu spät aus Europa abgereist, erreichte Commodore Anson mit seinen Schiffen das Cap Horn in der ungünstigsten Jahreszeit; ein furchtbarer Sturm zerstreute die Flotille und nur der Hälfte Schiffe gelang es, das Cap zu umsegeln. Als der Commodore vor der Insel Juan Fernandez vor Anker ging, hatte er nur noch zwei größere Kriegsschiffe und ein kleines Proviantschiff bei sich. Die zur Bekämpfung der Engländer ausgesandte spanische Flotte erlitt noch bedeutendern Schaden. Ein Schiff ging auf offener See unter; ein anderes scheiterte an der brasilianischen Küste; ein drittes fuhr an der Mündung des La Plata auf eine Sandbank und wurde gänzlich unbrauchbar. Ein einziges Hochbardschiff blieb in Montevideo übrig, es hatte drei Jahre abgetakelt gelegen und mußte nun in Stand gesetzt werden, um das Meer zu halten. Als der Commandant der durch Sturm und Unfälle aller Art zusammengeschmolzenen Seestreitmacht, von Chile nach Buenos-Ayres zu Lande kam, traf er sofort Anstalt, dieses letzte Schiff herzustellen und auszurüsten. Alle Hafenarbeiter von Buenos-Ayres und Montevideo wurden in Anspruch genommen, und als das Werk der Vollendung nahe war, ging der Kommandant den Gouverneur aufsuchen.

„Herr Gouverneur“, hob er an, um die „Asia“ (so hieß das Schiff) zu bemannen, brauche ich fünfhundert Matrosen und hundert habe ich nur.“

„Die Reiter sind hier häufiger, als Matrosen“, versetzte der Gouverneur verlegen.

„Und gleichwohl verlangt der Dienst Se. Majestät, daß die Asia ausgerüstet wird. Ich muß Leute haben . . um jeden Preis, Herr Gouverneur.“

„Wenn man einmal das Netz an der Küste auswürfe“, entgegnete dieser, „so könnte man wohl 'n Hundert Fischer und Bootfahrer fangen, einige Lastträger vielleicht in dieser Zahl miteingerechnet.“

„Gut, das brächte mich auf zwei Hundert. Können Sie mir sonst nichts weiter anbieten?“

„Halt, Herr Commandant; wenn Sie die englischen Gefangenen an Bord nehmen wollen, so könnte ich mit einigen sechzig dienen.“

„Hm“, meinte der Seemann, „es ist vielleicht nicht klug; allein die Noth zwingt mich zur Annahme. Weiter . .“

„Dann habe ich noch etwa hundert portugiesische Schmuggler, die ich gern los seyn möchte. . .“

„Die sind mir rrcht. . . Nun, suchen Sie mir wenigstens das vierte Hundert voll zu machen.“

„Sie brauchen Matrosen, Herr Commandant, Leute, die ans Meer gewöhnt sind; wozu würden Ihnen arme Teufel dienen, die vielleicht nie ein Segel gesehen haben?“

—„Die Taue aufwinden kann Jeder“, meinte der Kommandant. „Schaffen Sie mir noch ein Dutzend feste Bursche, und ich will mich zufrieden geben.“

—„Nun, so nehmen Sie die elf Puelchen, die wir seit drei Monaten im Gefängniß haben. . . Wenn Sie aber mit den Kerlen etwas anfangen können, so will ich mich hängen lassen.“

Der Gouverneur sprach die letzten Worte halb laut und der Commandant antwortete, indem er sich stolz in die Brust warf: „Ich werde Matrosen aus ihnen machen, Herr Gouverneur. Wenn man die Ehre hat, ein Schiff Sr. Majestät zu befehligen, so weiß man sich auch Gehorsam zu schaffen. Wegen eines Dutzend träger und dummer Wilder wird die Disciplin an meinem Bord nicht leiden.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Slaven der Türkei.

(Aus: Die Slaven der Türkei, aus dem Französischen von Cyprien Robert, (Stuttgart, Frankh'sche Verlagshandlung).

(Fortsetzung.)

Die Albanesen, welche sich nicht militärisch anwerben lassen, verfehlen nicht, jedes Jahr auf gut Glück eine Reise als Schneider, Maurer oder Mäher zu machen; im Winter kehren sie mit dem gewonnenen Gelde zu ihren Horden zurück. Diese umherschweifende und die Gesellschaft der Frauen ausschließende Existenz verführt die Albanesen, mehr als irgend ein anderes Volk in Europa, zu schändlichen Lastern. Indessen sind sie freimüthig, halten ein gegebenes Versprechen und führen einen offenen Krieg gegen ihren Feind. Die lasterhaften Neigungen widerstehen dem Einfluß der Ehe nicht und es herrscht die größte Strenge in den ehelichen Sitten; sogar Diejenigen, welche sich zum Islamismus bekennen, haben nur eine Frau. Unzucht ist in diesem Lande beinahe unbekannt, und eine auf dem Fehltritte ertappte Frau würde sogleich mit dem Manne niedergemacht, der sie verführt hätte. Trotz dieser strengen Grundsätze kennt der Albanese nur sehr wenig die Qualen der Eifersucht; er läßt seine Gefährtin unverschleiert überall hingehen. Wie bei allen Kriegerracen, so werden die Frauen auch hier mit Geringschätzung behandelt und mit Arbeiten überhäuft. Sie benetzen den Erdboden mit ihrem Schweiße und fechten sogar häufig in den Faidas mit ihren Gatten. Diese energischen Geschöpfe würden ein besseres Loos verdienen, denn mit einer bewunderungswürdigen Schönheit, die selbst das Alter nicht immer zu zerstören vermag, verbinden sie alle häuslichen Tugenden.

Jedes Haus ist in diesem seltsamen Lande wie ein kleines Fort mit Schießscharten versehen, die zugleich als Fenster dienen. Von Thon gebaut, stehen diese Wohnungen stets vereinzelt und so viel als möglich auf einem Hügelchen erhöht, wohin man nur auf einer Treppe gelangt, an die sich meistens eine Leiter, das einzige Mittel diese Geiernester zu erreichen, anschließt. Die Zimmer sind beinahe von allem Geräthe entblößt und haben zuweilen nicht einmal Thüren; der Rauch findet seinen Ausweg nur durch ein Loch in der Decke. Die Fenster sind nie mit Scheiben versehen; nur im Winter verschließt man sie mit Papier. Die Serails der vornehmsten Beys sind allein etwas ausgeschmückt; an der Außenseite mit bunten Farben bemalt, bieten sie im Inneren eine Verschwendung von Arabesken, Seestücken, Zeichnungen orientalischer Architektur, Jagdscenen und Landschaften, welche von griechischen Rajas ziemlich hübsch ausgeführt werden.

Die Pracht des albanesischen Costüms ist beinahe sprüchwörtlich; indessen ist dasselbe nur eine Variante der griechischen Tracht. Ihre von vergoldeten Knöpfen und vielfarbigen seidenen Stickereien glänzende Jacke geht vom Halse bis an den Gürtel und hebt auf eine wunderbare Art ihre Taille und alle ihre Bewegungen hervor. Ihre Aermel sind häufig offen und von den Armen getrennt und flattern wie zwei Flügel hinter ihren Schultern. Aber das Charakteristische bri dem Kinde der albanesischen Phis (Clans) ist der Phistan, der an den Kilt der alten Celten oder den kurzen Rock der Römer erinnert. Der Phistan oder dir Fustanelle besteht aus hundert und zwanzig schräg geschnittenen Stücken Leinwand, welche an dem unteren Ende sehr weit sind und unzählige Falten bilden. Dieses Kleidungsstück, eine Art von Tunik, ist mit einem gestickten Feston von Seide geschmückt und um die Hüfte befestigt; es verleiht dem Gange einen leichten kräftigen Charakter, der den Fremden in Erstaunen setzt. Zur Schande der albanesischen Krieger muß man gestehen, daß die weißen reinlichen Fustanellen sehr selten sind; ein Braver rühmt sich, nur eine zu besitzen und diese zu tragen bis sie in Lumpen zerfällt; er glaubt dadurch eine Verachtung gegen die Weichlichkeit und den Luxus an den Tag zu legen. Die Albanesen rasiren sich den Kopf wie die Türken, nur mit dem Unterschiede, daß sie ein Büschel Haar, welches nie abgeschnitten wird, in seiner ganzen Länge hinten herabfallen lassen. Die gewöhnliche Kopfbedeckung besteht in einem rothen Feß; die Ulemas haben sich den Turban, sowie das Recht, den vollen Bart zu tragen, vorbehalten; die anderen Albanesen lassen nur den Schnurrbart wachsen. Der Kopfputz der Frauen unterscheidet sich von dem der Männer nur durch die Goldstücke, womit er geschmückt ist, und durch die üppigen Flechten, welche von allen Seiten hervordringen. Die Fußbekleidung der Krieger ist eine Art von Stifelette von Tuch, die mit Spangen und seidenen Galonen verziert als eine Nachahmung des alten Kothurns erscheint; sie geht vom Knie bis auf den Fuß, der bald mit einem Schuh von rothem Maroquin, bald mit einem einfachen Stücke ungegerbten Leders bedeckt ist, das wie eine Sandale mit Schnüren um das Bein gebunden wird. Die Albanesen haben kein anderes Bett als die Erde, auf der sie eine Matte von Palmblättern oder einen reichen Teppich ausbreiten, den sie von der Plünderung einer arabischen Stadt heimgebracht haben; sie schlafen ganz angekleidet, nachdem sie sich ein Kopfkissen aus ihrem Abas, einem Mantel von Ziegenfell oder Schafhaut, gemacht haben. In der Nahrung sind sie ebenso wenig heikelig als im Lager. Auf der Reise nehmen sie nur ein Mahl; zu Hause genügt ihnen eine Suppe von Reis oder von Maismehl mit Milch eingerührt. Nur an Festtagen erscheinen der Pahni, ein Ragout von gekochtem Fleisch mit trockenen Erbsen, der türkische Pilau und der Kotsche (große Braten), bestehend in einer Ziege oder einem Schöpsen, der ganz auf einer Platte von Eichenholz den im Kreise umhersitzenden Buren servirt wird, die ihn mit ihren Dolchen zerstücken, und bald, ohne der Gabel zu bedürfen, verzehrt haben. Das Bankett schließt, wie bei den Bosniaken, mit Honig, der mit Sahne vermischt ist. Trotz dem barbarischen Anschein fehlt es diesen Festen nicht an einer gewissen Großartigkeit. Der Europäer staunt über diese freie Heiterkeit, welche anständige Manieren durchaus nicht ausschließt; er betrachtet diese Reihen von Bedienten, welche, auf jeden Wink bereit, die Arme über die Brust gekreuzt dastehen, — die mit Gold gestickten Servietten, welche von einem Gaste zum andern aufgerollt werden, — die großen, mit Edelsteinen geschmückten Krystallbecher, die unter lebhaften Toasten

kreisen, — die Gefäße von Vermeil, warmes Wasser enthaltend, das die jungen Frauen nach dem Mahle den Gästen über die Hände und den Kopf gießen, — endlich die mimischen Tänze, die vor der Gesellschaft ausgeführt werden. Alles erinnert den Reisenden an die Sitten des Alterthums, Alles trägt dazu bei, ihn zu bezaubern. Bald aber macht seine Freude einem schmerzlichen Mitleid Platz, wenn er den Vater der Familie mit abergläubischer Ehefurcht die Schulterblätter des Opferlammes sammeln und gegen das Sonnenlicht halten sieht, um darin, wie ein Aruspex, die Geschicke seiner Race zu lesen.

Diese Mahle werden häufig mit Gesängen begleitet. Jeder Clan hat seinen Barden, der in der Regel der Greis oder Aelteste der Familie ist. Der Barde singt seinen Enkeln die Thaten ihrer Vorfahren und die des gegenwärtigen Stammhäuptlings, Heldenthaten, die nur zu oft von Grausamkeiten und Treulosigkeiten befleckt sind, welche in den Augen eines civilisirten Menschen gräßlich erscheinen. Diese Gesänge werden auf eine monotone, in geregelten Zwischenräumen von schrillem Schreien unterbrochene Melodie psalmodirt. Ihr Brokowalas, ein Militärmarsch, den schon die Gefährten Skanderbegs sangen, wenn sie in die Schlacht zogen, und der vielleicht bis auf Pyrrhus zurückgeht, bringt eine wahrhaft furchtbare Wirkung hervor.

(Schluß folgt.)

Die griechische Geistlichkeit im Orient.

Die kirchlichen Zustände der Christen, so schreibt M. U. der „K. Z.", besonders der griechischen, liegen im Orient sehr im Argen. Die Geistlichen sind unwissend, roh und überaus gemein. Ich weiß von einem Popen, der früher Schneider gewesen. Die sitzende Lebensart that ihm nicht gut, er litt am Unterleibe, und die Aerzte meinten, daß ihn ein Stand, der mehr Bewegung erlaube, heilen könnte. Was sollte der Schneider machen? Er ließ sich einen Bart wachsen und kaufte sich für 1800 Piaster, die er erspart hatte, vom Bischof die Weihe. So nämlich kommt man in der griechischen Kirche in den geistlichen Stand. Man braucht kaum lesen und schreiben zu können, man muß nur Geld genug haben, um die Weihe zu kaufen. Der Bischof kauft, freilich für größere Summen (der gewöhnliche Preis ist 20,000 Piaster), Weihe und Platz vom Patriarchen, dieser kauft seinen Rang von der Regierung. Es kommt beim Bischof nicht darauf an, daß er diese Summe besitze, es ist genug, wenn er sie vorbringen kann, denn in kürzester Zeit ist er im Stande, sie zurück zu zahlen. Hat er seinen Platz bezahlt, so schreibt er nur an die ihm nunmehr untergebenen Popen, daß er nächstens eine Reise durch seine Diöcese machen werde, und diese kündigen es von der Kanzel an, daß ein neuer Bischof ins Land kommt und daß man sich darauf vorzubereiten hat. Nach kurzem kommt der Bischof. Er geht von Haus zu Haus, er besucht jedes Schäflein seiner Heerde, und jedem Schäflein bringt er etwas mit, einen Feß, ein Messer, ein Tuch u. dgl. Dann verkauft er jedem Gläubigen ein geweihtes Wasser, und es ist hergebracht, daß ihm der Gläubige das Wasser mit dem zwanzig- und dreißigfachen Werthe des empfangenen Geschenkes bezahle. Darum richtet der Bischof auch sein Geschenk im Verhältniß zu den Vermögens-Umständen des Gläubigen ein. Der Ortspope muß von Allem haben, was im Hause des Gläubigen gekocht, gebacken, gebratet, geschlachtet, geerntet wird. Versäumt es der Gläubige, ihm von Allem mitzutheilen, dann wird er Sonntags in der Kirche unfehlbar auf das schimpflichste herunter gemacht. „Du Stephan hast ein Lamm geschlachtet und hast mir das Fell nicht geschickt; du Anastas hast gebuttert, ich aber habe keine Butter erhalten; du Dimitri hast die Birnen eingesammelt, ich habe diese ganze Woche keine Birnen gesehen; o ihr Diebe an Gott und seinen Heiligen!" Von den andern unzähligen Emolumenten der Geistlichkeit wollen wir schweigen; man kann von Einem Beispiele weiter schließen.

Eins vom Hundert nimmt der Sultan,
Neunundneunzig nimmt der Pope.

Die Unwissenheit der Popen übersteigt alle Gränzen. Ein glaubwürdiger Mann versichert, er habe es gesehen, wie ein Pope das Gebetbuch, aus dem er der Gemeinde vorlesen sollte, verkehrt in der Hand hielt. (Er wußte das Gebet auswendig.) Er machte den Popen nach der Messe darauf aufmerksam, und dieser schickte ihm des Abends einen sehr fetten Indian ins Haus, daß er nur schweige; denn die Gemeinde lebt in dem schönen Wahne, daß ihr Pope lesen könne.

Bei alledem stehen die Popen noch hoch über den Klostergeistlichen. Diese besitzen große bewegliche Güter und führen ein sardanapalisches Schwelgerleben. Um es fortführen zu können, ohne ihr Vermögen anzugreifen, geben sie sich zu jeder möglichen niedrigen Dienstleistung her, die Geld einbringt. Dem Fremden thun und verschaffen sie Alles, was in Europa der Lohnbediente thut und verschafft. Einem Harem zu Gunsten eines Christen einen Streich zu spielen, halten sie für ein verdienstliches Werk und führen dergleichen nicht ohne Humor aus.

Ein vornehmer Gasthof.

Joseph II. reiste — so erzählt die Frau von Oberkirch — unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein. Da er Stuttgart berühren sollte, bot ihm der Herzog von Würtemberg sein Schloß zur Wohnung an; der Kaiser dankte und ließ sagen, er wolle im Gasthaus wohnen. Da befahl der Herzog in Stuttgart allen Gastwirthen die Schilder abzunehmen und ließ ein großes Schild vor dem Schloßthore aufhängen mit dem Wappen von Oesterreich und den Worten: „Gasthof zum Kaiser Joseph II." Dieser Einladung konnte der Kaiser nicht widerstehen. Als er im Schlosse abstieg, empfing ihn der Herzog in der Kleidung eines Gastwirths; die vornehmsten Personen hatten ihre Stellen in den verschiedenen Zimmern eingenommen und spielten ihre Rollen sehr gut. Die schönsten Frauen waren mit den Mützen und Schürzen der Stubenmädchen herausgeputzt, die Cavaliere als Kellner verkleidet. Der Kaiser ging auf den Scherz ein, der auf anmuthige Weise durchgeführt ward. Erst am anderen Tage wurde die Verkleidung abgelegt; der Kaiser blieb mehrere Tage und die Feste begannen. Die Abreise des Kaisers war nicht minder sonderbar. Als sein Wagen vorfuhr, sah man einen Postillon auf das Pferd steigen, dessen abgetragener Rock und schmutzige Stiefeln dem Kaiser auffielen. „Dieser", sagte er lachend, „ist kein Schmeichler und hat seinen Sonntagsrock nicht angezogen. Er ist gewiß ein Trunkenbold und wir wollen ihm ein gutes Trinkgeld geben." Der Postillon führte aber die Pferde mit großer Geschicklichkeit und fuhr sehr schnell. „Ich möchte wohl einen solchen Menschen in meinen Ställen haben", sagte der Kaiser. Als an der ersten Station Seine Majestät nun dem Postillon ein klingendes Andenken geben wollte, benachrichtigte man ihn, daß es der Fürst ** sey, der ihn selbst mit seinem Postzuge gefahren habe. Der Kaiser fand den Einfall gut und dankte dem Fürsten freundlich. „Die Nachahmung war vollkommen", sagte er, „hätte ich Sie indeß näher beobachtet, so würde ich doch die Verkleidung entdeckt haben, denn Sie haben gar nicht geflucht."

Mannichfaltigkeiten.

* (Das Sechseläuten in Zürich.) Zu den wenigen eigenthümlichen Festen, welche sich von alter Zeit her im Laufe der Jahrhunderte fast unverändert erhalten haben, gehört die sogenannte Sechseläutenfeier in dem freundlichen Zürich. Sie wird in der Regel am nächsten Montag nach der Frühlings-Tagund-Nachtgleiche begangen und stellt sich in ihrer wesentlichen Form als ein städtisches Frühlings- und Bürgerfest dar. Von jenem Tage nämlich bis zum Bettage im September wird Abends um 6 Uhr eine größere Glocke geläutet, ehemals als Zeichen für die Beendigung der Arbeiten der Bauleute und anderer Handwerker. Daher sehen wir auch die ehemals politisch so bedeutsamen Zünfte (die Stadtverfassung Zürichs war seit dem 14. Jahrhundert auf sie gegründet) sich des Tages bemächtigen und an ihn fröhliche Zunftversammlungen mit Abend- oder Nachtessen knüpfen, zu denen man sich nach fünf Uhr hinsetzte, um dann beim ersten Klange der Glocken entsprechende Gesundheiten zu trinken. Damit verbanden sich größere Umzüge unter Vortragung der Fahnen und Zeichen des Gewerkes im Costüme desselben oder irgend einen Vorgang aus der Geschichte des weiteren und engeren Vaterlandes wiedergebend, sowie gegenseitige Besuche auf den Zunfthäusern, die sogenannten Zunftvisiten, bei denen je nach Umständen auch der Ernst oder heitere Humor in Reden und Sprüchen ihre Stelle fanden. Das Fest mag zu Zeiten halb eingeschlafen gewesen seyn; aber im Jahre 1819 hat man es wieder zu neuem Leben erweckt, und es ist seitdem mehr oder minder kostbar und fröhlich begangen worden, auch nachdem die Zünfte als solche ihre letzte politische Bedeutung im neuen Staatsleben verloren hatten und mehr nur noch als Gesellschaften ohne scharfe Gewerbsabgränzung fortdauerten. Auch in diesem Jahre einte man sich, trotz der dunkeln Wolken am politischen Himmel und so mancher Bedrängniß im eigenen Hause von der Noth der Zeiten, der Keiner sich entziehen kann, zu einem fröhlichen Begehen der alten Sitte. Und wir fanden dieß billig und recht; denn so trübe es seyn mag, oder gerade deßhalb, hat der Ausdruck gemeinsamer Bürgerfreude etwas Erhebendes und berühet uns in seiner natürlichen ungeschmückten Form wohlthuender als die glanz- und prachtvollen, commandirten oder tendenziösen Schaufeste. Und ist ja doch der König Lenz ein Herrscher, dem gerne die freie Huldigung gespendet wird! Kehrt er doch alljährlich zu seinen treuen, ihn freudig begrüßenden Unterthanen zurück, und steht seine vieltausendjährige Dynastie in Grün und Blüthen und Blumen so fest wie der Weltenbau selbst.

Die Zahl der „großen Denkmünzen", welche die Beurtheilungscommission der allgemeinen deutschen Industrie-Ausstellung zu München zu verleihen beantragt hat, ist 267, also im Verhältniß zu den Ausstellern wie 1 zu 24 bis 25, was von mäßiger Anwendung zeugt. Von den „Ehrenmünzen" sind etwa 960 zuerkannt. Die Zahl der „belobenden Erwähnungen" ist nicht klein. In den einzelnen Gruppen ist das Verhältniß der beschlossenen Auszeichnungen sehr abweichend, denn es ergibt sich z. B. zur Zahl der Aussteller wie 1 zu 12 bis 1 zu 56 hinsichtlich der großen Denkmünze. Der Katalog hat einen raschern Absatz gefunden, als zu erwarten war, denn sowohl die erste Auflage von 10,000, als die zweite Auflage von 5000 Exemplaren desselben ist vergriffen und jetzt bereits eine dritte Auflage von 5000 Abdrücken mit Nachtrag gemacht.

Korrespondenz.

Vom Rhein, 3. September.

K. Bädeker's Handbuch für Reisende (Coblenz, 1854), welches schon seit 1828 von Prof. Klein herausgegeben wurde, hat in diesem Jahre bereits die achte Auflage erfahren. Bei dem Einfluß in geschäftlicher Beziehung, den das Buch durch seine große Verbreitung erlangte, bei dem Rufe von Genauigkeit, in dem es nicht mit Unrecht steht, sind Ungenauigkeiten, wie die nachstehenden, schon einer Besprechung werth. So heißt es Seite 11 über die Dampfschifffahrt auf dem Rheine: „Der Rhein oberhalb Köln wird seit dem Jahre 1827 mit Dampfbooten befahren, zuerst von der Kölnischen, seit 1837 noch von der Düsseldorfer Gesellschaft. Beide Gesellschaften fahren seit dem Jahre 1853 für gemeinschaftliche Rechnung. Eine dritte Gesellschaft, die niederländische, hat sich seither mehr mit Güter- als Personentransport befaßt. Die schnellsten Boote fahren zu Berg in einem Tag von Rotterdam nach Emmerich, von Emmerich nach Köln, von Köln nach Mainz, von Coblenz nach Mannheim, von Mannheim nach Strasburg; zu Thal von Strasburg nach Mainz, von Mannheim bis Köln, von Köln bis Nymwegen oder Arnheim, von Düsseldorf bis Rotterdam." Abgesehen davon, daß diese Unterweisung dem Fremden nicht faßlich, ist sie auch unrichtig. Die schnellsten Boote versehen einen Sommerdienst, nicht wie Bädeker sagt, von Köln nach Mainz, sondern von Köln bis Mannheim in einem Tage. Von Mannheim bis Strasburg fahren die Boote seit vielen Jahren 10 Uhr Abends ab, und am nächsten Tag, lange nach Mittag, langen dieselben in Strasburg an u. s. w. So ist ferner allgemein bekannt, daß die niederländische Dampfschifffahrts-Gesellschaft gerade seit Vereinigung der beiden andern Gesellschaften sich mehr denn je mit Personentranspor befaßt und zu diesem Zwecke verschiedene neue Schiffe mit Glaspavillon erbauen ließ, wie „Nr. 22", „Nr. 24", „Agrippina" und „Stolzenfels". Während B. den Personentarif der Köln-Düsseldorfer Gesellschaft richtig angibt, erwähnt er des niedrigern der niederländischen mit keinem Worte. Auf die auffallendste Lücke stoßen wir aber Seite 308. Seit 1843 befindet sich nämlich zu Rolandseck eine Kaltwasser-Heilanstalt, welche in kurzem so emporblühte, daß das Etablissement bis zu seiner jetzigen Größe erweitert werden mußte. Nun erwähnt Bädeker wohl eines Gasthauses zu Rolandseck, aber mit keiner Sylbe der dicht nebenan liegenden Kaltwasser-Heilanstalt; nichts destoweniger ist dieselbe übrigens auch diesen Sommer wieder, namentlich von Holländern und Engländern, besonders zahlreich besucht.

Köln, 3. Sept.

Heute fand die feierliche Eröffnung der unserer Stadt von dem in Bonn verstorbenen Boisseré geschenkten Kunstsammlung durch den Bürgermeister Herrn Stupp im Beiseyn der städtischen Vertretung statt. Es ist nun definitiv beschlossen worden, daß das projektirte neue Museum an der Minoriten-Kirche erbaut werde, und zwar mit einem Kostenaufwand von circa 150,000 Thaler. Der Bau wird schon in diesem Herbste oder jedenfalls Anfangs Frühling beginnen und in höchstens 3 Jahren vollendet seyn. — In diesen Tagen sind hierselbst zwei Personen, eine Französin und ein Berliner Hutmachergesell, verhaftet worden, auf welchen der Verdacht ruht, daß die Diebstähle, welche auf den Rheindampfschiffen in den letzten Monaten stattfanden, durch sie ausgeführt worden seyen. Man fand bei denselben, außer circa 6000 in die Kleider genähten Francs in Banknoten, Uhren, Börsen, Portemonnaies, Goldsachen, Hutschachteln, Koffer, verschiedene gezeichnete Kleidungsstücke u. dgl.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 6. Sept. Das Lied von der Glocke, von Friedrich v. Schiller. Mit lebenden Bildern, ausgeführt von den Mitgliedern der Bühne. Musik von Lindpaintner. Vorher: Die Memoiren des Teufels, Lustspiel in 3 Acten von Th. Hell. Drittes aufgehobenes Meß-Abonnement.

Donnerstag, 7. Sept. Am Clavier, Lustspiel in 1 Aufzuge. Bertha v. Beaumont: Fräulein Janauschek. Hierauf: Damenkrieg, Lustspiel in 3 Acten. Gräfin v. Autreval: Frl. Janauschek.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammelan

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 214. Donnerstag, den 7. September 1854.

Am La Plata und auf dem Meere.

Nach Th. Savie.

(Fortsetzung.)

Der Commandant gab alsbald Befehl, diese aus so verschiedenen Elementen bestehende Equipage an Bord zu bringen. Als man den Indianern die Pforten ihres Kerkers öffnete, zögerten sie, denselben zu verlassen; sie begriffen nicht, was man mit ihnen anfangen wollte, und um nur ein Gefängniß gegen das andere zu vertauschen, zogen sie vor, in dem alten zu bleiben, wo sie seit drei langen Monaten litten. Hier hatten sie sich wenigstens an ihren Schmerz gewöhnt. Von den sie abholenden Matrosen wurden sie in die Mitte genommen, an den Strand gebracht und dann in großen Kähnen den La Plata hinunter bis nach Montevideo geschafft, wo die so gut wie möglich ausgerüstete Asia reisefertig vor Anker lag. Das auf dem ganzen Schiffe herrschende Leben erregte nicht wenig das Staunen der Puelchen; verwundert blickten sie darein und konnten sich nicht erklären, daß ihnen selbst eine thätige Rolle auf dieser schwimmenden Citadelle zuertheilt werden sollte. Ein Offizier trieb sie auf das Vorderdeck, wo ihnen Matrosenkleider angelegt und ihre langen Haare abgeschnitten wurden.

Die Indianer kleideten sich mit eben so viel Widerwillen als Ungeschick an und glichen während dieser für sie äußerst schwierigen Operation Verurtheilten, welche gezwungen werden, die Züchtlingsjacke anzulegen. In dem Augenblicke, wo der Schiffsbader mit seiner Scheere die langen Haare der Puelchen abschnitt, näherte sich ein Boot dem Schiffe und legte an der Commandantentreppe an. Drei Personen stiegen auf das Verdeck: Don José und die beiden Damen, die alle drei als Passagiere an Bord der Asia kamen. Donna Martha, in der rechten Hand einen ganz neuen schönen Fächer, ging am Arme des jungen Cavaliers und trug die Würde einer Duena zur Schau, welche noch zu gefallen wünscht. Neben ihr ging Antonina, die über den Anblick der vielen auf einem so kleinen Raume vereinigten Männer etwas verlegen war. Das junge Mädchen empfand jenes unheimliche Gefühl, welches in dem Augenblicke, wo man eine lange Reise antritt, gewöhnlich das Herz beengt. Man mag ein Land noch so wenig geliebt haben, man mag dort weder Freunde, noch Verwandte, noch irgend eine theure Erinnerung zurücklassen, es mag noch so öd und wüst seyn, die Stunde des Scheidens bekleidet es doch mit einem unerwarteten Reiz. Der letzte Gesang eines Vogels, wäre es auch nur das Zwitschern eines Sperlings, ist ein schmerzlich süßer Ton im Ohre Desjenigen, der sich auf den unermeßlichen Ocean begibt.

Während der ersten Tage der Fahrt gehorchten die von der Seekrankheit ergriffenen Indianer maschinenmäßig den Befehlen, die ihnen ertheilt wurden. Sie waren wie stumpfsinnig und auf den Tod gefaßt, nach welchem sie sich sehnten, um von ihrem traurigen Daseyn erlöst zu werden. An übler Behandlung wegen ihrer Ungeschicklichkeit fehlte es ihnen von Seiten der Offiziere wie Matrosen nicht, denn an Bord eines Schiffes, wo Jeder seine bestimmte Arbeit hat und ein einziger Wille alle Andern lenkt, herrscht in dieser Beziehung wenig Nachsicht. Mit der Zeit empfanden die Puelchen immer mehr das Kränkende der ihnen zugefügten Behandlung. An dem Kaziken zumal nagte verbissener Ingrimm. Bald betrachtete er das Meer in düsterer Verzweiflung, bald verbarg er sich scheu in einer Ecke des Schiffs, wie ein wildes Thier, das den neugierigen Blicken der Menge ausweichen will. Oft wenn er mit den übrigen Matrosen, deren Kostüm er trug, im Manöver arbeitete, sah er die drei Passagiere an sich vorübergehen. Das junge Mädchen, das in der Ebene eine Viertelstunde lang von ihm erbeutet gewesen, hörte er lachen und fröhlich plaudern mit dem Offizier, der ihn selbst besiegt hatte; dieser Feind erkannte ihn unter seinem neuen Kostüm nicht. Er, der noch vor einigen Monaten eine gefürchtete Schaar befehligte, mußte jetzt auf diesem Schiffe, wo er kaum für einen Mann zählte, aller Welt gehorchen.

Eines Tages hörte der Wind plötzlich auf und das Schiff blieb ruhig liegen; einzelne Lüftchen irrten noch auf dem Meere umher, vermochten aber nicht die schweren Segel zu blähen, welche schlaff an den Masten herabfielen. Den Dienst habenden Offizier ärgerte die Unbeweglichkeit des Schiffes und jeden Augenblick, sobald nur ein leiser Luftzug über das Wasser strich, ließ er die Segel anders stellen; die ob dieser vielfachen Manöver ungeduldigen Matrosen murrten vor sich hin. Die Indianer nahmen in gewohnter Trägheit und Gleichgültigkeit an den Arbeiten Theil. Der Anblick dieser völlig gleichgültigen Personen brachte den Offizier noch mehr auf; an dem Winde konnte er seinen Zorn nicht auslassen, Jemand aber mußte ihm dafür büßen, und so stürzte er sich mit erhobenem Arme auf den Kaziken. Dieser stieß seinen Angreifer mit einem Faustschlage zurück, allein er hatte es mit einem starken Manne zu thun, einem katalonischen Gebirgsländer. Der Offizier, aufgebracht über diesen vor der ganzen Mannschaft begangenen Akt der Widersetzlichkeit, fiel mit fester Hand über den Puelchen her, der blutend und zerschlagen auf das Verdeck hinsank.

Als die andern Puelchen ihren Anführer in diesem traurigen Zustande gewahrten, näherten sie sich ihm voller Ehrerbietung. Sie spritzten ihm Wasser ins Gesicht, um ihn ins Leben zurückzurufen, und die Matrosen staunten die sorgfältige Aufmerksamkeit an, mit welcher diese rohen Wilden einem Manne ihres Stammes beistanden. Es schien, als hätten Alle seinen Schmerz und die ihm zugefügte Schmach gefühlt. Der Kazike öffnete endlich die Augen wieder, bedeckte sie jedoch sofort mit seinen Händen, wie

wenn ihn die Schande niedergedrückt hätte. Einige Zeit blieb er in seinen Gedanken versunken und athmete kaum; aus seiner wogenden Brust entschlüpften dumpfstöhnende Töne, am ganzen Körper zitterte er. In diesem Augenblicke stiegen die Offiziere und Passagiere, vom Frühstück kommend, auf das Verdeck.

„Kein Wind, Herr Second?" fragte der Kapitän den diensthabenden Lieutenant.

„Nein, Herr Commandant, und die kleinen Wölkchen, die unbeweglich am Horizonte schweben, lassen auch für morgen noch auf keinen Wind zählen."

„Sonst nichts Neues auf dem Verdeck?"

„So gut wie nichts; die Wilden wollen nicht arbeiten und geben dadurch ein böses Beispiel."

„Haben Sie Wilde hier?" fragte Antonina erschrocken.

„Wir haben einige an Bord", versetzte der Commandant, „wilde Indianer aus den Pampas; doch dürfen Sie deßhalb keine Besorgniß hegen, Senorita. Es sind elf an der Zahl, alle miteinander sind aber keinen Mann werth. Sehen Sie, der Wicht dort unten, der zu weinen scheint ... ist ihr Oberhaupt." Dann wendete sich der Kapitän zu dem Offizier: „Für seinen Ungehorsam lassen Sie den Mann in Eisen legen."

Antonina bat den Commandanten, dem Wilden die verdiente Züchtigung zu ersparen und Donna Martha verband ihre Bitten mit denen ihrer Nichte, allein der Offizier ließ sich nicht erweichen."

„Die Disciplin darf an Bord nicht locker werden", behauptete er, „und was will weiter eine Nacht in Eisen viel sagen? Sie werden sehen, der Heide spürt es kaum!"

Don José, der die Antwort des Offiziers gehört hatte, näherte sich der jungen Dame und flüsterte:

„Wissen Sie wohl, Senora, wer Derjenige ist, für den Sie sich verwandten? Es ist der Kazike der Pampas, der Wilde, der Sie zu entführen suchte. . . Ich würde ihn kaum in seinem neuen Kostüm erkannt haben, wenn nicht der Commandant mich unterrichtet hätte, durch welchen Zufall wir die Reise in seiner Gesellschaft machen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Slaven der Türkei.

(Aus: Die Slaven der Türkei, aus dem Französischen von Cyprien Robert, (Stuttgart, Frankh'sche Verlagshandlung).

(Schluß.)

Die Lebensweise der Albanesen macht dieselben nothwendig stark und unempfindlich gegen die Ungunst der Witterung und den Wechsel der Jahreszeiten. Die Krise, welche ihr Daseyn endigt, ist beinahe immer die einzige Krankheit, die sie in ihrem Leben durchzumachen haben; auch hegen sie eine gründliche Verachtung gegen die Aerzte. Es gibt im ganzen Lande höchstens zehn Doctoren, die ihre Bildung in den Schulen von Pisa, Wien und Paris erhalten haben. Die Chirurgie ist gänzlich den Zauberern anvertraut, die mittelst ihrer Salben und einiger kabbalistischer Gebete alle Wunden heilen zu können vorgeben. Die Hauptpflanzschule dieser Kaloiatri, Volkschirurgen, ist der Bezirk von Zagori, in der Gebirgskette des Pindus; hier hat man tausenderlei traditionelle Praktiken aufbewahrt, deren Wirkungen allerdings zuweilen wunderbar sind. Die Kaloiatri wissen mit ihren einfachen Heilmitteln die furchtbaren Spuren des Säbels verschwinden zu machen; sonderbarer Weise gestatten sie hierbei den Verwundeten kein anderes Getränke als Branntwein, um, wie sie sagen, das Fleisch lebendig zu erhalten und den Brand zu vermeiden. Die chronischen Krankheiten werden weniger gepflegt; häufig begnügt man sich, die davon Befallenen in die Kirche des Dorfes zu tragen, wo der Papas Gebete über sie liest; ist ihr Zustand zu gefährlich, um den Transport zu gestatten, so schickt man ihre Kleider an den heiligen Ort. Zuweilen nehmen die Muselmänner selbst ihre Zuflucht zu diesen frommen Gebräuchen. Die Wuthkranken oder die Besessenen werden nur von Mönchen behandelt, die sie in Eisen legen und mit Ruthen streichen, bis sie alle Namen der Teufel bekannt haben, die in sie hineingefahren sind; diese Namen werden sodann mit Anathemen auf Papierstücke geschrieben, die man den Flammen übergibt.

Die tausenderlei Aberglauben der Albanesen lassen sich nicht aufzählen. Der Priester verflucht feierlich die Insekten der Felder, beschwört den Hagel, entfernt die Stürme. Man trifft an den Straßen die Bäume mit Steinen im Durchschnitt ihrer Zweige geschmückt: dieß sind Exvoto, welche Leute vom Volk auf ihrer Reise so aufhängen, in der Hoffnung, die guten Geister des Waldes werden, durch diese Opfergaben gerührt, ihre Glieder von der lähmenden Müdigkeit befreien. Man sieht auch häufig über den Quellen eine leere Nische, die eine Statue zu erwarten scheint; wer hier seinen Durst gelöscht hat, legt in die Nische eine Blume, einen Kieselstein, einen grünen Zweig, einige Haare seines Bartes als Gabe und Zeichen der Ehrfurcht für den guten Genius (Kalodaimon) der Wüste. Der Albanese fürchtet besonders das böse Auge. Sobald er von einem dieser verfluchten Blicke getroffen worden zu seyn glaubt, verfehlt er nicht, Eisen zu berühren und eine Pistole abzuschießen, sonst würde er sich unfehlbar auf seiner Wanderung verirren, am Rande von Abgründen einen Fehltritt thun und in die Verstecke fallen, wo Wroko-laks, Vampyre und Blutsauger hocken. Sehr verschieden von den Wuk-od-laks des serbischen Volkes, welches nur todte oder lebende Menschen sind, deren sich ein herumschweifender, menschenmörderischer Dämon bemächtigt hat, ist der Wroko-lak ein unzerstörbarer Geist; er kommt zuweilen unter der Gestalt einer schwarzen Schlange aus der Erde hervor, um Leute, welche auf dem Grase Sieste halten, zu stechen; die größte Verwünschung ist ein Schwur bei dieser Schlange. Geht der Albanese auf eine weite Reise, so näht ihm seine Frau in seinen Anzug einige Bruchstücke von ihren eigenen Kleidern und bleibt selbst fortwährend in der Umgebung der Gegenstände, die ihrem Gatten am theuersten sind. Sie geräth in die größte Angst, wenn die Hunde in der Nacht ohne einen scheinbaren Beweggrund bellen, denn sie glaubt, sie erwiedern die Seufzer ihres Herrn, der in diesem Augenblick gefangen genommen oder in den Sandwüsten von Tunis oder Palmyra niedergehauen worden sey. Alle diese Aberglauben lassen sich viel eher durch die Barbarei der Albanesen, als durch ihre orientalische Erziehung erklären. Der Einfluß des Orients macht sich vielleicht in ihren Gebräuchen minder fühlbar, als der des alten Europa. Nichts ist z. B. den Ideen des frommen Orients mehr entgegengesetzt als die Jagd, und diese dem germanischen Baron so theuere Uebung ist doch das Lieblingsvergnügen des Albanesen. Das Vaterland der Mirditen ist das einzige Land von so wenig orientalischen Sitten, daß man daselbst zur Zeit Ali-Paschas ohne Abscheu Thierkämpfe sehen konnte.

Dieses Volk kennt kaum etwas Anderes als das Hirtenleben; es verachtet die Ausübung von Handwerken. Die jungen Hirten streifen mit ihren Heerden in den Gebirgen umher, während die Begs oder Häuptlinge der kleinen Clans Palanken einnehmen. Der Bewohner von Ober-Albanien cultivirt indessen den Weinstock und der von Epirus den Oelbaum; sie fällen auch die Eichen ihrer Wälder und transportiren sie an die Küste, wo sie dieselben an die österreichischen und englischen Marine-Commissäre verkaufen. Die hellenisirten Albanesen gewisser Städte, wie die von Janina, beschäftigen sich dagegen ausschließlich mit Handwerken; es sind dieß die Künstler der europäischen Türkei; sie durchlaufen

alle Provinzen und oft sieht man ihre wandernden Brüderschaften die Wiedererbauung von Städten unternehmen, welche ihre Landsleute, die Krieger-Hirten, zerstört haben.

Schließlich haben wir noch zu bemerken: Albanien wird in vier Provinzen abgetheilt, welche nach dem Namen der Conföderationen, von denen sie bewohnt sind, Dschegarien oder Mirdita, Toskarien oder Musakche, Liapurien und Dschamurien genannt werden. Diese vier Regionen sind beinahe ebenso sehr unter einander durch das Klima als durch die Sitten der einzelnen Conföderationen verschieden. Während Toskarien jedes Jahr durch einen strengen Winter leidet, während Liapurien, durch die Berge der Chimera beherrscht, beinahe beständig von düsteren Wolken bedeckt und von Gewittern heimgesucht ist, erfreut sich Dschamurien gegen die Thäler von Acherusia, die Wälder von Dodona und die Gestade des Meeres eines stets heiteren Himmels und eines ewigen Frühlings. Die Stürme dauern daselbst nur einige Stunden; die Fröste Rumeliens, die Heuschrecken-Wolken Macedoniens, der Brand, der das Getreide Moreas auffrißt, der Wurm, der die griechischen Weinbezirke verwüstet, sind in Dschamurien und auf den Küsten von Epirus unbekannt. Der Sommer, den man für unerträglich halten sollte, wird beständig durch Winde gemäßigt, die von den schneeigen Berggipfeln und aus den hundertjährigen Waldungen herabkommen, aus denen die Lüfte tausenderlei Wohlgerüche in die Thäler tragen. Die Campagnen von Neapel sind nicht bezaubernder.

Kunstbericht aus Frankfurt. *)

Jacob Becker und seine Schüler.

Der alte Spruch, daß der Künstler nichts in seinem Vaterlande gilt, findet auch in Frankfurt seine vollste Anwendung. Und doch besitzt unsere Stadt ganz treffliche Künstler. Von den Leistungen Eduard Steinle's ist an anderen Orten dann und wann die Rede, da die Richtung, welcher er angehört, überhaupt in unseren Tagen viel von sich sprechen macht. Warum liest man nicht auch zuweilen Berichte über Jacob Becker und seine Leistungen als Maler und Lehrer? Weil er bescheiden und zurückgezogen, seiner Pflicht obliegend, schafft und wirkt, weil er keiner Partei angehört, weil er es verschmäht, sich in den Vordergrund zu drängen; denn es gehören heut zu Tage entweder Tendenzen oder Charlatanerien dazu, um die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. Becker's Gebiet ist aber vor wie nach die ländliche Idylle, die er noch stets mit jenem feinen poetischen Sinne cultivirt, der ihn einst in Düsseldorf zum Liebling des deutschen Publikums machte. In seinem Atelier befinden sich gegenwärtig zwei kleine Bilder, die eben der Vollendung entgegengehen. Auf dem einen gewahren wir eine Mutter mit ihren Kindern, die in anmuthiger Gruppe aus dem Kleefelde heimwandern, auf dem anderen eine Familie, die am warmen Sommerabende sich der Ruhe erfreut. Man kann gerade nicht sagen, daß diese Gegenstände neu sind, aber sie erscheinen mit einem so reinen, naiven und edlen Naturgefühle dargestellt, daß sie Herz und Geist erquicken müssen. Die gewissenhafte Zeichnung und das warme Colorit des Künstlers sind so bekannt, daß wir in dieser Beziehung nichts hinzuzufügen brauchen. Außerdem sahen wie eine treffliche Zeichnung von seiner Hand, deren Ausführung Becker bald zu unternehmen gedenkt. Dieselbe führt uns ein deutsches Erntefest vor. Der Wagen voll schwerer Garben fährt heran, um denselben sieht man in reicher Gruppirung kräftige männliche und anmuthige weibliche Gestalten. Unter den letzteren zeichnen sich vor allen einige Mädchen aus, denen der Künstler jene typische, gesunde, frische Schönheit verliehen hat, die auf seinen Werken besonders hervorstechend ist. Es sind die kernigen, prächtigen Formen germanischer Bildung, die der Künstler in seiner ersten Jugend auf dem Westerwalde und in Hessen entdeckt hat und deren Wesen und Costüme so viele nachfolgende Maler unserem Künstler nachahmten. Möge ihm das Werk gelingen, wie ihm sein brennendes Dorf, sein vom Blitz erschlagener Schäfer und seine Heimkehr vom Felde gelungen sind!

Gehört Becker aber einerseits zu den besten Genremalern des Vaterlandes, so verdient er andererseits den Ruf eines der ausgezeichnetsten Lehrer auf dem Gebiete der bildenden Kunst. Auf einer kleinen Wanderung durch einige Ateliers des Städel'schen Instituts kamen uns in der That manche Arbeiten zu Gesicht, welche zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Als einer der talentvollsten Jünger der Anstalt ist Heinrich Hasselhorst aufzuführen, welcher die Scene aus dem Kaufmann von Venedig unter den Händen hat, wo Portia als Advokat den Rechtsstreit zwischen Shylock und Antonio zur Entscheidung gebracht hat. Auf eine Beschreibung des Bildes können wir uns nicht einlassen, weil sie uns zu weit führen würde. Verdient aber die verständige Composition alles Lob, so müssen wir die feine, interessante Individualisirung der einzelnen Persönlichkeiten, die durchaus den Intentionen des Dichters entspricht, ganz besonders hervorheben, zumal da sie jene eckige Uebertreibung durchaus vermeidet, in welche die Illustratoren des großen Briten so leicht verfallen. Das Bild, das übrigens noch nicht ganz fertig ist, legt Zeugniß für eine sehr bedeutende Begabung an den Tag. Auch ein Nachtwächter in der Christnacht offenbart den poetischen Sinn des jungen Künstlers. Ein anderer talentvoller Schüler erscheint uns in Albert Hendschel, der freilich einen ziemlich sentimentalen Gegenstand, nämlich der Wirthin Töchterlein nach Uhland, behandelte, der aber eben so sinnig in der Composition, wie entschieden in der Farbe auftritt und den Stoff wenigstens unendlich kräftiger faßt, als es in den romantischen Anfängen der Düsseldorfer Schule geschah. Humoristisch ansprechend ist ein kleines Bildchen von E. Schalk. Dasselbe stellt einen alten Schneider vor, der im Begriffe ist, den Faden durch das Nadelöhr zu ziehen, was aber so curios und eigenthümlich geschieht, daß man sich kaum des Lachens enthalten kann. Schlösser, der eine Heimkehr malt, ist gleichfalls ein begabter Anfänger. Seltsamer Weise finden wir außer diesen Genremalern auch noch einen Heiligenmaler unter Beckers Schülern, den man eigentlich unter den Jüngern Steinles vermuthen sollte. Sein Name ist Hammel, und das Bild, das wir von ihm sahen, ist eine Fußwaschung Christi, die sich durch eine edle, einfache Auffassung empfiehlt und den Vorzug hat, daß sie nicht wie die meisten Arbeiten dieser Art nach der Schablone gemacht ist. Was namentlich all diese bildnerischen Bestrebungen auszeichnet, das ist Strenge der Grund-Prinzipien, ohne die keine Kunst gedeihen kann. Man beginnt heutzutage, einen zu ausschließlichen Werth auf das Colorit zu legen. Die niederländischen Einflüsse, wie trefflich sie sind, wenn sie nicht über das Maß hinaus gehen, machen sich allmälig zu sehr geltend. Man malt, ohne zu zeichnen. Und das führt ohne Zweifel zu schlimmeren Abwegen, als wenn man das hauptsächlichste Gewicht auf die Zeichnung legt. Und gerade in dieser Beziehung müssen wir Becker und seine Schüler loben, weil sie das Eine zu thun und das Andere nicht zu lassen suchen.

*) Aus der „Köln. Zeitung“.

Mannichfaltigkeiten.

In dem Mainzer Journal vom 3. Sept. zeigt Oskar Freiherr von Redwitz, d. d. Bad Laubach bei Coblenz, 30. Aug., an, daß seine Mutter, Anna Maria Freifrau von Redwitz, nachdem sie

eben von dem Besuche ihrer Kinder und Enkel aus der Pfalz nach München im heitersten Glücke heimgekehrt war, am 25. August an der Cholera gestorben ist.

(Northeim.) Wilhelm Schwarz und Frau machen in dem hiesigen „Wochenbl." bekannt: Heute Morgen sind wir wieder mit Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen, gesegnet — nun zum vierten Male!

(Karlsruhe, 3. Sept.) Der 24 Jahre alte Baron Gustav v. Fichtel aus Raab in Ungarn, desertirter österreichischer Korporal, wird gegenwärtig von dem Bezirksamte Baden steckbrieflich verfolgt, da er unter dem Namen eines Fürsten Esterhazy bei dortigen Wirthen, Banquiers, Kutschern und Portiers nicht unbeträchtliche Schulden im Laufe dieses Sommers kontrahirte und sich dann aus dem Staube machte.

Unterm 16. August ist T. P. Shafner eine Concession zur Anlegung eines elektrischen Telegraphen von Nordamerika über Grönland, Island und die Faröer nach Norwegen und Kopenhagen ertheilt worden.

In Folge mehrerer in letzterer Zeit wieder vorgekommenen Fälle des Verschwindens nicht declarirter Geldbriefe, namentlich aus England, auf der Tour zwischen Köln und Berlin wurde vor einigen Tagen auf dem Berlin-Potsdamer Bahnhof ein Postbeamter unmittelbar nach Ankunft des Zuges aus dem Postwagen verhaftet, da Verdacht gegen ihn vorlag. Bei der Visitation fand man denn auch an seinem Körper eine Anzahl Briefe, welche er während der Tour entwendet hatte. Derselbe ist zum Criminal-Arrest gebracht.

Am 25. August verließen zwei Dreimaster, „Peterhof" mit 225 und „Aphrodite" mit 210 Auswanderern nach New-York den Hafen von Antwerpen. Eine ungewöhnliche Menge deutscher Auswanderer wartete aufs Einschiffen. Die Auswandererbewegung ist in Antwerpen noch nie so groß gewesen, wie in diesem Jahre.

Belletristische Neuigkeiten.

„Der Laternenwärter" a. d. Engl. von Drugulin (Amer. Bibl. 108 ff. Lpz., Kollmann). Die edle Tendenz der Verf. (Miß Cunning), ihre anschauliche Schilderung der amerikanischen Gesellschaft und der mit dem siebenten Jahre beginnende Lebenslauf der Heldin zeigen die Verf. als Geistesverwandte von Elisabeth Wetherell. Sie hat etwas weniger Thränen, Küsse und Bibelcultus als diese, aber in mancher Hinsicht noch mehr Breite und theilt mit ihr die schmähliche Unkenntniß deutschen Wesens und Christenthums; aber trotz dieser Mängel empfehlen wir ihren Roman als ein unterhaltendes, bildendes und das Gemüth in der reinsten Weise anregendes Werk. Der biedere und liebevolle Laternenwärter, sein Schützling und der Schutz seines Alters, Gertrud, die ihre Heftigkeit allmälig in edeln Stolz umbildet; die Blinde, welche verdunkelten Seelen ihr geistiges Licht spendet; die selbstsüchtige Weltdame Isabelle; der verwöhnte Bruder, der das Wachen für einen Raub am Schlafe hält — sind, wenige Uebertreibungen abgerechnet, vortreffliche Charakterbilder. Weniger sicher gezeichnet sind der Vater und der Geliebte Gertrud's und Beider Incognito zu weit ausgesponnen. Schöne, oft ergreifende Einzelheiten werden die Leser ohne unsere Fingerzeige finden. — „Alice Wentworth" a. d. Engl. von Ziethen. 3 Bde. (ebds.). Dieser Roman spielt ausschließlich in der höheren Gesellschaft Englands, ohne Gegensatz gegen andere Kreise, wohl aber die sittlichen und geselligen Gegensätze innerhalb jenes Kreises entwickelnd. Indessen hat er keinen vorwiegend socialen Zweck. Die früh verwaiste Erbin Alice verlobt sich mit dem „schönen Darell" und löst dieses Band, weil er sich einer französischen Tänzerin nicht zu erwehren weiß, und weil sie nun mit Unrecht seiner Bewerbung Eigennutz unterschiebt. Nach längerer Trennung finden sich Beide wieder, um alsbald darauf durch ein mit Darells Leichtsinn verknüpftes Verhängniß aufs Neue getrennt zu werden, dessen dunkles Räthsel er erst nach Jahren der edeln Verlassenen aufklärt. Die einzelnen Charaktere sind sehr gut durchgeführt, auch die der Nebenpersonen, wie die des Gecken Ferrers und des Schleichers Clayton, die aber beide bei der poetischen Nemesis viel zu günstig wegkommen, wogegen Alice und noch mehr Darell zu ungünstig. Die Deutlichkeit der psychologischen Entwickelung vergütet nicht ganz die unmäßige Breite der Darstellung und selbst der einzelnen Sätze; der letzte Theil ist lebendiger.

„Die Lusiaden" von Camoens, übersetzt von Booch-Arkossy. Mit Bildnissen (Leipzig, Arnold). Wir gehen hier nicht auf den Charakter und Werth des berühmten portugiesischen Heldengedichtes ein, welches die Verklärung des Christenthums durch die originellste Verflechtung des alten und des neuen römischen Olymps vollführt. Der Uebersetzer bespricht in einer Einleitung das Gedicht und seine Kritiker, namentlich Voltaire, wohl nicht unparteiisch; aber seiner Begeisterung verdanken wir seine treffliche Uebersetzung. Sein Werk, das auch noch zahlreiche und unentbehrliche Anmerkungen, sowie geschichtliche Skizzen über Camoens und Vasco de Gama umfaßt, ist das Ergebniß warmer Liebe zu seinem Gegenstande, tüchtiger Sprachkenntniß, kritischen Fleißes und dichterischer Begabung; diesen Vorzügen entspricht auch die Ausstattung des Verlegers. — Die Verherrlichung des Christenthums in römischem Sinne bezweckt ebenfalls ein deutsches Epos: „Der treue Eckart" von Pape (Münster, Cazin.) Es würde auch außerhalb der sinnesverwandten Kreise mehr Anklang finden, wenn nicht gerade jetzt die lautesten Wortführer des Romanismus dessen Romantik durch ihre eigene Unlauterkeit und Rohheit in Mißkredit gebracht hätten. Der Dichter ist von der Schönheit seines Glaubens aufrichtig überzeugt, aber doch nicht ganz frei von ultramontaner Infektion; wie könnte er sonst unter andern die Schmach eines deutschen Kaisers vor einem römischen Papste mit Wohlgefallen erwähnen? Gleichwohl verwechseln wir ihn nicht mit jenen entarteten Söhnen Deutschlands, die jetzt überall ihr Volk und seine Fürsten vor Rom in den Staub beugen möchten. In seinem Gedichte wechseln alte deutsche und romanische Eposformen mit den Tonarten der Romanze und des Volksliedes.

(Schluß folgt.)

Frankfurt, Herbstmesse 1854.

Wenn wir wieder einmal auf das „Diorama" hinweisen (bemerkt der hiesige „Anzeiger"), so geschieht dieß eines Theils um die zur Zeit hier weilenden zahlreichen Fremden auf eine Sehenswürdigkeit aufmerksam zu machen, die außer Frankfurt nur noch zwei bis drei andere Städte bieten, andern Theils aber auch, um die Bewohner unserer Stadt und Umgegend überhaupt zu einem recht baldigen Besuche des hinter den Bahnhöfen gelegenen Institutes einzuladen, da, wie wir hören, eines der herrlichen Bilder, die Schlacht bei Culm, demnächst durch ein anderes ersetzt werden wird. Die Vorzüge und Schönheiten dieses Gemäldes, wie auch jene des zweiten, der Vierwaldstädtersee, mit seinen unvergleichlichen, vom ersten Tagesgrauen bis zum Abend- und Nachtdunkel abwechselnden Beleuchtungen, sind bereits in diesen und andern Blättern gebührend gewürdigt worden, so daß wir von weiteren Besprechungen füglich absehen können; auch die Tausenden, die seither das Diorama besucht, sind von dem Gesehenen entzückt und rühmen den hohen Genuß bei jeder Gelegenheit. Möchten sich diesen Genuß vor Wegnahme der Schlacht bei Culm noch recht Viele zu verschaffen suchen!

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 7. Sept. Am Clavier, Lustspiel in 1 Aufzuge. Bertha v. Beaumont: Fräulein Jananscheck. Hierauf: Damenkrieg, Lustspiel in 3 Acten. Gräfin v. Autreval: Frl. Jananscheck.

Freitag, 8. Sept. Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg, große romantische Oper in 3 Acten von R. Wagner.

Bockenheimer Sommertheater.

Donnerstag, 7. Sept. Der Zeitgeist, Lustspiel in 4 Acten.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 215. Freitag, den 8. September 1854.

Am La Plata und auf dem Meere.

Nach Th. Savie.

(Fortsetzung.)

Antonina betrachtete von weitem den Kaziken, dem eben die Eisen angelegt wurden. „Armer Mensch", sagte sie wehmüthig, „wie leidend er aussieht! . . Gehen wir nicht näher, ich bitte Sie Don José, er flößt mir Erbarmen und Furcht zugleich ein."

„Das ist also wirklich der Kazike?" meinte ihrerseits Donna Martha. „Ich will ihn mir in der Nähe betrachten; jetzt, wo er nicht mehr in den verwünschten Pampas sich tummeln kann... Komm', Nina, sey nicht so furchtsam; Du sollst sehen, daß ich mich nicht vor ihm fürchte."

„Er kennt zu wenig unsere Sprache, um Sie zu verstehen, Tante", fiel Antonina ein, „und was können Sie ihm denn auch weiter sagen wollen?"

„Mit einigen Worten und vielen Gebärden will ich schon durchkommen", entgegnete Donna Martha.

Sie pflanzte sich hierauf gerade vor den Kaziken, der, den Kopf auf die Knie gestützt, in unbeweglicher Stellung verharrte. „Hollah, he, junger Mann, erkennt Ihr mich noch?" redete sie ihn an.

Der Kazike schien nichts zu verstehen. Donna Martha berührte seine Schulter mit ihrem Fächer und fuhr eifriger fort: „Na, junger Mensch, seht mich doch an . . dort drüben, dort drüben . . in den Pampas, er, sie und ich. . . Piff, Paff, Puff. . . Knattern. . . So kanns im Kriege gehen, mein Freund. Wie ich sehe, seyd Ihr hier nicht gut daran. . . Doch darum keine Feindschaft, hier nutscht ein paar Bonbons, die ich vom Dessert mitgenommen habe; die Matrosen bekommen nicht oft dergleichen, eßt sie ohne Umstände."

Statt aller Antwort warf der Kazike der Duena einen Blick zu, dessen Bedeutung: „Laßt mich doch in Frieden meine Schmerzen tragen", nicht zu verkennen war.

„Wie Ihr wollt, Herr Wilder", meinte hierauf die etwas ärgerliche Donna; was der Eine ausschlägt, nimmt der Andere an. He, kleiner Mousse, komm hierher mein Kind und laß Dir diese Vanillebonbons schmecken!"

Der Junge ließ sich nicht lange bitten, das angebotene Zuckerzeug zu nehmen.

„Nun", fragte Don José, „wie ist die Pantomime abgelaufen?"

„Ganz ausgezeichnet", versetzte Donna Martha, „er hat uns alle Drei vollkommen erkannt. Doch ist der arme Teufel sehr niedergeschlagen, und so wie ich ihn jetzt sehe, hätte ich keine Furcht vor ihm und wenn ich ihm mitten in der Nacht begegnete."

Am folgenden Morgen nahm man dem Kaziken die Eisen wieder ab. Am Abend desselben Tages wurde die Abtheilung, zu welcher die Indianer gehörten, abgelöst und bekam Ruhetag. Etwa hundert Spanier und fünfzig Engländer und Portugiesen traf die Reihe des Dienstes. Der Kazike hatte den Unterschied in der Sprache und Gesichtsbildung, welcher zwischen den beiden Nationen bestand, bemerkt, und klar war es ihm geworden, daß sich am Bord der Asia noch mehr Mißvergnügte außer ihm befanden. Dieß führte ihn auf den Gedanken, die Stimmung der wider ihren Willen eingeschifften Fremden zu erforschen. Inmitten der Nacht schlich er sich, ohne von den Offizieren bemerkt zu werden, auf das Verdeck und näherte sich einem bärtigen Portugiesen, der zwischen seinen dicken Lippen eine dünne Cigarette hielt.

„Du Spanier seyn?" fragte ihn der Indianer.

Der Portugiese verneinte unter Begleitung eines kraftvollen Fluchs.

„Du Freund oder Feind sein von Spanier?" fragte der Kazike weiter.

„Freund wie Hund und Katze, Wilder", versetzte der Portugiese; „was kümmert das Dich aber, Puelche?"

Der Kazike entfernte sich, ohne weiter ein Wort zu sagen und schlich zu einem Engländer, der, an einen Mast gelehnt, Tabak kaute und hinaus aufs Meer blickte. Der blauäugige Matrose schien die Fragen, welche der Kazike an ihn richtete, kaum zu hören und antwortete zerstreut zu wiederholten Malen nur mit einem: „Hum, hum!" Er verstand zweifelsohne, wo der Wilde hinauswollte, allein er war nicht gestimmt, sich einem Indianer anzuvertrauen. So wenig ihm auch diese gezwungene Fahrt unter fremder Flagge zusagte, so schien es ihm gleichwohl nicht gerathen, sich mit einem Indianer zu verbünden, und außerdem bot ihm die Rückkehr nach Europa sicherere Aussichten, sein Vaterland wiederzusehen.

Von beiden Seiten zurückgewiesen, stieg der Kazike wieder in den Theil des Schiffs hinab, der ihm und seinen Gefährten angewiesen war, und unterhielt sich mit diesen leise in einer Sprache, welche sonst Niemand an Bord verstand. Die Berathung war lang und feierlich, und Alle schienen von einem großen Gedanken beseelt. Nach dieser ernsten Unterhaltung schliefen sie ein wie friedliche Matrosen, die von ihrem Tagewerk ermüdet sind.

Am folgenden Tag verrichteten die Puelchen ihren Dienst mit seltener Pünktlichkeit; Alles wunderte sich an Bord, sie so eifrig und behend zu sehen. Als der Offizier, welcher Tags vorher den Auftritt mit dem Kaziken gehabt hatte, zum Rapport vor dem Commandanten erschien, sagte er: „Ich glaube, daß unsere Wilden zahm geworden sind, Herr Commandant, es ist ein wahres Vergnügen, sie heute arbeiten zu sehen. Die Hiebe und eine im Eisen zugebrachte Nacht sind von wunderbarer Wirkung gewesen!"

Die Indianer schienen von einer ungewöhnlichen Energie be-

lebt; nicht nur arbeiteten sie den ganzen Tag über, sondern auch während der Nacht blieben sie auf dem Verdeck, mit einer besondern Arbeit beschäftigt, die den Augen der Offiziere entging. Mit ihren Messern nämlich schnitten sie lange Riemen aus Leder, drehten diese zusammen und befestigten am Ende Kugeln von Eisen und Blei, die sie aus den Batterien entwendeten. In wenigen Tagen hatten sie ein Dutzend solcher Kugeln, die sie sorgfältig unter altem Tauwerk verbargen, fertig. Einigen Matrosen, von denen sie bei diesem heimlichen Treiben überrascht worden waren, bemerkte der Kazike, ohne die Fassung zu verlieren und mit vollkommen ruhiger Stimme: „Wir machen da Spielereien, um sie in Spanien zu verkaufen!"

Eines Abends, als sie mit diesen Spielereien fertig waren, wurde wie gewöhnlich die Mannschaft zum Dienstwechsel auf das Verdeck gerufen und die Indianer kamen mit an die Reihe. Die Nacht kündigte sich als eine düstere an, kaum einige Sterne schimmerten zwischen den Wolken durch. Von einem günstigen Wind getrieben, flog das Fahrzeug rasch vorwärts. Sämmtliche Offiziere stiegen in die Kajüte hinunter, nur einer, der Dienst habende, blieb auf dem Verdeck; es war gerade derjenige, welcher sich rühmte, die Indianer zahm gemacht zu haben. In der großen Kajüte befand sich eine vergnügte Gesellschaft; einige Offiziere spielten Karten; Andere plauderten, auf weichen Lehnsesseln ausgestreckt; Antonina und Don José sangen eine Romanze, welche Donna Martha mit der Guitarre begleitete. Bisweilen kommen am Bord eines Schiffes reizende Abendunterhaltungen vor, bei denen man die überstandenen und die bevorstehenden Gefahren vergißt. Am Bord der Asia war es an diesem Abend so. Das Duo ging gerade zu Ende, und die ganze Gesellschaft brach in Beifall über Antoninas Stimme aus, als ein Mark und Bein erschütterndes Geschrei vom Verdeck herunter hallte. Außer sich vor Schrecken, eilte das junge Mädchen in die Arme seiner Tante und rief:

„Die Indianer! Die Indianer! Zu uns, zu uns, Don José!"

(Schluß folgt.)

Geschichte des französischen Theaters während der ersten Revolution.

Unter diesem Titel ist bei Meißner und Schirges in Hamburg ein nach dem Französischen des Toubin u. A. bearbeitetes Buch erschienen, welches auch für das deutsche Publikum viel Interesse bietet. Sein Inhalt ist in doppelter Beziehung belehrend, weil er nicht nur die Geschichte der französischen Bühne und der dramatischen Literatur während der ersten Revolution in einer zwar gedrängten, dabei aber doch vollständigen Darstellung dem Leser vorführt, sondern weil er auch als ein Beitrag zur Kenntniß der damaligen politischen und socialen Zustände überhaupt von Bedeutung ist! Mehr als in irgend einem Lande ist in Frankreich die Bühne der Spiegel seines öffentlichen Lebens, seiner geschichtlichen Ereignisse, seiner Parteien. Um mit Inhalt und Form des genannten Buches bekannt zu machen, lassen wir hier einige Stellen aus demselben folgen:

„Im Jahre 1790 wurde das Theater mit Meßgewändern und Stricken des heiligen Franziskus förmlich überfluthet. Die ganze Klerisei zog damals über die Bühne. „Man sah dort," sagte Camille Desmoulins, „Bärtige und Rasirte, Frisirte und Geschorene, die Blauen, Grauen und Schwarzen, runde Kapuzen und solche mit Spitzen, weite und enge Aermel, Schulterkleider und Rosenkränze, Schuhe, Sandalen und nackte Füße." Dem Inhalte nach waren alle diese Stücke gleich, sie unterschieden sich nur etwas in der Form. Beinahe immer kamen ein Gärtner oder eine junge Nonne vor, die wegen eines von ihrem Liebhaber empfangenen Briefes zur Einsperrung verdammt und im letzten Act durch die Habits-bleus endlich befreit wurde. Selbst solchen Stücken, die dem Anscheine nach ganz weltlich waren, fehlte weder Chorhemd noch Meßgewand. So z. B. bildete den Schluß des Diner des patriotes ein Ballet, in welchem ein Abbé und eine Nonne zusammen tanzten.

Im März 1791 gab das Theater de la Nation die Victimes cloitrées*) von Monvel. Dieses Drama, welches eine Menge grasser Stellen enthält, machte auf das Publikum, das sich noch nicht recht mit der Anwendung solcher Effectscenen befreundet hatte, einen ungewöhnlichen Eindruck. Bei einer dieser Vorstellungen befand sich im Parterre ein junger Mann mit einem langen und verwilderten Barte, dessen bleiches, durchfurchtes Antlitz auf lange Qualen hindeutete. Mit vorgebogenem Halse, flammenden Augen und keuchendem Athem saß er da. Bei der Scene, in welcher Pater Laurent den Dorval ins Verließ werfen läßt, kann er sich nicht mehr halten, ein furchtbarer Schrei entfährt seinen Lippen. „Zur Hölle mit diesem erbärmlichen Schurken", ruft er, sich auf die Bühne stürzend. Er wurde umringt, um seinen Namen befragt, und wies sich als ein Mönch der Karthause von Grenoble aus. Er hatte den Frieden gekostet und in dem Pater Laurent seinen Superior zu sehen geglaubt. **)

Nicht alle dramatischen Dichter griffen die klösterlichen Einrichtungen mit so scharfen Waffen an als Monvel. Um diese Zeit schrieb Flins unter dem Titel Mari directeur eine sehr belustigende Comödie, in welcher zwei Auftritte sich in einem Beichtstuhle zutrugen. Ein Ball von Mönchen und Nonnen machte den Schluß des Stückes, welches die Logen mit einem sehr lebhaften Pfeifen begrüßten. Man langweilte sich endlich bei der Kutte und dem Meßgewand. Le couvent von Pujoulx fand noch einigen Beifall. Das im Palais Royal gegebene Le couvent des bénédictins ward trotz seiner gelungenen Sprache ausgepfiffen. Die Capucins vom Vetter Jacques wurden nicht bis zu Ende gespielt. Cécile et Ermance, die Gretry in Musik setzte, hatten keinen besseren Erfolg. Alle diese Stücke fielen durch, nicht weil sie schlecht waren, ihr Unrecht bestand darin, ein Jahr zu spät zu kommen. Die Klöster waren in ihrer Auflösung begriffen, das Theater selbst nahm einige ihrer Trümmer auf. Ein Benedictiner-Novize aus der Abtei Auvilliers wurde zu Rheims Schauspieler, ein anderer Benedictiner debütirte als Altsänger auf dem Theater de Monsieur.

(Schluß folgt.)

Pietsch und Lehmann.

Pietsch. Ne, Lehmann, nanu wird mir aber wirklich, ohne irjend eine Jroßmagd beleidijen zu wollen, sonderbar zu Muthe! Nu sollen schonst wieder die Wiener Conferenzkens un die Diplomatsche anfangen! Wat meenste woll, wat da wird verhandelt werden?

Lehmann. Verhandelt?

Pietsch. Ja.

Lehmann. Na des, was da von Anfang an verhandelt is!

*) Das Stück war schon 1781 gegeben worden; 1835 hat man es ohne Erfolg wieder aufs Repertoire zu bringen versucht.

**) Collin d'Harleville's niedliche Comödie: Monsieur de Crac dans son petit castel folgte den Victimes cloitrées und löschte einigermaßen den düsteren Eindruck der letzteren wieder aus.

Pietsch. Na was d'n?
Lehmann. Die Türkei.

Pietsch. Die europeeschen Diplomaten sind durch den Divan in Schatten gestellt.
Lehmann. Ne, det sind se nich!
Pietsch. Wat?
Lehmann. Ne, durch den Divan sind se nich in Schatten gestellt, sondern durch en anderes Möbel. Die europeeschen Diplomaten sind durch de Bank in Schatten gestellt.

Lehmann. Du, Pietsch, wenn Du Zeitungsredacteur wärscht, unter welchen Haupttitel würdest Du eine Abhandlung über „Deutsches Nationaljefühl" setzen?
Pietsch. Unter „Verschiedenes".

Lehmann. Wenn ick det man bejreifen könnte, det an die Muster-Vorstellungen in't Münchener Theater Keener wat zu tadeln jefunden hat, un det in alle Zeitungen dieselbe Lobhudelei steht!
Pietsch. Det kannste nich bejreifen? Det is ja janz in der Ordnung. Seh' mal, zu die Muster-Vorstellungen, die Dingelstedt jejeben hat, jehört natürlicherweise oock ne Muster-Kritik. Also wie nu det eene Muster von Kritik da war, da haben die Rezensenten alle nach det eene Muster jearbeet. (Dorfbarbier.)

Mannichfaltigkeiten.

Die „Weimarische Zeitung" berichtet folgenden Unglücksfall: „In Rotenberg in der kurhessischen Grafschaft Schaumburg kamen drei wandernde Handwerksburschen in ein Haus und baten um einen Trunk. Die Frau, welche gerade butterte, bot ihnen Buttermilch an, welche sie auch annahmen. Kaum hatten sie ihren Weg eine Viertelstunde fortgesetzt, als sie alle von dem heftigsten Uebelbefinden befallen wurden. Zwei von ihnen starben fast augenblicklich, der Dritte vermochte noch einen in der Nähe beschäftigten Bauer zu Hülfe zu rufen, dem er den Vorfall erzählte. Kurz darauf starb auch er. Der Bauer ging nach Rotenberg zu der Frau, bei welcher die Gesellen eingesprochen hatten, um sich näher bei ihr zu erkundigen. Dieselbe betheuerte, daß ihre Milch ganz rein gewesen sey, und zum Beleg trank sie selbst davon. Nun begab sich der Bauer aufs Amt, um Anzeige zu machen. Als er unmittelbar darauf mit dem Beamten in das Haus zurückkam, fanden sie auch die Frau an den Folgen des Milchgenusses bereits verschieden. Man untersuchte das Getränke und fand auf dem Boden des Fasses, in welchem es sich befand, ein Päckchen Streichhölzchen. Unzweifelhaft hatte der an diesen befindliche Phosphor die Vergiftung herbeigeführt. Ein achtbarer hiesiger Einwohner, der bei dem Vorfalle zugegen war, hat uns die Wahrheit desselben verbürgt."

Die neue Hauptstadt von San Salvador soll auf der Hoch-Ebene von Santa Tekla auf dem Wege von Sonsonate erbaut werden, welche, 3000 Fuß über dem Meere gelegen, ein kühleres und gesünderes Klima hat, als die Landschaft der alten Hauptstadt und vom Schütterkreis der dortigen Erdbeben mehr entfernt ist. Am 11. Juni fanden in der Nähe der zerstörten Stadt wieder sehr bedeutende Erdzuckungen statt. Ein Theil der Ruinen stürzte vollends zusammen und die Verheerungen dehnten sich dießmal bis San Vicente und Chinamega aus.

Aus Chemnitz vom 31. August schreibt man dem „Dresdener Journal": „Gestern Vormittag langten fünf Gebrüder H., gebürtig und wohnhaft in Flecken des oberen Erzgebirgs, sämmtlich Handelsleute, polizeilich escortirt aus Hamburg hier an. Sie hatten, wie man vernimmt, ihr Hab und Gut soweit thunlich veräußert, ihre Ausstände eingezogen, durch Abschließung neuer Geschäfte auch mit mehreren hiesigen Handlungshäusern sich in den Besitz nicht unbedeutender Geldmittel gesetzt und den Entschluß gefaßt, mit Zurücklassung von Weib und Kind und erheblichen Schulden heimlich nach Amerika durchzugehen. Allein, Dank sey es dem Telegraphen, die Hand der Gerechtigkeit ergriff sie noch zeitig genug, ehe sie sich ihr auf immer entzogen. Am 25. Aug., Nachmittags 5½ Uhr, ward auf Antrag eines hiesigen Handlungshauses von der hiesigen Polizeibehörde nach Hamburg und gleichzeitig nach Bremen telegraphirt und schon Nachts 11 Uhr noch desselben Tages waren die Betrüger, bereits am Bord des Auswandererschiffes und zwei Stunden vor dessen Abgange, in der Gewalt der Hamburger Polizei."

Man liest in Zeitungsblättern jetzt viel über das große Vermögen, welches der Theater-Direktor Carl hinterlassen und das sich auf zwei Millionen Gulden belaufen soll. Der Verstorbene soll auch den Komiker Scholz mit einem Legate von 600 fl. bedacht haben. Es ist billig, daß ein Mann, der ganz Wien so oft zum Lachen gebracht, auch dießmal als lachender Erbe erscheint.

(Sipplingen am Bodensee, 31. August.) Als willkommenen Erstling des diesjährigen Weines stellte heute bei einer Hochzeitfeier der Rebmann Nikolaus Wiedenhorn eine Flasche des gestern gepreßten neuen Weines auf.

Ihr Hebammen und Todtenbeschauer paßt auf! Daß Kinder scheintodt zur Welt kommen, das wißt ihr zwar, daß aber neugeborne Kinder, sogar unter ungünstigen Verhältnissen, ohne zu athmen, eine längere Zeit noch scheintodt fortleben können, das haben wir ersehen aus dem dritten Band der Prager Vierteljahrschrift von 1854. Dort sind zwei Fälle der Art erzählt, wo ein Kind sieben und eine halbe Stunde nach der Geburt, durch zweckmäßig angestellte Wiederbelebungsversuche, erst zu athmen anfing. Bei einem anderen Kinde waren die Herztöne nach 32 Stunden noch vernehmbar, ohne daß es Athem holte. Also, Vorsicht! Denn es gilt ein Menschenleben. Wie manches junge Menschenleben mag durch Unkunde schon vernichtet worden seyn! Wir rufen daher die Verordnung des hochweisen Magistratus Schildburgensis — Jobsiade 2. Theil Kap. 4, — ins Gedächtniß:

> „Dergleichen Excessen um künftig vorzubeugen,
> Wollen wir alle obrigkeitliche Mühe bezeigen,
> Und geben hiermit das ernstliche Gebot:
> Niemand zu begraben, er sey denn todt."

(Dorfz.)

Ländlich, sittlich! Dem Volke von Madrid z. B. schmeichelt man nach einer glücklichen Revolution mit einem glänzenden Stiergefecht, das man ihm zum Besten gibt. Die Königin hat zu dem Feste acht Pferde aus ihrem Marstall und einen Stier geschenkt und bezahlt ihre Loge mit 1000 Gulden. Die übrigen Stiere werden vom hohen Adel Spaniens gestellt. Der neue Polizeidirektor Pacheta hat seine Staatsuniform ausgezogen, die Hemdärmel zurückgestreift und macht den ersten Gang mit dem wildesten andalusischen Stier.

Auch in Kurhessen ist man darauf bedacht, das Loos der Volksschullehrer etwas zu erleichtern. Der Gehalt eines Dorfschulleh-

vers soll auf mindestens 150 Thaler, in den Landstädten auf 200 Thaler und in den Provinzialstädten auf 250 Thaler erhöht werden. Das Ministerium hat 21,000 Thaler zu dem Zwecke ausgesetzt.

Belletristische Neuigkeiten.

(Schluß.)

Aus der epischen Welt leiten uns folgende Schriften in eine idyllische. „Robert und Ludmilla“, eine Idylle von Huber (Augsb., Heine u. Co.), ist eine Erstlingsarbeit, deren Inhalt einen selten mehr vorkommenden Lebenskreis voll bescheidener Freuden und Leiden darstellt. Leider ist die Form voll Unebenheiten und die Verse sind gänzlich mißrathene Hexameter. — Auch das Schauspiel „Bruno und Amalie“ von Joost (Wiesb., Schellenberg) ist das Debut eines übrigens uns durch ehrenwerthe Thätigkeit auf anderem Gebiete bekannten Mannes. Wir billigen es vollkommen, daß er auch die engeren Kreise des bürgerlichen Lebens dramatisch geschildert wissen will, und zweifeln nicht an der poetischen Wahrheit der von ihm vorgeführten Verhältnisse und Charaktere, wohl aber an ihrer Neuheit. Das Stück ist eben für ein vorzugsweise gemüthliches Publikum geschrieben. — Auch in der Liedersammlung „Tannengrün“ von Percival (Frkf., Brönner) ist des Neuen weniger, als bei der starken Concurrenz deutscher Lyriker zu wünschen wäre. Die Lieblichkeit dieser zart und fromm gehaltenen Lieder würde mehr Anerkennung gewinnen, wenn ihre Auswahl mit strengerer Sparsamkeit gehandhabt wäre. — Die „Gedichte in altbayrischer Mundart“ von Pangkofer (2 Bde. m. K. Nürnb., Ebner) sind reich an Lebensbildern aus einem Volksstamme, der allerdings noch viele rohe Sitten hat und unter kirchlichem Alpdrucke leidet, aber ein gutes Erbtheil rüstiger Kraft und gemüthlicher Munterkeit besitzt. In diesem Volksleben wurzelt Witz und Empfindung der hier gebotenen Lieder, zugleich aber freilich in der Eigenthümlichkeit ihres Dichters. Den sprachlichen Werth der Mundart hat der edle Schmeller glänzend erwiesen; unser Verf. hätte ihn für die altdeutschen Angaben des hier angefügten Wörterbuchs besser benutzen sollen.

Schließlich zwei periodische Schriftwerke. „Webers Volkskalender für 1855“ weicht keinem seiner Genossen (die er kritisch aufzählt) an Reichhaltigkeit und Eleganz. Er umfaßt die mannigfaltigsten und kontrastirendsten Erscheinungen der Gegenwart und zeigt uns in Schilderung und Schilderei die volksthümlichen Momente des Schweizerlebens, wie den Glanz des kaiserlich österreichischen Lustlagers in Olmütz; Scenen aus dem heurigen Kriege in den Donauebenen, wie aus der Alpenwelt, letztere in allzu tragischer Einkleidung. Die werthvollsten Abschnitte sind der Naturkunde und namentlich der Diätetik gewidmet; letztere machen manchen Hausarzt überflüssig oder unschädlich, wenn sie beachtet werden. — Das erste Halbjahr des „Bremer Sonntagsblattes“ 1854 zeigt geehrte Namen bekannter Schriftsteller neben neuen, die dieser Gesellschaft werth sind. Daß indessen Erstere auch ihre homerischen Schlummerstunden haben, zeigt eine an Unklarheit und inneren Widersprüchen leidende Novelle v. n Julie Burow. Ein interessantes deutsches Sittenbild aus dem 18. Jahrhundert von Seiffart spiegelt mitunter konfessionelle Umtriebe unserer Tage ab. Von noch größerem Interesse für die neuesten Ereignisse ist ein schöner Aufsatz über die letzten Kämpfe der krim'schen Tartaren von Frenzel. Ueberhaupt ist der belehrenden Unterhaltung jeder Art der gebührende Raum gewidmet.

Kunstnotizen.

(Frankfurt.) Eduard Eliason hat seine musikalischen Privatunterhaltungen, worin man immer Künstler ersten Ranges und Musikfreunde findet, wieder aufgenommen. Diese kleinen Reunions, in welchem gewöhnlich fremde Virtuosen ihr Talent zuerst zur Geltung bringen, bieten immer solide Kunstgenüsse. — Vergangenen Montag hörten wir in einer derselben Fräul. Arabella Goddard, eine Schülerin von Kalkbrenner und Thalberg, eine Pianistin, die durch ihr Spiel kürzlich noch in London die größte Sensation erregt hat. Verdient ein Talent das Prädicat „gediegen“, so gebührt es dieser jungen, kaum 18jährigen Künstlerin, die mit einer enormen Technik eine in der That klassische Ruhe verbindet, und dabei in den Geist der Composition dringt. Diese Ruhe könnte Kälte erzeugen, wenn sie durch die Intensivität ihres Vortrags nicht wieder ausgeglichen würde. Die Virtuosin spielte mit Eliason und dem Cellisten Hrn. Siedentopf das schwungreiche Trio von Mendelssohn aus C moll, die so schwer aufzufassende Sonate Opus 3 von Beethoven und einige Präludien von Sebastian Bach. Wer zollte nicht schon dieser Richtung seine Achtung? Ein modernes Glanzstück, ein sogenanntes Cheval de Bataille, hat sie uns nicht vorgeführt, welches auch hier nicht an seinem Platz gewesen seyn würde. Es wäre sehr zu wünschen, daß Fräul. Goddard, welche trotz ihrer Jugend schon den ersten Pianistinnen beizuzählen ist, ihr Talent auch hier vor einem größeren Publikum entfalten könnte.

Unser Theater bietet in jüngster Zeit in Oper und Schauspiel ein nicht nur reichhaltiges, sondern auch durch einige sehr gediegene Vorstellungen sich auszeichnendes Repertoir. Uns vorbehaltend, demselben die verdiente weitere Besprechung in einem der nächsten Blätter zuzuwenden, sey hier nur der im Ganzen, wie in den einzelnen Leistungen ausgezeichneten Vorstellung des „Tannhäuser“ gedacht, in welcher Oper die Herren Auerbach, Dettmer, Hardtmuth, Rüdsam, Benda, Baumann und Leser und die Damen Anschütz und Hoffmann ihre Partien mit einer Sorgfalt ausführten, der wir unsere Anerkennung nicht versagen dürfen. — Das Wiederauftreten der unserm Schauspiel erneuert gewonnenen Fräul. Janauschek wurde mit einem enthusiastischen Beifall, wie er bei unserem im Ganzen so indifferent gewordenen Publikum nur selten gespendet wird, begrüßt und dürfen wir uns in Wahrheit freuen, eine durch Geist und Anmuth so ausgezeichnete Künstlerin wieder die unsrige nennen zu können.

Der Circus Renz.

(Frankfurt a. M.) Dieser Circus, dessen außerordentliche Kunstleistungen den großen Ruf desselben fest begründet und weit verbreitet haben, gibt seit acht Tagen auch hier Vorstellungen, die sich eines eben so zahlreichen Besuches, als in vollem Maße beifälliger Aufnahme erfreuen. Sie gewähren ein doppeltes Interesse durch die seltene Kunstfertigkeit der Mitglieder der Gesellschaft, wie nicht minder durch die treffliche Dressur der Pferde. Unter den Damen zeichnen sich ganz vorzüglich aus: Dem. Adeline, eine vollendete Reiterin, die mit eben so viel Meisterschaft als Anmuth die höhere Reitkunst in allen Theilen ausführt, so wie sie auf ungesatteltem Pferde eine wahrhaft überraschende Geschicklichkeit und Kühnheit entfaltet; ferner die Damen Luise Laisset, Dem. Liebert und Dem. Virginie, welche mit bewundernswerther Gewandtheit, Sicherheit und Geschmack mimische Darstellungen und graciöse Tänze ausführen. Was Dem. K. Renz, die ungeachtet ihres sehr jugendlichen Alters als eine ganz vortreffliche Reiterin bekannt ist, in ihrem Fache leistet, hat sich auch hier glänzend bewährt. Auch die Damen Tourniaire, Foureaux und Liphard dürfen ihrer ausgezeichneten Leistungen wegen nicht unerwähnt bleiben. Unter den Herren sind mit verdienter Auszeichnung: der junge Laisset, Foureaux, Liphard, Pierre, Neknamy und Leon, sowie der kleine Jules, zu nennen. Was nun die dressirten Pferde betrifft, so besitzt deren der genannte Circus eine reiche Auswahl, wie sich einer gleichen kein anderer zu rühmen hat. Man weiß in der That nicht, ob man mehr der Pferde Gelehrigkeit und in hohem Grade vollendete Kunst und Geschicklichkeit oder mehr ihres Herrn und Meisters Renz Talent und Kraft bewundern soll. Zu den Produktionen hoher Kunstfertigkeit und dem Interesse der vortrefflichen Dressur der schönen Pferde gesellt sich noch der Reiz einer mannigfaltigen Unterhaltung durch die fünf immer mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Clowns, welche durch ihre Körpergewandtheit, wie durch ihre erheiternde Laune dem Ganzen die Elemente einer anziehenden Abwechslung beimischen. Der immer wachsende Besuch des genannten Circus, sowie die allgemeine Befriedigung, mit der man denselben verläßt, bürgen für den Werth Dessen, was hier geleistet wird, und machen jede weitere Empfehlung überflüssig.

Theater-Anzeige.

Freitag, 8. Sept. Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg, große romantische Oper in 3 Acten von R. Wagner.

Samstag, 9. Sept. Der Glöckner von Notre-Dame, romantisches Drama in 6 Tableaux.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 216. Samstag, den 9. September 1854.

Am La Plata und auf dem Meere.

Nach Th. Savie.

(Schluß.)

Es war wirklich das Kriegsgeschrei der Puelchen. Auf ein von dem Kazikën gegebenes Signal hatten sie ihre Kleider, die sie nur beengten, abgeworfen und waren in voller Nacktheit mitten auf's Verdeck gesprungen, In dem Augenblick, wo ihnen der diensthabende Offizier entgegentrat, fielen die elf Puelchen über die Spanier her, Alles, was ihnen begegnete, erwürgend und mit Messerstichen niedermetzelnd. Die schweren Kugeln flogen nach allen Seiten hin und die davon Getroffenen stürzten bewußtlos hin. Wie Schlangen fuhren die von den Indianern geschickt gehandhabten Wurfleinen umher und rissen die stärksten Männer zu Boden. Die überraschte und wehrlose Mannschaft wußte nicht, wie ihr geschah; unsichtbare Hände wütheten unter ihr, durch das Dunkel der Nacht war kein Feind zu unterscheiden und Waffen befanden sich nicht bei der Hand. Dabei stießen die von Wuth und Verzweiflung erfaßten Indianer fortwährend ihr entsetzliches Geschrei aus, und die Bestürzung erreichte auf dem Verdeck den höchsten Grad.

Die im untern Schiffsraum befindlichen Offiziere, welche ein von den Engländern und Portugiesen angezetteltes Complot vermutheten, beeilten sich, die Lichter auszulöschen und die Thüren zu verrammeln, während die Indianer, von der allgemeinen Verwirrung und Ungewißheit begünstigt, ohne Erbarmen und unter triumphirendem Geschrei alle Spanier erwürgten, die sie in der Dunkelheit erkennen konnten. Vierzig Leichen lagen binnen kurzem auf dem Verdeck, die übrigen Matrosen retteten sich in das Tau- und Segelwerk, so hoch wie möglich hinan. Endlich hörten die Wilden auf zu heulen und zu morden, sie sahen sich allein im Besitz des Verdecks, kein Opfer für ihr Messer war mehr vorhanden. Die Verwundeten und Sterbenden, von namenlosem Schrekken erfaßt, wagten keine Klage auszustoßen. Ein dumpfes Schweigen trat ein, man hörte nur noch das Rauschen des die Wogen durchschneidenden Schiffes, das sich anmuthig auf dem Meere wiegte, als herrsche der tiefste Friede am Bord.

Der Sieg gehörte den Puelchen, allein was sollten sie mit ihm anfangen?! Was konnten sie mit dem Verdeck dieses Schiffes thun, was mit den vierzig Kanonen, die sie durch Ueberrumpelung genommen hatten? Die Indianer machten sich hierüber keine Gedanken; sie hatten ihre Ketten gebrochen und in ein blutiges Schlachtfeld das Verdeck dieses schwimmenden Gefängnisses verwandelt, welches sie so weit von ihrer Heimath fort trug und wo man sie zu einer ihrer Natur widerstrebenden Arbeit gezwungen hatte. Der Geruch des Blutes berauschte sie: sie waren wie toll.

Ueber ihren Häuptern, in das Tau- und Segelwerk geflüchtet, lauerten jedoch noch mehr als genug Feinde, um elf siegberauschte Indianer zu vernichten, und unter ihren Füßen trafen die Offiziere Anstalten zum Kampf. Der Theil der spanischen Mannschaft, welcher sich beim Ausbruch des Komplots unter dem Deck in Quartier befand, kam nach und nach von seiner Bestürzung zurück und die Offiziere näherten sich der Wand, die sie von der Mannschaft trennte, um sich mit dieser in Einvernehmen zu setzen.

„Kinder", fragte der Kapitän, „habt ihr Waffen? Was geht auf dem Verdeck vor?"

„Wir befinden uns eingeschlossen", versetzten einige Matrosen, „oben aber ist Alles mit Todten bedeckt."

„Brecht den Verschlag durch", gebot der Commandant, „und vereinigt euch mit uns. Verseht euch mit Piken und Pistolen... Haben sich die Portugiesen und Engländer sämmtlich empört?"

„Keiner von ihnen hat an der Empörung Theil genommen, sie sind Alle unten. Der Kazike mit seinen zehn Wilden allein hat den Streich vollführt."

„Ist's möglich?" rief Don José. „Was! Elf Indianer halten ein ganzes Schiff Sr. Majestät in Schach! Steigen wir schnell auf das Verdeck, meine Herren."

Die Offiziere, mit Pistolen und Degen bewaffnet, eilten rasch nach der großen Treppe.

„Hurtig, hurtig, hinan, meine Herren!" flüsterte der Commandant, „bevor die Engländer vielleicht unsere Lage benutzen möchten."

In dem Augenblicke, wo die Offiziere, von einem Trupp Matrosen begleitet, auf dem Verdeck erschienen, rannten die über ihren Sieg erschrockenen Indianer hin und her und suchten nach Säbeln, da in dem Kampfe, der sich zu entspinnen drohte, ihre Messer nicht mehr ausreichten. Sie brachen die auf dem Hintertheil des Schiffes stehenden Waffenkisten auf, fanden jedoch anstatt der Säbel, die auf dem Boden der Kisten lagen, nur eine Masse Musketen und andere Schießgewehre vor, mit denen sie nicht umzugehen wußten und welche sie deßhalb voller Verzweiflung wegwarfen.

Beim Anblick der an der Treppe erscheinenden Offiziere wichen die Puelchen insgesammt zurück, mit Ausnahme des Kazikën. Dieser suchte sich, so weit es die Dunkelheit gestattete, noch einen seiner würdigen Feind heraus, und vielleicht war dieß Don José. Er kroch geräuschlos vorwärts und war eben im Begriff, auf seine Beute zu stürzen, als plötzlich die Offiziere Feuer gaben. Die Spanier rückten jetzt in Masse auf das Verdeck; eine tiefe Stille folgte der ersten Salve, dann hörte man nur ein dumpfes Geräusch, wie wenn etwas Schweres hinab ins Meer stürzte. Der Kazike, dem eine Kugel das Herz durchbohrt hatte, war zu den Füßen Don José's todt hingesunken, die andern zehn Puelchen aber hatten sich bei diesem Anblick über Bord in den feuchten Abgrund gestürzt, wo sie der Tod erwartete.

Eine einzige gut treffende Kugel machte so dem Aufstande, welcher vierzig Spaniern das Leben gekostet hatte, ein Ende, und fern von den Küsten Amerikas kam so eine Hand voll Wilder um, die ein energischer Mann befehligte.

Einige Wochen später lief die Asia in einem Hafen Galiciens ein. Donna Antonina und ihre Tante Martha begaben sich zu Lande nach Granada; Don José begleitete die beiden Damen. Nach kurzer Zeit, während welcher der junge Offizier Familienangelegenheiten halber in Sevilla zurückgehalten war, kehrte er nach Granada zurück, um sich für immer mit Derjenigen zu vereinigen, welche seit dem Begegnen mit den Puelchen in den Pampas seine Verlobte war.

G e b e t.

(Aus: F. M. Hessemer: „Lieder der unbekannten Gemeinde. Brockhaus, 1854.)

Der Du das All durchwehst
Und jeder Welt den Lebensodem gibst;
Der Du das Menschenherz verstehst
Und wach mit ihm auf jedem Pfade gehst,
Und unermüdlich liebst;
Der Du nicht wohnest hier und dorten,
Der Du nicht lebst in Formeln nur und Worten,
Der Alles Du durchdringst, so Groß wie Klein,
In mir und über mir, — hier bin ich, Dein!

Bevor ich irgend bat,
War mir gegeben schon aus Deiner Huld;
Und was ich auch in Irrthum that,
Verlockt von Thorheit oder falschem Rath,
Es war gesühnt die Schuld;
Und was ich that, berauscht, verblendet,
Die Sünde ward zur Kräftigung gewendet,
Und in der Reue, die mich marternd schlug,
Fand ich noch Dich, wenn auch nicht Trost genug.

Gern möchte Jeder rein
Und Deiner Liebe würdig, klar und wahr,
Vor Dir bestehn, um Dein zu seyn,
In innig herzbeglückendem Verein,
Ganz Dein, unwandelbar;
Allein bezaubert und betrogen,
Von Schauern der Versuchung überflogen,
Verliert der Mensch sich selbst und Dich, und flieht
Vor Dir, der liebend doch empor ihn zieht.

Du liebst die Sünde nicht,
Allein auch nicht der Tugend Sklaverei.
Du spendest uns des Geistes Licht,
Du sprichst in uns das hohe Wort der Pflicht;
Allein der Mensch ist frei.
Er soll die Wahl für sich entscheiden,
Und wählt er falsch, so läutern ihn die Leiden;
Du willst, daß er sich selbst das Urtheil spricht,
Doch seine Rettung ist dann Dein Gericht.

Unfreiheit hat den Schein
Der Tugend nur, und zagt, wenn unverzagt
Das freie Herz in Liebe Dein,
Und, durch die Liebe selbst verklärt und rein,
Sich froh zu fühlen wagt.

Du hast mit Gaben reich uns ausgestattet,
Daß uns in Sünden nicht das Herz ermattet,
Daß jeder Angst und Furcht vor Dir und sich
Es frei sich selbst vertraut im Blick auf Dich.

Für jedes ächte Ziel
Ist ungehindert der Gebrauch der Kraft.
Wer Vieles wirkt, dem gibst Du viel;
Wer aber spielt, macht leider selbst zum Spiel
Des Wesens Rechenschaft.
Was Du mit uns gewollt, zu wollen,
Ist mein Gebet vor Dir; und in dem vollen
Beglückten Herzen sich den Dank, der Dir
Für Alles dankt, was Du bewährst an mir.

Geschichte des französischen Theaters während der ersten Revolution.

(Schluß.)

Die Stille, welche vom Juli bis zum Dec. 1792 auf der Bühne herrschte, stand in einem merkwürdigen Gegensatze zu der Aufregung der ganzen Gesellschaft. Am 11. Juli erklärte die gesetzgebende Versammlung das Vaterland in Gefahr. Am 10. August, am 2., 3. und 4. September spielte man überall die „Euphrosine“, „Gadichon“, „le Philosophe marié“, „la Chercheuse d'esprit“ etc. Louvois hatte die sonderbare Idee, diesen Augenblick zu benutzen, um seinen „Mort d'Abel“ zur Darstellung zu bringen.*) Wir, denen diese Begebenheiten schon so fern, haben Mühe zu begreifen, wie man sich an den September-Abenden von dem Schicksale eines unglücklichen Liebhabers rühren lassen oder über Vaudeville-Witze lachen konnte. Grétry erzählt in seinen Memoiren: Als er eines Tages über den Revolutionsplatz gegangen, habe ihm ein Orchester entgegen getönt, welches eine Quadrille spielte; Jauchzen drang zu seinen Ohren, er wandte sich nach der Seite, seinen Augen begegnete das Beil der Guillotine, welches langsam emporgezogen wurde, um vielleicht auf die weißen Haare Malesherbes oder auf das geistvolle Haupt Chénier's zurückzufallen.

Die Ereignisse überstürzten sich damals. Am 13. September 1792 zogen sich die Armeen Frankreichs in Unordnung auf Chalons zurück, am 30. desselben Monats waren Chambery, Nizza und Speyer in den Händen der Republikaner. Die Theater gaben viel Vorstellungen auf Kriegskosten. Man zählt an 100 militärische Stücke, welche damals gegeben wurden; die Belagerung von Lille gab allein Stoff zu zwei Opern, die eine von Trial, die andere von Kreutzer.**) Der Heldentod Beaurepaire's, der sich wegen der Kapitulation von Verdun erschoß, ward ebenfalls in mehreren Theatern gefeiert. Coburg, Condé und die weiße Armee

---

*) Am 16. März 1792 ließ Legouvé auf dem Theatre de la Nation seine Tragödie la mort d'Abel, nach dem Geßner'schen Gedicht, zur Aufführung bringen. Das Stück hatte eine verhängnißvolle Concurrenz an Schiller's Räubern, die seit dem 27. März desselben Jahres auf dem Theater du Marais (im Jahre vorher mit la métromanie eröffnet) unter dem Titel Robert, chef de brigands, Kasse machten. Ein Journal jener Zeit tadelt es sehr, daß die Franzosen ihre Stoffe aus Deutschland, wo die dramatische Kunst erst im Werden begriffen sey, hole, und so monströse Stoffe gar, wie Schiller's Räuber, die zwar von Genie und Talent des Dichters zeugten, aber ohne Verstand und Geschmack geschrieben seyen. Der Künstler Baptiste gab die Titelrolle vortrefflich. Die Bearbeitung war von Lachabaussière.

**) Rudolph Kreutzer, von deutschen Eltern 1767 zu Versailles geboren, 1831 gestorben.

vergaß man nicht. Bourfault kündigte „le Diner du roi de Prusse à Paris“ an, Feydeau und das Theater der Straße Richelieu, welches zum „Theater de la République“ geworden, gaben zwei gegen die Emigranten gerichtete Stücke von Ducray-Dumesnil und Dugazon.

Einige Tage vor der Vorstellung seiner Comödie hatte Dugazon allein den Muth, in der Wahlversammlung Marat's Candidatur zur Nationalrepräsentation zu bekämpfen.

Am 2. Januar 1793 gab das Theater de la Nation den „Ami des Lois“ von Laya. Die Contre-Revolution steckte bis über beide Ohren in diesem berühmten Drama. Laya wollte sein Publikum nicht lange rathen lassen, er verkleidete seine Personen nicht griechisch oder römisch, wie dieß Chénier in seinem „Gracchus“ und „Timoléon that. Die Handlung begab sich offen in Paris und im Jahre 1793.

Alle Führer der Bergpartei wurden einer nach dem anderen von den unbarmherzigsten Alexandrinern gezüchtigt. Zuerst Hébert-Plaude, der Lieferant für die Gefängnisse und die Guillotine,

> Cherchant partout un traitre et courant à grand bruit
> Dénoncer le matin ses rêves de la nuit;

dann Marat-Duricrâne, der die von ihm entdeckten Verschwörungen am Finger herzählt:

> . . . . J'ai dénoncé dans moins d'une quinzaine
> Huit complots coup sur coup, c'est quatre par semaine.

Marat rühmte sich, die Verräther riechen zu können, und Thatsache ist, daß Niemand so viel Verschwörungen entdeckte als er; aber wie Péthion sagte: wie sollte ein Mann, der alle Welt denunzirte, nicht auf Verschwörer stoßen? Nach Hébert und Marat kam, um das Kleeblatt zu vervollständigen, Robespierre-Nomophage. Laya hatte ihn mit so düsteren Farben gemalt, daß ein Tiberius, Cromwell und Djezzar-Pascha gegen ihn noch als Muster der Menschlichkeit und jeder Tugend gelten konnten.

Die vier ersten Vorstellungen des „Ami des Lois“ waren von keinem Zwischenfall heimgesucht. Alle damals sogenannten Gemäßigten, Staatsmänner, Coburgs-Freunde, Fuchsschwänzer begaben sich während dieser Tage in Menge nach dem „Theater de la Nation“. Die folgenden Verse, welche den Grundgedanken des ganzen Stücks enthalten, wurden stürmisch begrüßt. „Die Feinde des Staats“ — heißt es:

> Ce sont tous ces jongleurs, patriotes de places,
> D'un faste de civisme entourant leurs grimaces,
> Prêcheurs d'égalité pétris d'ambition,
> . . . .
> Qui pour faire haïr le plus beau don des cieux,
> Nous font la liberté sanguinaire comme eux.

Und als Versac gar ausrief:

> . . . . La France, antique monarchie,
> République! vrai monstre! Enfantement impie
> Qui ne se vit jamais!

wollten die Ausbrüche der Freude kein Ende nehmen.

Bei der fünften Vorstellung erschien die bewaffnete Macht. Der Maire Chambon trat in Begleitung Santerre's ein und verlas laut ein Dekret, durch welches das Stück verboten wurde. Anfangs erhob sich von allen Seiten Geschrei, Rufen, Gebrüll, als ob alle Zuschauer septembrisirt werden sollten. Es ging ein Gerücht, daß zwei Kanonen gegen das Theater gerichtet wären. „Das Stück oder den Tod!“ rief Jemand. Eine vom Publikum ernannte Deputation begab sich, mit Laya an der Spitze, sofort in den National-Convent, der damals gerade permanente Sitzung wegen Ludwigs XVI. Urtheil hielt. Nach kurzen Debatten erklärte der Convent, daß ihm kein Gesetz bekannt wäre, welches dem Stadtrath das Recht beilegte, Censur und hohe Polizei zu üben. Chambon und Santerre, welche im Saale Laya's Rückkunft erwartet hatten, zogen sich ziemlich verdutzt zurück und das Stück wurde ohne große Störung beendigt.

Robespierre war wüthend, Laya hatte ihn um Alles, was ihm theuer war, um seine Popularität gebracht. Der Eindruck des „Ami des lois“, welchen weder seine Freunde, noch er verhindern konnten, erhöhte seine Empfindlichkeit. Die Gesellschaft der Vertheidiger der Republik verlangte vom Gemeinderath, er solle den Verkauf des Stücks verhindern, erhielt aber zur Antwort, daß dieß nicht geschehen könne, ohne die Freiheit der Presse zu gefährden. Robespierre klagte, nicht wissend, an wen er sich halten solle, am 3. April im Convent die Girondisten an, Laya bei der Vorstellung seines Dramas behülflich gewesen zu seyn. Eine ungereimte Anklage, denn jene waren selbst in dem „Ami des lois“ angegriffen worden. Was man auch sagen möge, es gab keine rachsüchtigere und kleinlichere Seele als Robespierre. Was konnte es helfen, daß er seine Manschetten vom Blute rein erhalten hatte, wenn die Menschen, auf die er sich stützte, vom Kopf bis zur Zehe mit Blut besudelt waren? Marat, der ignoble Marat, ist mir noch lieber. Dieser besaß wenigstens in Ermangelung anderer Tugenden die der wilden Thiere, welche Zähne und Klauen zur Schau tragen; wenn er nach Blut lechzte, so geschah es aus Instinkt. Solchen Leuten verzeihe ich viel, weil Gott sich täuschte, indem er ihnen ein menschliches Antlitz verlieh.

Zu Anfang der Revolution war die Freiheit des Journalismus der Theaterfreiheit um mehrere Monate vorausgeeilt. Im Jahre 1793 existirte nur noch die letztere.*) Die contrerevolutionären Zeitungsschreiber waren zerstoben oder umgekommen. Rivarol, Pelletier, Montjoye, Royou, der jüngere Mirabeau waren ausgewandert. Sulleau und Durozoi waren im Laufe von vierzehn Tagen gestorben, der erstere am 10. August von der Hand der Théroigne de Méricourt, der zweite auf dem Schaffot. Das Theater behielt seinen Vorsprung nicht lange.

Die Schaubühne versank jeden Tag mehr in den seit dem Jahre 1794 sogenannten Hebertismus der Künste. Im Feydeau spielte man „la Papesse Jeanne“, ein Lustspiel, das, wie Alles, was Flins schrieb, geistreich, aber von einer seltenen Unzüchtigkeit war. Ich verzichte darauf, alle patriotischen und ultrapatriotischen Stücke, welche damals zur Darstellung kamen, herzuzählen; „le Réveil du peuple en 1789“, „la Constitution à Constantinoble“ etc. etc. Dantilly und Blasius setzten den Tod Lepelletiers St.-Fargeau in Musik. Die französischen Armeen waren überall siegreich. Im Osten waren Chambéry und Nizza zu den beiden Hauptörtern der neuen Departemente des Mont-Blanc und der Meer-Alpen erhoben worden. Im Norden wehte die republikanische Fahne von den Kunstgebäuden Brüssels, Antwerpens, Namürs und Mainz. Die Theater feierten damals um die Wette die Triumphe der französischen Soldaten, wie sie in den Unglückstagen ihren Heroismus gepriesen hatten. Jeden Abend konnten die Pariser für ein Assignat, von ein oder zwei Francs, der Ein-

---

*) Schillers Räuber wurden im Jahre 1795 von Friedel im Nouveau Théâtre allemand übersetzt. Robert, chef de Brigands, nach Schillers Räubern von La Martellière, wurde 1793 auf dem Theater du Marais gegeben. Eine Fortsetzung des Stückes von demselben Verfasser: le tribunal redoutable, wurde in demselben Jahre aufgeführt und erschien auch gedruckt. Robert wird Republikaner. 1795 lieferte Auguste Creuzé eine andere, jedoch gänzlich veränderte Uebersetzung. La Martellière und Bacante übersetzten auch Don Carlos, Fiesco, Cabale und Liebe im Théâtre de Schiller. Ducis fuhr fort, Shakespeare für die französische Bühne zu bearbeiten, Hamlet, König Lear, Macbeth waren von ihm bereits aufgeführt. Den Othello verhunzte er jämmerlich.

nahme von Worms, dem Bombardement von Frankfurt oder dem Einmarsch Dumouriez' in Brüssel beiwohnen.

Neueste poetische Literatur.

Gedichte von F. M. Hessemer. Leipzig, bei Brockhaus. 1854.

Dieser Cyclus von Gedichten unseres geistvollen, hochbegabten Mitbürgers, des Professors der Architectur am Städel'schen Kunstinstitut, führt den Titel: „Lieder der unbekannten Gemeinde." Er schließt sich zwar dem Wesen nach an die im Jahre 1845 in der literarischen Anstalt erschienenen „Deutsch-christlichen Sonette" desselben Verfassers an, hat aber den großen Vorzug vor ihnen, daß er, nicht hervorgerufen durch eine in ihrer Geburt glänzende, in ihrem kurzen Lebensverlauf schnell ermattende, jetzt ziemlich haltlose Erscheinung auf religiös-kirchlichem Gebiete, sich in der Sphäre eigener, selbstständiger Gedanken und Gefühle bewegt und also auch nicht in das Schicksal einer solchen äußeren Erscheinung verflochten werden wird. Wir wollen den Ausdruck selbstständig keineswegs so verstanden wissen, als ob durch diese Gedichte plötzlich eine ganz neue Richtung dem religiösen Leben eröffnet würde. Der Kampf der freien Forschung gegen den starren Orthodoxismus ist ja uralt und hat in jedem Zeitalter eigenthümliche Geisteswerke hervorgerufen; aber gerade in unserer Zeit, wo die Gegensätze mit aller Macht sich wieder zum Kampfe rüsten und alle ihre Streitkräfte aussenden, um das Feld zu behaupten, tritt unser Dichter, angethan mit den Waffen unserer Zeitbildung, auf deren Höhe er steht, auf den Kampfplatz und fordert in edlem, männlichem Selbstbewußtseyn, daß er gehört werde, daß man ihn eines Besseren überzeuge oder sich zu seiner besseren Ueberzeugung bekehre. Es ist wahr, und das wird ihm wohl Mancher vom Fach vorwerfen, er ist nicht Theologe, hat sich nicht durch den Reichthum, zum Theil auch Wust theologischer Gelehrsamkeit durchgearbeitet; aber er hat die Geschichte, das Leben und das eigne Herz studirt, mit heißem, uneigennützigem Drang durchforscht und ist des Glaubens geblieben, daß das wahrhaft Göttliche nie mit dem rein Menschlichen in Widerstreit treten könne. Wo ein solcher Widerstreit sich finde in dem Glauben der Völker, da erscheine das Göttliche getrübt durch die Schwäche menschlicher Erkenntniß und es sey daher nicht nur Recht, sondern Pflicht des nachkommenden Geschlechtes und jedes Einzelnen in demselben, mit dem Lichte seiner Erkenntniß die Lehren der Vorzeit zu beleuchten und ihre Nebel zu zerstreuen. Ganz werde sich die Gottheit hienieden nie erfassen lassen; wer aber mit reiner Seele und treuem Muthe nach der Erkenntniß ringe, der werde in diesem Ringen Glück und Ruhe in allen Lagen des Lebens finden. Besser, auf eignen Füßen zu straucheln, als sich der Krücken zu bedienen, wenn man sie als solche erkannt habe.

„Sich in seiner Kraft beweisen,
Ist vor Gott das reinste Glück."

Dieß ist etwa der religiöse Standpunkt des Dichters. Ueber denselben mit ihm zu rechten, wäre hier der Ort nicht, wenn wir es auch wollten. Nur das wollen wir hervorheben, daß dieser Standpunkt überall fest und sicher und mit männlicher Entschiedenheit ausgesprochen ist. Man fühlt, wie er sein innerstes Lebensprinzip ausmacht. Alles, was das Menschenleben seit Jahrtausenden geistig erworben hat, achtet er und liebt es; aber nicht so hoch, daß es ihm bindend wäre für sein eigenes Streben. Und was er in seiner freudigen Strebelust errungen zu haben glaubt, das bietet er auch freudig zur Prüfung dar. Ein hoher sittlicher Ernst, nur selten durch einen Anflug von Sarkasmus oder Humor getrübt, und ein edles, warmes, alles Schöne ergreifendes Herz weht durch diese Dichtungen, eine Frömmigkeit, die vor Allem darnach strebt, nicht nur in Dichtungen und Gedanken, sondern auch in Thaten sich zu bewähren und den innersten Pulsschlag der Religion, die Liebe, in einem Leben voll Liebe kund zu geben. Darum kann er auch Anderer Glauben nicht verdammen; er verlangt nur, daß er seine Aechtheit durch die That bewähre. Was er aber verdammt und mit allen Waffen des Wortes verfolgt, das ist aller Mißbrauch der Religion und ihrer Lehren zu äußeren Zwecken. Und in der That, sein Wort ist treffend, es ergreift den Geist und das Herz, denn es strömt aus Ueberzeugung. Lebendige Phantasie mit klarem, vielgewandtem Verstand in engem Bunde haben hier eine Fülle von Gedichten geschaffen, in denen sich ein ganzes Menschenleben und Streben abspiegelt. „Gott, Welt und Mensch; Religion, Pflicht und Liebe; Natur, Leben und Bewußtseyn", das sind die Kategorien, unter denen die Gedichte zusammengestellt sind. Wir würden gerne, um den strengen Zusammenhang zwischen den Abtheilungen sowohl als den einzelnen Gedichten nachzuweisen, eine Reihe derselben besprechen, wenn es der Raum verstattete; bloß einzelne hervorzuheben, dazu ist uns die ganze Sammlung zu werth. Wir nennen hier nur die Gedichte der zweiten Abtheilung: Pilgerfahrt, das heilige Buch, Jesus Christus, der Heiland, der Erlöser, der Messias, aus denen man erkennen möge, mit welch' heiligem Ernste und mit welcher Begeisterung der Dichter gestrebt hat, seine Aufgabe zu erfüllen. Es ist merkwürdig und bedeutsam, daß an weit entfernten Punkten der Erde und in ganz verschiedenen Kreisen sehr verwandte Bestrebungen sich begegnen. Man könnte Hessemers Gedichte das Liederbuch zu des Congregationalistenpredigers Parker religiösen Betrachtungen nennen und doch sind diese letzteren in Deutschland erst seit Kurzem bekannt geworden, während die Lieder bereits gedichtet waren: ein deutlicher Fingerzeig, wohin der Geist der Zeit strebe!

Ueber den poetischen Werth der Liedersammlung zu sprechen bedarf es kaum. Des Verfassers episches Gedicht: „Jussuf und Nafisse" hat seinen Dichterberuf hinlänglich bekundet. Möchte dieses, das in den Strudel des Jahres 1848 geworfen wurde, in der ruhiger gewordenen Zeit die volle Geltung erlangen, die es verdient! Die äußere Ausstattung der Liedersammlung ist schön und würdig.

Kunstnotiz.

Ueber die auf der Kasseler Hofbühne am 20. August, als am Geburtstage des Kurfürsten zum ersten Male gegebene Oper „Der Unbekannte" haben wir bereits berichtet und freuen uns, beifügen zu können, daß auch die seither stattgehabten Wiederholungen eine entschieden beifällige Aufnahme gefunden haben. Diese galt nicht nur dem nach einem französischen Drama von Herrn Biberhofer bearbeiteten, sehr bühnenwirksamen und gut versificirten Texte, sondern mehr noch der gehaltvollen und schönen Composition des Herrn Capellmeister J. J. Bott, der durch dieß Werk der Mozart-Stiftung in Frankfurt a. M., deren erster Stipendiat er gewesen, sich als einen würdigen Pflegling bekundet und dadurch den besten Dank gebracht hat. Bei diesem seinem ersten größeren Werke ist J. J. Bott vollkommen selbstständig aufgetreten. Wir bemerken keine ängstliche Hinneigung zu irgend einem Meister, kein kleinliches Festhalten beschränkter herkömmlicher Formen, kein Kokettiren mit Gelehrsamkeit auf Kosten der Charakteristik, sondern überall Natürlichkeit und Wahrheit, Verschmelzung der Dichtung mit dem musikalischen Ausdruck und Vorwalten eines lebensvollen Melodienflusses. Wir verweisen nur auf die Wirkung des Duetts zwischen Therese und François in demselben Akte. Die Aufführungen waren vorzüglich. Wir können dieser neuen Oper auch auf anderen Bühnen den verdienten Erfolg versprechen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 9. Sept. Der Glöckner von Notre-Dame, romantisches Drama in 6 Tableaux.

Sonntag, 10. Sept. Der Freischütz, romantische Oper in 4 Acten, Musik von Carl Maria von Weber. Vorher: Festspiel, zum Andenken Carl Maria von Webers, mit 6 lebenden Bildern aus Webers Werken. Fünftes aufgehobenes Meß-Abonnement.

Bockenheimer Sommertheater.

Samstag, 9. Sept. Die Bastille, oder: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Sonntag, 10. Sept. Das war ich! — Guten Morgen, Vielliebchen. — Drei Liebhaber und eine Braut. — Lebende Bilder mit bengalischer Beleuchtung.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 217. Montag, den 11. September 1854.

Gabriels Hochzeit.

Nach Dickens' Household Words von W. F.

Erstes Kapitel.

Zur Zeit der ersten französischen Revolution saß eines Abends die Familie des Fischers François Sarzeau in ihrer Hütte auf der Halbinsel Quiberon in der Bretagne und wartete und wachte bis tief in die Nacht hinein. François war an jenem Abende, wie gewöhnlich, auf den Fischfang ausgegangen. Gleich nach seiner Abfahrt hatte sich der Wind erhoben und die Wolken hatten sich gesammelt; und dann brach um die neunte Stunde der Sturm, der den ganzen Tag über gedroht hatte, mit schrecklicher Wuth aus. Es war jetzt elf Uhr, und das Rasen des Orkans über die nackte, haidige Halbinsel schien mit jedem neuen Stoß, der seinen Weg aus der offenen See her nahm, zu wachsen; das Brechen der Wellen am Ufer war fürchterlich anzuhören und die dichte Finsterniß vermehrte noch das schreckliche Wüthen des entfesselten Elements. Je länger die Mitglieder der Familie dem Sturme zuhorchten, je öfter sie in die rabenschwarze Nacht hinausschauten, um so schwächer wurden die Hoffnungen derselben auf die Rettung François Sarzeaus und seines jüngern Sohnes, der ihn begleitet hatte.

Das, was jetzt im Innern der Hütte vorging, würde auch auf einen gleichgültigen Zuschauer einen tiefen Eindruck gemacht haben. An der einen Seite des großen, roh zusammen gesetzten und schwarzen Feuerherds kauerten zwei kleine Mädchen, von denen das jüngere sich halb im Schlafe befand und sein Haupt auf den Schooß der Schwester gelegt hatte. Dieß waren die Töchter des Fischers, und ihnen gegenüber saß ihr ältester Bruder Gabriel, der sich letzthin im Soule, einem Nationalspiele in der Bretagne, das mit dem englischen Fußballspiele Aehnlichkeit hat, und dem man sich mit solcher Leidenschaftlichkeit hingibt, daß es nicht selten mit Blutvergießen, Verstümmelungen, ja mit Lebensverlust endet, den rechten Arm sehr schwer verletzt hatte.

Neben ihm auf derselben Bank saß seine verlobte Braut, ein achtzehnjähriges Mädchen, bekleidet mit dem schlichten, fast klösterlichen, schwarzen und weißen Anzuge ihres Geburtsorts. Sie war die Tochter eines kleinen Pächters, der in geringer Entfernung von der Küste wohnte. Den Raum zwischen diesen Gruppen an beiden Seiten des Herdes füllte das Fußende eines Rollbettes aus, in welchem ein sehr alter Mann, der Vater François Sarzeaus, lag. Sein mageres Gesicht war mit tiefen Runzeln bedeckt; sein langes weißes Haar hing auf die rohen Ueberreste eines Sackes herab, der ihm als Kissen diente, und seine hellgrauen Augen irrten beständig, mit einem wunderbaren Ausdrucke von Schrecken und Argwohn, von einer Person zur andern und von einem Gegenstande zum andern im Zimmer umher. Jedes Mal, sobald der Sturm und die See am lautesten ras'ten und tobten, murmelte er für sich und bewegte seine Hände mit großer Unruhe auf seinem armseligen Deckbette. Bei dieser Gelegenheit richtete er seine Augen stets auf ein kleines, aus Thon gebranntes Bild der heiligen Jungfrau, das in einer Nische über dem Herde stand. So oft Gabriel und seine Braut die Augen des Greises auf dieß Bild gerichtet sahen, schauderten sie zusammen und bekreuzten sich, und selbst das Kind, das noch wachte, ahmte ihrem Beispiele nach. Ein und dasselbe Gefühl war es, welches den hochbetagten Mann und seine Enkel, sein Alter und ihre Jugend auf eine unnatürliche Weise fest aneinander knüpfte. Dieß war eine gewisse Ehrfurcht vor den abergläubischen Ansichten, die ihnen von ihren Vorfahren seit Jahrhunderten, ja selbst aus der Zeit der Druiden her überliefert worden. Auf die Vorhersagungen von Unglück und Verderben, die der alte Mann in dem Heulen des Sturmes, in dem Toben der Wellen und in dem eintönigen Rasseln des Fensterrahmen vernehmen wollte, hörten der junge Mann und seine verlobte Braut, ja auch das Kind, welches sich am Herde niedergekauert hatte, mit sichtbarer Aufregung. Aller Unterschied, der sonst in den Jahren, in dem Geschlecht und dem Temperament besteht, war in der Fischerhütte in jener stürmischen Nacht von dem Aberglauben aufgehoben worden. Außer den Bänken am Herde und dem Bette bildete das einzige Stück Möbel in dem Raume ein roher hölzernes Tisch, auf welchem ein Laib Brod und ein Messer lag und ein Krug mit Cider stand. Alte Netze, zusammengelegte Taue und zerrissene Segel hingen an den Wänden und über die hölzerne Scheidewand herab, welche den ganzen Raum in zwei Theile trennte. Strohbündel und Haferähren drangen durch das faule Sparrenwerk und durch die zersprungenen Bretter, welche die untere Decke der oben befindlichen Kornkammer bildeten.

Alle diese verschiedenen Gegenstände so wie die Personen in der Hütte, die einzigen noch lebenden Mitglieder von der Familie des Fischers, wurden in wunderbarer und schauerlicher Weise von der Flamme des Feuers und dem noch grelleren Schein einer Harzfackel beleuchtet, die in einem Klotze in der Ecke des Kamins stak. Das röthliche und gelbliche Licht fiel auf das abgezehrte Antlitz des alten Mannes, der demselben gerade gegenüber lag, und beleuchtete abwechselnd die Gestalten Rose's, Gabriel's und der beiden Kinder; die großen, düsteren Schatten erhoben sich und sanken nieder, sie wuchsen an Gestalt und wurden wieder kleiner an den Wänden gleich finsteren Erscheinungen, die der Glaube an Uebernatürliches belebt, während draußen die undurchdringliche Finsterniß vor dem vorhanglosen Fenster einer hohen schwarzen Mauer glich, welche die Fischerhütte von der übrigen Welt auf immer trennte. Das Nachtbild innerhalb der Hütte war eben so furchtbar und entsetzlich wie die Nachtscene außerhalb.

Lange Zeit saßen die Personen in der Hütte bei einander, ohne ein Wort zu sprechen, ja ohne sich nur anzusehen. Endlich wandte sich Rose an Gabriel und flüsterte ihm Etwas ins Ohr.

„Rose, was sagtest Du zu Gabriel?" fragte das gegenübersitzende Kind, hastig die Gelegenheit ergreifend, um das peinliche Schweigen, das Alle bisher beobachtet hatten, zu unterbrechen.

„Ich sagte ihm", antwortete Rose, „daß es Zeit sey, den Verband an seinem Arme zu wechseln, und ferner sagte ich ihm, was ich ihm schon oft vorher gesagt habe, daß er sich mit den schrecklichen Soule-Spiele nicht wieder befassen möchte!"

Sehr aufmerksam sah der alte Mann auf Rose und seinen Enkel, als beide mit einander sprachen. Seine rauhe, hohle Stimme vermischte sich mit den letzten sanften Tönen des Mädchens, indem er einmal über das andere dieselben schrecklichen Worte wiederholte: „Ertrunken! ertrunken! Sohn und Enkel, beide ertrunken! beide ertrunken!"

„Ruhig, Großvater!" sagte Gabriel. „Wir dürfen noch nicht alle Hoffnung auf ihre Rettung aufgeben. Gott und die heilige Jungfrau werden sie schützen!" Er sah dabei auf das kleine Heiligenbild und bekreuzte sich; die Andern, mit Ausnahme des alten Mannes, thaten dasselbe. Dieser aber bewegte immer noch seine Hand unruhig über die Decke hin und wiederholte immer noch: „Ertrunken! ertrunken!"

„O, dieß verwünschte Soule!" rief der junge Mann im vorwurfsvollen Tone. „Wäre nur diese Wunde nicht, ich würde den Vater begleitet haben. Das Leben des armen Knaben wäre dann wenigstens gerettet worden, denn wir würden ihn zurückgelassen haben."

„Schweig'!" rief die rauhe Stimme vom Bette her. „Die Wehklage sterbender Menschen tönt lauter als das Brausen des Meeres, und das Jubelgeschrei des Teufels übertrifft das Heulen des Sturmes. Sey ruhig und höre! François ertrunken! Pierre ertrunken! Horch! Horch!"

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Comersee.

(Aus K. Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.)

Nur in Sonnenschein möchte man und Himmelblau, in das tiefe Grün des Sees und den Silberglanz der Gebirge, nicht in schwarze Tinte die Feder tauchen, um von einem Tage auf dem Comersee zu schreiben. Es ist einer der Tage, die in der Gegenwart so schnell vergehen und in der Erinnerung so reich und lang scheinen wie Jahre.

An einem Sonntage in erster Frühe verließen wir Mailand und fuhren auf der Eisenbahn den Gebirgen entgegen, die nach und nach die Nebelschleier abwarfen und in junger Morgenschönheit vor uns lagen. Die piemonteser Alpen mit dem Monte Rosa, glänzend weiß, von zartem Rosenduft überhaucht, begränzen zur Linken die Ferne und rechts erheben sich hinter den näheren Wald- und Felsenbergen die Schweizeralpen mit leuchtenden Gletschern. Ein fruchtbares Land mit Weinhügeln, Ahorn- und Kastanien-Wäldern, Maulbeer- und Olivenbäumen umgibt uns in der Nähe. An vielen Dörfern und Villen vorüber kommen wir nach Monza, dessen hohen Kirchthurm man aus weiter Ferne sieht und weiter nach Carmarella, wo wir die Eisenbahn verlassen und auf einer schönen mit Kastanien- und Ahornbäumen überschatteten Straße nach Como hinabfahren und links empor zu hohen Bergen und rechts hinunter auf grüne Thäler blicken, in denen die Gebäude großer Seidenspinnereien leuchten. Mit hellen malerischen Gebirgshäusern, hohen Thürmen, alterthümlichen Kirchen und Brunnen liegt Como in weitem Halbkreis zwischen Gebirg und See und wird uns lieb im ersten Augenblicke der Ankunft; wir haben nicht viel mehr Zeit es näher kennen zu lernen, denn bald schiffen wir uns mit einer buntgemischten Gesellschaft im kleinen Dampfboote ein, das uns in vier Stunden bis fast zum äußersten Ende des Sees führt.

Es ist, als fährt man durchs Paradies. Ein Weg voll tausendfach unbeschreiblicher Schönheit. Weingehänge, Ahorn-, Kastanien-, Maulbeerbäume bedecken in üppiger Fülle die Hügel am Fuße der dunkeln Tannenberge und silbergraue Olivenbäume sind schön zwischen das frühlingsgrüne Laub der anderen gestreut; da und dort stürzen Wasserfälle von den Felsen nieder, verlieren sich in den dunkeln Tannengründen und springen wieder hell hervor; frische Matten ziehen sich vom Saum der Wälder bis zum grünen See hinab und sein Ufer und alle Berge sind besäet mit kleinen altergrauen Ortschaften und hellen Villen und Dörfern, die in jede Schlucht, jedes stille Thal hineingebaut sind. Welch' eine Fülle großartiger und lieblicher Wohnungen! Schlösser, Hütten, Villen, Schweizerhäuser, diese von Reichthum und Luxus, jene von stillem, süßem Frieden erzählend, neben ihnen Gärten, Terrassen, Cypressen, Orangen, Pinien, grüne Veranden, Tempel und Lauben, Springbrunnen und Statuen — schmücken in reizender Abwechslung die Ufer. Hundert bunte Gondeln und kleine Segelschiffe gleiten über das dunkelgrüne Wasser; die Sonntagsglocken klingen von den zahllosen Kirchthürmen in Tiefen und auf Höhen; im Hintergrunde steigen die weißen Alpengipfel erhaben zum blauen Himmel auf; mit einzelnen ziehenden Wolken fliegen dunkle Schatten über die Berge. Es ist, als wäre ein Füllhorn von Schönheit hier ausgegossen worden und man möchte tausend Augen haben, um Alles zu sehen. Manche Stelle zieht die Blicke besonders an durch die Reize der Natur oder durch die Namen, die sich an sie knüpfen.

Zu den letzteren gehört vor Allem die Villa Pliniana, ein Gebäude, wenn auch nicht dasselbe, das die beiden Plinius einst bewohnten, doch ernst und altergrau genug vom waldbewachsenen Felshang niederschauend in den See, der hier einen heimlich kühlen, dunkelschattigen Winkel bildet und einen Wasserfall aufnimmt, der in hellen Silberstrahlen von den Felsen niedergleitet. Auch die Villen Odescalchi, d'Este, Taglioni, Serbelloni, Melzi u. s. w. lächeln uns wie besonders schöne Blüthen in dem reichen, vollen Blumenstrauß lieblich an und locken zu sich herein in ihre hohen Gemächer, wo die weißen Marmorbilder stehen, auf die Balkone, wo schöne Frauen weit hin in die reizende Gegend blicken, in die blühenden Gärten, wo Quellen rauschen und frohe Kinder jubeln, in die kühlen Veranden und in die dunkeln Schattengänge der Pinien und Cypressen oder der frischgrünen Kastanien, wo Freunde und glückliche Paare, wandelnd Arm in Arm, die heißen Stunden verträumen. Unaufhörlich kommen Kähne und entführen unserem Schiff die Reisenden, die die Schönheiten nicht bloß im Vorüberziehen genießen wollen. Die meisten landen bei der Villa Sommariva, dem reizenden Besitze der Prinzessin Albrecht von Preußen. Mit ihren Kunstschätzen und entzückender Umgebung von Garten und Wald eine wahre Insel der Kalypso für die Reisenden, die nur schwer von ihrer Nähe sich trennen können und so lange als möglich im benachbarten, fast gleich schön gelegenen Hotel der Cadenabbia verweilen, das auch uns mit menschengefüllten Balkonen und Lauben und mit weit offenen Fenstern lockend zuwinkt. Wir fahren noch tiefer in die Berge hinein, die sich mehr und mehr in den See drängen, mit ihren Füßen fast in den grünen Wellen stehen, mit ihren schneebedeckten Spitzen hoch bis in die Wolken reichen und mit ihren breiten Schatten den ganzen Winkel des Sees verdunkeln, den wir jetzt durchfahren und an dessen äußerem Ende bei Colico wir in der Mittagsstunde landen. Wir haben nur Zeit, zwischen sonntäglich geputzten Bauern durch

die kleine Gebirgsstadt und weiter ein Stück auf der von Kastanien- und Maulbeerbäumen beschatteten Bergstraße zu gehen, wo Posthörner klingen und bepackte Reisewagen von Deutschland kommen und nach Deutschland fahren und sehnsüchtige Gedanken in der Seele wecken. Aber wir kehren den Alpen, die die Heimath verbergen, den Rücken und fahren von Neuem hinunter nach Süden. Auch die Rückfahrt ist herrlich. Nachmittagsonnenschein liegt auf See und Bergen, von denen wieder Glocken niedertönen. Auf allen Balkonen, Terrassen der Villen stehen geputzte Menschen und begrüßen mit wehenden Tüchern das Schiff; zahlreiche Gondeln fahren hin und her, oft gerudert von reizenden Mädchen und schönen, geschmückten Damen; sie kommen ans Schiff heran, grüßen Bekannte darin und gleiten wieder zurück; da und dort von Land und See tönt Musik und fröhlicher Gesang. Das Ganze ist ein Ausdruck von Jubel, Lust und Glück; es ist, als blicke man tief in das Herz des Schöpfers hinein und fühle die Liebe und die Freude am Menschenglück, die es erfüllen.

Großes malerisches Relief der Schweizer Alpen von F. W. Delkeskamp.

Das herrliche Herbstwetter, das uns nun schon seit Wochen erfreut und einigermaßen entschädigt für den wetterwendischen Sommer, ruft uns das Versprechen ins Gedächtniß zurück, das wir vor einigen Monaten den Lesern dieser Blätter gegeben haben, als wir das neue Taschenpanorama des Rheins von unserem Delkeskamp zur Anzeige brachten, über den Fortgang nämlich seines größesten und vollendetsten Werkes, des malerischen Reliefs der Schweizer und angränzenden Alpen Bericht abzustatten. Wir thun dieß jetzt trotz der vorgerückten Jahreszeit um so lieber, da die unvergleich klaren Herbsttage die Lust und Sehnsucht nach erquickender Bergluft und erhebender Fernsicht gewiß in Vielen rege machen und namentlich, da das Werk vorläufig zu einem befriedigenden Abschluß gediehen ist. Das malerische Relief umfaßt jetzt, nachdem das letzte Blatt vollendet worden ist, in sechs großen und drei Halbblättern die ganze mittlere Schweiz vom Jura bis zum nördlich ziehenden Rheinthal, von Luzern und Zürich bis zum Comer- und Langensee, also gerade den Theil der Alpen, der den Hauptzug der Reisenden empfängt. Es bildet dieser Theil ein geschlossenes Ganzes und der Meister hat noch selbst fleißig die Hand angelegt, um die einzelnen Blätter, die bei dem allmäligen Stich nicht ganz gleich ausfallen konnten in Bezug auf die Haltung, in vollste Harmonie zu bringen, wie denn von ihm, der mehr seiner Kunst als seinem Vortheil lebt, nur das Vollendetste zu erwarten ist. Er hat diese 9 Blätter, miteinander verbunden und auf gute Leinwand nach Art der großen Reisekarten aufgezogen, in eine elegante Mappe gebracht, die man sehr bequem auf seinen Bergreisen mitnehmen kann. Es ist eine wahre Wonne, nun endlich die ganze, herrliche Schweiz in ihren großartigen Erhebungen mit einem Blicke überschauen zu können und dabei doch auch für die kleinsten Wege und Stege, für die unbedeutendsten Sennhütten und Einzelwohnungen sichere Auskunft zu finden. Wenn man nicht der Bequemlichkeit wegen sich eines kräftigen Führers bedienen will, hat man in der That an diesem Relief einen durchaus zuverlässigen Führer. Und auch in die Zukunft führt uns dieses Werk schon ein, denn die ganze Rieseneisenbahn, die durchs Rheinthal hinaufziehend mit ihren unerhörten Tunnels den Lukmanier durchbohren soll, ist nach den sorgfältigsten Erkundigungen auf der Karte eingetragen. Wir wünschen dem verdienstvollen, einzig in seiner Kunst dastehenden Künstler aufrichtig Glück zur Vollendung dieses kolossalen Werkes und müssen den Preis (1 fl. 24 kr. oder 3 Frcs. das ganze Blatt) äußerst mäßig finden. Delkeskamp wird vor der Hand nichts weiter von diesem Werke publiciren, obgleich die Vorarbeiten alle beendigt sind. Mit schwerem Herzen setzt er die Vollendung des Ganzen zurück, um erst gewiß zu werden, ob er Schutz finden kann gegen unverantwortliche Räubereien. Es hat nämlich H. Däniker in Luzern eines der schönsten Blätter des Werkes, den Vierwaldstättersee bei Ruff und Hofer in Zürich vollständig in Stein nachdrucken lassen und verkauft dieses Plagiat als sein, freilich gegen das Original sehr schwaches Werk zu geringem Preise. Bereits hat der in Luzern selbst erscheinende „Eidgenosse“ in seiner Nr. 45 vom 5. Juni mit gebührender Anerkennung der Verdienste Delkeskamps diesen Frevel am Eigenthum in verdienten harten Worten gerügt; es fragt sich aber, ob beim Mangel eines Nachdrucksgesetzes in der Schweiz ein solcher Angriff auf das Eigenthum Anderer verhindert werden kann. Daher thut der wackre Mann Recht, vorerst sich sicher zu stellen, ehe er neue bedeutende Kosten an die Fortführung setzt. Möchte der ganze Buch- und Kunsthandel sich einer Sache annehmen, die ihn in seiner Gesammtheit schwer compromittiren muß. Es hat ja die jüngste Zeit gerade in dieser Richtung gezeigt, was ein vereinter Wille auszurichten im Stande ist.

Mannichfaltigkeiten.

Der bekannte Professor und Geh. Rath Dr. Stahl, der Wortführer der Kreuzzeitung, der sich in Berlin ganz eingelebt hat, obgleich er ein Bayer und ein getaufter Jude ist, muß ein fast unentbehrlicher Mann seyn. In dem wiederhergestellten preußischen Staatsrath, der die wichtigsten Angelegenheiten des Staates zu begutachten hat, sitzt er nicht nur auf zwei, sondern sogar auf drei Stühlen; 1) in der Abtheilung für auswärtige Angelegenheiten, 2) in der für die inneren und 3) in der Abtheilung für Kirchen- und Schulwesen. Das ist keinem der vielen anderen Herren geglückt.

Mehr als 42 Dorfschaften sind durch die Ueberschwemmung der Oder ins Unglück gekommen und haben fast Alles verloren, was sie geerntet und sind sogar theilweise ihres Viehstandes beraubt. In Rogau, das durch seine Fruchthäuser berühmt ist, sind die Dämme, die erst 1847 neu hergestellt wurden, ebenfalls von den Fluthen durchbrochen und eine große Anzahl von herrlichen Palmen, das Stück zu 150 Thaler, eine vortreffliche Orangerie und noch andere kostbare Pflanzen sind total vernichtet. Die Privatwohlthätigkeit, wenn sie auch noch so groß ist, kann den Schaden nicht ersetzen, der weit und breit durch die Ueberschwemmung angerichtet worden ist.

Die **Klopfgeister**, die in Deutschland selbst in den kleinen Landstädtchen ausgespielt haben, standen neulich vor dem Richterstuhl des amerikanischen Congresses in Washington. Ein Gesuch mit 15,000 Unterschriften bat um Einsetzung eines wissenschaftlichen Ausschusses, um die geheimnißvollen Kräfte der verrückten Tische zu untersuchen. Es gab eine tolle Verhandlung vor den weisen Gesetzgebern des Landes. Die Senatoren erklärten, das Klopfgeisterreich — sey eine fremde Macht und gehöre zu den Angelegenheiten des auswärtigen Amtes. Da dieses aber die Sache zurückwieß, ließ man die Tische tanzen und die Geister klopfen, verwies die 15,000 zur Ruhe und legte ihr Gesuch ad acta.

(Stuttgart, 5. Sept.) Vorgestern wurde nach zweimonatlichen Ferien das hiesige Hoftheater mit Göthe's „Egmont“ wieder eröffnet und Herr Löwe in der Titelrolle vom Publikum freundlich empfangen, was auch bei einigen anderen Mitgliedern der Fall war. Gestern wurde Mozarts „Don Juan“ gegeben, also im Schauspiel wie in der Oper mit klassischen Stücken begonnen.

Aus Danzig wird gemeldet, daß drei von den auf der Festung Weichselmünde inhaftirt gewesenen und noch immer dort befindlichen Tscherkessen, auf Vermittelung einer hochstehenden Person, als Bereiter für den königl. Marstall engagirt worden, und in Kurzem nach Berlin abreisen. Der vierte Tscherkesse wird seit längerer Zeit vermißt, und liegt die Vermuthung vor, daß er sich auf ein englisches Schiff begeben, um zu seinem Volke und seinen Heimathbergen zurückzukehren.

Die sämmtliche Polizeimannschaft des Kantons Uri beträgt 7 Mann und doch ist dort Alles so sicher, wie anderswo, freilich auch weniger Gelegenheit für Diebe und Schwindler.

Das Diorama in Frankfurt a. M.

Die Zeit naht heran, wo die Aufstellungen in unserem Diorama gewechselt werden sollen. Alle Diejenigen, die diesem neuen, die Kunstschätze unserer Stadt wesentlich bereichernden Unternehmen ihre Aufmerksamkeit gewidmet haben, werden bezeugen, daß es das Schönste ist, was man in dieser Gattung leisten kann; und wir werden im Sinne von Tausenden sprechen, wenn wir von Herzen wünschen, daß dieses Unternehmen durch allseitige Theilnahme für die Dauer gesichert seyn möge für unsere Stadt. Es hat außer den bedeutenden Kosten besonders ein Hinderniß zu überwinden, das, weil in der Natur des Menschen begründet, sehr zäher Art ist. Es ist dieß der Schlendrian des gewöhnlichen Lebens, der sich schwer aus seinem Gleise bringen läßt und gar zu gerne aufschiebt zu genießen, was ihm Neues geboten wird. Wir haben dieß in diesen Tagen als Ohrenzeuge erfahren, als wir, angelockt von dem klaren Himmel, uns wieder einmal den Genuß des herrlichen Vierwaldstättersee's verschaffen. Ein angesehener Frankfurter, der sich auch eingefunden hatte, sagte ganz naiv, er gehe schon Monate lang mit dem Gedanken um, das Diorama zu besuchen, sey aber immer nicht dazu gekommen. Natürlich war er entzückt von dem Anblick und faßte auch den Vorsatz, bald wieder zu kommen. Ob er ihn aber ausgeführt hat? So geht es Hunderten, und wenn mans beim Licht untersucht, sind's nicht die Geschäfte, selbst nicht die Kosten, die sie abhalten, sondern vor Allem der leidige Schlendrian. Möchte es der Direktion nach den Erfahrungen des ersten Jahres gelingen, gegen diesen Schlendrian durch zweckmäßige Anordnungen in Bezug auf Preis ꝛc. mit Glück zu kämpfen. Unser Zweck in diesen Zeilen war besonders, die vielen Fremden, die jetzt unsere Stadt besuchen, und auch die säumigen Frankfurter selbst wieder auf das Diorama aufmerksam zu machen, ehe die Gegenstände desselben mit anderen vertauscht werden.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 10. Sept.

Die herrlichen Septembertage, die überall der Reiselust einen erneuerten Aufschwung gegeben haben, kommen auch unserer Kurstadt in sehr erfreulicher Weise zu statten. War die ungünstige Witterung in den Monaten Mai und Juni uns von Nachtheil, so hat sich die Frequenz unserer Kurgäste und Passanten im Juli und August um so großartiger herausgestellt und ist bis auf den heutigen Tag noch immer überaus lebhaft. Wiesbadens Ruf als Kurstadt und Heilbad ist zu fest begründet, um durch irgend eine Concurrenz in dieser Beziehung beeinträchtigt werden zu können. Auch dürfte sich unsere Stadt vermöge ihrer Lage, ihrer örtlichen Verhältnisse und des Comforts, den sie bietet, zu einem Herbst- und Winteraufenthalte für die Fremden ganz besonders eignen. Wiesbaden liegt inmitten der verschiedenartigsten Verkehrsstraßen; man lebt hier angenehm und billig, hat ein gutes Theater, Concerte, Leseanstalten, Museen und findet in mancherlei Kreisen gesellige Anknüpfung. Die jetzt begonnenen Neubauten im Kursaal und die vorzunehmenden Erweiterungen und Verschönerungen im Kurhauspark werden dazu beitragen, den Aufenthalt hier noch angenehmer zu machen. Für die Herbst- und Wintermonate sind bereits zahlreiche Anmeldungen bei den Inhabern unserer Gast- und Badehäuser eingetroffen und so glauben wir unsere Saison als eine verhältnißmäßig fortdauernde bezeichnen zu dürfen.

Offenbach, 10. Sept.

Höchst unzweckmäßig ist die Vereinigung unseres Schlachthauses mit der Mehlwaage, welche in einem Gebäude sich befinden, wohl nur, weil der Ersparung wegen über beide ein und derselbe Aufseher gesetzt ist. Von beiden wird jedoch eine erhebliche Einnahme durch Octroi gezogen, und deßhalb ließe sich schon der Bequemlichkeit halber etwas mehr darauf verwenden. In dieser Hinsicht haben wir nur anzuführen nöthig, daß die Müller nicht bis zur Mehlwaage fahren können und die schweren Säcke eine über Gebühr weite Strecke zu derselben getragen werden müssen, für einen Lohn, der bei der Zahl von 22 bis 24,000 Malter jährlich und in Betracht der besonderen Verhältnisse, zumal der ungleichen Ankunft der Massen des Mehls, eigentlich keiner ist, abgesehen davon, daß eine übermäßige Anstrengung schon aus Humanitätsrücksichten möglichst zu verhüten wäre, wollte man sich dabei nur das Verfahren von anderwärts zum Muster nehmen. Daß die vor der Waage stehenden Müllerwagen dem Schlachtvieh bei seinem letzten Gange oft mit Mühe ausweichen müssen und die Pferde aus leicht zu errathenden Gründen häufig scheu werden, zählen wir zu den Ungelegenheiten am Schlachthause, die wir nicht weiter berühren. Doch dürfen wir freilich nicht verschweigen, daß die städtische Behörde bereits früher einmal auf Abhülfe Bedacht genommen; allein es ist uns nicht bekannt geworden, was die Ausführung bis jetzt verzögert hat.

Bad Homburg, 9. Sept.

Unsere Sommersaison hat nun ihren Höhepunkt erreicht, und wir sind von dem Resultate derselben, das nie so günstig als dießmal war, überrascht. Sowohl in Bezug auf Glanz als gewählte Gesellschaft ließ sie nichts zu wünschen übrig. Rechnen wir nach Nationalitäten, so dominirten dießmal die Holländer und Engländer; doch waren auch die Russen, Franzosen und Deutschen zahlreich vertreten. Die am 7. Sept. amtlich veröffentlichte Fremdenliste nennt 7574 Personen, dazu einen neuen Zugang von 187 Fremden, eine Frequenz, die im September gewiß bedeutend zu nennen ist. — Dem Kranze unserer musikalischen Vergnügungen, die wohl in keinem andern Badeorte in so reicher Mannichfaltigkeit durch die ersten Kunstnotabilitäten repräsentirt waren, schloß sich am vergangenen Montage ein sehr glänzendes Konzert an, in welchem wir die berühmte Sängerin Jenny Ney hörten, die auch hier wie überall ungewöhnlichen Beifall fand. In demselben Konzerte wirkte mit vielem Erfolge Hr. Hardtmuth von Ihrer Bühne und die Violinvirtuosin Pauline Höffimeyer mit, die auf ihrer Kunstlaufbahn sehr vorgeschritten ist. Der Professor des Magnetismus, Hr. Regazzoni, hat auf Verlangen noch vier sehr besuchte Vorstellungen gegeben.

Berichtigung.

In Nr. 216 d. B. ist in der Kunstnotiz über die neue Oper von J. J. Bott aus Versehen eine Stelle weggeblieben, welche nach Zeile 17 von Oben einzuschalten ist, wie folgt: „Wir verweisen nur auf die Wirkung des Duetts zwischen Therese und Francois im zweiten, sowie auf das Gebet im dritten (Ensemble) und auf die Erzählung des Francois in demselben Acte.“

Theater-Anzeige.

Montag, 11. Sept. (Zum ersten Male): Der Freiwillige, Lustspiel in drei Acten. Hierauf: Das Lied von der Glocke von Friedrich v. Schiller. Mit lebenden Bildern, ausgeführt von den Mitgliedern der Bühne. Musik von Lindpaintner.

Druck und Verlag von Hjeller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 218. Dienstag, den 12. September 1854.

Gabriels Hochzeit.

Nach Dickens' Household Words von W. F.

(Fortsetzung.)

Ein schrecklicher Windstoß erschütterte, als der Alte sprach, die Hütte bis auf den Grund und übertönte alles andere Geräusch, selbst das betäubende Rauschen der Wellen. Das schlummernde Kind erwachte und stieß ein Angstgeschrei aus. Rose, die vor ihrem Geliebten kniete und ihm einen frischen Verband auf seine Wunde legte, hielt damit inne und zitterte an allen Gliedern. Gabriel blickte gegen das Fenster; seine Erfahrung belehrte ihn, welch fürchterlicher Sturm jetzt auf offener See wüthen müsse, und er seufzte schwer, indem er für sich murmelte: „Gott helfe Beiden! Menschliche Hülfe vermag jetzt nichts!"

„Gabriel!" rief die Stimme vom Bette in verändertem, schwachem und zitterndem Tone.

Er hörte nicht oder richtete vielmehr seine Aufmerksamkeit nicht auf den alten Mann. Er versuchte die zitternde Geliebte zu seinen Füßen zu beruhigen und ihr Muth einzusprechen. „Fürchte Dich nicht, Traute", sagte er, indem er sie sanft und zärtlich auf die Stirn küßte. „Du bist hier eben so sicher, wie anderswo. Ich hatte ganz recht, als ich sagte, es würde thöricht seyn, wenn Du noch diesen Abend nach dem Pachthofe zurückkehren wolltest. Du kannst in jenem Zimmer schlafen, Rose, wenn Du müde bist — Du kannst mit den beiden Kindern zusammen schlafen."

„Gabriel! Bruder Gabriel!" rief eines der Kinder. „O sieh' doch auf den Großvater!"

Gabriel sprang an das Bett. Der alte Mann hatte sich erhoben und eine sitzende Stellung angenommen; seine Augen waren weit geöffnet; sein Antlitz war starr vor Schrecken und seine Hände streckte er krampfhaft gegen seinen Enkel aus. „Die weißen Frauen", schrie er mit Entsetzen. „Die weißen Frauen, die dem Ertrunkenen das Grab graben, sind hinaus an die See!" Die beiden Kinder warfen sich mit einem Angstschrei in die Arme Rose's; selbst Gabriel stieß einen Schreckensruf aus und sprang zurück vom Bett. Der alte Mann jedoch wiederholte: „Die weißen Frauen! die weißen Frauen! Oeffne die Thür, Gabriel, und schau hinaus nach Westen, wo die Ebbe den Sand trocken gelassen hat. Dort wirst Du sie glänzen sehen wie den Blitzstrahl in der Finsterniß, mächtig wie die Engel an Gestalt, dahinfahrend über das Meer, gleich dem Winde, in ihren langen weißen Gewändern und hinter sich herziehend ihre langen weißen Haare. Oeffne die Thür, Gabriel! Du wirst sie Halt machen und sich über die Stelle hinbeugen sehen, wo Dein Vater und Dein Bruder ertrunken sind; Du wirst sie herbeikommen sehen, bis sie den Sand erreichen; Du wirst sehen, wie sie mit ihren nackten Füßen in demselben wühlen und der tobenden See feierlich gebieten, die Todten herauszugeben. Oeffne die Thüre, Gabriel — oder ich selbst, und sollte es mein Tod seyn, werde mich erheben und sie öffnen!"

Todtenblässe bedeckte Gabriels Gesicht, doch machte er ein Zeichen, daß er gehorchen wolle. Er mußte, während er aus der Thüre hinaussah, alle seine Kraft aufbieten, um sie gegen den Sturm offen zu halten.

„Siehst Du sie, Enkel Gabriel? Sprich die Wahrheit und sage es mir, ob Du sie siehst", rief der alte Mann.

„Ich sehe nur Finsterniß, rabenschwarze Finsterniß", antwortete Gabriel und machte die Thüre wieder zu.

„Ach! Wehe! wehe!" jammerte sein Großvater und sank erschöpft auf das Kissen zurück. „Für Dich sind sie in Finsterniß gehüllt, aber blendend wie der Blitz sind sie den Augen, welchen es gestattet ist, sie zu sehen. Ertrunken! ertrunken! Bete für ihre Seelen, Gabriel! Ich sehe die weißen Frauen an der Stelle, wo ich liege und wage nicht für sie zu beten. Sohn und Enkel ertrunken! Beide ertrunken!"

Der junge Mann wandte sich zu Rose und den Kindern. „Großvater ist diese Nacht sehr krank", flüsterte er; „es ist besser für euch, wenn ihr zu Bette geht und mich allein bei ihm wachen laßt."

Alle standen auf, als er dieß gesprochen, bekreuzten sich vor dem Bilde der heiligen Jungfrau, küßten ihn eine nach der andern, und schlichen sich leise und ohne ein Wort zu sprechen in die andere Abtheilung des Zimmers. Gabriel blickte auf seinen Großvater und bemerkte, daß er jetzt ruhig lag, die Augen geschlossen, als ob er bereits in Schlummer versunken. Der Jüngling legte einige frische Stücke Holz aufs Feuer und setzte sich nieder, um bis zum Morgen zu wachen. Entsetzlich war das Heulen des Nachtsturmes, aber nicht so erschütternd, wie die Gedanken, mit welchen der junge Mann in seiner Einsamkeit jetzt beschäftigt war, Gedanken, die ihn in Folge des Aberglaubens, der in seinem Lande allgemein herrscht, quälten und marterten. Seit dem Tode seiner Mutter hatte sich so viel Trauriges zugetragen, daß er zu der Ueberzeugung gekommen, es ruhe ein gewisser Fluch auf seiner Familie. Zuerst waren sie wohlhabend, hatten Geld, ja selbst ein kleines Legat war ihnen vermacht worden. Doch nur kurze Zeit dauerte dieß Glück; Unglück über Unglück brach plötzlich herein. Verluste, Widerwärtigkeiten aller Art, Armuth, ja selbst bitterer Mangel kam über sie, und die Gemüthsart seines Vaters wurde eine so verbitterte, daß die ältesten Freunde François Sarzeaus erklärten, er habe sich so verändert, daß man ihn nicht mehr kenne. Und jetzt, nach allem diesem Unglück, traf sie zuletzt noch das härteste Geschick — der Tod des Vaters. An dem Untergange seines Vaters und Bruders konnte er nicht länger zweifeln, er hielt ihn für gewiß, sobald er auf den Sturm horchte, oder sich der Worte des Großvaters erinnerte, oder sich

die Gefahren ins Gedächtniß zurückrief, die er selbst auf der See ausgestanden. Und dieß zweifache Unglück traf ihn gerade zu einer Zeit, wo seine Verheirathung mit Rose bevorstand. Vorbedeutungen, deren Verwirklichung er nicht zu denken wagte, vermischten sich mit seinem tiefen Schmerze, sobald seine Gedanken sich von der Gegenwart auf die Zukunft richteten; und wie er nun einsam am Herde saß, murmelte er von Zeit zu Zeit die von der Kirche vorgeschriebenen Gebete für die Ruhe der Seelen und flocht unwillkürlich in dieselben noch andere, in den einfachsten Worten ausgesprochene Gebete ein für die Wohlfahrt der Lebenden: für das junge Mädchen, dessen Liebe sein einziger irdischer Schatz war, und für die mutter- und vaterlosen Waisen, die jetzt auf ihn als ihren einzigen Beschützer blickten.

Lange, lange Zeit hatte er, nur mit seinen Gedanken beschäftigt, am Herde gesessen und nicht ein einziges Mal den Blick nach dem Bette gerichtet, als er jetzt durch die Stimme seines Großvaters aufgeschreckt wurde. „Gabriel", flüsterte der Alte unter Zittern und Beben; „Gabriel, hörst Du nicht, wie, bald langsam, bald wieder rascher, Wasser herabtröpfelt auf den Boden am Fußende meines Bettes?"

„Ich höre nichts, Großvater, außer dem Knistern des Feuers und dem Wüthen des Sturmes außerhalb."

„Hörst Du es herabtröpfeln? Stärker und stärker, deutlicher und deutlicher. Nimm die Fackel, Gabriel; sieh' auf den Boden, prüfe mit Deinen Augen. Ist der Platz daselbst naß? Ist es der Regen des Himmels, der durch das Dach dringt?"

Mit zitternden Händen ergriff Gabriel die Fackel, kniete nieder und untersuchte den Boden. Er sprang auf von dem Platze, als er sah, daß er trocken war, warf die Fackel auf den Herd, kniete vor dem Bilde der heiligen Jungfrau und verbarg sein Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bevölkerungen der Krim.

Als die ältesten Bewohner der Krim werden die Kimmerier angeführt, ein Volk dunkeln Ursprungs, doch schwerlich dieselben wie die Kymren des europäischen Nordens. Die Alten schildern sie als räuberisch und grausam, indem sie die hierher verschlagenen Fremden ihren Göttern zum Opfer schlachteten. Wir übergehen hier die Mythen von den mehrfachen Eroberungen der Amazonen und dem vielleicht damit zusammenhängenden Dienst der Diana Tauropolis (Iphigenia in Tauris). Diese Kimmerier aber wurden durch die von Norden eindringenden Skythen in die südlicheren Gebirge gedrängt, wovon sie den Namen Taurier (Alpenvölker) erhielten; die von den Griechen erwähnten Tauroskythen scheinen daher ein Mischvolk zu seyn, und die Halbinsel hieß ihnen nun der taurische Chersonnes. Ein helleres Licht verbreitet sich, seitdem im siebenten Jahrhundert vor Christus Griechen (Milesier) hier an der Ostküste die Colonien Theodosia, Nymphäa, Pantikapäa und Mirmikion gründeten, indeß sich im Südwesten die Herakleaten niederlassen und allmälig mit den dort wohnenden Skythen in friedlichen Verkehr treten. Das gastliche Land wird von nun an das Ziel hellenischer Auswanderungen und es entwickelt sich das kleine, aber durch seinen Handel und seine Flotten mächtige bosporanische Reich, dessen zu Pantikapäa residirende Fürsten es über 300 Jahre lang regieren; doch das stete Andringen der Sarmaten veranlaßt ihren letzten König, es dem mächtigen Könige von Pontus, dem großen Mithridates, freiwillig abzutreten.

Dieser unterwirft auch die übrigen griechischen Colonien und vertreibt die Skythen völlig aus dem Chersonnes. Aus der römischen Geschichte ist nun bekannt, wie später Mithridates Eupator von den Römern besiegt und seinem rebellischen Sohne Pharnakes das Reich des Bosporus gelassen wurde. Die Nachkommen desselben regierten unter römischer Oberhoheit, bis das von Norden so wenig geschützte Land dem Andringen der wandernden Völker unterlag, welche nun der Reihe nach das unglückliche Land überschwemmten. Zuerst drangen die nomadischen Alanen ein, zerstörten Theodosia, wurden aber von den nicht minder wilden Gothen vertrieben. Von diesem den Deutschen verwandten Volke sollen sich Trümmer bis auf jetzige Zeiten erhalten haben. Diese widerstanden zwar den Sarmaten, nicht aber den Alles überschwemmenden Hunnen; nach dem Abzuge dieser letzten genoß das Land einige Zeit lang Ruhe, bis im neunten Jahrhundert nach einander die Chazären, dann die Petschenegen, endlich die Kumanen eindrangen.

Doch alle diese waren nur die Vorläufer der Tataren, welche hier zuerst eine bleibende Herrschaft gründeten und noch jetzt den Haupttheil der Bevölkerung bilden. Sie bewiesen sich duldsam gegen die anderen Bewohner und lebten unter ihren Chans in einer der germanischen ähnlichen Lebensverfassung. Ein wichtiges Ereigniß war, als sie durch friedlichen Vertrag im Jahre 1180 den Genuesen zum Schutz ihres Handels Theodosia überließen, das von jetzt an auch Kaffa genannt ward. Muthvoll vertheidigte das kühne Handelsvolk seinen Besitz gegen die neidischen Venetianer, wie gegen die Herrscher von Kaptschak; die Colonie blühte empor, ja die ganze Südküste wurde dazu unterworfen. Doch jetzt drangen die Osmanen ein, machten sich die Chane zinsbar und eroberten im Jahre 1475 Kaffa und darauf die übrigen genuesischen Städte. — So wurde die Krim ein Besitzthum des Sultans; doch im Kriege von 1736 zog der Graf Münnich mit 100,000 Russen nach der Krim, erstürmte die Landenge von Perekop und drangen bis Simferopol vor, wurde jedoch für jetzt durch das heiße Klima vertrieben. Im folgenden Jahre kehrte er zurück, und da der Chan in Person die Landenge vertheidigte, so drang er nun über die Meerenge von Jenitsch auf der sandigen Landenge von Arabat vor, jedoch ohne auch dießmal seinen Zweck zu erreichen. — Erst im Jahre 1771 gelang dieß dem Fürsten Dolgorucki, daher Krimski genannt, und die Chane mußten sich ihm unterwerfen. Der letzte derselben, Sahim Gerai, entzog sich ganz der ottomanischen Herrschaft und begab sich in den Schutz Catharina's II., so daß die Pforte im Vertrage von Kutschuk-Kainardschi 1774 die Unabhängigkeit der von der Nation selbst gewählten Chane anerkennen mußte. Doch neue Uneinigkeiten, von der Pforte genährt, brachten Salim dazu, die Krim i. J. 1783 ganz an Rußland abzutreten. Salim, nach Konstantinopel gelockt, büßte seinen Verrath mit dem Strang, und Potemkin, welcher seine Kaiserin glauben ließ, er habe große Verdienste um die Krim, erhielt von seiner Gönnerin den Titel der Taurier. Seitdem ist die Krim ein wichtiger Bestandtheil des russischen Reiches und bildet mit einigen nördlicheren Distrikten des Festlandes das Gouvernement Taurien. Dieß zerfällt in die 4 Kreise von Simferopol, Eupatoria, Perekop und Theodosia. Diese kurze Darstellung macht das merkwürdige Völkergemisch begreiflich, dem wir hier begegnen, zeigt aber auch, wie die Halbinsel, jedem eindringenden Volke erliegend, schwer zu schützen und zu vertheidigen seyn muß. (P. C.)

Ein Besuch bei Heinrich Heine.

Während seines Aufenthaltes in Paris besuchte J. Lehmann, der Redakteur des Magazins für die Literatur des Auslandes, den kranken Dichter; wir entlehnen aus seinen „Pariser Briefen"

ein Bruchstück, welches diesen Besuch betrifft. „Mir hat Heine, wie ich ihm, die Erinnerungen seiner Berliner Studienzeit, die so manches freundliche Band zwischen uns geknüpft; stets treu bewahrt. War ich es doch, dem er in seiner Kammer in der Mauerstraße seine ersten schönen Lieder mit der ihm eigenthümlichen, die Form des Gedichtes gewissermaßen typisch bestimmenden Modulation vortrug; war ich es doch, der diese klassisch gewordenen Lieder, als sie zum ersten Male gedruckt wurden, typographisch corrigirte und auf dessen Bemerkung der Dichter sogar hier und da kleine Aenderungen vornahm, und war ich es doch auch, der früher als irgend ein Publikum, als irgend ein Kritiker die Schönheiten dieser Lieder erkannt und Anderen gerühmt hatte. Dieses Mal ging ich direkt nach No. 50 in der Rue d'Amsterdam. Ich hatte der die Thüre öffnenden Dienerin kaum meinen Namen genannt, als der unmittelbar am Entrézimmer hinter einem Schirm liegende Heine, der mich an der Stimme erkannt hatte, mit einem kräftigen „Immer herein, lieber L.!" mich zu sich rief und während er der das Frühstück bereit haltenden Dienerin gebieterisch sagte: „Je ne veux pas déjeuner, je ne veux pas!" richtete er sich gewaltsam im Bette auf, um mir die eine Hand zu reichen, die noch gesund ist (die andere, sowie die übrigen Gliedmaßen sind abgezehrt und gelähmt). „Sie kommen gerade recht, lieber L.", sagte er, „um mich auf dem Wege zum Kirchhofe des Montmartre, wohin die Rue d'Amsterdam direkt führt, noch als unvollständige Leiche anzutreffen. In einem Jahre würden Sie mich schon draußen haben aufsuchen müssen, denn ich halte es unter diesen Qualen nicht mehr lange aus. Bis jetzt habe ich allerdings noch leben müssen, denn es bleibt mir noch Einiges zum Besten meiner Schriften und im Interesse meiner Frau in Ordnung zu bringen; ist dieß aber geschehen — und ich denke, das wird binnen einem Jahre der Fall seyn, dann scheide ich ohne zu murren wie ein Philosoph von dieser Welt." — Er erzählte seinem Besuche, daß er vor vierzehn Tagen beinahe den Feuertod erlitten. An der Wand seines Krankenzimmers brannte er nämlich im Nachbarhause, in der Rue de Milan, das vollständig in Asche gelegt wurde. Weil man in seiner Wohnung Anfangs nichts vom Feuer sah, waren seine Umgebungen weniger besorgt; plötzlich aber hörte er selbst auf seinem Lager die Flammen an der Wand knistern; der Lärm des Brandes kam immer näher und nun ließ die arme ängstliche Frau des Dichters ihn, eingehüllt in seiner Matratzengruft, hinaus aus dem bedrohten Zimmer und hinunter zu dem Portier des Hauses tragen, von wo er nöthigenfalls über die Straße hinüber zu Nachbarn geschafft werden sollte. Die Nachbarn aber, die so lange und so viel von dem kranken deutschen Dichter hatten sprechen hören, ohne ihn jemals gesehen zu haben, strömten von allen Seiten zu dem Portier des Hauses — „pour voir l'homme enseveli", dem sie indessen auch ihre Theilnahme in der höflichsten französischen Weise an den Tag legten. Jeder erbot sich, ihm Schutz zu gewähren, und als das Feuer im Nebenhause gelöscht worden war, trugen sie ihn wieder über den Hof zwei Treppen hoch in die Wohnung, die seit sechs Jahren sein Krankenlager umschließt"... Merkwürdig ist bei solchen körperlichen Leiden die große geistige Regsamkeit und Thätigkeit des Dichters. Er ist noch fortwährend literarisch beschäftigt und corrigirt sogar eigenhändig die ihm aus Hamburg zugehenden Correcturbogen einiger neuen Bände seiner vermischten Schriften, die nächstens bei Hoffmann und Campe in Hamburg erscheinen werden. So oft er Lehmann anblickte und sich seines Blickes versichern wollte, mußte er das Augenlid mit der gesunden Hand öffnen und so weit als es eben möglich emporgehoben halten.

Aus dem Leben.

(Von Dr. D. von Fenner.)

Wir haben einen Schand-, warum keinen Ehrenpfahl?

Man verliert nichts leichter, als was man am schwierigsten wieder zu suchen hat.

Stelle einen Menschen hoch, und Du wirst seine Tiefe; stelle einen Menschen tief, und Du wirst seine Höhe erkennen.

Auf seinen Stolz ist Niemand stolz, es gibt aber Menschenkinder, die auf ihre „Bescheidenheit" stolz sind. Das sind die Stolzesten.

Es geht uns im Leben, wie den Instrumenten, welche eine lange Reise zu bestehen haben. Wir werden zuletzt — verstimmt.

Unweise Staatsmänner lassen mitunter die Staatsuhr stille stehen, im Wahne, die Zeit selbst dadurch aufzuhalten.

Ist's wohl zuviel behauptet, wenn ich sage, daß Tugenden in Lastern und Laster in Tugenden stecken? Gleiche Triebkraft treibt Beide. Diese zu ermitteln, nach besserem Pole zu leiten — wäre die Aufgabe aller Psychologen und Pädagogen.

Wer das Unglück in allen seinen Phasen durchgemacht, der weiß, daß es anfangs betäubt, dann zu excentrischen Handlungen aller Art fortreißt, hierauf beugt, endlich aber der Seele eine himmlische Erhabenheit verleiht.

Sag' einer Häßlichen, daß sie nicht schön; einem Frömmlinge, daß er grundverderbt; einem „Superklugen", daß er ein Dummkopf sey — und Du kannst die Ueberzeugung ruhig mit ins Grab nehmen, den Genannten auf ihre geehrten Füße getreten zu haben; — dreh' Dein Benehmen um, und — nun, 's ist Welt, Du weißt's ja, lieber Leser!

Mannichfaltigkeiten.

(Die Nachtblindheit.) Eine eigenthümliche, oft schon besprochene, noch immer in hohem Grade räthselhafte Krankheit ist die sogenannte Nachtblindheit oder „Hemeralopia", im Volke auch „Nachtschatten" genannt. Die Kranken können den Tag über gut und deutlich, ohne irgend welche Behinderung sehen; sobald aber die Nacht anbricht, d. h. von Sonnenuntergang an, vermögen sie die Gegenstände nicht mehr zu erkennen, sondern sind wie von einem Nebel umgeben, wenn auch der Mond hell scheint, oder durch Lampen und Lichter die grellste Beleuchtung hergestellt wird. Im Uebrigen sind sie gesund, ohne Störung des körperlichen oder geistigen Zustandes, ohne Schmerzen oder irgend welche andere bedenkliche Erscheinung. Sobald der Tag anhebt, sehen sie wieder so gut als vorher. Selten entwickelt sich die Krankheit allmälig, meistens plötzlich und auf beiden Augen zugleich. Im Auge sieht man keine Veränderung als eine erweiterte Pupille. Männer werden häufiger von der Nachtblindheit befallen als Frauen; in Bevölkerungen, welche auf einen engen Raum zusammengedrängt leben (Arme, Gefangene, Waisenkinder), grassirt sie zuweilen epidemisch. So herrschte eine Epidemie der Nachtblindheit 1793 in der piemontesischen Armee, 1787 in der Garnison von Strasburg, 1832 in der Garnison von Befort,

1834 unter der Besatzung von Ehrenbreitstein. Die neueste wurde im vergangenen Jahre im Pönitentiarhause zu Stuttgart beobachtet. Die von der Krankheit Befallenen sind gewöhnlich in hohem Grade mißmuthig und hypochonder. Ihre Heilung wird durch ein fast komisches Mittel bewirkt. Schon die ältesten Schriftsteller rühmen als bestes Gegenmittel die Leber. Auch Dr. Kreuser in Stuttgart sah sich endlich genöthigt, nachdem alle Heilversuche sich fruchtlos erwiesen, zu diesem barocken Mittel Zuflucht zu nehmen, und sämmtliche Patienten genasen bald, nachdem sie einige Zeit lang täglich zweimal ein halbes Pfund gekochte Ochsenleber genossen.

Im nächsten Monat erscheint: „Die Geschichte meines Lebens" von Mad. George Sand, Bekenntnisse, die sich mit denen Rousseaus messen können. Es sind fünf Bände, die von dem Verleger mit 130,000 Frcs. bezahlt wurden.

Ein junger Mann in irgend einer Residenz, dem neulich von Jemand eine Rechnung überreicht wurde, sagte zu selbigem mit ernster Höflichkeit: „Bester Herr, besuchen Sie mich nächsten Donnerstag wieder, und ich werde Ihnen dann sagen, wann Sie wieder kommen sollen."

(Pietsch und Lehmann.) Pietsch (gähnt): Ach Jott, man weeß jar nich, wat man vor Langeweile anfangen soll.

Lehmann (gähnt): Ne, man weeß jar nich, wat man vor Langeweile anfangen soll. (Gähnt stärker): Aaaach!

Pietsch (gähnt noch stärker): Aaaaach! Weeßte, wat wir dhun wollen?

Lehmann (gähnend): Na?

Pietsch (gähnend): Wir wollen uns mal nach det neue Preßjesetz verhalten.

Lehmann (gähnend): Na ja. Man zu!

Pietsch (sitzt eine halbe Stunde, ohne ein Wort zu sprechen.)

Lehmann (sitzt ebenfalls eine halbe Stunde, ohne ein Wort zu sprechen.)

Pietsch (geht gähnend ab): Ich wünsche Ihnen anjenehme Ruh.

Lehmann (gähnend): Schlafen Sie auch recht wohl!

Als neulich irgendwo ein Herr im Begriffe war, aus einem Gasthofe fortzugehen, ohne zu bezahlen, sagte der Wirth zu ihm: „Mein Herr, erinnern Sie sich gefälligst, wenn Sie Ihren Geldbeutel verlieren, daß Sie ihn hier nicht gezogen haben."

Korrespondenz.

Aus dem badischen Oberlande, 4. Sept.

Sind in dem badischen Unterlande die einzelnen Fruchtgattungen in hohem Grade als gediegen und als reichliches Ernteergebniß anzusehen, versprechen auch die Kartoffeln einen im Ganzen ziemlich günstigen Ertrag, so ist dieses im badischen Oberlande in geringerem Grade der Fall. Namentlich ist der Kartoffelertrag leider ein sehr geringer und wird kaum zur Befriedigung des eigenen Bedürfnisses ausreichen. Mag auch das Regenwetter die Leute in hiesiger Gegend vielfach im Frühjahre an den Feldarbeiten gehindert haben, so scheint uns doch auch hier der Thätigkeitstrieb weit geringer zu seyn. Wir möchten fast dafür halten, daß man den Grundsatz: „Bete und arbeite", hier weniger befolgt und dem ersteren zu viele Zeit widmet, dem letzteren hingegen zu wenig. Das ist ein Geplapper, wenn man in eine Kirche kommt, daß man schließen muß, die Leute denken unmöglich an Das, was sie thun, nämlich ans eigentliche Beten. Der Boden soll hervorbringen durch Beten, aber die Arbeit wird mangelhaft ausgeführt. Auch wendet man der Bebauung des Weinstocks eine übergroße Rührigkeit zu, obgleich, wie die Erfahrung lehrt, der Weinbau gar zu oft einen zweifelhaften Ertrag liefert. Der Gesundheitszustand ist in diesen Gegenden des Schwarzwalds vortrefflich und haben sich namentlich viele Franzosen aus dem oberen Elsaß, aus Strasburg und den näher gelegenen Städten hierher begeben, um sich mit ihren Familien vor der in Strasburg rc. noch immer stark vorhandenen Cholera sicher zu stellen. Baden-Baden, Hubbad, Erlenbad und die weiteren benachbarten Bäder wimmeln von Fremden, namentlich von Franzosen. Obgleich die Klagen über die Noth der Zeiten unter dem Volke groß ist, so sieht man doch, daß die Fremden Geld genug haben, um es, theilweise wenigstens, zu — verthun. — Zu Oos wurden einem Reisenden, der aus dem Waggon fiel, beide Beine heute abgefahren. Er verschied kurz darauf. Unvorsichtigkeit soll die Ursache dieses Unfalls gewesen seyn.

Frankfurt, 8. Sept.

Unum, sed leonem! Wir haben nur eine Meßsehenswürdigkeit hier, aber es ist eine bewundernswerthe: der Circus Renz. Anmuth, Geschicklichkeit und Grazie der weiblichen, Sicherheit, Kraft und Gewandtheit der männlichen Mitglieder der Gesellschaft; Eleganz, Mannichfaltigkeit und Reichthum der Garderobe; edle Thiere, deren meisterhafte Dressur und Gelehrigkeit Staunen erregen; eine fabelhafte Geschmeidigkeit, Bravour und Kühnheit der Clowns rc. — Alles vereinigt sich hier in einem Maße, daß wir kaum wissen, welchen der Produktionen wir unseren größten Beifall zollen, welchem der Künstler wir die Palme reichen sollen. Wenn Herr Renz oder Fräulein Adeline ihre stolzen Thiere vorführen und sie ohne sichtbare Leitung, scheinbar spielend, Dinge machen lassen, die wir bisher von dem gelehrigsten Hausthiere, dem Hund, nicht mit mehr Sicherheit und Geschicklichkeit aufführen sahen; wenn einer der Herren eine 50—60 Fuß hohe, dünne Stange, die in dem Gürtel eines Anderen ihre einzige Stütze hat, erklimmt, auf deren Spitze schwindelerregende Kraftstücke produzirt und mit der Geschwindigkeit einer Schlange wieder herabgleitet; oder wenn Herr Loisset auf einer Kugel in hoch aufsteigender Richtung vor- und rückwärts einen Schnelllauf ausführt, wie ihn ein weniger Geübter so sicher auf ebener Erde nicht zu Stande bringen würde: dann dürfen wir wohl sagen, in dieser Vollendung ist hier Aehnliches noch nicht gesehen worden. Und wenn die geschickten Reiter und Reiterinnen, alle Hindernisse mißachtend, über Barrieren setzen, Reife durchspringen, auf den zügellosen Thieren graziöse Tänze und die edelsten Stellungen aufführen; wenn sie die Kraft derselben bald mit kräftiger Faust niederbeugen, bald sie hoch aufbäumen lassen, oder in wilder Carriere den Circus durchfliegen, dann fällt uns das Wort des Dichters ein:

> . . . Als sie stürmten in pfeilschnellem Lauf,
> Gehetzt von dem Stachel der Ferse,
> Da ward zum Reime ein jedes Geschnauf,
> Ein jeder Hufschlag zum Verse.

Freunde des Zitherspieles machen wir auf Herrn Fischer aus Nürnberg und dessen beide Fräulein Töchter aufmerksam, welche im Laufe dieser Woche einige öffentliche Produktionen geben werden. Das Spiel der Genannten ist dezent, gefühlvoll und beurkundet eine eminente Fertigkeit. Auch ihre Gesangsvorträge sind sehr gut, und besonders dürften die geschickt arrangirten scherzhaften Quodlibets viel Unterhaltung gewähren.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 12. Sept. Gastdarstellung des Hrn. Ira Aldridge. Macbeth, Trauerspiel in 5 Abth. von Shakespeare, nach der Uebersetzung von A. Schlegel und L. Tieck. Die Ouverture und die zur Handlung gehörige Musik ist von L. Spohr. Macbeth: Hr. Ira Aldridge, in englischer Sprache. (Hr. Ira Aldridge wird auf seiner Durchreise nach London nur in dieser einen Gastrolle auftreten.)

Mittwoch, 13. Sept. Die Stumme von Portici, große Oper in fünf Acten von Scribe. Musik von Auber. Elvira: Frau Jagels-Roth. Sechstes aufgehobenes Meß-Abonnement.

Druck und Verlag von Holter und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 219. Mittwoch, den 13. September 1854.

Gabriels Hochzeit.

Nach Dickens' Household Words von W. F.

(Fortsetzung.)

„Ist der Boden feucht? Antworte mir, ich befehle es Dir! Ist der Boden feucht?“ fragte der Alte lebhaft und mit schwerem Athem. Gabriel erhob sich, eilte ans Bett und flüsterte ihm zu, daß kein Tropfen Regen in die Hütte gedrungen sey. Als er diese Worte gesprochen, sah er, wie das Antlitz des Großvaters sich änderte; die scharfen Züge schienen plötzlich zusammen zu schrumpfen; der lebhafte Ausdruck derselben wurde im Nu wie nichtssagend und dem Tode ähnlich. Dazu änderte sich die Stimme; sie klang nicht mehr rauh und mürrisch; ihre Töne wurden wunderbar sanft und friedlich, als der alte Mann wiederum sprach.

„Ich höre noch das Herabtröpfeln“, sagte er; „ich höre es stärker und deutlicher als jemals! Dieses geisterhafte Wasserherabtröpfeln ist das letzte und sicherste von den verhängnißvollen Zeichen, die uns in dieser Nacht den Tod Deines Vaters und Deines Bruders verkündigt haben, und ich weiß nach dem Platze, von wo aus ich es gehört habe — von dem Fußende des Bettes her, auf dem ich liege — daß es für mich eine Mahnung ist, daß mein eigenes Ende herannaht. Ich werde zu meinem Sohne und meinem Enkel gerufen, die mir vorausgegangen sind; meine Prüfungszeit in dieser Welt ist endlich vorüber! Laß Rose und die Kinder nicht hereinkommen, wenn sie wach seyn sollten; sie sind zu jung, um dem Tode ins Antlitz zu sehen.“

Gabriels Blut gerann in den Adern, als er diese Worte hörte, als er des Großvaters Hand berührte und eine Kälte empfand, vor der seine eigene Hand zurückbebte, als er auf das Rasen des Sturmes horchte und wußte, daß jede Hülfe von der Hütte weit, sehr weit entfernt war. Doch trotz des Sturmes, der Finsterniß und Entfernung kam es ihm auch nicht auf einen Augenblick in den Sinn, die Pflicht zu versäumen, die ihn von seiner Kindheit an gelehrt war, die Pflicht, einen Geistlichen an das Bette des Sterbenden zu rufen. „Ich werde Rose herholen“, sagte er, „damit sie bei Euch wacht, so lange ich fort bin.“

„Bleib!“ rief der alte Mann; „bleib, Gabriel, ich flehe Dich an, ich befehle es Dir, mich nicht zu verlassen!“

„Der Geistliche — Großvater — Eure Beichte —“

„Ich werde Dir beichten. In dieser Finsterniß und bei diesem Sturme kann Niemand über die Haide gehen. Gabriel, ich liege im Sterben; — ich würde todt seyn, ehe Du zurückgekehrt wärest. Gabriel, um der heiligen Jungfrau willen, bleibe bei mir, bis ich sterbe — meine Zeit ist kurz — auf mir lastet ein schreckliches Geheimniß, das ich irgend Jemand anvertrauen muß, bevor mich der letzte Athemzug verläßt. Lege Dein Ohr an meinen Mund! Rasch, rasch!“

Als er diese Worte gesprochen, ließ sich von der andern Abtheilung des Raumes her ein Geräusch hören, die Thüre öffnete sich halb, und Rose, von Schrecken erfüllt, sah ins Zimmer. Die wachsamen Augen des alten Mannes, selbst im Tode noch argwöhnisch, bemerkten sie sofort. „Geh zurück!“ rief er mit schwacher Stimme, bevor sie noch ein Wort hervorbringen konnte; „geh zurück — treibe sie fort, Gabriel, und nagle die Thürklinge fest wenn sie nicht von selbst zubleibt!“

„Theure Rose, geh wieder hinein“, bat sie Gabriel flehentlich. „Geh und sorge dafür, daß uns die Kinder nicht stören; — Du machst nur seinen Zustand schlimmer, Du kannst uns gar nichts helfen!“

Das Mädchen gehorchte, ohne ein Wort zu erwiedern, und die Thüre schloß sich wieder. Während der Alte seinen Enkel am Arme festhielt und die Worte: „Rasch, rasch! Dein Ohr an meinen Mund!“ wiederholte, hörte Gabriel, wie Rose zu den Kindern, die beide wach waren, sagte: „Laßt uns für den Großvater beten!“ Und wie er niederkniete an der Seite des Bettes, drangen die süßen, kindlichen Töne seiner kleinen Schwestern, so wie die sanfte und unterdrückte Stimme Rose's, die den Kleinen das Gebet vorsagte, in sein Ohr und vermischten sich mit dem feierlichen Rauschen des Sturmes und des Meeres, und übertönten zugleich in ruhiger und wunderbarer Reinheit das heisere, von schwerem Athem begleitete Flüstern des sterbenden Mannes.

„Ich leistete einen Eid, es nicht zu sagen, Gabriel — beuge Dich näher heran! Ich bin schwach, und die im andern Raume dürfen kein Wort hören; ich leistete einen Eid, nichts zu sagen, aber der Tod ist ein Mahner an alle Menschen, einen solchen Eid wie diesen zu brechen. Sey aufmerksam und laß kein Wort von Dem verloren gehen, was ich sage. Blicke nicht immer ins Zimmer hinein; die Blutschuld hat es auf immer besudelt! Still, ruhig! Laß mich reden. Nun Dein Vater todt ist, kann ich das schreckliche Geheimniß nicht mit ins Grab nehmen. Jetzt erinnere Dich, Gabriel — versuche, Dich der Zeit zu erinnern, bevor ich bettlägerig ward — vor zehn Jahren oder länger, etwa sechs Wochen vor dem Tode Deiner Mutter; nun, Du wirst Dich schon erinnern können. Du und die andern Kinder, ihr waret Alle in diesem Zimmer bei der Mutter; ihr schliefet Alle, glaube ich; es war Abend, doch nicht sehr spät, vielleicht neun Uhr. Dein Vater und ich standen an der Thüre und sahen im Mondlicht auf die Haide hinaus. Er war zu derselben Zeit so arm, daß er gezwungen ward, sein eigenes Fischerboot zu verkaufen und keiner der Nachbarn wollte ihn mit auf den Fischfang nehmen; denn Dein Vater war bei keinem derselben beliebt. Plötzlich sahen wir einen Fremden gegen uns daher kommen; es war ein sehr junger Mann mit einem Ränzel auf seinem Rücken. Er sah anständig

aus, obgleich er nur ärmlich gekleidet war. Er kam auf uns zu und sagte uns, er sey todtmüde, er glaube nicht, daß er noch in dieser Nacht die Stadt erreichen werde, und daher bat er uns, wir möchten ihm ein Obdach bis morgen geben. Dein Vater sagte dieß zu, doch dürfe er kein Geräusch machen, denn seine Frau sey krank und die Kinder schliefen. Er bemerkte, er bedürfe weiter nichts, als am Feuer schlafen zu können. Wir konnten ihm nichts weiter bieten, als Schwarzbrod. Er hatte jedoch bessere Nahrungsmittel bei sich, als dieß, und öffnete seinen Ränzel, um sie hervorzuholen und — und — Gabriel, ich sinke um — zu trinken! — etwas zu trinken — ich verschmachte vor Durst!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Slaven der Türkei.

V.

Die Bulgaren.

Mit den nachstehenden Skizzen über die Bulgaren und den von ihnen bewohnten Landstrich schließen wir unsere Auszüge aus dem Buche über „Die Slaven der Türkei, nach dem Französischen des Cyprien Robert" (Stuttgart, Frankh'sche Verlagsbuchhandlung).

Kein Theil des ottomanischen Reiches ist so stark bevölkert, wie Bulgarien; es hat Dörfer in sehr großer Menge, die der Reisende indessen kaum bemerkt, weil sie von den Straßen entfernt verborgen liegen. Die Entwickelung der Cultur, die, alles Gesträuche zerstörend, nur die großen Bäume verschont hat, macht unstreitig die Vertheidigung des Landes für die Eingeborenen minder leicht, und ein Parteigänger-Krieg würde hier nicht so glücklich ausfallen als in den griechischen und serbischen Provinzen. Bulgarien starrt indessen von Gebirgen, deren Pässe unüberwindlich würden, sobald die Einwohner darin übereinstimmten, dieselben dem Feinde zu verschließen. Die bedeutendsten von diesen Bergen, welche die alte Rhodope bilden, streben senkrechter zum Himmel empor als die abschüssigsten Pics der Alpen. Das alte Griechenland betrachtete dieselben als die höchsten Gipfel des Erdballs. Man gelangt durch dieselben durch sieben schon im Alterthum bekannte schmale Oeffnungen; die bedeutendsten von diesen Oeffnungen sind: das Trajans-Thor bei Isladi, das Eiserne Thor, das sich vor Ternovo findet, in dem höchsten Theile der Bergkette, und das von Schumla, jenseits Aidos. Dieß sind die wahren Pforten von Stambul. Auf der Landseite hängt die Ruhe der türkischen Hauptstadt auf diese Art von dem Willen der Hirten des Balkan ab.

Trotz der vielen Berge, trotz des Schnees, der im Winter ihre Abhänge bedeckt, ist Bulgarien eines der fruchtbarsten Länder von Europa. Alle Produkte gemäßigter Klimate gedeihen im Ueberfluß. Der Humus bedeckt die Berge bis zu ihrem Gipfel. Auf den Ketten ruhen in den Wolken verborgene Prairien, zu denen man durch Wälder von Kirschenbäumen, Pflaumenbäumen, Nußbäumen mit majestätischem Laubwerk und Haselstauden hinansteigt, die so dick werden, wie die Eichen. Der metallische Reichthum der Gebirge beurkundet sich hinreichend durch die Gold- und Silberflittern, welche die Bäche mit sich führen. Die einzigen bemerkenswerthen Industriezweige der Bulgaren sind indessen die Fabrikation von groben Tüchern und die Bereitung von Rosenöl. Diese Essenz, die ausgezeichnetste von allen orientalischen Parfumerien, verdankt man gegenwärtig ausschließlich der einfachen Bevölkerung des Balkan; aber der beträchtliche Nutzen, den der Verkauf dieses Erzeugnisses in ganz Europa abwerfen müßte, wird ihr durch die gierigen Armenier entzogen, denen es gelungen ist, sich das Monopol dieses Handels und so vieler anderer zu verschaffen.

Einzig und allein von der Ackerbauthätigkeit des Bulgaren berührt und die Plackereien vergessend, die denselben niederdrücken, schildern die englischen Touristen diesen Theil des orientalischen Reiches als ein irdisches Paradies, wo Alles Freude ist, wo Milch und Honig fließen. Die Wirklichkeit gleicht diesem Gemälde nicht sehr. Nichts erinnert mehr an die Flecken der Wilden als ein Selo (Bulgarendorf). Stets von der Landstraße oder dem freien Boden, dem man diesen Namen gibt, entfernt, folglich unsichtbar für die Mehrzahl der Reisenden, dehnt sich der Selo meistens der Länge nach auf einer Prairie am Rande eines Baches aus, der ihm als Graben und natürliches Schutzmittel dient. Diese Dörfer sind sehr zahlreich und folgen sich beinahe Meile für Meile. Jeder Selo besteht aus vier bis fünf Höfen oder Gruppen von Häusern, die von einander durch Räume getrennt sind, worauf Gras wächst. Zehn bis zwölf Hütten bilden beinahe immer einen Hof. Diese Hütten sind bald aus Weidengeflechte gebaut, wodurch sie großen Körben ähnlich werden, bald sind sie in die Erde gegraben und mit einem konischen Dache von Stroh oder von untereinander geworfenen Baumzweigen bedeckt. Jedes Geschöpf hat seine abgesonderte Wohnung in dieser Arche der Wüste; man findet Hütten für Hühner, für Schafe, für Schweine, für Ochsen, für Pferde. Inmitten dieser zahlreichen Zuthaten seiner Wohnung nimmt der bulgarische Bauer eine Hütte ein, die ihm zugleich als Speisekeller, als Speicher, als Küche und als Schlafzimmer dient. Man schläft auf Pelzen, die auf dem Boden um den Herd, ein dreieckiges, mitten im Zimmer ausgegrabenes Loch ausgebreitet werden. Diese dunkeln Wohnungen erheben kaum ihr Dach über den Erdboden; man steigt in dieselben auf einer Treppe von ein paar Stufen hinab und die Thüren sind so niedrig, daß man sich bücken muß, um eintreten zu können. Nichtsdestoweniger sind diese armseligen Wohnungen im Inneren so reinlich und ausgeschmückt als nur immer möglich, was von der unermüdlichen Baba (der bulgarischen Hausfrau) herrührt, für welche Beschäftigung so nothwendig ist, daß sie ihren Rocken spinnt, sogar während sie kocht, während sie ihre Waaren auf den Markt trägt. Der melancholische Storch nistet gewöhnlich auf diesen pyramidenförmigen Hütten, wie über dem Kamine des polnischen Bauern; auf seinen langen Beinen stehend, sein weites Nest Tage lang bedeckend, ohne daß die mindeste Bewegung, der geringste Schrei sein Daseyn verräth, ist dieser heilige Vogel eines von den auffallendsten Symbolen der asiatischen Civilisation.

Das Gepräge der Nationalität der bulgarischen Städte, der spezielle Charakter, der sie von anderen Städten der Türkei unterscheidet, springt beim ersten Anblick nicht sehr scharf in das Auge; eine aufmerksamere Prüfung enthüllt jedoch die ländlichen Gewohnheiten der Einwohnerschaft. Es herrscht weniger Luxus in den bulgarischen Städten als in den Städten der Türken; dagegen ist mehr Ueberfluß an den für das Leben erforderlichen Gegenständen. Die Heerden wandern friedlich in den Straßen umher, die Ziegen fressen das Gras auf den Plätzen. Die Eßwaaren-Magazine bieten reichliche Quantitäten von Obst, während die Buden der Waffenschmiede, gewöhnlich die Glanz- und Ehrenpunkte der orientalischen Bazars, in geringer Anzahl vorhanden sind und wenig besucht werden. Jede große bulgarische Stadt hat ihre in einem Thurme angebrachte Uhr, welche die Stunden schlägt, aber auf türkische Weise. Jedes Gebäude aus neuerer Zeit ist von Holz; bei den alten Monumenten ist der ehmalige ottomanische Glanz durch die äußerste Filzigkeit ersetzt worden. Die meisten Städte dieser Art, wie Sophia, Widdin, Ternovo, Philibe, haben bei ihrem Eingang nur noch plumpe Portale von quergelegten Balken, so daß der Reisende glauben sollte, er setze den Fuß in einen verwüsteten Maierhof. So sind die Städte beschaffen, die der Bulgare gebaut hat, die er mit Lebensmitteln versorgt und wo er noch die Mehrzahl der Bevölkerung bildet;

aber seit drei und einem halben Jahrhundert darf er nicht mehr in dieselben eintreten, ohne vom Pferde abzusteigen, und er geht nur zu Fuß an den türkischen Wachen vorüber; höchstens wenn er reich und sehr angesehen ist, hat er das Recht, auf einem Esel durch die Stadt zu reiten.

Kunstbericht.

Frankfurt, 9. September.

Ausstellung im Kunstverein. Schnorr's Bilderbibel. Der Miniatur-Salon des Rheinischen Taschenbuchs für 1855. Das Gutenbergs-Denkmal.

Indem wir über die Kunstthätigkeit in Frankfurt während der letzten Monate, die sich durch Ausstellung von Gemälden in den dem Kunstverein eingeräumten Sälen des Städel'schen Instituts kund gegeben hat, Bericht erstatten, kann es nicht in unserer Absicht liegen, alle die einzelnen zur Ausstellung gekommenen Bilder näher besprechen zu wollen; es ist uns nur darum zu thun, von der Thätigkeit hiesiger Künstler ein Bild zu geben und auf die jüngeren Talente aufmerksam zu machen, die Größeres hoffen lassen. Daß dabei nur wenige von der Ferne zugeschickte Werke erwähnt werden können, liegt in den sehr spärlichen Zusendungen von Seiten auswärtiger Künstler, eine Thatsache, die zum Theil wohl ihren Grund haben mag in der geringen thätigen Betheiligung der hiesigen Wohlhabenden, zum Theil aber auch darin, daß die große Münchner Kunstausstellung die Kräfte der deutschen Künstler ausschließlich in Anspruch genommen hat. Man hat sich schon oft bitter tadelnd darüber ausgesprochen, daß die wohlhabenden und reichen Frankfurter, deren es doch im Verhältniß zu andern Städten gleichen und selbst höheren Ranges sehr viele gebe, ihren Kunstsinn so wenig im Ankauf von Gemälden zeigten, und dieser Tadel ist allerdings nicht ungegründet. Man sieht recht gerne etwas Schönes und hat auch wohl den Sinn dafür, es würdigen zu können, aber in dem Ausgabebudget der Meisten ist der Posten Kunst und Wissenschaft noch sehr schwach bedacht. Man vergesse aber nicht, daß die Kunst bei uns noch sehr jung ist und daß die hier vorherrschende Richtung auf die materiellen Interessen eben gerade unsere Stadt zu Dem gemacht hat, was sie unter den Städten unseres Vaterlandes ist. Daß diese vorherrschende Richtung nicht zu einem schmählichen egoistischen Materialismus ausgearbeitet ist, das beweisen aufs Erfreulichste die vielen herrlichen milden Stiftungen, die wie das vortreffliche Fremdenhospital, die Senckenbergische Stiftung und der polytechnische Verein unsere Vaterstadt beneidenswerth vor so vielen machen. Lassen wir daher die Zeit walten und freuen uns einstweilen Dessen, was wir im Gebiete der Kunst aufzuweisen im Stande sind. Von bedeutenden Gemälden fremder Maler haben wir nur zwei Landschaften anzuführen, die den Stempel der Meisterschaft an sich tragen. Es sind dieß zwei Landschaftsbilder: „Der Lyskamm", von Zermatt aus gesehen, von Calame aus Genf, von dem das Institut eine vortreffliche Landschaft besitzt, und „Ein Schneesturm" von Kauffmann aus Hamburg, dem Meister in Darstellung von Nebel, Schnee und Sturm. Von hiesigen Landschaftmalern sind manche tüchtige Bilder zur Ausstellung gekommen. Von Eugen Peipers, der besonders als Zeichner schon lange einen wohlbegründeten Ruf besitzt und als Lehrer sehr zu empfehlen ist, sahen wir Ansichten von „Falkenstein", „Oppenheim" und dem „Forstgarten bei Neuenheim". Besonders die Ansicht von Oppenheim war vortrefflich in der Composition und Zeichnung und zeigte auch einen nicht unbedeutenden Fortschritt in der Malerei. J. C. Heerdt brachte als Frucht seiner Reise nach Süd-Tirol und Oberitalien eine äußerst feine und warme, schön empfundene Darstellung von „Riva am Gardasee" und eine sehr poetische „Abendlandschaft". Auch H. Funk, der nun seine Stelle als Professor an der Akademie in Stuttgart angetreten hat, wählte Riva und überhaupt die reizenden Ufer des Gardasees zum Gegenstande mehrerer Compositionen, die so viel Beifall fanden, daß er sie wiederholt malen mußte. In den letzten Monaten seines hiesigen Aufenthaltes beschäftigte ihn eine große Composition, deren Motiv das „Schloß Tirol bei Meran" ist. Es verspricht dieselbe ein Hauptbild des poetischen Künstlers zu werden, das zwar den alten sinnigen Meister erkennen läßt, aber doch durch den neuen großen Gegenstand und die kräftige Art der Behandlung eigenthümlich werden wird. Er hat das Motiv im Kleinen bereits mehrere Male benützt. Möchte uns der Genuß desselben nicht entgehen! Eine „Landschaft" von Maurer zeigte von sehr gediegenem Streben; auch die „Winterlandschaft" von Reiff bot, wenn man die Schwierigkeit des Gegenstandes in Anschlag bringt, Erfreuliches. Die Landschaften von W. Lindenschmidt: „Herbstabend im Wald" und „aus der Bretagne" haben, besonders letztere, zu wenig Charakteristisches; die Landschaft „nach dem Gewitter" von H. Hoffmann erschien etwas glasig in der Malerei; dagegen sprach eine andere Landschaft von H. Zwecker: „Taunusgegend" durch ihre Einfachheit und Wahrheit an, wenngleich die Färbung, namentlich im Mittelgrunde links, bei dem ziemlich heiteren Himmel lebhafter seyn dürfte. In der „Landschaft" von G. Malß vermißte man dieß nicht. Zuletzt nennen wir die landschaftlichen Darstellungen von T. Schmitson: „Pferde und Rindvieh"; „Ackernde"; „Pferde, Wasser suchend". Sie gehören eigentlich mehr zum Genre der Thiermalerei und versprechen auf diesem Felde Bedeutendes von dem jetzt erst auftretenden Künstler. Die Darstellungen sind voll Leben und Energie; die Eigenthümlichkeiten des Thierlebens äußerst fein belauscht und charakteristisch wiedergegeben; auch in dem Landschaftlichen finden sich vortreffliche, originelle Einzelheiten; die Malerei möchte zu sehr der französischen Manier huldigen; besonders bei dem großen Bilde: „Ackernde" tritt dieß nicht wohlthuend entgegen in dem frisch gepflügten Felde, das den größten Theil des Bildes ausfüllt. Das Erscheinen dieser Bilder hat übrigens mit Recht freudiges Aufsehen unter den Künstlern erregt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Ein englischer Faust.) In London wird in einem Theater jetzt täglich, wie Eduard Devrient erzählt, ein Stück, „Faust und Margaretha", aufgeführt und das Haus ist bei jeder Vorstellung überfüllt. Es ist eine Zauberposse, ein geschmack- und taktloses Machwerk. Der Spaziergang im Garten findet im Mondschein bei Gretchens Hause statt. Wagner, der den Clown (Hanswurst) abgibt und Gretchen hoffnungslos liebt, ist dem Mephistopheles im Wege, er läßt ihn darum von einer Bremse verfolgen und bald darauf kommt der arme Teufel mit einer rothen geschwollenen Nase zurück. Da er sich, um zu lauschen, hinter einem großen Baume hält, die alte Martha ihn aber bemerkt und um ihren guten Ruf besorgt wird, so schleudert das Zauberwort Mephistos den Horcher in den Stamm des Baumes hinein. Faust kommt dann mit Gretchen, sie setzen sich auf die Bank unter dem Baume und er beginnt seine Liebeserklärung. Jedesmal aber, wenn er recht zärtlich wird, hört man den Spaßmacher Wagner in dem Baumstamme dagegen eifern, so, als wenn Jemand, der recht eifrig reden will, der Mund zugehalten wird. Dieß wiederkehrende Spiel und das Gelächter des Publikums gibt die Würze der Liebesscene ab.

Der eigentliche Anziehungspunkt ist aber die Himmelfahrt Gretchens, die von Engeln in genauer Nachbildung der Gruppe auf dem Bilde der heiligen Katharina von Mücke, aus dem Dache der allmälig versinkenden Kirche emporgetragen wird. Diese Veranstaltung, die Herstellung der Gruppe, vor Allem aber die wunderbare Beleuchtung derselben gehören allerdings zu den glänzendsten Theatereffecten, die man je gesehen hat.

(Eine Entführung.) Unlängst gehörte unter die Pariser Tagesgespräche die Entführung einer verheiratheten Tochter durch ihre Mutter, jetzt erzählt man sich den umgekehrten Fall, nämlich, daß eine Mutter von ihrer eheleiblichen Tochter entführt worden. Das Abenteuer ist seltener und seltsamer Art und macht daher um so mehr Aufsehen. Die fragliche Mutter ist eine bejahrte vornehme, reiche und stattliche Dame, ja bereits Großmutter; ihre Tochter ist längst verheirathet und erfreut sich einer zahlreichen Familie. Trotz dieser Nachkommenschaft hat die würdige Großmama sich in einen alten noch ziemlich hübschen und stammhaften Herrn — ohne Vermögen — verliebt, und ihm in einem ihrer letzten Gespräche unter vier Augen ihre Hand zugesagt. Die Tochter aber, eine resolute Person, hat in einer Regung von Zärtlichkeit, weniger für die Mutter als für deren Enkel, in diesen Tagen die alte verliebte Verlobte entführt und sucht sie jetzt durch die Annehmlichkeiten einer weiten Reise im Auslande von ihren Liebesgedanken abzubringen. Ob die Kur glücken wird, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen.

Im Lager von Varna oder Dever herrscht eine solche Langeweile, wie ein englischer Korrespondent meldet, daß der Tag 52 und die Nacht 63 Stunden hat und zwei Romane, die sich mit ins Lager gefunden haben, blätterweise von Hand zu Hand circuliren, so daß man, aus der Noth eine Leihbibliothekstugend machend, fünf Bände zu einer ganzen Bibliothek gemacht hat, aus der die ganze Armee versorgt wird. Man hat in England jetzt Leihbibliotheks-Proviant bestellt, damit die Protektoren der Türkei, die nichts von den Russen befürchten, nicht von ihrer eigenen Langeweile getödtet werden, und so als moderne Kriegshelden der Civilisation fallen.

(Wiesbaden, 6. Sept.) Gestern begab sich am Roulette der merkwürdige Fall, daß einem Spieler die Nummer 31 fünf Mal hinter einander herauskam und der Spieler, der je einen Napoleon gesetzt hatte, in wenigen Minuten 1700 fl. gewonnen hatte, mit denen er sich zurückzog.

L i t e r a t u r.

Vorträge über christliche Kirchengeschichte für Gebildete. Von Lic. Karl Sudhoff. Zwei Bände. Frankfurt am Main. J. D. Sauerländer's Verlag 1855.

Im verflossenen Winter hielt Herr Pfarrer Sudhoff vor einer zahlreichen Versammlung Vorträge über die christliche Kirchengeschichte. Auf den Wunsch vieler seiner Zuhörer hat er dieselben für den Druck ausgearbeitet und dadurch einem fühlbaren Bedürfnisse abgeholfen. Das Werk ist zunächst nicht für Theologen, sondern für gebildete Gemeindeglieder bestimmt. Diesen will der Verf. die großen Resultate der geschichtlichen Entwickelung der christlichen Kirche in festen Umrissen und klaren Zügen vorführen. Er ist dieser Aufgabe völlig gewachsen, denn er besitzt eine umfassende Kenntniß des weitschichtigen Materials; man fühlt es seinen Vorträgen an, daß er nicht bloß abgeleitete Bearbeitungen, sondern die Quellen zu Rathe gezogen hat; er ist außerdem mit den neuesten Forschungen auf diesem Gebiete innigst vertraut, darum suchen wir auch in seinem Werke vergebens jene Märtyrerlegenden oder jene pietistisch erbaulichen Züge aus dem Leben der Erweckten, womit man populäre Darstellungen zu würzen pflegt, sondern mit frischem Geiste überschaut er die große Weltbewegung, welche sich in dem Entwickelungsprozesse der christlichen Kirche vollzog; mit scharfem Blicke nimmt er die Erscheinungen wahr, in denen sich die Momente dieser Bewegung charakterisiren; in einfacher, würdiger Sprache stellt er sie dar. Ueberall tritt das Wesentliche in den Vordergrund; wo er spezialisirt, geschieht es nur, um jenes zu erläutern und zur concreten Anschauung zu bringen. So gestaltet sich der unermeßliche Stoff in schöner organischer Gliederung zu einem übersichtlichen Ganzen, dessen Theile leicht und naturgemäß verbunden sind. Jeder einzelne Vortrag ist ein abgerundetes Bild, das eine oder mehrere verwandte Zeitrichtungen in ihren wichtigsten Erscheinungen schildert und meist ist eine dieser Erscheinungen so eingehend behandelt, daß sie zugleich die übrigen mitbeleuchtet und lebhafte Eindrücke zurückläßt. Ungeachtet der Wärme und Entschiedenheit, womit der Verf. seine persönliche Ueberzeugung vertritt, ist seine geschichtliche Auffassung doch unbefangen und parteilos. So scharf er den Verfall der römischen Kirche im Mittelalter aufdeckt, so offen ist sein Auge für alles wahrhaft Christliche, was auf diesem Lebensgebiete zu Tage kommt. Obgleich ihn sein Standpunkt unverkennbar auf die Seite Zwingli's und Calvin's zieht, so ist er doch in der Würdigung Luther's und seiner Verdienste gerecht; er will die Union aufrichtig, aber nicht die alles Spezifische nivellirende Union, sondern die wahre freie Einigung, welche die Einheit in der Verschiedenheit freudig anerkennt und festhält.

Möchte das Werk des Herrn Sudhoff zahlreiche Leser finden. Sie werden daraus die großen geschichtlichen Grundlagen kennen lernen, auf denen unsere kirchliche Gegenwart ruht; sie werden diese selbst in ihren Verhältnissen, Bestrebungen und Kämpfen richtiger verstehen; sie werden sich endlich in ihren Ueberzeugungen befestigt und zu einem lebendigen Eifer für die große Sache des Protestantismus erwärmt fühlen. Der Preis ist bei dem Umfang und der schönen Ausstattung des Buches äußerst billig gestellt.

D e u t s c h e T o n h a l l e.

Um den im vierten Ausschreiben für einen Quintettsatz für Blasinstrumente ausgesetzten Preis sind seiner Zeit zwölf Bewerbungen eingekommen. Die erwählten Herren Preisrichter waren die Herren General-Musikdirektor F. Lachner, Hofkapellmeister C. G. Reißinger und General-Musikdirektor Dr. Spohr. Den Preis erhielt das Werk mit dem Spruch: „Ob ich's wage!" von Hrn. K. J. Bischoff in Frankfurt a. M. einstimmig zuerkannt; besondere Belobung das Werk des Hrn. Pfarrer P. Müller in Staden bei Friedberg, und belobt wurden die Werke der Herren Musikdirektor K. Hering und Wilh. Drabitius in Berlin. Wegen Rückgabe der Bewerbungen haben wir uns nach den Satzungen (14 i) zu richten. — Die auf das fünfte Preisausschreiben (Abendmahlgesänge) eingekommenen vierundvierzig Bewerbungen haben wir den erwählten drei Herren Preisrichtern zur Beurtheilung zuzusenden bereits den Anfang gemacht (Satzungen 14 f.)

Mannheim, September 1854. Der Vorstand.

Berichtigung. In dem Gedichte von Hessemer: „Gebet" in Nr. 216 der Didaskalia lese man in der zweitletzten Zeile der letzten Strophe statt „sich": „sieh' den Dank".

T h e a t e r - A n z e i g e.

Mittwoch, 13. Sept. Die Stumme von Portici, große Oper in fünf Acten von Scribe. Musik von Auber. Elvira: Frau Jageltz-Roth. Sechstes aufgehobenes Meß-Abonnement.

Donnerstag, 14. Sept. (Neu einstudirt): Die Erzählungen der Königin von Navarra, oder: Revanche für Pavia, Lustspiel in fünf Acten. Margaretha: Fräulein Janauschek.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 220. Donnerstag, den 14. September 1854.

Gabriels Hochzeit.

Nach Dickens' Household Words von W. F.

(Fortsetzung.)

Schweigend und todtenbleich goß Gabriel aus dem auf dem Tische stehenden Kruge einigen Cider in ein Trinkgefäß und reichte es dem Alten. So unbedeutend wie dieß Reizmittel war, eben so zeigte sich auch die Wirkung desselben auf den Sterbenden. Seine matten Augen glänzten ein wenig und er verfiel dann in denselben flüsternden Ton wie vorher.

„Er holte sehr eilig die Nahrungsmittel aus seinem Ränzel hervor, so daß auch einige andere kleinere Gegenstände, die sich in demselben befanden, zu Boden fielen. Unter diesen war eine Brieftasche, welche Dein Vater aufhob und sie ihm zurückgab. Der Fremde steckte sie in seine Rocktasche; es war aber an einer Seite der Brieftasche ein Riß und durch denselben drängten sich einige Banknoten hervor. Ich sah sie und Dein Vater auch (rücke nicht zurück, Gabriel; bleib näher bei mir, es ist kein Grund vorhanden, vor mir zurückzubeben). Nun, der Fremde theilte mit uns, wie ein ehrlicher Bursche, seine Nahrungsmittel, dann griff er in seine Tasche, gab mir vier oder fünf Livres, und legte sich darauf am Feuer nieder, um zu schlafen. Als er seine Augen geschlossen, blickte mich Dein Vater in einer Weise an, die mir nicht gefiel. In seinem Benehmen gegen uns lag schon seit einiger Zeit eine gewisse Bitterkeit und Verzweiflung; er war erbittert über seine Armuth, über die Krankheit Deiner Mutter und über das beständige Geschrei der Kinder, die mehr zu essen haben wollten. Wie er mich nun aufforderte, für das Geld, das ich erhalten hatte, einige Nahrungsmittel, etwas Brod und Wein, zu holen, schien es mir nicht gerathen, ihn mit dem Fremden allein zu lassen; ich suchte Entschuldigungen hervor und sagte (was sich auch so verhielt), es sey zu spät in der Nacht, um noch irgend etwas im Dorfe zu kaufen. Doch in großer Aufregung drang er in mich, das zu thun, warum er mich ersucht, und die Leute herauszuklopfen, wann der Laden schon geschlossen sey. So ging ich fort, da ich mich vor Deinem Vater außerordentlich fürchtete — und das war zu jener Zeit bei uns Allen der Fall — doch konnte ich mich nicht dazu entschließen, mich weit vom Hause zu entfernen; ich besorgte, es möchte sich irgend etwas ereignen, obgleich ich nicht zu denken wagte, was sich wohl ereignen könnte. Ich weiß nicht mehr, wie es eigentlich war; genug, nach etwa zehn Minuten schlich ich mich auf den Fußspitzen nach der Hütte zurück und sah durchs Fenster; und sah — o Gott, vergib ihm! — O Gott, vergib mir! — Ich sah — ich — mehr zu trinken, Gabriel! — Ich kann nicht mehr sprechen — mehr zu trinken!"

Die Stimmen im anstoßenden Raume schwiegen, doch während der augenblicklichen Stille, welche jetzt eintrat, hörte Gabriel, wie seine Schwestern Rose küßten und ihr gute Nacht wünschten. Alle Drei waren eben im Begriff, wieder einzuschlafen.

„Gabriel, bete Du selbst und lehre Deine Kinder, zu Gott zu beten, daß Dein Vater dort Vergebung finden möge, wohin ich jetzt gehe. Ich sah ihn, so deutlich, wie ich Dich sehe, niederknieen und sich beugen über den schlafenden Mann mit einem Messer in der Hand. Er nahm die kleine Brieftasche mit Banknoten aus der Tasche des Fremden. Als er sich in den Besitz derselben gesetzt, hielt er sie ruhig noch in seiner Hand und dachte nach. Ich glaube, — o! nein! — nein! — ich bin überzeugt, er fühlte Reue; ich bin überzeugt, er war im Begriff, die Brieftasche an ihre vorige Stelle zurückzubringen, doch in demselben Augenblicke bewegte sich der Fremde und erhob einen seiner Arme, als ob er aufwachen wolle. Nun wurde die Versuchung des Teufels für Deinen Vater zu stark — ich sah ihn die Hand mit dem Messer erheben — aber ich sah nichts weiter. Ich konnte nicht ins Fenster sehen — ich konnte mich nicht bewegen — ich konnte nicht schreien; ich stand mit dem Rücken gegen das Haus gelehnt und es überlief mich ein Schauer, obgleich es eine warme Sommernacht war, und ich hörte kein Geräusch und kein Geschrei aus dem Raume hinter mir. Ich war so in Furcht und Schrecken gesetzt, daß ich nicht weiß, wie lange es dauerte, ehe das Oeffnen der Hausthüre mich aufrüttelte und ich mich umwandte; aber als ich es that, sah ich Deinen Vater im bleichen Mondlichte vor mir stehen und auf seinen Armen trug er den blutenden Körper des unglücklichen Jünglings, der sein Brod mit uns getheilt, der an unserem Herde geschlafen hatte. Stille, stille! Jammere nicht und schluchze nicht in dieser Weise! Ersticke Deine Klagelaute in dem Betttuche! Stille, Du wirst sonst Die im nächsten Raume aufwecken!"

„Gabriel! Gabriel!" rief eine Stimme hinter der Scheidewand. „Was hat sich ereignet? Gabriel! Darf ich herauskommen und bei Dir seyn?"

„Nein! Nein!" rief der alte Mann, indem er seine letzten Kräfte anstrengte, um den Sturm zu überschreien, der eben wieder furchtbar heulte. „Bleib, wo Du bist — komm' nicht heraus — sprich nicht! — ich befehle es Dir! Gabriel!" (und seine Stimme sank wieder zu einem schwachen Geflüster herab) „richte mich auf im Bette; Du mußt das Ganze hören; richte mich auf! Ich bin so erschöpft, daß ich nicht stark sprechen kann. Rücke näher heran und höre — ich kann nicht mehr viel sprechen. Wo war ich doch? Ha! Dein Vater! Er drohte, mich zu tödten, wenn ich nicht schwören wollte, das Geheimniß zu bewahren. Aus Furcht vor meinem Leben schwor ich. Er veranlaßte mich, ihm den Leichnam tragen zu helfen — wir trugen ihn quer über die Haide — o schrecklich! schrecklich! bei hellem Mondschein (richte mich höher auf, Gabriel)! Du kennst die großen Steine jenseits,

die von den Heiden aufgerichtet wurden; Du kennst den hohlen Raum unter den Steinen, den man den „Kaufmanns-Tisch" nennt; hier fanden wir Platz genug, den Leichnam hinzulegen und ihn zu verbergen, und dann stürzten wir, wie von bösen Geistern verfolgt, nach der Hütte zurück. Ich habe es später niemals gewagt, mich diesem Platze zu nähern; niemals, auch Dein Vater nicht! (Richte mich höher auf, Gabriel, ich sinke wiederum). Wir verbrannten die Brieftasche und den Ränzel; niemals erfuhren wir den Namen des Fremden, und das Geld hoben wir auf, um es zu verwenden. (Du hast mich nicht aufgerichtet! Du bist mir nicht nahe genug, um zu hören!) Wenn Du und Deine Mutter wegen des Geldes Fragen an Deinen Vater richteten, sagte er, es sey ein Legat. (Du tödtest mich, Du reißt mich in Stücke, Gabriel, wenn Du in solcher Weise schluchzest.) Das Geld brachte einen Fluch auf uns; der Fluch hat Deinem Vater und Deinem Bruder den Tod in den Wellen bereitet; der Fluch tödtet mich; aber ich habe gebeichtet — sage dem Geistlichen, daß ich gebeichtet, bevor ich gestorben. Halt' sie zurück! Halt' Rose zurück! Ich höre sie aufstehen! Schaffe seine Gebeine unter dem „Kaufmanns-Tische" fort und bestatte sie um Gottes willen! — und sage dem Geistlichen — (richte mich höher auf, richte mich auf, bis ich auf meinen Knieen liege) — wenn Dein Vater noch am Leben wäre, er würde mich getödtet haben — aber sage dem Geistlichen, er möchte für meine schuldige Seele beten — und erinnere Dich des „Kaufmanns-Tisches" — — und zu begraben — und zu beten — und immer zu beten für —"

So lange Rose das schwache Flüstern des alten Mannes hörte — obgleich kein Wort von Dem, was er gesprochen, ihr Ohr erreichte — hielt sie eine eigenthümliche Furcht zurück, die Thüre in der Scheidewand zu öffnen. Doch als die flüsternden Töne, die sie aus ihr unbegreiflichen Gründen so tief erschütterten, zuerst schwächer wurden und dann ganz aufhörten; als sie das Schluchzen hörte, das ihnen folgte, und als ihr ihr Herz sagte, wer Der sey, der im anstoßenden Zimmer so schreckliche Schmerzenslaute ausstoße: da bemächtigte sich ihrer ein Gefühl, stärker als jeder nur denkbare Grad von Furcht, und sie öffnete rasch und ohne zu zittern die Thüre.

Das Deckbett war über den alten Mann heraufgezogen; Gabriel lag neben dem Bette auf seinen Knieen und hatte sein Gesicht verhüllt. Als sie zu ihm sprach, antwortete er ihr weder, noch sah er sie an. Das Schluchzen, das sie so erschütterte, hatte aufgehört; aber er bewegte sich immer noch nicht, und nur einmal, als sie ihn berührte, schauderte er zusammen — schauderte er unter ihrer Hand zusammen. Sie rief seine kleinen Schwestern herein, auch diese sprachen zu ihm, aber er erwiederte ihnen nicht ein Wort. Sie weinten. Eine um die andere baten ihn mit den zärtlichsten Worten; doch der betäubende Schmerz, der ihn der Sprache und der Bewegung beraubt hatte, widerstand der Macht menschlicher Thränen, er war stärker als die Kraft menschlicher Liebe.

(Fortsetzung folgt.)

Kunstbericht.

Frankfurt, 9. September.

(Schluß.)

Im Fache der Historie hatten wir nur ein sehr bedeutendes Bild, das von E. Steinle: „Petri Predigt am Pfingstfeste", ein Altarblatt, wenn wir nicht irren, für eine protestantische Kirche in Königsberg. Es hat dieses neueste Werk des großen Meisters das lebhafteste Interesse in Anspruch genommen; man kann es als eine sehr bedeutende Leistung auf dem Felde der kirchlichen Historie bezeichnen. Die Zeit, in der es ausgestellt war, liegt uns schon zu fern, als daß wir ein näheres Eingehen wagen dürften. Wir erwähnen nur, daß der Künstler mit meisterhafter Berechnung den großen Gegenstand in die gegebene, sehr ungünstige Form gebracht hat. Die Technik darin ist des Meisters würdig. Dieselbe Meisterschaft hat er auch bewährt in seinem: „Landsknecht", obgleich uns dieser Gegenstand in der Größe weniger angesprochen hat.

An diese Bilder reiht sich: „Hagar und Ismael" von H. Hasselhorst, eine schöne Composition, sehr tüchtig ausgeführt, die in diesen Blättern schon von anderer Seite her ihre Würdigung gefunden hat. Die Kohlenzeichnung desselben Künstlers: „Häusliche Scene" verräth einen vortrefflichen Humor, der in der tüchtigen Zeichnung erquickend zu Tage tritt. Von Hasselhorst sahen wir auch in der letzten Zeit einige Porträte, die von großartiger Wirkung sind, unendlich treu und dabei durchaus seelenhaft. Tüchtige „Porträte" kamen auch zur Ausstellung von Lunteschütz, A. Humbert u. A. „Das Schärflein der armen Wittwe" von Adolph Schmitz war uns für den großen Raum zu kleinlich in der Composition und trotz der brillanten Malerei zu unbedeutend in der Wirkung. Ein Genrebild von M. Oppenheim: „Die Mutter mit dem Kinde am Kloster", mit der bekannten Virtuosität in Lichteffekten gemalt, machte einen wohlthuenden Eindruck. Auch eine Dame, Elisabeth Schultz, soviel wir wissen Lehrerin im Blumenmalen, zeigte in einem „Stillleben", daß diese kleinere Gattung des Genre noch ihre Freunde findet.

In den letzten Tagen macht die Ausstellung lebensgroßer Porträte aus dem photographischen Atelier des Herrn Seip Aufsehen; jedoch bedürfen diese Versuche noch mancher Verbesserungen, wenn sie vollkommen genügen sollen.

Wir knüpfen an diesen Bericht über die Kunstthätigkeit in unserer Stadt die Erwähnung eines Kunstwerkes, dessen weiteste Verbreitung wir von ganzem Herzen wünschen. Es ist dieß: „Die Bibel in Bildern" von Julius Schnorr von Carolsfeld. Georg Wigand in Leipzig, der eifrigste Beförderer der Holzschneidekunst, der sich den bleibenden Ruhm erworben hat, das Fach der Illustrationen, das sich in unserer Zeit riesenmäßig ausdehnt und die Kunst erst recht populär macht, neu geschaffen zu haben, indem er den Holzschnitt, der ganz eigentlich zur Illustration gemacht ist, in großartigem Maßstabe anwendete, — dieser unternehmende Mann hat dem großen Künstler die Mittel geboten, dem Drange seines religiösen Geistes folgend, eine vollständige Bibel in Bildern zu schaffen. Das Werk soll 240 Darstellungen in groß Quarto umfassen und wird in 30 Lieferungen zu 8 Blättern ausgegeben, und zwar in einer Prachtausgabe und einer anderen für das Volk, die aber auch aufs schönste ausgestattet ist und nur 18 fl. kostet, so daß das einzelne Blatt nicht ganz fünf Kreuzer zu stehen kommt. In welchem Geiste der Künstler die biblische Geschichte aufgefaßt hat, zeigt ein Brief desselben, den Professor Bruno Lindner, sein Freund, der den erklärenden Text zu schreiben übernommen, seiner Einleitung beigefügt hat. Darin heißt es: „Die biblische Geschichte ist von anderer Art als andere Geschichten. Jedes Ereigniß, das sie erzählt, jeder Umstand, den sie berichtet, jede Person, die sie schildert, tritt in ein ganz anderes Verhältniß zu uns als Ereignisse, Umstände und Handlungen, welche in anderen Geschichten aufgezeichnet sind. Daß ein Mann das Liebste, das er besitzt, zu opfern bereit ist, daß ein ernster Bote der Wahrheit einem Fürsten ins Gewissen redet, daß ein junger Mann sich, mit einer Verwandten am Brunnen findet, — das sind Dinge, die oft auch heut zu Tage vorkommen. Darum haben aber die handelnden Personen unserer Tage noch nicht die Bedeutung eines Abraham und Isaak, eines

Nathan und David, oder des Jakob und der Rebekka. Jede Schickung, die uns betrifft, jede Handlung, die wir vollziehen, hat allerdings eine Beziehung zum Ewigen. Ebenso haben auch die in der biblischen Geschichte erzählten Ereignisse ihre menschliche Seite. Insofern ist eine Aehnlichkeit vorhanden zwischen den Dingen, die früher geschehen sind, und denen, die jetzt geschehen. Aber eine Unähnlichkeit liegt darin, daß jene in der biblischen Geschichte berichteten Dinge im Lichte der Wahrheit aus Gott gezeigt werden; daß das Wort Gottes nicht nach menschlicher Auffassung, sondern nach göttlicher Eingebung berichtet. Eine andere Unähnlichkeit ist die, daß die Ereignisse, Umstände und Handlungen, von welchen es spricht, von einer Uranfänglichkeit ausgehen und mit der Hinweisung aufs Ende schließen und dabei den innersten Zusammenhang der Dinge, den Organismus des Weltbaues nach seiner irdischen wie nach seiner überirdischen Seite erblicken lassen. Damit hängt zusammen die dritte Unähnlichkeit, die darin besteht, daß Ereignisse und Handlungen, von welchen Gottes Wort berichtet, wie sie auch seyn mögen, einen vorbildlichen Charakter an sich tragen. Die Bibel ist eine unter göttlicher Unmittelbarkeit gegebene Anweisung, die Entstehung und das Wesen der Welt zu betrachten. Sie enthält die heilige Weltgeschichte. Darum ist sie ein so kräftiges Mittel der Erziehung für Jung und Alt." Wir sind vollkommen einverstanden damit, daß der Bibel ein solch bestimmender Einfluß auf die Erziehung der Menschen beigelegt wird; eine tausendjährige Geschichte und die Erfahrung von Millionen Menschen würden Den zum Schweigen bringen, der dieß bestreiten wollte. Auch sind wir fest überzeugt, daß jede bildliche Darstellung einzig und allein von den Grundsätzen ausgehen kann, die der edle Künstler so meisterhaft dargelegt hat. Von einem so begeisterten Manne, der von seiner Kunst schon so viele glänzende Proben abgelegt hat, läßt sich nur das Gediegenste erwarten. Und in der That bieten die 30 bis jetzt erschienenen Blätter eine Fülle herrlicher, durchaus edler und geistiger Darstellungen, die je nach dem Gegenstande bald in erhabener Größe, bald in rührender Wehmuth, bald in zarter Engelreinheit uns die wichtigsten Begebenheiten des alten und neuen Testamentes erscheinen lassen. Das Werk will ein Werk für sich seyn; daher sind zwar die betreffenden Stellen der Bibel zum Nachschlagen verzeichnet, den bildlichen Darstellungen aber selbst Erläuterungen beigegeben, die als Betrachtungen eines gläubigen Gemüthes anzusehen sind. Ob man ganz damit übereinstimme, thut zur Sache nichts. Das Werk verspricht ein ganz außerordentliches zu werden und könnte wohl bestimmt seyn, die vielen mangelhaften, oft geradezu unwürdigen Bibelillustrationen, die auf künstlerischen Werth kaum Anspruch machen können, nach und nach zu verdrängen. Die Anschaffung ist Jedem möglich gemacht, da die Lieferungen in großen Zeiträumen erscheinen und daher eine kaum nennenswerthe Ausgabe verursachen. Möchte der Erfolg der edlen Absicht entsprechen!

Gerade da wir dieß schreiben, kommt uns der neueste Band des „Rheinischen Taschenbuchs für 1855" zu, das hier bei Sauerländer erscheint. Er enthält, wie die früheren, in dem Miniatur-Salon eine Reihe von Stahlstichen nach Werken lebender Künstler mit erklärendem Texte. Ludwig Richters Porträt und ausführliche Biographie eröffnen denselben. Besonders bemerkenswerth ist außerdem, daß wir hier auch von unserem Landsmanne Ferdinand Fellner, dem berühmten, geistvollen Zeichner, die erste ausführlichere Biographie finden. Ueber diese beiden merkwürdigen Künstler des Weiteren zu sprechen, wird sich wohl bald Gelegenheit finden. Einstweilen verweisen wir auf dieß neueste Taschenbuch, dessen novellistischen Theil wir, als nicht in diesen Bericht gehörend, übergehen.

Schließlich haben wir die Freude, allen Freunden monumentaler Kunst die Gewißheit geben zu können, daß in den nächsten Tagen mit der Errichtung des Gutenbergmonumentes auf dem Platze, wo das Modell bei der Feier gestanden hat, begonnen werden wird. So ist nun nicht mehr zu zweifeln, daß wir bald eines der schönsten Denkmäler besitzen werden, das unsere Stadt zu großer Zierde gereichen wird. Das ehrwürdige Buchdrucker-Triumvirat harrt schon lange in dem Hofe des Städel'schen Instituts auf seine Befreiung und Erhöhung.

Mannichfaltigkeiten.

Das Geheimniß der großen Einnahmen von Sängerinnen, Tänzerinnen, Virtuosen rc. in den Vereinigten Staaten besteht darin, daß hier jede Provinzial-Hauptstadt für eine Metropole, für einen Mittelpunkt der sozialen, wie der politischen Welt sich hält und daher die Bewohner derselben einerseits sich nicht herablassen, nach einer Schwesterstadt zu reisen, um dort etwas Fremdes zu bewundern, während sie es andererseits für ihre Pflicht halten, den fremden Künstlern, die zu ihnen kommen, zu beweisen, daß sie sie eben so gut zu würdigen und zu bezahlen wissen, wie die größere Nachbarstadt.

Man sollte meinen, die Eisenacher müßten aller weltlichen und geistlichen Künste Meister geworden seyn! Seit Jahren haben sich dort alle gelehrten und ungelehrten Körperschaften Stelldichein gegeben. Die Sänger haben gesungen, die Turner gesprungen, die Theologen, die Männer des Gustav-Adolph-Vereins und des Kirchentags haben Theologie und praktisches Christenthum, die Pädagogen Erziehung und Philosophie, die Eisenbahn- und Polizeimänner allerlei Gemeinnütziges, wie sie sagten, getrieben — und dieses Jahr vom 27. bis 29. September werden die Realschulmänner Deutschlands ihre 6. Versammlung da abhalten.

Der Kapitän Penny bringt keine Nachrichten über Franklin aber eine Bestätigung der Ansicht, die er mit vielen Nordpol-Fahrern theilt, und die, lange als ein Schifferaberglaube verlacht, jetzt auch wissenschaftliche Vertheidiger gefunden hat: daß die Temperatur über einen gewissen Breitegrad hinaus wieder wärmer wird. Er fand auf der Rückkehr die Saxifraga unter 76 Grad 2' im Verblühen und 10 Grad südlicher erst im Aufschließen.

Vor kurzem bestieg in Begleitung eines Führers von Interlaken und zweier Gemsjäger ein Franzose, Hyacinthe Dupontavèe de Heussey, die höchste Spitze des Wetterhorns. Bei früheren Versuchen der Besteigung erreichte Blackwell, ein englischer Reisender, verhindert durch Nebel und Schnee, nur eine niedere Spitze desselben, und lange Zeit wurde das Wetterhorn für unbesteigbar gehalten. Der Versuch eines deutschen Reisenden, dasselbe auf der Gründelwalderseite zu erklimmen, mißlang. Indessen hatte schon Professor Hugi, als er unter vielen Gefahren die Höhe des Rosenlauigletschers und das Dissenhorn bestieg, die leichte Besteigbarkeit des Wetterhorns von dieser Seite her erkannt. Endlich am 28. August 1844 wurde der hinterste Gipfel oder das Rosenhorn von E. Desor, Dollfuß, Despaquier und Stengel zum ersten Mal bestiegen.

Wie aus Wien geschrieben wird, hat der kais. Hauptmann Graf Paulovich eine neue, sehr sinnreiche und praktische Methode erfunden, die jungen Leute vom Militär mit 24 Lectionen in der Geographie so weit zu unterrichten, daß sie die Welttheile, Länder, Meere, Berge, Flüsse u. s. w. aus dem Kopfe zeichnen und dieselben benennen können. Diese Methode ist von Sachkundigen

geprüft und für überaus nützlich befunden worden und hat in Folge dessen ein kais. Privilegium erhalten.

Nach einer Berechnung, welche die Kölnische Zeitung bringt, erscheinen in Paris jährlich 470 bis 500 Theaterkritiken in den neun großen Zeitungen, ungerechnet die kleinen Blätter. Und jeder dieser Theaterberichte füllt wöchentlich 10, oft auch 15 Feuilleton-Spalten. Nicht weniger als 22 Feuilletonisten sind dafür thätig, darunter namhafte, wie Jules Janin, H. Berlioz, Fiorentino, Th. Gautier, Eugen Guinot und A. Karr, der Vater der „Wespen". Die meisten werden hoch, am höchsten J. Janin, honorirt, dem allein das eine Theater-Feuilleton, welches er wöchentlich für das „Journal des Debats" schreibt, ein glänzendes Auskommen sichert.

Die von der Pariser Akademie der schönen Künste ausgeschriebenen Preise für die besten historischen Landschaften (paysage historique) sind ertheilt worden. Den ersten großen Preis erhielt Felix Bernard aus Cormartin, Schüler von Flandrin; den zweiten Narcisse Chauvel, aus Paris, und Ferdinand Chaigneau, aus Bordeaux.

Frankfurter Theater.

Wir gehören nicht zu Denen, welche die zahlreichen Gastspiele während der Sommermonate der Direktion unseres Theaters zum Vorwurf machen. Mit dem so erleichterten und gleichsam beflügelten Reiseverkehr, der ganz besonders unserer Stadt, die mit Recht ein Landhaus an der europäischen Heerstraße genannt worden, zu gut kommt, werden uns gefeierte Künstler aus allen Weltgegenden zugeführt. Was würde man sagen, wenn man ihre Bewerbungen um unsere Gunst ungastlich ablehnen und sie ungehört und ungesehen weiter ziehen lassen wollte? Würde man alsdann nicht sagen, daß unsere Bühne mit der Zeit nicht fortschreite und sich barbarisch gegen die frischen Strömungen des Tages abschließe. Was einmal à l'ordre du jour ist, das läßt sich nicht abweisen, wenn es auch dem Einen oder Anderen unangenehm, ja selbst nachtheilig seyn sollte, was jene Gastspiele den Mitgliedern unserer Bühne in mancher Beziehung sind und seyn mögen. Sie liegen aber in der Zeit, sind unabweisbar geworden und nur dann zu tadeln, wenn sie durch Ueberhäufung das rechte Maß überschreiten. Ferner hat die Erfahrung genugsam bewiesen, daß dem Theater, welches eigentlich kein Sommervergnügen ist, nur durch starke Zugmittel, wie eben durch Gastspiele von renommirten Künstlern oder durch sehr anziehende Novitäten, während der schönen Sommerabende noch Interesse zu verleihen und Besuch zuzuführen ist. Die Stellung der hiesigen Bühnendirektion ist der Art, daß sie ununterbrochen nach Einnahme zu streben und die laute Mahnung der Kasse nie außer Acht zu lassen hat. Kommen dagegen die Tage wieder, wo die Blätter zu welken und die Schwalben heimwärts zu ziehen anfangen, so muß das Theater einlenken und sich von den Gästen, die auch ihm Valet sagen, wieder zu den Lieben und Beliebten seines eigenen Hauses wenden, es muß seine eigenen Kräfte, seine eigenen Mitglieder, die an den Gästen ihre Studien zu machen Gelegenheit hatten, wieder in den Vordergrund stellen und durch ein mannichfaltiges Repertoire, wie durch gediegene Vorstellungen das Publikum heranzuziehen bemüht seyn. Sind für einige Monate die heimischen Kräfte und Talente auch etwas zurückgedrängt worden, was nun einmal nicht anders geschehen konnte, so bleibt ihnen der bei weitem größere Theil des Jahres zur Entfaltung ihrer Thätigkeit und Kunstbefähigung. Besitzen sie solche, vermögen sie etwas Tüchtiges zu leisten, so werden sie trotz aller Gastspiele sich bei uns bald rehabilitiren und unserer erneuerten Huldigung sich erfreuen. Was vorüber ist, das wird vergessen, und die Gegenwart behält immer ihr Recht. Sollten nichtsdestoweniger die Gastspiele auch manchen Nachtheil im Gefolge haben, so möge man bedenken, daß eben Alles in der Welt seine Licht- und Schattenseiten hat.

Dem Erforderniß, nach Beendigung der Gastspiele durch ein mannichfaltiges Repertoire und gediegene Vorstellungen die Freunde des Theaters heranzuziehen, ist in jüngster Zeit bereits entsprochen worden, und erinnern wir nur an die Aufführungen der Geschwister, des Damenkrieges, des Freiwilligen und der in Scene gesetzten Glocke von Schiller. Mit Künstlerkräften, wie die unserer wieder gewonnenen Janauschek, unserer reichbegabten und liebenswürdigen Genelli, der Damen Lindner, Haase und Ander, wie der Herren Reger, Meck, Blattner, Devrient, Vollmer, Hassel, Stoß, Diehl, Werkenthin u. A. läßt sich eben so vielseitig, als erfolgreich wirken und bei zweckmäßiger Rollenvertheilung und sorgfältiger Einstudirung dem Schau- und Lustspiel eine Achtung gebietende Stellung verschaffen. Hr. Direktor Hoffmann möge diese Aufgabe im Auge behalten und wir zweifeln nicht, daß das Publikum mit beifälliger Anerkennung ihm freundlich entgegen kommen und ihn, sowie die Bühnenmitglieder dadurch aufmuntern und unterstützen wird; denn nur auf solcher Wechselseitigkeit zwischen der Bühne und den Freunden des Theaters beruht das Gedeihen des letzteren. — Was die scenisch ausgestattete Vorführung von Schillers Glocke betrifft, so sind wir zwar der Ansicht, daß dieß herrliche Gedicht einer äußerlichen Nachhülfe eigentlich gar nicht bedarf, da es sich durch seine geistige Fülle allein schon in vollem Maße geltend macht, wollen aber zugeben, daß wir uns wohl gefallen lassen dürfen, was seiner Zeit auf der Weimarer Bühne von Goethe selbst für zulässig erachtet wurde. Auch bei uns hat die trefflich arrangirte Vorstellung mit ihren lebenden Bildern sehr angesprochen und haben Hr. Reger und Fräul. Lindner sich als Meister und Meisterin bewährt. — Ein neues Lustspiel in drei Akten: „Der Freiwillige", frei nach dem Französischen von Olfers, hat beifällige Aufnahme gefunden. Ohne auf literarischen Werth Anspruch machen zu können, gewährt es bei guter Aufführung eine erheiternde Unterhaltung, ist bühnenwirksam und bietet dem Darsteller dankbare Rollen, weßhalb wir es auch andern Bühnen empfehlen können, um so mehr, als an derartigen Novitäten für das immer Neues verlangende Tagesbedürfniß eben kein Ueberfluß ist.

(Schluß folgt.)

Frankfurt a. M.

Dem so eben veröffentlichten siebenten Berichte des Pflegamts des hiesigen Versorgungshauses über das Verwaltungsjahr 1853/54 entnehmen wir, daß die Einnahmen dieser Anstalt im genannten Zeitabschnitte sich auf fl. 28,084. 37 kr. belaufen, die Ausgaben dagegen fl. 19,733. 33 kr. betrugen. Der dießmal so bedeutend höhere Betrag der jährlichen Unterhaltungskosten von fl. 138. 36 kr. für den einzelnen Pfründner findet seine Erklärung in der ganz ungewöhnlichen Höhe der Preise sämmtlicher Lebensmittel, welche in diesem Jahre leider geherrscht hat. Mit Vergnügen bemerken wir, daß sich die jährlichen Beiträge in Folge von erlassenen Rundschreiben auf sehr erfreuliche Weise um die bedeutende Summe von fl. 1299. 18 kr. jährlich vermehrt haben. „Wir können unsere Rechenschaftsablage nicht schließen", bemerkt das Pflegamt, „ohne zuvor noch dreier bedeutenden Zuwendungen dankbarlichst zu erwähnen, welche durch die unerschöpfliche edle Gesinnung unserer Mitbürger unserer Anstalt zufließen werden, nämlich eines Legates von fl. 12,000 Seitens des am 21. April d. J. verstorbenen Herrn J. Molius zu Mailand, von fl. 10,000 Seitens des Herrn Phil. Franz Chr. Kröger und von fl. 3000 Seitens des Herrn Alex. Gontard dahier. Herrn H. Mylius in Mailand haben wir seit dem Bestehen unserer Stiftung nun nicht weniger als fl. 58,000 (wovon fl. 45,000 zum Hausbau) zu verdanken. In der That, wo solche glänzende Beweise des ächtesten Bürgersinns vorliegen, wird das Vertrauen auf Wachsen und Gedeihen unserer Stiftung neu belebt und die Freudigkeit unseres Strebens verdoppelt. — Heil unserer Stadt, daß, wie die neueste Zeit darthut, ihr Schatz an dem edelsten Bürgersinn noch immer unerschöpft ist!"

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 14. Sept. (Neu einstudirt): Die Erzählungen der Königin von Navarra, oder: Revanche für Pavia, Lustspiel in fünf Acten. Margaretha: Fräulein Janauschek.

Freitag, 15. Sept. Die Stumme von Portici, große Oper in 5 Acten von Auber.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 221. Freitag, den 15. September 1854.

Gabriels Hochzeit.

Nach Dickens' Household Words von W. F.

(Fortsetzung.)

Der Anbruch des Tages war nahe, der Sturm hatte nachgelassen, aber in der Scene am Todtenbette war noch keine Aenderung eingetreten. Ein oder zwei Mal, als Rose neben Gabriel kniete und vergebens versuchte, seinen gänzlich niedergedrückten Geist zu erheben, kam es ihr vor, als höre sie den alten Mann schwach athmen, auch streckte sie ihre Hand nach dem Deckbette aus; aber sie konnte nicht den Muth fassen, ihn zu berühren oder nur den Blick auf ihn zu richten. Es war in ihrem Leben das erste Mal, daß sie sich an einem Todtenbette befand. Die feierliche Stille im Zimmer, der verzweiflungsvolle Schmerz, der sich Gabriels bemächtigt, erfüllten sie mit solcher Angst, daß sie sich eben so hülflos vorkam, wie die beiden Kinder an ihrer Seite. Noch drang das aufdämmernde Morgenlicht nicht in das Fenster der Hütte, als sie ihre Geistesgegenwart wieder zu erlangen anfing. Sie erkannte sofort, daß es für sie in diesem Augenblicke keinen andern Ausweg gebe, als Beistand aus der nächsten Hütte herbeizurufen. Während sie es noch versuchte, die beiden Kinder dahin zu überreden, daß sie während ihrer kurzen Abwesenheit mit Gabriel allein in der Hütte bleiben möchten, wurde sie plötzlich durch den Schall von Fußtritten außerhalb der Thüre aufgeschreckt. Die Thüre öffnete sich und ein Mann erschien auf der Schwelle und stand hier einen Augenblick in dem ungewissen Dämmerlicht still. Sie sah ihn genauer — sie sah ihn aufmerksam an. Es war François Sarzeau selbst!

Er triefte von Wasser, doch sein Gesicht, sonst stets bleich und unbeweglich, hatte in Folge der Gefahren, welche er während der letzten Nacht überstanden, einen etwas anderen Ausdruck angenommen. Der junge Pierre lag bewußtlos in seinen Armen. Rose, im ersten Augenblicke überrascht und erschrocken, schrie laut auf, wie sie ihn erkannte.

„Nun, nun, nun!“ rief er verdrießlich, indem er mit seiner Last sich rasch dem Herde zuwendete; „macht nur kein Geräusch. Ihr habt gewiß, wie ich mir denke, nicht erwartet, daß wir mit dem Leben davon kommen würden. Wir gaben uns auch selbst verloren, und nur durch ein Wunder sind wir gerettet worden!“ Er legte den Knaben so hin, daß die volle Wärme des Feuers auf ihn eindrang; er wandte sich dann um, nahm aus der Tasche eine mit Weidenruthen umflochtene Flasche und sagte: „Ob wohl noch etwas Branntwein darin seyn mag!“ — Plötzlich hielt er an, fuhr zusammen, stellte die Flasche auf eine Bank in seiner Nähe und ging rasch auf das Bett zu.

Rose sah ihm nach und bemerkte, wie Gabriel, der sich beim Oeffnen der Thür erhoben hatte, sich vom Bette zurückzog, so wie sich François demselben näherte. Das Gesicht des Jünglings schien plötzlich wie versteinert; die geisterhafte blasse Farbe desselben war gräßlich anzusehen. Er zog sich langsam immer mehr zurück, bis er die Wand erreicht hatte; hier stand er still und starrte mit weit geöffneten Augen auf seinen Vater, wobei er seine Hände hin und her bewegte und vor sich hin murmelte, ohne ein deutliches Wort hervorzubringen.

François schien seinen Sohn nicht zu bemerken; er hielt das Deckbette in seiner Hand und fragte, indem er es herabzog: „Ist hier etwas vorgefallen?“

Gabriel konnte noch nicht sprechen. Rose bemerkte es und antwortete für ihn. „Gabriel ist von tiefem Schmerz ergriffen, daß sein guter Großvater todt ist“, sagte sie leise, aber mit fester Stimme.

„Todt?!“ — Doch lag kein Schmerz in dem Tone, mit dem er das Wort wiederholte. „War er sehr schlecht in der Nacht, ehe sein Tod eintrat? War er irre in seinem Geiste? Er war noch letzthin wie wahnsinnig.“

„Er war sehr unruhig und sprach von geisterhaften Vorbedeutungen; er sagte, er sehe und höre viele Dinge, die ihm aus der andern Welt mitgetheilt würden, daß Ihr und Pierre — Gabriel!“ schrie sie, sich selbst unterbrechend, „Gabriel, blick' hin auf ihn! Sieh' in sein Gesicht! Dein Großvater ist nicht todt!“

In diesem Augenblicke richtete François das Haupt seines Vaters auf, um genauer in sein Gesicht zu sehen. Ein schwacher Krampf flog in der That über das todtbleiche Antlitz; die Lippen zitterten, die Kinnlade bewegte sich. François schauderte zusammen, als er dieß sah und zog sich eilig vom Bette zurück. Sofort stürzte Gabriel herbei. Der Ausdruck in seinen Gesichtszügen hatte sich geändert, seine bleichen Wangen waren geröthet, und er ergriff hastig die Branntweinflasche und goß den geringen Rest, der sich noch in derselben befand, dem Großvater in den geöffneten Mund. Die Wirkung erfolgte sogleich; die schwindenden Lebenskräfte kehrten noch einmal zum verzweifelten Kampfe mit dem Tode zurück. Die Augen des Alten öffneten sich noch einmal, irrten im Zimmer umher und blieben dann aufmerksam auf François gerichtet, der am Feuer stand. Wie peinigend und schrecklich auch in diesem Augenblicke die Lage Gabriels war, so behielt er doch Geistesgegenwart genug, um Rose'n einige Worte ins Ohr zu flüstern: „Geh' zurück in die Schlafkammer und nimm die Kinder mit Dir“, sagte er. „Wir haben etwas zu sprechen, das zu hören nicht gut für Dich ist.“

„Sohn Gabriel, Dein Großvater zittert ja an allen Gliedern“, sagte François. „Wenn er stirbt, so stirbt er vor Kälte. Hilf mir, ihn und das Bette dicht an den Herd zu legen.“

„Nein, nein! laß ihn mich nicht berühren!“ rief der Alte unter schwerem Athemholen. „Laß ihn nicht in solcher Weise mich

ansehen! Laß ihn mir nicht näher kommen, Gabriel! Ist es sein Geist? oder ist er es selbst?"

Als Gabriel antwortete, hörte er ein Pochen an die Thüre. Sein Vater öffnete sie und gewahrte einige Leute aus dem benachbarten Fischerdorfe, die, wohl mehr aus Neugierde, als aus Mitgefühl, herbeigekommen waren, um sich zu erkundigen, ob François und sein Sohn Pierre den Nachtsturm überstanden hätten. Ohne einen von ihnen aufzufordern, einzutreten, beantwortete er kurz und mürrisch die an ihn gerichteten Fragen, indem er in der Thüre stehen blieb. Während François auf diese Weise beschäftigt war, hörte Gabriel seinen Großvater, offenbar zu ihm, leise sprechen: „Letzte Nacht — wie war's in der letzten Nacht, Enkel? Was habe ich in der letzten Nacht gesprochen? Sagte ich nicht, Dein Vater sey ertrunken? Es ist sehr einfältig, zu sagen, er sey ertrunken und ihn dann lebend wieder zurückkehren sehen. Aber das war es nicht — ich bin so schwach im Kopf, daß ich mich nicht mehr erinnern kann! Was war es, Gabriel? Etwas, zu schrecklich, um es auszusprechen? Ist es das, was Du flüsterst und wovor Du zitterst? Ich sagte nichts Schreckliches! Ein Verbrechen? Blutvergießen? Ich weiß nichts von irgend einem Verbrechen oder Blutvergießen hier? Ich muß vor Schrecken meinen Verstand verloren haben, daß ich so etwas gesprochen! Der „Kaufmanns-Tisch?" Nur ein großer Haufen alter Steine! Theils der Sturm, theils der Gedanke, ich würde sterben, und die Sorge um Deinen Vater, Alles zusammen — ich muß wahnsinnig gewesen seyn. Denk' nicht weiter an diesen Unsinn, Gabriel! Mir ist jetzt besser. Wir werden Alle leben, um den armen Großvater auszulachen, daß er im Schlaf Unsinn von Verbrechen und Blutvergießen gesprochen hat. Ah! — armer alter Mann, letzte Nacht! — wahnsinnig — lauter Phantasien und Unsinn eines alten Mannes — warum lachst Du nicht darüber? Ich lache — so wahnsinnig — so wahn —"

Er hielt plötzlich inne. Ein tiefer Schrei theils des Schreckens, theils des Schmerzes drang über seine Lippen; die peinigende Angst und die schwach erheuchelte List, die sein Gesicht, während er gesprochen, entstellt hatten, verschwanden auf immer aus demselben. Er erbebte leise — athmete noch ein oder zwei Mal schwer auf und wurde dann ruhig. Hatte er, mit einer Unwahrheit auf den Lippen, seinen Geist aufgegeben?

(Fortsetzung folgt.)

Bei Christoph v. Schmid's Heimgang.

Ein neuer Sarg in unsrer Särge Reihe,
Ein neues Grab in unsres Friedhofs Raum!
Ein Leben voll der höchsten Himmelsweihe
Zerfloß hier wie ein leiser Blüthentraum;
Ein Mann, wie wenige in unsern Tagen,
Ward hier ins ruhmbedeckte Grab getragen.

Nicht Augsburg nur weint ihm des Schmerzes Thräne
In dieser thränenreichen Prüfungszeit,
Auch an der fernen Tiber, an der Seine,
Und an der Themse wird sie ihm geweiht,
Wenn treue Herzen dort in zartem Bangen
Sich sagen: Christoph Schmid ist heimgegangen!

Denn seine Schriften sind ein Schatz geworden
Für alle Sprachen, die Europa spricht,
Doch Deutschland muß heut mit den Schmerzakkorden
Der Trauerpsalmen üben seine Pflicht,
Der Liebe und des Dankes heil'gen Segen
Dem Patriarchen auf das Grab zu legen.

Er ist verklärt — in wunderbarer Feier
Sieht er sein Blumenkörbchen nun geschmückt;
Ein Seraph hat ihm sanft die Ostereier
Der Auferstehung in die Hand gedrückt;
Auf goldnen Schwingen, süß und seelenlabend,
Umwehet ihn der ew'ge Weihnachtsabend.

Ist er uns auch entrückt, er bleibt hienieden,
Und nimmer stirbt sein liebevolles Wort,
Die Saat, die er gestreut zu Licht und Frieden,
Sie keimt in tausend Kinderherzen fort,
Ein treuer Christoph trägt er unsre Jugend
Durch Nacht und Kampf zur Wahrheit und zur Tugend.

Er braucht nicht erst auf Stein und Erz zu warten,
Er hat sich selbst ein Denkmal aufgebaut,
Auf daß im weiten, schönen Gottesgarten
In stiller Rührung jedes Auge schaut:
Wer so wie er nur Segen kann verbreiten,
Der hat gelebt und lebt für alle Zeiten!

Leonhard Wohlmuth.

Göthe und Lotte.

Ein von allen Freunden und Verehrern lange erwartetes Buch ist endlich erschienen, wir meinen „Göthe und Werther. Briefe Göthe's, meist aus seiner Jugendzeit, mit erläuternden Documenten. Herausgegeben von A. Kestner. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag." Es gewährt uns einen tiefen Blick in das edle, freudvoll und leidvoll bewegte Gemüth des Dichters, der damals noch in den Jünglingsjahren stand. Hören wir nur, wie Kestner in einem dieser Briefe länger als einen Monat nach Göthe's Entfernung von Wetzlar, über diesen und sein Verhältniß zu Lotten an seinen innigsten Jugendfreund berichtet: „Ein junger Mensch an Jahren (23)", heißt es hier, „aber in Kenntnissen und Entwickelung seiner Seelenkräfte und seines Charakters schon ein Mann, ein außerordentliches Genie und ein Mensch von Charakter, war hier, wie seine Familie glaubte, der Rechtspraxis wegen, in der That aber, um der Natur und der Wahrheit nachzuschleichen und den Homer und den Pindar zu studiren. Er hat nicht nöthig, des Unterhaltes wegen zu studiren. Ganz von ungefähr, nach langer Zeit seines Hierseyns, lernte er Lottchen kennen und in ihr sein Ideal von einem vortrefflichen Mädchen; er sah sie in ihrer fröhlichen Gestalt, ward aber bald gewahr, daß dieses nicht ihre vorzüglichste Seite war; er lernte sie auch in ihrer häuslichen Situation kennen und ward mit einem Wort ihr Verehrer. Es konnte ihm nicht lange unbekannt bleiben, daß sie ihm nichts als Freundschaft geben konnte, und ihr Betragen gegen ihn gab wiederum ein Muster ab. Dieser gleiche Geschmack, und da wir uns näher kennen lernten, knüpfte zwischen ihm und mir das festeste Band der Freundschaft. — Indessen, ob er gleich in Ansehung Lottchens alle Hoffnung aufgeben mußte, und auch aufgab, so konnte er, mit aller seiner Philosophie und seinem natürlichen Stolze, so viel nicht über sich erhalten, daß er seine Neigung ganz bezwungen hätte. Und er hat solche Eigenschaften, die ihn einem Frauenzimmer, zumal einem empfindenden und das von Geschmack ist, gefährlich machen können. Allein Lottchen wußte ihn so zu behandeln, daß keine Hoffnung bei ihm aufkommen konnte und er sie in ihrer Art, zu verfahren, noch selbst

bewundern mußte. Seine Ruhe litt sehr dabei; es gab mancherlei merkwürdige Scenen, wobei Lottchen bei mir gewann, und er mir als Freund auch werther werden mußte, ich aber doch manchmal erstaunen mußte, wie die Liebe so gar wunderliche Geschöpfe selbst aus den stärksten und sonst für sich selbstständigen Menschen machen kann. Meistens dauerte er mich und es entstanden bei mir innerliche Kämpfe, da ich auf der einen Seite dachte, ich möchte nicht im Stande seyn, Lottchen so glücklich zu machen als er, auf der anderen Seite aber den Gedanken nicht ausstehen konnte, sie zu verlieren. Letzteres gewann die Oberhand, und an Lottchen habe ich nicht einmal eine Ahnung von dergleichen Betrachtung bemerken können. Kurz, er fing nach einigen Monaten an einzusehen, daß er zu seiner Ruhe Gewalt brauchen mußte. In einem Augenblicke, da er sich darüber völlig determinirt hatte, reisete er ohne Abschied davon, nachdem er schon öfters vergebliche Versuche zur Flucht gemacht hatte. Er ist zu Frankfurt, und wir reden fleißig durch Briefe mit einander. Bald schrieb er, nunmehr seiner wieder mächtig zu seyn; gleich darauf fand ich wieder Veränderungen bei ihm. Kürzlich konnte er es doch nicht lassen, mit einem Freunde, der hier Geschäfte hatte, herüber zu kommen; er würde vielleicht noch hier seyn, wenn seines Begleiters Geschäfte nicht in einigen Tagen beendigt worden wären, und dieser nicht gleiche Bewegungsgründe gehabt hätte, zurückzueilen; denn er folgt seiner nächsten Idee und bekümmert sich nicht um die Folgen, und dieses fließt aus seinem Charakter, der ganz Original ist."

Schon aus dieser ungemein nüchternen Auffassung des rein verständigen, gerade acht Jahre älteren Freundes tritt uns der gewaltige Seelenkampf unverkennbar entgegen, den Göthe hier zu bestehen hatte. Viel lebhafter empfinden wir, wie schwer es dem leidenschaftlich in Lotten das Höchste verehrenden Jüngling wurde, ihr zu entsagen, wenn wir die Zeilen lesen, womit er sich vor seiner Flucht verabschiedete. „Ich bin nun allein", schreibt er, „und darf weinen; ich lasse euch glücklich, und gehe nicht aus euern Herzen. Und sehe euch wieder, aber nicht morgen ist nimmer." Eine Woche nach Lottens Vermählung gesteht er dem glücklichen Gatten: „Von der Lotte wegzugehen — ich begreife es noch nicht, wie es möglich war. Denn seht nur, seyd kein Stock! Wer nun, oder vorher oder nachher zu euch sagte: Geht weg von Lotten! — nun, was würdet ihr —? Das ist keine Frage. Nun, ich bin auch kein Stock, und bin gangen, und sagt, ist's Heldenthat oder was? Ich bin mit mir zufrieden und nicht. Es kostete mich wenig, und doch begreif' ich nicht, wie's möglich war. — Da liegt der Haas im Pfeffer." Gerade das Gefühl, daß er dem Freunde sein Glück nicht rauben oder verleiden dürfe, gab ihm jene sittliche Kraft. Wenige Tage nach dem angeführten Briefe schreibt er: „O Kestner, wenn hab' ich euch Lotten mißgönnt im menschlichen Sinn! denn um sie euch nicht zu mißgönnen im heiligen Sinn müßte ich ein Engel seyn ohne Lung und Leber. Doch muß ich euch ein Geheimniß entdecken, daß ihr erkennet und schauet. Wie ich mich an Lotten attachirte, und das war, wie ihr wißt, von Herzen, redete Born mit mir davon, wie man spricht: „Wenn ich Kestner wäre, mir gefiel's nicht. Worauf kann das hinausgehen? Du spannst sie ihm wohl gar ab?" und dergleichen. Da sagte ich ihm mit diesen Worten in seiner Stube, es war des Morgens: „Ich bin nun der Narr, das Mädchen für was Besonders zu halten. Betrügt sie mich, und wäre so wie ordinär, und hätte den Kestner zum Fond ihrer Handlung, um desto sicherer mit ihren Reizen zu wuchern, der erste Augenblick, der sie mir näher brächte, wäre der letzte unserer Bekanntschaft". Und das betheuerte ich und schwur. Und unter uns, ohne Prahlerei, ich verstehe mich einigermaßen auf die Mädchen, und ihr wißt, wie ich geblieben bin und bleibe für sie und Alles, was sie gesehen, angerührt und wo sie gewesen, bis an der Welt Ende". Auch darin liegt ein unverkennbares Zeichen des bei der Entsagung ihn unendlich überströmenden Schmerzgefühls, daß der Abend, wo er Lotten vor der Trennung sah, sich so unauslöschlich seinem Herzen eingeprägt, daß er seinen Werther an demselben Abend, am 10. September, den gleichen Entschluß der Entfernung unwiderruflich fassen läßt.

Mannichfaltigkeiten.

Die Fahne des Propheten wird im dritten Hofe des Serailpalastes aufbewahrt. In dem Gemach, wo dieß geschieht, brennen Tag und Nacht Kerzen auf silbernen Kandelabern und zwei Wächter hüten das Heiligthum. Die Fahne ist grün mit eingestickten Koransprüchen, hat zwölf Quadratfuß und auf der Fahnenstange einen viereckigen silbernen Apfel, in dem ein vom Kalifen Osman geschriebener kleiner Koran steckt. Wird die Fahne auf einen Kriegszug mitgenommen — und dieß geschieht wenn der Sultan in Person in den Krieg zieht — so hat sie ihre besonderen starken Wachen, ein grünseidenes Zelt mit Pflöcken von Ebenholz und silbernen Ringen für die Zeltstricke. Das letzte Mal ward sie 1829 gegen die Russen getragen. Die Kriegsbegeisterung der Türken beim Anblick der Prophetenfahne ist unglaublich; dennoch wird sie nur verehrt, nie als Reliquie angebetet.

Die Oder hat nach nunmehrigem Rücktritt in ihr Bett von der letzten großen Ueberschwemmung an einzelnen sonst trockenen Stellen Dinge zurückgelassen, von deren Existenz man sonst keine Ahnung dort hatte. So haben unter anderen Schiffer einen Knochen aufgefunden, der wahrscheinlich einem Mammuththiere anzugehören scheint und von dem Breslauer Landrathsamte angekauft worden ist. Derselbe ist wahrscheinlich ein Vorderschenkel, hat die Länge von $1^3/_8$ Ellen und die Oeffnung der Markhöhle 10 Zoll Durchmesser. Das Gewicht dieses riesenhaften Knochens, der schon etwas abgebrochen scheint, ist 24 Pfund.

(Ostende, 5 Sept.) Die Zahl der hier anwesenden Gäste vermehrt sich noch täglich, wozu einestheils die anderwärts stark verbreitete Cholera, anderntheils auch die goldigen Herbsttage vielfach beitragen mögen. In der That kann auch die Witterung nicht schöner und beständiger seyn als wir sie hier genießen. Seit vollen vierzehn Tagen trübt keine Wolke den Aether und das allbelebende Licht erhöht die wohlthätigen Folgen des Seebades, zumal hier am Ufer eigentliche Hitze nie empfunden wird, sondern von der See her stets Kühlung weht. Mit bangen Sorgen blicken so viele der hiesigen Gäste auf ihre Heimath zurück, sey's daß dieselbe durch Ueberschwemmungen heimgesucht wird oder durch die gefürchtete Krankheit und mit Beklemmung sieht man die Deutschen besonders nach den Blättern ihrer Heimath greifen oder Briefe empfangen.

Für die Berliner große Kunst-Ausstellung sind bis jetzt 1057 Kunstwerke angemeldet, mithin 300 weniger, als der Katalog der Kunst-Ausstellung des Jahres 1852 verzeichnete. Die gegenwärtige Münchener Kunst-Ausstellung dürfte wohl der Hauptgrund für diese Verminderung der Zahl der eingesendeten Kunstwerke seyn. Die Düsseldorfer Kunstschule hat sich bis jetzt auffallend gering an der gegenwärtigen Berliner Ausstellung betheiligt.

Der in Wien lebende bekannte Humorist und Kritiker M. G. Saphir hat von der Regierung eine Schriftsteller-Pension erhalten. Unseres Wissens ist dieß der erste Fall, daß einem

Schriftsteller in Oesterreich eine derartige Auszeichnung zu Theil wurde.

Frankfurter Theater.

(Schluß.)

Der auf unserer Bühne eingebürgerte und immer willkommen geheißene Tannhäuser hat auch in seiner gegenwärtigen neuen Besetzung einen entschieden günstigen Erfolg gehabt. Würden alle Opern mit so viel Sorgfalt einstudirt, mit so viel Eifer und Liebe zur Sache von allen dabei Beschäftigten ausgeführt, so dürften wir stolz darauf seyn. In Wahrheit bleibt hier selbst bei strengen Anforderungen kaum etwas Wesentliches zu wünschen übrig und schließt sich Alles zum harmonischen Ganzen, zum ungeschwächten Totaleindruck vortrefflich ab. So muß ein Kunstwerk zur Geltung gebracht, so dem Verständniß, wie der Mitempfindung nahe gerückt werden. Ueber den Tannhäuser hat sich die Kritik in Bewunderung und Geringschätzung erschöpft; sie ist nach beiden Seiten hin zu weit gegangen. Hat man sich auch durch manches Chaotische, durch manches wild durcheinander Brausende durchzuarbeiten und wird man sich auch mit vielen dieser musikalischen Formen oder vielmehr Formlosigkeiten, dieser Skizzen und Fragmente nie recht befreunden, so wird jeder Unbefangene doch von dem sittlichen Ernst, der dichterischen Weihe und der Großartigkeit der dramatischen Auffassung, welche Vorzüge in dieser Oper überwiegen, ergriffen und bewältigt werden und nicht umhin können, dem edlen Streben Richard Wagners hohe Achtung zu zollen. Auch würden Viele gerechter gegen ihn seyn, wenn er selber nicht gegen Viele so ungerecht gewesen wäre. Die Zeit wird hier ausgleichen, wie sie es theilweise schon gethan hat und das Ergebniß dieser Kämpfe wird ein erfreuliches seyn. Die Besetzung der Stellen des genannten Tonwerks ist gegenwärtig schon darum eine vorzügliche, weil sie auf jungen, frischen und kräftigen Stimmen beruht, was doch immer die Hauptsache bleibt, namentlich da, wo es gewaltigen Tonmassen gegenüber zu treten und gehörig durchzugreifen gilt. Der ausgezeichneten und noch in bestem Andenken stehenden Kunstleistung des Herrn Caspari als Tannhäuser unbeschadet, dürfen wir dem jetzigen Repräsentanten dieser Partie, Herrn Auerbach, das Zugeständniß machen, daß er seines Vorgängers würdiger Nachfolger geworden. Herrn Auerbachs markiger, schöner und klangvoller Tenor ist nicht nur für den Ausdruck von männlicher Kraft und Energie, den der Charakter des Tannhäuser erfordert, sehr geeignet, sondern hat auch der Sänger sich mit seiner musikalischen Aufgabe wohl vertraut gemacht und sie in einer Weise gelöst, die den Kenner, wie jeden Freund des Schönen, anzieht und befriedigt. Ein Gleiches dürfen wir von Hrn. Hardtmuth sagen, dessen zarter klangreicher Bariton dem milden gemüthvollen Wolfram von Eschenbach die rechte Klangfarbe gibt und dessen Gesang die lyrischen Momente der Partie eben so schön hervorhebt, als er den musikalischen Intentionen des Komponisten gerecht wird. Beide Rollen, die des Tannhäuser und des Wolfram, stehen in der gegenwärtigen Besetzung in so schönem Verhältniß zu einander und wirken so wechselseitig in Ton und Ausdruck, daß sie kaum noch etwas zu wünschen übrig lassen, wofür beiden Sängern auch jedesmal der lebhafteste Beifall gespendet wird. Auch die Herren Rüdsam (Biterolf) und Benda (Walther) schließen sich dem Wettstreit der Stimmen und des Sanges würdig an, und die Herren Baumann und Lefer greifen dramatisch wirksam ein. Ueber die Elisabeth unserer Anschütz wäre nur Bekanntes zu wiederholen. Diese poetische Sängerin weiß Allem einen Zauber zu verleihen, dem sich Jeder gerne hingibt und der die Mitempfindung des Hörers immer siegreich davonträgt. — Der Landgraf von Thüringen, eine der schönsten Partien der Oper, wird von Herrn Dettmer durch wahrhaft dramatischen Gesang und durchaus würdevolle Haltung vortrefflich ausgeführt. Fräulein Hoffmann bewährt sich in der sehr schwierigen und doch nur wenig dankbaren Rolle der Venus durch präzisen und sicheren Gesang und Fräulein Vogt singt das Lied des Hirtenknaben recht anmuthig. — Was endlich Chöre und Orchester betrifft, bei welch' letzterem wir auch des vorzüglichen Harfenspiels von Fräulein Arnold mit verdienter Anerkennung zu gedenken haben, so leisten diese in jeder Hinsicht Gediegenes, wodurch sich die Tüchtigkeit ihrer Dirigenten, der Herren Goldermann und Gustav Schmitt, bekundet.

Durch Richard Wagner ist dem seichten Modegeschmack des süßlichen Operngetändels bereits mit sichtlichem Erfolg entgegengearbeitet und eine ernstere Richtung neu angebahnt worden. Auf diesem Wege fortfahrend, wäre es indessen wünschenswerth, daß auch andern neuern deutschen Componisten, deren Streben von gleichem Ernste belebt wird, Beachtung zugewendet werde. So hören wir, daß unser Landsmann Aloys Schmitt sein unter Guhr so meisterhaft ausgeführtes „Osterfest zu Paderborn" überarbeitet und da, wo es erforderlich war, gekürzt hat. Möge Herr Kapellmeister Schmitt die Partitur dieser Oper, wie sie jetzt vorliegt, seiner Prüfung unterbreiten! Dem einheimischen Talente ist man besondere Berücksichtigung schuldig und hat seiner Zeit Guhr in einem von ihm selbst verfaßten Artikel dem Osterfest zu Paderborn eine öffentliche und wohl nicht unverdiente Huldigung dargebracht.

W.

Korrespondenz.

Zürich, 10. September.

Auf dem Landgute Ober-Eggbühl, unweit der Stadt Zürich gelegen und dem Hrn. Major G. Voegeli gehörend, wurde kürzlich in historischer Hinsicht ein interessanter Fund gemacht. Bei Gelegenheit der Renovation der Parkanlage daselbst wurde ein Mörser (8 Pfd. Kaliber) aufgefunden, der aus dem Befreiungskriege Nord-Amerikas stammt. Aus der auf dem Mörser sich befindenden Dedication und anderen Nachforschungen ergibt es sich, daß derselbe dem französischen Regimente Auvergne unter Lafayette wegen seiner tapfern Haltung bei der Einnahme von York-Town, als Trophäe vom General Washington überreicht wurde. Auf der untern Hälfte des Stückes befindet sich der Namenszug Georgs II., unter dem es gegossen und versandt wurde, überragt von der englischen Krone. Auf der oberen Hälfte desselben ist folgende vom General Washington darauf beorderte Dedication: „Donné au Regiment Royal Auvergne par Son Excellence le Général Washington après la prise des redoutes de York-Town en Virginie le 19. 8br. 1781." (Dem königlichen Regimente Auvergne geschenkt von Sr. Exc. dem General Washington nach der Einnahme der Redoute von York-Town in Virginien, den 19. Sept., 1781) — Auf die Frage, wie der Mörser dahin gekommen, sey bemerkt, daß in diesem Regimente auch Schweizer standen, und von dem bereits aufgeriebenen Regimente nur sehr Wenige zurückkamen. — Wahrscheinlich scheint es, daß bei Gelegenheit der Gefechte und der in der Geschichte denkwürdigen Schlacht zwischen Massena und Korsakow im Jahre 1799, die in dieser Gegend geliefert wurde, die Piece da vergraben und vergessen wurde. Das amerikanische Consulat in Zürich hat bereits eine Copie davon nach Washington abgehen lassen, und man ist auf die näheren Berichte von dort gespannt.

Musikalisch-deklamatorische Matinee des Herrn Ripperger.

Dieses in diesen Blättern bereits angekündigte Konzert wird nun bestimmt am Sonntag, den 21. September, im Hause Mozart in den Vormittagsstunden von 11 — 1 Uhr stattfinden. Nächst der persönlichen Berücksichtigung eines Akts kollegialer Humanität, welcher dieses Konzert ins Leben gerufen hat, wird dasselbe auch die Anziehungskraft schöner Produktionen für uns haben, denn es werden Frau Anschütz-Capitain und die Herren Auerbach und Rüdsam ihre besten Lieder singen, Fräul. Genelli einige Gedichte, die Herren Rosenhain, Eliason und Siedentopf ein Trio von Beethoven, und Hr. Göbel ein Hornsolo vortragen. Alles Weitere wird der Anschlagzettel mittheilen.

Theater-Anzeige.

Freitag, 15. Sept. Die Stumme von Portici, große Oper in 5 Acten von Auber.

Samstag, 16. Sept. Deborah, Volksschauspiel in 4 Acten von Mosenthal. Deborah: Fräul. Janauschek.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. F. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 222. Samstag, den 16. September 1854.

Gabriels Hochzeit.

Nach Dickens' Household Words von W. F.

(Fortsetzung.)

Gabriel blickte um sich und sah, daß die Thüre der Hütte geschlossen war und daß sein Vater gegen dieselbe gelehnt stand. Wie lange er sich schon in dieser Stellung befunden und wie viel er von den letzten Worten des alten Mannes gehört, konnte Gabriel unmöglich wissen, doch schauderte er vor dem finsteren Argwohn in den harten Gesichtszügen seines Vaters zusammen, als dieser sich jetzt von der Leiche dem Sohne zuwandte, und die erste Frage, die er an ihn richtete, als er sich dem Bette wieder genähert, sprach er in einem Tone aus, der, so ruhig er auch war, doch eine fürchterliche Stimmung verrieth. „Was sprach Dein Großvater letzte Nacht?" fragte er.

Gabriel antwortete nicht. Alles, was er gesehen und gehört hatte, all der Jammer und Schrecken, die noch bevorstanden, hatten seinen Geist betäubt. Die unaussprechlichsten Gefahren umgaben ihn in diesem Augenblicke. Er konnte sie in der schrecklichen Erstarrung, die auf seinem Herzen lag, bisher nur oberflächlich fühlen, während nach jeder anderen Seite hin der Gebrauch seiner geistigen wie physischen Fähigkeiten ihn plötzlich und gänzlich verlassen zu haben schien.

„Ist Deine Zunge eben so verletzt, wie Dein Arm, Sohn Gabriel?" fuhr sein Vater mit bitterem Lächeln fort. „Ich kehre zurück, gerettet durch ein Wunder, und Du sprichst nicht zu mir? Dir wäre es wohl lieber, wenn ich statt des alten Mannes dort gestorben wäre? Er kann Dich jetzt nicht mehr hören, warum willst Du mir also nicht den Unsinn mittheilen, den er in der letzten Nacht gesprochen hat? Willst Du nicht? Ich sage Dir, Du mußt! (Er durchschritt das Zimmer und stellte sich mit dem Rücken gegen die Thüre). Bevor einer von uns den Ort verläßt, mußt Du es bekennen. Du weißt, daß die Pflicht gegen die Kirche mir befiehlt, sofort zu gehen und den Geistlichen von dem Tode Deines Großvaters zu unterrichten. Wenn ich diese Pflicht unerfüllt lasse, so wisse, daß Du daran schuld bist: Du hältst mich hier zurück, denn ich bleibe so lange, bis Du mir gehorsam bist. Hörst Du, Narr! Sprich, sprich im Augenblick, oder es soll Dich bis an Dein Lebensende gereuen! Ich frage nochmals, was sagte Dein Großvater letzte Nacht, als er irre in seinem Geiste war?"

„Er sprach von einem Verbrechen, begangen von einem Anderen und strafbarer Weise von ihm verschwiegen", antwortete Gabriel leise und nicht ohne Furcht. „Und diesen Morgen verläugnete er mit dem letzten Athemzuge seine eigenen Worte. Aber letzte Nacht, wenn er die Wahrheit gesprochen hat —"

„Die Wahrheit!" wiederholte François. „Was Wahrheit?" Er hielt an, senkte seine Augen nieder und richtete sich dann auf den Leichnam. Einige Augenblicke stand er und betrachtete denselben festen Blickes, wobei er rasch athmete und einige Male mit der Hand über die Stirn fuhr. Hierauf wandte er sich wieder an seinen Sohn. Während dieses kurzen Zwischenraumes war die äußere Erscheinung des Mannes eine ganz andere geworden; seine Gesichtszüge, seine Stimme, sein Benehmen, Alles hatte sich geändert. „Himmel vergib mir!" sagte er; „aber ich konnte selbst in diesem feierlichen Augenblicke nur über mich lachen, daß ich gerade wie ein Thor gesprochen und gehandelt habe. Verläugnete er seine Worte? That er dieß? Armer alter Mann! Man sagt, daß wahnsinnigen Leuten kurz vor ihrem Tode oft der Verstand zurückkehrt; und er ist ein Beweis dafür. Wirklich, Gabriel, mein eigener Verstand ist — und dieß ist gewiß kein Wunder — durch Das, was ich während der Nacht und hier zu Hause diesen Morgen durchgemacht habe, etwas erschüttert worden. Als ob Du oder irgend Jemand den irren Reden eines sterbenden Greises Glauben schenken könnte! Wo ist Rose? Warum hast Du sie entfernt? Ich wundere mich nicht, daß Du noch ein wenig bestürzt aussiehst und geistig angegriffen bist, denn Du hast eine schwere Nacht gehabt, schwer in jeder Weise. Er muß in der letzten Nacht aus Besorgniß für sich und mich außerordentlich in seinem Geiste erschüttert gewesen seyn. Wie Du nur glauben kannst, Gabriel, daß ich auf Dich zürnen werde, weil Du, was ich sehr natürlich finde, durch die wunderlichen Reden eines alten Mannes etwas in Unruhe versetzt bist. Komm heraus, Rose — komm heraus aus der Schlafkammer, wenn Du Lust dazu hast; Du mußt früher oder später lernen, auch einen Todten ohne Furcht anblicken zu können. Reich' mir die Hand, Gabriel; laß die Sache abgethan seyn und uns kein Wort mehr über Das sprechen, was vergangen ist. Willst Du nicht? Bist Du noch böse auf mich über Das, was ich Dir eben sagte. Ah! Du wirst anders darüber denken, bis ich zurückgekommen bin. Komm heraus, Rose, wir haben hier keine Geheimnisse."

„Wohin wollt Ihr gehen?" fragte Gabriel seinen Vater, als er diesen hastig die Thüre öffnen sah.

„Ich will dem Geistlichen melden, daß ein Mitglied seiner Gemeinde gestorben ist und den Todesfall eintragen lassen", antwortete François. „Das ist meine Pflicht; und ich werde nicht eher ruhig seyn, bevor ich sie erfüllt habe."

Nachdem er diese Worte gesprochen, ging er rasch von dannen. Als sein Vater den Rücken gewendet, ergriff Gabriel zwar ein heftiges Zittern, doch fühlte er, daß er freier Athem holen könne, und daß er sowohl an Geist wie an Körper nicht mehr so niedergedrückt sey. So fürchterlich ihm auch jeder Gedanke war, so war es doch ein Uebergang zum Bessern, daß er überhaupt im Stande war, zu denken. War das Benehmen seines Vaters

mit dem Gefühl der Unschuld zu vereinigen? Konnte des alten Mannes verwirrte Verläugnung seiner eigenen Worte diesen Morgen und in Gegenwart seines Sohnes von irgend einer Bedeutung seyn dem umständlichen Geständniß gegenüber, das er während der Nacht, als er sich allein mit seinem Enkel befand, abgelegt? Dieß waren die entsetzlichen Fragen, welche sich Gabriel selbst vorlegte und vor deren Beantwortung er unwillkürlich zurückbebte. Und doch mußte der Zweifel, von dessen Lösung auf die eine oder andere Weise unwiderruflich seine Zukunft abhängig war, um jeden Preis früher oder später gelöst werden! Nur auf eine Weise konnte er sich Beruhigung verschaffen — nämlich während des Vaters Abwesenheit hinzueilen und den hohlen Raum unter dem „Kaufmanns-Tisch" zu untersuchen. Hatte der Großvater sein Geständniß im vollen Besitze seines Verstandes abgelegt; hatte jenen Platz, wie Gabriel wußte, gegen Wind und Wetter geschützt war, seitdem das Verbrechen begangen worden, weder der Thäter noch sein unfreiwilliger Mitschuldiger besucht: so mußten, falls der Alte die Wahrheit gesagt, doch Gebeine und Haare des Opfers, wenn die Zeit auch alles Uebrige zerstört, als Zeugnisse für die Wahrheit vorhanden seyn. Als diese Ueberzeugung fester in ihm wurde, erbleichten die Wangen des Jünglings und unentschlossen blieb er auf dem halben Wege zwischen dem Herde und der Thüre stehen. Voller Zweifel richtete er den Blick auf den Leichnam auf dem Bette, dann aber drängte er plötzlich jedes andere Gefühl zurück. Eine brennende fieberhafte Ungeduld, ohne Verzug das Schreckliche zu erfahren, bemächtigte sich seiner. Nachdem er Rose gesagt, er würde sehr bald wieder zurück seyn, und sie möchte während seiner Abwesenheit bei dem Todten wachen, verließ er die Hütte so schnell, daß er weder ihre Antwort abwartete, noch sich umsah, als er hinter sich die Thüre schloß.

Nach dem „Kaufmanns-Tische" führten zwei Wege. Der eine, der längere von beiden, lief an den Klippen der Küste entlang, der andere ging quer über die Haide. Dieser letztere Pfad war wegen seiner geringeren Entfernung der Weg, auf dem man zum Dorfe und zur Kirche gelangte. Da Gabriel sich fürchtete, seines Vaters Aufmerksamkeit zu erregen, so wählte er die Richtung nach der Küste. An einer Stelle wandte sich der Weg in schiefer Richtung landeinwärts, in dem er sich um einige der vielen Druiden-Denkmäler wand, die man zerstreut im Lande antrifft. Diese Stelle lag höher und bot in nicht großer Entfernung eine Aussicht auf den Pfad, der zum Dorfe führte, und zwar gerade da, wo er sich von dem haidigen Rücken abzweigte, der in der Richtung zum „Kaufmanns-Tische" fortlief. Hier entdeckte Gabriel die Gestalt eines Mannes, welcher der Küste den Rücken zuwandte. Die Gestalt war zu weit entfernt, um sie mit Sicherheit erkennen zu können; aber sie sah François Sarzeau sehr ähnlich, und es schien möglich, daß er es sey. Wer es aber auch seyn mochte, der Mann war offenbar in Ungewißheit, welchen Weg er gehen sollte. Zuerst bewegte er sich einige Schritte auf dem Wege zum „Kaufmanns-Tisch" vorwärts, dann wandte er sich um und schlug die Richtung nach dem Dorfe und der Kirche ein. Zwei Mal gerieth er auf solche Weise in Zweifel; das zweite Mal hielt er lange an, bis er sich entschloß, den nach dem Dorfe führenden Weg zu wählen. Indem Gabriel den Beobachtungsplatz unter den Steinen, den er instinktmäßig einige Minuten hindurch inne gehalten, verließ, schlug er jetzt rasch seinen Weg ein. Konnte dieser Mann wirklich sein Vater seyn? Und wenn dem so wäre, warum hatte sich François Sarzeau nur entschlossen, nach dem Dorfe zu gehen, wohin ihn seine Geschäfte führten, nachdem er zwei Mal den Versuch gemacht, gerade den entgegengesetzten Weg nach dem „Kaufmanns-Tisch" einzuschlagen? Wollte er wirklich hierher gehen? Hatte er den Namen erwähnen hören, als sich der alte Mann in seinen Worten darauf bezog? Und hatte er nicht den Muth genug gehabt, um den Ort zu säubern durch Entfernung von —? Die letzte Frage war für Gabriel zu schrecklich, um sie weiter zu verfolgen; er erstickte sie in seinem eigenen Herzen und setzte seinen Weg fort.

(Fortsetzung folgt.)

Die Expedition gegen Sebastopol.

Die mehr als kühne Zuversicht, mit der der Marschall St. Arnaud in seiner Proklamation von der Pontusexpedition spricht, hat die Zweifel über das Gelingen derselben, die wir wiederholt ausgedrückt, nicht beseitigen können. Es mag dem Feldherrn in dem Augenblick, wo er seine Armee zu einer großen Unternehmung führen will, zwar wenig anstehen, davon in einem Tone zu reden, der Mißtrauen in den Erfolg in ihren Reihen erwecken könnte; der fernstehende Beobachter wird sich jedoch dadurch über die Schwierigkeiten, die zu besiegen sind, nicht täuschen lassen. Wir sehen jetzt, daß man sich auch in Paris keinen Illusionen hingibt; der „Moniteur" nennt die Expedition eine der gewagtesten Unternehmungen, die die Geschichte kennt, und macht die Welt auf deren mögliches Mißlingen mit dem Anfügen gefaßt, daß sie dann im nächsten Frühjahr mit verstärkter Kraft wiederholt werden würde, und daß der endliche Ausgang jedenfalls als verbürgt anzusehen sey. Es dürfte sich der Mühe lohnen, auf die topographischen, fortifikatorischen und strategischen Hauptverhältnisse, die bei diesem Riesenkampf obwalten, einen Blick zu werfen.

Die Halbinsel Krim, auf der sich die „russische Zwingburg des Schwarzen Meeres" befindet, bildet in ihrer nördlichen Hälfte eine weite Ebene, offenbar eine Fortsetzung der taurischen Steppen Südrußlands. Der südliche Theil derselben dagegen ist gebirgig. Sebastopol liegt an einer Bucht der südwestlichen Ausspitzung in der Nähe jenes alten Chersonesus, das einst durch seinen blühenden Handel und mehr noch durch den Tempel jener furchtbaren taurischen Diana berühmt war, welcher alle Schiffbrüchige, die das Unglück hatten, an dieser Küste zu scheitern, geopfert wurden, und das durch die Geschichte der Iphigenia und ihres Bruders Orestes im Andenken der Nachwelt fortlebt. Die Bucht, ringsum von Hügeln und Bergen umgeben, zieht sich wie eine große Schlucht nahezu 2 Stunden lang in das Land hinein. Die Breite der Bucht beträgt am Eingange 600 Klafter; weiterhin wechselt sie zwischen 300 und 800 Klaftern; ihre Tiefe übersteigt nirgends 10 bis 12 Klafter. Inmitten dieser Bucht, am südlichen Ufer, zweigt sich eine kleinere, etwa eine Stunde lange und am Eingange 200 Klafter breite, ab. Sie bildet den eigentlichen Kriegshafen, wo die russische Flotte liegt. Die Stadt, in ihrem jetzigen Zustande eine Schöpfung der Neuzeit und sehr regelmäßig gebaut, liegt zu beiden Seiten des Kriegshafens, also ebenfalls auf dem Südufer der Bucht. Sie zählt — ohne das Militär — gegen 10,000 Einwohner. Der Hauptheil der Stadt liegt an dem westlichen Ufer des Kriegshafens, also für Denjenigen, der aus dem Schwarzen Meere hereinkommt, rechts und vor dem Kriegshafen. Sie steigt von den Ufern der Bucht und des Kriegshafens bergan bis zu einer Höhe von 200 Fuß. Der Berg, auf dem die Stadt liegt, springt so vor, daß man vom Schwarzen Meer aus von der hinter ihm liegenden Flotte nichts sieht. Der auf dem östlichen Ufer des Kriegshafens liegende Stadttheil besteht fast nur aus Militäretablissements, Kasernen, Magazinen der Schiffswerfte u. s. w. Die Bucht hat, außer dem Kriegshafen, an ihrem südlichen und nördlichen Ufer noch mehrere kleine Einschnitte in das Land, die zu verschiedenen Zwecken, z. B. Holzlagerungen, benützt werden.

So im Inneren. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß das

Land von der Bucht von Sebastopol an sich in südwestlicher Richtung 4—6 Stunden lang bis zum Cap Chersonesus fortsetzt und dort zuspitzt. Hier bildet das Meer eine ganze Reihe von Häfen; an den nächstgelegenen befinden sich Befestigungen, die um so stärker werden, je näher sie dem Eingange der Bucht liegen. Das nördliche Ufer der Bucht setzt sich nicht fort, sondern nimmt vom Eingange der Bucht an eine ziemlich nördliche Richtung.

Was die Festungswerke betrifft, so hat die russische Regierung mit der unnachsichtigsten Strenge darauf gehalten, daß ihr System der Welt verborgen bleibe. Sie sind denn auch nur sehr mangelhaft bekannt geworden. Doch kennt man wenigstens die Haupttheile derselben.

Bei der Anlage der Festungswerke, die unter der Regierung des Kaisers Alexander begonnen und unter der des Kaisers Nikolaus vollendet wurden, dachte man nur an einen Seeangriff; daß die Stadt auch einmal zu Land angegriffen werden sollte, wurde nicht in Berechnung gezogen; eine Belagerung durch die türkische Armee lag außer den Gränzen der Wahrscheinlichkeit, und an einen Angriff durch europäische Heere auf diese im fernen Osten liegende Seefestung mochte man noch weniger denken. Man umgab die Stadt nur mit einer einfachen Mauer, und zwar ursprünglich, wie es scheint, nur im Westen, nach der Richtung des Schwarzen Meeres hin. Gegen einen Angriff durch Flotten aber suchte man die Bucht, die Stadt und den Kriegshafen aufs allerstärkste zu schützen. Die Festungswerke bestehen aus einem System von Forts, Batterien und Feldschanzen, die meistens hart am Ufer liegen und mit einer ungeheueren Zahl von Kanonen, deren Schlünde den in die Bucht Eindringenden zugähnen, gespickt sind. Sie sind dem Kreuzfeuer von nicht weniger als 9 Forts und größeren Batterien ausgesetzt, abgesehen von den kleineren Strandbatterien, denen sie schon lange vor dem Eingange in die Bucht begegnen und die sich im Inneren derselben überall an den geeigneten Stellen wiederholen. Die Wirkung dieses Feuers erscheint aber um so furchtbarer, da die Fahrt der Schiffe an ein enges und sich mehrfach krümmendes Fahrwasser gebunden ist, welches die gleichzeitige Operation größerer maritimer Streitkräfte behindert.

Eine herannahende feindliche Flotte stößt zunächst auf Uferbatterien, die bereits meilenweit vor dem Eingange der Bucht beginnen. An diesem selbst befinden sich (dem „W. Ottbanz." zufolge) rechts und links eine Reihe der stärksten Forts; links (auf dem nördlichen Ufer der Bucht) zunächst das Fort Konstantin mit 104 Geschützen, rückwärts auf beiden Seiten gedeckt durch zwei Batterien, von denen die eine 17, die andere 120 Kanonen zählt. Oberhalb derselben dient eine Feldschanze zur Verstärkung. Rechts liegen vom Eingang der Bucht bis zum Eingang in den Kriegshafen vier Forts: das Quarantänefort mit 51, das Alexanderfort mit 84, ein anderes Fort mit 50 und das St. Nikolausfort mit 192 Geschützen. Eine Flotte, die bis hierher vorgedrungen ist, stößt jetzt erst auf die russische Flotte in dem sie bergenden Hafen und ist zugleich nochmals dem Kreuzfeuer der Batterien von beiden Buchtufern ausgesetzt, wovon eine 50 Geschütze zählt. Im Ganzen hat sie einen Kampf mit 618 Feuerschlünden zu bestehen, wozu dann noch die der russischen Marine kommen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In Bonn feierte am 4. September im häuslichen Kreise der im Jahre 1755 am 4. September in der alten Römerstadt Neuß geborene Joseph Lenders seinen hundertsten Geburtstag. Er erfreut sich in seinem hohen Alter, bei einer auffallenden Gedächtnißgabe und seltener Schärfe des Geistes, einer noch recht guten Gesundheit. Herr Joseph Lenders erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium zu Köln, studirte an der juristischen Lehranstalt zu Düsseldorf die Rechte und verheirathete sich im Jahre 1781 zu Köln. In demselben Jahre wurde er Amtmann zu Neersen und hatte seinen Wohnsitz auf dem dortigen Schlosse; er diente unter den kurkölnischen Kurfürsten Maximilian Friedrich und Maximilian Franz, wurde im Jahre 1795 unter französischer Herrschaft Commissar der ausübenden Gewalt des Cantons Neersen und fungirte vom Jahre 1796 an gleichzeitig auch als Notar bis zum Jahre 1823, wo er sich in das Privatleben zurückzog.

Neben der berüchtigten englischen wird die Geschichte eine zweite, noch furchtbarere Pulververschwörung aufzeichnen; es ist die Verschwörung der Griechen in Varna, wo das englisch-französische Heer und ein Theil der Türken sich zur Einschiffung gesammelt hatte. Es ist kein Zweifel mehr, die Pulver-Magazine, in denen 50—60,000 Centner Pulver lagerten, sollten in die Luft gesprengt, die Heere kampfunfähig gemacht werden; die vielen tausend Einwohner, Frauen und Kinder und die ganze Stadt sollten drein gehen. So wollten's die mordbrennerischen Griechen und hatten ihren Plan sehr künstlich angelegt. Es war, als das Feuer den Pulverthürmen immer näher leckte und Jedermann das Auffliegen erwarten mußte, eine ungeheure Verwirrung in der Stadt, Tausende sprangen die Wälle hinab, um sich in das Freie zu retten. Nur den größten Anstrengungen, der bewundernswürdigsten Aufopferung gelang es, die Thürme zu retten. Dem ganzen Feldzug hätte der teuflische Plan eine andere Wendung geben können. Ob die Mordbrenner aus eigenem oder fremdem Antrieb handelten, wird die Untersuchung herausbringen.

(Mainz, 12. Sept.) In der hiesigen Zeitung liest man u. A. über die Mainzer Kunst-, Industrie- und Geldlotterie: „Seit zwei Wochen hat die Verloosungscommission sämmtliche bis jetzt für die große Kunst-, Industrie- und Geldlotterie angefertigte Gegenstände in den dazu bereitwillig angewiesenen Räumen des ehemals kurfürstlichen Schlosses zur Ausstellung gebracht und dadurch den besten Beweis von der ernsten dem Unternehmen zu Grunde liegenden Absicht und zugleich die sichtbaren Anhaltpunkte zur Beurtheilung der praktischen Seite des ganzen Planes geliefert. Der Letztere ist vielfach angefochten worden und nicht ohne Kampf so weit ins Leben getreten, daß man über seine Lebensfähigkeit sich ein Urtheil bilden kann. Diese wird ihm hinfort nicht mehr abgesprochen werden. Die Ausstellung, welche jetzt etwa den sechsten Theil der zur Verloosung kommenden Gegenstände umfaßt, wird das Vertrauen des Publikums in das begonnene Werk befestigen und ihm die verdiente Theilnahme erwerben helfen, welche zu einer möglichst raschen Abwickelung der eingeleiteten Geschäfte wünschenswerth bleibt. Man mag sich nun viel oder weniger von dem Erfolge dieser Lotterie versprechen; sie ist eine in mehrfacher Beziehung interessante Erscheinung. Sie zeugt von einem ehrenhaften Streben, wird dem Beobachter Anlaß zu mannichfachen nützlichen Wahrnehmungen geben, die Theilnehmer befriedigen und die Erfahrungen des Geschäftsmannes bereichern und berichtigen. Es ist dankbar anzuerkennen, daß von höherer Stelle diesem Unternehmen diejenige Unterstützung zu Theil geworden ist, ohne welche an ein Gelingen überhaupt nicht gedacht werden konnte."

Eine eigenthümliche Art von freier Presse! Ein amerikanisches Blatt, der „St. Paul Minnesotian", klagt darüber, daß ein Kollege, der ein Blatt in Lansing herausgibt, sich gar zu viel amüsirt. Besagter Redakteur hat keinen Rivalen und so oft es

ihm einfällt, eine kleine Erholungsreise zu machen, oder sich auf dem Gute eines Freundes eine Woche aufzuhalten, um Treibjagden oder sonstige Vergnügungen mitzumachen, meldet er dieses seinen Abonnenten kurzweg und zeigt ihnen an, daß er somit während der nächsten zwei oder drei Wochen kein Blatt herauszugeben gedenke!

Die Sängerin Grisi und der Tenor Mario erhalten für ihr sechsmonatliches Engagement in den Vereinigten Staaten 17,000 Pfund Sterling. Die Hälfte dieser Summe ist ihnen zum Voraus ausgezahlt worden. Die beiden Gesanges-Ruinen gehen dafür die Verpflichtung ein, wöchentlich drei Mal zu singen. Die Wahl der Opern steht ihnen frei.

Den besten Leitartikel über den orientalischen Krieg hat der „Punch“, Englands Kladderadatsch. Man sieht ein großes Bild; es zeigt den Premierminister Grafen Aberdeen während eines aufsteigenden Sturmes am Steuerrade schlafend. Und darunter steht, was man auf Dampfbooten liest: Es wird gebeten, den Mann am Steuer nicht anzureden. — Den Sitz des Krieges, d. h. den Kriegsschauplatz, stellt „Punch“ als eine stark eingesessene Ottomane dar; ein englischer und französcher General liegen die Länge darauf und schnarchen. Herr Dundas, der Admiral auf dem schwarzen Meere bekommt auch etwas ab. Er steht im türkischen Museum als Bildsäule des Traumgottes, die einen Admiralshut trägt. — Herr Aberdeen hat dem Redacteur des „Punch“ schleunigst ein Aemtchen mit 1000 Pfund Gehalt zugetheilt.

(Backnang, 11. Sept.) Letzten Samstag ereignete sich hier ein höchst trauriger Fall von Vergiftung. Ein Knabe brachte Tollkirschen in die Stadt, um sie in einer Apotheke zu verkaufen. Sie wurden ihm jedoch nicht abgekauft, und als man sie ihm abnehmen wollte, um durch ihre Beseitigung Unglück zu verhüten, bestand er darauf, sie nicht hergeben zu wollen. Der Knabe entfernte sich hierauf; anstatt aber, wie ihm aufgegeben worden war, die Beeren zu vergraben, leerte er den ganzen Hafen voll auf offener Straße aus. Ein Lumpensammler, der nachher vorüberging, findet sie, hält sie, wie er sagt, für eingemachte Kirschen und läßt sie sich nach Herzenslust schmecken. Zu noch größerem Unglück gibt er auch den vier Kindern eines Webers von den Beeren, welche eine ziemliche Anzahl derselben essen. Eine glückliche Fügung führt ihn an der Apotheke vorbei und eine noch glücklichere Fügung läßt ihn den Verwalter, der eben unter der Hausthüre steht, fragen, ob das, was er in seinem Hute habe, wirklich Kirschen seyen. Nun wurde dem Unglücklichen sein schrecklicher Irrthum endlich benommen und dem Oberamtsarzte sogleich Anzeige von dem Vorgefallenen gemacht. Ein Kind des Webers ist gestorben, die drei andern, so wie der unglückliche Lumpensammler, liegen noch schwer krank darnieder. (Schw. M.)

Korrespondenz.

Köln, 12. September.

Wie man hier wissen will, hat unser Männer-Gesang-Verein demnächst auch ein prachtvolles Geschenk von dem König Ludwig von Bayern zu erwarten. Dasselbe soll in einem Deckelkrug bestehen, an welchem viele Figuren angebracht werden, die Vereins-Mitglieder und den Dirigenten repräsentiren.

Naumburg, Anfangs September.

Trotz einer in jeder Beziehung reichgesegneten Getreide-Ernte dauern die hohen Preise der Lebensmittel doch immer noch fort und geben selbst für die nächste Zukunft zu mancherlei Besorgnissen Anlaß. Die Kartoffeln, welche inmitten ihres Wachsthums von einer verderblichen Lohe befallen wurden, entsprechen weder in Güte noch Menge den gehegten Erwartungen; sie entbehren durchgängig des mehligen Nahrungsstoffes, sind theilweise unverdaulich und kaum genießbar. Trägt schon dieser Umstand dazu bei, die Getreidepreise auf ihrer bisherigen Höhe zu erhalten, so kommt noch hinzu, daß es in hiesiger Gegend eine große Menge Mäuse, Engerlinge und anderes Ungeziefer gibt, welche den noch draußenstehenden Feldfrüchten großen Schaden zufügen und die Besitzer von Kartoffelfeldern veranlassen, die Knollenfrüchte schon jetzt einzuheimsen, was in der Regel erst nach Michaelis zu geschehen pflegte. Auf die Fleischpreise haben natürlich diese Umstände ebenfalls Einfluß; Brod- und Fleischwaaren haben überdieß seit Anfangs August noch einen Aufschlag erlitten, indem in Folge der erhobenen Kriegssteuer die Fleisch- und Mehlsteuer um 25 Prozent erhöht worden ist, was auf jedes Stück Rindvieh 2 Thaler mehr beträgt. Alle diese Umstände sind aber nicht sehr geeignet, das consumirende, noch überdieß an Geschäftsstockung leidende Publikum in eine rosenfarbige Stimmung zu versetzen, und Viele sehen dem Heranrücken des Winters nicht ohne bange Sorge entgegen. — In Kösen sind nur noch wenige Badegäste anwesend; die Mehrzahl von ihnen wurde jüngst durch den Eintritt einer kalten Witterung verscheucht. Dennoch ist dort erst vor einigen Tagen auf Veranlassung und Kosten des Badearztes Dr. Rosenberger ein magneto-electrisches Soolstrombad eingerichtet, von dem man sich in der Folge eine ganz außerordentliche Wirkung verspricht. Die Zahl der Badegäste war diesen Sommer viel bedeutender als sonst, doch war das Verweilen derselben durchschnittlich von kürzerer Dauer, eine Erscheinung, die man den herrschenden Theuerungsverhältnissen zuzuschreiben geneigt ist. Die Badeliste führt mehr als tausend Personen auf.

Darmstadt, 11. September.

Wie wir vernehmen, soll das zwischen Neustadt und Sandbach im Thiergarten aufzuführende Rettungshaus, wozu die verwittwete Frau Fürstin von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg die erforderlichen Fonds durch eine reiche Dotation bewilligt hat, ein geräumiges dreistöckiges Gebäude werden, worin Kinder unbemittelter Eltern aufgenommen, erzogen und unterrichtet werden sollen. Der Anstalt, erfahren wir weiter, werde ein Aufseher vorgesetzt werden, während Schulschwestern sich mit der Ertheilung des Unterrichts und den übrigen Angelegenheiten des Hauses zu befassen hätten. Auch die katholische Schule von Neustadt soll dahin verlegt werden. Da der Herr Bischof v. Ketteler zu Mainz sich für die neu zu gründende Anstalt ganz besonders interessirt, indem er schon an Ort und Stelle gewesen, den vorgeschlagenen Bauplatz im Thiergarten in Augenschein genommen und dießfällige vorläufige Anordnungen getroffen haben soll, so ist nicht zu bezweifeln, daß das philantrophische Institut ganz in seinem Sinne werde eingerichtet und fortgeführt werden. Uebrigens gibt es der bedürftigen und armen Kinder viele in der Gegend, welche von den Wohlthaten einer geordneten Erziehung werden Gebrauch machen können. Jedenfalls hat die oben erwähnte menschenfreundliche Frau Fürstin ein sehr gutes Werk gestiftet, und es kommt nun darauf an, daß ihre wohlthätigen Absichten richtig verstanden und planmäßig in Vollzug gesetzt werden.

Theater-Anzeige.

Samstag, 16. Sept. Deborah, Volksschauspiel in 4 Acten von Mosenthal. Deborah: Fräul. Janauschek.

Sonntag, 17. Sept. Die Hugenotten, große Oper in 3 Akten von Meyerbeer. (Gastrolle) Margaretha: Frau Jagels-Roth. Sirf dentes aufgehobenes Meß Abonnement.

Bockenheimer Sommertheater.

Sonntag, 17. Sept. Die Kurmacher, dramatischer Scherz mit Gesang. — Der Freimaurer, Lustspiel in 1 Akt. — Die Versuche, oder: Die Familie Flirdermüller.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 223. Montag, den 18. September 1854.

Gabriels Hochzeit.

Nach Dickens' Household Words von W. F.

(Fortsetzung.)

Er erreichte das große Druiden-Denkmal, ohne einer lebenden Seele zu begegnen. Die Sonne war eben aufgegangen und die mächtigen Sturmwolken der Nacht hatten sich im wilden Durcheinander über den ganzen östlichen Horizont vertheilt. Die Wellen waren noch in großer Bewegung und blendender Schaum tanzte auf ihnen dahin; doch der frische Wind hatte einen milderen, angenehmeren Charakter angenommen. Wie Gabriel aufblickte und mit glänzender Schrift die Verheißung eines schönen Tages an dem Himmel geschrieben sah, da zitterte er, als er an die Nachforschung dachte, welche er eben vornehmen wollte. Der Anblick des prächtigen Sonnenaufgangs bildete einen grellen Kontrast zu dem Argwohn in Betreff eines begangenen Mordes, der tief in seinem Herzen Wurzel gefaßt. Doch er fühlte, daß er die sich gestellte Aufgabe erfüllen müsse, und er nahm alle seine geistige Kraft zu dem schauerlichen Werke zusammen, denn er wagte nicht nach der Hütte zurückzukehren, bis das Geheimniß ein für alle Mal entschleiert war.

Der „Kaufmanns-Tisch“ war durch zwei gewaltige Steine gebildet, die horizontal auf drei andern ruhten. In den unruhigen Zeiten vor mehr als einem halben Jahrhunderte waren die Druiden-Denkmäler der Bretagne den gewöhnlichen Touristen unbekannt, und der Eingang zu dem hohlen Platze unter den Steinen, der seitdem sehr oft von Fremden besucht wurde, war zu jener Zeit fast ganz durch Dornengebüsch und Unkraut versperrt. Gabriels erster Blick auf das wild verwickelte Dornengesträuch überzeugte ihn, daß der Platz vielleicht seit Jahren von keinem lebenden Wesen betreten worden war. Ohne alle weitere Zögerung (denn er fühlte, daß der geringste Aufschub auf seinen Entschluß nachtheilig einwirken würde) drang er so geschickt wie möglich durch das Dornengestrippe und kniete bei dem niederen, dunkelen und unregelmäßigen Eingange zu dem hohlen Platze unter den Steinen nieder.

Sein Herz schlug heftig, der Athem verging ihm fast; doch er zwang sich mit Gewalt einige Fuß weit in die Höhle einzudringen und dann fühlte er mit der Hand auf dem Boden um sich her. Er berührte etwas! Etwas, was anzugreifen ihn mit Schaudern erfüllte, etwas, was er unbeachtet gelassen haben würde, das er aber jetzt trotz seines Entsetzens mit fester Hand ergriff. Er zog sich aus der Höhle in den heiteren Sonnenschein zurück. War es ein menschliches Gebein? Nein! Sein krankhaftes Entsetzen hatte ihn getäuscht — er hatte nur ein Stück trockenes Holz aufgenommen.

Beschämt über diese Selbsttäuschung war er schon im Begriff, das Holz fortzuwerfen, ehe er die Höhle wieder betrat, als ihm ein anderer Gedanke kam. Obgleich ein matter Lichtschimmer durch einige Spalten in die Höhle drang, so war doch das Innere derselben, trotz des hellen Sonnenscheins, zu finster, um es genau untersuchen zu können. Er nahm daher sein Feuerzeug, das er, wie alle Bewohner jener Gegend, stets bei sich trug, um die Pfeife anzuzünden und wollte sich des Holzstückes als Fackel bedienen, mittelst welcher er jeden Winkel der Höhle zu untersuchen gedachte. Glücklicherweise war das Holz so trocken, daß es ohne große Mühe in Brand gerieth, und nun drang Gabriel abermals in die Höhle und durchforschte jeden Winkel derselben.

Er blieb so lange in der Höhle, daß das Holz fast bis auf seine Hand heruntergebrannt war. Als er aus derselben hervorkam, schleuderte er den Brand von sich; sein Gesicht glühte und seine Augen funkelten. Er sprang fröhlich über die Haide dahin, über die Sträucher und Gräser, durch welche ihn noch vor wenigen Minuten sein Weg in so trauriger und niederdrückender Stimmung geführt hatte, indem er ausrief: „Nun darf ich Rose mit gutem Gewissen heirathen, denn ich bin der Sohn eines so rechtschaffenen Mannes, wie es nur einen in der Bretagne gibt!“ Er hatte die Höhle auf das Sorgfältigste durchsucht und auch nicht das geringste Zeichen entdeckt, daß in dem Raume unter dem „Kaufmanns-Tische“ irgend jemals ein todter Körper gelegen.

Zweites Kapitel.

„Ich darf Rose jetzt mit gutem Gewissen heirathen.“ Es gibt noch Gegenden, in denen es als etwas ganz Natürliches erscheint, daß der Sohn, auch wenn er ganz unschuldig an dem Verbrechen ist, die sein Vater im Geheimen gegen das Leben Anderer oder gegen die Gastfreundschaft begangen, sich hierdurch für so beschimpft ansieht, daß er sich nicht für würdig hielt, seiner verlobten Braut vor dem Altare die Hand zu reichen. Auch unter den einfachen Bewohnern der Küstengegend, die Gabriels engeres Vaterland war, herrschte diese feinere Vorstellung über ein gutes Gewissen. So unwissend und abergläubisch auch das Volk der Bretagne seyn mag, so übt es doch die Pflichten der Gastfreundschaft gleichsam mit derselben Andacht, mit der es den Pflichten seiner Religion nachkommt. Der fremde Gast, er mag arm oder reich seyn, der an dem Herde eines Bretagners weilt, ist für ihn eine geheiligte Person. Ueber sein Wohl zu wachen, hält er sich besonders berufen, für seine Habe sieht er sich namentlich als verantwortlich an. Und wenn er selbst hungern soll, so ist er stets bereit, mit dem Gaste eben so den letzten Bissen zu theilen, wie mit seinen eigenen Kindern. Bei einem in solcher Einfalt erzogenen Volke wurde eine Verletzung der Gastfreundschaft mit allgemeinem Abscheue, mit allgemeiner Verwünschung bestraft. Diese

Schande war es vorzüglich, die Gabriels Herz zerriß, als er am Bette seines Großvaters sich befand; die Gefahr, der schimpflichsten Entehrung zu verfallen, schwebte ihm immer vor, sie raubte ihm die Sprache der Geliebten gegenüber und quälte und marterte ihn so, daß er es nicht wagte, sie anzublicken; und als nun das Ergebniß seiner Nachforschung beim „Kaufmanns-Tische" ihn überzeugte, daß das von dem alten Manne gestandene Verbrechen nicht begangen worden, so drückte sich die innige Freude über diese Entdeckung nur in dem einen Gedanken aus: daß er Rose jetzt mit gutem Gewissen heirathen dürfe, denn er sey der Sohn eines rechtschaffenen Mannes.

Als er die Hütte erreichte, war sein Vater noch nicht zurückgekehrt. Rose war überrascht über den Wechsel in Gabriels Benehmen; selbst Pierre und den Kindern entging derselbe nicht. Ruhe und Wärme hatten unterdessen den jüngern Bruder so weit wieder hergestellt, daß er im Stande gewesen war, über die während der Nacht auf der See ausgestandenen Gefahren Bericht zu erstatten. Sie hörten noch aufmerksam auf die Erzählung des Knaben, als François endlich zurückkehrte. Jetzt war es Gabriel, der ihm die Hand entgegenstreckte und den ersten Schritt zur Versöhnung that.

Zu seinem größten Erstaunen zog sich sein Vater von ihm zurück. Das unbeständige Temperament François hatte sich während seiner Abwesenheit wieder auffallend geändert. Ein düsteres Mißtrauen lag auf seinem Antlitz, als er seinen Sohn ansah. „Ich reiche niemals Leuten die Hand, die einmal an mir gezweifelt haben", sagte er laut und in Aufregung; „denn ich zweifle nun immer an ihnen. Du bist ein schlechter Sohn! Du hast Deinen Vater in Verdacht einer Schandthat, deren Du ihn offen nicht zu zeihen wagst, und auf kein anderes Zeugniß hin, als auf die unsinnigen Reden eines halb verrückten alten Mannes, der im Sterben lag. Sprich nicht zu mir! Ich will Dich nicht hören! Ein rechtschaffener Mann und Spion sind schlechte Genossen. — Geh' und zeige mich an, Du verkleideter Judas! Ich kümmere mich weder um Dein Geheimniß noch um Dich. Was will das Mädchen, die Rose, hier? Warum ist sie nicht längst nach Hause gegangen? Der Geistliche kommt; wir brauchen hier im Todtenhause keine Fremden. Nimm sie mit nach dem Pachthofe und bleibe dort mit ihr, wenn es Dir beliebt; Deiner bedarf hier Niemand!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Expedition gegen Sebastopol.

(Schluß.)

Dieß sind die Hauptvertheidigungswerke gegen einen See-Angriff, die neuerdings noch vermehrt worden sind. Was ihre Stärke betrifft, so entscheidet bekanntlich ihre Zahl und die Masse der Kanonen, die sie führen, noch nicht. Ob aber die fortifikatorischen Bauten ihrem Zweck ganz entsprechen, wird die Erfahrung lehren. Gewiß ist nur, daß schon vor vielen Jahren Stimmen laut geworden sind, welche Vielerlei gegen dieselben vorgebracht haben; namentlich wurde behauptet, die Gänge im Inneren seyen so eng angelegt, daß die die Kanonen bedienenden Artilleristen es bei anhaltendem Feuer wegen des Pulverdampfs nicht lange würden aushalten können; dann wurde die Bombenfestigkeit in Zweifel gezogen und beigefügt, die russische Regierung sey überhaupt von den Unternehmern und Leitern des Baues in der unverantwortlichsten Weise betrogen worden, indem die innere Qualität der Befestigungswerke bei weitem nicht so sey, wie es äußerlich scheine. Die Forts haben zum Theil zwei und drei Etagen.

Die Vertheidigungsmittel gegen einen Landangriff oder einen kombinirten Land- und Seeangriff lassen sich nicht so leicht überschauen. Doch dürften für die jetzige Operation folgende Momente hervorzuheben seyn. Uebereinstimmenden Nachrichten zufolge soll die Landung nördlich von Sebastopol an der Mündung des Flüßchens Katcha bewerkstelligt werden. Die Stelle ist nur wenige Stunden von der Stadt entfernt, wohin der Weg über einen Bergrücken zu führen scheint. Die See ist dort 15 Faden tief, so daß selbst größere Kriegsschiffe nahe an das Ufer kommen können. Mit Hülfe der Schiffskanonen glaubte man russische Truppen, die sich der Landung widersetzen würden, bis auf eine halbe Stunde ins Land hinein verjagen und die Landung und Verschanzung der Gelandeten decken zu können. Man wollte dann nach und nach die gesammte Landarmee an Ort und Stelle bringen (vielleicht auch einen Theil derselben zur Deckung an einem anderen Punkt ausschiffen). Von da aus sollte der Marsch gegen Sebastopol angetreten werden. Man hielt es für wahrscheinlich, daß eine russische Armee sich in den Weg stellen und daß es dann zu einer Schlacht kommen werde, die man siegreich zu bestehen hoffte. Wäre Alles bis hierher gelungen, so kämen die vereinigten Armeen in die Nähe der Stadt; sie hätten dieselbe nebst dem Kriegshafen in südlicher Richtung vor sich und wären von ihr getrennt durch die Bucht und das nördliche Ufer derselben. Die Befestigungen auf diesem Ufer (Fort Konstantin und eine Anzahl größerer und kleinerer Batterien) würden sie im Rücken fassen; die Befestigungen am südlichen Ufer, am Fuß der Stadt und am Eingang zum Kriegshafen, hätten sie sich gegenüber; jedoch nicht direkt in ihrer Hauptwirkung, indem die Anlage, dem Seeangriff entsprechend, mehr nach Nordwesten, nicht nach Norden gekehrt ist, wo die Alliirten Posto fassen würden. Ob diese die Bucht umgehen und die Flotte und Stadt in die Flanke nehmen könnten, steht dahin. Die Stadt selbst, welche sich, wie bemerkt, über die Festungswerke am Ufer den Berg hinauf erhebt, würde wahrscheinlich dem Bombardement des gerade gegenüber aufstellbaren feindlichen Geschützes vollständig ausgesetzt seyn. Vielleicht aber würden die Kanonen der russischen Flotte, wie auch eine Bastion von 50 Kanonen, in der die Stadtmauer endet, nachdrücklich antworten können. Ueber die Wirkung, welche ein also vorschreitender und zugleich von der Seeseite her unterstützter Angriff haben müßte, ist nichts vorauszusagen.

Ueberhaupt wird man sich hüten müssen, die vorgreifenden Berechnungen der Führer der Alliirten zu unterschreiben. Bei Kriegs-Operationen kommen viele nicht vorherzusehende Umstände ins Spiel, die oft jeder Voraussicht spotten. Hier handelt es sich überdieß um eine Unternehmung ganz neuer Art; die Hindernisse, die ihr entgegenstehen, sind, wie wir gesehen, schon unter normalen Verhältnissen formidable, und man kann annehmen, daß der in Sebastopol befehligende Fürst Menschikoff Alles aufgeboten haben wird, um sie noch zu vergrößern. Zudem ist man nicht einmal über die Stärke der russischen Landarmee unterrichtet; die Angaben variiren von 60,000 bis zu 100,000 Mann. Ihre Aufstellung ist gänzlich unbekannt; man weiß nur, daß größere Massen in Sebastopol, Kaffa und Kertsch stehen und glaubt, daß das Gros zu Simferopol, in dem Inneren der Halbinsel, concentrirt worden ist, um sofort nach jedem bedrohten Punkte vorgeschoben zu werden. Jedenfalls dürften die Alliirten auf eine gleich starke Landarmee stoßen. Das ist aber für eine Belagerungsoperation, die sonst immer auf Seiten der Angreifenden ein großes numerisches Uebergewicht erheischt, an sich schon ein bedeutendes Mißverhältniß.

Nach Allem kann es sich — wie auch der „Moniteur" zugesteht — nur um einen Handstreich im Großen handeln. Dazu wäre namentlich ein rascher Sieg über die Landarmee erforderlich; würde er errungen, so hätten die Alliirten viel gewonnen, denn Verstärkungstruppen könnten nicht rasch eintreffen. Der Weg von Sebastopol bis zur Landenge von Perekop beträgt 50 und bis

Odessa über 120 Stunden. Gelänge dieser Schlag aber nicht und die Russen hielten sich längere Zeit, so würden vielleicht die Pontusstürme allein schon hinreichen, die Belagerer zum Abzug zu nöthigen. (K. Z.)

Aus dem Leben.

(Von Dr. D. von Fenner.)

Willst Du das todte Haupt eines Dichters bekränzen, so bekränze es mit einem Kranze, dessen eine Hälfte aus Lorbeer, dessen andere aus Dornen besteht.

Verschwenden und Zusammenhalten — dieß vermag allein die Liebe, und doch kann der Sparsame durch sie zum Verschwender, und dieser wieder zum Sparsamen werden. — Liebe macht den Armen reich, oft auch den Reichen arm. — Liebe macht den Muthigen zaghaft, den Zaghaften muthig. — Liebe spricht Alles aus; Liebe verschweigt Alles. — Liebe führt zur Entzweiung; Liebe reicht die Hand zur Versöhnung. — Liebe grüßt uns an der Wiege; Liebe begleitet uns durchs Leben; Liebe nimmt Abschied von uns „auf Wiedersehen!" — beim Vater der Liebe. — Liebe ist überall und nirgends; Liebe ist im Himmel und auf der Erde. — Liebe macht Böse gut und Gute bös'. — Liebe schützt und verräth. — Liebe stürzt; Liebe hebt. — Liebe ist Alles; Liebe ist Nichts — was ist Liebe?

Der Egoismus legt den Satz: „Gib Jedem das Seine!" bloß zu seinen Gunsten aus. Er will nur haben und mehr haben, aber nicht geben und dazu geben.

Leute gibt's, die auf der Stelle kreuzdumm werden, sowie sie gescheidt seyn wollen.

Würde wohl mancher Mensch, falls er wüßte, daß er im Verlaufe weniger Stunden, gemahnt durch den Boten der Ewigkeit, mit seinem Nächsten abzurechnen habe, die Passion all sein Leben lang so hoch auflaufen gelassen haben?

Seht das Glühen der Gletschergipfel, und Ihr habt ein Bild von Herzen, die für die Welt todt sind, aber von der Freude noch einmal erleuchtet und erwärmt werden sollen. Der Strahl ist warm; die Herzen sind kalt.

Längst eingesunkene Hügel, ohne Kreuz mehr und Zierde, Hügel, in welchen oft kein Aschenstäubchen mehr zu finden ist, rufen oft erst recht die Bilder der darin bestattet Gewesenen zurück. Die Liebe braucht oft bloß Sekunden, oft aber auch Jahre, um — vollkommene Liebe werden zu können. Dieß — ein Trost für liebende Ungeliebte!

Mannichfaltigkeiten.

(Seltsame Gewerbe.) Eine „Jungfrau" wurde kürzlich in Paris ihres Gewerbes wegen vor die Polizei gefordert, angeklagt durch die Nachbarn, welche sich nicht mehr retten konnten vor Ameisen. Sie heißt Rosa und ist 42 Jahre alt. Sie beschäftigt sich mit der Zucht von — Ameisen. Sie ist auf ihren Geschäftszweig ganz stolz. „Ich bin", sagte sie, „die einzige Person, welche diese Industrie gehörig betreibt; denn ich allein habe die Sitten und Gebräuche dieser kleinen Geschöpfe studirt. Wie ich will, müssen sie Eier legen, und zwar zehnmal mehr als sie im gewöhnlichen Naturzustande zur Welt brächten. Zu diesem Zwecke bringe ich sie in mein Zimmer, wo ich beständig einen eisernen Ofen glühend heize, und lasse sie ihre Nester anlegen, wo sie nur wollen. Man darf sie nicht ärgern; sie müssen gut gehalten werden. Je sorgfältiger Ihr sie pflegt, desto mehr tragen sie Euch ein." — „Aber was zum Teufel machen Sie denn mit all' den Eiern, die Sie mit so viel Mühe einsammeln?" — „Ich verkaufe sie an die Apotheker, an den botanischen Garten von Paris und an alle Fasanerien der Umgebungen von Paris. Die jungen Fasanen sind sehr lüstern darnach." — „Und was verdienen Sie dabei?" — „Meine Herren, jetzt noch gebe ich meinen Tagesverdienst, reinen Gewinn, für 30 Francs. Aber der Handel ist sehr heruntergekommen. Zur Zeit „des Adels", als meine Mutter, meine Vorgängerin, noch das Geschäft führte, war das ein weit besserer Stand. Aber was kann man heut zu Tage mit den Bürgerlichen prestiren? Die wissen zwischen einem Fasan und einem Haushahne gar keinen Unterschied zu machen. Ah, reden Sie mir nicht von Revolutionen!"

Von Sachverständigen ist eine neue furchtbare Berechnung über die Auswanderung aufgestellt worden. Sie haben ziemlich glaubhaft nachgewiesen, daß ein Fünftel aller Auswanderer verloren und physisch, geistig oder moralisch zu Grunde geht, ohne das heißersehnte Ziel eines neuen Vaterlandes, eines neuen Herdes, einer gesicherten Existenz drüben zu erreichen. Der Einschiffungshafen, die Schiffskrankheit, das Meer mit seinen Tücken, die Hospitäler, die ungewohnte Arbeit, das Klima und der Kummer reiben dieses furchtbare Fünftel auf, d. h. von 100 = 20, von 1000 = 200, von 10,000 = 2000, von 100,000 = 20,000. Welch' furchtbarer Kampf muß es seyn, wenn von 200,000 Soldaten 40,000 fallen! Also kostet die friedliche Auswanderung mehr Menschenleben als ein Krieg! Leider, setzen die Sachverständigen hinzu, fällt der große Theil davon als ein Opfer seines eigenen Leichtsinnes und seiner eigenen Verkehrtheit. Es ist traurig, wie unwissend und unanstellig Viele sich in den Strom und Strudel des unbarmherzigen amerikanischen Lebens werfen.

Ueber die Gesammt-Ernte in Preußen liegt der amtliche Bericht des Landes-Oekonomie-Collegiums vor. Die Ernte, sowohl der Halm- als Schotenfrüchte, mit Ausnahme des Rapses, wird als eine gute Mittelernte bezeichnet; in Westpreußen 25 bis 50 Prozent über Mittelernte. Der Strohreichthum bei Roggen, Weizen und Gerste ist ein ungewöhnlicher und die Hafer-ernte eine reiche in Stroh und Körnern. Auch der Klee-Ertrag ist reichlich ausgefallen. Eine gute Rapsernte hat man in Ostpreußen, Brandenburg und Sachsen, eine geringe in den anderen Provinzen. Ueber Runkelrüben ließ sich noch nichts Sicheres sagen. Die Spätkartoffel gab Erwartung einer reichlichen Ernte gesunder Früchte; viele weiße Arten, die früher leicht erkrankten, wurden in diesem Jahre nicht mehr gebaut.

(Sonderbares Testament.) Philarete Chasles theilt in seinem Buche: „Le dix-huitième siècle en Angleterre" unter Anderem ein Testament eines Lord Pembroke mit, welches die ganze Excentricität, durch die seine Nachkommen sich berühmt und berüchtig machten, in nuce enthält. Darin kommen Vermächtnisse wie folgende vor: „Item: dem Lord Say — nichts; dieß Legat, dessen bin ich sicher, wird er den Armen überweisen. — „Item: dem Generallieutenant Cromwell eines von meinen Worten, denn bei meinen Lebzeiten habe ich ihm nie eines gegönnt. — „Item: dem Thomas May — fünf Schillinge; wer seine Geschichte des britischen Parlaments gelesen hat, weiß, daß ich ihm fünf Schillinge zu viel vermache".

In Paris ist dermalen große Revolution in der Journalisten- und Theaterwelt. Der Staatsminister Fould, der seit Kurzem die Unterhaltung der großen Oper für Rechnung der Civilliste übernommen, hat alle Freibillete, deren es mindestens 700 waren, abgeschafft. Die beeinträchtigten Journalisten, Hector Berlioz im Journal des Debats voran, haben sich nun verschworen, keine Opernberichte zu bringen, und die Sänger und Sängerinnen, unter denen sich besonders eine Madame Stolz hervorthut, weigern sich zu singen, da sie ohne die Journalisten, die ihnen den nöthigen Ruhm besorgen, nicht leben können. Fould hat bereits theilweise Concessionen gemacht und wird wohl aus dem „Stricke der Opernrezensenten“ völlig besiegt hervorgehen.

(Stuttgart.) Der Componist Meyerbeer ist hier angekommen, um den Proben zu seiner Oper „Der Stern des Nordens“ anzuwohnen, welche Ende dieses Monats zur Aufführung kommen wird.

Ein achtbarer junger Mann aus Traunstein, Kommis einer Passauer Handlung, war am 2. Sept. auch zu der dort stattgefundenen Hinrichtung des Mörders Michael Aiber hinausgegangen, entsetzte sich aber darüber so sehr, daß er schon ganz verwirrt nach Hause kam, wo er sich dann die fixe Idee in den Kopf setzte, auch er würde enthauptet. Alle angewandte Mühe, ihn von dieser Idee abzubringen, war vergeblich. Eine Gehirnentzündung vollendete sein Leiden und nach neun Tagen starb er, erst zwanzig Jahre alt.

Literatur.

„Sakontala.“ Lyrisches Drama von Christian Hoeppel. Wiesbaden, im Verlag von Heinrich Ritter. 1854.

Unter diesem Titel ist in den letzten Tagen ein kleines liebliches Buch erschienen, auf welches aufmerksam zu machen, wir für unsere Pflicht halten. Es ist eine geniale Bearbeitung des berühmten Gedichtes von Kalidasa, dem indischen Dichter und Liebling des Königs Vikramaditya. Wir können es, wie es vor uns liegt, einen duftenden Strauß morgenländischer Blüthen nennen, erfreuend durch seiner Farben Pracht und seines Hauches Süße. In der That haben wir lange nichts gelesen, was so zart und sinnig gedacht, so tief gefühlt und so gelungen in der Form ist. Hoeppel ist an diesem Gedicht zum Dichter geworden und freudig begrüßen wir ihn als solchen. Unter allen bedenklichen Richtungen, die der Mensch und die Menschheit nehmen können, ist die der Naturentfremdung die gefährlichste. Außer dem Markten der Natur verliert sich die wahre Kraft, Uebereinstimmung und Würde des Menschen, ja alle reine Menschlichkeit; außer diesen Gränzen sehen wir alle die Gräuel, deren Möglichkeit unsere Geschichte mit fürchterlichem Ernste beurkundet. In ihren heiligen Kreisen dagegen tritt uns der Mensch als die strahlende Krone dieser Erdenschöpfung, harmonisch einhergehend, lebend und wirkend, schaffend und ordnend, entgegen. Ein solches Bild reinster Menschlichkeit, angehaucht von dem Zauber des Orients, bietet uns das gedachte Buch. Mögen namentlich auch die Frauen dieß Büchlein zur Hand nehmen, das sich selbst durch die äußere Form und Ausstattung vortheilhaft empfiehlt. Wir wünschen ihm eine recht große Verbreitung.

R.

Korrespondenz.

Aus Baden, 12 September.

Der Ausbruch der Cholera in so vielen Städten hat die größten Besorgnisse hervorgerufen und mancher Familienvater hat sich mit schweren Sorgen die Frage gestellt, wie er sich beim Herannahen dieser Krankheit mit den Seinen zu verhalten habe. Der treffliche Pfeufer (früher Professor zu Heidelberg, jetzt Obermedicinalrath in München) hat in seiner kleinen Schrift: „Zum Schutze wider die Cholera“ diese Frage auf das Gründlichste und Befriedigendste beantwortet. Er tritt eben so sehr einerseits der verderblichen Furcht entgegen, als er andererseits zur vernünftigen Vorsicht mahnt und anleitet. Da er besonders das süddeutsche Leben, die süddeutsche Kost und Küche dabei berücksichtigt, so sind seine Vorschriften vorzüglich den süddeutschen Lebensverhältnissen angemessen. Auch für die Fälle, wo Hülfe des Arztes nicht leicht und schnell zu haben ist, gibt er zweckmäßigen Rath, was Landbewohnern besonders nützlich seyn muß! Es wird darum Vielen dieß Schriftchen zu Trost und Beruhigung, ja sogar, seiner eigenthümlichen Fassung nach, zur Aufheiterung dienen. Wir erfahren, daß der Absatz der seit wenigen Tagen erschienenen vermehrten dritten Auflage des Büchleins ein so massenhafter ist, daß Setzer, Drucker, Buchbinder und Buchhändler kaum allen den dringenden Bestellungen entsprechen können. Die Druckerei mußte bei der Polizei um die Erlaubniß einkommen, ihre lärmende Schnellpresse für diesen Fall auch am Sonntag im Gang erhalten zu dürfen. Es sollen bereits 30,000 Exemplare gedruckt und abgesetzt seyn, und die Expedition der einlaufenden Bestellungen soll jeden Tag viele Hunderte betragen. Aus voller Ueberzeugung können wir allen Lesern das Büchlein empfehlen. Wir schließen unsern Bericht mit folgender Stelle aus der Schrift selbst: „Wenn man das (bisher) Gesagte beherzigt, und während einer Cholera-Epidemie befolgt, so hat man, meiner innigsten Ueberzeugung nach, Alles gethan, was die Pflicht gegen sich selbst und gegen seine Familie erheischt. Die Intensität des Choleraagens macht manchmal diese menschlichen Waffen gegen ein von Oben gesandtes Geschick ohnmächtig. So verhält es sich bei allen miasmatisch contagiösen Krankheiten. Es gibt keine Maßregeln, welche den Einzelnen unbedingt gegen diese Krankheit schützen; aber es gibt deren, und sie sind im Büchlein angegeben — welche die Gefahr, von ihr ergriffen zu werden, um ein Beträchtliches vermindern.“

Frankfurt, 16. Sept.

Gestern Abend hatten wir einen seltenen Kunstgenuß. Der hiesige Liederkranz, dessen Name in Folge seines Strebens auch in der Ferne wohlverdienten guten Klang hat, feierte den Wiedereinzug in sein vor Kurzem restaurirtes Lokal durch ein Souper und verschiedene Vorträge. Zwei zufällig in unserer Stadt anwesende Künstler aus Polen, die Brüder Wieniawski, waren von einigen Mitgliedern dazu eingeführt. Wir hatten zwar von diesen Virtuosen schon manches Rühmliche vernommen, allein ungeachtet dessen wurde unsere Erwartung durch das herrliche Spiel Beider weit übertroffen. Heinrich Wieniawski trug die Ernst'sche Othello-Fantasie für Violine vor. Eine solch' italienische Gluth des Spiels ist uns seit Paganini nicht mehr vorgekommen. Gleich Flammen zuckte es aus den Passagen, und wenn Heinrich Wieniawski auch kein Italiener, sondern ein Pole ist, so trug sein Spiel doch ganz den Charakter excentrischer Leidenschaft des Südens, war zugleich aber auch correct und sicher, voll Geist und Adel und der lebendige Ausdruck der Formen, deren geistigen Inhalt Ernst selbst nicht mit derselben fliegenden Bravour kundzugeben vermochte. Er steht an Gewandtheit und Genialität keinem der bis jetzt bekannten Violinvirtuosen nach. — Sein Bruder Joseph spielte eine von ihm selbst componirte große Fantasie über Motive aus der „Nachtwandlerin“. Seine leichte Hand flog mit ungemeiner Grazie über die Tasten eines ihm geliehenen trefflichen Mozartflügels und zeigte eine technische Fertigkeit, die an Liszt's Meisterschaft erinnert. Alle Schwierigkeiten überwand er mit einer Ruhe und Sicherheit, wie sie beim Feuer des Vortrages, dem auch die Zartheit nicht mangelte, kaum möglich schien. Sein ganzes Spiel trägt den Zauber eines jugendfrischen Gemüthes, und es scheint, als entströme seinen Händen ein Regen von Perlen, aus welchem ein lieblicher poetischer Duft zu dem Herzen weht, das mit Wonne den Passagen folgt. Enthusiastischer Beifall aller Anwesenden lohnte den beiden Künstlern, die wir hoffentlich demnächst in einigen Concerten wieder hören werden.

Theater-Anzeige.

Montag, 18. Sept. Der Freiwillige, Lustspiel in 3 Akten. Hierauf: Herrn Hampelmanns Landparthie nach Königstein, Lokalscizze in 1 Akt und 4 Bildern.

Druck und Verlag von Heller und Rohm — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 224. Dienstag, den 19. September 1854.

Gabriels Hochzeit.

Nach Dickens' Household Words von W. F.

(Fortsetzung.)

Als François diese Worte ausstieß, lag in seinem Benehmen und in seinem Blicke so etwas Fremdartiges, Düsteres und Drohendes, daß Gabriel sofort aller Muth sank, zumal in demselben Augenblicke sich ihm unwiderstehlich die schreckliche Frage aufdrang, ob ihm sein Vater nicht zum „Kaufmanns-Tische" gefolgt seyn möchte? Selbst wenn er das Verlangen gefühlt hätte, zu sprechen, er hätte es nicht vermocht, so lange jene Frage und der Verdacht, den sie in ihm hervorrief, alle jene belebenden Hoffnungen und Ueberzeugungen des Mordes gänzlich zerstörten. Der geistige Schmerz rief einen plötzlichen Uebergang der Freude zur Trauer in seinen Gedanken hervor und wirkte auch physisch auf ihn zurück. Die Luft in der Hütte kam ihm in Gegenwart seines Vaters wie Stickluft vor, und als Rose rasch ihre Kleider über sich geworfen und sich bald mit gerötheten, bald mit bleichem Gesicht der Thüre näherte, eilte er mit ihr von dannen, als ob er dem eigenen Herd entfliehen müßte. Niemals aber fühlte er den stärkenden und ermuthigenden Einfluß der frischen Luft und des heiteren Tageslichtes mehr als in diesem Augenblicke.

Er vermochte es, Rose wegen des rauhen Benehmens seines Vaters zu trösten, er konnte sie seiner eigenen innigen Zuneigung, die kein irdischer Einfluß zu schwächen im Stande war, versichern, während sie zusammen dem Pachthofe zuwanderten, aber mehr konnte er nicht. Ihr das, was seinen Geist ausschließlich beschäftigte, anzuvertrauen, wagte er nicht; gerade sie wäre von allen menschlichen Wesen die letzte gewesen, der er das schreckliche Geheimniß enthüllt hätte, das ihm fast das Herz erdrückte. Sobald sie dem Pachthofe nahe gekommen, hielt Gabriel an, und indem er ihr versprach, sie bald wieder zu sehen, nahm er mit erkünstelter Ruhe, aber mit wirklich verzweiflungsvollem Herzen von Rose Abschied. Was auch das arme Mädchen davon denken mochte, er fühlte, daß er in diesem Augenblicke nicht den Muth habe, ihrem Vater vors Gesicht zu treten und ihn freundlich und wohlgefällig, wie es seine Gewohnheit war, über die bevorstehende Hochzeit Rose's sprechen zu hören.

Sich selbst überlassen, wanderte Gabriel bald hierhin, bald dorthin über die offene Haide, ohne zu wissen oder darauf zu achten, wohin er seine Schritte richte. Die Zweifel über seines Vaters Unschuld, die sein Besuch beim „Kaufmanns-Tische" zerstreut hatte, lebten wieder auf, ja sie traten stärker hervor, obgleich er es sich selbst nicht zu gestehen wagte. Es war schon peinigend genug für ihn, daß er selbst zugeben mußte, daß das Ergebniß seiner Nachforschung kein befriedigendes, daß das Geheimniß in Wahrheit noch nicht aufgeklärt sey. Der Ungestüm seines Vaters, mit dem er sein Mißtrauen ausgesprochen, die außerordentliche und unbeschreibliche Veränderung in seinem Wesen, als er die letzten Worte ausstieß — was sollte er davon halten? War er schuldig oder unschuldig? Und dann, lag jetzt noch ein Grund vor, das Geständniß, das sein Großvater auf dem Todtenbette abgelegt, zu bezweifeln? War es nicht im Gegentheil wahrscheinlicher, daß der alte Mann, als er am Morgen seine eigenen Worte, die er in der Nacht gesprochen, verläugnete, dieß unter dem Einflusse eines panischen Schreckens gethan, als sein moralisches Bewußtseyn vollständig gestört und seine geistige Kraft im Abnehmen war? Je länger Gabriel über diese Fragen nachdachte, je weniger befähigt fühlte er sich, sie zu beantworten. Sollte er bei Anderen, die klüger als er, sich Raths erholen? Nein, niemals, so lange noch die geringste Hoffnung blieb, daß sein Vater unschuldig sey. Mit diesen Gedanken war er noch beschäftigt, als er sich wieder in der Nähe seiner Hütte befand. Noch war er in Zweifel, ob er der Thüre nahen sollte, als er dieselbe vorsichtig öffnen sah. Sein Bruder Pierre blickte verstohlen hinaus und lief dann auf ihn zu. „Komm' herein, Gabriel; o, komm' herein!" bat der Knabe flehentlich. „Wir fürchten uns, mit dem Vater allein zu seyn; er hat uns geschlagen, als wir von Dir sprachen."

Gabriel trat ein. Sein Vater, der am Herde saß, murmelte das Wort „Spion" vor sich hin und zeigte in seinen Gebärden eine tiefe Verachtung gegen seinen Sohn, sprach aber kein Wort zu ihm. Stunden vergingen, ohne daß dieß Schweigen unterbrochen wurde; der Tag neigte sich, der Abend kam heran, die Nacht brach herein, und noch hatte François zu keinem seiner Kinder ein Wort gesprochen. Als es ganz finster geworden, ging er hinaus und nahm seine Netze mit sich, indem er bemerkte, er wolle lieber allein auf der See als im Hause mit einem Spion zusammen seyn. Als er am nächsten Morgen zurückkehrte, zeigte sich noch keine Aenderung in seinem Benehmen. Tage, Wochen, ja Monate vergingen, und er beobachtete gegen seinen ältesten Sohn dasselbe Verfahren. Auch wenn beide mit einander zu thun hatten, that François dieß schweigend, sobald es nicht durchaus nothwendig war, zu Gabriel zu sprechen. Er nahm ihn nie mit sich, wenn er auf den Fischfang ging; er war nie allein mit Gabriel im Hause; er aß nicht mit ihm zusammen; er wollte überhaupt von Gabriel kein Wort hören, weder eine Beschwerde noch irgend etwas, was sich auf die letzten Worte und Handlungen seines verstorbenen Vaters bezog.

Unter diesem grausamen häuslichen Bannfluche härmte sich der Jüngling ab und veränderte sich so, daß ihn Rose kaum wieder erkannte. Dazu kam der niederdrückende Einfluß des wiedererwachten Zweifels, der ihn niemals verließ, und mehr als Alles dieß, marterten ihn die unaufhörlichen Vorwürfe seines Gewissens,

daß er einer Verantwortlichkeit sich entziehen wolle, die zu übernehmen er für seine heilige, unmittelbare Pflicht hielt. Aber weder die Gewissensbisse, noch die Mißhandlung im Hause, noch die Selbstvorwürfe, die er sich wegen Vernachlässigung der Pflicht, als guter Katholik zu beichten, machte, waren im Stande, ihn zur Enthüllung des Geheimnisses zu vermögen, obgleich dessen Geheimhaltung bereits an seinem eigenen Leben nagte. Er wußte, daß, wenn er es einmal enthüllt habe, gleichgültig, ob sein Vater für schuldig oder unschuldig erklärt werden würde auf seiner Familie und selbst auf Rose wegen ihrer bevorstehenden Verwandtschaft mit derselben, ein Flecken und ein Verdacht haften würde, der weder jetzt noch später verwischt werden könnte. Sich diesem auszusetzen, fehlte es Gabriel an Muth, auch wagte er nicht, eine lebenslängliche Schmach auf sich zu laden, selbst dann nicht, wenn von ihm heiligen Interessen der Gerechtigkeit, Wiedervergeltung und Wahrheit dadurch gedient würde.

Während er noch unter dem Eindrucke litt, der seine physische wie geistige Kraft zerstörte, wurde die Bretagne von einem großen öffentlichen Unglücke heimgesucht, das eine Zeit lang alles Familienglück überwältigte. Es war jetzt die Zeit herangekommen, wo der Sturm der französischen Revolution in den wüthendsten Orkan ausbrach. Es waren jetzt jene Leiter der neuen Republik zur Gewalt gelangt, deren letzter, abscheulichster Akt darin bestand, die Vernichtung der Religion zu dekretiren und in dem ganzen, von ihnen regierten Lande Alles über den Haufen zu stürzen, was dieselbe äußerlich darstellte. Dieß Dekret war bereits in und um Paris seinem Wortlaute nach zur Ausführung gebracht worden, und die Soldaten der Republik befanden sich eben auf dem Wege nach der Bretagne, von Führern befehligt, deren Auftrag dahin ging, die christliche Religion in ihrem letzten und sichersten Zufluchtsorte, den sie in Frankreich hatte, auszurotten.

(Fortsetzung folgt.)

Die große englisch-deutsche Entdeckungs-Expedition nach Central-Afrika.

(Gotha. Perthes' geographische Anstalt, 9. September.)

Von dem berühmten deutschen Reisenden Dr. H. Barth sind soeben wieder Nachrichten aus dem Inneren Afrika's angekommen, freilich nicht mit der Schnelligkeit, mit der man heut zu Tage Nachrichten aus den entferntesten Theilen zu erhalten gewohnt ist; denn während, beispielsweise, die Strecke von London nach Timbuktu nicht weiter ist, als von London nach Kairo, so gebraucht ein Brief zur Reise zwischen jenen beiden Orten — wie in diesem Falle — gegen neun Monate, während die Post zwischen beiden letzteren Orten dieselbe Strecke etwa in zwei Wochen zurücklegt. In jenen Gegenden Inner-Afrika's, wo die Verbindungen mit dem übrigen Theile der Welt die verhältnißmäßig höchste Stufe der Entwickelung erreicht haben, nämlich vom Tsad-See durch die große Wüste nach Tripoli am mittelländischen Meere, kann ein Brief durch die Kameelpost bis an die Küste und von da auf dem gewöhnlichen Wege über Malta wohl in zwei Monaten London erreichen. Dazu muß aber alsdann ein wohlberittener Tuarick als Courier gewonnen werden, der auf seinem Maherry (einer besonderen Art schnellfüßiger Kameele, den Renn-Pferden unter dem genus equus gleich) mit dem Strauß um die Wette, die furchtbaren Wüstenstrecken in öder Einsamkeit und nicht geringer Lebensgefahr rasch durchfliegt. Aber da, wo die Verbindungen, durch Unsicherheit der zu durchziehenden Strecken oder andere Umstände veranlaßt, bloß durch Caravanen bewerkstelligt werden, wie von Timbuktu nach dem Mittelmeere, da werden die Briefe und Depeschen des deutschen Forscher, die die wissenschaftliche Welt in den letzten Jahren mit so viel Interesse und Theilnahme gelesen, mühsam von einer Station zur anderen mitgeschleppt, um endlich in einer oder der anderen der Küstenstädte in europäische Hände zu gelangen. Das Wunder dabei ist, daß die Briefe überhaupt eine solche precäre Reise aushalten können und fast ohne Ausnahme richtig einlaufen, Reisen, deren Wege durch eine kaum unterbrochene Linie weißgebleichter Gebeine und Knochen umgekommener Menschen und gefallener Kameele bezeichnet ist, und wo natürlicherweise nicht diese allein, sondern auch Güter gefährdet sind. Der Umstand indeß, daß bei den Bewohnern von Nord- und eines Theils von Inner-Afrika alles Geschriebene mit einer Art von Heiligkeit betrachtet und mit großer Sorgfalt bewahrt wird, dürfte die ungemeine Sicherheit der Briefbeförderung in jenen Ländern einigermaßen erklären.

Wir sind unwillkürlich zu dieser Abschweifung über das innerafrikanische — „Postwesen" hingeleitet worden durch das Datum der vor uns liegenden Barth'schen Mittheilungen, — „Timbuktu, den 14. Dezember 1853", deren Inhalt wir unseren Lesern doch, wie es der Fall ist, als etwas Funkelnagelneues auftischen wollen.

Ueber die Ankunft Dr. Barth's in dieser berühmten Stadt, welche zu erreichen die Lebensaufgabe so vieler Reisenden gebildet hat, ist das Publikum bereits unterrichtet, sowie auch darüber, daß der kühne Reisende die Gunst und den Schutz eines mächtigen Mannes, des Scheich El Bakay, zu erlangen so glücklich gewesen war, daß jedoch demungeachtet sein Aufenthalt in Timbuktu als gefährlich sich herausgestellt hatte und noch außerdem seine Gesundheit, durch die höchst angestrengte Reise von Sokoto nach Timbuktu schon erschüttert, in einen bedenklichen Zustand gerathen war. Jene Nachrichten reichten bis in die Mitte des October, die vorliegenden geben also Auskunft über die Ereignisse der beiden folgenden Monate.

„Gott der Allmächtige", so schreibt Dr. Barth, „hat mich bisher mitten in der drohendsten Gefahren beschützt und ich hege die zuversichtliche Hoffnung, daß mir mein Rückzug aus dieser anarchischen Stadt mit Hülfe meines edlen Freundes und Beschützers, des Scheich Ahmed el Bakay, gelingen wird. Wahre Triumphe haben wir über unsere Feinde, die Fulbe*) von Hamd Allahi, gefeiert, und nachdem ihr Emir wiederholt den strengsten Befehl hierhergeschickt, mich ohne Verzug lebend oder todt nach Hamd Allahi zu bringen, haben sie jetzt mich vollständig aufgegeben und lassen mich in Ruhe. Wenn dagegen die Uelad Sliman, die wahren Mörder des Major Laing's**), geschworen mich zu tödten, so hoffe ich, daß ihnen das nicht gelingen soll. Das Einzige, was mich bekümmert, ist der Verschub meiner Abreise, da die kühle Jahreszeit (Morgens 10° bis 12° Reaumur) längst eingetreten ist."

Sodann beschreibt Dr. Barth das Resultat seiner neuesten Forschungen, welche in zwei umfangreichen Kartenblättern graphisch dargestellt sind. Das eine umfaßt einen großen Theil der westlichen Sahara, die sogenannte Wüste von Kahayde und Sansandi und reicht vom atlantischen Ocean im Westen bis zum Meridian von Timbuktu im Osten, und von dem Niger in Süden bis zur marrokkanischen Gränze im Norden, und stellt, wenn man den nördlichsten wüsteren Theil von etwa 20 Grad nördlicher Breite theilweise abzieht, ungefähr den Bereich des berühmten Ghánata dar, des geschichtlich ältesten central-afrikanischen Reiches. Das andere Kartenblatt umfaßt den bisher gänzlich unbekannten mittleren Theil des Stromsystems des Kowara (gewöhnlich aber irthümlich Niger genannt), von Timbuktu abwärts, mit seinen

*) Gewöhnlich Fellatas genannt.
**) Major Laing hatte bekanntlich im Jahre 1826 Timbuktu von Tripoli aus durch die Wüste über Tuat erreicht und wurde auf seiner Rückkehr nicht weit von Timbuktu ermordet.

vielen Verzweigungen und die an seinen Ufern ansässigen mächtigen und historisch merkwürdigen Staaten. Beide Kartenblätter und die dazu gehörigen Abhandlungen sind zweifelsohne unter die wichtigsten Beiträge für die geographische und geschichtliche Kenntniß der nördlichen Hälfte Afrikas anzusehen, da sie zwei bisher fast gänzlich unbekannte, bedeutend ausgedehnte Länderstrecken und wie es scheint durch einen höchst interessanten Nationalitäten-Complex charakterisirte Landschaften mit mannigfaltiger Naturbeschaffenheit, — zum ersten Male mit der dem unermüdlichen Forscher eigenthümlichen Vollständigkeit vor unseren Blicken entfalten. Schließlich mögen noch einige Auszüge, die wörtlich Dr. Barth's Briefen an seine Angehörigen in Hamburg entnommen sind, hier ihren Platz finden.

Vom 8. December 1853. „Noch immer hier, in dieser Stadt ohne Herrn und mit vielen Herren, klein nur an Umfang und doch groß an Bedeutung; noch immer hause ich hier, ein Spielball der Wellen hin und her geworfen, ohne Ruh und Rast; jeder Tag bringt Neues, bald Frohes bald Betrübendes. Tod, Gefangenschaft, frohe Rückkehr in die Heimath, dieß sind die Aussichten, die mir wechselnd vor Augen schweben. Vor einigen Tagen überfallen und bald gefangen gemacht, heute im Schutze eines der mächtigsten Tuarickhäuptlinge und mit Aussicht der baldigen Ankunft ihres Oberhauptes, das mich von hier geleiten soll, während unsere Feinde eingeschüchtert sind und nicht wissen was sie thun sollen; gestern Abend endlich halb erfreut halb verstimmt durch ein mit einer Tuarick-Kafla angekommenes Briefpacket aus Ghadamis — ohne Briefe aus Europa, und schon sind es 18 Monate, daß ich keine Zeile von dort erhalten habe. Da sehe ich denn zu meinem großen Erstaunen, daß, wovon ich nicht das Geringste geahnt, eine ganz neue Expedition ausgerüstet worden, um mir Vereinzelten zu Hülfe zu kommen. Möge Gott der Allmächtige mich bald glücklich nach Bornu zurückführen, wo ich einige Tage mich in ihrer Gesellschaft erheitern könnte, ehe ich die weitere Rückreise antrete. Aber noch weiß ich nicht, wann mir der glückliche Tag des Ausbruches aus dieser unruhigen Stadt anbrechen wird und kaum kann ich hoffen, das Neujahr draußen auf dem Marsche zu feiern, so ungewiß ist hier Alles. Weiß Gott, was das neue Jahr mir bringt. Die Hoffnung, daß der Allmächtige mich in meinem edlen Unternehmen nicht verlassen wird, hält mich aufrecht."

Wir können nur noch den innigen Wunsch aussprechen, daß es Dr. Barth vergönnt seyn möge, in der Bälde glücklich zurückzukehren in sein Vaterland, welches Ursache hat stolz zu seyn auf ihn, der in hoher Begeisterung für sein Unternehmen, in seinem unerschütterlichem Muthe, in seinem energischen mit bewunderungswürdiger Umsicht gepaarten Auftreten, mit dem er bisher alle Gefahren zu bekämpfen gewußt hat, in seinem wahrhaft großen Eifer und unablässiger Thatigkeit, mit einem Wort — in seinem wissenschaftlichen Heroismus, sicherlich von keinem Reisenden je übertroffen worden ist.

Mannichfaltigkeiten.

Ein Correspondent schreibt dem „Athenäum": Da die Entfernung der Buchdruckerschwärze vom Papier als eine bei dem gegenwärtigen kritischen Zustande des Papierhandels sehr wünschenswerthe Erfindung gilt, so habe ich in dieser Beziehung Versuche angestellt und mittelst eines sehr einfachen chemischen Prozesses meinen Zweck vollkommen erreicht. Die beigefügte Probe war ein auf beiden Seiten bedrucktes Octavblatt, welches durch mein Verfahren in einen völlig reinen Brei verwandelt wurde, und daß es nicht so glatt und eben erscheint, beruht lediglich darauf, daß es mir an dem erforderlichen Glättapparate mangelte; aber jedenfalls ist das Papier wieder in den Zustand versetzt, daß es von neuem bedruckt werden kann. Besogte Probe, fügt das „Athenäum" hinzu, liegt für Jedermann, den es interessirt, in unserer Offizin zur Ansicht bereit. Welche Aussichten für Makulatur!

Ein französischer Gärtner, welcher das Holzwerk in seinen Treibhäusern anzustreichen hatte und die Theorie der Wärme-Einsaugung durch die schwarze Farbe in Anwendung bringen wollte, kam auf den Gedanken, den Theer dazu zu verwenden, der in den Fabriken des Leuchtgases durch die Destillirung der Steinkohlen sich bildet. Dieß that er vor Anfang des Winters. Bei der Wiederkehr des Frühlings bemerkte er mit Erstaunen, daß die Spinnen und andere Insekten, die gewöhnlich seine Treibhäuser anfüllten, gänzlich verschwunden waren. Außerdem fand er, daß ein Spalier-Weinstock, der seit 2 Jahren merklich im Abnehmen war und den er bereits durch einen anderen ersetzen wollte, dergestalt an Frische und Kraft zugenommen hatte, daß er die schönsten Tafeltrauben trug. Dieses Verfahren wendete er auch im Freien auf die Pfähle und Spaliere der Bäume und Sträucher an, die von den Insekten hart mitgenommen waren, und günstiger Erfolg lohnte seinen Versuch. Raupen und Schnecken verschwanden und Bäume und Sträucher trugen reichliche Früchte.)

(Französische Lügen über Deutschland.) Ein französischer Feuilletonist, der dieses Jahr die deutschen Bäder besucht und über alle seltsamen Dinge berichtet hat, ist so keck, seinen Lesern weiß machen zu wollen, auf dem Wege nach Kissingen, als die Pferde einmal gewechselt worden, wären zwei junge Leute mit Ränzchen auf dem Rücken und in orange Mützen mit weiß und blauem Streif zu den Reisenden mit den Worten getreten: „Geben Sie armen Studenten eine milde Gabe!" Da die Reisenden meist Franzosen gewesen, also die Anrede nicht verstanden, habe der eine Student die Bitte französisch wiederholt. Diese Studenten sollen sich dann von einem Reisenden gutmüthig über ihre — medizinischen Studien haben ernstlich examiniren lassen. Wörtlich fährt dann der Franzose fort: „Es gibt unter den deutschen Studenten solche arme Teufel, die, man weiß nicht, wovon leben. Diese waren aus Würzburg, wo meist Medizin studirt wird und zwar zum größten Theil von Armen. Die Ferienzeit war gekommen und die uns Ansprechenden wollten nach Hause gehen. Da sie aber durchaus ohne Geld waren, so rechneten sie wegen der Reisekosten auf die Mildthätigkeit der Reisenden, streckten ohne sich zu schämen die Hand aus und nahmen die kleinste Gabe mit Dank an."

In England lebte ein Ehepaar seit langen Jahren in Streit und Hader, und wenn die Frau ihren Mann recht ärgern wollte, so sagte sie höhnisch: „Gott sey Dank, ich hoffe noch auf Deinem Grabe zu tanzen, und das soll mir ein rechtes Fest seyn." Diese oft wiederholte Drohung schien endlich bei dem Manne zu einer Art fixer Idee geworden zu seyn; vor kurzem starb endlich der Arme, und da er keine Kinder hinterließ, kamen alle Verwandten herbei, um der Eröffnung des Testaments beizuwohnen. Wie staunten sie da, als die erste Bestimmung des Testaments lautete: „Meinen Leichnam soll man mindestens eine Viertelstunde weit draußen im Meere einsenken, damit meine Frau nicht auf meinem Grabe tanzen kann."

(Aus der Pfalz, 15. Sept.) Der kürzlich verstorbene Professor Bischoff in Heidelberg, durch dessen Tod nicht nur die genannte Universität, sondern die Wissenschaft der Botanik einen großen Verlust erlitten, ist ein geborner Dürkheimer. Mit einem anderen, vor drei Jahren in Erlangen verstorbenen Landsmanne,

dem berühmten Professor Koch, innig befreundet, wollte er dessen klassische „Flora Deutschlands“ vollenden, wurde aber durch den Tod daran verhindert, so daß nun jenes treffliche Werk leider wohl unvollendet bleiben wird. Auch Bischoff ist Verfasser mehrerer sehr geschätzten botanischen Werke.

Zu Boulogne hat ein Duell zwischen einem Cavalier der Hundert-Garden zu Pferde und einem Scharfschützen von Vincennes stattgefunden. Dieser Vorfall machte deßhalb in der militärischen Welt einiges Aufsehen, weil er ein Zeichen der Eifersucht ist, welche zwischen jenem privilegirten Corps und den übrigen Truppengattungen herrscht. Der Hergang war mit kurzen Worten folgender: Der Cavalier der Hundert-Garden, welcher gleichzeitig mit dem Schützen in ein Tabaksbureau trat, warf ein Fünffrankenstück auf den Tisch und verlangte eine Cigarre zu 25 Cent. mit dem Zusatze: „So wie sie die Garden des Kaisers rauchen!“ Der Infanterist warf jetzt rasch 50 Cent. mit den Worten auf den Tisch: „Eine Cigarre für 5 Cent., so wie sie die Soldaten rauchen.“ Der Cavalier wandte sich heftig mit der Frage an den Infanteristen: „Ich bin also kein Soldat?“ Darüber ein Wortwechsel, eine Forderung und zum Schlusse ein Duell. Der Gardist wurde schwer verwundet.

Korrespondenz.

Köln, 15. Sept.

** Seit dem letzten Sonntag ist unser Stadttheater unter der Direction des Herrn Röder wieder eröffnet. Es ist nicht unsere Absicht, jetzt schon, nach einigen Vorstellungen, eine Besprechung der einzelnen Sänger und Sängerinnen zu geben; wir wollen erst Alle noch einige Male hören und dann erst urtheilen. Unsere heutige Notiz gilt den Erfolgen der Fräulein Pepita de Oliva, und da können wir uns kurz fassen, wenn wir bemerken, daß Köln nicht Berlin ist. Von hier aus werden Sie nicht jene Trompetenstöße der Kritik vernehmen, von denen man hätte glauben sollen, daß Schauspiel von Jericho würde sich wiederholen; oder das Gefühl der Rheinländer für wahre Kunstleistungen und Anstand ist nicht, wie die Mauern jener Stadt, umgefallen. Wenn auch die Tänzerin bei ihren Körperbiegungen und Schmiegungen, bei ihrem lockenden Castagnettengeklapper, bei ihrem Zupfen und Heben des Kleides bei manchen Theaterbesuchern rauschenden Beifall und Hervorrufen erzielte und von bunten Logenbesuchern mit ganzen Körben von Blumen überschüttet wurde, so wird es ihr namentlich vorgestern nicht entgangen seyn, daß man im Parterre getheilter Ansicht über die Art und Weise ihrer Leistungen ist, denn es wurden die bekannten Zeichen des Mißfallens vernehmlich kund gegeben und das mit vollem Rechte. — Der Augenarzt Dr. med. Herschel in Köln, der durch seine vielfach glücklichen Operationen, besonders des grauen Staares, seit einer Reihe von Jahren schon bekannt ist und von Kranken jeden Standes in der Provinz und den angränzenden Ländern besucht wird, gibt ehestens ein Buch heraus, welches man seit längerer Zeit schon mit Spannung erwartet. Dasselbe wird seine Beobachtung über den „angeborenen grauen Staar“, eine der merkwürdigsten Augenkrankheiten, enthalten. — Der Verein für die Geschichte des Niederrheins, der vorgestern hier eine Generalversammlung abhielt, hat den Beschluß gefaßt, eine Zeitschrift in zwanglosen Heften: „Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein“ herauszugeben. — Herr Renz von Berlin wird in diesen Tagen hier eintreffen und am 1. October auf dem Neumarkt seinen Circus eröffnen.

Altona, 14. Sept.

Einen kleinen Beitrag zu dem, wie die Kirchen- und Schulvisitation hier zu Lande gehandhabt wird und zu welchen höchst komischen Scenen die Durchführung der Rechnung nach Reichsgeld in den Schulen Veranlassung gibt, können wir in Folgendem liefern: Der General-Superintendent Herzbruch in Glückstadt war mit der Kirchen- und Schulvisitation in Holstein beauftragt und fragte die Schüler einer benachbarten Dorfschule u. A. auch, um wie viel Gulden Christus verschachert wurde. „Für dreißig Gulden“, antworten die Kinder. Der geistliche Herr fragte nun weiter, wie viel ein Gulden nach hiesigem Gelde sey? „Eine Marke acht Schilling Courant“, lautete die Antwort der Examinanden. (Nach einem alten holsteinischen Gesangbuche nämlich ist ein Gulden eine Marke acht Schilling hiesiges Geld.) — „Was?“ schrie der geistliche Herr, „ihr sollt ja nur nach Reichsgeld rechnen; gleich sagt mir, wie viel ein Gulden in Reichsmünze ist!“ Die Kinder fingen nun an zu rechnen und der Examinator mit, aber sie rechneten und rechneten und lösten das Exempel nicht, so daß endlich der Visitator selbst davon abstand.

Aus Thüringen, im Sept.

Eben erfahre ich aus zuverläßiger Quelle, daß dem Ministerium in Weimar ein Gesuch vorliegt, welches die Errichtung einer Spielbank zum Gegenstand hat. Eine Gesellschaft französischer Unternehmer beabsichtigt eine solche in Eisenach zu gründen. Daselbst ist seit einigen Monaten ein Fichtennadel-Dampf- und Kaltwasser-Bad ins Leben gerufen, welches schon wegen seiner günstigen Lage manchen Fremden anziehen wird. Außerdem ist Eisenach während der Sommermonate von Reisenden sehr besucht; die herrliche Natur, dann die Perle des Thüringerwaldes, die Wartburg, üben eine magnetische Kraft aus. Diese Umstände scheinen für die Anlage einer Spielbank günstig. Die Unternehmer haben bedeutende Gegenleistungen versprochen, wenn ihnen das Spiel gestattet wird. So wollen sie jährlich eine namhafte Summe für Vergrößerung und Verschönerung des Bades, für Erbauung von Häusern, für Verbesserung örtlicher Einrichtungen, Straßen rc., für Herstellung von Gasbeleuchtung in der Stadt gewähren. Es ist das für die Eisenacher Verhältnisse sehr lockend, um so mehr, als durch die Kunst im Ganzen wenig gethan ist, Fremde anzuziehen. Wie sehr sich Orte durch derartige große Unternehmungen nach Außen heben, ist bekannt; man denke an Homburg, Nauheim. Indessen sträubt sich der Sinn des Thüringers doch dagegen, eine Spielhölle in Eisenach heimisch werden zu lassen, und er will auch davon nichts wissen, daß die Stadt und das Land nur die Vortheile einer solchen Anlage ziehen, ohne zugleich unter den Nachtheilen zu leiden, daß nämlich Einheimischen, Einwohnern des Großherzogthums nicht gestattet werde, zu spielen. Man erwartet eine abschlägige Bescheidung des erwähnten Gesuchs durch das Ministerium.

Bad Homburg, 19. Sept.

Ira Aldridge, der schwarze Mime, hat in vergangener Woche eine deklamatorische Abendunterhaltung in unserem Kursaale gegeben, was namentlich das zahlreich hier anwesende englische Publikum sehr anzog; es war kein Plätzchen mehr zu finden, so sehr drängte man sich, den Negerschauspieler zu sehen und zu hören. — Das anhaltend schöne Wetter hält unsere Saison auf einer immer noch bedeutenden Höhe und täglich kommen an 300 Passanten hier an. Es gibt aber auch nichts Lieblicheres als ein schöner Herbsttag in unserem freundlichen Thale.

Frankfurt a. M., 18. Sept.

Einem eben uns zugehenden Bericht über das am 11. d. M. im Reunionssaale zu Wiesbaden stattgehabte Concert zum Vortheil der dortigen Kleinkinderbewahranstalt können wir als zu ausführlich, sowie auch verspätet eingesendet, nicht benutzen, erfüllen aber den Wunsch des Einsenders, den Herren Eliason, Lutz und Siedentopf für die uneigennützige Bereitwilligkeit zu danken, die sie durch ihre künstlerische Mitwirkung bei diesem Acte der Humanität bekundet haben, sowie denselben den Ausdruck der Anerkennung ihrer trefflichen Kunstleistungen und des solchen in reichem Maße gewordenen Beifalls wiederholt darzubringen.

Theater-Anzeige.

☞ Dienstag, 19. Sept. (Neu einstudirt): Minna von Barnhelm, oder: Das Soldatenglück, Lustspiel in 5 Aufz. von Lessing. — Minna von Barnhelm: Fräul. Janauschek.

Mittwoch, 20. Sept. Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg, große romantische Oper in 3 Acten von Richard Wagner. Achtes und letztes aufgehobenes Meß-Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 225. Mittwoch, den 20. September 1854.

Gabriels Hochzeit.

Nach Dickens' Household Words von W. F.

(Fortsetzung.)

Diese Männer vollzogen ihr Werk ganz im Geiste Derer, die sie ausgesandt hatten. Sie plünderten die Kirchen, zerstörten die Kapellen und warfen die an den Wegen aufgerichteten Kreuze, wo sie deren fanden, um. Die Guilloline verrichtete ihre Blutarbeit in den Dörfern der Bretagne in eben so schrecklicher Weise, wie in den Straßen von Paris. Muskete und Schwert wütheten auf den Landstraßen und Nebenwegen unter dem Volk, selbst der Weiber und Kinder, die knieend ihr Gebet verrichteten, wurde nicht geschont; die Priester wurden bei Tag und Nacht aus der Verborgenheit, wo sie noch hier und da das Evangelium gepredigt, hervorgezogen und getödtet; überall wurden dieselben Grausamkeiten verübt, und doch widerstand die christliche Religion diesen blutigen Verfolgungen und erhob sich mit erneuter Lebenskraft selbst unter den Füßen Derjenigen, die sie in ihrer blinden Wuth auf immer vernichten wollten. Ueberall blieb das Volk seinem Glauben treu, überall standen ihm die Priester in seiner peinlichen Noth fest zur Seite. Die Republik hatte die Vollstrecker ihrer Befehle abgesandt, um die Bretagne zu einem Lande Abtrünniger zu machen, und sie verließen sie als ein Land des Märtyrerthums.

Während diese schreckliche Verfolgung noch wüthete, war Gabriel eines Abends ungewöhnlich lange im Pachthofe bei Rose's Vater geblieben. Er hatte sich dort in der letzten Zeit oft und lange aufgehalten, denn der Pachthof war seine einzige Zuflucht, wo er Trost für die Leiden, gegen den Druck und die geheime Schande fand, die ihn in der väterlichen Hütte verfolgten. Eben hatte er von Rose Abschied genommen und war im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als ihn ihr Vater zurückhielt und auf einen Stuhl am Kamin hindeutete. „Laß uns allein, gutes Kind", sagte der alte Mann zu seiner Tochter; „ich habe mit Gabriel zu sprechen. Geh' zu Deiner Mutter im nächsten Zimmer."

Die Worte, welcher Vater Bonan — so wurde der Pachter von seinen Nachbarn genannt — im Geheimen zu sprechen hatte, waren bestimmt, Gabriel auf Ereignisse vorzubereiten, die er nicht erwartet hatte. Nachdem der Alte auf die auffallende Aenderung in dem Wesen Gabriels hingedeutet, fragte er ihn, zwar mit kummervoller, aber keinen Argwohn verrathender Miene, ob er immer noch seine alte Zuneigung für Rose hege. Als Gabriel diese Frage mit festem Tone bejaht hatte, ging Vater Bonan auf die Verfolgung, die immer noch im Lande wüthete, und auf die Möglichkeit über, daß auch er, gleich andern seiner Landesleute, ausersehen seyn möchte, für seinen Glauben zu leiden, vielleicht zu sterben. Sollte dieß Opfer von ihm gefordert werden, so würde er Rose unbeschützt hinterlassen, wenn nicht ihr verlobter Bräutigam ohne Verzug sein Versprechen gegen sie erfülle und die Stellung ihres gesetzlichen Beschützers annehme. „Laß mich wissen, ob Du dieß thun willst", schloß der alte Mann. „Ich werde auf Alles gefaßt seyn, was mir irgend begegnen könnte, sobald ich nur weiß, daß ich nicht sterben muß, ohne Rose einen Schützer zu hinterlassen." Gabriel gelobte, sein gegebenes Wort zu lösen, und er gelobte es aus vollem Herzen. Als Gabriel Vater Bonan Lebewohl sagte, sprach dieser zu ihm:

„Komm' morgen her; ich werde dann mehr wissen, als ich heute weiß; ich werde im Stande seyn, den Tag Deiner Verbindung mit Rose fest zu bestimmen."

Warum zögerte Gabriel noch an der Thüre des Pachthofes, indem er auf Vater Bonan zurückblickte, als sey er gezwungen, ihm Etwas zu sagen, und doch nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen? Warum hielt er, nachdem er hinausgetreten und einige Schritte gegangen war, plötzlich an, kehrte rasch zum Pachthofe zurück, stand unentschlossen vor dem Thorwege und zog sich unter schweren Seufzern wieder zurück, ohne nochmals auf seinem Heimwege anzuhalten? Weil die Marter des schrecklichen Geheimnisses für ihn jetzt schwerer denn je zu ertragen war, seitdem er das Versprechen gegeben, das ihm abverlangt worden. Freilich trieb es ihn mächtig an, dem Vater, dessen geliebte Tochter bald sein Weib seyn würde, die Angst und den Zweifel, der ihn quäle, freimüthig zu bekennen, aber der schreckliche Gedanke, ob er der Sohn eines rechtschaffenen Mannes oder eines Mörders und Räubers sey, hielt ihn davon zurück, und während er in Verzweiflung seiner Hütte zueilte, faßte er den nicht minder verzweifelten Entschluß, das Aeußerste zu wagen und seinem Vater selbst die verhängnißvolle Frage vorzulegen. Indessen, dieser entsetzliche Auftritt zwischen Vater und Sohn sollte nicht stattfinden. Als er in die Hütte trat, war François abwesend und hatte den jüngeren Kindern gesagt, daß er erst am nächsten Tage zurückkehren werde.

Am andern Morgen eilte Gabriel nach dem Pachthofe, wozu er aufgefordert worden war. Unter dem Einflusse seiner Liebe zu Rose und im Vertrauen auf die freilich sehr schwache Hoffnung, daß sein Vater doch unschuldig seyn möchte, erlangte er jetzt endlich einige Ruhe. „Wenn ich mein Geheimniß Rose's Vater erzähle, so laufe ich Gefahr, das Vertrauen auf das zukünftige Wohl seines Kindes, für welches ich gegenwärtig sein einziger Bürge bin, zu zerstören." — Dieß waren etwa Gabriels Gedanken, als er Vater Bonans Hand ergriff und gespannt wartete, was von ihm an jenem Tage noch gefordert werden möchte.

„Es ist uns nur eine kurze Frist geboten, Gabriel, ehe die Gefahr hereinbricht", sagte der alte Mann. „Mir ist die Nachricht zugekommen, daß die Räuber unserer Kirchen und die Mörder unserer Gemeinden auf dem Wege hierher Halt gemacht haben, in Folge von Ereignissen, die sich in anderen Gegenden zu-

getragen. Diese Zeit der Ruhe und Sicherheit wird sehr kurz seyn — und wir müssen sie daher rasch zu unserem Vortheile benutzen. Mein Name steht auf der Liste der Denuncirten — und wenn mich die Soldaten der Republik hier fänden! Doch davon wollen wir kein Wort mehr sprechen; was ich mit Dir zu reden habe, betrifft Rose und Dich. Noch diesen Abend soll Deine Trauung mit Rose nach den gewohnten Gebräuchen unserer heiligen Religion vollzogen und der Segen von den Lippen des Priesters über Euch gesprochen werden. Du wirst daher noch diesen Abend der Gatte Rose's und ihr Schützer werden. Höre mir aufmerksam zu, Gabriel, und ich werde Dir mittheilen, wie dieß geschehen soll."

Das, was Vater Bonan dem in großer Spannung aufhorchenden Gabriel mittheilte, war im Wesentlichen Folgendes:

Nicht lange zuvor, ehe die Verfolgungen in der Bretagne ausgebrochen, war ein Geistlicher, allgemein bekannt unter dem Namen Pater Paul, in eine Pfarre in einem der nördlichen Distrikte der Provinz eingesetzt worden. Er erfüllte alle Pflichten seines Amtes in solcher Weise, daß er sich das Vertrauen und die Zuneigung jedes Mitgliedes seiner Gemeinde erwarb, und daß auch in entfernteren Theilen des Landes von ihm mit großer Hochachtung gesprochen wurde. Ehe das Mißgeschick hereingebrochen, ehe Verwüstung und Blutvergießen begonnen hatten, war Pater Paul noch nicht von einem Ende der Bretagne bis zum andern bekannt; doch kaum hatten die ersten Verfolgungen angefangen, so wurde sein Name für das gehetzte Landvolk gleichsam das Signal, sich zu sammeln; er sprach ihnen Muth ein in der Noth, er war ihr Vorbild in jeder Gefahr, er war ihr letzter und einziger Tröster in der Stunde des Todes. Wo Gräuel und Vernichtung am entsetzlichsten wütheten, wo die Verfolgung am schonungslosesten und das Gemetzel am grausamsten war, da sah man den unerschrockenen Priester jeder Gefahr Trotz bieten und die heiligen Pflichten seines Berufs erfüllen. Oft hing sein Leben an einem Haar; sein plötzliches Wiedererscheinen in allen Theilen des Landes, wo man ihn wieder zu sehen nicht erwartet hatte, wurde von den ärmeren Klassen mit abergläubischer Ehrfurcht betrachtet. Wo auch immer Pater Paul erschien, in seinem schwarzen Ornat, mit seinem ruhigen Antlitz und dem elfenbeinernen Crucifix, das er stets in seiner Hand trug, überall verehrte ihn das Volk wie einen Heiligen, ja man glaubte zuletzt mit großer Zuversicht, daß er, der Einzelne, siegreich seine Religion gegen die Heere der Republik vertheidigen würde. Aber dieß Vertrauen in die Kraft seines Widerstandes sollte nur zu bald erschüttert werden. Neue Verstärkungen rückten in die Bretagne ein und überschwemmten die Provinz von einem Ende zum anderen. Eines Morgens, nachdem Pater Paul in einer beraubten Kirche Gottesdienst gehalten und mit genauer Noth den Händen seiner Verfolger entronnen war, verschwand derselbe. Ueberall wurden geheime Nachforschungen nach ihm angestellt; doch man hörte nichts wieder von ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rachel.

(Aus: Memoires d'un bourgeois de Paris, par le Dr. Veron.)

Soeben ist der vierte Band dieser Memoiren ausgegeben, der an Interesse den früheren nichts nachgibt. Der Band hat sechs Kapitel: Die Parteien und die Bourgeoisie von Paris unter der Julimonarchie. Louis Philippe. Der Graf v. Montalivet. Die schönen Künste unter der Julimonarchie. Die Rachel. Der Constitutionnel. Das Ganze strotzt von pikanten Actenstücken und Anekdoten; vor allen Dingen aber gibt es eine Masse von Portraits. Wir begnügen uns, ein Portrait wiederzugeben, von welchem Deutschland mehr als einmal das Original gesehen.

An einem schönen Sommerabend, am 12. Juni 1838, wo ich Schatten und Einsamkeit suchte (wenn man nur recht sucht, so findet man Alles in Paris, selbst Schatten und Einsamkeit), trat ich um 8 oder 9 Uhr in das Theatre-Français. Es befanden sich vier Zuschauer im Orchester, ich war der fünfte. Meine Blicke wurden auf die Bühne gelenkt durch eine fremdartige ausdrucksvolle Physiognomie mit einer hervortretenden Stirn und einem schwarzen, feurigen, tiefliegenden Auge, das Alles auf einem schmächtigen Körper von einer gewissen Eleganz in Stellung, Bewegung und Haltung. Eine wohlklingende, zum Herzen sprechende, umfangreiche und sehr intelligente Stimme fesselte meinen zerstreuten Geist, der mehr zur Ruhe als zur Bewunderung aufgelegt war. Diese fremdartige Physiognomie, dieß feurige Auge, dieser schmächtige Körper, diese intelligente Stimme gehörte Fräulein Rachel, sie trat als erstes Debut in der Rolle der Camilla in den Horatiern auf. Der lebhafte und tiefe Eindruck, welchen diese junge Schauspielerin beim ersten Blick auf mich machte, rief wirre Erinnerungen in mir wach. Ich fragte mein Gedächtniß und ich erinnerte mich einer seltsamen Physiognomie, welche die Rolle der Vendéerin im Gymnase-Theater gespielt; ich erinnerte mich gleichfalls eines jungen, ärmlich gekleideten Mädchens in plumpen Schuhen, die man einst in den Corridors eines Schauspielhauses fragte, was sie dort mache und die zu meinem Erstaunen ganz ernsthaft die Antwort gab: „Ich bin am Studiren". In Fräulein Rachel fand ich jene seltsame Physiognomie aus dem Gymnase und jenes ärmlich gekleidete junge Mädchen wieder, welches „am Studiren war".

Ich bedauere Alle, welche in der Kunst nicht Widerwillen oder Bewunderung kennen: Gemälde, Statuen, Monumente, Sänger und Sängerinnen, Schauspieler und Schauspielerinnen, ich habe Widerwillen gegen sie oder ich bewundere sie. Die junge Rachel hatte mich staunen machen; ihr Talent begeisterte mich. Ich machte mich so schnell als möglich an meinen Freund Merle und bat ihn, den Debuts des Mädchens zu folgen, das ich schon mein kleines Wunder nannte: „Wenn die anderthalbtausend Leute, welche die öffentliche Meinung in Paris machen, es gehört und ihr Urtheil abgegeben haben, so wird dieß Kind da der Ruhm und das Glück der Comédie-Française seyn".

Ich hatte im Jahre 1838 die Oper aufgegeben; das Talent und der Erfolg meiner Schauspielerin waren zur fixen Idee und zur Geschäftssache bei mir geworden. Bevor ich den Leuten einen guten Tag bot, fragte ich sie: „Habt Ihr sie in den Horatiern, in der Andromache gesehen?" Die meisten wußten nicht, wovon ich sprach, ich wurde zornig und ersparte ihrer Unwissenheit weder Vorwürfe noch Beleidigungen. Das Vergnügen und die Freude meines Sommers von 1838 war gesichert; meine Emotionen als Habitué des Theatre-Français entschädigten mich für die Vergnügungen des Landlebens und für die Ereignisse und Ueberraschungen der Reise.

Den ganzen Monat Junius hindurch, den ganzen Monat Julius hindurch schienen wenig Leute sich zu meinem neuen Kultus zu bekehren: ob die Rachel die Camille, die Emilie, die Hermione spielte, die Apostel dieser neuen Religion, dieser neuen Gottheit predigten in der Wüste. Im Monat August waren, ungeachtet der Hitze der Hundstage, ihre Vorstellungen schon besuchter. Als das Haus mir beinahe voll schien, trocknete ich mir den Schweiß von der Stirn und sprach mit stolzer Genugthuung zu mir selbst: „Fräulein Rachel und ich, wir werden es dem Publikum schon zeigen. Das sind doch Leute, die gesunden Verstand haben!"

Endlich im Monat October trat die junge Schauspielerin neunmal auf und die schwächste Einnahme (Monime im Mithridat) betrug 3669 Fr. 90 C. Die Einnahmen überstiegen 6000 Fr.

wenn sie die Hermione gab; es war ein vollständiger Sieg und ein betäubender Triumph. Racine und Corneille lebten wieder wie in dem großen Jahrhundert Ludwigs XIV.; eine fieberhafte Popularität umgab die junge Schauspielerin und das alte Schauspiel.

Als Kind noch hat Fräulein Rachel, die schon ins Conservatorium aufgenommen war, einen mit Recht geachteten und wirklich talentvollen Künstler, Provost von der Comédie-Française, um Unterweisung. Er sah das arme, schwächliche und armselige Mädchen an und antwortete ihr: „Geh' und verkauf' Blumensträuße, mein Kind". Die junge Hermione rächte sich eines Abends in der geistvollsten Weise für die Geringschätzung ihres Collegen, der ein so schlechter Prophet gewesen. Das Haus war voll, alle Logen waren von der feinsten Welt besetzt: die Rachel gab die Hermione. Man klatschte ihr enthusiastischen Beifall, man rief sie zu wiederholten Malen und sie konnte, als der Vorhang gefallen war, ihre griechische Tunika mit den Blumen füllen, die man auf die Bühne geworfen. Sie ging zu ihm, der ihr statt seiner Unterweisung den Rath gegeben hatte, Blumensträuße zu verkaufen, kniete vor ihm nieder und sagte mit der reizendsten Koketterie: „Ich habe Ihren Rath befolgt, Herr Provost, ich verkaufe Blumensträuße; wollen Sie mir einen abkaufen?" Der gelehrte Professor hob lächelnd die junge Künstlerin auf und sprach ihr seine Freude aus, daß er sich so vollständig geirrt.

Die Berühmtheit der Rachel drang schnell von den Leuten von Fach und von der Blüthe der Aristokratie in das große Publikum. Nicht bloß ihr Talent, auch ihre Jugend und anziehende Schönheit sicherten Erfolge.

Im Lauf des Octobers 1838 bewohnte ich in der Rue Taitbout ein großes Erdgeschoß mit Garten. Man überredete mich, meinen alten Pensionären von der Oper einen Ball zu geben. Die Taglioni, die Falcon, die Eßler, die Dumilâtre waren mit der Mars, mit Rose Dupuis und der Dupont auf diesem Künstlerfest zusammen. Ein Freund hatte es übernommen, Fräulein Rachel, ihren Lehrer Samson und ihre Mutter Felix in meinem Namen einzuladen. Die junge Schauspielerin setzte zum ersten Male den Fuß in einen Salon. Sie war weiß gekleidet; keine einzige Blume, nicht der mindeste Schmuck. In der Gesellschaft und in der Häuslichkeit fällt die tragische Maske der Rachel und wir sehen die anmuthigsten und lächelndsten Züge. Hermione entfaltete einen bewunderungswürdigen Takt, Geist und Frohsinn; Hermione tanzte aber nicht.

In den kleinen und großen Zeitungen war bald nur noch von diesem strahlenden und köstlichen Gestirn die Rede, welches Ströme von Licht über den düsteren und kalten Himmel des Schauspiels und das Théatre-Français ergoß. Merle und J. Janin adelten mit ihrem warmen Lob das junge Talent. Man umgab die neue Künstlerin mit einem noch romantischeren Interesse, indem man das Elend, die Schmerzen und das Irrleben ihrer Kindheit und ihrer ersten Jugend erzählte. Die Künste verherrlichten wetteifernd diesen Liebling der tragischen Muse: in Lithographien, Gemälden und Statuetten sah man nur noch die Rachel.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Kampher.) Der ächte wirkliche Kampher ist ein sehr kostbarer Artikel und dem bei uns im Handel vorkommenden „künstlich bereiteten" nur dem Geruche und der Farbe nach ähnlich, im Uebrigen aber sehr davon verschieden. Das Aufsuchen des ächten Kamphers in den Wäldern Sumatras ist sehr mühevoll, „da unter tausend Stämmen bisweilen nur einer gefunden wird, welcher Kampher liefert". Es gehört Kennerblick und Praxis dazu, die Kampher enthaltenden Bäume zu erkennen. Glaubt man einen solchen Stamm gefunden zu haben, so werden an verschiedenen Stellen desselben drei bis vier Zoll tiefe und eben so breite Löcher gemacht. Finden sich hierbei die Anzeichen, daß Kampher vorhanden ist, so wird der Baum gefällt und sorgfältig untersucht. Wenn man nun annimmt, daß unter 300 Bäumen nur einer die erforderlichen Merkmale hat und unter drei gefällten Stämmen vielleicht einer, der etwas Kampher enthält und zwar gewöhnlich nicht mehr als einen Fingerhut voll, so wird man begreifen, daß die Ernte nicht sehr lohnend ausfallen kann. Der Fall, daß man ein halbes bis ein ganzes Pfund in einem Stamme findet, ist äußerst selten. Der Kampherbaum selbst ist schlank und erreicht eine Höhe von 80 bis 100 Fuß und einen Umfang von 4 bis 5 Ellen. Der auf Sumatra geerntete Kampher wird von chinesischen Kaufleuten aufgekauft und nach China verführt. Das Pfund kostet ungefähr 50 Thlr. preuß. Die Chinesen benutzen ihn, ihrer eigenen Aussage nach, zum Einbalsamiren vornehmer Leichen.

(Newyork, im August.) Nach den Andeutungen, welche durch den Senator Fish Oeffentlichkeit erlangt haben, dürfte der neue Gesetzentwurf, die Uebersiedelung von Einwanderern betreffend, bald durch den Congreß die Bestätigung erhalten. Im Allgemeinen wird das Gesetz die Bestimmungen aufnehmen, welche England mit so viel Erfolg für die nach Australien übersiedelnden Auswanderer angenommen hat, deren Kern darin besteht, die Gebühren nicht für die Eingeschifften, sondern nur für die glücklich ausgeschifften Uebersiedler zu entrichten. Sobald dieses Gesetz in England verkündigt war, herrschte auf den Auswandererschiffen statt der früheren Rücksichtslosigkeit, welche die Menschen unter die Waare herabsetzte, die musterhafteste Ordnung und die größte Sorgfalt, was Nahrung, Gesundheitspflege, Reinlichkeit und Lüftung betrifft, und war auch die Sterblichkeit, die früher ungeheuer gestiegen, zur Unbedeutendheit herabgesunken.

(Paris.) Einiges Aufsehen macht in der feinen Welt das Entweichen der Frau eines reichen Bankiers aus dem schönen Stadtviertel von Paris. Er hatte vor wenigen Tagen mit Selbstgefühl zu seiner liebenswürdigen Hälfte geäußert: „Nun, unser Vermögen beläuft sich im Augenblick, Alles hübsch abgerechnet, auf eine Million." Zwei oder dreimal vierundzwanzig Stunden später fand die noch junge und lebensbegierige Frau die Kasse ihres Mannes offen (oder — wie Andere sagen — das Portefeuille auf dem Tisch), nahm 50 Banknoten von je zehntausend Franken heraus und verschwand mit Hinterlassung folgenden Abschiedbriefchens: „Unser Vermögen" — sagen Sie, mein Herr — „beträgt eine Million. Ich habe mir so eben in Ihrer Kasse 500 000 Fr. genommen, die mein Antheil bilden. Es bleiben Ihnen noch 500,000 Fr., um Ihre Operationen fortzusetzen; es ist mehr, als ein thätiger, gewitzigter und durchtriebener Patron, wie Sie, nöthig hat."

(Coblenz, 16. Sept.) Gestern Nachmittag gerieth ein mit 13 Personen beladener Nachen beim Ueberfahren von Bonn nach Beuel so stark in den Wellenschlag eines gerade vorbeifahrenden Schleppbootes, daß derselbe umschlug und 10 Personen in den Wellen ihren Tod fanden. Drei wurden mit der größten Anstrengung gerettet.

Auf den Gütern des Herzogs von Atholl in Schottland sollen Goldlager entdeckt worden seyn. Nach der vorgenommenen Analyse wäre das kostbare Metall eben so rein wie die australischen Golderze.

(**War Goethe ein Heide?**) Er selbst hat sich sein Leben lang gar oft so genannt. Unter Anderm sprach er sich darüber folgendermaßen aus: „Ich halte mich fest und fester an die Gottesverehrung des Atheisten (Spinoza) und überlasse Euch Alles, was ihr Religion nennt und nennen müßt. Wenn Du sagst, man könne an Gott nur **glauben**, so sage ich, ich halte viel auf's **Schauen**." Ganz bestimmt spricht er sich 1813 in einem Briefe an Jacobi aus: „Ich für mich kann bei den mannichfaltigen Richtungen meines Wesens nicht an **einer** Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, als Naturforscher Pantheist und eins so entschieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine **Persönlichkeit**, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen können." — Eine entsprechende Aeußerung findet sich schon 1779, wo er sagt: „Ich bin ein sehr irdischer Mensch; mir ist das Gleichniß vom ungerechten Haushalter, vom verlornen Sohne, vom Sämann, von der Perle, vom Groschen u. s. w. göttlicher — wenn ja was Göttliches da seyn soll — als die sieben Botschafter, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe (in der Offenbarung). Ich denke **auch** aus der Wahrheit zu seyn, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne."

(**Kladderadatschio.**) Den angestrengtesten Bemühungen der bedeutendsten Chemiker Englands und Frankreichs ist es endlich gelungen, ein Mittel zur radikalen Heilung der **Finnen** aussindig zu machen. Die Unterzeichneten beabsichtigen in der nächsten Zeit einige Depots dieses unter dem Namen Revalenta antifinniaca in den Handel kommenden unfehlbaren Mittels zu errichten, und zwar vorläufig nur in Kronstadt und Sebastopol. Die Revalenta antifinniaca wird in Form von Pulver und Pillen in Büchsen, welche mit unserem Zeichen versehen sind, ausgetheilt, und bitten wir genau auf unsere Firma achten zu wollen.

Napier, Dechesnes, Dundas, Hamelin u. Comp.

Korrespondenz.

Wilhelmsthal, bei Eisenach, im Sept.

Dieser reizendste Punkt im Thüringer Wald, der Sommeraufenthalt unseres kunstsinnigen Großherzogs, hat jetzt noch bedeutende Verschönerungen durch den Meister der neuen Gartenkünste, den Fürsten von Pückler-Muskau, den unser Großherzog hier zu Rathe zog, erhalten. Namentlich wurden durch seine, von dem Hofgärtner Jäger mit großem Geschmack ausgeführten Ideen viele große (zum Theil 40 Fuß hohe) Bäume auf eine ausgedehnte Wiesenfläche gepflanzt, was eine überraschende Wirkung hervorbrachte. Auch der sehr ansehnliche, künstlich gebildete See hat eine vortheilhafte Veränderung erfahren, indem die früher geraden, sogleich die Hand des Menschen verrathenden Dämme und Ufer durch bedeutende Ausfüllungen und Abtragungen anders gestellt worden, wodurch der See das Ansehen eines natürlichen Wasserbeckens erhalten. So macht sich denn der Einfluß des Schöpfers von Muskau, Branitz, Babelsberg ꝛc. ꝛc. auch in den Gebirgsthälern des Thüringer Waldes geltend, ohne jedoch ihren natürlichen Charakter zu verwischen; während die Ausführung der immer noch fortschreitenden Parkanlagen dem Ruf, welchen sich der gedachte Herr Jäger als praktischer Künstler und als Schriftsteller im Fache der Gartenkunst erworben, einen neuen Klang gibt.

Bücherschau.

Ueberblick der Weltgeschichte vom christlichen Standpunkte. Von Dr. Eduard Eyth. Heidelberg, Karl Winter.

Wenn der Verfasser dieses Buches in der Einleitung den Satz aufstellt: „Wir bekennen, daß es unmöglich seyn würde, den Organismus einer Weltgeschichte selbst im bescheidensten Maße zu durchblicken, wenn nicht die Offenbarung dabei zu Hülfe käme. Nur „in Seinem Lichte sehen wir das Licht!", so sind wir damit keineswegs einverstanden. Wir glauben vielmehr, daß die Weltgeschichte und der Entwickelungsgang des Menschengeschlechtes nicht von dem einseitigen christlichen, sondern von einem allgemeinen philosophischen Standpunkte aus betrachtet und dargelegt werden muß. Eine Untersuchung darüber, welcher von diesen beiden Standpunkten der richtige, liegt außer den Gränzen dieser Blätter. Abgesehen davon, hat der Verfasser viel Treffliches in seinem Buche gesagt. Es ist nicht für den Gelehrten, sondern für den gebildeten Freund der Wissenschaft bestimmt. Diesem werden hier allgemeine Ueberblicke der Geschichte alter und neuer Zeit geboten, die viel Belehrendes in lebendiger Darstellung enthalten und freiere Ansichten entwickeln, als man nach den angedeuteten Principien des Verfassers erwarten sollte. Zum Beleg verweisen wir auf die Kapitel: Charakteristik des Muhamedanismus, des Papstthums, des Mittelalters u. s. w. Der Verfasser ist der literarischen Welt durch verschiedene Arbeiten, wie durch seine metrische Uebertragung der acht ersten Bücher der „Iliade, nach neuen Grundsätzen der Prosodie", welche er in einer ausführlichen Abhandlung darlegt, bereits vortheilhaft bekannt.

Memoiren eines Pariser Bourgeois. Von Dr. Louis Veron. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Gottlob Fink. Stuttgart, Frankh'sche Verlagshandlung.

Von diesen Memoiren ist dieser Tage in Paris der vierte Band ausgegeben worden. Die deutsche Uebersetzung, soweit sie uns vorliegt, umfaßt die zwei ersten Bände. Wenn irgend ein Buch die Bezeichnung einer **pikanten Lectüre** verdient, so dieses; es ist ein wahres Kaleidoscop, in dem wir die buntesten Figuren in buntester Reihe erblicken, hier Fürsten und Minister, Bankiers und Beamte, Künstler und Gelehrte; dort Handwerker und Bürger, Lumpensammler und Bettler, Abenteurer und Schwindler, Tugend und Laster, Ehrlichkeit und Schurkerei, Offenherzigkeit und Intrigue, Alles untereinander, und nicht nur aus der Männer-, sondern eben so aus der Frauenwelt, Gräfinnen und Grisetten, Herzoginnen und Loretten, fromme Schwestern und gefallene Dirnen, — wie gesagt, ein ächt pikantes, ächt französisches Buch. So bunt zusammengewürfelt, so flüchtig hingeworfen, es indessen seyn mag, so ist doch nicht zu leugnen, daß man es mit steigendem Interesse liest, denn es ist nicht zu verkennen, daß uns L. Veron wirklich Erlebtes, von ihm selbst Angeschautes mittheilt und daß in diesen Miniaturbildern viel Portrait-Aehnlichkeit liegt. Weiter spiegeln sich hier der heitere, leichtfertige, stets bewegte, dem Augenblick huldigende Charakter des Franzosen, sowie die jedesmalige Zeitperiode mit ihren Ansichten und Parteien klar und deutlich ab. Der zweite Band dieser Memoiren zerfällt in acht Kapitel, — Die berühmten Restaurateurs und Cafe's von Paris, Die geheimen Fonds, Die Parteien unter der Restauration, Herr Thiers und der National, Herr Decazes, Herr von Villèle, Herr von Martignac, Herr von Polignac. Zur Charakteristik der genannten Staatsmänner sind viele eben so pikante als bezeichnende Actenstücke, Briefe und Anekdoten eingeflochten.

Des alten Schmiedjakob's Geschichten. Von W. O. von Horn. Mit Illustrationen von L. Richter. Frankfurt, bei J. D. Sauerländer.

Von diesen Geschichten ist eben der dritte Band erschienen, und haben wir der Anzeige desselben kaum noch etwas beizufügen, da die Art und Weise des Verfassers bekannt sind. Für Volksbibliotheken in kleinen Städten und auf dem Lande sind diese Erzählungen nicht nur belehrend, sondern können auch zur sittlichen Verbesserung der unteren Volksklassen viel beitragen. Die verschiedenen und wiederholten Ausgaben dieser und ähnlicher Schriften von W. O. von Horn liefern den Beweis, daß sie gern gelesen werden.

W.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 20. Sept. **Tannhäuser** und der Sängerkrieg auf Wartburg, große romantische Oper in 3 Acten von Richard Wagner. Achtes und letztes aufgehobenes Meß-Abonnement.

Donnerstag, 21. Sept. **Die Erzählungen der Königin von Navarra**, oder: Revanche für Pavia, Lustspiel in 5 Acten. Margaretha: Fräulein **Jananschek**.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 226. Donnerstag, den 21. September 1854.

Gabriels Hochzeit.

Nach Dickens' Household Words von W. F.

(Fortsetzung.)

Viele drangvolle Tage waren verflossen und das entmuthigte Landvolk betrauerte ihn bereits als einen Todten, als einige Fischer an der nördlichen Küste auf offener See ein Schiff von geringem Tonnengehalt bemerkten, das Signale nach der Küste zu machte. Sie eilten in ihren Booten auf dasselbe zu, und als sie das Verdeck betraten, sahen sie die wohlbekannte Gestalt Pater Pauls vor sich. Er war zu seiner Gemeinde zurückgekehrt und hatte den neuen Altar, an dem er das Wort des Herrn verkündigen wollte, auf dem Verdeck eines Schiffes errichtet. Von der Erde vertilgt, war die Kirche doch nicht zerstört worden, denn Pater Paul und die Priester, die mit ihm handelten, bereiteten der Kirche eine Zuflucht auf dem Meere. Von nun an konnten die Kinder wieder getauft, die Söhne und Töchter der Landleute wieder getraut und die Todten wieder nach den Ceremonien der alten Religion, für die sie, nicht vergeblich, mit Geduld und so lange gelitten, bestattet werden. So lange die Verfolgung wegen der Religion dauerte, wurde der Gottesdienst ununterbrochen am Bord eines Schiffes abgehalten. Es wurden gewisse Signale verabredet, mittelst welcher die auf dem Lande stets im Stande waren, ihre auf der See befindlichen Brüder nach solchen Theilen der Küste zu weisen, die von den Feinden ihrer Religion nicht beunruhigt wurden. An dem Morgen, wo Gabriel seinen Besuch im Pachthofe abstattete, hatten jene Signale das Schiff nach der äußersten Spitze der Halbinsel Quiberon gewiesen. Die Bewohner des Districts waren bereits darauf vorbereitet, gegen Abend die Erscheinung des Schiffes zu erwarten, und sie hielten ihre Boote in Bereitschaft, um sich sofort an Bord zu begeben und dem Gottesdienste beizuwohnen. Nach dem Schlusse des Gottesdienstes sollte, der Anordnung Vater Bonans gemäß, die Trauung seiner Tochter mit Gabriel stattfinden.

Im Pachthofe wartete man ängstlich auf den Abend. Kurz vor Sonnenuntergang wurde das Zeichen gegeben, daß das Schiff in Sicht sey, und nun begaben sich Vater Bonan und seine Gattin, gefolgt von Rose und Gabriel, über die Haide nach dem Ufer. Alle Bewohner der Nachbarschaft, auch Gabriels Bruder und seine Schwestern, hatten sich bereits versammelt; nur sein Vater, François Sarzeau, fehlte. Es war der ruhigste Abend, den man seit Monaten erlebt hatte. Auch nicht ein Wölkchen ließ sich am klaren Himmel sehen, nicht die leiseste Bewegung zeigte sich auf der Oberfläche des Meeres. Selbst den kleinsten Kindern gestatteten ihre Mütter, sich ganz nach Gefallen am Ufer hinzustrecken; denn die Wellen des unermeßlichen Oceans schliefen so sanft und geräuschlos in ihrem sandigen Bette, als ob sie sich in die Gewässer eines Landsees verwandelt hätten. Langsam, fast kaum bemerklich, näherte sich das Schiff, denn es fehlte jeder stärkere Luftzug, und es wurde leise mit der zu dieser Stunde eintretenden, dem Lande zu gerichteten Strömung fortgetrieben; die Segel hingen schlaff an den Masten herunter. Die Sonne war längst untergegangen, und noch harrte die Gemeinde am Ufer. Mond und Sterne prangten bereits in wunderbarer Pracht am nächtlichen Himmel, als das Schiff die Anker warf. Dann tönte feierlich über das ruhige Meer das gedämpfte Geläute einer Glocke, und in demselben Augenblicke schossen aus jeder kleinen Bucht an der Küste, so weit das Auge reichen konnte, die schwarzen Fischerboote schnell und geräuschlos in die magisch beleuchtete See hinaus.

Um die Zeit, als die Boote an der Seite des Schiffes anlangten, war eine Lampe vor dem Altar angezündet worden, deren matter röthlicher Schein gegen das helle Mondlicht grell abstach. Zwei der am Bord befindlichen Priester trugen ihr amtliches Ornat und warteten an den ihnen bestimmten Plätzen auf das Beginnen des Gottesdienstes. Aber ein dritter Geistlicher, in der gewöhnlichen Tracht seines Berufes, mischte sich unter die Gemeinde und sprach mit jedem Mitgliede derselben, so wie es die Seite des Schiffes bestiegen hatte, einige Worte. Die, welche ihn noch nicht gesehen hatten, erkannten doch aus dem berühmten Elfenbein-Crucifix in seiner Hand, daß es kein Anderer als Pater Paul war. Gabriel sah auf den Mann, den er jetzt zum ersten Male vor sich erblickte, mit einer Mischung von Erstaunen und Ehrfurcht, denn er erkannte, daß der berühmte Führer der Christen in der Bretagne seiner ganzen äußeren Erscheinung nach, nur wenig älter als er selbst war. Der Ausdruck auf dem bleichen ruhigen Antlitz des Priesters war so edel und freundlich, daß Kinder, die eben erst gehen gelernt, zu ihm hinwankten und sich vertraulich an dem Saum seines schwarzen Kleides hielten, und während er sie an seiner Seite behielt, ruhten seine klaren blauen Augen auf ihnen. Keiner würde jemals aus den Gesichtszügen Pater Pauls herausgelesen haben, welchen Todesgefahren er bereits die Spitze geboten, wenn nicht die Narbe einer kaum geheilten Säbelwunde sich quer über seine Stirn hingezogen hätte. Jene Wunde hatte er in der letzten Kirche der Bretagne, welche der Beraubung entgangen war, erhalten, gerade als er vor dem Altare kniete. Da er auf seinen Knieen lag, würde ihn der Streich getödtet haben, doch die Landleute, die mit ihm beteten, stürzten sich, obwohl sie unbewaffnet waren, gleich Tigern auf die Soldaten und retteten, indem sie sich zu opfern entschlossen waren, das Leben des Priesters. Auf dem Schiffe befand sich jetzt Niemand, der nicht, sollte sich wiederum eine gleiche Gefahr ze[illegible]gen, bereitwillig sein Leben eingesetzt haben würde, um das [illegible] Paters Paul zu retten.

Der Gottesdienst begann. Seit den Zeiten, wo die e[illegible]

Christen in Erdhöhlen zu Gott beteten, war wohl kein Gottesdienst edler oder durch die ihn begleitenden Nebenumstände erhabener gewesen, als dieser jetzt stattfindende. Aller Pomp, alle Zierrathen, alles Aeußere, was mit auf die Erbauung des Menschen hinwirkt, fehlte. Diese Kirche umgab die feierliche, ehrfurchtgebietende Majestät des ruhenden Meeres. Die Kuppel dieser Kathedrale war der unermeßliche Himmel und das einzige Licht in derselben war der silberhelle Mond, um den in unaussprechlicher Glorie zahllose Sterne funkelten. Die Gemeinde und Die, um welche sich dieselbe versammelt hatte, waren gleich arm, gleich verfolgt und sie beteten zu Gott, umgeben von drohender Lebensgefahr, und doch beteten sie inbrünstig, und der feierliche Gesang, der über das schlummernde Meer dahindrang, verrieth, daß göttlicher Friede über die Herzen der Andächtigen gekommen war.

Nur Einen gab es, der keinen Trost, keine Ruhe finden konnte für sein gemartertes Herz, und dieß war Gabriel. Den ganzen Tag über hatte ihn sein Gewissen immer wieder und wieder mit Vorwürfen überschüttet. Als er sich der kleinen Versammlung am Ufer angeschlossen, hatte er oftmals vor innerer Schaam sein Gesicht von Rose und ihrem Vater abgewendet. Vergebens bemühte er sich, nachdem er das Verdeck des Schiffes erreicht, dem Blicke des Paters Paul eben so frei und mit derselben Hinneigung, wie die Anderen, zu begegnen. Es schien ihm fast unmöglich, in Gegenwart des Geistlichen die Bürde des Geheimnisses zu tragen, und doch — und das war eben seine Marter — mußte er sie tragen. Als er aber mit der übrigen Gemeinde niederkniete, als er Rose an seiner Seite auf den Knieen liegen sah, als er fühlte, daß die erhabene Ruhe der feierlichen Nacht und die Schweigsamkeit des unermeßlichen Oceans auch auf sein Herz einzuwirken begann, als die Worte des ersten Gebetes in seine Seele drangen: da wurden die Erinnerung, daß er die Beichte vernachlässigt, und die Angst, daß er unvorbereitet das ihm dargebotene Sakrament empfangen solle, zu lebendig in ihm, um länger in diesem Zustande auszuharren. Das Gefühl, daß er nicht länger das Vertrauen, welches das Weib, mit dem er nun bald vor den Altar treten sollte, in seine Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit, gesetzt, verdiene, obgleich er desselben einmal würdig gewesen, erfüllte ihn mit Entsetzen, ja er machte sich selbst den Vorwurf, ein Schänder des Sakramentes zu seyn, da er um ein Geheimniß wisse, dessen Enthüllung ihm die Pflicht gegen die Religion gebiete. Unwillkürlich traten Thränen in seine Augen und flossen, wiewohl er sich bemühte, sie zurückzuhalten, über seine Wangen; Seufzer drangen aus seiner Brust hervor, obgleich er sich anstrengte, sie zu unterdrücken. Er wußte, daß alle Uebrigen, außer Rose, mit Erstaunen und Besorgniß auf ihn blickten, doch er vermochte sich weder zu beherrschen, noch seinen Platz zu verlassen, noch seine Augen zu erheben, bis er plötzlich fühlte, daß eine Hand seine Schulter berührte. So leise diese Berührung auch war, so durchzuckte sie ihn doch wie ein elektrischer Schlag. Er sah auf und erblickte Pater Paul, der an seiner Seite stand.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rachel.

(Aus: Mémoires d'un bourgeois de Paris, par le Dr. Veron.)

(Fortsetzung.)

Große Namen und großes Vermögen spielen gerne die Rolle von Mäcenen angehender Berühmtheiten. Es wurde zur Mode und zum Luxus, die wilde Hermione in seinem Salon zu haben. Bald zählte sie zu ihren Freunden, die sie mit Zuneigung und Geschenken überhäuften, die bedeutendsten Persönlichkeiten Spaniens, die damals in Paris wohnten, die Herzoginnen v. Berwick und Alba, die schöne Marquise Alcanices, die Prinzessin Anglona, die Gräfin Toreno und ihre Schwester Donna Incarnacion, Roca de Togares, gegenwärtig Marques Molins und Marineminister des gestürzten Ministeriums San Luis, den Marques Los Llanos, den Grafen la Vega del Pozo etc. Die Familie Noailles empfing sie jeden Morgen; der Herzog v. Noailles, jetzt Mitglied der Académie-Française, war ihr immerwährender Rathgeber; er brachte oft allein ganze Abende mit literarischen Plaudereien väterlich vertraulich bei ihr zu. Die Gräfin Duchâtel war vernarrt in das verführerische Kind Melpomenens, wie einst ihr Großvater in die Duchesnois; sie hatte sie so oft als möglich an ihrem Tisch oder neben sich in ihrem Salon; der Minister, ihr Gemahl, schenkte der jungen Pensionärin des Theatre-Français eine reiche und elegante Bibliothek, deren Bretter unsere klassischen Meisterwerke und moralische Schriften enthielten. Es gab in der Abtei aux Bois bei Madame Recamier keinen Cirkel, kein literarisches Fest ohne die Rachel; es gelang ihr, zu gefallen und zu entzücken neben dieser ausgezeichneten Frau, die, obgleich ohne Vermögen und über die Anmuth der Jugend hinaus, die Freundschaft ausgezeichneter Männer sich zu bewahren verstand und in einem Klostergemach die beste Gesellschaft versammelte, um über Werke von Geist zu sprechen und ein Tags vorher niedergeschriebenes Kapitel der „Memoiren von jenseits des Grabes“ anzuhören. Das Mädchen vom Theater erstaunte und entzückte die kleine literarische Kirche der Abtei aux Bois durch ihre keuschen und mystisch reinen Züge.

In einer dieser literarischen Matinéen, welche sich in der Abtei oft wiederholten, war die Rachel von Madame Recamier gebeten, Chateaubriand einige Scenen aus der Rolle der Pauline im Polyeuct vorzuführen.

. . . .

Das Blut des Gatten, den Dein Henker mir gemordet,
Hat mir das blöde Aug' getroffen und geöffnet:
Ich seh', ich weiß, ich glaube! . . .

Diese Scene unterbrach ein unerwarteter Besuch: man meldete den Erzbischof von ***. „Monseigneur“, sagte Madame Recamier etwas verlegen, „ich stelle Ihnen Fräulein Rachel vor, welche die Güte hatte, uns eine Scene Paulinens im Polyeuct vorzuführen“. „Ich würde untröstlich seyn“, antwortete der Erzbischof, „wenn ich die herrlichen Verse Corneille's unterbräche.“ Aber Fräulein Rachel dachte zu zart, um vor dem Prälaten die Rolle Paulinens fortzuführen; sie wollte nicht, wie eine bekehrte Christin, das „Ich sah, ich weiß, ich glaube“ sprechen, und so einem Diener der katholischen Kirche gegenüber eine Lüge sagen. „Wenn Monseigneur erlauben“, entgegnete sie mit der ehrerbietigsten Anmuth, „werde ich eine Stelle aus Esther nehmen“. So blieb sie, Dank dem Werke, welches Racine für die Fräulein von Saint-Cyr geschrieben, der jüdischen Religion treu. Als die Rachel geendet hatte, sprach ihr der Erzbischof seine volle Bewunderung aus. „Wir anderen Priester des Herrn“, fügte er hinzu, „haben nicht oft das Vergnügen, mit großen Künstlern in Berührung zu kommen. Doch habe ich zweimal in meinem Leben das Glück gehabt. In Florenz habe ich in einem Salon Madame Malibran gehört und Madame Recamier habe ich es zu danken, daß ich Fräulein Rachel hören konnte. Wer so herrliche Verse so trefflich spricht, muß die Gefühle, die sie athmen, selbst empfinden“. Die Rachel verbeugte sich tief und antwortete mit niedergeschlagenen Augen, aber sicherer Stimme: „Ich glaube, Monseigneur“. Die junge Schauspielerin entfaltete in dieser improvisirten Situation einen Geist und eine Decenz, welche einen Erzbischof entzückten.

An öffentlichen Orten machte ihre Anwesenheit Sensation. Wenn sie einer Sitzung der Deputirtenkammer beiwohnte — und als großr Dame, die Geschmack an der Politik hatte, ging sie oft dahin — so lenkte sie alle Blicke dieser Versammlung von Wei-

sen auf sich und machte sogar die berühmten Redner zerstreut, die sie hören und studiren wollte.

Wie viel Geist und Geschmack mußte sie besitzen, um diesen urplötzlichen Uebergang aus dem dunkelsten Elend zu der ganzen Trunkenheit des Erfolgs, zu der glücklichen Stellung eines verzogenen Kindes des Reichthums, der großen Welt und des Publikums ertragen zu können! Jene Gesellschaft, welche später ihre Schwächen übertrieb und sie schonungslos unverzeihlicher Sittenlosigkeit beschuldigte, fand in der Morgenröthe ihrer Berühmtheit nur Tugenden in ihr, nur ein Herz, jungfräulich frei von allen bösen Gedanken und heftigen Leidenschaften; sie verstand es, sagte man, sie trefflich darzustellen, aber sie empfand sie nicht. Die Erfolge, welche die Rachel in den Salons errang, die zuneigungsvolle Gunst, in welche sie sich bei den ausgezeichnetsten Frauen, bei Leuten von Geist und Wissen zu setzen verstanden, lassen sich nur durch seltene Eigenschaften nicht sowohl einer Schauspielerin als eines jungen Mädchens erklären, das geistreich, liebenswürdig und immer voll Selbstbeherrschung war. Ich habe bei dieser Skizze also die Geheimnisse der Koketterie des hinreißenden Weibes eben so wohl zu würdigen als die Geheimnisse des Talentes der Künstlerin. Beginnen wir mit der Schauspielerin.

Fräulein Rachel kam, obgleich noch sehr jung, doch schon im Grunde als alte Schauspielerin zur Comédie-Française. Sie trat zuerst ein, um bei Choron Unterricht in der Musik zu nehmen. Ihre Intelligenz machte sie dem Lehrer bemerklich. „Wie heißen Sie, meine liebe Kleine?“ fragte Choron sie, dessen Schule für geistliche Musik unter der Restauration einen Zuschuß vom Staat erhielt. „Elisabeth Rachel.“ „Der Name Rachel taugt nicht für unsere christliche Musik. Sie sollten sich Elisa nennen.“ Die künftige Schauspielerin hatte bereits eine Altstimme. „Sie können nur noch in den italienischen Partituren Rollen für Ihre Stimme finden, mein liebes Kind“, fügte Choron hinzu. Sie gab den Singunterricht bald auf. Saint-Aulaire, ein eben nicht sehr bedeutender früherer Schauspieler vom Theatre-Français, gab Unterricht in der Deklamation; die Rachel wurde sehr früh seine Schülerin. Er nannte sie seine kleine Teufelin.

Am Tage vor ihren Debuts traten die Zöglinge des Conservatoriums oder der Privatschulen vor einem bestimmten Publikum im Kostüm in den Rollen auf, welche sie gewählt: monter une partie ist der technische Ausdruck dafür. Die anderen Rollen in den Stücken werden von den Mitschülern gegeben, die, wenn sie es verlangen, zwei Francs dafür vergütet erhalten. Die arme Rachel war immer bereit mitzuspielen und für zwei Francs die Vorstellung spielte sie alle möglichen Rollen, männliche und weibliche, erste Liebhaber, Soubretten oder Oberpriester. Wie Adrienne Lecouvreur wurde sie auf diese Weise noch im frühesten Jugendalter auf den Brettern heimisch. Wenn ich recht berichtet bin, so wurde sie, immer unter dem Namen der kleinen Elisa, im Molière-Theater engagirt und machte sie dort sogar Furore. Poirson aber, der auf dem Gymnase-Theater als Debut die Vendéerin gab, sagte zu ihr: „Der Name Elisa auf einem Zettel macht nicht recht etwas aus; haben Sie nicht einen anderen Namen?“ „Ich heiße Elisabeth Rachel.“ „Vortrefflich! Rachel, das ist ein Name, den man behält und den nicht Jedermann hat. Nennen Sie sich von jetzt an Rachel. Die Wahl eines Namens ist für Theatererfolge von größerer Wichtigkeit als man meinen sollte“. Er gab ihr bald den Rath, ernstlich zu studiren und sagte ihr große Erfolge in der Tragödie voraus. Die junge Künstlerin stellte sich nun unter die ausschließliche Leitung Samsons vom Conservatorium und sein Wissen und seine Erfahrung wurden glückliche Hülfsquellen für ihr Talent; sie spielte keine Rolle, bevor sie nicht bei ihm Probe gehalten. Aber wie sehr man auch anerkennen mag, was Samson ihr genützt, so ist es andererseits sicher, daß aus der Schule dieses ausgezeichneten Lehrers nur eine Rachel hervorgegangen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Paris, 16. Sept.) Paris ist jetzt von einem Verbrechen sehr in Anspruch genommen, dessen geheimnißvolle Nebenumstände noch einer Aufklärung bedürfen. Vor etwa vierzehn Tagen stieg in einem Hotel garni der Rue des Grands Augustins im Faubourg St. Germain ein Uhrenfabrikant (Isaac W...) aus Genf ab, der alljährlich nach Paris kommt, dort seine Geschäfte abzumachen. Seine werthvollen Uhren pflegte er in ein leichtes tragbares Köfferchen einzuschließen, von welchem er sich nie trennte. Am verflossenen Montag verließ er sein Hotel, wie man vermuthet, um seine Geschäftsfreunde zu besuchen, aber er kehrte nicht wieder zurück. Der Wirth machte dem Polizeicommissäe Anzeige und alsbald begannen die thätigsten Nachforschungen. In der Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch fand eine Polizeirunde in einem einsamen Gäßchen beim Hotel Dieu auf dem Straßenpflaster einen ungefähr 3 Fuß langen Stock von sehr hartem Holz, dessen eines Ende einen kugelförmigen Knoten bildete und mit Blut befleckt war; daneben lag ein Köfferchen, das alsbald als das Eigenthum des verschwundenen Uhrenhändlers recognoscirt wurde. An demselben Dienstag Abends waren zwei in Blousen gekleidete und wie Landleute aussehende Männer in dem Gepäckbureau des Lyoner Bahnhofs erschienen und hatten dort eine Kiste von weißem Holz abgegeben; sie wollten, sagten sie, am anderen Morgen mit dem ersten Zug abgehen und dann das Gepäck einschreiben lassen. Der andere Morgen kam und die Kiste wurde nicht abgefordert, bis endlich gestern Morgen der von ihr ausgehende Gestank die Aufmerksamkeit der Eisenbahnbeamten erregte und der Bahnhofinspector, der irgend eine verdorbene Waare darin vermuthete, ihre Oeffnung befahl. Entsetzt schracken Alle zurück als ein schon in Fäulniß übergehender blutiger Leichnam sich ihren Blicken darbot. Die sofort herbeigerufenen Organe der öffentlichen Sicherheit vermutheten auf der Stelle, daß man die Ueberreste des vermißten Uhrenhändlers vor sich habe, und der Wirth seines Hotels erhob diese Vermuthung zur Gewißheit. Die Aerzte haben constatirt, daß der Tod mit einem stumpfen Werkzeug durch Zerschmetterung des Hirnschädels herbeigeführt worden, nicht unwahrscheinlich also mit jenem schweren Stock, den man am Hotel Dieu gefunden. Die Leiche ist in die Morgue gebracht. Von den Thätern hat man bis jetzt nicht die mindeste Spur. (Nach neueren Nachrichten sollen dieselben ermittelt seyn.)

(Historische Erinnerung.) Während in den Donaufürstenthümern österreichische und türkische Truppen in Eintracht und Freundschaft mit einander dem Kriegsdienste obliegen, wurde am 10. Sept. ganz in der Nähe von Wien auf dem bekannten Kahlenberge einfach und still ein kirchliches Erinnerungsfest abgehalten, zum Gedächtniß an den Entsatz Wiens nach der zweiten türkischen Belagerung. Vor 171 Jahren, am 11. September 1683, Abends, war die kaiserliche Armee unter dem Herzog von Lothringen und dem Polenkönige Sobiesky auf den Höhen des Kahlenberges angelangt, während mehr als 200,000 Ungläubige unter 25,000 Zelten rings um Wien lagerten. Der Kapuziner Markus Aviano las damals in der Leopoldskapelle jene geschichtliche Messe, bei welcher der König von Polen ministrirte und über 30 Fürsten für den Sieg des Christenthums beteten. Seit einigen Jahren ist die halbverfallene Kirche auf dem Kahlenberge wieder renovirt worden und freundlich schaut der schlanke Thurm wieder

am Horizonte aus den Gebirgsmassen hervor, ein stiller Mahner an vergangene Zeiten!

Nach einer Bestimmung des Kaisers Napoleon vom 2. September soll das Werk: „Germaniens Völkerstimmen“, von Dr. Johannes Matthias Firmenich in Berlin in den sämmtlichen Bibliotheken der kaiserlichen Paläste aufgestellt werden, um auf diese Weise eine Würdigung dieses Nationalwerks des benachbarten Deutschlands zu bekunden. Der Unterchef des Cabinets des Kaisers, Albert de Dalmas, ist mit der Ausführung dieser Maßregel beauftragt.

Das Journal von Joigny berichtet: „Im Jahre 1811 ließ sich Françoise Desvaux aus Fleury in Chene-Arnoulet nieder, und zwar in Mannskleidern unter dem Namen François Desvaux. Am 30. Juni 1850 vollzog diese Frau in ihrer Eigenschaft als Mann vor dem Notar von Prunoy einen Ehe-Contract. Ob das Paar gesetzlich getraut, ist nicht constatirt, genug, es lebte in bester Harmonie bis zum 22. August 1854, wo François oder Françoise Desvaux starb und durch notarielles Testament die Wittwe zur Universal-Erbin machte. Die Verwandten der Verstorbenen haben die Gültigkeit des Testamentes angegriffen, weil keine Wittwe vorhanden. Dem Gerichte liegt dieses Curiosum zur Entscheidung vor.“

Hr. Ancelot, früher Sekretär des Marschalls Marmont und durch sein Trauerspiel: „Ludwig IX.“ zur Mitgliedschaft der französischen Akademie gelangt, ist gestorben. Er hat mehrere beifällig aufgenommene Vaudevilles geschrieben, sein bekanntestes Stück ist der „Gamin de Paris“.

Das Institut von Frankreich hat eine Commission mit Prüfung eines von Hrn. Berneuil zu Lenkung des Luftballons erfundenen Apparats beauftragt.

Korrespondenz.

Stuttgart, 19. September.

Der hier wegen seiner im hiesigen Hoftheater zuerst in Deutschland zur Aufführung gelangenden Oper: „Der Nordstern“ anwesende preußische Generalmusikdirektor Meyerbeer ist hier der Gegenstand vieler Aufmerksamkeit. Der König empfing denselben in Audienz und zeigte ihm in Person die Wilhelma bei Cannstatt. Hofkapellmeister Kücken gab am Sonntag ihm zum Ehren ein glänzendes Diner zu Cannstatt, woran verschiedene Notabilitäten der Kunst und Literatur Theil nahmen. — Immermanns „Andreas Hofer“ soll demnächst hier zur Aufführung kommen.

Vom Main, im Sept. — (Einges.)

Auf der Bahnlinie zwischen Aschaffenburg und Hanau bietet sich bei Großkrotzenburg eine, im Interesse des Publikums zur Errichtung einer Haltstelle sehr geeignete Lokalität dar, indem dorthin, besser und natürlicher, als nach den Stationen Kahl und Großauheim, die Bewohner von Seligenstadt, Froschhausen, Kleinkrotzenburg, Hainstadt (nahe an 9000 Bewohner) concurriren, wodurch die Administration der Eisenbahn zugleich mit Befriedigung eines längstgefühlten und oft ausgesprochenen Wunsches der Bewohner gedachter Orte und ihrer Organe, nur gewinnen würde, weil, wie vorauszusehen, durch Errichtung einer Haltstelle daselbst die Zahl der von da aus Fahrenden sich im Verhältniß zu der von Kahl und Großauheim bedeutend vermehren würde.

Mainz, 18. Sept.

Für die nächste Woche steht unserer Stadt ein Genuß eigener Art bevor. Der hier bestehende Gartenbauverein hat bereits im Februar d. J. auf die Tage von Sonntag den 24. September, Morgens 8 Uhr, bis Dienstag den 26. September, Abends 7 Uhr, eine „Blumen-, Obst- und Gemüse-Ausstellung“ ausgeschrieben, um, wie die Einladung dazu sagt: „diejenigen Obst- und Gemüsesorten, welche mit Vorliebe und mit Erfolg in unserer Gegend gewonnen werden, mehr zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, und andererseits die Obst- und Gemüsezucht, welche trotz ihrer großen Wichtigkeit im Vergleich mit der Blumenzucht, besonders in größeren Städten, vernachlässigt wird und deßhalb mehr oder weniger zurückgeblieben ist, zu heben und ihr wieder die nöthige Aufmerksamkeit zuzuwenden“. Der Verein, dessen Verdienste um die Blumenzucht bereits vielfache Anerkennung gefunden haben, hat sich somit für dieses Jahr, wie auch zuweilen schon in früheren Jahren, ein mit dem gemeinen Wohl in unmittelbarem Zusammenhange stehendes Ziel seines Strebens gewählt. Damit dasselbe leichter erreicht werde, ist bestimmt, daß Jeder befugt ist, Blumen, Pflanzen, Obst, Gemüse, Gartenwerkzeuge u. s. w. zur Ausstellung zu bringen, und daß außerdem der Verein von auswärts eingehenden Ausstellungsgegenständen die Kosten der Verbringung nach Mainz und zurück übernimmt. Zur Aufmunterung der Einsender hat derselbe Preise im Gesammtbetrage von fl. 120 ausgesetzt, welche vor Eröffnung der Ausstellung durch erbetene Preisrichter zuerkannt werden sollen. Um den Zutritt Allen möglich zu machen, werden für den Eintritt nur 12 kr. erhoben. — Dem dankenswerthen Streben des Vereins sind bereits zahlreiche auswärtige Gemüsezüchter rc. durch Ankündigungen entgegengekommen. So werden namentlich zur Ausstellung kommen eine Sammlung Kartoffeln von 360 Sorten und eine Reihe von Hülsenfrüchten, welche, neuerdings aus entfernten Ländern bezogen, bei dem Anbau in Deutschland als tauglich zum Ersatze der Kartoffeln befunden worden sind. — Der Vorstand hiesiger Stadt hat bereitwillig das Foyer unseres Theaters für die Ausstellung eingeräumt. Es bleibt nur noch zu wünschen, daß ein recht zahlreicher Besuch die Bestrebungen der Aussteller lohne, und dazu beitrage, dem edlen Zweck, den sich der Mainzer Gartenbauverein gesetzt hat, immer näher zu rücken, nämlich der möglichst großen Verbreitung aller Kenntnisse, welche die Landwirthschaft und den Gartenbau fördern können.

Kunstnotizen.

Unter den zahlreichen Werken für vierstimmigen Männergesang in Vereinen und Schulanstalten zeichnet sich eine bei Göpel in Stuttgart erschienene Sammlung von F. J. Kunkel durch die Wahl der Compositionen und der Texte, sowie durch den ungemein billigen Preis aus. Letzterer beträgt für das sehr schön und deutlich gedruckte Buch von 412 Seiten nicht mehr als 1 fl. 21 kr., in Parthien nur 54 kr. Der als tüchtiger Theoretiker bereits bekannte (jetzt in Frankfurt lebende) Herausgeber tritt in dieser, wie in einigen andern Sammlungen auch selbst als Componist für Männerchöre auf. Diese Tonsetzungen, sowie einige Lieder, Orgelstücke und vortreffliche religiöse Gesänge desselben, die wir in Stich und Manuscript kennen lernten, athmen den gesunden Geist der klassischen Schule, die für innige Empfindungen den einfachsten und klarsten Ausdruck in Tönen schafft. Gleichzeitig wurden uns interessante Compositionen mitgetheilt, die als Erzeugnisse des romantischen Geistes in mehrfachem Gegensatze zu den vorgenannten stehn. Wir meinen die von (der ebenfalls jetzt hier verweilenden) Frau Schmetzer, geb. Kratky, componirten Lieder, welche der Ausdruck wechselnder und lebhaft bewegter musikalischer Empfindung sind. Daß die Klavierbegleitung bedeutenden selbstständigen Werth hat, mit dem Gesange concertiet und somit auch dem Pianisten eine dankbare Rolle zuweist: wird Vielen willkommen seyn, obgleich die strengere Theorie des deutschen Liedes ihren Segen nicht dazu gibt. Auch wurde eine Oper der Componistin (Otto der Schütz) in Braunschweig mit großem Beifall aufgeführt.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 21. Sept. Die Erzählungen der Königin von Navarra, oder: Revanche für Pavia, Lustspiel in 5 Acten. Margaretha: Fräulein Janauschek.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 227. Freitag, den 22. September 1854.

Gabriels Hochzeit.

Nach Dickens' Household Words von W. F.

(Fortsetzung.)

Der Geistliche gab Gabriel einen Wink, ihm zu folgen, machte der Versammlung ein Zeichen, ihre Andacht nicht zu unterbrechen, und führte den Jüngling in die Schiffskajüte, deren Thüre er sorgfältig hinter sich schloß.

„Du hast etwas auf Deinem Herzen", sagte er in schlichtem und ruhigen Tone, indem er die Hand des jungen Mannes ergriff. „Ich habe die Macht, Dich davon zu befreien, wenn Du mir mittheilen willst, was es ist."

Als Gabriel diese sanften Worte hörte und bei dem Schein der Lampe, die vor dem an der Wand befestigten Crucifix brannte, den Ausdruck des Wohlwollens erkannte, mit welchem der Geistliche ihn anblickte, fühlte er sich von dem furchtbaren Drucke, der so lange sein Herz belastet, sofort befreit. Die ihn peinigende Furcht, seinen verhängnißvollen Verdacht und sein entsetzliches Geheimniß jemals zu enthüllen, war durch die Berührung des Paters Paul wie verschwunden. Zum ersten Male wiederholte er — während sich die Gemeinde über ihm durch Gebet und Gesang erbaute — vor einem fremden Ohre Das, was sein Großvater auf seinem Sterbebette gebeichtet, getreulich Wort für Wort, wie er es in der Hütte während jener schrecklichen Sturmnacht vernommen.

Einmal, nur einmal unterbrach Pater Paul die Mittheilung, die Gabriel in flüsterndem Tone an ihn richtete. Kaum hatte der Jüngling die ersten zwei oder drei Sätze von dem Geständnisse seines Großvaters wiederholt, als ihn der Geistliche rasch in durchaus verändertem Tone nach seinem Namen und seinem Wohnorte fragte. Die Beantwortung dieser Frage bewirkte, daß Pater Pauls ruhiges Antlitz plötzlich eine große Bewegung verrieth; aber im nächsten Augenblicke zeigte es entschiedene Selbstbeherrschung, und durch ein Neigen des Kopfes gab der Geistliche Gabriel ein Zeichen, fortzufahren; dann faltete er seine zitternden Hände, und indem er sie, wie zum stillen Gebet, erhob, richtete er seine Augen unverwandt auf das Crucifix und ließ dieselben darauf ruhen, so lange die Erzählung dauerte. Als jedoch Gabriel seine Nachforschung am „Kaufmanns-Tisch" beschrieb und mit Bezug auf das von seinem Vater seit jener Zeit beobachtete Benehmen sich mit der Frage an den Geistlichen wandte, ob er trotz Dessen als Sohn zu zweifeln berechtigt sey, ob sein Vater das Verbrechen wirklich begangen habe, trat Pater Paul näher zu ihm heran und sprach mit noch freundlicherem Tone und Wesen, denn zuvor: „Beruhige Dich und sieh' mich an. Ich kann Deine Zweifel für immer endigen. Gabriel, Dein Vater war der Absicht und der That schuldig; aber das Opfer seines Verbrechens lebt noch. Ich kann es Dir beweisen."

Gabriels Herz pochte ungestüm; Todeskälte durchschauerte ihn, als er sah, wie Pater Paul die Häkchen an seinem Unterkleide um den Hals aufmachte. In demselben Augenblicke hörte der Gesang der Gemeinde über ihm auf, und dann wurde die plötzlich eingetretene feierliche Stille durch den schwachen Klang einer betenden Stimme unterbrochen. Langsam und mit zitternden Händen entfernte der Geistliche das Band von seinem Halse, hielt etwas inne, seufzte schwer und deutete dann auf eine Narbe, die ganz deutlich an der einen Seite seines Halses zu sehen war. Er sagte zu gleicher Zeit etwas, aber die Glocke oben läutete, während er sprach. Es war das Zeichen zur Wandlung. Gabriel fühlte, daß sich ein Arm um ihn schlang, der ihn, den Knieenden, unterstützte und verhinderte, daß er nicht zu Boden sank. Noch einige Augenblicke behielt er sein Bewußtseyn, er erkannte, daß das Glockengeläut aufgehört habe, daß eine Todesstille eingetreten sey, daß Pater Paul unter dem Kreuze auf seinen Knien dicht bei ihm lag und sein Haupt gebeugt hatte; — dann aber verschwand Alles um ihn her und er sah und fühlte nichts mehr.

Als er seiner Sinne wieder mächtig wurde, befand er sich noch in der Kajüte; der Mann, auf dessen Leben es sein Vater abgesehen hatte, beugte sich über ihn hin und besprengte sein Gesicht mit Wasser, während die hellen Stimmen der Frauen und Kinder der Gemeinde, mit den Stimmen der Männer beim Singen des Agnus Dei sich vereinigten.

„Blicke mich ohne Furcht an, Gabriel", sagte der Priester. „Ich will mich nicht rächen für das mir angethane Unrecht; ich will nicht die Sünden des Vaters an dem Kinde heimsuchen. Schau auf und höre! Ich habe von ernsten Dingen zu sprechen; ich habe eine heilige Mission zu erfüllen, bevor es Morgen wird, und Du sollst mein Führer bei derselben seyn."

Gabriel versuchte, vor Pater Paul niederzuknieen und seine Hand zu küssen, aber er verhinderte ihn daran und indem er auf das Kreuz deutete, sprach er: „Kniee vor Diesem — nicht vor mir; nicht vor Deinem sterblichen Mitbruder und Deinem Freunde, denn ich will Dein Freund seyn, Gabriel; da ich glaube, daß es Gottes Gnade so gefügt hat. Und nun höre mich", fuhr er mit brüderlichem Wohlwollen, das zu dem Herzen Gabriels drang, fort. „Der Gottesdienst ist fast zu Ende. Was ich Dir mitzutheilen habe, muß sofort mitgetheilt werden; die Mission, bei welcher Du mein Führer seyn sollst, muß erfüllt seyn, ehe der Morgen graut. Setz' Dich zu mir her und achte auf Das, was ich jetzt sage."

Gabriel gehorchte und Pater Paul fuhr also fort: „Ich glaube, daß das Geständniß, was Dein Großvater gegen Dich abgelegt hat, bis auf die kleinste Einzelheit wahr ist. An dem Abende, dessen er gegen Dich erwähnte, näherte ich mich Deiner

Hütte, wie er gesagt hat, nur in der Absicht, ein Obdach für die Nacht mir zu erbitten. Zu jener Zeit hatte ich sehr fleißig studiet, um mich für den heiligen Beruf vorzubereiten, den ich jetzt verfolge; und nachdem ich meine Studien beendet, wollte ich die Zeit, die mir noch vor meinem Eintritt in den geistlichen Stand blieb, zu einer Fußreise durch die Bretagne benutzen, um mich nach so vielen Anstrengungen zu erholen. Als ich Deinen Vater ansprach, hatte ich mich verirrt und war schon mehrere Stunden umhergewandert; ich war daher erfreut, wenigstens Ruhe für die Nacht zu finden. Ich will Dir den Schmerz ersparen, auf die Ereignisse zurückzukommen, welche meinem Eintritte unter das Dach Deines Vaters folgten. Was sich von dem Augenblicke an, wo ich mich zur Ruhe niederlegte, bis zu der Zeit zutrug, wo ich an dem Platze, den Du den „Kaufmanns-Tisch" nennst, meiner Sinne wieder mächtig wurde, liegt meiner Rückerinnerung fern. Das erste Gefühl, das ich nach der Wiedererlangung meiner Besinnung hatte, war der Eindruck, den die kalte Luft auf mich machte; und als ich die Augen öffnete, sah ich die großen Druidensteine sich dicht bei mir erheben und bemerkte an meiner Seite zwei Männer, die meine Taschen untersuchten. Sie fanden nichts von Werth und waren im Begriff, mich liegen zu lassen, als ich noch Kraft genug gewann, ihr Mitleid durch Aufreizung ihrer Habsucht rege zu machen. An Geld fehlte es mir damals nicht, und ich war also im Stande, ihnen eine reiche Belohnung zu verheißen (die ihnen auch zu Theil wurde), wenn sie mich an einen Platz hinschaffen würden, wo ich Aufnahme und ärztliche Hülfe finden könnte. Ich vermuthe, daß sie meine Sprache und mein Accent — vielleicht auch die Wäsche, die ich trug, und welche sie sehr genau untersuchten — auf den Gedanken brachte, daß ich, trotz der Einfachheit meiner Kleidung, den höheren Ständen der Gesellschaft angehören müsse, und daß ich daher in der Lage sey, ihnen ihren Dienst zu vergelten."

(Fortsetzung folgt.)

Die Rachel.

(Aus: Mémoires d'un bourgeois de Paris, par le Dr. Veron.)

(Fortsetzung.)

Die großen Eigenschaften der Hermione von 1838 sind sowohl die Frucht der Kunst und des Studiums als das glückliche Vorrecht natürlicher Gaben, der Inspiration und überlegener Intelligenz. Die Rachel studirt ihre Rollen sorgfältig. Sie schreibt sie zuvörderst mit eigener Hand ab; sie sucht die Situations-Effecte, die Stellen, in welchen die Charaktere sich abzeichnen, auf und merkt sie sich an; dann wird jede Rolle in ihrem Ensemble von ihr zusammengestellt, vorbereitet und nuancirt. Samson kommt oft und macht sie aufmerksam auf Effecte, an die sie nicht gedacht, auf Nuancen, welche sie bei Seite gelassen; er commentirt ihre Rollen, gibt ihr die Tonleiter dazu, deutet ihr Maß und Färbung an. Der gute Rath des Lehrers geht für das rechte Verständniß der Lehrerin nie verloren. Aber die Natur hat die Rachel auch mit allen Gaben ausgestattet, welche eine Schauspielerin besitzen muß. Ihre Stimme hat Umfang und Kraft; sie ist jeder Beugung fähig; sie kann Leidenschaft ausdrücken, ohne schreiend und kreischend zu werden. Ihre Aussprache ist tadellos; Lippen und Mund sind wie geschaffen dafür. Das wohlgebildete, kleine, reizende Ohr und die Schulter sind so harmonisch von einander entfernt, daß alle Bewegungen des Kopfes dadurch an Eleganz und Würde gewinnen. Der Wuchs ist geschmeidig, schmächtig und ein wenig über mittlere Größe. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Rachel seit ihrem ersten Auftreten und seit ihrer glücklichen Existenz weit größer geworden ist, selbst noch nachdem sie das zwanzigste Jahr zurückgelegt. Füße und Hände sind feingebildet; der Gang ist edel und stolz. Nur die Brust ist schmal und unansehnlich. Wenn man die Rachel unter anderen, selbst unter schönen jungen Frauen sieht, so sticht sie hervor durch den angeborenen Adel und die natürliche Würde ihres Ganges: incessu patuit dea. Es ist ihr unmöglich, eine Bewegung zu machen und eine Stellung anzunehmen, welche linkisch und ungeschickt wäre. Sie kleidet sich mit wunderbarer Kunst; auf der Bühne beweist sie, daß sie die Bildhauerkunst der Alten mit Verstand studirt. Ihre Züge verstehen es, Verzweiflung, Haß, Stolz, Spott und Verachtung auszudrücken — Verachtung, die Waffe, welche beim Schauspieler nicht weniger mächtig ist als bei dem Redner.

Wir spielen hier nicht den Schmeichler und Höfling, wir lassen einem wirklichen Talente Gerechtigkeit widerfahren. Nun wohl, wir nehmen keinen Anstand, zu erklären, daß die Rachel durch Kunst, Liebreiz und Geschick eine große Eigenschaft ersetzt hat, die ihr vielleicht abgeht. Man könnte in einigen ihrer Rollen mehr Empfindung von ihr verlangen. Wenn sie heftige Leidenschaften ausdrückt, so gibt sie dem Wort, dem Blick, der Gebärde Leben; Zärtlichkeit und Liebe aber versteht das Herz nicht so gut darzustellen und zu malen. Das ganze Talent der Künstlerin scheitert oft, wo sie ein Seelenleiden versinnlichen soll. Das Seelenleiden wird in ihrem Spiel zum körperlichen Schmerz, und dann nimmt sie ruckweise Tempo's, sie schreit auf, sie windet sich krampfhaft. Sie stellt in dieser Weise den Schmerz der Alten, den heidnischen Schmerz dar. Alles, was vom Herzen kommt, klingt tiefer und einfacher; die Stimme allein ist der richtige Dolmetscher der Freuden und Leiden der Seele, und nicht mit Unrecht hat man von mehr als einer großen Schauspielerin gesagt: „Es liegen Thränen in ihrer Stimme". Die Champmeslé, Adrienne Lecouvreur, die Duchesnois hatten Empfindung, und vorzugsweise dadurch wirkten sie elektrisch auf das Publikum; sie begeisterten es, weil sie es rührten. Die Rachel erfreut und entzückt durch eine Diction, welcher es weder an richtigem Verständniß noch an Erhabenheit mangelt, sie läßt eine tiefe und innige Rührung durchblicken, aber sie bleibt auf halbem Wege stehen. Sie reißt die Zuhörer hin, aber sie läßt sie kalt, wenigstens die ruhige und heitere Seele. Ihr Talent ergreift den Verstand, aber nicht das Herz; bis dahin dringt sie nicht.

Wenn Talma jetzt lebte, seine Lehre und sein Beispiel wäre der Rachel von großem Nutzen gewesen; Talma kannte keinen Neid, er würde sich gefreut haben über die Fortschritte und Triumphe seiner Nebenbuhlerin. Die Rachel besitzt alle großen und schönen Eigenschaften Talma's, nur das nicht, was Talma dem Publikum so theuer machte, das Erschütternde. Auch jener große Schauspieler studiete seine Rolle bis in die kleinstem Details, aber er packte und erschütterte die Zuhörer mit seiner weichen und von Herzen kommenden Stimme. Es war, als wenn mit einem Male ein elektrischer Strom ohne Unterbrechung und Aufenthalt die Menge getroffen, die sich im Orchester, im Parterre und in den Logen drängte. Aber Talma war noch in einem anderen Stück verschieden von der Rachel. Talma war ein wissenschaftlich gebildeter Mann, der allenthalben guten Rath ertheilen konnte und dem seine lange Bühnen-Routine bei den Proben mehr als einen Gedanken und Effect eingab, welchen die Autoren benutzten. Die Rachel dagegen in ihrer reizendsten und geistreichen Unwissenheit, aus welcher sie selber kein Hehl macht, empfängt und acceptirt von Jedermann Rath und Ideen; sie weiß sie freilich sofort mit seltenem Scharfsinn zu beurtheilen.

Schauspieler und Schauspielerinnen haben zu jeder Zeit den Versuch gemacht mit ihrem Repertoire zu wechseln und im Lustspiel aufzutreten. Wie Adrienne Lecouvreur dachte die Rachel mehr als einmal daran, in der großen Rolle Celimenens, diesem glänzenden und vorübergehenden Triumph der Künste des Geistes

und der Lügen des Herzens, auf das Theatre-Français zu treten. Adrienne Lecouvreur scheiterte daran und die Rachel wäre gewiß ebenfalls daran gescheitert; die Eigenschaften, welche die tragische Kunst voraussetzt, passen schlecht zu den feinen oder scherzhaften Combinationen des Lustspiels. Die Heldinnen Corneille's oder Racine's sind das lebende Bild der starken Leidenschaften; in den Persönlichkeiten Molières begegnen wir vorzugsweise den immerwährenden Schwächen der Menschheit oder den vorübergehenden Lächerlichkeiten des Zeitalters. Die Versuche der Rachel im Drama oder im Lustspiel habe ich nie für gelungen gehalten; sie spielt auch hier immer mit Geist und Auszeichnung, aber dergleichen Versuche kommen ihr mehr als eine Uebung zu statten, die ihren Gesten und ihrer Stimme eine gewisse Geschmeidigkeit verleiht, als daß ihre Erfolge dem Ruhm der Künstlerin eine Krone mehr hinzufügten.

Seit dem Tage, wo die Rachel zuerst auftrat, seit dem 12. Juni 1838, bis zum 28. December 1852 haben ihre Vorstellungen eine Gesammteinnahme von 3,804,048 Francs 15 Centimes ergeben.

Um diese Notizen zu ergänzen, muß ich hervorheben, wie viel Studium, Macht, Verführung, ich möchte sagen tiefe Politik die Rachel aufbieten mußte, um während des langen Zeitraums von 16 Jahren und mit einem beschränkten und wenig abwechselnden tragischen Repertoire ihren Ruf in seinem ganzen Glanze zu behaupten. Unsere neueren Dichter haben ihr nur zwei Tragödien, nur zwei bedeutende Rollen geliefert, die sich auf dem Repertoire zu erhalten vermochten: die Rolle der Virginie in dem Stück gleichen Namens von Latour Saint-Ybars und die Rolle der Cleopatra in dem Stück von Madame E. de Girardin. Casimir Delavigne und Victor Hugo haben nichts für die Rachel geschrieben. Ich sprach eines Tages mein Erstaunen darüber gegen sie aus. „Sie verstehen keine Frauenrollen zu schreiben", antwortete sie mir.

Es hat mich vor allen Dingen überrascht, daß die Gesundheit dieses schwächlichen jungen Mädchens so viel Ermüdung, so viel Aufregung, so viel lange und anstrengende Reisen ertragen konnte.

Die Rachel schläft auf ihren langen Reisen in einem in ihrem Wagen aufgeschlagenen Bett. Ich sprach mein Erstaunen aus, daß ihre Gesundheit solche Strapatzen ertragen könne. „Im Gegentheil", gab sie mir zur Antwort, „diese Reisen thun mir sehr wohl; die Bewegung und das Hin- und Herwerfen vertreiben Unbehagen und schlechte Gedanken und bringen die schlechten Neigungen zum Schweigen".

Es bleibt uns jetzt noch übrig, mit der größten Zurückhaltung und mit aller Delicatesse der Sprache das verführerische und eigenthümliche Weib zu betrachten, das ich in langen und freundschaftlichen Beziehungen in der Nähe zu sehen Gelegenheit hatte, während ich frühzeitig mit Interesse die Entwickelung des Talentes der Künstlerin verfolgte.

Ich habe oft die Ehre gehabt, Fräulein Rachel mit ausgezeichneten Männern zusammen bei mir zu Tisch zu sehen; ich sah neben ihr den Grafen Molé, den General Changarnier, Achille Fould, den früheren Botschafter Spaniens in Paris, den Herzog v. Soto-Mayor, Sainte-Beuve, Eugène Delacroix, Meyerbeer, Auber, Halévy und Andere. Die junge Künstlerin benahm sich in der ungezwungensten Weise als große Dame und entfaltete alle jene Eigenschaften des Geistes, die selbst überlegenen Persönlichkeiten imponiren, jene seltenen Eigenschaften, welche namentlich einigen Frauen des letzten Jahrhunderts eigen waren, deren Salons die berühmtesten Namen füllten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Am 14. September feierte Alexander v. Humboldt seinen fünfundachtzigsten Geburtstag. Die Wiederkehr dieses Tages muß als ein um so froheres und festlicheres Ereigniß betrachtet werden, als der hochberühmte und so allgemein verehrte und geliebte Greis an der Gränze eines thatenreichen, vielgeprüften Lebens steht. Aber den Wanderstab hat Alexander v. Humboldt noch lange nicht niedergelegt. Die jugendliche Frische seines regen, stets thätigen Geistes läßt ihn nimmermehr ruhen, und noch um 3 Uhr Nachts brennt das Lämpchen im stillen Studirzimmer, der heiligen Werkstätte dieses großen Geistes, der kaum einige Stunden der nothwendigsten Nachtruhe dem Körper gönnen mag. Wirkend und schaffend aus dem unerschöpflichen Quell seiner reichen Erfahrungen, seiner tiefen Gelehrsamkeit, seiner verborgensten Gedankenfülle, begeistert für jeden neuen Fortschritt, jede Entdeckung auf allen Gebieten wissenschaftlicher Forschung, ein stets wohlwollender Fürsprecher für die Leistungen jüngerer Gelehrten, aufmunternd und anerkennend, liebenswürdig im Umgang, anspruchslos und ohne Stolz, voller Gottvertrauen, so steht Alexander v. Humboldt einzig und unerreichbar in seiner Größe als wahrer Mensch, als wahrer Gelehrter da, bewundert von seinen Zeitgenossen, geliebt von Denen, die ihm näher stehen, hochgeschätzt und hochgeehrt von seinem Könige.

Die „Landbötin" bringt folgende Mittheilung aus München: „Es ist die eigenthümliche Wahrnehmung gemacht worden und kann bei einiger Beobachtung mehr oder minder auf polirten Hausgeräthen, am besten auf dunkeln Blechgegenständen gemacht werden, daß durch geöffnete, der Sonne theilhafte Fenster dichte Staubmassen dringen, die in kurzer Zeit eine auffallende Lebendigkeit entwickeln und Millionen, mit unbewaffnetem Auge kaum zu unterscheidende, ihren Kreislauf meist nördlich nehmende Thierchen erkennen lassen. Durch das Mikroskop zeigt sich ein vibrirender, dem reinsten Wassertropfen ähnlicher Körper, bei erhöhter Steigerung aber ein mit langem Rüsselkopfe, acht Füßen und zwei nach rückwärts beweglichen Fühlhörnern versehenes Infusorium, das auf Kohlenstaub oder Asche gebracht, sein Leben mit einem Mal endet. Ob selbes mit dem bereits vor Jahren von gelehrten Männern behaupteten Miasma und dem gegenwärtigen Krankheitsstoffe der Luft zusammenhängt, will nicht behauptet werden, es dürfte aber einer nähern Untersuchung auf wissenschaftlichem Wege nicht unwerth seyn, darauf aufmerksam zu machen. Genannte mikroskopische Beobachtungen wurden hier im Kaffee Tambosi in Gegenwart von vielen Herren angestellt.

Die Berliner zeigen wieder, daß sie im Grunde ein gutes, leicht bewegliches Herz haben, wenn's auch ein wenig wetterwendisch ist. Für die unglücklichen Schlesier wird außerordentlich reichlich gesammelt und gegeben, und am liebsten für sie getanzt, gesungen und gespielt. Zu einem großartigen Konzerte im Thiergarten waren mehr als 60,000 Karten abgesetzt worden, von denen nicht wenige mit 50—100 Thaler bezahlt worden waren. Alle Regimentsmusiken wirkten mit und der Hof hatte sein ganzes Jagdzeug hergegeben, um den ungeheuern Platz zu umspannen. Die Wagen, die sich zu einem fast stundenlangen Corso vereinigt hatten, mußten alle im Schritte fahren.

Bildhauer W. Wolff in Berlin hat auf Befehl des Königs von Preußen eine Büste J. Sebastian Bachs für die Berliner Singakademie in Marmor gearbeitet, welche die Züge des Altmeisters deutscher Musik streng im Charakter der Zeit wiedergibt.

(Königs-Taktik.) König Georg II. von England ließ einst bei einer Vorstellung im Theater, welches nie anfing, bevor nicht der König kam, sehr lange auf sich warten. Die Zuschauer wurden erst ungeduldig, dann unruhig, endlich sehr laut. Während des Lärmens kam der König. Sonst wurde er stets mit einem Jubelgeschrei begrüßt, jetzt empfing man ihn zischend, und statt des üblichen „God save the King“ wurde das Volkslied „Rule Britannia“ angestimmt. Der König stand von seinem Sitze auf und winkte mit der Hand. Sogleich herrschte Todtenstille, denn Jeder wünschte zu hören, was der König in gebrochenem Englisch sagen werde. Doch der König war zu klug, um irgend etwas zu sprechen, sondern sah sich nur schweigend und mit der Hand winkend in der ganzen Versammlung um. Dann zog er seine mit Diamanten besetzte goldene Repetiruhr heraus, schüttelte den Kopf, als verdrieße es ihn, durch die Uhr getäuscht worden zu seyn, und schleuderte sie ins Parterre, wo sie sogleich aufgefangen wurde. Das Publikum war hierdurch so zufrieden, daß es mit einer Stimme schrie: „God save the King!“

Der Zollverein consumirt jährlich pro Kopf 3 Pfd. Kaffee und $7^1/_4$ Pfd. Zucker. Erscheint dieser Consum schon an sich als ein sehr bedeutender, so wird seine Bedeutung noch anschaulicher, wenn man erwägt, daß Rußland pro Kopf jährlich nur $4^1/_2$ Loth Kaffee und $7^1/_4$ Loth Zucker consumirt.

†(Mannheim, 19. Sept.) Auf der Strecke von hier nach Karlsruhe befand sich vorgestern das Kind eines Bahnwärters auf der Bahn, als der Güterzug heranbrauste. Die Unmöglichkeit einsehend, noch wegzukommen, warf es sich der Länge nach zwischen beide Schienen flach hin; der ganze Zug ging über dasselbe weg, und als er vorüber war, stand es unversehrt auf.

(Schw. M.)

In Glasgow wird eine Ausstellung von Werken der Baukunst und der ihr dienenden Gewerbe veranstaltet. Der Zweck ist, die verschiedenen Style der bürgerlichen Baukunst nach Zeiten und Ländern zur Anschauung zu bringen und, wie ausdrücklich gesagt wird, den Geschmack des Publikums zu verbessern. Abgesehen vom Hausrath, der auch aufgenommen wird, und von einzelnen baulichen Zierrathen, wird man sich in der Regel mit Zeichnungen, Photographien und Modellen behelfen müssen.

Frankfurter Theater.

Auch bei uns gibt es, wie dieß auf der Münchener Bühne jüngsthin geschehen, oft Mustervorstellungen, welche aber gegen die in Bayerns Hauptstadt mehrfach im Nachtheil sind. Sie haben zuvörderst nicht das Privilegium einer unbedingten Bewunderung, die auf Namen schwört und ohne Widerspruch Alles für vortrefflich hält und weiter erfreuen sie sich nicht des Zudrangs von Freunden der vaterländischen Literatur, die den klassischen Meistern derselben ihre Huldigung darbringen zu müssen glauben. Man würde manchen Festabend haben können, wenn man nur immer die festliche Stimmung dazu mitbrächte oder sich doch wenigstens derselben nicht gleichsam absichtlich zu erwehren suchte. In Handelsstädten gibt es sonst ganz brave Leute, die sich geistiger Erhebung nur ungern hingeben, herzinniger Rührung aber schämen. Auch will man von der sogenannten Engherzigkeit der früheren Bürgertugend und der hausbackenen Moral jetzt nichts mehr wissen und findet die heutigen laxen Begriffe von Recht und Sittlichkeit geistreicher und pikanter. Das kleine Häuflein von Kunstfreunden, welches der am 19. d. M. hier stattgehabten Vorstellung von Lessings Minna von Barnhelm, die wir eine Mustervorstellung nennen dürfen, beiwohnte, konnte dem schönen Eindruck derselben nicht widerstehen und spendete ihr das volle Maß seines Beifalls. Das genannte Meisterwerk von Lessing wird stets ein Muster im Fache des bürgerlichen Drama's bleiben. Seine edle, sittlich reine Tendenz, die klare und scharfe Ausprägung seiner Charaktere, die harmonische Einheit und Abgeschlossenheit seiner Handlung, die drastische Wirksamkeit seiner Situationen und die Kraft und Gedrungenheit seines vortrefflichen Dialogs sind zu anerkannt, um noch irgend eines Nachweises zu bedürfen. Natur und Wahrheit bleiben immer schön und jung. — Was die Titelrolle betrifft, so dürfte diese bei den Münchener Mustervorstellungen wohl nicht musterhafter gegeben worden seyn. Fräulein Janauschek ist eine in jeder Beziehung treffliche und würdige Darstellerin der Minna von Barnhelm, trefflich, weil sie die heiteren und ernsten Züge des Bildes mit Geist und Anmuth wiedergibt, weil sie mit feinem Künstlertakt zu nüanciren und jedem Wort den rechten Ausdruck zu geben weiß, würdig, weil sie dem Beschauer das schöne Bild edler Weiblichkeit vorführt und es der Mitempfindung Aller nahe zu rücken versteht. Wo die Absichtlichkeit der Kunst so zurücktritt, die Wirkung derselben aber so fühlbar wird, wo Klarheit des Gedankens und Wärme des Herzens so harmonisch zusammenwirken, da wird sich Jeder ergriffen, erhoben und befriedigt fühlen. Wir dürfen uns wahrlich Glück wünschen, daß wir Fräulein Janauschek wieder die unserige nennen, und unsere Anerkennung werden wir dadurch am besten bethätigen, wenn wir ihre Kunstleistungen durch zahlreichen Besuch und freundliche Empfänglichkeit zu würdigen uns bestreben. An der Sonne des Beifalls reift und gedeiht die edle Frucht der Kunst. Auch Hrn. Blattner's „Major von Tellheim“ haben wir nach Verdienst zu beloben. Wenn ihn eine stattliche Persönlichkeit zu Repräsentation dieser Rolle schon äußerlich empfiehlt, so hat er auch das innere Leben derselben wiederzugeben gewußt. Wenn wir in mancher seiner Rollen das rechte künstlerische Maßhalten mitunter vermißten, so fanden wir es heute vorwaltend. Ruhig und würdevoll, ohne nach Bühneneffekten zu haschen, zeigte er uns den kräftigen, biedern deutschen Mann, der hier um so mehr wirken mußte, als er unverkünstelt, mit dem rechten Gedankenausdruck und mit Gefühl ohne Sentimentalität gespielt wurde. Besonders glauben wir beloben zu müssen, daß Hr. Blattner in seiner Diction jene Breite und jenen rhetorischen Pathos, denen er sich sonst öfters hingibt, ganz beseitigte. Wird er in dieser Weise zu spielen fortfahren, so wollen wir ihn gern willkommen heißen, wie wir seinem Tellheim das Zugeständniß einer durchdachten und in allen Theilen wohlbemessenen Leistung nicht vorenthalten. — Fräul. Gonelli war eine liebenswürdige „Franziska“ und bewährte auch hier wieder die Frische und Geistigkeit ihres Talentes, das sich immer geltend macht, wenn es sich die Zeit genommen hat, die darzustellende Rolle gehörig einzustudiren und sich ganz zu eigen zu machen. — Die Herren Meck (Just), Reger (Paul Werner) und Hassel (Wirth) führten uns Characterbilder vor, wie sie von diesen erfahrenen und kunstgeübten Darstellern zu erwarten waren. Auch die kleineren Rollen wurden entsprechend gegeben. Eine demnächstige Wiederholung dieser Vorstellung glauben wir der verdienten Beachtung empfehlen zu müssen.

Die Aufführung von „Einmalhunderttausend Thaler“ (17. d. M.) bewährte ihre bekannten erheiternden Elemente. Man darf diese Posse mit Gesang den besseren ihrer Gattung beizählen, da sie nicht nur durch ihre Charactere und Situationen ergötzt, sondern auch in Dialog und Couplets viel schlagenden Witz und scharfe Pointen bietet. Die Hauptrollen werden durch die Herren Stotz (Stullmüller), Hassel (Bullrig), Vollmer (Wandel), Diehl (Kalau), Meck und Reger (Börsenspeculanten) und Fräul. Turba (Wilhelmine) trefflich ausgeführt. Diese Posse wird sich gewiß noch lange auf dem Repertoire halten. — Vorher ging Schillers „Lied von der Glocke.“ Die herrliche Dichtung, die immer wieder erhebt und rührt, so oft man sie auch hören mag, das schöne Arragement der lebenden Bilder und die vortreffliche Musik von Lindpaintner sind drei Faktoren, deren Ergebniß stets ein edler Kunstgenuß bleiben wird.

W.

Theater-Anzeige.

Freitag, 22. Sept. Indra, romantische Oper in 3 Akten, Musik von Friedrich von Flotow.

Samstag, 23. Sept. (Zum ersten Male): Die alte Jungfer, Lustspiel in 1 Akten von R. Benedix.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammerau.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 228. Samstag, den 23. September 1854.

Gabriels Hochzeit.

Nach Dickens' Household Words von W. F.

(Fortsetzung.)

„Ich hörte", fuhr Pater Paul fort, „wie Einer zum Andern sagte: „Wir wollen den Versuch wagen", und darauf nahmen sie mich und trugen mich in ihr Boot an der Küste und ruderten auf ein Schiff zu, das in offener See lag. Am nächsten Tage schifften sie mich zu Paimboeuf aus, wo ich den ärztlichen Beistand fand, dessen ich so sehr bedurfte. Da sie mich, um ihnen die ihnen zugesagte Belohnung auch zukommen lassen zu können, zu ihrem Vertrauten machen mußten, so erfuhr ich, daß sie Schmuggler waren, die sich der Höhle, in welcher sie mich gefunden, zu bedienen pflegten, um die geschmuggelten Waaren zu verbergen, auch wohl Briefe an ihre Helfershelfer darin niederzulegen. Eben diesem Umstande verdankte ich meine Rettung. Was meine Wunde betraf, so erklärte der Arzt, der meine Heilung übernommen, daß sie, wäre sie nur einen Viertelzoll tiefer gedrungen, mich getödtet haben würde, und daß mich eigentlich nur die Nachtluft gerettet, durch deren Einwirkung das Blut über der Wunde geronnen war. Um kurz zu seyn: ich genaß nach langer Krankheit, kehrte nach Paris zurück und trat in den geistlichen Stand. Zwar war es der Wille meiner Oberen, die Pflichten meines Berufes zuerst in einer großen Stadt zu erfüllen, aber auf meinen dringenden Wunsch wurde mir die Seelsorge in Deiner Provinz, Gabriel, übertragen. Und kannst Du wohl denken, warum ich diesen Wunsch gehegt?"

Im Herzen Gabriels tauchte die Antwort auf diese Frage wohl auf, doch war er durch Das, was er gehört, zu tief bewegt, um auch nur ein Wort hervorbringen zu können.

„Ich will Dir demnach mittheilen, welche Gründe ich dafür hatte", fuhr Pater Paul fort. „Du mußt zunächst wissen, daß ich beständig den Entschluß festhielt, Niemandem zu entdecken, an welchem Orte man nach meinem Leben getrachtet und wer es gewesen. Ich hielt dieß vor den Männern geheim, die mich retteten, vor dem Arzte, ja selbst vor meinen vertrauten Freunden. Der Grund, warum ich dieß that, war, wie ich zuversichtlich glaube, ein rein christlicher. Ich hoffe, ich habe stets ein aufrichtiges und demüthiges Verlangen gefühlt, mich mit Gottes Hülfe des heiligen Berufes würdig zu zeigen, für den ich bestimmt war. Doch die wunderbare Errettung vom Tode machte auf meinen Geist einen solchen Eindruck, daß ich eine ganz andere und unendlich höhere Ansicht von meinem Beruf erhielt, eine Ansicht, die ich seitdem festgehalten habe und für die Zukunft stets festhalten werde. Als ich in den ersten Tagen meiner Genesung da lag, mein eigenes Herz prüfte und in Erwägung zog, in welcher Weise ich meiner Pflicht gemäß gegen Deinen Vater zu handeln hätte, sobald ich vollständig wieder hergestellt sey, kam ein Gedanke in meine Seele, der mich beruhigte, tröstete und alle meine Zweifel aufhob. Ich sagte zu mir selbst: in wenigen Monaten wirst Du einer der erwählten Diener Gottes seyn. Wenn Du diesem Deinem Berufe würdig seyn willst, so muß es Dein erstes Verlangen seyn, nicht zu wissen, daß der Mann, der Dir das Leben rauben wollte, der menschlichen Gerechtigkeit überantwortet werde, sondern zu wissen, daß er seine That aufrichtig und tief bereue und Buße thue für seine Schuld. Ihn zu solcher Reue und Buße zu führen. muß Deine erste Pflicht seyn, und sollte er sich nur noch verstockter gegen Dich zeigen, weil Du ihm seine Missethat vergeben, dann erst wird es Zeit genug seyn, ihn für sein Verbrechen zur Rechenschaft ziehen zu lassen. Sicherlich wird es hier wie jenseits von Heil für Dich seyn, wenn Du Deinen Beruf als Geistlicher damit beginnst, vor allen Anderen die Seele des Mannes dem ewigen Verderben zu entreißen, der eine so blutige That gegen Dich begangen. — Dieß waren die Gründe, Gabriel, warum ich den Wunsch hegte, sofort zu der Hütte Deines Vaters zu eilen und ihn, der mich für todt hielt, auf seine Besserung vorzubereiten; dieß die Gründe, warum ich die Begebenheit geheim hielt und meine Oberen bat, mich nach der Bretagne zu senden. Doch mein Wunsch ging nicht sogleich in Erfüllung, und als dieß geschah, wurde mir ein entfernterer Distrikt angewiesen. Die Verfolgung, unter der wir noch leiden, brach aus; mein Lebensplan wurde geändert, und ich war nicht länger meinem eigenen Willen überlassen. Doch durch Drangsale und Leiden, durch Gefahren und Blutvergießen bin ich endlich nach langer Zeit dahin gelangt, den großen Plan, den ich mir bei meinem Eintritte in den geistlichen Stand entwarf, auszuführen. Gabriel, sobald der Gottesdienst beendigt ist und sich die Gemeinde zerstreut hat, mußt Du mich zur Hütte Deines Vaters führen."

Er erhob seine Hand, zum Zeichen, daß Gabriel, der im Begriff stand, eine Antwort zu geben, schweigen möge. Eben sprachen die Priester den Segen, und als dieser Akt vollzogen war, öffnete Pater Paul die Kajütenthür. Wie er, gefolgt von Gabriel, die Stufen hinaufstieg, begegnete ihnen Vater Bonan. Der alte Mann sah zweifelnd und forschend auf seinen künftigen Schwiegersohn, während er sich ehrerbietig dem Priester nahte und ihm etwas ins Ohr flüsterte. Pater Paul hörte aufmerksam auf die Worte, beantwortete sie ebenfalls in flüsterndem Tone und wandte sich dann, nachdem er die Nahestehenden ersucht, sich etwas zurückzuziehen, an Gabriel. „Ich bin gefragt worden", sagte er, „ob Deiner Verheirathung ein Hinderniß entgegensteht, und habe erklärt, daß dieß nicht der Fall sey. Was Du mir gesagt hast, hast Du in der Beichte gesagt, und ist ein Geheimniß zwischen uns Beiden. Dessen bleibe eingedenk und vergiß zu gleicher Zeit nicht des Dienstes, den ich, nachdem Deine Trauung vorüber ist, noch diese Nacht von Dir fordere."

„Wo ist Rose Bonan?" fügte er laut hinzu und blickte um sich. Rose trat herbei. Pater Paul ergriff ihre Hand und legte sie in die Hand Gabriels. „Führe sie zu den Stufen des Altars", sagte er, „und warte dort auf mich."

Es war bereits mehr als eine Stunde vergangen; die Boote hatten die Seite des Schiffes verlassen; die Gemeinde hatte sich über das Land zerstreut, doch das Schiff lag noch vor Anker. Diejenigen, welche sich auf demselben befanden, sandten ängstlichere Blicke als gewöhnlich über das Land hin; denn sie wußten, daß sich Pater Paul, indem er sich an die Küste begeben, der Gefahr ausgesetzt hatte, den Soldaten der Republik zu begegnen. Ein Boot wartete am Ufer auf seine Rückkehr. Die Hälfte der Mannschaft desselben hatte sich bewaffnet und auf einer Anhöhe der Haide aufgestellt, von wo aus sie nach allen Seiten spähte. Sie hatten den Geistlichen bis zu dem Orte seiner Bestimmung zu seinem Schutze begleiten wollen, aber er hatte es sich verbeten und war, nur von einem jungen Manne begleitet, rasch landeinwärts gegangen.

Gabriel hatte seinen Bruder und seine Schwestern der Aufsicht Rose's übergeben. Sie gingen mit seinem ihm eben angetrauten Weibe und deren Vater und Mutter nach dem Pachthofe, wie es Pater Paul für diese Nacht ausdrücklich gewünscht hatte. Sobald Gabriel und der Priester sich allein befanden, gingen sie rasch auf dem Pfade fort, der zur Hütte des Fischers führte. Auf dem Wege dorthin sprach Pater Paul kein Wort; er blickte weder zur Rechten noch zur Linken, sondern hielt sein Crucifix von Elfenbein an seine Brust gedrückt. Sie erreichten die Hütte. „Poche an", flüsterte Pater Paul seinem Begleiter zu, „und warte hier auf mich."

(Schluß folgt.)

Die Rachel.

(Aus: Mémoires d'un bourgeois de Paris, par le Dr. Veron.)

(Schluß.)

Wie Celimene läßt die Rachel es sich angelegen seyn, Allen zu gefallen. Ihre anmuthige Aufmerksamkeit, ihre liebenswürdige Koketterie erkennt keinen Unterschied an in Stellung, Vermögen und Ansehen. Wenn aus Bescheidenheit oder aus Schüchternheit irgend ein unbeachteter Unbekannter sich im Winkel eines Salons versteckt, so wird die tragische Celimene ganz Sorgfalt, ganz Eifer, ganz Liebreiz gegen ihn seyn. Es ist, als strebe sie wie der Prinz von Conti, von welchem Saint-Simon erzählt, „dem Schuhmacher, dem Lakaien, dem Portchaisenträger ebenso wie dem Staatsminister, dem großen Herrn und dem General und Allen so ungezwungen zu gefallen, daß der Erfolg nicht ausbleiben kann." Freilich ist dieser Wunsch zu gefallen und hinzureißen für die Rachel fast eine Nothwendigkeit ihrer Stellung; sie geizt eben so sehr nach dem Beifall der Gallerie und des Amphitheaters, als nach dem Beifall des Proſceniums und der ersten Ranglogen. Mit ihrem lebhaften und glänzenden Geist, ihren raschen, scherzenden, nie verletzenden Antworten drängt sie sich indeß nie vor; nie sah ich im Gegentheil so viel Kunst unter so naiver Einfachheit und so wohlkleidender Zurückhaltung versteckt. Graf Molé sagte einmal, als er die Rachel bei mir traf, mit der Liebenswürdigkeit des großen Herrn, die man an ihm kennt, zu ihr: „Sie haben die französische Sprache gerettet, mein Fräulein". Die Rachel antwortete ihm mit einer ehrerbietigen Verneigung und sagte dann zu mir gewandt: „Da habe ich viel Glück gehabt, denn ich habe sie nie gekonnt". Sie wies in dieser Weise ein etwas übertriebenes Lob mit einem Geständniß ab, welches eine Unwahrheit enthielt.

Die Rachel ist auf nichts stolz, erstaunt über nichts. In den ersten Jahren ihrer künstlerischen Laufbahn war sie nie fröhlicher und anmuthiger, wenn sie mit ihrer Familie und einigen Freunden zu Tische saß, als wenn das Publikum sie mit wohlverdienten Beifallsspenden, mit Blumen und Kränzen überschüttet. Sie ruhte mit Wohlbehagen in häuslicher Vertraulichkeit von den Ermüdungen der Bühne und von dem Geräusch der Triumphe aus. Als sie eines Abends von Windsor zurückkehrte, wo sie vor der Königin von England Verse vorgetragen, warf sie sich, noch betäubt von allen Lobsprüchen und Schmeicheleien des Hofs, in einen Sessel im Zimmer, in welchem ihre Mutter, ihre Schwester und einige Freunde des Hauses versammelt waren und sagte: „Ach, meine lieben Freunde, wie noth thut es mir, wieder unter die Canaille zu kommen!" Ein erhabener Geist hat die Ehren der Welt bald satt; er weiß, daß Freiheit und Zwanglosigkeit die besten Dinge hienieden sind, und daß, um die Sprache unserer Väter zu sprechen, man nie besser lebt als mit losgeknöpftem Bauch.

Welch' köstliche Stunden habe ich bei der jungen Schauspielerin zugebracht, damals, in ihrer guten Zeit, als sie sorglos und lachend, mit einer fieberhaften Freude, die fünf Minuten dauerte, nach jeder Neuigkeit, nach jedem Spielzeug haschte und in der Unschuld ihres Geistes und Herzens kaum das Gute und das Böse unterschied, als sie ihr Talent und ihre Erfolge wohlfeil hingab, als sie, mehr ermüdet als berauscht durch Lob und Bewunderung, es liebte, sich der schönen Heiterkeit, der poetischen Hoffnungen der Jugend und Armuth zu erinnern, freigebig und mitfühlend für jedes Unglück, das ihr eine traurige und ernste Zeit zurückrief, als sie den Glanz und den Luxus floh und ihnen aus Neigung und Gewohnheit die zwanglose Fröhlichkeit des Mittelstandes vorzog. Wie die großen Herren am Schlusse des letzten Jahrhunderts, hätte Hermione sogar bisweilen gern in schlechter Gesellschaft sich belustigt und von den Töpfen und Ragouts der Kneipen genippt.

Welch' interessante Gestalt war diese junge Zigeunerin, als sie plötzlich und ohne ihr Wissen eine große Dame geworden! Es gibt nichts Beweglicheres und Veränderlicheres als dieser Charakter und dieser Geist: es ist abwechselnd Thorheit und Weisheit, Trauer und Freude, Weinen und Lachen.

Ich werde nie einen kleinen Auftritt vergessen, zu dessen Zeugen mich der Zufall machte. Die Rachel kam aus dem Theatre Italien, ein Bedienter ließ ihren Wagen vorfahren und sie setzte eben die Spitze ihres eleganten Schuhes auf den Tritt, als eine kleine Orangenhändlerin sie erkannte und mit dem spottenden Hallen- und Marktton „Ah, Rachel! Rachel!" rief. Die Schauspielerin hielt an, drehte sich munter um und sagte: „Nun, mein liebes Kind, machst Du gute Geschäfte?" Bevor sie eine Antwort erhalten, warf sie ein Goldstück unter die Orangen. Die erstaunte und eingeschüchterte zerlumpte kleine Händlerin überschüttete die gute große Dame, die in die Equipage stieg, mit ehrfurchtsvollem Dank.

Am 15. August 1841 schrieb mir die Rachel aus Bordeaux: „Das Publikum, die Lampen, Vater Corneille und mein Costüm geben mir, so lange meine Rolle dauert, eine künstliche Stärke; nachher aber werde ich wieder schwach, und ich bleibe traurig bis zur nächsten Vorstellung". Trotz aller periodisch wiederkehrenden Gerüchte, daß sie abgehen werde, habe ich nie an einen vorzeitigen Abgang der Rachel geglaubt. Sie lebt nur durch das Theater und nur für das Theater; die Lampen und der Souffleur sind Lebensbedingung für sie; sie muß schöne Verse zu sprechen, heftige Leidenschaften darzustellen, einen Minister zu verführen und einen Theaterdirector zu beherrschen und zu quälen haben, sie bedarf vor allen Dingen des Lärms und der Aufregung des Beifalls.

Wenn die junge Schauspielerin in Paris eine ihrer großen Rollen gibt, die alle ihre Kraft in Anspruch nehmen, so ist es ihr oft unmöglich zu schlafen und es passirt ihr dann, daß sie die

ganze Nacht damit zubringt, ihr gesammtes Mobiliar umzustellen oder heimlich in der Stadt umherzufahren.

In Augenblicken des Aergers und des Zornes bändigt die Rachel bisweilen ihre Zunge eben so wenig wie Thiers. Eines Tages war sie in Streit mit mir gerathen. Ich widersprach ihr und ihren Lippen entschlüpfte das Wort Lumpenhund. Wir versöhnten uns. „Alles das ist gut und wohl", sagte ich zu ihr, „aber Sie haben einen Ausdruck gebraucht, den sich noch Niemand gestattet hat, Sie haben mich Lumpenhund genannt". „Seyn Sie ruhig", antwortete sie lachend, „seit diesem Augenblick gehören Sie zur Familie."

Wenn ich diese Memoiren im Jahre 1838 geschrieben hätte, so hätte ich selbst vor dem Publikum die unsinnigste Bewunderung für die junge Rachel von damals nicht zurückhalten können, aber ich bin alt und sie ist reich geworden, und nichts kühlt Herz und Geist mehr ab, als Reichthum und Jahre.

Ist das Leben der Rachel frei geblieben von jenen Fehlern und Schwächen, ohne welche, wenn man der Geschichte des Theaters glauben darf, die Kunst nichts und die Künstlerin nicht Alles wäre? Adrienne Lecouvreur war zweimal Mutter, und das ist eine weitere Aehnlichkeit zwischen Adrienne Lecouvreur und der Rachel, zwischen der romantischen und bewegten Existenz dieser beiden Berühmtheiten der Bühne.

Als Tochter, als Schwester und als Mutter entfaltet die Rachel eine große Zärtlichkeit. In dieser Comödiantenwelt zankt man sich, überwirft man sich, trennt man sich, aber um wieder zusammenzukommen, um sich zu umarmen und um sich noch lieber zu haben. Die reiche Schauspielerin besiegelt diese häufigen Versöhnungen mit den reichsten Gaben, den glänzendsten Geschenken.

Die Rachel ist keine gefährliche und boshafte Frau; sie entfaltet beinahe immer eben so viel Anmuth, wenn sie ihr Unrecht wieder gut macht, als es ihr bisweilen ein boshaftes Vergnügen gewährt, ein solches Unrecht zu begehen. Aber man muß auf der Hut seyn, man muß das Herz nicht Feuer fangen lassen bei dem plötzlichen Ausbruch von Koketterie und Zärtlichkeit, mit welcher die Schauspielerin dann und wann die Laune hat, den ersten besten zu überschütten: sie wird sich morgen ihrer Verpflichtungen und ihres Entgegenkommens von heute nicht mehr erinnern; sie lacht bisweilen über die Leidenschaft, welche sie einflößt.

Man hat die Rachel oft der Habsucht angeklagt. Bei ihr wechselt ein Uebermaß von Verschwendung und ein Uebermaß von kleinlicher Berechnung und Sparsamkeit; bisweilen will sie Alles geben, was sie besitzt, und schleppt unerwartete Geschenke herbei, aber in ihrer freundschaftlichen Zerstreuung kann sie wenige Tage später in Versuchung kommen, weit mehr wieder zu nehmen als sie gegeben hat. Alle Contraste zeigt diese bewegliche und wunderliche Natur: verschwenderische Wohlthätigkeit und Geschäftssinn, die Hingebung eines Engels und die Bosheit eines Teufels; es ist eine fiebernde Natur, welche Alles erschöpfen, Alles aufbrauchen will, welche weder Runzeln noch Unglück für möglich hält, diese ewigen und unversöhnlichen Feinde der Schönheit, des Genies und des Reichthums.

Ich weiß nicht, ob man die Rachel nach dieser Schilderung lieben oder fürchten muß, ich weiß nicht, ob man sie verachten oder achten wird. Man muß bedenken, daß sie in Marktschreierbuden und hinter den Coulissen aufgewachsen, man muß sich ihrer Entbehrungen, ihrer Hülflosigkeit bei ihrem Eintritt in das Leben erinnern, was sie gewesen und was sie geworden, und des langen Weges voll Schlingen und Dornen, voll Gefahren und Abgründe, den sie in ihrer ersten Jugend fast ohne Führer, ohne Mittel und ohne Stütze zurückzulegen hatte. Neben einzelnen schlimmen Neigungen, den unreinen Spuren eines Irrlebens in Nebel und Morast, hat sie edle Instinkte, ein Gefühl für alles Große und Schöne, eine leidenschaftliche Freude an geistiger Unterhaltung, einen überlegenen Verstand, eine liebenswürdige Philosophie und den ganzen Liebreiz angeborener Eleganz und Würde. Man wird fast ihr Feind, wenn man sie nicht mehr sieht; man eilt ihr freudig entgegen, wenn sie wie der verlorene Sohn zurückkehrt. Abwesend erinnert man sich nur ihrer Fehler, die man Verbrechen nennt; anwesend ist man der Sklave ihrer seltenen Eigenschaften und ihrer entzückenden und trügerischen Koketterie. (A. A. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

In Preußen ist durch Allerhöchsten Erlaß die Gründung einer Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunstdenkmäler genehmigt und der Vorsitz derselben dem Cultusminister übertragen worden. Die Commission, deren Constituirung bereits erfolgt ist, hat zur Aufgabe: der Verwaltung in Fällen, wo es sich um Maßnahmen in Betreff der Conservation der Denkmäler handelt, ihr sachverständiges Gutachten abzugeben, und diesen Maßnahmen durch möglichste Förderung des Interesses für die Denkmäler, des Verständnisses derselben und ihrer Kenntniß überhaupt entgegenkommend zu wirken. Um eine gedeihliche Wirksamkeit der Commission und namentlich einen lebendigen Zusammenhang nach außerhalb vorzubereiten, hat der Cultusminister in den Provinzen Correspondenten ernannt. Von diesen Correspondenten, unter denen sich namhafte Archäologen und Sammler befinden, wird erwartet, daß sie im Interesse für Erforschung und Erhaltung der Denkmäler die Zwecke der Commission fördern, in einzelnen Fällen auf Ersuchen Auskunft ertheilen und aus eigener Veranlassung der Commission Mittheilung machen werden.

Der Geh. Medicinalr. Prof. Dr. J. L. Casper in Berlin, der als Gerichtsarzt vielfache Gelegenheit gehabt, Verbrecherphysiognomien zu beobachten, hat kürzlich unter dem Titel „Mörderphysiognomien" eine Studie aus der praktischen Psychologie herausgegeben, die zunächst die vulgären Annahmen und Vorstellungen, welche man sich gewöhnlich von Verbrechergesichtern macht, zu widerlegen sucht. Hr. Casper führt alsdann eine Galerie von 21 Mördern (15 männliche und 6 weibliche) vor, die er sämmtlich lange und genau in ihrer Haft beobachtet, erzählt die einzelnen Verbrechen, schildert das Aeußere, Gesicht und Haltung dieser Personen und schließt mit den Worten: „Zwei psychologische Thatsachen ergeben sich daraus für die Praxis. Die eine ist die, wie sie sich Jedem aufdrängen wird, der aus criminalistischen Studien seinen Beruf macht: daß die meisten großartigen Verbrechen ihre psychische Wurzel in einer „bloßen Negation aller edeln Gefühle" in der Brust des Thäters haben, in einer Herzenskälte, die sich auf dem passiven, eisigen Gesicht, durch eben dessen Negativität, durch seine Aehnlichkeit mit einem unbeschriebenen Blatte ausspricht. Mögen dieß besonders Diejenigen beherzigen, denen die Erziehung des Volkes anvertraut ist! — Die zweite Thatsache wünschte ich Geschwornen, Richtern und gerichtlichen Aerzten ans Herz zu legen. Nicht das „Galgengesicht" eines Angeschuldigten sey der Maßstab ihres Urtheils über ihn, nicht sey in ihrer Beurtheilung eine unscheinbare, ja eine gewinnende Physiognomie ein Freipaß für Den, der auf der Anklagebank ihnen gegenüber sitzt."

Viele große Zeitungen haben so lang Orientalisch, Türkisch und Russisch, Englisch und Französisch getrieben, daß sie ihr bischen Deutsch und ihr Deutschland fast vergessen haben. Der Orient bekommt täglich den besten Platz und Deutschland muß mit einer winzigen Ecke vorlieb nehmen. Manchmal sieht's aus, als ob wir Deutsche allesammt nichts weiter zu thun hätten, als nach dem schwarzen Meere zu sehen.

(Paris.) Die muthmaßlichen Mörder des unglücklichen Schweizer Uhren-Fabrikanten (s. Nr. 226 d. B.) sind bereits entdeckt und in den Händen der Gerechtigkeit. Es sind zwei ganz junge Leute von 20 und 23 Jahren; der eine, Namens D., in dessen Wohnung allem Anschein nach die That verübt wurde, ist ein Uhrmacher, der andere, Namens E., Handlungsreisender, und macht Geschäfte in Uhrenwaaren; beide stammen mit Isaac Wahl aus Locle in der Schweiz. Der blutige Stock, der Reisesack und ein dem Gemordeten gehöriges Notizbuch waren in der Rue de la Bucherie gefunden worden. In der Umgegend dieser Straße ließ nun sogleich der Chef der Sicherheits-Polizei, Collet, die ersten Nachforschungen anstellen, wobei ihn außerdem nur das sehr unvollkommene Signalement der beiden Individuen, welche die Kiste auf den Lyoner Bahnhof gebracht hatten, leitete. Als die ersten eingezogenen Erkundigungen den Verdacht auf die muthmaßlichen Thäter gelenkt hatten, wurden diese noch am Abend des nämlichen Tages, wo der Leichnam ihres Opfers zum Vorschein gekommen war, verhaftet und auf die Polizei-Präfectur gebracht. Die Ergebnisse des ersten Verhörs werden mit einigen Abweichungen folgendermaßen erzählt. D . . . läugnete und erklärte, dem Verbrechen ganz fremd zu seyn. Dieß that zwar auch E . . . ., aber unter Angabe von Einzelnheiten, die so ziemlich errathen ließen, welche Rolle ein Jeder bei dem Verbrechen spielte. Er beharrte bei der Behauptung, den Inhalt der Kiste nicht gekannt zu haben. Als man indeß im Verfolg der Nachforschungen den Verfertiger derselben entdeckte, ergab es sich, daß D. und E. sie am Montag um $2\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags auf 5 Uhr bestellt hatten, daß sie beide zusammen gekommen waren, um sie abzuholen, und in einem benachbarten Kaffeehause gewartet hatten, bis sie fertig war. Ein Arbeiter hatte darauf die Kiste in D.'s Wohnung getragen und E. einen anderen Weg genommen. Am 16. Morgens ließ der Chef der Sicherheitspolizei den D. von neuem vor sich führen und fragte ihn, ob er bei seiner ersten Erklärung bleibe. Nach einem Augenblick der Verwirrung und des Zauderns antwortete er: „Ich sehe wohl, wo Sie hinauswollen: Sie halten mich für schuldig und doch bin ich es nicht so sehr, wie Sie glauben. Die Sache verhält sich folgendermaßen. Am vorigen Montag begegnete ich einem Menschen, den ich seit drei Wochen kannte, ohne seinen Namen, noch seine Wohnung zu kennen; dieser Mensch bat mich um meinen Schlüssel, um die Kiste in meinem Zimmer niederzusetzen und sie dann nach der Eisenbahn tragen zu lassen, worin ich einwilligte. Er ist es, der Wahl getödtet hat, und um ihm zu helfen, den Leichnam auf die Seite zu schaffen, gab er mir 250 Frcs. Dieß ist die Wahrheit." D...., fügte dieser Erklärung weiter nichts hinzu, und wurde dann am 14. Nachmittags, sowie auch E...., dem Untersuchungsrichter übergeben. Noch ist zu erwähnen, daß die beiden Verbrecher bei dem Bestellen der Kiste, so zu sagen, genau das Maß des Leichnams genommen hatten, da sie derselben gerade 5 Fuß Länge und 2 Fuß Breite geben ließen, während der Mörder des Bronzefabrikanten Dessontaines, wie man sich erinnert, viel Mühe hatte, um seine Leiche in eine gewöhnliche Kiste hineinzuzwängen.

Kunstnotizen.

(Köln, 20. September.) Heute hat der Direktor des Stadttheaters, Hr. Röder, einen Vertrag mit Hrn. Censius geschlossen, nach welchem in dessen Garten unterhalb unserer Stadt im nächsten Sommer ein Sommertheater errichtet und eröffnet wird.

(Dresden, 17. Sept.) Unser k. Hoftheater hatte gestern einen wahrhaft festlichen Tag mit der Wiederaufführung der Oper „Euryanthe" von unserem unsterblichen K. M. v. Weber vorbereitet, die seit Jan. 1849 nicht mehr hier gegeben worden war. Früher als gewöhnlich waren denn auch alle Räume des Hauses gefüllt. „Euryanthe" wurde hier im Jahre 1824, dem Todesjahre ihres Tonsetzers, zum ersten Male aufgeführt. Von den Künstlerinnen, welche seitdem als Euryanthe und Eglantine bei uns auftraten, ist keine geblieben und in der gestrigen Vorstellung wirkten als Euryanthe und Eglantine die Damen Ney und Krebs-Michalesi hier zum ersten Male. Als Adolar und Lysiart sind uns dagegen Tichatscheck und Mitterwurzer erhalten. So waren die vorzüglichsten Gesangskräfte vereint und es fand ein wahrer Wettstreit zwischen ihnen Allen statt, der, verbunden mit der vortrefflichen Execution des Orchesters unter Leitung des Kapellmeisters Reissiger, eine meisterhafte Darstellung unter dem lebendigsten und allgemeinsten Beifalle bewirkte. Vor Allen gab uns Fräul. Ney in Gesang und Darstellung ein Meisterwerk.

Die Victoria regia in Frankfurt a. M.

Bekanntlich war diese Pflanze bis jetzt in Deutschland nur an wenig Orten zu sehen. Dieß, sowie das blumistische Interesse, bewog einen unserer intelligentesten Kunstgärtner, Herrn Joh. Georg Schmidt, an der Bornheimer Haide, sich eine Anzahl Samenkerne dieser seltenen Pflanze kommen zu lassen. Das Unternehmen stellt sich schon deßhalb als ein großes Wagniß dar, weil die Beschaffung jedes einzelnen Samenkerns schwierig und kostspielig ist, kostspieliger aber noch durch Behandlung und Ausstattung wird; denn selten gelingt es, den Samenkern zum Keime zu bringen, was theils an der Behandlung, theils an der Keimunfähigkeit des Samens selbst liegt, den zu erkennen in seiner inneren Gesundung und Aechtheit der Spezies bis jetzt noch ein Geheimniß ist. Nach vielen vergeblichen Versuchen sah Herr Schmidt sein beharrliches Mühen endlich bei einem Kerne belohnt, aber nur bei einem einzigen. Mit der Keimentwickelung begann jedoch erst recht die verdoppelte Nothwendigkeit zur fast ängstlichen Wachsamkeit, selbst in der Nacht, da die Pflanze als Wasserpflanze, wie natürlich, im Wasser und bei einer stetigen Tropenhitze mit immer größerer Sorge gezogen werden will, bis sie zuletzt ein ganzes Bassin mit ihren eigenthümlichen großen Blättern in horizontaler Lage deckt. Ist schon das Blätterwerk überraschend, so wird es noch mehr die Blüthe, eine der seltensten und schönsten Blumen der Welt, welche in drei Wandlungen von immer schönerem, herrlicherem Farbenspiele und der mannigfachsten prachtvollsten Formbildung von Tag zu Tage sich entfaltet. In dieser Periode steht die Pflanze jetzt; aber leider — dem ganzen Gelingen spricht ein Mißgeschick Hohn, ein Versehen von fern her: es ist die Victoria regia — nicht, um derentwillen Herr Schmidt ein ganzes Jahr seine Zeit, seine Mühen und Kosten vergebens aufwandte. Es ist eine der nächsten Schwestern, in der Sprache der Botanik sehr treffend Euryale ferox genannt, welche den schönen Körper, aber nicht die schöne Seele der Victoria regia besitzt; sie macht dieselben Ansprüche auf Raum und die aufmerksame zarte Behandlung, ja deren fast noch größere als die mit der dreifachen Krone geschmückte Schwester Victoria und gibt uns leider auch somit in der Natur die traurige Erfahrung, welche täglich, wie mit den unorganischen Körpern, so mit den organischen der vollendetsten Grade (der Menschen) gemacht zu werden pflegt.

Wer sich also mit der Anmaßung begnügen und sie, um nicht mehr zu sagen, in ihrer ganzen Kühnheit schauen will, der kann die Victoria regia bei Herrn Kunstgärtner Schmidt sehen, wie sie nämlich in der Fülle ihres Blätterschmucks weit sich auslegt oder, wenn sie die ächte wäre, nothwendig auslegen müßte, um ihre Kronen tragen zu können; aber die Kronen fehlen! Statt derselben findet der Beschauer Bombast, ein bischen Geist, zum Todtseyn zu viel und zum Leben des Raumes nicht werth. Immerhin erregt die Pflanze als eine Seltenheit großes Interesse und wollten wir daher nicht verfehlen, die Freunde der Naturwissenschaft, wie insbesondere der Botanik und Blumistik, auf dieselbe aufmerksam zu machen. Herr Schmidt aber hat jedenfalls an der falschen Victoria regia gelernt, die ächte um so sicherer zu gewinnen, was wiederholt zu versuchen er nicht unterlassen möge.

Theater-Anzeige.

Samstag, 23. Sept. (Zum ersten Male): Die alte Jungfer, Lustspiel in 4 Akten von R. Benedix.

Sonntag, 24. Sept. Die Hugenotten, große Oper in fünf Akten. Musik von Meyerbeer. Margaretha: Frau Jagels-Roth.

Druck und Verlag von Haller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hommeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 229. Montag, den 25. September 1854.

Gabriels Hochzeit.

Nach Dickens' Household Words von W. F.

(Schluß.)

Die Thüre ward geöffnet. An einem freundlichen mondhellen Abend hatte François Sarzeau vor Jahren auf dieser Schwelle gestanden und einen blutenden Leichnam in seinen Armen gehalten; an einem freundlichen mondhellen Abend stand er jetzt wiederum hier, gegenüber demselben Manne, nach dessen Leben er getrachtet und kannte ihn nicht.

Pater Paul ging einige Schritte vor, so daß das Mondlicht voller auf seine Züge fiel und nahm seinen Hut ab. François Sarzeau blickte auf, fuhr zusammen, trat einen Schritt zurück und stand dann bewegungslos und schweigend da, während jeder Ausdruck aus seinem Gesichte verschwand. Jetzt unterbrach die ruhige und deutliche Stimme des Priesters die Todesstille. „Ich bringe eine Botschaft des Friedens und der Vergebung von einem Gaste früherer Jahre", sagte er und deutete dabei auf die Stelle am Halse, wo er verwundet worden war. Gabriel sah, wie sein Vater auf einen Augenblick am ganzen Körper zitterte, wie dann alle seine Glieder wieder erstarkten und dann plötzlich erstarrten, als ob sie vom Schlage getroffen worden wären. Seine Lippen öffneten sich, aber ohne zu zittern; seine Augen blickten wild, aber ohne sich in ihren Höhlen zu bewegen. Das freundliche Mondlicht selbst gab der übernatürlichen schrecklichen Entstellung des Gesichts etwas Geisterhaftes und Entsetzliches. Gabriel wandte sich vor Schrecken ab. Er hörte die Stimme Pater Pauls, wie er ihm sagte: „Warte hier, bis ich zurückkomme"; — dann trat wieder auf einen Augenblick ein tiefes Schweigen ein; es folgte ein tiefer, ächzender Laut, durch welchen, wie es schien, der Name Gottes ausgedrückt werden sollte; ein Laut, ganz unähnlich der Stimme seines Vaters, ein Laut, ganz unähnlich der menschlichen Stimme; zuletzt vernahm er ein Geräusch, wie wenn sich eine Thüre schließe. Gabriel sah auf und er stand jetzt allein vor der Hütte.

Nach einer Pause näherte er sich dem Fenster. Er sah durch dasselbe und erblickte die Hand des Priesters, die das Elfenbein-Krucifix emporhielt; doch er bebte zurück, weiter hinzusehen, denn er vernahm Worte und Töne, die ihn auf seinen früheren Platz zurücktrieben. Hier verweilte er, bis ein Geräusch, als ob etwas in der Hütte zu Boden gefallen sey, an sein Ohr drang. Er näherte sich wiederum der Thüre; er hörte Pater Paul beten, lauschte einige Minuten und vernahm dann eine wehklagende Stimme, die sich bald mit der Stimme des Priesters vereinigte, bald durch Schluchzen und Seufzer erstickt wurde. Er zog sich abermals auf die Stelle zurück, die er zuerst eingenommen, und wartete hier eine lange, lange Zeit, ja so lange, daß endlich einer der Späher herbeikam, offenbar besorgt und voll Argwohn über die noch nicht erfolgte Rückkehr des Geistlichen. Gabriel gab ihm einen Wink, zurückzubleiben und blickte dann wiederum unverwandt auf die Thüre. Endlich öffnete sich dieselbe, und Pater Paul, François Sarzeau an der Hand führend, trat auf ihn zu.

Der Schiffer wagte es nicht, seine niedergeschlagenen Augen zu seinem Sohne zu erheben; Thränen rollten über seine Wangen und er folgte gleich einem unmündigen Kinde der Hand, die ihn führte, und hörte ängstlich und demüthig an der Seite des Geistlichen auf jedes Wort, das dieser sprach. „Gabriel", hob Pater Paul mit etwas zitternder Stimme an, „Gabriel, Gott hat es gefügt, daß ich den hohen Zweck, der mich hierher geführt, vollständig erreicht habe. Ich sage Dir dieß, da Alles, was Du von Dem, das sich, während Du hier wartetest, zugetragen, zu wissen nöthig hast und, wie ich glaube, zu wissen wünschtest, darin enthalten ist. Was ich Dir jetzt noch mitzutheilen habe, theile ich Dir auf den ausdrücklichen Wunsch Deines Vaters mit. Seinem Wunsche gemäß sage ich Dir zunächst, daß er mir gestanden, Dir heimlich zum „Kaufmanns-Tische" gefolgt zu seyn und dort, wie auch Du, keine Spur seines Verbrechens entdeckt zu haben. Dieß wird genug seyn, um sein Benehmen gegen Dich von jener Zeit an zu erklären. Dann habe ich Dir, wiederum auf den Wunsch Deines Vaters, mitzutheilen, daß er mir versprochen hat, und es jetzt auch in Deiner Gegenwart verspricht, die Aufrichtigkeit seiner Reue auf folgende Weise kund zu thun: Wenn die Verfolgung unserer Religion aufgehört hat, und sie wird, dessen bin ich versichert, sehr bald aufhören, verpflichtet er sich feierlich, sein Leben, alle seine Kraft, sowie alles irdische Gut, das er besitzt oder jemals erwerben mag, dem Werke zu weihen, die Kreuze, welche in seinem engeren Vaterlande an den Wegen standen und von den Kirchenschändern theils umgestürzt, theils zerstört wurden, wieder aufzurichten und herzustellen, und sonst Gutes zu thun, wo sich ihm Gelegenheit dazu bietet. Ich habe jetzt Das mitgetheilt, was von mir gefordert wurde, und sage Euch Lebewohl, indem ich die glückliche Erinnerung mit mir nehme, daß ich einen Vater und Sohn, versöhnt mit einander, zurücklasse. Möge Gott Dich, Gabriel, und Die, welche Dir theuer sind, segnen, und es Euch wohl ergehen lassen! Möge Gott die Reue Deines Vaters annehmen und ihn für sein übriges Leben mit seinem Segen beglücken!"

Er ergriff ihre Hände, drückte sie lange und herzlich, wandte sich dann um und ging rasch auf dem Pfade fort, der zum Ufer führte. Gabriel wagte auch jetzt noch nicht, zu sprechen; aber er erhob seinen Arm und schlang ihn um den Hals seines Vaters. So standen Beide da und richteten ihre mit Thränen gefüllten Augen nach dem Meere. Sie sahen im hellen Mondschimmer das Boot abstoßen und die Seite des Schiffes erreichen; dann war-

teten sie, bis sich die Segel ausgebreitet hatten und folgten dem langsamen Laufe des Schiffes, bis es am fernen Horizont verschwand. Darauf gingen Beide still und in sich gekehrt der Hütte zu. Damals ahnten sie es noch nicht, daß sie in diesem Leben den ehrwürdigen Pater Paul zum letzten Male gesehen hatten.

* * *

Die von dem würdigen Geistlichen vorhergesagten Ereignisse traten früher ein, als er selbst vermuthet hatte. Eine neue Regierung nahm die Geschicke Frankreichs in die Hand, und die Religionsverfolgungen in der Bretagne hörten auf. Unter andern Vorschlägen, welche damals dem Parlamente Frankreichs vorgelegt wurden, befand sich auch einer, der die Wiederherstellung der Kreuze an den Straßen in der Bretagne forderte. Bei genauer Untersuchung dieses Vorschlags ergab sich indessen, daß die Zahl dieser Kreuze sich in die Tausende belief, und daß nur die Kosten für das zur Wiederherstellung derselben nöthige Holz eine Geldausgabe veranlassen würde, welche der ohnedieß bankerotte Staat nicht aufzubringen vermöchte. Während über diesen Vorschlag verhandelt wurde und ehe er schließlich verworfen worden war, hatte bereits ein Mann das Werk unternommen, welches die Regierung sich gescheut, zu unternehmen. Nachdem Gabriel die Hütte verlassen und seinen Bruder und seine Schwestern mit sich in den Pachthof genommen, verließ auch François Sarzeau dieselbe, um das dem Pater Paul gethane Gelübde zu erfüllen. Viele Monate hindurch arbeitete er ohne Unterlaß an seinem Werke, that Gutes und diente Allen, denen er dienen konnte. Er wanderte viele Meilen umher, arbeitete viele Tage hindurch mit größter Anstrengung und demüthigte sich selbst soweit, Andere um Holz zu bitten, um Kreuze aufrichten zu können. Niemals hörte man ihn klagen, niemals sah man ihn ungeduldig oder säumig in seiner Arbeit. Die Zuflucht unter einem Vorbaue, eine Rinde Brod und ein Trunk Wasser, was ihm von den Landleuten stets gereicht wurde, genügten ihm. Unter dem Volke, das seine unermüdliche Ausdauer beobachtete, begann der Glaube sich zu verbreiten, daß sein Leben durch wunderbare Einwirkung so lange dauern würde, bis er sein Unternehmen von einem Ende der Bretagne bis zum andern ausgeführt. Dem war jedoch nicht so. An einem kalten Herbstabende sah man ihn ruhig und emsig bei seiner Arbeit, wie gewöhnlich, indem er ein neues Kreuz an einer Stelle aufrichtete, wo bereits eines gestanden, das in den stürmischen Zeiten zerstört worden. Am Morgen fand man ihn unter dem heiligen Symbol, das er selbst verfertigt und während der Nacht aufgerichtet hatte, todt liegen. Man bestattete ihn an der Stelle, wo er lag, und der Priester, der den Grund und Boden geweiht, gestattete Gabriel, dem Vater auf das hölzerne Kreuz eine Grabschrift zu setzen. Diese bestand einfach aus den Anfangsbuchstaben des Namens des Verstorbenen, woran sich dann folgende Worte schlossen: „Bete für die Ruhe seiner Seele; er starb als ein reuiger Sünder und Vollbringer guter Werke.“

Einmal, nur einmal hörte Gabriel etwas vom Pater Paul, und der würdige Priester bewies dadurch, daß er an die Bewohner des Pachthofes schrieb, auf das Deutlichste, daß er die Familie nicht vergessen hatte, die ihm für ihr Glück so tief verschuldet war. Der Brief war aus Rom datirt. Pater Paul meldete in demselben, daß er in Folge der Dienste, welche er der Kirche in der Bretagne zu leisten im Stande gewesen, in einen neuen und glorreicheren Wirkungskreis berufen sey. Er sey an die Spitze einer Mission gestellt worden, die in kurzem nach einem fernen Lande abgehen werde, um die wilden Bewohner desselben zum Christenthume zu bekehren. Er, wie seine Brüder, nähmen jetzt, vor dem Antritte ihrer Reise, von allen ihren Freunden auf immer Abschied, denn sie Alle wüßten wohl, daß sie ihr hohes Ziel nur erreichen könnten, wenn sie der heiligen Sache der Religion ihr eigenes Leben zum Opfer brächten. Er gab François Sarzeau, Gabriel und seiner Familie seinen Segen und sagte ihnen ein herzliches Lebewohl. Der Brief enthielt noch eine Nachschrift an Rose, die diese nochmals unter Thränen durchlas. Darin bat sie Pater Paul, daß sie, wenn sie Kinder bekommen sollte, diese aus wohlwollender und christlicher Erinnerung an ihn beten lehren möge, und daß sie selbst, wie er hoffe, stets beten würde, daß Gott dem Wirken des Paters Paul im fernen Lande seinen Segen geben wolle. Diese freundliche Bitte wurde niemals vergessen, und das erste Gebet, welches Rose ihr erstes Kind lehrte, waren die einfachen Worte: „Gott segne Pater Paul!“

Das Gouvernement Taurien.

Bei dem Interesse, welches gegenwärtig diese Landschaft allenthalben erregt, dürfte es angemessen erscheinen, die statistischen und topographischen Zustände derselben auf Grundlage verläßlicher Schilderungen in das Auge zu fassen, um ein richtiges Bild des wichtigen Schauplatzes, auf welchem große und bedeutungsvolle Kämpfe sich vorbereiten, zu gewinnen. Die sogenannte Krim bildet den Hauptbestandtheil dieses Gouvernements, welches das südlichste im europäischen Rußland ist und zwischen dem schwarzen und asow'schen Meere, Cherson, Jekaterinoslaw und den donischen Kosaken, Kaukasien und Tscherkessien mit einer Bevölkerung von 450—460,000 Seelen liegt. Was den Flächenraum der Halbinsel betrifft, so ist derselbe nicht genau vermessen und wird von Einigen zu 1646, von Anderen zu 2042 Quadratmeilen angenommen. Die Bevölkerung ist aus Tartaren, Russen, Nogajern, welche aus der nogaischen Steppe herübergekommen sind, aus Griechen, Armeniern, Israeliten und Zigeunern bunt gemischt und so wie dieses Völkergewühl einerseits die wechselvollen historischen Geschicke dieses Landes, welches seit jeher einen Gegenstand der Eroberungslust vermöge der üppigen Schätze seines Bodens zu bilden so einladend und geeignet erschien, deutlich bezeichnet, so erzeugt es auch jetzt noch auf seinen Märkten eine überraschende Mannigfaltigkeit der verschiedensten nationalen Berührungen. Was die taurische Halbinsel, die Krim (Chersonnesus taurica), selbst betrifft, so hängt sie mit der nogaischen Steppe durch die Meer-Enge von Perekop zusammen, hat auf ihrer Ostseite sehr tief zerrissene Küsten, vor denen sich die lange ungemein schmale Landzunge Arabat und das faule Meer hinzieht, ferner die breite Halbinsel Kertsch, die durch die Meerenge von Jenikale von dem Lande der tschernomorischen Kosaken getrennt ist, südlich die Vorgebirge Meganop, Ayanda und Aya, westlich das Tarchanskoi Kut, nördlicher die Spitze Perekop und das todte Meer. Der Charakter der Landschaft ist nördlich eben, südlich gebirgig.

Zum ersten Male im Jahre 1736 drangen die Russen unter dem Feldmarschall Münnich in die Krim. Im Jahre 1757 wurde der von seinen Unterthanen gehaßte Alim Gheraj von den Nogaj-Tartaren vom Thron gestoßen und Kerim Gheraj zum Khan ernannt. Nachdem die Russen unter Dolgoruki 1771 in Taurien eingefallen waren, gaben sie dem Saheb Gheraj den Khantitel, dieser trat der Kaiserin Katharina II. Kertsch und Kieburn ab, behauptete sich aber in seinen übrigen Besitzungen noch ziemlich lange. Im Jahre 1779 räumten die Russen die Krim und der Khan derselben ward verpflichtet, seine Wahl durch den Großherrn bestätigen zu lassen; allein da innere Streitigkeiten fortwährten, auch Saheb Gheraj seine Häfen durch russische Schiffe blokirt und sich selbst durch Potemkins Armee bedroht sah, so überließ dieser die Krim, Kuban und die Insel Taman den Russen. Die Pforte, welche von Seite der anderen Mächte keine Unterstützung fand, sah sich genöthigt, hierzu ihre Zustimmung zu geben.

Die Russen beschlossen, statt der malerischen alten Hauptstadt des Landes Baktschi-Serej, eine stattliche moderne Stadt an den Ufern des Salghir unter dem Namen Simpheropol zu gründen, wozu sie die zweite Stadt der Landschaft, das alte tartarische Akmerzel benutzten. Die Hauptstadt zählt im Ganzen beiläufig 14,000 Einwohner, der von den Russen erbaute Theil thut sich durch russischen Geschmack, d. h. durch sehr breite Straßen mit sehr weißen hohen Häusern mit grünem Anstriche hervor, während ein Viertel ungefähr von 5000 Tartaren ausschließlich bewohnt wird. Die Straßen desselben sind beinahe durchgängig kahl, die Häuser bloß einen Stock hoch und jedes in einem besonderen Hofraume eingeschlossen. Die Kaufläden sind nicht zahlreich, liegen weit auseinander und sind meistens ungeräumig. Das schönste Gebäude der Stadt ist dasjenige, welches vom Gouverneur bewohnt wird; es hat nicht bloß ein interessantes, sondern auch massives Ansehen. Nahe vor der Stadt liegt eine große Kaserne, wovon aber nur das Spital in fortwährendem Gebrauch ist; das übrige Gebäude wird nur zuweilen von Truppen bezogen, welche von und nach dem Kaukasus marschiren. Hotels nach europäischem Muster gibt es in Simpheropol nur zwei.

Messe wird dort gewöhnlich in den ersten Tagen des Octobers gehalten, wo dann der Reisende Gelegenheit findet, die größte Mannichfaltigkeit der Trachten und die am meisten charakteristischen Erscheinungen der Krim beisammen zu schauen.

Obschon Simpheropol, wenn man von Kertsch kommt, in einer Ebene zu liegen scheint, so liegt doch ein großer Theil der Stadt an dem steilen Rande der Steppe, wo man eine prachtvolle Aussicht auf die unmittelbar darunter liegende Landschaft genießt. Am Fuße 200 Fuß hoher Felsen fließt der Salghir, welcher in seinem nordwärts gerichteten Laufe ein reizendes, mit der üppigsten Vegetation ausgestattetes Thal durchströmt, in dessen Hintergrunde der Tschatir Dagh (Trapezus der Griechen) Palata Gora der Russen, 6600 Fuß hoch, zum größten Theile aus Kalksteinfelsen bestehend, hervorragt. Dieser Berg liegt am Fuße des Tartarendörfchens Bujuk Sankoi und zeichnet sich durch seine schroffen kühnen Formen aus. Auch finden sich im Schooße desselben interessante Grotten mit Tropfsteinbildungen und unterirdischen Bächen. (Oesterr. Corresp.)

William Hughes.

Durch was Alles man sich doch berühmt machen kann! So erzählen amerikanische Blätter viel von einem gewissen William Hughes. William Hughes hat sich in jüngster Zeit als Fußgänger einen Namen in den Vereinigten Staaten erworben; so ging er über die Cambridge Eisenbahn bei Boston (60 engl. Meilen) in 11 Zeitstunden 45 Minuten; von Wadson nach Cambridge (70 Meilen) in 13 Stunden; nach Ostboston Point (50 Meilen) in 11 Stunden 40 Minuten; nach Washingtongarden (400 Meilen) in sechs Tagen, und nach Newport (70 Meilen) in 12 Stunden 20 Minuten. Sein jüngstes derartiges Unternehmen bestand darin, 80 Stunden hinter einander im Gehen zu bleiben. Es galt eine Wette, deren Betrag, 1000 Dollars, der Fußgänger wirklich gewann. Er begann diese herkulische Arbeit am 22. Juni Nachmittags 1½ Uhr und schritt ununterbrochen bis zum 25. Juni 10 Uhr Abends und zwar auf einem Brette, 15 Fuß lang und 3 Fuß breit, das in dem dazu bestimmten Saale angebracht war. Zeugen und Preisrichter wechselten während der Zeit ab, um jeden Bruch der Wette zu verhindern. Neben diesen Richtern waren noch Tausende von Zuschauern zugegen, welche das seltene Unternehmen wie den rüstigen Mann während desselben anschauen wollten. Er ging in fleischfarbenem Strickgewande mit einer Tuchmütze, in starken Schuhen, beinahe die ganze Zeit über in raschem Schritte, etwa drei Meilen in einer Stunde, so daß er an 240 Meilen zurückgelegt haben muß. Seine größte Unbequemlichkeit bestand in dem gänzlichen Entbehren des Schlafes. In den letzten Stunden schien der Fußgänger zu erliegen und würde auch wohl wirklich eingeschlafen seyn, wenn er nicht durch die steten Zurufe seiner Freunde aufgeweckt und begeistert worden wäre. Unter ermüdenden Schritten verrann die letzte Stunde. Hierauf wurde er in frisches Linnen gehüllt und in ein laues Bad getragen. Darauf ging er zur Ruhe. Er soll sich jetzt frisch und munter befinden. Hughes kam vor 17 Jahren aus England; er ist in London geboren, nun 40 Jahre alt, und von mittlerem aber stämmigem Wuchse. Er ist verheirathet, hat zwei Kinder und wohnt in Cambridge, unsern Boston.

Mannichfaltigkeiten.

(Handel zwischen England und Rußland.) Ueber diesen Handel machte Herr Danson in der statistischen Gesellschaft von London folgende Angaben. „England mit seinen 28 Millionen Einwohner exportirt nahezu für 90 Millionen Pfund Sterling. Frankreich mit seinen 36 Millionen Einwohnern exportirt für 50 Millionen Pfund Sterling, während der Ausfuhrhandel der 67 Millionen Einwohner des europäischen Rußlands die Summe von 14 Millionen Pfund Sterling nicht überschreitet. Die Ausfuhr Rußlands besteht beinahe ausschließlich nur in Rohstoffen. Von den Schiffen, welche die russischen Häfen besuchen, gehört nicht mehr als ein Sechstheil russischen Unterthanen und der Handel in den Hauptseehäfen ist also in den Händen der Fremden, sowie auch der größte Theil des Kapitals. Was den inneren Handel betrifft, so erleichtert der Schnee, welcher mehrere Monate das Land bedeckt, die Communication. Außerdem ist Rußland hinlänglich von Kanälen durchschnitten und bewässert. Der dritte Abschnitt der Abhandlung der Herrn Danson ist dem Handel zwischen Rußland und England gewidmet. Rußland verbraucht nur wenig englische Produkte, um die Hälfte weniger als seine Ausfuhr nach England beträgt die hauptsächlich in Korn — nahezu 14 Pozent des Gesammtbetrages der in die englischen Häfen importirten Waaren — Hanf, Flachs, Talg, Leinsamen besteht, lauter Artikel, welche England im Fall der Noth auch von anderen Ländern beziehen kann."

Die französische Akademie hat dießmal ihre Tugendpreise an besonders würdige Personen zu ertheilen Gelegenheit gehabt. Den einen erhielt eine 72jährige Magd, die von frühester Jugend an Mutter und Tante erhalten hatte. Als diese gestorben, trat sie in die Dienste einer Familie, die bald verarmte und deren 9 Personen nun sie, die Magd, bis zum heutigen Tage durch ihre Arbeit erhält und ernährt. (Einen ähnlichen Fall aus den französ. Colonien hatte die Akademie schon vor einigen Jahren gekrönt; hier war es unseres Wissens ein Neger, der diese bewundernswerthe Aufopferung bewies.) Den andern Preis erhielt eine Frau von 61 Jahren, welche nach dem frühen Verlust des Vaters die vor Kummer in Wahnsinn verfallene Mutter mit den 10 Geschwistern, obgleich selbst erst 16 Jahre alt, verpflegte und sich erst verheirathete, als alle Geschwister versorgt waren; sie zählte damals bereits 37 Jahre, machte aber die Bedingung, daß der Mann ihr gestatte, die blödsinnige Mutter ins Haus zu nehmen. Seit 23 Jahren nun hält das wackere Ehepaar die arme Mutter in treuer Pflege. Solche Züge einfacher Humanität thun doppelt wohl in einer Zeit, die uns sonst fast nur die widerlichen Züge der verschiedenen Arten eines raffinirten Egoismus erblicken läßt, und der Berichte-

stalter setzt mit Recht hinzu, daß zu solch ausdauernden Opfern mehr Muth gehöre, als zum Tod fürs Vaterland auf dem Schlachtfeld!

Der älteste Invalide Frankreichs ist vor einigen Tagen im Invalidenhotel zu Paris gestorben. Er hieß Baudret und ist 98 Jahre alt geworden. Er war im vorigen Jahrhundert unter der ersten Republik mit nach Nordamerika gegangen, hatte dort ein Auge und einen Arm verloren und bezog schon das Hotel unter dem Consulat; er hat mithin über ein halbes Jahrhundert dort gewohnt, einen zehnfachen Regierungswechsel in Frankreich erlebt und fast zwei ganze Generationen sterben sehen. Unter seinen Kameraden hieß er nur der Alte, er nannte sich mit aller Welt Du und besorgte noch im letzten Monat seines Lebens sein kleines Blumengärtchen mit eigener Hand. Hätte er das hundertste Jahr erreicht, so wäre er sogenannter Ehrengouverneur der Invaliden geworden, ein Amt, das sich noch von den alten Statuten Ludwigs XIV. herschreibt und das ein Grenadier der Kaisergarde bekleidete.

Am 27. August wurde Louisville in Kentucky von einer furchtbaren Windhose heimgesucht. Die dritte Kirche der Presbyterianer, in der gerade die Gemeinde zum Gottesdienste versammelt war, wurde aus ihren Fundamenten gehoben und stürzte zusammen; ein Wunder ist es, daß nur 25 Menschen bei dieser furchtbaren Katastrophe umkamen. Der Pfarrer Morrison, der eben auf der Kanzel war, entkam dem Unglücke und konnte am folgenden Tage die Leichenrede der Opfer halten. Außer der Kirche wurden in einem Umfange von ungefähr 3500 Fuß noch verschiedene Häuser zertrümmert. Der Windstoß ging von Nord-Nord-Ost. Von 21 Häusern in der Kentuckystraße wurde die ganze Bedachung fortgerissen und über 300 Yards weit geschleudert. Viele Menschen fanden bei dem schrecklichen Ereignisse ihren Tod. Glaubt man dem Courier von Louisville, so wurden verschiedene Personen von dem Windstoße fortgeschleudert. Die katholische Kathedrale wurde auch in ihren Fundamenten erschüttert, aber ohne weiteres Unglück. Der Sturm wüthete auch in Shippingsport, Portland, jedoch ohne bedeutenden Schaden anzurichten. In New-Albani und Jeffersonville warf er verschiedene Häuser um, wobei viele Menschen erschlagen wurden.

(Aus Chemnitz.) Hier erhing sich aus Schwermuth vor einigen Tagen ein Briefträger, ein durchaus unbescholtener Mann. Der hiesige Verein zur Beerdigung Selbstentleibter, aus den achtbarsten Bürgern bestehend, nahm sich mit christlicher Liebe dieses Unglücklichen an und wollte ihm die letzte Ehre erweisen. Auf dem Friedhofe angekommen, untersagte die Polizei das ehrliche Begräbniß. Der Todte soll am sogenannten schwarzen Thore bei den Verbrechern eingescharrt werden. Da der Todtengräber sich weigerte, ein Grab zu graben, zogen die Anwesenden sofort ihre Röcke aus, ließen sich Schaufeln und Hacke geben und bereiteten selbst die letzte Ruhestätte. Es war unterdeß dunkel geworden. Man holte Fackeln und ward der Todte unter Fackelschein begraben. In der Kaserne wurde Feuerlärm geblasen, weil man den Fackelschein für eine Feuersbrunst hielt. Die Sache ist jetzt bei den Gerichten anhängig und man ist sehr gespannt, wie der Bescheid ausfallen wird.

Dem Dorfbarbier ist von einem alten Manne die Idee mitgetheilt worden, das Andenken des heimgegangenen Königs von Sachsen, weil er ein so großer Freund der Natur gewesen, dadurch im frischen grünen Andenken zu erhalten, daß die einzelnen Ortschaften an einem passenden Orte einen Gedächtnißbaum pflanzen, unter welchem eine Urkunde in hermetisch verschlossenem Behältnisse eingesenkt werden kann, als Ausweis für die Nachwelt. Wirklich ist auch mit dieser frommen Sitte der Vorzeit zu reits der Anfang gemacht worden. Das Bürgerschützencorps be Grimma hat vor einigen Tagen unter entsprechender Feierlichkeit auf ihrer schön und freundlich gelegenen Schützenwiese dem verstorbenen Landesvater einen solchen Gedächtnißbaum gepflanzt.

Politische Literatur.

Frankfurt, 20. Sept. Die Kreuz- und Querzüge des östlichen Krieges lassen der politischen Vermuthung und Kritik Zeit, sich in Zeitungen und Broschüren zu ergehen. Seit unserem letzten Berichte über solche Tagsschriften sind uns wieder mehrere zugekommen, von welchen wir eine durch A. v. Stroe übersetzte russische über den „Krieg im Orient“ (Leipzig, Remmelmann) als die einzige dieser Partei zuerst nennen wollen. Sie ist vorzüglich gegen England gerichtet, mitunter aus guten Gründen, die auch wir Deutsche für unsere Handelspolitik u. s. w. beherzigen sollten. Dagegen danken wie für des Verf. Zumuthung: unsere ganze Thätigkeit in der Weltkrisis auf eine Versöhnung Frankreichs mit Rußland zu beschränken. Gerade des Verf. Feldzüge gegen den Protestantismus weisen den tüchtigsten Kern unseres Volkes auf eine wichtige Sympathie mit England hin. Dagegen wird uns von einem deutschen Offizier „Rußland historisch und strategisch beleuchtet“ (ebds.) als der langjährige Gegenstand einer europäischen Defensive, die irgend einmal in die Offensive übergehen mußte, wenn sie nicht völlig die Waffen strecken wollte. Wichtig sind die Erörterungen über die verschiedenen Wege und Weisen eines Angriffskriegs gegen Rußland, mit kritischen Rückblicken auf die von Karl XII. und Napoleon I. geführten. Rußlands Hauptmacht sucht der Verf. nicht in Volk und Land, sondern in einem — oft quantitativ und noch mehr qualitativ überschätzten Heere. Unter seinen Ansichten über Rußlands jetzige Gegner sind die über Napoleon die eigenthümlichsten; den Hauptschlag erwartet er von Deutschland. Eine praktische Skizze über die „Seemacht Englands und Frankreichs“ (ebds.) gibt Schiffsbaumeister Zwevsinger. Ein Schotte, Cumming, verbindet in Predigten „Ueber Rußlands Größe und Untergang“ (Dresden, R. Schaefer) auf die wunderlichste Weise praktische Wahrheiten mit apokalyptischen Schwindeleien. Mit Recht sagt er: „daß ein Volk, das seine Bibel dem Priester, auch seine Freiheit dem Despoten überliefert“. Nur gelegentlich auf die Wahrsagersprüche, desto gewichtiger aber auf die Geschichte der Vergangenheit verweist uns Schnfelka über „Rußlands Politik“ (ebendſ.), der die ältesten Russenzüge nach Konstantinopel und die kirchliche Politik Rußlands von ihrem Ursprunge an schildert. Er beschaut die Gegensätze der ost- und weströmischen Rechtgläubigkeit aus der Vogelperspektive, und erzählt u. A., wie Czar Igor von dem mit ungerechten Auflagen bedrückten Volke erschlagen wurde, weil „man den gierigen Wolf tödten müsse, damit ihm nicht die ganze Heerde zur Beute werde.“ Prof. A. Schmidt erzählt uns den „Aufstand in Konstantinopel unter Justinian“ (Zürich, Meyer und Zeller). Dieses klassische, durch eine topographische Schilderung der alten Stadt (mit Plan) eingeleitete Schriftchen nimmt zwar keinen Bezug auf den jetzigen Kampf, zeigt aber der Gegenwart in grausigem Bilde, welches Unheil ausschweifende Romantik und orthodoxer Wahnsinn über die blühendsten Staaten verhängen können. Ueber die Schauplätze des begonnenen Krieges belehren uns zwei bei Wallishauser in Wien erschienene Schriften: „Der Kriegsschauplatz an der Donau, am schwarzen Meer und an der Ostsee“ und „Der Kaukasus“, in geographischer und strategischer Hinsicht, letztere auch in geschichtlicher. Der Werth (nicht so der Preis) derselben wird durch ausführliche Charten erhöht. Heft 4 von Lorcks illust. Conversationsheften schildert in Worten, Bildern und Charten „Das schwarze Meer“, namentlich auch Sebastopol, Odessa und Sinope tragischen Andenkens; Heft 5 „die türkische Donau und den Balkan“, mit sehr hübschen Abbildungen der wichtigsten Städte und der so wichtigen Sulinamündung; das Chärtchen reicht vom adriatischen bis zum schwarzen Meere.

Theater-Anzeige.

Montag, 25. September. Ein Sommernachtstraum, in 3 Abtheilungen von Shakespeare. Musik von F. Mendelssohn-Bartholdy.

Druck und Verlag von Hollor und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammerse.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 230. Dienstag, den 26. September 1854.

Fehlgeschossen.

(Von E. Reulbach.)

Klar und freundlich dämmerte der Morgen, der zu meiner Abreise nach London bestimmt war. Im Osten nahmen dünne Nebel allgemach die rosigen Farben an, die Vorboten des anbrechenden Tages sind. Im Hafen von Rotterdam war bereits Alles munter und geschäftig. Das Gewässer war ruhig und nur die sich hin und her treibende Menschenmasse auf dem Quai, und die lauten schreienden Stimmen der Matrosen unterbrachen die Stille des Morgens. Die Stadt selbst, auf welche der Himmel durch lichte, flockige Wölkchen herabschaute, bot einen heiteren Anblick. In dem Treiben einer Seestadt liegt etwas Ergötzliches, — ein Leben, eine Geschäftigkeit, eine Thatkraft, die beim ersten Anblick das Gemüth erfreulich aufregen; später ermüdet es uns; wir sehen zu bald hinter die Coulissen und entdecken die niederen, unruhigen Leidenschaften, welche das ganze Spiel leiten.

Endlich war Alles zur Abfahrt bereit; der Bootsmann gab das letzte Zeichen mit der Glocke, und die Räder der Maschine setzten sich laut rasselnd in Bewegung, den Schaum des aufgeregten Stromes gleich funkelnden Diamanten weit von sich wegschleudernd. Stolz und ruhig beugte das Bugspriet in den breiten Strom, dann aber durchschnitt es pfeilschnell die Fluth, und bald war die Stadt den Blicken der Reisenden entschwunden.

So hell und freundlich auch die Sonne aufgegangen war, so war doch der scharfe Wind, der uns entgegen blies, und nach und nach einige Wolken am Horizonte heraufgetrieben hatte, dem Steuermann ein sicheres Anzeichen eines herannahenden Sturmes.

Meine Reisegesellschaft war ein buntes Gemisch von Deutschen, Engländern und Franzosen und Holländern, von denen sich Jeder amüsirte, wie er es eben für gut fand.

Nicht weit vom Steuerruder saßen einige Franzosen, die nichts Wichtigeres zu thun hatten, als ihren Damen Schmeicheleien zu sagen, welche sie selbst nicht glaubten, die jedoch beifällig aufgenommen und eben so artig erwiedert wurden; etwas entfernter bliesen zwei Holländer den bläulichen Rauch aus ihren Thonpfeifen und berechneten wahrscheinlich dabei in Gedanken, wie hoch sich dieses Jahr ihre Tabakspflanzungen in den ostindischen Colonien rentiren würden. Am Bugspriet studirten einige Engländer angelegentlich in ihren Reisebüchern und staunten, wenn die Gegend, die sie doch eben erst in ihrem Buche genau durchgelesen hatten, längst ihren Blicken entschwunden war. Wir Deutsche aber standen hier und dort zerstreut und starrten stumm in die Weite, begierig der Dinge, die da kommen sollten, und hatten noch gar keine Ahnung davon, wie erhaben das Meer und wie langweilig London sey.

Neben mir lehnte ein junger Mann und schaute unverwandt hinunter in die schäumenden Wellen. In dem blassen, scharfgeschnittenen Gesichte glaubte ich den Engländer zu erkennen, wenn nicht ein auffallender Zug von Schmerz und Trauer, der bei ihrer Gleichgültigkeit so selten vorkommt, mich irre geleitet hätte.

„We shall have a storm“, sagte er, auf mich blickend, und zeigte dabei auf die Wasservögel, die mit widrigem Geschrei über unsere Köpfe hinwegflogen.

Unterdessen waren wir auf die offene See gekommen, die Wolken hatten sich gesammelt und standen nun schwarz und drohend über unseren Häuptern, als sich auch schon das dumpfe Rollen des Donners vernehmen ließ. Der Sturm war schneller gekommen, als man erwartet hatte. Die Wolken entluden sich in Strömen, der Wind wühlte brausend in der zornigen See und haushohe Wellen nahmen das ächzende Fahrzeug mit hinauf auf ihre Spitze, um es auf der andern Seite wieder in den Abgrund zu stürzen. Der Blitz zuckte unaufhörlich und schneller kreisten die Wasservögel über die Fluth, ihr Gefieder in den weißen Schaum tauchend, der zischend von Welle zu Welle aus der dunklen Fluth emporspritzte. Ein Sturm auf dem Meere hat eine Erhabenheit, eine Großartigkeit, die über alle Beschreibung hinausgeht. Alles steht im Einklang mit dem Streit der Elemente und wer die See nur bei Sonnenschein gesehen hat, kann gewiß seyn, daß er von dem erhabensten Anblick derselben nichts weiß. In den großartigen Zuckungen der Natur vergessen wir unser eigenes Daseyn, unsere Pläne und Besorgnisse; all unsere Träume verschwinden, aufgelöst in der Betrachtung dieses majestätischen, furchtbarschönen Schauspiels.

Die ganze Reisegesellschaft hatte sich längst in die Kajüte begeben, nur jener junge Unbekannte und ich standen noch, uns fest an unsere Taue klammernd, auf dem Verdecke und starrten sprachlos in die brausende See. Endlich, nachdem der Sturm schon anfing, nachzulassen, ließ auch ich mein Tau vorsichtig los, und stieg, von einem Anhaltspunkte zum andern rutschend, in die Kajüte hinab.

Unten war es bereits ziemlich lebhaft geworden. Die Damen waren fast alle schon von der Seekrankheit befallen, und mancher der männlichen Bevölkerung, bei dem es selbst nicht mehr recht just zu seyn schien, nahm seine ganze Kraft zusammen, um den Galanthomme so lange als möglich zu spielen. Ich drückte mich in eine Ecke des Sophas und ergötzte mich eine Zeit lang an den unsicheren Schritten der Ab- und Zugehenden, deren Bewegungen, bei dem Schwanken des Schiffes, denen eines Betrunkenen völlig gleichkamen.

Ich hatte einige Zeit so gesessen, als der junge Mann, der noch auf dem Verdeck geblieben, und der mir schon vorher durch seinen Trübsinn aufgefallen war, vom Regen triefend, in die Kajüte trat, und nachdem er, gleich mir, seinen Wettermantel abge-

nommen hatte, sich neben mir auf das Sopha warf, und dann wieder starr und düster vor sich hinschaute.

Ich konnte nicht umhin, ihn näher zu betrachten. Er mochte ungefähr 25 Jahre alt seyn. In dem schmerzlichen Zucken seiner Mundwinkel, in dem thränenschweren Blicke lag unverkennbar der Ausdruck tiefen Seelenleidens. Sein Antlitz war krankhaft blaß.

Wer von Denen, welche den Gram und das Unglück kennen gelernt haben, könnte gefühllos bleiben bei dem Kummer seiner Mitmenschen. Hat er doch selbst empfunden, wie wehe der Schmerz thut und sein Inneres weint mit, wenn er eine Thräne von den Wangen eines Unglücklichen fließen sieht.

So jung, sagte ich zu mir und schon so unglücklich; welch Schlag mochte ihn auf seiner kurzen Lebensbahn getroffen haben; vielleicht kann ich es erfahren.

Auf die Gefahr hin, gar keine, oder wenigstens keine sehr höfliche Antwort zu erhalten, redete ich ihn an.

„Ich glaubte", sagte ich zu ihm, indem ich etwas näher rückte, „ich glaubte, ich hätte schon ziemlich viel ausgehalten, als ich mich eine geraume Zeit dem Wüthen des Sturmes auf dem Verdecke aussetzte, allein ich muß gestehen, daß Sie mich darin bei Weitem übertreffen haben. Sie scheinen gleichfalls ein großer Freund dieses erhabenen Naturschauspiels zu seyn."

„Ich habe so lange am Meere gelebt", erwiederte der Angeredete, ohne mich anzublicken, „und bin so vertraut mit demselben geworden, daß mich seine Großartigkeit weder mehr erstaunen noch erschrecken machen kann."

„Und doch hätte ich geglaubt", fuhr ich fort, „daß ein solch imposanter Anblick stets einen neuen Eindruck im menschlichen Gemüthe zurücklassen müsse."

Dem jungen Manne schien meine Bemerkung nicht zu mißfallen, denn er wandte seine Blicke vom Kajütenfenster zu mir herüber und sagte dann mit schmerzlich lächelnder Miene:

„Sie haben wahr gesprochen. Noch vor einigen Monaten gab es auch für mich nichts Schöneres, als das Toben des Meeres und das Schäumen der sich hochaufthürmenden Wellen. Die See war mir, durch langen Umgang, eine Freundin geworden, in deren sanft anschmiegendem Schooße ich mich freudig wiegte. Leider ist sie mir durch ein Ereigniß, an das ich stets nur mit Schmerz zurückdenken werde, so verhaßt geworden, daß sie allen Reiz für mich verloren hat."

(Fortsetzung folgt.)

Ole Bull's norwegische Kolonie in Nord-Amerika.

Wir entlehnen dem Newyorker „Courier and Enquirer" nachstehende interessante Details über die von Ole Bull im Inneren Pennsylvaniens gegründete norwegische Ansiedelung, der man eine blühende Zukunft verspricht. Bekanntlich hat der berühmte Virtuose das durch seine Kunst erworbene bedeutende Vermögen dazu verwendet, einen Landstrich von mehr als zweihunderttausend Morgen im genannten Staate anzukaufen, auf welchem er eine Kolonie seiner Landsleute um sich versammeln will. Der Grund und Boden ist in kleine Farms abgetheilt worden, die er den norwegischen Auswanderern zu Preisen überläßt, welche nur eben die Kosten decken und zu deren Abzahlung solche Termine gestellt werden, daß auch der Aermste es in seiner Macht hat, die Kaufsumme bei mäßigem Fleiße abzutragen und dann als unabhängiger Grundeigenthümer dazustehen. Die neue Ansiedelung liegt in einem der gesundesten Theile der Vereinigten Staaten, hat treffliches Ackerland und schöne Waldungen von Ahorn, Kirschen, Buchen, Aeschen, Tannen rc. und wird im Norden vermittelst der Newyork- und Erie-Eisenbahn, im Süden auf dem projektirten Sunbury- und Erie-Schienenwege ihre Produkten mit leichter Mühe nach den Märkten von Newyork, Philadelphia und Baltimore bringen können.

Vor seiner Abreise aus Newyork hatte Ole Bull mehreren seiner Landsleute, worunter sich Zimmerleute, Tischler, Steinmetze und andere Handwerker befanden, ein Rendezvous in einem Orte mit Namen Augusta gegeben, von welchem Punkte aus er die ersten Arbeiten beginnen wollte. Die Emigranten waren vor ihm dort angekommen, hatten ihre Zelte aufgeschlagen und ihr noch in Newyork angefertigtes Banner errichtet, welches das norwegische Kreuz im Mittelpunkt, von den „Sternen und Streifen" Amerikas umgeben, zeigte. Sobald sie Ole Bull in der Entfernung wahrnahmen, erhoben sie ein enthusiastisches Freudengeschrei, welches seine Begleiter durch Schwenken mit den Hüten und Tüchern erwiederten, während er selbst aus dem Wagen sprang, um die ihm entgegen Eilenden zu umarmen. Selten oder nie, versichert der amerikanische Berichterstatter, sey man Zeuge gewesen von solchen Ausbrüchen des Entzückens.

Am folgenden Morgen begannen die Zimmerleute ihre Arbeiten an dem neuen Hotel; es wurden Grundstücke zum Bau einer Schmiede, eines Magazins, einer Scheune u. s. w. ausgewählt und Ole Bull war in Begleitung des Ingenieurs damit beschäftigt, die Umgegend der Niederlassung in Augenschein zu nehmen. Im Laufe des Vormittags kamen die von ihm den Ansiedlern nachgeschickten Wagen mit Lebensmitteln und anderen Vorräthen an; mit ihnen ein schöner fetter Ochse, der auf der Stelle geschlachtet wurde und herrlichen Braten lieferte. Nach Tische suchte Ole Bull sich eine Stätte für sein eigenes Haus und für fünfundzwanzig andere Wohnungen aus, die für die schon eingetroffenen Norweger bestimmt waren. Unterdessen wurde ein schöner, schlanker Baum umgehauen, der zum Flaggenstock dienen sollte; als man ihn auf dem Dache des Hotels befestigte, kam eine Schaar von Vögeln herbeigeflogen, um sich auf seinen obersten Zweigen niederzulassen, und da man dieß als ein glückliches Omen betrachtete, so bewillkommnete man sie mit einem donnernden Hurrah. Es war festgesetzt worden, daß die Stadt ihren Namen erhalten solle, sobald man die Flagge aufgehißt habe. Langsam und majestätisch erhob sie sich, von einem leichten Winde gekräuselt, zu der ihr angewiesenen Stelle und als sie stolz von dem hohen Gipfel wehte, wurde der Name O l e o n a dem neuen Wohnplatze der Norweger gegeben. Die Feierlichkeit schloß mit einunddreißig Cheers zu Ehren der einunddreißig Unionsstaaten und drei zu Ehren des Stifters der Kolonie.

Ole Bull und sein Ingenieur unternahmen alsdann einen zweiten Ausflug, um eine zum Mühlenbau geeignete Lokalität ausfindig zu machen. Sie kamen bald an einen mächtigen Strom, an welchem man demnächst eine Sägemühle, Mahlmühle rc. errichten wird. In der Nähe soll eine Lohgerberei angelegt werden. Endlich wurden auch passende Stellen zum Bau einer Kirche und einer Schule ausgewählt. „Alles", sagt der Berichterstatter, „wird unter den Augen Ole Bull's ausgeführt. Seine angeborene Leichtigkeit der Auffassung, sein gesundes Urtheil, seine Raschheit, seine Entschlossenheit und unermüdliche Energie und die physische Kraft und Ausdauer, die er an den Tag legt, übertreffen Alles, was ich je erblickt habe."

Nachdem man en famille zu Abend gespeist, entfernte sich Ole Bull mit seiner Violine, um ein zur Verherrlichung des Tages bestimmtes Musikstück zu komponiren. Um neun Uhr versammelte sich die ganze Gesellschaft vor dem Hotel. In allen Richtungen waren Freudenfeuer angezündet worden, die in der nächsten Umgebung eine Tageshelle verbreiteten, gegen welche die finsteren Wälder und Berge im Hintergrunde einen auffallenden Kontrast bildeten. Als Ole Bull nach kurzem Warten auf dem Balkon

erschien, hallten die Berge wieder von dem jauchzenden Zuruf, mit welchem er begrüßt wurde. Er schien tief gerührt; seine Stimme versagte ihm, und es dauerte einige Minuten, ehe er sich fassen konnte, worauf er seine Landsleute ungefähr in folgenden Worten anredete:

„Meine norwegischen Brüder! Von dem Gestade, wo die Stürme des Eismeeres hausen, wo der Maelstrom rauscht und das Nordlicht während der Hälfte des Jahres die Stelle der freundlichen Sonne einnimmt, sind wir hierher gekommen, um uns eine neue Heimath zu suchen. Auf unseren Bergen, von Noth und Hunger bedroht, ward uns die Kunde, daß es ein Land gebe mit einem milderen Klima gesegnet, wo die Freiheit thront und Glück und Ueberfluß herrschen. Als wir unsere Annalen nachschlugen, fanden wir, daß unsere Landsleute, von Thorsin geführt, jene Gegend vor mehr als acht Jahrhunderten entdeckt hatten, aber dort mit grausamen und wilden Indianern zusammentrafen und kein anderes Denkmal hinterließen, als einige auf einem Felsen eingegrabene Schriftzüge und einen auf einer Insel an der Mündung des Narraganset errichteten Tempel. Seitdem hatte jedoch eine mächtigere Nation jene entfernten Küsten besucht und dort blühende Kolonien gestiftet. Als das Mutterland diesen Kolonien tyrannische Gesetze auferlegen wollte, hatten sich die Kolonisten erhoben und im Angesichte Gottes und der Menschen erklärt, daß sie frei und unabhängig seyen; sie hatten eine Regierung errichtet auf den ewigen Grundlagen des Rechts und der Menschlichkeit, und sie waren eines der großen Völker der Erde geworden.... Eine solche Kunde erfüllte uns mit Freude und Hoffnung; wir suchten dieses Land auf, um an seiner Freiheit, seiner Wohlfahrt theilzunehmen, und das schöne Thal, das Ihr vor Euch seht, haben wir zu unserer bleibenden Wohnstätte auserlesen. Der Wiederhall eines jeden Baumes, den Ihr fällt, wird von unserer norwegischen Mutter gehört werden und unsere Brüder zu uns bringen, und hier werden wir ein neues, der Freiheit geweihtes und durch das glorreiche Banner Amerikas geschütztes Norwegen gründen."

Die Rede wurde natürlich mit einstimmigem Beifall aufgenommen und der Enthusiasmus steigerte sich noch mehr als Ole Bull seine Violine ergriff und die von ihm soeben vollendete Hymne vorzutragen begann. „Keine Sprache", heißt es, „kann den von dieser Musik hervorgebrachten Eindruck beschreiben. Der Künstler schien aus der Erregung des Augenblicks eine neue, überirdische Inspiration zu schöpfen, die alle Herzen rührte und ihre innersten Fibern durchdrang. Mitunter schluchzten die Norweger wie die Kinder, wenn die Anklänge einer heimathlichen Melodie sie an Freunde und Verwandte jenseits des Ozeans erinnerten und richteten sich dann begeistert empor, wenn die stolzen Töne der Freiheit von dem zauberischen Instrumente erklangen."

„In solcher Weise", schließt der Bericht, „feierte die junge Stadt Oleana den ersten Tag ihrer Existenz. Möge sie rasch und sicher auf der Bahn des Wohlstandes und der Größe fortschreiten und möge ihr berühmter Gründer noch lange leben, um seine Landsleute zu beglücken und die Seligkeit des Wohlthuns zu genießen!" (Magaz. f. d. Litt. d. Ausl.)

Mannichfaltigkeiten.

* Eine sehr interessante Erfahrung wurde im neuen Industriepalaste zu Paris gemacht. Es handelte sich darum, die Solidität der Fußböden des Gebäudes zu prüfen. Auf zwei Fache, die zusammen 192 Quadratmeter betrugen, hatte man eine Last von 96,000 Kilogr., also 500 Kilogr. auf den Quadratmeter, gelegt. Diese ausnahmsweise Belastung, viel stärker als wie die, welche man von den Brücken verlangt, die gemeiniglich nur auf dieselbe Oberfläche mit 200 Kilogr. geprüft werden, ist 24 Stunden lang auf dem Fußboden geblieben, ohne daß sich irgend eine Verbindung gelöst, irgend eine Beugung an den kleinen und großen Balken, im Guß, im Eisen oder im Blech, die sie zusammensetzen, gezeigt hätte. Der Boden des Industriepalastes hat mithin in seinem Ensemble eine vollkommene Solidität, die man an den ähnlichen, bis jetzt ausgeführten Werken nicht findet. Es ist nicht unnütz hinzuzufügen, daß die Stücke, welche das Ganze der Constructionen des Industriepalastes bilden, im Allgemeinen die doppelten Dimensionen wie die entsprechenden Partien des Krystall-Palastes von Sydenham haben. Die Last, welche man den Böden des Gebäudes zugemuthet hat, ist das Fünffache von der, welche sie ihrer Bestimmung nach tragen sollen.

* Neuere Berichte in der „A. Z." geben einige interessante Aufschlüsse über die in ihrer Art einzig dastehende Revolution im himmlischen Reiche der Mitte, wie sie vorzüglich durch die Fahrt des amerikanischen Dampfers „Susquehanna" von Shanghai nach Nanking und Wuhu geliefert wurde. Darnach ist auch der berühmte Porzellanthurm in Nanking keineswegs, wie frühere Mittheilungen von Missionärm wissen wollten zerstört, sondern steht noch. Bei einer anderen Gelegenheit, dem in Zürich am 30. Aug. abgehaltenen Missionsfeste, erfährt man von einem für die Mission in China fast unersetzlichen Verlust, nämlich den Tod des Missionärs Hamberg, der in die Stelle von Gützlaff eingetreten, mit unsäglicher Mühe sich der chinesischen Sprache bemächtigt hatte und in letzter Zeit (angeblich) hoffen durfte, auf den Insurgenten-Kaiser wohlthätig zu wirken. Nennt sich doch dieser einen Bruder Christi! Ein seltsames Surrogat muß dieses neuchinesische Christenthum, wenn man es auch nur annähernd so nennen darf, gleichwohl seyn!

(Freiburg, 19. Sept.) Drechsler Jenne von Ebringen hat eine für alle größern Haushaltungen, insbesondere für Gasthäuser sehr nützliche und von Sachverständigen erprobte Maschine erfunden und ausgeführt. Es ist dieses eine Besteckputzmaschine. Ein halbes Dutzend Messer und Gabeln werden in solche eingesteckt und nach einer Minute spiegelhell herausgenommen.

Am 16. Sept. hatte die „Times" ein Inserat von einer Feuer- und Lebens-Versicherungsgesellschaft, welches 2500 Rthlr. Insertionskosten betrug.

Christoph Schmid, der unlängst in hohem Alter Verstorbene, hat seine „Gesammelten Schriften" als Originalausgabe von letzter Hand, Augsburg bei Wolf 1840 bis 1846, mit Einschluß der biblischen Geschichte, in 24 Bändchen herausgegeben. Im Jahre 1853 erschien seine letzte noch unvollendete Schrift: „Erinnerungen aus meinem Leben", in zwei Bändchen, von denen das zweite vorzugsweise Erinnerungen an seinen Lehrer Sailer enthält. Obwohl in hohem Greisenalter verfaßt, sind sie mit einer seltenen Gedächtnißtreue und Frische geschrieben.

* Zu den alten Palästen, welche das französische Kaiserthum dem Verfalle und der Vergessenheit entreißt, soll, wie man versichert, nun auch das durch seine historischen Erinnerungen so merkwürdige Saint-Germain-an-Laye gehören. Bereits sind Befehle gegeben, das darin befindliche Militärstrafhaus zu entfernen und bezüglich einer allgemeinen Wiederherstellung in seinem frühern Zustande Studien zu machen. Man denkt es auf diese Weise in seinem alten Glanze zu einer würdigen kaiserlichen Wohnung herzustellen.

G. Rossini ist nach Nachrichten aus Lucca ganz in Melancholie versunken. Man hält den bereits 65jährigen Kranken für unheilbar.

Die Deutsche Gesellschaft in Neu-Orleans, deren Aufgabe die Unterstützung deutscher Auswanderer ist, hat kürzlich ihren siebenten Jahresbericht veröffentlicht.

---

* In Paris ist ein Weinstock, beachtenswerth durch die Erinnerungen, welche er hervorruft, Gegenstand einer Art Wallfahrt von Seite der Bewunderer J. Racine's. Dieser Weinstock wuchs in bescheidener Unbekanntheit in Paris, Rue des Marais 22, an einem Hause, das der berühmte Tragöde einst bewohnte. Die Tradition will wissen, es sey der Autor der Phädra gewesen, der einst der Erde die Rebe anvertraut, aus der dieser Stock gewachsen, und seine Hände hätten mehr als einmal seine entstehenden Zweige erfrischt. Die kaiserliche Centralgesellschaft für Gartenbau hat ihren Tribut dem Gedächtnisse des (französischen) „Fürsten" der Dichter durch einen Besuch dieses Weinstockes dargebracht.

Korrespondenz.

Stuttgart, 22. Sept.

Seit einiger Zeit finden hier die Kompositionen des Gesanglehrers und Komponisten Hamma, der längere Zeit in Italien verlebte und bei Verdi und anderen italienischen Meistern seine Studien machte, entschiedenen Beifall. Seine Liederkompositionen sind es vorzugsweise, die wegen ihrer Frische, Einfachheit und Sangbarkeit sehr ansprechen. Einige derselben wurden ins Französische übertragen und kamen bei Maissonnier in Paris heraus. Auch hat er für den berühmten Tenoristen Roger in Paris einige Lieder komponirt, die in der Seinestadt sich großen Beifalls erfreuten und sogar en vogue kamen. Nun ist dem jungen Komponisten auch die Ehre zu Theil geworden, durch den Grafen Bacciochi den Auftrag zur Komponirung einer Messe für die Kapelle des Kaisers der Franzosen zu erhalten, womit er eben beschäftigt ist. Auch als Gesanglehrer hat Hamma schon Glück gemacht, indem er einige junge Sängerinnen heranbildete, die im Begriff sind, ihren Weg zu machen. Fräulein Therese v. Seti, so viel mir bekannt, jetzt in Mannheim vortheilhaft engagirt, genoß bei ihm den Unterricht; ebenso soll die neulich in Aachen angestellt gewesene Fräulein Helferich, eine vielversprechende Anfängerin, von ihm gebildet worden seyn.

Bad Homburg, 24. Sept.

Die Astern verblühen schon in unserm freundlichen Kurgarten und der Herbstwind weht über die Stoppeln; dennoch ist es noch sehr lebhaft hier und namentlich unsere Jagden sind von den noch in großer Zahl hier weilenden Engländern stark besucht. Auch unsere Konzerte werden noch in bunter Abwechslung fortgesetzt und nächst dem des Hrn Dalle-Aste, erstem Sänger der italienischen Oper in Paris und der bekannten Pianistin Arabella Godart werden wir noch einige Kunstnotabilitäten in der nächsten Zeit hier hören.

Literatur.

Rom und England in ihrem neuesten Kampfe.

Unter diesem Titel hat Carl Scholl eine Sammlung von urkundlichen Mittheilungen herausgegeben (Zürich, bei E. Kiesling), welche dazu bestimmt ist, jene Kämpfe der römischen mit der anglikanischen Kirche nachzuweisen und in das rechte Licht zu stellen. Je kühner in der neuesten Zeit die römische Hierarchie wieder auftritt, desto mehr dürfte die Herausgabe dieser Aktenstücke gerechtfertigt seyn. Sie werden auf der einen Seite nachweisen, daß es sich hier um nichts geringeres handelt, als um die Wiederbekehrung aller Abtrünnigen und um die Wiedereroberung aller Länder unter Roms gewaltigen Scepter, auf der andern, daß die inneren Zerwürfnisse und krankhaften Zustände der anglikanischen Kirche wohl dazu beitragen konnten, Rom in seinen Angriffen auf diese zu ermuthigen. Mit welcher Erbitterung von beiden Seiten gekämpft wurde und wie der Streit in England alle Schichten der Gesellschaft bis zu den untersten herab in Bewegung setzte, ist bekannt. Fern von dem Kampfe hielten sich, außer den Indifferenten, die wenigen religiös Freidenkenden. Wie sie den ganzen Streit, sowohl die Uebergriffe der römischen Hierarchie, als das ungestüme und leidenschaftliche Auftreten der anglikanischen Kirche beurtheilten, konnte man in einem ihrer Parteiblätter dem „Freidenker" vom Dec. 1850 klar und deutlich lesen. Es hieß darin u. A.: „Priesterbetrug und Priesterherrschaft sind überall dieselben; der Rabbi, der Bonze, der Mufti, der Bischof, der Priester, sie sind in ihrem Fanatismus ganz die nämlichen falschen, verfolgungssüchtigen, heuchlerischen und seelverderbenden Egoisten. Wie es Anfangs war, so ist es noch, und wird immer so bleiben; und zwischen dem Herrn des Universums und sich selbst fürchten die Anglikaner nicht so sehr den Katholicismus, als sie in Angst sind, ihre Pfründen und Zehnten möchten in andere Hände kommen. Es ist nicht die Religion und der Abfall von ihr, den sie beklagen und befürchten, sondern das Verschwinden der guten, alten Zeiten, wo sie in herrlichem Nichtsthun leben konnten. Die goldenen Tage der im Staat allein herrschenden Kirche gehen zu Ende!" Der Herausgeber dieser interessanten Sammlung von Aktenstücken hat das Verdienst, nicht einseitig ausgewählt und zusammengestellt zu haben, sondern so, daß er die Selbstsucht und alle Schattenseiten jeder Partei gehörig gezeigt hat. Das genannte Buch liefert demnach einen werthvollen und interessanten Commentar zur neueren Geschichte und wird eine allseitige Beachtung zu finden nicht verfehlen.

Frankfurt, 24. Sept.

Von den jüngeren musikalischen Talenten unserer Stadt verdient ganz besonders Herr E. Maschek, Sohn des Herrn Musikdirectors Maschek, dessen Ruf als Künstler sich auch hier in Frankfurt vollkommen bewährt hat, öffentlich genannt zu werden. Erst im fünfzehnten Lebensjahre stehend, zeigt er nicht nur eine besondere Vorliebe für die klassische Musik, sondern er hat auch bereits auf seinem Instrumente, der Violine, sowohl in technischer Beziehung, als im ausdrucksvollen Spiel, schon eine solche Kunstfertigkeit erreicht, daß er manchem älteren und renommirten Künstler dieses Instrumentes nicht nachsteht, wovon wir uns dieser Tage selbst überzeugt haben, wie denn auch schon früher sein Spiel dahier, in München, Mainz, London &c. allgemeine Anerkennung gefunden. Wie wir erfahren, so beabsichtigt Herr E. Maschek eine Kunstreise nach Süddeutschland und der Schweiz anzutreten, wozu wir ihn nur aufmuntern und allen Kunstfreunden bestens empfehlen können, da wir überzeugt sind, daß der junge geschätzte Künstler durch sein äußerst gewandtes und wahrhaft seelenvolles Spiel alle Zuhörer erfreuen, ja überraschen wird. — Wenn wir oben einen jungen Künstler für seine Kunstreise empfohlen haben, so müssen wir auch heute noch eines ebenfalls mit vorzüglichem musikalischem Talent begabten, durch sein künstlerisches Bestreben und als tüchtiger Klavierspieler sich auszeichnenden jungen Mannes, Herrn Eduard Hecht, Sohn des sehr befähigten und beliebten Gesanglehrers Herrn Hecht dahier, gedenken. Herr E. Hecht tritt aber nicht eine Reise an, um nach kürzerer Zeit wieder in unserer Mitte zu erscheinen, damit wir auch ferner noch an dessen herrlichem Spiel klassischer Tonstücke uns erfreuen könnten, — nein, er scheidet für immer von uns und siedelt nach England über! Indem wir ihm ein „Lebe wohl!" zurufen, wünschen wir von Herzen, daß er auch jenseits des Kanals eine frohe und glückliche Zukunft und Anerkennung seiner würdigen Verdienste finden möge, so wie wir ihn bitten, unserer in Liebe zu gedenken, wie sein Andenken in unserem Gedächtniß stets bewahrt bleiben wird.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 26. Sept. Minna von Barnhelm, oder: Das Soldatenglück, Lustspiel in 5 Aufzügen von Lessing.

Mittwoch, 27. Sept. Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg, große romantische Oper in 3 Akten von Richard Wagner.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 231. Mittwoch, den 27. September 1854.

Fehlgeschossen.

(Von E. Reulbach.)

(Fortsetzung.)

Ich hatte mich also nicht getäuscht, und die See war gerade der Schauplatz seiner unglücklichen Begebenheit; so hatte ich, ohne es zu wissen, gleich vorne herein, die richtige Seite bei ihm angeschlagen. Fragend blickte ich ihn an. Gerne hätte ich etwas Näheres gehört, und doch hielt ich es für unzart, ihn darum zu fragen.

Er schien zu errathen, was in meinem Innern vorging. Ernst und forschend blickte er mich an, als wollten seine Augen in meiner Seele lesen, und gleichsam, als sey er mit dem Resultate zufrieden, begann er von neuem:

„Mein Herr, ich habe Ihnen bereits so viel gesagt, daß es unrecht von mir wäre, Ihnen nicht den ganzen Hergang dieser unseligen Begebenheit zu erzählen; zudem glaube ich in Ihrem Gesichte eine Theilnahme an meinem Unglücke zu lesen, die es mich vergessen macht, daß wir uns heute zum ersten Male sehen. So hören Sie denn:

„Ich bin an der englischen Küste erzogen, und so konnte es sich nicht fehlen, daß ich ein leidenschaftlicher Schwimmer wurde und mich durch langjährige Uebung mit dem Meere so vertraut machte, daß ich oftmals meine Freunde zur Bewunderung meiner Wagestücke hinriß. Unter diesen Bekannten war ein gewisser L..... Er war kaum 30 Jahre alt, hatte eine sehr feine Erziehung genossen, und war der angenehmste Gesellschafter, den man sich denken konnte. Er besaß eine gediegene klassische Bildung, war sonst sehr unterrichtet, witzig und oft sogar beredt. Er sang nicht übel, war ein guter Schütze, ein kühner Reiter, und nachdem er einmal mit dem Meere bekannt war, der gewandteste Schwimmer, den ich je gesehen habe. Mit einem Worte, er besaß eine Menge vortrefflicher Eigenschaften, und würde entweder eine sehr hohe Stufe im Staatsdienste erreicht haben, oder ein sehr gemüthlicher Lebemann geworden seyn; allein es sollte anders kommen. Nachdem er nach seinem Austritte aus dem College die gewöhnlichen Jugendthorheiten in London mitgemacht, und einen Theil seines Vermögens angebracht hatte, fiel ihm durch das plötzliche Ableben seines ältesten Bruders eine unerwartet große Erbschaft zu, worauf er sich vornahm, sich auf den Continent zu begeben, um die große Tour zu machen. Allein sechs Monate nach diesem Entschlusse trieb er sich immer noch in unserer Gesellschaft an der englischen Küste herum, und bezeigte noch gar keine Lust, sich nach dem Continent zu begeben. Er führte ein sehr harmloses Leben. Man sah ihn nie anders, als in Jagdkamaschen, mit seiner Flinte und seinem Hühnerhunde, und wenn er nicht jagte, so ritt er. Im Anfange unserer Bekanntschaft war er nichts weniger als ein guter Schwimmer, jedoch ein Unfall, der für uns Beide hätte tödtlich werden können, ließ ihn bald das Versäumte mit um so größerem Eifer nachholen.

„Es war im November vorigen Jahres, als wir Beide in einem Boote von der Jagd zurückkehrten. Die Sonne begann zu sinken, als wir eben der Küste zueilten; ein frischer Wind schwellte unser Segel, und das kleine Boot, dem Drucke leicht nachgebend, glitt geschmeidig durch die Wogen; bald waren wir nicht mehr weit von dem Orte entfernt, wo wir zu landen beabsichtigten. Mein Freund war aufgestanden, um die köstliche Abendluft in vollen Zügen einzuathmen, und hatte so eben angefangen, sich über die Schönheit der Naturscenerie weitläufig auszulassen, als ein plötzlicher Windstoß das Boot auf die eine Seite neigte, und L...., das Gleichgewicht verlierend, auf der andern über Bord fiel. Zuerst hatte ich Lust, ihn auszulachen, als ich jedoch bemerkte, daß die Fluth ihn rasch hinwegführte und er anfing, die Geistesgegenwart zu verlieren, wurde ich ernstlich unruhig. Ich gab es sogleich auf, mit dem Boote zu folgen, da ich mit demselben nicht schnell genug gegen den Wind segeln konnte, sondern ließ den Anker fallen und sprang in die See, was zu dieser Jahreszeit eben nicht sehr angenehm war. L.... war noch über dem Wasser, jedoch eben im Begriffe, unterzusinken, und die Entfernung zwischen ihm und mir war schon sehr bedeutend. Ich schwamm so schnell als möglich, und als ich ihn untersinken sah, tauchte ich nach ihm. Das Wasser war sehr klar, was für mich von großem Vortheile war. Ich beabsichtigte, die Gelegenheit wahrzunehmen, ihn hinten im Genick zu packen, oder wenn dieß nicht möglich wäre, seine Arme mit den meinigen zu umschlingen, um ihn so zu verhindern, nach mir zu greifen, und dann mit ihm an das Land zu schwimmen.

„Obwohl mager von Gestalt, war er durch seine körperlichen Uebungen ein Mann von ungewöhnlicher Kraft, und indem ich meine Lage genau überlegte, fühlte ich wohl, daß seine Rettung eben kein Kinderspiel sey. Ich schwamm daher so behutsam als es mein Plan erforderte, auf L.... los und hatte ihn eben unter dem Wasser entdeckt, als ich auch schon meine Hand von der seinigen ergriffen fühlte. Nie hat mich ein solcher Schauder des Entsetzens durchrieselt, als in jenem Augenblicke. Mein erster Gedanke war, mich um jeden Preis von ihm loszumachen, mich selbst zu retten und ihn seinem Schicksale zu überlassen; aber diese Regung war eben so schnell wieder verschwunden, als sie gekommen war, und meine ganze Kaltblütigkeit zurückrufend, arbeitete ich mich mit ihm an die Oberfläche des Wassers. Hier ließ er meine Hand los und versuchte, mich mit beiden Armen zu umfassen, aber ich war darauf gefaßt, und ihn vorne bei seinem Rocke ergreifend, hielt ich ihn auf Armslänge von mir, indem ich ihm zugleich zusprach, ruhig zu seyn und nicht nach mir zu haschen, dann würde ich ihn retten. Ich hätte eben so gut mit dem Winde sprechen können. Krampfhaft hielt er sich an mir fest und suchte

mit verzweifelter Anstrengung mir näher auf den Leib zu kommen; da ihm aber dieß nicht gelang, so preßte er den Arm, mit welchem ich ihn hielt, mit solcher Kraft, daß ich glaubte, das Blut müsse mir zu den Nägeln herausspringen. Jedenfalls waren wir wenigstens auf der Oberfläche; mein ganzes Selbstvertrauen war zurückgekehrt, und ich konnte ruhig überlegen, daß meine Bemühungen das Ufer zu gewinnen, bei seinem Widerstande keinen Erfolg haben würden. Wir waren ganz allein, nirgends konnte ich in unserer Nähe ein lebendes Wesen erspähen, es war daher keine Hoffnung, von irgend einer Seite Beistand zu erhalten. Da fiel mir ein Verfahren ein, das ich kurz zuvor über einen ähnlichen Fall gehört hatte, und das, wenn es auch nicht angenehm war, doch nicht ohne den gewünschten Erfolg seyn konnte. Ich selbst fing bereits an, vor Kälte und Anstrengung zu erstarren; es war daher keine Zeit mehr zu lächerlichen Bedenklichkeiten. Ich tauchte meinen Freund ohne Weiteres unter das Wasser, worauf er natürlich seine Anstrengungen verdoppelte, aber bald hing er betäubt und widerstandslos an meinem Arme und ich konnte nun mit ihm verfahren, wie ich wollte. Aber es war auch die höchste Zeit, denn ich fühlte, daß mich meine Kräfte bald verließen, und ich beeilte mich nun, mit ihm das Boot zu erreichen, in welchem er, noch ehe wir die Küste völlig erreicht hatten, von seiner Betäubung erwachte und mir herzlich für seine Rettung dankte, obgleich sie mit Umständen verbunden war, die mir, unter andern Verhältnissen, eher seine Feindschaft, als seine Freundschaft zugezogen hätten."

(Schluß folgt.)

Das Gouvernement Taurien.

II.

Eupatoria ist der Punkt, auf welchem die verbündeten Heere landeten, um ihre Operationen in der Krim zu beginnen. Eine Straße führt von dort nach Simpheropol, der Hauptstadt des Landes, und von dieser weiter nach Sebastopol. Eupatoria liegt auf der Westküste des taurischen Chersonnesus. Ursprünglich auch so genannt, erhielt sie unter den Römern den Namen Pompejopolis, unter den Tartaren Koslow, bis die Russen wieder zu der alten Benennung zurückkehrten. Unter der Herrschaft der Khane zählte sie 20,000 Einwohner; jetzt beträgt die Zahl derselben nicht mehr als 6000. Es ist eine im Ganzen wenig interessante Stadt, obwohl der Handel derselben ziemlich blüht und die russischen, die Halbinsel umfahrenden Dampfschiffe gewöhnlich hier anlegen. Ihren Wohlstand verdankt die Stadt der großen Menge karaitischer Juden, welche sie bewohnen. Diese wohlhabenden Handelsleute bilden den größeren Theil der Bevölkerung und eine schöne Synagoge ziert die Stadt. Die Karaiten sind eine besondere Sekte, welche bloß an den heiligen Schriften des alten Testamentes festhält und den Talmud, sowie die Auslegungen der Rabbiner verwirft. Ein Theil der Karaiten wohnt in Polen und in anderen Theilen Rußlands, alle aber erkennen und verehren in dem Rabbi von Tschufut Kale, einem im Gebirge belegenen und befestigten Orte der Krim, ihr geistliches Oberhaupt und lassen sich von den fernsten Gegenden nach Tschufut Kale transportiren, um in dem nahen, Josaphat genannten Thale beerdigt zu werden. Die Karaiten zeichnen sich unter ihren Glaubensgenossen durch besonderen Fleiß, anerkannte Redlichkeit und Heilighaltung des mündlich gegebenen Wortes aus, weßhalb Jedermann mit ihnen gerne Handelsgeschäfte treibt, was zur Förderung ihres Wohlstandes wesentlich beiträgt. Tschufut Kale ist eine Niederlassung, welche ausschließlich von Karaiten bewohnt wird; allein im Gebirge versteckt, erscheint es nicht eben geeignet zum Betriebe kaufmännischer Geschäfte und die Mitglieder der Sekte haben es daher vorgezogen, sich anderwärts im Lande zu zerstreuen und namentlich in Eupatoria ihren Aufenthalt zu wählen, zu dessen Belebung sie vielfältig beitragen. Von Odessa kann dieser Hafen, der sonst ziemlich geräumig und sicher ist, mit einem Dampfer ungefähr in 18 Stunden erreicht werden; von Sebastopol beträgt seine Entfernung nur 40 Seemeilen, so daß die Ueberfahrt in etlichen Stunden bewerkstelligt werden kann. Eupatoria liegt an der Steppe, die sich gegen Norden unabsehbar hinzieht. Bei Simpheropol beginnt jedoch schon das gebirgige Terrain, welches übrigens in seinem Schooße Naturschönheiten verbirgt, die sich denen der europäischen Alpenländer würdig an die Seite stellen können.

Abgesehen von dem für die Kriegsmarine bestimmten Hafen von Sebastopol ist der Hafen von Kertsch für Handelszwecke der bedeutendste. Kertsch, mit beiläufig 10,000 Einwohnern, ist fast die einzige Stadt in Rußland, welche ganz aus Stein erbaut ist. Die Häuser derselben präsentiren sich massiv und dennoch gefällig. Von inneren Hülfsquellen größtentheils entblößt, exportirt sie bloß etwas Salz nach dem Inneren Rußlands. Was aber ihren Hafen wichtig macht, ist, daß das Handelsgericht von Theodosia (Kaffa) hierher verlegt wurde und daß jedes aus dem asow'schen Meere kommende Handelsschiff hier eine viertägige Quarantäne durchmachen muß. Der Handelsstand beklagt indessen die Folgen dieser Anordnung, indem der Hafen von Kertsch vier Monate hindurch verschlossen, der Ankergrund gefährlich und das Wasser seicht ist. Die größeren Schiffe müssen hier meistens warten, bis ihre Ladungen in Lichterschiffen von Taganrog oder Rostof ankommen, während diejenigen, welche geringeren Tiefgang haben, weiter gehen und ihre Ladung in Taganrog einnehmen. Nach ihrer Rückkehr wird es nöthig, die Hälfte ihrer Ladungen bei Jenikale in sogenannte Lichterschiffe zu bringen und die seichte Straße hinunter nach Kertsch zu fahren, um wieder umzuladen, ein Verfahren, welches nur den griechischen Küstenfahrern, welche sich zu diesem Behufe in Jenikale angesiedelt haben, Vortheil gewährt. Dieser Uebelstände ungeachtet, hat der Hafen von Kertsch durch die ihm zugedachten Begünstigungen einen außerordentlichen Aufschwung genommen, was die Thatsache beweist, daß im Jahre 1851 mehr als 1000 Schiffe die dortige Meerenge passirt haben.

Unstreitig der vorzüglichste Hafen der Halbinsel ist Theodosia an der östlichen Küste mit beiläufig 5000 Einwohnern; ehemals war diese Stadt sehr blühend, wurde Klein-Konstantinopel genannt und umfaßte eine Bevölkerung von 41,000 Seelen; derzeit stellt sie nur den Schatten ihrer früheren Herrlichkeit vor. Der Hafen ist sehr geräumig und sein Hauptvortheil besteht darin, daß er das ganze Jahr hindurch nicht zufriert, was ihn zum geeignetsten Aufenthaltsorte für alle verspäteten Schiffe macht.

Ueber geistige Bildung und Anregung durch Lesen.

Wenn auf der einen Seite die Ueberschwemmung des Büchermarktes mit neuen Schriften aller Art den Literaturkundigen gewiß nicht ohne Grund mit der Sorge erfüllt, daß es immer schwerer werden muß, aus der Masse des Gegebenen das wahrhaft Gediegene herauszufinden, ja, daß bei dem Zudrange zu dem Schriftstellerthume das Gediegene immer seltener werde, so läßt sich doch auf der anderen Seite nicht in Abrede stellen, daß gerade diese ungemein große Masse der Literaturerzeugnisse, wenn sie schon dem Bedürfnisse vielfach voraneilt, doch dieses Bedürfniß als ein unleugbares voraussetzt. Und so haben wir denn keine Ursache, die angeführte Erscheinung gar zu sehr zu beklagen; denn obschon man über das Lesen und den Nutzen desselben verschiedener An-

sicht seyn kann, — darin werden ohne Zweifel die Meisten übereinstimmen, daß ein Volk, welches viel liest, im Ganzen einen bedeutenden Vorsprung in geistiger Beziehung vor einem solchen hat, welches Bücher nur dem Namen nach kennt. Wahr ist es, daß die Vielleserei, besonders wenn sie sich auf Romane hinwendet, das eigene Denken erstickt, und selbst Gebildete und Solche unter ihnen, die sich den populären Bearbeitungen wissenschaftlicher Gegenstände zuwenden, sich leicht daran gewöhnen, Alles vorgedacht zu erhalten und ohne selbstständige geistige Thätigkeit ins Gedächtniß aufzunehmen; aber dieser Mißbrauch, der, wenn er sich auf die Jugend verbreitet, dem Denken in der That gefährlich wird, darf uns nicht blind machen gegen die Vortheile, die aus einem geregelten Lesen dem nach Bildung Strebenden in so reichem Maße erwachsen. Eine Erzählung, die die edleren Seiten des Gemüthes dem aufmerksamen Leser erschließt, eine Reisebeschreibung, die die Sitten und Gewohnheiten fremder Völker lebendig schildert; eine Darstellung der Erfindungen und Künste, wodurch sich die gegenwärtige Stufe des Menschengeschlechtes auszeichnet, erhebende Betrachtungen der Wunder des Weltalls und der stillschaffenden Naturkräfte, Schilderungen der Zustände und Entwickelung der alten Völker, Belehrungen über die Verhältnisse der Menschen untereinander und über die Erscheinungen des gewöhnlichen Lebens, — welch' reichen Stoff gibt dieß Alles der geistigen Thätigkeit auch des Ungelehrten! Wie wird der Mensch gehoben, wenn er, inmitten seiner materiellen Beschäftigungen, zuweilen in einem Ideenkreise lebt, der ihn den gewöhnlichen Kreisen und den engen Verhältnissen des Alltagslebens entrückt!

Freilich, wie wir dieß schon ausgesprochen haben, mäßig muß die Speise genossen, mit Vorsicht muß die Anregung des Geistes betrieben werden, damit nicht das oben berührte Uebel der Erstickung des selbstständigen Denkens oder gar phantastische Ueberspannung erzeugt werde. Und in dieser Hinsicht können wir der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Volks- und Jugendschriften unsere Anerkennung nicht versagen. Sie hat durch die Herstellung einer wohlfeilen Lese-Anstalt für Jedermann, in welcher die besten Schriften der deutschen und eine Auswahl Uebersetzungen aus der ausländischen Literatur für den geringen Preis von 1 fl. 30 kr. jährlich jedem hiesigen Einwohner verabfolgt werden, der Stadt und vornehmlich Denjenigen, welche den selbstverständlich höheren Preis der Leibibliotheken scheuen, einen wahren Schatz geschenkt, der die Keime einer großartigen Entwickelung zu einer umfassenden Bürgerbibliothek (welchen Namen die sogenannte Volksbibliothek jetzt schon verdient) in sich enthält. Was uns dabei einer besonderen Beachtung werth erscheint, ist der Umstand, daß man, obschon die Bibliothek jeden Tag geöffnet ist, doch nach der Leseordnung nur alle Woche ein neues Buch erhält, wodurch der Vielleserei und der Lesesucht ein heilsamer Zügel angelegt wird.

Wie wir hören, gedenkt die oben genannte Gesellschaft sich gegenwärtig auf ihrem Gebiete einen neuen Wirkungskreis zu eröffnen, indem sie den Familienvätern, die eine gesunde geistige Bildung in ihrem Hause befördern wollen, durch kurze Besprechungen über die besten zu einer Familienbibliothek, d. h. mit anderen Worten zu öfterem, ungestörtem Lesen sich eignenden Werke der älteren und neueren Literatur in öffentlichen Blättern, zu der Anlage solcher Büchersammlungen eine gewiß längst gewünschte Anleitung geben will.

Indem wir noch einmal auf unseren ursprünglichen Satz, daß es beim Lesen vor Allem auf langsames und besonnenes Aufnehmen und Mäßigkeit bei der geistigen Anregung ankommt, zurückkommen, können wir nicht umhin, gerade in dieser Beziehung vor manchen leicht zu Anschaffungen verführenden Buchhändler-Spekulationen zu warnen, die so ungemein vortheilhaft erscheinen, aber dadurch, daß man solche Werke nur einmal liest und dann hinlegt für immer, im Grunde den theuersten Lesestoff bieten.

Georg Washington und die schwarze Sklavin.

Phillis hieß eine Negersklavin, die Wheatley in Boston, einem Bekannten des gefeierten Washington, gehörte. Sie war in ihrem siebenten Jahr aus Afrika nach Amerika hinübergeführt und von genanntem Herrn käuflich erworben worden. Im Hause ihres Gebieters ergriff das Mädchen jede Gelegenheit zu ihrer Bildung und machte sich bald durch überwiegende Geisteseigenschaften in weiteren Kreisen bemerkbar. Sie stand mit mehreren ausgezeichneten Geistern ihrer Zeit in genauerem Verkehr, wechselte Briefe mit der Gräfin von Hauntington, mit dem Grafen von Dortmouth, mit dem hochwürdigen Georg Whitefield und andern Männern und Frauen von Bedeutung und ward als eine der besten Dichterinnen ihrer Zeit geschätzt. In einem ihrer Gesänge feierte sie den Feldherrn Washington und sandte denselben im Oktober 1775 mit einem begleitenden Schreiben das betreffende Gedicht. Washington antwortete ihr vier Monate später. Wir wollen seinen Brief hier getreu übersetzen, daß er Zeugniß gebe von dem herrlichen Gemüthe des großen Mannes, der, trotz dem Drange seiner öffentlichen Geschäfte, stets dem Niedersten und Geringsten leutselig und freundlich entgegenkam.

Cambridge, 28. Febr. 1776.

Fräulein Phillis!

Ihr freundliches Schreiben vom 26. Oct. kam erst Mitte Dezembers in meine Hand. Sie werden denken, daß ich dennoch mit der Antwort lange genug gezögert habe. Stets aber drängten sich Dinge von Wichtigkeit und nahmen mich öffentliche Angelegenheiten so in Anspruch, daß ich die Antwort verschieben mußte; ich hoffe, Sie werden mein Zögern verzeihen und nur eine scheinbare, keine wirkliche Vernachlässigung annehmen. Ich danke Ihnen innig für die Theilnahme, welche Sie mir in den beigelegten schönen Versen zollen. Obwohl ich diese Verehrung nicht verdiene, muß ich gestehen, daß die Art und Weise des Lobgedichtes einen neuen überraschenden Beweis Ihres dichterischen Geistes liefert; diesen zu ehren, und zu zeigen, wie gerne ich ihn anerkenne, würde ich das Gedicht veröffentlicht haben, hätte ich nicht befürchtet, daß die Welt, der ich das neue Zeugniß Ihres Dichterberufes gegeben, mich für eitel gehalten. Dieser Grund und kein anderer hielt mich ab, das Gedicht dem Drucke zu übergeben. Wenn Sie in die Nähe von Cambridge, oder wo sonst unser Hauptquartier ist, kommen sollten, würde ich mich glücklich schätzen, eine Dame empfangen zu können, die von den Musen so begünstigt, so freigebig und wohlwollend von der Natur ausgestattet ist. Ich bleibe hochachtungsvoll

Ihr ergebener Diener

Georg Washington.

Phillis folgte dieser Einladung, kam nach Cambridge wenige Tage vorher, als die britische Besatzung Boston räumte; sie unterhielt sich eine halbe Stunde mit dem Feldherrn und ward, als sie sich zurückzog, von ihm wie seinem ganzen Stabe mit der Schaustellung der höchsten Achtung ausgezeichnet.

(Harpers Magazin.)

Mannichfaltigkeiten.

* Vor den irischen Assisen in Clonmel ist in diesen Tagen ein interessanter Prozeß entschieden worden. Lord Carden, Friedensrichter in Barnone, hatte sich beikommen lassen, die schöne Kaufmannstochter Miß Arbuthnot mit Gewalt entführen zu wollen, da sie die ehrenhafte Bewerbung des vornehmen Liebhabers

ausgeschlagen hatte. Chloroformapparate, die man bei ihm fand, sollten vielleicht die Entführung erleichtern; gegen eine schlimmere Vermuthung protestirte der Angeklagte feierlich und eifrig. Die Jury sprach ihn daher nur des Versuches der Entführung schuldig. Bis hierher wäre die Geschichte ziemlich einfach und nur einer jener Skandalprozesse, wie sie uns England öfters bietet, und er der Sache nach vor wenigen Jahrzehnten in Irland selbst noch ländlich sittlich gewesen wäre. Aber nun beginnt die psychologische Sonderbarkeit. Die theilweise Freisprechung wurde nämlich vom Volke mit Jubel begrüßt; die Damen warfen sogar dem Mädchenräuber Blumensträuße auf seine Anklagebank zu. Alles hat mit ihm Mitleiden (er wurde zu 2 Jahren Arbeitsstrafe verurtheilt und ist bereits als Züchtling eingekleidet) und die spröde Miß Arbuthnot darf sich nicht auf der Straße zeigen, ohne sich Insulten auszusetzen; die Menge findet, die Miß hätte sichs zur Ehre rechnen sollen, daß der Lord 165,000 Fr. daran wandte, sie zu zwingen!

(Pforzheim, 24. Sept.) Die Klopfgeistergeschichte in Grunbach, die eine Zeit lang so viel Aufsehen erregte, hat sich schneller, als man erwartete, aufgeklärt. Zwei handfesten Landjägern, welche sich eines Abends unvermerkt in dem betreffenden Haus und Zimmer einquartierten, ist es gelungen, den Störefried in dem Augenblick zu bannen, als er vom Keller aus mit Hülfe einer dicken Stange durch eine im Boden des Zimmers befindliche Oeffnung an dem gerade darüber stehenden Bett das Klopfen rc. hervorbrachte. Ob bloßer Muthwille, oder Absichten auf das Haus, oder irgend andere Beweggründe den Geist aus Fleisch und Blut zu dem Spuk veranlaßt haben, können wir nicht sagen. (Bad. Landesz.)

Frankfurter Theater.

Ein neues vieraktiges Lustspiel von Roderich Benedix: „Die alte Jungfer" wurde am 23 d. M. zum ersten Male hier gegeben. Der Verfasser hat das Verdienst, seit einer Reihe von Jahren die Bühne mit manchen guten Stücken und namentlich mit einigen trefflichen Lustspielen, wie z. B. „Doktor Wespe", „der Liebesbrief", „ein Lustspiel" u. A. versorgt zu haben. Bei der bekannten Armuth an dramatischen Novitäten von nur einigem Belang und anderseits bei dem Verlangen nach Neuem, welches von den Theaterbesuchern stets geltend gemacht wird, ist man dem Verfasser des „Doktor Wespe", dessen Stücke auf allen Bühnen sich eingebürgert und überall mehr oder minder gefallen haben, jedenfalls zu Dank verpflichtet. Die meisten seiner Schau- und Lustspiele haben sich Eingang und Geltung verschafft durch ihre bühnenwirksame Handlung, ihre effektvollen Situationen, ihren gewandten Dialog und besonders dadurch, daß sie für die Darsteller ergiebige und dankbare Rollen enthalten. Dem laufenden Bühnenbedürfniß in solcher Weise genügt und Tausenden Erheiterung und Vergnügen bereitet zu haben, das bleibt der Anerkennung werth, was auch rigoristische Kritiker dagegen einwenden mögen. Klassische Meisterwerke sind Geschenke der Götter, die nur selten Einem zufallen und die erst nach Jahrzehnten ihre rechte Würdigung zu finden pflegen. Mit Wahrheit hat Platen gesagt:

„Schreibe nur o Freund, das Beste, das gelungenste Gedicht;
Aber biet' es nicht der Menge, denn die Menge mag es nicht."

Das vorliegende neue Stück von R. Benedix halten wir für eine seiner schwächeren Arbeiten. Wie er es ein „Lustspiel" nennen konnte, begreifen wir nicht. Es gehört zur Gattung der sentimentalen Rührstücke, und könnte den Beschauer wahrlich eher zum Weinen, als zum Lachen anregen. Auch dürfen seine Darsteller nicht, wie es bei uns geschieht, im allerneuesten Kostüm erscheinen, da die Handlung und die Charaktere nicht in der Gegenwart, sondern in einer schon ziemlich weit hinter uns liegenden Zeit gedacht werden müssen. Ihren Mittelpunkt bildet eine Freiwerberei, wo aber in Deutschland ist diese heutigen Tages noch anzutreffen? Von den sich häufenden Unwahrscheinlichkeiten und aller inneren Nothwendigkeit ermangelnden Situationen dieses Stückes wollen wir gar nicht reden, da eine Abrechnung hierüber ein für das Stück ungünstiges Facit herausstellen würde. Sein Erfolg beruht auf dem Werth und der Bedeutung der Darstellung, namentlich der Titelrolle, die bei uns durch Fräul. Lindner trefflich gespielt wird. Auch in den übrigen Rollen wurde das Stück gut gegeben. Ob es, gleich den meisten andern des Verfassers, sich auf unserm Repertoire halten wird, müssen wir abwarten und dürfte wenigstens die Aufführung der Beachtung der Theaterfreunde zu empfehlen seyn. W.

Korrespondenz.

Mainz, 25. Sept.

Die Ausstellung von Blumen, Obst und Gemüsen wurde gestern hier eröffnet und befriedigte durch die Reichhaltigkeit und Schönheit der ausgestellten Gegenstände die zahlreichen Besucher in hohem Grade. Der erste Preis für „diejenige Sammlung, welche die meisten schönstcultivirten, reichblühenden Pflanzen in großer Mannichfaltigkeit enthält" — und das Accessit zum zweiten wurden Herrn Handelsgärtner Franz Hock von hier, der zweite (für eine Sammlung von Dahlien) den Herren Gebrüder Mardner, der dritte — für eine Sammlung Samengewächse mit den meisten Novitäten — dem Herrn Hirsch, Gärtner bei Herrn General v. Baumgarten, der vierte — für die Obstsorten-Sammlung mit den meisten Neuheiten — Herrn Fr. Werner in Gaubischofsheim, der sechste und siebente (für Gemüsesammlungen) Herrn Jac. Schier, Gärtner von Mombach, der achte (Sammlung von Tafel-Kartoffeln) Herrn Herrche auf dem Geisberg bei Wiesbaden zuertheilt, der neunte endlich unter die Herren Fischer von Wiesbaden und Schmelz von hier vertheilt. Das Accessit zum ersten Preis erhielt Herr Handelsgärtner Vogler von hier, das zum vierten Herr Staatsprokurator von Jungenfels in Mainz, zum sechsten und siebenten Herr Johann Becker XIV. von Gonsenheim, zum achten Herr Krüger, Handelsgärtner in Lübbenau. Als Preisrichter fungirten die Herren Regierungsrath v. Trapp von Wiesbaden, Fr. Rieß, Gärtner in Geisenheim, und Wetz, Hofgärtner in Mosbach. Schließlich müssen wir der Ausstellung der aus Wachs gefertigten Obstarten des Herrn Maier J. van Bresten in Wiesbaden rühmlichst erwähnen. Es bedarf bei Betrachtung dieser treuesten Nachbildungen der Natur der Mahnung, daß sie keine Produkte der letzteren sind, um nicht im festen Glauben zu verharren, eine Sammlung wirklicher Obstfrüchte vor Augen zu haben. Eine dieser Wachsfrüchte, unter eine Anzahl ihrer natürlichen Geschwister gestreut, wird von dem schärfsten Auge nicht als Nachbildung herausgefunden werden. Der Nutzen, welchen solche Sammlungen — bis ins Kleinste, wie bezüglich des Gesammtausdruckes — treu der Natur nachgebildeter Obstarten für pomologisches Studium, wie für den Sammler und für Vereine von Obstproduzenten gewähren, liegt klar zu Tage, und ist um so leichter zu erreichen, als die Preise für die eben so dauerhaften als schönen Fabrikate des Herrn van Bresten mäßig sind.

Konzert-Anzeige.

Samstag, 30. d. M., findet zum Besten der durch Ueberschwemmung dringend Hülfsbedürftigen in Schlesien ein Konzert, veranstaltet durch das Musikcorps des Frankfurter Linien-Infanterie-Bataillons im Saale zur Harmonie auf der großen Bockenheimergasse statt. Der Eintrittspreis ist, ohne jedoch dem bekannten Wohlthätigkeitssinne des Frankfurter Publikums Schranken zu setzen und um zugleich eine möglichst starke Betheiligung zu erzielen, auf 12 kr. per Person festgesetzt. Eintrittskarten sind von Montag den 25. d. M. an bei Herrn Eduard Fay in der Harmonie, Abends aber an der Kasse zu haben. Programme werden beim Eintritt verabfolgt. Der Anfang ist um 7 Uhr.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 27. Sept. Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg, große romantische Oper in 3 Acten von Richard Wagner.

Donnerstag, 28. Sept. Lady Tartüffe, Lustspiel in 5 Acten.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 232. Donnerstag, den 28. September 1854.

Fehlgeschossen.

(Von C. Reutbach.)

(Schluß.)

„Armer L....! Dieses Mal war er glücklich dem nahen Tode entronnen, aber Niemand kann seinem Schicksale entgehen; das seine war: in den Fluthen des Meeres begraben zu werden, in die er sich so oft und so gerne gestärzt. Doch hören Sie weiter:

„Im Sommer nach diesem erwähnten Vorfalle badete ich mich mit einigen meiner Bekannten in der Nähe eines weit in das Meer herausragenden Felsens, an dessen Fuße sich eine tiefe Höhle befinden sollte, und die Sage ging, daß mancher tüchtige Schwimmer bei den Versuchen, das Innere derselben zu erforschen, ertrunken sey. Das Gefährliche des Platzes reizte uns. Wir wetteiferten mit einander und versuchten es häufig, die Oeffnung der Höhle zu erreichen, aber keiner von uns hatte je den Muth, in den dunkeln Schacht hinein zu schwimmen. Was mich wenigstens betrifft, so hatte ich oft tief genug getaucht, um den Eingang der Höhle mit den Händen fühlen zu können, aber nie hatte ich die Versuchung empfunden, mich hinein zu wagen. Obwohl wir keine Strömung bemerkten, so waren wir doch der Meinung, es möchte dieß eine von den unergründlichen Tiefen des Oceans seyn, und es hatte Keiner die Lust, durch solch einen Kanal buchstäblich in die Eingeweide der Erde zu gelangen. Wir Alle, wie ich überzeugt bin, begnügten uns damit, bis an den Rand der Höhle zu tauchen und so lange den Kopf hinein zu stecken, als wir den Athem halten konnten, dann kamen wir auf die Oberfläche zurück, fest entschlossen, uns von Keinem in möglichst umständlichen Beschreibungen übertreffen zu lassen, sowohl was die innere Form der Höhle, als die unerklärlichen und seltsamen Gebilde betraf, welche wir mit einiger Anstrengung unserer Einbildungskraft gesehen zu haben vorgaben; doch in Wahrheit waren wir nur armselige Prahler, denn keiner von uns hatte sich je in die Höhle hineingewagt. An diesem Tage änderte sich jedoch die Sache. L.... war seit dem oben erwähnten Vorfalle, wo er beinahe ertrunken wäre, ein eifriger Schwimmer geworden, und kam in kurzer Zeit soweit, daß er uns beinahe Alle an Kühnheit und Gewandtheit übertraf. Auch er badete damals mit uns, und als das Gespräch wieder auf die schauerliche Höhle kam, behauptete er, daß er schon einmal in die Höhle hineingeschwommen sey und daß die haarsträubenden Schilderungen ihrer unergründlichen Tiefe nur Märchen wären, indem diese so gefürchtete Höhle nichts weiter sey, als ein ungewöhnlich großes Loch in der Felsenwand. Wir waren natürlich Alle über seine Behauptungen im höchsten Grade entrüstet, denn sie waren nichts weniger als eine vollständige Widerlegung unserer bisher mühsam ersonnenen Phantasiestücke. L.... versicherte jedoch die Richtigkeit seiner Angaben, und als wir fortfuhren, die Ungläubigen zu spielen, forderte er Einen von uns auf, ihm in die Höhle zu folgen. Ich nahm die Herausforderung an, und einen Augenblick, nachdem er wieder unter dem Wasser verschwunden war, tauchte ich ihm nach. Als ich an dem Eingange der Höhle ankam, verschwanden so eben L....'s Füße in das Innere derselben, was mich, wie ich gestehen muß, wirklich überraschte, denn ich hatte bishee immer noch geglaubt, daß er uns nur zum Besten haben wolle. Ich schwamm ihm vorsichtig nach, indem ich mich etwas auf die Seite hielt. Ich war jedoch noch nicht weit hineingekommen, als ich mich schon nicht mehr behaglich fühlte. Von L.... sah ich gar nichts mehr, denn das Innere der Höhle war vollkommen dunkel, da der überhängende Felsen kein Licht hereindringen ließ. Ich fühlte mich sonderbar beengt, eine mir sonst gänzlich fremde Bangigkeit beschlich mich, und ich begann um so mehr auf meinen Rückzug zu denken, da ich mich schon ziemlich erschöpft fühlte und mir der Athem auszugehen anfing. So eben hatte ich mich wieder gegen den Ausgang der Höhle gewandt, als ein Fuß an den meinigen stieß, und zwar in einer Weise, die nicht verständlich beschrieben werden kann, aus der ich jedoch augenblicklich wahrnahm, daß die Person, welche mich gestoßen hatte, nicht mehr ruhig schwamm, sondern sich in Gefahr befindend, nur noch instinktmäßig auf ungewisse Art mit dem Wasser kämpfte. In solchen Lagen wittert man gleichsam auch den leisesten Anschein von Gefahr. Ich arbeitete mich daher, geleitet durch das am Ausgange der Höhle befindliche Dämmerlicht, so schnell als möglich aus derselben hinaus, und war nicht wenig erfreut, als ich mich wieder in hellerem, durchsichtigerem Wasser befand. Wie sehr steigerte sich jedoch meine Unruhe von neuem, als ich, wieder aufwärts schwimmend, eine Blutspur bemerkte, welche sich von der Höhle bis an die Oberfläche des Wassers fortzog. Bald erfuhr ich, wovon sie herrührte, denn mit dem Kopfe aus dem Wasser auftauchend, sah ich ein paar Armslängen von mir L...., der auch so eben heraufgekommen seyn mußte, den Kopf und die Schultern mit Blut überströmt und kaum sich noch bewegend. Ehe ich ihm noch zu Hülfe kommen konnte, hatte ihn ein Anderer bereits an das Land gebracht, wo er in Folge des erlittenen Blutverlustes ohnmächtig wurde. Nachdem er sich wieder erholt hatte, erzählte er uns, daß er sich im Dunkel der Höhle mit dem Kopfe an eine scharfe Felsenkante gestoßen, jedoch noch Kraft und Selbstbewußtseyn genug besessen hatte, um glücklich wieder an die Oberflache des Wassers zu kommen."

Der junge Mann holte tief Athem und fuhr dann in seiner Erzählung fort:

„Sie haben nun gehört, wie glücklich L.... zwei Mal gerettet wurde und doch mußte er auf unnatürliche Weise sein Grab in den Wellen finden.

Kurze Zeit nach dem Unfalle in der Felsenhöhle machte L.... und ich mit noch Einigen aus unserer Gesellschaft einen Ausflug nach einer nicht sehr entfernt gelegenen Insel. Der Tag war warm, die See ruhig. Allein von ferne sahen wir einige Wolken aufsteigen und ein lauer Westwind spielte mit den Fluthen, weßhalb wir es für sicherer hielten, uns auf den Rückweg zu begeben. Wir waren noch nicht weit von der Insel entfernt, als L.... den Wunsch aussprach, noch einmal zu baden. Obgleich von uns Keiner dieselbe Absicht hatte, so erklärten wir uns doch bereit, das Segel einzureffen und auf ihn zu warten. Er entkleidete sich, sprang sogleich ins Wasser und schwamm weiter in die See hinein, während wir selbst diesen Aufenthalt benutzten, um noch eine zweite Mahlzeit zu halten. Obgleich unser Segel geholt war, trieb uns doch die Fluth langsam gegen die Küste und bald war ein ziemlicher Raum zwischen L.... und dem Boote. Gelegentlich bemerkten wir ihn auf dem Rücken einer Woge, dann verschwand er, um auf einer anderen wieder zum Vorschein zu kommen. Wir plauderten und rauchten unsere Cigarre; Einige hielten nach der Mahlzeit Siesta; so gleiteten wie dahin. Mit einem Male flog eine Seemöve über unser Boot weg und tauchte in ziemlicher Ferne von uns in die Fluth; ich ergriff rasch meine Flinte und schoß nach ihr, doch — wer beschreibt unser Entsetzen, als L.... plötzlich hoch über die Oberfläche des Wassers emporschnellte, und mit einem lauten Wehruf wieder in die Tiefe zurücksank, während die Seemöve mit heiserem Geschrei neben ihm in die Luft stieg. Meine Kugel hatte L.... getroffen, auf den wir, in unser Gespräch vertieft, gar nicht mehr Obacht gegeben und der wahrscheinlich gerade an dem Orte getaucht hatte. Wir fuhren so rasch als möglich an die Stelle hin, um Alles zu seiner Rettung aufzubieten. Ich selbst ging so tief unter Wasser, als mir möglich war, um ihn aufzufinden, — umsonst, ich konnte nichts von ihm entdecken. Als ich müde war, suchten ihn meine Freunde; wir tauchten nach allen Richtungen hin und brachten so zwei Stunden zu, aber alle Nachforschungen waren vergebens, nicht eine Spur war von ihm zu sehen.

„Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, mein Herr, was ich damals litt, was ich im Innersten meiner Seele fühlte. Meine Verzweiflung war gränzenlos; kaum konnte ich meinen Sinnen trauen.

„Endlich steuerten wir heim, trostlos und bekümmert, eines Freundes auf so schreckliche Weise verlustig geworden zu seyn, der am Morgen noch voll Lebenskraft und Lebenslust, am Abende im Grunde des Meeres begraben lag."

Mit inniger Theilnahme hatte ich aufmerksam dieser unseligen Erzählung zugehört und nicht bemerkt, daß der Sturm bereits vorüber war und der Himmel wieder im reinsten Azurglanze auf uns herabschaute. Der junge Mann war aufgestanden und maschinenmäßig stieg er die Treppen der Cajüte hinauf; ich folgte ihm, denn die Luft in der dumpfen Kajüte wurde mir jetzt drückend, ich sehnte mich ins Freie.

Oben angekommen, wehte mir ein frischer Wind entgegen und die Sonne spiegelte sich freundlich in der dunkelblauen Fluth.

Wie schön, wie unschuldig heiter strahlte die See auf ihrer Oberfläche, und doch, wie viele theure Opfer lagen in ihrem Schooße begraben!

Lamartine's Geschichte der Türkei.

In der brillant geschriebenen Einleitung zu seiner nächstens erscheinenden „Geschichte der Türkei", die eine Zeitung für 120,0000 Francs kaufte, sagt der berühmte Verfasser: Es ist die Zeit gekommen zu erzählen, was die Türken, die seit den Kreuzzügen durch religiöse Abneigung entstellt worden sind, sonst waren, was sie jetzt sind und was sie bald seyn können. Jene Abneigung schwindet von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr vor den wirklichen Interessen der Civilisation der Völker und des Gleichgewichts der Welt. Die Völker werden hinfort nicht mehr im Himmel die Gründe suchen, auf der Erde einander zu hassen und zu morden. Sie fragen einander nicht mehr, ob sie Buddhisten, Juden, Muselmänner, Christen, Katholiken oder Schismatiker, sondern ob sie lebenskräftig, gerecht, duldsam, muthig, redlich, vaterlandsliebend und im Stande sind, den Platz auf der Erde zu behaupten, welchen die Jahrhunderte ihnen bei der Vertheilung der Gebiete zugewiesen haben; sie fragen, ob sie den Antheil Land oder Meer, welchen sie inne haben, gegen die drohende und allgemeine Anmaßung eines anderen Volkes zu vertheidigen vermögen; sie fragen, ob sie noch ferner einen Damm gegen das Vordrängen eines eroberungssüchtigen Volkes bilden können, das man in seinen Gränzen festhalten oder dem man, wie einer von höherer Macht gesandten Ueberschwemmung, die Länder, die Meere, die Nationalitäten, die Hauptstädte, die Religionen, die Civilisation, die Freiheit und den Handel der Welt feig preisgeben soll.

Es gab eine Zeit als zwei Poeten, Chateaubriand in Frankreich und Byron in England, im Namen der Götter aus der Fabel gegen die Ottomanen einen der Meinungskreuzzüge predigten, die man sonst Europa im Namen des Gottes der Christen gepredigt hatte. Die Zeitungsschreiber schaffen die Meinungen, die Poeten den Enthusiasmus. Der poetische Enthusiasmus machte Griechenland frei, den Staatsmännern zum Trotz. Die Phantasie ergötzte sich daran. Die Politik hatte Ahnungen, welche die Zeit bestätigt hat. Ich selbst, damals jung und unerfahren in orientalischen Dingen, noch ohne Kenntniß der Oertlichkeiten und der Menschen, war ungerecht gegen die Ottomanen, weil ich den Muth der Griechen bewunderte. Ich täuschte mich, wie Jedermann.

Jetzt handelt es sich nicht mehr um Ottomanen oder Christen, sondern um die Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit aller Völker. In Petersburg läutete die Sturmglocke für Europa. Alle Völker, welche einen freien Herd wahren wollen, müssen zum Löschen und Retten herbeieilen. Die Mächte haben, meiner Meinung nach, nicht schnell genug den Hülferuf gehört. Jetzt hören sie ihn und es ist Zeit, zu sprechen.

In Sachen der inneren Regierung seines Vaterlandes kann man Abneigung oder Vorliebe, Mißbilligung oder Zustimmung hegen, denn sie gehören zu dem Rechte des individuellen Gewissens. Man kann bisweilen, während der Verdunkelungen der Freiheit, aus Trauer, wohl gar aus Vaterlandsliebe, über die Aufgaben der Regierung schweigen. Solche Dinge füllen das Gemüth mit Trauer, ändern aber die Grundlage der Nationalität nicht; die Regierungen sind nicht die Staaten, sondern nur deren Formen und Mechanismus. Wird auch der Mechanismus zertrümmert, das Kleid geändert, immer findet man noch ein Volk, ein Land, Gränzen, Meere, Heere, Kolonien, Flotten, kurz Alles, was das Vaterland ausmacht.

Wenn also diese veränderlichen Formen und Mechanismen der Regierungen mit den Jahren, den Umständen, der Begeisterung oder der Entmuthigung der Völker wechseln, so gibt es dagegen in diesen Völkern Dauerndes, Lebengebendes, welches das eigentliche Wesen ihres Nationaldaseyns bildet und das, einmal verloren, nicht wieder erlangt wird. Das sind: die Interessen der Nation nach Außen, ihre Stellung in der Welt, ihre besondere Schwere in dem Gleichgewicht der Mächte, ihre Gränzen, ihre Meere, ihre Bündnisse, kurz ihre Geographie. Ueber die Interessen von solchem Gewichte muß man seine Ansichten stets mit der Unabhängigkeit der Vaterlandsliebe aussprechen, denn solche Dinge gehören nicht dem vergänglichen Heute, sondern der Ewigkeit des Landes an; sie überragen durch ihre Größe und Dauer die Zeit und den Wechsel der Regierungen; sie stehen den Dynastien oder

Republiken voran und überleben Diktaturen und Kaisergewalten. Wer diese Interessen gefährdet sieht und dennoch schweigt, sündigt nicht nur gegen die Wahrheit, sondern er wird Verräther an seinem Vaterlande.

Darum schreibe ich jetzt.

Elektrische Telephonie.

Die Wunder, womit uns seit Kurzem die Elektrizität überrascht hat, sollen, wie es scheint, durch ein neues vermehrt werden, das nicht nur der bisherigen elektrischen Telegraphie eine große Revolution bereiten, sondern deren Nützlichkeit in unberechenbarer Weise steigern würde. Es handelt sich um nichts mehr und weniger, als um eine elektrische Fortpflanzung und Ueberlieferung des gesprochenen Wortes. Die Idee rührt von einem jungen und unterrichteten bescheidenen Manne, Charles Bourseul, her, der 1848 Soldat der Armee von Afrika war, wo er sich dem Generalgouverneur durch einen mathematischen Cours bemerklich machte, den er seinen Kameraden von der Garnison in Algier ertheilte und nunmehr in Paris lebt. Vielleicht reiht sich Bourseul's Problem, von dessen Ausführbarkeit er vollkommen überzeugt ist, jenen Entdeckungen an, welche nachher die gelehrte Welt für sehr einfach erklärt und von denen sie uns dann glauben machen möchte, sie wären viel früher gefunden worden, hätte sie sich die Mühe geben wollen. Wie man weiß, ist das Prinzip, auf welches sich die Elektrotelegraphie gründet, folgendes: Ein elektrischer Strom, der in einem Metalldrahte geht, verwandelt ein Stück geschmeidigen Eisens, mit dem er in Berührung kommt, in einen Magnet. Sobald der Strom aufhört, weicht auch die magnetische Eigenschaft. Dieser Magnet, der Elektromagnet, kann also wechselsweise eine bewegliche Platte anziehen oder entlassen, die durch ihre Bewegung des Kommens und Gehens die conventionellen Zeichen hervorbringt, welche man bei der Telegraphie gebraucht. Nun ist ferner bekannt, daß alle Töne dem Ohre nur durch Schwingungen der Luft vermittelt werden, eigentlich also selbst nichts anderes sind als diese Schwingungen der Luft, und daß die so unendliche Verschiedenheit der Töne einzig und allein von der Schnelligkeit und der Stärke dieser Schallwellen abhängt. Könnte nun eine Metallscheibe erfunden werden, die so beweglich und biegsam wäre, daß sie alle die Schwingungen der Töne (gleich der Luft) wiedergibt, und würde diese Scheibe mit einem elektrischen Strome so verbunden werden können, daß sie je nach den Luftschwingungen, von denen sie getroffen wird, den elektrischen Strom abwechselnd herstellt und unterbricht, — so würde es dadurch auch möglich, eine zweite ähnlich konstruirte Metallscheibe elektrisch dazu zu bringen, daß sie gleichzeitig genau die nämlichen Schwingungen wie die erste Scheibe wiederholte und es also ganz so seyn würde, als wenn man in unmittelbarer Nähe gegen diese zweite Scheibe gesprochen hätte, oder das Ohr würde ebenso afficirt, wie wenn es die Töne durch die erste Metallwand hindurch vermittelt erhielte. Die seiner Zeit akademisch fast als Unsinn gestempelte elektrische Telegraphie geht nun durch die ganze Welt als eine fast schon gewohnte Erscheinung; fragen wir in Betreff dieser neuen Idee eines jungen Physikers die Grundsätze der Physik, so haben sie nicht nur gegen die Möglichkeit ihrer Ausführung nichts einzuwenden, sondern das Gelingen scheint sogar wahrscheinlicher zu seyn als noch vor nicht langer Zeit die elektrische Telegraphie selbst gewesen. Gelingt die Ausführung, so wäre die elektrische Telegraphie im Allgemeinen gut geworden; es bedürfte keiner weiteren Maschine und Kenntnisse als einer galvanischen Säule, zweier schwingenden Scheiben und eines Metalldrahtes; ohne andere Vorbereitung müßte dann nur der Eine gegen die eine Metallscheibe reden und der Andere das Ohr an die andere halten, so können sie mit einander sich besprechen wie unter vier Augen. Der junge Erfinder glaubt an das Gelingen seiner Bemühungen und fordert die Gelehrten zu dem Beweise in die Schranken, daß die Gesetze der Physik den oben mitgetheilten Grundsätzen widersprächen und somit das Gesuchte als unmöglich erscheinen ließen. Einstweilen möchte die Sache die ihr jedenfalls zu Theil werdende Aufmerksamkeit in hohem Grade verdienen. L.

Mannichfaltigkeiten.

Der Freiherr v. Knigge, Verfasser des „Umgangs mit Menschen“, beging in seinen jüngeren Jahren manchen lustigen, oft auch frevelhaften Schwank. So kam er einst auf einer Reise durch das Deistergebirg, zwischen Hannover und Hameln, an einem Schindanger vorbei, wo gerade ein Pferd abgeledert wurde. Der Freiherr v. Knigge kauft von dem Schinder einen Pferdefuß für einige Groschen und packt ihn in den Mantelsack. Als er an der Dorfschenke, wo er übernachtete, vom Pferd gestiegen war, stellt er sich, als ob er stark hinke, fordert eine Stube für sich allein, thut überhaupt sehr geheimnißvoll und befiehlt, daß ihm Morgens Schlag 6 Uhr der Kaffee auf einem Kohlenbecken gebracht werde, vorher aber sich Niemand bei ihm sehen lasse. Als am anderen Morgen das Mädchen mit dem Kaffee kommt, stellt er sich tief schlafend, streckt aber den Pferdefuß, den er zu diesem Ende mit ins Bett genommen hatte, unter der Decke hervor. Das Mädchen läuft schreiend fort und erzählt, daß oben der leibhaftige „Gottseybeiuns“ im Bett liege. Der Freiherr v. Knigge aber trinkt ganz gemüthlich seinen Kaffee und macht unterdeß auf dem Kohlenfeuer ein Guldenstück heiß. Dann ruft er aus dem Fenster, daß sein Pferd vorgeführt werde, und hinkt, den heißen Gulden in der mit dickem Büffelhandschuh versehenen Hand, die Treppe herunter und fragt nach seiner Zeche. Als der Wirth ihm sagt, daß er in Gottes Namen weiter reisen möge, schwingt er sich lächelnd auf sein Pferd, drückt dem Knecht den noch immer heißen Gulden, den dieser voll Entsetzen fortschleudert, in die Hand, und jagt im Galopp von dannen. Natürlich glaubte das ganze Dorf, daß der leibhaftige Teufel dort logirt habe.

Der „Newyork Herald“ vom 2. Sept. (S. 275) meldet nach dem „St. John-Courier“, daß in Nord-Amerika bis dato noch kein Cholerafall in einem Hause vorgekommen sey, wo Gas brenne. (In England ist es aufgefallen, daß die Cholera in Varna ihre Heftigkeit plötzlich nach der großen Feuersbrunst verlor. Dabei hat man sich in England erinnert, daß man im Mittelalter während der Pest große Feuer auf den Straßen unterhielt und daß in den ältesten Vedas das Feuer als der „Reiniger“ gepriesen und mit folgenden Gebeten angesprochen wird: „Feuer! wende die Krankheiten von uns ab. Die Menschen, die nicht das Feuer erhalten, sind werth, von Krankheiten umringt zu werden!“ und: „Beschütze uns, Feuer, mit deinen unaufhörlichen Schutzmitteln!“)

(Köln, 21. Sept.) Wir sahen heute mehrere Aehren Bartweizen, die in Huy in Belgien aus Weizen gezogen, den man in einer Pyramide Aegyptens gefunden hatte, und welche wenigstens dreimal so stark und viel größer waren, als der hier gezogene Bartweizen. Das Stroh jenes Weizens ist im Verhältniß auch viel stärker, kräftiger und höher, als das hiesige.

(Berlin, 23. Sept.) Die Ausführung der beiden Statuen Gneisenau und York ist nunmehr in dem Gießhause in der Münzstraße gänzlich vollendet und es werden dieselben in diesen Tagen an ihren Platz befördert werden. Mit der Aufstellung der dazu gehörigen Sockel hat man bereits gestern begonnen. Die Statuen werden auf dem zwischen dem Opernhause und dem Palais der Fürstin von Liegnitz gelegenen Platze, rechts von dem Denkmal des Fürsten Blücher zu stehen kommen.

Frankfurt, 24. September.

Gewiß mit Recht hat man in der neueren Zeit seine Aufmerksamkeit dem musikalischen Theil der öffentlichen Gottesverehrung in der protestantischen Kirche etwas mehr zugewendet. Zu diesem Streben nach Verbesserung konnte es nicht lange dauern, daß man auch den traurigen Zustand gewahrte, in dem sich fast alle Orgeln unserer protestantischen Kirchen befinden. Das Presbyterium der reformirten Gemeinde war es, welches zuerst den Beschluß zur Wiederherstellung ihrer Orgel faßte und ging mit gutem Beispiel voran, indem es zu diesem Unternehmen den bewährtesten der jetzigen Orgelbauer, Hrn. Walker aus Ludwigsburg, ausersah. Das Werk ist nun vollendet und, wie vorauszusehen war, vorzüglich gelungen. Die Hauptverbesserungen bestehen in Abänderung der früheren Schleifladen in Springladen und zwar hat jedes Register, wie jede einzelne Pfeife, ihr besonderes Ventil, wodurch das leidige Heulen eines Tones durch verschiedene Register nicht mehr vorkommen kann; durch diese Einrichtung ist es ferner auch möglich, daß die Pfeifen mit hinreichendem Winde gespeist werden können und so der Ton an Frische und Kraft selbst bei vollem Werk nichts einbüßt. Noch ein Hauptvortheil dieser Construction besteht in der guten Verwahrung der Ventile (Kegel), so daß auch nicht der geringste Staub, Schmutz u. s. w. störend einwirken kann. Verbessert ist auch die Windvertheilung. Der Wind wird nämlich jetzt von einem Hauptkanal durch Compensationsbälge je nach Erforderniß des Stärkegrades in die verschiedenen Werke geführt und ist dadurch das bei älteren Orgelwerken so häufig vorkommende Stoßen ganz unmöglich. Endlich machte Hr. Walker bei diesem Werke einen neuen Versuch, ein Crescendo und Decrescendo anzubringen, der ebenfalls als gelungen zu bezeichnen ist. Die Vorrichtung besteht in einer Walze, welche, durch ein Rad mit dem Fuße in Bewegung gesetzt, derart in die verschiedenen gekoppelten Manuale und das Pedal eingreift, daß der Ton vom leisesten Piano nach und nach bis zur Stärke des vollen Werkes zunimmt. Einem mit Fantasie begabten Organisten ist hierdurch ein wirksames Mittel geboten und zugleich das mühsame Registerziehen erspart. Die Orgel in ihrem jetzigen Zustand umfaßt 48 verschiedene Register oder Stimmen, wovon im Hauptwerke 5 ganz neu und 1 theilweise, im zweiten und dritten Manual je 3 und im Pedal 1 Stimme neu sind; alle übrigen Stimmen wurden wieder in brauchbaren Zustand gesetzt. Es war eine sinnige Anordnung des Presbyteriums, die Orgel dieser Gemeinde nach der Vollendung des Umbaues in würdiger Weise vorzuführen, zu welchem Zwecke ein geistliches Konzert veranstaltet wurde, welches Donnerstag, den 14. Sept., stattfand. Die Kirche war in allen Räumen besetzt und verfolgten die Anwesenden mit ungetheilter Aufmerksamkeit jede Nummer des Konzertes, mit dessen Arrangement und Leitung Direktor Fr. Messer betraut gewesen ist. Um dem Hauptzweck des Konzerts zu entsprechen, waren außer dem Organisten der Gemeinde, Hrn. Düring jun., noch die bedeutenderen Organisten von hier zur Mitwirkung eingeladen, was zur Folge hatte, daß jeder derselben der Orgel eine eigenthümliche Seite abzugewinnen suchte; und wie Hr. Messer in der ersten Nummer Gelegenheit fand, in einem freien Präludium die ganze Majestät und Pracht derselben zu entfalten, bestrebten sich die Uebrigen mehr die einzelnen Schönheiten zur Geltung zu bringen. — Es würde zu weit führen, Nummer für Nummer durchzugehen und beschränken wir uns nur auf das Bedeutendste. Die zweite Nummer brachte uns das reizende Präludium in H moll von S. Bach. Die Gewandtheit und Sicherheit, mit welcher Hr. Ludwig Gellert diese Composition vortrug, sowie die feine, charakteristische Registrirung derselben zeugten von vielem Studium auf diesem Felde. Einen lebendigen Ausdruck der herrschenden Stimmung fanden wir in dem hierauf folgenden, von dem Cäcilienverein meisterhaft vorgetragenen „Ave Maria" von Fr. Schneider, eines zu den besten Werken dieses Meisters zählenden Tonstücks. Hr. Dr. Schlemmer, ein Dilettant, welcher durch die nahen Beziehungen, in welchen er zu Mendelssohn-Bartholdy stand, bekannt ist, spielte eine Sonate von diesem Meister und überraschte die Anwesenden durch die wahrhaft künstlerische Durchführung seiner schwierigen Aufgabe. Noch bleibt die von Hrn. Franz Friederich vorgetragene Toccata in F dur von Seb. Bach zu erwähnen, deren Vortrag wir unsere volle Anerkennung zollen müssen. Den würdigen Schluß des Konzerts machte das herrliche Gebet von Mendelssohn „Verleih uns Frieden", welches mit Orgelbegleitung von dem Cäcilienvereine gesungen wurde. Wir können indessen nicht schließen, ohne den Wunsch zu äußern, es möge uns öfter Gelegenheit geboten werden, dergleichen Konzerte zu hören, da wir, wie sich jeder Anwesende überzeugen konnte, Künstler in unseren Mauern besitzen, welche es verstehen, die für dieses Rieseninstrument zahlreich vorhandenen Werke unserer Meister würdig wiederzugeben. St.

Unter den in dem Städel'schen Kunst-Institute neu aufgestellten Gegenständen erregt das Bild „die Mittagsruhe" von C. Schalck eine allgemeine Aufmerksamkeit und verdient es auch in vollem Maße. Das Bild wirkt wohlthuend auf den Beschauer, da es einfach und schön in der Composition, harmonisch in der Wirkung und richtig in der Empfindung wiedergegeben. Mit angehender Meisterschaft ist in Behandlung und Farbe: das Stoppelfeld, der Pflug und die gezackerte Erde. Es wäre nur zu wünschen, daß die Figur und die Ochsen mit derselben richtigen Anschauung der Natur durchgebildet wären. Erfreulich ist der bedeutende Fortschritt in diesem Bilde gegen die früheren und besonders gegen das von demselben Künstler verfertigte Bild „der Dorfschneider", welches in dem Zimmer des Kunstvereins ausgestellt. Wir finden in dem letzten Bilde, „die Mittagsruhe", eine freiere Behandlung des Materials, ein richtigeres Studium der Natur und besonders eine kräftigere und gesundere Farbe. Möge der junge Künstler auf diesem Wege fortfahren seinem Studium obzuliegen, um seinem Talente die volle Thätigkeit geben zu können.

Fr. Mathilde Lubeck veranstaltet in nächster Woche, mit Unterstützung mehrerer hiesiger und fremder Künstler und eines Orchesters, zum Vortheil der Ueberschwemmten in Schlesien eine musikalisch-deklamatorische Soiree. Da genannte Künstlerin bereits öfters mit Erfolg für ähnliche milde Zwecke am hiesigen Orte thätig war, so wird gewiß auch dieses Mal die Theilnahme eine recht rege seyn.

Frankfurt a. M.

Das „Mainzer Journal" ist unermüdlich in Ausfällen und Verdächtigungen, die es gegen Blätter anderer Farbe und Tendenz als die seinige, namentlich aber gegen das Frankfurter Journal und dessen Beiblätter richten zu müssen glaubt. Seine Taktik besteht gewöhnlich darin, daß es aus den zu verdächtigenden Artikeln Stellen aus allem Zusammenhange herausreißt und sie in eine ganz unrichtige, ihm eben gerade beliebige Beleuchtung stellt. Hieran wird alsdann als Pointe eine eben so grundlose als böswillige Denunciation geknüpft. Dieser Taktik begegnen wir wieder in No 225 des „Mainzer Journals", worin ein Angriff auf eine in der Didaskalia enthaltene Besprechung einer Schrift von Carl Scholl, „Rom und England in ihrem neuesten Kampfe", zu lesen ist. Die angefeindete Besprechung in der Didaskalia hat klar und deutlich hervorgehoben, daß in jenem bekannten Kirchenstreit, sowohl die römische, wie die anglikanische Partei zu weit gegangen und mehr pro domo, als für das eigentliche Interesse der Religion und der Wahrheit gekämpft habe. Um zu belegen, wie dieser Streit von Seiten einer in England stark vertretenen dritten Partei betrachtet werde, war eine Stelle aus einem englischen Blatte, als ganz zur Sache gehörig, citirt worden, und in dieser wird nicht sowohl die Geistlichkeit im Allgemeinen, als vielmehr nur der fanatische Theil derselben wiederum in klaren Worten bezeichnet. Wenn demnach das „Mainzer Journal" den angeführten Passus nicht nur absichtlich aus allem Zusammenhange reißt, sondern ihm sogar eine ganz falsche Auslegung gibt, so weiß man in der That nicht, ob man mehr über eine so boshafte Taktik oder mehr über die Dreistigkeit der Denunciation erstaunen soll. Die Tendenz, wie die Waffen, deren sich das „Mainzer Journal" zu bedienen pflegt, sind übrigens zu bekannt, als daß wir uns eines Weiteren hierüber auszusprechen und den in diesem Blatte enthaltenen Artikel über die Schrift von Carl Scholl weiter zu rechtfertigen veranlaßt finden sollten.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 28. Sept. Lady Tartüffe, Lustspiel in 5 Acten.

Freitag, 29. Sept. Martha, oder: Der Markt zu Richmond, große Oper in 4 Acten von Flotow.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 233. Freitag, den 29. September 1854.

Zehn Jahre alt.

(Nach Dickens' Household-Words.)

In dem dreieckigen Raume zwischen der Seite eines Dampfers und einem paar Fässern war, es ist nun manche Jahre her, ein Knabe, ich selbst, eingezwängt, der von London nach Rotterdam unter der Obhut des Stewards reiste. Es war, oder vielmehr ich war, ein blasser Knabe mit blauen Augen und blondem Haare, zehn Jahre alt. Ich glaubte, mir mit besonderer Geschicklichkeit eine verschanzte Stellung gewählt zu haben, getrennt durch die Fässer von einer ausdringlichen Welt, zu schnell bereit mit ihren abgenützten Trostsprüchen und sehr nahe dem mächtigen Becken der See. Was den Steward betrifft, so verwarf ich sein Patronat. Ich war ein freier Bursche auf einem freien Elemente. In jener Zeit an ein Wechselkommen von Schillingen und halben Kronen gewöhnt, die nie in meiner Tasche warm wurden, ehe sie aus ihr wanderten, um ein unbekanntes Ungeheuer zu füttern, das den harten Namen einer „Sparbank" führte, wußte ich, daß, welche Abenteuer auch uns zustoßen könnten, sey es von Wallfischen oder Piraten auf dem Wege nach Rotterdam, die widerwärtige Sparbank nicht durch den Ocean mir nachschreiten könnte, obgleich ich Münze in meiner Jacke hatte. Münze in meiner Weste und Gold in dem Leibbund meiner Hosen eingenäht. Ich gehörte zu der mit Geld versehenen Welt und zahlte meine Reise. Daß der Steward ein verkleideter Bukkanier, ein ausgezeichneter Seeräuber wäre, fand ich bald aus. Aber war er nicht mein gehorsamster, ergebenster Diener?

„Einen Dienst, Steward, könnt Ihr mir thun", sagte ich, „nun wir in Rotterdam sind. Sagt diesem holländischen Träger, der so gemächtich meinen kleinen Schulsack auf die Schulter nimmt und mich meinen Regenschirm tragen läßt — sagt ihm, daß ich zum Hause des Mynheer Van der Tabak gehen müsse und daß er mich dahin bringen solle." An dieses Haus war ich gewiesen; denn Mynheer Van der Tabak war der Agent in Rotterdam für eine große in Neu-Unkraut am Rhein gegründete Schule. Neu-Unkraut liegt am Rhein, obgleich Ihr den Namen auf keiner Karte finden werdet; ich war auf dem Wege in die Schule dahin und muß es also wissen. Mein Vater, in London zurückgehalten, konnte mich bei meiner ersten Abreise dorthin nicht an seiner Hand an die Schulthüre geleiten; aber er sah mich sicher auf meinem Wege über den schlimmsten Theil der Reise — die Londoner Straßen. Von St. Katharinen's Docks aus war Alles glatte Segelung, und ein Knabe von Zehn müßte in der That ein Dummkopf seyn, wenn er nicht seinen eigenen Weg auf dem Rhein finden könnte. Zudem war ja Van der Tabak für Alles bei der Hand. Ich hatte einen Brief an ihn, im Allgemeinen „Rotterdam" adressirt, in welcher Stadt er so gut gekannt seyn sollte, daß man es für ungereimt und unnütz gehalten hatte, auf der Adresse die Straße, berühmt als solche, an die sein Haus stieß, einzuschließen. Ich folgte daher vertrauensvoll dem Träger. Er zog tapfer aus, eine Straße auf, eine Straße nieder, über eine Brücke, einen Kanal hinab, eine Straße hinauf, über eine Brücke, wieder eine Straße hinab, bis er an einer schmalen Thüre stillhielt, eine Schelle zog, ein groß Theil Holländisch mit dem Schutzgeist der Schelle plauderte, und dann, sich zu mir umwendend, als die Thüre sich vor uns schloß, seinen Kopf schüttelte und die Straße wieder hinauf trabte. Offenbar war ihm ein Mißverständniß begegnet; aber er sah nicht verdrießlich aus. „Van der Tabak", schrie ich ihm ins Ohr und hielt, den Brief aus meiner Jackentasche ziehend, ihm zugleich die Aufschrift unter die Augen. Er hielt dann ein und erklärte mir bedachtsam durch Worte und Zeichen: „Es gibt siebzehn Van der Tabaks hier."

Die Siebzehn schienen aber keinen zärtlichen Clan zu bilden, denn sie hatten sich alle sorgfältig an Plätzen etablirt, die sehr ferne von einander tagen. Zeigte ich die Adresse meines Briefes mit einem forschenden Blicke einem Vorübergehenden, so schüttelte er entweder den Kopf oder deutete nach irgend einer neuen Richtung, indem er ein paar Worte dem Träger sagte, welcher dann eine Zweiglinie dem Hauptstamme hinzufügte, längs welchem wir reisten. Wir begannen unsere straßenmessende Untersuchung Rotterdams ungefähr eine halbe Stunde nach ein Uhr, und etwa um 5 Uhr — um welche Zeit nach meiner Beurtheilung sich bei dem Träger der Wunsch nach seinem Thee rühren mochte — war ich mit meinem kleinen Mantelsack bei dem rechten Hause gelassen, das etwa eine Viertelmeile von dem Platz entfernt war, wo das Boot uns ans Land gesetzt hatte. Da ich keine holländische Münze hatte, willigte mein Freund Träger sehr gütig ein, seinen Lohn in englischen halben Kronen zu nehmen, von denen zwei ihn nach vielen bissigen Bemerkungen über ihre Ränder und einem oder zwei Brummern zufriedenstellten. Ich glaubte betrogen zu seyn. Wahrscheinlich wird der Umstand, daß ich ein wenig müde und hungrig war, an dem lieblosen Argwohn Theil haben. Wie immer, ich hatte nur fünf Schilling für einen Gang durch alle Straßen Rotterdams mit einem gründlichen Holländer gezahlt; Allem nach war dieß wohlfeil. Ich fühlte nach den harten Klumpen in meinem Leibbund, fand sie noch da, und stieg zwei dunkle Treppen hinauf in das Zimmer von Mynheer Van der Tabak mit der Zuversicht eines ächten Jungen des britischen Löwen.

Aber Mynheer war aus. Drei Weiber, wundervoll schmutzig für ihr Alter, saßen an der Arbeit in einem schrecklich engen Zimmer, mit ihren Füßen auf abscheulichen Geräthen, deren Gebrauch ich damals zum ersten Male sah — heiße chauffe-pieds — obgleich es ein Julinachmittag war. Clotho Van der Tabak streckte

ihre Hand nach meinem Briefe aus, blickte auf ihn und steckte ihn in die dicke Tasche an ihrer Seite. Lachesis richtete neun oder zehn Fragen holländisch an mich, und Atropos deutete auf einen hölzernen Stuhl in einiger Entfernung den furchtbaren Schwestern gegenüber, auf den ich mich niederließ. Die Entfernung gefiel mir. Es war sichtlich, daß ich warten sollte, bis ihr Vater, Gatte oder Sohn, Van der Tabak selbst, zurückkehren würde; und ich wartete eine Stunde lang, schweigend. Während dieser Stunde sprachen die Schwestern nur wenig mit einander; sie saßen aber hübsch schmorend auf ihren Wärmstübchen, verfolgten ihre Arbeit mit den Fingern und beobachteten mich ein wenig mitleidig mit den Augen. Endlich brachte eine von ihnen, nach langem Suchen mit der Hand unter den in ihrer Tasche verborgenen Artikeln, einen weichen Kuchen in einem Schweißzustande ans Licht, den sie mir mit ein oder zwei Worten in einem gutmüthigen Tone anbot. Sie hielten mich irrthümlich für ein Kind, diese holländischen Weiber!

Ich lehnte den Kuchen ab, worauf seine Besitzerin, nachdem sie zuvor einen Bissen davon genommen, ihn in ihre Tasche zurückwandern ließ. Nach einer weiteren Pause entstand eine kurze Unterhaltung zwischen den Weibern, und Clotho zog, sich ein wenig bückend, unter ihrem Sessel, wo sie unter ihren weiten Kleidern verborgen lag, eine solche steinerne Flasche hervor, in der ich in England Selterswasser vermuthet haben würde. Von demselben bequemen Schenktisch brachte sie ein Glas, das die Spuren ihrer eigenen schönen Lippen zum mindesten an drei Stellen aufgedrückt trug. In dieses goß sie für mich etwas Bier aus dem steinernen Kruge. Ich trank und hielt es für gut. Aber sehr bald begann mir der Kopf zu schmerzen, während ich mich verwunderte, zu welcher Zeit denn Mynheer Van der Tabak zum Thee nach Hause kommen würde.

Die holländischen Frauen arbeiteten und der Tag nahm ab. Ich starrte auf sie durch die Dämmerung, und die dicke heiße Atmosphäre, während mein Geist sich auf einen melancholischen Weg zu der Weise Mynheer's Van Dunk verlor. War Van der Tabak gleich seinem Landsmann, dem täglichen Trinken von „Branntwein und Wasser“ ergeben; und war da keine Hoffnung auf Thee? würde er jetzt hereinkommen und mich bitten, mit ihm Karten zu spielen bei dem Lichte einer flackernden Kerze, daß ich eine rothe Nase bekäme und einen mastigen Leib und meine Hosen faltig gleich seinen eigenen? Lehnte sich die häßliche Lachesis über meine Schulter, als ich überlegte, ob ich das Aß oder die Zehne von Schippen spielen sollte, und war ich — in meinem Verlangen nach Thee oder, aufrichtig zu sprechen, selbst nur nach einem Schluck Milch und Wasser — im Begriff, meinen Wirth nachzuahmen, der gewöhnt war, seinen Branntwein und Wasser zu trinken, indem er seinen Durst mit zwei Quart des ersteren und einer Pinte von dem zweiten täglich löschte?

Da ließ sich ein Knarren auf den Stufen hören. Es war nicht Van der Tabak. Unter dem Gewicht eines ächten Holländers würden sie schwerer geächzt haben. Ein großer, magerer, gelber Mann mit einer langen Habichtsnase trat ein. Die Weiber nahmen in ein paar ruhigen Kehllauten von seiner Anwesenheit Notiz und zeigten die meinige an. Er las meinen Brief, blickte auf mich und sagte: „Sehr gut, ich will Euch in ein Bett bringen.“ Wir stiegen die Treppe hinab; mein kleiner Mantelsack ward wieder auf die Schulter eines Trägers placirt und ich trabte in den lampenerleuchteten Straßen an der Seite meines gastfreundlichen Samiel, dem ich übergeben worden war. „Ich werde Euch“, sagte er, „ein sehr gutes Hotel zeigen.“ Ich sprach nicht mit ihm und war nur froh, aus dem engen Raume in die Sommerdämmerung gekommen zu seyn. Da mein Führer gut ausschritt, fiel ich neben ihm in meine Träumerei und vergaß meinen Hunger. Ich sollte bald wieder ein unabhängiger englischer Reisender seyn und im Stande, zu fordern, wonach ich Lust hatte. Da wir an der Seite eines Kanals hingingen, prägten sich das Lampenlicht und das Wasser an der Straße, die zierlichen alten Häuser und die Leute rings um mich, selbst die ächten Kiesel unter den Füßen, auf das weiße Papier meines Geistes ab. Wir kamen an einem alten Kirchenportal vorbei, und ein reicher Strom von Orgelmusik, der sich über die frischen Eindrücke, wie sie gerade damals in mir entstanden waren, ergoß, befestigte diese bleibend auf dem einzigen Gemälde der Stadt Rotterdam, welches die Zeit nicht hat verlöschen können.

„Ihr müßt das Boot nach Köln um zwei Uhr morgen nehmen“, sagte Mynheer. „Ihr führt englische Münze, vermuthe ich?“ Ich antwortete „Ja.“ „Sehr gut! Ich will sie Euch in holländische und deutsche umwechseln. Ich werde bei Euch seyn, wenn Ihr morgen in der Frühe abgeht.“ So ließ mich Mynheer vorsichtig in einem der wenigen Hotels, in denen zufällig nicht ein Kellner war, der Englisch sprach. Auf seinen Befehl in meinem Namen ward mir da eine Suppe von Brod und Milch gebracht. Hierauf zeigte man mir den Weg ins Bett.

Allein in dieser Nacht, auf einem kleinen Bett, unter sauberen baumwollenen Vorhängen, schrie ich mich in den Schlaf; denn die Stimmung der Kindheit kam und brachte meine Thränen in Fluß. Am Morgen aber erschien Mynheer Van der Tabak mit der Frage: „Was habt Ihr für Münze?“ Im Austausch für ein paar Sovereins gab er mir eine vollständige numismatische Sammlung von schmierigem Kupfer und deutschen Silberpfennigen, die kein erkennbares Bild und keine Aufschrift hatten; über sie murmelte er, als wenn es ein Segen wäre, eine sehr kurze und hastige Erklärung ihres Werthes. „Ihr müßt Stücke von allen Gattungen haben und genau zählen, sonst werden Euch die Leute beim Wechseln belügen.“ Ich hatte das Gefühl, als hätte ich eine Kupfermine gekauft und bei dem Handel beträchtlich verloren. Aber da Van der Tabak sagte, „beim Wechseln werden Euch die Leute betrügen“, so steckte ich ohne irgend eine Bemerkung seine schmutzige Münze und sein Axiom ein.

(Schluß folgt.)

Die Stiefschwester der Oper.

Bei Gelegenheit der Besprechung eines neuen Ballets des Herrn **Borres**, welches am 11. September im Wiener Opern-Theater zur ersten Aufführung gelangte, macht L. A. **Zellner** im Feuilleton der „Ostdeutschen Post“ die nachstehenden, sehr wahren Bemerkungen, die wir, weil sie von allgemeinem Interesse sind, auch unseren Lesern mittheilen zu müssen glauben:

„Mit der Kunst des Tanzes ist es heute gerade so bestellt, wie mit jener des Gesanges. Ballet und Oper, obgleich sie nur Stiefschwestern sind, gehen in gleichem Verhältnisse nach abwärts, sie entschlagen sich stets mehr und mehr der Idealität, um endlich im grassesten Materialismus zu versinken. Diese Wahrnehmung ist betrübend und um so auffallender, als gleichzeitig in der Wissenschaft und Industrie der entgegengesetzte Entwickelungsgang stattfindet, wo das Losringen und Freiwerden des Geistes von der Materie das Ziel aller Bestrebungen bildet. Oder sollte wirklich die Durchgeistigung der Realität des Lebens auf die Idealität des Kunstproduktes lähmend oder gar vernichtend einwirken? Sollte, was dort an Aufschwung gewonnen wird, hier einen verhältnißmäßigen Rückschritt bewirken? Ich glaube nicht; denn im normalen Zustande sind die Interessen der Kunst, Wissenschaft und deren praktische Resultate, der Industrie nämlich, so innig untereinander verbunden, so sehr von einander abhängig, daß nur ein gleichmäßiges Aufblühen oder ein solidarischer Verfall denkbar ist.

Aber ich glaube, daß man in der Kunst, und namentlich in den hier in Rede stehenden Zweigen derselben, im dramatischen Gesange und Tanze, und zwar in reproduktiver Beziehung bei uns von falschen Prinzipien ausgeht. Man setzt das Mittel statt des Zweckes, die Materie statt des aus ihrer künstlerischen Verwendung hervorgehenden Produktes. Vom Sänger verlangt man nur Stimme, vom Tänzer nur Gelenkigkeit; je greller diese Rohstoffe zum Vorschein kommen, um so mehr glaubt man zu genügen; daß bei solchem Gebaren aber die Idealität der Kunstleistung im gleichen Verhältnisse und mit ihr nothwendiger Weise die Schönheit verschwinden muß, liegt auf der Hand.

„Der Gefahr geistigen Verkommens ist das Ballet allerdings mehr ausgesetzt als die Oper, da die Ausdrucksfähigkeit ihres Mittels, des Tanzes und der Mimik, eine geringere, unbestimmtere, in engeren Kreisen sich bewegende ist, als der Gesang mit seiner durch die Wortbedeutung zur höchsten Bestimmtheit gebrachten Ausdrucksfähigkeit. Liegt es demnach in der Natur der Sache, daß das Ballet, nach dieser Seite hin beschränkt, sich der Aeußerlichkeit mehr zuneigt und im sinnlichen Reize das Aequivalent für die verminderte geistige Anregung sucht, so muß doch diesem Streben ein, wenn auch noch so geringes, ideales Element um so mehr zur Grundlage dienen, als ohne dieses die ohnehin höchst durchsichtige Hülle des Schicklichen ganz und gar abgestreift wird.

Nur die Absicht, einen idealen Zweck zu erreichen, vermag die Schaustellung des, nach den allgemeinen Begriffen der Moral, Inderenten mit dem Gedanken gefährdeter Menschenwürde zu versöhnen. Wo diese Absicht nicht vorliegt, schwindet jedes Kunst-Interesse und das verletzte Gefühl wendet sich mit gesenkten Wimpern von diesem Schauspiele ab.

Leider herrscht in der modernen Auffassung des Tanzes das rein sinnliche Element vor; man tanzt nicht mehr, um mittelst des Tanzes gewisse Seelenzustände kundzugeben, sondern man sucht das Ziel in der Häufung von solchen Stellungen und Sprüngen, von welchen man den größtmöglichsten Eindruck auf die Sinnlichkeit erwartet. Je schwieriger, daher unnatürlicher, diese Positionen, um so mehr Effekt bringen sie in der Regel bei der Masse hervor. Die Folge davon ist, daß diese auf die Spitze des Möglichen getriebenen Aktionen und Pas' so oft, als es nur angeht, in Anwendung kommen, was nothwendiger Weise zur Monotonie führt, denn was man stets vor Augen hat, verliert den Reiz des Neuen, und am Ende läßt sich der Fuß doch nur so und so hoch heben, der Rückgrat so und so tief neigen. Uebrigens wer weiß, wie weit man es in der Verrenkungspraxis noch bringen wird, schleppen doch jetzt schon die Tänzer ihre Tänzerinnen minutenlang in der Luft herum, zuletzt werden sie sie noch Purzelbäume machen lassen, und das Balletcorps wird indessen Radschlagen oder auf den Händen herumspazieren.

Mit diesen Unnatürlichkeiten geht auch die Grazie des Tanzes verloren, denn wie könnte sich die Anmuth zu Bewegungen gesellen, die jeden Augenblick einen Arm- oder Beinbruch besorgen lassen, wo kann Schönheit herrschen, wenn eine Tour nach der anderen Athemlosigkeit und das Schlottern der überangestrengten Beine zur Folge hat? und wie sollen solche Leistungen ein Vergnügen hervorrufen, wo Bedauern unser Gemüth beschleicht?

„Herrn Borri's Ballet, „Violetta", welches am 11. d. im Operntheater zum ersten Male zur Aufführung gelangte, hat nun diese Exagerationen auf eine bisher ungeahnte Höhe gebracht, so daß man billiger Weise fragen dürfte, ob solcher Art Tänze nicht eher in das Ressort der Equilibristik oder Seiltänzerei als des Bühnentanzes gereiht zu werden verdienten. Dieses fortwährende Herumhopsen, diese ewigen Kreiselbrehungen, dieses in die Höhe schleudern der Tänzerinnen, die auffliegenden Röckchen, — es ist so unschön als geschmacklos und — verletzend. Es bedarf nicht vieler Prüderie, um dieses auszusprechen, und wenn man diese Tänze und jene der Frau Pepita mit den Standpunkten der Bühne nächst dem Kärthnerthor und jenen jenseits des Donaukanals in Parallele stellt, so dürfte die Spanierin in einem ganz besonders reinen Lichte erscheinen.

Was das Sujet dieser choreographischen Ausgeburt anbelangt, so ist es wohl der tollste Galimathias, der je in einem Programme gedruckt und für 10 Kreuzer verkauft worden ist. Eine Fräulein Violetta verspielt Geld, Präziosen, endlich ihren Palast; da kommt der Herr Papa und verflucht sie. Frage: wie kömmt Fräulein Violetta zu einem Palast, den sie verspielen darf, wenn sie einen Papa hat, und was für einen rigorosen Papa! Als Bettlerin mit ihrem Geliebten (wer ist er? was war er? hat er Geld? hat er keines?) herumziehend, erbettelt sie von Vorübergehenden Almosen, um ihren Hunger in einer Herberge zu stillen, aber der Anblick Spielender verleitet sie dazu, den Zehrpfennig zu wagen. Sie verliert. Verzweiflungsvoll stürzt sie an der Schwelle einer Kirche nieder und — schläft ein. Mittlerweile hat der Geliebte den Papa von Gott weiß woher mitgebracht, bittet ihn, seinem Kinde zu vergeben. „Noch nicht", sagte der Alte, der wahrscheinlich schon gewußt hat, daß seine Tochter ihren sträflichen Lebenswandel erst durch einen fürchterlichen Traum büßen müsse, den sie eben träumt. In diesem Traume sieht sie sich als Spielerin, dann entsteht ihretwegen ein Duell, Papa führt sie in einen Gerichts-Saal, wo sie (zu was? warum? mit welchem Rechte?) verurtheilt wird. Der Traum ist aus, die Sühne vollbracht, Papa verzeiht, verlobt sie mit dem Geliebten und — o Wunder — der Spieler, der ihr den Palast abgewann, und zwar, wie man nach Analogie des Traumes zu glauben berechtigt ist, im falschem Spiele abgewann, zerreiße in unbegreiflicher Großmuth die Cessionsurkunde. Eine Jahrmarkts- und Fastnachtsscene sind Dreingabe.

Mannichfaltigkeiten.

Bei dem jüngsten Eisenbahn-Unfall auf der Bahn von Brighton nach London fand ein reicher Rentner, Hr. Ratting aus Hampshire, seinen Tod; er hinterließ folgendes wunderliches Testament: „Ich vermache alle meine Güter, Mobilien und Immobilien, in England und auf dem Continent, der Eisenbahn-Verwaltung, auf deren Bahn ich so glücklich bin, das Leben zu verlieren und so aus meinem irdischen Gefängniß befreit zu werden." Als Motiv seines Testaments scheint bei ihm die fixe Idee vorgeherrscht zu haben, daß er einmal eines gewaltsamen Todes, und zwar auf einer Eisenbahn, sterben würde. Seit Jahren reiste er von einer Bahn zur anderen, und alle Bahnbeamten in England, Frankreich und Belgien kannten den seltsamen Kauz, der mit breitrandigem Hut und Kirrikmantel auf- und abfuhr. Bei der bekannten Katastrophe des März auf der Versailler Bahn war er gegenwärtig, und er war fast der Einzige, der unversehrt davon kam; zu Fampour befand er sich in einem Waggon, der im Wasser versunken, doch wurde er noch gerettet; auf der Bahn von Poitiers war er auch auf dem Zuge, den so schweres Unglück betroffen, ohne daß er das gewünschte Ende gefunden. Auf den nordamerikanischen Seen und Flüssen fuhr er Jahre lang umher, in der Hoffnung, einmal bei einer Dampfkessel-Explosion seinen Tod zu finden, bis er endlich seinen Wunsch erfüllt sah und in seiner Heimath starb. Seine Erben haben auf Annullirung des Testaments auf den Grund hin angetragen, daß der Testator seinen Verstand verloren gehabt.

(Köln, 19. Sept.) Es ist sehr bemerkenswerth, in welcher Progression die Lebendigkeit des internationalen Verkehrs zwischen

Belgien und den Rheinlanden stetig zunimmt. Solches gilt nicht bloß von Handel und Wandel im gewöhnlichen Sinne, sondern der rege geschäftliche Verkehr hat manche Verbindung freundschaftlicher und verwandtschaftlicher Art im Gefolge. Auch geschieht es fortwährend, daß belgische und deutsche Familien ihre Söhne und Töchter der Spracherlernung wegen auf ganze Jahre einander zur Aufnahme in Tausch geben, ein Mittel, das sich als einfach und wenig kostspielig allen Denen empfiehlt, die ein Interesse haben, ihre Kinder mit Sprache und Sitte des Nachbarlandes bekannt zu machen, wobei es dann jedem Theile freisteht, sich über den sittlichen und religiösen Charakter des bezüglichen Familienkreises die nöthige Gewähr zu verschaffen. Im Allgemeinen ist es gewiß erfreulich, daß die Beziehungen zum nachbarlichen Belgien sich so eng und so freundlich entwickeln, weit mehr als dieß einstweilen vom stammverwandteren Holland zu sagen ist.

Der alte Béranger, schreibt man aus Paris, lebt still und ruhig in seinem Landhause zu Passy; er hat längst ein Werk, Memoiren, Erlebnisse oder Derartiges, für den Druck fertig, das er aber hartnäckig erst nach seinem Tode veröffentlicht wissen will. Sein Verleger zahlt ihm jährlich, wie man sich erzählt, ohne auch nur eine Zeile davon gelesen zu haben, 12,000 Frcs. dafür. Béranger kommt nur selten nach Paris; mit dem neuen Kaiserthum ist er begreiflich nicht sehr zufrieden, sein Lied auf den abgedankten gallischen Hahn war sein letztes. Früher, zur Zeit der Präsidentschaft, sah man ihn noch häufig im langen schwarzen Rock und mit dem runden Quäkerhut auf den Quais hin und her gehen und die Kästen der Bücher-Antiquare besehen und mustern; wenn das Volk ihn bemerkte, rief man laut von allen Seiten: Vive Béranger! und die Blousen umstanden ihn, die Mütze in der Hand; jetzt, wie gesagt, hat er sich ganz zurückgezogen.

(Eine theuere Butter.) Ein wohlhabender Bauer hatte neulich eine Summe Geldes in Kassenanweisungen empfangen und war eben im Begriffe, sie zu zählen, als Jemand an die Thüre pochte, um einzutreten. Der Bauer will das Geld nicht sehen lassen, rafft es schnell zusammen und wirft es in das in der Stube befindliche leere Butterfaß. Schnell eilt er nunmehr aus der Stube hinaus, um zu sehen, wer draußen sey; doch während er sich mit dem Fremden unterhält, tritt seine Magd mit Milch in die Stube, gießt sie in das Butterfaß und beginnt, unbekannt mit dem inzwischen Vorgefallenen, zu buttern, wie es die Tagesordnung erheischte. Inzwischen kommt auch der Bauer wieder in die Stube herein und sieht zu seinem Schrecken, wie die Magd seine Kassenanweisungen zusammenbuttert; schnell will er nun sein Geld retten, doch die Hülfe kam zu spät, die Kassenanweisungen waren zu Brei gerührt.

(Wohlfeiler Kaffee.) Man brenne zwei Theile ächter Kaffeebohnen mit einem Theile guter Felderbsen, wie gewöhnlich. Die Theile sind nach dem Maße und nicht nach dem Gewichte zu nehmen. Das gibt einen wohlfeilen, starken, nahrhaften Kaffee, da die Erbsen das flüchtige Aroma des Kaffees aufzunehmen, welches außerdem beim Brennen verloren geht.

Korrespondenz.

Magdeburg, 26. September.

In unserm Theater gibt jetzt die Jougleur-Gesellschaft der bekannten Chinesen unter der Direktion des Hrn. J. Heller Vorstellungen, und zum Besten der überschwemmten Schlesier veranstaltet morgen der Violinist Bazzini ein Konzert.

Darmstadt, 26. September.

Seit gestern ist im Verlaufe von acht Tagen eine abermalige Steigerung der Brodpreise eingetreten, so daß gegenwärtig 5 Pfd. der ersten Sorte 24 kr., und dieselbe Quantität der zweiten Sorte 21 kr. kosten. Das hessische Malter oder 16 Simmer Kartoffeln gilt jetzt vier Gulden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Preise, besonders die des Getreides, sich auf ihrer gegenwärtigen Höhe erhalten werden; allein abgesehen davon, könnten doch unvorhergesehene Umstände eintreten, welche das alte Sprichwort: „Kaufe in der Zeit, so hast Du in der Noth", aufs neue bewahrheiten dürften. Erwähnenswerth in dieser Beziehung ist der im Frühling d. J. hier gegründete „Spar- und Consum-Verein", welcher im Verlauf von etwa 5 Monaten durch wöchentliche Beiträge seiner Mitglieder ein namhaftes Capital zusammengebracht hat, welches zum Ankauf von Nahrungsmitteln im Großen (Getreide und Kartoffeln) verwendet werden soll. Die Statuten dieses sehr praktischen Vereins, für den Vergangenheit und Gegenwart sprechen, dürften auch anderwärts Beachtung und Nachahmung verdienen. Uebrigens hat der Verein keine andere Kosten als die der Speicher- und Kellermiethe, da die nothwendigen Gesellschaftsämter unentgeltlich verwaltet werden. — Eine nicht minder nützliche Bestimmung hat der schon seit zwei Jahren bestehende „Darlehnsverein für Darmstadt und Bessungen", der namentlich für Gewerbtreibende von besonderem Nutzen ist, die, wenn sie nur mit Einer Actie von fünf Gulden betheiligt sind, im Falle augenblicklichen Geldbedürfnisses ein fünfprocentiges Darlehn bis zu 200 fl. auf die Dauer von 6 Monaten erhalten können; eine höchst wohlthätige Anordnung, welche den Gewerbsmann den Uebervortheilungen und Bedrückungen des überall sein Unwesen treibenden Wuchers entzieht. Mit Vergnügen benutzen wir diesen Anlaß, die Bemerkung beizufügen, daß die Frau Gräfin v. Oyen in ihren gemeinnützigen und humanen Bestrebungen die Zwecke des Darlehnsvereins gleich Anfangs durch die Abnahme einer beträchtlichen Anzahl von Actien freundlichst gefördert hat. — Das Leben ist theuer, und der Tod nicht wohlfeil, kann man in diesen bedrängten Zeiten sagen, wo die Klagen über Mangel an Geld und Gesundheit immer lauter ertönen. In beiderlei Beziehung können wir uns leider rühmen, hinter den Anforderungen der Zeit nicht zurückgeblieben zu seyn. Unsere „Rathsherren-Brüderschaft" hat die ohnehin schon großen Kosten der Leichenbestattung unlängst erhöht und zugleich auch in ihren neuerdings revidirten Statuten den Bann gegen den Schnurrbart unwiderruflich ausgesprochen, und zwar so, daß Keiner als salarirter Leichenbegleiter angenommen wird, der mit einem solchen verdächtigen Abzeichen behaftet ist. Wir bitten die „Dorfzeitung" und den „Dorfbarbier" diesem äußerst wichtigen Fortschritt unserer gesellschaftlichen Einrichtungen gütigst ihre Aufmerksamkeit schenken zu wollen.

Mainz, 26. Sept.

Unter den Mitgliedern unserer hiesigen Bühne sind für die begonnene Wintersaison einige sehr tüchtige Kräfte angeworben. Eine ganz vorzügliche Acquisition scheint uns die Direction an Fräulein Bauer gemacht zu haben, welche wir jüngst Gelegenheit hatten, als Anna in der „Weißen Dame" von Boildieu auftreten zu sehen. Diese junge Künstlerin ist eine höchst angenehme Erscheinung und im Besitz ganz bedeutender Stimmmittel, welche sie zu den größten Partien qualifiziren. Eine kritische Stimme in einem hiesigen Blatte gibt ihr den Rath, sie möge ihren Mund beim Singen weiter aufthun. In der Regel gehört es zu den Schattenseiten der Sängerinnen, daß durch das Aufreißen des Mundes ihr Gesicht einen verzerrten Ausdruck annimmt. Gerade das Gegentheil möchte an Fräulein Bauer zu rühmen seyn; selbst bei den schwierigsten Passagen fesselt auch ihre äußere harmonische Erscheinung. Sie macht auf den Zuschauer denselben angenehmen Eindruck wie auf den Zuhörer. Dem letzteren bietet sie Gelegenheit zur Bewunderung einer kräftigen, wohlgeschulten und umfangreichen Stimme, die besonders in den Mittel- und Tieftönen vollendet genannt werden darf. Das Publikum scheint an dieser Künstlerin mit Recht großes Gefallen zu finden. Wir hoffen, daß ihr bald Gelegenheit geboten seyn wird, sich in größeren Opern vernehmen zu lassen.

Theater-Anzeige.

Freitag, 29. Sept. Martha, oder: Der Markt zu Richmond, große Oper in 4 Acten von Flotow.

Samstag, 30. Sept. (Zum ersten Male wiederholt): Die alte Jungfer, Lustspiel in 4 Acten von R. Benedix.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 234. Samstag, den 30. September 1854.

Zehn Jahre alt.

(Nach Dickens' Household-Words.)

(Schluß.)

Mynheer ging und ich sah nichts mehr von ihm. Im Gastzimmer setzte ich mich vor einer frischen Schüssel mit Brod und Milch nieder und fühlte dadurch meine Würde nicht beleidigt, da ich eine wirkliche Affection für gutes Brod und Milch hatte, besonders wenn ich Herr über die Zuckerschale war. Nach dem Frühstück machte ich mich auf, das zu thun, was Mynheer für mich sollte gethan haben, und fand ohne viele Mühe den Landungsplatz des Kölner Dampfers und das Einschreibbureau, da sich hier an der Wasserseite Englischsprechende in Menge befanden. Ich zahlte meinen Platz — den halben Preis als Kind — nach Köln: versicherte mich der Abfahrtszeit und ging zurück in das Hotel, wo ich gleich einem unabhängigen Touristen an der Table d'hote dinirte. Die Wirthin, eine feste, muntere Frau mit klarem Teint, ließ mich an ihre Seite sitzen, und ich war nicht zu stolz für die Freude, daß sie mit einem guten Theil feinen Tacts sich mütterliche Beziehungen gegen mich herausnahm. Das Diner setzte mich in Verlegenheit. Ich verstand nicht den Sinn des gleichzeitigen Erscheinens von Dessert und Fleisch auf dem Tischtuch. Es war so viel Oel an allen Gerichten, daß ich ein wenig Uebelkeit bei Betrachtung ihrer langen Perspektive fühlte. Ich hatte Fadennudelsuppe, die nach Castoröl schmeckte. Den in Oel gebratenen Fisch konnte ich nicht in den Mund bringen. Außerdem nährte ich schrecklichen Argwohn über den Gegenstand der Gerichte. Die Kellner, über uns wie Harpyen schwebend, schossen auf die dickeren Massen und Stücke Fleisch und führten sie über unsern Köpfen weg, um auf den Seitentischen zerschnitten und umhergereicht zu werden. Ich konnte durchaus nicht essen, bis ich Plumpudding sah. Die gutgelaunte Landdame war endlich erfreut und zufrieden, als sie sah, daß ich diesem tüchtige Ehre anthat.

Hierauf ward Alles bezahlt und mein kleiner Mantelsack wanderte auf einem Karren mit anderem Gepäck zum Boote. Rechtzeitig an Bord und auf dem Rhein fahrend, ging ich in die Cajüte hinab, zog meine Mütze auf meinen Knieen und leerte in sie die Münzen meiner Jackentasche aus. Ich wünschte zu wissen, was sie alle werth seyn möchten. Ich hatte bereits begonnen, sie in Gebrauch zu ziehen und dabei Anhaltspunkte erhalten; deßhalb ging ich daran, das Problem mit den unscheinbaren Pfennigen vor mir zu lösen, wie ich zu Hause mich über eine zerschnittene Karte oder ein finnreiches Labyrinth gesetzt hatte. Ein würdiger Engländer redete mich an. „Schreckliche Arbeit dieß, Sir", sagte er mit einer komischen Miene, meine Unabhängigkeitswürde als Tourist halb humoristisch, halb mitleidig belächelnd. „Schreckliche Arbeit! Kann ich Euch überhaupt helfen?" — „Ich danke Ihnen", erwiederte ich, „ich möchte gerne gründlich wissen, um wie viel ich betrogen worden bin." Hierauf erzählte ich ihm meinen Verdacht gegen Mynheer Van der Tabak; er setzte sich an meiner Seite nieder, half mir zu der richtigen Kenntniß der Zahl von Schillingen, welche Mynheer als in einem englischen Pfund enthalten vorausgesetzt hatte, und brachte mir zu gleicher Zeit eine vollständige Kenntniß von den Mysterien der Groschen, Pfennige und so weiter bei. Darnach hatte ich keine Furcht mehr. Es war ein englischer Künstler, der mit seiner ganzen Familie reiste und Skizzen für ein Buch mit Rheinlandschaften aufnahm. Ich pflegte über seine Schulter zu schauen und die Schnelligkeit zu bewundern, mit welchen er Scenen zeichnete, während der Dampfer vorüberfuhr. Er pflegte mit mir zu sprechen, als ob ich ein Mann von Fünfzigen wäre und ich attachirte mich an ihn, obgleich es keineswegs meiner Laune entsprach, mich in förmlicher Weise unter seinen Schutz zu begeben.

Wir schliefen an Bord eine Nacht, während welcher das Dampfschiff auf den Grund gerieth und mich von meiner Tafel in einen Winkel der Kajüte warf, zu meinem großen Vergnügen; denn ich hatte mich immer vor allen Dingen auf einen Schiffbruch gefreut. Unglücklicherweise jedoch war auf dem Verdecke nichts Schrecklicheres zu sehen, als dichter Nebel, und Nebel hatte ich in London gesehen. Wir fuhren nach einigen Stunden Aufenthalt zu meinem Verdrusse ohne irgend eine Katastrophe weiter. Irgendwo sprach man uns wegen der Pässe an; aber ich war für alles dieses bereit. Mein Paß war seit vielen Tagen in meinem Besitze gewesen; ja, ein zärtlicher Verwandter hatte in der That vor meiner Reise in fremde Gegenden vorgeschlagen, daß ein schwarzes Profil von mir in voller Länge genommen würde, auf dem ich mit meinem Passe in der Hand vorgestellt seyn sollte.

In Köln ging ich, während die Träger mit dem Haufen von Gütern beschäftigt waren, unter denen mein Mantelsack vergraben war, ans Ufer und schwang meine Beine in hoher jugendlicher Freude auf einem hölzernen Schlagbaum. Zu gleicher Zeit ergötzte ich mich an dem Anblick der entfernten Gebirge und den näheren Thürmen des Doms, dem Rheine und der Schiffbrücke. Der Künstler und seine Familie gingen auf dem Wege in die Stadt vorbei und verwundeten meine Würde gewaltig, indem sie mich und dann sich unter einander anschauten und einige mitleidige Bemerkungen wechselten. Ich darf sagen: ich sah sentimental aus; ich war nicht zu jung, um nicht Childe Harold gelesen zu haben; aber ich war so glücklich wie ein Prinz und träumte mich so hoch, daß ich Mitleiden als Ungerechtigkeit betrachtete. Die Wahrheit ist: die Fähigkeiten von Knaben werden im Allgemeinen zu niedrig angeschlagen. Es gibt Männer von Fünfzigen, die ein groß Theil weniger im Stande sind, unbeschützt zu arbeiten als die Mehrzahl der Knaben vor zehn Jahren. Der Künstler kam zu mir in seiner artigen Weise und sagte: „Vielleicht

Sie, mögen wir als Reisegenossen, und da wir morgen früh abfahren, wohl daran thun, dasselbe Hotel zu nehmen.“ Ich wußte, was er meinte und dankte ihm, merkte den Namen des Hotels, das er gewählt hatte und setzte meine Betrachtungen fort.

Nachdem mein kleiner Ledersack aus dem großen Gepäckbeege auf dem Dampfschiffe hervorgezogen war, ging ich zu dem bezeichneten Gasthofe, fand einen englischen Kellner daselbst, traf meinen Freund, den Künstler, einmal in dem Corridor, der mir herzlich die Hand schüttelte und ein odee zwei Scherze vorbeachte, aber in keiner Weise Miene machte, in meine Vertraulichkeit zu dringen. Am Abend ging ich aus, um an der Wasserseite umherzustreifen, und nach Hause gekommen, folgte ich der Idee, mit dee ich in Rotterdam zufrieden gewesen war, und aß eine Suppe von Brod und Milch. So weit ging Alles gut; aber am nächsten Moegen war ich in ernstlicher Verlegenheit, denn das Boot fuhr um fünf Uhe ab und der englische Kellner stand nicht auf. Bald nach Vier des Morgens schrie ich hinaus über die schwere Treppe des dunkeln alten Gasthofs den schläfrigen Leuten zu, die nicht Englisch sprachen, daß ich, wenn es ihnen beliebe, gerne etwas Brod und Milch hätte, bevoe ich ginge. Ich konnte nichts machen und nichts erhalten, und ging an dem unangenehmen Morgen fort zum Dampfschiff, in Gesellschaft des Künstlers und seiner Familie, von der mehrere Glieder auf der Treppe des Gasthofes gefallen waren. Sie hatten sich nämlich in wüthender Eile angekleidet und heißes Wasser, die Rechnung, einen Träger und andeee Dinge für die letzten zehn Minuten verlangt, während ich, tapferer, aber keineswegs glücklicher in meiner Tapferkeit, zu rechter Zeit auf und angekleidet gewesen war, um eine halbe Stunde der vergeblichen Bemühung um ein Frühstück zu widmen.

Dieß war die letzte Station meiner Reise. Am nämlichen Morgen, als das Boot bei der stillen Stadt Neu-Unkraut anhielt, stand auf der Platform ein gemüthlicher Mann mit einer kleinen Tuchkappe auf seinem Haupte und seinen Kragen in den Nacken zurückgeschlagen, der mit schöner Ruhe eine Pfeife rauchte und offenbar mich unter den Passagieren ausgesucht hatte. Ich sah, daß er ruhig auf mich blickte unter dem Gedränge und Getreibe. Ich schüttelte meinen Freunden an Boed die Hände und trat ans Ufer; der Mantelsack ward nach mir aus dem Schiffe gelassen; den Regenschirm führte ich in meiner eigenen rechten Hand. Der ruhige Deutsche schritt augenblicklich vorwärts, nahm mir den Regenschirm (den ich nie wieder berührte bis zu meiner Rückkehr nach England) ab, und bot mir, in englischer Sprache, einen gütigen, freundlichen Willkomm zu Neu-Unkeaut. Ich faßte sogleich Zutrauen zu ihm, und wandelte, seine Hand mit aller kindlichen Einfalt ergreifend, an seiner Seite plaudernd zur Schule.

So endete mein erstes Verkosten der Verantwoetlichkeiten des Lebens. Ich hatte es gerne unternommen und es bekam mir gut. In diesem kleinen Versuche, allein zu fliegen, erlangte ich mehr praktische Kenntniß als für gewöhnlich bei einer halbjährigen Quälerei mit der Grammatik herauskommt. Oft sind die heilsamen Müheseligkeiten der Jugend nur die Vorschule für eine tüchtige Männlichkeit.

De. L.

Reisebilder vom Bodensee.

V. Die Inselstadt.

Von Zeit zu Zeit läßt sich's nicht vermeiden, daß man von den grünen Fluren weg wieder einmal in die grauen Städte einzieht, die als Haltpunkte für eine Reise dasselbe sind, was die Kapitelabschnitte für ein Buch. Ein solcher Haltpunkt am Boden-See ist die Inselstadt **Lindau**.

Der Eezherzog Mathias von Oesterreich, der gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts einmal nach Lindau kam, äußerte bei diesem Besuche: „Lindau sey ein fein Nest, es habe aber böse Vögel darinnen.“ Möglich, daß der österreichische Eezherzog zu seiner Zeit recht hatte, für heute jedoch paßt sein Ausspruch nicht mehr, denn ein „fein Nest“ kann man mit gutem Gewissen das gegenwärtige Lindau nicht nennen, und für „böse Vögel“ möchte ich die gutmüthigen Insulaner am allerwenigsten gehalten wissen. Man mag vom Lande her oder vom See her sich Lindau nähern, es eepräsentirt sich gleich nüchtern, und wie die Schale ist auch der Kern dee Stadt. Lindau macht auch gar keinen Anspruch darauf eine schöne Stadt zu seyn, wohl aber zählt es sich zu den Handelsstädten, und am See nimmt es sogar den ersten Rang ein. Dieß, verbunden mit der eigenthümlichen Lage als Insel, was dem Orte einigen Reiz verleiht, mag der Grund gewesen seyn, den Namen „Klein-Venedig“ aufzubringen. Der alte reichsstädtische Zopf schwoll vielleicht auf, wenn er mit dem Diminutiv der berühmten Dogenstadt prunken konnte; jetzt noch, nachdem die ehemalige Herrscherin der Meere längst ihres Scepters und mit ihm ihees Glanzes beraubt woeden, jetzt noch von „Klein-Venedig“ sprechen, könnte der schwäbischen Inselstadt nur als ein böses Omen gelten, während sie doch berufen scheint, von Jahr zu Jahr eine wichtigere commercielle Rolle zu spielen.

Der Hafen und seine Umgebung bildet den lebhaftesten Theil dee Stadt, wogegen die Stille und Oede in den inneren Straßen auffallend absticht. Fabriken oder sonst wichtige Gewerbszweige sind nicht vorhanden, so daß über die Befriedigung der Ortsbedürfnisse hinaus wenig erzeugt wird; der Duechgangshandel ist die eigentliche Reichthumsquelle der Lindauer, und wenn man den Hafen an einem Samstage besucht, wo längs der Dämme Schiff an Schiff liegt, und Hunderte von Personen mit Aus- und Einladen und Weiterschaffen beschäftigt sind, so wird man keinen geringen Begriff von der Wichtigkeit der Inselstadt bekommen.

Jener trockenen Seelen, welche beim Anblick des geschäftigen Treibens einer Städtebevölkerung nue die Peozentchen berechnen, die das Alles abwerfen mag, gibt es wenig mehr, und wenn man unsere Zeit eine erwerbsüchtige nennt, so muß man nur in Anschlag bringen, daß heut zu Tage die Menschen erwerben wollen, um mehr genießen zu können. Es ist wahr, die Juden sind die Könige der Zeit und Handel und Schacher beherrschen die Welt, allein die civilisirende Mission dieses Treibens ist nicht zu verkennen, und wie widerlich es auch in einzelnen Parthien erscheinen mag, so werden wir doch duech seine allgemeinen Wirkungen leicht versöhnt. Auch hat sich der Handel, wie er gegenwärtig ist, so ziemlich mit all dem Anderen, was ein Menschenherz bewegt, accomodirt; ein Lindauer Kaufmann müßte aber geradezu statt des Herzens eine Stahlfeder in der Brust sitzen haben, wenn er, an den wie immer auch geschäftig wimmelnden Hafen tretend, nichts als Kaufmann bliebe; der schillernde Wasserspiegel darüber hinaus, mit all dem Reichthum der Ufer im mannichfachsten Gewande...: dieß muß das Heez weiten und kann den Menschen unmöglich zur bloßen Scheeib- und Rechnenmaschine werden lassen.

Wie in den meisten ehemaligen Reichsstädten, hat sich übrigens auch in der schwäbischen Inselstadt jene alte reichsstädtische Solidität erhalten, welche die Ansichten etwas conservativ und stationäe macht, und die Bewegung des gesellschaftlichen Lebens häufig schwerfällig und eckig erscheinen läßt. Lindau ist, so wie der Lage am See nach, auch in dieser Beziehung der Antipode von Konstanz. Beide sind die bedeutendsten Städte am See; Konstanz katholisch mit heiterer Färbung, Lindau lutherisch mit düsterem Anstrich. Die Konstanzer beweglich, leichten Sinnes, schnell erregbar, für alles Neue empfänglich; die Lindauer abgemessen, voller Ueberlegung, ruhigeren Blutes und am Hergebrachten hängend. Es sind dieß natürlich nur Andeutungen von durch-

schnittlicher Geltung, gewiß kann man aber nicht leicht zwei vollständigere Gegensätze finden als die beiden Seestädte.

Ein Gang durch Lindau bietet nichts dar, was der Bemerkung wirklich werth wäre; die Stadt ist klein (zählt circa 3000 Einwohner), und kein hervorragendes Monument, man müßte denn eine verwitterte Mauer für ein solches halten wollen, mahnt an ihr hohes Alter. Um die Mitte des 10. Jahrhunderts erscheint Lindau als Stadt, lange vorher schon wird es aber als Weiler und Stift genannt mit Kirchen, an welchen der Sage nach Engel bauen halfen. Auch scheint es, daß die Römer bei ihrem ersten Auftreten am See hier eine militärische Station anlegten, und daß sogar noch weit früher zurück die Insel der Hauptort des Lenzgaues war und den Namen „Lentia“ führte, von wo wohl auch der heutige Name mit mehr Grund abzuleiten ist, als von den paar Linden, die auf der Insel stehen.

Für den reizlosen Gang durch die Stadt entschädigt aber eine Promenade auf der dreihundert Schritt langen hölzernen Brücke, welche Lindau mit dem festen Lande verbindet. Man steht hier inmitten der weiten Wasserfläche, die, mag sie nun stürmisch bewegt seyn oder in spiegelglatter Ruhe sich sonnen, stets ihren geheimnißvollen Zauber behält. Nicht leicht anderswo findet sich wie am Boden-See eine solche Fülle der reizendsten Naturschauspiele in immer neuen wechselnden Gestaltungen vor, und eine rechte Stunde am Morgen oder Abend auf der Lindauer Brücke wird in dem Skizzenbuche jedes Malers eine brillante Stelle einnehmen.

Die Sonne sank langsam in Westen hinab zwischen lichteren und dunkleren Wolken, die träg von Morgen gegen Abend am Himmel hinzogen und hinter den Vorarlberger Höhen herauf immer düster und düsterer emporstiegen. Das goldene Licht des Sonnenballs stahl sich wechselsweise durch die Segler der Lüfte oder sprengte hier und da eine graue Decke auseinander, wie um anzudeuten: Noch ist meine Herrschaft nicht zu Ende! In solchen Augenblicken wurde das Firmament von einer die Augen verwirrenden Farbenpracht überfluthet; Farben, für die wir keine Namen besitzen, bald leise hingehaucht, bald von den grellsten Effekten, wechselten Schlag auf Schlag, reizenden Chromatropen gleich, ab, und der leicht bewegte See glühte wie mit Edelgestein und Perlen übersäet hintereinander purpurn, violett und grün, je nachdem die Lichtstrahlen sich auf der schwankenden Fläche brachen. Schon seit einiger Zeit war die feuerige Sonnenkugel hinabgerollt, die letzten Rubinen erbleichten am Himmel, nur ein verblaßter Schein verrieth den Weg, den die Licht- und Wärmespenderin eingeschlagen. Oben hatten nunmehr die Wolken freies Spiel und plänkelnd zogen sie dieselbe Straße dahin. Ueber den Pfänder herauf ballte sich's aber dichter zusammen, nicht lange dauerte es und einzelne Blitze durchzuckten das Gewölk; erst bleich, dann alle Schattirungen durchgehend bis zum blutigsten Roth, und immer rascher aufeinander. Der dunkle Berg bot so einige Zeit lang den Anblick eines Vulkans, der in seinem Innern erregt, die grollenden Vorläufer einer nahen Eruption hinaussendet. Träge und schwerfällig wälzte sich nach und nach die dunkle Masse unter Donner und Blitz heran, bis sie allmälig sich weit über den See ausbreitete. In wilder Hast entlud sich nun das schwarze Gewölk, momentweise glich der ganze Himmel einem Feuermeer, das ein gespenstiges Licht über Land und Wasser warf und dem ganzen Gemälde einen unheimlichen und doch reizvollen Anstrich gab. Launenhaft zuckten dazwischen einzelne Blitze diesem oder jenem Ufer zu, erhellten flüchtig eine Parthie, die schnell wieder in Nacht begraben wurde, indeß auf einem anderen Punkte sofort dasselbe Spiel begann. Oft stand mit dem Himmel zugleich der See wie in Brand, so daß das Oben und Unten eine blutige Vermählung zu feiern schien, und wenn das Feuer des Himmels krachend herab in die Wogen fiel, zitterte es bis hinüber an die festen Ufer.

Für uns, die wir von fernher kommen, aus Gegenden, mit denen die Natur stiefmütterlich zu Werke ging, für uns mögen die gebenedeiten Stellen der Erde einen weit größeren Reiz haben als für Diejenigen, die auf ihnen wohnen. Größern Genuß als ihnen gewährt uns ihre Heimath, oder wo sie vielleicht aus Gewohnheit ruhig genießen, leeren wir den Becher in berauschenden Zügen. Auf den Begeisterten wirkt jene Ruhe stets unangenehm, wie sehr es auch in der Natur des Menschen begründet liegt, daß er gegen Das, was er dauernd besitzt, bis zu einem bestimmten Grade gleichgültig wird. Nicht selten habe ich auf meinen Wanderungen zu bemerken geglaubt, daß die Leute an Ort und Stelle gewissermaßen nur aus Artigkeit gegen den Zugereisten die paradiesische Umgebung bewundern halfen, und auch in der schwäbischen Inselstadt konnte ich mich dieser Wahrnehmung nicht ganz erwehren.

Für solche gewissenhafte Geschäftsleute, wie die Lindauer sind, kommt immer „erst das Geschäft, dann das Vergnügen“, und dieser Grundsatz, wenn auch nicht grell herausgekehrt, geht natürlich mehr oder weniger in die ganze Menschenexistenz über. So wird z. B. in Lindau auch sehr wenig Politik getrieben, und der Conversationston ist überhaupt ein durchaus ungewürzter, was sich eben durch das Vorwiegen merkantiler Interessen erklärt. Die bayrische Regierung läßt denselben eine außerordentliche Pflege zu Theil werden, und nährt dadurch den Geist der Betriebsamkeit noch mehr. Seit Einführung der Dampfschifffahrt auf dem Bodensee hat sich die Verkehrsthätigkeit unausgesetzt gesteigert und Lindau die besten Früchte davon geerntet, obwohl ihm nicht der Ruhm gebührt, den ersten rauchenden Schlot hinaus in den See gesandt zu haben. Die Einführung der Dampfschiffe bildet in dem Verkehrsleben am See einen wichtigen Moment, und war so gegen alle hergebrachte Vorstellungen der Leute, daß, als im Jahr 1824 das erste Dampfschiff in Friedrichshafen erbaut wurde (ein früherer eben daselbst gemachter Versuch war mißglückt), die Schiffsleute die feste Ueberzeugung aussprachen, daß das neue Schiff nie von der Stelle gehen würde. Um die Erbauer an Ort und Stelle gleich verhöhnen und verspotten zu können, hatte sich zu dem Tage, wo das Schiff vom Stapel gelassen wurde, das ungläubige Völkchen in Masse eingefunden, und als in dem entscheidenden Augenblicke wider alles Erwarten die in die Wellen greifenden Radschaufeln den geheimnißvollen Bau vorwärts trieben, erklang verwundert ein allgemeines: „'S goht, 's goht wahrlich!“ (es geht) durch die Reihen. Das hatten sich denn die Leutchen doch nicht gedacht. Nicht minder ungläubig zeigten sich einige Jahre später die Lindauer wieder, als man von Erbauung eiserner Dampfschiffe sprach. „Isen (Eisen) schwimmt net!“ war der ewige Refrain der Leutchen, welche bisher nur in hölzernen Schiffen gefahren waren, und um sie zu bekehren, mußte erst das eiserne Schiff manche Probefahrt bestanden haben; immerhin schien ihnen auch dann noch die Sache bedenklich. Neben solchen vorgefaßten Meinungen der Massen hatten es aber die Neuerer auch mit der Verletzung sehr positiver Interessen zu thun, und die anfangs spottbereite Zunft der Schiffsleute suchte, als es Ernst ward, schnell nach ihren alten Pergamenten und Urkunden, die ihr alles Fahren auf dem See als Privilegium sicherten. Unter Vermittlung der Regierung fand eine Ablösung statt, die ein schönes Stück Geld in die Taschen der Schiffsleute führte, für die nun ein faules Leben begann, frei von Sorgen, und wenn man heute noch auf der Lindauer Brücke oder am Hafendamme einem fetten Bäuchlein und darüber röthlich trotzendem Gesicht begegnet, so kann man sicher darauf zählen, einen abgelösten Schiffsmann vor sich zu haben.

Mannichfaltigkeiten.

(Gotha, 25. Sept.) Neulich ist es einem sehr gelehrten Manne, dem Professor W. aus Berlin, auf der Thüringer Eisenbahn recht fatal gegangen. Derselbe kam mit Gattin nach Halle und reiste von dort hierher weiter, vergaß aber in Halle, seinen Reisesack mitzunehmen. Die Frau Professorin stieg deßhalb in Naumburg aus, um nach Halle telegraphiren zu lassen, daß der Reisesack nach Gotha geschickt werde. Sie hatte sich aber wahrscheinlich etwas zu lange aufgehalten und der Zug ging ohne sie ab. Deßhalb stieg nun der Herr Professor in Apolda aus, um sofort mit dem nächsten Zuge die Gattin in Naumburg wieder zu treffen. Als er nicht wieder im Waggon erschien, bemerkten die anderen Passagiere, daß der Herr Professor seinen Paletot, Hutschachtel rc. liegen gelassen habe, und gaben diese Effekten nach der Adresse auf dem Bahnhofe in Gotha ab. So befand sich nun die Hutschachtel rc. in Gotha, der Herr Professor in Apolda, die Frau Professorin in Naumburg und der vereinsamte Reisesack in Halle.

(Die Orgel in früherer Zeit.) Im Laufe des siebzehnten und zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts wurde, wie Seidel in seinem Handbuche für Organisten, Orgelbauer u. s. w. nachweist, viel Sorgfalt und Geld auf die äußere Ausschmückung der Orgel verwendet. Das ganze Gehäuse wurde mit Statuen, Engelköpfen, Vasen, Laubwerk und selbst Figuren von Thieren verziert. Bisweilen waren die vordersten Pfeifen vergoldet, versilbert oder bemalt und die Lippen der Pfeifen waren zu eisernen Kinnladen gestaltet... Unter den Ornamenten spielten die Figuren von Engeln eine Hauptrolle, man gab ihnen Trompeten in die Hände, die sie nach und von dem Munde bewegen konnten. Auch Glockenspiele und Pauken wurden von diesen Engeln gehandhabt. Nicht selten befand sich inmitten dieser Engel-Heerschaar ein größerer, dickerer Engel, der meist über den anderen schwebte und mit seinem Taktstocke sein überirdisches Orchester dirigirte. Unter solchen Umständen konnte man des Firmamentes nicht entbehren. Da gab es wandernde Sonnen und Monde und bewegliche Cymbelsterne. Selbst das Thierreich mußte sein Contingent stellen. Nachtigallengesänge, Kukuksgeschrei feierten das heilige Christfest und verkündeten der christlichen Versammlung die Geburt des Erlösers, dabei klappten Adler mit den Flügeln oder flogen gegen eine künstliche Sonne empor. Die Krone von allen diesen Abgeschmacktheiten aber war der Fuchsschwanz. Man beabsichtigte, alle jene neugierigen, kecken Personen von der Orgel zu verscheuchen, die sich um sie her drängten und oft den Organisten störten, und so geschah es denn, daß, wenn sie der Orgel zu nahe kamen, ihnen plötzlich ein gewaltiger Fuchsschwanz ins Gesicht flog... Eine andere, etwas seltsame Vorrichtung war das sogenannte tremolando, ein Register, welches bei Todtenfeiern, an Fasttagen und auch am Charfreitage das Schluchzen, Seufzen und Zittern der Menschen darstellen mußte.

Die Freunde Lamennais sind in großer Angst über das Schicksal der von ihm hinterlassenen Schriften. Lamennais hatte zwar ein ganz von seiner Hand geschriebenes Testament hinterlassen, indem er dem berühmten Historiker H. Martin, einem seiner besten Freunde, die Sorge für die Herausgabe seiner Schriften empfahl. Aber Lamennais hatte vergessen, dieses Testament zu unterzeichnen, und die Manuscripte Lamennais fallen nun mit seiner weiteren Hinterlassenschaft der Schwester zum ausschließlichen Eigenthum anheim. Es ist aber bekannt, daß die Schwester des genannten Schriftstellers ganz andere politische und religiöse Meinungen hegt, als ihr Bruder, und man glaubt, sie werde es als eine Gewissenssache betrachten, die philosophischen Manuscripte Lamennais der Oeffentlichkeit nicht zu übergeben. In der literarischen Welt Frankreichs macht diese Möglichkeit nicht geringes Aufsehen, und es ist die Rede davon gewesen, die Erbin wenigstens zur Hinterlegung von Lamennais Papieren anzuhalten und dieselben so wenigstens vor gänzlicher Vernichtung zu retten.

Die Gebrüder Schlagintweit aus München rüsten sich zu ihrer Expedition nach Central-Asien, um während mehrerer Jahre Beobachtungen im Himalayagebirge über Klimatologie und Meteorologie des mächtigen Gebirgsstockes der Erde anzustellen, wie sie dieß bereits in den Alpen gethan haben. Der ältere Bruder befindet sich bereits in London, der jüngere verweilt noch in Berlin, um die von dortigen Mechanikern gefertigten Instrumente, denen in Bezug auf Solidität und Genauigkeit der Vorzug vor den englischen gegeben worden ist, in Empfang zu nehmen. Die Zahl dieser Instrumente ist bedeutend, und die Kosten derselben belaufen sich auf etwa 1000 Pfd. Sterl. Zu ihrem ersten Werke über die Natur und Eigenthümlichkeit der Alpen haben beide Geographen neue Beiträge über den Monte Rosa und einige andere Alpengebiete gefügt. Zu den Kosten der Expedition ist von Seiten des Königs von Preußen ebenfalls ein Beitrag zugesichert, da sich namentlich Alexander von Humboldt für das Unternehmen interessirt; die Hauptkosten werden indessen von der englisch-ostindischen Kompagnie getragen, welche zunächst auf vier Jahre einen Beitrag von 1000 Pfund Sterl. jährlich zugesichert und wohl auch die Kosten zur Beschaffung der Instrumente getragen hat.

Korrespondenz.

Mainz, 28. September.

Gestern Abend stürzte an dem Schloßplatze ein Laternenposten um und erschlug einen vorübergehenden Mann, einen Arbeiter aus der Stumpf'schen Maschinenfabrik, welcher eben im Begriffe war, von der Arbeit nach Hause zu gehen. Der Verunglückte hinterläßt eine Frau und fünf Kinder. Wir können uns gratuliren, daß wir nun in ein paar Monaten Gasbeleuchtung erhalten und dann die gefährlichen Laternenposten, deren in einem Zeitraum von etwa einem Jahre, so weit wir wissen, hier drei umgestürzt sind, verschwinden werden. Zum Glück blieben die anderen Fälle ohne so traurige Folgen, indem die Vorübergehenden mit dem bloßen Schrecken davon kamen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 235. Montag, den 2. October 1854.

Das verrufene Haus.

(Von C. Reulbach.)

Ich hielt mich seit einigen Tagen in X. am Rhein auf. Das Städtchen war freundlich, die Leute, mit welchen ich bis jetzt in Berührung gekommen war, zuvorkommend und umgänglich; dazu hatte ich mir eine bequeme Wohnung gemiethet und mich ganz comfortabel eingerichtet. Von meinen Zimmern aus genoß ich eine herrliche Aussicht, da die Umgebungen des Ortes zu den reizendsten am Rheine gehören. Auf der einen Seite des Horizonts begegneten dem Auge die Ausläufe der Berge, auf deren letzten Vorbergen einige noch wohlerhaltene Ruinen malerisch gruppirt lagen; die andere Seite begränzten ausgedehnte Waldungen. Die ganze Scenerie sprach mich ungemein an und es war meine liebste Unterhaltung, die Gegend nach allen Richtungen hin durchstreifen zu können. Eine meiner Hauptbeschäftigungen war auch, mich mit den Erzählungen und Sagen einzelner Orte bekannt zu machen, wovon einige im Munde der Bewohner mit freundlichen Erinnerungen ausgeschmückt, andere hingegen als Stätten des Schreckens und des Abscheues bezeichnet werden. Nicht lange sollte es dauern, daß mich der Zufall mit der Geschichte einer der letzteren bekannt machte.

Kurz vor meiner Ankunft im Städtchen war Herr X. daselbst als Gerichtsarzt angestellt worden. Er war gleichfalls ein großer Naturfreund und hatte sich schon lange um diese Stelle beworben, da sie seinen Wünschen vollkommen entsprach. Es konnte sich daher nicht fehlen, daß wir, nachdem wir uns einmal gesprochen, bald näher miteinander bekannt wurden und die herrlichen Ausflüge in die Umgegend, soweit es ihm sein Dienst erlaubte, gemeinschaftlich machten.

Eines schönen Morgens, als wir eben für den Nachmittag eine interessante Tour verabredet hatten, wurde X. in ein von dem Städtchen entfernt gelegenes Dorf zu einem Taglöhner gerufen, der sich beim Holzfällen mit der Axt bedeutend den Fuß verletzt hatte. Er ersuchte mich, ihn zu begleiten, was ich ihm auch gerne zusagte. Wir machten den Weg zu Pferde und kamen Mittags an Ort und Stelle an. Nachdem der Verband und das sonst noch Nöthige besorgt war, ritten wir wieder weg, in der Hoffnung, X. noch vor Abend zu erreichen. Der Himmel, der am Vormittage heiter gewesen war, hatte sich nun überzogen; das Wetter war unfreundlich geworden. Ein schneidender Wind trieb immer dichtere Wolken herauf, deren Färbung ein heftiges Unwetter voraussehen ließ. Wir konnten nicht so rasch reiten, als wir wünschten, da der entgegenwehende Sturm uns am schnellen Vorwärtskommen hinderte, und doch hatten wir noch eine ansehnliche Strecke zurückzulegen. Bis jetzt hatte die Straße längs dem Saume des Waldes hingeführt, da gewahrten wir einen links in das Dickicht sich einbiegenden Seitenweg, von dem X. versicherte, daß wir, denselben einschlagend, früher nach Hause kommen würden. Da er sich schon längere Zeit als ich hier aufhielt, also eher mit der Gegend bekannt seyn mußte, so folgte ich seinem Rathe, und, durch die Bäume nun mehr gegen den Wind geschützt, trabten wir auf dem neuen Wege rasch vorwärts. Aber anstatt, wie wir glaubten, bald wieder jenseits auf die Ebene zu kommen, führte der Pfad immer tiefer in das Dickicht. Wir trieben unsere Pferde noch mehr an, aber der Wald wollte kein Ende nehmen und endlich unterlag es keinem Zweifel mehr, daß wir eine falsche Richtung eingeschlagen hatten. Umzukehren war zu spät. Schon war die Dämmerung eingetreten und das endlich losbrechende Unwetter vermehrte noch die Dunkelheit. Von dem äußerst heftig herabströmenden Regen wurden wir in wenig Minuten bis auf die Haut durchnäßt und hatten die angenehme Aussicht, in diesem Zustande vielleicht noch ein paar Stunden fortreiten zu müssen.

Da lichtete sich plötzlich der Wald und der Weg führte auf eine offene Stelle, an deren anderem Ende wir in kaum noch erkennbaren Umrissen ein Gebäude wahrzunehmen glaubten. Wir eilten darauf zu und gelangten zu einer äußerst baufälligen Hütte, an welche ein eben so gebrechlicher Schoppen angebaut war, der jedoch unseren Pferden wenn auch nur den nothwendigsten Schutz gewährte. Nachdem wir abgesessen waren, näherten wir uns der Thüre, welche, unverschlossen, sogleich den Eintritt gestattete. Wir befanden uns in einem dunkeln Raume. Mein Gefährte, der als leidenschaftlicher Raucher nie ohne Feuerzeug war, machte Licht und wir sahen uns allein an einem Orte, der keineswegs geeignet war, Zutrauen einzuflößen. So elend jedoch die Hütte aussah, gewährte sie uns doch Schutz gegen den Regen. Das Gemach, in dem wir uns befanden, mußte zugleich Küche, Wohnung und Schlafstube gewesen seyn. In einer Ecke war ein Herd angebracht, über welchem sich ein Rauchfang befand, daneben war ein Bündel dürrer Aeste aufgehäuft; in einer anderen Ecke lag etwas Stroh. An der der Thüre entgegengesetzten Wand befand sich eine zerbrochene Leiter, welche in einen Speicher führte, dessen Boden die Zimmerdecke bildete und der unmittelbar unter dem Strohdache lag. Nachdem wir so die Hütte gänzlich durchsucht hatten, wurde schnell ein tüchtiges Feuer angemacht, um uns zu erwärmen und unsere Kleider zu trocknen. Wir waren schon geraume Zeit damit beschäftigt, uns so gut wie möglich einzurichten, denn wir machten uns darauf gefaßt, die Nacht, wenn auch mit hungrigem Magen, doch wenigstens unter Dach hier zuzubringen, als wir durch das zerbrochene Fenster nicht weit von der Hütte einen Hirtenknaben daherkommen sahen, der einige Ziegen vor sich hertrieb. Wir eilten sogleich hinaus, um ihn zu fragen, in welcher Gegend wir uns denn eigentlich befänden, aber kaum hatte er uns erblickt, als er einen Schrei ausstieß und eiligst davon lief. Wir

eilten ihm nach, aber vergebens suchten wir ihn Anfangs einzuholen; als er unsere Tritte vernahm, rannte er wo möglich noch schneller und nur, da er auf dem nassen Boden ausgleitend, fiel, war es uns möglich, ihn zu erreichen. Als wie den Knaben aufrichteten, zitterte er an allen Gliedern; wir versicherten, daß ihm durchaus nichts zu Leide geschehen solle, sondern daß er im Gegentheile eine gute Belohnung erhalte, wenn er uns in das nächste Dorf führen würde. Indem ich ihm sogleich einige Groschen gab, erholte er sich wieder von seinem Schrecken und versprach uns den Weg zu zeigen. Wir zogen unsere Pferde aus dem Schoppen, wo wir sie angebunden hatten, und langsam hinter unserem Führer herreitend, kamen wir nach ungefähr einer Stunde an die ersten bewohnten Häuser. „Warum warst Du so erschrocken, als Du uns sahst“, fragte ich den Knaben, als ich ihm am Eingange des Dorfes seinen Führerlohn einhändigte. — „Weil Ihr aus dem verrufenen Hause herauskamt“, gab jener zur Antwort. — „Und warum ist das Haus verrufen?“ fuhr ich fort. — „Das kann der Wirth Euch am besten erzählen“, war seine Erwiederung, wobei er auf die erleuchteten Fenster eines naheliegenden großen Hauses zeigte und dann in der Dunkelheit verschwand.

Es war das Wirthshaus, wohin er uns gewiesen hatte. Der Wirth, ein rüstiger Fünfziger, mit jovialer Miene, empfing uns sehr freundlich, und obwohl er sich mit Mangel an Vorräthen entschuldigte, erhielten wir doch ein ganz leidliches Nachtessen. Als wie uns wieder etwas restaurirt hatten, erzählten wir unser Abenteuer, und bei der Erwähnung des Schreckens, in welchen den Hirtenjungen unsere Erscheinung versetzt hatte, sowie bei der Aeusserung desselben, daß wir hier Näheres darüber erfahren könnten, nahm unser Amphytrion eine immer mehr selbstzufriedene Miene an. Es war leicht zu bemerken, daß er eben so begierig war, zu erzählen, als wie, zu hören.

(Schluß folgt.)

Folgen des Fanatismus.

(Breslau.) Am 15. Sept. wurde vor unsern Assisen ein Fall verhandelt, der das Interesse der Leser im höchsten Grade in Anspruch nehmen wird, weil er im innigen Zusammenhange mit den Bestimmungen und Eingriffen der katholischen Kirche in die gemischten Ehen steht.

Der Angeklagte, ein Schneidergeselle aus Trebnitz, katholischer Confession, war Willens, sich mit einem evangelischen Mädchen zu verehelichen. Er begab sich deßhalb zu dem Erzpriester Bargander in Trebnitz, um das Aufgebot zu bestellen. Der Priester rieth ihm von der Eingehung der gemischten Ehe ab. Da der Betreffende aber fest blieb, suchte er ihn zu veranlassen, seine ketzerische Braut wenigstens zum Uebertritt zu bewegen, indem er ihm vorstellte, daß sie sonst ihm gewiß an Fasttagen Fleischspeisen kochen und seine Kinder zum Uebertritt zur evangelischen Kirche verleiten werde, daß er auch sonst im Nachtheil seyn werde, weil der protestantische Theil sich jederzeit wieder von ihm trennen und einen neuen Bund eingehen könne, während ihm dieß nicht mehr freistehen werde. Ferner äußerte er ohne allen Grund (auf ein bloßes Gerücht hin und ohne daß er auf Befragen des Vertheidigers vor Gericht einen Urheber namhaft machen konnte), mit seiner Braut sey es nicht so ganz richtig. Erst nachdem durch ein ärztliches Attest die Unbescholtenheit dieses Mädchens, dessen Erscheinen vor Gericht einen allgemein günstigen Eindruck hervorrief, erwiesen war, erfolgte das Aufgebot. Dem Angeklagten selbst, einem damals vollkommen unbescholtenen Manne (was durch die ausgezeichneten Atteste seiner Meister, des Trebnitzer Magistrats, der Leute, bei denen er gewohnt hat, wie durch die Aussagen sämmtlicher Zeugen erhärtet wurde), glaubte er auf seine Versicherung hin nicht, daß er zum Abendmahl gewesen sey, sondern befrug erst den dazu berufenen Kaplan um die Wahrheit der Sache.

Der Mann, verwirrt durch die Worte des Priesters, argwöhnisch gemacht gegen seine Braut, verließ den Priester und irrte von Trebnitz fort an dem zur Hochzeit festgesetzten Tage. Nun hört er unterwegs, daß seine Braut in Folge seines Ausbleibens bei der Hochzeit schwer erkrankt, später, daß sie gestorben sey. Er läuft bis Breslau in einem Zustand der Erregtheit, der sich nach Aussage der Zeugen sogar im Aeußern deutlich ausdrückte, trotzdem daß er kein Wort über sein Befinden bis zu seiner Rückkehr nach Trebnitz geäußert hat, sondern auf Befragen immer nur auf seinen Kopf und sein Herz gedeutet und gesagt habe: „Hier sitzt's.“

In Trebnitz macht ihm sein Meister bei seiner Rückkehr Vorwürfe über sein Ausbleiben. Er antwortet nichts als: „Ich muß in die Kirche gehen, und dann — dann habe ich noch einen Gang.“ Der zweite Gang war der zum Erzpriester. Er macht demselben Vorwürfe, daß er ihm das sogenannte Brautexamen so erschwert habe, frägt ihn, was er nun anfangen soll, und als jener ausweichend antwortet, reicht er ihm die linke Hand wie zum Abschied und mit der Rechten versetzte er ihm einen Stich in den Unterkiefer. Dann fällt er zurück und ruft: „Was habe ich gethan! Ich hätte Sie ja ermorden können!“ Darauf verlangt er seine Verhaftung. So weit die Geschichte.

Bei der heutigen Verhandlung wurde die Anklage vom Oberstaatsanwalt Fuchs wegen versuchten Mordes aufrecht erhalten, indem er sich vorzüglich auf die allerdings äußerst verwirrten Aeußerungen des Angeklagten nach der That und auf die früheren Protokolle stützte. Der Vertheidiger hingegen, Refer. Dr. Heymann, wies auf den unzurechnungsfähigen Zustand des Angeklagten während der That, auf den früheren ausgezeichneten Lebenswandel des Angeklagten, auf seine excentrische Gemüthsart, auf die beleidigenden Reden des Priesters, auf die traurigen Folgen seines Ausbleibens bei der Hochzeit, auf die vom Arzte anerkannte Unzulänglichkeit des Instrumentes, auf die Richtung des Stiches und vor Allem auf einen Paragraphen des Gesetzes hin, in dem der Versuch eines Mordes definirt wird, und wies nach, wie bestimmter Voraussetzungen wegen das Vergehen nicht als Mordversuch angesehen werden könne. Das Resultat der Verhandlung war die Freisprechung des Angeklagten. Nachträglich muß noch erwähnt werden, daß die Braut des Angeklagten zwar schwer erkrankt, aber nicht wirklich gestorben war und daß der Angeklagte die Absicht hat, sie jetzt zu ehelichen.

Möchte dieser höchst traurige Fall, der so recht klar zeigt, welch unselige Folgen, nicht die gemischten Ehen, wie von einer Seite her behauptet wurde, sondern das Streben überhaupt und die Art der Verhinderung derselben durch die katholische Kirche hat, recht bald dazu beitragen, eine bessere Ueberzeugung den Herzen einzuflößen! Mit dem Erzpriester Bargander wollen wir unsererseits eben so wenig rechten, als mit dem Angeklagten. Ersterer verlangte vor Gericht, man dürfe seine Handlungsweise nur von katholischem Standpunkte beurtheilen; wir gestatten ihm die Forderung gern, weil in ihr ein Zugeständniß liegt, wie wir es seit lange aus dem Munde eines katholischen Priesters nicht vernommen haben, freuen uns aber eben so über das Votum der Geschworenen, weil sie den Angeklagten von rein menschlichem Standpunkte aus beurtheilt haben. (Prot. Kirchenz.)

Der alte Napoleon und die Wiederherstellung Polens.

In den jüngst erschienenen „Erinnerungen eines Zeitgenossen aus der neuesten Geschichte von A. F. Villemain“ finden sich interessante Gespräche, die Napoleon vor dem großen Feldzug gegen Rußland mit dem Generaladjutanten Narbonne und einigen andern seiner Räthe über den Vorschlag einer Wiederherstellung Polens führte. „Der Krieg“, sagte Napoleon unter Anderm, „war in meinen Händen das Gegengift gegen die Anarchie, und jetzt, wo ich mich seiner wieder bedienen will, um die Unabhängigkeit des Abendlandes sicher zu stellen, habe ich das Bedürfniß, daß er nicht wieder das neu belebt, was er unterdrückt hat, den Geist revolutionärer Freiheit. Ich, ich liebe die Polen auf dem Schlachtfelde, es ist ein tapferer Menschenschlag; was aber ihre derathenden Versammlungen, ihr liberum veto, ihre Landtage zu Pferd mit gezogenem Säbel anlangt, so will ich nichts von allem Dem. Es ist schon genug für unsern Continent, was wir an den tollen Cortes von Cadir haben. Täuschen Sie sich hier nicht; die Auferstehung des halb republikanischen Polens würde eine andere Verlegenheit seyn als seine Dauer ohne Unterbrechung. Es könnte sich ohne großen Schaden unter seiner alten Form kümmerlich durchfristen. Heutzutage muß man aber an die Nachbarhäuser Feuer anlegen, um die seinigen zu retten. Nur durch eine teuflische Propaganda würde es Kraft haben.

„Ich habe darüber nachgedacht; ich will in Polen ein Lager, aber kein Forum. Wir würden übrigens ein Stückchen Landtag mittelst einer Schilderhebung im Großherzogthum Warschau haben, aber nichts weiter. Ich werde gegen Alexander den Krieg mit Linienwaffen, durch zweitausend Feuerschlünde und fünfmalhunderttausend Soldaten, ohne Insurrektion führen. Ich werde ihm Moskau nehmen, ich werde ihn nach Asien zurückwerfen. Aber ich werde keinen Club, weder in Warschau, noch in Krakau, noch anderwärts dulden. Was ich hierüber sage, geschieht nicht aus Familienrücksichten für Oesterreich, welches Hand und Arm zum Viertheilen Polens ausstreckt. Im Grunde könnte ich es auf einem anderen Punkte entschädigen, ihm Illyrien zurückgeben und um diesen Preis ihm seinen Theil von Polen wieder nehmen, ohne daß es sich über zu strenges Verfahren beklagen könnte; denn selbst der Tausch ist vorgesehen. Aber es ist nicht meine Sache, in Europa wieder einen republikanischen Herd bei einer Nation von 20 Millionen Menschen aufzurichten, die kriegerisch, aber nicht industriell ist, die an Böhmen gränzt, der alten Erde der Hussiten und Taboriten, und ich weiß nicht, welches mystischen oder demagogischen Fanatismus, der uns nicht anstände, fähig wäre. Nein, ich will Polen nur als disciplinirte Macht, um ein Schlachtfeld zu besetzen.“

So begann der alte Napoleon den furchtbaren Krieg gegen Rußland, ohne Polen oder irgend ein Land freimachen zu wollen, sich blos auf unterworfene Völker und blinden Soldatengehorsam stützend. Die Folge war, daß er von seiner Höhe herunterstürzte und der russische Czar als Sieger in Paris einzog. Wie wird es jetzt seinen Nachtretern gehen, die auch Europa vor den Kosaken retten, aber daneben nicht den Schatten einer Freiheit aufkommen lassen wollen?

Mannichfaltigkeiten.

Die „Neue Preußische Zeitung“ berichtet aus Berlin: „Auf einem benachbarten Dorfe ist leider wieder ein Fall empörender Brutalität vorgekommen. Ein aus einer Strafanstalt Entlassener war krank und hülflos in das Dorf gekommen; aber statt sich des Unglücklichen anzunehmen, lud ihn ein dortiger Einwohner auf einen Wagen, fuhr ihn zum Dorfe hinaus auf die Landstraße, legte ihn dort nieder und überließ ihn seinem Schicksal. Der Kranke ist in der Charité gestorben, der Unmensch aber, der ihn so herzlos ausgesetzt hat, verhaftet worden, um nach dem Gesetz bestraft zu werden.“

Die Perlenfischerei im Voigtlande hat dieses Jahr ein kaum erwartetes, günstiges Resultat ergeben. Es wurden gefunden im Ganzen 229 Stück, darunter 106 ganz helle, durchgehends herrliche Exemplare, 43 halbhelle, 30 Sandperlen und 50 verdorbene.

(Baden, 26. Sept.) Gestern ist die ministerielle Genehmigung hier angelangt, während des Winters einige Säle des Konversationshauses, sowie die Restauration offen zu halten. Dem entsprechend, wird Hr. Benazet einen Theil des Kurorchesters hier behalten.

In Mecklenburg gibt es 469 Ortschaften, in denen ein Drittel und mehr der Geburten uneheliche sind, in 79 überwiegen die unehelichen Geburten die ehelichen bei Weitem und in einigen Orten tritt der beklagenswerthe Fall ein, daß die ehelichen Geburten fast als Ausnahme gelten müssen.

Ein höchst raffinirter Betrug wurde vor einigen Tagen von einem jungen Burschen Namens Jakobsohn auf der Berliner Post verübt. Derselbe, aus Posen angelangt, war seit einigen Tagen in Berlin, wo er sich obdachlos umhertrieb. Zufällig gelangte er nach der Post und sah hier den Burschen des Kaufmanns Goldberger, der im Auftrage seines Herrn nach Geldbriefen fragte; es waren jedoch solche noch nicht angelangt und so entfernte sich dann der Bursche. Nach einiger Zeit kehrte Jakobsohn frech zu dem Beamten zurück und fragte, ob für seinen Prinzipal, den Herrn Goldberger, Geldbriefe da seyen? Der Beamte bejahte dieß und gab ihm zwei Geldscheine über zwei Geldbriefe im Betrage von zusammen 52 Thalern, mit dem Auftrage, dieselben von seinem Herrn unterschreiben und untersiegeln zu lassen und sodann die Briefe gegen Rückgabe der Scheine abzuholen. Der listige jugendliche Betrüger begab sich nach der Münze, vor welcher ein Petschaftstecher sich befindet, und ließ sich hier für 2½ Sgr. ein Petschaft mit den Buchstaben J. G. anfertigen, mit welchem er die Scheine untersiegelte, sie danach (Goldberger) unterschrieb und sich nun damit nach der Post begab, wo man kein Bedenken trug, ihm die beiden Geldbriefe auszuhändigen. Für die 52 Thaler kaufte er sich Leibrock, Hose, Weste und Stiefeln und endlich auch eine — Lorgnette; 22 Thlr. aber brachte er durch. Dreist gemacht durch den glücklichen und leichten Erfolg seines Manövers, wagte er sich zum zweiten Male in die Geldbriefexpedition der Berliner Post mit der nochmaligen Anfrage um Geldbriefe für den Herrn Goldberger. Auf der Post war man aber bereits von dem Betruge unterrichtet und hielt den frechen Betrüger fest.

(Eisenach, 20. Sept.) Eine seltene Einfachheit herrscht in der häuslichen Einrichtung des Orleans'schen Hofes. Nicht einmal einen Teppich gewahrt man auf dem Boden der Zimmer, und das Möbel ist einfacher als das irgend eines reichen Patriziers. Worauf die Herzogin viel verwendet, das ist die Anschaffung neuerer Schriften, mit welchen stets ihr Arbeitstisch belagert ist; sie selbst ist sehr fleißig, und die wieder länger werdenden Abende müssen auf ihren Befehl auch von den beiden Prinzen dem Studium und der Lektüre gewidmet werden. Die Charakter-Verschiedenheit des älteren von dem jüngeren offenbart sich übrigens auch darin, daß, während jener mit seinem Taschengelde

sehr haushälterisch ist, dieser es gewöhnlich vor der Zeit ausgibt und diese Etats-Ueberschreitung dann mit temporärer völliger Armuth büßen muß.

Man hat in England, das in den letzten Zeiten vor dem Kriege durchschnittlich jährlich über 100,000 Last Hanf und Flachs aus Rußland bezog, jetzt verschiedene überseeische Produkte in den Handel gebracht, welche jene Pflanzen ersetzen werden; so unter anderen den Manillen-Hanf, einen aus der Ananas-Pflanze gewonnenen Faserstoff, verschiedene Palmgespinnste und die Boehmeria nivea, eine Art Brennnessel, aus der die Chinesen Stricke spinnen, deren Bearbeitung den Engländern aber noch nicht gelungen ist. Außerdem liefert Java die Broussoretia papyrifera, aus welcher pergamentartiges Papier gewonnen wird, wie auch aus dem Bambus in China. Grobe Zeuge werden in Bengalen aus dem Corchorus capsularis gewebt, von dem jährlich 60,000 Tonnen ausgeführt werden, sowie feinere Zeuge aus der Crotollaria juncaea, die man ebenfalls in England benutzt. Der Preis des Hanfes und Flachses ist seit Beginn des Krieges um das Doppelte gestiegen. Rußland verliert durch das Ausfuhrverbot nach England jährlich allein 2 Millionen Livre.

Für die nächstjährige Industrie-Ausstellung in Paris hat die gewesene Schauspielerin Georges (Weimar) den Posten als Aufbewahrerin der abzugebenden Stöcke, Schirme etc. erhalten, um den sich nicht weniger als 9600 Personen beworben hatten, und der ihr voraussichtlich über 100,000 Fr. eintragen wird.

* Aus Tessin erfährt man von dem Betruge eines Pariser Gastwirthes, der sich bei der näheren Untersuchung vielleicht als noch schwereres Verbrechen herausstellen dürfte. Ein Herr de Laplace, Besitzer des Gasthofes „Des Etrangers et de Walter Scott“ Straße Jaquelet Nr. 11 in Paris, hatte zu Anfang Augusts der Gemeinde Ponte Capriasca in Tessin die Anzeige zugehen lassen, daß in seinem Hotel der nach mehrjährigem Aufenthalt in Amerika zurückgekehrte Giov. Fumasoli gestorben sey. Als Hinterlassenschaft des Verstorbenen wurden 94 Fr. in Geld nebst einigen Effekten und Schriften ohne Werth bezeichnet und in einem amtlich versiegelten Sacke übersandt. Ungefähr um dieselbe Zeit aber waren in Tessin Briefe aus Californien eingetroffen, nach welchen mehrere daselbst sich aufhaltende Tessiner dem genannten Fumasoli theils Geld, theils andere Geschenke für ihre Familien mitgegeben hatten, und der Verstorbene selbst, der in Obercalifornien ein Haus und einen Handel besessen, dieß Alles verkauft und den Erlös nebst seinen sonstigen Ersparnissen mit sich in die Heimath genommen hatte. Diese Thatsachen kamen zur Kenntniß des Polizeipräfekten in Paris, der sofort den de Laplace verhaften und in dessen Gasthof Nachforschungen anstellen ließ. Bereits hat man die von Fumasoli mitgebrachten Geschenke, den Beweis für den Verkauf von Goldstaub und für 20,000 Fr. Wechsel gefunden. Es scheint, daß der ehrsame Pariser Hotellier sich von dem einen romantischen Theile des Namens seines Hotels habe verführen lassen, ein freilich in Wirklichkeit sehr schlecht lesbares Stück Romantik in Scene zu setzen!

Der Pariser Jardin des Plantes hat als Trophäe der Expedition nach dem Orient schon zwei walachische Büffel erhalten. Als eine jüngst aus China angekommene Seltenheit nennt man eine Brut Hühner, welche mit seidenartigen Federn bedeckt sind, wie auch riesenhafte Kraniche aus der Mandschurei.

Korrespondenz.

Mannheim, 28. Sept.

Die Schwurgerichtsverhandlungen dieses Quartals, welche mit dem 18. ihren Anfang nahmen, boten bis zum 26. keinen Fall von besonderem Interesse. Mit gedachtem Tage aber entrollte sich uns ein Bild menschlicher Versunkenheit und Bestialität, welches lebhaft an den Stadelmann'schen Giftmord erinnert und denselben an Qualifizirtheit noch übertrifft. Auf der Bank der Angeklagten sitzt nämlich der 55 Jahr alte Bauersmann Georg Adam Gerich von Rosenberg, Amts Adelsheim, und dessen Sohn Jakob Gerich, ein Knabe von 13 Jahren und 9 Monaten, wegen Mord, resp. Beihülfe dazu. In der Nacht vom 28. auf den 29. März d. J. erwürgte jener seine 50jährige Ehefrau, Katharina Barbara, geb. Schweitzer, und der Knabe hielt dabei dessen Opfer, seine leibliche Mutter, an den Beinen fest! Und nicht ein Zug von Reue ist während der Dauer der Verhandlungen auf den Gesichtszügen des jugendlichen Verbrechers zu lesen. Heute noch, nachdem der alte Sünder bereits sein System des Leugnens aufgegeben, beharrte er, trotz seines früheren umfassenden Geständnisses, auf seinen neuerdings gemachten Angaben, resp. dem Widerrufe jenes Geständnisses. Der Alte, ein Mann mit finsteren Zügen, thierischem Ausdruck und rohem, trotzigem Wesen, ist mürbe gemacht durch den Gang der Verhandlungen, durch das Gewicht der gegen ihn zu Tage geförderten Beweise von Schuld, und der keineswegs robuste Knabe trotz allen physischen und moralischen Einflüssen, vor deren Macht sich die eiserne Natur des Vaters endlich beugen mußte. Obgleich der Junge dem Alten in der thierartigen Form des Gesichts ähnelt und etwas Verbissenes in seinem Wesen hat, so sind seine Gesichtsformen doch keineswegs abstoßend. Die Stimme klingt sanft und seine Rede hat, im Gegensatze zu der seines Vaters, den Schliff einiger Schulbildung und zeugt ihrem Inhalte nach von ungewöhnlicher Gewandtheit in Auffassung der Situation. Er ließ sich durch Nichts außer Fassung, resp. von seinem mit dem Vater nachträglich noch vor Beginn der Schwurgerichtsverhandlungen verabredeten System des Läugnens abbringen, und straft das Geständniß des Erstern, so weit es ihn belastet, ruhig Lügen. Mit derselben Ruhe hört er endlich auch das Todesurtheil über seinen Vater und über sich selbst eine vierjährige Correctionshausstrafe verhängen. Veranlassung zu dem erwähnten Mord war von Seiten des Mannes Ueberdruß an seinem seit Jahren kränklichen, unsauberen Weibe, die zudem noch eine schlechte Wirthschafterin und Hauptursache des Verfalls des Gerich'schen Hauswesens war. Durch ein religiöses Conventikel zur melancholischen Schwärmerin geworden, ergab sie sich in ihrer Verstimmung, die nahe an Geisteskrankheit gränzte, der ekelhaftesten Faulheit, indem sie kaum mehr den eigenen Körper reinigte. Um deßwillen war sie fast täglich den rohesten Mißhandlungen ihres Mannes und selbst grober Redensarten ihrer Kinder ausgesetzt. Wäre die Frau nicht zu barbarisch behandelt worden, so wäre das häusliche Elend des Gerich für den Richter vielleicht Veranlassung, den Verurtheilten der landesherrlichen Gnade zu empfehlen, so aber ist eine Umwandlung der Todesstrafe sehr zu bezweifeln, um so mehr, als die Rohheit und Verworfenheit des Mörders so weit ging, den eignen Sohn zur Beihülfe bei dem Erdrosselungsakte zu veranlassen. Uebrigens enthält die Beschreibung des Elends im Gerich'schen Hause, gleichwie die physische und geistige Verkommenheit des größten Theils der zu den Verhandlungen jenes Schauerprozesses zugezogenen Zeugen eine wiederholte dringende Mahnung, dem Nothstande mancher Odenwald- und Bauland-Orte einmal entschieden und energisch entgegen zu treten. Durch Anlage von Distriktskrankenhäusern, durch Auswanderung, Hebung des Verkehrs u. s. w. ließe sich nach verschiedenen Richtungen dem zunehmenden Ruin jener Gegenden entgegen arbeiten. Die Verhandlungen über den oben erzählten Fall dauerten durch drei Tage bis heute gegen 9 Uhr Abends.

Theater-Anzeige.

Montag, 2. Okt. (Gastdarstellung der Frau Leisinger, vom Hoftheater zu Braunschweig): Die Jüdin, große Oper in 5 Acten. Musik von Halevy. Recha: Frau Leisinger.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 236. Dienstag, den 3. October 1854.

Das verrufene Haus.

(Von E. Neulbach.)

(Schluß.)

„Allerdings“, begann der Wirth am Schlusse unserer Mittheilung, indem er sein Käppchen rückte, „allerdings, meine Herren, kann ich etwas Näheres darüber erzählen, denn ich selbst war bei dem Ereignisse, welches der Hütte diesen Namen verschaffte, einigermaßen betheiligt, wie sie gleich hören werden.“ Hierbei zündete er sich seine Pfeife an und fuhr dann fort.

„Am St. Andreastage werden es 19 Jahre. Ich war noch nicht lange in diesen Ort gezogen, daher in der Gegend wenig bekannt. An diesem Tage war ich nach T. geritten, um Einkäufe zu machen. Ich hatte mich dort länger als ich beabsichtigte aufgehalten; es war schon ziemlich spät als ich wegritt und wie Sie, meine Herren, überfiel mich am Rückwege ein Unwetter, welches bald so zunahm, daß mein stutzig gewordenes Pferd nicht mehr vorwärts wollte und ich mich genöthigt sah, abzusteigen. Eben überlegte ich, was zu thun sey, als ich in einiger Entfernung ein Licht schimmern sah. Ich ging darauf zu und gelangte so an jene Hütte, welche damals bewohnt war. Nachdem ich mein Pferd in dem daneben befindlichen Schoppen untergebracht hatte, klopfte ich an die Thüre, welche alsbald ein Weib von unangenehmem Aeußeren öffnete und mich fragte, was ich wolle.

„Ich komme von T.“, gab ich zur Antwort, „und kann bei diesem Wetter nicht mehr weiter; laßt mich bei Euch ein Unterkommen finden.“ „Ihr glaubt wahrscheinlich, hier sey ein Wirthshaus?“ entgegnete sie in verdrießlichem Tone. Statt aller Antwort zog ich meinen wohlgefüllten Geldbeutel aus der Tasche und gab ihr einen halben Thaler, indem ich zugleich die Thüre hinter mir zumachte. Bei dem Anblicke des Geldes versuchte die Frau eine freundliche Miene anzunehmen.

„Ich sehe“, sagte sie, „daß Ihr ein braver Mann seyd, der armen Leuten auch etwas zukommen läßt. Bleibt daher, wenn Ihr wollt.“ Mit diesen Worten nahm sie ihren Platz am Herde wieder ein, auf welchem ein kleines Feuer brannte. Ein Mann saß neben demselben, der mich einen Augenblick schweigend betrachtete und dann seine Arbeit wieder aufnahm, da er sowohl wie seine Gefährtin mit Korbflechten beschäftigt waren.

„Ich legte meinen Mantel ab und setzte mich ebenfalls an das Feuer; aber alle meine Versuche, ein Gespräch anzuknüpfen, waren vergebens; ich erhielt nur einsylbige Antworten. Das Benehmen der Leute behagte mir nicht und gerne würde ich mich wieder auf den Weg gemacht haben, aber der Sturm tobte fort und häufige Windstöße erschütterten die ganze Hütte; es blieb mir daher nichts Anderes übrig, als die Nacht hier zu bleiben.

„Könnt Ihr mir eine Schlafstelle anweisen?“ fragte ich nach längerem Stillschweigen.

„Das Weib sah mit einem lauernden Blicke auf. „Hier unten“, erwiederte sie, „ist kein Platz, wie Ihr sehet, aber wenn Ihr da hinauf wollt, könnt Ihr Euch gehörig ausstrecken.“ Bei diesen Worten zeigte sie auf eine im Hintergrunde der Stube befindliche Leiter, welche, wie mir schien, zu einer Art von Speicher führte. Der Widerschein des Feuers fiel, während die Frau sprach, gerade auf ihr Gesicht und nochmals befremdete mich der bösartige Ausdruck desselben. Aber ich hatte keine Wahl, denn das Wetter war zu schlecht; außerdem gehörte ich auch gerade nicht zu den Furchtsamen. Ich that daher, wie sie mir geheißen hatte, sagte „Gute Nacht“ und stieg die Leiter hinan; oben angekommen, breitete ich meinen Mantel auf den Boden und müde, wie ich war, schlief ich trotz Unwetter und Bedenklichkeiten bald ein.

„Ah, ich errathe den Ausgang“, unterbrach mein Begleiter den Erzählenden.

„Wohl nicht ganz“, nahm dieser wieder das Wort, nachdem er sein vor sich stehendes Glas auf einen Zug geleert hatte. „Jene Nacht wäre meine letzte gewesen, wenn nicht ein seltsamer Traum, wahrscheinlich durch die mancherlei Unruhen und Anstrengungen des vergangenen Tages herbeigeführt, mich plötzlich vom Schlafe aufgeschreckt hätte.

„Mir träumte, ich säße hier im Zimmer bei meiner Frau, als ich plötzlich neben mir jenes Weib stehen sah, welche mich mit einer Hacke zu erschlagen drohte. Ich wollte aufspringen, aber es war vergeblich, denn meine Beine versagten mir jeden Dienst, und als ich sie näher betrachtete, bemerkte ich, daß beide ganz nahe am Leibe abgehauen waren. Da erwachte ich. Ich lag noch wie vorher, den Kopf auf meinen Mantel gestützt; aber der Traum hatte mich beunruhigt, ich konnte nicht mehr einschlafen. Ein unheimliches Gefühl durchschlich meine Adern. Unten hörte ich noch mit gedämpfter Stimme reden, als mir plötzlich einfiel, zu horchen. Ich näherte mich leise einer zwischen zwei Brettern befindlichen Spalte, durch die ich auch Alles sehen konnte, was in dem unteren Raume vorging. Der Mann und die Frau saßen noch am Herde, auf dem das Feuer am Erlöschen nahe war; sie arbeiteten nicht mehr, sondern sprachen leise miteinander, doch nicht so, daß ich nicht jedes Wort deutlich verstehen konnte.

„Ich habe es gesehen“, sagte die Frau, „er hat mehr Geld in seinem Beutel als Du Dir in Deinem ganzen Leben noch verdienen wirst.“

„Was weiter?“ erwiederte der Mann.

„Was weiter?“ grinzte höhnisch das Weib, „wir müssen es ihm nehmen! Er schläft; steige die Leiter hinauf, packe ihn bei den Füßen und werfe ihn herab; wenn er unten ist, will ich schon mit ihm fertig werden.“ Bei diesen Worten hob sie einen Hammer in die Höhe, der neben ihr lag.

„Und was thun wir dann mit dem Körper?“ fragte der Mann weiter.

„Wie tragen ihn auf die Straße“, war die Antwort; „man wird glauben, er sey in der Nacht vom Pferde gestürzt, und Niemand wird sich um uns kümmern.“

„Das Feuer war jetzt gänzlich erloschen, ich sah Nichts mehe; sie sprachen noch leise fort, aber ich konnte kein Wort mehr verstehen.

„Obwohl ich gerade keine Memme bin, so muß ich doch gestehen, daß mir bei der Sache gar nicht wohl zu Muthe war, da ich keine Waffen, nicht einmal einen Stock bei mir hatte. Im ersten Augenblicke wollte ich die Leiter hinab, um dem Angriffe zuvorzukommen, aber sie war sehe steil; wenn ich ausgeglitten und hinabgestürzt wäre, würde ich verloren gewesen seyn. Weiter hatte ich keine Zeit zu überlegen, denn ich hörte schon den Mann die Leiter heraufsteigen; eine Sprosse nach der anderen knarrte unter seinen Füßen. Ich war in der höchsten Aufregung, mein Herz klopfte hörbar, meine Augen schienen aus den Höhlen treten zu wollen. Ich hatte mich geräuschlos aufgerichtet und stand, meinen Gegnee erwartend, der Oeffnung gegenübee, bis zu welcher die Leitee heraufreichte. Jetzt gewahrte ich in dee Dunkelheit eine schwarze Masse herauskommen, eine herumtastende Hand berührte mich — da führte ich mit aller Kraft einen Stoß und der Mann stürzte mit einem unterdrückten Laut hinunter.

„Ich habe ihn“, kreischte das Weib; dann hörte ich einen dumpfen Schlag, ein kurzes Röcheln, noch einen Schlag, — dann war Alles still. Ich stand noch unbeweglich auf derselben Stelle, meine Knie wankten, mein Haar sträubte sich empoe. Jetzt vernahm ich, wie sie den Körper von der Leiter wegschleppte und das Knarren der sich öffnenden Thüre, welche der Wind nach einigen Augenblicken zuwarf. Ein unbeschreiblicher Schauer überfiel mich. Um keinen Preis wäre es mir möglich gewesen, die Leiter hinabzusteigen; ich sah mich daher um, wie ich auf andere Art fortkommen könnte. Der Regen hatte aufgehört, der Wind die Wolken etwas verjagt, so daß der Mond durch eine Oeffnung im Strohdache fiel, durch welche es mir gelang, mich glücklich hinauszuzwängen. Ich glitt vom Dache herab, zog rasch mein Pferd aus dem Schoppen und in demselben Augenblicke hörte ich von der Landstraße her einen Schrei, der mein Blut erstarren machte. Die Elende, die den Getödteten bis dorthin geschleppt und sich jetzt wahrscheinlich seines Geldes bemächtigen wollte, mußte beim Schein des Mondes ihren grauenhaften Irrthum entdeckt haben. Schnell schwang ich mich in den Sattel und gab meinem Pferde die Spoeen, welches eben so sehr, wie ich, zu wünschen schien, von diesem Orte wegzukommen, und bald hielten wir schweißtriefend voe meiner Hausthüre. Ich begab mich sogleich zum Richter, machte meine Anzeige, und die Verbrecherin fiel noch in derselben Nacht in die Hände der strafenden Gerechtigkeit.

„So war die Geschichte, meine Herren,“ endete unser Wirth, indem er aufstand und seine Pfeife ausklopfte. — „Das Haus steht seit jener Zeit unbewohnt; Niemand wollte es mehr beziehen, denn der Aberglaube bevölkert es mit allerlei Spuckgestalten, und so werden Sie sich auch die Flucht des Hirtenjungen erklären können.“

Es war Zeit geworden zu Bette zu gehen. Vom Gefühl der Sicherheit eingewiegt, schliefen wie köstlich bis zum anderen Morgen. Die Sonne war schon weit heraufgekommen, als wir unter herzlichem Händedruck vom Wirthe Abschied nahmen, nachdem wir ihm versprochen hatten, bald wiederzukehren, und so trabten wir vergnügt von dannen. Der Rückweg führte uns in einiger Entfernung wieder an der Hütte vorüber, deren Geheimnisse wir nun kannten. Der gestrige Sturm mußte ihr arg zugesetzt haben, denn viele Anzeigen verkündeten ihren baldigen Einsturz, der auch nicht lange darauf durch ein ähnliches Unwetter erfolgte.

Espartero.

Es dürfte den Einblick in die spanischen Verhältnisse erleichtern, Einiges über die Geschichte desjenigen Mannes mitzutheilen, welchen die Vorsehung jetzt zum dritten Male an die Spitze seines Vaterlandes berufen. Im Jahre 1792 zu Granatula, einem Dorfe in der Mancha, wo sein Vater Wagner war, geboren, verließ er schon 1808 das Kloster, wo er sich zum Geistlichen vorbereiten sollte, und trat in ein Freiwilligenbataillon ein. Das Jahr 1832 sah ihn schon als Generalkommandant von Biskaya in dem Kampfe Spaniens gegen Don Carlos. Er umschloß durch seine meisterhafte Kriegsführung die Hauptmacht der Carlisten in den dortigen Provinzen und 1839 brachte ee bereits einen großen Theil der carlistischen Truppen unter Maroto zue Niederlegung der Waffen. Inzwischen drängte die wieder emporgekommene Reaction den zum Generalissimus der spanischen Truppen, sowie zum Herzoge de la Victoria erhobenen Feldherrn immer mehe auf die Seite der Exaltados, und als endlich Marie Christine gegen sein Widerrathen das die constitutionelle Freiheit beschränkende Municipalgesetz sanctionirte, gab er seine Entlassung. Jetzt nahm die Volksbewegung eine drohende Haltung ein und nöthigte die Regentin zu dem Versprechen der Errichtung eines Ministeriums unter der Präsidentschaft Esparteros. Als jedoch dieser der Regentin sein Programm überreichte, ward es verworfen und ein neues moderantistisches Cabinet gebildet. Die Folge davon war eine neue vom Militär unterstützte Erhebung, die mit der Ernennung Esparteros zum Ministerpräsidenten und mit der Vollmacht, sich selbst ein Kabinet zu bilden, endete. — Jetzt dankte aber Marie Christine ab, beauftragte das Ministerium bis zur Versammlung der neuen Cortes mit der Regentschaft und schiffte sich nach Frankreich ein. Am 8. Mai 1841 wählten die Cortes Espartero zum alleinigen Regenten. — Eine den 7. Oct. in Madrid ausgebrochene christinische Militärverschwörung ward durch des Regenten besonnene und energische Maßregeln alsbald unterdrückt und auch die Empöeer in den baskischen Provinzen zusammengetrieben. Durch Milde nach dem Siege adelte Espartero diesen selbst und ward hierauf als doppelter und dreifacher Retter des Landes mit dem größten Enthusiasmus in Madrid empfangen. Allein durch das spätere Bündniß der jüngeren Progressisten mit den Moderados ward sein Fall unvermeidlich, die ihm abgedrungene allgemeine Amnestie führte im Jahre 1843 die Moderados wieder ins Land und mit ihnen alle Intriguen dieser Partei, so daß die in Barcelona gebildete revolutionäre Centraljunta Esparteros Absetzung und die Großjährigkeit der Königin Isabella II. beschloß. Jener schiffte sich nun nach England ein, kehrte jedoch nach der von Narvaez drittem Ministerium erlassenen Amnestie den 7. Januar 1848 nach Madrid zurück und nahm seinen Platz im Senate ein. Indeß trübten sich seine Beziehungen zum Hofe dadurch, daß er es nicht über sich vermochte, der Königin Mutter (bei der Königin hatte er alsbald ohne Beiseyn eines der Minister eine Audienz) seine Aufwartung zu machen. Er zog sich nun auf seine Güter bei Logrono zurück, bis die neue Erhebung seines Vaterlandes ihn wieder nach der Hauptstadt berief. — Selten hat wohl Jemand als Regent, Feldherr und Parteiführer in den schwierigsten Verhältnissen einen solchen Grad von Ueberlegung und Energie bewiesen, als Espartero; selten wohl Jemand mit solcher Pietät an dem Throne und mit solcher Liebe an den Volksfreiheiten gehangen, als er. Beides mit so viel Maß und Weisheit in sich vereinigend, hat er seinem Vaterlande den wahren Weg zu seiner Beglückung gezeigt. Möchte dieses nicht wiederum (und jetzt zum vierten Mal) ihm untreu werden und neue und bittere Täuschungen erleben! (Weim. Z.)

Der russische Arbeiter.

Der russische Arbeiter, bemerkt Alex. Herzen in „Rußlands sociale Zustände (1854)“, ist bei einem russischen Meister fast ein Glied der Familie; sie haben dieselben Gewohnheiten, dieselben sittlichen und religiösen Begriffe; sie essen gewöhnlich an selbem Tische und verstehen sich trefflich mit einander. Zuweilen kommt es vor, daß der Meister den Gesellen schlägt und dieser sich das mit gar zu christlicher Resignation gefallen läßt; zuweilen versetzt aber auch der Geselle dem Meister Eins wieder, doch weder der Eine noch der Andere klagt bei der Polizei. Der Sonntag wird von Beiden auf gleiche Weise gefeiert: Beide kehren trunken heim. Da der Meister einsieht, daß der Geselle am folgenden Morgen nicht so fleißig bei der Arbeit seyn kann, schenkt er ihm einige Stunden, denn er weiß, daß jener im Falle der Noth einen Theil der Nacht für ihn arbeiten würde. Sehr oft schießt der Meister dem Gesellen Geld vor, so wie andererseits dieser ganze Monate auf Bezahlung wartet, wenn er sieht, daß sein Meister in Verlegenheit ist. Der deutsche Meister (in Rußland) sieht in dem russischen Arbeiter nicht seines Gleichen, er betrachtet sich vielmehr als seinen Herrn denn als seinen Meister. Der von Natur methodische und an seinen Gebräuchen klebende Deutsche verwandelt das elastische und leichte Verhältniß des russischen Arbeiters zu seinem Herrn in ein juridisch streng bestimmtes, von dem er nie um eine Sylbe abweicht. Besondere Anforderungen, eine erkünstelte Strenge und ein kalter Despotismus beleidigen den Arbeiter um so mehr, als der Meister sich nie zu ihm herabläßt. Sogar die friedlichen Sitten des Deutschen, der Vorzug, den er dem Biere vor dem Branntweine gibt, steigern nur den Widerwillen, welchen er dem russischen Arbeiter einflößt. Dieser letztere besitzt mehr Geschicklichkeit als Fleiß, mehr Fähigkeit als Wissen. Er kann viel auf einmal thun, aber er hat keine Ausdauer bei der Arbeit, und er kann sich der einförmigen und methodischen Disciplin nicht fügen. . . Jedes Ausbleiben wird notirt, um darnach einen Abzug vom Lohne zu machen. Vielleicht geschieht dieß mit der größten Gerechtigkeit, allein der russische Arbeiter sieht es wie das schnöde Verfahren eines Gerichtsdieners an und endlose Streitigkeiten beginnen. Der aufgebrachte Meister läuft vor die Polizei oder zum Edelmanne, wenn der Arbeiter leibeigen ist und zieht über dessen Haupte alles in seinem Stande mögliche Elend zusammen; der russische Meister wird ohne ganz besondere Gründe niemals weder zu dem Kwartalnoi (Polizeikommissär), noch zu dem Edelmanne laufen; Polizei und Adel sind die gemeinsamen Feinde des bärtigen Meisters und des unrasirten Arbeiters.

Mannichfaltigkeiten.

(Ambulante Posten. — Mainz, 17. Sept.) Die Zeit ist zwar auch in Deutschland heutzutage mehr werth und geschätzter als vor Zeiten; aber der englische Grundsatz: „Time is money“, gilt in Deutschland noch lange nicht allgemein. Zu dieser Bemerkung veranlaßt uns eine innerhalb einzelner deutscher Staaten noch mangelnde Einrichtung, von der im Interesse der gesammten Geschäftswelt gewünscht werden muß, daß ihr eine allgemeine Einführung zu Theil werde. Wir meinen das Institut der sogenannten ambulanten Posten. Man versteht darunter bekanntlich die Theilung der Arbeit des Briefpostdienstes zwischen der Post- und der Eisenbahn-Verwaltung, und zwar der Art, daß die Post das Sortiren der Briefe der Eisenbahn überläßt, auf welcher dasselbe während der Fahrt vorgenommen wird. Durch diese Einrichtung wird es möglich, noch bis zum letzten Augenblick vor der Abfahrt des Zuges Briefe annehmen und sie nach Ankunft desselben sofort vom Bahnhof aus expediren zu können. In dem dazu bestimmten Postwagen sind die Beamten während der Fahrt beschäftigt, die bis zum Abgang des Zugs aufgegebenen Briefe und Kreuzbänder in die einzelnen Fächer zu vertheilen, um sie bei der Ankunft sofort an die Adressaten oder die Zwischenstation aushändigen zu können. Bei der wachsenden Bedeutung der Korrespondenz stellt sich das Bedürfniß nach dieser Einrichtung überall und auch bei uns heraus. Sie besteht auf den preußischen und mehreren anderen Eisenbahnen; auf manchen andern Bahnen dagegen fehlt sie noch. So hört dieselbe beim Uebergang von der Leipziger- auf die Main-Weser-Bahn, und schon in Eisenach auf, nachdem sie sich auf der ganzen Länge dieser Linie von Berlin, Hamburg ic. unentbehrlich gemacht hat. Sie fehlt auf der Taunus- und mehreren anderen Bahnen, welche Gebiete durchschneiden, die an einer raschen Briefbeförderung das größte Interesse haben. In England, Frankreich und den Vereinigten Staaten sind die ambulanten Posten längst eingeführt. Nachdem Preußen damit auch im Zollverband den Anfang gemacht hat, und mehrere andere Staaten diesem Beispiele gefolgt sind, ist die Erwartung des Publikums wohl gerechtfertigt, daß das gemeinnützige Institut bald nirgend in Deutschland mehr fehle und der dadurch erreichte kostbare Zeitgewinn Allen zu Gute kommen könne.

(Mainz. Ztg.)

(Ein tragischer Fall.) In Wien erregte vor kurzer Zeit eine Gerichtsverhandlung allgemeines Aufsehen. Ein Knabe von acht Jahren, Horvath Janos, der Sohn eines ungarischen Rechtsanwaltes, befand sich in der Erziehungsanstalt des Hrn. A. Fuhrmann. Er war kränklich und reizbar. Eines Sonntags mußte er in der Anstalt bleiben und ließ seinen Verdruß darüber an einem Kinde des Direktors aus, das er in den Arm biß, wofür er von der Mutter des Kindes ein paar Püffe und von dem hinzugekommenen Vater eine Ohrfeige empfing. Janos erkrankte darauf und — starb. Die Section ergab, daß der Knabe an einem organischen Fehler gelitten hatte, welcher in gar nicht langer Zeit eine tödtliche Krankheit hätte herbeiführen müssen, aber die unglückselige Ohrfeige hatte den Verlauf beschleunigt. Die ganze Stadt sprach von dem Falle und Fuhrmann erließ eine Erklärung über die Verläumdung, daß er den Tod des Knaben veranlaßt haben solle, worauf die Behörde öffentlich antwortete, er habe kein Recht, eine solche Behauptung zu machen, da der Spruch des Gerichts abzuwarten sey, ehe man ihn für unschuldig oder schuldig halten könne. Der Spruch ist nun gefällt und lautet für Fuhrmann auf strenge Haft von sechs Monaten, für die Frau auf Haft von drei Monaten.

(Köln, [illegible] Sept.) Unser Dom wird bald im Besitze eines neuen, hohen Kunstschmuckes seyn, [illegible] der heiligen Jungfrau“, von Fr. Overbeck in Rom für das Muttergottes-Chörchen des Domes gemalt und jetzt in Düsseldorf ausgestellt. Nur Hamburg, Lübeck, die Galerie des Grafen Raczinsky und das Städel'sche Museum in Frankfurt a. M. besitzen, so viel uns bekannt ist, größere Werke des hochgerühmten deutschen Meisters, welcher in dem Bilde, das bald die Frommen in unserem Dome erbauen soll, nach der von ihm mit der Consequenz der vollsten Ueberzeugung verfolgten Kunstrichtung ein Meisterwerk schuf, das zu seinen vollendetsten gezählt werden darf.

(Köln. Ztg.)

Man schreibt aus Paris: „In der großen Oper will man von dem Systeme der fünfactigen Opern zurückkommen. Herr Fould wird von den Componisten dreiactige Opern verlangen, welche den Theaterabend auszufüllen im Stande sind, ohne d:

Vorstellung allzu sehr in die Länge zu ziehen. Man hat bemerkt, daß, seit die Logen bezahlt werden müssen, gewisse Beamte mit 30—100,000 Franken Gehalt in der Oper sich nicht mehr sehen lassen.“

An Goethe's Geburtstag hat der Großherzog von Weimar das Ritterkreuz des Falkenordens erster Klasse an K. Gutzkow übersenden lassen.

(Die St. Paulskirche in London.) Ist es schon an sich erhebend, wie die Briten ihre Helden, großen Staatsmänner, Heroen der Kunst und Wissenschaften u. s. w. durch Monumente zu verherrlichen gesucht haben, so ist es für den Deutschen wohlthuend, daß sie seine Landsleute nicht davon ausgeschlossen haben, wie die schönen Monumente zu Ehren Händels, Samuel Arnolds u. s. w. in Westmünster Abtey beweisen. Auch in der St. Paulskirche befindet sich ein schönes Denkmal, was die britische Nation dem in der Schlacht bei Talavera gefallenen General Langwerth von Elfeld im Rheingau (Anverwandter der freiherrl. Familie dieses Namens) setzen ließ. Die darauf befindliche Inschrift lautet:

National Monument;
to Brigadier-General
E. Langwerth
who fell at Talàvera
July 28, 1809.

Das Monument befindet sich im nördlichen Transept oder Seitenflügel des erhabenen Gebäudes.

Professor Regazzoni.

Nur ungern ergreifen wir über einen Gegenstand das Wort, der bei näherer Beleuchtung der größten Charlatanerie so viel und des Wahren so gar Nichts zeigt. Dennoch glaubten wir es dem Frankfurter Publikum und uns selbst schuldig zu seyn, Herrn Regazzoni nicht ruhig in dem Wahne abreisen zu lassen, es sey ihm gelungen, sein ganzes Auditorium zu düpiren. Es liegt außer unserer Absicht, und wäre hier am wenigsten der geeignete Ort, zu untersuchen, in wie weit die Theorie des thierischen Magnetismus eine begründete ist oder nicht. Wir haben uns vielmehr lediglich mit Beantwortung der Frage zu beschäftigen, ob die Schaustücke des Herrn R. im Entferntesten mit dem thierischen Magnetismus im Zusammenhange stehen und nicht auf andere, viel näher liegende Ursachen zurückzuführen sind.

Was zunächst den „magnetischen Schlaf“ und die „paralytischen“(?) Erscheinungen betrifft, so wird Keiner etwas Auffallendes darin finden, wenn Herrn R.'s „Magnetisirte“ die Augen schließen, die Hände herabhängen lassen, wie jeder Nichtmagnetisirte es willkürlich zu thun vermag, wenn sie die Arme und Beine längere Zeit horizontal ausgestreckt hielten, sich auf den Kopf stellten, wie man es schöner und wohlfeiler in Seiltänzersbuden zu sehen pflegt. Das Aufgehobenseyn des Gehörs sucht Herr R. bei den „Somnambülen“ dadurch darzuthun, daß er eine Pistole in deren Nähe abfeuert, ohne daß sie zucken, ein Umstand, der um so weniger etwas beweisen kann, als einerseits die meisten Menschen das Gleiche durch Uebung zu erlernen im Stande sind, andererseits der Zuschauer, durch den plötzlichen Schuß überrascht, die Betreffenden gehörig im Auge zu behalten verhindert wird. Die Lähmung des Sehnerven würde Herr R. durch die aufgehobene Bewegung der Pupille hinlänglich bewiesen haben, wüßte man nicht, daß ein Tropfen Atropin-Auflösung, ins Auge geträufelt, dieselbe Erscheinung auf viele Stunden veranlassen kann. Daß eine solche Einträufelung vorgenommen war, dafür scheint uns die von Haus aus so abnorme Ausdehnung der Pupille hinlänglich zu sprechen. Von dem Aufgehobenseyn des Geruch-Sinnes sollen die Zuschauer dadurch überzeugt werden, daß sich die „Magnetisirten“ brennenden Schwefel und kaustisches Ammoniak ruhig unter die Nase halten lassen, während doch jeder Gesunde, — und Hrn. R.'s Schaar sieht in der That gesund und wohlgenährt genug aus, — der den Athem längere Zeit anhalten kann, so lange von den widrigsten Gerüchen nicht afficirt wird. Ueberdieß verbreitete sich der Geruch des Schwefels erst sehr spät im Saale, und es liegt daher die Vermuthung nah, er sey eigens präparirt, vielleicht mit Alkohol bestrichen gewesen. Herr R. legt auch darauf nicht wenig Gewicht, daß die Augen seiner Verzückten bei Annäherung eines Gegenstandes, sogar eines Lichtes, nicht blinzeln, indessen braucht auch jeder Nichtverzückte, nicht allzu nervöse Mensch nur die Augen nach oben zu rollen oder einen Gegenstand fest zu fixiren, um dasselbe Kunststückchen zu machen. Seine Leute sollen auch des Gefühlsinns beraubt seyn; zum Beweise träufelt er Siegellack auf deren Hände. Dem größeren Theil des Publikums dürfte es aber bekannt seyn, daß es chemische Mischungen gibt, die die Haut vor Verbrennung schützen und Taschenspieler in den Stand setzen, als „Feuerkönige“ zu glänzen. Ferner läßt er durch einige wenige, überhaupt nicht sehr empfindliche, von ihm bezeichnete Stellen Nadeln stechen. Als aber einer der Anwesenden unerwartet mit der Nadel schwach das obere Augenlid stach, zuckte dieses, wie es bei durch Chloroform und derg. Anästhesirten nicht geschieht. Ein solches Zucken wird beim Stechen all der Stellen bemerkbar, welche Hr. R. nicht, wie er an der Stirne gethan, durch Drücken auf den betreffenden Gefühlsnerv unempfindlich machen kann. Der gutmüthigen Naivität halber müssen wir seine Frage erwähnen, ob man beim Stechen das Nichtzucken des Augenlids denn wirklich verlangen könne. Man sollte wohl das Ganze auf Treu und Glauben hinnehmen. Er sieht es wohl auch nicht gern, wenn wir darauf hinweisen, daß das Verstopfen der Ohren und Verbinden der Augen ihn nicht verhindere, seinen Leuten durch Erschütterung des Bodens, Blasen u. dgl. Zeichen zu geben. Empfinden doch selbst Taubstumme Geräusche, die in ihrer Nähe entstehen! Was nun die Versuche angeht, welche die Divinationsgabe der „Magnetisirten“ darthun sollten, so ist zu bemerken, daß der mit Errathung der Gedanken fehlschlug; der mit den Münzen durchaus mißglückte; der mit dem Niederfallen dicht am Strich nicht genau zutraf; der mit den Schritten derartig mißrieth, daß einmal statt fünf acht, ein andermal statt vier sechs Schritte gemacht wurden. Wollte man sich aber darüber wundern, daß diese und ähnliche Experimente bisweilen gelingen, so läßt man außer Acht, daß der „Professor des Magnetismus“ durch seine Gestikulationen, sein Blasen und heftiges Auftreten, durch seine, wie er selbst sagt, üble Gewohnheit des Knackens mit den Nägeln oder Fingern, endlich durch mannichfache deutsche, seinen Subjecten gewiß „unverständliche“ Aeußerungen, Mittel genug in Händen hat, sich mit ihnen in Einvernehmen zu setzen. — So lange er sich nicht in einer größeren Entfernung hält, und sie allein agiren läßt, so lange er nicht im Stande ist, an Anderen gleiche Wunder zu wirken, werden, unserer Meinung nach, seine Versuche jeder Garantie entbehren.

Dr. med. Neubürger.
Dr. med. Schröder.
D. Eiser, cand. medic.
Dr. J. Oppel, Lehrer der Physik am Gymnasium.

In Hinblick auf das oben Mitgetheilte geben Unterzeichnete ihre Meinung dahin ab, daß sie in den fraglichen Sitzungen des Hrn. Regazzoni die Productionen der gewöhnlichsten Kunststückchen erblicken und die dort vorgeführten Phänomene mit der Existenz oder Nichtexistenz eines thierischen Magnetismus außer aller Beziehung erachten.

Dr. med. Crailsheim.
Dr. med. G. A. Eiser.
Dr. med. H. Hoffmann.
Dr. med. Kellner.
Dr. med. Lorey.
Dr. med. Lokmar.
Dr. med. Mappes, Phys. prim.
Dr. med. Gustav Passavant.
Dr. med. A. Schmidt.
Dr. med. Stiebel, junior.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 8. Oct. Die Jungfrau von Orleans, romantische Tragödie in 5 Abtheilungen und einem Vorspiel von Fr. v. Schiller.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 237. Mittwoch, den 4. October 1854.

Der Teich von Précigny.

(Nach dem Französischen des Elie Berthet.)

I.

An einem Herbstmorgen des Jahres 1818 tönte in dem Dorfe Précigny Trauergeläute von dem alten schmucklosen Kirchthurm herab. Hundertundfünfzig bis zweihundert Landleute zogen schweigend und niedergeschlagen unter diesen Klagetönen in den beschriebenen Kirchhof, wo sich drei Gräber von verschiedener Größe schlossen, deren frisch aufgeworfene Erde drei Familien mit ihren Thränen benetzten. Ein ehrwürdiger Geistlicher sprach den Segen über diese letzte Ruhestätte der Vollendeten und richtete einige Worte des Trostes und der Theilnahme an die Trauernden; dann begab er sich in die Kirche zurück, um dort die üblichen Gebete für die Verstorbenen zu verrichten.

Bis jetzt war der allgemeine Schmerz nicht laut geworden. Die Gegenwart des Geistlichen und die Feierlichkeit der Handlung hatten unwillkürlich jedem der Anwesenden Zwang auferlegt. Als aber der Priester sich entfernt hatte, ertönten von allen Seiten laute Wehklagen. Alle, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes überließen sich der Verzweiflung. Durch das laute Seufzen und Schluchzen der Einen tönte das Murren und Lästern der Anderen hindurch. Nicht leicht konnte sich ein gemeinsamer Schmerz heftiger und lauter kundgeben.

Der herzzerreißende Jammer der armen Leute galt in der That nicht allein ihren geschiedenen Freunden: die Unglücklichen beweinten zugleich ihr eigenes Schicksal, und wirklich durfte man nur ihre erloschenen Augen, ihre hohlen Wangen, ihre bleiche fahle Gesichtsfarbe betrachten, um Mitleid mit ihnen zu fühlen. Obgleich die meisten noch im kräftigen Alter waren, so zeigte ihr Aeußeres doch nichts von Kraft und Gesundheit; ungeachtet ihrer Jugend schienen sie schon den Keim des Todes in sich zu tragen.

Wenige Worte werden hinreichen, um den schrecklichen Zustand dieser kleinen Bevölkerung zu erklären.

Précigny, das Dorf von welchem wir sprechen, lag an einem Gewässer, mitten in einem kahlen flachen Landstrich. Weit und breit sah man fast keinen Baum und keine Erhöhung des Bodens, nur in der Entfernung von einer Viertelmeile erhob sich ein kleiner Hügel, welcher noch die Ruinen eines ehemals herrschaftlichen Schlosses trug. Auf diese unabsehbare Fläche nun ergoß sich das Gewässer ohne Schranken; selbst durch das niedrige Gestrüpp und die Rohrpflanzen hindurch brach es sich in einzelnen Armen Bahn.

Unterhalb des Dorfes zog sich ein langer Damm hin und hielt das Gewässer in Schranken. Dicht an diesen Damm war eine Fabrik in großartigem Style erbaut, deren regelmäßige Gebäude ein kleines Thal ausfüllten, welches Menschenhände zu einem solchen gemacht hatten. Schleußen, die des Nachts geschlossen wurden, bildeten einen Wasserfall von bedeutender Gewalt und ein Schaufelrad setzte die Maschinen der Fabrik in Bewegung. Zur linken Seite des Gewässers, in der Richtung nach dem Dorfe Précigny zu, war der Boden sorgfältig bebaut, wenn auch nicht waldig; aber nach der anderen Seite hin dehnte sich eine lange Steppe aus, auf welcher kaum einige Schafe ihre kärgliche Nahrung fanden.

Man wird jetzt die Ursache von dem elenden Zustande der armen Leute leicht errathen. Das Wasser, welches die Nacht über in den Schleußen festgehalten war, ergoß sich während des Tages zum Theil über die Gegend. Da nun der Boden ganz eben war und jeder Senkung entbehrte, so konnte es nicht abfließen, sondern blieb stehen. Auf diese Art bildete sich ein Schlamm, dessen Ausdünstung besonders durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen sehr schädlich war und nach und nach gefährliche Fieber für die Bewohner zur Folge hatte. Das genannte Dorf, nur wenige Schritte von dieser Quelle des Unheils entfernt, mußte natürlich vorzugsweise die gefährliche Wirkung empfinden. Auch war, wie schon erwähnt, fast keiner der Bewohner ganz verschont, mehr oder weniger litten Alle an einem hartnäckigen Fieber, welches durch seine Dauer die physischen und moralischen Kräfte aufzehrte. Der letztverflossene Sommer war besonders heiß und trocken gewesen und in Folge dessen hatte das Fieber einen gefährlichen Charakter angenommen. An dem bezeichneten Tage waren drei Leichen auf einmal beerdigt worden: das hatte die moralische Kraft der ohnehin Gedrückten gebrochen. Die unglücklichen Bewohner des armen Dörfchens überließen sich jetzt ihrer Verzweiflung. Sie standen in kleinen Gruppen auf dem Kirchhofe zerstreut und wehklagten laut. — Auf einem der drei Gräber kniete ein Greis mit weißem Barte und kahlem Kopfe. Mit der einen Hand rückte er die Perlen des Rosenkranzes, mit der anderen drückte er einen kleinen Knaben von fünf bis sechs Jahren an die Brust. Nach einer Weile erhob er sich, stützte sich mit der einen Hand auf seinen Stock, mit der anderen auf das Kind und setzte sich auf einen großen Stein, in düsteres Sinnen versunken.

Einige Minuten lang wagte Niemand, sich dem Greise zu nähern; Jeder ehrte seinen gerechten Schmerz. Doch endlich traten einige Familienväter zu ihm; der tiefe Ernst in ihren Zügen verrieth, daß sie etwas Wichtiges auf dem Herzen hatten. Die Menge schien dieß zu ahnen: sie schloß einen großen Kreis um die Gruppe und Jeder lauschte erwartungsvoll.

Einer der Hinzugetretenen, der sich durch ein kluges Gesicht und etwas bessere Kleidung vor den Uebrigen auszeichnete, ergriff die Hand des Alten und sagte treuherzig:

„Vater Nicolas, Ihr seyd traurig über den Tod Eueres En-

leis. Aber fasset Muth! — Vergeßt nicht, daß Ihr der Rath und die Stütze des ganzen Dorfes seyd. Wenn wir Euch niedergeschlagen sehen, dann werden wir Anderen ganz muthlos. Darum faßt Euch und rathet, was zu thun sey, damit wir nicht Alle noch dem schrecklichen Fieber unterliegen."

„Ja, Alle!" wiederholte der Greis mit verstörten Blicken; „Alle: Jung und Alt, Groß und Klein! . . . Von allen meinen Enkeln ist mir nur mein lieber kleiner Peter geblieben! Aber den will ich auch retten!"

„Was könnt Ihr aber thun, um ihn zu retten?" fragte Mathurin, so hieß der Frager, weiter. „Diese höllische Krankheit verschont ja Niemand."

„Ich verlasse die Gegend mit meinem Enkel", erwiederte der Greis in sichtbarer Geistesabwesenheit . . . „ich ziehe fort . . . ich weiß noch nicht, wohin; aber es gibt noch gute Menschen in der Welt! Niemand wird einem Greise, der nicht mehr, und einem Kinde, das noch nicht arbeiten kann, ein Stück Brod verweigern . . . wir wollen fort von hier, weit fort."

Mathurin schüttelte den Kopf und sagte:

„Das werdet Ihr nicht thun, Nicolas, Ihr habt uns zu lieb, um es über Euch gewinnen zu können, uns zu verlassen. — Wird denn die Regierung", fuhr er nach einer kurzen Pause bewegt fort, „wirklich kein Mitleid mit unserem Unglück haben? wird sie nicht dafür Sorge tragen, das unheilbringende Gewässer zu beseitigen? Ist denn wirklich die Bittschrift, welche der Herr Pfarrer nach Paris geschickt hat, ohne allen Erfolg geblieben?"

„Ohne allen Erfolg! . . . Die Herren in Paris haben unsere Vorstellung zurückgewiesen . . . jetzt bleibt uns nichts übrig, als uns in unser Schicksal zu ergeben. — Es war vorauszusehen, daß man das Interesse von uns armen Landleuten dem eines reichen angesehenen Herrn, wie Herr v. Laurent ist, nachsetzen werde."

Bei dem Namen des Herrn v. Laurent ertönte von allen Seiten ein Gemurmel des Unwillens.

„Wenn uns Alles verläßt", rief Mathurin heftig, „so bleibt uns nichts übrig, als uns selbst zu helfen. Ja, wenn es in dieser Gemeinde Männer voll Muth und Entschlossenheit gäbe, so verhielten wir uns nicht so ruhig."

„Ja", riefen mehrere Stimmen, „wir wollen Laurent aufsuchen, ihn umbringen und seine Fabrik niederbrennen! . . ."

„Daran denket nicht, meine Freunde," sagte Nicolas mit fester gebietender Stimme. „Bedenkt, daß Ihr als der schwächere Theil unterliegen müßtet. Laurent beschäftigt viele Arbeiter, diese sind natürlich auf seiner Seite und vertheidigen ihn, wenn es nöthig ist. Ueberdieß hat sie der Geschäftsführer, Herr Smithson, schon gegen uns gereizt, weil er einmal beleidigt worden ist, als er durch das Dorf ging."

Der Name Smithson verursachte noch größere Aufregung in der Versammlung als der Name des Fabrikherrn selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte eines Diplomaten.

Das „Journal des Débats" bringt wiederum Beiträge zur intimen diplomatischen Geschichte der orientalischen Krisis, nach gewohnter Weise in allerlei historische und allgemein politische Digressionen eingehüllt. Anknüpfend an die bekannte Voraussetzung, daß es in Petersburg eine deutsche und eine altrussische Partei gibt, erzählt das Journal des Débats den Sturz des der deutschen Partei angehörigen und so lange in hoher Gunst gestandenen Hrn v. Meyendorff folgermaßen: „Als derselbe gegen Ende des Jahres 1850 nach Wien kam, war die Erinnerung an die Dienste, welche Rußland Oesterreich geleistet hatte, noch wach, und obgleich der Premierminister Fürst Schwarzenberg mehr als einmal den Willen hatte durchschauen lassen, die erste günstige Gelegenheit zu ergreifen, Oesterreich dem Einfluß des Petersburger Cabinets zu entziehen, obwohl er das Wort, das man seitdem so oft wiederholt hat, ausgesprochen hatte: „Der Augenblick ist nicht mehr fern, wo Oesterreich die Welt durch seine Undankbarkeit in Erstaunen setzen wird", waren die Beziehungen doch gefälliger und wohlwollender Natur, weil der Minister des Kaisers Nikolaus wußte, daß er auf den guten Willen des Kaisers Franz Joseph und auf die Mitwirkung des Fürsten Metternich rechnen konnte, dessen Neigungen im Allgemeinen mit denen des Fürsten Schwarzenberg nicht sonderlich übereinstimmten. Durch den Tod dieses Ministers wurde der Einfluß des Hrn. v. Meyendorff befestigt, nicht nur, weil er sich nun nicht mehr eines unausgesetzten feindseligen und gefährlichen Willens zu erwehren hatte, sondern auch weil er mit dem neuen Minister des Auswärtigen nach seiner Heirath mit der Schwester des Letzteren, dem Fräulein von Buol-Schauenstein, durch enge Familienbande verbunden war. Den Streit, der bald in Konstantinopel ausbrechen und Europa in Krieg verwickeln sollte, sah man damals noch nicht vorher. Sobald die furchtbaren Fragen, durch welche ganz Europa in Gährung gesetzt worden ist, von Rußland aufgeworfen wurden, suchte Hr. v. Meyendorff die Allianz der drei Höfe fester zu knüpfen und sich wenigstens der Neutralität Oesterreichs und Preußens in allen möglichen Fällen zu vergewissern. Er glaubte, daß ihm dieß gelungen sey, und beeilte sich, seinem Souverain für den Erfolg persönlich zu bürgen. Mehr verlangte der Kaiser Nikolaus nicht, und in der That genügte ihm diese Neutralität, weil man ihm gleichzeitig aus London schrieb, „daß man sich über ein Bündniß zwischen Frankreich und England gar nicht zu beunruhigen brauche, indem von dieser unmöglichen Allianz Niemand etwas hören wolle. Um diese Zeit wurde Hr. von Meyendorff nach Petersburg berufen. Der Kaiser wünschte sich direkt mit ihm zu verständigen. Dieß war der Augenblick seiner höchsten Gunst. Der Kaiser bewies ihm eine so große Zufriedenheit und ein so unbegränztes Vertrauen, daß man um Nesselrode besorgt war. Der alte russische Adel wurde darüber aufgebracht und nahm Partei für den alten Kanzler. Welches waren 1853 die wahren Absichten des Kaisers von Rußland? Es ist sehr wichtig, diesen Punkt aufzuklären. Hr. v. Meyendorff kannte sie gewiß und dachte daran ohne Zweifel, als er seinen Freunden in Paris, London und Berlin schrieb: „Ich will durchaus nicht prophezeien, aber ich glaube euch ganz einfach sagen zu können, daß der Friede Europas kein Jahr dauern wird und daß wir vor Ablauf eines Jahres große Ereignisse sehen werden." Hr. v. Meyendorff war nach Wien zurückgekommen und hatte dort große Veränderungen bemerkt; er sprach sich mit dem Fürsten Metternich darüber aus. „Hütet euch", hatte der alte Kanzler gesagt, „nach Dem', was ich gehört habe, will euer Kaiser sehr weit gegen die Türkei vorgehen; er denke wohl darüber nach und erwäge, daß der Augenblick nicht günstig ist, dieses Reich zu stürzen. Seyd überzeugt, daß, wenn er den Orient nicht in Ruhe läßt, die Sachen in ganz Europa eine andere Gestalt annehmen werden, und ich wollte für nichts stehen." — „Ich bedaure", hatte Hr. v. Meyendorff entgegnet, „Ihnen zu sagen, daß der Kaiser die Dinge von einer ganz andern Seite ansieht; die Instructionen, die er mir ertheilt hat, verpflichten mich, Sie zu einem bestimmten Entschluß zu drängen." „Wohlan! ich sage Ihnen an, daß mein Gewissen mir verbietet, in einer so ernsten Angelegenheit zu schweigen, und daß ich den Kaiser, meinen Herrn, warnen werde. Er wird euch auf dem Wege, auf welchen ihr ihn führen wollt, nicht folgen, er wird euch nicht darauf folgen, weil er es nicht kann, und euer Souverain, glaubt es mir, wird sich zuletzt in Europa ganz isolirt se-

hen.“ Wenige Tage nach dieser Unterredung, über die man sich an allen deutschen Höfen viel unterhielt, schrieb der Kaiser von Oesterreich einen eigenhändigen Brief an den Kaiser Nikolaus, in welchem er ihm sagte, „daß er sich in Bezug auf alles Das, was in Konstantinopel zu thun seyn werde, auf ihn verlasse, und daß er schon im Voraus Alles billige und sich zu Allem bereit halten werde.“ Dieß war für Hrn. v. Meyendorff ein großer, aber vorübergehender Triumph, dem ein großer Sturz folgen sollte. In der That erhielt man kurz nachher in Berlin und London eine Depesche, in welcher Hr. von Buol ausdrücklich erklärte, daß, wenn der Kaiser Nikolaus die Türkei bekriege, Oesterreich ihm nicht helfen werde. Ferner ließ Herr v. Buol, indem er die Neutralität Oesterreichs näher bestimmte und begränzte, die Fälle, wo diese Neutralität aufhören würde, ahnen. Dieß war die Frucht der Metternich'schen Eingebungen. Herr v. Meyendorff hatte sich also geirrt und sein Irrthum wurde in Folge der Begebenheiten täglich klarer erwiesen. Die Sendung des Grafen Orlow gab ihm den letzten Stoß. Welches der Gegenstand dieser Sendung war, ist oft erörtert worden, aber man hätte hinzufügen können, daß der russische außerordentliche Gesandte auch beauftragt war, dem Kaiser Franz Joseph über einige seiner Minister direkte und persönliche Vorstellungen zu machen und ihre Entfernung anzurathen. Der Kaiser Nikolaus glaubte sich besonders über Hrn. v. Buol beklagen zu müssen. Hr. v. Buol hatte nämlich zu Petersburg die Funktionen eines österr. Gesandten ausgeübt. Man sagt, daß er, als er dem Kaiser Nikolaus sein Beglaubigungsschreiben überreichte, die Worte gebrauchte: „von seiner Regierung gesandt“, „von seiner Regierung beauftragt“. Der Kaiser unterbrach ihn: „Sprechen Sie doch vom Kaiser, Ihrem Herrn, ich kenne nur Den und ich weiß gar nicht, was das sagen will: Ihre Regierung?“ Der Graf Orlow scheiterte, aber er vernahm aus dem Munde des Fürsten Metternich selbst, daß Herr von Meyendorff noch zur rechten Zeit gewarnt worden, und daß er, wenn er es nur gewollt hätte, seinen Kaiser hätte unterrichten können, der sich vielleicht dann nicht unkluger Weise so weit eingelassen hätte. Mehr bedurfte es nicht für die Feinde Meyendorff's; seine Abberufung war von da an entschieden. Fürst Gortschakow, sein Nachfolger, gehört der russischen Partei an; die deutsche Partei zu Petersburg ist in der Person v. Meyendorff's besiegt worden.“ Das Journal des Debats schließt diese Erzählung mit der Bemerkung, daß Diplomaten, die lange an einem Orte gelebt haben, in kritischen Augenblicken leicht durch ihre Gewohnheiten, die Welt, in der sie immer gelebt haben, gewissermaßen verblendet seyn können und nicht hinreichend klar sehen.

Der schwarze Tod in der Schweiz.*)

Die Ansicht, die Schweiz werde von der Cholera verschont bleiben, konnte sich wenigstens nicht darauf stützen, daß Pestkrankheiten von jeher vor den Gränzen dieses Hochlandes Respect gehabt hätten; im Gegentheil sind dieselben in verschiedenen Jahrhunderten von solchen gefährlichen Feinden überschritten worden. Das erste Mal, von dem die Chronisten ausführlicher Kunde geben, war im Jahr 1349, nachdem schon im 13. Jahrhundert und 1314 bis 1317 tödtliche Seuchen das Land überzogen hatten. Immer jedoch scheint die innere Schweiz mit ihren hochgelegenen Gebirgsthälern mehr verschont geblieben zu seyn, als der West und Nordost des Landes; indessen haben wir von der Natur der damaligen Epidemien zu wenig genaue Kenntniß, um mit Bestimmtheit annehmen zu können, ob dieß bloß in Folge eines sparsameren Menschenverkehrs in den Hochlanden oder aber klimatischer Verhältnisse halber geschehen seyn. Der „große Tod“ von 1349 hauste in Basel dermaßen, daß in der aufblühenden Stadt nur drei Ehen ungetrennt blieben. In Bern starben täglich an 60 Menschen. Das Elend wurde noch vermehrt durch der Menschen Unverstand. Wie dieses Jahr der Pöbel z. B. in Piemont den Aerzten oder gar den Protestanten das Auftreten der Cholera zuschrieb, so damals in Basel den Juden, denen Vergiftung der Brunnen Schuld gegeben wurde. Durch Folterqual wurden einigen der Angeklagten Geständnisse abgepreßt und sofort der Scheiterhaufen angezündet. Mancherlei sittliche Verwirrung folgte überdieß je nach der menschlichen Gemüthsarts; während die Einen in tiefer Zerknirschung sich bis aufs Blut geißelten und mit solcher „gottgefälliger“ Sühne das Land durchzogen, überließen sich Andere ausschweifendem Leichtsinne, in welchem Angst und Bekümmerniß begraben werden sollten.

Von dieser Zeit an erschienen öfter neue Seuchen. So starben 1439 wieder in Basel täglich an 100 Personen; im 16. Jahrhundert traten pestartige Krankheiten zu verschiedenen Malen auf, aber am grimmigsten 1611 der sogenannte „schwarze Tod“, der sich auch bis in die innere Schweiz eindrängte. Man rechnet, daß in diesem Jahre in der Eidgenossenschaft an 200,000 Menschen starben. Die Stadt Zürich verlor 6000 Einwohner, der Flecken Schwyz 1800, im Thurgau starb innerhalb acht Monaten mehr als die Hälfte der ganzen Bevölkerung. Die Todten wurden überall ohne Sarg, ohne Sang und Klang, in Gruben zusammengeworfen und mit Kalk überschüttet. Ganze Dörfer starben aus und weite Länderstrecken lagen noch lange nachher unbebaut. Von Entsetzen ergriffen, flohen viele in die Wälder; aber der unsichtbare Feind schlug sie auch da nieder, und die wilden Thiere, welche die Leichen fraßen, wurden ebenfalls von der Pest ergriffen. Diese hatte übrigens manche Aehnlichkeit mit der Cholera. Plötzlich überfiel sie den Menschen mit Todesschwäche, mit Fieberfrost und Gluth und unlöschbarem Durste, von gewaltsamem Erbrechen begleitet. Die Leichen wurden sogleich schwarz im Gesicht. Daneben aber schwollen an verschiedenen Theilen des Leibes große Eiterbeulen, woher auch der noch im Lande lebende Name „Beulentod“. Trat rechtzeitiger Schweiß ein, so war der Kranke gerettet. Die Seuche schien, zumal in Aargau, einheimisch (endemisch) werden zu wollen. Dort starben 1630 wieder 700 Personen daran, und nach 1667 mußte die Stadt in „Bann“ gethan und der Wochenmarkt auf ein Vierteljahr nach Gränichen verlegt werden. In Brugg starben in diesem Jahre über 500 Personen. Ueberhaupt wurde der Aargau hart mitgenommen. Viele Dörfer auf beiden Seiten des Jura standen fast gänzlich entvölkert. Ganze Familiennamen wurden für immer aus dem Buche der Lebenden ausgestrichen und die Volksüberlieferung hat noch manchen rührenden Zug aus dieser Zeit aufbewahrt. So brachte eine ganze Woche lang ein Büblein aus dem Reinacher Berg auf einem Karren jeden Tag eine Leiche nach dem Kirchhofe des Dorfes, ohne weiter beachtet zu werden. Als er aber zuletzt ein todtes Mädchen gebracht, erklärte er weinend, nicht mehr heimgehen zu wollen, da er nun auch das letzte Schwesterchen gebracht habe und Niemand mehr daheim sey. In Staffelbach stand vor wenig Jahren noch an einem alten Hause eine Inschrift über jene Pestverheerungen mit folgenden Schlußversen:

Achtzehne us eim Hus,
Ist das nit e Grus.
Nün an eim Tag —
Ist das nit e große Plag.

*) Ein Blick in die Vergangenheit nach den früher herrschenden Seuchen ist gegenwärtig, wo so manche Länder unter den Verheerungen der Cholera seufzen, nicht ohne Interesse und reiche Belehrung.

Aus solchen Erinnerungen mag der thörichte Kleinmuth, der die Gegenwart besonders von der Strafe des Himmels betroffen wähnt, eine Lehre nehmen.

Mannichfaltigkeiten.

Eine Schauerscene führte die letzte furchtbare Ueberschwemmung uns vor die Augen, schreibt man aus Guhrau. In dem benachbarten Herrnlauersitz hatte den Tag vorher, ehe die Wogen unsere fruchtbare Landschaft verheerten, ein Bauer sein Weib begraben lassen. Die Wuth des alle Schranken durchbrechenden Elements ergoß sich auch über den Kirchhof des Ortes, riß die Gräber zusammen und spülte die Leichen aus. So geschah es auch mit dem frischen Grabe der Bauersfrau, deren Sarg von dem eindringenden Wasser herausgewälzt ward. — Doch nicht genug damit; die Scene sollte einen wahrhaft schauerlichen Charakter gewinnen; denn der Strom trieb den ausgespülten Sarg gerade in das Gehöft des Wittwers zurück, von welchem aus er am vorhergehenden Tage in feierlichem Zuge zur Ruhe — wie man gehofft hatte — getragen worden war.

Frankfurter Theater.

Gastspiel der Frau Leisinger.

Wir haben neuerlich die Nothwendigkeit eines mannigfaltigen Repertoires in Schauspiel und Oper hervorgehoben, denn nur durch ein solches, unterstützt und getragen durch gute und abgerundete Vorstellungen, kann das Interesse für das Theater in Anregung gehalten und der Besuch desselben belebt werden. Was nun die Oper betrifft, so bedürfen wir zu diesem Behufe noch einer tüchtigen, eben so mit guten Stimmmitteln, wie mit künstlerischer Ausbildung wohlversehenen Sängerin. So sehr wir das reiche Talent und die künstlerischen Vorzüge unserer Anschütz hochschätzen, so liegen doch einerseits nicht alle erste Gesangpartien im Bereiche ihrer Mittel und ihrer Eigenthümlichkeit, und dann weiter versteht es sich von selbst, daß man den ungestörten Fortgang der Vorstellungen nicht von einer Kraft allein abhängig machen darf. Dieß ist zu klar, als daß es irgend eines Nachweises bedürfte. In Folge dieser Nothwendigkeit hat gegenwärtig eine bereits mit Auszeichnung genannte Sängerin, Frau Leisinger, ein, wie wir vernehmen, auf Engagement abzielendes Gastspiel eröffnet, und zwar als Recha in „Halevy's Jüdin". Der Eindruck dieser ersten Rolle ist ein sehr günstiger und die Aufnahme derselben eine entschieden beifällige gewesen, und glauben wir die Opernfreunde auf den weiteren Verlauf dieses Gastspieles aufmerksam machen zu müssen. Frau Leisinger ist im Besitz einer umfangreichen, klangvollen und kräftig ausstrahlenden Sopranstimme, die nicht nur durchgreifend zu wirken, sondern auch einen dramatischen Ausdruck zu erzielen vermag. Eine schöne Persönlichkeit, eine ausdrucksvolle Plastik und Mimik, ein lebendiges, in den Gränzlinien des Schönen gehaltenes Spiel sind weitere Vorzüge des Gastes. Was den Gesang betrifft, so treten hier eine sehr reine Intonation, eine höchst klare und deutliche Pronunciation und ein fester und präziser Vortrag hervor. In der großen Gesangsscene des zweiten Actes machte Frau Leisinger ihre musikalische Tüchtigkeit, wie ihre dramatische Auffassung in vollem Maße geltend und zeigte, daß sie in beiden Beziehungen Vorzügliches zu leisten und als Sängerin, wie als treffliche Darstellerin die Freunde der Kunst anzuregen und zu befriedigen weiß. Eben so genügend in den Solis, wie in den Ensembles gleich wirksam, war sie auch in den übrigen Acten, was durch oft wiederholten und wohlverdienten, wenn auch im ersten Acte etwas verfrühten und vorgreifenden Beifall anerkannt wurde. Der Eindruck dieser ersten Rolle war ein so günstiger, daß wir dem ferneren Auftreten des Gastes mit Interesse entgegensehen und der Annahme Raum geben dürfen, daß Frau Leisinger eine entsprechende Repräsentantin für das durch sie zu besetzende Rollenfach seyn werde. Die obengenannte Oper von Halevy wurde mit so viel Fleiß und unter so beifälliger Aufnahme ausgeführt, daß eine demnächstige Wiederholung derselben gewünscht werden darf. Ist diese Composition auch nicht frei von Ueberladungen und modernen Effekthaschereien, so enthält sie doch auch viele Nummern von ausgezeichneter Schönheit und von wahrer dramatischer Bedeutung. Hr. Auerbach als Eleazar wirkte auch heute wieder durch die Kraft und Fülle seines schönen Tenors, dem mitunter nur noch etwas mehr Rückhalt und Nuancirung in den Pianostellen zu wünschen wäre. Hr. Dettmer darf die Rolle des Morny, die er in Gesang und Spiel gleich vorzüglich gibt, seinen besten Leistungen beizählen und fand derselbe wiederholten lebhaften Beifall. — Fräul. Hoffmann sang die Eudoxia mit der ihr eigenen Sicherheit und Präcision. Hr. Bendo besitzt zwar die erforderlichen Stimmmittel für die Rolle des Leopold, hat aber auf die künstlerische Detaillirung seiner Ausgabe noch mehr Sorgfalt zu verwenden, woran es sein eifriges Streben wohl nicht fehlen lassen wird. M.

Frankfurt a. M.

Der artistische Direktor unserer Bühne, Hr. Mühling, hat von dem städtischen Theatercomitee in Hamburg eine Einladung erhalten, sich dahin zu begeben, um bei der Regelung der Theaterangelegenheit dem Comitee thätig zur Seite zu stehen. Bekanntlich hat Hr. Mühling zehn Jahre die dortige Direktion geführt, und ist diese Einladung jedenfalls sehr ehrenvoll für ihn, da sie in Anerkennung seiner Verdienste und tüchtigen Geschäftsführung geschehen ist. Hr. Mühling hat die Einladung angenommen.

Seit einigen Tagen weilt der berühmte Kunst- und Modell-Zeichner Carl Scholdhauer aus Paris auf einer Erholungsreise in unserer Stadt. Derselbe bietet abermals ein Beispiel, wie deutsche Kunst und deutsche Geschicklichkeit erst im Auslande ihre Anerkennung finden. Scholdhauer ist von Geburt ein Deutscher, wohnt seit 14 Jahren in Paris und zeichnet daselbst für die ersten Juweliere und Fabriken die Modelle zu den Schmuck- und Kunstsachen, an welchen wir in Deutschland den französischen Geschmack so sehr bewundern.

Vorlesungen des Vereins für Geographie und Statistik für den Winter 1854—55.

1) Hr. Dr. med. Stricker: Vergleichende Charakteristik europäischer Großstädte. Nach eigenen Anschauungen. Erster Cyklus: Frankfurt. Paris. Berlin. Wien (4 Vorträge). 2) Hr. Dr. Buddens: Ueber die russischen Ostseeküsten von Polangen bis Narwa (3 Vorträge). 3) Hr. Dr. phil. J. M. Jost: Geist der Muhammedaner, dargestellt in Grundzügen ihrer Religions-Lehre und Geschichte, ihrer Gebräuche, Meinungen und Lebensansichten (6 Vorträge). 4) Hr. Oberlehrer Dr. A. Finger: Ueber die Ostsee und ihre Küstenländer, mit Ausnahme der deutsch-russischen Provinzen (3 Vorträge). 5) Auch werden von einigen Mitgliedern der statistischen Abtheilung gegen Ende des Winters einige Vorträge über das Wesen und den Werth der Statistik im Allgemeinen und über einzelne statistische Verhältnisse Frankfurts insbesondere gehalten werden.

Die Vorlesungen finden im Hörsaale der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft jeden Mittwoch Abend von 7 — 8 Uhr statt und beginnen Mittwoch, den 1. November l. J., mit den Vorträgen des Hrn. Dr. med. Stricker. — Die Tage, an denen die andern Herren, welche sich zu Vorträgen bereit erklärt haben, lesen werden, sollen durch hiesige öffentliche Blätter angezeigt werden. — Eintrittskarten zu diesen Vorlesungen für Herren und Damen, die nicht Mitglieder des Vereins sind, können gegen ein Honorar von vier Gulden in den Buchhandlungen der Herren Keller und Auffarth in Empfang genommen werden.

Frankfurt a. M. im October 1854. Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 4. Oct. Der Verschwender, Original-Zaubermärchen in 3 Abth., Musik von Conradin Kreutzer.

Donnerstag, 5. Oct. Zweite Gastdarstellung der Frau Leisinger, vom Hoftheater zu Braunschweig. Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Acten von Donizetti. Lucrezia: Frau Leisinger.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur J. A. Hammeran

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 238. Donnerstag, den 5. October 1854.

Der Teich von Préecigny.

(Nach dem Französischen des Elie Berthet.)

(Fortsetzung.)

„Wir wissen wohl", rief einer der Anwesenden, „daß der englische Hund allein schuld ist an der Hartherzigkeit des Herrn Laurent; er reizt ihn immer gegen uns auf . . . ohne seinen Einfluß hätten die Bitten der Fräulein Therese, der vortrefflichen Tochter des Herrn Laurent, die Wirkung auf ihren Vater nicht verfehlt. Der alte Laurent ist zwar geizig; doch als er noch Haushofmeister bei dem Grafen von Préecigny, ehemaligem Besitzer des Dorfes, war, galt er nicht für schlecht."

„Jetzt, seitdem wir unsere Rechte auf dem Papier haben", — begann Nicolas nach einer Pause bitter — „kümmert sich Niemand mehr um uns. Ehemals unter der alten Regierung, als wir noch Lehnsherren hatten, waren wir glücklicher... ja, meine Freunde", fuhr er lebhaft fort, „wenn damals eine ganze Ortschaft so vom Verderben bedroht gewesen wäre, wie wir jetzt, da hätten sich Männer von Ansehen und Einfluß gefunden, welche die Sache der Unglücklichen geführt hätten und ihnen Gerechtigkeit verschafft . . . Aber heutigen Tages sorgt Jeder nur für sich selbst. Glaubet mir, wenn wir uns nicht selbst retten können, so sind wir verloren!"

Laute Seufzer der Umstehenden begleiteten die niederschlagenden Worte des Greises.

„Ihr gehört noch der alten Zeit an, Vater Nicolas", begann Mathurin, „Ihr gedenkt noch jener Zeit, wo Ihr Gärtner im Schlosse von Préecigny waret, und diese Erinnerung macht Euch ungerecht gegen die Gegenwart . . . Warum sollten wir jetzt Niemand finden, der sich unserer annimmt?"

„Die rechtschaffenen Leute, mein guter Mathurin, leben heutigen Tages am liebsten ganz ruhig und ungestört; sie fühlen sich nicht bewogen, den Haß der Mächtigen gegen sich zu reizen, um eines fremden Interesses willen . . . Indessen . . . ich muß gestehen . . ."

Der Greis hielt plötzlich inne und horchte auf; auch die Uebrigen wurden aufmerksam. In einem Hohlweg, welcher sich an dem Kirchhofe hinzog und auf der anderen Seite von einer dichten Hecke begränzt war, sang eine frische jugendliche Stimme ein Couplet aus Richard.

Einen Augenblick später schwieg der Gesang und der Sänger rief in unwilligem Tone:

„Hierher, Ravaude . . . kusch, garstiges Thier! kannst Du es nicht erwarten, zu jagen? Du hältst wohl gar die mageren Gänse und die elenden Hühner der Bürger von Préecigny für Rebhühner? (Das Wort Bürger wurde mit einer gewissen Ironie ausgesprochen.) Sey geschickt, mein guter Hund; Dein armer Herr hat kein Recht mehr über dieses freie Dorf, und wenn Du Hühner oder Enten erwürgst, so muß er sie bezahlen, hörst Du?"

Kaum waren die letzten Worte gesprochen, so begann wieder der vorige Gesang.

II.

Der Frohsinn, ja man kann wohl sagen, der jugendliche Uebermuth, welcher sich in diesem Selbstgespräch und dem dazwischen ertönenden Gesange aussprach, bildete einen grellen Contrast zu dem herben Schmerze der unglücklichen Bevölkerung und schien auch einen unangenehmen Eindruck auf diese gebeugten Gemüther zu machen; wenigstens sprach sich auf allen Gesichtern Unwille aus. Selbst der alte Nicolas schien lebhaft erregt zu seyn.

Mathurin wendete sich zu dem Greise und sagte mit leiser Stimme:

„Es ist der Graf Alfred v. Préecigny, der letzte Sprosse dieses Hauses . . . ein junger Emigrant, der erst vor Kurzem wieder in sein Vaterland zurückgekehrt ist. Er singt! Was kümmern ihn auch unsere Leiden? — So sind diese Adeligen, Nicolas, die Ihr so beklagt!"

Nicolas sah ihn mit einem strengen, Schweigen gebietenden Blicke an und sagte mit Nachdruck:

„Ihr kennt ihn nicht. Ein Préecigny kann nicht unempfindlich für unsere Leiden seyn! Es ist wahr, dieser hat meine dringenden Bitten immer zurückgewiesen; aber ich versuche es noch einmal. Vielleicht führt Gott selbst ihn uns in diesem Augenblicke zu! Ja, meine Freunde", fuhr er nach einer kurzen Pause mit zuversichtlichem Tone fort, „wenn uns ein Mensch helfen kann, so ist es dieser brave junge Mann."

Ungeachtet der Ehrerbietung, welche Alle vor dem Alter und der Erfahrung Nicolas' hatten, war doch auf vielen Gesichtern ein ungläubiges Lächeln zu sehen.

„Der kümmert sich nicht um uns", sagte einer der Anwesenden; „er denkt an nichts von Morgens bis Abends, als zu jagen. . . . Uebrigens hat er ja selbst kein Vermögen und auch keinen Credit."

„Und", fügte ein Anderer hinzu, „wie man sagt, so steht er auch sehr gut mit Laurent. Der ehemalige Geschäftsführer seines Vaters hat ihm sogar einen Besuch gemacht."

„Der gute alte Nicolas ist immer für den Adel eingenommen gewesen", fügte ein Dritter hinzu. „Sagt einmal, wie kann ein junger leichtsinniger Mensch, der uns kaum kennt . . ."

„Schweigt Alle!" rief der Greis gebietend. „Lasset uns die gegebene Gelegenheit benutzen . . . folgt mir. Wir wollen den jungen Graf aufsuchen . . . gelingt es uns, ihn zu rühren, dann wird er uns retten, so wahr ein Gott im Himmel lebt! Ja, er rettet auch meinen armen kleinen Peter!"

Bei den letzten Worten nahm er das Kind an der Hand und schritt der Thüre des Kirchhofes zu.

Die Zuversicht, mit welcher der Greis gesprochen hatte, war nicht ohne Wirkung geblieben. Alle folgten ihm. Unter einem großen Baume am Eingange des Kirchhofes blieb die Versammlung in banger Erwartung stehen. Die Männer hatten alle das Haupt entblößt.

Indessen war der Gesang verstummt; man hörte nur noch das Knurren des Jagdhundes, den die Nähe so vieler Menschen unruhig zu machen schien. In wenigen Augenblicken erschien der Herr selbst auf dem weiten Platze vor dem Kirchhofe. Es war ein junger Mann von ungefähr achtundzwanzig Jahren, mit kräftiger Gestalt und männlich schönen Zügen, aus dessen dunkelem Auge Stolz und Wohlwollen zugleich sprach. Er trug ein einfaches Jagdkleid und führte einen prächtigen Jagdhund an einem Seile. Die ganze Erscheinung des jungen Grafen war so edel und einnehmend, daß sie auf Jeden einen angenehmen Eindruck hervorbringen mußte.

Obgleich erstaunt bei dem Anblick der schweigenden Menge, wollte er doch nichts davon merken lassen; er griff grüßend an den Hut und war im Begriff, an derselben vorüberzugehen dem Dorfe zu. Plötzlich jedoch rief eine zitternde Stimme:

„Der Graf von Précigny ist also wirklich den alten Dienern seiner Familie so fremd geworden, daß er keinen Blick, kein Wort des Mitleids für sie hat!"

Der junge Graf blieb stehen, blickte verwundert um sich.

„Ach, Ihr seyd es, Nicolas", rief er plötzlich erstaunt, dem Greise die Hand reichend. „Sicher wäre ich nicht an Euch vorübergegangen, ohne Euch guten Tag zu sagen, mein alter Freund; denn meine Mutter, die ferne von ihrem Vaterlande gestorben ist, hat Euch oft als unseren treuesten Diener genannt . . . Ich denke", fügte er mit wohlwollendem Lächeln hinzu, „das Wort Diener hat nichts Beleidigendes für Euch, wenigstens habt Ihr es zuerst gebraucht."

„Ich werde mir immer eine Ehre daraus machen, einer so guten Herrschaft gedient zu haben", erwiederte der alte Gärtner. „Ja, wenn diese vortrefflichen Leute noch lebten, würden wir nicht so viel leiden, als es jetzt der Fall ist."

„Ihr scheint mir", erwiederte Précigny heiter, „kein großer Verehrer der Freiheit, ja selbst nicht der constitutionellen Monarchie, mein guter Freund. Aber", fügte er sogleich ablenkend hinzu, „Ihr seyd ja hier in großer Gesellschaft und zwar an einem düsteren Orte."

„Welcher Ort könnte wohl für uns Armen angemessener seyn, als der Kirchhof, wo wir bald unsere letzte Ruhestätte finden werden."

(Fortsetzung folgt.)

Pestalozzi's Jugend.

Dieser Auszug ist dem ersten Kapitel einer Biographie von Pestalozzi entnommen, welche 1853 erschienen. Die Verfasserin ist dieselbe, welche das Leben des großen Haller und Lavaters geschrieben. Sie hat Pestalozzi mit Lavater oft in Parallele gebracht, wie auch aus dem Nachstehenden hervorgeht.

Heinrich Pestalozzi wurde in Zürich den 12. Jan. 1746 geboren und Caspar Lavater den 15. Nov. 1740; sie waren beide Söhne eines Arztes und erhielten beide im väterlichen Hause eine Erziehung, welche geeignet war, die seltenen Talente zu entwickeln, mit welchen sie begabt waren. In den ersten Jahren lebten beide Familien in gleichen Vermögensverhältnissen, bis Pestalozzi im echsten Jahre seinen Vater verlor und dann frühe schon anfangen mußte, gegen Armuth zu kämpfen, für deren moralische und materielle Abhülfe bei Andern der große Zweck seines Lebens wurde. Nichts verhinderte Lavater, sich unter der Aufsicht des Vaters seinen Lieblings-Studien hinzugeben; er war auch darin glücklicher als Pestalozzi.

Eine Zeit lang beschäftigten sich Beide mit der Theologie; Lavaters Beruf sprach sich schon in der Kindheit aus und führte ihn zur praktischen Ausübung des geistlichen Amtes.

Diese beiden jungen Männer, deren Namen so berühmt werden sollten, waren zwar niemals enger verbunden; allein wenn man einen Blick auf die Zeit wirft, in welcher Beide ihrem Vaterlande so große Dienste leisteten, liegt es so nahe, sie zusammenzustellen und einige Aufmerksamkeit auf die Beziehungen zu lenken, welche sowohl durch Kontraste als durch Gleichartigkeit des Charakters hervortreten, der sich in Beiden zu einer energischen und brennenden Liebe zu Gott und dem Nächsten entwickelte und dadurch dem aufmerksamen Beobachter reicher Stoff zur Betrachtung geboten wird.

Lavater hatte große äußere Vorzüge, sein ganzes Wesen hatte etwas Edles und Anmuthiges; er liebte das Schöne, das Ideale; er erforschte die Geheimnisse der Seele und wußte sie mit wunderbarer Wachsamkeit zu entdecken, indem er die Züge des menschlichen Angesichts studirte, die Bewegungen, Gewohnheiten, — kurz das ganze Aeußere des Menschen beobachtete. Er glaubte an die Möglichkeit seiner physiognomischen Wissenschaft mit derselben Ueberzeugung, wie Pestalozzi an seine berühmte Lehrmethode glaubte, die jedoch auf ganz entgegengesetzter Basis beruhte, als Lavaters Studium, welchem dieser sich mit wahrer Leidenschaft hingab. Pestalozzi erforschte und entdeckte neue Seiten des verborgensten inneren Wesens in der Tiefe des Seelen-Instinkts. Ihm war Alles innerlich: die sichtbaren Verschiedenheiten, welche auf den Zügen der Menschen ausgedrückt sind, machten wenig Eindruck auf ihn; jedoch war er auch Physiognomiker auf seine Weise, aber er hatte keinen Glauben an das System seines Zeitgenossen. — Das physiognomische Werk Lavaters war ein Kunstwerk, hat aber kaum Spuren hinterlassen; Pestalozzi hingegen hat tiefe Furchen gegraben und unendliche Keime belebt. — Der gleiche Impuls leitete Beide; eine wahrhaft gränzenlose Menschenliebe beseelte immerwährend den Geistlichen wie den Erzieher. Lavater widmete als Prediger all seine Kräfte der Verkündigung des Evangeliums; sein beredtes und rührendes Wort erging an alle Klassen der Gesellschaft: Fürsten und Gelehrte, Arme und Unwissende hörten ihm zu und liebten ihn. Er starb im 60. Jahre in Folge einer Wunde, welche er auf dem Felde der Ehre des Christen erhielt, daß heißt, indem er als Friedensstifter zwischen tödtlich gefährdete Menschen treten wollte; Ihm war es gegeben, ein glänzendes Beispiel zu hinterlassen und zu zeigen, wie man Beleidigungen verzeihen soll und das Leben im Frieden der Heiligen verlassen kann.

Pestalozzi versammelte um sich die Kinder, welche als Opfer des Kriegs verlassen waren — desselben Krieges, welcher die mittelbare Ursache von Lavaters Tod war. Die wohlthätigen pädagogischen Stiftungen, welche Pestalozzi mit Glauben und Hoffnung gegründet, mußte dieser jedoch überleben und deren Verfall mit bitteren Schmerzen und traurigen Erfahrungen sehen; so starb er von Alter und Kummer gebeugt.

Beide bezeigten von frühester Jugend an eine Art ritterlicher Empörung gegen jede Art von Bedrückung; der Schwache und Geringe war in ihren Augen als Solcher geheiligt; sie schätzten die Menschen nur nach ihrer moralischen Größe, und dachten die wahren Reichthümer zu vertheilen und die wirklichen Talente zu befördern, indem sie an der intellectuellen Entwicklung ihrer Nebenmenschen arbeiteten. Die Vaterlandsliebe haben sie Beide auch auf diese Weise aufgefaßt, und für sie hatte das Wort „Freiheit" die gleiche Bedeutung. Es ist eine große Ehre für eine Stadt,

fast zu gleicher Zeit zwei Männer von so ausgezeichnetem Charakter und Geistes-Ueberlegenheit zu Bürgern gehabt zu haben, wie es diese beiden edlen Gestalten waren, welche das Ende des letzten Jahrhunderts und den Beginn des unsrigen zieren.

Pestalozzi's Vater war Augenarzt, er stammte von einer jener italienischen Familien, welche wegen Religionsansichten nach der Schweiz ausgewandert waren, wohin sie ihre verschiedenen Industriezweige sowohl, als ihre theologische und künstlerische Gelehrsamkeit verpflanzten. Seine Mutter war die Tochter eines Generals Holze in österreichischen Diensten. Er hatte nur einen Bruder, welcher als Kind starb, und eine Schwester, welche an einen Kaufmann in Leipzig verheirathet war. Pestalozzis Eltern lebten in großer Zurückgezogenheit, ihr Sohn wuchs in der größten Einfachheit der Sitte auf, welche jetzt noch in Zürich vorherrscht.

Obwohl in seiner Leibesbeschaffenheit eine gewisse Schwäche sichtbar war, zeigte er doch schon in frühester Kindheit eine große Energie in seinen Neigungen, Ausdauer in seiner Anhänglichkeit an Personen und Dinge, die zu seinem Herzen sprachen. Eine glühende Einbildungskraft machte seine Eindrücke stets sehr stark, und bei ihm war immer das Gefühl vorherrschend. Er sagte von sich selbst: „Alles, was mein Herz rührte, schwächte meist die Gedanken, welche meine Vernunft erleuchten und welche mein Kopf in praktische Anwendung hätte bringen sollen. Die Kenntnisse und der Grad von Geschicklichkeit, welche die Erziehung in mir entwickelte, wurden ganz von der Lebhaftigkeit meiner Einbildungskraft beherrscht; was nicht mein Herz berührte, war mir entschieden zuwider; es fehlte mir früh schon die Fähigkeit, zu erwägen und meine Kräfte im Gleichgewicht zu erhalten. — Ich hatte nicht in mir die Gabe, dieselben zu behaupten, was auf mein ganzes Leben einen nachtheiligen Einfluß hatte. Was ich als Kind unternahm, gelang mir selten. Ich verwickelte mich in tausend kleine Details; dieser Mangel an Berechnung vereinigte sich mit einem gewissen Leichtsinn, der mich verhinderte, die kleinen Fehlschlagungen so tief zu empfinden, wie es bei andern Kindern der Fall war. Nach einigen Tagen vergaß ich völlig, was hinter mir war, auch wenn die Dinge mich ganz besonders betrafen, und trotz der Lebhaftigkeit meiner Furcht und Hoffnung, welche mich für sie bewegt hatte. Diese Anlage zur Sorglosigkeit nahm mit den Jahren zu; ihr Einfluß übte eine große Macht auf meine ganze Laufbahn."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Deutscher in Japan.) W. Heine aus Dresden, der, wie bereits erwähnt, die amerikanische Expedition nach Japan begleitete, hat wieder mehrere Briefe über jenes merkwürdige Land gesandt. In einem schreibt er: In den Häusern und auf den Straßen herrscht die größte Reinlichkeit und selbst letztere werden täglich wenigstens einmal gefegt; eben so pflegen die Bewohner täglich zu baden und zwar heiß, wodurch ihre Haut sehr spröd und rauh wird. Als ich einen Japaner zum ersten Male baden sah, war ich außer mir vor Entsetzen und konnte im ersten Augenblicke nicht errathen, was mit dem Manne vorgehe. Er saß nämlich in einer großen mit Wasser gefüllten Butte, ganz in Dampf gehüllt, roth wie ein gesottener Krebs und unter der Butte brannte ein Feuerchen, das ein anderer Mann ganz munter schürte. Das ganze Verfahren sah dem Märtyrerthume eines vormittelalterlichen Heiligen eher ähnlich als einem Reinigungsprozesse; das Wasser war so heiß, daß ich meine Hand keine Minute darin erhalten konnte, der Badende oder besser der Kochende schien sich jedoch ganz behaglich darin zu fühlen, so wie ihn auch meine Gegenwart nicht im mindesten genirte.

(Heidelberg, 30. Sept.) Letzten Mittwoch befand sich eine englische Familie, bestehend aus der Mutter, sechs unerwachsenen Kindern und deren Gouvernante, nahe bei dem Oktogon, dem sogenannten „Tanzhäusel", auf der großen Terrasse des Heidelberger Schlosses. Aus Unvorsichtigkeit fiel der 13jährige Knabe über die mehr denn 30 Fuß hohe Terrasse herab und würde seinen jugendlichen Leichtsinn unfehlbar auf dem Granitpflaster mit dem Leben gebüßt haben, hätte nicht ein guter Engel über ihn gewacht, der das Unglück verhütete. Am Fuße der Terrassenbögen hielten die Gartenarbeiter des Kastellans vom Heidelberger Schlosse gerade um jene Zeit ihr Mittagsmahl. Einer derselben, Michael Giesser von Kirchheim, hört plötzlich ein Rauschen in den Epheugesträuchen, sieht den stürzenden Knaben, fängt ihn, ohne an die eigene Gefahr zu denken, der er sich durch seine Menschenliebe aussetzte, beherzt mit den Armen auf und bringt ihn unversehrt der bebenden Mutter wieder. So mächtig war die Wucht des Falles, daß der Retter, ohne jedoch Schaden zu leiden, dadurch zu Boden geworfen wurde.

(Mannheim, 29. Sept.) Es sind wieder zwei Fabriken im Bau, die eine jenseits des Neckars, nahe an der Kettenbrücke, die eine Konkurrentin von Wohlgelegen werden soll, die andere, eine Staniolfabrik, mit deren Bau eben begonnen wird. Die Unternehmer haben hierzu das Besitzthum des Hrn. Dahmen angekauft, einige Schritte vom Hauptzollamt, hart am Schloßgarten und an den großartigen Bierkeller anstoßend.

(Stuttgart, 1. Oct.) Gestern wurde dem Komponisten des Nordstern, Hrn. Meyerbeer, bei einem ihm zu Ehren im Hotel Marquardt gegebenen Festessen im Auftrag des Königs von dem Intendanten des Hoftheaters das Kommenthurkreuz des k. Kronordens übergeben.

Die Commission, welche mit der Vollziehung des Testamentes des ersten Napoleons beauftragt ist, stößt auf mancherlei Verlegenheiten. Zur Unterstützung der alten Offiziere und Soldaten, „welche von 1792 bis 1815 für den Ruhm und die Unabhängigkeit Frankreichs gekämpft," ist bekanntlich eine Summe von $1^1/_2$ Millionen Francs ausgeworfen. Nun haben sich aber bereits mehr als 100,000 Concurrenten gemeldet, so daß auf den Kopf eine Summe von 15 Francs fallen würde. Das ist fast weniger als ein Almosen.

Trotz der ernsten Zeit, in der wir leben, so wird aus Petersburg geschrieben, verliert die Administration das Form- und Uniformwesen nicht aus den Augen. Bekanntlich wird hier zu Lande Alles, was irgend einem Stande, wäre es auch jener der Nachtwächter, angehört, in Uniform gesteckt, damit die Stufe, die Jeder in der Staatsordnung einnimmt, sofort kenntlich sey und der Einzelne überall in ihr verschwinde. Es wurde demnach die Frage aufgeworfen, welche Uniform Kaufleute erster Gilde tragen sollen, die weder ein Staats- noch ein Wahlamt bekleidet haben, und dahin entschieden: sie sollen die Gouvernementsuniform des Adels erhalten, aber ohne Stickerei, und statt am grünen Frack einen rothen Kragen und Aufschläge zu tragen, wie der Adel, sind ihnen grüne Aufschläge und Kragen mit rother Paspoilirung vorgeschrieben, was zufällig der Livree gleicht, welche unsere Reichen den Bedienten anziehen, die hinten auf den Wagen, mit dreieckigem Hut auf dem Kopf, aufsteigen. Eine Reklamation dagegen ist unmöglich, da der Ukas unterzeichnet ist.

Der alte Dietsch in Jena ist gestorben. Kennt Ihr ihn nicht? Dann seyd Ihr besser dran als viel Tausende, die in seinem großen Buche stehen, in das sie von der schwarzen Tafel im berühmten Burgkeller in Jena abgemalt worden sind. Dietsch war der Burgwart des Burgkellers, ein Mann, der öfter Credit gegeben hat als Rothschild, zwar keinem Fürsten, aber Studenten, aus denen Alles werden kann und viel schon geworden ist. Dietsch starb in seinem Berufe, in der Schweiz, auf einer Rundreise zu seinen Schuldnern; er zog aus, wie Simson zu den Philistern, die einst Studenten gewesen und ihm schuldig geblieben waren.

(Dorfz.)

Korrespondenz.

Köln, 1. October.

Nachdem die Sängerfahrten des Kölner Männer-Gesangvereins nach England in vorigem und diesem Jahre ein so schönes Resultat geliefert, indem nicht nur deutscher Kunst im stolzen England volle Anerkennung zu Theil wurde, sondern auch eine Summe von über 10,000 Thaler dem Dombau aus dem Ertrage zugeflossen, ist es nicht zu verwundern, daß der Londoner Unternehmer, Herr Mitschell, Hofbuchhändler der Königin, auch für die nächste Saison ein ähnliches Unternehmen auszuführen wünscht. Da der Kölner Männer-Gesangverein durch die beiden Sängerfahrten bereits große Opfer an Zeit und Kosten gebracht hat, so ist Seitens des Vereins an eine nochmalige Sängerfahrt nicht zu denken. Dahingegen haben sich etwa 40 bis 50 Sänger aus Rheinland, darunter 18 Mitglieder des hiesigen Männer-Gesangvereins, die übrigen aus den Städten Bonn, Aachen, Crefeld, Düsseldorf, Elberfeld, insbesondere auch das rühmlichst bekannte Sänger-Quartett der Gebrüder Steinhaus in Barmen, vereinigt, um eine dritte Sängerfahrt nach England auszuführen. Herr Mitschell, welcher zu diesem Ende dieser Tage in Köln war, hat bereits die nöthigen Schritte gethan, den Sängerchor für längere Zeit zu engagiren, und zwar sollen in den ersten 3 Monaten Konzerte in England und in den 3 oder 6 folgenden in Schottland und Irland stattfinden; es ist sogar in Aussicht genommen, die Fahrt auf ein ganzes Jahr nach Amerika auszudehnen. Daß unter diesen Umständen der Ertrag der Konzerte zunächst für die Betheiligten bestimmt seyn muß, liegt wohl in der Natur der Sache, obwohl, wie wir vernommen, theilweise Verwendung zu edlen Zwecken nicht ausgeschlossen seyn soll. Der Sängerchor, wie auch Herr Mitschell, wünschten, daß Herr Weber, der Dirigent des Kölner Männer-Gesangvereins, auch dieses Mal die Leitung übernehme, was aber schon deßhalb nicht möglich ist, weil derselbe in seiner vielseitigen Stellung so lange Zeit nicht entbehrt werden kann. Der Verein will darum, im Einverständnisse mit Herrn Mitschell, die Leitung einem anderen bewährten deutschen Künstler übergeben; die betreffenden Unterhandlungen sind schon zu diesem Behufe eingeleitet worden.

Aus dem Badischen, 1. Oct.

Das Verfahren der Weinbereitung des Dr. Gall in Trier wird jetzt wieder viel besprochen. Versuche, welche von dem landwirthschaftlichen Kreisverein des Unterrheinkreises angestellt worden, beweisen, daß der Zusatz von Wasser, um die überflüssige Säure zu mindern, und der Zusatz von Zucker, um den fehlenden Zuckerstoff zu ersetzen, nach Verhältniß dem Moste beigegeben, dem Weine aus guten Lagen bei schlechten Jahrgängen durchaus nicht nachtheilig ist (wie schon von Liebig dargethan worden), ihn im Gegentheil angenehm machen, ohne seine Haltbarkeit zu gefährden. Es ist nun unzweifelhaft, daß sowohl diesseits als auch jenseits des Rheines in diesem Jahre von Weinproduzenten Wein gallisirt wird. Dabei fürchten jedoch die guten Weinorte, daß der Ruf ihres Weines etwas leiden werde, und aus diesem Grunde sind Viele gegen dieses Verfahren und haben sich auch in dieser Weise ausgesprochen, sowie denn auch in einzelnen ausgezeichneten Weinorten in der bayerischen Pfalz in diesem Betreffe Schritte bei der Regierung gethan worden sind. Die Hauptsache ist nun freilich die, daß, wenn der Wein gallisirt worden, er auch als solcher verkauft werde und nicht als reingehaltener Wein. Geschähe dieses nicht, so würde dadurch ein strafbares Unrecht begangen.

Aus dem Rheingau, Ende Septembers.

Unsere Gegend wird auffallender Weise in jüngster Zeit wieder von Bränden heimgesucht. Auf den bedeutenden Brand in Schierstein, wo ein beträchtliches Quantum Frucht ein Raub der Flamme wurde, folgten rasch hinter einander die Brände in Neudorf und Rauenthal. Des Brandes im Ministerialgebäude zu Wiesbaden gar nicht zu gedenken, wurde die vorige Woche ein Brand in Oestrich noch zeitig gelöscht. Dieser Tage brannte es wieder im Oestricher Walde, was bei der jetzigen Dürre leicht gefährlich werden konnte. Es liegt die Vermuthung nahe, daß bei einigen eine böswillige Anzündung die Veranlassung war. So wurde denn auch in letzterer Zeit dem Kreisamte zu Rüdesheim ein anonymer Drohbrief zugeschickt, unter einer gewissen Bedingung einen ganzen Gemeindewald des obern Rheingaus anzuzünden. — Die wenigen Trauben, die noch an den Stöcken hängen, versprechen bei nachhaltiger günstiger Witterung einen ganz erträglichen Wein hinsichtlich der Qualität zu liefern. Der ungemein warme September kam den Trauben sehr zu statten. — Es scheint wieder Miene gemacht zu werden an dem Fortbau der Rheingauer Eisenbahn und soll nach dem Herbst der Anfang dazu gemacht werden. Bereits sind die Grundeigenthümer wiederholt aufgefordert, ihre Beistimmung den gewählten Taxatoren zu geben, da eine zweite Taxation wegen der zu hohen Werthangabe der ersten vorgenommen wird. — Angenehm muß es jeden Kenner und Freund des Alterthums berühren, wenn er sieht, daß die alte, weltbekannte Michelskapelle in Kiedrich, eine in reinem gothischen Style aufgeführte Kirche, jetzt wenigstens theilweise renovirt wird. Es war bedauernswerth, dieß ehrwürdige Denkmal lange Zeit in einem solchen verwahrlosten Zustande zu lassen.

Karlsruhe, 1. October.

Keine Stadt ist wohl reicher an Privatwohlthätigkeitsanstalten als Karlsruhe. Wir führen einige derselben an. Die Bezirksarmenpflege nimmt sich der ohne Verschulden Verarmten, Erkrankten rc. an. Der Armenverein sammelt die kleinen Beiträge, welche in günstiger Zeit erübrigt werden und legt sie als Sparpfennige an für die Zeit des Bedürfnisses. Er hat in vier Jahren schon über 6000 fl. zusammengebracht und sie den Sparern, je nach Wunsch, entweder in Baarzahlungen oder durch wohlfeilere Beschaffung von Lebensbedürfnissen zurückgegeben. Die Lehrsäle für Gewerbsgehülfen, Fabrikarbeiter und Lehrlinge nehmen in den Sonntag-Abendstunden der Wintermonate Diejenigen auf, welche ihre Kenntnisse durch nützliche Schriften und belehrende Vorträge erweitern wollen. Die Anstalt zählt seit ihrem fünfjährigen Bestehen über 1000 Theilnehmer, und hat eine Büchersammlung von etwa 1200 Bänden. Zur gemeinschaftlichen Benutzung für alle Stände ist eine Leihbibliothek auf Actien gegründet, die eine Auswahl gediegener Werke unserer neueren Literatur enthält und gegen geringe Entschädigung für den Gebrauch abgibt. Die Bibliothek enthält jetzt etwa 900 Nummern.

Kunstnotiz.

(Frankfurt) Wie man vernimmt, wird kurz nach der Zurückkunft der mit Urlaub abwesenden Fräul. Genelli auf der hiesigen Bühne ein Original-Lustspiel des hier lebenden Schriftstellers Georg Römer unter dem Titel: „Excentrisch und Vernünftig" zur Aufführung kommen, welches bereits einstudirt ist. Da Hrn. Römer's Lustspiel: „H. 252" auf der Hofbühne zu Darmstadt mit Beifall aufgenommen wurde, so kann man es unserer Theaterdirektion nur Dank wissen, daß sie das Originalwerk eines deutschen Schriftstellers zuerst zur Aufführung bringt.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 5. Oct. Zweite Gastdarstellung der Frau Leisinger, vom Hoftheater zu Braunschweig. Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Acten von Donizetti. Lucrezia: Frau Leisinger.

Montag, 9. Oct. (Zum Benefiz für den artistischen Director, Hrn. Mühling, und zum ersten Male): Die Jugend Ludwigs XIV., Lustspiel in 5 Acten. Nach dem Französischen des Alexander Dumas. Georgette: Fräulein Bertha Mühling, als erster theatralischer Versuch. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 239. Freitag, den 6. October 1854.

Der Teich von Précigny.

(Nach dem Französischen des Elie Berthet.)

(Fortsetzung.)

Der junge Graf bemerkte jetzt erst das feierliche Ansehen des Alten und die dumpfe Niedergeschlagenheit der Uebrigen.

„In welch' ernstem Tone sagt Ihr mir dieß, mein alter Freund", erwiederte ee; „sollte vielleicht das abscheuliche Sumpf-Fieber wieder ein Opfer im Dorfe gefordert haben?"

„Ein Opfer! Sehen Sie uns nur an, Herr von Précigny, betrachten Sie uns Alle: Männer und Frauen, Kinder und Greise. Oder verstehen Sie unter Opfer nur Diejenigen, die der Krankheit unterlegen haben, so gehen Sie einige Schritte weiter, da werden Sie drei frische Gräber finden . . . das eine birgt eine junge Braut, das andere einen Familienvater und das dritte einen Sohn meiner Tochter."

Der junge Jäger erwiederte sichtbar gerührt: „Das ist in der That schrecklich, und ich kann nicht begreifen, daß die Behörde keine Maßeegeln ergeeift, um diesem fürchterlichen Uebel abzuhelfen . . . Indessen, mein lieber Nicolas", fügte er theilnehmend hinzu, „könnt Ihr und Euere Freunde im Nothfall auf meine Dienste zählen. Ich bin nicht reich, wie Ihe wißt; mein ganzes Vermögen besteht in der kleinen Meierei, die ich bewohne. Aber das Wenige, was ich besitze, steht zu Eurer und Eurer Freunde Verfügung . . . Hört es, Ihr braven Leute!" wiederholte ee mit eehobener Stimme.

Der Geeis warf einen triumphirenden Blick auf die Veesammlung.

„Sie sind Ihrer edlen Ahnen würdig!" sagte er bewegt zu dem Geafen; „aber was Sie uns so freundlich bieten, reicht dennoch nicht aus."

„Was kann ich weiter thun?" Ich biete ja Alles an, was ich besitze."

„Herr Graf", sagte dee Greis bewegt, „Ihre Vorfahren waren die Wohlthäter dieser Gegend . . . In jedem Unglück waren sie unseee Helfer; wir bauten aber auch auf sie, wie auf die Vorsehung. In dem schrecklichen Winter von 1790, wo unser Land eine Hungersnoth heimsuchte, öffnete Ihr Herr Vater seine Speichee und rettete nicht nur seine Unterthanen, sondern auch die Bewohner der angränzenden Ortschaften, weßhalb man ihm den Beinamen: „dee Bäcker" gab."

„Und zur Belohnung", rief dee junge Graf plötzlich mit heftiger Stimme, „ist mein Vater, dee Sohn des Grafen Heinrich des Bäckers, 93 auf dem Schaffot unter Beifallsrufen des Volkes gestorben." Bei dieser Erinnerung eöthete sich seine Wange und sein Auge blickte zornglühend um sich.

Die Landleute senkten verlegen den Blick zu Boden, nue Nicolas erwiederte gefaßt:

„Bedenken Sie, Herr Graf, daß Ihr Herr Vater nicht hier den Tod erlitten hat, sondern in Paris. Hier hätte das Andenken an die Wohlthaten Iheer Familie das Verbrechen unmöglich gemacht. Es stand noch in zu lebhafter Erinnerung, daß zwölf oder vierzehn Jahee früher, als eine Feuersbrunst das Dorf in Asche gelegt hatte, Ihr Herr Vatee es auf seine Kosten hatte wieder aufbauen lassen und den Armen ersetzte, was sie verloren hatten."

„Und aus Dankbarkeit dafüe", unterbrach ihn Alfred, mit der Flinte auf den Boden stampfend, „habt Ihe im Jahee 93 das Schloß Eurer Wohlthäter niedergebrannt."

„So wahr Gott lebt, Herr Graf", rief Nicolas lebhaft, „kein Bauer von Précigny hat Theil an dieser That. Der einzige Vorwurf, den man uns machen kann, ist, daß wir zu feig waren, um das Eigenthum unseree Herrschaft gegen diese wilde Hoede zu vertheidigen."

„Es ist möglich", sagte der junge Graf düster, „daß wir durch falsche Gerüchte getäuscht worden sind . . . Doch wozu diese längst vergangenen Begebenheiten wieder in das Gedächtniß zurückrufen?" fügte er mit einem leichten aber kalten Tone hinzu. „Es war nicht meine Absicht, einen Vorteag über die Undankbarkeit zu halten. Also, Nicolas, brechen wir ab. Ich eehitze mich nicht gern, und so erlaubt mir denn, einige Rebhühnee zu schießen, um mich zu zerstreuen."

Mit diesen Worten griff er wieder grüßend an den Hut, pfiff dem Hunde und wollte sich entfernen. Doch Nicolas hielt ihn zurück.

„Um des Himmelswillen, verlassen Sie uns nicht, Herr Graf!"

„Aber, was soll ich thun?" rief Alfred von Précigny ungeduldig. „Ich bin kein Arzt."

„Ich weiß, daß Sie kein Arzt sind; aber Sie sind dee Beistand, der uns fehlt: Sie besitzen Muth, Entschlossenheit, Menschenfreundlichkeit; Sie werden uns Gerechtigkeit verschaffen, das weiß ich."

Ungeachtet seines spöttischen Lächelns war der junge Geaf doch durch das große Vertrauen des Alten geschmeichelt. Es wae ihm eine gewisse Genugthuung, zu sehen, daß, nach einer zwanzigjährigen Abwesenheit, bei seiner Rückkehr die Unglücklichen ihee Zuflucht sogleich wieder zu ihm nahmen, trotz dee veränderten Verhältnisse. Doch erwiederte er ruhig:

„Ihe und Euee Freunde täuscht Euch über meine Stellung... von dem Einfluß meiner Voefahren ist mir nichts geblieben. Ich bin so feemd in meinem Vaterlande geworden, daß ich nicht einmal die mächtigsten und angesehensten Personen kenne. Ihe werdet daher leicht begreifen, meine Freunde, daß es mir mit dem besten Willen unmöglich ist, Euch zu helfen. Laß mich also in Ruhe."

„Sagen Sie nicht, Sie könnten uns nicht helfen; sagen Sie vielmehr, Ihr Herz habe sich in der Fremde verhärtet.“

„Euer kräftigster Schutz ist das Gesetz. Ich beklage Euch aufrichtig; aber es ist nicht meine Sache, Die zu bestrafen, die Euch Unrecht thun. Auch fühle ich keine Veranlassung, Laurent, den ehemaligen Geschäftsführer meines Vaters, gegen mich zu reizen, da ich keine Ursache habe, mich über ihn zu beschweren. Er hat mir sogar einen Höflichkeitsbesuch gemacht, seitdem ich zurückgekehrt bin. Und darum, weil er das Besitzthum unserer Familie an sich gebracht hat, kann ich ihm nicht böse seyn; denn es gilt mir gleich, ob er oder ein Anderer es jetzt sein nennt.“

„Meine Freunde“, rief Nicolas außer sich, „vereinigt Eure Bitten mit den meinigen. Bittet ihn fußfällig, daß er uns schützt.“

Mit diesen Worten fiel er auf die Kniee und die ganze Versammlung folgte wie mit einem Zauberschlage seinem Beispiel. Alle Augen richteten sich bittend auf den jungen Grafen, welcher diesem Beginnen bestürzt zusah.

„Was soll das heißen, Nicolas?“ sagte er erröthend. „Steht auf, ich bitte Euch.“

„Wir stehen nicht eher auf, Graf von Précigny, bis Sie uns versprechen, das wieder für uns zu seyn, was Ihre Vorfahren einst für uns waren. Bei dem Andenken Ihres Vaters, thun Sie, was dieser an Ihrer Stelle gethan hätte: retten Sie uns!“

„Retten Sie uns!“ wiederholte die Menge wie aus Einem Munde.

Alfred von Précigny war sichtlich erschüttert; sein Athem flog ungestüm. Er schien mit sich zu kämpfen. Plötzlich faßte er Nicolas beim Arme und rief hastig:

„Steht auf, meine Freunde, ich kann nicht länger widerstehen, Ihr habt mich bezwungen. Verfügt über mich. Ihr sollt nicht vergebens das Andenken meines Vaters angerufen haben. Ach, wie viel Segen müssen meine Vorfahren um sich verbreitet haben, da mein Name allein Euch schon ein solches Vertrauen einflößt, daß Ihr in Eurem Unglück Eure Zuflucht zu mir nehmt, der ich selbst weder Vermögen, noch Macht und Einfluß besitze. Aber Eure Hoffnung soll nicht getäuscht werden, obgleich ich noch nicht weiß, wie ich Euch helfen soll.“

Diese wenigen Worte, in einem biederen, herzlichen Tone gesprochen, wirkten schon wahrhaft belebend auf die armen Niedergeschlagenen. Alle drängten sich um ihn, um ihm ihre Dankbarkeit auszudrücken.

„Jetzt wollen wir aber keine Zeit mehr verlieren, sondern uns unverzüglich auf die Fabrik begeben, um Laurent die Sache vorzustellen“, sagte der Graf.

(Fortsetzung folgt.)

Die Landung der verbündeten Armee in der Krim.

Paris, 3. October. Das „Journal des Débats“ theilt einige Einzelheiten über die Landung in der Krim (am 14. Sept.) mit, denen es an Interesse nicht fehlt. Die Franzosen landeten zuerst. Um 7 Morgens stieß das erste Boot eines französischen Schiffes ab; es führte 16 Mann an Bord. Die kleine Abtheilung sprang an das Land, grub die Erde auf, und bald sah man einen Mastbaum, an dessen Spitze die Trikolore wehte, am Ufer stehen. Gegen 8 Uhr gab ein Kanonenschuß des Admiralschiffes das Zeichen zur Landung. Binnen 22 Minuten waren 6000 Mann ausgeschifft. Die französischen Truppen befanden sich größtentheils an Bord der Linienschiffe; der „Montebello“ führte mehr als 1000 Mann nebst seiner Equipage an Bord; der „Valmy“ hatte im Ganzen 3000 Mann an Bord. Die Engländer landeten etwas später. Gegen Mittag erscholl bereits lautes und freudiges Geschrei an der Küste. Die Offiziere waren die Ersten am Lande. Jeder trug seinen Tornister mit vier Pfund gesalzenem Fleisch und Zwieback, seinen Mantel über die Achsel gerollt, jeder war mit einem hölzernen Trinkbecher und einem Revolver versehen. Die Soldaten trugen ihre Decken, ein Paar Schuhe, ein Paar Socken und dieselbe Ration wie die Offiziere. Gegen 1 Uhr begann Regen zu fallen und das Meer hochzugehen. Die Ausschiffung der Pferde mußte unterbrochen werden. Die Tartaren kamen bald mit Vieh und Gemüse, was ihnen regelmäßig bezahlt wurde. Sie versprachen, Tags darauf wieder zu kommen. Es waren ächte Tartaren mit viereckigem Gesichte, plattgedrückter Nase und weit auseinander liegenden Augen. Sie schickten eine Deputation an Lord Raglan und ließen ihn um Gewehre und Pulver bitten. Sie erzählten, die Russen hätten in Sebastopol 20,000 Mann an der Cholera verloren. Das sind die Vorfälle vom 14. September. Die Nacht vom 14. auf den 15. war furchtbar. Selten, sagt der Korrespondent, sellen waren 27,000 Engländer unglücklicher, elender. Man hatte die Zelte nicht ausschiffen können und der Wind erhob sich und es regnete stromweis. Gegen Mitternacht war es eine förmliche Wasserfluth, welche die armen, obdachlosen Soldaten bis auf die Haut durchnäßte. Offiziere und Soldaten lagen, in durchlöcherte Decken gehüllt, in Pfützen, ohne Feuer oder Grog machen zu können und ihre trockene Wäsche gänzlich zu Grunde gerichtet sehend. General Brown schlief unter einem umgestürzten Karren, der Herzog von Cambridge deßgleichen; der einzige General Ewans machte eine Ausnahme: sein Stab fand Mittel, ihm ein Zelt zusammenzumachen. Während alle dem sah man kein einziges Corps des feindlichen Heeres. Nur kurze Zeit vor der Landung sah man von der Flotte aus einen russischen Offizier mit einigen Kosacken, der ruhig eine Zeichnung der Geschwader vornahm. General Brown, der sich bei der Landung etwas zu weit vorwagte, lief Gefahr, in die Hände der Kosacken zu gerathen. Er mußte im Galopp davon sprengen, um sein Quartier zu erreichen. Bereits war ein Preistarif für die Lebensmittel festgesetzt. 25 Eier erhielt man für 12 Sous, ein Geflügel für 12 Sous, einen kalkuttischen Hahn für 30 Sous, einen Hammel für 1 Schill., d. i. 25 Sous. Die Zuaven zeichneten sich wieder durch ihre Geschicklichkeit im Herbeischaffen von Lebensmitteln aus. So oft sie eine Excursion machten, brachten sie Ochsen und Hammelheerden und Wagen mit. Sie führten sogar zwei Frauen mit sich; bis dahin hatte sich noch keine einzige gezeigt gehabt.

Pestalozzi's Jugend.

(Fortsetzung.)

Am Sterbebette von Pestalozzi's Vater ereignete sich eine sehr rührende Scene. Der sterbende Arzt hinterließ seine Frau und drei Kinder in sehr beschränkter Lage; ein Mädchen vom Lande war die treue Dienerin des Hauses, deren Charakter das Vertrauen der Familie besaß; der Sterbende sprach folgende Worte zu ihr, welche der Sohn dann später in einem Buche verzeichnete, das der „Schwanen-Gesang“ betitelt ist und in welchem die Kindheits-Erinnerungen vom unglücklichen und verlassenen Greise wieder geweckt wurden. Jene Worte lauteten so: „Ich bitte Dich um Gottes Willen, verlasse meine arme Frau nicht; nach meinem Tode könnten meine Kinder in fremde Hände fallen, die sie nicht gut behandeln möchten; ohne Dich ist die Mutter nicht fähig, die Kinder zu erziehen, ohne Deine Hilfe müßten sie von einander getrennt werden.“ Tief bewegt versprach das treue Mädchen Alles, was der Vater wünschte und hielt es auch treulich, denn sie verließ meine Mutter nicht, bis zum Tode. Sie half ihr getreu-

lich; die drei Waisen zu erziehen und durch alle Trübsal und Dornen hindurch zu führen, welche reichlich auf ihren Lebensweg gesäet waren. Die treue Seele machte es sich zur Lebensaufgabe, zu unserer häuslichen Erziehung das Ihrige beizutragen und durch Ermahnungen und gute Aufsicht auf uns Kinder zu wirken. — Dieß führt mich zur Betrachtung des Gegensatzes, wie heutzutage im Allgemeinen in der Erziehung der Kinder eine Art Nachsicht vorherrscht, die bis zur gefährlichsten Schwäche wird, und dieß ganz besonders bei Kindern, deren Eltern ihr Brod selbst zu verdienen haben und deren Vermögen kaum zur Erziehung der Kinder hinreicht. Anstatt ihnen die Dinge darzustellen, wie sie sind, und sie mit den Schwierigkeiten und Opfern bekannt zu machen, denen ihre Eltern sich unterwerfen, läßt man sie mit gleichgültiger Sorglosigkeit Alles nehmen, was man für sie thut, wie wenn von ihrer Seite nichts zu ertragen, nichts zu opfern wäre. Wie sehr muß dann der Egoismus in jeder Altersstufe der Kinder sich entwickeln und später bittere Früchte tragen!

Der Eindruck, welchen der Charakter und das Benehmen dieser treuen Magd auf das kindliche Gemüth von Pestalozzi machte, war so tief, daß er später dieselbe zum Vorbild nahm, als er seine „Gertrude" schilderte. Durch sie erfahren wir, was die Hingebung im häuslichen Leben vermag und was man durch Festigkeit und Ausdauer erreichen kann, welche Kraft im menschlichen Geist verborgen liegt und welche Macht solche schlummernde Fähigkeiten erlangen können, wenn sie im Innersten des Familienlebens geweckt und entwickelt werden. Dieß wurde für Pestalozzi das Grundprinzip, die moralische Basis seines ganzen Systems; zuweilen vielleicht durch die Form scheinbar verändert, aber sein Ziel blieb immer dasselbe, welches dahin ging, die Kräfte des Individuums durch Anstrengung und Arbeit zu entwickeln. Hier lassen wir Pestalozzi wieder selbst reden; in einem Brief an den Dekan Ith schrieb er 1802 Folgendes (damals war er 56 Jahre alt): „Von Jugend an hatte ich eine sehr ausgesprochene Vorliebe für die Armen. Mein beständiger Wunsch war immer, den Schwachen und Unterdrückten zu helfen. Eine zügellose Einbildungskraft verleitete mich aber oft, mein Vertrauen ohne Unterschied Jedem zu schenken, welcher vorgab, mir in der Erreichung meines Lebenszweckes behülflich seyn zu wollen. Ich war immer Jedermanns Narr und Stichblatt. Kaum aus der Kindheit getreten, nährte sich mein Geist schon mit Träumereien, welche mich mit Thatenlust erfüllten; aber sobald ich die Hand ans Werk legen wollte, fand ich immer ein unbesiegbares Hinderniß in meiner Ungeschicklichkeit. Niemals konnte ich leben und genießen wie die andern Menschen. Schon in der Schule schickten meine Kameraden mich immer dahin, wo sie nicht gehen mochten; folgsam und ergeben, that ich immer, was sie wollten. Beim großen Erdbeben in Zürich rannten Lehrer und Schüler bestürzt die Treppe hinunter; keiner wagte es, wieder hinauf zu gehen; aber ich war es wieder, den man hinauf schickte, um die Bücher und Kappen zu holen, welche oben geblieben. Ich war nicht sehr befreundet mit meinen Schulkameraden. Man lobte meinen Fleiß, und doch machte ich wenig Fortschritte; meine Unbehülflichkeit und mein ganzes eigenthümliches Wesen wurde so unbarmherzig bezeichnet, daß ich den Uebernamen Heireli Wunderlich von Thorlicken bekam. (Heinrich Wunderlich von Thorheiten.) Ich kann es Ihnen nicht nachtragen; denn bis in mein Alter mußte ich den Andern immer excentrisch erscheinen, besonders Denen, welche sich durch praktische Fähigkeiten und deren nützliche Anwendung auszeichnen. Heute noch denkt die Welt von mir wie meine Kameraden; die Menschen halten mich für Alles unfähig, was sie können und wollen und gerne thun: So oft ich ein Gleiches wie sie thun, so oft ich auf ihre Weise mich klug zeigen wollte, haben sie mich verhindert, von meiner Freiheit Gebrauch zu machen und verlachten mich, indem sie mir meine anmaßende Thorheit vorwarfen. Ach! darin hat sich nichts für mich geändert! Meine träge Gleichgültigkeit für Alles, was die Menschen gewöhnlich in Bewegung setzt, hat immer ein falsches Licht auf meine Bemühungen und Anstrengungen geworfen und man lächelte darüber wie über einen Knaben, der sein Steckenpferd reitet. Und doch hat mir dieß Steckenpferd nach und nach das Bewußtseyn einer Kraft der gränzenlosesten Hingebung gegeben, die ich zwar auch meine fixe Idee nennen könnte, aber das Gefühl meiner Ohnmacht verließ mich doch nie dabei."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In den stets gehaltvollen Anregungen in Gutzkows „Unterh. am häusl. Herd" finden sich u. A. folgende: Zu Raimunds „Verschwender" sollte man ein Seitenstück schreiben: „Der Verschwender an Zeit". — Leichtsinn entscheidet nichts. Aber die Art, wie der Mensch aus den Folgen seines Leichtsinns herauszukommen sucht, ist der Prüfstein seines Charakters.

Dr. Waagen, der Direktor des Berliner Museums, bekannt durch seine Schrift über Englands Kunstschätze, soll bei seiner jetzigen Anwesenheit in England noch 31 Kunstsammlungen kennen gelernt haben, von denen selbst manchen der größten Kenner und Kunstfreunde des Landes noch nichts bekannt war. So reich ist England an Kunstschätzen.

(Ein Bühnendichter.) In Paris starb in diesen Tagen Ancelot, welcher bekanntlich sehr viele Bühnenstücke geschrieben hat und aus dessen Leben man jetzt einige seltsame Geschichten erzählt. In seinem 17. Jahre begab er sich nach Indien; auf der Ueberfahrt schrieb er sein erstes Lustspiel „Versprechungen"; als er fertig war, fiel er mit dem Manuscript ins Wasser; er wäre beinahe ertrunken, wurde indeß mit Mühe gerettet, nur das Lustspiel war verloren. Als er ans Land gekommen war, schrieb er sein Lustspiel aus dem Gedächtnisse wieder nieder, aber nun gerieth es einem Onkel in die Hände, der ein abgesagter Feind von Versen war und das Manuscript ohne Weiteres ins Feuer warf. Sobald er nach Paris zurück, also dem Onkel aus dem Wege war, begann er das Versemachen von neuem, ging aber dieses Mal vorsichtiger zu Werke. Er arbeitete ein fünfactiges Trauerspiel, „Warbeck", aus, aber nur im Kopfe, trug es dem Theatre français an, und recitirte es dem Lesecomite vollständig aus dem Gedächtniß. Als er einmal eine Pause machte, um ein Glas Zuckerwasser zu trinken, sagte der Director des Theaters zu ihm: „Aber, junger Mann, Sie scheinen Ihr Manuscript vergessen zu haben." — „Ich habe mein Stück gar nicht niedergeschrieben", antwortete Ancelot; „wenn es nicht angenommen wird, vergesse ich es, so ist's am bequemsten." — Das Stück wurde angenommen und Ancelot dictirte nun sofort einem Paar Schreibern. Das außerordentliche Gedächtniß blieb ihm bis in sein Alter.

Aus Antwerpen wird gemeldet: „Trotz der bevorstehenden Aequinoctional-Stürme ist der Andrang von Auswanderern in unserem Hafen noch fortwährend groß; so verlassen im Laufe der Woche zwei Schiffe mit ungefähr 700 Passagieren nach Newyork unsere Rhede."

Die erste türkische Druckerei in Konstantinopel ward im Jahre 1727 unter Achmet III. angelegt; der Mufti gab einen Fetwa, der das Unternehmen für hochnützlich erklärte; in einem eigenen

Hattischerif pries der Sultan sich glücklich, daß seine Regierung durch einen so großen Segen des Himmels ausgezeichnet worden sey. Auch die Ulemas gaben ihre Zustimmung, verboten aber ausdrücklich, den Koran und alle Schriften über Mohammeds Glaubenslehre unter die Presse zu bringen. Es würde ruchlos seyn, sagten sie, Gottes Wort zu quetschen und zusammenzupressen.

(Gefrorne Erde.) Als der König von Schweden, Gustav Adolf, in Stettin war und sich die Befestigungswerke ansah, blieb er vor einer unvollendeten Schanze stehen und fragte einen Offizier, der die Anlegung der Schanze auszuführen hatte: „Warum ist diese Arbeit noch nicht weiter vorgerückt?“ — „Majestät“, antwortete der Offizier, „der Frost hat uns aufgehalten.“ — „Für die Faulen ist die Erde immer gefroren“, antwortete der König unwillig und ging weiter.

Entgegnung auf den Artikel in Nr. 236 der Didaskalia.

Nicht wenig erstaunt war ich, einen langen Artikel, unterzeichnet von vierzehn Doctoren der Medizin, gegen mich und meine magnetischen Versuche gerichtet, zu lesen. Ohne weitere Vorrede sehe ich mich gezwungen, von der Sache selbst zu sprechen, da die Redaction mir keinen größeren Raum gestatten kann. Ich habe in meinen öffentlichen Sitzungen an meinen Somnambülen die Paralysis der Glieder, des Gesichtes, des Gehöres, der Nase und des Blutumlaufes hervorgebracht; ich habe endlich die ganze Sensibilität im Allgemeinen paralysirt. Betrachten wir zuerst die Lähmung der Glieder. Sie sagen, meine Herren, die Seiltänzer leisten das Nämliche. Der Vergleich ist nicht schmeichelhaft für mich; ich nehme ihn jedoch auf und antworte Ihnen, daß ich mit Jedem, wer es auch sey (Seiltänzer oder nicht) wette, daß er eine Stellung, wie sie meine Somnambülen unausgesetzt und auf unbestimmte Zeit einnehmen, nicht zehn Minuten lang aushält. Die Lähmung der Seh-Nerven sprechen Sie nicht ab, das ist doch immer etwas, aber Sie geben sie nicht durch den Magnetismus zu. Sie fügen aber hinzu, daß einige Tropfen Atropin, in die Augen geträufelt, hinreichen, um dieselbe Erscheinung hervorzubringen. Wenn ich den Atropin angewendet hätte, so hätten meine Somnambülen in einem vollkommenen Zustand von Blindheit in die Sitzung und wieder nach Hause kommen müssen; sie haben aber vor und nach ihrem magnetischen Schlafe Verrichtungen ausgeübt, die nothwendigerweise den Gebrauch des Gesichtes bedingen. Sie, meine Gegner, hätten gewiß nicht versäumt, diesen Zustand der Blindheit zu bemerken und Andere bemerken zu lassen, wenn er wirklich existirt hätte, aber dieser Gedanke ist Ihnen erst später gekommen und erst am folgenden Tage kamen Sie auf die Erfindung des Atropins. Die Paralysis der Nase und des Mundes erlauben meinen Somnambülen, die Dämpfe des Schwefels und die Ausdünstungen des concentrirten Ammoniakgeistes einzuathmen. Sie behaupten, daß meine Somnambülen den Athem anhalten könnten. Es genügt mir, diese Hypothese zu widerlegen und zu bemerken, daß das Experiment lange genug gedauert hat, um daß meine Somnambülen sich nicht hätten des Athmens enthalten können. Wenn dieser Grund Ihnen nicht genügend erscheint, so will ich zu gleicher Zeit dasselbe Experiment an meinen Somnambülen und an Personen, welche Sie bringen, machen. Wir werden sehen, ob Ihre Personen das Athmen so lange wie die meinigen anhalten können, das heißt, wenn sie die Dünste des Ammoniaks und des brennenden Schwefels einathmen ohne den geringsten Widerwillen. Ich erlaube Ihnen selbst, wenn sie es wünschen, den Schwefel, welchen Sie noch verbrennen lassen, mit Alkohol zu tränken, oder von Ihrem eigenen Schwefel mitzubringen. Ich komme jetzt endlich auf die gänzliche Gefühllosigkeit. Ich ließ brennenden Siegellack auf die Hand einer meiner Somnambülen fallen. Sie fanden, daß dieses noch kein Beweis ist, unter dem Vorwande, daß gewisse chemische Substanzen die Haut bewahren können. Ich kenne diese Substanzen nicht, aber es scheint mir schwer, daß sie kaum zu sehende Spuren hinterlassen sollen; auf jeden Fall gehe ich alle Conditionen ein, welche die vorgebliche Anwendung dieser Substanzen, von welchen Sie sprechen, unmöglich machen. Es wird genügen, mir diese Conditionen mitzutheilen. — Aber die Hypothese der chemischen Substanzen, welche die Haut bewahren, genügt nicht, um die Gefühllosigkeit unter der Haut zu erklären. Denn ich habe mehrere Theile des Körpers meiner Somnambülen mit langen Nadeln durchstochen, ich habe ihnen die Nasenflügel, die Stirnhaut, die Muskeln der Arme und der Hand durch und durch durchstochen. Es ist klar, daß diese chemischen Substanzen hier nichts bewirken. Man hat also zu einer neuen Erklärung schreiten müssen. Sie behaupten, daß durch Drücken gewisser Gefühlsnerven man die Paralysen in den Theilen erzeugt, wo der gedrückte Nerv sich vertheilt. Hierauf antworte ich, daß man nur eine leichte Veränderung des Gefühls dadurch erzeugt, und um dieses Resultat zu erhalten, muß die Compression wenigstens eine halbe Stunde dauern. Aber Sie gehen noch weiter und behaupten, daß ich durch Drücken des Fingers auf die Stirne meiner Somnambülen die Paralysen des Gesichtes erzeugt habe. Ich gestehe, meine Herren, daß, wenn ich ohne den Magnetismus im Stande wäre, durch Drücken des Fingers auf die Stirne das Gesicht zu paralysiren, ich glauben würde, ein noch weit außerordentlicheres Phänomen erzeugt zu haben, als die magnetischen sind. Aber gerade, weil es so leicht ist, den Paralysen des Gesichtes durch Drücken des Fingers auf der Stirne zu erzeugen, warum wenden Sie dieses Mittel nicht an? Ich werde mir nur eine Bemerkung erlauben, diese ist, daß Hr. Dr. Kellner, einer der vierzehn Unterzeichner des Briefs, mit einer großen Nadel die Hand und die Backe einer meiner Somnambülen durch und durch gestochen hat. Der Fall fand in öffentlicher Sitzung statt und ich füge hinzu, daß er nicht den Finger auf die Stirne der Somnambülen gedrückt hatte, welche doch vollständig unfühlbar geblieben ist. Was die Divinationsgabe betrifft, welche theilweise mißrathen ist, so habe ich dieselbe nur auf den Wunsch des Publikums gemacht, indem ich vorher bemerkte, daß ich von dem Erfolg nicht sicher sey, weil ich nicht die Gewohnheit habe, mich mit Experimenten dieser Art zu beschäftigen. Ich könnte mit dieser Widerlegung zufrieden seyn, denn ich glaube, daß das Publikum sie genügend finden wird. Ich füge nur hinzu, daß ich während meines Aufenthalts in Frankfurt an mehreren Personen dieser Stadt, welche zu einem Rang gehören, der mir nicht erlaubt, sie öffentlich bekannt zu machen, dieselben Phänomene hervorbrachte, welche ich auch in öffentlicher Sitzung producirte. Wenn eine Commission von ernsten Männern sich bei mir einfindet, so mache ich mich verbindlich, ihnen die Mittel zu liefern, die vollkommene Richtigkeit dieser Behauptung zu bewahrheiten. Meine vierzehn Gegner sprechen nicht von der Hemmung, welche ich in der Circulation des Blutes hervorgebracht habe. Dieses Stillschweigen wundert mich nicht, weil ebenfalls Hr. Dr. Kellner bei mir zu Hause dasselbe Wunder hervorgebracht hat. Er selbst hat eine meiner Somnambülen magnetisirt. Er hat den Zustand des Pulses bestätigt und hat dann selbst magnetisirend eine beträchtliche Verminderung der Pulsschläge bewirkt; desto mehr erstaunte ich, seinen Namen unter denen meiner Gegner zu bemerken. Er war vollkommen überzeugt und die Sache fand vor Zeugen statt. Schließlich bemerke ich, daß, da ich von den hauptsächlichsten medizinischen Facultäten Europas (Montpellier, Madrid, Cambridge &c.) die freundlichste Aufnahme empfangen, ich nicht diese Stadt verlassen kann, ohne die Herren Aerzte zu bitten, sich zu mir zu bemühen, zu welcher Zeit es ihnen beliebt, um sich durch rein wissenschaftliche Erfahrungen zu überzeugen.

Antonio Regazzoni.

Theater-Anzeige.

Freitag, 6. Oct. Das Käthchen von Heilbronn, großes romantisches Ritterschauspiel in 5 Acten, nebst einem Vorspiel in 1 Act, genannt: Das heimliche Gericht, von H. v. Kleist, für die Bühne bearbeitet von Holbein.

Samstag, 7. Oct. Dritte Gastdarstellung der Frau Leisinger, vom Hoftheater zu Braunschweig. Fidelio, große Oper in 2 Abtheilungen, Musik von L. van Beethoven. Fidelio: Frau Leisinger.

Montag, 9 Oct. (Zum Benefiz für den artistischen Director, Hrn. Mühling, und zum ersten Male): Die Jugend Ludwigs XIV., Lustspiel in 5 Acten. Nach dem Französischen des Alexander Dumas. Georgette: Fräulein Bertha Mühling, als erster theatralischer Versuch. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 240. Samstag, den 7. October 1854.

Der Teich von Précigny.

(Nach dem Französischen des Elie Berthet.)

(Fortsetzung.)

Nicolas stellte ihm vor, daß es leicht mit Gefahr verbunden seyn könne, sich zu einer Stunde so zahlreich in die Fabrik zu begeben, wo gerade die Arbeiter dort versammelt wären, unter welchen sich noch obendrein viele Engländer befänden, die schon Streitigkeiten mit den Dorfbewohnern gehabt hätten.

Précigny konnte dem Alten nicht Unrecht geben und schlug daher vor, daß er und Nicolas allein gehen wollten. Er gab sein Gewehr und seinen Jagdhund einem Buben mit der Weisung, beides in seine Wohnung zu bringen und trat mit Nicolas den Weg nach der Fabrik an.

Die Versammlung begleitete sie mit den Blicken so lange sie noch zu sehen waren.

„Wahrhaftig", sagte einer unter ihnen, „es ist viel werth, einen solchen Freund und Beschützer zu haben."

„Es wird sich zeigen", erwiederte Mathurin kopfschüttelnd, „ob das Feuer aushält ... In der That scheint mir Herr von Précigny ein wenig zu heftig und ich fürchte ernstlich, daß er in unangenehme Händel mit den englischen Arbeitern der Fabrik kommt."

„Das sollte mir leid seyn für den braven jungen Mann", rief eine Frau.

„Es wäre auch in der That verletzend für uns, wenn unser Abgesandter beleidigt würde", entgegnete ein Dritter.

„Dafür werde ich sorgen, daß dieß nicht geschieht", sagte Mathurin in entschlossenem Tone. „Ich will mich in die Nähe der Fabrik begeben; Ihr Uebrigen haltet Euch im Dorfe bei dem ersten Lärm bereit. Ich muß gestehen, mir ist etwas ängstlich zu Muthe."

Er schlug seinen Weg nach der Fabrik ein und die Anderen zerstreuten sich langsam.

III.

Herr Laurent, der Besitzer dieser Fabrik, deren Nachbarschaft den Bewohnern von Précigny so verderblich geworden, war eigentlich kein unredlicher Mann, obgleich er allgemein gehaßt wurde. Er gehörte zu jener Klasse der Spekulanten, welche das materielle Wohl der Gesellschaft für die Hauptsache halten. Bei diesen Leuten überwiegt der Wunsch, zu erwerben, alle Regungen von Edelmuth oder Menschenliebe. Der Geschäftsgeist verhärtet ihr Herz; eine kalte Vernunft erstickt die Stimme des Gefühls.

Man wird leicht einsehen, daß der Auftrag, den Alfred von Précigny übernommen hatte, nicht ohne Schwierigkeit war. Die Verhältnisse von Laurent waren allgemein bekannt und Jeder wußte auch, daß derselbe noch nie Lust gezeigt hatte, auch nur das kleinste Opfer zur Abhülfe des Uebels zu bringen, dessen indirekte Ursache er doch eigentlich war.

Laurent war der Sohn eines Bürgers aus einer benachbarten Stadt. Er hatte seine erste Jugend in einem Handelshause seiner Vaterstadt zugebracht und schon früh Neigung zum Geschäftsleben gezeigt. Thätig, unternehmend, voll gesunden Urtheils, obgleich zuweilen kleinlich und engherzig, hatte er schon berechnen gelernt noch ehe er schreiben konnte. Da er kein Vermögen besaß, so war ihm das Sparen schon früh zur anderen Natur geworden. Er hatte überhaupt so wenig Neigung zur Verschwendung, daß er nicht begreifen konnte, wie man mehr ausgeben könne, als unumgänglich nothwendig sey. — Einmal in seinem Leben hatte er Pracht und Reichthum in der Nähe gesehen, nämlich im Schlosse von Précigny. Der Vater von Alfred hatte nämlich einen seiner Freunde gebeten, ihm einen jungen, thätigen und gebildeten Mann zu verschaffen, welcher unter seiner Aufsicht seine weitläufigen Güter verwalten könne. Laurent, der gerade ohne Stelle war, wurde ihm dazu vorgeschlagen. Er nahm ihn an und wir müssen gestehen, daß er auch nie Ursache gehabt hat, es zu bereuen, denn Laurent füllte einige Jahre hindurch sein Amt tadellos aus. — Die Pracht und der Ueberfluß, die im Schlosse von Précigny herrschten, erweckten jedoch niemals einen Wunsch in ihm. Er gehörte zu den bescheidenen Bürgern der Provinz, welche naiv genug sind, den Adel als Geschöpfe ganz anderer Art zu betrachten.

Die Revolution brach aus und wir wissen, wie verderblich sie der Familie Précigny wurde. Laurent hatte in seiner Stellung Gelegenheit gehabt, sich auf ganz rechtmäßige Weise ein ansehnliches Sümmchen zu sparen. Er spekulirte damit in Wolle und war so glücklich, sein Vermögen in kurzer Zeit zu verdoppeln, ja zu verdreifachen.

Die Güter der Familie Précigny wurden Nationaleigenthum und kamen als solches für eine mäßige Summe zum Verkauf. Laurent brachte einen beträchtlichen Theil davon an sich. Zwar war es gerade der wenigst fruchtbare Theil; doch unser Spekulant rechnete nicht auf Ackerbau, sondern hatte einen ganz anderen Plan. Eine Quelle, die sich auf seinem neuen Besitzthum fand, suchte er zu seinem Nutzen zu gebrauchen. Er verband sich mit einigen wohlhabenden Männern, deren Vertrauen er zu gewinnen wußte; endlich heirathete er ein Mädchen, welches ihm eine reiche Aussteuer zubrachte. Man erkannte gar bald das Ziel, das er bei Allem, was er that, im Auge hatte.

Eines Morgens sahen die Bewohner von Précigny, daß das Wasser des Flüßchens abgeleitet wurde und daß man beschäftigt war, eine kleine Spinnerei zu bauen. Sie erschracken keineswegs über diese Entdeckung, denn die Folgen sahen sie nicht vor- und so dachten sie im Augenblicke nur an die Vortheile, die

sie daraus entspringen konnten. Die Meisten freuten sich schon, daß sie nun ihre Wolle ohne Mühe verwerthen könnten. Doch nach und nach dehnte sich die Spinnerei aus, der einfache Damm verwandelte sich in eine Chaussee und das Wasser floß nach dem Dorfe zurück. Es kamen einige Fieberanfälle vor, doch man erkannte nicht sogleich die Ursache davon, und selbst später, als man den Zusammenhang begriff, hielt man das Unternehmen auf der anderen Seite für zu wichtig für die Gegend, um nicht eine kleine Unannehmlichkeit ruhig hinzunehmen.

Diese ruhige Ergebung hatte Laurent und seine Verbündeten ermuthigt. Ihre Geschäfte gingen nach Wunsch; sie dehnten daher ihre Fabrikation immer mehr aus. Einige Jahre, ehe diese Geschichte beginnt, hatte das Unternehmen die wichtigste Umgestaltung erlitten. Man hatte nämlich noch angebaut und der einfachen Spinnerei eine großartige Tuchfabrik an die Seite gesetzt. Um die bewegende Kraft, dem ausgedehnten Unternehmen angemessen, auch zu vergrößern, hatte man mit großen Kosten mehrere andere kleinere Quellen in diese Hauptquelle geleitet. So war denn das kleine Flüßchen zu einem weiten See angewachsen, dessen Wasser sich bis an das arme Dörfchen hinzog.

Dieß war die Geschichte von Laurent und seinem Unternehmen. Was seine Familie betraf, so bot diese durchaus nichts Interessantes dar. Seine Frau, eine sehr unbedeutende, uninteressante Person, war schon lange gestorben und hatte ihm eine Tochter zurückgelassen, welche er sehr sorgfältig unter seinen Augen hatte erziehen lassen. Diese Tochter wurde von den Bewohnern der ganzen Gegend als der Schutzgeist aller Armen und Unglücklichen bei ihrem Vater angesehen, während Herr Smithson, wie man sagte, der böse Geist von Laurent war, dem er eigentlich den allgemeinen Haß verdankte.

Nicolas hatte die Sache wohl berechnet als er in Alfred v. Précigny drang, das Interesse der armen Dorfbewohner zu vertreten. Der junge Emigrant hatte sich nämlich nach seiner Rückkehr ganz zurückgezogen gehalten und gleich durch sein Benehmen gezeigt, daß er mit keinem seiner Nachbarn zu verkehren wünsche. Der Fabrikherr hatte jedoch dem Sohne seines ehemaligen Herrn sogleich seine Aufwartung gemacht und war von diesem zwar artig aber kalt empfangen worden; auch war der Besuch unerwiedert geblieben und somit hatte jede Beziehung zwischen dem jungen Grafen und dem Fabrikherren aufgehört.

(Fortsetzung folgt.)

Pestalozzi's Jugend.

(Fortsetzung.)

Als Knabe waren für Pestalozzi die Besuche bei seinem Großvater (mütterlicher Seite) immer die glücklichsten Zeiten; dieser war der würdige Pfarrer eines Dorfes Höng, an den reizenden Ufern des Züricher Sees gelegen. Von seinem neunten Jahre an wurde er alljährlich eingeladen, den Sommer einige Wochen bei Großvater zuzubringen. Diese Zeit der Ferien und der Freude trug viel zur moralischen Erziehung des Knaben bei. Der Pfarrer führte ihn oft in die Schulen, die unter seiner Aufsicht standen, so wie auch in die Häuser seiner ärmeren Gemeindeglieder; er war ein treuer Diener des Herrn, ein erleuchteter und frommer Mann, der für die Leiden der Andern stets Mitgefühl hatte.

Als Pestalozzi die Menschen überzeugen wollte, wie wichtig es sey, den Kindern durch wahre christliche Gesinnung ein Beispiel zu geben, und wie groß dieser Einfluß auf die jungen Herzen sey, dachte er ohne Zweifel an den ehrwürdigen Freund seiner ersten Jugend. „Was vor Allem wichtig ist“, sagte er, „damit ein Kind die wahre Gottesfurcht erlange, ist, daß es einen wahren Christen vor sich sehe und höre.“

Die häufigen Gespräche, die er mit dem Volke anknüpfte und besonders mit Fabrikanten und Handwerkern suchte, waren ihm in der Folge von großem Nutzen. In jener Zeit herrschte eine gewisse Feindseligkeit zwischen den natürlichen und mächtigen Kräften des Ackerbaues und dem nicht sehr moralisch einwirkenden Einflusse industrieller Thätigkeit, welche von der patricischen Regierung ausging. List und Lüge erfolgten aus diesen Verhältnissen einerseits, und ungerechte Forderungen und Mißtrauen andererseits; auch wiederholten die Geistlichen oft den Spruch unter sich: Omne malum ex urbe (alles Uebel kommt von den Städten). In diesem Pfarrdorf seines Großvaters lernte Pestalozzi das Elend der Fabriken kennen. Mehr als einmal sah er, wie ein Theil der munteren gesunden Dorfjugend ihre Kräfte versuchte, um ihr Brod zu verdienen, und wie diese in Zeit von einigen Jahren eine so jammervolle Umwandlung erlitten hatten. In der Fabrik wurden die armen Kinder bald kränklich, und nur zu oft ergaben sie sich den Lastern; bei den Wenigsten blieben noch Spuren ihres ursprünglichen Wesens, bei Keinem der frühere kindliche Ausdruck der Züge. Von frühester Zeit an hatte Pestalozzi oft über die moralischen und physischen Gefahren geseufzt, welche an das Leben in den Spinnereien und Baumwollwebereien geknüpft sind; dieser Einfluß erschien seinem Auge im schlimmsten Lichte. Die Leiden der arbeitenden Klasse, welche er in einem Alter beobachtete, wo das Herz noch nicht verhärtet und nicht blasirt ist, entwickelten bedeutend jene Sympathie in ihm, welche ihn trieb, die Uebel zu theilen, denen er so gerne abgeholfen hätte. Ein heiliger Zorn kochte in seinem empörten Herzen, wenn er die übermäßigen Forderungen der Reichen und Mächtigen sah; er war überzeugt, daß das Elend des Arbeiters nur ihren Bedrückern zuzuschreiben sey; er begriff es nicht, daß „Leiden“ im Leben des Einzelnen, wie in der menschlichen Gesellschaft ihre Stelle einnehmen müssen; dieser Irrthum seiner Jugend blieb immer derselbe bis in sein tiefes Alter.

Während Pestalozzi seine Elementarstudien verfolgte, griff er immer mit wahrer Leidenschaft nach allen Zweigen des Unterrichts, welche seinen entschieden ausgesprochenen Gaben entsprachen, und eben so wies er Alles von sich, was ihm keinen Reiz bot. In gewissen Fächern überragte er immer seine Mitschüler, während er in andern ganz zurückblieb. Seine Lehrer erklärten, daß er es nie zu etwas bringen würde, da er sich niemals anstrengen wolle, ein Studium zu treiben, welches ihm unangenehm sey; er machte weder im Schreiben noch in der Orthographie die geringsten Fortschritte; aber eines Tages übersetzte er in der Prüfung eines Professors der griechischen Sprache eine Rede von Demosthenes, und zwar mit großer Leichtigkeit, obwohl er noch nicht viel Griechisch verstand, er legte aber so viel Seele und Beredtsamkeit in diese Rede, daß die Examinatoren ganz erstaunt waren, und diese Arbeit in einem gelehrten Blatt gedruckt wurde.

Nur durch Sympathie, durch Eingebung, durch Intuition, wie er selbst sagt, erfaßte er die Hindernisse, welche zu bekämpfen waren; die gewöhnlichen Mittel standen ihm nicht zu Gebote beim Gang seiner Arbeit. Vinet sagte einst, als er über Intuition sprach, es sey das unmittelbare Verständniß geistiger Dinge; die Frauen seyen mit dieser Fähigkeit meist besonders begabt, welche auch bei Pestalozzi so hervorstechend war.

Oft sprach er selbst sein Bedauern darüber aus, nicht gezwungen worden zu seyn, den gewöhnlichen Weg der Dinge regelmäßig zu folgen, und daß er dadurch abgehalten worden sey, seinen Hang für abstracte Gegenstände zu bekämpfen und sich dann von praktischen Beziehungen abzuwenden. In jener Zeit herrschte in den obersten Schulen von Zürich ein der Jugend sehr nachtheiliger Geist. Bodmer und Breitinger lehrten die Liebe zum Erhabenen und sprachen zu ihren zahlreichen Zuhörern von moralischer Würde, von Festigkeit und Hingebung für Pflicht und Vaterlandsliebe;

aber ihre ganze Art des Unterrichts war zu ideal, und die Seelenkräfte entwickelten sich nicht durch Anstrengung, welche für die Zukunft der Zöglinge so heilsam gewesen wäre. Es war da nicht die Rede von häuslichen Tugenden, von den Pflichten des Bürgers und denen des Christen; man rühmte nur den Heldenmuth der Alten und die Schönheit der klassischen Literatur. Athen, Sparta und Rom sollten die Vorbilder seyn, um den Charakter der jungen Schweizer zu bilden; die schweizerische Herzlichkeit, Einfachheit und Aufrichtigkeit wurde durchaus nicht so hochgeschätzt, um sie der Jugend als Beispiel vorzustellen, die bereits sich in einer falschen Würde spreizte.

Der doppelte Einfluß, welcher von Voltaire's und Rousseau's Schriften ausging, trug dazu bei, die Basis des Nationalcharakters zu beeinträchtigen. Der Spott, die Witzworte und der Unglaube des Ersteren wirkten nicht auf Pestalozzi's Seele; aber für Rousseau's Emil schwärmte er.

(Schluß folgt.)

Der Charivari über die Einnahme von Sebastopol.

Paris, 1. October. Der Charivari persifflirt das Raisonniren über verfrühte Siegesbotschaften, sowie die Leichtgläubigkeit des Publikums in folgender sehr ergötzlicher Weise, deren Nutzanwendung nicht allein für Frankreich, sondern für überall paßt. Das Ganze ist dramatisch gehalten. Die ständige Figur des Blattes, Herr Prudhomme, kehrt von einem Spaziergang heim und kramt sofort seine Nachrichten aus. „Frau Prudhomme (sagt er zu seiner geliebten Gattin), freuen Sie sich; wir haben neue Lorbeeren um unser Haupt geschlungen: wir sind ohne Schwertstreich in Sebastopol eingezogen." — „Schon!" entgegnet Frau Prudhomme. — „Schon, sagen Sie? Finden Sie, daß es zu schnell ist, und waren Sie nicht eben so ungeduldig, als ich, von den Triumphen der verbündeten Armee zu hören?" — „Das meine ich nicht, es scheint mir nur, daß man noch nicht Zeit gehabt hat, Sebastopol zu nehmen." — „Frau Prudhomme, der Tapfere kennt keine Zeit." — „Und von wem haben Sie die Nachricht?" — „Von einem gut unterrichteten Mann, der aber nicht genannt seyn will. Ich werde sein Incognito respectiren und keine Gewalt soll mir seinen Namen entreißen. Fragen Sie mich also nicht mehr, Frau Prudhomme." — Um Mittag erscheint Dozainville. „Nun, Dozainville (sagt Hr. Prudhomme), ein neuer Sieg krönt unsere Trophäen. Die verbündeten Truppen sind ohne Schwertstreich in Sebastopol gelandet." — „Sie meinen in Eupatoria?" — „Nein, in Sebastopol." — „Ich spreche von Eupatoria." — „Das ist ganz einerlei. Ich habe allen Grund, zu glauben, daß beide Namen dieselbe Stadt bezeichnen. Die Person, ich darf sogar sagen der gut unterrichtete Freund, der mir die Nachricht gegeben, hat mich versichert, daß, um die Expeditionsarmee irre zu führen, der Name Sebastopol in Eupatoria umgeändert ist. Aber kein Mensch hat sich von dieser plumpen Kriegslist hinters Licht führen lassen." — „Das ist sehr merkwürdig; wer hat Ihnen das gesagt?" — „Es ist ein Geheimniß; ich habe mein Ehrenwort gegeben, die Person nicht zu nennen. Ich werde stumm seyn, Dozainville. Weder Verlockungen, noch Drohungen sollen mir das Geheimniß entreißen, es stirbt mit mir. Ein Schwur muß gehalten werden." — „Es scheint mir indeß, daß Eupatoria.." — „Falsch, Dozainville; man hat die Pfiffe des russischen Kolosses durchschaut. Aber Sie werden meine Ungeduld begreifen. Ich fühle das Bedürfniß, nach neuen Nachrichten umzuhören. Ich lasse Sie hier, Dozainville; Sie werden Frau Prudhomme unterhalten." — Um 2 Uhr kommt Hr. Prudhomme zurück. „Meine Freunde, gebt mir ein Glas Wasser. Frau Prudhomme, wenn ich nicht besorgte, die angeborne Schamhaftigkeit Ihres Geschlechts zu verletzen, so würde ich Sie um die Erlaubniß bitten, meine Weste aufknöpfen zu dürfen, denn ich ersticke. Ich komme von der Börse..." — „Nun?" — „Triumphe über Triumphe; die ganze Krim ist unser." — „Die ganze Krim?" — „Und wir marschiren gegen Simpheropol." — „Aber dann haben wir die Krimm noch nicht vollständig: Simpheropol ist ja die Hauptstadt der Steppen." — „Der Steppen der Krimm?" — „Die Krim hat keine Steppen, sie ist der Garten Rußlands." — „Aber der Moniteur sagt doch neulich..." — „Sie haben ihn mißverstanden; ich habe meine Nachrichten aus guter Quelle geschöpft. Ich habe an der Börse den Freund wieder getroffen, den ich heute Morgen gesehen und er hat mir weitere Mittheilungen gemacht. Fürst Menschikoff ist in einem Einzelkampf von einem Jäger von Vincennes besiegt und unser Gefangener; wir werden ihn bald in unseren Mauern sehen." — „Was Sie da sagen, Prudhomme, kommt mir etwas wunderbar vor: denn wenn auch die Thatsachen richtig sind, wie können sie so schnell bekannt werden?" — „Dem Tapferen ist nichts unmöglich." — „Aber eine Festung von der Stärke Sebastopols nimmt man doch nicht weg wie eine Muskatnuß, und wenn auch die Belagerer noch so muthig und tüchtig sind. Und meinen Sie denn, daß eine Armee in 24 Stunden durch die ganze Krim marschirt?" — „Dozainville, sind Sie etwa ein geheimer Agent Rußlands?" — „Herr Prudhomme!!!" — Frau Prudhomme wirft sich zwischen sie: „Himmel! Sie werden sich umbringen! Herr Prudhomme! Herr Dozainville!" — Hr. Prudhomme: „Beruhigen Sie sich, Frau Prudhomme; ich bin schon wieder ruhig und habe meine Selbstbeherrschung wiedergefunden. Dozainville, ich bitte Sie um Entschuldigung, und ich ehre mich selbst dadurch; Sie kennen mein jähzorniges Temperament. Aber nicht an einem Tage, wie der heutige, dürfen zwei Freunde, zwei Franzosen, einen Zweikampf ausfechten." — (Man hört den Kanonendonner bei der „Belagerung von Silistria" im Hippodrom.) — Hr. Prudhomme begeistert: „Hört! . . . Diese Salven sagen mir genug; ich bin sicher, daß wir nach Petersbourg marschiren." (Prudhomme und Dozainville stürzen sich in die Arme. Die Kindermagd eilt davon, um die Nachricht im ganzen Viertel zu erzählen.)

Mannichfaltigkeiten.

Der „Schwäbische Merkur" brachte dieser Tage die in hohem Grade auffallende Nachricht, daß in Möttlingen, wo eine heftige Ruhrepidemie ausgebrochen ist, die Kranken die ärztliche Hülfe zurückweisen, und trotz der Bemühungen der geistlichen und weltlichen Ortsvorsteher sich weigern, Arzneimittel zu nehmen, weßhalb auch die Sterblichkeit in dieser Gemeinde sehr bedeutend sey. Der Grund des sonderbaren Benehmens dieser Leute sey der Aberglaube, der sich bei ihnen festgesetzt habe, daß der Arzneigebrauch Sünde sey. Wir haben hierin wohl eine Nachwirkung der Wirksamkeit des früheren Pfarrers Blumhardt zu erkennen, welcher seit einigen Jahren die Pfarrstelle in Möttingen aufgegeben und die Bude seiner magischen Gebetserhörungen in dem Bade Boll aufgeschlagen hat und daselbst, dem Vernehmen nach, gute Geschäfte macht.

In seinen neuesten „Geständnissen eines Dichters" hebt H. Heine die Lichtseiten der französischen Sprache bei geeigneter Veranlassung hervor und nennt sie dabei sehr treffend „die Muttersprache des gesunden Menschenverstandes und der allgemeinen Verständlichkeit."

Gastspiel der Frau Leisinger.

Frankfurt a. M. Am 5. d. M. hörten wir Donizetti's Lucrezia Borgia wieder, eine Oper, welche für die Freunde einer durch inneren Werth und wahren Gehalt sich auszeichnenden Musik nichts Erbauliches bietet, aber desto mehr auf die so beliebt gewordenen sogenannten Bühneneffekte berechnet ist. Den Sängern und Sängerinnen ist hier ein weiter und in diesem modernen Genre sehr dankbarer Spielraum verstattet, namentlich in der Titelrolle, die darum von unseren Primadonnen stets geene gewählt wird. Frau Leisingee hat in derselben Treffliches geleistet, so daß wir das, was bereits zu ihrer Anerkennung gesagt worden, noch steigern und bestätigen können. Durch eine in vollem Maße und einstimmig beifällige Aufnahme angeregt, entfaltete Frau Leisinger ihre schönen Stimmmittel in frischer Kraft und Fülle, die um so mehr wirkten, als die Klangfarbe ihres Tones eine sehr wohlthuende ist. Auch hatte sie in dieser Partie Gelegenheit, ihre Virtuosität im Fache des colorirten italienischen Gesanges glänzend hervortreten zu lassen, sowie andeeerseits nicht minder, sich als dramatische Darstellerin durch ein sehr lebendiges und sehr effektvolles Spiel zu bewähren. Was ihrem Gesang ein ganz besonderes Interesse verleiht, ist außer der stets so reinen und sicheren Intonation die Deutlichkeit der Aussprache, wodurch das Verständniß der musikalischen und dramatischen Situationen sehr erleichtert wird. Von Seiten des Publikums wie der Musikkenner haben wir den Wunsch vernommen, Frau Leisinger für uns gewonnen zu sehen, wodurch alsdann im Verein mit den Damen Anschütz und Hoffmann und den übrigen Gesangskräften unsrerr Oper nicht nur ein vielseitiges, verschiedenen Geschmacksrichtungen entsprechendes Repertoire, sondern auch sehr anzirhende Vorstellungen erzielt werden könnten. Möge Herrn Dieector Hoffmann, welcher zur Herstellung eines vollständigen und würdigen Prrsonals in Oper und Schauspiel kein Opfee scheut, die hier gewünschte Acquisition gelingen, da er eine bessere wohl nicht machen dürfte. Wissen wir doch, wie wenig ausgezeichnete Sängerinnen vorhanden und wie schwer sie für eine Bühne, die nicht mit Gold aufwiegen kann', zu gewinnen sind. — Den der heutigen Vorstellung reichlich gespendeten Beifall und wiederholten Hervorruf theilten mit dem Gaste die Herren Auerbach (Gennaro) und Rüdsam (Alphonso). Es wae eine Lust, diese beiden jugendlich kräftigen und klangvollen Stimmen zu vernehmen, die mit dem Gast um den Preis des Abends zu ringen schirnen. Was Herrn Rüdsam betrifft, so dürfen wir seiner heutigen Leistung um so ehrender gedenken, als solche nicht nur seine herrlichen Stimmmittel, sondern auch sein eifrigrs und erfolgreiches künstlerisches Fortstrebrn geltend machte. W.

Korrespondenz.

Naumburg, 2. Oct.

Seit dem großen Hamburger Brande hat kein Ereigniß wieder eine so allgemeine Theilnahme erweckt, als die Ueberschwemmung Schlesiens. Alles wetteifert, um die Noth jener Unglücklichen zu lindern. In der Stadt gehen Vertrauensmänner Haus für Haus und sammeln Gaben ein, die mit willigem Herzen auch reichlich gegeben werden, und auf dem Lande geschieht dasselbe durch die Ortsrichter, welche von der landräthlichen Behörde besonders dazu beauftragt sind und öffentlich angeregt werden, wenn sie es an Eifer fehlen lassen sollten. Außerdem haben sich Frauen und Jungfrauen zu Comitee's aufgeworfen, um durch Verloosung weiblicher Arbeiten, die zu diesem Zwecke gefertigt werden, ebenfalls das Ihrige zur Unterstützung der armen unglücklichen Schlesier beizutragen. Außerdem wollen Bälle und Konzerte zum Besten der Unglücklichen gar kein Ende nehmen Eine besonders hervorragende Rolle spielt aber der Dilletantismus der Schauspielkunst sowohl in den höheren als auch in den niederen Ständen. So hat nicht nur die Gesellen-Liedertafel auf einem nahen Dörfchen eine theatralische Vorstellung zum Besten der Schlesier gegeben, sondern auch die Mitglieder der Erholungsgesellschaft haben im hiesigen Theatergebäude das Lustspiel: „Die Fräulein von St. Cyr" mit einer Präcision und äußeren Pracht aufgeführt, die wahrhaft bewundernswürdig wae. Man hat damit eine Einnahme von nahe an 200 Thalern erzielt. Eine ähnliche Darstellung im Kursaale in Kösen von Seiten der Badedirektion hat einen Abwurf von nahe an hundert Thalern gewährt. Außerdem gibt sich die Privatwohlthätigkeit noch auf alle Weise kund so daß mit Sicherheit angenommen werden kann, daß aus dem hiesigen Kreise nicht unbedeutende Summen zur Unterstützung der armen Schlesier werden aufgebracht werden.

Kunstnotiz.

(Frankfurt, 5. Oct.) Wenn die Presse heutzutage so oft und so bereitwillig Akt nimmt von Kunstleistungen, die nur mittelmäßig, oder ziemlich gut, oder nur einseitig vorzüglich sind, wie viel mehr ist sie es einer solchen schuldig, welche in ihrer Gattung vollendet, ja einzig, weil unübertroffen genannt werden muß. Und diese letztere Bezeichnung verdienen unbedingt die Orgelvorträge, durch welche der k. Musikdirektor Hr. Ober-Organist Adolf Hesse aus Breslau eine besonders eingeladene Anzahl Künstler und Kunstfreunde gestern Nachmittag in freudiges Staunen versetzt. Hr. Hesse ist seit langen Jahren von der Kritik als erster der lebenden Orgel-Virtuosen bezeichnet, hat diesen Ruf auf den besten Orgeln des In- und Auslandes ruhmvoll bewährt und ihn bei uns aufs neue gerechtfertigt. Der Meister hatte die Güte, auf der vorzüglich restaurirten Orgel in der deutsch-reformirten Kirche einige seiner durch hohe Gediegenheit hervorragenden Compositionen für dieses edelste und schwierigste Instrument, sowie die große Fuge in A moll von S. Bach vorzutragen und dadurch den Anwesenden einen Genuß zu bereiten, der nicht beschrieben werden kann. Zum Schlusse spielte Hr. Hesse seine so berühmt gewordenen, höchst originellen und reizend-schönen Variationen über die englische Volkshymne in einer Weise, daß alle Hörer und Hörerinnen sich gedrungen fühlten, ihm ihr Entzücken und ihren Dank mit Auge, Mund und Hand aufs innigste auszusprechen. Hierbei müssen wir erwähnen, daß Hr. Hesse sich vor einem engern Kreise noch mehrfach als ausgezeichneten Pianoforte-Virtuosen produzirte, welche Eigenschaft bei Organisten von Fach wegen des gewohnten schweren Anschlages, selbstverständlich ungemein selten ist. Auf einem musterhaften C. A. André'schen Mozartflügel, deren einer in der Münchner Industrie-Ausstellung jetzt noch die Kunstfreunde anzieht, brachte der große Künstler verschiedene schöne eigene und fremde Compositionen zu Gehör und zeigte namentlich bei dem glänzenden Vortrage von Chopin'schen Sachen in überraschendster Weise, daß er den so schwer zu erfassenden Intentionen dieses originellsten der Klavier-Componisten vollständig gerecht zu werden verstehe, und daher zu den wenigen Berufenen gehöre, welche Chopin wirklich spielen können. Da Hr. Hesse auf der Durchreise von Kissingen, woselbst er die Kur gebraucht, nur kurz hier weilt, so müssen wir mittheilen, daß der vielseitig geäußerte Wunsch, den Meister in einem öffentlichen Konzerte zu hören, für dieses Mal leider nicht realisirt werden kann.

(Berichtigung.) In meiner Entgegnung in Nr. 239 dieser Blätter hat sich eine Namensverwechslung eingeschlichen. Nämlich wo es heißt: „Daß Herr Dr. Keltner mit einer großen Nadel die Hand und die Backen einer meiner Somnambülen durchstochen hat", soll es heißen: „Daß Herr Dr. Neubürger mit einer großen Nadel ꝛc.", was ich hiermit berichtige. Ant. Regazzoni.

Theater-Anzeige.

Samstag, 7. Oct. Dritte Gastdarstellung der Frau Leisinger vom Hoftheater zu Braunschweig. Fidelio, große Oper in 2 Abtheilungen, Musik von L. van Beethoven. Fidelio: Frau Leisingee.

Montag, 9. Oct. (Zum Benefiz für den artistischen Director, Hrn. Mühling, und zum ersten Male): Die Jugend Ludwigs XIV., Lustspiel in 5 Acten. Nach dem Französischen des Alexander Dumas. Georgette: Fräulein Bertha Mühling, als erster theatralischer Versuch. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 241. Montag, den 9. October 1854.

Der Teich von Précigny.

(Nach dem Französischen des Elie Berthet.)

(Fortsetzung.)

Dieser an sich unbedeutende Umstand hatte den alten Nicolas mit stiller Hoffnung erfüllt, daß Précigny's Verwendung von Einfluß seyn werde. Er schloß nämlich so: Laurent, dieser berechnende Kaufmann, mußte jedenfalls eine Ursache zu dieser Artigkeit haben. Entweder, er hatte, trotz seiner äußeren Kälte doch eine Anhänglichkeit an die Familie seines früheren Herrn bewahrt, oder es leitete ihn irgend ein Interesse. Andererseits wußte Nicolas auch, daß man sich auf der Fabrik sehr mit dem jungen Grafen beschäftigte. Man hatte schon mehrmals die Leute aus dem Dorfe nach seinen Gewohnheiten gefragt, und erkundigte sich nach seinen unbedeutendsten Schritten. Es schien in der That mehr als bloße Neugierde zum Grunde zu liegen.

Bald erreichten die beiden Abgesandten die großartige Fabrik, welche ein großes Viereck bildete, dessen Hintergrund aus schönen Gartenanlagen und hohen grünen Bäumen bestand. Die vier Hauptgebäude waren zwar, wie schon erwähnt, zu verschiedenen Zeiten entstanden, doch herrschte so viel Symmetrie zwischen ihnen, daß man deutlich sah, daß der Plan für das Ganze schon gemacht war, als das erste gebaut wurde.

Schon in einiger Entfernung war ein verworrener Lärm an ihr Ohr gedrungen, der von Minute zu Minute zunahm. Jetzt, wo sie an dem Haupteingange standen, fiel ihr Blick in den ungeheuren Hof, welcher in der Mitte der Fabrikgebäude lag. Links sprang das Wasser aus einer Schleuße hervor und stürzte geräuschvoll auf das riesige Rad, welches die Maschinen in Bewegung setzte. Nachdem das Wasser den Weg durch mehrere Behälter gemacht hatte, in welchen die Wolle gewaschen wurde, befeuchtete es den Garten und verlor sich dann in dem Gestrüpp. Eine zahllose Menge Arbeiter: Männer, Frauen und Kinder waren im Hofe beschäftigt. Unter einem Dache sah man Waarenballen und beladene Wagen, eben bereit zum Abgehen. — Aus den beiden ersten Stockwerken drang auch starker Lärm, durch die Webstühle der Tuchmacher, die dort ihre Werkstätten hatten, hervorgebracht, und vermehrte so das betäubende Geräusch, das schon auf dem Hofe herrschte.

„In der That", rief Alfred, halb von Erstaunen, halb von Bewunderung hingerissen, „ich hatte bis jetzt noch keine Idee von einem solchen Wunder. Gewiß, der Mann, der dieses großartige Unternehmen ins Leben gerufen hat, dessen Wille alle die fleißigen Hände und alle die kostbaren Maschinen leitet, muß sich oft in seinen Werken bewundern. — Alles ist hier schön und imposant; Alles athmet Ueberfluß und Wohlbehagen."

„Ja", erwiederte Nicolas, wehmüthig lächelnd nach dem Dorfe zeigend, „und dort leidet man und stirbt."

„Glaubt Ihr, mich daran erinnern zu müssen", erwiederte der Graf lebhaft und im Tone des Vorwurfs.

Mit diesen Worten trat er schnell ein; der Greis folgte ihm. Laurent hatte sich zu seiner Wohnung und zu seinem Comptoir einen Pavillon in einem Ecke des Hofes eingerichtet, zu welchem eine kleine Freitreppe führte. — Als der Graf und Nicolas eben den Pavillon erreicht hatten, ertönte über ihnen ein Schrei der Verwunderung. Nicolas blickte auf und sah, daß sich ein weiblicher Kopf vom Fenster zurückzog. Er lächelte zufrieden und sagte:

„Sie hat uns gesehen! sie ist also zugegen. Nur Muth!"

IV.

Obgleich der Hof mit Arbeitern und Arbeiterinnen angefüllt war, so hatte doch Niemand die Ankunft der Fremden bemerkt. Sie waren daher allein bis zu einer Art Comptoir vorgedrungen, welches durch ein Gitter in zwei ungleiche Theile getheilt war, dessen Haupttheil sorgfältig mit einem grünen Vorhang umgeben war.

Anfangs sahen sie Niemand; doch bei dem Geräusch ihrer Tritte zeigte sich ein verdrießliches, obgleich junges Gesicht, mit rothen Haaren umgeben und mit einer Brille geschmückt, an einer Oeffnung des Gitters. Eine unangenehme Stimme rief mit englischem Accent:

„Sogleich!"

Dann verschwand der Kopf wieder und im Gemache herrschte tiefe Stille, wie zuvor.

Der Graf, dem dieser Geschäftston ganz fremd war, zog die Stirne in Falten, und Nicolas sagte leise: „Das ist Smithson, der Geschäftsführer des Herrn Laurent und der ärgste Feind unseres armen Dörfchens."

Der junge Graf näherte sich bei dieser Nachricht ungeduldig dem Gitter, und da Smithson ihn gar nicht zu bemerken schien, sondern in ein großes Handlungsbuch vertieft war, sagte er nach einigen Augenblicken mit gereizter Stimme:

„Mein Herr, ich wünschte . . ."

„Sogleich!" wiederholte Smithson mit seinem englischen Phlegma.

Jetzt konnte Alfred seine Ungeduld nicht länger beherrschen. Er erwiederte lebhaft:

„Aber, mein Herr, ich will ja gar nicht mit Ihnen, sondern mit Herrn Laurent sprechen . . . wenn Sie daher in seinem Dienste sind, so haben Sie die Güte, ihn augenblicklich davon zu benachrichtigen."

Der Engländer hob langsam den Kopf in die Höhe und nach-

dem er den Frager mit den Blicken gemessen hatte, entschloß er sich endlich das dicke Buch bei Seite zu legen.

„Was steht zu Ihren Diensten?" fragte er rauh, ohne sich von seinem ledernen Armsessel zu erheben. „Sie können auch mit mir verhandeln, mein Herr, denn ich bin Geschäftsführer von Herrn Laurent und habe die Unterschrift des Hauses."

„Es handelt sich nicht um ein kaufmännisches Geschäft, mein Herr. Der Gegenstand, der mich herführt, berührt nur Herrn Laurent persönlich. Ich bitte Sie also, ihm zu melden, daß die Abgesandten des Dorfes Préeigny ihn um eine kurze Unterredung bäten."

(Fortsetzung folgt.)

Die Landung der verbündeten Armee in der Krim.

(Ein Bericht aus englischer Quelle.)

II.

Die „Times" enthält eine Anzahl Korrespondenzen aus der Krim, welche ein anschauliches Bild der ersten Tage nach der Ankunft geben. Wir lassen das Wesentlichere folgen.

Den 14. September. Das heutige Morgengrauen schien einen prachtvollen Tag verheißen zu wollen. Leider war dem nicht so. Die Hitze des Mittags war zwar durch sanfte Meereslüfte wohlthuend abgekühlt worden, trotzdem überkamen uns plötzlich schwere Regenschauer. Der Nachmittag war düster umwölkt. Die gewaltige Armada, welche die Nacht über in tadelloser Ordnung vorgerückt war, den Horizont mit einem zweiten Sternenhimmel und den Spiegel des Meeres mit zahllosen Lichtern bedeckt hatte, zog sich parallel mit der Küste hinab bis zum Ufer hart am See Saki. Um 7 Uhr Morgens waren die meisten Schiffe längs des Ufers auf den ihnen angewiesenen Punkten. Kurz nach 8 Uhr ließ der französische Admiral eine Kanone abfeuern, und damit war das Signal zur Ausschiffung der französischen Truppen gegeben. In 22 Minuten, so versichern sie, waren ihrer 6000 Mann am Land. Das heißt wacker gearbeitet, aber man darf dabei nicht vergessen, daß sie alle ihre Truppen auf Linienschiffen hatten und sie mit den Booten gleichzeitig ans Land bringen konnten. Dagegen waren unsere 27,000 Mann auf einer großen Anzahl Transportschiffe vertheilt. Wohl gibt es kein zweites Beispiel in der Kriegsgeschichte, daß ein Landheer mit solchem Comfort, man könnte füglich sagen: Luxus, übers Meer geführt worden wäre. Sobald die Franzosen ein Regiment am Strande beisammen hatten, schickten sie eine Kompagnie desselben zum Rekognosziren aus; voraus Plänklerpiquets, und so wie die Regimenter in Kolonnen folgten, deployirten die Vorderen, dehnten ihre Fronten aus und boten im Vorwärtsmarschiren das Bild eines sich entfaltenden riesigen Fächers. Es war höchst merkwürdig, dieses lebendige Entfalten zu beobachten, und wie sie mit jeder Minute sich weiter auf dem feindlichen Boden ausbreiteten. Eine Stunde, nachdem das Signal zur Ausschiffung gegeben worden war, hatten sie 9000 Mann am Lande und ihre vorgeschobenen Posten waren nur noch als winzige schwarze Punkte auf den 3—4 englischen Meilen vom Strande entfernten Stoppelfeldern zu unterscheiden.

Von einem Feinde war nirgends eine Spur zu sehen; doch lange schon bevor das erste Boot der Franzosen durch die Brandung ans Ufer gelangt war, hatte ich mit meinem Fernrohr einen russischen Offizier zu Pferd entdeckt, dem drei Kosacken folgten. Er eilte längs der Klippe hinab und schrieb mit großer Ruhe Notizen in sein Taschenbuch. Ihm folgten die Kosacken auf ihren schäbig aussehenden Gäulen, der Offizier benahm sich tapfer. Denn noch als die Franzosen schon am Lande standen, blieb er ungefähr eine Stunde im Bereiche eines Miniébüchsenschusses und schrieb oder zeichnete weiter. Mittlerweile näherten sich unsere Boote in ungeordneten Gruppen dem Ufer und setzten unsere Leute ans Land. Der Russe gab noch immer das Zeichnen nicht auf. Da deutete einer der Kosacken mit seiner Lanze nach dem Klippenwege. Wir sahen hin, wohin die Lanze zeigte, und kein Anderer wars als Sir Georg Brown, der allein mit dem Generalquartiermeister Airey den Klippenweg voraus erklomm. Die Kosacken schauten lüstern nach den beiden Generalshüten. Sir G. Brown wußte offenbar nicht, daß er eine so gefährliche Nachbarschaft habe. Der Offizier war vom Pferde gestiegen und hatte sich vorsichtig um die Klippe herumgeschlichen; auch die beiden Generale waren unseren Blicken entschwunden, indem sie durch Klippen gedeckt waren. Da plötzlich hörten wir einige Büchsenschüsse und sahen bald darauf die Kosacken pfeilschnell, hart an den französischen Plänklern vorbei, auf der Straße, die gegen Sebastopol führt, dahin jagen. Sir Georg, so hörten wir später, wäre um ein Haar bei dieser Gelegenheit gefangen genommen worden. Die Kosacken waren auf ihn losgesprungen, er ergriff die Flucht; zum Glück waren ihm einige Füsiliere gefolgt; sie schossen auf die verwegenen Bursche und brachten sie zum Fliehen und dabei wurde ein armer Junge in den Fuß getroffen. Es war das erste Blut dieser Kampagne.

Um 1 Uhr fing es heftig zu regnen an und die Wellen schlugen, durch den Wind gejagt, etwas stark an den Strand. Der Wirrwarr war ziemlich allgemein; was man suchte, war sicherlich nicht zu finden, obwohl man früher jeder Division ihren Sammelplatz am Ufer durch Flaggenstangen verschiedener Art bezeichnet hatte. Die Ausschiffung wurde bis spät nach Sonnenuntergang fortgesetzt. Ein Theil der 3. und 4. Division mußte die Nacht am Strande zubringen. Im Ganzen hatte sich das Aussehen der Regimenter sehr vortheilhaft geändert. Die Seereise, die Luftveränderung, hatten ihnen unverkennbar wohl gethan.

Was das Landvolk betrifft, ist es entschieden zu unserm Gunsten gestimmt. Anfangs natürlich schienen sie scheu, aber noch bevor der Tag sich zu Ende neigte, fingen sie an, näher zu kommen und brachten Hornvieh, Schafe und Gemüse zum Verkauf. Ihre Karren, oder besser Arabas, behielten wir gegen gute Bezahlung, und sie waren darob so vergnügt, daß sie für morgen andere zusagten. Die Männer — Weiber kamen uns noch nicht zu Gesichte — sind offenbar von einer tartarischen Race; viereckige Gestalten mit eingesunkener Nase und kleinen weitgeschlitzten Augen. Sie tragen Turbane von Lammswolle und Jacken aus Schafsfellen mit der rauhen Seite nach außen. Sie sprechen schlechtes Türkisch, und geben über die Russen, von denen sie aufs sorgfältigste entwaffnet wurden, sehr willig Auskunft. Eine Deputation von ihnen verfügte sich zu Lord Raglan, um Flinten und Schießpulver zu erbitten. Ich werde nie das Gesicht von einem dieser Leute vergessen, als er aus einer verborgenen Tasche eine Prise Schießpulver hervorholte und uns frug, „ob unseres auch so sey." Die Leute erzählen, daß in Sebastopol an 20,000 Soldaten und Matrosen an der Cholera gestorben seyen. Die Garnison schätzen sie auf 40,000, und die Truppenmacht, die zwischen unserer jetzigen Position und der Festung verwendet werden könnte, auf höchstens 15,000 Mann. Dieß Alles, und namentlich das Entgegenkommen der Bevölkerung, ist sehr ermuthigend.

Den 15. September. Noch selten haben wohl 27,000 Engländer eine so miserabele Nacht zugebracht, wie diese. Von Mitternacht bis am Morgen Wind und unaufhörlich wüthende Regengüsse, und das unter freiem Himmel, ohne Obdach, ohne Zelte. Man denke sich die vielen alten Generale und Lords und jungen Herren im Platzregen am Ufer liegen in durchweichten Decken, statt der Kopfkissen Salzwasserpfützen, ohne Feuer, ohne

Grog, ohne Aussicht auf ein warmes Frühstück, auf einen wohlthätigen Kleiderwechsel. Und ringsherum 20,000 pudelnasse Bursche, die sich in ihren comfortablen Schiffsräumen von der Bescheerung nicht hatten träumen lassen — es war jämmerlich anzusehen. Sir G. Brown schlief unter einem umgestürzten Karren; der Herzog von Cambridge hatte einen ähnlichen Schlafsalon. Auch heute bläst der Wind noch stark aus Westen, indessen wurde mit dem Ausschiffen der Pferde begonnen. Leider ging manches schöne Thier dabei verloren. Im Ganzen haben wir ja nicht mehr als 1000 Pferde zu unserer Verfügung, die Pferde der kommandirenden Offiziere und der Adjutanten und der Verpflege-Offiziere mit eingerechnet. Unsere Alliirten: die Franzosen und Türken, waren so klug gewesen, schon gestern die ihrigen ans Land zu bringen. Auf unsere Leute hat das Bivouac in der Nässe schon seine bösen Folgen ausgeübt. Viele sind erkrankt; es sind mehrere Cholerafälle vorgekommen und ein Offizier vom 23. Regiment starb nach wenigen Stunden. Es tritt überdieß ein fühlbarer Mangel an Aerzten hervor.

Den 16. September. Die Ausschiffung der Kavallerie dauert fort. Lord Cardigan machte heute eine Rekognoszirung auf 25 englische Meilen, ohne einen Kosacken zu sehen. Wir leiden an Wassermangel. Die Pferde haben seit 30 Stunden nichts zu saufen bekommen. An Nahrungsmitteln haben wir jetzt Ueberfluß. Gestern wurden 60 mit Mehl beladene, nach Sebastopol bestimmte Arabas aufgefangen. Vorräthe und Pferde werden zu uns auf den Markt gebracht und die Männer bieten sich uns als Diener an. Das Landvolk hat Zutrauen zu uns. Ich wünschte, unsere Alliirten, die Franzosen, bezeigten sich dessen werth. Leider ist dieß nicht der Fall. Das Dorf, an dem unsere leichte Division stand, wurde gestern von einem Haufen ihrer Marodeurs ausgeplündert. Auch heute Abend sahen wir, wie ein Haufe Spahis ein paar hundert Schafe mit Gewalt fortführte. Solche Raubzüge müssen früher oder später schlimme Folgen haben und werden noch die Eingeborenen vom Markte verjagen. Bei unseren Soldaten und im türkischen Lager sind ähnliche Schandthaten nicht vorgekommen. Wir kaufen hier 25 Eier für 5 Sgr., ein gutes Huhn für eben so viel, einen Truthahn für 15 Sgr., ein Schaf für 10 Sgr. Das sind die Preise in den nahe gelegenen Dörfern und die Landleute sind sehr willig, ihre Waare an Mann zu bringen.

Heute sind mehrere Schiffe abgeschickt worden, um Reserve-Infanterie und Kavallerie aus Konstantinopel und Varna zu holen. Die gelandete Armee aber wird kaum in den nächsten zwei Tagen ihre Vorrückung beginnen, trotzdem man Mangel an Wasser hat. Wir haben jetzt größeren Ueberfluß an Wein, denn an Trinkwasser. Letzteres muß 4 Meilen weit herbeigeholt werden und ist kaum trinkbar. Gestern Nacht hatten wir einen falschen Allarm; es heißt, daß mehrere französische Marodeurs von streifenden Kosacken gefangen wurden; die französischen Offiziere fürchten, es werde sich eben nicht bestätigen.

Der Gesundheitszustand auf der Flotte ist ziemlich gut, obwohl die Cholera noch immer nicht aus allen Schiffen gewichen ist. Allenthalben herrscht der beste Geist, die größte Kampfeslust, die höchste Siegeszuversicht. Groß zumal ist der Enthusiasmus auf der Flotte für Sir E. Lyons. Ihm allein verdankt man die Ausrüstung und Leitung der Expedition, die glückliche Landung der Armee. Von Admiral Dundas spricht man nicht. Es muß sich zeigen, wann er endlich faktisch das Kommando übernehmen wird. — Der Belagerungstrain bleibt noch an Bord und wird an der Mündung des Belbek, eine deutsche Meile von Sebastopol, ausgeschifft werden.

Pestalozzi's Jugend.

(Schluß.)

Ueber den Eindruck, welchen das Buch: „Rousseau's Emil“, auf ihn gemacht, schreibt er Folgendes:

„Als Rousseaus „Emil“ erschien, war mein Geist schon manchen utopischen Träumen hingegeben, und so mußte dieß Buch, welches noch viel unausführbarere Ideen enthält, mich mit Enthusiasmus erfüllen. Ich verglich die häusliche Erziehung, welche ich in der einsamen Stube meiner Mutter erhielt, und die mir in der Schule zu Theil wurde, mit jenen Plänen und Räthen, welche Rousseau für seinen erdichteten Zögling niederschrieb. Alles, was mich umgab, erschien mir nun in elender, verbrauchter Gestalt; während der Grundgedanke von Rousseau mir Alles im hellsten Licht erscheinen ließ und die Mittel anwies, wie das Ziel zu erreichen sey, welches er erstrebte. Rousseaus System, die Freiheit zu idealisiren, erhöhte auch in mir den Eifer, jenen Kreis zu erweitern, in welchen ich dem Volke so gerne zur Erreichung moralischer Vortheile verholfen hätte.“

Pestalozzi studirte mit unermüdlichem Fleiß die alten und auch alle neueren ausgezeichneten Schriften, welche erschienen. Es herrschte damals unter den gebildeteren jungen Leuten eine fieberhafte Ritterlichkeit, und Pestalozzi war schon von Natur von diesem Fieber ergriffen — lange bevor er sich entschloß, in jenen Bund zu treten, welchen Lavater, Füßli und Fischer gestiftet. — Ihr Zweck war, Uebelstände aufzusuchen und dem zu Folge alle Erpressungen, alle Quälereien bekannt zu machen, welche sie entdecken konnten. Der Unterdrückte war diesem edelmüthigen Bund geheiligt, und Lavater wie Pestalozzi machten sich in dieser Gesellschaft bemerkbar durch großen Eifer; denn dieß Streben entsprach so ganz den großen Zügen dieser beiden Charaktere. Zu jener Zeit waren die Schulen in Zürich sehr im Verfall; Pestalozzi, nachdem er sich genau über die Sachlage unterrichtet, veröffentlichte durch einen anonymen Brief alles Uebel, welches denn durch eine strenge Untersuchung constatirt wurde. Aber der junge Enthusiast war nicht vorsichtig genug, um unentdeckt zu bleiben; er wurde citirt, um die Schüler zu nennen, welche ihm die Anklagepunkte geliefert hatten; doch weigerte er dieß, und als er darauf mit strenger Bestrafung bedroht wurde, floh er in die Familie seiner Mutter. Diese erste Erfahrung des öffentlichen Lebens verminderte jedoch nicht seinen Eifer, sich in den Kampf zwischen Ungerechtigkeit und Schwäche zu mischen.

Pestalozzi hatte seine Studien in den öffentlichen Schulen vollendet und hatte die Absicht, sich dem geistlichen Stande zu widmen; aber ein verunglückter Versuch verleidete ihm das Predigtamt oder trug vielmehr dazu bei, seine Wahl zwischen Theologie und den Rechtsstudien zu bestimmen, welchen letztern er sich zuwandte, nachdem er den Dienst der Kirche verlassen hatte, der ihm weniger günstig für seine philanthropischen Plane schien. Er verband sich mit einem jungen Juristen, Namens Bluntschli, der sein intimer Freund wurde und als solcher ihm mit großer Offenheit seine Schwächen enthüllte und ihm klar machte, wie viele Klippen im Verkehr mit der Welt seiner warteten. Der Rath und die Theilnahme dieses Freundes war ihm viel werth, aber leider wurde er bald durch den Tod von ihm getrennt. Bluntschli starb an der Auszehrung. Lavater und Pestalozzi vergossen heiße Thränen am Sarge dieses Jugendgenossen. Die letzten Worte des Sterbenden waren für Pestalozzi wie eine prophetische Warnung; er sagte: „Nun laß ich Dich allein! Aber ich beschwöre Dich, lasse Dich nicht in Unternehmungen ein, die Dich durch Deine Güte und Dein Zutrauen zu den Menschen zu weit hinreißen würden. Suche einen friedlichen Charakter, und unternehme nichts ohne die Theilnahme eines Dir treu ergebenen Mannes, der das Praktische der Geschäfte versteht. Ohne diese Hülfe läufst

Du immer Gefahr, Dich in unvorsichtigen Versuchen zu verwirren, welche das Glück Deines Lebens bedrohen könnten."

Pestalozzi war von der Richtigkeit dieser Voraussicht seines Freundes ganz überzeugt; er nahm sich vor, seinen Rath zu befolgen; aber sein ganzes Leben bewies, daß die Quelle seiner Prüfungen auf dem Grunde seiner Seele beruhte, und daß er doch nicht genugsam sich bemühte, das Uebel zu bekämpfen, welches so richtig vom Freunde bezeichnet war.

Der Eifer, mit welchem er seine Studien fortsetzte, schadete seiner Gesundheit und er wurde bedenklich krank. Die Aerzte hatten ihm einen Aufenthalt auf dem Lande verordnet und wünschten eine gänzliche Veränderung seiner Beschäftigungen. Er veröffentlichte damals sein erstes Werk: „Versuch über die Gesetzgebung von Sparta"; andere Schriften über Gegenstände, welche der Jurisprudenz angehörten, waren fertig, aber er verbrannte diese.

Als Pestalozzi durch manche Erfahrung endlich doch an Menschenkenntniß gewann und auch die Gesetze kennen lernte, machte er den traurigen Schluß, daß er niemals sein hohes Ziel erreichen könne und die Verbesserung des Looses der leidenden Klasse aufgeben müsse. Im höheren Alter klagt er sich selbst seines Unrechts an, mit welchem er sich so leidenschaftlich seinen Weltverbesserungs-Träumen hingab. Zwei Stellen des Psalms 82 drücken vollständig aus, was Pestalozzi wollte: „Schaffet Recht den Armen und den Waisen und helft den Elenden und Dürftigen zum Recht. Errettet den Geringen und Armen und erlöset ihn aus der Gottlosen Gewalt." Er erkannte, daß die Mittel dazu freilich viel geringer sind als die Aufgabe; aber dann fand er im Alter wie in frühester Jugend die Ursache des allgemeinen Uebels im ersten Sündenfall.

„Ich will Schullehrer werden", rief er aus, nachdem er sich von dem Labyrinth der Gesetzgebung und deren fehlerhaften Anwendung abgewendet hatte. Die Erinnerung an jene Dorfschulen, in welche sein Großvater ihn geführt hatte, stiegen mächtig in seinem Herzen wieder auf. Er verließ die Stadt und suchte Ruhe bei seinem Onkel, dem Doktor Holze, an einem reizenden Aufenthalt bei Richterswyl. Hier genügte ihm die Schule nicht; ein neuer Traum fesselte seine Gedanken; er wollte mit landwirthschaftlichen Arbeiten anfangen, die ihn ganz absorbirten; er betrachtete sie als das beste Mittel, sich dem Volksleben anzuschließen, und den häuslichen und väterlichen Unterricht wirksam zu machen, den er so gern eingeführt hätte.

„Seit langer Zeit — sagt er — seit meinen Knabenjahren schlug mein Herz, wie durch eine Strömung, zum Ziel gerissen; die Quelle des Elends zu verstopfen, welche sich über das Volk ergoß, und dasselbe aus jener Unterdrückung zu erheben, in welcher ich es sah — dieß war und blieb mein Streben. In einer Zeit und in einem Lande lebend, wo die ausgezeichnetsten jungen Leute sich vereinigten und mit Eifer dahin arbeiteten, die Leiden der unteren Klasse zu vermindern, bemühte ich mich als Schüler eines Bodmer und Breitinger, als Zeitgenosse von Escher, Iselin, Hirzel, Tschann, Wattenwyl, Gravenried und Fellenberg zu handeln, welche mit vielen Andern sich bemüht hatten, der Quelle des Elends nachzugehen, welche sich über das Vaterland ergoß, um schnelle Hülfe zu bringen."

Die landwirthschaftliche Schule war also für den Augenblick Pestalozzis Brennpunkt; wir berufen uns hier zum Schluß dieser Blätter auf die vortreffliche Notiz, welche im Jahre 1844 im „Journal d'Yverdon" veröffentlicht wurde.

Pestalozzi machte sich durchaus keinen Begriff von den Schwierigkeiten des Unternehmens; er kannte weder die Verantwortlichkeit, noch die Praxis des Ackerbaues; er erkannte weder die Schwäche seiner Hülfsquellen, noch seine Unfähigkeit in der Ausübung; seine Illusionen gingen so weit, daß er glaubte in der Verwirklichung seiner Plane selbst ein sicheres Brod zu finden.

In dieser Zeit hatte Tschiffeli einen großen Ruf als Landwirth, den er sich durch seine Erfahrungen in der Umgegend von Kirchberg bei Bern begründete. Bei diesem ging Pestalozzi in die Lehre; er blieb ein Jahr, arbeitete viel, sammelte Theorien, Räthe und Anweisungen für das Unternehmen, welches er im Kopfe hatte. Er studirte besonders die Kultur des Krapp, eine neue Einführung, welche damals sehr im Schwung war, deren Gelingen als erwiesen betrachtet wurde und allgemein die glänzendsten Hoffnungen weckte, durch welche Tschiffli und andere Berner, welche sie eingeführt hatten, sehr bekannt wurden.

Endlich kehrte er wieder nach Hause, das Herz voll Muth und Hoffnung, den Kopf mit neuen landwirthschaftlichen Theorien angefüllt; seine Ideen waren richtig, aber unausführbar, seine Ansichten sinnreich, aber unvollständig. Er verband sich mit einem reichen Handelshaus in Zürich, um die Krapp-Kultur zu unternehmen, und er wendete sein Vermögen daran, das Gut Neuhof im Aargau zu kaufen; damals war er 22 Jahre alt.

Mannichfaltigkeiten.

(Wien.) Da nur wenigen Postbeamten in Amerika die deutschen Schriftzeichen verständlich sind, so wurden die k. k. Postämter angewiesen, darauf zu achten, daß die Adressen auf den bei selben zur Ausgabe kommenden Briefen nach Amerika mit lateinischen Lettern geschrieben werden.

Man schreibt aus Warschau: Der hiesige jüdische Uhrmacher und Mechanikus Staffel, welcher auf der Londoner Industrie-Ausstellung für seine Rechenmaschine einen Preis davon getragen, arbeitet jetzt an einem höchst sinnreichen Stubenluftreinigungs-Apparat, welcher, nur zwölf Zoll hoch und eben so breit, im Verlauf einer Stunde 5000 Kubikfuß verdorbene Luft aus dem Zimmer entfernt und eben so viel frische hineinläßt.

Wie die „Theaterzeitung" als bestimmt erfährt, hat der Schauspieler Hr. Nestroy das Carltheater in Wien gepachtet und wird noch in diesen Tagen die Pachtcontracte unterzeichnen.

Vor wenigen Tagen starb in Frankfurt eine seit vielen Jahren daselbst wohnende israelitische Wittwe, Frau Gildenstein aus Mainz, die wegen ihres scheinbar großen Geizes bekannt war. Bei ihrem Tode ergab sich, daß sie für die Armen gespart, denn sie hinterläßt ihr beträchtliches Vermögen Frankfurter und Mainzer milden Stiftungen. Der Armen der Stadt Mainz hat sie besonders mit 30,000 Gulden gedacht, auch verordnet, daß ihre Juwelen, ihr Silberzeug rc. zum Besten der Armen verwendet werden

---

Theater-Anzeige.

Montag, 9. Oct. (Zum Benefiz für den artistischen Director, Hrn Mühling, und zum ersten Male): Die Jugend Ludwigs XIV., Lustspiel in 5 Acten. Nach dem Französischen des Alexander Dumas. Georgette: Fräulein Bertha Mühling, als erster theatralischer Versuch. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Kohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammstran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 242. Dienstag, den 10. October 1854.

Der Teich von Précigny.

(Nach dem Französischen des Elie Berthet.)

(Fortsetzung.)

Smithson bog sich zurück und warf einen verächtlichen Blick auf Alfred.

„Sie kommen also nicht wegen einer Bestellung?“ sagte er in unartigem Tone. „In der That, ich hätte gleich sehen können, daß Sie keine unserer gewöhnlichen Kunden sind ... Aber, meine guten Leute, glauben Sie nicht, daß Herr Laurent für Jeden zu sprechen ist. Seine Zeit ist kostbar und er hat andere Sachen zu thun, als unnöthiger Weise Klaglieder anzuhören.“

„Es scheint fast, als wäre die Ursache unserer Klagen hier nicht unbekannt“, sagte der junge Graf mit Bitterkeit. „Aber um die Sache kurz abzumachen“, fügte er in stolzem Tone hinzu, „wenn Herr Laurent heute zu stolz ist, um die Abgesandten der armen Bauern anzunehmen, die er unterdrückt und zu Grunde richtet, so wird er, hoffe ich, doch den Grafen Alfred von Précigny, den Sohn seines ehemaligen Herrn, empfangen.“

Diese Worte, mit vieler Würde, gesprochen und der Name Alfred von Précigny machten einen lebhaften Eindruck auf den Engländer. Er machte eine Bewegung der Ueberraschung und stieß einige englische Worte aus.

In demselben Augenblick hörte man in dem Nebenkabinet ein Geräusch und zugleich rief eine gemessene Stimme:

„Der Graf Alfred ist in meinem Hause? ... Ich stehe sogleich zu Diensten.“

Dabei öffnete sich eine kleine Thür und Herr Laurent, der das vorhergehende Gespräch gehört hatte, trat ein.

Der Fabrikherr war ein Mann von fünfundfünfzig bis sechzig Jahren; aber er besaß noch jene Rüstigkeit, welche die gewöhnliche Folge einer fortgesetzten Thätigkeit ist. Er war groß und in seinem ganzen Wesen lag etwas Kaltes, Abgemessenes. Sein Gesicht hatte, wenn auch nicht harte, doch strenge Züge; seine hohe tiefgefurchte Stirn war von grauen Haaren umgeben. In seinen Manieren lag etwas Entschiedenes; die Gewohnheit, immer zu befehlen, hatte ihm einen gebietenden Ton so zur anderen Natur gemacht, daß er denselben auch oft beibehielt, wo er eigentlich nicht passend war.

„Es ist in der That Herr von Précigny“, sagte er, sich vor dem jungen Edelmann respektvoll verneigend. „Wie ist es möglich, Smithson, daß Sie den Herrn Grafen nicht erkannt haben, der so oft an dem Hause vorübergeht, wenn er jagt. — Ich stehe zu Ihrem Befehle, Herr von Précigny“, sagte er, sich zu diesem wendend. — „Treten Sie gefälligst in mein Kabinet; auch Ihr, Meister Nicolas.“

Obgleich dieser Empfang nichts weniger als verbindlich war, so mußte er doch Denen, welche die Manieren des Fabrikherrn kannten, besonders wohlwollend erscheinen. Smithson machte in der That große Augen und der alte Nicolas fragte sich im Stillen, wo Herr Laurent auf einmal habe so leutselig werden können. Nur der Graf war anderer Meinung; doch sagte er in artigem Tone:

„Ich muß Sie um Verzeihung bitten, mein Herr, wegen meiner augenblicklichen Aufwallung ... Die Schwierigkeit, die mir gemacht wurde, um bis zu Ihnen zu gelangen ...“

„Sprechen Sie nicht davon, ich bitte“, unterbrach ihn Laurent mit einer Bewegung der Lippen, die für Lächeln gelten konnte. „Kommen wir lieber auf die Ursache Ihres Besuches, denn wenn ich mich nicht irre, so ist der Graf von Précigny nicht gekommen, um mir nur einen Höflichkeitsbesuch zu machen.“

Jetzt erst fühlte Alfred die Schwierigkeit seines Auftrages. Da er, sichtlich befangen, nicht sogleich Worte finden konnte, so sagte Nicolas schüchtern:

„Verzeihen Sie, Herr Laurent, wenn ich eher als mein Gebieter spreche; aber der Schmerz überwiegt das Gefühl der Ehrerbietung. Sie haben unsere Klagen schon oft gehört, doch ohne dieselben zu berücksichtigen. Jetzt sind unsere Leiden aber aufs höchste gestiegen, deßhalb haben die unglücklichen Bewohner des Dorfes Herrn von Précigny und mich abgesandt, um Ihr Mitleid anzurufen.“

Laurent hatte schweigend zugehört, ohne auch nur eine Miene zu verziehen. Nach einer kurzen Pause erwiederte er ruhig:

„Sie sagen mir da nichts Neues, guter Mann. Ich weiß, daß das Fieber dieß Jahr mehr Opfer gefordert hat als vergangenes. Mir kann das ja nicht entgehen, da ich als Maire der Gemeinde die Todesfälle eintragen muß. Doch glücklicher Weise kommt jetzt der Winter, da wird die Krankheit viel von ihrer Heftigkeit verlieren und vielleicht ist sie bis zum nächsten Frühjahr ganz verschwunden.“

„Das ist also der Trost“, rief Alfred heftig, „den Sie einer unglücklichen Gemeinde geben, die in Gefahr ist, dem Uebel nächstens ganz zu unterliegen? — Haben Sie denn ganz vergessen, daß Sie die Ursache dieses Unglücks sind? Wissen Sie nicht, daß es ganz allein in Ihrer Hand liegt, ihm abzuhelfen? — Doch ... ich vergesse mich, ich werde heftig, wo ich bitten sollte ... Herr Laurent, bedenken Sie, daß der Himmel Ihnen Macht und Reichthum verliehen hat, um der Beschützer dieser Unglücklichen zu werden, wie einst meine Voreltern es waren; jedes persönliche Interesse sollte vor dieser großen Aufgabe weichen ... so wenigstens betrachteten meine Vorfahren unter der früheren Regierung ihre Stellung, wie Sie sich erinnern werden.“

„Ich sehe, das Blut der Précigny fließt noch in Ihren Adern, Herr Graf“, erwiederte Laurent. „Aber sprechen wir ruhig über

die Sache. Sie beschuldigen mich der Härte, der Unmenschlichkeit gegen die armen Dorfbewohner; sicher werden Sie mir auch ein Mittel angeben, um diesem Unglück abzuhelfen."

„Das ist sehr einfach", entgegnete Alfred unbefangen, „lassen Sie dem Gewässer wieder seinen freien Lauf, so wird der verderbliche Sumpf bald austrocknen."

Der Fabrikherr schwieg einen Augenblick; er glaubte, nicht recht gehört zu haben. Dann trat er an ein Fenster, welches nach dem Hofe ging, öffnete es hastig und zeigte auf die Arbeiter, welche daselbst beschäftigt waren.

„Herr Graf", sagte er in ernstem Tone, „verdienen diese Leute nicht auch einige Rücksicht? — Es werden zweihundert und manchmal noch mehr Arbeiter hier beschäftigt. Zweihundert Familien würden also brodlos, wenn diese Fabrik ihre Arbeiten einstellte."

„Diese Arbeiter werden anderwärts Beschäftigung finden . . . Ich bin in dergleichen Dingen unerfahren, Herr Laurent . . . doch habe ich gehört, daß man jetzt in vielen Fabriken Dampf als bewegende Kraft anwendet."

„Dieser Vorschlag ist der Ueberlegung werth", sagte der Fabrikherr. „Smithson", fuhr er fort, sich an seinen Werkführer wendend, der immer zugegen gewesen und obgleich anscheinend gleichgültig doch dem Gespräche aufmerksam gefolgt war . . . „das geht Sie an. Sie haben sich ja mit der Anwendung des Dampfes in den verschiedenen Industriezweigen beschäftigt. Was meinen Sie dazu?"

Der Engländer erwiederte in seinem fremden Dialekte: „Das Resultat meiner Beobachtungen ist eben nicht befriedigend: mit Dampf würde uns die Fabrikation 37 Prozent theuerer kommen, als jetzt."

„Ich verstehe mich nicht auf Zahlen, am wenigsten wenn sie von Herrn Smithson zusammengestellt werden", sagte Alfred stolz; „aber das bin ich überzeugt, es muß noch eine andere Kraft als das Wasser geben, um dergleichen Maschinen in Bewegung zu setzen, vielleicht Pferde . . ."

„Ich muß Sie bei dieser Frage wieder an meinen Werkführer verweisen, Herr Graf", sagte Laurent; „wir Franzosen müssen bei Dingen dieser Art immer unsere Nachbarn jenseits des Kanals zu Rathe ziehen. Herr Smithson, was meinen Sie zu Pferden als bewegende Kraft?"

„Wir würden", erwiederte der Werkführer spöttisch, „sechzig Pferde täglich vierzehn Stunden brauchen und die Kosten würden sich jedenfalls noch 5 Prozent höher belaufen. Natürlich könnten wir dann nicht mit anderen Fabriken gleichen Schritt halten, wenn uns die geringe Waare theuerer zu stehen käme, wie Andere die feine."

(Fortsetzung folgt.)

Die fürstlichen Besuche im Lager von Boulogne.

Paris, Mitte September.

In „Brieflichen Mittheilungen aus Paris ꝛc." wird in dem Septemberheft der von Dr. Fr. Bran und L. W. Fischer redigirten, in Jena herauskommenden „Minerva" ein sehr anschauliches Bild von dem großartigen Lager mitgetheilt, welches um die Mitte des letzten September Kaiser Napoleon III. veranstaltet hatte. Wir theilen aus diesen „Brieflichen Mittheilungen" Folgendes über die fürstlichen Besuche und über das Lager selbst mit:

. . . . „Das Lager von Boulogne und die angekündigten Besuche fremder Potentaten hatten den Kaiser genöthigt, den Süden mit dem Norden zu vertauschen. Der erste Besuch war der des Königs von Belgien. In Calais sah ich die fürstlichen Personen am Quai, als sie eben die kaiserliche Yacht „la Reine Hortense" besuchten. Das Schiff war wenige Tage zuvor mit Depeschen von Bomarsund angekommen und ein Matrose, den ich nach Details über jene Affaire befragte, gestand sehr freimüthig, daß sein Schiff gar nicht im Feuer gewesen sey. Es herrschte am Bord der Yacht eine ungeheure Rührigkeit, um Alles für den Empfang der hohen Gäste vorzubereiten. Fast könnte man sagen, daß es etwas zu laut herging. Ich habe früher zu häufig Gelegenheit gehabt, dergleichen Zurüstungen am Bord englischer, dänischer und schwedischer Kriegsschiffe beizuwohnen, als daß der übertriebene Lärm mich nicht hätte frappiren sollen. Es gilt dieß weniger von den Matrosen, als von den Offizieren, besonders von dem kommandirenden Offizier, der seine Befehle gar zu hitzig ertheilte. Es soll indeß aus diesem einzelnen Fall keine Schlußfolgerung auf die französische Marine im Allgemeinen gezogen werden. Gegen 5 Uhr Nachmittag verkündete ein ungewöhnliches Leben an dem Stadtthore, daß die Gäste nahe seyen. Bald darauf fuhr denn auch die kaiserliche Equipage über die Hafenbrücke und hielt am Quai, in einiger Entfernung vom Schiffe. Der Kaiser ging zuerst an Bord, ihm folgte König Leopold, dann der Herzog von Brabant und endlich die Ordonnanzoffiziere. König Leopold verbeugte sich gegen die am Eingange des Schiffs aufgestellten Offiziere und richtete einige Worte an den Kapitän. Der König schien sich mit vieler Freiheit zu bewegen und unterhielt sich sehr lebhaft mit dem Kaiser, der ihn umherführte. Napoleon sah überaus freundlich und vergnügt aus, was um so mehr auffiel, als man sonst an die Unbeweglichkeit seiner Mienen gewöhnt ist. Der Herzog von Brabant dagegen schien sich nicht recht à son aise zu fühlen, wenigstens sah er außerordentlich gedrückt und verlegen aus. — Sind vielleicht schmerzliche Erinnerungen an glückliche Zeiten in ihm aufgestiegen? Wer möchte den jungen Prinzen deßwegen tadeln? Man erzählt, daß gelegentlich der Anwesenheit des Prinzen Napoleon in Brüssel der König den baldigen Gegenbesuch seines Sohnes in Paris in Aussicht gestellt habe; später aber habe der Herzog von Brabant erklärt, daß es ihm unmöglich sey, die Tuilerien zu betreten, in welchen er einst seine Großeltern besucht habe. Die Haltung des Prinzen in Calais erinnerte mich sehr belebt an diese Äußerung, die man ihm unterschiebt. Man hat sich vielfach darüber gewundert, daß der König von Belgien nur so kurze Zeit in Calais und Boulogne verweilt und nicht die Ankunft des Prinzen Albert abgewartet habe. Beruht dieß auf zufälligen äußern Ursachen oder hat man vermeiden wollen, jenen Besuchen den Charakter eines politischen Congresses zu verleihen, oder hat man sich gar jener eigenthümlichen Combination erinnert, in welcher sich vor einigen Monaten die Namen des Königs Leopold und des Prinzen Albert gegenüber der orientalischen Politik befanden und hat man Alles entfernen wollen, was, in contradictorischer Beweisart, jene Combination als wirklich vorhanden gewesen, hätte constatiren können? Es sind dieß Fragen, die sich zwar von selbst darbieten, deren Beantwortung indessen für jetzt unmöglich ist.

Noch kürzer war der Besuch, den der junge König von Portugal und sein Bruder, der Herzog von Oporto, in Boulogne abstatteten; derselbe dauerte nur von 12 Uhr Mittag bis 6 Uhr Abends. Der Kaiser zeigte seinen Gästen das Lager bei Boulogne, und es war zu diesem Zweck in aller Eile eine kleine Revue angeordnet worden. Dom Pedro II. hat ein feingeschnittenes, jugendlich rosiges Gesicht; sein Bruder, obgleich jünger, ist viel robuster und sieht recht behaglich wohlgenährt aus. Beide Prinzen bekunden deutlich das deutsche Blut, das in ihren Adern fließt; von südlicher Physiognomie haben sie keine Spur. Der Kaiser plauderte sehr gemüthlich mit ihnen, und man konnte deutlich sehen, daß, trotz aller Artigkeit und Freundlichkeit, Napoleon nicht vergaß, daß er mit jungen Leuten sprach, die ihm an

Rang und Alter bei Weitem nachstehen. Die Prinzen schienen sich für das, was sie sahen, lebhaft zu interessiren, und der Kaiser, der sie im Lager umherführte, zeigte ihnen Alles bis auf die kleinsten Details. Die Revue dauerte nur eine Viertelstunde. Als die Regimenter vorbeidefilirten, riefen sie: „Vive l'Empereur!" viele aber auch: „en Baltique!" Offiziere erklärten mir nachher diesen Ruf dahin, daß die Soldaten wünschten, ihren Kameraden nach der Ostsee nachzufolgen. Vermuthlich wußten sie nicht, daß ihre Kameraden nächstens schon nach Frankreich zurückkehren werden. Der Kaiser scheint übrigens diese der Disciplin allerdings nicht ganz gemäße Demonstration übel vermerkt zu haben, denn am nächsten Tage, wo Prinz Albert erwartet wurde, erging der strenge Befehl an die Soldaten, sich in der unbedingtesten Ruhe zu verhalten und keinerlei Ruf vernehmen zu lassen. So geschah es auch.

Lassen Sie mich nun einige Worte über das Lager selbst sagen. Es besteht eigentlich aus vier Lagern, nämlich denen von Equihem, Horwault, Wimereux und Wissant, welche zwischen Boulogne und Ambleteuse auf den Anhöhen längs der Meeresküste errichtet sind. Der Anblick des Ganzen ist außerordentlich malerisch. Von den grünen Flächen, welche sich vor dem Lager hinstrecken, beherrscht man die See, die einer ungeheuren Straße gleicht, so unaufhörlich gefurcht ist sie von Segel- und Dampfschiffen, Barken und Fischerkähnen. Im Hintergrunde des Lagers erhebt sich die Denksäule mit der Statue Napoleons und krönt gewissermaßen das ganze Bild. Das Lager selbst ist eine wahre Stadt. Der Fleiß des Soldaten hat hier an tausend kleine Häuser aus Holz und Backsteinen und zierlich mit Stroh gedeckt geschaffen. Von außen sind die Häuser weiß übertüncht. Im Innern herrscht die größte Ordnung und Sauberkeit. Längs den zwei Wänden sind die Schlafstellen errichtet; an der Wand, welche der Thür gegenüber liegt, steht der Tisch, der bei der Toilette, wie beim Essen dient. Eine Art Hängeboden dient als Magazin für Gepäck und Speisevorräthe. Vergessen wir auch nicht das zierlich geschriebene Tableau an der innern Seite der Thür; es stehen darauf die Namen der Soldaten, welche das Haus bewohnen. Die Häuser sind zu förmlichen Straßen geordnet und letztere sind gehörig geebnet und mit Kieselsteinen und Sand belegt. Fast an allen Häusern sind Rasenplätze, vor einigen sogar Gärten. Hier und da sind größere Gärten freigelassen, auf denen bald ein Amphitheater für Reitervorstellungen, bald ein Tanzboden geschaffen ist. Denn allabendlich fast zwischen 7 und 9 Uhr wird im Lager getanzt, das Damenpublikum bestehe aus den Bäuerinnen der benachbarten Dörfer; Regimentstrompeter und Hautboisten spielen zum Tanze auf. Improvisirte Cantinen sind ebenfalls vorhanden, von denen mehrere den prätentiösen Namen Café oder Café-Restaurant führen. Eine derselben hat sich Café de la Baltique getauft und English spoken an die Thür geschrieben.

Die Stadt Boulogne hat natürlich in Folge des Lagers bedeutend gewonnen. An und für sich ist Boulogne vielmehr eine englische als eine französische Stadt. Die schmalen ein- oder höchstens zweistöckigen Häuser mit blanken Spiegelscheiben, die festverschlossenen Thüren mit blankgeputztem messingenen Thürklopfer, die kleinen Vorgärten vor den Häusern, Alles dieß deutet auf old England hin. Auf den Schildern der Läden und Magazine sieht man neben den französischen stets englische Inschriften, oft sogar nur letztere. Selbst die kaiserliche Postverwaltung hat an ihrer Thür: Poste aux Lettres — Post-Office anschreiben lassen. An allen öffentlichen Orten, auf Straßen und Quais, wie in den Wirthshäusern ist das englische Element vorherrschend. Ueber tausend englische Familien haben dauernd ihren Wohnsitz in Boulogne, mindestens eben so viele kommen alljährlich von England und verbringen den Sommer in Boulogne. Die französische Bevölkerung besteht fast nur aus Beamten, Ladenbesitzern, Handwerkern und Dienstboten. Allein dieß ist der Alltagscharakter von Boulogne, in diesem Augenblicke ist das französische Element vorwiegend, freilich hauptsächlich das militärische. Die Straßen sind von früh bis spät von spazierengehenden oder zu Dienstleistungen commandirten Offizieren und Soldaten gefüllt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(München, 4. Oct.) Der König, der die Absicht ausgesprochen, dem in dem schweizerischen Badeort Ragaz verstorbenen Philosophen v. Schelling daselbst ein Grabdenkmal errichten zu lassen, hat in dieser Beziehung Aufträge ertheilt, und es ist demnach auch bereits eine Zeichnung vorgelegt worden. Nach derselben ist das theils in Marmor, theils in Erz auszuführende Denkmal in griechischem Styl einfach und edel gehalten. Die Höhe desselben mit der Büste des Hingeschiedenen dürfte sich auf etwa 15 Fuß, bei entsprechender Breite, berechnen, so daß das Ganze durch Großartigkeit in den Umrissen eben so, wie durch klassische Einfachheit der Formen und durch die schönen Verhältnisse seiner Theile, imponiren wird.

Karl Gutzkow's neuestes fünfaktiges Lustspiel führt den Titel: „Lenz und Söhne, oder: Die Comödie der Verbesserungen."

Auf Veranlassung des dem Dr. Karl Gutzkow von dem Großherzog von Weimar verliehenen Ordens vom weißen Falken wird der „Spener'schen Zeitung" in Berlin folgende interessante Mittheilung gemacht. Als im Jahre 1835 der Lärm wegen des sogenannten jungen Deutschlands aufkam, schrieb der Fürst von Metternich über die neue Erscheinung an Varnhagen von Ense, und ersuchte ihn um einige Auskunft, er selbst wisse nicht recht, was er aus der Sache machen solle. Varnhagen entsprach diesem Vertrauen mit freimüthiger Wahrhaftigkeit und versicherte dem Fürsten, vor Allem sey an nichts Politisches dabei zu denken, an keine auch nur entfernte Aehnlichkeit mit dem jungen Italien; die Sache sey rein literarisch und auch auf diesem Gebiete ohne eigentlichen Zusammenhang. Was aber das Moralische betreffe, so habe man freilich über manche Schilderung den Kopf zu schütteln; indeß erinnere er sich seiner Jugendjahre, wo die berüchtigte „Lucinde" von Friedrich Schlegel erschienen sey, die auch großen Lärm machte, doch keine Verfolgung erlitten habe; gegen diese „Lucinde" sey die jetzt getadelte „Wally" von Gutzkow aber nur ein unschuldiges Kind, und wenn er bedenke, daß er den Verfasser der „Lucinde" später als österreichischen Legationsrath in Frankfurt beim Bundestag mit dem päpstlichen Christusorden geschmückt gesehen habe, so dürfe er mit gutem Fug hoffen, daß die Mitglieder des jungen Deutschlands bei ihren entschiedenen Talenten auch ihrerseits in der Folge zu ehrenvoller Anerkennung und Auszeichnung gelangen würden. — Jetzt, nach 19 Jahren, ist die damalige Vorhersagung an Karl Gutzkow in Erfüllung gegangen.

(Frankfurt, 3. Oct.) Durch eine Maßregel der Bank, welche bei der erfolgten Eröffnung ihres Girogeschäfts die öffentlichen Stunden, ohne Unterbrechung durch die Mittagszeit, von Morgens 9 bis 4 Uhr Nachmittags festsetzte, steht dem sozialen Leben unserer Stadt eine wichtige Veränderung bevor, nämlich die Verlegung der Essenszeit vom Mittag auf die Stunden um 4 oder 5 Uhr, wie dieß längst in England, Holland, Belgien, Frankreich, Italien und mehreren deutschen Großstädten

üblich ist. Schon längst empfanden die hiesigen Bankhäuser den Uebelstand der Abweichung von dieser Weltsitte, aber ein Einzelner konnte keine Abhülfe schaffen; jetzt dagegen wird ohne Zweifel der ganze Kaufmannsstand diese Aenderung eintreten lassen und diesem Beispiele die anderen Stände folgen, welchen der Gewinn einer längeren Arbeitszeit ohne Unterbrechung eben so werthvoll ist.

Erwiderung.

(Frankfurt a. M.) Die Entgegnung des Herrn Regazzoni auf den Artikel in Nr. 236 der Didaskalia enthält einige Behauptungen, die, weil sie mich persönlich betreffen, mich zu folgender thatsächlichen Berichtigung nöthigen. Die unrichtige Behauptung, ich hätte einem seiner magnetischen Subjekte die Wange durchstochen, hat Herr R. nachträglich selbst zurückgenommen. Ich habe nur die mir von Herrn R. selbst bezeichnete dünne Hautfalte zwischen Daumen und Zeigefinger mit einer Nadel durchstochen. Wenn die Verletzte nun auch hierbei kein Zeichen von Empfindlichkeit kund gab, so zuckte sie doch um so heftiger zusammen, als ich ihr unerwartet in den Nacken stach. Ich darf also wohl die Ueberzeugung aussprechen, daß die Empfindung bei ihr keineswegs vermindert oder aufgehoben war, vielmehr ihre Regungslosigkeit bei dem voraus angekündigten Stich durch die Hautfalte nur durch die gewöhnliche Selbstbeherrschung, wie sie auch oft Nichtmagnetisirten bei viel stärkeren Schmerzen gelingt, zu Stande gebracht wurde.

Die andere Behauptung des Herrn R.: „daß ich mich in seinem Hause vor Zeugen vollkommen von dem Wunder der Hemmung der Blutzirkulation überzeugt habe", muß ich gleichfalls im Interesse der Wahrheit berichtigen. Es fand in der That so wenig eine Hemmung des Blutkreislaufs bei seinen Magnetischen statt, daß der Puls vielmehr nie bis zu 60 Schlägen, also unter die letzte Gränze der Normalzahl, herabging. Allerdings trat bei einem Subjekte eine Verlangsamung des Pulses ein. Aber ich sowohl als zwei andere Aerzte, welche die gegenwärtigen Zeugen waren, erklärten Herrn R. hierauf sogleich, daß wir dieß nicht als etwas Wunderbares betrachten könnten, da es eine bekannte Erfahrung sey, daß man durch Herabdrücken des Zwerchfelles und Anziehen der Bauchmuskeln den Puls verlangsamen könne, wie denn auch einer der Zeugen auf der Stelle das Experiment an sich selbst darlegte. Von der Befähigung des Herrn R., die natürlichen Bedingungen der organischen Vorgänge nach seinem Willen zu ändern, habe ich mich also auch in diesem Punkte durchaus nicht überzeugen können. Die Versuche zur Magnetisirung der „Somnambülen", die ich nach Anleitung des Herrn R. bei dieser Gelegenheit selbst anstellte, haben mir vielmehr eine moralische Ueberzeugung ganz anderer Art beigebracht. Denn was sollte ich dazu denken, als Herr R. die Kraft meines „magnetischen Fluidums" höchlichst pries und mir als künftigem Magnetiseur das glänzendste Prognostikon stellte, während ich im Inneren, durch diese schmeichelhaften Aussichten wenig gerührt, mir doch genau bewußt war, nicht einmal die erste angebliche Grundbedingung des Magnetisirens, nämlich den festen, aufrichtigen Willen bei den vorgeschriebenen Manipulationen angewandt zu haben? Als daher Herr R. mir eröffnete, daß nunmehr die von mir schon nach wenigen Augenblicken Magnetisirten gänzlich meinem Willen unterworfen seyen, wollte trotz der mir zuerkannten ungewöhnlichen Anlagen zu magnetischer Kraftentwickelung keines der Experimente gelingen. Vergebens waren meine Bemühungen, durch Annäherung meiner Finger Gefühl von Brennen zu erregen. Auch bei den Bewegungen, die ich nach meinem Willen lenken sollte, bewiesen sich die Damen sehr ungehorsam gegen mich, entweder stürzten sie ohne mein Geheiß zu Boden oder sie setzten gegen meinen Willen ihren magnetischen Marsch fort. Dieses unzeitige Niederfallen suchte Herr R. freilich dadurch zu erklären, daß an der Stelle, wo die undisziplinirten Somnambülen hinfielen, sich eine Bodenspalte befand, die er eine halbe Stunde zuvor magnetisirt hatte. Ist es aber nicht gegen alle Analogie mit den übrigen, dem thierischen Magnetismus stets als analog betrachteten Naturkräften, daß eine Bodenspalte ihren Magnetismus fast eine halbe Stunde in ungeschwächter Kraft erhält, während die Agentien der Wärme, der Elektrizität und des mineralischen Magnetismus so flüchtiger Natur sind? Dieser Widerspruch scheint mir nur dadurch erklärt, daß Herr R. mit seinen Magnetischen nicht durch zauberhaftes Fluidum, sondern durch verabredete Phrasen und geheime Zeichen in Rapport steht. Wo diese nicht angewandt oder verfehlt werden, bleiben auch die Erscheinungen aus.

So weit was mich insbesondere und persönlich betrifft. Die übrigen Punkte in der Entgegnung des Hrn. R. will ich nur kurz erörtern. Hr. R. ist erstaunt, unter den Unterzeichnern des erwähnten Artikels beinahe nur Aerzte zu erblicken und sucht daraus die Unterstellung abzuleiten, daß zumeist nur Standeseifersucht die Opposition veranlaßt habe. Da er aber selbst als Zweck seines hiesigen Aufenthaltes nur theoretische Darlegung des Magnetismus angibt, es auch Niemand bekannt geworden ist, daß Hr. R. irgend einen Heilversuch hier unternommen hat, die hiesige Sanitätsordnung überdieß solches ihm auch nicht gestatten würde, so fällt damit das verdächtigende Hinüberspielen der Frage auf ein ganz fremdes Gebiet von selbst weg. Der natürliche Grund liegt vielmehr darin, daß Aerzte vermöge ihrer Fachstudien besonders veranlaßt sind, sich für solche Fragen zu interessiren und auch wohl besonders befähigt sind, dieselben zu prüfen. Bei der Prüfung nun der medizinischen Behauptungen des Hrn. R. muß es aber einem jeden Arzte sehr ergötzlich zu Muthe werden; denn dieselben zeugen von großer Ignoranz in den bekanntesten ärztlichen Erfahrungen. So behauptet Hr. R., daß Atropin, ins Auge gebracht, den Sehnerv lähme und Blindheit bedinge, während doch selbst Laien ihn hierüber zurechtweisen können, daß Atropin weiter nichts als eine unschädliche Erweiterung der Pupille bewirkt. Ueberhaupt zeugen alle seine Aeußerungen über die hier in Frage kommenden Punkte aus der Physiologie des Nervensystems so viel Verworrenheit und Unwissenheit, daß kein Kundiger selbst bei dem besten Willen sich in eine Erörterung hierüber mit ihm einlassen kann. Halten wir uns deßhalb nur daran, ob die Thatsachen richtig sind oder nicht? Können die Magnetischen des Hrn. R. in der That länger, als es auch Seiltänzer vermögen, in gewissen Stellungen verharren? Können sie dieß sogar ähnlich den Starrsüchtigen auf eine unbestimmte Zeit? Können sie in der That länger als ein paar Minuten den Dunst von Ammoniak und den Dampf von brennendem Schwefel ohne Zeichen von Empfindung ertragen? Ich mit vielen Andern glaube diese Frage verneinen, Hr. R. dagegen sie bejahen zu müssen. Zur Entscheidung hierüber erlaube ich mir, Hrn. R. einen Vorschlag in seinem Sinne zu machen. Er bringe seine sämmtlichen Versuche vor eine Commission des hiesigen physikalischen Vereins. Der Vorstand desselben Vereins wird gewiß gern im Interesse der Aufklärung des Publikums eine unparteiische Prüfung veranstalten. Vor einem solchen Tribunale hoffe ich meine hier ausgesprochenen Ansichten besser vertreten zu können, als vor einem nicht sachkundigen Publikum. Bis dahin werde ich mich denn auch aller weiteren öffentlichen Erörterungen über den fraglichen Gegenstand enthalten und etwaige anonyme Schmähungen, wie bisher, keiner weiteren Antwort würdigen. Ein Gleiches ist auch der Vorsatz der übrigen Unterzeichner des erwähnten Artikels, die alle meine hier vorgetragenen Ansichten und Ueberzeugungen vollständig theilen.

Dr. med. F. Kellner.

Literatur-Notiz.

Es ist bekannt, daß die Buchhandlung Canitz in Gera vor etwa fünf Vierteljahren ein Ausschreiben erließ zur Preisbewerbung für den besten lyrisch-romantischen Operntext. Gutzkow, Lißt und Genast wurden zu Preisrichtern bestimmt. Der Endtermin zur Einreichung der Libretto-Manuscripte war 1. Dec. v. J. Es sind demnach zehn Monate verflossen, ohne daß über das Resultat dieses Preisausschreibens etwas verlautete. Es wäre nun im Intresse aller Mitbewerber zu wünschen, daß die Sache zur Entscheidung käme, da doch wohl anzunehmen ist, daß die genannten Herren Preisrichter die Manuscripte geprüft haben und zur Spruchfähigkeit gelangt sind.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 10. Oct. Gastdarstellung des Hrn. Grauert, vom k. ständischen Theater zu Prag. Einer muß heirathen. Jacob Zorn: Hr. Grauert. — Nummer 777. Pfeffer: Hr. Grauert. — Das Versprechen hinterm Herd. Stritzow: Hr. Grauert.

Mittwoch, 11. Oct. (Auf Verlangen): Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg, große romantische Oper in 3 Akten von R. Wagner.

Druck und Verlag von Keller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. K. Hammeran

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 243. Mittwoch, den 11. October 1854.

Der Teich von Précigny.

(Nach dem Französischen des Elie Berthet.)

(Fortsetzung.)

Alfred und Nicolas betrachteten einander verlegen; endlich begann der Erstere, sich lebhaft an den Fabrikherrn wendend: „Es war nicht meine Absicht, mein Herr, mich mit Ihren Commis über ein Rechnenexempel zu streiten. Bis jetzt haben wir uns nicht verstehen können, Herr Laurent, da Sie die fragliche Sache nur als eine rein kaufmännische betrachten wollten, während ich eine Frage der Menschlichkeit darin sah. Ich wende mich jetzt an Ihr Herz. Sie sind reich, ich weiß es; so reich, daß Sie auch ohne das Fortbestehen der Fabrik nach Wunsch leben könnten. Verschließen Sie daher Ihr Herz den Bitten und Seufzern der Unglücklichen nicht!"

Obgleich die letzten Worte des jungen Grafen mit einer Wärme gesprochen wurden, die den kältesten Mann hätten rühren müssen, so gab Laurent doch kein Zeichen der Rührung. Aber von der anderen Seite des Gemaches, welche durch einen leichten Verschlag getrennt war, ließ sich ein Seufzer hören. Es war Jemand hastigen Schrittes eingetreten und hinter dem grünen Vorhange verborgen geblieben.

„Herr Graf", begann endlich der Fabrikherr ruhig: „Ihr Vorschlag ist so eigenthümlich, daß Sie sich nicht wundern werden, wenn ich Ihnen sage, daß ich nicht darauf eingehen kann. Die Bewohner von Précigny haben sich bereits an die Regierung gewendet, sind aber abgewiesen worden und so wird mir denn Niemand mehr mein Recht streitig machen."

„Hülen Sie sich", rief Alfred mit erhobener Stimme; „das Recht, zu leben, ist ein heiliges; der Mensch ist stark, wenn es gilt, für sein Leben zu kämpfen ... Was mich betrifft, so bekenne ich offen, daß ich die Unglücklichen vertheidigen helfe bis auf das Aeußerste."

„Ich erwarte die Erfüllung Ihrer Drohung", sagte Laurent aufstehend, um die Unterhaltung abzubrechen. Der Graf folgte seinem Beispiele. Nicolas, der einen anderen Ausgang erwartet hatte, rief im Tone der Verzweiflung aus:

„Ist das Alles, Herr Laurent, was Sie dem Sohne Ihres Wohlthäters zu sagen haben? Ich kann nicht glauben, daß Sie sich so trennen wollen. Kann Sie denn gar nichts erweichen, auch nicht der Gedanke an Ihre eigene Tochter, die an derselben Krankheit leidet und ebenfalls unterliegen wird!"

Diese Worte schienen Eindruck auf Laurent zu machen.

„Das ist eine Verleumbung!" rief er mit zitternder Stimme. „Meine Tochter leidet nicht an dieser Krankheit; sie leidet an einem Uebel, das erblich in unserer Familie ist. Man will mich durch diese Behauptung nur zu einem harten, unnatürlichen Vater stempeln."

Alle schwiegen. Die beiden Abgesandten waren im Begriff, sich zurückzuziehen; der Fabrikherr verneigte sich grüßend. Da plötzlich näherte sich Smithson und sagte in muthwilligem Tone: „Nun, Herr Laurent, ist der Vorschlag der Herren Gesandten von Précigny nicht nach Ihrem Geschmacke? Soll ich vielleicht an den vier Ecken Feuer anlegen lassen, um dem Uebel schnell abzuhelfen?"

„Unser Verlangen scheint Ihnen lächerlich, Herr Engländer!" sagte Alfred, sich wieder umwendend.

„In der That sehr lächerlich, das muß ich gestehen."

Kaum hatte er das letzte Wort ausgesprochen, so empfing er eine derbe Ohrfeige. Ein Augenblick der allgemeinen Bestürzung folgte dieser kühnen That. Der junge Graf selbst schien erstaunt über seinen Muth. Smithson war wie ein Rasender. Er trat in höchster Aufregung an das Fenster und rief die Arbeiter, meistens Engländer, zu Hülfe. Gleich darauf hörte man auch schon von allen Seiten verworrenes Geschrei und hastige Tritte auf dem Hofe. Der Fabrikherr war in sichtlicher Unruhe. „Herr Graf", sagte er lebhaft, „Ihre Sicherheit verlangt, daß Sie sich einen Augenblick verstecken. Ich will versuchen, die Arbeiter wieder zu beruhigen, obgleich Smithson als ihr Landsmann mehr Einfluß auf sie hat als ich."

„Ich fliehe nicht", entgegnete Alfred stolz.

„Nur hierher!" rief der Engländer den Herbeieilenden zu.

„Um Gotteswillen retten Sie sich, Herr Graf!" rief Nicolas in Verzweiflung. „Retten Sie sich für die armen Bewohner von Précigny ... Aber wohin sollen wir?"

„Hierher!" rief eine sanfte zitternde Stimme. Sie wendeten sich um und erblickten ein junges Mädchen, blaß, aber von einnehmender Schönheit.

„Fräulein Therese!" rief der Greis. „Sie ist ein Engel, den uns der Himmel sendet."

Laurent winkte seiner Tochter. Sie eilte hastig auf die beiden Bedrohten zu, zog sie mit sich fort und führte sie über einen kleinen dunkeln Gang, an dessen Ende sich eine Treppe befand. Schweigend stieg sie dieselbe hinauf; die beiden Männer folgten ihr und bald befanden sie sich in einem kleinen, einfach, aber höchst geschmackvoll möblirten Salon. Während Nicolas voller Bewunderung um sich blickte, ruhte der Blick des jungen Grafen auf der wahrhaft überirdischen Gestalt des jungen Mädchens. — Therese schloß das Fenster und sagte mit schüchterner Anmuth: „Nur ein wenig Geduld, meine Herren; Ihre Gefangenschaft wird nicht lange dauern. Sie sind hier in Sicherheit; denn bis in mein Zimmer wagen die Rasenden nicht zu bringen."

„Mein Fräulein", erwiederte der Graf verlegen, „diese Gefangenschaft ist nur drückend für Sie. In der That, wir sind

Ihnen unendlich verbunden für Ihren freundlichen Beistand . . . Doch kann ich nicht glauben, daß diese Menschen sich hätten so weit hinreißen lassen, uns . . ."

„In Wahrheit, Herr Graf", entgegnete das junge Mädchen im Tone des Vorwurfs, „es wäre vielleicht Ihrem Verlangen, das aus so edlen, hochherzigen Gesinnungen hervorgegangen ist, vortheilhafter gewesen, wenn Sie Ihre Hitze mehr beherrscht hätten."

„Sie kennen also die Angelegenheit, die mich hierher geführt hat und versagen derselben Ihre Theilnahme nicht, mein Fräulein?"

„Ich kam in das Comptoir, um meinen Vater aufzusuchen", erwiederte Therese, ein wenig verlegen, „und so hörte ich denn anfänglich fast wider meinen Willen Ihre Unterredung. Zuletzt verfolgte ich dieselbe mit Aufmerksamkeit, da sie meinem Vater Dinge sagten, die ich ihm schon selbst, obgleich mit weniger Beredsamkeit, gesagt hatte."

„Wie! wäre es möglich? Auch Sie haben schon für die Unglücklichen gesprochen! Wenn Herr Laurent Ihren Bitten hat widerstehen können, so durfte ich freilich nicht hoffen, Erhörung zu finden."

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, Herr Graf", sagte der alte Nicolas mit Begeisterung, „daß Fräulein Therese unser guter Engel ist! Wie sollte sie auch nicht Theilnahme für unsere Leiden haben, da sie selbst . . ."

„Da ich selbst dem Tode entgegengehe, wollt Ihr sagen; nicht wahr, Nicolas? — Es ist wahr, mein Ende wird vielleicht nicht fern seyn. Nun, wie der Himmel will! ich bin bereit", sagte sie mit einer wahrhaft himmlischen Ergebung in Ton und Blicken.

(Fortsetzung folgt.)

Die fürstlichen Besuche im Lager von Boulogne.

Paris, Mitte September.

(Schluß.)

Auf einer großen Wiese zwischen der Vorstadt Capécure und dem westlichen Hafendamm ist das Lager der kaiserlichen Garde aufgeschlagen. Vorn, gegen den Hafen zu, sind die Zelte der Grenadiere und Voltigeurs, dahinter befinden sich die Ställe und Zelte der Guides. Die neuen Uniformen der Garde bilden einen Hauptgegenstand der Neugierde des Publikums. Die Grenadiere mit ihren Bärenmützen und weißen Rabatten erinnern an die alte Kaisergarde. Die Uniform der Guides sieht der der grünen Husaren in Preußen sehr ähnlich. Letztere bilden ein schönes, wohlberittenes Corps. Die Grenadiere hingegen machen einen etwas reliquienartigen Eindruck. Das Ganze aber gibt ein buntes, malerisches Bild. Auch von den Cent-Gardes sind 50 dem Kaiser nach Boulogne gefolgt; sie haben die Wache im Palais. In Beziehung auf Schönheit der Leute, Pracht der Uniform, des Rüstzeuges und der Pferde sind die Cent-Gardes die Elite der Armee. Frankreich ist arm an herculischen Gestalten, um so mehr fallen die Cent-Gardes ins Auge; sie erinnern an die brandenburgischen Kürassire und an die Berliner Garde du Corps. Ihre Uniform ist vielleicht etwas zu theatralisch, macht aber viel Effect. Der hellblaue, ins Karmoisin spielende Waffenrock, der stark vergoldete Panzer mit dem kaiserlichen Adler, der ebenfalls vergoldete Helm mit kurzem Reiherbusch, Alles dieß ist von einem seltnen Reichthum und scheint namentlich auf das schöne Geschlecht tiefen Eindruck zu machen.

Nach dem, was ich über die englische Bevölkerung in Boulogne vorausgeschickt habe, kann es nicht Wunder nehmen, daß der Besuch des Prinzen Albert für die Stadt ein besonderes Fest war. Alles, was nur an Engländern in ihren Mauern weilt und Tausende von Söhnen und Töchtern Albions, die von England eigens herübergekommen waren, hatte sich an jenem Tage auf dem Quai eingefunden. Die Franzosen durften wirklich zweifeln, ob sie denn noch bei sich zu Hause seyen. Natürlich hatten Gentlemen und Ladies ihre besten Kleider angelegt, die Ladies machten sich theilweise durch toilettes impossibles bemerklich. Was nicht auf dem Quai selbst, in und auf den angränzenden Häusern oder auf den Hafendämmen Platz gefunden hatte, das hatte sich auf die vor Anker liegenden englischen Dampfboote geflüchtet, welche Jedem, der da Lust hatte, gastfreundlich offen standen. Die Matrosen hatten dort sogar hohe Estraden errichtet und Bänke und Stühle hingestellt. Der Steward hatte auch einen langen Tisch gedeckt und mit Flaschen besetzt für Diejenigen, welche etwa auf das Wohl Sr. k. Hoheit zu trinken Lust hatten, versteht sich gegen Bezahlung. Die Mehrzahl der Zuschauer auf jenen Dampfbooten bestand aus Engländerinnen, die überhaupt den Prinzen Albert zu vergöttern scheinen.

Die Ankunft des Prinzen war auf 11 Uhr Vormittags angekündigt und das Wetter war so ruhig, daß Prinz Albert der „Tugend der Könige" nicht untreu zu werden brauchte, denn ein Viertel vor 11 Uhr erschien die kleine Escadre auf der Höhe der Rhede und Schlag 11 Uhr legte die königliche Yacht, die französische Flagge und die große Königsstandarte von England an den Masten, am Quai an. Man kann sich schwer einen Begriff machen von dem Enthusiasmus des Publikums beim Herannahen des Dampfbootes; die Hurrahs der Engländer schienen gar kein Ende nehmen zu wollen. Man sah wohl, daß es hier keine „gemachte" Demonstration galt. Prinz Albert stand auf dem Hinterdeck, umgeben von den Herren seines Gefolgs, Alle in großer Uniform, wie der Besuch in einem Soldatenlager es mit sich brachte. Der Prinz rechtfertigt vollkommen den Ruf eines schönen Mannes. Es ist die wahre männliche Schönheit, ohne soldatische Steifheit, ohne jenen finstern, trotzigen Blick, welcher die Schroffheit des Benehmens ankündigt. Die Gestalt ist hoch und kräftig, das Auge strahlt von Freundlichkeit und Milde, die Haltung ist voll von Grazie, ohne Sucht zu imponiren, kurz jeder Zoll ein Gentleman. Während der Prinz beim Grüßen das Haupt entblößte, bemerkte man, daß das Haupt etwas kahl zu werden beginnt; die englischen Damen schienen dieß sehr zu bedauern.

Die erste Begrüßung zwischen dem Kaiser und dem Prinzen war ungemein herzlich, wie man dieß aus der Ferne an dem wahrhaft englischen shaking hands bemerken konnte. In jenem Augenblicke durften Einem wohl Erinnerungen an die Zeit vor 50 Jahren aufsteigen, als der erste Napoleon ebenfalls in Boulogne sein Lager kommandirte, damals jedoch um dasselbe England zu bekriegen, mit welchem sein Nachfolger heute vereinigt kämpft. Man mag nun über den gegenwärtigen Krieg denken, wie man wolle, immer wird man zugeben müssen, daß es ein seltenes großes Schauspiel ist, diese Allianz zwischen zwei ehemaligen Todfeinden. Und daß diese Allianz nicht bloß auf die Regierenden beschränkt bleibt, daß sie auch in Blut und Fleisch der beiden Völker übergeht, davon kann man sich täglich mehr überzeugen. Abends, nach der Ankunft des Prinzen, sah ich mehrere englische Offiziere am Quai spazieren gehen, als ihnen ein Trupp ebenfalls flanirender französischer Soldaten begegnete. Vive l'Angleterre! riefen die Franzosen und Vive l'Angleterre! erwiederten die Engländer. Einer der letztern lud nun die Franzosen ein, mit ihnen zu kommen und zusammen ein Glas zu leeren. Die Einladung ward freudig angenommen, ein vorübergehender englischer Gentleman wurde gebeten, als Dolmetscher zu fungiren und nun ging es nach der nächsten Weinstube. Es sind dieß allerdings nur kleine unbedeutende Vorfälle, allein wenn man sie mit dem

Verhältniß vergleicht, welches noch bis vor zwei Jahren zwischen den beiden Völkern geherrscht hat, so muß man die gewaltige Umwandlung der Gemüther anstaunen."

Zur Beachtung für die europäische Diplomatie.

In einem zu Berlin bei C. Röhring heftweise erscheinenden, „Kreuz und Halbmond" betitelten Werke von Jar van Boer findet sich (Heft 5 Seite 236) eine Bemerkung, der man bei der jetzigen Weltlage eine weitere Verbreitung durch die Journalistik wünschen muß. Sie lautet:

„Wir können uns nicht enthalten, bei dieser Gelegenheit (nämlich bei der Beschreibung der Moldau) eine Idee mitzutheilen, die uns durch das Studium der geographischen und politischen Verhältnisse der Donaufürstenthümer gekommen ist. Es wäre ein Meisterstück der Diplomatie, wenn sie es unter dem Schutze der Westmächte dahin bringen könnte, die Moldau an Oesterreich abzutreten, und dafür von dieser Macht den Küstenstrich am adriatischen Meere zu erhalten, welcher Dalmatien heißt. Die Vortheile, welche aus einem solchen Arrangement für Oesterreich und die Türkei gleichmäßig hervorgehen würden, ergeben sich durch einen Blick auf die Karte: da die Moldau weit größer ist als der dalmatische Küstenstrich, so gewinnt Oesterreich an Land, ohne durch die Aufopferung Dalmatiens an politischer Macht zu verlieren, weil es wegen seiner venetianischen, illyrischen und kroatischen Besitzungen immer noch Herr des adriatischen Meeres bleibt. Es könnte sogar noch das türkische Kroatien zur Abrundung seines Gebietes dazu erhalten, weil dieser spitze Landfleck für die Türkei ohne Bedeutung ist, und die Vortheile des türkischen Reiches bei jenem Arrangement andrerseits unermeßlich sind. Denn abgesehen davon, daß durch Erwerbung Dalmatiens das adriatische Meer die einzige Westgränze der europäischen Türkei werden würde, so wird auch das türkische Reich durch Abtretung der Moldau an Oesterreich den Angriffen Rußlands für immer entzogen. Die Türkei vergrößert dadurch die Gränznachbarschaft Oesterreichs, das ohnehin ihr Hauptgränznachbar ist, um nur wenig; verringert aber die ihr so gefährliche Gränznachbarschaft Rußlands um ein Bedeutendes. Indem dadurch die Gränze Oesterreichs gegen Rußland die ganze Walachei überflügelt, wird Oesterreich die natürliche Schutzmauer der europäischen Türkei gegen Rußland, welches letztere sich dann außer Stande sieht, bei seinen Angriffen gegen die Türkei in die Moldau und Walachei einzurücken und so eine breite Operationsbasis zu gewinnen. Die einzige Gränzberührung zwischen den beiden feindlichen Mächten findet alsdann nur an der Donaumündung auf dem schmalen Landstriche der Dobrudscha statt, welche sehr leicht zu einem Thermopylen-Passe umgeschaffen, d. h. völlig unzugänglich für russische Heere gemacht werden kann. Die endliche Folge, das Resultat des ganzen Arrangements würde also seyn: Ein russisch-türkischer Krieg kann in Europa keinen Schauplatz mehr haben, mithin diesen Erdtheil nicht mehr in Verwirrung stürzen.

Mannichfaltigkeiten.

Es ist ein neuer Componist aufgetreten, der Bellini heißt, der Neffe des so viel betrauerten Componisten der „Norma" ꝛc. — Man erwartet Bedeutendes von ihm.

Der Rhein- und Mosel-Bote schreibt aus Linz: Eine hierselbst von achtbarer Seite ins Werk gesetzte Actienzeichnung zur Gründung einer „Rheinischen Lokal-Dampfschifffahrts-Gesellschaft" hat bereits bis zu 50,000 Thaler, der Hälfte des vorläufigen Grundkapitals, Zeichnungen erhalten, und ist das Unternehmen, da in Neuwied und Koblenz erst in den nächsten Tagen die Actienzeichnung beginnen soll, als vollständig gesichert zu betrachten. Außerdem sind dem provisorischen Direktor von hoher Hand die baaren Gelder für die ersten Schiffe bereits offerirt. Die Schiffe selbst werden doppelte Größe und Kraft der kleinen Boote der Gebr. Elsner'schen Fabrik erhalten und sollen zunächst zum Dienste zwischen Koblenz und Köln bestimmt seyn und derselbe zum nächsten Frühjahre mit zweien Booten beginnen.

(Neuyork.) Ist der Freitag wirklich ein Unglückstag? Möglich, für andere Völker — so schreibt ein Amerikaner — für unsere Republik gewiß nicht. An einem Freitag, den 21. August 1492, unternahm Columbus seine große Entdeckungsreise. An einem Freitag, 12. October desselben Jahres, entdeckte er zuerst Land. Am Freitag, 4. Januar 1493, trat er seine glückliche Rückreise nach Spanien an. Am Freitag, 14. März 1493, landete er wohlbehalten in Palos. Auf seiner zweiten Reise war es wieder an einem Freitag, 22. November 1493, daß er Hispaniola betrat. Am Freitag, 13. Juni 1494, entdeckte er das Festland von Amerika. Am Freitag, 7. September 1565, wurde St. Augustin, die älteste Stadt Amerikas, von Mendelez gegründet. An einem Freitag wurde George Washington geboren, an einem Freitag die Schlacht von Bunkershill geschlagen, Sarratoga eingenommen, Yorktown erobert und der Antrag von John Adams zur Unabhängigkeitserklärung im Congresse gestellt. Allerdings Thatsachen genug, um den verschrieenen Freitag wenigstens jenseits des großen Wassers wieder zu Ehren zu bringen.

(München, 1. Oct.) Heute waren 5355 Personen im Glaspalast, eine Besuchshöhe, die selbst während der Fremdenfluth nicht oft erreicht wurde. Auch im Theater fand sich ein beträchtliches Auditorium, das vielleicht noch zahlreicher gewesen wäre, hätte nicht die Oper „Martha", worin erst vor drei Wochen Fräulein Rettich auftrat, in vielen Kunstfreunden eine zu trübe Erinnerung wach gerufen, denn die Verblichene war, was Gesangsmethode und musikalische Bildung betrifft, wirklich eine Zierde der Anstalt. Fräulein Schwarzbach aus Wien, die à la Johanna Wagner in doppelte Kontraktverhältnisse gerathen war und die juridischen Ansprüche Hannovers durch einen Gastrollencyclus hatte abfinden müssen, ist heute mit der vorgenannten Rolle ins hiesige Engagement getreten und wurde vom Publikum freundlich aufgenommen. Der „Nordsteern" dürfte an unserem artistischen Horizont so bald noch nicht erscheinen, da Meyerbeer, so lange der Reiz der Neuheit seine Werke umgibt, an die Besetzung große Ansprüche zu machen scheint.

(Deutsche Niederlassungen in der Krim.) In der Krim bestehen 9 deutsche Ansiedlungen, welche zusammen etwa 1800 Einwohner zählen. Die Ansiedlungen wurden 1804 und 1805 durch Würtemberger, Badener, Elsasser und Schweizer gegründet, welche Land nebst Vorschüssen an Vieh und Ackergeräthen erhielten. Da sie schlechtes, von Heuschreckenschwärmen heimgesuchtes Land haben, so ist ihr Reichthum nicht so bedeutend, als in den übrigen südrussischen Kolonien. Sie erzeugen Getreide, Kartoffeln, Wein und Wolle. 1816 und 1817 wurden diese Ansiedlungen durch 1400 schwäbische Familien verstärkt, welche theils aus Noth während der Mangeljahre, theils aus Religionsschwärmerei ihr Vaterland verließen. Sie fuhren die Donau abwärts von Ulm aus; Viele gingen unterwegs zu Grunde,

Andere blieben in Ungarn und der Moldau;' als die Uebrigen endlich in der Krim angelangt waren, gefiel ihnen das Land nicht, und 400 Familien, zu denen sich noch 100 Haushaltungen von den schon früher in der Krim angesiedelten Schwaben gesellten, zogen über den Kaukasus, wo sie die Ansiedlungen Alexandersdorf, Helenendorf, Annenfeld, Katharinenfeld rc. bildeten.

Korrespondenz.

Dresden, 30. Sept.

In den hervorragendsten Erscheinungen im hiesigen Bühnenleben gehörte die Aufführung von Fr. Hebbels „Judith“, in welchem Trauerspiele Fräulein Wilhelmi die Titelrolle und Herr Davison den Holofernes darstellte. Beide lösten ihre schwierigen Aufgaben in der vorzüglichsten Weise und ernteten stürmischen Beifall und Hervorruf. Es war dieses gewaltige Drama das erste Werk Hebbels, das hier zur Aufführung gelangte und nach dem ehrenvollen und durchgreifenden Erfolge darf man wohl sicher erwarten, daß nunmehr auch „Maria Magdalene“ in Scene gehen werde. Einen anderen Festabend gewährte uns am 23 d. M. die Darstellung von Schillers „Don Carlos“, wobei Herr Emil Devrient nach längerer Abwesenheit zum ersten Male wieder den Marquis Posa in vollendeter Weise gab. Das volle Haus empfing seinen gefeierten Liebling, der in München und Breslau so hohe Siege errungen, gleich in der ersten Scene mit rauschendem Applaus. Fräulein Anna Porth, die Tochter unseres vortrefflichen und hochgeschätzten Hofschauspielers, ist bis jetzt an zwei Abenden als Gast aufgetreten und hat sowohl beim Publikum als auch Seitens der (bekanntlich sehr strengen) Lokalkritik eine solche Anerkennung gefunden, wie sie nur selten einer Anfängerin zu Theil wurde. In der That darf man aber auch in dem schönen, kaum 16jährigen Mädchen eine Erscheinung begrüßen, die bei innerer und äußerer Begabung sehr bald in der Theaterwelt einen ehrenvollen Namen erhalten wird. — Karl Gutzkow ist von seiner mehrwöchentlichen Reise zurückgekehrt. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß die ihm von einem edlen Fürsten jüngst zu Theil gewordene Auszeichnung hier allenthalben die größte Freude erregt hat. Berthold Auerbach verweilt noch in Schwaben und Otto Banck in Reichenhall. Adolf Frankel's großes Gedicht „Tannhäuser“, auf dem Gebiete der modernen Epik eine durch Originalität hervorragende Erscheinung, findet erfreulicher Weise einen immer größeren Leserkreis und wird zuversichtlich in der Literaturgeschichte noch einen Platz haben, wenn so mancher moderne Dichterling, der nur gebahnte Pfade breiter trat, längst der Vergessenheit anheim gefallen. Von Dr. Alexander Ziegler, dem rühmlichst bekannten Reisenden, erscheint demnächst bei J. J. Weber in Leipzig ein neues großes Werk über den Orient. — Alexander Wilhelmi's neues Lustspiel führt den Titel „Ein gutes Herz“ und dürfte ehebaldigst zur Aufführung gelangen.

Leipzig, 30. Sept.

Die gewaltigen Fortschritte, welche die Landwirthschaft Sachsens in dem letzten Decennium gemacht hat, sind bei der dießjährigen Ernte wieder glänzend an das Licht getreten und dürfen wohl als eine Mahnung für andere Gegenden des deutschen Vaterlandes verkündigt werden. Denn gewiß ist unter den ungünstigen Umständen des Zusammentreffens der Reife aller Körnerfrüchte fast auf einmal, des Mangels an Arbeitskräften, der drängenden Feldbestellung zu dem so allgemein gebauten Raps und selbst der heranrückenden Gesammternte — nirgends der Getreidesegen besser und rascher in die Scheune und von da auf den Markt gebracht worden, wie hier. Darauf hin sind denn die Preise rasch und bedeutend gewichen und mit frohrem Muth sieht Arm wie Reich der Zukunft entgegen. Solche rasche Preisermäßigung der Brodfrucht und in deren Gefolge natürlich der wichtigsten Lebensbedürfnisse verdanken wir aber zum großen Theile der außerordentlichen Verbreitung der Dreschmaschinen. Diese nützlichen, für rationellen und menschlichen Betrieb der Landwirthschaft unentbehrlichen Maschinen sind dermaßen in Aufnahme gekommen, daß allein die rühmlich bekannte Fabrik des Herrn Dr. Wilhelm Hamm in Leipzig schon über Vierhundert Stück Handdreschmaschinen Hensman'scher Construction abgesetzt hat, ungerechnet die vielen vortrefflichen eisernen Dreschmaschinen mit Cylindergöpeln nach Barett. Und besonders erfreulich ist es, zu sehen, daß auch der eigentliche Bauernstand von Tag zu Tag mehr den Nutzen der Maschinen einsieht und gar rasch die Vortheile jener Handdreschmaschinen (reineren, leichteren und billigern Ausdrusch neben der Bequemlichkeit der Transportabilität) einsieht und sich zu eigen macht. Und wer einmal mit der Maschine gedroschen hat, der verbannt gewiß gern den Flegel für ewige Zeiten. Aber nicht bloß Dreschmaschinen, auch Säemaschinen, Guanosäemaschinen, Häckelmaschinen, Wurzelwerkschneider, Schrotmühlen, Drainröhrenpressen, Pumpen und Triebwerke jeder Art liefert die genannte Fabrik in so großer Vollkommenheit und zu so auffallend billigen Preisen, daß dem Aufblühen der Landwirthschaft dadurch der bedeutendste Vorschub geleistet wird. Nicht allein der Kenner, auch der Laie wird befriedigt werden, wenn er die Niederlagen und Sammlungen der Hamm'schen Fabrik durchwandelt und wird zu der Erkenntniß gelangen, daß die Maschinen die Landwirthschaft eben so auf die höchste Stufe der Selbstständigkeit und des Ertrags führen müssen, wie die gewerbliche Industrie.

Freiburg im Badischen, 6. October.

Ein großes Freudenfest steht uns am Schlusse dieses Monats bevor. Die nunmehr fast vollendete Tonhalle, ein wahres Riesengebäude, das an Schönheit und Größe seines Gleichen suchen dürfte, soll festlich eingeweiht werden, und zwar durch die Aufführung des Oratoriums „Die Schöpfung“ von J. Haydn. Alle hiesigen Gesangskräfte und die der benachbarten Vereine zu Karlsruhe und Basel vereinigen sich zu diesem schönen Zwecke, um Haydn's klassisches Tonwerk mit vielen auswärtigen Künstlern unter Leitung des hiesigen Musikdirektors Theodor Mohr zur Aufführung zu bringen. Der Tag der Einweihung ist auf den 29. October festgesetzt und von Seiten des hiesigen Gesangvereines wird Alles aufgeboten, die Theilnahme auf das angenehmste an denselben zu unterhalten. — Der Herbst ist vor der Thüre und mit ihm sehen wir der Wiedereröffnung unseres Theaters entgegen. Hr. Direktor Greiner hat auch für dieses Jahr wieder die Leitung übernommen; in ihm besitzen wir einen tüchtigen, umsichtigen und gewandten Direktor, der den ihm von Mainz und Dessau vorausgegangenen Ruf eines Ehrenmannes vollkommen gerechtfertigt hat und das Publikum durch sorgfältige Auswahl und Abwechselung im Repertoire zufrieden zu stellen weiß. So klein auch das hiesige Theaterunternehmen scheinen mag, so vielfältige Schwierigkeiten hat der Direktor zu überwinden, und man kann mit Recht annehmen, daß, wer das hiesige Publikum zu befriedigen weiß, auch fähig ist, eine größere Bühne mit Erfolg zu leiten. Möge es Hrn. Greiner vergönnt seyn, einen weiteren, seinen Fähigkeiten, wie auch seinem reichhaltigen kostbaren Inventar angemessneren Wirkungskreis in der Folge einzunehmen!

St. Goarshausen, 6. Oct.

Der als Komponist rühmlichst bekannte Ferdinand Hiller aus Düsseldorf hat uns nach mehrwöchentlichem Aufenthalte dahier wieder verlassen. Seine hier verlebte Zeit verwendete er zum Componiren einer „Lorlei-Simfonie“; schon der erste Entwurf, von welchem wir Einsicht zu nehmen Gelegenheit hatten, läßt deutlich die großartigen Ideen erkennen, welche jene beleben werden.

Bad Homburg, 8. October.

Unsere Sommersaison ist nun zu Ende und wir können mit dem Resultat derselben höchst zufrieden seyn. Die heutige Kurliste, die man wohl als Schlußliste der Sommersaison betrachten kann, nennt 8690 anwesend gewesene Fremde und einen Präsenstand von 940 Personen. Es sind dieß meistens Engländer und Franzosen, die längere Zeit hier zu bleiben pflegen. Am vergangenen Mittwoch hatten wir eine schöne Soirée, in welcher die berühmten Brüder Wieniawsky spielten, von welchen namentlich der Violinist Aufsehen erregte; auch die an jenem Abende aufgestellten Tableaux des Hrn. Walburg Kramer erhielten vielen Beifall. Unsere Kursaal-Restauration geht vom 1. April des nächsten Jahres an in die Hände des in der gastronomischen Welt berühmten Hrn. Chevet aus Paris über.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 11. Oct. (Auf Verlangen): Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg, große romantische Oper in 3 Akten von R. Wagner.

Freitag, 13. Oct. Vierte Gastdarstellung der Frau Leisinger vom Hoftheater zu Braunschweig. Die Montecchi und Capuleti, Oper in 4 Abth. von Bellini. Romeo: Frau Leisinger.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. K. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 244. Donnerstag, den 12. October 1854.

Der Teich von Précigny.

(Nach dem Französischen des Elie Berthet.)

(Fortsetzung.)

Jetzt wurde der Lärm auf dem Hofe immer ärger. „Ich glaube, mein Vater wird viel Mühe haben, die Gereizten wieder zu besänftigen", sagte Therese, mit Besorgniß nach dem Hofe blickend.

„Ich kann nicht begreifen", entgegnete der Graf, „wie Herr Laurent hat einem Untergebenen so viel Gewalt in seinem Hause einräumen können."

„Smithson ist nicht ein gewöhnlicher Untergebener. Er hat meinem Vater wichtige Dienste in der Fabrikation geleistet . . . Uebrigens, Herr von Précigny", sagte sie mit wehmüthigem Lächeln hinzu, „könnten Sie hier manche Frage aufwerfen, die alle mit den zwei Worten: „kaufmännisches Interesse" zu beantworten wären."

„Welch' ein Leben müssen Sie führen, mein Fräulein", erwiederte Alfred im Tone des tiefsten Mitleidens. „Sie mit Ihrem feinen poetischen Gefühl sind in eine so rauhe Umgebung gesetzt, an die Seite eines Vaters, dessen einziger Lebenszweck ist, sich zu bereichern."

„Sprechen Sie mit mehr Achtung von meinem Vater, Herr Graf; er verdient es."

„Es thut mir unendlich leid, wenn ich Sie beleidigt habe, mein Fräulein; doch sagen Sie selbst, wie ist die Handlungsweise des Herrn Laurent anders zu erklären?"

„Durch die Gewohnheit. Er würde vor langer Weile sterben, wollte man ihn plötzlich aus dieser gewohnten Thätigkeit, aus diesen gewohnten Sorgen reißen. — Jetzt nur noch einen Augenblick Geduld, meine Herren", fuhr sie plötzlich heiter fort, nachdem sie wieder zum Fenster hinausgeblickt hatte. „Der Aufruhr scheint vorüber zu seyn; die meisten Engländer sind wieder in ihre Arbeitszimmer zurückgekehrt. Sie brauchen nun nicht zu fürchten, Herr Graf, daß Ihre Gefangenschaft so lange dauern werde, wie die eines ihrer Vorfahren, des Chevalier von Brenne, welcher, wie man erzählt, zwanzig Jahre im Thurme d'Héracle im Schlosse d'Argenton eingeschlossen war."

„Woher, mein Fräulein", sagte Alfred verwundert, „kennen Sie die Geschichte meiner Familie so genau? ich glaubte . . ."

„Daß die Tochter eines Fabrikanten nichts von den alten Sagen wüßte . . . Meine Kenntniß in dieser Hinsicht ist sehr begreiflich, da ich von einer vortrefflichen Dame erzogen worden bin, deren Gedächtniß voll von Erinnerungen an die Schicksale und Thaten der Grafen von Précigny war, auf deren Gütern sie geboren, von denen sie mit Wohlthaten überhäuft worden. Wie oft hat sie mir von Ihrem Großvater, von Ihrem Vater, ja von Ihnen selbst erzählt, Herr Graf, obgleich Sie noch Kind waren, da sie im Schlosse wohnte. Ich kannte Sie daher schon durch diese Erzählungen, noch ehe ich Sie gesehen hatte."

„Von wem sprechen Sie, mein Fräulein? Meinen Sie vielleicht die gute Madame Dumont, die alte Beschließerin im Schlosse, die Freundin und Vertraute meiner Mutter?"

„Dieselbe, Herr Graf. Als Ihre Familie das Vaterland verlassen hatte, ging Madame Dumont zu ihren Verwandten; doch sie war arm und kam bald ins Elend. Da nahm sie mein Vater vor zwölf Jahren in sein Haus und übertrug ihr meine Erziehung . . . Das Wenige, was ich weiß, verdanke ich ihr. Sie war mir eine zweite Mutter, doch der Himmel hat sie mir kurz vor Ihrer Ankunft entrissen", schloß Therese mit sichtlicher Rührung.

„Also sind wir von gleichen Armen gewiegt worden!" sagte Alfred bewegt.

In diesem Augenblicke ließen sich Tritte auf der Treppe hören und gleich darauf trat Herr Laurent in das Zimmer.

„Nun, lieber Vater", sagte Therese, „ist es Dir endlich gelungen, die Arbeiter zu beruhigen?"

„Noch nicht, mein Kind. Sie haben jetzt nur ein anderes Mittel gewählt, um ihren Zorn zu sättigen. Da sie nämlich wissen, daß sich der Herr Graf noch im Hause befindet, so bewachen sie die Ausgänge. Ich habe vergebens Alles versucht... Zum Unglück ist Smithson, gewöhnlich so ruhig und vernünftig, ganz außer Fassung. Er will sich um jeden Preis für die empfangene Beleidigung rächen."

„Nun denn", sagte Alfred heftig, „so mag er kommen und Genugthuung verlangen. Ich bin jeden Augenblick bereit, sie ihm zu geben."

„Das wollte ich eben vermeiden", sagte Laurent. „Ich mag mir die Sache überlegen, wie ich will, so sehe ich kein anderes Mittel, diese unangenehme Angelegenheit zu Ende zu bringen, als eine Versöhnung zwischen Ihnen, Herr Graf, und Smithson."

Bei dem Worte Versöhnung konnte sich Alfred eines spöttischen Lächelns nicht erwehren.

„Lachen Sie nicht, Herr Graf", sagte Laurent ernst. „Die Sache ist wichtig für uns Alle! Und Sie können sich doch nicht verhehlen, daß Sie eigentlich durch Ihre Hitze die Ursache zu dieser unangenehmen Verwickelung gegeben haben, die vielleicht in ihren Folgen den Bewohnern von Précigny noch verderblicher wird als das bösartige Fieber; auch kann ich Ihnen gar nicht verbergen, daß Ihre persönliche Sicherheit für die Zukunft gefährdet ist, wenn Sie den größten Theil dieser Leute zu ihren Feinden haben."

„Um Gotteswillen, so verabschiede doch diese Menschen, bester Vater", sagte Therese.

„Das würde die Gefahr für den Herrn Grafen nur vermehren Das einzige Mittel ist, Smithson zu beruhigen, und ich bin übe

zeugt, mein Kind, daß es Dir eher gelingen würde wie mir . . . sicher würde es Dir nur ein Wort kosten."

„Niemals!" sagte Therese, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, um ihr Erröthen zu verbergen.

Herr Laurent zog seine Tochter an sich, küßte sie auf die Stirn und seufzte tief auf. — Als er sich wieder zu dem Grafen wandte, sagte dieser mit sichtlicher Ueberwindung: „Es sey! Da so viele Personen dabei betheiligt sind, so will ich mich einer Demüthigung unterwerfen. Ich bin bereit, einen angemessenen Schritt zur Versöhnung mit Herrn Smithson zu thun."

„Wie, Herr Graf, Sie wollen ihn öffentlich um Verzeihung bitten und ihm die Hand zur Versöhnung reichen?"

„Einen Mann, den ich verachte, öffentlich um Verzeihung bitten, einem Manne, den ich hasse, die Hand reichen! Nein, Herr Laurent, so weit zu gehen, kann ich nicht versprechen."

Plötzlich warf Herr Laurent einen Blick nach dem Hofe und erblaßte.

„Herr Graf", rief er mit einer fürchterlichen Ruhe aus, „da sehen Sie bereits die Folgen Ihrer Unbesonnenheit!"

Alfred eilte an das Fenster; Therese und Nicolas folgten ihm. Ein ganz unerwartetes Schauspiel wartete hier ihrer: Die Bewohner von Précigny, Männer und Frauen, waren herbeigeeilt. Die meisten von ihnen hatten sich mit irgend einer Waffe versehen, und mitten durch den wilden Lärm hörte man den Namen Précigny. Von der anderen Seite strömten die Arbeiter der Fabrik, ebenfalls mit Waffen und Stöcken versehen, herbei. Augenscheinlich war ein blutiger Zusammenstoß der beiden Parteien vorauszusehen. Alfred wollte sogleich hinunterstürzen, doch Laurent ließ es nicht geschehen, sondern eilte selbst in den Hof und Nicolas folgte ihm. Auch der würdige Geistliche von Précigny war herbeigeeilt und suchte die Wüthenden zu besänftigen.

(Fortsetzung folgt.)

Aechte Türken.

Man pflegt häufig von einem Manne, dessen Launen für die Mitmenschen etwas schwer zu ertragen sind, zu sagen: Das ist ein wahrer Türke! In den nachstehenden Zeilen sey es mir gestattet, einige Bemerkungen über die wahren ächten Türken, wie sie in ihrem Lande erscheinen, mitzutheilen.

Aechte Türken haben jährlich vier Fasttage und halten dieselben mit seltener Gewissenhaftigkeit. Sie beten täglich fünf Mal und beginnen mit Tagesanbruch. Sie waschen sich fortwährend, in dem Glauben, daß Waschen ihre Seelen reinige; aber der Gründer ihres Glaubens wußte wohl, daß in jenem heißen Klima hauptsächlich der Körper häufiger Reinigung bedarf. Sie sind moralisch verpflichtet, wenigstens eine Pilgerfahrt nach Mekka und Medina zu machen; sie vollenden aber häufig diese unbequeme Reise durch Bevollmächtigte, und man nimmt an, daß dieß eben so gut ist und von weit größerer weltmännischer Erfahrung zeigt, als das gewaltsame Heraufbeschwören überflüssiger Mühseligkeiten. Sie enthalten sich des Weingenusses — besonders öffentlich und in Gegenwart indiskreter Personen; ferner neigen sie sich zur Wohlthätigkeit hin — wo möglich mit dem Gelde anderer Leute.

Der Kadi — eine Art Bürgermeister — vollzieht die Heirathen und macht damit ein ganz gutes Geschäft. Die Ceremonie ist kurz und besteht eigentlich nur aus einigen Worten; allein man hält es für nothwendig, daß diese in Gegenwart glaubwürdiger Zeugen ausgesprochen werden. Letztere sind oft schwer aufzutreiben in einem Lande, in welchem die Wahrheit nicht sehr gang und gäbe, die orientalische Anlage zum Lügen aber um so bekannter ist. Unter diesen Umständen fanden es die grünbeturbanten direkten Abkömmlinge Mahomeds für praktisch, eine Art Geschäft aus der Zeugenschaft zu machen, um so mehr, als ihre Glaubwürdigkeit aller Welt, wie die Weisheit des Richters, durch die Art der Kopfbedeckung sich offenbart. Diese Herren bezeugten aber im Verlauf der Zeiten so viele Dinge, die gar nicht passirt waren, daß ihr Geschäft in Mißkredit kam und jetzt nur noch von heruntergekommenen Persönlichkeiten ihres Geschlechtes ausgeübt wird, wie in andern Ländern gewisse Aemter mit Leuten besetzt werden, welche sonst nicht gut zu brauchen sind.

Der ächte Türke konnte vier Frauen heirathen; aber er fand die Weise, sie zu versorgen, im höchsten Grade unbequem. Die Frauen kosteten ihm nicht allein viel Geld, sondern sie machten von ihren Nägeln auf den Gesichtern ihrer Kolleginnen einen so geschickten und lebhaften Gebrauch, daß sie selten in präsentablem Zustande sich befanden, und ihre entschiedene und geräuschvolle Feindseligkeit war in der ganzen Nachbarschaft ein unausgesetzter Skandal. Derlei Umstände veranlaßten die meisten Männer — selbst die von der ächten türkischen Art, welche durch ihre Friedensliebe bekannt sind — sich mit einer zu begnügen. Die Zimmer der andern Damen, die, mit Bedauern muß ich es bekennen, mit dem Kadi und seiner Amtsführung nie Bekanntschaft machten, hängen von der Größe des ganzen Hauses ab; denn lange Erfahrung hat den Türken dargethan, daß das einzige Mittel, Damen jeder Art davon abzuhalten, sich die Augen auszukratzen, darin besteht, sie in getrennten Zimmern einzusperren. Vakante Stellen in einem türkischen Harem entstehen daher ganz nach demselben Prinzipe, wie in einem Privat-Irrenhause und werden durch leergewordene Zimmer bedingt.

Eine Türkin ist im Ganzen eine ziemlich sonderbare Erscheinung; klein, fett, geschminkt, geputzt, tättowirt und kindisch. Ihre Beschäftigung besteht darin, Zuckerbäckereien zu essen und sich mit ihrem Anzuge die Zeit zu vertreiben, Arbeiten, welche mit nicht sehr moralischen Gesängen und Tänzen abwechseln.

Die Kinder einer jeden Dame werden abgesondert erzogen und haben mit den andern Abtheilungen des Hauses nichts zu schaffen, als daß sie sich zuweilen dort unangenehm machen. Sobald sie zufällig mit der andern Partei zusammentreffen, entsteht gewöhnlich ein Kampf, etwa in der Art, wie ihn die Mama's in ihrer Liebenswürdigkeit ausfechten würden; aber ein kluger Vater verhindert gewöhnlich die Möglichkeit solcher Gehässigkeiten, indem er seine Familien nicht mit einander bekannt macht. Ein Junge, der aus dem Harem kommt, ist daher oft über die Anzahl seiner unbekannten Verwandten erstaunt, natürlich mehr verwundert als erbaut. Gelangte er zu Reichthum und Macht, so war ein sicheres Mittel, seine Gunst zu erlangen, die Andern auf irgend eine Weise unterzubringen, daß man nie mehr von ihnen hörte. Diese schöne Sitte scheint aber in neuerer Zeit in Verfall zu gerathen.

Schöne, wohlgemästete Sklaven, gesund in Bewegung und Gliedern und kräftig, besonders im Fußwerk, sind täglich in den Bazars zu kaufen, und für baares Geld oder selbst auch auf Kredit eines angesehenen Hauses steht immer eine hübsche Auswahl zu Diensten. Frauen, welche einmal zur Familie gehören, dürfen gesetzlich nicht mehr verkauft werden, aber alle andern kann man zu vernünftigen Preisen je nach der Jahreszeit und Nachfrage acquiriren. Wenn ein Jude oder ein Christ einen guten, brauchbaren Sklaven benöthigt, so findet er deren stets genug von jüdischer oder christlicher Religion zu Auswahl und Verkauf. Die Mahomedaner unserer zweibeinigen Race werden nur für Muselmänner aufgehoben. Ein Sklavenhändler ist eine höchst achtungswerthe Person in der Türkei; er steht beinahe auf der gesellschaftlichen Stufe des occidentalischen Roßmäklers, ein Geschäft, das bekanntlich mit einer der nobeln Passionen des Abendlandes auf das engste verwachsen ist und von vornehmen Kreisen sehr prote-

girt wird. In der That stehen bei allen guten Kennern „des Fleisches" beide Professionen in verdientem Ansehen. Im Ganzen gebührt aber vielleicht dem Türken der Vorzug. Er braucht keine Ställe und die Waare wird besser bezahlt. Er kommt nie in die Lage, sich um Haferpreise bekümmern zu müssen und wendet bei seinem Handelsartikel nur eine mäßige Diät an.

Englische Journalisten, an deren Spitze Mr. Urquhart, konfusen Andenkens, gaben schon ziemlich lange Verzeichnisse der Dinge heraus, durch welche wir uns von den Türken, und die Türken sich wieder von uns unterscheiden; doch gibt es noch einige unerwähnte Unterscheidungsmerkmale! In der Türkei ist die linke Seite — nicht die rechte — der Ehrenplatz. Die Türken sind jedes Schicklichkeitsgefühles so gänzlich bar, daß sie ihre Todten ohne allen unnöthigen Prunk und Pomp begraben, während wir gerade den Tod als die rechte Gelegenheit betrachten, ein gewaltiges Aufsehen zu machen und die großen Familienkanonen abzufeuern, damit ja die herrlichen Eitelkeiten des Lebens einen Menschen nicht eher verlassen, bis er tief unter der Erde liegt. Ihre Todten werden so begraben, daß sie schnell auflösen; die unsrigen werden künstlich erhalten, damit wir immer die Rückkehr ihrer Krankheiten gewärtigen können, und damit, da die Verstorbenen nicht zu uns zurückkommen, wir bald uns zu ihnen begeben.

Der Türke liebt hübsche Pferde und Diener; aber er pflegt nicht viel auf seinen Anzug zu halten. Was die schönen Künste anbelangt, so hat unsere neue Bekanntschaft bis jetzt nicht viel sich den Kopf damit zerbrochen. Sie halten die Aneignung nützlicher Kenntnisse und die Motive, welche unsere populäre Literatur gründeten, gänzlich unter der Würde eines weisen Mannes des Ostens. Die Beine unter sich zu kreuzen und aus unbequemen Pfeifen zu rauchen, ist rationeller und leichter. So ist ihre Meinung. Daher kommt es, daß die Kunst zu schreiben in der Türkei eine kostbare Seltenheit ist; sie gibt sogar einen Handelsartikel ab, mit welchem sich nur sehr Wenige beschäftigen. Es ist eine feststehende Annahme, daß zwanzig Jahre fleißiger Vorarbeiten nothwendig sind, wenn ein Individuum ein Wort in Bianchi's türkischem Wörterbuch auffinden will, und dann muß dieß Individuum noch Herr Bianchi selbst seyn.

Man könnte nicht mit Unrecht behaupten, daß Jedermann sein eigenes Türkisch sich macht. Wenigstens ist es mir nach langen und genauen Beobachtungen im Lande nie gelungen, zwei intimen Freunden zu begegnen, ohne daß der eine behauptete, der andere verstehe seine Muttersprache nicht so, wie sie eigentlich verstanden werden müsse. Buchdruck befindet sich natürlich sehr im Hintergrund. In Konstantinopel gibt es nur zwei Zeitungen und eine davon kränkelt fortwährend aus Mangel an Abonnenten. Es existirt kein tägliches Journal und sechs- bis siebenhunderttausend Menschen leben außer den Fremden in der türkischen Hauptstadt. Dieses kleine Faktum wird beweisen, wie gründlich unsere neue Bekanntschaft über die Tagesereignisse unterrichtet seyn muß und warum sie England zuweilen für eine Insel im rothen Meer hält.

In der That können ihre Kenntnisse und ihre Intelligenz in dieser Hinsicht nicht mehr übertroffen werden und die von mir erzählten Thatsachen nebst einigen anderen scheinen mir darauf hinzudeuten, daß ihre Sprache nach einigen Jahren erlöschen wird. Die Griechen lernen sie sicher nicht und die Vernichtung der muselmännischen Vorrechte und des Königreichs Griechenland — welche bevorstehen könnte — würde alle öffentlichen Geschäfte in die Hände der Griechen bringen, denn fast alle bemerkenswerthen Leute in der Türkei sind Ausländer, sogar die Handwerker bis zu den Leuten hinab, welche in den Docks und Arsenalen arbeiten. Allein man kann nicht leicht begreifen, wie das anders seyn könnte, da der Koran ausdrücklich jede Bildnerei verbietet und mit wahrhaft erfrischender Verachtung für praktische Leute die schönsten Versuche der Kunst und Handarbeit einfach für verabscheuungswürdig erklärt. Die einzige würdige Geldanwendung für einen ächten Türken scheint nur die Erbauung einer Moschee zu seyn. Die Triumphe der türkischen Baukunst der neuen Zeit sind indessen nichts weniger als großartig. Sie haben stets die luftige und zierliche Grazie arabischer Gebäude nachgemacht und ich wüßte eben so wenige neuere Bauten von wirklicher Bedeutung in der Türkei wie in unseren civilisirten Ländern anzugeben.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Danzig, 28. Sept.) In dem Dorfe Gottswalde (Danzig Werder) ist Folgendes passirt. Die Gemeinde hatte nicht mehr Lust, ihre arbeitsunfähigen Armen zu ernähren. Diese wohnten in einer sogenannten Gemeindekathe. In der seltsamen Annahme, daß wenn die Leute nur obdachlos gemacht würden, ihre Pflege nicht mehr der Gemeinde, sondern der Provinzialkasse zur Last fallen würde, ward vor etwa fünf Wochen durch Gemeindebeschluß dieselbe niedergerissen. Seitdem liegen bis jetzt die Unglücklichen, darunter ein 72jähriger Greis, der dem Dorfe als Nachtwächter und Bote gedient, auf freier Straße, allem Unwetter preisgegeben.

Selim Pascha, der abgesetzte asiatische Held von der traurigen Gestalt, scheint so recht ein Pascha aus der guten alten Zeit zu seyn, einer von jenen Leuten, die jetzt auch in der Türkei auszusterben drohen. Auf seiner Reise von Trebisonde nach Konstantinopel sprach sich dieser primitive Pascha ungefähr folgendermaßen über das ihm widerfahrene Mißgeschick aus: „Die Russen", sagte er, „griffen mein Heer an. Allein ich konnte nichts dafür, da ich gerade in einem zwei Stunden entfernten Dorfe mein Mittagsschläfchen hielt und mithin nicht im Stande war, dem Angriff vorzubeugen. Sobald ich aber die Nachricht davon erhielt, rückte ich mit Verstärkungen ins Feld, die jedoch leider zu nichts nützten, da sie vergessen hatten, ihre Cartouchen mit sich zu nehmen. Zwar bemächtigten sich die Russen aller unserer Zelte; allein dieselben waren verfault und in so schlechtem Zustande, daß sie gewiß nichts damit anfangen können. Was die fünfzehn Kanonen betrifft, welche sie uns abgenommen haben, so bin ich sehr gern bereit, sie aus meiner Tasche zu bezahlen."

(Dresden.) Aus sicherer Quelle geht dem „Dresd. J." die Nachricht zu, daß Robert Schumanns Genesung im besten Fortschreiten begriffen ist und die Aerzte die zuverlässigsten Versicherungen seiner baldigen gänzlichen Wiederherstellung geben.

Die Zahl der deutschen Einwanderer in den Vereinigten Staaten während der ersten acht Monate dieses Jahres betrug 116,400, die der Irländer bloß 54,548. Selbst die amerikanischen Blätter machen ihre Glossen darüber, daß der Auswanderungsstrom aus dem herrlichen Deutschland sich nicht erschöpfen will.

Manchem russischen Gefangenen mag jetzt das Wort der Rachel, der berühmten Pariser Schauspielerin, einfallen. Sie war grade in Petersburg, als der Krieg ausbrach und in einer Gesellschaft. Da traten einige junge Offiziere mit dem Glas in der Hand zu ihr. Stoßen wir an, riefen sie, auf den Champagner, den wir nächstes Jahr in Frankreich mit ihnen trinken werden! — Danke schön, entgegnete die geistreiche Französin, es ist bei uns nicht Sitte, den Gefangenen Champagner zu geben.

Korrespondenz.

Aus der Schweiz, 7. Oct.

Wie viel bei der Heranbildung einer körperlich kräftigen und dadurch auch zur geistigen Gesundheit befähigteren Jugend geleistet werden kann, ohne doch dem schönsten Gute des jüngeren Alters, einer frischen fröhlichen Jugendlichkeit, Abbruch zu thun, davon überzeugten wir uns abermals bei den Turn- und Waffenübungen, mit denen vorgestern und gestern wie gewöhnlich das Züricher Schulfest begangen wurde. Das schönste Wetter begünstigte die für jeden Freund einer tüchtigen allseitigen Jugendbildung interessanten Uebungen, die ohne den geringsten Unfall verliefen. Geturnt wurde vortrefflich und das gestrige Manöver mit einem Eifer und einer Präzision ausgeführt, wie sie älteren Soldaten zur Ehre gereichen könnten. Geturnt und militärgespielt wird wohl auch anderwärts; es ist aber für die systematische Einfügung in den ganzen Schulplan, die enge Verbindung mit der geistigen Seite des Unterrichts (nach dem Wahrspruche: in einem gesunden Körper auch eine gesunde Seele!) und das Harmonische von Oben beabsichtigte, von Unten mit Consequenz ausgeführte Ensemble, was dem Schulwesen der Schweiz in dieser Richtung und im Hinblick auf die Zukunft des Mannes und ihre Anforderungen eine Bedeutsamkeit gibt, wie man sie unseres Wissens anderwärts in dieser bewußten Klarheit und totalen Unbeanstandetheit nirgends findet, sie aber einem Geschlechte sehr heilsam seyn würde, das sich täglich in den Klagen über seine Schwäche oder deren Folgen nicht ganz ohne Grund erschöpft. „Ueb' Aug' und Hand für's Vaterland!" ist ein guter Spruch, der jungen Seelen nicht früh genug eingeprägt werden kann, und den schon das Schützenzeichen der kleineren Knaben (von 6 Jahren an) trägt, die ihn beim jugendlichen Feste im Schießen nach der Scheibe zu erproben haben. Man hat in unserer Presse über den Wegfall der beiden projektirten Lager viel hin und hergestritten, unser Witzblatt, der „Postheiri", sogar die bittere Persiflage gebracht: man solle, zur Ersparung der Kosten (der Kostenpunkt war übrigens nicht der entscheidende), nur die Löcher der Kanonen anschaffen, Lauf und Lafetten bis zum Bedarf seyn lassen; — aber ein Land, in dem auch die Ausbildung und Uebung der körperlichen Kraft und Gewandtheit systematischer Grundsatz ist, wie im Allgemeinen in der Schweiz, darf wohl auch einmal eine größere Militärübung vorübergehen lassen, ohne sogleich einen Verfall seiner militärischen Macht befürchten zu müssen. Es steht damit nicht so schlimm, als man vielleicht nach den Aeußerungen einiger Preßorgane glauben könnte. — Aus einigen Gegenden verlautet bei dem trefflichen Wetter von bester Qualität des Weins und auch Reichthum an Trauben, was sonst selten ist. Man erwartet sehr hohe Weinpreise. — Unserer Industrie steht ein sehr belangreicher Fortschritt bevor. Mechaniker Hipp hat bekanntlich den elektrischen Webstuhl des Ritter Bonelli in Turin an Ort und Stelle studirt, und solche elektrisch-magnetische Jacquardwebstühle werden nun von Jenem in Bern hergestellt werden. — Wie über den Brunig, so soll nun auch über den Pragelpaß eine fahrbare Straße hergestellt werden (von Schwyz und Glarus). — Der große Rath von Baselstadt hat das Gesetz über Kontrolle der Auswanderungsagenten angenommen, wie allen Kantonen ein solches zu wünschen wäre. — In Aarau selbst sind seit dem 30. September keine Cholerafälle mehr vorgekommen; dagegen ist die Krankheit im Frickthal und Aarburg aufgetaucht. — Die Bahn Romanshorn-Winterthur soll schon im Frühjahre 1855 befahren werden. Die neuen Dampfboote der Nordostbahn werden die größten des Bodensees, und ebenso hat man für die beiden Schleppdampfer größere Dimensionen gewählt. Auf der Westbahn haben bereits Probefahrten stattgefunden. Noch wenige Jahre, und die Schweiz wird sich vollgültig in das große Eisenbahnnetz eingefügt haben, und zwar theilweise mit den interessantesten und großartigsten Arbeiten auf diesem Gebiete.

Darmstadt, 6. October.

Gestern starb dahier der Privatlehrer, Hr. Prof. Philipp August Pauli, ein durch seine frühere schriftstellerische Thätigkeit auch in dem literarischen Publikum bekannter Mann, der am Schlusse seines langen und arbeitsvollen, aber vom Glücke wenig begünstigten Lebens erwähnt zu werden verdient. Von seiner früheren Jugend- und Bildungsgeschichte ist wenig bekannt; man weiß nur so viel, daß er am 21. Januar 1782 zu Usingen, im Herzogthum Nassau, geboren war, daß er die Centralschulen zu Straßburg und Metz besuchte und im Verfolge seines Lebens hauptsächlich Sprachen und deutsche Alterthumskunde zum Gegenstande seiner Studien machte. Die Schriften, welche von ihm erschienen, fallen in den Zeitraum von 1804 bis 1831. Seine poetische Geistesrichtung, die auch im späteren Alter nicht zu verkennen war, macht es erklärlich, daß er zuerst mit dem Roman „Eugenia" auftrat, der im Jahr 1804 (Frankfurt, bei Behrens) erschien. Dann folgte eine Topographie von Darmstadt (1815); Gemälde von Rheinhessen (1816); Gemälde von Rheinbayern (1817); Beschreibung des großh. Museums zu Darmstadt; Gemälde von Mainz (1820); die Alterthümer am Rhein; Geschichte der Stadt Worms (1825) und mehrere andere Schriften. Einmal war Pauli auch Journalist und zwar in den Jahren 1806 und 1807, in welchen er das Frankfurter „Ristretto" redigirte. Als Privatlehrer war er schon im Jahr 1814 nach Darmstadt gekommen, ohne jedoch diesem Berufe anhaltend obzuliegen, indem er seinem Hange zum literarischen Wanderleben folgend, oft Monate lang von hier abwesend war und während dieser Zeit bald in Frankfurt, bald in Mainz, bald in Worms und in andern Orten des linken Rheinufers einen kürzeren oder längeren Aufenthalt nahm. Erst von dem Jahr 1830 datirt sein bleibender Aufenthalt in unserer Mitte, und seit diesem Zeitpunkt hat er hier ununterbrochen in neueren Sprachen unterrichtet. Die Musen sind dem Alter nicht gewogen, diese betrübende Wahrheit empfand auch Pauli in seinen letzten Lebensjahren, als seine Kräfte ihn verließen und die Zahl seiner Schüler allmälig abnahm. Dadurch ging seine früher leibliche Existenz in eine dem Mangel nur zu verwandte Lage über, welche ihm schwere Entbehrungen auferlegt haben würde, wenn er sich nicht äußerer Unterstützungen zu erfreuen gehabt hätte. Sorglos und gutmüthig, wie Pauli war, kannte er das Morgen nicht, und was er heute verdient hatte, konnte er, dem Zuge seines gefühlvollen Herzens folgend, ohne Bedenken für einen humanen Zweck hingeben. An Ersparnisse, welche er in seinen glücklicheren Jahren etwa hätte machen können, war bei dieser seiner vorherrschenden Gemüthsrichtung nicht zu denken, wie er denn auch das Unglück gehabt hatte, sein hübsches älterliches Vermögen, welches ihm als Nothpfennig im Alter hätte dienen können, durch den Tod eines Verwandten zu Frankfurt gänzlich einzubüßen. Das äußere Erscheinen unseres Pauli bot allerdings manche seltene Eigenthümlichkeiten dar, die eben nicht abstoßend waren und ihn in früheren Jahren, wo er noch unter Menschen kam, mit seiner guten Laune zu einem gern gesehenen Gesellschafter machten. Als Gelegenheitsdichter war Pauli nicht ohne Verdienste, denn einige seiner Gedichte dieser Gattung zeichnen sich durch einen gewissen Geistesschwung und durch fließende Verse aus, welche er auch bei andern Anlässen ganz in seiner Gewalt zu haben schien. Er starb in seinem 73. Lebensjahre.

Wiesbaden, 9. October.

Nach dem offiziellen Bericht der Direktion unseres erst vor sieben und einem halben Monate ins Leben gerufenen Rettungshauses ist diese wohlthätige Anstalt als begründet anzusehen, indem sie, lediglich durch freiwillige Gaben und eine Verloosung, ein Kapital von 12,230 fl. 18½ kr. erhalten hat. Auch eine Collecte zu Frankfurt a. M. hat mitgewirkt. Unter den Gaben war ein Geschenk von 5000 fl. eines durch seine Wohlthätigkeit bekannten Ehepaars. Nächst dem herz. Hofe, der 600 fl. spendete, haben die Frau Herzogin Pauline 400 fl., die Prinzessin von Oldenburg 400 fl., die Kaiserin von Rußland 550 fl. und der König der Belgier 71 fl. dem Rettungshause zugewendet. Die Gaben bestanden außerdem aus vielen Naturalien und die Betheiligung erstreckte sich auch auf das übrige Land. — Das Konzert hinter dem Kursaal zu Gunsten der Wittwen und Waisen der beim Brande des Ministerialgebäudes Verunglückten war sehr besucht, auch von Fremden, und es sind dabei über 500 fl. eingegangen. Die beiden Militärmusikchöre, Preußen und Nassauer, spielten zusammen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 12. Oct. Gastdarstellung des Herrn Grauert, vom königl. ständischen Theater zu Prag. Rosenmüller und Finke, oder: „Abgemacht!" Originallustspiel in 5 Aufzügen. Bloom, Kaufmann: Herr Grauert.

Freitag, 13. Oct. Vierte Gastdarstellung der Frau Leisinger vom Hoftheater zu Braunschweig. Die Montecchi und Capuletti, Oper in 4 Abth. von Bellini. Romeo: Frau Leisinger.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. K. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 245. Freitag, den 13. October 1854.

Der Teich von Précigny.

(Nach dem Französischen des Elie Berthet.)

(Fortsetzung.)

Jetzt sah sich der Graf mit Theresen allein. Er ergriff zitternd ihre Hand und sagte bewegt: „Die Ruhe wird wieder hergestellt werden und ich werde dann das Haus verlassen, um vielleicht nie wieder hierher zurückzukehren. Erlauben Sie mir daher, mein Fräulein, Ihnen meinen wärmsten Dank für Ihre himmlische Güte auszudrücken. Ach, wie hätte ich ahnen können, daß hinter diesen Mauern, wo die eigennützige Berechnung ihren Wohnsitz aufgeschlagen hat, ein solches Kleinod verborgen seyn könnte!"

„Herr Graf", erwiederte Therese, verlegen die Augen niederschlagend, „ich habe kein Recht auf Ihren Dank, denn nur der Wille meines Vaters hat mich geleitet."

„Warum wollen Sie mir den Glauben nehmen, daß ein wenig Wohlwollen für den Zögling der Madame Dumont, Ihrer zweiten Mutter, die Triebfeder Ihrer großmüthigen Handlungsweise war? — Ich erkenne, daß Herr Laurent sich heute sehr würdig und ruhig gegen mich gezeigt hat und ich bitte Sie, ihm meinen Dank dafür abzustatten, falls die Umstände mich hindern sollten, es selbst zu thun . . . Indessen . . ."

„Indessen, Herr Graf, sobald Sie dieß Haus verlassen haben, sind Sie wieder sein Feind wie vorher und verfolgen wieder Ihre Pläne, verwirklichen Ihre Drohungen!"

„Und wenn dieß der Fall wäre, wenn ich wirklich den Weg, den mir Gerechtigkeit und Menschenliebe vorzeichnet, ferner verfolgte, würden Sie, mein Fräulein, die Sie hoch über Ihrer Umgebung stehen, mich verdammen? — Urtheilen Sie selbst, ob ich die Unglücklichen, die von meinem Beistande Rettung erwarten, die jetzt, wo sie mich in Gefahr glaubten, zu meiner Hülfe herbeieilten, verlassen kann!"

Therese schwieg einen Augenblick; dann sagte sie leise: „Herr von Précigny, verlangen Sie nicht, daß eine Tochter ihre Billigung über die Pläne aussprechen soll, die gegen ihren Vater gerichtet sind . . . Fragen Sie mich über diesen Punkt nicht mehr; folgen Sie nur Ihrem Herzen und Ihrem Gewissen."

„Mein Versprechen, das ich den armen Leuten gegeben habe, wird mir in der That drückend, seitdem ich Sie kenne! So oft ich im Begriff seyn werde, den Arm gegen unsere Feinde zu erheben, wird Ihr Bild vor meine Seele treten."

„Denken Sie nicht an mich", erwiederte Therese mit bewegter Stimme; „sondern verfolgen Sie ohne Furcht und ohne Rücksicht Ihr großes, schönes Ziel. Doch vergessen Sie nicht, daß Ihr Gegner Ihnen das Beispiel von Mäßigung und Versöhnlichkeit gegeben hat", fügte sie mit Würde hinzu.

Während dieses Gespräches hatte der Tumult auf dem Hofe zugenommen. Alfred hielt sich nicht länger; er trat an das Fenster und zwar gerade in dem Augenblicke, als zwei stämmige Engländer sich des Herrn Laurent und des Geistlichen von Précigny bemächtigten. Jetzt schwand jede andere Rücksicht vor seinen Augen. Er maß die Höhe des Fensters mit seinen Blicken, und gewandt, wie er war, zögerte er nicht lange mit seinem Entschlusse. Er stieg auf den Balken, von da auf die Terrasse, wagte dann einen kühnen Sprung und befand sich so in wenigen Augenblicken mitten unter seinen Freunden.

„Meine braven Freunde", rief der Graf bewegt, „ich will nicht die Ursache von einem blutigen Auftritte seyn. Folgt meiner Bitte, zieht Euch zurück und überlaßt mich meinem Schicksale."

„Durchaus nicht", erwiederte der alte Nicolas fest. „Sie haben sich für uns der Gefahr ausgesetzt, wir wären feig und undankbar, wollten wir Sie jetzt verlassen."

„Gewiß, gewiß", riefen die Anderen. „Es gilt gleich, ob wir hier sterben oder in unserem Bett an dem abscheulichen Fieber."

„Nun, in Gottes Namen! So möge denn kommen, was da wolle!" sagte Alfred mit einem tiefen Seufzer; „aber ich beschwöre Euch, greift Ihr nicht zuerst an."

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so entstand eine neue Bewegung unter den Engländern. Eben wollten die beiden Parteien zusammenstoßen, da stand plötzlich, wie durch Zauber, Fräulein Laurent auf dem engen Raume, der sie noch trennte. Sie schien gleichsam wie vom Himmel herabgekommen zu seyn, denn Niemand hatte ihr Nahen bemerkt. Alle standen schweigend und unbeweglich bei ihrem Anblick.

„Wo ist Herr Smithson?" fragte sie mit sanfter Stimme, den Augenblick der Ruhe sogleich benutzend.

Der Werkführer trat hastig aus der Menge hervor und näherte sich ihr ehrerbietig. Therese legte vertraulich ihren Arm auf seine Schulter und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr.

Smithson antwortete eben so leise. Nach wenigen Augenblicken hob er den Kopf in die Höhe und seine Augen leuchteten vor Vergnügen.

„Zurück, meine wackeren Leute", rief er. „Die Angelegenheit hat sich zu meiner Zufriedenheit geordnet. Ich beklage mich über Niemand mehr, und wer von Euch einen Schlag wagt, hat es mit mir zu thun."

Die Engländer gehorchten mit sichtbarem Verdrusse und unter lautem Gemurmel.

Indessen näherte sich Therese schnell dem Grafen und bat ihn, sich mit den Seinigen zu entfernen.

„Ach, Fräulein", rief Alfred, der wie ein Träumender dem letzten Auftritte beigewohnt hatte, „wie kann ich Ihnen jemals vergelten. Sie haben meinem Gewissen die bittersten Vorwürfe erspart. Die Lehre war hart, sehr hart; ich werde sie nie vergessen."

„Dann werde ich mein Opfer nie zu bereuen haben", sagte Therese mit Wehmuth.

„Ist es mir wohl erlaubt, zu fragen, wodurch es Ihnen gelungen ist, Smithson so schnell zu beruhigen? Ich kann es nicht begreifen."

„Das war sehr einfach", entgegnete Therese, die Augen verlegen niederschlagend. „Herr Smithson hat schon lange meine Hand begehrt; ich habe sie ihm bis jetzt immer verweigert, doch in diesem Augenblicke hat er das Versprechen empfangen, daß ich sie ihm heute übers Jahr reichen will, wenn er die Wüthenden beruhigen und die empfangene Beleidigung vergessen wolle."

Alfred zitterte und konnte kein Wort hervorbringen; er richtete nur einen Blick des tiefsten Schmerzes auf Theresen.

„Beklagen Sie mich jetzt nicht zu sehr", fügte sie lächelnd hinzu. „Das Opfer ist nicht so groß, als es Ihnen scheint . . . Ich habe Smithson versprochen, ihn in einem Jahre zu heirathen, doch in einem Jahre lebe ich nicht mehr."

Mit diesen Worten ging sie dem Pavillon zu und verschwand bald seinen Blicken.

Alfred hörte nichts von Allem, was um ihn her vorging. Nicolas ergriff ihn beim Arme und führte ihn fort. Die Dorfbewohner folgten unter lauten Freudenbezeigungen.

Als der Weg eben des Sumpfes entlang ging, fühlte sich der Graf plötzlich auf die Schulter geklopft; er blickte um und gewahrte Herrn Laurent.

„Herr Graf", sagte der Fabrikherr feierlich, „der eben stattgefundene Auftritt ist für uns Beide ein Anlaß zu ernsten Betrachtungen. Ein Kampf, der so beginnt, kann noch Folgen nach sich ziehen. Haben Sie daher die Güte, mir eine Unterredung zu bewilligen, um unsere gegenseitigen Interessen mit mehr Ruhe und Umsicht zu erwägen als heute."

„Ich stehe zu Ihrem Befehl, Herr Laurent", entgegnete Alfred. „Sie dürfen nur bestimmen, wann ich mich bei Ihnen einfinden soll."

„Es wird Ihrer persönlichen Sicherheit wegen besser seyn, wenn ich zu Ihnen komme. Ich hoffe, wenn wir uns erst näher kennen lernen, werden wir uns auch mehr achten."

Diese letzten Worte wurden in einem geheimnißvollen Tone ausgesprochen. Alfred machte kalt und gemessen ein Zeichen der Zustimmung; dann grüßten sich beide Herren mit Förmlichkeit und entfernten sich nach verschiedenen Richtungen hin.

(Fortsetzung folgt.)

Aechte Türken.

(Schluß.)

Die politische Geschichte der Türkei ist keine erfreuliche Lectüre für einen gutmüthigen Menschen. Sie scheint wenig mehr als eine wüste Erzählung von Vergiftungen, Morden und Gemetzeln zu seyn, welche zuweilen durch die moralischen Reflexionen eines beliebigen Sultans über jede neue Abscheulichkeit gehoben werden. Indessen bin ich keineswegs der Ansicht, daß die Türken als Nation grausam sind. Zu viel Macht taugt für keinen Menschen. Die Sultane hatten zu viel Macht und mißbrauchten dieselbe. Uebrigens waren sie großmüthig, einfach und wahrheitsliebend, wenn es nicht ihr Interesse erforderte, anders zu seyn, und wenn ihre kindischen Gelüste nicht dadurch in Bewegung geriethen, daß sie mit einem Griechen zu thun hatten. So waren sie, so sind sie noch.

Unsere neue Bekanntschaft (ich fahre fort, sie so zu nennen, weil wirklich ein großer Theil der jetzigen Europäer sie nicht kannte bis vor kurzem) hat einen großen Widerwillen gegen Renegaten. Die Türken erklären dieß von einer interessanten Bemerkung des Kalifen Omar. Ein arabischer Häuptling erschien vor ihm und wünschte den Islam abzuschwören, weil er ihm nicht erlaubte, zwei Schwestern zu gleicher Zeit zu heirathen. Der Kalif versuchte augenblicklich einen tüchtigen Stock auf dem Haupte jenes Mannes, und, als ob das für eine solche Persönlichkeit nicht ein hinlänglicher Beweis wäre, gab der Herrscher der Gläubigen dem Schurken zu verstehen, daß ein Apostat eigentlich den Tod verdiene. Daher wird jeder nichtsnutzige Abenteurer, der sich entschließt, auf den trüben Wässern der Türkei herumzuschwimmen, trotz aller Wünsche des Gegentheils, nichts als Verachtung ernten, wenn er Mahomeds Glauben annimmt. Ich habe Massen von getäuschten Hallunken dieser Art gesehen. Sie profitiren nichts durch Annahme des Islam und treiben sich jetzt in Konstantinopel herum, zerlumpt, schmutzig und verachtet.

Ein in den Augen aller abendländischen Männer von Ehre sehr fataler Punkt bei den ächten Türken ist ihre eingewurzelte Abneigung gegen Duelle. Man kann ihnen die Nothwendigkeit des Zweikampfes nie begreiflich machen. Sie vermuthen immer, daß die Duelle bei uns auf Befehl unseres Sultans ausgefochten werden und halten es für ein glückliches Specificum souverainer Personen, sich auf diese Weise unangenehmer Leute zu entledigen. Sie haben ein treffliches Mittel gegen „Krakehler". Zum Beiramsfest muß sich jeder Türke mit seinem Feinde aussöhnen. Ob sie sich später vielleicht um so gründlicher hassen, weiß Schreiber dieser Zeilen freilich nicht.

Sie scheinen nicht aus Todesfurcht gegen Duelle oder jede Art Gefahr eingenommen zu seyn. Ihr wilder Muth bei allen Gelegenheiten liegt außer jedem Zweifel. Sie weigern sich, am kalten Morgen einsame Plätze aufzusuchen, in der Absicht, einen Freund umzubringen, der ihnen auf die Zehen getreten hat — weil sie es nicht mit ihren Prinzipien vereinigen können. Sie vermeiden es, andern Leuten Gelegenheit zu geben, ihnen auf die Zehen zu treten, indem sie ihr vortreffliches altes System, dieselben aus dem Wege zu räumen und sich mit untergeschlagenen Beinen darauf zu setzen, beibehalten. Zugleich führen sie die Konversation gegenseitig so mild und blühenreich, daß eine Beleidigung fast außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt. Sollte übrigens eine Beleidigung wirklich einmal vorliegen, so ziehen sie hie und da die Vergiftung jeder anderen geräuschvolleren Art, sich einer unangenehmen Person zu entledigen, vor. Indessen haben sie keineswegs jene Eleganz in der Kunst stiller Zerstörung des menschlichen Lebens erreicht, welche man den Italienern und Russen nachzurühmen pflegte; auch gehören und gehörten Vergiftungen nicht zu den gewöhnlich vorkommenden Dingen. Eine türkische Zwistigkeit, namentlich mit einem Griechen, wird oft durch bezahlte Diener arrangirt, deren Hauptbeschäftigung darin besteht, Leute, welche nicht durch andere Mittel Raison annehmen wollen, zu puffen und zu prügeln, bis ihnen, wie man zu sagen pflegt, das Licht der Vernunft aufgeht. Die biedern Griechen kennen diese Gewohnheit und vermeiden daher persönlichen Hader so viel als möglich.

Aechte Türken sind Fatalisten. Sie hegen nicht die Ansichten neuerer Philosophen. Sie glauben nicht allein, daß die Natur dem Fatum unterworfen ist, sondern auch, daß der menschliche Wille ganz in der geschlossenen Faust des Fatums ruht. Sie sind der Ansicht, daß Alles, von dem Wachsen kleiner Aepfel bis zum Rösten griechischer Rebellen, voraus bestimmt war. Daher machen sie keine unnützen Schritte, um das Unglück abzuhalten, und Versicherungsanstalten sind ihnen total unbekannt. Sie würden ein solches Institut als einen Tempel des Mammons und der Unrechtlichkeit betrachten. Selbst die Quarantaine ist bei ihnen eine neue, keineswegs beliebte Einrichtung. Der Arzt erscheint ihnen durchaus nicht als die wichtige Person, als welche wir ihn betrachten. Sie achten ihn als Schmerzenstiller, aber sie sind

überzeugt, daß kein Mann Das abwenden kann, was „geschrieben steht". Aus diesem Grunde liebt es auch der ächte Türke nicht, sich dem Schritte des Fatums bei Gelegenheit von Feuersbrünsten handelnd in den Weg zu stellen, und die Geschicklichkeit unserer besten Spritzenmeister erscheint in seinen Augen als rothglühende Blasphemie. Der Türke würde einem mit den Blattern behafteten Individuum mit der größten Galanterie und Artigkeit die Hände schütteln, wenn Händeschütteln überhaupt bei ihm Sitte wäre. Er wäre gar nicht abgeneigt, die Kleider einer kürzlich an der Pest gestorbenen Bekanntschaft zu tragen. Türkische Logiker raisonniren über diesen Gegenstand mit wunderbaer Weisheit. Sie versichern, daß die Pest ein Geist ist, welcher die Luft durchzieht mit zwei Lanzen, die eine weiß, die andere schwarz. Mit diesen trifft er die Menschen. Leute, welche die weiße Lanze traf, sterben nicht; aber nichts rettet die von der schwarzen Lanze Getroffenen. Andere Punditen behaupten mit ähnlicher Gelehrsamkeit, daß die Pest nicht durch einen, sondern durch mehrere Geister sich daestelle. Dieser Streit der Gelehrten ist oft schon sehe heiß geworden, aber bis jetzt sind die weisen Männer des Ostens noch nicht zu einer Entscheidung gekommen. Eigentlich lieben sie auch nicht Entscheidungen und entschiedene Leute.

Ich wüßte im Augenblicke gerade nichts weiteres über den ächten Türken zu sagen. Er ist eine sonderbare, gebrechliche, müede, herunter gekommene, wackelige alte Figue, deren Anfang, Ende und ganze Geschichte sich in zwei Worte fassen läßt — Pfeife und Ruhe. (Ostd. Post.)

Die Freimaurer und die Kirchenstaatsmänner.

Die alte Gewohnheit, alle staatsgefährlichen Umtriebe unter kirchlicher Firma den Jesuiten zuzuschreiben, wird mit Recht getadelt, da ein großer Theil der heutigen hierarchischen Wühler formell nicht zu diesem Orden gehört. Aber von ihrer Seite wird derselbe Fehler begangen. Wie dort die Untergrabung der allgemeinen Sittlichkeit und Sicherheit nur einem Theile der schwarzen Revolutionspartei zur Rechnung gebracht wird, so hier den Freimauerern der Widerstand gegen die ultramontane Mineurcompagnie, obschon jene nur einen kleinen Theil der ehrenhaften und klar sehenden Männer in sich schließen, welche dem Volksbetrug im Großen, der Fälschung der Geschichte und jeder Wissenschaft, und endlich der systematischen Untergrabung aller Gesetzlichkeit im Staate und Gesellschaft mit wachsenden Kräften entgegenarbeiten. Besonders die „Deutsche Volkshalle" klagt die Freimaurer in Deutschland (mit Hinweisung auf die Höchstgestellten unter ihnen), in Spanien und vozüglich in Belgien der schwersten Sünden gegen jenen heiligen Geist an, der von jenseits der Berge (ultra montes) herüber weht. Daß sie allerdings Grund zu dieser Anklage hat (nicht aber zu ihren damit verwobenen Verläumdungen), belegt sie durch einen Auszug aus der von Verhaegen am 24. Juni in der Brüsseler Loge gehaltenen Rede. Freilich ruft diese Rede nicht zu dem den Maurern vorgeworfenen „Zerstörungswerke" auf, sondern zum Ausbau der edelsten und gemeinnützigsten Werke; aber — sie will die Volkserziehung und die Verwaltung der öffentlichen Wohlthätigkeit (welche bekanntlich neuestens die innere Mission mit dem römischen Klerus theilen möchte) „nicht in unwüedige Hände gerathen lassen"; sie will „neben jeder Jesuitenanstalt eine Druckerei anbringen", um durch die gesetzliche Macht der Presse „hier für die Wahrheit zu reden, wie man sie anderwärts für Lüge und Schmach reden lasse" (rauschender Beifall). Die Stellen der Rede, welche vozüglich die fromme Wuth dee klerikalen Paetei hervorrufen, mögen folgende seyn:

„Brüder, glauben Sie ja nicht, in Beziehung auf Religion wolle ich dogmatische, scholastische Fragen aufwerfen, wie z. B. die schwere Frage über die Wandlung (Heiterkeit) ... ich will mich wohl hüten, das Secirmesser der Untersuchung an solchen Fragen zu erproben, um derentwillen man wahrscheinlich in früheren Zeiten die strenge Formel aufstellte: „Es ist verboten, sich iegendwie mit religiösen Materien abzugeben." Allein wenn die Bischöfe mit ihren scheinbae wegen der Fasten erlassenen, in der That aber eine hohe und scharfsichtige Politik umhüllenden Hirtenbriefen herausrücken; wenn sich leider vor unseren Augen das Land mit sogenannten frommen Gemeinden anfüllt, denen ich aber den Namen bärenhäuterische Gemeinden beilege (zustimmendes Gelächter); wenn so viele große, starke, rüstige Menschen Angesichts unser das Brod unserer Armen, das Brod unserer guten rechtlichen Arbeiter essen wollen, ohne etwas dafür zu thun, dann, sage ich, ist es unser Recht und unsere Pflicht, die religiöse Frage der Klöster in die Hand zu nehmen, sie von vorne anzugreifen, sie stückweise aus einander zu legen, und das ganze Land wird doch wohl zuletzt mit ihnen fertig werden, sollte es sich auch mit Gewalt von diesem Aussatz heilen müssen. Also anhaltende Thätigkeit der Maurer gegen die unnützen Klöstee, gegen die Müßiggänger-Institute." (Bravos.)

„Zum Schluß noch Eins, Brüder! Mitten im neunzehnten Jahrhundert, im Jahre 1854, müssen wir neue Wunder ausrufen hören, versammelt man das belgische Volk, um ihm zu verkünden, daß ein neuer Heiliger erwacht ist, daß dee selige Sanct Bobola seiner Gruft entstieg und vom belgischen Volk Unsterblichkeit fordert. Ist das wahr? Freilich ist's wahr; die Sache geschieht, geschieht heute zu Mons. Ja, neue Heiligen tauchen auf, werden gepriesen, gefeiert, in dieser Stunde, wo ich zu Ihnen rede, und hier bei den Jesuiten, während man zugleich das Volk zur Heilung seiner Gebrechen zum heiligen Wassee La Salette schickt! Wohlan, Brüder, Ja oder Nein, muß die Maurerei sich mit religiösen Materien befassen? Müssen wir, Ja oder Nein, vereint zur Bekämpfung und Zerstörung von derlei Mißbräuchen auftreten?"

Mannichfaltigkeiten.

(Das gesellschaftliche Leben in St. Petersburg.) Die Russen, sagt Golowin, haben eben keine besondeee Liebe für Petersburg und der Verlust desselben würde ihnen kein großes Bedauern erregen. Jedenfalls indeß ist die Gesellschaft in Petersburg eine der feinsten und höchsten in der Welt, die „Crême" von Wien kommt dem Luxus des russischen Adels nicht gleich. Die trefflichsten Früchte, die schönsten seltensten Blumen sieht man, trotz der Strenge des Klimas, auf den Bällen, welche der Adel gibt, in Ueberfluß. Ueberhaupt erinnert die Lebensweise oder vielmehr der Lebensstyl des Adels in Petersbueg an die Zeit der französischen Regenten oder an die Ludwigs XIV. Obgleich die Zahl der Familien, unter welche das ganze Land getheilt ist, sich auf 42,000 beläuft, so besitzt Petersburg doch nicht mehr als 12 Familien, die sich eines jährlichen Einkommens von 200,000 Silberrubeln erfeeuen. An gelehrten Leuten fehlt es in Petersburg nicht. Die Russen lesen gern und sprechen meist meheere Sprachen. Wenn ich nun auch nicht mit dem Türken sage, daß ein Mann, der sieben Sprachen spricht, sieben Männern im Werthe gleiche, so behaupte ich doch auch nicht mit Voltaire, daß mehrere Sprachen bloß mehrere Schlüssel zu demselben Schlosse seyen; die Literatue einer jeden Nation ist eine Welt für sich selbst.

Den übereinstimmenden Aussagen sowohl der Weinkenner, als der Weinproducenten gemäß hat die günstige Witterung der letz-

ten Wochen in sehr bedeutendem Maße auf die Zeitigung der Trauben eingewirkt und wird das diesjährige Produkt in Bezug auf **Qualität** ein viel günstigeres Resultat liefern, als nach der ungünstigen Gestaltung des Sommers zu erwarten stand.

Frankfurter Theater.

Wenn in einem Berichte aus Frankfurt dieser Tage in der Köln. Zeitung zu lesen war, daß unsere Bühnenzustände trostlos seyen und die Subvention eine ganz **verlorene Ausgabe**, so fühlen wir uns zu nachstehenden Bemerkungen veranlaßt. Will man sich auf den klassischen, reformatorischen, idealen Standpunkt, oder wie man ihn in diesem Sinne sonst bezeichnen möchte, stellen, will man sich an die höchste Aufgabe der Bühne und der dramatischen Kunst mit aller Strenge des Prinzips halten, so wären nicht nur die hiesigen, sondern fast alle deutschen Bühnenzustände trostlos zu nennen, und nicht nur sie, sondern noch gar viele andere Zustände. Ideal und Wirklichkeit stehen sich überall schroff entgegen. Was die heutigen Bühnen leisten, was sie sind und nicht sind, seyn sollten und nicht seyn können, darüber ist genug gesprochen und geschrieben, und wir wollen die Sache hier nicht abermals erörtern, das ist ein langes endloses Kapitel, welches dem Aesthetiker, dem Moralisten, aber am meisten dem Satyriker reichen Stoff zu Abhandlungen und Ausfällen böte. Alles Demonstriren würde aber, wie es seither der Fall gewesen, nichts bessern. Bleiben wir dagegen bei der Lage der Dinge stehen, wie sie nun einmal ist, und betrachten wir die Dinge aus dem praktischen Gesichtspunkte, so sind die Zustände der unsrigen nicht trostreicher, aber auch nicht trostloser, als die der meisten anderen, etwa mit Ausnahme des Hofburgtheaters und des Theaters in München, Dresden und Berlin, welche indessen auch noch recht viel zu wünschen übrig lassen. Bühnen mittleren Ranges, die aus eigenen Mitteln oder auch mit kleinen Subventionen ihren finanziellen Unterhalt gewinnen müssen, haben die Geldfrage und die laufenden Tageseinnahmen zu sehr im Auge zu halten, als daß sie großartig und auf deutsche Kunst reformatorisch wirken könnten. Sie leben so zu sagen von Hand zu Mund, sind von den Launen des Zufalls und des Publikums abhängig und können eine durchgreifende und consequente Tendenz nicht geltend machen. Die Subvention, die unsere hiesige Bühne bezieht, bleibt in diesem Sinne allerdings eine verlorene; sie ist ein Palliativ, kein radikales Heil- und Hülfsmittel; sie genügt, um das Nothwendigste zu bestreiten, nicht aber, um das Beste zu erzielen und uns zum Besitz einer Musteranstalt zu verhelfen. Um zu dieser zu gelangen, müßten ganz andere Hebel angelegt, ja noch mehr, das ganze Haus müßte niedergerissen und ein neues aufgebaut werden. An schönen Bauplanen dürfte es nicht fehlen, wo aber die erforderlichen Summen herzuschaffen, wo die erforderlichen Actionäre aufzutreiben, darüber möge ein weiser Salomo uns Auskunft geben und belehren. Soll eine Bühne leisten, was als annähernd der wahren Kunstaufgabe gelten kann, so darf sie ihre Wirksamkeit weder durch ängstliches Ringen mit ihrer materiellen Existenz, noch durch kleinliche Rücksichten gehemmt und beengt sehen. Das große Publikum ist aller Orten blasirt, weiß nicht, was es will, es sey denn, sich im Theater leidlich zu amüsiren oder durch eine renommirte Sängerin zur Bewunderung hinreißen zu lassen, tadelt und kritisirt mehr, als daß es geistig genießen und sich erheben will. Es empor zu ziehen, seinem Geschmack eine bessere Richtung zu geben, ihm würdige Genüsse zu bereiten, unbekümmert um seine Zu- oder Abneigung, das wäre freilich eine schöne und dankenswerthe, wir glauben selbst eine erreichbare Aufgabe, aber ein Privatdirektor wird sie weder lösen können, noch Selbstaufopferung genug besitzen, ihre Lösung anzustreben.

Ein Ueberblick des Repertoires der letzten Wochen liefert den Beweis, daß es weder die Direktion und Regie, noch die Mitglieder unserer Bühne an Eifer und Fleiß fehlen ließen, und die Aufführungen waren, wenigstens die meisten derselben, der Art, daß hier von trostlosen Zuständen die Rede nicht seyn kann. Die uns wieder gewonnene Fräul. **Janauschek** sahen wir als Minna von Barnhelm, Lady Tartüffe, Jungfrau von Orleans u. A. Ihre künstlerischen Verdienste sind anerkannt und wäre nur zu wünschen, daß diese Anerkennung durch noch zahlreicheren Besuch sich auch im Interesse der Kasse bethätigen möchte. Leider sind es aber gerade die gehaltvollen und die klassischen Stücke, die das größere Publikum am wenigsten heranziehen, während Possen, Lustspiele und auf äußerlichen Effekt berechnete Piecen mehr Anhänger zählen, so daß man es unserer Bühnenverwaltung nicht verargen kann, wenn sie diesen eine besondere Aufmerksamkeit zuwendet. Wollte sie nur Klassisches vorführen, so würde die obengenannte Subvention verdoppelt oder verdreifacht werden müssen. Bei Veranlassung der wieder in Scene gegangenen „Drei Tage aus dem Leben eines Spielers“ sind wir der Meinung, daß die begleitende melodramatisch seyn sollende Musik füglich beseitigt werden könnte, da sie an und für sich nur wenig Gehalt hat und die Vorstellung über Gebühr verlängert. Ist doch dieß Stück an und für sich schon lang genug und bedürfen doch seine grelle Farben wahrlich keiner weiteren Zuthat.

(Schluß folgt.)

Literatur- und Kunst-Notizen.

Auf der vierzehnten Versammlung der deutschen Philologen in Altenburg hielt Prof. **Hermann** aus Göttingen einen Vortrag über die dorischen Könige von Argos, der auch deßhalb allgemeinere Beachtung verdient, weil der als Autorität in diesem Fache anerkannte Gelehrte sich über Grote's Geschichte von Griechenland höchst ungünstig aussprach. Prof. Hermann rügte den „empörenden Hochmuth und Leichtsinn“, mit denen Grote diesen Gegenstand in seinem „vielfach überschätzten Buche“, namentlich Otfried Müller gegenüber, behandelt habe, und ließ dagegen den gründlichen Forschungen von Prof. Weißenborn in Erfurt die gebührende Gerechtigkeit widerfahren. Als Ort für die nächste Versammlung wurde **Hamburg** bezeichnet.

Unter dem Titel „Sebastopol“ gibt die Expedition der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ **Illustrirte Depeschen** heraus. Unter den Illustrationen der ersten Nummer befindet sich eine Karte des Kriegsschauplatzes, Sebastopol aus der Vogelperspektive aufgenommen *c. Das Unternehmen verdient als ein auf Veranschaulichung der Kriegsereignisse gerichtetes empfohlen zu werden.

Nach einer Mittheilung von A. Petermann aus Gotha (Perthes' geographischer Anstalt), 3. Oct., hielt sich laut einem Schreiben des englischen General-Consuls, Colonels Hermann in Tripolis (Nord-Afrika), Dr. H. **Barth** am 24. März noch in Timbuktu auf. Nach den letzten Nachrichten vom 14. December v. J. hatte er gehofft, noch vor Ablauf desselben Monats sich auf die Rückreise nach Osten begeben zu können; es ist deßhalb unzweifelhaft, daß nur die wichtigsten Gründe ihn zu einem weiteren Aufenthalte von drei Monaten in der anarchischen Wüstenstadt veranlassen konnten. Fürwahr, eine harte Prüfung muß die siebenmonatliche Residenz in Timbuktu für den wackeren Reisenden gewesen seyn!

Frankfurt, 12. Oct.

Herr Antonio **Regazzoni** erklärt in der gestrigen Nummer des hiesigen „Intelligenzblattes“, in Erwiederung des Herrn Dr. **Kellner** (Nr. 242 der Didaskalia): „daß er des Letzteren Vorschlag, vor dem Physikalischen Vereine seine magnetischen Versuche zu wiederholen, gerne annehme, theils im Interesse der Wissenschaft, theils um Diejenigen zu beschämen, die so voreilig seinen Ruf und seine Ehre anzutasten sich erlaubt hätten“

Theater-Anzeige.

Freitag, 13. Oct. Vierte Gastdarstellung der Frau **Leisinger** vom Hoftheater zu Braunschweig. **Die Montecchi und Capuleti**, Oper in 4 Abth. von Bellini. Romeo: Frau Leisinger.

Samstag, 14 Oct. Gastdarstellung des Herrn **Grauert**, vom königl. ständischen Theater zu Prag. (Zum ersten Male): **Gervinus, der Narr vom Untersberg**, oder: Ein patriotischer Wunsch, Posse mit Gesang in 3 Acten von Alois Berla. Musik von Kapellmeister Franz v. Suppé. Gervinus: Herr **Grauert**.

Druck und Verlag von **Heller und Rohm**. — Verantwortlicher Redakteur: **J. A. Hammeran**.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 246. Samstag, den 14. October 1854.

Der Teich von Précigny.

(Nach dem Französischen des Elie Berthet.)

(Fortsetzung.)

V.

Es waren bereits einige Tage seit jener Begebenheit in der Fabrik verflossen und Alles ging im Dorfe Précigny seinen gewöhnlichen Gang fort; das Fieber hatte im Augenblicke etwas nachgelassen. Die Bewohner von Précigny waren noch voller Begeisterung für den jungen Grafen, der eine solche Probe seines Muthes und seiner Menschenliebe abgelegt hatte. Die Ohrfeige, die er dem verhaßten Smithson gegeben, erschien in ihren Augen als eine wahre Heldenthat.

Nicht so betrachtete Alfred selbst sein Betragen an jenem Tage. Jetzt, wo er ohne Aufregung über den ganzen Hergang und die Verhältnisse nachdachte, fühlte er mit Betrübniß, daß er sich zu einer Uebereilung hatte hinreißen lassen, die schon sehr unangenehme Folgen gehabt hatte und noch weit schlimmere hätte nach sich ziehen können. Er war seit jenem Tage noch nicht wieder aus seiner bescheidenen Behausung getreten; dafür versammelten sich aber täglich der alte Nicolas, Mathurin und noch einige andere Bewohner des Dorfes bei ihm und Listen und Bittschriften wurden von Haus zu Haus getragen. Mit einem Worte, Alles gab Zeugniß, daß der junge Graf das hohe Ziel, das er sich gesetzt hatte, noch immer rastlos verfolgte.

Eines Morgens, als er eben sein einfaches Frühstück in einer Laube seines Hausgartens zu sich genommen hatte und den Kopf mit der Hand stützend gedankenvoll in die Umgebung blickte, gewahrte er plötzlich durch die Bäume hindurch auf einem Wege, der sich am Fuße des Hügels hinzog, einen Reiter. Derselbe stieg vom Pferde, sprach mit einem Buben aus dem Dorfe, der eine Kuh weidete, und übergab ihm sein Pferd; dann ging er selbst schnellen Schrittes der kleinen Meierei des Grafen zu.

Zu jeder anderen Zeit würde Alfred erstaunt gewesen seyn, hier einen Fremden zu erblicken, doch in diesem Augenblicke achtete er auf nichts, was um ihn her vorging. Als indessen die alte Bäuerin, welche ihm für einen bescheidenen Lohn diente, kam und ihm meldete, daß ein Herr ihn sogleich zu sprechen wünsche, konnte er doch eine lebhafte Verwunderung nicht unterdrücken.

„Wer ist der Herr, Marianne?“ fragte er.

„Ich kenn' ihn nicht, Herr Graf, es ist ohne Zweifel ein Fremder, denn auf zwei Meilen in der Runde ist mir Niemand unbekannt.“

„Hat er auch seinen Namen nicht genannt?“

„Als ich ihn darnach fragte, erwiederte er lachend, der Name thäte nichts zur Sache . . . Er behauptet, daß er Ihnen wichtige Dinge mitzutheilen habe.“

„Das ist sonderbar! Ich erwarte diesen Morgen Nicolas und seine Freunde und es ist mir sehr unangenehm, jetzt durch einen Fremden gestört zu werden. Ohne Zweifel waltet hier ein Mißverständniß. Sage dem Herrn . . .“

„Wahrhaftig“, rief Marianne sich umsehend, „gern oder ungern, Sie müssen ihn jetzt empfangen, denn er ist mir gefolgt; da kommt er schon.“

Der Graf wendete sich rasch um und gewahrte in der That den Fremden, der gerade auf die Laube zuschritt. — Er war noch ein rüstiger Greis, obgleich seine Haltung sehr gebeugt war. Er trug einen weiten Ueberrock, kurze Beinkleider, wollene Strümpfe und Schnallenschuhe, alles schwarz. Unter dem Hute hatte er noch eine Kappe von schwarzer Seide. Man hätte ihn seiner Kleidung nach für einen Geistlichen halten können, doch seine durchdringenden Augen, seine spähenden Mienen zeigten nur zu deutlich einen Mann, der seit langer Zeit von den weltlichsten Interessen in Anspruch genommen worden war. Er blickte im Gehen furchtsam bald rechts, bald links.

Alfred konnte trotz seines Verdrusses über die Störung doch eine kleine Neugierde nicht unterdrücken. Er befahl der Bäuerin, sich zu entfernen, und ging dem Fremden selbst entgegen. Sobald er ihm näher kam, zog derselbe seinen Hut ab und verneigte sich einige Male sehr tief.

„Verzeihen Sie, mein Herr“, sagte er in einem näselnden Tone, „daß ich Sie störe; aber ich komme in Ihrem Interesse. Es wird am besten seyn, wir bleiben hier im Garten, denn die Wände haben Ohren, sagt man.“

Alfred hörte erstaunt diese Einleitung. Der Greis schien das Erstaunen gar nicht zu bemerken; er zog ein Schnupftuch von zweifelhaftem Weiß aus der Tasche und trocknete sich den Schweiß von der Stirne.

„Ohne Zweifel, mein Herr, habe ich die Ehre, mit dem Sohne des Grafen von Précigny zu sprechen?“

„Seit langer Zeit“, erwiederte Alfred mit einem leisen Anstrich von Wehmuth, „bin ich der einzige Graf von Précigny.“

„Das meinte ich . . . Dann sind Sie auch der einzige Erbe der alten Familie, nicht wahr?“

„Die Erbschaft ist nicht bedeutend. Von dem Punkte aus, wo wir uns eben befinden, können Sie Alles übersehen, was mir von den unermeßlichen Gütern meiner Voreltern geblieben ist.“

„So hat man mich doch nicht hintergangen“, sagte der Fremde um sich blickend . . . „Nun denn, das wird sich ändern, mein Herr“, fügte er mit einem widrigen Lächeln hinzu, „wenn Sie mir einen Augenblick Gehör schenken wollen.“

„Aber, mein Herr, darf ich Sie zuerst um Ihren Namen bitten.“

„Mein Name! Wenn ich Ihnen nun sagte, daß ich Thomas oder Barnabas heiße, was würde Ihnen das nützen? Der Name

ist unwesentlich . . . Aber setzen wir uns, denn ich bin in der That ermüdet."

Mit den letzten Worten trat er in die Laube, drückte den Hut tief ins Gesicht, so daß er einen Theil desselben bedeckte und setzte sich auf die Bank.

Der Graf nahm erstaunt neben ihm Platz und erwartete ungeduldig, etwas über die Ursache dieses sonderbaren Besuches zu hören.

Der Fremde begann, nachdem er einige Male forschend um sich geblickt hatte.

„Ich sagte Ihnen schon, mein Herr, daß ich dem Grafen von Précigny eine wichtige Eröffnung zu machen habe."

„Der Graf von Précigny hört Sie."

„Nun denn", fuhr der Greis mit leiser Stimme fort, „so will ich ohne Umschweif zur Sache kommen . . . So wissen Sie denn, mein Herr, daß sich noch irgendwo, in den Händen von irgend einer Person, gewisse Papiere befinden, welche sehr wichtig für die Familie von Précigny sind . . . Diese Papiere beweisen gewisse Sachen . . . und es hängt nur von Ihnen ab, Herr Graf, daß Sie dieselben zu Ihrer Verfügung erhalten."

Alfred sah den Sprecher mit großen Augen an; er konnte nicht begreifen, wohin diese geschraubte, geheimnißvolle Sprache führen sollte.

„Wenn ich sage, diese Papiere sind vorhanden, so soll das so viel heißen: sie könnten vorhanden seyn", fuhr der Alte fort; „denn ich habe in diesem Punkte nur sehr unbestimmte Nachrichten, da die Person, die mich angestellt hat, mir nichts Bestimmtes darüber mitgetheilt . . . Doch man könnte Nachforschungen anstellen . . . nicht ich! ich bin nur eine Mittelsperson und würde um keinen Preis Papiere zurückhalten, die mir nicht gehören . . . Aber setzen Sie einmal den Fall, es wären wirklich solche Papiere vorhanden, und zwar in sicheren Händen, welche Ihnen unter gewissen Bedingungen ausgeliefert würden."

(Fortsetzung folgt.)

De mortuis nil nisi bene.

In den Anzeigen einer gewissen Zeitung einer gewissen Stadt kam einst folgende gewisse Todes-Anzeige:

„Gestern verblich unsere innigst geliebte Gattin, Mutter und Schwägerin N. N. selig in dem Herrn! wer die Verblichene kannte, ein Muster der Frauen und Mütter, wird unsern gerechten Schmerz zu würdigen wissen."

Tags darauf kam eine gewisse Frau von Maier zu einer gewissen Frau von Huber zu gewissem Besuche, sie setzten sich zur Chocolade nebst gewissem obligaten Backwerk und es begann folgendes gewisse Gespräch:

v. Maier: Also die Dings ist gestorben!

v. Huber: Hab's gehört, brave Frau, wird allgemein bedauert.

v. Maier: Ja, sehr brav, doch einen Fehler hat sie g'habt, sie war ziemlich hoffärtig und stolz, aber natürlich, das bleibt unter uns, nicht wahr?

v. Huber: Gewiß, verlassen Sie sich auf mich.

Die gewisse Frau von Maier nahm Schleier und Hut und Sonnenschirm, empfahl sich, und andern Tags machte die gewisse Frau von Huber einer gewissen Frau von Müller eine Visite; als sie bei Thee mit gewissem Zwieback saßen, begann Frau von Huber:

„Also, die Dings ist gestorben!

v. Müller: Hab's gelesen; brave Frau.

v. Huber: Ja, so ziemlich, doch so ein Paar Fehler hat sie g'habt, war ziemlich hoffärtig und stolz und etwas geizig, aber unter uns gesagt, nicht wahr?

v. Müller: Ganz unter uns.

Frau von Huber empfahl sich; am folgenden Tag aber kam die gewisse Frau von Müller zu einer Madame Weiß, setzte sich zu Kaffee nebst gewissem Zuckerbrod, und Frau von Müller sprach unter Anderem:

v. Müller: Also die Dings ist gestorben!

Weiß: Hab's vernommen, brave Frau!

v. Müller: Ja, ziemlich; doch manchen Fehler hat sie g'habt, hoffärtig, stolz, schrecklich geizig und ziemlich leicht, aber 's bleibt unter uns.

Und die gewisse Frau von Müller verabschiedete sich; am nächsten Tage aber ging die gewisse Madame Weiß zu einer gewissen Madame Schwarz, saßen bei Bier und gewisser Wurst und duftigem Käse und Madame Weiß sagte:

Weiß: Also die Dings ist gestorben!

Schwarz: Leider, brave Frau.

Weiß: Passirt, viele Fehler g'habt; so hoffärtig und stolz, erschrecklich geizig und leicht, ja man munkelt Allerlei; doch es bleibt natürlich unter uns gesagt, verstanden?

Und sie ging, die gewisse Madame Weiß; die gewisse Madame Schwarz jedoch kam am nächsten Tage zu einer gewissen Gall; sie ward mit Schnaps nebst gewissen trocknen Brodschnittchen regalirt und fing sogleich an:

Schwarz: Also die Dings ist gestorben!

Gall: Ja, soll brav gewesen seyn.

Schwarz: So? das heiß' ich auch brav, sauber, wenn man so hoffärtig, so stolz, so geizig, so leicht ist? Da hört man saubere Geschichten, mag's gar nicht erzählen, müßte mich schämen, sag's auch bloß zu Ihnen nur aus Vertrauen!

Und sie entfernte sich, die gute gewisse Madame Schwarz; wohin aber die gewisse Gall ging, ist nicht ermittelt.

Drei Tage darauf aber erschien in demselben Blatte derselben gewissen Stadt folgendes gewisse Inserat:

„Zu meinem Bedauern sehe ich mich genöthigt, 100 fl. Belohnung Demjenigen zu ertheilen, der mir die Urheber der Verläumdungen und böswilligen Gerüchte über meine selige Frau nennen kann; jeder ehrliche Mann, jedes ehrliche Weib wird hiezu nach Pflicht und Ehre aufgefordert.

Sechs gewisse Tage hinter einander erschien in selbem gewissen Blatte selber gewissen Stadt selbes gewisse Inserat mit selben gewissen Lettern, aber es bleibt gewiß, daß Niemand Gewisser erschien, der selbe gewisse Urheber nennen konnte.

Und dieselbe gewisse gute, brave Frau blieb in der ganzen gewissen Stadt verschriern als ein Ungeheuer von Laster.

(Flieg. Bl.)

Der weimarische Staatsminister v. Wydenbrugk.

Weimar, im October.

Unser jüngsthin zurückgetretener Justiz- und Kultus-Minister v. Wydenbrugk, mit welchem sich die Reihe der in ihr Stillleben zurückgetretenen Märzminister schloß, weilt gegenwärtig in dem reizenden Tegernsee, wo er sich vor längerer Zeit angekauft. Ueber die Motive seines Rücktritts finde ich in der politischen Presse nur dürftige Notizen. Gestatten Sie mir daher, daß ich Ihnen Genaueres hierüber mittheile. Ist es ja ein Stück deutscher Geschichte, und wahrlich kein schlechtes, was hier spielt! Zuvörderst muß aber das Verbleiben eines anderen Mannes in der Regierung unseres Landes, des Hrn. v. Watzdorf, auch den Fernstehenden davon überzeugen, daß dem Rücktritt seines Collegen keineswegs eine Rückkehr zu den vormärzlichen Regie-

rungsprinzipien zu Grunde lag; denn Hr. v. Watzdorf gilt gleichfalls als ein Mann von entschiedener liberaler Gesinnung, freilich mit Weisheit und mit Maß, aber in letzter Beziehung gewiß nicht mehr, als Hr. v. Wydenbrugk, von dem seine Freunde wissen, daß er in politischen, wie in religiösen Dingen, stets einen ziemlichen Fond von ächtem Conservatismus in sich trug, wenigstens nie zu den Republikanern, oder auch nur zu den heißblütigen Demokraten zählte, selbst zu der Zeit nicht, wo er im Centrum der deutschen Nationalversammlung saß und die Donnerrede gegen den König von Hannover hielt. Was ihn auf den Schultern des Volkes in das Ministerium hob (die Bauern trugen ihn am 12. März vor das Schloß), war lediglich seine Rede über das Kammervermögen, welches allgemein für viel bedeutender gehalten ward, als es wirklich war. Radikal war aber jene Rede durchaus nicht. Wie hätte er sonst bei dem vormärzlichen Landtage damit durchdringen, ja die Punktationen derselben erst noch kürzlich die Grundlage der Vereinbarung zwischen Regierung und Landtag über das Domänialvermögen werden können.

Diesen gemäßigt liberalen Geist athmen auch alle Gesetze, bei welchen Hr. v. Wydenbrugk als Minister mitwirkte: die Gemeinde- und Bezirksordnung, die Strafprozeßordnung, das Kirchengemeinde-, Volksschulgesetz 2c. Aber ein höchst ehrbares Motiv machte ihm sein längeres Verbleiben im Ministerium bedenklich. Er sagte sich nämlich, daß er, in einer ganz andern, in einer tiefbewegten Zeit in die Regierung gekommen, doch von sich und seinem Fürsten den Schein nicht entfernen könne, daß er den Grundsätzen jener Zeit nicht treu geblieben. Dieser Gedanke hatte für ihn etwas Störendes, dem Volke, wie dem Fürsten gegenüber, und darum bot er schon Ende 1849 seine Entlassung an. Der dringende Wunsch des verstorbenen Großherzogs, außerdem aber die Erwägung, sich der Mitwirkung zur Durchführung des ächten Constitutionalismus auf allen Gebieten der nachmärzlichen Gesetzgebung nicht entziehen zu dürfen, bewogen ihn, noch zu bleiben, bis durch die gedachte Vereinbarung über das Kammervermögen das, was ihn ins Ministerium führte, seine volle, feste Verwirklichung erhalten. Da glaubte er, dem jetzigen Großherzog, der wiederholt sich weigerte, seinen Rücktritt zu genehmigen, denselben als eine unabweisbare Pflicht gegen sich und seinen Fürsten darstellen zu müssen. Und so erfolgte er denn unter den vollen Gnadenbezeugungen des Landesherrn, unter Anerkennung seines Charakters und seiner höchst verdienstlichen Wirksamkeit Seitens des ganzen Kerns der Bevölkerung, und unter Bedauern der älteren Beamten selbst, die alle in ihm einen höchst gediegenen und humanen Chef verehrten.

Mannichfaltigkeiten.

(Aus dem Badischen, 7. Oct.) Kürzlich ist am Billetschalter in der Stadt Baden ein 50-Thalerschein abgegeben worden, welcher Irrthum vom Schalterbeamten erst später bemerkt wurde. Der unbekannte Reisende wird nun von der betreffenden Behörde aufgefordert, den bezahlten Mehrbetrag bei der Eisenbahn-Expedition in Baden in Empfang zu nehmen.

Der preußische Gesandte am Londoner Hofe, Graf Bernstoff, hat das preußische Wappen von seinem Hotel abnehmen lassen. Was hat das zu bedeuten? fragten Alle kopfschüttelnd in der Nachbarschaft. Nichts weiter, als daß das Wappen frisch lackirt werden soll, war die Antwort.

Arnold Jakob Le Roy de Saint-Arnaud trat 1815 als Ueberzähliger in die Gardes-du-corps, wurde 1818 Infanterielieutenant, quittirte 1827, wurde 1831 als Lieutenant im 64. Linienregiment wieder angestellt und ging 1836 zur Fremdenlegion über. Hier wurde er 1837 Hauptmann, 1840 Bataillonschef, 1842 Oberstlieutenant, 1844 Oberst, 1847 Generalmajor, dann 1851 Divisionsgeneral und am 26. Oct. desselben Jahres Kriegsminister, am 2. Dec. 1852 Marschall, endlich am 11. März 1854 General-en-chef der orientalischen Armee. Er starb in seinem 53. Jahre.

(Emma Niendorf bei George Sand.) In dem unlängst erschienenen interessanten Buche von Emma Niendorf „aus dem heutigen Paris“ erzählt die Verfasserin auch ihren Besuch bei der großen Schriftstellerin George Sand. „Ein Bursche in der Blouse bat, ein wenig zu warten, Madame sey eben zurückgekommen, sobald sie angekleidet, würde ich sie sehen. Da sitze ich bei George Sand auf dem Divan am Kamine, unter den Füßen einen Teppich mit hellen Arabesken, der bescheidene Raum so traut, vor allen Dingen so rein, wie ausgeblasen. An den holzfarbenen Wänden ein Daguerreotyp, einige Lithographien, ein runder Filzhut mit rother Feder, Fischernetz, Modelle eines Bootes, Strohgeflechte, eine Mandoline. Auf dem kleinen Tisch mit grünem Teppich ein ganz kleines Schreibzeug von weißem Porzellan, daneben ein Schirmchen von naturfarbener Seide, überall die Einfachheit von Jemand, der nichts Ueberflüssiges brauchen kann in seine Gedankenwelt hinein . . . Thüren gehen; ich höre leichte rasche Schritte. Sie kommt herein, viel kleiner als ich gedacht, doch nicht sehr stark, die kurze untersetzte Gestalt älterer Französinnen. Alle Bilder von ihr sind zu kolossal, zu pathetisch. Sie sieht weiblicher aus; große dunkle Augen, aber bleich, trauernd; Ernst und Ruhe im Wesen, vollkommen schlicht und natürlich. Mir war sie so bekannt, als hätte ich sie schon hundert Mal gesehen; das geschieht uns immer mit dem Genie. Auf dem glattgescheitelten Haar trug sie ein schwarzes Schleiertüchelchen; den graugrünen Damast des Kleides mit etwas groteskem Roccoco-Dessin verzierte schwarzer Sammt. Sie findet sich verdrießlich, abgehetzt. „Ich muß Mann und Frau für meine Familie seyn!“ Und wie eine müde, recht müde Frau sprach sie: „Ich kenne lange schon kein Vergnügen mehr.“ Dabei legte sie das Gesicht in die Hand und strich darüber, als wolle sie etwas verwischen... Sie küßte mich beim Scheiden. Ich hätte ihre Hand lange halten mögen; eine kräftige Hand, männlich und weiblich zugleich, die Alles energisch greift, eine feste treue Hand, die nicht leicht faßt, und doch so weich. Die Hand ist der Mensch.“

(Die Köche-Versammlung im „Rothen Haus“ zu Mainz.) Am 4. October wurde im Gasthaus zum „Rothen Haus“ in Mainz ein Fest gefeiert, welches in seiner Art als einziges dastehen dürfte. Es fanden sich nämlich eine größere Anzahl meist rheinischer Köche, zum Theil Schüler des Besitzers des genannten Gasthofes, zusammen, um diesem um die Kochkunst so verdienten Manne, Herrn Restaurateur Klein, den man wohl den Vater der Köche nennen kann, bei Gelegenheit eines ausgesuchten und fröhlichen Mahles einen silbernen Ehrenpokal mit Lorbeeren geziert, worauf die Namen der Geber eingravirt sind, zu überreichen. Die Kochkunst, eine in Wahrheit nützliche und schöne Kunst, hat somit am Rhein und zwar in Mainz ihr erstes Fest durch ihre Vertreter, die rheinischen Köche, gefeiert.

Alexander v. Humboldt soll neulich bei Tafel in Gegenwart vieler hochstehender Personen gesagt haben: „Wenn der Kaiser von Rußland die Türkei einen kranken Mann nannte, so hätte er Deutschland mit viel besserem Rechte ein krankes, altes Weib nennen können.“ (Generalanzeiger.)

Im Jahre 1839 hat sich Scribe mit Madame Biollay, der Wittwe eines Weinhändlers, verheirathet. Wie es heißt, so entschloß er sich zu dieser späten Ehe, um den unausgesetzten Verführungen der Schauspielerinnen zu entgehen, welche ihm Rollen in seinen Stücken abzulocken kamen. Seit dieser Zeit erhalten Damen nur mit Erlaubniß von Madame Scribe Zutritt in sein Kabinet. Madame Scribe hat versucht, ihren Mann in einen Gärtner zu verwandeln, um ihn von seiner ermüdenden Arbeit abzulenken. Allein alle Zeit und Mühe waren rein weggeworfen. Einige Zeit verbrachte er fast alle seine Stunden im Halbdunkel eines Treibhauses, so daß Mad. Scribe glaubte, er beschäftige sich dort mit Blumenzucht. Als sie aber, hocherfreut hierüber, hinzutrat, fand sie ihren Mann beschäftigt, ein Vaudeville: Les Camélias, auf einem umgestürzten Geraniumkasten fertig zu schreiben. Im Uebrigen ist Herr Scribe auf seinem Landgut ein wahrer Gutsherr.

Frankfurter Theater.

(Schluß.)

Als dritte Gastrolle gab Frau Leisinger den Fidelio. Die bereits angedeuteten Vorzüge dieser trefflichen Sängerin, reine Intonation und deutliche Aussprache, Sicherheit und Präzision, schwungreicher und lebenvoller Vortrag wurden von derselben auch in der Partie des Fidelio geltend gemacht. Ihre Verdienste in musikalischer Hinsicht werden durch ein lebendiges und anregendes Spiel, bei welchem mitunter nur des Guten etwas weniger zu wünschen wäre, unterstützt. Hinsichtlich des gesprochenen Dialogs darf man von einer Sängerin nicht allzuviel verlangen, doch wäre dem geschätzten Gaste jedenfalls zu rathen, sich hier mehr Einfachheit und Natürlichkeit anzueignen. Wie wir vernehmen, ist Frau Leisinger für die bevorstehende Wintersaison unserer Oper gewonnen worden, welche Acquisition wir als eine sehr erfreuliche zu bezeichnen haben. Die Gesangskräfte, welche demnach unserer Oper jetzt zu Gebote stehen, stellen uns bei gehöriger Verwendung ein eben so mannichfaltiges Repertoire, als gediegene und anziehende Aufführungen in Aussicht, und sind trostlose Bühnenzustände nach dieser Seite hin wohl nicht zu befürchten. Daß unsere Oper in ihrer Gesammtheit Treffliches zu leisten im Stande ist, davon liefert z. B. die Aufführung des Tannhäuser, die eine in jeder Beziehung musterhafte genannt werden darf, den vollgültigsten Beweis.

Im Schauspiel sahen wir das „Käthchen von Heilbronn“ in einer neuen Einstudierung wieder. Die goldenen Tage für solche Stücke aus der romantischen Ritterwelt liegen weit hinter uns; der heutige Geschmack ist ein anderer, wenn auch eben kein besserer. Das Käthchen von Heilbronn hat jedenfalls einen poetischen Kern und Charaktere und Situationen, die dem Gemüth und der Phantasie eines deutschen Publikums sich nimmer ganz entfremden werden. Eine von Eduard Devrient veranstaltete neue Bearbeitung dieses Stückes soll vor der älteren von Holbein so überwiegende Vorzüge haben, daß wir uns wundern müssen, warum es nach dieser nicht auch bei uns gegeben wurde. Fräulein Dettmer spielte das Käthchen. Wir haben diese Rolle in früherer Zeit von einer bekannten Darstellerin in so hoher Vollendung gesehen, daß wir hier jede Nachfolgerin mit einem großen Maßstabe zu messen hätten. Wollen wir von einem solchen absehen, so können wir Fräulein Dettmer das Zugeständniß machen, daß sie für ihr jugendliches Alter recht Verdienstliches geleistet, und ihre Aufgabe mit dem rühmlichsten Fleiße gelöst hat. — Herr Blattner gab den Wetter von Strahl, wenn auch seinen Vorgänger in dieser Rolle nicht erreichend, doch recht beifällig. Seine Auffassung war durchdacht, seine Dialog klar, seine Repräsentation würdig. Herr Blattner gewinnt die Gunst der Theaterfreunde in steigendem Maße, da es ihm gelingt, jene Breite und Gedehntheit der Diction, durch welche seine Leistungen anfänglich etwas beeinträchtigt wurden, zu beseitigen, sowie sich die hier beliebte Weise eines unverkünstelten, leichtfließenden und natürlichen Spieles mehr anzueignen.

Die wieder stattgehabte Vorführung des stets so beliebt gewesenen und überaus bühnenwirksamen Töpfer'schen Lustspieles „Rosenmüller und Finke“ dürfen wir um so willkommener heißen, als sie eine vorzügliche war und uns einen heiteren Abend bereitete. Da uns der Raum Details über die Aufführung nicht gestattet, so sey nur berichtet, daß Herr Grauert von Prag als Gast den Kaufmann Bloom spielte. Er zeigte sich als ein sehr gewandter und bühnenkundiger Darsteller, hätte aber, um dieser Rolle zu genügen, den nothwendig feineren Schliff eines Großhändlers und den Charakter, wie die Effekte der Situationen etwas höher greifen müssen. Als Pfeffer in Nr. 777, den Herr Grauert frisch und lebendig spielte und wo ein derber Humor mehr am Platze war, erschien uns die Leistung des Gastes anziehender. Ein fünfactiges Lustspiel von A. Dumas: „Die Jugend Ludwig XIV.“, ist eine ganz eigenthümliche Mischung von interessanten und langweiligen Scenen, aber von einer Länge und Gedehntheit, deren Ende man kaum erleben kann. Es hat nur wenig angesprochen, und sollte es wiederholt werden, so möchten wir vor Allem recht dringend um möglichste Kürzung bitten. An einem derartigen Stücke kann sich der Rothstift nicht leicht versündigen. In der Rolle der „Georgette“ machte Fräulein Berthe Mühling ihren ersten theatralischen Versuch. Sie spielte mit einer Sicherheit, Leichtigkeit und Gewandtheit, daß wir nicht im Stande waren, von einer Anfängerin etwas zu bemerken. Ihr Spiel war eben so naiv und schalkhaft, als pikant und von geistiger Auffassung zeugend. Wir glauben hier Proben eines entschiedenen Talents erkannt zu haben. Der jungen Darstellerin wurde einstimmiger und lebhafter Beifall gespendet.

W.

Korrespondenz.

Von der badischen Bergstraße, 8. Oct.

Zur Unterstützung der durch Ueberschwemmung schwer beschädigten Schlesier hat die Direktion des landwirthschaftlichen Kreisvereins Weinheim einen wiederholten Aufruf an die Landwirthe des Bezirkes ergehen lassen und sie aufgefordert, je nach Kräften zur Linderung der Noth der Ueberschwemmten beizutragen. Zugleich wurden die Bürgermeister des Bezirkes, sowie auch die Vereinsmitglieder gebeten, Sammlungen in ihren Gemeinden zu veranstalten. In Heidelberg hat sich zum gleichen Zwecke der Hülfeleistung für die Schlesier ein Comitee gebildet, das freiwillige Beiträge annimmt. Die spätere Anordnung, daß in den Wohnungen Unterschriften zu Beiträgen erhoben werden, hat jedoch bei Einzelnen, die weniger geneigt sind, in so weiter Ferne Wohnende zu unterstützen, den gewünschten Anklang nicht gefunden. Sie fürchten, daß die bemittelte Klasse, noch mehr für die Unterstützung der Armen in der nächsten Nähe, besonders der des Odenwaldes, werde in Anspruch genommen werden, als dieses im verflossenen Jahre der Fall gewesen.

Frankfurt, 11. October.

Unter den vielen hiesigen Wohlthätigkeitsanstalten nimmt auch der „Verein zum Wohl der dienenden Klasse“ eine rühmliche Stelle ein. Dieser Verein, der sich, bis vor kurzer Zeit, nur mit Vertheilung von Preisen an würdige Dienstboten beschäftigte, hat in neuerer Zeit seine Thätigkeit auf eine Weise erweitert, von der man die segensreichsten Resultate erwarten darf. Anstatt bisher nur in längeren Jahren erwiesene Würdigkeit zu belohnen und anzuerkennen, will man diese bauen, pflegen, befördern und erhalten. Zu diesem Zweck hat der Verein eine Zufluchtsstätte für weibliche Dienerinnen, unter der Leitung und Aufsicht achtbarer hiesiger Frauen stehend, gegründet, die sich bereits einer solchen Frequenz erfreut, daß mitunter bis an 30 Individuen täglich daselbst beherbergt werden. Damit verbunden ist eine unentgeldliche Dienstnachweisung für diejenigen Mädchen, welche in der Anstalt wohnen. — Den schönsten und edelsten Theil seiner Wirksamkeit konnte leider der Verein noch nicht in Ausführung bringen, indem es ihm an Mitteln gebricht, wir meinen die lebenslängliche Versorgung alter dienstunfähiger Dienerinnen; doch darf man hoffen, daß bei der Thätigkeit der Verwaltung und dem regen Wohlthätigkeitssinn unsrer Bürgerschaft auch dieser wahrhaft humane Zweck bald erreicht werden und unsere Stadt eine Anstalt besitzen wird, die kaum sonst zu finden seyn dürfte.

Theater-Anzeige.

Samstag, 14. Oct. Gastdarstellung des Herrn Grauert, vom königl. ständischen Theater zu Prag. (Zum ersten Male): Gervinus, der Narr von Untersberg, oder: Ein patriotischer Wunsch, Posse mit Gesang in 3 Acten von Alois Berla. Musik von Kapellmeister Franz v. Suppé. Gervinus: Herr Grauert.

Sonntag, 15. Oct. Fünfte Gastdarstellung der Frau Leisinger. Der Prophet, große Oper in 5 Acten, Musik von Meyerbeer. Fides: Frau Leisinger.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 247. Montag, den 16. October 1854.

Der Teich von Précigny.

(Nach dem Französischen des Elie Berthet.)

(Fortsetzung.)

Der Sprecher warf einen forschenden Blick auf den Grafen, um den Eindruck dieser Eröffnung zu belauschen. Doch dieser entgegnete mit dem Ausdruck der unverstelltesten Verwunderung:

„Ich begreife nicht, mein Herr, wie sich diese wichtigen Papiere in Ihrer oder in irgend eines Anderen Hand befinden können und warum sie zurückgehalten werden.“

„Sie sind nicht in meinen Händen“, erwiederte der Unbekannte lebhaft . . . „verstehen Sie mich nur nicht falsch . . . Ich weiß selbst nicht, ob sie in Wahrheit vorhanden sind, man kann mich ja selbst falsch berichtet haben . . . Indessen, wenn man in der That Dokumente auffinden sollte, welche Sie wieder in den Besitz eines großen Theiles Ihrer Familiengüter setzten, wären Sie dann nicht geneigt, sich gegen Denjenigen erkenntlich zu zeigen, der Ihnen zu ihrer Wiedererlangung verholfen hätte?“

„Jetzt verstehe ich Sie . . . man möchte mir die Papiere, auf die ich eigentlich ein Recht habe, verkaufen.“

„Verkaufen, mein Herr! das Wort klingt sehr hart. Sie dürfen die Sache nicht aus diesem Gesichtspunkte betrachten. Stellen Sie sich einmal vor, diese Papiere enthielten Abtretungs- und Beschränkungsurkunden und könnten Ihnen als Mittel dienen, Ansprüche auf bedeutende Güter zu erheben, die jetzt ein Anderer besitzt: würde es dann nicht billig seyn, Denjenigen zu entschädigen, der, um sie Ihnen zu verschaffen, kostspielige Reisen gemacht und überhaupt Geldopfer gebracht hätte?“

„Dann wäre es unwürdig von mir, wollte ich mich nicht erkenntlich zeigen.“

„Gut“, erwiederte der Fremde zufrieden. Er zögerte einen Augenblick, mehe zu sagen; dann fuhr er in heiterem Tone fort: „Ich fange an zu glauben, daß wir uns bald verstehen werden. Würden Sie sich wohl entschließen, Demjenigen, der Ihnen diese Papiere zustellt, schriftlich zehntausend Franken zu versprechen? Die Güter, um die es sich hier handelt, sind sechsmal mehr werth. Die Summe würde natürlich erst von Ihnen verlangt, wenn Sie die beanspruchten Güter bereits in Empfang genommen hätten.“

„Halten Sie mich wirklich für fähig, auf ein so verstecktes, heimliches Treiben einzugehen, um Dienste zu belohnen, die das Tageslicht scheuen müssen. Nein, nimmer werde ich mich dazu verstehen und wenn ich ein ungeheueres Vermögen dadurch erwerben könnte. Die Sache ist für mich ganz einfach: habe ich ein Recht auf diese Papiere, so müssen sie mir werden; im anderen Falle will ich sie nicht.“

Der Fremde war sichtlich bestürzt über eine solche Sprache, die er nicht erwartet hatte.

„Noch einen Augenblick, Herr Graf“, begann er von neuem. „Sie haben mich ohne Zweifel nicht recht verstanden. Die Papiere, um die es sich handelt, beurkunden auf eine bestimmte, unzweideutige Weise Ihr Recht auf bedeutende Domänen . . . diese Verhältnisse sind im Jahre 93 geordnet worden, wo, wie sie wissen, mancher ungesetzliche Vergleich geschlossen worden ist, welcher später wieder aufgehoben worden. Ihre Rechte sind unzweifelhaft.“

„Nach Ihrem zuverlässigen Tone zu urtheilen, mein Herr“, unterbrach Alfred den Sprecher, „sollte man glauben, Sie hätten diese Papiere gesehen . . . und wer weiß, vielleicht haben Sie dieselben gar in diesem Augenblicke bei sich.“

„Nein, Herr Graf!“ rief der Greis, zitternd aufstehend. „Man trägt Sachen von diesem Werthe nicht bei sich, bevor man weiß . . . Aber welcher Unannehmlichkeit habe ich mich durch meine Gefälligkeit ausgesetzt! Mich geht die ganze Angelegenheit nichts an, ich bin nur aus Rücksicht für Sie gekommen und nun bin ich zum Lohne dem Verdachte ausgesetzt . . .

„Dem Verdachte blos?“ rief Alfred drohend. „Nach dem, was Sie gesagt haben, muß ich Sie für den Besitzer der fraglichen Papiere halten und hätte deßhalb ein Recht, Sie hier zurückzuhalten bis ich mir nähere Auskunft über Ihre Person verschafft habe. Doch beruhigen Sie sich“, fuhr er sanfter fort; „ich würde es nicht über mich gewinnen, meine Gewalt gegen Jemand zu gebrauchen, der voller Vertrauen zu mir kam. Sie sind in diesem Augenblicke mein Gast und können also frei gehen, ohne beunruhigt oder verfolgt zu werden. Doch vergessen Sie nicht, daß Ihr unkluger Schritt mir einen Wink über Umstände gegeben hat, von denen ich bisher keine Idee hatte. Ich habe jetzt Pflichten zu erfüllen, welche meine ganze Zeit in Anspruch nehmen und welche meinem persönlichen Interesse voranstehen; doch werde ich Erkundigungen einziehen und Sie dann sicher wieder zu finden wissen, um strenge Rechenschaft von Ihnen zu verlangen.“

„Das nenne ich doch eine würdige Kriegserklärung“ sagte der Alte spöttisch. — „Nun es sey. Ich lasse mich nicht sogleich zurückstoßen. Wenn Sie ruhig über meine Vorschläge nachdenken, werden Sie Ihre Ansicht bald ändern . . . In diesem Falle dürfen Sie nur eine einfache Notiz in das Journal des Departement einrücken lassen, dann eile ich sogleich hierher, um das Nähere zu besprechen.“

„Würden Sie denn nicht fürchten, daß man Ihnen einen Schlinge legte?“

„Ich weiß, mit wem ich es zu thun habe. Der Graf von Précigny ist einer solchen Falschheit nicht fähig, selbst gegen einen Feind.“

In diesem Augenblicke kam Marianne athemlos gestürzt und meldete ihrem Herrn, daß soeben der Fabrikherr mit seiner Tochter vorgefahren sey.

„Dann bleibe ich nicht eine Minute länger", sagte der Alte mit unverkennbarer Angst. „Er darf mich nicht hier finden; man hatte mir doch gesagt, Sie wären mit ihm gespannt. — Leben Sie wohl, Herr von Précigny; vergessen Sie nicht, was ich Ihnen gesagt habe."

Mit diesen Worten eilte er durch die kleine Gartenthüre hinaus ins Feld. Je weiter er sich entfernte, desto mehr richtete sich seine gebeugte Gestalt empor; sein Schritt wurde fester. Mit einem Worte, der sogenannte Greis erschien als ein gesunder kräftiger Mann. Doch der Graf bemerkte im Augenblicke von Allem nichts, so aufgeregt war er durch den Besuch des Herrn Laurent, obgleich er denselben hatte erwarten müssen.

VI.

Er wollte eben gehen, um Herrn Laurent mit seiner Tochter zu empfangen, als dieselben durch eine kleine Seitenthüre schon in den Garten traten.

Alfred begrüßte sie verbindlich, doch nicht ohne Verlegenheit.

„Ich bitte inständigst, machen Sie keine Umstände", sagte der Fabrikherr, da der Graf seine Gäste in das Haus führen wollte; „erlauben Sie uns, hier zu bleiben; meine Tochter liebt das Freie . . . Sie werden sich wundern, daß sie mich begleitet hat; aber da ich durch das Dorf mußte und die Bauern nicht gut gegen mich gesinnt sind, so hat sie darauf bestanden, mir zu folgen, gleichsam als Schutz."

„Fräulein Therese ist nicht nur für Sie ein Schutzengel", sagte Alfred bewegt.

Man nahm in der Laube Platz und Herr Laurent war sichtlich verlegen, auf die Angelegenheit zu kommen, die ihn hierher geführt hatte. Nach einer kleinen Pause begann er:

„Mein gegenwärtiger Schritt zeigt Ihnen, Herr Graf, wie sehr es mir am Herzen liegt, jede Erinnerung an eine feindselige Berührung zwischen uns zu verwischen. Sie sehen, ich komme als Freund zu Ihnen, um unsere Angelegenheit freundschaftlich zu besprechen."

„Herr Laurent", erwiederte der Graf lebhaft, „es sollte mir leid thun, wenn man glauben könnte, persönlicher Haß gegen Sie sey die Triebfeder meines Betragens neulich gewesen. Ich darf versichern, daß die uneigennützigsten Beweggründe mich geleitet haben, auch selbst da, wo meine Handlungsweise vielleicht tadelswürdig erscheint."

„Das weiß ich und ehre Ihre großmüthige Denkungsart; doch müssen Sie zugeben, daß Sie sich von Ihrem edlen Enthusiasmus ein wenig zu weit haben hinreißen lassen. — Doch es ist vorüber und Alles ist wieder in seinen alten Gang zurückgebracht. Die einzige erhebliche Folge dieses Auftrittes ist eigentlich, daß meine Tochter Herrn Smithson ihre Hand reichen wird, sobald ihre Gesundheit ganz wiederhergestellt ist. Und in der That, ich bin darüber nicht böse; denn Herr Smithson ist der Einzige, der mein Geschäft einmal fortführen kann. Therese liebt ihn nicht und hat daher immer ihre Einwilligung zu einer Verbindung verweigert; doch die persönliche Gefahr, in der sie mich damals sah, und nicht weniger auch der Wunsch, den letzten Grafen von Précigny vor jeder Beleidigung zu sichern, hat sie schnell einen Entschluß fassen lassen."

„So bin ich also wirklich die Veranlassung zu einem so großen Opfer für Sie gewesen!" sagte Alfred bewegt.

„Sie sehen, Herr Graf, Vater und Tochter sind nicht feindlich gegen Sie gesinnt."

„Ach, Herr Laurent", rief Alfred lebhaft, „nie in meinem Leben werde ich vergessen, was ich Ihnen und Ihrer herrlichen Tochter zu danken habe!"

(Fortsetzung folgt.)

Armand Jacques Leroy de St. Arnaud;

geboren in Paris am 20. August 1801 (wie die Patrie behauptet, 1796), trat als Jüngling, 1816, in die Garde-du-Corps Ludwigs XVIII. ein und gab sich, wie die jungen Offiziere während der Restauration pflegten, ganz den geselligen Vergnügungen hin. Er stammte aus keiner vornehmen oder reichen Familie; aber sein gefälliges Aeußeres und seine Gewandtheit verschafften ihm viele Erfolge in der Welt des Scheines und auf den Blumengefilden der Venus. „Und ich kriegte nicht ohne Ruhm!" konnte er in dem Sinne des Dichters sagen, ehe er noch an Heldenruhm denken durfte. Er hatte es nur bis zum Unter-Lieutenant gebracht, als er 1827 seinen Abschied nahm. Während er außer Dienst war, hielt er sich einige Zeit in England auf. Unter Ludwig Philipp, 1831, trat er wieder in das Heer ein, zeichnete sich in der Vendee aus und ward Ordonnanz-Offizier des Generals Bugeaud, der ihm seine Laufbahn ebnete. Er nahm St. Arnaud mit nach Blaye, wo dessen bestechende Eigenschaften ihn befähigten, bei der Person der gefangenen Herzogin von Berry eine Rolle zu spielen, die mehr nützlich als ehrenvoll gewesen seyn soll. Im Jahre 1836 wurde er in die Fremdenlegion nach Algier versetzt, wo er sich bald durch Tapferkeit bemerklich machte. Als Hauptmann ward er schwer verwundet, da er an der Spitze seiner Voltigeurs den Feind mit dem Bajonette angriff. Bei der Belagerung von Konstantine erwarb er sich das Kreuz der Ehrenlegion, in den beständigen Kämpfen mit Abd-el-Kader, in dem fortwährenden beschwerlichen Gebirgs- und Reiterkriege, hatte er manche Gelegenheit, seine Geschicklichkeit und Unerschrockenheit zu beweisen, und stieg von Grad zu Grad. Bei der großen Empörung im Jahre 1845 nahm er den Bou-Maza gefangen. Seine berühmteste Waffenthat ist aber der Zug, welchen er 1851 gegen die Kabylen unternahm. In 90 Tagen lieferte er 26 Gefechte und kehrte, nachdem er ganz Klein-Kabylien unterworfen hatte, unter Triumphbogen zurück.

Da warf der Präsident der Republik, Louis Napoleon, seine Augen auf St. Arnaud. Die Stellung des Präsidenten war namentlich den Generalen der Armee gegenüber eine schwierige. In der abgeschmackten Verfassung der Republik, welche unter dem Vorsitze von Armand Marrast ausgeklügelt worden, hatte man dem Oberhaupte des Staates so wenig Macht eingeräumt, daß eine ausgestopfte Puppe allenfalls hingereicht hätte, diesen Posten auszufüllen. Es so fern war es also nicht unpassend, daß ein Mann zu dieser hohen Stelle erkoren war, der für einen bloßen Namen gehalten wurde. Wenn schon die orleanistischen Staatsmänner auf Louis Napoleon mit Verachtung herabsahen, wie viel mehr die Generale, welche wirklich durch Thaten glänzten, während auf Louis Napoleon nur der Wiederschein von den Siegen seines großen Oheims fiel! Wie ward es ihm, dem Oberhaupte eines kriegerischen Staates, verdacht, daß er die Uniform eines Generals anlegte! Während er an Cavaignac und Lamoricière wenigstens ehrliche Gegner hatte, die mit ihrem Degen jeden Titel einer Verfassung aufrecht erhalten wollten, die spätestens im Mai 1852 ganz und gar zur Unmöglichkeit wurde, stand ihm viel versteckter und gefährlicher Changarnier gegenüber, auf den sowohl die Orleanisten wie die Legitimisten für ihren Staatsstreich hofften.

In dieser Lage der Dinge suchte Louis Napoleon die jüngeren Generale an sich zu ziehen, die es noch nicht zum ersten Platze gebracht hatten, und mit jener richtigen Beurtheilung der Menschen, die er von Napoleon I. ererbt zu haben scheint, fand er in St. Arnaud den Mann, den er brauchte. Er ernannte ihn zum Commandanten der zweiten Division der Armee von Paris, und zwei Monate darauf, am 26. Oct. 1851, zum Kriegs-Minister. In der lärmenden gesetzgebenden Versammlung sprach St. Arnaud

kurz, keck und kühn. In der Nacht des 1. Dec. gehörte er zu den wenigen Personen, mit welchen Louis Napoleon seinen Staatsstreich machte. Nie ist eine kühnere Wette mit dem Schicksal eingegangen worden, und ein verwegener Spieler, wie St. Arnaud, war zu jener Aufgabe ganz geschaffen. Er war Ober-Befehlshaber von Paris in den Tagen des beklagenswerthen Straßenkampfes. Wie man auch über den Staatsstreich denken mag, so kann doch vernünftiger Weise nicht daran gezweifelt werden, daß dessen Ausführung meisterhaft war. Namentlich wird man Louis Napoleon nicht vorwerfen können, daß er eine unmenschliche Grausamkeit gezeigt habe; ja, es war Milde und Menschlichkeit, daß er den nicht von ihm hervorgerufenen Aufstand der rothen Demokraten sofort mit der größten Entschlossenheit niederschmetterte. Damals aber, in der furchtbaren Aufregung aller politischen Leidenschaften, wurde es gewöhnlich so dargestellt, als ob er am liebsten die ganze Bourgeoisie in einem furchtbaren Blutbade vernichtet hätte; Louis Napoleon ward als Henker und St. Arnaud als Henkersknecht bezeichnet. Wir erwähnen dieses Umstandes nur deßhalb, weil St. Arnaud darunter viel zu leiden hatte; denn von seinen Feinden wurden seitdem alle seine Fehler hervorgezogen, vielleicht auch vergrößert, so daß sein Name gerade keinen sonderlichen Klang hat. Allerdings war es keine sittlich reine und hohe Natur; sein Leben war zu genußsüchtig und seine Schulden stürzten ihn in eine Abhängigkeit, die sehr natürlicherweise auch die Beweggründe seines Handelns verdächtigen mußte. Im December 1852 ward er zum Marschall ernannt und blieb Kriegsminister. Seine zerrüttete Gesundheit vermochte die Last der Amtsgeschäfte auf die Dauer nicht zu ertragen; aber kaum hatte er seine Gesundheit auf den hyerischen Inseln nothdürftig hergestellt, als der Krieg im Osten heraufzog und sein Ehrgeiz durch nichts davon abzubringen war, den Oberbefehl zu übernehmen. Das lange, für die verbündeten Truppen so verderbliche Zögern bei Varna wird erklärlicher, da man hinterher erfährt, daß der Marschall dort wiederholt schwer krank lag und zwei Mal von der Cholera befallen war. Endlich, am 25. August, erschien jener Armeebefehl, durch welchen er das Selbstvertrauen seiner Truppen auf das äußerste zu steigern suchte und seine Ehre so zu sagen nach Sebastopol hineinwarf. Er mußte es seinen Soldaten überlassen, sie einzulösen.

In Toulon ist der Tagesbefehl eingetroffen, in welchem St. Arnaud von den französischen Truppen im Orient Abschied nimmt. Der Marschall, von der tödtlichen Krankheit, die seine Kräfte untergrub, besiegt, erklärt darin, er fasse mit Schmerz, aber mit Muth die Pflicht, den Befehl niederzulegen, in's Auge.

„Soldaten", sagt er, „ihr werdet mich beklagen; denn das Unglück, welches mich trifft, ist ungeheuer, nicht wieder gut zu machen und vielleicht ohne Beispiel." Darauf folgen lobende Aeußerungen über den General Canrobert, und es wird an die glänzende kriegerische Laufbahn dieses Generals erinnert. „Die Fahne Frankreichs", sagt St. Arnaud, „ist würdigen Händen anvertraut. In seiner Sorge für das Heer hatte der Kaiser ihn eintretenden Falles durch versiegelte Briefe zur Uebernahme des Oberbefehls bezeichnet. Er wird Das fortsetzen, was der Sieg an der Alma begonnen hat; er wird das Glück haben, welches ich für mich geträumt hatte und um welches ich ihn beneide, das Glück, euch nach Sebastopol zu führen."

Der Marschall St. Arnaud kam am 30. Sept. als Leiche in Konstantinopel an. Wir können unter den gegenwärtigen Umständen seinen Verlust nicht so gering anschlagen. Er besaß die Eigenschaften, auf welche es bei jener großen Unternehmung jetzt hauptsächlich ankommt: Unerschrockenheit, und neben der britischen Kaltblütigkeit jenes französische Feuer, mit welchem die Wälle erstürmt werden. Und Er — konnte nicht zurück! (Köln. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

In Oberschlesien macht folgende Geschichte jetzt von sich reden. In der Nähe von Ratibor starb vor kurzem ein Bauer, Namens Gedulla, welcher ein Vermögen von — 6 Millionen Thalern hinterlassen haben soll. Derselbe hatte sich als Knecht bereits durch einen sogenannten Schurfstein die Erlaubniß verschafft, nach Metallspuren zu graben und diese auszubeuten. Die unausgesetzten Bemühungen des thätigen Mannes waren von segensreichem Erfolge gekrönt, indem er Galmeigruben fand, deren Ertrag ihm sein immenses Vermögen verschafft hat. Der Mann lebte in großer Zurückgezogenheit, war unverheirathet und hatte keinen Verwandten als einen Bruder, dem er aber abhold gewesen seyn soll. Sein ganzes Vermögen, mit Ausnahme von 10,000 Thalern, die jenem Bruder bestimmt sind, hat er — der elfjährigen Tochter seiner Aufwärterin vermacht, weil dieß Kind das einzige Wesen war, welches er gern sah und dessen Anblick ihn stets, selbst in der trübsten Stimmung, erheitert habe. Die junge Millionärin ist sofort einer Pensionsanstalt übergeben worden, um ihr eine ihren glänzenden Verhältnissen angemessene Bildung zu geben. Die Mutter der reichen Erbin erhält einstweilen laut Vermächtniß monatlich 30 Thaler.

In Krakau starb am 30. Sept. einer der berühmtesten alten polnischen Offiziere, der greise 83jährige General Joseph Chlopizki, geboren am 24. März 1771. Er hatte schon unter Kosciusko und Dombrowski ausgezeichnet gedient, den größten Ruhm erwarb er aber während der Feldzüge in Spanien von 1807 bis 1811. Eben so tapfer focht er in Rußland bei Smolensk und an der Moskwa. Später lebte er zurückgezogen in Warschau, bis er beim Ausbruch des Aufstandes im Jahr 1830 in die Bewegung gezogen wurde und eine kurze Zeit sich selbst zum Diktator erhob. Zur Abdankung gezwungen, trat er als gemeiner Soldat in die Armee. Schwer verwundet zog er sich bald nach Krakau zurück, woselbst er mit geringer Unterbrechung lebte.

Die höchste Stellung in Europa hat eine kühne Engländerin, Miß Hamilton, eingenommen, sie hat den Montblanc bestiegen, und noch nicht zufrieden damit, hat sie sich noch auf die Schultern ihres Führers gestellt, um ja sagen zu können, daß so hoch noch Niemand gestanden habe.

Scribe ist jetzt nicht mehr so fruchtbar wie früher. Die Mine ist erschöpft; allein er sucht in seinen Kartons und findet alte Skizzen, die er zustutzt und vollendet. Außerdem besitzt er das Talent, sich die schlecht verarbeiteten Sujets anderer Vaudevillisten anzueignen und daraus neue Stücke zu machen. Seine Gewandtheit hierin ist unbeschreiblich. Er schneidet, flickt und firnißt, bis die Sache wie neu aussieht. Zuweilen bemerkt ein Direktor den Streich. „La rose blanche! la rose blanche!" sagte einmal der Director Crosnier zu ihm, „ist das nicht der Titel eines Stückes, das im vorigen Jahre in der Gaité gespielt worden?" — „Allerdings", entgegnete Herr Scribe. — „Und es ist dasselbe Stück?" — „Ganz dasselbe." — „Zum Teufel, aber das Stück fiel ja dort durch." — „Was thut das, wenn es bei Ihnen reussirt?" — Crosnier nimmt endlich das Stück an, und la rose blanche hat rasenden Erfolg. Scribe wohnt im Dunkel einer Loge den ersten Vorstellungen seiner Stücke bei. Wenn ein Stück durchfällt, so reibt er sich die Hände und sagt: „Nächstes Jahr arbeite ich's um."

In Leipzig sollen Luthers Kernsprüche über Fürsten, Adel und Pfaffen, d. h. die neue Sammlung dieser Kernsprüche, verboten

worden seyn. Das kann sich der alte Doktor gefallen lassen; wir wollten, wir würden auch nach 300 Jahren verboten.

(Für Liebhaber von Goldfischen.) Nach einer Mittheilung in der Versammlung naturforschender Freunde in Berlin wird das Absterben der Goldfische, die man so häufig in Gläsern hält, leicht dadurch verhindert, daß man junge Pflänzchen der Pistia Clatensis (Familie der Lemnaceen), die sich auf diese Weise vortrefflich cultiviren läßt, in die Gläser legt.

Korrespondenz.

Karlsruhe, im Oktober.

Unsere artistische Direktion ist unablässig bemüht, die theils noch von früher her vorhandenen, theils neu entstandenen Lücken im Personalbestand des hiesigen Theaters auszufüllen. In dem schon länger verwaisten Fach einer jugendlichen tragischen Liebhaberin wurden uns Frl. Birch (Tochter der bekannten Bühnenschriftstellerin) und Fräul. Schneider vom Kölner Stadttheater vorgeführt. Die Erstgenannte, die als Adrienne Lecouvreur, Jane Eyre und Julia (Romeo) ziemlich bedeutende, wenn auch noch nicht hinlänglich ausgebildete Anlagen verrieth, befindet sich zur Zeit noch hier, um dem Vernehmen nach unter der unmittelbaren Leitung Eduard Devrients sich für ihren Beruf zu vervollkommen und wird demnächst als Klärchen in „Egmont" Gelegenheit haben, ihre inzwischen gemachten Fortschritte zu zeigen. Fräul. Schneider vermag, wenngleich ihre Leistungen als Maria Stuart, Jungfrau von Orleans und Portia nicht ohne alles Verdienst, doch den Ansprüchen einer Musteranstalt, deren Charakter und Bedeutung für unsere Bühne mit stets wachsendem Erfolg angestrebt wird, nicht völlig zu genügen. Für das durch Hrn Gerstels Abgang erledigte Fach der Intriguants und Charakterdarsteller traten gleichfalls zwei Candidaten auf in der Person eines Hrn. König und des Hrn. Podesta vom ständischen Theater in Pesth, von welchen Beiden das über Fräul. Schneider Gesagte gleichfalls zu bemerken ist. Uebrigens ist Hrn. Podesta's Gastspiel noch nicht geschlossen. — In der Oper wurde die schon vor den Ferien begonnene Reihenfolge der Gastspiele im Tenorfach fortgesetzt durch Hrn. Barrach von Linz, dessen Engagement sich vermöge sattsam bekannter Vorgänge nicht realisiren ließ, ferner die Herren Widemann van Leipzig und Grimminger von Mannheim, welch Letzterer bereits engagirt ist. Unser tüchtiger erster Tenorist Hr. Chrudimsky wird, wie man hört, unsere Bühne zu Neujahr verlassen, um eines der ihm angetragenen auswärtigen Engagements anzutreten, vorher aber noch im Urlaub nach Zürich gehen, um auf Einladung der dortigen Theaterdirection bei der unter persönlicher Leitung des Componisten stattfindenden Aufführung des „Tannhäuser" die Titelpartie zu singen. Unsere Oper verliert an ihm einen eben so fleißigen als vorzüglich geschulten Sänger von bedeutenden und ausgiebigen Stimmmitteln. — In unserm Schauspiel war das klassische Repertoire seit dem Schluß der Ferien wieder sehr zahlreich vertreten. Nathan der Weise, Wilhelm Tell, Shakespeares bezähmte Widerspenstige, Romeo und Julia, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, der Kaufmann von Venedig wurden mit der durch Devrients rastlose Bemühung erzielten gediegenen Rundung des Zusammenspiels zur Darstellung gebracht. In der Oper bilden die Aufführungen der Stummen von Portici, des Wasserträgers und namentlich jene von Mehüls klassischem Tonstück: Jakob und seine Söhne die hervorragendsten Erscheinungen. An bedeutenden Leistungen einzelner Mitglieder ist vorzugsweise jener unseres trefflichen Mayerhofer als Onkel Sebastian in Stadt und Land zu gedenken, die mit einem eben so außerordentlichen, als wohlverdienten Erfolge gekrönt ward. Die treffliche Charakterdarstellerin Frau Thöne gab seit ihrem Wiederauftreten nach längerer Unpäßlichkeit in den Rollen der Königin Elisabeth (Maria Stuart) und Deborah Leistungen von wahrer Gediegenheit. Da die Absendung dieses Briefes sich wider Vermuthen bis heute (den 9.) verzögerte, so nehme ich Gelegenheit, Ihnen schließlich noch über die gestrige Aufführung des Käthchen von Heilbronn (in einer neuen, gediegenen Bearbeitung Ed. Devrients) in Kürze zu berichten. Das Ensemble und die scenische Ausstattung verdienen die höchste Anerkennung, sowie die Leistungen fast sämmtlicher Mitspielenden alles Lobes werth waren. Das Käthchen wurde durch Frau Schönfeld mit Anmuth und liebenswürdiger Naivetät dargestellt. Die beste Einzelleistung war die der Frau Thöne als Kunigunde von Thurneck, deren Talent bekanntlich in Darstellung dämonisch leidenschaftlicher Charaktere seinen Höhepunkt erreicht.

Stuttgart, 11. Oct.

Wie die Konkurrenz oft auch die eingefleischteste Hartnäckigkeit zu Konzessionen nöthigt, das sieht man an unserer würtembergischen Hagelversicherungsgesellschaft. Seit Jahren war ein großer Theil der Feldbesitzer mit verschiedenen Bestimmungen der Statuten nicht einverstanden und forderte eine Abänderung derselben und auch die Staatsregierung gab der Anstalt Winke, diese Wünsche und Forderungen nach Thunlichkeit zu berücksichtigen, indem sonst auswärtige Anstalten zum Geschäftsbetrieb in Würtemberg konzessionirt werden würden. Das Alles blieb jedoch erfolglos; die Anstalt beharrte auf ihrem starren Widerstand gegen jede Verbesserung (was Solche, die mit den Verhältnissen näher vertraut zu seyn scheinen, dem Eigensinn ihres Vorstandes zuschreiben), und dadurch wurde die Theilnahme am Ende so gering, daß die Regierung nicht mehr umhin konnte, auch auswärtige Gesellschaften für den Geschäftsbetrieb im Lande unter gewissen Bedingungen zu konzessioniren. So wurden in diesem Jahre die „Colonia" und die „Magdeburger Gesellschaft" zugelassen. Das kann natürlich nicht fördernd für die Theilnahme an der Würtembergischen Gesellschaft gewesen seyn, so daß sich diese veranlaßt fand, nun doch an eine Renovirung ihrer Statuten zu denken, zu welchem Behufe vorgestern eine Versammlung des Ausschusses und gestern eine Generalversammlung stattfand. In dieser letzteren wurde nun eine so vollständige Revision der Statuten beschlossen, daß sie so gut als ganz neue betrachtet werden können. Allerdings sind diese Beschlüsse vorerst noch nicht endgültig gefaßt, sondern es sollen dieselben, was sehr zweckmäßig ist, nunmehr den landwirthschaftlichen Bezirksvereinen zur gutachtlichen Aeußerung mitgetheilt und sodann, wenn diese Aeußerungen eingelaufen sind, im nächsten Monat, etwa zum 20., eine neue Generalversammlung berufen werden, welche dann erst die endgültigen Beschlüsse faßt. Ohne die Konkurrenz der beiden auswärtigen Gesellschaften wäre es aber noch nicht so weit.

Rastatt, 12 Oct.

In der Unterstützung ihrer Armen werden wohl die Stadt- und Dorfgemeinden unseres Großherzogthums nicht leicht von denen anderer Länder übertroffen werden. Ueberall sucht man diese Unterstützung möglichst zu ordnen, und sie ist an manchen Orten so reich, daß schon die Furcht laut wurde, es möchten dadurch die Armen, im Vertrauen auf diese Unterstützungen, verwöhnt werden und weniger arbeiten als sie sollten und könnten. Zu den Städten nun, in welchen besonders viel für die Armen geschieht, gehört unsere Stadt. Hier hat die Stadtkasse 16,000 Gulden für dieselben bestimmt und 9000 Gulden werden von verschiedenen Kassen noch zu gleichem Zwecke beigetragen. Bis Anfang April wurden 34,000 Portionen Suppen zu je zwei Schoppen unentgeltlich vertheilt; etwa 5600 Portionen zu 3 Kreuzer. Die Kosten von 1700 Gulden für diese Suppe wurden meist durch freiwillige Beiträge zusammengebracht. Auch die Israeliten erhielten 50 Gulden. Außerdem wurden die städtischen Taglöhner verpflegt und gekleidet, ältere Weibspersonen in einem Hospital untergebracht und 45 arme Kinder genährt.

Mainz, 12. Oct.

Durch Beschluß unseres Stadtrathes ist nun bestimmt, daß unsere „Neue Anlage" bedeutende, sehr zweckmäßige Veränderungen erfahren wird, die außer Verschönerungen die Herstellung einer freien Aussicht von den schönsten Punkten aus und die Entfernung der durch Aufstellung der Fuhrwerke vor dem Musikzelte bewirkten Störungen zum Zwecke haben. Bereits im bevorstehenden Winter wird damit begonnen und die Ausführung, sowie weitere Pflege dem so thätigen Verschönerungsverein auf 6 Jahre übertragen werden.

Theater-Anzeige.

Montag, 18. Oct. Gastdarstellung des Herrn Grauert, vom königl. ständischen Theater zu Prag. (Zum ersten Male wiederholt) Gervinus, der Narr von Untersberg, oder: Ein patriotischer Wunsch, Posse mit Gesang in 3 Acten von Alois Berla. Musik vom Kapellmeister Franz v. Suppé. Gervinus: Herr Grauert.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 248. Dienstag, den 17. October 1854.

Der Teich von Précigny.

(Nach dem Französischen des Elie Berthet.)

(Fortsetzung.)

„Jetzt höre ich den Grafen von Précigny sprechen!" rief Laurent mit schlecht unterdrückter Freude. „So sind denn hoffentlich alle unangenehmen Berührungen zwischen uns beseitigt; so herrscht in Zukunft die innigste Freundschaft zwischen uns."

„Freundschaft!" rief Alfred, wie aus einem Traume erwachend. „Ich werde stolz seyn, Sie meinen Freund nennen zu dürfen; doch unmöglich kann ich Ihnen diesen Namen geben, so lange die Bewohner von Précigny nicht ihr Recht erhalten."

„Also immer wieder diese Bauern!" erwiederte der Fabrikherr mit sichtlichem Verdruß. „Darf ich fragen, welche Schritte Sie zu thun beabsichtigen, um zu Ihrem Ziele zu gelangen?" setzte er spöttisch hinzu.

„Sobald die Bittschrift, welche jetzt im Dorfe zirkulirt, von Allen unterschrieben seyn wird, reise ich nach Paris, um sie selbst zu übergeben."

„Glauben Sie in der That, Herr Graf, daß in einem constitutionellen Staate irgend Jemand, und wäre es auch der König, im Stande sey, einen Grundeigenthümer seiner Rechte zu berauben? Gestehen Sie es offen, Herr Graf, Sie lassen sich bei Ihrem unbedachten Unternehmen von einem Gefühl des Hasses gegen mich leiten. Sie sehen in mir den Emporkömmling, den ehemaligen Diener Ihres Vaters und da ist es Ihnen bitter, meinen Wohlstand mit Ihrer Dürftigkeit zu vergleichen; mein Reichthum erscheint Ihnen wie ein Raub an Ihrem Erbe. Sprechen Sie aufrichtig, ist niemals dieser Gedanke in Ihrer Seele aufgestiegen?"

Alfred blickte schweigend zur Erde und der Fabrikherr fuhr fort:

„Wie aber, wenn schon ähnliche Gedanken mein Gewissen beunruhigt hätten? wenn ich mich selbst nicht als rechtmäßigen Eigenthümer der Güter betrachten könnte, die Ihrer Familie entzogen worden sind?"

VII.

„Wie", rief der Graf erstaunt, „hätte er also doch wahr gesprochen! Gäbe es wirklich Papiere, welche mir Anspruch auf einen Theil meines Erbtheils verleihen?"

„Von welchen Papieren sprechen Sie?" fragte Laurent verwundert und bestürzt.

Der Graf erzählte die Unterhaltung, die er soeben mit dem Fremden gehabt hatte.

„Der Mensch ist ein Betrüger!" rief Laurent heftig; „aber ich werde ihn schon ausfindig machen. Es ist sogar in meiner Stellung als Maire Pflicht, einer solchen Person nachzustellen."

„Ich bin Ihrer Ansicht, Herr Laurent", sagte der Graf; „aber dann begreife ich auch Ihre eigenen Zweifel nicht, die Sie soeben aussprachen."

„Wie, Herr Graf, wären Sie wirklich den neuesten Bewegungen und Ideen in Frankreich so fremd? Wüßten Sie nicht, daß man ernstlich davon spricht, ein Gesetz in Vorschlag zu bringen, die Verkäufe der Güter der Ausgewanderten betreffend? Viele der augenblicklichen Besitzer sind, gleich mir, auf eine solche Maßregel gefaßt. — Können Sie jetzt begreifen, daß ich als rechtschaffener billiger Mann diesem Gesetz nachkommen möchte, selbst wenn es nicht in Anwendung kommen sollte?"

„Wie, mein Herr, Sie würden . . ."

„Die Güter, die ich besitze, jetzt schätzen lassen", erwiederte Herr Laurent ernst, „und Ihnen den Mehrbetrag augenblicklich auszahlen. Ja, Herr Graf, ich bin bereit, diesen Act der Billigkeit zu vollziehen."

Alfred stand heftig bewegt auf. Er fühlte sich von solcher Großmuth beschämt und war schon im Begriff, dem Fabrikherr die Hand entgegen zu strecken, da fiel sein Auge auf Theresen und ihr Blick sprach mit einer unwiderstehlichen Beredtsamkeit zu ihm.

„Nein", rief er entschlossen. „Man fürchtet mich und will mich auf diese Weise von meiner Pflicht gegen die Unglücklichen abwenden. Man will mich um Geld kaufen."

„Habe ich Ihnen irgend eine Bedingung gestellt?" entgegnete Herr Laurent heftig. „Womit habe ich das beleidigende Mißtrauen verdient? Ich habe bei diesem Anerbieten keine weitere Absicht, als die, dem Sohne eine Schuld der Dankbarkeit abzutragen, die ich gegen den Vater zu haben glaube, und dabei mein Recht auf die Güter zu sichern, welche ich unter ihrem Werthe gekauft hatte."

„Obgleich ich nicht an Ihrer Aufrichtigkeit zweifle, Herr Laurent", erwiederte Alfred, „so darf ich doch Ihr Anerbieten jetzt nicht annehmen. Ich würde mich dadurch moralisch verpflichtet fühlen, Nichts zu Gunsten der Unglücklichen zu unternehmen, wodurch ich Ihnen zu nahe treten könnte. — Trocknen Sie den abscheulichen Sumpf aus, und ich bin glücklicher als wenn Sie mich wieder in den Besitz meiner sämmtlichen Familiengüter setzten."

„Sie verlangen das Unmögliche", sagte der Fabrikherr in gereiztem Tone, indem er aufstand . . . „Du siehst, Therese", fuhr er zu seiner Tochter gewendet fort, „er hat mein Entgegenkommen und mein Anerbieten zurückgewiesen: es ist kein Friede zwischen uns möglich."

„Das hatte ich vorausgesehen, bester Vater", erwiederte Fräulein Laurent mit zufriedenem Lächeln. „Sagte ich nicht, persönlicher Vortheil besticht einen Mann seines Charakters nicht!"

„So komm denn, mein Kind", sagte Laurent als er eben einige Personen, unter ihnen Nicolas und Mathurin, in den Garten

treten sah. — „Da kommen Ihre Schützlinge, Herr Graf", wandte er sich zu diesem; „ich will Sie nicht länger aufhalten. Ich hoffe, diese Unterredung soll nicht ganz ohne Erfolg bleiben . . . Sie weisen zwar den Frieden jetzt zurück, doch ich denke, der Krieg soll nicht ewig währen."

Er bot seiner Tochter den Arm und schritt mit ihr dem Ausgange des Gartens zu. Die Landleute traten mit düsterem Ernst auf die Seite und entblößten ehrfurchtsvoll das Haupt vor Theresen. Herr Laurent griff nur grüßend an den Hut.

Als sie in den Wagen stiegen, sagte Herr Laurent in freundschaftlichem Tone: „Ueberlegen Sie meinen Vorschlag noch einmal, Herr Graf, und bedenken Sie, daß Sie für die Folgen Ihres Verfahrens verantwortlich sind."

„Wie es auch kommen möge", erwiederte Alfred, „mein Gewissen beunruhigt mich nicht . . .

„Und die Achtung selbst Ihrer Feinde ist Ihnen gewiß", flüsterte Therese kaum hörbar.

Der Graf wollte erwiedern, aber sie hatte sich schnell zurückgelehnt; Herr Laurent grüßte artig und der Wagen rollte fort.

Alfred ging in höchster Aufregung zu den Landleuten, die seiner harrten.

„Nun, meine Freunde", rief er, „bringt Ihr mir endlich die nöthigen Papiere? Kann ich jetzt bald abreisen?"

„Sie sind also noch unser Freund und Beschützer!" rief Einer unter ihnen schüchtern. „Es ist Herrn Laurent also nicht gelungen, Sie von uns abzuwenden?"

„Was hat Euch das Recht gegeben, an mir zu zweifeln?" rief der Graf gereizt.

„Ich will Ihnen die Sache erklären, Herr Graf", nahm Nicolas das Wort: „Herr Laurent hatte gestern damit großgethan, daß er Sie so weit bringen werde, mit uns zu brechen; als wir ihn daher heute mit seiner Tochter kommen sahen, erschracken wir nicht wenig. — Eine gütliche Ausgleichung ist also wohl jetzt unmöglich?"

„Davon ist keine Rede mehr! Wo sind die Papiere?"

„Da ist die Bittschrift", sagte der Greis, „von Jedem unterzeichnet, der nur eine Feder halten kann; da sind die Zeugnisse des Herrn Merville und der anderen Aerzte der Umgegend über das Vorhandenseyn der Epidemie; da sind endlich die Sterbelisten des letzten Jahres. Das Alles ist von Herrn Laurent unterschrieben und besiegelt. Er hat zwar geflucht, aber er konnte sich nicht weigern, seine Pflicht zu thun."

Während dieser kurzen Unterredung des Grafen mit den Landleuten war der Fabrikherr mit seiner Tochter nach Hause zurückgekehrt. Der Eindruck, den Therese auf den Grafen gemacht hatte, war seinem Scharfblick nicht entgangen. Er liebt sie, sagte er unterwegs zu sich selbst; er ist mein . . . Jetzt handelt es sich nur darum, den Abenteurer aufzufinden, der die Papiere zu besitzen vorgibt, die schon so lange verloren sind. — Aber wie, wenn sie seine Liebe erwiederte? —

(Fortsetzung folgt.)

Die Stimmen der Thiere.

(Aus Gutzkow's „Unterh. am häusl. Herd".)

Mag die Natur im Blüthenschmucke des Frühlings noch so lieblich prangen, mag der Schmelz der Farben, der Duft der Blumen noch so sehr des Menschen Herz erfreuen, mögen die Strahlen der Sonne noch so mild sich herniedersenken, der größte Reiz der Natur bleiben doch immer die lebendigen Stimmen derselben; sie wird uns näher gerückt, sie spricht uns feierlicher, bedeutsamer an durch das tausendfache Getön des Lebens in ihr. Was wäre der frische grüne Wald ohne das Rauschen der Quelle, ohne den vieltönigen Gesang der Vögel, die blühende Wiese ohne das fröhliche Ergehen der Heerden, ohne das Summen der Insekten, was wäre die herrlichste Landschaft, wenn nicht die Stimmen der Natur auch dem Gehör seine Nahrung gäben, welches fast mehr noch als das Gesicht uns zu mitfühlenden Wesen macht? Und wäre es, wenn der Winter so vieles Lebendige aus unserer Nähe vertreibt oder verstummen läßt, auch nur das heisere Krächzen der Raben, der Schrei des einsamen Raubvogels, das Pochen des geschäftigen Spechtes, es ist doch eine Aeusserung des Lebens, eine Erinnerung, daß nicht alles Lebendige von uns gewichen ist, was um so mehr erfreut, je weniger die Landschaft dem Auge zu bieten vermag. Wenn Alles schwiege, wenn alle Stimmen der Natur verstummt wären, mitten in aller Pracht der Erde würde uns ein Gefühl der Oede und Verlassenheit überschleichen, die Natur, wenn auch in die lachendsten Farben gekleidet, würde uns wie ausgestorben erscheinen.

Auch die unorganische Natur hat ihre beredte Stimme. Welch eine Tonleiter von dem sanften Rieseln des Baches, welcher sich mit leisem Grollen an einem Felsstück oder an einer Baumwurzel bricht, bis zur donnerähnlichen, ohrbetäubenden Brandung des wildempörten Meeres, vom milden Fächeln des Zephyrs, welcher kaum in den Gräsern der Wiese, in dem Laube des Waldes ein leises, träumerisches Flüstern weckt, bis zum Wolken peitschenden Sturme, der heulend, ohne Widerstand, über die weite Ebene saust, der die Riesen des Waldes knarrend bis zur Erde beugt oder wie dünnes Rohr knickt! Wohl offenbart sich in diesen Tönen der Elemente die erhabenste Naturpoesie, aber volle Befriedigung finden wir doch erst, wenn die Stimmen der Thierwelt einfallen.

Wunderbar mannichfaltig sind die Mittel und Wege, welche die Thiere anwenden, um in dem tausendfach wechselnden Getümmel des Lebens nicht lautlos zu bleiben. Doch nicht allen Thieren verlieh die Natur eine Lunge und somit eine wirkliche Stimme. Unzählige Thiergestalten auf der Erde und unter der Erde und im Wasser leben einsam und stumm, in sich selbst verschlossen mit ihren Trieben zur Erhaltung des Lebens und zur Fortpflanzung ihres Geschlechts. Andere wissen den Mangel einer Stimme auf verschiedene Weise zu ersetzen. Myriaden von Mücken, Fliegen, Bremsen, Immen und Käfern summen, schwirren und schnurren und doch haben sie Alle keine eigentliche Stimme. Starr und regungslos, fast im Zustande des Scheintodes liegen die Insekten verborgen in kalten Nächten und kühlen Tagen, aber jeder warme Sonnenstrahl weckt sie zu regem Leben und die Gluth des Sommers ruft sie zu rastloser Beweglichkeit. Indem die Luft theils in die Tracheen, welche durch häutige Klappen verschlossen sind, theils in die Luftgefäße der ausgespannten Flügel heftig einströmt, werden diese in eine zitternde Bewegung versetzt und bewirken so jene feinschwirrenden oder tiefsummenden Töne, durch welche sich die fliegenden Insekten hörbar machen. Einige Käfer haben noch besondere Töne, wodurch sie sich gegenseitig zu rufen scheinen. Der Klopfkäfer schlägt mit seinem Oberkiefer an das Holz, wodurch ein Ton, wie das Ticken einer Taschenuhr, hervorgebracht wird, weßhalb ihn der Aberglaube die Todtenuhr nannte; der Schröter- oder Bockkäfer erzeugt durch Reibung seiner Halsringel einen girrenden Ton, fast wie von einer Geige, was ihm auch den Namen Geiger verschaffte. Am lautesten in der Insektenwelt macht sich das muntere Völkchen der Heimchen und Grillen, welche ihre Streichinstrumente — denn andere haben sie nicht — vom frühen Morgen an bis in die späte, stille Nacht in Feld und Wiese ertönen lassen. Die einen bewirken ihr Zirpen oder sogenanntes Singen durch schnelle Reibung der Flügeldecken auf einander, die andern durch das Reiben der Hinterschenkel an den Flügeldecken.

Den Fischen versagte die Natur jede laute Aeußerung des Lebens; stumm verbringen sie ihr Leben in dem Dämmerlichte, welches selbst beim hellsten Sonnenschein unter dem Wasser herrscht. Erst bei den Amphibien tritt die Lunge auf und somit die erste Spur einer wirklichen Stimme. Die meisten bringen es aber nur zu einem zischenden oder hauchenden Geräusch, indem sie die Luft heftig ausstoßen. Nur die Familie der Frösche hat die Natur in dieser Beziehung bevorzugt; sie erheben sogar zu gewissen Tages- und Jahreszeiten ihre Stimme am lautesten in dem vollen Orchester der Thierwelt. Kein Thier vermag in Bezug auf Kraft und Ausdauer der Stimme mit unserm Wasserfrosche zu rivalisiren, geschweige denn mit dem fußlangen Brüller Virginiens und Louisianas (Rana mugiens), dessen dumpfes Geschrei dem Brüllen eines Ochsen gleicht. Kein Thier hat aber auch solche Mittel zur Verstärkung der Stimme erhalten als der Frosch; denn wie zwei Trommeln treten seine gewaltigen Schallblasen aus den geschwellten Backen hervor.

Nicht nur an Stärke, sondern auch an Wohllaut und Mannichfaltigkeit der Töne sind die Vögel die begabtesten unter den Thieren. Welch unendliche Scala von Tönen, vom heisern Krächzen des Raben, vom wilden, schrillenden Schrei des Raubvogels, vom dumpfen Stöhnen der Rohrdommel, vom leisen Girren der Holztaube bis zum jubelnden Schmettern der Lerche, dem sanften, süßklagenden Flötentone der Nachtigall und Amsel, dem wechselvollen Trillern des Finken und Kanarienvogels! Wir wissen diese tausendfache Tonleiter nicht besser zu schildern als mit den Worten Jablonsky's:

Horche, Sohn, wie Schmerz und Freude die beschwingten Chöre singen!
So viel Stimmen, so viel Klänge, die zum Herzen wonnig dringen!
Anders singt der holde Sänger, dessen Lied den Wald belebet;
Anders kündet, was er fühlet, jener, der zum Lichte strebet.
Anders ruft die schwermuthsvolle Taube ihre lieben Kleinen;
Anders lockt der laute Kukuk zu sich her die Schaar der Seinen.
Anders schallt der Schlag der Wachtel aus der Saaten gold'nen Wellen;
Anders sind die leisen Töne, die im Schwalbenzwitschern quellen.
Anders strömt im Lied die Lerche die Gefühle ihrer Seele,
Anders, was sie tief empfindet, Nachtigal aus süßer Kehle.
Traurig wär' der Garten, tönte nur ein Sang, statt vieler Sänge;
Und nicht wär' die Welt so reizend, wenn nur Eine Sprach' erklänge!

Die Stimme der Vögel ist nicht nur im Verhältniß zum Körpervolumen stärker als die der vierfüßigen Thiere, sondern selbst an und für sich, abgesehen von diesem Verhältniß. Wir vernehmen die Stimme der größern Vögel oft schon, ehe unser Auge sie entdecken kann; sie müssen sich dann zu einer Höhe emporgeschwungen haben, welche wenigstens 3000 Mal mehr beträgt als ihr Durchmesser, weil erst in dieser Entfernung das menschliche Auge die Gegenstände nicht mehr erblickt. Wenn nun ein Vogel mit ausgebreiteten Flügeln ein Gegenstand von 4 Fuß im Durchmesser ist, so wird er erst in einer Höhe von 12,000 Fuß oder einer halben Meile verschwinden. Wenigstens eben so groß werden wir also die Schallweite der Stimmen der größern Vögel annehmen können.

Die Säugethiere tragen verhältnißmäßig wenig zu dem Getöne des Lebens in der Natur bei, denn sie lassen ihre Stimme viel seltener erschallen als die Vögel; auch ist dieselbe an und für sich weit schwächer. Während die größern Vögel, wie wir sahen, ihre Stimmen aus einer Höhe von mehr als einer halben Meile herabschicken, macht sich die der Säugethiere schwerlich weiter als eine Viertelmeile vernehmbar. Doch erheben auch sie alle ihre Stimmen, um sich in der Ferne zu erkennen oder um Gefühle der Freude und des Schmerzes, der Zuneigung und des Zorns, des Hungers und des Durstes auszudrücken. Fröhlich hallt das Thal wider von den Stimmen der blökenden Heerden, von dem Wiehern der Rosse, dem Bellen der Hunde; schauerlich schallt das Brummen des Bärs, das Heulen der Wölfe durch die Wildniß; die Löwen und Tiger erfüllen mit furchtbarem Gebrüll die einsamen Wüsten, die Affen durchziehen mit kreischendem Geschrei die Wälder der Tropen. Keins hat die Stimme des Andern, sie alle finden sich zusammen in den weiten Räumen, wo sie zerstreut umherschwärmen. Also ordnete es eine höhere Weisheit zur Erhaltung des thierischen Lebens. Dr. Grosse.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin.) Unsere Regierung hat die Anstellung von Versuchen mit den von einer Actiengesellschaft in Frankfurt a. M. fabricirten comprimirten Gemüsen angeordnet, welche der Verwaltungsrath der Gesellschaft hierher eingesandt hat. In amtlichem Wege ist sie auf eine Untersuchung derjenigen Gemüse vorgenommen worden, welche sich zur Truppenverpflegung eignen. Bekanntlich hat man schon früher eine Untersuchung solcher von Paris eingesandten Fabrikate angestellt. Als Resultat ist aus dem amtlichen Gutachten hervorzuheben, daß die comprimirten Gemüse sich zur Truppenverpflegung allerdings eignen, in sofern es sich um die Verproviantirung von Festungen und Schiffen handelt. Dagegen sind erhebliche Bedenken gegen die Verwendung für Truppen im Felde geltend gemacht worden. (C. B.)

Ein Potsdamer Pfefferküchler hatte dem Kaiser von Rußland bei seiner letzten Anwesenheit in Potsdam zwei Riesen-Pfefferkuchen überreichen lassen. Als der erwartete „Stanislaus" oder die betreffende goldene Tabatiere ausblieb und auch keine sonstige Bezahlung erfolgte, stellte der Pfefferküchler gegen den Kaiser als „Bürger und Grundbesitzer von Berlin" (der Kaiser ist bekanntlich Ehrenbürger dieser Stadt und besitzt ein Haus unter den Linden) bei dem Berliner Stadtgericht einen Prozeß auf Zahlung von 50 Thalern für die Pfefferkuchen an. Der Kläger wurde indeß abgewiesen, da der Gerichtsstand des Czaren trotz seiner Eigenschaft als Berliner Bürger nicht begründet sey. Der Pfefferküchler wird sich nun nach Petersburg wenden müssen.

(Telegraphenlinie zwischen Europa und Amerika.) Durch die Veröffentlichung des Berichtes von Maury über die zwischen Irland und Neufundland ausgeführten Sondirungen hat das Projekt einer Telegraphenlinie zwischen Europa und Amerika einen neuen Impuls erhalten und schon jetzt hat sich in den Vereinigten Staaten ein Comitee gebildet, welches die Verwirklichung dieser kühnen Idee als sein Ziel hingestellt hat. Bekanntlich gab der Maury'sche Bericht als Hauptergebnisse der angestellten Untersuchungen an, daß der Meeresgrund auf der bezeichneten Strecke eine ebene Fläche bilde, welche in der Gegend von Neufundland eine Tiefe von 1500 Faden habe und sich gegen Irland bis auf die Tiefe von 2000 Faden regelmäßig senke. Die mikroskopische Untersuchung der vom Meeresgrunde aufgebrachten Sinkstoffe soll ferner ergeben haben, daß die Strömung in der bezeichneten Tiefe außerordentlich gering seyn müsse. Trotz dieser günstigen Umstände stehen der Ausführung des Projektes dennoch enorme Schwierigkeiten entgegen.

(München, 11. Oct.) Mit dem neulich an einem Hunde vorgekommenen Cholerafall verhält es sich nach einem von dem

Prosektor Dr. Thiersch erstatteten Bericht folgendermaßen: Der Hund hatte, nach Angabe des Hofstabsarztes Dr. Urban, von dem Erbrochenen eines cholerakranken Kindes gefressen. Am zweiten Tage darauf wurde er von Erbrechen befallen, wozu sich Durchfall gesellte; dieß dauerte die ganze Nacht hindurch fort, worauf er unter heftigen Krämpfen verendete. Bei der Untersuchung der Leiche ergaben sich die wesentlichen anatomischen Merkmale der Cholera. Es hat sich sogar später eine chemische Reaktion mit dem Inhalte des Dünndarmes eingestellt, welche nach den bisherigen Erfahrungen der epidemischen Cholera ausschließlich zukommt.

Korrespondenz.

Zürich, 11. Oct.

Mögen über die Stellung und Bedeutung der Bühne als Volksbildungsinstitut die Meinungen noch so verschieden seyn, so ist doch so viel unbezweifelt richtig, daß das Theater zu den unabweisbaren Bedürfnissen unserer modernen Kultur gehört. Wo daher nur irgend Boden für dasselbe vorhanden, wird es sich trotz aller Hindernisse immer wieder geltend machen. So gar lange her ist es nun eben nicht, daß Theater und was dazu gehört einer gewissen starren Kirchlichkeit nicht eben der kleinste Gräuel gewesen, obwohl man auch dabei zu jeder Zeit es verstanden, sich von dem strengen Zwange auswärts zu emanzipieren, und z. B. der zu Hause sittenrichterlich scharfgehaltene Züricher sein Capua in den sich und einer prüden Orthodoxie abgestohlenen Theatergenüssen Badens fand. Ein eigenes Theater in Zürich war seiner Zeit ein eben so starkes Zugeständniß an den Zeitgeist und die ästhetische Seite einer humanen Bildung, wie neuerdings etwa die hie und da begonnene Zurückführung von Orgeln in die reformirten Kirchen eine Konzession an eine geläuterte Auffassung von dem wahren Wesen des Religiösen. Die Schwierigkeiten für die Existenz eines Theaters in Zürich liegen jetzt aber größtentheils anderswo, und keine geringe darin, daß einestheils die Unternehmer in der Voraussetzung zweifelhafter finanzieller Ergebnisse wenig boten, anderntheils letzterer Umstand gerade das zur Folge haben mußte, was Erstere fürchteten: die geringe Theilnahme des Publikums. Darauf hauptsächlich wird sich das Misere noch so manchen anderen Theaters zurückführen lassen. Genug — keine Schwierigkeit konnte verhindern, daß wir nicht auch in diesem Winter unser Theater haben, und zwar ein Aktientheater. Noch mehr; so viel bis jetzt zu erkennen, ist das Unternehmen in die Hand eines tüchtigen Mannes, Herrn C. Walther, gelegt, dessen Schuld wenigstens es nicht seyn dürfte, sollte das Ganze nicht denjenigen künstlerischen und finanziellen Fortgang haben (was hier leider so nahe und untrennbar beisammen liegt), den billige Freunde dieses Kulturzweiges ihm wünschen müssen. Am 6. ward die Bühne mit der Oper „Arline, die Zigeunerin," eröffnet, der drei Tage darauf Donizetti's „Lucia von Lammermoore" folgte; und wir dürfen bereits nach diesen beiden Darstellungen gestehen, daß Herr Walther bei der Acquisition seiner Gesellschaft nicht nur billigen, sondern auch strengen künstlerischen Ansprüchen genügt hat. Auch in einigen Veränderungen bezüglich der Preise und der Lokalitäten hat der Genannte seine Geschäftsgewandtheit bewiesen, selbst im Interesse der Abonnenten auf die unbequemen Abonnements suspendus verzichtet. Entsprechen die Leistungen unserer Künstler im Schauspiel dem in der Oper (und auch in der Posse) Gebotenen und die Folge dem Anfang, so können wir immerhin Genüsse erwarten, welche der Kunst eben so Ehre machen, als sie sich hoffentlich die Anerkennung eines spröden und mehr als irgend eines „ausbeute"-scheuen Publikums sichern werden. Dieß mag mich auch entschuldigen, Ihre Leser von einem unserer Kunstgenüsse unterhalten zu haben. — Vorigen Sonntag hatten wir Gelegenheit, eine vielversprechende vaterländische Gesangskraft bei dem Vortrage eines Ave Maria in der katholischen Kirche durch Herrn J. Schoch, Tenorist vom Stadttheater zu Königsberg, kennen zu lernen. Gute, metallreiche Tenore werden ja immer seltener!

Stuttgart, 12. October.

Von dem Werke Heideloff's „über die Denkmale der Kunst des Mittelalters in Schwaben" soll noch in dieser Woche die erste Lieferung erscheinen. Heideloff hält sich schon seit geraumer Zeit wieder hier auf und soll beabsichtigen, sich gänzlich hierher zurückzuziehen.

Heidelberg, 14. October.

Vor kurzem fand hier eine Versammlung der Abgeordneten der sieben rheinischen Kunstvereine Mainz, Karlsruhe, Mannheim, Darmstadt, Freiburg, Strasburg und Stuttgart statt. Unter dem Vorsitze des Münzraths Kachel von Karlsruhe wurde die Wahl eines Vorstandes vorgenommen, welche wiederholt auf Prof. Felsing in Darmstadt fiel. Nach Erledigung anderweitiger, den Verein betreffenden Angelegenheiten, Abhör des Rechenschaftsberichts rc., wurde als gemeinsame Vereinsgabe ein Bild von Köhler in Düsseldorf, eine Jahr., vorgeschlagen und von den Abgeordneten angenommen. Der Stich wird von Felsing besorgt werden. Wir wünschen und hoffen, daß der gemachte Vorschlag, die gemeinschaftliche Vereinsgabe betreffend, womit der Ankauf des genannten Originalgemäldes um etwa 2000 fl. und dessen Verlosung verbunden wäre, von allen Vereinen, deren Vertreter hier versammelt waren, angenommen werde. — Das Gerücht, als werde die bevorstehende hiesige Herbstmesse nicht abgehalten, ist völlig grundlos. Schon sind die Buden aufgeschlagen und die Zahl der Verkäufer, welche ihre Ankunft bereits angezeigt haben, ist eine größere als früher und als man erwartete. Ob aber auch die Zahl der Käufer eine entsprechende seyn werde, ist zu bezweifeln.

Bad Gleisweiler, bei Landau in der Pfalz, 10. Oct.

Die bayrische Pfalz gleicht einem herrlichen Garten, ausgeschmückt mit mannichfaltigen Naturschönheiten. Sie gewährt mit ihren lebensfrohen Bewohnern jedem Reisenden einen erheiternden Aufenthaltsort zu jeder Jahreszeit. Als ein Glanzpunkt in diesem vom Gebirg und dem Rheinstrom umsäumten „Garten" erscheint das Bad Gleisweiler, das seit der Traubenkur von vielen Norddeutschen, wozu auch Schreiber gehört, sehr frequentirt ist. Obgleich Philomelens Liebesklang und der Lerchen Jubelchor längst verstummt sind und der Lauben Blätter buntfarbig werden, so durchweht doch noch eine milde Luft die Kiefern und Kastanienwäldchen und die Weinberge, welch letztere in diesem Jahre eine viel reichere Lese bieten, als jene in der Gegend von Neustadt und Dürkheim. Die Qualität des Weines wird eine vorzügliche, denn die Trauben sind zuckersüß. Die Einherbstung wird dem ungeachtet möglichst weit hinausgeschoben. Weder die Kurgäste, noch Dr. Schneider, der selbst Weinbergbesitzer ist, werden hiergegen Protest einlegen. Die Heilfolge des Bades hat auch im laufenden Jahre bei den hartnäckigsten Rheumatismen, bei Nervenleiden, Lähmungen rc. sich an mehr als 340 Patienten als eine erfreuliche bewährt. — Die Getreideernte hat in der Pfalz im Vergleich mit dem vorigen Jahre einen doppelten Ertrag geliefert; doch stehen die Preise für die Konsumenten hoch. Die Kartoffeln geben nur hin und wieder einen guten Ertrag. Ein Morgen liefert z. B. 150—200 Simmern, während der Nachbar in ganz gleichem Boden nur 60—80 einheimset. Die wenigen Kartoffeln werden größtentheils nach Frankreich ausgeführt und viele Bewohner fürchten einen bald sehr fühlbar eintretenden Mangel an Lebensmitteln.

Frankfurt a. M.

Fräulein Storck vom Hoftheater zu Wiesbaden hat dieser Tage bei einem Unwohlseyn der Frau Anschütz auf unserer Bühne die Partie der Elisabeth im Tannhäuser gesungen. Wenn wir dem Gast für die gefällige Bereitwilligkeit schon darum zu Dank verpflichtet sind, so haben wir beizufügen, daß Fräulein Storck eine sehr beifällige Aufnahme gefunden und gewiß auch verdient hat, da sie sich durch einen korrekten und geschmackvollen Gesang, wie durch einen gefühlvollen und wohl nüancirten Vortrag auszeichnete. Der ihr gewordene Beifall ist um so ehrender, als, wie bekannt, Frau Anschütz die Rolle der Elisabeth im Tannhäuser zu ihren vorzüglichsten Leistungen zählen darf, und daher nicht leicht eine andere Sängerin in dieser Partie mit Erfolg bei uns auftreten kann.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 17. Oct. Der Freischütz, große Oper in 4 Abtheil., Musik von C. M. v. Weber.

Mittwoch, 18. Oct. Die Waise aus Lowood, Schauspiel in 2 Abth. Jane Eyre: Fräul. Bertha Mühling, als zweiter theatralischer Versuch.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 289. Mittwoch, den 18. October 1854.

Der Teich von Précigny.

(Nach dem Französischen des Elie Berthet.)

(Fortsetzung.)

VIII.

Acht Monate nach jenen Ereignissen herrschte eines Tages reges Leben in der Fabrik. Man feierte nämlich den Namenstag des Fabrikherrn und die Arbeiter hatten, durch Smithson angeregt, diese Gelegenheit ergriffen, um ihre Gesinnungen für denselben an den Tag zu lege:. Blumen und Ehrenpforten zierten den weiten Hof, welchen eine zahllose Menge geputzter Männer, Frauen und Kinder anfüllten; denn die Arbeiter hatten größtentheils auch ihre Familien dazu gezogen und Herr Laurent bewirthete alle Gäste mit wahrhaft verschwenderischer Freigebigkeit.

Wer die Sparsamkeit und Einfachheit des Herrn Laurent kannte, mußte wohl schließen, daß er eine Ursache zu dieser ungewöhnlichen Gastfreundschaft haben müsse. Und so war es auch in der That. Der Graf von Précigny hatte in Paris mit wahrer Begeisterung die Sache der armen Dorfbewohner geführt; zwar war es ihm nicht gelungen, eine Abhülfe des Uebels zu erlangen, doch war der Fall öffentlich besprochen worden und es hatte sich vielseitiges Mitleiden für die Unglücklichen und lebhafter Tadel des Herrn Laurent kundgegeben, so daß derselbe wohl fühlte, er sey in der öffentlichen Meinung gesunken; darum lag ihm viel daran, mit der Liebe und Anhänglichkeit seiner Untergebenen zu prahlen, und dazu bot ihm der genannte Tag eine willkommene Gelegenheit dar. Doch inmitten des allgemeinen Jubels war er sichtlich ernst, ja man kann sagen unruhig. Gegen Abend forderte er, um sich ein wenig dem Tumulte zu entziehen, den Herrn Smithson, den Doctor Merville und den Advocaten Rigobert zu einer kurzen Wasserfahrt auf. Ohne Zweifel hatte er seine Ursache, warum er gerade diese Herren zu seiner Gesellschaft wählte. Einige Zeit herrschte gänzliches Schweigen in der Barke; endlich begann der Doctor Merville in einem Tone, der witzig seyn sollte:

„Wahrhaftig, Herr Laurent, wenn man den Journalen glauben wollte, so müßte man eine Wasserfahrt zu dieser Stunde für gefährlich halten. Man hat ja in der That den Teich von Précigny als so schädlich geschildert, daß seine Dünste in wenig Minuten tödtlich seyn könnten. Wenn ich auch nicht zu jenen Schreiern gehöre, so kann ich doch nicht läugnen, daß ich ein wenig Vorsicht ganz angemessen finde."

„Wie, Doctor!" rief Herr Laurent, „ist das schreckliche Fieber, das mir schon so viel Unheil gebracht hat, wieder aufs Neue ausgebrochen, nachdem es jetzt einige Zeit verschwunden war?"

„Oh nein. Während der junge Narr, der Graf von Précigny in Paris war, um Sie auf die abscheulichste Art zu verläumden, ist nicht ein einziger Fall vorgekommen."

„Und doch", erwiederte Herr Laurent im Tone des Vorwurfs, „war der Graf mit Zeugnissen von Ihnen versehen, die mich in der That in ein unvortheilhaftes Licht gesetzt haben. Ja", fuhr er bitter fort, „es ist nicht anders, gerade diejenigen Personen, auf die ich fest rechnen zu können glaubte, haben sich in dieser unglücklichen Angelegenheit gegen mich gewendet oder mich wenigstens in keiner Art unterstützt. Von Ihnen, Doctor, der Sie seit zehn Jahren mich und sämmtliche Arbeiter der Fabrik behandeln, hätte ich das nicht gedacht. — Auch Herr Rigobert hat mir, trotz seiner anerkannten Geschicklichkeit, doch einen wichtigen Dienst verweigert . . . Mit einem Worte, Niemand hat mich unterstützt; selbst in meiner Familie ist meinem Gegner Bewunderung gezollt worden. Hätte mir nicht der brave Smithson zur Seite gestanden, ich glaube, ich hätte selbst den Muth verloren."

„Sie sind ungerecht gegen mich", rief der Doctor; „wie konnte ich denn eine Epidemie läugnen, die ganz unzweifelhaft herrschte; ich wäre ja als unwissend erschienen und hätte mir die Bewohner von Précigny zu Feinden gemacht. Sie können übrigens überzeugt seyn, daß ich jede Gelegenheit ergreife, um zu Ihren Gunsten zu sprechen."

„Ich danke Ihnen", erwiederte Herr Laurent freundlich. „Indessen kann ich Ihnen versichern, daß der Haß dieser Leute unversöhnlich scheint. Ich hatte gehofft, das heutige Fest sollte eine Vereinigung herbeiführen; aber nicht Einer hat meine Einladung angenommen."

„Wie es heißt, ist der Graf von Précigny gestern Abend wieder von Paris zurückgekommen."

„Er ist zurückgekommen!" rief Laurent erblassend.

„Er ist zurückgekommen!" wiederholten Smithson und Rigobert mit ganz verschiedener Betonung.

Herr Laurent begann jetzt ein Gespräch mit dem Advocaten, während die beiden anderen Herren am entgegengesetzten Ende der Barke mit einander sprachen.

„Ja, bester Rigobert, ich bedarf jetzt Ihre Hülfe mehr als je", sagte er leise. „Die Entdeckung des Greises, von welchem ich schon gegen Sie sprach, ist von unendlicher Wichtigkeit für mich. Bis jetzt haben Sie nicht kräftig in dieser Sache gehandelt; doch vielleicht sind Sie schon auf der Spur?"

„Durchaus nicht, ich schwöre Ihnen", erwiederte der Advocat heftig.

„Ich würde Ihnen ganz freie Hand lassen; auch die zwanzigtausend Franken, welche der Schurke von dem Grafen forderte..."

„Zwanzigtausend? — ich dachte nur zehntausend."

„Ich wollte selbst den Dieb nicht wissen, wenn er zur Bedingung machen sollte, ungenannt zu bleiben."

„Nun, wir wollen sehen, was sich thun läßt", sagte Rigobert mit schlecht verstellter Freude.

„Der kennt den Dieb! Ich war es gleich überzeugt", dachte der Fabrikherr bei sich.

Während das Geschäft besprochen worden war, hatten an der anderen Seite des Fahrzeugs der Doctor und Smithson eine Unterredung.

„Doctor", sagte Smithson leise, „ich möchte Sie bitten, mir eine Frage aufrichtig zu beantworten. Sie sind ein geschickter Arzt und behandeln Fräulein Laurent schon viele Jahre; was denken Sie von ihrem Zustande?"

Der Doctor zuckte mit den Achseln und erwiederte leise: „Hier ist die Wissenschaft am Ende. Sie ist nicht zu retten."

„Das weiß ich schon lange", sagte Smithson mit seinem englischen Phlegma. „Aber wie lange geben Sie ihr noch Frist?"

„Das läßt sich nicht gut sagen. Ich fürchte, daß sie nicht über zwei, höchstens drei Monate mehr lebt."

„Sie glauben also nicht", sagte der Engländer bestürzt, „daß sie den October überleben wird? auch nicht den achten?"

„Das scheint kaum wahrscheinlich."

„Ich bitte Sie, Herr Doctor, wenden Sie alle Ihre Kräfte an; thun Sie, was Sie vermögen, um ihr Leben nur bis zu diesem Tage zu fristen ... Ich werde mich Ihnen dankbar beweisen, sobald ich Besitzer der Fabrik bin ... Wenn sie nur den achten October erlebt, dann mag es der Himmel fügen, wie er will."

Der Doctor sah ihn verwundert an.

„Ich will Ihnen meine Angst erklären", fuhr der Engländer fort. „Fräulein Therese hat mir versprochen, den achten October ihre Hand zu reichen. Sollte sie früher sterben, so wäre ich beschimpft, eine Beleidigung hingenommen zu haben, ohne mich zu rächen. Bin ich aber Schwiegersohn des Herrn Laurent und Mitbesitzer der Fabrik, dann erscheint die Sache in einem ganz anderen Lichte."

„Ich verstehe. Doch fürchte ich, alle Bemühungen werden vergeblich seyn, um das nahe Ende von Fräulein Laurent hinauszuschieben."

„Dann bleibt mir nichts übrig, als Herrn Laurent die Gefahr zu entdecken und ihn zu bitten, seine väterliche Gewalt zu gebrauchen, um unsere Verbindung zu beschleunigen."

„Das wäre, meiner Meinung nach, das übelste Mittel, das Sie wählen könnten. Wie ist anzunehmen, daß Herr Laurent seine Tochter in einem hoffnungslosen Zustande verheirathen werde?"

„Aber was soll ich thun?"

In diesem Augenblicke landete die Barke der Fabrik gegenüber. Eine jubelnde Menge strömte herbei, um die Zurückkehrenden zu begrüßen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Veste Koburg.

Die altehrwürdige Veste Koburg, auf einem der lieblichsten Fleckchen in Deutschlands Mitte, so lieblich, daß noch heute Thüringen und Franken sich um das Eigenthumsrecht streiten, ist in neuester Zeit so häufig Gegenstand öffentlicher Besprechung*) geworden, daß es unseren Lesern längst als unsere Pflicht erschienen seyn wird, ihnen über diese Burg, die zugleich einem glänzenden Fürstenhaus der Gegenwart den Namen gibt, Einiges mitzutheilen.

Nordöstlich von der Residenzstadt Koburg erhebt sich ein Berg, auf dessen weitschauender Kuppe die Altvordern ein festes Schloß bauten, welches kurze Zeit vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges zu einer Festung nach damaliger Fortifikationsweise erweitert worden ist. Die jetzt geebneten und in Lustgänge mit Buschwerk und Blumenschmuck umgewandelten Wallgräben ausgenommen, bietet das Aeußere der Veste noch vollkommen das Bild aus jener Zeit. Ein doppelter Mauergürtel mit vier Basteien und vier halbrunden Mauerthürmen umgibt die höhere innere Burg, die mit ihren stattlichen Gebäuden, Thürmen und hohen Mauern dem Volke im Thal so fest und prächtig erschien, daß es sie die fränkische Krone nannte.

Merkwürdig ist das eigenthümliche Verhältniß der Höhenlage der Veste zu ihrer Fernsicht. Denn während die Höhe, auf der sie in ihrer Eiform sich ausdehnt, wenig über 900 Fuß über den Spiegel der Itz sich erhebt, beherrscht sie doch einen Rundblick von vierzig Meilen Durchmesser von Ost nach West. Die fernen Spitzen des Fichtelgebirges und der Rhön begränzen hier den Blick, der gen Süden bis zum Steigerwald vordringt und nur im Norden vom näheren Thüringerwald beschränkt wird. Ueberaus reizend sind die Mittelgründe dieses großartigen Landschaftsbildes, die das Auge von der hohen Bastei aus in den Richtungen dreier Thäler durchwandern kann. Nach Norden führt das Thal der Röten an der schönen Rosenau vorüber zu den hohen grauen Giebeln des einstigen Klosters Mönchröden und weiter nach den gewerbfleißigen Städtchen Neustadt und Sonneberg, dessen neue gothische Kirche mit ihren Doppelthürmen hell aus dem dunkeln Hintergrund der Thüringer Berge hervorblickt. Gegen Westen zieht sich ein breites Thal an den sogenannten langen Bergen hin. Dorf an Dorf hebt sich mit Kirchen und Landschlössern aus den üppigsten Fluren hervor. Wahrhaft erquickend aber ist der Blick nach Süden, der uns durch den, den zierlichsten Wechsel von Wiese, Wald und Ackerflur darbietenden Itzgrund zu den Höhen des Maingrundes führt. Ueber die Thürme der Stadt Koburg hinweg streift der Blick an den Schlössern Ahorn und Hohenstein vorüber zu den fernen Thürmen von Banz, der alten Benediktinerabtei, die sich in ein prachtvolles Sommerschloß des Herzogs Max in Bayern verwandelt hat. Ein Sprung über den Main und die berühmte Wallfahrtskirche von Vierzehnheiligen tritt uns mit ihren beiden glänzenden Thürmen entgegen. Ueberall, wohin wir blicken, zeigen sich die Spuren der schaffenden und belebenden Hand des Fleißes, den ein Kernvölkchen mit Lust an seine dankbare Heimatherde wendet. Der Beschauer verläßt ungern diesen Bildersaal der Natur und er kehrt auch, nachdem er das reiche Innere der Burg betrachtet, immer zu neuem Genusse dahin zurück.

In dieses Innere der alten Veste wollen wir nun unsere Leser führen, nachdem wir uns noch einige geschichtliche Bemerkungen erlaubt haben.

Aus den historischen Anmerkungen, welche Fr. Hofmann seiner „Veste Koburg" angefügt hat und die als eben so müh- und sorgsame Vorstudien seiner Dichtung zur Grundlage dienten, erfahren wir, daß die Veste ursprünglich entweder als Vormauer der Thüringer gegen die ihnen feindlichen Schwaben, oder als fränkische Gränzburg gegen die Sorben erbaut wurde. Später hausten auf ihr eine Reihe Dynasten, bis die Grafen von Henneberg Herren derselben wurden, oft daselbst residirten und auf ihr und dem nun in Trümmern liegenden Straufhain glänzende Feste feierten. Von den Hennebergern kam Burg und Land Koburg durch Heirath an Meißen und dadurch an das Haus Sachsen. Wie die Hennebergischen Landgrafen wählten auch die Herzöge und Kurfürsten von Sachsen die Burg häufig zum Aufenthaltsort und namentlich

---

*) Veranlassung dazu gaben der nun wieder zur Seite geschobene Plan der Uebersiedelung des Germanischen Museums von Nürnberg auf die Koburg und neuerdings Friedrich Hofmanns „Die Veste Koburg, Gang durch die Geschichte in Dichtungen. Hildburghausen, F. Kesselring, 1854."

haben die Kurfürsten Ernst, Friedrich der Weise, Johann der Beständige und Johann Friedrich der Großmüthige viel zu deren Erweiterung, Befestigung und Verschönerung beigetragen. Einen Glanzpunkt in der Geschichte der Burg bildet auch der Aufenthalt Luthers auf ihr während des Augsburger Reichstags. Dann verlebte die unglückliche Gemahlin des Herzogs Casimir, Anna, sein Jahre ihrer zwanzigjährigen Gefangenschaft auf dieser Veste. Ihren kriegerischen Ehrenkranz erwarb sie sich im dreißigjährigen Krieg, wo Wallenstein sie vergeblich belagerte und erst der kaiserliche General Lamboy sie nach fünfmonatlicher Belagerung durch List und Verrath zur Uebergabe brachte. Nach dieser Zeit gerieth die Burg, wie ganz Deutschland, in Verfall und ward nur noch als Zuchthaus erhalten.

Die Wiederherstellung der Veste geschah seit dem Jahre 1835 durch Herzog Ernst den Ersten von Koburg-Gotha mit Hülfe Heideloffs in Nürnberg, und zwar in der sinnigsten Weise. Den oben erwähnten Glanzpunkten der Geschichte angemessen wurden in den weitläufigen Räumen des Fürstenbaus*) die einst von den Landgrafen und Kurfürsten bewohnten Gemächer im Geschmack ihrer Zeit restaurirt. Da sehen wir die großen Oefen und die Holzbänke an den Wänden umher; an den Wänden wandeln vor uns, in Fresco gemalt, die Landgrafen und Kurfürsten mit ihren Frauen. Die Fenster zeigen uns die Wappen und Wappensprüche in prächtiger Glasmalerei. Aber wie diesen alten Henneberger- und Sachsen-Fürsten gebührte auf dieser Burg auch Luther und der Reformation die Verherrlichung durch die Kunst; sie zeigt sich besonders in dem Prachtzimmer, welches uns Luther und die Reformatoren, welche mit ihm auf der Veste verkehrt haben, auf Goldgrund und in Lebensgröße vorführt, sammt Wappen und Namen aller Städte, welche zuerst die Reformation bei sich eingeführt haben. Auch das Schlaf- und Arbeitsstübchen Luthers ist noch wohlerhalten.

Die Räume, welche an den Herzog Casimir erinnern, gehören zu den Kunstwerken seltenster Art; wir sehen hier die Holzmosaik auf ihrer Höhe in der Darstellung von Jagdscenen nach den Zeichnungen von Pirkheimer, Herzogs Casimirs Hofmaler. Dieses s. g. „Hornzimmer“, zu Anfang des 17. Jahrhunderts vollendet, kostete damals 40,000 fl. und ist durch alle Kriegsstürme glücklich gerettet worden. Besonders reich ist die Burg an prächtigen Holzschnitzereien aus der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts, sowie an Möbeln und Gefäßen aus jener Zeit.

Endlich gebührte dem dreißigjährigen Krieg eine besondere Erinnerungsstätte, und sie ist ihm geworden in dem großen Saale, welcher uns die Helden jener Zeit (treffliche Oelgemälde) zeigt. Von besonderem Kunstwerth ist das Bild Gustav Adolfs, um welches schwedische Musketen, welche auf dem Lützener Schlachtfeld ausgegraben worden sind, eine gewiß sehr passende Umkränzung bilden.

Gehen wir, da wir doch die Räumlichkeiten nicht sämmtlich einzeln aufführen können, zu den Sammlungen über, so müssen wir uns zuerst zu der musterhaften Sammlung von Schußwaffen wenden. Wir finden hier in zwei Sälen circa 700 Gewehre von der ersten Zeit der Erfindung durch alle Grade der Verbesserungen bis zum Feuerschloß; darunter sind eine große Anzahl herrlich gearbeiteter, mit Metall, Elfenbein und Horn eingelegter oder in Eisen geschnittener Jagdgewehre aus dem 16. Jahrhundert. Die bedeutendste historische Merkwürdigkeit in dieser Sammlung möchte für Viele die Büchse des Landwirth Hofer seyn, die Napoleon dem König Maximilian Joseph von Bayern, König Ludwig seinem Schwiegervater, dem Herzog Friedrich von S.-Hildburghausen und dieser 1826 dem Herzog von Koburg verehrte. Derselbe Saal bewahrt auch die Trophäen von Eckernförde.

Ein großer Waffensaal bietet eine reiche und mannigfache Auswahl von Schutz- und Trutzwaffen der Ritterzeit, darunter mehrere geschichtlich merkwürdige Rüstungen, allerlei Mordgeräth aus dem Bauernkrieg, vor Allem aber eine seltene Schwertersammlung. Denselben Saal schmücken mehrere Prachtwägen der alten Zeit, unter denen derjenige, in welchem Johann Friedrich der Großmüthige im Jahre 1517 seinen Einzug mit Sibylla von Cleve in Torgau hielt, besonders bemerkenswerth ist. Nicht minder werthvoll sind die an den Treppen, in den Corridoren und Vorsälen angebrachten Gemälde, Hirschgeweihe, Bildhauereien, sowie die zum Theil aus der ältesten Zeit erhaltenen Thüren mit den alten kunstvollen Schlosserarbeiten.

Was Herzog Ernst I. so großartig begonnen, setzt der jetzt regierende Herzog Ernst II. von Koburg-Gotha rüstig fort. Die Räume der Veste, welche ursprünglich zur Aufnahme des Germanischen Museums bestimmt waren, sind vollendet. Dieselben werden nun alle noch in der Stadt Koburg, im Residenzschlosse, im Zeughaus und in anderen öffentlichen Gebäuden bisher zerstreut gewesenen herzoglichen Sammlungen von älteren Kunstsachen, Gemälden, namentlich aber die große Kupferstichsammlung, eine der bedeutendsten in Deutschland, in sich aufzunehmen, um, wie alle Sammlungen der Veste, für das Publikum zugänglich und für den Kenner und Forscher der Kunst benutzbar gemacht zu werden.

Auf diese Weise wird in der nächsten Zeit die Veste Koburg, der alte Kriegsbau, vollständig in eine Kunstburg, in ein Museum umgewandelt seyn, das nach Werth und Vielseitigkeit des Inhalts, Zweckmäßigkeit und Ordnung der Einrichtung, sowie nach Lage und Umgebung, zu einem der sehenswürdigsten Reiseziele in ganz Mitteldeutschland sich erhebt und als ein schöner und edler Schmuck im Vaterlande die allgemeinste Beachtung verdient.

*) Das Innere der Veste besteht aus zwei Höfen oder vielmehr großen, von Gebäuden umschlossenen Plätzen. Der erste Hof, zu welchem man durch drei Thore gelangt, enthält den großen, aus zwei Flügeln bestehenden Fürstenbau, die Kirche, das Pfarrhaus, das neue Wirthshaus und die zum freundlichen Vergnügungsplatz umgeschaffene sogenannte hohe Bastei; den zweiten, noch größeren Hof umgeben das alte Schloß, ein hoher (der sogenannte blaue) Thurm, ein Gebäude für Remisen und Stallungen, der sogenannte lange Bau (zu Zeiten Kaserne), ein Zwinger für den Bären, Beamtenwohnungen und ein Flügel des Fürstenbaus. In jedem Hof ist ein tiefer Brunnen.

Mannichfaltigkeiten.

Marschall St. Arnaud, so schreibt ein Korrespondent der Independance, hatte ein außerordentliches Gedächtniß. Der Zufall wollte, daß ich ihm im April d. J. in der Oper begegnete. Seit zehn Jahren hatte ich ihn nicht gesehen, und doch erkannte er mich gleich. Er trat auf mich zu, und, indem er nach einigen Worten der Begrüßung mich zur Seite nahm, sagte er: „Ist es wahr, daß Sie ein Korrespondent der Independance sind?“ — „Allerdings, Marschall.“ — „Wohl, leisten Sie mir einen Dienst. Schon zwei oder drei Mal hat man mich in sehr anständiger Weise erwähnt, doch wiederholt man unablässig, wohl ohne böse Absicht, daß ich krank wäre, und daß man nicht wisse, ob meine Gesundheit mir verstatte, nach dem Oriente abzugehen. Bitten Sie doch darum, daß man sich nicht um mich kümmere und daß man insbesondere nicht meine Gesundheit erwähne.“ — „Dieß werde ich, Marschall.“ — „Sie finden mich wohl verändert, nicht wahr?“ — „Etwas“, erwiederte ich mit einigem Zaudern. — „Das macht nichts“, entgegnete der Marschall; „ich habe noch einige Monate Lebenskraft im Leibe, ich habe das Vorgefühl da-

von. Uebrigens will ich lieber auf dem Schlachtfelde krepiren (sic), als zu Paris in meinem Sessel."

** Bei Erwähnung des Streites, ob Preußen oder Oesterreich sich größerer Schriftsteller zu rühmen habe, bemerkt die A. A. Z.: Wie Goethe den leidigen Streit darüber: wer der größere Poet sey, er oder Schiller? mit den Worten abmachte: „Die Deutschen sollten froh seyn, daß sie zwei solche Kerle haben", so sollten die Deutschen eben auch froh seyn, daß ihnen im Westen und Osten, im Süden und Norden des Vaterlandes Geister gegeben waren, auf die sie stolz seyn dürfen — jedenfalls stolzer als auf ihre Politik.

Von Dr. Vogel waren bis zum 25. August noch keine neueren Nachrichten über seine Expedition nach Central-Afrika in Tripoli eingelaufen, aber jeden Tag dürfen nunmehr umfangreiche Mittheilungen von ihm erwartet werden. Nach seinen letzten Briefen, datirt Kuka, den 20. Februar 1854, hatte er mehrere höchst interessante Excursionen von diesem Punkte aus arrangirt, über deren hoffentlich glücklichen Verlauf die nun erwarteten Nachrichten Kunde geben werden. In vier Tagen — so schreibt er — gehe ich nach dem Flusse Schary, um das Terrain zu recognosciren. Ich werde etwa vierzehn Tage von hier wegbleiben und gedenke den Fluß drei bis vier Tagereisen hinauf zu gehen. Die nächsten Nachrichten — mögen sie nur erfreulicher Natur seyn — dürften für die wissenschaftliche Welt vom höchsten Interesse ausfallen. Den Verwandten und Freunden aber unserer wackeren in den unwirthbaren Zonen Central-Afrikas sich aufopfernden Landsleute muß es zur großen Beruhigung dienen, wiederholt davon versichert zu seyn, daß dieselben an den britischen Consuln in Nord-Afrika treue Freunde besitzen, die ihre Interessen und ihr Wohlergehen, soweit dieselben in der Menschen Hände liegen, nicht blos aus offizieller Pflicht, sondern aus wahrer Herzens-Sympathie unausgesetzt überwachen und in aller möglichen Weise zu fördern und schützen suchen.

Frankfurter Theater.

Wenn es der Kritik obliegt, die rühmlichen Bestrebungen und verdienstlichen Leistungen der Bühne anzuerkennen und zu beloben, so hat sie dagegen auch die Verpflichtung, das Gehaltlose und Verwerfliche mit aller Entschiedenheit zu rügen. Jenes haben wir erst dieser Tage gethan, diesem nachzukommen fühlen wir uns heute gedrungen. Das Publikum hat bereits sein Censoramt geübt, indem es die am 16. d. zum ersten und gewiß auch zum letzten Male gegebene abgeschmackte Posse „Gervinus, der Narr vom Untersberg" in recht durchgreifender Weise ausgezischt und ausgepfiffen hat. Seit Jahren, etwa seit dem „Duell in der Hasengasse" seligen Andenkens, ist uns ein so trauriges Machwerk nicht vorgeführt worden. Wir verlangen von unserer Direktion kein ausschließlich klassisches Repertoire; wir wissen, daß sie auch dem Geschmack oder vielmehr Nichtgeschmack der Massen Rechnung zu tragen hat; wir vergönnen ihrer Wirksamkeit einen möglichst weiten Spielraum. Gewisse Gränzen, ein gewisses Maß des Erlaubten dürfen jedoch nicht überschritten werden. Man ist nicht immer im Stande, Vortreffliches zu bieten, aber immer in dem, Unwürdiges zu vermeiden. Ein ernster Wille kann vor dem Schlechten bewahren. Nehmen wir die Bühne, selbst abgesehen von jeder höheren Tendenz, nur als eine Anstalt zur Erholung und Erheiterung, so müssen diese doch wenigstens würdig und anständig bleiben und dürfen Verstand und Gefühl nicht geradezu mit Füßen treten. Dieß geschieht aber in dem obengenannten Stücke, das ohne allen inneren Zusammenhang, ohne Sinn und Verstand, dagegen aber durchweg trivial und einzig und allein auf ein paar schlechte Witze gestützt ist. Die gerechte Strenge, welche dießmal das Publikum geübt hat, möge der Direktion und der Regie zur Warnung dienen. Das Vertrauen wird schwer errungen, aber leicht verscherzt, und der Verlust desselben ist von den nachtheiligsten Folgen begleitet. Auch sollten diese Herren schon längst die Erfahrung gemacht haben, daß Wiener Possen bei uns keinen Grund und Boden finden, es sey denn, daß sie sich durch einen besonderen Vorzug auszeichnen, oder daß sie durch einen wirklich bedeutenden Komiker getragen werden. So hat das hier besprochene Stück selbst in Wien seine Erfolge nur dem Talente und der meisterhaften Darstellung des bekannten Komikers Treumann zu verdanken gehabt, wie nebenbei einigen Lokalbeziehungen, die bei uns ganz unwirksam sind. Wir glauben unserem Gaste Herrn Grauert nicht zu nahe zu treten, wenn wir ihm das Talent, eine derartige Rolle zur Bedeutung zu erheben und alles Interesse auf sie zu concentriren, absprechen. Soll diese Rolle dominiren und durchgreifen, so muß ihr Träger sie nicht nur mit einem frischen und geistreichen Humor auszustatten, sondern er muß auch die darzustellenden Metamorphosen gehörig geltend zu machen und scharf und pikant auseinander zu halten verstehen. Talent oder Genie? — heißt es im zweiten Akte der Posse, und wir gestehen, daß wir das Eine wie das Andere vermißt haben. — Aus dem Grundgedanken des Stückes, daß Gervinus zu seinem im Untersberg schlafenden Kaiser heimkehrt, weil die Menschen noch nicht tugendhaft genug und die Völker noch nicht reif zur Freiheit sind, hätte bei guter Bearbeitung Etwas werden können; bei der vorliegenden des Herrn Berla ist er zu Wasser geworden. So möge denn der Narr, hinter dessen Maske wir keine Weisheit entdecken konnten, dahin zurückkehren, von wannen er gekommen. Wir haben für ihn keinen „patriotischen Wunsch", wohl aber die Freude, seiner ein- für allemal los und ledig geworden zu seyn.

W.

Korrespondenz.

Braunfels, 14. October.

Das erst seit kurzer Zeit hier bestehende, von Medicinalrath Dr. Zimmermann gegründete Fichtenharz-Dampfbad hat bei Behandlung von Rheumatismus- und Gicht-Kranken bereits solche Erfolge erzielt, daß eine Erweiterung der kleinen, gleichsam probeweise erbauten Anstalt schon jetzt für nothwendig erkannt und beschlossen worden ist. Es hat sich deßhalb eine Actien-Gesellschaft gebildet, die auf einem von Seiner Durchlaucht dem Fürsten ihr überlassenen Bauplatze ein Fichtennadel- und Fichtenharz-Dampfbad in größeren Verhältnissen erbaut, dessen Eröffnung im Frühling des nächsten Jahres erfolgen wird. Man kann den Fichtennadel-Bädern getrost eine brillante Zukunft versprechen, denn was der Patient von einem derartigen Heilmittel verlangt, wird ihm im vollsten Maße gewährt. Außer Rheumatismus (mit seinen vielen Folge-Krankheiten) und Gicht, sind es Hautschwäche, Neigung zum Transpiriren und Erkältungen, eine Menge von chronischen Ausschlags-Krankheiten, vor Allem aber chronische Katarrhe der Genitalsphäre, die sicher und rasch in genannten Bädern Heilung erlangen. Unsere Stadt eignet sich vermöge ihrer herrlichen gesunden Lage und reizenden Umgebung vorzugsweise zu einem Badeorte. Durch die doppelte Postverbindung auf der Tour zwischen Gießen und Koblenz ist dieselbe täglich viermal in bequemer Weise erreichbar, während sie von der Main-Weser-Bahn nur wenige Stunden entfernt liegt. Die vielen Sehenswürdigkeiten des fürstlichen Schlosses, die letzteres umgebenden, mit Kunstsinn geschaffenen und weit ausgedehnten Garten-Anlagen, die an diese sich anschließenden Thiergärten gewähren bei dem Aufenthalte daselbst so mannichfache Zerstreuung, wie solche in einer anderen Stadt gleicher Größe wohl schwerlich gefunden werden könnten.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 18. Oct. Die Waise aus Lowood, Schauspiel in 2 Abth. Jane Eyre: Fräul. Bertha Mühling, als zweiter theatralischer Versuch.

Donnerstag, 19. Oct. Letzte Gastdarstellung der Frau Leisinger, und zum Benefiz für dieselbe. Die Jüdin, große Oper in 5 Abtheilungen. Musik von Halevy. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 250. Donnerstag, den 19. October 1854.

Der Teich von Précigny.

(Nach dem Französischen des Elie Berthet.)

(Fortsetzung.)

Die lauten Töne einer Glocke riefen die Gesellschaft zu Tische. Das Gastmahl wurde in dem größten Arbeitssaal der Fabrik gehalten, welcher zu diesem Zwecke auf das geschmackvollste und prächtigste decorirt worden war. Als Herr Laurent mit seiner Tochter eintrat, wurde er von den harmonischen Tönen eines vollen Orchesters begrüßt. — Es war Alles so meisterhaft geordnet, daß, trotz der ungeheueren Zahl von Gästen, dennoch keine Unordnung stattfand. Nach wenigen Minuten hatten Alle Platz genommen und der Saal bot ein buntes lebensfrisches Bild.

Anfangs ging es ziemlich ruhig und gemessen zu; doch bald that der gute Wein seine Wirkung. Man wurde heiter. Merville und Rigobert wetteiferten miteinander an Munterkeit und selbst Laurent schien seine Sorgen zu vergessen.

Als der Nachtisch aufgetragen war, stand Smithson auf und brachte mit lauter Stimme die Gesundheit des Fabrikherrn aus. Alle Gäste erhoben sich wie mit Einem Schlage und ein lauter Jubel, der kein Ende nehmen zu wollen schien, brach aus. Nachdem die Ruhe ein wenig hergestellt war, dankte Laurent sichtlich gerührt und trank auf das Wohl seiner Arbeiter und deren Familien. Der Jubel, der fast an Raserei gränzte, wiederholte sich.

„Meine Herren und meine braven Arbeiter!" rief nach einer Weile der Doctor in feierlichem Tone. „Wir haben eine große Pflicht zu erfüllen. Nicht umsonst hat die Vorsehung hier die Elite der Provinz vereinigt; sie will, daß wir uns Alle in Einem Gedanken vereinigen, um eine schreiende Ungerechtigkeit gut zu machen. Der Wohlthäter dieser Gegend ist unwürdigen Verläumdungen preisgegeben. Ich trinke daher auf das Gedeihen seiner Unternehmungen und auf das Verderben seiner Feinde!"

„Auf das Verderben seiner Feinde!" wiederholte die Menge wie aus Einem Munde.

Während der allgemeinen Aufregung trat ein Diener in den Saal, ging auf Merville zu und sagte ihm leise einige Worte ins Ohr.

„Laß' mich, ich kann jetzt nicht", erwiederte dieser verdrießlich.

„Aber, Herr Doctor!"

„Geh' zum Teufel und quäle mich nicht länger. Ich sage Dir, ich kann den Tisch nicht sogleich verlassen."

Verlegen blieb der junge Mann noch einen Augenblick schweigend hinter dem Stuhle des Doctors stehen; doch da er sah, daß derselbe gar nicht mehr auf ihn achtete, entfernte er sich langsam.

Diese Erscheinung war von Niemanden bemerkt worden. Laurent stand noch immer mit emporgehobenem Glase da. Er war zu klug, um einen Toast, wie der Doctor ihn eben ausgebracht hatte, der in der That feindselig erscheinen konnte, unerwiedert zu lassen. Sobald er zu Wort kommen konnte, begann er daher:

„Ich danke Ihnen, mein schätzbarer Freund; aber ich wünsche das Verderben keines Menschen . . . Die Verläumdungen können mich nicht treffen. Meine Antwort liegt in dem Gedeihen meiner Unternehmungen, in dem Blühen der ganzen Gemeinde."

„In dem Blühen der Gemeinde!" rief plötzlich eine donnernde Stimme ganz in seiner Nähe. „Lüge! Unwahrheit!"

Herr Laurent war wie gelähmt vor Schrecken, als er plötzlich wie durch Zauber Alfred von Précigny neben sich sah.

IX.

Ein Laut der Bestürzung tönte von allen Seiten. Aller Augen waren auf den Grafen gerichtet, der blaß und verstört mitten in diesem Saale der Freude stand und mit drohendem Auge um sich blickte.

„Man rühmt hier das Blühen und Gedeihen der Gemeinde", rief er mit zitternder Stimme. „Man trinkt und singt hier; ich sage Euch, versucht die Vorsehung nicht!"

Herr Laurent, der sich zuerst wieder etwas gefaßt hatte, sagte mit sichtlicher Aufregung: „Was soll das heißen, Herr von Précigny? Mit welchem Rechte kommen Sie hierher, um das Fest zu stören?"

„Das sollen Sie bald hören. Aber wo ist denn der elende Arzt, der den gedeckten Tisch nicht verlassen will, um den Armen und Kranken beizuspringen? Wo ist der Doctor Merville?"

„Hier bin ich", stotterte der Doctor verlegen.

„So eilen Sie, wohin die Pflicht Sie ruft. Das Fieber ist wieder in dem Dorfe ausgebrochen und greift dießmal mit einer bisher noch nicht gekannten Schnelligkeit um sich. Eben sind zwei Personen vor meinen Augen gestorben."

Die Bestürzung, welche diese Worte hervorbrachte, ist nicht zu beschreiben. Man erhob sich; Manche eilten fort, Andere blieben unentschlossen stehen.

„Aber noch einmal, Herr Graf, wie konnten Sie mit dieser Nachricht dieses Familienfest stören!" rief Laurent außer sich.

„Ich wollte nicht hier erscheinen, das schwöre ich Ihnen; deßhalb schickte ich einen Diener, um den Doctor rufen zu lassen; doch da dieser meinem Boten nicht folgte, blieb mir nichts Anderes übrig."

„Er soll Ihnen jetzt gleich folgen", rief Laurent heftig. — „Gehen Sie, Doctor, vielleicht gelingt es Ihnen, der Krankheit Einhalt zu thun; sparen Sie weder Mühe noch Kosten, ich bezahle Alles."

In diesem Augenblicke bemerkte der Graf Fräulein Laurent; er näherte sich ihr und sagte wehmüthig: „Auch Sie hier? das hätte ich nicht gedacht!"

„Herr Graf“, erwiederte sie bebend, „ich konnte nicht anders . . . Der Wunsch meines Vaters . . . Ach, ich bin gestraft genug, gehorcht zu haben.“

„Herr Graf“, begann der Fabrikherr aufs neue, „ich versichere Ihnen hier im Angesichte dieser Versammlung, daß ich den innigsten Antheil an dem Schicksale der Armen von Préeigny nehme. Ja, ich wiederhole Ihnen feierlich, daß ich bereit bin, mit Ihnen vereint ein Mittel zu suchen, unsere gegenseitigen Interessen zu vereinigen. Ich werde mich gerne zu Opfern verstehen.“

„Was hilft das Alles, mein Herr“, erwiederte der Graf fest. „Ich verlange nur Ein Opfer von Ihnen und das ist Ihnen zu groß. Lassen wir jetzt die Vorsehung walten.“ — Er grüßte die Versammlung und verließ den Saal.

„Bester Vater“, sagte Therese, sich demselben nähernd, „darf ich den Doctor begleiten?“

Herr Laurent schien einen plötzlichen Entschluß zu fassen. Er führte seine Tochter nach dem anderen Ende des Saales und sagte leise: „Therese, Du allein kannst die Gefahr beschwören, die über meinem Haupte schwebt.“

„Welche Gefahr?“

„Der Graf wird sich jedenfalls mit den Bauern vereinigen, um meine Fabrik zu zerstören, und das überlebte ich nicht. — Suche ihn auf und nimm ihm das Versprechen ab, daß er die aufgeregte Menge besänftigt. Gibt er einmal sein Wort, so hält er es auch. Deinen Bitten wird er nicht widerstehen, das bin ich überzeugt: er liebt Dich und Du . . . liebst ihn auch!“

„Aber, bester Vater! . . .“

„Willst Du mich lieber sterben sehen?“

„Nun denn, so will ich es versuchen . . .“

„Jetzt bin ich beruhigt.“

Der Wagen stand bereit und so begaben sich der Doctor und Therese nach Préeigny. Herr Laurent machte den Versuch, die zurückgebliebenen Gäste zu beruhigen, doch vergebens: nach wenigen Minuten waren auch die letzten verschwunden und in dem Saal, der kurz vorher noch von lautem Jubel widerhallte, herrschte jetzt eine lautlose Stille.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den italienischen Alpen.

Nizza, obgleich im Winter der Sammelplatz zahlreicher englischer Familien, die sich dem schon von Diogenes so sehr geschätzten Vergnügen hingeben, sich zu sonnen, und der Aufenthalt so vieler Leidender, denen das milde Klima und die süße Luft die Mühe des Athmens erleichtern sollen — liegt doch zu sehr außerhalb der großen tour d'Europe, als daß seine Reize in der eigentlichen Touristenwelt gekannt und ausgebeutet wären. Das Dampfschiff, das von Marseille nach Genua geht, fährt an diesem Gestade eilends vorüber, und im gegenwärtigen Augenblick ist Schreiber dieses dem Anschein nach der einzige Fremde hier, obgleich mit Ausnahme der Frühlingsmonate kein Zeitpunkt zu finden ist, wo dieser reizende Küstenstrich, an dem die Natur die ganze Pracht und Fülle des Südens ausgebreitet hat, in schöneren Farben prangen möchte, wo sich's hier süßer träumen und sinnen ließe, als eben jetzt.

Nur Neapel kann sich mit Nizza messen, bei weitem aber kein Ort Italiens, der unter derselben geographischen Breite wie Nizza liegt. Und selbst Neapel steht vielleicht, was die Fülle der Vegetation betrifft, hinter Nizza zurück, wenigstens wenn man nach der Dattelpalme, diesem Symbol der Pracht und Herrlichkeit des Südens für den nordischen Wanderer, urtheilen darf. Denn außer jener im königlichen Garten an der Chiaja und der berühmten am Posilip erinnere ich mich nicht, eine Palme in der Nähe Neapels gesehen zu haben, indeß sie hier in keinem wohlgepflegten Garten fehlen dürfte. Und nun erst in Bordighera, einem kleinen Nest an der Riviera, acht oder neun Stunden hinter Nizza! Da heben sie an den Bergabhängen der Küste zwischen den Orangenhainen und Oliven in solcher Menge ihre herrlichen Kronen hervor, daß der Reisende ein tropisches Landschaftsbild vor sich zu haben meint. An der Straße ziehen sich kleine Gärten hin, zum Theil von stachligen Aloën eingefaßt, in denen die Palmen groß und klein in reizendem Durcheinander stehen, leider aber verunstaltet durch die Speculation. Zum Osterfest nämlich werden die Palmen nach Rom gesendet, und um die Zweige vollständig zu erhalten, binden die Bauern die prachtvollen Aeste der Krone in ein Bündel zusammen, das auf ein Haar einem Besen ähnlich sieht.

Nizza ist netter und reinlicher als Neapel, die Straßen ziemlich breit und wohlgehalten. Dafür fehlt aber auch das Charakteristische einer ächt italienischen Stadt gänzlich, sie hat eher ein südfranzösisches Gepräge, wie denn auch alle öffentlichen Inschriften an den Straßen und Gewölben französisch sind. Eine Vorstadt Nizzas dagegen, die sich, ähnlich wie der Posilip, längs des Meeres an der Straße nach Frankreich ausbreitet, ist durch und durch englisch; sie heißt denn auch allgemein „la Nise Anglaise“, und mag im Winter mit Brighton ziemlich viel Aehnlichkeit haben. Jetzt sind all die grünen Jalousien geschlossen, vor den Gewölben mit englischen Inschriften kauern die Inhaber und Commis mit einer wahrhaft südlichen Nonchalance, und in einem Aufzug, der jeden Engländer aufs tiefste empören würde. Zum Glück sind ihre Kunden fern, und zum nächsten Winter werden sie wol ganz anders aussehen. Wenigstens kann man auch jetzt am Meeresufer sich ergehen, ohne, wie in der Straße S. Lucia zu Neapel, Dinge sehen zu müssen, die der Lazzarone, als sich von selbst verstehend, annimmt. Nizza verdankt es der verhältnißmäßigen Reinlichkeit und Breite seiner Straßen, daß es, obgleich mitten zwischen Marseille und Genua liegend, von der Cholera kaum berührt wurde.

Der Hafen Nizza's ist von der übrigen Stadt durch eine Felseninsel getrennt, auf der die Trümmer eines Castelles sich erheben. Die Aussicht von hier aus über das Meer, die Stadt in der Tiefe, die Seealpen im Hintergrund, ist bezaubernd. Spuren von Gartenanlagen ziehen sich an den Abhängen des Berges hin, ziemlich wüste und schlecht gehalten. Leider fehlt es Nizza überhaupt an einem Garten, wie er an andern Punkten Italiens, auf Isola Bella, Villa Serbelloni ꝛc. zu finden ist. Was hätte die Natur, unterstützt von der Kunst, hier hervorbringen müssen! Ein Stück Tropenwelt ließe sich hier hinzaubern, wenn eine kunstverständige Hand es pflanzte und pflegte. An der Nordseite dieses Castellberges liegen, nur durch niedere Mauern geschieden, die Kirchhöfe sämmtlicher Confessionen, gleichsam jenen Bergen zugewandt, von denen so Mancher herabstieg, der Heilung zu finden hoffte und nichts fand als ein Grab in fremder Erde.

Von all den schönen Punkten bei Nizza hat nicht das Kloster von St. Barthelemy, nicht die Abtei von Cimies mit ihren prachtvollen immergrünen Eichen vor der Façade, auf den Ueberresten einer alten Römerstadt erbaut, hat kein anderer Punkt einen solchen Zauber auf mich geübt, als die Bai von Villafranca, von Nizza durch die gewaltige Bergmasse des Montboron geschieden. Ein Nachen bringt uns in einer Stunde zum Leuchtthurm von St. Hospiz, am östlichen Eingange der Bai, dem südlichsten Punkte der Küste, weit in das Meer vorspringend. Ich stieg zu der Leuchte empor, die auf dem Princip der rotirenden Linsen beruht. Die Hitze, die dort oben durch diese Linsen, welche die Wärmestrahlen eben so concentriren, wie die des Lichtes, erzeugt wird, ist so furchtbar, daß man kaum des herrlichen Blicks über das

weite blaue Meer, das an die Felsen zu unsern Füßen heranbrandet, froh werden kann. Kahle Abhänge umgeben die Bai, bis plötzlich dichte Olivenwälder, deren ungeheure Stämme kaum ihres Gleichen haben dürften, gemischt mit Orangenhainen, den Wanderer aufnehmen. Nur durch einen schmalen blauen Meeresstreifen getrennt, glänzt Villafranca, das amphitheatralisch an den Höhen emporsteigt, über die Bai herüber; der schmale Fußsteig schlängelt sich um die ganze Bucht herum, und läßt bald auch das weite Meer, das frei und unbegränzt bis an die Felsenküsten Corsica's fluthet, im Hintergrunde hervorsehen. Kleine Fischerboote durchsuchen die spiegelglatte Bläue; ich sitze auf den vielfach ausgewaschenen Felsen, ein Fischer geht mit entblößten Füßen weit ins Meer hinaus und wühlt mit einer langen Stange, die er trägt, im Meeresgrunde; die kleinen Fischerbeuten hat er bei sich, die Mutter mit dem Säugling sieht ihm zu. Aber die Sonne sinkt ins Meer. Es muß an die Rückkehr gedacht werden. An der Darsena von Villafranca erwartet mich mein Boot. Das Städtchen nimmt sich, wenn man näher kommt, noch malerischer und schöner aus, wie es mitten aus Olivenhainen hervorschaut und auf cactus- und aloëbewachsenen Felsen aus dem Meer hervorragt. Es soll viel Aehnlichkeit mit Algier haben. Aus dem Fort, welches das Städtchen beherrscht, schallt der Lärm der Trommeln; die Soldaten manövriren und erklimmen unter Jubelgeschrei die Zinnen der Festung. Der Nachen steuert mit leisem Ruderschlag in die Abenddämmerung ins Meer hinaus. Bald sind auch die drei herrlichen Palmen auf der Höhe der Festung hinter einem Bergvorsprung verschwunden; drüben an der Küste von Frankreich hat der Leuchtthurm der Galopa bei Antibes schon seine Lichter angezündet, ihm antwortet der von Villafranca, der ganz in der Nähe ein Strahlenbündel nach dem andern herübersendet, und mitten durch die Nacht, die sich indeß über das Meer gelagert hat, laufe ich wieder in den Hafen von Nizza ein. Die Riviera di Ponente zwischen Nizza und Genua habe ich zu Fuß durchwandert.

Ich muß darauf verzichten, die Herrlichkeiten der vier Tage, die ich längs der Riviera von Nizza nach Genua schlendernd zubrachte, zu schildern. Das Meer vor Augen, einmal spiegelglatt und klar im sanften Abendroth, dann wieder brandend und schäumend, und schwarze schwere Wolken drüber, die Straße bald hoch am Felsen sich anklammernd, auf kühnen Brückenbogen über tiefe Thalfurchen setzend, bald hart am Meer zwischen immerwährenden Oliven- und Orangenhainen sich dahinziehend; große und kleine Nester, immer malerisch, immer unrein; Einsamkeit und Stille auf dem Wege, selbst auf dem Meere, auf dem nur selten ein Segel sichtbar wird; Geschrei und Lärm in den Ortschaften bei jeder Gelegenheit, in Freud' und Leid, beim Spiel wie bei der Arbeit; schlechte Gasthäuser, die sich hin und wieder das Air geben, gut zu seyn, und dann unverschämte Preise machen — das ist in Kürze der Auszug meines Tagebuchs.

Die starke Hitze der ersten Tage ward durch einen furchtbaren Sturmwind gemäßigt, der mir in Oneglia die Nacht verstörte, übrigens aber an der ganzen Riviera getobt hat. Ich kann versichern, daß ich, durch die warmen Lüfte Nizza's verwöhnt, den ersten Abend in Genua meinen Plaid ziemlich nöthig hatte.

(A. A. Z.)

M a n n i c h f a l t i g k e i t e n.

Der Sultan beweist eine sehr große Sorgfalt für die Verwundeten der Alliirten. So erzählt man sich folgende Thatsache, welche einen Beweis von der Herzensgüte des Sultans liefert. Die Intendanz hat die gebieterische Nothwendigkeit eingesehen, die Zahl der Betten in den Spitälern für die alliirten Truppen zu vermehren, und ersah hierzu einen Kiosk des Sultans an der Spitze des Serails als den geeignetsten Ort, nach welchem die schwer Verwundeten ohne Gefahr von den Schiffen aus transportirt werden könnten. Die Minister konnten sich nicht sobald entscheiden, eine kaiserliche Residenz zum Krankensaal zu verwandeln. Man trug jedoch die Sache Abdul-Medjid vor, der alsogleich antwortete: Nehmt den Kiosk; ich würde, wenn ich könnte, meinen eigenen Palast für diese armen Blessirten hergeben.

Unter den Passagieren, die am 11. Oct. von London mit dem Dampfer „Washington" nach Amerika abreisten, befanden sich tausend Singvögel. Es waren fast durchgängig durch Gefieder, Größe und Stimme ausgezeichnete Canarienvögel, die in verschiedenen Theilen Deutschlands zur Verschiffung nach Amerika gesammelt worden waren.

(Dresden, 8. Oct.) Die hiesige Polizei hat jetzt eine merkwürdige Entdeckung gemacht, die hier viel Aufsehen erregt und wohl zu allgemeinen Vorkehrungen gegen Diebstahl auf Eisenbahnen führen wird. In einem hiesigen größeren Hotel war ein Brillantschmuck, weit über 1000 Thaler an Werth, einer Reisenden entwendet worden, worüber vor einigen Tagen eine spezielle Bekanntmachung im hiesigen Anzeiger erschien. Die gerichtliche Untersuchung führte zu keinem Resultat. Die königliche Polizeidirektion nahm sich der Sache mit Eifer an und ihren umsichtigen Nachforschungen ist es gelungen, an das Licht zu bringen, daß nicht im Hotel, sondern auf einer sächsischen Eisenbahn von einem daselbst angestellten Packmeister der Schmuck aus dem Koffer gestohlen worden ist. Bei einer sofort und gründlich angestellten polizeilichen Durchsuchung seiner Wohnung fanden dem Vernehmen nach die Polizeibeamten nicht nur den größten Theil jenes Schmucks, sondern auch, wie man hört, eine große Menge anderer Kostbarkeiten, ein ganzes Lager von Handschuhen, Portemonnaies, seidenen Tüchern, Wäsche und anderen Dingen. Es wäre in der That eine öffentliche Ausstellung dieses reichhaltigen Lagers zur Ermittelung der Eigenthümer zu wünschen. Wahrscheinlich hat der Packmeister, mit Hülfe der gleichfalls in Menge vorgefundenen Nachschlüssel, schon lange in der Einsamkeit des Packwagens sein sicheres und einträgliches Geschäft betrieben. Entdeckung war schwer, da der Reisende, der seine wohlverschlossenen Effekten von der Eisenbahn erhält, sie selten sofort nach seiner Ankunft durchmustert, und wenn er früher oder später etwas vermißt, den Dieb nicht in dem verschlossenen Packwagen sucht, aus welchem er sein Gepäck wohlbehalten zurückempfangen hat. Im Interesse der Reisenden ist zu wünschen, daß alle Eisenbahndirektionen von diesem Vorfalle Veranlassung nehmen, solche unkontrolirte Revisionen und eigenmächtige Confiscationen des Reisegepäcks zu verhindern.

Die vor einiger Zeit Seitens eines angesehenen Handlungshauses in Berlin erklärte Einstellung der Zahlungen hat zu einer wichtigen wechselrechtlichen Entscheidung des Obertribunals Anlaß gegeben. Der Inhaber des unsicher gewordenen Hauses hatte Wechsel acceptirt, die zur Zeit der Zahlungseinstellung noch nicht fällig waren. Die allgemeine deutsche Wechselordnung legt nun bekanntlich dem Wechselinhaber das Recht auf Sicherstellung gegen die Giranten und den Aussteller bei. Das Obertribunal hat entschieden, daß diese Befugniß des Inhabers auch gegen den Acceptanten ausgedehnt und gegen diesen selbst im Wechselprozeß auf Leistung der Sicherheit geklagt werden könne, und zwar auch dann, wenn der Wechselzieher Inhaber des Wechsels ist.

Im Hospital zu Astrachan lebt jetzt ein Greis, der ein Alter von 137 Jahren erreicht hat; er ist ein geborner Perser und es

liegen Zeugnisse vor, daß er die Einnahme von Ispahan im Jahre 1729 mitgemacht. Er genießt einer sehr robusten Gesundheit, hört noch fein und sieht sehr scharf; sein Gedächtniß hat nicht gelitten und er erinnert sich noch aller historischen Ereignisse des letzten Jahrhunderts. Er war acht Mal verheirathet und hat eine Tochter, die erst 19 Jahre alt ist. Vor einigen Jahren hat der Czar ihm eine Stelle im Invalidenhause zu Moskau anbieten lassen.

Korrespondenz.

Darmstadt, 10. October.

In dem Gesundheitszustand unserer Stadt ist bisher keine bemerkenswerthe Veränderung eingetreten; wir vernehmen dagegen aus dem drei Stunden von hier entfernten Dieburg, daß in dem dortigen Strafarbeitshaus, einem ehemaligen Kloster, unter der männlichen Abtheilung der Inhaftirten, die Cholera ausgebrochen sey und bereits ihre Opfer, dreizehn an der Zahl, gefordert habe. In Folge dieses bedenklichen Vorganges sollen die weiblichen Gefangenen, die in einem abgeschlossenen besonderen Raume wohnten, sofort nach Hause entlassen worden seyn. — Uebrigens können wir in sanitätspolizeilicher Beziehung rühmend hervorheben, daß von Seite unserer Lokalbehörde für die Ueberwachung der Lebensmittel auf dem Wochenmarkte gut gesorgt worden ist, so daß unreifes schlechtes Obst und andere wenig genießbare Victualien entfernt und dem Verkaufe entzogen werden mußten. — Eine bedeutende Contravention gegen die letzthin erlassene Verordnung in Betreff des Verkaufs von Getreide rc. ist vor einigen Tagen entdeckt und zur Anzeige gebracht worden. Zwei Wagen mit Mehl, im Werthe von 675 fl., wurden confiscirt und dem Contravenienten überdieß noch eine Geldstrafe von 30 fl. angesetzt. Von den neu errichteten Fruchtmärkten glaubt man sich den heilsamsten Einfluß auf den Getreidehandel und die Regulirung der Preise versprechen zu dürfen. — Morgen geht unsere Herbstmesse zu Ende. Eine kleine Wagenburg von Waffelkuchen dampfte am Schloßgraben vom Morgen bis zum Abend und wurde auch von unserer schönen Welt fleißig besucht und in Thätigkeit erhalten. Bekleidungsstoffe und fertige Kleidungsstücke für Herren und Damen schienen einen guten Absatz zu finden. — Aus dem Lehrsaale eines im zweiten Stock befindlichen Schullokals vor dem Jägerthor stürzte kürzlich ein Knabe aus dem Fenster und würde unten auf dem Straßenpflaster wahrscheinlich den Tod gefunden haben, wenn nicht der nächste Nachbar, Bäckermeister Lautz, im Augenblick der Gefahr herbeigekommen wäre und den Knaben aufgefangen hätte. Weder der Retter noch der Gerettete hatten Schaden genommen, und des Ersteren Entschlossenheit und Hingebung für die Rettung eines Menschenleben hat bei den Umstehenden, welche die Scene nicht ohne Verwunderung mit ansahen, die vollste Anerkennung gefunden.

Bad Homburg, 15. Oct.

In der jüngsten Generalversammlung der Aktionäre wurde beschlossen, hier ein französisches Vaudeville-Theater zu errichten, und ist, wie wir vernehmen, bereits eine sehr gute Gesellschaft engagirt, die in den nächsten Wochen schon ihre Vorstellungen beginnen soll.

Naturwissenschaftliche Neuigkeiten.

„Die **Natur**", Zeitung u. s. w. von Ule, K. Müller u. A. M. v. Abb. 1853 $^{2}/_{2}$, 1854 $^{1}/_{2}$. (Halle, Schwetschke). Zufällig können wir erst jetzt unsere Anzeigen dieses vortrefflichen Werkes fortsetzen, das wir allen Gebildeten und Bildung Suchenden als ein ächt deutsches, sinn- und seelenvolles Handbuch aufs Wärmste empfehlen. Daß es bereits zu einer Macht geworden sey, können wir jetzt noch zuversichtlicher äußern, als wir schon früher thaten. Durch den buntesten Wechsel seines Inhalts blickt überall die Einheit und Folgerichtigkeit seines Geistes hindurch. Es verbindet in seltener Weise wissenschaftliche Schärfe nicht bloß mit Allgemeinverständlichkeit, sondern auch mit Anmuth und dichterischer Anschauung, und eine Menge prachtvoller Holzschnitte fördert das Verständniß und fesselt den Blick. Es bedurfte kaum der Rechenschaft, jene Einheit in der Mannichfaltigkeit, welche wir am Schlusse des vorigen und am Beginne des neuen Jahrgangs abgelegt finden. Nur als wenige Beispiele aus vielen erwähnen wir Aufsätze über kleinere und größere Gebiete der Pflanzenkunde, wie von K. Müller über die Farrenkräuter, die Ledermoose, den Tabak und über die Macht des Kleinen im Pflanzenreiche, von Roßmäßler über seine Reiseausbeute aus Spanien; über die Thierkunde, wie von K. M. über das thierische Leben im kleinsten Raume; über die Erdkunde im weitesten Sinne, nicht bloß des Erdkörpers an sich, sondern auch seiner Scenerien und Bewohner in allen Zonen, doch immer in ihren Beziehungen zum Gesammtleben. Gerne folgen wir Ule auch über die Erde hinaus in den Himmelsraum, dessen Wunder uns hier um so herrlicher entgegenstrahlen, je mehr wir ihre Natürlichkeit begreifen. Zu diesem Gebiete gehören noch Aufsätze über Nebelbilder am Firmamente von dems., über Meteormineralien von Zimmermann, über die Mondbahn von Stolzenburg. Schäffer bespricht das Meer, Röttner die Hagelbildung, K. Müller die Wälder und in umfassender Darstellung die Gesetze der Gestaltenbildung in allen Naturreichen, Ule den Bernstein, den Diamanten, den Schwefel, die Erkennungsmittel der Chemie, den Ackerboden, die Hebelkraft. Allmälig gelangen wir in metaphysische Gebiete, ohne darum je die physischen zu verlassen. Drosbach untersucht die Materie und die Atome, Ule die Wahrnehmungen und Täuschungen des Geistes durch die Sinne, Friedrich das Ich und die Willensfreiheit, Hier. Müller den Ursprung der Sprache und K. Müller zeigt Natur und Kunst als eines im andern lebend. Zwischen diese ernsten Untersuchungen hindurch schlingen sich zarte Liederguirlanden.

Wir müssen die folgenden kleineren Schriften auch kürzer besprechen, obwohl auch sie oft hinreichenden Anlaß zu weiteren Fragen und Antworten gäben. Das „Evangelium der Natur" bespricht in seinem jüngst (Frkf. bei Rütten) erschienenen 4. Theile „die Wunder des menschlichen Körpers" in seiner bisherigen katechetischen Weise. An die physiologische und anatomische Betrachtung des menschlichen Organismus knüpft der Verf. an geeigneten Stellen sowohl diätetische, als sittliche Winke. Dieses gesunde und liebevolle „Evangelium" eines vielfach thätigen Volkslehrers gewinnt trotz des Widerstrebens andersartiger Evangelisten immer größere Verbreitung unter der Jugend, dem Volke und seinen Lehrern. Ein ächter Säemann will zwar nicht alle Früchte seiner Saat erleben, freut sich aber, wenn sie selbst bei ungünstiger Witterung aufkeimt und die reichlichste Zukunft hoffen läßt.

(Schluß folgt.)

Kunstnotizen.

Der Tenorist Caspari wird nächster Tage auf der Darmstädter Hofbühne ein auf Engagement abzielendes Gastspiel eröffnen. Bei der anerkannten musikalischen Gediegenheit und dem reichhaltigen Repertoire dieses Sängers dürfte die genannte Bühne eine ihr gewiß vortheilhafte Acquisition machen. — Die Nachricht, Ira Aldridge dürfe nicht in Oesterreich eingelassen werden, ist, wie Julius Lasker in seiner kleinen Morgenzeitung schreibt, eine sebastopolitanische Tartarendepesche, denn der schwarze Roscius gastirt augenblicklich in Gratz. — Sennora Pepita de Oliva hat von dem Hrn. General-Polizei-Direktor von Hinckeldey im Namen des Berliner Hülfs-Comitee für die Nothleidenden in Schlesien ein sehr schmeichelhaftes Dankschreiben für die diesem Comitee von ihr überreichten 203 Thlr. erhalten. — Graf Rossi, Gemahl der Sontag, ist aus Amerika zurückgekehrt. Er begibt sich in sein Vaterland Sardinien.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 19. Oct. Letzte Gastdarstellung der Frau Leisinger, und zum Benefiz für dieselbe. Die Jüdin, große Oper in 5 Abtheilungen. Musik von Halevy. Mit aufgehobenem Abonnement.

Freitag, 20. Oct. Die Schweizerfamilie, lyrische Oper in 3 Acten von Weigl.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 251. Freitag, den 20. October 1854.

Der Teich von Précigny.

(Nach dem Französischen des Elie Berthet.)

(Fortsetzung.)

X.

Indessen hatte der Doctor mit Fräulein Laurent das Dorf erreicht. Während sich der Erstere zu den Kranken begab, eilte Therese zu der Hütte des alten Nicolas, dessen letzter Enkel soeben gestorben war, wie sie von einem Bauer gehört hatte. Das Gemach, in welches sie zuerst trat, hatte früher die Familie vereinigt. Jetzt stand es leer, denn der alte Nicolas hatte sich mit seinem Enkel in das daranstoßende kleinere Cabinet zurückgezogen. Die Thüre war im Augenblicke halb geöffnet und heller Kerzenschein drang herüber. Therese wollte eben eintreten, doch auf der Schwelle blieb sie wie gefesselt stehen. Vor sich sah sie ein kleines sauberes Bett, auf welchem die Leiche des Kindes lag. Zwei Wachskerzen brannten vor demselben und zwischen diesen stand auf einem Sessel ein Kruzifix und ein Glas mit Weihwasser. Am Fuß des Bettes saß Nicolas in stummer Verzweifiung und vor ihm stand der Graf von Précigny. Auch einige Bauern waren herbeigeeilt, um den Alten zu trösten.

Fräulein Laurent schwankte noch, ob sie eintreten sollte oder nicht; da sagte plötzlich Mathurin mit bewegter Stimme:

„Faßt nur Muth, Vater Nicolas . . . wir wollen das Kind schon rächen, das schwöre ich. Gott sey Dank, es stehen doch noch Einige von uns auf festen Füßen und diese haben beschlossen, einen entscheidenden Schlag auszuführen. Die benachbarten Gemeinden werden uns beistehen. Wir wollen nämlich den Damm zerstören, die Gebäude und Waaren verbrennen und wenn uns Jemand Widerstand entgegensetzen sollte . . .“

„Ja, es ist schrecklich“, sagte ein Anderer; „während wir hier dem Elend unterliegen, lebt dieser Laurent herrlich und in Freuden. Er hat Alles, was er wünscht, eine geliebte Tochter! Was er unternimmt, gelingt ihm; das Schicksal wagt sich nicht an ihn.“

„Es wird ihn aber doch erreichen . . . . Der Himmel wird ihn bald an seiner Tochter strafen.“

Bei der Erwähnung Theresens schien der Graf aus einem Traume zu erwachen. „Ruhig!“ rief er in gebietendem Tone; „Niemand wage es, den Namen der Fräulein Laurent zu entweihen.“

„Er liebt mich!“ dachte Therese; „mein Vater hat Recht.“

„Nun, Herr Graf“, sagte Mathurin, „Sie kennen jetzt unseren Entschluß, zu der Gewalt unsere Zuflucht zu nehmen. Sind Sie noch entschlossen, uns beizustehen?“

„Ich trete nicht zurück“, erwiederte Alfred fest. „Wir haben Alles auf gesetzlichem Wege versucht; wehe Denen, die uns zur Gewalt getrieben haben! Jetzt wollen wie einen Schlag ausführen, der in ganz Frankreich widerhallen soll. So saget denn den benachbarten Gemeinden, daß sie sich bereit halten, auf den ersten Ruf zu erscheinen.“

„Und Sie führen uns an, Herr Graf!“

„Ich übernehme die ganze Verantwortung dieses Unternehmens . . . Ich weihe mich Eurer Sache bis zum Tode, das schwöre ich bei der Leiche dieses Kindes.“

Therese hatte das Gespräch in der höchsten Aufregung mitangehört. „Mein Gott“, sagte sie bei sich, „was kann ich jetzt noch thun? Seinen Schwur wird er nicht brechen . . . und doch habe ich meinem Vater versprochen . . . Könnte ich den Grafen nur einen Augenblick allein sprechen.“

In der That sollten ihr die Umstände günstig seyn. Die Bauern entfernten sich und Alfred blieb allein bei dem Alten zurück. Da faßte sie sich plötzlich und trat leise zwischen Beide.

„Sie hier!“ rief der Graf im höchsten Erstaunen.

„Habe ich nicht Ursache, die Orte aufzusuchen, wo man leiden und sterben lernt?“

„Aber fürchten Sie nicht, daß der Anblick unserer Leiden Ihnen Haß einflößen werde gegen den Urheber . . .“

„In meinem Herzen ist kein Raum für den Haß, und Der, den Sie anklagen, verdient die Feindseligkeit nicht, mit der man ihn verfolgt. Haben Sie ihn nie von einer edlen Seite kennen lernen, Herr Graf?“

„Vielleicht fällt zuweilen in seine niedrige Seele ein Widerschein aus der schönen Seele seiner Tochter, sowie sich ja auch in trübem Wasser der heitere Himmel spiegelt. Und doch . . .“

„Und doch sind Sie im Begriffe, eine wüthende Menge gegen ihn zu führen.“

„Wie, Sie wissen?“

„Ich habe Alles gehört, was soeben gesprochen worden ist.“

„Nun, was erwarten Sie denn von mir? Soll ich meinen Eid brechen?“

„Sie können einem Plane entsagen, Herr Graf, dessen Ausführung für alle Theile verderblich ist.“

„Therese“, erwiederte er mit fast erstickter Stimme, „sind Sie sich Ihres unbeschreiblichen Einflusses auf mich bewußt? Haben Sie errathen, was Gott und ich allein wissen?“

Sie deutete ernst nach dem Greis, der, in düsteres Sinnen versunken, neben der Leiche des Kindes stand.

„Meine Liebe ist so rein“, sagte der Graf bewegt, „daß ich sie auch in dieser feierlichen Umgebung bekennen darf.“

„Sie werden bald eine Todte lieben, Graf, denn meine Stunden sind gezählt, wie Sie wissen. Deßhalb bekenne ich auch ohne Scheu, daß es mich glücklich gemacht hätte, diese Liebe zu erwiedern, wenn die göttlichen Gesetze und die gesellschaftlichen Verhältnisse es erlaubten. Ja, Alfred, das Gefühl der Liebe hat mich

durchdrungen von dem ersten Tage an, wo ich Sie sah, lange vor Ihrem Erscheinen auf der Fabrik. Denken Sie sich daher mein Entzücken, als Sie eines Tages, ein würdiger Sprosse Ihrer edlen Ahnen, sich der Sache dieser Unglücklichen weihten, um meinen schönsten Traum zu verwirklichen!"

„Therese, sollte diese Liebe, diese Vereinigung unserer Seelen, nur der flüchtige Traum eines Augenblicks seyn ..... Warum kann der Abgrund, der uns trennt, nicht ausgefüllt werden? Ich bin jung und habe Muth, ich will Dich verdienen."

„Wo würde ich Muth gefunden haben, von meiner Liebe zu sprechen, wenn ich hienieden die Möglichkeit einer Vereinigung für uns sähe!"

Der Graf konnte vor Wehmuth nicht sprechen; er preßte die dargebotene Hand krampfhaft an seine Lippen.

„Alfred, werden Sie einer Sterbenden eine Bitte abschlagen? Wollen Sie meinen Vater noch härter strafen, als er schon durch meinen Tod gestraft wird?"

„Gebiete über mich, Therese, ich werde gehorchen. Was kümmert mich jetzt noch die Menschheit mit ihren Leiden! was kümmert mich das Leben, wenn ich Theresen verliere, jetzt, wo ich weiß, daß sie mich liebt!"

„Graf von Précigny, Sie sind bestimmt, der Menschheit noch wichtige Dienste zu leisten; darum weg mit dem Schmerz, der die Seele zu jeder großen Entschließung unfähig macht. — Ja, Freund, die Thränen werden vertrocknen, doch mein Bild wird freundlich in Ihrer Erinnerung leben. Sie werden meiner gedenken bei Ihren Mühen und Sorgen, bei Ihren Hoffnungen und Wünschen; Sie werden mich zum Zeugen anrufen bei den Opfern, die Sie der heiligen Sache der Menschheit bringen. So, Alfred, habe ich mir die Verbindung des Grafen von Précigny mit der Tochter des Fabrikherrn gedacht!"

Kein Laut, kein Geräusch hatte bis jetzt diese ernste Unterredung unterbrochen. Plötzlich hob der alte Nicolas das Haupt empor und blickte mit erloschenem Auge auf die beiden jungen Leute. Er sagte nichts, doch in seinem Augen lag ein tiefer Vorwurf.

„Um Gotteswillen, Alfred!" rief Therese erschrocken, „wir haben vergessen, wo wir sind; wir müssen uns trennen. Es war dieß vielleicht unser letztes Begegnen. — Ich nehme also das Versprechen mit, daß mein Vater keinen gewaltsamen Angriff zu fürchten hat?"

„Ja", sagte der Graf, ohne zu wissen, was er sprach.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich der Achte und seine sechs Frauen.

Die ausschweifendste Phantasie, versetzte sie sich auch mitten in die Leidenschaften, die das sechszehnte Jahrhundert bewegten, mitten in die Sittenverwilderung, die es mit Blut besudelte, könnte kein Märchen ersinnen, das mit seinen Schauder erregenden Begebnissen über alle Gränzen des Wahrscheinlichen so weit hinausginge, wie die wirkliche Geschichte des königlichen Blaubarts, Heinrichs des Achten von England.

Heinrich der Achte im sechszehnten Jahrhundert, mitten unter dem gebildetsten und verhältnißmäßig freiesten Volke des alten Europa, ein christlicher König, ein englischer König Angesichts seiner Parlamente, seines Adels, seiner Bischöfe, scheint es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, durch die schrankenlose Raserei seiner Liebschaften, durch die freche Tyrannei seiner Launen jene gekrönten Wahnsinnigen auszustechen, die in dem heidnischen, geknechteten Rom ihre Gemahlinnen mit Fußtritten tödteten, ihre Freigelassenen heiratheten und ihr Leibpferd zum Konsul machten. In Heinrich vereinten sich die Leibesstärke, der Geist, die Wissenschaft, die Dogmatik — die Spitzfindigkeit des Scholastikers mit dem Styl des Humanisten — er ist das Gesetz, der Richter und der Henker — er ist die Kirche selbst; die Kirche, die er zur Magd im Dienst der Wollust reformirt hat. Warum hat er eine religiöse Revolution gemacht? Weil sich der Papst geweigert, mit der Tiara auf dem Haupte, dem Rauchfaß in der Hand, den Zug der Knechte seiner Laster anzuführen. Das Papstthum widerstand, wie es damals widerstehen konnte, mehr durch List, als durch offene Gewalt, den Verführungskünsten, die man an ihm versuchte. Heinrich wollte einen Mitschuldigen und fand einen Richter. Hier nun erscheint er minder mächtig, minder unbeschränkt und, wenn möglich, minder hassenswerth, als die römischen Cäsaren, die nirgends, außer unter einem Prätorianerzeit, weder Rath, noch Zügel, noch Züchtigung fanden. Es gibt einen Moment in Heinrichs Geschichte, wo er sich genöthigt sieht, mit einer überlegener, rein moralischen Macht abzurechnen; diese Macht hemmt ihn einen Augenblick in seinem Sündenlauf, bis er Zeit gewinnt, Wolsey wegzujagen und für Fisher und Thomas Morus — „diese Schwachköpfe, die mit aller Gewalt tugendhaft seyn wollten", wie Wolsey selbst in Shakespeare's „Heinrich der Achte" über Doktor Pace sich ausdrückt — das Schaffot aufzuschlagen. Jetzt kennt er keinen Zügel mehr, und schwerlich dürfte die Geschichte, selbst unter den mehr oder weniger vergötterten Tollhäuslern der römischen Imperatoren, noch ein Beispiel einer so unerbittlichen, schamlosen Tyrannei, eines so frechen und scheußlichen Lasters aufzuweisen haben.

Das Laster Heinrichs, — kaum wagt man es bei Namen zu nennen — ist die unersättliche Fleischeslust; es ist der Pessimismus des sinnlichen Bedürfnisses, der, mit dem Scepter ausgerüstet, die Hand der Gerechtigkeit besudelt und mit dem angemaßten geistlichen Schwert die Leiber sammt den Seelen tödtet. Die Wollust, als Schisma verkleidet, als Gottesgelahrtheit aufgeputzt, gebahrt sich als Apostel, strebt nach der Suprematie; der Kultus der Palastdamen verdrängt die Verehrung der heiligen Märtyrer, das Bett der Katharinen den Tabernakel Gottes. Man lese das Leben Heinrichs in Hume, Lingard, Goldsmith, Voltaire, Audin; in den Büchern der Philosophen und der Gläubigen, bei den Protestanten und Katholiken — überall dieses schmachvolle Brandmal, überall dieser Schandfleck, den sein Laster allen Handlungen aufdrückt, überall diese bluttrünstige Wunde der Sinnlichkeit, unheilbarer noch, als das Geschwür, das an seinem Schenkel fraß und ihm den Tod brachte. Und dieser Flecken haftet nicht an seinem Leben allein, er haftet an seinem Volke. Es ist in der That unglaublich, bis zu welchem Grade dieser König seine Höflinge, seine Räthe, seine Minister, Alle, die ihm oder dem Staate unter seinem Namen dienten, in die Schändlichkeiten seines Privatlebens hineinzieht, und von den Heimlichkeiten und dem Schmutze des königlichen Schlafgemachs kömmt ein guter Theil auf die Handhaben der Staatsgewalt, auf die geistlichen Räthe, auf die Professoren-Kollegien, auf die Gerichtshöfe, auf die Parlamente. Als in Rom die Nachkommen eines Fabricius und Paulus Aemilius über eine Steinbutten-Sauce für Domitian berathschlagten, da war schon, wie alle Welt weiß, der Senat ein Leib ohne Seele. Heinrich aber besudelte zu seinem Vergnügen einen Adel, dem das Geschick Englands verheißen war, erniedrigte ein Parlament, das ihn drei Jahrhunderte überlebte.

Die edle Katharina von Aragonien, Wittwe aus erster Ehe mit dem Prinzen Arthur, dem älteren Bruder Heinrichs, die das einzige Unrecht gegen ihren Mann beging, daß sie nicht mehr jung war, mußte sich öffentlich vor den päpstlichen Legaten und dem englischen Adel wegen der Anklage des Königs vertheidigen, daß er sie nicht als Jungfrau geheirathet habe. Von ähnlicher Natur war der Prozeß gegen Anna von Kleve, die vierte Gemahlin des Königs. Getäuscht von einem Bilde des berühmten Holbein, hatte

Heinrich, aus politischen Rücksichten, die Schwester des Herzogs von Kleve geheirathet. Allein das Bild hatte gelogen, Anna war häßlich, und die Reue folgte bei Heinrich der gefeierten Vermählung auf dem Fuße. Ein Konzil wird zusammenberufen, und am 9. Juli 1540 vereinigen sich zu Westminster beiläufig zweihundert Priester, Bischöfe, Diakonen, Doktoren der Theologie, Dechanten und Würdenträger der Kirche, um die Ehe des Königs gegen allen Grund zu lösen. Und in einem schlechten Latein, in einem Styl, der alten Weibern mehr als Bischöfen ziemt, wird die schmutzige Sentenz von dieser anglikanischen Synode ausgesprochen: „Consideravimus enim carnalem copulam inter Majestatem Vestram et praedictam dominam Annam minime secutum esse, nec cum ea, *justo intercedente impedimento*, consequi deinde posse. Quae omnia, *ex his quae audivimus probationibus*, vera et certa esse existimamus“. . . . Das Latein, sagt man, darf der Ehrbarkeit ungestraft ein Schnippchen schlagen; zuweilen aber rächt sie sich doch, und das Latein wird das Gedächtniß Heinrichs des Achten vor der Schande eines solchen Ausspruches nimmer schützen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Aus Oberschwaben, 13. Oct.) Eine am 8. d. M. in Boms abgehaltene Versammlung von Bienenzüchtern des Bezirks Saulgau war zahlreich besucht, ein Beweis, daß man sich in neuester Zeit für die Bienenzucht mehr als früher interessirt. Schullehrer Stegmaier in Boms, ein besonderer Freund und Kenner der Bienenzucht, hielt über dieselbe einen Vortrag, in welchem er die Vortheile bei zweckmäßiger Behandlung derselben näher auseinandersetzte, über letztere, namentlich auch über die Krankheiten der Bienen, selbst Mehreres anführte, und so das Interesse der Anwesenden für diesen landwirthschaftlichen Zweig nach Kräften zu erregen suchte. Sodann brachte er, als Fortschritt in der Bienenzucht, die Waldbienenzucht zur Sprache.

Die erste Regierung, welche sich der verfolgten kleinen Vögel angenommen — sagt das Journal für Ornithologie —, ist die Regierung von Schwarzburg. Dieselbe hat im März d. J. ihrem versammelten Landtage einen Gesetzentwurf zu einem vollständigen Verbote des Vogelfangens vorlegen lassen. Darin ist mit Recht ganz besonders das Anlegen von Meisenhütten, auf deren jeder oft viele Tausende dieser nützlichsten aller Ungeziefervertilger getödtet werden, auf das strengste untersagt.

(Aus dem unteren Rheingau, 15. Oct.) Ein Testament des verstorbenen Hrn. Schließmann zu Rüdesheim macht bei uns viel von sich reden. Derselbe hat 3000 fl. der deutschkatholischen Gemeinde Rüdesheim, 3000 fl. dem dasigen Lokalarmenfonds, 2000 fl. seiner alten und treuen Haushälterin nebst 50 fl. weiter für jedes der 35 Dienstjahre, 1000 fl. nebst dem besten Stück Wein seinem intimen Freunde L. Reuter daselbst vermacht und 6000 fl. als ständigen Fonds bestimmt, mit deren jährlichen Zinsen zu 300 fl. alljährlich ein braves und gesittetes, armes Mädchen von Rüdesheim bei seiner Verheirathung ausgestattet werden soll. Den Rest seines großen Vermögens hat er seinen Schwestern und deren Kindern überlassen.

Aus Wiesbaden berichtet man unterm 17. October Nachstehendes: Otto Müller hat seine „Charlotte Ackermann“ dramatisirt und an alle Bühnen versendet. In Hamburg ist das Stück bereits unter brillanten Bedingungen angenommen. Wir haben das Drama gelesen und versprechen uns davon großen Erfolg. Zugleich hoffen wir, daß das Trauerspiel mit seinen großen Momenten auch auf unserer Bühne bald zur Aufführung kommen möchte, zumal deren Kräfte ganz dazu geeignet scheinen.

Am 11. d. M. Abends hielt der Hamburger „Verein gegen Thierquälerei“ eine Deliberations-Versammlung, welche, wenn sie auch nicht gerade stark besucht war, doch reiches Material zur Unterhaltung darbot. So wurden u. A. aus dem Bericht des Londoner Vereins, an dessen Spitze sehr hochgestellte Personen stehen, mehrere interessante Auszüge mitgetheilt und discutirt. Von demselben ist z. B. ein eigener Inspector angestellt worden, um die öffentlichen Miethfuhrwerke zu controlliren, ob sie auch kranke oder sonst untaugliche Pferde zu ihren Fuhrwerken benutzen. In London existirt ein Gesetz gegen Thierquälerei, das sehr strenge gehandhabt wird. So wurde daselbst sogar ein k. Kutscher wegen Mißhandlung eines Pferdes seines Dienstes entlassen. Von vielen Mitgliedern in der Versammlung wurde der Wunsch ausgesprochen, daß die Polizeibehörde bei Bestrafungen von Thierquälereien mehr Gefängniß-, als kleine Geldstrafen erkennen möge, weil letztere öfters sogar von den Herrschaften für ihre Domestiken bezahlt würden. Als eine arge Thierquälerei wurden u. A. die Ueberladung der Omnibus erwähnt, indem solche beim Passiren der Thorsperre bisweilen mit vierundzwanzig Personen beladen würden.

(Walachische Frachtwagen und walachische Fuhrleute.) Das walachische Fuhrwerk ist in höchst eigenthümlicher und seltsamer Weise konstruirt. Auf den Rädern desselben ruht ein aus Stäben und Rohrmatten bestehendes Dach, unter welches man die Waaren packt. Gezogen wird dieß Wagenungethum von 8, 10, 12 und mehr starkknochigen und wohlgenährten Pferden. Gewöhnlich folgen solcher Wagen sich mehrere, so daß ein derartiger Wagenzug vollkommen das Aussehen einer endlosen Karavane des Morgenlandes erhält. Die Treiber der Thiere lärmen und schreien, schlagen und schimpfen, um die Thiere stets in scharfem Trabe zu erhalten, so daß der Vorübergehende sein eigenes Wort nicht mehr versteht und der Staub der Steppe in dem Getümmel hoch aufwirbelt und Alles ringsum in eine undurchdringliche Wolke hüllt. Hinten und vorne sitzt gewöhnlich ein Treiber. Er trägt gewaltig große Stiefeln, ein weit flatterndes, selten jedoch weißes Hemd; um die Taille schlingt sich ein beinahe fußbreiter Gürtel, den Kopf bedeckt ein schwarzer Hut mit ungewöhnlich breiten Krämpen. Diese Treiber haben ein schweres Stück Arbeit, um die oft wilden Thiere zu lenken, was besonders beim Ausweichen schwierig, ja oft lebensgefährlich ist. Auf so seltsam gestalteten, in so auffallender Weise bespannten Wagen wird noch heutigen Tages der Verkehr zwischen Ungarn und der Walachei vermittelt. Nur in den gebirgigen Gegenden, wie in Siebenbürgen, wo solche Fuhrwerke der steilen Wege halber nicht fortkommen würden, bedient man sich der Saumpferde, die in großen Säcken gewaltige Lasten über die beschwerlichsten Pfade forttragen.

Es ist tröstlich zu hören, daß unsere deutschen Landsleute in Amerika an manchen der alten germanischen Gewohnheiten festhalten. Aus St. Louis wird nämlich mitgetheilt, die Deutschen daselbst hätten am 17. v. M. dem letzten, dort vorhandenen Fäßchen Bier den Garaus gemacht und die Stadt sey seit jenem Tage vollkommen bierlos. Die Hitze des Sommers entschuldigt Vieles. Aber die verbrauchten Quantitäten waren auch nicht zu verachten. Nach den Angaben des „St. Louis Republican“ wurden vertrunken 18 Millionen Glas Bier für 900,000 Dollars. Und das zumeist von Deutschen in einem einzigen Sommer! — Dieser

Bierstatistik fügt das genannte Blatt folgende schmeichelhafte Notiz an: Trotz dieser Trinkfähigkeit sind unsere Deutschen die Gesündesten, Stärksten, Fleißigsten und Wohlhabendsten der ganzen Bevölkerung.

(Berlin, 11. Oct.) Die vaterländische Feuerversicherungs-Gesellschaft zu Elberfeld hat in hochherziger Weise bereits beschlossen, die bei dem großen Brande zu Memel jetzt auch eingeäscherte lutherische Kirche aus eigenen Mitteln aufbauen zu lassen. Die Baukosten dazu sind auf circa 60,000 Rthlr. berechnet.

Aus Marburg wird berichtet: Die steigenden Fruchtpreise, der Wechsel der Taxen für die Backwaaren und die öftere Weigerung der Bäcker, dem Brodbedürfniß des Publikums jederzeit abzuhelfen, haben die Auflösung der hiesigen Bäckerzunft zur Folge gehabt und es tritt hierdurch ein Verhältniß ein, das wir seit 40 Jahren entbehrten. Die Bäcker haben das Backmonopol verloren; von auswärts kann nun so viel Brod in die Stadt kommen und tüchtige fremde Bäcker dürfen mit erlangter Konzession hier einziehen, so viel ihrer wollen, wenn sie der bestehenden Polizeiordnung und Taxe sich unterwerfen.

Am 28. v. M. wurde beim obersten Tribunal in Genua ein Diebstahl merkwürdiger Art verübt. Es wurden nämlich die Togen der Richter entwendet.

Naturwissenschaftliche Neuigkeiten.

(Schluß.)

„Ueber die **Bedeutung** der Naturwissenschaften" u. s. w., zwei Festreden von G. A. Spieß (Frankf., Suchsland). Der Ueberblick über die jetzige Stellung der Naturwissenschaften, den dieses in jeder Beziehung zierliche Büchlein gibt, tritt durch eine skizzirte Geschichte der gesammten Naturanschauung und der Seelenlehre um so deutlicher hervor. Wir finden mit dem Verf. in Materialismus und Spiritualismus, im Stoffe und Geiste keine wirklichen Gegensätze; die Philosophie, die sie dazu machte, zerfließt sammt dem bekannten Präparate einer nur halb natürlichen „Lebenskraft" in Nebel, seitdem der Tag angebrochen ist. Den theologischen Anstrich, der des Verf. Schlußäußerungen über „Erschaffung der Welt, Offenbarung, individuelle Unsterblichkeit" u. dgl. tragen, wie auch seine eigentlich nur formelle Polemik gegen K. Vogt's Aeußerungen, schreiben wir seinem Streben nach Vermittelung und Versöhnung des Orients und des Occidents zu, nicht seiner eigensten, an sich klaren und folgerechten Weltanschauung. — Die „Naturwissenschaftlichen **Volksbücher**" (Berl., Fr. Duncker) geben in Nro. 5 die Fortsetzung von Johnston's „Chemie des täglichen Lebens" mit Abb. (vergl. Nr. 190 d. Bl.), welche, vorzüglich von diätetischem Standpunkte, das Brod und die ihm verwandten Produkte, sodann Fleisch, Eier, Milch und Milchspeisen, Thee, Kaffee und Chocolade bespricht. Vor diesem Werke her geht in Nr. 3 „Ein wenig Chemie" von Bernstein, der uns mehr theoretisch eine weit größere Zahl chemisch behandelter Gegenstände vorführt. Eine launige Einleitung beweist drastisch die Wichtigkeit der Chemie für Jedermann. Wenn er (Kap. 36) die „Lebenskraft" der Pflanze den chemischen Kräften und Vorgängen entgegenstellt, so will er diesen mystischen Gegenstand allerdings nicht der fortschreitenden Forschung entziehen, hätte aber vielleicht schon jetzt durch etwas positiveres Eingehen die Kluft zwischen zwei Welttheilen verengern können. In Nr. 2 spricht er vom Erdleben und vom Instinkte der Thiere in einer Reihe von Abschnitten, die die Neugier anziehen und die Wißbegier lohnen. Er pocht sogar an die Thüre der geheimnißvollsten Zukunft, nämlich jener der ganzen Erde. Seine Orakelsprüche werden dem offenbarungsgläubigen Jünger der Propheten und Apokalyptiker minder genügen, als dem unbefangenen Frager. Von dem „Instinkte" unterscheidet er den „Geist" mit Recht nur der Entwickelungsstufe, nicht dem Wesen nach. Ueberhaupt führt er uns auf den großen Zusammenhang alles Daseyns, mit welchem die Allgegenwart Gottes gleichbedeutend ist. Keiner Volksbibliothek sollten diese Schriften fehlen. — „Nur **Pflanzenkost!**" empfiehlt uns für Leib und Seele der englische Vegetarianer Lane in einem illustrirten Schriftchen (deutsch bei Kern in Breslau), das viel Beachtungswerthes enthält, aber gerade jetzt in den Gemüsfasten der Cholerasaison wenige Carnivoren bekehren dürfte.

Korrespondenz.

Vom Neckar, 14. Oct.

Bei der großen Aufmerksamkeit, welche noch immer auf die schwarze Dame des Orients (Cholera) gerichtet ist, dürfte nachstehende Mittheilung nicht ohne Interesse seyn: Von v. Ehrenberg, Göppert, Rabenhorst, Rieke, Vogel u. A. ist nachgewiesen, daß die Luft zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten mit den feinsten mikroskopischen Thierchen (Luftinfusorien) erfüllt ist. Sie erzeugen sich vorzüglich in stagnirenden Luftschichten und besonders in geschlossenen Räumen. Am leichtesten kann man sie durch angehauchte Glasplatten, die man in der so stagnirenden Luft rasch hin und her bewegt, nachweisen, indem sie sich auf die angehauchte Glasfläche anschlagen. Und so ist es denn auch wahrscheinlich, daß die sogenannten Miasmen nichts als Luftinfusorien seyen, wie denn auch Vogel aus seinen in München angestellten Untersuchungen den Schluß zieht, daß das Cholera Miasma „organische Gebilde seyen, welche in Form unsichtbarer Flocken in der Luft schweben, die dem Zuge von Menschen und Effekten folgen." Da nun diese Infusorien den Luftzug nicht ertragen können, so ist häufiges Lüften der Wohnungen ein vorzügliches Mittel gegen die Cholera, weil diese Thierchen dadurch vertrieben werden. Auch durch Terpentin- und Theer-Dämpfe werden sie schnell getödtet. Es herrschen nun hier und dort die Cholerine, Ruhr und der Typhus, der Cholera sehr nahe verwandte Malariaseuchen, und es scheint, nach dem Ausspruche eines erfahrenen praktischen Arztes im Badischen, die Intoxikation des Blutes durch eine den Cholerathierchen nahe verwandte Art stattzufinden, die nur durch die reinere katarrhalische Region und Luft nicht so leicht jenen Höhepunkt erreichen kann, wie in der dysenterischen Region.

Kunstnotizen.

Die Wormser Zeitung berichtet, daß in dieser Stadt der junge Pianist Fritz Gernsheim ein Konzert gegeben, welches sehr zahlreich besucht und durch den seinen vorzüglichen Kunstleistungen in reichem Maße gespendeten Beifall bezeichnet war. Der genannte Virtuose wird sich demnächst zur Vollendung seiner musikalischen und künstlerischen Studien nach Paris begeben. — Die Leipziger Theaterchronik zeigt den Tod des in München an der Cholera verstorbenen Sängers Greiner, Mitglied des Schweiger'schen Theaters daselbst, an, wohl desselben, der auch einige Zeit bei der Frankfurter Bühne engagirt gewesen. — Am 8. October ist das Karltheater Herrn Nestroy überlassen worden, welcher die Verwaltung dieser Bühne mit dem 1. November antreten wird.

Frankfurt a. M.

Wir freuen uns anzeigen zu können, daß demnächst die Quartett-Soireen der Herren Wolff, Posch, Siedentopf und Waldhauser wieder ihren Anfang nehmen werden. Seit einer Reihe von Jahren sind sie den Freunden der klassischen Tonkunst so lieb geworden, daß ihre Wiedereröffnung keiner Bevorwortung bedarf. Auch dießmal werden nur Werke von anerkannter Gediegenheit zur Ausführung gelangen und ist die Vorzüglichkeit der letzteren im Voraus genugsam verbürgt. Näheres wird in diesen Blättern zur Anzeige gebracht werden.

Theater-Anzeige.

Freitag, 20. Oct. Die Schweizerfamilie, lyrische Oper in 3 Acten von Weigl.

Samstag, 23. Oct. (Neu einstudirt): Ein Stündchen Incognito, Lustspiel in 2 Akten. Suschen: Fräulein Bertha Mühling. Hierauf: Am Claviere, Lustspiel in 1 Akt. Marie: Fräulein Bertha Mühling. Zum Schluß: Der Kurmärker und die Picarde (erster Theil), Genrebild in 1 Akt.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 252. Samstag, den 21. October 1854.

Der Teich von Précigny.

(Nach dem Französischen des Elie Berthet.)

(Fortsetzung.)

In gleichem Augenblicke legte sich eine kräftige Hand auf seine Schulter. Nicolas war wie ein Gespenst zwischen die beiden Liebenden getreten. Therese fuhr erschrocken zurück; selbst Alfred erbebte.

„Und Ihr Schwur, Précigny!" rief der Alte mit einer Stimme, die durch Mark und Beine ging. „Verräther!"

„Hörst Du, Therese, wie mich der alte Diener meiner Familie nennt? So werden Alle von mir sagen. Doch was kümmern mich ihre Vorwürfe, ihre Leiden, ihr Leben! — Könnte ich Deinem Leben einen Tag zusetzen, Therese, ich gäbe die ganze Menschheit dafür hin."

„Feiger!" sagte der Alte.

„Nicolas", rief Therese bewegt, „klagt Euren Wohlthäter nicht an. Er wird Euch beistehen, nur nicht bei einem Gewaltstreiche, der meines Vaters Tod seyn würde."

„Sein Tod!" rief Nicolas mit durchdringendem Tone. „Haben wir etwa keine Eltern, keine Kinder, keine Frauen, die unser Tod betrübt?" Er stützte mit den letzten Worten laut schluchzend über die Leiche des Kindes.

Therese kämpfte sichtlich mit der heftigsten Bewegung. Nach einer kurzen Pause sagte sie mit mühsam errungener Fassung:

„Alfred, ich hatte Unrecht, ein Opfer von Ihnen zu verlangen, das Ihr Gewissen Ihnen zu bringen verbietet. Der gute Greis hat Recht: vor Gott gilt ein Menschenleben so viel wie das andere. Erfüllen Sie denn Ihren hohen Beruf. Ich verlange nur das Versprechen, daß kein Blut fließt und das Haus meines Vaters geschont wird."

Auf einmal entstand ein großer Lärm auf der Straße und ein Reiter kam eilends gesprengt. In der Nähe von Nicolas Hütte fragte eine Frau nach der Ursache seiner Eile. „Der Doctor Merville soll so schnell wie möglich nach der Fabrik zurückkehren", erwiederte der Gefragte heftig. „Die Krankheit ist dort ausgebrochen."

„Habt Ihr gehört?" sagte Therese; „jetzt kommt die Reihe an uns."

„Es ist eine gerechte Strafe, die der Himmel dem unerbittlichen Manne schickt", rief Nicolas außer sich.

„Oder ein Mittel, sein Herz der Menschlichkeit zu öffnen", sagte Therese. „Alfred, ich muß jetzt zu meinem Vater zurückeilen. Vielleicht ist sein starrer Wille gebrochen. Um des Himmelswillen verschieben Sie nur die Ausführung Ihres Planes um einige Tage. Erhalten Sie bis dahin keine Nachricht von mir, so ist mein letzter Versuch vergebens gewesen; dann thun Sie, was Ihr Gewissen billigt. — Leben Sie wohl, Alfred. Wir sehen uns wieder, sey es noch hier oder dort oben." Mit den letzten Worten stürzte sie fort.

XI.

Wenige Augenblicke später verließ auch der Graf das Dorf, um in seine bescheidene Wohnung zurückzukehren. Die Unterhaltung mit Theresen hatte seine männliche Kraft gebrochen. Er ging wie ein Träumender, ohne auf irgend etwas zu achten. Als er seine Meierei fast erreicht hatte, stand plötzlich ein Pferd vor ihm, völlig gesattelt und gezäumt, das augenscheinlich seinen Reiter abgeworfen hatte. Als er eben die Zügel desselben faßte, drang eine klagende Stimme an sein Ohr. Er ging der Richtung nach, wo diese Töne herkamen und fand einen Herrn auf dem Rande eines Grabens liegen.

„Wer sind Sie, mein Herr, und was ist Ihnen begegnet?" fragte der Graf.

„Ich bin ein Freund des Herrn Laurent und komme von einem Gastmahle, das derselbe in seiner Fabrik gegeben hat. Die Krankheit, die daselbst ausgebrochen ist, hat mich veranlaßt, noch heute nach Hause zurückzukehren; außerdem wäre ich die Nacht dort geblieben. Das Pferd hat mich abgeworfen, ich wollte aufstehen, aber es war mir unmöglich; ich habe mir den Fuß bedeutend verletzt."

Der Graf schwieg einen Augenblick, dann sagte er ernst: „Das Fest scheint in der That Allen Verderben zu bringen, die ihm beigewohnt haben."

Der Unbekannte erwiederte mit sichtlicher Unruhe: „Sie sind der Graf von Précigny!"

„Der bin ich in der That . . . Nun, mein Herr, hier ist Ihr Pferd, ich will Ihnen beim Aufsteigen helfen."

„Es ist mir unmöglich, das Pferd jetzt zu besteigen."

„Nun, so stützen Sie sich auf mich; meine Wohnung ist nicht weit von hier und dort werden Sie die nöthige Pflege und Hülfe finden."

„Wie, Herr Graf, ohne mich zu kennen, ohne auch nur meinen Namen zu wissen?"

„Was kümmert mich das. Sie sind im Augenblick in einem Zustande, in welchem Sie auf Beistand Anspruch haben; ja, wären sie mein ärgster Feind, ich würde Sie bei mir aufnehmen."

Der Fremde zögerte einen Augenblick, dann erwiederte er: „Ich nehme Ihr gastfreundliches Anerbieten an, Herr Graf; hoffentlich werden Sie Ihr menschliches Benehmen gegen mich nicht zu bereuen haben."

Alfred hörte kaum, was er sprach. Nach einer Viertelstunde hatten sie die Meierei erreicht und dem Fremden wurde das beste Zimmer angewiesen. Der Graf zog sich zurück, nachdem er Mariannen die Sorge für denselben übertragen hatte.

Rigobert, denn dieser und kein Anderer war der Unbekannte, blieb eine Weile in Nachdenken versunken; dann sagte er leise vor sich hin: „Es ist und bleibt doch wahr, diese Adeligen sprechen und handeln anders als Andere. Armer junger Mann! Es ist nur Schade, daß er nichts von Geschäften versteht."

Die Herstellung Rigoberts ging mit schnellen Schritten vorwärts; nach einigen Tagen konnte er schon, von Marianne unterstützt, im Zimmer auf und ab gehen. Seine Anwesenheit in der Meierei war, seinem Wunsche gemäß, streng geheim gehalten worden. Der Leser wird leicht errathen, warum ihm so viel daran lag, daß Laurent nichts von seinem Zusammentreffen mit dem Grafen erfuhr.

Die Epidemie hatte indessen im Dorfe, sowie in der Fabrik bedeutende Fortschritte gemacht. Fast alle Arbeiter lagen erkrankt. Der Graf war in großer Sorge um Therese; sie hatte nichts von sich hören lassen und wußte doch, was er in der nächsten Zeit vorhatte. Er mußte also ihr Schweigen als eine Billigung seines Planes ansehen oder glauben, daß sie selbst erkrankt sey. Niemand hatte sie und ihren Vater in den letzten Tagen gesehen.

Es wurde jeden Augenblick schwieriger, die Bewohner von Précigny noch länger von dem beabsichtigten Gewaltstreich abzuhalten, von dem sie allein Rettung erwarteten. Der Graf bestimmte daher, als sich eines Morgens die Abgeordneten wieder bei ihm einfanden und ihn mit Bitten bestürmten, den Abend des nächsten Sonntags. Diese Bestimmung wurde mit der lebhaftesten Freude aufgenommen.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich der Achte und seine sechs Frauen.

(Schluß.)

Derselbe Skandal und dieselbe Mitschuld des Publikums durch die Stimme seiner Vertreter und Priester bei dem Prozesse der Katharina Howard. Katharina Howard, obgleich die katholische Partei eine Weile ihre Hoffnung auf dieselbe setzte, war gewiß keine Heilige. Wie fast alle Frauen des Königs — Katharina von Aragonien hatte in ihrer Sittenreinheit keine Nachfolgerin — hatte sich Katharina vor und nach ihrer Vermählung große Freiheiten mit denjenigen Höflingen erlaubt, die sich berufen glaubten, da der König schon in das reife Alter zu treten anfing, seine jungen Gemahlinnen für die Langeweile und den Ueberdruß der Größe schadlos zu halten. Dann mochte Katharina vielleicht, was ihr an wirklicher Würde abging, durch irgend welche heimliche Huldigung, durch irgend welche verbotenen Genüsse ersetzen. Von den Königinnen aus der englischen Aristokratie ließ sich mit noch mehr Grund als von den französischen Edelleuten behaupten, Gott selbst könne sie nicht besser machen. Die Prinzessin Marie, Schwester Heinrichs des Achten und Gemahlin Ludwigs des Zwölften, blieb Königin, selbst nachdem sie den Herzog von Suffolk in zweiter Ehe geheirathet; Anna Boleyn, Johanna Seymour und Katharina Howard blieben, als sie Heinrich den Achten heiratheten, seine — Maitressen. Das lag in der Natur einer Zeit und eines Landes mit seinem alten Adel; was auch die öffentliche Erniedrigung thun mochte, die Höhe des Ranges hob den Emporkömmling nimmer aus seiner Unwürdigkeit. Die Frauen Heinrichs hatten vom Königthum den Schmuck, den äußeren Prunk, die eigennützigen Huldigungen, das königliche Diadem, den oberflächlichen Schimmer; — aber es fehlte der traditionelle Glaube, die Magie der angestammten Ehrfurcht; und das wußten sie recht gut. Bei der Zusammenkunft Heinrichs mit Franz dem Ersten zu Calais hatte es Anna Boleyn nicht erlangen können, daß dieser Fürst die Königin von Navarra mitbringe, und nur unter einer Maske konnte sie sich auf einem Ball die Ehre erschleichen, mit dem Könige von Frankreich zu tanzen.

Hätten sich aber auch Heinrichs Frauen über das Schmachvolle dieser Verbindungen täuschen können, so würde ihnen die Art und Weise, wie der König gegen diese ephemeren Schöpfungen seiner Laune verfuhr, sobald diese Laune verflogen war, die Augen haben öffnen können. Herr Empis läßt Anna Boleyn im Augenblick, wo sie zur Richtstätte geht, sagen: „Es ist ein Schwindel! Man läßt sich blenden und stürzt in den Abgrund! Auch ich stürze hinein. Sieh, wie tief! Sieh das Schaffot! Das ist der Lohn meiner Zärtlichkeit! Das verheißt Heinrich Allen, die sich erkühnen, ihn zu lieben! Seinem Hasse wird er nimmer ein Menschenleben, seinen Gelüsten nimmer eine Frauen-Ehre versagen!" — Und in der That, auf den ersten Verdacht, ja, auf die erste Anwandlung des Ueberdrusses schickte der König einen Lord-Kommissär, sie zu verhören, berief er ein Parlament, sie zu richten, ließ er den Henker aus Calais holen, ihnen den Kopf abzuschlagen. — An demselben Abend, als noch das Zeichen der Hinrichtung Anna Boleyn's auf den Höhen von Richmond flatterte, umarmte Heinrich Johanna Seymour als seine Gemahlin.

Katharina Parr, seine letzte Gemahlin, die er als schon jahrenreife Wittwe geheirathet, war nur durch einen wunderbaren Zufall dem traurigen Loose ihrer Vorgängerinnen entgangen. Nicht verletzte Jungfrauschaft, nicht der Verdacht der Untreue, sondern der Sieg in den theologischen Klopffechtereien, worin sie Meisterin war, den sie zu wiederholten Malen über ihn vor Zeugen erfochten hatte, hätte dießmal bei einem Haare das Racheschwert des eitlen Wüthrichs aus der Scheide gezückt; wie Nero ein poetisches Verbrechen in dem Dichter Lucanus mit dem Tode bestrafte und wie Heinrich selbst die Professoren und Studirenden der Universität Oxford zur Amtsentsetzung und zur Peitsche verurtheilte, weil sie sich unterstanden, das Griechische anders, als er, auszusprechen. Nur eine schlaue Wendung in der nächsten Kontroverse rettete sie von der drohenden Gefahr. In ihren Armen beschloß Heinrich ein Leben, das die Ausschweifung verkürzt hatte und das Gott, wie Voltaire bemerkt, auf einem königlichen Bette enden ließ.

So war Heinrich der Achte Henker seiner Familie, Ehrenschänder der eigenen Kinder — seine beiden in rechtmäßiger Ehe erzeugten Töchter hatte er für Bastarde erklärt — Geißel seines Glaubens, Räuber der Kirchengüter, Verschwender des Staatsschatzes, Falschmünzer, falscher Zeuge, heuchlerischer Frömmling; er griff störend in die Rechtspflege ein und verletzte grausam das Naturgesetz in dem Grade, daß er den Vater der Anna Boleyn zwang, in dem Gericht über dessen Tochter zu sitzen. Mit diesen abscheulichen Lastern paarten sich ihm obendrein lächerliche Verkehrtheiten: er war ein verbissener Pedant, ein unausstehlicher Wortstreiter; wunderlich und unersättlich in seinen Tafelgenüssen. Faßt man aber auch alle diese Züge zusammen, so hat man immer noch kein vollständiges Bild von diesem gekrönten Bösewicht, der siebenunddreißig Regierungsjahre dazu verwendete, die Menschheit zu quälen und zu entwürdigen.

Er starb auf seinem Bett, nicht nur, wie Hume sagt, geachtet, sondern auch niemals gehaßt von seinen Unterthanen. Also dieses Ungeheuer war populär, wie Nero populär war, weil er vor dem Volke die Flöte spielte, oder wie Domitian es war, bis er sich dem Pöbel furchtbar zu machen anfing.*) — Glücklicher war Heinrich; er blieb populär bis ans Ziel. — O Volksgunst, wann wirst du uns dein Geheimniß verrathen!

(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

*) Sed periit, postquam cerdonibus esse timendus coeperat. Juvenalis.

Mannichfaltigkeiten.

(Paris.) Wir lesen in der „Presse“: Er verursacht uns stets großen Schmerz, wenn wir constatirte gerichtliche Irrthümer verzeichnen müssen, insbesondere wenn sie veraltet sind und traurige Consequenzen haben. Ein ausgezeichreter Schullehrer von Libourne, Namens Lesnier, wurde am 2. Juli 1848 wegen Mord und Brandstiftung zur lebenslänglichen Galeerenstrafe verurtheilt. Seit dieser Zeit erduldete er im Bagno zu Brest seine Strafe, als ein Zufall seine Unschuld und die wahrhaften Thäter des ihm zur Last gelegten Verbrechens entdecken ließ. Dieses Opfer falscher Zeugenaussage ist nun aus dem Bagno herausgenommen und nach Bordeaux geführt worden, um der Verurtheilung der Schuldigen beizuwohnen und sodann rehabilitirt zu werden. Die Gesellschaft thut auf diese Weise, was sie kann, um das verursachte Uebel wieder gut zu machen? Aber ist das genug? fordert dieses gebrochene Daseyn nicht größere Beegeltung?

(Paris.) St. Arnauds Tod überraschte nur den großen Haufen. In den politischen Regionen wußte man vollkommen, daß der Marschall mit einer unheilbaren Krankheit nach dem Orient gegangen war. „Doktor, wie lange habe ich noch zu leben?“ fragte er seinen Arzt im Anfang des Monats April. „Die Hand aufs Herz, wie lange habe ich noch zu leben?“ — „Fünf oder sechs Monate!“ lautete die Antwort des Arztes, der wohl die folgenreiche Absicht der Frage ahnte. — „Das ist mehr, als ich brauche, um Sebastopol zu nehmen!“ rief St. Arnaud befriedigt aus und war von dem Augenblick an entschlossen, in den Orient zu gehen. Seine schweren Leiden waren auch die Ursache der Mitreise seiner Feau, die man damals vielleicht etwas seltsam fand. St. Arnaud war nach dem Urtheil Aller, die ihn kannten, ein Haudegen von nichts fürchtendem, aber auch nichts schonendem Ungestüm, ein „tueur d'hommes“, nannte ihn ein Militär, der in Afrika unter ihm diente, sich wenig um strategische Planmacherei kümmernd, zu ungeduldig, um nur eine Viertelstunde lang eine Karte in die Hand zu nehmen.

Ueber die Betrügereien bei der Verpflegung der russischen Truppen erzählt ein Correspondent der Wiener „Mediz. Wochenschrift“ aus Bukarest Folgendes: Wer hinter die Coulissen eines russischen Hospitals treten wollte, der würde gar manche wunderliche Dinge da zu sehen bekommen; zumal wird er hier eine eigenthümliche successive Subtractionsmethode kennen lernen, die sich Denen, die sie ausüben, als sehr practisch bewährt hat. Das erste Glied der Subtraction fängt mit dem Lieferanten an; denn er gibt wenigstens um den dritten Theil weniger an den Medicamenten und allem Uebrigen, was er liefern soll; für das Fehlende gibt er aber dem Spitals-Intendanten eine Entschädigung nach geschehener Abfindung. Nun kommt die Reihe an den Spitalsarzt und Apotheker, denn diese geben wieder ihrerseits den Kranken um ein Drittel oder auch die Hälfte weniger von Dem, was sie vom Intendanten empfangen haben, und verkaufen das Erübrigte wieder dem Lieferanten um den halben Peeis; ja der Unteroffizier, der das Grünzeug täglich kauft, und der Koch, der die Speisen bereitet, üben sich in diesem interessanten Differential-Calcul, wo für den armen Kranken als Resultat ein unendlich kleiner Minimal-Grad zurückbleibt. Kommt von Zeit zu Zeit eine höher gestellte Militärperson, das Spital zu visitiren, so stellt sie wohl an die Kranken die stereotype Frage, wie sie mit der Behandlung und Kost zufrieden sind? und erhält wohl auch darauf die einstimmige Antwort: sdratte! (Sie sollen leben!) wir sind Alle sehr zufrieden; allein wer darauf etwas gibt, der kennt oder will die russischen Militärverhältnisse nicht kennen. Es sollte doch nur ein Soldat wagen, bei dieser Spitalvisitation, wo der Intendant oder einer seiner Leute zugegen ist, eine Miene der Unzufriedenheit und der Klage zu äußern. Wie würde es ihm da später ergehen! Sein Rücken und ein ihm naher unästhetischer Verwandter würden für diese Dreistigkeit des Mundes schwer büßen müssen. Muß doch der todtmüde, abgehärmte Soldat nach langen Tagemärschen und Entbehrungen beim Einrücken in eine Stadt im Chor singen, obschon es ihm gar nicht „singerig“ zu Muthe ist, warum soll er auch nicht „auf Commando“ höchst zufrieden seyn können?

(Chemnitz, 11. Oct.) Der Handlungscommis Ph. aus Schlößchen Porschendorf bei Zschopau, 21 Jahre alt, der in hiesiger Stadt gelernt, hier auch längere Zeit in Condition gestanden hat, zuletzt aber in Einsiedel, 2 Stunden von hier, conditionirte, war mit der Tochter eines hiesigen Druckers in ein Liebesverhältniß getreten, dem jedoch angeblich mehrfache Hindernisse in dem Wege gestanden haben sollen. Am vergangenen Sonntag hatten Beide miteinander das hiesige Theater besucht. Nach demselben hatte Ph. seine Geliebte mit sich nach Einsiedel in seine Behausung zu bringen gewußt, und soll schon auf dem Wege dahin viel von ihrem gemeinsamen Unglück und einem unvermeidlichen nahen Tode gesprochen haben. In der Wohnung angekommen, hat er seiner Geliebten seinen bestimmten Entschluß, zu sterben, eröffnet, und ihr vorgestellt, daß, wenn sie ihn wahrhaft liebe, sie mit ihm sterben müsse. Das Mädchen hat nach vergeblichen Bemühungen, ihm den entsetzlichen Vorsatz auszureden, endlich Angesichts einer drohenden Schußwaffe zu dem gemeinsamen Tode sich bereit erklärt und nachdem Beide noch Abschiedsbriefe geschreiben, von Bittermandelöl, in dessen Besitz Ph. gewesen, zweimal genossen, worauf sie nach wenig Augenblicken in bewußtlosem Zustand hingesunken. Am anderen Morgen fand man beim Eröffnen der Stube das Mädchen bewußtlos und daneben den unglücklichen Ph. Er hatte sich ins Herz geschossen. Das Mädchen ist nach schnell herbeigeholter ärztlicher Hülfe wieder ins Leben zurückgerufen worden. Der junge Mann soll schon früher Beweise von Schwermuth gegeben und mit heftigen Wallungen seines Blutes zu kämpfen gehabt haben, hat sich übrigens eines guten Rufes erfreut und in großer Liebe und Achtung bei seinen Freunden und Bekannten gestanden.

Der Prinz von Wales und die älteste Prinzessin (Prinzeß Royal) haben jedes in Balmoral ein kleines Gärtchen, das sie selbst pflegen. Beide wetteifern miteinander, die schönsten Blumen und Früchte zu ziehen. Da geschah es vor Kurzem, daß dem jungen Prinzen ein hortologischer Versuch nicht gelingen wollte und daß er sich die Hülfe eines Anderen erbat. Aber Prinz Albert war dahintergekommen und verbot es dem Sohne mit der Bemerkung, daß der künftige König von England sich nicht von Anderen in Dingen sollte helfen lassen, die er allein verrichten könne.

(Weibliche Aerzte in den Vereinigten Staaten.) Es gibt mehrere Anstalten in der Union, wo Frauenzimmer zu Aerzten gebildet werden. Das Experiment, welches vor 5 Jahren angefangen ward, scheint vergleichsweise bisher von Erfolg gewesen zu seyn. Wir haben, schreibt ein amerikanisches Blatt vom 1. August, die Tifth Annual Announcement of the Female Medical College of Pennsylvania located in Philadelphia erhalten. Das Dokument veröffentlicht den Gang dieser weiblichen Erziehung, die Vorlesungen u. s. w. Voriges Jahr fanden sich 30 Studentinnen und zu Anfang Februar ward der Doktorgrad vier Frauenzimmern ertheilt. Sie studiren drei Jahre und das Collegium scheint alles Material behufs einer vollständigen medizinischen Bildung zu enthalten.

Omer Pascha's Tartar, der die falsche Nachricht vom Falle Sebastopols nach Bukarest brachte, ist sehr verwundert, daß er ein so berühmter Mann in Europa und sogar geadelt und zum Herrn von Münchhausen befördert worden ist. Er versichert bescheiden, er sey allerdings ein guter Jäger und könne vortrefflich reiten, aber weder lesen noch schreiben und habe nur wiedererzählt, wovon ganz Konstantinopel voll gewesen sey, als er die Stadt verlassen habe. Alle Nachrichten dorther geben ihm darin Recht. Die Türken feierten den Fall Sebastopols — voraus.

Bücherschau.

Im Verlag von Meidinger Sohn u. Comp. in Frankfurt a. M, dem wir bereits eine Reihe von werthvollen Schriften, namentlich die von O. Müller redigirte und im besten Fortgang begriffene deutsche Bibliothek von Original-Romanen, verdanken, sind wiederum verschiedene Novitäten von Belang erschienen. Wir nennen zunächst die „Fahrten eines Musikanten", herausgegeben von Ludwig Bechstein. Dieß interessante Buch erscheint hier in einer neuen, verbesserten und mit einem vierten Theile vermehrten Ausgabe. Es ist kein auf dem luftigen Boden der Dichtung schwebender Roman, sondern eine dem Leben nacherzählte und auf der Wirklichkeit beruhende Geschichte. Wahre Begebenheiten sind doppelt anziehend, wenn sie außer ihrer Wahrheit auch den Reiz eines vielbewegten Lebens haben. Die hier erzählte Geschichte ist bekanntlich die des Musikus Elster, nach dessen Tagebüchern L. Bechstein gearbeitet hat. Die drei ersten Theile umfassen die Kinderjahre, die Studentenzeit, die Wanderungen und Irrfahrten Elsters, der letzte Theil seine ruhigen und mehr beschaulichen Tage in friedlichen Kreisen. Sehr schön und gemüthvoll weiß der Herausgeber die Freuden und Leiden aus dem Kindes- und Knaben-Alter seines Helden zu schildern und dabei aus der thüringischen Heimath gar manches liebliche Naturbild vor uns zu entrollen. Weiter finden wir, als Elster im Hause des alten Cantors lebt, das alte Sprüchwort „Lehrjahre, harte Jahre" bestätigt. Sein Aufenthalt auf den Universitäten Leipzig und Jena fällt in die Zeiten des akademischen Deutschthums, der Burschenschaften und des Wartburgfestes, welche uns in lebendigen Bildern vorgeführt werden. In Folge dieser Ereignisse wird unser Held relegirt und muß der deutschen Erde Lebewohl sagen. In Holland und England hat er nun mancherlei Abenteuer, aber keine heiteren, sondern solche, die ihn in schwere Bedrängniß bringen und ihm harte Prüfungen auferlegen. Sie werden fortgesetzt, als er zu Anfang der 20r Jahre sich an den Freiheitskämpfen in Griechenland betheiligt und dort von einem feindlichen Geschick viel umhergeworfen wird. Im vierten Theile begegnen wir dem vielgewanderten und vielgeprüften Elster in Deutschland und der Schweiz wieder, wo er post tot discrimina rerum in den Hafen der Ruhe einkehrt und das Schwert mit der Feder, das wandernde Leben mit dem beschaulichen vertauscht und wo heitere Scenen der Liebe und Freundschaft, der Kunst und Geselligkeit auftauchen. Dieser neue Theil hat dem ganzen Werke nicht nur den nothwendigen Abschluß gegeben, sondern auch einen wohlthuenden Eindruck beigefügt. Aus allen Prüfungen und Verirrungen, zum Theil selbst verschuldeten, sehen wir den Helden der Geschichte geläutert und mit neuem Lebensmuthe erfüllt hervorgehen. Wenn die hier erzählten Begebenheiten den Reiz einer sehr spannenden Lektüre bieten, so sind sie zugleich überaus belehrend, nicht nur in sachlicher, sondern auch sittlicher Beziehung, in welch' letzterer namentlich dieß Buch viel Gutes stiften und zu einer Schule des Lebens und der Wahrheit für manchen jungen Leser werden dürfte. Wir können es nach Inhalt und Form bestens empfehlen und wird es nicht nur in Haus-, sondern auch in Leih- und Volksbibliotheken eine willkommene Aufnahme finden, deren schon die frühere Ausgabe sich zu erfreuen gehabt hat.

Von dem so beliebt gewordenen Roman von Otto Müller „Charlotte Ackermann", der den zweiten Band der deutschen Bibliothek ausmacht, ist eine französische Uebersetzung erschienen, Paris, Friedrich Klincksieck, und Frankfurt a. M. bei Meidinger Sohn u. Comp. Während bei uns über jeden französischen Roman, so gehaltlos er auch seyn möge, was nicht selten der Fall ist, ein halbes Dutzend Uebersetzer herfallen und ihn mit bewunderungswürdiger Fingerfertigkeit herüberziehen, widerfährt einem deutschen nur selten die Auszeichnung, ins Französische übertragen zu werden. J. J. Porchat, durch seine Uebersetzung von Ranke's franz. Geschichte rc. bereits rühmlich bekannt, hat die Charlotte Ackermann seinen Landsleuten zugänglich gemacht. Wir haben seine vor uns liegende Uebertragung gelesen und können ihr nachrühmen, daß sie das Original nicht nur treu, sondern auch in schöner Form wiedergibt. Dieser Roman wird in Frankreich um so mehr Interesse erwecken, als er einen reichen Beitrag zur Geschichte der deutschen Bühne und Literatur während der letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts liefert und berühmte Persönlichkeiten aus jener Epoche, wie die eines Eckhof, Schröder, Lessing u. A. portraitirt. W.

Umrisse von Predigten über geschichtliche Texte des alten Testaments im Jahre 1853 zu Borzheim gehalten u. s. w. von Christian Friedrich Gollhard, evang. luth. Pfarrer. VI. 206. Frankfurt a. M. Franz Benjamin Auffarth. 1854.

Der Verfasser obiger Schrift, auf dem Gebiete der evangelisch-protestantischen Homiletik durch zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten, insbesondere durch seine: „Christliche Vorträge, vor Sträflingen gehalten", und „Predigten über des Christen heilige Pflichten", rühmlichst bekannt, tritt hier mit einer neuen Arbeit vor das wissenschaftliche Forum und christliche Publikum, welche in gleichem Maße seine Vertrautheit mit den Schätzen der Kanzelberedtsamkeit, als seine Tüchtigkeit als Prediger und das Bestreben beurkundet, in den weitesten Kreisen zu nützen. Es ist obige Schrift als eine Fortsetzung seiner 1844 — 48. als Beitrag zur vergleichenden Homiletik erschienenen „Predigt-Parallelen für die christlichen Feste, Feiertage und heiligen Zeiten" zu betrachten, welche bereits eine weit verbreitete Aufnahme und die günstigste Beurtheilung im theologischen Publikum gefunden haben. Vorliegende Umrisse unterscheiden sich aber von jenen Predigt-Parallelen dadurch, daß ihnen ausschließlich Texte aus den kanonischen Schriften des alten Testamentes, insbesondere den Büchern Mosis und den Psalmen zu Grunde liegen. Zu jedem Texte gibt der Verfasser zuerst einen eignen Entwurf, dessen Thema eben so textbegründet, wie die Disposition textgemäß ist. Es folgen dann Entwürfe, stellenweise auch Auszüge aus Predigten, von anderen berühmten Kanzelrednern, zumeist unserer Zeit, deren Personal-Notizen in einem beigefügten Register verzeichnet sind. Wir bedauern, hier nicht Auszüge mittheilen zu können, und begnügen uns damit, durch diese Blätter auf ein Werk aufmerksam gemacht zu haben, das in dem Bücherschatze keines Geistlichen, Predigers und Predigtamtskandidaten fehlen sollte. Auch dem wackeren Herrn Verleger gebühret Dank für die würdige, äußere Ausstattung des Buches.

Musikalische Soireen.

(Frankfurt a. M.) Den Freunden der Tonkunst wird es erfreulich seyn, hierdurch zu erfahren, daß Hr. Heinrich Henkel eine Reihe musikalischer Soireen im Laufe dieses Winters veranstaltet, und hiebei durch die Herren Eliason und Siedentopf, sowie andere Künstler kräftig unterstützt wird. Die Tonstücke, die hier geboten werden, gehören in das Gebiet der Klavier-Kammermusik (Trio, Quartett, Quintett), welches hier in der Ausdehnung und Reichhaltigkeit, die Hr. Henkel beabsichtigt, noch nicht öffentlich vertreten ist; von der bekannten künstlerischen Richtung des Konzertgebers aber läßt sich eine Wahl von eben so gediegenen, wie anziehenden Tonwerken erwarten. Interessante Zwischen-Nummern, Gesangvorträge u. s. w. werden eine wünschenswerthe Abwechslung bieten, und es steht demnach nicht zu bezweifeln, daß diese Soireen als eine sehr erfreuliche Bereicherung unseres musikalischen Kunstlebens willkommen seyn werden.

Theater-Anzeige.

Samstag, 21. Oct. (Neu einstudirt): Ein Stündchen Incognito, Lustspiel in 2 Akten. Suschen: Fräulein Bertha Mühling. Hierauf: Am Clavier, Lustspiel in 1 Akt. Marie: Fräulein Bertha Mühling. Zum Schluß: Der Kurmärker und die Picarde (erster Theil), Genrebild in 1 Akt.

Sonntag, 22. Oct. Siebente Gastdarstellung der Frau Leisinger. Robert der Teufel, große Oper in 5 Haupt- und einer Zwischenabtheilung von Meyerbeer. Isabella: Frau Leisinger.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 253. Montag, den 23. October 1854.

Der Teich von Précigny.

(Nach dem Französischen des Elie Berthet.)

(Fortsetzung.)

Nachdem sich die Bauern wieder zurückgezogen hatten, begab sich der Graf zu seinem Gast, um sich nach dessen Befinden zu erkundigen. Rigobert saß völlig angekleidet in einem Lehnstuhle und schien sehr aufgeregt. — „Herr Graf“, sagte er, nachdem die erste Frage über seine Gesundheit beantwortet war, „Ihr Fußboden ist zu dünn. Was im Erdgeschoß gesprochen wird, dringt bis in den ersten Stock; daher bin ich soeben ohne es zu wollen Mitwisser eines Complottes geworden.“

„Ach, so wissen Sie also“, antwortete der Graf zerstreut ... „Nun, ich habe keine Ursache, etwas zu verheimlichen, was die ganze Gegend weiß.“

„Ich muß Ihnen aber doch sagen, daß Sie nicht klug gehandelt haben, den Plan schon so lange vorher bekannt gemacht zu haben. Erfährt ihn Laurent, so wird er sich vorsehen; ich kenne ihn, er ist ein Fuchs, dem nie zu trauen ist, selbst wenn er sich schlafend stellt.“

„Ich dachte, Herr Laurent wäre Ihr Freund.“

„Ja, allerdings. Wir sind in vielfacher Berührung miteinander gewesen; aber das hindert mich nicht, Sie auf die Gefahr aufmerksam zu machen, der Sie sich aussetzen. Selbst wenn Alles nach Wunsch und ohne Blutvergießen abgeht, werden Sie, als Anführer, doch verhaftet und vor Gericht gestellt. — Sollte es denn nicht noch ein anderes Mittel geben, denselben Zweck zu erreichen!“

„Das habe ich auch einen Augenblick gehofft; aber es war Täuschung.“

„So meinen Sie“, sagte Rigobert, den Grafen scharf ins Auge fassend. „Ich glaube aber von Herrn Laurent von gewissen Papieren sprechen gehört zu haben.“

„Von welchen Papieren?“

„Herr Laurent beunruhigte sich sehr wegen eines Unbekannten, der Sie kurz vor Ihrer Abreise nach Paris aufgesucht hätte.“

„Ach, ich erinnere mich. Aber was kann das Vorhandenseyn solcher Papiere mit der Epidemie in Précigny zu thun haben?“

„Das weiß ich allerdings nicht; doch da der Fabrikherr sehr besorgt ist, dieselben nicht in Ihre Hände kommen zu lassen, so habe ich geschlossen, daß es Ihnen mittelst derselben vielleicht möglich seyn würde, ihm seinen Besitz und seine Rechte streitig zu machen.“

„Dieß Mittel wäre jedenfalls zu langsam für ein Uebel, das schleunige Hülfe fordert.“

„Man könnte doch wenigstens versuchen, den Unbekannten aufzufinden.“

„Nein, es ist mir zuwider, den Weg der Chikane einzuschlagen.“

„Nun, so brechen wir davon ab. Man kann einen Blinden nicht hindern, in einen Abgrund zu stürzen. — Noch ein Wort, Herr Graf, könnten Sie die Explosion nicht wenigstens noch um einige Tage verschieben?“

„Das ist nicht mehr möglich. Ich müßte fürchten, die Rasenden führten den Schlag allein aus und Gott weiß, welche Unbesonnenheiten da vorfallen könnten.“

Nach dieser kurzen Unterredung verließ der Graf seinen Gast, um sich nach dem Dorfe zu begeben. Als er den Abend nach Hause zurückkehrte, hörte er, daß Rigobert abgereist sey, nachdem er Mariannen noch Grüße an seinen Wirth aufgetragen hatte.

Der Graf hörte diese Nachricht mit großer Gleichgültigkeit. „Ich habe ihn beleidigt“, sagte er, bitter lächelnd, „und so wird er mich verrathen ... Was thut es! Ich habe nicht auf seine Dankbarkeit gerechnet.“

XII.

Endlich war der entscheidende Tag erschienen. Zum Versammlungsort hatte man einen Kreuzweg bestimmt und wirklich hatten sich zur bestimmten Stunde auch die Theilnehmer von allen Seiten eingefunden, und zwar Alle ohne Waffen, wie Alfred es ausdrücklich angeordnet hatte, nur mit Hacken, Spaten, Schaufeln und dergleichen versehen.

Bald erschien auch der Graf in ihrer Mitte, von einigen Einwohnern des Dorfes begleitet, mit denen er den Plan genauer besprochen hatte; er wurde mit lautem Jubel begrüßt. — Natürlich hatte eine so zahlreiche Versammlung ganz in der Nähe der Fabrik nicht stattfinden können, ohne daß Laurent davon benachrichtigt worden wäre. Der große Thorweg war geschlossen; das Rad, welches die großartigen Maschinen bewegte, stand still. Nicht Eine Person war sichtbar.

Der Graf blickte, in Gedanken vertieft, nach den Fenstern, da näherte sich ihm Mathurin: „Wissen Sie auch, Herr Graf, daß man nach Soldaten in die Stadt geschickt hat, um uns zu zerstreuen?“

„Ich weiß es“, erwiederte Alfred zerstreut.

„Herr Graf“, begann Mathurin nach einer Pause wieder schüchtern. „Die Sonne ist untergegangen, Alle sind versammelt: meinen Sie nicht, daß es Zeit sey, das schwere Werk zu beginnen?“

Alfred zögerte noch immer; er blickte forschend umher. Endlich sagte er in entschlossenem Tone: „Nun wohlan, es sey! Möge mir der Himmel vergeben, wenn ich ein Unrecht begehe. Meine Freunde!“ fuhr er mit erhobener Stimme fort, „so wollen wir denn Hand anlegen an das Werk der Gewalt, zu dem wir gleichsam gezwungen worden sind; aber verfahren wir mit möglichster Mäßigung, verbannen wir jede Leidenschaft. Jetzt handle Jeder genau nach der Weisung, die er empfangen hat.“ — Er schritt

nach den letzten Worten dem großartigen Damme zu; die ganze Menge folgte ihm ruhig und in wohlgeordnetem Zuge. — Die Sonne war untergegangen, doch der Mond leuchtete zu der schweren Arbeit. — Der Plan der Zerstörung war so meisterhaft entworfen. Alle gehorchten so willig, daß das Werk mit unglaublicher Schnelligkeit vorwärts schritt. Nach wenigen Stunden war zerstört, was viele Hände nur in Jahresfrist hatten herstellen können. Der Graf war kein müßiger Zuschauer; er griff thätig mit an. Zuweilen schien es, als wolle er durch physische Erschöpfung die quälenden Gedanken betäuben; dann ließ er wieder plötzlich die Hände fallen und blickte unverwandt nach dem Fenster des Pavillon.

Die Hälfte der Nacht war vorbei, da näherte sich Lapanse, ehemaliger Sapeur bei der Garde und jetzt einer der thätigsten und ältesten der Versammlung, dem Grafen, um ihm zu melden, daß jetzt der Augenblick gekommen sey, wo man Feuer anwenden müsse, um den Damm vollends zu sprengen.

Alfred gab sogleich den Befehl, daß Jeder seine Arbeit liegen lasse und sich in gehörige Entfernung zurückziehe; Alle eilten der angewiesenen Stelle zu und in wenigen Minuten war der Damm leer. Einen Augenblick später erfolgte auch schon die Explosion und mit einem furchtbaren Getöse riß der Damm auseinander, eine Rauchwolke stieg zum Himmel empor und ein Hagel von Staub und Gestein erfolgte.

Alle hatten in angstvoller Erwartung diesem furchtbaren Schauspiele zugesehen. Plötzlich riefen tausend Stimmen zugleich: „Das Wasser fließt! Wir sind gerettet!" Und wirklich brach sich ein weißer Streifen Bahn durch die Trümmer. — Während die Glücklichen ihr Werk noch mit unaussprechlicher Freude betrachteten, ließ sich auf einmal Pferdegetrappel hören. Der Ruf der Freude verstummte und „Soldaten, Soldaten!" tönte es plötzlich von allen Seiten. In der That erschienen Soldaten, von Herrn Smithson angeführt, welcher den Grafen sogleich inmitten der Menge erkannte.

„Hier ist der Graf von Précigny!" rief er wüthend, „der Anführer dieses Pöbels, der Stifter alles Unheils. Verhaften Sie ihn, mein Herr!" Bei diesen Worten wollte er sich selbst Alfreds bemächtigen.

„Wagen Sie es nicht, mein Herr, mir zu nahe zu kommen!" rief dieser mit gebietender Stimme. „Ihnen habe ich keine Rechenschaft zu geben. Wenn eine Gerichtsperson zugegen ist, so bin ich bereit . . ."

„Herr Graf", rief eine ernste Stimme, „ich bin vom Gerichte beauftragt, diesen traurigen Fall zu untersuchen und ich hoffe, Sie werden mir keinen Widerstand leisten."

„Das kommt mir gar nicht in den Sinn, mein Herr", erwiederte der Graf mit einer artigen Verbeugung. „Ich war überzeugt, daß es so kommen mußte und unterziehe mich gern den Folgen meines Verfahrens. Ohne Zweifel haben Sie einen Verhaftsbefehl gegen mich in Händen?"

(Fortsetzung folgt.)

Kunstbericht aus Frankfurt a. M.

Ausstellung im Städel'schen Institut. — Der Verein für religiöse Kunst in der evang. Kirche und die Münchner Oelfarbendrucke. — A. Schrödter's Weggang nach Düsseldorf. — Oppenheims Bürgercapitän im alten Bürgerverein. — Ein neuer Kunstverein. — Musikalisches: Gestaltung des musikalischen Lebens im letzten Sommer. — Der Cäcilienverein. — Nächstes Konzert des Liederkranzes für die Mozartstiftung.

Ueber Das, was die Ausstellungssäle des Städel'schen Instituts im Laufe der letzten vier Wochen Neues gebracht haben, können wir kurz seyn. Nur ein bedeutendes Werk hat sich uns dargeboten und wir freuen uns, in seinem Schöpfer, der uns schon durch die sehr gediegene und reiche Composition des Gedenkblattes für Prof. Hundeshagen bekannt geworden ist, ein vielversprechendes Talent für die eigentliche Historienmalerei begrüßen zu können. Albrecht Bräuer von Breslau, ein Schüler Steinle's, hat nämlich den durch Lenau schon in der Kunst eingebürgerten religiös-politischen Schwärmer, den Dominikanermönch Geronimo Savonarola zum Gegenstand einer großen Composition gemacht, die er für den Grafen von Reichenbach ausführen wird. Der colorirte Carton, wie er ausgestellt ist, wird von dem Künstler selbst als noch unvollendet bezeichnet; es läßt sich also vorerst nur die Composition und die Farbenhaltung im Ganzen beurtheilen; die vollendete Farbendurchführung wird ohne Zweifel noch manches Uebertriebene, Karrikirte, über die Gränzen des in der Kunst Erlaubten Hinausgehende, sowie einiges Verwirrte, allzu Gedrängte harmonischer gestalten. Um die dargestellte Scene zum Verständniß zu bringen, wollen wir einen flüchtigen Blick in die Zeit thun, welche in ihren religiös-politischen Stürmen als Vorläuferin der Reformationszeit zu erkennen ist. Die ganze Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts durchzieht ein lauter, anhaltender, allgemeiner Schrei nach Reformation. Zahlreiche Opfer fielen diesem Streben, vor Allen der edle Märtyrer Johannes Huß. Unter diese Opfer gehört auch der hochbegabte, ehrliche Dominikaner Savonarola, wenn er auch, weder in Reinheit des religiösen Strebens, noch in Größe der Gaben nicht im Entferntesten einem Huß an die Seite gestellt werden darf. Bei ihm trat das politische Moment eben so bedeutsam, wie das religiöse hervor. So lange die großen Medicäer noch festen Fuß in Florenz hatten, richtete sich der Strom seiner glühenden Beredtsamkeit nur gegen das fluchwürdige Leben der Päpste und ihrer Diener und seine erbitterten Feinde waren nur unter den Pfaffen, die er entlarvte, zu suchen. Als aber Lorenzo von Medici, il Magnifico, im Jahre 1492 starb und durch die Verjagung seines ohnmächtigen Sohnes Peter (1494) die Anarchie an die Stelle der gemäßigten, wohlgelenkten Republik trat, ward auch Savonarola's Streben immer tiefer in das politische Treiben hineingezogen. So mehrte sich die Zahl seiner Feinde durch den Anschluß der politischen Gegner, die Frankreichs Bemühungen nach Herrschaft in Italien unterstützten; er wurde ergriffen und nach einem tumultuarischen Verfahren als Betrüger verbrannt (1498). Das Volk, das ihn kurz vorher als gottbegeisterten Propheten angebetet hatte, bot selbst die Hand zu seinem Verderben und schmähte ihn auf seinem letzten Leidensgange. Der Künstler stellt den Moment dar, wie Savonarola in die Signoria geschleppt wird. Es ist Spätabend. Wir sehen uns an den Stufen der Sigroria; im Hintergrunde ragt schwarz die Kuppel des Domes zum düstern, noch schwach-gerötheten Himmel empor. Das Opfer ist schon bis zu den obersten Stufen hinaufgezerrt, aus der Pforte treten Diener mit Fakkeln, die auf die Hauptgruppe Licht werfen. Der Unglückliche, geknebelt, vorwärts gezerrt und gestoßen unter Flüchen und höhnenden Verwünschungen, hebt das leidenvolle blasse Antlitz empor zum Himmel, wo Der thront, dessen Leiden er nun auch zu empfinden gewürdigt ist; ihm entgegen streckt einer der Räthe, der herausgeeilt ist, sich am Anblick des Opfers zu weiden, sein von teuflischem Hohne erfülltes Antlitz. Hinter dem Unglücklichen drängt sich ein Haufe Volkes, dessen meist verwilderte Gesichter in verschiedener Weise die Freude an dem gelungenen Fang abspiegeln, Männer und Weiber, Jünglinge und Greise, unter Allen hervortretend der abscheuliche Mönch zur Linken, der sich mit sehr unzweideutigen Gebärden an das rohe Weib herandrängt. Das Volksgedränge thürmt sich bis zu den Pforten der Signoria auf und noch empor bis zu den Säulen des ersten Gelasses, von denen Neugierige herabschauen. Aus den Meisten hört man Hohn und Verwünschung, und nur Einzelne in dem großen Schwarm

zur Linken geben sich durch ihre Schmerzgebärden als muthige Freunde zu erkennen; zur Rechten aber steht eine kleine Schaar seiner Anhänger, die in ihrer Ohnmacht nur still jammern können über das Schicksal Dessen, dem sie so oft mit Entzücken gelauscht haben. Der Blick des Beschauers wendet sich, verletzt durch die nackte Rohheit zur Rechten, gerne nach dieser schönen Gruppe, und haftet versöhnt auf der Gestalt der Frau, die nicht nur über die Bosheit der Menschen, sondern noch insbesondere über die Entwürdigung ihres Geschlechtes zu trauern scheint. Es würde zu weit führen, wollten wir die dargestellten Charaktere im Einzelnen besprechen. Der Künstler hat es verstanden, die Leidenschaft in allen ihren Abstufungen darzustellen und dadurch unverkennbar seinen Beruf zum Historischen kund gegeben. Es geht durch die ganze gedankenreiche Composition ein großartiger Zug, der uns mit den einzelnen Härten aussöhnt. Möchte ihm nun bei der Vollendung des Bildes auch noch das Schwierigste gelingen: Savonarola selbst, der den Mittelpunkt bilden muß, gleichsam den Leuchtthurm in brandender See, so hervorzuheben und geistig auszustatten, daß der Blick bei ihm Ruhe findet und Erhebung über den Sturm der Leidenschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die goldenen Früchte, welche die Landwirthschaft trägt, kommen allmälig auch dem Fortschritte zu gute. In gar vielen Gegenden hebt sich die Landwirthschaft sichtlich. Es werden kostspielige Verbesserungen ins Werk gesetzt, die Drainage findet Eingang und breitet sich mit Riesenschritten aus, so daß die Fabriken nicht im Stande sind, genug Röhren zu liefern; der schweizerische wie der Schäufel- und Häufel-Pflug finden immer mehr Eingang, die Brache schrumpft sichtlich zusammen, Moose werden getrocknet und kultivirt — und so trägt die Krankheit der Theurung ihr eignes Heilmittel in sich, es wird viel mehr gebaut. So ist's in vielen Gegenden, leider nicht in allen. (Dorfz.)

(Volks-Brodbäckereien.) Ehre und Anerkennung den edlen Männern in Freiburg an der Mulde, welche eine so treffliche Volksspeiseanstalt errichteten, in welcher die Portion Fleisch sechs Pfennige, die Portion Gemüse sechs Pfennige und die Portion Brod drei Pfennige kostet, und welche sich jetzt selbst ohne Zuschuß erhält! Solche wohlfeile und gute Speiseanstalten sind ein wahres Bedürfniß, und es sollten dieselben an allen größeren und kleineren Orten eingerichtet werden. — Ein anderes dringendes Bedürfniß sind die Volksbrodbäckereien, und es sollten sich allenthalben Vereine zu gemeinschaftlichen Brodbäckereien bilden. Es werden allenthalben Klagen über die Theuerung des Korns und des Brodes geführt, und es entstehen nicht selten deßhalb Volksaufläufe und Tumulte. Das einfachste und sicherste Mittel gegen solche Uebertheuerung und zur Erlangung eines billigen Brodes sind die Vereine zu gemeinschaftlichen Bäckereien. Wer einen halben Thaler oder einen ganzen Thaler bezahlt, ist Mitglied. Von den Mitgliedern wird ein Vorstand erwählt, und von diesem Vorstande ein hinreichendes Capital angeliehen, ein Bäckergesell in Dienst genommen, ein Backofen angeschafft, das nöthige Korn gekauft und die ganze Angelegenheit überwacht. Die außerordentlich große Nützlichkeit solcher gemeinschaftlichen Brodbäckereien leuchtet von selbst ein.

General Canrobert, der jetzt als Generalissimus der französischen Armee die Blicke der Welt auf sich zieht, ist 1809 im Lotdepartement, einige Stunden von dem Dorfe, das Murat das Daseyn gab, geboren und folglich erst 45 Jahre alt. Er ist ein Zögling der Offizierschule von St.-Cyr, die er nach zweijährigen Studien verließ. Seine ganze Carriere machte er in Afrika, wo er sich durch Kaltblütigkeit und glänzende Tapferkeit auszeichnete. Der Marschall St.-Arnaud hatte unbegränztes Vertrauen zu seinen Talenten und seiner Bravour. Vor seiner Abreise sah man ihn im Kriegsdepot sich tiefen Studien über den Schauplatz der Expedition widmen, als hätte er Ahnung von seiner künftigen Bestimmung gehabt.

In Pesth hat sich am 14. October in einem Laboratorium ein großes Unglück ereignet. Ein Provisor, als Chemiker rühmlich bekannt, goß bei der Präparation von Höllenstein statt Salzsäure — Ammoniak in das aufgelöste Silber, wodurch sich Knallsilber bildete. Dieses explodirte, tödtete den Provisor augenblicklich und richtete im Zimmer eine furchtbare Verheerung an. Der Sohn des Besitzers war auch gerade im Laboratorium, er blieb aber wie durch ein Wunder unversehrt.

Die Ankunft der in der Schlacht bei Alma Verwundeten in Konstantinopel schildert ein Correspondent der „Times“ wie folgt: „Es war ein ergreifender Anblick, den langen Zug von Verwundeten zu sehen, als sie aus den Schiffen ins Spital getragen wurden. Vom frühen Morgen bis spät Abends dauerte die traurige Arbeit, welche die Offiziere, sowie die Aerzte in hohem Grade ermüdete. Die Kranken wurden auf Matratzen gelegt und vorsichtig weggetragen. Wer helfen konnte, legte die Hand ans Werk, und selbst Rekonvaleszenten des Spitales, deren bleiche Gesichter noch die Spuren der Krankheit trugen, waren eifrig beschäftigt, die neuangekommenen Patienten ins Spital zu schaffen. Einige von den Verwundeten waren stark genug, um sich vorwärts bewegen zu können und krochen, von einigen Kameraden unterstützt, den Weg bis zum Spital. Der Eine trug den Arm in einer Schlinge, der Andere, der das Beinkleid von der Hüfte bis zum Knie aufgeschlitzt hatte, trug das Bein in Bandagen eingewickelt, während das Haar eines Andern von dem geronnenen Blute wie zusammengekittet schien und von einer klaffenden Wunde entstellt war.

Bei einer gegenwärtig in der würtembergischen Oberamtsstadt Oberndorf stattfindenden Schwurgerichtsverhandlung gegen eine Diebsbande wurde eine Bauersfrau veranlaßt, sich über den Leumund eines der Angeklagten auszusprechen. Dieselbe konnte kaum Worte finden, ihn in seiner ganzen Bosheit und Verworfenheit hinzustellen; wenn sie ein Wort nennen würde, welches der Angeklagte einmal im Jahre 1848 gegen ihren Mann habe fallen lassen, so könnte man deutlich erkennen, was das für ein arger Mensch sey; aber jenes Wort sey so fürchterlich, daß sie es gar nicht auszusprechen wage. Der Präsident veranlaßt sie jedoch, dieses verhängnißvolle inhaltschwere Wort zur Kenntniß des Gerichts zu bringen und nach längerem Kämpfen und Zögern ließ sie sich herbei, dasselbe auszusprechen, es lautete: „Sieg oder Tod!“

(Koburg, 16. Oct.) „Santa Chiara“, romantische Oper in 3 Acten von Herzog Ernst, wurde gestern hier zum ersten Mal aufgeführt und ist unstreitig unter allen Tonwerken des Componisten das gelungenste. Das Buch ist von geschickter Hand mit großer Bühnenkenntniß gemacht, die Musik charakteristisch, voll lieblicher Melodien, großartiger Ensemblesätze und Finales von ergreifendster Wirkung. Ganz besonders ist das Finale des zweiten Acts hervorzuheben, das mit einem Requiem schließt. Es kann nicht fehlen, daß die Oper binnen kurzem auf allen deutschen Büh-

nen gegeben wird, denn sie ist als eine wahre Bereicherung des Repertoires zu betrachten. (Allg. Z.)

Korrespondenz.

München, 17. October.

Wohl selten litt bei einem großen königl. Theater die Oper unter so andauernden Mißgeschicken. Unser erster Tenor, Hr. Härtinger, den man hier als ausschließlichen Träger heroischer Tenorpartien zu betrachten gewohnt ist, findet sich seit Monaten als „unpäßlich" auf dem Zettel verzeichnet; nach andern Versionen hat die lange Dauer seines Unwohlseyns ihren Hauptgrund in einer Disharmonie mit der Intendanz. Auch der alternirende erste Tenor Brandes leidet an „Gesundheitsrücksichten", die oft grade an entscheidenden Tagen eine Oper unmöglich machen, und neulich wurde auch der dritte engagirte Tenor, Hr. Young, im ersten Acte der Hugenotten so heiser, daß diese Oper ohne Raoul zu Ende gegeben werden mußte, was ungefähr so viel ist, als wollte man das „Glas Wasser" ohne Bolingbroke darstellen. Während der letzten Ausstellungstage, beim schließlichen Zusammenfluß der Fremden, wo das Theater überfüllt war, mußte daher „Antigone", „Sommernachtstraum", „Weib aus dem Volke" u. s. w. herhalten. Selbst am Geburtsfest der Königin gab man statt der Oper „Tell" das Schiller'sche Schauspiel gleichen Namens. Seit der „Norma", worin unsere treffliche Behrend-Brandt die Titelrolle mit dramatischer Meisterschaft gegeben hat, also seit zwei vollen Wochen hörten wir keine Oper mehr; auf morgen ist der „Prophet" angesetzt. Die Ueberirdischen mögen die Kehle des Herrn Young in ihre Obhut nehmen. — Das Bauernfeld'sche Charakter- oder vielmehr Familiengemälde: „Die Krisen" hat hier gefallen, besonders durch die überaus humoristische Darstellung des Fabrikanten Lämmchen durch Hrn. Haase.

Vom Westerwald, 17. Oct.

Von allen Seiten rüsten sich hier Einzelne wie ganze Gesellschaften, um in nächsten Wochen ihre Uebersiedelungsreise nach Amerika anzutreten. Eine ganze Gemeinde, Wilsenrode, hatte die Auswanderung beschlossen, aber die Regierung wollte nicht in die Veräußerung des Gemeindelandes willigen, dessen Kaufpreis die Uebersiedelung ermöglichen sollte; auf diese Weise dürfte nur der bemitteltere Theil der Gemeinde wegziehen. Die Regierung scheint durch die Erfahrung zu ihrer Weigerung veranlaßt, daß Gemeinden einstimmig den Verkauf ihres Eigenthums und die Auswanderung beschlossen, daß aber später deren Glieder theilweise ihren Entschlüssen wieder abtrünnig wurden; so z. B. beschloß die Gebirgsgemeinde Seßpenrode die Uebersiedelung nach den Vereinigten Staaten und verkaufte ihr Gemeindeeigenthum, worauf das Dorf geschleift wurde. Bei dem Abzuge der Auswanderer wurden aber gerade zwei Glieder, die ehedem die ärgsten Schreier gewesen und die Gemeinde zu dem Entschlusse getrieben hatten, abtrünnig und siedelten sich, da das Dorf abgetragen (?) war, im Walde an und suchten ihren Unterhalt durch Bettelei zu gewinnen. Die Regierung wollte diese zigeunerartige, die öffentliche Sicherheit bedrohende Wirthschaft nicht dulden, ließ die Ansiedler ins nächste Pfarrdorf bringen und bestand auf deren Auswanderung. Ob diese zwangsweise erfolgen wird oder ob diese Leute anderweitig untergebracht werden, dürfte sich in Kurzem entscheiden.

Aus Rheinbayern, im October.

Es wird Sie interessiren, zu vernehmen, daß einer unserer Landsleute, der bekannte Andre Kreichgauer, jetzt eine ganze Reform hinsichtlich der katholischen Kirchenparamente 2c. in Frankreich bewirkt hat. Seit zwei Dezennien ist nämlich dort fast aller gute Geschmack aus den Kirchen gewichen und namentlich mußte die ganze Altarausstattung als eine wahrhaft unschöne erscheinen. Da trat Kreichgauer mit Entschiedenheit diesem Ungeschmack entgegen. Schon längst mit Liebe dem Studium der mittelalterlichen Gemälde sich widmend, ließ er nach diesem und in dem von ihm trefflich aufgefaßten gothischen Styl Meßgewänder, Stolen und Fahnen sticken. Anfangs schenkte man seinen Arbeiten wenig Aufmerksamkeit, aber bald begriffen die Bischöfe ihren Werth und es gehen nun eine Menge Bestellungen bei dem deutschen Künstler ein, der auf diese Weise eine ganz neue Bahn in der kirchlichen Kunst auch für unsere westlichen Nachbarn gebrochen.

Darmstadt, 20. Oct.

Zu welchen Extremen Heftigkeit und Gewinnsucht eine auch sonst tadellose Persönlichkeit verleiten können, davon zeugte eine gestern bis spät in die Nacht dauernde Verhandlung vor unserem Assisenhofe. Auf der Anklagebank saß der Kaufmann Fr. Wilh. Kromm aus Michelstadt, ein Mann von sehr guter Familie, in den günstigsten Vermögensverhältnissen und bis daher im besten Rufe stehend, beschuldigt der Erpressung. Derselbe hatte nämlich seit mehreren Jahren mit einer Händlerin vom Lande in Geschäftsverbindung und Rechnung gestanden, und als Letztere gegen Ende 1852 nichts mehr von ihm kaufte, klagte er eine Restforderung von circa 34 fl. gegen sie ein, welche aber, da die Beklagte Einwendungen erhob, durch gerichtlichen Vergleich auf 9 fl. reduzirt wurde. Am 30. März 1853 rief er seine Schuldnerin in sein Comptoir, verschloß die Thüre und mißhandelte sie so lange, bis sie ihm eine Urkunde unterzeichnete, worin sie, unter Verzichtleistung auf den Vergleich, die ursprünglich eingeklagte Summe anerkannte. Der Angeklagte läugnete die That und behauptete, die Schuldnerin habe aus freien Stücken, und zwar gedrängt durch ihr Gewissen, sich erboten, die Urkunde auszustellen; doch waren die Beweise gegen ihn so gewichtig, daß die Geschwornen ein „Schuldig" aussprachen, worauf er von dem Hofe zu 5½ Jahren Zuchthaus verurtheilt wurde.

Kunstnotizen.

(Frankfurt a. M.) Fräul. Rosa Kastner, die in einer Reihe von Konzerten in London, Paris und Brüssel so glänzende Erfolge gehabt hat und von den anerkanntesten Kunstrichtern jener Städte den ersten unserer heutigen Pianistinnen beigezählt wird, ist hier angekommen und beabsichtigt ein Konzert zu veranstalten, worüber demnächst das Nähere zur Anzeige gebracht werden wird. — Der Baritonist Guglielmi, dessen Namen wir in Journalen neuestens öfter begegnen, ist für die nächste italienische Stagione im Hofoperntheater in Wien engagirt. In Ischl hatte er die Ehre vor den höchsten Herrschaften zu singen und wurde vom Kaiser von Oesterreich dafür mit einem werthvollen Ringe belohnt. Er wird im Laufe dieses Winters eine Kunstreise durch Deutschland machen.

Kulturgeschichtliche Vorträge von Franz Stark.

Die germanischen Frauen der alten Zeit und im Mittelalter sind der Vorwurf, den Hr. Stark sich dießmal für seine Vorträge gewählt hat, und wir sind überzeugt, daß Alle, welche den vor Jahren gehaltenen Vorlesungen beigewohnt hatten, die Fortsetzung derselben freudig begrüßen werden. Das große Interesse, das ihr Inhalt, aus der Geschichte und Poesie der Germanen geschöpft, an sich schon erweckt, wird durch die anmuthige Form, welche die Vorträge des Hrn. Stark stets auszeichnete, wie durch den klaren, lebendigen, mit fortreißenden Vortrag, nicht minder aber auch durch die edle sittliche Auffassung der Frauen bedeutend erhöht. Ganz vorzüglich können wir daher diese Vorträge, die gewiß bildend zu wirken wie zu unterhalten vermögen, den Damen empfehlen. — Subscriptionslisten liegen auf in den Buchhandlungen der Herren Hermann (Suchsland) und Jügel. Preis für sämmtliche vier Vorträge 3 fl. Zeit und Ort derselben werden baldigst veröffentlicht werden

Theater-Anzeige.

Montag, 23. October. Ein Sommernachtstraum in drei Abtheilungen von Shakespeare, übersetzt von Schlegel, Musik von Felix Mendelssohn Bartholdy.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 254. Dienstag, den 24. October 1854.

Der Teich von Précigny.

(Nach dem Französischen des Elie Berthet.)

(Fortsetzung.)

XIII.

„Allerdings“, erwiderte der Beamte mit einem Ausdruck von Theilnahme und Verlegenheit; „und da ich unglücklicher Weise das Werk dieser Nacht selbst gesehen habe, bin ich genöthigt, mich Ihrer Person zu versichern.“

„Ich bin bereit, Ihnen zu folgen; aber ich hoffe doch, daß diese braven Leute ungehindert gehen können, daß sich der Verhaftsbefehl auf mich allein bezieht.“

„Sie sind allein namentlich bezeichnet; doch die Anderen haben sich sogleich ruhig zurückzuziehen.“

„Hört Ihr, meine Freunde“, sagte der Graf zufrieden. „Jetzt geht sogleich zurück in Eure Familien und laßt Euch zu keiner Heftigkeit hinreißen. Seyd außer Sorgen um mich; vielleicht führt meine Verhaftung zu Eurem Besten. — Jetzt, mein Herr“, sagte er, sich zu dem Beamten wendend, „bin ich bereit, Ihnen zu folgen.“

„Wie“, rief Lapanse, „ich sollte unseren Wohlthäter allein fortführen lassen! Nein, ich will sein Schicksal theilen. Ich bin der Vater Lapanse, ehemaliger Sapeur der Garde, und diese Zerstörung ist größtentheils mein Werk.“

„Und ich“, rief Mathurin begeistert, „ich will den Herrn Grafen und den Vater Lapanse begleiten; ich bin eben so schuldig, denn ich habe die Leute der Nachbarschaft zur Hülfe herbei gerufen.“

„Aber um Gotteswillen, welche Raserei!“ rief der Graf außer sich. „Ich hoffe, mein Herr, daß Sie die leidenschaftlichen Aeußerungen dieser Leute nicht anhören.“

„Es ist mir in meiner Stellung unmöglich, diese Leute jetzt, nach diesem unaufgeforderten Geständniß, frei zu lassen. In der That, Herr Graf“, sagte er mit sichtlicher Rührung, „es kostet oft große Ueberwindung, seine Pflicht zu thun. — Doch jetzt müssen wir fort. Sagt Euren Freunden Lebewohl; vielleicht verlaßt Ihr sie nicht auf lange.“

Als eben nach einer kurzen, aber wahrhaft ergreifenden Scene des Abschiedes, wobei Alle sich an den Grafen drängten, der Offizier zum Aufbruch kommandirte, rief plötzlich aus einiger Entfernung eine Stimme: „Halt, mein Herr! ich bringe Nachrichten, die wahrscheinlich der Sache eine ganz andere Wendung geben werden.“ Und in gleichem Augenblicke machten sich zwei Reiter durch die Menge Bahn; der eine stieg sogleich vom Pferde, es war Rigobert.

„Ich bitte Sie, Herr D.“, sagte er, „den Grafen von Précigny und wen Sie sonst vielleicht noch, als zum Complott gehörig, verhaftet haben, freizulassen. — Nicht wahr“, fuhr er fort, „der Graf und seine Mitschuldigen sind angeklagt, den Damm, der Herrn Laurent gehört, zerstört zu haben?“

„So ist es.“

„Wenn ich nun aber beweisen könnte, daß der Herr Graf Alfred von Précigny der rechtmäßige Eigenthümer dieses ganzen Landstriches ist, welchen der Teich und der Damm einnehmen, ja vielleicht noch eines Theiles, wo die Fabrik steht; würden Sie denn nicht dem Herrn Grafen das Recht zugestehen müssen, sein Eigenthum zu zerstören, wenn er es für angemessen findet?“

„Aber das ist unmöglich.“

„Ich habe Papiere bei mir, welche die Sache ins Klare setzen werden. Hier ist zuerst ein Protokoll, von den Feldmessern während der Revolution aufgesetzt; es bezeugt dieses, daß die Güter, welche bei der Familie von Précigny verblieben sind, sich dreißig Klafter über diese Quelle hinauserstrecken . . . Dann ist hier der Kaufvertrag, im Jahre 1793 zwischen dem Staate und Herrn Laurent abgeschlossen. — Alles ist von Herrn Laurent und von dem Präsidenten des Tribunals unterzeichnet.“

„Ein Licht!“ rief Herr D.

Der alte Lapanse brachte sogleich ein Licht herbei. Man spannte einen Soldatenmantel über einige Zweige, daß er eine Art Zelt bildete, und der Beamte las die Papiere, welche Rigobert ihm übergab, aufmerksam durch.

XIV.

Alle standen schweigend und erwarteten mit Spannung den Ausgang dieses merkwürdigen Ereignisses. Auch Alfred konnte sich von seinem Erstaunen nicht erholen; er näherte sich Rigobert und sagte leise:

„Aber, mein Herr, ich bitte Sie um des Himmelswillen, erklären Sie mir das Wunder. Bin ich wirklich Besitzer dieses Bodens? Und wie sind Sie zu diesen wichtigen Dokumenten gekommen?“

„Es würde sehr schwierig seyn, Ihnen, Herr Graf, den ganzen Hergang zu sagen; glauben Sie mir, daß ich, seitdem ich Sie verlassen, weder Tag und Nacht keine Ruhe gegönnt habe, um mein Ziel zu erreichen.“

„Mein Herr“, sagte Herr D., der eben fertig mit Lesen war, „die Sache ist in völliger Ordnung und der Herr Graf von Précigny war demnach ganz in seinem Rechte; ich habe daher hier weiter nichts zu thun.“

Es wäre unmöglich, die Freude der Bewohner von Précigny und die Wuth Smithsons zu beschreiben.

Kurze Zeit nach diesem stürmischen Auftritte zogen die Bewohner von Précigny singend und jubelnd in ihr Dorf zurück; doch mitten unter diesen glücklichen Menschen ging der Graf traurig und niedergeschlagen mit gesenkten Blicken daher.

XV.

Den Morgen nach dieser bewegten Nacht befanden sich Alfred und Rigobert in des Ersteren Wohnzimmer beim Frühstück. Der Advocat hatte noch einige Stunden gut geschlafen; doch der Graf konnte keine Ruhe finden.

„In Wahrheit, Herr Graf“, begann endlich Rigobert nach langem Schweigen, „ich kann Ihre Traurigkeit nicht begreifen. Alles ist nach Wunsch gegangen, ja besser als Sie erwarten konnten. Fürchten Sie vielleicht, Laurent werde einen Prozeß anfangen, um Ihre Rechte anzugreifen? Das kann wohl seyn; aber dann lassen Sie mich sorgen. Also, Herr Graf, weg mit der Verstimmung! Zeigen Sie ein vergnügtes Gesicht, wie es für Ihr Alter paßt.“

„Sie verlangen etwas“, erwiederte der Graf düster, „das über meine Kräfte geht .... Wie kann man lächeln bei zerrissenem Herzen!“

„Das Herz“, sagte Rigobert, bedenklich den Kopf schüttelnd, „taugt nichts bei Geschäften. Ahnte es mir doch, daß hier das Herz im Spiele sey; doch habe ich vergebens nach dem Gegenstande gesucht. Fassen Sie Vertrauen zu mir ...“

„Sie irren sich, mein Herr; ich versichere Ihnen ...“

„Ich irre mich wirklich? — Nun, ich will nicht in Ihr Geheimniß dringen, brechen wir also von diesem Gegenstande ab; es ist ohnedieß Zeit, daß ich mich in die Stadt zurückbegebe. Begehen Sie nur keine Unbesonnenheit, denn die Liebe ist ein schlechter Rathgeber. Trauen Sie Laurent nicht; lassen Sie mich bei dem kleinsten Anstoß, der von dieser Seite kommt, rufen.“

Als Herr Rigobert eben im Begriff war, aufzubrechen, kam Marianne und meldete, daß ein Herr von der Fabrik den Herrn Grafen zu sprechen wünsche.

„Dachte ich es doch!“ rief Rigobert triumphirend, „Laurent schickt schon einen Gesandten mit Friedensvorschlägen.“

„Ich bin bereit, den Herrn zu empfangen“, erwiederte Alfred in großer Aufregung.

„Sie haben ganz Recht“, sagte Rigobert, indem er seinen Reisemantel wieder ablegte. „Ich will jetzt noch einige Augenblicke warten, um zu hören, was der Bote bringt.“

Eben öffnete Marianne die Thür und Smithson trat ein. Er war fein gekleidet und gab sich augenscheinlich Mühe, artig, ja sogar verbindlich zu erscheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Kunstbericht aus Frankfurt a. M.

(Fortsetzung)

Wir reihen an Bräuer's Carton zwei Gemälde aus der heiligen Geschichte, die in demselben Saale ausgestellt sind: Die beiden Marien am Grabe Christi von Leopold Bode und Christus, dem Petrus die Füße waschend, von Julius Hammel. Ersterer hat schon früher Verschiedenes zur Ausstellung gebracht, auch Copien älterer Meister, z. B. eine Copie des schönen Murillo, den man so gerne im Besitz des Städel'schen Instituts gesehen hätte. Die beiden Marien sind eine ernst-sinnige Composition, wohlthuend in ihrer Einfachheit und harmonischen Färbung. Das andere Bild, von Julius Hammel, läßt als erster größerer Versuch, recht Tüchtiges erwarten; es spricht an durch seine jugendliche Zartheit und Innigkeit, ohne, bei dem Anschluß an bekannte christliche Typen, gerade schon Eigenthümliches zu bieten. In der Technik läßt sich Beckers Einfluß und Leitung nicht verkennen; auch hier tritt übrigens eine eigenthümliche Zartheit hervor. In ähnlicher typisch gewordener Weise ist die Sculpturarbeit aus gebranntem Thon von J. Franz in Berlin: Christus in seiner Verherrlichung, in Medaillonsweise, nur Kopf in einem fensterartigen Rund, für eine bestimmte kirchliche Lokalität gearbeitet auf Bestellung des Berliner Vereins für protestantische Kunst. Ein anderes Skulpturwerk ist die Arbeit unseres Prof. Zwerger: Die Marmorbüste der verstorbenen Frau von Rothschild. Sie vereinigt in schöner Harmonie Aehnlichkeit mit technischer Vollendung. Die Hand der Verstorbenen, die so viel Gutes nach allen Seiten hin gespendet hat, mußte der Künstler für die verschiedenen Glieder der Familie zu wiederholten Malen in Marmor abbilden, eine Aufgabe eigenthümlicher Art, die er meisterhaft gelöst hat.

Auf dem Felde des Landschaftlichen haben die letzten Wochen Mancherlei geboten. Die Brüder Metz haben die Früchte ihrer italienischen Studien gebracht. Cäsar Metz die Sicilianische Küste bei Taormina, bedeutend und interessant in der Zeichnung, in der Malerei etwas hart bei vielen schönen und fein gefühlten Einzelheiten; Friedrich Metz eine Mondscheinlandschaft aus der römischen Campagna, einfach gehalten, fein durchgeführt, mit besonders schöner Abstufung der Lufttöne im gedämpften Mondlicht. Von den Landschaften, mit denen der hier weilende Jacob van Gingelen zum ersten Male, so viel wir wissen, bei uns aufgetreten ist, hat uns die kleinere am meisten gefallen, die den Eingang zu einem See in Schottland mit Mondbeleuchtung darstellt. Die beiden größeren: Schiffbruch an der Küste von Frankreich und der Shakespearefelsen, tragen einen etwas ungeheuerlichen Charakter und gewähren für den Aufwand von Schauerlichem doch kein eigentliches Interesse, obgleich sie in künstlerischer Beziehung ihre Verdienste haben mögen. Eine norwegische Landschaft von Breslauer erscheint uns übertrieben klar und bunt; wenn die Natur wirklich so erscheint, sollte die Kunst einen milderen Moment ergreifen. Die Partie bei Königstein von A. Bromeis ist in der Zeichnung ganz vortrefflich. Denselben Vorzug hat auch die in der Kohlbacher'schen Kunsthandlung ausgestellte Landschaft desselben Künstlers, die uns auch weniger hart in der Färbung erscheint. Seine Aquarelle, die wir bei Gelegenheit einer neulichen Versteigerung von Gemälden gesehen haben, enthielten viel Treffliches. Von Frau Klingelhöfer in Bockenheim ist eine größere Mondscheinlandschaft ausgestellt worden von starker Lichtwirkung. Die neueste Landschaft von Fr. Bamberger: Gibraltar, hat uns weniger gefallen, als die Gegend bei Algesiras, die vom Kunstverein angekauft worden ist. Zeichnung und Färbung neigen zum Manierirten, das leicht die Klippe der Rottmann'schen Jünger wird. Der Eindruck ist ein unruhiger, durchaus nicht erquickender. Eine Ansicht von Sachsenhausen von Wassmuth ließ einen begabten jungen Künstler erkennen. Dem landschaftlichen Genre gehört das größere Bild von Schalck: Mittagsruhe, an, das der Künstler in Paris vollendet hat. Bisher bewegten sich seine Darstellungen im eigentlichen Genre und sowohl humoristische, wie sentimentale Scenen führte er mit Glück aus. Auch in diesem Bilde bietet der bei seinen Thieren und in ihrem Schatten ruhende Bauer eine höchst gemüthliche Scene, äußerst glücklich charakterisirt und kühn ausgeführt; es tritt aber zugleich die Landschaft bedeutend hervor und nimmt das Interesse gleichmäßig in Anspruch. Sie ist ganz einfach gehalten, rechts frisches Ackerland, links Stoppelfeld, beide in eine zum Horizont sich ausdehnende Ebene auslaufend. Es läßt sich nicht verkennen, daß diese Einfachheit das Motiv des Bildes unterstützt und die Mittagsstille gleichsam erhöht; jedoch scheint uns der Künstler in dem Bestreben, das kleinliche Detailliren zu vermeiden, zu weit ins entgegengesetzte Extrem abgeirrt zu seyn, wo die Einfachheit und Derbheit zur Manier wird und aus den Gränzen des Schönen heraustritt. Ein kleines wohlgelungenes Bild von A. Humbert: die arme Frau, ist vom Kunstverein angekauft worden. Noch einer Reihe von Aquarellen haben wir Erwähnung zu thun, die zum Theil für die Verloosung bestimmt sind, nämlich drei von Rumpf in der bekann-

ten sinnigen Weise: ein Mädchen, das ein kleineres lesen läßt; eine Frau, mit weiblicher Arbeit beschäftigt, zur Seite ein zuschauendes Kind; eine Mutter, ihr schlafendes Kind zu Bette legend; von **Buhl** ein schönes landschaftliches Aquarell und von Julius **Vogel** in Bockenheim sechs Aquarelle, größtentheils humoristische Scenen darstellend, etwas grell und kokett in den Farben, aber zum Theil interessant in der Composition. — Das Neueste der Ausstellung ist ein weibliches Portrait von **Winterwerb**, ein Kniestück, in großem Style sehr tüchtig gemalt. Schließlich dürfen wir nicht unterlassen, abermals auf die herrlichen Handzeichnungen hinzuweisen, die das erste Zimmer darbietet. Man sehe die zuletzt ausgestellten Originalzeichnungen der Florentiner Schule von Filippo Lippi, Fra Bartolomeo, Michel Angelo, Raphael (aus der früheren Zeit), Andrea del Sarto etc.; welche Fülle von Meisterwerken, so unscheinbar und doch so groß, so genial! Die Zeichnung von Raphael, den h. Martinus darstellend, wie er den Mantel mit dem Bettler theilt, ist uns aufgefallen, weil hier der Bettler offenbar als Versucher erscheint, ob nach einer besondern Gestaltung der Legende oder aus des Künstlers eigner Intention? Der Kupferstichsaal bot in letzter Woche eine Reihe englischer Schlachtdarstellungen, vielleicht zu Ehren des Sieges an der Alma.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schutzherrlichkeit der Kosaken.

Ueber Exzesse, welche eine Kosakenkolonne am 12. September zu **Braila** begangen, theilt ein Schreiben aus dieser Stadt Folgendes mit:

Das russische Detachement, welches hier zurückgeblieben war, bestand aus zwei Bataillonen Infanterie und einem donischen Kosakenpulk, welche am 12. September gleichfalls den Befehl zum Rückzug nach Bessarabien erhielten. Der Oberst Sawaskiewicz, Kommandant jener Abtheilung, erließ an die Bewohner der Stadt am 12. September, Abends, eine Proklamation, die in jenem eigenthümlichen Style gehalten war, der alle dergleichen russischen Schriftstücke an eine traurige Komik streifen läßt. „Die siegreichen Truppen unseres allergnädigsten erhabenen Czar, welchem wir mit Leib und Leben zu seiner und Rußlands Glorie angehören — hieß es in der Ansprache — werden morgen Mittag Eure Stadt verlassen, um den verruchten Feind der Christenheit und des alleinigen Stellvertreters derselben anderswo aufzusuchen und mit gewohnter russischer Tapferkeit zu vernichten. Wir werden aus der siegreichen Schlacht wieder zu Euch zurückkehren, um das schirmende Kreuz unseres Herrn und Gebieters für immer auf die Thürme Eurer Stadt zu pflanzen. Bis dahin hofft und duldet in christlicher Ergebung; aber Fluch und Vernichtung Denjenigen, die es während unserer Abwesenheit wagen würden, den Feind auf was immer für eine Art zu unterstützen. Auch verlange ich von Eurem christlichen Gefühl und Patriotismus, daß Ihr bei dem morgen statthabenden Abzuge meine Truppen mit allem Nöthigen versehen werdet, was der Soldat zur Stärke und Labung für neue Mühsale nöthig hat, in welcher Beziehung ich außerdem einen Befehl an Eueren Bürgerrath erlasse. Und so Gott mit Euch, und betet für die Erfolge der heiligen Fahnen Rußlands! Braila, 31. Aug. (12. Sept. n. St.) 1854. Prokop von Sawaskiewicz, kaiserl. russischer Oberst und Stadtkommandant." — Ein walachischer Kaufmann, der an der Ecke seines Ladens diese merkwürdige Stylübung las und sich hierbei eines Lächelns nicht erwehren konnte, wurde bei diesem „Verbrechen" von mehreren Kosaken überrascht, die sofort in sein Magazin drangen und unter den gröbsten Mißhandlungen des Eigenthümers dasselbe zu plündern begannen. Man schleppte eine Menge Waaren der verschiedensten Art auf die Straße, wo sich eine Rotte schimpfender Kosaken in die Beute theilte, während eine Anzahl durch den Skandal herbeigelockter Einwohner ihrer Entrüstung über dieses räuberische Attentat unverholen Luft machte. Es erschien zwar bald eine russische Infanterie-Patrouille, aber nicht etwa, um die Plünderung zu verhindern, sondern um den genannten Kaufmann zu verhaften. Die Zuschauer aus der Bürgerschaft wurden mit dem Bajonett auseinander gesprengt und fünf unter ihnen verhaftet. Dem Kaufmann jedoch gelang es, zu entwischen, worauf die Patrouille, im Verein mit den Kosaken, alle Möbel im Hause zerschlug, die Waaren aus den Fenstern warf, kurz eine wahrhaft vandalische Verwüstung beging. Die Frau des Kaufmanns wollte bei dem Obersten Sawaskiewicz Klage führen; allein dieser ließ sie gar nicht vor sich kommen und ertheilte durch seinen Adjutanten den Bescheid, daß ein kaiserlich russischer Oberst mit dem Weibe eines „Staatsverräthers" und „Rebellen" keinen Verkehr dulde! Am Abend durchzog ein Haufe betrunkener Soldaten unter dem Geschrei: „Hurrah! Imperator!" die Straßen der Stadt und beging in den Branntweinschenken wiederholt die zügellosesten Excesse.

Mannichfaltigkeiten.

(**München**, 18. Oct.) Die von der Beurtheilungs-Commission der Industrie-Ausstellung zuerkannten 287 **großen Denkmünzen**, 1036 Ehrenmünzen und 1627 belobenden Erwähnungen vertheilen sich auf die einzelnen Staaten in folgendem Verhältniß:

Staaten.	Zahl der Aussteller.	Große Denkmünze.	Ehren-Münze.	Belobende Erwähnung.
Anhalt-Bernburg	6	1	—	1
Anh.-Dessau-Köthen	15	—	—	3
Baden	178	13	42	53
Bayern	2460	63	263	531
Braunschweig	27	—	4	5
Bremen	9	—	—	1
Frankfurt	50	—	11	18
Hamburg	80	2	15	22
Hannover	166	3	21	44
Hessen, Kurfürstenth.	134	1	20	34
Hessen, Großherzogth.	152	6	44	37
Hessen, Landgrafschaft	10	—	1	2
Liechtenstein	1	—	—	—
Lippe	6	—	—	3
Lübeck	5	—	1	2
Luxemburg	5	—	—	3
Mecklenb.-Strelitz	1	—	—	—
Nassau	56	1	4	12
Oesterreich	1464	96	233	352
Oldenburg	31	—	1	2
Preußen	804	40	160	187
Reuß ältere Linie	7	—	—	3
Reuß jüngere Linie	24	1	5	5
Sachsen Königreich	482	27	98	138
Sachsen-Altenburg	16	—	2	6
Sachsen-Koburg-Gotha	75	2	13	22
Sachsen-Meiningen	32	—	1	8
Sachsen-Weimar	28	1	1	9
Schaumburg-Lippe	6	—	—	1
Schwarzb.-Rudolstadt	5	—	1	—
Schwarzb.-Sondersh.	8	—	—	—
Würtemberg	455	30	95	123
Summa	6798	287	1036	1627

(Nürnb. C.)

(Magdeburg, 19. Oct.) Am 15. d. ereignete sich hier ein Vorfall, wie er wohl kaum schon dagewesen seyn dürfte. Der 5jährige Sohn eines Glasermeisters stürzte sich nämlich absichtlich in die Elbe, um den ferneren Mißhandlungen seiner eigenen Mutter zu entgehen, wurde aber noch zeitig genug herausgezogen und auf das Polizeibureau gebracht, wo sich auch bald sein Vater einfand, der in Uebereinstimmung mit dem Kinde die Grausamkeit seiner Frau constatirte und ausdrücklich auf Untersuchung und Bestrafung der Letztern antrug.

In Lohr (bei Würzburg) ist in einem Garten dieser Tage ein Sträuschen reifer Erdbeeren gepflückt worden.

Frankfurter Theater.

Frau Leisinger und Frau Anschütz.

Nach den bereits besprochenen Rollen der Frau Leisinger, der Recha in der Jüdin, der Lucrezia Borgia und des Fidelio, sahen wir dieselbe weiter als Romeo, Fides, nochmals Recha und Isabella in Robert der Teufel. Nach einer Reihe von so verschiedenartigen Kunstleistungen können wir unser Urtheil über den geschätzten Gast feststellen und dürfen wir der einstimmigen Anerkennung, die demselben von Seiten des Publikums geworden, beistimmen. Abgesehen von der äußerlichen Empfehlung einer schönen Persönlichkeit, einer sprechenden Mimik und eines sehr geschmackvollen Kostümes, besitzt Frau Leisinger ein sehr belebtes und ausdrucksvolles Spiel, dem man es schon zu gut hält, wenn auch mitunter etwas zu viel gethan wird. Ihre dramatische Auffassung und Darstellung zeichnet sich aus durch Schwunghaftigkeit, Energie des leidenschaftlichen Ausdrucks und glänzendes Colorit; sie weiß anzuregen und die Situationen sehr wirksam hervorzuheben. Als Sängerin macht sie nicht minder erhebliche Vorzüge geltend, und haben wir den einer höchst deutlichen Aussprache, wodurch jedes Wort klar und verständlich hervortritt, bereits hervorgehoben. Die Stimme besitzt einen seltenen Umfang, schöne Mitteltöne, Kraft und Ausgiebigkeit in den höheren Lagen. Die musikalische Ausbildung betreffend, so leistet Frau Leisinger auch hier Vorzügliches und bewährt sich als kunstgebildete Sängerin. Gleich anderen macht indessen auch sie dem zu erzielenden Effekte mitunter die Konzession, sich Willkürlichkeiten und Retadiren von Takt und Tempo zu erlauben, die dem Sänger, der Einheit des Tonwerks gegenüber, eigentlich nicht verstattet sind. In Opern, wie die von Bellini und Donizetti, mag man es nach dieser Seite hin nicht strenge zu nehmen haben. Eine wahrhaft brillante und vortreffliche Leistung der Frau Leisinger war ihr Romeo, über welchen ein hiesiger Berichterstatter gesagt hat: „Das Auftreten unserer werthen Gastin als Romeo war imposant. Das war ein fürstlicher Jüngling, so schön, tapfer und hochherzig, als je einer das dreigestrichene C erreicht hat." — Der Beifall, welcher Frau Leisinger in sämmtlichen Rollen ihres Gastspieles zu Theil wurde, war ein so einstimmiger und durchgreifender, daß ihr Engagement für unsere Oper allgemein gewünscht wird. Wie wir vernehmen, sollen zum definitiven Abschluß desselben nur noch einige kleine Ausgleichungen erforderlich seyn, die wir im Interesse unserer Oper bewerkstelligt zu sehen wünschen müssen.

Wenn wir nun den Verdiensten unseres Gastes gerecht geworden, so sind wir in gleichem Maße denen unserer Anschütz zur Anerkennung verpflichtet. Wer den dieser Tage stattgehabten Vorstellungen des Freischütz und der Schweizerfamilie beigewohnt, dem werden die Agathe und Emmeline unserer Anschütz einen tiefen Eindruck gemacht haben. Eine Sängerin, die dem edelsten Ausdruck des deutschen Gesanges einen so hinreißenden Zauber zu verleihen, die jedes fühlende Herz so mächtig anzuziehen weiß, hat nicht zu befürchten, durch eine Rivalin beeinträchtigt zu werden. Wir aber können nur wiederholen, daß die gemeinsame und einträchtige Wirksamkeit der Damen Anschütz und Leisinger unserer Oper einen neuen Aufschwung geben würde. Jede von ihnen ist so selbstständig und in so eigener Kunstrichtung, daß Beide ihre Talente entfalten können, ohne einander im Wege zu stehen. Außerdem sind für uns zwei erste Sängerinnen schon deßhalb erforderlich, weil jeden Monat 12 bis 15 Opern gegeben werden, die doch nicht alle auf Eine Primadonna gestützt werden können. Für das Wie der Rollenvertheilung hat die Direktion zu sorgen, sowie sie auch die Schwierigkeiten, die sich etwa herausstellen sollten, mit Unpartheilichkeit, aber auch mit Entschiedenheit zu beseitigen hat. — Schließlich haben wir noch zu erwähnen, daß Fräulein Jenny Hoffmann als Aennchen im Freischütz sehr gefiel und Herr Baumann als Jakob Friburg in der Schweizerfamilie sich in Spiel und Gesang so auszeichnete, daß wir denselben öfters beschäftigt zu sehen wünschen müssen, namentlich in der Spiel-Oper, in welcher Herr Baumann, wie bekannt, sehr Verdienstliches leistet.

M.

Korrespondenz.

Köln, 20. October.

Es wurde (auch im Frankf. Journ.) vor einigen Jahren zu verschiedenen Malen von Conflicten berichtet, welche zwischen unserer Armenverwaltung und dem Gemeinderath entstanden waren, indem jene eine Selbstständigkeit in Anspruch nahm, die dieser nicht anerkennen zu müssen glaubte. Die Differenz scheint noch nicht ganz geschlichtet; wenigstens geht das aus einem neu entworfenen Sparkassen-Reglement hervor, zu welchem der Rath einige Zusätze für die Sitzung vorbereitet hat, die zu dem Schluß berechtigen, daß die Armen-Verwaltung der städtischen Vertretung zu wenig Rechte zuerkennt. So finden wir eine Note, welche, da die Stadt für die Kasse subsidiarisch haftet, die Forderung stellt, daß auch der städtischen Verwaltung wenigstens eine Controle im Jahre gestattet seyn müsse. Wir finden den Zinsfuß der städtischen „Sparkasse", verglichen mit dem der „Concordia", bedenklich; denn während jene Summen bis zu 150 Thaler zu $3\frac{1}{2}$ prC. und höhere Summen nur zu $2\frac{1}{2}$ prC. zu verzinsen beabsichtigt, bietet diese, die Concordia, $3\frac{1}{2}$ prCt. Die Wahl dürfte also in vielen Fällen auf letztere fallen.

Magdeburg, 20. October.

Unser Stadttheater gab gestern eine Vorstellung, deren Ertrag zur Hälfte der Stiftung „Nationaldank" zu Gute kommt. Die Einnahme betrug nach Abzug der Kosten gegen 87 Thaler. In Berücksichtigung des patriotischen Zweckes hatte unser kommandirender General, Fürst Radziwill, erlaubt, von dem Gesetze, nach welchem preußische Uniformen, Fahnen, Waffenstücke u. s. w. nicht auf die Bühne gebracht werden dürfen, im vorliegenden Falle Abstand zu nehmen und sie zu den in die Vorstellung eingewebten lebenden Bildern zu verwenden.

Frankfurt, 21. October.

Madame Hogenaar, deren Ankunft aus den Niederlanden wir jüngst in diesen Blättern begrüßten, hat bereits mehrere Privatkreise durch Vorträge erfreut, die den Ruf einer eben so talentvollen, wie vollkommen in edelster Weise ausgebildeten Gesangskünstlerin, den sie in ihrem kunstsinnigen Heimathlande sich gesichert, aufs glänzendste rechtfertigten; sie bewährte sich als eine der ausgezeichnetsten Konzertsängerinnen, als eine vollendete Meisterin der italienischen und der deutschen Schule und entzückte ihre Zuhörer zugleich durch vorzügliche Leistungen als Klaviervirtuosin. Wir entsprechen nur dem Wunsche Aller, die Mad. Hogenaar in freundlichster Weise mit Proben ihres reichen Talentes hier bereits erfreute, wenn wir der Erwartung Ausdruck geben, daß die geschätzte Künstlerin bald öffentlich in unserem Frankfurt auftreten und die Direktion des Museums ihr die Gelegenheit bieten möge, sich um den Beifall auch dieses kunstliebenden Kreises zu bewerben.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 24. Oct. Mathilde, Schauspiel in 4 Aufzügen. Hierauf: Der Weg durch's Fenster, Lustspiel in 1 Akt.

Mittwoch, 25. Oct. Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg, große romantische Oper in 3 Akten von R. Wagner. Im ersten Akt: „Tanz und Gruppirungen", arrangirt von Frau Baumann und ausgeführt von derselben und acht Eleven der Balletschule

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hommeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 255. Mittwoch, den 25. October 1854.

Der Teich von Précigny.

(Nach dem Französischen des Elie Berthet.)

(Fortsetzung.)

Der Graf und Rigobert konnten eine Bewegung des Erstaunens nicht unterdrücken. „Sie hier bei mir!“ rief der Erstere; „das hätte ich in der That nicht erwartet. Sie kommen also im Auftrage des Herrn Laurent?“

„Allerdings; Herr Laurent ist krank und möchte Sie so bald wie möglich sprechen. Er läßt Sie daher ersuchen, auf die Fabrik zu kommen. — Wenn Sie mir die Ehre schenken wollten, mich zu begleiten . . .“

Alfred blickte fragend nach Rigobert.

„Ich kann an nichts Gutes glauben, wo dieser Engländer die Mittelsperson ist“, sagte der Advocat leise . . . „Herr Laurent ist also krank?“ fuhr er, zu Smithson gewendet, fort.

„Sein Zustand ist in der That bedenklich. Die Ereignisse der letzten Nacht haben ihn sehr aufgeregt. Fräulein Therese hatte diesen Morgen eine lange Unterredung mit ihm und in Folge derselben hat sie mir ein Billet an Sie gegeben.“

„Ein Billet von Fräulein Laurent an mich? Geschwind!“ rief der Graf außer sich, indem er hastig darnach griff und es dann mit zitternder Hand öffnete. — Es enthielt nur die wenigen Worte:

„Mein Vater wünscht Sie zu sehen; er erwartet Sie. Ich bitte Sie, zu kommen. Therese.“

„Ich folge Ihnen augenblicklich, mein Herr“, sagte der Graf, heftig aufgeregt. „Warum haben Sie mir das Billet nicht sogleich gegeben?“ Mit den letzten Worten griff er nach seinem Hute und wollte Smithson mit fortziehen, der ihn bestürzt betrachtete.

„Noch einen Augenblick, Herr Graf!“ rief Rigobert, der nicht weniger erstaunt war. — „Geben Sie sich nicht einer ersten Regung hin . . . Wäre es wohl unbescheiden, zu fragen, was das Billet enthält?“

„Therese verlangt, daß ich komme“, erwiederte der Graf zerstreut; „ich darf nicht eine Minute zögern . . . Jetzt werde ich endlich mein Schicksal erfahren.“

„Ach, ist das so!“ rief der Advocat lächelnd. „Wie konnte mir das auch entgehen! Nun, jetzt habe ich gut predigen . . . Jetzt ist Alles umsonst.“

„Verzeihen Sie, Herr Rigobert; aber ich habe keine Minute zu verlieren. Kommen Sie, mein bester Herr Smithson.“

„Herr Graf!“ rief ihm Rigobert noch nach, „versprechen Sie mir, nichts zu unterschreiben und sich zu nichts verbindlich zu machen, ohne erst mit mir Rücksprache genommen zu haben. Sie finden mich hier, wenn Sie mich brauchen; denn ich erwarte erst Ihre Zurückkunft, ehe ich fortgehe. Und“, setzte er leiser hinzu, „trauen Sie diesem Engländer nicht, wie freundlich er sich auch stellen möge.“

Der Graf machte ein Zeichen, daß er es verstanden habe und stürzte eilends mit dem Engländer fort.

XVI.

Der Weg, den sie zurücklegen mußten, bot ein düsteres Bild dar; zwar machten sie einen Umweg, um nicht gerade über die Trümmer gehen zu müssen, doch der zerstörte Damm lag vor ihren Blicken und ein trüber umwölkter Himmel vollendete den schwermüthigen Eindruck des Ganzen.

„Nicht wahr, Herr Graf, jetzt betrachten Sie Ihr Werk mit Stolz“, sagte Smithson, als Alfred seinen Blick sinnend auf der Landschaft ruhen ließ. — „Ich versichere Ihnen jedoch, daß ich mit einigen Arbeitern binnen weniger Monate Alles wieder vollkommen herstellen wollte und besser als es je war. Auch die Fabrikation wollte ich einrichten, ohne Einspruch von irgend einer Seite fürchten zu müssen. Ich würde nämlich statt der Wasserkraft Dampf anwenden.“

„Aber Sie äußerten doch in meiner Gegenwart bei Herrn Laurent, daß Dampf bei dieser Fabrikation nicht anwendbar sey.“

„Ich habe seit jener Zeit die Sache von einer anderen Seite kennen lernen“, erwiederte Smithson, ein wenig verlegen. „Ueberhaupt hat man auch neuerdings in der Konstruktion der Dampfmaschinen bedeutende Fortschritte gemacht. Kurz, ich bin zu der Ansicht gekommen, daß Dampf ein vollkommener Ersatz für Wasserkraft ist.“

„Und gerade den Morgen nach einer so beklagenswerthen Katastrophe sind Sie zu dieser Ueberzeugung gelangt“, sagte Alfred, vor Zorn erglühend. „Sie werden zugeben, mein Herr, daß dieß ein seltsamer Zufall ist. Einige Tage früher hätte diese Ueberzeugung Ihrerseits ein großes Unglück verhütet.“

„Sie kommt immer besser spät, als gar nicht“, erwiederte Smithson mit gezwungenem Lächeln. „Wäre ich Herr dieser Fabrik, ich hätte, dieser ewigen Klagen müde, lieber einen Theil meines Vortheils geopfert. Unglücklicher Weise wird sich Herr Laurent nicht so leicht mit neuen Ideen befreunden, und sollte er gar dem abscheulichen Fieber unterliegen, dann ist noch gar nicht vorauszusehen, aus welchem Gesichtspunkte sein Nachfolger die Sache betrachten wird.“

„Halten Sie wirklich Herrn Laurent für gefährlich krank?“

„Allerdings. Ich wollte es in Gegenwart des Herrn Rigobert nicht aussprechen, da ich weiß, daß er nicht davon gesprochen zu haben wünscht. — Es wäre indessen leicht, den übeln Folgen vorzubeugen, welche sein Tod auf Fräulein Therese, auf Sie und auf viele Personen ausüben würde, wenn Sie mir beistehen wollten . . .“

„Was könnte ich thun?“

„Wenn Sie Fräulein Laurent so weit brächten, sich sogleich mit mir trauen zu lassen.“

Der Graf erbebte; doch gewann er seine Fassung bald wieder und sagte spöttisch: „Ach ja, ich erinnere mich, Sie sind ja ihr Verlobter!“

„Ihr Verlobter, so ist es. Und Sie erinnern sich vielleicht noch der Umstände, denen ich diesen Titel verdanke. Sie könnten jetzt die Gelegenheit ergreifen, Herr Graf, um das Unrecht wieder gut zu machen, was Sie mir damals zugefügt haben.“

„Was kann ich dabei thun? Ich habe keinen Einfluß auf Fräulein Laurent.“

„Ihr Einfluß ist vielleicht größer, als Sie glauben. Auch Herr Laurent zeigt bei jeder Gelegenheit Achtung und Interesse für Sie. — Ich hoffe, Herr Graf, wir werden uns gegenseitig in unseren Plänen unterstützen. Ich kenne Ihren Wunsch und verspreche Ihnen feierlich, den verderblichen Damm nie wieder herzustellen, wenn Sie mir zu Theresens Hand verhelfen.“

„Herr Smithson“, sagte der Graf mit dumpfer Stimme, „haben Sie denn vergessen, daß Therese selbst an dem Rande des Grabes steht?“

„Ist Ihnen dieser Umstand auch bekannt! Nun, so werden Sie auch begreifen, daß deßhalb gerade Eile nöthig ist. Sollte sie auch sterben, so wüßte ich gar nicht, was aus uns und der Fabrik werden würde. Ist Alles erst geordnet, dann bringt weder ihr Tod noch der ihres Vaters irgend Jemand Schaden.“

(Fortsetzung folgt.)

Kunstbericht aus Frankfurt a. M.

(Fortsetzung.)

Das bereits erwähnte Sculpturwerk von F r a n z führt uns auf die Bestrebungen im Gebiete der religiösen Kunst, die beim dießjährigen Kirchentage in einer Sondersitzung Gegenstand einer Berichterstattung von Seiten des Präsidenten, Hrn. v. Bethmann-Hollweg, und einer weiteren Besprechung waren. Es wurde nämlich vor einigen Jahren von mehreren der thätigsten Mitgliedern des Kirchentages ein Berliner Local-Verein für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche gegründet, dessen Zweck nach dem §. 1 der Statuten ein doppelter seyn sollte, nämlich erstens, „die Stiftung von Werken der bildenden Künste in evangelischen Kirchen, Schulen und verwandten öffentlichen Orten zu befördern, zu unterstützen, zu vermitteln und zu leiten“; und dann zweitens, „Kupferstiche, Lithographien oder Holzschnitte evangelisch-christlicher Darstellungen ins Leben zu rufen und zu verbreiten.“ Den ersteren Zweck zu erreichen, sollte vorzugsweise und allein Aufgabe des Lokalvereins seyn, der letztere dagegen ganz der Wirksamkeit des Central-Ausschusses des Kirchentages anheimgegeben werden, was auch ohne die einheitliche Wirksamkeit in dieser Richtung zu stören geschehen konnte, da ja in beiden Gremien zum Theil dieselben Mitglieder sitzen. Die Mitgliedschaft wird durch drei Thaler jährlichen Beitrag erworben, geringere Beiträge geben nur Anspruch auf das jährliche Vereinsblatt. Die weitere Einrichtung können wir hier übergehen; jedoch erscheint uns das Beginnen dieses Vereines von solcher Wichtigkeit, daß wir, hier nur im Interesse der Kunst, uns einer näheren Beleuchtung nicht entziehen wollen. Wir können im Allgemeinen auf Das verweisen, was wir in unserm letzten Berichte über die Bilderbibel von Schnorr gesagt haben; wir haben das Werk aufs Wärmste empfohlen und würden es sehr bedauern, wenn die hier und da laut werdenden Befürchtungen, es möge an der Theilnahmslosigkeit scheitern, zur Wahrheit werden sollten. Wenn nun in dieser Bilderbibel dem allgemein christlichen Bedürfnisse genügt werden soll, so beschränkt sich dagegen der Verein auf Förderung von Bildwerken, die dem religiösen Bedürfnisse des Protestanten entgegenkommen und protestantischen Künstlern Gelegenheit geben, ihr Talent auch dem Höchsten zu widmen, was überhaupt aller Kunst geboten werden kann. Wie die protestantische Musik in Chorälen und Hymnen und Oratorien ihre Vollendung feiert, so soll hier auch der bildenden Kunst Gelegenheit geboten werden, sich in selbstständiger Weise zu vollenden, indem sie die Gegenstände ausscheidet, die dem Protestantismus fremd sind und den religiösen Typus verläßt, der mit der evangelischen Denk- und Gefühlsweise unverträglich erscheint. Wir glauben, daß hier noch Großes geleistet werden kann, wenn auch gerade eines der reichsten Gebiete christlicher Kunst, der Mariendienst mit Allem, was sich daran anreiht, verschlossen bleiben muß. Gar viele unserer Künstler meinen freilich, mit der religiösen Kunst sey es überhaupt vorbei, sie könne höchstens in der katholischen Kirche noch schwache Spätreißer treiben. Es hängt dieß zusammen mit dem ganzen Treiben unserer Zeit, der über den glänzenden Resultaten naturwissenschaftlicher Forschungen und den durch sie scheinbar enthüllten Wundern die demüthige Erkenntniß menschlicher Beschränkung und der dadurch entspringende Glaube an einen ewigen, von der Materie unabhängigen Geist abhanden gekommen ist; aber wir leben des festen Glaubens, daß dieß nur eine Durchgangsphase in der Entwickelung des Menschengeschlechtes sey, und daß auch Heroen in Kunst und Wissenschaft wieder an dem Punkte anlangen werden, wo sie mit Staunen und gläubiger Verehrung zurück sich wenden werden zu dem höchsten aller Wunder, der Erscheinung der christlichen Religion, und dann wird es auch den Künstler wieder drängen, aus freiem Willen im Dienste der Religion zu schaffen.

Was nun die beiden Richtungen der Vereinsthätigkeit betrifft, so ist mit richtigem Takte die erstere, die Stiftung von Bildwerken in Kirchen rc. als über die Kräfte des Vereins gehend, in soweit aufgegeben worden, daß man bloß anregend und Rath gebend, wo es verlangt wird, wirken will, ohne die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Manche erfreuliche Resultate sind in dieser Richtung schon erfolgt und der Bruch zwischen Kunst und Religion, wie er von Anfang im Protestantismus hervortreten mußte, scheint allmälig zu verschwinden. Die andere Richtung dagegen soll mit um so mehr Kraft verfolgt werden und das Vereinsblatt dieses Jahres, der zwölfjährige Christus im Tempel lehrend, gezeichnet von Schnorr, in Holzschnitten von Gaber in Dresden, gibt Zeugniß, daß Schönes geleistet werden wird. Bereits sind auch an andern Orten ähnliche Bestrebungen thätig geworden. So wurden von Stuttgart aus eine Reihe von größeren und kleineren Blättern gesandt, Darstellungen theils aus dem biblischen, theils aus dem reformatorischen Kreise, die wegen ihrer schönen Composition und Ausführung sowohl als wegen der außerordentlichen Billigkeit wohl bald weite Verbreitung erhalten werden. Namhafte Künstler, wie Herrmann in Dresden, haben sich lebhaft bei diesem Unternehmen betheiligt, dem wir, von künstlerischer Seite betrachtet, den besten Erfolg wünschen, wenn wir ihm auch für das religiöse Leben nicht den Werth zuschreiben, den exaltirte oder eitle Menschen bei jener Besprechung geltend machen wollten. Und dieser Erfolg wird nicht ausbleiben nach der einen und andern Seite. Steinle's Altarbild, für eine protestantische Kirche, das wir neulich besprochen haben, beweist das fortschreitende Kunstinteresse der protestantischen Kirche, das ja auch in unserer Stadt sich zu erkennen gegeben hat in dem schönen Altargemälde von A. Rethel in der Nikolaikirche; und eben so zeigen die weit verbreiteten Bilder aus Luthers Leben, die viel gesuchten Darstellungen Jesu des Kinderfreundes von Overbeck und vieles Andere, daß man gerne auch das Haus mit Scenen der heiligen Geschichte schmücken und so gleichsam in sinnlichem Umgange mit den heiligen Männern und Frauen der christlichen Kirche bleiben möchte. Nur muß, soll das Werk gelingen, die Rücksicht au

Verbreitung und Beförderung ächter Kunst wenigstens nicht nachstehen der Rücksicht auf Erbauung und Erweckung des religiösen Lebens. Eine Kunstbarbarei, wie sie zum Theil in den vor etlichen Monaten unentgeldlich kolportirten Christus- und Reformatorenköpfen sich offenbarte, möchte in unserer künstlerisch fortgeschrittenen Zeit nicht zu rechtfertigen seyn. Mit Recht können wir die in einer Münchner lithographischen Anstalt erschienenen Oelfarbendrucke nach Meisterwerken älterer Meister als im hohem Grade gelungen bezeichnen. Wenn solche Werke die rechte Verbreitung finden, können sie wesentlich beitragen zur Läuterung des guten Geschmackes.

(Fortsetzung folgt.)

In der Schlacht an der Alma,

über die natürlich noch immer interessante Details eingehen, hat persönlich General Canrobert ganz besonders sich ausgezeichnet und im kritischen Augenblick für die Franzosen den Kampf entschieden. Der General und der Prinz Napoleon hatten mit ihren Divisionen, der ersten und der dritten, die Russen in der Fronte anzugreifen, sobald die zweite französische Division mit den Türken von der Rechten und die Engländer von der Linken den Feind in die Flanken gefaßt. Der Prinz ließ zunächst die Marine-Infanterie und das zweite Regiment der Zouaven in Tirailleurkette vorgehen, General Canrobert kommandirte das erste und neunte Bataillon der Jäger gegen die erste Vertheidigungslinie der Russen. Die französische Artillerie traf rechtzeitig ein, unterstützte den Angriff, und der Feind wurde geworfen. Er sammelte sich indeß wieder hinter seinen höher zurückliegenden Redouten, und der Marschall schickte General Canrobert die Ordre, die Position mit dem Bajonnet zu nehmen. Der General detachirte ein Bataillon Zouaven zur Linken, das Bataillon der Fremdenlegion zur Rechten und ging selbst mit dem Rest seiner Division voran. Der Feind von der Höhe eröffnete ein mörderisches Feuer; die Kolonne stutzt, ein Augenblick Zaudern und Alles ist verloren! Der General, die Lage überschauend, läßt seinen Stab hinter sich zurück, sprengt durch die Weinberge über den Fluß die Höhe hinan, erscheint in den Reihen der Tirailleure und ermuntert sie mit dem Rufe: „Allons, mes braves, en avant, en avant! les Russes plient, ils sont à nous.“ (Vorwärts, meine Tapferen, vorwärts! die Russen wanken, sie sind unser) „Vive Canrobert!“ rufen enthusiasmirt die Truppen. „Nein, nein, meine Kinder“, entgegnete er, „nicht vive Canrobert! in solcher Lage ruft man: vive la France, vive l'Empereur!“ Und unter diesem mächtigen Schlachtenruf, den die Russen von Alters kennen, und unter den Klängen der „Reine Hortense“, die die Musik der Zouaven anstimmt, gehts wieder unaufhaltsam vorwärts. Neben Canrobert, dem eine Kugel die Epaulette wegreißt und eine andere den rechten Arm verwundet, ist General Vinas an der Spitze des Bataillons der Fremdenlegion auf der Höhe angelangt, in einer Viertelstunde ist die ganze erste Division auf dem Plateau; darauf erscheint ihr zur Linken Prinz Napoleon mit der dritten Division, dann der Marschall St. Arnaud mit seinem ganzen Generalstabe. Die erste Division, das erste Bataillon der Zouaven an der Spitze, setzt sich in Bewegung, um die feindliche Position zu nehmen. Ungeachtet des furchtbaren Feuers der Artillerie und der gesammelten Bataillone des Feindes tritt der Sergeantmajor Fleury von den ersten Zouaven vor die Front; die Fahne in der Hand und mit dem Ruf: „Mir nach, ihr Zouaven!“ stürmt er vor gegen das Fort, erklettert den Wall und pflanzt sein Panier auf demselben auf. Von drei Kugeln getroffen stürzt er in sich zusammen; „en avant, en avant!“ erschallts von allen Seiten, und im Verlauf vor einer Viertelstunde war die Position genommen und die Russen, die drei Geschütze in Stich lassen mußten, in die Flucht geschlagen. Die Engländer auf ihrer Seite hatten sechs Kanonen genommen. Wie General Canrobert war auch Prinz Napoleon wiederholt in großer Gefahr; die Russen schienen ihn erkannt zu haben, denn von verschiedenen Batterien wurde er zum Ziel genommen, und die neben ihm einschlagenden Kugeln tödteten Mehrere aus seiner nächsten Umgebung. General Thomas ist zu seiner vollständigen Wiederherstellung bereits nach Frankreich abgegangen.

(Ostd. Post.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt, 24. Oct.) Heute früh wurde ein junger, kräftiger Bursche, der bettelnd in den Häusern herumschlich, festgehalten, und bei der Visitation fand sich — eine geladene Pistole mit aufgesetztem Zündhütchen und ein Bündel Sperrhacken, sogenannte Nachtigallen, bei ihm vor.

In Coblenz haben sich Familien zusammengefunden, welche z. B. 10,000 Malter Kartoffeln von den Wenigstnehmenden kauften. An andern Orten ist Aehnliches geschehen, und zwar auch mit andern Lebensmitteln, was nicht minder bei uns möglich wäre und gewiß Nachahmung verdient. Es gehört nur ein bischen deutsche Einigkeit im Kleinen dazu, um gar manchem Lebens- oder Nahrungsübel abzuhelfen oder es doch zu mildern!

(Wiesbaden, 21. Oct.) Gestern Abend gegen 6 Uhr wurde von Frankfurt a. M. aus der hiesigen Polizei durch den Telegraphen gemeldet, daß des Nachmittags zwei sehr elegant gekleidete Damen, Französinnen, in einem dortigen Laden besondere Liebhaberei an einigen Stücken Seidenzeug gezeigt, d. h. dieselben gestohlen hätten und wahrscheinlich gleich darauf nach Wiesbaden gereist seyen. Eine halbe Stunde später war es schon gelungen, die beiden Industrieritterinnen in einem hiesigen Badhause ausfindig zu machen. Sie wurden sofort arretirt und die gestohlenen Stoffe, welche sehr guten Geschmack verriethen, bei ihnen gefunden. (Mittelrh. Ztg.)

(Graubünden.) Das alte patriarchalische Leben weiß sich noch immer nicht in die modernen Zeiten zu schicken. Die Bewohner von Skalära bei Chur haben eine Einlage an die „Hochgeachten, Hoch und Wohledelgebornen, Hoch und Wohlweisen, Gestrengen, Frommen, Fürsichtigen, insonders Hochgeehrtesten Herren, Burgermeister und Rath der Stadt Chur“ gerichtet und gegen den Eisenbahnbau an der Halbmil protestirt. Sie berufen sich auf ein altes lateinisches Dokument, dem zu mehrer Sicherheit das päpstliche Insiegel und Sanktion angehängt und worin ihnen und allen ihren „Nachkommenden“ der ewige ungehinderte Besitz des Skaläratobels und der freie Paß an den Rhein verbrieft sey.

(Würzburg.) Ein sehr ergötzliches Stückchen ist kürzlich einem Würzburger Kaufmann passirt; diesem wurden Frachtgüter, welche die Frankfurt-Hanauer Eisenbahn nicht mehr annahm, von seinem Spediteur auf dem kleinen Umweg über Fulda und Schweinfurt hierher geliefert, nämlich auf der Main-Weser- und Friedrich-Wilhelms-Nordbahn bis zur nächsten Station bei Fulda, von da per Achse über Fulda nach Schweinfurt und von dort per Eisenbahn hierher.

Die von mehreren Blättern verbreitete Nachricht, daß Rossini sich sehr leidend, dem Tode nahe befinde, können wir aus sicherer Quelle widerlegen. Ein Brief aus Florenz vom 10., dem jetzigen Aufenthalt des Maestro, meldet, daß er sich nebst seiner Gattin im besten Gesundheitszustand befinde.

Korrespondenz.

Köln, 18. October.

Seit mehreren Tagen forscht man schon in unserer Nähe nach einem Dekonomen aus einer militärischen Bildungsanstalt, und hat sich bereits der Befürchtung hingegeben, derselbe habe sich entfernt, um nicht wieder zu kommen. Das Gerücht spricht von einer bedeutenden Summe, die er mitgenommen haben soll. — An unsern Assisen spielten gestern und heute zwei Anklagen von Bedeutung, gestern eine Procedur gegen die bedeutendsten Diebe unserer Stadt, und heute eine Klage wegen Meineid und Verleitung dazu. Gestern und vorgestern standen fünf Angeklagte vor den Geschwornen, beschuldigt, einen Diebstahl mit Eindruch bei dem Pastor Esser in Merheim in der Christnacht und zwei Diebstähle in denselben Tagen in Köln ausgeführt zu haben. Drei der Angeklagten wurden freigesprochen, zwei dagegen jeder zu zehn Jahren Zuchthaus und zehn Jahren Polizei-Aufsicht verurtheilt. Einer der Beiden, Georg Brandenburg, machte am Mittag, als die Geschwornen abtraten, einen beinahe gelungenen Fluchtversuch, indem er schon durch mehrere Straßen entlief und sich in einem Hause auf dem Speicher verbarg. Er wurde indeß daselbst wiedergefunden und in den Assisensaal zurückgebracht. — Heute saßen die Nätherin Anna Kegenhoff, 16 Jahre alt, und der Rentner Baron v. Tadouillot, Beide aus Brühl, auf der Verbrecherbank, jene eines falschen Zeugnisses und dieser der Verleitung dazu, angeklagt. Der Thatbestand ist kurz dieser: Tadouillot war früher angeklagt, im Park zu Brühl Blumen ausgezogen zu haben. Mehrere Zeugen wollten ihn daselbst gesehen haben, während die A. Kegenhoff behauptete, derselbe sey an jenem Tage gar nicht ausgegangen; später berichtete sie, sie sey zu jenem falschen Zeugniß verleitet worden und machte nun die Anzeige von dem Verbrechen. Das Endresultat lautete gegen beide Angeklagten freisprechend, in Betreff der A. Kegenhoff, daß sie zwar einen falschen Eid geschworen, aber als unzurechnungsfähig angesehen werden müsse, da sie erst 15 Jahre alt gewesen sey.

Nürnberg, 22. Oct.

In Folge des großen Braudunglückes im Frühjahre d. J. (am 5. April), bei dem 9 Menschen verunglückten und 17 so schwer verwundet wurden, daß der letzte erst dieser Tage als geheilt aus dem hiesigen Krankenhause entlassen werden konnte, kamen durch freiwillige Beiträge zur Unterstützung der Verunglückten und der Hinterlassenen der Todten 7530 fl zusammen. König Max schickte damals umgehend 500 fl. und Königin Marie 150 fl. Einige Tage später wies der König noch 2000 fl. aus dem Gewinnantheil des Staates von der München-Aachener Feuerversicherungsgesellschaft, worüber er das Dispositionsrecht hat, zu gleichem Zwecke an. Viele Gewerbe sammelten ansehnliche Gaben und alle zum Feuer Kommandirten verzichteten auf die ihnen gesetzlich zukommende Entschädigung zum Besten des wohlthätigen Zweckes. Von dem Gelde erhielten nach dem Unglücke sofort je nach Bedürfniß einige Bedürftige vorerst Unterstützungen, das Uebrige wurde admassirt und kommt jetzt, wo die Ausscheidung zwischen den nur einige Zeit arbeitsbeschränkt gewordenen und den fast ganz Arbeitsunfähigen möglich ist, zur Vertheilung. Die Verheiratheten, welche nur für eine Zeit arbeitsbeschränkt waren, erhalten für den Tag 3 fl., die Anderen 1 fl. 30 kr. Entschädigung für diese Zeit. Die Wittwe Alt, deren Mann beim Sprunge vom dritten Stock des brennenden Hauses das Leben einbüßte, während sie, die gleiche Gefahr theilend, mit einer leichten Verwundung davon kam, aber ihre Mutter und alle Habe verlor, erhält 1000 fl.; ihre Magd, die gleichfalls durch einen Sprung sich vom Flammentode rettete und fast erwerbungsunfähig geworden ist, 500 fl. Die hinterlassenen Wittwen dreier beim Zusammenstürzen des Nebenhauses verunglückten Arbeiter, von denen einer sieben Kinder hatte, 900 fl., 600 fl. und 500 fl. Der Büttnermeister Förster, der den Arm verlor, erhält 700 fl.; der Ahlenschmied Hammer (er ist in letzter Woche aus dem Krankenhause entlassen, weil ihm der Arm zur Heilung noch einmal gebrochen werden mußte) 600 fl.; die Wittwe des Zeugschmieds Keller 500 fl. Die Letzteren wurden, an der Spritze stehend, durch den Einsturz eines Giebels tödtlich verletzt, zwei Andere dort erschlagen. An der Unglücksstätte erhebt sich jetzt ein modernes hohes Gebäude, aber das Gedächtniß an das schreckliche Unglück wird sich in Jahren noch nicht verwischen.

Heidelberg, 21. October.

Unser Regent wird nächsten Dienstag auf seiner Reise, welche er in die Amtsbezirke des Unterrheinkreises und in einzelne des Mittelrheinkreises macht, auch hierher kommen, in seinem jetzt neu und schön her- und eingerichteten Palais absteigen und den darauf folgenden Mittwoch und Donnerstag hier weilen. Schon werden zu dem Empfange des Fürsten Vorkehrungen getroffen. Häuser, Straßen und öffentliche Plätze der Stadt werden mit Fahnen, Blumengewinden rc. geziert, und in der Harmonie findet ein großer Festball statt, sowie denn auch das Museum einen solennen Ball gibt. Von hier aus wird der Regent seine Reise über Schönau und durch den vorderen Odenwald fortsetzen, die an der Bergstraße gelegenen Orte besuchen und über Schwetzingen und Philippsburg nach Karlsruhe zurückkehren. — Die diesjährige Herbstmesse ist besonders von Verkäufern, sowie von Beschauern sehr zahlreich besucht; gekauft dagegen wird viel weniger, als die Verkäufer es wünschen, obgleich im Ganzen sehr billig gekauft wird. Die Anwesenheit des Regenten wird eine große Menschenmasse herbeiziehen, und so hoffen denn die Verkäufer auf diese Weise auf einen stärkeren Absatz, als sie ihn bisher hatten. Ein nicht gerade unbedeutender Nachtheil erwächst den hiesigen Kaufleuten und Schneidern durch einige große „Herren-Kleider-Magazine“, welche während der Messe hier eröffnet sind. Durch die wenigstens „als beispiellos wohlfeil angepriesenen“ Kleider aller Art werden Viele bestimmt, in solche Magazine zu gehen, und in der Regel verlassen sie dieselben nicht, ohne sich mit einem oder dem andern Kleidungsstücke versehen zu haben.

Darmstadt, 22. Oct.

Wir sind seit Kurzem um eine Anstalt zur Förderung des geselligen Vergnügens reicher geworden. Das von E. Sautter erkaufte, am Luisenplatz neben der Post gelegene Grahn'sche Haus, ein aus zwei Flügeln bestehendes dreistöckiges Gebäude, hat theilweise dadurch eine neue Bestimmung erhalten, daß die schön hergestellten Räume der unteren Etage einer neuen Kaffeewirthschaft und Restauration geöffnet worden sind. Für Einheimische und Fremde gleich bequem gelegen, ist das elegante Café ein neuer Vereinigungspunkt für gesellige Unterhaltung, welcher um so mehr Dauer verspricht, als die angenehme und befriedigende Art der Wirthschaftsführung durch Herrn Sautter die Besuchenden wohl zur Wiederkehr veranlassen dürfte.

Frankfurt a. M., 20. Oct.

In nächster Zeit veranstaltet die Pianistin Adrienne Peschel aus Paris, unter Mitwirkung hiesiger und fremder Kunstcelebritäten, am hiesigen Orte ein Konzert, auf das wir ein kunstsinniges Publikum im Voraus aufmerksam machen. Die rege Theilnahme und der ungetheilte Beifall, dessen sich genannte Künstlerin in ihrem jüngst zu Wiesbaden veranstalteten Konzerte zu erfreuen hatte, wird gewiß nicht verfehlen, ihr auch in unserem kunstsinnigen Frankfurt ein recht zahlreiches Auditorium zu verschaffen.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 25. Oct. Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg, große romantische Oper in 3 Akten von R. Wagner. Im ersten Akt: „Tanz und Gruppirungen“, arrangirt von Frau Baumann und ausgeführt von derselben und acht Eleven der Balletschule.

Donnerstag, 26. Oct. Der Freiwillige, Lustspiel in 3 Akten von Olfers. Hierauf: Die Zillerthaler, Liederspiel in 1 Akt nebst Musik von J. F. Nesmüller.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 256. Donnerstag, den 26. October 1854.

Der Teich von Précigny.

(Nach dem Französischen des Elie Berthet.)

(Fortsetzung.)

Alfred, im Innersten empört über diese Sprache, antwortete nur durch einen Blick voller Verachtung. — Schweigend schritten sie der Fabrik vollends zu. — Sie traten in den weiten Hof. Ueberall herrschte tiefe Stille; die Maschinen standen und kein lebendiges Wesen war zu sehen. Nach wenigen Augenblicken hatten sie den kleinen netten Pavillon erreicht, wo der Graf die Tochter des Fabrikherrn das erste Mal gesehen hatte. Sein Herz schlug gewaltig; die Füße drohten unter ihm zu brechen. Ohne seine Aufregung zu bemerken, klopfte Smithson leise an die Thüre, welche zu Theresens Zimmer führte und trat gleich darauf mit seinem Begleiter ein.

Therese befand sich eben mit dem Doctor Merville hier, um dessen Verordnungen zu empfangen. Sie erhob sich bei dem Eintritt der beiden Herren und ging ihnen entgegen.

„Ich danke Ihnen, Herr Graf", sagte sie, demselben mit Anmuth die Hand reichend, „daß Sie gekommen sind. Es ist großmüthig, wenn der Sieger der Bitte der Besiegten Gehör schenkt."

„Therese, geliebte Therese!" rief er, ihre Hand an seine glühenden Lippen drückend, „werden Sie mir vergeben?"

„Ich habe Ihnen nichts zu vergeben, Alfred. Alle meine Bemühungen, meines Vaters Willen zu beugen, waren fruchtlos, obgleich er selbst von dieser unheilvollen Krankheit befallen worden ist."

Indem öffnete sich die Thüre des Krankenzimmers und der alte Geistliche von Précigny trat heraus.

„Nun?" fragte Therese.

„Er ist ergeben in die Rathschlüsse der Vorsehung", sagte der Greis ernst. „Er hat Frieden mit dem Himmel geschlossen, und so denke ich soll er ihn auch mit den Menschen machen. Eilen Sie jetzt zu ihm, denn er erwartet Sie und den Herrn Grafen." — Er grüßte und verließ das Zimmer.

Therese ergriff die Hand des Grafen und sagte leise: „Alfred, Sie werden jetzt meinen Vater sehen und vielleicht erkennen, daß er die Verläumdungen nicht verdient hat, mit denen er überhäuft worden ist. — Vielleicht", fügte sie verlegen hinzu, „wird er Ihnen einen eigenthümlichen Vorschlag machen. Ich bitte Sie, was Sie auch darüber denken mögen, ihm in seinen letzten Augenblicken die Täuschung nicht zu rauben, die ihn beglückt. Versprechen Sie mir das!"

„Therese, haben Sie nicht über meinen Willen, über meine Gedanken zu gebieten?"

„So kommen Sie denn jetzt, geliebter Freund", sagte sie, ihn nach dem Krankenzimmer ziehend. Als er eben die Schwelle überschritt, näherte sich ihm Smithson und sagte leise: „Sprechen Sie für mich . . . Ich habe meine ganze Hoffnung auf Sie gesetzt."

XVII.

In dem halbdunkeln Zimmer lag der Fabrikherr auf einem Ruhebett. Seine Züge waren sehr verändert und sein Kopf sank matt auf das Kissen zurück, als er sich erheben wollte.

„Siehst Du, mein Vater, da ist der Graf von Précigny; er hat nicht auf sich warten lassen."

„Ich wußte, daß der Graf zu hochherzig ist, um dem Rufe eines Sterbenden sein Ohr zu verschließen. — Nehmen Sie Platz, Herr Graf; ich habe Ihnen viel zu sagen. — Ja, junger Mann", fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „der Sieg ist also zwischen uns entschieden; obgleich ich als der Stärkere erschien, bin ich doch überwunden. Trauriger Wechsel! Krank und verlassen liege ich jetzt in diesem weiten Gebäude, wo noch vor Kurzem Hunderte von Menschen meiner Stimme folgten! Viele werden mir diese Demüthigung vielleicht gönnen und sie als eine Strafe des Himmels ansehen, und doch, bei Gott, ich war nie hart und unbillig; ich nahm Theil an den Leiden der Unglücklichen und hätte ihnen gerne geholfen, nur fehlte mir der Muth zu einem solchen Opfer, wie Sie es verlangten. Doch, ich habe Sie stets geachtet, ja bewundert; ich habe stets den aufrichtigen Wunsch gehegt, Ihr Freund zu seyn. Jetzt nun, wo kein Grund zu einem Streite mehr besteht, wo ich selbst für meinen Feind ein Gegenstand des Mitleids bin, sollte da wohl eine Versöhnung zwischen uns unmöglich seyn?"

„Herr Laurent", sagte Alfred bewegt, die Hand dem Kranken reichend, „bei Gott, ich hege keinen Haß gegen Sie und habe ihn nie gehegt. Vergessen wir das Vergangene. Glauben Sie mir, ich habe Ihnen nie weh thun wollen, wenn mich auch vielleicht meine Theilnahme für die Unglücklichen zu weit geführt hat."

„Gott sey Dank!" sagte Laurent, sichtlich erleichtert; „jetzt sterbe ich ruhig. Die Aussöhnung mit Ihnen, Herr Graf, erheitert meine letzten Augenblicke und gibt mir den Muth, Ihnen noch den Wunsch zu eröffnen, den ich auf dem Herzen habe."

Die Wanduhr schlug ein Uhr und der Herr Doctor Merville trat ein, um dem Kranken die Arznei zu reichen. Er fühlte den Puls und fand ihn ruhiger als gestern.

„Wäre es möglich", rief Therese; „so ist auch Hoffnung vorhanden!"

„Freuen wir uns nicht zu früh, mein Kind", sagte Herr Laurent ernst. „Ich will mich beeilen, noch das Nöthige zu ordnen, denn meine Augenblicke sind kostbar. — Herr Graf", fuhr er fort, „ich habe nicht mehr Zeit, lange Vorbereitungen zu dem zu machen, was ich sagen will; also ohne Umschweif: ich kenne den Inhalt der letzten Unterredung zwischen Ihnen und meiner Tochter … ich weiß, daß Sie Theresen lieben und daß sie Ihre Liebe erwie-

derl. Sollte daher der Graf von Précigny, jetzt, wo er meine Gesinnung ganz kennt, nicht ein Mittel wissen, um ein Vaterherz über das Schicksal seines geliebten Kindes zu beruhigen?“

„Was wollen Sie sagen?“ rief Alfred, kaum seiner Sinne mächtig . . . „Verstehe ich Sie recht . . . aber ich wage nicht, es zu glauben! . . . Sie wollen mir Ihre Tochter geben?“

„Oder sollte ich mich getäuscht haben? Würde der Graf von Précigny vielleicht doch erröthen, die Tochter des ehmaligen Geschäftsführers seines Vaters zu heirathen?“

„Oh, mein Gott!“ rief Alfred, außer sich; „warum zeigst Du mir mein höchstes Glück, um es mir gleich wieder zu entreißen!“

„Alfred“, sagte Therese sanft, ihren Arm auf seine Schulter legend, „ist die heiligste Verbindung nur für die Dauer dieses Lebens? Werden wir uns nicht noch lieben, auch wenn das Grab uns trennt?“

„Du hast Recht, Therese, unser Bund ist für die Ewigkeit geknüpft . . . Herr Laurent, wie soll ich Ihnen für dieß kostbare Vermächtniß danken!“ sagte er, die Hand des Kranken an seine Lippen führend.

„So wäre denn mein sehnlichster Wunsch erfüllt“, sagte Laurent mit sichtlicher Anstrengung; „meine Tochter heirathet den Sohn meines alten Wohlthäters . . . Ja, Herr Graf, diese Verbindung ist seit dem Tage, wo ich Sie das erste Mal sah, mein schönster Traum gewesen . . . Urtheilen Sie selbst, wie sehr ich leiden mußte, Sie mir als Feind gegenüber zu sehen. Meine Tochter ist mein höchster Schatz: ich gebe sie Ihnen. Machen Sie sie glücklich. Und dann sorgen Sie, wenn es möglich ist, daß das prächtige Etablissement, dem ich alle meine Kräfte gewidmet habe, nicht mit meinem Tode untergeht. Thun Sie es, um mein Andenken zu ehren . . . ich fürchte, daß ich sterbe. — Meine Kinder“, fuhr er mit bewegter Stimme fort, indem er ihre Hände ergriff und sie ineinander legte, „so seyd denn vereinigt für Zeit und Ewigkeit. Ich wünsche, daß Eure Verbindung bald durch Priesters Hand eingesegnet werde. Denket oft an mich, wenn ich nicht mehr Zeuge Eures Glückes seyn kann.“

(Fortsetzung folgt.)

Kunstbericht aus Frankfurt a. M.

(Fortsetzung.)

Seit unserem letzten Berichte haben wir wieder ein tüchtiges Glied der hiesigen Künstlerschaft verloren. Adolf Schrödter, der geniale Schöpfer des Don Quixote, ist nach vieljährigen vergeblichen Versuchen, sich hier eine seinem Talente angemessene Stellung zu gründen, in seine Kunstheimath nach Düsseldorf zurückgekehrt. Wir mögen hier nicht zu erörtern suchen, woran es liegt, daß trotz der großartigen Stiftung Städel's dennoch hier die Kunst nicht recht Wurzel schlagen will; beklagenswerth bleibt es in hohem Grade, daß so manche Hoffnungen der letzten zwanzig Jahre schon gescheitert sind und die Aussichten in dieser Richtung immer trüber und trostloser werden. Adolf Schrödter, einer der genialsten Humoristen, mehr in der Zeichnung und im Aquarell, als in der Oelmalerei excellirend, hat in Randzeichnungen, Arabeskenbildern und ornamentalem Schmuck eine wahrhaft schöpferische Eigenthümlichkeit entfaltet und dieser Gattung des Genre eine ganz neue Richtung gegeben. Neben Becker und Dielmann stehend, beschloß er mit diesen den Kreis des Genre. Von seinen vielen unübertrefflichen Zeichnungen und Aquarellen haben wir schon öfter gesprochen und besonders den Wunsch ausgedrückt, die hauptsächlichsten derselben im Farbendruck vervielfältigt zu sehen. Seine Wirksamkeit in hiesiger Stadt war aber auch noch in einer andern Richtung weit greifend, indem er im Verein mit seiner talentvollen liebenswürdigen Frau die alte Miniaturenmalerei wieder ins Leben rief und in genialer Weise besonders mit Anwendung der Pflanzenwelt erneuerte. Sein Streben, das er in einem eignen geistreichen Schriftchen entwickelte, fand viel Theilnahme in der Damenwelt und verschaffte sich Geltung neben der immer noch mit Recht beliebten Blumenmalerei. Um so mehr ist zu bedauern, daß der Kreis, der sich um ihn bildete, nun verwaist ist. Seine vielen Freunde und gar manche Familienkreise verlieren in ihm und seiner Frau die heitersten, für die edleren Freuden der Geselligkeit unschätzbarsten Glieder. Sie sind äußerlich klanglos geschieden; kein öffentliches Abschiedsfest bezeichnete den Weggang des Künstlerpaares; aber Viele blicken ihnen mit Theilnahme nach und wünschen ihnen von Herzen Glück in ihrem neuen Wirkungskreise.

Wir können diesen Bericht nicht schließen, ohne eines Bildes zu erwähnen, das in dem Kreise, für den es bestimmt wurde, großen Jubel erregt hat. Moritz Oppenheim hat der Gesellschaft im Plauderstübchen des alten Bürgervereins „den alten Bürgerkapitän“ zum Geschenk gemacht. Es ist in dem Gemälde der Moment aus unserer klassischen Lokalposse gewählt, wo der alte Capitän in voller Uniform zum Brande eilt (daß er nicht die Feuerstiefel an hat, sondern in Parade erscheint, wird wohl Niemand dem Künstler zum Vorwurf machen wollen); links fährt die Spritze rasselnd ab, das „Millerche“ schreit aus vollem Halse Feuer; rechts wird ein Trommler sichtbar; die ganze Scene liegt im Halbdunkel, nur die Gestalt des Kapitäns, der sich ganz en face präsentirt, ist beleuchtet und bietet uns unsern vortrefflichen Hassel, wie er leibt und lebt. Es ist ein äußerst charakteristisches, meisterhaft gemaltes Bild, das einer Galerie zur Zierde dienen könnte. Ein heiteres Festmahl zu Ehren des splendiden Künstlers vereinigte den Kreis, dem hauptsächlich die Gabe galt, und hier erfreute besonders ein längerer Toast Hassels, in welchem er die Verdienste des unvergeßlichen Schöpfers des Bürgerkapitäns in herzlichster Weise hervorhob.

Ehe wir zu dem musikalischen Theile unseres Berichtes übergehen, wollen wir noch erwähnen, daß, wie wir hören, unserm Kunstverein eine Umgestaltung bevorsteht, die ihm eine befriedigendere, nachhaltigere Wirksamkeit verspricht. Bereits soll schon ein Kapital von 25 000 Gulden zu diesem Zwecke zusammengebracht seyn und eine perpetuelle Kunstausstellung begründet werden, für deren Besuch ein Eintrittsgeld erhoben wird, das aber die Besucher, wie in der dießjährigen Kunstausstellung in München, an dem Gewinn der angekauften Bilder betheiligt. Das Nähere wird wohl bald veröffentlicht werden; wir wünschen, daß die Einrichtung der Art seyn möge, daß dadurch dem allerdings kranken Institute aufgeholfen werden könnte.

Die musikalischen Bestrebungen in unserer Stadt, soweit sie, vom Theater abgesehen, in unsern Kreis fallen, haben im Laufe des Sommers eine neue Richtung gewonnen durch die Gründung eines protestantischen Kirchengesangvereins. Derselbe besteht zum Theile aus Mitgliedern des Cäcilienvereins und zählt bereits weit über 100 Mitglieder. Er hat sich zur Aufgabe gemacht, die protestantischen Gottesverehrungen an den Hauptfesten durch entsprechenden Gesang zu erheben. Hr. Bischoff, der als Musiklehrer und Komponist wohlbekannte zweite Zögling der Mozartstiftung, ist Leiter des Vereins; der Verein hat auch außer der Festzeit zum Beginne seiner Wirksamkeit öftere Veranlassung genommen zu Productionen und auch am Kirchentage mehrfach sich thätig erwiesen. Wir müssen sein Streben als ein erfreuliches Zeichen der Zeit begrüßen und glauben nicht die Befürchtung theilen zu sollen, es werde der Eifer nicht anhalten. Jedoch können wir uns den Wunsch nicht versagen, der Verein möge darnach trachten, unsern protestantischen Choralgesang, wie er sich historisch entwickelt hat, in seiner ganzen Schönheit wieder hervortreten zu lassen, nicht indem man zu seinem Ur-

sprunge wieder zurückkehrt, sondern indem man seine höchste Ausbildung unter J. S. Bach ins Auge faßt und die Gemeinde durch den Vortrag seiner wunderbar schönen vierstimmigen Choräle an einen belebteren Kirchengesang gewöhnt. Die sogenannten rythmisirten Choräle, deren Einführung man von gewissen Seiten mit blindem Eifer betreibt, scheinen uns, soweit wir sie kennen gelernt haben, kein Gewinn, der den Verlust unserer durch Bach ausgebildeten vierstimmigen und selbst auch nur der einstimmigen Choräle entfernt aufwöge.

(Schluß folgt.)

Menschikoff, Orloff und Nesselrode.

Der bekannte russische Flüchtling Iwan Golowine hat ein englisches Buch herausgegeben: „Die Nationen von Rußland und der Türkei und ihre Bestimmung", in dem besonders die Charakterskizzen von Menschikoff, Orloff und Nesselrode von allgemeinem Interesse seyn dürften. „Der gegenwärtige Marineminister", sagt er von dem zuerst genannten der drei russischen Staatsmänner, „ist der Fallstaff des Kaisers Nikolaus und bekannt wegen seiner Wortspiele. „Was denken Sie von meinem Ministerium?" fragte der Czar ihn einst. „Wie könnte es glücklich seyn?" antwortete Menschikoff, „mit einem langen Arm (der Name des Kriegsministers Dolgorucky bedeutet Langarm) und einem Andern, der nur einen Arm hat?" (Bibikoff, der Minister des Innern, hat einen Arm verloren.) „Adlerberg (der Minister des Hauses) ist nicht übel, aber seine Miene (Mina ist der Name seiner Geliebten) gefällt mir nicht." Eine französische Kunstreiterin gewann sich durch ihre Geschicklichkeit die Bewunderung von ganz Petersburg. In den Palast des Großfürsten Michael gerufen, gelang es ihr, ein störriges Pferd, das Niemand zuvor hatte reiten können, zu bändigen. „Dummheit!" rief Menschikoff aus, „das kann ich auch!" schwang sich, seines Alters vergessend, auf das Pferd, wurde abgeworfen und brach beide Füße, was ihn lange an das Krankenlager fesselte. Die Eroberung von Anapa begründete seinen militärischen Ruf. Bei Varna rollte ihm eine matte Kononenkugel über den Fuß, während er beschäftigt war, eine Prise Schnupftabak zu nehmen." Vom Grafen Orloff erzählt Golowine: er sey einer der größten und stärksten Männer in Rußland und wegen dieses Umstandes der Liebling des Kaisers. Im Jahr 1831 wurde er nach Staraia Russia gesendet, um einen Aufstand in den Militärkolonien zu dämpfen. Bei dieser Gelegenheit tödtete er einen jungen Soldaten, der aus dem Glied hervortrat, um ihm die Gründe der Unzufriedenheit aus einander zu setzen, mit einem Faustschlag. Dieser Beweis persönlicher Kraft machte einen so gewaltigen Eindruck auf jenes primitive Volk, daß der Aufstand von Stund' an ein Ende hatte und 12,000 Soldaten nach Sibirien wandern mußten. Karl Albert Graf v. Nesselrode wurde im Jahre 1770 am Bord eines englischen Schiffes geboren, das gerade im Begriff stand, in den Hafen von Lissabon einzulaufen. Seine Eltern waren Deutsche in russischen Diensten, und da gerade kein protestantischer Geistlicher sich auf dem Schiff befand, wurde er nach dem Ritus der anglikanischen Kirche getauft. England kann deßhalb die Ehre beanspruchen, ihn unter seine Bürger zählen zu dürfen. Papst Gregor XVI., einen Besuch des Grafen in Rom erwartend, sagte: „Ich muß ein Auge auf Herrn v. Nesselrode haben; er vereinigt vier oder fünf Nationalitäten in sich." Die Verwandten des russischen Staatsministers sind westphälische Grafen und Grafen des deutschen Reichs. Dieß ist der Grund, weßhalb er selbst immer beharrlich die Annahme russischer Titel verweigert hat. Er war ursprünglich für den Seedienst bestimmt, aber auf eine Bemerkung des Kaisers Paul, daß er das Zeug zu einem Diplomaten in sich habe, widmete er sich der diplomatischen Karriere.

Mannichfaltigkeiten.

(München, 23. Oct.) Gestern wurde nun auch die allgemeine deutsche Kunstausstellung geschlossen, sie war auch noch in den jüngsten Tagen zahlreich besucht. Auch der Glückshafen, der während der Dauer der Ausstellung zum Besten der Armen aufgestellt war, endete gestern sein Spiel, das für den edlen Zweck eine nicht unbeträchtliche Summe, gegen 15,000 fl., ertragen hat.

(Vom Bodensee, 21. Oct.) Das Wetter ist vollständig herbstlich, ja winterlich geworden; der Schnee reicht bereits tief in die Ebenen herunter und die Gebirgspässe scheinen ganz verschneit, da wir die italienischen Posten bedeutend im Rückstand finden. In so winterlichen Umgebungen erblickt man einzelne seltene Vegetationsspiele mit desto freudigerer Ueberraschung; in der nächsten Umgebung Lindaus z. B. prangt ein Aepfelbaum mit vielen hundert rosenrothen Blüthen und unzähligen reifen großen Aepfeln.

In einer nordamerikanischen Zeitung machen die Herren H. Niemann und W. Benque den Vorschlag, dem Präsidenten Nees von Esenbeck statt der unsicheren und dürftigen Unterstützungen in Nordamerika eine Stellung zu verschaffen, in welcher er die Schätze seines Wissens verwerthen und sich seinen eigenen Unterhalt erwerben könnte, indem er seine brachliegenden Kräfte zum Nutzen seiner Mitmenschen verwendete. „Um nun unsererseits (fahren die Herren in ihrem aus Glenn Park datirten Schreiben fort) einer solchen Maßregel etwas näher zu treten, bemerken wir, daß wir, die Unterzeichneten, namhaft in der Anlage des hiesigen botanischen Gartens interessirt, die Zuziehung einer gelehrten Notabilität für dieses Institut höchst wünschenswerth halten und gern bereit sind, alles Mögliche aufzubieten, um dem Manne hier am Platze ein Domizil zu bereiten und ihm das Direktorium des streng wissenschaftlichen Theiles des botanischen Gartens zu übertragen. Diese Placirung selbst würde ihm ohne Weiteres Material für eine volle Thätigkeit in die Hände legen, leicht würde er von dem Augenblicke an durch sich allein dahin gelangen, keiner weiteren Unterstützung mehr zu bedürfen."

Der gewandte englische Uebersetzer deutscher Werke Franz Demmler hat eine den „Namenlosen Geschichten" Hackländers entnommene Erzählung unter dem Titel: „Die Gräfin von St. Alban, oder verloren und gefunden," herausgegeben. In der Vorrede sagt er: „Hackländers Name ist von englischen Literaturblättern bereits vielfach genannt worden. In seinem Vaterlande wird er der deutsche Boz genannt. Derselbe fröhliche und gesunde Ton, der zu allen Zeiten die Leser der Dickens'schen Werke entzückt hat, zeichnet auch die Werke des deutschen Novellisten aus, welche von lebhaften und humoristischen Darstellungen des höheren wie niederen Gesellschaftslebens voll sind und den Leser durch ihre dramatische Gewalt, wie durch ihre romantische Form zu fesseln wissen." Wahrscheinlich werden dieser ersten englischen Uebersetzung einer Hackländer'schen Erzählung bald sehr viele andere folgen.

Ein Herr Adolph Kasthofer schreibt im „Bund" die Kartoffelkrankheit den Eisenbahnen und Telegraphendräthen zu, weil diese als übermäßige Leiter der Elektrizität die Luft ihres beleben-

des Aludums berauben. Um zu helfen, solle man einen Wechsel von Holz- und Eisenschienen anbringen, sowie die Drähte von Zeit zu Zeit durch den Boden ziehen.

Eine Anzahl der in Berlin erscheinenden belletristischen und literarischen Blätter wird, um der Cautionspflicht und der Besteuerung zu entgehen, welche den Zeitschriften dieser Kategorie in Folge einer strengeren Auffassung des Preßgesetzes in Preußen bevorsteht, nach Leipzig übersiedeln. Unter anderen würde Preußen eines der ältesten und interessantesten Journale: das „Magazin für die Literatur des Auslandes“, auf diese Weise verlieren.

Korrespondenz.

Worms, im October.

Sowohl bei protestantischen als bei katholischen Bewohnern unserer Stadt hat es schon viel Anstoß und Aergerniß erregt, daß in hiesigen Schulen beim katholischen Religionsunterrichte ein Leitfaden („Kurzer Abriß der Religionsgeschichte vom Anbeginn der Welt bis auf unsere Zeit. Aus dem „katholischen Katechismus oder Lehrbegriff“ besonders abgedruckt. Mit mehreren bischöflichen Approbationen. Regensburg, bei Friedrich Pustet, 1850“) eingeführt worden ist, welcher in einem Abschnitte „von der Glaubensspaltung im 16. Jahrhundert“ wörtlich Folgendes über Luthers Lehre, Person und Reformationswerk enthält: „Der leichtsinnigen Volksklasse gefiel die bequeme, einem ungezügelten Leben zusagende Lehre und geldgierigen Fürsten kam die Aufhebung der Stifte und Klöster sehr gelegen. Zudem scheute Luther nicht leicht ein Mittel, um seine Partei zu vergrößern, wie er denn auch dem Landgrafen von Hessen erlaubte, zu seiner noch lebenden Frau eine zweite zu nehmen“, worauf auch noch besondere Fragen über alle diese Punkte beigefügt sind, z. B.: „Was gestattete Luther den Mönchen und Nonnen? War sein Wandel auch erbaulich?“ u. s. w. Nach dieser ganzen Darstellungsweise war Luther ein Mann, der nur den gröbsten Irrthümern, dem Hochmuthe, der Geldgier, Fleischeslust und Empörung diente! „Luther hatte“, wie es dort weiter heißt, „die Freiheit gepredigt, über Kaiser, Reichsfürsten und Bischöfe geschmäht. Es säumten die Bauern nicht, sich von ihren Herren frei zu machen.“ Allerdings hat Luther die Freiheit gepredigt, aber die christliche Freiheit, d. h. die Freiheit des evangelischen Glaubens und Gottesdienstes. Vom Geiste Christi beseelt, war es gerade Luther, der mit den schärfsten Waffen des strafenden Wortes jenen Bauernaufstand bekämpft, und der evangelische Landgraf Philipp der Großmüthige, welcher denselben mit scharfem Schwerte niedergeschlagen hat! Wiederum war es Luther, der gegen das Unwesen der wiedertäuferischen Schwärmer zu Felde zog, und derselbe Landgraf, der sie überwinden half, wofür ihm selbst der Papst in einem besonderen Schreiben die rühmendste Anerkennung spendete. Hiervon aber und darüber, daß Philipp von den Einkünften der aufgehobenen Klöster die Universität Marburg und Spitäler gestiftet, berichtet jenes Büchlein nicht das Mindeste; es spricht hierbei nur von „geldgierigen Fürsten“ und lenkt insbesondere auf eheliche Verhältnisse des Genannten den Blick der Kinder, wie auf die klösterlichen Keuschheitsgelübde und deren Aufhebung! Auf solche Weise charakterisirt es den großen Reformator, den Träger einer aus dem tiefsten religiösen Bedürfnisse hervorgegangenen weltgeschichtlichen Bewegung und ihren heldenmüthigen, aufopfernden fürstlichen Vorkämpfer, der schon beim Reichstage zu Worms Luthern die Hand drückte mit den Worten: „Habt Ihr Recht, Herr Doctor, so helfe Euch Gott!“ Der Landgraf ließ ihm ein sicheres Geleite durch ganz Hessenland angedeihen. Wenn auf diese Weise im Schulunterrichte der ruhmreiche Stammvater unseres allverehrten Fürstenhauses dargestellt wird, wie kann da gegen dasselbe die gebührende Hochachtung, Liebe und Anhänglichkeit in der hessischen Jugend erweckt und genährt werden, was doch eine wesentliche Aufgabe der Schule ist. Und in unserer Stadt werden katholische Kinder, welche gemeinschaftlich mit einer bedeutenden Mehrheit evangelischer Schüler dieselben Anstalten besuchen, von geistlicher Seite her mit jenem Leitfaden versehen, wie es in einem Privatinstitute für Mädchen und auch schon in städtischen Schulen geschah, was bei der Stellung des betreffenden Pfarrers als großherzoglicher Decan und Mitglied der Bezirksschulcommission um so auffallender und bedenklicher ist. Selbst in ganz katholischen Schulen unseres Landes erscheint offenbar jene Schrift ganz unstatthaft, welche auch schwerlich die landesbischöfliche Approbation besitzt und deren Gebrauch, wenn er im Lande sich weiter verbreiten sollte, gerechte Entrüstung unter der überwiegenden protestantischen Bevölkerung desselben und arge Zerwürfnisse unter den Angehörigen beider Confessionen hervorrufen würde; wie es denn auch eben so wenig geduldet werden könnte, wenn in protestantischen Schulen des Landes Bücher eingeführt wären, welche ähnliche Schmähungen gegen die katholische Kirche enthielten.

Frankfurt, 22. October.

Der begonnene Abbruch des alten Herkules-Brunnens auf dem Roßmarkte, dessen Figuren mit defecten Nasen uns schon längst ein Gräuel waren, hat eine freudige Sensation unter der Bürgerschaft hervorgebracht. „Gott sey Dank“, ruft der Vorübergehende dem Begegnenden zu, „endlich gehts los!“ Da liegen schon die Steine zum Fundamente. Es hat lange genug damit gewähret und seit den vierzehn Jahren, daß an dieser Stelle das Modell zu dem Buchdrucker-Monumente gestanden, hat mancher ehrliche Mitbürger in Gras gebissen, der sein Schärflein in gutem Glauben dazu beigetragen, er werde die Aufrichtung des fertigen Monuments noch erleben. Die Hoffnung war eben keine übertriebene, denn vierzehn Jahre ist ein gutes Stück Menschenalter und wer davon schon eine Portion hinter sich hatte, für den war es jedenfalls eben keine rücksichtsvolle Zumuthung, sich eine solche Geduldsprobe gefallen zu lassen. Aber Hoffnung belebt! das hat wenigstens das Comitee bewiesen, das unverdrossen noch heute unversehrt beisammen sitzt, ungeachtet Manchem darunter die Locken etwas grauer geworden. Eine Mittheilung aus guter Quelle, in welches Stadium die Vollendung des Monuments getreten, wird jedenfalls willkommen seyn. Der Unterbau also hat begonnen und das Fundament wird sofort gelegt werden. Die grünen Steine zum Postament, die aus dem bekannten Stuttgarter Bruch bezogen werden sollen, sind bestellt und treffen bis nächstes Frühjahr hier ein. Der ganze Unterbau soll im Juli nächsten Jahres fertig dastehen. Die drei Hauptfiguren sind fertig und da Hr. von der Launitz die feste(?) Zusicherung gegeben, daß die von ihm noch zu vollendenden übrigen Figuren mit der Förderung des Unterbaues Schritt halten werden, und von Hrn. Fries, der mit dem Guß derselben beauftragt ist, zu erwarten steht, daß er damit nicht zurückbleiben wird, wenn ihm die Modelle rechtzeitig geliefert werden, so ist alle Aussicht vorhanden, daß gegen Ablauf des nächsten, dann fünfzehnten, Jahres uns ein Fest der Einweihung bevorsteht, das hoffentlich nicht minder glänzend wie sein Vorgänger seyn wird, wenn nämlich der Friedensgott sein Schild schirmend über unser deutsches Vaterland hält. Trommelts aber, dann o weh! (Int.-Bl.)

Von Seiten der Prüfungs- und Ausstellungs-Commission für die Münchner Ausstellung werden in unserem Amtsblatte folgende hiesige Aussteller, welche Auszeichnungen erhielten, genannt: Die Ehrenmünze erhielten die Herren: Fr. Rößler; Wilh. Eckert u. Comp.; Rupp und Bechstein; Fr. Hausmann; J. J. Garno; Weber und Schultheiß; C. G. Zimmermann; J. Ch. Bauer; Ködig und Kruthoffer; C. Adelmann; Dreßler, Schriftgießerei; H. Keller. — Die belobende Erwähnung die Herren: Ed. Meggenhofen; C. A. André; J. W. Albert; M. Martini; Gebr. Strauß; Louis Rössell; C. W. Roth; J. C. Barthel; M. Doctor Sohn; S. Rumpf; F. X. Schmitz; Franz Brozler; A. Boch und Comp.; H. N. Rosenthal; Mai und Wirsing; Carl Knatz; T. Wackendorf. — Gestern ist Hr. Senator Beerens nach Wien abgereist, um sich an der dortigen Münzkonferenz als Bevollmächtigter von Frankfurt zu betheiligen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 26. Oct. Der Freiwillige, Lustspiel in 3 Akten von Olfers. Hierauf: Die Zillerthaler, Liederspiel in 1 Akt nebst Musik von J. F. Nesmüller.

Freitag, 27. Oct. Martha, oder: Der Markt zu Richmond, große Oper in 4 Acten von Flotow. (Antrittsrolle) Nancy: Fräul. Schmidt.

Druck und Verlag von Helfer und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 257. Freitag, den 27. October 1854.

Der Teich von Précigny.

(Nach dem Französischen des Elie Berthet.)

(Fortsetzung.)

Während Alfred und Therese noch in tiefster Rührung vor dem Bette des Vaters knieten, um dessen Segen zu empfangen, und Merville die Gruppe erschüttert betrachtete, öffnete sich die Thüre und Smithson stürzte gleich einem Rasenden herein.

„Und ich, Herr Laurent, was wird aus mir?" rief er mit donnernder Stimme.

Der Graf und Therese erhoben sich zitternd.

„Ich lasse nicht mit mir spielen!" schrie der Engländer wüthend; „der Herr des Hauses ist mir Rechenschaft über eine solche Ungerechtigkeit schuldig, und wäre es auch auf dem Sterbebette!" — Vergebens suchten Merville und der Graf ihn zurückzuhalten; er stürzte auf das Bett zu.

„Wer ist da?" fragte Laurent leise, der, von dem langen Sprechen erschöpft, matt zurückgesunken war.

„Ihr Rathgeber! Ihr alter Freund Smithson!" rief der Engländer.

„Smithson!" wiederholte der Fabrikherr, wie aus einem Traume erwachend, „Sie glaubten gewiß, ich hätte Sie vergessen, doch dem ist nicht also. Hat mich gleich die letzte Zeit zu der Ueberzeugung gebracht, daß Sie der uneigennützige Freund nicht sind, für den ich Sie hielt . . ."

„Herr Laurent, mein Wohlthäter", erwiederte der Engländer in demüthigem Tone, „Sie werden doch nicht vergessen haben, mit welchem Eifer ich Ihre Interessen mehrere Jahre hindurch vertreten habe? . . ."

„Ich weiß vollkommen zu schätzen, was Sie meinem Geschäfte als Werkführer geleistet haben, und ich bin bereit, Ihnen die Belohnung, die ich Ihnen dafür zugedacht habe, sogleich einzuhändigen, wenn es Ihnen zu lange dauert, noch einige Stunden warten zu sollen." — Auf einen Wink holte Therese eine Brieftasche aus einem Secretär und übergab dieselbe ihrem Vater.

„Meine Belohnung!" rief Smithson heftig. „Ich verlange nur die eine, die mir versprochen ist: die Hand Ihrer Tochter und . . ."

„Und die Fabrik! . . . Sie haben Ihr Ziel zu hoch gestellt, Herr Smithson", sagte Laurent, ihm die Brieftasche reichend. „Sie finden hierin Anweisungen auf eine bedeutende Summe. Es wird Ihnen mittelst derselben nicht schwer fallen, ein eigenes Geschäft zu gründen und da Sie Erfahrung besitzen, so wird Ihnen der Erfolg nicht fehlen."

„Ich wende mich an Sie, Fräulein Therese", rief Smithson, außer sich; „Sie haben mir Ihre Hand versprochen, Sie werden Wort halten!"

„Die festgesetzte Zeit ist noch nicht abgelaufen", erwiederte Therese bebend; „übrigens . . ."

„Ich entbinde meine Tochter ihres übereilten Versprechens, das ohne meine Zustimmung gar keine Gültigkeit hatte. Seit jenem Tage, wo ich Zeuge war, daß Sie sich ungestraft beschimpfen ließen, nur um Ihren Zweck zu erreichen, habe ich Sie verachtet. Ich beschloß sogleich, meine Einwilligung zu dieser Verbindung nicht zu geben, und heute habe ich meine Tochter mit dem Grafen von Précigny verlobt."

„Wird Therese nicht mein, so habe ich wenigstens die Genugthuung, daß sie auch keines Anderen Weib wird", rief er mit teuflischer Freude; „denn sie muß ihrem Uebel bald unterliegen. Wenn man es Ihnen auch verborgen hat, so ist es doch so; ich weiß es von dem Doctor Merville. Sie leidet an dem tödtlichen Fieber, dessen Entstehen ihr Werk ist und dessen Opfer Sie jetzt selbst werden."

Nur mit Mühe gelang es Merville und dem Grafen vereint, den Rasenden zu entfernen; doch der fürchterliche Eindruck, den seine letzten Worte auf den Kranken gemacht hatten, war nicht mehr zurückzunehmen.

„Verblendeter, der ich war!" rief er voller Verzweiflung. „Meine Tochter stirbt unter meinen Augen und ich bemerke es nicht. Ihr Unglücklichen, die Ihr Euer Liebstes durch diese Krankheit verloren habt, Ihr seyd jetzt gerächt: ich muß meine Tochter sterben sehen, und zwar durch meine Schuld! Alles hätte ich ertragen, doch dieser Schlag ist zu hart."

Nach den letzten Worten schloß er die Augen und gab kein Lebenszeichen. Therese eilte an sein Bett und umschlang ihn. Er bewegte die Lippen, als wolle er sprechen, öffnete noch einmal die Augen, that einen tiefen Athemzug und — die Seele war dem Körper entflohen.

XVIII.

In höchster Aufregung verließ der Graf nach dieser erschütternden Scene die Fabrik, um sich in seine Wohnung zu begeben. Die widerstrebendsten Gefühle wechselten in seiner Brust. Füllte einen Augenblick das Entzücken seine Seele, mit der Geliebten bald auf das engste verbunden zu seyn, so verdrängte die Wehmuth über die Trennung, die dieser Vereinigung unmittelbar folgen mußte, jede Regung der Freude.

So ganz in sich selbst versunken, hatte er gar nicht bemerkt, daß an einer einsam stehenden Weide ein Pferd angebunden war. Doch während er an demselben vorüber ging, trat Smithson von der anderen Seite aus dem Gebüsch, in jeder Hand eine Pistole haltend.

„Herr Graf", sagte er kaum hörbar, „ich hätte Sie eben tödten können; Ihr Leben stand in meiner Hand. Doch, als Ehrenmann einer solchen Handlung unfähig, biete ich Ihnen lieber ein Duell in aller Form an. Nehmen Sie meine Aufforderung an?"

„Von Herzen gern, mein Herr", erwiederte Alfred, hastig die eine Pistole ergreifend, die Smithson ihm mit zitternder Hand entgegenhielt. — „Bestimmen Sie nur das Nähere, ich gebe schon im Voraus meine Zustimmung."

„Ich bin in dergleichen Geschäften ganz fremd", stotterte Smithson, dessen Fassung von Augenblick zu Augenblick nachließ. „Bestimmen Sie also."

„Gut. So bleiben Sie an diesem Gebüsch; ich werde meinen Stand neben jenem Steine nehmen. Sie haben den ersten Schuß; wenn ich drei gezählt habe, drücken Sie los."

Die Ruhe des Grafen wirkte entmuthigend auf den Engländer. „Nur gemach, Herr Graf", sagte er; „es ist mir eben eingefallen, daß wir doch eigentlich Zeugen haben müssen."

„Zeugen! Sie werden vielleicht mehr haben als Ihnen lieb ist, wenn Sie noch länger zögern."

Wirklich sah man in der Entfernung eine ansehnliche Menge Leute kommen. — Ein Bauer hatte nämlich von der Erhöhung des Wegs aus den Grafen aus der Fabrik treten sehen. Als er ihn auf einer einsamen Stelle plötzlich durch Smithson, seinen Todfeind, angehalten sah, hatte er einen Theil der Wahrheit errathen und sich beeilt, Leute, die eben in der Nähe arbeiteten, herbeizurufen, um ihrem Wohlthäter, denn als solcher wurde der Graf in der ganzen Gegend betrachtet, zu Hülfe zu eilen. Auch Rigobert, der, beunruhigt durch das lange Ausbleiben Alfreds, ihm ein Stück Wegs entgegengegangen war, befand sich unter ihnen.

„Jetzt ist das Duell nicht mehr möglich", rief Smithson, im Innern erleichtert. „Sie werden einsehen, Herr Graf, daß es nicht meine Schuld ist." Bei diesen Worten streckte er sein Gewehr und wollte den Platz verlassen.

„Rühren Sie sich nicht, mein Herr", rief der Graf. „Unser Duell wird vorüber seyn, ehe die Leute nahe kommen."

„Aber, sollten wir nicht warten . . ."

„Schieße Elender!" rief der Graf auf Smithson zielend, „oder ich drücke allein los."

Der Engländer verlor jetzt die letzte Spur seiner Fassung. Er hob die Pistole in die Höhe und drückte los, ohne zu zielen, fast ohne zu wissen, was er that. — Ein böser Geist hatte seine Hand geführt: der Graf sank um und ein Blutstrom drang aus seiner Brust hervor.

„Gott sey Dank!" sagte er leise. „Therese, unsere Trennung wird nur kurz seyn."

Smithson stand unbeweglich da und starrte vor sich hin. Erst als Alfred mit matter Stimme zu ihm sagte: „Fliehen Sie, mein Herr, Sie sind sonst in Gefahr . . ." erwachte er aus seiner Betäubung. Er warf die Pistole weg und wollte auf sein Pferd steigen; doch in demselben Augenblicke eilten die Leute aus Précigny herbei und bemächtigten sich seiner.

„Laßt ihn los!" rief Alfred so laut als seine Kräfte es zuließen, „es war kein Mordanfall, sondern ein Duell." — Man gehorchte seinem Befehle. Smithson, sobald er frei war, schwang sich aufs Pferd und jagte davon.

Alle drängten sich jetzt voll Schrecken und Verzweiflung um den Verwundeten, der seinen Freunden ohnmächtig in den Armen lag.

(Fortsetzung folgt.)

Das schreckliche Ende Sir John Franklin's und seiner Expedition nach dem Polarkreise.

EC London, 23. Oct.

Wir haben heute traurige und, wie es scheint, entscheidende Mittheilungen über das Schicksal Sir John Franklins. Dr. Rae, ein ehrenvoll gekannter Polar-Reisender, ist gestern von seiner Expedition in England angekommen und hat der Admiralität sofort den folgenden Bericht abgestattet:

„Repulse Bay, 29. Juli 1854: Ich habe die Ehre, zu melden, daß ich in diesem Frühjahre, während meiner Reise über Eis- und Schneefelder, mit Eskimo's in Jelly-Bay zusammentraf und von einem derselben erfuhr, daß eine Gesellschaft „weißer Männer" (Kablunans) etwas weiter gegen Westen, in der Nähe eines Flusses, der viele Fälle und Stromschwellen aufzuweisen hat, aus Mangel an Nahrungsmitteln zu Grunde gegangen sey. Später erhielt ich weitere Auskunft und brachte mehrere Gegenstände durch Kauf in meinen Besitz, welche über das Schicksal Franklins oder doch eines Theils seiner ihn überlebenden Gefährten außer allem Zweifel stellt — ein Schicksal, so schrecklich, wie es sich die Phantasie nur ausmalen kann.

„Das Wesentliche Dessen, was ich aus verschiedenen Quellen und zu verschiedenen Zeiten erfahren konnte, besteht in Folgendem:

„Im Frühjahre 1850 sah man ungefähr 80 „weiße Männer" über das Eis gegen Süden wandern. Mehrere Eskimo's, die mit ihnen waren, schleppten ein Boot nach. Sie tödteten Seehunde nahe am nördlichen Ufer von Kap Williams Land. Keiner der Reisenden konnte die Sprache der Eskimo's verständlich reden; aber sie gaben durch Zeichen zu verstehen, ihr Schiff oder ihre Schiffe seyen im Eis erdrückt worden und sie seyen jetzt auf der Wanderung nach einer Gegend begriffen, wo sie Wild zu schießen hoffen könnten. Die Jagdgesellschaft, mit Ausnahme eines einzigen Offiziers, sah sehr mager aus, als wenn sie Mangel an Lebensmitteln litten; auch kauften sie den Eskimo's nur Robbe ab. Einige Zeit später, aber noch im selbigen Frühjahr, vor dem Aufthauen des Eises, wurden die Leichname von ungefähr 30 Personen auf dem Festlande, von 5 anderen auf einer benachbarten Insel entdeckt, eine Tagreise weit nordwestlich von einem großen Strom, der nach der Beschreibung kein anderer seyn kann, als der von Sir George Back erwähnte Great Fish River (von den Eskimo's Dot-ko-hi-ca-lik genannt). Einige Leichname (wahrscheinlich die ersten dem Mangel an Lebensmitteln zum Opfer Gefallenen) waren begraben worden; andere fand man in Zelten, noch andere unter einem Boot, das als Schutzdach umgedreht worden war, oder in der Nähe zerstreut. Von den auf der Insel Gefundenen hielten die Eingeborenen Einen für einen Offizier, da er ein Fernrohr um seine Schultern hängen und eine Doppelflinte neben sich liegen hatte.

„Dem verstümmelten Zustande einiger Leichname und dem in den Kochkesseln vorgefundenen Inhalte nach zu schließen, waren unsere unglücklichen Landsleute bis zum Aeußersten — zum Kanibalismus — getrieben, um ihr Leben zu fristen!

„An Schießbedarf scheinen sie Ueberfluß gehabt zu haben, denn die Eingeborenen hatten Schießpulver in Fäßchen oder Kistchen gefunden und auf den Boden ausgeleert; auch Kugeln und Schrot fanden sie am Strande, wo er zur Zeit niedrigen Wasserstandes trocken liegt. Außerdem müssen eine Menge Uhren, Teleskope, Kompasse und Flinten (darunter doppelläufige) an dieser Stelle gefunden und zerbrochen worden seyn, denn ich sah verschiedene Bruchstücke dieser Artikel nebst mehreren Silberlöffeln und Gabeln in den Händen der Eingebornen und kaufte davon, was ich nur an mich bringen konnte. (Er schickt eine genaue Liste ein.)

„Von den Eskimos, denen ich begegnete, hatte keiner die „weißen Leute" lebend oder todt gesehen; sie wußten die Geschichte von Anderen, die auf dem Platze gewesen waren, wo die Leichen lagen, oder den Wanderern früher begegnet waren. . . Ich will nur noch bemerken, daß wir mit Hülfe unserer Schießgewehre und Netze im letzten Herbste Lebensmittel in Ueberfluß hatten, daß wir den Winter über in Schneehütten nach Umständen com-

fortable lebten, und daß die Felle des erlegten Wildes und Winterkleider zu Genüge lieferten. Meine Frühlingsreise führte zu keinem Resultate, da ich auf Hindernisse stieß, auf die ich zum Theil, trotz meiner Erfahrungen als Polar-Reisender, nicht gefaßt gewesen war."

So weit der offizielle Bericht von Dr. Rae, der im Dienste der Hudsonsbay-Gesellschaft reiste. Nach seinen Angaben scheint es fast, als ob Sir James Roß und Kapitän Bellot bis auf wenige Meilen von der Stelle vorgedrungen waren, wo die unglücklichen Reisenden verkamen. Einige Wenige von den Letzteren müssen sogar bis gegen Ende Mai 1850, dem Zeitpunkt, wo die Wildhühner dort streichen, gelebt haben, denn man hörte damals Büchsen knallen, fand auch Vogelknochen und Federn nahe an der Stelle, wo sie zu Grunde gingen. Dr. Rae bemerkt in einem Schreiben an die „Times", daß, soviel er zu erforschen in der Lage war, kein Verdacht gegen die Eingebornen vorliege, als hätten sie Schuld am Tode der Reisenden. Hunger und Kälte scheinen die einzigen Ursachen gewesen zu seyn. Meheere der Leichen waren grauenhaft verstümmelt und ihrer Kleider beraubt, während andere Leichen in diesen Kleidern doppelt und dreifach eingewickelt lagen. Was Dr. Rae von den Eingebornen erhandelte, war von diesen als Schmuck getragen worden, namentlich Münzen, die sie zu diesem Zwecke durchlöcherten. Auch Leichen hatten sie gefunden, aber begreiflicher Weise liegen lassen. Dr. Rae, der weiß, wie sorgfältig die Eskimos Alles, was sie finden, aufbewahren, zweifelt nicht im Geringsten, daß man mit der Zeit zu allen gefundenen Artikeln gelangen könne. Von denen, die er jetzt schon mitbrachte und durch welche die Erzählung der Eskimos ihre traurige Bestätigung zu finden scheint, erwähnen wir: Einen kleinen silbernen Teller mit den Worten „Sir John Franklin K. C. B." (die üblichen Anfangsbuchstaben von Knight, Commander of the Bath) eingegraben; dann mehrere silberne Löffel und Gabeln mit den Anfangsbuchstaben der Namen folgender Offiziere: Kapitän Crozier, Lieutenant G. Gore, der beiden Aushülfs-Aerzte A. M'Donald und J. S. Peddie, und der Second-Masters G. A. M'Bean.

Kunstbericht aus Frankfurt a. M.

(Schluß.)

Wenn nun die Gründung des protestantischen Kirchengesangvereins auch nicht direkt den bestehenden Vereinen Abtrag thun wird, da ja die Mitglieder wohl schwerlich in dieser einen Richtung Ersatz finden werden für Das, was ihnen die andern Vereine bieten: so liegt doch allerdings in dieser neuen Benutzung der musikalischen Kräfte die Gefahr einer Zersplitterung ziemlich nahe, da es schwer ist, allen den vielseitigen Anforderungen in unserm bewegten Treiben Genüge zu leisten. Wir sehen aber kein anderes Mittel, um dieser Gefahr vorzubeugen, als daß jeder Verein in dem Kreise, den er sich gezogen hat, mit freudigem Eifer, aber ohne Eifersucht, fortstrebe und durch die Gediegenheit seiner Leistungen beweise, daß er hinreichende Lebenskraft besitze. Dazu gehört vor Allem eine tüchtige Leitung, dann aber die unausgesetzte, rüstige Theilnahme aller Vereinsglieder, die keinen kleinlichen oder äußerlichen Verhältnissen das Ohr leiht, sondern nur den Zweck im Auge behaltend, sich nicht durch Zufälligkeiten und menschliche Schwachheiten irre machen läßt. Indem wir dieß namentlich den Gliedern unseres „Cäcilienvereines" zurufen und ihnen das Bild des edeln Schelble ins Gedächtniß bringen, der an großartiger Energie und edler Selbstvergessenheit Allen ein Muster seyn kann, freuen wir uns, Spuren erneuter Regsamkeit schon in seinem letzten Konzerte wahrgenommen zu haben. Die Missa solemnis in D moll von Cherubini wurde als rückständiges viertes Konzert des vorigen Winters, nebst einer Cantate von Mozart, aufgeführt und in der äußerst schwierigen Messe sehr Tüchtiges geleistet. Das ist eine ächte Missa solemnis voll Innigkeit, Größe und Heiligkeit, erschütternd und wieder erhebend, wie wenig andere Messen. Für diesen Winter stehen uns in dem Cäcilienverein zunächst und zwar in Kürze Haydns Jahreszeiten in Aussicht, ein Werk, vollendet in seiner Gattung, dem hundert andere ihr Daseyn verdanken. Die Aufführung wird in ihren zahlreichen Soli's manchen Kräften Gelegenheit geben, sich zu erproben. Ferner ist ausgewählt: Händels Israel in Aegypten und jedenfalls Bachs große Matthäus-Passion, das Evangelium des Vereines. Da der Rühl'sche Verein die Johanneische Passion von Bach wiederholen wird, so kann die Vergleichung beider Musikwerke doppelten Genuß gewähren. Endlich soll das Oratorium: Christus, das Mendelssohn unvollendet hinterlassen hat, mit Orchesterbegleitung zum ersten Male aufgeführt werden. Wir hoffen, daß alle Mitglieder durch ihre rege Theilnahme diesen Winter zu einem recht erfreulichen für den Verein machen werden, um so mehr, da der Rühl'sche Verein mit so rühmens werthem Eifer zur Seite steht.

Wir können das Gebiet der höheeen Musik nicht verlassen, ohne des Genusses zu gedenken, den das meisterhafte Orgelspiel des berühmten Beeslauer Organisten Hesse auf der neuen Orgel der deutsch-reformirten Kirche einem, freilich nur kleinen Kreise von Musikfreunden bereitet hat. Vorher schon war, gleichsam zur Einweihung der vollendeten Orgel, vom Kirchenvorstande ein Konzert für die Mitglieder der Gemeinde veranstaltet worden, an dem natürlich auch andere Freunde Theil nehmen konnten; verschiedene tüchtige Orgelkräfte zeigten dabei, wie sehr dieses Instrument der Inbegriff aller Instrumente, das wahre Organon, ist; aber in ihrer ganzen Majestät und Herrlichkeit, in ihrer Leib und Seele durchdringenden Macht entfaltete sie sich erst unter den Händen dieses Meisters. Wir haben nun zwei vortreffliche Orgelwerke in unserer Stadt und ein drittes für die Katharinenkirche ist bereits beschlossen. Freuen wir uns dessen Alle, die wir die höhere Musik schätzen; in dieser Weise kann sie in ihrer sittigenden Macht allmälig Gemeingut werden, und auch von dieser Seite zur Hebung des Volkes beigetragen werden.

Wenden wir uns schließlich zu den Leistungen unserer Männergesangvereine. Sie haben sich theilweise — warum nicht alle zugezogen wurden, wissen wir nicht — bei dem großen Konzerte der Oderüberschwemmten betheiligt und dadurch den praktischen Nutzen ihrer Wirksamkeit bewährt. Der Vater derselben, der „Liederkranz", wird, wie wir hören, für sein Mozartstiftungskonzert Mendelssohns Chöre zur Antigone einstudiren und beabsichtigt, dieß schöne Werk, das seit geraumer Zeit von unserer Bühne verschwunden ist, von musikalischer Seite so zur Aufführung zu bringen daß die Chorgesänge, durch erklärende Worte eingeleitet und zu einem Ganzen verbunden, in ihrer vollen dramatischen Wirkung, und in möglichster technischer Vollkommenheit hervortreten. Es ist dieß eine schöne Aufgabe für den Verein, die die regste Theilnahme seiner Mitglieder in Anspruch nehmen wird.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt, 24. Oct.) Heute früh wurde in dem benachbarten darmstädtischen Orte Sprendlingen eine Bauersfrau das Opfer eines Schreckens. Der Ehemann derselben, welcher mit Holz nach Frankfurt fahren wollte, hatte einen von weiter her lautenden, bereits mehre Tage abgelaufenen Chausseezettel, der von einem Aufseher als derart ungültig befunden wurde, daß

der Bauer eine Strafe von 1 fl. 40 kr. erlegen sollte. Die Frau, im Begriff, das betreffende Geld hierzu bei einem Bekannten im Orte zu leihen, stieg vom Wagen, kam aber in eifrigem Laufen nur wenige Schritte weit, indem sie todt zusammenbrach, wozu wohl besondere Umstände, in welchen sie sich befand, beigetragen haben mögen. (H. Z.)

In England wird der Sonntag auch in der Art gefeiert, daß bei den Reichen des Sonntags keine Gastereien stattfinden; es ist ein Tag der Ruhe, und der Diener ruht dann eben so wie der Herr; manche vornehme Dame geht zu Fuß in die Kirche, damit der Kutscher ebenfalls seinen Sonntag halten kann. So ist dort die Sitte. Auch in Frankreich machte man vor kurzem dem Kaiser Napoleon III. den Vorschlag, nach dem Beispiel anderer Monarchen eine strenge Sonntagsfeier anzubefehlen, derselbe antwortete darauf: „Ich werde mit dem Beispiel vorangehen, keine Staatsbauten vornehmen zu lassen, allein übrigens dem Gewissen eines Jeden Freiheit lassen." So sieht man auch in Paris einen Laden offen, den andern zu. Zu den Ersteren hat man weniger Vertrauen, weil es scheint, daß sie den Verkauf sehr nöthig haben.

Die feinsten Waagen, welche sich unter den von sechzig Ausstellern nach München gelieferten Exemplaren befinden, geben bei einer Belastung von 10 bis 1000 Gramm schon einen Ausschlag durch $^1/_{10}$ bis $^1/_2$ Milligramm, und zeigen also den 1- bis 2millionsten Theil der Belastung an.

Auf einer kleinen Bühne wurde ein Drama aufgeführt, wo die Heroine in Ohnmacht fällt und Alle auf der Bühne herbeieilen. Da schrie plötzlich mit kreischender Stimme eine Frau auf der dritten Gallerie: „Herr Je! reißt Ihr doch nur die Schnürbrust auf!" Unter allgemeinem Gelächter trat der auf der Scene beschäftigte Schauspieler Julius bis an die Lampen und sprach, nach der Gallerie blickend, mit Pathos: „Wer gibt mir diesen guten Rath?" — Da erscholl es noch kräftiger: „Die Schneidermeisterin Weniger!" — Der Jubel bei den Zuschauern war unbeschreiblich.

Die Erbprinzessin von Meiningen (Tochter des Prinzen Albrecht von Preußen) hat einen Marsch componirt, der durch ansprechende Melodie, sowie eigenthümlichen Rythmus sich auszeichnet und auf Befehl des Königs in die Sammlung der preußischen Armee-Märsche, welche die Schlesinger'sche Buch- und Musik-Handlung edirt, so eben aufgenommen wurde. Gedachte Composition ist nach dem neuen Wieprecht'schen System instrumentirt und auch für das zwölfte Heft der preußischen Armee-Märsche im Klavier-Arrangement bestimmt. (Zeit)

Ein französisches Blatt läßt sich von einem aus Petersburg ankommenden Reisenden erzählen, daß der Czar die dortige hohe Gesellschaft eingeladen habe, die Wintervergnügungen ganz eben so und noch mehr mitzumachen, als ob man im tiefsten Frieden wäre. Er selbst hat das Beispiel dazu gegeben, indem er im Winterpalast ein russisches Lustspiel aufführen ließ, das wie eine Lection für seine Generale, Admirale, Ingenieure und sämmtliche andere Beamten genommen werden konnte. Sein Inhalt war allerdings höchst originell: Ein Großfürst empfindet Langeweile; er läßt einen Künstler kommen, der ihn durch seinen Gesang entzückt; der Großfürst ist so zufrieden, daß er seinem Oberintendanten eine Rolle Rubel zustellt, um sie in seinem Namen dem Künstler zu geben. Der Oberintendant nimmt die Rolle, bricht sie in zwei Hälften, steckt die eine in seine Tasche und gibt die andere dem zweiten Intendanten, der nun seinerseits die übrige Hälfte ebenfalls entzweibricht und den Rest dem dritten Intendanten zustellt, der ihn wieder demselben Verfahren unterwirft. Nachdem die hundert Rubel dergestalt durch eine Menge Hände gegangen sind, gelangen sie endlich in die des Künstlers in der Gestalt eines Goldstücks, das — falsch ist.

Die Gesetzgebung des Staates Kentucky faßte im laufenden Jahre folgenden Beschluß: „Der Aufseher des Zuchthauses soll für eine angemessene chemische Farbe sorgen, durch welche die Haut in der Weise schwarz gefärbt wird, daß die Farbe hält und nicht abgewaschen werden kann. Mit dieser Farbe soll die Nase eines jeden männlichen Züchtlings schwarz angestrichen werden, so oft es nöthig erscheint, bis vier Wochen vor seiner Entlassung aus dem Gefängnisse." — Sollten russische Censurschwärze nehmen, die ist unverwüstlich.

Bei der letzten landwirthschaftlichen Ausstellung in Weimar erhielt der junge Herzog von Chartres, der Sohn der Herzogin von Orleans, eine silberne Medaille für die von ihm ausgestellten Hühner aus Cochin-China.

Dem Gothaischen genealogischen Taschenbuche entnehmen wir Nachstehendes: „An fürstlichen Personen sind im Laufe des Jahres (Mitte 1853 bis Mitte 1854) gestorben: Herzog Karl III. von Parma; Dona Maria, Königin von Portugal; Heinrich LXII., Fürst von Reuß-Schleiz; Karoline, Fürstin von Sondershausen; Auguste, Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt; Prinz Oskar, ältester Sohn des Kronprinzen von Schweden; endlich eine kurz nach der Geburt verblichene Tochter der Königin von Spanien. Auf der Stammtafel der 48 Regenten Europas nehmen dem Alter nach den ersten Platz ein: 1) der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, geboren 12. August 1779; 2) der König von Würtemberg, geboren 27. September 1781; 3) der Landgraf von Hessen-Homburg, geboren 26. April 1783, — und den letzten: 1) der Fürst von Waldeck, geboren 14. Januar 1831; 2) der König von Portugal, geboren 16. September 1837; 3) der Herzog von Parma, geboren 9. Juli 1848.)

Der Herzog von Wellington hat in dem Londoner Palaste seines Vaters alle Geschenke aufstellen lassen, welche der berühmte Feldherr und Staatsmann nach 1815 von den gekrönten Häuptern Europas erhalten hat. Dieser Prachtsaal soll während des Winters dem Publikum geöffnet seyn.

Die Rachel hat sich entschlossen, sich dem Theatre Français zu erhalten, aber sie hat sich für den nächsten Sommer einen sechsmonatlichen Urlaub ausbedungen, den sie benützen wird, Amerika auszubeuten.

Theater-Anzeige.

Freitag, 27. Oct. Martha, oder: Der Markt zu Richmond, große Oper in 4 Acten von Flotow. (Antrittsrolle) Nancy: Fräul. Schmidt.

Samstag, 28. Oct. Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Acten mit freier Benützung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Charl. Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Hellee und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 258. Samstag, den 28. October 1854.

Der Teich von Précigny.

(Nach dem Französischen des Elie Berthet.)

(Fortsetzung.)

XIX.

Als der Graf von Précigny wieder zum Bewußtseyn erwachte, befand er sich in einem halbdunkeln Zimmer. Er lag in einem prächtigen Bette, das mit seidenen Vorhängen umgeben war; Alles, was er erblickte, war ihm fremd. Nach und nach gelang es ihm, seine Gedanken zu sammeln; er erinnerte sich des Todes von Laurent, seines Duells, seiner Ohnmacht. — Marianne, die an seinem Bette saß, sagte ihm auf seine Fragen, daß er fünf Tage in Fieberphantasien zugebracht habe und daß es nur den Bemühungen des Doctor Merville und eines geschickten Wundarztes gelungen sey, ihn dem Tode zu entreißen; daß er sich jetzt im Hause des Geistlichen von Précigny befinde, wohin man ihn, der Nähe wegen gebracht habe. Doch der Frage nach Fräulein Laurent suchte sie ängstlich auszuweichen.

Bald darauf trat auch Rigobert ein; er näherte sich dem Bette, sichtlich erfreut, den Grafen besser zu finden. „Wissen Sie auch, Graf, daß Sie uns viel Sorge gemacht haben?“ rief er aus.

Alfred hatte nur Einen Gedanken. „Rigobert“, sagte er, statt einer Antwort, „Sie kennen mein Geheimniß; Sie werden daher auch meine Unruhe ermessen. Sagen Sie mir, wo ist Therese? was macht sie? war sie hier?“

„Sie war einige Male hier, um sich von Ihrem Befinden zu überzeugen.“

„Ach, dann habe ich mich also nicht getäuscht. Eines Nachts, als Marianne in ihrem Lehnstuhle eingeschlafen war, hörte ich plötzlich ein leises Geräusch und die Thüre meinem Bette gegenüber öffnete sich. Bei dem matten Schein der Lampe erkannte ich Theresen, welche gerade auf mein Bett zukam. Sie kniete vor demselben nieder, neigte sich zu mir und sagte mit matter Stimme: Mein Freund, ich komme, Dir Lebewohl zu sagen. Erinnere Dich immer Deiner armen Therese und zeige Dich muthig, das Leben mit seinen Schmerzen zu tragen . . . Du siehst mich zwar jetzt nicht; ich will Dir aber dennoch mein Versprechen halten. Nimm diesen Ring, er gehörte meiner Mutter und soll das Pfand unserer Vereinigung seyn, welche uns auf dieser Welt versagt war. — Dabei steckte sie mir einen goldenen Ring an den Finger. Ich wollte sprechen, doch es war mir unmöglich. — Lebe wohl, sagte Therese, drückte ihren kalten Mund auf den meinigen und verschwand . . .“

„Das war ein Traum“, sagte Rigobert, mühsam seine Aufregung verbergend.

„Ein Traum!“ wiederholte Alfred, „auch Sie glauben das? . . .“ Plötzlich stieß er einen durchdringenden Schrei aus: „Nein, nein, es ist kein Traum; da ist der Ring! . . .“ In der That hatte er an dem einen Finger einen Ring. — „Rigobert“, sagte er mit gepreßter Stimme, „sagen Sie mir die Wahrheit, verbergen Sie mir nichts: ist sie todt?“

„Nun denn, Freund, ein Mann muß auch den Schmerz des Lebens zu ertragen wissen. Sie ist seit zwei Tagen unter den Seligen.“

Ein durchdringender Schrei entrang sich der Brust des Kranken, der dann bewußtlos dem Freund in die Arme sank.

XX.

Nichts in der Welt hätte den Grafen tiefer erschüttern können, als diese Nachricht. Als er wieder zu sich kam und der erste heftige Eindruck vorüber war, blieb doch ein unendlicher Schmerz und eine tiefe Niedergeschlagenheit in seiner Seele zurück. Das Leben lag reizlos vor ihm, es schien ihm, als habe es keinen Zweck mehr. Der würdige Geistliche von Précigny bemühte sich mit der ganzen Kraft seiner Beredtsamkeit, ihn dieser Muthlosigkeit zu entreißen und ihm zu Gemüth zu führen, daß der Schlag, der sein Herz getroffen habe, ihn nicht der Pflichten entbinden könne, die das Leben ihm auflege, daß die Welt noch viel von ihm erwarte, und mit Recht.“

„Was kann ich der Welt noch seyn“, rief er wehmüthig aus, „ohne Mittel, ohne Besitzthum!“

„Ist das Ihre Meinung? — Wo glauben Sie jetzt zu seyn, Herr Graf?“ erwiederte der Geistliche ruhig.

„In Ihrem Hause, Herr Pfarrer . . .“

„Wer Ihnen das gesagt hat, Herr Graf, der hat Sie getäuscht. Sie sind in Ihrem eigenen Hause.“

„In meinem Hause?“

Auf einen Wink des Geistlichen zog Rigobert die Bettvorhänge zurück und öffnete das gegenüber liegende Fenster, so daß Alfred den weiten Hof der Fabrik übersehen konnte.

„Sie werden nicht begreifen, wie es zugeht, Herr Graf“, sagte der Greis. „Nun denn, Sie sollen es hören. Während Ihrer Ohnmacht, die jenem unglücklichen Duell folgte, sind Sie hierher gebracht worden . . . Fräulein Laurent wollte es so, um besser für Ihre Pflege sorgen zu können, und sie hat diese Pflicht treulich erfüllt bis ans Ende.“

„Oh Therese!“ rief der Graf mit brechender Stimme.

„Das ist nicht Alles“, fuhr der Greis fort; „Sie sollen jetzt auch ihren letzten Willen kennen lernen. Da sie keine nahe Verwandten hatte und über ihr Vermögen uneingeschränkt verfügen konnte, so hat sie dieses herrliche Etablissement mit Allem, was dazu gehört, mit den gefüllten Niederlagen und den vollen Kassen in Ihre Hand gelegt.“

Alfred blickte lange schweigend vor sich hin; dann rief er im

Ausdrucke des höchsten Schmerzes: „Hat sie mich so tief gestellt, daß sie glauben konnte, sie könne nur durch Reichthum ihren Verlust ersetzen und wieder Liebe zum Leben in mir erwecken?“

„Graf von Précigny“, erwiederte der Geistliche mit Ernst, „haben Sie den Sinn Theresens so wenig verstanden? Fühlen Sie nicht, daß sie Ihnen dieß unermeßliche Vermögen vermacht hat, damit Sie, gleich Ihren edlen Vorfahren, der Schutzgeist Ihrer Umgebungen seyn möchten! Bedenken Sie, wie viel Thränen Sie trocknen, wie viel Unglück Sie mildern können!“

„War das wirklich Theresens Ansicht, mein Vater? oder wollen Sie mir dieß Vermächtniß nur in einem solchen Lichte zeigen, um meinen Muth zu beleben?“

„Bei Gott, das war die Ansicht von Fräulein Laurent!“ rief der Greis mit Wärme. „Können Sie noch zweifeln, so werden Sie doch einem Manuscripte glauben, das Therese mit eigener Hand aufgesetzt hat und das einen Plan enthält, wie sie Ihren künftigen Lebensplan wünscht.“

„Wo ist das Manuscript? Entziehen Sie mir das kostbare Papier keinen Augenblick!“

„Ich habe Theresen versprochen, Ihnen dasselbe erst nach Ihrer völligen Genesung zu übergeben, und mein Versprechen ist mir heilig.“ — Nach einem kurzen Schweigen faßte der Greis die Hände des Kranken, drückte sie mit Innigkeit und sagte:

„Nun, mein junger Freund, wünschen Sie noch immer zu sterben?“

„Ich will leben, um Theresens Wunsch zu erfüllen“, rief der Graf unter hervorbrechenden Thränen. — Nach seiner Genesung empfing er aus den Händen des greisen Pfarrers das Manuscript; bald nachher reiste er nach Paris und überließ Rigobert und einem jungen Notar von anerkannter Rechtlichkeit die Verwaltung seiner Güter.

„Wahrhaftig“, rief Rigobert bei dem Anblick der vollen Kassen des verstorbenen Fabrikherrn, „die erste uneigennützige Handlung meines Lebens hat mir mehr Vortheil gebracht, als fünfzig Jahre voller Intriguen; es ist doch gut, Alles einmal zu versuchen.“

(Schluß folgt.)

Jeremias Gotthelf.

Der unter diesem Namen auch in Deutschland berühmte Volksschriftsteller Albert Bitzius ist am 22. Oct. dieses Jahres im emmenthalischen Dorfe Lützelflüh gestorben. Er war am 4. October 1797 in Murten, wo sein Vater Pfarrer war, geboren. Seine Knabenjahre brachte er im Pfarrhause Utzenstorf, Kantons Bern, bei einem Verwandten zu, studirte sodann in Bern, wurde Kandidat der Theologie 1820, bezog im März 1821 die Hochschule Göttingen, verweilte daselbst bis im Frühling 1822, blieb Vikar bis im März 1832 und lebte seither bis zu seinem Tode im emmenthalischen Dorfe Lützelflüh, mitten in der interessanten Bevölkerung, deren Wesen und Treiben er uns als „Jeremias Gotthelf“ mit so unnachahmlicher Wahrheit geschildert hat.

Bitzius betrat die schriftstellerische Laufbahn spät. Erst im J. 1835 erschien sein „Bauernspiegel“, der ihn bei der Lesewelt einführte. Dieser Volksroman, ganz aus den gewöhnlichen Weisen und Gleisen in origineller Form und Bedeutung heraustretend, erregte gleich nach seinem Erscheinen ein allgemeines schweizerisches Interesse, so daß bald eine zweite Auflage nöthig wurde. Der Verfasser hatte die Nachtseiten des bernischen Volkslebens mit tiefem psychologischem Scharfblick aufgefaßt und mit eigenthümlicher Sprachgewalt dargestellt. Rasch folgten sich nun „die Wassernoth im Emmenthal“, eine ergreifende Schilderung einer Ueberschwemmung; „wie fünf Mädchen im Branntwein ertrinken“, ein markiges Seitenstück zu Zschokke's Branntweinpest; „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“, worin er das in Geduld und mit Hülfe einer Mariaseele getragene Lehrerkreuz der Armuth, Mühe und Noth mit ergreifender Wahrheit und Treue schildert; „Dursli der Branntweinsäufer“, Seitenstück zu den fünf Mädchen; die „Armennoth“, eine hinreißende Schilderung des Elendes der unteren Volksklassen, der Quellen derselben und der Mittel zur Abhülfe; der „Sylvestertraum“, eine besonders in Deutschland sehr beliebt gewordene Schilderung von Traumerscheinungen einer Sylvesternacht, durch die ein von allen seinen Lieben verlassener und lebensmüder Mensch zu neuem Lebensmuth erhoben wird; „wie Uli der Knecht glücklich wird“, wohl die lieblichste und tiefste Erzählung, die aus Bitzius' Feder floß; „Bilder und Sagen aus der Schweiz“, sechs Bändchen, unter denen die Geschichte: „Geld und Geist“, und die „schwarze Spinne“ sich durch psychologische Schärfe und poetischen Schwung auszeichnen; „Anne Bäbi Jowäger“, ein Meisterstück in der Darstellung ländlicher Personen und Situationen; der „Knabe Tell“, „Christens Brautfahrt“, ein köstliches bernisches Genrebild; „Jakobs Wanderungen“, eine sehr gelungene Schilderung der politischen Verirrungen der unteren Volksklassen; „Käthi, die Großmutter“, liefert den Beweis, daß Genügsamkeit, Fleiß und fromme Pflichterfüllung das wahre Glück begründen und bedingen; „Uli, der Pächter“, ist eine treffliche Fortsetzung von Uli, dem Knecht; sein letztes Werk: „Die Käserei in der Vehfreude“ gibt ein mit holländischer Naturwahrheit gemaltes Bild von den socialistischen Versuchen einer emmenthalischen Dorfgemeinde.

Bitzius war einer der genialsten Schriftsteller unserer Zeit und als Seelen- und Volksmaler unübertroffen. Man sieht seine Gestalten l e b e n; sie stellen sich f e r t i g vor uns hin; kein wesentlicher Zug geht uns an ihnen verloren und bewundernd folgt man seiner sichern und gewandten Führung durch die verborgensten Wendungen des menschlichen Innern. Mit erschütternder Sprachgewalt stellt er die Verirrungen des Volkslebens, die geheimen Motive seines Verfalls, die Quellen seines Elends; mit herzgewinnender Wahrheit und tiefer Innigkeit die schönen und anmuthigen Seiten und Erscheinungen desselben, die liebenswürdige und sinnige Weisheit einfacher Seelen und die keuschen und heiligen Freuden ländlicher Wesen dar, die vom Schmutze der Welt unberührt geblieben sind. Seine Sprache ist körnig und kraftvoll, zart und lieblich, wie die Sache es mit sich bringt. Einen besonderen Reiz gewinnt seine Darstellung durch die Mischung des schriftdeutschen und schweizerischen Ausdruckes, und Jakob Grimm hat besonders diese Seite von Bitzius' schriftstellerischem Verdienste mit großem Lobe hervorgehoben. Pracht- und kraftvoll sind seine Schilderungen, treffend seine Bilder, schlagend seine Beweissätze, überraschend seine Wendungen. Deßwegen auch brach er sich Bahn durch die anfangs geringschätzenden Urtheile einer glacirten Kritik und die Verdammungssprüche eines weltschmerzlichen Literatenthums. Jeremias Gotthelf gilt jetzt unbestritten für einen der ersten Volksschriftsteller, und ihm besonders verdankt die Schweiz, daß Deutschland ihr wieder eine literarische Geltung gestattet. — Ueber sein p o l i t i s c h e s Leben meint ein radicales Schweizer Blatt den Ausspruch verantworten zu können, daß Bitzius darin „eine traurige Rolle gespielt habe“ und erinnert dabei an den leidenschaftlichen „Oberländer Anzeiger“, an welchem er mitgewirkt habe.

△

Eugen Scribe.

Einer geistvollen Charakteristik Eugen Scribe's entnehmen wir Nachstehendes. Im Verlauf derselben sagt der Verfasser: „Wir

gelangen nun zum Jahre 1830, einer ziemlich unangenehmen Periode für Scribe, denn seine rosenwasserduftenden Lustspiele zogen nicht mehr wie früher, sie begannen Kopfschmerzen zu erregen. Eine andere Art Literatur kam auf die Tagesordnung. Vergeblich waren alle seine Anstrengungen, er hatte nur ab und zu schwache Erfolge. Der jetzige Unterrichtsminister Fortoul schrieb damals über Scribe: „Er ist fleißig und ehrlich; allein da er Anfangs nicht Ehrgeiz genug hatte, so hat er jetzt zu viel Ehrgeiz. Er ist eher geistreich als fein, eher mokant als komisch, seine Originalität besteht darin, daß er über Alles und um jeden Preis zu lachen gewagt hat.“ Das Urtheil ist vollkommen richtig. Scribe verkleinert Alles, was er anfaßt. Seine Personen werden Zwerge, die Geschichte ist ihm nichts als ein Spielzeug, er belustigt sich damit, zerbricht und zerbröckelt sie. Das Verre d'eau ist ein Beispiel hiefür, Herr Scribe zeigt darin, wie große Ereignisse aus kleinen Ursachen entstehen. Das Genre von Lustspielen ist überaus interessant, allein es belehrt nicht, sondern führt irre. Es mag geistreich seyn, Alles auf eine Mystifikation hinauslaufen zu lassen, allein moralisch ist es gewiß nicht. Als Entschädigung für das Unrecht, welches ihm die Julirevolution zugefügt hatte, wurde Herr Scribe im Jahre 1836 durch die akademische Palme getröstet. Er nahm den Sessel Arnault's in der Akademie ein. Als er zum ersten Male in diesem Sessel Platz nahm, sagte ein Akademiker laut genug, um von Scribe gehört zu werden: „Man hätte diesem Herrn nicht einen Lehrstuhl, sondern eine Bank geben sollen für ihn und seine achtundvierzig Mitarbeiter.“ Ein Anderer meinte: „Seit wann nehmen wir denn Börsenmäkler auf?“ Scribe hat an drei Millionen im Vermögen. Er hat seine Finanzen so geordnet, daß er täglich seinen Schatz vergrößert. Seine Autorentantieme beläuft sich zuweilen auf ungeheure Summen. In einzelnen Jahren hat er zuweilen 160,000 bis 180,000 Fr. bezogen. Im Jahre 1812 verkaufte er seine Stücke an den Buchhändler zu 100 Fr., 1816 schon zu 400, 1822 zu 3000, 1833 zu 4500 Fr. und heute verkauft er kein Stück an den Verleger unter 5000 Fr. Die Verleger sind wüthend auf ihn und beschuldigen ihn der Habgier. Doch mit Unrecht. Scribe hat nur dem früheren System ein Ende gemacht, wonach der Buchhändler Alles und der Autor Nichts erhielt. Scribe wendet sein großes Vermögen auf die edelmüthigste Weise an. Nie pocht ein unglücklicher Literat vergebens an seine Thüre, und die Gabe ist stets reichlich. Zu Anfang jeden Monats trifft man früh Morgens im Hofe seines Hotels eine Menge armer Leute, denen er regelmäßig monatliche Unterstützungen gewährt. Man berechnet, daß er mindestens eine halbe Million in Almosen, Unterstützungen, Geschenken und Aussteuern ausgegeben hat. Oder, wenn er nicht Geld gibt, so gibt er seine Arbeit. Es ist öfters vorgekommen, daß arme mittelmäßige Schriftsteller kamen und ihn baten, ihre Stücke durchzusehen. Er unterzog sich stets dieser Arbeit und, wenn die Stücke im Theater nicht reussirten, so gab er dem Beamten der Tantiemenkasse Auftrag, gewisse Summen an die Autoren auszuzahlen und letztere glauben zu machen, daß die Stücke Geld eintrügen. Die Lebensweise Scribe's ist seit dreißig Jahren stets dieselbe. Sommer wie Winter steht er früh um 5 Uhr auf und arbeitet an einem Stehpulte bis Mittag. Dann frühstückt er, geht in die Proben oder schmiedet neue Projecte. Und so geht es einen Tag wie den andern. Er hat eine vollständige Liste seiner Theaterstücke und zwar in alphabetischer Ordnung angelegt. Als er bemerkte, daß die Buchstaben K, Y und X darin fehlten, machte er sofort die Kiosque für die komische Oper, Yelva für das Gymnase und la Xacarilla für die große Oper. Das Alphabet ist also heute complett. Die Liste weist 345 Stücke oder 897 Akte auf.

Mannichfaltigkeiten.

In Oldenburg ist am 15. Oct. das Hoftheater als Privatunternehmen unter der Direktion des früheren Hofschauspielers Jenke wieder eröffnet worden, dem außer der Ueberlassung des Theatergebäudes nebst der vorhandenen Garderobe auch eine namhafte Beihülfe aus der großherzogl. Privatkasse gewährt ist. Man hält das Unternehmen für gesichert. Von den früheren Mitgliedern der Hofbühne haben nur wenige sich wieder eingefunden.

(Minden, 20. Oct.) Die hiesige Polizeibehörde hat hier einen mit dem Magdeburger Personenzuge gekommenen jungen Menschen verhaftet, in welchem ein am Tage vorher aus D. in der Provinz Sachsen entwichener Postexpeditionsgehülfe erkannt wurde. Derselbe war im Besitz von circa 3000 Thlrn., welche er aus erbrochenen Briefen entwendet hatte, und führte einen scharf geladenen vierläufigen Revolver bei sich. (P. Z.)

(München, 24. Oct.) Im hiesigen allgemeinen Krankenhause starb dieser Tage ein Tscherkesse, von der Renz'schen Kunstreitergesellschaft hier zurückgeblieben; von mohamedanischem Glaubensbekenntnisse, wurde er gleichwohl durch einen protestantischen Geistlichen zur Erde begleitet.

Man fängt jetzt endlich an, die landwirthschaftliche Bedeutung der Vögel immer mehr zu erkennen und auf den großen Nutzen, welchen diese Thiere dem Landwirthe und Obstgärtner gewähren, immer allgemeiner hinzuweisen. Das von dem Schweizer Tschudi erschienene Werk gibt hierüber die ausführlichsten Thatsachen an die Hand. Das Wegfangen und Halten der Singvögel dürfte nach diesen Erfahrungen auf viele Jahre hinaus nach unserer Ansicht gesetzlich allgemein zu verbieten seyn.

Der russische General Goniginoff, welcher an seinen Wunden im Spital in Konstantinopel starb, konnte vor Verwunderung nicht zu sich kommen, wenn er an den Ausgang der Alma-Schlacht dachte, denn von Menzikoff bis zum gemeinsten Soldaten war man in der russischen Armee so sicher, die Alliirten gänzlich zu vernichten, daß der russische Befehlshaber viele Damen aus den ersten Familien Sebastopols einlud, auf einer entfernten Anhöhe in einem eigens erbauten eleganten Pavillon (letztere Thatsache hat schon neulich das Journal des Debats als gewiß erwähnt) dieser Schlacht wie einer kuriosen Theatervorstellung beizuwohnen. (Schw. M.)

Man schreibt der Pr. C. aus Memel vom 23. d. M.: Zufolge amtlicher Ermittelungen sind in der Stadt selbst, ausschließlich der Vitte, eingeäschert: 3 Kirchen, 5 Schulen, 9 öffentliche Gebäude, 256 Wohnhäuser, 83 Speicher, 133 Ställe, 49 Remisen und 2 Mühlen, im Ganzen mit einem Taxwerthe von 848,000 Thaler.

(Aus der Pfalz, 23. Oct.) Die Wucherprozesse begannen für das Bezirksgericht zu Frankenthal im Januar 1852 und am Schlusse dieses Jahres wird wohl die letzte der bis jetzt hier anhängigen Sachen in Erledigung kommen. Im Verlaufe dieser drei Jahre hatte das benannte Gericht 15 solcher Untersuchungen zu erledigen. Den stattgehabten Verhandlungen zufolge wurden nahezu 700 Fälle constatirt, in welchen das Vergehen des Gewohnheitswuchers vorlag. In den 15 Sachen wurden gegen 19 Beschuldigte beiläufig 150,000 Gulden Geldstrafe ausgesprochen. (Pf. Z.)

Korrespondenz.

München, 23. Oct.

Das finanzielle Ergebniß bei der dieser Tage geschlossenen deutschen Kunstausstellung liefert für die Künstler nicht die erwarteten Früchte. Es ergibt sich zwar ein Ueberschuß von 12,000 fl. Loose wurden 26,900 gekauft und sind für die Verloosung 11,000 fl. bestimmt Es werden dazu etwa 20 Gemälde angekauft und das Resultat seiner Zeit bekannt gemacht; sonst sind von den fürstlichen Besuchern mehrere Gemälde angekauft worden und von Privatpersonen etwa 30, darunter sehr werthvolle, um den Preis von beiläufig 20,000 fl. 7000 fl. blieben gleich in den ersten Wochen nach der Eröffnung übrig, trotzdem, daß die Transportkosten von den ersten Einnahmen gleich bezahlt wurden. Die Tageskosten deckten der Katalog und die Einnahmen für die Aufbewahrung von Garderobegegenständen. Später, als die Cholera auftrat, war der Besuch so gering, daß kaum die nöthigen Tagesausgaben gedeckt wurden. Dieser hob sich aber bedeutend gegen den Schluß, so daß noch 5000 fl. Einnahme sich ergab. Der stärkste Besuch an einem Tage trug 870 fl. ein. Unter anderen Umständen hätte die Kunstausstellung die glänzendsten Geschäfte gemacht und viele Künstler hätten den wohlverdienten Lohn für jahrelanges Mühen und Sorgen durch den Ver- und Ankauf ihrer Gemälde erhalten. So aber fällt leider die Verloosung sehr spärlich aus. Die deutsche Kunstausstellung liefert den Künstleen dasselbe eben so unerquickliche Resultat, wie die deutsche große Industrieausstellung den Industeiellen.

Dresden, 22. Oct.

Unter den letzten Vorstellungen des Hoftheaters verdient die des „Egmont" eine besondere Hervorhebung, weil hierbei zwei unserer berühmtesten Künstler zum ersten Male zusammenwirkten, indem Herr Emil Devrient die Titelrolle und Herr Davison den Alba gab. Die Gesammtaufführung war — bis auf wenige Einzelheiten — höchst vortrefflich und der Beifall des vollen Hauses ein außerordentlichee. Vor wenig Tagen wurde das neueste Lustspiel „Ein gutes Herz!" von Alex. Wilhelmi gegeben. Man kennt das Talent dieses Autors für derartige keine Stücke, denn „Einer muß heirathen", „Abwarten!" und andere sind ja fast über alle deutschen Buhnen gegangen. Auch die genannte zweiaktige Novität, die vielleicht hier und da zur größeren Vervollkommnung noch eine kleine Aenderung erleiden dürfte, belustigte in vielen Scenen höchst lebhaft und die Darsteller erwarben sich Applaus und Hervorruf, der am Schluß auch dem Verfasser zu Theil wurde. Im Uebrigen herrscht hier in Betreff dramatischer Produktion eine große Thätigkeit. Gutzkow, Wolfsohn, R. von Reibisch und M. Heydrich haben bereits neue Dramen fertig und Julius Hammer, der mit seinen lyrischen Dichtungen sich eines ungewöhnlichen Erfolgs erfreut, wird in der nächsten Zeit ein fünfaktiges Schauspiel beenden. Wir hörten jüngst einen Akt von dem Dichtee vorlesen und müssen gestehen, daß der Gedankengehalt, die Charakteristik und dramatische Steigerung in den mitgetheilten Scenen auf das Ganze höchst gespannt gemacht. In Gutzkows Lustspiel „Lenz und Söhne, oder: Die Komödie der Besserungen" soll dem Vernehmen nach Emil Devrient eine Rolle haben, die ganz wie für diesen Künstler geschaffen ist. In der jüngsten Zeit hat das Sommertheater auf Reisewitz (unter Direktion von Ferd. Nesmüller) einen erfreulichen Aufschwung dadurch genommen, daß Fräulein Marie Geistinger aus Wien, eine talentvolle, jugendfrische und anmuthige Soubrette, hier gastirt. „Die falsche Pepita", worin auch der Verfasser, Herr Joseph Böhm aus Wien, als Gast auftritt und in dem Eustachius Meyer eine höchst ergötzliche Figur hinstellt, ist wohl schon ein Dutzendmal gegeben und füllt immer noch das Haus, obgleich man sich nicht verhehlt, daß der Schwank sehr locker und gewöhnlich gemacht ist. Der Schluß der Sommervorstellungen dieser Bühne ist auf morgen festgestellt. Doch werden wir Herrn Nesmüllee, einen gebildeten, soliden und geschäftskundigen Mann nicht verlieren, da er so glücklich gewesen ist, unter allerhöchster Genehmigung die Konzession zur Errichtung eines zweiten Theaters zu erhalten. Eine Residenz mit 104,000 Einwohnern kann sicherlich zwei Theater brauchen, und so steht denn zu erwarten, daß Herr Nesmüller, der seine Gesellschaft ganz neu organisirt, einer glücklichen Zukunft entgegengehen werde — Der Akustiker Theodor Kaufmann, dessen selbstspielende Musikwerke auch kürzlich in München verdiente und allgemeine Anerkennung gefunden, ist hierher zurückgekehrt und hat diese Instrumente in seiner Behausung für den öffentlichen Besuch aufgestellt. Von musikalischen Notabilitäten verweilt gegenwärtig Herr Kapellmeister Täglichsbeck, eine anspruchslose liebenswürdige Persönlichkeit, in unserer Stadt. — Von Dr. Gustav Klemm, dem Oberbibliothekar der k. Bibliothek, ist soeben in der Arnold'schen Buchhandlung der erste Band eines ausgezeichneten Werkes: „Die Frauen", erschienen.

Literatur- und Kunst-Notizen.

(Frankfurt a. M.) Unter den künstlerischen Notabilitäten, welche sich gegenwärtig in unserer Stadt befinden, ist in erster Reihe Frau Dr. Schumann (Clara Wieck) zu nennen und wird dieselbe dem Vernehmen nach die erste Sitzung des Museums durch ihr Talent verschönern. — Fräul. Rosa Kastner bereitet ihr demnächst zu veranstaltendes Konzert, welches das freundlichste Entgegenkommen findet, vor. — Auch die bekannten Virtuosen Schulhoff und Laub stehen uns in Aussicht. Da wird es an musikalischen Genüssen nicht fehlen, auch nicht an Kunstfreunden, vielleicht aber an dem erforderlichen Contingent von zahlenden Subscribenten.

(Darmstadt.) Am 18. d. M. hörten wir in der hiesigen Stadtkirche unsern Landsmann J. E. Weber aus Rödelheim, welcher sich durch den Vortrag von Composition en von A. Hesse, Mendelssohn, Bach und Rinck, als tüchtigen Orgelspieler bewährte.

Das treffliche französische Lesebuch von Dr. H. Lüdecking (Mainz, bei C. G. Kunze) hat nicht nur eine sehr anerkennende Beurtheilung, sondern auch eine so entschieden beifällige Aufnahme gefunden, daß schon eine dritte Auflage nothwendig geworden, welche so eben erschienen ist. Es ist dieß ein Buch, wie es die Jugend beim Unterricht bedarf; denn sein Inhalt ist nicht nur sehr reichhaltig, sondern auch mit Geschmack und mit methodischem Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren gewählt und geordnet. Die verdienstliche Zusammenstellung des Verfassers ist das Ergebniß reiflicher pädagogischer Einsicht und sprachlicher, wie ästhetischer Kenntnisse. Die äußere Ausstattung und der billige Preis tragen zu seiner Einführung in Schulen und Lehranstalten das Ihrige bei.

Musikdirektor Eduard Kunz, seit einigen Jahren Direktor des Musikvereines zu Worms, hat seine dritte Symphonie (A moll) Seiner Hoheit dem Herzoge von Coburg gewidmet und von demselben ein huldvolles Schreiben erhalten, worin dieser die gediegene musikalische Durchbildung des Verfassers und eine vortreffliche Instrumentation zu erkennen und die Dedication derselben zu genehmigen geruht. Es ist durch diese Anerkennung dem Componisten Das zuerkannt worden, was ihm gebührt; denn diese Symphonie ist in Hinsicht auf Anmuth und Innigkeit der Melodien und meisterhafte Durchführung der Idee ein abermaliges Zeugniß von der Tüchtigkeit des Componisten und wird, gleich dessen anderen Arbeiten, ihm wohlverdiente Würdigung verschaffen.

Im Auftrage eines Kunstfreundes hatte bekanntlich die Kanitz'sche Buchhandlung zu Gera den 8. Juni 1853 einen Preis für einen in seinen Erfordernissen damals näher bezeichneten Operntext ausgesetzt und hat das eine Bewerbung veranlaßt, die in numerischer Hinsicht jede Erwartung übertraf. Leider hat jedoch, wie jetzt die genannte Buchhandlung im Namen des Preisstellers und der Prüfungscommission bekannt macht, die aus den Herren DDr. Liszt und Gutzkow und dem Hrn. Hofopernregisseur Genast in Weimar zusammengesetzt gewesen ist, letztere einstimmig erklären müssen, daß von allen 119 eingegangenen Texten auch nicht Einer diejenige Befürwortung verdiene, die die sofortige Ueberweisung desselben an einen Componisten als eine wünschenswerthe Bereicherung des Opernrepertoirs erscheinen lasse. Es ist deßhalb weder der volle, noch ein getheilter Preis irgend einem der eingegangenen Texte zuerkannt worden und werden die eingesandten Texte an die in frankirten Schreiben anzugebenden Adressen auf Wunsch zurückgehen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 28. Oct. Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Acten mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Charl. Birch-Pfeiffer.

Sonntag, 29. Oct. Rübezahl, romantisch komische Oper in 3 Akten, Musik von Fr. v. Flotow.

Montag, 30. Oct. (Zum ersten Male): Pitt und Fox, historisches Original-Lustspiel in 5 Aufz. von Dr. Rudolph Gottschall.

Druck und Verlag von Hellee und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 259. Montag, den 30. October 1854.

Der Teich von Précigny.

(Nach dem Französischen des Elie Berthet.)

(Schluß.)

Zwei Jahre waren verflossen, da fanden sich die Bewohner von Précigny und den benachbarten Ortschaften eines Tages wieder vereinigt, um ein Fest zu begehen, wie das arme Dörfchen noch kein ähnliches gesehen hatte. — Ort und Menschen waren kaum wieder zu erkennen. Wo ehemals baufällige finstere Hütten gestanden hatten, sah man jetzt nette freundliche Häuschen und die Gesichter, die, wie wir ihnen das erste Mal begegneten, das Gepräge der Krankheit und des Kummers trugen, waren jetzt ein Ausdruck von Gesundheit und Fröhlichkeit. Ein segnender Genius mußte hier gewaltet haben! Und eben dieser segnende Genius, Graf von Précigny, wie der Leser leicht errathen wird, sollte heute, nach einer zweijährigen Abwesenheit, zurückkehren, um seinen Wohnsitz hier aufzuschlagen. Die Freude der guten Leute war gränzenlos und Alle hatten sich vereinigt, um den Empfang so festlich als möglich zu machen. Am Eingange des Dorfes hatte man einen Triumphbogen von frischem Laubwerk errichtet und auf allen Wegen waren Blumengewinde gezogen. Alt und Jung wogten bunt durcheinander und Jeder fand ein Vergnügen daran, der Wohlthaten anerkennend zu gedenken, die er persönlich empfangen hatte, und in der That war Keiner leer ausgegangen. — Da rief plötzlich Einer aus einem benachbarten Orte: „Ja, wahrhaftig, der Herr Graf ist ein Ehrenmann, das muß man ihm lassen; doch ist es Schade, daß er der Erbe des Herrn Laurent geworden ist. Diese Adeligen, wenn sie auch noch so wohlthätig sind und dem Bürger Geld zu verdienen geben, passen nun einmal nicht in das Geschäftsleben. Wäre z. B. diese Fabrik in die Hand eines praktischen Bürgers gekommen, so wäre es ohne Zweifel für das allgemeine Wohl besser."

„Ich glaube", erwiederte ein Anderer, „Ihr wäret damit einverstanden, wenn die Fabrik wieder in Bewegung gesetzt würde, selbst auf die Gefahr hin, die Pest aufs Neue herbeizuziehen."

„Das will ich nicht sagen. Ich meine nur, in jener Zeit, als Herr Laurent zweihundert Arbeiter beschäftigte, hatten wir nicht nöthig, unsere Erzeugnisse weiter zu tragen; wir gingen nur damit in die Fabrik und erhielten für unsere Waare baares Geld. Im Winter, wenn es an Arbeit fehlte, konnte Jeder darauf rechnen, bei Herrn Laurent Beschäftigung zu finden. Es ist wahr, wir sind als gute Nachbarn herbeigeeilt, um den Damm mitzerstören zu helfen; doch Manche von uns haben es schon mehr als einmal bereut."

„Das muß ich allerdings auch gestehen", sagte Mathurin, „ich habe den Wein, den ich gebaut, nicht wieder so vortheilhaft verkauft als damals, wie ich ihn in die Fabrik lieferte. — Es ist zu bedauern, daß das herrliche Etablissement ganz aufgehört hat; wer sollte es aber jetzt leiten!"

„Er kommt, er kommt!" tönte es plötzlich von Mund zu Mund und Aller Augen richteten sich nach der Hauptstraße, wo man in einiger Entfernung einen Postwagen gewahrte.

Augenblicklich war die Ordnung hergestellt. Die Aeltesten der Gemeinde Précigny, der Pfarrer, der Schulmeister und der Maire hatten sich unter den Triumphbogen begeben und zu beiden Seiten stand die Menge in dichten Reihen.

Der Graf war von Rigobert und einem Fremden begleitet. Ein lauter Jubelruf begrüßte den Ersehnten. Er eilte mit schnellen Schritten auf die Versammlung zu; doch er war nicht mehr der junge feurige Mann: ein tiefer Ernst und eine gewisse Schwermuth sprach aus seinen Zügen. Die Ehrenbezeugungen, welche man ihm erwies, schienen ihn verlegen zu machen. Seine Bewegung unter einem Lächeln verbergend, reichte er dem Maire die Hand und sagte in herzlichem Tone:

„Was fällt Euch ein, ihr guten Leute! Ist das ein Empfang für einen Freund, einen ehemaligen Unglücksgefährten?"

„Herr Graf", stotterte der Angeredete, „wir wollten Ihnen doch unsere Dankbarkeit . . ."

„Ich habe keinen Anspruch auf Eure Dankbarkeit, meine Freunde; was ich etwa gethan, habt Ihr Der zu danken, die im Leben Euer Engel war und noch jetzt über Euch wacht . . ." Seine Bewegung hinderte ihn, mehr zu sagen. — „Ich hoffe, meine Freunde", fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „wir trennen uns nicht so schnell, sondern Ihr folgt mir nach der Fabrik. Herr Rigobert wird, denke ich, für einige Erfrischungen gesorgt haben."

„Das ist geschehen, Herr Graf; ich habe Ihren Wunsch vorausgesehen", sagte Rigobert.

Die ganze Menge bewegte sich, der Einladung des Grafen folgend, nach der Fabrik. Herr Rigobert hatte durch einen Diener die Ankunft dieser zahlreichen Gesellschaft melden lassen und so fand sich denn Alles zu ihrem Empfange bereit. — In demselben Saale, an denselben Tischen, wo vor zwei Jahren Laurent seine Leute bewirthet hatte, nahmen heute die Bewohner von Précigny Platz. Der Graf gab sich alle Mühe, seinen Gästen ein angenehmer Wirth zu seyn, so gewaltige Erinnerungen auch in diesen Räumen auf ihn einstürmten. Gegen Ende der Mahlzeit erhob er sich und sagte feierlich:

„Ich hatte noch eine besondere Ursache, meine Freunde, Euch gleich nach meiner Ankunft um mich zu versammeln. Ich wollte Euch nämlich über eine Angelegenheit zu Rathe ziehen, die Euch auch mitberührt. Hat Jemand unter Euch eine Erinnerung gegen den Plan zu machen, den ich Euch mittheilen werde, so spreche er sie laut und offen aus. — Ich meine nämlich, es sey schade, dieses schöne große Gebäude ganz unbenutzt zu lassen."

„Gewiß, gewiß, Herr Graf!“ riefen viele Stimmen auf einmal.

„Würdet Ihr wohl gern sehen, wenn die Fabrik wieder in Gang gebracht würde, wie ehemals?“

„Aber, wer sollte sie leiten? Hier ist Niemand . . .“

„Wer? Ich selbst!“ erwiederte der Graf lächelnd.

„Sie, Herr Graf?“

„Wisset, meine Freunde, daß ich die zwei Jahre meiner Abwesenheit damit zugebracht habe, die Fabrikation der Wollenwaaren zu erlernen. Ich war zu diesem Zwecke in England und glaube jetzt im Stande zu seyn, das Unternehmen mit Hülfe dieses jungen Mannes zu leiten.“

„Haben wir dann wieder zu fürchten, von dem bösen Fieber heimgesucht zu werden?“ fragte eine ängstliche Stimme.

„Nein. Ich hoffe, jetzt soll das Unternehmen Niemand zum Schaden, sondern Allen zum Nutzen seyn. Ich werde zur Bewegung der Maschinen die gewaltige Kraft anwenden, welche der menschliche Geist neuerdings entdeckt hat, nämlich: den Dampf!“

Lauter Beifallsruf tönte durch den Saal.

Einige Stunden später, als die Bewohner von Précigny sich zurückgezogen hatten, eilte der Graf in den Garten, an dessen äußerstem Ende, von einem Gitter umgeben und von Cypressen beschattet, die Gräber von Laurent und seiner Tochter sich befanden. Er kniete auf das Grab, welches Theresen umschloß und sagte bewegt: „Freundin, habe ich nicht das Versprechen gehalten, das ich Dir und Deinem Vater gegeben habe? Bist Du jetzt mit Dem zufrieden, den Du zu leben verurtheilt hast?“

Der Graf Alfred von Précigny ist im Augenblicke einer der reichsten Fabrikanten Frankreichs. Er hat sich ganz den Geschäften geweiht und verläßt die Fabrik fast nie. — Schlägt man ihm vor, zu heirathen, so antwortet er mit einem tiefen Seufzer: „Ich bin mit einer Todten vermählt!“

Eine neue Oper von Scribe.

Paris, 14. October. Nächster Tage kömmt an der großen Opera eine neue Oper von **Gonoud** zur Aufführung, welche den fürchterlichen aber packenden Titel: „**Die blutige Nonne**“ führt. Man verspricht diesem musikalischen Kunstwerke einen großen Erfolg; es soll das Kassastück der Wintersaison werden. Das Sujet, welches Scribe dießmal der böhmischen Sagengeschichte entlehnt, spielt in den Zeiten der Kreuzzüge und ist in der bekannten Weise dieses Meisters zugestutzt.

Zwei mächtige Edelleute, der Graf Luddorf und der Baron Moldaw, leben mit einander in fortwährender Fehde, die sich aus grauer Vorzeit herschreibt. Peter, der Einsiedler, predigt ihnen Versöhnung und findet Gehör. Auf seinen Vorschlag wird beschlossen, den Frieden durch eine Heirath des ältesten Sohnes des Grafen mit Agnes, der Tochter des Barons, zu besiegeln.

Leider ist jedoch dieses Arrangement nicht ganz befriedigend; denn Rudolph, der jüngere Sohn des Grafen, liebt im Stillen die schöne Agnes und wird von ihr wieder geliebt, was den Plänen des frommen Peters, des Einsiedlers, einen Strich durch die Rechnung macht. Rudolph beredet nämlich Agnes, in mitternächtlicher Stunde das Schloß zu verlassen und mit ihm zu fliehen. Die verschämte Jungfrau kann sich zu einem Schritte, der in einer Zeit, wo es keine Eisenbahnen, keine Hotels, keine Dampfschiffe u. s. w. gegeben, ein großes Opfer erfordert, nicht so leicht entschließen und verweigert ihrem Geliebten dieses Opfer, unter dem Vorwande, daß um die Mitternachtsstunde das Gespenst der „blutigen Nonne“ auf der Schloßbrücke ihre Promenade mache. Rudolph, der an Ammenmärchen nicht glaubt, macht Agnes den Vorschlag, sich als Gespenst zu verkleiden und als „blutige Nonne“ das Schloß zu verlassen. Diese Profanation eines so gefürchteten Gespenstes widerstrebt dem frommen Kinde, allein der Geliebte ist so feurig, er beschwört sie so innig, ihm zu folgen, daß sie endlich zusagt.

Um Mitternacht erwartet Rudolph seine Agnes auf der Esplanade; allein merkwürdiger Weise erscheint das wirkliche anstatt des falschen Gespenstes. Auf diese Ueberraschung war Rudolph nicht gefaßt; er fühlte sich beim Anblick der blutigen Nonne von einem kalten Schauer ergriffen, die Haare stehen ihm zu Berge, trotzdem kann er sich noch immer nicht entschließen, an das Ammenmärchen zu glauben. Er faßt endlich Muth, geht der weißen Erscheinung entgegen und will ihre Hand ergreifen, aber diese Hand ist eisig kalt. Er steckt ihr den Ehering an den Finger und schwört einen unabänderlichen Eid, durch welchen er sich verpflichtet, ihr anzugehören. Voll Freuden über dieses Versprechen umfaßt ihn das Gespenst mit seinen fleischlosen Armen und drückt ihn mit übernatürlicher Kraft an seine Brust. In diesem Momente erscheint Agnes auf der Treppe, sie kommt jedoch leider zu spät; ihr Geliebter ist verschwunden. „Die Todten reiten schnell“, heißt es im Liede und in der That durchflog er die Luft an der Seite seiner gespenstigen Nonne mit einer Schnelligkeit, die ihn schwindeln machte.

Die Nonne bringt ihren Bräutigam in eine alte frisch aufgeputzte Kellerburg. Die Fackeln entzünden sich von selbst auf dem herrlich gedeckten Tische. Reichgekleidete vornehme Herren und Damen schweben lautlosen Schrittes im Saale einher und setzen sich schweigend zum Bankett. Aber ihr ganzes Wesen ist fremdartig, steif und ohne alle Bewegung, eine schreckliche Bläße bedeckt ihr Antlitz. Pagen und Stallmeister mit leichenblassen Gesichtern bedienen sie, ohne ein Wort zu sprechen.

„Wo bin ich denn“, fragte Rudolph entsetzt, „und wer sind diese stummen Gäste, die kein Lebenszeichen von sich geben?“

„Das sind unsere Zeugen!“ Rudolph blickt dem ersten Zeugen ins gespenstige Gesicht und erkennt seinen Bruder Theobald. Darob entsetzt, wendet er sich zur Nonne und sagte: „Aber wer sind Sie denn?“

„Ich bin die blutige Nonne“, entgegnete sie, ihren Schleier vom Gesichte entfernend, „Du hast mir Treue geschworen und gehörst mir auf ewig.“

Peter der Einsiedler, der in diesem Momente ganz erwünscht zum Vorschein kommt, bannt die Todten wieder in ihre Gräber, das Schloß verschwindet und Rudolph fühlt sich von einer schweren Last erleichtert.

Die Nonne will jedoch nicht von ihm lassen und erscheint regelmäßig um Mitternacht vor seinem Bette, um ihm Gesellschaft zu leisten. Rudolph erfährt in einer vertraulichen Stunde, daß sein angetrautes Gespenst vor Jahren in einen Ritter verliebt gewesen. Dieser zog in den Krieg und ließ das Gerücht aussprengen, er sey in der Schlacht gefallen. Aus Verzweiflung darüber nimmt sie den Schleier und wird eine Nonne. Als sie jedoch erfährt, daß ihr Geliebter noch am Leben sey, sucht sie ihn auf und mahnt ihn an seine Schwüre. Der Treulose will jedoch von ihr nichts wissen und stößt ihr den Dolch in die Brust. Seit dieser Zeit irrt sie als Gespenst herum und verlangt von Rudolph, daß er den Treulosen tödte, um frei zu werden.

Rudolph verspricht Alles, was sie will, in der Hoffnung, von ihr befreit zu werden und seine Agnes, die nach dem Tode ihres Bräutigams mit Einwilligung ihrer Familie die Seinige werden soll, zu heirathen, allein als er erfährt, daß sein Vater der ehemalige Geliebte der Nonne gewesen, schaudert er vor dem Verbrechen des Vatermordes zurück und läßt lieber seine Braut, seine Familie und Alles, was ihm theuer ist, im Stich, ehe er sich zu einer so unnatürlichen That entschließt. Der Vater der Agnes war jedoch im höchsten Grade darüber empört, daß Rudolph die

Hand seiner Tochter ausgeschlagen, und beschloß, Rache an ihm zu nehmen.

Nach der liebenswürdigen Sitte jener Zeit ließ er ihm von gedungenen Mördern auflauern, um ihn aus dem Wege zu räumen. Ehe diese Katastrophe erfolgte, hatte Agnes ihren Bräutigam aufgesucht, um ihn über sein räthselhaftes Betragen zu Rede zu stellen. Der arme Rudolph erzählte ihr sein Abenteuer mit der blutigen Nonne und das Versprechen, das er ihr geleistet, ohne es jedoch halten zu können. Dieses Gespräch wird zufällig von dem Vater Rudolphs belauscht; sein Gewissen erwacht und er stürzt sich den Mördern entgegen, die das Leben seines Sohnes bedrohen. Der alte Baron fällt und sein gegen die blutige Nonne verübtes Verbrechen ist abgebüßt.

Rudolph, der nun ebenfalls aller Verpflichtung gegen das Gespenst enthoben ist, heirathet seine Agnes und wird glücklicher Hausvater. Der Chor läßt zum Schlusse nicht undeutlich vernehmen, daß die göttliche Barmherzigkeit dem Mörder der Nonne verziehen hat. Ueber die Musik läßt sich vorläufig nichts Besonderes sagen, da die Oper noch nicht aufgeführt worden; doch rühmen Kunstkenner, die den Proben angewohnt, die vielen Schönheiten des musikalischen Theiles. (Ostd. Post.)

Die Befestigungen von Sebastopol.

Das „Journal des Debats“ bringt eine Skizze der Befestigungen von Sebastopol, die bei den jetzigen Verhältnissen alle Beachtung verdient. Es handelt sich bekanntlich jetzt um die Fortifikationen, die südwärts der Stadt liegen, indem der Angriff von dieser Seite aus begonnen. Wir erinnern nur daran, daß die Forts der Rhede, eilf an der Zahl, dieselbe von beiden Seiten umschließen und daß sechs Forts die Stadt selbst umgränzen und zu dem Militärhafen und der Südküste gehören, wo das vereinte Heer zu operiren hat. Sebastopol liegt bekanntlich auf einem ziemlich steilen Abhange, der sich vom Meere bis zu den hohen kahlen Hügeln hinauszieht, welche in einer Entfernung von anderthalb Stunden aus den Platz beherrschen und von wo man Stadt und Rhede, wie in einem Panorama, vor sich hat. Näher betrachtet, erkennt man die Dinge in der Tiefe nicht klar und selbst die Spitzen der Masten schwinden vor dem Blicke, so tief senkt sich das Thal. Die Stadt liegt mithin amphitheatralisch, wie Algier, nur ist sie neuer gebaut, denn der Bau datirt von 1790 her. Die Querstraßen, die parallel mit der Rhede laufen, sind im Ganzen eben, bilden aber unter sich nur steile Verbindungen. Es fehlt der Stadt nicht an Monumenten; ihre Kirchen, besonders aber ihre Marinebauten, das Arsenal, die Kasernen und die Spitäler sind bemerkenswerth. Die Bevölkerung zählt gewöhnlich 40,000 Seelen, worunter die Soldaten und Matrosen die Hälfte bilden; die Civileinwohnerschaft besteht aus Beamten und — indessen nur wenigen — Kaufleuten, Fischern und Handwerkern. Die Quarantänebai, die am westlichen äußersten Ende der Belagerungslinie liegt, wird von der Doppelbatterie gleichen Namens vertheidigt. In der Nähe liegt das Fort Alexander und daneben die sogenannte Sebastopol-Batterie, die zur Stadt selbst gehört. Von dieser Batterie läuft eine Mauer aus, die mit Zinnen versehen ist, um von hier aus das Musketenfeuer zu unterhalten. Diese Mauer ist ein Kilometer lang und steigt die steile Wand eines Hügels bis zum Gipfel hinan, welcher durch ein großes, fast rundes Fort gekrönt wird und mit zwanzig Geschützen auf seiner Oberfläche armirt ist. Nach unten zu ist es von einer Batterie umgeben, deren Wall 20 Fuß hoch ist. Diese Doppeleinrichtung macht aus der Ferne den Eindruck, als hätte man eine Bastion vor sich, mit einem Bollwerk darauf. Vor der Mauer und Bastion zieht sich ein Graben hin; hier findet sich aber weder ein verdeckter Weg noch ein Glacis. Die Franzosen, welche den Angriff links auszuführen haben, werden wahrscheinlich das Fort zu beschießen haben, worauf sie erst die Bai und die Quarantaine-Batterie und selbst die ganze Ostseite der Stadt beherrschen. Sie haben aber andere Hindernisse zu überwältigen, bevor sie dazu gelangen. Unter den Kanonen des erwähnten Forts liegt nämlich eine große befestigte Caserne, welche kürzlich mit mehreren Werken umgeben worden, mit Lunetten und wohl armirten Redouten. Von dieser Kaserne läuft eine Mauer aus, welche vollständig Stadt, Hafen und Arsenal einschließt, bis jenseit des Bassins, das zur Schiffs-Ausbesserung dient, bis nach der Tschernaja hin an die äußerste Spitze der Rhede, was mit Einschluß der Biegungen eine Länge von zwei Stunden bildet. Die Mauer ist drei Fuß dick, mit Zinnen und Seiten-Bastionen versehen und vor ihr zieht sich ein Graben hin, dessen Erde so zurückgeworfen ist, daß sie ein Glacis bildet, welches das Mauerwerk an mehreren Punkten deckt. Die Mauer ist aber ohne Erdwall, auf dem man Artillerie aufführen könnte. Allein an den Punkten, wo bei einer regelmäßigen Fortifikation Bastionen seyn müßten, haben die Russen Batterien in Form von Cavalieren aufgeführt, von denen aus man über die Mauer wegschießt. Die Entwaffnung ihrer Schiffe hat ihnen das Mittel geboten, alle ihre Werke mit Kanonen von schwerem Kaliber zu armiren, und an guten Artilleristen fehlt es ihnen nicht. Ein so unvollkommenes Vertheidigungssystem kann nur Bedeutung gewinnen durch die Beharrlichkeit der Belagerten, wenn sie zahlreich genug und ihre Ingenieure geschickt genug sind, dem Vordringen der Belagerer immer neue Hindernisse entgegenzustellen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Auf dem Theaterzettel der Münchener Hofbühne figurirten unter dem 14. d. als krank: die Sänger Härtinger, Brandes, Young, Pelegrini und Rindermann, und die Sängerinnen Hefner und Wirth

Am 31. October beginnt vor dem Assisenhof der Seine der Prozeß gegen den muthmaßlichen Mörder des in einer Kiste auf dem Lyoner Bahnhof zu Paris verpackt gefundenen Uhrenhändlers Isaak Wahl aus Locle in der Schweiz. Es ist ein junger Mensch von zwanzig Jahren Namens Dombey. Sein gleichzeitig beschuldigt gewesener Kamerad hat hinreichende Aufklärungen liefern können und ist von der Instanz entbunden.

Das Räthsel des Verschwindens der Fräul. Cruvelli ist nun gelöst; dieselbe hat sich mit dem Grafen Vigier, dem Sohne einer unter Louis Philipp berühmten Finanznotabilität, vermählt.

In Nidwalden (Schweiz), wurden zwei des Betrugs angeklagte und überführte Individuen zu Geld- und Gefängnißstrafen verurtheilt, unter folgenden Beifügungen: Der Pater Guardian der Kapuziner soll ihnen während acht Tagen Religionsunterricht ertheilen. Aloys soll ein Jahr und Joseph drei Jahre den vormittägigen und nachmittägigen Gottesdienst besuchen. Aloys soll die Andacht verrichten und den Beichtzettel vorweisen. Joseph soll binnen Jahresfrist viermal die Andacht verrichten und jeweilen den Beichtschein vorweisen.

Wie die Agram. Ztg. erfährt, hat die mit der Untersuchung der Schiffbarkeit der Save betraute Kommission erklärt, daß die

Save mit einem Kostenaufwande von 600,000 fl. von Sissek bis Agram binnen drei Jahren schiffbar gemacht werden könne.

Vom 1. Januar bis Ende September d. J. schifften sich in Hamburg nach den transatlantischen Ländern 46,042 Personen ein, was 21,174 mehr ergibt, als im vorigen Jahre.

Korrespondenz.

Magdeburg, 27. Oct.

Unserer Provinz Sachsen mangelte bisher das so wichtige Institut einer Blinden-Anstalt. Nach dem Beschlusse des jetzt versammelten Provinziallandtags wird sie dasselbe in nächster Zukunft unter dem Namen „Friedrich-Wilhelms-Blindenanstalt" erhalten, und zwar durch die Munifizenz des Königs, der die Lokalitäten anwies, und durch die freiwilligen Gaben der Provinzbewohner, welche eine Summe von 32,000 Thaler zu diesem Zwecke zusammengebracht haben. Errichtet wird diese Anstalt in dem Städtchen Bardy, wo sich ein unbenutztes Schloß befindet, und wohin auch nächstens das Magdeburger Schullehrer-Seminar verlegt wird. — In der hiesigen freien Gemeinde fungiren bekanntlich zwei Geistliche: Uhlich und Sachse. Zwischen diesen beiden Geistlichen oder „Sprechern", wie sie sich nennen, ist ein Dissens bei Revision der Gemeinde-Statuten entstanden, der leicht weitere Folgen haben kann. Es handelt sich um die Bezeichnung „freie Gemeinde" und „Neue christliche Gemeinde". Für letztere Bezeichnung, namentlich für das Wort „christliche", stimmte Uhlich und will sie unter allen Umständen beibehalten wissen, da er es mit seinem Gewissen nicht vereinbaren könne, sich nicht mehr „Christ" zu nennen, während Sachse durchaus die Bezeichnung „freie Gemeinde" nicht aufgeben zu wollen erklärt. In der Gemeinde selbst hat der Zwiespalt ihrer Hauptträger gleichfalls zwei Parteien hervorgerufen und die frühere Einigkeit ist wenigstens getrübt, zumal sich immer mehr herausstellt, daß die dogmatischen Ansichten Uhlich's von denen Sachse's stets weiter divergiren.

Von der hessischen Bergstraße, 28. Oct.

Zu den wichtigsten Erscheinungen der Gegenwart gehört ohne Zweifel der Aufschwung, welchen die Industrie dermalen fast allenthalben und auch bei uns zu nehmen beginnt. Während im fernen Osten die wilde Kriegsfackel tobt und rast, sehen wir hier die Segnungen des Friedens sich in höchst erfreulicher Weise entfalten. So sind in unserer Gegend seit kurzem mehrere große Fabriken gegründet worden, welche einen guten Fortgang zu nehmen scheinen; eben so ist das bei Reichenbach belegene, früher dem gräfl. Gesammthause Erbach gehörige Kupferbergwerk seit Beginn dieses Jahres käuflich in die Hände einiger Ausländer übergegangen, welche dasselbe nunmehr an drei Vierteljahren mit Aufwendung großer Geldopfer verwalten und unter Anwendung einer neuen Methode, hinsichtlich der Scheidung der Erze bergmännisch bewirthschaften lassen. Während es den früheren Besitzern desselben nicht glücken wollte, günstige Resultate zu erlangen, scheinen die neuen Eigenthümer alle obwaltenden Schwierigkeiten glücklich besiegt zu haben, so daß ihnen für die Zukunft eine reiche Ausbeute in Aussicht gestellt ist. Geben die von der Gewerkschaft im Laufe dieses Jahres ausgeführten beträchtlichen Betriebsgebäude schon Vielen Arbeit und Verdienst, so ist dieß in noch größerem Maßstabe durch die Anstellung der Beamten und die große Zahl der ständig beschäftigten Bergleute der Fall, was in jetziger Zeit gewiß als ein großes Glück zu betrachten ist, zumal der Ort Reichenbach nicht zu den wohlhabendern der Gegend gezählt werden kann. Für Manchen aber dürfte es interessant seyn, zu vernehmen, mit welcher Humanität die neuen Eigenthümer dieses Etablissements ihre Bediensteten behandeln. So nahm der dirigirende Proprietär (ein geborner Amerikaner) gestern zur Feier seines Geburtstages Veranlassung, die sämmtlichen Beamten und Knappen der Gewerkschaft um sich zu versammeln und festlich zu bewirthen, wozu auch noch der Geistliche und Bürgermeister des Ortes, sowie einige persönliche Befreundete gezogen wurden. Die herzlichen und huldvollen Worte, welche derselbe hierbei an die Bediensteten richtete, begeisterten alle Anwesende, und es war erhebend, wie sich dieselben sichtlich zu ihm hingezogen und zu Danke verpflichtet fühlten. Die schönste Eintracht waltete bei diesem Feste ob und wir möchten unsern deutschen Landsleuten eine ähnliche Behandlung ihrer Untergebenen anempfehlen, welcher sicherlich der beste Segen nicht fehlen wird.

Aus dem bad. Unterrheinkreise, 28. Oct.

Die Direktion des „Vereins zur Rettung sittlich verwahrloster Kinder" im Großh. Baden wird von allen Landestheilen täglich mehr in Anspruch genommen. Die Rettungshäuser sind überfüllt, und zur Unterbringung in braven Familien werden die Gelegenheiten immer schwieriger. Besonders schwer wird es dem Vereine, katholische Kinder unterzubringen, da er nur eine größere Anstalt, Mariahof zu Hüfingen, besitzt. Der Verein beabsichtigt deßhalb, vorerst nur für katholische Knaben in den verschiedenen Landestheilen drei bis vier kleinere Rettungsanstalten für vier bis acht Köpfe zu errichten. Dabei spricht der Verein den Wunsch aus, es möchten katholische Schullehrer sich dazu verstehen, solche Knaben gegen ein angemessenes Pflegegeld zu sich zu nehmen. Für evangelische Knaben besteht schon eine solche Anstalt in Bögisheim, Amts Müllheim.

Heidelberg, 26. October.

Mit Einhändigung einer Summe von 300 fl. für arme Odenwälder beauftragte unser Prinz-Regent den Oberamtsvorstand und Bürgermeister der Stadt Heidelberg, den Bewohnern der Stadt und des Oberamtes den Dank für die zum feierlichen Empfang getroffenen Vorbereitungen auszusprechen. Zugleich sprach derselbe die Versicherung aus, er werde das Vorhaben, längere Zeit hier zu verweilen und den Odenwald zu besuchen, im kommenden Frühling ausführen. Daß Heidelbergs Bewohnern überhaupt jetzt öfter das Glück zu Theil werde, den Fürsten hier zu sehen, dafür spricht die Einrichtung und schöne Ausstattung seines hiesigen Palais.

Havre, 21. Oct.

(Von einem auswandernden Rheinhessen.) Ich kann den europäischen Boden nicht verlassen, ohne noch einige Worte nach Deutschland zu senden. Die Reise vom Rheine hierher scheint mir ganz gut über Köln, Aachen, Verviers, Lille, Paris gemacht zu werden, zumal dann, wenn die nach Amerika Reisenden von Köln aus einen besonderen Bahnzug erhalten, wie das Denen, die mit mir die Reise hierher machten, geschah. Beschwerlichkeiten wegen Vorzeigen von Pässen, Untersuchen von Reisetaschen ꝛc. hatten weder auf belgischem noch auf französischem Gebiete statt, was uns also Zeit und Mühen ersparte. Die Wirthshäuser in Lille, wohin die Reisenden durch die betreffenden Kondukteure geführt wurden, verdienen alles Lob; weniger die von Paris. Auch läßt sich nicht so Vortheilhaftes von der Behandlung auf dem Bahnhofe zu Paris sagen, wo man von den Leuten angefahren wurde und erst auf Bemerkungen, wie: „Mess! vous devez être plus modestes, nous sommes encore des hommes, mais non pas des bêtes", eine anständigere Behandlung eintrat. Mögen auch alle Kondukteure mehr oder minder ihre Schuldigkeit gethan haben, so halte ich es doch für Pflicht, besonders auf den des Hauptagenten Büchel in Mainz, Herrn Wolf, aufmerksam zu machen. Wer das Glück hat, in seiner Begleitung zu fahren, geht gut und sicher. Er ist ein Mann von Umsicht und Erfahrung, still, aber da, wo es nöthig ist, durch die That dienstbar. In Havre gibt es viele deutsche Wirthe. Herr Hermann „zur Stadt Trier" ist bestens zu empfehlen. Der Andrang der Auswanderer ist sehr groß und es thut Einem das Herz weh, so manche kräftige Gestalt dem Vaterlande den Rücken zuwenden zu sehen. Auf dem Büreau des Rhederhauses der Herren Wood, Courteville, Paillette und Bielefeld ist die Aufmerksamkeit auch gegen den Geringsten sehr groß und wird sich dieses Haus seinen guten Ruf nicht nur erhalten, sondern vermehren, wenn es so fortfährt. Es ist dieß für Solche, welche nach Amerika reisen wollen, sehr wichtig. Nicht Die, welche am meisten schreien, sind die Besten, sondern Die, welche ihre Schuldigkeit thun, und zu den Letzteren gehört genanntes Rhederhaus. — Ich werde nun in wenigen Tagen die Reise in die neue Welt antreten.

Dr. Ennemoser.

Theater-Anzeige.

Montag, 30. Oct. (Zum ersten Male): Pitt und Fox, historisches Original-Lustspiel in 5 Aufz. von Dr. Rudolph Gottschall.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 260. | Dienstag, den 31. October | 1854.

Das Schiller-Haus in Weimar.

(Aus dem Schiller-Album.)

Steh' still, o Wanderer, in Ehrfurcht säume,
Das Haupt entblöße, dämpfe Deinen Schritt,
Wie zu betreten eines Tempels Räume,
Denn Schillers Haus ist's, was Dein Fuß betritt.

So klein, unscheinbar ist die Stätte, welche
Dem Dichterfürsten gab sein irdisch Loos,
Als wie er selbst gleich einem Bergeskelche
Erhaben, über's Maß der Menschheit groß!

Noch an der Hausflur winkt der kleine Garten,
Noch am Spaliere schwankt der wilde Wein,
Den Schillers Hände selbst gewohnt zu warten,
Des Aschenkruges Zierde soll er seyn!

Des Epheu dumpfes Schlingkraut nicht umnachte,
Du wilder Wein sollst seine Urn' umblüh'n,
Der mit der Dichtung Feuerwein entfachte
Das deutsche Volk, daß stets es wird erglüh'n! —

Erhabener! Ich tret' in Deine Räume,
Dieß war das Zimmer, welches Dich umfing,
Mir ist's, als ob hier noch ein Abglanz säume,
Wie Abendroth vom Tag, der unterging.

Dieß Schillers Zimmer, das geräumig helle,
Doch ohne allen Schmuck und jede Zier,
Nur daß dort rührend steht an alter Stelle
Das kleine, nußbaumholzene Clavier.

Oft zur Guitarre klangen seine Lieder,
Die edle Gatlin schlug der Saiten Gold,
Das Lied der Freude tönte feurig wieder,
Die Klage Thekla's schwärm'risch, traurig hold.

Hier hat er manche Nacht hindurch gedichtet,
Ich seh' ihn sitzen bleich am Tische dort,
Aufspringend manchmal, herrlich aufgerichtet,
Zuweilen rufend ein erhab'nes Wort!

Hier aus dem Fenster hat er sich gebogen,
Um aufzublicken nach der Sternenbahn,
Den kühlen Nachthauch in die Brust gesogen,
Die Stirn erfrischt, den glühenden Vulkan.

Wohl waren ihm vertraut die Sternennächte,
In welchen er beschwor begeist'rungsbleich
Für's Recht der Menschheit hohe Himmelsmächte,
Das „unzerbrechlich ist, den Sternen gleich." —

Was gehet vor? Es weitet sich das Zimmer,
Verschwimmend wie in lichten Wolkenflor,
Gestalten wogen im bewegten Schimmer
Und treten immer deutlicher hervor.

Ein Weib erscheint wie eine weiße Rose —
Leis klaget Hectors Abschiedsmelodie —
Dann Franz, die Schlange in des Vaters Schooße —
Der Räuber düstergroße Poesie!

Der Meerstadt feenhafte Säle leuchten,
Fortstürzt das stolze Weib der Dorias:
Der Aufruhr siegt — doch lautlos in den feuchten
Meeresgrund versinkt der Herzog Genuas.

Vor Philipp stehet im Eskuriale
Der edle Schwärmer für der Menschheit Recht.
Des Herrschers Auge schmilzt in weichem Strahle,
„Der König weinte!" kniescht der Pfaffenknecht.

Gleich einem feierlichen Geisterzuge
Erscheinen Thekla, Max und Wallenstein,
Das Aug' erhebt zum nächt'gen Wolkenfluge
Friedland, „deß Sterne leuchten Nachts allein."

Die Jungfrau richtet sich zum Tod getroffen
Noch einmal mit der Fahne strebend auf.
Des Himmels goldne Thore strahlen offen,
Die Weltenkönigin winkt ihr herauf.

Auf Bergen kommet Tell der Schütz gezogen,
Jetzt lauert er aufs Wild der Tyrannei,
Von Berg zu Berg die Flammenzeichen wogen,
Todt ist der Zwingherr und die Schweiz ist frei.

Wie fließendes Gewölk vor'm Sonnenstrahle
Zerfließt und wogt der hohen Bilder Schaar
Und über ihm als Reich der Ideale
Erhellt sich blauer Aether wunderbar.

Er selber sitzt auf goldnem Wolkenthrone,
Mit edler Haupteswendung wohl bekannt,
Die Stirn umgrünet von der Lorbeerkrone
Und auf die Leier stützend seine Hand.

Zu Seiten ihm mit glänzend weißen Flügeln
Sprengt unter sich die dunkle Erde tief
Im Aethermeere mit zerriss'nen Zügeln
Das freie Dichterroß, der Hippogryph.

Weimar. Adolf Doerr.

Die Befestigungen von Sebastopol.

(Schluß.)

Das Centrum der Linie wird durch das Fort Aktiar vertheidigt, das auf einem hervorragenden Punkte auf dem Gipfel der Stadt liegt. Unweit dieses Forts laufen drei Hohlwege aus, die bis zur Rhede sich hinabsenken. Der eine, der westlich liegt, läuft in die Quarantaine-Bucht aus, der andere, im Centrum, theilt die Stadt in zwei ungleiche Hälften, und der dritte, ostwärts, läuft gerade nach Norden hinab und bildet unten den Hafen. Die Vertheidigungsmittel sind insbesondere am unteren Ende dieses Hohlweges und zwar ostwärts des Hafens; denn gelänge es den Russen selbst, hier die Schiffe zu verbrennen, so ist es für sie noch von großer Bedeutung, den Zugang zum Hafen, besonders aber zur Vorstadt Kerbelnaja am Ostufer zu hindern. Gelingt es den Engländern, die von rechts aus belagern, sich dieser Vorstadt zu bemächtigen, während die Franzosen sich zu Meistern des Forts machen, so wird die Stadt zwischen zwei Feuer genommen und so mit Bomben, Kugeln und Haubitzen bearbeitet, daß keine Garnison sich hier länger halten kann. Wohl gemerkt aber, kann die Garnison nicht zum Capituliren gezwungen werden, indem sie nicht blokirt ist, und haben die Russen ihre Anstrengungen in der Stadt erschöpft, so können sie noch immer mit ihren Booten über die Rhede setzen und sich in die Forts des Nordufers flüchten. Unter den zur Vertheidigung des Hafenwegs bestimmten Werken sind zwei große thurmförmige Batterien zu erwähnen, ein neuer Bau, der von Steinen und Ziegeln seyn soll. Da es den Russen an Zeit gefehlt, um im Hafen einen dritten Thurm aufzuführen, so haben sie ein Linienschiff stranden lassen, das als Batterie am Auslauf-Ende des Hohlweges dient. Uebrigens wird jetzt Tag und Nacht in der ganzen Umwallung des Platzes gearbeitet; die Hälfte der Garnison und alle arbeitsfähigen Einwohner der Stadt wurden dazu herangezogen. Wir haben jetzt noch von den Außenwerken zu sprechen, welche bei einer regelmäßigen Fortification die palissadirten, verdeckten Wege, die Halbmonde, die vorgerückten Lunetten u. s. w. u. s. w. bilden, lauter Werke, welche dazu dienen, das Vorrücken des Belagerers zu hemmen, der gezwungen ist, mehrere kleine Belagerungen vorzunehmen, bevor er den Haupttheil des Platzes angreift. Wie gesagt, wird Sebastopol von allen Seiten durch Hügel beherrscht, die sich stufenweise bis zu einer gewissen Höhe erheben, von wo man die ganze Stadt unter sich liegen sieht. Die nächsten Hügel aber sind seit zwölf Jahren abgetragen worden, so daß in einer Entfernung von 5- bis 600 Meter sich keine Anhöhe mehr findet, welche die Stadt beherrschte. Ueber diesen Rayon hinaus haben die Russen starke Redouten auf mehreren hohen Punkten aufgeführt, welche die Belagerer gezwungen, in ungewohnter Entfernung, nämlich 15- bis 1800 Meter vom Platze, die Laufgräben zu eröffnen. Obgleich die russischen Positionen nur durch Feldwerke von Erde befestigt sind, die man leicht erstürmen konnte, zogen die Generale es vor, mit Methode zu operiren, denn gute Soldaten aufzuopfern, deren Hingebung für entscheidendere Schläge noth thut. Die erwähnten Redouten mußten beschossen und genommen worden seyn. Das Belagerungs-Heer rückt dann auf das Terrain vor, um die Laufgräben gegen den Platz selbst zu eröffnen. Außerhalb der Umschließungsmauer gibt es aber noch einige andere Werke zu zerstören, welche die Mauer an den schwächsten Punkten schützen. Indessen sind alle diese flüchtig aufgeworfenen Bauten nicht im Stande, wirkliche regelrechte Fortificationen zu ersetzen, und Geschütze reichen nicht aus, um gute Wälle zu ersetzen. Ueberhaupt hat das Feuer des Belagerers immer großen Vortheil für sich, denn es hat immer eine convergirende Richtung, um sich wirksamer zu zeigen, während das Feuer der Belagerten sich zersplittert.

Die erste türkische Zeitung.

Das erste türkische Zeitungsblatt, das in Konstantinopel erschien, war der „Taakwimi Veckai" oder Neuigkeitserzähler. Seine erste Nummer vom 5. November 1831 rief eine ausnehmende Aufregung hervor; überall bildeten sich auf den Straßen große Volkshaufen, denen des Lesens Kundige den Inhalt mittheilten. Der Unwille der Männer der alten Schule stieg auf den höchsten Grad gegenüber einer Neuerung, welche ihre angestammten Rechte und Vorzüge bedrohte. Die Neugierde trug indeß über die Entrüstung den Sieg davon. Die strenggläubigsten Türken suchten sich doch das verpönte Blatt zu verschaffen und trugen es in ihre Wohnung, wo sie begierig dessen Inhalt verschlangen. Diese geheimen Leser gehörten dem gebildeteren Theile der Bevölkerung an. Die des Lesens nicht Kundigen eilten in die Kaffeehäuser und Chatibs, wo sie sich den Inhalt des Blattes vorlesen ließen, und diese Vorleser, ein bis dahin gänzlich unbekannter Stand, bildeten bald eine vielgesuchte Korporation, die mit Kaffee, Pfeifen und Paras reich beschenkt wurde. Diese Zeitung hatte einen entschieden günstigen Erfolg und derselbe erstreckte sich nicht allein auf Konstantinopel, sondern auf den größten Theil des Reiches. Es scheint wunderbar, aber die Türken befreundeten sich mit dieser literarischen Neuerung ungleich schneller als mit anderen Reformen, und die Auflage des „Taakwimi Veckai" erreichte sehr bald eine enorme Höhe. Der Inhalt dieser ersten türkischen Zeitung war theils belehrender, theils unterhaltender Art; in politischer Beziehung war sie freilich sehr unbedeutend und namentlich Tagesneuigkeiten lieferte sie nur höchst verspätet, auch konnte von einer politischen Färbung nicht die Rede seyn; aber trotzdem sind die Erfolge, welche sie erzielte, und der Einfluß, den sie ausübte, folgenwichtiger Art. Die fanatischen Alttürken, die von Allem, was über den nächsten Umkreis hinausging, keine Notiz nahmen, die ihre Würde niemals verläugneten, nie lächelten, nie aus ihrer Unbeweglichkeit heraustraten, selbst diese hartköpfigen und hartherzigen Leute erhielten einen flüchtigen Begriff von der raschen Entwickelung der modernen Kultur, von Eisenbahnen und Dampfschiffen und von den ungeheuren Vortheilen, die sie dem Handel und Verkehr boten. Die in dem „türkischen Neuigkeitserzähler" enthaltene, freilich sehr unvollkommene Beschreibung eines Luftballons machte diesen Leuten viel Kopfzerbrechen und Europäer wurden gelegentlich von ihnen mit Fragen über die ihnen neuen Gegenstände angegangen. Früher war den Türken nie begreiflich, wie jenseits der Gränzen Leute wohnten, deren Thun und Treiben der geringsten Beachtung werth sey. Sie begannen, indem sie lasen, zum ersten Male daran zu zweifeln, ob sie wirklich das allein auserwählte der Völker seyen, und es wurden die neueren Beziehungen zum Occident unmerklich aber nachhaltig vorbereitet.

Türkisches Leben.

In einem Schreiben unseres Konstantinopeler Korrespondenten vom 5. October ist folgende Charakteristik über das sorgenlose Leben der Türken in ihrer Hauptstadt nicht ohne Interesse:

„In der Hauptstadt ist Alles ruhig, „hebri sahat“, wie die Türken sagen, unter welchen die Pfahlbürger, die ihren „sahat“ nicht weniger lieben, als die deutschen Kollegen ihre Ruhe, dieß liebliche Wort gewöhnlich mit verklärtem Gesichte und wäss'rigem Munde aussprechen. Wird dieser heißersehnte Zustand noch durch den Genuß einiger weniger Tassen schlechten Kaffee's gewürzt, so ist das Höchste erreicht; wofür man sich auch täglich fünfmal bei Allah bedankt. Etwas Piquanteres bietet das öffentliche Leben nicht; Festessen, Diners und Tables d'hotes kennt man nur in den höchsten Regionen, Bälle und Rundgesang mit Rebensaft ebenso; das Gerstenwasser (arpasuji), wie man das hiesige Bier mit Recht nennt, mundet nicht; also bleibt dem würdigen Bürger, der sich nicht wie ein Jaur und Serhosch (Säufer) mit Spirituosen betäuben will, nur die Pfeife und die klägliche Kaffeebrühe als höchster Lebensgenuß in der Gesellschaft. Theater fehlen auch und der improvisirte „Circus olympicus“ der höheren Boxerei an der neuen Brücke zu Galata, wo man täglich Dutzende von blutigen Köpfen unentgeltlich sehen konnte, ging überdieß wegen Abberufung der Gesellschaft nach Sebastopol von selbst ein. Was Wunder, wenn der gutgesinnte Osmanli sich um Politik (politica haberleri) zu kümmern anfängt und dem Franken nach dem kurzen „ne war ne jok?“ (was gibt es Neues?) mit Fragen auf den Leib geht, deren geographische und historische Naivetät alles bisher gehörte Unerhörte übertrifft.

Lord Raglan.

Von der militärischen Laufbahn Lord Raglans theilt ein englisches Blatt folgende Details mit: Lord Raglan, einer der jüngern Söhne des Herzogs von Beaufort, trat in die Armee im Jahre 1804 als Kornet im vierten leichten Dragoner-Regiment und war im ganzen Kriege auf der Peninsula sowie in den Niederlanden Sekretär des Herzogs von Wellington. Er hieß damals Lord Fitzroy Somerset, den Titel Lord Raglan bekam er erst später. Er erhielt die goldene Medaille für die Schlachten bei Fuentes Onor, Badajoz, Salamanca, Vittoria, Nivelle, Nive, Orthes und Toulouse und die silberne für die Schlachten bei Roleia, Talavera, Busaco, Ciudad Rodrigo. Er war ferner gegenwärtig bei der Einnahme von Oporto, bei Verfolgung des Marschalls Soult, dem Rückzuge auf die Linien von Lissabon, bei den Operationen zur Verfolgung des Marschalls Massena, bei dem Gefechte von El Bodon, er trieb den Feind von Valladolid nach Burgos, war anwesend bei der Belagerung dieses Kastells und den verschiedenen Gefechten auf dem Rückzuge von da nach der portugiesischen Gränze, nahm Theil am Gefecht bei Irun und am Uebergange über die Bidassoa, ward bei Busaco verwundet und verlor bei Waterloo einen Arm. Nach der Schlacht bei Waterloo ward er zum Obersten und im Jahre 1825 zum General-Major ernannt. Im Jahr 1838 avancirte er zum General-Lieutenant und erhielt 1852 den Posten eines Generalfeldzeugmeisters (Master General of the Ordonance). Unter dem Ministerium Derby ward er unter dem Titel Lord Raglan zum Peer erhoben. Im Jahre 1854, ehe er nach dem Kriegsschauplatze abging, erhielt er den lokalen Rang eines Generals, d. h. er erhielt den Rang eines Generals im britischen Expeditionsheer, während er in England General-Lieutenant blieb.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Brief an Wenzel Scholz von dem neuen Theater-Direktor Nestroy.) Vor ungefähr zehn Tagen forderte der neue Direktor des Leopoldstädter Theaters, Hr. Nestroy, den Komiker Hrn. W. Scholz auf, ihm in Bezug auf ein Engagement seine Bedingungen zu übersenden. Hr. Scholz genügte dieser Aufforderung und schrieb unter andern die Bedingung hin, daß, wenn Nestroy auch jetzt Direktor sey, das vertrauliche freundschaftliche „Du“ nicht wegfallen dürfe. Hierauf schrieb Nestroy an Scholz folgende Zeilen: „Lieber Freund Scholz! Indem ich Dir beifolgend Deinen neuen Contract zusende, hoffe ich, Du wirst es als einen neuen Beweis meiner Freundschaft anerkennen, daß ich das Risico unternommen, ein Mitglied ohne Probespiel und ohne den Beisatz auf Gefallen oder nicht Gefallen zu engagiren. Du willst auch unser Dusagen contractlich gesichert, darüber wünschte ich einen Separat-Vertrag mit der Clausel, daß Du für jedesmalige Unterlassung eine Monats-Gage als Strafe zu zahlen hättest. Wien, 10. Oct. 1854. Dein alter Freund und junger Direktor. Johann Nestroy.“

Die Stadt Schleiz, die wohl ihren Fürsten gut kennen muß, hat für das Geld, welches die Empfangsfeierlichkeit des Fürsten gekostet haben würde, eine Stiftung für zwei unbemittelte Studirende oder Künstler gegründet. Als dem Fürsten die Stiftungsurkunde überreicht wurde, war er äußerst ergriffen und erfreut und äußerte: „Das werde ich der guten Stadt Schleiz nicht vergessen; sie hat mir damit wirklich wohlgethan.“

H. Heine in Paris erklärt mit Bezug auf die in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ abgedruckte Uebersetzung seiner „Geständnisse“, nach einem Artikel der „Revue des deux mondes“, daß er jede deutsche Rückübersetzung seiner in Frankreich in französischem Gewande erscheinenden Schriften für unberechtigt erkläre und demnach jeden Anspruch für die ihm und seinen deutschen Verlegern, Herren Hoffmann u. Campe in Hamburg, daraus entstehende Rechtsverletzung diesen und sich selbst vorbehalte. Heine sagt ferner, daß demnächst bei Michel Levy Frères in Paris ein Band seiner gesammelten, ins Französische übersetzten Schriften unter dem Titel: „De l'Allemagne“ erscheinen werde, in welchem die obgedachten „Geständnisse“ das Schlußkapitel bilden. Es darf wohl erwartet werden, daß der Vorgang der „Allgemeinen Zeitung“ keine Nachahmer finden und daß man den übrigen Inhalt des Buches „De l'Allemagne“ in Deutschland nicht eben so verballhornen werde, wie es mit dem Schlußkapitel in Augsburg geschehen.

Unter dem vor Sebastopol stehenden Ingenieurcorps der Alliirten macht sich eine Persönlichkeit geltend, die eine Dame ist, und zwar die Tochter des alten Generals Bourgoyne. Ihr Mann, Ingenieuroffizier, ist von großem Talent, aber seine Frau steht ihm nicht nach und besitzt auf dem Felde der Kriegskunst unbestrittene Kenntnisse und ein nicht in Zweifel zu stellendes Urtheil. Ihr Einfluß will hier etwas bedeuten. Außerdem weiß sie in England auf die öffentliche Meinung zu wirken, indem sie für mehrere Zeitschriften militärische Artikel zu liefern gewohnt ist.

In Folge einschlagender Verwendung der französischen Gesandtschaft werden die schweizerischen Kantone gebeten, dem Bundesrath ein Verzeichniß aller von Napoleon I. herrührenden Briefe oder sonstigen Aktenstücke einzusenden, die entweder in Archiven und Bibliotheken oder in den Händen von Privaten sich vorfinden, sey es, daß jene Actenstücke die Kaiser- und Konsularzeit oder auch eine noch frühere Periode berühren. Die französische Regierung beabsichtigt nämlich eine Sammlung aller von Napoleon I. verfaßten Schriften und Briefe.

Es besteht in Liverpool eine Gesellschaft unter dem Namen „Health's Tribut Society", deren Mitglieder die Pflicht haben, das Leben einander so angenehm als möglich zu machen. Das Mitglied, welches im Laufe des Jahres die vollkommenste Gesundheit genossen oder den Arzt am wenigsten gebraucht hat, muß den übrigen Mitgliedern ein splendides Fest geben. Aehnliche Gesellschaften haben sich in Halifax, Manchester und West Derby gebildet.

Nach einer offiziellen Statistik bestehen in Brüssel gegenwärtig 48 große Gasthöfe, 19 Gasthöfe zweiten Ranges, 8 Restaurants, 23 Kaffeehäuser, 25 Gasthöfe mit Restaurationen, 109 Logirhäuser, 565 Wirthshäuser, 52 Herbergen, 942 Branntweinläden; zusammen 1795.

Dieser Tage starb eine gewisse Emma Davidson in einem Londoner Schuldgefängnisse, in welchem sie seit Anno 1829 aus purem Eigensinn gesessen hatte. Sie war damals wegen einer unbedeutenden Schuld verhaftet worden, die sie aus einem festen Einkommen von 700 Thlrn. leicht hätte abtragen können, hatte aber gelobt, die Forderung, die sie für ungerecht hielt, nun und nimmermehr zu bezahlen und eher im Gefängnisse zu sterben, was sie denn auch wirklich gethan hat. — Das heißt man consequent seyn!

Korrespondenz.

Aus der Schweiz, 26. October.

In Zürich treiben gegenwärtig Sendboten des Mormonenthums ihr Unwesen. Als ein solcher wird von den Blättern ein Pfr. Meier genannt und von ihm des Scandalösen genug erzählt. Unter Umständen steckt bekanntlich jede Narrheit an, und so finden denn auch diese Apostel in dem sonst so verständigen Zürich ihre Anhänger, und zwar seltsamerweise auch unter dem weiblichen Geschlechte, das doch, wie man meinen sollte, in der von jener Sekte gepredigten Vielweiberei keineswegs das Ideal ihrer sonst so beliebten Ausschließlichkeit in der Ehe finden kann. Nach den Mittheilungen von Blättern verlegen sich die Mormonensendlinge selbst auf die Verführung ehrbarer Weiber, deren Leichtgläubigkeit sie zur Ausplünderung benützen, worauf sie ihnen die ewige Seligkeit und das gelobte Land verheißen, „wo es seit hundert Jahren nicht geregnet hat!" Dieser auf fremdem Boden gewachsenen Verirrung unserer daran leider so reichen Zeit stellt sich doch auch eine einheimische, wenn auch minder grelle, zur Seite. Ein Kaplan Bruhin, der auf Schloß Buonas am Zugersee Knaben zu Handwerkern bilden will, durchbettelt die ganze Schweiz mit seinen Actienscheinen, die den Titel tragen: „Anlehen auf den h. Joseph, zahlbar im Himmel, zu Gunsten der Anstalt in Buonas!" Bei den mehr und mehr über alle Gemeinden des Kantons Schwyz sich verbreitenden Schulschwestern wird es demnächst vorkommen, daß eine solche auch Knabenschule hält — „eine Seltenheit; aber an Seltenheiten so frommer und heiliger Art müssen wir uns in unserm Lande gewöhnen", schreibt man aus Schwyz. Eine Seltenheit anderer Art aber hat man sich seiner Zeit rasch vom Leibe geschafft; wir meinen die Charlatanerien eines gewissen Regazzoni, der ja auch in Ihrer Stadt eine Zeit lang seine Kunststücke gezeigt und seine Ernten gehalten hat. — Dagegen berichtet man mit ganz anderer Befriedigung Bestrebungen, welche auf eine ächte Volksbildung ihr Augenmerk gerichtet haben. So werden die anerkennenswerthen Vorlesungen für Handwerker auch in diesem Winter in Zürich fortgesetzt und sich die Vorträge der Professoren Schweizer, Zschetsche und Wenzel über das Gebiet der Chemie, des Handelswesens und der Naturgeschichte verbreiten. Auch die vereinten Vorbereitungen der Züricher Seidenindustriegesellschaft, auf der Industrieausstellung in Paris ein getreues Bild der bedeutenden Seidenindustrie des Kantons zu geben, mögen hier erwähnt seyn. So fehlt dem Schatten zum Glücke im Leben nie das Licht. Nicht zu letzterem freilich gehört, wenn der Unsinn, daß Eisenbahnen und Telegraphendrähte, weil sie als übermäßige Leiter der Elektrizität die Luft ihres belebenden Fluidums berauben, an der Kartoffelkrankheit Schuld seyn sollen (ein in Italien aufgetauchter Wahn), nun auch von einem G. R. Kasthofer im „Bund" aufgetischt, und daß Solothurn, im Falle keine Begnadigung eintritt, nächsten Sonnabend das Schauspiel der Hinrichtung eines Brandstifters haben wird.

Neuyork, 23. Sept.

In den jüngstvergangenen Tagen wurde in Philadelphia das vierte deutsche Turnerfest mit großem Pompe begangen. Alle Staaten der Union, selbst St. Franzisko, waren dabei glänzend vertreten. Von einem Deutschen Namens Rapp ward bei dieser Gelegenheit eine „deutsche Turnerzeitung" gegründet, welche viele Theilnahme findet. — Die Schlägereien und Zänkereien zwischen den Nativisten (Uramerikanern) und Irländern dauern allenthalben in unserem Staate fort; es scheint, als ob die Irländer durch ihre Priester dazu aufgehetzt würden. Amerika kann sich freuen, daß der Strom der Auswanderung von der smaragdenen Insel nachgelassen hat und die deutsche Einwanderung überwiegt, welche den Vereinigten Staaten eine viel bildungsfähigere Bürgerschaft in Aussicht stellt. Unter den 39,187 Auswanderern, welche im August hier landeten, befinden sich 24,000 Deutsche und nur 9000 Iren. — Karl Heinzen, der deutsche Demagoge, welcher seither in Louisville am Ohio seinen „Pionier" herausgegeben hat, durch welchen er die Vereinigten Staaten zu reformiren dachte, wird mit diesem Blatte hierher übersiedeln. Voraussichtlich wird er hier nicht mehr Glück machen, da jeder Deutsche empört über den Geifer ist, mit welchem er alle seine Landsleute und besonders seine ehemaligen Genossen beworfen hat.

Karlsruhe, 27. October.

Auf Befehl des Regenten wird in hiesiger Stadt eine Kunstschule errichtet und unter die großh. Intendanz der Hofdomänen gestellt. Sie wird ihre Wirksamkeit am 1. November 1854 vorerst als Landschaftsschule nebst den damit zusammenhängenden Richtungen von Genre-, Thier-, Architektur- und Marine-Malerei beginnen. Mit der Leitung der Anstalt ist der aus Düsseldorf zu diesem Zwecke hierher berufene Prof. Schirmer als Vorstand betraut. Das Honorar ist höchst niedrig (12 fl. jährlich) gestellt und dieses wird sogar mit vorzüglichem Talente begabten Schülern, die ihre Dürftigkeit nachweisen, ganz erlassen. Aufzunehmende haben Zeichnungen nach der Natur und nach Gyps, sowie aus Copien und landschaftlichen Compositionen bestehende Probearbeiten an den Vorstand einzureichen. Besonders verdient erwähnt zu werden, daß den Schülern zu angemessener Zeit die eigene Werkstätte, Studien, vollendete Bilder nebst klassischen Kupferstichen und Zeichnungen des Vorstandes der Anstalt zur Benutzung offen stehen.

Aus dem bad. Amtsbezirke Waldkirch, 26. Oct.

Unser Großherzogthum wird um eine schöne und nützliche Anstalt reicher werden. Es soll nämlich auf dem 4000 Fuß über der Meeresfläche waldfreien Kulm des Kandel nach Art der Pensionen auf dem Rigi und anderen ähnlichen Punkten, ganz nahe an der Spitze des Berges, eine Kuranstalt errichtet werden, welche vorerst auf dreißig Gäste berechnet ist. Nach den erhobenen Ueberschlägen ist dazu ein Kapital von 12,000 fl. erforderlich, das in Aktien zu 100 fl., 50 fl. und 25 fl. gezeichnet wird. Um den bereits reiflich überlegten und vielseitig erwogenen Plan in das Leben zu führen, hat sich provisorisch ein Verein aus Staatsdienern, Bürgermeistern, Gemeinderäthen und anderen angesehenen Männern von Waldkirch, Oberglatterthal und Unter-Simonswald gebildet. An der Spitze desselben steht der Oberamtmann in Waldkirch, Herr Betz. Die Einzeichnung der Aktien geschieht bei dem Comitee, welches jedoch erst nach vier Wochen, wo eine Zusammenkunft der Theilnehmer zur Besprechung des Näheren stattfindet, definitiv gewählt wird. Da der Punkt sehr gut gewählt ist, so glauben wir diesem Unternehmen einen eben so guten Erfolg vorhersagen zu dürfen, als das Bad in Badenweiler hatte, welches nicht sowohl als Bad ausgezeichnet ist, sondern vielmehr durch seine klimatischen Verhältnisse, die reine stärkende Luft ec.

Theater-Anzeige.

Dienstag. 31. Oct. Der Alpenkönig und der Menschenfeind, romantisch-komisches Mährchen in 3 Abtheilungen. Musik von Kapellmeister Wenzel Müller.

Mittwoch, 1. Nov. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Akten von Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 261. Mittwoch, den 1. November 1854.

Die Spanierin.

(Aus: „Scènes de la vie espagnole, par Madame la Duchesse d'Abrantès" übertragen von G. Overmann.)

I.

In dem Theile Spaniens, wo das Königreich Leon an Estramadura gränzt, in dem gebirgigen Lande, das mehr und mehr sich erhebt und immer wilder sich gestaltet, je nachdem man seinen entvölkerten Einöden sich nähert, gibt es wenige bewohnte Orte; allein diejenigen, welche der Reisende, neugierig, dieses sonderbare Land zu beobachten, auf seinem Wege antrifft, sind wichtig genug, um seine Aufmerksamkeit zu fesseln.

Salamanca liegt inmitten dieser unfruchtbaren, von der Tormes und der Agueda durchströmten Ebenen. Salamanca, berühmt durch seine Universität, war es, von wo der tapfere Brite Moore auszog, der mit seinem Leben die Folgen einer mit zu vieler Schlaffheit geleiteten Expedition bezahlte, als der Marschall Soult ihn nach Corunna verfolgte. Es möchte schwer halten, in Spanien, selbst in der durch die blutigen Kämpfe der Christen mit den Mauren berühmt gewordenen Vega von Granada, einen Ort anzutreffen, welcher würdiger wäre, durch die Wichtigkeit der in seinem kleinen Umfange stattgefundenen Ereignisse Berühmtheit zu genießen.

Das auf Salamanca's Boden vergossene Blut hätte diesen fruchtbarer machen müssen, als es dieß in Andalusien gethan, in jener Vega, deren liebliche Schatten ihren Ursprung den Strömen menschlichen Bluts verdanken, mit welchen Christen und Mauern in ihren langwierigen Kämpfen diese Gefilde düngten; allein es scheint im Gegentheil, Gottes Zorn habe die Streitenden in ihren Nachkommen verfolgt, indem er Diejenigen, welche das Kreuz angegriffen, Jenen gleichstellte, die dasselbe vertheidigt hatten.

Es gibt — ich wiederhole es — in Spanien wenig eben so traurige und unfruchtbare Gegenden, als die obengenannte. Die Ufer der Tormes werden nicht erheitert durch Baumgruppen, welche dieser von jedem Reize einer üppigen Natur entblößten Landschaft Leben verleihen würden. Nur während zweier Monate des Jahres gewähren die langen Ebenen der Tormes dem Auge eine erfreuliche Abwechslung: zahlreiche Familien von Haidekräutern, herrliche Blumen öffnen dann ihre Kelche und erfüllen die Luft mit Wohlgerüchen; das Auge wird zugleich entzückt durch den magischen Anblick des bunten Teppichs, der sich bildet aus schönem Ginster, der Daphne Gnidium, der prächtigen Fumaria Spicata, dem nieblichen Anthirinium Amesthistinum, dem Doronium Plantagineum, der Bellis Sylvestris. Zuweilen gewahrt man auch am Saum der wenig betretenen Landwege die blühende Mandragora, ferner die schöne Iris, welche in der Nähe von Almeida und Ciudad Rodrigo häufiger vorkommt; allein diese Pracht ist vergänglich wie die Blumen, welche sie bilden. Bei der ersten Hitze der brennenden Sonne Spaniens verlieren alle Pflanzen ihr frisches Kleid und bieten dem Auge nur noch einen vertrockneten Stengel dar.

In den Umgebungen von Salamanca ist der Boden nackt und dürre; der Schatten wäre kaum für einen nordischen Sommer genügend: man beurtheile daher, wie stark in dieser Gegend die verzehrende Hitze des Augustmonats seyn muß! Zuweilen trifft man zwar an einigen Stellen des Ufers eines Baches oder der Tormes eine Gruppe von Kork-Eichen oder Erdbeerbäume, aber es herrscht in dieser ganzen Landschaft ein Schweigen, eine Einsamkeit, welche die Melancholie hervorrufen.

Von Zeit zu Zeit, vor dem Kriege von 1808, ward die Stille dieser Einöden bloß durch die Konvois gestört, welche die für jede Provinz erforderlichen Vorräthe transportirten. Diese Konvois wurden gefolgt von einem langen Zuge Maulthiere und Esel, beladen mit Schläuchen aus verpichten Bockshäuten, welche den Landwein enthielten; jedes Thier trägt hiervon seine Last und schreitet langsam dem Anführer des Zuges nach, der gewöhnlich geübter ist, als seine Kameraden. Auf seinem Kopfe trägt er die Abzeichen des Kommandos, die er mit Stolz hin und her bewegt, in einem Federbusche von lebhaften Farben bestehen und mehrere sehr hellklingende Schellen umgeben.

Ein einziger Mann ist der Führer dieser Konvois. Er allein leitet zuweilen fünfzig dieser Thiere, geht entweder zur Seite des Zuges oder sitzt bei schlechtem Wetter auf dem ersten Maulthier, „Capitana"*) genannt; er ist fast immer aus dem Königreich Leon oder aus Asturien; man erkennt ihn an seiner schwarzsammetnen Montera**), an seinem Rock ohne Aermel von fahler Farbe und an seinem breiten Gürtel aus gelbem Leder, der mit einer großen messingenen Schnalle befestigt ist. Stets ist der Führer bewaffnet: zwei Karabiner liegen kreuzweise auf dem Sattel mit dem Gepäck des Maulthiers, das ihm zum Reiten dient; außer diesem Vertheidigungsmittel führt er noch einen kurzen, breiten Säbel, wie solche zu Terceira fabrizirt werden, eine fürchterliche Waffe in den Händen Derer, die sich derselben zu bedienen verstehen.

Manchmal ward auch zwischen der Tormes und den Gebirgen die Stille der Einöden durch das monotone Knarren einer

---

*) Die spanischen Maulthiere haben alle einen Namen, der mit dem Buchstaben a schließt, z. B. La Colonella, La Capitana, La Carbonera. Merkwürdig ist die Art, wie man sie tauft: sie werden so lange geschlagen, bis sie auf den Namen antworten, der ihnen beigelegt wird.

**) Eine Kopfbedeckung, eine Art spitziger, vorne umgeschlagener Mütze.

Kutsche (Coglieras) unterbrochen, welche den Prior, den Guardian oder auch die Oberin irgend einer reichen geistlichen Korporation nach ihrem Kloster zurückführt, welche die Bäder von Archona oder einige näher bei Salamanca liegende Heilquellen gebraucht hatten.

Als ich im Jahre 1811 mich im Königreich Leon befand, störte ein ganz anderes Geräusch die Ruhe der Einsamkeit dieser traurigen Ebenen. Damals herrschte der Krieg in der größten Heftigkeit, im Angriff sowohl als in der Vertheidigung. Das Blut floß nicht nur, sondern es strömte mit Wuth unter der Hand eines erbarmungslosen Feindes. Alles war erlaubt, wenn es nur aus Rache geschah. Bei diesem Ruf lächelte jeder Mund, Alles gewann einen andern Anblick. Im Jahre 1812 habe ich ein schreckliches Beispiel jener Wuth gesehen. Ich war Zeugin der That, und das Bedauern, daß ich dieß Unglück nicht verhüten konnte, hat mich noch lange darnach verfolgt.

Inmitten dieser unfruchtbaren Fläche liegt eine Stadt, welche immer den Besuch des fremden Reisenden auf sich lenken wird: es ist Albade-Tormese. Hier lebte einige Zeit die heilige Theresia mit dem so bewundernswürdig guten, zum Lieben geschaffenen Herzen. Hier war es auch, wo sie Alles litt, indem sie mit jener Leidenschaftlichkeit liebte, die ihre Vernunft verwirrte. Denn, von da an, wo man liebt, leidet man auch; es ist dieß eine Bedingung der Liebe, möge der Gegenstand ihrer Verehrung seyn, welcher er wolle. Ein Schmerz ist stets einem Genusse zur Seite und sehr oft tritt er ganz an dessen Stelle ein.

Dieser Theil des Königreichs Leon ist verschieden von dem an ihn gränzenden und so eben von mir beschriebenen. Keine Blume, selbst keine öden Wiesen mehr, kaum bevölkert von jenen Auswanderungen, welche durch La Mesta, diese Geißel beider Kastilien und Estramaduras, veranlaßt werden!

(Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Miscellen.

So sehr auch der europäische Krieg die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Völker nach außen wendet, so befindet sich doch fortwährend auch ihr inneres Leben in den mannigfachsten Entwickelungen und Gährungen, die sich großentheils an das Kirchenwesen anlehnen. Die Zeiträume, in welchen letzteres in reiner Beschaulichkeit gedeihen konnte, sind für immer vorüber; um sich zu conserviren, muß es den Himmel mit der Erde vertauschen und mit allen Mächten derselben in bald freundliche, bald feindliche Berührung treten. Zur Charakteristik dieser Berührungen mögen einige Notizen aus der Gegenwart Beiträge liefern. Die Eroberungen einer katholischen Großmacht haben auch dem Protestantismus den Weg nach Algerien gebahnt, wo er außer der Hauptstadt bereits fünf Gemeinden besitzt. Die Mohammedaner achten ihn, während sie den katholischen Gottesdienst für Götzendienst und namentlich das Frohnleichnamsfest für das Gegentheil eines „Gottesfestes" (fête-dieu) erklären. Die Spanier in Algerien senden protestantische Bibelübersetzungen in ihr Vaterland hinüber, wo die neuesten Ereignisse auch die religiöse Emanzipation anbahnen. Uebrigens schützten schon die Gesetze der katholischen Pyrenäenhalbinsel den Staat weit besser gegen hierarchische Angriffe, als dieß noch heute in Deutschland der Fall ist. In Portugal bedarf jede päpstliche Verfügung oder Bulle des königlichen Placets, und dort, wie in Spanien, stehen strenge weltliche Strafen auf allen Verdächtigungen der staatlichen Anordnungen durch Geistliche, geschweige denn auf entschiedenen Wühlereien zu Gunsten der Kirchenherrschaft. In Norwegen, wie bei uns, streben viele junge protestantische Geistliche nach Priestergewalt, aber das Volk horcht den Stimmen evangelischer Wahrheit und Freiheit, unter welchen wie die des Dr. Schmaltz aus Hamburg nennen. Bei uns machen diese Stimmen waenend darauf aufmerksam, daß man allzu leicht die großen inneren Mängel der sogenannten Rettungshäuser übersehe, wenn diese nur die üblichen religiös-politischen Schlagwörter in ihren Programmen und Berichten handhaben. — 41 Gnadauer haben sich als Bundesgenossen Hengstenbergs gegen die Freimaurer erklärt, und ein Priester des Regierungsbezirks Köln rühmt sich in der „Deutschen Volkshalle", das diesen Orden ehrenhaft erwähnende Gedenkbuch der Allgemeinen Landesstiftung aus der Schule verwiesen zu haben; jedoch gedenken diese Patrioten bescheidener Weise des Thronerben von Preußen nicht mit Namen bei ihren Feldzügen. Im protestantischen Nordamerika wird die Cholera durch Geisterbeschwörungen geheilt, und im katholischen Deutschland theils durch verkäufliche Amulete mit Gebeten und Heiligenbildern, theils durch Wassertrinken unter Anrufung des heil. Ignatius. Wir würden der „Deutschen Volkshalle" dieß Rezept einer geweihten Wasserkur eben so gut heißen, wie den Zionshütern der Moscheen zu Konstantinopel ähnliche Choleramittel im Namen ihres Propheten, wenn sie nur nicht so blutdürstig gegen Ketzer und Juden wäre, wenigstens sich begnügen wollte, die verjährten Gräuel in Spanien gegen Juden und Mauren zu rechtfertigen, statt zugleich wieder in den jüngsten Tagen mit ihren Verbündeten in Christus mißbrauchtem Namen christliche Bürger gegen jüdische aufzuhetzen, die Staatsgesetze zu brandmarken und ein den letzteren, aber nicht den priesterlichen Flüchen, gehorchendes Ehepaar aus seiner Heimath zu verjagen. Im Mittelalter, so sittenlos und verrottet damals auch die Gesellschaft in Deutschland war, stand denn doch die Kirche nicht auf der Seite des Faustrechts.

Die Frauen.

Soeben ist der erste Band des großen Werkes von Dr. Klemm: „Die Frauen. Kulturgeschichtliche Schilderungen des Zustandes und Einflusses der Frauen in den verschiedenen Zonen und Zeitaltern" (Dresden, Arnold) erschienen, ein Buch, das keine gebildete Frau ungelesen lassen sollte. Der erste Band beschäftigt sich mit den außereuropäischen Frauen, während die nachfolgenden die Frauen Europas im häuslichen und geselligen Kreise, in ihrer Stellung im Staat und in der Kirche und in ihrem Einflusse auf Literatur und Kunst betrachten werden. Der Verfasser hat seit vielen Jahren mit unermüdlichem Fleiße die Materialien zusammengetragen, aber man merkt die Mühe unter der leichten eleganten Form nicht. Zur Probe daraus einige chinesische Sprüchwörter über die Frau: Eine Frau, die nicht stumm ist, vermag immer sich zu rächen. — Die ersten Entschlüsse der Frauen sind die weisesten, die letzten die gefährlichsten. — Die Tugenden der Frauen sind immer unbewußter, dem Herzen nahe und liebenswürdiger. — Stillschweigen und Erröthen ist die Beredtsamkeit der Frauen, die Scham aber ihr Muth. — Der Frauen Geist ist wie Quecksilber, ihr Herz aber wie Wachs. — Warum sollten die Frauen nicht lesen lernen? Weil es schlechte Bücher gibt. — Eine Frau ist nie beredter, als wenn sie ihren Mann lobt oder über ihre Schwiegermutter klagt. — Nachdenken heilt die Männer von ihren Leidenschaften, es reizt aber die der Frauen und macht sie unheilbar. — Häßlichkeit nimmt einer jungen Frau alle Fehler der Schönen und gibt ihr die Tugenden und guten Eigenschaften, die jene niemals haben. — Eine Frau, die für sich Schminke kauft, will sie auch wieder verwerthen. — Es ist besser, wenn eine Frau mit ihrem Gesichte einem einzigen Manne gefällt, als mit Schminke Tausenden. — Durch Stillschweigen hat noch nie

eine Frau eine Sache verdorben. — Die Frauen schlagen gern dann die Augen nieder, wenn sie bemerkt seyn wollen. — Wo Männer beisammen sind, hören sie einander, wo Frauen und Mädchen beisammen sind, sehen sie einander an. — Nur wenige Frauen verlieren das nicht an Tugend, was sie an Ruhm gewinnen. — Wenn eine Frau über eine Beleidigung lacht, ist sie ihrer Rache sicher. — Ein Mädchen, das sich das Leben nimmt, fürchtet Leben zu geben. — Selbst die Kaiserin ist die Frau ihres Mannes. — Ein Mädchen empfängt, eine Wittwe nimmt einen Mann. — Wenn Mädchen wissen, wie es auf der Gasse geht, mögen die Männer nicht wissen, wie es in ihrem Hause steht. — Die, welche über zu viele Dinge erröthet, hat deren zu viele kennen gelernt.

Aus Welt und Leben.

(Von Dr. Daniel von Fennee.)

Die Zeit hat keine Zeit, aber jede Zeit hat ihre Zeit.

Die sogenannten Versöhner der Menschheit gebehrden sich am unversöhnlichsten.

Der Teufel würde Teufel bleiben, wenn man ihm auch Hörner, Klauen u. dergl. nähme.

Einem großen Geiste vergibt man viele Laster, nur den Neid nicht.

In der Regel kannst Du einen festen Schluß auf den Charakter eines Menschen ziehen, wenn Du ihn über seinen Feind reden hörst.

Anerkennung ist eine Blume, die Alle pflücken wollen.

Wer Vieles sagen will, braucht oft nur — zu schweigen.

Natur ist für jeden Stümper eine unerringbare Kunst.

Es klingt hart, doch ist's wahr: Verzeihung ist oft unverzeihlich.

Die Erfahrung ist ein altes, abgelebtes, welkes, zahnloses, redseliges Mütterchen, dessen Geplauder besonders die frische, hübsche, muntere Jugend ermüdet.

Nicht jeder Dorn hat seine Rose, aber jede Rose hat ihren Dorn und — ihre Dornen.

Das Blümchen der Untreue heißt: Vergißmeinnicht.

Die Tugend versöhnt sich selbst; das Laster bedarf der Versöhnung durch Vermittelung.

Die Hauptkunst in der Kunst mit Menschen umzugehen, besteht häufig darin: dieselben auf feine, manierliche Weise zu — umgehen.

Mannichfaltigkeiten.

In Paris studirt man jetzt in einem der Boulevardtheater ein neues Ballet ein: „Ballet des Flottes", bei welchem Tänzer und Tänzerinnen als Kopfputz alle Arten Kriegsschiffe tragen, mit dem sie im Tanz alle Kriegsevolutionen, selbst im Feuer, ausführen. (Neu zwar, geschmackvoll aber nicht!)

Offen gestanden, der Zeitungsposten ist jetzt einer der allergefährlichsten, man steht seit einiger Zeit mitten im Feuer. Plänkler schießen aus allen Ecken, leichtes und schweres Geschütz spielt unaufhörlich und manchmal fliegt eine grobe Bombe über unseren Kopf hinüber nach Norden. Es ist ein Glück, daß nicht alle Kugeln treffen, sonst müßte Preußen von dem englischen und französischen, österreichischen, augsburgischen und manchem deutschen Geschütz, das in allen Tonarten spielt, längst wie ein Sieb durchlöchert oder der preußischen Neutralität der Boden ausgeschossen seyn. Aus der Rüstkammer der Geschichte und Politik, aus dem Arsenale der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wird Munition hervorgeholt, um Preußen in das „europäische Konzert", wie sie's musikalisch und wohllautend nennen, d. h. in die thatsächliche Parteinahme gegen Rußland hineinzuziehen; aber noch steht Preußen neutral und erkennt das Unrecht Rußlands an, ohne wie Brennus das Schwert in die Wagschale des Rechtes zu werfen. (Dorfztg.)

Wer Bremen nennt, denkt an Auswanderer und Cigarren. Die Auswanderer gehen vortrefflich, die Cigarren desto schlechter. Auswanderer beföderte Bremen im Jahre 1835 etwas über 6000, in diesem Jahre über 71,000. — Cigarren verschickte Bremen in drei Monaten des Jahres 1851 fast 114 Millionen, in diesem Jahre wenig über 30 Millionen. Das macht: Bremen hat sich dem Zollverein nicht angeschlossen und dieser auf den Centner einen Zoll von 20 Thalern gelegt. Große Häuser sind deßhalb in den Zollverein gewandert.

„In meinem Lande solls keine Faullenzer geben", decretirte der König von Sardinien und hob die Mönchs- und Nonnenklöster auf. Der Papst aber ist anderer Meinung und hat feierlichst dagegen protestirt und mit dem großen Bann gedroht.

Aus Rio Janeiro wird einem Waadtländer Blatte folgende Zeitungs-Ente zugesendet: Eine Negerin, welche drei daselbst angesessenen Waadtländern als Sklavin angehört, habe vor einiger Zeit einen enorm großen Diamanten, einen der schönsten, gefunden. Die Negerin erhielt als Finderlohn die Freiheit, ihre Herren verkauften den Diamanten um 800,000 Franken. Der Käufer virreiste nach London, um den Diamanten der Königin Victoria für 8 Millionen Franken zum Kaufe anzutragen. Der Preis sey nicht zu hoch erfunden woeden, dagegen habe die Königin erklärt, sie könne bei gegenwärtigen Zeitläufen nicht so viel für ihre Toilette ausgeben.

Die Amerikaner haben längst die Sitte, in ihren Biographien auch das Gewicht des Helden aufzunehmen, und so lange der Geist einmal die Außenschaale mit sich schleppt, gewinnt das Bild unstreitig an Lebendigkeit, wenn man z. B. liest, daß der neue Präsident in seinen Schuhen so und so viel ' " ''' steht und mit Rock und Hosen so und so viel Steine, Pfund und Loth wiegt. Einen weiteren Schritt thaten die Kalifornier, die unter den go-a-head-people am meisten go-a-head zu seyn sich rühmen. Sie geben bei Geburtsanzeigen nicht nur die Gesundheit, sondern auch das Gewicht und die Länge des Kindes an, wie man in den Zeitungen von San-Francisco und Sacramento häufig sehen kann.

Der Münchener „Volksbote" erzählt: Die gänzlich unerwartete Trauerkunde von dem Ableben der Königin Therese hat

bei der gesammten Einwohnerschaft Münchens eben so große als aufrichtige Betrübniß erregt, aber ganz besonders sind es die Armen, welche den Tod ihrer Wohlthäterin auf das Schmerzlichste beklagen: denn was die verewigte hohe Frau im Stillen den Nothleidenden und Hülfsbedürftigen Gutes gethan, gibt nun an ihrem Leichenbett sich lauter kund denn je, und wird ihr Andenken in stetem Segen erhalten. Bei 30,000 Gulden hat sie jährlich in Wohlthaten gespendet und ihre häuslichen Arbeiten bestanden großentheils darin, Strümpfe und Socken für Arme zu stricken.

In den Vereinigten Staaten macht man jetzt Papier aus Immertellen, die in der Union und den Canadas in so ungeheuere Menge wachsen. Die Zweige geben eine gröbere, die Blumen eine feinere Sorte von Schreibpapier, das stark seyn, trefflich die Dinte annehmen und nicht durchschlagen — also alle wichtigen Eigenschaften des Schreibpapiers haben soll.

Der König von Preußen hat zur Hebung des Lehrinstituts, welches von drei Diakonissinnen aus der Anstalt zu Kaiserswerth in Smyrna errichtet worden ist, 20,000 Thaler verwilligt. Der Unterricht, welcher in deutscher, französischer und englischer Sprache erfolgt, wird von 78 Schülerinnen aus allen Weltgegenden benutzt. Der unternehmende Pastor Fliedner aus Kaiserswerth hat vor drei Jahren das Institut persönlich in Smyrna eingerichtet.

(Amerikanische Entscheidung.) „Ich sah — schrieb ein Auswanderer unter Anderem in die Heimath — im Garten eines reichen Amerikaners einen prachtvollen Pfirsichbaum, mit halbreifen Früchten dermaßen behangen, daß ich zu einem Anbringen von Stützen rieth, damit der schöne Baum nicht breche. „Fällt mir nicht ein", sagte der Amerikaner. „Hat der Baum so viel aufgeladen, mag er auch zusehen, wie er die Last trägt."

Korrespondenz.

Mainz, 28. Oct.

Wir hatten gestern abermals Gelegenheit, uns von der Thätigkeit unserer Polizeibehörde zu überzeugen. Vor ungefähr drei Wochen wurde auf der Ludwigsbahn dahier zum Nachtheile der Post ein Diebstahl von circa 800 fl. begangen, und da sich gegen Niemanden anders Verdacht ergeben hatte, der betreffende Kondukteur, als zunächst dafür verantwortlich, einstweilen von seinem Dienste suspendirt. Herr Polizeikommissär Leichtweiß, bei welchem von diesem Vorfalle Anzeige gemacht wurde und der diesen Kondukteur nur als einen braven und ehrlichen Mann kannte, richtete sogleich seinen Verdacht gegen einige im Bahnhofe angestellte Arbeiter, welche er auch sofort auf das Schärfste überwachen ließ und mit seiner sich durch nichts beirren lassenden Energie in dieser Ueberwachung so lange fortfuhr, bis es ihm gelang, gegen einen derselben so dringende Verdachtsgründe aufzufinden, um eine Haussuchung vornehmen zu können, welche denn auch mit um so sicherm Erfolg geschah, als diese Erkundigungen mit größter Ruhe betrieben wurden und sich der Dieb schon im Vollgenuß seiner Sicherheit wiegte. Man fand nämlich hierbei in einem Koffer noch eine Summe von circa 500 fl., größtentheils in 10 fl.-Rollen, nebst anderen Gegenständen, welche sich dieses Subjekt von dem entwendeten Gelde aller Wahrscheinlichkeit nach angeschafft hat; doch ist anzunehmen, daß er auch schon eine ziemlich beträchtliche Summe in Sicherheit brachte, und zweifeln wir nicht, daß es dem Herrn Polizeikommissär Leichtweiß gelingen wird, auch dieser wieder habhaft zu werden.

Frankfurt, 30. Oct.

Der Straßenbettel hat hier in neuerer Zeit auf eine der öffentlichen Sicherheit gleich gefährliche, als das Publikum belästigende Weise zugenommen. Leider befinden sich unter der Zahl der Almosen Nachsuchenden nicht selten wirklich wahrhaft Bedrängte. Diesen, sofern sie als hiesige Staatsangehörige nicht zu dem Bereich der bereits bestehenden Armenpflege gehören, nach Umständen hülfreiche Hand und Unterstützung zu ihrem weiteren Fortkommen zu geben, gebietet die Menschlichkeit, während Vagabunden und Bettler von Profession unschädlich zu machen, eine Aufgabe ist, deren Lösung gewiß nur sehr erwünscht seyn kann. Nach diesen beiden Seiten hin wirken die in vielen Städten bestehenden Unterstützungsvereine zur Abschaffung des Bettelns sehr segensreich. Man kann sich daher nur freuen, daß die bereits seit 1852 hier aufgetauchte Idee zur Bildung eines solchen Vereines für Frankfurt neuerdings eine Consistenz erhalten hat, welche zu der Hoffnung berechtigt, daß vielleicht schon mit dem Jahre 1855 auch hier diesem wichtigen Theile des Armenwesens endlich die gebührende Beachtung werden wird.

Wie in jedem Jahre, wird auch dieses Mal Seitens einiger wohlthätigen Damen eine Lotterie milder Gaben zum Besten hiesiger Armen, um solche im Winter mit Brennholz zu unterstützen, veranstaltet. Wir empfehlen solche hiermit aufs Beste. — Gestern Abend ereignete sich hier ein Unglücksfall seltener Art. Ein Mann ging mit einem 3—4jährigen Kinde auf dem Arme, an dem Platze, auf welchem die neue jüdische Synagoge gebaut wird, vorüber, als unversehens aus dem obersten Stockwerk eines hohen Hauses eine herabgeworfene oder herabfallende Katze gerade auf den unbedeckten Kopf des Kindes fiel, sich fest in denselben einkrallte und theilweise die Oberhaut desselben herunterriß. Daß die hierdurch verursachten Verwundungen und Schmerzen nicht unbedeutend sind, kann man sich leicht denken.

Der Kartoffelverkauf im Hospitalkeller nimmt (nach dem hiesigen „Anzeiger") den besten Fortgang. Die meisten Ankäufe werden in Quantitäten von 2 und 4 Gescheid gemacht, wozu drei Waagen in Thätigkeit sind. Allseitig wird die Güte der Kartoffeln gerühmt und werden stündlich noch große Zufuhren erwartet, um alsdann auch größere Quantitäten, bis zu 5 Maltern, auf einmal ablassen zu können.

Benefize-Anzeige.

(Frankfurt a. M.) Die Theater-Direktion hat einem Mitglied unserer Bühne, Hrn. Diehl, eine Benefize-Vorstellung bewilligt, die am nächsten Montag, den 6. November stattfinden wird. Hr. Diehl gehört nun 25 Jahre lang unserer Bühne an und ist, da er als 19jähriger Kunstjünger ihr schon beigetreten, ein noch im kräftigen Mannesalter stehender, noch sehr rüstiger Jubilar, welcher voraussichtlich noch lange der Kunstanstalt seine Kräfte zu widmen im Stande seyn wird. Wenn eine unermüdliche Thätigkeit und stets treue Pflichterfüllung, eine bei aller Anspruchslosigkeit doch in das Ganze sehr eingreifende und erfolgreiche Wirksamkeit, ein auch kleine Rollen zur Geltung zu bringen und sie auf würdige Weise zu repräsentiren vermögendes Talent, wenn solche Eigenschaften und Vorzüge nachdrücklich hervorgehoben zu werden berechtigt sind, so werden sie von allen Theaterfreunden bei vorliegender Veranlassung nach Verdienst gewiß in Anschlag gebracht und Hrn. Diehl die freundlichste Beachtung der hier angezeigten Vorstellung zusichern. Zugleich steht aber dem Publikum auch ein anziehender Theaterabend in Aussicht, da der Benefiziant zwei seit längerer Zeit nicht gegebene Stücke: „Vor hundert Jahren", von Raupach und ein Lokallustspiel: „Ein Glas Aeppelwein", von Hallenstein, gewählt hat. Wir sind fest überzeugt, daß ein volles Haus und eine beifällige Aufnahme den Ehrenabend des in seiner anspruchslosen aber stets erfolgreichen Wirksamkeit so geschätzten Benefizianten bezeichnen wird.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 1. Nov. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Akten von Mozart.

Donnerstag, 2. Nov. Ein Glas Wasser, Lustspiel in 5 Akten.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 262. Donnerstag, den 2. November 1854.

Die Spanierin.

(Aus: „Scènes de la vie espagnole, par Madame la Duchesse d'Abrantès" übertragen von G. Overmann.)

(Fortsetzung.)

In den Umgebungen von Alba, einer alten, an der Tormes erbauten Stadt, welche einst als Herzogthum dem berüchtigten Henker Philipps II. verliehen ward, verändert sich die Landschaft und wird gebirgiger und buschreicher; Wälder von grünen Eichen mit süßen und schmackhaften Früchten treten an die Stelle der blühenden Fluren, der schönen duftreichen Haiden.

In der Nähe befindet sich der Engpaß von Banos, ein Ort, merkwürdig durch das Gefecht, das der Marschall Ney dort lieferte. Ueberhaupt ist diese Gegend durch große Erinnerungen berühmt. Hier im Umkreise ward auch die Schlacht von Tamanes geliefert, jenes Treffen, in welchem — ich bedaure, es sagen zu müssen — das sechste Armeecorps gewahren sollte, daß sein braver Chef nicht mehr befehligte. Die Belagerung von Ciudad Rodrigo, wo drei hohe Offiziere des Kaiserreichs erschienen, um ihren alten Ruhm zu bewähren, indeß England über diese Vereinigung so vieler tapferer und berühmter Männer lächelte, die berufen waren, eine Festung zu nehmen, deren Eroberung man einem Kinde hätte zur Aufgabe stellen können; das Treffen bei Alba de Tormes, in welchem der Herzog von Valmy einen Theil, ja fast die ganze, vom Herzog del Parque befehligte spanische Armee vernichtete und sich mit Ruhm bedeckte, gleichwie die Kavallerie, welche er, näher bei Salamanca, kommandirte — machen diese Orte berühmt. Die Erinnerung an einen traurigen Tag muß das Herz eines Franzosen erzittern machen: es ist der Tag der Schlacht von Arapéles oder Rothymna, welche in der That kaum mehr Ehre Dem, der sie gewann, als dem verlierenden Theil erwarb. Späterhin wurden wir auf diesem nämlichen Boden gerächt und der Herzog von Wellington rettete sich in sein Fort, nachdem er dem Untergange seiner Nachhut zugesehen. Alle diese Erinnerungen sind gewiß von bedeutsamer Wichtigkeit; sie erschüttern das Herz!

II.

Im Jahre 1811 gab es noch, zwischen Alba de Tormes und Medina del Campo, an den Ufern des Zaparadiel, ein Dorf von einigen Häusern, ziemlich gut gebaut und anscheinend besser, als die gewöhnlichen Gebäude Altkastiliens und des Königreichs Leon. Damals waren des Dorfes Umgebungen fruchtbar an Wein; die Weinstöcke waren nicht ausgerissen und verbrannt worden und der Dämon des Krieges hatte noch nicht mit seinem verheerenden Athem das Land angehaucht.

Es war ein Abend des Septembermonats 1810. Dieser Theil Spaniens, obgleich von unseren und den englischen Truppen durchkreuzt, war lange den todtverkündenden Blicken der Marodeurs entgangen, die sich von ihren Corps entfernen und im Zerstören fürchterlicher sind, als ein ganzes, von seinen Führern zusammengehaltenes Heer.

Das Dorf, von welchem ich rede, lag in der Nähe jener Bergkette Pena de Francia bei dem Thale der Batuecas, was Frau von Genlis so romantisch geschildert hat. Doch im Dorfe San-Petro erinnerte nichts an den traurigen, düstern Aufenthalt im Thale der Batuecas; im Gegentheil, seine Bewohner waren fröhlich und thätig und überließen sich in Frieden dem Ackerbaue, der ihnen zugleich die Mittel zu leben, und zufrieden zu leben, verschaffte.

Unter ihnen gab es nun zwei junge Leute, welche das ganze Dorf in jener Weise unwillkürlich schätzte und liebte, wie die Jugend sie einflößt. Die Frau, erst zwanzig Jahre alt, war die Tochter eines Mannes, berühmt im Lande und durch den Muth bekannt, mit dem er die Schleichhändler bekämpfte, welche, vor dem Kriege, häufig Angriffe gegen die Dörfer versuchten, die, wie San-Pedro, inmitten der Wälder und fern von jeder nachbarlichen Hülfe gelegen waren. Dieser Mann hieß Thomas Munoz; er besaß eine ungewöhnliche Körperstärke und einen Geist, dessen Energie seiner physischen Kraft entsprach. Als Kriegsgeschrei in Spanien erschallte, prüfte Munoz, auf welcher Seite das Recht stehe. Hätte sein Souverain Unrecht gehabt, so wäre Munoz in seinem Dorfe geblieben, um dasselbe gegen jeden Angriff zu vertheidigen und er wäre keinem Banner gefolgt; als er aber das Gehässige dieses gottlosen Krieges einsah, da legte er den Spaten nieder und ließ alle seine den Ackerbau betreffenden Arbeiten ruhen.

Munoz besaß vier Söhne und eine Tochter. Das älteste seiner fünf Kinder zählte dreißig, das jüngste zwanzig Jahre; dieß war Maria de las Dolores. Sie war schön und zwar schön in jenem Reize, den ein starker Geist und ein zärtliches Herz verleihen. Ihr Antlitz zeigte sich gewöhnlich ruhig, bleich, doch von jener Blässe, der es weder an Leben noch sogar an Frische mangelt; ihre Augen waren schwarz, glänzend und sanft. Kurz, sie war eine von jenen Spanierinnen, die das Herz rauben und Euch auf immer fesseln, indem sie Euch das Vaterland und Alles vergessen machen, was ihr vor ihr liebtet.

Dolores begriff ihren Vater vielleicht mehr als einer ihrer Brüder; als er daher abging, um die Truppen anzuführen, welche er als erste Guerillas vereinigt hatte, folgte sie ihm in die Sierra, ein Gewehr tragend und einem Feinde mit dem Muth eines tapfern Mannes den Tod gebend. Der Name „Vaterland" war für dieses junge Mädchen ein zauberisches Wort; wenn sie es aussprach, gewann ihr Mund einen ganz bewundernswürdigen Ausdruck und ihre Augen, mit dem so reinen, sanften Blicke, sprühten Blitze und redeten eine Sprache, wie jeder Mann sie zu reden gewünscht hätte.

Unter Denen, welche ihr Vater befehligte, befand sich ein junger Einwohner von Medina del Campo; er war schön, tapfer und wollte nicht, daß Spanien unterjocht würde. Als Dolores ihn gehört hatte; als sie empfand, daß dieser Mann ein würdiger Sohn des Vaterlandes sey, da liebte sie ihn, und als der junge Mann von Medina del Campo hingerissen ward von ihrer Schönheit, von ihrem Seelenadel, von alle Dem, was sie zu einem bevorzugten Wesen machte, fragte er Dolores, ob sie ihn zum Gatten wolle.

Während einer Nacht hielten sie Beide Wache auf dem Gebirge an einem Lagerfeuer; die Uebrigen schliefen. Auch Munoz wachte; aber aus einiger Entfernung betrachtete Joaquin Garriga — so hieß der junge Mann — Dolores eine Weile in der reizenden Stellung, welche sie eingenommen. Sie saß am Fuße einer Eiche; ihr an den knorrigen Stamm des Baumes gelehntes Haupt schien zuweilen sich zu neigen unter der Last einer Erschöpfung, welche die Kräfte eines schwachen Weibes überstieg; doch sobald ein selbst ungewisses Geräusch ihr durch den Schlummer halbverschlossenes Ohr traf, fuhr sie auf, ihre großen schwarzen Augen öffneten sich und durchliefen das umliegende Terrain bis ins Dichteste des Waldes. Das Geräusch hörte auf, sie ließ sich wieder nieder und ihre Physiognomie, die sonst vom Feuer männlichen Muthes strahlte, erhielt ihre gewöhnliche Sanftheit wieder, doch ohne daß dieser Wechsel zu ihren Ungunsten ausgelegt werden konnte. Man sah aus diesem raschen Wechsel, daß der gewöhnliche Zustand der sey, in welchen sie zurücktrat, der Zustand eines ruhigen und stillen Lebens.

Joaquin war ihr in allen diesen Bewegungen gefolgt. Längst schon liebte er Dolores; allein diese Reinheit, die, gleich einem Kleide, sie inmitten dieser Männer umhüllte, welche sie achteten, ohne sie zu begreifen, ward fast zur Schranke zwischen Dolores und Joaquin. Er zitterte bei dem Gedanken, daß sie ihn ausschlagen möge; das Vaterland schien ihre einzige Liebe zu seyn. Joaquin fürchtete, und er mußte fürchten, denn er liebte; die Furcht ist die Tochter der Liebe! sagt eine schöne maurische Romanze. Sehr oft hatte er Dolores schreiben wollen und jedesmal hatte es ihm an Muth dazu gefehlt.

„Wenn sie mich nun ausschlüge!" sagte er. „Ich sehe sie wenigstens jetzt, ich kämpfe für sie, zu ihrer Vertheidigung! Ach, wenn sie mich abwiese!?"

Doch dießmal vermochte er dem Reiz nicht zu widerstehen, der in dieser den Waffen sowohl als der Liebe gewidmeten Nachtwache lag. Er glaubte in dem lange anhaltenden Blicke, welchen Dolores zuweilen auf ihn heftete, einen Ausdruck zu gewahren, der seines Herzens Pochen beschleunigte, und als er nun sah, wie sie sich erhob, zu ihren Waffen eilte und, dem muthigsten Soldaten gleich, auf die Gefahr sich gefaßt machte: da erreichte seine Bewunderung den höchsten Grad; als aber Dolores, auf den feuchten Boden sich wieder niederlassend, ihr schweres Haupt gegen den Stamm einer Eiche lehnte, um dort Schlummer und Ruhe zu finden, da sah er sie in allen Reizen ihrer Schönheit und vermochte nicht länger seine Lippen zu verschließen, welche vor Begierde brannten, sich zu öffnen.

„Dolores", redete er die Jungfrau an, „Ihr müßt mir gestatten, Eure Hand von Euerm Vater zu erbitten; wollt Ihr das?"

Dolores fuhr empor. Sie öffnete die Augen und heftete einen anhaltenden Blick auf den des jungen Mannes. Nun verbreitete sich eine leichte Röthe von ihrer Stirn auf die Wangen und schuf sie in wenigen Augenblicken gleichsam zu einer Rose um; sie lächelte betrübt, dann reichte sie Joaquin die Hand mit den Worten:

„Ich will es wohl!"

„Ach!" rief Joaquin, wandte sich sofort dem Baume zu, gegen welchen Munoz sich lehnte und wollte diesen um der Tochter Hand bitten, als Dolores ihn zurückhielt und mit leiser Stimme sagte:

„Höret mich an und antwortet mir wie ein edler Kastilianer! Versprecht Ihr, niemals Amnestie anzunehmen?"

„Ich gelobe es, ich schwöre es bei meiner Liebe zu Euch!"

Dolores zog die Stirne in leichte Falten.

„Einen so gestellten Eid verlange ich nicht; ich will das Versprechen eines Mannes; ein im Namen der Liebe abgelegter Schwur enthält nichts, was das Vaterland beruhigen könnte."

„Wohlan", sagte Joaquin, „ich schwöre es beim Vaterlande selbst, bei diesem Vaterlande, welches ich anbete, und das gesehen hat, wie ich mich unter seine Banner schaarte, noch ehe ich Euch gekannt, Dolores!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Urtheil Göthe's über Erziehung.

Göthe hat einen richtigen Blick in die Mängel unseres Erziehungswesens gethan und damit die Wurzel so vielen Elendes treffend erkannt, wenn er bei Eckermann zwischen deutscher und englischer Jugend folgenden Vergleich anstellt: „Worin lag es, daß diese jungen Engländer, die ich in Weimar sah, obschon nur ein Minimum ihrer Nation und schwerlich die Besten derselben, daß diese jungen siebzehnjährigen Burschen sich in der deutschen Fremde keineswegs fremd und verlegen fühlten? Daß sie sich vielmehr so bequem und voll Zuversicht benahmen, als wären sie überall die Herren und als gehöre ihnen überall die Welt? Waren sie gescheidter, geistreicher, gebildeter, unterrichteter und von Herzen vortrefflicher als die Deutschen? Lag es in der Geburt, im Reichthum, daß sie überall die Courage hatten, das zu seyn, wozu die Natur sie gemacht hatte, daß sie sich immer als komplete Menschen, wenn auch mitunter als komplete Narren, darstellen? O nein, in allen diesen Dingen lag es nicht, sondern daran, wie Göthe meint, daß kein deutsches Polizeiregiment ihr Selbstgefühl geknickt und ihren Charakter gebrochen hatte von Kindheit an, daß keine Schulzüchterei und Treibhausdressur sie alt und grau gemacht hatte, ehe sie jung gewesen waren."

„Das Glück der persönlichen Freiheit, das Bewußtseyn des englischen Namens und welche Bedeutung ihm bei anderen Nationen beiwohnt, kommt schon den Kindern zu gut, so daß sie sowohl in der Familie als in den Unterrichtsanstalten mit weit größerer Achtung behandelt werden und einer weit glücklich freieren Entwickelung genießen als bei uns Deutschen."

„Ich brauche nur in unserem lieben Weimar zum Fenster hinauszusehen, um gewahr zu werden, wie es bei uns in Deutschland steht. Als neulich der Schnee lag und meine Nachbarskinder ihre kleinen Schlitten auf der Straße probiren wollten, gleich war ein Polizeidiener nahe und ich sah die armen Dingerchen fliehen, so schnell sie konnten. Jetzt, wo die Frühlingssonne sie aus den Häusern lockt und sie mit ihres Gleichen vor ihren Thüren gern ein Spielchen machen, sehe ich sie immer genirt, als wären sie nicht sicher und als fürchteten sie das Herannahen irgend eines polizeilichen Machthabers. Es darf kein Knabe mit der Peitsche knallen, oder singen, oder rufen, sogleich ist die Polizei da, es ihm zu verbieten. Es geht bei uns Alles darauf hin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrig bleibt als der Philister"

„Und nun dazu die auf Schulen und Universitäten durch die Hetzerei der Examina vor der Zeit geistig und leiblich ruinirte studirende Jugend, die Masse der durch das Schreiberleben kör-

perlich anbrüchigen, dem Dämon der Hypochondrie verfallenen Staatsdiener, voll unnützen theoretischen Wissens und ohne geistige und körperliche Energie zu tüchtiger Praxis, ohne Wohlwollen in Behandlung der Menschen, weil ihnen selber nicht wohl ist — — ein Jahrhundert schien dem alten Herrn erforderlich, um die Deutschen aus abstrakten Gelehrten und Philosophen zu Menschen zu machen. Er selbst aber mochte sich lieber diese Gedanken aus dem Sinne schlagen, um „die grauen Nebeltage der Gegenwart, das Unbehagen und den Druck der Zustände um ihn her nicht ganz unerträglich zu finden."

Und das war Anno 1828, während wir jetzt im Jahre 1854 leben! —

•△•

Die Zollvereinsstatistik.

Auf der zur Zeit in Darmstadt tagenden 11. Generalzollkonferenz dürfte auch ein Beschluß über den schon in der 9. Generalzollkonferenz von Baden gestellten Antrag auf Vervollständigung der Handelsnachrichten des Zollvereins gefaßt werden. Näheres hierüber theilt das Octoberheft der „Minerva" von Bran mit, welche Zeitschrift als Repertorium wichtiger diplomatischer Aktenstücke ihren Ruf begründet und seit dem Sommer dieses Jahres eine Umgestaltung erfahren hat, welche vorzugsweise statistischen und national-ökonomischen Aufsätzen Raum gibt. Die „Minerva" wirft einen Blick auf die Statistik, wie sie sich bisher sowohl in den einzelnen Staaten Deutschlands, als auch auf der Basis entwickelt hat, die durch den Zollverein für die deutsche Gesammtstatistik genommen wurde. Mit dem Zusammentritte des Zollvereins wurde sofort ein Haupthinderniß der deutschen Gesammtstatistik beseitigt. Der Zollverein kennt nur Zollzentner und Gulden und Thaler, wodurch die mühsame Reduktion verschiedener Gewichte und Münzen der einzelnen deutschen Staaten bei Abrechnung der Zollrevenüen vermieden wird. Die durch die statistischen Ermittelungen des Zollvereins genommenen Anhaltspunkte für vergleichende Statistik in Bezug auf Einfuhr, Produktion und Verbrauch von Zucker, Kaffee, Thee, Tabak sind noch durch Nachweis über den Werth der Güter, den Verkehr mit den einzelnen auswärtigen Staaten und den Ein- und Austrittspunkt der Durchgangsgüter zu ergänzen. Hierauf sind insonderheit die erwähnten Vorschläge der badischen Regierung gerichtet. Hoffentlich werden dieselben bald ins Leben treten und damit ein wesentlicher weiterer Schritt zu einer gemeinsamen Handelsstatistik des Zollvereins gethan seyn. Auf den übrigen Gebieten der Statistik hat der Zollverein seine Wirksamkeit bisher noch nicht ausgedehnt, indessen haben die Einzelstaaten derselben in der letzten Zeit größere Aufmerksamkeit zugewandt. In Preußen sind neben den großen Tabellenwerken zwei Zeitschriften, die „Mittheilungen des statistischen Amtes" und das „Handelsarchiv", der amtlichen Statistik gewidmet. Gleichsam als Nebenprodukt der statistischen Ermittelungen des Zollvereins ist auch eine nach gleichen Grundsätzen verfaßte Bevölkerungsstatistik der zollvereinten Staaten entstanden, wogegen die Bevölkerungsstatistik in Bremen gar nicht existirt. Bis ganz vor Kurzem war dieß auch in Hamburg der Fall. Erst auf Anregung des europäischen Kongresses in Brüssel begann man, sich in Hamburg des verwaisten Gebietes anzunehmen. So dankenswerth und gründlich die darüber bereits vorliegenden Arbeiten sind, so [illegible] doch jede Vergleichung der Bevölkerungsverhältnisse von Ham[illegible] t den anderen großen Städten des Zollvereins unmöglich, [illegible]upteintheilung der Bevölkerung nach dem Alter in Ham[illegible] Abschnitt des 18. Lebensjahres feststellt, während im [illegible] die Bevölkerung behufs der alle drei Jahre wiederkeh[illegible]ung nach zwei Altersklassen, über und unter 14 Jahren, eingetheilt wird. Der Brüsseler Kongreß hat, so anregend er auch gewirkt, doch kein eigentliches Resultat erreicht, weil er noch nicht gehörig gebildete Gruppen vorfand, zwischen denen eine Einigung hätte zu Stande kommen können. Eine solche Gruppe zu bilden, wäre der Zollverein eben so berufen als befähigt, da in demselben die Grundlage einer gemeinsamen Statistik vorhanden ist. Ihm bleibt daher zur Aufgabe, das Werk zur allseitigen Entwickelung zu bringen, welches von dem Brüsseler Kongreß zum Zwecke einer deutschen Gesammtstatistik unternommen wurde.

(Mannh. J.)

Mannichfaltigkeiten.

(Gothenburg, 21. Oct.) Die Enthüllung der Gustav-Adolph-Statue hierselbst ist endlich auf den 18. November, der dem 6. November alten Styles, als dem Todestage Gustav Adolphs, entspricht, festgesetzt. Der Kronprinz wird mit ziemlicher Gewißheit zu dieser Feier hier erwartet. (R. Z.)

In Frankfurt a. d. O. ist ein pensionirter Regierungssekretär, Weise, kürzlich gestorben und hat ein Vermögen von mehr als 100,000 Thalern hinterlassen, welches wahrscheinlich dem Fiskus zufällt, da bis jetzt bekannte Erben des Verstorbenen sich nicht gemeldet haben.

(Lissa, in Schlesien, 26. Oct.) Dieser Tage wurde das großartige Siegesdenkmal bei Leuthen enthüllt, aber ohne weitere Feierlichkeit. Auf der Höhe, wo der große König die genialen Dispositionen für die Schlacht ertheilte, zwischen Leuthen und Heydau, nächst der Kunststraße, ragt die schlanke, 80 Fuß hohe Säule stolz empor. Im edelsten korinthischen Style aus weißem Granit kunstvoll gemeißelt, trägt sie in goldenen Lettern an Inschriften auf der Südseite: „Diese Säule errichtete König Friedrich Wilhelm IV. zum Andenken an König Friedrich des Grossen Sieg am 5. December 1757." Auf der Nordseite: „Durch Beiträge des VI. Armee-Corps." Von ihr herab leuchtet weit in das Schlesierland die kolossale goldene Victoria, dargestellt im Fluge von Nord nach Süd, in der Rechten die Palme, in der Linken den Lorbeerkranz schwingend.

Es wird für unsere Leser vielleicht nicht uninteressant seyn, daß die Alliirten in der Krim jetzt auf klassischem Boden stehen. Das Kloster St. Georg, südlich von Sebastopol und westlich von Balaklava, jetzt von den Franzosen besetzt, steht nämlich an der Stelle des Tempels der taurischen Diana, in welchem Iphigenie das Amt der Priesterin verwaltete, und die stille Bucht, worin das Schiff des Orestes und Pylades sich versteckt hielt, kann nur die Bucht von Balaklava seyn.

In Nürnberg finden demnächst zwei interessante Versteigerungen alter Weine statt. Bei der einen befinden sich ein Stück 1684r und ein Stück 1706r Rüdesheimer; ein Stück 1703r und ein Stück 1748r Hochheimer; ein Stück 1794r Wertheimer. Auch bei der anderen kommen nur Weine aus dem 18. Jahrhundert zur Versteigerung.

(Dicker's Postfelleisen.) Auf einigen Bahnen Englands ist seit mehreren Jahren ein Apparat in Gebrauch, um Postfelleisen während der Fahrt der Eisenbahnzüge aufzunehmen und abgeben zu können. Die Einrichtung hat sich vollkommen bewährt und kürzlich ist dem Erfinder, dem Postmeister Dicker, von der Regierung eine Belohnung von 500 L. für die Erfindung, wie für die erfolgreichen Bemühungen zur Einführung derselben

zuerkannt worden. Auf der Londoner Ausstellung war bereits ein Modell dieses Apparates ausgestellt.

Herr Eduard Benazet in Baden hat jährlich, so lange sein Spielpachtvertrag dauert, 1000 fl. zur Erbauung einer evangelischen Kirche in Baden gestiftet.

Neue Romane.

„Die **Rebellen** von Lübeck" von A. Banner. 2 Bde. (Dessau, Gbr. Katz). Der Hauptwerth dieses „historischen Seeromans" besteht minder in seiner Romantik, als in der näheren Beleuchtung eines nicht allgemein genug gekannten Stückes deutscher Geschichte, welches hier mit patriotischem Sinne und deutlichen Beziehungen zur Gegenwart erzählt wird. Der Held ist der Lübecker Volksmann Wullenweber, der die sinkende Hansa neu aufrichten und vielleicht zum Horte eines einheitlichen, zu Land und See gleich mächtigen deutschen Reiches machen wollte, aber nebst seinem Freunde Meyer das tragische Opfer weltlicher und geistlicher Aristokratie und nicht minder bürgerlicher Philisterhaftigkeit wurde. Wird die Zeit wiederkehren, in welcher eine einzige deutsche Stadt eine Flotte von 22 tüchtigen Kriegsschiffen aufstellte? Die romantische Hauptfigur ist der Seeräuber Clemens; vergeblich indessen erwarten wir die Gründe der „Rache", die ihn aufs Meer trieb. Er theilt nicht das Loos seiner unglücklichen Verbündeten, aber das Schicksal gönnt ihm keine Heimath und stößt ihn am Schlusse wieder „aufs Meer hinaus", doch mit der geretteten Geliebten. — „Des Lebens **Wandelungen**" von F. v. Elding. 3 Bde. (Stuttg., Mäcken). Der Dichter scheint noch jung zu seyn, da er bald sentimentale, ja frömmelnde Stimmung, bald gesünderen burschikosen Humor walten läßt, und in der lockeren Aneinanderreihung der Vorgänge mehr augenblicklichen Eingebungen, als einem durchdachten Plane folgt, ohne mit dem Raume und mit der Zeit seiner Leser zu geizen. Er kämpft redlich gegen Unnatur und Unsittlichkeit, aber oft durch übertriebene, wenigstens einseitige Schilderungen. Letzteres gilt zwar auch für seine Charakteristik der Nordamerikaner, aber nur durch die allzu gehäufte Darstellung ihrer wirklichen Fehler, sowie der Jammerschicksale deutscher Einwanderer; auch sucht er ihnen in einigen Lichtseiten wieder gerecht zu werden. Der letzte Band fesselt uns am meisten durch die Munterkeit des Tons und die Menge von Abenteuern und Yankeestreichen. Des Verf. kommende Arbeiten werden uns zeigen, ob er die rechte Mitte der Stimmung und der Lebensideale sicherer einhalten lernte. — „Die **Mohikaner** von Paris" von Dumas. 12 Bdchn. (Lpz., Kollmann). Ein Pendant zu Sue's Geheimnissen, gleich diesen verwickelt und spannend, lustig und grausig, und mit einem Vorsehungsverwalter versehen, der zugleich die Rolle des hinkenden Teufels spielt. Hauptzweck ist die Schilderung der Gesellschaft unter der Restauration im Jahre 1827 ff. So sehr auch indessen die heutige Gesellschaft in Babel an der Seine von jener abweicht, so ist doch die Grundfarbe geblieben. Eben der rasche Wechsel einzelner Sitten und Lebensformen war schon Cäsars Galliern eigen. Uns deutschen Lesern erscheint die Naivität unnatürlich, mit welcher hier bald die frivolste Sinnlichkeit, bald eine mehr kindische als kindliche Tugend auftritt. Daß häufig eine bizarre Kirchlichkeit den Maskenzug mitmacht und sogar in den Selbstmord eine Nachfolge Christi legt, wird die Kenner der französischen Romantik nicht befremden. Wir wünschen den unzähligen, ineinander geschachtelten Geschichten die baldigste Fortsetzung des Werkes, da am Schlusse des 12. Bändchens noch eine lange Reihe von Fragezeichen steht. Die wunderbare Fruchtbarkeit des Dichters steht noch in voller Kraft. — „**Erinnerungsblätter** aus dem Leben eines Criminalisten" von Fritze (ebds.). Diese sehr gut geschriebenen und wohl der Hauptsache nach nicht erfundenen Intriguenstücke ziehen die Aufmerksamkeit des Lesers in hohem Grade, meist aber in düsterer Weise, an. Selbst der „Pfarrer", der erst nach verlorner Jugend eine holde Rose bricht, die er nicht ganz verdient hat, stimmt ungeachtet des glücklichen Ausganges nicht heiter. Nur die Geschichte einer Ehescheidung spannt eben sowohl die Neugier, als sie das Mitgefühl weckt und zugleich ergötzt. Für Erzählungen, und vielleicht auch das Drama, in letzterer Art hat der Verfasser ein schönes Talent, das er hoffentlich weiter bewähren wird.

Korrespondenz.

London, 27. October.

Die Musik-Kapelle des kaiserl. Guiden-Regiments ist gestern Abend von Paris hier angekommen, um bei dem morgen im Krystall-Palast stattfindenden Militär-Konzert zum Besten der Verwundeten im englischen Heere mitzuwirken. Die Kapelle besteht aus 56 Mann und steht unter dem Kommando des Barons v. Verdiere, eines Kapitäns vom k. Stabe, und des Barons Vidil, eines der Offiziere des Guiden-Regimentes. Außer den Guiden werden im Palast und Garten morgen noch zwölf englische Regiments-Banden verschiedener Regimenter spielen. Mittags spielen alle diese Chöre gemeinschaftlich auf der großen Terrasse. Die Eintrittspreise sind, mit Einschluß der Eisenbahnfahrt von London-Bridge, auf 5s. 6d., 3 s. 6d. und 3 s. festgesetzt. — Meetings, Sammlungen, Konzerte, Theater u. dgl. zum Besten des Patriotic funds sind übrigens hier und in der Provinz zu Dutzenden angezeigt. Der Gemeinderath der City hat gestern 2000 Pf. St. als Beitrag notirt, und veranstaltet um die Mitte des kommenden Monats einen Wohlthätigkeitsball in der Guildhall; die Regimenter legen für ihre Kameraden auf dem Kriegsschauplatz die Löhnung eines Tages bei Seite, und in vielen Fabrik-Etablissements haben die Arbeiter ein Gleiches beschlossen. Uebrigens ist schon ein Jahresbeitrag von ungefähr 2000 Pf. St. bei Lloyds disponibel, was ein Rein-Kapital von 60,000 bis 70,000 Pfd. St. repräsentirt. Es ist dieß der Rest der alten Sammlungen aus den Napoleonischen Kriegen, die den Invaliden im jetzigen Kriege, ihren Weibern und Kindern zu Gute kommen werden. Damals, es war im Jahr 1803, hatten die Mitglieder von Lloyds 20,000 Pf. St. in Consols angelegt; die Interessen dieses Kapitals wurden bis auf den heutigen Tag dazu verwendet, um Soldatenkinder in verschiedenen Militär-Schulen erziehen zu lassen. Irland hat mittlerweile den Verwundeten mehrere barmherzige Schwestern zum Spitalsdienst zugesandt.

Programm des Museums.

Freitag, 3. November.

1) Symphonie in G moll von W. A. Mozart.
2) Arie in D moll aus dem Oratorium „die Schöpfung" von J. Haydn, gesungen von Hrn. Hardtmuth.
3) Concert in Es dur, für das Pianoforte, von L. van Beethoven, vorgetragen von der k. k. österr. Kammer-Virtuosin, Frau Dr. Clara Schumann.
4) Liedervortrag des Hrn. Hardtmuth.
5) Solostücke für Pianoforte, vorgetragen von Frau Dr. Schumann:
   a) Nocturno von F. Chopin,
   b) Lied ohne Worte von F. Mendelssohn-Bartholdy,
   c) Rondo aus der C dur Sonate von C. M. v. Weber.
6) Ouverture zum Märchen von der schönen Melusine, von F. Mendelssohn-Bartholdy.

Der Anfang des Museums ist um halb 7 Uhr; der Saal (im Weidenbusch) wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist vom Roßmarkt und von der Töpfergasse. Ohne Eintrittskarte kann Niemanden der Zutritt gestattet werden. Karten für den Abend zu fl. 1 45 kr. sind bei Hrn. André (Haus Mozart) und bei Hrn. Th. Henkel (Magasin de Musique Paradeplatz Nr. 10) zu haben. Am Eingang des Saales werden keine Karten verkauft.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 2. Nov. Ein Glas Wasser, Lustspiel in 5 Akten.

Freitag, 3. Nov. (Zum ersten Male): Pitt und Fox, historisches Lustspiel in 5 Aufzügen von R. Gottschall. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 263. Freitag, den 3. November 1854.

Die Spanierin.

(Aus: „Scènes de la vie espagnole, par Madame la Duchesse d'Abrantès" übertragen von G. Overmann.)

(Fortsetzung.)

Die Stirn dee jungen Spanierin ward wieder düster; sie lächelte Joaquin zu und antwortete ihm:

„Ich glaube Euch; allein es gibt noch ein zweites Versprechen, was ich von Euch zu erhalten wünsche: gelobt mir, niemals jenen Menschen anzuerkennen, den der Tyrann Europas uns aufdringen will und daß Ihr stets für unsern König Ferdinand VII. kämpfen wollt!"

„Ich schwöee es!" rief Joaquin. „O, fürchtet nicht, Euer Leben mit einem Manne zu vereinigen, der unwüedig wäre, Euch zu verstehen! Beides, Vaterland und Ehre, sind meine Abgötter und mit diesen beiden erhabenen Neigungen herrscht Ihr in meinem Herzen."

Dolores Augen füllten sich mit Thränen. Sie liebte Joaquin, sie liebte ihn von Heezen! Oft, im Kampfe, hatte ihre Hand, ohne daß er es gewahrte, den Säbel eines feindlichen Soldaten von ihm abgewehrt, ohne daß sie daran dachte, ihr eigenes Haupt könne der Gefahr bloßgestellt werden.

Als Dolores jenes biedere, aufrichtige Bekenntniß eines Herzens vernahm, das sie liebte, empfand sie eine freudige Bewegung, einen jenee tiefen Eindrücke, die auf immer der Erinnerung eingeprägt bleiben.

„Ja", sprach sie, auf Joaquins Arm sich stützend, „laßt uns nun zu meinem Vater gehen!"

Sie trafen Munoz in tiefes Nachdenken versunken; er blickte in die weite Ebene hinab, die zu seinen Füßen sich ausbreitete, und zählte die Lagerfeuer der Feinde. Als er das Geräusch der Schritte der beiden jungen Leute vernahm, sprang er auf und gewann nicht einmal Zeit, seine Waffen zu ergreifen, denn in demselben Augenblick umarmte ihn seine Tochter.

„Vater", sagte sie zu ihm, „Joaquin kommt mit mie, Dich zu bitten, ihn als Sohn anzunehmen; willst Du das wohl?"

Und die Jungfrau umschlang des Vaters Hals mit ihren Armen und preßte sich an seine Brust, um die Röthe zu verbergen, welche die Flamme des Lagerfeuers wunderbar beleuchtete.

Bei Anhörung ihrer Worte lächelte Munoz. Diese Heirath stand ihm in jedee Hinsicht wohl an: der junge Mann wae eeich, seine Tochter bekam eine gute Ausstattung, sie waren Beide jung und schön, sie liebten einander! . . . Was konnte ein Vater mehe von der Vorsehung verlangen? . . . Ee drückte Joaquins Han zum Zeichen der Einwilligung in seinen Antrag und umarmte seine Tochter mit den Worten:

„Sey glücklich, mein Kind; ich segne Dich!"

III.

Einige Zeit hiernach wurden die französischen Truppen von dem Heezog von Wellington zurückgedrängt; der Posten von San-Pedro hatte ihn bis dahin von jedem Angriff benachrichtigt; als jedoch die Armee auf dem Rückzuge war, nahm die Sorglosigkeit und Sicherheit wieder zu, weil die französischen Soldaten fürchteten, von ihrer Route abzuweichen, und in der That war die Absonderung gefährlich.

Munoz benutzte diesen Aubenblick der Ruhe zur ehelichen Verbindung Joaquins und Doloees. Die Heieath fand zu San-Pedro statt zue großen Freude der Winzee, deren Oberhaupt Munoz gleichsam wae und für deren guten Engel Dolores galt, denn sie pflegte dieselben in ihren Krankheiten, verband während des Krieges ihre Wunden, und — als ob eine solche Frau sich unter einer bis dahin fast unbekannten Foem vervielfältigen sollte — sie ward die Vertheidigerin Deeer, die bisher sie selbst vertheidigt hatten.

Nach ihree Veeehelichung aber änderte Dolores ihre Lebensweise. Sie ging nicht mehr nach der Sierra, sie blieb zu Hause und pflegte um so eifriger und hingebender eine alte, gelähmte Großmutter, welche seit mehreren Monaten ihe Bett nicht mehr zu verlassen im Stande war. Bald erhielten die Pflichten der Gattin neuen Zuwachs für Dolores: sie waed Mutter; sie umarmte ihren Sohn und eine Thräne fiel auf des Neugebornen Stirn hernieder.

„Armes Kind!" speach die junge Mutter, „wenn nur Gott Dich nicht als Sklave in Deinem eigenen Vaterlande läßt geboren werden!"

Bis dahin hatte Doloees ein unruhiges Leben geführt; allein, außer der Gefangenschaft des Königs, ihres Herrn, den sie als einen Gottgesandten inmitten seines Volkes betrachtete, hatte sie kein einziges wirkliches Unglück erlebt, und der vielbewegte Zustand ihres Daseyns selbst war für sie eine Art Glück gewesen; allein es nahte der Augenblick, wo die Schmerzensstunde ihr in schauerlichem Todtengeläute ertönen sollte.

Die Armee des Marschalls Massena rückte, verfolgt von Wellingtons Heer, wieder in Spanien ein. Die Franzosen, unter Anführung eines Mannes, der sich selbst nicht mehr zu leiten verstand, wurden auf eine schreckliche Weise aufgeopfert von Dem, den man so lange den „Lieblingssohn des Glücks" genannt. Beim Wiedereinmarsch in Spanien zeestreuten ganze Corps, seit fast einem Jahee der Lebensmittel und sonstigen nothwendigsten Bedürfnisse entbehrend, sich in die ihrer Route benachbarten Ortschaften und begingen fürchterliche Excesse.

Munoz, dee seine Lanze und seinen Dolch abgelegt hatte, um sein Familienglück zu genießen, war der Meinung, die Stunde der Ruhe für Spanien habe noch nicht geschlagen und bald werde von neuem das Blut seinen Boden röthen. Er sammelte seine

Leute aufs neue, berief seine Söhne und vertraute Joaquin und seinem ältesten Sohne die Vertheidigung von San-Pedro an, umarmte dann Tochter und Enkel und zog mit seinen Bewaffneten in die Sierra, um hier einem französischen Regimente, das in der Absicht nach San-Pedro marschirte, dasselbe zu zerstören, den Durchzug streitig zu machen.

Einige Tage darauf zogen etwa zwanzig Mann in wilder Flucht sich auf San Pedro zurück.

Es war der Ueberrest von Munoz' Haufen! Hundert und dreißig Mann waren gefallen in der engen Schlucht, worein der Unglückliche sie geführet, zwar aus Unkunde des Kriegshandwerks, jedoch durch den Einfluß eines tapfern Herzens, eines jener Herzen, welche nie der Feinde Zahl in Anschlag bringen und kühn vorwärts marschiren. . . .

Munoz war zuerst gefallen; . . seine beiden Söhne waren ihm gefolgt . . der jüngste war tödtlich verwundet. . . Dieser hatte noch so viel Kraft behalten, zu seiner Schwester zu gelangen und ihr des Vaters Segen, Joaquin aber die Weisung zu überbringen, den Rest der Mannschaft gegen den Feind zu führen, indem er des sterbenden Vaters Fehler benutzte, um sie wieder gut zu machen.

Nachdem er gesprochen, war der Jüngling gestorben; es schien, als habe der Himmel ihm noch die erforderlichen Kräfte gelassen zur Erfüllung des heiligsten aller Aufträge, nämlich: einem Kinde den Segen seines sterbenden Vaters zu bringen!

(Fortsetzung folgt.)

Varna, Schumla, Rustschuk und Widdin.

Widdin, 16. October. Wer den stumpfen Winkel, den der Weg von Varna über Schumla und Rustschuk nach Widdin macht, gegenwärtig bereist, dem führen diese Städte die verschiedenartigsten Bilder des Friedens und des Krieges vor Augen. Varna, die türkische Festung am Pontus Euxinus mit seinen Schiffseinseln und ihrem großartigen Mastenwald, mit seinen Dampfern und Kaiks, Matrosen, Soldaten, Kaufleuten, Hamals und französischen Gensdarmen, die schon so viele Mißbräuche der gläubigen Nachkommen Mohameds abschafften, trägt jetzt nicht mehr das Gepräge einer türkischen Stadt, sondern ist vielmehr zur fränkischen Handelsstadt geworden. Schon glaubte man, daß die Lebhaftigkeit der Stadt und des Handels schwinden würde, und viele Kaufleute hatten sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, mit ihren Waaren nach Sebastopol zu ziehen, als der Verkehr durch den neuen Zuwachs türkischer Truppen abermaligen Aufschwung erhielt. An den Plätzen gegen den Hafen, die beinahe alle, mit Ausnahme des österreichischen und französischen Konsulatsgebäudes, in einen großen Aschenhaufen verwandelt wurden, erheben sich wieder Buden an Buden und in allen Straßen in der Nähe des Hafens haben die Franken ihre Gewölbe und Lager, die sie zu ungeheurem Preise miethen (ein Gewölbe kostet 400—500 Piaster monatlich), auf welche Art sie die armen Türken immer mehr aus diesem so besuchten Viertel verdrängen in ein anderes, das Niemand besucht. So drängt sich Alles im buntesten Gewirre und Sprachenkauderwälsch theils zu Pferd, theils zu Fuß durch die kothigen Straßen der pontischen Hafenstadt. Daß bei diesem Menschenwirrwarr zahlreiche Diebstähle vorkommen, ist sehr begreiflich. Als bewährte und feine Industrieritter aber haben die Zuaven den Ruf und doch wird beinahe täglich der eine oder andere von ihnen auf solchen „Mißgriffen" ertappt.

Wenn uns nun Varna das deutlichste Bild gibt, wie man in Zukunft der Türkei Civilisation beibringt und auf türkische Kultur europäische pfropft, so führt uns das tief im Thal am Fuße eines Abgrundes versteckt liegende Schumla und die Festung Rustschuk am Donaustrand in das Thun und Treiben der türkischen Soldateska und der so übel berüchtigten Baschibozuks ein. Die Baschibozuks sind vollständig aufgelöst. Dieß aber bedarf noch einer Berichtigung. Im gegenwärtigen Augenblicke kann von dem Auflösen oder besser von dem freiwilligen Weggange der Baschibozuks wegen ihrer acht- oder zehnmonatlichen Soldrückstände doch nur bei Denjenigen die Rede seyn, welche in der Linie von Rustschuk bis Widdin standen. In Schumla aber und in der Dobrudscha tummeln sie noch immer ihre kleinen lebendigen Pferde, feuern ihre Pistolen ab und schwingen noch immer kräftig ihre langen, mit Pfauenfedern geschmückten Lanzen. Vor den Schanzkörben bei Schumla haben sie ihr Lager, ihre Pferde sind stets gesattelt und sie selbst schlafen beständig bewaffnet im Freien oder unter eisernen Zelten. Während sie in der Dobrudscha noch völlig im Kriege stehen, müssen die armen Teufel nothgedrungen in Rustschuk ihre Pferde um Spottpreise verkaufen, um nur ihren Rückweg nach der so entfernten Heimath antreten zu können. So gewährt Schumla den Anblick kriegesmuthiger und siegestrunkener Türken, im Felde stehender Baschibozuks, während Rustschuk dem Reisenden ungefährdet ein tiefes Studium dieser zusammengewürfelten Menschenracen gestattet. Bald wird er den Hindostaner oder Inder mit seiner schwarzgelben Hautfarbe von dem Aethiopier, den Kurden mit seiner eigenthümlich umstrickten Kopftracht, von dem barbarischen Anatolier, den Arnauten mit seinen hohen Stiefeln, über die gestickte Tuchlappen herunterhängen, von dem rothhosigen mit Fustanellen bekleideten Albanesen unterscheiden können.

Ganz anders ist es in Widdin. Alle Truppen haben dasselbe verlassen, nur die Festungsartillerie ist noch geblieben, und nur hie und da sieht man noch ein beinahe antikes Albanesengesicht stolz durch die zahlreichen Zigeuner sich hindurchdrängen. Widdin, könnte man glauben, befände sich nicht in der Türkei; denn man erzählt sich hier die Dinge des Krieges und staunt über die Fortschritte, wie bei uns zu Hause, wenn wir die Zeitungen lesen oder die Bilder der „Illustrirten" ansehen. Nur gestern wurde das lumpenstolze Kaffeehausvolk etwas aus dem gewöhnlichen Geleise der Ruhe herausgebracht, um in einen Freudenrausch hinüberzuratschen. Der Pascha nämlich verkündete allen Moslems die freudige Nachricht, die er durch einen Javer (Courier) erhalten haben will, daß Menschikoff gefallen sey und Sebastopol auf Gnade und Ungnade sich ergeben habe. Der Jubel der Stadt war ungeheuer und ging in lauter Tabakrauch auf. Noch möchte ich Ihnen einen Zug türkischer Größen erzählen. Als im vorigen Jahre Kalafat befestigt wurde, plünderte man es ganz an Holzgeräthschaften und Brettern. Die Fabrik des Hrn. Bridgeman litt besonders, da sich ihr Besitzer in Bukarest befand. Das ganze Fort war so mit allen möglichen Möbeln und Brettern versehen und befestigt. Bei dem Ausmarsche der Truppen aus Widdin und Kalafat aber nahmen die Herren Paschas, Miralais und Majore Alles von diesen Möbeln mit sich, wie sie es gerade brauchen konnten, und zahlreiche Wagen durchzogen die Stadt mit Stühlen, Tischen &c. Nun kam es in neuester Zeit vor, daß sich einige Walachen ihres Eigenthums bemächtigten, wobei sie doch im vollsten Rechte waren. Sie hatten es jedoch kaum nach Hause gebracht, so ließ der Pascha von Widdin Befehl geben, es ihnen wieder zu nehmen, sie aber ins Gefängniß zu stecken.

(Triest. Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

(Leipzig, 29. Oct.) Vom 11. December d. J. an kommt hier durch den Universitätsproklamator Hartung eine sehr interessante und reiche Sammlung von Autographien zu öffent-

licher Versteigerung, die sich im Nachlasse des verstorbenen königl. sächsischen Oberpostdirektors Ch. G. v. Hüttner befanden. Die Sammlung enthält die Handschriften von Gelehrten, Dichtern, Künstlern, Feldherren, Staatsmännern und anderen berühmten Personen aller Nationen, von den Heroen der Reformation, des siebenjährigen und des dreißigjährigen Krieges, deutscher und außerdeutscher Fürstenhäuser, geistlicher Fürsten und Würden. Der erste Theil des eben erschienenen Katalogs umfaßt 5123 Nummern; der zweite, demnächst erscheinende, wird auch Stammbücher, Sammlungen von Stammbuchblättern, Nachträge zu Autographien, Literatur, Ikonographien und Facsimiles enthalten.

(Wahnsinn.) Aus den traurigen Memoiren des Wahnsinns führen wir einen von einem Irrenarzte erzählten Fall an, der zeigt, wie fein oft noch die geistige Störung zu unterscheiden weiß, wenn sie dem Arzte oder ihrer Umgebung etwas Angenehmes oder Unangenehmes sagen will. In dem hier gemeinten Falle sagte der Irre zu dem Arzte, wenn er mit ihm zufrieden war: „Monsieur R., vous êtes un homme qui a beaucoup d'esprit“ (Herr R., Sie sind ein Mann, der viel Geist hat); war er aber unzufrieden, so sagte er: „Vous êtes un homme qui croit d'avoir beaucoup d'esprit“ (Herr R., Sie sind ein Mann, der viel Geist zu haben glaubt).

Die kürzlich erfolgte Verhaftung des Fräulein Constance vom Variététheater hat allgemeines Aufsehen hervorgerufen. Besagtes Fräulein sollte die Gemahlin des Marquis v. Califet werden; da aber seiner Familie die Heirath nicht genehm war, wurde dem jungen Manne, der Offizier ist, die Erlaubniß zur Verheirathung abgeschlagen und sein Entlassungsgesuch nicht angenommen. Da der junge Mann nicht nachgeben will, so hat der Vater sich direkt an die Regierung mit der Bitte gewendet, von seiner nobeln Familie die Schmach der Mißheirath abzuwehren. Die Verhaftung des Fräuleins gilt als Folge dieses Schrittes.

(Schw. M.)

Das Journal des Debats bringt Auszüge aus dem Tagebuche eines französischen Offiziers der orientalischen Armee, der über das Lagerleben vor Sebastopol unterm 5. October schreibt: „Das Wetter ist fortwährend vortrefflich; es ist warm und das Meer fortwährend ruhig. Unsere Kavallerie fängt an sich auszuschiffen; die Kosaken werden uns nun nicht mehr umschwärmen und jeden Augenblick beunruhigen. Die Armee bildet eine sehr ausgedehnte Einschließungslinie, die mit großen Zwischenräumen versehen ist, damit die Kugeln und Granaten ins Leere fallen. Die Belagerungsordnung ist folgende: Die 3. und 4. Division ist Belagerungsarmee unter General Forey, die 1. und 2. Division Observationscorps; die Türken stehen zwischen den beiden Belagerungs- und Observationscorps. Die Kugeln und Granaten sausen dicht über unser Lager weg; das pfeift Nacht und Tag. Unsere Mantelsäcke sind in Varna geblieben. Es fehlt uns an Weißzeug; ich rasire mich nicht mehr; mein Bart ist grau, ich altere sichtbar. Und keinen Tabak mehr! Wir haben drei Tage lang nichts als Salzwasser zu trinken, das wir dem Meere durch Filtrirung abgewannen, indem wir nur ein Kilometer vom Meeresufer eine Grube machten. Es treffen 10—12,000 Mann Verstärkung ein, die wir in Varna gelassen hatten. Wir haben sie nöthig. Ich habe seit dem 15. September (dem Tage nach der Landung) 16 Mann weniger in meiner Compagnie. Die Kavallerie kommt an. Die 5. Division ist in Varna; auch sie wird hoffentlich bald hier seyn.“

Wie bereits in mehreren Straßen Berlins, so wird nun auch in der Markgrafenstraße mit nächster Woche mit der Anpflanzung von Akazienbäumen zu beiden Seiten der Straße begonnen werden. Den Hauseigenthümern ist eröffnet worden, daß dieß der Wunsch Sr. Maj. des Königs sey, dem dieselben denn auch mit großer Bereitwilligkeit nachzukommen sich geneigt gezeigt haben. Die Kosten, die den Eigenthümern dadurch erwachsen, sind nicht unbedeutend.

Am nächsten Samstag haben wir eine theilweise Mondsfinsterniß. Sie beginnt Abends nach 9 Uhr, ist in der Mitte 9 Uhr 48 Minuten, wo sie sich dann auf 1/2 Zoll oder 1/20 des Monddurchmessers erstreckt, und geht um 10 Uhr 15 Minuten zu Ende. Der Halbschatten zeigt sich am Monde 1 3/4 Stunden lang vor und nach der eigentlichen Finsterniß.

Die „Bohemia“ erzählt: Kürzlich wollte in Prag ein junger Mann seinem Leben ein Ende machen. Er ging mit einem geladenen Pistol an einen abgelegenen Theil des Invalidenplatzes und schoß sich dort in die rechte Brust. Mochte nun die Ladung schwach oder der Pfropf nicht fest genug aufgedrückt gewesen seyn, die Kugel drang nicht durch, sondern blieb in der Brust stecken. Der junge Mann, der nach dem Schusse bei voller Besinnung blieb, nahm ein Schnupftuch, verstopfte damit die Wunde und begab sich nun allein und zu Fuß vom Invalidenplatz in das allgemeine Krankenhaus, um sich dort behandeln zu lassen. Wer die Entfernung vom Invalidenplatz bis zum Krankenhause kennt, wird das Seltsame dieser „Promenade eines Erschossenen“ zu würdigen wissen. Der junge Mann dürfte übrigens wahrscheinlich gerettet werden.

Man schreibt aus Paris vom 25. Oct.: „Der bekannte Dr. Veron, früher Besitzer des Constitutionnel, steht im Begriffe, seine Gouvernante, die bei allen Feinschmeckern von Paris rühmlichst bekannte Sophie, zu heirathen. Die Freunde Dr. Verons bedauern diesen Schritt tief, da sich die zukünftige Gemahlin des berühmten Mannes wohl nicht mehr mit der Küche abgeben wird. Dr. Veron ist übrigens in der letzten Zeit etwas kränklich, und er hat wohl Recht, endlich dem Junggesellenleben zu entsagen. — Die Tochter eines unserer bedeutendsten Financiers steht ebenfalls auf dem Punkte, eine glänzende Heirath zu machen. Das eben so liebenswürdige und schöne als reiche Fräulein von Mirès hat sich nämlich gestern mit dem Sohne eines ehemaligen Marschalls des Kaiserreichs verlobt. Die Heirath soll binnen kurzem gefeiert werden. Fräulein Mirès erhält eine Million als Aussteuer. Die Braut ist erst sechszehn Jahre alt.“

• Bekanntlich sind die Monopolisten des Glaubens sehr freigebig mit dem Namen „Atheisten“ gegen Menschen, welche die geistigste Vorstellung von Gott und Weltregierung auch für die wahrste und würdigste halten, wenn sie auch keinen Stempel einer Kirchen- oder Staats-Religion trägt. Aber es gibt nichts Neues unter der Sonne. Schon Justin der Märtyrer sprach: „Plato's Lehre ist nicht weit verschieden von der Lehre Christi. Welche im Besitze des göttlichen Logos (Geistes u. dergl.) nach der Vernunft leben, sind Christen, wenn sie auch für Atheisten gehalten werden. Dergleichen waren unter den (sog. heidnischen) Hellenen Sokrates und Heraklit und ihnen Aehnliche.“ Was sagen unsere exclusiven Christen, die „Märtyrer“ in den Bischofspalästen eingeschlossen, zu diesem Ausspruche eines ächten Märtyrers? Können sie noch erröthen?

Man schreibt aus Paris vom 24. Oct.: Der Staatsminister hat ein Engagement mit der italienischen Sängerin Medori unterzeichnet, welche Fräul. Cruvelli nachfolgen soll. Dieselbe ist

wärtig in Neapel, und für die Sommermonate ist sie in Wien engagirt.

Der französische Maler Douffault, welchem im Jahre 1846 die seltene Ehre zu Theil wurde, den Sultan Abdul Medschid porträtiren zu dürfen, erzählt unter Anderm Folgendes: Eines Tages, als mir der Sultan wieder im Palaste Tscheragan saß, wandte sich das Gespräch auf Literatur und der Sultan fragte Herrn Cor (den ersten Dragoman der französischen Gesandtschaft), ob Hammer's „Geschichte des ottomanischen Reiches" in der wissenschaftlichen Welt geschätzt werde? Der Dragoman wollte über diesen heiklichen Gegenstand hinwegschlüpfen, indem er höflich bemerkte, die Geschichte sey natürlich vom Standpunkte der Vorurtheile eines Christen geschrieben, der, was er für tadelnswerth in der türkischen Geschichte halte, mit Uebertreibung schildere. — „Was das betrifft, mein Herr", erwiederte der Sultan in die Rede fallend, „so zählt leider unsere Geschichte nur zu viel Ereignisse, die den Stempel der Gewaltthat und Barbarei tragen, vielleicht mehr als bei irgend einem anderen Volke; aber ich versichere Sie, so lange ich das Scepter der Sultane trage, soll die Welt mir keine ähnlichen Thaten vorzuwerfen haben!"

Frankfurter Theater.

Da der vielfach in Anspruch genommene Raum dieser Blätter uns nicht verstattet, in die Einzelheiten der täglich stattfindenden Vorstellungen unserer Bühne einzugehen, so können wir uns auch heute nur überblicklich und auf das Wesentlichste hinweisend zusammenfassen. An drei Abenden sahen wir Fräulein Bertha Mühling, eine Tochter des in der deutschen Theaterwelt weithin bekannten und mit Achtung genannten früheren Direktors und jetzigen Oberregisseurs Herrn Mühling. Alle Stimmen haben sich dahin geeinigt, daß Fräulein Mühling ein ganz entschieden hervortretendes Talent zur dramatischen Darstellung besitzt, welches sich ebenso durch Lebendigkeit des Spieles, wie durch Klarheit und Wärme des Ausdrucks bekundet. Ihre Leistungen im Sentimentalen wie im Naiven waren gleich verdienstlich, in den Einzelheiten gut nüancirt und im Ganzen wohl abgerundet. Die große Sicherheit und keinerlei ängstliche Befangenheit dieses ersten Auftretens wird man nicht für Selbstüberschätzung zu halten haben, wenn man in Anschlag bringt, daß die Debütantin der Bühne nicht fremd und daß sie durch gründliche Vorstudien gehörig vorbereitet und ihrer Aufgaben sicher geworden ist. Wenn wir nicht zweifeln, daß Fräul. Mühling ihren Weg auf der Bühne machen und bald eine tüchtige Darstellerin seyn wird, so glauben wir sie mit ebenso viel Ueberzeugung mehr auf das Sentimentale und Naive als auf das Hochtragische verweisen zu müssen, da ihre Persönlichkeit und Stimmmittel sich unstreitig mehr für jene, als für dieses eignen. Das Debüt von Fräulein Mühling fand eine wohlverdiente Aufmunterung.

Unter den kleineren Stücken, die zur Aufführung gelangten, halte „Ein Stündchen Incognito" viel Beifall. Sein innerer Gehalt ist zwar nicht weit her, doch ist es recht bühnenwirksam. Es wäre besser, wäre es in Prosa geschrieben, denn diese holp'rigen Knittelverse kann ein gebildetes Ohr nicht gut vertragen. — Das kleine Lustspiel „Am Clavier" hat trotz so vieler Wiederholungen von seiner Beliebtheit nichts eingebüßt, was es den wirklich ausgezeichneten Leistungen von Fräulein Janauschek und Herrn Vollmer verdankt. — Gleichen Erfolges erfreut sich die Mathilde von R. Benedix. Dieß bekannte und oft besprochene Drama wird bei uns immer gerne gesehen und ist Fräulein Janauschek in der Titelrolle vorzüglich, wahr und innig im Gefühlsausdruck, edel und würdevoll in der Repräsentation, sinnig und anmuthig in allen Nüancirungen. Nicht minder Rühmliches läßt sich über Herrn Devrient sagen, dessen Berthold als eine meisterhafte, von Geist und Anmuth gleichmäßig durchdrungene, höchst anziehende Kunstleistung zu bezeichnen ist. — Herr Reger ist als Tannenhof in diesem schönen Künstlerbund der Dritte. Alle drei wurden mehrfach hervorgerufen und auch wir müssen gestehen, daß die Kunst des Mimen, in solcher Weise ausgeprägt, von jedem Freunde des Schönen geehrt und herzlich begrüßt werden muß. Das Auerbach-Birch-Pfeiffer'sche Drama „Dorf und Stadt" gehört ebenfalls zu den noch immer gern gesehenen Stücken und sind in seiner hiesigen Aufführung namentlich die Damen Genelli und Lindner, sowie Hr. Meck ausgezeichnet. — Weiter sahen wir eine Vorstellung von Gutzkow's „Uriel Acosta". Hr. Blattner wurde als Acosta zweimal bei offener Scene hervorgerufen. Sowohl die Durchführung des Charakters, als die Nuancirung des geistreichen Dialogs fanden lebhafte Anerkennung und bekundete die letztere, daß Hrn. Blattners Streben nach Gedrungenheit einer leichten fließenden Diction ein erfolgreiches gewesen. Den Goethe'schen Ausspruch: „weniger wäre mehr" hat bei uns ein Darsteller stets im Auge zu behalten, und wir glauben bemerkt zu haben, daß Hr. Blattner ihn auch zu dem seinigen gemacht hat.

Das Repertoir der Oper brachte uns wieder eine vortreffliche Vorstellung des „Tannhäuser", welche durch die Anwesenheit der Gattin des Componisten eine höhere Weihe gewonnen zu haben schien. So viel steht fest, daß in den letzteren Jahren Meyerbeer's „Prophet" und Wagner's „Tannhäuser" unter allen auf unserer Bühne zur Aufführung gelangten neuen Tonwerken sich in erster Reihe siegreich behauptet und die auf ihre Einstudirung und scenische Ausstattung verwendete Sorgfalt am reichlichsten belohnt haben. — Im „Tannhäuser" brachte unsere unlängst erst begründete Balletschule die erste Probe ihres Strebens vor die Oeffentlichkeit, und man darf sagen, daß ihre jungen Eleven für eine so kurze Zeit bereits recht Rühmliches geleistet haben, wodurch sie zu schönen Hoffnungen berechtigen. Diese Leistungen gereichen dem Talent und dem Geschmack der Frau Baumann, der Gattin unseres Spieltenors, der Lehrerin dieser durch Hrn. Direktor Hoffmann begründeten Anstalt zur Ehre und dürften in ihrer weiteren Entfaltung geeignet seyn, eine seither recht fühlbare Lücke in unsern Opernvorstellungen auszufüllen.

Am 1. d. M. hatte „Figaro's Hochzeit" wieder zahlreiche Verehrer des nimmer alternden Mozarts herangezogen. Die Aufführung dieses herrlichen Tonwerks gehört zu den besten unserer Oper. Die Gräfin der Frau Anschütz ist, wie bekannt, in Gesang und Spiel eine so vollendete und wahrhaft poetische Kunstleistung, daß sie wohl nicht leicht übertroffen werden dürfte und jedesmal mit enthusiastischem Beifall aufgenommen wird. Auch Hr. Dettmer (Figaro) und Frl. J. Hoffmann (Susanne) sind vorzüglich. Neu waren in der heutigen Besetzung Hr. Rüdsam (Graf) und Fräul. Elise Schmidt (Cherubin.) Wenn Hr. Rüdsam auch die hier so schwierige Aufgabe des Darstellers noch nicht ganz genügend zu lösen vermochte, so waren dagegen seine Fortschritte im Gesang unverkennbar und traten seine schönen Stimmmittel um so wirksamer hervor, als sie durch Sicherheit, Lebendigkeit und richtigen Ausdruck des Vortrags unterstützt wurden. Auf die für unsere Oper für das Soubrettenfach engagirte Fräul. Elise Schmidt, welche den Cherubin sang, werden wir demnächst zurückkommen. W.

Korrespondenz.

Hamburg, 31. Oct.

Unsere Theater-Angelegenheit ist noch immer nicht geordnet. Das Stadttheater macht, trotz aller Anstrengungen des Comitees, schlechte Geschäfte. Das Thaliatheater ist bis jetzt noch immer geschlossen, wird aber am nächsten Sonnabend wieder geöffnet werden. Der Polizeiherr, Senator Binder, ließ heute Herrn Maurice, den Inhaber der Konzession des Thaliatheaters, rufen und eröffnete ihm, daß dasselbe nur unter der Bedingung wieder geöffnet werden dürfe, daß die Preise des ersten Ranges von 20 auf 16 Schillinge und die Preise des Parterres von 10 auf 8 Schillinge und so nach Verhältniß die Preise aller übrigen Plätze herabgesetzt werden; ferner dürfen in Zukunft nur Vaudevilles, Possen und zweiaktige Lustspiele aufgeführt werden. Herr Maurice erklärte, daß er sich allerdings diesem Gewaltakte vorläufig fügen müsse, lege aber dagegen Protest ein und würde mit seinem Proteste bis an die Bürgerschaft gehen. Er eröffne unter Protest am Sonnabend das Thaliatheater. Die Theaterangelegenheit ist hier jetzt zu einer Parteisache geworden und es gilt hier nicht mehr der Sache, sondern der Person.

Theater-Anzeige.

Freitag, 3. Nov., bleibt das Theater geschlossen.

Samstag, 4. Nov. Erste Gastdarstellung der Fräulein Minna Birch. Adrienne Lecouvreur, Drama in 5 Abtheilungen. Adrienne Lecouvreur: Fräulein Birch.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 264. Samstag, den 4. November 1854.

Die Spanierin.

(Aus: „Scènes de la vie espagnole, par Madame la Duchesse d'Abrantès" übertragen von G. Overmann.)

(Fortsetzung.)

IV.

Als Dolores den blutigen Leichnam ihres jungen Bruders zu ihren Füßen gewahrte, vermochte sie anfangs nicht zu weinen; sie empfand einen von jenen schrecklichen Schwindeln, welche glücklicherweise vorübergehend sind; denn sie würden, bei langer Dauer, todtbringend seyn. Diese blauen, erstarrenden Lippen, welche so eben für immer sich geschlossen, hatten ihr also den Tod sowohl ihres Vaters als ihrer Brüder verkündet, indem sie für ihn selbst ein letztes Lebewohl murmelten!

Das unglückliche junge Weib fühlte ihr Herz brechen. Sie suchte mit ihrer krampfhaft verzogenen Hand, ob ihre Augen eine Thräne enthielten; . . sie waren trocken! . . „Mein Gott!" seufzte sie, „mein Gott! o gib doch, daß ich weinen möge, denn ich fühle, daß ich sterbe!"

Joaquin näherte sich ihr mit dem kleinen Manuel, ihrem Sohne. Dieses Kind war bereits ein Jahr alt und nannte seine Mutter mit jenen schmeichelnden Namen, die uns so viele Freude gewähren und unser Gemüth mit süßer Rührung erfüllen: das Kind rief seiner Mutter. Als Dolores diese junge, sanfte Stimme vernahm, hob sie das schwere Haupt empor und heftete ihre brennenden Augen auf ihres Söhnchens frisches rosiges Gesicht. Ihr Bruder vergötterte das Kind; . . diese Erinnerung hob in ihrem Herzen Alles hervor, was es an zärtlicher Gesinnung umfaßte . . und alsbald flossen ihr die Thränen mit einer Ueberfülle von Schluchzen, die Joaquin erschreckte. . . Er legte sein Kind in ihre Arme, drückte sie Beide an sein Herz und sagte:

„Rufe nicht also das Unglück herbei, Dolores! Bedenke, daß Dir noch heilige Bande verbleiben: Dein Sohn, Dein Gatte und Dein Bruder und Deine Großmutter! Diese wackere Greisin, die blos lebt, um Dich zu lieben; willst Du denn auch die verlassen?"

„Ach nein, nein!" rief weinend das junge Weib, deren Herz von so viel wiederholten Schlägen gebrochen war; „o nein, ich will nicht sterben! . . aber ich leide! . . ach, Gott, Du weißt, was ich leide!"

Munoz' Leiche ward an demselben Abende ins Dorf gebracht und zwischen seinen drei Söhnen zur Erde bestattet. Der noch Ueberlebende begleitete mit Joaquin den Zug.

Als Dolores das Grab ihres Vaters und ihrer drei Brüder bereiten sah, sagte sie mit herzzerreißendem Lächeln zum Todtengräber:

„Laßt einen Platz für meinen Bruder und für mich!"

Und zu Joaquin sich wendend: „Nicht wahr, Bruder?"

Joaquin antwortete durch Kopfnicken. Der Unglückliche sah ein, daß nur der Tod oder Feigheit das Ende ihres Geschickes seyn werde. . . Damals war es der Tod!

Das französische Regiment, welches also den tapfern Haufen des Munoz niedergemetzelt hatte, bildete einen Theil des achten Armeecorps; der Chef desselben besaß eine Härte, welche seine Untergebenen zur Grausamkeit trieb, weil sie der Straflosigkeit sicher waren, wenn sie auf einen Vorwurf antworteten: „Nous avons battu les rebelles!"

Bei dieser Gelegenheit hatten sie sich ganz unwürdig und gehässig benommen. Täglich langten darüber Berichte bei Joaquin und seinem Schwager Pablo an; Unglückliche, mit Wunden bedeckt, schleppten sich, um Rache schreiend, bis nach San-Pedro hin und stürzten verstümmelt zu den Füßen ihrer betrübten Landsleute nieder; entehrte junge Mädchen und Weiber erschienen, in Thränen zerfließend und vermochten nur die Bitte zu äußern, sie zu rächen.

„Ich kann diesem Anblick nicht widerstehen", sprach endlich Joaquin zu Dolores; „ich muß fort, ich muß diesen Ungeheuern entgegenziehen; ich muß endlich kämpfen . . hier vermag ich nicht zu leben . . diese Luft erstickt mich: es scheint mir, als wenn bei jedem Windzuge, der von der Sierra weht, ich die ächzenden Stimmen unseres Vaters, unserer feiger Weise hingemordeten Brüder vernehme, die mir vorwerfen, daß ich sie noch nicht rächte!"

Dolores blickte schweigend auf ihn, denn zu reden vermochte sie nicht! . . Ach, der Tod erregt ja solche Befürchtungen für die Häupter Derer, welche Jene überleben, die er getroffen! — Dolores drückte ihren Sohn ans Herz und näherte sich ihrem Gatten; dann umschlang sie mit Einem Arm ihren Bruder und vereinigte die drei Lieben so mit sich . . sie hätte sie Alle in ihr Herz schließen mögen!

„Ach", sagte sie zu Joaquin, „ich habe die Kraft nicht, Dich zurückzuhalten, noch weniger, Dich ziehen zu lassen. Doch, nein Geliebter, wenn Gott Dich ruft, so geh', wohin er Dich sendet; unsere Sache ist heilig; sie muß triumphiren!" . .

Aber ihre Gedanken führten ihr aufs neue den Vater und die Brüder vor, alle Vier Märtyrer für eben diese Sache und dennoch Alle für sie erliegend! . . Da brach ihr das Herz und sie begann zu schluchzen. Das muthige, starke Weib war nicht mehr das liebende, zarte, in ihrem Schmerze sterbende Weib — denn wir können ja auch vor Schmerz sterben!

Joaquin verließ San-Pedro, nachdem er Dolores mit Anweisungen versehen; diese waren einfach, und ihr Inhalt mußte übrigens von ihr verstanden werden, weil sie die Sicherheit ihres Sohnes und ihrer Großmutter betrafen.

V.

Es war am 15. September Abends elf Uhr, als Joaquin und Pablo Munoz sich auf Marsch begaben und zwar an der Spitze von zweihundert Mann, wohlbewaffnet und zur Rache um so mehr entschlossen, als sie einen Theil der Bewohner mehrerer Dörfer bildeten, welche die Franzosen verheert hatten. Der junge Anführer, mit allen Pfaden der Sierra völlig bekannt, wollte es unternehmen, eine kleine von Franzosen besetzte Art Redoute zu umgehen und die Feinde im Schlafe niederzumetzeln.

Der Mond leuchtete nicht, selbst die Sterne waren nicht sichtbar und die Nacht finster und regnerisch. Dolores wollte Gatten und Bruder bis zum Fuß des Berges begleiten. Sie verließ einen Augenblick ihre Großmutter, nahm ihr Söhnchen auf den Arm und ging wirklich bis dahin mit, indem sie dem Ufer des Zavadiel folgte. Der Wind heulte, so daß die dicken Aeste der Eichen krachten. Alles um sie her gewährte einen trostlosen Anblick, der die bereits so heftig in ihrem Innern brennenden Schmerzen noch vermehrte; spärliche und heiße Thränen entfielen ihren Augen und benetzten die rosigen Wangen ihres armen Kindes, das, ganz bestürzt von diesem stummem Schmerze und zu einer ihm ungewohnten Stunde geweckt, ebenfalls zu weinen begann und angstvoll stöhnte.

„Dolores", sagte Joaquin, „hier müssen wir uns trennen; der Weg wird zu beschwerlich und die Nachtluft ist schädlich für Manuel. . . Lebe wohl! . . bis morgen, Dolores! . . Lebe wohl! . .

Er drückte sein Weib in seine Arme, umhals'te noch einmal seinen Sohn und übergab Dolores einem Manne von San-Pedro, der mit ihr zurückkehrte; dann eilte er dem Pfade zu, der um den Berg sich zog und verschwand im Gebüsch.

„Joaquin!" rief Dolores ihm mit erstickter Stimme nach, „gedenke Deines Sohnes, gedenke meiner!"

„Ich gedenke Beider!" antwortete Joaquin, schon oben vom Berge herab, „und wahrlich, ich gedenke Eurer, indem ich das Vaterland vertheidige!"

„Ach, ich Unglückliche!" sagte Dolores, zu Boden sinkend; „ich war's, die diesen Schwur von ihm forderte! . . Mein Sohn, mein Kind!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Schicksal Sir John Franklin's und seiner 137 Gefährten.

(Gotha, Perthes' Geographische Anstalt, 28. October 1854.)

II.

Die erschütternde Nachricht über das Schicksal der Franklin'schen Expedition, die vor einigen Tagen durch den bekannten arktischen Reisenden Dr. Rae mitgetheilt worden, ist so gänzlich unerwartet, so unerklärlich, so mysteriös und unvollständig, — ja man möchte sagen, so unglaubhaft, daß wir speziell veranlaßt worden sind, zu ihrer näheren Beleuchtung solcher Umstände Erwähnung zu thun, die dazu beitragen möchten, dieses Ereigniß in möglichen Zusammenhang zu bringen mit Dem, was vorausgegangen und bisher bekannt geworden ist, und die wenigstens Denen, welche den Gang jener großartigen Bemühungen um die Aufsuchung der unglücklichen Expedition nicht in all' ihrem Detail verfolgt haben, zur Orientirung dienen dürften.

Wenn die Nachricht begründet ist, so müßte die traurige Katastrophe des Untergangs der beiden Schiffe und ihrer Mannschaften in einer Gegend des arktischen Amerikas stattgefunden haben, die ganz nahe liegend und zugänglich und deren nächste Umgebungen genau bekannt und vielfältig durchforscht und untersucht worden sind.

Bekanntlich verließ die Franklin'sche Expedition die britischen Gestade im Mai 1845, um noch einmal einen Versuch für Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt zu machen. Als drei Winter vergangen waren ohne Nachricht von ihr, so hielt man es für nothwendig, Expeditionen zu ihrer Aufsuchung abzuschicken, deren erste die englischen Küsten im Januar 1848 verließ, während zwei andere im März und Juni desselben Jahres in See gingen. Die letztern, unter Kapitän Sir James C. Roß und Kapitän Bird, hatten den Befehl, der vermißten Expedition auf dem ihr vorgeschriebenen Wege zu folgen, zu dem Endzweck ihren Kurs durch die Baffins-Bai zu nehmen und die Ufer des Lancaster-Sunds, der Barrowstraße bis Kap Walker im Westen, und die westlichen Ufer von North Somerset und Boothia bis in die Gegend des von Roß im Jahre 1830 entdeckten magnetischen Poles im Süden, genau zu durchsuchen.

Nach den im Jahre 1850 aufgefundenen und bisher einzigen Spuren der vermißten Expedition hatte dieselbe ihren ersten Winter, 1845—46, auf der am Eingange des Wellington Channels (etwa 50 deutsche Meilen westlich von der Baffinsbai) befindlichen Buchey-Insel, zugebracht, und zufolge der von Dr. Rae überbrachten, von den Eskimos erhaltenen Nachrichten taucht Sir John Franklins unglückliche Schaar zuerst wieder im Frühjahre des Jahres 1850 an der nördlichen Küste des King William-Landes auf, wo nämlich Eskimos etwa 40 „weiße Männer" über das Eis vom Norden her kommen gesehen haben wollen. Dieß ist ungefähr 75 deutsche Meilen beinahe direkt südlich von Wellington Channel, und die Franklin'sche Schaar muß ihren Weg nothwendiger Weise an oder auf den Küsten entlang genommen haben, welche die besagte Expedition unter Sir J. C. Roß in den Jahren 1848 und 1849 zu untersuchen angewiesen war und zwar in derselben Periode, nämlich zwischen 1846 und 1850. Leider untersuchte Sir J. C. Roß's Expedition die nach Süden sich erstreckende Westküste von North Somerset und Boothia nur etwa bis zur Hälfte, nämlich bis zur Breite von ungefähr 72 Graden. Nicht die geringste Spur der Expedition wurde auf dieser Strecke gefunden, eben so wenig auf den gegenüberliegenden Küsten von Prince of Wales Land, welche Lieutenant Brown im Jahre 1851 untersuchte. Es ist ein höchst beklagenswerther Umstand, daß Sir J. C. Roß nicht weiter nach Süden vordringen konnte, da er, wenn die Rae'schen Nachrichten begründet sind, unfehlbarer Weise mit den „40 weißen Männern" hätte zusammentreffen müssen. Indem man aber der Behauptung des Sir J. C. Roß, daß Franklin unmöglicher Weise in jener Gegend gewesen seyn konnte, Glauben schenkte, wurde die Aufsuchung von der richtigen Fährte abgeleitet, und fast alle Expeditionen wurden seit jener Zeit von der Barrowstraße aus mehr in einer westlichen und nördlichen Richtung dirigirt. Nur sehr wenige Personen, worunter auch Lady Franklin, fuhren fort, es für wichtig zu halten, daß jene gegen King William-Land gelegenen Gegenden vollständig untersucht würden. Ja, es wurden sogar zwei Expeditionen, eine im Jahre 1850 unter Kapitän Forsyth, die andere im Jahre 1851 unter Mr. Kennedy und Lieutenant Bellot, auf den speziellen Wunsch, wie auch auf Kosten Lady Franklins abgesandt, um das Versäumte nachzuholen, und alle Sachverständigen hielten dafür, daß jede dieser Expeditionen für den Zweck vollkommen genügen würde. Aber es stand anders geschrieben im Willen einer höheren Macht, — beide kehrten merkwürdiger Weise unverrichteter Sache zurück, indem sie nur ungefähr so weit kamen, als die beiden früheren unter Roß und Brown. Also vier besondere Expeditionen wurden nach dieser leicht zugänglichen Region geschickt, ohne ihren Zweck zu erreichen! Inzwischen glaubte man immer weniger an die Möglichkeit der Richtung Franklins nach dieser Gegend, und

als Dr. Rae im Jahre 1851 das im Westen und ganz nahe liegende Victoria-Land durchsuchte und unverkennbare Ueberbleibsel der Flaggenstange eines königlichen britischen Schiffes am Ufer fand, so glaubte man nicht, daß dieselbe von Franklins Schiffen herrühren könne. Und doch würde dieses der Fall seyn, wenn die Rae'sche Kunde sich bestätigte.

Was die Glaubwürdigkeit des Rae'schen Berichtes im Allgemeinen anbelangt, so bilden die von ihm mitgebrachten Sir John Franklin und seinen Gefährten gehörigen Sachen leider einen zu unumstößlichen Beweis, daß wenigstens etwas Wahres an der Erzählung der Eskimos seyn müsse, oder vielmehr, daß der Umstand selbstredend eine gewaltige Thatsache ausmacht; denn was die grausigen Details der Eskimo-Geschichte anbelangt, so können wir von vornherein unsere unmaßgebliche Meinung nur dahin aussprechen, daß wir ihnen, nach unserer Kenntniß des Eskimo-Charakters, schlechterdings keinen Glauben beimessen können. Wie aber das Wie und Wo der Katastrophe nach der wahrscheinlichen Lokalität sich uns jetzt vorstellt, so ist das Unerklärliche und Mysteriöse dabei:

1) daß, selbst wenn die Schiffe so weit im Süden als King Williams-Land verloren gegangen wären, ihre Mannschaften nicht ihren Weg zurück nach Norden zu dem von Wallfischfängern besuchten Lancaster-Sund genommen hatten (wie Kapitän John Roß im Jahre 1832, der sich dadurch rettete, nachdem er sein Schiff in 70 Graden nördlicher Breite zurückgelassen und sogar vier Jahre daselbst campirt hatte), sondern nach Süden in der Richtung der Hudsonsbai-Ansiedelungen, die hoffnungsloseste, die sie einschlagen konnten, wie mehreren Mitgliedern der Expedition sogar aus eigener Erfahrung bekannt seyn mußte;

2) daß keine Spuren von ihnen im North Somerset vorgefunden wurden; freilich würde dieses erklärt durch den Umstand, daß sie, ohne jene Ufer zu berühren, mit ihren Schiffen glücklich durch den zwischen jenem Lande und Prince of Wales-Land gelegenen Peel-Sund durchgekommen und erst in südlicherer Breite verunglückt wären;

3) daß sie bei ihrem angeblichen, zuletzt zum Hungertode führenden Mangel an Lebensmitteln nicht die in North Somerset, etwa 50 deutsche Meilen von King Williams-Land belegene Fury-Bucht besucht hatten, um die vom Kapitän Roß im Jahre 1833 zurückgelassenen Proviantvorräthe zu erlangen, denn diese wurden von Kennedy und Bellot noch ebenso vorgefunden, wie sie Roß 20 Jahre vorher zurückgelassen, — gänzlich unberührt, unversehrt und unverdorben;

4) daß die von den Eskimos ausgegangene Kunde erst jetzt, vier Jahre nach dem Ereignisse, an Europäer gelangt ist und nicht früher, da letztere doch zu wiederholten Malen dem Schauplatze des Ereignisses eben so nahe wie Rae bei dieser seiner letzten Reise gewesen.

5) daß aus einer Schaar von 138 ausgesuchten englischen Seeleuten, im Besitz reichlicher Gewehre, Munition, Kompasse und anderer Dinge, an arktische Reisen von großer Ausdehnung gewöhnt, — nicht ein einziger soll im Stande gewesen seyn, eine der nächsten Ansiedelungen der Hudsons-Bai-Compagnie zu erreichen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Am 27. October war es ein Jahr, seit die Türken die Donau bei Widin passirten und Kalafat besetzten.

In der Nähe der Barrière von Paris bemerkte man seit einiger Zeit auf der Seine ungewöhnlich viel todte Hunde schwimmen. Ein Viertelstündchen weiter unterhalb beschäftigten sich einige Leute, die man für Lumpensammler nehmen konnte, eifrigst damit, diese todten Hunde herauszufischen. Die Douane kam auf den Einfall, diese anscheinend so gewinnreiche Fischerei auch zu versuchen, und siehe da, der Erfolg war ausgezeichnet. Die vermeintlichen todten Hunde waren künstlich zusammengenähte Hundefelle, deren Inneres mit **Brüsseler Spitzen** angefüllt war.

Zu Hirschberg (in Preußisch-Schlesien) befindet sich gegenwärtig ein Frauenzimmer aus Schmiedeberg im Gefängnisse, die sich des Kinderraubes schuldig gemacht und vor einigen Tagen ein Kind von 3 bis 4 Jahren, die kleine Tochter eines Schuhmachers, an sich gelockt und weiter geführt hat. Erst gegen Abend wurde das Kind vergeblich erwartet und der Polizei Anzeige von dem Verschwinden desselben gemacht, die sofort durch Ausklingeln das Verlorengehen des Kindes unter dem Publikum bekannt machte. Da das Frauenzimmer nun aber vorher mit dem Kinde in den benachbarten Häusern herumgegangen und gefragt hatte, ob man das Kind nicht kenne, so war man wenigstens von ihrem eingeschlagenen Wege unterrichtet, und alsbald verfolgte der Geselle des Schuhmachers ihre Spur. Den anderen Morgen frühzeitig fand dieser am Rande eines Waldes die Weibsperson sammt dem Kinde schlafend, worauf ihre Festnahme erfolgte, und obwohl sie ihr Vergehen durch jenes Nachfragen in den Nachbarshäusern beschönigen will, scheint ihre Absicht unzweifelhaft.

(**Paris**, 1. Nov.) Das „Theater des Circus" hat schon seit einigen Wochen ein **großes Spektakelstück**, eine Darstellung der „Einnahme Sebastopols durch die verbündeten Truppen", vorbereitet und erwartet mit Sehnsucht, daß ihm die Kanonen der Invaliden das Signal geben werden, mit dem einträglichen Stücke zu beginnen. Einstweilen unterhält es das Publikum mit einer Schaustellung der Schlacht von Alma.

(**Frankfurt.**) Der Lithograph, Hr. Eduard **Boltz-Eberle**, hat wieder einen **Stadtplan** vollendet, der, im verkleinerten Maßstab, auf das Gebiet vor den Stadtthoren ausgedehnt ist und sämmtliche Straßen und Wohnungen mit Bezeichnung der Nummern enthält, so weit es der Raum gestattet. Der Plan ist, in Bezug auf die vielen neuen Bauten und Wege, eine willkommene Erscheinung, da man sich, unter Benutzung dessen Führers von Frankfurt a. M., überall zurecht finden kann. Die meisterhafte Arbeit, verbunden mit sauber und scharfem Druck, verdient volle Anerkennung und dürfte dieses Werk um so mehr empfehlen, da der Preis sehr wohlfeil angesetzt ist (Anz.)

Unter den 1400 **Todten**, welche die Russen auf dem Schlachtfelde von Alma zurückließen, befanden sich nicht weniger als 750 **Irländer**.

(**Nürnberg**, 30. Oct.) Der König von Sachsen hat dem „germanischen Museum" einen Beitrag von jährlich zweihundert Thalern bewilligt.

Ein Reisender in Sicilien erzählt: „Wir besuchten auch die großartigen Ueberreste des syrakusischen Theaters, eines der größten des Alterthums überhaupt; auch Cicero nennt es maximum. Serra di Falco meint, daß es gleichzeitig mit dem Theater des Bacchus in Athen sey, welches das erste steinerne Theater Griechenlands war und vom Themistocles erbaut wurde. Es ist ein herrlicher Bau von bewunderungswürdiger Einfachheit und Kraft, und imponirt noch heute, obwohl von der Scene nichts mehr als

ein wüster von Gestrüpp bedeckter Trümmerhaufen zurückgeblieben ist. Die etwas verlängerten Halbkreise der Sitzreihen steigen den natürlichen Felsenabhang von Neapolis empor und sind in den lebenden Stein gehauen. Man zählt ihrer 46 Reihen, die von einem breiten Gürtel durchbrochen und von acht quer hindurchgehenden Treppen in neun Keile getheilt werden.

Korrespondenz.

Hamburg, 1. November.

Ueber eine merkwürdige Erscheinung des Seewassers in den ostindischen Gewässern wird von dem Kapitän Gode, von der Hamburger Barke „Gustav Adolph", am 31. hier aus Singapore angekommen, Folgendes berichtet: „In der Nacht zwischen dem 20 und 21. August im 14. Gr. südl. Br., 104 Gr. östl. L. von Greenwich, Abends, circa eine halbe Stunde nach Dunkelwerden, wurde das Wasser plötzlich ganz schneeweiß; ja keine Milch könnte weißer seyn, als das Meer erschien. Niemand am Bord hatte je etwas Aehnliches gesehen. Wir wurden dadurch förmlich geblendet und unsere Augen litten so sehr, daß wir momentan ganz kurzsichtig wurden. Wir hatten in letzterer Zeit unruhiges Wetter gehabt, und wenngleich in der Mitte des S.-O.-Monsoons, hatten wir einige Tage hindurch den Wind von N.-N.-O bis O.-N.-O. gehabt. Das Barometer, welches innerhalb der Wendekreise gewöhnlich auf 29' 90'' steht, stand 29' 75''. Wir steuerten bei dem Wind nach Norden mit allen Segeln und liefen circa 8 Miles Fahrt. Bei Anfang der Erscheinung machten wir die leichten Segel fest, warfen das Loth, hatten aber keinen Grund mit 30 bis 40 Faden Leine. Wärme des Wassers 79 Gr., der Luft 76 Gr. Fahrenheit, also See und Luft in gewöhnlicher Temperatur. Größtentheils sternenhelle Luft, sonst keine ungewöhnliche Erscheinung am Himmel zu sehen. Wir schöpften etwas Wasser aufs Verdeck, worauf dasselbe lebendig und aus ganz kleinen weißen Insekten zu bestehen schien. Wir untersuchten das Wasser mit einem ganz kleinen Mikroskop und fanden, daß es wirklich kleine Insekten waren, welchen eine krabbenähnliche Form hatten und in so ungeheurer Menge vorhanden seyn mußten, um die weiße Farbe des Wassers in solchem Grade hervorzubringen. Gegen 8 Uhr wurde das Wasser etwas dunkeler und blieb so bis gegen 9 Uhr; alsdann wurde es wieder eben so weiß wie früher und hielt so an bis Tagesanbruch."

Tauberbischofsheim, Ende October.

Bei dem Besuche, mit dem unser Landesregent, Prinz Friedrich, unsere Stadt erfreute, hielt derselbe eine schöne Anrede an die Beamten und Geistlichen, in der er besonders Worte der Beruhigung rücksichtlich des Kirchenstreites sprach. Den Schluß bildete die Verleihung der goldenen Verdienstmedaille an unseren Stadtbürgermeister Steinam und der silbernen an Bürgermeister Ulsamer vom nahen Distelhausen für die bewiesene gesetzliche Haltung seit 1849, wie für die Ordnung im Gemeindehaushalt.

Darmstadt, 28. October.

In Folge des Todes Ihrer Maj. der Königin von Bayern, der Mutter unserer Landesfürstin, wurde gestern das hiesige Hoftheater auf einige Wochen geschlossen. Die Tenoristenfrage, mit welcher man hier seither viel beschäftigt gewesen, scheint nach erfolgtem Gastspiel des Hrn Caspari vom Frankfurter Stadttheater einer glücklichen Lösung entgegenzugehen. Derselbe debütirte als Stradella und als Rodrigo in „Othello" und gehört unstreitig zu den Künstlern von musikalischer Tüchtigkeit. Seine Stimme hat das Colorit eines ächten Tenors, ist in allen Lagen gleichmäßig ergiebig und von wohltönender Wirkung. Damit verbindet der Gast einen geschmackvollen Vortrag und verleiht den Parthien den richtigen dramatischen Ausdruck. Kein Wunder, daß derselbe eine freundliche Aufnahme fand. Mit Leichtigkeit trug er namentlich in der Parthie des Rodrigo die schwierigsten Coloraturen und Passagen vor. Der Stimmtimbre des Gastes ist lyrischen Charakters und deßhalb das Engagement desselben zu wünschen, da gerade das Fach des lyrischen Tenors hierorts auszufüllen ist. — Unser braver Heldentenor Hr. Perz gab den Othello und Fräul. Pauline Marx, welche auf Allerhöchsten Wunsch ein weiteres Jahr als Gast die Unsrige bleibt, die Desdemona. Das war eine Leistung von Gehalt und derselben Prägnanz, wie ihre Fides, Favoritin, Lucia, Lucretia, Valentine u. A. Man nennt Frl. Marx mit Recht die Hauptstütze unserer Oper, auf welche das hiesige Institut stolz seyn darf. — Hr. Carnor sang den Brabantio mit Glück. — Die Orchesterbegleitung durch Hrn. Schindelmeister geschah mit Präcision und Umsicht.

Kunstnotizen.

Frankfurt a. M. Nächsten Montag den 6. d. M. wird Fräulein Rosa Kastner im Saale der Loge Sokrates ein Konzert geben, unter gefälliger Mitwirkung der Herren Eliason, Siedentopf, Hardtmuth, Goltermann und Gellert. Außer verschiedenen Gesangsnummern u. A. wird eine Sonate von Beethoven für Piano und Violine (Fräulein Kastner und Herr Eliason) zur Ausführung gelangen, sowie die Veranstalterin Konzertstücke von Liszt, Chopin, Kittl und Blumenthal vortragen wird. Den Schluß macht eine Meditation von Seb. Bach für Piano, Violincelle und Orgel. Die ausgezeichneten Kunstleistungen der Konzertgeberin sind den Freunden des Pianofortespiels zu bekannt und von Sachkennern zu anerkannt, um einer wiederholten Empfehlung zu bedürfen. Es steht uns somit ein sehr genußreicher Musikabend in Aussicht.

Frankfurt a. M. Nach eingegangenen Berichten hat Herr E. Maschek bei seinem Auftreten in Heidelberg, Mannheim und Speyer die allseitigste Anerkennung seiner Kunstfertigkeit auf der Violine gefunden. Seine ausgezeichnete Technik, ganz besonders aber seine gediegene Auffassung der klassischen Musik wurden eben so von Kennern gewürdigt, als durch den einstimmigen Beifall der Musikfreunde belohnt. Eine momentane Unpäßlichkeit wird hoffentlich die angetretene Kunstreise unseres wackeren jungen Virtuosen nicht lange unterbrechen.

Berlin. Unsere Oper ist jetzt wieder vollständig und zeichnen sich die Vorstellungen derselben besonders durch die Gesangstalente der Damen Köster, Johanna Wagner und Herrenburg-Tuczek aus. Zu den trefflichsten Leistungen der Frau Köster gehören die des Fidelio und die Gräfin in Figaros Hochzeit. Die tiefe Innerlichkeit und der edle Gefühlsausdruck, welche auf die schönste Weise im Gesange der Frau Köster hervortreten, verleihen diesen beiden Rollen eine ganz besondere Weihe. Fräulein Wagner hat als „Lucrezia Borgia" das Publikum vollends wieder versöhnt. Die Kritik sucht die Uebertreibungen ihres ersten Tadels jetzt durch einen nicht minder übertriebenen Widerruf gut zu machen. Frau Herrenburg-Tuczek glänzt namentlich in der Partie der Susanna in Figaros Hochzeit. In dieser Rolle überrascht und entzückt sie ebenso durch wahrhaft humoristische Auffassung, wie durch die unübertreffliche Eleganz, Zartheit und Feinheit der Durchführung bis in die kleinsten Nüancen des Gesanges und Spieles. In dem Duett mit Marzellin, den beiden Terzetten des ersten Aktes, dem Scheideduett und der schönen Arie im Finale, ist der Gesang dieser Künstlerin als ein wahrhaft vollendeter zu bezeichnen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 4. Nov. Erste Gastdarstellung der Fräulein Minna Birch. Adrienne Lecouvreur, Drama in 5 Abtheilungen. Adrienne Lecouvreur: Fräulein Birch.

Sonntag, 5. Nov. Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg, große romantische Oper in 3 Akten von Richard Wagner. Im ersten Akt Tanz und Gruppirungen, arrangirt von Frau Baumann und ausgeführt von derselben und den Eleven der Balletschule.

Montag, 6. Nov. Benefiz-Vorstellung für Herrn Diehl zu seiner 25jährigen Dienstfeier. (Neu einstudirt) Vor Hundert Jahren, Sittengemälde in 4 Akten von E. Raupach — (Neu einstudirt): Ein Glas Eppelwein, oder: Ursachen und Wirkungen, eine Parodie des Lustspiels: „Ein Glas Wasser", Lokallustspiel in 2 Abth. von T. H. A. Hallenstein. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 265. Montag, den 6. November 1854.

Die Spanierin.

(Aus: „Scènes de la vie espagnole, par Madame la Duchesse d'Abrantès“ übertragen von G. Doermann.)

(Fortsetzung.)

Im Uebermaß eines furchtbaren Schmerzes hob Dolores sich wieder empor. Sie schritt so schnell vor, daß ihr Begleiter ihr kaum zu folgen vermochte. In einer halben Stunde war sie in der Nähe der Häuser des Dorfes; erst hier hemmte sie ihre Schritte. Sie hätte wohl nicht mehr hineingehen mögen; es schien ihr, als gehöre ihr Leben den dunkeln Wäldern an, die den Anblick von Trauerschleiern darboten, welche hier und dort auf die „pena de Francia“ geworfen wären. Alles ward ihr zur Vorbedeutung; Alles weissagte den Untergang!

Plötzlich, in der Stille der Nacht, vernimmt Dolores Gewehrschüsse; sie horcht — sie irrt sich nicht: ihr geübtes Ohr erkennt dieses Krachen des Todes, den sie selbst den Feinden ihres Vaterlandes oft zugesendet!

In diesem Augenblick nahm das Knallen einen so heftigen Charakter an, daß sie es nicht zu ertragen vermochte. Sie verdoppelte ihren Schritt und lief ihrem Hause zu, wo sie im entferntesten Winkel sich einschloß. Hier begann sie zu beten; doch nur ihre Lippen bewegten sich, ihr Herz aber war aufgeregt; sie redete blos zu Gott, um ihm vorzuwerfen, daß er so viel Unglück über sie verhängt habe.

Auf einmal erfaßt ihr unwillkürlich aufmerksames Ohr abermals das Geräusch jener Schüsse, welche Denen, die die Kugel traf, einen Tod gaben, der ihnen vielleicht minder schrecklich erschien, als dem unglücklichen Weibe, das auf den Knien am Fuße eines Kreuzes harrte. . . Ach, das war mehr als der Tod, eine solche Lage: es war eine lange, fürchterliche Todesangst!

So verfloß die schrecklichste der Nächte, welche Dolores in ihrem zwanzigjährigen Leben hatte entschwinden sehen. Gegen Morgen schlossen sich ihre von Thränen angestrengten Augen eine Weile; sie entschlummerte, gebeugt über ihres Sohnes Wiege und seine beiden Hände in den ihrigen haltend.

Plötzlich wird sie diesem kurzen Schlummer durch eine heftige Bewegung in der Straße, durch Stimmen, endlich durch Geschrei und Schluchzen, entrissen. Dolores stürzt ans Fenster: hier hat sie ihr Geschick erblickt!

In der großen Straße des Dorfes hatte sich ein Haufe weinender Frauen um einige Männer von Joaquin's und Pablo's Truppe versammelt; letztere waren mit Blut bedeckt, verwundet, und mehrere verschieden auf der Schwelle ihrer Thüre, bevor es ihnen möglich war, bis in das Gemach, in dem sie geboren wurden, zu gelangen, um dort sterben zu können! . .

Auf ihren Stuhl zurückfallend, hatte Dolores nicht die Kraft, das Fenster zu öffnen. In diesem Augenblicke erreicht der von einer fast erstickten Stimme ausgesprochene Name Joaquin ihr Ohr. Alsbald flößt ihr eine unbekannte Macht ihr die Kraft ein, von dem Orte, an den der Schreck sie bannte, sich loszureißen: mit Einem Sprunge setzt sie über die Treppe ihres Hauses und zeigt sich der traurigen Menge der Verwundeten und der Weiber, die noch bleicher, dem Tode näher waren, als diese Alle.

„Mein Mann!“ sagt sie kurz und mit dumpfer Stimme. „Joaquin! . . was habt Ihr mit ihm gemacht? . . und mein Bruder, mein Pablo! . . wo sind sie? . . Nun! könnt Ihr mir nicht antworten, ob sie verwundet . . gefangen?“ . .

Und bei jedem Worte hielt sie ein, ihre großen, schwarzen Augen auf Alle richtend, welche sie umringten.

„Gefangen“, fuhr sie fort, „denn todt sind sie nicht, sie können nicht todt seyn! . . todt! . .“

Und ein fürchterlicher Schrei entfuhr ihrer Brust, als sie gewahrte, wie Gabriel, einer von Joaquins Lieutenants, mit einem Schmerz, der Alles ausdrückte, sein Haupt auf die Brust herabsenkte.

„Todt! . . Beide todt? . . Ihr sagt also, daß sie todt sind, nicht wahr?“

Gabriel näherte sich ihr, um leise mit ihr zu reden; doch sie stieß ihn zurück.

„Hinweg von mir, feige Memme!“ rief sie. „Darfst Du es noch wagen, in dieses Dorf zurückzukehren, welches seit zwei Jahren die Meinigen mit ihrem Blut vertheidigt, mit ihrem Leben gerettet haben und das Ihr heute dem Feinde überliefert, nachdem Ihr es nicht verstandet, Euern Anführer zu vertheidigen, Ihr Elenden! . . Zurück, sag' ich Euch! . . O, mein Joaquin! warum war ich nicht mit Dir! . . ich, ja ich hätte Dich vertheidigt!“

Und sie wälzte sich im Staube und stieß wildes Geschrei aus; ihr Schmerz war fe[illegible]rlich und fürchterlich. Die Weiber, die gleichfalls einen geliebten Gatten verloren hatten, wagten es nicht, vor einem solchen Schmerze ihren Thränen freien Lauf zu lassen.

VI.

Endlich erhob sich Dolores. Eine Frau hatte ihr den Sohn herbeigeholt. Das holde Wesen umschlang das Haupt seiner Mutter mit seinen Aermchen und bedeckte sie mit Liebkosungen. Jetzt waren ihre Thränen minder bitter, doch häufiger; sie fühlte sich im Stande, den schrecklichen Einzelnheiten des Kampfes oder vielmehr Gemetzels zu horchen, das in der Sierra stattgefunden. Nach dem Berichte, der ihr erstattet wurde, schloß Dolores, mit jenem Scharfblick, den sie in den zwei Jahren eines abenteuerlichen und kriegerischen Lebens sich erworben, daß das Dorf noch an demselben Abende in der Gewalt der Franzosen seyn werde! Von nun an ward sie ein höheres [illegible] der größten Bewunderung

würdiges Wesen! Sie befahl, daß sämmtliche Männer, gleich wie die Frauen, das Dorf verlassen sollten.

„Folget mir!" rief sie.

Sie gelangt auf den Markt des Dorfes. Hier besteigt sie die am Fuß des großen Kreuzes befindlichen steinernen Stufen und redet in gebieterischem Tone das Volk an:

„Ein Jeder nehme, was er an Brod und sonstigem Mundvorrath zu tragen vermag; das Uebrige aber schafft auf diesen Platz. . ."

In wenigen Augenblicken gehorchte man ihr. Haufen von Brod und anderen Lebensmitteln, so zahlreich, wie es die Vorräthe eines spanischen Dorfes damals nur seyn konnten, wurden auf den Marktplatz gebracht. Die größte Masse bildeten die mit dem Landwein gefüllten Bocksschläuche. Mehrere hundert dieser Behälter waren herbeigeschafft in der Erwartung, daß Joaquins Wittwe anordnen werde, was damit geschehen solle.

„Meine Freunde!" redete sie die Leute mit fester Stimme an, „seyd Ihr entschlossen, jenen Garachas, die bald eintreffen werden, gar keine Lebensmittel zu lassen?"

Man antwortete ihr mit allgemeinem Beifallrufen.

„Wohlan, nachdem Ihr bezeichnet habt, was Ihr mitnehmen wollt, verbrennt dieß Brod, schüttet dieses Mehl in den Zaparadiel, und, was diese Schläuche betrifft, so durchbohrt sie mit Euern Dolchen, damit jene Elenden die Verachtung sehen, die man ihnen und ihrer Wuth zollt. Wenn wir unsere Weine in den Zaparadiel würfen, so würden sie dieß blos unserer Noth beimessen, die feigen Memmen! Nein, man muß ihnen zeigen, daß man ihnen trotzt!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Schicksal Sir John Franklin's und seiner 137 Gefährten.

(Gotha, Perthes' Geographische Anstalt, 28. October 1854.)

(Schluß.)

Auf der anderen Seite erhält der schon erwähnte Umstand der von Rae im August 1851 aufgefundenen Flaggenstange auf dem, King Williams-Land gerade gegenüberliegenden Victoria-Lande (in 68° 52' n. Br., 103° 20' w. Länge Greenwich) unter den jetzigen Umständen eine größere Bedeutung und macht es wahrscheinlich, daß Franklins Schiffe in jener Gegend gewesen seyen. Dabei muß jedoch auch erwähnt werden, daß Rae bei jener Gelegenheit mit Eskimos zusammentraf, die nicht das Geringste über den Ursprung der Flaggenstange zu wissen schienen. Eben so wirft sich die von Maclure berichtete Erzählung der Eskimos weiter westlich unwillkürlich zur Betrachtung auf. Als nämlich derselbe im August 1850 (des Todesjahres der „40 weißen Männer") von der Behringsstraße aus an der arktischen Küste Nordamerikas entlang nach Osten steuerte und in der Nähe des Kap Bathurst (östlich vom Mackenziefluß) zu landen versuchte, wiesen zwei Eingeborene mit drohenden Geberden die Fremdlinge zurück. Nur mit großer Mühe konnte man sie beschwichtigen, worauf sie erzählten, daß ihr ganzer Stamm, mit Ausnahme ihres Häuptlinges und seines kranken Sohnes, beim Anblicke des Schiffes entflohen sey; als Ursache gaben sie an, das Schiff möchte vielleicht den Tod eines Weißen rächen wollen, den sie vor einiger Zeit ermordet hätten. Durch den am Bord von Maclure's Schiff befindlichen Dolmetscher berichteten sie, daß einige weiße Männer in einem Boote dahingekommen und sich ein Haus gebaut hätten, worin sie lebten. Zuletzt ermordeten die Eingeborenen einen von diesen; die anderen seyen entflohen, wohin, das wußten sie nicht. Der Ermordete war in ein Grab gelegt, das sie ihm zeigten. Kapitän Maclure sagt, daß ein dicker Nebel ihn in der Untersuchung des Grabes verhindert habe und daß er zu seinem Schiffe zurückkehren mußte. Es ist sehr zu bedauern, daß die Richtigkeit dieser Erzählung nicht ermittelt werden konnte, da schwerlich sich die Eingeborenen eines Mordes selbst anklagen, wenn sie ihn nicht begangen hätten, und da schon im Jahre 1848 eine ähnliche Nachricht aus jener Gegend von den Beamten der Hudsons-Bai-Compagnie nach England berichtet wurde.

Wenn man ferner erwägt, daß den Erzählungen der Eskimos, bei denen das Lügen als eine Tugend angesehen wird, nicht zu trauen ist; so wird man eingestehen müssen, daß das undurchdringliche Dunkel, welches bisher über Sir John Franklins Schicksal geschwebt, durch den Bericht Dr. Rae's nicht gehoben ist, sondern daß diese Eskimo-Geschichte hauptsächlich nur einen frischen Anknüpfungspunkt und eine neue Richtung angibt, auf der man nunmehr Grund hat zu hoffen, bei ferneren Nachsuchungen ein genügendes Resultat zu gewinnen. Denn daß außer den wenigen von Rae mitgebrachten, von den Eskimos erhaltenen Gegenständen, bestehend in Löffeln, Gabeln rc., von zwei Schiffen und 138 Personen noch andere Spuren aufzufinden seyn werden, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Dr. Rae kann kaum 50 deutsche Meilen von dem Schauplatz des schrecklichen Ereignisses entfernt gewesen seyn; wahrscheinlich aber wurde er von dem Drang, die mit einer Belohnung von 10,000 Pfund Sterling verknüpfte Nachricht über das Loos Franklins sofort nach England zu überbringen, sowie auch vielleicht von dem Wunsch, Veranlassung zu geben zu einer ferneren umfassenderen Aufsuchung, abgehalten, sich selbst an Ort und Stelle zu begeben, um die Wahrheit der Eskimo-Geschichte zu ergründen.

Es kann nicht fehlen, daß bei dem hochherzigen nobeln Charakter der Engländer eine neue Expedition, vielleicht unter Dr. Rae selbst, demnächst abgeschickt wird, um Bestätigung über diesen Bericht zu erlangen. Bereits hat sich die englische Nation durch ihre bisherigen edlen Bemühungen zur Aufsuchung Franklins ein Denkmal errichtet, welches ihr zum unsterblichen Ruhm und Ehre gereicht.

A. Petermann.

In einer nach den besten Quellen zusammengestellten Tabelle über die 19 Expeditionen, die in den Jahren 1848 bis 1854 zur Aufsuchung Franklins unternommen wurden, weist Herr Petermann nach, daß diese Unternehmungen bereits 1,000,466 Pfund Sterling gekostet haben; doch meint er:

„Das für die arktischen Gegenden erweckte Interesse ist der Art, daß man, trotz des Schicksals der Franklin'schen Expedition nicht nachlassen wird, bis man das noch unerforschte Polar-Bassin durchschnitten und erforscht hat.*) So darf man von der amerikanischen Expedition unter Dr. Kane, welche mit dem speziellen Zweck, bis zum Nordpol vorzudringen, im Mai vergangenen Jahres von Neuyork abgesegelt ist, interessante Entdeckungen erwarten, ebenso wie von jenem ausgezeichneten arktischen Seefahrer Kapitän Penny. Bekanntlich war derselbe unlängst von einer äußerst erfolgreichen Wallfischfahrt heimgekehrt, deren Gewinn, wie wir aus einem uns zugekommenen Schreiben ersehen, auf 20,000 Pfund Sterling anzuschlagen ist. Er theilt uns darin zugleich mit, daß er beabsichtige, demnächst eine Entdeckungsreise zu unternehmen, und lebt der festen Hoffnung, den Nordpol zu erreichen und das Polar-Bassin zu durchkreuzen. Er ist jetzt schon wieder unterwegs nach den Regionen, die sein Element sind und deren

*) Die englische Regierung hat nach einer am 25. October gehaltenen Konferenz mit Dr. Rae bereits den Entschluß gefaßt, diesem Polar-Reisenden ein Schiff für das nächste Frühjahr zu näheren Forschungen an der Stelle, wo Franklin zu Grunde gegangen seyn soll, anzuvertrauen.

Gefahren und Schwierigkeiten Niemand besser als er bisher zu beseitigen gewußt hat."

Die schwarze Frau.

Aschaffenburg, 27. Oct. Ein ultramontanes Blatt, das „Mainzer Journal", das gern Excursionen in das Gebiet des Aberglaubens macht, läßt sich von hier folgendes Seitenstück zu der Sage von der „weißen Frau" des Berliner Schlosses schreiben: „Die Königin Therese von Bayern ist am 26. October in München an der Cholera gestorben. Wahrscheinlich ist diese Thatsache Ihren Lesern schon bekannt, und ich beeile mich, Ihnen nachstehende höchst interessante und ergreifende Mittheilung zu machen, wobei ich Ihnen deren genaue Wahrheit auf das Bestimmteste verbürgen kann. — Am 6. Oct. dieses Jahres, Abends zwischen acht und neun Uhr, saßen zwei durch Geburt und Verwandtschaft dem bayerischen Königshause eng verbundene fürstliche Herren beim Thee in einem Saale des Aschaffenburger Schlosses. In diesem Saale führt eine Flügelthüre aus einem andern Saale, und eine kleinere Tapetenthüre, welche in ein Antichambre einläßt, worin sich gewöhnlich die Dienerschaft aufhält. Plötzlich öffnet sich die Tapetenthür und eine schwarzverschleierte Dame tritt herein und verneigt sich leise gegen die beiden hohen Herren. Der eine der beiden Fürsten fragt etwas betroffen die Dame, ob sie vielleicht zum Thee geladen sey und bedeutet sie, daß sie sich alsdann durch die Flügelthüre in das Theezimmer begeben möge. Keine Antwort — und die Dame verschwindet wieder durch die Tapetenthüre. Beide hohe Herren sind durch diese sonderbare Erscheinung und deren unheimliches Verschwinden merkwürdig erregt, der eine fürstliche Herrscher begibt sich eilig in das Antichambre und fragt die Dienerschaft nach dieser mysteriösen Dame. Niemand hat sie gesehen, weder deren Kommen noch deren Gehen. Nur der alte Leibhusar der Königin Therese, Advat. der sie unendlich verehrte, hat die Dame auf dem Gange an sich vorübergehen sehen. Sonst war Nichts von ihrer Spur zu ermitteln. Die beiden hohen Herren erzählen die Erscheinung, auch der Königin Therese wird sie hinterbracht und sie ward so auf das Tiefste davon bestürzt, daß sie die ganze Nacht krankhaft erregt und weinend zubrachte. Am anderen Morgen war die Abreise nach München bestimmt, die ganze Equipage mit der Hälfte der Dienerschaft war bereits auf dem Wege, ein längeres Verbleiben in Aschaffenburg nicht leicht möglich. Königin Therese war von den trübsten Ahnungen erfüllt, sie fragte mehrmals weinend, ob es denn nicht möglich sey, noch hier zu bleiben, es werde ihr gar zu schwer, dießmal Aschaffenburg zu verlassen, und unheilbrohend schwebte ihrem Geiste die geheimnißvolle schwarze Dame vor. Durch jegliche Vorstellungen anfänglich getröstet, ergab sie sich endlich mit dennoch tiefer Wehmuth in die Abreise, die nun einmal nicht leicht mehr zu verschieben war. — Noch in München, wo sie Anfangs leicht erkrankte, bald aber wieder genas, beschäftigte sie die schwarze Dame, und mehrere Personen fragte sie in unheimlicher Bangigkeit. Man tröstet sie, die Schildwache habe die Dame hereingehen sehen; umsonst, die düstere Ahnung, die schwarze Dame habe für ihr Leben eine böse Vorbedeutung gehabt, verließ sie nicht. Zwanzig Tage nach jenem mysteriösen Abend im Aschaffenburger Schlosse lag Königin Therese als eine Leiche im Wittelsbacher Palaste."

An den Hrn. Redakteur des Mainzer Journals.

Lieber Herr Sausen!

Sie sind doch wahrlich noch kostbarer, als „kostbar"! In kühner Weise unternehmen Sie es zur jetzigen Zeit, solche aufgewärmte Kost an den Ufern des Rheins und des Maines Ihren Lesern aufzutischen, denen Sie damit wahrlich keinen Beweis Ihrer Achtung geben! Würden Sie solchen Spuck auch bei einer katholischen Königin auftreten lassen?! Diese Mährlein aus längst verklungener Zeit fassen jedoch heut' zu Tage keine Wurzel mehr, auch in denjenigen Kreisen nicht, auf welche sie berechnet sind! Und wären sie auch noch so schön und noch so glaubwürdig erzählt, sie dringen nicht mehr durch! ... Sie verfausen im Winde, wie unheimliches Geisterwehen, — etwa hervorgerufen von dem schwachen Flügelschlage eines aufgescheuchten Nacht-Raben! ... Besser wäre es wahrlich, Sie würden der Censor Ihrer ureigenen Mittheilungen und jammervollen Tenzenzen von jenseit der Berge her seyn, als daß Sie sich mit der Auffindung von lateinischen Korrekturfehlern in anderen Blättern und mit dem Tadel der (zur Nachtzeit zuweilen von Unterg ordneten bewerkstelligten) Abfassung telegraphischer Depeschen befassen, die Sie in dem meist sehr mangelhaft und confus abgefaßten Original zu beziehen sich nicht bemühen, sondern andern Blättern meist ohne Quellenangabe hübsch nachdrucken! Das ist jedenfalls bequemer und — billiger!

Mannichfaltigkeiten.

Die Damen von Sebastopol sind nicht müßig. Man sieht sie mittelst Fernröhren von den Lagern der Alliirten aus mitten unter den Soldaten, welche an den Batterien und Redouten arbeiten, und den Eifer derselben anspornen. Sie tragen eine Art Uniform: schwarzen Spenzer und rothe Unterröcke. Man hatte diese muthigen Damen auch bei Alma gesehen, wohin sie gekommen waren, den Anblick der Niederlage der Alliirten zu genießen, und wo sie ihr Heil nur der Schnelligkeit ihrer Pferde verdankten, nachdem sie ihre Hüte und ihre langen Kleider, die sie auf der Flucht hinderten, in der Nähe des Schlachtfeldes zurückgelassen.

Interessant ist die Nachricht des „Vaterland", wenn sie sich bestätigt, daß Jeremias Gotthelf noch eine Erzählung als Schlußstein seiner zahlreichen Schriften hinterlassen hat, in welcher er, wie im Vorgefühl seines nahen Todes, „die Erlebnisse einer Pfarrerswittwe" schildert.

(Livorno, 24. Oct.) Auch Briefe aus Florenz melden, daß es mit Rossini's Gesundheit wieder weit besser geht und daß die tief melancholischen, an Irrsinn gränzenden Phantasien, von denen er seit dem letzten Frühling befallen war und welche während seines Aufenthaltes in den Bädern von Lucca einen so erschreckenden Grad der Intensität erreicht hatten, allmälig einer ruhigeren Stimmung gewichen sind. Er soll den Zustand, in welchem er sich befand, vollkommen erkennen und über denselben, sowie über die Anläße, mit Besuchenden reden.

Die Sängerin Mme. Todesco ist für Petersburg zu enormem Preise engagirt. „Nie hat sich die Wintersaison in Petersburg unter glänzenderen Auspizien angekündigt!" schreibt man der Independance belge. Soll das heißen, man kümmere sich wenig um den Krieg und seine Schrecken? Die Sache läßt auch eine andere Auslegung zu. Je größer die politische Aufregung, desto größer die Jagd nach Vergnügen! So war es zu allen Zeiten und überall, so ist es auch in Rußland jetzt.

Da man in letzter Zeit wieder so manche Unglücksfälle auf offener See durch Zusammenstoßen von Schiffen zu beklagen hat,

so macht das Journal du Havre darauf aufmerksam, daß die betreffenden Regierungen Gesetze erlassen sollten, daß die Schiffe in der Nacht und bei dichtem Nebel durch Lichtsignale, Raketen, Schüsse, Glockenschläge, oder bei Dampfern durch Pfeifen, wie auf den Lokomotiven, Zeichen geben müssen, um solche Unglücksfälle zu vermeiden.

Bei Dassel (zwischen Eimbeck und Holzminden) haben laut der Weser-Zeitung mehrere **Wölfe** in der Nacht vom 23. auf den 24. Oct. eine Schafheerde angefallen und siebenzehn Stück zerrissen.

Während des October verließen 8 Auswanderer-Schiffe den Hafen von **Antwerpen**, von denen 7 mit 1749 Passagieren nach Neuyork gingen und eines mit 120 nach Rio Grande. Im Ganzen schifften sich seit dem 1. Januar auf 94 Schiffen 22,294 Auswanderer ein, während im vorigen Jahre in derselben Frist nur 13,224 auf 54 Schiffen von Antwerpen gingen, was für dieses Jahr ein Mehr von 9070 Auswanderern ergibt.

Der Bonner Friedhof verdient den Fremden zum Besuche empfohlen zu werden, er ist ein wahrer Blumengarten, in dem Männer wie Niebuhr, Schlegel, Boisseree, Nasse, Mackeldey, Munchow und andere tüchtige Männer ihre letzte Ruhestätte gefunden haben.

Von der Höhe des **Brockens** leuchtete am 18. **October** ein mächtiges Feuer weit in das deutsche Land hinein, eine in Flammenschrift geschriebene Erinnerung an Leipzig: „Seyd einig, einig, einig!"

(**Kriegerdenkmal im Invaliden-Park bei Berlin.**) Das Gewicht des Gußeisens der Karnelirungen rc. an der Säule des neuen Krieger-Denkmals im Invaliden-Park beträgt 750 Centner, wozu das Schmiede-Eisen der innern Säulenwände mit 460 Centner und die eiserne Treppe mit Spindel mit 120 Centner kommt, so daß die Säule ohne den Zinkguß ein Gewicht von 1330 Centnern hat.

Der **Mittelstand** verschwindet immer mehr, und das ist eine neue verbreitete Klage. Alles, wohin wir sehen, will entweder zu hoch hinaus oder kommt zu tief herunter. Die alte, goldene, rechte Mitte will nicht mehr recht halten. Namentlich die großen Städte sinds, wo Alles sich zu breit macht und zu hoch hinaus will. Auch die **Häuser**. Mittlere Leute wissen nicht mehr, wo aus und ein, z. B. in Paris. Sie rückten gern enger zusammen, um Holz und Licht und Miethe zu sparen, aber — ganze alte Straßen und Stadttheile sind weggerissen und neue erstanden, breite, hohe, prächtige Paläste, die für mittlere Leute keinen, d. h. **zu viel Platz** haben und **zu viel Geld kosten**. Sogar im 5. Stock der neuen Häuser, sonst eine Zuflucht der Mittelleute, kostet die Wohnung 2500—3000 Francs und der Mittelmann kann und will nur 1000—1500 geben, wenn er sich den Magen warm halten soll. In Berlin ist ähnliche Noth. Kurz, auch bei den **Häusern schwindet der Mittelstand**. (Dorfztg.)

Russisch ist's, den Mund voll zu nehmen. General Korniloff wollte sich lieber selbst aufessen (Kladderadatsch ließ ihn beim Stiefel anfangen), ehe er sich ergebe. Er ist am ersten Tage gefallen. Admiral Nachimoff hat die Flotte vereidigt, sich im Nothfall in die Luft zu sprengen und seine Soldaten gebeten, ihn niederzuschießen, wenn er parlamentire. Er hat jedoch mit dem Sensenmanne — dem **Tode**, zuerst parlamentiren müssen! Aber ehrenvoll starb er (wenn sich die letzten Nachrichten bestätigen).

Literatur- und Kunst-Notizen.

In Folgendem Urtheil, dem wir unsere ganze Zustimmung geben, begegnen wir in der „D. Allg. Z." über die **Bran**'sche „Minerva", welche bekanntlich seit der Mitredaktion des Hrn. Dr. L. W. **Fischer** in Frankfurt einen ganz neuen Aufschwung genommen hat: „Fortlaufende historisch-pragmatische Darstellung der wichtigsten Zeitereignisse, Abdruck und Sammlung bedeutender Actenstücke, Leitartikel zum Verständniß der Tagesfragen, statistische und kriegswissenschaftliche Nachweisungen, kritische Uebersichten über die staatswissenschaftliche Literatur und eine chronologische Berichterstattung über die Verhandlungen und Beschlüsse des Bundestags — dieß sind die reichen Gegenstände, welche die Minerva in ihr Gebiet zieht. Zeichnete sich schon früher die Minerva durch die Veröffentlichung wichtiger Staatsschriften aus, so wird dieß, wie es scheint, auf Grund neueingeleiteter Verbindungen jetzt noch mehr der Fall seyn. Von den Leitartikeln heben wir als ganz besonders beachtenswerth die Aufsätze über Rußland und Oesterreich hervor. Die inneren und äußeren Zustände Rußlands, seine Streitkräfte, das folgerichtige System seiner Politik und die daraus entspringenden Folgerungen für die orientalische Frage werden mit eben so gewandter mit sachkundiger Feder an uns vorübergeführt, und in gleicher Weise entrollt sich bei Gelegenheit der österreichischen Anleihe ein eben so anschauliches wie scharfes Bild von Oesterreichs Finanzlage, verbunden mit der ernsten Mahnung, daß, wenn Oesterreich das volle Vertrauen Deutschlands und ganz Europas gewinnen wolle, es fortan aus seinem geheimnißvollen Dunkel heraustreten müsse. Nicht minder wichtig sind die nationalökonomischen Aufsätze über den Einfluß des australischen und californischen Goldes auf den europäischen Markt von Fischer, und über die volkswirthschaftlichen Kräfte der Türkei und Griechenlands vom Freiherrn von Reden. Zugleich aber schließt sich diesen rein politischen Aufsätzen die Literatur an. Nicht nur, daß Abhandlungen wie die über das Leben Steins und andere Aufsätze dieser Art belehrende Rückblicke auf wichtige Geschichtsepochen werfen, die zum Theil die Zustände der Gegenwart unmittelbar bedingt haben, sondern fortlaufende Rezensionen orientiren auch über alle bedeutenderen Bücher und Flugschriften aus der Geschichte, Staatswissenschaft, Statistik und Nationalökonomie, denen sich nach einer Andeutung der Herausgeber späterhin auch eine Besprechung der hervorragendsten dichterischen und künstlerischen Erscheinungen anreihen soll, wenigstens insoweit in diesen der klare Spiegel der Zeit liegt."

Ein Berichterstatter aus Paris resumirt sich über die am 18. October dort zum ersten Male gegebene neue Oper von Scribe und Gounod „Die blutige Nonne" dahin, daß dieselbe im Ganzen wenig angesprochen habe, in sehr düsteren Farben gehalten sey und in dramatischer, wie musikalischer Hinsicht nur wenig eigentlich effektvolle Momente biete. Schließlich sagt er: „Unsere Tagesblätter werden wohl wieder ihr beliebtes „Succès d'estime" auftischen; man versteht aber diese höfliche Wendung eines Kritikers, die eigentlich nichts als eine gewisse Enthaltsamkeit aller Aeußerungen des Mißfallens bedeutet, das sich auf den Gesichtern der meisten Zuhörer unwillkürlich blicken läßt."

Theater-Anzeige.

Montag, 6. Nov. Benefiz-Vorstellung für Herrn **Diehl** zu seiner 25jährigen Dienstfeier. (Neu einstudirt) **Vor Hundert Jahren.** Sittengemälde in 4 Akten von E. Raupach — (Neu einstudirt): **Ein Glas Eppelwein**, oder: Ursachen und Wirkungen, eine Parodie des Lustspiels: „Ein Glas Wasser", Lokallustspiel in 2 Abth. von C. H. A. Hallenstein. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von **Helfer und Rohm.** — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 266. Dienstag, den 7. November 1854.

Die Spanierin.

(Aus: „Scènes de la vie espagnole, par Madame la Duchesse d'Abrantès“ übertragen von G. Overmann.)

(Fortsetzung.)

Wuth- und Rachegeschrei, vermischt mit Flüchen gegen die Franzosen, erwiederten Dolores' Aufforderung. Augenblicklich ist die Flamme entzündet; die Schläuche, von zwanzig Stiletstichen durchbohrt, vergießen allenthalben den Wein, den sie enthielten; das Brod wird in Kohle verwandelt, das Korn und das Mehl, sowie das Fleisch und alle übrigen Mundvorräthe erliegen dem nämlichen Loose. Sowie allmälig die Flamme Das verzehrte, was das anrückende feindliche Regiment nähren sollte, schien auch Dolores ihre Leiden zu vergessen. Ein großer Gedanke beschäftigte sie. In dem Augenblick, wo Gabriels Arm die letzten Schläuche treffen sollte, hielt Dolores diesen zurück.

„Diese zwölf Schläuche laß' in mein Haus schaffen“, sagte sie zu ihm, „ich will einen guten Gebrauch davon machen!“

In diesem Augenblick führte der von der Sierra herkommende Wind einen hellklingenden Ton und zugleich ein anderes Geräusch herbei, das dem Schall einer Trommel glich.

„Das sind sie!“ sprach Dolores.

Und alsbald ward sie bleich wie der Tod, dann wieder umzog dunkler Purpur ihr Antlitz.

„Es ist Zeit zum Abmarsch!“ rief sie. „Geht Alle! . . . eilet!“

„Und Ihr selbst, was soll aus Euch werden?“ fragten alle Dorfbewohner zugleich.

„Habt Ihr denn nur einen einzigen Augenblick geglaubt, ich würde meine alte Großmutter verlassen? . . Und wie sollte sie uns wohl folgen? man müßte sie tragen; das würde den Marsch verzögern und Eure Gefangennehmung herbeiführen. Was meint Ihr denn, das jene Ungeheuer einer alten, schwachen Frau, einem jungen und unglücklichen Geschöpfe wie ich, thun würden? . . . Kurz, es muß so gewagt werden. Ziehet nun ab; Gott und seine heilige Mutter mögen Euch geleiten! . . Betet für mich . . lebet wohl!“

Der Trommelschall schien sich zu nähern. Jetzt nahm Dolores einen gebieterischen Ton an; sie begab sich selbst in jedes Haus, trieb zum Abzuge und bezeichnete die Gegenstände, welche mitgenommen werden müßten. Endlich sah sie, wie der letzte Einwohner sich entfernte; sie vernahm noch eine Weile den Lärm des übereilten Marsches der Flüchtlinge; sie sah ihre Waffen in den Strahlen der Herbstsonne glänzen, welche in ihren Lanzen sich spiegelte. Endlich erblickte sie nichts mehr; der Ton ward schwächer und bald vernahm sie nur noch das Geräusch der Wellen des Zaparadiel, mit welchem sich, von Minute zu Minute näher rückend, der Schall der französischen Trommel vereinte. . .

Als Dolores sich allein sah, überkam sie einer jener schrecklichen Eindrücke, welche tödtlich werden können: ein Schauder durchrieselte ihren ganzen Körper, dann empfand sie ein Brennen und Zittern. Ihr schien es, als ob sie in eine neue Welt träte und daß sie dort durch unbekannte Leiden und Schmerzen aufgenommen würde. . . Ihre Vernunft schwand dahin; sie wollte ein Wort reden, doch ihre eigene Stimme erschreckte sie: ein fürchterlicher Gedanke stieg in ihr auf.

„Und ich habe noch nicht gebeichtet!“ rief sie in schrecklicher Angst.

Raschen Schrittes lief sie ins Gemach der Großmutter. Sie hatte ihren Sohn in seiner Wiege zur Seite der gelähmten Greisin gesetzt und sie ersucht, für sie alle Drei zu beten. Als sie wieder in dieß Zimmer trat, sagte die alte Frau ihren Rosenkranz her; das Kind schlief.

„Großmutter!“ fragte Dolores, vor deren Bett niederknieend, „wolltet Ihr wohl meine Beichte anhören?“

Die Gelähmte lächelte sanft und gab ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe; reden vermochte sie nicht.

Dolores begann ihre Beichte mit einer Andacht, als hätte sie solche in der heiligsten Kathedrale abgelegt. Sie bekannte Das, was das heiligste und reinste Wesen nur sagen konnte. Als sie aber an den Schluß jener außerordentlichen Scene gelangte, machte die alte Frau zunächst eine Bewegung des Entsetzens; dann erholte sie sich wieder und schien mit einem lange anhaltenden Blicke, den sie beredt machen wollte, ihre Tochter zu loben; endlich legte sie ihre dürren, runzeligen Hände auf Dolores' schwarzes Haupthaar und ertheilte ihr einen zugleich mütterlichen und heilig-religiösen Segen.

VII.

Noch lag Dolores auf den Knieen, als die erste Compagnie des französischen Regiments ins Dorf San-Pedro einrückte. An der Spitze ihrer achtzig Mann marschirten ein Hauptmann und ein Lieutenant, sehr ungeduldig, Lebensmittel zu treffen, denn seit zwei Tagen hatte das ganze Regiment keine Ration empfangen.

„Nun“, sagte ein Unteroffizier, welcher in drei oder vier Häuser getreten war, „was bedeutet das? Es ist ja kein Mensch in diesem Dorfe!“

„Ei“, meinte der Kapitän, „es wird hier seyn wie zu Las Calcadas de Oropeza; sie werden das Nest verlassen haben. „Allons, enfans! à la maraude!“ wie der große Prinz sagt, der uns kommandirt.

Und alle Offiziere begannen zu lachen. Während dessen gelangten sie auf den Markt des Ortes. Hier wichen sie zurück vor diesen Strömen Weines, welche noch dahin rannen, vor die-

sen Haufen verkalkten Brodes, die dort gleichsam zum Trotz vor ihnen liegen blieben, wie Dolores es verkündet hatte.

„Das sind ja wahre Teufel, diese Spanier!" riefen die Soldaten. „Hat man jemals das Brod so verbrennen und den Wein so weggießen sehen!"

Sie hoben nun die Schläuche auf, aber auch nicht ein einziger Tropfen blieb darin: Alles war verloren.

(Schluß folgt.)

Der Prozeß des Mörders von Isak Wahl aus Locle.

Paris, 1. November. Der Prozeß gegen den Mörder des Uhrenhändlers Isak Wahl aus Locle, dessen Leiche auf dem Lyoner Bahnhof in eine Kiste verpackt gefunden wurde, endete gestern Abend vor dem Pariser Geschwornengerichte mit Schuldigerklärung ohne mildernde Umstände und sogleich Verurtheilung zum Tode. Der Angeschuldigte, Victor Jeremias Dombey, aus Beaurepaire im Isèredepartement gebürtig und erst 20 Jahre alt, ist der Sohn eines rechtschaffenen Uhrmachers daselbst, den er jedoch schon vor 2 bis 3 Jahren verließ, um in Paris sein Gewerbe fortzusetzen. In seiner Heimath wegen seiner verbrecherischen Instinkte berüchtigt — er hatte am Tage seiner ersten Kommunion einen Diebstahl in der Kirche begangen und seinen Vater zum öfteren mißhandelt — hatte man ihm dort schon vorhergesagt, daß er einst auf dem Schafott sterben würde. In Paris bestahl er fast alle Uhrmacher, bei denen er arbeitete, um sein verschwenderisches und üppiges Leben bestreiten zu können, bis er endlich an Wahl, der stets einen werthvollen Vorrath an Uhren nach Paris mitbrachte, um sie daselbst abzusetzen, zum Mörder wurde. Unter verschiedenen Vorspiegelungen bewog er diesen zu einem Besuch in seiner Stube, Rue du Petit Pont, und hier war es, wo er seinem lange verfolgten Opfer, während dasselbe über zwei Uhren, die es besichtigte, gebeugt war, mit einer schweren hölzernen Keule, wie die Schweinemetzger sie führen, von hinten meuchlerisch einen Schlag versetzte, der gleich den Hirnschädel von einem Ohr zum andern spaltete. Um das Röcheln zu ersticken und das aus dem Munde quellende Blut zu stillen, stopfte der Mörder seinem Opfer ein zusammengeballtes Tuch und Wolle aus einer Matratze in den Hals, in welchem Zustand er die Leiche auf sein Bett legte. Mit erstaunlicher Kaltblütigkeit ging er nun ans Verpacken derselben, indem er sich eine Kiste nach genauem Maß bestellte, die Leiche in eine Menge Tücher und Frauenkleider einwickelte u. s. w. und endlich ans Fortschaffen mittelst eines Fiakers, der die Kiste, mit einer falschen Adresse beschrieben, auf den Lyoner Bahnhof brachte. Ein Freund, der ihm hierbei, sowie auch schon beim Heruntertragen der Kiste in den Wagen geholfen hatte, wußte um den Inhalt derselben Nichts und ist deßhalb auch schon aus der Untersuchungshaft entlassen worden. Nach verübter That hatte nun Dombey nichts Eiligeres zu thun, als die geraubten Uhren auf alle mögliche Weise zu Geld zu machen, eine zum Tragen für sich behaltend, und sich Gutes zu thun. Von einem reichlichen Mittagsmahl fuhr er am Abend auf einen öffentlichen Ball des Studentenviertels, Closerie des Lilas genannt, schloß hier mit einer jungen 17jährigen Grisette Bekanntschaft und begleitete die leichte Eroberung nach Hause. In der Nacht aber, sagte diese vor dem Gericht aus, konnte er nicht schlafen; sie sah ihn aufstehen, sich an den Tisch setzen zwei Briefe durchlesen und sie verbrennen, und auf ihre Fragen nach dem Inhalte verweigerte er hartnäckig die Antwort. Bei seiner Verhaftung in der Nacht vom 15. September, vier Tage nach dem Verbrechen, war er eben aus dem Kaffeehaus und von zweideutigen Frauenzimmern, mit denen er sich die Stunden vertrieben hatte, gekommen. Dombey, Anfangs die That auf ein fabelhaftes Individuum Namens Alix schiebend, war zuletzt seines Verbrechens geständig und machte daher vor Gericht die Aufgabe des öffentlichen Anklägers leicht, die des ex officio bestellten Vertheidigers dagegen äußerst schwierig. Dieser konnte bloß die mildernden Umstände in Rücksicht auf die Familie und auf die Jugend des Angeklagten plaidiren. Allein von letzterer war allerhöchstens bloß in einigen aus dem Gefängniß datirten und aufgefangenen Briefen eine Spur zu finden, worin er an Freunde schrieb: er werde sicher nach kurzer Haft wieder loskommen, da es sich bloß um einen kleinen Schelmenstreich handle, und worin er seinen Vater bat, sich für seine Begnadigung zu verwenden, da er ja im Grunde genommen nur einen „Jugendstreich" begangen habe. Was sein Aeußeres betrifft, so war er vor Gericht in einen eleganten schwarzen Ueberrock gekleidet, wovon sein langes, bleiches, ganz bartloses Gesicht und seine blonden Haare kontrastirend abstachen.

Die öffentlichen Spielbanken.

Oeffentliche Blätter bringen die Nachricht, daß demnächst die Bundesversammlung ihre Verhandlungen über Aufhebung der öffentlichen Spielbanken und Glücksspiele, welche bekanntlich im Jahre 1845 gepflogen wurden, wieder aufnehmen werde. Für die Wahrscheinlichkeit dieser Nachricht spricht der Ernst, mit welchem in Preußen trotz offenbar sehr mächtiger Gegenwirkungen die Schließung der Aachener Spielbank aufrecht erhalten worden. Diese Maßregel ist um so wichtiger, als Preußen dadurch in die Reihe der größeren Staaten tritt, welche durchaus keine öffentliche Spielbank dulden. Auch im dänischen Gesammtstaate ist 1853 das Lotto aufgehoben worden, und somit die holsteinische Stimme gegen die beiden Einrichtungen gewonnen worden, um deren Aufhebung es sich wohl zunächst handelt, um öffentliche Spielbanken und Zahlenlotto, denn Klassenlotterien sind, wie auch Kapff in seinem jetzt gedruckten Vortrag, der beim Kirchentag in Frankfurt so viel Anklang fand, hervorhebt, an Verderblichkeit mit den beiden andern Hazardspielen nicht zu vergleichen, ihre Aufhebung wäre auch um deßwillen schwieriger, weil sie in viel mehr Staaten bestehen. Sind sonach die subjectiven Aussichten für Abschaffung der Spielbanken etwas besser als im Jahr 1845, so ist auch die Zahl der Objekte sehr vermehrt. Der Ausschuß erwähnte damals, daß die Pachtverträge in Aachen mit dem Jahre 1851, in Baden-Baden 1854, in Wiesbaden, Ems und Langenschwalbach 1855, in Pyrmont 1858, endlich in Hamburg erst im Jahr 1890 zu Ende gehen. Also war Homburg der einzige Ort, welcher vielleicht wegen der langen Dauer des Vertrags ein Einschreiten erfordert hätte, während an den übrigen Orten eine Nichterneuerung der Verträge genügte, um diesem Unwesen in Deutschland ein Ende zu machen. Jetzt dagegen ist eine Reihe von Spielbanken theils neu konzessionirt (allein in Kurhessen vier: Nenndorf, Hofgeismar, Wilhelmsbad und Nauheim), theils sind, wie in Wiesbaden, Baden, Pyrmont, die Verträge zum Theil mit neuen Unternehmern über die angegebene Zeit verlängert worden. Auch ist wahrscheinlich, daß in Folge des Beschlusses der deutschen Nationalversammlung vom 8. Januar 1849 über Aufhebung der Spielbanken ein solcher Fall in den neuen Verträgen vorgesehen und daran Entschädigungsforderungen an die Regierungen geknüpft sind. Schon in dem erwähnten Bericht des Bundesausschusses ist hervorzuheben, daß an einigen Orten durch die Annahme bedeutender Vorauszahlungen auf das Pachtgeld, welche von den Spielunternehmern theils baar geleistet, theils durch Bauten zum Besten des Badeorts bewirkt worden sind, ein die Aufhebung der Spielbanken erschwerendes Schuldverhältniß gegen

die Pächter eingegangen ist. Können wir sonach die Schwierigkeiten nicht unterschätzen, welche der Aufhebung entgegenstehen, so hegen wir doch andererseits das Vertrauen, daß der Erfolg einer erneuerten Verhandlung bei der Bundesversammlung ein anderer seyn werde, als 1845. Die öffentliche Meinung hat sich seitdem weit entschiedener ausgesprochen, und insbesondere glauben wir dem schlagend und volksthümlich geschriebenen, und durch den billigen Preis der allgemeinsten Verbreitung fähigen Schriftchen des Prälaten Kapff den entschiedensten Einfluß zuschreiben zu müssen, da das ganze Material unseres Wissens noch nie in so gedrängter und allgemein verständlicher Form zusammengefaßt war. Es sind im Grunde nur wenige Staaten, welche öffentliche Spielbanken konzessionirt haben: Baden (Baden-Baden), Nassau (Wiesbaden, Ems, Schwalbach), Kurhessen (Nauheim, Wilhelmsbad, Nenndorf, Hofgeismar), Waldeck (Pyrmont), Mecklenburg (Dobberan) und Anhalt-Dessau (Köthen). Oesterreich und Bayern, welche sich rühmen, keine Spielbanken in ihren Bädern zu dulden, haben dieß Verdienst mehr als aufgehoben durch die Gestattung des noch weit verderblicheren Zahlenlotto. Es spricht nicht sehr für die bayerische Finanzkunst, daß es noch immer nicht gelungen ist, die im Verhältniß zum Budget so geringe Summe des Rein-Ertrages des Lotto für den Staat auf eine andere Weise zu decken, als durch eine Abgabe, welche die bayerische Akademie der Wissenschaften schon 1766 als die allerverderblichste erklärt, gegen welche sich beinahe alle Ständeversammlungen seit 1819 fast einstimmig ausgesprochen und welche, als Steuer betrachtet, einzig in ihrer Art ist, sowohl durch die Höhe der Erhebungskosten, als durch die Unsicherheit des Ertrages. Wir haben wenig davon gehört, daß das österreichische Lotto seine verderblichen Wirkungen über die Gränzen erstrecke, aber das bayerische wirkt so verderblich auf Baden und Würtemberg (z. B. aus Ulm allein gehen in mancher Woche 2400 fl. nach Bayern), daß seine Aufhebung geradezu als eine Bundessache zu betrachten ist. (Schw. M.)

Das Gutenberg-Denkmal in Frankfurt a. M.

** Frankfurt, 6. Nov. Heute Morgen acht Uhr wurde dem Denkmale, welches der Buchdruckerfindung geweiht ist, ohne weitere Feierlichkeit der Grundstein gelegt. Derselbe enthält nur das „Gedenkbuch" zur vierten Jubelfeier jenes, für die Entwickelungsgeschichte der Menschheit so wichtigen Ereignisses mit folgender Aufschrift:

Sonst birgt der Stein
Korn, Geld und Wein;
Hier legte man
Nur mich hinein!

Ich bleib am Ort
Wohl immerfort
Ein Hüter treu
Dem theuren Hort.

Wenn Weltregsluth,
Vandalenwuth
In Trümmer bricht,
Was auf mir ruht —

Dann hebt ein neu Geschlecht den Stein,
Und ich soll ihm der Führer seyn,
Daß jener Kunst, von Gott vertraut,
Das Denkmal werde neu gebaut. —

Anfang August nächsten Jahres wird nach den geschlossenen Verträgen der Unterbau fertig seyn und da die Arbeiten des Herrn von Launitz, seinem Versprechen gemäß, in gleichem Schritte der Vollendung nahen, dürfen wir hoffen, im Laufe folgenden Jahres der Stadt die schöne neue Zierde endlich gewonnen zu sehen.

Mannichfaltigkeiten.

Der König von Preußen hat bei Gelegenheit des tausendjährigen Gedächtnißtages des Vertrages von Verdun einen Preis von 1000 Thalern nebst Verleihung der goldenen Denkmünze für das beste Werk, das über deutsche Geschichtsschreibung in einem Zeitraume von 5 Jahren erscheinen werde, ausgesetzt und dazu eine besondere Commission niedergesetzt. Diese hat nun aus den Werken, die von 1848—52 erschienen sind, diesen Preis dem Direktor der allgemeinen Kriegsschule, Generalmajor von Höpfner für sein Werk: „Der Krieg von 1806 und 1807", in vier Bänden, zuerkannt und der König hat seine Genehmigung ertheilt.

Vor der Berliner Polizei stand ein junger Dieb — mit steifem, zur Seite geneigtem Hals und hinkendem Bein. Kopf grad! rief der Polizeimann, dem es mit dem Kopfe des Diebes nicht in Ordnung zu seyn schien. Der Hals blieb steif, der Kopf zur Seite geneigt. Urplötzlich klatschte es und der Kerl stand im Nu da mit gesundem Bein und geradem Hals. Eine unversehene Ohrfeige hatte das Wunder gethan. Noch ein Anderes, denn nun erkannte die Polizei einen der gefährlichsten, vor Kurzem entsprungenen Verbrecher.

Bei der Volkszählung im Jahre 1851 fanden sich in den verschiedenen Irren-Anstalten Großbritanniens 18,803 Irre; 8999 männliche, 9804 weibliche; das beträgt einen Irren auf je 1115 Einwohner. Unter denselben befanden sich 84 Geistliche, 88 Rechtsgelehrte, 108 Aerzte und Wundärzte, 95 Offiziere, 118 Beamte der ostindischen Compagnie, 258 Schulmeister und Lehrer, 1794 Arbeiter, 1753 weibliche Dienstboten, 365 Schuhmacher, 249 Weber, 224 Schneider.

Der neuesten Volkszählung vom Jahre 1851 zufolge fanden sich in Großbritannien und auf den Inseln der britischen Gewässer 21,487 Blinde; 11,273 männliche und 10,214 weibliche; die Zahl in England und Wales beläuft sich auf 18,306, in Schottland 3010, auf den Inseln 171. Das Verhältniß zu der Bevölkerung stellt sich in Großbritannien wie 1 zu 973, in England und Wales wie 1 zu 979, in Schottland wie 1 zu 960 und auf den Inseln wie 1 zu 837. In Irland gibt es auf je 864 Bewohner einen Blinden. Die Durchschnittszahl auf dem Flachlande des nördlichen Deutschlands, Belgiens, Dänemarks und in der Lombardei stellt sich wie 1 zu 950, also sehr ähnlich wie in England heraus; in Hochländern erweist sich das Verhältniß im Allgemeinen günstiger, jedoch in Norwegen zählt man ausnahmsweise auf je 482 Bewohner einen Blinden.

(Hamburg, 25. Oct.) Noch niemals sind hier so viele populär-wissenschaftliche Vorlesungen gehalten worden, wie in dem begonnenen Halbjahre. Es haben nämlich mehrere Privatgelehrte solche Vorträge in dem kürzlich zum akademischen und Real-Gymnasium umgewandelten akademischen Gymnasium neben den an demselben fest angestellten Professoren (Wurm, Petersen, Redslob, Wiebel und Lehmann) angekündigt. Außerdem haben auch die Vorträge in der „Lesehalle" wieder

begonnen, die dießmal besonders interessant zu werden versprechen; so trägt daselbst Professor Wurm über das Verhältniß Rußlands zu den Ostseeländern seit der Zeit Peters des Großen, Ludolf Wienbarg über Literatur vor. Endlich werden jetzt auch viele populäre und belehrende Vorträge im „Bildungsverein für Arbeiter“ gehalten.

Korrespondenz.

Weimar, im November.

Ich berichte Ihnen heute über eine interessante Erscheinung auf dem Gebiete der deutschen Literatur, nämlich über die soeben bei H. Böhlau dahier erschienenen vierstimmig bearbeiteten Lieder aus der letzten Zeit des Minnesanges. Wer da den wahrhaft deutsch-nationalen Charakter der Minnepoesie zu würdigen weiß, der kann sich über diesen glücklichen Fund, der in der Jenaer Bibliothek gemacht worden, nur aufrichtig freuen, und es den Herausgebern (Professor Liliencron und Musikdirektor Stade in Jena) nur Dank wissen, daß sie durch ihre talentvolle, mit einer wahrhaften Reproduktion des deutschen Volksgeistes beurkundende Bearbeitung dieses Denkmal einer tiefpoetischen Vorzeit der Gegenwart zugänglich machten. Die Sammlung enthält (mit Ausnahme eines einzigen älteren Gesanges) Lieder aus der zweiten Hälfte des 13. und dem Anfange des 14. Jahrhunderts. Die Sänger sind u. A: der „Meißner“ (Frauenlob), Romulant, Menander, Rubin und Tannhäuser. In den Melodien entsprechen treffend die kurzen Perioden, der immer leichter und unruhiger hinhüpfende Charakter derselben dem flüchtig tändelnd forteilenden Gang der Strophen. Endlich muß man es der Uebersetzung nachrühmen, daß durch sie das ursprüngliche Verhältniß zwischen Wort und Weise (das Wesentliche des Minneliedes) nicht im Geringsten gelitten. Die Sammlung ist unserem Großherzog, der sich besonders für sie interessirte, gewidmet. Steht ja der thüringische Hof unter denen, welche sich einst dem Minnegesang am günstigsten zeigten, obenan.

Freiburg, in Baden, 31. Oct.

Ueber das am 29. October hierselbst stattgefundene Musikfest können wir nur sehr Erfreuliches mittheilen. Aus Nah und Fern war das Publikum herbeigeströmt und an 6000 Zuhörer füllten den herrlichen Saal der Tonhalle. Keine Mühen und Kosten waren gescheut worden, um das Ganze so glänzend wie möglich zu machen und dem Publikum einen seltenen musikalischen Genuß zu verschaffen. Zur Aufführung kamen erster und zweiter Theil der Schöpfung von J. Haydn. D dur-Symphonie von L. v. Beethoven, mehrere Chöre von Richard Wagner ꝛc. Sehr gewählt war die Besetzung der Solopartien und die Chöre waren besonders sehr verstärkt durch die gefällige Mitwirkung des Baseler Gesangvereins. Im Orchester wirkten viele Künstler von Basel, Frankfurt, Bonn ꝛc. mit; diese bedeutende Verstärkung machte sich besonders geltend in der sehr präzisen Ausführung der Beethoven'schen Symphonie, die das Publikum zu stürmischem Beifall hinriß. Vortrefflich war der Chor, seine Wirkung eine mächtige. Die Leitung des Ganzen war dem sehr geschätzten Dirigenten des hiesigen Gesangvereins, Theodor Mohr, übertragen worden. Zur größten Ehre gereicht diesem jungen, sehr thätigen Künstler die Lösung dieser schwierigen Aufgabe. — Im nächsten Frühjahre wird ein zweites Musikfest stattfinden, welches jedoch mehrere Tage dauern und in Art der rheinischen abgehalten werden wird. Die reizende Lage der Stadt wird dieses Unternehmen sehr unterstützen, Natur und Kunst vereinigen und gewiß viele Fremden herbeilocken.

Magdeburg, 2. November.

Der Violin-Virtuose Bazzini wird nächstens in unserem Theater eine Reihe Konzerte geben. Derselbe besuchte Magdeburg bereits einmal und zwar bevor er nach Berlin ging und dort im Kroll'schen Etablissement jene Konzerte gab, die so enthusiastischen Beifall fanden. Auch bei seinem ersten Hierseyn gab er einige Konzerte, die seinen hohen Ruf vollständig rechtfertigten.

Pforzheim, 3. November.

Mitten in den Wirren des katholischen Kirchenstreites bietet unsere Stadt ein schönes Zeichen brüderlicher Eintracht. Der katholischen Gemeinde fehlte bisher ein Altar. Sie erhielt ihn durch die freiwilligen Beiträge der betreffenden Kirchengemeindeglieder; diese aber wurden liebevoll unterstützt von ihren evangelischen Brüdern. Der sehr geschmackvoll ausgeführte Altar wurde von dem Bildhauer Rieß von Schwäbisch-Gemünd erbaut.

Bad Homburg, 4. Nov.

Es wird demnächst hier eine Zettelbank errichtet, was einen Beweis für den fortwährenden Aufschwung unserer landgräflichen Residenz gibt. — Das französische Vaudeville-Theater ist bereits im „japanischen Saale“ eingerichtet und deßhalb ein Neubau zu Garderoben ꝛc. an denselben gemacht worden. Einige der Schauspieler sind schon eingetroffen. Die Zahl derselben wird sich auf 21 belaufen. Die Dekorationen und Kostüme sind prachtvoll. Das Theater wird mit einem Prologe und einer großen Festvorstellung eingeweiht.

Erster Museumsabend.

Frankfurt a. M., 4. Nov. Gestern wurden die Museumsabende der bevorstehenden Wintersaison eröffnet. Der Vorstand der Anstalt hat sich neuerlich über deren Tendenz öffentlich ausgesprochen. Demnach wird das Museum in der würdigen, möglichst vollendeten Ausführung der großen Instrumentalwerke unserer klassischen Meister seine Hauptaufgabe erkennen, dabei aber sich auch für verpflichtet erachten, anerkannt tüchtige Compositionen neuen und neuesten Ursprungs in seinen Kreis zu ziehen. Wir können uns mit dieser Aufgabe unbedingt für einverstanden erklären und haben in Bezug auf die Vorführung von neueren und neuesten Tonwerken nur zu wünschen, daß deren Auswahl auf einer stets recht unparteiischen Prüfung beruhen möge. Freilich wird man beim besten Willen hier nicht im Stande seyn, allen Wünschen und Empfehlungen zu entsprechen und allen Anforderungen zu genügen; denn man weiß ja, wie viel im lieben Vaterlande geschrieben wird, wie ein Jeder nur sich für berufen und auserwählt erachtet und wie schwer es überhaupt ist, allen Parteien gerecht zu werden. Außerdem werden sich an die Symphonien Ouverturen, Konzertstücke und Gesangcompositionen reihen, auch hier nur in Auswahl des Gediegenen und unter Verwendung der besten Kräfte. — Der genannte Museumsabend brachte uns die G-moll-Symphonie von Mozart und die Ouverture zur „schönen Melusine“ von Mendelssohn. Ein hoher Kunstgenuß wurde den Musikfreunden dadurch bereitet, daß die gefeierte Pianistin, Frau Clara Schumann-Wieck uns Gelegenheit gab, ihr weithin anerkanntes Talent zu bewundern. In den Vorträgen des Beethoven'schen Es-dur-Konzerts, eines Nocturne von Chopin, eines Liedes ohne Worte von Mendelssohn und des Rondo aus der C-dur-Sonate von Weber glänzte die berühmte Virtuosin eben so sehr durch ihre wahrhaft großartige und eminente Technik, als sie durch den geistigen Ausdruck, den sie ihrem Spiel zu verleihen wußte, bewältigte und hinriß. Eine ins Einzelne gehende Würdigung dieses Meisterspiels müssen wir musikalischen Organen überlassen, welche dann auch darüber entscheiden mögen, ob Frau Schumann in der Rapidität, womit sie einige Tempis genommen, wie in der häufigen Anwendung des Pedals mitunter zu weit gegangen ist. Der Beifall, welcher der hochverehrten Gastin gespendet wurde, war enthusiastisch und wir glauben demselben unsern besten Dank anschließen zu müssen. — Liedervorträge unseres Baritonisten Hardtmuth machten die Frische und den wohlthuenden Klang seiner schönen Stimmmittel, wie nicht minder seinen gebildeten und geschmackvollen Vortrag geltend, — und so dürfen wir diese Soiree als eine würdige Eröffnung der Museumsabende begrüßen. W.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 7. Nov. Zweite Gastdarstellung der Fräulein Minna Birch. Die Waise aus Lowood, Schauspiel in 2 Abtheilungen und 4 Akten. Jane Eyre: Fräulein Birch.

Mittwoch, 8. Nov. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Albert Lortzing.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 267. Mittwoch, den 8. November 1854.

Die Spanierin.

(Aus: „Scènes de la vie espagnole, par Madame la Duchesse d'Abrantès" übertragen von G. Overmann.)

(Schluß.)

Nachdem die Soldaten überzeugt waren, daß nicht die mindesten Lebensmittel in diesem Dorfe vorhanden, bemächtigte die Wuth sich ihnen; sie stießen fürchterliche Drohungen aus, stürzten in die öden Häuser und schrieen, sie würden das Dorf niederbrennen.

Einen solchen Strom zurückhalten, wäre selbst gefährlich gewesen, so sagten die Offiziere. Verdrießlich ließen sie sich auf dieselben steinernen Stufen nieder, von welchen herab Dolores zu den Einwohnern gesprochen, und warteten, bis die Soldaten ausgeruht hätten, um wieder aufzubrechen und nach Medina zu marschiren, dort Lebensmittel zu fassen. Plötzlich, in dem Augenblick ihrer größten Niedergeschlagenheit, vernahmen sie anhaltendes Freudengeschrei und sahen mehrere Soldaten auf sie zulaufen, welche einige lederne Schläuche und verschiedene jener Brode aus einem so weißen und festen Teige trugen, wie man ihn nur in Spanien bereitet.

„Herr Hauptmann! Herr Hauptmann!" rief ein Corporal, „hier ist eine Beute, die mir mehr Vergnügen gewährt, als ein Halsband von feinen Perlen, das ich zu Kairo in Aegypten fand! Ich war's, der diese Beute entdeckte!"

„Nein, ich war's!" schrie ein Sergeant.

„Ihres Respekts unbeschadet, mein Sergeant! ich selbst bin es!" sagte ein vortretender Soldat, die Hand an den Czako legend.

„Nun, nun, schweigt!" rief der Kapitän; es gilt gleich, wer es gefunden; genug, es ist da. Rasch, Kinder! da Ihr jetzt Nahrung genießen könnt, so trinkt und eßt und laßt uns eilen!"

In diesem Augenblick langten zwei Soldaten bei dem Hauptmann an; zwischen ihnen ging eine Frau, welche ein Kind in den Armen trug. Die Franzosen stießen sie auf eine rohe Weise vor sich her. Es war Dolores, mit bleichen Wangen und gesenkten Augen, doch festen Trittes einherschreitend. Obgleich ihr Anzug auf eine Frau gewöhnlicher Klasse schließen ließ, erhob sich dennoch der Hauptmann und grüßte sie durch eine mechanische Bewegung.

„Seyd Ihr aus diesem Dorfe?" fragte er sie ziemlich höflich; denn er war jung und Dolores war schön.

„Ja", antwortete das junge Weib.

„Weßhalb ist das Dorf menschenleer, und seyd Ihr allein hier?"

„Weil alle unsere Einwohner in die Sierra la Pena de Francia geflohen sind, und ich bin mit diesem Kinde und meiner gelähmten Großmutter allein hier geblieben."

„Warum ist dieses Brod verbrannt?"

„Damit Ihr bei Eurer Ankunft es nicht finden solltet. — Der Backofen des Spaniers soll nicht für den Franzosen backen!"

Gerade jetzt war ein Soldat im Begriff, einen Lederschlauch einzustoßen, um Wein zu trinken. Da stieg ein Gedanke in dem Lieutenant auf, welcher älter als der Kapitän war, eine damals eben nicht seltene Erscheinung.

„Weßhalb ist dieser Wein nicht auch verschüttet worden, wie der andere?" fragte er die Spanierin.

„Weil ich ihn zu verbergen hoffte . . aber mit Euch . ."

Und ein Blick voll Haß vollendete ihre Antwort.

„Ist dieser Wein gut?"

„Ja, ohne Zweifel."

„Wohlan, so wirst Du Dich nicht weigern, uns das Beispiel zu zeigen."

„Nein."

Und sie streckte dem Hauptmann die Hand entgegen. Er füllte eine silberne Schaale, welche er bei sich trug. Dolores leerte sie ruhig und mit kaltem Blute.

„Weil dieser Wein so gut ist, wirst Du wohl auch Deinem Sohn davon geben?"

Ein leichtes Zittern bewegte die Hand der Heldin; doch es war so schwach, daß nur das geübte Auge einer Mutter es zu bemerken im Stande war. Sie nahm die Schaale, näherte sich den Lippen des armen Engels und reichte sie dann dem Lieutenant zurück.

„Jetzt könnt Ihr trinken, Ihr Andern", sprach der Hauptmann zu den Soldaten; „doch **einen** Schlauch laßt unangerührt!"

Als Dolores ihn so reden hörte, ward ihr zu Muthe, als erleuchtete sie ein Blitzstrahl, der ihr den Himmel offen und ihren Vater und ihren Gatten, umgeben von ihren Brüdern, ihr zulächelnd, zeigte!

Doch in dem nämlichen Augenblick empfand das junge schwache Geschöpf, das sie auf ihren Armen trug und dort bald sterben sollte, zuerst die Anfälle des Giftes, welches der Wein in Ueberfluß enthielt: es war Arsenik! Das arme Kind ward blaß, dann ganz blau, endlich wand es sich in schrecklichen Convulsionen. Die Mutter kämpfte eine Weile gegen diesen fürchterlichen Anblick; doch bald erlag ihr Mutterherz unter einem solchen Schmerze: das Geschrei des Sohnes verwirrte ihr den Verstand.

„Vergib mir, mein süßer Engel!" rief sie niederknieend und legte ihren Sohn zu Füßen des großen Kreuzes nieder. „Vergib, mein Kind, meine Freude, mein Schatz! Bald wird Deine Mutter wieder mit Dir vereinigt seyn!"

„Elendes Weib!" schrien die Offiziere, „dieser Wein war also doch vergiftet!"

Dolores erhob sich von der Erde und erschien vor diesen Männern in erhabenem Stolze. Sie war doppelt bleich: einmal von der fürchterlichen Erregtheit des Gemüths, welche sie zerrüttete und dann von dem auch bereits bei ihr wirkenden Gifte.

„Ja", sprach sie mit bitterem Lächeln, „ja, dieser Wein ist vergiftet und ich war's, die das Gift hinein mischte! . . Elende Henker aller meiner Lieben! seit Einem Monate habt Ihr meinem Vater, meinen vier Brüdern und meinem Gatten den Tod gebracht! . . Ja, Ihr seyd vergiftet! — Fluch über Euch! Fluch über Frankreich! ich spreche ihn aus am Rande meines Grabes, und der Fluch der Sterbenden ist stets fürchterlich!"

In diesem Augenblick ruft ein wiederholtes Jammergeschrei ihres Sohnes sie zu ihm hin. Die Offiziere, von welchen zwei nicht von dem Wein genossen, bemühten sich, sie vor der Wuth der Soldaten zu retten, welche sie niederhauen wollten, und stellten sich zwischen diese und die Spanierin; aber schon hörte die Unglückliche sie nicht mehr. Ihr kleiner Manuel war so eben mehreren wiederholten Zuckungen erlegen und nun hielt sie ihn in ihren Armen, kalt und bleich, wie eine gewaltsam dem Boden entrissene Blume.

„Ungeheuer!" rief sie noch, „barbarische Ungeheuer! Ihr wärt es, die mich zu dieser grausamen That getrieben; denn wahrlich, grausam ist es, mein Kind getödtet zu haben! . . Doch nein", fuhr sie fort, die Hände faltend und zum Himmel emporhebend, „nein, ich bin nicht schuldig! . . Was wäre aus Dir geworden, arme Waise! . . Du wärest Sclave gewesen und hättest die französische Kette getragen! . . Nein, gesegnet sey Deine Mutter! Fluch über Frankreich!"

Nun aber war es unmöglich, die Soldaten länger zurückzuhalten. Sie stürzten sich auf die unglückliche Mutter, die, ihr bereits kaltes Kind erfassend, wollte, daß es ihr Loos theile, obgleich es ohne Empfindung war. Sie selbst vermochte kaum einen Seufzer auszuhauchen, denn dreißig Stiche trafen ihr Herz! Sie fiel auf die Stufen des Kreuzes nieder, immer noch ihren Sohn fest in den Armen haltend.

Die Soldaten ergriffen endlich die beiden Leichen und schleuderten sie, trotz den Befehlen ihrer Vorgesetzten, in den Zaparadiel, nachdem sie mehrere Steine an die Arme und Füße befestigt hatten. . . Man sah die Leichname eine Weile im Kreise sich drehen; doch bald riß das Gewicht der Steine sie in die Tiefe und ihr feuchtes Grab schloß sich über ihnen!

Den Soldaten wurde ärztliche Hülfe nach Möglichkeit zu Theil; doch siebenunddreißig Mann erlagen den Folgen dieser unglücklichen Begebenheit.

Die Verheerungen in Schlesien.

In einer Schilderung der über 40 bis 50 Quadratmeilen in Schlesien sich hinziehenden Verwüstungen, welche die Ueberschwemmungen angerichtet haben, schreibt die „Schlesische Zeitung": Da liegen die 40 Deiche, welche allein längs der Oder von den tobenden Gewässern zersprengt worden sind, da liegen sie, an 226 Stellen gebrochen, von Ratibor bis Grünberg in kläglicher Ohnmacht, — so stark, so gut, so neu sie zum großen Theil waren, mit so hohen Kosten sie theilweise erst seit 1848 errichtet sind. Da stehen sie, die 300 Ortschaften, welche überfluthet worden, mit ihren Tausenden von beschädigten Häusern; — über zwanzig Dörfer sind darunter, deren Gebäude theilweise ganz fortgerissen, theilweise (4—500 an der Zahl) so ruinirt sind, daß nur ein Neubau sie wieder bewohnbar machen kann; die Feueressen sind eingestürzt, die Lehmfachwände ausgespielt, die Dielen aufgerissen, die Häuser haben hoch voll Wasser gestanden, so daß der Schlamm hier und da noch bis an die Decke der Wohnstube reicht. Die Strohdächer sind voll der Luken, durch welche den Bewohnern mehrere Tage lang die Nahrung hat gereicht werden müssen. Viele Bauplätze sind nur noch durch Trümmerhaufen bezeichnet. Die von ihrem Herd vertriebenen Bewohner dieser unglücklichen Dörfer irren auf ihren verwüsteten Feldern umher oder lagern in Scheuern, Ställen und Böden, in Strohhütten, in selbst gegrabenen Erdlöchern, haufenweise, Gesunde und Kranke, Männer und Weiber zusammengeschichtet; aus der Hand der Wohlthätigkeit erbitten sie Nahrung und Kleidung, die Herstellung ihrer Gebäude, die Heilung ihrer Kranken. Da liegen sie weit ins Land hinein, die überschwemmten Feldmarken von mehr als 2000 Städten, Rittergütern und Dörfern, weite Flächen dick versandet, andere mit tiefen sumpfigen Wasserlöchern gefüllt, die schönen Felder und Gärten überall mit modernden, die Luft verpestenden Feldfrüchten und Gemüsen, über die ein dicker grauer Schlamm sich lagert, die herrlichen Wiesen mit der verfaulenden Grummeternte bedeckt; die Kartoffeln überall, wo Wasser stand, total verdorben. Waizen, Hafer und Erbsen, die meist gemäht auf dem Schward lagen, größtentheils zu Grunde gerichtet, fortgespühlt, an Bäumen und Sträuchern umherhängend; Roggen und Gerste, die meist schon eingebracht waren, zur Hälfte in den Scheunen überfluthet und verdorben, sind jetzt als Dünger auf den Höfen aufgestellt; der zweite Wiesenschnitt vollständig verloren, nachdem der erste schon ziemlich kärglich gewesen. Daneben die unzähligen Brücken, Wege und Stege, die zerstört, den Verkehr hemmen und an deren Herstellung Hals über Kopf von den Kreisbehörden und von Kreis-Einsassen, welche die nöthige Diensthülfe leisten müssen, gearbeitet wird; die eingerissenen Ufer, deren Reparatur nicht minder vor dem Winter nothwendig ist; die zerstörten Gärten und Parks vieler Dominien; die vielen Tausenden Klafter Holz, die von den Fluthen fortgerissen sind und manchen betriebsamen Händler als armen Mann zurückgelassen haben; das Vieh, welches aus Futtermangel zu Grunde gegangen ist; — die Krankheiten, welche durch die verdorbene Atmosphäre erzeugt werden, wenn auch des Himmels Gnade gefährliche epidemische Seuchen bis jetzt noch fern gehalten hat; — alles Das gibt ein Bild voll Grauen, wie sich dessen die ältesten Leute nicht erinnern, und wie, wer mit eigenen Augen es sah, es Zeit seines Lebens nicht vergessen wird.

Doktor Beefsteak.

So nannten seine Feinde einen der beschäftigtsten Aerzte in Paris, der eben gestorben ist und der die glänzendste Praxis unter der vornehmen Damenwelt hatte, Dr. Benech. Er war der Ansicht, daß die meisten Menschen verhungern, und donnerte deßhalb in der heftigsten Weise gegen seine Kollegen, welche die Kranken mit Wassersüppchen, Brodwasser ic. martern. Die erste seiner wirklich außerordentlich zahlreichen glänzenden Kuren, welche seinen Ruf begründete, war folgende. Er wurde zu einer vornehmen Dame gerufen, fand in ihr eine junge, bleiche, matte Frau mit glanzlosen Augen, fragte sie über ihren Zustand und die bisherige Behandlung, klingelte dann und sagte dem eintretenden Diener:

„Lassen Sie so schnell als möglich eine kräftige Fleischbrühsuppe und zwei nur leicht gebratene Schöpscoteletten machen und bringen Sie dieß nebst einer Flasche Bordeaux, aber schnell!"

„Für wen bestellen Sie dieß, Herr Doctor?" fragte die Kranke verwundert.

„Für Sie, gnädige Frau."

„In meinem traurigen Zustand soll ich essen und das, was Sie bestellt haben? Das ist nicht möglich."

„Wollen Sie gesund werden? Werfen Sie alle Dinge bei

Seite, mit denen man Sie bisher gefoltert und in Ihren jetzigen Zustand gebracht hat, oder Sie sind verloren."

Er wartete bis die bestellten Speisen gebracht wurden und sagte dann:

„Nun thun Sie, wie ich verordnet habe; ich gehe nicht von der Stelle, bis kein Bissen mehr übrig ist."

Die Kranke fürchtete sich fast vor dem strengen Arzt und gehorchte. Der Doctor aber sprach ihr Muth zu, wünschte ihr Glück und als Alles aufgegessen war, sagte er: „Heute Abend lassen Sie sich noch eine Suppe und ein Beefsteak machen und trinken dazu die Flasche vollends aus. Sie werden eine vortreffliche Nacht haben, morgen werde ich Ihnen sagen können, daß Sie sich um Vieles besser befinden und nächste Woche können Sie wieder das Theater besuchen."

Und so geschah es. Da nun solche Kuren sich rasch wiederholten, so wollten alle Vornehmen von dem Doctor behandelt seyn; seine Kurmethode wurde modisch und er ein sehr reicher Mann, der aber sein großes Vermögen fast ganz den Armen zuwandte, denn so barsch und leidenschaftlich er bisweilen gegen seine Kranken, immer aber gegen die anderen Aerzte war, so weichherzig und gutmüthig war er gegen jeden Bedrückten. (Modenz.)

Mannichfaltigkeiten.

In Paris wird die Zucht der Rosen und Camelien besonders aufmerksam betrieben und erhalten wir fast immer die neuesten Sorten von dort. Vom 2. bis 5. November wird in Auteuil bei Paris eine Sammlung von 10,000 Camelien, alle erste Auswahl in den neuesten Varietäten, versteigert. Selten mag wohl eine solche Anzahl in Auction kommen.

Nach einer der „Pr. C." vorliegenden Zusammenstellung sind in den preußischen Staats-Bergwerken während des Jahres 1853 im Ganzen 134 beim Bergbau beschäftigte Personen verunglückt. Hiervon verunglückten in Steinkohlen-Bergwerken 89 Personen, in Braunkohlenbergwerken 10, in Erzbergwerken 27. Bei anderen Mineral-Gewinnungen verunglückten 8 Personen. Da die Zahl der Arbeiter in den Bergwerken überhaupt 76,519 betrug, so kamen auf 1000 Arbeiter $1,_{751}$ Verunglückter. Die verhältnißmäßig wenigsten Unglücksfälle ereigneten sich in den Erzbergwerken, nämlich auf 1000 Arbeiter $1,_{102}$, die mehrsten bei der Gewinnung von Dachschiefern, Mühlsteinen, Bausteinen ꝛc., nämlich auf 1000 Arbeiter $2,_{962}$.

Im Josephstädter Theater in Wien wird ein neues Stück von Elmar zur Aufführung vorbereitet, das den Titel hat: „Ueber den Semmering". In diesem Stück wird eine sogenannte „wandelnde Decoration", welche auf einer Länge von vielen Klaftern die ganze Eisenbahnstrecke sammt allen Naturschönheiten dieser Gebirgsgegend zur Anschauung bringt, vorkommen und in ähnlicher Weise, wie die Rheingegenden im „Zauberschleier" an dem Zuschauer vorüberziehen.

In der seit 14 Tagen in Brünn befindlichen Menagerie des Herrn Kreuzberg ereignete sich am 1. d. M. während der Fütterung und Produktion der Zähmung wilder Thiere ein für die zahlreich versammelten Zuschauer unangenehmer Vorfall. Als nämlich Herr Kreuzberg jun. das sogenannte afrikanische Gastmahl mit den Hyänen und Leoparden beendet hatte, sprang plötzlich der Leoparde rückwärts auf Herrn Kreuzberg, riß ihn vom Sessel zu Boden und erfaßte mit seinem Rachen den Hintertheil des Kopfes; glücklicher Weise waren die Wärter schnell zur Hand, welche durch einen tüchtigen Schlag auf den Rücken des Leoparden denselben zwangen, Herrn Kreuzberg loszulassen. Gleichzeitig mußten auch die in demselben Käfig befindlich gewesenen Hyänen schnellstens beseitigt werden, da das herabströmende Blut auch diese gereizt haben würde; so brachte man Herrn Kreuzberg glücklich aus dem Käfig und sodann zu Wagen in seine Wohnung. Nach dem Gutachten der schleunigst herbeigerufenen Aerzte sind die beigebrachten Verletzungen keineswegs gefährlich und beschränken sich bloß auf die äußere Haut.

In diesen Tagen starb in Wien am Brechdurchfall der bekannte Maler Ranftl. Alle, die dem Künstler im Leben nahe gestanden, beklagen seinen frühen Heimgang als einen Verlust, der schwer zu ersetzen. Ranftl war eine durch und durch österreichische Natur, voll Gewandtheit und biederem Wesen, voll Gemüth und Liebenswürdigkeit, voll Lebenslust und sprudelnder Laune. Durch die talentvolle und eigenthümliche Behandlung des Thierlebens und ganz besonders der Hundenatur hat sich der Verstorbene einen guten Namen in der Künstlerwelt erworben.

Man schreibt aus Bern: Am 29. Oct. wollten drei Geschwister, Jakob, Louise und Maria Breit von Räggisberg ihre Mutter in Münsingen besuchen. Da dieselben den Brückenzoll an der Aare bei Hunziken nicht bestreiten konnten, faßten sie den Entschluß, das Wasser zu durchwaten. Der Strom riß die beiden Mädchen mit sich fort; die Louise konnte durch herbeigeeilte Leute gerettet werden, die Maria Breit dagegen, 18 Jahre alt, verschwand in den Wellen und wurde eine Strecke weiter unten todt ans Ufer gezogen.

(Stuttgart.) Das Hoforchester hat von Meyerbeer eine höchst ehrenvolle Anerkennung erhalten, indem derselbe an Hrn. Hofkapellmeister v. Lindpaintner Folgendes schrieb: „Bitte verehrter Maestro! empfehlen Sie mich angelegentlichst den Herren Mitgliedern Ihres trefflichen Orchesters, denen ich die aufrichtigste Dankbarkeit für ihre herrliche, feurige, schwungvolle Exekution in der Aufführung, ihren Eifer, ihre Hingebung und Geduld in den Proben des „Nordstern" schulde. Meine innigste Sympathie, sowie meine reinste Hochachtung gehören diesem würdigen Künstlerverein. Meyerbeer."

Man schreibt aus Biberach (im Würtembergischen): In einem Dorfe der Nachbarschaft trug sich bei einem nächtlichen Brandfalle Folgendes zu. Das Feuer entstand, als die Leute im ersten Schlafe lagen. Die Frau, im höchsten Grade bestürzt, ist der falschen Ansicht, sie hätte bereits ihre beiden kleinen Kinder aus dem Hause gerettet und wirft nun eilig das Bett des kleinsten drei Monate alten Kindes zum Fenster hinaus. Als sie aber unten nur ihr älteres Kind sieht, eilt sie in größter Angst zurück in das Schlafgemach, aber das kleine Kind war nicht mehr da, sie hatte es mit dem Bett aus dem zweiten Stockwerke in den Garten geworfen! Da lag das Kindlein, auf dem Grasboden, ruhig in seinem Bettchen, vollkommen unbeschädigt! Man denke sich die Angst und sodann die Freude der Mutter!

Die Memoiren der Frau George Sand wurden bereits 1846 für den enormen Preis von 130,000 Fr. an einen Pariser Buchhändler verkauft, der, durch Vertrag an der sofortigen Veröffentlichung behindert, die 20 Bände des Manuscripts vorläufig im Pulte behalten mußte. Jetzt sind fünf Bände von ihm der „Presse" für 30,000 Fr. zum Abdruck überlassen, welche die Memoiren vom Austritt aus dem Erziehungskloster Les oiseaux bis zum 16. Lebensjahre enthalten. Zwei Bände davon sind allein mit der Korrespondenz ihres Vaters, des Herrn Dupin, angefüllt,

welcher Adjutant des Königs Murat gewesen ist. Jetzt liegt von G. Sand, die sich nicht durch die bisherigen geringen Erfolge von neuen Bühnenversuchen abschrecken läßt, wieder ein Theaterstück, einem ihrer Romane entnommen, zur Aufführung im Theatre français vor.

Korrespondenz.

Berlin, 4. November.

Die Zunahme der **Auswanderung** aus Deutschland in den letzten Jahren hat eine Höhe erreicht, welche den Regierungen die Verpflichtung auferlegt, im Interesse des eigenen Wahls der Auswandernden energische Maßregeln zu ergreifen, um eine unnatürliche Bewegung im Volksleben zu hemmen, bevor dieselbe eine Ausartung nimmt, wie sie in Irland jetzt zur Erscheinung kommt. Abgesehen von den volkswirthschaftlichen Nachtheilen einer ununterbrochenen Auswanderung, kommt besonders in Betracht, daß der schon früh sich regende Wunsch der Auswanderung in dem Individuum diejenige Theilnahme an dem Geschick des Vaterlandes erstickt, welche unter andern Umständen sich würde entwickelt haben. Zugleich leidet aber auch die Thal- und Willenskraft, sich unter gegebenen Verhältnissen und mit Entbehrungen kämpfend, die Befriedigung der Lebensbedürfnisse zu verschaffen. Mit der steigenden Zunahme der Auswanderung wächst zugleich die Unzufriedenheit mit den bestehenden Staatseinrichtungen, und statt der besonnenen Beurtheilung und Werthschätzung derselben macht sich eine übereilte und die Wohlthaten der staatlichen Gemeinschaft unterschätzende Beurtheilung und Auffassung geltend. Leider ist die Auswanderung häufig das Erzeugniß eines fein angelegten Betrug-Systems Derer, welche Menschen als Waare betrachten und so viel als möglich herbeizuschaffen suchen, um die Einnahmen des Transports zu gewinnen. Wir erkennen es daher dankbar an, daß die Regierung nicht bloß dergleichen Seelenverkäufer, wie sie in der Volkssprache genannt werden, polizeilich eifrigst überwacht, sondern auch das Recht, Auswanderer zu befördern, nicht als ein freies Gewerbe betreiben läßt, sondern von Concessionen abhängig macht, die nur an die bestimmte Person ertheilt werden und widerruflich sind. Als daher vor kurzer Zeit die Regierung genöthigt war, einem Bremer Rheder die Concession zur Annahme von Auswanderern zur Beförderung nach überseeischen Ländern in Preußen zu entziehen, weil derselbe nicht hinlängliche Sorge für die Verpflegung der Auswanderer getroffen hatte, haben sich, soviel uns bekannt ist, die Stimmen in der Presse nur anerkennend über diese Maßregel ausgesprochen. In neuerer Zeit ist nun hier der Gedanke angeregt, daß die Auswanderungsschiffe künftig von Regierungs-Agenten begleitet werden, welche während der Fahrt das Recht der Vertretung der Auswanderer gegenüber den Schiffskapitänen und den Rhedern auszuüben haben.

Mannheim, 5. Nov.

Gestern Mittag wurde eine **Belastungsprobe** in dem Auditorium des **neuen Theaters** vorgenommen. Die Tragkraft der ohne Stütze vortretenden Logenräume und der in der Weise des Hamburger Theaters z. B. nach vorn gesenkten Galerie bewährte sich auf das solideste; denn trotz der Ueberladung durch das massenhaft herbeigeströmte Publikum betrug die Senkung doch nicht mehr als eine Linie, meist war gar keine zu verspüren. Bedenkt man, daß die jeweiligen Senkungen der Ladenburger steinernen Brücke, diesem Prachtwerk der Baukunst, oft mehr als eine Linie betragen und daß die allen Körpern eigene Elastizität zeweitige Ausdehnungen und Zusammenziehungen zur nothwendigen Folge haben muß, so sind die angegebenen Resultate für den Leiter des Theaterbaues, den Dekorationsmaler und Maschinisten Herrn Mühldorfer gewiß eine glänzende Satisfaktion.

Von der badischen Bergstraße, 3. Nov.

Ueber die Gründung des **Weinheimer Rettungshauses** haben wir bereits im Jahre 1850 berichtet. Es wurde damals in einem gemietheten Hause eröffnet, aber schon am 1. Aug. 1851 wurde ein neues eigenes Haus eingeweiht. Im Ganzen sind bis zum Ende des Jahres 1853 70 Kinder aufgenommen worden, 42 Knaben (alle evangelisch) sind noch in der Anstalt. Die meisten der Kinder kommen verwahrlost und verwildert in die Anstalt; aber das regelmäßige, in Arbeit und Erholung eingetheilte Leben in der Anstalt zeigt immer in kurzer Zeit seine gute Wirkung. Bis jetzt schickten die Städte Frankfurt und Mannheim je ein Drittel der Kinder. Unter 8 und über 16 Jahren nimmt man nicht gerne in die Anstalt auf. Das Alter von 10—14 Jahren ist am geeignetsten. Der Werth des zweistöckigen, eine Viertelstunde von Weinheim gelegenen Hauses mit Nebengebäuden, Hausgeräth und drei Morgen guten Landes hat einen Werth von 10,000 fl. In den Jahren 1850 bis 1853 einschließlich hat die Anstalt eingenommen 18,646 fl. 47 kr., die Gesammtausgabe beträgt 19,937 fl. 33 kr. Dieser Mehraufwand von 1291 fl. 54 kr. wurde durch den theueren Preis der Lebensmittel herbeigeführt.

Mainz, 2. Nov.

Unser Theater leistet unter der tüchtigen Leitung des Direktors **Ernst** und des Kapellmeisters **Reiß** gewiß alles Mögliche und läßt eben so gewiß, unter den gegebenen bescheidenen Verhältnissen, noch Manches zu wünschen übrig. Eine verständige Kritik vermag bei solchen Umständen viel Gutes zu stiften, und die Besprechungen des Wochenblattes können wohl einigen Anspruch auf Sachverständniß machen, während die Mainzer Zeitung, die zwar aufgehört hat, sich Volkszeitung zu nennen, in ihren Besprechungen der hiesigen Theaterverhältnisse und Bühnenpersönlichkeiten oft einen Ton anschlägt, der nur zu sehr an den der unteren Volksklassen erinnert.

Frankfurt, 5. Nov.

Auf ein wiederholtes Gesuch des Verwaltungsrathes der **öffentlichen Turnanstalt** um Fortverwilligung einer städtischen Subvention ist ein abermaliger abschlägiger Bescheid des Senates erfolgt. Die bei jener Anstalt betheiligten Aktionäre sehen demnach neuen Verlusten entgegen. Bei allem Dem leiden jedoch die Turnübungen selbst bei den jüngeren und älteren Männern, sowie bei der Schuljugend (wenn auch bei letzterer nach Einführung des Turnens in den Schulen in geringerer Zahl der Theilnehmer) hierdurch keine Unterbrechung. Außerdem ist durch die dieser Tage ins Leben tretende Abtheilung für schwedische Heilgymnastik und Orthopädie unter Leitung der Herren **Ravenstein** und Dr. **Kellner** die Richtung angedeutet, nach welcher hin unsere schöne Turnanstalt fortan ihre Thätigkeit zu erstrecken gedenkt, nachdem ihr für ihren ursprünglichen Zweck, „körperliche Ausbildung der Jugend", der Boden entzogen worden ist.

Allen Bemühungen unserer Justiz unerachtet hat sich bis heute noch immer kein weiteres Licht über den Mord der im Laufe des Sommers erschlagenen **Barbara Müller** verbreitet. Die der That dringend Verdächtige beharrt in ihrem Schweigen, und neue Beweise sind nicht aufgefunden worden. Während dessen wird demnächst der Nachlaß jener Unglücklichen zur Versteigerung kommen, und an Silber, Präciosen, alten Münzen und sonstigen Alterthümern viel Interessantes bieten, unter Anderem auch jenen schon früher in den Zeitungen erwähnten Kaiserring mit den sehr gelungenen Miniatur-Portraits Maria Theresiens und Kaiser Josephs.

Die **vier** kulturgeschichtlichen Vorträge des Hrn. Fr. **Stark**, betreffend die **germanischen Frauen der alten Zeit und im Mittelalter** werden am 18. und 25. Nov., 2. und 9. Dezember, Abends von 7 — 8 im Hause Mozart stattfinden. Subscriptionspreis 3 fl. Listen zum Unterzeichnen liegen in der Jügel'schen und Hermann'schen Buchhandlung.

Dr. **Scheve** wird in den nächsten Tagen seine letzten Winter hier gehaltenen Vorträge über Phrenologie wiederholen; der erste Vortrag ist morgen, Donnerstag, von 7—8 Uhr im Weidenbusch.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 8. Nov. **Czaar und Zimmermann**, komische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Albert Lortzing.

Donnerstag, 9. Nov. 1) **Der Weg durch's Fenster**, Lustspiel in 1 Act. 2) (Zum ersten Male): **Die Dienstboten**, Lustspiel in 1 Act von Benedix. 3) **Ein bengalischer Tiger**, Lustspiel in 1 Act. — Konzertvorträge auf der Zither von J. Petzmayer, Kammervirtuos Sr. k. Hoh. des Herzogs Maximilian von Bayern.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 268. Donnerstag, den 9. November 1854.

Warum weinst Du?

Warum weinst Du? Warum rollen Thränen, Kind, von Deinen Wangen?
Sprich, hält Mutterliebe Dich nicht mild und weich und warm umfangen?
Wie, auch Du, Du kennst schon Schmerzen, und hast kaum die Welt gesehen,
Ach, die Welt, die arge, schlimme, überreich an Leid und Wehen!

Warum weinst Du, holdes Mädchen? Wohl ist Dir nicht treu geblieben,
Dem Du opfertest Dein Hoffen und Dein Glauben und Dein Lieben?
Ach, ich weiß es, denn ich fühlt' es: wo da wird ein Herz betrogen,
Ringt es, streitet's, kämpft's vergeblich wider wilde Lebenswogen!

Warum weinst Du, Mann voll Thatlust? Mußtest meiden Du, gar hassen,
Was Dein Geist, was Deine Seele, liebeglühet, wollt' umfassen?
Eine Thräne auch in Deinem Auge, das bald sanft, bald flammend,
Sonnig-heiter hier gelächelt, dort jedoch geblitzt, verdammend?

Warum weinst Du, müder Alter? Längst verschwand Dein Lebensmorgen;
Kurze Frist gibt nur das Schicksal Deinen Lasten noch und Sorgen;
Viel getragen, viel gelitten hast Du wohl zu mancher Stunde —
Will Dein altes Herz verbluten, sprich, an seiner alten Wunde?

Könnt' ich es, wie gerne ließ' ich Eure Blicke alle leuchten!
So doch schau' Euch selbst ich an mit bangen, traurig-düstern, feuchten,
Matten, freudentwöhnten Blicken als ein ächter Sohn der Erde,
Der geboren ward, daß Asche und daß Staub einst aus ihm werde.

Dr. Daniel von Fenner.

Bilder aus den Champs-Elysées.

Paris, im October.

In den Champs-Elysées gibt es seit kurzem zwei verschiedene Gruppen von Besuchern: die eine, welche vom Quai aus nach dem Invalidenhotel blickt, um zu sehen, ob die Kanonen, die daselbst aufgestellt sind, zu Ehren irgend einer Siegesnachricht losgefeuert werden; die andere, um den sich dem Ende nähernden Bau des Industrie-Palastes zu beobachten. Wenige Schritte von dem Invalidenhotel befindet sich das ungeheure Labyrinth, welches man das neue Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten nennt, und man kann daher von den Champs-Elysées aus auch beobachten, ob irgend eine Ordonnanz eine Depesche bringt, so daß die Politiker der Champs-Elysées alle möglichen Anhaltspunkte zu den gründlichsten Diskussionen über Sebastopol und die Kosaken haben, und so oft sich ein hölzerner Fuß eines Invaliden oder die grüne Livree eines Bedienten des Hrn. Drouin de l'Huys zeigt, bricht diese russenfeindliche Gemeinde in ein allgemeines: Ah! aus. Neben dieser politischen Gruppe befindet sich eine andere Gruppe, industrieller Natur, obgleich sie gleichfalls wie die erste Kathegorie blos aus Müßiggängern besteht. Diese Industriellen beschäftigen sich nicht mit der Politik, sondern sie gaffen blos nach dem Ausstellungsgebäude, das sich mitten unter den Bäumen der Champs-Elysées befindet, und berechnen, um wie viel Pfund Fleisch Paris im nächsten Jahre mehr verzehren werde, wenn die Ausstellung begonnen haben wird. In den verschiedenen Alleen der Champs-Elysées wogt der heitere Strom von Spaziergängern, Loretten und Dandys, für die weder Politik noch Industrie besteht und die Jahr aus Jahr ein ihre Promenade bis zum Porte Maillot machen und weder vom Kriege noch von der Ausstellung, sondern blos vom letzten Vaudeville des Varietés oder von einer Wette im Jockey-Club sprechen. Man glaube aber nicht, daß hiemit die Bevölkerung der Champs-Elysées erschöpft ist. Noch viele interessante Elemente finden sich in denselben, aber die sonderbarste, originellste kleine Gemeinde unter allen diesen Politikern, Industriellen, Spaziergängern bilden die Joueurs de boule. Die Joueurs de boule haben ihr eigenes Reich, für sie besteht Paris und die Welt blos aus einem Raume in den elyseischen Feldern, der im Norden von dem Ausstellungsgebäude, im Osten von der Allee, die von der Avenue de l'Etoile zum Quai, im Westen von dem Carré des Fetes und im Süden von dem Cours-la-Reine begränzt wird. Wenn der Fremde nach dieser geographischen Andeutung die Gemeinde der Joueurs de boule aufsucht, so muß er sich in Acht nehmen, dieselbe zu finden, ohne daß sein Fuß oder sein Kopf von einer der hölzernen Kugeln, welche die Joueurs de boule werfen, zerschmettert werden. Der genannte Raum gehört den Kugelspielern und jeder Fuß, jeder Kopf, jeder Körper, der sich diesem Raume nähert, thut es blos auf seine eigene Gefahr.

Wenn Du, lieber Leser, die Joueurs de boule aufsuchst, so erblickst Du in der Ferne zwei Reihen von schlecht gekleideten Personen, die sich mit den Köpfen vorbeugen und auf die Erde blicken. Du näherst Dich einer dieser Gruppen, die sich vor Dir öffnen, Du siehst nicht die Kugel, die gerade gegen Dich zuläuft, aber Du hörst den Dir unverständlichen Ruf: N'arrêtez rien, den zwanzig Personen Dir, dem armen Fremden, zurufen. Anstatt

der Kugel auszuweichen, schreitest Du vorwärts, bis Dich ein heftiger Schmerz, den Du am Beine fühlst, niederwirft. Du fällst um und glaubst mindestens, daß alle diese Leute Dich beklagen werden, statt dessen hörst Du blos die Worte: Imbécile, maladroit! Il a fait manquer un grand coup! Der Spieler, der die Kugel geworfen hat, ist vielleicht so gut, zu sehen, ob Du nicht todt bist. Du bist blos halb todt oder — tu as fait manquer un grand coup. Ein Joueurs de boule ist blos von einer einzigen Leidenschaft besessen, er hält drei bis vier Kugeln in der Hand und wirft sie gegen eine andere Kugel von kleinerem Durchmesser, welche ehemals cochonnet hieß, später le petit getauft wurde, und jetzt haricot genannt wird.

Man suche diese Bedeutung der genannten Worte nicht im Dictionnaire de l'Académie! Man ist blos Joueur de boule, wenn man in dem citirten Raume der Champs-Elysees als Mitglied der Gemeinde aufgenommen worden ist, wenn man vor dem Publikum von Auvergnaten, Invaliden, dienstlosen Domestiken, Blousenmännern und kleinen Rentiers, welche daselbst rechts und links stehen, und Wetten für und gegen einen Spieler machen, applaudiren und zischen, seine Kugeln wirft. Die Joueurs de boule haben gleichfalls ihren Napoleon, ihr strategisches Genie, es heißt Burdet. Burdet hat nur einen Rivalen, er heißt Barigoule. Wenn man zufällig im Café du Jeu des Boules in den Champs-Elysees sich befindet, wo die Bourgeois anlangen, und statt des Paletot eine Flanelljacke nehmen, um sich während des Spiels nicht zu beschmutzen, so hört man blos von Burdet und Barigoule sprechen und ist ganz erstaunt, diese Notabilitäten nicht zu kennen. Für die Joueurs de boule gibt es keinen Kaiser von Rußland, sie kennen blos Einen Krieg, den zwischen Burdet und Barigoule. Es ist historisch, daß am 23. Juni 1848, als der fürchterlichste Bürgerkrieg Paris mit Schrecken erfüllte, dennoch schöne Partien des Kugelspiels in den Champs-Elysees engagirt waren. Wenn es regnet, so spielt man im Kothe und die „ramasseurs" haben dann einen Waffereimer zur Hand, um die Kugeln nach jedem Wurf zu waschen; wenn der Schnee die Erde bedeckt, so wird derselbe weggeschaufelt und man spielt dennoch. Wenn einer der gewöhnlichen Joueurs de boule fehlt, so wissen die übrigen Kugelspieler, welches Hinderniß allein ihn abhalten konnte, zu kommen, und sie sagen: Er war gestern sehr leidend und es ist daher kein Wunder, daß er gestorben ist!

(Ostd. Post.)

Aus einem Briefe aus England.

Sehr mager sieht es gegenwärtig auf dem englischen Büchermarkte aus. Außer unbedeutender Kriegs- und Cholera-Literatur gibt es nur noch unbedeutendere Kleinigkeiten, die neu sind, z. B. ein Buch über „Teufel, Gespenster und Geister" („Fiends, Ghosts and Spirits") mit einem Versuche, den Glauben an das Uebernatürliche zu erklären, der aber ganz mißlungen ist, da das physiologische Element, aus welchem man allein die Produktivität der kranken Phantasie, die unbewußt ihre Kinder dem Vater als fremde Wesen gegenüberstellt, erklären kann, durchaus unbegriffen und unerklärt blieb. In der Kriegs- und Russen-Literatur hat man Alles aufgewärmt, was in diesem Jahrhundert über Rußland und die Krim geschrieben ward. Die neue Literatur in dieser Sphäre fängt erst nächstes Jahr an und wird wohl sobald nicht wieder aufhören, da die meisten Offiziere im Oriente Tagebücher zu dem Zwecke führen sollen, um sie drucken zu lassen; die wahre wird sich erst allmälig aus einer Menge widersprechender Erfahrungen und Details herausklären. Von einigem Interesse ist „England and Russia", von Dr. Hamel, einem geborenen Russen.

Wie die Cholera dieses Jahr wieder sehr thätig war, ward auch in der Literatur darüber viel geleistet. In der Praxis bildeten sich Kalomelisten und Biberg eilisten, welche in den betreffenden Substanzen Spezifica gefunden haben wollten. Die Theoretiker zerfielen in Elektrizisten und Infusionisten oder Fungisten. Mit den Ersteren kann man sich weiter nicht abgeben; sie gehören zu den Gelehrten, die Alles, was ihnen in der Natur Unerklärliches vorkömmt, der Elektrizität oder auch dem Magnetismus zuschreiben. Sie sind durch den klassischen Spruch:

„Was man nicht definiren kann,
Das sieht man für elektrisch an",

längst abgethan, obgleich viele Fach-Naturwissenschaftler es nicht viel besser machen, da sie Alles, dessen Woher und Wie und Was sie nicht messen, wiegen und zählen können, „Kraft" nennen. Kraft heißt also auf Deutsch: „Ich weiß es nicht", so daß man sagen könnte, die Kraft der modigen, materialistischen Naturwissenschaft bestehe so recht eigentlich im Nichtswissen. Wenn dieß ein Sokratisches wäre, könnte man sich es schon gefallen lassen. So aber treten sie anmaßend auf und sagen: Alles ist Materie, Geist ein Unsinn. Letzteres könnte höchstens von diesen Fach-Geistern selbst gelten.

Die Fungisten in der Cholera-Literatur sind schon respektabler. Sie haben doch wenigstens tüchtig gearbeitet und experimentirt. Wir verweisen hier nur auf den „Investigator" in der „Times", der wirklich eine wissenschaftliche Methode erfunden hat, die schlechten Gerüche in der Luft, welche die Cholera unbedingt und allemal befördern, körperlich als Schwämme und lebendige Wesen unter dem Mikroskop nachzuweisen. Ueble Gerüche entwickeln sich überall aus sich zersetzenden, verwesenden Substanzen. Die Naturwissenschaft nennt Schwefel-Wasserstoffgas, Ammoniak u. s. w. als die Körper, in welche verwesende sich auflösen; „Investigator" hat aber durch eine sinnreiche Vorrichtung, die in der „Times" vom 29. September näher beschrieben ist, herausgefunden, daß es nicht bloß Luftarten und elementare Körper sind, in welche sich organische Substanzen zersetzen, sondern sofort auch wieder lebendige Körper, so daß er selbst in den Luft-Atomen, die man riecht, lebendige Thierchen entdeckt zu haben glaubt. Gehen diese oder eine besondere Art davon in Lunge, Fleisch und Blut über, entsteht im Körper eine Reaktion, um sich derselben zu entledigen. Dieß ist die Cholera, die wenigstens wesentlich in den gewaltsamsten Anstrengungen besteht, alle Flüssigkeiten aus dem Körper zu entfernen. Kömmt inzwischen nicht neue Flüssigkeit genug hinzu, wird das Blut wie Pech und bleibt stehen. Auch dieß ist eine sehr plausible Ansicht und erklärt die Art des Todes durch Cholera ganz erschöpfend. Doch will ich mich weder unter die Theoretiker noch unter die Praktiker dieses Gebietes gemischt haben. Die Cholera ist das tödtliche Leben der Verwesung, der Unreinlichkeit in Luft und Leben. Das hat sich überall statistisch bewährt und kann nunmehr Jeder in seiner eigenen Umgebung bewährt gefunden haben. (M. f. d. L. d. A.)

Die englische Armee.

Theodor Fontane hat einen Aufenthalt in London mit vielem Geschick dazu benutzt, darüber sehr lesenswerthe literarische Skizzen unter dem Titel: „Ein Sommer in London" bei Gebrüder Katz in Dessau erscheinen zu lassen. Sie verbreiten sich mit scharfer Beobachtungsgabe und Benutzung guter Quellen über mannigfache Zustände und Verhältnisse Englands und sind in einem leichten, angenehmen Styl geschrieben. Der Verfasser sagt unter Anderem über die englische Armee: „Der schlimmste

Zopf ist der, den die englische Armee trägt. Jeder Zeitungsleser weiß, daß, was die Marine angeht, Admiral Charles Napier seit Jahren schon rastlos gegen das eingefrorene Wesen eifert, das selbst schreienden Mißbräuchen gegenüber jeder Neuerung unzugänglich ist, und indem ich ihm auch heute ein Feld überlasse, auf dem er um Einiges besser bewandert ist als ich, beschränke ich mich auf den Armeezopf, der zur Kenntnißnahme aller Welt offen vorliegt. — Die englische Armee ist dieselbe wie vor fünfzig Jahren. Die Erfindungen und Verbesserungen eines beinahe vierzigjährigen Friedens sind spurlos an ihr vorübergegangen; sie träumt von ihren Siegen und wiegt sich in Sicherheit. Die Offizierstellen bis zum Major sind noch immer käuflich, die Fuchtel ist nach wie vor die Lehrmeisterin der Disziplin, der rothe, geschmack- und taillenlose Frackrock herrscht noch immer absolut und Exerzitium und Bewaffnung (mit Ausnahme des schon wieder veralteten Perkussionsschlosses) sind unverändert dieselben geblieben. Wollte man alle Anekdoten übee das englische Infanteriegewehr sammeln, es gäbe ein ganzes Buch. Nach Allem, was ich höre, soll ein sicherer Schuß damit eine baare Unmöglichkeit seyn; es ist nur verwendbar auf Massen und sein Bestes ist nach wie vor — das Bajonnet. Aber — alle Achtung vor dem englischen Bajonnetangriff — die europäische Kriegskunst entfernt sich immer mehr von der bloßen Rauferei, und Führung im Ganzen, Geschick und Bewaffnung im Einzelnen werden, bei versteht sich gleicher Zahl, über kurz oder lang ausschließlich den Ausschlag geben. Der englische Soldat, als rohes Menschenmaterial noch immer unvergleichlich, entbehrt völlig des Geschicks und der Bewaffnung, wodurch sich die Armeen des Continents, namentlich die preußische und französische, mehr denn je auszeichnen; das englische Heer hat keine Jäger von Vincennes, die beim Sturme Leitern aus sich selber machen, und hat keine Zündnadelgewehre, die auf sechs- und achthundert Schritt in die Kolonne treffen und, neunmal unter zehn, jedes Bajonnet-Angriffes spotten, — denn man greift nicht an mit todtgeschossenen Leuten. Die stolze Insel mag sich vorsehen; so fest überzeugt ich bin, daß ihr keine Gefahren von jenseits des Kanals drohen, so fest überzeugt bin ich auch, daß sie diesen Gefahren unterliege, wenn sie jemals Wirklichkeit würden." — (Möglich, daß die Erfahrungen des gemeinschaftlichen Feldzuges mit den Franzosen im Oriente die nöthigen Verbesserungen in der englischen Armee veranlassen.)

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 25. Oct.) In dem neuen Regulativ vom 3. October für die Elementarschulen wird besonders bemerkt: „Durch den ganzen Schulunterricht sollen zwei Grundsätze hindurchgehen: „erstens unter Lossagung von dem einseitigen Streben nach abstrakter formeller Denkbildung dem Unterricht einen berechtigten und würdigen Inhalt zu geben", und sodann „an diesem Inhalt die Kraft bis zum Können und zur selbstständigen Fertigkeit zu üben." In Betreff des Religions-Unterrichtes heißt es: „Sogenannte Katechisationen über einzelne Lehrpunkte oder Lehrstücke sind von dem Unterrichte der Elementarschule ausgeschlossen. Die Hauptaufgabe des Lehrers ist, den betreffenden Inhalt zu entwickeln, zum Verständniß und zum Besitz der Kinder zu bringen. Dazu ist weniger die Kunst des sogenannten Sokratisirens, als die des guten Erzählens, Veranschaulichens, des klaren Zusammenfassens der Hauptgedanken, des Abfragens und die Kraft des eigenen Glaubenslebens erforderlich, welche in göttlichen Dingen ohne große menschliche Kunst Ueberzeugung und Leben schafft."

Im „Drurylanetheater" in London herrschte in der Oper eine wahrhaft babylonische Sprachverwirrung. Madame Corradori sang die Lucia deutsch, die Sänger Reichardt und Formes ihre Parthien ebenfalls, ein Anderer antwortete mit einer englischen Arie und wieder Andere ließen sich italienisch vernehmen. Diese geschmacklose Disharmonie convenirt dem Geschmacke der Engländer. Aehnliches haben wir auch in Deutschland schon oft erlebt und scheint es immer mehr sich eindrängen zu wollen. Das Publikum läßt sich gar viel gefallen.

In Preußen ist große Freude? Ein preußischer Renner, der Hengst Scherz hat in dem weltberühmten Wettrennen zu Newmarket den Sieg über 19 der besten englischen Renner davon getragen. Der Preuße war gegen preußische Gewohnheit so in Rage gekommen, daß er noch weit über's Ziel bis in die Stadt rannte. Der glückliche Reiter und Besitzer, der Baron von Wilamowitz-Möllendorf in Gadow bei Perleberg gewann den Rennpreis von 1455 Pfund Sterling und über 2000 Pfund in Wetten. Seit wenigen Jahren ist „Scherz" der siebente Renner, der seine englischen Collegen geschlagen — für die deutsche Pferdezucht gar kein übles Zeichen.

Als Verfasser der Tragödie: „Der Fechter von Ravenna", die in Wien im Hofburgtheater den glänzendsten Erfolg hatte und über deren Ursprung man sich in den verschiedensten Muthmaßungen erging, wird der Eisenbahn-Direktor Max Maria von Weber in Dresden, Sohn des Componisten, bekannt durch statistische Arbeiten über Eisenbahnen, eine Dichtung: „Die Graalfahrt" und seine Reisebriefe über Afrika in Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd", bezeichnet.

Die Heirath der Cruvelli ist der „Independ." zufolge „aus Gründen, welche der Oeffentlichkeit nicht zu erforschen geziemt", rückgängig geworden.

Im Laufe des Sommers haben nach amtlicher Aufzeichnung 76,000 Fremde Frankfurt besucht, man kann fast ungefähr eben so viele Passanten rechnen, die nicht in die Register eingetragen sind, ein Beweis von der ungeheuren Fremdenfrequenz, die hier an der Kreuzpost- und Eisenbahnstraße Deutschlands herrscht.

(Berlin, 1. Nov.) Gestern wurde die „christliche Mädchen-Herberge" feierlich eingeweiht. Der Zweck derselben ist, ordentlichen Mädchen, die entweder von außerhalb, oder wenn von hier, ohne Eltern sind, ein Unterkommen und Gelegenheit zur weiteren Ausbildung für ihren Beruf zu verschaffen und sie zugleich vor den Gefahren der Unsittlichkeit zu bewahren, welchen dienstlose Mädchen oft ausgesetzt sind. Zur Annahme der Meldungen ist von heute an die Oberin in dem Hause der Anstalt bereit. Das Kuratorium besteht aus Frau Staatsminister v. Bodelschwingh, General-Superintendent Dr. Hoffmann und Prediger Kuntze.

(München, 28. Oct.) Die allgemeine deutsche Kunstausstellung wurde im Ganzen von 30,000 Personen und die deutsche Industrieausstellung von 194,000 Personen besucht.

In einem Privatbriefe aus Vera Cruz vom 4. Oct. lesen wir in Betreff der uns so frühzeitig entrissenen Sontag Folgendes: Ihr Mann reiste kurz nach ihrem Tode von Mexico ab und ließ die Leiche daselbst zurück. Letztere kam erst kürzlich hier an, nachdem für den Transport 200 D. gezahlt worden waren. Sie wurde zuerst in der Augustinerkirche, später in einem außerhalb der Stadt gelegenen Gotteshause untergebracht, um ein Schiff

abzuwarten, das sie nach Europa mitnehmen will. Bis jetzt hat sich noch kein Kapitän dazu verstehen wollen.

(Düsseldorf, 4. Nov.) Es sind wieder zwei neue Planeten entdeckt, so daß nun 33 Planeten unsres Sonnensystems bekannt sind. Den einen neuen Planeten, Pomena genannt, entdeckte Herr Goldschmidt in Paris am 26. v. M. als einen Stern 10ter, 11ter Größe. Den anderen Planeten fand Herr Chacornac in Paris am 27. v. M. als einen Stern 9ter, 10ter Größe. Man hat ihn Polyhymnia genannt. Beide bewegen sich zwischen Mars und Jupiter.

Korrespondenz.

Köln, 2. Nov.

Unsere permanente Kunstausstellung hat bis dahin manches Gute und Schöne geboten; auch waren bedeutende Meister vertreten. Dennoch sahen wir kein Bild ersten Ranges. In jüngster Zeit ist von Jakob Becker aus Frankfurt ein größeres Bild: „vor dem Krieg Flüchtende" ausgestellt, welches vorzugsweise die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Es bewährt besonders in der Technik den berühmten Meister und bietet im Einzelnen viel Schönes; doch können wir nicht läugnen, daß wir die Stimmung vermissen. Menschen, bloß von der Angst getrieben, ohne allen geistigen Halt, scheinen uns kein glücklicher Entwurf zu einem Bilde. Befriedigter wird das Gemüth durch ein kleineres Bild dieses Malers: „die Heuernte". — Von Overbeck in Rom ist seit Kurzem gleichfalls ein größeres Bild ausgestellt: „Lasset die Kindlein zu mir kommen", eine Jugendarbeit, nicht würdig, den Meister zu vertreten. Von Corens in München, einem geborenen Kölner, sind zwei Porträte angelangt, vortreffliche Bilder, lebhaft an ähnliche Arbeiten von de Keyser erinnernd. M. Larson in Düsseldorf versucht sich im Lichteffekt in zwei Bildern: „Schwedische Fischer" und in einem „Fiord." Beide sind als sehr gelungen zu bezeichnen, können aber mit früheren Bildern dieses Malers, namentlich mit einem ergreifenden „Seesturm" nicht verglichen werden — Es sind einige recht gelungene Landschaften hinzugekommen; wir nennen nur jene von A. Heerdt von Bockenheim, Pose von Frankfurt, Schmidt von Berlin, Rausch, Gust. Lange und Lindlar in Düsseldorf und L. Kuhnen in Brüssel. Als Genremaler entfalten Talent: A. Heckel in München in seinem „Harfner und Mignon"; J. Wilms in Düsseldorf in seinem „Wucherer" und Thiel von Köln in Düsseldorf in zwei Bildern. Wilms übertreibt ein wenig, Thiel hat schöne Farben, mit denen er jedoch etwas nach Effekt hascht. Außerdem hat die Ausstellung noch manches Treffliche aufzuweisen, dessen sie sich längere Zeit erfreute; wir führen darunter ein größeres Bild von Gust. Ouvrié in Paris an: „Sommersethouse und St. Paulskirche in London." Leider wird die Ausstellung weniger besucht, als früher die periodische, woran die Verlegung vom Gürzenich in die Posthalterei in der Glockengasse mitbeitragen mag. — Außer dieser Ausstellung besitzt Köln, nachdem die des christlichen Kunstvereins geschlossen wurde, noch eine öffentliche, die des Herrn G. Tonger, welche sich eines erheblichen Besuches von einheimischen und auswärtigen Bürgern erfreut, da sie kein Entree nimmt. In der letzten Zeit hat sich dieselbe bedeutend dadurch gehoben, daß ihr Bilder von van Eyk, Floris, N. Berghem, Bassano, Franck, Ostade, A. van Dyck, Palamedes, Orley, Herm. Ring, Quentin Messis und Gemälde aus der altkölnischen Schule einverleibt wurden. Die Perle dieser Ausstellung ist „ein italienisches Mädchen" aus der altbolognesischen Schule. — Unser Theaterdirektor wird in nächster Woche mit der Oper nach Antwerpen gehen. Dagegen wird die französische Oper von Antwerpen nach Köln kommen. Wir zweifeln nicht, daß unsere Oper dort Glück machen wird, da jetzt die Stelle des ersten Tenoristen ausgefüllt ist und vielleicht selbst Roger als Gast auftritt. Ob die französische Oper hier durch den Reiz der Neuheit ziehen wird, muß der Erfolg lehren.

Konzert von Fräulein Rosa Kastner.

Frankfurt a. M. Die Virtuosität auf einem Instrumente, so groß sie immerhin seyn möge, vermag uns nicht mehr zu überraschen, nachdem wir des Außerordentlichen schon so viel gehört haben. Nichtsdestoweniger werden Pianisten von Bedeutung immerhin ihr Publikum finden; denn die Zahl Derjenigen, die selbst Klavier spielen, vermehrt sich stets und so erhält und belebt sich auch das Interesse für hervorragende Leistungen auf diesem Instrumente. Zu solchen gehören die von Fräul. Rosa Kastner, einer Meisterin, deren Ruf fest begründet und überall anerkannt ist. Ihr am 6. d. M. stattgehabtes Konzert war nicht nur ein sehr besuchtes, sondern fand sich darin auch die Elite der Gesellschaft und der hiesigen Musikfreunde vertreten. Die Konzertgeberin entfaltete ihr Talent und ihre Kunstfertigkeit in mehrfacher Beziehung, durch die Gediegenheit ihres Spiels in klassischen Tonwerken, durch die Eleganz und Anmuth desselben im Salonstyl und durch ihre Virtuosität im modernen Konzertgenre. Sie trug den Klavierpart in einer Sonate von Beethoven mit jener klassischen Ruhe und künstlerischen Bewußtheit vor, welche das klare Verständniß des geistigen Gehaltes der edlen Tondichtung bekunden, und hatten wir namentlich den seelenvollen Ausdruck im Adagio, wie die heitere Anmuth im Scherzo sehr anzuerkennen. Wahrhaft brillant und die höchsten Schwierigkeiten mit Leichtigkeit überwindend war ihr technisch vollendetes Spiel in den so überaus schwierigen Illustrationen des Propheten von List, denen stürmischer Beifall und Hervorruf folgten. Im Vortrag der Salonstücke von Chopin, Kittl und Blumenthal bewährte Fräul. Kastner jene Grazie des Vortrags und Feinheit der Schattirungen, die durch den Charakter der lieblichen und gefälligen Composition bedingt sind. Fräul. Kastner hat den ihr vorausgegangenen Ruf vollkommen gerechtfertigt und den Wunsch, sie in einem zweiten Konzerte zu hören, vielseitig angeregt. Der von ihr gespielte schöne Mozartflügel zeichnete sich durch Kraft und Ausgiebigkeit des Tones, ganz besonders aber durch seine melodische Fülle und Sangbarkeit in den mittleren und höheren Chorden aus, und stand die Vorzüglichkeit dieses Instrumentes mit der trefflichen Behandlung desselben durch die Spielerin in schöner Wechselwirkung. Hr. Eliason theilte mit der Konzertgeberin die reichlich gespendeten Huldigungen des Abends. Sein treffliches Violinspiel ist immer willkommen, weil es eben so den Virtuosen, wie den Künstler von gediegener Bildung bekundet und weil es durch seinen poesiereichen und warmen Gefühlsausdruck den Weg zum Herzen des Hörers immer zu finden weiß. Sehr ansprechende Gesangpiecen unseres beliebten Liedersängers, des Hrn. Hardtmuth verschönerten den Abend, als dessen würdigen Schluß wir eine Meditation von Seb. Bach für Piano, Violoncelle und Orgel (Kastner, Siedentopf und Gellert), zu bezeichnen haben. Diese milde und tiefergreifende Harmonie der Töne war geeignet, den sinnigen Hörer zur Andacht zu stimmen und emporzutragen.

„Leben athmet die bildende Kunst, Geist ford're ich vom Dichter;
Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus."

M.

Erstes Abonnements-Konzert des Rühl'schen Gesang-Vereins.

(Freitag, den 10. November 1854, Abends 7 Uhr, im Saale des Weidenbusches.)

Saul,

Oratorium in 3 Abtheilungen von G. F. Händel.

Billets zu 1 fl. 30 kr. sind bei Hrn. André (Zeil, Haus Mozart) und Abends an der Kasse zu haben. — General-Probe: Donnerstag, den 9. Nov., Abends 7 Uhr, im Saale des Weidenbusches. — Der Zutritt zu derselben ist nur gegen Vorzeigung der Konzert-Karte gestattet.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 9. Nov. 1) Der Weg durch's Fenster, Lustspiel in 1 Act. 2) (Zum ersten Male): Die Dienstboten, Lustspiel in 1 Act von Benedix. 3) Ein bengalischer Tiger, Lustspiel in 1 Act. — Konzertvorträge auf der Zither von J. Petzmayer, Kammervirtuos Sr. k. Hoh. des Herzogs Maximilian von Bayern.

Freitag, 10. Nov. (Zum ersten Male): Pitt und Fox, historisches Lustspiel in 5 Aufzügen von R. Gottschall.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 269. Freitag, den 10. November 1854.

Baskisches Blut.

(Nach Dickens Household Words von W. F.)

Die Sonne brannte so stark, daß es mir nicht mehr möglich war, meine Reise nach Eaux Bonnes, einem der berühmtesten Pyrenäenbäder fortzusetzen, und da mich die Zeit nicht drängte, so beschloß ich Halt zu machen. Ich sah mich nach einem schattigen und bequemen Ruheplatz um und entdeckte einige hundert Schritte von mir einen der vielen Abhänge als den passendsten Platz, den ich mir wünschen konnte. Ich hatte die Anhöhe bald erreicht und konnte von derselben aus die Straße überblicken und die Vorübergehenden beobachten. Es war einer jener mit smaragdgrünem Grase bedeckten Plätze, wie man sie oft in den wildromantischen Felsenpartien der Pyrenäen antrifft. Einige Bäume boten einen erquicklichen Rastplatz, und an ihnen vorüber rann ein silberheller Bach. „Just ein Ort, wie Du ihn nur finden konntest", dachte ich, legte meinen Reiseränzel ab, öffnete meine Vorrathstasche und hatte bald mein kleines Mahl vor mir ausgebreitet. Dieß ward rasch eingenommen, und dann zu einigen Cigaretten als Dessert gegriffen, so daß ich mich in einer Lage befand, die gar nichts zu wünschen übrig ließ.

Ich hatte mich nicht lange dieses süßen Nichtsthuns erfreut, als ich einen kleinen, korpulenten und vergnügt aussehenden Mann auf der Straße daher kommen sah. Auch ihn belästigte die Sonne außerordentlich; er wehte sich einige Luft zu mit einem Dinge, das auf den ersten Blick einer beweglichen Schiefertafel ähnlich sah; aber beim näheren Anschauen erkannte ich, daß es ein umfangreicher Hut war. Da ich bemerkte, daß er auch ein bequemes Ruheplätzchen suche, so rief ich ihm zu. Er spähte mich bald aus, und in der halben Zeit, deren ich bedurft hatte, stieg er die Anhöhe herauf und stand keuchend und lachend an meiner Seite. Er war zwischen fünfzig und sechzig Jahre alt, von mittlerer Größe und frischer und gesunder Gesichtsfarbe. Um besser zu Fuße zu seyn, trug er Schuhe mit hanfenen Sohlen. Seine Gesichtszüge verriethen einen gutmüthigen, fröhlichen Charakter; er war mit Staub bedeckt, der nicht nur auf seinen Kleidern lag, sondern ihm auch in den Mund gedrungen war.

Meiner Ansicht nach konnte ich nichts Besseres thun, als dem Manne einigen Branntwein, mit Wasser gemischt, in meinem ledernen Trinkgeschirr anzubieten. Er trank das Gemisch mit dem besten Appetit von der Welt, gab den Becher zurück, wischte sich die Stirne ab und setzte sich neben mich nieder. Nur während dieser Operationen und während er die Ueberbleibsel meines Mahles zu sich nahm, sprach er nicht; dann aber bemühte er sich, das Versäumte nachzuholen. Ich gestehe, daß ich selten eine redseligere Bekanntschaft gemacht habe. Er sagte mir, er sey ein Arzt und hielt dann eine heftige Rede gegen das Rauchen, nach welcher er fünf Cigaretten schmauchte und dabei unaufhörlich sprach.

Ich fragte ihn nach einigen Traditionen über die umliegende Gegend; er meinte aber, es gäbe keine, wenigstens wären ihm dergleichen unbekannt. Auf meine fernere Frage gab er mir einige Nachrichten über die Basken. Er schilderte sie als ein tapferes Völkchen von außerordentlichem Ehrgefühl, dabei gastfrei und höflich, besonders gegen Fremde, doch auch, gleich ihren spanischen Brüdern, überaus leidenschaftlich, hartnäckig in Behauptung ihrer Würde und rachsüchtig, besonders mit Bezug auf die Frauen. Er versicherte mir, daß er die Engländer wegen ihrer Freigebigkeit und Intelligenz liebe, und er fügte hinzu, daß er sie nicht für so phlegmatisch halte, wie man sie allgemein schildere, nur handelten sie oft, sobald sie ihrer Leidenschaft den Zügel schießen ließen, ohne Ueberlegung und sehr übereilt. Bei diesen letzten Worten nahm er eine gewisse geheimnißvolle Miene an, die meine Neugierde erregte.

Da wir denselben Weg zu machen hatten, so kamen wir überein, in Gesellschaft zu reisen, und zogen nun lachend und fröhlich dahin und grüßten die vorübergehenden Landleute. Nachdem wir eine ziemliche Strecke zurückgelegt, machte mein Gesellschafter den Vorschlag, ob wir nicht einige Milch trinken wollten, und da ich hierzu sogleich bereit war, so nahm er wieder seine geheimnißvolle Miene an und sagte: „Nun öffnet Eure Augen und seht Euch die Leute an, in deren Haus wir eintreten werden."

Wir waren bei einem Theile des Gebirges angekommen, wo die Schlucht in ein grünes Thal mündete, das etwa eine halbe Meile breit, von einem rasch dahin rollenden Gebirgsbache bewässert, wohl angebaut und mit netten Häuschen geschmückt war. An eines derselben pochte mein Freund an, und sofort wurde die Thüre von einem jungen Weibe geöffnet, das etwa zwei- oder dreiundzwanzig Jahre alt seyn konnte. Sie war sehr schön und würde noch schöner gewesen seyn, hätte ihr Gesicht nur einige Farbe gehabt; dasselbe schien ganz blutlos zu seyn; sie war von wohlgebildeter Gestalt und groß, und war überhaupt das reizendste Weib, das ich bisher unter dem Landvolke gesehen. Mit großer Herzlichkeit begrüßte sie meinen Freund, der mich ihr als Einen vorstellte, der um einige Milch bitte. Sie schien zu weiterem Gespräch nicht geneigt und ich hatte demnach hinlängliche Zeit, stille Bemerkungen zu machen.

Im Zimmer befanden sich noch zwei andere weibliche Wesen, von denen das eine offenbar die Mutter, das andere, wie sich aus der Aehnlichkeit der Gesichtszüge ergab, die jüngere Schwester war. Alle drei Frauen trugen Trauerkleider. Das Haus bestand, wie dieß bei den bessern Häusern in diesen Gebirgsgegenden stets der Fall ist, aus zwei Stockwerken. In dem Zimmer, worin wir saßen, befand sich ein großer Herd, auf dem einiges Holz brannte und vor welchem ein zwei oder drei Jahre altes

Kind spielte. Die junge Frau weigerte sich, für die Milch, die sie uns gereicht, etwas anzunehmen und gab die wenigen Sous, die ich ihrem Kinde in die Hand gedrückt, mit einem leisen Anflug von Stolz zurück; — ich nannte das Kind das Ihrige, weil man es auf den ersten Blick dafür erkennen mußte.

Wir dankten ihr und verließen das Haus. „Und nun bitte ich Euch", sagte ich zu dem Arzte, „erzählt mir die Geschichte, welche sich auf diese Leute bezieht." — „Mit Vergnügen", entgegnete der Arzt und er theilte mir Folgendes mit:

Der Sturz Ludwig Philipps im Jahre 1848 gab, wie Euch bekannt seyn wird, Anlaß zu vielen wirklichen oder auch nur beabsichtigten Verschwörungen gegen die junge Republik. In eine dieser Verschwörungen war Jacques Lacoste, der Vater der jungen Frau, die Ihr eben gesehen habt, verwickelt. Er wurde verhaftet, vor Gericht gestellt und zur Deportation nach Cayenne auf sechs Jahre verurtheilt.

Durch die Vollziehung dieses Urtheils wurde seine Familie, die sonst eine der wohlhabendsten unter den kleinen Grundbesitzern des Thales gewesen war, in eine dürftige Lage versetzt, und ihr früher ruhiges und durch Fleiß und Sparsamkeit geordnetes und bequemes Leben in ein Leben voller Sorgen und ununterbrochener Anstrengungen verwandelt. Die Familie bestand aus der Mutter, einem Sohne und zwei Töchtern, von welchen die älteste, Julle, etwa achtzehn Jahre zählte, als jener harte Schlag ihre Familie traf.

(Fortsetzung folgt.)

Assisen-Verhandlungen.

Köln, 6 November.

Wir haben schon gerichtlichen Verhandlungen widerlicher Art, die das Gemüth tief empören, beigewohnt, aber eine That, wie sie heute an unseren Assisen vor dem Publikum blosgelegt wurde, eine solche That trat vor uns noch nicht in die Erscheinung. Sie erinnern sich, daß ich Ihnen im Juli Mittheilung machte, in der Comödienstraße in dem Greff'schen Hause sey in der Nacht vom 6. zum 7. Juli ein Raubmord ausgeführt worden und man habe am selben Tage noch den Gatten der Ermordeten, Buchbinder und Musiker Valentin Rausch, 29 Jahre alt, ferner dessen Bruder, den Buchbinder Friedrich Rausch, 22 Jahre alt, und schließlich den Seiler Lukas Waldenburg, 28 Jahre alt, alle drei des Mordes verdächtig, in Haft genommen. Der Verdacht hat sich als völlig begründet erwiesen, das scheußliche Kleeblatt sitzt jetzt auf der Verbrecherbank. Gewöhnlich gewahrt man sogar an dem verstocktesten Verbrecher, wenn nicht Reue, doch Niedergeschlagenheit. Davon ist hier nichts zu bemerken. Alle Drei traten gleichgültig ein, setzten sich mit einem gleichgültigen Blick vor das äußerst zahlreiche Publikum nieder und unterhielten sich bis zum Beginne der Verhandlungen unbefangen, während Friedrich Rausch nicht selten lächelte. Es wurde nun die Anklageschrift verlesen, und es ergab sich, daß die gemordete Ehefrau Rausch, welche das Greff'sche Haus bewachte, neun schwere Wunden am Kopfe und andere Verletzungen davongetragen hatte. Man fand sie todt im Regenbehälter, auf dem Kopfe stehend. Der Verdacht wendete sich darum auf den Gatten, weil er sich vorher geäußert hatte, er wolle nach Amerika gehen und kenne die Magd eines reichen Grafen; von diesem wolle er sich das Reisegeld holen; es komme ihm nicht darauf an, einen Hals abzuschneiden. Außerdem lebte er mit seiner Frau, die ein uneheliches Kind hatte, im Unfrieden. Die beiden anderen Angeklagten umschlichen mehrere Abende das Haus und beide hatten Blut an ihren Kleidern, besonders Friedrich Rausch. Valentin Rausch dagegen trug keine Blutspuren an sich, scheint vielmehr seine Frau an die Anderen verrathen zu haben. Alle Drei machen kein Hehl von der That. Ihr System besteht aber darin, daß jeder sich auf Kosten des Anderen reinwaschen möchte. Waldenburg machte bald nach seiner Verhaftung das Geständniß, wo die Schmucksachen, welche der Raub einbrachte, verborgen seyen; man fand dieselben wirklich in der Nähe des Weyerthores im Glacis vergraben. Wo aber die geraubten 200 Thaler geblieben, das konnte noch nicht ermittelt werden. — Zuerst wurde Friedrich Rausch vernommen, ein schlanker Jüngling, der mit großer Sorgfalt sein Haar frisirt hatte. Seine Erscheinung ist nicht unangenehm, aber durch ein zu schnelles Leben schon bedeutend beeinträchtigt. Er tritt unbefangen auf, antwortet frei und rasch, faßt sich schnell bei den einzelnen Fragen des Präsidenten und scheint überhaupt verschmitzter Natur zu seyn. In seinen Ausdrücken ist er indeß nicht immer wählerisch. Das Gefühl, welches er hin und wieder zu Tage treten lassen will, ist am Ende nur erheuchelt. Wie hätte er sonst nach seiner eigenen Erzählung „die Hauptwunde der Schwägerin mit beiden Händen offen halten können, damit sie sich verblute!" Und diese That berichtet er mit der größten Kaltblütigkeit! Er erzählte ohne besonders bewegt und ergriffen zu seyn, den Verlauf der That; daß der Bruder den Diebstahl vorgeschlagen, Gewaltthätigkeiten gegen seine Frau aber zurückgewiesen; daß mehrere Versuche fehlgeschlagen wären bis zu dem verhängnißvollen Abend; daß derselbe zu seiner Frau gegangen und sie hinabgeschickt, worauf sie von Waldenburg, weil derselbe von ihr erkannt wurde, durch drei Hiebe mit einem Beile niedergeschlagen worden sey. Er, F. R., sey nun vorgetreten und habe W. aufgefordert, die Schwägerin „völlig abzuthun", damit sie aufhöre zu leiden. Als aber W. erklärte, er könne nicht mehr, da habe er gesagt: „Sie kann wieder zu sich kommen und uns verrathen", und nun habe W. ihr noch zwei heftige Schläge auf den Kopf gegeben, so daß ihm, dem F. R., das Blut auf die Kleider gespritzt sey. Der Präsident bemerkt, daß die neun Wunden der Schwägerin von verschiedenen Instrumenten herrührten. Friedrich will die Wahrheit gesagt haben. Nun folgt die Mittheilung über die Vertheilung des Raubes. Zum Schluß sagt derselbe noch, Valentin sey sehr verstört gewesen, als man ihn aus dem Hause gebracht; vorher aber habe man die Leiche erst entfernt. — Als die Angeklagten nach der Morgensitzung abgeführt wurden, ging Friedrich Rausch lachend durch die Menge!

Am Nachmittage wurde zuerst Valentin Rausch verhört. Derselbe hat Aehnlichkeit mit seinem Bruder, aber krauses Haar und einen verschmitzten Blick. Er gesteht den Plan zum Diebstahl ein, Mordanschläge aber habe er entschieden zurückgewiesen, und will in der Nacht des Mordes nicht im Greff'schen Hause gewesen, sondern zu Hause geblieben seyn, und bleibt dabei, trotz der Bemerkung des Präsidenten, daß drei Zeugen das Gegentheil beweisen würden. Den Todtschlag will er durch seinen Bruder erfahren haben und darüber entrüstet gewesen seyn; er gibt aber zu, am Morgen noch mit Waldenburg ausgegangen zu seyn, um mit demselben Schnaps zu trinken. — Lukas Waldenburg, ein kräftiger, gesunder Mann mit regelmäßigen Zügen, aus denen aber Rohheit spricht, wird schließlich vernommen. Derselbe will nicht bei der That zugegen gewesen seyn, weil Rausch vorgehabt habe, seine Frau und Greff zu ermorden. Am anderen Morgen habe ihm Friedrich Rausch die Ausführung des Raubmordes mitgetheilt und ihn ersucht, den Raub fortzutragen. Die Leiche soll zu dieser Zeit schon entfernt gewesen seyn. Der Präsident wendet ein, früher habe er die Lage der Leiche beschrieben, das widerspreche der jetzigen Aussage, eben so die vielen Blutspuren in seinen Kleidern. Waldenburg wird zwar verwirrt, leugnet aber fortwährend.

Die deutsche Papierfabrikation.

München, 12. Oct. „Der Sterbliche, der das Mittel erfand, den flüchtigen Geist nicht nur in Worten, sondern auch in Buchstaben zu fesseln, er wirkte als ein Gott unter den Menschen.“ Diese Worte unseres großen Herders konnte man als Motto über die eilfte Gruppe unserer deutschen Industrie-Ausstellung setzen, denn die hier vorhandenen Gegenstände waren es in ihrer Mehrzahl, welche dieser Erfindung als Hülfsmittel dienen, sie zu immer größerer Vervollkommnung heranzuziehen. Zu diesen gehört nun vor Allem das Papier. Die Fabrikation dieses Produktes ist seit dem 14. Jahrhundert bereits in Deutschland heimisch und bildete bis zur Einführung der Papiermaschinen einen der ausgedehntesten und wichtigsten Zweige deutscher Produktion; das Maschinenpapier Englands und Frankreichs verdrängte aber das deutsche Handpapier von den ausländischen Märkten und der glänzende Stand der deutschen Papierfabrikation schien immer mehr herabzukommen. Doch es ging hier nicht wie bei anderen Produktionszweigen, daß man die neuen praktischen Erfindungen unbenützt ließ; bereits 1819 hatte Deutschland seine erste Papiermaschine zu Berlin und seit ungefähr 10 Jahren ist der frühere glänzende Geschäftsgang in diesem Artikel für Deutschland wiederhergestellt und zählt dasselbe gegenwärtig (Oesterreich, Hannover u. s. w. eingerechnet) über 1400 Papierfabriken mit etwa 320 Maschinen und 1600 Bütten, welche zusammen etwa 1,060,000 Centner Papier und Pappe erzeugen, wovon mehr als drei Fünftel auf die Maschinenpapierfabrikation entfallen. (Bayern zählt 180 Papierfabriken mit 15 Maschinen und etwa 250 Bütten.) Die Handpapierfabrikation ist jedoch deßhalb noch immer bedeutend, namentlich für die allerordinärsten Sorten Packpapier, Schrenz ꝛc. Auch die Strohpapierfabrikation gewinnt bereits namenswerthe Ausdehnung. Der Hauptsitz derselben ist in Preußen im Regierungsbezirk Arnsberg, wo etwa 20 kleine Maschinen dasselbe fortwährend erzeugen. Die Lumpeneinfuhr in den Zollverein übersteigt die Ausfuhr, auf welcher ein Zoll von 3 Rthlrn. liegt, um etwa 7000 Centner. Die Einfuhr von Papieren dagegen hat seit 10 Jahren um nahe an 12,000 Centner abgenommen, während die Ausfuhr in diesem Zeitraume sich mehr als verdoppelt hat, so daß die **Mehrausfuhr** im Jahre 1850 29,438 Centner betrug. Auch in Oesterreich stellt sich ein ähnlich günstiges Verhältniß heraus und es liefern somit diese Ziffern den besten Beweis des oben Gesagten von der Wiederherstellung des glänzenden Standes der deutschen Papierfabrikation. Die ausgestellten Papiere sind nicht sehr zahlreich, dennoch aber umfassen sie wenigstens nahezu das ganze Gebiet dieser Produktion. Am stärksten ist noch Bayern vertreten, Oesterreich und Preußen aber zählen nur sehr wenige Aussteller, mehr noch Würtemberg. Die übrigen hierher gehörigen Artikel betreffen zunächst bunte und andere Luxus-Papiere, Spielkarten, Zeichnenleinwand, Buchbinderleinwand, Papier- und Pappwaaren. Auch sie haben gerade keine sonderlich reiche Exposition aufzuweisen, obwohl die Art derselben eine mannigfaltige und umfassende ist, namentlich gilt dieses von den Bunt- und Luxuspapieren. In ersteren ragen besonders die zahllosen Muster aus den beiden Fabriken von Alois und Franz Dessauer in Aschaffenburg hervor. Die erstere hat mit Erfolg den französischen Buntpapieren zuerst auf dem deutschen Markte im größeren Maßstabe Konkurrenz gemacht; die letztere besteht erst seit wenigen Jahren, aber bereits in fast noch größerer Ausdehnung als jene und erfreut sich unter der Leitung ihres einsichtsvollen umsichtigen Chefs des ausgedehntesten Absatzes, der seine Hauptmärkte in ganz Deutschland, Italien, Schweiz, Spanien und den vereinigten Staaten von Nordamerika hat. Auch die Buntpapiere von Kapper und Comp. in Wien sind ausgezeichnete Produkte. Von Luxuspapieren hat namentlich Schäfer u. Scheibe in Berlin, sowie Schäuffelen in Heilbronn treffliche Proben geliefert, und in glatten wie gepreßten Gold- und Silberpapieren zeichnet sich Haenle in München durch die tadelloseste Ausführung aus.

(Augsb. Abdztg.)

Mannichfaltigkeiten.

Auf seiner Rundreise durch den von den Wasserfluthen der Oder zerstörten Theil von Schlesien hat der König von Preußen gar manches bekümmerte und trostlose Herz aufgerichtet, dagegen auch sehr erfreuliche Erfahrungen von Gottvertrauen und Genügsamkeit unter den Verunglückten gemacht, die seinem Herzen wohlgethan haben. In einem Dorfe sah es gräßlich aus, und das tiefste Elend malte sich in den Gesichtern der um ihren Schulmeister geschaarten Landleute. Der König ließ Alles vertheilen, was der Leibjäger noch in seiner erst am Morgen mit Dukaten gefüllten Börse hatte, schlug die Hände über den Kopf zusammen und rief: „Gott erbarme sich! erbarme sich!“ Da intonirte der alte Schulmeister mit fester Stimme, hell und volltönend: „Ein' veste Burg ist unser Gott“, und die Gemeinde fiel unter Dankesthränen im vollen Chore ein. — Von einem Bauer hörte der König, der durch seine ungewöhnliche Anstrengung und Aufopferung dadurch den oberen Theil der Dorfflur vom Verderben rettete, daß er sich in eine Schlucht warf und diese mit Hülfe seiner Nachbarn mit Reisig, Dünger ꝛc. verstopfte, obschon ihm das Wasser schon bis an die Brust gestiegen war. „Wo ist der Mann?“ fragte der König. Da trat ein rüstiger Bauer vor, der an seiner verdorbenen Jacke mehrere Denkmünzen trug. „Du bist ein braver Kerl!“ — „Ja, Majestät, das muß wahr seyn!“ — „Womit kann ich Dir helfen?“ — „Danke schön, mein Schwiegervater wird mich schon noch ein Bissel durchstümpern.“ Da nahm der König seinem Leibjäger das preußische Ehrenzeichen von der Brust und heftete es mit eigener Hand dem Braven an, indem er zu seiner Umgebung sprach: „Hat Winkelried mehr gethan, als dieser Brave?“

Unter den populären Vorlesungen, die für die laufende Saison in Berlin beabsichtigt werden, sind auch Vorträge über **populäre Himmelskunde**, welche der Civilingenieur Hr. Krüger halten wird. Der dortige praktische Arzt Dr. v. Nußdorf, welcher im verwichenen Winter einen Cyclus von sehr beifällig aufgenommenen Vorträgen über **Gesundheitskultur** gehalten hat, wird auch in diesem Winter neue Vorträge über denselben Gegenstand halten.

Ein **Riesenprozeß** wider den Conditor Brandt und seine Genossen wegen gewerbsmäßigen Meineids, welcher nunmehr an vier Wochen gedauert hat, ist dieser Tage in Berlin zu Ende geführt worden. Es waren den Geschwornen 66 Fragen vorgelegt, dieselben haben den Brandt bei 18 Meineiden, den Tischler Nehls bei 14 Meineiden, den Tischlermeister Kerl bei 7 Meineiden, den Bäckermeister Krause bei 1 Meineid für schuldig erklärt und ist demgemäß Brandt zu 15 Jahren Zuchthaus, Kerl 7 Jahr, Krause 2 Jahr Zuchthaus verurtheilt worden. Die anderen drei Angeklagten sind freigesprochen.

(**München**, 4. Nov.) Der durch seine neuesten historischen Erzählungen „Eppelein von Gailingen“ und „Herzog Christoph von Bayern“ rasch bekannt gewordene Schriftsteller Fr. **Trautmann**, hat unter dem 15. v. M. von Seiten der hiesigen Ludwig-Maximilians-Universität eine ehrenvolle Auszeichnung erhalten. Die philosophische Fakultät hat Hrn. Trautmann „wegen der

ausgezeichneten Studien in der bayerischen Geschichte, die er durch seine Schriften bekundet", das Diplom eines Doktors der Philosophie verliehen.

Unweit Vinay, im französischen Isere-Departement, starb in voriger Woche ein mehr als 90 Jahre alter Mann, Pierrard, der Zitterer genannt, seinem Gewerbe nach ein Haarkräusler und weiland Tambour im Dienste der ersten französischen Republik. Er kommandirte als Tambour-Major die Tambours, als Santerre die Weisung gab, durch Trommelwirbel Ludwig's XVI. Stimme auf dem Schaffot zu übertönen. Er hieß der Zitterer, weil er jedesmal wie Espenlaub zitterte, wenn dieses tragischen Ereignisses Erwähnung geschah.

In Paris sind die drei ersten Bände der Memoiren des Marschalls Soult, Herzogs von Dalmatien, durch Besorgung seines ältesten Sohnes bei Amyot daselbst erschienen; die Anzeige dieses Werkes im Journal des Debats lautet sehr günstig.

Frankfurter Theater.

Fräulein Minna Birch, Tochter der allen Theaterbesuchern in ganz Deutschland bekannten Frau Charlotte Birch-Pfeiffer, hat ein Gastspiel auf unserer Bühne eröffnet und ist bereits als Adrienne Lecouvreur und Jane Eyre aufgetreten. Der Empfehlungsbrief eines so viel bekannten Namens nimmt zwar einerseits unser Interesse schon vorweg in Anspruch, veranlaßt aber auch Manchen zu großen Anforderungen und Erwartungen. Angehende Kunstjüngerinnen, und als eine solche, nicht als eine fertige Künstlerin haben wir Fräulein Birch zu begrüßen, werden leicht nach dem ersten Eindruck beurtheilt und bemessen und dieser Eindruck beruht gewöhnlich auf den bestechenden Aeußerlichkeiten eines Antlitzes, dem die Grazien ihren Stempel aufgeprägt haben, und einer Stimme, die weich und melodisch zum Herzen dringt. Unsere Gastin besticht weder durch das Eine noch durch das Andere, und dazu kommt noch, daß die Rolle der Adrienne, in welcher sie debütirte, in den ersten Akten keine Momente bietet, in denen sich dem größeren Publikum gegenüber viel imponiren läßt. War demnach die erste Aufnahme eine etwas theilnahmlose, so war die im letzten Akte um so ehrender und eine wahrhaft glänzende. In der Sterbescene des fünften Aktes entfaltete Fräulein Birch unverkennbare Proben eines so reichen Talentes, spielte mit so tief ergreifender Wahrheit und wußte die Theilnahme so zu fesseln und zu steigern, daß sie stürmisch hervorgerufen wurde. Eines gleich günstigen Erfolges erfreute sich ihre Jane Eyre, und auch hier wieder besonders in den zwei letzten Akten. Nach beiden Rollen glauben wir die Eigenthümlichkeit ihres Talentes darin erkannt zu haben, daß es vorherrschend zum Hochtragischen und Pathetischen, weniger zum Lyrischen und Naiven hinneigt. Weicher Gefühlsausdruck, zarte Modulationen, sentimentale Herzensergießung gelingen ihr weniger, während starke Leidenschaften und Erregungen, mächtiger Aufschwung und der Ausdruck von tragischem Pathos ihr in hohem Maße zu Gebote stehen. Die Darstellung eines Gretchen und Klärchen in „Faust" und „Egmont" werden ihr nur wenig dankbare Momente bieten, wogegen eine Jungfrau von Orleans und Lady Macbeth ihr eine reiche Zukunft eröffnen dürften. Die Kraft und Ausgiebigkeit ihres Organs in den tieferen Tonlagen, die imponirende Persönlichkeit, die Schwunghaftigkeit ihrer Auffassung und die Macht ihrer Rede in hochtragischen Situationen lassen die Eigenthümlichkeit ihrer Kunstrichtung nicht verkennen und dürfte in diesem Bereich der Bühne in Fräulein Birch eine außergewöhnliche Befähigung heranreifen. Dem inneren Drang, der sie zur Bühne geführt, folgend, möge sie das Rechte erkennen und das hohe Ziel, das gerade dieser Kunstrichtung gesteckt ist, eifrig und unablässig verfolgen!

Herr Devrient gab in der jüngsten Vorstellung der „Waise von Lowood" den Lord Rochester wieder mit bekannter Auszeichnung. Wir glauben wohl sagen zu dürfen, daß er in dieser Rolle, die wir auch von seinem gefeierten Oheim und von Hendrichs gesehen haben, beiden nicht nachsteht, ja, was Natürlichkeit der Charakteristik und Frische des hier in manchen Scenen erforderlichen Humors anbelangt, noch übertrifft. Wenn irgend eine Leistung, so bekundet diese die schönen Mittel und das Talent des Herrn Fr. Devrient. — Die Benefize-Vorstellung des Herrn Diehl war eine sehr zahlreich besuchte und wurde dem noch so rüstigen Jubilar reicher Beifall gespendet, als die wohlverdiente Anerkennung einer langen, anspruchlosen, aber stets eine gesunde Kraft entfaltenden Wirksamkeit. Man weiß das in Frankfurt zu schätzen, und wer hier für die Dauer bestehen und sich halten will, der muß als Mensch, wie als Künstler solide Eigenschaften geltend zu machen wissen. Raupachs „Vor hundert Jahren" und besonders unseres Hallenstein lokalwüchsiges „Glas Eppelwein" gefielen sehr. Letzteres hat es wohl verdient, wieder aufs Repertoire gebracht worden zu seyn, da es durch Hassels köstliche und nimmer alternde Laune, die ihren Träger selbst stets frisch und jung erhält, jedem Beschauer, der nicht sowohl kritisiren, als sich vielmehr erheitern will, ein freundliches Stündchen zu bereiten vermag.

Schließlich haben wir aus guter Quelle die Mittheilung zu machen, daß das Engagement der Frau Leisinger seit gestern zum definitiven Abschluß gelangt ist und diese hier mit so einstimmigem Beifall aufgenommene treffliche Sängerin vom 1. Dezember an vorläufig wenigstens auf sechs Monate unserer Oper angehören wird.

M.

Korrespondenz.

Naumburg, 4. November.

Die Theilnahme für die durch Wasserfluth verarmten Schlesier hat in hiesigen Kreisen noch immer nicht nachgelassen. Die frühere Hauptsammlung freiwilliger Beiträge im hiesigen Kreise hat eine Summe von über 1000 Thalern ergeben. Außerdem ist in diesen Tagen noch ein namhafter Beitrag von Schulpforte eingegangen und die von hiesigen Frauen und Jungfrauen veranstaltete Waarenlotterie hat einen Auswurf von nahe an 82 Thalern gewährt. — Ein Enthaltsamkeits-Apostel, Hr. Baron v. Seld, früher Prediger einer deutschkatholischen Gemeinde, hielt in den letzten Tagen in einem der vornehmsten Gesellschaftslokale hiesiger Stadt zwei Vorträge über die Schädlichkeit des Branntweingenusses. Mit hinreißender Beredtsamkeit schilderte der Redner das leibliche und geistige Elend, welches der Branntwein im Gefolge hat; aber so viel ich mich auch umsah, ich sah keinen Menschen, der Ursache gehabt hätte, die ernsten Worte zu beherzigen; denn der Arbeiterstand, auf den die Rede eigentlich berechnet war, war in dem vornehmen Lokale nicht vertreten und so ging der eigentliche Zweck verloren. — Zur Vertilgung der zahllosen Mäuse hatten Feldgrundstücksbesitzer zum Schutz der ausgeworfenen Saat vergiftete Getreidekörner ausgestreut. Jetzt protestiren die Jagd- und Taubenbesitzer gegen ein solches Verfahren, weil man eine Menge von diesen Thieren aufgefunden hat, welche durch den Genuß jener vergifteten Körner getödtet worden sind. — Die Getreidepreise gehen seit einiger Zeit wieder mit jedem Markttage in die Höhe. Heute ist der Dresd. Scheffel Korn wieder mit $6^{1}/_{2}$ Thalern bezahlt worden.

Aus dem bad. Odenwalde, 4. Nov.

Unserm Odenwalde, wenigstens einem Theile desselben, wird eine neue Erwerbsquelle eröffnet. Hr. Helmreich von Mannheim legt eine großartige Cigarren-Fabrik in der Stadt Eberbach an, in welcher wenigstens 200 Arme Beschäftigung und Unterhalt finden. Die Stadt Eberbach sieht auch vollkommen die Vortheile ein, welche dieses Etablissement ihr und der Umgegend gewährt und hat deßhalb ganz zu demselben geeignete Baulichkeiten, welche früher dem Fürsten von Leiningen gehörten, in Folge eines Vertrages dem Unternehmer unentgeldlich überlassen. Auch die Stadt Mosbach hatte Schritte gethan, um diese Fabrik in ihre Mauern zu bekommen; allein Eberbach kam ihrer Schwesterstadt zuvor, welche ebenfalls sehr berücksichtigungswerthe Anerbietungen machte.

Theater-Anzeige.

Freitag, 10. Nov. (Zum ersten Male): Pitt und Fox, historisches Lustspiel in 5 Aufzügen von R. Gottschall.

Samstag, 11. Nov. Dritte Gastdarstellung der Fräulein Minna Birch. Deborah, Volksschauspiel in 4 Abth. von Mosenthal. Deborah: Fräul. Birch.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 270. Samstag, den 11. November 1854.

Baskisches Blut.

(Nach Dickens Household Words von W. F.)

(Fortsetzung.)

Von ihrer Kindheit an hatte Julie eine besondere Aufmerksamkeit erregt, nicht nur wegen ihrer großen Schönheit, sondern auch wegen ihres natürlichen Verstandes und ihres wohlwollenden und tieffühlenden Herzens. Dem Geistlichen des Dorfes entgingen ihre geistigen Fähigkeiten nicht, und er machte es sich zur Aufgabe, dieselben auszubilden. Von ihm lernte sie das Französische (denn, wie Ihr wohl wissen werdet, ist das Baskische oder Bearnische eine Mundart dieser Gegend), sowie lesen und schreiben, und besonders von der Kenntniß des Letzteren machte sie einen guten Gebrauch. So gering auch diese Vorzüge waren, so erhoben dieselben doch Julien weit über ihre Genossinnen, von denen sie bald bewundert und ihr Orakel wurde. Die Anstrengung geistiger Kräfte übt stets einen Einfluß auf die Gesichtszüge aus. Auf Juliens von Natur wohlwollendem Gesicht prägten sich ihre Herzensgüte und ihr tiefes Gefühl noch hervortretender aus, während ihr munteres Auge durch einen nachdenkenden Blick gemildert ward, welchen wiederum ein Blick affektirter Coquetterie, den sie unter den Augenliedern hervorwarf, zerstörte. Wohlwollend und nützlich in ihrem Wirkungskreise, hatte sie keine Kenntniß von der Welt; sie war niemals über die Gränzen des Thales oder über die Schlucht, an welche das Thal gränzte, hinausgekommen. Nur von Gebirgssöhnen, die von ihren Reisen heimkehrten und in Bayonne oder wohl gar in Toulouse gewesen waren, hörte sie Berichte über Ortschaften, die größer seyen als ihr Dorf, und der Luxus sowie die Ausdehnung jener Städte, wie man sie ihr beschrieb, erfüllten sie mit Bewunderung.

Julie begann bald zu begreifen, daß sie ihrer Familie, der sie freilich daheim eine große Stütze war, noch wesentlichere Hülfe leisten könnte, wenn sie sich in einer der großen Städte, von welchen sie gehört, eine Beschäftigung suche. Es war kein selbstsüchtiges Gefühl, das sie hierzu antrieb; zu edel, um selbstsüchtig zu seyn, waren alle ihre Gedanken nur auf Die gerichtet, welche sie zurücklassen wollte. Obgleich sie allen Denen, die ihr bei Ausführung ihres Vorhabens nützlich seyn konnten, Kenntniß von demselben gab, so löste doch ein Zufall alle Schwierigkeiten und führte ihr die Erfüllung ihres Wunsches zu.

Einer Dame, die mit einer Gesellschaft einen Ausflug in die Gebirge machte, begegnete der Unfall, daß sie vom Pferde stürzte, indem ihr Sattel aus seiner Lage kam. Außer einer leichten Wunde an den Lippen hatte sie keine Verletzung davon getragen, wohl aber waren ihre Nerven heftig erschüttert worden. Ihre Begleiter brachten sie in das erste Haus, das sich ihnen darbot, und dieß war zufällig das Haus von Juliens Mutter. Juliens unermüdliche und freundliche Aufmerksamkeit gewann ihr die Gunst der Kranken, und diese machte dem entzückten Mädchen den Vorschlag, in ihre Dienste zu treten. Mit Freuden nahm Julie das Anerbieten an und erhielt die Weisung, sich in acht Tagen im Hause der Dame zu Pau einzufinden.

Die Dame, in deren Haus zu treten Julie im Begriffe stand, war eine Freundin von Gesellschaft, und sie hatte stets zahlreichen Besuch bei sich, nicht nur von ihren eigenen Landsleuten, sondern auch von den vielen Engländern, die theils ihrer Gesundheit wegen, theils zum Vergnügen sich jeden Winter in der Stadt aufhielten. Sie war lange verheirathet gewesen, hatte aber keine Kinder. Lebhaft und witzig, wie sie war, wählte sie ihre Gesellschaft nach ihrem Geschmacke, und wenn Die, welche sie besuchten, nur Lust und Freude in ihren Salons verbreiteten, so achtete sie nicht sonderlich auf ihren Charakter.

Unter den vielen Besuchern der Madame Laville, der Herrin Juliens, war auch Charles Downham, ein junger Engländer von guter Erziehung und feinen Sitten; er war zweiundzwanzig Jahre alt, nicht sehr hübsch, von mittlerer Gestalt und wohlgebaut. Seine Stimme war besonders sanft und einnehmend, doch sein Auge gab seinem Gesichte erst den rechten Ausdruck; sein freier, furchtloser Blick, gemildert durch seine große Herzensgüte, stimmte Alle, an die er sich wandte, zu seinen Gunsten. Er hatte sich ursprünglich den Studien gewidmet, aber in Folge schwerer Verluste, die sein Vater erlitten, fehlte es ihm an hinreichenden Mitteln, um seinen Vorsatz auszuführen. Er hatte aus ökonomischen Rücksichten seine Eltern nach Pau begleitet und wollte sich hier in der französischen Sprache vervollkommnen, bevor er in ein Handlungshaus einträte.

Ein Gebirgsmädchen von solcher Schönheit, wie Julie, erregte natürlich nicht geringe Aufmerksamkeit bei den verschiedenen jungen Männern, die Madame Laville besuchten, doch ihr Ohr blieb taub bei allen ihren Schmeicheleien. Julie hing nicht, wie dieß wohl bei den meisten jungen Mädchen unter ähnlichen Verhältnissen der Fall gewesen seyn würde, am Staat und Putz, vielmehr legte sie Alles, was sie von ihrem Lohne ersparen konnte, gewissenhaft bei Seite für die Ihrigen daheim. Die Sorge für ihre Familie schien der einzige Zweck ihres Daseyns zu seyn und beschäftigte alle ihre Gedanken. Es würde gut für sie gewesen seyn, wenn dieser vortreffliche Vorsatz unaufhörlich ihren Geist erfüllt hätte. Indessen durch den Tod eines unverheiratheten Oheims gelangte ihre Familie in den Besitz seines kleinen Vermögens und wurde plötzlich in ihre frühere Lage versetzt.

Durch diesen Glückswechsel wurde der edle Zweck Juliens aufgehoben. Gedanken, die früher ihrem Herzen fremd waren, bemächtigten sich ihrer. Die kleinen Ersparnisse, die sie für die Ihrigen daheim bestimmt hatte, verwendete sie zu milden Gaben, aber einiges auch auf äußeren Schmuck. Sie zeigte sich weniger

zurückhaltend und lebhafter. Ihre Mienen, die sonst bei zufälligen oder zudringlichen Schmeicheleien nicht die geringste Bewegung verriethen, nahmen oft den Charakter eines gefälligen Lächelns an, dem aber eben so oft ein verächtliches Zucken der Lippen folgte, bei dem es nur zweifelhaft war, ob sie sich selbst oder den Schmeichler damit verhöhnen wollte.

Charles Downham war einer von den Wenigen, der dem Mädchen mit Aufmerksamkeiten nicht lästig geworden, nur daß er zeitweise einen Blick auf sie warf, wie ihn ein schönes Weib wohl beanspruchen darf. Zuerst zollte Julie seiner Zurückhaltung eine gewisse Achtung, zuletzt aber verliebte sie sich in ihn bis zur Verzweiflung. Sie hatte hinreichende Gelegenheit zu bemerken, daß er von Allen, mit denen er in nähere Berührung kam, bewundert wurde, und oft erröthete sie vor Freude, wenn sein Blick auf ihre zarten Wangen fiel. Ihre Augen verfolgten ihn, als ob sie in seiner Gegenwart von einem wunderbaren Zauber gefangen gehalten würden. Lange Zeit hindurch hatte er keine Ahnung von den Gefühlen, die sie für ihn empfand, bis er endlich an einem Abende ihr Geheimniß entdeckte, als er eben sein Haupt von einigen Gemälden, die er betrachtet hatte, erhob und zufällig den Blick bemerkte, den sie auf ihn gerichtet hatte. Sie, an die er vorher nur selten gedacht, erschien ihm jetzt in weit höherer Schönheit, und ehe noch der Abend verging, war er bis zu gleicher Verzweiflung in Julien verliebt.

Seine Bücher hatten keinen Reiz mehr für ihn, und er fühlte sich vollständig unfähig, sich mit etwas Anderem als dem Bilde des schönen Mädchens zu beschäftigen. Zuletzt gab er den Kampf mit sich selbst auf. Er suchte und fand verschiedene Gelegenheit, sie zu sprechen, und es dauerte nicht lange, so gestand sie ihm, daß sie ihn liebe.

(Fortsetzung folgt.)

H. Heine's vermischte Schriften.

(3 Bde. Hamburg, Hoffmann u. Campe.)

Ein Theil des Inhalts ist durch fremde Uebersetzungen aus Heine's französischem Texte vorzeitig und nicht auf die legitimste Weise bekannt geworden, wogegen hier die deutschen Originale als sein unnachahmliches Eigenthum sich geltend machen. Wir verzeihen darum dem kranken und gekränkten Dichter seine Bitterkeit gegen die „deutschen Schufte von Gefühl", die bizarrer Weise den Steckbrief des von ihnen Bestohlenen ausgefertigt haben. Leid aber thut uns die Ausdehnung dieser Bitterkeit auf seine ganze deutsche Heimath, die durch sein unheilbares Heimweh darnach noch gesteigert wird. Freilich sind seine Leser gewohnt, daß er sie und sich selbst stets zugleich verletzt. Wir wollen hier indessen keine Charakteristik seiner vielbesprochenen Person versuchen, sondern nur auf die vorliegenden Schriften aufmerksam machen. Jedoch handeln gerade diese großentheils von seiner Person, die sich nicht ihrem Wesen nach, sondern nur nach ihrer Stellung zu einzelnen Gegenständen geändert hat. So erscheint uns namentlich seine stark betonte Bekehrung von dem vermeintlich deutschen Atheismus mindestens eben so frivol, wie die vorausgegangene Gottlosigkeit, die er beichtet und anklagt. Die Art, in der er das restaurirte Götterbild handhabt und agiren läßt, gehört noch seinem alten Adam an. Er ist offenherzig genug, aus seinem früheren Verkehre mit Hegel Mittheilungen zu machen, bei welchen sein eigener Geist und sogar sein Witz nur die zweite Violine spielt. Den Protestantismus hat er, wie er sagt, beibehalten, weil er ihn nicht genirt; aber in der strenggläubigen Ausartung desselben sieht er „nur ein Judenthum, welches Schweinefleisch frißt!" Er kämpft nicht gegen die Peterskirche in Rom, „die Bastille des Geistes", wohl aber gegen „das verfaulte Pfaffengeschmeiß und die bissigen Ratten in den Sakristeien Bayerns und Oesterreichs"; die Jesuiten hält er nur im Einzelnen für gute Leute, rechnet sie aber im Ganzen nicht zur ehrlichen Gesellschaft. Montalembert nennt er „das thätigste Werkzeug der ultramontanen Rotte". Die Reue des jetzt kranken Dichters über seine frühere Mahadöhrolle der nicht büßenden Magdalenen und Bajaderen ist nicht sehr geistreicher Natur. In der That wird Niemand, der Heine's untheilbares Selbst kennt und bis an den Tod erhalten wünscht, ihm eine Zerknirschung zumuthen, deren er nicht fähig ist. Gleichwohl glauben wir an seinen sittlichen Widerwillen gegen die Käuflichkeit, die er allen französischen Schauspielerinnen und namentlich der berühmtesten unter ihnen schuld gibt. Ob G. Sand durch seine unbefangene Besprechung überall erbaut seyn wird, bezweifeln wir. Doch jedenfalls mehr, als andere Lebende und Todte, wie Menzel mit seiner täglichen Mahlzeit von sechs Franzosen nebst einem Juden zum Nachtische; oder Chateaubriand mit seiner wässerigen Pilgererrungenschaft aus dem Jordan; oder die Brüder Schlegel und Madame Stael; oder Blücher, „dieser ordinäre Knaster". Dagegen wird auch Vieles nur ergötzen, wie u. A. die Zusammenstellung eines Redakteurs auf dem Kehraus mit seinen 300 Aktionären und des Königs Leonidas (1,45); oder „die Audienz", die ein Schwabe bei einem nordischen Könige hatte. Außer diesem Gedichte und den „Wahlverlobten" würden wir die übrigen ohne Leidwesen missen. Die zahlreichen politischen Aphorismen und Memoiren bieten in Bezug auf Frankreich viel Interessantes; das deutsche Parlament betrachtet er durch ähnlich trübe Gläser, wie die hochw. Herren Krummacher und Beda Weber. Er fürchtet den „Kanonendonnergott" an der Newa, weit mehr aber den Kommunismus. Für alle Fälle räth er den Enkeln, „mit einer sehr dicken Rückenhaut auf die Welt zu kommen". Geschichte und Sage der Vorzeit schöpft er aus sehr seichten Quellen, wenn wir auch Amalthea's Verwechselung mit Althaea dem Setzer zuschreiben. Indessen hat dieß wenig zu sagen, da seine Behandlung der Gegenstände die Hauptsache ist, wie denn überhaupt die gewöhnlichen Sonden der Kritik an der merkwürdigen Subjektivität Heine's sich leicht abstumpfen.

L. D.

Assisen-Verhandlungen.

Köln, 7. November.

II.

In der heutigen Morgensitzung der Prozedur wurden die Experten, vorab der Kreisphysikus, vernommen. Dieser erklärte, daß die Wunden am Kopfe mit einem stumpfen und einem schneidenden Instrumente gemacht worden. Es sey also möglich, daß mehrere Wunden durch die Schneide des Beiles und andere, die letzten beiden, mit dem Rücken desselben beigebracht worden seyen. Am Kopfe, namentlich an der Schläfe und Wange, fanden sich klaffende Wunden in einer Breite von 4 bis 8 Linien. Auch an den Händen waren Wunden, welche durch ein scharfes Instrument gestochen schienen und hinsichtlich ihrer Breite mit der der Beißel übereinstimmten. Es scheint dabei die Annahme nahe zu liegen, daß eine zweite Person an der Ermordung Theil nahm. Auf die Frage des Präsidenten, wenn man annehme, daß die Wunden an Schläfe und Wange von den letzten Schlägen herstammten, ob dann ohne dieselben die früheren Wunden auch tödtlich gewesen seyen, spricht sich der Kreisphysikus bejahend aus. Ein Apotheker berichtet über die chemischen Untersuchungen, welche man mit den Flecken angestellt habe, die sich in den Kleidern des Friedrich Rausch und des Lukas Waldenburg befanden. Aus dessen Vortrag geht klar hervor, daß die Flecken vom Blute herrührten.

Nachdem noch ein Schlosser und vier andere Zeugen vernommen worden waren, begab sich das ganze Gericht in das Greff'sche Haus, um den Ort in Augenschein zu nehmen, wo die That ausgeführt wurde. — Wir haben aus dem gestrigen Verhöre noch einiges Wesentliche nachzuholen. Der Präsident theilte mit, daß eine Schwester des Valentin Rausch, als sie hörte, daß ein Mann in der Comödienstraße seine Frau umgebracht, ausgerufen habe: „Das ist gewiß mein Bruder, der hat derartige Drohungen schon lange ausgesprochen!“ Friedrich Rausch erzählte mit dem größten Gleichmuth, am Morgen nach der That sey ein Hund, der zu ihm kam und das Blut an seinem Beinkleid roch, heulend fortgelaufen. Derselbe Angeklagte schrieb aus dem Gefängnisse mehrere Briefe an seine Mutter, in welchen er ihr darthat, daß sein Gewissen nicht belastet sey, sein Schlaf sey ruhig und sanft, keine Blutgestalt erscheine ihm, er finde Trost in der Religion und dergleichen mehr. Es darf das nur als eine berechnete Heuchelei aufgefaßt werden, denn ein so guter Mensch kann nicht eine Viertelstunde lang die Wunde einer Sterbenden auseinanderhalten, was er gestern selbst mit der größten Gemüthsruhe erzählte.

Am Nachmittage kamen noch 24 Zeugen zur Vernehmung. Die Aussage des Valentin Rausch, in jener Nacht zu Hause geblieben zu seyn, wird von mehreren Seiten entkräftet, man sah ihn am Morgen nach der That zwischen 5 und 6 Uhr nach Hause kommen. Ein Buchdruckerlehrling sah am Morgen um 4 Uhr Valentin und Friedrich Rausch und Lukas Waldenburg vor dem Hause des Greff und schaute nach deren Entfernung unter der Thüre hindurch das Blut der Ermordeten. Die Angeklagten werden sämmtlich von ihm wieder erkannt und ihre damalige Kleidung beschrieben. Zwei Angeklagte läugnen. Der Streit des Valentin mit seiner Frau am Tage vor der That wird konstatirt, diese soll sogar zu den Zeugen gesagt haben, ihr Mann verlange von ihr Dinge, in die sie nicht willigen könne, sie sey deßhalb geschlagen worden. Zeugen sagen aus, daß Valentin gesagt: „Wenn mir mein Vorhaben gelingt, dann bekomme ich Reisegeld nach Amerika. Ich werde einen reichen Herrn bestehlen und es kommt mir dabei gar nicht darauf an, einen Hals abzuschneiden. Das Weibsvolk muß aus dem Weg geschafft werden, dann gehe ich nach Amerika.“ Auch die Mutter soll, den Zeugenaussagen zufolge, gesagt haben: „Drehe dem Bauernmensch den Hals um.“ Lukas Waldenburg wird auch nachgewiesen, daß er in der Zeit, in welcher er zu Hause gewesen seyn will, draußen war. Zehn Personen ungefähr wollen ihn in einem Kittel gesehen haben; er läugnet das fortwährend. An diesem Abend trug er einen gewichsten Bart. In der Nacht sah ihn ein Nachtwächter im Kittel, am Morgen in einem ihm nicht anpassenden Rock. Eine Zeugin schaute am Abende drei Männer auf dem Appellhofe, von denen einer dem anderen einen falschen Bart mit den Worten abnahm: „Gib her, daß sie mich nicht erkennt.“ Die Zeugin glaubt Fr. Rausch wieder zu erkennen. Diesem ergeht es im Zeugenverhör nicht besser, seine Behauptungen erzeigen sich eben so wenig stichhaltig, wie die seiner Complicen.

Aus dem Lager vor Sebastopol.

Einem aus dem Lager vor Sebastopol, 19. Oct., datirten Briefe der Pariser „Presse“ entnehmen wir Folgendes:

Man muß sich hier an Ort und Stelle befinden, um sich einen Begriff von der riesenhaften Arbeit zu machen, welche unsere Soldaten und unsere braven Bundesgenossen vollendet haben. Der Bau der Batterien unter den feindlichen Kanonen bietet noch immer große Schwierigkeiten. Hier ist das Feuer der Russen so heftig und anhaltend gewesen, daß es beinahe wie eine Thorheit aussah, sich überhaupt an den Batterienbau zu wagen. Der ganze Muth und die ganze Energie unserer Truppen war zur Ueberwindung dieser Hindernisse erforderlich. Für einen Menschen, wie ich, der an das Kriegsleben nicht gewohnt ist, war es wahrhaft wunderbar, hinter einem Haufen von Erdsäcken geduckt, dem Fortschritte der Belagerungsarbeiten zu folgen. Ein wahrer Kugelregen fiel in die Laufgräben nieder, und Bomben und Granaten kreuzten sich in allen Richtungen. Dabei setzten unsere Soldaten hinter ihren Schutzwehren, die Pfeife im Munde, ruhig ihre Arbeit fort, indem sie sangen oder die zu nahe bei ihnen vorbeisausenden Geschosse mit irgend einem Kasernenwitze begrüßten. Am 16. waren die Angriffsbatterien fast auf der ganzen Linie errichtet. Wir waren weniger glücklich oder glücklicher vertheilt, als die Engländer. Unsere Bundesgenossen, welche den rechten Flügel der Linie bilden, haben die am wenigsten starke Seite der Befestigungen vor sich und die Mehrzahl ihrer Batterien ist gegen den Militärhafen gerichtet. Uns gegenüber befinden sich furchtbare Befestigungsarbeiten. Wir müssen gestehen, daß die Berichte, welche wir Anfangs erhalten hatten, ungenau waren. Wenn jene Vertheidigungswerke auch in der Eile ausgeführt worden sind, so sind sie nichtsdestoweniger doch sehr furchtbar. Sie haben die gehörige Ausdehnung und leihen sich eine gegenseitige und energische Unterstützung. Die russischen Offiziere haben sich das Terrain gut zu Nutze gemacht. Ihre Armirung ist furchtbar. Die Wurfgeschosse, welche beständig auf unsere Arbeiten niederregnen, rechtfertigen die Aussagen der Spione und Deserteure. Die ganze Marineartillerie ist auf dem Lande zur Vertheidigung von Sebastopol verwandt worden. Diese Betrachtungen, die das Resultat eigener Beobachtungen sind, können eine Vorstellung von den Schwierigkeiten geben, welche die Belagerung von Sebastopol bietet. Wir müssen uns auf eine langwierige Belagerung gefaßt machen. In dem Maße, wie wir das Terrain besser kennen lernen, vermehren wir unsere Angriffsarbeiten und ich kann versichern, daß wir, ehe wir in die Stadt einrücken, noch mehr als eine Batterie errichten werden. Die Offiziere, welche die Belagerung leiten, glauben nicht, daß Sebastopol selbst im günstigsten Falle vor Ende des Monats erobert seyn wird. Der Widerstand der Russen ist energisch und gereicht der Besatzung, sowie den dieselbe befehligenden Offizieren zur größten Ehre. Jeden Morgen erblicken wir irgend eine neue Batterie oder Schanze, die während der Nacht aus dem Boden erstanden ist. Die Russen schießen gut, aber etwas übereilt, und sie haben uns, seitdem wir am 17. unser Feuer auf die Festung eröffneten, viel Schaden zugefügt. Nach zweistündigem Kampfe war eine unserer Batterien zur Linken, die sich in der Nähe des Lazareths befindet und durch eine bis dahin maskirte Batterie in der Flanke angegriffen wurde, dienstuntüchtig geworden. Die Nacht vom 17. und der ganze 18. waren dazu erforderlich, um sie wieder in Stand zu setzen, und erst am Morgen des 20. fing sie wieder an zu feuern. Allein unsere Artilleristen zeigten eine solche Präzision und einen solchen Eifer, daß das Feuer der russischen Batterien am Nachmittag merklich nachließ. Vermuthlich ging ihnen die Munition aus, denn sie sandten uns bis zum Abend keine anderen Geschosse mehr zu, als Haubitzgranaten und selbst steinerne Kugeln. Ihr Kaliber ist schwer und wir sehen in unserer Nähe 68- und 80-Pfünder fallen, die aus Karonaden abgefeuert werden . . . Die Gelehrten im Heere sind entzückt über die ihnen durch die Belagerung gebotene Gelegenheit zu Studien. Das System der Befestigungen von Sebastopol war auf die damalige Tragweite der Geschütze und Gewehre berechnet. In diesem Systeme hat sich nichts geändert, während die Tragweite der Artillerie und der Karabiner ungeheure Fortschritte gemacht hat.

Ein Offizier des 27. Linien-Regiments erzählt in einem Briefe an Freunde vom General Canrobert folgenden Zug aus der Alma-Schlacht: „Als die Zuaven oben auf der Anhöhe anlangten, standen sie einer kleinen Redoute mit vier Kanonen gegenüber, die einen Hagel von Kartätschen auf sie ausspieen; dahinter stand ein Regiment, das sie mit Flintenschüssen überschüttete. Sie stiegen die Anhöhe nicht wieder herunter, aber sie wichen etwas. Der Augenblick war kritisch. Wenn man sie warf, so wurden wir unsererseits eben so mitgenommen und gleichfalls geworfen: die Schlacht stand dann sehr schlimm. Diesen Augenblick nahm General Canrobert wahr, drang an die Spitze des früher von ihm commandirten Zuaven-Regiments vor und sagte mit seiner zu Herzen gehenden Stimme: „Ich glaube gar, ihr stutzt; gut, dann gehe ich allein!", und in der That drang er vorwärts. Aber das Regiment machte es eben so: die Redoute wurde genommen und das russische Regiment (von der Garde) genöthigt, Kehrt zu machen."

Mannichfaltigkeiten.

Der Dichter Gellert wurde als Student von Seiten seines Schneiders mit einer Klage bedroht, weil er denselben nicht zu befriedigen vermochte. Er verließ deßhalb Leipzig und wanderte nach Halle, welchen Umzug er durch folgendes Epigramm feierte:

Ovid, nun freue dich, verlassen muß ich Rom,
Dich spie die Tiber aus und mich der Pleiße-Strom;
Dich trieb ein Cäsar fort, und mich ach leider! —
Mein Cäsar war ein Schneider!

Korrespondenz.

Berlin, 7. November.

Die Vorlesungen an der hiesigen Friedrich-Wilhelms-Universität haben vor vierzehn Tagen ihren Anfang genommen. Da die Immatriculation noch nicht beendigt ist, läßt sich über die Zahl der Zuhörer in diesem Semester noch kein Urtheil fällen; doch scheint es, daß dieselbe sich eher vermehrt, als vermindert. — Mit dem Beginne des Wintersemesters hat eine der hiesigen Heil- und Lehranstalten, die chirurgische und augenärztliche Klinik des Universitätslehrers Dr. Friedberg eine bedeutende Erweiterung erfahren, welche uns um so erfreulicher ist, als sie einen neuen Beweis dafür abgibt, daß, trotz mancher äußeren Schwierigkeiten, das dem leidenden Publikum und den Studenten zugewandte Wirken der Anstalt gedeiht. Das neue Lokal (Oranienburgerstraße 66) besteht aus den in jeder Hinsicht sehr zweckmäßig und elegant eingerichteten Versammlungszimmern für die Kranken, und einem Hörsaale, in welchem die Vorträge über die Krankheitsfälle gehalten und die chirurgischen und augenärztlichen Operationen ausgeführt werden. Außerdem enthält es ein Sprechzimmer für die Anstaltsärzte, nämlich den Dirigenten und die beiden Assistenzärzte, ein Zimmer für die wissenschaftliche Sammlung der Anstalt, und eine Wohnung für zwei Gehülfen, welche die Anmeldung der Krankheitsfälle auch außer den klinischen Stunden, die täglich um 8 Uhr des Morgens und um 2 Uhr des Nachmittags beginnen, entgegennehmen. Uns interessirt zunächst das Humanitätsprinzip, welches sich in den Leistungen dieser außerordentlich frequentirten Anstalt geltend macht. Die Kranken werden nämlich in dieser Klinik ohne Ausnahme unentgeltlich behandelt und erhalten, wenn sie unbemittelt sind, auch die Arznei für Rechnung der Anstalt. Diejenigen Hülfesuchenden, welche nicht nach dem klinischen Lokale gebracht werden können, werden von den Anstaltsärzten kostenfrei in ihrer eigenen Behausung behandelt. Wenn die Verhältnisse in der letzteren nicht günstig sind, so bringt die Anstalt diese Kranken bei verschiedenen Familien unter, welche sich hierfür theils in Rücksicht auf Wohnung, theils in Rücksicht auf sorgfältige Pflege eignen. Die akademische Seite dieser Anstalt zu erwähnen, behalten wir uns für eine andere Gelegenheit vor.

Karlsruhe, 8. November.

Der im Jahr 1844 hier gegründete „Volksschriftenverein" hat zwar schon seit längerer Zeit seine Wirksamkeit eingestellt, ist jedoch bis jetzt, da der Zusammenberufung einer Generalversammlung fortwährend Hindernisse im Wege standen, nicht förmlich aufgelöst worden. Am 11. November wird nun eine Generalversammlung gehalten werden, in welcher nach Erstattung eines Berichtes über die frühere Wirksamkeit des Vereins und Darstellung der Rechnungsresultate der Beschluß über dessen Auflösung gefaßt und über die noch vorhandenen Gelder, Bücher und Papiere verfügt werden wird.

Literatur- und Kunst-Notizen.

(Frankfurt.) Unsere Mitbürger werden mit Interesse vernehmen, daß der Entdecker des neuen Planeten Pomona, Herr Hermann Goldschmidt, ein Frankfurter ist, der in Paris als Maler lebt. Eine dort erscheinende wissenschaftliche Wochenschrift, der „Kosmos", spricht sich u. A. folgendermaßen über unseren Landsmann aus: „Herr G., der bereits am 15. November 1852 einen Planeten, Lutetia, entdeckte, ist ein talentvoller Maler und für die Astronomie begeistert. Seine Tage weiht er der Kunst, die Nächte der Wissenschaft. Kaum gönnt er sich in der Frühe einige Ruhe. Er hat nur zwei bescheidene Lunetten zu seiner Verfügung, die eine von 30 und die andere von 36 Linien Oeffnung und wendet höchstens dreißigfache Vergrößerung an. Die Unzulänglichkeit seiner materiellen Mittel ersetzt er durch beharrliche und übermenschliche Arbeit, von der man sich einen Begriff machen wird, wenn wir sagen, daß er mit seinem schwachen Instrument jeder der Berliner Stundenkarten über 1500 Sterne zufügte, deren Bahnen indessen durch Lunetten von größerer Kraft bestimmt wurden."

(Freiburg, im Breisgau.) Am 15. October wurde das hiesige Theater unter der Direktion des Herrn Greiner und unter der Regieführung des Herrn Wilhelm Giers (früher am Theater zu Heidelberg) mit dem Intriguenstück „Ein Glas Wasser" bei vollem Hause eröffnet. Die Rollen der Abigail, der Königin und des Masham waren durch die Damen Ballmann, Petrikowsky und Herrn Meyerer wacker besetzt. Sehr ansprechend waren auch die Darstellungen von Herrn und Frau Giers (letztere vom Frankfurter Theater) als Bolingbroke und Herzogin Marlborough, welche ihre Charaktere durch feine Nüancirung zur Bedeutung zu erheben wußten. Als Uriel Acosta bekundete Herr Giers seinen Beruf zum ernsten Drama durch würdevolle Haltung und Sprache. Von kleineren Stücken hat ein Lustspielchen, „Domestiquenstreiche", entschieden gefallen. Auch sind Mise en scène und Garderobe ohne Tadel. Die erste Oper war „das Nachtlager von Granada", worin Herr von Gay als Jäger und Fräulein Vogt, ebenfalls vom Frankfurter Theater, ein junges Mädchen mit schöner Stimme, sehr ansprachen. Bei solchen Kräften und der allgemeinen Achtung, in welcher Herr Direktor Greiner steht, dürfte unserer Thalia in dieser Saison ein gutes Prognostikon zu stellen seyn.

Theater-Anzeige.

Samstag, 11. Nov. Dritte Gastdarstellung der Fräulein Minna Birch. Deborah, Volksschauspiel in 4 Abth. von Mosenthal. Deborah: Fräul. Birch.

Sonntag, 12. Nov. Vor hundert Jahren, Sittengemälde in 4 Abtheilungen. Im Zwischenakt: „Pas de deux", ausgeführt von Frl. Raberti, Schülerin des Hrn. Balletmeister Meersmann, und von demselben. Hierauf: Ein Glas Eppelwein, oder: Ursachen und Wirkungen, eine Parodie des Lustspiels „Ein Glas Wasser", Lokallustspiel in 2 Akten von C. A. H. Hallenstein.

Montag, 13. Nov. Erste Gastdarstellung der Frl. Lucile Grahn, und unter Mitwirkung des kurfürstl. Hofballetmeisters Hrn. G. Ambrogio. 1) Des Malers Traumbild, Ballet in 2 Acten von Perrot. 2) La Tarantella Napolitana, italienischer Nationaltanz, getanzt von Frl. L. Grahn. Vorher: Ein Stündchen Incognito, Versspiel in 2 Acten von Dr. Töpfer. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 271. Montag, den 13. November 1854.

Baskisches Blut.

(Nach Dickens Household Words von W. F.)

(Fortsetzung.)

Die baskischen Frauen kennen, gleich den Spanierinnen, keine Gränzen in ihren Neigungen; ihre Liebe, wie ihr Haß, geht stets bis aufs Aeußerste. Juliens Geist und Herz waren von dieser Stunde an ihrem Geliebten hingegeben; sie bot seinetwegen dem Wüthen und Zürnen ihrer Familie Trotz; selbst vor der Schande schreckte sie nicht zurück, wenn es galt, ihm einen Augenblick der Verstimmung zu ersparen. So oft sie ihn sah, konnte sie ihre Freude nicht zurückhalten, auch vermochte sie es nicht, ihre unvorsichtige Neigung vor den Augen Anderer zu verbergen. So geschah es denn schon nach kurzer Zeit, daß ihr mit sichtbaren Zeichen der Verachtung und des Unwillens die Weisung gegeben wurde, das Haus zu verlassen.

Ihr Geliebter, durchaus nicht in der Lage, ihr beistehen zu können, fühlte jetzt doppelt sein selbstsüchtiges und thörichtes Verfahren. Sie leiden zu sehen, war mehr, als er zu ertragen vermochte. Er rieth ihr zunächst, nach Hause zurückzukehren und sich ihrer zärtlichen, liebevollen Mutter anzuvertrauen; aber Julie fühlte eine weit größere Angst, ihn zu verlassen, als den Vorwürfen den Ihrigen entgegenzutreten. In dieser peinlichen Lage erhielt er einen Brief, worin ihm eine vortheilhafte Stellung in London angetragen wurde.

Jetzt war ein Ausweg aus allen ihren Schwierigkeiten geboten. Er entwickelte ihr, daß er nun eine günstige Gelegenheit habe, sie ihrer bedrängten Lage zu entreißen, doch, um dieß zu können, müsse er sie verlassen. Sie bat ihn flehentlich um die Erlaubniß, ihn nach England begleiten zu dürfen; sie wollte ihm unter irgend einem Vorwande folgen, ihm keine Unkosten verursachen, nur in seiner Nähe seyn, um ihn zu sehen und für seine Bequemlichkeit sorgen zu können. Ihre leidenschaftlichen Bitten überwältigten ihn; er liebte sie wirklich innig; er versicherte ihr, daß sein Schmerz, sie zu verlassen, eben so groß sey, wie der ihrige; er verhehlte ihr nicht, daß es seinen Aussichten in England im höchsten Grade nachtheilig seyn müsse, wenn man erführe, daß sie ihn begleitet habe; er stellte ihr vor, daß sie ihres künftigen Glückes wegen ihr gegenwärtiges Verhältniß aufgeben müßten; und er gab ihr die heilige Versicherung, daß das Kind, welches sie unter ihrem Herzen trage, so wie sie selbst stets seinem Herzen theuer seyn würden; als aber Alles dieß nicht vermochte, ihren Schmerz zu mildern, so gab er ihr das Versprechen, bei erster Gelegenheit zurückzukehren.

Was aber sollte sie unterdessen beginnen? Von dieser schweren Sorge wurden die Liebenden durch das plötzliche Erscheinen der Mutter Juliens befreit, die nach Pau gekommen war, um ihre Tochter zu sehen. Ohne zu wissen, in welcher Lage sich Julie befand, war sie zu Madame Laville gegangen; sie hoffte, sie eben so schön und unschuldig zu finden, wie vor zwölf Monaten, als sie den väterlichen Herd verließ. Mit Schmerz erfuhr sie die Nachricht von ihrer Schande; sie eilte nach dem Hause, wo Julie sich aufhielt, und erkannte auf den ersten Blick die traurige Wahrheit Dessen, was ihr mitgetheilt worden. Das plötzliche Erscheinen der Mutter vor dem schuldbelasteten Mädchen wirkte auf den ohnehin wankenden Gesundheitszustand desselben erschütternd ein; sie fiel in Ohnmacht; in dem Herzen der Mutter aber behielt das Gefühl zärtlichen Mitleids die Oberhand. Sie hob die Dahingesunkene vom Boden auf, tröstete sie mit den liebreichsten Worten, versicherte sie ihrer Verzeihung und Liebe und drang in sie, sofort mit ihr nach Hause zurückzukehren. Zuerst wies Julie aus Angst, nach der Heimath zurückkehren zu sollen, die Anerbietungen der Mutter zurück; dann aber vereinigte Charles Downham seine Bitten mit denen der Mutter und überzeugte sie endlich, wie unmöglich es für sie sey, ihn nach England zu begleiten; sie beruhigte sich. Er bestand darauf, daß sie einen Theil des ihm gesandten Reisegeldes annehmen sollte, da sie sich aber dessen entschieden weigerte, so legte er es in ihrem Namen bei einem Bankier nieder und erklärte ihr, es sey für sein und ihr Kind bestimmt, und sie habe kein Recht, es zurückzuweisen.

Gleich darauf kehrte sie mit ihrer Mutter nach dem Thale zurück, wo sie geboren und zur Jungfrau herangewachsen war. Welche Veränderung war mit ihr vorgegangen, während das stille Thal unverändert geblieben war! In blühender Schönheit und Unschuld und beseelt von einem edlen Vorsatze hatte sie es verlassen, und jetzt kehrte sie schuldbeladen, elend und mit gebrochenem Herzen zurück, nicht mehr eine Stütze für Die, welche sie liebte, sondern für sie eine Schmach und Bürde.

Von Gedanken, wie diese, gefoltert, verfiel sie in eine schwere Krankheit und gebar einen Knaben, so schön wie sie selbst. Die Sorge für dieß Kind bildete jetzt die Hauptaufgabe ihres Lebens. Stundenlang saß sie wie bewegungslos vor dem Lager des Kleinen und beobachtete jeden Athemzug desselben. Sie floh die Gesellschaft ihrer früheren Genossinnen und zeigte sich fast niemals außer dem Hause. Niemand kannte ihre Geschichte seit ihrer Abreise aus dem Dorfe, nur der Geistliche, ihre Familie und ich, ihr Arzt. Was die meisten Frauen unter solchen Umständen nicht gethan haben würden, das that sie; sie sprach sowohl gegen den Geistlichen wie auch gegen mich über ihren Geliebten; drückte oft ihr Erstaunen aus, daß sie noch nichts von ihm gehört habe, hielt aber stets an dem Glauben fest, daß er sie noch liebe, und daß er, so lange sie getrennt seyen, nicht glücklich seyn könne.

Auf diese Weise ging die Zeit dahin; anderthalb Jahre waren vergangen, ohne daß eine Nachricht von ihm eingetroffen; indessen blieb sie unerschütterlich bei der Ueberzeugung, daß sie ihn wiedersehen würde.

Es war heißes und feuchtes Wetter eingetreten, ohne daß es regnete, und Jeder sah einem Gewitter, zur Abkühlung der unerträglichen Hitze, entgegen. Endlich zog eins der schrecklichsten Ungewitter, die man seit langer Zeit erlebt, über das Thal herauf. Der Regen stürzte in Strömen hernieder; die schmalen Bergpfade wurden förmlich fortgespült; die Bergbäche schwollen um das Doppelte ihrer gewöhnlichen Höhe an, und viel Vieh und auch einige Meiereien wurden fortgerissen. Der Donner rollte über die Felsen dahin und wiederhallte mit schrecklichem Getöse in den Bergen, und zu diesem Allen gesellte sich noch ein entsetzlicher Sturm, der lange Zeit Spuren seiner Wuth zurückließ.

— Mitten in diesem Sturme traf ein Fremder in dem Dorfe ein, in welchem Juliens Mutter wohnt. Ihr Haus ist, wie Ihr gesehen habt, das erste, sobald man das Dorf betritt. Ohne Zögern sprach der Reisende, der bis auf die Haut durchnäßt war, in demselben ein, und an einem guten Feuer hatte er bald seine Kleider getrocknet und seine Heiterkeit wiedergewonnen. Julie und ihre Mutter waren an diesem Tage zufällig auf Besuch bei einer kranken Nachbarin, und sie waren also nicht daheim, als der Fremde das Haus betrat. Vor dem Herde tummelte sich ein Kind herum und spielte; es machte sich bald an den Fremden und suchte mit ihm bekannt zu werden. Lebhaft, wie es war, setzte es sich auf seine Knie und begann mit ihm zu schmeicheln. Es war ihm außerordentlich ähnlich, und er war darüber nicht weniger erstaunt als Juliens Bruder und Schwester. Der Sturm ließ endlich nach und ihm folgte einer jener feinen Regenschauer, die, wenn sie einmal angefangen haben, in diesen Bergen gar kein Ende zu nehmen scheinen. Juliens Bruder machte daher dem Reisenden den Vorschlag, bei ihnen zu übernachten, und erbot sich, ihm am nächsten Morgen einen kürzeren Gebirgspfad nach den Bädern zu zeigen. Dieser nahm das Anerbieten mit Freuden an und fand ein großes Vergnügen daran, mit dem Kinde zu spielen, das, wie es schien, sich zu ihm außerordentlich hingezogen fühlte.

(Schluß folgt.)

Die kirchlichen Zustände in Deutschland.

Ueber diese trostlosen Zustände spricht sich die „Zeitung für Norddeutschland" u. A. folgendermaßen aus: Dem ernsten Beobachter der deutschen Zustände bereitet nicht nur die unnatürliche Herrschaft der Junkerpartei in den meisten Staaten Sorge, die täglich mehr überhandnehmenden Uebergriffe hierarchischer Bestrebungen in der katholischen wie in der protestantischen Kirche sind eben so beunruhigend. Uebersieht man, was in dieser Beziehung seit 6 Jahren geschehen ist, so sollte man meinen, die Welt wäre um einige Jahrhunderte zurückgegangen. Die Ultramontanen, welche vor 1848 nur mit Vorsicht in einigen wenig beachteten Blättern die Konsequenz ihrer Bestrebungen von ferne enthüllten, haben in Oesterreich einen höchst bedeutsamen Triumph gefeiert, in Bayern, Würtemberg, Baden, Darmstadt größtentheils gegen die erklärteste Abneigung der Bevölkerung Konzessionen erlangt, welche die kirchliche Ordnung dieser Länder vor die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück zu versetzen drohen. Das protestantische Deutschland ist bis auf wenige Gebiete, in denen noch ein schwacher Widerstand geleistet wird, einer kirchlichen Richtung unterworfen, die, wenn sie ihren letzten Gedanken verwirklichte, uns Allen den Wunsch auspressen könnte, katholisch zu werden. Und diese kirchliche Restauration sehen wir der politischen in der Weise die Hand bieten, mit ihr vereinigt das Werk einer völligen Umbildung des menschlichen Geistes so rücksichtslos, so fanatisch angreifen, daß wir Alles, was sei 200 Jahren in der Entwickelung des bürgerlichen Lebens, in den Forschungen der Wissenschaft errungen ist, im höchsten Grade bedroht erklären müssen. Triumphirte dieses große Attentat auf die Selbstständigkeit unserer bürgerlichen Thätigkeit, die wieder in die Banden von Corporation und Zunft, von gutsherrlicher Bevormundung und aristokratischen und klerikalen Privilegien jeder Art geschlagen werden soll, auf die Freiheit unserer Gedanken, die wieder lernen sollen, im priesterlichen Joche zu kriechen und von der Kirche die Erlaubniß für jede Untersuchung, für jedes Urtheil erbitten, auf die Wahrheit unserer Empfindungen, die wir alle vertauschen sollen, weil sie aus sündhafter Natur entspringen, gegen verdrehte Grillen und heuchlerische Seufzer und krankhafte Geberden: was wäre dann noch an unserem Leben werth, gelebt zu werden?

Sie rufen mir zu: wer wohl an solchen Triumph glauben möge? Ich antworte: ich am wenigsten. Aber ich füge hinzu: Es ziemt sich nicht für ein Volk von der ernsten Bildung und von der ächten Frömmigkeit, wie sie das deutsche Volk auszeichnet, daß es seine Kirche zum Tummelplatze unsinniger Zeloten machen lasse, die seinem Verstande und seinem Gefühle mit jedem Worte Hohn sprechen, das aus ihrem frommen Munde geht. Wenn wir politische Zustände wie die heutigen ertragen müssen: müssen wir auch ertragen, daß der Sinn unserer Kinder mit den Erfindungen einer ausschweifenden Orthodoxie verwirrt, daß unserem Volke die Kirche, die Bibel, die Religion überhaupt mit den fanatischen Uebertreibungen eines giftigen Glaubens verleidet wird, der sich heute das Ansehen gibt, allein religiös, allein gut zu seyn, der mit widerwärtigem Hochmuthe jeden Ehrenmann begeifert, der nicht zu seiner schwarzen Fahne schwört? — Wenn die Süddeutschen ihre Regierungen nicht hindern können, den Intriguen der Ketteler die katholische Kirche zu überliefern: ist der ruhige Norddeutsche eben so wenig im Stande, sich vor hierarchischen Minen zu schützen? — Ich meine, dieses orthodore Unwesen hat nachgerade eine Höhe erreicht, die jeden Ehrenmann nöthigt, sie sich in seinem Hause, in der Erziehung seiner Kinder die entschiedenste Abwehr zu ergreifen.

Das hannoverische Land erfreut sich bis jetzt wegen seiner politischen Haltung und Lage in ganz Deutschland einer beneidenswerthen Anerkennung; sollte dieses Land, dessen Hauptstadt noch vor wenigen Jahren so eifrig für einen freisinnigen Prediger aus Oesterreich focht, dessen Universität sich von der theologischen Krankheit unserer Zeit freier gehalten hat als vielleicht eine andere, dessen ganze Natur und Bildungsart mit dieser modernen Glaubenshitze Einen großen Gegensatz bildet, nach der Anklage verlangen, daß durch seine religiöse Verirrung die Integrität Niedersachsens den ersten schweren Stoß erlitten?

Diese theologischen Dinge sind heute so arg, daß es schwer halten möchte, in ihnen zu übertreiben. Man sage nicht, diese dicken Nebel würden vor dem ersten frischen Sonnenstrahl fliehen. Freilich werden sie fliehen und wir werden manchen begeisterten Apostel des heutigen Kirchenthums noch eine ganz andere Agende absingen hören, wie wir schon vor 6 Jahren hörten; aber wird, wenn wieder die helle Sonne scheint auf unseren lieben vaterländischen Boden, das Volk durch diese Zwischenherrschaft der Nacht nicht an seiner Seele Schaden genommen haben? — Freilich dummgläubig wird es gewiß nicht werden: aber auch nicht ungläubig, nicht irreligiös, nicht frivol, nicht gottlos! — Das sollten doch diejenigen Freunde der Kirche, die dem heutigen Treiben der Theologen mit neutralem oder gar mit halbgeneigtem Gemüthe zuschauen, bedenken, daß das Volk auf der heutigen Bildungsstufe durch die hyperorthodoxen Anmuthungen nur dahin gebracht werden kann, der Kirche völlig den Rücken zu kehren.

Assisen-Verhandlungen.

Köln, 8. November.

III.

In der heutigen Assisensitzung wegen des Raubmordes bezeugen vorab mehrere Frauen, daß die Schwester der beiden Rausch, die Frau Kannegießer, als sie hörte, daß ein Mann seine Frau ermordet habe, ausgerufen habe: „Herr Jesus! das ist gewiß mein Bruder; vor acht Tagen hat er schon das thun zu wollen gedroht." Frau Kannegießer habe dann gefragt, ob der Verhaftete einen Sammtrock getragen. (Valentin trug in der That einen schwarzen Sammtrock.) — Zwei Mädchen bezeugen, daß L. Waldenburg sich in der Promenade in ein Gebüsch begab, während Fr. Rausch als Wache aufgestellt war. Hier wurde indeß Nichts gefunden. (Schon früher vorgekommene Zeugenaussagen übergehen wir.) — Valentin hat ähnliche Briefe aus dem Gefängnisse geschrieben, wie Friedrich; sie werden verlesen. Ein Knabe von 15 Jahren, der eines Fehlers in der Vorladung wegen nicht eidlich vernommen wird, sagt aus, daß Valentin im Trunke vor einem Jahre im Streite seiner Frau einen Krug an den Kopf werfen wollte und ihr einen Dolch mit den Worten: „Sich', der ist für Dich gemacht!" vorhielt. Die Frau flüchtete sich damals. Der Angeklagte stellt den Streit nicht ganz in Abrede, sondern sucht sein damaliges Auftreten zu rechtfertigen. Ein Schutzzeuge des Valentin Rausch, der harthörig ist, soll bekunden, daß V. R. in jener Nacht nicht ausgegangen sey. Derselbe hat in der That den Angeklagten nicht hinausgehen hören. Als ihm Valentin am anderen Morgen sagte, seine Frau sey nicht wiedergekommen, entgegnete Zeuge: „Laß den Pudel ausschellen, der redliche Finder bringt ihn wieder." — Valentin Rausch versichert, L. Waldenburg habe die Ermordung seiner Frau in Vorschlag gebracht, kein Anderer; er, V. R., habe den Vorschlag abgewiesen und sey in jener Nacht nicht ausgegangen. Nun erhebt sich eine Debatte über die Fragestellung. Der Präsident will, wenn die Entscheidung der Geschworenen auf „Todtschlag ohne vorherige Ueberlegung" lautet, die Subsidiarfrage gestellt haben: „ob der Todtschlag in der Absicht geschah, ein Hinderniß des Diebstahls aus dem Wege zu räumen", ein Umstand, der den Todtschlag dem Morde gleichstellt. Hiergegen erhebt sich der Vertheidiger, Adv.-Anwalt Eilven. Der Hof spricht sich für die Subsidiarfrage aus.

Als die Stunde, in welcher die nachmittägige Sitzung beginnen sollte, nahte, wogten aus allen Straßen große Menschenmassen zum Justizgebäude, denn die Verhandlung war bis zu den Vorträgen des öffentlichen Ministeriums und der drei Vertheidiger gediehen; bald entsprach der Zuhörerraum dem Andrange der Volksmenge nicht mehr; die Thore wurden gesperrt und einige Tausend Männer, Frauen und Kinder wogten auf dem Appellhofsplatze bis gegen 9 Uhr auf und ab. — Das öffentliche Ministerium stellt nun die bekannten Indizien in seinem Vortrag zusammen. Gegen V. Rausch führt es im Wesentlichen an, daß derselbe mit dem Morde einverstanden gewesen, sonst hätte er seine Frau nicht hinab in die Hände der Mörder geschickt. Als ein Meisterwerk von Vertheidigung darf die Rede des Adv.-Anwalts Borst aufgefaßt werden, der den V. Rausch vertheidigte. Er thut dar, daß die Anwesenheit desselben in dem Hause des Mordes nicht bewiesen sey. Dann bekämpft er mit großem Geschick verschiedene Zeugenaussagen und weist nach, daß mehrere derselben aus Irrthum hervorgegangen seyn müßten. Die Subsidiarfrage weiß Borst geschickt für seinen Klienten zu benutzen. Er führt u. A. an, der Gerichtshof habe durch die Stellung derselben dargethan, daß er die Ueberlegung zum Morde bezweifele; wenn aber die Mordgedanken sich erst während des Diebstahls einfanden, um ein Hinderniß zu demselben aus dem Wege zu räumen, wie da V. Rausch von der Subsidiarfrage erreicht werden könne? Er solle ja nicht zugegen gewesen seyn, im schlimmsten Falle sich in den oberen Räumen des Hauses befunden haben. Mit weniger Glück wurde derselbe Angeklagte in Betreff des Diebstahls vertheidigt. — Morgen Abend wird das Urtheil gesprochen.

IV.

Köln, 9. November.

(Schluß.)

Wir übergehen die ferneren Vertheidigungsreden und das Resumee in der Raubmord-Procedur und theilen Ihnen in der Kürze das heute Abend nach 9 Uhr gesprochene Urtheil mit. Die Geschwornen erkannten mit absoluter Majorität Friedrich Rausch und Lukas Waldenburg des Mordes an der Ehefrau Rausch, geb. Flink, und des Diebstahls im Hause des Rentners Greff für schuldig; ebenfalls den Valentin Rausch, Anleitung zur Tödtung gegeben, die Handlung erleichtert und wissentlich Hülfe geleistet zu haben. Dasselbe wurde bejaht in Betreff des Diebstahls. — Der Präsident fragte die Angeklagten, als der Vertreter des öffentlichen Ministeriums seinen Strafantrag gestellt hatte: ob sie etwas über das Strafmaß zu erinnern hätten? Valentin Rausch kommt abermals auf seine Unschuld zurück, glaubt aber, daß etwaige Einwendungen jetzt nichts mehr fruchten würden. Sein Bruder Friedrich wird heftig, redet auch von der Unschuld seines Bruders und sagt, er würde nun Geständnisse ablegen, falsche Zeugenaussagen beleuchten und die Cassation so kräftig durchzusetzen suchen, daß die Strafe des Valentin gemäßigt werde. L. Waldenburg aber erklärt, er sey durch den Urtheilsspruch beruhigt.

Der Gerichtshof publicirte nun das Urtheil, welches auf Todesstrafe, die Kosten und Veröffentlichung des Spruches im Amtsblatt lautete. Dann hielt der Präsident eine würdige Anrede an die Verurtheilten, in welcher er dieselben ersuchte, sich mit dem Himmel auszusöhnen; Jesus habe auch dem Schächer am Kreuz verziehen.

Mannichfaltigkeiten.

(Breslau.) Die „Pr. C." gibt die Zahl der durch die Ueberschwemmungen in Schlesien betroffenen alten Krieger auf nahe an 1500 an. Sämmtliche Bezirkskommissariate der Landesstiftung sind deßhalb ersucht worden, öffentliche Sammlungen zu Gunsten der verunglückten Veteranen Schlesiens so lange zu veranstalten, bis mit Benutzung der auf diesem Wege eingehenden Gaben das Central-Hülfscomitee zu Breslau im Stande seyn wird, den bedürftigen Veteranen wirksame Unterstützung zu gewähren.

(Paris.) Nach einem jedoch nur mit allem Vorbehalte aufzunehmenden Gerüchte soll ein bedeutendes Haus der Vereinigten Staaten mit Mazzini einen Vertrag für Veröffentlichung seiner Memoiren abgeschlossen haben, welche die ganze Geschichte des revolutionären Europa enthalten würden; es wäre dieser Vertrag unter Bedingungen zu Stande gekommen, die für den demokratischen Schriftsteller höchst vortheilhaft seyen.

In der Didaskalia Nro. 256 ist die Geburt des russischen Staatsministers Grafen v. Nesselrode (selbst das Jahr), irrig angegeben. Seine Taufnamen sind nicht Karl Albert, sondern Karl Robert. (Siehe „Leben in Frankfurt a. M." von Marie Belli-Gontard, Bd. VI. S. 189.)

(Paris, 7. Nov.) Der Bauten-Minister hat entschieden, daß das Publikum zu den Vorlesungen der kaiserlichen Schule der Brücken und Chausseen zugelassen werden kann. Der Unterricht

dieser Schule umfaßt: Vorlesungen über Wege, Brücken, Eisenbahnen, innere Schifffahrt, angewandte Mechanik, landwirthschaftliche Hydraulik, Geologie, Mineralogie, Verwaltungsrecht, Staatsökonomie.

Die Richter in Deutschland pflegten lange Zeit unter jedes Urtheil die Worte zu setzen: „Von Rechtswegen"; der türkische Richter dagegen fügt jedem Spruche die Worte bei: „Gott weiß es besser".

Frankfurter Theater.

Zwei Novitäten sind in voriger Woche zur Aufführung gekommen. Wir berichten zuerst über das Originallustspiel „Pitt und Fox" von Rud. Gottschall, der sich durch seine lyrischen Dichtungen bereits einen mit Auszeichnung genannten Namen gemacht hat. Die vorliegende Novität ist eigentlich weniger ein Lustspiel, als vielmehr ein Intriguenstück, ganz dem Genre angehörend, in welchem Scribe den ersten Rang behauptet und worin das „Glas Wasser" auf allen Bühnen einen so glänzenden Erfolg gehabt hat. Dieß Stück scheint sich Gottschall zum Muster und Vorbild genommen zu haben. Wir finden in Pitt und Fox dieselbe Oberflächlichkeit, was den geschichtlichen Boden betrifft, dieselbe Unwahrscheinlichkeit, denselben Mangel an innerer Nothwendigkeit und Begründung, wie bei Scribe, vermissen aber des Letzteren mit Recht vielgepriesenes Talent in Bühneneffekten, kunstreichen Verwickelungen und überraschenden Wendungen und Situationen. In Pitt und Fox sind die Anlage der Intrigue und die Steigerung und Spannung derselben weniger gelungen, und es wird hier, wie in den meisten unserer deutschen Dramen, etwas zu viel gesprochen und dagegen zu wenig oder doch nicht rasch genug gehandelt. Was die Bühneneffekte und den immer belebten Fortgang der Handlung, das Interesse der Intrigue und der pikanten Momente anbelangt, so bleiben die Franzosen hier unsere Meister und läßt auch das Stück von Gottschall Manches zu wünschen übrig. Der Stoff, den R. G. hier zu Grund gelegt, ist zwar ein anziehender und gut gewählter, doch hätte seine Bearbeitung, um für fünf Akte auszureichen, mehr belebt und mehr auf die Effekte der Bühne berechnet werden müssen. Ueber diesen Mängeln der Technik dürfen wir jedoch die Vorzüge des Stückes nicht unbeachtet lassen, welche in einer wenigstens theilweise sehr gelungenen Charakterzeichnung und in einer unverkennbaren Leichtigkeit und Feinheit des Dialogs bestehen. Sollten noch einige Kürzungen zu machen und sollte besonders der bei der hiesigen Aufführung so höchst störende Aufenthalt der langen Zwischenakte, durch Umkleidungen namentlich der Damen veranlaßt, etwas beseitigt werden können, so dürfte das genannte Stück als ein erfreulicher Zuwachs des Repertoires betrachtet werden. Die Aufführung war der Art, daß man sie gewiß mit vollem Recht als eine sehr gelungene zu bezeichnen hat. Die beiden Hauptrollen wurden durch die Herren Blattner (Fox) und Devrient (Pitt) trefflich gegeben. Der Charakter des Fox ist mit viel geistigem Reiz ausgestattet, eine liebenswürdige und heitere, lebenslustige und doch zugleich für alles Edle und Schöne sich warm hingebende Natur. So spielte ihn Herr Blattner, der durch Anmuth und Würde der Repräsentation, durch frischen geistreichen Humor, durch ein heiteres Colorit und durch seine Nüancirung für den darzustellenden Charakter lebhaft zu interessiren wußte. — So ehrenwerth der Dichter seinen Pitt auch sprechen und handeln läßt, so hat er doch für den Zuschauer weniger Anregendes. Nichtsdestoweniger wußte ihn Herr Devrient durch edeln Ausdruck, durch Wahrheit und Wärme der Empfindung, wie durch geistvolle Diktion zu voller Geltung zu bringen, so daß er seinem Rivalen nicht nachstand. Beide wurden nach der schönen Scene am Schluß des dritten Aktes stürmisch hervorgerufen. — Auch die nicht minder in den Vordergrund gestellten Charaktere des Snoughtons und seiner Tochter Harriet wurden durch Herrn Meck und Fräulein Genelli, eben so durchdacht und wohlnüancirt, als sehr bühnenwirksam gegeben. Die Rollen des Königs (Herr Reger), seines Vertrauten Jenkinson (Herr Werkenthin) und der Herzogin von Devonshire (Fräulein Janauschek) schlossen sich den Vorgenannten würdig an. Am Schluß der im Ganzen recht beifällig aufgenommenen Vorstellung wurden Alle hervorgerufen. Eine besondere Erwähnung verdient schließlich die eben so reiche als geschmackvolle Garderobe der Damen Janauschek und Genelli.

Ueber die zweite Novität, das einaktige Lustspiel von R. Benedix: „Die Dienstboten", können wir uns kurz fassen, da es von der überwiegenden Majorität des Publikums entschieden verworfen wurde und als beseitigt zu betrachten ist. Die Kritik schließt ihr verwerfendes Votum an und muß dem geachteten Herrn Verfasser den Rath geben, derartige höchst werthlose Produktionen hinfort nicht weiter vor die Oeffentlichkeit zu bringen, wofern er den Credit seiner anerkannten Firma nicht erschüttern will.

M.

Korrespondenz.

Heidelberg, 8. November.

Da es wohl auch einem größeren Publikum nicht ohne Interesse ist, zuverlässige Mittheilungen über das hiesige Stadttheater zu erhalten, so geben wir bei dem Beginne dieser Saison über dasselbe folgenden Bericht. Die Direktion hat es, ungeachtet der großen zur Zeit auf dem Theater ruhenden Lasten gewagt, ein completes und in mancher Hinsicht ausgezeichnetes Personale zu engagiren. Sie thut dieses mit bedeutenden Geldopfern, da die bisherigen Einnahmen zur Deckung des Etats nicht ausreichten und derselbe seit dem Beginne der Direktoren aufrecht erhalten wird. Um nun das richtige Verhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe festzustellen, sollen drei bis vier monatlich zu den regelmäßigen Abonnements-Vorstellungen hinzukommende aufgehobene Abonnements die Einnahme erhöhen und so die Anstalt auf ihrer gegenwärtigen Höhe erhalten werden. Bei dem Anklange, welchen das Theater im Allgemeinen hier findet und bei dem Genusse, welchen es Einheimischen und Fremden gewährt, sind, wie man hört, auch die städtischen Behörden nicht abgeneigt, das Theater selbst in noch größerem Maße, als es bis jetzt geschieht, zu unterstützen und nicht nur das Haus rc. von den städtischen Abgaben frei zu erhalten, sondern sie werden auch nicht dagegen seyn, daß, wenn es nöthig seyn sollte, um einige Mehrausgaben zu decken, noch einige Actien creirt werden, in so ferne diese Mehrausgaben auf eine andere Weise sich nicht decken lassen. — Gestern Abend wurde von einem 16jährigen Künstler, Adolph Pfeiffer, unter Mitwirkung des hiesigen, unter der Leitung des akademischen Musikdirektors Schletterer stehenden Liederkranzes und des Stadtorchesters ein Konzert auf dem Piano und Harmonium gegeben. Da das letzte Instrument, welches Aehnlichkeit mit einer Physharmonika hat, hier noch wenig bekannt ist, so veranlaßte dieses einen zahlreichen Besuch, welcher auch seine Befriedigung fand.

Karlsruhe, 4. November.

Wie alle größeren und kleineren Städte und Ortschaften im Großherzogthum Baden Kleinkinderschulen haben, so wurde auch in Sinsheim (am Neckar) eine solche eröffnet, und zwar gleich mit achtzig Kindern. Zu den zum Theil bedeutenden freiwilligen Beiträgen hat der Freiherr v. Venningen-Ullner einen jährlichen Zuschuß von 40 fl. auf drei Jahre bewilligt. — Zur Besorgung der auf die allgemeine Kunst- und Industrie-Ausstellung zu Paris bezüglichen Geschäfte für das Großherzogthum Baden ist eine besondere Commission dahier bestellt. Mitglieder derselben sind: Ministerialrath Dietz (Stellvertreter Baurath Gerwig), Legationsrath Rüßlin (Stellvertreter Postassessor Grosch), Finanzrath Schmitt (Stellvertreter Finanzassessor Regenauer).

(Berichtigung.) In der Anzeige von Heines Schriften Bib. Nr. 270 lies Sp. 1 Z. 8 v. u. Gottesbild statt Götterbild. S. 2 Z. 8 v. o. sicher statt reicher.

Theater-Anzeige.

Montag, 13. Nov. Erste Gastdarstellung der Frl. Lucile Grahn, und unter Mitwirkung des kurfürstl. Hofballetmeisters Hrn. G. Ambrogio. 1) Des Malers Traumbild, Ballet in 2 Acten von Perrot. 2) La Tarantella Napolitana, italienischer Nationaltanz, getanzt von Frl. L. Grahn. Vorher: Ein Stündchen Incognito, Versspiel in 2 Acten von Dr. Töpfer. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

////# Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 272. Dienstag, den 14. November 1854.

Baskisches Blut.

(Nach Dickens Household Words von W. F.)

(Schluß.)

Gegen Abend kehrte Julie ohne ihre Mutter zurück, da diese bei der kranken Freundin während der Nacht bleiben wollte. Ihr erster Blick fiel auf ihr Kind, das sich noch auf den Knieen des Fremden befand. Sie trat vor, um es fortzunehmen, als sie bei der Flamme des Feuers plötzlich seinen Vater erkannte. Ein leiser Schrei, den sie jedoch sofort unterdrückte, schreckte sie auf; er wandte sich um und rief: „Julie!" Er konnte sich nicht zurückhalten, sie in seine Arme zu schließen; doch auf ihrem Gesicht las er eine erste Warnung, und er ließ in seiner zärtlichen Ergüssen nach.

Ihr Bruder hatte den Schrei vernommen und die innere Bewegung bemerkt, die sie vergebens zu unterdrücken suchte. Er hatte gehört, wie der Fremde ihren Namen rief, und in demselben Augenblick war ihm auch das Räthsel über die Aehnlichkeit zwischen ihm und dem Kinde gelöst.

Er war Julien stets der zärtlichste Bruder gewesen; sie hatte nach ihrem Falle nie ein Wort des Vorwurfs von ihm gehört, ja er zeigte ihrem Kinde stets die zärtlichste Zuneigung. Jetzt nahm er den Schein an, als habe er von dem Zusammentreffen zwischen seiner Schwester und dem Fremden nichts bemerkt. Doch Julie, die ihren Bruder als scharfsichtig kannte, beobachtete ihn sorgfältig, aber mit solcher Vorsicht, daß er es während des Abends nicht merkte. Ihr war das Funkeln seiner Augen, der heiße Wunsch, der darin lag, ihr war das Glühen seiner Wangen, der dicht geschlossene Mund, die geballte Faust nicht entgangen, und sie erkannte, daß sein baskisches Blut in Wallung gerathen war, daß er in ihr Geheimniß eingedrungen und zur Rache entschlossen sey. Als sich Alle zur Ruhe begeben, schlich sie sich leise in Charles Schlafzimmer und beschwor ihn, sich rasch anzukleiden und sich auf den Weg nach Pau zu machen, aber ja einen andern Pfad einzuschlagen als den, welchen ihm der Bruder angerathen. Er erhob sich rasch und wurde von Julien geräuschlos aus dem Hause gelassen, nachdem er sie vorher zärtlich umarmt und sie gebeten hatte, ihm mit ihrem Kinde nach Pau zu folgen. Sie versprach dieß, zeigte ihm den rechten Weg und überließ sich dann dem heftigsten Schmerze.

Die Hoffnung auf eine schnelle Rache hatte ihren Bruder nicht schlafen lassen; er hörte, wie sie den Fremden weckte, sprang sofort auf und sah bald darauf, wie der Mann, der so große Schmach über seine Schwester gebracht, das Haus verließ. Dicht an dem Fenster seines Gemachs stand ein Baum; er schwang sich auf denselben und ließ sich hinab. Der Regen hatte aufgehört, und es war eine schöne und mondhelle Nacht. Trotz der Höhe der Berge drangen die Strahlen des Mondes selbst in die Schlucht.

Charles schritt rasch vorwärts, und es dauerte einige Zeit, ehe ihn sein Verfolger erreichte. Der Baske rief ihn in französischer Sprache an, und Charles, der ihn in der Entfernung nicht erkannte, stand still.

„Ihr habt etwas vergessen", sagte Juliens Bruder, den Charles jetzt erkannte; „Ihr habt etwas auf Eurer Flucht vergessen, Herr."

„Ihr seyd im Irrthum, Freund", sagte Charles, „ich habe nichts vergessen."

„Ja, Ihr habt das arme Mädchen vergessen, das Ihr verführt habt; Ihr habt vergessen, daß ihre Ehre meine Ehre, daß ihre Rache meine Rache ist", rief der wüthende junge Mann und zog sein Messer. Ohne ein Wort weiter zu sprechen, machte er einen heftigen Angriff auf den Gegenstand seines Hasses. Dem Engländer, welches auch sonst seine Fehler seyn mochten, fehlte es doch nicht an Muth. Mit einem Streiche seines Stockes schlug er seinem Gegner das Messer aus der Hand, so daß es weit über den Abhang, der den Pfad auf der einen Seite begränzte, dahinflog. Mit einem lauten Schrei stürzte der Baske auf Charles zu, um ihn zu umfassen, erhielt aber einen so heftigen Faustschlag zwischen beiden Augen, daß er gegen die Felsen taumelte. Dieß dauerte jedoch nur einen Augenblick; ohne sich gegen einen zweiten Schlag zu schützen, sprang er auf seinen Gegner zu, umfaßte ihn und es gelang ihm, in Folge seines raschen Angriffs, denselben zu Boden zu werfen. An natürlicher Kraft waren sich Beide gleich; aber der Schlag zwischen den Augen, den der Baske erhalten, hatte Eurem Landsmanne einigen Vortheil gegeben, und als sie mit einander rangen, fühlte Juliens Bruder, daß seine Kräfte im Abnehmen seyen. Sie kugelten sich nach der Seite des Pfades, die über dem Bergstrom hing. Indem nun der Baske seinen Gegner kräftig umschlang, gelang es ihm durch einen starken Ruck, Beide an den Rand des Abgrundes zu bringen. Vergebens strengte sich Charles an, sich aus den Armen zu befreien, die ihn umschlungen hielten. Sie stürzten Beide von dem Abhange hinab, durchbrachen das schwache Gesträuch, das aus den Klippen emporgeschossen war, und fielen in den Bergstrom hinab, der unter ihnen floß. Sie waren nahe an hundertundfünfzig Fuß hinabgestürzt, und zwar an einer Stelle, wo der Strom nur einen halben Fuß tief und mit Felsstücken und Steinen angefüllt war.

Juliens Bruder blieb auf der Stelle todt; Charles lebte aber wunderbarer Weise noch; sein Fall war dadurch, daß sein Gegner unter ihm zu liegen kam, weniger hart gewesen. Sie wurden von einem Fischer entdeckt, der schon in früher Stunde damit beschäftigt war, die Gasthäuser in den Bädern mit Forellen zu versorgen. Er rief Beistand herbei, und man brachte Beide nach dem Hause von Juliens Mutter. Nach mir wurde sofort

schickt, und ich sah auf den ersten Blick, daß für den Ueberlebenden, der sehr verstümmelt war, wenig Hoffnung vorhanden sey. Ehe er seinen Geist aufgab, theilte er mir mit, daß er unglücklicher Weise die Adresse, die ihm Julie gegeben, verloren, daß er aber in der Hoffnung, sie würde auf dem Postbureau in Pau nachfragen, einen Brief nach dem andern unter ihrer Adresse, mit Poste restante bezeichnet, abgeschickt habe, und er zweifle nicht, daß dieselben noch dort lägen. Er verschied in Juliens Armen, sein Haupt ruhte an ihrer Brust und mit einem Arme hielt er sein Kind umschlungen.

Niemals werde ich die Verwünschungen vergessen, die das unglückliche Mädchen über ihren Bruder ausstieß. Niemals werde ich es vergessen, wie sie sich weigerte, sich von dem Leichnam ihres Geliebten zu trennen, wie sie ras'te und in Ohnmacht fiel und endlich an einem heftigen Gehirnfieber darnieder lag. Von der Zeit ihrer Genesung an bis auf diese Stunde hat ihr Gesicht das bleiche, blutlose Ansehen behalten, welches Ihr bemerkt haben werdet. Für sie und ihr Kind wird von Charles' Eltern gesorgt, an die ich, seinem Wunsche gemäß, schrieb. Er liegt auf dem protestantischen Kirchhofe zu Pau begraben, und viermal jährlich wird das Gitter, welches sein Grab umschließt, mit frischen Immortellenkränzen geschmückt.

Ich dankte meinem Gefährten für seine Mittheilung, und wir sagten uns einander Lebewohl.

P a r i s.

(Aus den Memoiren der George Sand.)

Die schöngeistige Welt folgt jetzt mit Interesse und Neugierde den Memoiren von George Sand, welche in der „Presse" erscheinen. Der Name der Verfasserin war schon von vorn herein eine genügende Bürgschaft dagegen, daß sie das Publikum mit leerem Geklatsch unterhält, wie es in der neuesten Zeit unter den französischen Memoirenschriftstellern Sitte geworden. Die Verfasserin erklärt gleich im ersten Kapitel, daß Derjenige, welcher in den Memoiren ihres Lebens Skandal sucht, sie nur lieber ungelesen lassen möge, da er sich in dieser Erwartung getäuscht finden würde. Sie beginnt sodann damit, eine Menge von falschen Angaben über ihre Herkunft zu berichtigen.

Wir erfahren auf diese Weise, daß die Verfasserin im Jahre 1804 geboren ist und nicht, wie vielfältig verbreitet worden, Marie Aurore de Saxe, Marquise de Dudevant, sondern Amantine Lucile Aurore Dupin und ihr Mann ganz einfach François Dudevant heißt. Letzterer war in der Armee nur Unterlieutenant und er war erst siebenundzwanzig Jahre, als er seine Frau heirathete. „Indem man aus ihm einen alten Oberst aus der Kaiserzeit machte", sagt die Verfasserin, „hat man ihn mit Herrn Delmare, einem der Helden eines meiner Romane, verwechselt. Es ist wahrlich gar zu bequem, die Biographie eines Romanschriftstellers zu schreiben, indem man die Dichtung seiner Erzählungen auf das Gebiet der Realität seines Lebens überträgt. Man hat uns Beide vielleicht auch mit unseren Eltern verwechselt. Marie Aurore de Saxe war meine Großmutter; der Vater meines Mannes war Kavallerieoberst unter dem Kaiserreich. Dieser war weder rauh, noch mürrisch, es war der beste, sanfteste Mann.

„Bei dieser Gelegenheit bitte ich meine Biographen recht sehr um Entschuldigung. Selbst auf die Gefahr hin, mich mit ihnen zu überwerfen und ihr Wohlwollen mit Undankbarkeit zu lohnen, muß ich doch bemerken, daß ich es weder delikat, noch passend, noch anständig finde, daß man, um mich zu entschuldigen, weil ich nicht unter dem ehelichen Dache geblieben bin und auf Trennung gerichtlich angetragen habe, meinen Mann eines Unrechtes anklagt, über welches ich mich zu beschweren völlig aufgehört habe, seitdem ich meine Unabhängigkeit wiedererlangt habe. Wenn das Publikum in müßigen Augenblicken sich die Einzelheiten eines solchen Prozesses erzählt und darüber einen dem einen oder dem anderen Theile mehr oder minder günstigen Eindruck bewahrt hat, so ist das nicht zu verhindern und keiner der beiden Theile hat sich darüber zu grämen, nachdem man einmal die Oeffentlichkeit eines solchen Prozesses nicht scheuen zu dürfen geglaubt hat. Allein die Schriftsteller, welche sich damit abgeben, das Leben eines anderen Schriftstellers zu erzählen, und besonders diejenigen, welche für ihn eingenommen sind und ihn in der öffentlichen Meinung heben oder rehabilitiren wollen, diese sollten nicht seinem Gefühle und seinen Ansichten zuwiderhandeln und um ihn herum stoßen und hauen. In einem solchen Falle ist die Aufgabe des Schriftstellers die eines Freundes, und die Freunde dürfen nicht Rücksichten aus den Augen setzen, die im Grunde doch durch die öffentliche Moral bedingt werden. Mein Mann lebt und liest weder, was ich schreibe, noch was über mich geschrieben wird. Es ist dieß ein Grund mehr für mich, die Angriffe abzuweisen, denen er meinetwegen ausgesetzt ist. Ich konnte mit ihm nicht zusammenleben, unsere Charaktere und Ideen weichen wesentlich von einander ab. Er hatte Gründe, um in eine gesetzliche Trennung nicht zu willigen, obschon er selbst den Wunsch danach hegte, da sie doch der That nach bestand. Unkluge Rathschläge haben ihn veranlaßt, öffentliche Debatten hervorzurufen, die uns genöthigt haben, uns gegenseitig anzuklagen. Es ist dieß eine traurige Folge einer mangelhaften Gesetzgebung, welche die Zukunft verbessern wird. Seitdem die Trennung ausgesprochen und vollführt worden ist, habe ich mich beeilt, meine Beschwerden zu vergessen, in dem Sinne nämlich, daß jede öffentliche Anklage gegen ihn mir als durchaus unpassend erscheint, weil sie zu der Annahme führen muß, als hege ich noch Gefühle des Grolles, die mir doch durchaus fremd sind.

Die Bauten und Lebensbedürfnisse in Paris.*)

Nächst den Vorgängen im Orient ist die Pariser Bevölkerung mit der Sorge für ihre eigenen materiellen Verhältnisse beschäftigt. Die unteren Klassen sehen mit einiger Besorgniß dem Winter entgegen. Groß ist namentlich noch die Noth wegen der Wohnungen. Seit länger als einem Jahre schon werden in Paris ganze Stadttheile und zwar gerade die volkreichsten niedergerissen. Tausende von kleinen Familien wurden in Folge dessen gezwungen, aus dem Mittelpunkte der Stadt heraus nach den Vorstädten und nach der Bannmeile zu ziehen. Und noch tritt in dieser Völkerwanderung en miniature kein Stillstand ein. Denn immerfort wüthet die Hacke des Arbeiters in den alten Straßen, welche das Stadthaus umgeben. Kaum ist die verlängerte Straße von Rivoli vollendet und schon steht ihr eine abermalige Verlängerung bevor. Vom Hotel de Ville an, wo sie jetzt ausmündet, soll sie bis zum Stadttheile St.-Antoine weitergeführt werden und etwa 1000 Häuser und Häuserchen werden diesem neuen Projekte zum Opfer fallen. Bereits verlassen die ausgewiesenen Familien ihre Wohnungen und wenden sich den Vorstädten zu. Allein auch dort wird bereits der Platz zu eng und Viele sind froh, wenn sie endlich vor den Barrieren ein Asyl finden. Natürlich hat dieser Auszug in so riesigen Verhältnissen zur Folge, daß die Miethpreise fortwährend steigen und zwar zu einer Höhe, die dem Arbeiter und dem kleinen Bürger oft unzugänglich wird. Allerdings entstehen allmälig an Stelle der abgerissenen Häuser neue, allein letztere sind meist nur für wohlhabende Miether berechnet;

*) Aus Bran's „Minerva".

denn welcher Eigenthümer in der Straße von Rivoli z. B. wollte auf die arbeitenden Klassen spekuliren? So entsteht denn also eine gewisse Unbehaglichkeit unter den letzteren, der für den Augenblick schwer genug abzuhelfen ist. Gewiß ist der Bau der neuen Stadttheile sowohl in künstlerischer als auch in gesundheitlicher Beziehung eine Wohlthat für Paris; doch ist es eben ein Gebährungsprozeß, der seine Leiden mit sich bringt und diese Leiden sind erst mit den Jahren zu überwinden.

Aber nicht allein die hohen Miethspreise drücken die arbeitenden Klassen, auch die Preise der Lebensmittel steigen in bedenklicher Weise. Die Brodtaxe ist allerdings unverändert geblieben, nämlich auf 80 C. für 4 Pfund; allein es ist das nur ein relativer Vortheil, indem die Getreidepreise bedeutend niedriger als im vorigen Jahre sind, die Regierung aber die damalige Brodtaxe für Paris bestehen lassen muß, da solche in der theueren Zeit auf einem niedrigeren Fuße erhalten worden war. Doch von Brod allein kann der Arbeiter nicht leben; eines seiner Hauptbedürfnisse sind die Kartoffeln. Allein diese sind schlecht gerathen und fast unerschwinglich theuer. Die Fleischpreise haben fast das Doppelte des Preises wie im vorigen Jahre erreicht, so daß z. B. Geflügel augenblicklich billiger ist als Schlachtvieh. Nicht minder schlecht steht es mit dem Wein, ohne welchen nun einmal der französische Arbeiter nicht leben kann. Es gibt in diesem Jahre nur wenig Trauben; die älteren Jahrgänge sind daher so theuer, daß sie der Börse der Arbeiter unzugänglich werden. Die Weinschänker nehmen zu allerlei Fälschungen ihre Zuflucht, um nur die Kundschaft der Arbeiter zu bewahren. Wenn man diesen Schänken vorbeigeht und zufällig einen Blick auf die gefüllten Gläser wirft, so wird man von einem gewissen Schauder ergriffen. Eine blaue Flüssigkeit, die viel mehr wie eine Medizin, als wie ein Trank für Gesunde aussieht, mit dem Spottnamen Wein getauft, wird den Leuten für 50 C. der Litre verkauft und dient dazu, eine Mahlzeit, meist aus Brod und Käse bestehend, hinunterzu spielen. In dieser Noth setzen nun Viele ihre Hoffnung auf die große Ausstellung im Frühjahr, von der sie glauben, daß sie mit den Millionen von Fremden Arbeit und gute Verdienste bringen werde. Es ist den Leuten von Herzen zu wünschen, daß sich diese ihre Hoffnungen bewähren mögen. —

Mannichfaltigkeiten.

(Leipzig, 5. Nov.) Die Tischrückerei und Klopferei, von der es in jüngster Zeit ganz still geworden, hat dieser Tage hier einen ihrer höchsten Triumphe erlebt. Die Klopfer hatten als förmlicher Konvent ihren Sitz in einer Restauration aufgeschlagen, wo sie die Sache zwar nur aus Liebhaberei und zur Kurzweil trieben, vielen sonst recht vernünftigen Leuten aber den Kopf geradezu verdreht hatten. Da das fragliche Wirthschafts-Lokal jedoch auch von einer Fraktion Ungläubiger besucht wurde, so kam es nebenbei zwischen diesen und den Gläubigen häufig zu stürmischen Diskussionen, welche immer mehr den Anschein nahmen, als sollte es außer der Tischklopferei noch eine andere Klopferei geben. Die Sache selbst wurde so nach und nach zum wahren Stadtskandal, bis endlich die Polizei sich veranlaßt sah, den klopfenden Tischen Schweigen zu gebieten. — Die für das Leibnitz-Denkmal schon seit mehreren Jahren gesammelten Beiträge belaufen sich erst auf circa 5000 Rthlr., kaum die Hälfte der erforderlichen Summe. An Beisteuern denkt in diesem Augenblick Niemand mehr, so daß der Fonds nur durch den Hinzufług der Zinsen wächst, wobei freilich Leibnitz noch manches Jahr warten muß, ehe er zu seinem Denkmale kommt. (W. Z.)

Zu Lille entspann sich dieser Tage zwischen den Kindern zweier Stadtviertel ein lebhaftes Gefecht mit Steinwürfen. Das Feldgeschrei der Angreifer lautete: „Nieder mit Sankt Bastopol!“ und ihre Gegner antworteten mit dem Rufe: „Auf die Kosaken!“ Man sieht, daß weder die Einen noch die Anderen für Russen gelten wollten. Die Polizei schritt ein und machte einige Gefangene.

Die britische Regierung beabsichtigt zum Frühjahr eine Expedition nach den Polarregionen zu dem Zwecke auszusenden, um auf Grund der durch Dr. Rae über das Schicksal Sir John Franklins und seiner Gefährten erhaltenen Nachrichten weitere Ermittelungen anstellen zu lassen, und die Leitung derselben ist dem Dr. Rae angeboten worden. Dieser hat jedoch mit Rücksicht auf seine durch jahrelangen Aufenthalt in den arctischen Gegenden angegriffene Gesundheit nicht dahin zurückkehren zu können geglaubt, der Regierung aber einen Plan zu einer Expedition vorgelegt, welche zu Lande bis an den Sklaven-See vordringen und sich dort theilen soll, um einerseits die Spuren der verunglückten Franklin'schen Expedition weiter zu verfolgen, andererseits Capitän Collinson und seine Gefährten aufzusuchen.

Die Würtemberger scheinen keine Freunde des Selfgovernment zu seyn. Ein würtembergisches Blatt erzählt, daß man sogar eine Petition an die Ständeversammlung vorbereite, um sich dahin zu verwenden, daß die Regierung für eine Kegelbahnordnung Sorge tragen und eine solche baldigst erlassen möge, da so viele Kegelbahnen im Lande seyen und überall wieder anders gekegelt werde!!!

Professor Airey von der Greenwicher Sternwarte hat seine Beobachtungen über die Dichtigkeits-Zunahme der Erdrinde in den Kohlengruben von Hatton beendigt, und wird die Resultate seiner in einer Tiefe von 1200 Fuß gemachten Experimente demnächst veröffentlichen.

In der Nacht vom 31. Oct. auf den 1. Nov. sah man eine vermummte Gruppe durch die Stadt Luzern ziehen: ein Tambour, ein Flötist, ein Todtengräber und ein Sargträger. Letzterer hielt in der einen Hand einen grinsenden Schädel, in der andern einen dunklen Behälter, aus welchem mit rother Flammenschrift das Wort strahlte: „Revision“.

Die „Augsb. Allg. Ztg.“ lamentirt: „Traurig ist es, zu denken, daß in der russischen Armee sehr viele nichtnaturalisirte Deutsche, zum Theil mit vornehmen Familiennamen, dienen.“ Wie lange ist es denn her, daß ein gewisses süddeutsches Blatt „mit vornehmem Familiennamen“ auch „in der russischen Armee“ gedient hat? (fragt der N. C.)

In Newyork ist am 4. Oct. die neue „Akademie der Musik“, d. h. das neue Opernhaus, durch Aufführung der Oper Norma, mit der Grisi und Mario als Hauptdarstellern, eingeweiht worden. Das Publikum hatte sich aber nur spärlich eingefunden, und die Aufnahme der Vorstellung war eine kühle.

Das Theater in Sevilla wird wenig besucht; die Volksbelustigungen der Spanier sind anderer Natur. Stier- und Hahnengefechte, Kegel- und Wurfsteinspiele, Kirchenfeste und Spaziergänge, Musik und Tanz, das sind ihre Vergnügungen.

Die Untersuchungsacten gegen Herrn Malmène in Berlin liegen zur Erhebung der Anklage vor. Der Abschluß der Untersuchung ist dadurch verzögert worden, daß es nothwendig erschienen ist, ein Gutachten des k. Medizinalkollegiums über die von dem Herrn Malmène angeblich seinen Zöglingen beigebrachten Mißhandlungen einzuholen. Dieses Gutachten soll eingegangen

und dahin ausgefallen seyn, daß es sich hier um schwere Körperbeschädigungen handle, so daß, wie die „Voss. Ztg.“ meint, die Sache wahrscheinlich vor dem Schwurgerichtshofe zur Verhandlung gelangen wird.

Literatur-Notizen.

* Mit gleicher Berechtigung, wie im vorigen Jahre, können wir auch in diesem das von Stolle redigirte illustrirte Familienbuch, „die **Gartenlaube**“, auszeichnen. Augenblicklich liegt uns das dritte Quartal vor, das für den unerhörten Preis von 12½ Sgr. sowohl der ernsten Wißbegier, als der Empfindung und der Einbildungskraft die mannichfachste Nahrung bietet. Vorzüglich trägt diese, auch äußerlich sehr schön ausgestattete Zeitschrift der gesündesten Zeitrichtung Rechnung, welche zwar das Miasma der Cholera noch nicht in genügendem Maße bewältigen konnte, aber das schlimmere des frömmelnden Volksbetrugs desto wirksamer bekämpft, wofür schon die Wuth seiner Fabrikanten genügendes Zeugniß ablegt. Wir meinen die Naturforschung, deren wissenschaftliche Errungenschaften sowohl, als ihre praktische Anwendung auf Diätetik und Heilkunde die „Gartenlaube“ aufmerksam verfolgt. Eine Besprechung des Somnambulismus mag gerade jetzt in Frankfurt besonders interessiren. Die Beschreibung des merkwürdigen „Aquariums“ zeigt uns den Luxus im Dienste der Naturkunde. Ein gegen mancherlei Vorurtheile und Besorgnisse gerichteter Aufsatz über das Maschinenwesen führt uns unmittelbar aus der Kunde der Natur in engerem Sinne zu der der menschlichen Gesellschaft hinüber, deren Gestaltung diesseits und jenseits des Weltmeers sammt ihren Anstalten für Schutz und Trutz reichlich erläutert wird. Die Beschreibung und Abbildung eines Auswandererschiffes ergötzt und rührt zugleich. Charakteristische Skizzen über Männer, wie Duller, Moleschott, Gerstäcker, sind willkommen. Unter den Novellen ersparen wir dem allzu leicht gehaltenen „Seeräuber“ unsere Kritik wegen des Genusses, den uns zwei größere Intriguenstücke von A. Schrader gewährten, in welchen nicht Engel und Helden, sondern wirkliche Menschen auftreten.

Die Reihe der vorzüglich ausgestatteten „Illustrirten Conversationshefte über den Kriegsschauplatz im Norden und Süden“ (Leipzig, Carl B. Lorck) ist nunmehr mit dem sechsten abgeschlossen. Es behandelt das fernste Gränzland des europäischen und asiatischen Krieges unserer Tage, die kaukasischen Länder. Hier war Gelegenheit geboten, in erhabenerem Styl Landschaften von vielbesungener Schönheit zu schildern und die Feder, welche diese Hefte geschrieben, hat es wohl verstanden, selbst im kleinen Rahmen diese Aufgabe zu erfüllen. Es herrscht oft eine epigrammatische Kürze vor, ohne daß die Anschaulichkeit darunter litte. Die Beschreibung der großartigen Fehden zwischen den russischen Armeen und den Bergvölkern, die Charakteristik der hervorragenden Führer auf beiden Seiten ist von sehr lebendiger Färbung. Außer einer Karte des Kaukasus enthält dies Schlußheft Illustrationen von Tiflis, Eriwan, Akalzik, vom Ararat und der armenischen Hauptstadt Erzerum.

Korrespondenz.

London, 6. Nov.

Aus einem irländischen Privatbriefe theile ich Ihnen folgende Stellen mit: „Unsere Familien schweben in beständiger Furcht und Trauer und von der sonst so gerühmten Fröhlichkeit der Irländer ist fast keine Spur mehr zu finden. So haben wir viele Verwandte und Freunde zu beweinen, die im blutigen Osten entweder die Opfer von Seuchen oder des Krieges geworden sind, der unzähligen Verwundeten gar nicht zu erwähnen, die — wie begeisterte Helden ausgezogen sind und nun als Krüppel heimkehren werden. Unser Haus hat besonders großes Unheil betroffen, denn unter den Todten befindet sich Lord Listowell's jüngster Bruder. Am 20. September wurde ihm sein Pferd unter dem Leibe erschossen. Nichtsdestoweniger führte er seine Compagnie zu Fuß an und im Erstürmen einer Schanze traf ihn eine tödtliche Kugel. Nach fürchterlichen Leiden starb er auf dem Schiffe „Andes“ und der Liebling aller unserer Cirkel liegt jetzt im schwarzen Meere begraben. Er und sein Freund Moneck, beide aus dem 7. Regimente, waren die Ersten auf der Todtenliste. Unter den schwer Verwundeten zählt man unseren kaum 20jährigen Sohn, Lord Ennismore. Er wurde durch das linke Bein geschossen und mit Hunderten von Verwundeten nach Skutari gebracht. Er schreibt oft, aber bedauert nichts mehr, als jetzt nicht vor Sebastopol stehen zu können. Bereits verwundet, feuerte der junge Held seine Soldaten noch zum Sturm an, bis er endlich, durch den Blutverlust ermattet, zusammenstürzte und vom Schlachtfelde getragen wurde. Dieser Zug von Tapferkeit wurde der Königin und dem Prinzen angezeigt, welche deßhalb ein Schreiben der Erkenntlichkeit an ihn ergehen ließen. Und so, von gleichem Geiste beseelt, kämpfen nun die Lieblinge Britanniens den Kampf der Ehre auf fernen blutgedrängten Feldern und jeder neue Brief schlägt auch uns neue Wunden“ u. s. w.

Hamburg, 10. Nov.

Gestern Abend bestand das neue Drama „Charlotte Ackermann“ von Otto Müller in Altona die Feuerprobe seines Erfolges in Deutschland. Der Eindruck des Stückes ist mächtig und edel, selbst (wie dort) von Schauspielern mittlerer Qualität (und Ausstattung) dargestellt. Das Haus war gedrängt voll; sein Beifall steigerte sich nach und nach bis zum Enthusiasmus. Die „Charlotte“, die Mutter „Ackermann“, „Schröder“ und „Eckhoff“ (nach der Verkleidungsscene) wurden auf offener Scene gerufen, auch nach den Aktschlüssen, und zum Schluß Alle. — Unser Stadttheater ist nun mit allen Kräften daran, die „Charlotte“ ebenfalls zur Aufführung zu bringen. Binnen 8 — 10 Tagen wird dieß der Fall seyn. — Dem Autor und dem Verleger ist zu gratuliren.

München, 10. November.

Auch in der Synagoge fand heute Nachmittags ein feierlicher Trauergottesdienst für die Königin Therese statt. Rabiner Aub hielt in deutscher Sprache eine gediegene Rede, vor und nach welcher ein Sängerchor Psalmen sang. Während derselben wurden Gebete für das Seelenheil der Verklärten und für das Wohl des Königshauses durch den Rabbiner gesprochen. Mit einem allgemeinen Schlußgebet und darauf gefolgtem Priestersegen endigte die Trauerfeier. Das Innere des Tempels war, wie am langen Tage, festlich beleuchtet und der Altar, wie die Gallerien, mit schwarzen Draperien behangen. Die reservirten Stühle blieben unbesetzt, alle übrigen Räume füllten zahlreiche Andächtige.

Heidelberg.

Auf der Fahrt zwischen hier und Friedrichsfeld fiel das Kind eines Auswanderers (Schlegel aus Griesheim, Amts Staufen) auf der Eisenbahn aus dem nicht geschlossenen Wagen, welcher im vollen Laufe war. Der Vater, welcher sein Kind fallen sah, wollte demselben nachstürzen, wurde aber davon zurückgehalten und mußte bis zur nächsten Station Friedrichsfeld mitfahren. Dort ausgestiegen, eilte er seinem unglücklichen Kinde zu und fand dasselbe an einem Fuße und einem Arme schwer verletzt. Das Kind befindet sich nun hier im akademischen Hospitale und ist, wie man hört, nicht anders zu retten, als daß das zerquetschte Füßchen und die Finger oder der Arm ihm abgenommen werden. Der gebeugte Vater mußte, da er mit Andern auf Kosten der Gemeinde nach Amerika gebracht wird, die Reise fortsetzen und sein Kind zurücklassen. Eine eingeleitete Untersuchung wird herausstellen, ob der betreffende Kondukteur Schuld an der Sache trägt, daß das Thürchen aufging und das Kind herausfiel.

Frankfurt, 10. November.

Vielseitigen Besuchs erfreut sich seit einigen Tagen die in der Werkstätte des Mainweserbahnhofs zur Ansicht des Publikums ausgestellte Feuerspritze nebst den Rettungsgeräthschaften von dem bekannten Fabrikanten Carl Metz in Heidelberg. Auch der Chef unseres Löschbataillons, Major Ehrhardt, besichtigte dieselben und sprach sich sehr anerkennend und belobend darüber aus. Hr. Metz hat auf der Münchener Industrie-Ausstellung „wegen der zweckmäßigen Construction und vorzüglichen Ausführung der von ihm ausgestellten Feuerspritze und seiner übrigen Verdienste um das Feuerlöschwesen“ unter 20 Concurrenten die große Denkmünze erhalten.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 14. Nov. Indra, romantische Oper in 3 Akten. Musik von Friedrich v. Flotow.

Mittwoch, 15. Nov. Vorletzte Gastdarstellung der Fräulein Lucile Grahn, und unter Mitwirkung des kurfürstl. Hofballetmeisters Hrn. G. Ambrogio. Vorher geht: Die Hochzeitsreise, Lustspiel in 2 Acten. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspreisen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 273. **Mittwoch, den 15. November** **1854.**

Sey nicht wie Andere!

(Wanderer.)

So oft sich's mahnend regt in Deiner Seele
Ob eines Siegs, der fremdes Glück zerstört,
Sprichst Du — daß Reue Deine Brust nicht quäle —
Das Wort, das sich so arm und kläglich hört:
„So thun auch And're!"

Das eben ist die Sünde unserer Tage,
Daß man nur blindlings folgt der fremdem Spur,
Daß jede Kraft sich prüft an fremder Waage,
Und gleich sich bleibt, indessen die Natur
Stets eine and're.

Ein Jeder sey sich Anfang selbst und Ende,
Gestalte selbst sein eigenes Geschick;
Das Weltall beugt ein Wink oft kühner Hände,
So schaffe selbst Dein eig'nes Leid und Glück —
Was sollen And're?

Der eig'ne Werth ist auch die eig'ne Habe,
Dafür steh'n wir mit uns'rem Stolze ein:
Ob Gold ob Erz — ob Adler oder Rabe,
Doch was Du bist, sey's nur durch Dich allein,
Und nicht durch And're!

C. Cerri.

Die Wahlsprüche der deutschen Kaiser.

(Von Aloys Henninger.)

Es dürfte wohl kaum einen Menschen geben, der nicht für irgend ein Sprüchwort oder irgend einen Sinnspruch eine besondere Vorliebe besäße, gleichwie sich fast Niemand finden möchte, der nicht ein Lieblingslied, ein Lieblingsgedicht oder eine beliebige Liebhaberei hätte. Die Frage, in welcher Beziehung eine solche Lieblingssentenz zu dem persönlichen Wesen oder den Verhältnissen ihres Verehrers stehe, und ob ihre Wahl nicht grade aus der Innerlichkeit des einen oder der andern entsprungen sey, erscheint daher gewiß nicht müßig und selbst nicht unwichtig. Denn in der That pflegt sich in solchen Wahlsprüchen die Lage, die vorherrschende Neigung, ja der ganze Charakter ihrer Erwähler nicht selten so sehr abzuprägen, daß man füglich einen bekannten alten Spruch also umschreiben könnte: „Sage mir, was Du für einen Wahlspruch führst, und ich will Dir sagen, wer Du bist!" — Der Arme wählt sich einen Trostspruch für seine Armuth, der Geizhals sucht ein Beschönigungswort für seine Geldsucht, und so geht es fort durch alle Verhältnisse des Lebens und Strebens. Jede Tugend und jedes Laster schreibt ein Motto auf seine Fahne oder seinen Schild, und sollte dasselbe auch nur die Bestimmung haben, Andere über die wirklichen Gedanken und Bestrebungen zu täuschen. — Man darf sogar noch weiter gehen und fragen: In welcher Beziehung stehen einzelne Sprüchwörter oder die Summe derselben zu gewissen Charakterzügen oder dem Gesammt-Charakter einzelner Völkerschaften oder eines ganzes Volkes? Spricht sich in der bekannten Redensart: „Das ist nicht weit her!" nicht jenes leidige Auslandsvorurtheil aus, welches man unserem Volke zum Vorwurf macht? — Seine Sprüchwörter sind gesammelt, und die weitere Verfolgung dieses Themas wäre eine um so interessantere Aufgabe, als das stolze Ergebniß derselben **das** seyn möchte, daß die deutsche Nation sich in deren Spiegel vorzüglich als philosophisches Volk erblicken würde. Die Zahl der einzelnen Menschen aber, deren Wahlsprüche allgemeiner bekannt werden, ist nur gering. Natürlich. Blos von Männern, die sich durch ihre Stellung in der Welt oder durch geistige Größe auszeichnen und deßhalb Aufzeichnung in der Geschichte finden, oder sich in ihren eigenen Werken verewigen, pflegen auch die merkwürdigsten Aussprüche und Wahlsprüche erhalten zu werden. So sind die Sentenzen der sieben Weisen Geiechenlands auf uns gekommen, unter denen jene von Solon: „*Γνῶθι σεαυτόν*!" (Erkenne Dich selbst!) die meiste Weisheit und jene von Pittakus: „*Καιρὸν γνῶθι*!" (Nimm die rechte Zeit wahr!" die meiste Klugheit verräth. Die Untersuchung aber, ob sie alle mit der Lehre und dem Leben dieser berühmten Männer in so inniger Beziehung stehen, daß man dieselben daraus, gleichsam als einer Quintessenz ihrer Philosophie, erkennt, wie ex ungue leonem — an der Tatze den Löwen, bildet ein interessantes Thema, durch das ein junger Philologe sich den Doktorhut verdienen könnte.

Auch von den deutschen Kaisern, deren Gemälde jetzt unseren ehrwürdigen Kaisersaal schmücken, sind, mit Ausnahme Ludwigs des Deutschen, Günthers von Schwarzbueg und Karls VII., Wahlsprüche aufgezeichnet worden. Daß man, außer den Jahreszahlen ihrer Regierungszeit, auch diese Sentenzen unter die prachtvollen Bilder jener Kronenträger setzte, muß gewiß als ein sinniger Gedanke anerkannt werden. Schon vor mehreren Jahren von Dr. **Benkard** in dessen: „Uebersicht der Geschichte der deutschen Kaiser und Könige" zu den Bildern des Kaisersaales, die unter dem Titel: „Die deutschen Kaiser" in Kupferstichen und Lithographien in demselben Verlage (Schmerber'sche Buchhandlung) erschienen sind, im Ganzen treffend übertragen, hat nun auch Dr. Fr. **Lucä** dieselben in seinem eben (bei H. L. Brönner) erschienenen Buche: „Die deutschen Kaiser in erzählenden Dichtungen zu den Gemälden des Frankfurter Kaisersaals" dem Namen- und Malerregister der Kaiserbilder, und zwar nach dem Wortlaut der Benkard'schen Uebersetzung, eingereiht. — „Wir fügen", sagt

Dr. Benkard, „diese Sprüche, welche man als die Wahlsprüche der abgebildeten Herrscher zu bezeichnen pflegt, hier bei uns zwar nicht nur die bereits im Saale aufgezeichneten, sondern auch diejenigen, welche noch fehlen, ohne jedoch für die historische Aechtheit derselben einstehen zu wollen, da ohne Zweifel manche derselben, namentlich was jene der Kaiser und Könige der früheren Jahrhunderte anbelangt, von den späteren Chronikschreibern gemacht oder nach gelegentlichen Äußerungen der betreffenden Herrscher zu Wahlsprüchen geformt worden sind. Sehr viele aber sind ächt und alle bezeichnend oder doch anziehend genug, um hier mitgetheilt zu werden."

Die Frage über die Aechtheit oder Unächtheit dieser kaiserlichen Motto kann und will hier nicht erörtert werden. Genug, daß vielen die Authenticität nicht abgesprochen wird. Ob aber schon Jemand Betrachtungen darüber angestellt hat, in wiefern diese Wahlsprüche mit dem persönlichen Charakter oder mit der Geschichte der sie führenden Kaiser in Beziehung oder Einklang stehen, ist mir unbekannt. Mich fesselten jedoch, so oft ich den Kaisersaal betrat, diese Sprüche nicht weniger, als die schönen Gemälde selbst, und würden gewiß auch das größere Publikum mehr anziehen, wenn sie nicht in lateinischer Sprache abgefaßt wären. Es sind nur kurze Worte; sie enthalten aber alle ein Stück Weltgeschichte und sind beredte Dolmetscher zu den Bildern, die stumm von den Wänden des Saales herniederblicken, als träumten sie von der Herrlichkeit, die einst diese Halle durchglänzte, und von dem Leben, das bei ihren Wahlfesten in und vor dem Römer wogte.

Wenn Dr. Benkard kurz bemerkt, daß alle diese Wahlsprüche bezeichnend oder doch anziehend genug seyen, um mitgetheilt zu werden, so wird ihm der Geschichtskenner im Ganzen beipflichten. Anziehend sind alle, wie jede sinnreiche Sentenz; bezeichnend dürfte man jedoch nicht alle in gleichem Maße nennen, was der geehrte Autor offenbar auch durch sein Oder ausdrückt. Denn während einzelne Wahlsprüche einzelner Kaiser das treue Gepräge ihres Charakters und ihrer Geschichte tragen, erscheinen andere nur als der Ausdruck eines einzigen, aber wichtigen Momentes ihres Lebens oder Strebens. Bei einem und dem anderen wird man jedoch auch versucht, mehr oder weniger in seinem Motto, wie in einem Spiegel, das umgekehrte Bild zu erblicken.

Es ließe sich dieß Alles an der Hand der Geschichte bis ins Einzelne nachweisen. Meine Absicht ist es jedoch bloß, Andere zu solchen Betrachtungen anzuregen, die etwa dieselben Ideen noch nicht verfolgt haben möchten. — Nur auf den Wahlspruch eines Kaisers erlaube ich mir, etwas näher einzugehen, theils weil er selber ein Sprosse des altberühmten Fürstenhauses meiner Heimath ist, theils weil sein Wahlwort eines der sinnigsten unter allen seyn dürfte.

Die Sentenz Kaiser Adolphs von Nassau lautet nämlich: „Praestat vir sine pecunia, quam pecunia sine viro" — Besser, Mann ohne Geld, als Geld ohne Mann. Ihre Aechtheit kann um so weniger bestritten werden, als Fugger dieselbe in seinem „Oesterreichischen Ehrenspiegel" als Adolphs Wahlspruch anführt. Adolph habe, heißt es dort, wenig zu Rath gehalten und kein Geld oder Reichthum geachtet; dannenhero er auch diese Wahlsprüche im Munde geführet: „Animus est, qui facit divitem" (der Muth ist's, welcher den Reichen macht) — Pecunià vir potior" (der Mann ist mehr, als das Geld) — und jenen seinem Bilde beigefügten: „Praestat vir etc."

Nun weiß man, daß Adolph als armer Graf für einen Kaiser so viel als gar kein Geld hatte, weiß aber auch, schon allein aus der Geschichte der Schlacht bei Worringen daß er ein Mann war, ehe er die Krone trug. Wohl sind die alten und die neuen Geschichtschreiber über seinen Charakter und Regentenwerth getheilter Meinung, je nachdem sie für ihn oder seinen Gegner Albrecht Partei nehmen. So tadeln ihn die österreichischen, elsaßer und thüringischen Chronisten, während die rheinischen und bayerischen ihn erheben. Das aber steht fest, daß er seinem Wahlspruche Ehre machte. Nur W. v. Günderrode, der den König sonst ziemlich unparteiisch beurtheilt, nennt ihn geldliebend, wogegen ihm von vielen Anderen nachgerühmt wird, daß er das Reich eben so uneigennützig als treu beherrscht und seine Kinder aus dessen Gütern in nichts bereichert, sondern mit ganzer Kraft der Seele nur die Ehre, den Vortheil und die Mehrung desselben erstrebt habe. Durch sein Bündniß mit England zur Abwehr der Eingriffe, welche sich Philipp der Schöne von Frankreich gegen deutsche und englische Landestheile erlaubte, und die ihm zur schleunigsten Ausrüstung eines tüchtigen Hülfsheeres von König Eduard I. versprochenen 100,000 Mark Hülfsgelder, wovon übrigens nur etwa 30,000 ausbezahlt worden sind, kann eine unparteiische Geschichte den Vorwurf der Geldliebe bei Adolph doch keineswegs begründen wollen, da es hier nur das Ansehen und die Wohlfahrt des Reiches galt, für die Leben und Vermögen einzusetzen, sein Alles war. — Daß er persönlich außerordentlich tapfer, kräftig und ritterlich gewesen, können selbst seine Feinde nicht in Abrede stellen. Er war also schon deßhalb im klassischen Sinne ein Mann, da sich nach dem Wortbegriff von vis (Kraft) und vir (Mann) das Wesen der Männlichkeit zunächst in der persönlichen Kraft und Tapferkeit ausprägt. Er war aber auch ein Mann in der höheren Bedeutung des Wortes. Muth und Großmuth, Herzensgüte und Gerechtigkeit, Ernst und Festigkeit kann ihm Niemand absprechen. „Juvenis quidem aetate, sed senex moribus fuit" (er war ein Jüngling zwar dem Alter, aber ein Greis seinem Charakter nach), rühmt ein Chronist.

Da es ihm mithin an Männlichkeit nicht gebrach, wohl aber an Geld, und seine Feinde ihm diese Armuth oft spottend vorwarfen, so lag ihm nichts näher, als zu zeigen, daß man auch ein Mann seyn könne ohne Geld. Daher die Wahl der Sentenz, daß es vorzüglicher sey, ein Mann zu seyn, ohne Geld zu haben, als Geld zu haben, ohne ein Mann zu seyn. — Das war ein sinniges Wort, womit er die Spötter schlug. Er bewährte dasselbe aber auch durch die That. Noch in der Schlacht am Hasenbühl, die ihm Krone und Leben raubte, wo er im vollen Schmucke seiner Würde als König stand und focht, während sein Gegner Albrecht einen Anderen in seine königliche Rüstung gesteckt hatte, bewies er, wie ein Kaiser die Männlichkeit höher schätzen müsse, als das eitle Metall und selbst die Krone.

Diese Andeutungen dürften genügen, um darzuthun, daß Adolphs Wahlspruch in dessen Persönlichkeit, Charakter und Geschichte völlig treue Bewährung findet. Eine wahrhaft kaiserliche Sentenz, ist dieselbe indessen auch noch heute ein bedeutungsvolles Wahrwort. Den Fant macht das Geld nie zum Manne; man kann aber Mann seyn ohne es. Wer also nicht geerbt hat, wie der Reiche in „Johann dem munteren Seifensieder", der mag sich Adolphs Wahlspruch erklären. — So dürften die Wahlsprüche unserer Kaiser neben ihrem historischen auch noch einen ethischen oder moralischen Werth erhalten. Den Lehrbüchern der Geschichte beigefügt und beim Unterrichte angewandt, würden sie zugleich auch nicht ohne pädagogische Bedeutung bleiben, sondern im Verein mit den Abbildungen der Kaiser, die, lithographirt, äußerst billig sind, die Einprägung des geschichtlichen Bildes derselben nicht wenig erleichtern.

Die Batterie-Linien vor und in Sebastopol.

Die Leistungen der Russen im Schanzarbeiten schildert der Chronicle-Korrespondent folgendermaßen: „Es fehlte im briti-

schen Lager nicht an Stimmen für sofortigen Sturm; darunter waren, glaube ich, Sir G. Cathcart und Sir de Lacy Evans. Indessen sie drangen nicht durch. Als endlich am 17. Oct. das Feuer eröffnet wurde, waren seit Ankunft der Armee auf den Höhen neunzehn Tage verflossen. Wie hatte der Feind diese Zeit benutzt? Jede Nacht sprangen wie durch Zauberei frische Erdwerke und Batterien aus dem Boden, und die Südseite Sebastopols, früher nicht blos verwundbar, sondern entschieden schwach, starrte jetzt von Batterien. Bei unserer Ankunft auf der Südseite Sebastopols bestanden seine ganzen Schutzwehren aus einem runden Thurm auf der Westseite mit fünf Kanonen und einer Batterie von schwerem Geschütz, welche das Meer flankirte. Am 17. October waren gegen uns folgende Vertheidigungs-Anstalten getroffen. Der runde Thurm war in das Centrum eines starken Erdwerkes verwandelt. Weiter nach rechts war in beherrschender Position ein furchtbares Werk — das „gezackte" oder „gezähnte Fort" — errichtet. Noch weiter rechts stand in einer Schlucht eine kleine Batterie, welche man bei uns die „Casern-Batterie" nennt. Diese Werke waren direkt gegen die britischen Linien gerichtet. Nach der russischen Rechten zu bestrich die „Garten-Batterie", so genannt wegen ihrer Lage vor dem Volksgarten von Sebastopol, die französischen Werke, welche außerdem von einem anderen starken Werk auf der russischen Rechten und von der schweren See-Batterie beschossen wurden. Entlang den russischen Linien befanden sich im Ganzen über achtzig Kanonen vom schwersten Caliber in Position. Um diese Batterien zum Schweigen zu bringen, hatten unsere Ingenieure unter Sir Burgoyne's Leitung folgende Werke ausgeführt: Auf der äußersten Rechten unserer Position beherrschte eine von Cap. Lushington errichtete Fünf-Kanonenbatterie den runden Thurm. Unter diesen fünf Kanonen waren zwei Lancasters und drei schwere Schiffsgeschütze. Eine der Lancasters barst und die übrigen vier Stücke wurden ein paar Tage später nach dem „Franzosenhügel" oder der „Blaujacken-Batterie" gebracht. Diese unter der Leitung des Kapitäns Gordon aufgeführte Batterie zählte vor diesem Zuwachs 21 Kanonen und 3 Mörser. Die Mehrzahl dieser Geschütze wurde von Matrosen unter dem Befehle des Flottenkapitäns Peel bedient, der, sowie Oberst Dickson, sich hier einen glänzenden Namen machte. Die „Franzosenhügelbatterie" beherrscht das gezackte Fort, sowie die zum weißen runden Thurme gehörigen Werke. Links von derselben stand eine Lancaster, den russischen Zwölf-Apostel-Dreidecker beherrschend (aber nie treffend). Die Breitseite dieses Schiffes war gegen die Schlucht hinauf gerichtet und warf auf mehrere Punkte dieses Weges ein paar unbequeme Bomben. Die erwähnte Lancasterkanone wurde übrigens in der Nacht des 21. in die Franzosenhügelbatterie selbst versetzt. Auf der äußersten Linken der britischen Linien endlich steht die Grundhügelbatterie Kapitän Chapmans mit 37 Kanonen, welche das gezackte Fort und die den Franzosen gegenüberstehenden Batterien bestreicht. Die Franzosen hatten etwa 40 meisterhaft bediente Kanonen in Position, doch sind die meisten von kleinem Kaliber. Diese Aufzählung gibt einen ziemlich guten Begriff von der vergleichsweisen Stärke der russischen und alliirten Linien am 17. October. Aber seitdem waren die Russen keine Nacht müßig; jeder Vorsprung, jede Maulwurfshöhe, jeder irgend brauchbare Punkt in Sebastopol wurde nach einander mit Kanonen bespickt, an denen im nahen Arsenal natürlich kein Mangel ist, während bei den Alliirten die Herbeischleppung neuer Geschütze und selbst der Munition mit Terrain- und anderen Schwierigkeiten verbunden war. Wie der Chronicle-Korrespondent am 23., so kommt der Daily-News-Berichterstatter schon am 20. nach viertägigem Bombardement zu dem Schlusse, daß nur das Bajonnet im Stande seyn werde, den Ausschlag zu geben.

Mannichfaltigkeiten.

(**Die Binsen als Lampendochte.**) Ein Industriezweig für ärmere Familien mancher Gegenden scheint in Deutschland noch wenig oder gar nicht beachtet zu werden, obgleich die Arbeit eine leichte und selbst für größere Kinder geeignete ist und an den Tagen verrichtet werden kann, wo Anderes nicht dringend zu thun ist. In dem reichen England werden die Binsen mit festem Halme, besonders die Art Juncus effusus, allgemein zu Lampendochten verwendet, so daß zu deren Verkauf alljährlich am 2. August ein eigener Markt in der Nähe von Norfolk abgehalten wird. — Dergleichen Binsen wachsen in Deutschland ziemlich häufig und werden als Unkraut verachtet.

Es ist bereits gemeldet worden, daß ein Ordonnanzoffizier des General Bosquet, Kapitän **du Val de Dampierre**, in Folge eines Sturzes seines Pferdes bei Sebastopol in russische Gefangenschaft gerathen ist. Der „Moniteur de l'Armee" entnimmt einem Schreiben von den französischen Linien Folgendes: „Gleich nach seiner Gefangennehmung verlangte Kapitän Dampierre zu einem russischen General geführt zu werden, den er bat, den französischen Vorposten melden zu lassen, daß er gefangen, aber nicht verwundet sey, damit seine Familie und seine Freunde beruhigt werden. Da antwortete der russische General mit einer Ritterlichkeit, die wir mit Freude verkünden, eben weil sie einen unserer Feinde ehrt, daß er volles Vertrauen in die Loyalität der französischen Offiziere setze, und er flehe nicht an, ihm zu erlauben, seinen Freunden selbst von sich Nachricht zu geben, aber unter der Bedingung, daß er sich verpflichte, sogleich wieder zurückzukehren. Herr v. Dampierre nahm diese Begünstigung dankbar an, und wenige Stunden darauf kehrte er zu den russischen Vorposten zurück, um getreu seinem Worte seine Gefangenschaft wieder anzutreten."

(**Karlsruhe**, 8. Nov.) Wie sehr rar bei uns das Geld und das Vertrauen geworden, zeigt die Thatsache hinlänglich, daß im hiesigen Landamtsbezirke vor einiger Zeit ein Wohnhaus um 2 fl. in einer Zwangsversteigerung erkauft worden ist.

(Würtemb. Staatsanz.)

Zur Beförderung des evangelischen Christenthums unter den **Chinesen** haben sich bis jetzt in Preußen bereits 40 Gesellschaften gebildet, unter denen viele mit einer großen Anzahl von Töchtervereinen, deren der Pommer'sche Hauptverein zu Stettin allein 28 zählt.

Das Leben bezahlt sich selber, sagte **George Sand**, die bekannte schreibende Dame in Paris und ließ sich von dem Buchhändler 130,000 Francs für ihr Leben, das noch nicht einmal aus ist, geben, d. h. für die Beschreibung desselben. Und dieselbe Frau hat aus ihrem Leben schon mehr als ein Dutzend Romane herausgeschnitten, die ihr auch etwas eingebracht haben. Aber nicht Jedem, der viel lebt, gehts so.

Leute, die gern den Humor als Hausgenossen aufnehmen, mögen sich Hieronymus Jobs, den berühmten Candidaten, vor seinen Examinatoren kommen lassen. Herr Jobs ist zwar todt und sein prächtiges Originalbild von Hasenclever gibts auch nur einmal und leider ist der Meister auch gestorben, aber trefflich ausgeführte Kupferstiche von Janssen gibts noch. Davon mögen sich Freunde einen kommen lassen und sich und der unglücklichen Wittwe des früh verstorbenen humoristischen Künstlers eine Freude machen.

Nach einer dem Parlamente vorgelegten Uebersicht haben die **britischen Eisenbahnen** bis zum Schlusse des Jahres 1853

im Ganzen eines Herstellungs- und Betriebs-Kapitals im Betrage von über 336 Millionen Pfund Sterling bedurft. Der überwiegende Theil dieser Summe, etwa drei Viertel; ist durch Herausgabung von Actien beschafft und nur ein Viertel derselben als Schuld gegen Obligationen aufgenommen worden.

Johann Petzmayer.

(Frankfurt a. M.) Am 9. d. M. hörten wir den weithin bekannten Zitherspieler J. Petzmayer, Kammervirtuos S. k. H. des Herzogs Maximilian von Bayern, im hiesigen Schauspielhause. — Seit Jahrhunderten existirt in Gebirgsländern, namentlich in denen, welche Deutschland von Italien scheiden, unermittelt, ob als deutsche Form der unter dem Namen Guiterre auf die romanischen Nationen vererbten Kithara der Griechen, oder ob im Lande selbst erfunden, ein der Guitarre verwandtes, aber nur mit Metallsaiten bezogenes Instrument, die Zither. Sie ist einfach und anspruchlos, wie der Charakter des Gebirglers. Aus dem Gebirge nach in die Ebenen von Oesterreich und Bayern niedersteigend, erhielt sie nach und nach eine weitere Verbreitung und Vervollkommnung bis sie vor etwa zwei Jahrzehnten in J. Petzmayer ihren eigentlichen Meister fand, der ihr in den weitesten Kreisen warme Freunde und Verehrer gewann, nachdem er das Instrument nicht nur noch weiter verbessert, sondern auch auf demselben einen hohen Grad von Virtuosität erlangt hatte. Im Jahre 1833 machte er seine ersten Kunstreisen und wurde nicht nur in Oesterreich und Bayern mit dem größten Beifall aufgenommen, sondern fand auch an den meisten norddeutschen Höfen, sowie vor dem Publikum in Breslau, Berlin, Hamburg, Bremen, Leipzig, Prag, Frankfurt u. A. die lebhafteste Anerkennung. Im Jahre 1837 ernannte ihn Herzog Max zu seinem Kammervirtuosen. In dieser Eigenschaft begleitete er seinen hohen Gönner auf dessen Reisen in den Orient und nach Afrika. Die Zither stimmte zu der Fahrt, wie damals die Allg. Ztg. berichtete, und wie ein deutscher Herzog war auch sie an den meisten Orten eine neue Erscheinung; bei ihrem Klange lauschten die Söhne des Nils und der Wüste, und drückten freudiges Erstaunen und Entzücken aus. Bis auf den heutigen Tag ist Petzmayer im Gefolge seines kunstsinnigen hohen Gönners geblieben, während er inzwischen sich vielfach öffentlich produzirt und seinen Namen im In- und Auslande zur Geltung gebracht hat. Ueberall vernahm man und vernimmt man noch immer mit Lust die reizenden Klänge seines einfachen aber schönen Instrumentes, das er wunderbar belebt zu haben scheint, und das bald tändelt und scherzt, bald rührt und tief bewegt, bald zu Wehmuth und Trauer, bald zu Lust und Wonne stimmt, überall finden seine anspruchlosen, aber lieblichen und seelenvollen Compositionen, welche er der Eigenthümlichkeit seines Instrumentes angepaßt, eben so die freundlichste Aufnahme, wie sie ein Echo ihrer Stimmungen in allen Herzen zu wecken wissen. Vor Allem sind es die heimischen, naturwüchsigen Lieder und Tänze, wie sie in Steyermark und Tyrol als frische Gebirgsblumen wachsen, welche die Hörer entzücken und anregen, so daß sie inmitten jener Gebirgswelt zu seyn glauben, bald beim fröhlichen Kirchweihtanz unter der jauchzenden Dorfjugend, bald einsam auf hoher Matte, bald auch in der stillen Sennerhütte, durch deren niedere Fenster der Mond seine silbernen Strahlen wirft. Auch wir haben uns an Petzmayers Zitherspiel erfreut und es da am schönsten gefunden, wo es am einfachsten ist, wo es seine natürliche Eigenthümlichkeit am meisten bewahrt und wo es seine Aufgabe im Auge behält, nämlich die Gemüthswelt des Volkes, dem die Zither eigentlich angehört, in ihrer mannigfaltigsten Ausdehnung uns vorzuführen. Von diesem Standpunkte aus haben wir den genannten Meister, sowie sein Spiel zu beurtheilen. Ein eigentliches Konzert-Instrument ist die Zither nicht, wenigstens nicht in der weiteren Ausdehnung des Worts. Petzmayer überschreitet zwar mitunter die Gränzen des Lieder- und Ländler-Genres, seines ursprünglichen Bereiches, aber er weiß dann immer durch ein geschmackvolles Spiel zu interessiren. Wenn uns nun der wundersame Reiz des Tones und die ächt lyrischen Klangfarben desselben, wenn uns die Poesie dieser ergreifenden und rührenden Volksweisen in den Vordergrund gestellt werden zu müssen scheint, so ist es auch die erstaunliche Virtuosität, Sicherheit und Leichtigkeit des Spieles, die wir anerkennen und bewundern müssen. Schade nur, daß die Töne des Instrumentes für die größeren Raumverhältnisse eines Theaters etwas schwach und nicht ausgiebig genug sind. Gesangpiecen und größere Instrumentalbegleitung sollte man mit der Zither nicht in Verbindung bringen, sowie man derartige Theaterabende durch Beigabe allzulanger oder gar langweiliger Lustspiele nicht über Gebühr ausdehnen sollte. Wir schließen, indem wir berichten, daß Hrn. Petzmayers musikalisches Talent und Virtuosität auch von unserem Publikum gewürdigt, und daß seine Kunstleistungen mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen wurden. Wer aus dem lärmenden Treiben einer großen Stadt einmal heraustreten und sich in die friedliche Stille eines idyllischen Lebens versetzen will, der lausche diesen Zitherklängen: Sie werden ihn mächtig ergreifen und sein Gemüth, wie mit süßer Wehmuth, so auch mit Lust erfüllen, und ihn wie auf geistigen Flügeln in die grünen Thäler und auf die lichtumflossenen Höhen der romantischen Alpenwelt hinübertragen; sie werden ihm Freude, friedliche Stimmung und Erhebung bereiten. W.

Frankfurt a. M.

Fräulein Lucile Grahn hat am 13. d. M. ein Gastspiel auf hiesiger Bühne begonnen und damit alle Freunde der schönen Kunst Terpsichorens erfreut. Sie gehört zu den Tänzerinnen, deren Bewegungen stets den Ausdruck von Harmonie und Rhythmus tragen und deren Mimik sich diesem gleichmäßig anschließt. Die Technik ihrer Kunst, in welcher sie, wie bekannt Außerordentliches leistet, verdient um so mehr Bewunderung, als dieselbe mit Leichtigkeit, sowie mit Anmuth die größten Schwierigkeiten überwindet. So steht ihre Kunst mit edler Plastik im Bunde. Die Aufnahme, welche Fräul. Lucile Grahn, sowie dem ausgezeichneten Tänzer Hrn. Balletmeister Ambrogio von Seiten des wohlbesetzten Hauses zu Theil wurde, war eine der trefflichen Kunstleistungen würdige und überaus beifällige. Indem wir dieß nur kurze Gastspiel der Beachtung aller Freunde des Schönen bestens empfehlen, behalten wir uns vor, darauf weiter zurückzukommen.

Aus Frankfurt, 1. Nov., enthält der Schwäb. Merk. folgende Mittheilung, deren Wahrheit wir jedoch nicht zu verbürgen vermögen: Es ist gegenwärtig ein Project zur Verschönerung unserer Stadt durch einen auswärtigen Arzt in Anregung gebracht worden, welches wegen der überraschenden Neuheit und Großartigkeit des Gedankens der öffentlichen Kenntnißnahme nicht vorenthalten bleiben darf, wenn gleich wir uns vorläufig enthalten, Einzelnheiten mitzutheilen, da diese endgültig noch nicht festgestellt sind. Es handelt sich nämlich um die Errichtung eines Südpalastes, d. h. eines Glasgebäudes von den kolossalsten Dimensionen (etwa 20 Morgen bedeckend), nach Paxtons Prinzipien erbaut, worin ein beständiges Tropenklima (14 bis 18 Gr. R.) hergestellt wäre. Der Zweck ist, der überaus zahlreichen Klasse von Schwindsüchtigen, älteren nervenkranken Frauen, schwächlichen Kindern, Rekonvalescenten rc., welchen ein gleichmäßiges südliches Klima zur Genesung Bedürfniß ist, welche dieß aber entweder wegen der großen Kosten nicht erlangen können oder der Vortheile desselben wegen der mit dem unbeaufsichtigten Aufenthalt im fremden Lande verbundenen Nachtheile nicht froh werden, dieser Klasse einen Aufenthalt zu verschaffen, welcher mit dem gleichmäßigsten Klima jede geistige Anregung und Unterhaltung und jede gymnastische Nachhülfe verbindet (warme Schwimmbäder, Reitbahn, Turnplatz rc.). Die Halle würde Wohnungen für mehrere hundert Kranke und einen tropischen Garten umschließen. Die Herstellungskosten sind natürlich sehr bedeutend, aber zu ihrer Verzinsung und Abtragung ist nicht nur auf die Honorare der hier wohnenden Kranken, sondern auch auf die Eintrittsgelder der 100,000 jährlich in Frankfurt verweilenden Fremden, deren wohl keiner vorüberginge, gerechnet; außerdem kommt in Betracht, daß, zumal im Winter, der Garten und die Schwimmbäder von Bewohnern der Stadt und Umgegend stark benützt werden würden. Durch diese Nebeneinnahmen könnten auch die Preise der gesundheitlichen Benützung des Südpalastes auf ein niedriges Maß gesetzt werden. Offenbar hat das Project durch seine Neuheit im ersten Augenblick etwas Phantastisches, was sich aber bei näherer Betrachtung verliert, und unter günstigeren Zeitverhältnissen scheint seine Verwirklichung nicht weniger möglich, als die Errichtung des Londoner Glaspalastes, da vor Paxton auch Niemand an eine derartige und so kolossale Construction gedacht hat.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 13. Nov. Vorletzte Gastdarstellung der Fräulein Lucile Grahn, und unter Mitwirkung des kurfürstl. Hofballetmeisters Hrn. G. Ambrogio. Vorher geht: Die Hochzeitsreise, Lustspiel in 2 Acten. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspreisen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 274. Donnerstag, den 16. November 1854.

Zäbäck Dorschi, der Russenfeind.
(Eine geschichtliche Erzählung.)

„Rußland ist das Reich, in welchem noch der Psycholog überraschende Resultate sammelt, wo Größe und Verfall so rasch und blendend wechseln, wie in den Geschichten der Tausend und Einen Nacht." A. v. Sternberg.

Vor nun dreiundachtzig Jahren wogte auf der ungeheuren Strecke zwischen der Wolga und der Gränze des himmlischen Reichs ein großer Menschenstrom, von dessen Schicksalen wenige, aber inhaltschwere Nachrichten auf uns gekommen sind.

Gegen fünfmalhunderttausend Kalmücken brachen an den Ufern jenes Stromes auf, um dem russischen Joche, in welches das blinde Vertrauen der Vorfahren sie gebracht hatte, zu entfliehen und unter dem Schutz des Kaisers von China ein Asyl zu suchen, das ihnen vergönnte, den Sitten ihrer Väter treu zu bleiben, das drückende Bewußtseyn geraubter Selbstständigkeit, wachsender Sklaverei von sich zu thun, in neubegründeter Freiheit wieder zu erstarken.

Sieben volle Monate währte die berühmte Kalmückenflucht oder der große Rückzug des torgotischen Stammes der Oelöten, der einst vom Osten gekommen war, Rußland die Bundesgenossenschaft anzutragen, unter russischem Schutz an der Gränze des großen Reichs ein freies arbeitssames Leben zu führen. Während der Dauer dieser Flucht erlitt das Volk unsägliche Qualen und gelangte unter beständigem Schrecken und Elend, nach Verlust von vielen Tausenden, dem Tode zur Beute fallenden Genossen und fast aller Habe, ausgehungert und erschöpft ans Ziel, in das Land, das einst die Väter bewohnten, zu stammverwandten gastfreien Völkern. Noth und Mühsal aller Art vermochten den eisernen Willen Dessen nicht zu brechen, welcher den kühnen Plan zu dieser gefahr- und beschwerdevollen langen Wanderung entworfen hatte, sondern bestärkte ihn nur noch mehr in seinem Hasse gegen die russische Tyrannei und in der Sehnsucht nach Freiheit.

Im Winter des Jahres 1761 starb Donduk Daschi, dem Elisabeth Petrowna die Chanwürde ertheilt hatte. Er hinterließ einen achtzehnjährigen Sohn, Ubascha, welcher den Vice-Chan-Titel und die Herrschaft über mehr denn hunderttausend Hütten erbte, deren Bewohner in den grasreichen Gegenden zwischen dem Terek, der Samara und Chopre, vom Jaik bis zum Don, auf einer Fläche von mehr als viermalhunderttausend Quadratwerst, als Nomaden lebten, Jagd, Fischerei und Handel trieben. Donduk Daschi und sein Sohn Ubascha waren aus dem torgotischen Geschlecht des Ajuka, dem auch der tapfere Donduk Ombo angehörte, welcher sich lange Zeit als Kalmückenfürst in Ansehen und Ehre erhielt, und einen Enkel, Zäbäck Dorschi, den Helden dieser Erzählung, hinterließ, der dem Fürsten an Vorzügen nicht nachstand.

Zäbäck Dorschi war der kühnste Kalmück, der klügste Mongolensohn, den je die weite Strecke zwischen Don und Wolga trug. Riesige Pläne spann sein heller Kopf; vom glühendsten Hasse gegen die Tyrannei der Russen war sein Herz angefüllt. Aber er haßte nicht bloß den Unterdrücker, sondern auch Die, welche sich geschmeidig in die Schmach der Unterdrückung fügten und zugeben konnte, daß der Torgote von der Stellung eines freien Bundesgenossen Rußlands, durch Hinterlist, Gewalt und Treubruch des Mächtigeren zum Vasallen und Sklaven desselben allmälig herabsank. Er verachtete seinen Schwager Ubascha, der vor den Augen des Feindes mehr Gnade gefunden und deßhalb selbst die eigenen Augen oft zugedrückt hatte vor dem Uebermuth und den Unbilden der Russen. Ubascha war nicht der Mann, dem die Kraft innegewohnt hätte, das Volk zu retten.

Zäbäck Dorschi lebte, eingedenk der Geschichte seines Volkes, in der großen Vergangenheit desselben. Er kannte die Stoffe der Bildung und Kunst, bis zu welcher sich seine Ahnen emporgeschwungen, er trug in sich das geistige Erbe, das sich in Wort und Schrift, in Sitten und Gebräuchen von Geschlecht zu Geschlecht bis auf seine Zeit, wenn auch nach und nach erlöschend, doch erhalten hatte, und im Umgange mit einem roheren, knechtischen Volke ganz verloren zu gehen Gefahr lief. Er wußte, daß Rußland in seinem Innern und an seinen Gränzen nur Sklaven und Leibeigne zu erziehen trachtete. Der Gedanke, sein Volk diesem Schicksal preisgegeben zu sehen, ließ ihn nicht ruhen. Ihn schmerzte und empörte die Geringschätzung und Verachtung, mit welcher ein Volk, das nur durch physische Gewalt und Rohheit hervorragte, nur mit roher Gewalt regiert werden mochte, auf die Kalmücken herabschaute und es dahin gebracht hatte, daß der alte Freiheitssinn der Steppenreiter nach und nach abstumpfte. Er sah die Kette aus russischem Eisen an dem Nacken seines Volkes Ring um Ring enger werden.

Zäbäck Dorschi glaubte, daß es möglich sey, sich und seine Brüder dem gänzlichen Untergange zu entziehen, den Torgoten wieder zur früheren Selbstständigkeit zurückzuführen. Er verhehlte sich die ungeheuren Hindernisse nicht, von denen diese Möglichkeit erschwert ward, er verkleinerte sich im Geiste die Gefahren nicht, welche mit solcher Aufgabe verbunden waren. Wie sollte er, der Einzelne, sie zu Stande bringen, er, auf den die russischen Schergen ein mißtrauisches Auge geworfen hatten, von den Tagen an, die sein Vater im Kerker zubrachte.

Gefahren und Hindernisse drohten ihm nicht blos von Seiten des mißtrauischen und lauernden Feindes, sondern aus der Mitte seines eigenen Volkes, in welchem es dem russischen Golde, der moskowitischen Verführungskunst gelungen war, neue Partei zu schaffen, welche sich bereits so verweichlicht und verdorben zeigte, daß

sie auf den Rest ihrer Selbstständigkeit um eitler Ehren und feiler Dinge wegen gern verzichten wollte. Dieser Partei und der russischen Gewalt gegenüber konnte die Erhebung der Torgoten nur das Werk einer mit Heldenmuth gepaarten List seyn.

So keimte und wuchs der große Gedanke an die Befreiung eines lebenskräftigen Volksstammes aus der russischen Gewalt langsam und geheim im Haupte des Einzigen, bis die Zeit kam, in welcher der lange gehegte Saame in den Boden der aufgelockerten Gemüther gesenkt worden und auch in ihnen reifen konnte.

Zäbäck Dorschi hatte wenig Freunde und noch weniger Vertraute. Er mußte sich beide vorsichtig schaffen. Sein Vater war in den schauerlichen Kerkern Kasans gestorben, in die ihn der russische Verdacht geführt hatte. Die Stunden, welche er in seinem einsamen unterirdischen Gefängnisse zugebracht, waren von Kindheit auf der trübselige Gegenstand der Gedanken seines Sohnes, dem ein ähnliches Schicksal drohte, wie allen Torgotensöhnen, welche sich nicht zur Schmeichelei und Heuchelei herablassen mochten.

Was war das Daseyn dieses Volkes unter Rußlands eiserner Ruthe anders als ein trauriges Kerkerleben! Die Grausamkeit und Frechheit der russischen Beamten, welche unter den Kalmücken lebten, gab dem Jüngling täglich neue Nahrung für seinen glühenden Haß. Der Russe konnte des Kalmücken Eigenthum ungeahndet an sich bringen. Jeder reisende Russe, ja jeder im Dienst eines Russen stehende gemeine Kosack nahm das erste beste Pferd des Kalmücken und ließ ihm dafür das zu Schanden gerittene, das, wie das frische Thier, gestohlen war. Der russische Paß war ein Freibrief, auf den der Inhaber sich erlauben durfte, die gröbsten Verstöße gegen Recht und Schicklichkeit zu begehen. Kein Richter nahm sich der Gemißhandelten an, kein Kläger wagte mehr gegen den Mißhandelnden aufzutreten.

(Fortsetzung folgt.)

Mademoiselle Georges auf dem Theater der Porte St. Martin.

Das Theater der Porte St. Martin hat eine Neuigkeit gebracht, doch diese ist nur die Auffrischung eines alten Stückes von Marc Fournier, betitelt: „La chambre ardente". Die Neuigkeit besteht darin, daß Mlle. Georges, statt ihr Alter am Kaminfeuer und im Lehnsessel mit Würde zu tragen, sich nicht hat enthalten können, in diesem ihrem ehemaligen Hauptstück der jungen Generation zu erscheinen.

„La chambre ardente" ist eines jener alten, recht grauligen, recht schwarzen Melodramen, welche um jeden Preis Effekt machen wollten und ihn fast immer wirklich machten. Man sparte in jener Zeit kein Mittel, alle waren gut. Mit vollen Händen streute man Arsenik, Aqua tofana floß in Strömen und die Autoren revidirten ihre Arbeit nicht anders, als mit Glasmasken vor dem Gesicht, um nicht von ihrer eigenen Mixtur vergiftet zu werden. Vergessen wir auch nicht der schwarz austapezirten Zimmer, der roth gekleideten Henker, der unterirdischen Verließe, der Bravos und Sbirren. Aus so einem französischen Melodrama konnte mindestens ein Dutzend recht anständig fürchterlicher deutscher Räuberromane zusammengeflickt werden. Im Jahre 1830 war die Blüthezeit jener Melodramen und Mélesville und Bayard waren die Shakespeares dieses Genre. Dazumal war das sentimentale Melodrama noch nicht erfunden, wo man viel weinte und sehr tugendhaft war, und der Boulevard St. Martin machte seinem Beinamen: Boulevard du crime, alle Ehre. Wenn man dorthin ging, um den Abend zu verbringen, so war man sicher, gehörig gerührt zu werden und sich nicht zu langweilen. „La chambre ardente" gehört zu den Meisterwerken des Genre. Ich möchte wohl Denjenigen kennen, der jene schwarz ausgeschlagene Folterkammer, kaum durch einige Kerzen erleuchtet, welche das Dunkel um so greller erscheinen lassen, jene gespensterhaften Richter in rothen Talaren ansehen kann, ohne im Nacken einen eisigen Hauch des Schauers zu spüren. Mlle. Georges spielte in jenem Stücke die Rolle der Marquise de Brinvilliers mit vieler jugendlicher Leidenschaft, mit vielleicht zu großer Wahrheit. Es ist mir einmal ein widriges Ding, wenn man das Greisenalter mitten in das Getümmel der Leidenschaft hineinsteigen, sein Gesicht jugendlich schminken sieht. In Frankreich begreift man das leider nicht. Ich kann nie Mlle. Georges auf dem Theater sehen, ohne an Madame Saqui, die achtzigjährige Seiltänzerin zu denken. Wenn es wahr ist, was man sagt, daß nämlich die Regierung der Mlle. Georges die Ausbeutung des Stock- und Schirm-Bureaus im neuen Industriepalast überlassen habe, so ist das nur zu billigen, denn es ist traurig, eine früher so hochstehende Künstlerin, die erst Millionen in den Händen hatte, fast dem Elend nahe zu wissen, und der Ertrag jenes Bureaus dürfte sich auf die Dauer der Ausstellung wohl auf hunderttausend Francs herausstellen. Möchte aber damit die theatralische Wirksamkeit der Dame ein Ende haben, Kunst und Moral haben dabei nur zu gewinnen.

Haddon-Hall.

Kein Land Europas hat so herrliche Landsitze und Schlösser aufzuweisen, als Großbritannien; nirgends werden dieselben so im Stande erhalten, als dort, und während die Stamm- und Lustschlösser der Großen des Festlandes meistens dem Verfalle entgegengehen oder nur nothdürftig bewohnbar erhalten und oft in Jahren kaum wenige Wochen benutzt werden, setzt der englische Adel einen besonderen Stolz darauf, das Stammhaus in gewohnter Pracht fortbestehen zu sehen, und verwendet auf Erhaltung und Verschönerung derselben große Summen (jedenfalls besser, als solche an den Spielbanken zu vergeuden, wie es auf dem Kontinente leider so häufig geschieht). — Besonders reich an solchen Stammschlössern sind die Grafschaften Chester, Derby, Leicester, Lincoln und Rutland, und eines der schönsten ist Haddon-Hall in Derbyshire, der Stammsitz der Vernons und des jetzigen Eigenthümers, des Herzogs von Rutland. Es steht auf einer seichten Anhöhe, in der Mitte eines dichten Gehölzes, dessen üppiges Laubwerk die Uferbänke des Wyeflusses beschattet, eine Meile südöstlich von Bakewell. Dieser Rittersitz bildet eines der wohlerhaltensten, vollendetsten und interessantesten Muster alterthümlicher Schloßbauten und wird jedem Besucher freundlich durch einen der Diener gezeigt, die in einem kleinen Hause unweit des Einganges wohnen. Der runde Thurm mit seiner Wendeltreppe stammt aus sehr alter Zeit und die Halle hat ihren alterthümlichen Charakter ganz beibehalten. Während der Weihnachtsfeste bewährte sich zur Zeit des ersten Herzogs von Rutland daselbst die alte englische Gastfreundschaft gegen Jedermann, der einsprach, aufs Glänzendste und Großartigste.

Das Aepfelfest in Rußland.

Unter den Werken, die uns über die Merkwürdigkeiten und Eigenthümlichkeiten des „heiligen Rußlands" belehren, mag auch das unter dem Titel „Halbrussisches" von Aurelio Buddeus, 1854 zu Leipzig erschienene, erwähnt werden. — Wir ver-

danken diesem Werke die Kunde eines Festes, das in seiner Art gewiß einzig ist. Der Verfasser sagt Seite 55 Folgendes: „Ein Czaarenukas befahl dem ganzen Reiche von der Ostseeküste bis zum kamtschatkischen Meerbusen, vom arctischen Ozean bis zum kaukasischen und chinesischen Gebirg, daß kein Apfel verkauft werden dürfe, bis die Kirche ihn geweiht. Die Kirche feiert aber dieses Fest der Aepfelweihe am 6/18. August und so auch in Riga. Alle jene Obstmassen des Hungerkummerfestes lagen nun am Tage vor dessen Beginn vor den russischen Kirchen der Stadt und Vorstädte aufgeschichtet, um dort den priesterlichen Segen zu erlangen, und nach Beendigung des Gottesdienstes traten die Priester in ihren goldstrahlenden Meßgewändern vor die Kirchenpforten, gefolgt von einem langen Geleite kirchlicher Diener. Sowie sie sich dem harrenden Volke zeigten, stürzte dieses auf die Knie und schlug seine dreimaldrei Kreuze an Stirn und Brust und Schultern. Dann drängte Jeder mit den schönsten Gaben des Herbstes heran, damit sie der ersten, der heiligsten Weihe theilhaftig würden, und der Pope schwang in gnädiger Milde den Weihwedel, immer von Neuem mit dem heiligen Naß benetzt, über die gläubigen Ungeduldigen. Hierauf aber schritt er durch die Thäler der rings aufgethürmten Obstberge, rechts und links hin den heiligen Segen verschwendend, durch dessen Macht auch der sauerste Apfel, die härteste Birne und die herbste Pflaume zu urplötzlicher Reife gedeiht oder doch vollkommen unschädlich wird. Dieß Alles an dem Einen Tag in dem ganzen ungeheueren Reiche, denn der Czaar hat so befohlen und darum die Kirche so gewollt. Die augenblickliche Folge dieser Ceremonie ist denn auch ein Obstessen auf allen Seiten, welches nirgends seines Gleichen findet. Wohin man blickt, bewegen sich kauende Kinnladen; wahre Unmassen von Aepfeln und Birnen verschwinden in unglaublich kurzer Zeit hinter den rechtgläubigen Bärten, wahllos greift Alt und Jung, Mann und Weib in die Obstmassen und selbst dem Säugling werden anstatt der Mutterbrust die Früchte angeboten, an denen er nun sicher und gefahrlos seinen Hunger stillen kann. Die Kirche hat ja ihre Weihe darüber ausgesprochen und an die Herbstruhren der Hospitäler hat man sich gewöhnt."

Mannichfaltigkeiten.

Unter Denen, welche die große Denkmünze bei der Industrieausstellung in München erhalten haben, befindet sich auch der Vorstand der xylographischen Anstalt zu Leipzig, Kretzschmar, der die Holzschnitte zur „Illustrirten Zeitung" liefert.

(Türkisches.) Bei der Einrichtung türkischer Privathäuser sind die Hauptdekoration prächtig gemalte Koransprüche an den Wänden und längs diesen aufgestellte Divans. Tische und Stühle kennt der gläubige Türke noch nicht, eben so wenig Messer und Gabel, so daß man begreift, warum da eine Gruppe feierlich um eine große Schüssel an der Erde kauert und mit den Fingern das Essen in den Mund schaufelt. Man sieht Kränze von Knoblauch und Perlen von den Dachtraufen herabhängen, als die Universalmedizin gegen das „böse Auge". Man sieht sie zu Hause Schach und Hazard (aber nicht um Geld) spielen und in Kaffee- und Barbierhäusern umherliegen, um sich liegend rasiren und dann mit Kaffee bewirthen zu lassen, wofür nie ein Mensch etwas fordert, so daß es Jedem freisteht, beim Fortgehen in das Becken an der Thüre etwas oder nichts zu werfen.

(Englische Faseleien.) Eine Engländerin, eine junge Dame, wie sie sich nennt, fällt in einem kürzlich erschienen Buche eben so schiefe als anmaßende und abgeschmackte Urtheile über die Deutschen; wir theilen einige davon zum Spasse mit. Höchst lächerlich ist, was sie von dem Bonner Studentenleben salbadert: „In Bonn studiren acht Prinzen, außerdem aber junge Leute aus allen Klassen der Gesellschaft und der einzige Unterschied in ihrer Behandlung ist, daß die Prinzen nie körperlichen Züchtigungen unterworfen werden und stets mit „Sie" anstatt „Du" angeredet werden;" wahrscheinlich hat die vorwitzige Miß eine Pension mit der Universität verwechselt. Ueber das einfache häusliche Leben, wie es hier und da in Deutschland noch vorkommt, rümpft sie ihr Näschen. In einem Hause, wo sie Zutritt hatte, herrschte die Sitte, daß man an drei oder vier Abenden in der Woche Thee trank; darüber sagt sie: „Da Thee sehr kostspielig ist, so versichere ich Sie, daß dieß als kein kleiner Luxus gilt." Daß die jungen Damen sich in der Küche thätig zeigen, findet sie nicht ladylike; dafür gibt sie zu, daß sie viel besser unterrichtet seyen, als die meisten Mädchen in den englischen Schulen. Die Engländerinnen stehen, ihrer Ansicht nach, in der Gesellschaft oben an, daher sagt sie auch: „Sie erregen durch ihre Kleidung den Neid und die Bewunderung der Deutschen, denn für die meisten deutschen Damen sind seidene Kleider ein unbekannter Luxus." Was sagen unsere Leserinnen hierzu?

Am 28. October, Abends 11¼ Uhr, war zu Galacz ein Erdbeben bemerkt worden, welches etwa 5 — 7 Sekunden anhielt und so heftig war, daß die größern Möbel in den Zimmern wankten und Teller und Gläser in den Schränken klirrten. Vorangegangen war demselben ein etwa 15 Sekunden dauerndes, dumpfem Wagengerassel zu vergleichendes Brausen, so wie ein orkanähnlicher Sturm, der von 4 Uhr des Nachmittags bis kurz vor dem Eintreten des Erdbebens wüthete. (Pr. C.)

(München, 12. Nov.) Die Gemahlin unseres Hoftheater-Intendanten Hrn. Dr. Dingelstedt, die einst gefeierte Gesangskünstlerin Jenny Lutzer, hat sich auf Einladung des Herzogs von Sachsen-Koburg an dessen Hof begeben, um in der Oper des Herzogs mitzuwirken. Sie reiste diesen Morgen in Begleitung ihres Gatten dahin ab.

(Heidelberg, 11. Nov.) Viel Aufsehen macht gegenwärtig in unserer Stadt der Tod zweier Schwestern, Mädchen aus Würtemberg, im Alter von 20 und 21 Jahren, die man gestern im Neckar ertrunken fand. Der rechte Arm des einen Mädchens war an den linken des andern gebunden, und Alles scheint bestimmt dafür zu sprechen, daß Beide im Neckar freiwillig ihrem Leben ein Ende machten. Es diente die eine der Unglücklichen in einem hiesigen Hause; die andere war erst seit wenigen Tagen auf Besuch hier. Die eingeleitete Untersuchung hat bisher nicht ergeben, was die Veranlassung zu diesem Selbstmorde gewesen seyn mag. — Seit kurzem weilt in unserer Stadt der bekannte Dr. David Friedrich Strauß und wird, wie es heißt, zum Behufe wissenschaftlicher Studien, sich noch einige Wochen hier aufhalten. (Karlsr. Z.)

Bei dem Jahresfeste des Arbeiter-Vereins von Romsey (Hampshire), welches vor kurzem stattfand, hielt Lord Palmerston, der den Vorsitz führte, eine Rede, die dem Charakter des Redners gemäß sich durch Frische und Kraft auszeichnete. Die Bier- und Branntwein-Kneipen wurden als Feinde des Arbeiters gebrandmarkt; ganz besonders schlimm aber kamen die Tabaksläden fort, „welche die Gesundheit ruiniren, den Magen zerrütten und alle Arten von Krankheit verursachen."

Unter den verhältnißmäßig zahlreichen Opfern, welche, vom Land nach München zurückkehrend, nach dem Erlöschen der Epidemie der sporadischen Cholera erlagen, ist nun auch die Gattin

Friedrich Rohmer's, Frau Mathilde Rohmer, zu nennen, welche unter großer Theilnahme auch entfernterer Freunde und Bekannten am 30. Okt. bestattet wurde.

Neuigkeiten der Länderkunde und der Reisen.

„Ein Sommer in **London**“ von Th. Fontane (Dessau, Gebr. Katz). Wir erblicken hier England von dem bald blitzenden, bald nebelhaften Schimmer eines Kometen beleuchtet. Wir werden in seine wunderlichen Bahnen hineingezogen, ohne von den rasch wechselnden Scenerien einen Totaleindruck zu gewinnen. An einzelnen Stellen zeigt der begabte Verfasser, daß er die Gegenstände auch wirklich gegenständlich auffassen und schildern kann, aber alsbald verwischt seine Künstlerlaune die wohlbegonnene Zeichnung wieder. Sein eigener Standpunkt wird uns auch nicht ganz deutlich. Bald bekennt er den Flüchtlingen gegenüber seine „altpreußische Loyalität“ und zeigt aristokratische Sympathien, bald stellt er die Ritter des Geistes „von Gottes Gnaden“ weit über die „von des Königs Gnaden“. Er selbst gehört zu den ersteren, wird aber für die letzte Waffennacht und Weihe noch etwas mehr Ruhe erringen müssen. Bemerkenswerth ist u. A. eine Charakterskizze der Lady Hamilton. — „Aus dem heutigen **Paris**“ von Emma Niendorf (Stuttg., Mäcken). Paris ist freilich schon unzählige Male beschrieben worden, aber es ist in stetem Wandel begriffen, zumal jetzt, wo Napoleon den Arbeitern zweckmäßigere Beschäftigung und Beschwichtigung in Abbruch und Neubau gewährt, als ihnen einst bei dem Schutte des Marsfeldes zu Theil wurde. Von den hier gegebenen Neuigkeiten aus der **Pariser** Gesellschaft nennen wir die magnetischen Sitzungen Botris — Aufführungen für ein blasirtes Publikum! Sodann einen weit interessanteren Besuch bei G. Sand, wie sie jetzt ist. Der Hauptreiz des Buches liegt in der feinen und lebendigen, wenn auch bisweilen etwas bilderreichen Schilderung. — Aus einem anderen Theile Frankreichs, „aus den **Pyrenäen**“ (2 Bde. Dessau, Gebr. Katz) erzählt uns Claire v. Glümer Wahrheit und Dichtung in der anmuthigsten Mischung. Auch die Dichtung beleuchtet die Wirklichkeit. Wir hören die Bewohner des schönen Gebirgslandes selbst sprechen und singen, horchen auf die für die Landessitten so charakteristische Trauergeschichte des Führers von Bigorre, ergötzen uns an der Unterhaltung des witzigen und sagenreichen Schuhflickers Vidal und der Pfarrersköchin Marianotte. Die Verfasserin, obwohl ein Kind der Gegenwart, spendet duftige Blüthen der Romantik in Fülle und ist mild genug, um den in jenen Landstrichen als Religion geltenden Aberglauben noch zu entschuldigen, wo er zu fanatischer Gehässigkeit führt. Dort, wie in Spanien, wird nicht bloß Eine Göttin verehrt, sondern so viele, als Madonnenbilder vorhanden sind, und jede hat ihre Partisane. Wir würden gegen diesen galanten Kultus nichts einzuwenden haben, wenn nicht das Göttliche im Menschen dabei mehr als brach liegen bliebe. — Willkomm stellt „Im **Wald** und am **Gestade**“ (ebds.) die hervorstechenden Eigenthümlichkeiten der Völkerstämme und ihrer Wohnorte entsprechend zusammen, ohne jedoch die Geschichte der Stämme und ihrer Bildung kritisch zu untersuchen. Dafür fügt er öfters novellistischen Schmuck hinzu. Die meisten dieser Skizzen schildern Land und Leute der Nordfriesen und Niedersachsen, die erste aber der Deutschen in der Lausitz. Die Bilder aus den friesischen Inseln gemahnen uns an ein Trauerspiel der jüngsten Vergangenheit, dessen sühnenden Schluß wir vielleicht von der nächsten Zukunft Preußens erwarten dürfen. — E. v. Callot führt uns im 5. Bande seines Reisewerkes: „Der **Orient** und Europa“ (Lpz., Kollmann. Vgl. Did. Nr. 104, 151, 178) an die wunderreichen Trümmerstätten des Orients, zu den letzten Cedern des Libanons, nach dem herrlichen Damaskos, dessen einst christlicher Haupttempel uns an die tigerhaft grausame und verrätherische Eroberung der Mohammedaner erinnert. Wird der blutige Kampf fanatischer Dogmenreligionen bald aufhören? Hätten wir nur erst einmal im fränkischen Europa einen gültigen Tanzimat! Wir beneiden unsern Reisenden um seine gute Laune, die ihm selbst in der Cholera nicht verloren ging. Seine Kenntnisse sind mehr vielseitig, als tief, wie z. B. seine Urtheile über Armenier, Griechen, Jeziden und sein Mißverständniß des kyprischen Stadtnamens Leukosia (verwelscht Nikosia) beweisen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Stuttgart, 12. November.

In unseren Theaterverhältnissen haben wir seit längerer Zeit kein Glück. Kaum ist Fräul. Wilhelmi, die zum großen Bedauern der Freunde eines gediegenen Schauspiels nach Dresden abgegangen, unserer Bühne wieder gewonnen (sie wird nächsten Freitag erstmals wieder in der „Waise von Lowood“ auftreten), so droht unserer Oper ein Verlust, der uns diesen Winter und vielleicht noch mehr im nächsten Theaterjahr geringe Aussichten läßt, daß das durch den früheren Mangel einer ersten Sängerin sehr einförmig gewordene Repertoir sich zum Vortheil ändern werde. Kaum ist uns Mad. Palm als erste Sängerin wieder gewonnen (leider vorerst nur auf ein Jahr), so droht uns jetzt wieder der Verlust des ersten Tenoristen, Hrn. Sontheim, dessen Engagement bis 1. Juli zu Ende geht und der nicht zeitig genug fest an unsere Kunstanstalt für längere Zeit gefesselt worden ist und jetzt von Karlsruhe aus, wo er eben gastirt, solche Anträge erhalten hat, die es wahrscheinlich machen, daß er dorthin geht. Dann haben wir wieder eine Zahl von Gastspielen zu erwarten, wobei es wie bei den Gastspielen der letzten Jahre, im Fach der ersten Sängerin gehen wird, daß nämlich einige wenige Opern immer wieder zum großen Leidwesen der Abonnenten nothgedrungen zur Aufführung kommen. Zwar hat unsere Oper zum Anfang der Saison mit dem raschen und vortrefflichen Einstudiren des „Nordsterns“ und durch die sehr gelungene Reprise von Rossinis „Tell“ gezeigt, was sie leisten könnte, wenn solche Hindernisse nicht da wären, das tröstet aber wenig über voraussichtliche verminderte Leistungen. Ueber unsern Engagements scheint ein eigener Unstern zu walten.

Programm des Museums.

Freitag, 17. November.

1) Symphonie in F dur (Nr. 8) von L. van Beethoven.
2) Alt-Arie aus dem Oratorium „David“ von B. Klein, gesungen von Frl. Chr. Diehl.
3) Concert für die Violine mit Orchesterbegleitung von F. Mendelssohn-Bartholdy, vorgetragen von Hrn. Ferd. Laub, großh. sächs. Kammervirtuosen.
4) Lieder für eine Altstimme von B. Molique, gesungen von Frl. Diehl.
5) a) Chaconne für die Violine allein von Seb. Bach,
   b) Reverie, mit Begleitung des Pianoforte, von Vieuxtemps, vorgetragen von Hrn. F. Laub.
6) Ouverture zu Waldmeisters Brautfahrt von Georg Goltermann.

Der Anfang des Museums ist um halb 7 Uhr; der Saal (im Weidenbusch) wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist vom Roßmarkt und von der Töpfergasse. Ohne Eintrittskarte kann Niemanden der Zutritt gestattet werden. Karten für den Abend zu fl. 1 45 kr. sind bei Hrn. André (Haus Mozart) und bei Hrn. Th. Henkel (Magasin de Musique Paradeplatz Nr. 10) zu haben. Am Eingang des Saales werden keine Karten verkauft.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 16. Nov. Konzert der Frl. Rosa Kastner. Hierzu: Zu Hause, Familien-Scenen in 1 Akt von Bauernfeld, und: Abwarten! Lustspiel in 1 Akt von Wilhelmi.

Freitag, 17. Nov. Die Geschwister, Schauspiel in 5 Akten von Leutner.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 275. Freitag, den 17. November 1854.

Zäbäck Dorschi, der Russenfeind.

(Eine geschichtliche Erzählung.)

(Fortsetzung.)

Zäbäck Dorschi hatte schon als Knabe beim Dalailama einen heiligen Schwur abgelegt, die Grausamkeit der Russen an seinem Vater und Volke zu rächen. Einst, als er den Tribut, welchen jeder Kalmück dem russischen Befehlshaber in baarem Gelde überbringen mußte, mit empörender Härte einfordern sah, küßte er verstohlen die scharfe Spitze seines Pfeils. In allen Hütten lieh er den Klagen und Beschwerden des Volkes über die Fremdherrschaft ein williges Ohr; er zählte sich die Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten, von denen er Kunde erhielt, täglich vor, früh grub er die große wachsende Schuldrechnung tief in seine verschlossene Seele. Er gab sich Rechenschaft von den Gründen, welche der schmachvollen Behandlung unterlagen, die sich der Kalmück von Russen gefallen ließ. Rußland war der Riese, dessen plumper Fuß den freien Bundesgenossen in den Staub der Knechtschaft getreten hatte, weil dieser Bundesgenosse ihm ein Vertrauen geschenkt, dessen nur ein Besserer würdig gewesen wäre.

Aber der Russe besaß nicht den Verstand des Kalmücken, nicht den Scharfblick, nicht die Tugenden des Mongolen. Auch das lernte der junge Russenfeind frühzeitig erkennen, und damit tröstete er sich im Hinblick auf den weiten mühevollen Weg, den er vor sich hatte.

Zäbäck Dorschi wollte der Moses seines Volkes werden, wollte es befreien vom Frohndienst in der Fremde, zu einem neuen Daseyn, zur Freiheit und Größe zurückführen.

Ehe er sich seiner Sendung völlig bewußt war, entschlüpfte ihm manches Wort, das den Hörenden zu denken gab, und die Aufmerksamkeit der russischen Beamten auf den Jüngling lenkte.

„Er führt etwas im Schilde“, sagten die Einen. „Er könnte gefährlich werden“, meinten Andere. Er sey ein hochmüthiger Jüngling, der sich einbilde, klüger zu seyn, denn die Uebrigen, meinten die Dritten.

Die, welche seine Freunde seyn und in diesen klugen, blitzenden Augen die Wahrheit lesen sollten, wandten ihm den Rücken und grollten ihm, weil sie ahnten, daß in seiner Seele etwas Größeres vorging, als sie begreifen wollten oder konnten.

Dank dieser Abneigung, welche er in seinem Jünglingsalter gegen sich erweckt hatte, entschlüpfte Zäbäck Dorschi den russischen Spionen, welche Niemand für wirklich gefährlich halten mochten, den sie nicht geliebt und geehrt sahen. Wären die russischen Agenten scharfsichtiger gewesen, sie hätten sich leicht überzeugen können, daß es dem jungen Asiaten dennoch an der Liebe und Achtung seines Volkes nicht gänzlich fehlte.

Zäbäck Dorschi war nur bei seinen Standesgenossen nicht beliebt. Die Anhänger des Vizechans, der kalmückische Adel, die Nojone und Saissange, erblickten in ihm einen Nebenbuhler des Fürsten und fürchteten, der Enkel Donduk Daschis könnte sein gutes Recht auf eine Würde und Macht verfolgen wollen, welche sie lieber den Händen eines Schwächlings anvertraut sahen, als denen eines charakterfesten und klugen Fürstensohns, von welchem erwartet werden durfte, daß er den russischen Zorn errege und die Lage der begüterten Kalmücken noch mehr verschlimmere. Die Gnade des russischen Pristan ging ihnen über die Freundschaft des eigenen Vizechans. So verweichlicht und entnervt war die Mehrzahl der kalmückischen Edlen, daß sie, aus Furcht vor der russischen Rache, selber die Hand dazu boten, die Bande der Gewalt fester zu schlingen und der eigenen Rechte sich zu begeben.

Die Kunst der Unterjochung freier Stämme, der Verwandlung freier Völker in Leibeigene übte Rußland von jeher und besonders an seinen östlichen Gränznachbarn mit Erfolg aus. Um sich Tausende und aber Tausende zu gefügigen Unterthanen und Leibeigenen zu machen, schmeichelte die russische Regierung den Eitelkeiten und Interessen Einzelner. Und wenn dieses Mittel seine Wirkung verfehlte, war die russische Politik erfinderisch genug, auf andern Wegen zum Ziel zu gelangen. Die kalmückischen Edlen geben Zeugniß davon. Sie dachten nur an sich. Wenn das Volk murrte und mit den Zähnen knirschte, wenn es in laute Klagen und Verwünschungen ausbrach, wenn es die Faust ballte gegen die Bosheit und rohe Gewalt, — riethen sie zum Frieden, zum Nachgeben, zur Ruhe. Um den trügerischen Schein des Rechts für ihren bevorzugten Stand zu retten, gaben sie das Recht des Volkes dahin und ahnten nicht, daß ihnen kein anderes Schicksal bevorstand als das des elendesten Torgotenknechts.

Nur Zäbäck Dorschi stimmte nicht mit ihnen ein, wenn sie in den großen Versammlungen unter freiem Himmel oder in den Zelten Ruhe predigten. Er schwieg und sein Schweigen erregte den Verdruß und die Abneigung seiner Standesgenossen. Unter seinen armen Landsleuten und Leidensgefährten aber hatte er manchen Freund, in mancher niedern Hütte ward sein Name gesegnet. Im Geheimen brachte er Trost, im Stillen half er durch Rath und That. Er war ein Freund des Volks, aber er liebte es nicht, dafür zu gelten, und vermied so viel wie möglich vor den Augen der russischen Agenten und des kalmückischen Adels die Berührungen mit gemeinen Leuten. Man sah ihn öffentlich in Gesellschaft der Nojone und Saissange, unter den Häuptern der Horden, im Gefolge des Vizechans, an der Seite desselben. Er nahm Theil an den Jagden und Vergnügungen des Adels und der Reichen; er kleidete sich wie sie. Aber keinen von ihnen sah man jemals zu nächtlicher Stunde von Hütte zu Hütte schleichen, oder auf flüchtigem Roß tief in die Steppe hineinsprengen zu einer armen entlegenen Horde, auf nackter Erde niedersitzen zu der Armuth, aus der Schaale des gemeinen Mannes trinken oder

von gemeinem Kameelfleisch mit ihm essen. Zäbäck Dorschi brach die künstliche Schranke, welche den Kalmücken von Kalmücken zu trennen eingeführt war; er pflegte Umgang mit dem niedern Volke, aber nur im Geheimen. Von Verrath, Furcht, Mißgunst und Argwohn umgeben, gewöhnte er sich an die Maske der Verstellung, und verlangte für zahllose Wohlthaten nur das unverbrüchliche Schweigen Derer, welchen er sie erwiesen. Wie sehr er aber den Schein der Popularität zu meiden suchte, es gelang ihm nicht, ganz unbeachtet zu bleiben. Einzelne Saissange waren aufmerksam und klug genug, dem Widerspruch in dem Benehmen ihres Genossen, der Ausnahme, welche er von der Regel machte, tiefere Gründe beizulegen. Zäbäck Dorschi war kalt und stolz gegen seines Gleichen. Er ließ sie fühlen, daß er ihnen überlegen war. Durch seinen absprecherischen Ton, durch seine verhöhnende Miene und mehr noch durch sein vielsagendes Schweigen fühlte sich mancher Adelige verletzt. Denen, welche im Umgange mit den russischen Beamten und Kaufleuten geschmeidige Sitten und übertriebene Höflichkeit angenommen hatten, war das Barsche, rauhe Wesen dieses Mannes ein Stich ins Herz, seine verwandtschaftliche Stellung zum Vizechan und mehr noch sein unverbrüchliches Recht auf den Chantitel selbst ein Dorn im Auge. Es gab Kreise, in denen man sich das Ansehen gab, als sey Zäbäck Dorschi von ihnen ausgeschlossen, und in welchen man doch selbst Beleidigungen gern vergessen haben würde, wenn der hochmüthige Schwager Ubaschas sich in ihnen hätte sehen lassen mögen.

(Fortsetzung folgt.)

Dem Andenken des türkischen Obersten Grach.*)

Traurig hin durch Rustschucks Straßen schallt gedämpfter Trommeln Klang,
Und des Halbmonds Streiter ziehen schweigend ohne Kriegsgesang.
Den sie hier zur Ruhe betten, — den Propheten lobt er nicht,
Dennoch in dem Türkenheere strahlen seine Thaten licht.

Ob ein Held als seinen Herren Mahom oder Christum nennt,
Ist's doch gleich, wenn ihm im Busen heil'ges Sehnen nur entbrennt,
Unterdrückten beizustehen, freiheitsathmend, heldenkühn,
Edlem Rachekampf zu weihen seiner Jugend heißes Glühn!

Keiner war ihm gleich an Muthe in dem ganzen Türkenheer,
Keiner je so todtverachtend, kämpfte muthig, kühn wie er,
Wenn vom Wall aus den Geschützen donnernd er den Tod entsandt,
Wenn im blut'gen Schlachtgefilde er im heißen Kampf sich fand.

Keiner an des Lagers Feuer drückte herzlicher die Hand,
Wenn nach blutigem Gefechte Freund zu Freund sich wieder fand.
Hielt des Todes rauh Umarmen kalt den Freund ihm dort zurück:
Innig, heiß war dann die Thräne, die ihm trübte seinen Blick.

Als des Rheines grüne Wellen ihm gerauscht sein Wiegenlied,
Lächelnd, wie die Rebenhügel, dort sein Jugendtraum geblüht,
Hat er es geahnt wohl nimmer, daß am fernen Donaustrand
Sich sein Hügel würde heben, fern vom trauten Heimathland.

Nicht war's ihm vergönnt, zu finden Heldentod im Schlachtenkampf,
Wild umrauscht von Waffenklirren, dicht umhüllt von Pulverdampf.
Bei Silistri's grausem Sturme, wo sich thürmte Leich' auf Leich',
Wich der Tod von seiner Seite, schreckerfüllet, fahl und bleich.

Feig hat ihn der Tod beschlichen an des Hauses stillem Herd,
Wo er, kampf- und siegesmüde, trauter Ruhe hat begehrt.
Aus der Liebe zarten Armen riß er ihn erbarmungslos;
Doch er folgte still ergeben, doch er folgte heldengroß. —

Dämpft der Trommeln laute Klänge; schweigen lasset Sang und Spiel,
Die nur einem Helden ziemen, der in blut'gem Kampfe fiel!
Laßt sein Grab jetzt dumpf umrauschen nur der Donau Wogenbrand;
Abschiedsgruß tönt aus der Ferne von des Rheines heim'schem Strand.

Einmal noch senkt Eure Fahnen auf sein bleiches Angesicht,
Die er siegreich stets sah flattern, ganz umstrahlt von hehrem Licht!
Eine Salve geht hinunter in sein einsam stilles Grab,
Donnernd, wie im Schlachtgefilde er sie Eurem Feinde gab!

Denn dem Feinde soll verkünden dieser laute Donnerroll,
Daß geknickt die Heldenblume, einst so schön und blüthenvoll;
Weiter soll der Sturm ihn tragen zu des Helden heim'schem Fluß,
Ueber Berg und Thal ihm bringen einen dumpfen Trauergruß!

Kaiserslautern, im October 1854. J. S.

*) Commandant der Artillerie bei der Belagerung von Silistria, gestorben an der Cholera in der Familie seiner Braut zu Rustschuck; geboren zu Coblenz am Rhein.

General Canrobert.

Der Moniteur der Armee gibt folgende biographische Notizen über den General Canrobert. Franz Canrobert ist 1809 im Lot-Departement einige Meilen von dem Dorfe, wo Murat das Licht der Welt zuerst erblickte, geboren. 1826 in die Militärschule zu St. Cyr getreten, erhielt er während seines zweijährigen Aufenthaltes in derselben die höchsten Ehren. 1828 ward er Unterlieutenant im 47. Linienregimente, 1832 Lieutenant. 1835 schiffte er sich nach Afrika ein und begab sich in die Provinz Oran, wo Abd-el-Kader die französischen Truppen nach der unglücklichen Schlacht bei Macta im Schach hielt. Bald nach seiner Ankunft nahm er an der Expedition gegen Muscara Theil, wo er sich zuerst auszeichnete. Bei der Eroberung von Tlemcen, den Expeditionen gegen Cheliff und Mina, den Schlachten von Sidi, Yacoub, Tasna und Sikkak traten seine glänzenden militärischen Talente ans Licht. Im Jahre 1837 ward er Kapitän und im Verlaufe desselben Jahres ging er in die Provinz Konstantine, wo der Herzog von Nemours und General Damrémont sich anschickten, wegen einer Insulte Rache zu nehmen. Bei der Erstürmung der Stadt erhielt er eine Wunde ins Bein an der Seite des Obersten Combes, eines alten Soldaten von der Insel Elba, welcher beim Eindringen in die Bresche tödtlich verwundet wurde. Ehe der Oberst starb, empfahl er den jungen Kapitän dem Marschall Valée als einen vielversprechenden Offizier. Kapitän Canrobert kehrte mit dem Ritterkreuze des Ehrenlegionsordens 1839 nach Frankreich zurück, aber schon zwei Jahre darauf begab er sich, zum 6. Bataillon der Jäger zu Fuß übergegangen, wieder nach Afrika. In dieser neuen Kampagne zeichnete er sich in den Schlachten, welche auf den Hügeln von Mouzia und Gontas stattfanden, sowie in dem blutigen Kampfe aus, welchen die Beni-Messers gegen die französischen Truppen führten. 1842 erhielt er das Kommando des 5. Jägerbataillons, welches sich sehr ehrenvoll an den Gefechten und sonstigen militärischen Operationen der Jahre 1842 und 1843 betheiligte. Bataillonschef Canrobert war

zwei Jahr Offizier der Ehrenlegion gewesen, als Oberst St. Arnaud, der 1845 den Obersten Cavaignac im Gouvernement von Orleansville ablöste, sich seiner Dienste gegen Bu-Maza bediente. Der Kommandeur des 5. Jägerbataillons spielte eine hervorragende Rolle in den Gefechten von Buhl, Oued, Metmour, Oued Sri und Oued Lenzig. Im ersteren gelang es ihm, mit 250 Bajonnetten gegen 3000 Feinde seine Stellung zu behaupten. Noch am 26. October desselben Jahres ward er zum Oberstlieutnant ernannt. Bald darauf ward er eng eingeschlossen gehalten von den Kabylen in der Stadt Tenez, wo er dem Obersten Claparède im Kommando gefolgt war. Acht Monate fortwährender Fehden endeten mit der Pazifikation des Landes und der Ernennung Canroberts, dem man dieß Resultat zu danken hatte, zum Obersten. 1848 übertrug ihm General Herbillon das Kommando eines starken Korps, um die Bergbewohner des Aures einzuschüchtern. Nachdem er sich dieses Auftrages entledigt und den Bey Achmet gefangen genommen hatte, erhielt er das Kommando des Zuaven-Regiments in Aumale und mit demselben sehen wir ihn im folgenden Jahre vor der stark befestigten Oasis Zaatscha, dem Bollwerke der noch unbesiegten Kabylenstämme, stehen. Am 25. November führte er eine der Sturmkolonnen mit seltener Unerschrockenheit an. Von den 4 Offizieren und 16 Soldaten, die ihm in der Bresche folgten, wurden 16 an seiner Seite getödtet oder verwundet. Zur Belohnung für diese Bravour ward er im Dezember desselben Jahres zum Kommandeur der Ehrenlegion befördert. Nachdem er sich abermals in der Schlacht bei Narah ausgezeichnet hatte, wurde er am 13. Januar 1850 zum Brigade-General ernannt. Bald darauf ging er nach Paris, wo er dem Prinz-Präsidenten als Adjutant attachirt wurde. (Nach dem Dezember-Staatsstreiche war Canrobert auch bei der Unterdrückung der Insurrektion in Paris thätig.) Am 14. Januar 1853 ward er zum Divisionsgeneral erhoben und in noch neuerer Zeit an die Spitze der ersten Division der Armee im Oriente gestellt, hat er sich neuen Ruhm durch seine Vorkehrungen zu den schwierigen Landungsoperationen und durch seine Betheiligung an der Schlacht an der Alma, wo er verwundet wurde, erworben. Marschall St. Arnaud hatte ein unbedingtes Vertrauen zu seinen Talenten und seiner Tapferkeit, und es ist gewiß, daß der junge General Nichts versäumt hat, dieses Vertrauen zu verdienen.

Mannichfaltigkeiten.

Im Allgemeinen zeigen sich die Gerichte in Frankreich sehr geneigt, die Theaterdirektionen gegen die Launen der Schauspieler zu schützen. So kam neulich beim Pariser Tribunal erster Instanz folgender eigenthümlicher Fall vor: Der Direktor des Café-Concert des Arts auf dem Boulevard du Temple hatte eine Künstlerin für 46 Francs per Woche engagirt, um in seinem Etablissement spanisch und italienisch zu singen, graziöse Stellungen zu machen und Castagnetten zu spielen. Eines Abends findet der Direktor, daß die Castagnetten zu schläfrig gespielt werden und daß die Stellungen der Grazie entbehren. Er holt also einen Huissier und läßt das Faktum zu Protokoll nehmen. Der Huissier, offenbar ein Mann, der sich auf dergleichen Dinge versteht, erklärte in seinem Protokoll: „Ich habe bemerkt, daß genannte Dame sich in ziemlich steifer Manier präsentirt, daß sie diese Haltung während der ganzen Dauer ihres Gesanges beibehalten, ferner auch eine wegwerfende Miene angenommen, kurz, gar nicht gesucht hat, dem Publikum zu gefallen. Und über alles dieß habe ich gegenwärtiges Protokoll aufgenommen ꝛc." Dieses Protokoll nun ist die Grundlage eines Prozesses geworden, welchen der Direktor gegen die Sängerin angestrengt hat. Der Richter hat denn auch das Betragen der Verklagten streng getadelt, „in Betracht jedoch, daß der Direktor in seinem Zorne ihr den unentgeltlichen Konsum von Bier und Kaffee, auf welchen alle Künstler Anspruch haben, verweigert hat, weist er beide Parteien ab." Wie man sieht, ist Salomonische Weisheit auch bei französischen Richtern zu finden.

(Wien, 10. Nov.) Dem Feldmarschall Grafen Radetzky wurde zum 88. Geburtstage eine sinnige Ueberraschung bereitet. Dr. F. J. A. Schneidawind, der bayerische Historiker (zu Aschaffenburg), hat die Herausgabe einer Sammlung von „Radetzky-Lieder" veranstaltet und unter besonderer Mitwirkung des Königs Ludwig von Bayern, des Prinzen Adalbert von Bayern, der Herren Beck, Adolph Dörr, R. Hocker, Alexander Kaufmann, J. v. Zwehl-Schedl, J. Müller, J. Zingele, J. B. Vogl, Justinus Kerner, v. Dingelstedt, F. Englert, Jünglin ꝛc. ein Werk geschaffen, welches sich über das Niveau gewöhnlicher kursirender Sammelwerke erhebt und bei seinem edlen und zartsinnigen Zweck auf höhere Beachtung Anspruch machen darf.

Die „Deutsche Volkshalle" erzählt folgenden Zug vom Kardinal Mastai (nachherigem Papst). Es war im Jahre 1844 oder 1845 in den Karnevalstagen zu Imola, wo Kardinal Mastai damals den bischöflichen Stuhl einnahm. Vor dem zum 40stündigen Gebete ausgestellten Sakramente kniete der Oberhirt in der unterirdischen Kapelle (Crypta) der Hauptkirche, als von Seufzern unterbrochenes Geschrei und herzzerreißende Klagen in sein Ohr drangen. Der Bischof eilte hinauf, findet einen von Dolchstichen schwer verwundeten Mann, kauert sich zu ihm nieder, befragt ihn leise über seinen Unfall, hebt ihn auf, legt ihn auf seine Kniee und forscht emsig nach der verwundeten Stelle. Auch schickt er nach einem Arzt. Darüber stürzen die Mörder in den Tempel und wollen ihr Opfer vollends tödten. Der ehrwürdige Mastai tritt ihnen mit ernst-wehmüthiger Miene entgegen. „Wie", spricht er, „Ihr habt den Muth, diesen Unglücklichen bis zu den Füßen des lebendigen Gottes zu verfolgen! Genügts Euch nicht, sein Blut vergossen zu haben? Ihr wollts also auch noch trinken!" Die erschreckten Mörder entfliehen, und als der inzwischen angekommene Arzt das nahe Ende des Mannes verkündet, hört der Kardinal dessen Beicht, spricht ihn los, segnet ihn und empfängt bald darauf seinen letzten Seufzer. Darauf entfernt sich der Seelenhirt, aber nicht eher, bis er alles Nöthige zur anständigen Bestattung des Verblichenen angeordnet. Und jener Kardinal ist, wie gesagt, das nunmehrige Kirchenoberhaupt der katholischen Kirche, Pius IX.

Henriette Sontag, die gräfliche Sängerin, hat noch kein Grab gefunden. Ihr Gemahl möchte sie auf seinen Gütern beisetzen lassen, aber kein Kapitän will den Leichnam von Mexico überführen. So spuckt noch immer der Aberglaube zu Land und Wasser. (Dorfz.)

In Genf werden jetzt Miniatur-Uhren verfertigt, die kaum die Größe eines Zweipfennigstückes haben und richtiger gehen als manche Thurmuhr.

Man sollte meinen, wo Eier gelegt werden, müßte es Hennen geben; zu Eiern aber, die auf Madagascar gefunden wurden, sucht man vergeblich die passenden Vögel. Es müssen Riesen unter den Vögeln seyn, denn die Straußeneier sind gegen die Eier des unbekannten Vogels wahre Zwerge und kaum wie Hühner-Eier. Eine gelehrte Gesellschaft in Paris sucht vergeblich das Geheimniß, das in den wunderbaren Eiern steckt, auszubrüten.

Neuigkeiten der Länderkunde und der Reisen.

(Schluß.)

Nun aus der alten Welt in die neue und junge jenseit des Weltmeeres, die indessen noch sehr in den Flegeljahren steht, wenn „Nordwestliche Bilder“ von Otto (Schwerin, Oertzen und Comp) wahr schildern. Der Verf. haßt die Schönfärberei, die das Schwarze nicht „schwarz“, sondern „ins Dunkle spielend“ nennt. Seine schwarzen Bilder aus den Vereinigten Staaten mögen leider nach der Natur gezeichnet seyn, wie die in den „atlantischen Studien“ und von C. Pelz. Aber fürs Erste sieht er die bereits in der Gegenwart aufblühenden Farben allzu wenig, und zweitens vergißt er, daß auch die kräftigsten und edelsten Geschöpfe ihre Entwickelungskrankheiten durchmachen müssen. Dazu steht er selbst, wenigstens in religiöser Hinsicht, auf unklarem Standpunkte. Weit besser hat er die Thierwelt beobachtet Eine unparteiischere und vielseitigere Beleuchtung Nordamerikas enthält ein „Praktischer **Leitfaden** für Auswandernde nach den Vereinigten Staaten“ von Winderlich (Bremen, Heyse), und gibt eine Menge ersprießlicher und wohlwollender Rathschläge und statistischer Notizen. Wir zeichnen die ausführlichen Verhaltungsregeln für die Seereise aus, weil von dieser so Viel für leiblich und geistig gesunden Eintritt in das gelobte Land abhängt. Die in gleichem Verlage erscheinende „Deutsche **Auswanderungszeitung**“ verzeichnet fortwährend die den Einwanderern wichtigen Vorgänge und wechselnde Gesichtspunkte in der ganzen neuen Welt, unsere Gegenfüßler eingeschlossen. Aber auch den zahllosen Bekannten und Verwandten der Ausgewanderten gewährt sie durch Einzelnachrichten über Letztere ein bald freudiges, bald schmerzliches Interesse. Ausschließlich „**Australien**“ wird von Sidney (aus dem Englischen von Volckhausen. Hamb, Meißner) dargestellt. Diese neuestens wachsende Richtung des Auswandererstromes läßt uns ein aus den sichersten Quellen geschöpftes Werk willkommen heißen, das die Kolonien Neusüdwales, Victoria und Südaustralien geschichtlich, geographisch und statistisch schildert. Sein Hauptzweck ist nicht Unterhaltung, sondern Belehrung. Dieser dienen selbst die zahlreichen anekdotischen Bestandtheile, welche die Zustände von den ersten Ansiedlern bis zu den heutigen Goldsuchern in Genrebildern malen. Trotz aller Vorliebe für englische Meinungen und Einrichtungen rügt der Verf. die Mißbräuche aufs Schärfste, namentlich die früher gegen die Verbannten geübten Gräuel. Wenig ist dem Naturforscher und dem ästhetischen Touristen geboten; Mehr dem Dichter in Scenen und Scenerien für ein noch wenig ausgebeutetes novellistisches Gebiet, aus welchem neue Wilde die alten verdrängt haben. — Gerne kehren wir aus Australien und aus dem riesigen Freistaate in unsern kleineren heim, der, wenn auch nicht freier, doch gemüthlicher ist, als jener. Unser umsichtiger „**Führer**“ in Frankfurt am Main (mit Plan; Frankf, Keller) heißt Folz-Eberle. In seinem Büchlein wird auch der Eingeborne noch gar manches Alte und Neueste finden, das ihm bislang unbekannt war. Die alphabetische Anordnung erleichtert die Benutzung. Nach den statistischen Angaben über die Confessionen (wobei der Namen „Dissidenten“ statt „Deutschkatholiken“ gar zu rechtgläubig lautet, auch deren Zahl zu gering angegeben ist) umfaßt die „lutherische“ die Mehrheit der Bewohner und die jüdische halb so viele, als die römischkatholische.

Korrespondenz.

Darmstadt, 13. Nov

Der frühere Intendant des großherzogl. Hoftheaters, Herr Ober-Finanzrath Alexander Freiherr v. Dalwigk, ist am 9. d. hier plötzlich mit Tod abgegangen. In seiner Eigenschaft als Intendant, welche Hofcharge er längere Zeit bekleidete, war er einestheils eifrig bemüht, die Kunstzwecke der Bühne möglichst zu fördern, anderntheils aber das durch die Umstände dringend gebotene Gleichgewicht zwischen den Einnahmen und Ausgaben herzustellen. Seine dießfälligen Bestrebungen verdienten volle Anerkennung und haben dieselbe auch bei Denjenigen gefunden, welche dem Gange unserer auf ziemlich breiten Grundlagen ruhenden Theaterverwaltung von früheren Zeiten her mit Aufmerksamkeit gefolgt sind. Als Mitglied der großherzogl. Obersteuerdirektion (seit 1847) hinterläßt Herr v. Dalwigk den Ruf eines arbeitsamen und intelligenten Geschäftsmannes, der keine Anstrengung im Interesse des Dienstes scheute, dessen Opfer er auch geworden zu seyn scheint. Von einer in gewissen Beziehungen sehr undankbaren Geschäftsreise zurückgekehrt, welche alle seine Thätigkeit in Anspruch genommen hatte, ward er von einem anscheinend nicht erheblichen Unwohlseyn befallen, welches jedoch mit seinem baldigen Ableben endigte. In geschäftlichen Berührungen und im Umgangsleben lernte man ihn schätzen und achten, wie er denn überhaupt ein Mann war, der sich in seinem Benehmen gegen Andere von den Rücksichten der Humanität gerne leiten ließ. Von Seiten des großherzogl. Hofes war er schon längst mit der Kammerherrnwürde und mit dem Ritterkreuz des Ordens Philipps des Großmüthigen ausgezeichnet worden; auch war er Inhaber des kaiserl. russischen St. Wladimirordens. Er war am 14. September 1805 geboren. Die Beerdigung wird heute in solenner Weise stattfinden.

Frankfurt a. M.

Nächsten Montag den 20. d. M. findet ein Benefiz für Herrn Dettmer statt. In der Wiedervorführung der trefflichen Oper von Fiorvoanti „Die wandernden Komödianten“ hat Herr Dettmer eine sehr gute Wahl getroffen. Die Oper ist uns neu, weil sie seit längerer Zeit hier nicht gegeben wurde, neu, weil das wahrhaft Gute nie veraltet. Das einfach Schöne und Natürliche behält immer seinen Werth, und wer wollte nicht zugestehen, daß jene guten alten Opern sich so leicht und natürlich bewegen, so viel naiven Humor und unverwässerte Empfindung enthalten, daß man sie lieben muß? So sind auch die wandernden Komödianten stets beliebt gewesen und werden es noch lange bleiben. — Weiter wird die genannte Vorstellung den mit Ballet und Tanz reichlich ausgeschmückten letzten Akt von Anders Maskenball bringen. — Es wäre überflüssig, an die Verdienste und die Beliebtheit des Benefizianten erinnern zu wollen, dessen musikalische und dramatische Tüchtigkeit die Feuerprobe der Jahre bestanden und sich unserer Oper unentbehrlich gemacht hat. Möge ein volles Haus Herrn Dettmer unseren Dank bethätigen für so viele Kunstgenüsse, die wir seinem Talent, sowie seinem Fleiß schuldig sind.

Hinsichtlich der in dem „schwäbischen Merkur“ enthaltenen und in diese Blätter übergangenen Nachricht von der beabsichtigten Errichtung eines Südpalastes in Frankfurt, kann aus guter Quelle versichert werden, daß ein solches Projekt allerdings besteht und sich auch bereits hoher Gönner erfreut. Da das Unternehmen zugleich von den geachtetsten ärztlichen Autoritäten hiesiger Stadt als ein sehr zweckmäßiges anerkannt wird, so dürfte es in letzter Instanz nur von dem Patriotismus der Frankfurter abhängen, dessen Ausführung durch Betheiligung bei der zu diesem Behufe zu bildenden Aktien-Gesellschaft zu ermöglichen. An allem thunlichen Vorschub Seitens der Behörden dürfte es alsdann um so weniger fehlen, als, ganz abgesehen von seiner medizinischen Wichtigkeit, der Südpalast (mit welchem ein zoologischer Garten in Verbindung gesetzt werden soll) nicht allein eine neue Zierde Frankfurts, sondern auch ein bedeutendes Mittel zur Hebung vieler materiellen Interessen werden würde. Da, wie man vernimmt, der geistreiche Anreger dieses Projektes, Herr geh. Medizinalrath Dr. Froriep aus Weimar, die Absicht hat, für seine Idee demnächst persönlich in hiesiger Stadt zu wirken, so dürfen wir wohl bald der Entscheidung der Frage entgegen sehen, ob überhaupt ein Südpalast in der beabsichtigten Ausdehnung für hier zu den Möglichkeiten gehört, oder ob — was wir im Interesse Frankfurts nur bedauerten — auch dieses Unternehmen für sein Gedeihen ausländischen Boden wird aufsuchen müssen.

(Berichtigung.) In Didask. Nr. 274. Sp. 7. Z. 17 v. o. lies Waffenwacht statt Waffennacht.

Theater-Anzeige.

Freitag, 17. Nov. Ein Lustspiel, Lustspiel in 4 Aufz. von R. Benedix.

Samstag, 18. Nov. Dritte und letzte Gastdarstellung der Fräulein Lucile Grahn. 1) Ouverture. 2) Schattentanz. 3) Delva, die Waise aus Rußland. 4) Ouverture. 5) La Madrilena, spanischer Nationaltanz. Abonnement-Vorstellung Nr. 14. Mit erhöhten Eintrittspreisen.

Montag, 20. Nov. Zum Benefize des Hrn. Dettmer und unter Mitwirkung der Solotänzerinnen Frau Hoffmann, Frl. Jung und Frl. Henkel und des Solotänzers Hrn. Dornewaß vom großh. Hoftheater zu Darmstadt und des Hrn. Meersmann und Frl. Roberti. (Neu einstudirt): Die wandernden Komödianten, komische Oper in 2 Akten, Musik von Fioravanti. Hierauf: Gustav, oder: Der Maskenball. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Halter und Rohm; — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 276. Samstag, den 18. November 1854.

Zäbäck Dorschi, der Russenfeind.

(Eine geschichtliche Erzählung.)

(Fortsetzung.)

Das Urtheil, welches sich nach und nach über Zäbäck Dorschi unter den Edelleuten ausbildete, nahm endlich einen feindseligen Charakter an. Man verdächtigte die Worte und das Benehmen desselben, man warnte Ubascha vor den angeblichen Ränken und dem ehrgeizigen, herrschsüchtigen Sinne seines Schwagers, und suchte selbst seine Schwester gegen ihn aufzubringen. Ubascha's Gemahlin war das treue Ebenbild ihres Bruders, den sie zärtlich liebte, dessen geheime Gedanken sie zum Theil ahnte. Sie theilte mit ihm den Schmerz über den grausamen Tod des Vaters, den Haß gegen dessen Mörder. Aber Haß und Schmerz schienen bei ihr gemildert zu seyn durch den Umgang und das weiche Wesen ihres Gatten, der versöhnen wollte, vergeben und vergessen, an dessen milder Regierung sie Theil hatte, dessen Glanz und Ansehen sie theilte. Auch war sie vielleicht nicht ganz unempfänglich gegen die Schmeicheleien der Höflinge und die Zuvorkommenheit der russischen Beamten, welche sich aufmerksam und gefällig gegen sie erwiesen. Vielleicht blieb ihr Ohr nicht ganz verschlossen vor den Warnungen, mit denen Ubascha täglich bestürmt wurde. Wäre Zäbäck Dorschi zum Vizechan ernannt worden, würde sie an der Seite des Fürsten nicht geglänzt haben.

Der Groll gegen Zäbäck Dorschi mehrte sich von Tag zu Tage, und es gab so viele laute Ausbrüche desselben, daß ein Gerücht, welches der Fürstin gemeldet ward, nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit zu seyn schien. Eine Verschwörung, hieß es, sey gegen den Schwager des Fürsten angezettelt, und nichts weniger im Werke, als ihn aus dem Wege zu räumen.

Erschrocken über die Kunde von solchem Plane, [illegible] die Fürstin ungesäumt zu ihrem Bruder, um sich vor Allem mit ihm selber darüber zu besprechen, in welcher Weise und durch welche Mittel man der Wahrheit dieser Nachricht auf die Spur kommen könne. Zu ihrer nicht geringen Ueberraschung blieb Zäbäck Dorschi bei der Mittheilung eines beabsichtigten Attentats auf sein Leben ganz ruhig und gleichgültig.

„Das“, sagte er, „ist mir nichts Neues. Ich weiß es längst, daß sie mir nach dem Leben trachten.“

Die braunen, tief in den Höhlen liegenden Augen der Fürstin ruhten mit einem Ausdruck zärtlichen Vorwurfs auf ihrem Bruder. Der lächelnde Zug um die stark hervorragende Oberlippe ihres sonst nicht unschönen Mundes verschwand.

„Und warum erfuhr Ubascha, warum erfuhr ich nichts von der Gefahr, die Dich umgibt?“ fragte sie.

„Schwester“, erwiederte Zäbäck Dorschi, die Hand auf das Herz legend, „ich bin ein Mann. Rede nicht wieder!“

„Verbiete mir nicht zu reden, wenn Du mich liebst. Keine Nacht werde ich ruhen, keine Stunde ohne Sorge und Qual seyn, so lange ich Dich den Nachstellungen Deiner Feinde ausgesetzt weiß. Habe ich deßhalb den qualvollen Tod unseres Vaters überlebt, um auch Dich vielleicht beweinen zu müssen! Höre mich. Ich weiß, Du verachtest es, als Kläger aufzutreten und Ubascha zu veranlassen, eine Untersuchung anzustellen, welche möglicher Weise ohne den wünschenswerthen Erfolg bleiben würde. Du verachtest es noch mehr, den Schutz Deiner Schwester, eines schwachen Weibes, anzunehmen. Laß Dir rathen. Entferne Dich für einige Zeit von hier. Es ist nicht unmännlich, sich den geheimen Anschlägen verkappter Verschwörer zu entziehen. Meide vorläufig den Hof und den Umgang mit den Saissangen. Geh' zu unserm Vetter, dem choschotischen Fürsten Aerämpäll. Laß den Groll verrauchen, den sie gegen Dich im Herzen tragen. Bist Du ihnen aus den Augen, so werden sie das Schändliche ihres Planes erkennen und beschämt seyn. Du wirst zurückkommen und offenen Armes empfangen werden. Deine Freunde, Deine Schwester werden laut Deine Rückkehr verlangen, Deine Feinde Dich in der Abwesenheit besser würdigen lernen.

Zäbäck Dorschi hatte ruhig zugehört. Als die Fürstin schwieg und der Antwort harrte, erhob er sich von dem Teppichlager, auf welchem er neben ihr Platz genommen hatte. „Schwester“, sagte er mit einer sanften Stimme, welche von seiner inneren Bewegung zeugte, „Du sprichst nicht unweise. Ich werde Dir meinen Entschluß noch heute Abend kund thun.“

Er ging. Ubascha's Gemahlin aber begab sich in eine Seitenhütte, in welcher auf einem niedern Altartisch ein Paar Opferschaalen und verschiedene Götterbilder standen. Dort brachte sie dem Dalailama ein stilles Dankopfer und flehte, es möge des Bruders Herz sich ihrem Rathschlag öffnen.

Daß man ihm wirklich nach dem Leben trachte, glaubte Zäbäck Dorschi nicht. Er hatte deßhalb, trotz der Warnung einzelner Stimmen, in seiner Lebensweise und seinem öffentlichen Auftreten nichts geändert. Daß das Gerücht bis zum Hofe gedrungen war, kam ihm erwünscht. Und um diesem Gerüchte den Stempel der Wahrscheinlichkeit aufzudrücken, beschloß er, den dringenden Vorstellungen der Fürstin Folge zu leisten und den angeblichen Meuchelmördern das Feld zu räumen.

Schon am folgenden Tage brach Zäbäck Dorschi mit mehr denn sechzig Hütten auf, und kam der Absicht seines Schwagers, ihm feierlich Geleite zu geben, durch eine schnelle Abreise zuvor. Er setzte sich in der Richtung nach Tscherkask in Bewegung und langte daselbst nach einer kurzen Wanderung an, die weniger einer Flucht, als einer Vergnügungsreise glich.

Ubascha fühlte sich durch den freiwilligen Rückzug seines Schwagers tief verletzt. Er konnte die Flucht nicht mißbilligen, aber sie war ein schlagender Beweis seine Schwäche. Zäbäck Dorschi ver-

schmähte es, die Hülfe des Fürsten in Anspruch zu nehmen, weil er von der Ohnmacht desselben überzeugt war.

„So weit also ist es gekommen“, rief der gekränkte Vizechan, „daß ich den eigenen Bruder meiner Gattin nicht zu schützen vermag gegen Verrätherei und meuchelmörderische Absichten!“

Die Fürstin vermehrte durch ihre Klagen um den Flüchtigen den Unwillen ihres Gemahls über den unnatürlichen Haß der Saissange gegen den Schwager des Fürsten, der die Urheber des Ereignisses gern aufgesucht und zur Rechenschaft gezogen hätte. Wo aber war der Kläger und wo der Angeklagte?

Der kalmückische Adel am Hofe schien nichts thun zu wollen, um den Verdacht, welcher auf ihm lastete, von sich zu wälzen. Im Stillen wünschten sich die Meisten Glück über die unerwartete Wendung eines Zustandes, der Spannung, welche man durch die Entfernung Zäbäck Dorschi's gehoben glaubte. Die Edelleute bessern Schlags zeigten sich freilich entrüstet über den Grund der Flucht, und nahmen wohl Partei für den Flüchtling, aber Niemand that einen Schritt, um das Geschehene ungeschehen zu machen. Alle hofften, die Aufregung, welche diese Angelegenheit am Hofe verursachte, werde sich bald legen und die Sache selbst, wie manches Andere, vergessen werden. Sie sollten bald inne werden, daß sie sich getäuscht und ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Wanderbuche eines deutschen Naturforschers im tropischen Amerika.

Der südwestliche Küstenstrich Centralamerikas, besonders die Landschaften Nicaraguas zwischen dem großen See und dem stillen Ozean, leiden während fünf Monaten im Jahr (vom Dezember bis Anfang Mai's) an Trockenheit, welche von einer seltsamen Ruhe des Himmels und der Erde begleitet ist. Das prächtige Wolkenspiel und die gewaltigen Gewitter der Regenzeit, die wolkenbruchähnlichen Niederschläge und das tiefe Himmelblau, von welchem die schönen Sternbilder des Südens mit so eigenthümlichem Glanze herniederstrahlen, sind verschwunden. Ein mildes, lichtes Aetherblau und die leichten Wolkenformen des Cirrus und Cirro-cumulus, die höchst selten zum Nimbus sich gestalten, treten an ihre Stelle. Man nennt diese Jahreszeit im Lande den Verano oder Sommer, obwohl er kaum merkbar wärmer ist, als die Regenzeit, der sogenannte Winter (invierno). Die entgegengesetzte Benennung wäre die passendere. Denn während in der Temperatur der Luft zwischen beiden Jahreszeiten nur ein äußerst geringer Unterschied herrscht, schlummert im Verano die Thätigkeit des Bodens, wenn gleich auch dann nie der starre Tod eintritt, wie auf der beschneiten Wintererde der gemäßigten Zone. Bei gänzlichem Regenmangel verdorren im Januar allmälig die Gräser der Savannen, wie die niederen Pflanzen des Waldbodens. Etwa ein Drittheil der Bäume und der Büsche verliert dann sein Laub. Die Mehrzahl der höheren Waldeskinder bleibt aber doch grün und über die edlen Palmen, die baumartigen Farren und Gräser, die Mangos, Pisangs, Seibabäume und viele andere Baumarten der Aequatorialzone mit ihrem Heere von Parasiten, übt die tropische Sonne selbst in den trockenen Monaten keine versengende Gewalt.

Es scheint unbegreiflich, wie diese Gewächse eine so anhaltende Hitze und Dürre vertragen können, ohne daß ihre ganze Lebenskraft versiegt. Aber die höheren Pflanzen scheinen in der trockenen Jahreszeit von dem Wasser zu zehren, das sie während der Regenmonate im Ueberfluß eingesaugt haben. Selbst die Orangenbäume ertragen hier ohne Nachtheil die lange Dürre und ihre Goldfrüchte reifen doch. Auch die Blüthen verschwinden im Verano nicht ganz. „Viele hohe Bäume sahen wir in den Waldlandschaften zwischen Guanacosta und dem Nicaraguasee noch im Februar mit reichen Farben prangen, während der Boden schon gelb war und die Llanos und Savannen all' ihre Blumen verloren hatten.

Die Vulkane, welche im Westen der Seen von Nicaragua und Managua theils in unverkennbarem Zusammenhang, theils als völlig isolirte Kegel sich erheben, sind wasserarm. Der trachytische Porphyr, aus welchem ihr Kern besteht, verschluckt das atmosphärische Wasser, das in die Tiefe sickert, ohne auf Thonschichten zu stoßen, die es als Quellen wieder auf die Oberfläche brächten. Mit Ausnahme des waldreichen Kegelbergs Mombacho bei Granada, gewähren alle Feuerberge Nicaraguas in dieser Jahreszeit ein trauriges Bild der Dürre, das man an den Vulkanen von Costa Rica nicht kennt. Der eigentliche Zug der Cordilleras im Osten des großen Nicaraguasees ist freilich immer wasserreicher, als die Reihe der südwestlichen Vulkane. Aber die großen Bassins der Binnenseen fangen ihre Rios auf, von welchen keine flüssige Ader nach den Wäldern und Pflanzungen der Westseite gelangt, die zur Zeit unseres Besuches nach Feuchtigkeit lechzten. Auf der ziemlich beträchtlichen Strecke von Granada bis Leon haben wir im Februar nicht ein einziges Bächlein überschritten. Die Riobetten zwischen Managua und Pueblo nuovo lagen völlig ausgetrocknet. Alle Jagdthiere, selbst die meisten Vögel, hatten die Hügelwälder verlassen und sich nach den Ufern der Seen hingezogen.

Im Gegensatz zu dieser trostlosen Dürre der pazifischen Seite während der regenlosen Monate, prangt nicht nur der Küstenstrich des karaibischen Meeres, sondern alles Land im Osten der Cordilleras das ganze Jahr hindurch im reizenden Schmucke einer großartigen, immergrünen Flora. Der ganze Prozeß des Lebens, Wachsens und Neuerzeugens hat dort nie eine Unterbrechung, da es in keinem Monat an atmosphärischen Niederschlägen fehlt, wenn gleich deren Masse periodisch nicht so ganz regelmäßig vertheilt ist. Es existirt dort keine Ruhe, kein Winterschlaf der Pflanzen, kein Blattfall der Bäume, nichts, was an den Charakter eines nordischen Winters erinnert. Hier ist recht eigentlich das ewige Leben der Organismen und in den höheren Thälern und Bergterrassen auch der ewige Frühling zu Hause, von welchem anderwärts, z. B. im südlichen Europa, auch wohl gefabelt wird, der aber dort in Wirklichkeit nicht zu finden. Wenn ich mir die Erinnerung an die Wintermonate zurückrufe, die ich einst in Rom, Neapel und in der Provence zugebracht, so gestehe ich, daß mir die frostigen Tage, wo wir uns zum Kaminfeuer drängten oder Hände und Füße über das Kohlenbecken hielten, fester im Gedächtniß geblieben sind, als die sonnigen Februarspaziergänge auf Monte Pincio und in der Villa real. Auch in Algier, Smyrna und Neuorleans kommt man nur zu oft in den Fall, zu künstlichen Mitteln der Erwärmung seine Zuflucht nehmen zu müssen. In Costa Rica, Guatemala, Honduras, wo ein Klima von wunderbarer Milde, kommt es selbst im Dezember und Januar nur selten vor, daß man den leichten Rock mit einem wärmeren vertauscht. Von Ofen, Kohlenbecken oder auch nur von einem flüchtigen Wunsche darnach ist nie die Rede. Auch die Wärme kommt in diesen Gebirgsgegenden lange nicht der Hitze gleich, welche wir in Deutschland während der Sommermonate oft auszustehen haben. In den Städten Cartago, San José, Guatemala ist der tiefste Stand des Reaumur'schen Thermometers in den kühlsten Morgenstunden 11 Gr., der höchste Stand um 2 Uhr Nachmittags 18 bis 19 Gr., während in Havana die Temperatur im Januar bei scharfen Nordwinden bis auf 4 Gr. R. fällt und im August bis 27 Gr. R. steigt. Selbst in den warmen Thälern von Turrialba und Angostura, wo Herr v. Bülow seine deutsche Kolonie anzulegen beabsichtigte, steigt die Wärme in den Mittagsstunden nie über 23 Gr. und fällt nie unter 13 Gr. Das schönste Klima der Welt scheint An-

tigua Guatemala in einem reizenden Thal zwischen hohen Vulkanen zu haben. Dort schwankt die Tagestemperatur das ganze Jahe hindurch nur zwischen 14 Gr. und 18 Gr. R. Die Luft ist milder noch als auf Madeira. Nur ein geringer Theil von den bewohnten und kultivirten Gegenden Nicaraguas stößt an diese paradiesische Zone. Die Landschaft Chondales an der Nordostseite des Nicaraguasees, wo die neu entdeckten Goldminen das allgemeine Interesse anziehen, und die Provinz Segovia, obwohl wasserreicher als die Ebene von Leon, stehen doch an frischer Pracht der Pflanzenwelt den östlichen Nachbarstaaten Mosquitia und Honduras nach. Von Costa Rica hat die Hälfte des Landes diesen Vortheil nie fehlender Regengüsse und des unerschöpflichen Treibens und Lebens der Vegetation.

Bei all' dem ist der Boden auch im westlichen Nicaragua von wunderbarer Fruchtbarkeit. Der Mais bringt zwei und in den besten Gegenden selbst drei Jahresernten auf derselben Stelle. Der Caeao ist feiner, als der aus der Ebene von Matina. Der Kaffeebaum, mit dem ein Deutscher bei Granada die ersten Versuche im Großen angestellt hat, steht wenigstens in Bezug auf Erträgniß der Bäume, Größe und Aroma der Bohnen dem Kaffee von Costa Rica nicht nach. Indigo, Zuckerrohr, Baumwolle, Reis, Tabak gedeihen wie Bananen, Ananas, Cocosnüsse, Mangos und die meisten Feüchte der Tropen. Das Fortkemmen der Cerealien aus der gemäßigten Zone ist im westlichen Niacaragua kaum wahrscheinlich, während die Staaten Costa Rica, Guatemala und Honduras herrliche Plateaus und Hochthäler haben, in deren kühler Luft nicht nur der Weizen, sondern selbst die Gerste vortrefflich gedeiht. An Ergiebigkeit des Bodens aber sind die Landschaften von Nicaragua und San Salvador unübertroffen. Den größten Theil des Landes deckt hier ein leichter Tuff, ein Produkt der Schlammströme und der Aschenregen seiner Vulkane. Derselbe ist noch weit fruchtbarer und dee Kultur günstiger, als der aus der Verwitterung teachytischer und doleritischer Gesteine hervorgegangene Ackerboden Costa Ricas. Letzteres Land hat dagegen die milde Lieblichkeit und Gesundheit seines Klimas voe Nicaragua voraus. Alle Städte Costa Rieas, mit Ausnahme von Punta Arenas, liegen auf einer Hochebene der Coedilleras, wo der mittlere Stand des Reaumur'schen Thermometers + 16 bis 17 Gr. beträgt, während man in Geanada und Leon, Managua und Masaya das ganze Jahr hindurch in einer drückenden Atmosphäre bei schwankenden Hitzegraden von + 22 bis 27 Gr. R. lebt, und der Nordländer hier seiner übeln Laune über das Tropenklima mit seinen begleitenden Schweißtropfen, seinen Fiebern und seiner lähmenden Schlaffheit nie los wird. (Allg. Ztg.)

Anregungen.

Das Gattungsgefühl.

An der Leiche eines geliebten Wesens brach uns das Herz. Wir verzweifelten und konnten einem Freunde nur das einzige Wort sagen: Ich möchte sterben.

Sie werden leben! sagte er. Was uns erhält, ist das Gattungsgefühl.

Wer würde an dieß Gattungsgefühl nicht stündlich und bei allen Leiden der Erde erinnert? Wir gehören einer Wesenkette an, die das Gemeingefühl der Erhaltung und Fortpflanzung und des Selbstschutzes hat. Das Schmerzlichste verwindet sich durch den Zusammenhang mit dem Leben, mit dem Lichte des Tags, mit der Sorge um die eigene Eehaltung, die ein unabweisbarer physischer Trieb der Race ist. Blickt man auf so viele Mängel unseres Erdenlebens, auf Armuth, Noth und Sorge ringsum, welch ein Trost liegt wieder in diesem eingepflanzten Selbsterhaltungstriebe, der sich auch geistig immer noch wie mit Geas und Kräutern zu nähren versteht. Strohhälmchen sind sein Trost! Ein Blick auf fremdes Leid hebt ihn über eigenes hinweg! Leider ist die Stufenfolge menschlicher Schicksale nach abwärts so grauenerregend tief und dunkel unabsehbar, daß neben jedem Leiden, das uns selber drückt, immer noch ein anderes steht, von dem verschont zu seyn wir dem Himmel nicht genug danken können.

Das Volk.

Das Volk ist feige und wetterwendisch! steht auf jeder Seite eines historischen Dramas von Shakespeare. Das Volk ist feige und philisterhaft! sagt jede Scene in Goethes „Egmont".

Der Grund, weßhalb uns diese Darstellungen jetzt veraltet, wenn nicht gar gehässig erscheinen, liegt nicht etwa darin, daß das Volk in der That eine große moealische Läuterung durchgemacht hätte — der Massengeist wird immer derselbe bleiben —, sondern darin, daß so viel ursprünglich nicht zum Volk gehörende Bildung und Intelligenz aus freien Stücken von seinem Standpunkte zum Volke und dessen Interessen niedeegestiegen ist und so gleichsam dessen Gesammtsubstanz erhöht und veredelt hat.

Die von Shakespeare und Goethe dem Volke angedichteten Eigenschaften möchten sich jetzt nur noch im Bauernstande finden, der, trotzdem daß sich die Literatur so viel mit ihm beschäftigt, von dem immer weiter austretenden Meere der Kultur nur zu sehr erst mit flüchtigem Wellenschlage berührt worden ist.

(Gutzkow's Unterh. am häusl. Herd.)

Mannichfaltigkeiten.

In der „Dorfzeitung" liest man folgende Bemerkungen, die Mancher nicht ohne Kopfschütteln lesen dürfte: „In gewissen Dingen haben die Engländer eine sehe zarte Moral. Daß ihr Opiumhandel die Chinesen vergiftet, berührt sie nicht; sie führen sogar Krieg gegen den chinesischen Kaiser, weil er ihr verderbliches Opium nicht dulden will. Daß aber die Cirkassierinnen in die Harems verkauft werden, empört sie. Die Sache ist allerdings nicht zu billigen und zu wünschen, daß der abscheuliche Menschenhandel aufhört; allein, wenn Reisebeschreibungen recht berichten, so ist sie keineswegs so barbarisch. (?) Die Mädchen selber in Cirkassien fühlen das Entwürdigende nicht und freuen sich auf die Zeit, wo sie aus ihree Armuth in das Haus eines Reichen und Voenehmen kommen und mit Allem, was das Leben bedarf, reichlich versorgt werden. Freilich haben es die reichen englischen Lady's besser, die sich nach eigener Herzenswahl einen Gemahl wählen können; aber wie viele tausend unbemitteite Mädchen müssen sich denn nicht auch in Europa doch nur der Versorgung wegen einem Manne antrauen, den sie nicht lieben? Und läge es nicht näher, zunächst die Blicke auf die vielen tausend Mädchen in London zu richten, welche größtentheils die Noth auch zu einem Verkaufe treibt?"

Jenny Lind-Goldschmidt befindet sich gegenwärtig in Berlin. Man hofft, sie werde in einem für die Ueberschwemmten in Schlesien und die Abgebrannten in Memel zu veranstaltenden Konzert mitwirken.

(Göttingen.) Die alte Universitätsstadt (schreibt man der Allg. Zeitung) ist aus dem Ferienschlummer erwacht. Göttingen, wie es im Lauf der Zeiten einmal geworden, das profundgelehrte, bücherstaubumwölkte Göttingen, kann sich nicht berufen glauben, der Kunst, oder den Wissenschaften, die nicht unmittelbae das Leben berühren, ein Minimum seiner Thätigkeit zu widmen. Die Fachwissenschaften werden hier gründlich und tüchtig gelehrt. Vor-

lesungen von allgemeinerem Interesse anzukündigen, findet sich Keiner veranlaßt. Die meisten Zuhörer hat in diesem Halbjahr der Professor von Siebold in seiner Vorlesung über die sechste Satyre des Juvenal und die Frauen der alten und der neuen Zeit. Der berühmte Mediziner ist nämlich zugleich ein tüchtiger Kenner der alten Sprachen. Die Zahl der Studenten in diesem Semester ist eine geringere als im vorigen.

Bücherschau.

Die deutsche Bibliothek im Verlag der Meidinger'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M. ist nun bis zum fünften Bande vorgeschritten, in dem sie neuerlich „die Freimaurer" von G. Kühne und dieser Tage „den Sonnenwirth" von H. Kurz ausgegeben hat. Das eben so schöne als verdienstliche Unternehmen fährt fort, von Seiten des Publikums, wie der Kritik die freundlichste Aufnahme zu finden. Was nun G. Kühne's Freimaurer betrifft, so ist dieses Buch nicht sowohl eine auf Unterhaltung im gewöhnlichen Sinne des Wortes berechnete Lektüre, als vielmehr ein gediegenes, durchgeistigtes und inhaltreiches Gemälde von Zeiten, Sitten und Charakteren. Es bietet mehr für ernste und denkende Leser, die sich zugleich belehren und in einem Kreise von geistigen Anschauungen bewegen wollen, und nur weniger für solche, die eine sehr spannende Begebenheit und anziehende Verwickelung suchen. Wir sind zwar der Ansicht, daß der geistreiche Verfasser dem Elemente der eigentlichen Unterhaltung etwas mehr Konzessionen machen und das Interesse des Romans etwas stärker in den Vordergrund hätte stellen sollen, wollen darum aber den geistigen Kern dieses gehaltvollen Buches nach Verdienst hervorzuheben nicht unterlassen. G. Kühne entrollt uns hier eine Reihe von Bildern aus der Kultur- und Sittengeschichte der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Er versetzt uns inmitten der politischen, kirchlichen und socialen Zustände, der Kämpfe und Bestrebungen jener Zeit, der Parteien, die das Bestehende zu erhalten, sowie der, welche das Neue herbeizuführen suchten; er macht uns bekannt mit den philosophischen und wissenschaftlichen Ideen und Tendenzen, von denen damals namentlich die höheren und gebildeten Stände bewegt wurden. In Staat und Kirche mochte diesen Vieles nicht mehr genügen und sie suchten darum in geheimen Gesellschaften und Verbindungen, in den Logen der Freimaurer, bei den Rosenkreuzlern u. s. w. eine Befriedigung dessen, was sie als das Bedürfniß des Fortschrittes und der eben aufdämmernden neuen Zeit erkannt hatten. Die im Vordergrund des Buches stehenden Charaktere sind die Träger solcher Ideen und ihr inneres Leben und Streben ist das Motiv ihres Handelns. Mit geistreicher Feder, in lebendigen Farben und mit großer Welt- und Menschenkenntniß zeigt uns G. Kühne wie auf der einen Seite kräftige und feurige Menschen ihren erschlafften Zeitgenossen einen neuen Aufschwung zu geben suchten und wie auf der anderen Betrüger und Egoisten ihre Netze spannten, um gutmüthige Schwärmer darin zu verstricken. Der Verfasser gibt ergreifende Belege zu dem Zuruf, den er am Schlusse seines Buches liefert: „Was ist Wahrheit?" — An der Lösung dieser Frag' arbeiten die gesammten Jahrhunderte; jedes Geschlecht hat sie von neuem sich zu stellen, sie mit seinem eigenen Thun und Denken, oft mit seinem Blut und Leben zu beantworten. Lassen wir uns genügen, wenn ein Menschenleben den heiligen Drang verräth, das Wahre vom Falschen zu sondern, die Erscheinungen der Welt ihrer Entstellungen, ihrer Selbsttäuschungen zu entkleiden. Ob der Erfolg ein siegegekrönter sey oder nicht; heilig sey uns nur und stehe fest, was die Edlen, auch wenn sie als Opfer fallen, gewollt, ersehnt, mit dem Auge des besten Scharfsinns in der Ferne erzielt, oder mit der Sonde aufrichtiger Prüfung still im eigenen Herzen ahnungsvoll gefunden. Wir sind überzeugt, daß G. Kühne's „Freimaurer" als ein sehr inhaltreiches Buch von sinnigen und denkenden Lesern mit Interesse aufgenommen und in gebildeten Kreisen als eine Geistesanregung willkommen geheißen werden wird.

In demselben Verlage ist erschienen „Schenkenbuch" von Friedr. Hornfeck. — Der Verfasser besingt in einer Reihe von kleinen lyrischen Gedichten Lenz und Jugend, Abschied und Wiedersehen, Heimath und Wanderschaft, Wald und Flur, Hoffnung und Erinnerung, Rosen und Myrthen, vor Allem aber Wein und Liebe. Sein Sang tönt frisch und fröhlich, frei und jugendlich, seine Weisen sind anmuthig und gefällig, seine Empfindung ist warm und unverkünstelt, — und wer noch in jenen glücklichen Jahren des Lebens steht, in denen man gerne schwärmt und träumt, dem werden diese Lieder und Klänge gewiß willkommen seyn. So gern wir nun einem jungen Dichter die Berechtigung zugestehen, dem Drange seines überströmenden Herzens Luft zu machen, so bleibt doch hier nicht mehr viel zu erobern oder Neues und Ueberraschendes zu bieten übrig; denn in etwas anderen Formen und andern Worten ist das Alles schon oft und viel dagewesen. Wird somit Hornfecks Schenkenbuch in literarischen Kreisen auch nicht gerade Aufsehen machen, so wird man es doch als die freundliche Gabe eines Berufenen und zu erfreulichen Erwartungen berechtigenden jungen Dichters begrüßen. Noch sey bemerkt, daß die Sammlung namentlich Manches enthält, was sich zur musikalischen Composition nach Inhalt und Form ganz besonders eignen dürfte.

W.

Korrespondenz.

München, 15. Nov.

Unter ziemlichem Andrang fand heute Nachmittag im Kunstausstellungsgebäude die Verloosung der vom Comitee angekauften Bilder der deutschen Kunstausstellung statt. (Der Ankaufspreis der 24 Gewinnste beläuft sich auf 11,000 fl. und die Zahl der Loose auf circa 27,000.) Ich beeile mich, Ihnen das Resultat derselben mitzutheilen, da wohl sehr viele Ihrer Leser im Besitze von Loosen sind. Aus dem Glücksrade wurden folgende Gewinnstnummern gezogen: Nummer 25,695: Landschaft (Waldgrund) von Aug. Seidel in München. — 25,115: Die Aehrenleserin von S. Thon in Weimar. — 24,740: Das Innere einer Kapelle von Wilh. Gail in München. — 23,716: Anziehendes Gewitter von Fr. Seidel in München. — 21,001: Würfelnde Landsknechte von Fr. Bischoff in München. — 19,753: Scene aus dem dreißigjährigen Kriege von J. Bocklund in München. — 18,864: Die heilige Elisabeth von Fr. Ittenbach in Düsseldorf. — 18,677: Der Dom in Trient von Em. Kirchner in München. — 17,259: Landschaft mit Thierstaffage von Hrn. Kauffmann in Hamburg. — 16,675: Ein zerstörtes Dorf von Herm. Dyck in München. — 16,263: Franziscanerkloster in Trient von Ald. Zimmermann in München. — 15,687: Der Sulten-Gletscher im Berner Oberlande von W. Porttmann in Düsseldorf. — 15,210: Der Gemundener See im Salzkammergut von Heinrich Heinlein in München. — 14,772: Zwei Tyroler Mädchen mit einem Kinde spielend von Heinrich v. Pechmann in München. — 13,945: Umgebung von Meran von Fr. Schön in München. — 13,219: Heilige Familie von Aug. Palme in München — 13,207: Partie aus dem Münchener Frauendome mit dem Grabmale des Kaiser Ludwig von Bayern von F. Petzl in München. — 12,669: Eine Heerde, vor nahendem Gewitter fliehend von Fr. Voltz in München. — 10,976: Sta Maria della Salute von Ed. Gerhard in München. — 9125: Der hohe Göll am Hintersee bei Berchtesgaden von C. Millner in München. — 8724: Buchengruppe am Starnberger-See von Chr. Morgenstern in München. — 4104: Umgebung von Algesiras im südlichen Spanien von Fr. Bamberger in München. — 3930: Homer, seine Gedichte dem Volke vorsingend (Bleistiftzeichnung) von B. Genelli in München. — 1415: Das Saumpferd am Brunnen von C. Lieske in München. — Schließlich noch die Bemerkung, daß es allgemeines Aufsehen erregte, als man erfuhr, wie die Mehrzahl der zur Verloosung angekauften Bilder von den Mitgliedern der Jury stammen und die Künstler außerhalb der Münchener Mauern hierbei fast ganz präterirt wurden.

Theater-Anzeige.

Samstag, 18. Nov. Dritte und letzte Gastdarstellung der Fräulein Lucile Grahn. 1) Ouverture. 2) Schattentanz. 3) Yelva, die Waise aus Rußland. 4) Ouverture. 5) La Madrilena, spanischer Nationaltanz. Abonnement-Vorstellung Nr. 14. Mit erhöhten Eintrittspreisen.

Sonntag, 19. Nov. (Zum ersten Male wiederholt): Pitt und Fox, historisches Lustspiel in 5 Aufzügen von R. Gottschall.

Montag, 20. Nov. Zum Benefize des Hrn. Dettmer und unter Mitwirkung der Solotänzerinnen Frau Hoffmann, Frl. Jung und Frl. Henkel und des Solotänzers Hrn. Dornewaß vom großh. Hoftheater zu Darmstadt und des Hrn. Meersmann und Frl. Roberti. (Neu einstudirt): Die wandernden Komödianten, komische Oper in 2 Akten, Musik von Fioravanti. Hierauf: Gustav, oder: Der Maskenball. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 277. Sonntag, den 19. November 1854.

Zäbäck Dorschi, der Russenfeind.

(Eine geschichtliche Erzählung)

(Fortsetzung.)

Die russischen Beamten waren keine müßigen Beobachter dieser Vorgänge gewesen. Jede Gelegenheit, den russischen Einfluß unter den Kalmücken zu verstärken, den Rest von Selbstregierung dieses Volkes zu untergraben, wurde sorgfältig benutzt. Die Flucht Zäbäcks war sehr geeignet, am kalmückischen Hofe eine neue Blöße aufzudecken, dem kalmückischen Adel eine neue Wunde zu schlagen. Unter dem Schein, sich des Unterdrückten anzunehmen, bereiteten die russischen Behörden und Agenten einen neuen Schlag gegen das ganze Volk vor.

In den nach Petersburg abgestatteten Berichten, auf die sich der Einfluß der Fürstin geltend machte, wurde die Flucht des jungen Fürstensohnes ausführlich geschildert und das Vorhandenseyn einer Verschwörung gegen denselben als eine ausgemachte Wahrheit hingestellt, an welcher die Haltlosigkeit des ganzen kalmückischen Regiments und der intriguante Charakter des Adels erkannt werden möchte. Für die russische Regierung konnte und sollte darin nur eine neue Aufforderung liegen, die Zügel der Gewalt unter den Kalmücken straffer anzuziehen. Die Angelegenheit machte am Petersburger Hofe Aufsehen. Zäbäck Dorschi erschien dort als Märtyrer der Kabalen und Intriguen eines Volkes, dessen Verfassung nach russischen Berichten auf viel zu freien Grundlagen beruhte, das sich anmaßte, Rechte geltend zu machen, an die zu denken für den russischen Unterthanen schon ein Verbrechen gewesen wäre.

Die Kaiserin gab Befehl, Zäbäck Dorschi von Tscherkask nach Petersburg zu bescheiden. Er erschien am Hofe der Kaiserin, welche ihm erklärte, daß er in ihrem Schutze stehe, und unter ihrem Schutze an den kalmückischen Hof zurückkehren möge, an welchem er hinfort, nach dem gnädigen Willen der Monarchin, nicht müßig seyn, sondern als oberster Sargatschi oder Staatsrath einen ehrenhaften Platz ausfüllen sollte. Hätte der Mongole seinem Gefühle folgen wollen, er würde die Ernennung zum fürstlichen Staatsrath, mit welcher er beehrt ward, verächtlich von sich gewiesen haben. Rußland hatte ihn um eine höhere Würde gebracht. Welche elende Abschlagszahlung war der Rathgeber eines Vizechans gegen den Chan, auf welchen Reichthum, Geburt und Bildung ihm das unläugbarste Recht gaben! Aber Zäbäck Dorschi nahm das kaiserliche Geschenk mit der Miene der tiefsten Dankbarkeit an und schien durch die Pflicht der letzteren auf immer an die kaiserliche Gnadenspenderin gefesselt zu seyn, welche für den unglücklichen, verfolgten Fürstensohn ein unverkennbares Interesse an den Tag gelegt hatte.

So begünstigte der Zufall die geheimen Pläne des Kalmücken. Er hatte Gelegenheit gefunden, sich am Petersburger Hofe ohne sein Zuthun beliebt zu machen, Gunst und Vertrauen der Monarchin zu erwecken, seine Feinde beschämt, die mißtrauischen und auflauernden Blicke irre geleitet. In seiner neuen Stellung war es ihm möglich, dem großen Ziele, das er sich vorgesteckt, rascher zuzueilen, und Diejenigen, welche er am meisten zu fürchten hatte, am sichersten zu täuschen.

Ubascha vernahm die Kunde von der bevorstehenden Rückkehr seines Schwagers mit heezlichee Feeude. Seine fromme Gattin sah in dem ganzen Hergange der Flucht und Heimkehr den Wink des Himmels, und zweifelte nicht, daß ihr Bruder zu großen Dingen auserlesen sey und Großes vollbringen werde.

Zur Feier des Heimkehrenden wurden festliche Anstalten getroffen. Ubascha wollte seinen neuen Rathgeber vergessen machen, daß er den Fürstensitz einnahm, welchen jener würdiger ausgefüllt haben würde. Es war ihm Ernst damit, denn er schätzte Zäbäck Dorschi seines Charakters und seiner Klugheit wegen und liebte ihn als einen nahen Verwandten aufrichtig.

Zäbäck Dorschi sandte einen Boten voraus, um dem Vicechan seine Rückkehr zu melden. Ubascha ließ der ganzen Horde diese Nachricht durch seine Leibwachen mittheilen. Sie brachte unter den Zeltbewohnern weit und breit große Bewegung hervor. Nojone und Saissange kamen und berathschlagten unter einander, wie sie den Heimkehrenden empfangen wollten, und einigten sich in dem Vorsatz, sich ihm in jeder Weise freundlich zu zeigen und das Geschehene wo möglich vergessen zu machen. Im Volke gab sich eine lebhafte Theilnahme an dem glücklichen Ereigniß kund, welche durch die Aussicht auf einen allgemeinen Festtag noch erhöht wurde; denn der Kalmück ist ein großer Freund von Lustbarkeiten, von Tanz und rauschender Musik. Die armen Kalmücken hatten oft die Kėpfe zusammen gesteckt und sich von den Hofkabalen erzählt, was sie wußten und nicht wußten. Die russischen Beamten hofften, an Zäbäck Dorschi ein neues Werkzeug ihrer Ränke gewonnen zu haben, und schlossen sich den Vorbereitungen an, welche zum Empfang desselben getroffen wurden.

Langsam und träge zog der Rauch aus den Erdlöchern, in denen der getrocknete Mist von Pferden und Kameelen schwellte und den flüssigen Inhalt der Kessel brodeln machte, die an hölzernen Gestellen vor den Hütten darüber aufgehängt waren. Von der sanften Anhöhe des Hauptquartiers aus, das sich hart am linken Ufer der Wolga erhob, blickte man in die ungeheure Ebene, welche sich weit hinter die zerstreuten Horden und Hüttengruppen, hinter die zahllosen Heerden von Pferden, Schafen, Ziegen, Kameelen und Kühen ausdehnte. Ein wunderliches Gemisch von Stimmen dieser Thiere klang dumpf aus der großen Steppe herüber zu den Hütten, vor denen halbnackte Knaben und Mädchen im Grase

und Sande spielten, und alte Männer und Frauen auf Filzdecken oder bloßer Erde ruhten.

Mehr denn tausend Kibitken, oder kleine Zelte, lagen um die fürstliche Hauptwohnung; jedes dieser Zelte zählte mindestens fünf bis sechs Insassen; die Menge der russischen Beamten und Kaufleute nicht mitgerechnet, belief sich die Horde auf mehr denn siebentausend Köpfe, deren Hordenstand einen Flächenraum von mehreren Meilen bedeckte.

Im Centrum der Horde, nahe an der fürstlichen Hütte, die sich vor allen andern durch Größe und Sorgfalt auszeichnete, standen die Betzelte, das Tempelzelt des Lama, die Wohnungen der Priester, die Gerichtshütten, und die Hütten der russischen Beamten, sowie die des hohen und niedern Adels, der Nojone und Saissange.

Mehr als tausend Edle aus andern unter Ubaschas Herrschaft stehenden Horden hatten ihre Theilnahme an dem Feste zugesagt und waren im Anzuge von beiden Ufern der Wolga, um im fürstlichen Hauptlager die Gastfreundschaft von Bekannten und Freunden auf einige Tage in Anspruch zu nehmen und die Geschenke aufzubringen, welche der Kalmück gern gibt und lieber noch empfängt.

(Fortsetzung folgt.)

Sechzehnter Jahresbericht

des Verwaltungs-Ausschusses der Mozart-Stiftung an den Liederkranz dahier über Bestand und Fortgang der Mozart-Stiftung in dem Geschäftsjahre 1853 auf 1854.

Der 30. September 1854 bezeichnet den Ablauf des 16. Geschäftsjahres der Mozart-Stiftung. Ueber dasselbe legt daher der Verwaltungs-Ausschuß den statutengemäßen Bericht geehrtem Liederkranze hiermit vor.

Wie in früheren Vorlagen wenden wir uns vor allen Dingen den finanziellen Angelegenheiten der Stiftung zu, und heben zunächst die erfreuliche Thatsache hervor, daß es dem Liederkranze nunmehr gelungen ist, einen durch die Ungunst früherer Zeiten hervorgerufenen Rückstand zu beseitigen, indem er im verwichenen 16. Geschäftsjahre zwei Konzerte zur Ausführung gebracht hat, das eine am 24. October 1853 im Saale des Weidenbusches, das andere am 2. Juli 1854 auf der Mainlust. Als Reinertrag lieferte das erstere 161 fl., das letztere 212 fl. 12 kr. Hieran reiht sich eine weitere musikalische Aufführung, welche Herr C. A. André am 27. Januar 1854 zur Feier des Geburtstages Mozarts in seinem Lokale (Haus Mozart) veranstaltete und deren Ertrag er mit 114 fl. der Mozart-Stiftung überwies. Der uneigennützige und thätige Eifer für das Wohl der Stiftung, welchen derselbe hierbei abermals an den Tag legte, verpflichtet uns ihm gegenüber zum lebhaftesten Danke.

An Geschenken sind außerdem, und zwar größtentheils von Mitgliedern des Liederkranzes, eingegangen 48 fl. 51 kr., sowie von einem Ungenannten für die Bibliothek: Große Gesangschule für Deutschland von Friedrich Schmitt (München 1854). Wir danken den Gebern für diese Zuwendungen, wie wir nicht minder auch den Redaktionen der Frankfurter Postzeitung und des Frankfurter Journals für abermalige unentgeltliche Aufnahme unserer Veröffentlichungen in ihre Blätter unseren Dank hiermit auszusprechen haben.

Als Anlage gegenwärtigen Berichtes überreichen wir dem Liederkranze die über das abgelaufene 16. Rechnungsjahr aufgestellte Bilanz. Dieselbe weist am 30. September 1854 einen Kapitalbestand der Stiftung im Betrag von 25,423 fl. 26 kr. nach, woraus sich, da die Bilanz des vorhergegangenen Rechnungsjahres mit der Summe von 24,321 fl. 15 kr. schloß, eine Kapitalvermehrung von 1102 fl. 11 kr. ergibt, — gewiß ein Zuwachs des Stiftungsvermögens, auf welchen man mit voller Befriedigung hinblicken darf.

Wir richten an den Liederkranz nunmehr das Ersuchen, die Revision der aufgestellten Bilanz anordnen und über das Resultat derselben dem Verwaltungs-Ausschuß gefällige Mittheilung sodann zukommen lassen zu wollen.

Was ferner die Wiederbesetzung der erledigten Stellen im Verwaltungs-Ausschuß betrifft, so war solche bei Beginn des letztverflossenen Geschäftsjahres durch Neuwahl der Herren Joh. Conrad Wilhelm Backes, Johann Friedrich Hessenberg und Kanzleirath Dr. Jost erfolgt. Dermalen haben auszutreten die Herren Dr. jur. August Siar und Dr. med. Simon Moritz Ponfick. Außerdem hat sich das seitherige Mitglied Herr Joh. Conrad Wilhelm Backes zu unserem großen Bedauern bewogen gesehen, von dem Verwaltungs-Ausschuß zurückzutreten. Auch er wäre sonach durch ein neues Mitglied zu ersetzen.

Wir ersuchen den Liederkranz um Vornahme der erforderlichen Neuwahl und demnächstige Mittheilung deren Ergebnisses an den Verwaltungs-Ausschuß.

Wie dem Liederkranz aus unserem vorjährigen Bericht erinnerlich seyn wird, war damals das vergebene 3. Stipendium der Mozart-Stiftung auf die Dauer eines mit dem 31. Dezember 1853 endigenden Jahres an Max Bruch in Köln verwilligt. Auf Ansuchen von Seiten desselben, unterstützt durch ein sehr günstiges Zeugniß dessen Lehrers Herrn Kapellmeister Ferdinand Hiller über Fleiß und Befähigung des jungen Zöglings, wurde jene Verwilligung auf ein weiteres sonach mit dem 31. Dezember 1854 ablaufendes Jahr erstreckt. Seitdem ist uns ein neuester Bericht seines genannten Lehrers vom 25. v. M. zugekommen, welcher beginnt: „Ueber die seitherigen Ergebnisse der weiteren Ausbildung des Stipendiaten der Mozart-Stiftung Max Bruch kann ich einem verehl. Verwaltungs-Ausschuß nur das Günstigste mittheilen." Wir ersehen hieraus insbesondere, daß die Studien desselben unausgesetzt auf Kompositionen und Klavierspiel, in ersterem Fache vorzugsweise auf Vokalmusik, gerichtet sind und daß in beiden Fächern seine Naturgaben wie seine unablässige Thätigkeit ihm schöne Erfolge bereiten. Auch die weitere Mittheilung wird nicht ohne Interesse vernommen werden, daß Max Bruch durch einen Aufenthalt zu Anfang des verflossenen Sommers in Brüssel Gelegenheit gehabt, sich mit den dortigen Kunstnotabilitäten bekannt zu machen, und von diesen auf das Beste aufgenommen worden sey.

Gewiß kann der Inhalt dieses Berichtes eines anerkannt tüchtigen Meisters nur als ein erfreulicher bezeichnet werden, geeignet, die Hoffnung zu verstärken, daß auch der jetzige Stipendiat dereinst unserer Stiftung Ehre machen werde.

Wir haben in früheren Berichten häufig Klage darüber geführt, daß für Hebung der Vermögenskräfte unserer aus dem Boden uneigennützig patriotischer Gesinnung erwachsenen Anstalt nur so geringe Theilnahme aus den weiteren Kreisen des deutschen Vaterlandes sich äußere. Wir haben jene Klagen endlich verstummen lassen, weil sie nichts besserten, obgleich von den durch die Mozart-Stiftung bis jetzt ernannten Stipendiaten keiner in Frankfurt, sondern der eine in Kurhessen, der andere in Bayern, der dritte in Preußen seine Heimath besitzt. Dennoch wollen wir uns der Hoffnung nicht verschließen, auch außerhalb unserer Vaterstadt eine zu thatkräftiger Unterstützung gedeihende Theilnahme noch erwachen zu sehen. Daß aber in Frankfurt selbst unsere Stiftung nicht verlassen ist, dafür bürgen die Zahlen, wie der früheren, so des heutigen Berichtes, dafür bürgt außerdem eine neuere höchst erfreuliche Thatsache.

Es hat nämlich, wie Ihnen auf anderem Wege schon bekannt geworden, der verstorbene hiesige Bürger und Handelsmann Philipp Franz Christian Kröger durch Testament, errichtet am 15. März 1852 und eröffnet bei dem Stadtgericht II der freien Stadt Frankfurt am 14. Juli 1854, die Mozart-Stiftung mit einem Legat von 2000 fl. bedacht. Dieser Betrag ist auch bereits in die Kasse der Mozart-Stiftung geflossen, wird jedoch, da die Einzahlung am 26. October l. J. erfolgte, erst in der Bilanz des neu begonnenen Rechnungsjahres als Einnahmeposten erscheinen. Wir aber leihen jetzt schon den Gefühlen der Dankbarkeit Worte, welche uns beseelen, gegenüber jenem edlen Erblasser, der, bei bescheidener anspruchloser Lebensweise, in seinen letzten Lebensjahren, still verborgen, einen umfassenden Wohlthätigkeitsplan, welcher fast alle die zahlreichen hiesigen Stiftungen reich beschenken sollte, zum Abschluß brachte und dabei der Mozart-Stiftung nicht vergaß! Die Geschichte dieser letzteren, sowie mancher anderen Stiftung wird seinem Namen ein gesegnetes Andenken bewahren.

Der durch gedachtes Legat gewonnene Vermögenszuwachs — der bedeutendste, welcher der Stiftung seit ihrem Bestehen zu Theil geworden — hat den Verwaltungs-Ausschuß in einem bereits früher erwogenen Vorhaben bestärkt, welches dahin geht, während des laufenden neuen Geschäftsjahres die Begebung eines weiteren, nunmehr des vierten Stipendiums der Mozart-Stiftung auszuschreiben.

Sie sehen hieraus, wie die Mozart-Stiftung ihre Wirksamkeit entfaltet in dem Maße, wie ihre Mittel erstarken.

Da übrigens derselben durch Begebung eines weiteren Stipendiums Mittel der Kapitalisirung entzogen werden, so wird es einer erhöhten Thätigkeit und Theilnahme des Liederkranzes und aller Freunde der Stiftung bedürfen, um jenen Ausfall zu ersetzen und den Anwachs des Vermögens nicht einen langsameren werden zu lassen. Denn das große Ziel, welches wir uns gesteckt haben, Errichtung eines Conservatoriums der Musik, wollen wir treu und fest im Auge behalten. Mit jedem Jahre rückt es näher, dieses Ziel. Und wenn wir in unserem vorjährigen Berichte aussprachen, daß dem jetzigen verjüngten Liederkranze der dankbarere, der ruhmreichere Theil der Aufgabe anheimgefallen, so findet dieß in den durch gegenwärtigen Bericht dargelegten Erfolgen bereits seine Bestätigung. Mögen diese Erfolge dem Liederkranze als Ganzem wie jedem einzelnen seiner Mitglieder zur Anfeuerung in der Wirksamkeit für das Wohl der Mozart-Stiftung dienen.

Das Vertrauen, welches der Verwaltungs-Ausschuß in dieser Beziehung hegt, erfüllt ihn mit froher Hoffnung für die Zukunft.

Wir schließen gegenwärtigen Bericht mit der Versicherung unwandelbarer Ergebenheit.

Frankfurt a. M., den 9. November 1854.

Der Verwaltungs-Ausschuß der Mozart-Stiftung und in dessen Namen der Präsident:

gez. Dr. Martin.

gez. Dr. Giar, Sekretär.

Mannichfaltigkeiten.

(Warschau.) Viel Aufsehen erregt hier jetzt ein skandalöser Prozeß, welcher unlängst im neunten Departement des Warschauer Senats verhandelt wurde. Es handelt sich um nichts weniger, als um eine Art Kaspar Hauser'scher Geschichte. Eine der höchsten hiesigen Aristokratie angehörige Familie, welche bisher aus zwei Brüdern bestand, von denen der ältere vor einigen Monaten gestorben ist, hat urplötzlich in der Person eines armen Schusters einen unverhofften Zuwachs erhalten. Derselbe scheint nun allerdings ein natürlicher Sohn der schon vor vielen Jahren verstorbenen Mutter der beiden Grafen zu seyn, da er jedoch noch bei Lebzeiten ihres Mannes geboren wurde, so steht ihm nach dem Gesetz das Recht des Namens und der Erbschaft in gleicher Weise wie seinen Brüdern zu. Nach dem Tode der Eltern aber haben diese Brüder es für besser befunden, den ungebetenen Eindringling, welcher nahe an 20 Jahre jünger war als sie, loszuwerden und thaten ihn zu einem Schuster in die Lehre. Späterhin bekam er freilich in der Sache etwas Licht; entschieden konnte er aber erst auftreten, als der Beichtvater der Mutter kürzlich vor seinem Tode das ganze Geheimniß lüftete, auch alle hierauf bezüglichen Papiere nachwies. Der Senat hat nun über die ganze Angelegenheit eine Untersuchung anbefohlen, ein Urtheil, welches einer förmlichen Anerkennung beinahe gleichsteht. Das überaus zahlreich versammelte Publikum (die Civilgerichts-Verhandlungen sind hier nach dem Code Napoleon öffentlich) begleitete diesen Urtheilsspruch mit stürmischem Bravorufe, welchen der Vorsitzende kaum zu stillen vermochte. (N. Pr. Z.)

Meyerbeers „Nordstern" wird in das Ungarische übersetzt und soll auf dem Theater in Arad gegeben werden.

Die Gräfin Ida-Hahn-Hahn hat die erste poetische Frucht ihres neuen Glaubens unter der Bezeichnung „Das Jahr der Kirche" jetzt veröffentlicht, welche einen Cyclus von Gedichten auf die einzelnen Sonn- und Festtage des christlichen Kirchenjahres, nämlich vom ersten Advent-Sonntage bis zum Aller-Seelen-Tage enthält und von der Verfasserin den Freunden Sions dargeboten wird.

Dem Theater-Direktor Nestroy in Wien wurde von unbekannter Hand eine Parodie des Dramas „Der Fechter von Ravenna" eingesandt, welche am 16. Nov. unter dem Titel „Der Fechter in der Arena" zum ersten Male in Scene gehen wird. Die Parodie wird als sehr gelungen gerühmt. Jedenfalls aber ist es kein schlechter Witz, daß der Verfasser der Parodie sich, wie der Verfasser des Dramas, in den Schleier der Anonymität hüllt.

Kürzlich kehrte ein in der Nähe von Peine (Hannover) wohnender Prediger nach seiner Wohnung zurück und machte von der ihm gewordenen Erlaubniß Gebrauch, auf der Eisenbahn hinunter gehen zu dürfen. Er hatte wahrscheinlich den Kragen seines Mantels aufgeschlagen, und da er sehr harthörig ist, nichts von dem ihm nachkommenden Zuge gehört. Die Lokomotive erfaßt ihn und trennt sofort den Kopf vom Rumpfe. Der Unglückliche soll förmlich zerstückelt worden seyn.

In Rom sind wegen des Kirchenjubiläums sämmtliche Theater auf drei Monate geschlossen.

Ein an die „N. O.-Z." gerichteter Brief aus Gleiwitz spricht die Erwartung aus, daß die Identität des russischen Generals Freiherrn von Schilder und des Schneidergesellen Welak sich nicht bestätigen werde. Der Schreiber des Briefes gibt an, daß er im Jahre 1838 den Hrn. v. Schilder auf der Eisenbahn kennen lernte, mit ihm nach England reiste und dort vierzehn Tage mit ihm zusammen lebte. Schilder sey auf jener Reise seiner eigenen Aussage zufolge zum ersten Male in Deutschland gewesen, habe sich selbst als den Abkömmling einer esthländischen Adelsfamilie bezeichnet, der in dem kaiserlichen Pagencorps erzogen worden, und eine so vielseitige wissenschaftliche und sprachliche Bildung bekundet, daß diese wohl nur durch eine auf sie gerichtete Jugenderziehung habe erworben werden können.

Die nach dem Orient gesandten französischen Daguerreotypisten haben bereits über 400 Gemälde nach Paris eingesandt, welche die Thaten der Flotte und der Armee in größter Mannichfaltigkeit darstellen.

Ueberall hat sich schon der Winter ziemlich strenge eingestellt. In Stuttgart hat man nach starkem Schneefalle am 13. Nov. 5 Gr. R., in Thüringen am Gebirge 9 Gr., in der Ebene 6 Gr. R. Kälte. In München hatte man am 13. gleichfalls 6 Gr., am 14. Morgens 10 Gr., in Würzburg am 13. gleichfalls 6 Grad unter Null. Es ist das ganz außerordentlich für diese Jahreszeit. Bei der herrschenden Theuerung sind das allerdings trübe Aussichten.

Zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte von Prutz.

Zwei Bände. Halle, G. Schwetschkescher Verlag.

Besonnenes Urtheil, entschiedene, aber leidenschaftlose Gesinnung, ungekünstelte, aber gebildete Sprache zeichnen diese Schriften aus. Ihr Inhalt ist zu mannichfach und unser Raum zu beschränkt, als daß wir viele Einzelheiten hervorheben könnten. Das kurze Vorwort enthält gewichtige Aeußerungen über den heilsamen und läuternden Einfluß der jetzt so herrlich aufblühenden Naturwissenschaften auf das ganze geistige Leben des deutschen Volkes und auf die Anforderungen, die es jetzt an seine Schriftsteller machen darf. Aehnlich hat diese auch C. Müller in der „Natur“ neulich ausgesprochen und durch Beispiele erläutert. Hinter ihnen bleiben leider die meisten jener Sänger zurück, welche seit einigen Jahren den Blüthenduft zu Parfum destilliren und der Natur die Ehre anthun, sie salonfähig — statt den Salon natürlich — zu machen. Prutz gedenkt ihrer (2,182) mit einigen treffenden Worten. Er bespricht die periodische Literatur, das Volkslied, das Epos und das Drama in Deutschland, erstere in lehrreicher Entwickelung ihrer Geschichte, die letzteren vorzüglich in ihrem gegenwärtigen Bestande. Seiner günstigen Horoskope der Volkskalender stimmen wir bei, sofern diese sich in lebendiger Wechselwirkung halten mit dem allmäligen, aber mächtigen Wachsthum der Bildung in die Breite, der die neue Zeit kennzeichnet und der, wie wir glauben, den Wachsthum in die Höhe vor der Gefahr schützt, nur schimmernde Eintagsblüthen zu treiben. — Unsern zahlreichen und gewöhnlich an Hoffnungen und Ansprüchen überreichen Lyrikern empfehlen wir Bd. I. S. 159, jedoch auch den kritischen Leichenbittern unserer Literatur die Ansichten des Verfassers über das Verhältniß der letztern zu ihrer Zeit in der Abhandlung über Dichter und Modedichter, in welcher namentlich Scherenberg und Redwitz gewürdigt werden, mit Streiflichtern auf wahlverwandte Parteien in Preußen und Oesterreich. Stoffe zu Trauerspielen geben die Skizzen über den Baumeister J. G. Müller und den Schauspieler Baison. Der schöne Aufsatz über die deutschen Flüchtlinge wird den meisten Lesern ganz Unerwartetes bieten. L. D.

Korrespondenz.

Dresden, 12. Nov.

Zu Schillers Geburtstage sahen wir gestern im Hoftheater „Fiesko“, eine Vorstellung, die eine höchst weihevolle Stimmung bei dem gedrängt vollen Haus hervorbrachte. Herr Emil Devrient gab die Titelrolle. Wie einzig und unübertroffen dieser gefeierte Künstler als Repräsentant von Schillers idealen Helden dasteht, weiß die ganze gebildete deutsche Welt. Neben ihm excellirte Herr Davison als Muley Hassan, der diesen Charakter eben so originell als geistreich gestaltete. Das Publikum, stets entzückt, diese beiden Größen nebeneinander wirken zu sehen, spendete reichsten Beifall. Von den übrigen Darstellenden verdienen noch besonders lobende Hervorhebung: Frau Bayer-Bürck, Herr Porth und Herr Winger. Leider hat Fräulein Wilhelmi, die eine treffliche Gräfin Julie Imperiali gewesen seyn würde, Dresden schon wieder verlassen, um in ihr früheres lebenslängliches Engagement nach Stuttgart zurückzukehren. Es ist sehr beklagenswerth, daß die Direktion eine in vielen Rollen so vorzügliche Künstlerin, für die zur Zeit gar kein Ersatz da ist, nicht dauernd zu gewinnen wußte. Von sonstigen Neuigkeiten erwähnen wir den „Spielwaarenhändler“, ein einaktiges Schauspiel, das stellenweise freilich etwas wohlfeil auf die Thränendrüsen spekulirt, aber durch Herrn Davisons Mitwirkung, der den verarmten Kaufmann vortrefflich gibt, sich doch auf dem Repertoire erhält. Eine ganz unübertreffliche Leistung des genannten Künstlers ist auch der Bonjour in „Die Wiener in Paris“. Nicht ohne Spannung sah man dem fünfaktigen Lustspiel „Pitt und Fox“ von R. Gottschall entgegen, das vorigen Mittwoch in Scene ging. Die Novität, obgleich nicht ohne bedeutende Mängel, deren Erörterung indeß schon mehrfach erfolgt ist, erhielt das Publikum in gespannter Aufmerksamkeit und heiterer Stimmung, so daß sogar der anwesende Verfasser nach dem dritten Akte gerufen wurde. Da wir in Herrn Davison für Fox einen überaus köstlichen Charakteristiker besitzen, so wird das Lustspiel unstreitig noch oft über die Bretter gehen, welchen Erfolg wir übrigens dem talentvollen Dichter herzlich wünschen. Die durch ein Leipziger Blatt verbreitete Nachricht, daß der Verfasser des „Fechters von Ravenna“ ein Herr v. Weber allhier sey, wird in hiesigen literarischen Kreisen stark in Zweifel gezogen; Wohlunterrichtete schließen vielmehr, daß der Autor in Oesterreich lebe. — Von hervorragenden musikalischen Genüssen steht uns im Laufe dieser Woche ein Konzert der rühmlichst bekannten Pianistin Fräulein Marie Wieck bevor und wird die ausgezeichnete Künstlerin dabei unter Anderem ein eben so schwieriges als selten gehörtes Tonstück von Beethoven vortragen. Fräulein Katharina v. Coniar, die in München deßhalb nicht zum Auftreten kam, weil die Heftigkeit der Cholera im August die Konzert-Aufführungen sistirte, wird demnächst in Leipzig singen, indem ihr sowohl von der Direktion der Euterpe, als der Gewandhauskonzerte Einladungen zugegangen sind. Morgen gibt im Saale des Hotel de Saxe Herr Professor Levieur Galeuchet, „der Zauberer aus der Levante“, seine erste Soiree aus dem Gebiete der höheren Magie; Chemie, Physik rc. Nach den vorliegenden Zeugnissen zählt Herr Galeuchet zu den ersten Künstlern seines Faches. — Gutzkows „Ritter vom Geiste“ sind in der 3. Auflage nunmehr bis zum 6 Bändchen vorgeschritten, und wer sich die Mühe nimmt, die jetzige wohlfeile Ausgabe mit der ersten zu vergleichen, wird bald wahrnehmen, mit welcher gewissenhaften Sorgfalt der Autor sein Werk zu vervollkommnen gesucht. Aus authentischer Quelle erfuhren wir neulich das Urtheil, welches Ludwig Tieck über die „Ritter vom Geiste“ gefällt. Zu einem jungen Berliner Gelehrten äußerte der Dichtergreis: „Er habe sich bei der Lecture des Gutzkow'schen Romans bald angezogen, bald abgestoßen gefühlt, aber dennoch das Buch in einem Zuge gelesen, und schließlich müsse er sagen, daß es denn doch das bedeutendste Werk sey, das auf diesem Gebiete seit langen Jahren erschienen.“ Man wird nicht umhin können, diesen Worten aus Meister Ludwigs Munde eine große Bedeutung beizulegen.

Magdeburg, 16. November.

In unserer hiesigen herrlichen Domkirche ist man jetzt mit Einrichtung der Gasbeleuchtung behufs der Abendpredigt an den Freitagen und der Kinderlehre an den Mittwoch-Nachmittagen beschäftigt. — Dem Ober-Präsidenten der Provinz Brandenburg, Staatsminister a. D. Flottwell, der auch eine Zeit lang Ober-Präsident der Provinz Sachsen war, soll bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums im Februar k. J. ein Ehrengeschenk (eine silberne Copie des Denkmals Friedrichs des Großen) überreicht werden. Zur Sammlung von Beiträgen zu diesem Zwecke hat sich in Berlin bereits ein Comitee gebildet; ein anderes ist im Begriff, sich in unserer Stadt zu bilden.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 19. Nov. Das Lied von der Glocke von Friedrich von Schiller, mit lebenden Bildern, ausgeführt von den Mitgliedern der Bühne, Musik von Lindpaintner. Hierauf: Am Klavier, Lustspiel in 1 Aufz. Zum Schluß: Ein Glas Eppelwein, oder: Ursachen und Wirkungen, eine Parodie des Lustspiels: „Ein Glas Wasser.“ Lokal-Lustspiel in 2 Abth. von C. H. A. Hallenstein.

Montag, 20. Nov. Zum Benefize des Hrn. Dettmer und unter Mitwirkung der Solotänzerinnen Frau Hoffmann, Frl. Jung und Frl. Henkel und des Solotänzers Hrn. Dornewaß vom großh. Hoftheater zu Darmstadt und des Hrn. Meersmann und Frl. Roberti. (Neu einstudirt): Die wandernden Komödianten, komische Oper in 2 Akten, Musik von Fioravanti. Hierauf: Gustav, oder: Der Maskenball. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 278. Dienstag, den 21. November 1854.

Zäbäck Dorschi, der Russenfeind.

(Eine geschichtliche Erzählung.)

(Fortsetzung.)

Zäbäck Dorschi ward empfangen wie ein Feldherr, der aus einer ruhmreichen Schlacht als Sieger heimkehrt. Alle Ersten und Angesehensten ritten ihm entgegen und das Volk jauchzte ihm zu. Ubascha hatte ihm frische Pferde entgegenbringen lassen; auf einem derselben war der Ankommende seiner Reisekarawane einige Werst vorausgeeilt. Stolz saß er auf dem Rücken des schlanken Thieres. In reichen Falten flatterte der seidene Labtschick, das kalmückische Obergewand, hinter seinen Schultern in der kühlen Abendluft. Unter dem offenen leichten Seidengewande glänzte in der Abendsonne die dichte Reihe goldener kleiner Knöpfe, welche den anschließenden tartarischen Baschmät von grüner Wolle auf der Brust schmücken. Weite mit einer seidnen Schnur am Fußgelenk zugebundene Sommer-Schallburr bedeckten die Füße. Auf dem Haupte des Reiters hing die Kalmückenmütze, an deren oberm viereckigen Theil von gelber Farbe der rothe Quast nicht fehlte, so wenig wie die Stirneinfassung von Biberfell. An den rothen Saffianstiefeln glänzten die blanken metallenen Ringe der hohen Absätze.

Zäbäck Dorschi war nicht schöner und nicht häßlicher als alle Kalmücken. Seine dunklen Augen lagen in den tiefen schützenden Höhlen gegen die Nase zu im stumpfen Winkel, die Ohren standen muschelförmig vom Kopfe abgebogen, die Nase bildete mit der schmalen Stirn fast eine gerade Linie. Stark hervorstehende Backenknochen, eine aufgeworfene Oberlippe, das breite runde Kinn und die scharfen, von den Nasenflügeln an den Mundwinkeln herablaufenden Falten, der kurze kräftige Hals, die breiten Schultern und selbst die vom Reiten gebogenen Beine machten den kalmückischen Steppenreiter unverkennbar. Seine Gesichtsfarbe war stark gebräunt. In seinen Zügen drückten sich die Spuren emsigen Beobachtens und leidenschaftlichen Gedankenlebens aus.

Unter den Gästen, welche von jenseit der Wolga gekommen waren, die Rückkehr Dorschi's mitzufeiern, befanden sich auch viele Frauen und Jungfrauen. Der Kalmücke ist ein zärtlicher Gatte und Vater, er genießt außer der Jagd selten ein Vergnügen, an welchem nicht Weib und Kinder Theil hätten. Seine vielen Nationalfeste würden ihren Zauber für ihn verlieren, wenn die Blumen der Steppe sie nicht mehr verherrlichen sollten. Und sie ließen sich gern sehen bei dieser Gelegenheit, und manche mochte noch lieber gesehen werden, am liebsten von dem Helden des Tags, der in vielen schönen Augen für einen der schönsten Männer galt und als der kühnste Reiter und der beste Schütze gepriesen war.

Aber Zäbäck Dorschi schien nur Augen zu haben für Eine unter allen Kalmückinnen. Des Oberlamas Loosang Nichte, eine Verwandte des choitischen Fürsten Tschärän, Jobana, war mitgekommen, den Geliebten zu begrüßen. Sie empfing ihn am Eingange zur fürstlichen Filzhütte an der Seite der fürstlichen Schwester. Die Ueberraschung verfehlte ihre Wirkung nicht; Zäbäck Dorschi war voller Heiterkeit und Freude. Er küßte seine Schwester und seine Geliebte vor den Augen aller anwesenden Gäste und ließ es sich nicht nehmen, mit Jobana auf dem weichen Tanzplatz sich im Kreise nach dem Takte der Musik zu drehen, die Abends vom offenen Marktplatz hell über die ganze Nomadenstadt hinschallte.

Mitten im lauten Freudenlärm zog Dorschi seine Geliebte seitwärts. Sie folgte ihm auf einem Umwege hinter den Zelten zur Hütte des Oberlama Loosang.

Der Priester schien die Ankömmlinge erwartet zu haben, denn er zeigte sich weder überrascht, noch ließ er sich abhalten, die Kugeln des Rosenkranzes in seinen Händen murmelnd durch die Finger gleiten zu lassen. Als Jobana mit dem wiedergefundenen Freund schweigend auf der Polsterdecke im Hintergrunde des Zeltes Platzes genommen, stand der Priester auf und trat, vorsichtig den Kopf durch den Vorhang des Eingangs biegend, hinaus, um zu lauschen, ob kein Späher in der Nähe. Dann sprach er, zurückkehrend, auf der Schwelle, mit lauter Stimme die gewöhnliche Gebetformel „Omma ni pad mä chom", welche Dorschi und Jobana sich erhebend, wiederholten.

„Rede, mein Sohn", fuhr die Priester mit gedämpfter Stimme fort.

„Vater", sprach Zäbäck Dorschi, „Du kennst meine Gedanken, wozu soll ich reden? Der Weg vor uns ist weit und ich habe Die gelobt, meines Weibes Hütte nirgend anders aufzuschlagen, als am Ende unseres Ziels."

„Zäbäck Dorschi", erwiederte der Priester, „mein Sohn, ich verstehe Dich, aber ich darf Deinen Wunsch nicht erfüllen. Die Noth ist groß, und nicht Zeit zu Bündnissen der Herzen, sondern zum Bunde der Pfeile und Geschosse. Laß sie ziehn, der Segen des Dalailama ruht auf Eurer Hütte und auf Euren Horden an der Gränze Tibets, fern von dem Verächter und Feind unserer Götter. Schwöre mir und ihm", fuhr Loosang fort zu Jobana gewendet, „auf keinem Sohn unseres Stammes Dein Auge ruhn zu lassen und ihm zu folgen, unserm Führer aus dem Joche Rußlands."

Jobana drückte zum Zeichen des Gelübdes das erzne Götzenbild an die linke Seite ihrer Brust und wiederholte die Worte ihres geistlichen Verwandten.

„Du bist weise und hast Recht", sagte der neue Sargatschi. „Fasse Muth Jobana und geh, sicher meiner Liebe, bis der große Tag kommt, an welchem meine Kameele Dich zur neuen Heimath tragen werden."

„Wäre ich eines Torgoten Tochter und Deiner würdig, wenn ich anders dächte, es anders wollte?" flüsterte die Kalmückin. „Ich folge Dir bis ans Ende dieses Sklavenreichs, in die neue Welt, in der unsere Zelte mir im Traum erschienen sind, hoch und dicht, zahlreich und gesegnet."

Zwischen Zäbäck Dorschi und dem Oberlama herrschte seit lange das beste Einvernehmen. Loosang war in den Plan seines jungen Freundes seit lange eingeweiht und hatte einen eigenen Boten ausgesendet, den geistlichen Oberpriester um Rath und Mitwirkung in dem kühnen Unternehmen zu bitten. Der Bote war während der Abwesenheit Dorschis mit dem Bescheide zurückgekehrt, daß der Dalailama die Flucht der Torgoten billige und segne. Dieser wichtige Ausspruch war an eine Bedingung gebunden: die Flucht sollte nicht anders als im Tiger- und Hasenjahre stattfinden. Das Orakel hatte diese beiden Jahre bestimmt, weil sich die Thiere, nach welchen dieselben benannt waren, durch zwei Eigenschaften auszeichneten, in deren Besitz das kalmückische Volk seyn mußte, wenn die Flucht gelingen sollte. Kühnheit und Geschwindigkeit gehörten zur Ausführung des Planes. Beide auf einander folgende Jahre näherten sich. Es war die höchste Zeit, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Worte

über den beabsichtigten Neubau des Städel'schen Kunst-Instituts und die „Frankfurter Actien-Gesellschaft zur Beförderung der Kunst".

Zwei in das Bereich der Kunst einschlagende Ereignisse beschäftigen jetzt deren Freunde. Es sind dieses: der Ankauf eines Platzes von Seiten löbl. Administration der Städel'schen Kunststiftung zum Behufe eines Neubaues der Kunst-Akademie und Gemälde-Gallerie dieser Anstalt und die Gründung eines „Frankfurter Actien-Vereines zur Beförderung der Kunst". Wenn es auch der Zweck dieser Kundgebung nicht seyn kann, irgend wesentliche Aenderungen dieser Unternehmungen herbeiführen zu wollen, so sind dieselben doch zu sehr Gesammtinteresse unserer Vaterstadt, als daß einige der Oeffentlichkeit hierüber übergebene Worte nicht statthaben dürften. Wohlgemeint sind dieselben gewiß; wenn nicht durch nöthige Sachkenntniß unterstützt, können ja andere Urtheile verbessernd auftreten.

Zuerst auf das Vorhaben der Administration der Städel'schen Stiftung eingehend, wäre bei Beurtheilung dieser Angelegenheit zu erwägen: ob die durch die Mittel dieser Stiftung für jetzt erzielten Resultate in deren Kunstsammlungen und der Heranbildung junger Künstler eine so durchgreifende Neugestaltung der Gebäulichkeiten bedingen, oder ob das nun seit etwa 22 Jahren vollendete und seiner Bestimmung übergebene jetzige Gebäude des Städel'schen Instituts nicht mit unendlich viel geringeren Mitteln, als ein Neubau erfordert, hinlänglich zweckdienlich herzustellen ist und die dadurch ersparten Kapitalien, oder auch nur deren Zinsen, nicht viel besser im Interesse der Kunst zu verwenden sind? — Wie wäre es, wenn man die Sache etwas weniger „radikal" anpackte und nur den schon lange beabsichtigten Flügelanbau am jetzigen Gebäude bewerkstelligte, den ganzen Bau aber, mit Ausnahme der für die Herren Professoren der Anstalt nöthigen Ateliers und den zum Behufe des Unterrichts sowohl der Elementar-Schüler, als der angehenden Kunstjünger nöthigen Räumlichkeiten für die Aufstellung und Aufbewahrung von Kunstwerken herrichtete? Man sollte glauben, es ließen sich mit Hinzuziehung der sogenannten Antiken-Säle (deren Inhalt etwa in dem Parterregeschoß des Anbaues gewiß recht vortheilhaft untergebracht werden könnte) in dem oberen Stockwerke dieses Baues vortreffliche Lokale zur Aufnahme einer ziemlich ausgedehnten Gemälde-Gallerie herrichten. — Viel schwieriger möchte es seyn, Gelegenheit zur Erwerbung älterer Kunstwerke aller Schulen zu finden, die uns einen so recht überzeugenden Eindruck von der hohen Meisterschaft ihrer Schöpfer beibringen würden. Es ist leider nicht zu erwarten, daß sich deren Zahl so anhäuft, daß diejenigen Lokalitäten, die jetzt noch sämmtliche Gemälde aufnehmen, nicht noch viele Jahrzehnte ausreichen sollten, wenn solche nur für Werke der älteren Schulen bestimmt würden. „Kommt vor", daß löbl. Administration Gelegenheit findet, gediegene ältere Kunstwerke in Quantitäten zu erlangen, so ist wohl so mancher Repräsentant irgend eines großen Meisters in unserer Gallerie, dem die Durchführung seiner Rolle ohnehin schwer fällt, so bescheiden, dem würdigeren gerne Platz zu machen. — Zur Ausdehnung der Gallerie neuerer Malerwerke blieben dann noch die sogenannten Antiken-Säle und der ganze obere Raum des erwähnten Flügel-Anbaues, den man recht zweckmäßig herrichten könnte. — Sollte man wirklich von Seiten der Administration des Städel'schen Kunstinstituts dazu schreiten, was seither, wie es schien, nur ausnahmsweise geschah, auch von solchen hervorragenden Künstlern der Gegenwart Ankäufe zu machen, die nicht unter uns leben oder Frankfurt durch Zusendung ihrer Produkte erfreuten, so möchten dennoch diese Räume für einen schönen Zeitraum hinreichen, um solche Werke der Neuzeit aufzunehmen, die dem Kunstfreunde einen dauernden nachhaltigen Genuß bieten. Es gehört wohl auch nicht zur Vervollständigung einer Gemälde-Gallerie, daß ein Meister, wie z. B. Lessing, vierfach vertreten ist; ein historisches Bild und eine Landschaft desselben wären hinreichend; — von anderen Meistern, die nicht, wie Lessing, in zwei Gattungen der Malerei Ruf erlangten, dürfte ein gutes Werk genügen.

Man wird nun fragen: wohin aber mit den Schülern der Anstalt, wenn solche zu ihren selbstständigen Erstlingsschöpfungen eines Ateliers und noch der besonderen Ueberwachung von Seiten eines Professors bedürfen? — Ob sich da nicht auf folgende Weise Rath schaffen ließe? Durch die Unterlassung des Neubaues wird, gering angeschlagen, wohl ein Kapital von 250,000 fl. erspart. Die Zinsen davon betragen, ebenfalls gering angeschlagen, ungefähr 9000 fl. per Jahr, und wollte man nur deren Hälfte dazu verwenden, mittellose, aber talentvolle angehende Künstler in den ersten Jahren ihres selbstständigen Schaffens zu unterstützen, so wäre denselben sicher mehr genützt, als durch Gewährung eines halben oder Drittel Ateliers. Solche junge Leute, die selbst Mittel besitzen, bedürfen keiner Unterstützung, und die, die weder Mittel noch Talent haben, — für die ists besser, wenn sie der Kunst Valet sagen; denn Künstler werden sie doch nie, selbst wenn sie in einem Treibhause aufgezogen würden. — Was die besondere Obhut des Professors anbelangt, so möchte dieselbe, wenn der junge Künstler tüchtige Vorstudien gemacht hat, nicht so unumgänglich nöthig seyn. Ein junges Talent entwickelt sich dann am Selbstständigsten, wenn es seine Kunstanschauungen, wenn auch mit mehr Mühe, ohne zu direkten Einfluß eines Zweiten zu Tage fördern kann. Bedarf der junge Künstler, was ohne Zweifel öfter der Fall seyn wird, den Rath oder Beistand seines Professors oder irgend sonst eines erfahrenen Künstlers, zu dem ihn sein besonderes Vertrauen zieht, so ist gewiß Jeder gerne bereit, demselben beizustehen. Dem Mangel an Ateliers würde, wie schon geschehen, durch Privatbauten abgeholfen und darf es hier wohl nicht unerwähnt bleiben, daß allein der Mangel an einem geeigneten Atelier nie der Grund war, daß schon mancher tüchtige Künstler seinen Wohnsitz nicht dauernd bei uns nehmen konnte. —

Es könnte noch gesagt werden: „Durch die Aufführung dieses Neubaues wird ein architektonisches Kunstwerk geschaffen, ein

Zweig der bildenden Kunst, dessen Förderung mit in der Aufgabe der Städel'schen Stiftung liegt." Die Werke der Baukunst gehören zu den gewaltigsten und großartigsten im Bereiche der Kunst und trotz der von Kennern ausgesprochenen Behauptung, daß darin die Schöpfungen der Gegenwart denen der Vergangenheit sehr nachstünden, muß man jeden Fürsten hochachten, der einen Theil seiner Privatmittel, anstatt zu für ihn wenig nachhaltigen und der Welt nutzlosen Genüssen zu verwenden, großartige Bauwerke herstellen läßt. — Die Mittel des Städel'schen Kunstinstituts (das, nebenbei gesagt, schon recht hübsche Summen für kunstgemäße Ausschmückung seiner Lokale verwandte und auch wohl in Zukunft noch zu verwenden haben wird) sind jedoch für solche Zwecke wohl nicht zureichend. „Es sollen dieselben im Interesse der bildenden Kunst bestens verwandt werden;" — aber wenn man selbst für eine lange Reihe von Jahren die Einkünfte dieser Stiftung ausschließlich nur zu einem noch so „hübschen", mit den geschmackvollsten Medaillons ausgeschmückten Neubaue verwinden wollte, so möchte dadurch das Städel'sche Kunstinstitut doch nicht so sehr an Interesse gewinnen, als es, mit viel geringeren Kosten, durch den Erwerb nur einiger Werke von so hervorragendem Kunstwerthe, als das vor einigen Jahren acquirirte Bild von Moretto, unbedingt der Fall seyn würde. — Es sind dieses Alles jedoch nur wohlgemeinte, aus Interesse für die bildende Kunst geschehene Erwägungen eines Laien, dem die Sachkenntniß der mehr Eingeweihten abgeht und der sich gerne eines Besseren belehren läßt. Sein Sinn ist wohl auch zu kleinlich, um erfassen zu können, wie man mit einem entschiedenen kühnen Griff Kunstanstalten den Weg zu ihrer blühendsten Entfaltung anbahnt.

Zu der „Actien-Gesellschaft zur Beförderung der Kunst" übergehend, läßt sich über dieselbe bis jetzt nur Erfreuliches berichten. Der Prospektus ist der Oeffentlichkeit übergeben und die Actien-Unterzeichnungen überschritten in sehr kurzer Zeit das auf 30,000 fl. festgesetzte Kapital der Gesellschaft. Keinen Falles wird diese Geldanlage vorerst als sehr verlockend angesehen und so nimmt man denn gerne an, daß Alles aus Interesse für die Kunst geschah. — Geld ist nun einmal bis jetzt das wirksamste Mittel zur Unterstützung der Kunst gewesen und selbst die Künstler sollen es noch höher anschlagen, als die aufmunternden Belobungen und frommen Wünsche, die hie und da in öffentlichen Blättern über ihre Erzeugnisse losgelassen werden. — Den Unternehmern wird daher für ihre Bemühungen im Interesse der Kunst der einstimmigste Dank zuerkannt, und wäre nun zunächst darauf Rücksicht zu nehmen, daß in den Verwaltungsrath Leute mit aufgenommen werden, die Kenntnisse und Geschmack genug besitzen, um die Mitglieder der Gesellschaft und Besucher der Ausstellungen, durch gutgewählte Ankäufe von Kunstwerken, dauernd zu fesseln. Von einer richtigen Leitung hängt Alles für das Gedeihen dieser Anstalt ab! Jeder aufrichtige Kunstfreund kann nur die besten Wünsche für dieselbe hegen!!

Mannichfaltigkeiten.

Einer eigenthümlichen Buchhändlerspekulation begegnen wir in einem „Aufruf an Deutschlands junge Dichter und Dichterinnen", die sich zur Herausgabe eines Musenalmanachs vereinigen sollen, dessen Kosten sie jedoch selbst bestreiten müssen. Das Buch soll ein „Turnier" der bisher unbekannten Poeten darstellen und eine kölnische Firma ists, welche dazu einladet. Jeder Theilnehmende hat nämlich ein Gedicht von mäßiger Größe, mit seinem Namen versehen, einzusenden und sich zugleich für den Vertrieb von mindestens einem Exemplare durch Beifügung des Subscriptionspreises (1 Rthlr.) zu verpflichten, resp. sich in die Reihen der Kämpfenden einzuführen. Bei größeren oder mehreren Gedichten findet ein entsprechender Aufschlag, resp. Verpflichtung für mehrere Exemplare statt. Sicherer kann ein Verleger allerdings nicht gehen, als daß er, anstatt des deutschen Publikums, die drucksüchtigen Poeten Deutschlands selbst besteuert.

(Vom Bodensee, 17. Nov.) Im Laufe der gestrigen Nacht kündigte sich durch ein dumpfes Brausen in den Bergen der Föhn an, welcher denn auch im Laufe des gestrigen Vormittags in einen furchtbaren Sturm ausbrach. Der Föhn (Südwind) ist ein namentlich in den Bergen der Schweiz bekannter Wind, welcher selten heftig auf dem Bodensee weht, über den See hinaus aber, das heißt landeinwärts sich selten erstreckt. Interessant sind die atmosphärischen Erscheinungen, die der Föhn in seinem Gefolge hat. Die Sonne geht matt unter, der Mond hat einen trüben Hof, während der ferne Horizont sich im schönsten Blau zeigt, die Luft aber äußerst klar und durchsichtig erscheint, und die hohen Schneeberge sich in ihrer prächtigen bläulichen Färbung dem Auge unglaublich nahe gerückt zeigen. Stets bewirkt der Föhnwind starke Schneeschmelzungen und verändert oft in wenigen Stunden das Bild der winterlichen Landschaft. Besonders erwähnenswerth ist die Folge des gestrigen Föhns, der Wechsel der Temperatur, welcher vom Dienstag bis Donnerstag 24 Gr. beträgt. Der mit besonderer Strenge aufgetretene Winter hat vorübergehend in frühlingähnliche milde Witterung umgeschlagen, und der See, welcher gestern, vom Sturme gepeitscht, fürchterlich tobte, zeigt sich heute als friedlicher blauer Wasserspiegel. (Schw. M.)

Am Altonaer Stadttheater lebt noch eine alte Frau, eine frühere Schauspielerin, die dann Logenschließerin wurde: Frau Unzer, welche eine Schwiegertochter der (jetzt durch D. Müller dramatisirten) Charlotte Ackermann ist. Letztere verheirathete sich bekanntlich mit dem Dr. med. Unzer. Mit einem Sohne aus dieser Ehe war die Frau Unzer verheirathet, welche in hohem Alter jetzt noch der dramatischen Verherrlichung ihrer Schwiegermutter beiwohnt.

(Cholerabedenklichkeiten.) Bauernmüller: „Freund, mir macht die Cholera bange." — Freund Höfer: „Hast Du denn Furcht vor dem Tode?" — Bauernmüller: „Ja; das Aergste aber ist, daß ich dann um meinen Dienst käme."

Eine zärtlich besorgte Gattin wußte ihren Mann, der von Hamburg aus eine Geschäftsreise nach Mitteldeutschland gemacht, während der Choleraepidemie zu München. Längere Zeit blieb jede Nachricht von ihm aus und die Angst jener Dame, daß er ein Opfer der Krankheit geworden seyn könne, stieg immer mehr. Da kommt neulich der Bote des preußischen Telegraphenbureaus zu Madame B. mit einem großen versiegelten Briefe. Es war eine Depesche, welche die Dame in größter Aufregung erbricht, überfliegt, und daraus entnimmt, daß ihr Gatte sich in der Abwickelung seiner Geschäfte und bei vollkommenem Wohlseyn befindet. Madame B. freut sich außerordentlich, dann aber setzte sie kleinlaut, die Depesche nochmals betrachtend, hinzu: „Aber es muß ihm doch etwas zugestoßen seyn — dieß ist ja gar nicht seine Handschrift."

Der Bürgermeister Wiens, Dr. Ritter v. Sailler, hat eine Kundmachung erlassen, daß die Ausgabe der Enthebungskarten bei Gelegenheit des bevorstehenden Neujahrwechsels beginnt, und es wird die Bevölkerung eingeladen, sich durch eine Gabe für die Armen von dem früher üblich gewesenen Neujahrswünschen zu

entheben. Die statt baarem Gelde einlangenden Effecten werden in einer zu Gunsten der Armen veranstalteten Lotterie verwerthet.

Korrespondenz.

Stuttgart, 16. November.

Madame Palm soll nunmehr unserer Oper für längere Zeit erhalten bleiben; wenigstens ist ein Engagementsantrag für zehn Jahre dem Abschluß nahe, wenn nicht bereits abgeschlossen. Die Bedingungen sollen für sie sehr günstig seyn. Dagegen soll leider sehr wenig Aussicht seyn, daß Hr. Sontheim, der morgen von Karlsruhe zurückkehren wird und dessen Kontrakt hier noch bis 1. Juli dauert, uns erhalten bleibe. Derselbe soll (so wird wenigstens versichert) in Karlsruhe sich definitiv auf zehn Jahre gebunden haben, und zwar gleichfalls zu für ihn äußerst günstigen Bedingungen. Von Halevy wird eine neue Oper bei uns einstudirt: „Die Königin von Cypern". Der „Nordstern" von Meyerbeer, der ganz vortrefflich in musikalischer wie in scenischer Ausführung hier gegeben wird, erhält sich beim Publikum fortwährend en vogue. So wie irgend Genaueres über seine nächste Aufführung bekannt wird, sind sogleich fast alle Billette zum Voraus bestellt. Er zieht stets eine Menge Fremder hierher. — Nachschrift. Vom 18. So eben höre ich, daß unser Tenorist Hr. Sontheim von Karlsruhe wieder zurückgekommen ist, ohne sich dort fest gebunden zu haben; es ist also alle Hoffnung, daß er uns erhalten bleibe. Fräul. Wilhelmi konnte gestern wegen Erkrankung eines Mitglieds nicht in der „Waise von Lowood" debütiren, sondern muß ihre Rentrée im Ball von Ellerbrunn morgen halten.

Nürnberg, 13. Nov.

Die reichen Bürger in Frankfurt, Bremen und Nürnberg setzten vor langen Zeiten einen Stolz darein, alte Weine zu besitzen, und bei feierlichen Gelegenheiten, bei Familienfesten wurde anstatt des jetzt modischen Champagners eine Flasche edlen Weines zum Besten gegeben. Wie die Ritter ihre Ahnen, so zählte der Reichsstädter seine kostbaren Weine auf und machte damit Ehrengeschenke. Es war besonders im vorigen Jahrhundert fast eine Manie, alte Weine zu erhalten, und diese waren um so kostspieliger, da sie, sollten sie Blume und Feuer behalten, stets mit dem gleichen Weine aufgefüllt werden mußten. Daher kommt es denn, daß die Flasche von solch feinem Getränke sich auf 200 fl. und noch höher berechnet, wenn man Alles in Anschlag bringt. Jetzt sind die alten Weine fast ganz verschwunden, nur der Bremer Rathskeller und der Würzburger Hofkeller etwa besitzen solche noch; die im Privatbesitz befindlichen sind längst als eine übertheuere Ueberlieferung aus der Zopfzeit weggeschafft worden. Hier befindet sich noch eine Sammlung alter kostbarer Weine im Besitze des weitbekannten Herrn Stöttner, der solche in seinem hohen Greisenalter nächste Woche versteigern will. Kennern sind diese bestens erhaltener Weine seit vielen Jahren schon bekannt, denn unvergleichlich ist die Wirkung auf den ganzen Körper, wenn man nur ein kleines Gläschen trinkt. Rasch durchströmt das Feuer das Blut und verbreitet über die Haut ein kriebelndes Gefühl. In medizinischer Beziehung ist namentlich beim Nervenfieber in gewissen Fällen zur Hebung der gesunkenen Lebenskräfte dieser alte Wein häufig mit dem besten Erfolge angewandt worden und hat bessere Dienste geleistet, als Moschus rc. Die Sammlung des Herrn Stöttner steht einzig und allein da, und es ließe sich von jedem Faß ein Stück aus der Geschichte und dem sozialen Leben unserer Vorväter erzählen. So befinden sich unter den Weinen des 80jährigen Besitzers mehrere Piecen aus der Hinterlassenschaft der 1812 im 96 Lebensjahre hier verstorbenen Frau v. Hörmann, welche 320 Eimer alten Wein, darunter der jüngste von 1745 und ihr Brautwein, bis an ihr Ende aus Liebhaberei unterhielt. Wie theuer alter Wein ist, wie hoch er aber auch gehalten wird, erhellt daraus, daß in Bremen aus dem Rathskeller nur gegen Vorzeigung eines ärztlichen Attestes das halbe Fläschchen Hochheimer 1726r zu 1 Thlr. und 1718r zu 1 Thlr. 8 Sgr. in Gold abgegeben wird. Herrn Stöttners Weine geben nun in Nichts ihren Kollegen in Bremen nach, werden aber zu ganz anderen Preisen angeboten. So z. B. ist der Ansatz für 1654r 110 fl.; für 1706r Rüdesheimer 100 fl. per Eimer; für 1703r Hochheimer 80 fl.; für 1745r Hochheimer 80 fl. rc. Dem Besitzer kommt der Entschluß, sich von seinen alten Pfleglingen, die er bis jetzt in allen ihren Ehren mit bedeutenden Kosten unterhalten hat, zu trennen, schwer, wird ihn aber nur ausführen, wenn für sein edles flüssiges Gold, das seines Gleichen sucht, der angemessene Werth (freilich nicht der der Aestimation) geboten wird. Verlieren wird er unter allen Verhältnissen genug für seine Liebhaberei. Einzelne Sorten alter Weine sind ganz entschwunden, wie z. B. der Würzburger Schwedenwein, der in Flaschen im Hofkeller eingemauert war. In einigen Jahren wird auch der 1822r Steinwein, von welchem Herr Stöttner auch einige Stücke besitzt verronnen seyn.

Koblenz, 11. November.

Verwichenen Abend wurde hier am Rheine, an der Mosel, wie an der Lahn das altdeutsche Solstitialfest mit Feuern verkündigt, um welches die Jugend lustige Fackeltänze aufführte. Weil das Fest ein „heidnisches" (das sich trotz des Christenthums erhalten hat), schlossen sich die evangelischen Gemeinden nicht an, und so blieben manche Höhen unbeleuchtet.

Bad Homburg, 19. Nov.

Unser französisches Vaudevilletheater ist am 16. d. vor einem zahlreichen Publikum mit drei französischen Lustspielen (Bataille des Dames, — Brutus, lâche César! und La question d'Orient) eröffnet worden. Die Gesellschaft ist sehr gut und die Durchführung der Lustspiele ließ nichts zu wünschen übrig, die Costüme und Decorationen sind reich und neu, kurz das kleine Theater macht einen ganz freundlichen Eindruck und dürfte sich auch ferner der Theilnahme des Publikums zu erfreuen haben. Besonders hervorragende Mitglieder sind die Damen Blanchard, Cécilie Fanollier und die Herren Constant, Philippol Lambert, Sommareux rc.

Frankfurt a. M.

Die Brüder Wieniawski haben überall, wo sie Konzerte gegeben, die Kenner wie die Freunde der Tonkunst in gleichem Maße befriedigt und erfreut, Heinrich Wieniawski durch sein geniales Spiel auf der Violine und Joseph Wieniawski durch seine seltene Virtuosität auf dem Piano. Die competentesten Kunstrichter stimmen in Anerkennung ihrer hervorragenden Leistungen überein und aller Orten sind sie vom Publikum mit Enthusiasmus aufgenommen worden. Wahrhaft Furore machten sie in dem sonst so schwer zu befriedigenden Berlin, wo sie zwölf Konzerte gaben, der beste Beweis für die stets gesteigerte Bewunderung, welche ihrem Talente gezollt wurde. Dieselbe Anerkennung ihres Künstlerthums wurde ihnen auch von Seite des königlichen Hofes von Berlin zu Theil, vor welchem sie spielten. Von Sr. Majestät dem König von Preußen wurde ihnen die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen. L. Rellstab spricht sich in ausführlichen Berichten über den Werth und die Bedeutung ihrer Kunstleistungen aufs Vortheilhafteste aus. Nicht minder glänzende Erfolge sind den Genannten in Wien, München, Leipzig, Posen, Königsberg u. A. zu Theil geworden. — Welche Aufnahme sie auch hier in einer am 15. September stattgehabten Abendunterhaltung unseres Liederkranzes gefunden, darüber haben wir in diesen Blättern berichtet. Heinrich Wieniawski errang stürmischen Beifall durch den genialen und schwungreichen Vortrag der Othello-Fantasie und bewährte, daß er auch in technischer Hinsicht sich den ersten Meistern seines Instrumentes beigesellt; sein Bruder Joseph bekundete im Vortrag einer eigenen Composition über Motive aus der „Nachtwandlerin" eben so eine höchst bedeutende Virtuosität, wie ein edles und wahrhaft künstlerisches Spiel. Wir dürfen demnach unsern Musikfreunden, indem wir ihnen das morgen im Theater stattfindende Konzert der Genannten zur Anzeige bringen, einen außergewöhnlichen Kunstgenuß in Aussicht stellen und sind überzeugt, daß der Erfolg die volle Wahrheit des hier Gesagten herausstellen wird.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 21. Nov. Käthchen, Schauspiel in 3 Aufzügen von Th. Apel. Hierauf: Doctor Robin, Lustspiel in 1 Akt nach dem Französischen des Premaray von W. Friedrich.

Mittwoch, 22. Nov. Konzert der Herren Henri und Joseph Wieniawski. Dazu: Englisch, Lustspiel in 1 Akt; Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 279. Mittwoch, den 22. November 1854.

Zäbäck Dorschi, der Russenfeind.

(Eine geschichtliche Erzählung.)

(Fortsetzung.)

Die Stellung der kalmückischen Priester zum Volke fiel bei Entwerfung und Ausführung des Fluchtplans schwer ins Gewicht. Ohne kräftige Mitwirkung der Klerisei wäre das ganze Unternehmen unausführbar gewesen. Keiner der vielen Stämme, welche den Uebergang zwischen der alten und der ältesten Welt, zwischen Europa und Indien, zwischen Christenthum und Buddhismus bilden, hält so strenge an seinen Göttern und Glaubenssätzen, an seinen Priestern und religiösen Gebräuchen fest, als der kalmückische Stamm. Seine Religion ist voller Phantasie und Aberglauben, voller Leben und Poesie. Auch ihm ist, wie dem alten Griechen, jeder Baum, jede Quelle belebt, nicht bloß mit göttlichen Wesen, die bald gefürchtet und geliebt werden, sondern mit den Seelen der gestorbenen Menschen, die in Thiere und andere Wesen verwandelt worden. Er begreift den einsamen Gott der Christen nicht; er versteht die Sündhaftigkeit nicht, mit welcher das Christenthum die Sinnenwelt belastet; der Gedanke an den christlichen Himmel macht ihn schaudern.

Als die Kalmücken sich am Don und der Wolga, am kaspischen Meere und am Fuße des Kaukasus niederließen, versprach ihnen Rußland den Schutz ihrer Religion, die unbeschränkteste Freiheit in ihren religiösen Gebräuchen. Wie schlecht dieß Versprechen gehalten wurde, zeigte sich an der Benutzung der Mittel, welche angewendet wurden, die Kalmücken zur griechisch-katholischen Kirche herüberzuziehen. Nicht bloß, daß Denen, die sich zum Uebertritt bereit finden ließen, Vortheile gewährt wurden, welche sie auf Kosten Anderer genossen; Diejenigen, welche sich nicht verführen lassen wollten, sondern treu an ihrer Religion hingen, konnten sicher seyn, daß ihnen die russischen Jesuiten nachstellten und schlimme Streiche spielten. Die Regierung hatte für dieß unwürdige Treiben kein Auge, bemerkte aber wohl den Uebertritt zum russischen Glauben mit besonderem Wohlgefallen und beförderte ihn im Geheimen. Die völlige politische Unterordnung der Kalmücken unter die russische Herrschaft konnte nicht vollbracht werden, so lange das Haupt des russischen Reichs auf religiösem Gebiete noch einen despotischen Nebenbuhler, den Dalailama, zu fürchten hatte. Die Ausrottung der kalmückischen Religion gehörte deßhalb zu den wichtigsten Aufgaben der russischen Steppenpolitik, und die russischen Beamten waren sich ihrer so wohl bewußt, daß sie mit ihren Bekehrungsplänen immer offener und dreister hervortraten.

Dem kalmückischen Priesterstande waren darüber die Augen geöffnet worden. Erschrocken über die wachsende Gefahr, schenkte der Oberlama Loosang dem von Zäbäck Dorschi angeregten Gedanken der Flucht seine volle Aufmerksamkeit und sagte im Voraus die Mitwirkung des ganzen zahlreichen Priesterstandes zu. Beide Männer berathschlagten von nun an täglich die Schritte, welche geschehen sollten, um die Rettung aus dem russischen Joche sicher und rascher ins Werk zu setzen. Auf Befehl des Oberpriesters mußten die Geistlichen in allen kalmückischen Horden die Erinnerung an den glücklichen Zustand der Vorfahren in den chinesischen Steppen auffrischen und allen Kalmücken, welche dem Glauben der Väter untreu würden, mit der Rache des Dalailama drohen. Den Russen entging die Absicht des kalmückischen Priesterstandes nicht, das Volk zu fanatisiren, aber der eigentliche Zweck dieser in den Priesterzelten aller Horden entwickelten Bewegung ahnten nur wenige.

Unter diesen Letzteren befand sich der Gouverneur von Astrachan, Herr von Beketorff, der durch die Verrätherei eines in russischem Solde stehenden Sargatschi davon in Kenntniß gesetzt worden war, daß die Kalmücken etwas Rußland Nachtheiliges auszuführen dächten. Herr von Beketorff schrieb sofort an den russischen Oberpristaw im Hoflager Ubaschas, warnte denselben und gab ihm seine Vermuthungen zu erkennen. Der russische Beamte aber nahm es übel, daß der Gouverneur in Astrachan klüger seyn wollte als er, und sich in Dinge mischte, die ihn nichts angingen. Er hatte von dem angeblichen Vorhaben der Kalmücken nichts gehört, und glaubte an ein solches um so weniger, als ihm unbegreiflich zu seyn schien, daß in seiner nächsten Nähe solche abenteuerliche Anstalten getroffen werden könnten, ohne daß er davon Kenntniß erhalte. Der russische Hochmuth war in ihm so beleidigt worden, daß der Oberpristaw auf die Idee des russischen Gouverneurs nicht allein nicht einging, sondern durch einen Bericht nach Petersburg entgegenarbeitete, in welchem er die Behauptung des Herrn von Beketorff als allen Grundes entbehrend zu entkräftigen und nachzuweisen suchte, daß die Kalmücken den Verstand verloren haben müßten, wenn sie aus ihrer glücklichen Lage herausstreben und den gewissen Untergang auf einer Wanderung finden wollten, die schon für den Einzelnen zu beschwerlich erschien, geschweige denn für ein ganzes Volk.

Das Petersburger Kabinet neigte sich der Anschauungsweise des russischen Civilbeamten zu, von dem angenommen werden durfte, daß er ein besserer Beobachter der Vorgänge in seiner Umgebung sey, als ein Gouverneur hinter den Festungswällen. Dennoch hatten die Mittheilungen desselben den Argwohn der russischen Regierung aufs neue rege gemacht, die den kalmückischen Horden eine größere Aufmerksamkeit zu widmen sich veranlaßt sah. Der Oberpristaw ward aufgefordert, häufiger und ausführlicher Bericht zu erstatten, die Zahl der russischen Beamten wurde vermehrt, und die Gutachten derselben über verschiedene Verwaltungsreformen eingefordert. Der Oberbeamte hielt zäh und hartnäckig an seinem Vorurtheil gegen die Enthüllungen fest, welche

der Gouverneur gemacht zu haben sich rühmte, und selbst, als der Plan der Flucht kein Geheimniß vor ihm mehr seyn konnte, gefiel er sich darin, denselben auf das Allerentschiedenste zu bestreiten.

Kurz vor jener Zeit, im Jahre 1768, sah sich die Türkei veranlaßt, Rußland den Krieg zu erklären. Der russische General Medem brach ein Jahr später am Kaukasus ins türkische Gebiet ein und erließ einen Aufruf an die Gebirgs- und Steppenvölker, sich mit Rußland gegen die Türkei zu rüsten. An diesem Kriege die Theilnahme zu verweigern, war nicht räthlich. Zäbäck Dorschi stimmte daher im Sarga für den Feldzug. Ubascha, welcher durch seine Gattin auf die Absichten seines Schwagers vorbereitet war, und das Bedürfniß empfinden mochte, Beweise von Thatkraft und Muth abzulegen, stellte sich selbst an die Spitze einer Armee von 30,000 Reitern, denen sich der tapfere Momotubäscha mit 5000 Reitern anschloß. Diese Verstärkung verschaffte den Russen mehr als einen Sieg und vernichtete die Streitmacht der Kubaner.

(Fortsetzung folgt.)

Das Klima der Krim.

Das Klima der Krim bietet eine Menge Eigenthümlichkeiten, die noch keineswegs hinreichend erklärt sind. Die Südküste liegt zwischen dem 44. und 45. Grade nördlicher Breite, also in gleicher Entfernung vom Aequator wie etwa das nördliche Italien, namentlich Genua und Venedig. Es kommt noch dazu, daß die Krim Halbinsel ist, also Seeklima besitzt, und daß, wenn auch die nördlichen Ebenen den rauhen Winden des östlichen Europa ausgesetzt sind, die südliche Küste durch ein im Durchschnitt 4000 Fuß hohes Gebirge vollständig geschützt erscheint. Westwinde herrschen vor; sonst kommt die Luftströmung aus dem Süden. Nach allem diesem sollte man ein gelindes Klima erwarten, das mit dem Norditaliens verglichen werden könnte. Das Klima ist aber hart und entspricht nicht einmal dem von Mailand, das um einen Grad nördlicher liegt; mit dem von Nordfrankreich hat es Manches gemein. Es besitzt aber wiederum so viel Eigenthümlichkeiten, daß es in eben so viel Fällen abweicht, als es übereinstimmt. Legt man auf die Pflanzenwelt Gewicht, so könnte noch eher England, und zwar der Theil, der 6 bis 8 Grad nördlicher als die Krim liegt und ebenfalls volles Seeklima besitzt, damit verglichen werden. Regelmäßige Witterungsbeobachtungen sind, so viel ich weiß, noch nicht gemacht worden, und genaue Jahres- und Monats-Isothermen lassen sich noch nicht feststellen. Der Sommer ist im Allgemeinen heiß. Im Durchschnitt herrscht vom Mai bis August eine Wärme von 17 bis 20 Grad Reaumur. Das zum großen Theil nackte Gestein der Felsenwände und die Steintrümmer auf dem Abhange vermehren am Tage die Wärme nicht unbedeutend. Erwärmte Luft steigt in die Höhe und wird durch Zufluß vom Meere aus ersetzt. Es herrschen demnach die Sommermonate hindurch am Tage die sogenannten Brisen oder Seewinde vor. Mit Sonnenuntergang tritt Windstille ein und dauert in der Regel die ganze Nacht hindurch. Dieses ist wohl hauptsächlich Ursache, warum die Temperatur des Nachts nur wenig fällt, ja, selbst bisweilen höher als am Tage steigt. Die höchste Wärme, die Herr Rögner im Juli beobachtete, betrug einmal 27 Grad Reaumur, während sonst das Thermometer an den heißen Tagen nur 24 Grad zeigte. Die Hitze wird um so fühlbarer, als Regen in dieser Jahreszeit zu den Seltenheiten gehört. Thau ist merkwürdiger Weise auf der Seeküste selten und an vielen Stellen selbst gar nicht beobachtet worden. Obwohl das Ufergebirg im Durchschnitt nur eine Höhe von 4000 Fuß besitzt, so sind seine Jailen, d. h. die als Weideplätze benützten Stellen des Rückens, doch außerordentlich kalt. Hier mögen die kalten Nordostwinde, die aus Sibirien kommen, ihren Einfluß geltend machen. Während im Sommer die Wärme auf der Küste, selbst noch bei 5—800 Fuß Höhe, sehr selten unter 17 Grad Reaumur sinkt, sind auf den Jailen 10 und 12, ja selbst 7 Grad eine gewöhnliche Erscheinung. Die Südküste besitzt eigentlich keinen Herbst, aber einen doppelten Frühling, in so fern man unter Frühling das erneute Erwachen der Vegetation versteht. Der eigentliche Frühling, der mit dem unserigen hinsichtlich der Zeit übereinstimmt und bald vom Anfang oder selbst Mitte April bis Mitte Juni dauert, bald, und zwar häufiger, im März beginnt und dann im Mai sein Ende erreicht hat, ist nicht wie bei uns die schönste Jahreszeit; es herrscht hier in jeder Hinsicht und durchaus die größte Veränderlichkeit. Diese Erscheinung hat übrigens die Südküste in vielen Ländern des Orients gemein. Anfang März ist nicht selten das schönste Wetter und die Vegetation beginnt sich üppiger als gewöhnlich zu entfalten: da tritt im April plötzlich kühles, ja selbst kaltes Wetter ein und das Thermometer sinkt selbst bis unter Null. Es scheint, als wolle nun erst der Winter beginnen. Weit mehr Annehmlichkeiten bietet der Spätherbst, der eine Art zweiten Frühling darstellt. Ein Theil der Sträucher und Bäume treibt von frischem und erhält sogar frisches Grün. Gegen Ende August nimmt nämlich gewöhnlich die Hitze ab und es treten Herbsttage ein; Regen wechselt mit Wind und schönem Wetter ab. Gegen die Tag- und Nachtgleiche wird aus dem Winde Sturm, der nicht selten in Orkan ausartet und furchtbare Verheerungen hervorruft. In dieser Zeit regnet es viel. Der bis Anfang September dürre, völlig ausgetrocknete Boden zieht begierig die ihm reichlich gebotene Feuchtigkeit an; Quellen, die gegen August hin versiegt waren, werden wieder flüssig. Hat es sich — wie die Leute mir sagten — bis zu dem 3. und 6. October abgeregnet, so heitert sich plötzlich der Himmel auf und es kommt das schönste Wetter im ganzen Jahre. Während die zweite Hälfte des October und namentlich der November und December in Deutschland sehr oft eine unangenehme Zeit ist, erscheint diese auf der Südküste der Krim als die freundlichste, wo vor Allem die Gehölze ein neues Leben beginnen. Diese regelmäßig schönen Tage dauern bis in die zweite Hälfte des December, sehr häufig auch bis Neujahr. Von nun an wechseln Wind und Regen wiederum mit Sonnenschein ab. Das Thermometer schwankt zwischen 2 bis 6 Grad Wärme, fällt bisweilen unter Null, steigt aber auch bis 10 Grad. Der Regen verwandelt sich bisweilen in Schnee, der aber kaum länger als eine Stunde dauert und meist schon schmilzt, wie er fällt. Gegen Ende Februar oder im Anfange des März tritt in der Regel größere Kälte ein und es sinkt das Thermometer nicht selten bis 10 und 12 Grad unter den Gefrierpunkt. Mitte März kommen dann aber häufig wiederum schöne, wenn auch kalte Tage und halten wohl eine Woche und länger an. Mit der Tag- und Nachtgleiche tritt von Neuem eine Veränderung ein, die gewöhnlich mit Temperaturerniedrigung verbunden ist. Es fällt das Quecksilber sehr häufig bis zu — 3 Grad Reaumur. Die Zeit von Ende Januar bis Mitte April weicht aber wiederum in anderen Jahren von der Norm, wie ich sie eben gegeben, wesentlich ab. Es soll Jahre gegeben haben, wo im Februar kaum ein paar Grad Kälte eintraten; damit war auch der Winter zu Ende. Es erinnert mich diese Erscheinung lebhaft an das Klima von Tiflis, wo ich die Winter 1836 bis 1837 und 1843 bis 1844 verlebte. Den 20. Januar 1837 brachte ich, und zwar ohne mit besonders wärmeren Kleidern versehen zu seyn, während einer Jagdpartie die Nacht in der Nähe von Tiflis im Freien zu. Es war damals das schönste Wetter, wo die Mandeln anfingen ihre Blüthen zu entfalten und am 10. Februar in der schönsten Pracht standen. Mitte April wurde es hingegen so kalt, daß man ohne

Ueberrock nicht auszugehen wagte. (Aus dem bei Lork erschienenen Buche: „Die Krim und Odessa" von Karl Koch.)

Die beiden Eisenbahnen zwischen Frankfurt und Leipzig.

Der in Leipzig erscheinenden „D. A. Z." entnehmen wir folgenden Artikel: Seit dem 1. October gibt es eine doppelte Eisenbahnverbindung zwischen Leipzig und Frankfurt am Main, indem zu dem bisherigen Wege über Halle, Eisenach, Gerstungen, Guntershausen (mittels der Leipzig-Magdeburger, der Thüringischen, der Friedrich-Wilhelms-Nordbahn und der Main-Weserbahn) ein zweiter über Hof, Bamberg, Aschaffenburg und Hanau (also mittels der sächsisch-bayerischen Staatsbahn, der bayerischen Staatsbahn und der Frankfurt-Hanauer Eisenbahn) gekommen ist. Demnach entsteht die Frage, welcher Weg den Vorzug verdient. Der erste Weg ist um 7 Meilen kürzer; er ist nämlich 63 3/4, der andere aber 70 3/4 Meilen lang. Demgemäß ist der erste Weg auch hinsichtlich der Dauer der Fahrt einigermaßen im Vortheil. Man gelangt nämlich von Leipzig aus über Eisenach in resp. 12 3/4 und 15 3/4 Stunden (je nachdem man Abends 10 Uhr oder früh 7 Uhr abreist), über Bamberg in 14 1/2 Stunden (wenn man früh 6 Uhr abreist) nach Frankfurt; umgekehrt aber von Frankfurt über Eisenach in resp. 14 1/2 und 16 1/4 Stunden (je nachdem man Abends 5 Uhr oder früh 5 Uhr abreist) über Bamberg aber gleichfalls in 14 1/2 Stunden (wenn man früh 7 1/2 Uhr abreist) nach Leipzig. Zwei andere, auf dem weiten Wege in jeder Richtung stattfindende Fahrten zwischen Leipzig (Abfahrt von hier früh 7 1/2 und Abends 6 1/2 Uhr) und Frankfurt am Main (Abfahrt von dort früh 11 Uhr und Abends 9 3/4 Uhr) können darum nicht füglich in Betracht kommen, weil bei denselben die Fahrzeit 21 1/2—22 1/2 Stunden beträgt. Hinsichtlich des Fahrpreises ist (wenigstens für Reisende ohne schweres Gepäck) der zweite neue Weg in einigem Vortheil, denn auf diesem beträgt er für 3 Wagenklassen resp. 12 Thlr. 2 1/4 Sgr., 8 1/2 Thlr. und 5 Thr. 28 1/4 Sgr., auf dem ersten Wege aber resp. 14 Thlr. 21 3/4 Sgr., 9 Thr. 6 1/2 Sgr. und 6 Thlr. 12 3/4 Sgr., ja für die schnellsten Züge noch etwas mehr. Dagegen wird auf der bayerischen Staatsbahn bekanntlich kein Freigepäck gewährt. Wagenwechsel findet auf jedem Wege in der Regel dreimal statt: auf dem ersten in Halle, Gerstungen und Guntershausen, auf dem zweiten in Hof, Bamberg und Aschaffenburg. Die landschaftlichen Reize werden auf beiden Wegen ziemlich gleich seyn.

Mannichfaltigkeiten.

Ein Militär stellt im Berner „Vaterland" die gegenwärtige Lage der Alliirten in der Krim als äußerst gefährlich dar; dieselben seyen im Fall, eine Deckungsschlacht (um die Belagerung zu decken und den Entsatz zu vereiteln) zu liefern und der Ausgang einer solchen sey in der Regel unglücklich. Dafür werden Beispiele zitirt aus der alten und neuen Zeit: von Lauven, Murten, Nancy, Sempach, von Pavia 1524, Turin 1706, Wien 1683, von Narva und Poltawa (1700 und 1709), Turin 1706, im siebenjährigen Krieg vor Prag und Kolberg, bei Friedericia im letzten Krieg zwischen Holstein und Dänemark. Ein glücklicher Ausgang unter ähnlichen Umständen sey nur dem Kaiser Napoleon 1797 vor Mantua zu Theil geworden.

(Glarus.) Mechaniker Meier wurde wegen eines Diebstahls zu einstündiger Ausstellung an den Pranger durch den Scharfrichter und 30 Ruthenstreichen verurtheilt. (Die gestohlene Summe ist wieder zu Handen des Eigenthümers gekommen.)

(Berlin, 15. Nov.) Die Frage: ob mir oder mich, hat gestern das Stadtgericht in einer interessanten Civilprozeß-Verhandlung beschäftigt. Zwei Männer, von denen beiläufig der eine, ein Kaufmann, inzwischen einen Aufenthalt in der Stadtvoigtei angewiesen erhalten hat, wetteten um die Summe von 4 Thalern wegen des Dativs oder Accusativs beim Gebrauche des Zeitworts „lehren". Der Eine behauptete, wenn das Zeitwort „lehren" mit einem andern Zeitwort konstruirt werde, so müsse das Pronomen im Accusativ stehen: z. B. ich lehre dich lesen; wenn dagegen „lehren" mit einem Hauptwort konstruirt werde, so müsse das Pronomen im Dativ stehen: z. B. ich lehre dir das Lesen. Der Andere dagegen behauptete, es müsse in dem einen wie in dem andern Falle stets ein doppelter Accusativ gebraucht werden. Da man sich über den Entscheid der Wette, in Ermangelung eines Obmanns, gütlich nicht einigen konnte, so kam es zur Klage. Von beiden Seiten wurden Sachverständige vorgeschlagen. Gestern stand auf dem Stadtgericht der erste Beweistermin an. Als Sachverständige erschienen der Director des Kölnischen Real-Gymnasiums, Dr. August, und der Oberlehrer Jacobi. Beide Sachverständige stimmten darin überein, daß stets ein doppelter Accusativ, für Person und Sache, gebraucht werden müsse. Herr August insbesondere hatte eine Menge von schriftstellerischen Autoritäten, von Luther an, mit zur Stelle gebracht, aus denen er nachwies, daß von ihnen stets für Person und Sache der Accusativ gebraucht worden sey. Nach der Meinung dieser beiden Herren stände es sonach, gewiß gegen die bisherige Ansicht Vieler, fest, daß es sprachlich heißen muß: ich lehre dich das Lesen. Es sind noch drei andere Sachverständige vorgeschlagen, zu deren Vernehmung bereits Termin angesetzt ist.

(Eltville, 16. Nov.) Die Villa des Staatsrath v. Klindworth, genannt „Oberrheinberg", sammt den dazu gehörigen Gütern in hiesiger und Rauenthaler Gemarkung ging dieser Tage durch Kauf an H. Hirschmann aus Hamburg über. Es wird nunmehr eine großartige Weinhandlung alldort etablirt werden in Verbindung mit einem Fruchthandel. Schon jetzt kauft Herr H. vielfach 1853r und neuen Wein. Durch dessen weitläufige Verbindungen (er soll zwölf Scheeschiffe besitzen) dürften seine Geschäfte großartig werden. (Mittelrh. Z.)

Der berühmte Schauspieler Charles Kemble (besonders ausgezeichnet im feineren Lustspiel und als Darsteller von Gentleman-Rollen) ist in London am 12. Nov. im Alter von 79 Jahren gestorben. Die an künstlerischen Größen so reiche Familie Kemble (die Schauspielerin Mrß. Butller, früher Miß Fanny Kemble, und die Sängerin Adelaide Kemble sind Töchter Charles Kembles) hat auch der Wissenschaft einen bedeutenden Repräsentanten in dem trefflichen Geschichtschreiber John Mitchell Kemble — seine Geschichte der Sachsen in England erfreut sich in England und außerhalb Englands einer wohlverdienten Anerkennung —, gleichfalls einem Sohne des verstorbenen Charles Kemble, geliefert.

In Varese, dem in der Nähe von Mailand gelegenen Sommeraufenthaltsorte der dortigen Aristokratie, erweckten die zwei gleichzeitig sich producirenden Tänzerinnen solchen Parteigeist unter den Zuschauern, daß mehrere Nobili auf öffentlicher Straße einander mit den Stöcken prügelten und einer der Chorführer einen parmesanischen Conte zum Duell herausforderte, das in der Schweiz ausgefochten werden soll.

Korrespondenz.

Aus Thüringen, 12. Nov.

In der Umgegend von Naumburg fand zu Anfang d. M. die Weinlese statt. Die Güte der Trauben kommt dießmal denen des 48r Jahrgangs gleich, dagegen aber war der Ertrag so gering, daß in manchem Berge gar keine Lese in dem gewöhnlichen Sinne stattfand. Die Familienglieder der Besitzer reichten oft hin, die Stöcke ihrer Früchte zu entleeren. — In Naumburg, Weimar, Rudolstadt und mehreren andern kleineren Orten beging der „Gustav-Adolph-Verein" am 6. d. M die Feier seines Jahresfestes. In Naumburg fand die Feier Abends in der Marienkirche bei glänzender Beleuchtung statt, wobei der Superintendent und erste Direktor des Predigerseminars zu Wittenberg, Hr. Dr. Sander, die Festpredigt hielt. Die Kirche war indeß nur mäßig besucht. Die Stiftung scheint sich nicht mehr jener regen Theilnahme zu erfreuen, die ihr in den ersten Jahren nach ihrer Gründung zu Theil wurde, obschon der wohlthätige Zweck derselben eine lebhaftere Betheiligung im Interesse der evangelischen Kirche wünschen ließe. In Rudolstadt begann die Jahresfeier der Gustav-Adolph-Stiftung mit einem Gottesdienst in der Stadtkirche, worauf im Schulsaale der zweiten Mädchenklasse der geschäftliche Theil seine Erledigung fand.

Hückeswagen in Rheinpreußen, 12. Nov.

Auch hier hat sich, wie fast allenthalben in den Städten des Rheinlandes, ein „Gesellenverein" gebildet, der in näherer und weiterer Ferne als Muster empfohlen zu werden verdiente, indem er weit entfernt ist, eine fanatische Richtung unter den jungen Leuten herauszubilden, im Gegentheile religiöse Duldung bezweckt und durch Geselligkeit und Bildung Sittlichkeit zu erhalten und zu kräftigen sucht. Unter den Mitteln der Geselligkeit erregt eine kleine Bühne Beifall, welche recht erfreuliche Darstellungskräfte ans Licht gebracht hat, auf welcher jetzt ein kleines Singspiel gefällt, das aus heimathlichen Volksliedern zusammengesetzt ist und heimathliche Zustände, alte Volksgebräuche, wie z. B. den Pfingsttag, schildert. Dieß volksthümliche Singspiel würde auch auf andern Bühnen seine Wirkung nicht verfehlen.

Solingen in Rheinpreußen, 11. Nov

Vor drei Jahren ward das hier in der Nachbarschaft liegende Schloß Neuenburg an der Wupper, welches gewöhnlich wegen seiner Deckenfabriken „die Scharzenburg", oder mit dem daran liegenden Flecken auch kurzweg „die Burg" genannt wird, durch Abtragung des Daches verödet und dem Verfalle preisgegeben, das reichhaltige Holz aber, welches dabei gewonnen wurde, zum Baue des Justizpalastes in Elberfeld verwendet. Mehrere Gemeinden der Umgegend haben sich mit einer Bittschrift an den Düsseldorfer Provinziallandtag gewendet, das alte bergische Residenzschloß, das zugleich den ältesten rheinischen Ständesaal einschließt, dem Verfalle zu entreißen, wieder herzustellen und zu irgend einem gemeinnützigen Zwecke zu verwenden. Der Landtag hat dieses Bittgesuch, auf das Wärmste unterstützt, dem Könige zugesandt, und so dürfte denn, wenn keine außerordentlichen Ereignisse eintreten sollten, der Wiederaufbau des bereits aufgegebenen, allerdings denkwürdigen Gebäudes, nicht lange auf sich warten lassen und neben dem Altenberger Münster das sehenswertheste rechtsrheinische Gebäude werden.

Von der Lahn, 12. Nov.

Das edle, aufopfernde Streben des Grafen v. d. Recke, der im Düsselthale die Rettungsanstalt für sittlich verkommene Kinder stiftete, findet auch in unserm Herzogthume volle Anerkennung durch lebenskräftigen Nacheifer. In Wiesbaden ist neulich eine Anstalt ins Leben getreten, welche für das ganze Land reichen Segen verspricht, während in unserm Flußthale das ehemalige Kloster Langenau, welches schon vor Jahren von einer Dame aus der Familie von Stein zu diesem Zwecke geschenkt und zu einer ähnlichen Anstalt eingerichtet wurde, schon erfreuliche Früchte trägt. Möge das Publikum diese Anstalten nach Gebühr unterstützen und möchten auch die Gemeinden von denselben den verheißenen Nutzen ziehen!

Literatur- und Kunst-Notizen.

Frankfurt a. M. Herr Musikdirektor Damcke aus St. Petersburg wird Anfangs December einen Cyklus von Vorlesungen über die Geschichte der Musik beginnen. Dieselben bezwecken, den Musikfreunden ein klares Bild des Entwickelungsganges, den die musikalische Kunst vom Beginn der christlichen Aera bis auf die heutige Zeit genommen hat, zu geben. Die Vorgeschichte der früheren Jahrhunderte bis zum Auftreten Palestrinas wird nur in sofern behandelt, als erforderlich ist, um die in ihr wurzelnden Keime des später so groß und herrlich Erblühten zu erkennen. Der Geschichte der Oper soll eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden. Herr Rühl hat sich mit Herrn Damcke vereinigt, um diesen Vorträgen durch Ausführung hervorragender Musikstücke aus den betreffenden Zeitabschnitten eine lebendige Anschaulichkeit zu geben. So werden Ausführungen von Chor- und Sologesangsvorträgen, auch gelegentlich historisch interessante Instrumentalstücke diesen Abenden häufig den Charakter von historischen Konzerten geben, in denen Rede und Musik sich gegenseitig erläutern und ergänzen. Herr D. beabsichtigt, sich vorzugsweise an die weiteren Kreise der Musikliebhaber zu wenden. Die Vorlesungen finden jeden Mittwoch, Abends von 7 bis halb 9 Uhr, im Saale des Hauses Mozart statt und beginnen am 6. December.

In einem Bericht über eine Vorstellung des Fidelio auf der Darmstädter Bühne verweist Referent in der Muse von Dräxler-Manfred auch „auf den künstlerisch schönen, von Gefühl und Verständniß, wie von großer Leichtigkeit zeugenden Vortrag Florestans, des Gastsängers Herrn Caspari"

Die Munizipalkammer von Rio Janeiro hat beschlossen, dem Kaiser Don Pedro I. eine Reiterstatue auf dem Konstitutionsplatze (Praca da Constituiçao) zu errichten und ladet auch die deutschen Künstler zur Konkurrenz für dieß Kunstwerk ein. Die drei besten Zeichnungen oder Modelle werden je mit 1000 Doll. 100 Reis prämiirt und die Konkurrenzarbeit, welche zur Ausführung gewählt wird, erhält noch eine besondere Prämie. Bis zum 12. März müssen die Arbeiten bei der brasilianischen Gesandtschaft in Berlin oder dem brasilianischen Generalkonsulat in Hamburg eingereicht werden.

Göttingen. Die Ehre, das am zahlreichsten besuchte Kolleg zu haben, muß in diesem Semester dem Professor v. Siebold zugesprochen werden. Er hat, was hier unerhört ist, mehr denn 200 Zuhörer in seiner Vorlesung über die sechste Satyre des Juvenal nebst einer Psychologie der antiken und modernen Frauen und war genöthigt, das Kolleg aus seinem Hause in den Pandektensaal zu verlegen. Herr v. Siebold hat eine Uebersetzung dieser Satyre nebst einer witzigen Einleitung in Braunschweig bei Vieweg erscheinen lassen.

Herr Anastasius Theodorovits schreibt einen Preis von 100 Stück Dukaten für das beste historische Drama oder Trauerspiel, dessen Vorwurf der ungarischen Geschichte entlehnt seyn muß, aus; die Manuscripte sind bis 20. August 1855 an die Redaktion des „Pesti Napló" einzusenden. Preisrichter sind die ungarische Akademie und Direktion des Nationaltheaters. Das beste Drama wird im Nationaltheater aufgeführt und der Name des Verfassers nach der Vorstellung publizirt werden.

Hamburg. Das neueste Lustspiel Töpfers unter dem Titel: „Das Bild der Mutter", mit einem Vorspiele: „Nach Amerika", hat auf unserem Stadttheater eine sehr günstige Aufnahme gefunden. Das Publikum rief nach den Akten und bei offener Scene die Darsteller der Hauptrollen, am Schlusse aber Alle und den Verfasser.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 22. Nov. Konzert der Herren Henri und Joseph Wieniawski. Dazu: Ein Arzt, Lustspiel in 1 Akt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 23. Nov. Gastdarstellung der Fräulein Minna Birch. Egmont, Trauerspiel in 5 Aufzügen von Göthe. Die zur Handlung gehörige Musik ist von L. v. Beethoven. Klärchen: Fräulein Birch.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 280. Donnerstag, den 23. November 1854.

Zäbäck Dorschi, der Russenfeind.

(Eine geschichtliche Erzählung.)

(Fortsetzung.)

Man durfte erwarten, daß Rußland sich für den ihm geleisteten Dienst im Kriege dankbar gegen die Kalmücken erweisen würde. Katharina II. schien indeß aus dieser Unterstützung nur die Lehre entnommen zu haben, daß dieses Volk eben so gefährlich wie nützlich werden könne, und faßte den Entschluß, das Erstere auf jede mögliche Weise zu hintertreiben. Ubascha kehrte mit Zäbäck Dorschi und den vornehmsten Edlen ruhmgekrönt aus dem Feldzuge zurück und fand sich von Seiten des Oberpristaws und der übrigen vornehmeren russischen Beamten so gleichgültig und geringschätzig behandelt, daß er selbst der wärmste Anhänger des Fluchtplans wurde. Um ihn sein Uebergewicht fühlen zu lassen, verfügte sich der russische Oberpristaw Kischinskoy zum Vicechan und theilte ihm mit, daß er längst von der Absicht der Kalmücken, Rußland geheimnißvoller Weise den Rücken zu kehren, unterrichtet worden sey, daß er jedoch wissen werde, jeden Versuch zu solchem Zwecke in der Geburt zu ersticken und von ihm verlange, daß er ihm die Wahrheit sage. Das anmaßende Wesen des Russen war Gift in die Wunde, welche der Kalmückenfürst aus der Schlacht davongetragen hatte. Er antwortete ihm im Tone des bittersten Vorwurfs. Kischinskoy lachte ihm ins Gesicht: „Wisse“, rief er dem Vicechan nach, der ihm voller Verachtung und Aerger den Rücken zukehrte, „wisse, daß Du nichts bist als ein Bär an der Kette, den ich hinführen werde, wohin es mir beliebt.“

Ubascha veranstaltete sofort eine Versammlung seiner Räthe, und erklärte ihnen, daß er die Schmach des russischen Obristen nicht ungerochen hinnehmen würde. Ehe es jedoch zu einem Beschluß über die Schritte kam, welche geschehen sollten, um der gekränkten Würde des Fürsten Genugthuung zu verschaffen, verbreitete sich das Gerücht, daß auf ein Gutachten des Reichscollegiums, dem die oberste Leitung der kalmückischen Angelegenheiten oblag, in Petersburg beschlossen worden sey, eine aus dreihundert Söhnen der edelsten Kalmückenfamilien bestehende Ehrenwache der Monarchie zu bilden, und die Aushebung und Uebersiedelung derselben in die Residenz sofort zu bewerkstelligen.

Jetzt schien der Augenblick gekommen zu seyn, in welchem Zäbäck Dorschi die Maske der Verstellung fallen lassen konnte. Er verabredete mit dem Oberlama eine Versammlung des hohen und niedern Adels, welche unter dem Vorgeben einer religiösen Feier anberaumt werden sollte. Loosang übernahm die Einladung und bestimmte eine grasreiche Schlucht, hundert Werst stromaufwärts zum Versammlungsplatz.

Da sich das Gerücht von einer besonderern Todtenfeier verbreitet hatte und die meisten Edlen dieselbe mit dem letzten Feldzuge in Verbindung brachten, so fanden sich alle Eingeladenen ein. Ubascha erfuhr, um was es sich handln würde und gab seinem obersten Sargatschi Auftrag, seine Einwilligung in das Unternehmen bekannt zu machen. Er selber blieb, um den russischen Beamten keinen Anlaß zu geben, ihm ihre Auflaurer nachzusenden.

„Ihr seht Euch“, so redete der Oberpriester die versammelten Nojone und Saissange an, „Ihr seht Euch, meine Söhne, vergeblich nach den Opferschaalen und den heiligen Geräthen um, welche Ihr aufgestellt wähnt, um das Todtenopfer zu begehen, zu welchem Ihr geladen seyd. So wisset denn, daß es sich um andere Dinge handelt, um den Untergang unserer Religion und die gewaltsame Einführung des Glaubens der Muhamedaner oder der Christen. Zu einem Todtenmahl habe ich Euch geladen, aber zu einem andern, als Ihr gewohnt seyd, von mir begangen zu sehen. Es gilt den Tod der russischen Tyrannei, das Verderben der russischen Henker. Hier lege ich feierlich mein Amt in andere Hände, in die Euren, und werde nicht eher die heiligen Schaalen mit geweihten Körnern füllen, als bis Ihr das Gelübde abgelegt habt, die Ehre unserer Götter zu vertheidigen bis auf den letzten Blutstropfen.“

Der Priester schilderte nun in lebendigen Farben die Verrätherei der Russen, die absichtliche Untergrabung des kalmückischen Kultus, die erzwungene Taufe so vieler Abtrünniger, den Geist der Heuchelei und Zwietracht, den dieser Abfall vom Glauben der Väter unter die Horden gebracht. Er forderte Zäbäck Dorschi auf, die Versammlung mit dem Plane bekannt zu machen, welcher zur Rettung aus solchem Zustande entworfen und des Beistandes der Götter sicher wäre.

„Von allen Seiten“, sprach Zäbäck Dorschi, „werden unsere Rechte durch die Russen beschränkt, aufgehoben und mit Füßen getreten. Die russischen Befehlshaber gehen immer härter und grausamer mit uns um, und die russische Regierung hat, wie ich aus eigener Erfahrung am Hofe der Kaiserin weiß, die bestimmte Absicht, alle unabhängigen Steppenbewohner in ansäßige tributpflichtige Landleute umzuwandeln, und nach und nach aus ihnen Leibeigene Rußlands zu machen. Schon sind die grasreichen Ufer des Jaik mit Kosackenfestungen bedeckt, schon siedeln sich einwandernde Deutsche an den nördlichen Gränzen unserer Weideplätze an; bald werden wir weder am Don noch am Terek, weder an der Kuma noch an der Wolga unsere Zelte aufschlagen, unsere Heerden weiden können, ohne durch die Gegenwart unserer Feinde belästigt zu werden, die uns in die wasserarmen Gegenden zurückzudrängen und dadurch zu entkräftigen trachten. Eben wird im Petersburger Cabinet das Decret ausgefertigt, welches dreihundert Eurer Söhne nöthigen soll, ihrer Tracht und Lebensweise zu entsagen, als Pagen und Schildknappen einer fremden Kaiserin die

Sitten und Gebräuche der russischen Residenz zu erlernen, und nöthigenfalls als Geißel zu dienen. Werdet Ihr sie hergeben?"

Ein lautes Murren erscholl zum Zeichen der Entrüstung und Verneinung dieser Frage aus der Versammlung.

„Die Aussicht auf die Zukunft", fuhr der Redner fort, „läßt uns keine Wahl: entweder müssen wir das russische Joch ganz auf unsern Nacken nehmen, unseren Sitten, unserer Lebensart entsagen, unsern Glauben fahren lassen, oder durch eine rasche Entfernung aus dem russischen Reiche dem sichern Untergange entgehen. Diese Stunde entscheidet über das Loos Eurer Kinder und Weiber, Eurer heiligsten Rechte und über Euern Wohlstand. Der Dalailama hat unsere Flucht gebilligt und ihr im Voraus seinen Segen ertheilt. Die beiden glücklichen Jahre, in welcher ihre Ausführung durch das Orakel anempfohlen worden, werden in kurzer Zeit beginnen. Wir werden vielleicht nie wieder in die Lage kommen, zwischen dem Aufenthalt in wasserloser Steppe und den östlichen Wohnplätzen unserer Voreltern wählen zu können. So entscheidet Euch denn und thut, was der Götter Wille und Euere Pflicht!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht bei Talavera 1809.

Die deutsche Legion, welche s. Z. unter Wellington die Feldzüge in Spanien mitmachte, belief sich auf circa 8000 Mann, bestehend aus 2 Regimentern Husaren, 8 Bataillonen Infanterie und 4 Batterien Artillerie, und hat beinahe an allen Schlachten und Gefechten rühmlichst Theil genommen, so unter anderen in der Schlacht bei Talavera. Die deutsche Artillerie unter Major Hartmann und Hauptmann v. Rettberg trug durch die bewunderungswürdige Genauigkeit und Schnelle sehr viel zu dem glorreichen Erfolg des Tages bei und wurde von Wellington einer persönlichen Anerkennung gewürdigt. — Die Batterie des Hauptmanns v. Rettberg, welche auf einem Hügel aufgestellt war, fesselte des britischen Feldherrn Beobachtung insbesondere und die Genauigkeit, womit besonders ein Bombardier, Namens Dierking von Hannover, das Feuer eines der Geschütze leitete, wurde von Wellington mit rühmlicher Auszeichnung bemerkt, so daß er demselben mit der Hand auf die Schulter klopfte und sagte: „Very well, my boy" („Brav, sehr brav, mein Junge!"). Wellington hatte nämlich befohlen, Haubitz-Granaten in die eindringende französische Kolonne zu werfen. Der Diensteifer und die Geistesgegenwart eines Oberfeuerwerkers derselben Batterie verdienen ebenfalls angeführt zu werden. Dieser hieß Bostelmann. Er nebst 4 Kanonieren und 4 Handwerkern waren damit beauftragt, die Batterie mit Munition aus dem Munitionswagen hinter der Front zu versehen. Die feindlichen Granaten hatten die trockene Haide, womit dieser Theil des Bodens bedeckt war, in Brand gesteckt und da die Flammen schnell um sich griffen, so sah sich Bostelmann genöthigt, von Zeit zu Zeit die Stellung der Wagen zu verändern, um sie von der brennenden Haide entfernt zu halten. Es waren eben vier gefüllte Protzen nach der Batterie abgesendet worden, als der Feind sein Feuer auf den Munitionspark richtete und den ganzen Boden zwischen und um die Wagen in Brand setzte. Zwei Wagen, deren Protzen noch nicht abgesendet waren, konnten sogleich entfernt werden und erreichten mit Sicherheit die in einiger Entfernung vorbeilaufende Heerstraße; allein da die leeren Protzen der übrigen vier noch nicht von der Batterie zurückgekehrt waren, so wurde die Gefahr dringend und das augenblickliche Auffliegen der Wagen schien unvermeidlich. Bostelmann, welcher die Gefahr sehr gut kannte, zu gleicher Zeit aber auch bedachte, daß der Verlust der Munition einen wesentlichen Einfluß auf die Entscheidung der Schlacht haben könnte, da die Batterie sich auf dem Schlüssel der britischen Position befand, gegen welche der Feind seine ganze Macht gerichtet hatte, beschloß, mit Verachtung der persönlichen Gefahr, welcher er sich dadurch aussetzte, einen Versuch zur Rettung der Wagen zu machen. Von den unter ihm zu diesem Dienste kommandirten Leuten waren, da die vier Handwerker, das Auffliegen der Wagen befürchtend, sich davon gemacht hatten, nur noch andere vier zu seiner Verfügung anwesend. Mit diesen vier Kanonieren (Luttermann, Zingrede Warnecke und Lind, alle Hannoveraner) gelang es dem braven Oberfeuerwerker, die schwer beladenen Munitionswagen aus der brennenden Haide zu entfernen und sie auf einen Platz weiter rückwärts aufzustellen. Für diesen so sehr wichtigen Dienst ward denselben die wohlverdiente Anerkennung. — Auch die deutschen Husaren, sowie die Infanterie thaten in dieser Schlacht ihre Schuldigkeit. — General Langwerth von Ellfeld (im Rheingau) starb den Heldentod in dieser blutigen Schlacht und die britische Nation ließ ihm zum Andenken ein sehr schönes Denkmal in der St. Paulskirche zu London setzen. — Unter den vielen stets denkwürdigen Schlachten und Gefechten jener Zeit, deren Namen jetzt die britische Tapferkeit verherrlichen, werden sich nur wenige finden, zu denen nicht wenigstens ein Theil der deutschen Legion auf eine ehrenvolle Weise mitgewirkt hätte. Aehnliche Beweise von Tapferkeit und Geistesgegenwart ließen sich noch gar viele aufzählen, so auch jene von Rußmann, Hebecker, Thiele, Blumenbach, Corzerel, Fincke u. s. w. Das entschlossene Benehmen des Letzteren wurde von Wellington mit einem ansehnlichen Geschenke von hundert spanischen Piastern belohnt. — Auch hat Wellington mehrmals über das „musterhafte" Benehmen der Legion an König Georg III. berichtet. Bekannt ist, daß Letzterer den deutschen Truppen stets sehr zugethan war, schon lange vor dem Halbinselkrieg. — Leider fand Wellington und die übrigen britischen Generale von Seiten der spanischen Generale, theils aus Eifersucht, theils aus Unwissenheit, bei weitem nicht die Unterstützung, die sie doch zu erwarten berechtigt waren. — Alle beseelte der Wunsch, unter dem britischen Paniere für die Rettung und Befreiung des deutschen Vaterlandes zu kämpfen! —

Die Opfer des Blitzes.

Dr. Boudin hat die tödtlichen Wirkungen des Blitzes zum Gegenstande einer interessanten Arbeit gemacht und seine statistischen Ergebnisse der französischen Akademie der Wissenschaften mitgetheilt. Darnach hätte der Blitz in dem kurzen Zeitraum von 1835 bis 1852 nicht weniger als 1308 Personen in Frankreich getödtet. Die Zahl der Opfer erhob sich bis auf 111 im Jahre 1835 und auf 108 im Jahre 1847. Was die Vertheilung der vom Blitz Getödteten nach den Ländern betrifft, so fand sie Boudin nach gleichfalls offiziellen Dokumenten ungleich; so in Belgien 3, in Schweden 9, in England 22. Indem er unter diesem Gesichtspunkte die französischen Departements klassifizirte, findet sich, daß das Maximum der so Gestorbenen den Departements entspricht, welche das Centralplateau Frankreichs bilden, und einigen anderen gebirgigen Departements. Die größte Zahl von Opfern ist 44 in Puy-de-Dome und die geringste 2 in dem Euredepartement. Bezüglich des Geschlechtes der vom Blitz Erschlagenen muß man, falls man sich in Betreff der Kategorie von Weibern, welche das „schöne Geschlecht" bilden, nur etwas freigebiger zeigt als der Verfasser der „Psychologie der Ehe", zu dem Schlusse kommen, daß die Schönheit vor dem Blitze schützt; man zählt in der That nur 24 Opfer des Blitzes unter den Frauen gegen 184

Männer. Von 106 Individuen hat der Tod 21 unter Bäumen erreicht: ein neuer Beweis, wie gefährlich es ist, bei einem Gewitter diese Zuflucht zu wählen. Von 1829 bis 1838 sind in einer Zeit von 15 Monaten 5 Schiffe der englischen Marine vom Blitze getroffen worden; die Resistance und der Loup-Cervier verschwanden nach einigen Donnerschlägen vollständig. Aus den offiziellen Aktenstücken des englischen Gouvernements ergibt sich, daß die sonst der englischen Marine vom Blitze zugefügten Schäden sich jährlich auf mindestens 150 bis 250,000 Fr. belaufen. In 200 Fällen von Fulmination sind 307 Matrosen getödtet oder verwundet worden; 100 große Masten, jeder von einem Werthe von 25,000 Fr., gänzlich zerstört. Einzig in der Periode von 1810 bis 1815 hat der Blitz 35 Linienschiffe und 35 Fregatten oder andere geringere Fahrzeuge dienstunfähig gemacht. Seit alle Fahrzeuge der königlichen Marine mit Blitzableitern versehen sind, hat man keinen Schaden vom Blitze mehr zu verzeichnen. — Man hat oft wiederholt, der Blitz zünde nicht in Pulvermagazinen. Darauf antwortet Boudin mit Thatsachen: Der Blitz zündete in dem Pulvermagazin von Tanger am 4. Mai 1785; im Magazin von Luxemburg am 26. Juni 1807; im Magazin von Venedig den 9. November 1808; endlich der im Jahre 1769 in das Pulvermagazin von Brescia einschlagende Blitz hat den sechsten Theil der Gebäude dieser Stadt zerstört und den Tod von 3000 Personen verursacht. Man sieht, Boudins Statistik hat vielfaches Interesse und kann zu weiteren Resultaten führen. †

Mannichfaltigkeiten.

☞ (London, 6. Nov.) Ein irländischer Reisender, der soeben aus Spanien zurückgekehrt ist, erzählt folgende interessante Thatsache: „In der Caridad (einer Kirche in Sevilla, welche einige der werthvollsten Murilla's enthält) ist der durch Mozarts Oper allgemein bekannte Don Juan begraben, der nicht allein keine mythische Person war, sondern viel mehr Streiche begangen hat, als in eine Oper aufgenommen werden können. Er starb als reuiger Sünder und bestimmte in seinem Testamente, daß er auf dem Wege vor der Kirche begraben seyn wollte, damit alle frommen Seelen, die zur Kirche gingen, über sein Grab treten möchten. In Betracht dieses frommen Wunsches und seiner letzten Bußfertigkeit haben aber die Mönche ihn in das Innere der Kirche aufgenommen und dort begraben lassen."

Die Universität Athen, die jüngste unter ihren europäischen Mitschwestern und zugleich der am weitesten nach dem Orient vorgeschobene Posten europäischer Wissenschaft, erfreut sich fortwährend einer zunehmenden Blüthe. In keinem der vergangenen Jahre war die Zahl der Studirenden so groß, wie im vorigen, nämlich 650. Die gute Hälfte dieser jungen Leute gehört den türkischen Provinzen an. Sie kommen nicht bloß aus Thessalien, Epirus, Mazedonien und von den türkischen Inseln, sondern auch aus Thrazien, Bulgarien und Kleinasien. Mehr als die Hälfte der Studirenden kommt auf die medizinische Fakultät, gegen 200 gehören der juristischen, gegen 80 der philosophischen und einige 20 der theologischen an. Die Gaben zur Unterhaltung und Förderung der Universität hören nicht auf. Neulich hat ein einfacher Schuhmacher derselben sein Vermögen von etwa 10,00 Drachmen testamentarisch vermacht.

An einem Eichstamm sitzt ein kernfester Oesterreicher, die Pfeife im Munde und in den Händen Stahl und Stein, um sich Feuer anzumachen. Nicht weit von seinem Sitze schlagen ein Franzose und ein Engländer, mit Knitteln bewaffnet, auf einen Russen los, der sich tapfer seiner Haut wehrt. Das Bild führt die Unterschrift: Ein schlauer Junge. Darunter aber stehen die Worte: Immer ruhig abwarten! Hauen sie ihn, dann helfe ich mit, kriegen sie Keile, dann stehe ich ihm bei. Des Bildes Zeichner ist — Kladderadatsch. (Dorfz.)

Dem berühmten Physiologen Fr. Tiedemann in Freiburg wurden bei seinem 50jährigen Doktorjubiläum von Seiten dreier Universitäten drei Gratulationsprogramme überreicht. Sie sind originell durch die Gegenstände, die sie behandeln, und charakterisiren das Streben unserer heutigen gelehrten Welt, sich ganz in Specialia zu verlaufen und auch im Kleinen groß zu seyn. Die Universität Heidelberg gratulirt dem Jubilar mit einer Denkschrift „Zur Physiologie der Galle" (von Dr. Fr. Arnold). — Breslau beschenkte ihn mit einem Glückwunsche „Ueber den scheinbar rumpflosen Kopf" (von Medizinalrath Barkow). Die Universität Freiburg endlich reicht ihm „Die anatomische Beschreibung des Gehirns des karpfenartigen Nilhechtes" (von Prof. Ecker). Ohne die Wichtigkeit dieser Abhandlungen nur im Geringsten anzweifeln zu wollen, gestehen wir, daß wir uns nicht einen ganz klaren Begriff von der Freude machen können, die namentlich bei Ueberreichung der letzteren der greise Jubilar empfunden haben mag.

(Stuttgart, 14. Nov.) Vom Salon bei Ludwigsburg aus, dem Hauptsitz der pietistischen Propaganda in Würtemberg, wird schon seit einiger Zeit ein Projekt verbreitet, das unter den jetzigen Konjunkturen an Abenteuerlichkeit seines Gleichen sucht. Es handelt sich dabei um nichts weniger, als um eine allgemeine Auswanderung der Stillen im Lande nach Palästina, die Herren Gebrüder Paulus natürlich an der Spitze. Die Salonparthie hält gerade den gegenwärtigen Zeitpunkt für äußerst günstig, weil die Türkei in Alles willige, was die Westmächte und Oesterreich ihr ansinnen. Sie glaubt deßhalb, bei der nun bald in Aussicht stehenden Theilung der türkischen Staaten das heilige Land für sich in Anspruch nehmen zu sollen. Bereits sind Schritte geschehen, um das Protektorat des Kaisers von Oesterreich dafür zu gewinnen. Daß es alberne Leute genug im Lande gibt, die den Gebrüdern Paulus aufs Wort glauben und sich von denselben nach Kamtschatka führen ließen, ist leider eine eben so wahre, als traurige Thatsache. (Bad. Landesz.)

Schiller sagt in einem Briefe an die Gräfin Purgstall: „In der Poesie endigen alle Bahnen des menschlichen Geistes und desto schlimmer für ihn, wenn er sie nicht bis zu diesem Ziele zu führen den Muth hat. Die höchste Philosophie endigt in einer poetischen Idee, so die höchste Moralität, die höchste Politik. Der dichterische Geist ist es, der allen Dreien das Ideal vorzeichnet, welchem sie anzunähern, ihre höchste Vollkommenheit ist."

(Würzburg, 17. Nov.) Unser verdienstvoller Compositeur, Sekretär Valentin Becker, hat eine neue Oper: „Der Deserteur" vollendet, deren Ouverture mit großem Beifalle bei Gelegenheit einer Gesangsproduktion aufgeführt wurde. Man hofft, sie im hiesigen Theater aufführen zu sehen.

(S.-Rudolstadt, 14. Nov.) Die Sache der Gustav-Adolph-Stiftung ist auch bei uns zu neuem Leben erwacht. Es haben sich dafür überall im Lande neue Zweigvereine gebildet und die schon früher vorhandenen sich reconstituirt. Ein Drittheil der Jahreseinnahme, über welche der Hauptverein zu verfügen hat, wurde den protestantischen Gemeinden zu Lyon und Offenburg in Baden zugewendet und das zweite Drittel im Lande für den Kirchenbau in Scheibe und Döllstädt bestimmt.

(Ems, 12. Nov.) Eine russische Dame; welche den Süden ihres Vaterlandes bewohnt, sich aus Gesundheitsrücksichten jüngst in unserer Stadt aufgehalten, äußerte: daß das untere Lahnthal, die Gegend von Lahnstein und Hochrain, sie in ihrer Felsenschichtung und äußeren Form lebhaft an ihre Heimath, die jetzt so berühmte Bucht von Sebastopol, erinnere. (Mittelrh. Z.)

Korrespondenz.

Vom Westerwald, 20. Nov.

Die bereits im Sommer 1852 von unserem landwirthschaftlichen Verein angeregte Idee, den Wohlstand des Westerwalds durch vermehrten Leinbau und eine verbesserte Flachsbereitung zu fördern, ist nun theilweise in sehr durchgreifender Art ins Leben getreten. Durch die aus der Staatskasse gewährten Mittel ist es möglich geworden, einige der zweckmäßigsten Landgeräthschaften für Bereitung des Flachses anzukaufen und selbige durch einen Sachverständigen aus Westphalen in Thätigkeit setzen zu lassen. Wie auch in anderen Theilen des Herzogthums, wurde am 3. October in Emmerichenhain eine Parthie gerösteter Leinstengel auf der neuen Maschine in Flachs verwandelt. Um die Vortheile der neuen Methode aufs schlagendste nachzuweisen, wurde gleichzeitig eine andere Parthie nach der alten Methode zubereitet. Die Vortheile der Maschine waren eine viel raschere Arbeit und größere Flachsgewinnung (zwei Drittel mehr und dabei noch besser), so daß Jung und Alt erstaunte und freudig bewegt sich laut und allseitig für dieß neue Verfahren erklärte. Der bisherige Verlust während eines Jahrzehntes durch die Minderproduktion nach dem alten Verfahren läßt sich auf Tausende von Thalern berechnen. Außer den oben erwähnten Geräthschaften wird die bei uns ins Leben getretene Aktiengesellschaft durch Aufstellung von größeren, mit Wasserkraft betriebenen Maschinen einen neuen erfreulichen Vorschub zur Vermehrung und Verbesserung der Flachsbereitung leisten. Es wäre zu dem Ende zu wünschen, daß der Anbau des Leines in solchem Maße vermehrt werde, daß diese Maschinen fortwährend in Thätigkeit erhalten werden könnten. Leider ist jedoch immer noch allein die Thauröste bei uns in Gebrauch. Die Einführung der weit besseren Wasserröste mußte deßhalb durch Ermunterung und Preise Seitens des Vereins angebahnt werden. Auch wird diese Förderung im besonderen Interesse der Aktiengesellschaft liegen. Der Herzog hat nach dem neuesten Verordnungsblatt dem Pfarrer Thelins und Kaufmann Mank zu Emmerichenhain die Genehmigung zur Errichtung jener Aktiengesellschaft ertheilt und dieselbe dürfte in der so höchsten wichtigen Industrie der Lein- und Flachsbereitung eine überaus segensreiche Wirksamkeit gewinnen.

Wiesbaden, 19. Nov.

Dem auch in weiteren Kreisen durch seine treffliche Leitung der Militärmusik des 2. Regiments hinter dem Kurhause bekannten Musik-Direktor Stadtfeld ist in diesen Tagen eine Anerkennung zu Theil geworden, welche allgemeine Theilnahme erregte. Es wurde ihm nämlich von dem ganzen 2. Regiment durch die Hand des Regimentskommandeurs ein von Sauerwein in Mainz gearbeiteter, kostbarer und kunstreicher Taktstab nebst einem ehrenvollen Schreiben des Kommandeurs überreicht. Auf dem vom nassauischen Löwen gehaltenen Silberschilde des Stabes stehen die Worte: „Dem verdienstvollen Meister der Tonkunst B. Stadtfeld, gewidmet vom 2. Regiment Nassau." — Die Arbeiten zu einem großartigen Um- und Anbau des Kursaales und zur Herstellung einer Trinkhalle werden noch immer, selbst des Sonntags, fortgesetzt und sollen noch vor Beginn der nächsten Kur vollendet werden. Obwohl unsere Kur vorüber ist, so bringen uns Eisenbahnen und Dampfboote doch noch täglich Fremde.

Literatur- und Kunst-Notizen.

(Frankfurt a. M.) Wenn uns die erste der dießjährigen Museumssitzungen eine gefeierte Pianistin, Frau Dr. Schumann-Wieck, vorführte, so die zweite einen ausgezeichneten und bereits zu bedeutendem Rufe gelangten Violinspieler, Hrn. Ferd. Laub. Er hat seine Studien am Prager Conservatorium gemacht, dann in Weimar als Sologeiger fungirt und sich in jüngster Zeit auf Kunstreisen begeben. Ferd. Laub gehört zu den Geigern, die man als der klassischen Schule angehörend, bezeichnen darf, da ihr Spiel ein künstlerisch vollkommen abgerundetes und ihr Vortrag ein gediegener, edel und würdig gehaltener ist. Er spielte das Mendelssohn'sche Konzert mit Orchester, Vieuxtemps Reverie mit Klavier-Begleitung und die Chaconne von Sebastian Bach. Bei großer Reinheit des Tons besitzt Hr. Laub eine allseitig sichere und gleichmäßige Technik, und wenn wir seinem Spiel die größte Präcision und Correctheit nachzurühmen haben, so nicht minder einen seelenvollen, aber das rechte Maß nie überschreitenden Ausdruck, demnach Form und Geist in harmonischer Verschmelzung. Der Gast, als ein gediegener Meister sich bekundend, fand stürmischen Beifall und Hervorruf. Die achte Symphonie (F dur) von Beethoven wurde so vollendet in allen Theilen, so lebensvoll und so trefflich nuancirt vorgetragen, daß sie jedem Freunde der edeln Tonkunst einen hohen Genuß bereiten mußte. Auch die schöne Ouverture zu Waldmeisters Brautfahrt von G. Goltermann wurde wieder sehr beifällig aufgenommen und bewährte ihren poetischen Gehalt, wie die Trefflichkeit ihrer Bearbeitung. Es wäre zu wünschen, daß Hr. Goltermann seine Muse nicht feiern lassen und uns bald wieder durch eine neue ähnliche Tondichtung erfreuen möge.

Von dem im Verlag von G. G. Lange in Darmstadt erscheinenden illustrirten Werke: „Das Herzogthum Nassau" ist wieder ein Doppelheft (14. und 15. Lieferung) ausgegeben worden. Es enthält Biedrich und Mosbach, Schierstein, Frauenstein, Dotzheim und Erbenheim mit dem Königstuhl. Dieß schön illustrirte und durch die Gediegenheit seines Textes von Aloys Henninger sich auszeichnende Werk fährt fort, in malerischen Originalansichten und lebendigen Schilderungen uns die schönsten Gegenden, die merkwürdigsten Städte, Heilquellen, Kirchen, Burgen und sonstige Baudenkmäler alter und neuer Zeit, an denen das Herzogthum so reich ist, vorzuführen. Das Ganze wird aus 24 Lieferungen bestehen und nicht nur für jeden Nassauer, sondern auch für die vielen Fremden, welche alljährlich die nassauischen Heilquellen besuchen, sehr anziehend und belehrend seyn. Auf die künstlerische Ausstattung desselben wird von Seiten der Verlagshandlung die rühmlichste Sorgfalt verwendet.

Dräxler-Manfred schreibt in seiner in Darmstadt erscheinenden Zeitschrift „Die Muse": „Karl Gutzkow hat sein neuestes Lustspiel: „Lenz und Söhne, oder: Die Komödie der Besserungen" so eben an die Theater verschickt, ein geistreich ausgearbeitetes Tendenzlustspiel, welches die humanitären Besserungstheorien und das Mildthätigkeitsvereinswesen, als Steckenpferde der Gesellschaft, vor Augen führt und in ihren Auswüchsen geißelt."

(Berlin.) Von Professor Giesebrecht am hiesigen Joachimsthal'schen Gymnasium, dem bekannten Geschichtsforscher, welchen man wie Ranke für München zu gewinnen gestrebt hatte, ist soeben die erste Abtheilung des ersten Bandes einer „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" erschienen. Die deutsche Nation erhält durch dieses treffliche Werk ein geschichtliches Volksbuch im höheren Sinne des Wortes. Das Streben des Verfassers, dessen Standpunkt durchaus der nationale ist, geht sichtlich dahin, auf das deutsche Volk durch sein Werk einen eben so belebenden als belehrenden Einfluß zu üben. Welche unwiderstehliche Kraft in der Einigkeit Deutschlands liegt, das dürfte in wenigen deutschen Büchern mit einer so mächtig wirkenden Ueberzeugung und Klarheit hervortreten, wie in dem in Rede stehenden Werke, zumal als darin die glänzendste Zeit deutscher Geschichte den deutschen Stämmen vor Augen geführt wird.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 23. Nov. Gastdarstellung der Fräulein Minna Birch. Egmont, Trauerspiel in 5 Aufzügen von Göthe. Die zur Handlung gehörige Musik ist von L. v. Beethoven. Klärchen: Fräulein Birch.

Freitag, 24. Nov. Unter gefälliger Mitwirkung der Fräul. Lucile Grahn (welche ihren Honorar-Antheil dieser ihrer letzten Gastdarstellung für einen wohlthätigen Zweck bestimmt). La Tarandella Napolitana, italienischer Nationaltanz. — La Madrilena, spanischer Nationaltanz. Dazu: Die Hugenotten, große Oper in 5 Abtheilungen, Musik von Meyerbeer. — Abonnement-Vorstellung Nr. 18 mit gewöhnlichen Eintrittspreisen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 281. Freitag, den 24. November 1854.

Zäbäck Dorschi, der Russenfeind.

(Eine geschichtliche Erzählung.)

(Fortsetzung.)

Der Eindruck dieser Rede entsprach vollkommen den Erwartungen des Oberpriesters und seines kühnen Vertrauten. Die Anwesenden wankten in ihrer Entschliessung um so weniger, als Zäbäck Dorschi ihnen, im Namen und Auftrage Ubascha's, die Einwilligung desselben zu dem gemachten Vorschlage mittheilen konnte. Die Flucht ward einstimmig nach langer Berathung beschlossen und eine Diputation ernannt, welche dem Vizechan das Resultat der Versammlung überbringen und ihn auffordern sollte, den Tag des Ausbruchs zu bestimmen und diejenigen Befehle zu ertheilen, nach welchen die einzelnen Nojone und Saissange zu handeln haben würden.

Ein großes Hinderniß der Flucht war noch zu beseitigen. Der Adel konnte sich leicht entschliessen, seine bedrohten Wohnsitze aufzugeben. Er war von der Gefahr, welche ihm, seiner Familie und seinem Vermögen drohte, überzeugt. Die jüngsten Vorgänge hatten selbst den verblendeten Anhängern der russischen Regierung die Augen geöffnet.

Anders war es mit dem gemeinen Volk, mit der Masse. Der gewöhnliche Kalmück hatte wenig oder nichts zu retten, das ihm werth scheinen konnte, den Mühen und der Noth einer Monat langen Flucht sich zu unterziehen. Das Volk war verweichlicht und fürchtete die Rache der russischen Knute im Fall des Mißlingens. Die Gewohnheit hatte das russische Joch dem armen Kalmücken eben so erträglich erscheinen gemacht, als die kalmückische Junkerherrschaft. Für wen sollte der kalmückische Paria seine Haut zu Markte tragen? Ein Einziger fühlte das Unrecht, dessen sich der Adel gegen die große Masse der Torgoten schuldig gemacht, seit lange und strebte ein Beispiel zu geben, welches die breite Kluft ausfüllen sollte, welche den Kalmücken vom Kalmücken trennte. Zäbäck Dorschi hatte ein Herz, Held und Mensch zugleich, unterschied er sich von seinen Stammesgenossen dadurch, daß er die Vorurtheile der bevorzugten Kaste von sich that. Hätten alle Adeligen edel genug gedacht, wie er, das Volk würde sie auf den Händen getragen und seinen Führern durch die weite Wüste als seinen Befreiern zugejauchzet haben. Unter den herrschenden Verhältnissen konnte man nur einer entschiedenen Weigerung des gemeinen Mannes gewiß seyn, wenn man ihm die volle Wahrheit hätte sagen wollen.

Der 5. Januar des Jahres 1771 wurde vom Vizechan als der Tag des allgemeinen Ausbruchs bezeichnet.

Zäbäck Dorschi kehrte aus der Versammlung der Edlen auf einem Umwege ins Hoflager zurück. Er warf sich mit seinem Roß in die Wogen der breiten Wolga und ritt und schwamm an das jenseitige Ufer, seiner Geliebten die Nachricht von dem ersten grossen, entscheidenden Schritt zur Ausführung der Flucht zu bringen.

Ueber den Geist des Mädchens war, seit jenem Zusammentreffen mit Zäbäck Dorschi bei dem priesterlichen Verwandten, eine eigene Schwermuth gekommen. Jobana ahnte, daß sie das ersehnte Ziel nicht erreichen werde.

„Je größer Du bist“, sagte sie, „desto kleiner komme ich mir vor. Einer Heldin gebührt der Platz an Deiner Seite, und ich bin ein gewöhnlich einfältig Mädchen, das nur zu lieben versteht, nichts mehr.“

„Rede nicht so“, fiel ihr der Freund ins Wort, „wer versteht in meiner Seele zu lesen, wie Du! Wer flößt mir zur Kraft des Vollbringens das Vertrauen und die süße Hoffnung ein? Mit wem möchte ich die Seligkeit theilen, am Ziel der Mühsal und Gefahren auszuruhen? Was wäre ich ohne Dich!“

Jobana lächelte. Es lag ein eigener Jugendschmelz in ihrem Lächeln und ein kindlicher Ausdruck in ihrem Kopfschütteln.

Um den Widerstand des Volkes zu beseitigen, kamen die Anführer überein, zu einer List ihre Zuflucht zu nehmen. Sie verbreiteten die falsche aber sehr wohl glaubwürdige Nachricht, daß vom nächsten Jahre an jede kalmückische Familie einen Sohn an die russische Armee abgeben solle. Nichts haßte und fürchtete der Nomade mehr als die militärische Disciplin. Der Gedanke, unter die russischen Soldaten gesteckt zu werden, regte die Gemüther fieberhaft auf.

Wie sicher man auch darauf rechnen durfte, daß diese Sorge den gewöhnlichen Torgoten für den verzweiflungsvollen Schritt der Flucht geneigt machen würde, war der Adel doch seiner Sache noch nicht sicher genug, sondern darauf bedacht, durch andere Mittel sich des Volkes zu bemächtigen. Es wurde deßhalb das Gerücht verbreitet, Ubascha werde sich mit Anbruch des neuen Jahres persönlich an den russischen Hof begeben, um im Verein mit den ersten Nojonen der Kaiserin die Beschwerden der Kalmücken vorzutragen und namentlich gegen die angebliche Aushebung unter den torgotischen Stämmen für die russische Armee seinen Protest einlegen. Um für längere Zeit der russischen Residenz näher zu seyn, solle die Mehrzahl der Horden in der Gegend der Jemba den Frühling und Sommer über sich niederlassen, und den Anliegen des Vizechans durch ihre Nähe Nachdruck geben.

Einige besonders unzufriedene Männer aus dem Volke, die sich durch ihren Haß gegen Rußland und durch Einfluß auf die untere Schichte der Arbeiter und Hirten auszeichneten, zog man völlig ins Geheimniß und theilte ihnen, unter dem Siegel der unverbrüchlichsten Verschwiegenheit mit, daß sich ihnen eine Gelegenheit darbieten würde, ihre Rache an den Russen beim Wegzuge auszulassen. Diese Aussicht übte einen großen Reiz auf die Ein

geweihten aus, welche zusammen traten und einen förmlichen Plünderungsplan entwarfen. Zäbäck Dorschi tadelte das Verfahren des Adels und würde den Folgen der rege gemachten Raubsucht gern vorgebeugt haben, wenn dieß in seiner Macht gestanden hätte. Einige russische Kaufleute, welche sich mit nicht unbedeutenden Waarenlagern in der fürstlichen Horde aufhielten und auf dem Marktplatz ihre Artikel jahrein jahraus feil zu bieten pflegten, erhielten durch ihn Winke, welche jedoch zu spät oder gar nicht verstanden wurden.

Die Unternehmung war in ihren Anfängen nach allen Seiten hin gesichert. Der Adel hatte sich die Brücke zum Rückzuge abgebrochen. Sein Kopf stand auf dem Spiel, wenn die Entdeckung seiner Absicht nicht verhindert ward. Jeder stand auf seinem Posten und führte die von dem weltlichen und dem geistlichen Oberhaupte der Kalmücken erhaltenen Befehle mit einer musterhaften Pünktlichkeit aus. Die inneren Zerwürfnisse waren, wenn nicht gänzlich beseitigt, doch vorläufig vergessen. Die früheren Gegner Dorschi's hatten Gelegenheit gehabt, von dem Verkannten besser denken zu lernen; seine Verdienste wurden nicht verkleinert, die Anerkennung derselben war um so offener, als Zäbäck Dorschi die seltene Kunst verstand, die Seele eines solchen Unternehmen zu seyn, ohne etwas anders scheinen zu wollen, als eine gewöhnliche mitwirkende Kraft.

(Fortsetzung folgt.)

Ein französisches Urtheil über „Charlotte Ackermann".

A. Pichot bespricht in der „Revue britann." O. Müllers Roman „Charlotte Ackermann" nach der Uebersetzung von Porchat, scheint aber auch das Original zu kennen. Die im Ganzen sehr einsichtige Kritik des Franzosen dürfte die Freunde dieses Buches interessiren. „Charlotte Ackermann (sagt Pichot) ist ein Werk, sehr originell durch die Details und die Entwickelung des Charakters einer Künstlerin, die der Typus einer ganz deutschen (germanique) Anmuth ist. Ch. Ackermann ist uns als das schönste dramatische Genie dargestellt, als die enthusiastische Dolmetscherin aller Leidenschaften des Theaters, die zugleich mit der Naivetät eines romanhaften (romanesque) Herzens den Kultus jenes Ideals in sich bewahrt, das ein charakteristisches Merkmal der deutschen Philosophie und der deutschen Liebe ist (der Kritiker hat in den Ausdrücken: germanique und romanesque ohne Zweifel auch die nationalen Beziehungen andeuten wollen). Charlotte hat, um ihre Einbildungskraft zu beschäftigen, das Bedürfniß nach einem dichterischen oder dramatischen Helden; sie ist überzeugt, daß nichts ihre tugendhaften Sympathien und die reinen Triebe ihres Herzens verwirren könne; die Liebe kann für sie nur eine himmlische Inspiration seyn: wie könnte sie Liebe empfinden für einen unwürdigen Gegenstand? Ei wohl, die erhabene Tragödie ist die Dupe eines gemeinen Intrikanten, eines dänischen Werb-Offiziers, eines Industrieritters, der in Hamburg aus den Wolken fällt und sich dabei das Ansehen eines Amadis gibt. Mrs. Stephan (in ihrem Roman: Fashion and Famine) läßt uns einen amerikanischen Lovelace kennen lernen; der Däne Sylburg ist ein deutscher Lovelace. Um die Wahrheit zu sagen, er verführt uns sehr wenig, und wir verwundern uns bisweilen, daß er die göttliche Charlotte verführt hat; indeß man begreift die Verblendung, welche diese Schlange auf dieses durch alle Leidenschaften der Bühne unvermeidlich vorbereitete Herz übt, indem der Verfasser zu vergessen scheint, daß die Schauspielerin, welche sich den Eindrücken des Dichters am meisten überläßt, nicht immer die ist, welche sie am energischsten auf der Bühne wiedergibt. Nachdem sich Charlotte einmal ihrer Ueberspannung überlassen, nachdem sie einmal in diese Intrike gestürzt, ist man mit ihr fortgerissen wie durch die Peripetien eines Alps. Die Wahrscheinlichkeit wird vollständig durch den Kunstgriff einer Erzählung, an der die Biographie eben so viel Theil hat als die Erdichtung, und der Ausgang entlockt uns Thränen. Uebrigens ist Charlotte nicht allein, sie hat eine reizende Schwester, sie hat einen Bruder, Künstler, tugendhaft wie sie und einzig ein wenig zu heftig; sie hat eine sehr achtbare Mutter, eine Freundin, eine ruhige Gestalt, die zum Kontraste dient; sie hat endlich bürgerliche Verehrer, Charaktere, die sehr geschickt aufgefaßt sind; mit Einem Worte, der Roman von O. Müller enthält Scenen von der größten Wirkung, häusliche und Familiendetails, welche alle Personen dieses Gemäldes deutschen Lebens hervortreten lassen. Die Uebersetzung hat nur einen schönen Fehler, den zu großer Treue. Wir hätten gerne einige Perioden als zu deutsch daraus entfernt gesehen. Vielleicht würden wir Unrecht gehabt haben; vielleicht geben diese Redensarten eine lokale Färbung." Soweit Pichot, dessen Urtheil man gerne als ein verständiges und geistreiches erkennen wird.

Die gegenwärtige Lage der Theologie.

Ein Mann von dem größten Scharfsinne und der vielseitigsten und gründlichsten Gelehrsamkeit, getragen von dem Geiste der Freiheit, der Bildung und Wahrheit, Dr. E. Zeller, sagt in der Vorrede zu seiner unlängst erschienenen Apostelgeschichte: „Die Bemühungen unserer Kirchenmänner haben es mit Beihülfe der politischen Reaktion glücklich dahin gebracht, daß die Mehrzahl unserer Theologen nicht etwa nur diese oder jene wissenschaftliche Ansicht, sondern die Wissenschaft überhaupt mit Mißtrauen, ja mit Gleichgültigkeit betrachtet und Diejenigen selbst, welche vor zwanzig und dreißig Jahren die Losung zum Kampfe gegen die ungläubige Wissenschaft abgegeben haben, fangen an, die natürlichen Früchte ihres Thuns mit Schmerzen zu ernten. Man hat so lange nur Kirchlichkeit und immer nur Kirchlichkeit gepredigt; man hat so oft versichert, es komme in der Theologie aufs Herz an, nicht auf den Verstand, es handle sich selbst bei der geschichtlichen Untersuchung über das Urchristenthum und seine Urkunden weit weniger um Gelehrsamkeit und Kritik, als um Uebereinstimmung mit dem Bewußtseyn des christlichen Volkes, um Vermeidung alles Dessen, was die herrschenden Vorstellungen über die heiligen Schriften und Männer verletzen, was dem frommen Glauben zum Anstoß gereichen könnte, — man hat dieses und Aehnliches so oft und so salbungsvoll wiederholt, bis es die Leute am Ende geglaubt haben, und um wie viel leichter es nun jetzt ist, zu einer überlieferten Ansicht Ja zu sagen, als mit Mühe und Anstrengung, in selbstverläugnender Arbeit, unter Zweifeln und Kämpfen, eine eigene Ueberzeugung zu suchen, um so weniger darf man sich wundern, wenn es namentlich von unseren angehenden Theologen die meisten ungleich bequemer fanden, auf jenem einfachen Wege zu einer für sie, wie es schien, ganz brauchbaren Theologie und nebenbei auch zu Amt und Brod zu gelangen, statt auf der langsameren und mühevolleren innerer Kämpfe und äußerer Ungunst ihr entgegenzugehen. Nur möge man sich dann auch darüber nicht wundern, daß der Zug der kirchlichen Reaktion weiter führt, als man selbst ursprünglich gewollt hat, daß man auf einem beliebigen Punkte der abschüssigen Bahn anzuhalten nicht die Macht hat." Der Verfasser weist dann nach, wie man auf diesem Wege Schritt für Schritt weiter rückwärts gedrängt wurde, nicht bloß vom Boden der Wissenschaft, sondern auch vom Boden der wahren und ächten Religion, tief hinein in jene Altgläubigkeit, welche die Formel zum Wesen des Glaubens macht, und bereitwillig das Holz herbeischleppt für Jeden, der

sich eine Abweichung davon gestattet. „So sind wir", fährt der Verfasser fort, „denn nun freilich so weit gekommen, daß man sich wieder um die Variata und die Invariata, um den Lutherschen und Heidelberger Katechismus mit einer Leidenschaft streitet, welche der Blüthezeit des orthodoxen Fanatismus würdig wäre; daß Kirchenräthe darüber entscheiden, wer auf unseren Universitäten Philosophie lehren darf, daß kaum geprüfte Kandidaten die Absetzung ihrer Examinatoren verlangen, weil sie ihnen nicht orthodox genug sind; daß Jeder in Sachen der Theologie um so lauter mitzusprechen sich berechtigt dünkt und auf Beförderung im Kirchendienste um so begründetere Ansprüche zu haben glaubt, je unwissender er in allem Dem ist, was man sonst für die unerläßliche Grundlage jeder theologischen Bildung gehalten hat, je ausschließlicher er sich in stumpfer Geistesträgheit auf das Auswendiglernen vorgeschriebener Formeln, auf das Nachsprechen unverstandener Losungswörter beschränkt hat, und unter diesem verkehrten Parteigetriebe droht sich des theologischen Nachwuchses mehr und mehr eine solche Barbarei zu bemächtigen, daß man zweifelhaft seyn könnte, ob es sich noch überhaupt verlohnt, Zeit und Mühe an wissenschaftliche Arbeiten zu wenden, welchen bei der Masse Derer, für welche sie zunächst bestimmt sind, so wenig Empfänglichkeit entgegenkommt. Aus dem Grundsatze der Unfreiheit ist eine üppige Saat von Streit, Leidenschaft und Verkehrtheit emporgewachsen; die Theologie ist verkümmert, weil von ihren Vertretern die meisten zu engbrüstig waren, um die schneidend frische Luft einer voraussetzungsvollen Wissenschaft zu ertragen; die Masse glaubt sich besser dabei zu befinden, wenn sie Anderen nachbetet, als wenn sie selbst denkt, wenn sie mit dem Strome der Reaktion schwimmt, als wenn sie sich ihm entgegenstemmt — das kann man bedauern, aber man kann nicht darüber erstaunen." Ob der Protestantismus noch Kraft genug haben wird, sich dieser Versumpfung zu entreißen, wagt der Verfasser nicht zu entscheiden. Aber das behauptet er mit Recht, daß eine Besserung unserer kirchlichen Zustände hauptsächlich nur dann zu erwarten steht, wenn Jeder vollständig seine Pflicht thut und wenn auch die Wissenschaft nicht müde wird, zur Einsicht in die großen Fragen der Gegenwart und Zukunft noch kräftiger beizutragen.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin.) Beim königl. Obertribunal wurde heute ein nicht uninteressanter Prozeß entschieden. Es wurde Jemand von einem Anderen auf einem Balle beleidigt und beauftragte deßhalb gelegentlich einen ihm bekannten Förster, der sich an den Ort begab, woselbst der Beleidiger sich befand, demselben eine Ohrfeige zu geben. Der Förster richtete den Auftrag auch getreulich aus und meldete dieß dem Auftraggeber. Beide wurden nunmehr auf Antrag des Geschlagenen wegen Mißhandlung zur Untersuchung gezogen und Jeder zu einer dreimonatlichen Gefängnißstrafe verurtheilt. Auf ihre Appellation wurde das erste Erkenntniß dahin abgeändert, daß der Auftraggeber nur wegen Theilnahme an der Mißhandlung zu einer sechswöchentlichen Gefängnißstrafe verurtheilt wurde; die gegen den Förster erkannte Strafe wurde bestätigt. Die Angeklagten legten Nichtigkeitsbeschwerde ein und wurde in derselben besonders ausgeführt, daß zur Begründung der Theilnehmerschaft mehr als die bloße Aufforderung geschehen, namentlich Mittel zur Ausübung der That gegeben werden müßten. Das Obertribunal war der Ansicht der Angeklagten nicht; es bestätigte vielmehr die erkannten Strafen und änderte in letzter Beziehung nur den Tenor des Erkenntnisses dahin ab, daß es den Auftraggeber wegen „Verleitung und Theilnahme" strafte.

Am 10. November brach, wie das „Dresdener Journal" meldet, bei dem zehnjährigen Knaben Herklotz in Glausnitz die förmliche Wasserscheu aus, nachdem derselbe vor sieben Wochen von einem tollen Hunde am kleinen Finger verletzt worden war. Am 11., Morgens um 8 Uhr, verschied er nach heftigen Krämpfen, obwohl das bekannte Kohl'sche Mittel wider den Biß toller Hunde unter ärztlicher Leitung bald nach der Verletzung in Anwendung gebracht worden war.

Die Lancaster'sche Methode muß doch gut seyn bei der Bewältigung großer Massen. Das wissen jetzt nicht allein die armen geplagten Schulmeister, die oft mehr Kinder in der Schule als Haare auf dem Kopfe, oder leider! Gulden das ganze Jahr einzunehmen haben. Es haben ihnen die vornehmen Stockmeister in der Kriegsschule diese Methode abgelernt. Die Lancaster'schen Kanonen vor Sebastopol leisten mehr als das Glaubliche durch ihre Gewalt und ihre Tragweite, und ihre einzige schwache Seite ist die, daß ihrer noch zu wenige sind.

Die Franzosen thun sich auf eine neue Erfindung viel zu gut. Sie bauen eine neue Art Kanonenböte und schwimmender Batterien. Die Widerstandsfähigkeit derselben soll außerordentlich seyn. Sie werden mit der Schraube bewegt, allein die Dampfmaschine ist mit einer Vorrichtung versehen, die den Rauch vollständig verzehrt, so daß die schwimmende Festung sich nicht durch den Schornstein verrathen kann. Um das unvermerkte Herankommen noch mehr zu erleichtern, werden sie ganz meerfarben angestrichen. Ihr Bau ist ganz flach und im Wasser gehen sie nur so tief als wegen der Kanonen unumgänglich nöthig ist. Die Franzosen hoffen Wunderdinge davon im nächsten Seefeldzug.

Ein Herr Closs hat in Stuttgart öffentlich über den Einfluß der einzelnen Handwerke auf die Gesundheit gesprochen. Man erfährt von ihm zwar nicht sehr Neues, aber sichere Nachweise, da sie auf zahlreiche Tabellen und Berechnungen gegründet sind. Die Bäcker und Fleischer sind von allen Handwerkern die gesundesten. Ihnen zunächst werden die Goldarbeiter am wenigsten krank. Die Schneider werden am häufigsten vom kalten Fieber, die Böttcher von Gliederreißen befallen und unter den Zimmerleuten herrschen Brustentzündungen vor. Die größte Sterblichkeit zeigt sich unter den Schuhmachern, die meiste Kränklichkeit unter den Webern.

Es wird in dem Königreich Hannover eine außerordentliche Wichtigkeit auf die gymnastischen Uebungen und das Bajonnetfechten der Soldaten gelegt, und sind neuerdings erfreuliche Verordnungen darüber erschienen. Es ist im höchsten Grade zu wünschen, daß auch in allen andern Staaten die Soldaten in den gymnastischen Uebungen recht gründlich und tüchtig unterrichtet werden. Es werden durch dieselben die Soldaten nicht allein zu allen Kriegszwecken, insbesondere zu Erstürmungen von Anhöhen und Befestigungen tauglicher, sondern es gewährt eine solche tüchtige körperliche Ausbildung für das spätere Leben bei allen Arbeiten und Verrichtungen und in allen Verhältnissen einen bedeutenden Nutzen. Darum, wohlan eine tüchtige Gymnastik für alle Soldaten ohne Unterschied!

(Berlin.) Der Kultusminister hat in Form von drei Regulativen ein vollständiges Unterrichtsgesetz emanirt, dessen Tendenz lediglich dahin geht, den Unterricht in den niederen Schulen auf das Lesenlernen, das Einmaleins und die Kenntniß des Katechismus, der Bibel und des Gesangbuchs zurückzuführen. Die zweite Kammer wird wahrscheinlich auf diese neue Art der Gesetzgebung im Wege der Regulative näher eingehen. (N. C.)

Einer der edelsten werkthätigsten Freunde der evangelischen Volksschule in Oesterreich ist der Fürst Otto Victor von Schönburg-Waldenburg. Bekanntlich sind die Zustände der evangelischen Volksschule, was die materielle Seite derselben betrifft, in dem österreichischen Kaiserstaate nichts weniger als glänzend, da sie von der Regierung gar keine Unterstützung empfängt und die Erhaltung des Kirchen- und Schulwesens ganz und gar den Kräften der betreffenden Gemeinden, unter denen es sehr arme und unbemittelte gibt, überlassen bleibt. Fürst von Schönburg-Waldenburg hat nun bereits vor längeren Jahren schon namhafte ansehnliche Stiftungen gemacht, nicht bloß zur Verbesserung des Gehalts gering dotirter Schullehrer, sondern auch zur Unterstützung armer Schulamtskandidaten während ihrer Studienzeit, und sich durch diese Denkmäler eines wahrhaft christlichen und fürstlichen Sinnes bei seinen evangelischen Glaubensgenossen in Oesterreich ein frommes gesegnetes Andenken für immer gesichert.

Korrespondenz.

Zürich, 17. November.

Unser Theater fährt fort, den von ihm rege gemachten Erwartungen in wackerster Weise zu entsprechen, indem sich nicht nur in der Wahl der Stücke ein richtiger Takt beweist, sondern auch das Meiste uns in wahrhaft abgerundeter Darstellung, die ein sorgfältiges Studium der Künstler selbst, wie eine consequente tüchtige Leitung bekundet, vorgeführt wird. Auch das Publikum erweist sich bereits dankbarer für das wirklich Gute, das ihm geboten wird. Was die äußere, stets Zeit und Ort treffend angepaßte Ausstattung betrifft, so dürfte Derartiges hier wohl noch nie gesehen worden seyn. Auch hierin scheut der Direktor, Hr. Walther, kein noch so bedeutendes Opfer. Noch größere Genüsse stehen uns bevor. Es unterliegt nämlich keinem Zweifel mehr, daß wir demnächst R. Wagner's „Tannhäuser" hören sollen. Darf so die Theatersaison dieses Winters eine ungemein reiche mit Recht genannt werden, so dürfte sie auch im wünschbaren günstigen Falle für die ganze Schweiz zu einer bedeutenden werden. Hr. Walther hegt nämlich, wie wir vernehmen, den verdienstlichen Plan, eine tüchtige Gesellschaft dauernd zu erhalten, falls ihm eine Concession für die ganze Schweiz zu Theil würde. Allerdings würde für uns nur auf diesem Wege ein gewichtiger Fortschritt auch auf diesem Gebiete der Kunst möglich seyn, da ein Zusammenkommen und Beisammenbleiben tüchtiger Kräfte nicht anders denkbar ist. — In dieser Beziehung erscheint die diesjährige Theatersaison Zürichs gewissermaßen als Probe, und, wir gestehen es gerne, bis jetzt schon als eine so befriedigende, daß wie dem thätigen, auch von materiellen Mitteln unterstützten Unternehmungsgeist Hrn. Walthers im Interesse der Kunst nur alles Glück für sein Vorhaben wünschen können. Würdigt die Schweiz eine gute Bühne und will sie eine solche, so dürfte ihr kaum je wieder eine so treffliche Gelegenheit geboten seyn.

Literatur- und Kunst-Notizen.

Eine der empfehlenswerthesten Weihnachtsgaben sind ohne Zweifel die alle Jahre mit neuen Abwechselungen wiederkehrenden Münchener Bilderbogen. Die vor uns liegende diesjährige Reihenfolge umfaßt die Nummern 121 bis 144. Es ist ein Humor in diesen ergötzlichen Bildern, an dem sich nicht nur die Kinderwelt, sondern auch die Erwachsenen höchlich ergötzen müssen. Wer wird z. B. auf der „Hunde-Komödie" überschriebenen Tafel die Figuren von Mehemet Ali, Franz Moor, die schöne Münchnerin, Liesele und Beisele, Hamlet, Othello und Desdemona, Wühlhuber und Heulmaire 2c. ansehen können, ohne sofort in die heiterste Stimmung versetzt zu werden. Mährlein, durch vortreffliche Holzschnitte illustriet, Naturgeschichtliches, durch anmuthige Verslein erläutert, komische Bilder aus dem Winterleben, Scenen aus dem russisch-türkischen Kriege 2c. wechseln in ernst- und scherzhafter Abwechselung mit einander ab und bieten so Unterhaltung und Belehrung zu gleicher Zeit. „Kasperle's große Menagerie, die Laterna magica, die Geschichten vom Laubfrosch, Klapperstorch, dem verführten Kätzlein werden die Kinderwelt namentlich verlustiren, während „Nachtbilder" und „des Menschen Lebenwallen" zu ernstem Nachdenken auffordern. Die Verse sind dem Fassungsvermögen der Kinder immer angepaßt und werden sich dem Gedächtniß durch den natürlichen Reim leicht einprägen; Erfindung und Ausführung der Bilder machen der durch die „Fliegenden Blätter" rühmlichst bekannten Verlags-Firma alle Ehre.

(Wiesbaden.) Im Verlage der Schellenberg'schen Hofbuchhandlung ist erschienen: Bruno und Amalia, Schauspiel in drei Akten von Wilhelm Joost. Es ist ein Intriguenstück aus dem bürgerlichen Leben, gut angelegt, in den Hauptmomenten geschickt behandelt und der zu Grunde liegenden Idee nach von allgemeinem Interesse.

(Wien.) Die Redaktion des vom österreichischen Lloyd in Triest herausgegebenen „illustrirten Familienbuches" hat abermals eine Preisausschreibung erlassen, und zwar dießmal für die zwei besten naturwissenschaftlichen Originalaufsätze, welche, von der strengen Form der Wissenschaft sich frei machend, Darstellungen aus der gesammten theoretischen und angewandten Naturwissenschaft mit Berücksichtigung der neuesten Forschungen enthalten sollen und auf den Raum von höchstens anderthalb Druckbogen in Quart bemessen sind. Die drei Preisrichter sind: V. Kollar, Direktor des k. k. Naturalienkabinets und Professor Dr. L. Redtenbacher in Wien, und Professor E. A. Roßmäßler in Leipzig. Der Einsendungstermin der Manuscripte an eine der beiden Hauptagenturen des österreichischen Lloyd, in Wien oder in Leipzig, währt bis zum 30 April 1855 und die beiden Preise betragen, außer dem üblichen Honorar 25 und 15 Dukaten in Gold.

Der moderne Vasari, Erinnerungen aus dem Künstlerleben, eine Novelle von Dr. Wilh. v. Schadow, ist von der Künstlerwelt mit lebhafter Theilnahme aufgenommen worden. Ein alter erblindeter Künstler sucht den Ersatz für die unmöglich gewordene künstlerische Thätigkeit in dem Hervorrufen von Erinnerungen aus der Künstlergeschichte, die er zum Theil selbst mit erlebt hat; ein warmer Kunstfreund theilt sein Interesse, und wir hören ihre Unterhaltungen, in welchen das Leben bedeutender Künstler aus dem vorigen und laufenden Jahrhundert uns in Kürze vorgeführt und die Thätigkeit dieser Künstler selbst charakterisirt wird. Es schließen sich daran theoretische, kunstphilosophische Betrachtungen, einige frische Novellenfiguren, ein Landschafter und ein Genremaler fehlen nicht, die dann ihre Geliebten haben, durch die wir in die Familie der Eltern eingeführt werden und einen titelsüchtigen Sekretär kennen lernen. Lieder sind beigegeben, die sich ganz gut lesen, eine Anzahl von Porträten besprochener Künstler schmückt das typographisch glänzend ausgestattete Buch.

Frankfurt, 21. November.

Die Direktion unserer Blinden-Anstalt beabsichtigt, wie in früheren Jahren, auch in diesem eine Weihnachtsbescheerung für die ihrer Pflege anvertrauten, sämmtlich unbemittelten Blinden zu veranstalten, um denselben für die Entbehrung so vieler Freuden des Lebens einen kleinen Ersatz durch die Gewährung ihrer bescheidenen Wünsche bieten zu können. Gegenwärtig befinden sich in der Anstalt sechs männliche im Alter von 9—29 Jahren und vier weibliche Blinde im Alter von 12—15 Jahren. Gebrauchte Kleidungsstücke und Leibgeräth, sowie Wolle und Baumwolle zum Stricken, Bücher zum Vorlesen 2c. werden eben so willkommene Gaben als Geldgeschenke seyn. Wir empfehlen hiermit diese Armen dem bekannten Wohlthätigkeitssinne unserer Einwohnerschaft auf das beste.

Theater-Anzeige.

Freitag, 24, Nov. Unter gefälliger Mitwirkung der Fräul. Lucile Grahn (welche ihren Honorar-Antheil dieser ihrer letzten Gastdarstellung für einen wohlthätigen Zweck bestimmt). La Tarandella Napolitana, italienischer Nationaltanz. — La Madrilena, spanischer Nationaltanz Dazu: Die Hugenotten, große Oper. (Der erste, dritte und vierte Akt). Musik von Meyerbeer. — Abonnement-Vorstellung Nr. 18 mit gewöhnlichen Eintrittspreisen.

Samstag, 25. Nov. (Letzte Gastdarstellung der Fräulein Minna Birch) Faust, Tragödie in 6 Abth. von Goethe. Gretchen: Frl. Birch.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 282. Samstag, den 23. November 1834.

Zäbäck Dorschi, der Russenfeind.

(Eine geschichtliche Erzählung.)

(Fortsetzung.)

Zäbäck Dorschi war die Seele des merkwürdigen Schauspiels, das auf der endlosen Steppenkette zwischen den Ufern des kaspischen Meeres und der chinesischen Mauer sich entwickelte. Er begann schon Monate lang vor dem festgesetzten Tage des allgemeinen Ausbruchs sein großes organisatorisches Talent zu entwickeln, und traf solche Einleitungen, daß es möglich wurde, ohne nennenswerthen Unfall, ohne bedeutende Störung, die Massen in Bewegung zu setzen. Freilich kam ihm die Hartnäckigkeit des russischen Oberpristaws dabei sehr zu statten. Dieser eingebildete, hochmüthige Mann glaubte, es genüge, die Flucht der Kalmücken, an die er zu glauben endlich nicht umhin konnte, durch Grausamkeit und Drohungen zu vereiteln. Er unterließ es deßhalb, energische Maßregeln zur Verhinderung des Plans anzuordnen und wies, nach wie vor, die guten Anschläge des Herrn von Baketoff von sich. Dieser begab sich endlich selbst in die Residenz, um die Kaiserin von dem Vorhaben der Kalmücken und von der Verblendung des russischen Commissärs zu überzeugen. Die Nachricht von der Wahrheit seiner Aussagen sollte ihm bald auf dem Fuß nach Petersburg folgen.

Der Morgen des 5. Januar 1771 dämmerte spät, und es war noch nicht so hell, daß man Menschen und Gegenstände deutlich unterscheiden konnte, als schon ein ungewöhnlicher Lärm im Lager entstand. Ein dichter Nebel lag über der weiten Steppe, aus welcher ein dumpfes Getöse von Thierstimmen herüberscholl, das um diese Stunde selten so laut gehört zu werden pflegte und deutlich genug anzeigte, daß auch in den Horden ungewöhnliche Bewegung eingetreten sey. Die Russen lagen noch in tiefem Schlaf. Ein Haufe kalmückischen Volks umzingelte die Waarenhütten auf dem offenen Platz und fing an, dieselben zu plündern. Ubascha sandte zwölf bewaffnete Reiter in die Hausung des russischen Oberbeamten; einige bewaffnete Kosacken wollten ihnen den Eingang streitig machen, ergriffen jedoch, ihren Herrn und Meister im Stich lassend, die Flucht, als sie erkannten, daß sie unterliegen würden. Einer von ihnen, der sich durch sein zügelloses rohes Betragen gegen die Kalmücken überall kenntlich und verhaßt gemacht hatte, ward gezwungen, seinem Herrn die Kette um den Hals zu legen, an welcher ein Diener des Vizechans beauftragt war, den Gefangenen mit hinweg zu führen. Er sollte Zeit und Gelegenheit genug finden, die Rede zu bereuen, durch welche er den kalmückischen Fürsten so tief gekränkt hatte. Er sollte jetzt die Rolle eines an der Kette geführten Bären spielen und die blutige Ironie des Schicksals kennen lernen.

Als der niedere Nebel ganz zur Erde fiel und die Morgensonne über die weite Ebene ihre ersten Grüße sandte, entrollte sich vor den Augen des Zuschauers ein merkwürdiges Bild. Die ganze chanische Horde war in Bewegung, alle Zelte waren abgebrochen und sammt allem Geräth auf den Rücken der Kameele gepackt. Hie und da rauchten die Feuergruben, an denen die Flüchtlinge zum letzten Abendmahl gesessen. Hie und da lag ein verwundeter Russe, zwischen Trümmern umgerissener Verschläge und verlassener nackter Zeltstangen verborgen. Die Heerden waren schon Tags vorher und in der verwichenen Nacht vorangetrieben.

Die zurückgebliebenen Lastthiere, welche bestimmt waren, Kinder und Weiber, das Gepäck und die Zelte, das Hausgeräth und die Nachzügler zu tragen, konnten kaum gehalten werden. Die Thiere witterten die fortziehende Heerde und strebten schnausend, schreiend und scharrend voran.

Ein paar Stunden später sah man von der verlassenen Stelle aus acht bis zehn Werst tief in der Steppe nur noch eine ungeheure schwarze lange Linie, welche sich in nordöstlicher Richtung vorwärts bewegte. Die chanische Horde war an dem festgesetzten Tage, in einer Entfernung von 50 Werst von der Festung Jenatajewsk zur bestimmten Stunde aufgebrochen. Von Seite der übrigen Horden mußte dasselbe vorausgesetzt werden. Eine bekannte Bucht am Ufer des Jack war zum allgemeinen Stelldichein bestimmt worden. Hier sollte dem Volke die eigentliche Absicht des Aufbruchs bekannt und die Unmöglichkeit des Rücktritts begreiflich gemacht werden. Zäbäck Dorschi hatte am großen Versammlungsplatz alle Anstalten getroffen, den Zug ohne Unterbrechung und wohlgeordnet fortzusetzen. Bambar, der Schrecken der Kirgisen, mit denen die Kalmücken in beständiger Feindschaft und Fehde lebten, schloß sich ihm mit mehren Tausend Hütten an. Aber dennoch fehlte am Tage des großen Rendezvous in der Steppe ein großer Theil der kirgisischen Adeligen und Horden. Unglücklicher Weise für die Kirgisen und glücklicher Weise für die Russen sahen sich alle Horden auf dem rechten Ufer der Wolga von den Flüchtlingen abgeschnitten. Der Winter war milder als gewöhnlich und die Eisbrücke, ohne welche die Kirgisen ihren Uebergang nicht bewerkstelligen konnten, war bis zum ersehnten Tage noch nicht gebildet. Die Wolga trieb im Eise. Diese schwarzen breiten Wogen, welche an den überschwemmten niedern Ufern vorüberrauschten und ein Heer von Eisschollen dem kaspischen Meere zuwälzten, schienen sich gegen die jammernden Kalmücken verschworen zu haben.

Unter Denen, welche sehnsüchtig zum andern Ufer hinüber schauten, war Jobana, Zäbäck Dorschi's Geliebte. Nun ging in Erfüllung, was sie wehmüthig geahnt hatte: der Freund ihrer Seele ward ihr mit dem Helden entrissen. Dorschi konnte sich der übernommenen Pflichten nicht entziehen; seine höhere Aufgabe mußte er schweren Herzens erfüllen. Sein schnellstes Roß führte ihn auf einen Hügel, von welchem aus ihm möglich war, noch

einmal in die Gegend zu schauen, in welcher ein grausames Geschick ihn zwang, das Theurste auf Erden zurückzulassen. Einen Augenblick weilte er dort einsam zwischen feuchtem, getrocknetem Grase, dann sprengte er zu den Seinigen zurück und schien im Gewühl der Menschen, deren Retter er werden wollte, noch lange mit seinem Schmerze über solchen Abschied zu kämpfen.

Die Kalmücken hatten keine Zeit zu warten, bis die zögernde Kälte den Uebergang der abgeschnittenen Horden über die Wolga möglich machen möchte. Es war vorauszusehen, daß die Russen Anstalt treffen würden, ihre Flucht, wenn nicht zu hindern, doch zu erschweren. Wie betrübend der gebieterische Umstand, die Genossen im Stiche lassen zu müssen, für die Flüchtlinge auch war, sie mußten aufgegeben werden, wenn nicht die überwiegende Mehrzahl des Volkes dem sichern Untergange sich preisgegeben sehen sollte. Nach kurzem Zaudern setzten sich die Kalmücken wieder in Bewegung. Ubascha war mit ungefähr 20,000 Reitern dem Hauptzuge vorangegangen, Zädäck Dorschi hatte die Leitung des letztern übernommen und ihn in drei große Abtheilungen getheilt. In der Mitte befanden sich, außer den Heerden und den zur Führung derselben nothwendigen Mannschaften, die Kinder, Weiber und Greise, die Kostbarkeiten und Geräthe, wie überhaupt Alles, was während der Flucht dem Gebrauche entzogen war; unmittelbar vorher zog der Kern der kampffähigen Reiter, welche auch beide Flanken des Mittelzugs deckten; die Nachhut bildeten 60,000 der bestberittensten Männer, welche in kleineren Abtheilungen und Entfernungen auf einander folgten.

(Fortsetzung folgt.)

Plaudereien aus Wien.

Einem unter vorstehender Rubrik in den „Gränzboten“ enthaltenen Artikel entnehmen wir Nachstehendes:

„Das Wetter ist rauh und trübe, Alles so winterlich und doch noch kein Schnee auf den Dächern und keine rechte Ofenwärme in den Stuben; im Gemüth entblätterte Herbstfreuden und im Unterleib flüsternde Choleragedanken; der Kopf von russischen Siegesdepeschen durchschwirrt, Sebastol müde, Krim beladen, Valuta zitternd, groß-klein-mittelstaatliche Einigung suchend, westmächtlich bedrängt, russischen Garden bedroht, preußisch neutralisirt, spanisch getanzt, chinesisch jongleurt, Vater Ebersberg, unser Großrusse, todt und Maler Ranftel an einer Wurst gestorben! — Hier haben Sie unsere ganze Tagesmisère. Wie Vieles und gewiß sehr Gescheidtes hätte man mitzutheilen, wie gern möchte man ein Stündchen gemüthlich verplaudern — wenn nur die rechte Stimmung dazu wäre! Aber ein solcher Winter, der ohne Rücksicht von Anstand den Herbst zur Treppe herabwirft und unangemeldet in Jedermanns Stube hereinstürzt und am Arme noch eine so widerliche Maitresse, wie Frau Cholera, umherführt, ein solch ungeschlachter Winter, der sich weder durch Marie Taglionis süßes Mienenspiel noch durch der Sennoras Pepas und Dolores warme Gelenksprache erweichen läßt, ein Winter voll kosackischer Tücke und orientalischer Verwesung, ein Protektor der Leichenbitter und Todtengräber, ein erklärter Feind aller weltlichen Lust, ein Kriegsschürer und diplomatischer Knotenschürzer, ein solch erbärmlicher Winter ist noch nicht dagewesen. Gehen Sie durch unsere Straßen — wenn es der scharfe Wind oder der Regenschauer erlaubt — und Sie werden die Menschen theilnahmlos, ja mit gewisser Scheu aneinander vorüberrennen sehen; Keiner bleibt stehen und bewundert des Anderen Rock oder des Anderen Bartschnitt, wie sonst in guten Zeiten; Keiner wiegt sich stolz und selbstbewußt in den langen Schößen eines neuen Paletots, Niemand verweilt mit dem früheren Behagen vor den großen Schaufenstern unserer Modisten, wo neben bunten Cachemirs die modernsten Trauerstoffe hängen, und die wächsernen Puppen, trotz allen Flitters und Putzes, mit dem sie angethan sind, eine so unheimliche Erinnerung wecken. Gehen Sie ins Café, so steckt Ihnen der Marqueur 1000 getödtete Russen mit dem Abendblatt in die Hand; ein Freund der Alliirten wirft Ihnen einige zerstörte Forts nebst 500 Bomben, Haubitzen und anderem Schießbedarf ins Gesicht; aus einer anderen Ecke seufzt ein Spekulant: die Pariser Rente höher gekommen? und wieder aus einer anderen wird Preußen als Großmacht feierlichst herausgeworfen. Das ist nun freilich öffentliche Meinung und kann für die Physiognomie der höheren Gesellschaft, der eingeweihten Kreise nicht maßgebend seyn. Indeß auch in den kleineren Privatcirkeln ist jetzt keine Ruhe und kein Seelenkomfort zu finden. Die Dame vom Hause empfängt Sie zuweilen mit einem schmerzlichen Lächeln, das auf innere Gemüthszustände weist, die nur durch eine Tasse Kamillenthee oder durch einen der neu erfundenen „ceintures de santé“ beschwichtigt werden können; Papa kauert tiefsinnig in der Sophaecke und lauscht gewissen Tönen, die nicht vom Pianoforte, nicht aus dem Salon, nicht aus einem Nebenzimmer, auch nicht von einer anderen Person herrühren, sondern melodramatisch aus des Körpers eigenem Inneren hörbar werden, ein geisterhaftes Kollern und Räuspern. Und dort sitzt ein junger Mann, bleich und angegriffen, die Blicke stets der Thür zugewandt, als wollte er jeden Augenblick den schleunigsten Rückzug gesichert haben, seine Hand ruht in der Hand seiner Braut, aber sein Geist ist anderwärts. Und auch die sämmtlichen Pepis und Nettis und Katis und Tonis, welche die Antichambres bevölkern, nicht minder die Herminen, Aurelien, Sigismunde, Cäsaren und Thusnelden, welche den auf- und ablaufenden Stammbaum der Familie bilden. Alle befinden sich in so zerrütteter Stimmung, daß ein Hausfreund allen moralischen Muth zusammenfassen muß, um dem allgemeinen Panic unversehrt entgehen zu können.

Kein Wunder, daß bei solchen Zuständen der Gesellschaft alle höheren Interessen schweigen, daß der Doktor allein den Salon und die Boudoirs beherrscht, daß Heines Selbstbiographie von Dowerschen Pülverchen überstreut auf dem Tische liegt und George Sands Memoiren hin und wieder von einem sanften Lindenblüthenthee übergossen werden. Höchstens sucht man sich durch donnernde Kriegsnachrichten zu übertäuben, man möchte dem heimtückischen Tode intra muros entrinnen und sich lieber dem Menschikoff mit seinen Langröcken und Langbärten entgegenstürzen, wenigstens auf den Parallelen der Zeitungsspalten. Wetten auf die Einnahme von Sebastopol werden zu hohen Einsätzen gemacht, auf der Börse und in der Coulisse suchte man die Flauheit des Geschäftes durch Spekulationen auf den Ultimo oder längste Frist, die man den Belagerern stellte, zu beleben — Vergebens! Der Ultimo kam und der Tartar kam nicht, Sebastopol blieb à la hausse und die Wetten à la baisse fielen wie die Fliegen im November, wenn der erste kalte Reif eintritt. Also auch hier kein Amusement, kein bischen Aufregung ohne Verlust, keine echte Stimmung für Austern und Champagner!“

Sebastopol.

Wenn ein preußisches Blatt vor Kurzem noch der Meinung seyn zu dürfen glaubte, „der schließliche Ausgang der Belagerung Sebastopols erscheine für alle Verhältnisse nur von untergeordneter Bedeutung“, so möchten Angesichts der ungeheueren Anstrengungen auf Seite der Alliirten und einer Gegenwehr von Seiten der Russen, der man selbst die Anwesenheit zweier Großfürsten in oder bei Sebastopol als moralische Unterstützung zu geben nicht

verschmähte, wohl Wenige jener Ansicht seyn. Richtiger zeichnet ohne Zweifel Fraser's Magazin die Lage der Dinge mit folgenden Worten, die in einem oder dem anderen Falle (Eroberung Sebastopols oder nicht) ihre Bedeutung behalten werden.

„Erwägt man die ausnahmsweise, politische und strategische Wichtigkeit von Sebastopol," so ist es nicht zu viel gesagt, daß, einige der größten Schlachten der Geschichte abgeeechnet — denen übrigens meist Jahee von Vorbereitungen und lange Feldzüge vorausgegangen — niemals so gewichtige Interessen von dem Ausgang einer einzigen militäeischen Thaт werden abgehangen haben. Lassen wir den Geldwerth der russischen Flotte im schwarzen Meere bei Seite, vergessen wir die Millionen, welche in dem Bau der Bassins, der Batterien und Magazine stecken, die Einnahme Sebastopols wird etwas mehr als einen materiellen Sieg geben; denn in dieser Festung der Krim muß man das Blendweek suchen, das Rußland im Occident und im Orient übt. Die russische Marine, welche während des Friedens so stolz die Gewässer des Pontus Euxinus schlug, zeigt sich, es ist wahr, bei dem ersten Anblick des Dampfes unserer Fregatten bescheidener; aber dieß erschüttert nicht die Solidität der Mauern von Sebastopol, und ein Hafen, der, wie dieser in einer dominirenden Lage, eine Flotte von 18 Linienschiffen biegt, ist noch ein furchtbaeer Stützpunkt füe die russische Macht. Sobald Sebastopol ein unschuldiger Hafen geworden seyn wird, wo die Seeleute nichts mehe zu fürchten haben, als den Schatten der armen Iphigenie, wird der Stern des Czaaren erbleichen. Eine große Seeschlacht, ein Bombardement auf dem Meere, wenn selbst das praktische Resultat ein gleiches wäre, würde eine geringere moralische Wirkung erzeugen, als eine Landoperation auf diesem Boden, wo der Feind sich rühmt, zwei Millionen Menschen marschiren zu lassen."

Mannichfaltigkeiten.

In der Zeit vom 16. v. bis zum 15. d. M. wurde Seitens der Berliner Maekt-Polizei Folgendes zur Anzeige und Besteafung gebracht: Gegen 7 Personen, Milchpächter ꝛc. wuede wegen Milchverkauf unter 13 Grad denunzirt, wegen schlechter Butter gegen eine Person, wegen verdorbenen Doesch gegen eine Person, wegen faulen Obstes gegen vier Personen, wegen Diebstahls auf dem Markte wurden verhaftet zwei Personen, wegen Obdachlosigkeit und lüderlichen Umhertreibens ebenfalls zwei Personen, wegen Betrugs drei Personen, wegen Auflaufs, Ruhestörung und ungebüheliсhen Betragens drei Personen, wegen Verletzung des Anstandes eine Person, wegen zu kleinen Gemäßes waed gegen zwei Personen, wegen Verkaufens und Kaufens von Vieh außerhalb des Viehmarktes gegen zwei Personen, wegen eigenmächtigen Einnehmens einer Verkaufsstelle wider sechs, wegen Stehenlassens leerer Fuhewerke eine, und wegen Reinigen von Droschken auf dem Straßendamm gegen zwei Personen denunzirt.

Bei den Verträgen, welche Frankreich seit dem Jahee 1852 mit den verschiedenen europäischen Staaten zum Schutze des internationalen Verlagsrechts geschlossen hat, ist jenes doch nicht im Stande, Contraventionen im Auslande nach Wunsch zu beaufsichtigen oder zu verhüten. Es hat sich deßhalb in Paris eine Privatgesellschaft gebildet, welcher die ersten Buchhändler der genannten Hauptstadt beigetreten sind, um diese Aufsicht durch geeignete Agenten ausüben zu lassen. Dieselbe hat deßhalb nach ihrer voe Kurzem stattgefundenen ersten Zusammenkunft einen solchen Agenten für Deutschland in Leipzig etablirt.

Der Louvee in Paris scheint trotz der vorgerückten Aebeiten doch nicht bis zur Weltausstellung fertig werden zu wollen. Der Kaiser ist mit den beiden auf dem Carrousselplatz hervorspringenden Flügeln durchaus nicht einverstanden, und er soll sogar geäußert haben, beide Flügel müßten wieder abgetragen werden; ein so großes Werk dürfe man nicht über Hals und Kopf fertig machen wollen, sondern müsse es mit gewissenhafter und steter Berücksichtigung der höchsten Anforderungen der Kunst weiter führen. Herr Fould dagegen macht die Ansicht geltend, daß, unter Umständen, welche im Inneren und nach Außen so außerordentliche Mittel in Anspruch nähmen, es sich unmöglich empfehlen könne, ein Unternehmen, auf welches bereits fünfzehn Millionen verwendet worden, gewissermaßen von vorn wieder anzufangen.

Die polnische Nation zählt gegenwärtig ungefähr 23 Millionen Köpfe, davon kommen auf die russischen Besitzungen 15,766,682, die österreichischen 4,913,203 und die preußischen 2,597,564.

Der Appellhof zu Brüssel verurtheilte dieser Tage zwei Herenbeschwöree, den einen zu drei Jahren und den andern zu sieben Monaten Gefängniß. Die Exorcisten hatten in der Gegend von Nivelles ihr Unwesen getrieben und sogar unter der gebildeten Klasse, unter Anderm in einem Communal-Empfänger und seiner Schwester, Leichtgläubige gefunden, die sich von den Teufelsbannern prellen ließen. Und solcher Spuk im neunzehnten Jahrhundert!

Balfe hat füe das Teateo Geande in Triest eine neue Oper: „Pittore e duca", fabricirt, die in diesen Tagen dort zue Aufführung kommt. Die Musik ist „gediegen", so wenigstens behauptet im Voraus die Triester Zeitung.

(München, 18. Nov.) Die Voelesungen auf der Universität sind in vollem Gange. Es befinden sich darunter wieder mehrere, die zumeist von nicht immatrikulirten Zuhörern besucht werden; so z. B. liest der Chemiker Professor Kaiser ein Kollegium über Bierbrauerei, ein Zweig dee Technik, der unseres Wissens früher auf der hiesigen Hochschule nicht vertreten wae.

Auf einem Landgute in Schlesien hat man von Weizenkörnern aus einem Mumiensarge eine ausgezeichnete Ernte gehalten. Der Saame brachte äußerst kräftige Halme hervor, und jede Aehre trug 50 — 80 Köener. Aus einem knappen Eßlöffel voll dieses vielleicht 2000 Jahee alten Saamens ist ein Eetrag von $2^1/_2$ Metzen erzielt worden.

Sartines, Polizei-Lieutenant von Paris unter Ludwig dem Fünfzehnten, wae berühmt wegen der wunderbaren Schnelligkeit, mit welcher er alle Vorgänge in der französischen Hauptstadt zu seiner Kenntniß zu dringen wußte. Ein Beamter aus Lyon äußerte einmal, daß er nicht zweifle, ohne Wissen des Herrn von Sartines nach Paris kommen zu können. „Verlassen Sie sich nicht zu fest darauf", erwiederte der Lieutenant. Sechs Monate später hatte Jener Gelegenheit, die Hauptstadt zu besuchen. Eingedenk des erwähnten Gespeächs, betrat er dieselbe bei Nacht und miethete sich unter falschem Namen eine ganz geringe Wohnung in einem sonst nur von wenig begüterten Leuten aufgesuchten Stadttheil. Kaum schimmert die Moegensonne in die blinden Scheiben seines Fensters, als ein reich betreßter Diener ihn aus dem Schlafe weckt und ihm einen Beief übergibt. Es war eine Einladung zum Mittagessen bei Sartines.

(Müllheim, im bad. Oberlande, 17. Nov.) Gestern Nacht ereignete sich mit dem in der Richtung nach Basel gehenden Güterzug bei Hügelheim ein schweres Unglück: ein Bahnwärter gerieth unter die Wagen und wurde auf eine Schauder erregende

Weise in mehrere Stücke zerrissen. Der Unglückliche wollte beim Herannahen des Zuges, der ihn, wie es schien, überraschte, noch einen Dienst verrichten, stürzte jedoch beim Begehen der Bahn zu Boden, wodurch ihn der Zug übereilte und er so unter die Räder gerieth.

Konzert von Heinrich und Joseph Wieniawski.

Frankfurt a. M. Am 22. d. M. gaben die genannten Virtuosen im Schauspielhause ihr erstes Konzert. Wenn ein vorausgegangener Ruf sich schon so oft bei uns nicht gerechtfertigt, so hat er sich hier übertroffen und haben die Brüder **Wieniawski** durch ihre außerordentlichen Kunstleistungen wahrhaft Furore gemacht. Wenden wir uns zuerst zu **Heinrich Wieniawski**, so dürfen wir denselben mit vollem Recht den ersten Violinspielern, den vielbewunderten Meistern dieses Instrumentes beizählen. Er entfaltete eine Virtuosität, welche unbedingt vollendet genannt werden muß. Alle Passagen führte er selbst in den rapidesten Tempis mit einer bewunderungswürdigen Klarheit und Sicherheit aus, und wenn wir bei den besten Violinspielern mitunter das Eine oder das Andere mißglücken sahen, so wurde hier Alles, so schwierig es auch seyn mochte, bis ins kleinste Detail gelungen executirt. Namentlich ist, was L. Rellstab schon hervorgehoben hat, sein Staccato in allen Formen und Figuren, Läufen, Arpeggien, Piano, Forte, steigend, fallend, mit dem Bogen aufwärts und abwärts, das Vollendetste, was wir je gehört. Was den Vortrag betrifft, so ist dieser ein überaus schwungreicher und genialer, dessen Eigenthümlichkeit sich mehr der romantischen, als der klassischen Schule zuneigt. Dieß bekundete sich besonders in der Othello-Fantasie, die von dem Konzertgeber in höchster technischer Vollendung und dabei feurig und wahrhaft hinreißend gespielt wurde. Arpeggien, Doppelgriffe, Staccati, Alles rollte und perlte, daß man staunen und bewundern mußte, und zugleich machte der romantische Zauber des Vortrags einen mächtig bewältigenden Eindruck. Drei und viermaliger Hervorruf ehrte die außerordentlichen Kunstleistungen des Genannten. — Auch in **Joseph Wieniawski**, dem jüngeren der Brüder, haben wir einen ausgezeichneten Virtuosen zu begrüßen. Er spielte ein Konzertstück von C. M. v. Weber und zwei brillante Konzertpiecen eigener Komposition. Seinem kräftigen und elastischen Anschlag, der Leichtigkeit und Sicherheit seines höchst abgerundeten und perlenden Spieles, sowie dem lebendigen und jugendlich frischen Vortrag wurde der reichste Beifall gespendet. — Da wir die beiden genannten Virtuosen wohl noch öfters hören werden, so behalten wir uns Weiteres vor. Alle Musikkenner und Kunstfreunde, welche diesem ersten Konzerte beiwohnten, sind des Lobes und der Bewunderung voll, namentlich was die außerordentliche Bravour des älteren der Brüder, Heinrich Wieniawski, betrifft. Das heute stattfindende zweite Konzert bedarf der Empfehlung nicht, da sich der Ruf von dem Talent und den Leistungen seiner Veranstalter in unserer Stadt bereits genugsam verbreitet hat.

W.

Frankfurt a. M., 23. Nov.

An die Actionäre des hiesigen **Kunstvereins** erging unter'm 15. d. folgendes **Circular**: „P. P. Die Direktion des Frankfurter Kunstvereins, von dem lebhaften Wunsche geleitet, dessen Zwecke und Interessen nach Kräften zu fördern, erlaubt sich, die verehrten Mitglieder der Gesellschaft zu einer **außerordentlichen Generalversammlung** auf den 2. Dec. d. J. um 4 Uhr Nachmittags im Lokale des Städel'schen Kunstinstituts einzuladen und Vorschläge zu einer Umgestaltung des Vereins mitzutheilen. Jedem mit der Entwicklung unsers Kunstvereins und dessen Verhältnissen vertrauten Mitgliede ist es bekannt, daß dessen Bemühungen nicht wenig dazu beigetragen haben, seit den 25 Jahren seines Bestehens die Theilnahme für Kunst in unserer Stadt sehr zu erweitern, manches aufblühende Talent durch thätige Aufmunterung zu fördern, besonders aber durch Anregung und ansehnliche Beiträge für öffentliche Werke manches schöne Monument Frankfurts mitbegründet zu haben. Alle diese Erfolge wurden durch den nur wenig ausgebreiteten Verein und mit nur beschränkten Mitteln bewirkt. Eine größere Ausdehnung des Vereins, eine kräftigere Wirksamkeit durch bedeutendere Einnahmen war ein Wunsch, der oft gehegt worden, aber nach den bestehenden Verhältnissen und Einrichtungen nicht zu erreichen war. Diesem Verlangen möglichst zu entsprechen, haben nun einige Mitglieder der Direktion in Verbindung mit mehreren Kunstfreunden uns einen Entwurf zur Begutachtung vorgelegt, welcher neu in den Mitteln, aber denselben Zweck verfolgend, in erhöhtem Maße die Förderung der bildenden Kunst beabsichtigt und bereits durch bedeutende Zusicherungen seiner Verwirklichung entgegensieht. Die Direktion des Kunstvereins hat diese Vorlage geprüft und derselben ihre Anerkennung zugesagt. Sie erlaubt sich nun allen verehrten hiesigen und auswärtigen Mitgliedern unseres Vereins den neuen Plan eines auf Actien gegründeten Kunstvereins nebenstehend im Auszug mitzutheilen und Sie aufzufordern, dieser neuen Gesellschaft beizutreten. Bei Vorlegung des Prospectus machen wir noch aufmerksam, daß bei einem Anschluß unsere bisherigen Mitglieder in Zukunft 10 Loose und 2 Freiloose um fl. 5, statt des bisherigen Beitrags von fl. 5. 24 kr. erhalten würden, daß aber, da die ganze Einnahme, nach Abzug der vorgesehenen Posten, im Interesse der Looseinhaber für Preise verwendet werden wird, das Vereinsblatt wegfällt. Die Ansammlung eines Fonds zur Errichtung öffentlicher Werke ist in dem neuen Verein nur in so weit vorgesehen, als die Gesellschaft gedeiht und einen Reservefond anlegt, der statutenmäßig nur im Interesse der Kunst verwendet werden darf. In oben angezeigter Generalversammlung werden wir gelegentlich des Vorschlags zum Beitritt zu dem sich neu bildenden Kunstverein die Erklärung abgeben, daß jedenfalls unsere Gelder für öffentliche Werke ihrem Zweck nicht entzogen werden dürfen und beantragen, daß ein Comitee aus unsern Mitgliedern ernannt werde, welche statutenmäßig die Verwendung derselben zu bestimmen und öffentlich einen jährlichen Bericht darüber abzulegen hat. Indem wir dringend ersuchen, sich in dieser Generalversammlung einzufinden, zeichnet hochachtungsvoll

Die Direction des Kunstvereins."

Prospektus der Frankfurter Actien-Gesellschaft zur Beförderung der Kunst, welche eventuell den Namen „Frankfurter Kunst-Verein" annehmen wird.

Das Kapital der Gesellschaft ist vorläufig auf fl. 30,000 festgesetzt, welche in 300 Actien à fl. 100 au porteur ausgegeben werden und 4 Prozent jährlich Zinsen tragen. Der Verwaltungsrath der Gesellschaft kauft mittelst dieses Kapitals eine Anzahl Kunstwerke aller Art und bringt diese in einem passenden Lokal vom Monat April bis December zur Ausstellung. Jeder die Ausstellung Besuchende erhält gegen den Eintrittspreis von 30 kr. ein Loos, welches in der im December zu haltenden Ausspielung aller Kunstwerke mitspielt. Jeder, der 5 Loose à 30 kr. ankauft, empfängt 1 Prämienloos. Jeder, der 10 Loose à 30 kr. ankauft, erhält 2 Prämienloose, wird dadurch **Mitglied der Gesellschaft** und kann unentgeltlich das Lokal während des ganzen Ausstellungsjahres besuchen. Die den Abnehmern von 5 und 10 Loosen zugestandenen Prämienloose spielen ausschließlich in einer 2. Lotterie mit, in welcher nur diejenigen Preise verloost werden, welche speziell zu diesem Zweck angekauft sind. Aus dem sich ergebenden Ueberschuß werden alljährlich eine durch die Generalversammlung zu bestimmende Anzahl Actien zurückbezahlt, ohne daß dadurch der Inhaber dieser Actien seine Ansprüche an die Gesellschaft verliert. Der Rest des Ueberschusses bildet einen Reservefond. Zur Sicherstellung des Actien-Kapitals soll ein allenfalls entstehender Deficit dadurch gedeckt werden, daß alljährlich vor der Verloosung der Kunstwerke die Bilanz der Gesellschaft gemacht und das richtige Verhältniß der eingegangenen Gelder zu den zu verloosenden Gegenständen hergestellt wird. In dem Lokal der Gesellschaft findet gleichfalls eine permanente Ausstellung statt, sowohl von Kunstwerken zum Verkauf, als solchen zur bloßen Beschauung. Die Direktion in dem Lokale der Gesellschaft wird einem speciell hiezu angestellten Inspector übertragen, welcher über Alles Rede und Antwort zu geben hat, auch besonders mit dem Verkauf der zu diesem Zweck der Gesellschaft anvertrauten Kunstwerke beauftragt ist. Das Unternehmen findet mit obrigkeitlicher Genehmigung und obrigkeitlicher Anerkennung der Statuten statt.

Theater-Anzeige.

Samstag, 25. Nov. (Letzte Gastdarstellung der Fräulein **Minna Birch**) **Faust**, Tragödie in 6 Abth. von Goethe. Gretchen: Frl. Birch.

Sonntag, 26. Nov. (Zum ersten Male wiederholt): **Pitt und Fox**, historisches Originallustspiel in 5 Aufz. von Dr. R. Gottschall.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 283. Sonntag, den 26. November 1854.

Zäbäck Dorschi, der Russenfeind.

(Eine geschichtliche Erzählung.)

(Fortsetzung.)

Der große ebene Landstrich zwischen der Wolga mit dem nächsten Haltpunkt der Flüchtigen, dem Jaikfluß, dehnt sich über vierhundert Werst zwischen den Ufern beider Gewässer ohne große Bodenverschiedenheit aus. Ungeheure Grasplätze, Sandhügel, Regensümpfe und niederes Gesträuch wechseln mit einander ab; der Boden ist nicht unfruchtbar, aber ihm fehlt die hülfreiche und ordnende Hand des Menschen. Ohne Weg und Steg reckt sich diese weite Ebene einförmig vor dem Auge des Wanderers bis zum äußersten Horizont, dem Meere vergleichbar. In dieser Welt haben sich die Sinne der Steppenbewohner von Jugend auf geschärft; Gesicht und Gehör des Menschen sind hier von einer Stärke, welche ans Fabelhafte gränzt. Besonders scharfsichtig und feinhörig waren von jeher die Torgoten, und mit diesen Eigenschaften verbanden sie eine Ausdauer und Zähigkeit der Muskeln, welche es ihnen möglich machte, jene Ebene zwischen Wolga und Jaik in acht Tagen zurückzulegen. Wer mit dem Verhältniß bekannt ist, in welchem die Schwierigkeit der Bewegung mit der Masse der Menschen und Dinge wächst, wird erstaunen über solchen Anfang der berühmten Flucht. Mehr denn eine halbe Million Menschen jeden Alters und mehr denn doppelt so viel Kameele, Pferde, Schafe und Ziegen sammt vielem Gepäck legten in der Steppe bei kurzer Winter-Sonne ohne Wagen acht Tage hinter einander an acht deutsche Meilen täglich zurück.

Konnte ein solcher Anfang wohl den Beweis liefern, daß das kalmückische Volk Spannkraft und Ausdauer zu dem großen Wagniß besaß, und mußte dieser erste Erfolg Vertrauen zu dem ganzen Unternehmen einflößen, so zeigten sich auf dieser ersten Station der langen Reise doch auch schon die Anfänge der Schrecknisse, von denen die lange Flucht begleitet seyn sollte. Der feuchten kalten Winterwitterung und den Strapatzen waren mehrere unglückliche Männer und Frauen erlegen, welche entweder todt oder sterbend in der Steppe ihrem Schicksal überlassen bleiben mußten. Einzelne matte Nachzügler schleppten sich noch eine Tagereise mühsam dem großen Haufen nach, bis sie in dem offenen großen Steppengrabe liegen blieben, Hunden und Wölfen eine Beute.

Die Mehrzahl hoffte am Jaik einige Tage lang Ruhe zu finden. Aber die Anführer gewährten nur eine Nacht und einen halben Tag Rast. Sollte der Vorsprung, welcher durch die ersten acht Tage gewonnen worden war, nicht verloren gehn, so mußte der Uebergang über den Jaik rasch bewerkstelligt werden. Zäbäck Dorschi machte den Bizchan darauf aufmerksam, daß das Volk sich mit einem großen Wust überflüssiger Dinge schleppe, und daß es nothwendig sey, nicht allein diese, sondern überhaupt Alles zurückzulassen, was an gewichtigem und umfangreichem Geräth den Transport auf dem Marsch erschwerte. Ubascha ging dem Volke selbst mit einem guten Beispiele voran, indem er seine größten Wohnhütten zerstören, die langen Dachstangen seiner Zelte um die Hälfte verkürzen und eine Menge Geräth, Kessel und anderes Geschirr, theils zertrümmern, theils den Flammen übergeben ließ. Zäbäck Dorschi und die meisten andern Nojone und Saissange thaten ein Gleiches, aber das Volk murrte darüber und trennte sich schwer von dem Wenigen, was ihm als überflüssig angerechnet ward. In solchem erleichterten Zustande wurde der Jaik überschritten.

Zum Glück für die Flüchtlinge waren die Jaiker Kosacken auf ihren Besuch nicht vorbereitet und die meisten von ihnen auf dem kaspischen Meere mit der Fischerei und dem Schiffsbau auf den Werften beschäftigt. Die Wenigen, welche Miene machten, den großen Menschenstrom aufzuhalten, mußten sich nach Verlust einiger Todten zurückziehen. Indeß verbreitete sich die Nachricht von dem Durchzuge der Torgoten rasch in den kleinen benachbarten Kosackenfestungen. Die schwache Garnison derselben wurde aufgeboten, die Fliehenden zu verfolgen und anzugreifen. Auf den inderschen Anhöhen wurde eine Abtheilung der Nachhut vom Hauptzuge abgeschnitten und, bei hartnäckiger Gegenwehr, bis auf den letzten Mann niedergemacht. Ermuthigt durch diesen Erfolg, griffen die Kosacken zu wiederholten Malen an, machten eine Menge Gefangene und veranlaßten selbst einige abtrünnige Adelige, welche dem astrachan'schen Gouverneur als treue Anhänger Rußlands bekannt waren und sich auf seine Fürsprache verlassen konnten, zu ihnen überzugehen.

Während die Kosacken sich genöthigt sahen, von weiteren Verfolgungen abzustehen, erhielt der orenburg'sche Statthalter Befehl, den Generalmajor von Traubenberg zur Verfolgung des Bicechans abzuschicken. Zu diesem Zwecke wurden über 5000 Mann Kosacken zusammengezogen und durch zahlreiche Haufen Baschkiren und Kirgisen verstärkt.

Die große Kirgisensteppe wird von den Flüssen Irgitsch, Uekjäk und Torgai durchschnitten, die sich in den Azsakalsee ergießen. Sie dehnt sich vom kaspischen Meer bis zum Aralsee aus, und gränzt an die Länder der Truchmenzer, Bucharen und Chinesen. Diese ungeheure Ebene mußte durchwandert werden, und zwar mit den Waffen in der Hand, denn der Kirgise ist der geschworne Feind des Torgoten und stürzte sich auf die Kalmücken mit einer Wuth, welche den härtesten Widerstand erforderte.

Mit dem frühbeginnenden Lenz mehrten sich die Gefahren und Beschwerden. Tod und Ermattung, Armuth und Verzweiflung mehrten sich von Tag zu Tage. Zwischen den ersten Frühlingsboten in der Steppe hielt der Tod eine schreckliche Aehrenlese hart

auf den Fersen der flüchtigen, rastlos forteilenden Masse. Ein Theil der streitbaren Mannschaft ward von den fast täglich angreifenden Kirgisen aufgerieben, Hunderte von Müden blieben am Wege liegen und geriethen in die Gefangenschaft der Verfolger. Viele starben aus Mangel an Ruhe, Nahrung und Pflege. Die Heerden lichteten sich in demselben Verhältniß. Den Kameelen hatte die kalte Jahreszeit zugesetzt, die Pferde magerten ab und erlagen theilweise den langen Anstrengungen.

So schwand das Vermögen der fliehenden Horden von Tag zu Tage, und die Mannschaft schrumpfte mehr und mehr zusammen.

Eine Kette von Leichen, von gefallenen Lastthieren und von Menschen, welche der Last erlegen waren, bezeichnete den Lauf, den der torgolische Auswanderungsstrom durch die weglosen Steppen genommen hatte. Kinder mußten jammernd von ihren Eltern, Eltern von ihren Kindern, der Gatte von der Gattin, der Freund vom Freunde lassen.

Kein Laut der Freude, kein Ton der Heiterkeit kam mehr über die Lippen dieser Unglücklichen, deren Wanderlieder längst vertönt und ausgesungen waren. Die Ermunterungen und ermahnenden Reden, die Verheißungen und Tröstungen, mit denen Zäbäck Dorschi nicht müde ward, die Muthlosen zum Ausharren aufzufordern, machten von Woche zu Woche, von Tag zu Tage immer weniger Eindruck. Gerührt und erweicht durch das wachsende Elend, begannen manche Nojone und Saissange mit dem gemeinen Mann zu bereuen, ihre Einwilligung in die Flucht gegeben zu haben.

Ein Geist des Unmuths und der Widerspänstigkeit regte sich lauter und drohender bei jedem Schritt und führte während des Schreckenmarsches endlich zu einer geheimen Verschwörung gegen Ubascha, Zäbäck Dorschi und die übrigen Urheber der Flucht. Man wollte diese Männer zur Rechenschaft ziehn, mit Rußland in Unterhandlung treten und die Ankunft der russischen Verfolgungstruppen erwarten. Der Plan ward Zäbäck Dorschi verrathen. Dank seiner Beredtsamkeit und mehr noch seinem Beispiel, sahen die Verschwörer ihr Unrecht ein und kehrten, von Bewunderung für den Kalmückenhelden und Russenfeind, zu besseren Gesinnungen zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Die Russen in der Krim und die Besitznahme dieser Halbinsel durch die Kaiserin Katharina II.

Da nunmehr auch die Krim, nachdem sie nicht viel weniger als ein Jahrhundert von den Kriegsstürmen, welche Europa und das benachbarte Asien durchbraust und verheert haben, unberührt geblieben, in den weiten Kreis der kriegerischen Ereignisse, deren Entwickelung und Entscheidung das gesammte Europa mit der gespanntesten Erwartung entgegensieht, gezogen ist, so dürfte ein kurzer Rückblick auf die Begebenheiten, welche daselbst vorfielen, von der Zeit an, als die Russen zuerst die Halbinsel betraten, bis zu dem Moment, in welchem sie in deren Besitz überging, sowie eine Darstellung der Art und Weise, wie das letztere geschah, in dem gegenwärtigen Augenblicke nicht ohne Interesse für manche unserer Leser seyn. Nachdem die Krim oder das taurische Chersones etwa seit dem Jahre 600 vor Chr. nicht nur die verschiedenartigsten Völker an den Küsten und im Inneren sich niedergelassen gesehen, sondern auch solchen in buntem Gewirre mehr oder weniger zum Kampfplatze gedient hatte, setzten sich im 13. Jahrhundert die Tataren in den Besitz dieser Halbinsel und der von ihr aus über den Gestaden des schwarzen Meeres westlich bis zum Dniester, östlich bis zum Kubar sich hindehnenden Steppen und behaupteten sich auch selbstständig daselbst bis Sultan Mohamed II. im Jahre 1475 sich der Halbinsel bemächtigte. Indeß war dieser Eroberer weit entfernt, dieselbe als vollständiges Eigenthum für sich zu behalten, sondern er setzte den Tataren daselbst einen Khan aus ihrer alten, von dem gewaltigen Dschingis-Khan abstammenden Herrscherfamilie Ghiray, der vom türkischen Kaiser abhing, von diesem die Bestätigung seiner Würde erhielt und ihm zur Heeresfolge verpflichtet, mithin türkischer Vasall war. Dieses Verhältniß setzte denn, so oft ein Krieg zwischen der Türkei und einem anderen Staate ausbrach, den jedesmaligen Tatar-Khan in die Nothwendigkeit, Theil an demselben für die Türken zu nehmen. Nachdem dieß auch in den ersten drei Kriegen, welche Rußland und die Pforte wider einander führten, mit einer größeren oder geringeren Kraftentwickelung von Seiten der Tataren geschehen war, ließ im Jahr 1735 im vierten russisch-türkischen Kriege, zu welchem die häufigen Streifereien und Einfälle der Tataren in das russische Gebiet dem Kabinete zu St. Petersburg Veranlassung gegeben, die Kaiserin Anna ein Heer gegen die Tataren aufbrechen, das aber die Krim nicht betrat, sondern in Folge des Mangels aller Lebensbedürfnisse und mörderischer Krankheiten in der Ukräne seine Winterquartiere nahm. Allein im folgenden Jahre setzte sich Feldmarschall Münnich an der Spitze von 54,000 Mann gegen die Halbinsel in Bewegung und stürmte mit einem Muthe, den kein Hinderniß aufhalten konnte, die von den Tataren für uneinnehmbar geachteten Linien von Perekop am Halse der Halbinsel unter dem heftigsten Feuer und unter gräßlichem Blutvergießen. Nach dieser glänzenden Waffenthat drang der Feldmarschall weiter vor in der Halbinsel, freilich unter schrecklichen Verheerungen des Landes, bis Mangel und Hitze des Klimas, welche in kurzer Zeit 20,000 Russen dahinrafften, sowie der Geist des Unmuths und der Unzufriedenheit, der unter seinem Heere sich kund gab, nicht bloß seinem Siegeslaufe Einhalt thaten, sondern ihn auch zur Umkehr und zum Beziehen von Winterquartieren in der Samara nöthigten (September und October 1736). Im Sommer des folgenden Jahres fiel der russische General Lacy in die Krim ein, aber das Glück, das seine Unternehmungen anfänglich begünstigt hatte, wandte ihm bald den Rücken, als auch die Reihen seines Heeres von Hunger und Seuchen gelichtet wurden, so daß ihm nichts anderes als die Umkehr übrig blieb. Dagegen gewann derselbe Feldherr im folgenden Jahre nicht bloß die von den Russen an die Tataren verlorene Festung Perekop wieder, sondern schlug auch den Tatar-Khan Alym Ghiray zwischen dem genannten Orte und Kaffa in einem hartnäckigen Treffen. Als im Jahr 1768 der fünfte Krieg zwischen Rußland und der Pforte ausbrach, ging der Tataren-Khan Krim Ghiray zuerst außerhalb seiner Halbinsel angriffsweise gegen die Russen zu Werke, sah sich aber bald nicht bloß in die verschiedenen Niederlagen, welche die Türken durch die Russen erlitten, verwickelt, sondern auch im Jahr 1771 zur Vertheidigung der Krim selbst und endlich zur Flucht genöthigt, als Dolgoruki an der Spitze von 30,000 Russen und 60,000 Noghaien gegen Perekop anrückte und die dortigen von 50,000 Tataren und 7000 Türken vertheidigten Linien mit ungestümer Tapferkeit erstürmte. Die genannte Veste selbst fiel nach einer Niederlage, welche der Fürst Troforowski einer Abtheilung von 12,000 Tataren beigebracht. Während nun der Khan in Eilflucht nach Konstantinopel sich zu retten suchte, bemächtigten sich die Russen der festen Plätze Kaffa, Kertsch, Jenikale, Göslewe und Sutak und hielten das Land bis zu dem Friedensschlusse von Kudschuk-Kainardsche besetzt. Ein Artikel dieses Friedensschlusses sprach die Unabhängigkeit der Tataren in der Krim aus, eine Unabhängigkeit, welche durch eine diesen Frieden erläuternde Konvention vom 10. März 1779 von Rußland und der Pforte wiederholt aufs feierlichste bestätigt wurde. Es

solle — hieß es in derselben — dieser souveräne Staat keiner fremden Macht irgend einer Art von seinen Handlungen Rechenschaft zu geben schuldig seyn. Rußland und die Pforte verpflichteten sich auf das heiligste, unter keinem Vorwande sich in die Angelegenheiten desselben zu mischen. Wenn gleich die Verhältnisse der Tataren zu dem Großherrn als Oberhaupt der ihnen mit den Türken gemeinsamen mohamedanischen Religion beibehalten werden mußten, so ward doch mit großer Vorsicht bestimmt, daß dieses Verhältniß nie auf weltliche Souveränitätsrechte ausgedehnt werde. Indeß diese Konvention war nicht sobald geschlossen, als ernste Unruhen in der Krim ausbrachen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 11. Nov.) Eine sonderbare Broschüre ist von der Mormonen-Sekte erschienen, die nicht verfehlen wird, in Deutschland einiges Aufsehen zu machen. Unser König hatte sich durch den preußischen Gesandten in Washington, der sich deßhalb an das Kongreßmitglied der Mormonen wandte, alle auf das Mormonen-Wesen bezüglichen Schriften einsenden lassen. Ritter Bunsen besorgte die anderen, die in Liverpool, dem englischen Stationsorte der Sekte, gedruckt wurden. Dieß schien den Vorstehern der Salzsee-Gemeinde von glücklicher Bedeutung für eine in Preußen zu versuchende Propaganda zu seyn. Eine Deputation begab sich deßhalb nach Berlin und bat um eine Audienz bei dem Könige. Statt dessen wurden die Apostel des neuen Evangeliums vor den Polizeirichter gefordert, der ein Verhör mit ihnen anstellte. Dasselbe ist in dem Schriftchen wörtlich angeführt und höchst unterhaltend. Man fragte sie, ob sie Katholiken oder Protestanten wären, und als sie sich „als Apostel des neuen Evangeliums Jesu Christi" zu erkennen gaben, wurde die weitere Frage an sie gerichtet: Wer ist Jesus Christus und wer ist Joël (Smith, der Stifter der Sekte)? Das ganze Verhör kam den Leuten höchst sonderbar vor, sowie auch die mit Ober- und Untergewehr Bewaffneten, von denen sie an der Eisenbahn in Empfang genommen wurden. Das Ergebniß war, daß sie die Weisung erhielten, am andern Tage mit dem ersten Morgenzug Berlin zu verlassen.

Die Beiträge zu Ludwig Tieck's Denkmal haben, trotz der ungünstigsten Zeitumstände dafür, einen Ertrag gehabt, welcher, unter Zuschuß der Summe, welche der König von Anfang an in Aussicht gestellt, das auszuführen ermöglicht, was das Comite schon ursprünglich beabsichtigte, nämlich ein Erinnerungszeichen auf dem Kirchhof und zugleich ein Monument in der Stadt. Fest beschlossen ist noch nichts; doch dürfte auf der Grabstätte nur ein Granit- oder Marmorwürfel mit der Inschrift zu stehen kommen. In der Stadt hat man für das in Bronze gegossene Brustbild des Dichters den Platz vor dem neuen Museum oder die Säulenhalle, welche den Eingang bildet, gewählt.

(Koblenz, 18. Nov.) In der Maschinenfabrik der Herren Gebrüder Zilken in Koblenz sahen wir heute auf einem Besuche unter anderen sehr schönen und praktischen Hülfsmaschinen auch eine von dem Werkführer Herrn Stark neu konstruirte Dampfmaschine, welche uns in ihren Leistungen wahrhaft überraschte. Dieselbe hat eine ganz eigenthümliche Steuerung der Art, daß das bekannte lästige Gestänge und Exzentrikwesen ganz wegfällt, welches man bis jetzt noch an allen derartigen Maschinen vorfindet. Der Erfinder, Herr Stark, machte uns mit derselben verschiedene Experimente und wir sahen die Maschine mittels Verstellung eines Hebels mit derselben Präzision vor- und rückwärts gehen. Durch die sinnreiche Einrichtung der Steuerung, wodurch die Maschine mit der größten Geschwindigkeit sowohl vorwärts wie rückwärts zu dirigiren ist, wird sich dieselbe besonders vortheilhaft für Dampfschiffe, Lokomotiven und für Fördermaschinen auf Bergwerken eignen und wäre somit das Maschinenwesen um ein Bedeutendes verbessert. Wie wir hören, wird der Erfinder auf diese Maschine bei der königl. preußischen Regierung in Berlin ein Patent nachsuchen, und wünschen wir demselben hierzu den besten Erfolg. (Kobl. Z.)

Julien, der bekannte Pariser Orchesterdirigent, ist in London der Löwe des Tages, der jeden Abend das Drury-Lane-Theater füllt, wo er mit seinem 200 Mitglieder starken Orchester spielt, unter denen sich manche Berühmtheiten des Festlandes befinden.

(Berlin, 18. Nov.) Der königl. Hofschauspieler Herr Dessoir, welcher in Folge eines ehrenvollen Antrages die Absicht hatte, an das Wiener Hofburgtheater zu gehen, ist auf zehn Jahre für das hiesige Hoftheater unter sehr günstigen Bedingungen engagirt worden.

Die verewigte Königin Therese von Bayern hat sich nicht allein durch ihre Milde und Wohlthätigkeit, mit der sie sich der Armen und Nothleidenden annahm, sondern auch durch ihre lautere evangelische Frömmigkeit einen unvergänglichen Namen erworben. Nichts lag ihr mehr am Herzen, als daß die Wahrheit ihres Glaubens durch offenes Bekenntniß an den Tag trete. War sie in München anwesend, so fehlte sie beim Gottesdienste in der protestantischen Kirche nie. War sie unwohl, so daß die Aerzte das Ausgehen untersagten, so ließ sie einen der Geistlichen rufen, die ihr Vertrauen genossen, und ließ sich einen religiösen Vortrag mit Gebet und Segen im Zimmer halten. Das heilige Abendmahl feierte sie stets öffentlich in der Versammlung, und in ihren letzten Stunden war es der Glaube, der sein verklärendes Licht über die fromme Dulderin warf. Sie empfing noch wenige Stunden vor ihrem Ende das heilige Abendmahl und fühlte sich nach demselben sichtbar gestärkt und erhoben. Als der betende Geistliche ihr den alten schönen Spruch: Christi Blut und Gerechtigkeit rc. vorhielt, da ging noch ein Strahl der Freude über ihr Gesicht. Es war der Spruch, mit dem ihr Bruder, der Prinz Eduard von Sachsen-Altenburg gestorben war.

(Das Klima von Sebastopol.) Da es sich leicht fügen könnte, daß die Alliirten einen Winter auf dem Plateau von Balaklawa zubringen müssen, so werden folgende meteorologische Werthe von Interesse seyn. Nach Hrn. v. Humboldt (Kleinere Schriften Bd. 1 Taf. IV.) beträgt die mittlere Jahrestemperatur von Sebastopol 11,7 Gr. des hunderttheiligen Thermometers. Es steht diese Stadt daher genau auf der Isotherme von Turin, und sie ist ungleich günstiger gelegen als das nur wenig von ihr entfernte Simpheropol (9,6 Gr. d. h. Th.). Zum Vergleich erinnern wir noch an Paris, welches einer mittlern Temperatur von 10,8 Gr. sich erfreut. Allein die mittlere Jahrestemperatur ist für uns weniger von Werth als die mittlere Temperatur des Winters, die bei Sebastopol 2,3 Gr. beträgt. Es liegt daher auf der isothermen Linie mit Mailand, Pavia, Washington, günstiger als Genf (0,5 Gr.) und Lausanne (0,5 Gr.), aber ungünstiger als Paris (3,3 Gr.). Die mittlere Temperatur des kältesten Monats (Januar) beträgt 1,4 Gr., bei Turin — 0,6 Gr. (Januar), bei Paris 1,9 Gr. (Januar), bei Bologna 1,2 Gr., bei Genf — 0,6 Gr. Diese Werthverhältnisse erklären vollkommen, daß an der Südostküste der Krim Feigen und Oliven im Freien gedeihen. Was die Belagerer betrifft, so muß man sich indessen sagen, daß ihnen die obigen Temperaturwerthe zwar günstig sind, daß aber noch mehr davon abhängt, ob sie viel stille oder stürmische Tage zu erdulden

haben. Wenn die Luftmassen in raschere Bewegung gerathen vermögen sie natürlich dem animalischen Leben viel mehr Wärme zu entziehen, als wenn sie sich nur langsam bewegen (Windstille).

(Hannover.) Die hiesige Pferdeschlachterei hat im verflossenen Jahre 40,000 Pfd. Pferdefleisch geliefert, wodurch offenbar ein erheblicher Zuwachs an kräftigen Nahrungsmitteln für unsere Stadt erwachsen ist. Das Vorurtheil gegen den Genuß des Pferdefleisches ist in vielen Klassen der städtischen Bevölkerung fast ganz geschwunden.

Werke für die reifere Jugend.

Das Schriftthum, welches vorzugsweise die Förderung höherer Bildung im Auge hat, schreitet in unserer Zeit sichtlich vorwärts, seitdem man in Schulen auf gediegene Sachkenntniß, auf Erweckung einer ernsten Theilnahme für Natur und Kunst, und auf Aneignung eines reinen Geschmackes größeren Fleiß verwendet. Die reifere Jugend beider Geschlechter bedarf jetzt ganz anderer Lesebücher, als früherin; der Inhalt der Werke, die sie zu ihrer Fortbildung mit Wohlgefallen lesen soll, muß dem gewonnenen Standpunkte entsprechen. Mit freudigem Danke begrüßen wir daher die Leistungen solcher Schriftsteller, welche es verstehen, die Schätze ihres Wissens der Jugend auf eine eben so lehrreiche, wie anziehende und geistbelebende Weise zu eröffnen, und wir machen es uns zur angenehmen Pflicht, die Aufmerksamkeit gebildeter Eltern und strebsamer Erzieher auf derartige Erscheinungen hinzulenken. — Vor uns liegen im Augenblick drei eben so treffliche wie geschmackvoll ausgestattete Werke, die wir mit Gewissenhaftigkeit empfehlen können.

1) Charakterbilder deutschen Landes und Lebens für Schule und Haus, von A. W. Grube, Lpz. Brandstetter 1854. Dieser Band (Preis 1⅙ Rthlr.) schließt sich an die früheren geographischen Charakterbilder desselben Verfassers an. Da die letzteren in kurzer Zeit fünf Auflagen erlebt, folglich große Verbreitung und Anerkennung gefunden haben, so weiß man schon, was hier dargeboten wird. Wir fügen nur hinzu, daß auch hier die trefflichsten Quellen theils unmittelbar geöffnet, theils mit sicherem Takt benutzt worden sind.

2) Norddeutsche Freiheits- und Heldenkämpfe, zur Kenntniß deutschen Lebens und zur Beförderung vaterländischen Sinnes bei Jung und Alt, von Dr. J. C. Kröger. Erster Theil. Lpz. C. Brandstetter 1854. Dieß Werk (der 1. Th. 1¼ Rthlr.), welches von den Anfängen der deutschen Geschichte bis zur Reformation herab reicht, ist eine Zusammenstellung des Wissenswürdigsten auf dem bezeichneten Gebiete, mit Umsicht aus den besten Geschichtsquellen geschöpft, reich an charakteristischen Zügen und Schilderungen, und sorgfältig ausgearbeitet.

3) Chr. Oeser's Weltgeschichte für das weibliche Geschlecht. 2ter Mittlere, 3ter, Neue Geschichte (1 Rthlr. 3 Sgr. und 1 Rthlr. 9 Sgr.) vierte, unter Leitung und Mitwirkung des Prof. D. G. Weber bearbeitete Auflage, Lpz. ebendas. Der erste Band ist bereits in diesen Blättern mit gebührender Anerkennung erwähnt worden. Die beiden nachfolgenden sind mit gleicher Umsicht durchgeführt. Das Werk ist dem ursprünglichen kaum noch ähnlich, die Feile ist überall angelegt worden, um es zu einem würdigen Kunstwerk, den Ansprüchen unserer Zeit gemäß, umzubilden. Beim Unterrichte in Mädchenklassen darf man dasselbe unbedingt zum Leitfaden nehmen, und erwachsene Töchter, welchen die meisten Geschichtswerke wegen vielfachen, der weiblichen Wißbegier und mehr gemüthlichen Anschauung fern liegenden Stoffes nicht zusagen, werden diese Darstellung und Entwickelung mit Vergnügen und steigender Theilnahme lesen.

J. M. Jost, Dr.

Literatur- und Kunst-Notizen.

(Frankfurt a. M.) Aus der „süddeutschen Musikzeitung“ erfahren wir, daß im Auftrag des Gesangvereins „Männerchor“ in Basel der Bildhauer Hr. Julius Kissel, ein rühmlichst bekannter plastischer Künstler aus genannter Stadt, dieser Tage dahier ein Modell zu einer Büste in Gyps, eine allgemein hochgeschätzte Persönlichkeit, Hrn. Schnyder von Wartensee darstellend, vollendet hat. Wir stimmen dem genannten Blatte bei, wenn es sagt: „Ueber diesen Akt künstlerischer Pietät freut sich mit uns gewiß ein Jeder, der die hohen Verdienste dieses als Tonkünstler, Musikgelehrten und vielseitig wissenschaftlich gebildeten Mannes von ehrenwerthestem Charakter zu würdigen versteht, wie dann hiermit wohl auch dem Wunsche nicht nur aller Schweizer, sondern auch noch vieler deutschen Musikvereine entgegen gekommen wird, ihre Vereinslokale mit einem neuen bedeutungsvollen Bilde schmücken zu können, und es werden daher dieselben, sowie auch weitere Verehrer des Hrn. Schnyder von Wartensee, welche ein Exemplar der anzufertigenden Büste zu besitzen wünschen, sich beeilen, zeitig genug ihre deßfallsigen Bestellungen bei Hrn. J. Kissel in Basel zu machen.“ Schließlich wird an Hrn. Schnyder von Wartensee die Bitte gestellt, der erfahrungsreiche Gelehrte und hochgefeierte Künstler möge durch die baldigste Herausgabe seines Unterrichtssystems in der Musiktheorie, das sich, nach Aussage einer großen Anzahl seiner Schüler, vor vielen andern Systemen vortheilhaft auszeichne, unsere musikalische Literatur bereichern.

Ueber das Thema: „Auch die schwere Zeit, in welcher wir uns gegenwärtig befinden, vermag reichen Segen zu wirken für Gemüth und Leben des Christen“ hat Hr. Consistorialrath Dr. G. Friederich zwei zusammenhängende Predigten durch den Druck veröffentlicht, bei Benj. Auffarth. Er hat nachgewiesen, daß die Gegenwart allerdings eine schwere Zeit genannt zu werden verdiene, daß sie aber demungeachtet reiche Segnungen für das zeitliche und ewige Heil des Christen zu bewirken und sein Gemüth zu erheben vermöge, wobei er seine Gemeinde ermuntert zur Thätigkeit und Sparsamkeit, zur muthigen Ausdauer und zum Vertrauen auf Gott. Der Verfasser hat den Ertrag dieser Predigten, deren Inhalt eben so beachtenswerth, als ihre Sprache eindringlich und erbaulich ist, zum Ankaufe von Brennholz zur Vertheilung an Bedürftige in diesem Winter bestimmt. Möge die rühmliche Absicht auch dießmal die gebührende Anerkennung finden!

In Stuttgart bei Rieger ist erschienen: „Museum für die israelitische Jugend, ein Lesebuch für Schule und Haus. Von K. Klein. Erstes Bändchen. Zweite Auflage.“ Das Ganze besteht aus drei Bändchen. Die neue Auflage ist eine gänzliche Umarbeitung der frühern. Das Museum enthält Parabeln, Erzählungen; dichterische Erzählungen und Legenden, religiöse Dichtungen, erbauliche Reden und Lebensbeschreibungen. Alle Stücke sind von anerkannten Schriftstellern und bilden einen schönen Blüthenkranz. Wir können das Werkchen ganz besonders als ein sehr nützliches (und zugleich wohlfeiles) Geschenk empfehlen.

Frankfurt a. M., 25. Nov.

Für diesen Winter hält Herr Dr. Friedleben, der Vater, im Saale des neuen Bürgervereins Vorträge über naturwissenschaftliche Gegenstände; es wird dort verhandelt: 1) Ueber sogenannte geheime Naturkräfte, namentlich über thierischen Magnetismus, aus dem Standpunkte der Physik. 2) Geschichtliche Abrisse der Physik und Chemie nebst verwandten Gegenständen. 3) Das Leben der Erde. 4) Ueber Kometen. Die Eintrittskarten dazu sind nicht theuer; für die einzelne Person kostet dieselbe 2 fl., Familienbillets 3 fl. — Im Laufe des letzten Sommers war der „alte Bürgerverein“ von circa 1500, das „Städel'sche Institut“ von circa 6—7000 Fremden weniger besucht, als im vorigen Sommer. — Der hiesige „Verein zur Anschaffung billiger Lebensmittel“ hat 1000 Malter Kartoffeln angekauft; das Malter kommt auf 3½ fl. zu stehen. (Anz.)

Theater-Anzeige.

Sonntag, 26. Nov. (Zum ersten Male wiederholt): Pitt und Fox, historisches Originallustspiel in 5 Aufz. von Dr. R. Gottschall.

Montag, 27. Nov. (Letztes Konzert der Herren Gebrüder Henri und Joseph Wieniawsky. Dazu: Der Bevollmächtigte, Lustspiel in 1 Akt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 284. Dienstag, den 28. November 1854.

Zäbäck Dorschi, der Russenfeind.

(Eine geschichtliche Erzählung.)

(Fortsetzung.)

In der That, Niemand konnte unter den fortwährenden Kämpfen, dem wachsenden Jammer und der zunehmenden Noth mehr und härter leiden, als Zäbäck Dorschi. Er hatte sich seiner ganzen Habe entblößt und vor dem gemeinen Kalmücken kaum noch etwas voraus. Sein Körper gehorchte zwar seinem kühnen Geiste und trotzte allen Strapatzen, aller Mühsal; aber an seinen hohlliegenden Augen, an den tiefen Furchen im Gesicht, zeigte sich's wohl, daß die Sorge an seinem Herzen nagte und die ungeheuren Anstrengungen, denen er sich Tag und Nacht unterzog, nicht spurlos an ihm vorübergingen. Seine Mitleidenschaft sollte noch mehr gesteigert, sein Muth auf eine härtere Probe gestellt werden.

Eines Tags, als Zäbäck Dorschi eben aus einem Scharmützel mit den Kirgisen zur Haupttruppe zurückgekehrt war, wurde ein müder Reiter auf einem matten Roß zu ihm geführt. Der Ankömmling war ein Diener Jobanas und brachte Kunde von der Geliebten des Sargatschi. Aber welche Kunde! Auf die Nachricht von dem Abzuge der Horden und ihres Freundes beschloß die Tochter der Steppe, von Schwermuth und Liebe gefoltert, den Uebergang über die Wolga zu erzwingen, oder in deren Wellen ihren Tod zu finden. Ein einziger Diener sollte sie begleiten. Ohne Pferde und Gepäck begaben sich beide ans Ufer und suchten mehrere Tage lang nach einem passenden Augenblick und nach einer gelegenen Stelle, um über das treibende Eis zu gelangen. Endlich schien das Eis im Strome sich setzen zu wollen. Ohne Zaudern begab sich die kühne Kalmückin auf die Schollen und sprang von einer Eisinsel zur andern, bis es ihr glücklich gelang, das andere Ufer zu erreichen. Der treue Diener folgte ihr mit Gefahr seines Lebens. Nachdem er ein Paar wilde Pferde eingefangen und sich auf der Trümmerstätte der chan'schen Horde mit dem Allernothwendigsten versehen hatte, setzten sich Beide in Bewegung, um den Wegziehenden nachzueilen. In gerader Richtung, wie die Kalmücken dieß meisterhaft verstehen, und ohne Aufenthalt ging es voran bis in die Dunkelheit hinein. Als die Pferde nicht weiter konnten und auch den Reitern Ruhe Noth that, ward ein Feuer angefacht, dessen Kohlen noch glimmten, als Herrin und Diener wieder voranstürmten. Hunger und Durst mit einer Hand voll Mais und mit schmutzigem Wasser stillend, legten Jobana und ihr Diener mehrere Tagereisen ohne Unfall zurück und erkannten an den Spuren der Horden, an den Verunglückten und zurückgelassenen Leichen, daß sie sich dem großen Kalmückenzuge mehr und mehr näherten und nur noch einige hundert Werst von ihm entfernt seyn konnten. Als nach einer kalten Nacht der Diener in aller Frühe aufwachte und das Feuer noch einmal schürte, befand er sich allein. Seine Herrin war verschwunden. In der Hoffnung, sie wieder einzuholen, warf sich der Kalmück zu Pferde und erreichte den Jaik und die Stelle, an welcher die flüchtigen Horden über den Fluß gesetzt hatten, ohne eine Spur der Amazone zu entdecken. Um sich Gewißheit über ihr Schicksal zu verschaffen, beschloß der treue Diener, vor Allem zu erforschen, ob die Entflohene an das Ziel ihrer Reise angekommen sey. Um die Last des Pferdes zu erleichtern, und den Widerstand der Luft desto besser zu überwinden, entblößte der Diener den Oberkörper von Kleidern und warf selbst die Kalmückenmütze vom Haupte. Halbnackend und halbtodt traf er endlich auf den Nachtrab der Kalmücken, der ihm ein frisches Pferd gab und erquickt weiter schickte. Als der Arme Bericht abgestattet und erfahren hatte, daß seine Herrin nicht im Lager der Kalmücken angelangt sey, wollte er keinen Augenblick zögern, zurückzukehren, um die Verirrte aufzusuchen oder, wenn sie gefangen seyn sollte, ihr Schicksal zu theilen. Wie gern Zäbäck Dorschi des Dieners Stelle eingenommen oder ihn begleitet hätte, er durfte seinen Posten nicht eine Stunde verlassen. Jobana war für ihn verloren, zum zweiten Mal verloren. Er beugte sich unter die unabwendbare Gewalt des Schicksals und glaubte an den Einfluß der Götter auf den Menschen, die, je höher sie streben, desto größere Opfer bringen sollen.

Eine kleine Abtheilung leicht berittener Kalmücken entschloß sich, den zurückkehrenden Diener einige Tagereisen zu begleiten und ihm suchen zu helfen. Auch sie kehrten unverrichteter Sache, aber mit Nachrichten zurück, welche nicht daran zweifeln ließen, daß die Geliebte des Anführers in der Steppe ihren Untergang gefunden.

Bei den Uebergängen über die Flüsse der Kirgisensteppe erlitten die Kalmücken aufs neue schwere Verluste an Mannschaft und Lastthieren. Ein Theil der Hütten und des Geräths, so wie Diejenigen, welche die Kunst des Schwimmens nicht verstanden, wurden auf künstlichen Schilffähren von einem Ufer zum andern gebracht. Ungeheure Bündel trocknen Schilfs mußten zu dem Zweck zu elenden Fahrzeugen an einander verbunden und mit Stricken über die Strömung gezogen werden. Auch bei diesen und ähnlichen Gelegenheiten wurde die Pflicht der Entsagung gefordert und von Allen erfüllt, welche noch Opfer zu bringen im Stande waren. Die Zahl der Unglücklichen, welche ohne Pferde und Kameele dem Haupttrupp folgten, mehrte sich von Tag zu Tage, und die Entfernung dieser Armen von dem großen Zuge wuchs mit jedem Schritte. Bis hierher hatten sich die Besitzer kupferner russischer Münzen von diesem Zahlungsmittel noch nicht trennen mögen und ganze Säcke voll schwerer Kopejken mit sich geschleppt. Für solche Lasten fingen aber die Arbeitskräfte an zu schwach zu werden, und die Besitzer sahen sich deßhalb genöthigt, ganze Haufen Kupfergeldes mitten in der Steppe zurückzulassen. Russen und Kirgisen sammelten das zerstreute Geld auf, und

schlossen daraus falscher Weise auf den Reichthum der flüchtigen Horden, welche es nicht einmal für lohnend zu halten schienen, Scheidemünze mit sich zu schleppen.

Der Frühling war indeß weit und breit ins Land gerückt und die Russen hielten nun den Zeitpunkt für gekommen, die flüchtigen Kalmücken einzuholen. Unter der Leitung des Generalmajors von Traubenberg brachen Anfangs April die russischen Verfolgungstruppen von der Festung Orsk auf und marschirten bis in die Mitte Mai. Während dieser Zeit hatten sie aber kaum 800 Werst zurückgelegt, während die Kalmücken fast ohne Rasttag, anfänglich um 40 bis 50, später um 30 und mehr Werst täglich vorwärts rückten. Unter solchen Umständen verschwand die Besorgniß, durch den Feind vom Wege abgeschnitten zu werden, um so mehr, als die Russen, minder gewöhnt an das Leben in der Steppe als die Söhne der Letzteren, auf ihrem Marsche wo möglich noch größeres Elend zu tragen hatten, als die Kalmücken. Bei ihrer Ankunft in der Festung Uisk glichen die Russen, welche sich nur ein paar Mal an Krähen und Pferdefleisch hatten satt essen können, kaum noch menschlichen Wesen. Der Zweck der russischen Verfolgung war gänzlich gescheitert, und die Flüchtigen konnten vor ihr sicher seyn. Es drohle ihnen dagegen von den mit den Russen ausgezogenen, an die Entbehrungen und Anstrengungen in der Steppe besser gewöhnten feindlichen Stämmen noch eine Gefahr, welcher sie beinahe erlegen wären.

Die Nachricht von dem Anmarsch des Feindes erreichte die Kalmücken am Saum einer 200 Werst breiten kirgisischen Sandsteppe, vor welcher Ubasch einen längeren Halt zu machen dachte, um die Horden für die neue Strapatze zu kräftigen. Diese Absicht mußte aufgegeben und zum Durchmarsch der Wüste Befehl ertheilt werden. Ohne trinkbares Wasser, von Hitze, Durst, Hunger und Ermattung gequält, schleppte sich die erschöpfte Masse der Menschen und Thiere durch die lange Einöde, in welcher alle Schrecken und Plagen einer unfruchtbaren Wildniß auf sie einstürmten. Der Weg durch diese furchtbare Einöde ward mit Gefallenen bezeichnet. In einem halb verschmachteten Zustande kamen die Horden an das Ende der Steppe, ohne zu ahnen, daß sie den Ausgang aus dieser Hölle mit den Waffen erkämpfen sollten. Die russischen Verbündeten hatten sich von den Kosacken getrennt und waren, unzufrieden über den trägen Marsch der Russen, vorangeeilt. Nachdem sie die Absicht der Kalmücken, die große Steppe in gerader Richtung zu durchziehen, in Erfahrung gebracht, umgingen sie in Eilmärschen die Wüste und pflanzten sich am Rande derselben auf, alle Quellen und Bäche sorgfältig bewachend, um Thieren und Menschen die nöthige Erfrischung abzuschneiden und die Müden niederzumachen.

(Schluß folgt.)

Die Schlacht von Inkerman.

In allen **Beschreibungen der Inkerman-Schlacht**, welche die Londoner Presse von ihren Vertretern im Lager erhalten hat, herrscht eine und dieselbe Grundfarbe vor: trübes, verworrenes Dunkel, welches nur einzelne blitzerhellte Gruppen und Scenen erkennen läßt; die Farbe des Wetters am 5. November. Lord Raglans amtliche Depesche gewährt am Ende noch die deutlichste, wenn auch dürftige Uebersicht. Es ist dieß um so weniger zu verwundern, als von einem eigentlichen Schlachtplan britischer Seits gar nicht die Rede seyn konnte; Terrain und Wetter schlossen alle Taktik und Strategik aus; jede Bewegung war improvisirt; ein Regiment wußte oft nichts vom andern und hatte zuweilen Mühe, Freund von Feind zu unterscheiden. Vierundzwanzig Stunden lang vor dem Beginn des blutigen Kampfes fielen schwere Regenschauer, und am Morgen des 5. Nov. waren Thal und Höhen in dunklen Nebel gehüllt. Die britischen Pikets sahen kaum zwei Yards vor sich und waren auf die Haut durchnäßt. Um 4 Uhr früh hörte man Geläut von den Kirchthürmen Sebastopols, ohne zu ahnen, daß in dem Augenblick der Feind sich durch eine feierliche Messe zum Kampf auf Tod und Leben vorbereitete. Ein feinhöriger Sergeant auf einem Vorposten der leichten Division hatte an Major Bunbury berichtet, daß aus dem Thale unten fortwährendes Räder-Rollen und Knarren heraufschalle, aber man achtete nicht darauf. Alles wiegte sich in unbegreiflicher Sicherheit. Und doch hatte (darin stimmen sämmtliche Korrespondenten überein) Sir de Lacy Evans längst und zu wiederholen Malen auf die Blöße der britischen Position auf jenem Punkt aufmerksam gemacht. Jeder gab die Richtigkeit seiner Bemerkungen zu, aber aus Indolenz und übermüthigem Selbstvertrauen that man nichts, um den Abhang des Hügels oberhalb Inkerman zu befestigen, als daß man eine kleine Batterie aufwarf, aber keine Kanonen darin montirte. Jetzt stellt sich heraus, daß die Russen am 26. October, als sie diesen halben Punkt angriffen, nur eine reconnaissance en force machten; sobald sie Verstärkungen erhalten hatten, wußten sie, wo die verwundbare Seite der englischen Position am besten zu fassen war. Einige Minuten nach 5 Uhr besuchte General Codrington die Vorposten seiner Brigade, und man rapportirte ihm: „Alles in Ordnung!“ Aber während er im Gespräch mit Kapitän Prettyman gegen die Linien zurückritt, und Beiden einfiel, daß ein russischer Ueberfall bei diesem einschläfernden Dunkel kein Wunder wäre, erklang ein scharfes Musketengeknatter aus der Ferne. Er gallopirte sogleich nach dem Kampfplatz, und dann zurück, um seine Division zu den Waffen zu rufen. Die Russen rückten schon in Massen heran, obgleich man sie nur hörte; ihre grauen Ueberröcke machten sie selbst aus nächster Nähe halb unsichtbar. Die Pikets der zweiten Division hatten die heraufklimmende russische Infanterie kaum wahrgenommen, als sie durch einen dichten Kugelregen zum allmäligen Rückzug gezwungen waren, doch kämpften sie bis auf die letzte Patrone, dem Feinde jeden Fuß breit streitig machend. Bald nachher mußten auch die Pikets der leichten Division weichen, und es wurde klar, daß die Russen einen Ausfall im kolossalsten Maßstabe machten, um die Alliirten zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen, und wo möglich ins Meer zu werfen. Während so unsere rechte Flanke angefallen ward, machte der Feind mit Kavallerie, Artillerie und einigem Fußvolk eine Demonstration gegen Balaklava, die keine Folgen und nur den Zweck hatte, die Franzosen auf den Höhen, sowie die Hochschotten und Marinesoldaten in Athem zu halten. Wäre der Sturm auf unsere rechte Flanke geglückt, so hätte die russische Kavallerie bei Balaklava die Fliehenden aufgerieben. Um dazu das Signal zu geben, war ein Semaphore-Telegraph auf den Höhen über Inkerman errichtet, der mit den Russen vor Balaklava und in Sebastopol korrespondirte. In der Nacht hatten sie außerdem einen Dampfer mit sehr schweren Kanonen und Mörsern an das äußerste Ende der Inkerman-Bucht gebracht, der am 5. den ganzen Tag ungeheure Bomben grad über den Berg auf unsere Leute warf und uns empfindlichen Schaden zufügte. Kurz, die russischen Generale hatten Alles aufgeboten, um den Sieg an ihre Adler zu fesseln. Abgesehen von der Gegenwart der Großfürsten, der feierlichen Messe und dem Segen der Popen, wurde noch ein gröberes Reizmittel angewendet, wie man in den mit „Raki“ gefüllten Feldflaschen der Todten und Gefangenen sah. Die Engländer im Lager hatten eben einen ungleichen Kampf mit dem Regen begonnen, indem sie zur Bereitung des Frühstücks Feuer anzünden wollten, als der Allarmruf erscholl. Als die Brigaden Pennefather, Adams, Catheart u. s. w. nach dem Höhenrand eilend, über den Lagerplatz der zweiten Division kamen, hagelte es Bomben, Kartätschen

und Kanonenkugeln auf sie, ohne daß sie die Feinde erblickten. Der Morgen wollte sich nicht aufhellen, und mitten durch den Nebel fielen dichte Regenschauer, die den Boden in eine weiche Lehmgrube verwandelten. Gegen 6 Uhr war das ganze Hauptquartier wach, denn der furchtbare Donner hätte die Todten aufwecken müssen. Die russ. Artillerie feuerte von den Höhen auf der entgegengesetzten Seite des Thales, scheinbar ohne zu zielen, aber sie konnte leider nicht fehlen, wenn sie auf das ihr bekannte Lager-Terrain fortschoß. Mit wenigstens 40 Stück schwerem Geschütz unterhielten sie diese Kanonade und ihre Bomben platzten so haufenweise unter unseren Truppen, daß der Lärm der todtbringenden Explosionen selbst wie eine Kanonade klang. Und kaum hatte ein Spalt im Nebel den Russen das Lager der zweiten Division gezeigt, als sie ihr Feuer gegen die Zelte richteten, deren Leinwand bald in tausend Fetzen flog. (Das Zelt des Korrespondenten von London „Illustrated News“ wurde von zwei Bomben durchbohrt, eine dritte platzte im Zelt und riß es in lauter Leinwandstreifen; der Korrespondent selbst entkam wie durch ein Wunder.) Am furchtbarsten aber raste die Schlacht auf dem von Schluchten, Thälern und Gestrüpp durchfurchten Höhenabhang, wo die Gardenbrigade Cambridge lange mit zwei russischen Infanteriemassen um die Oberhand rang. Der alte populäre Wahn, daß dem britischen Bajonnet nichts zu widerstehen vermag, wurde hier zu Schanden. Russen und Engländer fochten fast nur mit dem Bajonnet und dem Kolben; einige Male griffen die Garden auch nach homerischer Heldenart zum Kampf mit Felsstücken. Die trotzige Wuth des Feindes, der nicht nur dem britischen Bajonnetangriff Stand hielt, sondern ihn mehr als ein Mal mit furchtbarem Nachdruck erwiderte und nur mit Noth zurückgeworfen ward, war den Engländern ein Gegenstand des Erstaunens. Es war ein gruppenweises, in von einander gesonderten Schluchten hartnäckig fortgesetztes Handgemenge, und es scheint nicht, daß Pardon gegeben ward. Ein britischer Militärarzt schreibt, daß am Abend die eingebrachten Gefangenen vor Trunkenheit kaum stehen konnten. Bloß der Korrespondent des „Herald“ erklärt diese Annahme für nicht bewiesen; die Gefangenen selbst hätten die Thatsache geläugnet und ausgesagt, daß nur jeder dreißigste Mann eine Flasche mit „Raki“ für die Verwundeten bei sich hatte. Um 7 Uhr erschien Lord Raglan mit seinem Stab im Feuer und beorderte den Oberst Gambier mit zwei Achtzehnpfündern der russischen Kanonade zu antworten, und als Gambier schwer verwundet ward, folgte ihm Oberst Dickson und trug nicht wenig zur Entscheidung des Tages bei. Aber lange ehe diese zwei Kanonen ihre Arbeit begannen, war das Gemetzel auf beiden Seiten schon sehr groß gewesen und die Dunkelheit, in der Niemand seinen Weg sah, erklärt das Unglück Sir G. Catharts, der, in die Schlucht hinabreitend, seinen Leuten, als sie über Noth an Munition klagten, zurief: „Habt Ihr nicht Euere Bajonnette?“ Man fand ihn später unter den Todten mit einer Kugelwunde am Kopf und drei Bajonnetstichen durch den Leib. Ueberhaupt begingen die Russen die Barbarei, jeden Verwundeten am Boden zu durchbohren. General Strangways wurde um halb 10 Uhr neben Lord Raglan getödtet; eine Bombe nämlich fuhr dem Roß vom Kapitän Somerset durch den Leib, platzte dann und ein großer Splitter davon tödtete erst Kapitän Gordons Pferd und riß Strangways Bein weg. Der alte General verzog keine Miene, sondern sagte mit sanfter Stimme: „Will Jemand so gütig seyn, mich vom Pferde zu heben?“ Drei Stunden darauf war er verschieden. Ungefähr um 10 Uhr erschienen die Franzosen auf der Rechten der britischen Flanke, und die Engländer athmeten freudig auf. Nach zweistündigem Kampf waren die Russen in vollem Rückzug begriffen, kehrten aber noch einmal rechts um und wichen erst kurz vor 2 Uhr.

Dem Berichte Lord Raglans über die Schlacht am 5. November, d. d. vor Sebastopol, 8. November, entnehmen wir Folgendes: „Kurz vor Tagesanbruch am 5. kamen starke feindliche Kolonnen an die vorgeschobenen Pikets heran, welche die Rechte unserer Position deckten. Die Pikets benahmen sich mit bewunderungswerther Tapferkeit, indem sie den Boden Fuß vor Fuß gegen den numerisch überlegenen Feind vertheidigten, bis die sofort unter die Waffen getretene zweite Division unter dem General-Major Pennefather mit ihren Feldgeschützen in Position rückte. Die leichte Division unter dem Generallieutenant Sir George Brown ward ebenfalls unverzüglich an die Front gebracht. Die erste Brigade derselben unter dem Generalmajor Codrington besetzte die langen Abhänge zur Linken gegen Sebastopol zu, schützte unsere rechte Batterie und deckte gegen einen Angriff von der Seite her, während die zweite Brigade unter dem Brigadegeneral Buller sich zur Linken der zweiten Division mit dem vorgeworfenen 11. Regimente unter Oberstlieutenant Jeffreys formirte. Die Gardebrigade unter Sr. königl. Hoheit dem Herzog von Cambridge und dem Generalmajor Bentinck rückte gleichfalls in die Front vor und besetzte das höchst wichtige Terrain an der äußersten Rechte in gleicher Linie mit der zweiten Division, war jedoch von derselben durch eine tiefe und steile Kluft getrennt; sie stellte ihre Kanonen mit denen der zweiten Division auf. Die vierte Division unter Generallieutenant Sir George Cathcart rückte in die Fronte rechts von der Attaque ein. Die erste Brigade derselben unter dem Brigadegeneral Goldie schritt auf die Linke der Heerstraße nach Inkerman vor, während die zweite Brigade unter dem Brigadegeneral Torrens auf der Rechten derselben und auf der Höhe, welche das Tschernajathal überragt, sich aufstellte. Die dritte Division unter Generallieutenant Sir Richard England besetzte theilweise das von der vierten Division geräumte Terrain und unterstützte die leichte Division mit zwei Regimentern unter dem Brigadegeneral Sir John Campbell, während der Brigadegeneral Eyre über die Truppen in den Laufgräben das Kommando führte. Der Morgen war ungemein dunkel mit einem sprühenden Regen, welcher es fast unmöglich machte, etwas außer dem Aufblitzen und dem Dampf der Geschütze, sowie dem heftigen Musketenfeuer, zu unterscheiden. Es ward indeß bald klar, daß der Feind, von einem großen von dichten Infanteriekolonnen unterstützten Haufen Plänkler gedeckt, zahlreiche Batterien von schwerem Kaliber auf das hochliegende Terrain zur Linken und gegenüber der zweiten Division vorgeschoben hatte, während mächtige Infanteriekolonnen mit großem Nachdruck die Gardebrigade angriffen. Noch andere Batterien wurden vom Feinde auch an den Abhängen zu unserer Linken aufgestellt. Seine Kanonen auf dem Schlachtfelde beliefen sich auf 90 Stück, die Schiffskanonen und die in den Werken von Sebastopol indeß angerechnet. Geschützt von einem furchtbaren Feuer von Kanonenkugeln, Bomben und Kartätschen avancirten die russischen Kolonnen in großer Stärke und machten den ganzen Aufwand der Tapferkeit unserer Truppen nothwendig, um ihnen Widerstand zu leisten. — In diesem Augenblicke vereinigten sich zwei Bataillone französischer Infanterie, welche auf die erste Benachrichtigung vom General Bosquet abgesandt waren, mit unserem rechten Flügel und trugen sehr wesentlich zu einem erfolgreichen Widerstande gegen die Attaque bei, indem sie mit unseren Leuten in Hurrahs ausbrachen und den Feind mit großem Verlust hinabwarfen. — Etwa um dieselbe Zeit ward auf unsere äußerste Linke ein entschlossener Angriff gemacht und auf einen Augenblick setzte sich der Feind in den Besitz von vier unserer Kanonen, von welchen drei vom 88. Regimente und die vierte vom 77. Regimente unter dem Oberstlieutenant Egerton wieder erobert wurden. In entgegengesetzter Richtung war die Gardebrigade unter Sr. königl. Hoheit dem Herzoge von Cambridge in einen sehr ernsten Kampf verwickelt. Der Feind, von dichtem Gebüsch gedeckt, rückte in zwei starken Abtheilungen vor und stürmte mit großer Entschlossenheit gegen eine kleine, für zwei Kanonen er-

baute, aber noch nicht armirte Redoute an. Das Gefecht war sehr heiß und nachdem die Brigade die höchste Standhaftigkeit und Bravour bewiesen hatte, sah sie sich der Uebermacht der Feinde gegenüber zum Rückzuge genöthigt, bis sie, von einer Abtheilung des 20. Regiments der vierten Division unterstützt, wieder vorwärts ging und die Redoute wieder nahm. Dieses Terrain ward nachher von den wackeren französischen Truppen besetzt und die Garden formirten sich rasch von Neuem im Rücken der rechten Flanke der zweiten Division. — Mittlerweile drang der Generallieutenant Sir George Cathcart in der Meinung, daß ein Hinabsteigen ins Thal und ein Flankenangriff auf den Feind von großer Wirkung seyn könne, mit ein paar Compagnien des 68. Regiments schnell vor; da aber die Höhen über ihm von den Russen vollständig occupirt waren, so entdeckte er plötzlich, daß er einer überlegenen Macht ins Netz gelaufen war, und indem er versuchte, seine Truppen zurückzuziehen, erhielt er eine tödtliche Wunde. Kurz vorher war der Brigadegeneral Torrens an der Spitze des 68. Regiments gleichfalls schwer verwundet worden. — Nach diesen Vorgängen dauerte die Schlacht, indem der Feind gegen unsere Linie nicht allein das Feuer aller seiner Feldbatterien, sondern auch das der in Front der Befestigungswerke des Platzes liegenden und die Schiffskanonen ins Gefecht brachte, mit ungeschwächter Kraft und ohne entschiedenes Ergebniß fort bis gegen Nachmittag, wo zuerst Symptome von Ermattung sich zeigten, und bald darauf wurde, obgleich das Feuer nicht eingestellt ward, der Rückzug allgemein, und starke Massen sah man über die Brücke von Inkerman retiriren und die gegenüberliegenden Höhen hinaufsteigen, indem sie auf dem Schlachtfelde 5—6000 Todte und Verwundete liegen ließen. Von letzteren war bereits eine große Menge weggetragen worden. Ich sah nie ein solches Schauspiel, wie das, welches das Schlachtfeld darbot; doch hierbei will ich nicht verweilen." — Indem Lord Raglan dann auf das Verhalten der Truppen, dasselbe im höchsten Grade lobend, übergeht, verfehlt er nicht, in den wärmsten Ausdrücken des Beistandes der französischen Bundesgenossen zu gedenken und ihre Tapferkeit anzuerkennen; namentlich wird das Benehmen der Generale Canrobert und Bosquet rühmend hervorgehoben.

Die Russen in der Krim und die Besitznahme dieser Halbinsel durch die Kaiserin Katharina II.

(Schluß.)

Der unter russischem Einflusse im Jahre 1775 gewählte Khan Schahin Ghiray war zwar von den tatarischen Stammfürsten als Khan anerkannt und vom Großherrn als Haupt der mohamedanischen Religion feierlichst bestätigt worden, allein die willkürliche Art und Weise, womit er seine Unterthanen behandelte, die denselben ganz ungewohnte Belastung mit Abgaben, die Mißachtung der alten Verfassung und der althergebrachten Sitten und Gebräuche, der Versuch, fremde Sitten und europäische Aufklärung unter dem in patriarchalischer Sitteneinfalt lebenden Volke einzuführen, sowie namentlich auch das Gerücht, er wolle mit Abschwörung des mohamedanischen Glaubens nicht bloß selbst dem Christenthume sich zuwenden, sondern auch seine Unterthanen zu Annahme desselben zwingen, erbitterten die Gemüther des Volks in einem so hohen Grade, daß es zum Aufstande kam, an dem sich der bei weitem größte Theil der Nation, einen anderen Prinzen des tatarischen Herrscherstammes an der Spitze, betheiligte. Der Sultan, den Traktaten gemäß noch immer das geistliche Oberhaupt der Nation, hielt sich den bedrängten Glaubensgenossen Hülfe und Truppen nach Taman zu schicken, um so mehr für berechtigt, als vertragswidrig auch noch russische Truppen auf einigen Punkten der Krim standen. Diese wurden noch, sobald die Kunde von den Vorfällen auf der Halbinsel nach Petersburg gelangte, durch Absendung eines ansehnlichen Truppencorps unter Potemkin verstärkt, der schon seinem ganzen Charakter nach nicht der Mann war, durch Vorstellungen und gelinde Maßregeln die aufgeregten Gemüther des rohen, aber biederen Nomadenvolkes zu beschwichtigen, sondern sogleich brutaler Gewaltmaßregeln sich bediente und ohne Schonung von Person und Eigenthum gegen die mit der neuen Regierung Unzufriedenen verfuhr. Wie nun durch die Schuld Einheimischer wie Fremder die ganze Halbinsel ein Schauplatz der Verwirrung, der Unordnung und Gräuel jeder Art wurde, erließen der Khan und mehrere Stammfürsten die Erklärung, „daß, überzeugt, wie sie nur unter der weisen und sanften Regierung der Kaiserin Ruhe und Glück finden könnten, sie sehnlichst wünschten, sich und ihr ganzes Volk derselben auf ewige Zeiten und ohne alle Einschränkung zu unterwerfen." Da dieses Verlangen huldreichst bewilligt wurde, so trat der Tatar-Khan für sich und seine Nachkommen seine Souveränitätsrechte förmlich an die Kaiserin und ihre Nachfolger ab und erhielt dagegen nebst einigen Prinzen seines Hauses eine Pension, die sich für seine Person auf 200,000, nach Anderen aber nur auf 80,000 Rubel belief, und die Weisung, sich in das Innere des russischen Reiches zu begeben. Am 8. April 1783 erklärte die Kaiserin Katharina in einem Manifest: „Da die Tataren das ihnen durch den letzten Frieden verschaffte Glück eines unabhängigen Staates zu genießen nicht fähig seyen, so finde die Kaiserin zur Herstellung der Ruhe in der Krim und zur Sicherheit ihres eigenen Reiches, auch zu einigem Ersatz der bereits für das Wohl der Tataren aufgewandten, über 12 Mill. Rubel betragenden Kosten sich bewogen, die Krim'sche Halbinsel, Kuban und die Insel Tamân unter ihre Herrschaft zu nehmen." Die Unterthanen wurden ermahnt, durch Treue und Gehorsam sich der kaiserlichen Huld und Gnade würdig zu machen. Nach Bekanntmachung dieses Manifestes wurde der Kaiserin gehuldigt. Allein zur vollen Gültigkeit dieser Abtretung fehlte noch die Zustimmung der Pforte, welche am 8. Januar 1784 erfolgte, da im Falle der Weigerung unausbleiblicher Krieg von Seiten Rußlands drohte, an dem gegen die Pforte im Weigerungsfalle Oesterreich Theil zu nehmen Miene machte und da selbst der alte Bundesgenosse der Türkei, Frankreich, durch den amerikanischen Krieg in seinen Finanzen zu sehr zerrüttet, als daß es an einem neuen sich hätte betheiligen können, rieth, auch noch dieses Opfer lieber zu bringen, als sich noch größerem Verderben, vielleicht gänzlichem Untergange, auszusetzen. Auf diese Art wurde die Krim nebst der Halbinsel Taman und den Ländern und Steppen, welche die nogaischen und budschiakischen Tataren bewohnen, unter dem Namen Taurien in ein russisches Gouvernement verwandelt, Potemkin aber mit dessen Verwaltung betraut und mit dem Namen Taurischenski (der Taurier) beehrt. (St.-A. f. Württ.)

Theater-Anzeige.

Dienstag, 28 Nov. (Gastdarstellung der Fräul. Minna Birch.) Faust, Tragödie in 6 Abth. von Goethe, Musik von R. Baldenecker. Margarethe: Fräul. Minna Birch.

Mittwoch, 29. Nov. (Viertes Abschieds-Konzert der Herren Gebrüder Henri und Joseph Wieniawski. Dazu: Zu Hause, Familien-Scenen in 1 Akt von Bauernfeld. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 285. Mittwoch, den 29. November 1854.

Zäbäck Dorschi, der Russenfeind.

(Eine geschichtliche Erzählung.)

(Schluß.)

Schon aus weiter Ferne erkannte Zäbäck Dorschi die neue und vielleicht die größte Gefahr, welche ihm und seinen Genossen auf der ganzen Wanderung drohte. Er entschloß sich sogleich, der Absicht des Feindes zuvorzukommen und denselben anzugreifen. Mit einem Theil der kräftigsten Mannschaft warf sich der heldenmüthige Führer in die Reihen der Kirgisen, welche einen hartnäckigen Widerstand leisteten. Dennoch gelang es Zäbäck Dorschi, eine breite Gasse durch die feindlichen Schaaren zu bahnen und mehrere bedeutende Wasserplätze frei zu machen. Der Hauptzug vermochte jedoch nicht rasch genug voran zu schreiten, die Ermüdung der Masse war zu groß, als daß der augenblickliche Vortheil hätte benutzt werden können.

Nachdem Zäbäck Dorschi die Schaaren der Kirgisen durchbrochen hatte, schlossen sich ihre Reihen wieder und schnitten das Heer der Kalmücken in zwei Theile. Ein mörderisches Schlachten begann von dieser Stunde an und währte bis in die Nacht hinein, ohne daß der Sieg entschieden worden wäre. Kaum graute der folgende Morgen, als das Gemetzel aufs neue anfing. Ubascha gerieth in die Hände der Kirgisen und der Sieg schien sich auf die Seite derselben neigen zu wollen, als Zäbäck Dorschi und Bambar mit ihren Horden einen letzten verzweifelten Angriff machten, die Kirgisen vollständig zurückwarfen, Ubascha befreiten, eine Menge Gefangene fortführten und der zweitägigen Schlacht einen unter solchen Umständen immerhin noch glücklich zu nennenden Ausgang verschafften. Er ward theuer erkauft. Der Saum der Steppe war mit Leichen besäet; das Gewinsel der Verwundeten, das Röcheln der Sterbenden ward weit und breit vernommen. Die Flüchtlinge gönnten sich kaum einige Stunden während der Nacht Ruhe nach solchem blutigen Tagewerk; sie setzten ihre Wanderung fort und gelangten nach einigen Tagen, nicht ohne durch die raubsüchtigen Buriaten und einige Haufen verfolgender Kirgisen beunruhigt zu werden, am Tengissee oder Balgaschnur an. Der Anblick des klaren blauen Wassers dieses schönen See's erfüllte die Unglücklichen mit Entzücken. Menschen und Thiere eilten den Strand hinab und warfen sich in die Fluthen, um den brennenden langertragenen Durst zu löschen. Haufenweise standen Männer und Weiber mit den Kleidern bis über die Knie hier im Wasser, andere schwammen auf ihren Pferden umher. Viele wurden ein Opfer ihrer Unenthalthaltsamkeit. Die Mäßigen fühlten sich wie neugeboren. Noch einen Uebergang galt es zu bewerkstelligen, den über den Ilifluß. Auch dieser kostete noch manchem Kalmücken das Leben oder die Freiheit, aber er ward erkämpft.

Nach einer sieben Monat langen Flucht langten die Kalmükken, am Ende des Monats Juli auf chinesischem Gebiet an. Von den 500,000 Menschen, welche aus Rußland geflüchtet waren, erreichten kaum 200,000 das Ziel einer Wanderung, welche an Schrecken, Mühen und Elend, an Aufopferungen und Kraftanstrengungen kaum ihres gleichen in der Geschichte hat.

Als die Torgoten auf dem linken Ufer des Ili, auf chinesischem Grund und Boden ankamen, hatten sie weder Lebensmittel, noch Kleidung, weder Geld noch Kostbarkeiten. Der Kaiser von China fühlte das innigste Mitleid mit den Ankömmlingen. Er ließ ihnen Wohnsitze anweisen und dazu die fruchtbarsten und grasreichsten Gegenden an seinen Gränzen aussuchen. Er gab Befehl, ihnen Wohnungen zu bauen und sie mit Allem zu versehen, was sie zur Nahrung und Kleidung brauchten. Jede Familie erhielt hinreichend Land zum Anbau, Vieh und Geräth, Kleidungsstücke und andere nützliche und nothwendige Dinge; zur gemeinschaftlichen Weide wurde die Gegend vom Ilifluß bis zur chinesischen Mauer angewiesen. Die Ersten und Vornehmsten ließ der Kaiser mit Geld versehen, damit sie sich ihrem Stande und Range gemäß kleiden möchten.

Der Verlust ihrer Heerden machte die Torgoten zu Ackerbauern. Nur die Kameele hatten großentheils die ungeheuren Märsche überdauert und ohne diese wäre die ganze Flucht sicher vereitelt worden. Die Pferde und übrigen Hausthiere waren unterwegs fast alle in Folge übermäßiger Anstrengungen geblieben oder den Verfolgern als Beute in die Hände gefallen. Dem Nomaden fehlte daher die Grundlage seiner gewöhnlichen Erwerbsbeschäftigung, und der Ackerbau war das einzige Mittel, den verlornen Heerdenstand nach und nach wieder heranzubilden.

Sobald die nothwendigsten Arbeiten in der neuen Heimath in Angriff genommen waren, begab sich Ubascha mit einer Deputation zum Kaiser, der gerade in der Nähe der Gränze seines Reichs sich aufhielt. Der Fürst und sein Begleiter wurden mit großen Ehrenbezeugungen empfangen. Man zeigte ihnen, daß ihr heldenmüthiges Unternehmen sich die Achtung erworben hatte, die ihm und seinen Leitern gebührte. Man gab ihnen überall Zeichen der Theilnahme und ermunterte sie, die neue Ordnung der Dinge, denen sie sich unterziehen mußten, guten Muthes einzuführen. Sie waren gekommen zu stammverwandten befreundeten Völkern und wurden als achtungswerthe Freunde offenen Armes aufgenommen.

Kaum fingen die Kalmücken an, sich von den erlittenen Beschwerden zu erholen und in den Erfolgen ihrer Opfer zu leben, als unter den Nojonen und Saissangen ein Streit über die Huldigung ausbrach, welche der Kaiser von China erwartete. Ubascha beeilte sich, dem neuen Oberherrn zu huldigen; Zäbäck Dorschi hatte jedoch nichts weniger als ein Aufgehen der torgotischen Völkerschaften in das chinesische Volk gewollt. Er verlangte zwar nicht das Vorrecht, für sie einen Staat im Staate zu bilden,

aber er wollte der kaum geretteten Freiheit und Selbstständigkeit nicht neue Gefahren bereiten lassen, und machte sein altes unveräußertes Recht auf die Chanwürde und die Herrschaft der Kalmücken geltend. Ein großer Theil des Volkes und des Adels, welcher sich während der Flucht überzeugt hatte, daß die Sache der Kalmücken in Zäbäcks Händen kräftiger gefördert und geschützt sey als unter der schwachen Herrschaft Ubaschas, hielt zu ihm und forderte ihn auf, seinen Schwager zu entsetzen. Der Kaiser von China wollte sich anfänglich ungern in die inneren Angelegenheiten der Einwanderer und in den Streit der kalmückischen Fürsten mischen. Nachdem aber Ubascha mit seiner Horde die Huldigung vollzogen und nachgewiesen hatte, daß er während zehn Jahren die Herrschaft über die Kalmücken als Vicechan ausgeübt, durfte er der Unterstützung des neuen Schutzherrn sicher seyn. Die inneren ausgebrochenen Streitigkeiten über die Chanwürde nahmen indeß einen Grad der Heftigkeit an, welcher für die öffentliche Ruhe gefährlich werden konnte. Die Kalmücken drohten ein Element des Unfriedens und dem Kaiser Veranlassung zur Beschwerde werden zu wollen. Zwischen Ubascha und seinem Schwager kam es zu einem offenen Bruch, und Volk und Adel bildeten Parteien für und gegen Zäbäck Dorschi.

Um angeblich einen Versuch zu machen, diese Parteien zu versöhnen und die Gährung in den Gemüthern der Kalmücken zu beseitigen, ließ der Kaisee von China in seinem Lustschlosse Zheholl am Ili ein großes Fest veranstalten, zu welchem Ubascha sammt seinem Hofe, sowie Zäbäck Dorschi und Bambar unter dem Vorgeben eingeladen wurden, daß Vorschläge gemacht und eine Uebereinkunft zum Frieden getroffen werden sollten. Zäbäck Dorschi weigerte sich anfänglich, diesem Feste beizuwohnen, und erwiederte seiner Schwester, welche an dem Werke der Vermittlung und Versöhnung eifrig Theil hatte: ihm sey im Traum die Gestalt seiner verlornen Geliebten erschienen und habe ihn gewarnt vor Verrätherei. Die Vorstellung der Fürstin siegte indeß über das Bedenken ihres Bruders, um so leichter, als dieser kein Mann war, welcher sich in seinen Handlungen durch Traumgesichte bestimmen zu lassen pflegte. Er kam zum Feste, um als Leiche den kaiserlichen Palast zu verlassen.

Um den Quell des Haders und Unfriedens unter den Kalmücken zu beseitigen, hatte der Kaiser von China geheimen Befehl gegeben, Zäbäck Dorschi und Bambar bei dem großen Feste zu vergiften. Beide fielen als Opfee der chinesischen Staatspolitik.

Solches Ende nahm der große Held der Kalmücken Zäbäck Dorschi, der Russenfeind. Er war eines schöneren Looses würdig, aber er sollte die Früchte seines Kampfes nicht genießen. Die Torgoten am Ilifluß segnen noch heute sein Andenken und sein Tod ist ein Fleck in der Geschichte des chinesischen Schutzherrn. Aber Rußland bedauerte noch lange den Verlust einer halben Million tapferer und fleißiger Steppensöhne und beklagt das Beispiel Zäbäck Dorschis, durch welches bald darauf Pugatscheff, sein großer Gesinnungsgenosse, veranlaßt wurde, Rußland zu beweisen, daß im Osten dieses riesigen Reiches das Feuer des Aufruhrs, die Gluth des Hasses unter der Asche glimmt, und nur eines günstigen Windstoßes bedarf, um hell auflodernd, dem Riesen verderblich zu weeden.

Eine Gerichtsverhandlung in Rußland.

Es war in der Donaufestung Ismail.

Zwei Verbrecher standen im Bureau der Polizei; bei dem Einen war das Verbrechen erwiesen, bei dem Anderen wae es erst zu eruiren. Der Eine gehörte dem letzten Stande der Gesellschaft an; sein Aussehen war rauh und gemein, wie die That, deren er überwiesen, er hatte einen Arm amputirt. Der Andere, fein und anständig, mit pfiffigen Zügen und schlauem Blicke; der Eine war schmutzig, zerlumpt und verwahrlost, der Andere trug die saubere, wenn auch nicht elegante Kleidung russischer Bürger, die weite dunkelblaue Hose, den reich gefalteten, langen, bis zu den Knöcheln reichenden Rock und den Nationalstolz der Russen, den üppigen schwarzen Vollbart, sorgsam gehegt und gepflegt. — So stark immerhin der Unterschied der beiden Delinquenten gewesen, ihr Verbrechen sah einander so ziemlich ähnlich.

Der Eigenthümer eines Kohlenmagazins, der die Gewohnheit hatte, allein in seinem Gewölbe zu schlafen, wurde in der Nacht, nachdem er Tags zuvor von einem Schiffskapitän eine beträchtliche Geldsumme einzog, durch das leise Kratzen einer vorsichtig, aber emsig arbeitenden Feile geweckt. Den Zweck leicht errathend und überzeugt, daß Lärm zu dieser Stunde in diesem Stadttheile fruchtlos bleiben würde, nahm der schlaue Grieche ein Licht in die eine, eine Schnur in die andere Hand und stellte sich mit leisen unhörbaren Tritten hinter die Thüre, an welcher von Außen operirt wurde. Langsam und ächzend fuhr die Feile in das schwere Eichenholz bis nach langem Fressen eine so kleine Bresche entstand, daß eine gelenkige Menschenhand von mittlerer Größe gerade hinein konnte, um drin den Riegel wegzuschieben und den Eingang ins Gewölbe frei zu machen. Der Grieche zuckte nicht, als ob es sich nicht um Leben und Gut handelte. Endlich erschien eine Hand, die Faust hatte sich gänzlich hineingearbeitet und fingerte nach dem Schlosse; diesen Augenblick benutzend, warf der Gewölbseigenthümer den mit einer Schlinge versehenen Strick um die Hand des Räubers, befestigte diesen an das Thürschloß und näherte das bis nun verborgen gehaltene Licht an die gefangene Hand und begann dann mit dem größten Phlegma sie daran zu braten. Die Reihe um Hülfe zu rufen war nun an dem Dieb Das Feuer der Talgkerze züngelte gemach um die rauchende Hand; der Mann draußen brüllte voe Schmerz und Wuth; seine Kameraden flohen, den Unglücklichen seinem martervollen Loose überlassend, nach allen Seiten und der Kohlenhändler blieb standhaft bei seiner gräßlichen Arbeit, bis eine Militärpatrouille und ein Menschenhaufen, vom Zeter des gefangenen Diebes herbeigerufen, diesen befreite, um ihn ins Gefängniß zu führen. Ins Spital aufgenommen und operirt am Arm entlassen, stand er nun zum ersten Male vor dem Polizeigericht.

Der andere Angeklagte war Bankier. Schon einmal haftete auf dem wenig gut beleumundeten Armenier der Verdacht, sein Haus angezündet zu haben, nachdem er es um das Vierfache versichert, die Polizei aber in ihrer Forschung nicht glücklich gewesen. Jetzt machte er der Behörde händeringend die Anzeige: in der Nacht hätten verwegene Diebe die Außenwand seiner Schreibstube unterminirt, in die Kasse gedrungen, den Sekretäe erbrochen, sein eigenes und fremdes Geld geraubt, und er hierdurch außer Stand sey, seine Zahlungen zu leisten, wenn die Diebe nicht mit dem Raube eingebracht werden. Der scharfe Blick des gewandten Polizeimeisters (Polizeidirector) und seine Quer- und Kreuzfragen brachten jedoch einige Verwirrung bei dem sonst pfiffigen Mann hervor und seine Verwirrung steigerte nur noch mehe den gegen ihn aufgekeimten Verdacht.

Der Polizeimeister ging sinnend in seinem Kabinete auf und ab. An der Thüre standen vier Gensdarmen, am Pult sein Schreiber in Civilkleidung, während er selbst wie gewöhnlich die Uniform und zwei goldene Kreuze auf der Brust trug, Zeugen seiner anerkannten Verdienste. In der Mitte des reich mit Bildern russischer Fürsten dekorirten Saales stand ein runder, mit rothgoldenem Damast bekleideter Tisch, worauf die Marmorbüste des Kaisers Nikolaus stand. Dann und wann blieb er vor dem Einen oder Anderen stehen, ein feines, schadenfrohes Lächeln oder

einen drohenden Blick austheilend, daß den beiden Männern das Blut im Herzen erstarrte. Endlich trat er vor den Mann mit einem Arm hin.

„Wer sind Deine Mitschuldigen?" fragte er und aus seinen Augen schienen Blitze zu drohen. „Wirst Du endlich über Deine Bande und Euren Versteckort reden?"

„Ich weiß nichts davon; ich habe weder Kameraden, noch einen Schlupfwinkel."

„Was hast Du an der Thüre des Alexander Pocopulo gesucht?"

„Ich dachte, es sey Niemand darin, da habe ich mir öffnen wollen, um dort die Nacht zuzubringen; ich fürchtete, zu meiner Frau heimzugehen, weil ich den Tag nichts verdient habe."

„Vortrefflich. Also Du willst nichts sagen?"

„Ich weiß nichts. Ihr könnt mich schlagen lassen, wenn Ihr wollt", sagte der Schlingel mit affektirter Resignation; „Ihr könnt mich schlagen lassen, aber ich habe nichts zu gestehen."

„Gut denn, wir wollens mit Dir versuchen", erwiederte der Polizeimeister, und an einen der Gensdarmen gewendet, fuhr er fort: „Der Mann wird nicht geschlagen, aber er erhält als ausschließliche Nahrung ohne einen Tropfen Wasser oder anderer Flüssigkeit ungewaschene Häringe, bis er, vom Durst gepeinigt, alle seine Verbindungen eingestehen wird und seine Kameraden nennt."

Der Verbrecher wurde abgeführt; von einem verzehrenden und brennenden Durst gemartert, ohne einen Tropfen Wasser für seine Gluth, gestand er den anderen Tag sein Verbrechen vollkommen ein und die ganze Polizei in Ismail bewunderte den Geist ihres Chefs.

Kaum hatte der Verbrecher den Saal verlassen, als sich der Beamte an den beraubten Armenier wandte. „Hören Sie", sagte er sardonisch, „der Dieb ist entdeckt und schon so gut wie in den Händen der Gerechtigkeit."

„In der That, Herr Polizeimeister? O wie dankbar —"

„Seyen Sie auch wegen Ihrer Zahlungen außer Sorgen, Ihre Gläubiger werden ganz bestimmt zu ihren Kapitalien kommen und ein so achtbarer Mann nicht insolvent werden."

„Gott segne Sie für diesen Trost, Herr Polizeimeister — und der Dieb?"

„Sind Sie!" donnerte der Polizeichef, und als ob ein Blitz zu seinen Füßen einschlüge, blieb sprachlos, in die Seele getroffen, der vernichtete Bankier. „Wenn Diebe eingebrochen und das Loch in Ihre Wand gebohrt hätten, müßte dieß, merken Sie wohl, Pfuscher, von Außen weiter, von Außen die Spuren der Haue an der Kante der Oeffnung sichtbar, von Außen derselben der gebrochene Schutt aufgehäuft seyn. Die Höhlung aber fand ich drin weiter, der Schutt liegt drin und die innere Seite der Wand trägt die verschiedenen Hiebe des Meißels; der Einbruch oder richtiger der Ausbruch geschah von Innen, und während ich mit Ihnen spreche, ehrenwerther Herr, sind meine Agenten beschäftigt, den von Ihnen an sich selbst begangenen Diebstahl ausfindig zu machen und werde ich Sie ersuchen, inzwischen die Bekanntschaft dieser Männer zu machen." — mit diesen Worten überwies der Polizeimeister den gänzlich vernichteten Mann den an der Thüre harrenden Gensdarmen. (Lloyd.)

Einige Erwägungen

zu den Statuten der „Frankfurter Actien-Gesellschaft zur Beförderung der Kunst."

Es kann der Zweck dieser wenigen Worte nicht seyn, auf eine spezielle Revision obenerwähnter Statuten eingehen zu wollen. Nur zwei Punkten, die das Unternehmen als nicht vorzugsweise im Interesse der Kunst erscheinen lassen, sind dieselben gewidmet.

§. 8 stellt u. A. fest:

„Der Inhaber einer Actie ist zur Abgabe einer Stimme berechtigt. Der Besitz je einer weiteren Actie berechtigt zur Abgabe je einer weiteren Stimme, mit der Beschränkung, daß eine Person nicht mehr als 6 Stimmen abgeben darf."

§. 12 sagt u. A.:

„Wählbar in den Ausschuß ist jeder Besitzer von zwei Actien."

Es ist nicht anzunehmen, daß irgend ein Actionär der Gesellschaft aus anderem Interesse, als lediglich dem der Kunst, das Unternehmen durch seine Unterzeichnung unterstützt; am allerwenigsten möchte Jemand eine Geld-Anlage dadurch beabsichtigt haben. — Warum denn nun eine Bevorzugung für die Besitzer mehrerer Actien, die doch nur den Nachtheil haben könnte, daß fähige Leute, deren Wirksamkeit in dem Verwaltungsrathe von dem größten Nutzen seyn würde, von der Förderung des eigentlichen Zweckes der Gesellschaft ausgeschlossen bleiben müßten? — Es ist von entschiedener Wichtigkeit für die konsequente Fortbildung des Vereins, daß jede Maßnahme desselben nur zum Besten der Kunst geschehe. Bemißt man den Einfluß auf die Förderung des Unternehmens nach der Zahl der Actien, so kann unmöglich das Richtige erzielt werden. Ob sich daher Jemand durch Unterzeichnung einer oder mehrerer Actien bei dem Unternehmen betheiligt hat, das Interesse, das er für die Sache nimmt, muß als gleichstehend angesehen werden und deßhalb jedem Actionär gleicher Einfluß gegönnt seyn. — Um das durch die Unterzeichnungen bekundete Interesse für die Kunst in seiner eigentlichen Geltung darzustellen, möchte des Gleichnisses „von dem Schärflein der armen Wittwe" hier nicht unpassend erwähnt werden, indem wohl anzunehmen ist, daß mancher Unterzeichner von nur einer Actie, dem Interesse für die Kunst ein größeres Opfer brachte, als die Unterzeichner von zehn und selbst der zwanzig Actien.

Alle bei dem Unternehmen Betheiligte, die über dessen wahres Interesse im Klaren sind, können eine andere Auffassung nicht in sich aufnehmen und werden gewiß gerne dahin streben, daß bei der heute stattfindenden Statutenberathung der Einfluß auf das Unternehmen nicht von der Zahl der Actien abhängig werde; vielmehr aber, bei der Bildung des Verwaltungsrathes auf Männer gesehen werde, deren Fähigkeit und Wirksamkeit dem Unternehmen einen dauernden Erfolg versprechen.

Wird das Unternehmen in diesem Sinne gehandhabt, so wird es stets bei dem Publikum an Achtung und Vertrauen gewinnen und die Unterstützung eines jeden aufrichtigen Kunstfreundes für sich haben. Es wird dann auch nicht schwer seyn, Angriffe jeder Art, mögen sie durch Kurzsichtigkeit, Neid oder Selbstüberschätzung hervorgerufen seyn, mit sicherer Hand abzuschlagen!

Mannichfaltigkeiten.

(Görlitz.) Der hier am 8. October dieses Jahres verstorbene Kommerzienrath Ferdinand Schmidt hat testamentarisch die Summe von 20,100 Thlrn. zum Besten der Stadt ausgesetzt, und zwar: 10,000 Thlr. zur Errichtung einer Blinden-Versorgungsanstalt, 2000 für das dortige Rettungshaus, 6000 zur Unterstützung treuer Dienstboten und armer Angehöriger des Tuchmacher- und Tuchscheerer-Gewerks, 2000 zu Prämien für Volksschulen und zu Schulfesten, endlich 100 Thlr. zu gleichen Zwecken für die katholische Volksschule der Stadt Görlitz.

— Aus Paris schreibt man: „Die Cruvelli hat sich am 20. November Abends dem Publikum zum ersten Mal wieder gezeigt und glanzvoll gesungen, wofür jenes ihr den wärmsten Empfang gewährte, die Unbesonnenheit der großen Künstlerin als gnädiger Fürst vergessend. Allgemeine Heiterkeit erregte es, daß die ersten Wort, welche die Cruvelli auf der Bühne zu hören bekam, gerade lauteten: „Ich fordere Rechenschaft von Dir, was Du auf der langen Reise gethan!“ worauf die schöne Flüchtlingin zu erwidern hatte: „Ach, der Prinz von Navarra hat meine Hand versagt!“ oder wie sonst die Stelle in den Hugenotten heißt.“

(Konstanz, 20. Nov.) Nahe bei den Oeninger Steinbrüchen, die wegen des Reichthums von Versteinerungen aller Art bekannt sind, ist ein Mamuth-Scelet ausgegraben worden, das sehr wohl erhalten, alsbald nach Schaffhausen verkauft wurde, von wo es nach England wandern soll.

Frankfurter Theater.

Allgemeines. — Die Brüder Wieniawski. — Minna Birch.

Wir haben unlängst bei Beginn der Wintersaison uns dahin ausgesprochen, daß wir Gastspiele während der schönen Jahreszeit nicht nur für zulässig, sondern sogar für nothwendig halten, daß dagegen während des Winters solche möglichst zu beseitigen sind, und daß alsdann dafür zu sorgen ist, die Theaterfreunde durch ein mannichfaltiges Repertoire und durch gute Aufführungen heranzuziehen. In jüngster Zeit ist dieß nicht geschehen und wir können uns weder mit den fortgesetzten Gastspielen, noch mit der Verlegung des Konzertsaales in das Theater für einverstanden erklären. Was diese, sowie die Vorführung von Tänzer und Tänzerinnen betrifft, so verdrängen sie den Ernst größerer Dramen und Opern, beseitigen eine höhere Kunstrichtung und führen ein buntes Durcheinander von jenen leichten und nur zur Ausfüllung der Lücken des Abends dienenden ein- oder zweiaktigen Lustspielen herbei, die im besten Falle nur geeignet sind, das Publikum zu amüsiren, wobei aber die Interessen der Kunst nicht gefördert werden. Dazu kommt noch, daß Tanz- und Konzert-Abende fortwährend viele Proben in Anspruch nehmen, welche Zeit und Kräfte unsres Orchesters dermaßen absorbiren, daß man sich nicht wundern darf, wenn solches ermüdet und zu einer Erschlaffung herabgedrückt wird, die es dem Ernste und der Bedeutung größerer Tonwerke entfremdet. Die Bühne darf nicht zum Tanz- und Konzert-Saal gemacht, ihre eigentliche Aufgabe und Wirksamkeit darf nicht aus dem Auge verloren werden. Wir sind billig genug, an unser Theater unter den nun einmal obwaltenden Verhältnissen keine übertriebene Forderung zu stellen; wir wollen den so genannten klassischen Maßstab bei Beurtheilung seiner Leistungen nicht geltend machen, sondern ihm einen weiteren Spielraum vergönnen; dagegen dürfen aber gewisse Gränzen doch nicht überschritten, darf das Streben nach dem höher liegenden Ziele doch nicht versäumt werden. Es gibt auch hier einen Weg der Vermittelung. Von diesem ist die Theater-Direktion in jüngster Zeit abgewichen, so daß wir es für Pflicht halten, sie darauf zurückzuweisen und ihr Dasjenige ins Gedächtniß zurückzurufen, was sie dem Theater als einer jetzt von städtischer Seite subventionirten Kunstanstalt, was sie ihrem eigenen Interesse, wofern sie solches richtig auffaßt, schuldig ist. Unter allen Umständen würde sich bewähren, daß zur Wintersaison nur ein reichhaltiges Repertoire und möglichst gediegene Aufführungen mit bester Benutzung der eigenen Kräfte dem Institute förderlich sind, und daß sie zu diesem Behufe ihr Streben und ihre Thätigkeit zu concentriren, solche aber nicht durch Allotria, nicht durch Herbeiziehung fremdartiger Elemente zu zersplittern hat, daß sie besser daran thut, von Zeit zu Zeit ein Meisterwerk der klassischen Literatur würdig auszustatten und tüchtig einstudiert in Scene gehen zu lassen, eine Oper von Gluck und Cherubini den vielen Wiederholungen und neuen Einstudirungen von Richard Wagner'schen Opern vorzuziehen, und endlich nicht allzu sehr nach Zugmitteln zu haschen, welche mit dem eigentlichen Wesen der Bühne nicht vereinbar sind. Mögen diese wohlgemeinten Andeutungen die verdiente Beachtung finden!

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Stuttgart, 25. Nov.

Ein Vorfall in unserer Theaterwelt macht hier großes Aufsehen und gibt vielfach Veranlassung zu allerlei Gerede. Fräul. Petitjean, eine unserer besten und beliebtesten Schauspielerinnen und noch auf mehrere Jahre mit ansehnlichem Gehalt engagirt, ist plötzlich um ihre Entlassung eingekommen und hat dieselbe erhalten, wodurch unser Schauspiel im Fach der munteren und naiven Liebhaberinnen einen fühlbaren Verlust erleidet. Als Grund dieses unerwarteten Entlassungsgesuches vernimmt man, daß Herr Regisseur Grunert, der im vorigen Jahre seine Frau durch den Tod verloren habe, sich mit Fräul. Petitjean verlobt und nachdem alle einleitenden Schritte schon geschehen waren, dann plötzlich und ohne irgend bekannte Ursache dieses Verhältniß wieder aufgelöst hatte. Fräul. Petitjean (früher in München und am Hofburgtheater in Wien engagirt) scheint sich ganz von der Bühne zurückziehen und bei Verwandten in ihrer Heimath (sie ist aus Baden) leben zu wollen.

Darmstadt, 24. Nov.

Am Nachmittage des 19. d. liefen ein hiesiger Mechaniker und sein Lehrling Gefahr, in der Tiefe eines Gartenbrunnens, wo sie an dem Pumpenrohr mit einer Löthung beschäftigt waren, durch die bei dieser Arbeit sich entwickelnden Kohlendämpfe zu ersticken, als ihr Stöhnen und Aechzen, freilich erst nach Verlauf von mehr als einer Stunde, oben wahrgenommen und sofort die nöthige Vorkehrung zu ihrer Rettung getroffen wurde. Durch die Bemühungen eines zufällig an Ort und Stelle anwesenden Arztes gelang es, Beide nach einiger Zeit wieder in das Leben zurückzurufen. — Am Abend desselben Tages brach in dem Wohngebäude einer außerhalb der Stadt gelegenen Zündhölzerfabrik Feuer aus und machte wegen der auf dem Speicher aufgehäuften brennbaren Materialien so rasche Fortschritte, daß der Dachstuhl von den Flammen verzehrt wurde. Diese Feuersbrunst ist bereits die dritte, welche in dieser Fabrik seit ihrem Bestehen ausgebrochen ist. Fehler in der Bauart und nicht ganz zuverläßige Feuerungsanlagen sollen die Ursache davon seyn. — Wenn wir gleich den Vollmond früher haben werden, als die neue Gasbeleuchtung, so dürfte doch dieselbe noch in dem alten Jahre ihr magisches Licht in die Straßen und auf die freien Plätze unserer Stadt ausstrahlen, da unzählige Hände mit den dazu erforderlichen Vorarbeiten beschäftigt sind und damit sehr wahrscheinlich bis zum folgenden Monat zu Ende kommen werden. Liebhaber der Alterthumskunde freuen sich schon im Voraus darauf, demnächst die interessantesten Partien der Altstadt in dem Gaslichte glänzen zu sehen. — Wie wir gleichzeitig vernehmen, so soll das großherzogl. Hoftheater ebenfalls die Gasbeleuchtung erhalten, wo sie ohne Zweifel ganz an ihrem Orte seyn und einen ungleich größeren Effekt, als an der „Hinkelpümpe“ machen würde.

Frankfurt a. M.

Heute den 29. d. wird Fräulein Pauline Höfflmayr im Saale des holländischen Hofes ein Konzert geben unter gefälliger Mitwirkung des Musikcorps des Frankfurter Linienmilitärs, sowie der Fräulein Katharina Quilling und des Herrn Richter. — Unter den uns weiter in Aussicht stehenden Kunstgenüssen befindet sich auch das von Herrn Posch veranstaltete alljährlich stattfindende Konzert, welches auch dießmal wieder unter Mitwirkung anerkannter Künstlerkräfte, wie wir vernehmen im Laufe der nächsten Woche in dem ebengenannten Saale gegeben wird.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 29. Nov. (Viertes und Abschieds-Konzert der HH. Gebrüder Henri und Joseph Wieniawski. Dazu: Zu Hause, Familien-Scenen in 1 Akt von Bauernfeld. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 30. Nov., und Freitag, 1. Dec., bleibt das Theater geschlossen.

Samstag, 2. Dec. (Zum ersten Male): Der fliegende Holländer, romantische Oper in 3 Akten von Richard Wagner.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 286. Donnerstag, den 30. November 1854.

Der Westerwald.*)

O meine Heimath! — Dich zu seh'n, zu grüßen,
Bin ich im Geiste zu Dir hingeeilt.
Laß mich Dein Kleid von weichem Rasen küssen,
Drauf die Erinn'rung meiner Kindheit weilt.
Ich fühle Deiner Lüfte heil'ges Wehen,
Die Seele will im Busen mir vergehen;
Bald möcht' ich jubeln, möchte weinen bald,
Du träumerischer Westerwald!

Es rauschen heimlich Deine Tannenwipfel,
Darein die Drossel baut ihr stilles Nest;
Die Buche hält auf hohem Bergesgipfel
Um den Basalt den Wurzelarm gepreßt.
Zur Seite lauscht die kräuterduft'ge Haide
Und beut den braunen Heerden sich zur Weide;
Die Bäche eilen hastig durchs Gestein
Und murmeln in den Wald hinein.

Die Dörfer ruhen an den Bergeshängen
In stillem Traum, bedeckt von Moos und Stroh
Der Friede rastet drin von seinen Gängen,
Der Friede, der gehetzt die Welt durchfloh,
Und blonde Mädchen, Rosen auf der Wange,
Verehren ihn in rührendem Gesange;
Der Bauer beut ihm gastlich seine Hand,
Ihm opfernd in des Herdes Brand.

O meine Heimath! — Deine Wälder schwanken,
Der Abendwind rief ihre Stimme wach.
Ich schreite stumm mit sinnenden Gedanken,
Es schleicht mir nur der eigene Schatten nach.
Ich schreite einsam durch das Forstgehege,
Zuweilen nur durchschneidet meine Wege
Ein Bergmann mit verlöschtem Grubenlicht,
Ein Köhler, rußig von Gesicht.

Graubärt'ge Felsen seh ich um mich ragen,
Und Blumen blühen fromm an ihrem Rand;
Das Immergrün, zu schwach sich selbst zu tragen,
Schlingt um den Felsen seine Rankenhand

Und flüstert, von dem Abendwind ermuntert,
Geschichtchen aus vergangenem Jahrhundert
Dem alten Steine in den grauen Bart,
Der gern sie hört nach Greisenart.

Wohl weiß ich, was die Epheuranke flüstert,
Was sie ins Ohr dem grauen Steine rauscht;
Ich habe oft, von Nacht und Sturm umdüstert,
Dem Walde seine Stimmen abgelauscht,
Und manches Märchen wüßt' ich zu erzählen
Von harten Felsen, weichen Blumenseelen; —
Doch andere Stimmen werden um mich laut,
Sturmtönig wie des Windes Braut.

Es ist die Zeit mit dampfberauschtem Flügel,
Die sich im Feuerflug vorüberschwingt,
Die selbst in diese weltvergeßnen Hügel
Mit ihrem ruhelosen Schritte dringt.
Es ist die neue Zeit, die wetterglühend,
Zerstörungsflammen, Geistesblitze sprühend,
Vorüberdonnert durch die stille Nacht
Und aus dem Schlaf den Frieden facht!

O meine Heimath! schwinden wird Dein Friede.
Ich hab's zur Nacht in finsterm Traum gesehn.
Dein Wald mit seinem Sturmposaunenliede,
Dein Dorf und deine Haide wird vergehn.
Dampfrosse werden deine Flur durchjagen,
Den Schmerz der Welt in deine Brust zu tragen;
Nur einsam auf dem Berge kahl und alt
Bleibt stehn der trauernde Basalt.

Noch seh' ich heimlich deine Tannen nicken,
Noch hör' ich deines Waldes Nachtgesang.
Laß drum in deine dunkeln Augen blicken
Noch einmal meine Seele lang und bang!
Und dann hinweg in sturmbeschwingten Flügen,
Als ob die Wolken mich von dannen trügen.
Bald möcht' ich jubeln, möchte weinen bald,
Du träumerischer Westerwald!

*) Aus dem soeben bei Wilhelm Friedrich zu Wiesbaden erschienenen „Aus dem Herzen, ein Liederstrauß in bunten Blättern von Erwin Wespe."

Eine ungarische Pußta.

(Skizze von C. Henop.)

So oft noch der Katalog einer Kunstausstellung eine „Pußta bei Sonnenuntergang", eine „ungarische Pußta bei Sonnenaufgang", oder einen „Mittag auf der Pußta" nachwies, stets wurde

das stille Bild und seine wunderbare Farbentinten mit mehr als gewöhnlicher Theilnahme beschaue. Ein romantischer Zauber ruhiger Sinnigkeit lag wie ausgegossen über der ganzen Gegend; der sehnsüchtige Gedanke jugendlicher Träumereien:

„Ein Herz nur, ach und eine Hütte"

schien in die Wirklichkeit übersetzt; welch ungestörte Einsamkeit! Weit und klar wölbt sich der Himmel über der stillen Landschaft, nichts Irdisches stört den Flug der Phantasie, und ein höheres Seelenleben geht in uns auf, fremd dem tollen, geschäftigen Treiben der Städte. So ungefähr gestaltet sich unser Ideenkreis vor den reizenden Bildern, die uns in Gegenden der ungarischen Pußta versetzen. Minder poetisch tritt uns die Wirklichkeit entgegen. Eine weite Ebene liegt vor unsern Blicken; sie ist bebaut, und doch gleicht sie mehr einer Einöde, als den reichen Landschaften, welchen wogende Kornfelder den Ausdruck eines frohen, frischen Lebens verleihen; in der Pußta wird vorzugsweise Kukurutz (Mais) gesät, eine Getreideart, welche sich durch das Substantielle ihres Korns wie durch die Langweiligkeit ihrer äußeren Formen auszeichnet. Den Vordergrund der Gegend füllen ein Paar Lehmhütten aus, die schwer errathen lassen, daß sie nicht nur Vorräthe vor der Unbill des Wetters schützen, sondern auch menschliche Wesen in ihren dunkeln unwohnlichen Räumen beherbergen. Einige ungedeckte Heu- und Strohschober, die Stengel und leeren Kolben des Kukurutz als Brennmaterial auf Haufen zusammengeworfen, ein Ziehbrunnen mit schlechtem Trinkwasser, eine faule, fieberhafte Luft aus der sumpfigen Umgebung, Gänse, die sich in den Pfützen ergötzen, ein halblahmes Pferd, welches an den Heuständen umherschleicht, schließlich ein paar große, weißhaarige, scheue Pußtahunde vollenden das Gemälde, dessen Grundfarbe aus jenem eigenthümlichen Schmutziggrau besteht, das die sichere, wenn auch augenblicklich unsichtbare Gegenwart der Unvermeidlichen in Ungarn ankündigt — der Schweine. Das hier gezeichnete Bild einer Pußtagegend ist wahr; die traurige Nachlässigkeit, die nach allen Seiten hin auffällt, sobald man das Land jenseits der Leitha betreten hat, und die sich eben so in den schlechten Erzeugnissen des Tischlers und Schmiedes kund gibt, wie in dem nicht gehörig durchgearbeiteten Brode des Bäckers, ist vor Allem in Ungarn zu überwinden; an ihr leiden die Gewerbe und der Landbau, die Viehzucht und die Weinkultur. Was den Feldern der Pußta das traurigste Aussehen verleiht, ist die Oberflächlichkeit, mit welcher man alle landwirthschaftlichen Arbeiten ausgeführt sieht; ein gut und gleichmäßig gearbeitetes Feld, eine regelmäßige Einfriedung, Oekonomiegebäude, die nach einem verständigen Plane aufgebaut sind, zählen zu den Seltenheiten. Die Sorglosigkeit, mit welcher die großen Grundbesitzer des Landes ihr Eigenthum zu verwalten gewohnt waren, ist im Laufe der Zeit in den Charakter des ganzen Volkes übergegangen. Wer nichts besitzt, trägt dieselbe in seiner eigenen Erscheinung zur Schau. Es ist stets ein trauriges Zeichen, wenn der Bauer keinen „Sonntagsrock" hat, am traurigsten aber da, wo die Natur, wie in Ungarn, ihren Ueberfluß mit vollen Händen spendet und nur die Trägheit der Menschen ihn einzusammeln versäumt. Ein deutscher Spruch in Ungarn, mit welchem im Allgemeinen der Zustand der Unordnung bezeichnet zu werden pflegt, lautet:

Da geht es ungrisch zu,
Ohne Strümpf', ohne Schuh!

Ist der Ungar einmal nicht gelaunt, eine Arbeit auszuführen, dann sind Bitten, Versprechungen und Drohungen gleich vergeblich. Genügsamkeit ist eine Haupteigenschaft des Volkes, seine einfachen Bedürfnisse sind bald befriedigt, den Hunger stillen Brod, gekochte Kukurutzkerne und Speck, Wein wächst im Ueberfluß. Wohnung und Kleidung gelten den Ungarn als Nebensachen, und niemals noch machte ihm die Beschaffung derselben irgend größere Sorgen. Gottes freier Boden ist ihm ein ganz bequemes Nachtquartier, wenn er ein anderes gerade nicht aufzutreiben weiß, und sein mit Speck getränktes Hemd, so wie sein Schafpelz, die Bunda, überdauern selbst Jahre. So kommt es, daß zwei Tage der Arbeit ihn leicht eine Woche hindurch nähren, und getreu der biblischen Vorschrift, nicht auf den kommenden Tag zu sorgen, würde ihm selbst ein glänzendes Anerbieten nicht der Arbeitsscheu entsagen machen, so lange die geringen Bedürfnisse des Augenblicks gedeckt sind.

Heinrich Heine über George Sand.

George Sand — sagt Heine in seinem neuesten Werke — die größte Schriftstellerin, ist zugleich eine schöne Frau. Sie ist sogar eine ausgezeichnete Schönheit. Wie der Genius, der sich in ihren Werken ausspricht, ist ihr Gesicht eher schön als interessant zu nennen; die Züge von George Sand tragen das Gepräge einer griechischen Regelmäßigkeit. Der Schnitt derselben ist jedoch nicht schroff und wird gemildert durch die Sentimentalität, die darüber, wie ein schmerzlicher Schleier ausgegossen. Ihre Augen sind etwas matt, wenigstens nicht glänzend, und ihr Feuer mag wohl durch die Thränen erloschen oder in ihre Werke übergegangen seyn, die ihre Flammenbrände über die ganze Welt verbreitet, vielleicht aber auch manchen stillen Unschuldstempel verderblich angezündet haben. Die Stirne ist nicht hoch und gescheitelt fällt bis zur Schulter das köstliche kastanienbraune Lockenhaar. Die Physiognomen, welche behaupten, daß die Stimme des Menschen seinen Charakter am untrüglichsten ausspreche, würden sehr verlegen seyn, wenn sie die außerordentliche Innigkeit einer George Sand aus ihrer Stimme herauslauschen sollten. Letztere ist matt und welk, ohne Metall, jedoch sanft und angenehm. Die Natürlichkeit ihres Sprechens verleiht ihr einigen Reiz. Das Organ von George Sand ist eben so wenig glänzend, wie das, was sie sagt. Sie hat durchaus nichts von dem sprudelnden Esprit ihrer Landsmänninnen, aber auch nichts von ihrer Geschwätzigkeit. Dieser Schweigsamkeit liegt aber weder Bescheidenheit noch sympathetisches Versenken in die Rede eines Anderen zu Grunde. Sie ist einsylbig vielmehr aus Hochmuth, weil sie Dich nicht werth hält, ihren Geist an Dir zu vergeuden, oder gar aus Selbstsucht, weil sie das Beste Deiner Rede in sich aufzunehmen trachtet, um es später in ihren Büchern zu verarbeiten. Nie sagt George Sand etwas Witziges, wie sie überhaupt eine der unwitzigsten Französinnen ist, die ich kenne. Mit einem liebenswürdigen, oft sonderbaren Lächeln hört sie zu, wenn Andere reden, und die fremden Gedanken, die sie in sich aufgenommen und verarbeitet hat, gehen aus dem Alambik ihres Geistes weit kostbarer hervor. Sie ist eine sehr feine Horcherin. George Sand hat als Autor: Wahrheit, Natur, Geschmack, Schönheit und die Begeisterung und alle diese Eigenschaften verbindet die strengste Harmonie. Ihr Styl ist eine Offenbarung von Wohllaut und Reinheit der Form. Was aber den Stoff ihrer Darstellungen betrifft, ihre Sujets, die nicht selten schlechte Sujets genannt werden dürften, so enthalte ich mich jeder Bemerkung und ich überlasse dieses Thema ihren Feinden.

Pietsch und Lehmann.

Pietsch: Also neben Blüchern uf'n Opernplatz sollen nächstens noch zwee Statuen ufjestellt werden?

Lehmann: So heeßt es.

Pietsch: Wahrscheinlich Männer aus de neue Zeit, nich?

Lehmann: Versteht sich! Ick denke mir, uf de linke Seite von Blüchern, **Friedrich den Großen** jejenüber, kommt die Statü von **Jerlachen** von de Kreuzzeitung, un uf de andre Seite von'n Marschall Vorwärts kommt die Statü von'n Professor **Stahl**, un zwar mit Stahls Unterschrift: „**Die Wissenschaft muß verdreht werden.**"

Lehmann: Herrjees, Pietsch, womit **schleppste** Dir denn da so, det De orndlich **leuchst**? Wat haste denn da in det Packet untern linken Arm?

Pietsch (holt tief Athem): Lauter **Schreibfedern**!

Lehmann: Un wat hasten da in die furchbar jroße Kruke in de rechte Hand?

Pietsch: Da is **Tinte** drinn!

Lehmann: Na, nu wozu is'n det?

Pietsch: Det will ick Dir sagen. Ick bereite mir uf den **jroßen Feldzug im nächsten Frühjahr** vor.

Pietsch: Du, Lehmann, Abraham a Sancta Clara hat jesagt: Juter Wein erzeugt jute Jedanken. Det is wahrhaftig wahr. Ick habe mal früher einen Herrn jehatt, der hat **nie** 'ne Flasche juten Wein getrunken, ohne det er nich jleich en sehr jescheidten Einfall hatte.

Lehmann: Wirklich? Jedes Mal nach eene Flasch eenen sehr jescheidten Einfall?

Pietsch: Jedes Mal!

Lehmann: Na, wat war'n det vor eener?

Pietsch: Er bestellte sich sojleich die **zweete** Flasche.

(Dorfbarbier.)

Mannichfaltigkeiten.

* (**Göttingen**, 24. Nov.) Der in Nr. 280 der Didask. erwähnte Bombardier **Dierking** aus dem Hannover'schen, welcher in der Schlacht bei Talavera die Aufmerksamkeit Wellingtons durch die treffliche Richtung seines Geschützes auf sich zog, so daß ihm dieser auf die Schultern klopfte und ihm sagte: „Very well, my boy", lebt noch in Göttingen und versieht seit einer Reihe von Jahren die Stelle eines Oberpedells bei der Universität. Seine Brust ist mit einer Menge von Ehrenzeichen geschmückt, welche er sich in den verschiedenen Feldzügen erworben; er feierte am 11. Mai d. J. sein 50jähriges Dienstjubiläum, an welchem Tage er von dem Könige die goldene Medaille für treue Dienste, von dem Curatorium der Universität ein reiches Geldgeschenk und von den Mitgliedern der Universität in feierlicher Senatssitzung ein werthvolles Andenken erhielt; er steht noch gegenwärtig, geliebt und geachtet von seinen Vorgesetzten, mit voller Rüstigkeit seinem Amte vor. Dem Verdienste seine Kronen!

Der Umsatz der Pariser Sparkasse am 19. und 20. d. M. war: 405,917 Franks Einlagen von 3607 Personen, wovon 590 zum ersten Male ihr Geld der Kasse gaben, und 394,797 Franks Rückzahlungen an 1507 Personen, wovon 356 damit ihr ganzes Guthaben zurückzogen.

(**Wiesbaden**, 28. Nov.) Herr Maler **Hopfgarten** in Berlin, der die Malereien in der hiesigen griechischen Kapelle zu so großer Zufriedenheit vollendet, hat an seinem Verlobungstage die Bestallung als Professor der Akademie erhalten.

Kürzlich wurde einem Enkel **Andreas Hofers**, dem kaiserlichen Beamten beim Bergwesen in Salzburg Herrn Karl Edlen von Hofer, ein Sohn geboren. Die Taufhandlung an diesem ersten Urenkel des berühmten Sandwirthes vollzog der Kampfgenosse des Helden, der Kapuziner **Haspinger**, der seit einiger Zeit in Salzburg weilt; die Tochter eines anderen Kampfgenossen Hofers, des Kommandanten des salzburgischen Landsturmes, **Anton Wallner**, Elisabeth, hob den Urenkel aus der Taufe.

In nächster Zeit wird der **Baron v. Seld**, der warme Vertheidiger der Mäßigkeitssache, auf seiner Reise durch Westphalen und die Rheinlande auch Duisburg, Düsseldorf, Elberfeld, Köln, Bonn &c. besuchen. Gegenwärtig verweilt er in Minden und wirkt dort in allen Kreisen für die Mäßigkeitsangelegenheit. Auf ausdrücklichen Befehl des Ministers v. Westphalen müssen ihm alle Gefängnisse geöffnet werden. Der Baron v. Seld beabsichtigt zugleich die Herausgabe einer Wochenschrift für die Mäßigkeitsangelegenheit, zu einem Pränumerationspreise von 5 Sgr. per Quartal.

Die Ueberhandnahme der **Feuersbrünste**, verursacht durch unmündige Kinder, veranlaßt den „Würtembergischen Staatsanzeiger" zu folgender Bemerkung: Nach der Uebersicht über die Brandfälle im Monat September dieses Jahres sind in dem genannten Monat in Würtemberg nicht weniger als 12 Feuersbrünste vorgekommen, welche durch unmündige Kinder veranlaßt wurden und insbesondere dem Mißbrauch von Zündhölzchen zuzuschreiben sind. Der dadurch gestiftete Schaden, welcher an Gebäuden 15,190 fl., an Mobilien 18,130 fl. beträgt, legt, abgesehen von den sonstigen Nachtheilen und Gefahren, die aus Brandfällen erwachsen, der Regierung die Pflicht auf, alle ihr zu Gebot stehenden Mittel anzuwenden, um den mehr und mehr um sich greifenden, mit schweren Opfern verbundenen und die öffentliche Sicherheit in hohem Grade gefährdenden Brandfällen dieser Art zu begegnen. Hier steht obenan die unnachsichtlich strengste Handhabung der bestehenden feuerpolizeilichen Vorschriften, welche jeden Hausvater verpflichten, alle Vorsicht zur Abwendung von Feuersgefahr anzuwenden und seine Angehörigen dießfalls genau zu beaufsichtigen, und welche namentlich über den Gebrauch und die Verwahrung der besonders feuergefährlichen Reibzündhölzchen diejenigen Bestimmungen enthalten, die zur Verhütung von Brandunglück nothwendig, daher von allen Hausvätern und Hausmüttern bei strenger Verantwortung, Strafen und sonstigen empfindlichen Folgen genau zu beachten sind.

Die Bevölkerung der **bedeutendsten Städte** in der Krim beträgt laut einer Angabe von „Daily News": Sebastopol 41,135 Einwohner; Backschi Sarai 12,391; Simferopol 12,104; Eupatoria 9820; Kertsch 8228; Theodosia 4709; Staea Krym 1176; Balaklawa 461; Yalta 371. Die Hauptstraßen der Krim, welche für Artillerie fahrbar sind: 1) von Simferopol nach Sebastopol, die nördliche Senkung der taurischen Gebirgskette entlang, mit einer Länge von 36 englischen Meilen; 2) von Simferopol nach Yalta durch das Gebirge, am Fuße des Tschatir-Dagh hin, 46 Meilen lang; 3) von Yalta nach Balaklawa an der Südküste hin; 4) von Balaklawa nach Sebastopol um den westlichen Fuß des Gebirges hin, 9 Meilen lang; 5) von Simferopol nach Eupatoria; 6) von Simferopol nach Perekop. Bakschi Sarai liegt halbwegs zwischen Sebastopol und Simferopol; die Straße zwischen beiden Plätzen streift den Fuß des taurischen Gebirges.

A. v. Rochau, in seinem vortrefflichen „Reiseleben", erzählt von einer hübschen Sage, woher die Stadt **Madrid** ihren Namen habe. „Vor Zeiten, als nur ein paar einzelne Häuser mitten im Wald an der Stelle standen, die heutzutage Madrid einnimmt, flüchtete sich hier ein Knabe, von einem Bären verfolgt, auf einen wilden Kirschbaum. Der Bär schickte sich an, ihm zu folgen, als die Mutter des Knaben mit verzweiflungsvollem Ge

schnell herbeieilte; aber der Bube, ohne an seine eigene Gefahr zu denken und nur um die Mutter besorgt, rief ihr von seinem Baum herunter zu: „Madre id, Madre id!“ (Mutter macht, daß ihr fortkommt.) Daher entstand durch Zusammenziehung jener beiden Wörter der Name der spanischen Hauptstadt, in welchem das Andenken an jenen tapfern Burschen verewigt ist.

Frankfurter Theater.

(Schluß.)

Die Virtuosen Heinrich und Joseph Wieniawski haben bereits drei Konzerte im Schauspielhause gegeben und das vierte und letzte wird heute stattfinden. Die Anerkennung, die sie auch hier finden, bekundet sich nicht nur durch jedesmaligen enthusiastischen Beifall, sondern auch durch den jedesmal vermehrten Besuch ihrer Konzerte. Die Virtuosität von Beiden ist außerordentlich, und wenn wir wohl sagen dürfen, seit Paganini keinen Violinspieler gehört zu haben, der die Technik seines Instrumentes in solcher Vollendung bemeistert, wie der Erstere, so müssen wir Letzterem das Zugeständniß machen, daß er an die Virtuosität eines Liszt erinnert. Den Vortrag anbelangend, so trägt er bei beiden Künstlern die Eigenthümlichkeit eines gewaltigen Schwunges und einer energischen Kühnheit, die ganz geeignet sind, alle Vorzüge der romantischen Schule geltend zu machen und einem wir möchten sagen dämonischen Prinzip Ausdruck und Sprache zu verleihen. In ihrem Spiel ist Alles voll Feuer und Leidenschaft, vielbewegt und hinreißend, und wer etwa die Ruhe und die besonnene Allgemeinheit der älteren klassischen Schule vermissen sollte, der findet gewiß in der hier vorwaltenden anderseitigen Richtung eine reiche Entschädigung. Nichtsdestoweniger haben wir nachträglich zu berichten, daß Heinrich W. das Mendelssohn'sche Konzert vortrefflich und in einer Weise spielte, die selbst von den strengsten Kunstrichtern als eine höchst geniale und mächtig ergreifende bezeichnet wurde. Wir können hier die Einzelnheiten der technischen Meisterschaft der Genannten nicht analysiren, noch in den Vortrag der einzelnen Nummern eingehen, haben uns aber dahin zu resumiren, daß ihre Kunstleistungen dem Besten und wahrhaft Hervorragenden beizuzählen, und daß solche der ihnen gespendeten enthusiastischen Aufnahme würdig sind.

Fräulein Minna Birch hat ihr Gastspiel beendigt und im Verlaufe desselben unser bereits ausgesprochenes Urtheil bestätigt. Die persönliche Erscheinung, wie ihre rhetorischen Mittel verweisen sie unbedingt auf den tragischen Cothurn. Fräulein Birch hat uns lebhaft an die Eigenthümlichkeit und Kunstrichtung der Rachel erinnert, und zweifeln wir nicht, daß ihr eine glänzende Zukunft bevorsteht, wenn sie in den Besitz des ihrem Talent eigentlich entsprechenden Rollenfaches gelangt seyn wird. Der Vortrag eines Gedichtes, „Simson“ von C. F. Scherenberg, darf als Beleg des Gesagten, wie als Maßstab für das Wesen und die Tragweite ihres Talentes gelten. Dieses bedarf gewaltiger Effekte, großer Leidenschaften und erschütternder Momente, um recht hervorzutreten; denn die weichen Töne einer lyrischen Herzensergießung sind ihm fremd. Urkräftige Befähigung ist hier vorhanden; solche richtig zu erkennen und auf die rechte Bahn zu leiten, das möge Fräulein Birch nicht versäumen, und ihrem Streben wird dann gewiß ein reicher Lohn nicht fehlen.

Die zum Benefiz unseres Bassisten Dettmer in voriger Woche stattgehabte Aufführung der „wandernden Komödianten“ von Fioravanti war eine selbst den billigsten Anforderungen nicht entsprechende. Diese älteren, in ihrer Einfachheit so schönen Opern finden heute die rechten Sänger und Darsteller nicht mehr, wie dieß auch hier der Fall gewesen. Man hat sich von jener schönen Einfachheit, Wahrheit und Naivetät der Empfindung zu weit entfernt, und konnten namentlich die beiden Trägerinnen der weiblichen Hauptrollen, Fräulein Schmidt und Hoffmann, sowie die Herren Benda und Stotz nicht genügen. Sollen diese älteren Opern durchgreifen, so müssen sie mit größter Sorgfalt einstudirt und in den Ensembles, wie in den Einzelnheiten gehörig abgerundet werden. Dieß ist um so nothwendiger, als die heutigen Theaterbesucher durch den Instrumentallärm und die massenhaften Effekte der neueren und ganz neuerlich der Richard Wagner'schen Opern an das Ungeheuerliche gewöhnt und der schönen Einfachheit ganz entfremdet sind. Wir sollen und müssen wieder nach dem guten Alten greifen, aber wir müssen auch die erforderliche Pietät mitbringen, um jene älteren Werke ihres inneren Lebens und ihrer poetischen Geltung nicht zu berauben. Die Herren Dettmer und Hassel, sowie auch Frau Rödrig waren die einzigen, welche zur Aufrechthaltung des genannten Tonwerks das ihrige verdienstlich beitrugen.

M.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 29 November.

Ein höchst merkwürdiges Verbrechen beschäftigte seit gestern bis heute Abend unser Geschwornengericht. Angeklagt war Johann Krebs, Schneidermeister von Höchst, seine Ehefrau durch einen Schnitt in den Hals getödtet zu haben. Es handelte sich aber hauptsächlich darum, das zu ergründen und festzustellen, ob die That ein vorsätzlicher Menschelmord oder eine Tödtung auf bestimmtes und ausdrückliches Verlangen der Getödteten sey. Der Angeklagte gab nämlich an, daß er und seine Frau, mit der er seit 31 Jahren in friedlichster Ehe gelebt habe, schon längst den Entschluß gefaßt hätten, gemeinsam in den Tod zu gehen, wenn fernere Verdienstlosigkeit eintreten und ferneres Unglück im Hazardspiele sie verfolgen sollte. Der Angeklagte fröhnte nämlich seit vielen Jahren den Spielbanken zu Hamburg, Wilhelmsbad und Wiesbaden und hatte namentlich das Zurückgehen seines Geschäftes darin seine Ursache. Am 12. Juli hatte er sich, wie schon öfters, Geld geliehen, angeblich, um seinem in Leipzig Philologie studirenden Sohne Kleider anzufertigen. Er ging damit hierher und verspielte das geliehene Geld. Niedergebeugt wollte er heimgekommen seyn und nun, aller Aussicht beraubt, noch Etwas erschwingen zu können, hätte er und seine Frau sich fest vorgenommen, ihren früheren Entschluß zur Ausführung zu bringen. Sie hätten sich noch lange hin und her besprochen, sich geküßt, Lebewohl gesagt, auf das Wiedersehen nach dem Tode vertröstet, zu Gott gebetet; dann seyen sie zu Bett gegangen, die Frau habe ein Messer zurecht gelegt gehabt; sie habe auf sein Verlangen den Kopf auf die rechte Seite gelegt und er dann mit dem Rasirmesser, welches schärfer gewesen, mit einem kräftigen Schnitte den Hals bis zum Knochen durchschnitten, worauf sie gleich verschieden wäre. Nun habe er sich selbst entleiben wollen, da er es ihr versprochen habe, ihr gleich zu folgen, aber es sey ihm nicht gelungen; neunzehn verschiedene Wunden habe er sich beigebracht, aber der Tod sey nicht erfolgt; er habe mit aller Gewalt am Hals geschnitten, es sey gewesen, als schnitte er Sohlleder. In der Verzweiflung sey er darauf in einen großen Bach gesprungen, der unweit Höchst in den Main mündet, aber er sey nicht ertrunken, er sey zufällig an eine Weide gerathen und mit Hülfe derselben wieder ans Land gekommen, wo er bald entdeckt und nach Höchst gebracht worden sey. Dieß im Allgemeinen seine Aussagen, die so wenig erwiesen werden konnten, als es zu beweisen war, daß sich auf andere Weise die Sache zugetragen. Die ganze Beweisführung war deßhalb eine künstliche, eine auf Schlußfolgerungen gebaute. Aus der Lage und dem ganzen Befund der Leiche wollten die Aerzte erkannt haben, daß kein Widerstand geleistet, daß sie im Schlafe überfallen, somit in bewußtlosem Zustand getödtet worden sey. Dieß müssen denn auch die Geschwornen angenommen haben, denn sie erkannten ihn des vorsätzlichen Mordes (nicht der Tödtung) schuldig und erfolgte darauf seine Verurtheilung zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe.

Museum.

Eingetretener Hindernisse wegen bleibt das auf den 1. December anberaumt gewesene Museumskonzert ausgesetzt und finden die folgenden Museumskonzerte, statt am 1. und 15., nun am 8. und 22. December statt.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 30. Nov., und Freitag, 1. Dec., bleibt das Theater geschlossen.

Samstag, 2. Dec. (Zum ersten Male): Der fliegende Holländer, romantische Oper in 3 Akten von Richard Wagner.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 287. Freitag, den 1. December 1854.

Die Leichenschaustätte.

(Von C. Reulbach.)

„Laßt, die Ihr hier eintretet, alle Hoffnung hinter Euch."

Dante's Hölle.

Wenn Du den Quai des Orfèvres herunter kommst, siehst Du links nächst dem Pont Michel ein viereckiges unansehnliches Gebäude von rohen Quadersteinen aufgeführt, dessen dunkle Mauern einen trüben Eindruck auf den Beschauer machen. Durch das geöffnete Thor drängen stets Massen von Menschen jedes Alters und Geschlechts und in den Gesichtern der Aus- und Eingehenden liegt ein tiefer geheimnißvoller Ernst.

Ueber dem Eingange dieses melancholischen Hauses waren noch vor wenigen Jahren die Worte „Liberté, Egalité, Fraternité" zu lesen, und mußte ich auch manchmal lächeln, wenn ich die gleiche Inschrift an allen öffentlichen Gebäuden angeschrieben fand, so konnte ich doch diese Worte nirgends für geeigneter halten, als gerade da. Wahrlich, hier herrscht Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft im ächten Sinne des Wortes. Alle Mühen, alle Qualen, alle Convenienz und Anstandsregeln haben da aufgehört; da herrscht weder Fürst noch Volk; der reiche Prasser vermag nicht mehr, wie der dürftige Bettler und das adelige Fräulein leistet in stiller Eintracht der niederen Grisette freundliche Gesellschaft. Alles ruht friedlich bei einander, ohne Klage, ohne Schmerz; es ist die Leichenschaustätte von Paris — die Morgue.

Dorthin kommen alle jene Leichen, die in Paris gefunden werden und deren Heimath oder Name unbekannt ist. In einem viereckigen Saale, dessen Licht von oben gerade auf die todten Körper fällt, stehen zehn Lagerstätten aus schwarzem Marmor, bereit, die Lebensmüden oder die unfreiwillig in den Tod Gegangenen mit offenen Armen aufzunehmen.

Die Leichen liegen entkleidet auf ihren kalten Ruhebetten, über welche bei warmer Jahreszeit fortwährend frisches Wasser strömt, um die Fäulniß so lange als möglich abzuhalten. Ueber dem Kopfe sind die Kleider aufgehangen, daß, falls die Körper bereits zu sehr entstellt sind, der Anzug noch als mögliches Erkennungszeichen dienen kann. Werden die Entseelten durch irgend eine Person reklamirt, so werden sie derselben zurückgegeben; im entgegengesetzten Falle aber nach Verlauf von drei Tagen auf Kosten der Stadt beerdigt.

Die Franzosen, die jede, wenn auch unerfreuliche Aufregung lieben, werden zu diesem Orte in großer Menge hingezogen und auch ich besuchte die Morgue oft, da es mich lebhaft interessirte, die Züge der Verstorbenen zu studiren, um vielleicht aus diesen stummen Mienen die Ursache ihres Todes errathen oder daraus wo möglich ihre letzten Gefühle und Gemüthsbewegungen entnehmen zu können, mit denen sie aus diesem Leben in das andere traten.

Waren auch manchmal die Körper der dort Ruhenden bis zu grausenhafter Unkenntlichkeit entstellt, so glaubte ich doch wieder ein anderes Mal in den abgehärmten Zügen eines jungen Mädchens oder in dem tiefgefurchten Antlitze eines Greises die gräßlichste Verzweiflung oder das tiefste Elend lesen zu können, groß und furchtbar genug, um den Tod in einem reizenderen Lichte anzuschauen, als dieß qualvolle Leben. Doch Gewißheit hatte ich keine, der schmerzlich verzogene Mund blieb still, wie der Schlag ihrer Herzen.

Wer möchte sie erzählen, wer sie anhören die Begebnisse des Lebens und die Veranlassungen des Todes aller Derjenigen, die auf so schreckliche Weise wiedergefunden warden; wer sie weinen all die heißen Thränen, die im Stillen um Die geweint wurden, deren irdische Ueberreste die glänzende Sonne an dieser Stätte zum letzten Male beschien!

Es hat etwas Eigenthümliches, sich von dem Tode so rings umgeben zu sehen; auf diese ruhigen erstarrten Leichname hinzublicken, von denen wir wissen, daß sie noch vor wenigen Stunden, gleich uns, Schmerz und Freude fühlten, gleich uns Leidenschaften und Gefühle kannten und nun so gleichgültig und regungslos vor uns liegen, als hätten sie von all der irdischen Wonne und Lust, von all den menschlichen Trübsalen und Leiden nie Etwas gewußt.

Aber wie vielen Stoff bietet auch diese Stätte, unsere Gedanken von dem irdischen Leben nach dem fernen Jenseits zuzuwenden, nach jenem Leben, wo man weder Täuschung noch Tod kennt. Ist auch die Heimath unseres sterblichen Körpers nur auf diese Welt beschränkt, so reicht doch die des Geistes so weit, wie die Allgegenwart Gottes. Zu welchen Stufen des Daseyns, zu welch' hohen herrlichen Aufgaben mag wohl unser Geist in der anderen Welt noch bestimmt seyn? — Gewiß kann auch im Himmel kein Stillstand, keine Erschlaffung stattfinden, sondern Bewegung und Fortschritt wird die Bedingung unserer Existenz bleiben und es wird, wenn auch in anderer Weise, Anstrengungen und Pflichten dort oben geben, wie es hienieden für uns gegeben hat.

Es war am Charfreitage, kurz vor meiner Abreise von Paris. Eine theuere Erinnerung aus der lieben Heimath ließ mich in den Kirchen die heiligen Gräber besehen und als ich von Notre Dame heraustrat, fiel mir ein, auch die Morgue noch einmal zum Abschiede zu besuchen, wie man bei alten Bekannten gewöhnlich zu thun pflegt. Langsam ging ich des Quais entlang der Leichenschaustätte zu, als ich schon von ferne eine größere Menschenmenge als gewöhnlich bemerkte, die sich dort geschäftig hin und herdrückte. Begierig, die Ursache dieser zahlreichen Versammlung zu erfahren, beeilte ich meine Schritte, und da angekommen, drängte auch ich mich durch den Eingang zu der Barriere vor, die die Zuschauer von den Leichen trennt.

Im Saale lagen zwei Männer. Der aufgedunsene Körper des Einen hatte bereits jene bronzegrüne Farbe angenommen, welche die Leichname erhalten, wenn sie längere Zeit im Wasser liegen, während sein Gesicht schon ganz unkenntlich war; der Andere, ein Mann mit wildem trotzigem Antlitz, hatte seine Hand auf der Brust geballt, als wolle er den Tod selbst noch zum Kampfe um das Leben herausfordern.

Doch das war es nicht, was die Neugierde des Publikums dießmal so sehr rege gemacht hatte. In der Ecke des Saales lag die Leiche eines jungen Mädchens, lieb und schön, wie der erste Schöpfungstag. Das Gesicht der Verstorbenen, das im Lächeln der Liebe so bezaubernd mußte gewesen seyn, hatte noch keine Veränderung erlitten; in den schmerzlichen Mienen lag eine Feinheit, eine Holdseligkeit, die selbst der Verwesung zu trotzen schien. Blaß und ruhig lag sie da, und ihr dunkles feuchtes Haar ringelte sich in kurzen Locken um das marmorne Antlitz, aus dem der Tod diese jugendlichen Reize nicht verwischen konnte. Unter der rechten Hüfte war eine leichte Wunde, die sie wahrscheinlich bei dem Falle in das Wasser erhalten hatte, da — wie mir einer der Wärter auf mein Befragen erzählte — sie erst vor einigen Stunden in der Seine gefunden wurde.

Neben mir standen einige Arbeiter, die sich beim Betrachten des Leichnams in unzarten Scherzen ergossen und in deren Innerem keine höhere Theilnahme auftauchte, wie dieß bei Menschen ohne Religion und Sitte gewöhnlich der Fall ist.

Armes Mädchen! Vielleicht war gerade die Tugend der Schamhaftigkeit die Ursache Deines Todes gewesen; vielleicht littest Du Mangel und Noth, um nicht Deine Unschuld, Deine Ehre hingeben zu müssen, und nun liegst Du hier entkleidet, den Blicken aller Männer ausgesetzt, und mit dem Tode ist Dir selbst die Macht genommen, Deine Nacktheit zu bedecken! — Aber dieses Gesicht könnte ja auch lügen, die Reinheit dieser Züge könnte ja nichts weiter seyn als bloßer Schein; vielleicht hast Du Deine Ehre längst um Gold verkauft, bist vielleicht längst gewohnt, diese Reize den Lüsten der Sinnlichkeit preiszugeben! Dein Geist ist entflohen und Niemand ist mehr dafür Bürge, als der Allwissende.

Mit solchen Gedanken betrachtete ich das ruhende Mädchen und konnte aus diesem sanften traurigen Gesichte nicht entnehmen, ob sie aus Noth und Elend freiwillig in den Tod gegangen sey, oder ob verächtliche Mörderhand es gewagt hatte, ein so liebliches Geschöpf aus dieser Welt zu stoßen.

(Fortsetzung folgt.)

Bachtschisarai,
das Tartarenschloß in der Krim.

Zu den Orten des Kriegsschauplatzes, von welchen gegenwärtig die Zeitungen fast täglich melden, gehört auch Bachtschisarai, zu Deutsch: „der Gartenpalast“, die ehemalige Residenz der von dem mongolischen Weltstürmer Dschingischan abstammenden Chane der Krim'schen Tartaren, von der Familie Girei, den Nachkommen Hadschi Girei's und Minglis, welche in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts als Zweige von dem großen Reiche Kaptschack diese Dynastie gestiftet. Zur Zeit der osmanischen Machtentfaltung, schon in den Tagen Mingli Girei's, der Mahomed dem Zweiten gehuldigt, wurden sie dann Vasallen der hohen Pforte (1471) und blieben es auch bis zu jener scheinbaren Unabhängigkeits-Erklärung im Frieden von Kainardschi (1774), worauf Schahin Girei, der letzte Chan, vor dessen Vorfahren, den furchtbaren Beherrschern von Kaptschack, eine Reihe moskowitischer Czare einst im Staube sich gewunden, sein Reich und somit das ganze taurische Gebiet an Katharina II. von Rußland abtrat (1783) und sich nach Konstantinopel zurückzog, dessen Padischah ihn bald zum Tod nach Rhodus schickte. Glieder dieser ehemaligen Fürstenfamilie sollen jetzt noch vorhanden seyn. Aber im Dunkel eines unbemerkten Daseyns sind sie vor den Blicken der Welt verschwunden, während die Residenz ihrer Väter zwar nicht ganz erhalten, jedoch vor der Zerstörung durch die Fürsorge der russischen Regierung möglichst bewahrt, noch immer den anziehendsten Punkt in der Krim bildet. Murawiew-Apostol, welcher diese taurische Alhambra im Jahre 1820 besuchte, macht eine interessante Beschreibung davon, die spätere Reisende bestätigt haben und welche wir, meist wortgetreu, hier wiedergeben:

„Zunächst führe ich Dich“, so schreibt der erwähnte Tourist in seiner „Reise durch Taurien“, „mittelst einer Brücke über den schmalen, schlammigen Bach Suruck-Su durch das äußere Thor und zwar trittst Du durch dasselbe in den ersten Hof, ein großes Parallelogramm, dessen kleinere, dem Thore gegenüber liegende Seite von Gartenterrassen begränzt ist, während die beiden längeren Seiten, die zur Linken, durch eine große Moschee und mehrere Gesindewohnungen, die zur Rechten durch den Palast selbst eingenommen wird, welcher letztere aus mehreren, an einander hängenden Gebäuden von ungleicher Höhe gebildet wird. Durch einen gewölbten Thorweg in diesem Gebäude zur Rechten tritt man in den inneren Hof, wo man linker Hand eine eiserne Flügelthür sieht, die im arabischen Geschmack bunt mit Zierrathen überladen ist, über welchen jedoch der doppelköpfige (russische) Adler an die Stelle des osmanischen Halbmondes getreten.“

„Nachdem man die Schwelle dieser Thür überschritten hat, sieht man in den weiten, schattigen Hallen einen Marmorfußboden und rechter Hand eine breite Freitreppe, welche zu dem oberen Geschosse des Palastes führt. An dem Fuße der Treppe bemerkt man zwei herrliche, fortwährend aus dem Gemäuer in weiße Marmorbecken fließende Fontainen, die eine linker Hand der Thür, die andere derselben grade gegenüber.“

„In diesem Erdgeschoß führt aus der linken Ecke der der Thür gegenüber stehenden Wand ein dritter Corridor zu der Hauskapelle des Chans, über deren Eingange man die Inschrift liest: „Selamid-Girei Chan, Sohn Hadschi-Selim-Girei Chans.“ *) Eine zweite Thür führt aus diesem Corridor in ein großes Zimmer, an dessen Wänden ein Divan läuft, in der Mitte aber ein Springbrunnen in einem Marmorbassin sich befindet. Dieß ist ein reizender Zufluchtsort zur Abkühlung in den heißen Stunden des Tages, wenn die Berge rings um Bachtschisarai im Sonnenbrand glühen. Eine dritte Thür endlich führt zu dem Divan des Chans, dem Orte, wo der Regierungsrath sich versammelte. Zu demselben leitet auch noch ein Eingang von der Vorhalle und von außen, vom großen Hofe her.“

„Wenn ich Dir einen der Säle des oberen Stockwerks beschreibe, so kennst Du auch alle übrigen, welche sich nur durch mehr oder weniger Verzierung von einander unterscheiden.“

„Da die Fronte des Gebäudes nicht in gerader Linie geführt ist, sondern mehrere Vorsprünge hat, so muß ich zuerst bemerken, daß die Hauptsäle von drei Seiten ihr Licht erhalten, indem die aus der Façade heraustretenden drei Vorsprünge sämmtlich aus Fenstern bestehen. Außer dem Haupteingang führt noch eine kleine, fast unbemerkbare Seitenthür an einer Holzwand zwischen Sälen im arabischen Geschmack in den Saal, zwischen denen noch in der ganz dunkeln Wand fast unscheinbare Schränke sich befinden. Ueber denselben sind in den besten Sälen innerhalb und außerhalb des Zimmers bis zur Decke Scheibenfenster angebracht, zwischen welchen Arbeiten von Stuccatur stehen, z. B. Schalen mit Früchten, Blumen oder Bäumchen mit verschiedenen Vögeln und dergl. mehr. Die Decken, sowie die düsteren Wände, sind von

*) Selamid regierte vom J. 1587—1610.

Tischlerarbeit und sehr schön, indem das Gesimse vergoldete Gitterwerk von Holz auf einem lackirten Grund von dunkelrother Farbe liegt. Auf dem Fußboden sah ich die mir aus Spanien wohlbekannte Estera, d. h. künstlich geflochtene Matten von Rohr, eine Art Ginster, welche auf dem Fußboden von Ziegeln und Steinen als Teppiche dienen. Zum Schutz gegen die allzu große Helle der Sonnenstrahlen in den von drei Seiten erhellten Zimmern sind außer den Vorhängen noch farbige, gemusterte Scheiben in den Fenstern angebracht, ein Lieblingsschmuck der Ritterburgen, den ohne Zweifel die Europäer zur Zeit der Kreuzzüge von den Völkern des Orients entlehnt haben. Denkst Du Dir hierzu noch einen Divan, d. h. Kissen mit seidenen Bezügen, welche an allen Wänden, mit Ausnahme der dunkeln, auf dem Fußboden herumgelegt sind, so kennst Du die besten Säle, bis auf drei oder vier, welche für die Kaiserin Katharina im europäischen Geschmack mit hohen Sophas, Lehnsesseln und Tischen möblirt worden sind, während die Orientalen bekanntlich statt der Tische sich nur niedriger runder Bänkchen bedienen, um welche man sich bei dem Essen herum zu lagern pflegt."

(Schluß folgt.)

Sebastopol.

Ein Jeder wirft jetzt seine Blicke
Nach Osten hin erwartungsvoll.
Wie lösen sich der Welt Geschicke,
Fällt oder nicht Sebastopol?

Begegnen Freunde sich, sie fragen
Nicht: Ist zu Hause Alles wohl?
Im Gegentheil, man hört sie sagen:
Wie steht es mit Sebastopol?

Die Zeitung wird mit Hast genommen,
Man liest an ihr den Kopf sich toll,
Wie weit bis heute sind gekommen
Die Freunde vor Sebastopol.

Die Engelländer und die Franken
Vergessen ihren alten Groll;
Sie laden sich an dem Gedanken,
Am Falle von Sebastopol.

Seyn oder Nichtseyn ist die Frage,
Die nicht der Vorwitz lösen soll.
Man sieht den Abend nicht am Tage,
Es steht noch fest Sebastopol.

Ob's steh', ob's fall', laßt uns gedulden,
Laßt zahlen Steuern uns und Zoll!
Es zahlt die Zeit auch ihre Schulden!
Die Welt hofft's von Sebastopol.

B. K. S.

Mannichfaltigkeiten.

(München, 24. Nov.) Unsere schwurgerichtlichen Verhandlungen bringen fortwährend, namentlich in Altbayern, die seltsamsten Culturzustände an das Licht. So wurde hier kürzlich eine Diebesbande verurtheilt, welche eine förmliche Räuberhöhle, wie wir sie z. B. aus dem Gil Blas kennen, besaß. Diese aus neun Personen bestehende Bande hatte sich nämlich im Walde, im sogenannten Schildberger-Forst, unter der ... eingerichtet. Der Zugang zu derselben war durch eingegrabene Baumstämmchen förmlich verbarrikadirt, so daß sie ein Uneingeweihter nicht auffinden konnte. Der Eingang war mit Moos und Brettern überlegt; unter diesen führten acht Lehmstufen in den 20 Schritt langen, 9 Schritt breiten und 6½ Fuß hohen Raum hinab. Die Wände waren mit unbehauenem Bauholz ausgeschlagen, in einer Ecke war ein Heerd mit Rauchfang angebracht, welcher ziemlich weit von der Höhle in einem sehr dicken Gebüsch ausmündete. Einige hundert Schritte von der Höhle entfernt war der Schlachtplatz, etwas weiter weg eine eigene Stallung für das gestohlene Vieh hergerichtet ꝛc.

Goethe und Schiller sind zwar, nach einem allgemein angenommenen Satze, unsterblich; aber Iffland und Kotzebue sind es auch, ja sie sind, wenn man so sich ausdrücken darf, wo möglich noch unsterblicher, erleben, wie Gott Wischnu, eine Menge Verkörperungen und erscheinen bald unter diesem, bald unter jenem Namen, bald als Benedix, bald als Frau Birch-Pfeiffer ꝛc. wieder unter den Lebenden. Der Deutsche, oder vielmehr das deutsche Frauenzimmer, wollen, obschon sie sehr häufig im Leben selbst an sehr beweinenswerthen Scenen ungerührt vorübergehen, doch von der Bühne aus gerührt und gepackt seyn. Mit den paar Thränen, die man dann in sein Taschentuch weint, glaubt man sein Gemüth hinlänglich dokumentirt und angefeuchtet zu haben, während es dadurch vielleicht nur fortgeschwemmt wird.

(Darmstadt, 22. Nov.) Zu der am 1. Mai 1855 zu eröffnenden allgemeinen Ausstellung von Produkten der Landwirthschaft und Gewerbsindustrie in Paris, womit auch eine Ausstellung von Werken der schönen Künste verbunden werden wird, haben bis jetzt 52 Aussteller aus dem Großherzogthum ihre Betheiligung erklärt. (Darmst. Ztg.)

In einem amerikanischen Blatte wird nachstehender Unglücksfall erzählt: Ein eilfjähriger Junge, Sohn des Francis Crawford, eines alten Bürgers zu Gravois, stürzte vor kurzem von einem Baume, der dicht bei einer Kohlengrube stand, herab und gerade in letztere, die etwa 80 Fuß tief war. Der Junge wollte eben ein Vogelnest auf dem Baume ausheben und verlor das Gleichgewicht. Die Oeffnung war mit einer 6 Fuß hohen Einfassung umgeben, um den Eingang zu verhindern, der Baum breitete jedoch einen Hauptast, auf dem der Knabe sich befand, über die Schutzwand hin. Der Junge wurde furchtbar verstümmelt in der Tiefe todt gefunden. Der Coroner hielt Mittags Leichenschau.

(Königsberg.) Schon seit dem October 1852 besteht hier ein Verein, der sich die Aufgabe gestellt hat, dem Philosophen Immanuel Kant ein würdiges Denkmal zu setzen. Dasselbe soll in einer Statue aus Erz bestehen und in Königsberg am Philosophendamm errichtet werden. Der ursprüngliche Plan war, das Denkmal ohne Beiziehung auswärtiger Unterstützung zu verwirklichen. Allein der große Kostenumfang einerseits, die inzwischen eingetretene materielle Gedrücktheit der Zeitläufte andererseits haben das Comitee genöthigt, von seinem ursprünglichen Plan abzugehen, und sich im Hinblick auf das, was J. Kant der deutschen Nation und namentlich seinen Universitäten gewesen ist und immer seyn wird, zunächst an die letzteren mit der Bitte um Beiträge zu wenden.

Aus St. Thomas erfährt man nähere Details über neu entdeckte Guano-Lager auf den der holländischen Regierung gehörigen Vogel-Inseln. Das Lager wurde von einem amerikanischen Schiffer aufgefunden und soll Guano enthalten, der an Qualität dem von Chinca in Nichts nachsteht. Zwei amerikanische

Schiffe — so heißt es — „Kentucky" und „Somery" haben dort 50 Mann ans Land gesetzt und Kanonen aufgepflanzt, um jedem andern Fahrzeug das Landen zu wehren. Die Insel, auf welcher die Haupt-Guano-Masse liegt, ist auf englischen Karten als Aves-Island verzeichnet, liegt zwischen dem 15. und 16. Gr. n. Br., dem 63. und 64 Gr. w. Länge.

Korrespondenz.

Köln, 26. Nov.

Zur Würdigung, wie sehr sich der Bergbau, das Hütten- und Salinenwesen im Rheinlande und Westphalen gehoben, führen wir folgende Notizen an: Die Gesammtproduktion betrug im rheinischen Hauptbergdistrikt von 1738 Werken 9,352,902 Tonnen, 5,555,639 Centner Erz, Eisen, Stahl u. s. w., 50,038 Ries Dachschiefern, 14,036 Mark Silber und 5405 Lasten Kochsalz in einem Totalwerthe von 23,327,155 Thlr. Es fanden dadurch 46,007 Arbeiter mit 95,873 Frauen und Kindern Beschäftigung und Unterhalt. Bei dem westphälischen Hauptbergdistrikt in den Gruben, Hütten und Salinen stellen sich folgende Zahlen heraus: Es wurden in 631 Werken 11,097,956 Tonnen, 3,291,164 Ctr. Erz, Eisen, Stahl u. dgl., 10,562 Lasten Salz gewonnen. Der Gesammtwerth dieser Produkte beläuft sich auf 14,667,376 Thlr. Es waren 29,490 Arbeiter mit 63,005 Frauen und Kindern beschäftigt. — Die Ausgaben für die städtischen Elementarschulen belaufen sich auf 51,349 Thlr., der Zuschuß der Stadt beträgt 30,219 Thlr. — Nach dem jüngst in der St. Cunibertskirche gelungenen Diebstahl der Opfergelder hat man am Donnerstag Abend einen höheren Griff thun wollen, man beabsichtigte den Dom seiner Schätze zu berauben. Als am Abend die Domwache erschien, entfernten sich die Diebe mit Zurücklassung ihrer Werkzeuge: Schlüssel, Dietriche, Meißel. Von drei Personen, welche am anderen Tage verhaftet wurden, hat man schon das Geständniß erlangt, daß sie bei jenem Diebstahlsversuch betheiligt gewesen seyen.

Magdeburg, 28. November

Die am letzten Sonntage, am Todtenfeste, Abends, in der erleuchteten Johanniskirche stattgefundene Aufführung des „Requiem" von Mozart war eine sehr gelungene. Die großen Räume der Kirche waren vollständig gefüllt und wohl keiner unter den vielen Tausenden von Zuhörern verließ das Gotteshaus, ohne durch das hehre Meisterwerk des unübertroffenen Mozart auf das Innigste angesprochen und gerührt worden zu seyn. — Am kommenden Freitage wird des unglücklichen Schumann letzte vortreffliche Arbeit: „Der Rose Pilgerfahrt" durch den hiesigen Seebach'schen Gesangverein aufgeführt werden und voraussichtlich wieder ein zahlreiches Publikum versammeln.

Vom Oberrhein, im November

Zwei Stunden von Offenburg entfernt, am westlichen Abhange des Schwarzwaldes, liegen die Steinkohlengruben Berghaupten, zwar in hiesiger Gegend schon längst bekannt, aber erst seit dem Frühling d. J. durch die mit einem Kapital von einer halben Million Gulden zusammengetretene neue Bergwerksgesellschaft in den ihrem Kohlenreichthum entsprechenden Betrieb genommen. Die Voraussetzungen, unter welchen die neuen Arbeiten begonnen haben, haben in den bisherigen Erfahrungen nicht nur ihre völlige Rechtfertigung gefunden, sondern es hat sich auch weiter noch ergeben, daß der nach den Messungen eines bewährten Bergbaukundigen berechnete Kohlenreichthum von $21\frac{1}{2}$ Millionen Centner nur als das Minimum des Gehaltes sämmtlicher Flötze zu betrachten sey. Wir hatten Gelegenheit, die Gutachten anderer Fachmänner einzusehen, welche nach ihren an Ort und Stelle angestellten Untersuchungen den Reichthum der Kohlenlager auf das Doppelte jenes Betrages veranschlagen zu können glaubten. Hiernach dürfte das neue bergmännische Unternehmen als ein gesichertes zu betrachten seyn und den Actionären eine hübsche Rente in Aussicht stehen, besonders wenn durch die vermehrte Ausbeute mittels des zweckmäßigeren Maschinenbetriebs der Nachfrage fortwährend und ohne Unterbrechung Genüge geleistet werden kann. Der eigenthümliche Vorzug der Steinkohle besagten Werkes ist, daß sie, außer einigen andern Bestandtheilen nicht weniger als 85 Proc. Kohlenstoff enthält, von Schwefel frei ist, und daher auch zur Kesselfeuerung und zur Bearbeitung des Eisens sehr gut zu gebrauchen ist. Der steigende Flor der neuen bergmännischen Unternehmung ist somit eine durch thatsächliche Verhältnisse begründete Voraussetzung, welche durch die Erfahrung ihre volle Bestätigung finden dürfte.

Aus dem Grhzh. Baden, 27. Nov.

Zu den edelsten Bestrebungen, welche sich bei weitem den meisten Stadt- und Landgemeinden unseres Landes kund geben, gehört eine gründliche Verbesserung des Zustandes der Armen, und dieses nicht sowohl durch Darreichen von Gaben, durch welche das Proletariat vermehrt und der Bettel gehegt und gepflegt wird. Eine der wichtigsten Fragen bei diesem Streben ist die der Pflege und Erziehung der armen Waisenkinder. So entschied man sich bei einer kürzlich in Kuppenheim, Amts Rastatt, abgehaltenen landwirthschaftlichen Besprechung nach längerer, von warmer Theilnahme und wahrhaft christlichem Mitgefühle zeugender Discussion dahin: Es soll ein Asylhaus angekauft oder einstweilen nur gemiethet werden, um als Anfang 20—30 Waisenknaben aus verschiedenen Gegenden unterzubringen. Die Aufsicht wird Pflegevätern (Lehrern) anvertraut, welche die Knaben in allen Arbeiten der Landwirthschaft praktisch unterweisen. Zu diesem Zwecke soll der Anstalt auch ein Garten und 8—10 Morgen Feld zugewiesen werden, wodurch sie zugleich auch in den Stand gesetzt wird, selbst zu gewinnen, was sie ins Haus braucht.

Wiesbaden, 26. November.

Gestern saß auf der Anklagebank unseres Schwurgerichts ein Geschwisterpaar, das wahrhaft dazu geboren scheint, die Verbrecherlaufbahn in allen Branchen zu durchwandern: Peter Eckert und Margaretha Eckert von Zeilsheim, Amts Höchst, angeklagt eines versuchten und eines wirklich verübten Diebstahls, der Landstreicherei und des Gebrauchs eines gefälschten Passes. Innerhalb zwanzig Jahren sind Beide aus einer Strafanstalt in die andere übergesiedelt, und Verbrechen aller Art waren es, die sie dahin führten. Peter Eckert stand 12-, und seine Schwester 15mal in Untersuchung. Letztere zeichnete sich auf ihren Irrfahrten besonders dadurch aus, daß sie auf die abenteuerlichste, ich möchte sagen romantischste Art ihr Wesen trieb. So z. B. reiste sie eine Zeit lang als „Gräfin" und wollte aus Nordamerika gekommen seyn, um in Deutschland ihre „gräflichen Geburtsrechte" geltend zu machen &c. Die Geschwornen haben sie aller Verbrechen schuldig erkannt, deren sie angeklagt waren, und der Gerichtshof verurtheilte sie zu je 6 Jahren Zuchthaus, geschärft durch öfter wiederkehrende Kostbeschränkung während 5 Jahren. Nach überstandener Haft kommen sie 3 Jahre unter Polizeiaufsicht.

Frankfurt a. M.

Das Konzert des Herrn Eliason

wird nächsten Montag den 4. d. M. im Saale des Weidenbusches stattfinden. Auch dießmal hat der Veranstalter danach gestrebt, sein jedesmal so zahlreiches Publikum in reichem Maße zu befriedigen, nicht nur durch ein gehaltreiches Programm, sondern auch durch die Betheiligung anerkannter Künstlerkräfte. Die Mitwirkung der Herren Heinrich und Joseph Wieniawski, welche in ihren vier Theaterkonzerten die Kenner und Freunde der Musik so hoch erfreut haben, stellen wir in den Vordergrund, und schließen sich ihnen die Herren Auerbach und Hardtmuth durch Gesangvorträge an. Größere Instrumentalstücke von Mozart und Beethoven werden um so mehr anziehen, da sie uns in trefflicher Ausführung zu Gehör gebracht werden. Die gediegenen Kunstleistungen des Konzertgebers selbst sind zu bekannt, um einer erneuerten Empfehlung zu bedürfen. Das Nähere über diesen höchst anziehenden Konzertabend wird das Programm besagen.

(Berichtigung.) In dem Theaterberichte in Nr. 286 ist statt „besonnene Allgemeinheit" zu lesen „besonnene Abgemessenheit."

Theater-Anzeige.

Freitag, 1. Dec., bleibt das Theater geschlossen.

Samstag, 2. Dec. (Zum ersten Male): Der fliegende Holländer, romantische Oper in 3 Akten von Richard Wagner.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 289. Sonntag, den 3. December 1854.

Die Leichenschaustätte.

(Von C. Neuldach.)

(Schluß.)

Sie saß vor einem zerbrochenen Spiegelglase, um ihre Haare zu ordnen. Es war dieß ihre einzige Unterhaltung, diese dunkeln Flechten um die weiße Stirne zu legen, und sie hielt viel darauf, denn das war ja ihr ganzer Schmuck; aber dabei hatte das Mädchen keinen eiteln Gedanken. Sie steckte eben die letzte Nadel in das volle Haar, als ihr plötzlich eine wichtige Idee zu kommen schien. Sie beschaute sich noch einmal in dem trüben Spiegel, dann senkte sie ihr Köpfchen traurig zur Erde; sie schien zu wanken, doch es war nur einen Augenblick; dann kleidete sie sich vollends an und ging zu einem Friseur in der Passage Verododat. Sie bot ihm ihre Haare feil. Der Friseur befühlte dieselben mit einer Kennermiene: nie hatte er solch' schönes langes Haar verarbeitet. Er bot ihr 20 Francs dafür, und als er nun die üppigen Locken kurz an der Wurzel abschnitt, da vermischte sich mit dem Gekreische der Scheere das Seufzen des bedauernswürdigen Mädchens, das sich so plötzlich seiner schönsten Zierde beraubt sah. Das Mädchen nahm die 20 Francs und ging; sie hatte doch wieder auf einige Zeit zu leben. Aber als sie aus dem Laden in die kalte Decemberluft trat, fror sie empfindlich an dem Kopf, der seiner natürlichen Bekleidung beraubt war, und das Erste, was sie von dem Gelde kaufte, war eine warme Haube. Dann erst holte sie sich Lebensmittel und kehrte in ihr Stübchen zurück.

Schnell griff sie wieder zu dem trüben Spiegelglase, aber kaum hatte sie einen Blick hinein gethan, als sie eben so rasch zurückschrack; sie hatte sich kaum selbst mehr erkannt. Von Neuem traten ihr die Thränen in die Augen, aber sie faßte sich schnell wieder; war sie doch Wochen lang vor Hunger geschützt und die Haare wachsen ja doch nach, sagte sie tröstend zu sich selbst.

Geraume Zeit war vergangen; das Mädchen hatte trotz aller Bemühungen noch keine Arbeit und die 20 Francs waren nach und nach verschwunden. Sie sann auf neuen Erwerb.

Abermals ging das Mädchen die Straßen von Paris entlang. An allen Ecken las sie die Anzeigen und Bekanntmachungen, die ihr in die Augen fielen, um vielleicht auf diesem Wege etwas ausfindig zu machen. Lange suchte sie, überall las sie, da fiel ihr ein breites Plakat mit großen Lettern in die Augen. Ein Professor suchte bei seinen Vorlesungen über Magnetismus ein junges Mädchen, um mit demselben bei Erklärung dieser unergründlichen Wissenschaft vor dem Publikum experimentiren zu können.

Sie suchte seine Wohnung auf. Der Professor war ein freundlicher alter Mann. Das Mädchen gefiel ihm. Er machte sie aufmerksam, daß es für sie zu angreifend sey, den wahren Magnetismus anzuwenden; er wolle ihr deßhalb zu ihrer Erleichterung einige Anweisungen geben, was sie bei seinen Vorlesungen beobachten und wie sie sich dabei vor dem Publikum benehmen müsse. Er unterrichtete sie einige Stunden, was sie auf seine Fragen zu thun und zu sprechen habe, und das Mädchen, das nichts weiter davon verstand und keine Ahnung von einem Betruge hatte, willigte gerne in seine Vorschläge und dankte ihm für seine väterliche Güte.

Das war eine glückliche Zeit. Ihre Geschäfte waren nicht so anstrengend, da sie sich täglich nur einige Stunden als Somnambüle vor dem Publikum zu produziren hatte, und dabei honorirte sie der Professor so, daß sie durchaus keine Noth zu leiden hatte und sogar manchmal etwas zurücklegen konnte.

Monate waren darüber hingegangen. Der Frühling war im Anzuge und sie dankte Gott jede Nacht vor dem Schlafengehen für seine große Güte. Aber leider sollte diese glückliche Zeit bald ein Ende nehmen. Der Professor war nichts weiter, als ein gewöhnlicher Charlatan und sein Betrug wurde endlich entdeckt; die Polizei hob ihn eines Tages mit all seinen gelehrten Büchern und Instrumenten auf und das erschrockene Mädchen entging nur dadurch dem Gefängnisse, daß die an sie gestellten Fragen klar an den Tag legten, daß sie über das, was man mit ihr vorgenommen hatte, in gänzlicher Unwissenheit gelebt habe.

Aber wer weiß, ob nicht das Gefängniß besser für sie gewesen wäre, als die sorgenvolle Freiheit. Das Wenige, was sie sich bei dem Professor erspart hatte, war bald zu Ende und sie sah sich in dieselbe Noth versetzt wie früher.

Sie strengte von Neuem ihr Gehirn an, um andere Auskunftsmittel für ihren Unterhalt zu finden, aber vergebens; es kam ihr kein Gedanke, und um ihr Brod durch Sünde und Laster zu verdienen, — wahrlich, das Mädchen war so rein, so unschuldig, daß ihr der Gedanke gar nie in den Kopf gekommen war. So stand sie immer noch allein und hülflos; Niemand auf der weiten Welt war da, der ihr rathen und beistehen konnte, und von ihrem Bruder waren noch keine Nachrichten eingetroffen.

Doch die Noth sollte noch größer werden. Der Miethzins war fällig; sie hatte nichts, um ihn zu bezahlen. Der Hausherr gab ihr 24 Stunden Frist und als sie die kleine Summe bis dahin nicht berichtigen konnte, jagte er sie aus dem Hause und machte sich mit den wenigen Möbeln bezahlt, die sie noch hatte. Ohne Obdach, ohne Brod stand sie nun auf der Straße, ohne zu wissen, wohin sie ihre Schritte wenden sollte. Sie hatte bereits seit 36 Stunden nichts gegessen, der Hunger steigerte sich bis aufs höchste. Was blieb ihr in dieser bejammernswerthen Lage übrig, als zu betteln! Betteln!? Sie erröthete bei diesem Gedanken, doch sie sah keinen anderen Ausweg übrig, wenn sie der Mangel und das Elend nicht tödten sollten.

Während solcher Gedanken war sie bis zum Pont des Arts

gekommen; die Dunkelheit war bereits eingebrochen und wenige Leute befanden sich eben auf demselben. Mechanisch streckte sie einem der Vorübergehenden die Hand entgegen, aber ihr Mund konnte kein Wort hervorbringen.

Der Mann schaute ihr in das blasse Antlitz, die schönen Züge reizten ihn, denn er glaubte, eines jener Mädchen vor sich zu haben, die bei eintretender Dämmerung bis zum Morgen die Straßen von Paris überfluthen und sich ihr Brod auf eckelhafte Art verdienen. Er zog ein Fünffrankenstück aus der Tasche und indem er es ihr reichte, suchte er sie ohne Weiteres mit fortzuziehen.

Das Mädchen schaute ihn verwundert an; denn, als sie ahnte, was er mit ihr vorhabe, warf sie ihm das Geld vor die Füße und indem sie sich rasch von ihm losmachte, flog sie über die Brücke dem Quai Voltaire zu. Der Mann stieß ein rohes Gelächter aus, aber er verfolgte sie nicht.

Das unglückliche Mädchen stieg jetzt den Quai hinunter an das Ufer der Seine, um da die Nacht zuzubringen, denn sie hatte ja keine bessere Ruhestätte und dort glaubte sie sich sicher. Der Hunger folterte sie qualvoll, aber sie wagte nicht mehr um eine Gabe zu bitten, der erste Versuch hatte sie zu sehr abgeschreckt.

Es war ein lauer Frühlingsabend. Sie setzte sich auf einen Steinblock und starrte gedankenlos in die Fluthen. Ihr Elend hatte jetzt das menschliche Maß überstiegen; sie hatte nicht einmal mehr Thränen dafür. Die Wellen des Flusses murmelten eintönig vor sich hin und der warme Westwind fächelte milde ihre fieberhafte Wange; vor Schwäche und Ermüdung schlummerte sie endlich ein.

O Schlaf, du Tröster aller Trauernden, wie gütig, wie weise bis du uns von dem Allmächtigen geschenkt worden. Der Unglückliche vergißt in deinen Armen seine Leiden, der Tiefgekränkte sucht bei dir Balsam für seine verwundete Seele und träumt vielleicht von Friede und Versöhnung.

Auch das Mädchen träumte. Es träumte von einer seligen goldenen Zeit — von ihren Kinderjahren.

Sie spielte in dem kleinen Gärtchen hinter dem elterlichen Hause und ihr Bruder jagte einen bunten Schmetterling. Sie pflückte weiße Rosen und wand daraus einen duftenden Kranz und als ihr Bruder zu ihr zurückkam und ihr den schönen Schmetterling aushändigte, da setzte sie ihm den Kranz auf die Stirne und klatschte fröhlich in die Hände. Plötzlich hörte sie die freundliche Stimme ihrer Mutter, die ihr zurief. Schnell sprang das Mädchen auf und mit den Worten: „Ich komme, ich komme" eilte es ihr entgegen.

Da horch — ein leises Geräusch, ein dumpfer Fall in das Wasser, dann war Alles wieder still und die Seine floß so ruhig hin wie vorher.

Das schlummernde Mädchen war im Traume aufgestanden, um ihrer Mutter entgegenzueilen und so in das Wasser gestürzt. Am anderen Tage wurde sie an einer seichten Stelle des Flusses gefunden und so hatte sie ihr Bruder wiedergesehen.

Wenn sich auch sein Grab einst mit grünem Rasen — der freundlichen Tracht der Hoffnung — schmücken wird, dann kommt das Wiedersehen, bei welchem die Geschwisterliebe aus dem Grabe steigen wird, wie der Tod den Körper wiedergeben mußte aus den Wellen des Flusses. Dann werden Schwester und Bruder nicht mehr von einander getrennt seyn, sondern zusammen leben und sich lieben in einer schöneren Welt.

Als ich zur Morgue hinaustrat, belustigte nebenan ein Jongleur das umherstehende Publikum mit seinen Kunststücken und ein Leiermann spielte den fidelichen Walzer von Strauß — das Leben ein Tanz!

Der Kriegsschauplatz in Bessarabien.

Nach den neuesten Bukarester Zeitungen konzentrirt Omer Pascha seine Armee an der Serethlinie und bereitet sich zu einem Einfalle in Bessarabien. Dadurch wird ein neues Kriegstheater aufgeschlossen, und es wird unsere Aufgabe, dasselbe näher ins Auge zu fassen. Das Gouvernement Bessarabien steht erst seit 1812 unter russischer Herrschaft. Der Friede von Jassy 1792 hatte den Dniester zur Gränzlinie zwischen Rußland und der Türkei gemacht; schon 20 Jahre später bestimmte der Bukarester Friedensschluß den Pruth zur Gränze: von diesem Zeitpunkt an datiren die direkten Bestrebungen Rußlands gegen die Moldau und Walachei (Alexander hatte sie schon bei den Bukarester Verhandlungen abgetreten haben wollen), von dem Adrianopler Vertrag 1829 sein Protektorat über die Donaufürstenthümer. Das Land Bessarabien ist nach drei Seiten von natürlichen Gränzen umschlossen: im Westen scheidet es der Pruth auf einer Linie von 105 Meilen Länge von der Moldau; von seiner Einmündung bei Reni bildet im Süden die Donau und nach deren Verzweigung der versandete St. Georgsarm die Gränze gegen die Dobrudscha. Diese Linie hat eine Länge von 30 Meilen; etwas mehr beträgt die Küste des schwarzen Meeres, welche von da bis zum Liman des Dniester bei Akjerman reicht. Im Osten trennt der Dniester das Land von den Gouvernements Podolien im Norden, von Cherson im Süden; von dem Punkte, wo er die Landesgränze bildet, bis zur Mündung durchläuft er eine Strecke von 135 Meilen. Da, wo die Podhorza in den Dniester fällt, streicht die Westgränze von Chotim bis östlich von Czernowitz nur 8 Meilen lang über einen südöstlichen Ausläufer der Karpathen. Dieser Gebirgsast bildet die Wasserscheide zwischen Dniester und Pruth und füllt die nördliche Hälfte des Landes mit seinen waldbedeckten Zweigen. In der Höhe von Bender verflachen sich diese sachte zur fruchtbaren Ebene, welche im Süden von jener Salz- und Sandsteppe begränzt wird, welche unter der allgemeinen Bezeichnung „taurische Steppe" in einer Breite von 20 bis 30 Meilen den ganzen Nordrand des Pontus Euxinus und des asow'schen Meeres umschließt und oft nur einen schmalen grünen Küstensaum übrig läßt; Odessa z. B. liegt hart am Saume dieser Steppe und seine nördlichen Häuserreihen blicken unmittelbar in die baum- und wasserlose Einöde. In Bessarabien reicht die Steppe südlich bis an den Trajanswall, der sich westlich bei Wadului an den Pruth lehnt, von da östlich streichend die Nordspitze des großen Jalpuchsees bei Bolgrad, die des Katlabug- und des Kitaisees berührt und im nördlichen Drittel des Sassyksees endet. Von da an bis zum Kilia-Arm ist der Distrikt der Seen und Sümpfe, von diesem bis zur Südgränze das Donaudelta, mit der Sulinamündung in der Mitte. Die Bodenbeschaffenheit scheidet sich also in drei scharf charakterisirte Regionen: im südlichen Viertel unfruchtbarer Steppen- und Sumpfboden, das anstoßende Viertel von äußerst fruchtbarem, aber mangelhaft bewässertem und dürftig bebautem Ackerlande ausgefüllt, die Nordhälfte eine üppige wald- und waidereiche Bergregion. Den Flächengehalt schätzt man auf 900 Q.-M., also gerade so hoch als den der Moldau, die Einwohnerzahl höchstens auf 900,000 Seelen, so daß 1000 Bewohner auf die Quadratmeile kämen, während der Boden die vierfache Zahl zu ernähren vermöchte. Diese Bewohner, ein Gemisch von Moldauern, Armeniern, Juden, Zigeunern, Griechen und nur wenigen Russen, sind die Abkömmlinge der alten Scythen. Ihre Urväter, jene kriegerischen Nomaden, wurden nie von dem Römerreiche bezwungen, vielmehr mußte Trajan zum Schutze gegen ihre Einfälle die oben erwähnte Mauer bauen, deren Trümmer noch jetzt sichtbar sind, und später, als ihre Horden sie überwältigten und über die Donau vordrangen, an der schmalsten

Stelle der Dobrudscha zwischen Czernawoda und Küstendsche, die
unter dem Namen des Trojanswalls früher geschilderte Befesti-
gung errichten. Zur Zeit der Bulgarenherrschaft gehörte Bessa-
rabien zu diesem großen Reiche, seit dem dreizehnten Jahrhundert
zur Moldau (eines ihrer wichtigeren Woiwodengeschlechter führte
den Namen Bessaraba); mit ihr blieb es ein Vasallenstaat der
Türken, bald dem Hospodar der Moldau, bald dem Chane der
Tartaren unterthänig und von Poleneinfällen heimgesucht. Von
den Tartaren haben sich viele im Lande ausgebreitet und sind bis
auf die neuere Zeit der Nomadensitte ihrer Väter treu geblieben.
Aus dieser Landesgeschichte ist zu erklären, wie die ländliche Be-
völkerung die der Städte weit überwiegt; letztere sind überhaupt
selten und neueren Ursprungs. So Ismail, Kilia, Reni an der
Donau, Akjerman am Dniesterdelta, Kischenew, die jetzige Gou-
vernementshauptstadt. Älteren Datums sind Bender, bekannt als
Türkenveste durch Karls XII. Aufenthalt, und das altpolnische
Chotim. In einem so dünn bevölkerten und schwach bebauten
Lande ist die Wegebeschaffenheit natürlich sehr mangelhaft: von
dem wichtigen Straßenknoten Kamieniec in Podolien laufen gegen
Süden zwei Straßen aus, welche als einzige Pulsadern das Land
Bessarabien berühren. Die eine über Chotim läuft am linken
Ufer des Pruth über Zagaranta, Formose bis Reni an der Do-
nau; die andere über Mohilew und Jampol gehört eigentlich Po-
dolien an, denn sie begleitet den Dniester zur Linken, schweift
dann in weitem Bogen links über Olgopol und Balta bis Du-
bossary, wo sie dem Dniester wieder nahe kommt, und über Ti-
raspol nach Odessa läuft. Zwischen beiden Flüssen finden sich
nur zwei gute Transversalwege, der von Jassy nach Jampol und
der von Jassy über Kischenew nach Dubossary und Balta. Alle
weiter südlich gelegenen Wege, so namentlich die Pruthstraße auf
bessarabischem und auf moldauischem Ufer, die Wege von Bender
nach Kilia, von Akjerman nach Ismail und Reni sind so schlecht,
daß sie kaum bei ganz trockener Jahreszeit von Geschütz befahren
werden können. Gehen wir nunmehr von dieser allgemeinen Schil-
derung des Landes zu der speciellen Betrachtung seiner Gränzen
und zu den Aussichten über, welche deren Ueberschreitung dem
türkischen Heere bietet. Hier kommen zwei Richtungen des An-
griffs in Betracht, die westliche über den Pruth, die südliche über
die Donau. Der Pruth ist nur auf der nördlichen Hälfte seines
Laufes bis in die Höhe von Jassy ein bedeutenderes Hinderniß
des Uebergangs; er fließt hier mit starkem Gefäll zwischen tief
eingeschnittenen Rändern, die sich aber von da abwärts immer
mehr verflachen. Seine durchschnittliche Breite auf der unteren
Strecke bis Reni wechselt von 150 bis 350, also die Neckarbreite
von Cannstatt bis Heidelberg. Stehende Brücken hat er so we-
nig wie der Dniester; Schiffbrücken lagen zu Zagaranta, Formosa,
Reni, sind aber jetzt von den Russen abgebrochen. Trotz dessen
könnten ihn die Türken, da er durch keine einzige Festung gedeckt
und bei seiner Seichtheit an vielen Stellen zu durchfurten ist,
wo nicht etwa das schlammige Bette dieß verhindert, ohne große
Mühe überschreiten, und auch die zweite Vertheidigungslinie, der
Dniester, nur durch das verfallene Bender und das unbedeutende
Akjerman geschützt, wäre für eine europäische Armee kein wesent-
liches Hinderniß, wiewohl seine Wassermasse, die Steilheit seiner
Felsenufer (die Granitfelsen beim Jampol erschweren die Schiff-
fahrt bedeutend) und die Breite des Wasserspiegels, von 200 bis
400 Schritten wechselnd (sein Liman bei Akjerman hat 7 Werste
Breite), die des Pruth weit übersteigt. Setzen wir nun aber den
Fall, Omer Pascha wolle Bessarabien (was wir nicht glauben)
von der Moldau aus angreifen, so läge es gar nicht im Interesse
der Russen, ihm solches zu verwehren. Seine kaum 50,000 Mann
starke Armee ist nach den neuesten Berichten vor Ende dieses Mo-
nats nicht am Sereth zu konzentriren. Schon jetzt berichtet ein
unterrichteter Korrespondent, daß die Märsche über Buzeu und
Fokschan an den Sereth in jetziger Jahreszeit Truppen und Ma-
terial bei dem aufgeweichten Zustande des zähen Lehmbodens un-
gemein strapaziren; wie wird das werden, wenn Omer Pascha an
den Berlath und von da an den Pruth weiter rückt? Er ist im
Winter auf die einzige Chaussee von Jassy nach Zagaranta ver-
wiesen; in der Nähe des letzteren Punktes muß er seinen Ueber-
gang bewerkstelligen, muß von da auf eben so schlechten Wegen
vordringen, sämmtliche Heerbedürfnisse sich nachführen lassen und
hat noch nebendem einen Feind zu bekämpfen, der im eigenen
Lande seine Stärke — eine zahlreiche treffliche Reiterei — gegen
Omers Schwäche — die an Zahl geringe, an Qualität noch ge-
ringere türkische Kavallerie — warten läßt. Ist da nicht voraus-
zusehen, daß die Türken, wohl ehe sie einen tüchtigen Brücken-
kopf fertig gebracht haben, entweder westlich in den Pruth, oder
südlich gegen die Steppe geworfen werden? — Noch schlimmer
sind ihre Aussichten bei einem Angriffe von Süden. Die Russen
haben an der Donau die sehr umfangreiche Festung Ismail (von
Suwarow einst mit dem Blute von 20,000 Russen erkauft), sie
haben Kilia und das neuerdings befestigte Reni. Ist auch die
Donau auf dieser Strecke unschwer zu passiren, wie die Russen
Anno 1828 bei Isaktscha, im verflossenen Frühjahr bei Tultscha
bewiesen haben, so geriethen doch die Türken bei diesem Ein-
dringen in die russische Moldau in ein durch zahllose Seen,
Sümpfe und Moräste ganz unwegsames Land, wo sie zwar von
der russischen Kavallerie wenig, um so mehr aber von Sumpffie-
bern, Hunger und Kälte zu fürchten hätten. Es ist deßhalb gar
nicht anzunehmen, daß Omer einen wirklichen Angriff in einer
der beiden Richtungen beabsichtigt. Er will wohl nur demonstriren.

Mannichfaltigkeiten.

Machiavelli gibt in seinem Buch „Von dem Fürsten“ über
Neutralität und Bundesgenossenschaft folgende Lehren: „Wenn
zwei mächtige Nachbarn deines Staates Krieg beginnen, so wird
es immer vortheilhafter seyn, magst du nun den Sieger zu fürch-
ten haben oder nicht, dich zu erklären und am Kriege Theil zu
nehmen. Erklärst du dich nicht, so wirst du immer dem Sieger
zur Beute fallen, zur großen Befriedigung des Besiegten. Du
wirst Niemanden haben, der dich beklagt, Niemanden, der dich
beschützt. Denn der Sieger will nicht verdächtige Freunde, die
nicht fähig, ihm im Unglück zu helfen, und der Besiegte will
auch nichts von dir wissen, nachdem du verschmäht, sein Waffen-
gefährte zu seyn. Stets wird es der Fall seyn, daß Der, wel-
cher es nicht gut mit dir meint, dir anräth, neutral zu bleiben,
während der Andere dir davon abräth. Unentschlossene Fürsten
ergreifen gewöhnlich die Neutralität, um sich aus der augenblickli-
chen Verlegenheit zu ziehen, und Das ist meist zu ihrem Verder-
ben. Erklärst du dich dagegen entschieden zu Gunsten des einen
Theils und dieser bleibt Sieger, so ist er dir verbunden und dank-
bar, selbst wenn du von seiner Willkür abhingest; wird er aber
besiegt, so bist du Gefährte eines Schicksals, das sich zum Bes-
sern wenden kann, und du hast wenigstens einen Freund, der dir
hilft, sobald er wieder kann.“ Wie heftig sich sonst auch Fried-
rich der Große, der Stifter der Großmacht Preußen, gegen Mac-
chiavelli's Grundsätze ausgesprochen hat, so billigt er doch aus-
drücklich diese Lehren durch folgende Worte: „Die Erfahrung hat
seit langer Zeit gelehrt, daß ein neutraler Fürst sein Land den
Feindseligkeiten der zwei kriegführenden Parteien aussetzt, daß seine
Staaten zum Kriegsschauplatz werden, daß er bei Neutralität ver-
liert und nichts gewinnt.“

In Grenoble ereignete sich vor einigen Tagen der Fall, daß die Löwin des zoologischen Gartens aus ihrem Käfig entsprang und unter den Spaziergängern ein fürchterliches Entsetzen verursachte. Nachdem sie die Käfige der Affen vergeblich angegriffen hatte, erblickte sie von fern den Conservator des Museums und stürzte auf denselben los, erkannte ihn jedoch glücklicherweise als einen Bekannten, der ihr oft Fleisch gegeben, und statt ihn zu zerreißen, leckte sie ihm Hände und Gesicht. Der Conservator hatte Kaltblütigkeit genug, das Thier zu streicheln und die gute Laune desselben zu benutzen, um mit Hülfe des inzwischen herbeigeeilten Wärters die Löwin wieder in den Käfig zu bringen.

Neuigkeiten zur Kunde der Gegenwart.

II.

Während die „illustrirten Depeschen" der illustrirten Zeitung fortfahren, uns die Kriegsschauplätze in Wort und Bild näher zu führen, und während Sebastopols Belagerung hinlängliche Muße zu seiner Beschreibung finden, erschien auch ein umfassendes Werk über „Die Krim und Odessa" von Prof. Koch (Leipz., Lorck), der das Land aus eigner Anschauung kennt. Am Genauesten ist er auf dessen Bau und Pflanzenwuchs eingegangen, theilt jedoch auch über seine bunte Bevölkerung manches Neue mit. So über die gewaltsam aus dem Inneren Rußlands in die Krim versetzten Juden; minder neu waren uns seine Bemerkungen über die altmosaischen und sehr achtbaren Karaiten, die längst vor den Talmudisten hier einwanderten. Er schildert ferner die Tartaren, welche einst in barbarischer Weise von ihren osmanischen Stammgenossen, später durch die Russen überwältigt wurden, während seit ältester bis zu neuester Zeit Griechen, seit der Völkerwanderung deutsche Gothen, und seit dem Mittelalter Italiener friedlicher unter ihnen wohnten. Sein Bericht über Balaklavas griechische Bevölkerung erregt unsere Theilnahme. Hätte er uns nur auch von unsern alten Landsleuten berichten können! Er sah das Land in gastlichem Frieden — jetzt ist es von Blut überschwemmt! — In das Innerste des russischen Reiches führt uns das „Tagebuch eines Jägers" von Turgheniew (deutsch von Biedert, Brl., Schindler). Es gibt trotz seines Humors nur Bruchstücke aus Trauerspielen, die das Fehlende leicht errathen lassen. Mit dramatischer Lebendigkeit schildert es die Gutsbesitzer mit ihren Leibeigenen und Verwaltern. Im Vergleich mit der Willkür dieser kleinen Herren erscheint die der großen noch als ein Volksglück, und wir begreifen die zeitweiligen Gräuel aufgestandener Sklaven. Einen wohlthuenden Ruhepunkt gewährt die körnige Gestalt des Freisaßen Owsjanikow und seine Familie.

Der Osten steht, der Westen stand (vorläufig) in Flammen. „Zur Aufklärung" über letzteren dient „Spaniens Verfassungskampf" u.s.w. (Leipz., Remmelmann). Der Verfasser zeigt, wie das „von der Natur gesegnete und von einem nicht unedeln Volke bewohnte Land", früher durch die Schwäche seiner Könige, wie durch die unheilige und unheilvolle Uebermacht der Geistlichkeit gesunken, dann wieder sich ermannend, endlich wieder der Reaction anheim fiel, namentlich seit dem Staatsstreiche im Nachbarlande. Hiernach beschreibt er die neuesten Ereignisse und charakterisirt die Parteien sammt ihren Führern. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß die uns zukommenden spanischen Zeitungen, namentlich der „agente universal", einen erfreulichen Blick in die praktische Thätigkeit des Volkes eröffnen, wobei sich zur Zeit noch ein Heiligenkalender mitten unter Courszetteln und gewerblichen Berichten komisch genug ausnimmt. — Eine Monographie aus Spanien, „Sevilla" (Basel, Schweighäuser) gibt uns W. Wackernagel mit bekannter Gelehrsamkeit und zugleich in blühender Schreibart, ein Buch für Männer, namentlich Kunstkenner, und eine zierliche Festgabe für Frauen. Nur hätten wir ihn gleich unparteiisch, wie gegen die Araber, auch gegen die Christen gewünscht, welche sich einst gegen Jene und noch mehr gegen die Juden, nicht bloß im Siegesrausche, sondern auch in vieljährigen Wortbrüchen und Grausamkeiten, als wahre Antichristen bezeigten. Wie wenig die Religion bei dem blutigen Tausche gewann, zeigen auch Belege unseres Verf. für das mit dem Kreuze spielende und kokettirende Heidenthum in Spanien. Doch auch dort wittern die Geister der Finsterniß Morgenluft! Diese wird auch die entsittlichenden Stiergefechte vertreiben, welche der Verf., wenngleich etwas zu ausführlich, in ihrem wahren Lichte darstellt. L. D.

Frankfurt a. M., 27. Nov.

Die Choleraepidemie in München hat bereits ihren Geschichtschreiber gefunden in dem bei dem hier liegenden bayerischen Jägerbataillon angestellten Militärarzt Dr. Julius Stein, der früher Assistenzarzt am allgemeinen Krankenhause in München war und daselbst sich aufgehalten hat, als die Krankheit ihre Höhe erreicht hatte. Sein am 3. October im hiesigen ärztlichen Vereine vorgetragener und im Auffarth'schen Verlage im Druck erschienener interessanter Bericht gibt genügende Notizen über das Auftreten der Krankheit selbst und die dagegen angewendeten sanitätspolizeilichen Maßregeln und Heilmethoden. Die Krankheit hat 2½ Prozent der ortsanwesenden Bevölkerung von München weggerafft und im Vergleich mit der Epidemie von 1836—37 eine dreimal größere Anzahl von Opfern verlangt. Von den Geistlichen, die Tag und Nacht am Bette der Schwerstkranken und in deren nächster Nähe beschäftigt waren, starb binnen vier Wochen, als die Krankheit auf ihrer Höhe stand, kein einziger; eben so keiner von den Leichendienern und dem Personal, das auf den Kirchhöfen wohnte und oft mit mehr als 150 Leichen unter einem Dache war. Von den Aerzten, deren wohl 200 beschäftigt waren, starb ein alter, der kaum mehr praktizirte, und ein junger, der als Bezirksarzt sich übermäßig anstrengte. Von den barmherzigen Schwestern, welche bei der Krankenpflege viele Nächte durchwachten, erkrankten zwei, aber es starb keine. Sprechen diese Erfahrungen gegen die Contagiosität der Cholera, so ist dagegen durch vielfache, in und außer München gemachte Erfahrungen die mit den Ausleerungen von Brechruhrkranken verunreinigte Wäsche als der furchtbarste Ansteckungsherd zu ihrer Weiterverbreitung zu betrachten, und hierauf habe die Sanitätspolizei eben so sehr ihre Aufmerksamkeit zu richten, wie auf die Reinheit der Luft in der Umgebung der Wohnungen. Ueber alle diese Punkte finden sich in der Stein'schen Schrift allgemein verständliche und anziehende Erörterungen und Beispiele.

Am 20. d. M. veranstaltete die junge Pianistin Pauline Eichberg aus Stuttgart und am 27. die 13jährige Adrienne Peschel aus Wiesbaden Konzerte im Saale des Hauses Mozart. Wenn wir im Allgemeinen das reisende Virtuosenthum nicht besonders in Schutz nehmen und wir nur bei Voraussetzung einer möglichst vollkommenen künstlerischen Ausbildung die Berechtigung zum „sich hören lassen" gestatten möchten, welche Ausbildung wir aber unseren beiden jungen Pianistinnen noch nicht zugestehen können, so müssen wir doch bekennen, daß beide angehende Künstlerinnen durch ihr Spiel musikalische Befähigung beurkundet und in Anbetracht ihres Alters sich auch schon eine nicht unbedeutende Fingerfertigkeit errungen haben. Für beide Pianistinnen können wir aber den Wunsch nicht unausgesprochen lassen, sich der besseren klassischen Richtung der Tonkunst zuwenden zu wollen; denn daß dieselben den Weg zu dieser Richtung bereits eingeschlagen hätten, muß durch die Auswahl der zum Vortrage gekommenen Tonstücke und durch die Behandlung des Instrumentes, insbesondere durch die zu häufige Anwendung des Pedals — Hebung des Dämpfers — wodurch man sich dem Vorwurfe des Effekthaschens bloßstellt, in Zweifel gezogen werden. Da nun, wie wir hörten, Fräulein Eichberg zu ihrer weiteren Ausbildung das Conservatorium in Leipzig besuchen will, und Fräulein Peschel auf das Bestimmteste sich ausgesprochen hat, von nun an auch klassische Werke zu studiren, so kann den beiden jugendlichen Pianistinnen, werden sie den Händen guter Lehrer anvertraut, ein günstiges Prognostikon für die Zukunft gestellt werden. — Das erste Konzert wurde durch Fräul. Diehl mit ihrer beliebten Altstimme, dann durch die HH. Auerbach, Eliason und Siedentopf kräftig unterstützt. Bei dem zweiten Konzert wirkten Madame J. Deinet, Herr Rübsam mit einer klangvollen, aber für den Saal etwas zu starken Baritonstimme, dann die Herren Kapellmeister Maschek, E. Maschek und Mohr mit, um auch diesem Konzert die erwünschte Mannigfaltigkeit zu verleihen. Insbesondere müssen wir der meisterhaften Ausführung des Beethoven'schen Streich-Trios (C moll) erwähnen, wie auch, daß Herr E. Maschek durch äußerst gewandten Vortrag des Paganini'schen Hexentanzes jene Zuhörer entzückte, welche diese Musikgattung lieben. — In beiden Konzerten haben die Mozartflügel ihre anerkannte Vortrefflichkeit in Klang und Mechanismus wiederum vollkommen bewährt. — o —.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 3. Dec. Pitt und Fox, historisches Originallustspiel in 5 Aufzügen.

Montag, 4. Dec. (Zum ersten Male wiederholt): Der fliegende Holländer, romantische Oper in 3 Akten von R. Wagner.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 288. Samstag, den 2. December 1854.

Die Leichenschaustätte.

(Von C. Reulbach.)

(Fortsetzung.)

Der Anblick dieser Todten, die noch so sehr in der Blüthe zartester Jugend gestanden hatte, machte mich ernster gestimmt als gewöhnlich, und eben wollte ich die Morgue wieder verlassen, um mich heiteren Gedanken hinzugeben, als plötzlich ein junger Mann mit jener Kraft, die nur die Verzweiflung zu leihen vermag, sich keuchend durch die gaffende Menge drängte. Seine Augen überblickten rasch den Saal, ein Blick auf die weibliche Leiche genügte ihm, seine grauenhafte Ungewißheit wahr zu machen, und mit einem dumpfen Schrei taumelte er zurück an die Mauer, sein Gesicht mit beiden Händen bedeckend, um nicht den entsetzlichen Anblick länger ertragen zu müssen.

Wie manches bange ahnungsvolle Herz wankte wohl schon zu dieser Stätte, um — wenn diese Ahnung zur schrecklichen Wirklichkeit ward — doch wenigstens dem geliebten Todten noch den letzten Liebesdienst erweisen zu können.

Von Mitleid und Neugierde zugleich angetrieben, hielten sich die Umstehenden zu dem Jüngling und befragten ihn um die Ursache seines Schmerzes. Theilnahmlos gegen Alles, was um ihn herum vorging, starrte dieser zuerst die Menge an; seine Blicke irrten flüchtig und geistlos, gleich einem Blödsinnigen, über die vielen Gesichter hin; dann aber, gleichsam verwundert über die zahlreiche Versammlung, suchte er sich zu fassen. Weh, tiefes unsägliches Weh, lag in dem Ausdrucke dieses bleichen Gesichtes und wiederholt um Erzählung seines Kummers bestürmt, sagte er in einem Tone, in dem schon viel geweinte und noch viel ungeweinte Thränen lagen:

„Ermessen Sie meinen Schmerz, wenn ich Ihnen sage, daß ich vor drei Tagen von einem fremden Lande zurückgekehrt bin, in der freudigen Hoffnung, mit dem dort erworbenen Verdienste meine arme Schwester unterstützen zu können. Seit dieser Zeit suche ich sie überall vergebens, bis ich, wie durch ein inneres Gefühl getrieben, auch hieher kam und sie auf diese Weise wiederfinden mußte!"

Stumm hatten die Umstehenden diese Worte mit angehört und als er nun wie vernichtet dem Wartzimmer zuschwankte, um wahrscheinlich die theure Leiche in seine Wohnung bringen zu lassen, da schauten sie ihm nach mit jenen Blicken des Mitgefühls, auf die der wahre Schmerz mit Recht Anspruch machen kann. Seine kurze Erzählung hatte in den Gemüthern der Zuhörenden eine Saite angestimmt, die selbst in der Brust des rohesten Menschen wiederklang. —

Meine Leser, und noch mehr meine schönen Leserinnen, Ihr werdet begierig seyn, etwas Näheres über den Tod dieses Mädchens zu erfahren. Ich will sie Euch erzählen, diese Geschichte; sie ist traurig, sehr traurig, und doch, wie viel Hundert und aber Hundert solcher Geschichten sind nicht schon vorgekommen und werden noch vorkommen.

Geht durch die schmutzigen engen Gassen der Altstadt von Paris, steigt hinauf in die Dachkammern dieser finsteren himmelhohen Häuser, und Ihr werdet in den hohlen eingefallenen Wangen, in den matten erloschenen Augen der unglücklichen Bewohner diese Geschichten mit grausen Flammenzügen eingegraben sehen; Ergebnisse des tiefsten Elendes und der schrecklichsten Armuth und die Millionen und Millionen Thränen, die da schon Hunger und Verzweiflung weinten, wären nicht im Stande, auch nur eine einzige dieser Thatsachen auszulöschen.

Ein armes Mädchen wohnte im sechsten Stockwerke in der Rue de l'Hirondelle. Sie war jung und schön, und das wäre gerade kein Unglück für sie gewesen; aber ihre Eltern waren in dem kurzen Zeitraume von vierzehn Tagen an einer damals zu Paris herrschenden Krankheit gestorben und hatten ihr kaum so viel zurückgelassen, um die Begräbnißkosten bestreiten zu können. Sie waren früher wohlhabend gewesen, allein durch unverschuldete Unglücksfälle waren sie in Noth und Elend gerathen. Noch ein Sohn war in der Familie, ein Jüngling von kühnem unternehmendem Geiste. Es war Alles auf ihn verwendet worden, seine glücklichen Fähigkeiten und Talente auszubilden, als die Zeit des Mangels eintrat und das so schön begonnene Werk unvollendet bleiben mußte.

Eines Abends noch bei Lebzeiten der Eltern war die Familie um den wurmstichigen Tisch versammelt. Vater und Mutter sprachen von vergangenen glücklicheren Zeiten, das Mädchen besorgte einige häusliche Geschäfte und der Sohn saß da, seinen Ellenbogen auf das Knie gestützt, stumm vor sich hinbrütend. Er schien Wichtiges in seinem Kopfe auszumachen, seine Augen funkelten, seine Miene hatte einen Ausdruck männlicher Entschlossenheit angenommen. Plötzlich sprang er auf.

„Vater! Mutter!" rief er, „ich kann Euch hier Nichts nützen, und den Jammer, diese Noth theilnahmlos mit anzusehen, ist mir unmöglich. Ihr wißt, daß ich Alles gethan habe, um ein Unterkommen für mich zu finden, um Euch auf redliche Weise unterstützen zu können, aber leider waren alle meine Versuche vergebens. Morgen gehen Auswanderer nach Australien; man hat mir versprochen, mich mitzunehmen, ich will gehen. Vielleicht komme ich reich und glücklich wieder, und dann wird es meine einzige Sorge seyn, Euch ein heiteres Alter zu bereiten. Ist dieß nicht der Fall, liebe Eltern, so werden wir uns wenigstens einst dort oben fröhlich wiedersehen."

Obgleich seine Eltern sich zuerst nicht darein finden wollten, ihren einzigen Sohn von sich zu lassen, so gaben sie doch endlich seinen überzeugenden Vernunftgründen nach und die Reise war beschlossen.

Am anderen Morgen packte er das Wenige, was er besaß, zusammen, küßte seine Eltern und seine Schwester zum Abschiede noch ein Mal auf die Stirne, Thränen wurden vergossen, Segenswünsche ertheilt, und so wanderte er nach Australien.

Der gute Sohn sollte seine Eltern in diesem Leben nicht wiedersehen. Er hatte bei seiner Ankunft in der fremden Welt ein Mal geschrieden, daß er glücklich angekommen, daß es ihm gelungen sey, ein annehmbares Geschäft zu finden und daß er hoffe, vielleicht schon nach einigen Jahren als wohlhabender Mann in den Schooß seiner Familie zurückkehren zu können.

Seine Angehörigen freuten sich darüber innig, allein ein Jahr darauf brach jenes bösartige Fieber aus, das seine Eltern so schnell hinwegraffte und so all die schönen Hoffnungen zerstörte.

Die Kinder waren auf diese Art schnell Doppelwaisen geworden und die Noth der unglücklichen Tochter war größer als je. Unter Thränen setzte sie sich hin und schrieb an ihren Bruder:

„Unsere lieben Eltern sind nicht mehr. Gott der Allmächtige nahm sie in einem kurzen Zeitraume Beide zu sich. Ich bin nun ganz allein und habe weder Schutz noch Hülfe in meinem Elend. Komme schnell zurück, mein Brudee, und sey Du mein Beschützer und mein Helfer."

Nachdem die Verlassene Alles möglichst geordnet hatte, ging sie aus, um sich Beschäftigung zu suchen. Sie hatte in besseren Tagen feine Näharbeit gelernt; sie fragte in vielen Lingerien an, um dergleichen zu finden, bis sie endlich so glücklich war, von einer dieser Lingerien eine Probearbeit zu erhalten. Als sie dieselbe zurückbrachte, war die Comptoirdame sehr damit zufrieden, sie bestellte aufs Neue bei ihr, aber sie zahlte ihr ein Blutgeld für diese schöne Aebeit, das kaum hinreichte, ihr die nöthige Nahrung zu verschaffen. Doch das schüchterne Mädchen war damit zufrieden und rechnete täglich nach, bis wann ihr Bruder bei ihr seyn könnte; dann, glaubte sie, würde es schon besser gehen.

Der Winter kam unterdessen; das Mädchen arbeitete unverdrossen alle Tage bis in die Nacht hinein; aber der Winter war kalt und die Dürftige hatte kein Geld, um sich Holz zu kaufen. Da saß sie in dem kalten Dachstübchen und nähte und die Finger waren ihr ganz starr vor Frost und die zarte Hand konnte kaum mehe die Nadel durch die Leinwand bringen, auf die wohl manche heiße Thräne fiel.

Als sie Tags darauf ihre fertige Aebeit wieder in die Lingerie trug, fand man, daß selbe nicht so gut sey als gewöhnlich und daß die Streifen groß und ungleich seyen.

Wie konnte man aber auch in dem reichen eleganten Laden, in dem stets eine so angenehme, von Wohlgerüchen durchduftete Wärme herrschte nur ahnen, daß das Mädchen in einer Kammer arbeite, in deren Kamin sich noch nie ein Fünkchen Gluth verirrt hatte. Man konnte eine so nachlässige Arbeiterin nicht brauchen und bemerkte ihr deßhalb, daß für sie keine Beschäftigung mehr abgegeben werden könne.

Das Mädchen saß wieder in der frostigen Kammer und weinte bitterlich. Die wenigen Francs, die sie für ihre letzte Aebeit erhalten hatte, wie weit konnten sie reichen, und was sollte sie beginnen, wenn diese zu Ende waeen? Wie schwer wae es auch nur die geringste Arbeit zu bekommen, alle Fabriken, alle Modehandlungen waren ja förmlich überfüllt. Sie wußte keinen Ausweg und ihr Bruder, der konnte vielleicht noch lange nicht kommen, wer weiß, ob er überhaupt ihren Brief erhalten hatte; das Mädchen war trostlos.

Fünf Tage darbte und sparte sie, um nur recht lange an dem erhaltenen Gelde zu haben, da — als sie eines Tages von ihrem kalten Lager aufstand, bemerkte sie mit Schrecken, daß auch der letzte Sou ausgegeben war.

Wieder wollte sie durch die Straßen von Paris wandern und in den Verkaufsläden bitten und flehen, um, sey es auch nur die geringste Arbeit zu erhalten.

(Schluß folgt.)

Bachtschisarai,

das Tartaeenschloß in der Krim.

(Schluß.)

„Zur Seite dieses Gebäudes liegt der Harem, welcher mittelst eines Corridors mit dem Palaste in Verbindung steht. Dieser Theil des Schlosses ist am meisten verfallen. Die verschiedenen kleinen Wohnungen, in welchen einst die Opfer der Vielweiberei ohne Freiheit schmachteten, bieten jetzt mit ihren herabgefallenen Decken und eingebrochenen Fußböden ein betrübendes Bild der Zerstörung dar. Der Zahn der Zeit hat den Kerker der Schönheit fast vernichtet. An den Gartenrand des Harems stößt auf dem großen Hofe ein hoher sechseckiger Kiosk (Pavillon), mit Gitterwerk anstatt dee Fenster, hinter welchem, wie man sagt, die Frauen des Chans ungesehen den Auffahrten der Gesandten und andern Schauspielen zusahen. Uebrigens ist auch dieser Kiosk halb zerfallen und zwischen ihm und dem erwähnten Raume im unteren Stockwerk mit dem Springbrunnen, liegt ein schöner Blumengarten, wo Rosen und Myrthen wohl einst den tartarischen Anacreon zum Gesang begeistert haben mögen. Jetzt aber sind diese Töne verklungen."

„Es ist jedoch Zeit, diesen Haufen, die Brust beklemmender Denkmale der Sklaverei zu verlassen, und, um wieder freie Luft zu schöpfen, in den Hof zu treten. Dem großen Eingangsthore gegenüber liegen hier am Ende des Hofes, an einen Berg angelehnt, Terrassen, in vier Abstufungen, mit Obstbäumen, Weinstöcken an hohen Spalieren und klar durchsichtige Quellen, welche, von Absatz zu Absatz herabfließend, sich in ein steinernes Bassin ergießen. Wohl mögen einst die Hofleute der Girei's diese Herrscher den Königen Babylons und ihre Terrassen den hängenden Gärten der Semiramis verglichen haben, jetzt aber bietet dieses Wunderwerk der Krim, wie alle Monumente Tauriens, nur das Bild der Verwüstung dar. Mehr als Alles ist hier der Verlust des kostbaren Schatzes, des Wassers, zu beklagen, denn viele Röhren sind nicht nur schon ganz verstopft, sondern einige Quellen sind sogar völlig verschwunden."

„Hinter der Moschee liegt, außerhalb des Hofes, der Friedhof der Chane und Sultane des regierenden Hauses der Girei, deren Asche hier unter weißen Marmorgrabmälern ruht, umgeben von Pappeln, Nuß- und Maulbeerbäumen. Hier liegen Mengli und sein Vater, der Gründer des mächtigen krimischen Reiches. Alle diese Grabmäler sind mit Inscheiften bedeckt."

„Ehe wir dieses Thal des Todes verlassen, zeige ich Dir noch von hier aus einen Hügel, links von der obersten Gartenterrasse, auf welchem ein schönes Gebäude mit runder Kuppel steht. Dieß ist das Mausoleum einer schönen Grusinierin, der Gemahlin Kerim Girei's (des vorletzten Tartarchans), die, eine zweite Zaire, durch die Macht ihrer Reize Denjenigen beherrschte, dem Alle gehorchten. Doch nicht für lange! Schon am Morgen ihres Lebens welkte die Blume des Paradieses dahin und der betrübte Kerim errichtete dee Geliebten dieses Denkmal, um seine Thränen über der Asche der Unvergeßlichen dort täglich zu vergießen. Auch ich wollte der Schönheit den Zoll der Verehrung bringen; allein es existirt kein Eingang mehr zu diesem Grabmal, es ist verschlossen füe immer. — Sonderbar aber ist es, daß alle hiesigen Einwohner stets behaupten, daß jene Schöne keine Grusinierin, sondern eine Polin, eine Gräfin Potocka, gewesen, die Kerim Girei einst geraubt. So sehr ich dieses auch bestritt, so

wenig konnte ich sie doch überzeugen, daß diese Sage keinen historischen Grund habe. Meine Beweise waren fruchtlos. Die Leute blieben dabei: die Schöne sey eine Gräfin Potocka gewesen."

So weit unser Bericht. Die in demselben eben erst erwähnte Sage von der Gräfin Potocka hat dem russischen Dichter Puschkin den Stoff zu einem Gedichte gegeben, welches, „die Fontaine zu Bachtschisarai" überschrieben, durch deutsche Uebersetzung auch unter uns bekannt geworden. Es ist, wie die Muse Puschkins fast immer, düster und schauerlich. Schön und heiter aber, noch in ihrem Verfalle, sind die Gärten dieses Tartarenschlosses, von welchen Meyer's Universum (im achten Bande) eine Abbildung gibt. Sie erinnern an die Mächen der Tausend und eine Nacht. Ueberhaupt wird die Lage von Bachtschisarai, welches gerade in dem schönsten Theil der Krim gelegen ist, als bezaubernd geschildert. Anmuthige Thäler, Höhen mit Baumgruppen und Weinbergen, freundliche Dörfer, Mandeln, Feigen, Aprikosen und andere Südfrüchte, das sind die Gegenstände, die dort das Auge erfreuen. Zu den besonderen Merkwürdigkeiten dieser Gegend gehört aber auch eine deutsche Colonie! Es sind schwäbische und rheinische Landleute, die, von Rußlands Herrschern eingeladen, hier sich angepflanzt, und die, den Sitten ihrer Heimath treu, durch Fleiß und Ausdauer, mitten unter den Tartaren, sich eine ehrenvolle Existenz begründet. Unter den vielen traurigen Opfern des gegenwärtigen Krieges sind sie es, die vielleicht am meisten zu beklagen sind.

B.

Die deutschen Husaren in Spanien.

Diese wußten den Franzosen gehörigen Respect einzuflößen, sowohl durch ihre ausgezeichnete Kühnheit, wie Tapferkeit. Nur wenige Beispiele seyen hier erwähnt. Es besaß unter andern Husar Schröder, ein vortrefflicher Reiter und eben so vollendeter Meister in der Handhabung des Säbels, einen ganz außerordentlichen Grad von Kühnheit. Er war gewöhnlich der Erste bei einem Angriff und der Letzte bei einem Rückzuge, und zeichnete sich bei solchen Gelegenheiten so oft aus, daß er den Franzosen endlich dem Namen nach bekannt wurde. „Ah! vous voilà Monsieur Schroeder!" erscholl es oft aus ihren Reihen, wenn sie Schröder erblickten, — allen Uebrigen voran und bereit, sich durch neue Waffenthaten auszuzeichnen. Ein französischer Offizier, welcher einst als Parlamentär bei den britischen Vorposten erschien, bat, daß man ihm den berühmten Monsieur Schröder, von welchem er so viel gehört hatte, vorstellen möchte, und nachdem diesem Gesuche in aller Form Genüge geleistet war, sagte er demselben viel Schmeichelhaftes und Ehrenvolles über seine Bravour. Es ist nachgewiesen worden, daß dieser Mann in dem Jahre 1810—12 persönlich 12 feindliche Individuen niedergehauen, eine große Anzahl verwundet und 27 Mann zu Gefangenen gemacht hatte. — Auch ein Husarenkorporal, Namens Christoph Meyer, zeichnete sich öfters aus. So griff dieser einstens mit 20 Husaren ein starkes feindliches, aus Infanterie und Kavallerie bestehendes und auf einer Anhöhe postirtes Detachement an, warf dasselbe über den Haufen und machte 1 Offizier nebst 5 Reitern und 15 Infanteristen zu Gefangenen. Der brave Corporal wurde für diese That den Tag darauf zum Wachtmeister befördert. Einstens griff er mit 6 Husaren ein feindliches, von einem Offizier befehligtes Detachement von 20 Pferden an und brachte 7 Mann dieser Abtheilung als Gefangene ein. — Auch ein Husar Namens Fritz Meyer zeichnete sich öfters rühmlich aus. Derselbe hieb bei einer Affaire seinen Rittmeister (v. Gruben) mitten aus den Feinden heraus und tödtete 1 französischen Offizier, von welchem der Rittmeister verwundet worden war. Als der Muthige in dem Gewühle des Gefechts sein Pferd verloren hatte, schwang er sich auf dasjenige seines Gegners und setzte den Kampf auf demselben fort. — Auch die deutschen Husaren Olvermann, Krauel, Wolbers, Schlütter u. s. w. zeichneten sich sehr aus; doch würde es zu weit führen, sie alle aufzuzählen. Nur noch des kühnen Handstreichs des Husaren Kastorff sey erwähnt, als dieser eine Patrouille anführte. Nachdem derselbe 4 Chasseurs, welche als Vedetten vor dem Dorfe aufgestellt waren, aufgehoben hatte, verfügte er sich nach dem Hause, in welchem sich der Rest des Detachements befand. Hier ließ er zwei seiner Kameraden durch die Fenster feuern, während er sich selbst in das Haus begab und allein, ohne weiteren Beistand, 2 Offiziere, 5 Unteroffiziere und 18 Chasseurs von einem Zimmer in das andere trieb, bis dieselben sich, vollständig eingeschüchtert, ihm ergaben. In den Ställen fand man 29 Pferde, die, sowie sämmtliche Gefangene, sicher dem Hauptquartiere der Brigade zugeführt wurden. Lord Wellington fand diese That einer Erwähnung in seinen offiziellen Depeschen würdig und veranlaßte die Ernennung des tapferen Husaren zum Corporal durch eine besondere Order. Auch drückte Wellington seine Zufriedenheit mit der Legion dadurch aus, daß er eine Ehrenwache für seine Person aus jener Brigade wählte und befahl, daß die deutsche Brigade bei dem bevorstehenden Einzuge in Madrid die Avantgarde bilden solle. Der Einzug fand unter dem ungeheuersten Jubel statt, und die Truppen wurden von den Einwohnern mit allen nur ersinnlichen Freudenbezeugungen begrüßt. Wellington empfahl die deutsche Legion in Spanien in dem Generalbefehl vom 2. October 1811 der ganzen Armee als Vorbild, was nur durch Kaltblütigkeit, Disciplin und Selbstvertrauen erreicht werden könne.

Mannichfaltigkeiten.

(Würzburg, 30. Nov.) In den nächsten 14 Tagen wird, wie es heißt, in Folge einer stattgefundenen Wette ein junger Stud. med. der hiesigen Hochschule in einem Shakespeare'schen Drama auf hiesiger Bühne auftreten. Hierbei ist noch zu erwähnen, daß sich eines der Mitglieder des Stadttheaters obiges Gastspiel von der Direktion zu seinem Benefiz ausgebeten hat.

In Eisenach hatte eine französische Spielergesellschaft die Absicht, sich häuslich niederzulassen und in dem neuerbauten Bade eine Spielbank zu errichten. Gegen Ertheilung einer dießfallsigen Concession erboten sich die Herren, im ersten Jahre 100,000 Thlr. zur Verschönerung der Stadt und resp. des Bades, und in jedem der folgenden Jahre mindestens 10,000 Thlr. zu gemeinnützigen Zwecken abzugeben. Trotz dieser Anerbietungen (die doppelt verlockend erscheinen, wenn man bedenkt, daß die Stadt Eisenach arm und das erst im vorigen Sommer errichtete Bad einer Unterstützung sehr bedürftig ist) haben doch die zuständigen Behörden in Eisenach die französische Offerte zurückgewiesen und dadurch sich den Vorwurf erspart, am Fuße der Wartburg eine Spielhölle zu dulden. Dafür hat Eisenach Aussicht, eines andern, edlern Spieles, wenigstens einen Theil des Jahres hindurch, in seinen Mauern sich erfreuen zu können. Der Großherzog von Weimar nämlich interessirt sich sehr lebhaft für den Plan, etwa drei Monate lang alljährlich das Hoftheater in Weimar zu schließen und die Mitglieder desselben in Eisenach spielen zu lassen. Freilich ist zur Aufführung dieses Planes vor Allem die Erbauung eines Theatergebäudes in Eisenach nothwendig, worüber die städtischen Behörden jetzt berathen.

(Berlin, 26. Nov.) Vom Professor v. d. Hagen, dem verdienstvollen Forscher auf dem Gebiete der alten deutschen Na-

Nationalliteratur, erscheint in diesen Tagen hier ein in der hiesigen Akademie der Wissenschaften von demselben gehaltener interessanter Vortrag über die beiden vollständigsten und ältesten Handschriften des Niebelungenliedes, woraus die Einheit dieses großen deutschen nationalen Meisterwerks hervorgeht. Diese Handschriften sind bekanntlich die zu Wallerstein und die Hohenems-Laßberg'sche.

J. G. Lockhart, der Schwiegersohn Walter Scott's, ward vor vierzehn Tagen in Abbotsford vom Schlage getroffen und ist dort Samstag Abends gestorben. Er ist selbst als Schriftsteller bekannt, namentlich durch eine ausführliche Lebensbeschreibung seines Schwiegervaters.

Neuigkeiten zur Kunde der Gegenwart.

I.

„Geschichte der neuesten Zeit (1815—54)" von Geisler (Hist. Hausb. Bd 32. Lpz., Lorck). Unsere bei den ersten Bänden des Gesammtwerkes in Nr. 12 dieser Blätter ausgesprochenen Erwartungen für diesen letzten finden wir im Allgemeinen bestätigt. Wo wie Manches anders wünschten, bedenken wir das Gewicht der Aufgabe, eine bewegte Zeit als bewegter Zeitgenosse zu beurtheilen. Zu der Verpflichtung, innerlich über den Parteien zu stehen, kommen auch noch äußere Rücksichten. So z. B. sind Geschichten lebender Könige mißlich zu schreiben und noch mißlicher zu rezensiren. Die wichtigen religiösen Vorgänge der Gegenwart hat der Verf. etwas zu sehr in ihrer Vereinzelung betrachtet, statt als Aeußerungen Einer großen Krisis. Um seinen (namentlich S. 891 ausgesprochenen) Optimismus in Bezug auf unsere vaterländischen Zustände seit der letzten Volksbeschwichtigung beneiden wir ihn. Bei der Menge von Thatsachen, die er kurz, jedoch pragmatisch verzeichnet hat, verdient auch der billige Preis des starken Bandes Erwähnung. — „Die Schweiz u. s. w. von 1830—50" von J. Baumgartner. Bd. 2. Abth. 1. 2. (Zürich, Schultheß). Wie bei dem ersten Bande dieses ernst und fleißig gearbeiteten Werkes (Dib. 1853 Nr. 107), erkennen wir das Bestreben des Verf. an, unparteiisch einen nicht unthätig mitdurchlebten Zeitraum seines Vaterlandes zu schildern. Aber diese Aufgabe wird immer schwieriger, je näher sich die örtlichen Bewegungen dem großen Wellenschlage des europäischen Völkerlebens anschließen. Namentlich bezweifeln wir nach leidigen Erfahrungen in Deutschland, daß er die Abwehr kirchlicher Uebermacht von den Grundlagen des Staates und dem Marke des Volkes hinlänglich in ihrer Berechtigung erkennt; sodann, ob er sich von der Abneigung seiner Landsleute gegen die „fremden" Deutschländer frei erhielt. Anderseits aber stellt er ohne Zweifel die thatsächlichen Standpunkte der Bildung und der Volksstimmung in der Schweiz richtiger dar, als sie der bloß Zugereiste oder gar der Alpenreiser im Schlafrock erblickt. Dieser Band schließt mit dem Jahre 1841. — „Die orientalische Frage in ihrer geschichtlichen Entwickelung 1774 bis 1830" von Prof. Roepell (Breslau, Trewendt u. Granier). Dem dauernden Werthe des Buches entspricht die Ausstattung. Es will „das Verständniß der Gegenwart aus der Vergangenheit fördern", und gehört somit zu unserer Rubrik trotz der obigen Jahreszahlen. Der Inhalt betrifft größtentheils die Erhebungen der Griechen und die von selbstsüchtigen Beweggründen der Großmächte durchkreuzte Bildung ihres neuen Staates. Wir wünschen, daß dieses begabteste Volk des Ostens sich der russischen Sympathien erwehren lerne, die ihm nur Unglück bringen; und daß sich dafür die europäischen Bildungserben seiner Vorzeit jene Sympathien durch wohlwollende Bevormundung zuwenden. Wer sich ein Urtheil aus Thatsachen bilden will, lese dieß Buch.

Das oftgenannte „Schreiben an den Kaiser der Franzosen" (deutsche Uebers. bei Remmelmann in Leipzig) stellt zwei mögliche Gefahren in Aussicht: daß die Polen sich zur Unzeit erheben, oder zur rechten Zeit die Erhebung unterlassen. — „Die Armeen der kriegführenden Mächte" u. s. w. von einem deutschen Offizier (ebds). Außer den wichtigen statistischen Einzelheiten gibt der Verf. eine kurze, aber lesenswerthe Kritik der Heeresmächte, die am Ungünstigsten für die russische, demnächst für die englische, und am Günstigsten für die österreichische ausfällt. — Ein französisches Schriftchen „Rostoptchine" bespricht das Leben und die literarische Thätigkeit des Grafen Rostopschin, dessen Beispiel in Moskau vielleicht nicht ohne Gleichen bleiben wird.

Korrespondenz.

Mannheim, 29. November.

Die Liebe der hiesigen Einwohnerschaft zu ihrem Theater ist wohl einzig in ihrer Art; denn außer dem jährlichen Beitrage der Stadtkasse im Gesammtbetrage von 31,000 fl., sind von Zeit zu Zeit auch stets mehr oder minder beträchtliche Deficits zu decken, und nie fehlte es bisher der Bereitwilligkeit des Gemeinderaths hiezu an der Zustimmung des großen Ausschusses. So wurden in heutiger Sitzung die Finanzverhältnisse des hiesigen Hoftheaters aus der Vergangenheit dahin geordnet, daß zum Beschluß erhoben wurde, das aus den Jahren 1850 bis 54 herrührende Deficit ad 14,000 fl. dadurch zu decken, daß mit Eröffnung des neuen Theaters die Theater-Verwaltung zu einem Anlehen bei der Sparkasse ermächtigt wurde, unter der Bedingung, daß solches in jährlichen Raten od 1000 fl. aus dem Reservefonds des Theaters, nach Abtragung der aus frühern Jahren 1848/49 namentlich herrührenden ältern Schuld od 18,000 fl., getilgt werde. Weiter wurde zum Beschluß erhoben, die Mehrkosten des Theater-Umbaus, resp. Neubaus ad 64,888 fl. zu genehmigen und zu gestatten, daß diese Mehrausgabe durch ein Anlehen zu möglichst niedrigem Zinsfuße aufgebracht werde, welches in jährlichen Raten von 10,000 fl. abgetragen werden soll, wenn die älteren städtischen Schulden heimbezahlt seyn werden; und daß schließlich die Zinsen für dieses Anlehen aus den zur Deckung bereits bewilligten Verbrauchssteuern (Mehl-, Bier-, Wein-Oktroi rc.) bestritten werden.

Kunstnotizen.

(Darmstadt, 27. Nov.) Gestern hatten wir auf unserer Hofbühne als Novität Balfe's „Zigeunerin". Der erste Act dieser schon vor zwölf Jahren componirten Oper bot wenig Anziehendes in musikalischer Beziehung und die Handlung konnte eben so wenig interessiren. Der zweite und dritte Act enthalten dagegen viele recht ansprechende Melodien mit gefälliger Instrumentirung, wenn es ihnen auch an Originalität und dramatischem Ausdruck mitunter gebricht. Die Titelrolle wurde von Fräul. Krall recht lobenswerth gegeben; die Stimmmittel dieser jungen Sängerin sind keine sehr brillanten, aber sie befriedigt durch ansprechenden, eine gediegene Gesangsschule verrathenden Vortrag. Hr. Pecz (Thomas) und Hr. Klein (Graf Arnheim), wie Madame Pirscher (Zigeuner-Königin) verdienen gleichfalls für die gelungene und fleißige Darstellung ihrer Parthien Dank und trugen mit Fräul. Krall zu der sich steigernden beifälligen Aufnahme der Oper bei, die noch durch geschmackvolle Scenerie und Tänze belebt war. — Unsere thätige Theater-Direktion bietet auch in diesem Winter wieder Alles auf, den billigen Anforderungen der hiesigen Kunstfreunde zu genügen. Besonders fühlen wir uns Hrn. Kapellmeister Schindelmeisser verpflichtet, für das abwechselnde Repertoir, welches er in der Oper bietet, wobei er, bei dem Mangel guter neuer Werke, auch den älteren Opern gebührende Rechnung trägt.

Aus Wiesbaden schreibt man uns, daß auf der dortigen Bühne nächstens zum Benefiz von Frau Flindt das bedeutende dramatische Werk von Otto Ludwig: „Die Makkabäer" zur Aufführung kommen soll, unter Mitwirkung des Hrn. Heinrich Schneider vom Karlsruher Hoftheater. Frau Flindt stellt damit die Wiesbadener Bühne in die Reihe derer, die nächst Wien, Berlin, Dresden und Karlsruhe zuerst mit dieser großartigen Tragödie voll Gedanken und Klang der Sprache, schönen Charakteren und Situationen, zu Tage traten. Hr. Schneider wird den Judas, Frau Flindt die Lea geben.

Theater-Anzeige.

Samstag, 2. Dec. (Zum ersten Male): Der fliegende Holländer, romantische Oper in 3 Akten von Richard Wagner.

Sonntag, 3. Dec. Der Prophet, große Oper in 5 Akten von Meyerbeer. Fides: Frau Leisinger.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 290. Dienstag, den 5. December 1854.

N e u j a h r s w u n s ch.*)

Neues Jahr, sey uns gegrüßt! Bringe den Menschen die Krone des Lebens und lasse die Kronen dieses Lebens menschlicher werden. Gib den Glücklichen mehr Erbarmen und nimm dagegen den Erbärmlichen das Glück. Setze dem Ueberfluß Gränzen und lasse die Gränzen überflüssig werden. Nimm den Wucherern das Getreide und laß dagegen das Getreide wuchern. Lasse uns leichter Brod finden und mache das Brod schwerer. Schenke den Kranken die Gesundheit und laß dagegen die Arzneikunst kuriren. Bringe den Mädchen Ehemänner und nimm dagegen den Ehemännern die Mädchen. Nimm den Ehefrauen ihr letztes Wort und erinnere dagegen die Ehemänner an ihr erstes. Gib allem Glauben seine Freiheit und mache die Freiheit zum Glauben Aller. Gib den Schwindsüchtigen eine feste Constitution und nimm dagegen unseren Constitutionen die Schwindsucht. Mache den Landmann zum Manne des Landes und lasse die Gutsherren gute Herren werden. Gib dem Juristen Fleiß und dem Fleiße, was Recht ist. Schenke den Papiermüllern viele Lumpen und vernichte die anderen. Gib den Regierungen ein besseres Deutsch und den Deutschen dafür die besten Regierungen. Nimm den Rentiers die hohen Interessen und schenke ihnen dagegen höhere. Hebe die vielen Schutzzölle auf und schütze uns dagegen voeden vielen Zöllen. Gib den Schauspielern bessere Rollen und den Rollen bessere Schauspieler. Mache das schöne Geschlecht stärker und das starke Geschlecht stark. Schenke unseren Freunden mehr Wahrheit und der Wahrheit mehr Freunde. Schenke allen Geknechteten die Freiheit und nimm dagegen der Freiheit die Knechte. Nimm den Geoßen ihren Zorn und schenke dem Zorn mehr Größe. Gib den Messen gute Kaufleute und lasse die Kaufleute dagegen besser messen. Gib den Gerichten mehr Mündlichkeit und der Mündlichkeit mehr Gerichte. Lasse die Weiber nicht so viel Staat machen und die Staaten dagegen tüchtige Männer hervorbringen. Nimm uns den alten Adel und gib uns dafür frische Stammbäume. Lasse die Höfe mehr Rath annehmen und weniger Räthe. Lasse die Hüte von besserem Filz machen und behüte uns besser vor Filzen. Laß uns nicht unterdrücken duech Steuern und steuere dagegen den Unterdrückern. Laß nicht so Viele nach der neuen Welt auswandern und laß dagegen eine neue Welt zu uns kommen. Gib den Weisen Macht und den Mächtigen Weisheit. Schenke den Fröhlichen Wein und den Weinenden Fröhlichkeit. Und schenke uns endlich ein langes Leben und kurze Weile, geduldige Gläubiger und ungeduldige Vertreter, sanfte Ehefrauen und schäumenden Champagner, lustige Tage und ruhige Nächte, ruhige Tage und lustige Nächte. Sorge dafür, daß wir Alle in den Himmel kommen, aber noch lange nicht!

*) Aus den bei Wengler (dritte verbesserte Auflage) erschienenen „Besten Declamationen“, die wie hiermit füe geselligen Frohsinn, wie auch für ernsteee Unterhaltung empfehlen.

Ein Besuch auf einer nordamerikanischen Farm.*)

Wenn ich den freundlichen Leser bitte, mit mir auf ein Viertelstündchen in einer amerikanischen Farm vorzusprechen, so thue ich dieß hauptsächlich deßhalb, weil wahre, getreue Schilderungen davon fast gänzlich fehlen, und eine kurze Besichtigung derselben gewiß Jedem, der dem schönen Landleben einigermaßen Reiz abzugewinnen weiß, von Interesse seyn wird.

Die einzelnen Höfe, deren Größe nur in den wenigsten Fällen 200 Acres (circa 140 Wiener Joch) übersteigt, sind hier selten zu Dorfschaften vereinigt, sondern liegen zerstreut, aber immer nahe genug an einander, daß deren Bewohner sich gegenseitig erforderlichenfalls Hülfe und Beistand leisten können.

Wenn irgend thunlich, liegt das Wohnhaus, dessen Größe natürlich nach dem Umfang der Farm und dem Wohlstande des Besitzers verschieden ist, in der Mitte der Felder. Die hier zu Lande rasch und rastlos fortschreitende Kultur verdrängt immer mehr und mehr die Blockhütten, und es entstehen dafür jene so ungemein zierlichen, im amerikanischen Styl erbauten Landhäuser, die größtentheils einstöckig, von beiden Seiten mit niederen, von einer Veranda umgebenen Seitenflügeln begränzt sind.

Da die auf den kleinen Coeridor führende Hauptthür nur in seltenen Fällen geöffnet ist, wir aber ganz unerwartet und unangemeldet auf der Farm vorsprechen, so müssen wir schon der Sitte gemäß unsern Eingang durch die Küche nehmen, und werden wir diesen allerdings etwas befremdenden Gebrauch nicht mehr gar so seltsam finden, wenn wir uns etwas aufmerksamer darin umsehen.

Wir bemerken hier nichts von jenem colossalen Rauchmantel deutscher Bauernküchen, noch den allgewaltigen Feuerherd, wo bei offenem Feuer gekocht wird, sondern sind in einem freundlichen, heimischen, oft sogar austapezirten Stübchen, in dessen Mitte an einer schmalen Röhre der zwar kleine, aber in seinen Einrichtungen so höchst praktische eiserne Kochofen angebracht ist, daß ich wetten möchte, daß manche meiner geneigten, und mich auf meiner Hauswanderung gütigst begleitenden Leserinnen nicht in die Heimath zurückkehren würde, ohne sich einen solchen hier eingekauft zu haben.

Die Küchenutensilien sind sauber und blank auf den weißen Gestellen placirt, Stühle laden zum Sitzen ein, kurz Alles ist hier

*) Wienee „Wanderer“.

so reinlich, so nett und ansprechend geordnet, daß auch der dem Küchendepartement ferner stehende Mann hier gerne einige Zeit verweilen wird. Von hier aus gelangen wir in das gemeinsame Wohnzimmer, dessen Wände zwar tapezirt und dessen Boden mit dunkler Oelfarbe angestrichen, das aber, wenn auch sauber gehalten, doch nicht gerade luxuriös ausgestattet ist; alle Mobilien sind einfach und bestehen gewöhnlich nur aus einem großen Speisetisch, einigen schwarz oder braun polirten hölzernen Stühlen und dem in keinem amerikanischen Zimmer, im Palaste wie in der Hütte fehlenden rocking-chairs (Schaukelstuhl); an der Wand hängt eine Karte, gewöhnlich des betreffenden Staates oder Countys, irgend eine andere Lithographie oder Zeichnung von geringem Werth, auf einem an derselben befestigten Gestell, das zugleich den Aufbewahrungsort für die wenigen Schreibutensilien, die hier nirgends fehlenden Zeitungen und den wegen der Witterungsprophezeiungen so wichtigen Kalender hergeben muß, steht die den Gang der Wirthschaft regulirende Stockuhr.

Das Hauptzimmer ist der sogenannte parlour, das Allerheiligste des Hauses, das nur den Damen geöffnet, und für gewöhnlich verschlossen bleibt; es ist mit jener sorgsamen Nettigkeit und Eleganz ausgestattet, welche die Hausfrauen so gern ihren Staatsgemächern verleihen. Ein schwerer Teppich bedeckt den Boden, und bunte, für unsern Geschmack zu bunte Tapeten die Wände; während der Plafond sauber weiß gegypst erscheint, haben die Thüren und das übrige Holzwerk einen grauen Oelanstrich. Einfärbige oder mit colorirten Blumen, Landschaften und sonstigen Emblemen verzierte Papiervorhänge, welche die Gardinen ersetzen und stets nur halb entrollt sind, hängen vor den Schiebefenstern und schützen die weißen Ahornmöbel vor den starken Sonnenstrahlen! Die für diesen bevorzugten lady-room bestimmten Stühle sind feiner und bequemer gearbeitet, und der oder die rocking-chairs sogar öfters gepolstert.

Auf dem mit einer Decke belegten Tisch, unter dem kleinen holzeingerahmten Spiegel, liegt im prächtigen Einband die Bibel und Bücher und Broschüren, größtentheils auch religiösen Inhalts. Der Glasschrank in der Ecke läßt uns seinen glänzenden Inhalt an feinem Porzellan, Silbergeschirre und dergleichen sehen, an der einen Wand hat das mit buntem Wollenzeug überzogene Sopha seinen Platz gefunden, und ihm gegenüber steht eine gewaltige Commode, die, oben als Schreibbureau dienend, in ihren untern Räumen die Schätze des Zinnerzeuges aufnimmt. In der Mitte des Zimmers endlich befindet sich der kleine, geschmackvolle eiserne Ofen, dessen durch den Plafond gehendes Rohr zugleich die oberhalb gelegenen Gemächer erwärmt.

Aus dem zuerst erwähnten Wohnzimmer kommt man in die Speise- und Vorrathskammern sowohl, als auch in den Keller und die nur sehr engen, durch die colossalen Bettstellen vollständig ausgefüllten Schlafkabinette, während aus einer ebenfalls damit in Verbindung stehenden Vorhalle die schmale, gewöhnlich zur halben Breite mit einer Decke belegte Treppe in das obere Stockwerk und die hier einmündende Haupthausthür in das Freie führt.

Im ersten Stocke sind nur wenige Zimmer, und sie dienen meistentheils als Gast- oder Fremdenzimmer. Lassen Sie uns in ein solches eintreten, um uns auch einen Ueberblick über Gärten, Aecker und Wald zu verschaffen.

Unser Blick fällt zuerst auf die größtentheils nur von Holz aufgeführten Wirthschaftsgebäude, denen mitunter durch einen rothen oder weißen Oelanstrich ein gefälligeres Ansehen gegeben wird, und auf den Garten, der freilich nur aus einzelnen, mit Kartoffel, Kohl, Zwiebeln, Gurken und Bohnen besetzten Beeten und einer kleinen Anzahl regelmäßig in Reihen gepflanzter Obstbäume besteht.

Für Horticultur hat der Yankee mit seltenen Ausnahmen sehr wenig Sinn, und ist fast immer anzunehmen, daß da, wo wir eine derartige etwas ausgedehntere Anlage treffen, die Farm sich in den Händen eines Europäers, gewöhnlich Deutschen, befindet, oder doch längerer Zeit gewesen ist. Das Gehöft freundlich umziehende Blumenparthien, sauber gehaltene Rasenplätze, größere Obstgärten und dergleichen sieht man hier auf dem Lande fast gar nicht, und selbst in der Nähe bedeutenderer Städte besteht ein sogannter „Yards“ meist in einer Gruppe von Bäumen, die dem Wohnhaus möglichst Schatten gewähren, und nur selten in einem eigentlichen Garten.

Dicht hinter dem Wirthsschaftshofe beginnen die durch hölzerne Einfriedungen abgeschlossenen Aecker, Wiesen und Weiden, auf denen wir noch hie und da die mächtigen Ueberreste jener durch Feuer und Axt zerstörten Urwaldsriesen bemerken, welche erst nach und nach verwittern und fortgeschafft werden können. Begränzt werden die Fluren meist durch einen stattlichen Wald von Ahorn, Eichen, Buchen und Linden, von canadischen Fichten und Weimuthskiefern rc. rc., in welchen die so wunderbar üppige amerikanische Vegetation ihre ganze Fülle und Kraft entfaltet. J. P.

Ein Gang auf das Schlachtfeld von Inkerman.

Der „Special Correspondent“ der Times in Balaklava schildert in einem Scheiben vom 7. November einen Spaziergang über das Schlachtfeld von Inkerman. Am dichtesten lagen die Haufen auf dem Abhang, den die Russen zu den Zelten der zweiten Division hinaufgeklommen waren. Die wohlbekannten Bärenmützen der englischen Garden, die rothen Röcke der britischen Infanterie und die hellblauen der französischen Chasseurs bezeichneten die Punkte, wo am heißesten gestritten ward. Den Todten war wohl. — Das kalt verglaste Auge, die glatte Stirne und die sanft geöffneten Lippen zeigten, wie friedlich Einer in der Schlacht sterben kann, wenn ihn eine Büchsenkugel ins Herz trifft. Die Briten und Franzosen, deren viele von den Russen ermordet wurden, als sie verwundet am Boden lagen, trugen die Spuren grimmigen und schrecklichen Todeskampfes auf dem Gesichte. Einige hatten die Erde aufgewühlt und die zum Himmel gestreckten Hände hielten noch das ausgeraufte Gras zwischen den Fingern. Alle Todten, deren Gesichter vom Schmerze verzerrt aussahen, waren mit dem Bajonnet erstochen worden; die mit dem ewigen Lächeln um die Lippen waren erschossen. Aber die Verwundeten! — zwei Tage lang waren sie auf dem Punkte, wo sie fielen, liegen geblieben. Es waren ihrer sehr Wenige, das ist wahr, aber mit all unseren Nachsuchungen hatten wir noch lange nicht die Mysterien jenes blutbefleckten Abhanges erforscht, und heute Mittag erst wurde der letzte verwundete Engländer ins Spital geschafft. Zahlreicher lagen die stöhnenden und zuckenden Russen umher. Einige waren in Haufen übereinander geschichtet, des leichteren Transportes wegen. Andere glotzten und starrten aus dem Gebüsch wie wilde Thiere; Andere flehten in unbekannter Zunge, aber in Tönen, die man nicht mißverstehen konnte, um Wasser oder Beistand, bald die verstümmelten Arme zum Himmel streckend, bald auf die Fleischspur der zerreißenden Spitzkugel deutend. Der verbissene Zornausdruck auf manchen dieser Gesichter hatte etwas Furchtbares. Fanatismus und unauslöschlicher Haß sprach aus ihren fieberhaften Blicken und wenn man sie auch mitleidig betrachtete, so mußte man (wider Willen) doch begreifen, wie diese Menschen in ihrer Wuth fähig waren, auf den Sieger zu feuern, der ihnen einen Labetrunk reichte. Es war eine Erleichterung, zu sehen, daß ihre Waffen zerbrochen waren. Auf dem ganzen Abhang sah man französische und englische Bahrenträger, die eine schwere Last, bald fürs Grab, bald fürs Spital mühsam bergauf trugen. Unsere

Leute haben sich eine schreckbare Fertigkeit in der Diagnose angeeignet. Da liegt z. B. ein Gefallener vor Einem. „Halloh!" schreit er, „ich habe einen Russen — oder einen Franzosen — oder Einen der Unseren." Einer aus der Gruppe tritt heran, hebt das Augenlid auf, guckt ins Auge und sagt achselzuckend: „Der ist todt und kann warten", und begibt sich zu seiner Bahre zurück; Andere ziehen an den Füßen und erkennen daran eben so sicher, ob Einer todt oder noch lebend sey. Den Todten läßt man gewöhnlich nichts als den Rock am Leibe; dafür sorgt der Troß und das Lagergesindel aus Balaklava. Anderswo sieht man eine Gruppe mit der Schaufel beschäftigt. Die Gräber auf dem Abhang befinden sich 40 oder 50 Yards auseinander; jedes ist 30 Fuß lang, 20 Fuß breit und 6 Fuß tief; unten sieht man kunstvoll gepackt, 30 bis 40 Leichen in allen möglichen Stellungen. Die Todtengräber stehen plaudernd am Rand und spekuliren, wer der neue Grabeskandidat seyn mag, den eben die Bahre bringt. — „'S ist Korporal So und So vom —sten, denk ich. — Nein, 's ist mein Hintermann, ich erkenne ihn am rothen Haar. — Na, der war auch ein Quälgeist und Tyrann, hat mir manche Tracht Prügel verschafft, aber jetzt ists vorbei; Gott hab ihn selig. — O, armer Michel! Hat 15 Jahre gedient, und eine bessere Haut gabs auf Gottes Erdboden nicht" u. s. w. — Endlich ist das Grab vollgepackt; Manche liegen, mit den Armen in der Höhe, in der Attitude des Zielens, und manchmal zuckt noch eine Zehe oder ein Fuß aus der Erde, die auf den Grabhügel geworfen wird. Dieser Friedhof erstreckt sich $1^1/_2$ englische Meilen weit über den Abhang hin. — Als ich vor Kurzem in der Sandkorb-Batterie stand, mit einigen Gardeoffizieren sprechend, kamen Oberst Cuningham und Oberstlieutenant Wilbraham herangeritten, um die Begräbnißarbeit zu beaufsichtigen. Kaum zeigten sich ihre Stutzhüte, als aus dem fernen Thal in der Buchtspitze Rauch aufstieg, und Saus! Pfiff — Braus! kam eine Bombe grad über uns weggeflogen und schlug mitten unter unseren Leuten ein, die mit dem Begraben russischer Todten beschäftigt waren. Was soll man zu solcher Barbarei sagen? Die ganze Armee ist darüber entrüstet.

Mannichfaltigkeiten.

Ein Schreiben des „Oesterr. Soldatenfr." aus Sebastopol, 9. November, schildert die letzten Augenblicke des Admirals Korniloff am 5. (17.) October. . . . „Der Admiral ritt abermals zur 4. Bastion (in der Nähe des Boulevards). Hier traf er den Obersten vom Generalstabe Popoff, mit dem er sich über die Anordnungen im Falle eines feindlichen Sturmes auf die 4. Bastion besprach und ihn zu diesem Ende auf den Theaterplatz beorderte, selbst aber um die südliche Bucht herum zur Bastion Nr. 3 sich begab (auf dem tatarischen Viertel gelegen), von dort aber zum Malachower Hügel. An diesem Punkte war die Erde ringsum aufgewühlt von Wurfgeschossen aller Art, da sich hier das feindliche Feuer von allen Seiten kreuzte. Bei dem Malachower Thurme stieg er vom Pferde. Mehrere Male baten ihn die Offiziere seiner Suite, sich von dieser gefährlichen Stelle zu entfernen, aber vergeblich. „Wartet", sagte er zu seinen Adjutanten, „ich will noch jene beiden Regimenter (das Butirskische und Borondische) besehen, sodann kehren wir auf dem Hospitalwege nach Hause." Endlich gegen halb zwölf Uhr stieg er aufs Pferd und — fiel. Das linke Bein war ihm knapp unter der Weiche abgerissen. „Vertheidigt Sebastopol!" sagte er zu seiner Umgebung, Allen die Hand drückend. Man legte ihn auf die Brustwehr zwischen den Geschützen und bald war er besinnungslos. Kein Laut, kein Seufzer entfloh seinen Lippen. Der herbeieilende Wundarzt Dr. Laurentieff verband ihn und er ward mit den h. Sakramenten versehen. „Saget meinen Söhnen", rief er dem Priester zu, „sie mögen treu dienen dem Kaiser und Vaterland!" Dann verrichtete er sein Gebet und sagte: „Gott schütze den Kaiser und das Vaterland! erhalte Sebastopol und die schwarze Meeresflotte." Einige Zeit hernach brachte man ihm die Nachricht, der Feind feuere nur noch mit zwei Geschützen, er schrie „Hurrah!" und — war todt."

(München, 18. Nov.) Es dürfte interessiren, etwas von den Präservativen kennen zu lernen, welche die Geistlichkeit beim Auftreten der Cholera im verflossenen Sommer angeordnet. Eines ist betitelt: Geistlicher und leiblicher Schutz gegen die Cholera, enthaltend: Geweihte und wirksame Zeichen und Gebete des heil. Bischofs Zacharias zu Jerusalem gegen Pest und Cholera. Die Zeichen sind folgende: + Z. + D. Z. A. + B. I. Z. + I. A. B. + Z. + U. G. P. + B. F. R. S. Diese Zeichen bilden, wie die Erklärung besagt, den Anfang von kurzen, besonders gegen die bösen Geister gerichteten Gebeten, welche die Gläubigen bei sich tragen und in denen namentlich der Fürbitte des heiligen Bischofs Zacharias gedacht ist. Angehängt ist folgende Bemerkung: „Im Jahre 1546 wüthete die Pest zu Trient schrecklich. Wer sich aber damals der obigen geweihten und kräftigen Zeichen des einstigen heiligen Bischofs Zacharias von Jerusalem bediente, selbe bei sich trug und die beigefügten Gebete verrichtete, blieb von da an wunderbar vor dieser schrecklichen Krankheit gesichert."

(Wes. Ztg.)

Dieser Tage hielt in der allgemeinen Versammlung der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur zu Breslau der Oberstabsarzt Dr. Trusen einen Vortrag über Leicheabestattung und Leichenverbrennung, worin er die Vorzüge der letzteren hervorhob und um derselben wieder Eingang zu verschaffen, den Vorschlag machte, dieselbe zunächst bei dem Militär, als einen den Krieger ehrenden Vorzug, einzuführen. Wie wichtig in sanitätspolizeilicher Hinsicht die Verbrennung der Leichen in Kriegszeiten wäre, bedürfe keines besonderen Beweises. Statt des ehemals üblichen kostspieligen Scheiterhaufens schlägt Dr. Trusen eine stabile thurmartige Anlage vor, innerhalb welcher der Leichnam durch eine Buchhoffner'sche, mit Leichtigkeit zu erzeugende Gasflamme auf einer Metallplatte fast unbemerkt verbrannt werden könne.

Fräulein Cruvelli, die dem jungen Grafen Vigier zu Liebe vor einigen Wochen plötzlich die große Oper von Paris verließ und nach Venedig mit demselben ging, wird unter Einwilligung des Vaters des Grafen zu Ende der dießjährigen Saison, mit welcher ihr Kontrakt abläuft, dem jungen Grafen ihre Hand als Gattin reichen. Der Prozeß, welcher von der Regierung gegen die berühmte Künstlerin wegen ihres plötzlichen Verschwindens anhängig gemacht worden, ist fallen gelassen; — Alles ist vergeben und vergessen.

Nach einer in der neuesten Nummer der Berliner „Feuerspritze" enthaltenen Erklärung des Hrn. Dr. E. Kossak hat derselbe, nach einem Uebereinkommen mit dem Verleger, Hrn. Buchhändler Hofmann, die Redaktion der „Feuerspritze" niedergelegt, und ist die Nummer vom 27. November bereits von dem bekannten Schriftsteller Hrn. R. Löwenstein gezeichnet.

(Immer frische Butter.) Das Polytechnische Centralblatt theilt nachstehendes Verfahren mit: Nachdem man die eben dem Butterfasse entnommene Butter völlig rein gewaschen und hergerichtet, auch in den Leinen gut abgetrocknet hat, vertheilt man sie in kleine Brocken und häuft diese in Töpfen dergestalt, daß alle leeren Räume verschwinden. Diese Töpfe stellt man in einen großen, halb mit Wasser angefüllten Kessel. Hat man hierauf

das Wasser bis zum Kochen erhitzt, so läßt man es abkühlen und nimmt alsdann die Töpfe heraus. So bereitete Butter soll nach Verlauf von sechs Monaten ganz so frisch seyn, als wenn sie eben aus dem Butterfasse käme. Durch das Schmelzen der Butter im heißen Bade werden alle in ihr noch enthaltenen Käsetheilchen so vollkommen auf den Boden des Gefäßes niedergeschlagen, daß man eine äußerst gereinigte Butter erhält, gut auf Brod zu genießen und vortrefflich für alle Erzeugnisse der Kochkunst.

(Bonn, 26. Nov.) Dem hiesigen Professor Budge, dem die Ehre zu Theil ward, im Jahre 1852 von der Akademie der Wissenschaften in Paris mit dem Monthyon'schen Preise gekrönt zu werden, ist wieder in diesem Jahre von der königlichen Akademie in Brüssel für eine physiologische Arbeit eine Preismedaille zuerkannt worden.

In Chur ist eine historische Berühmtheit, das selbst in Kalendern verewigte „Heldenmädchen von Ems", das 1799 einen in Ems einfahrenden französischen Stückknecht erschlug, Anna Bieler (Brandenstein), eines plötzlichen Todes gestorben.

(Genf.) Der Stadtrath hat der Theaterdirektion eine Unterstützung von 4000 Fr. bewilligt; gleichwohl fürchtet man für den finanziellen Bestand des Genfer Theaters.

Neuigkeiten zur Kunde der Sprachen und des Alterthums.

I.

Die großartige Zunahme des Völkerverkehrs fordert und fördert die praktische Kenntniß der lebenden Sprachen. Von dieser unterscheidet sich die geschichtliche Durchforschung der Sprachen nach ihrem Bau und Wortvorrath. Letztere gehört in ähnlicher Weise zu den höheren Naturwissenschaften, wie die Kunde des Menschengeistes, dessen vorzüglichstes Werkzeug die Sprache ist. Zugleich ist diese geschichtliche Sprachforschung, die so weit als möglich in die Vorzeit zurückgeht, ein unentbehrliches Mittel, um die Abstammung, die Wanderungen, die Mischungen, den Gewerbsverkehr und den Bildungsaustausch der Völker zu erkunden. Vielleicht finden wir später Gelegenheit, unseren Lesern die wissenswürdigsten Ergebnisse der engverschwisterten Völker- und Sprachenkunde, besonders in Bezug auf Europa, vorzulegen. Für jetzt müssen wir uns auf die kurze Anzeige uns zugekommener deutscher und ausländischer Neuigkeiten, mit Einschluß einiger praktischen Lehrbücher, beschränken.

Der Veteran und Hauptbegründer der vergleichenden Sprachforschung, Prof. Fr. Bopp in Berlin (ein geborner Mainländer) fährt fort, seine monumentale „vergleichende Grammatik" durch Einzelwerke zu vervollständigen, deren neuestes ein „Vergleichendes Accentuationssystem" ist und wiederum gewichtige Zeugnisse für die alte Einheit der indogermanischen Familie gibt, zu welcher außer uns Deutschen auch die meisten europäischen Völker gehören, wie in Asien namentlich die Hindus, Afghanen, Perser, Armenier und das vereinzelte Völkchen der Osseten in Kaukasien. Eine Schrift von Bentoew (Paris 1847) über denselben Gegenstand ist uns nur dem Namen nach bekannt geworden, eine andere über einen Theil desselben haben wir von unserem gelehrten Landsmann, Prof. H. Weil in Besançon, zu erwarten. Ein dritter Sprachforscher in Frankreich von wenigstens deutschklingendem Namen, Prof. E. Egger, hat bei Durand in Paris „Notions élémentaires de grammaire comparée" herausgegeben und in dritter Ausgabe verbessert. Dieses kurzgefaßte Handbuch ist ein günstiges Zeugniß für die von der Regierung geförderte Sorgfalt, welche die Franzosen ihrer Muttersprache zuwenden; daß jedoch letztere den „klassischen Sprachen" zugezählt wird, ist ein vielleicht offizieller Sprachgebrauch, der außerhalb Frankreichs Lächeln erregen muß. Eine so sehr zertrümmerte und entstellte Sprache kann am Wenigsten der genauen Vermittelung ihrer Gegenwart mit ihrer Vorzeit durch die wichtigsten Zwischenstufen hindurch entbehren, wofür dieß Compendium nur Andeutungen geben konnte, indessen durch bibliographische Notizen dem Leser den Weg zu weiterer Forschung zeigt. Bekanntlich erfüllen die Meisterwerke des Prof. Diez zu Bonn, Grammatik und Wörterbuch der romanischen Sprachen, jene Aufgabe für die franz. Sprache und ihre Schwestern in glänzender Weise. Einen schätzenswerthen Beitrag dazu spendet neuestens E. Thurot in Paris durch eine Abhandlung über die allmälige Verschluckung der französischen Endkonsonanten. Einen ausführlichen „Lehrgang der französischen Sprache nach der Robertson'schen Methode" (Dessau. Gebrüder Katz) schrieb Booch-Arkossy, dessen treffliche Uebersetzung der Lusiaden in Nr. 214 der Didask. besprochen wurde. Die Befolgung der in der Vorrede gegebenen Anweisung läßt die besten Früchte von dem Gebrauche des Buches erwarten. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die kurzen, aber werthvollen, Bemerkungen über den französischen Wortaccent und die nur durch die Länge der Selbstlaute dem Ohr unterscheidbaren Homonymen (S. 368. 518 ff.) Bei der sonstigen Gründlichkeit des (auch sehr schön ausgestatteten) Werkes müssen uns mehrere ungenaue, für s und x sogar ganz falsche, Angaben der Aussprache sehr befremden.

Korrespondenz.

Stuttgart, 2. December.

Ich freue mich, Ihnen nun bestimmt mittheilen zu können, daß Hr. Sontheim unserer Oper auf zehn Jahre erhalten ist und daß derselbe den dießfallsigen Vertrag bereits unterzeichnet hat. Die Tenoristennoth ist daher von uns abgewendet; möchte es bald auch in gleicher Weise mit einer ersten Sängerin dadurch der Fall seyn, daß der in Unterhandlung begriffene Engagementsvertrag mit Mad. Palm definitiv abgeschlossen und unterzeichnet werde. — Hr. Feodor Löwe eröffnet im Lauf der nächsten Woche ein Gastspiel in Darmstadt.

Köln, 30. November.

Die Bergwerksgesellschaft Phönix wird von Eschweiler ihren Sitz nach Köln verlegen. — Laut dem städtischen Budget hat Köln eine Schuld von 1,463,000 Thaler. Die Einnahme ist pro 1855 auf 372,000 Thlr. veranschlagt. Die Summen für die projectirten Bauten, welche anderweitig aufgebracht werden sollen, sind folgende: 200,000 Thaler Beitrag zum Brückenbau; vorläufig 200,000 Thlr. zur Canalisirung der Stadt; 120,000 Thlr. für die ferneren Hafenbauten; 55,000 für das Museum; 34,000 für ein drittes Gymnasium; 30,000 für die Bürgerschule; 70,000 für Elementarschulen; 30,000 für ein Irrenhaus, und 18,000 für Ausbesserungen am Rathhaus. Der neue Hafen wird überhaupt 572,000 Thlr. kosten, das Museum 182,600 Thr. Von den Haupt-Einnahme-Posten der Stadt führen wir an: 40 pCt. Zuschlag zur Grundsteuer 28,500 Thlr., 50 pCt. Zuschlag zur Schlacht- und Mahlsteuer 73,500 Thlr., ein Drittel des Rohertrags der Mahlsteuer 29,000 Thlr., Marktgefälle 23,000 Thlr., Hafengefälle 87,000 Thlr. und classificirte Einkommensteuer 104,500 Thlr. — Am Sonntag wird zum ersten Male im Dome eine mittelalterliche Messe ohne Instrumental-Begleitung, eine Messe von Orlando Lassus mit Orgel-Begleitung, gesungen. — Hr. Renz wird uns am Schlusse der Woche verlassen, um in Brüssel seinen Circus zu eröffnen; sein Reingewinn in Köln beträgt circa 5000 Thlr.

Aus dem Großh. Baden, 29. Nov.

Der im Badischen gegründete „Pestalozzi-Verein" zur Unterstützung der Wittwen und Waisen badischer Volksschullehrer zählt gegenwärtig 508 Mitglieder; das Vermögen des Vereins beträgt jetzt 6536 fl. 48 kr., einschließlich einer Vermehrung desselben im vorigen Jahre von 1307 fl. 58 kr. Die Anzahl der Sterbefälle betrug im vorigen Jahre nur drei. Die Erhöhung des dermaligen Beneficiums von 150. fl. steht demnach in naher Aussicht.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 5. Dec. (Todestag Mozarts. Zum ersten Male): Mozart, ein Künstler-Lebensbild in 3 Akten und einem Vorspiel von Leonhard Wohlmuth. Die Musik, mit Benutzung Mozart'scher Gedanken, ist vom Kapellmeister v. Suppé.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 291. Mittwoch, den 6. December 1854.

Vergleichende Statistik europäischer Großstädte
nach eigenen Anschauungen.*)

Erster Cyklus. — Vier Vorlesungen, gehalten im Verein für Geographie und Statistik während des Novembers 1854.
Von Wilhelm Stricker, Dr. med.

I. Einleitung. Frankfurt a. M. II. Paris. III. Wien — Prag. IV. Berlin.

I.

Frankfurt am Main.

Verehrte Anwesende!

Der Gegenstand, über den ich die Ehre haben werde, Ihnen einige Vorträge zu halten, ist ein so schwieriger, daß ich im Voraus Ihre gütige Nachsicht in Anspruch nehmen muß. Der Versuch, große Städte als Organismen zu betrachten, ist so neu, daß ich einige Bemerkungen über die Art, wie ich denselben aufgefaßt, vorausschicken werde. Ich habe deßhalb zum Gegenstande der ersten Vorlesung unsere Stadt gewählt, weil hier die gegebenen Verhältnisse Allen bekannt und sonach jedem Zuhörer die Bedingungen für das Urtheil über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Auffassung und Entwickelung dieser Verhältnisse gegeben sind. Es kommt bei der Ermittelung des Charakters einer Stadt die geographische und topographische Lage, die Zeit der Erbauung, der Charakter als Handels- oder Fabrikstadt oder Residenz, die Isolirtheit derselben als Staat oder ihre Zugehörigkeit zu einem größeren Staate in Betracht. Alle diese Verhältnisse, welche die Gestaltung der Stadt im Ganzen bedingen, wirken dann auf den Charakter der Bewohner zurück und spiegeln sich in den einzelnen Privatbauten.

Eine weitere Ausführung wird das Gesagte deutlicher machen. Von der geographischen Lage hängt vor Allem der Umstand ab, ob eine Stadt dem Weltverkehr angehören kann oder nicht, ob sie eine Handelsstadt seyn kann oder nicht. Bei den heutigen Verkehrsentwickelungen und der Freiheit des Handels, der Abschaffung der Monopolien und Privilegien kann wenigstens in Mitteleuropa eine künstliche Handelsstadt nicht gedacht werden; desto größer freilich ist die Zahl der künstlichen Städte unter den Residenzen. Diese letzteren sind in den Ländern, wohin römische Kultur drang, sämmtlich neuen Ursprungs und an keinen Stellen erbaut, wo irgend eine bedeutendere Römerstadt stand, denn ein kolonisirendes Volk, besonders wenn es den praktischen Scharfblick besaß, wie die Römer ihn gezeigt, findet für seine Verkehrsmittelpunkte die geeigneten natürlichen Verhältnisse heraus, während bei fürstlichen Residenzen oft die kleinlichsten persönlichen Rücksichten maßgebend waren, wovon wir später eine Reihe von Beispielen angeben werden. Man hat früher einseitig das Hauptgewicht auf Wasserstraßen gelegt, aber mit Unrecht, denn sonst hätten Leipzig, Nürnberg und Mailand nicht Hauptpunkte des Handels und Verkehrs werden, noch auch hätte unsere Stadt das so viel günstiger gelegene Mainz so sehr überflügeln können. Wir werden später sehen, daß die Oeffnungen der Thäler eines Gebirges zu dem gegebenen Punkte hin oder die Lage der Stadt inmitten einer Ebene nicht weniger Berücksichtigung verdienen. Nicht minder wichtig, sowohl für die Entwickelung als die Bauart einer Stadt ist die geologische Beschaffenheit ihres Standortes. Paris und Wien, inmitten eines Beckens von zum Bau höchst geeigneten Kalksteinen gelegen, hatten eine weit günstigere Aussicht zu großer Ausdehnung, als das auf den Backsteinbau angewiesene Berlin und mußte aus demselben Grunde einen andern baulichen Charakter erhalten. Wenn dennoch Berlin in weit rascherer Weise sich vergrößert als Wien und es jetzt an Einwohnerzahl zu überflügeln beginnt, so hat dieß seinen Grund in anderen Verhältnissen, welche an ihrem Orte entwickelt werden sollen. Bei unserer Stadt hat die Nähe des Waldes und die verhältnißmäßige Entfernung der Sandsteinbrüche von Aschaffenburg in früheren Zeiten dem Holzbau Vorschub geleistet. Die topographische Lage ist auf Gestalt und Ausdehnung einer Stadt von dem entschiedensten Einfluß. Nur die Ebene ohne Fluß gestattet die konzentrische Entwickelung; von der Lage im Gebirge kann bei Großstädten nie die Rede seyn, aber die Lage am Ausgange eines Thales in die Ebene oder auf das Meer hin bedingt die mannichfachste Gestaltung der Städte. Lage an einem Fluß ruft eine Längeausdehnung an einem oder meist an beiden Ufern desselben hervor, und es hängt dann von der relativen Größe der Stadt und des Flusses zu einander ab, ob der Fluß in die Stadt aufgenommen wird oder ein Trennungsmittel zwischen Theilen derselben bildet, obgleich auch bei der größten Ausdehnung einer Stadt eine gewisse absolute Flußbreite, besonders in nördlichen Klimaten, wegen des Eisganges, der Unannehmlichkeiten des Brückenüberganges im Winter rc. als Trennung empfunden wird. Liegt eine Stadt im Thalkessel, wie Stuttgart, oder dicht am bergischen Flußufer, wie die Kleinseite von Prag, oder dicht am gebirgischen Meeresstrande, wie Genua und Neapel, so wird eine Erweiterung derselben über die Ebene hinaus nur auf Kosten der Leichtigkeit des Verkehrs erreicht, der gewöhnlich in demselben Maße verliert, wie die malerische Lage zunimmt. Hügel dagegen von der Höhe der römischen schaden dem Verkehr nicht, während sie die Einförmigkeit der Linien auf eine angenehme Weise unterbrechen und dem Ansehen der Stadt den Charakter des Malerischen geben. Nicht unwichtig ist ferner die Erbauungszeit der Städte, besonders in Deutschland. Die alten Städte, welche in der ge-

*) Zum näheren Verständniß werde hier mitgetheilt, daß der Verfasser, dessen Vaterstadt Frankfurt ist, in Paris 1841 und 1852, in Wien 1851, in Prag 1835 und 1851, in Berlin 1838, 1839, 1840, 1841 und 1843 sich aufgehalten hat.

schlosen Zeit durch Mauern sich vor äußeren Angriffen schirmen mußten, sind, um die ohnehin großen Kosten der Befestigung nicht unerschwinglich zu machen, im Inneren überaus eng gebaut, wovon unsere Stadt ein Beispiel bietet. Besonders gilt dieß von den am Rande der mit Raubburgen besetzten Gebirge erbauten Reichsstädten. Wo dagegen eine Stadt in offener Ebene lag, oder frühzeitig Sitz eines mächtigen Fürsten war, oder wenn sie überhaupt jüngeren Ursprungs ist, da war man minder haushälterisch mit dem Platz. In dieser Hinsicht bilden Leipzig und Dresden, welche sonst in ihrer Configuration große Aehnlichkeit mit Frankfurt haben, einen entschiedenen Gegensatz zu unserer Stadt; ihr Stadtkern besteht aus hinreichend breiten Straßen und geräumigen Plätzen von großer Regelmäßigkeit. Nicht minder wichtig ist die Zeit, wann eine Stadt befestigt wurde und das Verhältniß dieser Epoche zu dem Zeitpunkt der Erweiterung. Fiel die Ausdehnung einer Stadt in frühe Zeit, ehe noch die raumbedürftige moderne Befestigung mit ihren Bastionen und weiten Gräben eingeführt war, so wurde einfach die Stadtmauer niedergerissen und an den alten Stadttheil oft unorganisch genug ohne Mittelglied ein neuer gefügt, so daß in solchen Städten eine enge krumme Straße oft plötzlich in eine breite grade übergeht. Die Haasengasse, der große Kornmarkt, der große Hirschgraben sind solche Beispiele aus der ersten und zweiten Erweiterung unserer Stadt; im Großen ist München, Berlin, Köln, Prag, Nürnberg, Augsburg, Mailand, Padua, Strasburg &c. in dieser Weise gebaut.

(Fortsetzung folgt.)

Alexander Dumas über sich selbst.

Alexander Dumas erzählt u. A. über die Leichtigkeit und den Fleiß, womit er arbeitet, Folgendes: „Jeder Mensch hat einen Beruf; der meinige ist die Arbeit, die ich um ihrer selbst willen liebe, nicht des Ertrags wegen, denn die mich kennen, wissen, daß ich von dem Ertrage wenig für mich habe. Ich gehe nicht in das Theater, selbst nicht, wenn man meine Stücke spielt; ich gehe nicht in Gesellschaft, ich spiele nicht, ich trinke nicht, ich esse kaum, ich habe nie geraucht, ich besitze weder Pferde noch Wagen, meine Kleidung kostet mich höchstens 500 Frcs. jährlich, mein Schuhmacher nur 100, ich habe also keine Bedürfnisse, nur einige Liebhabereien. Diese sind freilich oft kostspieliger, sagt man. Freilich; ich habe z. B. die Liebhaberei, Schulden zu bezahlen, die ich zum größten Theile nicht gemacht, und diese Liebhaberei kostet mich 300,000 Francs. Es soll doch ein Anderer, der meine Arbeitskraft nicht hat, sich vornehmen, mit der Feder so viel zu verdienen, um diese Schuldenlast bezahlen zu können! Ich will es sagen, wie ich zu Werke gehe: von den 24 Stunden, die der Tag hat, wende ich zwölf der Arbeit zu, drei dem Lesen, zwei dem Essen und dem Plaudern und eine meinen Gängen — das sind achtzehn und es bleiben noch sechs für den Schlaf und die unvorhergesehenen Störungen &c. Wie viel man durch zwölfstündiges Arbeiten und dreistündiges Lesen des Tages thun kann, begreifen die Meisten nicht. In zwölfstündiger täglicher Arbeit kann man 50 Bände und zwei, drei, auch vier Bühnenstücke jährlich schreiben; durch dreistündiges Lesen bereitet man die 50 Bände und 4 Stücke des nächsten Jahres vor... So habe ich z. B. das ganze Theater, das indische, russische, englische, deutsche, spanische &c. im Kopf... Das, was davon in das Französische nicht bereits übersetzt war, habe ich mir übersetzen lassen und dafür vielleicht zwanzigtausend Francs ausgegeben. Das ist auch eine Liebhaberei. Wünscht nun ein Theater ein Stück von mir, aus welcher Zeit es seyn mag, in einem ganzen oder einem halben Jahre, in drei Wochen, in acht Tagen, es bekommt es von mir zu der bestimmten Zeit. In Folge der großen Aneignungsfähigkeit, welche mir die Natur und die Arbeit gegeben, wird das Buch oder das Stück nicht besser und nicht schlechter, ob es in einem Jahre oder in einer Woche geschrieben wird; denn es kostet mich nie mehr Zeit als die ich zum Niederschreiben brauche. Die Ausbildung geschieht in meinem Kopfe fast von selbst, ohne daß ich viel darüber denke. Nun wirft man mir vor: gut, Du gestehst also, daß Deine Bücher und Stücke aus Bruchstücken anderer Bücher und aus Erinnerungen zusammengesetzt sind. Mein Gott, man sehe doch sich um; der Mensch erfindet nichts. Selbst als der liebe Gott den Menschen schuf, erfand er nicht, er schuf ihn — nach seinem Bilde. Der Mensch lernt, combinirt; seine Erfindung ist nichts als eine Verschmelzung Dessen, was er weiß, mit Dem, was Andere wissen. Die Form, die er dem Angeeigneten gibt, erhöht oder vermindert den Werth. — Ohne Zuflüsse würde die reichste Phantasie bald erschöpft seyn. Der Rhein nimmt von seinem Ursprunge bis zu seinem Ende gar viele Flüsse, Flüßchen und Bäche auf; entzieht dieß dem Malerischen seiner Ufer und der Majestät seiner Strömung irgend etwas? Nein. Die Flüsse, die ihn nähren, verlieren ihren Namen, sobald sie sich mit seinen Fluthen vermischt haben und der Rhein bleibt der herrliche große Fluß, den wir Alle kennen. Das wäre er nicht, hätten die andern ihm ihre Gewässer nicht zugetragen."

Curiosa.

* Die Engländer sind sonst Originale; aber wenn wir lesen, daß die kühne Miß Hamilton bei ihrer Besteigung des Montblanc auf dessen Gipfel sich noch auf die Schulter ihres Führers gestellt habe, um sagen zu können, daß so hoch noch Niemand gestanden habe, so ist diese Improvisation keineswegs neu und originell. Sie hat eine Vorgängerin darin und zwar eine Französin. Am 4. September 1838 hat Mademoiselle d'Angeville unter der Führung Couters die oberste Spitze des Königs der europäischen Berge erreicht. Die Dame war über das Gelingen ihrer Anstrengungen so entzückt, daß sie dem höflich sich nähernden Führer und Beschützer Coutet einen Kuß bewilligte, und die Führer ihrerseits erwiesen ihr eine Auszeichnung, die noch Niemanden zu Theil geworden war, und hoben sie vier Fuß in die Höhe, um sie noch höher als den Montblanc zu bringen. Fräulein d'Angeville trank in dieser Stellung ein Glas Champagner auf die Gesundheit des Grafen von Paris. Auch einige kleine Briefe wurden von ihr auf dem Gipfel geschrieben. Bald nach ihr hatten auch ein gewisser Stoppe aus Posen und der Wirth der Union in Chamouny den Gipfel erreicht. — Wir wollen hier die Beobachtung des seltenen Phänomens anschließen, die bei der Besteigung des Montblanc im August dieses Jahres von dem jungen 22jährigen Engländer Blackwell gemacht worden ist. In der Nacht des 10. August gegen 11 Uhr sah ein Führer, der aus der Hütte an den Grands Mulets gegangen war, die Ränder dieser Berge ganz im Feuer. Er theilte diese Beobachtung sogleich seinen Gefährten mit. Alle wollten sich von der Erscheinung überzeugen, und sie sahen wirklich, daß alle Felsen der Grands Mulets erleuchtet waren. Sie constatirten das nämliche Phänomen an sich selbst. Als sie die Arme erhoben, wurden die Finger phosphorescirend. Jedenfalls hatte man es hier mit einer Wirkung der Electricität während des vorhandenen Gewitters zu thun. Die Erscheinung erinnert zunächst wohl an das St. Elmsfeuer in südlicheren Breiten.

Mannichfaltigkeiten.

(Wien, 29. Nov.) Folgende etwas romanhafte Geschichte hat sich kürzlich hier zugetragen. Ein junger Mann von Bildung liebte ein Mädchen, deren Mitgift nur bescheiden zu nennen war, von der aber der Freier absah, da er eine, wenn auch nicht glänzende, doch gesicherte Stellung hatte. Vor ungefähr einem Monat erhielten die Eltern aus fernem Lande die Nachricht, daß ihnen eine bedeutende Erbschaft zugefallen sey. Der Freier, dem die Nachricht mit einiger Ostentation mitgetheilt wurde, glaubte am besten zu thun, wenn er schriftlich seiner Verlobten den Vorschlag mache, daß er, falls ihre veränderten Vermögensumstände eine Verbindung mit ihm weniger zulässig erscheinen ließen und ihr Herz nicht ganz zu seinen Gunsten entschiede, woran er übrigens zweifle, freiwillig zurücktrete, wie schwer es ihm auch ankomme. Er erhielt bald darauf die Antwort, daß man seinen Vorschlag unter den jetzigen Verhältnissen gerne, wenn auch mit Bedauern, annehme. Bis hierhin ist die Geschichte ganz gewöhnlich. Das Pikante folgt erst. Die Erbschaft stellte sich bald darauf als ganz unbedeutend heraus, der junge verschmähte Liebhaber ist aber durch den seither erfolgten Tod eines steinreichen Verwandten, der ihn zum Universalerben einsetzte, fast ein Millionär geworden. Die Braut hat seither wohl verschiedene, jedoch vergebliche Versuche zur Wiederanknüpfung des Verhältnisses gemacht und es bleibt ihr nichts als selbstverschuldete Entsagung!

In Paris ist's Mode geworden, die Erfüllung jeder Bitte an den Fall Sebastopols zu knüpfen. Schickt der Weinhändler seine Rechnung, so heißt's: soll wieder kommen, wenn Sebastopol genommen ist. Wünscht die Tochter einen Ball zu besuchen oder ins Theater zu gehen, so antwortet der Vater, soll geschehen, sobald Sebastopol gefallen ist. Wünscht Madame einen neuen Mantel oder Hut, gleich sagt der galante Ehemann, mit größtem Vergnügen, sobald Sebastopol übergeben ist. Der Fall ist also dringend nothwendig.

(Das Leben einer fashionablen jungen Lady. Sie geht in eine „Musik-Boardingschule“, die ein Franzose hält, der zu Haus Putzmacher ist; kommt mit vier jungen Ladies in ein Zimmer und lernt in drei Tagen mehr Unfug, als ihrer Großmutter je geträumt hat, zahlt S. 30 die Woche mehrere Vierteljahre hindurch und kommt „vollendet“ heim, so oberflächlich wie möglich, mit einem Anstrich von Lateinisch, ein paar Brocken Französisch, einigen italienischen, deutschen und spanischen Vocabeln und einem Zeichnenbuche voll krummer Pferde und schiefer Häuser, lahmer Schafe und fabelhaft aussehender Viehstücke, deren Urbilder niemals in Noahs Menagerie zu finden waren. Sie sitzt in einem „Drawing Room“ in einem seidenen Kleide, mit einer Taille nur eine halbe Yard weit, gelockt, parfümirt und mit Juwelen behangen, um ihre Morgenbesuche zu empfangen, während ihre Mama mit der Brille die Strümpfe der Mamsell stopft. Sie sieht eines schönen Tages Mr. Fitz Humbug vor sich auf den Knieen liegen und Mamsell bitten, ihn zum „Glücklichsten der Sterblichen zu machen“, was ihr eigener Wunsch schon lange gewesen ist. Sie trägt dann ein weißes Satinkleid, einen Orangenzweig, einen langen Blondenschleier, eine Demantnadel und sagt Amen zu einer Menge von Dingen, deren Bedeutung sie nicht versteht. Sie beginnt eigene Haushaltung, wenn die „alten Leute“ sich vom Geschäfte zurückziehen, und ist begeistert — für rasche Pferde, zu Grunde richtende Tapezierrechnungen, Opern, Konzerte, Theater, Bälle und Feten aller Art. — Sie besitzt ein paar kränkliche Kinder in dieser Welt, die von sorglosen Miethlingen in jene hinüber gepeinigt werden. Sie findet nach einigen Jahren aus, daß Mr. Fitz Humbug der ächte Sohn von Mr. Humbug ist; sie lernt die Executoren kennen; sie fällt in hysterische Krämpfe, und wenn sie wieder zu sich kommt, findet sie sich im 6. Stockwerk im „chambre garni“; er sieht „sigh“, der Ofen „sir sigh“ und ein schreiendes Baby.

(Für die Verehrer Goethe's.) Es ist jetzt Hoffnung vorhanden, baldigst einen der wichtigsten Briefwechsel Goethe's, jenen mit Herder, den man so lange vergebens erwartet hat, veröffentlicht zu sehen. Man ist bereits mit dem Ordnen der außerordentlich zahlreichen Briefe beschäftigt.

Die Holzschuhe sind eine warme und der Gesundheit zuträgliche Kleidung, allein welchen hölzernen Anstrich und welchen plumpen und steifen Gang geben sie dem Menschen. Am plumpsten geht der Däne in seinen schweren Holzschuhen, die oben und unten mit Eisen beschlagen sind, und in Dänemark ist der Holzschuh so allgemein, daß fast Jeder darin geht. Sonst wird der Holzschuh meist nur in Ländern getragen, wo der Boden fett und marschig ist, und die Ursache scheint seltener die ärmliche Lage der Bewohner, sondern häufiger eine klimatische Nothwendigkeit zu seyn; in Dänemark aber ist diese Nothwendigkeit nicht vorhanden, weil hier meistens die Bewohner eines sandigen Bodens Holzschuhe tragen, die Ursache muß also hier eine andere seyn, und das Volk selbst sagt, daß der Holzschuh die wohlfeilste Fußbekleidung sey. Die unförmlichen Klöcke zerstören und verkümmern die Füße, verderben den Gang und machen den ganzen Menschen plump, steif und unbeholfen . . . Welch ein Holzschuhgeklapper früh Morgens, wenn die Mehrzahl des Volkes noch in den Federn liegt, in den stillen Straßen der Hauptstadt und aller Städte, wo man dänisch spricht! Holzschuhe sind ein bedeutender Handelsartikel in Dänemark, man sieht ganze Schiffsladungen davon, und vor den Thüren der Krämer hochbeladene Fuder Holzschuhe. In der Hauptstadt Frankreichs haben die Holzschuhe, welche daselbst den höchsten Grad der Kultur erreicht, und wegen ihrer Leichtigkeit und Zierlichkeit im auffallendsten Kontrast mit den dänischen stehen, das große Verdienst erworben, der modernen weiblichen Welt zu einem festen, wohlfeilen Gang und einer gefälligen Haltung zu verhelfen.

Man schreibt der „Allg. Z.“ aus Berlin, 17. Nov.: Wiederum liegt ein eklatantes Beispiel vor, wie gewissenlos sich englische Industrielle gegen die Deutschen benehmen. Während jene durch enorme Strafen gegen den Verräther und gegen den Ausländer ihre Fabrikgeheimnisse zu schützen suchen, machen sie ihrerseits von der Liberalität, mit der ihnen deutsche Etablissements gezeigt werden, den rücksichtslosesten Gebrauch. Ein Mitglied einer weltberühmten Londoner Drucker-Firma besuchte vor einiger Zeit in Wien die kaiserliche Druckerei, deren vortreffliche Erzeugnisse er auf der Ausstellung gesehen, und wurde mit großer Zuvorkommenheit empfangen. Bald darauf ergab sich, daß er Werkleute bestochen und die verrathenen Erfindungen in London als seine eigenen patentirt hatte. Der Director der Wiener Druckerei hat über diese Angelegenheit in London eine Broschüre ausgeben lassen. Noch weit öfter geschieht es, daß deutsche Erfindungen an Engländer verkauft werden und den Namen der Käufer tragen. Kam es doch sogar vor, daß auf der Münchener Ausstellung eine solche englische Erfindung höchlich gepriesen wurde, während ein Deutscher sie gemacht und an einen Engländer verkauft hatte. Der erste Reißzeugfabrikant in London ist ein Deutscher und beschäftigt nur Deutsche.

Aus München wird gemeldet, daß dem dortigen Magistrat eine Entschließung der k. Kreisregierung zugekommen ist, welche einen frühern Beschluß des Magistrats, die straffälligen Bäcker

mit Namen angeführt, bestätigt. Bei den Metzgern, Bräuern und Wirthen war dieß schon früher der Fall.

(Die jüngste und kleinste Universität.) Dieß ist die in Sidney — in Australien — welche — dreizehn Studenten zählt.

(Eine neue Biographie Mozarts.) Mozarts hundertjähriges Geburtsfest wird im Januar 1856 gefeiert werden; vorher ist eine neue Biographie des großen Meisters von Otto Jahn zu erwarten, der dazu 300 Briefe Mozarts benutzen konnte.

Neuigkeiten zur Kunde der Sprachen und des Alterthums.

II.

Die deutschen Wörterbücher von den Brüdern Grimm und von Weigand (Schmitthenner) sind anderweitig in diesen Blättern besprochen. Auch unsere niederländischen Stammverwandten sind für ihre Sprache sehr thätig. Wir sehen mit Freuden einem großen Wörterbuche derselben entgegen, welchem besonders der ausgezeichnete Sprachkenner Prof. De Vries seine Kräfte widmen wird. Ihm und seinem Freunde Jonckbloet verdanken wir bereits eine Reihe von Schriften über die alte Literatur des Volkes. Eine „Deutsche Synonimik" von Adelmann (Leipz., Wengler) erfüllt den vorgesteckten Zweck volksthümlicher Brauchbarkeit, während Weigand und nächst ihm Kehrein in ihren umfassenden synonimischen Wörterbüchern sich auf die urkundliche Geschichte der Sprache stützen. Dieses Studium sollte sogar für das tägliche Leben mehr Beachtung finden; je feiner die sinnverwandten Wörter unterschieden werden, desto deutlicher und ausdrucksvoller wird die Rede. A. a. O. erschien auch ein praktisches Lehrbüchlein der englischen Sprache: „Do you speak English?" und ein gleiches der russischen: „Sprechen Sie Russisch?" von Iwanowitsch. Der Zufall stellt die feindlichsten Namen friedlich neben einander. Wir empfehlen Freunden und Feinden der russischen Politik dieses vollständig ausgearbeitete und prächtig gedruckte Lehrbuch der russischen Sprache, deren plastische Schönheit ein allgemeines Erbtheil der slavischen Sprachen ist, oder noch in weit höherem Grade dem ihnen nächstverwandten und in patriarchalischem Verhältnisse zu ihnen stehenden Sprachstamme der Littauer, Letten und alten Preußen zukommt. Ueber die Mundart der letzteren, deren unschätzbare Reliquien fast nur in einer Uebersetzung des kleinen Katechismus Luthers bestehen, hat neulich der oben erwähnte Prof. Bopp eine lehrreiche Schrift herausgegeben; Prof. Schleicher aus Prag suchte Volk und Sprache Litthauens im Lande selbst kennen zu lernen; die Mythologie dieser merkwürdigen Volksstämme hat unser Prof. Schwenck in den weiten Bereich seiner Forschungen gezogen und der gebildeten Lesewelt zugänglich gemacht. Prof. Pott in Halle, der zuerst die Sprachen derselben einer tiefgehenden Vergleichung unterwarf, hat jüngst ein inhaltreiches Werk über die Eigennamen, zunächst der Familien, herausgegeben, aus welchem wir und Leute aus allen Zonen und Zeiten erfahren können, was unsere Namen ursprünglich sagen sollen und warum sie unsere Ahnen erhielten oder annahmen. Dieser berühmte Forscher beschäftigt sich jetzt mit der Sprache der neuerdings oft genannten und bisweilen ganz irrig zu den Slawen gestellten Albanesen, wofür der leider vor kurzem gestorbene v. Xylander und später v. Hahn den Stoff lieferten. Die altdeutschen Eigennamen sind der Gegenstand einer Preisaufgabe geworden, deren Lösung Förstemann und den hier verweilenden gründlichen Forscher Stark beschäftigt; Letzterer ist hier durch seine kulturgeschichtlichen Vorträge bereits rühmlich bekannt.

Aus dem oben erwähnten thätigen Verlag von Durand in Paris sind uns noch einige werthvolle Neuigkeiten unserer Rubrik zugekommen. Den deutschen Rechtsalterthümern gehören „Formules Wisigothiques inédites, par E. de Rozière", die noch aus der Zeit der wirklichen Gothenherrschaft in Spanien herrühren, leider aber auch nicht in gothischer Sprache abgefaßt sind. Der Verf. hat einige interessante Notizen über die Madrider Bibliothek, aus der sie stammen, hinzugefügt. — — „Antisthène" heißt eine schöne Arbeit von Prof. Chappuis in Strasburg über Leben, Schriften und Lehre des griechischen Philosophen Antisthenes. Dieser gehörte zwar der durch die Schuld ihrer Ultras verrufenen Schule der Kyniker an, begründete aber nach des Verf. Ansicht gerade den Gegensatz jener Uebertreibungen: die stoische Philosophie. Das Buch hat auch für die allgemeine Geschichte der Philosophie einen nicht zu übersehenden Werth. Philosophie und Religion des Indischen Alterthums entwickelt Barthélemy Saint-Hilaire „Des Védas" mit selbstständiger Kritik, die namentlich in Deutschland ebenbürtige Beurtheiler finden wird. Das schwierige Studium jener uralten Religionsurkunden hat erst seit Kurzem manchen bedeutenden Fund für die Alterthumskunde zu Tage gefördert. Von allgemeinem Interesse ist die Erzählung des Verf. von jenem Veda, auf dessen Uebereinstimmung mit der christlichen Glaubenslehre einst Voltaire aufmerksam machte — mit Recht, denn er war das Machwerk eines Jesuiten, der die guten Hindus durch ihre Gläubigkeit selbst um ihren alten Glauben prellen wollte. Im Westen hat die religiöse Philosophie und Sittenlehre der alten Briten, deren Stamm und Sprache sich am Reinsten in Wales erhält, neue Belege durch einen tiefen Kenner des keltischen Alterthums, Pictet in Lausanne (Genf?), erhalten; auch die Untersuchungen von Schulz über Merlins Weissagungen u. s. w. (vgl. Did. Nr. 25) gehören zu diesem Gebiete. Dr. Lorenz Diefenbach.

Korrespondenz.

Lyon, 1. December.

Man denkt jetzt wieder ernstlich daran, durch Erbauung von Cités ouvrières den Arbeitern wohlfeile, bequeme und unabhängige Wohnungen zu liefern, welche von demselben gemeinsamen Herde Heizung und Erleuchtung erhalten sollen. Es würden in diesen großartigen Häusern Galerien als Verbindungsmittel, ein großer Hofraum zur Erholung, zu Spiel- und Spaziergang dienen, in der Mitte desselben eine Waschbank (lavoir) mit heißem Wasser und ein Trockenplatz (détechoir) den Familienmüttern gestatten, ihre Wäsche, fast ohne ihr Haus zu verlassen, zu reinigen. Dazu sollen in dem einen Flügel des Hauses eine Kleinkinder- und eine Volksschule sich befinden, zu denen die Kinder bei schlechtem Wetter durch die Galerien gelangen könnten u. s. w. Sie sehen, daß der friedliche Socialismus, der sich selbst Zweck und nicht Mittel zur Aufregung ist, nicht ruht und den mittelmäßig Begüterten und unbequem Lebenden fast Lust macht, arm zu seyn! Mag viel Klingklang unterlaufen, so ist doch sicher, daß man in deutschen größeren Städten durch Errichtung von „Familienhäusern" dem Schmutz und der Unsauberkeit der frühern Armenwohnungen abgeholfen hat. Auch in kleineren Städten, deren Bauart oft die verkehrteste von der Welt ist, könnte man durch gut gebaute größere Häuser mit gemeinsamen Wohnungen wahrscheinlich das Wohlseyn der armen Bevölkerung und zugleich ihre Sittlichkeit heben.

Frankfurt a. M.

Die erste der Vorlesungen über die Geschichte der Musik, gehalten vom Musikdirektor B. Domcke, findet heute Abend um halb 7 Uhr im Saale des Hauses Mozart statt. — Inhalt: Einleitung. Die Musik der ersten Christen. St. Ambrosius. St. Gregor der Große. Einführung der Orgel. Erste Versuche mehrstimmiger Musik. Hucbaldus. Guido von Arezzo. Zur Ausführung kommen Proben des Hucbaldischen Organum. — Morgen findet im Saale des „Holländischen Hofes" das Konzert des Herrn J. Posch statt, unter gefälliger Mitwirkung der Herren Hardtmuth und Auerbach, der Fräulein Diehl und anderer geschätzter Künstlerkräfte. Da das Programm eine Auswahl von anziehenden Instrumental- und Vokalstücken bietet, so dürfte auch dießmal wie früher ein zahlreicher Besuch von Musikfreunden diesem Konzerte nicht fehlen.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 6. Dec. Die Geschwister, Schauspiel in 5 Abtheilungen von Emanuel Leutner.

Donnerstag, 7. Dec. Vor hundert Jahren, Sittengemälde in 4 Akten. Dazu (neu einstudirt): Der Wittwer, Lustspiel in 1 Akt von Deinhardstein.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 292. Donnerstag, den 7. December 1854.

Vergleichende Statistik europäischer Großstädte

nach eigenen Anschauungen von Wilhelm Stricker, Dr. med.

I.

Frankfurt am Main.

(Fortsetzung.)

Ganz anders war es, wo ein weiter Befestigungsring zwischen den Städten und den Vorstädten der Zukunft einen feeien Raum vorbehielt, welcher dem Verkehr und der Gesundheit einer Stadt in einer Weise zu Gute kam, obgleich zu anderen Zwecken bestimmt, wie die weiseste Voraussicht es nicht hätte besser erdenken können. Eine Stadt, in dieser Weise erbaut, mit hinreichenden Verkehrsstraßen zu Wasser und Land, mit Baumaterial versehen und in ihrer Ausdehnung durch keine Höhen beschränkt, bietet das Ideal der günstigen physischen Bedingungen zum Entstehen einer Großstadt und die meisten dieser Bedingungen finden wir in Paris vereinigt und dazu die günstigsten politischen Verhältnisse eines großen centralisirten Landes. Fehlten diese letzteren nicht den nach einem ähnlichen System erbauten Städten Frankfurt, Breslau und Dresden, so würden sie wohl auch eine größere Ausdehnung erreicht haben. Bei Leipzig vermißt man die Wasserstraße; Wien war bis zur Centralisation des Reiches eine Gränzstadt und hat diesen Vortheil eines feeien Raumes zwischen Stadt und Vorstädten aus politischen und militärischen Gründen bisher so wenig benutzen können, daß dieser Vortheil zum Nachtheil umgeschlagen ist und erst für spätere Zeiten fruchtbar werden wird. Die nähere Begründung dieses Satzes werden wir bei der Betrachtung Wiens versuchen. Die Typen der Handels- und Fabrikstädte im Gegensatz zu den Residenzen in Bezug auf den Verkehr und die Bau art sind zu bekannt und wir haben zu viele Beispiele davon in der Nähe, als daß wir hier näher darauf einzugehen brauchten. Wir wollen nur einige ferner liegende Punkte berühren. Wenn Handels- und Fabrikstädte durch die Lebhaftigkeit des Verkehes, durch die geringe Sorge, welche oft für Befriedigung des Schönheitssinnes getragen wird, Aehnlichkeit mit einander haben, so ist ihre Entwickelung doch eine verschiedene; die Handelsstädte entwickeln sich konzentrisch; in den engsten Straßen des Innern ist die beste Geschäftslage, da wohnt die arbeitende Bevölkerung; vor den Thoren in ländlicher Umgebung sind die Stätten der Erholung und des Luxus. Die Fabrikthätigkeit dagegen sucht für ihre Zwecke die weiten Räume jenseits des Stadtrings und um die Fabriken siedeln sich in ärmlichen Wohnungen die Arbeiter an. Da beide Thätigkeiten sich nicht ausschließen, so kann recht wohl in den Vorstädten die Villa des reichen Handelsherrn neben den rauchenden Schloten der Fabriken und den niederen Hütten der Arbeiter stehen.

Um den Gegensatz beider mit Residenzen recht zu empfinden, muß man bedenken, daß hier ein mächtigee Wille und große Geldmittel des ganzen Landes zu großartigen Schöpfungen zusammen sich vereinen, während eine Handelsstadt, sey sie isolirt oder Theil eines größeren Staates, nur eigene städtische Mittel zu verwenden hat und in ihren Verfügungen durch tausendfache Rücksichten gehemmt ist. Besonders in Verschönerungen und Verkehrserleichterungen, welche mit Privatinteressen feindlich zusammenstoßen, zeigt sich dieser Unterschied. Wir wollen hier nur ein Beispiel erwähnen. Es sind ziemlich genau 100 Jahre, daß Göthe als Knabe auf seinen Streifzügen durch die Stadt die mangelhafte Verbindung der Zeil mit der Altstadt durch die Hasengasse und die Katharinenpforte störend empfand, wie er in seinem Leben erzählt, und noch heute ist diese Verbindung eben so ungenügend und erst in den letzten Wochen ist Fürsorge getroffen dafür, daß in einigen Jahren diese Verbindung eröffnet werden kann. Dieser langsame Fortschritt der Reichsstädte in materiellen Verbesserungen war es, was 1805 Napoleon vermochte, den Deputirten von Augsburg, welche um Bewilligung der Neutralität baten, zu erwiedern: Er werde die Stadt einem Fürsten geben, damit sie besseres Pflaster bekomme. — In einer Residenz sind alle Anstalten leicht großartig und glänzend herzustellen, weil das ganze Land beisteuert, aber wie nahe liegt die Gefahr des Mißbrauchs! Der ärgste Mißbrauch fürstlicher Allgewalt und der Geldmittel des Landes ist immer die Erbauung künstlicher Städte, als deren Vorbild Versailles dient. Das lehrreichste Beispiel der Art ist Ludwigsburg. Der Herzog Eberhard Ludwig beschloß 1715, hierher eine Stadt zu bauen. Man suchte durch Privilegien und 30jährige Befreiung von Agaben Einwohner hierher zu ziehen. Die Städte und Aemter des Herzogthums Würtemberg mußten in der Stadt Ludwigsburg Häuser bauen, welche der Herzog seinen Räthen und Hofleuten schenkte. Im Jahre 1727 endlich war die Treibhauspflanze so weit gediehen, daß der Hof nebst allen Regierungsbehörden dahin verlegt werden konnte. Allein nach dem Tode seines Schöpfers traten die natürlichen Rechte Stuttgarts wieder in Geltung; Ludwigsburg verödete und um den verlassenen Straßen nur einiges Leben zu sichern, wurden alle Militäranstalten des Landes und eine starke Besatzung dahin verlegt, so daß Ludwigsburg nunmehr auf 6500 Einwohner 4000 Soldaten zählt. Fast gleichzeitig wurde auch in Baden-Durlach von dem Markgrafen Carl Wilhelm 1715 die Stadt Carlsruhe, eine Stunde seitwärts von der bisherigen Residenz Durlach, im Walde erbaut. Hier war jedoch die Abweichung von der bisherigen Lage so gering, daß Carlsruhe sich behaupten konnte, wogegen Durlach von dem Loose der Verödung getroffen wurde. Noch heute zeigt jedoch die Richtung der Landstraße und Eisenbahn, welche an der

Stelle von Carlsruhe mit auffallender Biegung von der zwischen Basel und Frankfurt eingehaltenen Richtung abweicht, auf diesen Akt fürstlicher Willkür hin. Ein ähnliches Loos der Verödung wie Ludwigsburg betraf das aus ähnlichen Gründen erbaute Ludwigslust in Meklenburg-Schwerin.

Mit Unrecht hat man Mannheim zu den künstlichen Städten gerechnet. Freilich war es auch hier der kleinlichste Beweggrund, welcher den Kurfürsten Carl Philipp 1720 bewog, seine Residenz hierher zu verlegen, nämlich Groll gegen seinen bisherigen Wohnsitz Heidelberg, dessen reformirte städtische Behörden dem katholischen Kurfürsten verweigerten, die seit 1705 gemeinsame heil. Geistkirche den Katholiken allein einzuräumen. Zwar zeigt Mannheim die deutlichsten Spuren einer künstlichen Entstehung, aber es war eine Stelle ausgesucht, welche schon früher eine Stadt getragen, die 1620 im dreißigjährigen Kriege von den Spaniern und 1688 im Orleans'schen Kriege von den Franzosen zerstört worden, eine Stelle, welche so günstig für den Handel gelegen ist, daß Mannheim den Verlust des fürstlichen Sitzes 1777 nur vorübergehend empfand und seine frühere Einwohnerzahl längst wieder erreicht, seinen Reichthum aber vermehrt hat.

Eher ist München eine künstliche Stadt zu nennen im Gegensatz zu der natürlichen Hauptstadt des Bayerlandes, dem uralten Regensburg, das unter den Römern schon bedeutend war, wogegen München erst 1158 in Folge einer Zollstreitigkeit Heinrichs des Löwen mit dem Bischof von Freising gegründet wurde und 1180 noch ein Weiler hieß. Regensburg, mit milder gesunder Lage, an der Stelle, wo der Hauptstrom Bayerns im höchsten Grade schiffbar wird, wo die Thäler zu bequemen Straßen nach Nord und Süd sich öffnen, ist die wahre Hauptstadt Bayerns, nicht das auf kahler Hochebene ohne schiffbaren Fluß, 1620 Fuß über dem Meere gelegene München mit ungesundem Klima, welches durch die im Süden und Osten gelegenen Alpen trotz aller Anstrengungen auf immer von dem Durchgang des großen Weltverkehrs abgeschlossen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Kunstbericht.

Frankfurt a. M.

Die Ausstellung in den Sälen des Städel'schen Instituts und des Kunstvereins. — Auswärtige Kunstleistungen. — Das Buchdruckerdenkmal. — Der neue Kunstverein. — Die Erweiterung des Städel'schen Instituts. — Musikalisches: Das Museum. — Das erste Abonnementskonzert des Rühl'schen Gesangvereins. — Damcke's Vorträge. — Literarisches: Dichterfrühling von Hungari. — Die gute alte Zeit, Erzählungen von Franz Trautmann.

Wir können dießmal unsern Kunstbericht kürzer fassen; es ist im Ganzen nur Weniges und darunter kaum etwas von größerer Bedeutung ausgestellt worden. Eine Landschaft von dem bekannten Maler H. Kaufmann aus Hamburg: von der Mühle kommend, stellt einen stürmischen Regensommertag dar. Das Gewitter hat sich schon ergossen; aber schwer dahinziehende, schwarze Wolken lagern noch drohend über der Gegend. An einem Abhange im Mittelgrunde steht die Mühle, von der der Bauer auf der nassen, lehmigen Fahrstraße Mehlvorräthe heimwärts führt. Das Bild ist mit bekannter Tüchtigkeit ausgeführt, durchaus wahr in der Wirkung, weniger ansprechend als andere Landschaften des Meisters. — Blumenstücke von A. Umpfenbach, wenngleich recht tüchtig gearbeitet, vermochten kein großes Interesse zu erregen. Stillleben wollen eine meisterhafte Behandlung, sonst werden sie in unserer Zeit nicht mehr sonderlich reizen. Das Nämliche gilt von Pastellbildern, deren einige von demselben Künstler ausgestellt waren. Vor einigen Menschenaltern war die Kunst des Pastellmalens in ihrer Blüthe und wir sahen noch in diesen Tagen aus jener Zeit ein ganz vortreffliches Portrait des jugendlichen Iffland, das jetzt in den Besitz eines hiesigen Arztes gekommen ist. Eine Reihe Originalzeichnungen von August Richter in Dresden sind unstreitig das Bedeutendste, was die letzten Wochen gebracht haben. August Richter, neben seinem Namensvetter, dem bekannten Zeichner Ludwig Richter, wohl in unserer Zeit der bedeutendste Künstler dieses Namens (deren es über sechzig gibt), geboren 1801 in Dresden, verdankt dem Umstande, daß er sich dem Gelehrtenstande widmen wollte, und mit großem Eifer den Studien oblag, die Vielseitigkeit seiner künstlerischen Schöpfungen. Seine Hauptstudien machte er in München unter Cornelius; strenge, große Zeichnung und das Geistvolle, Bedeutsame in der Wahl und Auffassung zeugen davon, daß er der Schule dieses edlen Meisters angehört. Nach mehrjährigem Aufenthalte in Rom ließ er sich in seiner Vaterstadt nieder und wurde Professor an der Dresdener Akademie. Leider machte ihn hypochondrische Stimmung, die sich bis zum Irrsinn steigerte, in den letzten Jahren unfähig, seine Kunst zu üben. Vorzugsweise wandte er sich in seinen größeren Werken der heiligen Geschichte zu und eine Reihe seiner gelungensten Darstellungen sind in der Chronik des Dresdener Kunstvereins im Stich erschienen, wie Rebecca am Brunnen, Jakob und Rahel, die Findung Mosis, Christus den Jüngern erscheinend. Entwürfe zu ähnlichen Darstellungen finden wir in den ausgestellten Federzeichnungen; sie sind ohne Ausnahme reich und charakteristisch in der Erfindung, in hohem Grade edel in der Ausführung; aus manchen Figuren spricht eine Raphaelische Grazie und Schönheit. Manche darunter gehören auch dem höheren Genre an und bieten Gruppen aus dem Leben, heitern und ernsten Inhalts; Erntescenen und andere Momente des Landlebens, daneben die ergreifende Scene der Beichte des Banditen rc. Das Schicksal des Künstlers ist auch für die deutsche Kunst in hohem Grade beklagenswerth. Mehrere größere Architekturgemälde von C. Bundt in Berlin: Die Basilica von S. Martino di Monte in Rom, das Kloster S. Francisco e Paolo, der Porticus der Cathedrale zu Palermo sind nicht mit der Virtuosität und Wirksamkeit der Perspective ausgeführt, daß sie besonders ansprechen könnten. Eine kleine Alpenlandschaft von Prof. H. Funk in Stuttgart, die der Kunstverein angekauft hat, ist mit gewohnter Feinheit der Zeichnung und Töne behandelt. Mehrere Landschaften von französischen Künstlern sind in den letzten Tagen angekauft worden: die eine von Pontus Cinier aus Lyon hat einen sehr schönen Mittelgrund; die andere von A. de Fontenay aus Paris spricht weniger an. Das landschaftliche Genrebild: Abzug von der Alp von Fr. Voltz in München, das ebenfalls angekauft ist, kann zu den vorzüglichern dieser Gattung gerechnet werden. Ein Genrebild, die Rose, von Ventadour, ist im altfranzösischen Geschmack des vorigen Jahrhunderts gehalten, den dieser Künstler sonderbarer Weise liebt. Außerdem erwähnen wir noch einer in Composition und Farbengebung tüchtigen Landschaft von C. Freiberger und einer interessanten italienischen landschaftlichen Darstellung aus den Abruzzen von dem Mailänder Mazza.

Wir können diesen Theil unseres Berichtes nicht schließen, ohne des vortrefflichen lebensgroßen photographischen Portraits von J. Maas rühmlichste Erwähnung zu thun. In dem Kupferstichsaale sind auf der einen Seite seit acht Tagen die drei meisterhaften italienischen Volksscenen des unglücklichen L. Robert ausgestellt; auf der andern drei große Bilder des Hemicycle in der Akademie der schönen Künste zu Paris, dessen Auffassung freilich gar sehr den Zwang und die Einseitigkeit französischer Manier bekundet.

Es möchte nicht unerwünscht seyn, in diesen Kunstübersichten auch zuweilen auswärtiger Leistungen Erwähnung zu thun, da die

Kunstblätter, die über sie berichten, gerade nicht Jedem zugänglich seyn werden. So sey hier bemerkt, daß unser Landsmann C. E. Schäffer, der in München ehrenvolle Aufnahme gefunden hat, sich mit besonderer Vorliebe neben seinen Hauptwerken mit Wiedergabe Kaulbach'scher Kompositionen beschäftigt. In neuester Zeit hat er eine Scene aus Shakespeares Sturm (Trinculo, Caliban und Stephano) nach einer Zeichnung Kaulbachs im Stich vollendet. Kaulbach selbst ist für den Winter wieder nach München zurückgekehrt, nachdem er eines seiner Hauptwerke, die bekannte Hunnenschlacht, dessen herrlicher Carton des Grafen Raczinski's Galerie ziert, im neuen Berliner Museum als Gemälde halb vollendet hat. In der neuen Pinakothek warten seiner große Aufgaben. Er wird Alexander mit Roxane und die Schlacht bei Salamis malen, von denen das erstere Gemälde seinem Genius ganz besonders zusagen muß. Auch sein Vetter, Fr. Kaulbach, hat einen großen Auftrag für die Geschichtsgalerie in der neuen Pinakothek erhalten und ausgeführt: die Krönung Karls des Großen, sowie Direktor Kreling in Nürnberg die Krönung Ludwigs des Bayern gemalt hat. Es ist in der That staunenswerth, welchen wunderbaren Aufschwung die Kunst nach allen ihren Richtungen in der kurzen Zeit von 25 Jahren genommen hat. Und forschen wir nach den ersten Regungen dieses Umschwungs, so finden wir sie in dem glücklichen Verein jener genialen Jünglinge in Rom, deren begeistertes Zusammenwirken den König Ludwig als Kronprinzen zu den großen Gedanken erhob, die er als König mit bewundernswerther Einsicht und Energie verwirklichte. München ist durch ihn auf Jahrhunderte hinaus in den ersten Kunsttempel Deutschlands umgewandelt worden, und wenn auch Berlin seit 15 Jahren mit ihm um die Palme ringt, so wird es doch immer als die Wiege neuerer Kunst mit Begeisterung genannt und als Wallfahrtsort der Kunst von allen Nationen besucht werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die tartarischen Freikorps in der Krim.

Der „H. Corr." gibt in einem Schreiben aus Balaklava ausführliche Berichte über die tartarischen Freikorps in der Krim: Weniger Religionshaß als Patriotismus ist es, der die tartarischen Freischaaren ins Leben rief, denn fast jeder Einzelne unter den Söhnen des Volkes liebt seine Nationalität mit einem Feuer und einer Innigkeit, die schwerlich irgendwo ihres Gleichen finden dürfte, und eben die von Rußland unausgesetzt betriebene Negirung dieser Nationalität ist es, was die Hirten der Steppe zur Theilnahme am Kampfe gegen den Czaaren aſſizirt hat. Das tartarische Naturell ist dem slawischen ziemlich verwandt, im Frieden harmlos, gutmüthig, melancholisch und zur Unterwürfigkeit geneigt, zeigt es — wenn aufgereizt — an Grausamkeit streifende Wildheit und ungemein raffinirte Verschlagenheit. Die tartarische Art der Kriegsführung und Bewaffnung ist jener der Kosacken völlig gleich und daher auch von denselben Erfolgen und Verlusten begleitet. Keinem imponirenden Feinde Stand haltend, beunruhigen sie ihn unausgesetzt und fügen ihm durch scheinbare Flucht, wenn er sich zur Verfolgung hinreißen läßt, oft die empfindlichsten Verluste bei. Man hat zwei Gattungen dieser Freikorps zu unterscheiden; die eine derselben besteht aus zusammengelaufenen Rotten, deren Mitglieder theils unabhängige, theils russischen Gutsbesitzern entlaufene Leibeigene sind und die einem selbstgewählten Führer folgen, ihm aber nur während des Kampfes gehorsamen und ihn verlassen, wenn sie glauben, durch Anschluß an einen anderen Chef reichere Beute machen zu können. Diese Schaaren sind ungemein tollkühn, wild und erbarmungslos, sobald es die Wegnahme feindlicher Transporte u. s. w. gilt, andererseits aber auch in demselben Grade unzuverlässig und respektabler regulärer Mannschaft gegenüber fast immer feig. Auch sollen sich unter ihnen viele Kundschafter Menschikoffs befinden. Die andere Gattung besteht durchweg aus hörigen Leuten, die von ihren Herren zum Kampfe geführt werden. (Bekanntlich herrschen auf der Krim Feudal-Institutionen, die sehr an das schottische Clanssystem erinnern, in ihrer patriarchalischen Reinheit jedoch durch das russische Leibeigenenreglement bedeutend verloren haben.) Unter ihnen ersetzt die unbedingte Subordination unter den Willen des Gebieters die mangelnde Disziplin. Auch sind sie bedeutend zuverlässiger und dem Feinde gegenüber unbeugsamer als jene ersterwähnten Schaaren und nicht ohne Begriff von kriegerischer Ehre. Die meisten der tartarischen Freikorps sind circa 40 bis 200 Mann stark. Als Hauptschauplatz ihrer Thaten kann man füglich die Gegenden von Ai Petri bis nördlich zu den Quellen der Katscha und sodann westlich bis zur Mündung dieses Flusses bezeichnen, deßgleichen hinter dem russischen Heere die Gegenden längs der Alma bis auswärts nach Taymarnai, Temisch, Szarabus und Suja. Auch noch höher nord- und ostwärts sollen sich tartarische Freicorps bemerkbar machen, wie denn die Krim überhaupt unter ihren verschiedenen Bewohnern und deren Ortschaften gegenwärtig ein Miniaturspiegelbild des Kampfes zwischen Rußland und dessen Gegnern darbietet. So ist z. B. zwischen den Ortschaften des Karabi-Gebirges, je nachdem diese griechisch oder tartarisch sind, eine höchst blutige und verheerende Fehde ausgebrochen. Hervorragend durch Anzahl, Tapferkeit, Mannszucht, Gewandtheit und Mäßigung zeichnet sich unter allen Freicorps jenes aus, dessen Führer Selim heißt, der von den meisten Tartaren aber „Selim Chan (Fürst Selim)" genannt wird, obwohl er nichts weiter als ein wenig begüterter Edelmann ist.

Mannichfaltigkeiten.

(Wien.) Die „Presse" vernimmt aus zuverläßiger Quelle, daß Omer Pascha eine große Anzahl eben so graziöser als reicher Anzüge für seine Frauen — der Respekt für diesen Feldherrn verbietet uns, sie Odalisken zu nennen — bei zwei der renommirtesten hiesigen Damenschneider anfertigen läßt, und bereits seit mehreren Wochen sind die durch den Muschir Sr. osmanischen Majestät bevorzugten beiden Kleiderkünstler mit dieser eleganten Arbeit beschäftigt. Ein nicht unbeträchtlicher Transport von den feinsten Seiden- und Linnenartikeln nach dem letzten Modejournal, für den Winterbedarf dieser reizenden Damen bestimmt, wird dem zufolge schon nächster Tage nach Bukarest abgehen. Eben so hat Omer Pascha zum Gebrauche seiner eigenen Person eine neue Garnitur Zelteinrichtungsgegenstände bestellt, welche zum größten Theil sich bereits auf dem Wege nach der Walachei befinden. Bald wird der Besieger der Moskowiten auf einem Original-Wiener-Sopha sein Mittagsschläfchen abhalten.

(Paris, 2. Dec.) Die geistreiche Gräfin G. veröffentlicht in der letzten Nummer der Illustration mit der Unterschrift: „Une femme qui ne fume pas", einen Brief, worin sie einen Aufruf an den öffentlichen Wohlthätigkeitssinn macht und zu einer Subscription auffordert, von deren Ertrag Cigarren, Pfeifen und Tabak gekauft und als Neujahrs-Angebinde an die Soldaten der orientalischen Armee geschickt werden sollen. Die Illustration veröffentlicht zu gleicher Zeit die erste Liste der Subscribenten, worauf sich die Gräfin mit 100 Frcs. und das genannte Journal mit der nämlichen Summe verzeichnet finden.

Neulich wurde mitgetheilt, daß Hr. Direktor August als Sachverständiger in einer Klage über eine linguistische Wette vor einem Berliner Gericht durch eine lange Reihe von Beweisstellen darzuthun gesucht habe, daß man sagen müsse: „Ich lehre Dich etwas“, nicht „ich lehre Dir etwas“. Der Herr Direktor würde sich gewiß ein Verdienst um die Feststellung des deutschen Sprachgebrauchs erwerben, wenn er sich darüber aussprechen wollte, ob z. B. der Satz: „Mein Freund hat mich das Kunststück gelehrt“, passivisch auszudrücken wäre durch: „Ich bin von meinem Freund das Kunststück gelehrt worden“, oder „das Kunststück ist mich von meinem Freund gelehrt worden.“

Die Berliner „Feuerspritze“ schreibt: „Ein panischer Schrecken hat die Beamten der Staatsschulden-Tilgungskasse, welche sich im Gebäude der k. Staatsdruckerei (Oranienstraße) befindet, ergriffen. Vor kurzem erkrankte nämlich plötzlich der zweite Kassirer Kermes und wurde nach Bethanien gebracht, wo er bald seinen Leiden erlag. Am Sonnabend ist er beerdigt worden. Als derselbe noch krank lag, starb plötzlich, während er sich gerade in seinem Berufe befand, der erste Kassirer Hr. Kuke. Ein anderer Beamter, Hr. L. fiel, als er das Kassenlokal verlassen, auf der Straße um und mußte besinnungslos fortgetragen werden; ein Geheimrath, der sich zur Kassenrevision dahin begeben hatte, fühlte sich ebenfalls daselbst plötzlich unwohl, und man vermuthet daher, daß die Schuld dieser auffälligen Erkrankungen entweder an dem Gebäude oder an der Heizung der Zimmer liege. Die Bureaux werden durch Wasser, welches sich in kupfernen Röhren befindet, geheizt. Eine genaue wissenschaftliche Untersuchung wird gewiß nicht ausbleiben und über die räthselhafte und zugleich schreckliche Erscheinung Auskunft geben.

(Jena, 28. Nov.) Das seit dem 30. Oct. d. J. eröffnete chemisch-pharmaceutische Institut des Prof. Dr. Herm. Ludwig, die unmittelbare Fortsetzung des von dem verstorbenen geh. Hofr. Prof. Dr. Heinrich Wackenroder geleiteten chemisch-pharmaceutischen Instituts zählt gegenwärtig 22 wirkliche Mitglieder. Den chemischen und pharmaceutischen Unterricht ertheilt der Direktor und der frühere Assistent des geh. Hofraths Wackenroder, Dr. Reichardt. Physik, Mineralogie, Botanik, botanische Pharmazognosie und Zoologie hören die Mitglieder an der Hochschule. In dem besuchten chemischen Laboratorium der Anstalt ist Tod, ein Neffe Wackenroders, als Assistent thätig.

Bücherschau.

Der von uns bereits zur vorläufigen Anzeige gebrachte vierte Band der „deutschen Bibliothek“ (Frankfurt a. M. bei Meidinger Sohn und Comp.) bringt den „Sonnenwirth von Hermann Kurz“, dem bekannten Verfasser von Schillers „Heimathsjahren“. Diese höchst anziehende Erzählung verdient die Benennung „Volksroman“, die ihr der Verfasser gegeben, mit vollem Rechte; denn sie ist aus dem Volk und für dasselbe, und wir wüßten aus dem Gebiete der neueren Dorf- und Volksgeschichten, außer dem Furchenbauer von Berthold Auerbach keine, die wir ihr würdig zur Seite stellen könnten. Hermann Kurz hat seinem trefflichen Buche ein doppeltes Interesse verliehen, das der Sittenschilderung und das der sittlichen Beziehung und Bedeutung. Was die erstere anbelangt, so beurkundet er sich als einen gründlichen Kenner des eigenthümlichen Lebens und Treibens des schwäbischen Landvolkes, welches er uns nicht im Spiegel einer poetischen Verklärung zeigt, sondern so, wie es wirklich ist. Die hier auftretenden Personen erscheinen nicht als idyllische Träumer und Tugendhelden, sondern mit allen Fehlern und Auswüchsen einer, wenn auch kräftigen, so doch rohen Natur und einer mitunter sehr verwilderten und gemeinen Gesinnung. Der Verfasser wollte nicht idealisiren, sondern vor Allem der Wahrheit ihr Recht lassen. Weiter hat er uns gezeigt, wie auch in den unteren Volksklassen mannichfache Vorurtheile und ganz besonders die Mißgriffe einer verkehrten Erziehung und eines unvernünftigen Verfahrens der Eltern gegen ihre Kinder von den traurigsten Folgen begleitet sind, und wie nicht minder die noch zur Zeit höchst mangelhaften Einrichtungen und Gesetze in Staat und Kirche ihren verderblichen Einfluß äußern. Friedrich, der Sohn des Sonnenwirthes, ist die Hauptperson der Geschichte. Er ist eine gesunde kräftige Natur, zum Guten geneigt und befähigt, wird aber zur Schlechtigkeit und zum Widerstand gegen Ordnung und Gesetz gedrängt und gerade von Denen, die sich mit Recht und Tugend brüsten, ins Verderben gestürzt. Hätte man ihn mit Milde und Nachsicht behandelt, ihn nicht zu Kampf und Trotz herausgefordert, ihn durch die rechten Mittel auf den rechten Weg zu führen gesucht, so wäre gewiß ein guter Mensch, nicht ein Verbrecher aus ihm geworden. Somit können Lehrer und Erzieher, Beamte und Geistliche, die mit den unteren Volksklassen zu thun haben, aus diesem Buche viel lernen; sie zu belehren und auf die Prinzipien der Humanität und des Naturrechts zurückzuführen, das hat sich der Verf. zur Hauptaufgabe gemacht. Abgesehen von dieser, sowie von der Wahrheit seiner Sitten- und Charakterschilderungen hat er seinem Buche den Reiz einer überaus spannenden Erzählung verliehen, die bei aller Einfachheit und fern von jeder Effekthascherei doch nicht verfehlen wird, den Leser sehr zu fesseln und seine Theilnahme in vollem Maße in Anspruch zu nehmen. „Der Sonnenwirth“ wird in weiten Kreisen die verdiente Beachtung finden und nicht nur einem großen Leserkreis Unterhaltung, sondern, was noch mehr ist, Belehrung bereiten, indem er zum Nachdenken anregt, wie und durch welche Mittel die sittlichen Zustände des Landvolkes durchgreifend verbessert werden können. W.

Programm des Museums.

Freitag, 8. December.

1) Symphonie Nr. 1 in B dur von Robert Schumann.
2) Baß-Arie aus dem Oratorium „Paulus“ von F. Mendelssohn, gesungen von Hrn. Rübsam.
3) Concert in D moll für das Pianoforte von F. Mendelssohn, vorgetragen von Hrn. Georg Aloys Schmitt.
4) „Herr Olaf“, Ballade von Herder, komponirt von Carl Löwe, gesungen von Hrn. Rübsam.
5) Solostücke für das Pianoforte, vorgetragen von Hrn. G. A. Schmitt.
   a) Caprice von G. A. Schmitt.
   b) Polonnaise von F. Chopin.
   c) Staccato von G. A. Schmitt.
6) Ouverture zu „Lodoiska“ von L. Cherubini.

Der Anfang des Museums ist um halb 7 Uhr; der Saal (im Weidenbusch) wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist vom Roßmarkt und von der Töpfergasse. Ohne Eintrittskarte kann Niemanden der Zutritt gestattet werden. Karten für den Abend zu fl. 1 45 kr. sind bei Hrn. André (Haus Mozart) und bei Hrn. Th. Henkel (Magasin de Musique Paradeplatz Nr. 10) zu haben. Am Eingang des Saales werden keine Karten verkauft. Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 7. Dec. Vor hundert Jahren, Sittengemälde in 4 Akten. Dazu (neu einstudirt): Der Wittwer, Lustspiel in 1 Akt von Deinhardstein.

Freitag, 8. Dec. Pitt und Fox, historisches Original-Lustspiel in 5 Anfzügen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 293. Freitag, den 8. December 1854.

Vergleichende Statistik europäischer Großstädte nach eigenen Anschauungen von Wilhelm Stricker, Dr. med.

I.

Frankfurt am Main.

(Fortsetzung.)

Die Reichsfreiheit Regensburgs ließ München in dieser falschen Stellung so lange beharren und mit dem bayerischen Staate darin wachsen. Der günstige Moment, als 1810 Regensburg an Bayern fiel, die Residenz dahin zu verlegen, wurde versäumt, und ist durch die großartigen Bauten König Ludwigs für immer vorüber. Solche unnatürlichen Verhältnisse rächen sich immer von Neuem. Dadurch, daß das bayerische Eisenbahnsystem statt sich von Regensburg nach Nürnberg und München zu verbreiten, seinen Mittelpunkt in München nahm, hatten bis vor 3 Jahren die bayerischen Staatseisenbahnen, obgleich schon damals über 100 Stunden lang, nur lokale Bedeutung und auf der Weltstraße vom mittleren Rhein zur mittleren Donau konnte man nicht eine Meile bayerischer Eisenbahn benutzen. Das Land hat durch den schlechten Ertrag seiner Schienenwege die Pracht Münchens zum zweiten Male bezahlt und erst in Jahren wird mit Vollendung der Eisenbahnen von Nürnberg und München nach Regensburg das natürliche Verhältniß hergestellt seyn, und damit nicht nur eine Handelsblüthe der alten Donaustadt, sondern auch eine größere Belebung des Stromes selbst beginnen.

Auch Potsdam, obgleich uralten wendischen Ursprungs, ist eine künstliche Stadt, denn Friedrich Wilhelm I., der sie, dem Beispiele Ludwigs XIV. folgend, zur Residenz erwählte, hat sie fast ganz neu erbaut. Noch mehr hat Friedrich der Große für sie gethan, aber dennoch war zu ihrer Belebung von jeher eine starke Besatzung nöthig, wie in dem würtembergischen Potsdam, Ludwigsburg, besonders seitdem die Stadt nur noch Sommerresidenz ist. 1785 zählte man unter 28,000 Seelen beinahe 9000 vom Militär, also $^1/_3$, 1849 unter 39,500 Einwohnern 8500 vom Militär, also $^2/_9$. Auch das Vorbild aller dieser Residenzen, Versailles, liegt verlassen, an Werktagen nur von dem Taktschritt, dem Pferdegetrappel, den Musiktönen einer zahlreichen Besatzung belebt. Seit Ludwig Philipps Fürsorge das historische Museum Frankreichs in den verfallenden Sälen seiner prunksüchtigen Herrscher errichtete und die zerstörten Wasserwerke wieder herstellte, belebt sich an Sonntagen die Todtenstadt mit einem Schwarm von Parisern und Fremden, der dennoch die weiten Räume des Schloßhofes und seiner Zugänge nicht füllt und in dem Garten fast verschwindet. Aber wie der Strom, der die Wasserwerke speist, verliert sich rasch auch dieser Menschenstrom und desto unheimlicher ist die frühere Oede. Denselben Eindruck macht das neapolitanische Versailles, Caserta, das der baulustige König Karl III. seit 1752 erbaute, ebenfalls nur von Soldaten und Fremden belebt.

Von allen diesen Verhältnissen zeigt nun unsere Stadt das Gegentheil. Kohl hat in seinem Werke über den Rhein die Lage unserer Stadt folgendermaßen charakterisirt. „Die Berge, an deren Fuße Frankfurt liegt, sind am unzugänglichsten und höchsten nach Nordwest, wo der Taunus, und nach Nordost, wo der Vogelsberg, und dann nach Ost, wo der Spessart vortritt. Zwischen dem Vogelsberg und Taunus sind die Höhen minder rauh und unwegsam. Hier neigen sich aus der schönen und fruchtbaren Wetterau die Flußthäler der Wetter und Nidda herab, welche direkt aus Norden bis nahe an Frankfurt heran Naturwege anbahnen. Ferner geht die Weser geradewegs von Norden auf Frankfurt zu und bildet eine Fortsetzung der Wasserstraße des Oberrheins. Zwischen den südlichsten Lebenspunkten der Weser, Kassel und Münden, und dem nördlichsten Lebenspunkte des Oberrheinbeckens, Frankfurt, bleibt eine Gebirgsmasse von etwa 20 Meilen, durch welche die Thäler der Schwalm, Lahn und Nidda die Straßenzüge von jeher erleichtern und welche jetzt die Main-Weserbahn durchschneidet. Zu diesen Vortheilen kommt noch die Entwickelung der höchsten Schiffbarkeit, welche der Main bei Frankfurt erreicht und die bis zu seinem Ausflusse sich nicht mehr steigert. Außer dem Einflusse dieses Verhältnisses auf den Mainstrom ist noch zu beachten, daß in Folge davon ununterbrochene Schifffahrt von Frankfurt bis Strasburg und Köln möglich wurde. Endlich liegt Frankfurt im Centrum des ganzen Rheingebiets, hier fallen die zwei schönsten und reichsten Rheinbecken zusammen und so ist diese Stadt als der natürlichste Centralpunkt des deutschen Lebens zu betrachten."

So weit von der geographischen Lage. Die topographischen Verhältnisse der Gegend, in welcher unsere Stadt erbaut wurde, haben wir uns etwa folgendermaßen zu denken.*) Ein Dolerit-Rücken, der sich von den Steinbrüchen bei Bockenheim bis zur „schwarzen Steinkaut" bei der Luisa, an welchen beiden Orten er zu Tage tritt, quer durch den Main zog, staute das Flußbett zu einem kleinen See an. Während seines Bestehens wurden die Kalkhügel des Röderberges, Lerchesberges und Mühlberges aus dem See niedergeschlagen.

Als jener Riegel durchbrochen war und die Maingewässer dem Rheine zufließen konnten, hatte der Main vielfach andere Richtungen. Ein Arm, dessen Spuren noch heute trotz all der tausendfachen Veränderungen durch den Anbau stellenweise in sumpfigen Gräben und deutlich vertieften Mulden zu Tage kommen, zweigte

*) Bei dieser Darstellung ist vielfach benutzt: Beiträge zur Geschichte der Stadt Frankfurt und ihres Gebietes von Dr. Römer-Büchner. Frankfurt 1853.

sich zwischen Oberrad und Offenbach vom Hauptstrom ab und floß um Sachsenhausen, worauf er zwischen dem Riedhof und Niederrad dem Strom sich wieder zugesellte. Die Ueberschwemmung von 1845 hat dieses ganze Flußbett wieder gefüllt. Damals war Sachsenhausen eine Insel, die nur durch den Damm der Darmstädter Landstraße mit dem südlichen Mainufer zusammenhing. An der bezeichneten Stelle wich der Strom oder ein Arm desselben nach der entgegengesetzten Richtung von dem heutigen Laufe ab, um nach dem Rebstock hin sich zu wenden, in dessen Nähe die längs der Mainzer Landstraße hinziehende Mulde, welche den Namen des „langen Sees" bewahrt und vor einem Menschenalter noch Wasser enthielt, sowie zahlreiche andere moorige Stellen Spuren dieses Verlaufes sind. Auch die Nidda scheint von Rödelheim in dem tiefen Bette der ebenfalls häufig überschwemmten Rödelheimer Wiesen nach Frankfurt statt nach Höchst sich hingewendet zu haben, wo noch heute die Kettenhofswiesen, ehedem Rostensee oder Küstersee genannt, mit ihren sumpfigen Gräben dafür zeugen. In der Gegend der jetzigen Bahnhöfe floß sie in den Main. Dem flachen Lande unterwärts der Stadt entsprach ein gleiches oberwärts, jenseits der Brücke, das flache Fischerfeld. Aber zwischen beiden blieb zum Städtebau geeignetes Land, die beiden Hügelzüge, welche durch den Römerberg getrennt, die uralte Stadtgränze nach dem Main zu füllen, und deren einer die Domkirche trägt, während der andere den Römer und das Karmeliterkloster enthält. Wir müssen uns den Main nicht nur breiter und wasserreicher, sondern auch tiefer gelegen denken. Für das letztere spricht nicht nur die gelbe Farbe, welche er nach Regengüssen annimmt und die von losgerissenen Erdtheitchen seiner Ufer herrührt, deren jahrtausendelanger Niederschlag natürlich sein Bett bedeutend erhöhen mußte; es sprechen direkt auch alte Bauwerke dafür. 1842 fand man beim Neubau des Saalhofes die alte Ringmauer desselben aus den Zeiten Ludwigs des Frommen; ihre Zinnen und Schlitze zeigten sich noch deutlich, also war oben nichts abgetragen, und dennoch ragte sie nur 3 Fuß über den jetzigen Boden heraus. Plinius erzählt von Fischen im Main, die eine solche Größe erreichten, daß sie nur mit Ochsengespannen herausgezogen werden konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Kunstbericht.

Frankfurt a. M.

(Fortsetzung.)

Wenden wir uns nun zu den ferneren Kunstbestrebungen in unserer Stadt, so möchte vielleicht Mancher gähnend das Blatt aus der Hand legen, wenn er die Rede abermals auf das Buchdruckerdenkmal einlenken sieht. Es ist allerdings in den letzten Wochen bis zum Ueberdruß viel in gelehrt scheinender Prosa und witzig seyn sollenden Versen über die Stellung desselben verhandelt worden. Das Beste bleibt eben bei all diesen Plänkeleien, daß der Bau unbeirrt fortgesetzt wird. Möchte nun auch die Geduld des Publikums von keiner Seite mehr auf eine neue Probe gesetzt werden. Was den Streit selbst um den Platz betrifft, so wollen wir nicht läugnen, daß der gewählte einige Mißlichkeiten bietet; demungeachtet begreifen wir nicht, wie man nicht endlich sich beruhigen mag. Ist doch schon der Umstand, daß die Alten gerade diesen Punkt für den Herkulesbrunnen gewählt haben, ein nicht zu verachtender Fingerzeig. Sie regulirten den Platz, indem sie die nach dem Paradeplatz ausmündende Verlängerung abschnitten und setzten den Brunnen an den Punkt, wo die Diagonalen sich schneiden. Ein weiterer Grund gerade für diesen Punkt ist die Erfahrung. Wir haben ja Alle das schöne Modell auf dieser Stelle gesehen. Freilich sagen die Gegner: Man hat damals aus der Noth eine Tugend gemacht rc.; aber hat es denn nicht vortrefflich an die Stelle gepaßt? Haben wir es denn nicht Alle bewundert und darin die schönste Zierde für den Platz erkannt? Und spricht sich denn der Künstler nicht selbst fortwährend für diese Stelle aus? Der Künstler, der doch seinem eigenen Kunstwerke gewiß die beste unter den vorhandenen Stellen sichern wird? Lassen wir also ruhig die Sache vollenden. Der alte Göthe in seiner Herrlichkeit wird nicht im Mindesten gekränkt werden durch ein würdiges nachbarliches Kunstwerk, besonders da beide Denkmäler von den richtigen Standorten der Beschauung nicht einmal zu gleicher Zeit gesehen werden.

Der neue Kunstverein hat sich in vergangener Woche constituirt. Der Entwurf der Statuten ist mit wenigen Aenderungen angenommen worden; ein provisorisches Comitee wird die weitern Einleitungen (Lokal, Inspektor rc.) treffen und dann ein Vorstand, aus fünf Mitgliedern zusammengesetzt, die Leitung der Geschäfte übernehmen. Daß auch die Inhaber einer Aktie in den Vorstand gewählt werden können, halten wir für eine zweckmäßige Abänderung; folgerichtig hätte man aber auch die Abstimmungsverhältnisse in der Weise ordnen sollen, daß jedem Aktionär ohne Rücksicht auf die Zahl der Aktien nur eine Stimme zusteht. Das Aktienunternehmen ist ja nicht auf Gewinn berechnet; wir können es daher auch nicht als Gewinn für die Sache betrachten, daß man dem pekuniär höher Betheiligten mehr Stimmen geben will, da ja die Kunsteinsicht nicht mit dem Gelde wächst. Der Ankauf des Leerse'schen Gartens vor dem Bockenheimer Thor, den die Administration des Städel'schen Instituts gemacht hat, ist Veranlassung zu lebhaften Erörterungen geworden. Im Ganzen hat sich die Stimmung gegen diese Verlegung des Instituts ausgesprochen. Ein vollgültiges Urtheil ist schwer zu fassen, wenn man mit den Verhältnissen nicht ganz vertraut ist. Mag es übrigens seyn, daß die Entlegenheit des Ortes für eine öffentliche, vom Publikum gern und viel besuchte Anstalt, mit der Vergrößerung der Stadt einigermaßen gemindert wird (worüber aber sicherlich noch viele Jahre hingehen werden); immer bleibt es zu beklagen, daß durch die ungeheuren Kosten des Ankaufs und Neubaus auf lange Jahre hinaus keine werthvollen Bilder gekauft werden können, daß also der Hauptzweck der Stiftung, die Vermehrung der Galerie sehr lange außer Acht gelassen werden muß. Uebrigens wird Frankfurt nie ein München werden, und wir wissen nicht, ob unter den gegebenen Umständen ein vereinzeltes großartiges Gebäude — großartiger vielleicht als sein Inhalt — nicht eher ein Mißstand als eine Zierde für unsere Stadt werden wird.

(Schluß folgt.)

General v. Xylander.

Karl August Anton Aloys Joseph Ritter v. Xylander, k. bayr. Generalmajor, Mitglied der Militärkommission des deutschen Bundes, Commenthur und Ritter mehrerer Verdienstorden, ward am 4. Februar 1794 zu München geboren. Schon im zarten Jugendalter war er Augenzeuge mancher wichtigen Kriegsbegebenheiten, welche im letzten Jahrzehnt des vorigen und im ersten Decennium dieses Jahrhunderts an der Donau vorfielen, da sein Vater, ein k. bayr. Militärbeamter, durch seine Berufspflichten abwechselnd nach Ingolstadt, Ulm und München geführt wurde. Durch diese frühzeitige Anschauung bedeutender Kriegsoperationen, und durch die stete Berührung mit Militärpersonen erwarb er sich schon als Knabe mancherlei praktische militärische Kenntnisse und Erfahrungen, die ihm späterhin sehr zu statten kamen. Im Jahr 1806 in das königl. Cadetten-Corps zu München aufgenommen, ward er 1812 als Lieutenant im Ingenieur-Corps zu Augsburg angestellt. ...

Die ersten Proben seines Talents legte er bei den Befestigungswerken der letztgenannten Stadt ab, welche im Jahr 1813 den Anordnungen Napoleons gemäß und nach dem Anschluß Bayerns an die Alliirten der neuen Stellung der letztern Macht entsprechend, vornämlich unter Xylanders Leitung ausgeführt wurden. Obgleich er dadurch seinen sehnlichen Wunsch, an den Feldzügen der Verbündeten gegen Frankreich Theil zu nehmen, vereitelt sah, so erwarb er sich doch durch seine ausgezeichneten Leistungen die Anerkennung seiner Vorgesetzten in einem so hohen Grade, daß er, zum Oberlieutenant befördert und nach der Bayern zugefallenen Festung Landau versetzt, von hier aus im Jahr 1817 zur Gränzberichtigungs-Commission mit Frankreich unter General Maillot commandirt wurde. Zu seinen damaligen Freunden und Waffenbrüdern gehörte Graf Platen, unter dessen Jugendgedichten sich eine an Joseph v. Xylander gerichtete Epistel findet.

Anhaltendes Unwohlseyn nöthigte ihn noch in demselben Jahr, um einen längeren Urlaub nachzusuchen. Er begab sich nach Augsburg, setzte hier mit eegem Eifer das Studium der höhern Kriegswissenschaften fort, und trat 1818 mit seinem ersten Werk: „Die Strategie und ihre Anwendung" hervor, welches sich eines solchen Beifalls zu erfreuen hatte, daß er im December desselben Jahrs den Lehrstuhl der Taktik im k. Cadetten-Corps zu München erhielt. Diesem ersten Werk folgten bald darauf zwei andere: „Was ist neuere Befestigungskunst" (München, 1819) und: „Die Vertheidigung der Festungen im Gleichgewicht mit dem Angriffe rc." (München, 1820). Das letztere, die Uebersetzung einer schwedischen Schrift des Generals Virgin, verschaffte ihm die Auszeichnung, daß ihn die Akademie der Kriegswissenschaften zu Stockholm zu ihrem Mitglied ernannte.

Sein „Lehrbuch der Taktik (München, 1820 bis 1823), welches den besten Werken auf diesem Gebiet beizuzählen ist, und sich dem angehenden Militär jeder Truppengattung als trefflicher Wegweiser und Leiter zu tieferer Erkenntniß empfiehlt, sowie die 1821 zu München erschienene Schrift: „Die Heeresbildung", fanden in ganz Deutschland die größte Anerkennung, und dem Verfasser wurden dafür die schmeichelhaftesten Auszeichnungen aller Art von Seiten der Glieder des bayrischen Königshauses und mehrerer deutschen Souveraine zu Theil.

Nächst einer militärischen Zeitschrift, welche Xylander 1820 bis 1821 in Verbindung mit dem Oberlieutenant Freiherrn v. Aretin und anderen bayrischen Offizieren unter dem Titel „Kriegsschriften" zu München herausgab, verdient ein kleines Werk: „Die Erdbezeichnung der Staaten als Grundlage ihres politischen Lebens" besonders hervorgehoben zu werden, in welchem er die Frage zu beantworten sucht: welches bei der verschiedenen Gestaltung der Erdoberfläche der in allen friedlichen und kriegerischen Beziehungen geeignetste Wohnsitz eines Staates sey. Das Ergebniß seiner Untersuchungen ist die Ansicht, daß sich die deutschen Stämme nie zu einem Staat vereinigen werden, weil die Bodengestaltung sie im Innern geschieden habe, daß aber diese Trennung für das Ganze der Bildung manche erfreuliche Früchte trage, und daß der Rheinstrom erst dann aufhören werde ein Gegenstand des Zwistes und Krieges abzugeben, wenn das ganze Rheingebiet eines einzigen Staates Erde bilde.

Nachdem Xylander im Jahr 1824 eine Schrift des schwedischen Obersten J. P. Lefren unter dem Titel: „Ueber Kriegentwürfe mit Rückblicken auf ältere und neuere Kriege", ins Deutsche übertragen und nach amtlichen Berichten einen „Beitrag zur Geschichte des schwedischen Kriegs in den Jahren 1808 und 1809" (Berlin, 1825) veröffentlicht hatte, trat er, durch besondere Verhältnisse begünstigt, im März 1825 eine beinahe achtmonatliche Reise durch Norddeutschland, Dänemark, Schweden, Finnland, Rußland und Polen an, auf welcher er mit vielen hochgestellten Offizieren und ausgezeichneten Militärschriftstellern in Berührung kam, und reiche Materialien zu neuen Werken sammelte.

Im August 1826 rückte Xylander zum Hauptmann im Ingenieurcorps vor, verblieb aber in seiner Funktion als Professor am königlichen Cadettencorps. Seine Leistungen in dieser Stellung fanden höhern Orts eine solche Anerkennung, daß er 1826 berufen wurde, dem damaligen Kronprinzen, nunmehrigen König von Bayern, dem Herzog Maximilian und dem Prinzen August von Leuchtenberg, welcher als Gemahl der Königin von Portugal gestorben ist, Unterricht in den Kriegswissenschaften zu ertheilen. Bald darauf übersandte ihm die Münchener Universität, in Anerkennung seiner vielfachen Verdienste um die Wissenschaft, das Diplom eines Doktors der Philosophie.

In seinen „Betrachtungen über die Infanterie" mit dem Motto Napoleons: „Une bonne infanterie est sans doute le nerf de l'armée", welche 1827 zu München erschienen, und im In- und Ausland Aufsehen erregten, zeigte er sich nicht nur als einen geistreichen und philosophisch gebildeten, sondern auch als einen mit praktischem Blick begabten und mit gründlicher Einsicht ausgerüsteten Offizier. Nachdem Xylander im Verein mit L. Kretschmer abermals eine militärische Zeitschrift unter dem Titel: „Militärische Mittheilungen" 1828 bis 1831 herausgegeben hatte, veröffentlichte er seine „Untersuchungen über das Heerwesen unserer Zeit" (München, 1831), für welches Werk ihm Friedrich Wilhelm III. von Preußen in einem eigenhändigen Schreiben seinen ganz besondern Beifall zu erkennen gab, und ihm die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft übersandte. Um dieselbe Zeit verlieh ihm auch der König von Schweden für die Verdienste, die er sich um die Verbreitung der schwedischen kriegswissenschaftlichen Literatur erworben, den Schwert-Orden — eine Auszeichnung, welche um so ehrenvoller war, als diese Decoration in Schweden selbst erst nach zwanzig Dienstjahren ertheilt wird.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Vor wenigen Tagen kam in den Speisesaal eines Prager Gasthofs ein gut gekleideter Herr mit zwei Knaben und ließ sich die pikantesten Speisen und exquisitesten Getränke vorsetzen. Nach einer Stunde entfernte sich der Herr und ließ die zwei Knaben zurück. Diese und der Zahlkellner warteten jedoch vergebens auf die Rückkehr des Gourmands. Die Knaben wurden gefragt, ob der Herr, der mit ihnen speiste, ihr Vater oder Verwandter sey; sie erwiederten, daß sie den Herrn gar nicht kennen, und daß er sie, wie sie aus der Schule nach Hause gingen, auf der Gasse angehalten, freundlich angeredet und eingeladen habe, mit ihm in einen Speisesalon einzutreten, wo er sie für ihre Gewissenhaftigkeit in Erfüllung der Schulpflichten und ihr sittsames Betragen belohnen wolle. Die Kleinen folgten ihm, nichts Arges ahnend, und der Kinderfreund genoß auf Grundlage ihrer Gesellschaft ein billiges Zweckessen. Es ist selbstverständlich, daß die dupirten Knaben unbeanstandet aus dem Speisesaal fortgelassen wurden.

(Petersburg, 22. Nov.) Bekanntlich ist in diesem Krieg, der Rußland schon so große Opfer an Menschenleben gekostet hat, auch seine Generalität in ungewöhnlichem Grade mitgenommen worden. Es dürfte nicht uninteressant seyn, einen Rückblick auf die namhafteren militärischen Führer zu werfen, die bereits verwundet oder getödtet worden sind. Die Karlsr. Z. stellt folgende kleine Liste auf: Fürst Paskewitsch, verwundet zu Silistria. Generallieutnant Schilder, gestorben an der Wunde bei Silistria. Generallieutnant Selwan, getödtet bei Silistria. Generallieutnant

Chruleff II. verwundet bei Giurgewo. Generallieutnant Soimonoff, verwundet bei Giurgewo, gefallen den 5. Nov. bei Sebastopol. Generallieutnant Lüders, verwundet bei Silistria. Admiral Korniloff, getödtet zu Sebastopol. Admiral Nachimoff, verwundet zu Sebastopol. Generallieutnant Kwizenski, verwundet an der Alma. Generalmajor Pethschellkanoff, verwundet an der Alma. Generalmajor Goginoff, verwundet an der Alma, gefangen. Generalmajor Kurtjanoff, verwundet an der Alma, gefangen. Generalmajor Popoff, verwundet bei Silistria. Generalmajor Stalpakoff, getödtet bei Silistria. Generalmajor Meyer, getödtet bei Silistria. Generalmajor Dubinski, gefallen bei dem Donauübergang. Generalmajor Bebutoff, verwundet an der Donau. Generalmajor Buturlin, verwundet an der Donau. Generalmajor Orloff-Denizoff (Hetmann), verwundet an der Donau. Generalmajor Chaletski, verwundet bei Balaklava. Generalmajor Villebois, verwundet bei Sebastopol. Generalmajor Ochertlone, verwundet bei Sebastopol. Generalmajor Kischinsky, verwundet bei Sebastopol. Generalmajor Fürst Menschikoff (nicht der Befehlshaber), verwundet bei Sebastopol.

(München.) Bei der immer steigenden Frequenz der Eisenbahnen wird auch ein Institut immer wichtiger und vom Publikum gesuchter werden, welches sich zur Aufgabe gemacht hat, dem Eisenbahnreisenden bei dem Fall des Unglücks Entschädigung und Unterstützung zu gewähren. Wir meinen hier die mit einem Grundkapital von 3,500,000 fl. in Erfurt bestehende Gesellschaft „Thuringia“. Diese, auch in Bayern conzessionirt und von dem Banquier Hrn. Negrioli in München, sowie in jeder größeren Stadt an der Eisenbahn durch einen Agenten vertreten, versichert die Eisenbahnreisenden auf allen europäischen Eisenbahnen auf 1, 2 und mehrere Tage, und auf 1 und mehrere Monate bis 1 Jahr. Was gibt es Beruhigenderes, als wenn man eine Eisenbahntour von 2 Tagen vor hat, sich eine Versicherungskarte, entweder auf 2000 Thlr. (3500 fl.) oder auf 5000 Thlr. (8750 fl.) zu nehmen, wovon die erstere 7, die andere 18 Kreuzer kostet, oder auf einen Tag, welcher für 3500 fl. Versicherung 4 oder für 8750 fl. Versicherung 9 Kreuzer kostet!

Der „afrikanische Roscius“, Ira Aldridge, trat kürzlich auch in Braunschweig auf und erregte daselbst als Othello, Shylok und Mungo dasselbe lebhafte Interesse wie allerwärts. Er geht jetzt nach Paris und London.

Bücherschau.

Beim Herannahen des Weihnachtsfestes dürfte es nicht unverdienstlich seyn, auf neue Bücher und Werke aufmerksam zu machen, die sich zu Festgeschenken für Jung oder Alt besonders eignen. Es erscheint des Neuen so viel, daß man es kaum noch zu überblicken vermag, und daß die Auswahl demnach schwer wird. — Von dem „Buch der Welt“ (Stuttgart, Hoffmann'sche Verlagshandlung) liegt der Jahrgang 1854 vollständig vor uns. Dieses eben so durch die Reichhaltigkeit und das Interesse seines Inhaltes, wie durch seine vielen theils kolorirten, theils schwarzen Abbildungen ausgezeichnete und seit Jahren weithin anerkannte treffliche Familienbuch ist eine Gallerie von größeren und kleineren Artikeln aus den Gebieten der Naturgeschichte und Naturlehre, der Länder- und Völkerkunde, der Geschichte und Mythologie, der Lebensbeschreibung u. s. w., denen sich anziehende Erzählungen anreihen. Auch diesmal ist wieder das Belehrende mit dem Unterhaltenden, das Nützliche mit dem Angenehmen vereinigt und die heranreifende Jugend findet hier einen reichen, für Geist und Gemüth bildenden Lesestoff. — Der Verf. des „Struwwelpeter“ und des „König Nußknacker“ Heinrich Hoffmann hat die Kinderwelt neuerlich mit einem gar lieblichen Bilderbuche: „Bastian, der Faulpelz“, beschenkt. Zu Nutz und Frommen der Kleinen erzählt er hier in allerliebsten und den Kindern leicht verständlichen Versen die Geschichte eines Knaben, der lieber umherlief und faulenzte, als daß er etwas lernen wollte, in Folge dessen es ihm gar schlimm ergangen und ihm die verdiente Strafe geworden ist. Das schöne Bilderbüchlein (Frankf., Jäger'sche Buchh.) hat bereits die 2. Aufl. erlebt. — Im Verlag von Rudolph Chelius in Stuttgart ist erschienen: „Lichtbilder aus dem Kindesleben“, von Carl Enslin. Der Verfasser der beliebten Jugendlieder bringt hier Erzählungen für die Jugend von sechs bis zehn Jahren. Die Bezeichnung von „Lichtbildern“ ist durch die vorwaltende Herauskehrung der guten Seite der handelnden und leidenden Menschenkinder gerechtfertigt. Es erscheinen hier keine aus lauter Tugendäther gewobenen Engel, auch keine dämonischen Abschreckungspopanze, sondern wirkliche und natürliche Menschenkinder, deren Beispiele nachahmungswerth, aber auch für Nachahmer erreichbar sind. Diese moralischen, nicht moralisirenden Erzählungen nehmen das Herz der Kinder in Anspruch, sind kindlich und leicht verständlich. Die bunten Bilder und die sehr elegante Ausstattung des Büchleins dürften es zu einer Festgabe noch besonders empfehlen. M.

Frankfurt a. M., 6. Dec.

Die hiesige Anstalt zur Nachweisung von Arbeit erstattete folgenden Thätigkeitsbericht über die Monate Juni, Juli, August, September und October 1854: „Es haben sich in den vorstehenden fünf Monaten bei der Anstalt neu angemeldet: 20 männliche und 40 weibliche Arbeitsuchende. Beschäftigt wurden in derselben Zeit: 245 männliche und 1163 weibliche Individuen und zwar: 106 Taglöhner, 2 Kutscher, 2 Gefangenwärter, 1 Portier, 15 Zeitungsträger, 1 Vorleser, 4 Fußbodenbohner, 1 Raddreher, 5 Bedienten, 10 Citronen- und Mandelbeleser, 1 Nummernschreiber, 6 Gärtner, 3 Stößer, 1 Kommissionsbesteller, 10 Laufburschen, 1 Reßwärter, 1 Farbenreiber, 9 Schreiber, 1 Badreiniger, 10 Packer, 6 Schweizer, 6 Kleiderreiniger, 9 Ausläufer, 1 Kopist, 3 Pferdsknechte, 5 Wasserpumper, 6 Lehrlinge, 3 Ackerknechte, 3 Krankenwärter, 1 Meßhelfer, 1 Garnwickeler, 11 Hausknechte, 1 Buchhalter, 1 Reitknecht; ferner 456 Putzfrauen, 103 Waschfrauen, 39 Büglerinnen, 150 Mädchen zur Aushülfe, 69 Mädchen für Monatsdienst, 10 Kleidermacherinnen, 9 Perleneinfasserinnen, 6 Roßhaarzupferinnen, 5 Jäterinnen, 3 Marktfrauen, 2 Haushälterinnen, 2 Ladenmädchen, 3 Stickerinnen, 8 Viehmägde, 1 Stopferin, 1 Gemüsebeleserin, 3 Fabrikarbeiterinnen, 1 Kinderfrau, 1 Korsettennäherin, 296 Näherinnen. Es sind über die Beschäftigten im Allgemeinen sehr zufriedenstellende Zeugnisse bei der Anstalt eingegangen; nur über Einige ist geklagt worden, daß sie die übernommene Arbeit nicht vollzogen oder Ersatzleute aus eigener Befugniß gestellt hätten. Man hat ihnen ernste Verweise gegeben und im Wiederholungsfalle „Ausschließung“ angedroht. Indem wir diesen mehrmonatlichen Thätigkeitsbericht veröffentlichen, entledigen wir uns zugleich der Verpflichtung, das täglich dringender werdende Ansuchen um Zuweisung von Arbeit zur Kenntniß unserer Mitbürger zu bringen (die Nachweisungen geschehen unentgeltlich). Bei der kältern Jahreszeit ist manche Erwerbsquelle für Arbeitswillige gänzlich versiecht, während ihnen erhöhte Ausgaben für Heizung und ungewöhnlich theure Lebensmittel erwachsen. Wie oft schon konnten wir den Klagen, welche da laut wurden, nur den Trost eigenen Mitgefühls und die Hoffnung gewähren, daß wir jene Klagen zur Kenntniß unserer Mitbürger bringen würden, deren allzeit thätige Theilnahme und bereitwillige Hülfe uns gewiß in den Stand setzen werde, mehr lohnende Arbeit nachzuweisen und dadurch Kummer, Elend und Verarmung von manchen braven, fleißigen und arbeitswilligen Einzelnen oder Familien entfernt zu halten. In diesem Vertrauen ersuchen wir aufs Dringendste um Zuwendung der fruchtbringendsten Wohlthat, um vermehrte Bestellung lohnender Arbeit für brave arbeitslose Arbeiter und Arbeiterinnen. J. P. Wagner. — Dr. Matti.“

Theater-Anzeige.

Freitag, 8. Dec. Pitt und Fox, historisches Original-Lustspiel in 5 Anfzügen.

Samstag, 9. Dec. Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Akten von Donizetti. Lucrezia: Frau Leisinger.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 294. Samstag, den 9. December 1854.

Vergleichende Charakteristik europäischer Großstädte nach eigenen Anschauungen von Wilhelm Stricker, Dr. med.

I.

Frankfurt am Main.

(Fortsetzung.)

Wir müssen uns den ganzen Bau des breiten Uferdammes wegdenken und erwägen, daß im Interesse des Verkehrs jahrhundertelang an einer Gleichmachung dieser Unebenheiten gearbeitet wurde, wie denn noch seit Menschengedenken das Thal des Römerbergs selbst bedeutend höher gelegt und die Abdachung nach dem Maine durch Erhöhung des Ufers am Leonhards- und Fahrthor vermindert wurde. Selbst bei dem Bau der erwähnten großen Gebäude mußten Theile der Hügel abgetragen und damit ihre Umgebung erhöht werden. Auf der Sachsenhäuser Seite mag sich der Wald bis zum Flußufer erstreckt haben. Soviel über die topographischen Verhältnisse unserer Stadt, insofern sie von den heutigen verschieden sind. Gleichgültig ist für unseren Zweck, wer die ersten Bewohner unserer Gegend waren, aber das scheint auffallend, daß trotz ihrer günstigen Lage die Römer keine bedeutende Niederlassung an einer Stelle gründeten, welche durch ihre Inseln einen bequemen Stromübergang bot. Wir müssen hierbei bedenken, daß der Aufenthalt der Römer in diesen Gegenden ein vorübergehender, stets bestrittener war. Jenseits des Rheines und der Donau lagen die starken Wurzeln ihrer Kraft, dort legten sie Hauptstätten für Krieg und Frieden an. Diesseits des Maines war das militärische Interesse allein herrschend. Von Mainz abhängig wurde gegen die Anfälle der Deutschen vom Taunus her zur Sicherung des Gebietes auf dem rechten Rheinufer die Niddalinie befestigt mit den bekannten Kastellen von Heddernheim, Bonames und Vilbel und die Saalburg auf der bequemsten Einsattelung des Gebirges errichtet.

Eine Stunde von der Stelle unserer Stadt lag in fruchtbarer Ebene die Militär- und Handelsansiedelung Heddernheim, deren Trümmer 300 Morgen Landes einnahmen; es war also das Bedürfniß einer größeren Wohnstätte hier nicht vorhanden, wenn gleich es durchaus nicht unwahrscheinlich ist, daß Fischer und Jäger zur Versorgung der Stadt Heddernheim hier angesiedelt waren. Erst die Merovinger erbauten einen Palast, der nach neueren Forschungen am wahrscheinlichsten auf der linken Mainseite gestanden, dort, wo er als Jagdschloß wie als Befestigungswerk gleich sehr an seinem Platze war. Er mag den ganzen Raum der Oberhäuser, d. h. Sachsenhausens oberhalb der Brücke, am Main hin eingenommen haben, dort, wo heute das deutsche Haus, der Frankensteiner Hof und der große Bezirk zum Paradies sich erstrecken. Auf der rechten Mainseite können wir keinen Platz ausfindig machen, der der Ausdehnung eines Palastes entspräche, welchen wir uns mit Wirthschaftsgebäuden und Wohnungen für ein zahlreiches Gefolge ausgestattet und von einem Garten oder Park umgeben denken müssen. Der Name Paradies bezeichnet soviel als Thiergarten und gleich dabei hinter dem Holzmagazin verläuft die Thiergartenstraße, wie sie noch auf dem Plane von 1811 heißt, jetzt Rittergasse. Soll man annehmen, daß diese Namen ohne jeden Grund entstanden seyen, da in späteren Zeiten von einer solchen Anlage in dieser Gegend nirgends die Rede ist? Um den königlichen Sitz pflegten sich die Ministerialen anzusiedeln; auch davon finden wir in der Umgebung der bezeichneten Gegend die deutlichsten Spuren. Hier liegen die Besitzungen der von Lurenberg (der Vorfahren des herzogl. nassauischen Hauses), der von Eppenstein, von Hatzfeld, von Walbrunn, von Praunheim, Bommersheim, Schenk von Schweinsberg, Kleen, Heusenstamm, Ingelheim, Urberg rc. rc.

Als Gründer unserer Stadt galt bisher Karl der Große und sein Standbild wurde daher auf der Brücke errichtet. Allerdings wird unter seiner Regierung unsere Stadt (794) zuerst urkundlich erwähnt; wenn man ihn aber für den Gründer des Saalhofs gehalten, um den die Stadt allmählich sich gebildet, so steht diese Ansicht auf sehr wankendem Grunde. Karl der Große pflegte dauerhaft, prachtvoll- und großartig zu bauen, dafür zeugen die Paläste zu Aachen und Ingelheim; ohne urkundliche Belege hat man kein Recht, ihm einen Neubau zuzuschreiben, der nach 28 Jahren schon wieder der Erneuerung bedurfte; einen Neubau, dessen Umfang höchstens einen Morgen Landes mit allem Zubehör füllte, während Karl eine Hausordnung für die Verwaltung seiner Villen und Höfe entwarf, die 70 Kapitel zählt und einen Begriff von den vielen Gebäuden gibt, die Karl auf seinen Kammergütern bedurfte.

Der Wunsch, den Ursprung Frankfurts an einen großen Namen zu knüpfen, mag der Beweggrund gewesen seyn, diese sehr verbreitete Ansicht aufzustellen; einstweilen gilt uns Ludwig der Fromme, unter dem urkundlich die Pfalz als „neuer Palast“ vorkommt, für den Gründer des Saalhofes und nichts spricht dagegen, daß Karl während der kurzen Zeit seines hiesigen Aufenthaltes in dem merowingischen Palast jenseits des Maines Hof gehalten. — Unsere Absicht kann nicht seyn, eine Baugeschichte von Frankfurt zu geben, wir haben nur ein Bild der Stadt in den drei Perioden ihres verschiedenen Umfanges zu geben und schließlich zusammenzufassen, worin sich ihre Bauart von anderen Städten unterscheidet.

Den ältesten Theil der Stadt haben wir uns zwischen Brücke und Fahrthor auf dem Domhügel erbaut zu denken; ihr Stadtgraben ist noch heute sichtbar in der Einknickung, welche die kleinen Straßen, die von der Schnurgasse nach dem Domplatz und

dem Markt sich erstrecken, in ihrer Mitte zeigen und die der großen Antauche entspricht, indem bei der Erweiterung der Stadt der Stadtgraben überwölbt und als Ableiter benutzt wurde. Die beiden ersten Erweiterungen fanden ausschließlich am Fluß hin, die letzte bloß nach der Landseite hin statt. Wir haben die älteste Stadt uns etwa folgendermaßen zu denken. Etwas oberhalb von der Brücke, welche zuerst 1035 ein von Insel zu Insel reichender hölzerner Uebergang war, erstreckte sie sich bis zum Saalhofe, der mit seinen Umgebungen den einzigen freien Raum bildete, denn wir dürfen weder südöstlich noch nördlich vom Dom den freien Platz annehmen, der heute sich erstreckt. Nördlich vom Dom lag die Michaelskapelle, welche erst 1829 abgerissen wurde, und vom Dom bis zum Fürsteneck erstreckte sich die Judengasse, als Fortsetzung der Saalgasse, ehe ein von den Geißlern angelegter Brand 1349 sie zerstörte. Beisammen lagen hier die wichtigsten Gebäude der Stadt: der Hauptkirche gegenüber lag das Rathhaus, das jetzt sogenannte Leinwandshaus; daneben die den Handelszwecken gewidmete Stadtwaage, nicht weit davon das 1278 zuerst urkundlich erwähnte Hospital, nach dem Main hin das Schlachthaus. Nördlich vom Dom lagen die Höfe, welche den benachbarten Reichsständen bei Reichsversammlungen Quartier gaben und bald meist geistliche Besitzer hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Kunstbericht.

Frankfurt a. M.

(Schluß.)

Was die Musik betrifft, so hat der Winter bereits wieder sein volles Recht in Anspruch genommen. Die Konzerte des Museums und der Gesangvereine haben begonnen und jede Woche bringt außerdem musikalische Aufführungen einzelner Künstler. Der Musikfreund braucht nicht bange zu seyn um die Besetzung seiner Abende; es wird ihm zur Auswahl viel geboten. Wenn es gleich außerhalb unseres Zweckes liegt, über die Leistungen des Museums zu berichten, so können wir es doch nicht unterlassen, einige Bemerkungen über dieses für das musikalische Leben unserer Stadt so wichtige Institut zu machen. Wir haben, wie nun einmal die Sachen stehen, nichts dagegen, daß man sich ganz und gar auf das Musikalische beschränkt. Auch können wir es nur anerkennen, daß man als Grundlage des Repertoirs die klassischen Symphonien und Ouverturen festhält und ihnen ausgewählte Gesangs- und Instrumentalstücke, hauptsächlich zur Vorführung junger Talente und ausgezeichneter fremder Künstler, beimischt. Jedoch dürften die größeren Compositionen lebender Künstler etwas weniger in den Hintergrund treten und namentlich sollte man bei der Auswahl solcher sich nicht von persönlicher Neigung leiten lassen. Wenn hier am Orte wirklich etwas Tüchtiges geschaffen worden ist, wäre es gerade eine schöne Aufgabe dieses Instituts, das Naheliegende auch zuerst hier zur Geltung zu bringen. Ferner müßte um jeden Preis eine sorgfältigere Einstudirung der großen Tonwerke ermöglicht werden. Gerade weil man dem klassischen Geschmacke huldigt, müßte das Klassische auch klassisch aufgeführt werden. Woran es liegt, daß die immerhin recht tüchtigen Aufführungen nicht tadellos werden, weiß Jedermann; wir sind auch weit entfernt, in die Jeremiaden einstimmen zu wollen, die in neuester Zeit einen Ton angenommen haben, der der Kritik überhaupt, wie viel mehr der Kritik eines Mannes, der sich für einen Meister in dieser Kunst hält, gar übel ansteht. Doch glauben wir, daß materielles Unvermögen als Entschuldigung für den zuweilen fühlbaren Mangel an sorgfältigem Einstudiren nicht gelten kann.

Sehr Erfreuliches können wir von dem ersten Konzerte des Rühl'schen Gesangvereins berichten. Es brachte Händels Oratorium „Saul", das auch der Cäcilienverein in früheren Jahren wiederholt schon aufgeführt hat. Wir können die Aufführung eine in hohem Grade gelungene nennen. Vor Allem war es wohlthuend, eine allseitige liebevolle Hingabe an das schöne Werk zu fühlen. Sänger und Dirigent waren vollkommen durchdrungen von ihrer Aufgabe und Chöre und Soli's hatten sich, so weit dieß bei Dilettanten gefordert werden kann, mit dem Geiste des Werkes und seinem oft schwierigen Verständniß vertraut gemacht. Es liegt in diesem, seinem Hauptcharakter nach elegischen Werke, obgleich es nicht zu den größesten gerechnet wird, eine wunderbare Harmonie. Alle Saiten des menschlichen Herzens werden angeschlagen, aber sie klingen harmonisch zusammen; selbst Zorn und Neid bringen keinen Mißklang, keine Uebertreibung. Zugleich überrascht die hinreißende Steigerung, die im dritten Theile nach dem tief ergreifenden Todtenmarsche in den herrlichen Gegensatzchören: „Klagt! Jammert laut!" und: „Schnell, wie die Adler, flogen sie!" besonders in dem Choe mit Solo: „O, banger Tag!" ihre Culmination findet. Zwischen der dämonischen Gewalt Saul's und David's gottbegeisterter Kraft zieht sich Jonathan's rein menschliche Freundschaft und kindliche Ehrfurcht und Sila's reine, glühende Liebe wie ein klarer, glänzender Fluß süßer Harmonieen hin und die Chöre erheben und verklären die individuellen Empfindungen zum allgemeinen Ausdruck menschlichen Gefühls, das im Eröffnungs- und Schlußchore sich im Preis Jehova's vergöttlicht.

Wir halten es nicht für angemessen, in eine specielle Besprechung der Leistungen der Soli's und Chöre einzugehen. Die Soli's waren im Ganzen recht gut, zum Theil, besonders in den Stimmmitteln, vortrefflich; bei den Chöeen, die sehr schön und präcis zusammenklangen, bemerkte man weniger, als früher, das allzu Minutiöse in Rhythmus und Dynamik. Solche großartige Chorwerke müssen durchaus breit dargestellt werden; sie sind Fresken zu vergleichen, großen historischen Gemälden; die Gesammtwiekung wird geschwächt durch kleinliche Ausführung der Details. Die Klavierbegleitung, die bei Händel'schen Werken mehr als bei neueren genügt, wurde erfolgreich unterstützt durch den Contrebaß, den wir aber, zu größerer Wirkung, gerne auf die großen Chöre beschränkt gesehen hätten. Nach den bisherigen Leistungen zu schließen, kann der Rühl'sche Gesangverein eine sehr ehrenvolle Stellung neben dem Cäcilienverein behaupten. Letzterer wird in den nächsten Tagen Haydns unvergleichliche „Jahreszeiten" zur Aufführung bringen. Mit Spannung sieht das musikalische Publikum den Vorträgen des Musikdirektors Damcke von Petersburg über die Geschichte der Musik entgegen, die durch historische Musikaufführungen unter Rühls Leitung gleichsam erläutert und verunmittelbart werden sollen. Zu bedauern ist, daß sie auf den Mittwoch fallen, an welchem gerade der größte Gesangverein seit alter Zeit seine Proben hält.

Wenn wir schließlich auch in das Gebiet der Literatur übergreifen, so geschieht dieß, um in diesen Festtagen auf eine neu erschienene vortreffliche Sammlung neuerer Gedichte aufmerksam zu machen. Hungari hat bei J. D. Sauerländer herausgegeben: „Deutscher Dichterfrühling der neueren und neuesten Zeit". Die Anordnung ist sehr gut, die Auswahl mit Ernst, Einsicht und Gefühl getroffen und bietet in der That die schönsten Blüthen neuerer Zeit, darunter viele kaum gekannte. Diese Anthologie erscheint uns als eine vortreffliche Ergänzung der Dichterhalle von Schenkel, welche das Neueste nur in großer Beschränkung aufgenommen hat. Die Ausstattung ist, wie zu erwarten, gediegen und elegant, und der Preis für die beiden, 1400 Seiten starken Bände außerordentlich billig, so daß die weiteste Ausbreitung möglich wird. Schließlich erwähnen wir einer Anzahl kleinerer Erzählungen, die

der rasch bekannt gewordene Volkserzähler Franz Trautmann unter dem Titel: „Die gute alte Zeit", ebenfalls bei Sauerländer, hat erscheinen lassen. Die erste der Erzählungen, der Wettermacher von Frankfurt, möchte hier besonderes Interesse erwecken.

General v. Xylander.

(Schluß.)

Im Jahr 1831 ward Xylander von der königl. bayr. Regierung zum Mitglied der Militärkommission des deutschen Bundes ernannt, und vom August dieses Jahrs an war Frankfurt a. M. sein beständiger Wohnsitz. Seine literarische Thätigkeit setzte er auch in seiner neuen Stellung fort. Der Plan, eine umfassende Geschichte der Kriegskunst von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten zu schreiben, veranlaßte ihn, die alten Sprachen und deren Zusammenhang unter einander zu studiren. Die Resultate seiner Forschungen veröffentlichte er in den nachbenannten drei Schriften: „Die Sprache der Albanesen oder Schkipetaren" (Frankfurt a. M., bei Andreä 1835); „Das Sprachgeschlecht der Tartaren" (Frankfurt a. M., bei Sauerländer 1837) und „Zur Sprach- und Geschichtsforschung der neuesten Zeit" (ebend. 1838). In dem ersten Werk erklärt Xylander das Albanesische *) für einen durch Vermischung mit griechischen, römischen, gothischen, gallischen, slavischen und türkischen Spracheigenthümlichkeiten veränderten Ueberrest der thracischen oder altillyrischen Sprache, welche bekanntlich indogermanischen Ursprungs ist. Ueber die zweite Schrift fällte der Professor Dr. Eichhoff, Mitglied der Société asiatique zu Paris und Verfasser des Werks: „Parallèle des langues de l'Inde et de l'Europe", im Feuilleton des Phönix vom 17. Juli 1837 ein ungemein günstiges Urtheil. Derselbe erkennt den von Xylander nachgewiesenen ursprünglichen Zusammenhang der tartarischen Sprachen mit den übrigen Sprachen Asiens und Europas und vornehmlich mit dem Griechischen als vollkommen begründet an, und spricht sich dahin aus, daß durch dieß Werk für die Sprachwissenschaft und für die Völkerkunde ein großer Schritt vorwärts geschehen sey.

Die Werke Xylanders sind fast in allen allgemeinen und militärischen Zeitschriften in höchst anerkennender Weise beurtheilt worden und sichern dem Verfasser für alle Zeiten eine ehrenvolle Stelle unter den Militärschriftstellern Deutschlands. Für ihren Werth sprechen hinlänglich die mehrfachen Auflagen, die Uebersetzungen einiger Schriften in das Russische und die Einführung des Lehrbuchs der Taktik in die Militärschulen vieler deutschen Bundesstaaten. Das letztere Werk dient sogar in der Ingenieurschule und in der Colonnenführerschule des Generalstabs zu St. Petersburg bei taktischen Vorträgen als Leitfaden.

Im Jahre 1846 wurde Xylander zum zweiten und 1847 zum ersten Bevollmächtigten bei der Militärkommission des deutschen Bundes ernannt. Als die Ereignisse des Jahres 1848 eintraten, ward er in einem Wahlbezirke seiner Vaterstadt zum ersten Ersatzmann für die nach Frankfurt berufene Nationalversammlung erwählt. Sein Eintritt konnte jedoch erst im Frühling 1849 erfolgen, und als die Verhandlungen eine Richtung zu nehmen begannen, welcher Xylander zu folgen nicht gesonnen war, trat er mit den meisten Bayern im Mai aus.

Schon im Jahre 1848 war er zum Oberstlieutenant im Generalstab und später zum Obersten avancirt. Gegen Ende desselben Jahres ward er zum Bevollmächtigten Bayerns bei der provisorischen Centralgewalt Deutschlands, zu Ende 1849 zum Generalmajor und Bevollmächtigten bei der Bundescentralkommission, beim Zusammentritt der Bundesplenarversammlung im Mai 1850 und als dieselbe später in den engeren Rath der Bundesversammlung überging, zum Bundestagsgesandten ernannt und mit der Führung der gesandtschaftlichen Geschäfte an den Höfen zu Darmstadt, Kassel und Wiesbaden betraut, in welcher Eigenschaft Xylander bis zum Ende des Jahres 1851 fungirte, bis er, mit voller Anerkennung seines während dieser für Deutschland so wichtigen Epoche bewährten staatsmännischen Wirkens in seine frühere Stellung als Militärbevollmächtigter erst dann zurücktrat, als die deutschen Verhältnisse in die frühere Ordnung zurückkehrten.

Seit dem Jahre 1822 war Xylander mit einer Tochter des verstorbenen Generallieutenants v. Tausch vermählt. Dieser Ehe entsprossen acht Kinder. Vier seiner Söhne sind Offiziere der bayerischen Armee.

Xylander vollendete am 2. November d. J. nach kurzer Krankheit. Sein frühes Ende war die Folge ununterbrochener aufreibender Geistesanstrengungen. Selten hat das Hinscheiden eines Mannes alle Kreise so schmerzlich ergriffen, als das seine. Er genoß allgemeine Achtung und Vertrauen in einem Grade, wie wenige Menschen. Er hatte keinen Feind. Sein schlichtes Wesen, seine Anspruchlosigkeit bei hoher wissenschaftlicher Bildung entwaffnete die Gegner.

Die Militärkommission hat in Xylander einen ihrer tüchtigsten und einsichtsvollsten Arbeiter verloren.

Liebenswürdig und edel als Mensch, musterhaft als Gatte und Vater, treu und aufopfernd als Freund, wird er stets im Gedächtniß aller Derer fortleben, welche so glücklich gewesen sind, in einer näheren Beziehung zu ihm stehen.

Frankfurt a. M., 1 December 1854. (Allg. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

In den frühesten Tagen Süd-Australiens ist das zum Verkauf ausgebotene Land pro Acre für 12 Schillinge verkauft worden. Einer der ersten Ankäufer hat vor etwa zwölf Jahren einige ihm gehörende Acres noch brachliegenden Landes für 400 Pfund verkauft; wenige Jahre später wurde dasselbe Territorium für 500 Pfd. verkauft; nach Ablauf von wieder zwei Jahren war der Preis für dasselbe 2000 Pfd.; zwei weitere Jahre steigerten den Verkaufspreis auf 8000 Pfund. Vor kurzem sind Dreiviertel dieser Acres für 18,000 Pfd. versteigert worden, während der übrig gebliebene vierte Theil für 32,000 Pfd. ausgeboten wurde. Dieß in Adelaide, in freilich recht günstiger Gegend belegene Land ist noch bis heute unbebaut.

(London.) Es ist eine böse Zeit für Zeitungsleser und Zeitungsschreiber. Nur die Nachrichten von Sebastopol interessiren und sie kommen in der uninteressantesten Form vor das Publikum. Jedes Ereigniß hat man mindestens dreimal zu lesen; erst in der telegraphischen Depesche, dann in den Zeitungskorrespondenzen, dann in drei offiziellen Berichten, russischen, französischen und englischen. Der Genuß ist verloren, den der Pfarrer von Grünau zuweilen schon um 10 Minuten zu 7 hatte, die Zeitung aufzunehmen mit dem Bewußtseyn, gar nichts von dem zu wissen, was seit dem letzten Posttage in der Welt vorgegangen, und sie niederzulegen mit dem Gefühl, jetzt Alles, vollständig und authentisch zu wissen. Der Verlust ist in der That nicht unbedeutend. Es müßte ein großer Genuß seyn, die erste Kunde von den Ereignissen durch die vortrefflich geschriebenen Berichte der englischen Korrespondenten in Balaklava zu erhalten, die Schlacht von Inkerman z. B. vom Morgengrauen an durch alle die scenischen und tragischen Effekte zu verfolgen.

*) In dem gelehrten großen Werk über Albanien von Hahn ist Xylander, besonders im lexikalischen Theil, vielfach benutzt.

In Prag hat Richard Wagners Oper „Tannhäuser" eine enthusiastische Aufnahme gefunden.

Konzert von E. Eliason.

Frankfurt a. M. Das alljährlich stattfindende Konzert des Hrn. Eliason gehört seit lange zu den beliebtesten und am zahlreichsten besuchten und hat auch dießmal seinem Ruf entsprochen. Wie die früheren, so wurde auch dieses durch ein klassisches Tonstück eröffnet, und zwar durch das herrliche Octett (Op. 20) für vier Violinen, zwei Violas und zwei Cellos von Mendelssohn, jedoch mit Auslassung des zweiten Satzes des Andante. Das Tonstück zeichnet sich, wie bekannt, durch die charakteristische Behandlung der einzelnen Sätze, die meisterhafte Durchführung der Motive und den Reichthum seiner melodischen, harmonischen und modulatorischen Combinationen aus und bereitete einen um so höheren Genuß, als es durch das Zusammenwirken von acht gediegenen Musikern, unter denen auch der Konzertgeber, vortrefflich executiert wurde. — Die Betheiligung der hier so gefeierten Brüder Wieniawski wurde freudig begrüßt. Heinrich W. spielte mit Hrn Eliason eine Symphonie concertante für zwei Violinen von Alard. Noch mehr als die Virtuosität von beiden Konzertanten haben wir hier ihr schönes harmonisches Zusammenwirken und ihre wechselseitige Unterordnung zum Erfolg des Ganzen anzuerkennen. Weiter spielten die Brüder W. das von ihnen componirte Grand duo polonais, welches wir in einem ihrer Theaterkonzerte bereits gehört haben. Es wäre überflüssig, über die außerordentliche Virtuosität und Technik der beiden Brüder W. noch etwas zu sagen; aber sie sind auch, was den Vortrag selbst betrifft, Originale, und gerade das macht sie erst recht bedeutend; denn, wie ein Kritiker richtig bemerkt hat, „Originale sind in der Kunst Das, was im Leben Charaktere sind." Die Energie und das Feuer, die Kühnheit und Genialität ihres Vortrags brachten auch heute wieder einen bewältigenden Eindruck hervor, der sich durch stürmischen Applaus und wiederholten Hervorruf geltend machte. Der Konzertgeber spielte eine Elegie eigner Composition und „La veilée pastorale" von Damcke. Auch Eliason ist als Künstler Original und seine Eigenthümlichkeit macht sich am meisten geltend im Vortrag des Sentimentalen und der zarten Elegie. Die obengenannten Tonstücke waren daher ganz geeignet, die individuelle Richtung seines Spieles hervortreten zu lassen, in welchem er eine poetische Auffassung und eine warme, vielleicht mitunter sich zu viel hingebende Empfindung ausströmt, die aber den Weg zum Herzen nie verfehlt und ihm auch heute jenen einstimmigen Beifall gewann, den man dem Künstler freudig spendet, wenn er mit schöner Form Schönheit und Innigkeit des Ausdrucks zu vereinigen weiß. — Gesangvorträge der Herren Auerbach und Hardtmuth und der Fräul. Diehl verschönerten den Abend, und glauben wir hervorheben zu müssen G. Gottermanns „Wenn sich zwei Herzen scheiden" (Hardtmuth), ferner „Nun blühen sie, die Blümlein all'" von unserem geschätzten Pianisten W. Lutz (Frl. Diehl) und ganz besonders ein schönes Lied von Molique (Fräul. Diehl) angesprochen. Eine sonore Altstimme, eine gediegene Gesangsbildung und ein ausdrucksvoller Vortrag haben Frl. Diehl bei uns schon im vorigen Winter so beliebt gemacht, daß ihre Mitwirkung im Museum, Cäcilienverein und vielen Konzerten eine stets willkommene und immer mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommene war und noch ist, wie solches auch heute der Fall gewesen. Hr. E. Rosenhain, der die Gesangstücke am Klavier begleitete, hat dadurch gleich den Genannten, zur Abrundung eines Konzertabends beigetragen, welcher wiederum bewährte, daß Hr. Eliason den guten Klang seines Namens und seiner Konzerte zu erhalten weiß. W.

Korrespondenz.

Alzei, in Rheinhessen, 6. Dec.

Gestern war hier das Leichenbegängniß des Rentmeisters Noiré. Derselbe gehörte der hiesigen deutschkatholischen Gemeinde an. Er hatte diese gründen helfen, hatte die Stiftungsurkunde mit unterzeichnet und war bis ans Ende ein thätiges Mitglied derselben. Man war deßhalb auch allgemein darauf gefaßt, daß der deutschkatholische Prediger dahier die Leiche begleiten und eine Leichenrede halten werde. Wie sehr war man aber darüber erstaunt, als statt dessen der römisch-katholische Geistliche bei dem Leichenzuge erschien, nach römisch katholischem Ritus die Leiche einsegnete und an die Stelle der Leichenrede 5 Vater unser hersagte. Heute wurden für die Ruhe der Seele des Verstorbenen Seelenmessen gelesen. Man erinnert sich dabei an das Leichenbegängniß eines alten, sehr armen 88jährigen Maurers (Studenrauch, römischkatholischer Religion) vor etwa einem halben Jahre. Damals verweigerte der katholische Geistliche die Einsegnung, weil der Verstorbene, dem es an den nöthigen Kleidern fehlte, auf Ostern nicht gebeichtet und kommunizirt habe und nicht in die Kirche gegangen sey. Für die Ruhe seiner Seele wurden keine Seelenmessen gelesen; der Mann war arm, sehr arm, aber geachtet im Leben als ein gefälliger, rechtschaffener und fleißiger Mann. Erst spät in seinen alten Tagen nahm er Unterstützung an. Da sein eigener Pfarrer nicht zu seiner Leichenbestattung mit ging, so hielt der hiesige deutschkatholische Prediger demselben eine Leichenrede. Der Rentmeister Noiré besuchte aber nie die katholische Kirche, er gehörte ihr nicht einmal an, und dennoch wurde seine Leiche eingesegnet, für seine Seele wurden Messen gelesen; — er war reich, sehr reich! (Luc. 16, 19—31.)

Aus dem Badischen, 4. Dec.

Die Versuche eines landwirthschaftlichen Vereins, durch landwirthschaftlichen Schulunterricht auf die rationelle Behandlung der Bauernwirthschaft zu wirken, wozu der Verein Gratificationen von 15—25 fl. ausgesetzt hat, ist von so guter Wirkung gewesen, daß die Regierung einen Theil dieser Gratificationen zu übernehmen sich bewogen fand, und daß jetzt, wie man vernimmt, noch in zwei andern Kreisen dieses Unterrichtsverfahren zur Anwendung gebracht werden soll. Es ist unbegreiflich, warum man, oft mit großen Kosten, Landbauschulen, agronomische Kurse und so weiter einrichtet, und diesen Unterricht, wodurch zugleich den Schullehrern eine nothwendige Gehaltszulage befließt, nicht überall befördert. Nur dadurch, daß der Bauer schon in der Schule lernt, allen auf seinen Beruf einwirkenden Umständen Rechnung zu tragen, mit einem Worte, dadurch, daß die Landschule eine Berufsschule wird, kann der Bauernstand gehoben, in seiner engen Sphäre verständig und glücklich werden. In dieser Beziehung ist auf „Ezingers Rechnungsbeispiele aus dem Leben fürs Leben, Schaffhausen 1854," und auf das binnen Kurzem bei Brönner erscheinende Werk: „Bado, kurzgefaßte Ackerbaulehre in Fragen und Antworten", aufmerksam zu machen. — Die Tabakspreise in unserer Pfalz haben eine schöne Höhe, bei einzelner gut gehaltener Waare sogar 25 fl. per Centner erreicht.

Mainz, 4. Dec.

Die Anwesenheit des Herrn Benda vom Frankfurter Stadttheater gab uns Gelegenheit, denselben gestern Abend in „Robert der Teufel" als Landmann aus der Normandie auftreten und wohlverdienten Beifall ernten zu sehen. Interessant war die in kurzer Zeit wiederholte Aufführung dieser Oper für hiesige Freunde des Gesanges noch besonders deßhalb, weil unsere beiden ersten Sängerinnen, Fräulein Bywater und Fräulein Baur, ihre Rollen, Isabelle und Alice, bei der zweiten Aufführung getauscht hatten. Diese beiden Talente gehören zur Zierde unserer Oper und es ist begreiflich, daß die Frage, welcher von Beiden der Vorrang einzuräumen, mit einer gewissen Lebhaftigkeit aufgeworfen und discutiert worden ist. Fräulein Bywater hat große Vorzüge; in ihrer umfangreichen Stimme liegt viel Kraft und ihre Kunst beruht auf einer guten Schule. Fräulein Baur dagegen, der es an tüchtiger Schule eben so wenig fehlt, hat jenen seelenvollen Schmelz in der Stimme, den keine Schule geben kann. Beide sind als Sängerinnen in dem Besitz dessen was man „Metall" nennt. In dem Metall der Einen liegt mehr Sprödigkeit, in dem der Anderen mehr Biegsamkeit und Weiche. Bei Fräulein Bywater herrscht Kunstschule, bei Fräulein Baur die Natur vor. Zu den vorzüglichen Stimmmitteln beider Sängerinnen gesellt sich bei der Letzteren noch der Vorzug einer äußeren angenehmen Erscheinung.

Theater-Anzeige.

Samstag, 9. Dec. Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Akten von Donizetti. Lucrezia: Frau Leisinger.

Sonntag, 10. Dec. Der fliegende Holländer, romantische Oper in 3 Akten von Richard Wagner.

Druck und Verlag von Helter und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 295. Sonntag, den 10. December 1854.

Londoner Unterhaltungen.

In London hat man andere Zerstreuungen, als auf dem Kontinente, und selbst diejenigen Unterhaltungen, welche dem Kontinente entlehnt sind, nehmen hier eine andere Form an. Vor Allem ist es in London nicht fashionable, das Theater zu besuchen. Es ist wahr, daß die feine Welt während zwei bis drei Monaten die italienische Oper besucht, allein selbst während dieser kurzen Zeit wäre es sehr plebejisch, wenn man fortwährend in seiner Loge bliebe. Die Loge ist blos ein Empfangssalon außerhalb des Hotels, in dem man wohnt, und wenn man von einer Loge in die andere gegangen ist, so begibt man sich in das „Green Room", wohin freilich blos die Auserwählten, die Abonnenten der Logen und die Journalisten kommen können. Sie fragen, was das „Green Room" sey? Green Room ist das, was man in Frankreich das „Foyer Intérieur" nennt, nämlich jener geheiligte Raum, in dem die Sängerinnen und Balletttänzerinnen sich hinter der Scene befinden und die Zeit ihres Auftretens abwarten. Aristokratische Dandy's besuchen eigentlich blos die Oper, um das Green Room zu besuchen und mit den Balletmädchen zu schwatzen. Die Mehrzahl dieser armen Geschöpfe ist außerordentlich mager; denn es liegt so wenig in der Natur der Engländerinnen, durch eine leichte graziöse Beweglichkeit, welche den Französinnen angeboren ist, sich auszuzeichnen, daß das Balletcorps den ganzen Nachmittag hindurch jeden Tag beim Spiele einer Geige vom Balletmeister zu allen möglichen Sprüngen und Pirouetten angehalten wird. Während dem die ersten Tänzerinnen fürstlich bezahlt werden, erhalten die weiblichen Mitglieder des Balletcorps einen so kümmerlichen Lohn, daß sie noch magerer werden müßten, weil sie von demselben nicht einmal die gehörige Nahrung sich verschaffen können, wenn nicht das Green Rom ihnen Gelegenheit geben würde — Bekanntschaften zu machen.

Wie wenige dieser Mädchen ziehen es vor, wenn sie ihr leichtes Balletcostüme gegen ihre ärmlichen Kleider vertauscht haben, aus der fieberhaften Atmosphäre des Theaters in die kalte Nachtluft zu treten und allein nach Hause zu eilen. Die meisten dieser Tänzerinnen sind glücklich, wenn sie einer der Besucher des Green Room zu einem Souper einladet. Allein wohin geht man nach dem Theater, wenn man eine solche Tänzerin soupiren führen will? Derjenige Dandy, welcher die Gewohnheit hat, in einem der Hotels des Westend oder bei Verrey in der Regentstreet zu soupiren, kann bei einer solchen Gelegenheit nicht solche aristokratische Orte besuchen, sondern er muß sich dem Geschmacke seiner Begleiterin fügen. Was gibt es aber für ein Mädchen aus dem Volke in London Unterhaltenderes, als ein Souper im „Cider-Cellar." Für den Fremden, der London nicht kennt, möge die geographische Notiz hinzugefügt seyn, daß sich dieser Keller in Maiden-Lane, in der Nähe von Coventgarden befinde. Eine riesige farbige Lampe, die sich am Eingange mit den Worten „Cider-Cellar" befindet, dient ihm übrigens zum Wegweiser, wenn er sich einmal in der Straße befindet. Die Halle, in die man gelangt, wenn man die Kellertreppe hinabgestiegen ist, wird durch zahlreiche Gaslampen erleuchtet und ist sehr glänzend dekorirt. Um 11 Uhr beginnt der Saal sich zu füllen und man kann dann ein ächt englisches Amusement haben. Auf einer Erhöhung befindet sich der Präsident der Versammlung mit seinem offiziellen Hammer und vor ihm steht ein Tisch, so daß der Fremde Anfangs glauben kann, daß es sich hier um ein Meeting handle. Statt dessen hat man aber eine Art Konzert vor sich, welche jedoch von den „Harfenisten" in Wien und von den „Café's-Concerts" in Paris unendlich verschieden sind und eine gewisse parlamentarische Form haben. Oft sind es sehr bekannte Sänger, Mitglieder der Oper, die sich hier vor dem soupirenden Publikum hören lassen, und wenn man zu laut vom Kellner seine Austern oder sein Bier oder sein „Brandy-and-Water" verlangt, so klopft der Präsident mit seinem Hammer auf den Tisch, und Derjenige, welcher auf dem Piano accompagnirt, wirft einen unwilligen Blick auf den Störefried, so daß Alles ruhig und gemessen vor sich geht. Jede Nacht um 12 Uhr erscheint der Lieblingssänger des Cider-Kellers Herr Roß als „Sam Hall" und dieß ist der Moment der Vorstellung, welchem das Publikum mit größter Ungeduld entgegensieht. Sobald der Präsident angekündigt hat, daß Herr Roß nun erscheinen werde, beginnt ein wüthender Applaus, während dessen ein Sänger, der ein zerrissenes, zerlumptes Costüme trägt und ganz einem Bösewichte gleich sieht, auf der Platform erscheint. Er trägt eine lange Pfeife in der Hand und eine halb komische, halb ernsthafte Verzweiflung malt sich in seinen Blicken. Dieß ist die Personifikation von Sam Hall, des Helden der englischen Ballade. Es stellt vor, daß dieß ein Mann ist, der zum Tode verurtheilt ist und das ganze Spiel des Herrn Roß ist eine Illustration der Schrecken dieses alten Kautzes, das Leben zu verlassen. Die Wirkung seiner Reden und seiner Gesänge ist jeden Abend eine immense und während ein Theil des Publikums in ein lautes, herzliches Lachen ausbricht, fühlt ein anderer Theil einen großen Schrecken über die Wahrheit dieses gräßlichen Spieles. Obwohl Roß als komischer Sänger berühmt ist, so ist diese Personifikation dennoch eine wahre Tragödie.

Herr Roß, welcher seit langer Zeit jede Nacht dieselbe Scene aufführt, soll mitunter nach derselben an Nervenzuckungen leiden. Wenn dieser Keller mit seinem originellen Präsidenten und seinen Biertrinkern, denen Todesgedanken vorgeführt werden, eine eigenthümliche Unterhaltung abgibt, so ist Garriks Head in demselben Stadttheile, in Bow-Street, noch weit origineller. In dieser Taverne sitzen Richter und Geschworne zu Gerichte und jeden Abend wird ein anderer Prozeß aufgeführt.

Diese Karrikatur des englischen Gerichlsverfahrens ist in der That höchst gelstreich und viel witziger als in Dr. Johnsons Taverne in der City, in der gleichfalls jeden Abend das biertrinkende Publikum durch einen scheinbaren Prozeß amüsirt wird. Die falschen Advokaten, welche hier plaidiren und oft Stunden lang sprechen, haben so viel Geschicklichkeit, daß sie einen wirklichen Prozeß durchführen könnten. Die Zeugen, welche vernommen werden, bringen die Zuhörer oft in eine endlose Heiterkeit, und die Reden, welche der Lord Chief Baron hält, sind meistens sehr witzig. Wenn die Jurymänner zu viel trinken, was ihnen häufig begegnet, so hält ihnen der Oberpräsident des Tribunals eine ernste Rede, über welche die Versammlung in ein schallendes Gelächter ausbricht. — Das Bierhaus ist ganz so eingerichtet wie ein englischer Gerichlssaal und Alles wird mit einem solchen Schein des Ernstes durchgeführt, daß, wenn man plötzlich schreien hört: „Silence and Hats off for the Lord Chief Baron", die Gäste unwillkürlich wirklich die Hüte vor dem falschen Lord-Richler abnehmen, wenn derselbe eintritt, um die Gerichtssitzung zu eröffnen. Hr. Nicholson, der Eigenthümer dieser alten Taverne, stellt jeden Abend den Ober-Lord vor und hat sich zum Liebling von London gemacht. Er betritt mit der größten Würde die Tribune, streicht seine Perrücke und seinen Talar zurecht, und wenn Alles still geworden ist, so ruft er: „Waiter!" (Kellner!) Dieser nähert sich ihm respektvoll und sagt: „Yes, my Lord!" worauf der Richter ernsthaft erwiedert: „A Glass of Brandy-and-Water and a cigar!" welche Worte ein schallendes Gelächter hervorrufen, das von nun an jeden Augenblick sich erneuert.

(Ostd. Post.)

Vergleichende Charakteristik europäischer Großstädte

nach eigenen Anschauungen von Wilhelm Stricker, Dr. med.

I.

Frankfurt am Main.

(Fortsetzung)

Die deutliche Spur eines Thores zeigt der Vorsprung der Schwanenapotheke; über die übrigen können wir nur Vermuthungen aufstellen. Wie kleinlich Alles in diesem ältesten Stadttheil war, zeigt die straßenähnliche Form des Marktes, der ohne Ausnahme sonst als Platz angelegt ist und kaum wieder so ärmlich gefunden wird, als hier. Die Umgebungen der Pfalz und vielleicht die Befestigungen nach dieser Seite gaben den Raum her, auf dem 1142 die Nikolaikirche und das Weißfrauenkloster, 1230 das Barfüßerkloster, 1246 das Karmeliterkloster, 1220 die Leonhardskirche erbaut wurden. Auch die Münze, früher vielleicht im Saalhof, welche von karolingischer Zeit her bestand, wird in den neuen Stadttheil verlegt und ein mit gewonnener Stadlfreiheit wichtiges Gebäude, das Zeughaus 1380 an der Stelle des heutigen Hauses zum Falken in der Buchgasse errichtet; das 1326 zuerst erwähnte Gebäude zum Römer wird 1405 zum Rathhaus bestimmt, Karmeliter- und Weißfrauenkloster mit ihren weitläufigen Räumen bezeichnen das Westende der Stadt, deren Begränzungsmauer im Hofe des weißen Hirsches noch sichtbar ist. Die nächste Erweiterung der Stadt ist durch die Gränzen der Straßen bezeichnet, welche noch heute den Namen „Graben" führen, also Wollgraben, Holz- Bau- und Zimmergraben, Hirschgraben. Die Namen sind bezeichnend: Im Wollgraben hatten die Wüllknappen ihre Tücher aufgespannt; der Holz- und Zimmergraben diente als Holzplatz und Zimmerwerkstätte, der Hirschgraben war parkähnlich angelegt und mit Hirschen bevölkert. Zwischen dem Woll- und Holzgraben erstreckte sich, zwischen beide Stadtmauern eingeklemmt, die seit 1462 hierher verlegte Judengasse; der ihr vorliegende Graben diente wie noch heute zum Viehhof; die Zeil bis zum noch heute so genannten Roßmarkt diente dem Pferdehandel. So trat neu hinzu von öffentlichen Gebäuden: das neue Zeughaus an der Stelle des heutigen großen Kaffeehauses in der nach ihm genannten Bleidenstraße 1401, die Liebfrauenkirche 1326, das Antoniterkloster, das Kapuzinerkloster, der Johanniterhof rc. rc.

In dieser Ausdehnung der Stadt vertrat die Döngesgasse etwa die Stelle der Zeil im heutigen Frankfurt. Schon 1333 unter Ludwig dem Bayern wurde die Stadt in die heutige Ausdehnung gebracht. Es ist schwer zu sagen, warum die Gränzen auf einmal so weit gesteckt wurden, daß die Stadt sie jetzt nach mehr als 500 Jahren noch nicht ausgefüllt hat. Bodenbeschaffenheit läßt sich als Ursache gewiß nicht anführen; vielleicht lag der Grund darin, daß einseitig manche Landstraße sich weit hinaus ins Feld mit Häusern eingefaßt hatte und man diese zum Zielpunkt nahm. Bis zur Mitte des nächsten Jahrhunderts 1450 bestand die vollständigste Trennung der Alt- und Neustadt durch Mauern und Thore, und einzelne Thürme dieser Umwallung sind erst im vorigen Jahrhundert gefallen. Die Preungesheimer Pforte am Eingange der Haasengasse wurde 1590, die Bornheimer Pforte am Eingange der Fahrgasse 1765, die Rödelheimer Pforte am Eingange der Katharinenpforte 1790 abgerissen. Um diese Zeit (1458) hat Piccolomini Aeneas Sylvius aus Siena (Papst Pius II.) eine Schilderung der Stadt hinterlassen: Frankfurt, Ober- und Nieder-Deutschlands gemeinsamer Markt, ist zwar größtentheils von Holz, aber auch mit steinernen Palästen geziert, in denen selbst Könige nach Würden herbergen können. Steinern erheben sich die Gotteshäuser und die bewunderungswürdige Mainbrücke.

Den Zustand der Neustadt haben wir uns noch lange Zeit nach der Erweiterung etwa folgendermaßen zu denken: Es wiederholte sich die Erscheinung, die bei der ersten Erweiterung von 887 stattgefunden, wo man auf die Gunst des hier residirenden Ludwigs II. zu viel vertrauend, der Erweiterung der Stadt einen großen Platz anwies, während schon nach zwei Jahren (889) Arnulf seinen Sitz hinwegverlegte und so der Anbau ins Stocken gerieth. So auch hatte die Gunst des den Städten freundlich gesinnten und oft am Rheine verweilenden Ludwig des Bayern große Hoffnungen auf rasche Blüthe der Stadt erweckt; aber nach seinem frühzeitigen Tode 1347 zog unter Karl IV. Prag alle Gunst des Kaisers an und die Zerrüttung des Reiches, die mit Wenzel begann, mußte jede weitere Entwickelung lähmen. Auch war dieser Raum nicht überflüssig. Welche Stallungen bedurften die Tausende von Pferden, welche auf den schlechten Straßen die Meßgüter zur Stadt zogen, und außerdem, wie viel Raum verlangten die Reichstage und Krönungen! Bei dem Reichstag von 1397 waren 32 Herzoge und Fürsten, über 150 Grafen, 1300 Ritter und über 8000 Edelknechte, Doctoren und Geistliche hier versammelt; der Markgraf von Meißen kam mit 1200, der Landgraf von Hessen mit 500 Pferden, der Herzog von Oesterreich gab täglich für 1000 Pferde Futter. Bei der Krönung Ferdinands I. (1531) rechnete man 15,000 Pferde in der Stadt.

Wie wir in dem Stadtberinge König Ludwigs II. von 887 noch im 12. und 13. Jahrhunderte große Plätze finden, auf denen das Dominicaner-, Barfüßer- und Weißfrauenkloster, der Trier'sche Hof, der Palmstorfer, später Augsburger Hof, der Gremserhof in der Ziegelgasse rc. errichtet werden konnten, so war auch in dem Umfang von 1333 noch zu Ende des 15. Jahrhunderts Platz genug zum Säen und Ernten. Der Verkehr war an den Main gebannt; vom Fahrthor bis herauf in die jetzt noch so genannten Straßen zog sich der Kornmarkt. Landeinwärts waren nur die fünf Straßen nach Mainz, Bockenheim, Eschersheim, Friedberg und Hanau mit Häusern enge bebaut. Von der Preungesheimer Pforte an der Hasengasse zu dem Eschenheimer Thurm, dessen Grundstein 1346 gelegt wurde, zog sich eine Gasse, welche

von dem größten Grundbesitzer in derselben, dem fast ihre ganze östliche Seite gehörte und der Slymme hieß, die Slymme-Gasse, erst viel später Schlimme-Mauer genannt wurde, eine actenmäßige Etymologie, welche die Bewohner dieser Straße über die Bedeutung der Benennung derselben hätte beruhigen können. Erst 1583 begann der Anbau des Hirschgrabens, 1589 der der Zeil.

(Schluß folgt.)

Die Befestigung von Sebastopol.

Die, hoffentlich, zuverlässige, Beschreibung von Sebastopol aus der Feder des offiziellen französischen Correspondenten (Launoy) im „Moniteur" lautet folgendermaßen: „Sebastopol ist nicht, wie man allgemein glaubt, eine nach Art der großen festen Plätze Europa's regelmäßig befestigte Stadt, sondern es hat etwas Eigenthümliches: es ist auf der Seite nach dem Meer zu und auf einigen Punkten des Innern mit 14 regelmäßigen Vertheidigungswerken von großer Stärke versehen, die ungefähr 900 Positions-Geschütze in Batterie zählen, und auf der Landseite durch eine Enceinte aus Mauerwerk, welche die Hälfte des südlichen Theils einnimmt, so wie durch eine andere Enceinte geschützt, die aus Erdwerken besteht und die andere Hälfte einnimmt. Hieraus geht indeß kein Fehler in dem System der die Stadt einschließenden Werke hervor, denn Sebastopol ist vor Allem für Rußland ein furchtbares Artillerie-Arsenal; man schätzt die Zahl der Geschütze, über welche die Vertheidiger der Stadt beim Beginn der Belagerung verfügten, mit Einschluß der von den Schiffen gelieferten, auf ungefähr 3000, fast alle von sehr schwerem Kaliber. Man berechnet, daß die Russen bis jetzt über 600,000 Kanonenkugeln und über 1,500,000 Kilogr. (30,000 Centner) Pulver verbraucht haben. Durch diese Umstände war es möglich, daß die Belagerten ihre Erdbatterien fortwährend wieder aufzubauen und die Geschütze, die man ihnen jeden Augenblick zerstörte, durch neue zu ersetzen vermochten. Der Umfang Sebastopols vom Fort St. Nikolaus an bis zum hintern Theil des Hafens beträgt ungefähr 5000 Meter (1¹/₄ Stunde) und der des nördlichen Theils 3600. Man glaubt, die Stärke der die Stadt vertheidigenden Truppen im Ganzen auf 20,000 Mann schätzen zu können. Die Einwohnerzahl der Stadt beträgt ungefähr 20 bis 25,000. Diese Bevölkerung besteht hauptsächlich aus Arbeiterfamilien, die im Hafen und im Arsenal arbeiten. Die abschüssig gelegene Stadt ist im Allgemeinen gut gebaut, fast alle Häuser liegen von einander getrennt, um das Umsichgreifen etwaiger Feuersbrünste zu verhindern. Auf der Seite nach dem Meere hin sind 7 Linienschiffe und 2 Fregatten versenkt worden, die nun den Eingang in den Hafen versperren. 8 Linienschiffe liegen noch im Hafen, deren Artillerie ausgeschifft worden ist. Alle Matrosen der russischen Flotte, als treffliche Schützen angesehen, tragen zur Vertheidigung der belagerten Stadt bei. Seit dem Tod des Admirals Korniloff hat, wie es heißt, Admiral Nachimoff die Direction der Vertheidigungsarbeiten. Diese Darstellung genügt, um den Widerstand und die ungeheuren Schwierigkeiten zu erklären, auf welche die Alliirten stoßen.

M a n n i c h f a l t i g k e i t e n.

Einen großen Trost für unsere noch unverheirathete Damenwelt dürfte es gewähren, daß das 26. und 27. Lebensjahr die allergrößten Heirathsaussichten bietet. Manche dürfte freilich dabei denken: „Gebe der Himmel, daß du dieses Trostes nicht bedarfst!"

In Berlin hat man's darauf abgesehen, daß die Herren D e p u t i r t e n stark H a a r e lassen sollen. Ein Haarkünstler in der Jägerstraße empfiehlt allen Kammermitgliedern seinen „Haarschneidesalon", wo ihnen „nach dem distinguirtesten Geschmack" der Kopf zurecht gemacht werden soll.

Der Leser hat wohl noch nicht gewußt, daß sich auch Deutsche schon länger auf der Halbinsel Krim angesiedelt haben. Der Herzog von Anhalt-Dessau hat 12 Meilen von Sebastopol ein größeres Besitzthum, dessen Hauptreichthum in seinen Stammschäfereien besteht, die jetzt den Alliirten gute Dienste thun. Die Schafe werden zu hohen Preisen verkauft und im Lager der Alliirten verzehrt.

Ein neues ausgezeichnetes Mittel, um das Fließen des Blutes aus Wunden zu stillen, ist in neuester Zeit entdeckt worden, das E i s e n p e r c h l o r i d, welches man in jeder Apotheke kaufen kann. Einige Tropfen, auf die blutende Stelle gebracht, machen augenblicklich alles Blut gerinnen und verschließen so die kleinen Adern, daß kein Tropfen Blut mehr ausfließen kann. Bei Kindern, denen jeder Blutverlust so nachtheilig ist, dürfte dieses Mittel besonders segensreich werden.

Die große von dem Kardinal Mai hinterlassene Bibliothek wird von der päpstlichen Regierung angekauft und im Kollegium der Propaganda aufgestellt werden. Eine sachverständige Schätzung dieser aus 7000 Werken, größtentheils sehr seltenen Ausgaben, bestehenden Bibliothek gab den Werth auf 1,733,121 Scudi an.

In dem am 5 October umlaufenen Steuerjahre Englands zeigt die Rubrik „Hundetaxen" einen Ertrag von 161,814 Pfund Sterling, also nahe an 2 Millionen Gulden.

Die neuesten Nachrichten aus Victoria in Australien bringen die Mittheilung, daß während des Monats August wöchentlich circa 30,000 Unzen Gold zu Tage gefördert wurden, im ganzen Monat belief sich die Ausbeute auf 131,563 Unzen. Dieses ist jedoch nur der Betrag, der mittelst Regierungs-Eskorte nach Melbourne und Gulong kam; was durch Privatsendungen, die wegen der jetzigen größeren Sicherheit der Straßen augenblicklich häufiger dahin gehen, ankam, mag ebenfalls eine hübsche Ziffer ausmachen.

Mit dem 1. December ist der Preis des Brodes in Paris 1. Qualität 40 Centimes und 2. 32 Centimes den Kilogramm festgesetzt, machen 4 Pfund 22¹/₂ und 18 kr.

(M ü n c h e n, 4. Dec.) Emanuel G e i b e l hat sich mit Glück auf eine neue Bahn gewagt: er hat ein Lustspiel geschrieben, das von Urtheilsfähigen vorzüglich genannt wird. Auch Melchior M e y r hat ein einaktiges Lustspiel fertig, das noch in diesem Winter zur Aufführung gelangen dürfte. (A. Z.)

Der Lustspieldichter F e l d m a n n aus München, der seit einigen Jahren am „Theater an der Wien" als Dramaturg angestellt war, verläßt jetzt diese Stellung aus eigenem Antriebe.

Am 30. Nov. wurden in der Themse, wenige Meilen unterhalb von London, an 40 junge W a l l f i s c h e gesehen, deren einige wohl über 30 Fuß maßen. Sie gehörten zur Gattung der sogenannten Landflosser. Man konnte nicht eines einzigen habhaft werden.

Das Pesther deutsche Theater wird nicht geheizt, weil zwischen den Actionären und der Direktion die Frage, wer die Heizungskosten zu tragen habe, noch nicht zu Ende discutirt wurde. Da

es jedoch in den letzten Tagen sehr kalt im Theater war, so erschien ein Tenor, welcher den Gennaro in „Lucrezia Borgia“ sang, in Pelz und Patschen auf der Bühne. Man denke sich einen seufzenden Jüngling „von Neapels Strande“ in Venedig in Pelz und Patschen!

Der Czar hat einen Prozeß in Paris gewonnen. Der Schauspieler Berton, der gegenwärtig beim Gymnase engagirt ist, und früher beim Theater zu Petersburg mitwirkte, war wegen Nichterfüllung seiner Verpflichtungen durch den General Guedenoff, als Vertreter des Zaren, gerichtlich belangt worden. Statt der 10,000 Fr. Schadloshaltung hatte das Gericht erster Instanz Berton zu 50,000 Fr. verurtheilt, die kürzlich vom Appellhofe auf 5000 Fr. ermäßigt worden sind.

Neuigkeiten der Belletristik und der Künste,

mit Rücksicht auf Weihnachten und Jahreswende zusammengestellt.

I.

Drei **Volkskalender** für 1855 machen Anspruch auf die Gunst der Zukunft, welche neulich ein ernster Zeitbeobachter der ganzen Gattung weissagte. An Schönheit der Abbildungen steht der von K. Steffens (15 Jg., Berlin, Simions), seinen Genossen voran. Unter den Stahlstichen ist besonders der Geigenspieler auf dem Titelblatte gelungen, aus dessen lebendigen und nicht munteren Augen uns die Stimmung entgegenblickt, die das Neujahr den Glücklicheren zu bringen pflegt. Auch eine Reihe hübscher Holzschnitte verdient Erwähnung. Die alten Mitarbeiter neben den neuen heißen wir ausnahmloser willkommen, als das gleiche Nebeneinander der Kalenderwitze, wiewohl freilich der älteste von den großen und kleinen Dieben leider immer neu bleibt. In Trewendt's Volkskalender (Breslau, 2. Jg.), sind spielende Kinder und ein Kirchgang die besten Stahlstiche. Fr. Hoffmann gibt (in den Bekenntnissen eines Verbrechers) ein erschütterndes Lebensbild; ein Gemisch der muntersten mit ernsten W. O. v. Horn. W. hat eine Heirathsgeschichte unmuthig genug erzählt, um seinen Namen mit Ehren ausschreiben zu dürfen. Geschichtskunde, Technik u. s. w. sind zweckmäßig vertreten. Der „Schweizerische Hausbote“ von Meyer-Merian (3. Jg. Basel, Schweighäuser) besitzt zwar keine Stahlstiche, aber dafür 47 vortreffliche Holzschnitte. Kleine Geschichte vom Annemareili empfehlen wir Herrinnen und Dienerinnen nicht bloß in der Schweiz, sondern auch in kleineren Republiken. In dem ganzen Büchlein weht noch ein Hauch älterer Zeit; aber es hat dennoch zugleich die lebendige Gegenwart des Volkes vor Augen und verdient überall freundlichen Willkomm. Leichterer Art und ausschließlich für launige Unterhaltung bestimmt sind zwei bei Wengler in Leipzig erschienene elegante Kalender, der einer die Liebe, der andere (von Drobisch) Musik und Theater zum Thema hat. Daß diese Rubriken reichlichen Stoff für Scherz und Satyre bieten, werden nur die schärfer von letzterer Getroffenen in Abrede stellen. Uebrigens verliert hier selbst der treffende Spott das Verletzende, weil er nicht gegen einzelne Personen gerichtet ist. Gleichartig mit dem Texte sind die zahlreichen Illustrationen. Drobisch verpflichtet uns durch anekdotische Mittheilungen aus Sebastian Bach's Leben.

Von Payne's **„Kunstverein“** (Text von Banck) sind uns seit unserer letzten Anzeige (Did. No. 89) die Lief. 26—31 zugekommen. Sie enthalten u. a. eine betende Römerin von Mals; eine noch frömmere, aber — wie ihr mehr als defektes Negligee zeigt — durch die Buße keineswegs abgemagerte Magdalena von Van der Werf; eine weit natürlichere Köchin von Metzu; zwei humoristisch wahre Raucher-Gruppen von Brouwer und Teniers; eine niederländische Bauernhochzeit von Teniers; eine sprechende, ja schreiende Wundarztscene von Brouwer; Landschaften aus verschiedenen Jahres- und Tageszeiten nebst einem kritischen Aufsatz über diesen Zweig der Kunst; sodann Fortsetzung und tragischen Schluß der schon gerühmten Künstlernovelle. Wir deuten durch diese Beispiele nur an, wie sehr sich dieses (dabei überaus billige) Werk zu einer eben so schimmernden, als inhaltreichen Festgabe eignet. Ein umfassendes, von tüchtigen Kräften getragenes Werk für die Erzeugnisse und Anstalten zunächst der bildenden Künste, das aber auch seinen kritischen Mittheilungen Abschweifung auf andere Kunstgebiete, das der Dichtung eingeschlossen, gestattet — ist das bei Schindler in Berlin erscheinende, von Eggers redigirte „Deutsche Kunstblatt.“ Für einen schnell emporgeblühten Kunstzweig zweiten Ranges gibt W. Horn in Prag bei Spamer in Leipzig ein **„Photographisches Journal“** in splendider Ausstattung heraus. Der uns vorliegende 1. Band behandelt die Photographie auf Silberplatten, Glas und Papier, und enthält auch aus angrenzenden Gebieten der Kunst und der Naturwissenschaften viel Wissenswürdiges. Das verdiente Gedeihen wird dem Unternehmen nicht fehlen.

Korrespondenz.

Dresden, 4. December.

Die „musikalische Soiree“ von Fräul. Marie Wieck, welche kürzlich in Thieme's Hotel stattfand, war sehr zahlreich besucht und die Konzertgeberin erntete verdientermaßen reichsten Beifall. Die werthvollste Nummer des Programms war Beethovens großes Es-dur-Konzert, dessen Orchesterparthie das Musikchor von H. Hünerfürst ausführte. Unter Anderm trug Fräul. Wieck, deren glänzende Bravour, vorzügliche Correctheit und Kraftausdauer auf dem Klavier längst allgemein bekannt sind, auch einige kleinere Piecen von Chopin, Mendelssohn, Fritz Spindler u. A. mit Anmuth und hoher Vollendung vor. Hoffentlich wird die geschätzte Virtuosin im Laufe des Winters noch ein Konzert geben. Die Quartettaufführungen, an deren Spitze K. Lipinski steht, werden leider in diesem Jahre ausgesetzt bleiben. R. Benedix macht sich allem Anscheine nach in neuester Zeit die Sache zu leicht, als daß seine Dramen einem etwas geläuterten Geschmacke noch genügen könnten, und so ist denn auch seine „alte Jungfer“ hier ziemlich spurlos vorüber gegangen. Hervorragende Aufführungen werden in der nächsten Zeit seyn: „Othello“, „Lenz und Söhne“ und „Der Fechter von Ravenna“. Wilhelm Wolfsohn hat ein neues fünfaktiges Drama: „Nur eine Seele“ beendet, dagegen mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse ein älteres Schauspiel: „Ein Herr von tausend Seelen“, da die Scene nach Rußland verlegt ist, zurückgezogen. Wie seit mehreren Jahren, so geben auch gegenwärtigen Winter einige jüngere Kräfte des Hoftheaters und sonstige Novizen der dramatischen Kunst auf dem Schießhaussaale von Zeit zu Zeit Vorstellungen, zu welchen ein kleiner Zuschauerkreis durch Karten eingeladen wird. Hr. Perenz und Frau, zwei überaus fleißige und für ihre Kunst begeisterte Mitglieder der Hofbühne, leiten das Unternehmen höchst gewissenhaft, und man darf sagen, daß sie durch ihre eigenen Leistungen den Mitwirkenden immer als Muster dienen. Selbst Gutzkow und Emil Devrient pflegen hin und wieder diese Schauspielvorstellungen mit ihrer Gegenwart zu erfreuen. — Der Zauberkünstler Prof. Levieux Galeuchet hat Dresden wieder verlassen und wird vielleicht schon in Ihrer Stadt eingetroffen seyn. Leider fanden seine Leistungen hier nicht so zahlreichen Zuspruch, wie sie verdient hätten. Hr. Levieux vermeidet alle Charlatanerie und dieß gereicht ihm gewiß zur besondern Empfehlung.

Frankfurt, 7. December.

Wir haben seither geglaubt, daß sich der Wirkungskreis der hiesigen, von ihrem intelligenten Direktor, Hrn. Gustav Warnecke, sehr tüchtig geleiteten „Actien-Gesellschaft für Fabrikation comprimierter Gemüse“ nur auf die Anfertigung von, zur Nahrung bestimmten, Vegetabilien beschränke, werden aber darin anders belehrt. Nicht allein, daß sich diese Fabrik auch mit der Haltbarmachung sämmtlicher hier heimischer officineller Kräuter beschäftigt und dadurch dem Medizinfache des Militär- und Exportwesens erheblich unter die Arme greift, so hören wir auch, daß sie gegenwärtig mit der Anfertigung von Blut-Extract emploirt ist und dieses Extractum sanguinis durch eigenthümliche Einrichtungen in einer bis jetzt noch nicht gekannten vorzüglichen Qualität gewinnt. Es ist dieses ein Product, das von vielen Aerzten der neueren Schule mit großen Erfolgen theils als Lebensmittel selbst, theils als Arznei in Schwindsucht, Blutzersetzungs- und Diarrhoe-Fällen angewendet wird.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 10. Dec. Der fliegende Holländer, romantische Oper in 3 Akten von Richard Wagner.

Montag, 11. Nov. Montechi und Capuletti, große Oper in 4 Abth. (Gastrolle) Romeo: Frau Leisinger.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

// Didaskalia. //

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 296. Dienstag, den 12. December 1854.

Vergleichende Charakteristik europäischer Großstädte
nach eigenen Anschauungen von Wilhelm Stricker, Dr. med.

I.
Frankfurt am Main.
(Schluß.)

Eine nähere Verbindung zwischen der Stymmen- und Eschenheimer-Gasse vermittelte die kleine Eschenheimer Gasse, welche in ihrer gedrängten Bauart sich wesentlich von den anderen Straßen der Neustadt unterscheidet. Diese zahlreichen Verbindungen geben Zeugniß von dem lebhaften Verkehr mit dem Taunus.

Zwischen der Friedberger- und Allerheiligen-Straße ist noch heute der ödeste Theil der inneren Stadt. Noch heute liegen hier Meierhöfe, Bleichgärten, Holzplätze, Reitbahnen, Gärten, die weiten Gehöfte, wie sie für Magazine und großen Raum erfordernde Geschäfte der Maler, Lakirer, Bierbrauer ꝛc. nöthig sind, enge beisammen. Wenn wir nur den zusammenliegenden Complex des Klapperfeldes, Porzellanhofes, großen Bleichgartens und des Holzhäuser Hofes nehmen, so finden wir schon einen Raum für 60 bis 80 große Häuser. Dieser Theil der Stadt kann uns noch jetzt einen Begriff geben von dem früheren Ansehen des Ganzen. Nicht minder ist die Platzverschwendung nach der anderen Seite hin, wo das große Dreieck zwischen Weißfrauenstraße, Hirschgraben, Roßmarkt, Galgengasse und neuer Mainzerstraße ohne jede innere Verbindung ist und große Gärten umschließt, wo der Junghof, Stoßhof, rothe Hof, Tabaks- und Kaiserhof, Tauben- und Hospitalhof, wo zahlreiche Bleichgärten an die Stelle von Straßen getreten sind und den Gewerben, die am meisten Platz brauchen, in der schönsten Gegend der Stadt willkommenen Raum bieten. Ein Blick auf den Plan zeigt, daß die Zeil in unverminderter Breite bis zum Bockenheimer Thore verlief und die beiden Vierecke zu beiden Seiten des Theaterplatzes erst später eingebaut worden sind. Der Raum zwischen der Gränze von 887 und der von 1333 wurde vielfach für öffentliche Anlagen in Anspruch genommen, besonders nach der Stadtmauer hin. Neben der 1417 zuerst erwähnten Vorstadtkapelle zu St. Peter wurde 1452 der Kirchhof angelegt, der später noch zweimal erweitert wurde. In seiner Nähe erbaute man 1647 das Armen- und Waisenhaus. Mehr nach Westen hin errichtete man im Rahmhof das neue Zeughaus (1667) und erbaute in der Nähe das Irrenhaus 1783. Ganz im Osten war die 1366 erbaute Vorstadtkapelle zu Allen-Heiligen. In Sachsenhausen haben wir uns nur zwei Hauptstraßen zu denken, beide mit dem Main fast gleichlaufend, stromabwärts die Löbergasse, an deren Ende die 1338 erbaute Dreikönigskirche, stromaufwärts die Elisabethengasse. Die gleichnamige Kirche, wahrscheinlich unter Kaiser Friedrich II. gegründet, mit ihrem Kirchhof verschloß die Fortsetzung der Brückenstraße. Das ansehnlichste Gebäude, das deutsche Haus, wurde 1709 erbaut. Eine Vorstadt, welche sich gegen Oberrad hin erstreckte, opferte man bei der Belagerung von 1552 der Vertheidigung der Stadt.

Wir haben schon in der Einleitung erwähnt, wie wichtig wir die Errichtung weitläufiger Festungswerke für die Gestaltentwickelung der Stadt halten. Den Raum zu den jetzigen Wallstraßen und Gartenanlagen gewann man im 17. Jahrhundert, wo vor die alte Stadtmauer ein Wall, Bastionen, ein breiter Graben und ein Glacis gelegt wurden.

Die beiden Brände, der große Judenbrand von 1711 und der große Christenbrand von 1719 haben auf die Gestaltung der Stadt nicht den wohlthätigen Einfluß gehabt, den sie dadurch hätten äußern können, daß der elendeste Theil der Stadt in Asche lag. Der Christenbrand war im Verhältniß zu den eigenen Kräften der Stadt zu bedeutend und die auswärtige Hülfe zu schwach, um mehr thun zu können, als die engen niedergebrannten Straßen wieder aufzubauen. In der Judengasse blieb natürlich nach dem Brand von 1711 nichts zu thun, als den geringen Raum eben so haushälterisch zu benutzen, wie vorher. Erst das Bombardement von 1796 hat dahin geführt, etwa 1/3 der Länge der Judengasse zur Bornheimer Straße zu verbreitern.

Das Jahr 1802 brachte Aufhebung der Klöster, wodurch das Aussehen derselben verändert, einige aber ganz abgerissen wurden, wie das Kapuziner- und Antoniterkloster in der Döngesgasse. Weit durchgreifender aber war die Veränderung, welche 1806 mit dem Niederreißen der Festungswerke begann und nicht nur zwei geräumige, den Festungszwecken bisher allein dienende Plätze: das Fischerfeld und den Schneidwall, zur Stadt zog, sondern auch das Aussehen der Stadt vollkommen veränderte, indem der alte Kern mit einer schmucken neuen Hülle allenthalben umzogen und die alterthümlichen Thürme, wie der Brückenthurm, Leonhards-, Schneidwallthurm ꝛc. beseitigt wurden.

Durch das Abreißen so vieler Thürme und indem die übrigen in Folge des Höherbauens der Häuser immer weniger über die Stadtlinie herausragten, hat unsere alte Stadt einen charakterlosen modernen Anblick erhalten, besonders vom Main her. Die neuesten Veränderungen in ihrer Entwickelung bedürfen keiner weiteren Auseinandersetzung, da sie nur Folgen der Entfestigung sind.

Die Charakteristik von Frankfurt können wir dahin zusammenfassen, daß sie in Folge des zu weit gegriffenen Umfanges beider Erweiterungen, besonders der letzteren, die abnorme Entwickelung zeigt, daß sie, so zu sagen, *ihre Vorstädte innen statt außen enthält.* Der Raum zwischen 887 und 1333 ist besonders an seinen westlichen und östlichen Endpunkten, sobald man die Häuserreihen an den uralten, nach den Thoren führenden Verkehrswegen verläßt, sowohl der Raumverschwendung, als der

Klasse und Beschäftigung der Bewohner gemäß, den Vorstädten zu vergleichen, wie sie anderen Städten fern von den Quartieren des Handels und des Luxus sich anfügen. Wer an einem Mittwoch oder Samstag Morgen in der Bockenheimer, Allerheiligen- oder Friedberger Straße mühselig sich seinen Weg zwischen Bauernwagen suchen muß, wird gewiß diesen Vorstadtcharakter nicht in Abrede stellen. Eine entgegengesetzte Eigenthümlichkeit zeigt der auf dem Fischerfeld hinter der schönen Aussicht erbaute Stadttheil, welcher mit seinen öden, rechtwinkeligen, geraden, breiten, schlechtgepflasterten Straßen und den einförmigen Häusern wie aus Berlins Friedrichstadt herausgeschnitten ist. Dagegen haben die entstehenden Vorstädte von Frankfurt jenseits der Anlagen, mit Ausnahme von Kunstgärtnern, einigen Zimmerplätzen und Bleichgärten, wesentlich den Charakter einer Luxusstadt von Landhäusern. Man kann sagen: Der durch die zweite Erweiterung gewonnene Raum wurde benutzt, ehe die erste Erweiterung gehörig ausgeführt war und jetzt dehnt die Stadt sich jenseits der Anlagen aus, da noch bedeutender Raum der inneren Stadt nur besserer Verbindungen harrt, um aufgeschlossen und nutzbar zu werden. Vielleicht wird diese Reaktion erst eintreten, wenn die äußere Entwickelung der Stadt eine Gränze erreicht, wo die Entfernung von allen städtischen Hülfsquellen doch allzu lästig wird.

Der Sturm auf dem schwarzen Meere vom 13. bis 16. November.

Eine Times-Korrespondenz aus der Krim vom 17. November gibt eine ausführliche Schilderung des Sturmes, der von 7 Uhr Morgens Montag den 13. bis Donnerstag, den 16. Nachmittags im schwarzen Meer wüthete und den alliirten Schiffen so großen Schaden zufügte. Der erste Unfall auf dem Ankergrund der Katschahöhe (wo der Ober-Admiral mit dem größten Theil der Flotten stationirt ist) stieß dem Sampson zu, der im Augenblick, wo der Sturm begann, geheizt hatte, und durch einen Zusammenstoß mit dem Transportschiff Pyrenees seine Masten verlor. Der Pyrenees selbst kappte sein übriges Cabel, trieb langsam uferwärts, und fuhr so heftig auf den Strand, daß seine Masten im Nu überstürzten. Diesen Tag und die Nacht darauf theilten der Ganges und Rodsley dasselbe Schicksal. Weiter abwärts und näher der Katschamündung strandete der Lord Raglan. Acht französischen, mit Pferden und Mannschaft befrachteten Briggs ging es nicht besser; mehrere gingen sogleich in Stücke und wurden von den Kosacken überfallen. Nach Sebastopol war auch schnell Meldung gemacht worden, und ein paar Stunden darauf sah man eine mit vier Schimmeln bespannte Equipage über die Dünen herabkommen, in der ein Offizier von hohem Rang saß. Seiner Gegenwart ist wohl die humane Behandlung zuzuschreiben, die den Schiffbrüchigen zu Theil ward, denn die Russen auf der Küstenklippe brauchten nur auf die Schiffe hinabzufeuern, um jede an Bord befindliche Seele umzubringen. Die Schiffe, obgleich armirt, waren vollkommen wehrlos, die Kanonen unbrauchbar, die Pulvervorräthe mit Seewasser gesättigt. Die russischen Offiziere kamen an den Klippenrand, nahmen ihre Hüte ab und winkten den Unglücklichen, ans Land zu kommen — ein Anerbieten, das von den Meisten achtungsvoll abgelehnt ward. Mittwoch Nachmittag, als eine Pause im Sturm eintrat, gelang es dem Transportschiff-Agenten, Commandeur Franklyn, in einem Boot das Admiralschiff zu erreichen. Zur selben Zeit signalisirte Kapitän Mitchel von der „Queen" um Erlaubniß, den Wracks Hülfe zu senden, und schickte drei Boote mit einem Lieutenant ab, welche trotz der heftigen Brandung zum „Pyrenees" drangen. Ein Boot von der „Britannia" ging bei einem ähnlichen Versuch beinahe zu Grunde, und eine französische Bootmannschaft von der „Ville de Paris", durch den Sturm zum Landen gezwungen, gerieth in russische Gefangenschaft. Um diese Zeit hatte der Sturm bedeutend nachgelassen, und man glaubt, es wäre leicht gewesen, Dampfer an den Rand der Brandung abzuschicken, eine Hülfe, welche von den Kauffahrer-Kapitäns mit Zuversicht erwartet und schmerzlich vermißt worden seyn soll. Gegen Mittag wurde einem Dampfer die Frage signalisirt: Könnt Ihr den Transportschiffen helfen? — Keine Antwort. — Man hört über dieses ungroßmüthige Benehmen der Flotte sehr viele tadelnde Stimmen. Mittwoch Abend endlich wurden 40 bis 50 Mann und 2 Soldatenfrauen in Booten an Bord der „Queen" gerettet. Die Kosacken am Strand feuerten auf eines der Boote, und eine Kugel fuhr einer Soldatenfrau durch den Hut und tödtete einen Matrosen. Der Feind beschloß den Tag mit einer lebhaften Salve auf eine Bark, um deren klaffende Trümmer sich 20 bis 30 Personen in Verzweiflung angeklammert hielten, und ich fürchte, daß ihren Leiden durch Pulver und Blei ein Ende gemacht wurde. Am Donnerstag Morgen, wo der Sturm sich ganz gelegt hatte, stieß eine große Anzahl Boote von allen Schiffen zugleich ab und brachte die übrigen Mannschaften der Wracks mit einem Theil ihrer persönlichen Habe in Sicherheit. Ungefähr 80 Mann holte die „Queen" ab, 20 kamen an Bord der „Fury", und der „Simoom" kam den Soldaten auf den französischen Transporten zu Hülfe, die sich die ganze Nacht hindurch gegen die Angriffe der Kosacken vertheidigt hatten. Die Russen hatten in der Nacht einige Feldgeschütze nach dem Strand gebracht, machten sich aber bald damit aus dem Staube, als die Kriegsdampfer näher kamen, um das Ufer mit Bomben und Kanonen zu säubern. Ein solches Schicksal hatten einige der prächtigen Transportschiffe auf der Katscha-Höhe, lauter Fahrzeuge ersten Ranges, und jedes gegen 15,000 L. werth. Die Kriegsschiffe, deren Regel, den Stand ihrer Cabel-Taue von Zeit zu Zeit genau zu untersuchen, sich hier so nützlich gezeigt hat, hielten den Sturm mit sehr unbedeutendem Schaden aus. Der „Rodney" war nahe daran, aufzulaufen, und der „Marengo" und die „Britannia" befanden sich einmal in sehr gefährlicher Nachbarschaft. Ihre Verdecke überschwemmte eine Sturzsee nach der andern, und auf der alten „Britannia" wurde elf Stunden lang an den Pumpen gearbeitet. Der türkische Admiral verlor zwei Masten und drei französische Linienschiffe verloren ihre Steuerruder. Auch der „London" erlitt einige Beschädigung. Das ganze Gestade der Katschahöhe ist mit Schiffstrümmern, Fässern, Sparren, Raen, Leichen und todten Pferden bedeckt und von beutesuchenden Kosacken überlaufen. Mit Bedauern muß ich melden, daß der Rumpf des „Rodsley" und des „Ganges" auf geheimnißvolle Art in Brand gesteckt wurden. Obgleich diese Schiffe zu viel Leckwasser hatten, um wieder flott gemacht zu werden, so hätte man doch einen großen Theil der Vorräthe retten können. Vergleichweise kamen auf der Katschahöhe wenig Menschen ums Leben. Leider kann ich über die Unfälle bei Balaklava und Eupatoria nicht so günstig berichten. Am ersteren Orte ankerten die meisten Kriegs- und Transportschiffe außerhalb des Hafens, dessen steile Seiten und gewundene schmale Mündung ein irgend großes Fahrzeug im Fall plötzlicher Noth am Auslaufen hindern würden. Die Klippen fallen jählings ab in das tiefe Wasser, ohne eine Spur von Strand oder nur einen Fuß breit, auf dem ein Mensch stehen könnte — eine Küste, die in der That einer eisernen Mauer gleicht, dazu felsiger Meeresgrund und 30 Faden Tiefe, — das ist kein rathsamer Ankerplatz bei einer rasenden Windsbraut und einer Seeküste. Hier wurden acht Transportschiffe ersten Ranges total wrack, und mit Ausnahme von 30 Personen, kam keine Seele mit dem Leben davon. Auf jedem Schiff war eine Bemannung von beinahe 40 Seeleuten. Der Dampfer „Prince", der neulich das 46. Regiment transportirt hatte, ging mit Mann und Maus

— angeblich 300 Seelen und seinem Commandeur Barntown — unter. Ich vermuthe, daß die Mehrzahl aus Weibern, Kindern und Kranken bestand. Noch schlimmer hauste der Sturm auf dem offenen Ankerplatz von Eupatoria. Dort sollen nicht weniger als 20 Transportschiffe gestrandet seyn. Die Zahl scheint enorm, kann aber doch richtig seyn, denn in dem letzten Wetter, das nicht den zehnten Theil so wild war wie der Orkan vom 13., waren über 10 Schiffe dort in der ärgsten Noth. — Gewiß ist, daß das englische Aviso-Boot „Danube" hoch und trocken liegt, und daß ein türkisches Linienschiff und der französische „Henri Quatre" hoffnungslos gestrandet sind. Sehr viele englische und französische Matrosen sollen auf der Westküste den Kosacken in die Hände gefallen seyn. Das Unglück trifft um so härter, als außer den gewöhnlichen Vorräthen, als Fleisch, Rum und Schießpulver, eine große Menge Soldaten-Gepäck und fast der ganze Vorrath von Winter-Kleidern für die Armee eine Beute der Wellen geworden sind. Ein russisches Linienschiff, das von seinen Ankern losgerissen, im Sturm nach dem Eingang des Hafens von Sebastopol getrieben hatte, ist neben den andern versenkt worden. Die Schiffs-Kapitäns Eden (vom „London"), Graham („Rodney") und Dacres („Sanspareil") sind invalide. Der Genie-Kapitän Inglis ging mit dem „Prince" unter. Der „Sampson", „Retribution" und „Vesuvius" müssen zur Reparatur nach Konstantinopel. — Wie man vernimmt, ist beschlossen worden, Admiral Stopford mit den Segelschiffen in Sinope überwintern zu lassen. Im Ganzen, scheint es, hat der Orkan ungleich größere Verheerungen angerichtet, als man bei der ersten Schreckenskunde sich träumen ließ.

Odessa, 26. Nov. Eine der blühendsten Handelsstädte in Südrußland mit einem vortrefflichen Hafen wurde am 14. d. M. von einem Orkane schrecklich heimgesucht. Ein aus dem betroffenen Orte **Berdiansk** datirter Bericht vom 15. d. meldet darüber: „Um 12 Uhr Mittags des gestrigen Tages erhob sich heftiger Wind, der gegen 1 Uhr fast zum Orkan wurde. Die auf der Rhede stehenden Schiffe schwebten in größter Gefahr und wurden haufenweise zusammen- und ans Land getrieben. Um 2 Uhr steigerte sich die Wuth des Süd-Süd-Ost-Sturmes, der schließlich in einen Süd-Orkan überging und alle Straßen der Stadt überschwemmte, in denen das Wasser drei Fuß hoch stand und sich über das Bollwerk der Rhede anderthalb Fuß hoch erhob, obgleich dieses 12 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. 35 Kauffahrteischiffe wurden auf den Strand geworfen, 5 zerschellt und nur 3 oder 4 gelang es, See zu halten und fern vom Ufer der Strandung zu entgehen. Die hölzerne Bekleidung des in Gestalt eines neu gebauten Hafens wurde gänzlich demolirt, der vordere Theil eingerissen und die Seitenwände des Debarkadere, Landungsbrücken, zertrümmert, so daß augenblicklich das Bollwerk, an dem die Schiffe anlegten, gar nicht mehr brauchbar ist. Ein ganzer Wald von Holztrümmern, von Masten, Schiffsböten, Bollwerksbekleidung u. s. w. wurde 100 Klafter weit in die Stadt geschleudert. Die unbrauchbaren, zur Hälfte versandeten Barken am Ufer haben Wind und Wetter losgewaschen und in die Stadt geworfen. Das ganze Viertel der sogenannten Soldatenslobodka wurde dermaßen überschwemmt, daß die Einwohner auf den Berg flohen, um das Ende des Orkans abzuwarten. Jedes Haus in der Stadt hat seinen Brunnen und alle waren von Seewasser angefüllt. Von Gebäuden und Kirchen wurden die eisernen Dächer abgerissen oder gleich Papierbogen zusammengerollt. Wie von einem Erdbeben barsten und stürzten in der Slobodka Häuser ein. Der Verlust an Menschenleben ist noch nicht constatirt. Der Orkan hätte schrecklichere Verwüstungen angestiftet, wenn er, wie das häufig mit Nordstürmen der Fall ist, zwei bis drei Tage angehalten hätte. Die mit Balken, Bohlen, Schiffstrümmern, Wracks, welche gruppenweise dalagen, besäete Küste bot am andern Morgen, das heißt heute, einen traurigen Anblick dar! Die ältesten Stadtbewohner und seit 50 Jahren in der Umgegend lebende nogaische Tataren versichern, sich keines derartigen Erlebnisses zu erinnern." (Börsenh.)

Der englische Garde-Grenadier Davies.

Manche Menschen scheinen eine Art hieb- und schußfestes Leben zu haben, schreibt man aus der Krim. Zu den Leuten dieser Klasse gehört der **Fahnen-Sergeant** von den englischen Garde-Grenadieren, dessen Name **Davies** ist. Von herkulischer Gestalt (er ist 6 Fuß 4 Zoll englisch hoch und wiegt mehr als 25 Stein), bietet er den Kugeln eine ziemlich große Zielscheibe, aber dennoch hat er, obgleich er bei allen Gefechten in der Krim anwesend war, bis jetzt nicht die geringste Verletzung erhalten. Bei Inkerman hatten etwa 200 Garde-Grenadiere, von Tausenden von Russen umringt, ihre letzte Patrone verschossen und waren entschlossen, ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Davies vertheidigte seine Fahne mit der größten Hartnäckigkeit und mähte buchstäblich die Feinde, die auf ihn einstürmten, nieder. Als Oberst Hamilton, der diese heldenmüthige kleine Schaar kommandirte, sah, daß seinen Leuten nichts übrig bleibe als das Bajonnet, da gab er ihnen den Befehl, sich vier Mann tief aufzustellen und zu chargiren. Sofort ward dem Befehle gehorsamt und in ein paar Minuten sah man deutlich in den russischen Kolonnen eine Gasse entstehen, und unsere wackeren Grenadiere schlossen sich ihren Kameraden wieder an. Furchtbar hatte aber bei dieser Charge Sergeant Davies gewirkt, welcher wie ein Thurm über die Köpfe der Uebrigen hervorragte. Zuerst gebrauchte er sein Bajonnet und darauf den Kolben seiner Muskete und seine nervigen Arme wurden nimmer müde, krachende Streiche auf den Feind herabregnen zu lassen. Niemand glaubte, daß er mit dem Leben davon gekommen; als aber nach dem schrecklichen Gefecht die Liste verlesen wurde, fand sich, daß Sergeant Davies munter und wohlauf sey. Sergeant Davies ist der größte und dickste Mann vielleicht im englischen Heere; er hat bisher noch nicht eine einzige Verletzung erhalten, obwohl er an der Alma und bei Inkerman im dichtesten Kugelregen focht und eine ganz unglaubliche Menge Russen mit eigener Hand niedergemäht haben soll. Dieser Goliath war jedoch durch Strapatzen in der letzten Zeit so heruntergekommen, daß man ihn zur Erholung nach Scutari schickte, von wo er demnächst wieder zu seinem Korps zurückkehrt. Es ist zu wünschen, daß ihm weiter keine Kugel in den Weg läuft.

Das Krämervolk.

Wer sich zur Philisterzunft
Rechnet unbestritten,
Sagt Dir's, daß sie Krämer sind
Weiter nichts, die Briten;
Jedem Aber weist die Zunft
Mit dem Wort die Schwelle:
Pfui, wer Höhres nie gekannt,
Als den Schwung der Elle.

Daß sothaner weise Satz
Thut zu Recht bestehen,
Vor der Stadt Sebastopol
Hat man's, traun, gesehen;
Hm, des Briten Elle hat
Emsig dort gemessen,
Und den Handel wird der Russ'
Ewig nicht vergessen.

Doch es darf die Laune da
Skoptisch nimmer spielen,
Wo die Heldenthat erneut
Sich der Thermopylen;
Nein, der Wehmuth Zähre trübt
Meines Auges Schimmer;
Aber neunmal, neunmal Hoch,
England Hoch für immer!

Frankfurt a. M. —h—

Neuigkeiten der Belletristik und der Künste,
mit Rücksicht auf Weihnachten und Jahreswende zusammengestellt.

II.

Wir kommen jetzt zu einer Reihe von Schriften, die zugleich unserer Rubrik und der Erbauungsliteratur angehören. Zwei Abcbücher, deren erstes ausdrücklich zur Weihnachtsgabe für große Kinder bestimmt ist, empfehlen wir dem frommen und gebildeten Sinne, dessen Innigkeit durch schöne Aeußerlichkeit gefördert wird. Durch beide Eigenschaften ausgezeichnet ist das „Alphabet des Lebens" von Franziska Gräfin Schwerin (Breslau, U. Kern). Ein seelenvolles und wohlklingendes Gedicht der nicht bloß hochgestellten, sondern noch vielmehr innerlich hochstehenden Dichterin leitet eine Reihe sinniger Denkverse ein, und ein gleiches schließt sie: Dieß Büchlein wird die Leser jeder Lebensstellung warm und wahr ansprechen, selbst wo ihre gewohnten Andachtsformen nicht die hier gewählten sind. Das „Güldene ABC" (Gotha, Perthes) ist ein von G. König und J. Thäter in altem Style, aber mit moderner Technik ausgeführtes Bilderwerk, das durch illustrirte Bibelsprüche erbauen will. Der Unfug ausschließlicher Christen und Bibelanbeter hält uns nicht ab, viel Schönes und Gutes in Bildern zu finden, die ohne ihre Schuld anderwärts von plumpen und feinen Händen karrikirt werden. Zum Verständnisse dieses Werkes gehört immerhin eine Kenntniß der kirchlichen Symbolik, welche das erstgenannte nicht erfordert. Stromberger in Offenbach hat bei Ricker in Gießen „Geistliche Lieder evangelischer Frauen des 16—18. Jahrhunderts" und „Lehren" von Er. Alberus, Luthers Zeitgenossen, herausgegeben, die auch für die Geschichte deutscher Bildung und Sprache von Werth sind, und von dem Verleger mit gewohnter Solidität ausgestattet wurden. Die frommen Dichterinnen gehören allen Ständen an. Ihre Lieder sind hier durch fleißige Forschung in ihrer ursprünglichen Gestalt hergestellt und mit bio- und bibliographischen Bemerkungen versehen. Wir empfehlen sie Jedem, der den Geist der Reformation in seinen früheren Entwickelungsstufen kennen lernen will und zugleich unbefangen genug ist, um aus dogmatischen, mythologischen und symbolischen Tonsetzungen die Melodien reiner und frommer Herzen herauszuhorchen. Solche Alterthümer sind heutzutage in Gefahr, hier von unbesonnenem und schonungslosem Aufklärungsdrang verworfen, dort von muckerischer Frömmelei zum Werkzeuge des Betrugs gemacht zu werden. Weit körniger und naturwüchsiger, als die meisten dieser Lieder, sind die Lehrgedichte von Alberus, dessen derbe Mannhaftigkeit kaum einmal in überchristliche Selbsterniedrigung verfällt. Er hat an Luthers Geiste Theil, dem unsere modernen Lutherlinge einen Wechselbalg untergeschoben haben.

Frankfurt a. M.

Eine neue Anstalt hat sich seit kurzem in unsern Mauern gebildet und verdient gewiß die größte Theilnahme unserer Mitbürger. Auf den Grund eines Legats, welches der im Juli d. J. verstorbene Hr. Alex. Gontard den Wittwen und Waisen des hiesigen Theater-Orchesters vermacht hat, ist eine solche Anstalt nun wirklich in Angriff genommen und durch Beschluß hohen Senats vom 31. Oct. d. J. bestätigt worden. Sie hat den Zweck, den Hinterlassenen verstorbener Orchestermitglieder namhafte Subsidien zu verschaffen, steht demnach unter legitimem Schutze, und ist nicht zu zweifeln, daß sie auch thatkräftig ins Leben treten werde. Die Stellung von Orchestermitgliedern ist, wo kein Vermögen vorhanden, nicht geeignet, Ersparnisse zu machen. Der Tod eines solchen Mitgliedes, namentlich eines Nicht-Bürgers, muß daher die hinterlassene Familie in die peinlichste Lage bringen, und wir erinnern uns einiger Fälle, die so traurig waren, daß wir, ohne die Diskretion zu verletzen, dieselben nicht wohl näher bezeichnen können. Wenn also auf der einen Seite vor solcher Trostlosigkeit geschützt wird, müssen auf der andern dem Theaterinstitute selbst erhebliche Vortheile daraus erwachsen, indem demselben manche wackere Künstler erhalten oder erworben werden dürften, die hier entweder zum Cölibat verurtheilt waren oder, wenn sie sich verheiratheten, eine traurige Zukunft ihrer Hinterbliebenen voraussehen mußten. Dem Unternehmen nach sollen nicht eher Pensionen ertheilt werden, bis das Kapital zu 10,000 fl. angewachsen, 400 Zinsen abwirft. Das ist aber ein noch weiter Weg, und bedarf es dazu weit mehr als blos der Sorge, durch Geldbeiträge aus eigenen Mitteln, durch Konzerte u. s. w. einen Kapitalstock von 800 fl. bis zu jener Summe zu vergrößern. Es bedarf sowohl des besonderen Schutzes der Theaterdirektion, als der Theilnahme der hiesigen Bürgerschaft. Es ist daher sehr zu wünschen, daß dem Beispiele des edlen Gründers dieser Anstalt, Hrn. Alex. Gontard selig, auch andere Menschenfreunde folgen möchten, um diesen Bau der Liebe und Milde recht bald zur Vollendung zu bringen. Daß die Hoffnungen einer Corporation von Künstlern, welchen, als den eigentlichen Stützsäulen unserer Oper, wir so viele erhebende Genüsse verdanken, keine leeren Illusionen bleiben, ist gewiß der Wunsch Aller, die so schönes Streben zu schützen wissen. Die Herren Redaktoren hiesiger Blätter werden höflichst ersucht, diese anregenden Zeilen durch die Presse verbreiten helfen zu wollen.

Nächsten Donnerstag, den 14. d. M., wird zum Vortheil des Hrn. Auerbach Meyerbeer's „Prophet" gegeben. Diese Vorstellung wird dadurch noch besonders anziehen, da Fräul. Marie Cruvelli die Parthie der Fides übernommen hat. Wir sind überzeugt, daß es unsere Theaterfreunde sehr interessiren wird, die Schwester derjenigen Sängerin, deren Ruf ein so weit verbreiteter ist und die in jüngster Zeit so viel von sich reden gemacht hat, der Sophie Cruvelli, kennen zu lernen, welche Gelegenheit ihnen demnach geboten ist. Uebrigens sind wir Hrn. Auerbach, unserm mit Recht hier so beliebten ersten Tenoristen, für viele Kunstgenüsse, die er uns bereitet hat, zu Dank verpflichtet, den man durch zahlreichen Besuch der genannten Vorstellung zu bethätigen nicht unterlassen wird.

Wie im vorigen Jahre, wird auch dießmal in unserm benachbarten Bockenheim ein von Hrn. Jansen veranlaßtes Konzert in dessen Saal in nächster Woche stattfinden, ausgeführt von dem Musikcorps des hiesigen Linienmilitärs. Der Ertrag ist zum Besten der dortigen Armen bestimmt. Die rühmlich bekannte Violinspielerin Fräul. Bierlich beabsichtigt, demnächst ein Konzert zu veranstalten. Näheres hierüber wird seiner Zeit zur Anzeige gebracht werden.

Erstes Konzert des Cäcilien-Vereins.

Mittwoch, 13. December 1854, Abends 7 Uhr im Vereinslokale (Döngesgasse, Loge Socrates.)

Die Jahreszeiten, Oratorium von Haydn.
Unter gefälliger Mitwirkung der Fräul. Jenny Hoffmann.
Billets zu fl. 1. 30 kr. bei Hrn. C. A. André, Zeil, Haus Mozart, und Abends an der Kasse.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 12. Dec. (Zum ersten Male wiederholt): Mozart, ein Künstler-Lebensbild in 3 Akten und einem Vorspiel von Leonhard Wohlmuth. Die Ouverture, Entreacts und vorkommende Melodrammusik (mit Benutzung Mozart'scher Gedanken) vom Kapellmeister Franz von Suppé.

Mittwoch, 13. Dec. Der fliegende Holländer, romantische Oper in 3 Akten von Richard Wagner.

Donnerstag, 14. Dec. Zum Benefiz für Herrn Auerbach unter gefälliger Mitwirkung der Fräulein Marie Cruvelli. Der Prophet, große Oper in 5 Akten von Meyerbeer. Fides: Fräul. Marie Cruvelli. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 297. Mittwoch, den 13. December 1854.

Ein Orkan auf den Antillen.

(Aus dem Holländischen übertragen von Gottfried Overmann.)

Auf der Plantage lag Alles in tiefem Schlafe. Die Luft war eben so flau wie gewöhnlich und nur zuweilen gewahrte man einen leisen frischen Wind, kurz: kein einziges von den Zeichen, welche in Europa das Herannahen eines Orkans zu erkennen geben, war in diesem Augenblick zu spüren. Diese füchterliche Geißel, die nur allzu häufig die Inselgruppe im karaibischen Meere heimsucht, überfällt inmitten der Nacht die unglücklichen Bewohner.

Eine Stunde nach Mitternacht wechselte das Wetter plötzlich; die Sterne wurden unsichtbar in dem grauen Nebel, der dem Erdboden entstieg. Die Menge von Thieren, welche auf den Antillen während der Nacht ihr scheeckliches Geschrei in den verschiedensten Tönen vernehmen lassen, schwiegen jetzt bei Annäherung des Verderbens; die ganze Natur schien eine Weile in vollständigem Schlummer zu ruhen.

Doch bald hört man in der Ferne das Brausen der auf dem Strand sich brechenden Meereswogen. Das Vieh wird unruhig und stößt dumpfe Klagetöne aus, die von dem Gakeln des zahmen Federviehes beantwortet werden. Plötzlich verursacht ein Stoß, mit einem dumpfen Geheul verpaart, das Krachen des gesammten Zimmerwerkes der Häuser. Die Bäume beugen sich und heben sich wieder empor. Vom Schreck erfüllt, hat Jedermann sich von seinem Lager erhoben.

Auf diese Vorzeichen des Kampfes der Elemente folgt eine augenblickliche Stille. Wer vermag die Angst der unglücklichen Kolonisten zu beschreiben? Der Orkan, der Feind naht, keine menschliche Macht ist im Stande, ihm zu widerstehen!

Frau B. fliegt mit lautem Geschrei aus ihrem Bette und sucht ihre einzige Tochter, die ihrerseits, halb bewußtlos, eine Zuflucht am mütterlichen Busen sucht. Der Aufseher der Plantage tritt ein. Januarius, der schwaeze Haushälter, zündet ein Licht an; die Dienstboten, ganz erscheocken, laufen allmälig herbei. Ein neuer Stoß erschüttert das Haus; der Donner brüllt allgewaltig; der Boden zittert unter unseren Füßen, die Dächer scheinen zu wanken, die Pfeiler einzustürzen; Jedem ist der Schreck aufs Herz geschlagen.

„Herr Bakker!“ befiehlt Frau B. dem Aufseher, „lassen Sie ins Horn stoßen, daß die Arbeitsleute ihre Hütten verlassen und sich hierher begeben.“

„Ja Madame! wenn es nur noch Zeit ist. Januarius! nimm Deine Muschel und blase aus allen Kräften.“

Ohne zu antworten begibt sich der Neger an die Ecke des Hauses; hier bückt er sich bis zur Erde, um dem Winde möglichst wenig Widerstand zu gestatten und läßt dann die melancholischen langgedehnten Tönen auf seiner Posaunenschnecke durch die Luft wiederhallen.

Nichts ist trauriger und zugleich feierlicher, als diese Art des Zusammenrufes in einer stürmischen Nacht. Wenn die wüthenden Windstöße und die brüllenden Donnerschläge einen Augenblick schweigen, dann läßt jenes eigenthümliche Hoen seine Klagetöne vernehmen. Diese werden erwiedert durch das Geheul der Neger, die einander zurufen, um sich nach dem Herrnhause zu begeben; doch plötzlich werden alle diese menschlichen Laute erstickt durch die erneuerte Gewalt des Sturmes, durch Regen und Donner, vereint mit dem Gebrüll und Geschrei der Thiere, welche die Hülfe der Menschen anzurufen scheinen.

Die unglücklichen Neger kriechen nun weiter, indem sie sich am Gesträuch, an Unebenheiten des Bodens, kurz an Alles, was nur irgendwie Widerstand darbietet, festklemmen. Die Mütter haben einen gewaltigen Kampf zu bestehen, um zu verhüten, daß ihre Säuglinge ihnen von der Brust weggerissen werden. Fast nackt, vor Kälte mit den Zähnen klappernd, tödtlich ermattet, erreichen die armen Neger allmälig gruppenweise das Haus; nur Wenige von ihnen sind unterwegs durch den Sturm aufgehoben und einige Hundert Schritte weit fortgeschleudert worden, von wo aus sie ihren gefahrvollen Zug aufs Neue antreten müssen.

In diesem Augenblick war Alles Verwirrung und Schrecken; der vernichtende Orkan hält noch immer an, doch hatte seine Wuth noch nicht den höchsten Grad erreicht. Das alleinstehende Haus beugte sich gleichsam voe dem Athem des Windes. Jeden Augenblick konnte es einstüezen. Wenn bloß ein einziges Brett wankte, konnte der Wind hineindringen und das ganze Dach umwerfen.

Der Aufseher und die Neger thaten ihr Möglichstes, um mit Seilen, Planken, Möbeln die schwächsten Stellen zu befestigen. Einige dee stärksten Neger hatten sich, immerfort kriechend, ins Freie gewagt, um, wo thunlich, Pfosten und Pfeiler zur Stütze des Hauses in den Grund zu schlagen; allein der Sturm war so gewaltig, daß sie nicht aufzustehen vermochten, vielmehr genöthigt waren, einander festhaltend, auf dem Boden liegen zu bleiben.

Wenn das Sturmgeheul einige Augenblicke einhielt, hörte man den Regen, der wie ein Wasserfall vom Himmel stürzte; das Brausen einer großen Menge Sturzfluthen, welche in ihrer unbezwinglichen Schnelligkeit ganze Wälder mitschleppten; das Krachen zersplitternder Bäume und endlich das noch weit mehr unheilverkündende Getöse, verursacht durch das hölzerne Dach, unter welchem der Wind spielte.

Doch bald werden alle diese verschiedenen Arten von Getöse erstickt durch die furchtbaren Donneeschläge, das verdoppelte Geheul des Windes und die Erschütterung des Bodens, was auf einen neuen Ausbruch deutet. Die Männer zittern; die um ihre Gebieterinnen niedergekniet liegenden Weiber rufen den Himmel an; in

der Ecke sitzt eine alte Negerin und läßt in ihrer Landessprache ihren Leichengesang vernehmen. Ein unsicheres, flackerndes Licht, welches die hin und her sich beugenden Flammen einiger Wachskerzen gewährten, ließ kaum das Gemach und die angsterfüllten Gesichter der darin befindlichen Personen unterscheiden. Zuweilen erhob sich die Alte und zeigte ihr anhaltend zitterndes Gesicht. In ihrer Sprache schien sie die entfesselten Elemente anzureden. In diesem Augenblick erlosch eine Kerze; die Neger, bereits von abergläubischer Angst ergriffen, streckten die Arme nach der alten Negerin aus und riefen: „Da ist er!“

„Ruhig!“ gebot Frau B., die noch immer ihre Tochter in den Armen gepreßt hielt; „nagelt die Thüren und Fenster zu. Muth, meine Freunde! Gott wird uns gnädig seyn. — Gebt den Arbeitern etwas zu trinken!“

Und sie fuhr fort in den Gebeten für die Sterbenden, die stets von dem Leichengesange der alten Negerin begleitet wurden.

„Madame!“ sagte ein zitternder Neger, „die alte Frau dort singt Unglück über unser Haupt!“

(Schluß folgt.)

Hofrath Dr. Eckermann.

So ist nun auch Eckermann den großen Todten gefolgt, welche Weimar einst zum klassischen Boden unserer Literatur gemacht. Wie ein Stück jener denkwürdigen Zeit hatte man sich gewöhnt, ihn zu achten, und die Wehmuth, welche sein Hingang allgemein erregt, ist auch diesem Gedanken hauptsächlich zuzuschreiben. Eckermanns Wirken war und blieb nur in Bezug auf Goethe von bleibendem Werthe. Was Schiller so treffend in dem Verse ausdrückt: „Es wächst der Mensch mit seinem Gegenstand“, das hat sich an Niemand besser bewährt als an Eckermann. Seine Bekanntschaft und sein naher Umgang mit Goethe hebt ihn so zu sagen über ihn selbst hinaus, seine Sinne werden schärfer, sein Geist oft durchdringend fein, sein Gefühl einfach, prächtig und wahr; ja indem er sich mit Begeisterung in Goethes Denken und Fühlen zu versenken sucht, sieht es manchmal aus „als ob er seinem Gotte ähnlich wäre“. Vor seiner Bekanntschaft mit Goethe und da, wo er aufhört, sich mit dem großen Meister zu beschäftigen, ist er nicht im Stande, mehr als gewöhnliches Interesse zu erregen. Produktiv im eigentlichen Sinne ist er nie gewesen. — Ueber sein Leben im Allgemeinen finde in Kürze nur Folgendes hier eine Stelle. Johann Peter Eckermann war geboren 1793 zu Winsen an der Lühe, 1812 wurde er Mairie-Sekretär zu Bevensen, machte 1813 den Befreiungskrieg mit, besuchte, obwohl schon 25 Jahre alt, noch das Gymnasium und 1821 die Universität Göttingen, gab dann einen Band Gedichte heraus, kam 1823 zu Goethe nach Weimar, der ihn als Helfer bei der Redaktion der letzten Ausgabe seiner Werke brauchte, begleitete dessen Sohn nach Italien und benutzte übrigens die Zeit von 1823 bis 1832, wo er bei Goethe war, dazu, den Inhalt der verschiedenen Gespräche, die er mit diesem hielt, aufzuzeichnen. Sie erschienen 1836 unter dem Titel: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens 1823—1832, 3 Bde.; zweite Auflage Leipz. 1837. Außerdem gab er heraus: Weimars Jubelfest am 3. September 1825; zweite Abtheilung, Weimar 1825 bis 1826 und Gedichte, ebendas. 1838; ferner erschienen von ihm Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe, Stuttgart 1823. — Ueber Eckermanns Leben und Wirken in den letzten Jahren ist im Grunde wenig mitzutheilen. Er lebte sehr zurückgezogen, außer einigen vertrauten Freunden kam ihm selten Jemand näher. Seine liebste Beschäftigung war ein warmer Verkehr mit Gegenständen der Natur; namentlich soll er auf eine Sammlung von Vögeln und die Beobachtung ihrer Eigenthümlichkeiten viel Bedacht genommen haben. Von Reisen, die er in letzteren Jahren gemacht, wird nur eine nach Berlin und eine in ein Seebad erwähnt. Seit zwei Jahren hatte er oft an Gicht gelitten, in jüngster Zeit aber warf sich sein Uebel vornehmlich auf den Kopf, Schwindel und Lähmung der geistigen Thätigkeiten — endlich am 3. Dezember Mittags sein Tod, waren die Folge. — Wir haben in Ermangelung weiterer Thatsachen diese wenigen Zeilen dem würdigen Manne gewidmet und hoffen, daß uns Jene, welche mit ihm bis zu seinem Ende als Freunde verkehrt, noch manches Nähere mittheilen werden. (Weim. Sonntagsbl.)

Heine in Frankfurt am Main.

Im Stuttgarter Morgenblatte werden einige heitere Erinnerungen an Heinrich Heine mitgetheilt, unter diesen folgende: Zu Jean Baptista Rousseau, einst Heine's Studiengenossen, war eine Gesellschaft geladen und dort hoffte ich Heine zu treffen. Ich sah ihn auch zum ersten Male. Dieser blasse junge Mann mit dem feingeschnittenen Gesichte, den verschwimmenden Augen, den weichen blonden Haaren, den feinen, in Glacehandschuhen steckenden Händen, in eleganter schwarzer Kleidung, eine Rose im Knopfloch, eine andere zwischen den spielenden Fingern, der sich so vornehm nachlässig auf dem Canapee wiegt, der statt zu sprechen nur lispelt, und über Alles so vornehm ab — lispelt — dieser Metternich en miniature — das wäre also mein jugendlich frischer, frivol kecker Liederdichter! Daß doch die großen Männer so selten dem Bilde gleichen, das man sich in der Ferne von ihnen entwirft! — Am Abend des 12. Mai, eines blühenden Himmelfahrtstages, fand sich die ganze muntere Gesellschaft bei mir zusammen. Wir spielten bis tief in die Nacht jeux d'esprit, machten Boutrimes, führten Sprüchwörter auf und ließen Charaden enträthseln. Heine war allerliebst. Einer Dame aus der Gesellschaft ward eine zweisylbige Charade aufgegeben. Als die Reihe an Heine kam, ließ er sich so vernehmen:

Die Erste lieb' ich unter mir,
Die Zweite über — haupt,
Das Ganze täuschet für und für,
Daß Niemand mehr ihm glaubt.

Das Wort war Roßkamm. .. Ergötzlich ist die Art der Entstehung jener Verse, welche Heine in Sydows Album schrieb. Sydow hatte nämlich Heine ein Blatt gereicht mit der Bitte, einige Worte darauf zu schreiben. Heine setzte sich an den Tisch, um diesen Wunsch zu erfüllen. Da sah er den in seinem Alter noch rüstigen Deklamator Sydow hinkend im Zimmer umhergehen. Warum hinken Sie, Sydow?“ fragte Heine. „Ach Gott, meine Hühneraugen schmerzen mich so sehr!“ antwortete Sydow. Eine kleine Pause und Sydow hatte das gewünschte Blatt in den Händen, worauf die Worte standen:

Augen, die nicht ferne blicken,
Und auch nicht zur Liebe taugen,
Aber ganz entsetzlich drücken,
Sind des Sydow Hühneraugen.

Mannichfaltigkeiten.

Es heißt immer, die Zeitungsleser hätten es jetzt bequem: sie könnten die schauderhaftesten Kriegsereignisse lesen, ohne den geringsten Schmerz dabei zu empfinden. Aber wenn man russische

Schlachtberichte oft laut vorlesen muß und es kommen Stellen vor, wie: „Die Division Bulyski Taraknosch erlitt bei Ugstsche Tschrengowohada am Flüßchen Stjeklschri den Verlust des Generals Wjellagojegosow u. s. w., da kann man nach und nach am Kinnbackenkrampf zu Grunde gehen.

(Die beiden Kuriere.) Irgendwo im deutschen Vaterlande war jüngst ein britischer Kurier eines Eisenbahn-Unfalles wegen sitzen geblieben. Er hatte aber Eile, wollte nicht warten, murrte allerlei Complimente, ließ britisches Gold klingen und gab endlich auch gute Worte. Mit Geld und guten Worten aber kommt man weit in Deutschland, noch weiter aber auf deutschen Eisenbahnen; so gab man dem britischen Kurier für vieles Geld und einige gute Worte eine Locomotive zur Fortsetzung seiner Reise. Schon schnaubte und schnaufte das seelenlose Ungethüm, dem die leichtsinnige moderne Welt ihr theures Leben anvertraut, und der Brite hatte seinen Platz eingenommen, da nahte sich ihm ein Reisender mit der Bitte, ihn doch auch mitzunehmen, weil er große Eile habe und zu einer bestimmten Zeit nach Berlin kommen müsse. Brummend willigte der Brite ein, obwohl der eilige Reisende in einen höchst verdächtigen Schuppenpelz gehüllt war. Die beiden Herren hatten eine glückliche Reise; beim Aussteigen aber sagte der im Schuppenpelz höflich dankend zu dem Briten: Ich bin Ihnen sehr verbunden, Herr Kollege, ich war sehr in Verlegenheit, denn es wäre doch recht unangenehm gewesen, wenn die kais. russ. Depeschen später nach Berlin gekommen wären, als die großbritannischen! Der Engländer war natürlich sehr glücklich, daß er, ohne es zu wissen, dem russischen Kurier so collegialisch beigestanden.

Der in Berlin erscheinende „Kladderadatsch“ brachte in einer seiner letzten Nummern folgenden Stoßseufzer eines mißvergnügten Zeitungslesers: „Das sind doch niederträchtige Zeiten“ — heißt es dort — „da plagt und quält man sich den ganzen Tag und wenn man Abends nach Hause kommt und nimmt die Zeitung in die Hand, dann — ist Sebastopol immer noch nicht genommen.“ Ohne Zweifel hat das an Witz überreiche Blatt mit diesen paar Worten den Zustand des politisirenden Publikums, wie er seit Anfang Octobers, seit der denkwürdigen Tatarenzeit, überall herrscht, auf's Treffendste charakterisirt.

(Ostritz, im Königr. Sachsen, 6. Dec.) Heute früh wurde dahier der Raubmörder K. G. Krause mittels Fallbeils hingerichtet. Es ist zum ersten Mal, daß diese Art von Hinrichtung in der Lausitz statt hatte. Krause war des an einer Dienstmagd verübten Raubmordes zum großen Theil geständig, während dem sein wohl unbedingter Mitschuldiger hierbei (wenigstens ist Krause bis zur letzten Stunde seines Lebens hierbei verblieben) ein gewisser Sackele aus Königshain, der fortwährend hartnäckig läugnete, in höherer Instanz zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt worden ist. (Dr. J.)

(Berlin.) Rudolph Gottschall hat ein neues Drama verfaßt: „Die Ausgestoßene.“

Wer jetzt durch das gesegnete Frankenland reist, hört in allen Orten den lustigen Drescherschlag. Ueberall ist man mit dem Ausdrusche wohl zufrieden, aber kein Bauer, kein Pächter und kein Heer will verkaufen, es soll erst noch theurer werden. Das Ding aber hat gewiß seine gute Seite, denn Edelleute und Bauern können unmöglich Alles aufessen wollen, und so werden sie endlich doch losschlagen müssen, und wir werden auch wohlfeileres Brod zu essen bekommen.

(Ungeheurer Luxus.) In Konstantinopel sind es zwei Stände, die sich (bei glänzenden Festlichkeiten) den Rang streitig machen, die Diplomatie und der Großhandel. Letzterer verfügt über die entschieden größeren Mittel. Roben bis zu zweitausend Piaster kommen auch auf unseren Ballfesten im lieben Deutschland vor und ich erwähne ihrer nicht als etwas Ausgezeichnetes. Aber der Luxus, der hier in Brillanten getrieben wird, sucht seines Gleichen rings auf dem Erdball . . . An einem Ballabende (im Hotel des französischen Gesandten) schimmerten Brillanten im Werthe von Millionen unter den drei großen Lustres, die den Banketsaal erleuchteten. Man denke sich diamantene Ketten, jedes Glied ein knapp gefaßter à jour liegender Brillant, während sechs aus Hauptsteinen gleicher Art formirte Schlösser Gliederung in das Ganze bringen. Diamantdiademe im Haar waren überwiegend. Wie armselig nahmen sich dagegen die großen Boulon-Ohrgeschmeide aus, von denen der leuchtende Stein in der Mitte von immenser Größe, nie unter einigen tausend Thalern geschätzt werden konnte!

(Die Pferde der Sahara.) Im zweiten Bande des vom General Daumas über „die Pferde der Sahara“ abgefaßten Werkes erzählt der Emir Abd-el-Kader: „Der Dichter Sakab entgegnete einem Könige, der sein Pferd von ihm forderte: Sakab ist nicht verkäuflich und auch vertauschen werde ich ihn niemals; ja ich würde ihn um den Preis meines Lebens zurückkaufen. Ein Araber äußerte: „Meine Landsleute werfen mir meine Schulden vor, allein ich habe sie nur gemacht wegen eines Pferdes von edler Race und gerundeten Formen, das für mich ein Talisman ist und dem ich einen Sklaven zum Diener gegeben habe.“ — Eines Tages schickte ein Araber seinen Sohn auf den Markt, um ihm ein Pferd zu kaufen; vor dem Ausbruch dahin fragte der Sohn, welche Eigenschaften das Pferd haben müsse. Der Vater antwortete: „Seine Ohren müssen sich unaufhörlich bewegen; es muß bald vor- bald rückwärts schauen, als höre es etwas; seine Augen müssen lebhaft und wild um sich blicken, als beschäftige es sich mit irgend einem Gegenstande; seine Beine müssen gut gegliedert und wohl proportionirt seyn.“ — „Ein solches Pferd“, bemerkte der Sohn, „wird von seinem Herrn niemals verkauft werden.“

Manche unserer Leserinnen wissen vielleicht, daß in Hamburg eine „Damen-Universität“ besteht; in London gründet man jetzt eine „Arbeiter-Universität“. Die Vorlesungen werden in den Abendstunden gehalten und das Honorar dafür ist sehr niedrig. Bereits sind zwölf Lehrer gewonnen, sämmtlich Männer von großem Rufe. Die Gründung der Anstalt geht besonders von einem Professor Mauriee aus, welcher von seinem Amte an der (liberalen) Londoner Universität entfernt wurde, weil er sich weigerte, an die Ewigkeit der Höllenstrafen zu glauben.

In Berlin hat man eine große Musterzeitung für Frauen etablirt, „der Bazar“ genannt, die unter Redaktion der Frau Dr. Klein (A. Cosmar) und Feodor Wehl sogar ins Stoffliche übergeht, denn es ist dem Blatte eine Musterkarte von Zeugstoffen in Wolle, Seide, Tuch 2c. beigelegt.

Nach offiziellen statistischen Angaben nimmt Paris allein jährlich den siebenten Theil der Findelkinder von ganz Frankreich auf. Die Ausgabe der Hauptstadt für die Erhaltung und Erziehung von Findelkindern figurirt mit 1,268,000 Francs auf dem Budget des Seine-Departements.

Hans Gude, der treffliche norwegische Landschaftmaler, ist an Schirmer's Stelle zum Lehrer seines Faches an der Düsseldorfer Akademie angestellt worden. Lessing und die beiden Achenbach hatten die Wahl abgelehnt. Außer Gude waren noch A.

Weber, ein geborner Frankfurter, und L. Michelis, ein Preuße aus Münster, vorgeschlagen.

Neuigkeiten der Belletristik und der Künste,

mit Rücksicht auf Weihnachten und Jahreswende zusammengestellt.

III.

Im stärksten Gegensatze gegen die erwähnten Lehrgedichte steht L. Schefer, dessen „Hausreden" (Dessau, Gebr. Katz) sich seinem Laienbreviere anschließen. Seine Liebe zu allem Lebenden, selbst zu den geistig kranken Wesen, ist durchaus christlicher Natur. Freilich aber ist er Pantheist in dem Sinne, wie der Apostel Paulus, und die Brahmanenkaste wird ihm sogar den ihr geläufigen Namen des Atheisten nicht vorenthalten. Sein Gott ist überall und ist überall die Liebe, und darum hat ihm „die Liebe nicht noch einen Gott". Seine Anschauung der göttlichen Allgegenwart in Welt und Menschheit zeigt sich am Eigenthümlichsten in den Hausreden „Der Mensch und der Dämon" und „Unabhängigkeit". Aus der Fülle seiner goldnen Lebensregeln heben wir die bündige Rede über „die klare Einsicht" hervor. Schefer kleidet die mächtigsten Zeitgedanken der Gegenwart in halbverhüllte Rede, und will durchforscht seyn. Seine großen Eigenschaften lassen uns seine kleinen Eigenheiten ertragen. So namentlich die, daß er fortwährend den obersten Himmel des Weibes weniger in der hohen Aufgabe sucht, das Glück und den Werth des geliebten Kindes durch Erziehung zu begründen, als in dem brünstigen Naturtriebe der Bruthenne und in der hausbackensten Pflege der Jungen. Und doch ist er wiederum ein reiner und zarter Sänger Frauenlob.

Ein großes Werk von religiöser Bedeutung für Viele, von musikalischer für alle Freunde und Kenner gediegener Tonkunst ist das von W. Volckmar bei Körner in Erfurt her. „Kirchen- und Haus-Choralbuch". Es enthält die Tonsetzungen der von den Delegaten der protestantischen Staaten Deutschlands ausgewählten Lieder in älterer und neuerer Form nebst Vor-, Zwischen- und Schlußspielen, und ist deßhalb an vielen Orten praktisch unentbehrlich. Die Einrichtung für pedallose Orgel und somit für Klavier empfiehlt es auch dem Privatgebrauche. Der störende Wechsel beider Hände in den verschiedenen Stimmen wird durch die Führung zweier Stimmen in jeder Hand beseitigt. Die Harmonien dieser mächtigen Töne lassen die Dissonanzen der Dogmatik vergessen, und werden auch als Lieder ohne Worte erbauen. Im gleichen Verlage erscheint auch ein „Evangelisches Kirchen-Präludienbuch" von anerkannten Tonsetzern zu billigstem Preise, das weite Verbreitung verdient.

Einige musikalische Neuigkeiten weltlicher Art mögen sich hier mit ihren ernsteren Vorgängern vertragen. Als eine gemüthvolle und dabei sehr zierliche, deutlich gedruckte Festgabe für die Jugend empfehlen wir „Aufmunterung zum Gesange" von Dohmen (Lpz., Wengler). Die Auswahl der Lieder und ihrer Weisen, zum Theile aus der wahrhaft guten alten Zeit, zeugt für die Besonnenheit und den Geschmack des Herausgebers. Das 9. Heft der mehrstimmigen „Männerlieder" von Groef (Essen, Bädecker) bietet für wenige Groschen goldeswerthen Gesang. Der „Hochzeitsdichter" (Breslau, U. Kern) hat den guten Einfall, Familienfestlieder mit beliebten Tonweisen zu versehen. Der „Pianoforteschüler" von G. A. Winter (Leipz., Möller) verräth den vielseitig gebildeten und bildenden Erzieher, der nicht blos die Finger, sondern auch die Herzen der Kinder musikalisch machen will.

Lorenz Diefenbach

Frankfurter Theater.

Der fliegende Holländer von Richard Wagner hat bis jetzt drei Vorstellungen auf unserer Bühne gehabt und wir dürfen sie als im Ganzen beifällig aufgenommen bezeichnen. Wir meinen hierbei diejenige Aufnahme, welche ihnen von Seiten des Publikums und der ganz unbefangenen Musikfreunde zu Theil wird. Was die Musiker von Fach betrifft, so werden diese über die hier obschwebende prinzipielle und theoretische Streitfrage sich noch lange nicht vereinigen. Die Schönheiten und Lichtpunkte der neuen Oper finden sich im zweiten Akte, und wer sich diesem unbefangen und unparteiisch hingibt, dem werden sie gewiß nicht nur einen mächtigen, sondern auch einen erhabenen Eindruck machen. Was wir dem Komponisten schon früher bei Beurtheilung seines Tannhäuser und Lohengrin zugestanden, das müssen wir auch hier anerkennen. Seine Intentionen sind edel, viele seiner dramatischen Momente wahrhaft ergreifend und großartig und seine Instrumentaleffekte, wo sie das rechte Maß nicht überschreiten, überaus wirksam. Behalten wir den zweiten Akt der vorliegenden Oper im Auge, so hätten wir nur wünschen können, daß R. Wagner auf dem hier betretenen Wege geblieben wäre; denn er hat hier das melodische Element in den Vordergrund gestellt und mehr festgehalten, als in seinen späteren Tonwerken. Melodie ist aber die Seele, der geistige Kern, das belebende Element einer jeden Tondichtung, wobei es jedoch selbstverständlich bleibt, daß wir nicht ausschließlich nur populäre oder nur solche Melodien verlangen, die jedem Hörer leicht ins Ohr fallen und sogleich nachgesungen werden können. Im genannten zweiten Akte traten uns Melodien von wahrer Schönheit entgegen, hier in rührenden, das Gemüth tief ergreifenden, zarten und lieblichen, dort in kräftigen, imposanten, erschütternden und bewältigenden Klängen, Melodien, die an Wahrheit, Wärme und Innigkeit des Ausdrucks und der Empfindung denen unserer größten Meister nicht nachstehen und die gewiß jeden Hörer erfreuen werden, der für das Schöne empfänglich ist. Es sey hier nur an die herrliche Scene erinnert, in welcher Daland seine Tochter mit der ihr zugewendeten Liebe des noch unerkannten fliegenden Holländers bekannt macht und ihr seinen Wunsch, solche zu erwiedern, zu erkennen gibt, sowie an das schöne Duett zwischen Senta und dem Holländer. Wer so etwas zu komponiren vermag, der hat die poetische Weihe. — Die Ouverture, der erste und dritte Akt stehen dem zweiten sehr nach und ist in ihnen R. Wagner mehr oder minder wieder jenen Uebertreibungen und Ueberbietungen, jenem chaotischen Durcheinander, jener wilden Anarchie und Formlosigkeit verfallen, mit welchen sich die Musiker von Fach nie und die unbefangenen Freunde der Tonkunst nur wenig befreunden werden. Die Tonmalereien sind namentlich in der zweiten Hälfte der Ouverture und in einem großen Theile des ersten Aktes so ins Ungeheuerliche gerathen, daß man mehr einen Feuerlärm, als Musik zu hören glaubt und sich inmitten dieser tobenden, brausenden und stürmenden Elemente nicht anders als unbehaglich fühlen kann. Wir gesagt, der zweite Akt muß und kann uns schadlos halten für dasjenige, was in den anderen uns unangenehm berührt und abstößt, und wir können nur bedauern, daß R. W. in seinen späteren Opern einen anderen Weg einzuschlagen und eine andere Richtung verfolgen zu müssen geglaubt hat. Mag man nun zu den Verehrern oder den Gegnern der Wagner'schen Musik gehören, man wird den hiesigen Aufführungen seiner Opern das Zugeständniß machen müssen, daß sie sich durch Präcision, Gediegenheit und harmonische Abrundung auszeichnen. Hr. Kapellmeister Gustav Schmidt ist einer der eifrigsten Anhänger des Componisten dieser Zukunftsopern, wie man sie genannt hat, und eine solche Pietät muß man gelten lassen, wofern sie nicht zur Beeinträchtigung anderer älterer und neuerer Meister sich vereinseitigt, was sich mit der Stellung eines Mannes, der über den Parteien stehen muß, nicht vereinbaren würde. Wie das Orchester und die Chöre ihre höchst schwierige Aufgabe trefflich lösen, so auch unsere Sänger und Sängerinnen. Die Aufführung des „fliegenden Holländers" reiht sich denen des „Tannhäuser" und des „Lohengrin" würdig an. Die Titelrolle der für uns neuen Oper wurde von Hrn. Rüdsam sehr verdienstlich ausgeführt. Dieser Sänger hat in jüngster Zeit seine schönen Stimmmittel in einer Weise verwenden gelernt, die uns annehmen läßt, daß er nicht nur diese, sondern auch innern Beruf zur Kunst besitzt. Waren Spiel und Gesang der dramatischen Bedeutung dieser Parthie auch noch nicht ganz entsprechend, so waren sie doch geeignet, den darzustellenden Charakter klar und bestimmt hervortreten und die Situationen wirksam werden zu lassen. In musikalischer wie in dramatischer Beziehung hat Hr. Rüdsam hier ein vollgültiges Zeugniß für seine Befähigung abgegeben, und wir können der lebhaften Anerkennung, die ihm einstimmig gespendet wurde, nur beistimmen.

(Schluß folgt.)

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 13. Dec. Der fliegende Holländer, romantische Oper in 3 Akten von Richard Wagner.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 298. Donnerstag, den 14. December 1854.

Ein Orkan auf den Antillen.

(Aus dem Holländischen übertragen von Gottfried Overmann.)

(Schluß.)

Kaum waren diese Worte gesprochen, als ein Fenster zerschmettert wurde, was dem Winde einen Durchzug verschaffte, der gleich einer Kanonenkugel gegen die bretternen Verschläge prallte. Allenthalben krachte das fast ganz von Holz gebaute Haus. Das Dach und die Zimmerdecke blieben einen Augenblick schwebend in der Höhe und flogen dann hinweg, wie durch eine Riesenhand fortgerissen. Nun kam die Reihe an die Verschläge und Balken, nach deren Fall eine schauerliche Stille folgte. Der Sturm schwieg, anscheinend befriedigt mit seinen Verheerungen.

Indeß Januarius während des Sturmes seine starken Arme eifrig in Bewegung setzte, hatte er Lea, seine junge Gebieterin, keinen Augenblick aus dem Gesichte verloren. In dem mißlichsten Momente gewahrte ee ihre Gefahe. In einem Sprunge war er bei ihr, stieß Feau B. auf die Seite und ergriff ihre Tochter, welche er zu Boden warf und mit seinem Körper bedeckte. Auf Hände und Füße gestützt, bildete er ein sicheres Gewölbe für das junge Mädchen und empfing in dieser Stellung — den Stoß eines ungeheuer schweren Balkens!

Gleich darauf kamen die Neger aus dem Schutthaufen zum Vorschein, insoweit sie nicht unter diesem ihr Leben gelassen; sie begannen nach ihren Gebieterinnen zu forschen. Bald fanden sie Beide in Ohnmacht liegend und Lea unter der Leiche des treuen Januarius!

Indeß wühlte der Wind noch in den Trümmerhaufen und jagte sie oft gewaltig durcheinander, In den vom Winde erzeugten sonderbaren Tönen glaubten die Neger die Klagelaute der Gestoebenen zu hören.

Die treuen Diener brachten sodann nicht ohne große Schwierigkeiten ihre Gebieterinnen nach einem in einiger Entfernung von dem Hauptgebäude liegenden Zufluchtsort. Es wae dieß ein Keller von acht bis zehn Geviertfuß, oben mit dem Boden gleich, und in welchen man mittels einiger Stufen gelangte. Hier war man geschützt vor dem Winde, der sich ein wenig gelegt, was früher die Frauen gehindert hatte, sich dahin zu begrben. Ueberdieß hatte ein edelmüthiges Gefühl Frau B. bewogen, inmitten ihree Sklaven zu bleiben, welche gekommen waren, ihre Gefahr zu theilen, in einem jener Augenblicke, wo die Rechte eines Menschen auf den Andern schweigen und die gemeinsame Gefahr Alle gleich macht.

Der Orkan begann nun allmälig sich zu beruhigen; allein der Gedanke an eine Gefahr, die wenngleich nicht wahrscheinlich, doch möglich werden konnte, erfüllte jetzt ihren Geist, der bereits von Bildern des Todes eingenommen ward. Ein einziger Stoß eines Erdbebens, das bei dergleichen Naturerscheinungen häufig sich ereignet, konnte die Erde spalten und sie Alle lebend verschlingen! Allein seit einigen Stunden waren sie mit allen Schrecknissen des Todes vertraut geworden und die Größe der Gefahr selbst bewirkte, daß Jeder seinen ganzen Muth sammelte. Wem ist es unbekannt, daß die nämliche Seele, die sich durch einen geringen Widerstand darniederbeugen läßt, einer großen Gefahr gegenüber einen heldenmäßigen Muth entwickelt? Alle Eigenschaften der Seele scheinen alsdann verdoppelt.

Es war fünf Uhe Morgens. Der Orkan schien seine Kräfte erschöpft zu haben und gab nur noch durch schwache Stöße sein Daseyn zu erkennen. Die Morgensonne war im Kampfe mit einem finsteren Dunstkreise und dichte Nebel wälzten sich wie Meereswogen über die Oberfläche der Eede. Endlich drang die Sonne durch. Ein Negee kroch aus dem Keller ins Freie und brachte die freudige Kunde, daß der Sturm vorüber sey.

Die beiden Frauen verließen nun ihren unterirdischen Aufenthalt; auf ihrem bleichen Antlitz waren die schmerzlichen Eindrücke dieser Nacht zu lesen. Kaum wagten sie es, die Augen zu richten auf die Trümmer, welche sie umgaben. Die Neger hockten nieder und schlossen einen Kreis um ihre Gebieterinnen, als wollten sie diese beschützen. Der Wind schwieg; man vernahm nur noch das Brausen der Sturzfluthen. Plötzlich schien der Boden unter iheen Füßen zu verschwinden und zurückzukehren. Diejenigen, welche standen, fielen auf die Erde nieder und in stummem Entsetzen sahen Alle, wie ein großer Theil eines nahe liegenden Berges nebst Felsen und Gebüschen mit furchtbarem Getöse in ein enges Thal hinabstürzten, welches in geringer Entfernung von der Plantage lag.

Der Orkan war hiermil beendigt; doch überall erblickte man seine Wirkungen. Ungeheuer große Bäume waeen entwurzelt und weit weggeschleppt, tiefe Klüfte in die Erde gerissen, kleine Bäche in Ströme verwandelt. Die ganze Natur trug das Gepräge der Trauer und Verwüstung. Auf den Plantagen waeen die Negerhütten entführt, die Gebäude ganz oder theilweise zerstöet, die Anpflanzungen vernichtet oder niedergeschlagen. Hier und dort sah man einige Menschen, welche die Leichen der Verunglückten mit sich führten oder vom Sturm zerschmetterte oder erstickte Lastthiere fortschleppten. Alles war stille; kein Laut von Mensch oder Thiee unterbeach das Schweigen; die Vögel, welche betäubt in den Felsenhöhlen sich verborgen hatten, ließen keinen Ton vernehmen. Myriaden von Insekten waeen verschwunden. Ueberall hatte dee Tod einen Besuch abgestattet!

Ein Wort am Platze.

Eine widerwärtige Erscheinung auf dem Gebiete dee Literatur ist ein auch hier überhandnehmender Charlatanismus. Ein be-

kannter und beliebter Schriftsteller (L. Storch) glaubte erst jüngst in einem deutschen Blatte sich gegen den zweifellosen Mißbrauch seines Namens verwahren zu müssen. Man hatte verschiedene Werke zu sehr herabgesetzten Preisen in einer Weise angekündigt, daß das Publikum offenbar zu der Meinung verleitet werden sollte, es habe Erzeugnisse jenes Autors vor sich. Der dabei kläglich gebrauchte Kunstgriff, um sich vor etwaiger rechtlicher Verantwortung zu sichern, ist einfach: man nimmt nur den Anfangsbuchstaben des Vornamens, was also nöthigenfalls eine breite Ausflucht bietet. Wir haben allen Grund zur Annahme, einem ähnlichen Manöver in dem bei Nitzsche in Schw. Hall und Gerabronn erscheinenden „Erzähler" begegnet zu seyn. Da findet sich unter dem Titel: „Entfremdete Herzen. Eine Ehestandsnovelle von G. Freitag" eine Erzählung, welche ohne Zweifel für ein Original und zwar aus der Feder eines namhaften Schriftstellers gehalten werden soll. Es ist dieselbe, deren sich die Leser d. Bl. wohl noch erinnern werden, da sie ihnen (im August vorigen Jahres) als das gegeben worden, was sie war: die Bearbeitung einer amerikanischen Preiserzählung von Clara Moreton. Im „Erzähler" erscheint sie einigermaßen germanisirt in Namen und Stand der Personen. Der Allem nach doppelte Pseudonym (G. Freitag) hat darin allein seine ganze Originalität erschöpft; der übrige Text ist wesentlich derselbe geblieben. Wir haben demnach nur ein Stückchen wohlfeilen literarischen Piraten- und Flibustierwesens vor uns, oder ein Verfahren, das an die falschen Firmen und Etiketten erinnert. Erklärlich ist es einigermaßen, da wie Pilze beim warmen Gewitterregen, die jedesmal „einem dringenden Bedürfniß" abhelfenden oder zur „Veredlung der Menschheit" abzweckenden Blätter aller Art über Nacht aufschießen und natürlich alle durch Originale oder „bedeutendste" Mitarbeiter anlocken wollen; — aber verwerflich und der strengsten Rüge werth ist diese auf eine platte Täuschung des Publikums abgesehene Charlatanerie nicht minder wie das offene Plagiat; und wahrhaftig, wir brauchen nicht auch noch von dieser Seite die Anarchie in der Moral und den Grundsätzen der Ehrlichkeit vermehrt zu sehen!

Dr. L.

Die schulfreie Zeit der Gymnasiasten.

In Stuttgart hat dieser Tage eine Anzahl Väter eine Eingabe an die k. Oberstudienbehörde gerichtet und darin gebeten, man möge die das Gymnasium besuchenden Knaben weniger mit Hausaufgaben plagen, in welchem Punkte in dem gelehrten Schwaben allerdings des Guten zu viel zu geschehen scheint. Nun kommt ein Anderer und macht im Schwäbischen Merkur die folgenden Vorschläge: „Der Schwachheit der Jugend alle Rücksicht! aber im Ganzen ist es doch gut, daß sie frühe an den Ernst der Arbeit glauben lerne. Je mehr aber unsere Jugend einerseits mit der Arbeit Ernst machen soll, desto wichtiger dürfte es seyn, daß derselben andererseits die ihr von Gott und Rechts wegen gebührende Ruhezeit nicht verkümmert, und daß auf eine zweckmäßige und erfrischende Anwendung derselben Bedacht genommen werde. Einige dahin zielende Wünsche, aus vieljähriger Erfahrung herausgewachsen, dürften vielleicht unter den jetzigen Umständen der Beachtung nicht unwerth seyn. Wir geben sie in kurzen Sätzen: 1) Keine Schulaufgaben für den Sonntag! außer solchen, die dem Zwecke des Sonntags selbst verwandt sind, wie Memoriren von Sprüchen, Liedern 2c. Es werde den Lehrern des Gymnasiums (und nicht bloß der untersten Klassen) geradezu verboten, mit ihren Schulausgaben auf den Sonntag zu rechnen; er sey für sie so gut wie nicht da. Der Knabe und Jüngling gewöhne sich an die runde Regel: „Am Sonntag schafft man nicht!" Die Eltern haben im Grunde ein Recht, eine solche Maßregel zu erwarten im Namen der Gewissensfreiheit, der Seelen- und Leibespflege ihrer Söhne. Solch ein alle Sonntage wiederkehrendes gründliches Ausruhen, das zudem von vorneherein schon der göttlichen Ordnung gemäß ist, wehrt sicherer als ein Nachlaß in den Tagesaufgaben, der Erschlaffung und spannt zu neuer Thätigkeit. 2) Respectirung der schulfreien Nachmittage am Mittwoch und Samstag. Den jüngeren Knaben, etwa bis zum zehnten Jahre, mögen sie beide, den andern möge wenigstens der Mittwoch unverkümmert erhalten und nicht mit allerlei Nebensächern wieder in Beschlag genommen werden. Lassen wir unsere Knaben wenigstens am Mittwoch einige Stunden frei aufathmen! Hiermit berühren wir aber ein Gebiet, über das die Schuljugend nicht mehr allein zu verfügen hat. Hier mögen auch die Eltern zusehen, daß die junge Natur zu ihrem Rechte komme. 3) Die Freizeit der Knaben werde möglichst im Freien zugebracht, — täglich nach Tisch, so daß in dieser Zeit nie eine Schularbeit gefordert oder zugelassen werde, Mittwochs auf größeren Spaziergängen oder bei Turnspielen und dergleichen. „Buben hinaus!" sey die Regel. Unsere Stuttgarter Knaben können nicht spielen. Die herrlichen Jugendspiele, wie Barlaufen, Ballschlagen, Kricket u. a. floriren nicht unter ihnen. Warum nicht? fehlt es an Spielplätzen? fehlt es an Männern, es seyen Lehrer oder Väter, die pädagogischen Blick genug haben, die Wichtigkeit von Massenspielen für Knaben und Jünglinge zu erkennen, oder Aufopferungssinn genug, sich zur Pflege solcher Spiele herzugeben? — Wir Eltern dürfen nicht Alles von der Schule erwarten, wenn wir frische Jungen haben wollen, und nicht Alles auf die Schule schieben, wenn wir solche nicht haben. Helfen wir uns selbst, wo und so weit es an uns ist! Ein Vater vieler Söhne."

Goethe-Literatur.

Die Literatur über Goethe's Werke wächst und wächst und scheint wachsen zu wollen bis zum jüngsten Tage. Goethe's Dramen, Romane, Erzählungen, Gedichte, Verse, Worte und Sylben sind erklärt, die Erklärungen wieder erläutert, die Erläuterungen wieder erklärt, den Erklärungs-Erläuterungen werden wieder Commentare beigefügt und mit Prosa und Versen von Goethe besiegelt. In der That (bemerkt das „Weim. Sonntagsbl."):

Der Knabe Karl fängt an mir fürchterlich zu werden!

Wenn das so fortgeht, so wird man vor Goetheliteratur keinen Goethe mehr genießen können. Man bedenke doch, daß man Goethe unmöglich verständlicher machen kann als er selber ist und daß wesentliche Erläuterungen bereits lange vorhanden sind oder doch viel, viel kürzer gefaßt werden könnten. Im alltäglichen Sinne „populär" wird und kann Goethe niemals werden, am allerwenigsten durch lange, verzwickte, ja oft ans Mystische streifende „Erläuterungen". Mein Gott! Ueber manches Gedicht, krystallig und durchsichtig wie nur Etwas, sind Folianten vorhanden: wer wird sich einen solchen vor's Auge halten, um das Gedicht selber besser zu „durchzuschauen?" Man traue doch den Lesern und Verehrern Goethe's, die zu den Gebildetsten unserer Nation zählen, auch Etwas zu! So dankbar wir für Alles sind, was das Leben und Wirken dieses großen Mannes unserm Verständnisse und unserer Liebe näher bringt; so hoch wir die Verdienste eines Eckermann, den wir leider nicht mehr unter die Lebenden zählen, anzuschlagen bereit sind: so müssen wir doch gegen das riesige Erklärungs-Commentar-Erläuterungs-Prozeß-Wesen über jedes Verschen, Gedänkchen, Wahrscheinlichkeits-Gefühlchen einigermaßen Verwahrung einlegen. Was würde

Goethe jetzt sagen, der schon zu seiner Zeit eine Epistel also zu eröffnen sich veranlaßt sah:

Jetzt, da Jeglicher liest und viele Leser das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und selbst die Feder ergreifend
Auf das Büchlein ein Buch mit seltner Fertigkeit pfropfen,
Soll auch ich, du willst es, mein Freund, die über das Schreiben
Schreibend die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
Daß auch Andere wieder darüber meinen und immer
So ins Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze. . .

Pfeffel und die Geister-Erscheinung.

Der berühmte Fabeldichter Pfeffel pflegte häufige Spaziergänge in die Umgebungen von Colmar zu machen und dabei, weil er blind war, sich eines Freundes zu bedienen, der ihn führte. Eines Tages (so erzählt dieser in unserer nächsten Nähe wohnende Freund) blieb Pfeffel bebend und erblassend stehen und sagte: „Mein Gott! Was ist das? Was seh ich da vor mir aus dem Boden steigen!“ Sein Wegweiser, der Nichts vor sich bemerkte, fragte: was es denn sey, das er sehe? Da erwiderte Pfeffel: „Eine Gestalt, eine Schattengestalt, eine Todtengestalt!“ Er hob den Stock, hieb damit horizontal durch die Luft und setzte hinzu: „So, ich fürchte sie nicht mehr. Sie ist Dunst; jetzt hab' ich sie mitten aus einander gehauen!“ Hierauf bat Pfeffel seinen Begleiter, nach der Stadt zu eilen und Polizei zu holen, denn, sagte er, hier dünkt mir's nicht geheuer, hier muß Jemand begraben seyn, vielleicht ist hier ein Unglück geschehen! Und so war es auch; man grub einen menschlichen Leichnam aus, an dem sich Spuren eines Mordes zeigten. (Weim. Sonntagsbl.)

Mannichfaltigkeiten.

Hüben bekommen die Friedenshoffnungen rothe Backen und drüben in England denkt keine Pastorenmagd mehr an den Frieden. Durch, durch! ruft oder besser denkt drüben Alles, obgleich oder weil in jedem dritten Hause Trauer ist und die Frau oder Mutter oder Schwester unwillkürlich zusammenfährt, wenn die Schläge des Thürklopfers unter der Hand des eiligen Briefträgers durchs Haus schallen; denn der Brief kommt gewiß aus der Krim und vom Heere. Lord Palmerston gestand, die Franzosen seyen gar lang nicht so warm für den Krieg als seine Landsleute, ihn selber eingeschlossen.

Das schwarze Meer hat Manchen mehr als das Leben gekostet. Damned-Ass nennt der englische ärgerliche Volkswitz den Admiral Dundas. Königin Victoria hat in einem Armeebefehl die Flottenoffiziere, namentlich den energischen Contre-Admiral Lyons mit Ehren überhäuft. Den Admiral Dundas erwähnt sie mit keinem Wort. Das will ungefähr eben so viel sagen als der Volkwitz.

Als Matthäus Bechstein, der berühmte Naturforscher und Forstmann, die Seele der von ihm geleiteten Forstakademie zu Dreißigacker, noch Candidat der Theologie war und an der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal mit glücklichem Erfolge die Naturwissenschaften lehrte, wünschte der damalige Herzog von Gotha ihn in seine Residenz zu ziehen. Es war gerade die zweite Predigerstelle an der Schloßkirche erledigt, und der Herzog sprach den Wunsch aus, daß er diese Stelle erhalten sollte, wenn er sich dazu eigne. Bechstein wurde zu einer Probepredigt geladen, und der Oberhofprediger erhielt den Auftrag, über den Ausfall dem Herzog zu referiren. Als der Gottesdienst beendigt war, erschien der Oberhofprediger beim Herzog. „Nun, was hat der Candidat gepredigt?“ — „Nichts als Botanik“, erwiederte der Gefragte. „Da freilich kann er auch nicht Hofcaplan werden“, resolvirte der Herzog, „sondern soll bei seinem Fache bleiben.“ Und das war sein Glück. (Dorfz.)

Man verspricht sich in Rußland sehr viel von dem neu errichteten Schützenregimente. Da gibt es selbst nach Berichten von Missionären wahre Nimrode darunter, und von einem solchen Jäger, einem Jukagir, wird erzählt, daß er während seines 63jährigen Lebens 55,000 Stück verschiedene Thiere erlegt habe. Wenn man dem Manne mithin noch 60 Jahre lang (die Russen werden oft sehr alt) Gelegenheit gibt, auf Engländer und Franzosen Jagd zu machen, so kann er allein noch ein ganzes Heer vernichten!! Da sage man noch, daß die Presse keine schöne Erfindung sey!

(Aus Mitteldeutschland, im December.) Damit man über die Angelegenheit, welche jetzt die „erstgeborenen Söhne“ des heiligen Vaters, die Bischöfe aller Lande, in der ewigen Stadt versammelt, über die „unbefleckte Empfängniß der allerheiligsten Jungfrau“, sich etwas orientiren könne, theilt ein Korrespondent der „Weser-Ztg.“ Einiges aus dem neuesten Werke hierüber, was unter alle Bischöfe vertheilt worden, der Schrift von Karl Passaglia aus der Gesellschaft Jesu (Rom, 1854) in wortgetreuer Uebersetzung mit: Der Verfasser faßt nämlich Alles, was über jenen Gegenstand zu sagen, in folgenden vier Propositionen zusammen: 1) Alles, was sich auf die Gnade und Heiligkeit Mariens bezieht, ist neu und unendlich über die gewöhnliche Ordnung der Natur und Vorsehung hinausgehend und nicht anders als in ungewöhnlichen und fremdklingenden Ausdrücken darstellbar. 2) Alles, was die Heiligkeit und Gnade Mariens betrifft, erhebt sich so sehr über die natürliche Einsicht und ist dergestalt undurchdringlich, daß man mit demüthigem Sinne glauben muß und sich nicht von menschlichen Ansichten beherrschen lassen darf. 3) Es ist Alles rücksichtlich der Gnade und Heiligkeit der heiligen Jungfrau als ein Wunder anzusehen, und zwar als ein unaussprechliches Wunder, als das größte der Wunder; als ein Satz von Charismen (Gnadengaben) und als eine verborgene Tiefe von Gnaden. 4) Es ist die Lehre der Väter, daß Marie nach Gott in der Reinheit und Heiligkeit den zweiten Platz behaupte. — Wie kann (so schließt nun der Verfasser) dennoch angenommen werden, daß das, was zur Schmach, Schande und zum Falle der ganzen menschlichen Natur gehört, an Derjenigen hafte, die unter allen Menschen als ein Wunder und nicht bloß als ein Wunder, sondern als die Spitze und der Gipfel der Wunder betrachtet werden muß?

(Tübingen, 10. Dec.) Gestern wurde hier das Andenken des berühmten Kunsthistorikers Winkelmann durch eine Rede gefeiert, welche Professor und Rektor Walz im Museumssaale vor einem gemischten Publikum hielt und in welcher er eine kurze Schilderung seines Lebens und seiner Verdienste um die wissenschaftliche Kenntniß der alten Kunst gab. Seit einer Reihe von Jahren wird nach dem Vorgang der Kunstfreunde in Rom der Geburtstag Winkelmanns in mehreren deutschen Städten, wie in Bonn, Kiel, Leipzig, festlich begangen und eine auf einen kunstgeschichtlichen Gegenstand bezügliche Rede dabei gehalten.

(Leipzig, 9. Dec.) In der letzten Sitzung des polytechnischen Vereins hielt der Schneidergeselle Rothleb, unter Vorzeigung der betreffenden Abbildungen, einen Vortrag über eine von ihm ausgedachte Maschine, mit deren Hülfe er zu fliegen gedenkt. Aber weder aus seinen Theorien, noch aus der detaillirt

gezeichneten Flugmaschine ließ sich eine andere Ueberzeugung schöpfen als die, daß es ihm wie allen seinen Vorgängern gehen werde. Zur Ausführung seines Vorhabens sucht Rothleb die Summe von 500 Thlrn. (D. A. Z.)

Frankfurter Theater.

(Schluß.)

Frau Anschütz gab die Senta, eine Parthie, welche gleich denen der Elisabeth und der Elfe nicht leicht eine geeignetere Repräsentantin finden dürfte. Die poetische Fülle und Innerlichkeit, die Wärme und Wahrheit ihrer Empfindung, der edle und seelenvolle Ausdruck ihres Gesanges und Spieles treten auch hier so schön und ergreifend hervor, daß Dichtung und Wahrheit zur harmonischen Schönheit vereinigt und das Ganze zu einem lieblichen Bilde edler Weiblichkeit gestaltet wird. Frau Anschütz weiß solchen Rollen eine Weihe und eine poetische Verklärung zu verleihen, deren milden Zauber sich jedes fühlende Gemüth gerne hingibt. — Wenn die Parthie des Daland namentlich im zweiten Akte die Glanzpunkte der Oper enthält, so dürfen wir die Leistung des Hrn. Dettmer als eine ihnen vollkommen entsprechende und ganz vorzügliche bezeichnen. Kraft und Ausdruck im Gesang, Wahrheit und Würde in der Darstellung gingen hier Hand in Hand, und die große Gesangsscene im zweiten Akte wurde mit wahrer Meisterschaft ausgeführt. Solche Leistungen sind Achtung gebietend, sind das Ergebniß künstlerischer Auffassung und gereifter Einsicht. Einstimmiger Beifall war des wackern Sängers wohlverdienter Lohn. — Hr. Benda that sein Mögliches, um die eben nicht sehr anziehende Parthie des Eric zur Geltung zu bringen und Hr. Baumann sang den Steuermann und namentlich dessen Matrosenlied recht gut. Die neue Oper dürfen wir als auf unserm Repertoir gesichert betrachten.

Am 5. December, als am Todestage Mozarts, wurde zum ersten Male gegeben und am 12. zum ersten Male wiederholt: Mozart, ein Künstler-Lebensbild in 3 Acten und einem Vorspiel von Leonh. Wohlmuth. — Wir haben uns schon öfters darüber ausgesprochen, daß wir es nicht gerne sehen, wenn gefeierte Meister aus dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, welche in Folge ihrer von uns hochverehrten Geisteswerke in idealer Größe und Weihe vor uns stehen, zu Helden von Bühnenstücken gemacht werden. Solche Stücke können unsere Liebe und Verehrung für jene geistigen Herren nicht steigern, sondern müssen uns mehr oder minder unangenehm berühren; sie sind mehr auf die Schaulust und den Bühneneffekt, als auf die innere Wahrheit und Tiefe des Charakters berechnet; sie entstellen die geschichtliche Treue zu Gunsten einer Theaterintrigue und um wirksame Rollen für den Schauspieler herauszuschneiden. Dieß gilt auch von dem vorliegenden Drame, welches der Verfasser ein Künstler-Lebensbild genannt hat. Es fehlt diesem Lebensbild nicht an Anachronismen; denn Jedermann weiß, daß Mozarts Mutter nicht in Salzburg, sondern in Paris gestorben, daß nicht der Vater nach Mannheim gekommen, um den Sohn zu trösten, sondern daß dieser in seinen Briefen aus Paris den Vater zu trösten sucht, ferner, daß Mozarts Opern nicht in der Reihenfolge, die hier angenommen wird, entstanden sind, daß es sich mit der Geschichte des Requiems theilweise ganz anders verhält u. s. w. Der Charakter Mozarts ist ein anderer gewesen, als er hier erscheint, und aus dem naiven lebensfrohen und frischen Tondichter und seinem unbefangenen kindlichen und leichten Sinn ist ein sentimentaler und stellenweise hochtragischer Schönredner geworden. Der gute Schikaneder ist die einzige Person in diesem Stücke, an der man sich erfreuen kann, weil sie den ihr eigen gewesenen Humor beibehalten und der Wahrheit treu geblieben ist. Um uns kurz zu fassen, wir haben es hier mit einem ganz gewöhnlichen Schau- und Rührstück mit melodramatischer Musikbegleitung, nicht aber mit einem wahren und auf geistigen Unterlagen beruhenden Lebens- und Charakterbilde zu thun, mit einem Gelegenheitsstücke, das man einige Mal geben und dann wieder ruhig bei Seite legen wird. — Die Titelrolle wurde durch Hrn. Wallner mit der diesem Darsteller eigenen Sorgfalt gegeben und wir dürfen ihm zugestehen, daß er aus ihr gemacht hat, was daraus zu machen gewesen. Er suchte den Charakter so kindlich und gemüthvoll zu halten, als es die Zeichnung des Verfassers nur immerhin verstattete, ihn nach der gegebenen Anlage consequent durchzuführen und den Pathos vieler Reden und Redensarten möglichst herabzustimmen. Sein treffliches und tief empfundenes Spiel in der überaus langen Sterbescene des letzten Aktes verdient alle Anerkennung und würde noch mehr wirken, wenn man hier recht viel kürzen und die langen Phrasen möglichst beseitigen wollte. Seine Darstellung wurde durch lebhaften Beifall und Hervorruf nach Verdienst gewürdigt. Die übrigen Mitwirkenden, deren Leistungen zu besprechen uns heute der Raum nicht verstattet, ließen es an dem erforderlichen Fleiß nicht fehlen, und hat ihnen der Verfasser einen Vorwurf der Vernachlässigung nicht zu machen. Konnte das Stück auch den Eindruck einer festlichen Weihe nicht hervorrufen, so fand es doch eine wenigstens nicht mißfällige Aufnahme.

W.

Korrespondenz.

Heidelberg, 4. Dec.

Man hat Ihnen öfters über die Kunstbestrebungen unserer Stadt berichtet. Gestatten Sie, daß ich Ihnen dießmal einige Worte über das Theater schreibe, welches uns in dieser Wintersaison hinsichtlich des Repertoires und der Aufführungen in der That Alles leistet, was man nur unter den hiesigen Verhältnissen zu erwarten vermag. Seitdem Herr Dr. Röderle mit 1. October auch nominell die Direktion vollständig übernommen hat, ist nicht nur die artistische Erfüllung der kontraktlichen Verbindlichkeiten mit demselben Lobe anzuerkennen, wie zu der Zeit, da Herr Direktor Haake nominell dem Kunstinstitute vorstand, sondern auch im Vaudeville und der Spieloper, wofür gute Kräfte gewonnen sind, eine weit über die kontraktliche Verpflichtung hinausgehende Gabe geboten worden. Wenn man auch das Abonnement im Ganzen ein günstiges nennen darf, so wäre von manchen Seiten doch dafür mehr gerechte Anerkennung zu wünschen, daß die Opernvorstellungen außer Abonnement stattfinden. In manchen Kreisen mag diese geringe Anerkennung daher kommen, daß man keine genaue Kenntniß davon hat, welche Vortheile eigentlich in unserem neuen Theater dem Unternehmer gewährt werden, oder daß man wohl gar glaubt, das Institut erhalte direkte Zuschüsse, wie etwa in Mannheim oder Frankfurt. Dieß ist nicht entfernt der Fall. Vielmehr muß der Theaterdirektor für jede Wintersaison 1200 fl. Pacht zahlen und von jedem abonnirten Platze per Saison 1 fl. an die Stadt abgeben. Dafür steht ihm aber nicht etwa das ganze Theatergebäude zur Verfügung, sondern das Buffet wird von der Aktiengesellschaft verpachtet, die bekanntlich das Haus erbaute. Allerdings ist nun die Dekoration (vom Karlsruher Interimstheater) der Direktion im Inventar des Hauses übergeben; aber sie muß alle Versetzstücke u. dgl. aus eigenen Mitteln stellen, hat also, außer den Tageskosten, bei den hiesigen Ansprüchen oftmals sehr bedeutende Extraausgaben. Andere Leute glauben, die Stadt habe den Aktionären bedeutende Konzessionen gemacht und unterstütze auf diese Weise das Institut wenigstens indirekt aus kommunalen Mitteln. Allein Bau und Einrichtung im Werth von etwa 40,000 fl. sind, wie sie dastehen, auf folgende Weise entstanden. Die freiwilligen Beiträge betrugen 18,900 fl., ein Kapital von gleichem Betrage schossen die Aktionäre zusammen, 4000 fl. ist der ungefähre Betrag der von Karlsruhe gekommenen Dekorationen, von denen die aus dem Domänenressort (in einem Werth von 2800 fl.) durch die Gnade Sr. königl. Hoheit des Regenten dem Institut allerdings als Geschenk überlassen wurden. Nach dem Vertrage zwischen der Aktiengesellschaft und der Stadt aber zahlt letztere für das Gebäude nebst Inventar, also für einen Gesammtwerth von 40,000 fl., 18 Jahre lang jährlich bloß 1000 fl., wofür nach Ablauf dieser Zeit das Schauspielhaus nebst Inventar zum Eigenthum der Stadt wird. — Dieß ist offenbar ein für eine Kommune vortheilhaftes Abkommen, aber wie dabei von einem Vortheile der Aktionäre oder vollends gar von einer indirekten Unterstützung der Theaterdirektion die Rede seyn könnte, ist nicht zu begreifen. Vielmehr erwachsen letzterer gerade aus diesem Verhältnisse jene schweren Lasten, die wir oben näher bezeichneten.

Frankfurt a. M.

Freitag den 15. December, Abends 7 Uhr: Erste Quartett-Unterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Waldhauser, Posch und Siedentopf im holländischen Hof. Programm: 1) Quartett aus D dur von Haydn; 2) Quartett aus E dur von Franz Messer; 3) Quintett aus G dur von Spohr (unter gefälliger Mitwirkung des Herrn Mascheck sen.). — Abonnementskarten zu 4 fl., sowie einzelne Karten zu 1 fl. 45 kr. sind in den Musikalienhandlungen des Herrn André und des Herrn Henkel und Abends an der Kasse zu haben

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 14. Dec. Der Brauer von Preston.

Freitag, 15. Dec. (Zum ersten Male): Charlotte Ackermann, Drama in 5 Aufzügen nach dem gleichnamigen Roman Otto Müllers.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 299. Freitag, den 15. December 1854.

Frau Ida Pfeiffer's zweite Reise um die Welt.

Unter den weiblichen Personen, die, den seltenen Meteoren gleich, in der geographischen Welt aufgetaucht sind, steht Frau Ida Pfeiffer, die berühmte Wienerin, in ihrer Art unübertroffen da. Sie ist es, von der ein Karl Ritter das Urtheil fällte, „daß sie als einzelne Frau unstreitig, dem Umfange ihrer Pilgerfahrten nach, wohl die weitgereisteste ihres Geschlechtes sey; daß sie in dieser Beziehung in der That alle früherhin berühmtesten reisenden Männer des Mittelalters, einen Venetianer Marco Polo, einen Moslemin Ibn Batuta, bei weitem übertreffe; denn sie habe nicht nur wie diese drei Erdtheile der alten Welt nach den verschiedensten Richtungen durchwandert, sondern auch die neuen Welten Amerika und Australien besucht und alle Ozeane durchschifft.“ So sprach der große Reisehistoriker, noch ehe die kühne Pilgerin ihre letzte weite Reise vollbracht. Wir haben nun soeben die Freude gehabt, aus einem Briefe von ihr zu ersehen, daß sie dieselbe, ihre zweite Reise um die Welt, glücklich beendigt und nach einer Abwesenheit von 3½ Jahren vor einigen Tagen in London angelangt ist.

Indem wir aus den seit Jahr und Tag an uns gerichteten Briefen der Frau Ida Pfeiffer eine gedrängte Uebersicht der Richtung ihrer zweiten Weltreise zu geben wünschen und uns vorbehalten, an einem anderen Orte auf die geographischen Ergebnisse dieser Reise zurückzukommen, wird es für diejenigen ihrer deutschen Landsleute, denen ihre Persönlichkeit und ihre mannichfaltigen Peregrinationen noch unbekannt sind, nicht überflüssig seyn, Folgendes zu bemerken. Außerhalb Deutschland ist ihr Ruf schon weit verbreitet und ihr Name zu den populärsten geworden.

In dem Vorwort eines ihrer Reiseberichte erzählt uns Ida Pfeiffer, daß von Kindheit an sie einen leidenschaftlichen Trieb zur Wanderung gefühlt, welchem zu folgen ihre Familienverhältnisse lange nicht erlaubt hätten. Nachdem aber ihre zwei Söhne herangewachsen und als Kaufleute etablirt, sie selbst aber durch den Tod ihres Mannes unabhängig geworden war, erwachte ihr frühester Jugendtraum: „die Wunder der Schöpfung in allen Zonen des Erdballs sich zu eigener Anschauung zu bringen“, mit größter Lebhaftigkeit. Da sie dem Alter nach schon dem vorigen Jahrhundert angehöre, also als einzelne Frau ohne Anstoß reisen könne, ihre Pflichten als Mutter erfüllt habe, ihre Söhne versorgt und glücklich sehe, kein anderer Beruf sie zurückhalte, so glaube sie, die Zeit sey gekommen, wo sie, ohne Vermessenheit gegen Gottes Güte zu handeln und bei dem Bewußtseyn völligen Freiseyns von Ruhmsucht und Eitelkeit, in der Verfolgung ihres Reisedranges sich in Bewegung setzen könne. Beschwerden, Gefahren, selbst den Tod fürchte sie nicht; sogar, wenn dieser sie auf der Wanderung ereilen sollte, würde sie ihm ruhig entgegensehen und Gott danken für die heiligen schönen Stunden, die sie in Beschauung seiner Wunder verlebt habe. Mit dieser Gesinnung bittet sie den Leser, den Schein der Extravaganzen ihrer Reisen ihr nicht zur Last zu legen und sie nicht mit dem gemeinen Maße zu messen, daß ein solches Leben für eine Frau sich nicht zieme.

„Und in der That“, sagt Karl Ritter, „muß man ihrer Eigenthümlichkeit, als einer in ihrer Natur begründeten, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie folgt ihrem frommen, ganz anspruchslosen Pilgerzuge durch die ganze Welt, zur Befriedigung ihres eigenen Herzens und, wie sie selbst davon überzeugt ist, ihrer Gefühle. Es bestätigt sich auch hier, daß die geistige Natur immer unendlich reicher ist in ihren Bildungen, als der künstliche Rahmen, in den der theorisirende Mensch sie einzuzwängen sucht.“

Ida Pfeiffer raffte alle ihre in einer langen Reihe von Jahren gemachten Ersparnisse zusammen und unternahm ihre erste Wanderung, die Pilgerfahrt nach Jerusalem und dem heiligen Lande. Denn sie habe, sagte sie, „lange von dem unbeschreiblichen Glücke geträumt, jene Orte zu betreten, die unser Heiland durch seine Gegenwart geheiligt.“ Sie kehrte mit Entzücken über das Gesehene und ganz beglückt zurück.

Die gemachte Erfahrung, mit ihren mäßigen Geldmitteln, aber körperlich rüstigen Kräften, weit mehr unternehmen zu können, drängte sie sehr bald zu einer zweiten Reise und dießmal wählte sie im Jahre 1845 Skandinavien und die Insel Island zum Ziel, eine Reise, deren Beschreibung, wie ihre erste nach Palästina, auch im Druck erschienen ist.

Aber nun erst schienen ihr die Flügel zu einer Weltreise gewachsen zu seyn, die sie in den drei folgenden Jahren, 1846 bis 1848, zurücklegte. Sie reiste über Amerika und Brasilien, fuhr um das Kap Horn, durchwanderte Chili, besuchte Otahaiti, segelte von da nach China und gelangte endlich nach Ostindien. Sie schiffte den Tigris hinauf bis zu den Ruinen von Babylon und Ninive̱h und wanderte von hier aus durch die Mitte der sonst gefahrvollsten Länderstriche, durch das Kurdenland und Persien, überstieg den Kaukasus und durchwanderte das südliche Rußland. Von da kehrte sie über Konstantinopel und Griechenland in die Heimath, „zum lieben Stephansthurm“, zurück, voll der reichsten Erlebnisse und Erfahrungen, die sie in sehr einfach gehaltenen, aber anziehenden und höchst getreuen Schilderungen in einem Bericht niedergelegt hat, der zu Wien 1850 in 3 Bändchen erschienen ist.

Sie, die einsame, waffenlose, schon bejahrte, unscheinbare Frau konnte ganz friedlich, meist wohlwollend, oft gastlich aufgenommen, die Mitte der rohrsten Völkerhorden durchschreiten, durch Chinesen, Malayen, Hindu, durch Perser, Araber, Turkmanen, Kurden, Beduinen, Türken unangetastet hindurch. Sie wendete sich zunächst an die Frauen, trat mit ihnen in ihre niedrigste

Hütte, nahm wie eine ihres Gleichen mit dem einfachsten Mahle vorlieb, gab kleine Hülfsleistungen, spendete den Kindern unbedeutende Gaben, lehrte sie manche nützliche Fertigkeiten, Reinlichkeit, erfreuliche Spiele, gab manche gute Lehre und Rath über häusliche Einrichtungen und gewann so auch die Duldung der rohesten Männer. Die wildesten Barbaren ließen die arme Pilgerin, von der sie nichts zu gewinnen hatten, nur mit ihrem Stabe in der Hand weiter durch die Einöde oder von Hütte zu Hütte ziehen und größtentheils konnte sie auch bei den ärmsten und niedrigsten Barbaren auf die gastlichste Aufnahme zählen.

Noch aber war ihre Reiselust, unzähliger Beschwerlichkeiten ungeachtet, nicht erschöpft; Vieles war ihr noch zu sehen übrig, manche Länderstrecken unseres Planeten zu durchwandern und zu erforschen. Sie kam im Frühjahr des Jahres 1851 zu einer neuen Wanderung nach London, wo wir sie persönlich kennen lernten und zu einem möglichst umfassenden und mannichfaltigen Reiseplan zu ihrer zweiten Weltreise mitzurathen hatten.

Am 22. Mai 1851 reiste sie von London ab und zwar zuerst nach dem Kap der guten Hoffnung, welches sie auf einem gewöhnlichen Segelschiffe, wo sie die einzige Passagierin war, am 11. August erreichte. Dem Reiseplan gemäß, wollte sie von hier aus ins Innere Afrikas vordringen, aber dieses erlaubte ihr geringer Reisefond nicht. „Ich zog", schrieb sie, „hinsichtlich der Reisen in das Innere des Landes schon manche Erkundigungen ein; man sagte mir allgemein, daß die Eingebornen überall sehr gut seyen, daß ich als Frau gewiß viel weiter vordringen würde als jeder Mann, und man rieth mir sehr, die Risse bis an die unbekannten Seen und auch noch weiter zu unternehmen. Und sammt all den schönen Aussichten und Hoffnungen werde ich kein Land weniger bereisen als gerade dieses. Hier heißt es gleich: Wagen, Ochsen, Pferde, Esel kaufen, theure Führer miethen u. s. w.; wie weit würde ich da wohl mit meinen 100 Pfund Sterling*) reichen? Noch diesen Monat will ich eine kleine Reise mit holländischen Bauern nach Klein-Williams machen und diese Reise soll der Anfang und Schluß in diesem Lande seyn."

(Schluß folgt.)

Für deutsche Auswanderer nach den Vereinigten Staaten.

Ein Freund theilt uns aus seinen Skizzen über die „Vereinigten Staaten Amerikas" folgende beherzigenswerthe Worte mit:

„Eine Bemerkung, die nicht genug bekannt, vom Auswanderer aber nicht genug berücksichtigt werden kann, darf ich nicht verschweigen: Wer sich in den westlichen Staaten niederzulassen gedenkt und nicht aus besonderen Rücksichten bestimmt wird, im Herbste auszuwandern, verlasse Deutschland immer zeitig im Frühjahr, etwa März oder April. Landet er in Boston, Neuyork, Philadelphia, Baltimore oder New-Orleans, so kommt er zu einer angenehmen Jahreszeit an und findet die Wasser-Communikations-Wege vom Eise frei. Die Reise im Innern des Landes ist nicht nur eine weit interessantere, sondern auch weit wohlfeilere, als im Spätherbst und Winter, zumal in solchen Gegenden, wo noch keine Eisenbahnen sind. Ist dann im Frühsommer oder Sommer die Heimath gewählt, so kann noch etwas Land bestellt und ein Haus mit Hülfe der Nachbarn vor dem Einbruch des Winters gebaut und überhaupt alle die nöthigsten Einrichtungen getroffen werden, um sich bei den oft rauhen und kalten Wintern vor Wind und Wetter und den nachtheiligen Einflüssen des Klimas zu schützen, wozu eine trockene und gesunde Wohnung außerordentlich viel beiträgt. Verläßt aber der Auswanderer im Herbst Deutschland, so daß er erst im November, December oder Januar in einer der Küstenstädte Amerikas (und in dieser Jahreszeit in der Regel nach einer sehr rauhen, stürmischen Seereise) eintrifft, so ist die Weiterreise nicht nur unangenehmer und theurer als im Frühling, sondern auf dem obern Mississippi und dem Missouri bei niedrigem Wasserstande oft auch sehr gefährlich. Häufig ist schon der Mississippi von Cairo, 200 Meilen unterhalb St. Louis, vier bis sechs Wochen zugefroren, ebenfalls der Missouri und andere Flüsse. Der Mississippi oberhalb St. Louis ist selten vor Ende März vom Eise frei. So muß der Auswanderer dann in den Seestädten oder St. Louis, wenn er letzteren Ort überall erreichen kann, bis zum Frühling verweilen und weil es ihm und seiner Familie nur zu häufig an Verdienst gebricht, sein Geld verzehren, was er am Orte seiner Bestimmung hätte nützlicher anwenden können. Oder sie fallen den Deutschen oder der deutschen Gesellschaft zur Last und bei dem besten Willen kann nicht immer all dem Jammer und der Noth abgeholfen werden, die über Hunderte sich erstreckt, welche ins Blaue hinein mit ihren Familien den deutschen Boden verlassen, ohne darauf zu achten, in welcher Jahreszeit dieß geschieht und ob ihnen dann, wenn angekommen in Amerika, Mittel und Wege zur Weiterreise zu Gebote stehn? — Und selbst Solchen, welche die Mittel hätten und sie anwenden wollten, um sich und ihre Effekten im Winter zu Wagen weiter zu befördern, machen die schlechten Wege eine Weiterreise unmöglich, und wo solche stattfinden könnte, sehr kostspielig. Die Menge Auswanderer, welche im Winter in New-Orleans ankommen und dann in der Regel höchstens nur St. Louis erreichen, wo sie überwintern müssen, sehr oft aber auch nur bis Cairo kommen können, wo Tausende zuweilen in bitterer Kälte und Mangel an den nöthigsten Lebensmitteln argen Drangsalen ausgesetzt sind, wovon der letzte Winter noch ein trauriges Beispiel lieferte, veranlassen diese Bemerkung. Hätten die deutschen Bürger von St. Louis damals mit nicht genug zu lobender Hingebung freudig überall die Hand geboten, hätte nicht ein trefflicher Gemeingeist sie beseelt, sich ihrer armen unglücklichen Landsleute anzunehmen (es wurden an 7000 Dollars zusammengebracht), Hunderte wären vor Hunger und Kälte umgekommen und in den Dampfschiffen zusammengedrängt, im Schmutz und Ungeziefer elend zu Grunde gegangen. Dergleichen Thatsachen werden selten in Deutschland verbreitet und es ist wahrlich nöthig, wiederholt den Auswanderer zu warnen, wo möglich im Herbst die Reise zu unterlassen. Daß ich hier von Landleuten und auch nur von solchen rede, die sich im ferneren Westen der Vereinigten Staaten niederlassen wollen, vorzüglich auch hier ganze Familien in Anbetracht ziehe, versteht sich von selbst."

Untergang des Auswanderer-Schiffes „New-Era".

New-York, 14. Nov. Gestern Morgen erhielten wir zeitig die Nachricht, daß ein großes Schiff, dessen Namen noch unbekannt war, ungefähr vier Meilen südlich Long-Beanch, am Jersey-Ufer, nahe Sandy-Hook, gestrandet sey und in sehr gefährlicher Lage sich befinde. Gegen 1 Uhr hörten wir, daß das Schiff die „New-Era" sey, kurz vorher in Bathe gebaut und von Bremen nach New-York unter Segel, mit 380 Passagieren an Bord. Zur Zeit, da uns die Nachricht zukam, waren noch alle Reisenden an Bord, alle auf dem Deck gedrängt und in großer Angst. Vom Ufer aus schien es weniger gefährlich, und Niemand dachte an Menschenverlust, viel weniger an einen totalen Untergang, obwohl die See so hoch ging, daß kein Boot, selbst kein Dampfer mit dem Schiff in Verbindung kommen konnte. Erst

*) Ihre ganze Baarschaft zu einer Weltreise von 3½ Jahren!

gegen 6 Uhr Abends hörten wir Genaueres über die „New-Era". Sie war dieses Jahr von der Firma Hitchcock und Compagnie in Bathe gebaut, hielt 1328 Last Tonnen und wurde zu 71,000 D. geschätzt. Ungefähr am 22. September verließ sie Bremen unter Führung von Kapitän Henry auf ihrer Reise nach New-York, gut versichert in Bath, Boston und hier. Sie war an die hiesige Firma Charles E. Durkau und Comp., 51 South-Street, verwiesen. Die Emigranten waren ausschließlich Deutsche. Nach ziemlich beschwerlicher Ueberfahrt kam die „New-Era" Sonntag gegen Mittag in Sicht von Land. Sie setzte ihren Lauf bei dichtem Nebel fort und stieß aufs Land dieselbe Nacht zwischen Deal und Long-Branch. Gestern Morgen in aller Frühe wurde dieselbe, die Breitseite gegen Land liegend, bemerkt. Die See war hoch und die Wellen spülten über ihr Deck. Gegen 12 Uhr wurde ihr allmäliges Zertrümmerngehen bemerkt. Sowie dieß erkannt wurde, geschahen alle Anstrengungen, die Passagiere zu retten. Frühzeitig Nachmittags gelang es, Seile mit dem Schiff zu verbinden, und kurz darauf war Kapitän Henry mit 20 Reisenden in Sicherheit am Land. Dieselben sagten aus, daß, bevor sie das Schiff verlassen hätten, schon mehr als 150 der Passagiere verloren gewesen seyen, entweder erdrückt, im Schiff selbst ertrunken oder von den Wogen über Bord gewaschen. Neue Versuche wurden vom Ufer aus gemacht, die Uebrigen an Bord zu retten, aber bis zu diesem Augenblick mit nur wenig Erfolg. Auf dem Comptoir der Herren Duncan und Compagnie erklärte man, daß sie keine Liste der Passagiere erhalten hätten, die mit dem Schiff gekommen. Man kann somit den ängstlichen Nachfragen der Hunderte von Leuten, die mit diesem Schiff Verwandte und Bekannte erwarten, nicht entsprechen. Ich fürchte, daß auf dem Schiff dieselbe gewissenlose Unordnung herrschte, wie auf den meisten übrigen Auswandererschiffen, wo der Kapitän nie eine Namensliste der Passagiere aufnimmt, bis er an Staten-Island (ungefähr 5 Meilen von hier) angekommen. Bei spätern Anfragen hörten wir, daß die „New-Era" in Boston mit 50,000 Doll., in Bath mit 25,000 D., in New-York mit 6000 D. versichert sey. Das Schiffwrack wird zu der Zahl der traurigen Erinnerungen gehören, die dem Verlust der „Powhattan" folgten, welche am selben Ufer gescheitert ist, ohne daß auch nur ein einziges Wesen gerettet wurde. Die „New-Era" liegt zwischen Deal und Long-Beanch, ungefähr 15 Meilen unter Sandy-Hook und nahe 35 Meilen von New-York. Das Ufer ist sandig, rauh und zur jetzigen Saison sehr gefährlich. Wie wir so eben hören, verließ die „New-Era" Bremerhafen am 28. September und führte blos deutsche Auswanderer. (Allg. Ztg.)

Ueber Erziehung.

Im Jahre 1684 wurde die Erziehungsanstalt von Rueil nach dem Schlosse Noisy, welches der König der Frau von Maintenon zu diesem Zwecke geschenkt hatte, verlegt. Für die Erzieherinnen in Noisy schrieb Frau von Maintenon im Jahre 1685 eine Instruktion, von der uns das folgende Bruchstück mitgetheilt wird: Man mache ihnen (den Schülerinnen) verständlich, was man zu ihnen spricht und was man ihnen vorliest. Man lehre sie französisch sprechen, aber einfach. Eben so einfach sollen sie schreiben. Man spreche christlich mit ihnen und vernünftig. Man bessere fortwährend an ihnen, aber mit Sanftmuth und Geduld. Man erheitere ihnen oft ihre Unterrichtsstunden. Man dehne ihnen die Unterrichtszeit nie zu sehr aus. Man erziehe sie zu guten weltlichen Christen, ohne ihnen klösterliche Gewohnheiten beizubringen, wie die, daß sie nicht wagen, die Augen aufzuschlagen. Man halte sie nicht zu öffentlichen Geständnissen ihrer Fehler an. Man lasse sie nicht bei jeder Gelegenheit niederknien. Wenn sie sich durch einander beleidigt fühlen, sollen sie sich versöhnen, wie es Christen ziemt. Man liebe sie Alle auf gleiche Weise. Man bringe ihnen einen großen Abscheu vor der Welt bei, aber so, daß sie nicht auf die Meinung kommen, man thue dieß bloß, um sie für das Klosterleben zu bestimmen.

Mannichfaltigkeiten.

(Zürich.) Bei dem kürzlichen Leichenbegängniß des Pfarrer Hirzel in Veltheim ereignete sich ein tragischer Vorfall. Als die Gemeindevorgesetzten den Sarg aufgenommen hatten und sich der Leichenzug in Bewegung setzte, kam ein treuer Freund des Verstorbenen, Herr Bezirksrath Ernst, in höchster schmerzlicher Bewegung, begab sich an die Spitze des Zuges, um denselben in die Kirche zu führen, machte wenige Schritte, sank um und war eine Leiche.

Die Familie des verewigten Heinrich Zschokke hat sich in einer Vorstellung an die sämmtlichen Kantonsregierungen der Schweiz gewandt, mit dem Gesuche, die in dem Konkordat über den Nachdruck dem Autor zugesicherten Garantien möchten dahin ausgedehnt werden, daß (im Sinne der deutschen Bundesgesetzgebung) das Recht der Erben oder Rechtsnachfolger auf ein schriftstellerisches oder künstlerisches Werk wenigstens dreißig Jahre nach dem Tode des Autors fortdauern soll.

Ueber die Geburtsstätte des Tschingis Khan bestand bisher noch manche Ungewißheit. Diese soll jetzt nach einer Mittheilung in der „Nordischen Biene" aus Nertschinsk gehoben seyn. Darnach hat der gelehrte Mongole Dorschi nach vielen Forschungen herausgefunden, daß Tschingis Khan im russischen Gebiete unweit der Festung Tschindanta am rechten Ufer des Onon (Amur), im Bezirke von Düljun-Boldok geboren ist. Der Geburtsort Tschingis Khans würde also ungefähr 50 Gr. nördlicher Breite und 132 Gr. östlicher Länge liegen.

Einen eigenen Eindruck macht, was das Schweizer „Vaterland" schreibt: Große Theilnahme erregte der leidende Zustand des Hrn. Bundesrath Munzinger, in welchem er in der Bundesversammlung zur Beeidigung erschien. Auf einem reichlich mit Kissen gepolsterten Rollstuhle hergezogen, mühsam die Treppe heraufgeschleppt, mußte er bei der Eidesleistung noch unterstützt werden. Aber der alte Veteran weicht nicht, sondern bleibt unerschütterlich an seinem Posten, wie die alte Kaisergarde, daher auch auf einem Stimmzettel stand: „Munzinger meurt, mais ne se rend pas!"

(Schwyz.) Der Kantonsrath hat eine Polizeiordnung, welche den Transport auf den Rigi regelt, erlassen, wodurch hoffentlich den Zudringlichkeiten der bisherigen Führer am Fuße des Berges gehörige Schranken gesetzt werden.

Weihnachtsschriften.

I.

Die Christbescheerung soll das ganze Kinderleben im Auge haben; deßhalb mag ein Theil von ihr nur einen Festabend lang Blüthen, ein andrer das ganze Jahr hindurch und länger Früchte tragen. Zum letztern gehören vorzüglich Bücher, die in keinem Lande so zahlreich ausdrücklich für die Jugend geschrieben werden, als in unserm gemüth-

lichen Vaterlande. Jedoch zeigt z. B. ein Blick in den Katalog der reichen und gut gewählten Jugendbibliothek von G. Oehler dahier eine nicht unbedeutende Anzahl englischer und französischer Kinderschriften neben den deutschen. Die hier folgenden Neuigkeiten sind der Sprache und meist auch dem Sinne nach deutsch; ihre Anzahl nöthigt uns, unsere Anzeigen in wenige Worte zu fassen.

Der „neue deutsche **Jugendfreund**" von Fr. Hoffmann Jahrgang 1854 m. o. K. (Stuttg., Schmidt und Spring) ist unbeschadet seiner Neuheit der altbefreundete geblieben und wird wieder Freude um sich verbreiten. Solche „Jugendfreunde" veranlassen zwar die glücklichen Theilhaber der Christferien, von ihren minder farbenreichen Freunden aus der Schulstube auf eine Zeit lange nicht sehr schmerzlichen Abschied zu nehmen, halten aber ihren Sinn für ernstere Beschäftigung mitten in der Festfreude wach, und zwar mit liebreichem Winke, ohne strengen Befehl. Der Herausgeber hat auch für dieses neue Jahr wieder fünf einzelne **Erzählungen** mit K. (ebds.) als Sittenlehren in Lebensbildern gespendet, die sich vorzüglich zum Vorlesen in Familienkreisen eignen. Sie heißen: „In demselben Hause. Schmuckelében. Im Schnee begraben. Jeder ist seines Glückes Schmied. Weihnachten." Desselben Werk für die reifere Jugend „Aus allen **Welttheilen**" mit K. (ebds.) spannt die Neugier und weckt in gleichem Grade die höhere Wißbegier. Es führt den Lesern zwar nicht das alltägliche, vielmehr das ungewöhnliche und fremdartige, aber immer das wirkliche Leben vor Augen. Bald sehen wir den Menschen seinen wilden vierfüßigen und fußlosen Mitgeschöpfen, bald noch schlimmerem Gezüchte seiner eigenen Gattung gegenüber, wie z. B. Audubon in der Wildniß, bald auch im Kampfe mit feindlichen Naturkräften, wie mit dem Buschbrande in Australien oder mit der Pest mitten auf dem Weltmeer. Nur ist des Grausigen etwas zu viel, so daß wir uns gern von dem Lärm der Oberwelt in Wieliczka's stillen Salzbergwerken ausruhen. Das „Buch der **Welt** I. Die alte Welt von Fr. Körner. II. Die neue Welt von J. Moritz" mit vielen K. (Leipz., Spamer) — ist eine Zauberlaterne, deren bunte Bilder den Beschauer zu wirklichen Weltfahrten anregen und belehrend ausrüsten. Es gehört zwar zu der Bändereihe des „goldnen Kinderbuches", gibt aber auch Erwachsenen nahrhaften Stoff. Gerade jetzt werden besonders die Schilderungen aus Konstantinopel Theilnahme finden; ihnen folgen als stärkster Gegensatz solche von London. In Deutschland werden uns die eigenthümlichsten Gebiete des Land- und Berglebens gezeigt. Glücklicherweise mangelt uns jene Centralisation, die ein ganzes Volksleben in Eine Hauptstadt zusammendrängt; auch ist die Bildung unserer Städtebewohner gleichmäßiger und höher, als dieß im Auslande gewöhnlich der Fall ist, und deßhalb weniger zu auffallenden Skizzen geeignet. Unser Buch führt uns in Asien hauptsächlich nach China, dessen Zöpfe vielleicht gleichzeitig mit denen der Geistesverwandten in Europa abfallen, wenn dieß Land fortfährt, aus seiner großartigen Abgeschlossenheit herauszutreten. Auch die Beschreibungen aus beiden Amerikas, den Austral- und Polargebieten, und aus einigen Theilen Afrikas ziehen vielseitig an. Das von uns bereits früher hervorgehobene „Buch der **Entdeckungen** auf dem Gebiet der Länder- und Völkerkunde" von Thomas mit vielen K. (ebds.) liegt uns in vermehrter Ausgabe vor. Einer allgemeinen Einleitung über die Schifffahrt folgen die Entdeckungen der neuen Welttheile bis zu unsern Gegenfüßlern und den Polarländern in Norden und Süden (nebst einer areilen Uebersichtskarte). Wir empfehlen das Buch namentlich unsern großen und kleinen Landsleuten, deren Familien- und Freundschaftsverbindungen bis über das Weltmeer reichen, oder die ihren eignen künftigen Wohnplatz jenseit desselben im Spiegel sehen wollen.

Korrespondenz.

Horn, bei Detmold, im December.

In den gegenwärtigen Zeiten der Noth und der Theuerung und überhaupt zu jeder Zeit thun wohlfeile, nach ihrer einmaligen Einrichtung sich selbst erhaltende Volksspeiseanstalten, wie sie seit Jahren schon theilweise in Sachsen bestehen, allgemein Noth. Solche Volksspeiseanstalten, wo eine hinreichende und nahrhafte Portion Gemüse, in einer Kanne bestehend und unter strenger Aufsicht aufs reinlichste und wohlschmeckend zubereitet, zu 6 Pfennigen und eine Portion Gemüse mit Fleisch zu 12 Pfennigen verkauft wird, sind ein dringendes Bedürfniß der Zeit und sollten in allen größeren und kleineren Städten und in allen größeren Dörfern eingerichtet werden. Unterzeichneter ist im Besitz eines sehr interessanten, anziehenden und lesenswürdigen Berichtes über eine solche seit 5 Jahren ohne Zuschuß in Freiburg an der Mulde bestehenden Volksspeiseanstalt, wo täglich mehrere Hundert Portionen zu jenem niedrigen Preise verkauft werden, und ist mit der größten Freude und Bereitwilligkeit erbötig, diesen Bericht, welcher ihm durch ausgezeichnete Gefälligkeit mitgetheilt wurde und welchen er auf seine Kosten zur unentgeltlichen Vertheilung abdrucken ließ, auf völlig mit Einschluß des Bestellgeldes frankirte Briefe mitzutheilen.

Wippermann, erster Pastor in Horn.

Heidelberg, 6. Dec.

Zu den Vorträgen, welche in diesem Semester gehalten werden und ohne eigentliche Fachwissenschaften zu behandeln von allgemeinem Interesse sind, gehören die „ästhetischen Vorträge über den ersten und zweiten Theil von Göthes Faust", welche Professor v. Reichlin-Meldegg (Verfasser der deutschen Volksbücher von Johann Faust, dem Schwarzkünstler, und Christoph Wagner, dem Famulus, 3 Bde., Stuttgart 1848) in dem Universitätsgebäude hält, und die Vorträge des Pfarrers Schmezer von Ziegelhausen, welche derselbe über Humboldts „Kosmos" in dem Gasthause „zum Holländer Hofe" dahier hält. Reichlins und Schmezers Vorlesungen werden von jüngeren und älteren Männern sehr zahlreich und mit immer steigendem Interesse besucht.

Bad Homburg, 10. Dec.

Das Interesse an unserem Vaudevilletheater, über dessen Leistungen das „Journal de Francfort" geistreiche Artikel eines französischen Feuilletonisten bringt, ist fortwährend im Steigen. Die Bühne ist bekanntlich im japanischen Saale aufgeschlagen. Zu beiden Seiten des Orchesters befinden sich mehrere Logen, das Parterre und die Sperrsitze enthalten für nahe an 300 Personen Raum und sind häufig ganz gefüllt, theils von den hier zahlreich anwesenden Engländern und Franzosen, theils von den hiesigen Honoratioren, sowie von Einwohnern Frankfurts und der Nachbarschaft, die den Vorstellungen mit reger Theilnahme folgen. Die Schauspielergesellschaft selbst ist sehr gut und namentlich Madame Blanchard eine vorzügliche Schauspielerin; die neu engagirte jugendliche Liebhaberin, Fräulein Nathalie, zeichnet sich durch eine sehr liebenswürdige Persönlichkeit aus und erinnert lebhaft an Fräulein Genelli. Dieser Tage wird Demoiselle Marie, vom Vaudeville-Theater zu Paris, im „Bengalischen Tieger", der ja auch auf Ihrer Bühne bekannt ist, debütiren. Wir sahen diese Woche die netten Lustspiele „Damenkrieg", „Am Klavier" und „Der Weg durch's Fenster" und waren überrascht über die Präzision, Sicherheit und treffliche Einstudirung der Stücke; namentlich hörte man keinen Souffleur, und in dieser Beziehung können sich manche deutsche Schauspieler diese französischen Acteurs zum Muster nehmen.

Literatur-Notiz.

Bei G. E. Vollmann in Kassel ist ein allerliebstes „ABC für artige Kinder in Silhouetten und Reimen von Karl Fröhlich" erschienen, das wir als Weihnachtsgeschenk für Kinder von 4 bis 7 Jahren bestens empfehlen. Der Dichter und Künstler, bereits in den weitesten Kreisen durch seine Fabeln bekannt, ist ein Liebling bei Alt und Jung geworden. Seine Verse und Bilder sind dem kindlichen Verstande leicht faßlich und so wird auch diese neue Bilderfibel, welcher überdieß noch ein paar artige Gedichte und Fabeln angehängt sind, sich des allgemeinen Beifalls zu erfreuen haben.

Theater-Anzeige.

Freitag, 15. Dec. (Zum ersten Male): Charlotte Ackermann, Drama in 5 Aufzügen nach dem gleichnamigen Roman Otto Müllers.

Samstag, 16. Dec. Pitt und Fox, historisches Originallustspiel in 5 Aufzügen von Dr. Gottschall.

Sonntag, 17. Dec. Lohengrin, romantische Oper in 4 Akten von R. Wagner. Ortrud: Frau Leisinger.

Montag, 18. Dec. Zum Benefiz des Herrn Baumann. (Neu einstudirt) Die beiden Schützen, komische Oper in 3 Abtheilungen von Lortzing. Dazu: nach dem 1. Akt 1) „Pas de bouquet", arrangirt von Frau Bertha Baumann und ausgeführt von derselben und vier Eleven der Balletschule; nach dem 2. Akt 1) Lucia Walzer, arrangirt und getanzt von Frau Baumann; 2) Tyrolienne, arrangirt von Frau Baumann und ausgeführt von drei Eleven. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 300. Samstag, den 16. December 1854.

Frau Ida Pfeiffer's zweite Reise um die Welt.

(Schluß.)

Von der Kapstadt ging Ida Pfeiffer zunächst nach Sincapore, um den Archipel der Sunda-Inseln gründlich zu durchwandern, und wählte die größte und schönste der Inseln, Borneo, als ihr erstes Feld. Sie ging nach der an der Nordküste gelegenen englischen Ansiedlung Sarawak, um von da aus durch das Gebiet der gefährlichen Dayaks nach den holländischen Besitzungen im Inneren und an der Westseite der Insel zu gelangen. Man hatte ihr gesagt, daß es unter den Dayaks noch Stämme gäbe, die Menschenfleisch äßen, aber das schreckte sie nicht ab. Sie fuhr den Strom Scarran 70 englische Meilen aufwärts und dann 100 Meilen weiter auf dem Flusse Lupa bis an das Gebirg Schamil. Ungefähr 20 Meilen vor dem Gebirge kam ihnen ein Canot mit vier Dayaks in größter Eile entgegen, sie schrieen den Leuten auf dem Prahu der Frau Pfeiffer zu, augenblicklich umzukehren, der nächste Stamm sey im Kriege begriffen und lasse Niemanden durch, auch sie seyen auf der Flucht.

Frau Pfeiffer hielt mit ihren Leuten (sämmtlich Dayaks), von denen Einer etwas Englisch sprach, Rath und Alle, Einen ausgenommen, wollten umkehren. Dieser Eine war vollen Muthes und behauptete, diesseits des Gebirges unter den Flaggen der Rajah Brooke durch alle Dayakstämme zu kommen; sein Herr sey unter ihnen zu beliebt, um einem seiner Diener zu schaden. Frau Pfeiffer stimmte dieser Meinung bei, die Flagge wurde aufgezogen und die Reise fortgesetzt. Nach Kurzem hörte man schon ein Geschrei in Begleitung des Tom-Tom, und als man schnell um eine Ecke im Fluß bog, zeigte sich ein Bild, was wohl den beherztesten Mann hätte zittern machen können. Ein ganzer Stamm Dayaks, Männer, Weiber und Kinder, war auf einem niederen Hügel am Flusse versammelt. Als man des Prahu's der Frau Pfeiffer ansichtig wurde, verdoppelte sich das Geheul (wahrscheinlich eine Art Kriegsgesang), die Musik und die Mumk. Im Vordergrunde waren einige 3 Fuß hohe Bretter aufgestellt und hinter diesen standen die nackten Wilden, bewaffnet mit ihren Parangs.*) In der Mitte des Flusses, diesem Hügel gegenüber, lag eine kleine Sandbank. An dieser legte man an und der muthige Rathgeber sprang, in Begleitung einiger Bootsleute, ans Land. Auch sie waren Alle mit Parangs bewaffnet. Nun begannen die Unterhandlungen, während welcher die Männer plötzlich sich in den Strom warfen und in großer Anzahl das Prahu umzingelten und in dasselbe einstiegen. Frau Pfeiffer wußte nicht, ob die Leute als Freunde oder Feinde gekommen, in welchem letzteren Falle weder sie noch ihre Gefährten den Kopf auf dem Rumpf würden behalten haben. Glücklicherweise währte die Ungewißheit nicht lange. Einer der Dayaks nahte sich der Reisenden, reichte ihr die Hand, half ihr aus dem Boote ans Land und führte sie in ein Zelt. Es war der Rajah des Stammes. Hier wurde sie gastfreundschaftlich empfangen und mußte sich in Gesellschaft der Weiber auf den Boden kauern und von verschiedenen aus Reis und Maismehl bereiteten Gerichten genießen, die alle sehr schlecht waren.

Nachdem sie sich unter diesem Stamme aufgehalten und seine Sitten und Gebräuche kennen gelernt, wurden sie zum nächsten Stamme geleitet und in dieser Weise gelangten sie tief in das Innere von Borneo, nach Sintang, welches gerade unter dem Aequator und in 111° 28' östl. L. von Greenwich liegt, von der Westküste etwa 140 englische Meilen entfernt. In Sintang, bis wohin noch wenig Europäer vorgedrungen, wurden sie von dem Sultan auf das freundschaftlichste empfangen und späterhin auf einem seiner eigenen Boote auf dem großen Flusse Kapuas bis zur holländischen Stadt Pontianak gebracht, eine Reise von mindestens 250 englischen Meilen.

Eine zweite Reise machte Frau Pfeiffer nach den berühmten Gold- und Diamanten-Minen von Landak, bei welcher sie von der holländischen Residentschaft aufs Beste unterstützt wurde.

Von Borneo aus, wo die Reisende, wie sie schreibt, viel des Interessanten gesehen und regelmäßig in ihrem Tagebuche verzeichnet, ging sie nach Java und von da nach Sumatra. Hier unternahm sie zu Pferde eine Reise in das Gebiet der wilden Batacker und hatte sich den großen See Ayer Tau als Ziel gesteckt. Ihr Weg führte aber durch Waldungen und Wüstenein von solcher Beschaffenheit, daß sie sich genöthigt sah, das Pferd im Anfang dieser Tour zurückzulassen. Sie mußte durch 6 Fuß hohes Alang-alang (Savannengras) und durch reißende Ströme und Sümpfe, — Alles ohne Fußbekleidung, welche gleich im Anfang stecken blieb. Nach einigen Tagen großer Beschwerden und Gefahren erreichte sie die ersten Dörfer der Batacker. Die Erscheinung eines europäischen Wesens in den freien Batackerländern gehört unter die größten Seltenheiten, besonders seit dem Jahre 1835, in welchem sie zwei Missionäre getödtet und aufgefressen hatten. Auch unsere Reisende wurde mit schrecklichen Geberden und Drohungen empfangen. Die Ruhe aber und das Vertrauen, welches sie zeigte, wirkten so auf die Wilden ein, daß sie sie nicht bloß ruhig ziehen ließen, sondern sie überall freundlich behandelten. Durch ein volkreiches Land gelangte sie endlich in das herrliche Thal Silindong, das größte und fruchtbarste, was sie auf Sumatra gesehen; aber den großen See zu erreichen, war ihr nicht möglich, da die daselbst wohnenden Stämme gerade Krieg führten. Sie war jedoch tiefer in das Batackerland vorgedrungen, als es bisher einem Europäer gelungen.

Von Sumatra aus besuchte Ida Pfeiffer die Molucken und beabsichtigte, nach Neu-Guinea vorzudringen und dann nach Australien zu gehen; aber an der Ausführung beider Projekte wurde sie gehindert. Die Entdeckung des Goldes, der europäische Heißhun-

*) Parangs sind eine Art kurzer breiter Schwerter.

ger nach demselben und die daraus folgende Theuerung im Lande waren die Ursache, daß sie letzteres nicht besuchte. Dennoch kam sie an ein anderes „solch verwünschtes Goldland“, nämlich nach Kalifornien.

Ein Amerikaner hatte ihr eine freie Ueberfahrt angeboten und dieses Anerbieten nahm sie an. Obwohl sie 60 Tage nichts als Himmel und Wasser gesehen, so machte die Küste von Kalifornien doch keinen freundlichen Eindruck auf sie. Die Stadt Franzisko schildert sie als ein Wunderwerk, was im Ganzen wenig Einladendes hat. Der Luxus in Einrichtung, im Leben ist so groß, wie er nur immer in Paris und London seyn kann; dabei herrscht ein Schmutz, eine Unsauberkeit auf den Straßen, daß jene von Konstantinopel als Muster von Reinigkeit aufgestellt werden können. Eine dicke Staub- und Sandlage decke den Boden, aller Unrath wird auf die Straßen geworfen, — Kisten, Fässer, Reise und Flaschen, Kleider, Wäsche und Schuhwerk, todte Hunde und Ratten liegen wie Kraut und Rüben durcheinander. Ein Gang in der Stadt sey eine Buße, ein Gang außerhalb derselben eine wahre Höllenpein, denn der Fuß müsse sich im tiefen Sand ermüden, das Auge nicht minder an dem kahlen leblosen Einerlei.

Nach verschiedenen Wanderungen in Kalifornien schiffte sie der amerikanischen Westküste entlang nach Lima, durchwanderte einen Theil von Peru, besuchte die Quellgegenden des Amazonenstroms, reiste nach Quito in Ecuador und bis zum Chimborasso und Cotogari, von dort zurück nach Guayaquil, überschritt die Landenge von Panama und fuhr von da nach Neu-Orleans. Darauf fuhr sie den ganzen Mississippi hinauf bis zu den St. Anthony Fällen, von da auf Kreuz- und Quer-Wegen zum Niagara-Fall und endlich über Quebec nach Boston und Neuyork. Von hier schiffte sie sich wieder nach England ein und gelangte daselbst im Laufe vergangenen Monats an.

„Oh, daß ich doch nur 10 Jahre jünger wäre“, so schrieb die unermüdliche Reisende von Kalifornien aus, „wie möchte ich die Reise noch mehr ausdehnen! Ueberall kommt man mir so hülfreich entgegen, daß ich weniger noch wie früher gebrauche, um recht viel zu sehen!“

Frau Ida Pfeiffer ist jetzt beschäftigt mit der Bearbeitung ihres Reisejournals behufs der Veröffentlichung. Die Titel ihrer früheren anspruchslosen aber schätzbaren Reiseberichte sind:

1) Reise einer Wienerin in das heilige Land im Jahre 1842. 2 Bde. Wien 1845.;
2) Ida Pfeiffer, Reise nach dem skandinavischen Norden und die Insel Island im Jahre 1845. 2 Bde. Pesth 1846;
3) Ida Pfeiffer, Eine Frauenfahrt um die Welt, 1846—1848. 3 Bde. Wien 1850.

Gotha, 6. Dec. 1854. A. Petermann.

Der zweite December.

Der zweite December ist ein Kalendertag für die wichtigsten geschichtlichen Ereignisse der Neuzeit, wie kaum ein anderer Tag. Es sind drei Jahre verflossen, seit an jenem Tage Paris von dem Donner der Kanonen erdröhnte. Der so lange für unfähig gehaltene Neffe des großen Napoleon lenkte mit dem Zauber seines Namens und der Energie seines Willens die Heerschaaren des Volkes, das, wie kein anderes, von dem Taumel der Freiheit in den niedern Klassen verwirrt, in den mittleren und oberen geängstigt war. Vor der gewaltigen Wucht dieser Heerschaaren mußte die zum Tummelplatz der Leidenschaft gewordene Nationalversammlung auseinanderstieben, ein absoluter Kaiser nahm die Leitung des Staates in seine Hand und die Wirkungen dieser Umwälzung zeigten sich bald in dem wachsenden materiellen Wohlstand und in der steigenden politischen Bedeutung Frankreichs. Drei Jahre vorher, am 2. December 1848, lag Oesterreich in den Fiebern eines inneren Krieges; Italien und selbst die deutsche Hauptstadt des Reiches, eben erst durch blutige Kämpfe niedergeworfen, die sich zu erneuern drohten; die ungarische Nation, in allen Schichten erregt und unterstützt durch ein schlagfertiges Nationalheer, im Aufstande, um die Lostrennung von der Gesammtmonarchie zu erwirken. Solche Zeiten bedurften einer kräftigen Führung des Staates; der Kaiser Franz stieg vom Thron, seinem jugendlichen Neffen das Scepter übergebend. Und mit wunderbarem Erfolge hat Franz Joseph den an tausend Wunden darnieder liegenden Kaiserstaat wieder aufgerichtet: Italien, diese Schatzkammer der Monarchie, ist in eiserne Klammern gelegt; Ungarn, wenn auch durch russische Bajonette, von einem selbstständigen Kronlande zu einer Provinz des Gesammtstaats herabgedrückt und aus dem Staatencomplex der vormärzlichen Zeit ein einheitlicher Gesammtstaat geschaffen, der im Rathe der Mächte Europas mit Nachdruck seine Bedeutung geltend macht. Eben jetzt stehen die Heere Oesterreichs drohend den Heeren desselben Monarchen gegenüber, der am 2. Dec. 1825 den Thron Peters des Großen bestieg, wie dieser mit festem Blick die Wogen eines Soldatenaufstandes beschwichtigend. Dieselbe Kühnheit und Festigkeit war es, welche die Heere des Kaisers Nicolaus siegreich gegen Persien und in die älteste Hauptstadt der europäischen Türkei führte, welche Polen niederwarf und Rußland einen Einfluß auf die Angelegenheiten Europas gab, wie es ihn nie vorher besessen hatte. Gegen den so lange von den Einen gefürchteten, von den Andern als Hort des Conservatismus verehrten greisen Monarchen stehen jetzt Frankreichs und Englands Heere in Waffen, und Oesterreich rüstet gegen ihn. Wird es gelingen, den mächtigen Herrscher zu beugen? — Am 2. Dec. 1805 wurde bei Austerlitz die drei Kaiserschlacht geschlagen. Die verbundenen Herrscher Rußlands und Oesterreichs sahen ihre Heere weichen vor den stolzen Adlern des ersten Napoleon, die nach vielen Siegeszügen erst erstarrten auf den Eisfeldern von Rußland. Die Sonne von Austerlitz erblich vor dem Schimmer des Bundes, den in frommer Gesinnung die drei Monarchen schlossen, welche zwei Mal ihre Heere in das Herz Frankreichs geführt hatten; aber Austerlitz ist wieder die Parole der französischen Heere geworden, und ihre Waffen werden von hellerem Glanz bestrahlt, seit es Napoleon III. gelungen ist, Oesterreich, den alten Bundesgenossen Rußlands, zu einem Bündniß gegen dieses zu bewegen. Der 2. December 1851 läßt den Constitutionnel, ein französisches Regierungsblatt, eine Hymne anstimmen über die durch das Bündniß mit Oesterreich gestiegene Macht Frankreichs; und Napoleon III. brach in die Worte aus: „Die heilige Allianz ist zerrissen, die Zukunft ist mein.“

Sonst und Jetzt.

Es ist aus der Geschichte wohl bekannt, daß die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln und Salzburg am 25. August 1785 einen Congreß in Ems abhielten und die hiernach benannten „Emser Punktationen“ aufstellten, wodurch die katholische Kirche Deutschlands das römische Joch abgeschüttelt hätte, gleich wie die Natur in vielen andern Dingen das Fremdartige und Auswüchsige abstößt. Weniger allgemein bekannt dürfte indessen seyn, daß der Grund oder die Ursache des eine Reihe von Jahren verwaisten Bischofssitzes in Mainz gerade in jenem Congreß zu suchen wäre. Wie uns hierüber mitgetheilt wird, hätte v. Wreden, damals ein junger Geistlicher, vielleicht Kaplan des einen oder des andern Erzbischofs, bei jenem Congreß als Sekretär fungirt. Natürlich konnte dieses in Rom nicht unbekannt bleiben, und als

später von Wreden im Einverständniß mit der großh. hess. Regierung, in deren Dienste derselbe getreten, als Bischof von Mainz in Vorschlag gebracht worden wäre, sey die deßfallsige Bestätigung vom Papste verweigert worden. Die Regierung des damaligen Großherzogs, Ludewig I., ließ sich aber, in Anbetracht ihrer Pflichten, die Souveränetätsrechte ihres Regenten zu wahren, sowie auch, um die bekannten fürstlichen Consequenzen des so allgemein hochverehrten Landesvaters nicht in ein falsches Licht zu stellen, keinen andern Bischof aufdrängen, so daß das Großherzogthum Hessen, wenn wir nicht irren, nahezu an zwanzig Jahren eines katholischen Landesbischofs entbehrte, ja selbst der nach dieser Zeit zuerst wieder bestätigte und eingetretene Bischof Burg sey durch v. Wreden seiner Regierung empfohlen gewesen. Wir können diese Mittheilung bis ins kleinste Detail hier nicht verbürgen; so viel ist aber factisch richtig, daß während einer geraumen Zeit kein Landesbischof in Mainz lebte, die deßfallsigen geistlichamtlichen Geschäften von einem Vicariat daselbst besorgt wurden, und daß die oberste Leitung der kirchlichen und Schulangelegenheiten im Ministerium zu Darmstadt dem Geh. Staatsrath v. Wreden anvertraut war; ferner, daß die dem geistlichen Stande sich widmenden Jünglinge bei den Nachbarbischöfen in Limburg, Fulda, Würzburg ꝛc., ihre Ausweihung erhielten, wohin dann auch, oder in eine andere besonders bezeichnete Nachbarstadt Diejenigen wandern, welche die Firmelung empfangen wollten. Von kirchlichem Unfrieden, gegenseitiger Unduldsamkeit, Haß und Verfolgung ist in diesem Lande aus jener Zeit viel weniger bekannt geworden, als man in neuerer Zeit erleben mußte; im Gegentheile, die Katholiken des Großh. Hessen wurden damals in Betreff der Ausübung ihres Kultus durchaus nicht beeinträchtigt, aber auch zu keinerlei kirchlichen Verrichtungen gezwungen, und mancher katholische Bewohner der oberrheinischen Kirchenprovinz, wie nicht minder in andern Staaten Deutschlands, sowohl Laie als Priester, dürfte sich jetzt lieber ein solches Interim — keinen Bischof zu haben — wünschen, als das gegenwärtige in Baden bestehende. — Anzustellende Betrachtungen über „Sonst und Jetzt“, über den Geist und die Gesinnungen jener Erzbischöfe dem Verhalten und den Bestrebungen der jetzt herrschenden Bischöfe gegenüber, sowie über die hierbei so verschiedenartig sich gestalteten Verhältnisse und Beziehungen, und über die weiteren Folgerungen ꝛc., überlassen wir billig der Erwägung des geehrten Lesers.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt.) Man hört von einer sinnigen Aufmerksamkeit, welche das bayerische Handelsministerium den deutschen, sowie auch mehreren außerdeutschen Regierungen erzeigen wird; es übersendet ihnen nämlich Exemplare des vom Hofrath Hanfstängl ausgeführten (und gegenwärtig hier noch einige Tage im Kasino ausgestellten) photographischen Albums der deutschen Industrie-Ausstellung. Die Blätter desselben, welche die Hauptansichten des Glaspalastes mit seinen tausendfaltigen Schätzen in überraschender Weise abspiegeln, bilden sonach in den Archiven der Zollvereinsregierungen gleichsam ein illustrirtes Protokoll der großen Unternehmung, welche die Produkte des Kulturgebietes von der Nordsee bis zum adriatischen Meer, von der Ostsee bis zum Po zuerst unter dem Namen einer „allgemeinen deutschen Industrie-Ausstellung“ vereinigte. Auch nach Paris, London und Petersburg soll das Album versendet werden, und die Bilder, wenn auch nicht von beträchtlichem Umfang, geben doch einen hinreichend klaren Begriff von der Großartigkeit der Sache, woran sich die fremdländischen Beschauer immerhin erbauen mögen.

Es sind gegenwärtig im preußischen Staate 2705 Soldatenkinder, welche auf Kosten der Militärverwaltung in Civilschulen unterrichtet werden. Für den Unterricht eines jeden Kindes zahlt die Militärverwaltung ein Schulgeld von 2 Thlr. 15 Sgr. Dieses Schulgeld wird für sämmtliche bedürftige Soldatenkinder vom zurückgelegten fünften bis zum vollendeten vierzehnten Lebensjahre gewährt. In den letzten Jahren hat sich die Zahl dieser schulpflichtigen Kinder erheblich vermindert, schon von 1852 bis 1853 war eine Verminderung von 243 eingetreten.

Aus dem sächsischen Erzgebirge läßt sich die neueste Nummer der „Sächsischen Schulzeitung“ unter Anderm Folgendes schreiben: „Wollte ich Ihnen noch mit Neuigkeiten aufwarten, so würden es nur Jammerbilder seyn. Die Noth ist entsetzlich und wirkt so störend auf das Schulleben, wie Sie kaum glauben können. Alle Lehrer klagen bitter über massenhafte Versäumnisse und Abnahme des geistigen Lebens bei den Kindern. Wie kann es auch anders seyn! In der ganzen Umgegend Strumpfwirker, weiter hinauf Posamentirer und Klöppler, und alle diese Gewerbe gehen geradezu fast gar nicht mehr. Da können nun die Eltern nicht ans Kleider- und Bücherschaffen denken. Es ist gräßlich! So hörte ich dieser Tage, daß es auf einem Nachbardorfe Familien gibt, die seit mehreren Wochen Krautstrünke genießen. Wie soll nun bei Kindern, die aus solchem häuslichen Leben zur Schule kommen, — angenommen also auch, daß sie kommen — wie soll bei solchen an ein geistiges, reges Leben zu denken seyn! Möchte Gott es bald bessern! Im Gebirge steht's sicherlich schlimmer als man in den wohlhabendern niedern Gegenden sich denkt, und darum auch schlimmer um die Schulen.“

(Aus dem amerikanischen Gerichtsleben.) Richter Williamson aus Texas, den man gewöhnlich den Richter Willy nennt, präsidirte neulich dem Geschwornengerichte in der Grafschaft Augustine. Ein großer Eisenfresser, Namens Thomson, dem es gelungen war, eine Jury „zusammen zu fälschen“, welche seinen Zwecken entsprach, redete den Richter folgendermaßen an: „Ich erlaube mir, Ew. Ehren zu bemerken, hier ist das Gesetz, welches für diesen Fall seine Anwendung findet.“ Hierbei zog er ein Bowie-Messer von ungewöhnlicher Größe hervor und legte es quer über ein vor ihm liegendes Buch. So gewarnt, nahm Richter Willy ganz kaltblütig aus seinem Jagdkittel eine lange Pistole und erwiederte ruhig: „Nun, Sir, dann ist dieß die Constitution und die gilt noch mehr als das Gesetz.“ Mr. Thomson sah die Richtigkeit dieser Bemerkung vollkommen ein, nahm sein Bowiemesser weg und der Prozeß nahm ohne fernere Unterbrechung seinen Fortgang.

Wer theuern Champagner trinken will, muß nach Petersburg. Da kostet seit dem Kriege mit den Franzosen die Flasche 25 Fr. Schlimmer stehts noch mit den nothwendigeren Steinkohlen, seit die englische Ausfuhr aufgehört hat. Dampfschiffe und Locomotiven müssen mit Holz geheizt werden und an die Stelle glänzender Gasbeleuchtung in Petersburg ist ordinäres Oel getreten. Die Kaufleute und Handwerker haben die Hälfte ihrer Leute entlassen, die Gasthöfe stehen leer, denn der Handel und Verkehr ist ganz ins Stocken gerathen.

Im Norden von Texas (gegen Arkansas zu) und im Staat Neumexico an der Gränze der Indianer-Gebiete hat man in letzter Zeit Gummi in außerordentlicher Menge gefunden, der dem orientalischen an Güte gleichkommen soll.

Weihnachtsschriften.

II.

Verwandten, aber ausgedehnteren Inhalts ist das „Illustrirte Seemannsbuch“ von R. v. Berndt m. o. K. (ebds.). Die als Einleitung gegebene ausführliche Beschreibung des Schiffes und seines Zubehörs hat außer dem praktischen Hauptwerthe auch noch den eines Hülfsmittels zum Verständnisse der Reisebeschreibungen und Romane, deren Schauplatz die See ist. Die Schilderung des Kriegsschiffes ist nur allzu zeitgemäß. Außer technischen und geschichtlichen Aufsätzen über Schiffe und Schifffahrt enthält das Buch viele unterhaltende und unterrichtende Umrisse und Abenteuer aus allen Zonen, die der Weltumsegler berührt. Das vortreffliche Original eines solchen, Gerstäcker nämlich, berichtet „Fritz Wildau's Abenteuer“ (m. K. München, Braun u. Schneider). Er schildert die fernen Länder und Meere nicht nach Hörensagen, sondern der größte Theil der Scenerien, der Menschenracen und ihrer Lebensweise ist an seinen hellen und munteren Augen vorübergegangen. Die fremdartigen Dekorationen begünstigen die oft sehr starke Färbung der Abenteuer, welche der Verf. einen wackeren Jungen erleben läßt. Dabei wird zwar ziemlich Menschen- oder vielmehr Unmenschen-Blut vergossen; aber im Ganzen herrscht frische Lebenslust vor und der Humor, den bekanntlich der Verf. in keiner Lage so leicht verliert. Mit der Heiterkeit der Leser regt er aber auch ihr sittliches Gefühl an. „Mark's Riff“ nach Cooper von Fr. Hoffmann m. K. (Stuttg. a. a. O.) führt, wie das vorgenannte Buch, in ferne Weltgegenden, namentlich auf die Südsee, enthält aber weniger Belehrendes. Desto ungewöhnlichere Vorgänge und Schauplätze bietet es der Einbildungskraft. Nicht bloß trägt ein einsames Riff einen Robinson und dessen Freund, sondern auch für dessen Kolonie findet sich ein prächtiges Land mit Hülfe eines gemüthlichen Erdbebens. Aber selbst dieß Paradies in der Wasserwüste mußte eben so gut, wie so manches Glück in der Menschenwüste der großen Welt, erst durch schwere Kämpfe und Leiden erworben werden.

Ein der reiferen Jugend und dem Volke bestimmtes Werk gewichtigerer Art, „die ersten Amerikaner im Westen“ von Kottenkamp m. TK. (ebds.), erzählt die Gründung des Staates Kentucky, die sich an die Geschichte Boone's und die noch merkwürdigere Kenton's knüpft; ferner die Erhebung der nordamerikanischen Eingeborenen unter dem edelsten Vertreter ihres untergehenden Geschlechts, dem Helden Tecumseh. Das Werk verbindet den Werth einer gelehrten Arbeit mit dem einer anziehenden, oft aber auch herzzerreißenden Schilderung. Es zeigt uns den Muth und die Thatkraft der Männer, welche jene Wildniß für die höhere Bestimmung der Erde eroberten; zeigt uns aber auch bei der rothen Race neben tigerhafter Wildheit und Grausamkeit edle Züge und ein oft mißbrauchtes Vertrauen zu den weißen Eindringlingen. Ihr Untergang bleibt uns ein Trauerspiel, welche Weltanschauung wir auch haben mögen. — Die „Beschäftigungen für die Jugend“ 4 Th. m. Abb. (ebds.) heißt ein einfaches und belehrendes Werk, dem aber auch unterhaltende und das Gemüth anregende Beimischung nicht fehlt. Zu letzterer gehören die sinnigen Gedichte von Güll. Das Vorwort (von Klumpp) hat etwas theologischen Anstrich, fordert aber mit Recht Nahrung für den Thätigkeitstrieb der Jugend. Als dessen geistigste Richtung betrachten wir die reine Wißbegier, die durch das leidige Auswendiglernen ohne Anschauung nicht bloß unbefriedigt bleibt, sondern sogar abgetödtet wird. Ihr reicht dieß Buch gesunde Nahrung und zeigt der Jugend den Weg, sich selbst noch weitere zu verschaffen. Der Stoff ist aus allen Lebensgebieten mit anregendem Wechsel ausgewählt. Wir zeichnen die Lebensgeschichte Karls d. Gr. aus, die die wichtigen religiösen Triebfedern jenes Zeitalters vorurtheilsfreier würdigt. Das „Buch der Arbeit“ II. von Bergmann und Schwarzwäller m. v. K. (Lpz., Spamer) ist die Fortsetzung eines lehrreichen Werkes, das sich der vorzugsweise verständigen und praktischen Zeitrichtung in der Erziehung anschließt. Dieser Band enthält Nachträge zum Bergbau und Aufsätze über die Gewinnung des Salzes, des Zuckers und der edeln Metalle, vorzüglich aber beschreibende und geschichtliche Abhandlungen aus allen Gebieten des Landbaus, der denn doch die festeste Grundlage des Volkswohlstandes bleibt. Ernte-Bilder aus den Tropenländern bilden den Schluß. Die „Schule des Zeichners“ von Bergmann mit vielen K. (ebds.) führt den Schüler von Stufe zu Stufe besonnen vorwärts und verheißt seiner Aufmerksamkeit erfreulichen Lohn. Je ununterbrochener diese Aufmerksamkeit ist, desto weniger ermüdet sie, weil jeder wirklich vollführte Schritt schon den Anstoß zum nächsten gibt. Obschon auch für Schulen bestimmt, eignet sich das Buch durch seine Deutlichkeit und Folgerichtigkeit auch sehr gut zum Selbstunterrichte. Es verzichtet geflissentlich auf Experimente, deren Erfolg noch nicht bewährt ist, und hält sich an den sichersten Weg. Ein Angebinde für angehende Schriftsteller im zärtesten Alter liefern „Vorlegeblätter“ von Würth. 2 Hefte (Worms, Raske). Ein anderes empfehlen wir u. A. Männern, die im Besitze geübter Schriftstellerinnen, aber ungeübter Köchinnen sind, nämlich das „praktische Kochbuch“ des Kochkünstlers Lehmann 6. A. (Leipz., Wöller), dessen Durchblättern allein schon lüsternen Gaumen gefährlich wird.

Korrespondenz.

Darmstadt, 6. December.

Die hohen Preise der Lebensmittel und der theilweise Mangel an Erwerb mögen wohl zunächst veranlassende Ursache seyn, daß in unserer Stadt Wintervorräthe in den Kellern zur Nachtzeit aufgesucht und entwendet werden; wenigstens haben in jüngster Zeit mehrere Fälle der Art stattgefunden, welche aus der Noth der Zeit hervorgegangen zu seyn scheinen. Dieser zu steuern, in so weit es der Privatmildthätigkeit möglich, ist hier ein Verein in der Bildung begriffen, welcher den Zweck hat, im Interesse der Bedürftigen für den bevorstehenden Winter eine Speiseanstalt zu gründen, aus welcher eine gute nahrhafte Kost für wenige Kreuzer verabreicht werden kann. Die praktische Nützlichkeit dieses Projects, den schweren Zeitbedrängnissen gegenüber, läßt sich nicht verkennen. Bei dieser Fürsorge für die Armen, durch welche den in unseren Tagen so viel besprochenen Forderungen der „inneren Mission“ wohl zunächst Genüge geleistet werden dürfte, finden auch die rein kirchlichen Interessen ihre besondere Pflege, und zwar durch einen ebenfalls in der Bildung begriffenen „evangelischen Verein der Frauen und Jungfrauen der Stadt und des Kreises Darmstadt“ zur Förderung der Zwecke des Gustav-Adolphs-Vereins, dessen segensreiches Wirken für die kirchlichen Interessen bedrängter evangelischer Gemeinden immer mehr Anerkennung und Unterstützung findet. Frauen vermögen gerade hierin viel zu wirken, und mit Vergnügen erkennen wir bei diesem Anlasse an, daß wir einem Vereine katholischer Jungfrauen unserer Stadt das neue schöne Geläute der katholischen Kirche zunächst zu verdanken haben. — Auf unserer Bühne ist gegenwärtig Hr. Löwe aus Stuttgart der „Löwe“ des Tages und hat in einer Reihe von Vorstellungen seine bekannte Meisterschaft bewährt. Gute Gastspiele wären unserer Bühne und dem Theaterpublikum sehr zu gönnen, dieselben kommen aber so spärlich, daß man nicht recht weiß, ob sie „aus Gründen der Verwaltung“ oder aus andern Gründen zu den seltenen Erscheinungen gehören.

Frankfurt a. M.

Nächsten Montag, den 18. d. M., wird zum Vortheil unseres beliebten Spieltenors, Hrn. Baumann, eine Vorstellung der Oper von Lortzing: „Die beiden Schützen“, stattfinden. Da diese durch ihr erheiterndes und anziehendes Sujet, wie durch ihre liebliche und melodiereiche Musik gleich ausgezeichnete Oper seit Jahren nicht gegeben wurde, so ist die erneuerte Einstudirung derselben gewiß eine willkommene. In den Zwischenakten werden Frau Baumann und die unter ihrer Leitung stehenden Eleven verschiedene Tänze ausführen, und somit zur Verschönerung des genannten Benefizabends beitragen.

In der in Nr. 296 d. Bl. enthaltenen Mittheilung über einen zu begründenden Wittwen- und Waisen-Fonds des hiesigen Orchesters ist zu berichtigen, daß der bereits vorhandene Kapitalfonds nicht fl. 800 beträgt, sondern nur fünfhundert.

Theater-Anzeige.

Samstag, 16. Dec. Pitt und Fox, historisches Originallustspiel in 5 Aufzügen von Dr. Gottschall.

Sonntag, 17. Dec. Lohengrin, romantische Oper in 4 Akten von R. Wagner. Ortrud: Frau Leisinger.

Montag, 18. Dec. Zum Benefiz des Herrn Baumann. (Neu einstudirt.) Die beiden Schützen, komische Oper in 3 Abtheilungen von Lortzing. Dazu: nach dem 1. Akt 1) „Pas de bouquet“, arrangirt von Frau Bertha Baumann und ausgeführt von derselben und vier Eleven der Balletschule; nach dem 2. Akt 1) Lucia-Walzer, arrangirt und getanzt von Frau Baumann; 2) Tyrolienne, arrangirt von Frau Baumann und ausgeführt von drei Eleven. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 301. Sonntag, den 17. December 1854.

Der letzte Howley von Killowen.

(Nach Dickens' Household Words von W. F.)

Zu Anfang des Jahres 1798 lebte in der Nähe von Wexford in Irland eine sehr achtbare Familie mit Namen Howley. Sie bestand aus dem Vater, den beiden Söhnen Markus und Robert und einer Tochter Namens Ellen. Es war das Jahr der großen Revolution, als die patriotischen Freiwilligen, nachdem sie sich den Namen „Vereinigte Irländer und Vertheidiger" beigelegt hatten, offen die Fahne der Empörung gegen die Regierung des Schwesterlandes aufpflanzten. Der Bürgerkrieg wüthete in den südlichen Provinzen und die Howleys wurden in denselben nur zu schnell verwickelt. Der Vater, der den Titel eines Obersten angenommen und sich an die Spitze eines bewaffneten Haufens gestellt hatte, der größtentheils aus Landleuten von seinen eigenen Besitzungen bestand, fiel fechtend in der Schlacht bei Vinegar Hill. Seine beiden Söhne wurden in dem blutigen Gefecht in den Straßen von Roß mit den Waffen in der Hand von den königlichen Truppen gefangen genommen und Markus, der ältere, ohne allen Prozeß an der Stelle, wo er in die Hände seiner Feinde fiel, erschossen. Robert aber, noch ein schwacher Jüngling von fünfzehn Jahren, dessen ganzes Aussehen ihn sogar jünger erscheinen ließ als er war, verschont und nach Dublin gebracht, um vor Gericht gestellt zu werden. Seine Schwester Ellen, damals ein Mädchen von siebenzehn Jahren und von außerordentlicher Schönheit, machte sich, ohne irgend Jemanden um Rath zu fragen — und in der That gab es Wenige, die sich in dieser schrecklichen Zeit dem Rathe eines Anderen anzuvertrauen wagten — auf den Weg, durchzog das Land, in welchem noch Truppen und Insurgenten umherschwärmten, und erreichte glücklich Dublin.

Ohne einen Freund oder sonst eine Bekanntschaft in der Stadt zu haben, verweilte sie in derselben vom Monate Juni bis zum Februar des folgenden Jahres. Während dieser Zeit gelang es ihr nicht, ihren Bruder weder zu sehen noch zu sprechen; doch die harten Schicksalsschläge, die ihre Familie getroffen, sowie die Verlassenheit ihrer Stellung hatten das junge schüchterne Mädchen zu einem Weibe umgewandelt, das zu sich selbst Vertrauen hatte. Sie machte es zu ihrer Gewohnheit, keinen Tag ohne den Versuch hingehen zu lassen, direkt oder indirekt für die Rettung ihres Bruders zu wirken. Sie suchte sich Freunde zu erwerben und es gelang ihr, Die, welche ihr ganz fremd waren, für sich zu interessiren. Täglich besuchte sie die Gerichtshöfe und hörte die Reden der verschiedenen Advokaten, um sich selbst ein Urtheil über ihre Geschicklichkeit zu bilden. Als sie sich einen herausgesucht hatte, der die Vertheidigung ihres Bruders übernehmen sollte, gab sie ihm selbst die nöthigen Weisungen an die Hand und bezahlte ihn für seine Bemühungen aus einem kleinen Schatze, den sie mitgebracht hatte und der von ihrem Vater für die Zeit der Noth gesammelt worden war.

Der Advokat, den sie erwählt hatte, war ein junger Mann mit Namen Roche, der sich in seinem Berufe damals noch wenig hervorgethan hatte. Er war für sie besorgt und begann ein Interesse an der Sache seiner Klientin zu nehmen. Jeden Tag besuchte er den Gefangenen und brachte ihr Nachricht von ihm, auch gelang es ihm, diesem dagegen ein Wort des Trostes von seiner ihm treu ergebenen Schwester zuzuflüstern. Er ging auch ferner auf ihren Plan ein, einflußreiche Personen in ihr Interesse zu ziehen; da er aber noch ein junger Mann war und sich durch eigene Anstrengungen aus der niederen Stellung seiner Familie erhoben hatte, so erregte er selbst nur wenig persönliches Interesse. Die Grausamkeiten, die zu Wexford begangen worden, und die schreckliche Geschichte von der Scheune zu Scullabogue hatten gegen alle Gefangenen aus dem Süden eine große Erbitterung hervorgerufen und die Gesuche derselben an den Lord-Lieutenant wurden stets in kaltem offiziellen Tone beantwortet.

Inzwischen bot Roche alle seine geistige Kraft auf, um sich auf die Vertheidigung vorzubereiten. Der für den Prozeß festgesetzte Tag rückte heran; er war sehr regnerisch. Trüber Himmel und Sonnenschein wechselten zu wiederholten Malen ab, als die Jungfrau die einsame Straße in der Nähe des Gefängnisses betrat und ängstlich der Stunde harrte, wann der Gerichtshof geöffnet werden würde. Es war ein peinlicher Moment, als sie vor dem Richter stand und den Namen ihres Bruders aufrufen hörte und ängstlich ihren Blick nach der Thüre richtete, durch welche er, wie sie wußte, eintreten würde. Vieler Augen waren nach ihr gewandt, aber nicht in allen las man Mitgefühl, als sie vor der staubigen Barre im Sonnenlichte stand, welches durch die hohen Bogenfenster drang. Roche brachte ruhig seine Papiere in Ordnung, ohne auf sie zu blicken, und der schwache Schrei, den sie ausstieß, als ihr Bruder nach einer langen schweren Winterhaft erschien, war zu Aller Ohren gedrungen, nur scheinbar nicht zu den seinigen. Doch der junge Advokat, obgleich, wie es schien, nur mit seinen Gedanken beschäftigt, verlor nichts von dem, was sich ereignete, aus den Augen, ja er bemerkte sogar den Eindruck, den Ellens Schönheit auf mehrere der gegenwärtigen Personen machte. Obgleich der Beweis gegen den Jüngling so klar vorlag, daß seine Verurtheilung kaum bezweifelt werden konnte, so verweilte doch Roche hauptsächlich bei seiner Jugend und bei dem harten Schicksale, das seine Familie bereits getroffen, und theilte in einfachen, doch zum Herzen sprechenden Worten die Widerwärtigkeiten mit, mit denen die Schwester des Angeklagten zu kämpfen gehabt. Die Wirkung seiner Rede auf die Geschwornen war die, daß der Angeklagte freigesprochen wurde, und dieser verließ, nachdem ihn der Richter in feierlicher Weise verwarnt, sich vor der Gefahr, wieder als Angeklagter zu erscheinen, ernstlich zu hüten, den Gerichtshof,

begleitet von seiner Schwester und dem Freunde, dem er sein Leben verdankte.

Der Eindruck dieses Prozesses und seiner interessanten Klientin war nicht leicht aus dem Gedächtnisse Roches verwischt. Er begann ihre häufigen Besuche, ihre lästigen Vorstellungen, die ihm zu Zeiten sehr beschwerlich geworden waren, ihre auf- und abwogenden Hoffnungen und Befürchtungen als wohlthuende Aufregungen zu vermissen, die stets über ihn gekommen, sobald er sich mit ihrer Sache beschäftigt hatte. Er trat in einen zeitweisen Briefwechsel mit Ellen Howley, und entzückt von dem weiblichen Sinne und der Zartheit ihrer Briefe, entdeckte er nur zu bald, daß er Neigung für sie fühle. Eine Reise nach Wexford — obgleich nur sechzig Meilen von der Hauptstadt entfernt — war damals keine Kleinigkeit. Es vergingen anderthalb Jahre, bevor er im Stande war, sich seinen Berufspflichten zu entziehen und einen Besuch bei den Howleys zu machen.

Es war an einem regnerischen Herbsttage, als Roche in Wexford eintraf. Ein scharfer Wind blies von der See her und trieb feuchte schwere Wolken vor sich her. In den Straßen sah man noch die Spuren des letzten Kampfes und das mürrische Wesen der Leute, mit denen er in Berührung kam, verrieth ihm, daß man ihn als Fremden mit argwöhnischen Blicken betrachtete. Doch als er im Gasthofe nach dem Wohnorte der Howleys fragte, sprang sofort der Sohn des Wirthes auf und erbot sich auf das Bereitwilligste, ihm den Weg zu zeigen.

(Fortsetzung folgt.)

Fünf Tage im Odenwalde.

Ein englischer Tourist, William Howill, theilt unter der vorstehenden Rubrik seine Erlebnisse, Anschauungen und Erfahrungen auf einer Reise durch einen Theil von Deutschland mit. Er ist nicht nur ein Bewunderer der Naturschönheiten unseres Vaterlandes, sondern sieht auch die politischen und gesellschaftlichen Zustände seiner Bewohner in einem überaus freundlichen Lichte. Dem Abschnitt seiner Reise in den Odenwald entnehmen wir nachstehend einige Fragmente über Land und Leute, wie folgt:

Der Odenwald, der Wald Odins, ist eine der urthümlichsten Gegenden Deutschlands. Er ist eher ein Hügelland als ein Gebirge zu nennen und mißt nach einer Richtung vierzig, nach der andern dreißig englische Meilen. Im Süden begränzt ihn der schöne Neckar, im Westen fällt er in die Rheinebene ab. Diese Gränze ist unter dem Namen der Bergstraße bekannt, obwohl dieselbe nichts weniger als gebirgig ist, sondern stets in der Ebene unweit des Gebirgsflusses hinleitet. In ganz England sind die Naturschönheiten dieser Straße bekannt. Die Hügel, welche sich steil gegen die Ebene senken, sind von anmuthigen Thälern durchbrochen und malerisch von Reben bewachsen. An ihrem Fuße liegen Dörfer voll alterthümlicher Gebäude, welche über die dreißig bis vierzig Meilen breite Rheinebene hinausschauen. Fast auf jedem steileren Hügel oder Felsenvorsprunge liegt eine zertrümmerte Burg; eine jede hat, wie dieses in Deutschland allgemein der Fall, ihre schauerliche Geschichte, ihre noch schauerlichere Sagen. Die Eisenbahn, welche von Frankfurt nach Heidelberg führt, zieht sich durch diese Bergstraße und läßt das Auge über die schönen Hügel hinstreifen, bis das zauberische Neckarthal sich eröffnet und Heidelberg mit seiner lieblichen Landschaft an dessen Ausmündung thront.

Eine der herrlichsten Aussichten genießt man von dem Thurm auf dem Melibocus, über dem Dorfe Auerbach. Er beherrscht die ruhvolle Strecke stiller Thäler und dunkler Wälder von den Abhängen des Schwarzwaldes, der auf dem linken Neckarufer beginnt, bis zu dem Spessart, einem andern deutschen Bergwalde, von Darmstadt und Heidelberg bis nach Heilbronn zu. Dieser Gau enthält eine Menge alter Schlösser und eine Welt von Sagen und Legenden. Neben dem vorgemeldeten Thurm erhebt sich ein zweiter auf einer andern vorragenden Höhe, dem Katzenbuckel, der den Ueberblick des weiten Waldgeweges erleichtert. Unfern diesem letzteren liegt Erbach, welches wir ebenfalls besuchen wollen, ein Schloß, von einem Nachkommen Karl des Großen erbaut, in dessen Nähe die Sagen vom wilden Jäger, von Götz von Berlichingen und manche andere ihre Quelle haben. Das Völkchen, welches hier wohnt, hat seine eigene Welt, hat seine alte Einfachheit, seine alten Sitten und Gebräuche beibehalten, so daß man unter ihm lebend, die Schilderung deutschen Lebens wieder erkennt, wie sie die Brüder Grimm in ihren Hausmärchen gaben.

Am letzten Augusttage gelangten wir in Gesellschaft mehrerer Freunde und unserer Kinder nach Weinheim, erstiegen, durch den Weingarten kletternd, dessen altes Schloß und wanderten dann in das Birkenauer Thal, das, wie der Name schon andeutet, durch seine schönen, malerisch hängenden Birken berühmt ist, unter welchen wir guter Dinge speisten.

Als wir die Hügel und steilen Felsenpfade empor kletterten, leuchtete uns die Schönheit der Landschaft noch mehr ein und erfreuten uns die zahlreichen herrlichen Blumen, die wildwachsend jeden Hügel und Fußsteig umzogen. Der Quendel bildete gewaltige duftige Rosen; Glockenblumen und Aglei verschiedener Arten und Farben, die in unsern Gärten gebaut werden, purpurne Nelken, die Goldruthe, herrliche Glockenblumen von leichter Purpurfarbe, schöner als die englischen, eine große buschige Distel, gelbe und weiße Sonnenröschen, der wilde Lack, die weiße Winde und Waldreben, welche sich aufwärts in allen Büschen spannen, riefen uns die blühenden Gefilde Englands zurück und mahnten uns auch wieder, daß wir ferne von ihnen seyen. Auch die Wiesen prangten im herrlichsten Smaragd und waren mit der Parnassia, sowie mit einem überaus zarten Krokus (der Zeitlose) geschmückt.

Als wir in der Schenke des Birkenauer Thales den Eilwagen lange vergeblich erwartet hatten, mietheten wir uns einen leichten Bauernwagen. Nach einem fröhlichen Tage schieden wir von unsern Freunden und gelangten nach Auerbach.

Nachdem wir den Thee genommen, bestiegen wir das über der Stadt gelegene Schloß, über welchem der Ellenbogen (Melibokus) seinerseits wieder emporragt. Die Aussicht war herrlich. Der Sonnenuntergang beleuchtete die weite Rheinebene wundervoll. Er bestrahlte den ganzen westlichen Himmel mit hellem Karmin, in welchem goldene Wolken mit tiefen violettfarbigen Rändern schwammen. Die äußersten Gränzen der Ebene lagen, da unser Auge sich durch so viel Glanz geblendet fand, in grauer Finsterniß. Das Schloß nahm sich bei dieser Beleuchtung so schön als eigenthümlich aus. Im Schloßhofe fanden wir eine Inschrift, welche darthat, daß eine Gesellschaft, eingedenk der kriegerischen Verdienste des Großherzogs von Hessen-Darmstadt (in dessen Lande, wie in jenem des Großherzogs von Baden der Odenwald gelegen), den Geburtstag des Ersteren hier gefeiert habe. Um die Inschrift hingen Laubkränze mit den Namen der Orte, an welchen der Fürst sich in Schlachten gegen die Franzosen ausgezeichnet. Nicht weit davon stand ein Altar von Steinen und Moosen zusammengesetzt, an dem, wie uns ein im Thurme lebender Bauer berichtete, der Feldprediger bei dieser Festgelegenheit eine Rede gehalten hatte.

Früh Morgens fünf Uhr begannen wir die Hänge des Melibokus hinanzusteigen. Wir brauchten etwa fünf Viertelstunden. Der Führer trug meinen Ranzen. Während dem Steigen bemerkten wir Männer mit Hacken auf ihren Schultern durch verschiedene Pfade aufsteigend. Oben angekommen, fanden wir deren noch mehre, auch einige Frauen darunter, welche von einem Polizeidiener

angeführt wurden. Es waren Bauern, welche, weil sie unbefugterweise im Walde Holz gefällt hatten, verurtheilt waren, eine Strafe zu zahlen, oder statt derselben verhältnißmäßig durch Arbeiten in den jungen Anpflanzungen sich nutzbar zu machen. Es ist dieses eine weisere und freundlichere Maßregel als die anderer Staaten, welche diese Sträflinge im Gefängniß einpferchen, wo sie sich selber und dem Staate zur Last fallen.

(Schluß folgt.)

Ueber den Schiffbruch der „New-Era"

sind wir im Stande Folgendes nach der Newyorker Staatszeitung zu entnehmen. Die New-Era segelte am 28. September v. J. von Bremerhaven ab; mit Ausnahme eines kleinen Sturmes hatte sie bis zum 28 October eine ziemlich gute Reise. Der Proviant war gut, wurde aber schlecht gekocht und zu wenig abgegeben. In Folge hievon brachen unter den Passagieren Krankheiten aus, die 37 dahin rafften. Es waren im Ganzen 420—430 Passagiere an Bord, darunter 5 Kajütpassagiere, die meisten aus Preußen, Hessen, Baden, Bayern und Hannover, nur wenige, im Ganzen 5, aus Würtemberg. Unter den Kajütpassagieren befand sich ein Herr Willem von Ronzelin aus Cincinnati, Ohio, der sich erst kurz zuvor mit einem Fräulein aus Stuttgart verheirathet hatte. Seine Frau erlag der Krankheit am 15. October auf der See. Am 25. October erreichte das Schiff ein heftiger Sturm, der bis zum 29. October anhielt. Eine Welle zerschlug die Kajüte und die Brustwehr wurde bedeutend beschädigt. Einige Tage nach dem 25. October gewahrte man einen Leck an dem anderen Theil des Schiffes, die Passagiere mußten von nun an Tag und Nacht an den Pumpen arbeiten. Am 6. November gewahrten die Passagiere zuerst Land. Am 6. November lief das Schiff auf den Strand bei 25 Fuß Wasser. Die Passagiere eilten auf das Verdeck, wurden aber in das Zwischendeck wieder hinuntergetrieben. Bald darauf drang das Wasser in das Zwischendeck ein. Der Kapitän ließ die Leute wieder auf Verdeck kommen, aber mehrere Kinder, Frauen und Kranke ertranken im Zwischendeck. Die Schiffsmannschaft rettete sich durch die Boote, den Passagieren, welche in die Boote springen wollten, wurde damit gedroht, daß man sie ins Meer werfe. Nur Einem, Herrn Ronzelin, gelang es, in das letzte der abgehenden Boote des Schiffes zu kommen. Noch am 6. Nov., Vormittags, kam ein Rettungsboot vom Lande an. In diesem rettete sich der Kapitän (Henry ist der Name dieses niederträchtigen Menschen), einige Matrosen und 4 Passagiere. Als noch mehr Passagiere in dem Boot ihre Rettung suchen wollten, hieb der Kapitän das Tau ab und stieß ab, Schiff und Passagiere ihrem Schicksal überlassend. Zwei weitere Boote, welche noch am 6. Nov. dem Schiffe zur Hülfe kommen wollten, konnten wegen der sehr hoch gehenden Brandung nicht an das Schiff gelangen. Das Zwischendeck stand damals schon voll Wasser, die Wellen schlugen die Seitenwände des Schiffes ein und fließen Lebende und Todte über Bord. Die Passagiere suchten sich im Takelwerk festzubinden, um von den Wellen nicht weggespült zu werden. Viele, welche die Kräfte verließen, wurden über Bord geschwemmt, Andere hingen am 7. November Morgens als Leichen im Takelwerk. Am 7. November Morgens zwischen 5 und 6 Uhr kamen mehrere Rettungsboote und alle noch lebenden Passagiere wurden glücklich ans Land und von da nach Deal (einer Stadt im Staate Newjersey) gebracht. Die Newyorker Staatszeitung führt die Namen von 132 Geretteten auf, darunter Gottlieb Möck von Plüderhausen, Johann Georg Fuchs und Jakob Engelmann aus Würtemberg; sodann erwähnt sie die Namen von gegen 100 Gestorbenen, darunter einen Wilhelm und Wilhelmine Schnurr von Oberweltheim (Oberbalzheim?) in Würtemberg. Nach den hier vorliegenden Notizen hat keine dieser Personen im Lande akkordirt, wenigstens sind in den in Stuttgart vorliegenden Schiffslisten keine Personen auf die New-Era eingeschrieben. Die Niederträchtigkeit der Schiffsmannschaft einschließlich ihres saubern Kapitans zeigte sich noch nach der Rettung dadurch, daß die Matrosen die besten der von den „Commissioners of Emigration" für die Passagiere bestimmten Kleider denselben entrissen und für sich verwendeten, wogegen von den Passagieren rühmend anerkannt wird, daß Herr Ronzelin, wie die „Commissioners of Emigration" sich der Unglücklichen auf das Thatkräftigste annahmen.

Mannichfaltigkeiten.

(Freiburg, 22. Nov.) Die „Freib. Ztg." erzählt folgendes Beispiel von roher Thierquälerei: Ein Postillon, welcher mit einem alten Pferde nicht mehr gerne fuhr und wußte, daß er ein jüngeres, besseres erhalten werde, wenn das andere weggeschafft sey, schüttete solchem Scheidewasser in die Ohren, um es zu tödten, erreichte aber seinen Zweck nicht; das Thier lebt noch, wird aber sein Gehör verlieren. Der Thäter wurde zur höchsten zulässigen Strafe für seine nichtswürdige Handlung gezogen. — Die Vereine gegen Thierquälereien haben nun ein neues Feld der Thätigkeit gefunden, da sich in Madrid der erste Verein dieser Art in Spanien gebildet hat, dessen Mitglieder vorzugsweise aus Damen bestehen. Obgleich es vorerst nur auf den Schutz der Hausthiere abgesehen ist, so hat sich der Verein doch schon ein weiteres Ziel gestellt, nämlich auf Abschaffung der Stiergefechte zu wirken, was bei der Leidenschaft der Spanier für dieses Vergnügen keine kleine Aufgabe ist.

Aus Veranlassung der in den Zeitungen gebrachten Notiz, daß der Chemiker Liebig in den Spargelsaamen ein Surrogat des Kaffee's entdeckt habe, wurde in der Königsberger polytechnischen Gesellschaft aus einheimischen und auch holländischen gebrannten Spargelsaamen in der Gesellschaft ein Kaffee bereitet und zum Genießen herumgereicht. Das Getränk hatte wirklich einen kaffeeähnlichen Geruch und auch einen solchen Geschmack, verursachte aber einen äußerst unangenehmen bitteren Nachgeschmack. Außerdem kommt ein solcher Spargelsaamenkaffee viel theurer zu stehen als ächter Makka, da ein Pfund Spargelsaamen 1 Thlr. 8 Sgr. bis 1 Thlr. 10 Sgr. kostet.

Dem Ausweis des britischen Stempelamts nach zu schließen, setzten im zweiten Quartal dieses Jahres ab: die „Times" 3,976,720 Exemplare; „Morning Advertiser" 608,050; „Daily News" 346,044; „Morning Herald" 299,000; „Mornig Post" 226,000 und „Morning Chronicle" 186,000 Exemplare. — Von Abendblättern: „Evening Mail" 200,000; „Standard" 104,000; „Expreß" 196,369; „Globe" 195,000; „Sun" 192,000 Exemplare.

Man schreibt uns aus Köln: Die Poti-Chino-Manie, welche darin besteht, daß die Frauen Glasvasen mit Bilderbogen von innen bekleben und dadurch chinesische Gefäße herstellen, hat auf ihrer Reise um die Erde auch Köln berührt. In den höchsten Cirkeln und auch tiefer sind die zarten Finger am Kleistern, wie sie früher die Tische rückten. Was aufgeklebt wird, darum bekümmert man sich nicht; daher sieht man jetzt sogenannte chinesische Vasen und Töpfe, auf welchen christliche Darstellungen aus der Bibel in die Erscheinung treten.

Weihnachtsschriften.

III.

„**400 Räthselfragen** aus der Naturgeschichte und Naturlehre nebst 100 zur Befestigung der Orthographie" von Strack (Leipz., G. Mayer) sind in noch höherem Grade, als die früher von uns angezeigten „geographischen Räthselfragen" des Verf., geeignet, den kindlichen Scharfsinn anzuregen und ihm zugleich als Prämie einen lehrreichen Inhalt zu geben. Für diese, oft dem Märchen verwandte, Einkleidung und Verkleidung sind Thiere und Pflanzen besonders geeignet. Wirkliche „**Märchen** für die Jugend" (Halle, Buchh. des Waisenhauses) gibt uns H. Pröhle, und dazu deutsche Märchen, die sich im ächt deutschen Niedersachsen zutrugen, vom Volksmunde ausgesprochen und von einem gebildeten, aber dem Geiste der Heimath vertrauten Sohne des Volkes niedergeschrieben wurden. Ihre Gestalten sehen den Marionetten der in Salons geborenen Märchen eben so unähnlich, wie den verhimmelten und marklosen Kindern der Legenden und der Traktätchen. Sie sind kein Erzeugniß moralisirender Berechnung, vielmehr großentheils von Natur sinnvoll und sittlich, und ihre derberen Farben thun keinem gesunden Auge weh. Unter den dankenswerthen Bemerkungen zu den Märchen vermissen wir die Hinweisung auf die scandinavische Quelle von Nr. 49. Ein Märchenbuch anderer Art, aber von sehr ansprechendem Inhalt, heißt „Kindliche **Poesien** für Mädchen von acht bis zwölf Jahren" von Louise Sternschild (Gießen, Heinemann). Besonders dem jüngeren Kinde spiegeln diese gemüthvollen und munteren Dichtungen die ganze Natur, die Menschen- und Thierwelt in einer Weise ab, die das Mitgefühl mit allem Lebenden fördert und das kindliche Herz im Spiele mit den ernstesten Gesetzen vertraut macht. — Von dem schweizerischen Maler und Dichter A. Corrodi liegen uns zwei bei Tschudi in St. Gallen erschienene Schriftchen vor: „Ein **Buch** ohne Titel", aber mit illustrirten Anfangsbuchstaben, und „**Dur** und **Moll**". Der Verfasser ist ein Humorist und Romantiker aus einer an den meisten Orten verklungenen Zeit. Ihm wird die Welt noch mit allen ihren Wesen zu einem vielstimmig singenden und redenden Märchen, in welchem er selbst mitspielt. Bald flüstert er mit Kindern, oder mit der Geliebten, deren schöne Gegenwart ihm das Rauchen nicht verwehrt, bald macht er grelle Seitensprünge, wo wir lieber mit ihm an einem trauten Plätzchen verweilten, bald kritisirt er kunstverständig die Bilder in seinem Zimmer und schützt dessen heimlichen Raum vor den Geistern, welche die Gegenwart im Großen bewegen, durch andere harmloser und neckischer Gattung. Wir scheuen uns, ihn weiter zu recensiren, damit er uns nicht zu den „Nichtkindern" zählt, deren Hände er von seinen Büchern fern halten will. Diesen ähnlich und oft wieder unähnlich ist das „Buch der **Kindheit**" von B. Goltz. 2. Aufl. (Berl., Fr. Duncker). Nicht leicht ist eine Kindheit so arm und unselig, und ein späteres Leben so reich und überglücklich, daß nicht in stillen Feierstunden des letztern die Sehnsucht nach ersterer erwachte; und selbst die leersten und kühlsten Herzen waren selten immer so. Mit seinen Erinnerungen an das Kinderleben verbindet der Verfasser logisch und psychologisch wichtige Zergliederung desselben. Aber ein dickes Buch, das im Grunde für Erwachsene geschrieben ist, sollte nicht ausschließlich mit Kindlichem und Kindischem in ungeschickter Mischung gefüllt seyn. Der Verfasser ist reich an Empfindungen, aber zu reflexiv, um so naiv zu seyn, wie er scheinen will; und sein Eifern gegen die „Vernunftmenschen" in der heutigen Erziehung ist doch gar zu dämmerig. Mittheilungen aus der „Kindersprache" und dem Dialog in der „Kinderstube" passen nur für den mündlichen Verkehr und machen gedruckt einen widrig kleinlichen Eindruck. Hoffentlich wird der Verfasser mit der Zeit etwas älter, als wir ihn hier und in seiner Reise nach Aegypten (Bld. 1853 Nr. 180) fanden. Ein umfangreiches Werk für die heranwachsende Jugend ist die seit vorigem Jahre von Julius Fabricius in Hamburg redigirte und verlegte „Norddeutsche **Jugendzeitung**", die in umsichtiger Auswahl Belehrendes und Ergötzliches bringt. Ihre sittlich-religiöse Tendenz hat zwar mitunter predigerhafte Färbung, ist aber frei von jener Kopfhängerei ohne Schwungkraft des Geistes und des Herzens, womit die Colporteure frommer Bücherfabriken die gesunde Jugend anzustecken suchen. Der Herausgeber meint es aufrichtig gut mit seinem jungen Publikum, und will selbst einen Theil von dem materiellen Ertrage seiner Zeitung gemeinnützigen Zwecken zuwenden. L. D.

Frankfurt a. M., im December.

Am 15. d. M. fand die erste Aufführung von Otto Müllers fünfaktigem Drama „Charlotte Ackermann" statt. Bei dem großen Interesse, welches der gleichnamige Roman in den gebildeten Kreisen unserer Bevölkerung gefunden, konnte es nicht fehlen, daß die genannte Vorstellung ein zahlreiches Publikum heranzog. Das Haus war in allen Räumen gefüllt. Unter lebhaftem Beifall fand die Aufführung statt, und obwohl sie bis um 10½ Uhr währte, hatte sie sich doch einer bis zum Schluß andauernden Theilnahme zu erfreuen. — Die Darsteller der Hauptpartien, sowie der Verfasser wurden hervorgerufen. Ueber das neue inhaltreiche und trefflich gearbeitete Drama demnächst. Nach der ihm gewordenen beifälligen Aufnahme ist sein Bestehen auf unserem Repertoire als gesichert zu betrachten. Eine Verkürzung der allzu langen Zwischenakte wäre sehr zu wünschen.

Indem die **Wittwen- und Waisenkasse der Handlungscommis** am Schlusse des 9. Jahres ihres Bestehens die Gaben veröffentlicht, welche ihr im Laufe dieses Jahres geworden, können die Betheiligten nur mit innigem Dank diese Aufzählung überblicken und müssen sich aufgemuntert fühlen, ihren Zweck fernerhin mit hoffendem Vertrauen zu verfolgen, so schwierig auch die Verhältnisse in diesem Augenblicke erscheinen. Abermals ist die Anstalt durch Todesfälle in dieser Jahresperiode hart betroffen worden und die Zahl der Familien, welche Ansprüche auf die statutenmäßige Pension machen, ist dadurch bereits für diese neue Anstalt auf 12 angewachsen. Unter den eingegangenen Geschenken und Gottespfennigen heben wir besonders ein Legat des Herrn Ph. Fr. Chr. Kröger von 2000 fl., ein Legat des Handlungscommis Herrn J. J. Bernh. Riesing aus Schweinfurt von 500 fl. und ein Geschenk der Frau Fellner, geb. Keßler, von 100 fl. hervor.

Wie bei der vorgenannten Stiftung, so finden wir auch in dem soeben erschienenen Verzeichniß der bei der hiesigen Taubstummen-Erziehungsanstalt eingegangenen Geschenke und Legate (vom 15. November 1853 bis dahin 1854) die Namen edler Wohlthäter, welche sehr ansehnliche Geschenke auf dem Altare der Menschenliebe niederlegten. Herr Kröger spendete der Taubstummen-Erziehungsanstalt 5000 fl., Herr Mylius sen. in Mailand fünf Aktien, Herr Alex. Gontard 200 fl., woran sich noch viele andere Beiträge reihen.

Erstes Konzert des Philharmonischen Vereins.

Montag den 18. Dec., Abends 7 Uhr, im Saale des Weidenbusches.

1) Ouverture zu „Idomeneo" von Mozart. 2) Sopran-Arie aus „Idomeneo" von Mozart, gesungen von Fräulein Lina Quilling. 3) Konzertstück für das Pianoforte mit Orchesterbegleitung, komponirt und vorgetragen von Herrn Anselm Ehemant. 4) Lieder für Sopran von Taubert: a. „Wer hat das Alles so gemacht", b. „Wo sind all' die Blumen hin", gesungen von Fräulein Lina Quilling. 5) Souvenir de Haydn, Phantasie für die Violine von Leonard, vorgetragen von Herrn Max Wolff. 6) Symphonie Nr. 1 in C moll von F. Mendelssohn-Bartholdy.

Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. sind in den Musikalienhandlungen des Herrn C. A. André und des Herrn Theodor Henkel zu haben.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 17. Dec. Lohengrin, romantische Oper in 4 Akten von R. Wagner. Ortrud: Frau Leisinger.

Montag, 18. Dec. Zum Benefiz des Herrn Baumann. (Neu einstudirt.) Die beiden Schützen, komische Oper in 3 Abtheilungen von Lortzing. Dazu: nach dem 1. Akt 1) „Pas de bouquet", arrangirt von Frau Bertha Baumann und ausgeführt von derselben und vier Eleven der Balletschule; nach dem 2. Akt 1) Lucia Walzer, arrangirt und getanzt von Frau Baumann; 2) Tyrolienne, arrangirt von Frau Baumann und ausgeführt von drei Eleven. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 302. Dienstag, den 19. December 1854.

Der letzte Howley von Killowen.

(Nach Dickens' Household Words von W. F.)

(Fortsetzung.)

Killowen, der Wohnort der Howleys, war etwa drei Meilen von der Stadt entfernt. Der Weg führte abwärts quer durchs Land bis in die Nähe der Seeküste; ein Pfad, der zum Theil durch eine eingezäunte Pflanzung, die mit üppigem Gesträuch bewachsen war, führte nach dem Hause. Nicht ein einziges Haus, nicht einmal eine Hütte zeigte sich ihren Blicken, deren Mauern nicht zerstört worden waren, und Roches Führer erzählte ihm, daß diese grauenhafte Verwüstung von der königlichen Yeomanerie nach der Wiedereroberung der Stadt verübt worden. Der Wohnort der Howleys bestand in einem geräumigen Hause aus rothen Backsteinen, das keineswegs alt oder verfallen war; doch das Gitter, welches den Baumgarten umgab, war zerstört worden; man hatte die Latten ausgerissen, um Piken davon zu machen, und in den Höhlungen, die hierdurch im Boden entstanden waren, hatte sich der Regen angesammelt. Die Ländereien um das Haus waren ausgedehnt und bestanden aus Baumgärten, Wildgehegen und Anpflanzungen von jungen Tannen. Neben dem rostigen Eisenthor befand sich eine Art Thorwärterwohnung; aber die Fensterläden waren geschlossen und die Thüre vernagelt. Der Boden war mit Gras bewachsen, auf der Schwelle lag dicker Staub und die Regentropfen und die welken Blätter, welche bei jeder Bewegung des Windes auf das hölzerne Dach fielen, schienen dasselbe schon in Fäulniß versetzt zu haben.

An diesem trostlosen und einsamen Orte blieb Roche zwei Monate in der Gesellschaft der Howleys. Ellen hatte durch die Revolution alle ihre Verwandten verloren und nur ihr Bruder war ihr geblieben. Der Diener, der in der Thürwärterbehausung seine Wohnung gehabt hatte, war während des Aufstandes ums Leben gekommen und seine Stelle nicht wieder besetzt worden. Bruder und Schwester, sowie eine alte Dienerin bildeten jetzt den ganzen Haushalt. In Folge der politischen Unruhen lag der größte Theil der ihnen gehörigen Ländereien unbebaut; doch nahm der Bruder immer noch Renten ein und die Howleys waren, wiewohl sie viel eingebüßt hatten, immer noch in erträglichen Umständen. Roche begleitete Ellens Bruder bei seinen Ausflügen; sie gingen auf die Jagd oder auf den Fischfang an den Ufern des Slaney und während dieser Zerstreuungen brachte der junge Howley die politischen Angelegenheiten aufs Tapet, deutete auch darauf hin, daß die Revolution in kurzer Zeit wieder ausbrechen dürfte; doch Roche, der keine Sympathien für die Insurgenten hatte, wandte sich stets von dieser Unterhaltung ab oder sprach über die Leiden, die Howleys Familie bereits erduldet, und verwies ihm seine Unbesonnenheit, sich mit solchen Dingen zu beschäftigen. Robert hatte einen fröhlichen und sorglosen Charakter; seine Schwester dagegen schien wie tief bedrückt und hatte ein nachdenkendes Wesen an sich. Sie schien der Mittelpunkt des trüben und vereinsamten Geistes zu seyn, der den Platz beherrschte. Roche bemerkte zuerst nicht ohne Erstaunen, daß sich auf Killowen gar keine Gäste einfanden; aber bald gewöhnte er sich an das einsame Leben der Geschwister und fand, daß ein großer Reiz darin liege. Es hatte für ihn etwas Wohlthuendes, während der langen Abende an Ellens Seite zu sitzen und zu träumen, daß er die Sorgen und Beschwerden seines Berufes aufgegeben, ja für immer den ehrgeizigen Hoffnungen, die ihm seine Anstrengungen so leicht gemacht, entsagt habe, um mit ihr und ihrem Bruder in dem ruhigen stillen Hause zu leben, das die Stürme von Achtundneunzig überstanden habe.

Roches Besuch zu Killowen trug natürlich dazu bei, seine Neigung für die junge Dame zu steigern. Als der Tag seiner Abreise näher rückte, gestand er ihr offen die Gefühle, welche sein Herz für sie empfinde, und hielt um ihre Hand an. Sie als edles Mädchen stellte ihm vor, daß er sich in Betreff seines Berufes Nachtheile zufügen würde, wenn er sich mit einer Familie verbände, deren Mitglieder von der Regierung für Rebellen gehalten würden. Sie rief ihm ins Gedächtniß zurück, daß ihr Bruder rasch und hitzköpfig sey und daß ihre Beunruhigungen möglicherweise noch nicht vorüber wären, und auf diese Weise vermochte sie ihn zuletzt dahin, daß ihre Verheirathung auf zwölf Monate verschoben werden sollte. Auf diese Anordnung hin, welcher ihr Bruder zustimmte, und auf das Versprechen, daß er im folgenden Jahre zu derselben Zeit zurückkehren werde, sagte ihr Roche Lebewohl und ging nach Dublin zurück, um seinem Berufe zu leben.

Die festgesetzten zwölf Monate waren fast vergangen, als einer jener kleineren Aufstände, welche einige Jahre hindurch in gewissen Zwischenräumen der Unterdrückung der großen Revolution folgten, ausbrach und die Familie Howley wiederum in Bekümmerniß versetzte. Am 12. Juli, dem Jahrestage der Schlacht von Boyne, versammelte sich ein Theil der Gesellschaft der Orangisten, die durch den Triumph der Loyalen kühner als je geworden waren, in Wexford, zog in Prozession über die Brücke und durch die Hauptstraßen, ließ Fahnen, mit Inschriften versehen, welche für Katholiken Beleidigungen enthielten, vor sich her tragen und von einem Musikcorps Lieder spielen, die jene ebenfalls aufregen mußten. Die Bandmänner blieben in ihren Häusern; aber man munkelte, es werde beabsichtigt, am Abend Freudenfeuer in den Straßen anzuzünden und die Hauptführer der Vereinigten Irländer, die für ihren Verrath mit dem Tode gebüßt hatten, im Bilde zu verbrennen; es wurde auch bald bekannt, daß es auf einen Aufstand abgesehen sey. Die Orangisten, die man seither für eine höchst schadenfrohe und muthwillige Körperschaft gehalten hatte, wurden in jenen Tagen des Parteikampfes von den Behörden offen ermuthigt und man hielt sie für ein passendes Bollwerk ge-

gen den revolutionären Geist des Volkes. Man hatte es daher außer Acht gelassen, ihr Verfahren zu hindern, und so kam es in den Straßen zu einigen Gefechten, in welchem mehrere Personen das Leben einbüßten. Eines dieser Gefechte fand auf dem Marktplatz statt, wo ein großes Feuer angezündet worden war. Die angreifende Partei war zuerst geschlagen worden und das Freudenfeuer der Orangisten war bereits zu einem großen Haufen Asche zusammengesunken und glühte und knisterte nur noch, wenn der Wind hineinbließ, als ein Mann Namens Michael Foster, der eben damit beschäftigt war, mit einer Stange das Feuer zusammenzuscharren, von unbekannter Hand einen Schuß erhielt und sofort auf sein Antlitz niederstürzte. Die wenigen Personen, die in seiner Nähe standen (denn der größte Theil der Orangisten hatte sich bereits zerstreut), flohen, wie der Schuß gefallen war; und bevor irgend Einer von seiner Partei zurückkehren konnte, war der Kopf und ein Theil des Körpers des getroffenen Mannes vom Feuer zerstört worden. An der einen Seite des Marktes befand sich eine verfallene Mauer und aus einem Winkel derselben sollte, wie einige Personen vorgaben, der Schuß abgefeuert worden seyn; indessen in der Begünstigung und im Dunkel der Nacht gelang es dem Mörder, die Flucht zu ergreifen.

Gewaltthätigkeiten waren auf beiden Seiten begangen worden; doch waren die Behörden so sehr zu Gunsten der Partei, die den Aufstand eigentlich hervorgerufen hatte, gestimmt, daß man keine Orangisten ergriff, während eine große Anzahl Bandmänner festgenommen und ins Gefängniß gebracht ward. Am folgenden Tage hielt man strenge Nachforschung nach allen Denen, von welchen man wußte, daß sie bei dem Aufstande betheiligt gewesen. Die Ermordung Michael Fosters auf dem Marktplatze, noch besonders merkwürdig durch die geheimnißvolle Weise, mit der sie verübt worden, sowie der fürchterliche Umstand, daß dem Unglücklichen der Kopf vom Feuer zerstört ward, wurden Gegenstand der umfassendsten Untersuchung. Es lag außer Zweifel, daß der Mörder den Aufstand benutzt hatte, um einen Akt persönlicher Rache zu begehen. Er hatte auf sein alleinstehendes Opfer, dessen Gestalt durch den Schein der glühenden Asche noch mehr hervorgetreten war, mit Sicherheit zielen können. Daß es nur der Akt eines einzigen Mannes gewesen und daß diesen der Erfolg desselben zufrieden gestellt, schloß man aus dem Umstande, daß die Feuerwaffe nur einmal abgeschossen worden war und daß weder der Mörder noch seine Partei rasch vorwärts gedrungen, wie es sonst die Gewohnheit der Irländer bei einem Gefechte war.

(Fortsetzung folgt.)

Fünf Tage im Odenwalde.

(Schluß.)

Die Aussicht vom Thurme, der achtzig Fuß über den Berg emporragt, beherrscht den fernen Rhein, über hundert Dörfer, Schlösser und Städte. Die Windungen des Rheines liegen wie auf einer Landkarte; an dessen Ufern erkennt man als besondere Anziehungspunkte des Auges den Speyrer Dom, die Kuppeln der Mannheimer Jesuitenkirche, wie die vier Thürme des Wormser Münsters. In blauester Ferne schließen die Höhen des Donnersberges, der Wasgau und der Schwarzwald die Rundsicht auf eine würdige Weise.

Der Polizeidiener, welcher uns auf den Thurm begleitete, erzählte uns von der Zeit, wo die Bewohner dieser Gegend von diesem Punkte das Nahen des französischen Heeres erspäht hatten und zeigte uns den Fleck, wo man sie zuerst wahrgenommen. Er beschrieb uns ihr Nahen, wie die Angst des Volkes in der anziehendsten und rührendsten Weise.

Der Wind brauste auf der Höhe ziemlich stark, das Rasseln der Laden in den Thurmlucken und ihrer Riegel gab der Einsamkeit etwas Schauerliches. Der Odenwald unter uns war herrlich. Das Gebirge war mit Wald bedeckt, der durch grüne Wiesen und Felder mannichfach durchbrochen wurde; ehrwürdige Schlösser und weißgetünchte Dörfer gaben dem Ganzen einen einsamen aber doch anmuthigen Anstrich. Das junge Morgenlicht erhob das Grün der Wälder um so prächtiger. Wir stiegen nun abwärts und folgten den Waldbahnen mit dem Gefühl des Entzückens, welches das Eindringen in eine unbekannte herrliche Gegend, so wie gute Gesellschaft und schönes Wetter nur gewähren können. Als wir aus dem Walde hervortauchten, welcher den Melibokus umhüllt, setzten wir uns auf den duftenden Rasen und betrachteten mit stets neuer Lust die Landschaft um uns. Zu Häupten sahen wir den weißen Melibokusthurm aus dem Walde emporragen. Unter uns lagen grüne Thäler, aus deren Gehöften der Rauch aus friedlichen Hütten emporstieg, und jenseits derselben zeigten sich wieder waldige Höhen, mit jenen Plätzen, deren Sagen unsere Jugendjahre, selbst drüben im fernen England, verschönert hatten. Wir erblickten das Schloß des wilden Jägers, die Gefilde der Söhne Odins, die Sitze manches stahlgepanzerten Ritters, der seine Freiheit darin suchte, die Güter seines Nachbars an sich zu reißen, und seine Kraft darin, daß er sie behielt. Jetzt lag Alles friedvoll und arkadisch. Wir begegneten, als wir tiefer stiegen, einem jungen Weib, das Kühe trieb, und einem Hirten mit einer aus Schweinen und Schafen gemischten Heerde. Er trug seine Hüften gegürtet und im Gürtel eine Kette, wahrscheinlich, um Kühe zu fesseln, wie wir deren später gefesselt sahen.

Wir fanden die Hütten in diesem Thale so, unter den Obsthöfen lauter schwere, altmodische Wohnungen aus Holzfachwerk, so wie wir sie auf alten deutschen Kupferstichen und Bildern zu sehen gewohnt sind. Die Mörtelstücke zwischen dem Fachwerk sind in verschiedener Weise angestrichen und die Fensterläden mit achteckigen oder kreisförmigen Zierrathen bemalt, wie es sich für deutsche Häuser paßt, die in Grimms Hausmärchen oder in schwedischen und norwegischen Volkssagen vorkommen. Das Volk war höchst einfach in seiner Erscheinung. Wir schienen auf einmal aus der modernen Gegenwart in längstverwichene Zeiten vertieft zu seyn. Wir sahen eine Menge Kinder in freier Luft auf Bänken neben dem Schulhause sitzen, ihre Aufgabe lesend, ihre Schiefertafeln beschreibend und traten zuletzt in die Schule. Der Lehrer war ein Mann, welcher für die Stelle paßte, einfach, ländlich und fromm. Er erzählte uns, daß manche von den Kindern, welche seine Schule zu besuchen pflegen, aus beträchtlicher Ferne heranwanderten. Sie kommen frühe um sechs und sitzen bis acht, haben dann eine Spielstunde und sitzen wieder bis elf, wo sie nach Hause gehen, um an dem nächsten Morgen zurückzukehren. Den Nachmittag helfen sie ihren Eltern im Walde Holz suchen, im Felde Aehren lesen, Vieh hüten, mähen oder bei sonstigen Arbeiten.

Der Odenwald, ein Theil des herzynischen Waldes, dessen Namen Alles, was nur wild und düster ist, umfaßt, erzieht in allen seinen Dörfern, in den entlegensten Hütten Kinder, die eine Bildung genießen, welche die reichsten Dörfer von England in großem Maße entbehren! Aber hier leben auch die Bauern nicht ganz ohne Eigenthumsrecht an dem Boden, den sie bebauen, nicht ganz auf Arbeit für Andere angewiesen; sie sind im Gegentheile Grundbesitzer. Das Land ist thatsächlich in der Hand des Volkes, es ist unter die Bevölkerung vertheilt; wo man immer hinblickt, gewahrt man statt gewaltiger Hallen, umfangreicher Parks und großer Länderstrecken der Gewaltigen, die wohlthätigen Folgen eines milden agrarischen Systems. Die Wälder allein abgerechnet, ist das weite Land in unzählige kleine Loose zersplittert und auf diesen arbeitet das Volk für sich selber.

Im Odenwalde ward gerade die Ernte, welche in der Rhein-

ebene schon im Juli reif steht, geschnitten. Weiber, Männer und Kinder, Alles war beschäftigt, zu schneiden, zu binden, einzufahren oder des Viehes zu warten. Ueberall standen die einfachen ländlichen Wägen mit eingespannten Jochen. Die Frauen theilten allenthalben die Arbeit mit den Männern, mähten, banden, ja droschen selbst. Sie gingen ohne Schuhe und Strümpfe, im einfachen dunkeln Unterrocke und Leibchen, gegenüber denen das weiße Hemde vortheilhaft abstach. Weiber und Mädchen, jung und alt, arbeiten so tüchtig wie die Männer in jeder möglichen Weise und Alle mit fröhlichem Fleiße, weil sie für sich selber arbeiten. Oefters nehmen sie ihr Essen mit ins Feld und lassen ihre kleineren Kinder mit einem Butterbrod daheim, bis zu ihrer Rückkehr, eingeschlossen. Dieses würde freilich in England ein armseliges Leben heißen; doch so arm es seyn mag, ist es weit besser, als die Erniedrigung zum bloßen bäuerlichen Knechte wie in unserm theuern England mit einem Wochenlohn von 6 oder 8 Schillinge, ohne Kuh, ohne Schweine, ohne Getreide für den Markt oder das eigene Haus, ohne Garten oder Feld; ein Leben in steter Sorge und Furcht vor dem Herrn, von welchem sie ganz abhängig sind und der endlichen Aussicht, ihr Leben in einem öffentlichen Arbeitshause zu beschließen.

Jeder (?) Deutsche besitzt sein Haus, seinen Garten, seine Bäume an der Landstraße, dermaßen mit Obst beladen, daß sie niederbrechen würden, wenn man sie nicht vorsichtig stützte, zusammenbände, wenn man sie nicht oft sogar durch Zimmerarbeit zusammenfügte. Er hat seine Kornfarmen, seinen Vorrath von Dickwurz, Heu, Kartoffeln, Hanf u. s. w. Er ist sein eigner Herr und gerade diß gibt ihm, wie seinen Kindern, die beste Aufmunterung zur Arbeit. Allenthalben sieht man dieses aus der Feldwirthschaft und aus dem Haushalte hervorleuchten.

In Deutschland bleibt nichts unbenutzt. Der Gewinnst aus dem Stalle und aus dem Bauernhofe wird zu Markte gefördert. Vieles Obst wird zum Wintervorrathe gedörrt. Man sieht allenthalben hölzerne Hürden voll Pflaumen, Kirschen und zerschnitzten Aepfeln in der Sonne trocknen, Schnüre mit diesem Obste in den Fenstern schaukeln. Die Kühe werden den größten Theil des Jahres im Stalle gefüttert und jedes Grün wird zu deren Fütterung benutzt. Jeder kleine Winkel an der Landstraße oder dem Bache und Flusse wird sorgfältig gemäht, dessen Ertrag durch Frauen und Kinder in Bürden und Körben heimgeschleppt. Nichts, was irgend nur gebraucht werden kann, geht verloren. Unkraut, Nesseln, selbst die Quecken der wüsten Plätze werden gesammelt und zur Fütterung gebraucht. Man sieht gewöhnlich die Kinder in den Bächen damit beschäftigt, das Unkraut zu waschen, bevor es zur Fütterung angewandt wird. Die Fleißigen sammeln sorglich die Sumpfgräser, das Kartoffelkraut, ja suchen, wenn alles Uebrige mangelt, das Laub der Wälder, um das Vieh zu nähren. Man muß hierbei immer fort an den unendlichen Verlust denken, der dadurch entsteht, daß diese Dinge alle in England, daß so viele Weiden, so viele Säume an den Straßenrändern, in Baumpflanzungen und Kirchhöfen unbenutzt verdorren, welche Tausende von Kühen der Armen ernähren würden. Um noch weiter diesen Gegenstand zu verfolgen, es werden in Deutschland sogar die Abfälle der Rebenranken zurückgelegt, um als Winterfutter zu dienen. Die Blätter und Stengel des Hanfs werden als Streue gebraucht und selbst die starren Stengel des Mohns werden, nachdem die vollen Kapseln zum Oelgewinne verwandt sind, in Dünger verwandelt. Wenn diese nicht ausreichen, werden die Kinder in den Wald gesendet, Moos zu suchen, und Jeder, welcher in Deutschland ist, wird sich erinnern, dieselben mit ihren Bürden heimkehrend gesehen zu haben. Die Tannenzapfen, welche bei uns in den Wäldern verfaulen, werden hier aufgelesen und als Zündsel verkauft.

Kurz, die Sparsamkeit und Sorgfalt eines deutschen Bauern kann in ganz Europa zum Muster dienen. Er hat schon Jahre, was sage ich, Jahrhunderte lang die Ackerwirthschaft geführt, für die der Brite jetzt erst ein Auge zu bekommen scheint. Auch mit der Zeit hält der Deutsche Haus; er steht früh auf, wie Der begreifen wird, der erwägt, daß die weit entfernt wohnenden Kinder schon um sechs in der Frühe in der Schule sitzen. Während die Frauen ihr Vieh hüten, sind sie zugleich mit dem Strickstrumpf beschäftigt, woher sich denn die Menge von Strümpfen und andern Kleidungsstücken erklären läßt, die man bei den Bauern so reich gehäuft findet.

„Nachdem wir den Lehrer verlassen sammt seinen Schülern und Bienen, welche an der Seite der Schule ihren Stock umsummten, gingen wir zum Jägerhause auf der Spitze des Felsberges, einem der höchsten Hügel des Odenwaldes. Der Tag war herrlich, ein sanfter Wind wehte, Alles um uns war neu, reizend, und, obschon einsam, freudig begeisternd. Die Bauern in ihren Erntefeldern, die Hirten bei ihrem Vieh grüßten uns herzlich und schwenkten, wenn sie uns von ferne sahen, ihre Hüte, selbst über den Raum einiger Aecker. Wir gingen fröhlich vorüber, setzten uns wohl zu Zeiten zur sinnigen Rückschau nieder oder rasteten, um aus den klaren Bächen zu trinken, welche am Pfade vorüberschossen.

So weit unser Engländer, dem wir wenigstens in so ferne zu Dank verpflichtet sind, als er es recht gut gemeint und die Dinge mehr von der heiteren, als von ihrer trüben Seite betrachtet und geschildert hat.

Mannichfaltigkeiten.

Im Jahre 1823 wurde von Göthe an Zelter das gedruckte Exemplar einer Theaterankündigung, d. d. Karlstadt, 10. Juli 1823, überschickt, welche folgendermaßen lautet: „Zum Vortheil des Herrn Ignaz Viol und seiner Tochter Ludmilla: „Menschenhaß und Reue“, ein hier noch nie gesehenes Trauerspiel von dem gefallenen Kotzebue, unglücklicherweise; dasselbe ist in 6 Akten nebst einem Prolog, welchen Herr Viol am Ende separat halten wird. N. S. Viele dringende Schulden setzen uns zwar in die angenehme Verlegenheit unserer Gläubiger, daß wir nicht weiter reisen können. Ich spiele den Greis, meine Ludmilla die Eulalia; lassen Sie uns deßhalb nicht untergehen; Menschenhaß kennen die Bewohner dieser Stadt nicht, noch weniger wir eine Reue, daß wir uns hierher verirrten; wir bitten daher um Zuspruch, denn es bleibt uns doch nichts.“ (Göthe und Zelters Briefwechsel. VI. 250.)

Die Trockenlegung der Valli grandi Veronese und Ostigliesi wird ein unvergängliches Denkmal der Sorgfalt seyn, welche die österreichische Regierung den italienischen Provinzen des Kaiserstaates widmet. Jahrhunderte lang hat dieser Moor, der sich zwischen der Etsch, dem Mincio und Po in einer Ausdehnung von mehr als sechzig Quadratmeilen hinzieht und jedes Jahr an Flächenraum zunimmt, nicht nur dem Bodenerträgnisse der Provinzen Verona, Mantua und Rovigo einen höchst bedeutenden Abbruch gethan, sondern auch ihren Gesundheitszustand bedeutend verschlechtert und der Schifffahrt großen Nachtheil gebracht.

Eine beachtungswerthe gemeinnützige Anstalt sind die Kinderversorgungskassen der Lebensversicherungsgesellschaft Concordia zu Köln. Eine, wie wir vernehmen, sehr zweckmäßige Erläuterung derselben hat R. A. Jahn bei Velhagen und Klasing zu Bielefeld herausgegeben, auf welche wir Eltern und Vormünder aufmerksam machen.

Korrespondenz.

Säckingen, im bad. Oberlande, 7. Nov.

Es ist dahier seit langer Zeit üblich, das Fest der heiligen Cäcilia durch eine musikalische Production und darauf folgenden Ball in solenner Weise zu begehen. Die hiesige Geistlichkeit, schon längst durch ihre extreme Richtung bekannt, eiferte aus Veranlassung des Jubiläums mit allen ihr zu Gebot stehenden Mitteln gegen die Abhaltung eines solchen Festes für dieses Jahr, sah jedoch ihre Bemühungen nicht mit Erfolg gekrönt, indem dasselbe unter beinahe allgemeiner Theilnahme der Beamten und Bürger in voller Harmonie vor sich ging. Bald darauf suchte ein hiesiger Bürger bei Pfarrverweser Zeller um die Taufe seines neugebornen Kindes nach, und nannte unter den Taufpathen die Tochter eines der angesehensten Bürger, ein durchaus ehrenwerthes und hochgeachtetes Mädchen. Hr. Zeller verwarf dieselbe als untauglich für jenes Amt, „weil sie an jenem Abend getanzt habe." Später mochte der geistliche Herr dennoch fühlen, daß er sich eine Uebereilung habe zu Schulden kommen lassen und sprach hernach in einem Schreiben an das Bezirksamt aus, er wolle das Mädchen als Taufpathin annehmen, wenn sie erkläre, „daß sie nicht aus Trotz gegen die Kirche getanzt habe." Der Vater des schwer gekränkten Mädchens sah sich jedoch nicht gemüßigt, auf dieses Ansinnen einzugehen. Die Taufe wurde hierauf in einer der benachbarten schweizer Ortschaften von dem dortigen Geistlichen vollzogen, der sich mit einem von den hiesigen Behörden gerne ausgestellten Leumundszeugniß des Mädchens unter Anschluß eines Ersuchschreibens des Bezirksamts dahier vollkommen begnügte. Ueber die Handlungsweise des geistlichen Herrn nur wenige Worte: Wir hätten erwartet, daß derselbe, wenn er in der Theilnahme des Mädchens am Feste einen Ungehorsam gegen ihren Seelsorger erblickte, letztere mit einer Strafe in üblicher Weise büßen lassen werde; ein durchaus unbescholtenes Mitglied der katholischen Kirche aber deßwegen von einem Amte ausschließen, das zu den schönsten und ehrenvollsten im christlichen Leben gehört, darin vermögen wir nur Mangel an Einsicht und eine Leidenschaftlichkeit zu erkennen, die Niemanden, am wenigsten aber den Geistlichen, ziert.

Stuttgart, 14. Dec.

Letzten Montag debütirte auf unserer Hofbühne als „Goldschmieds Töchterlein" eine Fräulein Seupel von Karlsruhe, die hier auf ein Jahr engagirt ist; laut Programm war es ihr erster größerer theatralischer Versuch. — Für unser Ballet ist Herr Opfermann aus Kassel, zuletzt in München, mit Sohn und Tochter — vorerst auf sechs Monate — engagirt worden. Die beiden Letzteren haben sich bei zweimaligem Auftreten allgemeinen Beifall durch ihre gute Schule, Kunstfertigkeit und Grazie erworben. Heute kommt Rossinis „Tell" zur Aufführung mit Herrn Pischek in der Titelparthie, Herrn Sontheim als Arnold Melchthal, Madame Palm als Mathilde und Fräulein Eder als Hedwig.

Mannheim, 14. December.

Am 5. d. fand im Theatersaale ein großes Konzert auf Rechnung der Theaterkasse und des großh. weimarischen Kammervirtuosen Hrn. Laub statt. Die künstlerische Bedeutung des Hrn. Laub wurde bereits schon so oft rühmend hervorgehoben, ist so notorisch, daß die Erwähnung derselben nur Bekanntes wiederholen hieße. Er ist eben so groß im gediegenen Spiel, wie im Virtuosenthum; er bezaubert und setzt in Erstaunen; aber das Erste — und es war solches auch bei Laubs erstem Auftreten der Fall — sollte doch vorzugsweise erstrebt werden; dießmal hörten wir mehr den Virtuosen, einen Virtuosen allerdings von einer Korrektheit, deren sich Ernst in dem Grade nicht rühmen kann. Lieder von Esser von Frl. Bruckner mit Geschmack und Innigkeit vorgetragen, bildeten außer den Männerquartetten die gefälligsten Nummern des Konzerts. „Abendfeier" von Kreutzer und „Rheinlied" von V. Lachner, gesungen von den Quartett-Größen, den Herren Schlösser, Racke, Stepan und Ditt rissen zu wahrem Jubel hin und wurden stürmisch Dacapo verlangt. Die einfachen und doch so klangvollen Akkorde des Rheinlieds begeistern immer wieder aufs neue, und wären es nicht die Rücksichten für die Sänger, so würde dieses Quartett, wie solches auch schon vorkam, noch öfter Dacapo gewünscht. V. Lachner wurde nach dem Rheinlied stürmisch gerufen. Bei der Masse von Singvereinen in Deutschland ist es ein Verdienst um die Allgemeinheit, auf die begeisternde Composition aufmerksam zu machen, wie nicht minder Lachners neuester Composition im Kirchenstyl zu gedenken, des 66. Psalms nämlich: „Jauchzet Gott alle Lande &c.", der unlängst bei der Abendfeier des 25jährigen Jubiläums des Musikvereins gesungen, eine erhebende Wirkung hervorbrachte und durch die Klangfülle der feurig ernsten Akkorde zu lautem Enthusiasmus hinriß.

Literatur- und Kunst-Notizen.

Wir lesen in Dräxler-Manfreds Muse in einem Theaterbericht aus Darmstadt: „Unsere Oper hat durch das Wirken des Gastsängers Hrn. Caspari eine sehr entsprechende Ergänzung gewonnen. Als Stradella, Nadrigo, Florestan, George Brown, Gomez bewährte Herr Caspari den durchgebildeten Sänger, der seine künstlerische Aufgabe jederzeit mit Leichtigkeit und Sicherheit löst und dessen umfangreiches Repertoire der Thätigkeit unserer Oper sehr zu Statten kommt. Namentlich als Nadrigo und Florestan leistete der Gast Ausgezeichnetes, was bei den Musikkundigen gerechte Anerkennung fand." Auch in Weimar ist Herr Caspari in voriger Woche in der Parthie des Tannhäuser beifällig aufgetreten. Sein dortiges Gastspiel mußte wegen der in Darmstadt eingegangenen Verpflichtungen vorläufig unterbrochen werden.

Die thätige Verlagshandlung von J. G. Wirth und Comp. in Mainz beabsichtigt die Herausgabe eines allgemeinen Adreßbuches für den deutschen Handel und sammelt gegenwärtig zu diesem Zwecke alle anerkannten deutschen Handelsfirmen, um sie in dreifacher höchst übersichtlicher Abtheilung nach dem Namen der Städte, der Geschäfte und der Besitzer alphabetisch geordnet der Oeffentlichkeit zu übergeben. Auf diese Weise wird ein wahrhaft nationales Werk geschaffen, das einem schon lange und tief gefühlten Bedürfnisse aller Geschäftsleute, besonders des Handelsstandes in Deutschland und im Auslande abhelfen und noch in den spätesten Zeiten ein treues Bild des deutschen Handels im neunzehnten Jahrhundert seyn wird. Es ist natürlich, daß bei einem so mühevollen und kostspieligen Unternehmen auf allgemeine und lebendige Betheiligung sowohl durch Beiträge an Material als durch Abnahme und Verbreitung des Werkes gerechnet werden mußte. Solche kann aber unseres Erachtens auch nicht ausbleiben, denn es leuchtet ein, daß jedes Sichausschließen nur der einzelnen Firma, keineswegs aber dem für alle Fälle gesicherten Unternehmen von eigentlichem Schaden seyn kann, während durch ihre Betheiligung jede Firma sich und ihrer Thätigkeit gleichsam ein bleibendes Denkmal setzt. Von Seiten der Verlagshandlung ist nach beiden Seiten hin gleich viel geschehen, um die Betheiligung zu ermöglichen und zu erleichtern. Der Preis des Werkes ist auf das Billigste gestellt und diejenigen Firmen, welche durch die ganz Deutschland bereisenden Beauftragten der Verlagshandlung nicht noch besonders dazu eingeladen werden sollten, dürfen gewiß seyn, daß ihre Notizen mit Dank entgegengenommen werden. Möchten wir uns in unseren Erwartungen nicht täuschen und das hier besprochene verdienstliche Unternehmen, dem die größten Handelsherren an allen bedeutenden Plätzen Deutschlands ihre Unterstützung angedeihen lassen, überall die entsprechende Aufnahme finden! (M. Z.)

Täglich schwillt unser „Intelligenzblatt" zu dickerem Umfang an durch die beigelegten Verlagskataloge, deren Inhalt sammt und sonders von den Verlegern als „passende Weihnachtsgeschenke" empfohlen wird; täglich bedeckt sich die vierte Seite unserer politischen Zeitungen mit langen Ankündigungen von Antiquaren von eben so „billigen als geeigneten Weihnachtsgeschenken." Wir glauben, daß viele Leser sich einen Führer wünschen, welcher unter der Masse des Angebotenen eine zweckmäßige Auswahl möglich macht, und erinnern deßhalb an einige Schriften, welche durch die Namen der Herausgeber und Mitarbeiter alle Bürgschaft leisten, daß in ihnen Geschmack mit Sachkenntniß vereinigt ist. Wir meinen die sämmtlich im Verlag von Gustav Mayer in Leipzig erschienenen „Wegweiser durch die Literatur der Deutschen, mit Angabe der Ladenpreise, herausgegeben von Gustav Schwab und Karl Klüpfel. 25 Bogen. 3/4 Thlr. 1847." — „Erster Nachtrag dazu von Karl Klüpfel. 1853. 7 Bogen." — Ferner: „Karl Bernhardi (Bibliothekar in Kassel): Wegweiser durch die deutschen Volks- und Jugendschriften. 11 Bogen. 2/3 Thlr. 1852."

Theater-Anzeige.

Dienstag, 19. Dec. Konzert des Herrn F. Laub, großherzogl. s.-weimarischen Kammervirtuosen. Dazu: Der Bevollmächtigte, Lustspiel in 1 Akt. — Nr. 777, Posse in 1 Akt.

Mittwoch, 20. Dec. (Zum ersten Male wiederholt): Charlotte Ackermann, Drama in 5 Aufzügen nach dem gleichnamigen Roman Otto Müllers.

Druck und Verlag von Haller und Rahm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammerer.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 303. Mittwoch, den 20. December 1854.

Der letzte Howley von Killowen.

(Nach Dickens' Household Words von W. F.)

(Fortsetzung.)

Man hatte sofort einige Personen, von denen man wußte, daß sie wohl einen haltbaren Beweggrund zu dem Verbrechen haben konnten, im Verdacht, und es dauerte nicht lange, so hatte man ein Opfer gefunden. Man erinnerte sich, daß in dem Prozesse des jungen Howley gegen diesen der Ermordete Zeugniß abgelegt, wogegen dieser, wie von Einigen versichert ward, sich öffentlich gerühmt hatte, er habe im Gefechte bei Sinegar Hill den Vater des Jünglings mit eigener Hand niedergehauen. Man griff diesen Schein von Verdacht auf und in der Nacht, die dem Orangistenaufstande folgte, wurde der junge Howley verhaftet und ins Gefängniß nach Wexford abgeführt.

Man war eifrig besorgt, einen Beweis, ob wahr oder falsch, gegen ihn vorzubringen. Einer der Orangisten trat auf und sagte (und zwar zum ersten Male) aus, daß er, als er in der Nacht des Mordes in der Nähe des Winkels der verfallenen Mauer gestanden, eine Stimme, welche er jetzt als die des jungen Howley erkenne, habe ausrufen hören: „Beim heiligen Geist, ich will ein Loch durch jenen Schurken machen!" Unmittelbar nach diesen Worten habe er den Schuß gehört, doch aus Furcht, es möchten Bewaffnete von der Bandpartei zur Hand seyn, habe er mit den Anderen die Flucht ergriffen. Der junge Howley gab zu, daß er an jenem Abende zu Wexford gewesen und sein Gewehr bei sich gehabt habe, doch erklärte er auf das Feierlichste, daß er nicht der Mörder Fosters sey; daß er auch niemals zuvor, sondern erst jetzt davon gehört habe, daß sich der Ermordete gerühmt habe, seinen Vater niedergehauen zu haben, und daß er dieß nicht glaube. Auch konnte jetzt kein anderer Zeuge gefunden werden, der eine solche Prahlerei vernommen habe. Doch die Richter stellten ihn unter Anklage; eine Spezialkommission wurde niedergesetzt, und zum zweiten Male befand sich der junge Howley in der gefährlichen Lage, daß ein Prozeß auf Leben und Tod gegen ihn anhängig gemacht ward.

An dem Tage, an welchem ihr Bruder verhaftet worden, hatte Ellen Howley an ihren Geliebten geschrieben, ihm Nachricht von ihrem neuen Kummer gegeben und ihn auf das Dringendste gebeten, dem Unglücklichen wiederum den Beistand zu leihen, der ihn schon einmal von einem schmählichen Tode errettete. Jedoch die Gefahr war jetzt größer als vorher. Die Prozedur sollte zu Wexford statt zu Dublin vor sich gehen und die Bewohner dieser Stadt waren gegen die Aufständischen im höchsten Grade erbittert. Roche wußte, daß es für den Angeklagten äußerst verderblich seyn würde, wenn er seine Sache zum zweiten Male führe. Er wandte sich daher im Geheimen an einen Advokaten, der, obwohl er ein Protestant und ein treuer Anhänger der Regierung war, zu seinen intimsten Freunden gehörte, und bat ihn, nach Wexford zu gehen und den jungen Howley zu vertheidigen. Der Tag des Prozesses kam heran und wahrscheinlich würde es dem Rechtsanwalte Howleys gelungen seyn, die schwache Zeugenaussage gegen seinen Klienten siegreich niederzuschlagen, wenn nicht ein Umstand, der ohne Zweifel darauf berechnet worden, ihn zu retten, gerade die Ursache seines Verderbens geworden wäre. Ein Hauptzeuge gegen Howley erhielt nämlich, gerade als er nach dem Gerichtshofe ging, um Zeugniß abzulegen, von einem an der Seite der Straße gelegenen Baumgarten aus einen Schuß in den Arm. Die Kugel war durch den fleischigen Theil des Armes gedrungen, ohne den Knochen zu verletzen, und der Mann war, nachdem seine Wunde verbunden worden, im Stande, vor Gericht zu erscheinen und seine Aussage abzugeben. Die Erscheinung dieses Mannes, der, gleichgültig ob er die Wahrheit oder Unwahrheit sprach, in seinem Fanatismus so weit gekommen war, daß er das, was er aussagte, selbst glaubte, machte auf die im Gerichtssaale Versammelten einen tiefen Eindruck. Sein bleiches Antlitz, sein Arm, den er in einer Binde trug, seine Erzählung von dem Attentat, welches ein hinterlistiger Meuchelmörder, ohne Zweifel ein Freund des Angeklagten, auf ihn gemacht, und endlich seine Mittheilung der Worte, welcher sich Howley an jenem verhängnißvollen Abende bedient, bestimmten die Ansicht der Geschwornen. Die beredte Vertheidigung des Rechtsanwalts Howleys wurde einige Male durch Murren unterbrochen; der Jüngling ward für schuldig erklärt und zum Tode verurtheilt.

Die Hinrichtung Howleys sowie fünf anderer Personen, die der Theilnahme am Aufstande für schuldig befunden worden, war auf den zweiten Tag nach dem Prozesse Nachmittags festgesetzt. Die Behörden, welche öffentliche Störungen besorgten, hatten nach Waterford geschickt und eine kleine Militärverstärkung gefordert; aber bereits waren seit Mittag einige Stunden vergangen und die Mannschaft noch nicht eingetroffen. Man wartete vergebens bis gegen Sonnenuntergang auf sie und beschloß endlich, ohne sie zur Execution zu schreiten. Eine große Volksmasse hatte sich versammelt, doch die Yeomanerie war in großer Anzahl und wohlbewaffnet zur Stelle und der Pöbel beschränkte die Zeichen seines Mißfallens auf Pfeifen und Murren, bis die Gefangenen das Schaffott bestiegen. In diesem Augenblicke ließen sich Anzeichen wahrnehmen, daß der Aufstand von Neuem ausbrechen dürfte, und der Henker erhielt daher den Befehl, sein blutiges Geschäft nach Kräften zu beeilen. Der junge Howley wurde hingerichtet, nachdem er vorher noch einmal seine Unschuld betheuert hatte. Rasch wurde auch an den Anderen die Strafe vollzogen; der Pöbel zerstreute sich und nach Verlauf einer Stunde war keine Spur von dem, was vorgefallen war, mehr zu entdecken.

Von dem Tage an, wo ihr Bruder zum zweiten Male verhaftet worden war, war Ellen Howley unablässig bemüht, ihn zu

retten. Indessen die Herzen Aller zeigten sich gegen sie so kalt wie Stahl. Dazu folgten die Ereignisse in entsetzlicher Schnelligkeit aufeinander und nur zu bald gelangte sie zu der schrecklichen Ueberzeugung, daß seine Rettung unmöglich seyn würde. Nur auf einen Einzigen von allen Denen, die sie mit ihren flehenden Bitten bestürmt, machte der Anblick ihrer Schönheit und ihres namenlosen Schmerzes einen tiefen Eindruck. Dieß war der Sheriff der Grafschaft; aber er hatte weder die Macht, ihr zu helfen, noch durfte er es wagen, die Hinrichtung aufzuschieben. Nur eine Gunst konnte er ihr gewähren, eine Gunst, die bei der Hoffnungslosigkeit, die in ihr lag, ihrem Gefühle so abscheuerregend seyn mußte, daß er sie ihr kaum zu nennen wagte. Sie bestand darin, daß er ihr — ganz gegen den Gebrauch — den Leichnam ihres Bruders übergeben wolle, damit derselbe auf dem Begräbnißplatze der Familie anständig und mit Ehren bestattet werden könne. Demgemäß wurde der Leichnam, da die Hinrichtung schon beim hereindämmernden Abend stattgefunden, mit eintretendem Dunkel heimlich fortgeschafft und nach Killowen gebracht. Um jede Gelegenheit zu einer Ruhestörung zu vermeiden, hatte sich der Sheriff ausbedungen, daß die Sache so geheim wie möglich gehalten und die Beerdigung erst in der nächstfolgenden Nacht statthaben sollte.

Erst den Tag nach der Bestattung traf Roche in Wexford ein. Im Vertrauen auf die Geschicklichkeit des ihm befreundeten Advokaten war er nach London geeilt, um den Versuch zu machen, einige einflußreiche Personen zu Gunsten des Angeklagten zu gewinnen. Bei seiner Rückkehr nach Dublin erfuhr er, daß die Hinrichtung bereits vollzogen worden sey. Er eilte daher nach Killowen in der Hoffnung, seine unglückliche Freundin — wenn es auch sonst für irgend eine Hülfe schon zu spät sey — wenigstens zu trösten.

Es war bereits Abend, als er ankam. Obgleich es noch mitten im Sommer war, so erschien ihm der Platz doch trostloser und einsamer als an jenem nebeligen Herbsttage, an welchem er ihn zum ersten Male besuchte. Der dumpfe Ton der Glocke, die gleichsam zwischen ihm und dem Hause sich befand, erschreckte ihn, als er sie anzog. Niemand regte sich auf diese seine Aufforderung und da er in keinem Fenster ein Licht bemerkte, so befürchtete er, daß die Bewohner das Haus verlassen hätten. Er öffnete leise das Thor und ging durch den Baumgarten um das Haus. Alles war still; doch, nachdem er eine Weile gelauscht, kam es ihm vor, als ob von Innen her ein schwaches Seufzen und Schluchzen an sein Ohr dringe, das ihn aber bezweifeln ließ, ob es von einem menschlichen Wesen herrühre. Er lauschte und horchte noch einmal und zwar dießmal so scharf, daß er sich gar nicht täuschen konnte, wenn er das Winseln eines Hundes oder anderen Thieres darin erkannt hätte. Gefoltert von mancherlei Besorgnissen eilte er nach der Vorderseite des Hauses zurück, stieg einige steinerne Stufen hinauf und pochte laut an die Thüre. Es vergingen mehrere Minuten, ehe ihm eine Stimme antwortete und ihn fragte, was er begehre. Es war die alte Dienerin. Sie ließ ihn ein und machte die Thüre mittelst einer Kette wieder fest zu.

(Fortsetzung folgt.)

Die Indianer in West-Texas.

(Auszug aus einem Briefe von Julius Fröbel)

Fort Franklin, El Paco County, Texas am Rio Grande, El Paco (in Mexiko) gegenüber, den 20. Mai 1854. „. . . Der eine Theilhaber der Firma wird 20 leere Wagen und 300 Maulthiere, in denen ein Werth von 20—25,000 Doll. steckt, nach Kalifornien führen, um sie dort zu verkaufen, und diese Expedition werde ich mitmachen. Wir reisen von hier etwa 100 englische Meilen den Rio Grande hinauf, gehen dann, indem wir den obern Gilafluß rechts (nördlich) lassen, westwärts, kommen an diesen Fluß bei den Dörfern der Pima-Indianer, folgen ihm bis zu seiner Mündung in den Colorado, setzen über diesen letztern und erreichen, nachdem wir die 90 Meilen breite Sand-, Thon- und Gyps-Wüste nördlich von diesem Flusse in nordwestlicher Richtung schief durchschnitten, die ersten kalifornischen Niederlassungen auf dieser Seite des südlichen Endes der Sierra Nevada, in der Breite von Los Angelos oder San Diego. Die Reise bis dahin wird, wenn uns kein Unfall trifft, 1 1/2 bis 2 Monate dauern. Nur die erste Hälfte ist durch feindliche Indianer gefährlich. Die Pimas, Maricopas, Yumas und andere Indianer am untern Gila und am Colorado sind halbcivilisirt, treiben einen sehr geordneten Ackerbau und sind ziemlich gutartigen Charakters. Die erste Hälfte des Weges dagegen geht durch verschiedene Apachen-Stämme, die zu den gefährlichsten und grausamsten Indianer gehören und jetzt überall sehr feindlich auftreten. Wir hatten in der Wildniß von West-Texas zwischen den furchtbar wilden Limpia-Gebirgen einmal an 100 Krieger der Mescalero-Apaches, alle zu Pferd und wohlbewaffnet, um uns und nur unsern schnellen und zweckmäßigen Maßregeln hatten wir es zu verdanken, daß sie ihren ursprünglichen Plan, uns anzugreifen, aufgaben und sich statt dessen einige Geschenke ausbaten. Hätten sie uns angegriffen, so war ich verloren, denn ich ging eben neben meinem Reisewagen zu Fuß, als der Allarm gegeben wurde und alle Wagen im Galopp antrieben, um schnell eine Wagenburg zu bilden, wobei ich zurückblieb und mit aller Anstrengung nicht nachkommen konnte, ehe die Indianer im Stande gewesen wären, mich abzuschneiden. Sie thaten dieß aber nicht und ich erreichte ganz erschöpft die Wagenburg, noch ehe sie dieselbe ganz umgeben hatten. Im Uebrigen hätte die Bande sehr den kürzern gezogen, wenn sie uns angegriffen hätte, denn unsere besten Schützen, die nicht gefehlt hätten, warteten nur auf die geringste feindliche Bewegung, um die Häuptlinge und ersten Krieger aus dem Haufen herauszuschießen. Man ist seines Lebens in diesen Gegenden keine hundert Schritte weit sicher und Niemand geht auch nur so weit, wie es zuweilen der Anstand erfordert, von dem Lager auf die Seite, ohne sein Gewehr in der Hand zu haben. Wir haben manches Gerippe, sogar frische Leichname gefunden, und die nämlichen Indianer haben alle nach uns kommenden Karawanen angegriffen, von ihnen Menschen umgebracht und Vieh geraubt. Von der gestern von San Antonio ankommenden Post erhielt ein Mann im Dunkeln einen Pfeil in die Brust. Zu Pferde, ganz in Hirschleder gekleidet, mit schweren silbernen Platten behängt, gut bewaffnet mit Bogen und Pfeil, Lanze und oft mit Büchse, die Gesichter mit Zinnober roth gemalt, sehen diese Kerle wohl danach aus, einen nicht an einen solchen Anblick Gewöhnten zu erschrecken. Durch einen mexikanischen Gefangenen, der ihr Dolmetscher war, ließ der Häuptling eine Anrede, die er an uns hielt, uns ins Spanische übersetzen, ungefähr folgenden Inhalts: „Ihr seyd sehr reich! Eure Wagen rollen durch unser Land wie der Donner! Ihr raucht vielen Taback! Wir haben Euch von den Bergen herab rauchen sehen. Wir sind arm. Wir haben keinen Taback. Wir sind herabgekommen, um mit Euch zu rauchen!“ Die Straße von San Antonio de Texas hierher gehört jetzt zu den gefährlichsten, so daß man bald in Texas wird ernstliche Maßregeln nehmen müssen, sie zu sichern. Von hier nach Kalifornien ist die Gefahr wahrscheinlich geringer, doch wird die Reise einen ziemlich angestrengten Wachtdienst verlangen. Wir werden sehr große Hitze auszuhalten haben. Auf hartem nackten Thonboden oder Sand, bei einem auf Monate unbewölkten Himmel bringt die Sonne Mittags eine Gluth hervor, als ob die Luft aus einem Ofen käme. Alle Gegenstände erscheinen wie in zitternder Be-

wegung in solchem Grade, daß sich oft ihre wahre Form nicht erkennen läßt. Oft werden sie durch die Luftbrechung ungeheuer vergrößert, hinter dem Horizont hervor in die Luft gehoben, und die Fata morgana ist die gewöhnlichste täglichste Erscheinung. Wasser war auf dem Wege durch West-Texas so selten, daß von einer vor uns hergehenden Karavane von Ochsenwagen über 100 Ochsen Durst sterbend am Wege lagen; und unsere Maulthiere, als die Indianer über uns kamen, hatten $2^1/_2$ Tag lang kein Wasser gehabt.

Mannichfaltigkeiten.

Vom Rheine schreibt man der „Rhein- und Ruhr-Zeitung": „Als ein anzuerkennender Beweis, daß in unserer Gegend der wichtige Beruf des Elementarlehrers wenigstens nicht überall unterschätzt, sondern doch hier und da gebührend gewürdigt wird, verdient hier mitgetheilt zu werden, daß der Gesammt-Gemeinderath von Meiderich jedem der dortigen Lehrer, und zwar ohne Antrag, eine Theurungs-Zulage von 30 Thlrn. für dieses Jahr bewilligt hat. Möchte derselbe an anderen Gemeinde-Vertretungen viele Nachfolger finden! Abgesehen von der augenblicklichen Theurung, die gewiß manchen Lehrer mehr als Leute anderen Standes drückt, so geben wir zu bedenken, wie sehr seit 50 Jahren und länger der Werth des Geldes gefallen und daher der Preis fast aller zu kaufenden Dinge gestiegen ist, während das Einkommen des Lehrers von Jahr zu Jahr dasselbe bleibt.

Wie Berliner Blätter berichten, wird bei dem Bau eines neuen Waisenhauses am Rummelsburger See ein ganz neues System der Unterbringung der Kinder beobachtet werden, indem man dieselben nicht wie früher, in ein einziges großes Gebäude caserniren, sondern in verschiedene kleinere, vereinzelt gelegene Häuser unterbringen wird. Nach den nunmehr vollständig festgestellten Bauplänen wird unmittelbar am Rummelsburger See ein großartiges, mehrstöckiges Wirthschaftsgebäude errichtet werden. Neben demselben werden sechs verschiedene, nach schweizer Art gebaute Landhäuser auf das umfangreiche Territorium vertheilt werden, von denen eines als Lazareth dient, die anderen aber zur Aufnahme für je 40 Knaben verwendet werden. Ein höchst umfangreiches Areal an Garten- und Feldanlagen wird das ganze Etablissement umgeben, und Gelegenheit darbieten, die Kinder mehr in ländlicher Weise zu erziehen.

Ueber Balaclava bemerkt der französische Reisende Hommaire de Hell in seiner „Reise durchs südliche Rußland": Man kann sich kaum etwas Schöneres als die Einfahrt in diesen Hafen denken. Umgeben von Bergen, von denen die höchsten noch Spuren der früheren Genueser-Herrschaft tragen, liegt ihr gegenüber die schöne griechische Stadt Balaclava, deren staffelweise über einander stehende Häuser sämmtlich einen Balkon und einige Bäume besitzen. Die Ruine einer ehemaligen Festung beherrscht die Stadt. Von diesem Hochpunkte aus lugten die ehemaligen Herren und Gebieter dieser Gestade, die Genueser, gleich Raubvögel hinaus aufs Meer, und wehe den fremden Fahrzeugen, die der Sturm an die Küsten trieb! Balaclava mit seiner griechischen Bevölkerung, seinem Felsengarten und milden Klima gleicht jenen Städtchen des Archipels, deren weiße Häuser am fernen Horizont glänzen, wenn man nach Konstantinopel fährt. Balaclava's einst zur Genueser-Zeit so blühender Handel ist so gesunken, daß jetzt die Ankunft eines Schiffes von der ganzen Stadtbevölkerung als ein Ereigniß besprochen wird.

Die „Dorfzeitung" sagt scherzhaft: „Ob auch täglich Aerzte und andere Leute, denen das Wetter wichtig ist, nach dem Wetterglas sehen, es steht nie auf demselben Punkt, heute ist's gestiegen, morgen gefallen, ob man's auch kaum spürt. So geht's den Politikern mit Oesterreich und Preußen. Da ist jeden Tag das Wetter anders, sie haben nie ganz gleiche Wärme- und Kältegrade. Heute z. B. ist das Quecksilber gestiegen, wenn man Wiener Beobachtern trauen darf. Preußen soll eingewilligt haben, daß jeder Angriff Rußlands auf Oesterreich, sey's auf die Gränzen, sey's in den Donaufürstenthümern, seine, Preußens und Deutschlands Hülfe nach sich ziehe, dagegen müsse Oesterreich versprechen, jeden Angriff gegen Rußland zu unterlassen, nicht mehr als die bekannten vier Punkte von Rußland zu verlangen und auch die Westmächte dahin zu bringen, daß es mit ihnen zufrieden sey. In ein paar Tagen wollen wir wieder nach dem Wetterglas sehen."

(Aus dem Altenburgischen.) Das Ministerialrescript der meiningen'schen Staatsregierung, betreffend Zurückweisung der nachgesuchten Beschränkungen gegen den Getreidehandel, hat vielseitig gerechte Anerkennung gefunden und verdient auch andern Ländern als Muster hingestellt zu werden. Wohl lastet auf den Konsumenten die Theuerung schon jahrelang centnerschwer; aber was kann dazu der Produzent und Getreidehändler, denen man nunmehr doch wahrlich nicht mehr zumuthen wird, daß sie dieselbe erkünstelt haben!

König Ludwig hat schon manches Haus mit einem Fenster ausgestattet, jetzt z. B. ein großes Haus in Regensburg. Das Haus ist aber das alte Gotteshaus, Dom genannt, und das Fenster ist gemalt und hat fast 10,000 Gulden in der Münchener Industrie-Ausstellung gekostet. Das Hauptbild stellt die Uebergabe der Himmelsschlüssel an Petrus dar und die Seitenbilder repräsentiren vier Kirchenväter.

Man hat den Vorschlag gemacht, bei der Belagerung von Sebastopol das electrische Licht in Anwendung zu bringen, um mit demselben die russischen Werke von den Trancheen aus zu erleuchten, während diese selbst in völliger Dunkelheit blieben. Eine einfache Laterne, Reflector und Tubus, würde zu diesem Zwecke hinreichen.

Den Angehörigen des Münchener Hoftheaters ist neuerdings eine entschiedene „Circularnote" mitgetheilt worden, wonach es den Bühnenkünstlern oder Künstlerinnen verboten ist, über vorbereitete oder selbst gegebene Stücke oder deren Besetzung Urtheile laut werden zu lassen oder gar in der Tagespresse zu veröffentlichen.

In Warschau werden für erkämpfte Siege der Russen Te Deums abgehalten. Als Gegensatz hierzu bringt die „Ostdeutsche Post" eine kleine Anekdote, welche dort dieser Tage allgemeines Gespräch war. Bei einem Besuche, den die Fürstin Paskewitsch von polnischen Damen empfing, war sie bei lebhafter Unterhaltung der Gäste kalt und in sich gekehrt. Zuletzt konnte sie sich nicht enthalten, zu bemerken, daß sie den großen Putz, welchen die Damen entfalteten, sowie die auffallende Heiterkeit den jetzigen Verhältnissen durchaus nicht angemessen finde, indem Trauer und Buße zur Erflehung göttlicher Gnade mehr am Platz wären.

(Berlin.) Die erste vollständige Sammlung von Ludwig Tiecks Novellen, die ihn fast ausschließlich seit dem Jahre 1823 beschäftigt haben und vom hiesigen Buchhändler Reimer noch bei Lebzeiten des Dichters nach dessen Anordnung in Verlag genommen wurden, wird mit der Ausgabe des zwölften Bandes in diesem Monat vollendet seyn.

Auch ein Christgeschenk.

Ueberall lesen wir die zu Christgaben geeigneten Büchertitel, grade, als ob nicht auch das Gebiet der Kunst uns Neues, Schönes, Gemüthlichansprechendes böte, auch so recht geeignet zu einer Gabe der Liebe am schönen Feste der heiligen Liebe. So möchte ich denn auf eine Christgabe aufmerksam machen, die gewiß mit dankbarer Liebe hingenommen würde, wenn sie Liebe bietet. Es ist dieß das eben so schöne, als ansprechende Blatt: Großvaters Besuch, nach dem Gemälde Meyers von Bremen, lithographirt von Fischer, und herausgekommen in der Buch- und Kunsthandlung von J. Buddeus, oder eigentlich Eduard Schulte, in Düsseldorf. Meyer's seelenvolle Genrebilder kennen wir. Wir wissen, wie der Künstler die Natur belauscht und das Leben in seinen zartesten und reinsten Momenten darzustellen weiß, daß diese Darstellungen unmittelbar zum Herzen reden. Das ist auch hier wieder vollkommen gelungen. Die junge, schöne Mutter hat sich, denn es ist noch Morgen, das zeigt die ganze Umgebung, eben niedergesetzt, ihr Erstgebornes, ihr Herzblatt, zu baden und anzukleiden; dann will sie aufräumen und kehren, denn das verräth ja die Blechschippe und der Handbesen im Vordergrunde der ländlichen Stube. Da geht die Thüre auf und des Kindes Großvater tritt ein. Der Willkommen ist vorüber. Der Großvater hat sich gesetzt und hat die Düte mit Zuckerwerk hervorgezogen, die er dem geliebten Enkelkinde mitbringt. Er hält sie hin mit dem liebevoll lächelnden Gesichte. Die Mutter, in deren schönem Antlitz die Freude über des lieben Vaters Kommen, und die über das Glück ihres Lieblings sich spiegelt, drückt das Kindchen zum Großvater hin. Es reckt beide Aermchen ihm entgegen und zögert. Doch, — kurz, es ist das Bild so lebendig, wahr und innig gemüthlich, daß man es nur mit Freude und Genugthuung betrachten kann. Der Stich ist gelungen und der Preis billig.

W. O. von Horn.

Literatur- und Kunst-Notizen.

Frankfurt a. M. Ueber den günstigen Erfolg, welchen Otto Müller's „Charlotte Ackermann" auf der hiesigen Bühne gehabt, haben wir bereits berichtet. Was die dramatische Bearbeitung des gleichnamigen Romanes betrifft, so muß eine solche schon an und für sich im Nachtheil seyn, da die engen Gränzen von Ort und Zeit, welche dem Drama gezogen sind, die Breite und Gründlichkeit der Motivirung und der Durchführung der Charaktere nicht zulassen, und demnach Manches weniger begründet, weniger durchgeistigt erscheinen wird. Der Roman verstattet ein Eingehen in das innere Leben, eine psychologische Nuancirung, welche das Drama in solcher Ausdehnung zu erreichen nicht im Stande ist. Was indessen in dieser Beziehung geleistet werden kann, das ist hier geschehen, und Otto Müller hat eine Gewandtheit bekundet, die um so mehr Anerkennung verdient, als der Verfasser hier zum ersten Mal den Boden der Bühne betritt. Sein Drama ist trefflich gearbeitet. Alles steht in gehörigem Zusammenhang, ist einheitlich und folgerecht, concentrirt und abgeschlossen. Dem Verfasser war es um eine gediegene Bearbeitung und um innern Zusammenhang, nicht um äußerliche Theatereffekte zu thun: er wollte der Wahrheit der Charaktere und Situationen seines Romans treu bleiben und dem Beschauer wahre und ergreifende Lebensbilder vorführen. Wird nun das vorliegende Stück auch keine dem großen Publikum gegenüber so durchgreifenden Erfolge haben, wie die Dramatisirungen der Frau Birch-Pfeiffer, so wird es dagegen den heimischen Beschauer anziehen und fesseln, da es mehr bietet, als äußerliche und nur auf die Schaulust der Masse, nur auf deren Unterhaltung berechnete Theatereffekte. Den vierten Akt halten wir für den wirksamsten, während wir uns mit der letzten Hälfte des fünften am wenigsten befreunden konnten. Nach den zwei Pistolenschüssen hätte der Schluß des Dramas rascher herbeigeführt werden müssen. Die letzten Scenen, wie sie hier vorliegen, sind offenbar viel zu lang, weil sie das Interesse für die Handlung nicht steigern, sondern schwächen, und weil sie beweisen, daß im Roman wohl zulässig ist, was im Drama durchaus keine Wirkung hervorbringt. Sollten noch einige Kürzungen gemacht und die Längen der Zwischenakte etwas wenigstens beseitigt werden können, so könnte der Bühnenerfolg nur gewinnen.

Dem Berichte eines bekannten Referenten über das dritte Museum entnehmen wir Nachstehendes: Herr G. Aloys Schmitt, gegenwärtig Musikdirektor in Basel, spielte, vom Vorstande des Museums eigens eingeladen, das Mendelssohn'sche D moll Konzert und mehrere Solopiecen von Chopin und seiner eigenen Komposition. Die ewige Wiederholung von schönem Anschlag, vollendeter Technik, Rapidität, Geschmack u. s. w. werden nachgerade stereotyp und vergebens suchen wir nach neuen Wendungen und Ausdrücken für das schon oft Gesagte. Um aber doch etwas Apartes hervorzuheben, so ist es eine ungewöhnliche Deutlichkeit und Nettigkeit, sind es die Accente der Jugend und des Glücks, welche aus diesen Tasten reden, und bei Allem die gewissenhafteste Korrektheit. Der Beifall war laut und herzlich.

In dem Konzerte des Herrn Posch hörten wir den 11jährigen Martin Wallerstein, welcher sich schon im vorigen Jahre den Musikfreunden empfohlen hatte. Der talentvolle Knabe zeigte eine für sein jugendliches Alter seltene Fertigkeit und spielte eben so korrekt und präzis, als mit dem erforderlichen Ausdruck. Bei eifrigem Fortstreben wird er ein tüchtiger Künstler werden. Seine rühmliche Leistung wurde durch lebhaften Beifall anerkannt und aufgemuntert.

Korrespondenz.

Heidelberg, 14. Dec.

Das seit vorigem Sommer gegründete, unter der Leitung des Hrn. H. Häfner stehende hiesige Stadtorchester, welches ausgezeichnete musikalische Kräfte in sich vereinigt, hat seine Aufgabe bis heute in der würdigsten und anerkennenswerthesten Weise gelöst. Nicht nur im Theater, in welchem es in jüngster Zeit auch bei Aufführung von Opern mit Präzision und Kunstfertigkeit unter geschickter Leitung thätig war, sondern auch in den vielen Konzerten, welche hier gegeben werden, und in Produktionen an öffentlichen Vergnügungsorten zeichnete sich diese Gesellschaft in der Weise aus, daß sie immer die allgemeine und entschiedenste Anerkennung fand. Es war ihr nicht leicht, sich unter mancherlei bedeutenden Hemmnissen zu gestalten und sie hat sie ruhmvoll überwunden. Möge der Schutz der Behörden, der ihr seit ihrem Bestehen immer zu Theil geworden ist, auch fernerhin gegen alle Eingriffe in ihre verdienstvolle Wirksamkeit ihre Fortdauer und Blüthe sichern!

Mannheim, 16. Dec.

Ein erfreuliches Zeichen der Zeit ist es, daß auch diesen Winter wieder ein bedeutender Theil unserer Mitbürger seine Intelligenz durch den Besuch wissenschaftlicher Vorlesungen beurkundet. So sind die geschichtlichen Vorträge unseres wackeren Beil, wie gewöhnlich, stark besucht, zumal Herr Beil den glücklichen Gedanken hatte, über Rußland und dessen politische, sociale und geistige Entwickelung zu sprechen. „Ueber die Geschichte der deutschen Literatur" wird Herr Professor Dr. G. Zimmermann künftigen Samstag einen Cyklus von Vorlesungen beginnen; während Herr Pfarrer H. Rau, der den vergangenen Winter über Astronomie und Erdbildungsgeschichte, sowie über Physiologie der Pflanzen las, uns dießmal mit Vorlesungen über „das Wissenswertheste im Reiche der Chemie" erfreut. Der Zudrang zu diesen Vorlesungen ist so stark, daß das geräumige Lokal zu klein wird, zumal sich dießmal auch der Gewerbe-Verein angeschlossen hat. Experimente und Vortrag fesseln ungemein und es ist nicht zu verkennen, welchen günstigen Einfluß das Bekanntwerden mit den tausendfachen — einem Jeden so nahe liegenden — chemischen Vorgängen auf die Zuhörer übt. Sagt doch Liebig: „Seit der Entdeckung des Sauerstoffes hat die civilisirte Welt eine Umwälzung in Sitten und Gewohnheiten erfahren;" aber man darf hinzusetzen: von der Zeit der Erfindung der elektromagnetischen Telegraphen datirt sich eine neue Aera für die Menschheit. Die Zukunft gehört überhaupt den Naturwissenschaften, namentlich aber der Physik und der Chemie.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 20. Dec. (Zum ersten Male wiederholt): Charlotte Ackermann, Drama in 5 Aufzügen nach dem gleichnamigen Roman Otto Müllers.

Donnerstag, 21. Dec. Zum Benefiz des Herrn Auerbach, unter gefälliger Mitwirkung der Fräulein Maria Cruvelli. Der Prophet, große Oper in 5 Akten von Meyerbeer. Fides: Fräulein Maria Cruvelli. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammerich.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 304. Donnerstag, den 21. December 1854.

Der letzte Howley von Killowen.

(Nach Dickens' Household Words von W. F.)

(Fortsetzung.)

„Wo ist Eure Gebieterin?“ fragte Roche.

Mit einem wunderbaren verwirrten Blicke deutete ihm die Alte an, ihr zu folgen. Sie führte ihn in ein kleines Gemach, in welchem nur Bücherschränke an den Wänden standen und das von einer Lampe, die von der Decke herabhing, matt erleuchtet war. Hier erblickte er die Gestalt seiner Verlobten, die an einem Tische saß, bleich und starr wie der Tod. Roche wollte auf sie zustürzen und sie in seine Arme schließen; aber der Gedanke an den namenlosen Schmerz, der sie eben getroffen, sowie das Kalte und Schweigsame in ihrem Benehmen schreckten ihn zurück.

„Es freut mich, daß Ihr noch heute Abend gekommen seyd“, sagte sie, sobald sie allein waren. „Gerade in dieser Stunde habe ich einen Entschluß gefaßt, der mich nicht ruhen lassen würde, bis ich ihn Euch mitgetheilt.“

„Nein, nein“, rief Roche, der ahnte, was sie ihm sagen wollte. „Dieses entsetzliche Geschick darf uns nicht trennen, sondern muß uns enger aneinander knüpfen.“

„Roche“, entgegnete sie in demselben kalten und leidenschaftslosen Tone, „ich erkläre Euch feierlich und vor dem allmächtigen Gotte, daß das Versprechen, welches ich Euch im verflossenen Jahre gab, niemals erfüllt werden kann.“

„Ich kam heute Abend in der Hoffnung her, Euch in Eurem tiefen Schmerze trösten zu können“, antwortete Roche. „Denkt nicht, ich werde in diesem Augenblicke in Euch dringen, über irgend etwas, was sich auf mein eigenes Glück bezieht, zu entscheiden. Laßt mich nur etwas thun, um Euer einsames Leben zu erheitern. Zeigt mir ein Mittel, durch welches ich Euch die Last Eures Kummers erleichtern kann, und ich werde für jetzt nach nichts weiter fragen.“

„Ein Beweggrund, den ich Euch nicht mittheilen kann“, erwiederte sie, „zwingt mich, undankbar gegen Euch zu erscheinen. Ich bitte Euch, verlaßt mich. Diese Unterredung ist schon mehr, als ich ertragen kann. Glaubt mir, der Schmerz unserer Trennung trifft mich eben so hart, wie Euch. Ich fordere den größten Beweis, den Ihr mir jemals von Eurer Liebe geben konntet, den, daß Ihr mir glauben möget, daß mir mein Entschluß von einem unabänderlichen Schicksale aufgezwungen worden ist; aber er steht bei mir unerschütterlich fest und ist für immer gefaßt. Nehmt meine Hand und versprecht mir, mich nie wieder zu besuchen, mich nie wieder zu sehen.“

Roche ergriff ihre kalte Hand und wandte sich ab. „Ich kann dieß nicht versprechen“, rief er in größter Leidenschaft aus. „Ich will Euch jetzt verlassen, da Euch meine Gegenwart schmerzlich berührt; aber ich erkläre Euch, daß ich die Hoffnung nicht aufgebe, Ihr werdet einst diesen grausamen Entschluß bereuen.“

Auf seinem Rückwege nach Wexford dachte der junge Advokat über den traurigen Empfang nach, der ihm zu Theil geworden. Halb und halb gab er sich der Vermuthung hin, daß ihr neuester Schmerz auf ihren Verstand eingewirkt haben konnte und daß ihr kaltes und ruhiges Wesen vielleicht aus einer Täuschung, in der sie befangen, hervorgegangen; er bedauerte deßhalb, die alte Dienerin nicht gefragt zu haben. Einmal bildete er sich ein, daß sie, die weder von seinen Bemühungen zu Gunsten ihres Bruders noch den Grund wußte, warum er so spät zu ihr gekommen, ihn der Nachlässigkeit für schuldig halten könnte; dann schien es ihm wahrscheinlicher, daß sie für ihr Benehmen keinen anderen Beweggrund habe, als ihn von der beschimpfenden Verbindung mit einem Weibe zu befreien, dessen Bruder unter der Hand des Henkers geendet. Doch welches auch der Grund zu ihrem Benehmen seyn mochte und trotz des Schmerzes, den ihr sein Besuch zu bereiten schien, war ihm der Gedanke, sie in ihrer Einsamkeit verlassen zu sollen, unerträglich. Er beschloß daher, sie um jeden Preis noch einmal zu sehen, bevor er nach Dublin zurückkehre.

Was bei dieser Unterredung zwischen ihnen vorfiel, braucht nicht mitgetheilt zu werden. Er fügte sich ihren Bitten und versprach, die Nachbarschaft zu verlassen, aber nur unter der Bedingung, daß sie ihn nach Verlauf von sechs Monaten wiedersehen und ihm dann aus ihrem eigenen Munde die Versicherung geben wolle, daß ihr Entschluß noch immer derselbe sey.

Roche kehrte nach der Hauptstadt zurück und bei seinen stets anwachsenden Berufsgeschäften versuchte er es, alle seine Gedanken zu unterdrücken, bis die sechs Monate vergangen seyn würden. Der festgesetzte Tag, dieselbe Stunde, die er selbst angegeben, fand ihn wieder zu Killowen. Ellen Howley empfing ihn, wie vormals. Das kleine Gemach, in welchem er sie fand, die Stelle, an welcher sie gesessen, der Ton ihrer Stimme, nichts war verändert Sie wiederholte ihm ihren Entschluß, und Roche, seinem Versprechen gemäß, nahm wiederum von ihr Abschied. Mehrere Jahre hindurch, doch in langen Zwischenräumen, besuchte der Advokat das einsame Killowen, doch stets mit demselben Erfolge. Ihre Hartnäckigkeit verletzte ihn im Laufe der Zeit, und die wiederholten Täuschungen, die er erfahren, verminderten allmälig seine Liebe für sie. Er bemitleidete ihr einsames und freudloses Leben und würde sie mit Freuden wieder in die Welt eingeführt haben; doch nach und nach kam er zu der Erkenntniß, daß seine Neigung für sie nicht mehr jene glühende Leidenschaft war, die sie einst gewesen. Eines Tages sprach Ellen Howley bei Gelegenheit eines dieser Besuche zu ihm von dem Unrecht, das er sich selbst zufüge, indem er fortwährend noch auf einen Wechsel warte der in dieser Welt niemals eintreten könne. Da Roche jetzt erkannte, daß der Augenblick einer dauernden Trennung endlich gekommen sey, so bat er sie mit bekümmertem Herzen, sich seiner zu erinnern, wenn

sie irgend einmal des Schutzes oder Rathes bedürfe; nach diesen Worten sagte er ihr auf immer Lebewohl.

Eine Reihe von Jahren verging und Ellen Howley lebte abgeschlossen von der Welt in dem geräumigen verödeten Hause zu Killowen. Keine Besuche belästigten sie und sie verließ ihre Wohnung sehr selten. So oft man sie sah, bemerkte man, daß ihre Blicke immer kummervoller wurden. Obgleich noch jung an Jahren, wurden ihre Haare doch schon theilweise grau und ihre schöne Gestalt schwand zu einem Schatten zusammen. Die Wenigen, die sich ihr näherten fühlten Mitleid mit ihr, wenn sie sich erinnerten, wie schön sie gewesen, und nun sahen, welche Leiden sie getroffen für die Verirrungen Anderer. Ihr Haus nahm von Jahr zu Jahr ein düstereres und vernachlässigteres Ansehen an; Dach, Thüre, Fensterläden schienen fast in Fäulniß überzugehen; der Boden um das Haus war mit Schlinggewächsen überwuchert, die sich über alle Pfade hinzogen; wunderbare Gerüchte von geheimnißvollem Geräusch, das sich zur Nachtzeit hören lasse, waren in Umlauf, und das Landvolk, welches die Geschichte der Familie kannte, hütete sich, zur Nachtzeit an dem Hause vorüberzugehen. Man sagte, der größere Theil der Zimmer werde seit dem Todestage von Ellens Bruder verschlossen gehalten; auch hieß es, daß der unglücklichen Ellen der Geist des Vaters erschienen sey und sie gebeten habe, das Haus nicht zu verlassen. Einmal erklärte sogar eine Dienerin; die nach dem Tode der alten Dienerin zeitweise im Hause beschäftigt wurde, sie habe den Geist Robert Howleys gesehen. Sie sagte aus, daß sie Abends in dem hinteren Theile des Hauses die Treppe hinaufgegangen sey und wie sie den oberen Absatz erreicht, habe sie ganz genau, denn sie habe ein Licht in der Hand gehabt, den jungen Mann gesehen, dessen sie sich sehr wohl erinnere. Sein Antlitz sey geisterbleich gewesen; er habe nicht gesprochen, sey aber stehen geblieben, habe sie mit wildrollenden Augen angestarrt und gegen sie Geberden gemacht, bis ihr das Licht entfallen und sie ohnmächtig niedergesunken. Ob sich die Dienerin getäuscht oder nicht, wer konnte es wissen; sie war übrigens eine rechtliche Frau und es wurde ihr geglaubt; auch bestärkte die Krankheit, in welche sie in Folge der heftigen Gemüthsbewegung verfiel, die Nachbarschaft in dem Glauben, daß in Killowen die Geister der Howleys umgingen und daß die junge Lady aus irgend einem furchtbaren Grunde gezwungen, daselbst zu bleiben, nach und nach zusammenschwinde vor Entsetzen und wegen ihres einsamen trostlosen Lebens.

(Schluß folgt.)

Die englischen und französischen Truppen in der Krim

Einem Aufsatze in den „Gränzboten“ über „die vier Armeen in der Krim“ entnehmen wir Folgendes:

„Bis jetzt hat sich das unparteiische Urtheil über die französischen und englischen Truppen auf der Krim dahin ausgesprochen, daß die ersteren den andern militärisch, die letzteren aber jenen physisch und moralisch überlegen sind.

Diesen Unterschied lernt man nur aus den Erzählungen von Augenzeugen, und zwar von militärisch gebildeten, kennen. Dieselben stellen es außer Frage, daß die englische Armee auf einer ziemlich niederen Stufe in der taktischen Ausbildung steht, daß ihre Infanterie des Geschicks entbehrt, um ein Gefecht gehörig einzuleiten, dem Feind seine Stärke abzufragen, ihn hinzuhalten, zu ermüden und die eigenen Kräfte bis zur Stunde, in welcher die Hauptentscheidung fallen soll, aufzusparen; daß man den Tirailleurdienst ihr nur schlecht gelehrt hat, und sie ziemlich unfähig dazu ist, in der Form des modernen Feuergefechts en débandade einzutreten. Ihre Vorzüge dagegen sind, daß sie in der Fronte, beim Vormarsch kein lebendiges Hinderniß kennt, und in Linie wie in Kolonne fechtend beim Fall des Zusammenstoßes nur die eine Alternative gelten läßt: entweder den Feind zu werfen oder aufgerieben zu werden. Diese Unverzagtheit bis zum Extrem, diese opferfreudige Tapferkeit wohnt kaum einer andern Truppe in der Welt inne, und sie hat sicherlich ihren hohen Preis. Aber der Fehler klebt ihr an, daß in Folge derselben eine englische Armee sich eher abnutzen wird, wie jede andere, was hier um so schlimmer ist, weil England unter den europäischen Großmächten diejenige ist, deren Heer sich am schwersten ergänzen läßt.

Die französische Infanterie hat den Ruf einer hohen Bravheit von jeher besessen; nur in den Jahren 1813 und 14 gab sie einen dann und wann sich lächerlich ausnehmenden Respekt vor den Kosacken kund, der indeß jetzt nicht wiedergekehrt ist. Sie ist außerdem von gleichem Geschick für alle taktischen Formen und im Tirailleurgefecht unbestritten von keinem andern Fußvolk der Welt erreicht, geschweige denn übertroffen. Aber den Bulldoggensinn der Briten, welcher sie bei jedem Gefecht sich in den Gegner so zu sagen verbeißen läßt, besitzt sie nicht. Man wird dessen ungeachtet in den meisten Fällen mehr mit ihr auszurichten vermögen, wie mit der englischen Infanterie. Nur wenn es darauf ankommt, mit ruhigem Blut eine Bresche zu ersteigen oder einer Batterie in geschlossener Fronte entgegenzurücken, im hohlen Carré und unter dem reihenlichtenden Kreuzfeuer, wird unbestritten dieser der Preis gehören. Das französische Fußvolk umtastet und befühlt den Feind, bevor es mit ihm ernstlich zu ringen beginnt. Es vergewissert sich von der Stärke und Lage seiner Muskeln und Sehnen und der Wucht seiner Kraft. Mit Dem, welchen es für zu stark erachtet, wird es schwerlich anzubinden versuchen. Die Einleitung des Gefechts ist dann meisterhaft. Wolken von Tirailleurs, die jedes Bodenhinderniß benutzen und hinter jedem Baum, jedem Strauch ihre Deckung suchen und finden, weil sie mit dem größten Geschick die Vortheile auszunutzen wissen, wie mager sie sich ihnen auch bieten mögen; — sodann leichte Soutiens, hinter ihnen mobile, von einem Punkt zum andern eilende Kolonnen; — im Hintergrunde erst die großen Heersäulen der Schlacht und auf dem rückgelegensten Hügel, der noch eine Ueberschau gestattet, der Feldherr selbst, dem Feuer der wider einander ringenden Vordertreffen entzogen, ganz in der Lage, zu erkennen zu urtheilen, zu lenken und zu leiten.

Wie ganz anders ist dagegen der britische Aufmarsch, das Antreten der Engländer und Schotten zur Schlacht. Langsam genug gehen sie dem Feind entgegen, um für längere Zeit die Zielscheibe seiner Batterien zu seyn und außerdem in geschlossenen Linien; aufgelöst, um das Terrain zu rekognosziren, wird nicht eine Kompagnie. Aber in dieser gemessenen und nirgends, auch nicht im heftigsten Feuer, Eile bekundenden Bewegung wird keine Stockung fühlbar. Die feindlichen Kugeln sausen durch die Linien und Massen, welche sich wie am Draht bewegen, hindurch und werfen ganze Reihen mit einem einzigen Schlage nieder: es erschüttert sie nicht und bringt sie nicht zum Stehen. Mag fallen, wer fällt. Mit solchen Soldaten vermag man jeden Feind anzugreifen, aber bei jeder Aktion wird die bedenkliche Frage sich aufdrängen: wie viel übrig bleiben werden?

Um den relativen Werth der französischen und englischen Fechtart richtig abschätzen zu können, muß man wissen, daß der moderne taktische Kalkül eben sowohl auf die Erlangung eines numerischen Uebergewichts über den Gegner durch eine größere Dekonomie im Ausgeben und Verbrauchen der Streitmittel, wie auf die Delogirung desselben aus seinen Positionen hinausläuft. In dieser Hinsicht war Napoleon der größte Taktiker nicht nur seiner, sondern aller Zeiten. Der Kaiser pflegte nie eine Entscheidung auf dem Schlachtfelde unvorbereitet und bevor der Gegner müde geworden war, zu geben. Das Erste, worum es sich bei ihm im Treffen

anbelte, war die Deplacirung des Gleichgewichts der entgegenstehenden Kräfte zu Gunsten der seinigen, und erst nachdem er dies Ziel erreicht hatte, ging er daran, den Hauptschlag zu führen, welcher den Feind zermalmen sollte. In diesem liegt ein hohes Verständniß der Schlacht im Allgemeinen und die neueste Zeit ist bei ihm stehen geblieben, weil sie kein besseres zu finden wußte. Preußen und Oesterreicher, überhaupt alle gebildeten Armeen nahmen es von den Franzosen an, und zwar noch während der gegen Napoleon geführten Kriege — die es störig von der Hand wiesen, waren allein die Engländer.

Was die Kavallerie betrifft, so ist auf dem gegenwärtigen Kriegstheater der Raum zu Reiterthaten beschränkt, weil das Terrain der freien Bewegung wenig günstig ist, und es bei den Aktionen sich meist um den Besitz von Schanzen und Stellungen handelt. Die Franzosen haben von den Verbündeten die meiste Kavallerie übergeschifft, indeß kaum mehr als 4000 Pferde. Was Lord Raglan anfangs unter den Händen hatte, mochte sich auf 2000 Pferde belaufen, es ist aber jetzt auf höchstens 1200 reduzirt. Die Türken resigniren völlig darauf, Reiterei zur Verwendung zu bringen. Demnach haben wir die Kavallerie der Alliirten auf nicht höher als 5000 Pferde anzuschlagen, was auf etwa 85,000 Mann zu wenig ist, um in Betracht gestellt zu werden. Die einzige brillante Reiterthat, welche seither vorkam und mit Erfolg gekrönt war, wurde von den englischen rothen Garden bei Balaklava ausgeführt. Man kennt jenes prächtige Regiment aus mehrfachen Schilderungen. Alle Pferde sind Schimmel; die Reiter hochgewachsen, wahre Athleten, gleich ihren Rossen; funkelnde Küraffe, blitzende Helme und hohe Federbüsche vermehren die Macht des Eindruckes, und, seltsam zu sagen: dieser Effekt war es im Besonderen, welcher in der bezeichneten Affaire den Ausschlag gegeben hat. Die Russen standen in zwei Kolonnen, eine jede zu acht Schwadronen. Auf diese dritthalbtausend Pferde stürzten sich die Rothen im vollen Rosseslauf mit verhängtem Zügel. Der Angriff ist fürchterlich, und die Russen, kaum in Bewegung gesetzt, werden ihrerseits dermaßen überrascht, daß ihre sechzehnfachen Glieder auseinanderstieben und das Feld mit abgeworfenen Reitern und führerlosen Pferden sich bedeckt. In derselben Schlacht kam ein zweiter englischer Reiterangriff auf eine große russische Batterie vor. Die Leichten waren es, welche ihn ausführten, aber sie reussirten nicht und gingen zu Grunde, weil sie nicht ablassen wollten."

So weit der Aufsatz in den Gränzboten, der in weiterem Verlaufe ausführt, daß die Vorzüge wie die Fehler der englischen Armee auch in ihrem gegenwärtigen Führer in sehr charakteristischer Weise repräsentirt sind. Lord Raglan pflegt seinen Platz nicht da zu wählen, wo er das Schlachtfeld am besten überschauen kann, sondern wo die Kugeln am dichtesten einschlagen. So hielt er während der Schlacht an der Alma mit seinem Stabe längere Zeit in der Nähe der Brücke über diesen Fluß hinter einer Batterie, auf welche sich eben das feindliche Feuer konzentrirte, und deren Geschützdampf nicht die geringste Aussicht gestattete. Bei dem kühnen Flankenmarsch vom Belbek nach Balaklava ritt er seiner Armee immer um einige hundert Schritt voran, und setzte sich so der Gefahr aus, in deren Angesicht von einem Pulk schwärmender Kosacken gefangen genommen zu werden.

Was den oben erwähnten zweiten englischen Reiterangriff bei Balaklava betrifft, so haben wir aus englischen Blättern früher angeführt, daß der russische General Gortschakoff am folgenden Tage, als einige Offiziere wegen Auswechselung der Gefangenen zu ihm kamen, denselben gelegentlich die Bemerkung zuwarf, diese Attaque sey nach den Regeln der Kriegskunst eine Thorheit gewesen. In ähnlichem Sinne soll General Canrobert, der von einer nahen Höhe diese verwegenste aller Reiterthaten ansah, geäußert haben: „C'est magnifique, mais ce n'est pas la guerre."

Ganz ähnliche Eindrücke hinterläßt die Schlacht bei Inkerman. Die Führer der englischen Armee verabsäumten in trotziger Zuversicht die Befestigung der verwundbarsten Seite ihrer Stellung. Sie sühnten diesen Fehler dann, indem sie, den homerischen Helden gleich, sich überall ins dichteste Kampfgewühl stürzten; man weiß, welche Ernte der Tod an jenem Tage unter ihnen hielt. Auch hier war Lord Raglan immer voran, der Tapferste der Tapfern trotz seiner 64 Jahre. Im Grunde aber zeigt sein Bericht, daß auch diesem Kampfe eine klare Disposition der Kräfte fehlte, daß jedes Regiment mit dem Bajonett anstürmte, wo es eben den Feind sah, und auf eigene Hand seinen Heroismus einer ungeheuren Uebermacht gegenüber entfaltete. In diesem Sinne sagen die englischen Blätter selbst, daß es ein reiner „Sieg der Soldaten" war — auch die Führer zählten nur als solche. Der Bericht des Lord Raglan zeigt in jeder Zeile nicht nur den unbeugsamsten Mannesmuth, sondern alle Eigenschaften eines ächten englischen Gentleman; aber den Krieg als Kunst angesehen, steht der des General Bosquet unläugbar höher.

Mannichfaltigkeiten.

(Patriarchalische Postpraxis.) Unter der Aufschrift „Mehr Glück als Verstand" meldet die „Basellandschaftliche Zeitung": Im Vorbeifahren im Dorfe Hauenstein warf der Kondukteur während der Nacht, ohne zu sehen, ob Jemand zur Abnahme bereitstehe oder nicht, bei der Postablage den Briefsack ab. Es war Niemand da und der Sack fuhr unter eine Bank. Der Kondukteur, bei seiner Rückkehr am folgenden Tage nach dem Sacke gefragt, sagte, er habe ihn abgegeben. Man suchte und fand ihn richtig unter der Bank. Es war eben darin ein Group Geld von 120 Fr. und ein Brief von Brassey an den Tunnelbohrer Findley mit Bankbillets im Betrag von 25,000 Fr.

Auf der Petersburg-Königsberger Telegraphenlinie wird zuerst im Großen die neue sinnreiche Erfindung von Siemens und Halske in Anwendung gebracht, wegen deren ihnen die große Denkmünze der Münchener Ausstellung zuerkannt worden ist. Während der Morse'sche Druck-Telegraph bisher nur eine Schnelligkeit von 120 bis 130 Worten in der Minute gestattete, ist der neue Apparat im Stande, 600 Worte in der Minute zu befördern, ohne daß dafür, wie bei dem Apparate des Amerikaners, eine besondere Geschicklichkeit des Telegraphisten Bedingung wäre.

(Von der Leine.) In dem Petri'schen Zeitblatt finden wir Kanones über das Begräbnißwesen von der lutherisch-evangelischen Konferenz zu Dresden in diesem Jahre, wonach Diejenigen, welche sich den Gnadenmitteln der Kirche bis ans Ende entziehen, in unchristlichen und sektirerischenböslichen Irrthümern, Vermahnung ungeachtet, ohne Buße verharren oder durch bewußten Selbstmord umkommen, kein kirchliches Begräbniß erhalten sollen. Ferner: „Da das Begräbniß Handlung der Kirche ist, so ist auch die Handlung des Wortes bei demselben kirchliche amtliche Handlung des göttlichen Wortes und steht folglich dem Amte des Wortes zu. Daher sind andere Reden durch andere Redner als Austheilung des Wortes Gottes durch das ordentliche Predigtamt und andere Gesänge als kirchlicher und Gemeindegesang, mit oder ohne Chor, so wenig zu gestatten, als prunkende Aufzüge und dergleichen."

Erstes Quartett-Konzert von Heinrich Wolff
unter Mitwirkung der Herren Siedentopf, Waldhauser und Posch.

Frankfurt, 15. Dec. Die Wolff'schen Quartette gehören bekanntlich zu den edelsten und nachhaltigsten musikalischen Genüssen unserer Wintersaison und der späte Anfang, den diese jedem wahren Kunstfreund innigst ersehnten Konzerte dießmal nahmen, hatte schon manche Befürchtung aufkommen lassen, als würden sie in diesen Winter ganz unterbleiben. Der heutige Abend hat uns zu unserem und eines großen Publikums lebhaften Vergnügen eines Besseren belehrt und der uns wohlbekannte trauliche Konzertsaal hat uns wieder ganz in der schönen, befriedigten Stimmung versammelt, wie dieß auch in den vorhergehenden Jahren in den genuß- und erinnerungsreichen Konzerten des Hrn. Heinrich Wolff stets der Fall war. Der heutige Abend gewährte uns vor Allem die angenehme Ueberzeugung, daß Herr Wolff und seine trefflichen Mitwirker in ihrer Kunst nicht zurückgeblieben sind, daß sie durch Präzision und Fertigkeit, durch geistige Kraft und gefühlweckende Zartheit noch mächtig auf das Gemüth der Hörer zu wirken verstehen. Die uns heute vorgeführten Tonwerke zeichnen sich zum Theil durch große innere, wahrhaft geniale Schönheit aus; das Quartett von Haydn bewegt sich in jener kindlich heiteren, ächt poetischen Grazie und doch zugleich auch in jenem tiefen reinen Ernste, wie sie in solcher harmonischen Einigung nur diesem großen Meister eigen sind; das Quartett von Spohr, wobei außer den genannten vier Künstlern noch Herr Maschek der Aeltere mitwirkte, forderte durch große technische Vollendung nicht weniger, als durch innig zarte holde Melodien, durch die reizenden, dem Herzen so willkommenen Anklänge an bekannte größere Schöpfungen seines Verfassers, zum lebhaftesten Antheil auf. — Wir sehen nun mit Vergnügen den weiteren Genüssen entgegen, zu denen uns Herr Wolff schon seit einer großen Reihe von Jahren den dankenswerthen Anlaß gab und die auch stets von einer großen Zahl kunstsinniger Freunde einer gediegenen, geistig gehobenen Musik mit lebhaftem Beifall aufgenommen werden.

Korrespondenz.

Worms, 13. December.

Das alte Worms, früher mehr als in jüngerer Zeit der Schauplatz vielfacher Kämpfe, hat sich in jüngster Zeit ganz friedlichen Bestrebungen überlassen. Hat die Eisenbahn uns auch keine neuen Erwerbsquellen geöffnet, so hat sich der Verkehr hiesiger Stadt doch auch nicht vermindert, vielmehr nimmt man an manchen Tagen viele Fremden in den Straßen wahr. Dieser Verkehr wird sich hoffentlich noch mehren, wenn die neue stehende Rheinbrücke, deren Brückenköpfe bereits fertig dastehen, vollendet seyn und eine Zweigbahn, wozu Hoffnung vorhanden ist, von hier nach der Bergstraße führen wird. Von dem immer mehr sich hebenden Verkehre unserer Stadt zeugen auch die geschmackvollen Läden, welche an die Stelle der meisten alten getreten und meist von transportablem Gas beleuchtet sind. Dem Vernehmen nach hat der Stadtvorstand bereits Schritte gethan, eine allgemeine Gasbeleuchtung der Stadt einzuführen. Neben dem öffentlichen Leben und der Industrie, welche in mehreren großartigen Fabriken von C. Heyl, L. Heyl, Reinhardt und Döre, Melas, Jungblut rc. gepflegt wird, werden auch die Musen geehrt. So wurde im Januar dieses Jahres das Jubiläum des hiesigen mit einer Realschule verbundenen Gymnasiums mit allgemeiner Theilnahme gefeiert. Mit gleicher Theilnahme wurde im Juni das 25jährige Dienstjubiläum des Hrn. Gymnasial-Direktor Dr. Wilhelm Wiegand von seinen Kollegen, Schülern, den Auctoritäten und Bürgern der Stadt festlich ausgezeichnet. Im September feierte der verdiente Gemeinde-Einnehmer, Hr. Vogelsberger, zugleich Gymnasial-Rechner, sein 50jährige Dienstjubiläum mit derselben allgemeinen Theilnahme. Im November hätten wir noch das Jubiläum eines anderen Hrn. Gymnasial-Lehrers zu feiern gehabt, wenn derselbe sich nicht jede Feier verbeten hätte. — Wie in jedem Winter von einem oder dem anderen Gymnasial-Professor für weitere Circel Vorlesungen gehalten werden, so hält solche wieder in diesem Winter Hr. Dr. G. Zimmermann über die deutsche National-Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts, welche zahlreich und mit großem Interesse besucht werden.

Darmstadt, 15. Dec.

Einen besonderen Genuß bot uns das Gastspiel des Herrn Feodor Löwe von Stuttgart, den wir bereits schon voriges Jahr schätzen lernten. Wir begrüßten denselben in der Rolle des Hamlet, von der Börne sagt: „Ein Deutscher braucht sich nur selbst abzuschreiben und Hamlet ist fertig." Wir beschränken uns darauf, bezüglich der Reproduktion durch Löwe anzudeuten, daß derselbe mit seltener geistiger Beherrschung des Charakters das reiche Gemüths- und Empfindungsleben Hamlets, seine ihn zu Grunde richtende Leidenschaft, die er bis zur Trunkenheit durch Worte nährt und thatlos nicht zu mildern weiß, künstlerisch und klar reproduzirte. Die Gestaltung Löwes war eine sehr anziehende, welche überall den denkenden und fesselnden Künstler erkennen ließ. — Seine zweite Gastdarstellung als Struensee war bei vollem Hause von gleicher Anziehungskraft. Entgegengesetzt dem zerrissenen Charakter Hamlets, führte uns Löwe hier einen ganz entschiedenen, voller Entschlossenheit und Thatkraft vor. Es war eine Leistung voll Würde und Geist. Auch im Lustspiel lernten wir Herrn Löwe als einen trefflichen Darsteller kennen. In drei verschiedenen Lustspielen sahen wir ihn, unter denen seine Mitwirkung als Edward Gibbon und Graf Bajan von großem Erfolge war. Herr Löwe wurde an jedem Abend seines Auftretens stürmisch applaudirt, mehrmals gerufen und in der Abschiedsrolle, als Graf Bajan, durch Blumenspende noch besonders ausgezeichnet. — Der verehrte Gast wurde von S. k. Hoh. dem Großherzog in besonderer Audienz am Schlusse seines Gastspiels empfangen, von welchem Hrn. Löwe schon vor längerer Zeit die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft in Anerkennung seiner Verdienste als Dichter und Schauspieler zu Theil geworden ist.

Programm des Museums,
Freitag, 22. December.

1) Symphonie militaire von Joseph Haydn.
2) Arie aus B dur aus „Titus" von W. A. Mozart, gesungen von Frau Dr. Leisinger.
3) Quintett für Clarinette, zwei Violinen, Bratsche und Violoncell von Mozart, vorgetragen von den Herren Mehner, Heinrich Wolff, Waldhauser, Posch und Siedentopf.
4) Gesänge mit Pianofortebegleitung von Franz Schubert,
   a) „Am Meer", von Heine.
   b) „Erlkönig", Ballade von Goethe.

   vorgetragen von Frau Dr. Leisinger.
5) Violin-Vortrag der Fräul. Johanna Bierlich aus Jena.
6) Fest-Ouverture von L. v. Beethoven.

Der Anfang des Museums ist um halb 7 Uhr; der Saal (im Weidenbusch) wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist vom Roßmarkt und von der Töpfergasse. Ohne Eintrittskarte kann Niemanden der Zutritt gestattet werden. Karten für den Abend zu fl. 1 45 kr. sind bei Hrn. André (Haus Mozart) und bei Hrn. Th. Henkel (Magasin de Musique Paradeplatz Nr. 10) zu haben. Am Eingang des Saales werden keine Karten verkauft.

Der Vorstand.

(Berichtigung) In Nr. 303 d. Bl. ist in der Notiz über „Charlotte Ackermann" statt „heimischen Beschauer" zu lesen: „sinnigen Beschauer".

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 21. Dec. Zum Benefiz des Herrn Auerbach, unter gefälliger Mitwirkung der Fräulein Maria Cruvelli. Der Prophet, große Oper in 5 Akten von Meyerbeer. Fides: Fräulein Maria Cruvelli. Mit aufgehobenem Abonnement.

Freitag, 22. Dec. Der Universalerbe, Lustspiel in 2 Aufz. Hierauf: Man sucht einen Erzieher, Lustspiel in 2 Aufzügen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 305. Freitag, den 22. December 1854.

Der letzte Howley von Killowen.

(Nach Dickens' Household Words von W. F.)

(Schluß.)

Auf solche Weise lebte Ellen noch siebenzehn Jahre. Unterdessen war Roche in seinem Berufe als Advokat ein gesuchter und wohlhabender Mann geworden und nachdem im Laufe der Zeit der Eindruck seiner ersten Leidenschaft verwischt worden, gewann er die Hand der Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns in Dublin und richtete sich nun als prosaischer Sachwalter einen ruhigen gemächlichen Haushalt ein. Schon lange war ihm der Name Ellen Howleys aus dem Gedächtnisse entschwunden, als er plötzlich einen Brief von ihr erhielt, worin sie ihn bat, zu ihr zu kommen. Sie meldete ihm, sie sey sehr krank und wünsche, ehe sie sterbe, eine Verfügung über ihr Eigenthum zu treffen. Er verließ sofort Dublin und eilte rasch nach Wexford. Hier hörte er die wunderbaren Gerüchte, die über das Haus zu Killowen im Umlaufe waren und er erinnerte sich des wunderbaren Geräuschs, das er vor Jahren gehört hatte. Von Ellens Krankheit schien Niemand etwas zu wissen; auch war es ganz außer Zweifel, daß kein Arzt zu ihr gekommen war.

Die Dunkelheit war bereits eingetreten, als Roche bei dem ihm wohlbekannten Hause zu Killowen ankam. Er band sein Roß an das Thor fest und ging durch den Baumgarten. Aus keinem der Fenster strahlte ihm ein Licht entgegen und das Haus schien ohne alle Bewohner zu seyn. Er pochte an die Thüre und der Widerhall, den er hierdurch hervorrief, klang so, als ob alle Räume im Inneren leer wären. Nachdem er das Pochen einige Male wiederholt, ohne eine Antwort zu erhalten, ging er, wie er es ehemals gethan, nach dem hinteren Theile des Hauses. Er hatte sich eine Handlaterne mitgebracht und mittelst derselben fand er bald die Stufen, die von dem Vorplatze aus aufwärts führten; indem er hinaufstieg, entdeckte er, daß sich die Thüre, deren Schloß nur eingeklinkt war, leicht öffnen ließ. Zu seinem Erstaunen vernahm er in diesem Augenblicke dasselbe Geräusch, das ihn früher in Bestürzung versetzt hatte. Es war ein langgezogener klagender Ton, jetzt, wie auch damals, unterbrochen durch einen anderen Ton, der dem Schluchzen eines Kindes glich; endlich erstarb der Ton und es war Alles still.

Der Advokat war zwar ein beherzter Mann, aber er nahm doch einen Augenblick Anstand. Er wußte, daß eine andere Wohnung nicht in der Nähe war und daß er, sollte ihm etwas zustoßen, auf keinen Beistand rechnen konnte. Er zog daher sein Reisepistol hervor, ehe er eintrat. Mit der Laterne in der linken Hand ging er in der Halle auf und nieder und rief laut: „Miß Howley!" Als er aber fand, daß die Thüren an jeder Seite der Halle geschlossen waren, begann er, die breite Treppe hinaufzusteigen. Mehr und mehr überrascht durch die Schweigsamkeit des Hauses, schimmerte ihm endlich ein schwaches Licht entgegen durch eine Thüre, die auf dem oberen Treppenabsatz halb offen stand. Er öffnete diese ganz und auf der Schwelle derselben stand ein Mann. Ein kalter Schauer durchdrang Roche, denn er erkannte in dem wilden Blicke und in den verzerrten Zügen das Antlitz Robert Howleys.

„Howley!" rief Roche und faßte sein Pistol fest. „Sprecht, im Namen Gottes, wenn Ihr es seyd?"

Die Gestalt wiederholte ihre wunderbaren Geberden, öffnete und schloß ihre Augen und bewegte rasch ihre Lippen, gab aber keinen Laut von sich.

„Sprecht!" wiederholte Roche, den das Entsetzliche der Situation in große Aufregung versetzt hatte, „oder ich gebe Feuer!"

Die Gestalt bewegte sich gegen ihn und sagte in flüsterndem Tone: „Ihr könnt herein kommen. Kommt herein, wenn Ihr wollt. Haltet die Anderen zurück. Sie dürfen sie nicht sehen."

Zu bestürzt, um weiter nachzudenken, folgte Roche seinem Führer in ein geräumiges Kabinet. Hier blieb dieser an einem Tische stehen und indem er eine Lampe ergriff und sie über seinem Haupte hielt, deutete er auf den Fußboden. Hier lag, neben einer alterthümlichen Bettstelle, auf dem Boden ausgestreckt die Gestalt eines angekleideten Weibes. Roche kniete neben derselben nieder, und indem er sie aufrichten wollte, fühlte er, daß sie kalt war. Ihre Haare waren grau, ihre Gesichtszüge scharf ausgeprägt und entstellt, wie bei einer Leiche. Es war Ellen Howley. „Sie ist todt!" rief Roche, „sie ist todt!"

Sein Gefährte starrte ihn mit den Blicken eines Wahnsinnigen an und brach dann in dasselbe laute Winseln und Schluchzen aus, welches er schon zweimal vorher gehört hatte.

Ein Verdacht, daß sie vielleicht eine Gewaltthat von den Händen des Wahnsinnigen erlitten, flog ihm durch den Kopf; doch er entdeckte an ihr keine Spur von Verletzung; auch wußte er ja, daß sie krank gewesen war. Es war augenscheinlich, daß sie ohne ärztlichen Beistand verschieden und daß, außer ihrem schwachsinnigen Gesellschafter, Niemand um sie gewesen.

Es blieb ihm keine andere Wahl, als sie allein zu lassen, während er fortritt, um Beistand herbeizuholen. In dieser Nacht erfuhr er noch ihr tragisches Geschick. In einem an ihn gerichteten Briefe, der jedoch erst nach ihrem Tode in seine Hände kommen sollte, theilte sie ihm die schreckliche Geschichte der letzten siebenzehn Jahre mit. In der Verwirrung und Eile bei der Hinrichtung und aus Furcht vor einem Angriffe des Pöbels, war ihr Bruder schon nach wenigen Minuten von dem Galgen abgeschnitten worden; eben so schnell wurde sein Körper nach Killowen geschafft, wo man noch Lebenszeichen an ihm entdeckte. Mit Hülfe der alten Dienerin gelang es Ellen, ihren Bruder nach und nach ins Leben zurückzurufen, aber er war seines Verstandes vollständig beraubt.

Damals war es, daß sie sich entschloß, ihr schreckliches Geheimniß für sich zu behalten und dem Unglücklichen ihr Leben zu weihen. In späteren Jahren wünschte sie freilich, ihre Besitzungen zu veräußern und mit ihm ihr Vaterland zu verlassen, aber er konnte nicht dahin vermocht werden, an das Licht des Tages oder einem Fremden unter die Augen zu treten. Seit dem Tode der alten Wärterin und seit dem Tage, wo ihm die neue Dienerin zufällig begegnete, war sie allein im Hause mit ihm. Zufrieden in ihrem Herzen, daß sie recht gethan, ihren Geliebten von seiner Verbindlichkeit gegen sie befreit und ihm Lebewohl gesagt zu haben, war sie fest entschlossen, ihn nie wieder zu sehen, bis ihre lang anhaltende Krankheit und die Besorgniß über das Schicksal ihres Bruders sie trieb, an Roche zu schreiben.

Robert Howley lebte nur wenige Monate nach dem Tode seiner Schwester, die ihm ihre Liebe und ihr Leben zum Opfer gebracht hatte. Er wurde an ihrer Seite auf dem Kirchspielskirchhofe nahe bei Killowen bestattet, der Letzte der unglücklichen Familie.

Ueber Offiziersbeförderung und Einrichtung der englischen Armee.

Man hört so manche Fragen über den Stellenkauf und die Einrichtungen in der englischen Armee, daß es nicht ohne Interesse seyn dürfte, in einigen Hauptzügen die innere Einrichtung derselben zu schildern. In England besteht noch das Werbesystem; der Angeworbene verpflichtet sich gegen Empfang des Handgeldes zu 7jährigem Dienste. Der Kauf der Offizierspatente datirt sich aus den Zeiten des Königs James, welcher damals Geld brauchte und die Einrichtung einführte, daß sich die Offiziere ihre Stellen kaufen durften, solche der Regierung also gleichsam damals die Mittel zum Kriegführen selbst gaben, dafür aber auch das Recht behielten, nach Gutdünken (mit Ausnahme in Kriegezeiten, wo dieß schon die Ehre verbietet) ihre Stellen der Regierung gegen Rückempfang des eingelegten Geldes wieder zur Verfügung zu stellen. Wer also in England Offizier werden will, meldet seinen Namen beim Kriegsministerium an, woselbst der Zudrang sehr groß ist, und deßhalb schon mit dem zwölften Jahre die Namen der jungen Offiziersaspiranten vorgemerkt werden, da es dann 5 bis 6 Jahre dauert, bis sie an die Reihe kommen. Eine Lieutnantsstelle kostet in England gewöhnlich 18,000 fl., eine Hauptmannsstelle 36,000 fl., eine Majorsstelle 48,000 fl., eine Oberstenstelle bis gegen 90,000 fl.; wenn ein Offizier stirbt oder im Kriege fällt, so ist das von ihm für die Stelle ausgegebene Geld für seine Erben verloren. Geht durch Tod oder im Kriege durch Verwundung eine Stelle in der Charge ab, so erhält der Aelteste im nächst niederen Rang (also beispielsweise beim Tode eines Hauptmanns der älteste Oberlieutnant) den Hauptmannsrang, den er später der Regierung bei seinem Austritt aus dem Militärverbande zurückgibt und dafür von Demjenigen, der von ihm die Stelle kauft, eine bedeutende Summe mehr erhält, als er ursprünglich für den Lieutnantsrang ausgelegt hatte. Es steht aber auch in der Macht der Königin, durch Brevets (Avancement ohne Kauf) bei besondern Gelegenheiten und ausgezeichneten Thaten einzelne Offiziere vorrücken zu lassen; auch Unteroffiziere aus der Linie können für bewiesene Tapferkeit von der Königin den Offiziersrang erhalten. Wenn ein Offizier in England nicht mehr länger dienen will, so macht er hiervon seine Meldung beim Kriegsministerium. Es wird alsdann die dadurch vacant gewordene Stelle dem Nächstfolgenden angeboten, und wenn dieser, z. B. der Oberlieutenant, die für den Hauptmannsrang festgesetzte Summe, also weitere 18,000 fl. (denn die zuerst eingelegten 18,000 fl. für den Lieutnantsrang sind beizurechnen) bezahlen will, so wird ihm diese Stelle zugetheilt, und wenn er die Mittel nicht besäße, so wird weiter herab bis zu Demjenigen die Stelle angeboten, welcher im Stande ist, das Geld dafür zu erlegen. In runder Summe beträgt der Werth oder das eingelegte Geld für sämmtliche englische Offiziersstellen sechzig Millionen Gulden. Wenn die Regierung diese Summe zurückbezahlen wollte, was für England nicht schwer wäre, so könnte die Beförderung, wie in andern Armeen, dem Dienstalter gemäß von statten gehen; aber dieser Stellenkauf, obgleich scheinbar nicht mehr in unsere Institutionen passend und dem Verdienste den Weg versperrend, hat doch auch seine vortheilhafte Seite: man wird in England meistens junge, mit Lust und Liebe dem Soldatenstande angehörige Offiziere finden; es wird dort der Militärstand nicht als eine Quelle der Versorgung angesehen, und wer in unabhängiger Stellung großgezogen worden, wird im Allgemeinen auch eine gute Erziehung genossen haben, ein gewisses Selbstgefühl besitzen und im Hinblick auf eine gesicherte Zukunft, wie sie der englische Offizier schon in seinen eigenen Vermögensverhältnissen findet, zu jeder Aufopferung bereit seyn. Die neueste Kriegsgeschichte zeigt es, was der englische Soldat unter seinen jungen, oft noch unerfahrenen Offizieren vermöge ihrer unerschütterlichen Tapferkeit zu leisten vermag. Jeder Invalide erhält je nach Maßgabe der verlornen Gliedmaßen eine bedeutende Pension; so wird z. B. dem Offizier für einen im Felde verlorenen Fuß 3600 fl., für einen Arm 2000 fl. u. s. w. jährlich Pension ertheilt; im Verhältnisse wird auch dem gemeinen Soldaten ähnliche Entschädigung zu Theil. Die Infanterieregimenter, deren England über 100 zählt, sind nur 800 Mann stark; ein Kavallerieregiment zählt nicht mehr als 300 Pferde, und im Augenblicke sind die in der Krim befindlichen 10 Kavallerieregimenter nach den erlittenen Verlusten nur noch 1000 Pferde stark. Man will noch 5000 Pferde nachschicken; aber es können vorerst nur 2000 Pferde aus den Depots abgegeben werden. Die Artillerie ist in ganz prächtigem Stande, aber die steife, überladen reiche und unzweckmäßige Uniformirung muß großen Reformen unterworfen werden. Der tägliche Sold des gemeinen Soldaten in der Infanterie ist ungefähr 48 kr., der des Kavalleristen 1 fl. Das gesammte Kriegsbudget für die englische Armee beträgt in Friedenszeiten ungefähr 72 Mill. Gulden. Die Armee besitzt drei Feldmarschalle: den Prinzen Albert, den König Leopold der Belgier und Lord Raglan. (B. Ldsz.)

Verhör eines verwundeten Russen.

Das „Journal de Maine-et-Loire" bringt einen Brief von einem am 11. Dec. aus der Krim in Toulon eingetroffenen französischen Marine-Offizier, in welchem derselbe folgendes Verhör mittheilt, das er mit einem verwundeten Russen anstellte, welchen er ins Spital von Konstantinopel gebracht hatte. Es handelt sich um den Ausfall, den die Russen am 5. Nov. gegen den linken Flügel der Verbündeten machten, während auf dem rechten die Schlacht bei Inkerman wogte:

Verhör des Wasily, Sergeanten des 31. Regiments (Regiment von Wladimir), 26 Jahre Dienstzeit.

Fr.: Wo wurde Gefangener verwundet? — A.: Am 5. Nov. in dem Gefechte an der Quarantaine.

Fr.: Wie viel Russen machten den Ausfall auf unseren linken Flügel mit? — A.: 10,000, Bataillons und Reserve mitgerechnet, aus drei Casernen.

Fr.: Wie viel blieben in Sebastopol? — A.: Sehr Wenige, denn alle Soldaten waren zur Verstärkung der Armee nach Inkerman verwendet.

Fr.: War viel Wasser in Sebastopol? — A.: Nicht viel vor dem Regen, aber die Regen haben die Cisternen gefüllt, und seitdem hatten wir Trinkwasser nach Belieben.

Fr.: Waeen viele Lebensmittel in Sebastopol? — A.: Gefangener behauptet, für 70,000 Mann.

Fr.: Wie ist die Beköstigung der Soldaten beschaffen? — A.: Zweimal in der Woche erhalten sie frisches Fleisch, sonst Commißbrod und Spinat.

Fr.: Hat das Feuer der Franzosen dem Platze viel geschadet? — A.: Die Soldaten fielen wie die Regentropfen.

Fr.: Hat die Stadt viel gelitten? — A.: Die Häuser sind alle verwüstet.

Fr.: Seit wie lange war des Gefangenen Regiment in Sebastopol? — A.: Seit vier Wochen.

Fr.: Was hält er von dem Gefecht an der Quarantaine? — A.: Man fürchtete allgemein, die Franzosen würden mit uns zugleich in die Stadt dringen. Die Russen bekamen Befehl zum Rückzuge, um sich in die Kasernen zu werfen und diese zu vertheidigen, weil nur wenige Leute in Sebastopol geblieben waren. Selbst nach der Rückkehr der Russen fürchtete man noch immer, daß die Franzosen kämen.

Fr.: Sind die Straßen der Stadt verbarricadirt? — A.: Alle Eingänge zur Stadt sind verbarricadirt. In Betreff der Straßen weiß Gefangener nichts zu sagen; denn die Soldaten sind in die Kasernen eingeschlossen und kommen nur aus denselben heraus, wenn es zum Kampfe geht; vorher bekommen sie alsdann Branntwein zugetheilt.

Fr.: Wie stand es mit der Stimmung der Truppen? — A.: Wenn die Soldaten von Branntwein erhitzt sind, schlagen sie sich gut, ohne diesen haben sie keinen Muth.

Fr.: Wie oft des Tages bekommen sie Branntwein? — A.: Zweimal des Tages, und jedesmal vor Beginn des Kampfes so viel sie wollen. Die Feldflasche ist immer voll.

Fr.: Welches ist die Stelle, wo am leichtesten in Sebastopol einzudringen wäre? — A.: Die Stelle an der Quarantaine, wo am 5. gekämpft wurde, wird nur durch Batterien vertheidigt. Als wir die Franzosen anrücken und in eine derselben eindringen sahen, hielten wir uns für verloren. Jetzt ist es gewiß, daß man dort Befestigungs-Arbeiten vornehmen wird.

Fr.: Was wird den russischen Soldaten besonders empfohlen? — A.: Immer auf die Offiziere zu schießen.

Fr.: Warum haben die Russen bisher stets auf den linken Flügel Ausfälle gemacht? — A.: Weil sie wußten, daß die Franzosen ihren rechten Flügel besser bewachten, als ihren linken.

Fr.: Sind in dem Gefechte Generale gefallen? — A.: General Schalkanow, der Brigade-General war.

Fr.: Wie lange kann sich Sebastopol wohl noch halten? — A.: Das weiß Gott! Die Anführer sagten uns, daß die Franzosen nie hineinkommen würden; die Soldaten aber waren entgegengesetzter Meinung.

Fr.: Wie hoch ist die Gesammtstärke der russischen Armee? — A.: 100,000 Mann. Menschikow führt den Oberbefehl, nach ihm kommt Großfürst Konstantin.

Mannichfaltigkeiten.

(Darmstadt, 19. Dec.) Am zweiten Christfeiertag wird eine neue Oper: „Die letzten Tage von Pompeji", von Pfarrer Müller zu Staden, zum ersten Male auf hiesiger Hofbühne zur Aufführung kommen.

Die französischen Staats-Photographen, welche die Armee nach der Krim begleiteten, haben bereits 409 Photographien über einzelne Vorfälle des Krieges an das Kriegs-Ministerium eingesandt.

Seit Abdankung des Barons Wappers war die Akademie Antwerpens ohne Direktor. Der Verwaltungsrath der Akademie hat jetzt einstimmig den Maler Nicaise de Keyzer zu dieser Stelle gewählt und der Municipalität Anzeige hiervon gemacht. Man erwartet, daß der König die Wahl bestätigen wird, zu welcher sich die Akademie Glück wünschen kann; denn de Keyzer ist ein eben so gefeierter Maler als tüchtiger Lehrer, wie es die aus seinen Ateliers hervorgegangenen Schüler bekunden.

Scribe hat mit Cherubini, Meyerbeer, Boildieu, Rossini, Herold, Auber, Halevy und Carafa über eine Million verdient; allein diese Million ist nur eine geringe Entschädigung für alle die Qualen, welche jene Herren den Dichter haben ausstehen lassen. Scribe — so erzählen die „Signale" — sagte einmal sehr naiv von Meyerbeer: „Der Mann macht aus mir einen Tragesel." Alle seine Haare sind bei jener merkwürdigen Arbeit grau geworden, wo er zehnmal die Sache schreibt und umschreibt. Einmal bringt Meyerbeer ein Libretto zu Scribe und zeigt ihm eine Stelle, wo er eine Romanze einschieben will. „Gut", sagt Scribe, „welchen Rythmus wünschen Sie?" — „Ich will achtsylbige Verse, wohlgesetzte Form." — Scribe beeilt sich, die Romanze zu schreiben und sendet sie an Meyerbeer, der sie ihm sofort mit der Bemerkung zurückschickt, daß die gewählte Form ganz abgeschmackt sey, und er wünsche zehnsylbige Verse. Es handelt sich um eine große Arbeit und da Scribe nach dem Maße arbeitete, so mußte er sich fügen. Er arbeitet also die Romanze um und so ging es wohl zehnmal in einer Woche, bis endlich Meyerbeer das Blatt zerriß und meinte: „Wie zum Teufel konnten Sie behaupten, daß diß Stoff zu einer Romanze sey?" — „Ich habe es ja auch nicht behauptet, sondern Sie!" entgegnete Scribe. — „Wirklich?" sagte Meyerbeer, „nun, so haben wir uns geirrt."

Für die Hausfrauen in Stadt und Land ist wieder eine Erfindung gemacht worden, wodurch sie viel Zeit ersparen können. In Hamburg hat man eine Schälmaschine erfunden, mit der man rasch und sauber die Kartoffeln, Aepfel ꝛc. schälen kann. Die Schale wird so dünn, wie man sie kaum mit einem Messer zu Stande bringen kann.

Auch in der Stadt Koburg fängt man an, den Rauchverzehrer sowohl in Privatgebäuden als auch in Fabriklokalitäten einzurichten, wodurch 30 Prozent des Brennmaterials erspart werden. Diese Erfindung ist bei den hohen Preisen des Brennmaterials von der größten Wichtigkeit. Die ersten Einrichtungen sind in Koburg von einem Pyrotechniker aus Dresden erfolgt.

Eine Annonce in einem Stuttgarter Lokalblatt ist folgendermaßen unterzeichnet: „Lesegabe von Stephan Heuß, Bauer, Schriftsteller und Buchdrucker in Schwäbisch-Hall."

(Elbing.) Der hiesige „Anzeiger" enthält folgendes kuriose Eingesandt. Ein Storch als Selbstmörder. Während des diesjährigen Wanderfluges der Störche lähmte einer derselben seinen Flügel an einer hiesigen Telegraphenstange, fiel zur Erde und wurde gefangen. Referent sah ihn auf dem Hofe eines hiesigen Bürgers, von wo er auf eine Bleiche kam. Dort bemerkten eines Tages die Bleichfrauen besondere Unruhe an dem Storche und sahen, wie er sich kopfüber in den Bleichgraben stürzte. Sie retteten ihn. Aber in der darauf folgenden hellen Nacht sahen sie ihn wiederum unruhig an dem Bleichgraben hin und her gehen und sich umsehen, dann aber wieder kopfüber in das Wasser stür-

zen und ertrinken. So wird am Ende auch unter der Thierwelt der Selbstmord noch zur Mode werden.

Ein öffentliches Blatt prophezeit Wien, daß es in hundert Jahren alle Städte Europas, mit Ausnahme Londons, überflügelt haben werde. Ueberhaupt gebe es für die Zukunft Europas nur drei Punkte, auf denen sich das gesammte Leben der europäischen Welt voll entfalte. Das seyen London als der Mittelpunkt der überseeischen Beziehungen mit der neuen Welt, und Wien als der Punkt, auf welchem sich alle Linien, die man von allen Gegenden quer durch Europa ziehen mag, schneiden.

(Folgeleistung einer gütigen Einladung.) Wir finden folgenden Passus in einem im Jahre 1852 zu London erschienenen Werke eines Kapitän Spencer, betitelt: „Reisen in Rußland und der Türkei." Der Autor wurde dem Kaiser Nikolaus vorgestellt, als dieser sich gerade im Schlosse des Prinzen Woronzow in der Nähe von Baktschisarai aufhielt. „Er sprach sich sehr günstig über England und die Engländer aus", heißt es in Spencers Werk, „und hoffte, daß wir bei unserer Ankunft in der Heimath unseren Landsleuten erzählen möchten, wie sehenswerth und wie schön zu bereisen die Krim sey, damit die Engländer auch in Masse auf ihren Sommerreisen jenes ferne, so reizend gelegene Land besuchen möchten." Wir können uns eines Lächelns nicht enthalten, wenn wir bedenken, wie unangenehm für den Kaiser dieser von ihm ausgesprochene Wunsch in Erfüllung gegangen ist! Jener Einladung gemäß, haben sich die Engländer wirklich in Masse dort eingefunden und alle Briefe von der Krim stimmen darin überein, daß das Land „eben so sehenswerth als schön zu bereisen" sey.

(Eßlingen.) Von der hiesigen Maschinenfabrik wurde vor Kurzem die erste für die Beförderung von Eilzügen auf der württembergischen Bahn bestimmte Lokomotive vollendet. Bei einigen mit derselben gemachten Probefahrten soll sie zu öfteren die Wegstunde in 3 Minuten zurückgelegt haben, was einer Geschwindigkeit von 20 Wegstunden (10 Meilen) in der Zeitstunde gleich käme.

(Russisches Kommißbrod.) Moritz Hartmann schreibt aus Giurgevo: „In den Häusern dieser Stadt und der benachbarten Dörfer, wo die Russen lange gelegen, findet man viele von den Ersteren zurückgelassene Brode. Die Europäer kaufen sie zu theuren Preisen an, um sie als Merkwürdigkeit nach ihrer Heimath mitzunehmen. Ein Amerikaner schickte drei dieser Brode, welche aussahen, als wären sie aus Lava und Asche gebacken, zur Neuyorker Industrieausstellung."

Neuigkeiten zur Kunde Nordamerika's.

Die großartige Spezialkarte dieses Landes von C. Smith erscheint so eben in einer zweiten Auflage bei Fischer in Cassel, in welche die neuesten Veränderungen nach der Berichtigung des U. S. Landoffice pünktlich eingetragen sind. Die uns vorliegenden ersten Blätter, in schönem Farbendrucke ausgeführt, enthalten namentlich jene Gebiete, deren ungeheure Räume noch spärlicher mit Städtenamen gefüllt sind, aber gewiß im Laufe des Jahrhunderts durch das wachsende und wandernde Geschlecht immer mehr zu Menschenheimathen umgebildet werden. Nach Beendigung dieses Werkes werden wir weiter darauf zurückkommen. Dasselbe gilt von der bei Bädecker in Iserlohn heftweise herauskommenden „Getreuen Schilderung der Vereinigten Staaten" von G. M. v Roß, die in Neuyork die Preismedaille erhielt. Eben daselbst erschien ein sehr beachtenswerthes, vom Grafen Baudissin den deutschen Auswanderern gewidmetes Buch: „Der Ansiedler im Missouri-Staate" mit einer sauberen Specialkarte dieses Staates. Der Verfasser ist selbst Farmer in der Nähe der Stadt Portland, wo er nebst seinem Bruder und einem Freunde den Dampfschiffen Lebensmittel liefert, also in völlig praktischem Geleise lebt. Er empfiehlt jene Stadt den Deutschen zur Ansiedlung. Außer dem wichtigen belehrenden und warnenden Inhalte bietet der gräfliche, aber gut republikanische, Siedler sehr lebensfrische Schilderungen aus Natur- und Menschenwelt. Beiläufig schildert er die jetzt wieder oft genannten Mormonen als eine sehr unlautere Gesellschaft, deren Stifter eigentlich ein Wiener Jesuit sey.

Korrespondenz.

Von der Weser, 3. Dec.

Die Baugewerkschule zu Holzmünden hat im Winter 1831 auf 1832 mit 15 Schülern und 4 Lehrern begonnen und — zählt in diesem Winter 341 Schüler. Davon sind 153 Zimmerer, 15 Mühlen- und Maschinenbauer, 6 Tischler, 162 Maurer, Steinhauer und Dachdecker, 6 Schlosser und andere Bauhandwerker; 273 Schüler wohnen in dem Schulhause und werden daselbst Morgens, Mittags und Abends angemessen beköstigt, 68 wohnen indessen bei achtbaren Bürgern in der Stadt. Alle Schüler erhalten sämmtliche Zeichnen-, Schreib- und Rechnen-Geräthschaften und Materialien von der Anstalt geliefert. Mit der Schule ist ein Krankenhaus verbunden, dem ein Arzt und ein Wundarzt vorsteht. Die in den Wintermonaten sehr erhebliche Beleuchtung von Morgens 6 Uhr an und Abends bis 10 Uhr wird mit 300 dem Auge angemessenen starken Steinkohlengasflammen beschafft und kostet bei dem eigenen Betriebe der Gasbereitung nur wenig (7—800 Rthlr.). Ein Schulaufseher, 1 Koch, 27 Diener und Dienerinnen besorgen die Arbeiten in der Anstalt. So sehr das Leben der kleinen Stadt Holzmünden durch diese Menge junger Leute auch belebt wird, so finden doch Ruhe, Ordnung und Fleiß in wie außer der Schule statt und an den Abenden der Sonn- und Festtage haben die Schüler mit vielen achtbaren Bürgerfamilien in einem eigenen Lokale einen Klubb, in welchem auch in jedem Wintersemester zwei Bälle gegeben werden. Für die äußere und innere Ausbildung dieser jungen Leute trägt das Zusammentreffen und Zusammenleben dieser Menge verschiedener Bauhandwerker von den verschiedenartigsten nahen und fernen Bauplätzen Deutschlands ganz außerordentlich bei und wird dadurch die Schule Allen von großem Nutzen. Den Unterricht im Schreiben, Rechnen, deutschen Styl, der Algebra, ebenen und darstellenden Geometrie, technischen Naturlehre, Baukonstruktionslehre, Bossiren, Modelliren in Holz, Thon und Gyps, im freien Handzeichnen, Bau- und Konstruktions- und Entwurfszeichnen, im Veranschlagen, in der Buchhaltung und im Gesange ertheilen von Morgens $6^1/_2$ bis Abends $9^1/_2$ Uhr 16 Techniker und Zeichnenlehrer, 2 Bildhauer, 5 Elementarlehrer und 1 Gesanglehrer, zusammen 24 Lehrer.

Nürnberg, 19. December.

Sicherem Vernehmen nach soll der Bahnhof in Hof in der vergangenen Nacht in Brand gerathen und das Feuer nur nach großen Anstrengungen gedämpft worden seyn. Heute Mittag angekommene Reisende brachten die Kunde, daß alle Gefahr beseitigt sey. Bei der großen Menge von Gütern, die in Hof wegen Mangels an Magazinen und Verkehrsmitteln unter freiem Himmel lagern und seit mehreren Tagen schon nicht mehr weiter befördert werden konnten, war das Schlimmste zu befürchten. — Die alljährlich am Sonntag vor St. Thomas in Nürnberg stattfindende große Weihnachtsmesse war dieses Jahr von Fremden ungewöhnlich stark besucht. — Auf der letzten Schranne fielen die Getreidepreise beträchtlich und steht ein weiteres Weichen in Aussicht. — Unser Stadttheater macht große Anstrengungen, das Haus zu füllen. In der vergangenen Woche gastirten hier Hr. und Mad. Dahn-Hausmann von München, der Tenorist Hr. Reer von Coburg, und heute produciren sich chinesische Jongleurs, die an andern Orten schon mit großem Beifall aufgetreten sind.

Theater-Anzeige.

Freitag, 22. Dec. Der Universalerbe, Lustspiel in 2 Aufz. Hierauf: Man sucht einen Erzieher, Lustspiel in 2 Aufzügen.

Samstag, 23. Dec. Die beiden Schützen, komische Oper in 3 Akten von Lortzing. Dazu: „Pas de Bouquet", arrangirt von Frau B. Baumann und ausgeführt von derselben und vier Eleven der Balletschule. „Lucia-Walzer", arrangirt und getanzt von Frau Baumann. „Tyrolienne", arrangirt von Frau Baumann und ausgeführt von drei Eleven.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammerer.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 306. Samstag, den 23. December 1854.

Erlebnisse auf einer Winterreise.

(Wahre Geschichtserzählung. Aus dem Holländischen des J. B. Christemeyer übertragen von G. Overmann.

Der ungewöhnlich strenge Winter von 1812 — 1813, der für die französische Armee unter Napoleon beim Feldzuge in Rußland so verderblich wurde und auch in anderen Gegenden Europas seine fürchterliche Strenge fühlbar machte, wird für mich — so erzählte mir ein Freund — abgesehen von sonstigen Gründen, insbesondere wegen des Ereignisses, welches ich Dir jetzt mittheilen will, stets denkwürdig bleiben.

Den meisten meiner Landsleute wird es wahrscheinlich noch erinnerlich seyn, daß es hier zu Lande bereits im Monat December des vorgedachten Jahres heftig zu frieren begann. Durch den fortwährenden, ziemlich scharfen Ostwind nahm der Frost so außerordentlich schnell und stark zu, daß binnen wenigen Tagen Flüsse und Seen und auch die Zuidersee, zwischen den geldern'schen und holländischen Küsten, größtentheils fest zugefroren lagen.

Ich war damals noch unverheirathet und wohnte bei meiner Familie zu Harderwyk. Man hatte von dieser Stadt aus eine Bahn oder einen Weg über das Eis nach Amsterdam angelegt, mittelst dessen man nicht allein die Verbindung zwischen den beiden Städten auf Schlittschuhen unterhielt, sondern auch mit Schlitten und anderem Fuhrwerk Waaren und sonstige Gegenstände regelmäßig fortschaffte.

Durch das beständige Anhalten des Ostwindes blieb das Wetter mehrere Tage lang fortwährend trocken und klar, so daß die Wintersonne den ganzen Tag hindurch an einem unbewölkten Himmel glänzte, während nach ihrem Untergange ein heller Sternenhimmel den Abend und die Nacht angenehm beleuchtete.

Dieses ungemein schöne Wetter setzte von allen Seiten Alt und Jung in Bewegung, um an dem Eisvergnügen sich zu betheiligen, wozu fast alle unsere vaterländischen Provinzen so reichlich Gelegenheit darbieten. Kanäle, Gräben und Flüsse waren bald mit Schlittschuhläufern beiderlei Geschlechts, mit Schellen- oder anderen Schlitten wie bedeckt. Von nahe und ferne strömte täglich aus den mehr landeinwärts liegenden Theilen von Overyssel und Gelderland eine Menge Menschen von allerlei Stand und Alter den an der Küste der Zuidersee gelegenen Orten zu, um von dort über das Eis entweder nach den gegenüberliegenden Utrecht'schen und nordholländischen Küsten oder nach benachbarteren Orten auf Schlittschuhen oder in Schlitten abzureisen.

Vorzugsweise war Harderwyk ein solcher Sammelpunkt der Hin- und Herziehenden, von welchem aus auch viele Einwohner die Reise nach Amsterdam unternahmen; denn unter den Ausflügen auf dem Eise, welche dort Vergnügungshalber veranstaltet wurden und von etwas längerer Dauer waren als gewöhnlich, nahm der Schlittschuhritt*) nach der Hauptstadt eine erste Stelle ein. So kam es denn, daß Mancher, der sonst vielleicht nicht daran gedacht hätte, jemals nach Amsterdam zu kommen, jetzt durch die erfreuliche Gelegenheit zu einem Ausfluge dahin herausgelockt ward oder sich durch Freunde und Nachbarn überreden ließ, in Gesellschaft einiger Stadt- oder Dorfgenossen einen Abstecher über das Eis nach der Hauptstadt zu machen.

So wandelte denn auch mich, der ich außerordentlicher Liebhaber des Schlittschuhlaufens war, die Lust an, „die Eisen", wie man zu sagen pflegt, „einmal dahin zu wenden." Ich hatte ohnedieß einige Angelegenheiten in der Hauptstadt zu verrichten, und obgleich deren Besorgung keine besondere Eile erheischte, war die Gelegenheit mir dennoch willkommen, mit dem Zwecke des Vergnügens zugleich den Zweck der Beförderung eines bestimmteren Interesses vereinigen zu können.

Es war ein Sonntag und herrliches Wetter. Die Sonne beschien heiter die Scene voller Leben und Bewegung, die sich vor der Stadt und in deren Nähe darbot. Die ausgedehnte Fläche wimmelte von Schlittschuhläufern und Zuschauern; eine Anzahl Buden und Zelte, in denen man Erfrischungen verkaufte und von welchen mehrere mit Flagge oder Wimpel geziert waren, verlieh dem Ganzen das Aeußere einer russischen Eis-Kirmeß oder eines Winterlagers. So weit das Auge reichte, sah man Menschen und Fuhrwerke in allen Richtungen sich bewegen.

Aber ein noch interessanteres Schauspiel bot diese Winterscene dem Liebhaber des Naturschönen dar. Die unabsehbare ebene Eisfläche, über welche das helle Azur der Luft die schönsten Tinten verbreitete, glich da, wo sie von der Sonne beschienen wurde, einem Spiegel von glühendem Silber, der seine Strahlen mit blendendem Glanz zurückwarf.

Es mochte ungefähr halb ein Uhr Nachmittags seyn, als ich mich auf die Eisbahn begab und die Schlittschuhe anschnallte. Ich besaß ein Paar ausgezeichnete Eisen, die mit den besten von friesischer Arbeit wetteifern konnten. Bald hatte ich den Theil der Bahn, wo das Gewühl am stärksten, hinter mir gelassen und als ich einige Augenblicke danach einmal umschaute, Stadt und Land Harderwyk schon aus dem Gesichte verloren.

Nun ging es, als ich auf die weite See gekommen, wo ich den Wind gerade auf dem Rücken hatte, in raschem Vogelfluge vorwärts. Bald lag die Küste von Gelderland weit hinter mir und ich hatte bereits den Theil meines Weges erreicht, der sich in gleichlaufender Ausdehnung mit dem Utrecht'schen Ufer befindet. Hier muß ich erwähnen, daß ich schon bald nach meinem Ab-

*) Der Holländer sagt: „Schaadsen ryden" (Schlittschuhreiten) und nicht, wie die Deutschen, „laufen"; für den obigen Fall habe ich daher die Bedeutung nach dem Original wörtlich gegeben.
(Anmerk. des Uebers.)

gange von Harderwyk, das am meisten besuchte Geleise verlassen und einen anderen Weg gewählt hatte, welcher zwar nicht für den nächsten nach Amsterdam führenden gehalten wurde, dagegen in geringerer Entfernung vom Strande lag und wahrscheinlich dazu benutzt wurde, die Verbindung zwischen den nahe an der Küste liegenden Dörfern und Flecken zu unterhalten.

Sey es, daß mittlerweile der Wind zugenommen hatte oder daß es mir nur so schien — genug: es blies ein ziemlich starker Wind, und da das Eis spiegelglatt war, kostete das schnelle Laufen mich nur geringe Anstrengung. Ich machte es mir sogar zuweilen recht bequem, weil ich bloß einige kräftige Schlittschuhstriche zu thun brauchte, um durch den Wind eine ziemlich weite Strecke Weges fortgetrieben zu werden, als wäre es von selbst geschehen.

Auf der soeben gedachten Höhe meiner Reise angelangt, hatte ich geraume Zeit hindurch in der Ferne zu meiner Rechten und vor mir die Aussicht auf ein in der That interessantes und hier zu Lande seltenes Naturschauspiel. Es war eine Kette glänzendweißer Anhöhen, die in der Länge von vielleicht mehr als einer Wegstunde den Horizont umsäumte. Ich sah zuweilen, wie diese Anhöhen, gleichwie bewegliche Bergmassen, ihre Gestalt veränderten, sich erhoben und wieder einstürzten und manchmal ganz verschwanden. Diese Bewegungen gewährten beim ersten Blick in die Ferne ganz das Ansehen einer optischen Vorstellung. Ueberhaupt hatte dieses glanzvolle Schauspiel, welches bei dem heiteren Sonnenschein gegen das abstechende Hellblau der Luft am Horizont mit desto höherem Glanze zum Vorschein trat, etwas wunderbar Erhabenes.

Von einigen Matrosen, welche von jener Seite mir entgegen kamen, vernahm ich, wodurch dieses Schauspiel sich so darstellte; es waren ungeheuer große Eisschollen, welche an jener Stelle und weiter nordwärts durch die Fluth auseinander geschoben wurden und wenn sie auf der dichteren Eisfläche zum Feststehen gelangten, sich zu riesigen Massen hoch aufeinanderthürmten.

Es darf Niemanden wundern, daß meine Einbildungskraft, verstärkt durch die gesunde Körperbewegung und das schöne Wetter, bei dem Mangel an sonstigen Gegenständen auf der einsamen Strecke, welche sie beschäftigen konnten, beim Anblick dieser Erscheinung in volle Thätigkeit gerieth. Bald meinte ich, in jenen Eishügeln die gefrorenen Kuppen der Schweizeralpen und in ihrem Formenwechsel das Verschieben der Gletscher zu sehen; bald wähnte ich mich versetzt auf eines jener ausgedehnten Eisfelder des hohen Nordens, von denen ich einst in Reisebeschreibungen gelesen; bald gedachte ich der edeln Elisabeth aus dem schönen historischen Roman der Frau Cottin, oder der Schilderung unseres trefflichen Dichters Tollens: „Ueberwinterung mehrerer Holländer auf Nova Zembla."

(Fortsetzung folgt.)

Kriegs-Scenen vor Sebastopol.

Ueber den durch das schwierige Terrain bedingten Zeitaufwand zur Errichtung der Werke gegen Sebastopol bringt ein der „D. Allg. Z." zugegangener Brief eines polnischen Offiziers, der die Expedition als Volontär mitmacht, folgende bemerkenswerthe Angaben: „Ich habe die Feldzüge unter Napoleon in Italien, am Rhein, in Polen und Rußland mitgemacht; aber alles dort Gesehene und Erlebte bleibt weit hinter diesem Feldzuge (ich nenne es absichtlich keine Belagerung) gegen Sebastopol zurück. Ich habe mir die letzten vierzehn Tage alle Mühe gegeben, die Belagerungsarbeiten genau in Augenschein zu nehmen und soweit als möglich das immense Material zu controliren. Ich habe in den verschiedenen Trancheen und Batterien, die den Platz wie riesige Ameisenhaufen umgeben, 275 schwere Geschütze und 169 Mörser gezählt, und seit der Zeit dieser Zählung wurden schon wieder neue Batterien errichtet. Es müßte einen eigenthümlichen Anblick gewähren, die Belagerungsarbeiten aus der Vogelperspektive betrachten zu können; denn obwohl der gewöhnliche Anblick an Großartigkeit einzig ist, so müßte doch eine Vogelschau, wo man Alles auf einmal übersehen würde, ein wahrhaft gigantisches Bild bieten. Das ganze Terrain um Sepastopol ist in einer Ausdehnung von 9 Meilen und in einer Breite von durchschnittlich 4—5 Stunden buchstäblich aufgewühlt, was ungefähr so aussieht, als hätten hier Myriaden von Maulwürfen in hundertfacher Vergrößerung ihrer natürlichen Gestalt ihr Handwerk getrieben. Beim ersten Anblick bietet sich dem Auge selbst des sachkundigen Militärs ein wahres Chaos von Erdhügeln, Gräben, Felstrümmern und tief eingeschnittenen Straßen und Wegen dar, und erst nach und nach vermag sich das Kennerauge zu orientiren. Vergegenwärtigt man sich noch die Masse von Menschen, Zelten, Geschützen, Faschinen, Wagen, Maschinen aller Art, Pferden, Kameelen etc., so wird man beinahe veranlaßt, zu glauben, eine neue bewaffnete Völkerwanderung habe sich in Bewegung gesetzt und vor Sebastopol ihr Lager aufgeschlagen. Ich muß noch der unerhörten Anstrengungen erwähnen, womit die Belagerer alle Hindernisse des oft sehr widerspänstigen Terrains zu überwinden pflegen. Gegen die Mitte Oktobers war ich Augenzeuge einer Unternehmung, welche verdient, als eine heroische Episode in die Kriegsgeschichte aufgenommen zu werden. Am 13. Oct. wurde nämlich von dem englischen Geniemajor Carter eine Recognoscirung gegen einen der südlichen Thürme vorgenommen, welche rechts von der Straße nach Balaklava die Stadt vertheidigen. Bei der Besichtigung des Terrains wurde man ein kleines Felsplateau hart am Rande einer Schlucht gewahr, welches fast mit dem auf etwa 700—800 Schritte entfernten Thurm auf gleicher Höhe lag. „Ach", meinte Major Carter, „wenn man auf diesem verdammten Fels eine Batterie placiren könnte, die würde den Kerlen dort drüben (er deutete nach dem Thurm) bald die Suppe versalzen. — „Mit Erlaubniß, Herr Major", bemerkte ein Sappeurunteroffizier, der sich unter der Bedeckung des Erstern befand, „wenn Sie uns machen lassen, wie wir wollen, so werden Sie die Batterie dort oben sehen." — „Ah bah!" erwiederte der Major, „die Position ist unzugänglich und dann der Felsgrund! Es ist nichts anzufangen mit diesem stockrussischen Felsschädel." — „Und ich sage Ihnen, Herr", fuhr der Sergeant fort, „daß wir ihm ein Loch in den Kopf schlagen, wenn Sie uns machen lassen. Sie werden die Kraft eines englischen Mannes sehen." Nach einigen Debatten kam man über die Details der Unternehmung überein, und schon in der folgenden Nacht kletterte der Sergeant, Namens Charles Beach, mit zwölf Freiwilligen die steile Schlucht hinauf, um auf dem erwähnten Felsplateau drei Sprenggruben zu bohren. Gegen 3 Uhr früh explodirten dieselben, worauf die Russen in dieser Richtung ein furchtbares aber ganz nutzloses Feuer eröffneten, denn die braven Fellows waren schon zehn Minuten vor der Explosion die Schlucht wieder hinabgestiegen, wo sie sich gegen das feindliche Feuer vollkommen sicher befanden. In der folgenden Nacht wurde weiter minirt, und heute steht auf dem Felsen eine in demselben eingehauene Batterie von 16 Geschützen, welche den Thurm in elf Tagen zum Schweigen brachte und jetzt 24pfündige Granaten über die russische Umfangsmauer nach der Stadt wirft. Die Geschütze wurden nach Beendigung der Batterie mit unerhörten Anstrengungen die steile Schlucht hinaufgewunden, und Lieutenant Charles Beach (er ist für seine kühne Unternehmung zum Offizier befördert worden) zeigt heute in der Batterie, die er commandirt, „die Kraft eines englischen Mannes."

Aus Paris wird geschrieben: Wie ernst die Zeit geworden,

kann man daraus ersehen, daß selbst in den Salons, wo man sonst zusammenkam, um sich gegenseitig zu langweilen, nun von nichts als vom Kriege die Rede ist, und die Privatbriefe unserer Offiziere und Soldaten den Hauptgegenstand der Unterhaltung ausmachen. Bei Kanonendonner und Pulverdampf geschrieben, athmen sie alle die Größe des Augenblickes, aber auch den unvertilgbaren französischen Humor und Leichtsinn. „Unser Kamerad C. hat eine todte Flintenkugel ins Auge erwischt", schreibt ein Soldat seinem Bruder, „man zieht ihn damit im Regimente auf, weil es ihn in der Zukunft verhindert zu schielen, was er sonst, wie Du weißt, mit großem Vergnügen gethan." Derselbe Soldat findet die Russen sehr häßlich und fügt hinzu: „Man sieht, daß ihre Offiziere darauf rechnen, uns mit der Häßlichkeit ihrer Soldaten zurückzuschrecken. Thatsache ist, daß man sich an ihr Gesicht gewöhnen muß. Ich hatte Mühe, es zu ertragen, sowie ein Art wilden Geschreis (Hurrah), das sie beim Angriff ausstoßen. Ich habe aber seitdem gesehen, daß es Spaßmacher (farceurs) sind, wie jene, welche im Carneval eine Maske aufsetzen, um den Kindern Furcht zu machen, und davon rennen, wenn man sie verfolgt. Nicht als ob die Russen sich schlecht schlügen. Sie sind bloß entmuthigt, weil ihre Generale und Popen ihnen immer Siege versprechen, die nicht kommen wollen."

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Am 25. d. M. wird die rühmlichst bekannte Violinspielerin Fräul. Bihrlich eine musikalische Matinée im Salon des Hauses Mozart geben, unter gefälliger Mitwirkung geschätzter Künstlerkräfte. Näheres wird das Programm besagen.

(Kunst geht nach Brod.) Szentpeteri, der ungarische Benvenuto Cellini, dessen Tableau von Silber, „die Gefangennehmung des Inderkönigs Porus durch Alexander den Großen" darstellend, mit circa 217 größeren und kleineren Figuren auf der Londoner Ausstellung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, richtet an die Redaction der „Pesth-Ofner Zeitung" einen Brief, in welchem er beklagt, daß die Noth ihn zwinge, an die theilweise Einschmelzung dieses Werkes zu gehen, zu dessen Verfertigung er so viel Zeit und Mühe aufgewendet. Er will es in drei Theile scheiden, das eine Stück der Wiener, das andere der Berliner Innung um eben so viel Silber überlassen, das dritte aber einschmelzen und zu Geld machen. Wir hoffen mit ihm, daß sich unter den Kunstfreunden seines Vaterlandes Einer findet, der das Werk für das ungarische Nationalmuseum ankauft.

(Pikantes Gaunerstückchen.) In Paris, wo die hohe Schule der Schelme ist, begab sich folgende, eben so ergötzliche als charakteristische Geschichte: Bei einem Leichenbegängnisse machte sich ein den Leidtragenden vollständig unbekannter junger Mann durch die Heftigkeit seiner Klagen bemerkbar. Als der Sarg in die Grube gesenkt wurde, stürzte der Jüngling unter dem lauten Wehruf: „Ach mein armer, unglücklicher Vater!" zu Boden. Nur mit größter Mühe konnte man ihn vom Grabe wegbringen. Die erstaunte Wittwe, so sich keines Sohnes bewußt war, stets aber mit ihrem Manne glücklich gelebt hatte, dachte, sie sähe vor sich irgend eine verkörperte Jugendschwäche des Verewigten. Sie bittet den Vaterlosen zu sich und gibt ihm aus der Hinterlassenschaft eine goldene Uhr zum Andenken, ein Bankbillet von tausend Franken als Geschenk und überhäufte ihn längere Zeit hindurch mit Wohlthaten — da sie in ihrem Wahne, durch Freunde, welche in den Zügen des Jungen eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Verewigten entdecken wollen, bestärkt wird, bis sie eines Tages durch die Polizei erfährt, daß sie das Opfer eines Betrügers geworden.

In Agram ist eine eigenthümliche Journalpolemik ausgebrochen, deren Gegenstand weder die orientalische Frage, noch die Punkte des Allianzvertrages, noch das einige Deutschland — sondern die Frage ist: ob die Bewohner Croatiens wirklich und wahrhaftig zu viel Wein trinken oder nicht. Ein Aufsatz in den „Gospodarske Novine" beantragt die Ausrottung aller Weingärten, da Croatien leider einem einzigen großen Wirthhaus gliche, in welchem man männiglich betrunken sey.

(Würzburg, 13. Dec.) Vielfaches Aufsehen macht eine Forderung auf Pistolen, die von einem Beamten eines Nachbarstaates an einen hiesigen Professor an der Universität ergangen seyn soll und hauptsächlich durch die eigenthümliche Veranlassung dazu. Der Sohn des Beamten starb im Spitale hier und soll gegen den Willen seines Vaters secirt worden seyn, welcher letztere seine Abneigung gegen eine Sektion eigens hierher telegraphirt hatte. So viel man hört, soll der betreffende Professor die Forderung nicht angenommen haben, und man ist auf den Verlauf der Sache sehr gespannt. (Mannh. J.)

(Effekt der russischen Häßlichkeit.) Nach der Schlacht bei Inkerman (Alma?) vermißten die Engländer einen jungen Offizier, Herzog . . ., Sohn einer der ersten englischen Familien. Man glaubte ihn gefangen oder eines Heldentodes gestorben, als man seinen Körper unter einem Haufen Todter wiederfindet. Der Todte fängt alsbald an, Lebenszeichen von sich zu geben und bald stellt sich heraus, daß der junge Herzog weder todt noch verwundet, sondern einfach in Ohnmacht gefallen war. Als er wieder zu sich kommt, gesteht er, daß bei Annäherung der Russen ihre Häßlichkeit, ihr Geschrei und ihre Bajonette auf ihn einen solchen Eindruck gemacht hätten, daß er die Besinnung verloren. General Brown bemerkte, dieses sey ein trauriges Abenteuer, das seinen Helden bei der Armee lächerlich machen werde. Glücklicherweise, soll der edle Lord hinzugefügt haben, werden Sie bald Gelegenheit haben, sich mit Ruhm zu bedecken; der Herzog soll aber versichert haben, daß er den Anblick der Russen nicht vertrage, weil sie zu häßlich seyen. General Brown soll die Sache übel genommen haben, aber Lord Raglan habe den Schönheits-Fanatiker in seine Heimath zurückgeschickt; so erzählt der „Figaro."

(Berlin.) In der renommirten Spielwaarenhandlung von Söhlke in der Markgrafenstraße ist in diesen Tagen ein neues Spiel erschienen, das die Berechnung förmlicher strategischer Operationen mit dem Ausgang durch Glückszufall verbindet und durch das gewählte Feld schon an und für sich viel Interesse erregen wird. Es ist eine Darstellung der Belagerung von Sebastopol. Auf dem zu Grunde liegenden Plan der Krim sind die zahlreichen Schanzen und Batterien der beiden Parteien angegeben und werden von den Spielenden besetzt.

(Ein Schuldner, der zu verschwinden versteht.) In Berlin lebt ein Mann, von dem die Executoren, trotzdem er zu den notorischen Wohlhabenden gehört, nicht einen Groschen einzuziehen im Stande sind. Denn sobald demselben ein Mandat präsentirt wird, verschwindet derselbe sofort in eine, in seiner Wohnung eigens dazu hergestellte Versenkung, so daß er sich plötzlich außerhalb der Gewalt der k. Executionscommission befindet, und die Executoren außer Stande sind, seine Person irgendwie aufzufinden! — In der That eine Machination eigenthümlicher Art!

Bücherschau.

Deutscher Musenalmanach. Herausgegeben von Christian Schad. Fünfter Jahrgang. Würzburg, bei V. J. Stahel.

Daß Herausgeber und Verleger trotz des bösen orientalischen Krieges und trotz der fieberhaften Erregung der deutschen Gemüther mit fröhlicher Zuversicht den fünften Jahrgang des Musenalmanachs vom Stapel laufen lassen, ist gewiß der beste Beweis, daß sie mit den vier ersten Jahrgängen „gut gefahren“ sind und daß sie in Betreff des heurigen dieselbe Hoffnung hegen. Wir glauben, daß sie auch dazu vollkommen berechtigt sind; denn der vorliegende Jahrgang steht den früheren in keiner Hinsicht nach und dürfte die ersten sogar in manchen Punkten übertreffen. Daß der umsichtige Herausgeber die Romanzen, Balladen und Sagen mehr und mehr in den Vordergrund treten läßt, verdient besonders lobend hervorgehoben zu werden. Der Stoff zu Balladen und Romanzen ist ein so reicher, daß in einer Sammlung erzählender Gedichte stets manches Neue und Werthvolle zum Vorschein kommt, was man in Betreff lyrischer Gedichtesammlungen nicht immer behaupten kann. Lyrische Gedichte haben darum aber nicht minder die ihnen gebührende Beachtung gefunden. Die Herren Komponisten klagen so oft, daß sie keine brauchbaren Texte finden können. Mögen sie den Schad'schen Musenalmanach einmal zur Hand nehmen; hier wird ihnen eine reiche Auswahl von Liedern in den verschiedenartigsten Formen geboten, von denen sich viele vortrefflich zum Komponiren eignen. Einen Beleg dafür liefert das schöne Gedicht des Herausgebers: „O Nacht, so mild, so ahnungsreich“, das von Andreas Zöllner für vier Männerstimmen komponirt, die Musikbeilage des neuen Jahrgangs bildet. Da die Verlagshandlung Alles aufgeboten hat, um dem Buch eine elegante Ausstattung zu geben und da der Preis desselben sehr billig gestellt ist, so können wir den Schad'schen Musenalmanach als ein hübsches Festgeschenk bestens empfehlen.

Cornelia, Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1855, von J. W. Appell herausgegeben. Darmstadt, bei G. G. Lange.

Die Zeit der eleganten, in glänzender Ausstattung und Goldschnitt prangenden Taschenbücher ist vorüber und nur wenige derselben erscheinen noch, um als freundliche Gaben unter den Christbaum gelegt zu werden. Zu diesen wenigen gehört die Cornelia, deren vierzigster Jahrgang uns vorliegt. Dieses Ueberleben bezeugt wohl am besten, daß die Cornelia noch immer ihre Freunde und Verehrer hat. Auch dieser Jahrgang läßt sowohl hinsichtlich der äußeren Ausstattung und der vortrefflichen Stahlstiche, welche ihn zieren, wie auch seines Inhaltes nichts zu wünschen übrig. Den Novellen von Bernd von Gusek, L. Rellstab und Jeanne Marie werden den schönen Leserinnen eine sehr anziehende Unterhaltung bieten und sie aus dem Gebiete des Alltagslebens in die stets heiteren Regionen der Dichtung hinübertragen. Wer noch einer geeigneten, schönen und freundlichen Festgabe sucht, den verweisen wir auf die Cornelia, deren Werth zu bekannt ist, um irgend einer weiteren Empfehlung zu bedürfen.

Musikalische Festgaben.

Drei neue Album für Gesang und Piano (Verl. bei B. Schott in Mainz), die sich ganz besonders zu Weihnachts- und Neujahrsspenden eignen, liegen vor uns und verdienen Lob und freundliche Begrüßung. — Das erste Album (Opus 181) von Ferd. Beyer enthält sechs elegante Tonstücke für fertige Pianisten und avancirte Schüler. Ein glücklicher Gedanke ist, dabei bereits beliebt gewordene Liederthemata von Feska, Schubert, Mendelssohn u. s. w. gewählt zu haben. Das zweite Album enthält eine Sammlung von neuen Bravourtänzen verschiedener Gattungen und Nationen, von A. Wallerstein (mit des Komponisten Bildniß). Sämmtlich sehr elegant gehalten und dabei nicht schwer zu spielen, empfehlen sich diese Tänze der fröhlichen Jugend von selbst. Das dritte Album beschenkt uns mit acht neuen Liedern für Sopran oder Tenor, über Gedichte von Otto Roquette, componirt von Heinrich Esser. (Opus 46). Esser's Lieder und Gesänge sind schon so lange ein Gemeingut für Haus und Konzert geworden, daß sie keiner besondern Empfehlung mehr bedürfen. Glücklich der Komponist, der es so weit gebracht hat! Eine tiefere Beurtheilung dieser Novitäten mag sich der Kenner derselben verschaffen. Die äußere Ausstattung dieser Werke ist so reich als geschmackvoll und entspricht ihrem Inhalte vollkommen.

Korrespondenz.

Köln, 19. December.

Unsere Stadtgemeinde, welche jetzt mit Einschluß der Besatzung eine Bevölkerung von 110,000 Seelen zählt und über einen Armenfond von 5 Millionen Thaler zu verfügen hat, wird in dem laufenden Jahr nichts weniger als 60—70,000 Thlr. Zuschuß aus Gemeindemitteln zu erheben haben, um ihre Armen während des Winters durchbringen zu können: so fühlbar ist die Theuerung der Lebensmittel geworden. Sollten die Konsumo-Vereine, welche sich im verwichenen Jahre so wirksam in der Schweiz wie in Süddeutschland bewiesen haben, hier nicht auch erleichtern können? — Der Bau einer neuen ev. Kirche dürfte mit dem Frühlinge angegriffen werden, da die Gemeinde die Baustelle dazu erworben und die Gelder in Bereitschaft hat. Der Bau eines dritten Gymnasiums stellt sich eben so dringlich heraus, da die beiden bestehenden überfüllt sind.

Koblenz, 20. December.

In unserer frommen Stadt hat sich vor kurzem nächtlicher Weise ein Wunder ganz eigener Art begeben. Eines der größten und gewaltigsten Dampfschiffe, „der Rhenus“, welcher Abends in Ehrenbreitstein an dem rechten Ufer ankerte, fand sich am andern Morgen an unserm, dem linken, Ufer vor Anker, ohne daß dessen Kapitän, oder einer der wachthabenden oder an Bord schlafenden Matrosen das Mindeste bemerkt hätte. Das Wunder ist jedoch nicht so zwecklos, als es der erste Anschein herausstellen dürfte. Das Schiff ist auf englischen Werften für Rechnung einer oberrheinischen Gesellschaft gebaut, soll bedeutend tiefer gehen, als es im Bauvertrage bedungen ist und daher auch auf dem Strome nicht von der gehofften Wirksamkeit seyn. Wegen dieses Uebelstandes steht ein Rechtsstreit zwischen den Bestellern und dem Erbauer zu erwarten, und in diesem Rechtsstreite ist es von Belang, ob derselbe auf dem rechten Ufer unter dem altpreußischen Verfahren oder auf dem linken, unter dem bürgerlichen Gesetzbuche ausgefochten wird. Eine der beiden Parteien, welche eine rasche Entscheidung herbeiwünschen möchte, mag das Wunder wenigstens herbeigefleht haben.

Von der Lahnmündung, 20. Dec.

Das nassauische Rheinufer beklagt sich gegenüber den verschiedenen Dampfbootgesellschaften, daß dieselben auf der langen Strecke des Herzogthums bis jetzt nur einen einzigen Haltplatz gestattet haben. Besonders scheint die Stadt Lahnstein gerechte Veranlassung zu dieser Beschwerde zu haben, da beide Gemeinden Ober- und Niederlahnstein zusammen eine Bevölkerung von 5000 Seelen zählen, die einen lebhaften Handel und rührige Schifffahrt unterhalten, Lahnstein zudem eine herrliche und sichere Anfahrt gestattet und mit Ems durch eine Heerstraße verbunden ist. Weil nun die Gemeinde sich sogar erboten hat, die Landungsbrücke zu erbauen, sollte die Beschwerde gehoben scheinen; allein die Kölner Direktion will, daß vor der Gewährung die Regierung sich verpflichte, eine neue Brücke über die Lahn herzustellen, und so ist die Gewährung der Vergünstigung wieder in die Ferne gerückt.

Theater-Anzeige.

Samstag, 23. Dec. Die beiden Schützen, komische Oper in 3 Akten von Lortzing. Dazu: „Pas de Bouquet“, arrangirt von Frau B. Baumann und ausgeführt von derselben und vier Eleven der Balletschule. „Lucia Walzer“, arrangirt und getanzt von Frau Baumann. „Tyrolienne“, arrangirt von Frau Baumann und ausgeführt von drei Eleven.

Sonntag, 24. Dec., bleibt das Theater geschlossen.

Montag, 25. Dec. Große musikalische Akademie unter gefälliger Mitwirkung des Hrn. Laub, großh. sächs.-weim. Kammervirtuosen, sowie des verehrl. Sänger- und Orchester-Personals der hiesigen Oper, gegeben von Hrn. Kapellmeister Gustav Schmidt. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 26. Dec. Tannhäuser und der Sängerkrieg auf der Wartburg, große romantische Oper in 3 Acten von R. Wagner.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 307. Sonntag, den 24. December 1854.

Erlebnisse auf einer Winterreise.

(Wahre Geschichtserzählung. Aus dem Holländischen des J. B. Christemeyer übertragen von G. Doormann.)

(Fortsetzung.)

Auf dieser Reise begegnete mir übrigens kein Vorfall von einiger Bedeutung, bei dem ich zu verweilen nöthig hätte. Unter den an mir vorbei Laufenden gewahrte ich bloß ein Paar bekannte Stadtgenossen, welche von einer entgegengesetzten Seite kamen und dir, so wie ich, die dem Strande am nächsten sich zeigende Spur gewählt hatten. Einige von ihnen waren, wie mir schien, mit dem Gegenwinde in schwerem Kampf begriffen.

Schon näherte ich mich der holländischen Küste und gelangte bald ohne Unfall auf das Eis der Außenwerke der Festung Naarden, von wo ich, nachdem ich in der Stadt eine Weile mich erholt und eine Erfrischung genossen, meine Reise mit neuem Muth durch Muiden, Diemerbrug und über den Amstelfluß fortsetzte.

Es war bereits Abend geworden, als ich Amsterdam erreichte. Vom sogenannten „Omval" ab bis ganz in die Nähe der Stadt wimmelte es auf der Amstel noch von Schlittschuhläufern. Eben hatte es auf dem Utrecht'schen Thore fünf Uhr geschlagen, als ich meine Schlittschuhe abschnallte und vor dem Gasthofe „zum Eisbrecher" das Eis verließ. Ich hatte mithin die Reise von Harderwyk bis hier — mit Hinzurechnung des gemachten Umweges und des kurzen Aufenthaltes zu Naarden — in der geringen Zeit von weniger als fünf Stunden zurückgelegt. Allerdings war mir bei dieser Eile der vorzüglich günstige Wind ungemein zu Statten gekommen; doch glaube ich außerdem, daß, wenn die Nothwendigkeit es erfordert hätte, ich mit wenig größerer Anstrengung nicht viel längere Zeit auf diesen Schlittschuhlauf verwendet haben würde.

Ich kann nicht behaupten, daß ich besonders ermüdet war; im Gegentheil: ich fühlte mich vielmehr erfrischt und erheitert, wahrscheinlich in Folge der, durch die Bewegung in freier Luft bewirkten Erhöhung der Lebenskraft; bloß nahm ich einige Steifheit in den Beinen wahr, — die gewöhnliche Folge der starken Bewegung beim Schlittschuhlaufen.

Nachdem ich für mein Nachtquartier gesorgt, begab ich mich nach dem holländischen Theater. Man gab diesen Abend ein Trauerspiel, dessen Titel mir entfallen ist; es hatte ein Ereigniß aus der Geschichte des alten Griechenlands zum Gegenstande.

Der erste Akt hatte bereits begonnen, als ich meinen Platz im Saale einnahm. Ich kann nicht umhin, hier beiläufig der sonderbaren Empfindung zu erwähnen, die durch den abstechenden Unterschied der Scenen, denen ich im Laufe des Tages beigewohnt, in mir rege wurde. Der reich erleuchtete Theatersaal, gefüllt mit Menschen, deren bunte Reihen schon an sich selbst einen interessanten Anblick gewährten; die bezaubernde Musik des wohlbesetzten Orchesters; das von Zeit zu Zeit wiederholte erschütternde Händeklatschen der Zuschauer; das Gewühl und Geräusch auf den Gallerien — welchen außerordentlichen Gegensatz bildete nicht dieß Alles mit der Eindruck erregenden Einsamkeit, mit dem ergreifenden Anblick des weiten zugefrornen Meeres, das ich wenige Stunden vorher verlassen! Doch dieser wunderbare Eindruck ward noch verstärkt durch die Illusion des trefflich ausgeführten Spiels der Darsteller, wodurch ich mich in die Gefilde Griechenlands und inmitten die Helden des Alterthums versetzt fand. Man denke sich, welche Wirkung dieser Wechsel so sehr verschiedener Scenen auf Jemand ausüben mußte, wie ich, dessen tägliches Leben selten eine große Verschiedenheit in den Beschäftigungen darbot und für den ein Tag gewöhnlich wie der andere vorüberging.

Ich will mich weiter nicht mit der Erzählung meines kurzen Aufenthaltes zu Amsterdam befassen, welcher übrigens nichts besonders Merkwürdiges darbot; ich gehe vielmehr zur Mittheilung meiner Erlebnisse auf der Rückreise über.

Es war am folgenden Montage, als ich die Heimkehr nach Harderwyk antrat. Noch am Morgen bei meinem Erwachen war die Luft ziemlich klar; freundlich schien die Sonne durch die Glasscheiben meines Schlafgemaches; allein im Laufe dieses Morgens begann sie, von Zeit zu Zeit sich hinter Nebel zu verbergen, und als ich Nachmittags von dem „Buiten-Amstel" ablief, erschien bereits der ganze Horizont grau und trüb. Auch war die Kälte jetzt nicht mehr so schneidend, als am vorigen Samstage, wo sie zwar durchdringend, jedoch zugleich trocken und bei mäßiger Körperbewegung sogar erfrischend sich äußerte. Bald spürte ich bei weiterem Laufen, daß der Wind, von dem ich geglaubt hatte, er werde mir gerade entgegen seyn, mittlerweile sich gewendet hatte und aus Nordwest wehte.

Mit Gewißheit kann ich nicht mehr angeben, wie spät am Nachmittage es war, als ich Naarden erreichte; wohl aber weiß ich, daß der Nebel sich inzwischen vermehrt hatte, und zwar dermaßen, daß ich den Naarden'schen Kirchthurm, welcher sonst seiner hohen Lage wegen schon in ziemlich weiter Entfernung sichtbar ist, erst gewahrte, als ich mich bereits in der Nähe dieser Festung befand.

Man ertheilte mir im Gasthofe zu Naarden, wo ich einige Augenblicke rastete, den Rath, mich nicht, wie Samstags zuvor, ganz nahe der Küste zu wagen, sondern eine andere Spur mehr seitwärts zu wählen. Man hatte von Nykerk'schen Fuhrleuten, welche dort eingekehrt waren, vernommen, daß das Wasser der Eem in verflossener Nacht sehr gestiegen sey und das See-Eis bis auf ziemlich weite Entfernung von der Mündung des Flusses zur Höhe von etwa anderthalb Fuß überströmt habe. Daher hielt ich mich, nachdem ich nun die weite Fläche wieder erreicht, sorgfältig vom Lande fern und setzte meinen Lauf in ganz nördlicher und dann in nordöstlicher Richtung fort.

Auf diese Weise war ich geraume Zeit weiter gelaufen und mag etwa eine Stunde von Naarden entfernt gewesen seyn, als ich bemerkte, daß sich der Nebel mehr und mehr in der Atmosphäre verbreitete. Nicht ohne Schrecken nahm ich dieß wahr und augenblicklich kam mir der Gedanke: entweder zurückzukehren oder zu versuchen, den nächsten Strand zu erreichen; doch wenn ich die Zeit meines Abganges von Naarden erwog, mußte ich mich in diesem Augenblicke wenigstens eine Stunde weit seewärts befinden. Indem ich mit Furcht hieran dachte, nahm der Nebel plötzlich so stark zu, daß ich von demselben bald gänzlich umgeben war, so daß ich keine zwei Schritte von mir ab mehr zu sehen vermochte.

Da befand ich mich nun auf der weiten Eisfläche des Meeres und in völliger Ungewißheit hinsichtlich des einzuschlagenden ferneren Kurses! Man denke sich meinen Zustand! Das Schrecken-Erregende desselben ward noch erhöht durch die gänzliche Einsamkeit, die mich umfing; denn seit ich die Festungswerke von Naarden verlassen, war mir kein lebendes Geschöpf begegnet oder an mir vorbeigekommen. Ich sah auf meine Uhr: es war über halb Vier, mithin um die Zeit, wo in diesem Theile des December-Monats der Abend bereits langsam zu dämmern beginnt. Dieser Umstand vermehrte nicht wenig meine Besorgniß und wirklich glaubte ich nun zu spüren, daß es schon dunkler um mich her wurde.

Bis dahin war ich, wenngleich allmälig langsamer, dennoch beständig im Laufen geblieben. Jetzt begann ich, ein unangenehmes Gefühl von Mattigkeit zu spüren, das mir das Laufen beschwerlicher machte. Vielleicht ward dieß dadurch verursacht, weil der mich umringende dichte Nebel mir das Athemholen hemmte; vielleicht auch entstand es durch die mich bedrückende Angst und Furcht. Mitunter beschlich mich die Besorgniß, daß ich, wenn ich im Dunkeln meinen Lauf fortsetzte, den gebahnten Weg verfehlen und alsdann leicht in ein sogenanntes Windloch gerathen möchte. Samstags zuvor hatte ich im Vorbeilaufen in einiger Entfernung von mir verschiedene solcher Löcher offen liegen sehen, von denen einige so weit waren, daß ein Fahrzeug von gewöhnlicher Länge sich bequem darin hätte umwenden können. Bei diesem Gedanken blieb ich unwillkürlich einige Male stille stehen; allein wie sehr mir auch der Schweiß — wahrscheinlich von Angst und Ermüdung zugleich — von allen Seiten ausbrach, so spornte die schneidende Kälte mich doch bald wieder an, meinen Lauf fortzusetzen.

Obschon ich beständig die nämliche Richtung eingehalten hatte und nun eine bedeutende Strecke nordöstlich seewärts gefördert seyn mußte, wußte ich doch nicht, ob dieser Kurs auf die Dauer wohl sicher sey. Dann und wann mußte ich mich bücken, um an dem Geleise zu untersuchen, ob ich mich noch auf der belaufenen Bahn befinde. Allein auch hieran ward ich bald gehindert, weil durch das Eintreten des Abends die Dunkelheit stark zunahm und ich kurz darauf keine Spur mehr zu unterscheiden vermochte. Wozu treibt nicht die Angst an! In meiner Verwirrung streckte ich mich, so lange ich war, ein paar Mal auf das Eis hin, um durch Tasten die Spur zu ermitteln. Doch wozu konnte mir das nützen? Kaum war ich ein wenig weiter gelaufen, als ich mich wider in derselben angstvollen Ungewißheit befand.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Heinrich Barth.

Eine sehr traurige Kunde aus dem geheimnißvollen Innern Afrikas ist zu uns gelangt. Schon wieder ist ein beklagenswerther Beitrag zur Fortsetzung jener Todtenliste geliefert, auf welcher außer vielen Engländern auch nicht wenige unserer deutschen Landsleute als Opfer ihrer Wißbegierde der Nachwelt zur Erinnerung eingetragen sind.

Brieflich nach Sachsen gelangten Nachrichten des Dr. Vogel aus Kuka, datirt den 18. Juli d. J., zufolge soll nämlich der muthige Reisende Dr. Heinrich Barth auf seiner Rückreise von Timbuktu nach dem Tschad-See in dem Orte Merada bei Sakatu durch den Tod überrascht worden seyn. Die durch den Consul Herman aus Tripoli, datirt den 24. Oct. d. J., nach England gemeldete gleiche Trauerbotschaft beruht ebenfalls auf einer Privatmittheilung von Dr. Vogel aus Kuka, datirt den 18. Juli dieses Jahrs.

Schreiber dieser Zeilen, dem der letzte Originalbrief von Dr. Barth aus den Zelten von Timbuktu, datirt den 23. März d. J., sowie das letzte Schreiben des Dr. Vogel aus Kuka gütigst mitgetheilt wurde, muß gestehen, daß, wenn auch Dr. Vogel in seinem Briefe die ihm überbrachte Trauerkunde zu glauben scheint und somit vielleicht wenig Hoffnung vorhanden seyn dürfte, daß sich dieß nicht bestätigen sollte, er doch die Hoffnung auf Erhaltung des berühmten Reisenden noch nicht ganz aufgeben kann. Dr. Vogel sagt nämlich in seinem englisch abgefaßten Briefe: „I was told“, d. h. man hat mir gesagt, es ist mir das Gerücht zu Ohren gekommen, daß Dr. Barth in Merada gestorben sey. Er sagt aber nicht, durch wen er die Nachricht erhalten habe und wie und wo Jener seinen Tod gefunden. Der genannte Ort Merada, Merodo oder Merode ist auf der Petermann'schen Karte nicht zu finden, wohl aber das etwa 40 Gr. n. Br. Ost-Nord-Ost von Sakatu gelegene Mariadi. Dieß und der Mangel jeglicher Nachricht über den Tag und die Art des Hinscheidens geben noch keine annähernde Gewißheit der Wahrheit jenes wahrscheinlich von den lügenhaften Tuariks, Tibbus oder Fellatas verbreiteten Gerüchts. Dr. Vogel war leider verhindert, persönlich nach Merada abzureisen, um sich Gewißheit zu verschaffen, und unglücklicherweise werden einige Monate verstreichen, bevor wir in Folge der Absendung des treuesten Dieners Vogels nach Merada dem Zustande des Zweifelns, Fürchtens und Hoffens enthoben seyn werden.

Dr. Heinrich Barth, geboren zu Hamburg den 19. Mai 1821, Geschichtsforscher und Philolog vom Fache, befindet sich seit Ende des Jahres 1849 in dem unwirthlichen Innern von Afrika. Nachdem er den Tschad-See und seine weitere Umgebung bereist, hatte er die Absicht, mit Dr. Overweg durch den Continent von Afrika, von dem Sudan nach dem indischen Ocean vorzudringen. Er suchte zu diesem großen Zwecke alle möglichen Erkundigungen einzuziehen und unternahm auch außer andern Reisen eine nach dem im Süden vom Tschad-See liegenden Königreich Fumbina oder Adamaua. Am 18. Juni 1851 setzte er über den großen Fluß Benue bei dem Orte Taepe, wo ein bedeutender Nebenfluß, Faro, sich in denselben ergießt, etwa 9 Gr. n. Br. und 14 Gr. östl. L. v. Gr., und ermittelte mit ziemlicher Gewißheit den Fluß Benue als den Oberlauf des Tschadda, welcher letztere sich bekanntlich mit dem Niger vereinigt und mit ihm in die Bai von Benin fällt. Diese geographische Entdeckung ist sehr wichtig, weil sich die Nichtexistenz einer von Osten nach Westen streichenden Kette ergeben und die Verbindung mit dem innern Lande durch den Niger und Tschadda sich so höchst wahrscheinlich herausgestellt hat, daß in England die Tschadda-Expedition ausgerüstet wurde, nachdem die alte Niger-Expedition unter Mr. Gregor Laird schon den Tschadda bis 8 Gr. östl. L. v. Gr. ostwärts hinaufgefahren ist. Es unterliegt fast keinem Zweifel mehr, daß hier die wichtigste Wasserstraße zu suchen ist, auf welcher Handel und Civilisation bis in das Herz von Inner-Afrika gelangen können.

Dr. Barth hat außerdem mit einer bewundernswürdigen Ausdauer die angestrengtesten Reisen im Süden, in Baghirmi, im Südosten vom Tschad-See u. s. w. gemacht und zur Bereicherung

der Kenntniß über Afrika wesentlich viel beigetragen. Unter andern ihm gebührenden Verdiensten sey nur erwähnt, daß er und Dr. Overweg die ersten Europäer sind, welche eine zusammenhängende Straße quer durch Central-Afrika, vom Niger nach dem Nil und somit vom Golf von Guinea nach Dar For und dem rothen Meere, angezeigt haben. Nachdem der Geolog und Naturforscher Dr. Overweg in der Blüthe seines Lebens an den Ufern des Tschad-Sees gestorben und Dr. Barth den ursprünglichen Plan, den Continent von Afrika in der Richtung nach dem indischen Ocean zu durchkreuzen, aufzugeben gezwungen war, reiste Letzterer nach dem Westen und gelangte am 7. Sept. 1853 nach der an 2000 englische Meilen vom Tschad-See gelegenen Stadt Timbuktu (18° 3' 30" bis 18° 4' 5" n. Br. und 1° 45' w. L. v. Gr.). Dr. Barth ist der erste europäische Reisende, welcher auf dem Wege von Osten gegen Westen aus dem Innern Afrikas diese Stadt erreichte, indem er innerhalb des 10. bis 20. Grades n. Br. blieb, mithin den Lauf des Nigerstromes aufwärts und dem ganzen Flußlaufe entgegen bis zu dessen nördlichsten Wendepunkt vordrang.

(Schluß folgt.)

Was ist das Haus?

Es ist das Haus ein Garten wunderbar,
Darin die seligsten der Früchte reifen,
Die Gott geschenkt. Du lerne das begreifen
Und üb' dein Amt als Gärtner treu und wahr!

Es ist das Haus des ew'gen Frühlings Bild.
Es muß das Eis der Selbstsucht hier zerfließen,
Und ewig neu hier Lenzes Blumen sprießen;
Es weht ein Geist hier ewig süß und mild.

Es ist das Haus friedathmend ein Asyl.
Wer von der Welt Zerstörungskampf verwundet,
Hierher sich flüchtet hoffend, der gesundet;
Hier schweigt der Leidenschaften wildes Spiel.

Es ist das Haus der guten Schule gleich,
Darin man lehrend selber wird erzogen;
Da milde Weisheit uns wird zugewogen,
Die uns befähigt für ein höher Reich.

Es ist das Haus im tiefsten Wald der Ort,
Da dem Geheimniß froh der Dichter lauschet,
Das durch Waldbächleins Wellen lieblich rauschet,
Und durch die Wipfel wundersam klingt fort.

Es ist das Haus Vorbild der sel'gen Welt,
In der verstummet alles Leid und Klage,
Und Haß und Neid gehört ins Reich der Sage,
Und keine Binde mehr die Augen hält.

Es ist das Haus des heil'gen Gottes Statt,
Da er zu wohnen liebt: denn hier alleine
Ist wahrhaft liebumschlungen die Gemeine,
In der zu bleiben er verheißen hat.

Rudolf Reither.

Mannichfaltigkeiten.

Die Zustände, zu denen die sogenannte Gewerbsfreiheit in Preußen geführt hat, werden recht deutlich aus der von der Regierung herausgegebenen Gewerbe-Tabelle. Nach derselben fehlten in Preußen im Jahre 1852 nur 1199 Köpfe an einer Million Handwerker. (Die Zunahme in den drei Jahren von 1849 bis 1852 hatte 50—60,000 betragen.) Von dieser Million waren aber weit über die Hälfte sogenannte „Meister"; auf 5 Meister kamen nur 4 Gesellen. — Schuhmacher gab es allein im Jahre 1849 in runder Zahl 88,000 Meister und 48,500 Gesellen, bis 1852 nahmen die ersteren um 2800, die letzteren um 5000 zu. Auf je 117 Menschen (also auf je 23 Familien) in der ganzen Monarchie kommt ein Schuhmacher; in der Provinz Sachsen schon auf 90 Menschen (also auf 18 Familien); in Berlin auf je 77 Menschen, d. h. auf 15 Familien, oder wenn man seine eigene Familie abrechnet, soll er sich von 14 Familien ernähren! — Uebrigens scheinen die gesunden Einschränkungen der Gewerbefreiheit, die seit den Lehren von 1848 stattgefunden, bereits günstig gewirkt zu haben. Wir sehen bei den Schuhmachern, daß in neuester Zeit schon nicht so viel Meister mehr geworden sind, als Gesellen; und so ist es auch im Ganzen: die genannten drei Jahre ergeben einen Zuwachs von 39,000 Gesellen und nur von 17,500 Meistern (während bis dahin umgekehrt viel mehr Meister als Gesellen da waren), so daß die Zahl der Meister im Verhältniß zur Einwohnerzahl sich 1849 und 1852 wenigstens gleich blieb.

Aus New-York vom 5. Dec. läßt sich die „Weser-Zeitung" melden, daß die Leichen von Sir John Franklin und seinen Gefährten durch Dr. Kane's Expedition eingefroren und im vollkommen erhaltenen Zustande aufgefunden worden seyen. (Die Bestätigung dieser nach vielen Seiten hin überraschenden Nachricht wird allerdings noch abgewartet werden müssen.)

Die Messen oder Jahrmärkte der Türkei spielen in einem Lande, wo es an Gelegenheiten für den Verkehr noch so fühlbar mangelt, eine Rolle, auf welche die Aufmerksamkeit zu lenken der Mühe lohnt. Nach amtlichen Angaben des französischen Handels-Ministeriums gibt es in der europäischen Türkei drei Hauptmeßplätze: erstens Uzmidjova in Rumelien; zweitens Dschuma im Herzen Bulgariens; drittens Karasu an der Donau, an welchem letzteren Orte sogar zweimal des Jahres Markt gehalten wird. Die Markt-Abgaben des ersten und des letzten dieser Märkte sollen der Verwaltung an 70,000 Piaster (gegen 5000 Rthlr.) einbringen. Zu Uzmidjova hat jede Person, die den Platz befährt, einen Piaster zu zahlen, von den Waaren werden außerdem 13 pCt. erhoben. Die Taxe von Karasu ist für die Personen dieselbe; außerdem aber zahlen die zu Wasser kommenden Waaren dort 12 pCt., während die zu Lande kommenden nichts geben. Danach genossen österreichische Waaren auf diesem Markte eine besondere Begünstigung, indem nach dem Handelsvertrag beider Staaten vom Jahre 1838 Waaren, die aus Oesterreich eingeführt werden, ein- für allemal blos einen Gränzzoll von 5 pCt. entrichten, von allen sonstigen Markt- und Orts-Abgaben aber befreit bleiben.

(München, 14. Nov.) Eine kleine hiesige Celebrität verschied dieser Tage im hundertsten Lebensjahre; nämlich eine Zwergin (Namens Therese Schächtling), welche als solche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts am churfürstl. Hofe lebte und seit geraumer Zeit von unserer königl. Familie unterstützt wurde.

(Vom schwarzen Meere.) Die Russen sind wahre Virtuosen im Spioniren, selbst die Offiziere schämen sich des Dienstes nicht. Ein englischer Vorposten bei Balaklava war jüngst sehr erstaunt, ein Pferd mit einem Kornsack im Mondenschein spazieren gehen zu sehen; als er das Thier fassen wollte, verwandelte sich der Sack plötzlich in einen Kosacken, der mit eingesetzten Sporen das Weite suchte.

Bücherschau.

Charakterbilder aus dem Gesammtgebiete der Natur für Schule und Haus, gesammelt und herausgegeben von Ignaz Lampert. Mainz, bei C. G. Kunze. 2 Bände.

In diesen Charakterbildern überliefert der Verfasser eine Sammlung von edlen Geisteserzeugnissen, die im Zwecke des Unternehmens ihre volle Berechtigung findet. Wir haben hier eine Blumenlese des Interessantesten und Anregendsten, was in der neuesten Zeit im Gebiete der Naturkunde, der Erdbeschreibung und der Ethnographie zur Erscheinung gekommen. Der Herausgeber hat sich die Aufgabe gestellt, gebildeten Laien und Familienkreisen, Lehrern und Lernenden die großen Männer zunächst deutscher Nation vorzuführen, die sich in der Wissenschaft einen ausgezeichneten Namen gemacht haben. Die vorliegende Sammlung dürfte in Bezug auf besonnene, glückliche Auswahl des Materials von keinem ähnlichen übertroffen werden, und zeichnet sich eben so sehr durch die Mannichfaltigkeit, wie durch die Wichtigkeit ihres Inhalts aus. Lampert's Charakterbilder sind edle Belehrungen, Glokken der Andacht im Heiligthum der Familie, und Goldkörner für Jeden, der Herz und Geist bereichern will. Wir können dieß Buch, zu einer schönen Festgabe geeignet, bestens empfehlen. W.

Ueber den Willen in der Natur. Eine Erörterung der Bestätigungen, welche die Philosophie des Verfassers, seit ihrem Auftreten, durch die empirischen Wissenschaften erhalten hat. Von Arthur Schopenhauer. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Frankfurt a. M. J. C. Hermann'sche Buchhandlung, 1854. 8° XXI. 135.

Dieß Werk wird der ernste Forscher der Wahrheit mit erhöhter Freude begrüßen. Es war dadurch dem Verfasser nach einer Reihe von Jahren (die erste Auflage erschien 1836) vergönnt, an den Kern- und Glanzpunkt seiner tiefen Entdeckungen die verbessernde Hand zu legen und so der Mit- und Nachwelt ein unsterbliches Werk zu übergeben. Wir sagen mit freudigem Gefühle: der Mitwelt, denn nun, nach Jahre langer Verborgenheit, beginnt eine Philosophie zur Anerkennung zu kommen, die, nächst Kants Philosophie, deren Ergänzung sie ist, der ernstesten Studien werth ist und zu einer tiefern Weltanschauung befähigt. Der Raum gestattet uns nicht, auf das Einzelne einzugehen, um unsere Behauptungen zu belegen und zugleich zu zeigen, daß die vorliegende zweite Auflage durch die vielen Erweiterungen, größere Abrundung und Vervollkommnung erlangt hat. Es bleibt uns nur noch der Wunsch, daß unsere Worte nicht als gewöhnliche Anpreisungen angesehen werden möchten, und wir freuen uns, in eine hoffentlich nicht ferne Zukunft blicken zu dürfen, wo sie nur als schwacher Nachhall der Erhebung gelten, die das ernste und tiefe Studium der Philosophie des Verfassers gewährt. A. K.

Korrespondenz.

Zürich, im December.

Mit der Errichtung des Politechnikums, das im Frühling des kommenden Jahres ins Leben treten wird, haben unsere Unterrichtsanstalten eine sehr wesentliche Erweiterung erhalten, während auch dessen ältere und höhere Schwester, die Universität, es nicht versäumt, sich durch Herbeiziehung tüchtiger Lehrkräfte, namentlich auch jüngerer Docenten, ihre frische, wir möchten sagen, jungkräftige Thätigkeit zu wahren. Die Bewerbung um Stellen bei der ersteren Anstalt scheint auch von auswärts eine ungewöhnlich zahlreiche gewesen zu seyn; vor einigen Wochen schon sprach man uns von nicht weniger als 136 deutschen Gymnasiallehrern — also eine förmliche kleine Gelehrtenauswanderung, wenn der Bedarf so groß wäre als die Anmeldung! — Unsere sogenannten Rathhausvorträge, Vorlesungen von Docenten der Universität für ein größeres Publikum während des Winters wöchentlich einmal, haben am 30. November mit einem gediegenen Vortrage des Dr. Heusser über ein sehr dankbares Thema, die Grundzüge der Meteorologie, begonnen. Sie wiederholen sich nun zum viertenmale bei ungemein lebhafter Theilnahme. Ihr Ertrag ist der Erweiterung eines bereits begründeten archäologischen Museums bestimmt. Erblicken wir uns also hier in einer vielfach anregenden Sphäre allgemeinen Bildungsstrebens, eines sehr beachtenswerthen Heraustretens der abstrakten Wissenschaft in die Kreise des praktischen Lebens, dem wir auch noch die ähnlichen Vorlesungen der Professoren Schweizer, Zschokke und Menzel aus dem Gebiete der Chemie, des Handelswesens und der Naturgeschichte für Handwerker anreihen müssen, und fehlt es uns anderntheils auch nicht an den Genüssen der das Leben verschönernden Künste, an einem täglich wackerer sich gestaltenden Theater, das uns in Einem Monat drei Opern Mozarts vorführen konnte, an trefflichen Konzerten und Besuch musikalischer Renommés (wie z. B. der schwesterlichen Violinvirtuosinnen Ferni), — so lassen Sie mich, auf das Gebiet des Unterrichts zurückkehrend, auch eines bedeutenden Zuwachses an Kräften für die weibliche Erziehung erwähnen, der erst in jüngster Zeit uns zu Theil geworden und in Betracht seiner anerkannten Tüchtigkeit ein entsprechendes Gedeihen des segensreichen Wirkens eben so wünschbar macht, als erwarten läßt. Professor Dr. A. Kapp, längst durch seine gediegenen pädagogischen Schriften bekannt, eine lange Reihe von Jahren an westphälischen Gymnasien und zuletzt an dem zu Soest für Jugendbildung erfolgreich thätig, hat hier in Verbindung mit seiner Gattin und seinen als Erzieherinnen und Lehrerinnen in Familien und Instituten bereits bewährten Töchtern eine weibliche Erziehungsanstalt eröffnet. Es will uns als das Charakteristische und sich besonders Empfehlende gerade an diesem Unternehmen erscheinen, daß es auf den Boden einer Vereinigung gegründet ist, in welcher derselbe Geist, der einst die Einen zu Bildnern und die Andern zu Gebildeten machte, bindend fortwaltet und zwar auf der gemeinsamen Grundlage der Familie, die selbst wieder in dem speziellen Falle in ihren hochgebildeten Gliedern die Gewähr eines organischen Zusammenwirkens für denselben schönen Zweck ächt weiblicher, alle Seiten des bildsamen Stoffes erschöpfenden Jugenderziehung bietet. Die Aufgabe, welche sich die Familie Kapp gestellt hat, umfaßt eben die unter treuer und sorgsamer Hut lebendig und ebenmäßig sich entwickelnde Vorbildung des Weibes der sogenannten gebildeten Stände nicht blos für die häuslichen Geschäfte und Fertigkeiten, sondern auch in Gemüth und Geist, im Hinblick auf seine Stellung in der Familie und in der Gesellschaft; — mit Einem Worte: die volle harmonische Entwickelung der Zöglinge an Leib und Geist. Eine schöne Aufgabe und in durchaus würdigen Händen! Daß es hierbei auch nicht an den ergänzenden Hülfskräften für jede Seite des Unterrichts fehlen kann, braucht bei der Wahl des auch in örtlicher Beziehung so günstig gelegenen Zürichs, auch ohne Koketterie mit dessen „schweizerischem Alterthum“, kaum noch besonders hervorgehoben zu werden.

Frankfurt a. M.

Das am Abend des ersten Weihnachtstages im hiesigen Schauspielhaus stattfindende Konzert des Hrn. Kapellmeisters Gustav Schmidt erhält für uns dadurch ein ganz besonderes Interesse, daß es Tonwerke von Interesse bringt, welche uns nahe gestanden haben oder noch in künstlerischer Wirksamkeit uns weilen, von unserem noch nicht vergessenen C. Guhr, von J. J. Bott aus Kassel und von den Herren G. Schmidt und Goltermann. Auch der treffliche Violinspieler Laub wird mitwirken. Das Programm ist eben so anziehend als reichhaltig und hinsichtlich der gediegenen Ausführung der einzelnen Stimmen lassen das Talent und die Stellung des Veranstalters keinen Zweifel.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 24. Dec., bleibt das Theater geschlossen.

Montag, 25. Dec. Große musikalische Akademie unter gefälliger Mitwirkung des Hrn. Laub, großh. sächs.-weim. Kammervirtuosen, sowie des verehrl. Sänger- und Orchester-Personals der hiesigen Oper, gegeben von Hrn. Kapellmeister Gustav Schmidt. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 26. Dec. Der fliegende Holländer, romantische Oper in 3 Acten von R. Wagner.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 308. Mittwoch, den 27. December 1854.

Erlebnisse auf einer Winterreise.

(Wahre Geschichtserzählung. Aus dem Holländischen des J. B. Christemeyer übertragen von G. Obermann.)

(Fortsetzung.)

Allmälig ward es dunkler und zuletzt umgab mich stockfinstere Nacht. Nun begann meine Angst mit jedem Augenblick zu steigen. Ich fühlte eine unbeschreibliche Trägheit in allen Gliedern; namentlich wurden mir die Beine schwer wie Blei; bei jedem Schritte vorwärts war mir zu Muthe, als schleppte ich hundert Pfund Gewicht mit. Um ein heftiges Herzklopfen zu besänftigen, begann ich, etwas langsamer zu laufen und stand sogar einige Augenblicke stille. Dieß mag kaum fünf Minuten gewährt haben, als auf einmal die Kälte mich so gewaltig angriff, daß ich wie ein Fieberkranker anfing zu schaudern und mit den Zähnen zu klappern. Ich setzte mich daher wieder in Bewegung, mußte jedoch recht schnell laufen, wollte ich wieder mäßig warm werden.

Trotz des schrecklichen Gedankens an die Möglichkeit, jeden Augenblick wie ein Blinder in ein Windloch gerathen zu können, lief ich wacker durch und mußte auf diese Weise von Neuem eine große Strecke Weges vorwärts gelangen. Dieß schien mir auch bald der Fall zu seyn; allein die Art, wie ich solches gewahr wurde, oder vielmehr das Zeichen, an welchem ich es erkannte, war in meinem Zustande über alle Begriffe schrecklich.

Ich vernahm nämlich in der Ferne ein Getöse, was ich recht bald mit Entsetzen unterschied. Als dasselbe anfänglich mein Gehör traf, kam es mir vor wie das Geräusch eines matt sich erhebenden Windes. Aber welche Bestürzung ergriff mich, als es sich herausstellte, wodurch dasselbe verursacht wurde! Es war das Tosen des Eisganges und zum Theil der Meereswellen und zwar an der Stelle, wo die See, wie ich vor zwei Tagen vernommen, unbefroren und offen lag.

Auf meiner Hinreise hatte ich zwar dieses Rauschen des Wellenschlages und des Eisganges hören können, aber weit matter als jetzt, was wohl einestheils durch den starken Wind veranlaßt wurde, insbesondere aber auch dadurch, daß ich damals diesen Theil des Meeres auf eine Entfernung von etwa drei Viertelstunden von mir ab hatte liegen sehen. Hieraus konnte ich schließen, daß ich jetzt der offenen See gewiß um die Hälfte näher seyn müßte.

Je weiter ich fortlief, desto deutlicher konnte ich das Toben der Wogen vernehmen. An Umkehr war nicht zu denken. Wohin sollte ich auch in der vollständigen Finsterniß? Durch Fortsetzung meines Eislaufs eilte ich, wie ich wußte, gerade der offenen See zu.

Man vergegenwärtige sich nur recht lebhaft meine Empfindungen! Zu beschreiben, was in mir vorging, vermag ich nicht. Ich befand mich in einer Art Geistesverwirrung; Hunderte von Ideen durchkreuzten in buntem Gemische meine Seele. Eine heftige Neigung zur Ruhe spornte mich oftmals zum Stillstehen an; doch dann schwebte meinem Geiste auch gleichzeitig der Gedanke an die Gefahr vor, welcher ich mich aussetzte: zu erfrieren, und meine Furcht hiervor war so groß, daß sie ganz die Oberhand behielt; sie führte mich zu dem festen Entschlusse, in Bewegung zu bleiben, so lange als ich es irgend auszuhalten vermöchte.

Obschon ich in den ersten Augenblicken meiner plötzlich zunehmenden Angst außer Stande gewesen, ordentlich zu denken, erholte sich doch mein Bewußtseyn bald wieder in so weit, daß ich meine Gedanken zu sammeln vermochte. Ich gedachte meiner Freunde und Verwandten, insbesondere meiner zärtlich geliebten, seitdem verstorbenen Mutter; ach! wie schwer lastete auf mir der Gedanke an die Angst, in welcher sie um meinetwillen schwebte, und an den bitteren Schmerz, worein vielleicht meine Unbesonnenheit sie stürzen konnte! . . . Ich dachte an meinen bis dahin zurückgelegten Lebenslauf; ich bat den Himmel um Verzeihung für mein leichtsinniges Unternehmen und um Rettung aus dem angstvollen Zustande, in welchen dasselbe mich gebracht.

Ein dunkles Gefühl sagte mir, daß geraume Zeit verstrichen seyn müsse, seit ich zuerst das Gefahrvolle meines Zustandes mit Schrecken gewahrte; doch konnte ich mir nicht deutlich vorstellen, wie spät es seyn müsse. Meine Uhr war inzwischen in Stillstand gerathen, auch konnte ich der Dunkelheit wegen nicht auf das Zifferblatt sehen. Vielleicht war wohl jene auffallende Verwirrung des Gedächtnisses eine Folge der rasch gestiegenen Angst, die sich in starkem Grade meiner bemächtigt hatte.

Da Umkehren so gut wie unthunlich war und es mit jedem Augenblick gefährlicher wurde, in der mich umgebenden Finsterniß weiter zu laufen, blieb mir keine andere Aussicht, als die ganze lange Nacht in Abwartung des Morgens auf der kalten Eisfläche ausharren zu müssen. Wie viele lange traurige Stunden würden in dieser schreckenerregenden Einsamkeit an mir vorübergehen!

Ich muß gestehen, daß dieser Gedanke mir Entsetzen einflößte, und dennoch suchte ich mich so gut wie möglich daran zu gewöhnen; auch ward er einigermaßen aufgewogen durch den Nebengedanken, daß doch endlich der Tag anbrechen und der Nebel aufsteigen werde. Nun kam es darauf an, daß ich in fortwährender Bewegung bliebe und die Neigung zum Stillstehen oder Schlafen durch die Vorstellung der damit verbundenen tödtlichen Gefahr zu überwinden trachte. Zu dem Ende beschloß ich, einen Theil des zurückgelegten Weges in der Länge von etwa hundert oder mehr Schritten, so viel wie möglich in gerader Linie, so lange meine Kräfte es gestatten würden, langsam auf und nieder zu laufen.

So war ich denn schon einige Male auf meinen Schlittschuhen hin und her gelaufen, als plötzlich in der Ferne Hundegebell sich vernehmen ließ. Kein Ton der schmeichelndsten Musik kann so

entzückend klingen, als dieser Laut mir erklang, da er mein Ohr traf. Ich wollte zweifeln, aus Furcht, daß ich mich zu früh gefreut. Ich stand stille, den Athem anhaltend, um desto schärfer horchen zu können. Nein! Ich hatte mich nicht getäuscht. Zwar kam das Gebell aus ziemlich bedeutender Ferne; doch die ringsum herrschende Ruhe ließ mich dasselbe sehr gut unterscheiden. Wer schildert den Wechsel der Empfindungen, den diese Laute in mir hervorbrachten! Ich stand noch ein Mal stille, — und nochmals, und zwar jetzt nicht mehr deßhalb, weil ich zweifelte, sondern um das heisere Bellen mit jedesmal erneuerten Gefühlen der Hoffnung und Freude aufzufangen.

Die Vergegenwärtigung meines wirklichen Zustandes verscheuchte bald die angenehmen Vorstellungen, welche die Hoffnung so unvermuthet in mir erregt hatte. Ich machte mir selbst Einwendungen und suchte nach Gründen für meinen Zweifel, aus Furcht, durch Das irre geleitet zu werden, was ich als Täuschung meiner Phantasie ansah. Nun stand ich wieder stille und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit, von welcher Seite das Hundegebell komme; in dieser Richtung mußte der Strand liegen, dort auch mußten Menschen wohnen. Das Bellen hielt an; es schien mir von der rechten Seite herzukommen; dort lag vielleicht die geldern'sche Küste, dort gab es wenigstens bewohnte Häuser.

Jetzt richtete ich meinen Kurs nach dieser Seite hin, unter des Himmels Schutz weiter laufend und in Zwischenpausen einhaltend, um zu vernehmen, ob ich jenen Lauten mich nähere. Auf einmal hörte das Gebell auf; ich stand stille, lief wieder eine Strecke, stand wiederum stille und lauschte, aber — es schwieg; Grabesruhe herrschte um mich her.

In diesem Augenblicke stieg der Gedanke in mir auf, daß ich mich in der Richtung, aus welcher ich jene Töne zu vernehmen glaubte, geirrt und anstatt darauf an zu laufen, mich durch Einschlagung des entgegengesetzten Weges in doppelter Linie von derselben entfernt haben müsse.

Dieser Gedanke drückte mich unbeschreiblich darnieder. Eine Weile war ich entschlossen, in beschleunigtem Laufe zurückzukehren. Ich bedachte indessen, der Hund könne auch leicht sich vom Strande entfernt haben und tiefer landeinwärts gegangen seyn. Doch — zu meiner großen Freude — fing das Bellen plötzlich wieder an und zwar weit deutlicher als zuvor; ja, ich begann sogar zu unterscheiden, daß es von mehreren Hunden herrühre, welche einander gleichsam antworteten.

Ich hielt mich überzeugt, die wahre Richtung genommen zu haben; dieß ermunterte meine Hoffnung nicht wenig. Mit verdoppelten Kräften lief ich weiter; das Bellen hielt an und ward in jedesmal geringeren Pausen fortgesetzt. Je mehr ich fortschritt, desto gewisser ward es mir, daß ich allmälig dem Strande mich nähere. Das Hundegebell ward immer deutlicher gehört; mit jedem Augenblicke verminderte sich die Furcht, die mir die Brust beengte; ich konnte freier Athem schöpfen; meine Hoffnung gewann Adlerflügel und machte es mir möglich, ohne viele Anstrengung unermüdet und mit raschen Schritten weiter und weiter zu eilen.

Ein Glück war es in der That, daß ich in diesen Augenblicken nicht auf den Einfall gerieth, ich könne, indem ich so auf den Strand anlief, leicht auf überströmtes Eis gerathen, wovor man mich zu Naarden gewarnt hatte. Dieß hätte vielleicht meine Schritte aufgehalten oder ich hätte vielleicht, um nicht mit halbem Leibe durch das Wasser zu waten, mich seitwärts entfernt; wodurch ich an der schnellen Erreichung des Zieles abgeleitet worden wäre.

(Schluß folgt.)

Dr. Heinrich Barth.

(„Dresd. Journal.")

(Schluß.)

Bei dem fast fünfjährigen Aufenthalte von Dr. Barth im Innern von Afrika glaubte man sich schon der Hoffnung hingeben zu dürfen, daß der wackere Mann, hinreichend akklimatisirt, den dort herrschenden Fiebern widerstehen könnte. Auch gedachte derselbe in diesem Jahre nach Deutschland zurückzukehren und zur Feier des heiligen Weihnachtsabends in dem Kreise seiner Lieben zu seyn. Das unerbittliche Schicksal hat es anders bestimmt — und so ist der vortreffliche Mann vielleicht jetzt schon in der Blüthe seines Lebens, im 33. Jahre, ein Opfer der Wissenschaft geworden und sein tapferes, biederes Herz ruht fern vom theuern Vaterlande im fremden afrikanischen Boden, in dem auch die Gebeine seiner Reisegefährten, James Richardson (gestorben den 4. März 1851 in Urug Ungurutua) und Dr. Adolf Overweg (gestorben den 27. Sept. 1852 in Kuka), begraben und viele andere kühne Reisende vor ihm: Hoenemann aus Hildesheim, gestorben 1800 auf der Reise von Murzuk nach dem Sudan; der schottische Arzt Mungo Park, gestorben 1806; Burckhardt, gestorben 1817 in Aegypten; Kummer aus Dresden; Dr. Reitz aus Oesterreich, gestorben 1853, sowie die Engländer Dovjah, Melly, Duncan, Dolman, Bauley, Warrington u. s. w., fast sämmtlich Freiwillige im englischen Dienste, als Opfer ihrer Wißbegierde vom Tode überrascht worden sind.

Die von der englischen Regierung unter Richardson unternommene Expedition in das räthselhafte Innere Afrikas, der sich Dr. Barth und Dr. Overweg als Freiwillige zum Zwecke wissenschaftlicher Erforschungen anschlossen, ist jetzt nach dem erfolgten Ableben der genannten drei Theilnehmer nur noch durch Dr. Vogel aus Leipzig, den einzig Ueberlebenden, vertreten. Dieser brach am 28. Juni 1853 von Tripoli nach Murzuk und dem Sudan auf und hat schon bis jetzt durch seine rastlose Thätigkeit und insbesondere durch seine astronomischen und hypsometrischen Beobachtungen der Wissenschaft sehr gedient.

Jedes deutsche Herz wird mit Stolz, wenn auch mit Wehmuth, auf diese eben so kühnen als scharfsinnigen, erforschungseifrigen Reisenden hinblicken und sich Glück wünschen, daß es solche für die Wissenschaft begeisterte Männer zu den Seinen zählt. Möge auch das Ausland und insbesondere England die Verdienste unserer wackern, uneigennützigen Landsleute nach Gebühr würdigen, deren Reisen ihnen selbst nur Ruhm oder Tod, dem Auslande aber goldene Früchte bringen und in wissenschaftlicher und insbesondere in handelspolitischer Beziehung weit wichtiger und praktischer für die Zukunft seyn werden, als zum Beispiel die Expeditionen nach den Polargegenden zur Auffindung der Nordwest-Passage zwischen dem atlantischen und stillen Ocean, die bis jetzt die enorme Summe von etwa 7 Millionen Thalern in Anspruch genommen haben. Die Lösung dieses arktischen Problems durch Kapitän M'Clure im Jahre 1852, nachdem man seit drei Jahrhunderten vergeblich versucht, die Nordwest-Durchfahrt durch das nordamerikanische Polarmeer aufzufinden, ist jedenfalls ein wissenschaftlicher, ehrenvoller Triumph für England und eine der größten Entdeckungen in Betreff der geographischen, physiologischen und ethischen Verhältnisse der Volksstämme in der Einsamkeit der Polarwelt, aber sie ist ziemlich nutzlos für die Handelsverhältnisse unsers Planeten und wird im günstigsten Falle für Civilisation und Handel, für das Verkehrs- und Güterleben der Menschen unter einander nur sehr unerhebliche Resultate zu liefern vermögen.

Wir leben in einer durch Erfindungen und Entdeckungen wichtigen Zeit! Eisenbahnen, Dampfschiffe und elektrische Telegraphen — jene noch vor wenigen Decennien fast unbekannte

Factoren — haben die Geschichte des Welthandels in eine neue Phase versetzt. Begeisterte Weltreisende dringen als kühne Pioniere der Wissenschaften unerschrocken in das starre Eis des Polarmeeres, in die tropischen Wälder des Amazonenstromes, in die Einöden Australiens, z. B. unser wackerer Landsmann Ludwig Leichhardt, und in die heiße Wüste Central-Afrikas ein, um durch derartige Reisen und Forschungen nicht nur große Desiderate der Wissenschaften an den Tag zu fördern, sondern neue Regulatoren europäischer Civilisation und Cultur im Verkehrs- und Güterleben zu begründen.

Die Lösung eines der größten Probleme für die Erdkunde, nämlich die Bekanntschaft mit dem räthselhaften Innern Afrikas, scheint ebenfalls, wenn nicht Alles trügt, unsrer Zeit vorbehalten zu seyn. Vielleicht gelingt es der im Jahre 1854 von England ausgesandten Tschadda-Expedition, der sich auch Dr. Bleek aus Bonn angeschlossen hatte, aber leider kurz nach dem Auslaufen derselben krank nach England zurückgebracht worden war, auf dem mächtigen Flusse Benue in das Herz Afrikas vorzudringen und endlich den Schleier der bisherigen „terra incognita“ Central-Afrikas zu lüften, in der wahrscheinlich die gewaltigen Quellgebiete des Congo, Nils, Schary, Benue und anderer Riesenströme zusammenstoßen. Bei dieser Gelegenheit liegt der Wunsch nahe, daß Dr. Vogel, dieser wackere junge Mann (geboren den 7. März 1829) bei seiner am 20. Juli d. J. beabsichtigten Reise nach dem Tschadda-Flusse die erwähnte Dampfboot-Expedition treffen und mit derselben gesund nach England und Deutschland zurückkehren möge.

Der Name Heinrich Barth wird in Betreff der Forschungen in Afrika unvergeßlich bleiben und jederzeit, eben so wie die Namen seiner Reisegefährten, im Herzen der deutschen Nation fortleben. Wir sehen der nächsten Nachricht von Kuka mit großer Spannung angstvoll entgegen; denn sie ist eine entscheidende. Möge sie auch eine glückliche seyn, welche seiner sorgenerfüllten Familie und theilnehmenden Freunden Trost und Beruhigung gewähren könnte!

Alexander Ziegler.

Die „Halbbildung“ der Schullehrer.

Unter unsern Gelehrten und Staatsbeamten gibt es nicht wenige, die mit vornehmer Verachtung von den „Schulmeistern“ und der Volksschule reden und den Vorwurf der „Halbbildung“ stets im Munde führen. Ich fragte letzthin einen derselben, wie es denn eigentlich mit jenem Vorwurfe gemeint sey, ob man etwa verlange, daß den „Schulmeistern“ die angebliche „Ganzbildung“ zu Theil werde. — Ei, bewahre! antwortete er, es ist an der Halbbildung schon zu viel. — Aber sollen sie gar keine Bildung haben? Das wagte der Hochstehende nicht zu behaupten, und da er keinen Rath wußte, schwieg er. Diese gelehrten und staatsklugen Männer sind oft entsetzlich leer, sobald sie ihre Gemeinplätze abgegeben haben. Sie kennen nur einen Bildungsgang, nach einer Bildungslinie, und nicht einen Bildungsstand nach Bildungsstufen; sie unterscheiden jetzt noch nicht eine wissenschaftliche Bildung und eine gelehrte Bildung; sie halten letztere einzig und allein für die ganze und sehen nicht ein, daß die allgemein menschliche Bildung, die wissenschaftliche Bildung und die gelehrte Bildung drei Stufen oder Gebiete sind, und jedes für sich ein Ganzes und Vollständiges darstellen kann und gewähren soll. Sie klagen unaufhörlich über den Dünkel der Halbgebildeten und haben selbst den unermeßlichen Dünkel, sich für die Ganzgebildeten zu halten, da doch die edelste Frucht der Weisheit gerade die Selbsterkenntniß und die aus derselben fließende Bescheidenheit ist.

Δ

Zu Weihnachten.

Wohl herrlich ist ein Maientag,
Wenn's rings im Lande blühet,
Und an dem grüngeschmückten Hag'
Die duft'ge Rose glühet;
Wenn frei und frisch des Vögleins Sang
Durch Wald und Fluren schallet;
Das Bächlein, eisig allzulang',
Neu durch die Wiesen wallet.

Dann ist's die rechte Zeit, ja dann,
Zu ziehen durch die Gauen,
Die süße Welt in Feld und Tann
Zu preisen und zu schauen.
Auch schön ist's wohl, wenn's Auge schweift
Ob gold'nen Kornes Wellen;
Die Traube, wonnewinkend, reift
Am Berg', dem sonnenhellen.

Doch rühm' ich's auch, wenn, nah' wir weit,
Die Bäumlein, silbern, stehen;
Ach dürft' ich Dich, o Weihnachtszeit,
Als Kind noch einmal sehen!
Ward mir ja auch ein Baum geschmückt
Voreinst mit bunten Gaben;
Die heiß mich dann an's Herz gedrückt —
Die hat man längst begraben!

Dr. Daniel v. Fenner.

Mannichfaltigkeiten.

(Zürich, 22. Dec.) Heute Morgen stürzte der Postwagen, von Bern kommend, in Baden an gefährlichster Stelle. Nur der Umstand, daß ein Rad brach, rettete das Leben der Passagiere, weil sonst der Wagen in den Abgrund der Limmat gestürzt wäre. Zehn National- und Ständeräthe saßen in dem verhängnißvollen Wagen. Glücklicherweise sind die Herren mit dem Schrecken und Kontusionen davon gekommen. Den Hrn. Hungerbühler sah man hinkend vom Platze gehen. Hr. Sidler war an der Hand verwundet. (N. Z. Z.)

(Rom.) Laut einem amtlichen Berichte sind in den letzten Monaten durch die Cholera fast fünfhundert Kinder elternlos geworden. Die Geistlichkeit ist zu deren Versorgung aufgefordert worden.

Auf einer Bahnwärterstation zwischen Lindau und Oberreitenau hat letzter Tage (Abends) ein Bahnwärter unerwartet sein Leben eingebüßt. Er saß mit seiner Schwester in einer Stube, ober dem Tische an der Wand hingen zwei geladene Pistolen. Plötzlich entsteht ein Sturm, er glaubt, der Zug komme, fährt erschrocken auf, will durch das Fenster hinaussehen und geräth, indem er den Vorhang wegzieht, damit an eine Pistole, die losgeht. Der Schuß fährt durch den Kopf und bald endete der Unglückliche sein Leben. Seine Schwester, die neben ihm stand, blieb unversehrt.

(London, 6. Dec.) Ein zu Oxford erscheinendes Blatt bringt eine Probe von Patriotismus, der man das Zeugniß nicht versagen wird, daß sie selbst nach englischen Begriffen originell

und neu ist. Wir lesen dort folgende Anzeige: „Ein patriotisches Anerbieten. Nun, Soldatenwittwen, greift zu! Ein Wittwer von gutem Charakter mit 5 Kindern erbietet sich, die Wittwe eines in der Almaschlacht gefallenen Soldaten zu heirathen. Näheres ist bei Hrn. Higgs, Tuchhändler und Schneider, South Stocke, Oxon, zu erfahren. Dieses Anerbieten ist als Beitrag zu dem patriotischen Fond für die Wittwen zu betrachten."

In dem Dorfe Wöbbelin bei Ludwigslust, wo Theodor Körners Grabmahl steht, wird eine Kirche erbaut und Körners Leiche soll die erste seyn, welche auf dem neuen Kirchhof ihre Stätte findet.

Die „Allgem. Ausw.-Zeitung" erzählt fast unglaubliche und scheußliche Dinge davon, wie man deutschen Auswanderern noch auf deutschem Boden, z. B. in Hamburg, mitspielt. Ein bekannter Wirth überredete seinen Gast, einen Bauer, seine 3000 Thaler in Gold umzusetzen. Die Dollars wurden dem Bauer Nachts zugezählt, wobei ein Helfershelfer, der an der Gasuhr stand, dafür zu sorgen hatte, daß das Licht oft ausging. Am anderen Tage nahmen die Beiden den Bauer in die Mitte, um ihm die Herrlichkeiten Hamburgs zu zeigen; sie führten ihn von einer Weinhandlung und von einem Schnapsladen in den anderen, bis der arme Teufel weder gehen noch stehen konnte. Dann setzten sie ihn in eine Droschke und fuhren, bis zu der Stunde, wo das Schiff abgehen sollte, mit ihm herum. In vollkommen trunkenem Zustande brachten sie ihn aufs Schiff. Wie viel Geld, wird gefragt, wird ihm von seinen 3000 Thalern übrig geblieben seyn?

In Düsseldorf ereignete sich am 16. December der traurige Fall, daß, während die Leiche der Mutter eines geschätzten Bürgers in die Gruft gesenkt wurde, ein ihm befreundeter Baumeister am Grabe zusammenbrach und auf der Stelle verschied.

Bei Gelegenheit der mit außerordentlichem Erfolg aufgenommenen Aufführung des Dramas: „Charlotte Ackermann" von Otto Müller auf dem Ulmer Stadttheater erinnert die Redaktion der „U. Schn." an eine auch jetzt noch zeitgemäße Aeußerung Schleiermacher's über Gefühlsschwärmerei. Das genannte Blatt schreibt: „Die Dichtung ist ein Meisterwerk im Sinne ächter Moral. Sie zeigt die Gefahren einer Gefühlsschwärmerei, vor denen Schleiermacher schon so ernst gewarnt hat, indem er in seiner „Idee zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen" im zweiten Gebot sagt: „Du sollst Dir kein Ideal machen weder eines Engels im Himmel noch eines Helden aus einem Gedicht oder Roman, noch eines geträumten oder fanatisirten; sondern Du sollst einen Mann lieben, wie er ist. Denn sie, die Natur, Deine Herrin, ist eine strenge Gottheit, welche die Schwärmereien der Mädchen heimsucht rc."

(London, 15. Dec.) Ein Zuschauer beklagt sich heute in der „Times" über den Mangel an Patriotismus, welchen die Damen von Brighton an den Tag legten. Auf einem zu Gunsten des „patriotischen Fonds" in dortiger Stadt gehaltenen Ball tanzten die schönen Töchter Englands sehr flott und ungenirt mit — den gefangenen russischen Offizieren, welche, der Gereiztheit des Briefstellers nach zu urtheilen, in Brighton siegreicher gewesen seyn müssen, als an der Alma oder bei Inkerman.

(Prag, 10. Dec.) Wohl in keinem Staate fließen die statistischen Quellen so reichlich, wie jetzt in Oesterreich. Wie die betreffende Sektion im Handelsministerium über die allgemeine und Gesammtstatistik der Monarchie fortwährend die umfangreichsten Zusammenstellungen bietet, so liefern die Jahresberichte der Handelskammern ein höchst werthvolles Material zur Kenntniß der Details einzelner Gegenden, sowie spezieller Zweige der Volksthätigkeit. Je nach dem Kulturstand der verschiedenen Kammergebiete und der wissenschaftlichen Befähigung ihrer Bureauchefs ist die Art der Verarbeitung des dargebotenen Materials verschieden; aber selbst die mitunter noch mangelhaften Arbeiten dieser Art gestalten sich sichtbar immer besser und allgemeiner wird durch die Durchdringung mit kritischer Sichtung, durch das lehrreiche Beispiel in Vollendung von Stoff, Styl und Form, das bereits viele dieser Berichte bieten. (A. Z.)

(Frankfurt.) In dem hiesigen Diorama ist nunmehr statt der bisher dagewesenen „Schlacht bei Culm" das „Innere der St. Markuskirche zu Venedig" aufgestellt.

Korrespondenz.

Köln, 21. December.

Heute Abend kam eine neue komische Oper: „Der Advokat" von Roderich Benedix, Musik von F. Hiller, zur Aufführung und machte total Fiasco, woran jedoch das Buch die wesentlichste Schuld trug. Den Stoff bildete die Anekdote, nach welcher ein Advokat seinem Clienten den Rath ertheilt, auf alle Fragen mit Schafblöcken („Bäh") zu antworten, worauf letzterer dann freigesprochen wird. Das Schafblöcken geht durch die ganze Oper. Den Componisten trifft jedoch im Grunde nur der Tadel, daß er einen Stoff wählte, der sich so wenig zur Composition eignete. Einzelne Nummern, in denen ihm der Dichter in die Hände gearbeitet hatte, gefielen. Ueberhaupt war die Musik überall gut gesetzt, wenngleich, wie das unter solchen Umständen nicht wohl anders seyn konnte, der Schwung fehlte.

Aus dem bad. Unterrheinkreise, 22. Dec.

Nur mit wahrer Freude kann man die Thätigkeit wahrnehmen, mit welcher die Zweigvereine in dem Großherzogthum für die evangelische Gustav-Adolf-Stiftung wirken und die meisten einzelnen evangelischen Gemeinden trotz der herrschenden Theuerung reiche Beiträge geben. Einen Beweis lieferte in diesen Tagen die nicht ganz 1100 Seelen zählende Gemeinde Rohrbach bei Heidelberg. Diese hat gegen 100 Gulden als Jahresbeitrag für die genannte Stiftung zusammengelegt. Es bezeugt dieses, wie es in einem über diese Beiträge veröffentlichten Berichte heißt, daß der deutschen evangelischen Kirche noch in allen ihren Theilen dieselbe Opferwilligkeit für ihren Glauben inwohnt, die sich zur Zeit des 30jährigen Krieges so ausdauernd und siegreich bewährt hat. Sollten die Gegner es auf neue gewaltthätige Angriffe gegen die evangelische Kirche abgesehen haben, so würden diese unfehlbar zu neuen Triumphen derselben führen und bei den jetzigen unaufhaltsamen Fortschritten des evangelischen Glaubens selbst in Italien und in Spanien sich unberechenbar weit über die Gränzen Deutschlands hinaus erstrecken.

Der Verfasser des Gedichtes: „Klar steht der Mond über dem Bosporus", ist ersucht, sich mit der Redaktion dieser Blätter in persönlichen oder schriftlichen Rappot zu setzen, und zwar zum Behufe einer Verständigung über einige wesentliche Aenderungen des obengenannten Gedichtes, die wir für nothwendig halten. Die Red. d. Did.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 27. Dec. (Zum Vortheil des Hrn. Regee u. neu einstudirt): Der Prinz von Homburg, Schauspiel in 5 Akten von Kleist. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 309. Donnerstag, den 28. December 1854.

Erlebnisse auf einer Winterreise.

(Wahre Geschichtserzählung. Aus dem Holländischen des J. B. Christemeyer übertragen von S. Doermann.)

(Schluß.)

Obgleich die bellende Gesellschaft am Strande zuweilen Stillschweigen beobachtete, ward ich hierüber doch nicht mehr beunruhigt, weil ich nun versichert war, das feste Land recht bald erreicht zu haben. Dieß schien denn auch früher als ich gedacht der Fall zu seyn, indem ich unter dem Fortlaufen plötzlich mit einem heftigen Stoß vorüber fiel. Nachdem ich vom ersten Schrecken mich erholt hatte und umher tastete, fühlte ich, daß ich auf den Ufersand gefallen war. Welche Freude, ich hatte festen Boden unter meinen Füßen!

Ich fühlte mich gleichsam ins Leben zurückgekehrt und dankte dem Himmel inbrünstig für meine einstweilige Erhaltung.

Meine nächste Sorge war nun, zu untersuchen, wohin der Ort meiner Landung weiter landeinwärts führe. Dieß konnte bei der herrschenden Finsterniß nicht anders als durch Tasten geschehen. Glücklicherweise hatte ich bei meinem Falle keine Beschädigung erlitten und war rasch wieder auf den Füßen; es schien, als hätte ich die ausgestandene Angst und Erschöpfung gänzlich vergessen, so wenig ermattet fühlte ich mich, nachdem ich mir die Schlittschuhe abgeschnallt. Bei Untersuchung der Stelle, an der ich mich befand, gelangte ich bald an die Böschung eines Deiches, den ich erkletterte. Als ich die Höhe erreicht hatte, stand ich einen Augenblick stille, um zu versuchen, ob ich auch das Gewühl oder die Stimmen von Menschen oder irgend ein sonstiges Geräusch hören möchte, allein ich vernahm nichts Anderes, als das Hundegebell in einiger Entfernung von mir und das Tosen des Wellenschlages und des Eisganges der offenen See in der Ferne.

Wenn auch der dichte Nebel und die Dunkelheit mich nicht gehindert hätten, einige Schritte vor mir zu sehen, so hätte ich doch wahrscheinlich nirgends ein Licht in einer Bauernwohnung oder Hütte wahrgenommen, auf welches ich hätte losgehen können, indem es dafür schon zu spät war und Stunden weit in der Runde Alles in tiefe Ruhe versenkt lag. Bei der Wahl eines Weges, um an einen bewohnten Ort zu gelangen, mußte ich mich daher einzig auf mein Gehör verlassen und ging, dem Deiche folgend, auf das Hundegebell los. An dem hohlen Ton desselben setzte ich voraus, daß es große und wahrscheinlich sogenannte Wacht- oder Kettenhunde seyn müßten.

Da meine kaum erst von den Schlittschuhen befreiten Füße von Entzündung und dem durch das starke Zuschnallen der Riemen verursachten Druck gleichsam glühten, fiel mir das Gehen über den hart gefrorenen und dadurch uneben gewordenen Boden äußerst schwer. Gleichwohl stolperte ich so rasch wie möglich weiter, ohne nur daran zu denken, daß leicht ein oder mehrere Hunde wenn sie los umher liefen, bei meiner Annäherung auf mich losschießen könnten und ich in diesem Falle, da mir keine andere Waffe als meine beiden Schlittschuhe zur Vertheidigung geblieben, vielleicht ein verlorener Mann seyn würde. Ich gestehe: so zu denken, wäre zwar natürlich, aber gleichwohl kein Beweis von Dankbarkeit und Vertrauen zu mir gewesen, da ich kaum durch des Himmels Schutz auf zu merkwürdige Weise einer Reihe von Gefahren, ja fast dem Tode selbst, entgangen war, um nicht auch die weitere Vollendung meiner Rettung ruhig abzuwarten.

Die wachsamen Thiere, deren Gebell mir bei meinem nächtlichen Umherirren auf dem weiten Meere zum Zeichen und Wegweiser und auf diese Art in höherer Hand zum Mittel meiner Lebensrettung gedient, hatten nicht so bald mich in ihrer Nähe gespürt, als sie mit verdoppelter Gewalt im Bellen und Toben fortfuhren. Dieß war mir denn auch ein Zeichen, daß ich mich nun nicht fern von einer menschlichen Wohnung befinden müsse.

Bald erreichte ich wirklich eine Hütte, die mir bewohnt schien und wo ich anklopfte. Ich mußte lange pochen, ehe Jemand antwortete; die Bewohner schienen in tiefem Schlaf zu liegen. Endlich vernahm ich Geräusch; eine grobe Mannsstimme rief fragend, wer draußen sey. Ich gab so kurz wie möglich zu verstehen, was sich mit mir ereignet hatte und daß ich eingelassen zu werden wünsche, indem ich eine gute Bezahlung für den mir zu erzeigenden Dienst versprach. Ich erhielt einen barschen Bescheid, vernahm jedoch zugleich mehrere Stimmen; es schien, als mache da drinnen sich auch eine Fürsprache zu meinen Gunsten geltend. Deßhalb ließ ich mich durch die grobe Antwort nicht abweisen, hielt vielmehr darum an, eingelassen zu werden. Endlich rief die Stimme, man solle Licht anzünden und mir die Thüre öffnen; bald sah ich denn auch durch eine Fensterritze Licht schimmern und es ward mir aufgethan durch einen Mann, der ein brennendes Lämpchen in der Hand hielt und dem eine alte Frau folgte.

Ich vernahm jetzt, daß der Ort, wo ich angekommen, Spakenburg heiße und zu einem Fischerdörfchen gehöre, welches in der Gemeinde Bunschoten auf Utrechter Gebiet liegt. Die Familie, die mich aufgenommen, bestand aus einem steinalten Mann und einer ebenfalls hochbejahrten Frau nebst ihrem Sohne, der das Fischergewerbe betrieb. Sie empfingen mich mit aufrichtiger Theilnahme in ihrer Weise und hörten aufmerksam zu, als ich ihnen mein Abenteuer kurz erzählte.

Da meine Uhr bekanntlich in Stillstand geblieben war und die guten Leute keine Hausuhr besaßen, so wußte Keiner von uns, wie spät es schon sey; nach ihrer Meinung mußte es nicht mehr weit von Mitternacht seyn. Als wir bald darnach uns auf den Weg begaben, hörten wir auf der benachbarten Dorfkirche die eilfte Stunde schlagen.

Nachdem ich etwas ausgeruht und mich erfrischt hatte, kamen

wir überein, daß der Sohn gegen billige Belohnung mich nach dem nicht weit davon liegenden Nykerk op de Veluwe begleiten sollte, wo Verwandte von mir wohnten. Mein Führer zündete eine Laterne an und wir begaben uns auf den Weg. Draußen angelangt bemerkte ich, daß der Nebel sich in die Höhe zog und die Nacht nicht mehr so stockfinster war.

Tief in der Nacht kamen wir zu Nykerk an. Meine Verwandten, die ich aus dem Schlafe wecken mußte, wunderten sich nicht wenig, mich in dieser Stunde zu erblicken und vernahmen nicht ohne Erstaunen die kurze Erzählung meiner gefährlichen Ausflucht nach Amsterdam.

Eiligst begab ich mich nun zu Bette und genoß mehrere Stunden einen ruhigen Schlaf. Von meiner Erschöpfung hatte ich mich ganz erholt und konnte daher schon am folgenden Tage nach Harderwyk abreisen, wo ich Nachmittags in meine Wohnung zurückkam, dankbar erfreut, so vielen Gefahren fast auf wunderbare Weise entgangen zu seyn und meine Freunde und Hausgenossen in bestem Wohlseyn wiederzusehen.

So weit das denkwürdige Erlebniß meines Freundes. Ich hörte ihn dasselbe mehr als einmal erzählen und trage kein Bedenken, für die Wahrheit dieser Mittheilung zu bürgen. Es gibt inzwischen wohl keine Wahrheit der Erfahrung, die wir nicht nützlich sollten anwenden können. So habe ich geglaubt, auch in dieser Geschichte ein treffendes Lehrbild zu finden, — ein Lehrbild, das mir selbst zuweilen zur Belebung mehrerer Wahrheiten zu Statten gekommen ist. Ein Ereigniß, wie das hier mitgetheilte, gehört in der Reihe der menschlichen Schicksale gewiß nicht zu den alltäglichen. Die meisten Menschenleben laufen dem Anschein nach ab, ohne daß man in ihnen solche stark hervortretende Partien gewahrt. Doch glaube ich wahrgenommen zu haben, daß es unter den Führungen der Vorsehung einige gibt, die, von der Außenseite betrachtet, zwar nichts Ungewöhnliches darbieten, die jedoch, was die Summe und den Inhalt der Erfahrungen betrifft, zu welchen sie Anlaß bieten, und daher mit Beziehung auf das innere Leben — oder, wenn man will, auf die Geschichte des Herzens von einem anderen Gesichtspunkte aus zu betrachten sind. Von den letztgedachten Führungen spreche ich hier.

Wer Du auch seyn magst, christlicher Freund und Mitstreiter unter meinen Lesern, es mag äußerst selten seyn, aber es kann doch geschehen, daß Umstände Dich treffen, in denen der Zustand Deines Seelenlebens viel Aehnlichkeit hat mit solchem Umherirren in der Nacht auf einer rauhen wüsten Eisfläche, wo drückende Kälte und dichte Finsterniß Dich umgeben, wo Todesgefahren von allen Seiten Dich bedrohen. Ist dieß je der Fall, so handle wie mein Freund in dieser Erzählung; berathe Dich wohl, ehe Du im Dunkeln vorwärts eilst: wenige Schritte könnten Dich einem Abgrunde zuführen, in dem Du rettungslos umkömest. Aber handle auch wie Jener: stehe nicht stille; vor Allem setze Dich nicht nieder, wenngleich Mattigkeit Dich heimsucht; bleibe vielmehr in Bewegung, bleibe thätig, damit nicht der Schlaf Dich befange und in diesem Schlafe der Frosttod in Deine Adern sich schleiche. Wo Du in der schrecklichsten Einsamkeit, von aller menschlichen Hülfe, von jedem Troste verlassen bist, da wacht Dein Gott für Dich. Thue wie mein Freund in der Erzählung: klammere Dich fest an Gottes Gnade. Und bist Du denn auch hundert Mal durch eigene Schuld und Mangel an Entschlossenheit dahin gelangt, wo Du bist, — Er wird schon Rettung senden und sollte sie auch durch das sonst so drohende Gebell großer Kettenhunde bewirkt werden. Und erreichst Du bei Deiner Rettung auch nicht augenblicklich einen ebenen Strand, mußt Du vielleicht mit wunden Füßen in der Nacht über einen holperigen Weg fortstraucheln und dann zuletzt noch in eine ärmliche Hütte einkehren — wenn Du nur das Wichtigste: das Leben und die Gesundheit Deines Geistes, erhältst und damit heimkehrst; dann wirst Du später wohl einmal einsehen, wozu eine solche Eisprobe Dir von Nutzen und nöthig war und dann gewiß um keine Schätze wünschen, sie nicht bestanden zu haben.

Aus dem Städel'schen Kunstinstitut.

Wie immer, so ist auch in diesem Jahre die Zeit der kurzen Tage von geringer Ausbeute für die Freunde des Schönen. Die Künstler feiern zwar nicht, sind aber durch die Ungunst der Witterung zu halber Muße verdammt und wenden ihren Fleiß mehr auf Das, was entweder nur als Studie dienen kann, oder alsbald in Privathände übergeht. Es ist auch selbst zum Beschauen die Zeit bei weitem nicht so einladend. Erst in den letzten Tagen sind einige Bilder von Bedeutung zur Ausstellung gekommen. Zunächst zwei große landschaftlich-historische Compositionen von W. Zimmermann in München: eine Scene aus Faust und der Kampf der Centaurinnen mit Löwen. Erstere ist als Landschaft groß und von ergreifender Wirkung. Eine schauerlich wüste Gegend, in halbnächtliches Dunkel gehüllt, von rasendem Orkan durchpeitscht; über dem grausigen Feld tobt schwerer Gewitterzorn mit blutrothem Wetterleuchten. Durch die Ebene sausen Faust und Mephistopheles auf ihrem nächtlichen Ritte. Das Bild wäre vortrefflich, wenn es nicht eine Scene aus Faust seyn sollte. Die Figuren erscheinen bei den ungeheuren Dimensionen der Landschaft nur als Staffage; es verschwindet das Interesse an Dem, was da gleichsam gelebt wird, vor dem großen Naturacte. Wir meinen, bei anders gewählten Proportionen möchte das Bild wohl den erstarrenden Eindruck wieder hervorrufen, den die Göthe'sche Scene selbst macht und den auch die Cornelius'sche Zeichnung hervorbringt. Wahrhaft großartig ist die zweite Composition. Im Vordergrunde öffnet sich ein furchtbarer Felsenabsturz. Fast am Rande desselben, also im Mittelgrunde, kämpfen die Centaurinnen mit den Löwen. Die eine hat den Feind besiegt, triumphirend streckt sie den Arm empor, der die todtbringende Lanze in den Nacken geschleudert hat; das gewaltige Thier keucht sterbend, zusammengebrochen ihr zu Füßen, der nächste Augenblick wird es der Tiefe überliefern. Die zweite Centaurin ist im Kampfe unterlegen; sie fühlt, wie die Kräfte sinken, und klammert sich rückwärts gekrümmt an den Baum am Abgrund, um dem schaurigen Tod in der Tiefe zu entgehen. Die dritte zielt noch in voller Kampfwuth auf das Thier, das sie zu vernichten droht. Hinter ihnen thürmt sich das Felsentheater bis zum blauen Himmel empor. Das Bild ist offenbar im Geschmacke älterer Meister stylisirt, geistvoll empfunden und erfunden und mit Meisterschaft ausgeführt. Zwei Landschaften von C. Pose: Gegend bei Palermo und im Taunus sind sehr zu rühmen. Besonders letztere ist gar fein in Farben und Linien; der erquickende Wiesenmittelgrund und der frische, interessante Vordergrund ganz vortrefflich. Eine Ansicht der normannischen Küste von F. Bamberger erinnert an frühere Compositionen. Die Waldkapelle von Lindenschmitt ist schön componirt, nur etwas zu unruhig gehalten. Das durch ein Blätterdach einfallende Sonnenlicht hat natürlich in der vielfachen Berechnung an sich wohl etwas Unruhiges; doch ist der Eindruck des Sonnigen immer wohlthuend und namentlich bei solch' einer friedlichen Scenerie anheimelnd. Die schöne Landschaft von Maurer haben wir früher schon erwähnt. Von Genrebildern finden sich: eine größere Scene von Ferd. Beer aus Oppenheim: der entflohene Gefangene, etwas steif, aber mit vielem Humor gedacht; ein Seitenstück zu der Rose von Ventadour: la Solitude und einige recht nette Aquarelle von Ph. Rumpf. Zum Schluß erwähnen

wir eines fleißigen Aquarells der interessanten Kirche zu Limburg von Louis Schmalkaldes und eines Blumen- und eines Fruchtstückes von Adelhrid Dietrich. Im Fache der Plastik hat R. Vogel eine vortreffliche, modellirte, graziös-ideale Gypsstatuette des Paris ausgestellt (das wird wohl der jugendliche Hirte seyn). Es ist eine wahrhaft reizende Figur; das feine, sinnlich-träumerische Jünglingsantlitz; die blühenden Glieder, die in natürlich schöner Haltung hingegossen sind, fesseln den Beschauer, wie eine liebliche Idylle. Auch die Porträtstatuette einer Dame, in Marmor in kleinen Proportionen ausgeführt, ist verdienstvoll.

Der alte Kunstverein hat den Beschluß gefaßt, sich aufzulösen. Da man über die Verwendung der noch verfügbaren Summe sich nicht einigen konnte, ist eine zweite Generalversammlung ausgeschrieben worden. Wir hören, es sey der Vorschlag gemacht worden, die Summe zum Besten des neuen Vereines der Direction zu überweisen. Es scheint uns dieß durchaus unstatthaft und wir möchten wohl wissen, ob Juristen die Zuläßigkeit nicht bestreiten würden. Die Summe war zum Nietenblatt für das Jahr 1854 bestimmt, kann also selbst durch Beschluß einer Generalversammlung nicht nachträglich eine andere Bestimmung erhalten. Der alte Kunstverein, der ungefähr 20 Jahre bestanden und trotz mancher Mängel doch recht Vieles und Gutes geleistet hat, wird nun nächster Tage seine letzte Verloosung halten. Es sind zu derselben manche recht schöne und fast durchgängig gute, freundliche Bilder angekauft worden, deren letztes Anschauen wohl noch einmal einen zahlreichen Besuch hervorrufen wird. Möge der neue Kunstverein, der schon ein sehr günstig gelegenes, geräumiges Lokal im Zeitmann'schen Hause auf dem Roßmarkte, neben der ehemaligen Städelei, für 6 Jahre und 3 Monate gewonnen hat, nun die Mängel des alten beseitigen, und in der unterdeß mit Riesenschritten fortgeeilten Zeit recht bald einen sicheren Boden gewinnen zur Ehre der Kunst und zur Freude der Künstler und der Kunstfreunde!

Cathcart's militärische Charakteristiken.

Der in der blutigen Schlacht von Inkjerman gebliebene Generallieutenant Sir George Cathcart, einer der tapfersten und erfahrensten Offiziere der britischen Armee, hatte seine ersten Feldzüge 1813 und 1814 im Gefolge des Kaisers Alexander mitgemacht, bei dem sein Vater, der verstorbene Graf Cathcart, als englischer Gesandter beglaubigt war. So begann er seine militärische Laufbahn in den Reihen der Russen gegen die Franzosen kämpfend, um sie im Bündniß mit den Franzosen gegen die Russen zu schließen. Es hat daher in diesem Augenblick besonderes Interesse, das Urtheil eines solchen Mannes über die beiden Heere zu vernehmen, mit denen er als Freund und Feind in so nahe Berührung gekommen ist, welches er in den vor einigen Jahren von ihm herausgegebenen „Commentaries on the War in Russia and Germany in 1813 and 1814" niedergelegt hat. „Die Franzosen", sagt er, „ein sprüchwörtlich tapferes und erregbares Volk, sind glänzend und furchtbar im Angriff. Werden sie zurückgeschlagen, so findet in der Regel eine eben so heftige Reaktion statt, die verderblich werden könnte, wenn man nicht Sorge trüge, eine Reserve bereit zu halten. In diesem Fall werden sie leicht wieder gesammelt, und ihr lebhafter Muth ist bald wieder hergestellt. Die Russen sind weniger erregbar; gleichwohl werden sie beim Angriff in Tapferkeit und Ausdauer von den Truppen keiner andern europäischen Nation übertroffen, wobei sie den Vortheil haben, daß sie des Schreckens unfähig scheinen und, obgleich zurückgeworfen und geschlagen, niemals gezwungen werden können, in Verwirrung vom Schlachtfelde zu fliehen." Ueber die österreichische Armee im Jahre 1813 schreibt Cathcart: „Die eigentlichen Oesterreicher waren trefflich disciplinirt und tapfer, aber der Infanterie dieser Nation schien es, im Vergleich mit den Franzosen und Preußen, an Energie zu fehlen, und in ihren physischen Mitteln konnte sie sich mit den kräftigen russischen Soldaten nicht messen. Die Böhmen schienen etwas gesunder und stärker zu seyn, wichen jedoch in ihrem Charakter nicht sehr von ihren österreichischen Waffengefährten ab. Die ungarische Infanterie war beiden in Energie und physischer Kraft entschieden überlegen, und das aus Kriegern dieser Nation gebildete auserlesene Grenadierkorps suchte in dem ganzen alliirten Heere Seinesgleichen."

Mannichfaltigkeiten.

Große Theilnahme findet folgender Gerichtsfall: Ein junges Mädchen zu Mauer (in der näheren Umgegend Wiens) hatte ein Eheversprechen für die Ehe selbst genommen. Die Eltern, wohlhabende, aber wenig gebildete Leute, wiesen die Gefallene aus dem Hause. Ohne Obdach für sich und ihr Kind beschloß die Verstoßene, ihrem Geliebten nach Ungarn nachzureisen. Aber sie hatte kein Geld für die lange Fahrt. Da versuchte sie Banknoten zu verfertigen. Zwei Nächte wandte sie daran, um vier Stück zu fünf Gulden mit Bleistift und Tinte zu zeichnen. Natürlich war die Arbeit so plump ausgefallen, daß der erste Versuch zur Ausgabe eines solchen Fünfers die Aermste in die Hände der Sicherheitsbehörde lieferte. Sie ist nach der allermildesten Anwendung des strengen Gesetzes zu fünfjährigem schweren Kerker verurtheilt worden. Nur Wahnwitz konnte es seyn, bis zu welchem die Verzweiflung sich gesteigert haben mußte, um das Verbrechen in solcher Form und mit solchen Mitteln zu versuchen; darum glaubt man auch, daß ein Gnadenwort, vermuthlich von den Richtern selbst erbeten, den strengen Spruch mildern werde. (A. Z.)

Einen alten Mann in den vereinigten Staaten verdroß es, daß ihm die Regierung über sein Eigenthum eine Eisenbahn gelegt hatte. Er beschloß sich zu rächen, baute während der Nacht eine kleine Hütte auf der Bahn, umgab diese mit kleinen Mörsern und sagte, diese seyen mit Pulver gefüllt. Darauf nahm er selbst Platz in der Hütte. Inzwischen näherte sich der Zug, hielt aber an, als der Lokomotivführer das Hinderniß bemerkte. Jetzt erschien der ergrimmte Alte, und da man von ihm begehrte, er solle die Hütte fortschaffen, erklärte er, daß ihm dieß gar nicht einfalle, vielmehr werde er, mache man Miene, den Zug in Bewegung zu setzen, Feuer in das angehäufte Pulver werfen und sich und Alles in die Luft sprengen. Die Unterhandlungen dauerten an zwei Stunden. Nach deren Verlauf kam eine starke Abtheilung Polizei, bemächtigte sich des hartnäckigen Oppositionsmannes und riß die Hütte ein. Man fand darin etwa ein halbes Fäßchen Pulver. Während dieses seltsamen Vorfalles hatten sich gegen tausend Neugierige eingefunden, die sich indeß wohl hüteten, Hand an den entschlossenen Greis zu legen.

Aus Königsberg, 6. Dec., schreibt man: „Der Professor der Theologie, Rhesa, vermachte sein ganzes in 100,000 Gulden bestehendes Vermögen der hiesigen Universität mit der Bestimmung, daß die Summe zum Aufbau eines Gebäudes verwendet werde, welches Freiwohnungen für Studirende enthalte. Gleichzeitig soll jedesmal ein durch den akademischen Senat gewählter Professor auf Lebenszeit ohne Miethsentschädigung eine angemessene Wohnung in diesem Hause erhalten. Diese milde Stiftung ist gegenwärtig ins Leben getreten und gewährt neben 14 Studirenden

dem Geh. Rath Professor Schubert Wohnung, sowie Heiz- und Beleuchtungsmaterial.

Ein frecher Diebstahl ereignete sich kürzlich in Brüssel, würdig erzählt zu werden, um diese neue Art der tausendförmigen Diebsindustrie kennen zu lernen. Eine Dame befand sich in einem Magazine der Madeleinestraße, um ein Stück Sammt zu kaufen und als sie gerade dessen Betrag in einer Hundertfranknote und einigen kleinen Münzen auf den Tisch gelegt hatte, öffnete sich die Thüre, herein trat ein Herr mit anscheinend erzürnter Miene, der rasch das Geld nahm und die Dame anfuhr: Wissen Sie nicht mehr Madame, daß ich Ihnen verbot diesen Stoff zu kaufen? Die Comptoirdame des Ladens, in der Meinung, es sey der Gemahl der Dame, sagte nichts, diese letztere selbst war vor Schrecken erstarrt und konnte erst nach einigen Minuten sagen: Ich kenne diesen Mann gar nicht! Jener hatte sich aber nach seinem kühnen Griff zu schnell entfernt, als daß noch eine Spur von ihm und dem Geld zu erwischen gewesen wäre.

Herr Mitchell, der bekannte artistische Unternehmer in London, hat dem Kölner Männergesang-Verein erklärt, wenn die Mitglieder desselben nach London kommen wollten, um für die Hinterbliebenen der an der Alma und bei Inkerman gefallenen englischen Soldaten zwei bis drei Conzerte zu geben, so werde er die Kosten der Hin- und Zurückreise aus seinen Mitteln bezahlen. Das Anerbieten wurde mit großem Beifalle aufgenommen.

Das Vorurtheil gegen den Genuß des Pferdefleisches wurde in neuerer Zeit in verschiedenen europäischen Ländern und Städten glücklich besiegt und auch in Deutschland blieb man nicht an demselben kleben. Bereits bestehen in verschiedenen größeren Städten Oesterreichs, Bayerns 2c. öffentliche Pferdeschlächtereien und gewinnen immer größern Fortgang. Davon abgesehen, daß das Pferdefleisch, gehörig zubereitet, ein wohlschmeckendes, gesundes Nahrungsmittel ist, dürfte es besonders der ärmeren Klasse wegen seiner Wohlfeilheit zu gute kommen.

Der Prozeß einer lutherischen Gemeinde in der Provinz Westphalen gegen den einer anderen Konfession angehörenden Stadtmagistrat ist jetzt vom Obertribunal entschieden und dabei der wichtige Rechtsgrundsatz aufgestellt, daß die Mitwirkung bei Besetzung von Pfarrstellen von der Zugehörigkeit des Berechtigten zu der Konfession der Kirchengemeinde, in welcher die Besetzung der Pfarre erfolgen soll, nicht abhängig ist. Dieser Grundsatz ist weniger von Bedeutung wegen der Wichtigkeit des vorliegenden Falles, als wegen der Konsequenzen, die er auf ähnliche und verwandte Fälle zuläßt.

Vereins-Konzerte.

(Frankfurt a. M.) Den Freunden der Musik haben die letzten Wochen manchen Genuß sowohl durch das Theater als durch Konzerte gebracht. Der Cäcilienverein hat in letzter Woche sein erstes Abonnementskonzert nach manchen äußerlichen, zum Theil sehr betrübenden Hindernissen vom Stapel laufen lassen und damit, wie wir hoffen, allseitig Ehre eingelegt. Haydns Meisterwerk: die Jahreszeiten, seit manchen Jahren hier nicht mehr gehört, ist zur Aufführung gekommen. Wenn auch vielleicht Mancher die Instrumentalbegleitung vermißt haben mag, so entschädigte doch Messers wunderbares Spiel, in dem er mit erstaunlichem Verständniß und meisterhafter Fertigkeit, nicht die Noten des Klavierauszugs, sondern den Eindruck der Begleitung wiedergab, reichlich für diesen Mangel. Das Werk wurde mit sichtbarer Liebe von allen Seiten vorgeführt; die Chöre waren großartig, die Solis größtentheils recht gut und die Stimmung im Konzertsaale eine sehr belebte, freudige. Diesem Konzerte folgte die erste Quartettunterhaltung der Herren Wolff 2c. Wir freuen uns, daß wir auch in diesem Winter, trotz der gehäuften Genüsse, diese uns lieb gewordenen tüchtigen Aufführungen anerkannt ausgezeichneter Instrumentalwerke nicht entbehren müssen und wünschen ihnen die dauernde Gunst des Publikums, die sie verdienen.

Ein weiterer musikalischer Genuß ist uns zu Theil geworden durch ein Konzert, das der Rühl'sche Gesangverein zum Benefiz seines Direktors veranstaltete. Die erste Abtheilung brachte eine Reihe interessanter, zum Theil vortrefflicher kleinerer Compositionen von älteren Meistern. Die Auswahl war gediegen und die einzelnen Componisten wohl charakterisirend. Sie begann mit einem Bono Jesu von Palästrina, einfach, groß und innig, wie alle Compositionen dieses vortrefflichen Italieners. Ihm folgte ein rhythmisirter Choral von J. Eccard, sehr eigenthümlich frisch, in raschem Rhythmus. Eine Motette von H. Schütz war für unser Gefühl, wenigstens im ersten Theil, fast zu rasch; die Schlußsätze im Ausdruck innigster Bitte. Eine Cantate von J. S. Bach bildete den Mittelpunkt dieses Theils und die Krone desselben. Der erste Satz, Baßsolo mit Choral, und die Schlußfuge wurden besonders gut ausgeführt. Das vortrefflich modulirte, sehr zarte und melodiöse Benigne vom Abt Vogler schloß diese historische Abtheilung. Die zweite gab ausgewählte Chöre und Soli aus dem im vorigen Jahre zum ersten Male und vollständig aufgeführten älteren Händelschen Oratorium Allegro e Penseroso. In dieser Auswahl war das Werk sehr ansprechend und bot reichen Genuß dar und man vergaß über der interessanten, mit großer Sorgfalt ausgeführten Komposition den zum Theil gar breiten hölzernen Text, der freilich einen berühmten Namen trägt. Wir wollen dem Direktor keinen Vorwurf machen, daß er gerade dieses offenbar schwächere Werk des großen Meisters seinem Vereine geboten hat; die Mitglieder haben gewiß sehr viel daran gelernt; jedoch möchte der Wunsch, noch nicht Gehörtes zu geben, leicht eine gefährliche Klippe werden und für die Dauer nicht zu rechtfertigen seyn.

Zum Schlusse machen wir noch aufmerksam auf die Gesänge, mit welchen der protestantische Kirchengesangverein die Festgottesdienste begleiten wird. Es zeugt von richtigem Takte und gutem Geschmacke des Dirigenten, daß er sich vorzugsweise nach gediegenen älteren Kirchencompositionen umsieht und dadurch herrliche, in den Bibliotheken seit Jahrhunderten vergrabene Werke wieder zu wirksamem Leben zurückruft. Dadurch kann einem besseren Kirchengesange Bahn gebrochen werden. Es sollen Stücke von A. Lotti, dem Venetioner, aus der Sixtinischen Kapelle, und von Pittoni, dem Kapellmeister von S. Pietro zu Rom, aus dem 17. und 18. Jahrhundert, mit entsprechenden deutschen Texten zur Aufführung kommen. Wir glauben, daß sie nicht unwesentlich beitragen können zur Weihe des Gottesdienstes.

Korrespondenz.

Von der Lahnmündung, 22. Dec.

Gegenwärtig schweben Unterhandlungen zwischen der nassauischen Regierung und dem Thurn und Taxis'schen Oberpostamte, um der Stadt Oberlahnstein ein Briefpostamt zu sichern, welches dem täglich steigenden Speditionshandel schon längst nöthig gewesen; gleichzeitig ist die Rede davon, den sieben Städtchen, welche zwischen Rüdesheim und Coblenz am Rheinufer liegen, einen Postwagenverkehr zu schaffen. Freilich würde der Verkehr nach der preußischen Seite zu durch den Mangel einer Lahnbrücke noch unvollständig seyn; jedenfalls ist es aber anerkennungswerth, daß das Oberpostamt die genannten Städte aus ihrer Abgeschiedenheit zu ziehen strebt, um sie für die Dauer in den Verkehr zu reihen, welcher einmal Zeitbedürfniß geworden ist.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 28. Dec. Pitt und Fox, historisches Original-Lustspiel in 5 Aufzügen von R. Gottschall.

Freitag, 29. Dec. Zum Besten der Grendesection des allgemeinen Almosenkastens. Martha, oder: Der Markt zu Richmond, große Oper in 4 Acten von Flotow. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 310. Freitag, den 29. December 1854.

Der orientalische Kaufmann.

(Eine Legende. Nach dem Englischen von Dickens' Household Words.)

Als sich Haj Hamed vom Kaufmann Kodabad hundert Goldstücke lieh, schwur er beim Propheten, sie ihm innerhalb sechs Monaten zurückzugeben und setzte Tag und Stunde fest. Er war ein junger Mann voll Hoffnung und Vertrauen und Kodabad war alt und bedächtig. „Mein Sohn", sagte der Letztere, „das ist vielleicht ein zu voreiliges Versprechen. Setze ein Jahr fest." Doch Haj Hamed wollte diese längere Frist nicht annehmen. Er wollte eine Geschäftsreise von Tarsus nach Damaskus machen und hatte die Zeit genau berechnet. Einen Monat rechnete er auf die Hin- und einen auf die Rückreise, in drei Monaten wollte er seine Waaren verkaufen und so blieb ihm noch ein ganzer Monat übrig. Doch wie stand es mit den zufälligen Ereignissen auf der Reise, mit Krankheit, räuberischen Anfällen und sonstigen unvorhergesehenen Hindernissen? In dieser Beziehung verließ er sich auf die Gnade Gottes und er wiederholte daher die Versicherung, daß er sich zur bestimmten Zeit im Kiosk des Kaufmanns Kodabad an den Ufern des Flusses persönlich einstellen und ihm die hundert Goldstücke einhändigen würde. Das Geld wurde ohne Zinsen geliehen und die pünktliche Zurückzahlung war eine heilige Pflicht.

Mit fliegenden Fahnen und unter Trommelschlag brach die Karavane vom Sammelplatze an der entgegengesetzten Seite des Flusses auf und war bald in den Schluchten des Gebirges verschwunden. Nachdem man eine kleine Strecke zurückgelegt, wurde Halt gemacht; denn viele Kaufleute waren noch zurückgeblieben, theils um ihren Familien Lebewohl zu sagen, theils um ihre vorhandenen Handelsgüter noch mit neuen zu vermehren. Haj Hamed, der einige Kameelladungen besaß und mit unter den ersten gewesen, die sich auf dem Sammelplatze eingefunden, war über diese Verzögerung sehr unwillig.

Den Namen Haj oder Pilgrim hatte er sich schon als Knabe erworben, als er in Gesellschaft seines Vaters das Grab des Propheten besucht; dieß aber war die erste Reise, die er seitdem unternommen. Seine Ungeduld war daher wohl zu entschuldigen. Ihm war plötzlich der Gedanke gekommen, sein Glück machen zu wollen, und eben dieser Gedanke ließ ihm keine Ruhe. Außerdem trieb ihn sein dem Kaufmanne Kodabad gegebenes Versprechen an. Wenn er dieß nicht erfüllte, war das Vertrauen zu ihm für immer verloren. Dieser Stimmung gemäß verbrachte er den ersten Theil des Tages, der dem Haltmachen der Karavane folgte, damit, daß er sich an der Seite der Straße hinsetzte, die Nachzügler, die an ihm vorbeikamen, zählte und sie wegen ihrer Saumseligkeit verspottete.

„Dieser junge Mann", sagten Einige, „scheint zu glauben, daß die Zeit nur für ihn gemacht sey. Was liegt daran, ob einen Tag mehr oder weniger? Am Ende des Lebens werden wir unsere Ungeduld bedauern. Auf jedem Wege gibt es Uebel. Warum sollten wir begierig seyn, mit ihnen zusammen zu treffen?"

Diese philosophischen Bemerkungen waren durchaus nicht nach dem Geschmacke Haj Hameds, der, statt seinen Gefährten nachzuahmen und sich träge auf das grüne Gras unter dem Schatten der Bäume hinzustrecken und dem Gesange der Vögel oder dem Rieseln des Baches zu lauschen, zuletzt vor Unmuth umherzuschweifen begann. Er sah, daß noch ein Tag und vielleicht noch ein Tag vergehen und sie immer noch im Schooße desselben Thales seyn würden. Er erklimmte die Berghöhen, suchte sich zu zerstreuen und wo er nur einen Blick auf das Lager unter sich werfen konnte, sah er auf dasselbe hin, begierig, ob sich nicht Anzeichen des nahen Aufbruches entdecken ließen. Aber die Zelte blieben nach wie vor stehen; die im Grase liegenden Gruppen waren immer noch dieselben; die Kameele und Pferde waren hierhin und dorthin zerstreut und das träge Geläute ihrer Glocken verrieth, daß sie sich ganz selbst überlassen waren. Der junge Mann wandte sich ab und dem Bergwalde zu, in dessen Einsamkeit er sich vertiefte. Die Natur hatte keinen Reiz für ihn. Wie er so dahin ging, rechnete er im Kopfe die Anzahl der Waarenstücke nach, die seine Ballen enthielten, verglich den Einkaufspreis mit dem wahrscheinlichen Marktpreise und schwärmte, in der Voraussetzung eines außerordentlich großen Gewinnes, im Paradiese seiner Phantasie, nämlich auf dem staubigen Bazar der ferngelegenen Stadt Damaskus.

Während er so in seinen Gedanken nur über gewinnbringende Dinge nachdachte, wurde er durch ein wunderbares Ereigniß überrascht. Ein großer Mantel wurde über sein Haupt geworfen und er selbst, noch ehe er Zeit gewann, denselben abzuschütteln, zu Boden gestreckt und wie ein Waarenballen eingewickelt, so daß er sich in vollständiger Finsterniß befand. Sein erster Gedanke war, daß er sofort den Tod erleiden werde, und er murmelte: „Möge der Himmel meine Schuld an den Kaufmann Kodabad bezahlen!" Bald indessen schien es, daß man ihn nur habe zum Gefangenen machen wollen, denn er fühlte, daß man ihn aufhob und forttrug, während zugleich ein unterdrücktes Gelächter an sein Ohr drang. Wenn es nur ein Scherz seyn sollte, so war es ein sehr handgreiflicher. Er versuchte zu sprechen, aber statt einer Antwort vernahm er nur erneuertes Gelächter. Unmittelbar darauf setzten ihn Die, welche ihn trugen, auf den Boden nieder; die Banden, die ihn umschlungen hatten, wurden gelöst; der Mantel wurde rasch von ihm genommen und er sah sich zu seiner höchsten Ueberraschung mitten in einem reizenden Garten, umgeben von einer Schaar Mädchen, die mit ihren Händen klatschten und unverhohlen ihre Freude über seine Verwirrung ausdrückten.

Haj Hamed war durch und durch Orientale und einiges Nachdenken genügte ihm, um seine Lage zu begreifen. Er war offenbar während, er durch den Wald ging, von den Bewohnerinnen eines Harems, der von männlichen Besuchern nicht belästigt wurde, beobachtet und zum Spaß zum Gefangenen gemacht worden. Ereignisse dieser Art, sind, wenn man den morgenländischen Geschichtserzählern Glauben schenken darf, gerade nicht ungewöhnlich, in der Regel aber nehmen sie einen schlimmen Ausgang. Unser Kaufmann fühlte das Peinliche seiner Lage. Ihm flog der Gedanke durch den Kopf, daß eben diese lustigen Mädchen wohl im Stande seyn dürften, ihn, nachdem sie ihren Spaß mit ihm gehabt, in einen Brunnen oder in einen Weiher zu werfen. Er sah sich daher sehr ängstlich nach der Gebieterin unter denselben um und erkannte sie in einem sehr jungen Mädchen, das sich, nachdem sie mit den übrigen herzlich gelacht, sorglos unter einem Baume auf einige Polster hingeworfen hatte und ihn mit Theilnahme anblickte.

„Herrin", sagte er, indem er eine demüthige Stellung einnahm, „dieß ist weder weise noch wohlgethan. Ich bin ein Kaufmann, der sich mit Waaren auf der Reise befindet und diese bedürfen der sorgfältigsten Ueberwachung und ich bitte daher um meine Freilassung."

Sie schien unangenehm berührt, daß ihre Schönheit, und diese war außerordentlich, ihn nicht in Verwirrung gesetzt und antwortete:

„Fürchte nichts. Hier ist keine Gefahr. Dieß ist der Kiosk meines Vaters. Er hat ihn mir geschenkt und ich wohne hier unbelästigt mit meinen Mädchen. Am Eingangsthor halten Sklaven Wache, aber sie erscheinen nur auf ein Nothsignal — sobald ich auf dieser Muschel blase."

Sie setzte eine Muschel an ihre Lippen und ein gellender Ton durchdrang die Luft. Die Sklavinnen, die sofort erkannten, was ihre Gebieterin wollte, warfen wieder den Mantel über Hamed und baten ihn, stille zu seyn und sich nicht zu bewegen. Einige Sklaven stürzten eilig herbei, aber sie wurden mit Hohn und Spott wieder entlassen. In wenigen Minuten wurde der Kaufmann, der mehr todt als lebendig war, von seiner Hülle wieder befreit und aufgefordert, guter Dinge zu seyn, denn es stehe ihm frei, sich jeden Augenblick wieder zu entfernen.

(Schluß folgt.)

Koburg und seine Umgebungen.

(Aus den Reiseskizzen eines Frankfurters).

In den unfreundlichen Wintertagen, die auch den Wanderlustigsten in seine vier Wände bannen, läßt der Freund größerer Ausflüge die im Sommer aufgenommene Reiseeindrücke gern noch einmal vor seiner Seele vorübergehen. Die Erinnerung des Einsenders dieser Zeilen weilt am längsten und liebsten an einem Orte, der durch die Eröffnung der bayerischen Eisenbahn auch unserer Stadt näher gerückt ist, und durch mannichfache Vorzüge des Landes und der Leute auch von den Bewohnern Frankfurts mehr besucht zu werden verdient. Es ist dieses die in einem freundlichen Thale der Itz am Fuße des Thüringerwaldes gelegene Stadt Koburg mit ihren nächsten und nahen Umgebungen. Vielleicht entschließt sich ein Ur-Koburger seine, Vaterstadt mit ihren Annehmlichkeiten ausführlich zu schildern und dem durch die Zeit oft beschränkten Reisenden einen sicheren Führer in die Hand zu geben. Hier kann nur angedeutet werden, wie lohnend auch ein kurzer Besuch in Koburg für einen Fremden seyn muß, der einen offenen Sinn für die Natur und für ächt gemüthliches Zusammenleben mitbringt. Das im gothischen Style erbaute und von Heideloff restaurirte herzogliche Residenzschloß wird schon durch seine Bauart die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich ziehen; außerdem enthält es aber viele werthvolle und historische Sehenswürdigkeiten. Der erste Ausflug wird der Veste Koburg gelten, von welcher sich eine der herrlichsten Fernsichten nach dem Thüringerwalde und dem schönen Frankenlande eröffnet. Hier fällt besonders die Trophäe von Christian VIII in die Augen und erinnert an den fürstlichen Sieger von Eckernförde. Wenn der Fremde, nachdem er sich an der herrlichen Aussicht geweidet, sich alsdann nicht durch die schönen Blumenanlagen des Gasthauses und die gute Küche der freundlichen Wirthin aus dem fernen Bernerlande fesseln läßt, so wird er seine Wanderung durch den Brauscnberg, der eine herrliche Waldparthie mit der abwechselndsten Fernsicht bietet, nach dem Schlosse Rosenau fortsetzen, das sich besonders durch den Reiz seiner anmuthigen Umgebungen auszeichnet, unter denen die geschmackvollen Gartenanlagen des jetzigen Hofgärtners die erste Stelle einnehmen. Dieser Ort hat etwas wahrhaft Bezauberndes. Von Rosenau geht es nach dem reizend gelegenen Schlosse Callenberg, dem Lieblingsaufenthalt der herzoglichen Familie. Nicht leicht findet sich auf einem so kleinen Raume so Vieles vereinigt: eine musterhafte Oeconomie, Pferdezucht, Schweizerei, Fasanerie, zoologischer Garten und Gemsen-Zwinger, Thiergarten, Wald, fischreiche Weiher und fette Wiesen. Und dieß Alles in der größten Abwechselung und wohlberechneter Ordnung, gleichsam zum Beweise, was sich aus der Natur machen läßt, wenn ihr menschliche Einsicht und Kraft zu Hülfe kommen. Auch die Seidenzucht wird hier von dem Fasaneriemeister mit Erfolg betrieben, der mit eben so großer Freundlichkeit als Sachkenntniß dem Fremden über diesen interessanten Industriezweig Auskunft gibt. Der Rückweg zur Stadt wird durch den Thiergarten über die schöne Villa des Prinzen Ernst von Würtemberg genommen. Die ganze an Abwechselung so reiche Tour, etwa 3½ Stunden lang, ist ohne große Anstrengung leicht zu Fuß zu machen. Wem dieses jedoch zu schwer wird, dem stehen die schönsten Wagen gut und billig in jedem Hotel zur Verfügung. Die guten Gasthöfe der Stadt befriedigen jeden Fremden, je nach seinen Ansprüchen. In dem Leben der Bewohner Koburgs spielt der Gerstensaft eine Hauptrolle, der durch seine gute Qualität selbst dem ächten bayerischen den Rang streitig macht. Aus den Büreaus, den Comptoirs und Werkstätten eilen allabendlich die Koburger zum Bier und hier entfalten sie ihre ganze Gemüthlichkeit, besonders dem Fremden gegenüber, der sich durch die freundliche, ihm bewiesene Aufmerksamkeit bald heimisch fühlt. Sturm's Bierkeller besonders hat eine reizende Lage und zeichnet sich durch geschmackvolle und moderne Einrichtung aus. Ist man ein wenig bekannt geworden, so ist auch leicht in die Privat- und Familien-Zirkel zu kommen, wo stets sehr angenehme und lebhafte Unterhaltung herrscht. Unter den heimischen Sitten der Stadt ist gewiß nicht die schlechteste die, daß an den Markttagen gute Würste, auf dem Marktplatze auf dem Roste gebraten, verkauft und gleich auf der Stelle verzehrt werden. Zu Kunstgenüssen bietet das erst vor einigen Jahren neu erbaute Theater Gelegenheit. Insbesondere beweist aber das vortreffliche Orchester, mit welchem Erfolge der kunstsinnige und bekanntlich auch musikalisch hochgebildete Fürst dieser Bildungsanstalt seine hohe Aufmerksamkeit zuwendet.

Auch als Ausgangspunkt für Ausflüge in die weitere Umgegend ist Koburg vortrefflich gelegen, z. B. Banz, Vierzehnheiligen, Sonnenberg ꝛc.

Nicht leicht wird der Fremde unbefriedigt zur Stadt zurückkehren. Von den Anstrengungen des Tages wird er sich am Abend im Kreise der gemüthlichen Koburger bald wieder erholen.

Was noch besonders hervorgehoben zu werden verdient, ist die Annehmlichkeit, daß alle Sehenswürdigkeiten, Bildergallerie, berühmte Kupferstichsammlung, alte Waffensammlungen ꝛc. ꝛc. für

den Fremden zu jeder Zeit zugänglich sind, durch den Willen eines edlen Fürsten von ächt deutscher Gesinnung, dessen Name auch weit über die Marken seines Landes hinaus in Ehren genannt wird.

Wer von Frankfurt aus Koburg besucht, kann den Rückweg mitten durch den Thüringer Wald über Gotha, Eisenach und Kassel nehmen. Will er sich Ruhepunkte gestatten, so wird er fast an allen Orten Naturschönheiten finden; nirgends aber wohl die Koburger Gemüthlichkeit, die den Großstädter um so wohlthuender überrascht, je weniger er in seiner gewöhnlichen Umgebung davon wahrnimmt.

M. B.

Mannichfaltigkeiten.

Die Strömung der Juden, welche jetzt meistens nach Amerika gerichtet ist, dürfte bald einen andern Weg nehmen. Es sind jetzt nämlich, besonders durch Unterstützung der israelitischen Konsistorien in Frankreich und auf Betrieb des für solche Zwecke immer sehr thätigen und einflußreichen Rabbiners Dr. Philippson ni Magdeburg, Schritte geschehen, um die Aufhebung des Edikts vom 31. März 1492, durch welches Ferdinand und Isabella die Juden aus Spanien verbannten, zu bewirken. Zu diesem Behuf ist bereits Namens der deutschen Juden ein Memoire an die Cortes von dem gedachten Philippson verfaßt, in welchem u. A. darauf hingewiesen wird, daß Bekenner der israelitischen Religion in Spanien gewohnt haben, lange bevor sowohl das Christenthum als der Islam die iberischen Küsten betraten.

Ein neuer Eisenbahnkönig. Eines der Häupter jener Aristokratie, welche sich in unseren Zeiten auf der Grundlage kaufmännischer Unternehmungen gebildet hat, ist jetzt Thomas Brasey in London. Er begann seine Laufbahn als Aufseher in Birkenhead und seine erste Verbindung mit einer Eisenbahn datirt von einem Contract, welchen er als Steinelieferant für den Tunnel der Manchester-Liverpooler Bahn abschloß. Seit dieser Zeit gewannen seine Geschäfte sowohl im Inlande als auswärts eine beträchtliche Ausdehnung. Vom Jahre 1846 an hat er auf eigene Rechnung ungefähr 500 Meilen von Eisenbahnen gebaut, welche zusammen eine Contractsumme von 3 Mill. Pfund repräsentiren. Seine Verbindlichkeiten in Schottland allein, welche er mit den Herren Makenzie und Stephenson gemeinschaftlich einging, betrafen von 1834—1851 500 Meilen Eisenbahnstrecken im Lieferungswerth von 7 Mill. Pfund St. Er beschäftigt für seine Rechnung unzählbare Hände in allen Weltgegenden.

Ein großer Verein zur Erforschung Afrikas und gleichzeitig zur Bekehrung seiner Stämme zum Christenthum ist in England im Entstehen begriffen. An der Spitze desselben stehen Namen wie die des Herzogs von Wellington und Manchester, der Grafen Darnley und Shaftesbury, Sir David Brewsters, Sir James Dukas und Anderer. Der Plan ist folgender. Der Verein will in England Leute in Naturwissenschaften und orientalischen Sprachen unterrichten lassen und diese nach Tunis schicken, um dort eine Schule für die Eingeborenen zu gründen, die dann als Missionäre, Naturforscher und Lehrer ihren eigenen Welttheil cultiviren und erforschen sollen. Nebenbei will der Verein sich die Erlaubniß erwirken, Nachgrabungen auf den Stätten der alten Utica und Karthago anordnen zu dürfen, wo man auf große antiquarische Schätze zu stoßen hofft. Mit 3000 Pfd. Sterl. jährlich glaubt der Verein in Tunis eine Schule errichten zu können, worin Eingeborene von Torza, Caffa oder Nefta die Bildungselemente zur weiteren Verbreitung unter ihren Stammgenossen empfangen sollen.

Der auf dem Gebiete der Eisenbahnkunde bekannte Herr Dechelhäuser aus Siegen befindet sich gegenwärtig in Berlin, um für seine neue Erfindung, auf welche er von Seiten Preußens bereits ein Patent erhalten hat, durch die Gründung eines Actien-Vereins einen festen Anhaltspunkt hinsichtlich der Einführung derselben in das wirkliche Leben zu gewinnen. Bekanntlich ist es bisher beim Eisenbahnwesen als eine der schwierigsten noch zu lösenden Aufgaben erkannt worden, solche Locomotiven zu erfinden oder solche Vorrichtungen an denselben zu treffen, daß dieselben im Stande sind, auch bei sehr steigendem Erdreich in gebirgigen Gegenden mit Sicherheit und Schnelligkeit zu fahren. Herr Dechelhäuser hat nach dem Urtheile Berliner Sachverständiger diese Aufgabe gelöst. Mit der von ihm erfundenen sinnreichen und einfachen Vorrichtung soll sich eine Locomotive sicher einen Berg hinan und einen Berg hinab bewegen können. Würde sich diese Erfindung auch in der Ausübung im Großen wirklich bewähren, so wäre das Mittel gefunden, mit dem Baue von Eisenbahnen auch in solchen gebirgigen Gegenden vorgehen zu können, die bisher in dieser Beziehung wegen der außerordentlichen Kosten des Baues wenig oder gar nicht in Betracht gezogen worden sind.

In Neuyork erschien kürzlich ein Mr. Nathan Hinkley im Hause seiner Verlobten, um sie zur Trauung abzuholen. Statt des üblichen Empfanges kam ihm aber sein künftiger Schwiegervater mit äußerst unerquicklichen Redensarten entgegen und drohte, ihn auf der Stelle zu erschießen, wenn er sich nicht entferne. Der Bräutigam wich der Gewalt, wurde aber, als ächter Yankee, sofort klagbar gegen die Tochter des Mannes, gegen die er die Anklage erhob, sie habe ihn betrügerischer Weise um einen goldenen Ring gebracht. Da die Beklagte vor den Richtern erklärte, sie sey zum Beweise, daß sie den Ring nicht in betrügerischer Weise an sich gebracht, erbötig, mit dem Kläger sofort sich trauen zu lassen, so wurde die Trauung auf der Stelle vollzogen.

Vor mehreren Jahren verlor ein Kaufmann sein Portefeuille mit 30,000 Franken in Papieren. Ein Chausseearbeiter, der an der Straße von Bourges nach Saint Amand beschäftigt war, fand es und brachte es dem Eigenthümer zurück, der ihm 1000 Franken Belohnung anbot. „Ich habe nur meine Schuldigkeit gethan!" antwortete dieser und ging. Die Sache schien seitdem abgemacht, als vor einigen Tagen der Arbeiter von einem Notare aus der Schweiz die Anzeige erhielt, daß jener Kaufmann gestorben sey, ihm aber in seinem Testamente 10,000 Franken vermacht habe.

Die Unterschlagung des Gasthofsbesitzers Meyner hatte zu einem Prozeß die Veranlassung gegeben, in welchem die Banquiers Levin und Collin durch zwei Instanzen zur Zahlung von 17,500 Rthlr. an den russischen Gouvernementssekretär Sokolowsky verurtheilt worden, weil sie an den Meyner unvorsichtig das Geld ausgezahlt, ohne daß derselbe sich durch eine schriftliche Vollmacht, noch durch ein auf den Depositionsschein gesetztes Giro zum Empfange legitimirt hatte. Das Obertribunal vernichtete die beiden Urtheile nnd erkannte zu Gunsten der Banquiers Levin und Collin auf einen Eid dahin, daß sie nicht anders wüßten, als daß Sokolowsky dem Meyner den mündlichen Auftrag zur Erhebung des Geldes gegeben habe. Für den Fall, daß dieser Eid geschworen wird, ist Sokolowsky mit seinem Anspruche abgewiesen. Das Obertribunal hat also den wichtigen Grundsatz angenommen, daß an einen auch nur mündlich Bevollmächtigten gültig gezahlt werden kann.

Frankfurter Theater.

Wir beschließen für dieses Jahr unsere Berichte über die hiesige Bühne mit einem Rückblick auf das Erheblichste, was uns die zweite Hälfte des laufenden Monats gebracht hat.

Den großherz. weimar'schen Kammervirtuosen Ferd. Laub hörten wir im Museum, wie auch in zwei Conzerten im Theater. Dieser Künstler hat seinen Ruf auch bei uns in vollem Maße bewährt, und ist unbedingt den bedeutendsten unserer heutigen Violinspieler beizuzählen. Ist seine Technik auch minder überraschend und nicht so allseitig bewältigend, als die von Heinrich Wieniawsky, so ist sie doch in einem Maße vorhanden, welche ausreicht, um den Virtuosen geltend zu machen. Was den Vortrag anbelangt, so bekundet Ferd. Laub den Künstler von gediegener musikalischer Durchbildung, und hat man sein Spiel mit Recht ein klassisches genannt, weil es künstlerische Ruhe und Bemessenheit, Klarheit und harmonische Abrundung, edeln und würdigen Ausdruck, die Erfordernisse der klassischen Schule, vereinigt und den Geist der vorgetragenen Tonstücke hervorhebt, ohne ihn durch Künsteleien und Effekthaschereien zu beeinträchtigen. Ferd. Laub ist Virtuose, aber seine Virtuosität ist nur die Dienerin, nur das äußerliche Mittel seiner Kunst. Dieses klare künstlerische Streben und Erkennen des Wahren und des Schönen müssen wir um so höher achten, je seltener es ist. Es fand bei uns die verdiente Würdigung und wurde Herrn Laub von allen Kennern wie von den Freunden der Tonkunst der lebhafteste Beifall einstimmig gespendet.

Zum Vortheil unseres beliebten Spieltenors Herrn Baumann wurden die beiden Schützen von Lortzing, seit längerer Zeit vom Repertoire verschwunden, in neuer Einstudirung gegeben, wiederholt, und jedesmal sehr beifällig aufgenommen. Das anziehende Libretto und die durch ihre gefälligen, ansprechenden Melodien, wie durch die schöne Instrumentirung so ausgezeichnete Musik sind so bekannt und anerkannt, daß es überflüssig ist, ihnen eine erneuerte Lobrede zu halten. Sollen oder ältere Spielopern, für deren Wiedereinführung wir uns schon öfters ausgesprochen haben, die Theaterfreunde heranziehen, so muß vor Allem für eine gute Besetzung der Rollen und für ein sorgfältiges Einstudiren gesorgt werden; denn gerade bei der Spieloper sind ein harmonisches Zusammenwirken, und feine Nüancirung unerläßlich. Die beiden Schützen waren gut besetzt und fleißig einstudirt, weßhalb sie auch im Gegensatz zu der neuerlichen und sehr mangelhaften Vorstellung „Die wandernden Komödianten“ eine sehr beifällige Aufnahme gefunden haben. — Die von den Eleven der Frau Baumann ausgeführten Tänze haben sehr gefallen, und ist nicht zu bezweifeln, daß diese, wenn auch noch bescheidenen Anfänge dem Theaterinstitute mit der Zeit sehr förderlich seyn werden.

Otto Müller's „Charlotte Ackermann“ hat durch einige Kürzungen an Bühneninteresse gewonnen. Solches würde sich noch steigern, wenn der Verfasser die recht gut entbehrliche Scene am Schluß des ersten Aktes im Hause der Kartenschlägerin streichen, so wie den Schluß des fünften Aktes nach dem Duell rascher und womöglich ohne scenische Verwandlung herbeiführen wollte. Der schon gerügte Mißstand der langen Zwischenakte, durch die Umkleidung der Damen veranlaßt, müßte ebenfalls beseitigt werden. Die Aufführung war eine recht entsprechende. Eignet sich auch die Persönlichkeit der Fräulein Janauschek nicht ganz für die noch in zartester Jugend stehende Erscheinung der Charlotte, so wußte sie doch die leidenschaftliche Gluth und Erregtheit des darzustellenden Charakters in anziehender Weise wiederzugeben. Die Darstellung des Baron Soldurg, gehört nicht zu den dankbaren Aufgaben, wurde jedoch von Herrn Devrient, namentlich bei der zweiten Aufführung, mit Fleiß ausgeführt. — Fräulein Lindner als Frau Ackermann bewährte wieder glänzend die Trefflichkeit ihres auf Natur und Wahrheit begründeten Spieles und Herr Blattner als Friedrich Schröder wußte eben so den liebevollen Bruder, wie den für seine Kunst warmen und gefühlvollen, aber ernsten und sinnigen Künstler zu veranschaulichen. — Die Rollen des Eckhof, Hollbach und Dr. Dreyer fanden in den Herren Weckenthin, Reger und Statz sehr entsprechende Repräsentanten. (Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Dresden, 23. Dec.

Aus der musikalischen Welt habe ich seit meinem letzten Briefe zunächst über das Konzert von Fräulein Marie von Haerder zu berichten, das nicht nur außerordentlich besucht war, sondern auch ganz vorzügliche Leistungen bot, indem außer der genannten Pianistin auch die Sängerin Fräulein E. von Caniar und die Herren Konzertmeister Fr. Schubert und Hofschauspieler Davison mitwirkten, während die Orchestermusik durch die königl. Kapelle ausgeführt wurde. Der Beifall stand, wie leicht erklärlich, mit dem Gebotenen auf gleicher Höhe. Neu war auf dem Hoftheater Bauernfelds Charaktergemälde „Krisen“, eine interessante Dichtung, die in ihrer Darstellung durch die Damen Bayer-Bürck und Berg, sowie die Herren Emil Devrient, Davison, Quanter und Winger sich zu einer Leistung ersten Ranges erhob. Eine bewundernswerthe Charakterdarstellung ist auch Davisons „Othello“ gewesen, wie Sie bereits aus anderen Theaterberichten werden ersehen haben. Fräulein Porth hat, nachdem sie so glückliche und befriedigende Proben von ihrem schauspielerischen Talente abgelegt, Engagement bei der Hofbühne gefunden, bei der ihr Vater schon seit einer Reihe von Jahren als hochgeschätzter Künstler thätig ist. Unter den Novitäten aus dem erheiternden Gebiete nennt man auch eine neue Posse „Aladin oder die Wunderlampe“ von unserem wackeren Gustav Räder, die im Laufe des Januar zur Aufführung kommen soll. Webers „Freischütz“ erlebte in diesen Tagen die zweihundertste Aufführung in unserem Hoftheater. In dem hiesigen engeren literarischen Kreise erfreute jüngst die Anwesenheit von Hermann Hettner aus Jena; leider konnte sich derselbe nur wenige Tage aufhalten. — Schließlich lassen Sie mich noch zweier künstlerischer Erscheinungen gedenken; es sind dieß „Tafelkalender“ und zwar aus dem Holzschneide-Atelier des Herrn Professor Hugo Bürkner hervorgegangen. Bei dem Kalender größeren Formates sind die trefflichen Holzschnitte, welche in charakteristischer Weise die Monatsbeschäftigungen des Landmannes vorführen, nach Zeichnungen von Ed. Bendemann gefertigt; bei dem kleineren nach Scenen von G. Hammer aus der Thier- und Jägerwelt. Indem H. Bürkner diese Tafelkalender erscheinen ließ, hat er ein Hausbedürfniß mit feinem Geschmacke zu einer künstlerischen Darstellung erhoben, zu welcher der niedrige Ankaufspreis fast in gar keinem Verhältnisse steht.

Darmstadt, 26. Dec.

Am 11. d. starb hier in einem Alter von 74 Jahren der hiesige Bürger Johann Fuhrer, ein auch auf Werkplätzen des Auslandes wohlbekannter tüchtiger Zimmermann, dem die Kunstwelt, da sie sonst nichts für ihn that, wenigstens ein dankbares Andenken nicht wird versagen wollen und zwar deßhalb nicht, weil der brave Mann, der auch in Strasburg gearbeitet hatte, im Jahre 1814, bei Herstellung eines Beleuchtungsgerüstes an der „Traube“ dahier, so glücklich war, auf dem Speicher dieses Gasthauses den wohlerhaltenen, längst für verloren gehaltenen vollständigen Bauriß des Kölner Domes unter altem Gerümpel hervorzuziehen. Ohne je in Köln gewesen zu seyn, erkannte doch Fuhrer gleich den hohen Werth des Fundes, der ihn an den Strasburger Münster lebhaft erinnerte. Hiernach ist eine Stelle in Scriba's Schriftstellerlexikon zu berichtigen und zwar dahin, daß nicht Moller, sondern Fuhrer den schönen Fund gethan. Ersterer hatte das Verdienst der Herausgabe des Originalrisses mit erläuterndem Texte. Fuhrer beschloß seine Tage in dem hiesigen Bürgerhospital, wo ihm vergönnt war, von seinem arbeitsamen Leben noch einige Jahre lang ohne Sorgen ausruhen zu können.

D.

Theater-Anzeige.

Freitag, 29. Dec. Zum Besten der Spendesection des allgemeinen Almosenkastens. Martha, oder: Der Markt zu Richmond, große Oper in 4 Acten von Flotow. Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 30. Dec. (Neu einstudirt.) Die Schicksalsbrüder. Lustspiel in 4 Abtheilungen von A. Feldmann. Dazu: Nach dem zweiten Akt: „Pas de bouquets“, arrangirt von Frau Bertha Baumann und ausgeführt von derselben und vier Eleven der Balletschule; nach dem dritten Akt: Luzia-Walzer, arrangirt und getanzt von Frau Baumann. — Tyrolienne, arrangirt von Frau Baumann und ausgeführt von 3 Eleven.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

